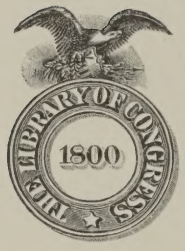
THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
AU
v.58



Class_____

Book_____

049—1

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

LIBRARY OF CONGRESS
DUPLICATE
EXCHANGED

Achtundfünfzigster Jahrgang.

1885.

LIBRARY
UNIVERSITY OF
URBANA

Mit 3 Karten und 30 Illustrationen.

Stuttgart und München.

J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

130816
9

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

053
AU
r.58

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1885.

A. = Aufsatz. M. = Kleinere Mitteilung. N. = Notiz. K. = Korrespondenz.

Europa.

A. Die Deutschen im Auslande und die Ausländer in Deutschland. Von Professor Dr. W. Stinde, Rostock 4. — Rußland nach Th. v. Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. 21. 44. 65. 88. 108. 128. — Skizzen aus Island 123. — Engländer und Deutsche. Von E. Liebich. 172. — Land und Leute in der europäischen Türkei. Nach den Aufzeichnungen Wilhelm Pressel's, mitgeteilt von Paul Dehn. 181. 215. — Die Klöster auf dem Berge Athos, 184. 211. 228 — Der Mädchenhandel nach der Türkei. 205. — Die Schatzgräber in Siebenbürgen und ihr Sagenkreis. 226. — Die norwegischen Fjorde. Von J. A. F. 244. 276. 295. — In den Londoner Opiumhöhlen. Von einem sozialen Forscher. 253. — Untersuchungen über die Gewitter in Belgien. Von Dr. H. J. Klein. 269. — Die Farör. Von Dr. Konrad Beilhack. 310. — Die spanischen Erdbeben. 325. — Die spanische Sierra Nevada, der Schauplatz der jüngsten Erdbeben. 327. — Die Ursachen der Erdbeben. 329. — Die Arbeiten am Karst. 335. — Die Camorra in Neapel. 347. — Die Staaten der Balkan-Halbinsel. Eine vergleichende Studie von Dr. Mor. Hörnes. 361. — Norwegische Wirtshäuser. 387. — Die Schule der Camorristen. 391. — Die Camorra in Glacé-Handschuhen. 411. — Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Norden des europäischen Rußlands. 441. 465. — Die Kohlenlager Bosniens und der Herzegowina. Reisebericht von Professor S. Franges in Agram. 461. — Die Shetlands-Inseln und ihre Bewohner. Eine Reiseskizze. 486. 507. — Die Häringsfischerei auf Island. 493. — Die Westküste von Holstein und die Nordsee-Sturmfluten. 495. — Ein weibliches Trappisten-Kloster. 525. — Einiges über den Ursprung des Namens Crnagora. Von J. Stefanowic Vilowski. 552. — Rumänien und seine Zustände. Von Ferd. Hué. 581. — Von Neapel nach Korinth. Reiseskizze von O. Luckhardt. 602. — Eine einsame Insel, Grimsey. 613. — Die ehemalige Vergletscherung der Zentral-Karpathen. Von A. Rzehak. 689. — Die Pirte. Von Dr. A. Berghaus. 727. — Deutsche Frauen als Ammen von Vierfüßlern. Von W. Oesterhaus. 734. — Norwegen im Winterkleide. Von einem Norweger. 751. — Die Jubelfeier von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. 781. — Ungarns Waldgebiet. Von Professor J. H. Schwicker. 821. — Reiseskizzen aus Griechenland. Von C. Hoffmann. 881. 907. 929. 944. — Bulgarien und seine Zustände. 885. — Noch ein Wort zur Hallorenfrage. Von H. Heyn. 888. — Weihnachtsbräuche aus Nordfriesland. Von Chr. Jensen. 914. — Kurze Antwort auf Herrn Heyn's Erwiderung zur Hallorenfrage. Von A. Kirchhoff. 977. — Ergänzungen zu einem Artikel im „Hamburger Korrespondenten". 1001. — Die heurigen Arbeiten am unterirdischen Laufe der Poik. Von F. Kraus. 1023.

M. Noch einmal: Sind die Halloren Slawen, Kelten oder Germanen? Von H. Heyn. 178. — Thatsächliche Berichtigung der Hallorenfrage. 600. — Russische Goldkarawanen. 759. — Philippopel. 899.

N. Reise-Eindrücke und Skizzen aus Rußland. Von Th. v. Bayer*. 19. — Die Juden in Deutschland. 680. — Ein unterseeischer Tunnel. 480. — Der Weinbau in Deutschland. 680. — Die Bevölkerung von Italien. 760. — Erdbeben auf Island. 860. — Der höchste Berg in Schweden. 900.

Asien.

A. Korea, Geschichte, Land und Leute. 41. 71. 85. — Eine Woche auf Krakatau. 47. — Briefe des Asien-Reisenden N. M. Prschewalsky. 101. — Das Tätowieren bei den Oloh Ngadjus (Dayaken) und Ot Danoms in Südost-Borneo. Von Fritz Grabowski (mit Illustrationen), 154. — Die Kastengliederung in Jemen. Von Ed. Glaser. 201. — Die Insel Formosa. 235. — Ein Handelsbild aus Mittelasien. 240. 266. — A. B. Meyer's „Album der Philippinen-Typen". Von Professor F. Blumentritt. 256. — Festbräuche der Ilocanen (Luzon). Von Professor F. Blumentritt. 284. — Skizzen aus Palästina: Aus Haifa, aus Jaffa. 350. — Die Erforschung von Tibet. 365. — Skizzen aus Palästina: Die Fellachen Palästina's; aus Gaza. 375. — Pro populo Armeniaco. 389. — Die jüngsten Ereignisse in Korea. 399. 413. — Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa. 421. 448. 470. — Die Rassen von Zentralasien. 458. — Kirgisische Totenfeier. 489. — Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky. 497. — Aus Mittelasien. Von O. Hahn in Tiflis. 518. — Die Gefahren der indischen Dschungel. 544. — Die Kara-kum oder Turkmenen-Wüste. Von Paul Lessar. 548. — Annam, Land und Volk. 587. 610. 629. — Der Atlas von China. Von Dr. Albr. Penck. 641. 666. — Dr. Jaworskij über Afghanistan und Buchara. Von Dr. E. Petri. 644. 672. — Wild und Jagd an der Ostseite des Schwarzen Meeres. Von Dr. N. v. Seidlitz. 656. — Die heidnischen Stämme Mindanao's und die Jesuiten-Mission. 681. — Skizzen aus Palästina. 686. — Waldbilder aus Indien. 707. — Aus Mingrelien. Von A. G. Frhrn. v. Suttner. 713. — Reise-Erinnerungen aus dem Malayischen Archipel. Von Gustav Pauli. 741. 773. 793. 806. 831. 849. 863. — Eine Korallen-Insel (Diego Garcia). 771. — Die „Orang bukit" oder Bergmenschen von Mindai in Südost-Borneo. Von Fritz Grabowsky. 782. — Das Tote Meer. Von Richard Fritsche. 801. 827. — Pamir-Reisen im Jahr 1883. Von Wilhelm Geiger. 809. — Analogien zwischen Stämmen Borneo's und den Philippinen. Von Fritz Grabowsky. 835. — Resultate astronomischer und barometrischer Bestimmungen des Reisenden N. M. Prschewalsky in der Mongolei und Tibet in den Jahren 1879 und 1880. Von C. Hiekisch. 856. — Birma und seine Zustände. 949. 967. — Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky (1883—1885). 986. 1012. — Sitten und Bräuche der Tagalen (Luzon). Von Ferd. Blumentritt. 1016. — Skizzen aus Palästina. Von Dr. Ph. Wolff. Vom Karmel; aus Nazareth; aus Jericho. 1032.

M. Die Gräber der Amos. 159. — Neuigkeiten von Oberst N. M. Prschewalsky. 479. — Scheik-Said. 539. — Herat. 720. — Der Ambon'sche Volkscharakter. Von B. G. F. Riedel in Utrecht. 758.

N. Die Petroleumquellen in Deli (Sumatra). 680. — Ein Amazonenheer. 860. — Der Obi-Jeniffey-Kanal. 900. — Sibiriakoff's Versuche, einen Handelsweg durchs Polarmeer zu finden. 900. — Die Einführung des Alfagrases im transkaspischen Rußland. 900.

Afrika.

A. Die Afrikanische Konferenz in Berlin. Von C. Böttticher. 61. 93. 261. — Der Kongo. Eine Uebersicht der an ihm gemachten Entdeckungen. 90. — Malimba, unter 3° 36' n. Br. 9° 42' östl. L. Von Kapitän R. Rabenhorst. (Mit einer Karte.) 141. 165. —

250989

Eine Neger-Republik in Afrika. 153. — Die neuesten Ereignisse im Sudan. (Mit einer Karte.) 161. — Ostafrika. 168. — Eine Rundreise um die Kanarischen Inseln. Von Alex. Swertschkoff. 188. 207. — Die Kolonisation in Algerien. 387. 406. — Josef Thomson's Entdeckungen im äquatorialen Ostafrika. 401. Die Eingeborenen des Bissagos-Archipels. 426. — Die Werkstätten für Herstellung der Steinwerkzeuge in der ostägyptischen Wüste. Nach einem Vortrage von Dr. G. Schweinfurth in Kairo. 468. — Südafrikanische Laterite. Von Dr. Pechuel-Loesche. 501. — Ueber die deutschen Schutzländer im südwestlichen Afrika. Nach eigener Betrachtung. Von unserem Spezialberichterstatter. 504. — Das Klima im Kamerun-Gebiet. Von unserem Spezial-Berichterstatter. 506. — O'Neill's Reise durch Lomwe nach dem Schirwa-See. 528. — H. Stanley's Kongo-Werk und sein geographischer Inhalt. Von Dr. A. Oppel. 621. 721. — Von Suakin nach Berber und die Sudan-Eisenbahnen. 691. — H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo. 704. 731. 741. 766. Mocambique. Von Dr. Wilhelm Joest 872. — Die neuesten Forschungen in der Region der zentralafrikanischen Seen, von Lieutenant Giraud und Reichard. 958. — Die Leiden der Italiener am Roten Meer. Von C. Kallenberg. 991. — Henry M. Stanley und Pechuel-Loesche. 961. — Der Elfenbeinhandel in Afrika 1009. — Sansibar. Von Dr. Wilhelm Joest. 1025.
M. Vorschlag zur Erlangung exakter Positionen in Inner-Afrika. Von H. Habenicht. 179. — Josef Thomson's Reise durch das Masai-Land. 240. — Die Scheluh im Atlas. 419. — Artesische Brunnen in der Sahara. 439. — Die Akte Torrens 439.
N. Das Gold am oberen Niger. 480. — Serpa Pinto's Expedition. 660. — Aus dem äquatorialen Afrika. 740.

Amerika.

A. Henry Whiteley's Reise ins Innere von Britisch-Guiana nach den Bergen Roraima und Kukenam (mit 2 Illustrationen). 7. 32. — Die Pororóca oder der Zeitstrom am Amazonas. Von J. C. Brenner. 11. — Das Gebiet des großen Colorado-Cañons. Von A. Rzehak. 23. — Dr. Güßfeldt's Reisen in den Andes. 68. — Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. 96. 116. 136. 157. 175. 194. — Sklavenleben in Brasilien. 106. — Der Nicaragua-Kanal. 121. 146. — Die Katakomben von Arizona. 217. — Südamerikanische Naturwunder. Von Oskar Canstatt. 282. — Der Nordwesten von Texas. Von Albert S. Gatschet in Washington. 301. — Brasilianische Feste und Vergnügungen. Von Dr. W. Breitenbach. 304. — Die Zahl der Indianer in Nordamerika. 321. — Straußenzucht in Kalifornien. 354. — Die Felsenbrunnen in Arizona. 358. — Der Okichobi-See in Florida und die Transportmittel dieses Landes (mit Karte). 394. — Das Saskatschewan-Land. 417. — Die deutsche Zeitung in Rio de Janeiro und ihr Redakteur. Von J. v. Binzer. 428. 455. — Eine Besteigung des Roraima in Britisch-Guiana. 433. — Zwei Mitteilungen aus Chile. Von Dr. R. A. Philippi in Santiago. 474. — Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. 537. 555. 578. 597. 611. 635. 658. 678. 698. 718. 738. 756. 777. 798. 815. 838. 857. 779. 996. 918. 936. — Die Buschneger in Holländisch-Guiana. 647. — Indianer-Herkommen und -Wanderungen; die Azteken- und Comanchen-Sprache. Von E. v. W. 661. — Der interozeanische Tehuantepec-Kanal. 669. — Symbolische Mounds in den Vereinigten Staaten. 674. — Unabhängige Indianer in Mexico. 694. — Die Kunst unter den Haida-Indianern der Königin-Charlotte-Inseln. Von Dr. W. J. Hoffmann in Washington (mit Abbildungen). 701. — Italienische Kolonien in Südbrasilien. Von Dr. W. Breitenbach. 729. — Die canadischen Indianer und ihre Zustände. Von Emil Jung. 748. — Die Expedition der Gebrüder v. Steinen zur Erforschung des Xingú. 814. — Die Komantschen. Ethnographische Skizzen von Dr. H. Ten Kate jun. 846. 875. — Die Brücke der Welt (Mexico). Von G. Weisbrodt. 853. — Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad. 910. 932. 955. — Das canadische Labrador. 921. — Die nordamerikanischen Eisenbahnen. Von A. Scobel. 971. — Zur Sklaven-Emanzipation in Brasilien. Von J. v. Binzer. 981. 1004. —
M. Quaternäre Seen in Nevada. 160. — Ein Forschungsbericht im Lapidarstyl. 197. Der Putnam-River in Alaska. 198. — Der Victoria-Wasserfall der Curitiba oder J-guazú. 259. — Deutsche Forscher in Brasilien. 359. Monolithen in Amerika. 380. — Der Florida-Kanal. 500. — Die Eskimo. 619. — Das Wirbelkraut der amerikanischen Prärien. 859. — Die Eis-Industrie von New-York. 859. — Der Yellowstone-Park als Bison-Gehege. 899. — Vidal Seneze's Erforschung der Chincha-Inseln und Tod. 938. — Chaigneau auf der Suche nach Crevaux. 938. — Mexicanische Ethnologie. 1019.
N. Untergang des Dampfwalfischfängers „Boarhead". 199. — Warnung der New-Yorker Handelskammer vor der Einwanderung. 480. — Entdeckung der wirklichen Quellen des Mississippi. 480. — Die Cordillere der Andes. 659. — Die Bevölkerung von Los Angeles. 680. — Die Ausfuhr von Holländisch-Guiana. 680.

Australien und Polynesien.

A. Die Sklavenfrage in Queensland. 1. — Neu-Britannien und seine Bewohner. 81. 112. 132. — C. Winnecke's jüngste Forschungen im nördlichen Gebiete von Südaustralien. 173. — Entdeckungsfahrten des Residenten von Ternate, Mh. van Braam-Morris, nach dem Niederländischen Neu-Guinea in den Jahren 1883—1884. Von G. Coordes. 331. — Eine Forschungsreise im westlichen Australien. Von Henry Greffrath. 353. — Der australische Bund. 478. — Die Verbrecher-Kolonie in Neu-Kaledonien. Von H. Greffrath. 491. — Untersuchungsreise auf dem Fluß Amberno in Nord-Neu-Guinea. 564. — Die Silberlager in den Barrier- oder Stanley-Ranges (Australien). Von H. Greffrath. 735. — Die Carolinen. Von Ferd. Hué. 761. 786. — Die Insel Yap. Nach Franz Hernsheim. 790. — Mikronesien und seine Zustände. 890. — Einige neuere Forschungsreisen in Neu-Guinea. 984.
M. Die deutsche Flagge in Polynesien. 79. Thermalquellen in Queensland. 759. — Zur urzeitlichen Kultur in der Südsee. 759. Thermalquellen auf den Fischi-Inseln. 900. H. O. Forbes' Reise nach Australien. 900. — Forschungsreise in Australien.
N. Kapitän Armit's Bericht über Neu-Britannien. 480. — Expedition nach Neu-Guinea. 760. — Die Zustände in Australien. 860. — Die Federal-Enabling-Bill. 938. — Die Einweihung der Geographischen Gesellschaft in Adelaide. 1035. — Die Feier des fünfzigjährigen Bestehens des Parlaments von Südaustralien. 1038. — Der Schafbestand und die Wollproduktion der australischen Kolonien. 1038. — Parson's Erforschung der Alligator-Flüsse. 1038.

Tier- und Pflanzenkunde.

A. Die Geschichte der Getreide-Arten und deren Einführung. Von F. v. Thümen. 15. — Der Seehundsfang auf dem Kaspischen Meere. Von N. v. Seidlitz. 29. — Der Elefant als Arbeitstier. 54. — Die Namen der Säugetiere. Von Dr. B. Langkavel. 232. — Die Verbreitung der Batrachier auf der Erde. 594. — Der Wald und seine kommerziellen Produkte. 631. — Die Wälder unserer Erde. Von F. v. Thümen. 901. 924. — Der Elfenbeinhandel in Afrika. 1009.
M. Der Schellack. Von Dr. A. Berghaus. 19. — Die Korallen-Industrie. 740.
N. Die Kameele in der englischen Armee. 400.

Urgeschichte.

A. Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zu den Nekropolen. Von C. Böttcher (mit Illustrationen). 30. 51. — Ueber die Totenbestattung bei den Pfahlbauern Von R. Forrer (mit Illustrationen). 151. — Die menschlichen Skelette der Bocksteinhöhle und Herrn Professor Schaaffhausens Beurteilung derselben. Von Obermedizinalrat Dr. H. v. Hölder. 285. — Prähistorische Funde in der Schweiz im Jahre 1884. Von H. Messikommer. 345. — Zur Abwehr. Von Professor H. Schaaffhausen. 779. — Die wahrscheinliche Ursache der Diluvialkatastrophe. Von Theod. Overbeck. 861. — Die neuentdeckte Pfahlbaute Bleiche-Arbon. Von Jakob Messikommer. 1003.
M. Nachtrag zu dem Artikel über die Beziehungen der Bauerntöpferei zu den Nekropolen. 119. — Pfahlbauten im Rhein. 218.

Gesellschaften und Versammlungen.

A. Der fünfte Deutsche Geographentag zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885. Von unserem Spezial-Berichterstatter. 341. 369.
M. Sitzung der kais. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg. 58. 79. 198. 259. 359. — Der fünfte Deutsche Geographentag. 239.
N. Der Württembergische Verein für Handelsgeographie. 19. — Karst-Comité des Oesterreichischen Touristen-Klub. 199. — Die Gesellschaft von Freunden der Geographie in Hamburg. 740. — Oesterreichischer Touristen-Klub. 860. — Die Sektion „Böhmerwald" des Oesterreichischen Touristen-Klub. 938.

Orographie und Geologie, Methodisches und Allgemeines.

A. Ueber orographische Seebecken Von A. Rzehak. 56. — Ein geographisches Museum der Zukunft. 77. — Die Ursache der sogen. tektonischen Erdbeben. Von H. Habenicht. 257. — Die Ursache der Erdbeben. 329. — Die Ursachen der andalusischen Erdbeben. Von A. Rzehak. 445. — Ueber die gegenwärtige Erdbebenperiode im östlichen Mittelmeer-Gebiete. Von Dr. Bernhard Ornstein in Athen. 521. — Die Eiszeit und die Küstenbildung. Ein Kapitel aus der Geschichte unserer Erde. 530. — Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes. Eine Kritik der Hypothese Torrels. Von Theod. Overbeck in Hamburg. 541. 575. 591. 607.
M. Rubinrote Himmelsfärbung in Tennessee. 99. — Zwei alte Globen von Bläu. 299.
N. Die zusammengeschrumpften Seen in Nordamerika. 80.

Geschichte der Erdkunde.

A. Die Faktoren des Weltverkehrs (Maß, Zeit, Gewicht und Wert). Von W. Bosse. 481. — Ueber einige Aufgaben der historischen Kartographie für das deutsche Mittelalter. Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu München von E. Richter-Salzburg. 566. — Anonymi de Situ orbis libri duo. 868.
M. Die geographischen Forschungen des Jahres 1884. 380.

Ethnographie.

A. Die Bois-Brûlés oder Halbblütigen im nordwestlichen Amerika. 35. — Ostern im Lichte der Völkerkunde. 221. 249. 272. 313. Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft. 337. 355. 376. — Die Spiele der Wilden. 626. — Ethnographische Skizzen. 652. — Weihnachten. 941. 993. — Der Dualismus in der Völkerentwickelung. Von H. Habenicht. 953.
M. Ueber Namengebung. Von Alb. S. Gatschet. 720.
N. Die Ehrfurcht der Eingeborenen Java's vor dem Krokodil. 199. — Entdeckung eines Mammuts in Sibirien. 199. — Dental-Index. 440. — Unglasiertes Geschirr. Von C. Birndt. 720.

Allgemeine Naturkunde.

A. Untersuchungen über die Gewitter in Belgien. Von Dr. H. J. Klein. 269. — Die Vorzüge der lokalen Wetterprognosen. Nach den Untersuchungen von Dr. H. J. Klein. 281. — Ueber den Einfluß der direkten Besonnung auf die Vegetation. Von M. Buysman. 510. — Die Tiefsee-Forschungen der Neuzeit. 561. — Einige Worte über die gerechte Würdigung astronomischer Beobachtungen bei Lösung geologischer Probleme. Von H. Habenicht. 711. — Nordatlantische Eisberge. 763. — Der periodische Klimawechsel in Nordeuropa. Von Dr. M. Alsberg. 841. 870. — Kraft, Bewegung, Gravitation. Von Wilhelm Bosse. 1021.

Kulturgeschichte.

A. Heilige Kurorte im Altertum. Von H. Göll. 191.

Geographische Neuigkeiten.

M. Die jüdische Bevölkerung Rußlands. 435. — Das Neueste aus Korea. 436. — Nord-Korea. 436. — Dr. Karl Gottsche und seine Bereisung von Korea. 437. — Die Galapagos-Inseln. 437. — Aus dem Innern des Natal-Landes. 437. — König Mtesa's Tod. 438. — Neue afrikanische Expeditionen. 438. — Patagonien. 438. — Port Hamilton. 439. — Iwanow über das Hochland Pamir. 475. — Die Entwaldung Rußlands. 476. — Krasnowodsk. 476. — Die Halbblütigen in Canada. 476. — Punta Arenas. 477. — Das Niveau der Ostsee. 514. — Die Schwammfischerei und der Handel mit Badeschwämmen. 514. — Forschungen in Arabien. 516. — Revd. William E. Jay über die Route zwischen Benguela und Bisé. 535. — Die neuesten Nachrichten aus Sansibar. 535. — Gebrüder Denhardt in Sansibar. 535. — Die algerischen Mönche am Tanganyika. 535. — Neuere Nachrichten über Crevaux. 535. — Ostrumelien. 536. — Die Bevölkerung von Macedonien. 536. — Die Robben-Insel. 536. — Die nordamerikanischen Indianer. 554. — Die Juden im Kaukasus. 572. — Der Sohn des Königs Mtesa. 573. — Der Alaska-Gletscher. 572. — Die große Pilgerfahrt nach Mekka und Medina. 573. — Port Hamilton und Quelpart. 574. — Die Erforschung des Kasai. 595. — Das britische Nord-Borneo. 596. — Die malayische Halbinsel. 597. — Die dänische wissenschaftliche Expedition nach Westgrönland von 1884. 636. — Die Volkszahl von Persien. 638. — Die canadische Pacific-Eisenbahn. 638. — Manitoba. 656. — Wladiwostock. 656. — Aus Südost-Afrika. 657. — St. Petersburg als Seehafen. 657. — Das britische Protektorat in Südafrika. 657. — Togo-Land und das deutsche Schutzland an der Sklavenküste. 676. — Reise im Innern des Argentinischen Bundes. 696. — Richard's Reisen in Ostafrika, westlich vom Inhambane. 697. — Die mutmaßliche Zahl der Juden auf der Erde. 698. — Die russische Kolonisation in Zentralasien. 716. — Italienische Kolonien in der Provinz Rio Grande do Sul, Südbrasilien. 717. — Geognostisch-geologische Untersuchung der Philippinen. 717 — Der Mono-See in Californien. 718. — Die Gletscher der Alpen. 736. — Die Fortschritte der Argentinischen Republik. 737. — Das Heiraten bei den Turkmenen. 737. — Gustav Le Bon's Reisen in Indien. 754. — West-Sibirien und seine Bewohner. 755. — Die Bevölkerung von Neufundland. 756. — Das Fürstentum Bulgarien. 775. — Die Gletscherperiode in Australien. 776. — Neuigkeiten aus Korea. 776. — Die Commodore-Inseln. 777. — Die Metall-Industrie in Rußland. 796. — Die neueste Statistik von Berlin. 813. — Die israelitische Bevölkerung der Schweiz. 814. — Die Stämme an der afghanischen Grenze, nach General Lumsden. 814. — Ein wandernder Berg. 836. — Dr. Aurel Schulz's neueste Reise. 836. — Der Stamm der For in Zentral-Afrika. 837. — Die Dünen der Gascogne. 893. — Epirus. 894. — Kâm-Lô in Annam. 895. — Der Mobangi- oder Nbangi-Strom im äquatorialen Zentral-Afrika. 895. — Die canadische Pacificbahn. 917. — Lieutenant Wißmann und seine Reise. 918. — Die Stadt Helsingfors. 934. — Die transkaspische Eisenbahn. 935. — Der Elton-See. 935. — Die Provinz San Paulo in Brasilien. 977. — Die Untersuchungen von Charles Rabot über die norwegische Gletscherregion. 973. — Dr. Zelandt's Werk über die Kirgisen. 983. — Professor Chauffanjon's jüngste Expedition nach dem Orinoco. 974. — Die Insel Marmara. 974. — Canada und Australien, nach Lord Elphinstone. 974. — Goldbergwerke in Korea. 975. Harrar. 997. — Die Haustiere am Kongo. 997. — Puerto Bermejo. 998. — Der Pilcomayo. 998. — Frankreichs Bodenfläche. 998. — Glaisher's Reise in Britisch-Guiana. 998. — Forbes' Expedition nach Neu-Guinea. 999. — Briefe aus Nischnej-Nowgorod. 999. — Aus Peru. 1017. — Moderne chinesische Zustände. 1018. — Die Sümpfe von Rjasan. 1034. — Neue Volkszählung in Aegypten. 1035. — Eisenbahnbau in Venezuela. — Die Bevölkerung der Hawai-(Sandwichs-)Inseln. 1036. — Telegraphen in Bolivia. 1036. — Das Alter des Niagara-Falles. 1036. — Die indische Waldvermessung. 1036. — Das südwestliche China. 1036. — Josef Thomson's Reise in Zentralafrika. 1037.

Personalien.

M. Der Tod des Reisenden Bianchi. 59. — Dr. Eduard Rüppell †. 453. — Dr. Gust. Nachtigal †. 454. — Professor Robert v. Schlagintweit †. 516. — Adolf Friedrich Graf v. Schack und seine Reisen. 601. — N. W. Posthumus †. 619. — Daniel Dav. Veth †. 891. — Friedrich Hassaurek †. 999.

Korrespondenzen.

Von J. Audebert. 960. — Berichtigung. 1040.

Alphabetisches Verzeichnis

der im Laufe dieses Jahrganges angezeigten und besprochenen Werke und Schriften.

Aleman, L.: Grammaire élémentaire de la langue Quichée, publiée par E. Blomme. Copenhague, Thiele, 1884. 400.

Les Alpes françaises. Revue hebdomadaire des montagnes du Sudest, par Henri Vinent. Grenoble, 1884. 640.

Archiv für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen, herausgegeben von den beiden Comités für die Landesdurchforschung. Prag, Rziwnatz. 420.

Bastian, Adolph: Der Fetisch an der Küste Guinea's auf den deutscher Forschung nähergerückten Stationen der Beobachtung. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1884. 399.

Bastian, A.: Indonesien und die Inseln des Malayischen Archipels. 2. Lieferung: Timor und die umliegenden Inseln. Mit zwei Tafeln. Berlin, F. Dümmler, 1885. 1038.

Baumgarten, Dr. Johannes: Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Szenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen; zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichts, sowie für Freunde der Völkerkunde. Kassel, Th. Kay, 1885. 139.

Th. v. Bayer*, Reiseeindrücke aus Rußland. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1885.

Bebber, Dr. J. W. v.: Handbuch der ausübenden Witterungskunde; Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Wetterprognose. 2 Teile. Erster Teil: Geschichte der Wetterprognose. Mit 12 Holzschnitten. Stuttgart, Ferd. Enke, 1885. 1000.

Bibliothek, Illustrierte, der Länder- und Völkerkunde. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1885. 1038 ff.

Berg, Graf Fr.: Tagebuchblätter aus der Krim. Reval, Fr. Kluge, 1885. 260.

Böhm, Dr. Aug.: Die alten Gletscher der Enns und Steyr. Mit 2 Tafeln. Wien, Alfred Hölder, 1885. 979.

Brassey, Lady Annie: Eine Familienreise von 14,000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate. Frei übersetzt von Anna Helms. Mit 290 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn, 1885. 979.

Brehm, Dr. med. Reinhard Bernhard: Das Inka-Reich; Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserreichs Tahuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet. Mit einer Karte in Chromodruck und Holzschnitten. Jena, Fr. Mauke, 1885. 639.

Breitenbach, Dr. Wilh.: Die Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien und die deutsche Auswanderung dahin. Heidelberg, K. Winter, 1885. 399.

Brüggen, Ernst Frhr. von der: Wie Rußland europäisch wurde. Studien zur Kulturgeschichte. Leipzig, Veit u. Co., 1885. 1038.

Cammermeyers Reisekart over det sydlige Norge. Zwei Blätter von Premierlieutenant Per Nissen. 620.

Colquhoun, Archibald R.: Quer durch Chryse. Forschungsreisen durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Kanton nach Mandalay. Autorisierte deutsche Ausgabe aus dem Englischen von H. v. Wobeser. 2 Bände mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus, 1885. 979.

Crawford, Rob. M. A., Across the Pampas and the Andes. With a map and illustrations. London, Longmans, Green and Co. 1884. 139.

Dorenwell, K., und Hummel, A.: Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten, Land und Leute in Norddeutschland, unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, A. Gödel, 1885. 939.

Ebers, Georg, Cicerone durch das Alte und Neue Aegypten. Ein Lehr- und Handbuch für Freunde des Nillandes. Mit zahlreichen Holzschnitten und 2 Karten. 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1886. 977.

Encyklopädie, Deutsche; ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Lieferung 1—5. Leipzig, Grunow, 1885. 977.

Engel, Eduard: Psychologie der französischen Litteratur (Salonbibliothek). Wien und Teschen, K. Prohaska, 1884. 179.

Engelhardt, L. v.: Ferdinand v. Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere. Mit einem Vorwort von A. E. Frhrn. v. Nordenskiöld, einem Porträt Wrangel's und einer Karte. Leipzig, Duncker und Humblot, 1885. 939.

Erman, Dr. Adolf: Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Mit über 300 Abbildungen und 10 Vollbildern. Lieferung 1 und 2. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung, 1885. 420. 1019.

Falkenstein, Dr.: Die Zukunft der Kongo- und Guinea-Gebiete. Weimar, Geographisches Institut, 1885. 60.

Finch-Hatton, Hon. Harold: Advance Australia! An Account of Eight Years Work, Wandering and Amusement in Queensland, New South Wales and Victoria. With map and 16 illustrations. London, Allen & Co. 1885. 1020.

Fitzgerald, R. D.: Australian Orchids. Sydney, Thos. Richards. 1038.

Fries, Sigmund Ritter v., Abriß der Geschichte China's seit seiner Entstehung; nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet. Wien, W. Frick, 1884. 140.

Γεδεών, Μάνουηλ Ιω: Ὁ Ἅγιος· ἀναμνήσεις, ἔγγραφα, σημείωσεις. Constantinopel, Lorenz & Keil, 1885. 939.

Günther, F.: Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. Hannover, Gustav Prior, 1885. 559.

Günther, Dr. Siegmund: Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie. Zweiter Band, mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke, 1885. 978.

Häusser, Dr. Ch.: Drei Aufsätze, betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos-Ayres, Santa Fé und Entrerios. Mit einer Karte in Farbendruck. Zürich, Orell Füßli u. Co. 1885. 139.

Hirschberg, Dr. J.: Eine Woche in Tunis. Tagebuchblätter. Leipzig, Veit u. Co. 1885. 819.

Höck, Dr. F.: Die nutzbaren Pflanzen und Tiere Amerika's und der alten Welt, verglichen in Bezug auf ihren Kultureinfluß. Leipzig, Engelmann, 1885. 620.

Jacobson, Kapitän: Reise an die Nordwestküste Amerika's 1880—83 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen, nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse, deutsch bearbeitet von A. Woldt. Mit Karten und Holzschnitten u. s. w. Leipzig, Max Spohr, 1884. 119.

Jahrbuch, Statistisches für das Deutsche Reich, herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Sechster Jahrgang 1885. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. 819.

Jaworsky, Dr. J. B., Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Bukhara in den Jahren 1878 bis 1879. Autorisierte Ausgabe, aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von Dr. Ed. Petri. Zwei Bände mit drei Vollbildern und einer Karte. Jena, H. Costenoble, 1885. 560.

Joest, Dr. Wilh.: Um Afrika. Mit 14 Lichtdrucken und zahlreichen Illustrationen nach Original-Aufnahme des Verfassers, nebst einer Karte in Farbendruck. Köln, Dumont-Schauberg, 1885. 938.

Johnston, H. H.: Der Kongo, Reise von seiner Mündung bis Bolobo ꝛc. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. v. Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus, 1884. 119.

Kayser, Dr. Fr.: Aegypten einst und jetzt. Mit 85 Holzschnitten im Text, 15 Vollbildern, einer Karte und einem Titelbild in Farbrndruck. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung, 1885. 1039.

Keilhack, Dr. Konrad: Reisebilder aus Island. Mit einer Karte. Gera, A. Reisewitz, 1885. 319.

Kelly, John: The South Sea Islands. 1038.

Kirchhoff, Alfred: Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie, ferner im Anschluß hieran: Spezielle Erdkunde oder Länderkunde der fünf Erdteile. Leipzig, G. Freytag, 1884 bis 1885. 580.

Knortz, Karl: Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten; Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpol-Expedition der „Polaris" und „Jeannette". Zürich, Verlagsmagazin, 1885. 399.

Kobelt, Dr. W.: Reise-Erinnerungen aus Algerien und Tunis. Herausgegeben von der Senckenberg'schen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1885. 977.

Kolberg, Josef: Nach Ecuador. Reisebilder. Dritte Auflage, mit 122 Holzschnitten, 15 Vollbildern und einer Karte von Ecuador. Freiburg i. Br., Herder, 1885. 1039.

Koseritz, C. v.: Bilder aus Brasilien. Mit einem Vorwort von A. W. Sellin. Mit 19 Illustrationen nach Original-Aufnahmen. Leipzig, Wilh. Friedrich, 1885. 240.

Lenz, Dr. Oskar: Timbuktu, Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. 2 Bände mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884. 59.

Lepsius, Dr. G. Rich.: Die Oberrheinische Tiefebene und ihr Randgebirge. Mit einer Uebersichtskarte. Stuttgart, J. Engelhorn, 1885. 1039.

Löwenberg, J.: Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen in der neuesten Zeit, von Magellan bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Mit mehr als 100 Abbildungen, einer Karte und einem Titelbilde. Leipzig, O. Spamer, 1885. 640.

Maoriland, Illustrated Handbook to New Zealand; issued by the Union Steamship-Company of New Zealand. 1038.

Marinelli, Prof. Giovanni: La Superficie del Regno d'Italia, secondo i più recenti studi; memoria. Terza edizione. Roma, fratelli Bencini. 1884. 400.

Meyer, Dr. Hans: Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung. Mit 120 Abbildungen und Plänen; einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten". Leipzig, Bibliographisches Institut, 1885. 259.

Meyer, M. Wilh.: Spaziergang durch das Reich der Sterne. Astronomische Feuilletons. Wien, A. Hartleben, 1885. 420.

Moldenhauer, E. F. Theod.: Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der Ergebnisse der kosmologischen Forschung. 2 Bände. Köln, Ed. Heinr. Mayer, 1885. 540.

Moser, Henri: A travers l'Asie centrale, la steppe kirghise, le Turkestan russe, Boukhara, Khiva, le pays des Turcomans et la Perse. Impressions de Voyage. Ouvrage orné de plus de 170 gravures et 60 héliotypies, avec une carte itinéraire du voyage à travers l'Asie centrale. Paris, Plon, Nourrit & Co. 1886. 1020.

Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr v.: Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu der „Umsegelung Asiens und Europa's auf der 'Vega'". Autorisierte deutsche Ausgabe mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten. Leipzig, Brockhaus. 1885. 360.

Oberländer, Rich.: Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien. Leipzig und Berlin, W. Friedrich. 1885. 60.

Oppel, Alwin: Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomie der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen, zugleich als erläuternder Text zum landschaftlichen Teile (II) von F. Hirt's Geographischen Bildertafeln. Breslau, F. Hirt, 1884. 320.

Paulitschke, Dr. Phil.: Die Sudanländer nach dem gegenwärtigen Stand der Kenntnis. Mit 59 Holzschnitten im Text, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und einer Karte. Freiburg i. Br., Herder, 1885. 1039.

Petersen, Wilh.: Aus Transkaukasien und Armenien, Reisebriefe. Leipzig, Duncker und Humblot, 1885. 120.

Planck, Oberstudienrat Dr. M.: Geschichte des Feuers und der Feuerzeuge. Stuttgart, 1884. 319.

Ploß, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde; anthropologische Studien. 2 Bände. Leipzig, Th. Grieben, 1885. 199.

Poljakow, J. S.: Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—1882. Briefe an den Sekretär der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft Aus dem Russischen übersetzt von Dr. A. Arzruni. Berlin, Asher und Co. 1884. 400.

Powell, Wilfred: Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land. Frei übertragen durch Dr. F. M. Schröder. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn, 1884. 220. 977.

Preußer, Louise, und Gräfin Olga zu Eulenburg: Nach Aegypten und dem Heiligen Lande. Tagebuchblätter. Mit 24 Abbildungen in Lichtdruck. Dresden, Just. Naumann, 1885. 320.

Radloff, Dr. Wilh.: Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Linguisten. 2 Bände mit Karte und 31 Illustrationstafeln. Leipzig, T. O. Weigel, 1884. 360.

Ranber, Professor Dr. A.: Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studierende. 2. Band: Territorialer Ueberblick. Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft. Leipzig, Vogel, 1884. 60.

Retzius, Gustav: Finnland; Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisierte Uebersetzung von Dr. C. Oppel. Mit 36 Holzschnitten und einer Karte von Finnland. Berlin, Reimer, 1885. 400.

Revue coloniale internationale, fondée par l'Association Coloniale Néerlandaise à Amsterdam etc. Livr. 1 et 2. Amsterdam, H. de Bussy, 1885. 759.

Roskoschny, Dr. Herm.: Europa's Kolonien. Westafrika vom Senegal zum Kamerun. Nach den neuesten Quellen geschildert. Leipzig, Greßner und Schramm, 1885. 977.

Ruß, Dr. Karl: Die fremdländischen Stubenvögel, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht. IV. Bd. 5. Lief. Magdeburg, Creutz, 1884. 420.

Sauerwein, Dr. G. J. J.: Frie viso ifraa Vigguien sungje i nördre gudbrandsdalsk dölamaal. Christiania, Cammermeyer, 1885. 939.

Segelhandbuch für den Atlantischen Ozean. Mit einem Atlas von 36 Karten. Herausgegeben von der Direktion der deutschen Seewarte. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und neun Steintafeln. Hamburg, Friederichsen u. Co., 1885. 500.

Schlösing, F. H.: Handelsgeographie, Kultur- und Industrie-Geschichte. Zweite Bearbeitung im Auszuge. Stuttgart, A. Brettinger, 1884. 560.

Schmidt, Prof. Oskar: Die Säugetiere in ihrem Verhältnis zur Vorwelt. Mit 51 Abbildungen (Internationale wissenschaftliche Bibliothek). Leipzig, Brockhaus, 1884. 59.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Frhr. v.: Afrika, der dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen hervorragender Künstler. Wien, A. Hartlebens Verlag, 1885. 419.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Frhr. v.: Von Ozean zu Ozean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. 21. bis 30. Lief. Wien, A. Hartleben, 1885. 540.

Schweitzer, Dr. Ph.: Island, Land und Leute, Geschichte, Litteratur und Sprachen. Leipzig, W. Friedrich, 1885. 199.

Sterne, Carus: Werden und Vergehen, eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage mit 456 Holzschnitten im Texte und 25 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Berlin, Gebrüder Bornträger, 1885. 1000.

Stockhorn, O. v.: Im's Nordkap; eine Sommerfahrt. Mit 3 Ansichten in Lichtdruck. Heidelberg, K. Winter, 1885. 260.

Stoll, Otto: Zur Ethnographie der Republik Guatemala. Mit einer ethnographischen Karte. Zürich, Orell Füßli u. Co., 1885. 120.

Sueß, Eduard: Das Antlitz der Erde; erste und zweite Abteilung (I. Band). Mit Abbildungen und Kartenskizzen. Prag und Leipzig, F. Tempsky und G. Freitag, 1883 bis 1885. 240.

Töppen, Dr. Hugo: Hundert Tage in Paraguay; Reise in's Innere; Paraguay im Hinblick auf deutsche Kolonialbestrebungen. Mit einer Karte von Paraguay. Separat-Abdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1885. 819.

Tornier, Gust.: Der Kampf mit der Nahrung; ein Beitrag zum Darwinismus. Berlin, W. Ißleib, 1884. 80.

Trolle, Dr. Alb.: Das italienische Volkstum und seine Abhängigkeit von Naturbedingungen; ein anthropo-geographischer Versuch. Leipzig, Duncker und Humblot, 1885. 978.

Uebers Meer, Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer; herausgegeben von Richard Lesser und Richard Oberländer. Bd. XI und XII. Rio Grande do Sul, von Dr. Herm. Ihering. 559.

Umlauft, Prof. Dr. F.: Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Neunter Band: Das Herzogtum Schlesien, von Anton Peter. Zehnter Band: Das Königreich Galizien und Lodomerien und das Herzogtum Bukowina. Von Professor Julius Jandaurek. Mit vielen Illustrationen. Wien, Gläser, 1884. 220.

Umlauft, Dr. Friedr.: Geographisches Namenbuch von Oesterreich-Ungarn; eine Erklärung von Länder-, Völker-, Gau-, Berg-, Fluß- und Ortsnamen. Wien, Alfred Hölder, 1885. 600.

Umlauft, Professor Dr. Fr.: Die Oesterreichische Monarchie; geographisch-statistisches Handbuch, mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte, für Leser aller Stände. Mit 160 Illustrationen. Zweite, umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, A. Hartleben, 1885. 139.

Vámbéry, Hermann: Das Türkenvolk im seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen. Mit zwei Tafeln und mehreren Holzschnitten. Leipzig, Brockhaus, 1885.

Werner, W.: Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer. Nach den Reisen der Gebrüder Schlagintweit und anderen neueren Forschern dargestellt. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten. Jena, H. Costenoble, 1884. 500.

Wilser, Dr. Ludwig: Die Herkunft der Deutschen; neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschafts-Verhältnisse unseres Volkes. Karlsruhe, Braun'sche Hofbuchhandlung, 1885. 1000.

Das Wissen der Gegenwart. Band XXXIX: Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Ernst Otto Hopp; und Band XLIII: Die Pyrenäische Halbinsel, von Dr. Moritz Willkomm. Dritte Abteilung. Leipzig, G. Freytag. 1885. 1000.

Zaffauk, Josef Edler v. Orion: Die Erdrinde und ihre Formen; ein geographisches Nachschlagebuch in lexikalischer Anordnung nebst einem Thesaurus in 37 Sprachen. Wien, Hartleben, 1885. 819.

Zöller, Hugo: Das Togo-Land und die Sklavenküste; Leben und Sitten der Eingeborenen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Faktoreien auf grund eigener Anschauungen und Studien geschildert. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1885. 620. 818.

Neueste Karten.

Andree und Scobel: Karte von Afrika. Maßstab 1:10,000,000. Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1885. 1040.

Attika, Karten von. Auf Veranlassung des kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts und mit Unterstützung des kgl. preußischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten aufgenommen durch Offiziere und Beamte des kgl. preußischen Großen Generalstabs; mit erläuterndem Text herausgegeben von E. Curtius und J. A. Kaupert. Erstes bis drittes Heft. Berlin, D. Reimer, 1885. 1040.

Habenicht, Herrm.: Spezialkarte von Afrika im Maßstab von 1:4,000,000 in zehn Blättern. Erste Lieferung. Gotha, Justus Perthes, 1885. 1040.

Karte des westlichen Teils der Südsee, im Maßstabe von 1:3,000,000. Im Auftrag des Auswärtigen Amts hergestellt. Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1885. 640.

Kiepert, Dr. Rich.: Karte des Kongo-Beckens. Nomenklatur in französischer Sprache, Maßstab 1:400,000. Berlin, D. Reimer, 1885. 1039.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 1. Stuttgart, 5. Januar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Sklavenfrage in Queensland. S. 1. — 2. Die Deutschen im Auslande und die Ausländer in Deutschland. Von Professor Dr. Wilhelm Stieda (Rostock i. M.). S. 4. — 3. Henry Whiteley's Reise in's Innere von Britisch-Guiana, nach den Bergen Roraima und Kukenam. S. 7. — 4. Die Pororóca oder der Zeitstrom am Amazonas. Von J. C. Branner. (Mit einer Abbildung.) S. 11. — 5. Zur Geschichte der Getreide-Arten und deren Einführung. Von F. v. Thümen. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 19. Der Schellack. — 7. Notizen. S. 19.

Die Sklavenfrage in Queensland.

Wie die Sklavenfrage seiner Zeit eine der Hauptursachen des Secessionskrieges in den Vereinigten Staaten von Nordamerika war, so droht in diesem Augenblicke, wo die britischen Kolonien in Festland-Australien sich so sehr mit dem Gedanken einer Imperial Federation, einer gemeinsamen, innigeren Verbindung (und damit voraussichtlich zu einer früher oder später eintretenden Emanzipation vom britischen Mutterlande) tragen, das Aequivalent der Sklavenfrage, die Beschaffung der sogenannten Kanaken als Lohnarbeiter, den verderblichen Samen einer ernsten Zwietracht nicht nur zwischen den einzelnen Kolonien Australiens, sondern sogar zwischen den Bewohnern der jüngsten Kolonie, Queensland, auszustreuen. Bekanntlich hat sich in den jüngstvergangenen zwanzig Jahren, seit im tropischen Teile der Provinz Queensland Plantagen errichtet worden sind, eine gewaltige Nachfrage nach Arbeitskräften zur Bebauung dieser Pflanzungen ergeben, da die wilden Eingeborenen teils zu träge, teils zu schwach zu diesen anstrengenden Arbeiten auf den Zucker- und sonstigen Plantagen waren und der mit der Beschäftigung indischer Kulies angestellte Versuch teils wegen der hohen Preise dieser Arbeit, teils wegen der Unbotmäßigkeit und hohen Ansprüche dieser aus dem Abschaum der indischen Bevölkerungen zusammengerafften Kulies fehlschlug. Bei der steigenden Nachfrage nach Arbeitskräften wurden sodann Versuche gemacht, auf den verschiedenen tropischen Inseln der Südsee kräftige Kanaken, d. h. Eingeborene, anzuwerben, angebliche Mietverträge mit ihnen einzugehen und sie nach Queensland zu bringen, wo sie auf den Zuckerplantagen die ungesunde und aufreibende Arbeit versehen sollten. Diesem Gebahren ward eine gesetzlich möglichst unanfechtbare Form gegeben. Die meist gedruckten Verträge bestimmten, daß der Kanake So-und-so gegen gewisse festgestellte Bedingungen eine bestimmte Zahl von Jahren im landwirtschaftlichen Dienste beschäftigt und dann kostenfrei mit seinen Ersparnissen nach seiner Heimat zurückgebracht werden solle. Dieser Vertrag ward mit Leuten abgeschlossen, welche weder der englischen Sprache mächtig waren, noch einen Begriff von einem Vertrag hatten, noch auch oft nur ihre Heimat zu bezeichnen wußten. Sie wurden auf den Pflanzungen in Queensland nach Möglichkeit ausgenützt und unbarmherziger gehalten, als die Sklaven in Brasilien, Westindien und den Südstaaten Nordamerika's, denn diese repräsentierten für ihre Besitzer einen erheblichen Kapitalwert, welchen zu schonen und zu erhalten schon Klugheit und Eigennutz gebot. Der Kanake aber war für den Pflanzer in Queensland nur eine menschliche Maschine, aus welcher er so viel Arbeit wie möglich herauspreßte, ein Sklave, dem er mit mehr oder weniger Ehrlichkeit den bedungenen Lohn und Unterhalt reichte und den er nach Ablauf der Vertragszeit einfach laufen ließ, wenn derselbe nicht mehr kräftig genug zur Arbeit oder zur Eingehung einer neuen Kapitulation nicht mehr geneigt war. Die Sterblichkeit unter diesen Kanaken auf den Plantagen aber war infolge der veränderten Lebensweise, der übermäßig harten Arbeit, der klimatischen Einflüsse und des Heimwehs ꝛc. eine kolossale

und stieg, wie australische Zeitungen behaupten, in vielen Gegenden auf 35 Prozent per Jahr, was die Arbeit der Kanaken verteuerte, da die Mieter die nicht eben wohlfeile Fracht für dieselben nach Queensland bezahlen mußten. Dies steigerte natürlich noch die Nachfrage, und die Beischaffung der kanakischen Arbeitskräfte ward zu einem lukrativen Berufe, welchen nun eine Menge dunklere Existenzen ergriffen; er artete zu einem Gewerbe aus, welches an Grausamkeit und Abscheulichkeit dem früheren Sklavenhandel nichts nachgab. Eine Menge kleinerer bewaffneter Fahrzeuge, mit Weißen und Laskaren und mit dem Abschaum der australischen Städte bemannt, segelte von einer Inselgruppe Polynesiens zur anderen, suchte die armen unwissenden Eingeborenen zu solchem Dienste zu verlocken, den kanakischen Häuptlingen die Kriegsgefangenen abzukaufen, welche diese in den beständigen Fehden und Raubzügen machten, suchte die Häuptlinge zu derartigen Raubzügen noch aufzumuntern, und schleppte diese unglücklichen Opfer weißer und farbiger Habsucht dann nach den Häfen des tropischen Queensland, wo immer ein parater Markt für diese Ware war und dieser scheußliche Handel mit einem Schein von Gesetzlichkeit unter den Augen der Behörden und — sagen wir es offen! — mit unverkennbarer Konnivenz derselben fortbetrieben wurde. Zur Ehre der australischen Presse muß jedoch gesagt werden, daß diese sich seit mindestens zwölf Jahren energisch gegen diese Niederträchtigkeit aussprach und schonungslos die Greuel der schlechten Behandlung der Kanaken auf den Pflanzungen und die Scheußlichkeiten dieses Menschenhandels aufdeckte, welcher in den jüngsten Jahren bis zum Menschenraub, kidnapping, gedeihen mußte, an welchem auch französische Schiffe von Neu-Kaledonien, Nukahiwa, den Marquesas und anderen Inseln aus teilnahmen. Diese Beschwerden verstummten nicht, obwohl sie meist erfolglos waren, denn die lokalen Behörden ignorierten dieselben einfach oder wurden nur vorsichtiger in ihrem Gebahren gemacht, und die berechtigten Klagen schienen auf dem weiten Wege nach dem Mutterlande zu verhallen, obwohl man mit den verschiedenen, auf reale Thatsache gegründeten Berichten der südaustralischen und sogar queenslandischen Zeitungen ganze Bände füllen könnte. Es erfolgte keine Abhülfe, weil allzu viele Interessen an diesen abscheulichen Zustand vinkuliert waren.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß namentlich vom tropischen Teile von Queensland das Verlangen ausgeht, Neu-Guinea und den Archipel von Neubritannien an Australien zu annexieren, weil man unter der Bevölkerung dieser Inseln, besonders den kräftigen, anstelligen und arbeitsamen dortigen Papúas, einen reichen Ersatz für den gegenwärtig sich geltend machenden Ausfall in der Kanaken-Einfuhr zu finden hofft — ein Hauptgrund, warum sich unter den besseren Elementen der weißen Bevölkerung Australiens, trotz aller Ländergier und Annexionswut der britischen Rasse, energische Stimmen gegen diesen Plan erhoben.

Diese Zustände in ihrer empörenden Barbarei und Unmenschlichkeit haben übrigens auch in Queensland selbst schon längst den Wunsch nach einer Teilung der Provinz, einer „Subdivision“, angeregt, welcher mit den Jahren immer ernster und dringender geworden ist. Wie oft dieser Wunsch in den jüngstvergangenen zwanzig Jahren auch öffentlich ausgesprochen wurde, ist er immer eine Velleität geblieben, bis er in der allerjüngsten Zeit einen allgemeinen und entschiedeneren Ausdruck gefunden hat. Die Reaktion gegen die herrschenden Zustände ist nun eingetreten, ganz wie zu Ende der fünfziger Jahre in den Vereinigten Staaten, infolge der gänzlich verschiedenen Interessen des tropischen und des subtropischen Queensland, und namentlich weil die Hauptindustrie des ersteren, die Zuckerproduktion, teils durch die Handelskonjunkturen, teils durch die politischen Vertreter des subtropischen Queensland mit gänzlicher Vernichtung bedroht wird.

Die gesetzgebende Versammlung der Provinz Queensland zählt fünfundzwanzig Mitglieder, von denen drei Viertel von den subtropischen, stärker bevölkerten Distrikten herrühren. Es ist daher dem tropischen Queensland mit seinen ungeheuren Gebieten und seiner Küstenerstreckung von 1500 e. Ml. unmöglich geworden, seine Ansprüche und Anforderungen geltend zu machen. Der Hauptpunkt, über welchen die beiden Teile der Kolonie gegenwärtig uneins sind, ist nämlich die Frage von der Einfuhr farbiger Arbeitskräfte, eben jener oben geschilderte verkappte Sklavenhandel. Die Bewohner des tropischen Queensland erklären, sie können ohne diese Arbeitskräfte nicht bestehen; die Einwohner der gemäßigten Regionen sehen diese Notwendigkeit nicht ein.

Zur Erklärung dieser Verhältnisse mag eine kurze Geschichte der Entwickelung der Zuckerindustrie in Queensland dienen. Gerade vor 25 Jahren, im Dezember 1859, trennte sich Queensland als eigene Provinz von Neusüdwales ab, und im Jahre 1862 wurden die Verordnungen bezüglich des Zuckerrohr- und Kaffeebaues erlassen, durch welche denjenigen, welche diese Industrie einführen wollten, Ländereien unter besonders günstigen Bedingungen abgelassen werden sollten, und im folgenden Jahr wurde eine Akte erlassen, welche die Einführung von Kulies aus Indien anordnete. Durch die angebotenen Ermutigungen und Vorteile begannen im Jahre 1865 viele Leute ihr Kapital und ihre Thatkraft auf den Zuckerrohr-Anbau zu verlegen, bis zu Anfang des Jahres 1884 ein Kapital von mehr als fünf Millionen Lstrl. in diese Industrie gesteckt und der jährliche Brutto-Ertrag auf eine Million Lstrl. gestiegen war, während der Wert der Ausfuhr an Gold nur 800,000 Lstrl. und der an Wolle nur 1,300,000 Lstrl. betrug. Als daher die Regierung von Queensland eine Anleihe von mehreren Millionen Lstrl. negoziieren wollte, durfte sie deshalb mit Recht die Aufmerksamkeit auf diesen Industriezweig als einen, welcher mit die bedeutendsten Sicherheiten biete, hinlenken.

Allein nun verweigerte diese selbe Regierung durch die Abstimmung ihrer Abgeordneten, wenn auch aus anderweitigen triftigen Gründen, jene Arbeitskräfte, mittelst deren allein jene Industrie gewinnbringend gemacht werden kann. Bisher war das Gedeihen dieser Industrie gänzlich abhängig von den farbigen Arbeitskräften, welche man von den Südsee-Inseln beziehen konnte; allein die Zufuhr an diesen ist nun, aus den oben angegebenen und anderen Gründen, eine sehr beschränkte und bietet noch manche weitere, nicht vorwurfsfreie Züge dar.

Als die Pflanzer sich an die Regierung wandten, um das Gesetz wegen der Einführung der indischen Kulies vollstrecken zu lassen, erwiderte diese durch Aufhebung dieses Gesetzes, und erließ, als ein Versuch zur Anwerbung chinesischer Arbeiter gemacht wurde, am 10. März 1884 ein Gesetz, welches eine Kopfsteuer von 30 Lstrl. auf jeden in Queensland eingeführten Chinesen setzte und die Zahl der eingeführten Chinesen dahin beschränkte, daß jedes in irgend einem Hafen von Queensland einlaufende Schiff nur Einen Chinesen auf je fünfzig Tonnen seiner Lastigkeit einführen dürfe. Dabei erließ die Regierung, in billiger Würdigung der stattfindenden Mißbräuche, noch eine Reihe von vorübergehenden vexatorischen Verordnungen, welche die Einfuhr von Kanaken aus Polynesien unter die strenge Aufsicht der Regierung stellte und beinahe unmöglich machte, so daß die in diesem Geschäfte verwendeten Fahrzeuge infolge davon brotlos gemacht wurden.

Dieser Interessenkampf war offenbar Parteisache geworden, ward von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt, und trieb die Pflanzer, welchen nun methodisch alle Hülfsquellen farbiger Arbeitskräfte abgebunden wurden, zum Aeußersten. Die Zuckerpflanzer sehen sich mit absolutem Ruin bedroht, lehnen sich daher in Verbindung mit ihrem zahlreichen Stab von Angestellten gegen die Vergewaltigung auf und verlangen entschieden die Lostrennung von einer Regierung, welche ihnen auf diese Weise ihr Wort gebrochen und durch die Nichterfüllung der Zusagen, welche die früheren Regierungen ihnen gemacht, unter angeblich nichtigen Vorwänden den ganzen Erfolg ihres zwanzigjährigen Aufwandes an Arbeit, Kapital, Mühe und Sorge in Frage gestellt habe.

Das Schisma ist vorhanden, und da beide Teile mit der Hartnäckigkeit der Parteisucht auf ihren Ansichten beharren, so ist die Lostrennung des nördlicheren tropischen Queensland von dem südlichen unverkennbar nur noch eine Frage der Zeit.

Unparteiisch gesprochen aber ist der Anbau der Tropenländer ohne farbige tropische Arbeitskräfte ein Ding der Unmöglichkeit; in keinem Lande der Welt ist ein derartiger Versuch jemals gelungen. Wer in gemäßigten Zonen lebt, weiß nicht was er spricht, wenn er die Behauptung aufstellt, solche Pflanzungen lassen sich mit weißen Arbeitern bebauen; das wäre, abgesehen von den Kosten, einem entschiedenen Verbote des Plantagenbetriebes gleichwertig.

Das Vorgehen der Mehrzahl der legislativen Versammlung von Queensland in dieser Angelegenheit ist aber für die Zuckerpflanzer um so verhängnisvoller, als deren Lage dermalen, infolge des Ueberhandnehmens der Rübenzuckerfabrikation in der ganzen Welt, eine gedrückte ist, und als — abgesehen von den gegenwärtigen niedrigen und gedrückten Zuckerpreisen — drei Mißernten der jüngsten Jahre von den Zuckerpflanzern haben überstanden werden müssen. Wenn daher diese von den Verfügungen der legislativen Mehrheit und deren feindseligen Beschlüssen nicht vergewaltigt und ganz ruiniert werden sollen, so bleibt ihnen nichts anderes übrig, als sich mit dem tropischen Teile von Queensland von dem anderen Teil loszureißen, längs ihrer ausgedehnten Küstenlinie indische oder chinesische Kulies für die tropischen Kulturen einzuführen und sich dadurch auf gleiche Stufe mit den Bewohnern der übrigen zuckerproduzierenden Länder der Welt zu stellen.

Daß aber die Mißbräuche und Barbareien dieses Menschenhandels in der Südsee, welche zu den obengemeldeten Beschlüssen der Legislative von Queensland Veranlassung gaben, trotz aller angeblichen Bemühungen der britischen Kolonial-Regierung in Australien noch nicht aufgehört haben, sondern im westlichen Teile des Stillen Ozeans noch in voller Blüte stehen, das geht nicht nur aus Zeitungen und Privatberichten, sondern auch aus amtlichen Quellen hervor. Trotz aller gegenteiligen Versicherungen der Regierung brachte erst jüngst wieder ein an das Britische Parlament gerichteter Bericht vom August 1884 verschiedene belastende Thatsachen an die Oeffentlichkeit. So ist dem Bericht des Unterkommissärs Hugh Romilly zu entnehmen, daß auf der Insel Neu-Irland, nördlich von Neu-Guinea, noch täglich die häßlichsten Züge dieses schändlichen Menschenraubs sich geltend machen. Eingeborene kommen an Bord britischer Schiffe, um Tauschhandel zu treiben, werden eingesperrt, entwischen und springen über Bord, worauf man nach ihnen im Wasser schießt; ein leerer Kahn um den andern, mit Fischergerät und Fischen an Bord, wird aufgefangen und diese lassen den beinahe sicheren Schluß ziehen, daß die Insassen derselben geraubt und mit Gewalt weggeschleppt worden sind, und zwar von den auf die Beischaffung von Arbeitskräften ausgelaufenen Schiffen aus Queensland oder von den Fidschi-Inseln. Auch seien die Herren und Befehlshaber dieser Schiffe nicht mehr jene Schufte und Abenteurer von früher, sondern jetzt achtbare Geschäftsleute. Und was die Sache noch verschlimmert, das ist die Thatsache, daß an Bord jedes dieser Schiffe angeblich ein beglaubigter Agent der Regierung ist, unter dessen Augen also dieser scheußliche Handel offen und ungeahndet betrieben wird. Und was wird erst aus diesem Handel werden, wenn der sehnliche Wunsch der Australier in Erfüllung geht und die Nordküste von Neu-Guinea vollends von Großbritannien annektiert oder unter dessen Protektorat gestellt wird, wo jene Menschenräuber dann unter dem Schutz der britischen Flagge ihr scheußliches

Gewerbe unter den volkreicheren Stämmen jener großen Insel ausüben können?

Schon jetzt hört man von denkenden Männern häufig die Aeußerung: die Krone Großbritannien habe den Höhepunkt ihrer Macht überschritten, könne ihr ungeheures Kolonial-Gebiet nicht mehr richtig regieren und in Ordnung halten und lasse dasselbe seinem Zerfall und Zerbröckeln entgegentreiben. Sollten wir nicht gerade in den vorstehend geschilderten Zuständen ein Anzeichen davon erblicken dürfen, daß diese Zerbröckelung der britischen Kolonialmacht nur noch eine Frage der Zeit ist?

Die Deutschen im Auslande und die Ausländer in Deutschland.

Von Professor Dr. Wilhelm Stieda (Rostock i. M.).

Bei dem lebhaften Interesse, welches gegenwärtig allerorten die Kolonialfrage erregt, kommt eine der jüngsten Arbeiten des Kaiserlichen Statistischen Amtes, welche im Augusthefte der „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reichs" veröffentlicht ist, sehr gelegen. Ohne Zweifel ist es wichtig, sich darüber zu vergewissern, wie viel Deutsche Reichsangehörige zur Zeit außerhalb ihres Vaterlandes sich dauernd niedergelassen haben, um so wichtiger gegenüber den so oft gehörten Klagen über die großen jährlichen Verluste durch Auswanderung, „den deutschen Völkerdünger", u. dgl. m. Das statistische Amt ist nun freilich nicht in der Lage gewesen, die Frage präzis zu beantworten. Es hat nur „Beiträge" zur Statistik der Deutschen im Auslande geliefert, denn aus einzelnen europäischen Staaten, aus Rußland, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Portugal und der Türkei, haben keine Angaben über die Zahl der Deutschen daselbst beschafft werden können, und noch lückenhafter fällt die Auskunft über die in außereuropäischen Ländern vorhandenen Deutschen aus. Immerhin ist ein Versuch gemacht worden, der alle Anerkennung verdient und selbst in seiner fragmentarischen Gestalt des Wissenswerten genug bietet.

Das statistische Amt hat seine Zusammenstellungen über die Deutschen im Auslande größtenteils den gedruckten Volkszählungsberichten der einzelnen Staaten entnommen. Mehrfach wurden ihm aber auch Abschriften der bei den Volkszählungen gebrauchten Listen oder Karten zur Verfügung gestellt, aus denen sich dann erschöpfendere Auskunft gewinnen ließ. Auf diese Weise sind allerdings die Nachrichten über die Deutschen in den verschiedenen ausländischen Staaten nicht gleichartig ausgefallen. So haben einige Berichte die Zahl der deutschen Reichsangehörigen, andere die Zahl der im Dentschen Reiche geborenen Personen nachgewiesen, was natürlich ein bemerkenswerter Unterschied ist. Nur der südamerikanische Staat Chile gibt beide Zahlen nebeneinander an, nämlich 4033 deutsche Reichsangehörige und 645 im Deutschen Reich Geborene, aus welchen Ziffern man ersieht, wie viele der Eingewanderten im Laufe der Jahre sich zur Naturalisation entschlossen haben. Denn unter den 645 im Deutschen Reich Geborenen sind in Chile naturalisierte Deutsche zu verstehen. Gehen sohin in diesem Hauptpunkte die Angaben der einzelnen Staaten auseinander, so fallen sie in Bezug auf nebensächlichere Umstände, wie Geschlecht, Alter, Familienstand, Beruf, noch unvollständiger aus. In demjenigen Lande, in welchem sich am meisten Deutsche aufhalten, in den Vereinigten Staaten von Amerika, trennt der offizielle Zensusbericht nicht einmal die Zahl der Fremden nach dem Geschlecht. Die Altersklassen, nach welchen die Daten veröffentlicht werden, sind in den einzelnen Ländern verschieden gegriffen; bald umfassen sie 15, dann 10 Jahre oder 20 — kurz eine Uebereinstimmung läßt sich nicht erzielen. Der Beruf und der Familienstand der Deutschen hat, mit Ausnahme von Algier und Chile, beim Berufe auch von Aegypten und den Vereinigten Staaten von Amerika, in außereuropäischen Ländern überhaupt nicht konstatiert werden können.

Ueber diese Ungleichartigkeiten wird man, glaube ich, nicht anders hinwegkommen können, als durch Veranstaltung einer besonderen Enquête über die Deutschen mit Hülfe der Konsuln. Ich habe eine solche im vorigen Jahr in einem längeren Artikel des „Export"[1] angeregt und unter Hinweis auf eine von Italien im Jahre 1874 veröffentlichte eingehende Publikation ähnlicher Art ausführlich begründet. Es käme bei einer solchen Erhebung natürlich nicht nur darauf an, die Zahl der Deutschen überhaupt zu ermitteln, sondern es wäre im höchsten Grade belehrend, über die von ihnen erwählten Berufe, die von ihnen geleiteten Handels- und Gewerbe-Unternehmungen genaueres zu erfahren. Für die Kolonisationszwecke wäre eine solche Statistik unleugbar von größtem Werte. Denn würde sich ergeben, daß irgendwo eine gewisse Zahl gewerbtreibender Ackerbauer oder Kaufleute lohnenden Erwerb gefunden haben, so könnte man getrost dorthin neue Auswanderer senden, die, von ihren Landsleuten unterstützt, leichter Wurzel zu schlagen vermöchten, als vielleicht jene es imstande waren. Die Deutschen würden dann viel mehr zusammenbleiben und dadurch unser Ansehen stärken, während sie sich jetzt, wie man weiß, stark nach den verschiedensten Himmelsrichtungen zersplittern.

Wenn das Auswärtige Amt die Angelegenheit in die Hand nehmen wollte, so ließe sich die Enquête ohne allzu große Schwierigkeiten wohl ausführen. Eine leichte Arbeit wäre sie unter allen Umständen nicht. Es müßte ein Fragebogen aufgestellt werden, der an sämtliche deutsche Konsulate zu versenden ist, mit der Anordnung, denselben innerhalb einer bestimmten Zeit, etwa eines halben Jahres, beantwortet zurückzusenden. Zur Bearbeitung des ein-

[1] Jahrgang 1884, Nr. 48. „Eine Enquête über deutschen Handel und deutsches Gewerbe im Auslande."

laufenden Materials würde sich wohl am besten das statistische Amt eignen. Zweckmäßig wäre es, wenn die Konsuln derjenigen Plätze, welche schon jetzt eine gewisse Bedeutung für die Deutschen erlangt haben, einige Bemerkungen an die Zahlenangaben knüpfen wollten, etwa über den Handel daselbst, die Möglichkeit der Ausdehnung desselben, über die Zollorganisation, Kolonisationshindernisse u. dgl. m.

Wenden wir uns den Zahlen der Deutschen Reichs-Statistik zu, so weist dieselbe 2,301,378 im Deutschen Reich geborene und 206,498 deutsche Reichsangehörige im Auslande nach. Die ersteren verteilen sich auf die einzelnen Staaten wie folgt:

Belgien	34,196	Guatemala	221
Dänemark	33,158	Peru	898
Frankreich	81,988	Uruguay	2,125
England und Wales	37,301	Venezuela	1,171
Schottland	2,143	Vereinigten Staaten	
Irland	927	von Nordamerika	1,966,742
Niederlande	42,026	Neuseeland	4,819
Norwegen	1,471	Neu-Südwales	7,521
Spanien	952	Queensland	11,638
Algier	4,201	Südaustralien	8,798
Argentinien	4,997	Tasmanien	782
Brasilien	44,087	Viktoria	8,571.
Chile	645		

Deutsche Reichsangehörige dagegen sind nachgewiesen in

Bosnien und Herzogowina	698	Finnland	628
Griechenland	314	Schweden	953
Italien	5,221	Schweiz	95,262
Oesterreich	93,442	Aegypten	879
Ungarn	4,369	Chile	4,033.
Kroatien-Slavonien	699		

Es wurde schon eingangs bemerkt, aus welchen europäischen Staaten Daten fehlen; die außereuropäischen, denen gegenüber man in gleicher Lage ist, hier namentlich aufzuführen, erscheint angesichts der wenigen Länder, über welche Daten vorliegen, als eine Unmöglichkeit. Als Ergänzung dieser Zahlen kann eine neuere Mitteilung aus Kanada dienen, nach welcher daselbst im Jahre 1881 25,000 eingewanderte Deutsche sich befunden haben sollen.[1] Für Rußland, welches gleichfalls unter den vorstehend genannten Staaten fehlt, bietet uns das amtliche Monatsheft selbst einen Ersatz. Die russische Grenze nämlich darf niemand überschreiten, weder beim Austritt aus dem Reiche noch beim Eintritt in dasselbe, ohne durch einen Paß seine Staatsangehörigkeit legitimiert zu haben, und diese Vorschrift liefert der russischen Statistik das Material zu einem Nachweise des jährlichen Fremdenverkehrs. In der russischen Handelsstatistik findet man seit 1830 jährlich zusammengestellt, wie viele Personen, nach den Ländern, in welchen die Pässe erteilt wurden, geordnet, nach Rußland kamen und wie viele dasselbe wieder verließen. Aus diesen Tabellen sind vom statistischen Amte die auf die Deutschen bezüglichen Zahlen ausgezogen worden, und wenn man nun auch nichts von der Sterblichkeit der nach Rußland reisenden und dort sich kürzere oder längere Zeit aufhaltenden Personen weiß, sowie den Unvollkommenheiten Rechnung trägt, welche bei Führung derartiger Register nicht ausbleiben (es haben z. B. offenbar einzelne Personen in einem Jahr mehrfach die Grenze passiert und sind daher in den Listen wiederholt geführt), so ergibt sich doch aus der Differenz zwischen den Zahlen der Zugereisten und Abgereisten die annähernde Zahl der in Rußland gebliebenen Deutschen. Die einzelnen Jahre zu Jahrfünften zusammengefaßt, ergibt sich folgendes Bild von der Bewegung der Deutschen über die russische Grenze:

Mit deutschen Pässen versehene Personen

Jahre	kamen an in Rußland	reisten ab aus Rußland	mehr angekommen als abgereist
1830—34	30,936	25,304	5,632
1835—39	20,544	17,533	3,011
1840—44	26,160	17,840	8,320
1845—49	25,255	19,292	5,963
1850—54	125,452	121,022	4,430
1855—59	404,289	373,276	31,013
1860—64	807,782	686,268	121,514
1865—69	1,073,145	901,011	172,134
1870—74	1,565,408	1,450,275	115,133
1875—79	2,027,022	1,827,122	199,900
1880—82	1,143,185	1,019,786	123,399
1830—82	7,429,178	6,458,729	790,449.

Es erhellt aus diesem Nachweise, daß alljährlich eine nicht unbedeutende Zahl von Deutschen sich zu Gunsten Rußlands ihrem Vaterlande entfremdet haben muß. Mit Ausnahme der Jahre 1847, 1850, 1852, 1854, 1855 und 1859, in denen eine größere Rückwanderung Deutscher aus Rußland als Einwanderung in Rußland erfolgte, sind alljährlich mehr Deutsche in Rußland eingewandert als fortgezogen. Besonders stark ist dies in den letzten Jahren der Fall gewesen. In 45 Jahren, von 1830—1874, sind insgesamt 467,150 Deutsche mehr in Rußland geblieben als abgereist. In den 8 Jahren 1875—1882 dagegen hat dieser Ueberschuß 323,299 Köpfe betragen.

Nach russischen amtlichen Schätzungen sollen um das Jahr 1870 sich etwa eine Million Deutscher in Rußland befunden haben, nämlich 983,659 im europäischen Rußland, 8876 im Kaukasus, 5050 in Sibirien und 236 in Zentralasien. Unter diesen sind nicht nur die dem Deutschen Reiche Angehörenden oder demselben Entstammenden verstanden, sondern alle Deutsch-Redenden, d. h. also auch die Deutschen in den baltischen Gouvernements, den Wolgakolonien, Bessarabien u. s. w., die in Rußland geboren wurden und russische Staatsangehörige sind. Wenn es gestattet ist, nach dem bei der letzten Volkszählung in St. Petersburg am 15. Dezember 1881 ermittelten Verhältnis der deutschen Reichsangehörigen zu den sämtlichen Deutschen, welches 39,4 %[1] war, auch die Million

[1] Theodor Poesche in „Petermann's Mitteilungen". Bd. 30, Heft 9, S. 324.

[1] Unter 49,684 Personen, welche das Deutsche als ihre Muttersprache angaben, waren 16,112 deutsche Reichsangehörige.

Deutscher vom Jahre 1870 zu reduzieren, so müßte man für ganz Rußland etwa 300,000 im Deutschen Reiche Geborene oder deutsche Reichsangehörige annehmen. Von 1871 an aber bis 1882 inklusive sind nicht weniger als 433,655 mit deutschen Pässen versehene Personen mehr in Rußland geblieben als von dort abgereist. Ist somit jene Angabe von 1870 einigermaßen gegründet, so muß die Zahl der Deutschen in Rußland gegenwärtig zwischen 500,000 bis 600,000 betragen.

Es werden also in den obengenannten Staaten mit Einschluß von Rußland und Kanada mindestens 3 Millionen Deutsche — Reichsangehörige oder im Deutschen Reich Geborene — angenommen werden müssen. Auf 1000 Einwohner des Deutschen Reichs[1] kämen demnach etwa 66 Deutsche außerhalb des Deutschen Reichs. Vergleichen läßt sich hier nur mit Italien, das im Jahre 1871 zwischen 432,000 bis 478,000 Italiener im Auslande zählte,[2] d. h. 16 bis 18 im Auslande weilende auf 1000 Einwohner im Inlande.

Da unsere Statistik der Deutschen im Auslande so lückenhaft ist, so bietet es auch weniger Interesse, sich die fragmentarischen Zahlen über Alter und Familienstand zu vergegenwärtigen. Die Angaben über den Beruf der Deutschen im Auslande weisen eine bemerkenswerte Thatsache nach, nämlich daß die ausgewanderten Deutschen sich in überwiegendem Maße mit der Ausübung industrieller Arbeiten beschäftigen. So sind in der Schweiz von 95,262 Deutschen 28,791 Industrielle, in Frankreich von 81,988 Deutschen 25,946, in England und Wales von 37,301 Deutschen 13,465. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind unter 1,033,190 erwerbsthätigen Deutschen, über welche die Berufsangaben mitgeteilt sind, 586,977 in Fabrikwesen, Bergbau, Handwerk und bei persönlichen Dienstleistungen angestellt. Auch in den Staaten, welche weniger Deutsche aufweisen, ist die Industrie unter denselben am reichlichsten vertreten. So gibt es in Italien unter 5221 Deutschen 1095 Industrielle, in Ungarn unter 4369 Deutschen 1282, in Chile unter 4678 Deutschen 1125. Handel und Verkehr stehen hinter diesen Zahlen weit zurück und umfassen beispielsweise in der Schweiz nur 5584 Deutsche, in Frankreich 8764, in England und Wales 5856, in den Vereinigten Staaten 152,491, in Italien 350, in Ungarn 311. Nur Chile hat nahezu ebenso viele Handeltreibende unter seinen deutschen Bewohnern als Industrielle, nämlich 1080. Auffallend viele Personen des „dienenden Berufs" finden sich unter den Deutschen in der Schweiz — nicht weniger als 10,768, von denen 10,186 weiblichen Geschlechts sind. In England und Wales gibt es 4719 deutsche Dienende beiderlei Geschlechts; die französische Bevölkerung scheint ihrer nicht zu bedürfen, wenigstens sind keine nachgewiesen.

[1] Gesamtbevölkerung 45 Millionen.

[2] Censimento degli Italiani all' estero. Roma 1874. p. LXXVIII.

Sehr viel genauer und zuverlässiger sind wir über die Fremden bei uns unterrichtet. Ihre durch die Volkszählung sicher ermittelte Zahl belief sich am 1. Dezember 1880 auf 276,057. Vorzugsweise sind diese Fremden in den territorial größeren Staaten anzutreffen, wie leicht erklärlich. So leben in Preußen 98,958, in Bayern 56,701, in Sachsen 36,997, in Württemberg 11,247, in Baden 13,415, in Elsaß-Lothringen 33,716 Ausländer. Indes halten sich auch in kleineren Staatsgebieten viele Ausländer auf, so z. B. in Hamburg 10,843, wo der Handel dem Zusammenströmen vieler fremder Elemente günstig ist.

Es ist eben nicht ein einzelner Grund, welcher den Aufenthalt Fremder bedingt, sondern je nachdem die Handels- und Gewerbsverhältnisse beschaffen sind, die Grenzen gegen das Ausland liegen, große Städte vorhanden sind oder nicht, die Raumverhältnisse des betreffenden Staates überhaupt sich gestalten,[1] ist die Zahl der Ausländer größer oder kleiner. Wie verschieden das in den einzelnen Staaten ist, ersieht man am deutlichsten aus der nachstehenden Uebersicht, in welcher diejenige Provinz, die relativ am meisten Fremde hat, obenan steht.

Auf 10,000 Einwohner entfallen Ausländer in:

Schleswig-Holstein	240,4	Reuß j. L.	25,6
Hamburg	238,9	Mecklenburg-Schwerin	25,3
Elsaß-Lothringen	215,2	Hohenzollern	23,2
Lübeck	212,5	Oldenburg	23,1
Hannover	185,9	Sachsen-Weimar	22,6
Königreich Sachsen	124,5	Ostpreußen	19,9
Bayern r. d. Rh.	120,6	Schwarzburg-Rudolstadt	18,9
Bremen	131,6	Mecklenburg-Strelitz	18,1
Bayern	107,3	Westpreußen	18,0
Baden	85,4	Bayern l. d. Rh.	16,5
Reuß ä. L.	75,0	Anhalt	15,5
Stadt Berlin	57,5	Schwarzburg-Sondersh.	14,5
Württemberg	57,1	Westphalen	13,9
Rheinland	49,9	Posen	13,4
Schlesien	44,1	Sachsen-Meiningen	11,4
Hessen-Nassau	42,5	Schaumburg-Lippe	10,2
Hessen	42,5	Sachsen	10,1
Königreich Preußen	36,3	Brandenburg	8,5
Sachsen-Altenburg	30,1	Waldeck	8,3
Braunschweig	28,1	Lippe	8,2
Sachsen-Coburg-Gotha	26,8	Pommern	6,1

Im ganzen Deutschen Reich kommen auf 10,000 Einwohner 61 Ausländer.

Der größte Teil der Fremden im Deutschen Reich entstammt natürlich europäischen Ländern. 95% derselben sind Europäer, 4,6% Amerikaner, 0,2% Asiaten, je 0,1% Afrikaner und Australier. Nach dem Geschlecht verteilen sich die Fremden auf 57,2% männliche und 42,8% weibliche, während in der gesamten Bevölkerung des Deutschen Reiches das weibliche Geschlecht überwiegt. Auch in Bezug auf den Familienstand verhalten sich die Fremden abweichend von den übrigen Bewohnern Deutschlands. Unter 100 Ausländern sind 66 ledig, 30,2 verheiratet und

[1] Statistik des Deutschen Reichs. Bd. 57. S. LXXVI.

3,8 verwittwet oder geschieden; unter 100 Einwohnern des Deutschen Reichs dagegen finden sich 60 ledige, 34 verheiratete und 6 verwittwete oder geschiedene Personen. Das gleiche gilt von dem Alter: 24,3 % aller Ausländer standen im Alter von unter 25 Jahren, 37,5 % im Alter von 26—30 Jahren, 25 % im Alter von 31—45 Jahren, 9,3 % im Alter von 46—60 Jahren, und 3,9 % im Alter von 60 Jahren und darüber. Kinder und nicht mehr erwerbsfähige Greise sind natürlich unter den Fremden spärlicher gesäet als die im kräftigsten Alter stehenden Personen. In der Gesamtbevölkerung Deutschlands sind z. B. 35,4 % Kinder unter 15 Jahren.

Die größere Hälfte aller Ausländer im Deutschen Reiche gehört zu den Produzenten, nämlich 152,508 Personen. Unter 1000 finden sich 55,2 Erwerbsthätige und 448 Angehörige derselben, während in der gesamten Bevölkerung des Deutschen Reiches unter 1000 Einwohnern je 449 Erwerbsthätige und 551 Angehörige gezählt wurden.[1] Es kommen mithin offenbar größtenteils solche Fremde nach Deutschland, die die Absicht haben, hier irgend einem Erwerb nachzugehen.

Von den Erwerbsthätigen gehört der größere Teil dem männlichen Geschlechte an, 74,5 %, und nur 25,5 % sind weiblichen Geschlechts. Dagegen übertreffen unter den berufslosen Angehörigen die Frauen an Zahl die Männer, denn ersterer gibt es 64,2 %, letzterer 35,8 % unter denselben. Derjenige Beruf, welchem die Fremden in Deutschland vorzugsweise obliegen, ist die Industrie, einschließlich Bergbau und Bauwesen: 44,8 % aller Erwerbsthätigen ausländischen Ursprungs befassen sich damit. Demnächst zahlreich sind die Land- und Forstwirte: 23,4 % der erwerbsthätigen Ausländer gehören dazu. Mit Handel und Verkehr beschäftigen sich 13,2 %, mit persönlichen Dienstleistungen 10,5 % der erwerbsthätigen Ausländer. Den Berufen des öffentlichen Dienstes und sogenannten freien Berufsarten gehören 4,6 % an. Von eigenem Vermögen und Renten oder Pensionen leben 4 %.

Nicht ohne Interesse ist es, sich zu vergegenwärtigen, aus welchen Ländern die den einzelnen Berufen zugehörenden Fremden entstammen. Zu den Ausländern, die in Deutschland Industrie oder Bergbau betreiben, stellen Oesterreich-Ungarn und die Schweiz das größte Kontingent. Von den fremden Land- und Forstwirten entstammen 70 % aus Oesterreich-Ungarn, Dänemark und Niederlanden. Unter den Dienenden im Haushalte der Herrschaft und außerhalb desselben findet man vorzugsweise Oesterreicher, Schweizer, Schweden und Holländer. Zu den von eigenem Vermögen, Renten, Pensionen u. s. w. lebenden Fremden liefern Oesterreich-Ungarn 19,1 %, die Vereinigten Staaten von Nordamerika 16,9 %, Frankreich 14,6 %, Großbritannien 13,3 %, Rußland 10,6 %. Der Rest kommt auf die Schweiz, Niederlande, Dänemark u. s. w.

[1] Statistik des Deutschen Reiches. N. F. Bd. 2. S. 14.

Durch den Aufenthalt Fremder im Deutschen Reich werden wir für die Entfremdung unserer Landsleute einigermaßen entschädigt. Daß dies indes nur sehr unvollkommen geschieht, ging aus den bereits angeführten Zahlen hervor. Für etwa 3 Millionen, die Deutschland an das Ausland abgegeben hat, bekommt es keine 300,000 zurück. Ist das Gesamtresultat derart ungünstig, so steht einzelnen Staaten gegenüber Deutschland allerdings besser situiert da, wie folgende die Uebersicht zeigt.

Zahl der Deutschen in:	Zahl der am 1. Dez. 1880 im Deutschen Reich ermittelten Angehörigen der vorstehenden fremden Staaten
den Vereinigten Staaten von Nordamerika	1,966,742	9,046
Oesterreich-Ungarn	98,510	117,997
der Schweiz	95,262	28,241
Frankreich	81,988	17,273
Brasilien	44,087	551
Australien	42,129	288
den Niederlanden	42,026	17,598
Großbritannien u. Irland	40,371	10,465
Belgien	34,196	4,561
Dänemark	33,158	25,047
Italien	5,221	7,115
Argentinien	4,997	183
Chile	4,678	241
Algier	4,201	2
Uruguay	2,125	44
Norwegen	1,471	1,416
Venezuela	1,171	192
Schweden	953	8,483
Spanien	952	365
Peru	898	145
Aegypten	879	20
Bosnien u. Herzegowina	698	4
Griechenland	314	209
Guatemala	221	1

Aus Oesterreich-Ungarn, Italien und Schweden fanden sich bei der letzten Volkszählung im Deutschen Reiche mehr Vertreter als Deutsche in den betreffenden Staaten nachgewiesen sind. Bei Norwegen gleicht sich das Verhältnis fast aus; es sind nahezu ebensoviel Deutsche in Norwegen als Norweger in Deutschland. In allen anderen Staaten aber übertrifft die Zahl der Deutschen weitaus die Zahl der entsprechenden Staatsangehörigen in Deutschland. Besonders deutlich tritt dies bei den überseeischen Ländern hervor. Und so zeigt sich denn die kolonisatorische Kraft der Deutschen auch schon in ihrer numerisch starken Vertretung in den transozeanischen Gegenden!

Henry Whiteley's Reise in's Innere von Britisch-Guiana, nach den Bergen Roraima und Kukenam.[1]

(Wir erfahren dermalen so wenig über das britische Guiana und sein Inneres, daß wir auf den Dank unserer

[1] Nach seinem Bericht an die Königl. Geographische Gesellschaft in London.

Leser für die nachstehende Mitteilung über eine interessante Reise nach den Gebirgen des dortigen Binnenlandes rechnen zu dürfen glauben.)

Meine Reise nach den außergewöhnlichen Tafelbergen Roraima und Kukenam, im Innern von Britisch-Guiana, wurde im Verlauf der naturwissenschaftlichen Forschungen unternommen, welche mich in den jüngst vergangenen fünf Jahren beschäftigt haben. Ich hatte zuvor zwölf Jahre mit derselben Beschäftigung in der Provinz Paucartambo und der Provinz Cuzco, im südlichen Peru, verbracht und nach der Rückkehr nach England im Jahre 1879 Vorkehrungen zu einem Besuch von Britisch-Guiana getroffen, zu dem Zwecke, eine möglichst vollkommene Sammlung der Vögel und Insekten jenes interessanten Landes herzustellen. Meine Instruktionen gingen dahin, die Küste zu verlassen, in das Waldland unterhalb der Wasserfälle mich zu begeben und mein Hauptquartier entweder in der Mission Bartica Grove, am Essequibo, oder in der Nachbarschaft der Strafkolonie am Mazaruni aufzuschlagen. In Befolgung dieser Weisungen nahm ich meinen Wohnsitz in Bartica Grove und war hier und in dem umgebenden Bezirk bis Februar 1881 beschäftigt, bis zu welcher Zeit es mir gelungen war, 200 Vogelarten aufzubringen.

Folgendes ist eine kurze Schilderung meiner verschiedenen Ausflüge in das ferne Innere:

Nachdem ich mir Vorräte eingekauft und Ruderer gemietet hatte, verließ ich Bartica Grove im März 1881 und erreichte noch im selben Monat Camacusa, einen Ort am Mazaruni, gerade oberhalb der Einmündung des Flusses Merumé. Ich sammelte an diesem Orte bis zum 24. April 1881 und erhielt manche interessante Vögel, welche zu Bartica Grove nicht gefunden werden. Am 27. April verließ ich Camacusa und trat eine lange Reise über die Merumé-Berge hinaus an; ich fuhr den Merumé-Fluß hinauf und erreichte am Nachmittag des 30. April den Landungsplatz, von wo ich die Besteigung machen mußte. Leider regnete es in jener Nacht in den Bergen, der Fluß schwoll an und brachte am frühen Morgen des 1. Mai solche Wassermassen herab, daß er mir beinahe alle meine Lebensmittelvorräte verdarb und meine Blechbüchsen mit Wasser füllte — ein Unfall, welcher mich zwei Tage lange aufhielt.

Nach meiner Besteigung des Berges und meiner Ankunft auf der anderen Seite am Oberlauf des Mazaruni, gerade oberhalb der großen Fälle von Chichi, stieß mir ein ernster Unfall zu, welcher beinahe meinen Forschungen ein Ziel steckte. Als ich einige meiner Pulverflaschen geöffnet und das Pulver naß gefunden hattte, machte ich mich thörichterweise daran, dasselbe in einer Blechpfanne über einem langsamen Feuer zu trocknen. Ich hatte etwa zwölf Flaschen getrocknet, als mir unglückseligerweise ein halbes Pfund Pulver explodierte und mich schwer an Gesicht und Händen und an den Vorderarmen verbrannte. Ich lag hier fünf Tage lang in heftigen Schmerzen und beschloß dann, einige indianische Hütten zu erreichen, welche ungefähr 17 e. Ml. entfernt waren. Ich legte die Reise in einem einzigen Tage zurück, denn die Indianen benahmen sich herrlich, trugen mich einen Teil des Weges und reichten mich über ihre Köpfe hin von Hand zu Hand einander zu, wenn es nötig war, über einen Fluß zu setzen, wobei den mitten im Flußbett stehenden das Wasser beinahe bis an den Hals reichte. Als ich bei den Hütten ankam, wurde ich von einem Kreolen der Kolonie, Mr. James Ashby, verpflegt, bis ich wieder genas, worüber beinahe ein Monat verging.

In den Wäldern und auf den Savannen in der Nachbarschaft dieser Hütten wurde meine sogenannte „Sammlung der Merumé-Berge" gegründet und hier hatte ich das Vergnügen zwei sehr schöne neue Kolibris, Lophornis pavonius und Heliodoxa xanthogonys, nebst vielen anderen neuen Vogelarten zu entdecken. Ich machte mit meiner Sammlung gegen Ende August 1881 eine Reise nach Georgetown, schickte dieselbe nach England ab und traf Vorbereitungen für meine erste Reise nach Roraima.

Nachdem ich diese Reise am 14. September 1881 von Bartica Grove aus angetreten und am 24. September Camacusa erreicht hatte, war ich hier bis zum 19. Oktober damit beschäftigt, das Gepäck anzuordnen und Indianen anzuwerben, welche mir zu Trägern auf der Ueberlandreise dienen sollten. Dies gelang mir nach Wunsch, und ich kehrte im August 1882 mit meiner Sammlung nach Georgetown zurück und schiffte mich nach England ein, wo ich ungefähr um die Mitte Septembers eintraf.

Als meine Sammlung in England untersucht wurde, fand sich, daß sie zwar sehr schön war und einige Arten enthielt, welche der Wissenschaft noch neu waren, daß mir aber noch immer einige von Schomburgk mitgebrachte Vögel fehlten, nach welchen in vielen Sammlungen nicht allein in England, sondern auch auf dem Kontinent starke Nachfrage war. Ich beschloß daher wieder nach Guiana zurückzukehren und dieselben aufzubringen und verließ zu diesem Zweck am 2. November England in dem Dampfer „Roraima". Nach einer Abwesenheit von 15 Monaten im Innern kehrte ich nach Georgetown zurück, schiffte mich mit meinen Sammlungen wieder nach England ein und langte daselbst am 26. Juni 1884 an.

Ich will hier ein Erlebnis erzählen, welches den probehaltigen Charakter meiner treuen indianischen Gefährten beweist. Auf dem Wege von Camacusa abwärts stieß mein Boot beim Passieren gewisser Stromschnellen an einen Felsen, schlug beinahe ganz um und schleuderte mich und einige der Indianen in die reißende Strömung hinein. Da ich nicht schwimmen kann, so ward ich vor drohender Todesgefahr nur durch die Hingebung meiner Indianen gerettet, welche zu mir herschwammen und mich im Wasser flott erhielten, bis die anderen das Boot zu unserer Rettung herbeibringen konnten.

Zum Schluß darf ich hier anführen, daß die Ergebnisse dieser letzten Expedition sich als höchst befriedigend

erwiesen haben — ich erhielt alle die Vogelarten, die wir wünschten, und verschiedene andere zuvor noch unbekannte. Die Gesamtzahl der Arten, welche ich selbst nun in Britisch-Guiana gesammelt habe, dürfte sich auf nahe an 400 belaufen.

I.

Reise nach Kukenam.

Da ich auf meiner früheren Reise die Besteigung der Merumé-Berge von den Ufern des Merumé-Flusses aus im Mai 1881 sehr steil gefunden hatte, so wollte ich den Versuch machen, Roraima über den Curubung-Fluß und von da den Calo, einen Nebenfluß des oberen Mazaruni, hinan, zu erreichen. Ich verließ Camacusa, einen Ort am Mazaruni, etwas oberhalb der Einmündung des Merumé, am 19. Oktober 1881. Mein Geleite bestand aus acht Indianen in meinem Boote, nebst anderen Indianen, welche in ihren eigenen Woodskins oder Kähnen mitgingen, um als Träger bei der Ueberlandreise zu dienen. Wir ruderten den Fluß hinauf und erreichten die Mündung des Curubung am Abend des 20. Oktober.

Am frühen Morgen des 21. brachen wir wieder auf und liefen in den Curubung ein, dessen Szenerie mit den Bergen in der Ferne vor uns wunderschön war. Der Fluß ist um diese Jahreszeit nicht sehr breit und verfolgt einen sehr gewundenen Lauf. Am Nachmittag erreichten wir zwei Hütten auf einer kleinen Lichtung, ungefähr halbwegs von der Stelle, wo wir die Boote zu verlassen hatten. Hier mußte ich drei Tage verweilen, weil die Indianen noch weitere Leute als Träger aufbringen mußten.

Ich verließ die Lichtung am 24. in aller Morgenfrühe und erreichte den Landungsplatz etwa um 1 Uhr; hier wurden wir dann einige Zeit aufgehalten, um die Boote auszuladen und die Traglasten für die Indianen anzuordnen. Ich schickte auch die Boote zurück, um sie bis zu meiner Rückkehr in Verwahrung der Indianen auf der Lichtung zu lassen. Der Anstieg der Berge von dieser Seite war sehr allmählich bis zur Höhe von etwa 900 Fuß, dann führte der Pfad eine ziemliche Strecke weit über beinahe ebenen Boden, und dies währte mit sehr geringer Steigung den ganzen nächsten Tag fort, und auf diesem sanften Anstieg setzten wir über viele Bäche bis ungefähr um 10 Uhr Vormittags am 26., wo wir den Berg bis zu einer Höhe von mehr als 2000 Fuß zu ersteigen hatten; dann ging es wieder etwas abwärts und wir kamen zu einer kleinen Lichtung, von wo aus wir eine herrliche Aussicht auf das umliegende Gelände hatten. Von hier an ward der Abstieg viele Hundert Fuß tief sehr steil, bis wir ein Flüßchen erreichten, über welches wir setzten.

Am 27. führte unser Weg durch die schönste Gegend, welche ich je in Britisch-Guiana gesehen hatte, und ungefähr um 8 Uhr Vormittags erreichten wir den Fluß Membaru, wo die Indianen leider nur zwei kleine Kähne finden konnten und ich wieder bis spät am Nachmittag warten mußte, während meine Leute hinüber und herüber fuhren und mein Gepäck einnahmen. Gegen 5 Uhr Nachmittags schiffte ich mich in einem kleinen Kahne mit einem Indianen und meinem indianischen Diener Thomas Gill ein, welcher mich auch auf meiner früheren Fahrt nach den Merumé-Bergen begleitet hatte und dessen Begeisterung für die Entdeckung fremder Vögel für die Wissenschaft von großem Nutze gewesen war; denn obschon thatsächlich, wenn ich diese Reisen nicht gemacht hätte, die in den Wäldern von Merumé und Roraima vorkommenden Vögel wahrscheinlich noch auf manche Jahre das Licht der Welt nicht erblickt hätten, so hätte ich für mich wenig leisten können ohne die Beihülfe jenes Indianen und seine Geschicklichkeit, in die dichsten Urwälder einzudringen und seinen Weg wieder herauszufinden.

Nach einer vielfach gewundenen Fahrt, deren Schwierigkeiten noch durch die unzähligen abgestorbenen Bäume im Flußbett und die überhängenden Aeste vermehrt wurden, erreichten wir offenes Wasser und mußten eine kleine Stromschnelle hinabfahren, an deren Fuß ich, da es nun zu dunkeln begann, alle meine Indianen fand, welche mit Feuerbränden in den Händen meine Ankunft erwarteten und mir zuriefen, ich solle nach dem Ufer steuern, wo sie standen, da der Fluß etwas weiterhin über große Felsen hintose und einen respektablen Wasserfall bilde, welcher bei den Indianen „Arrawatawick" heißt. Es führt hier ein Pfad überland um den Wasserfall herum und an den Fuß desselben, und hier hatten meine Leute, wie ich nun fand, mein Zelt aufgeschlagen und mein Abendbrot bereitet. Sie lachten und schwatzten beinahe die ganze Nacht, denn einige von ihnen waren auf den Fischfang unterhalb des Wasserfalls gegangen, und dies in Verbindung mit dem Rauschen des Wassers, den Lagerfeuern und der wilden Szenerie, verschaffte mir die Empfindung eines Vergnügens, wie ich es nie zuvor in einer volkreichen Stadt verspürt hatte.

Am frühen Morgen des 28. traf ich mit einigen Indianen, welche sich in der Nachbarschaft gelagert hatten, ein Abkommen wegen der Miete von acht Kähnen, worauf wir rasch den Membaru hinunterruderten und ungefähr um 1 Uhr Nachmittags in den oberen Mazaruni unter der Einmündung des Carimang-Flusses einliefen. Während der Ueberlandreise hatten meine Indianen mich beredet, um Roraima zu erreichen, lieber den Carimang (welchen die Indianen, beiläufig bemerkt, Camurang nennen) hinaufzufahren, da der Cako sehr seicht und voll Baumstämmen sei, besonders umsomehr, als nun die trockene Jahreszeit war; ihrer Aussage zufolge sollten wir nun in einen anderen Fluß zu unserer Linken einlaufen, welcher aus den höheren Bergen in der Nachbarschaft des Roraima herabkam. Sie erzählten mir auch, es sei vor einigen Jahren ein Weißer auf diesem Wege nach dem Roraima gegangen, aber ich vermochte über ihn nichts weiter zu erfahren.

Der obere Mazaruni ist an dieser Stelle ein großer Fluß mit sanfter Strömung. Zu Berg rudernd, passierten wir mehrere Stromschnellen, in deren einer ein Kahn barst und es den Indianen nur mit Mühe gelang, meine Kisten an's Ufer zu schaffen, da der Kahn in tiefem Wasser unterging. Ich ließ zwei Indianen zur Bewachung der Kisten zurück, fuhr weiter und bog etwa um 5 Uhr Nachmittags in die Mündung des Carimang ein, von wo ich einen der Kähne zurückschickte, um die beiden Indianen und meine Kisten zu holen.

Wir brachen am andern Morgen sehr früh auf und ruderten den Carimang hinan, welcher ein schöner Fluß ist, aber einen sehr gewundenen Lauf hat, so daß wir an einer Stelle uns beinahe das Rudern eines halben Tages ersparten, indem wir die Kähne auspackten, sie etwa 150 Schritte über Land trugen und dann wieder im Flusse aussetzten. Als ich an dieser Stelle den Fluß hinabsah, gewahrte ich einen hohen Berg, dessen Fuß bis zum Flusse herabkam und ihn wahrscheinlich zwang, so weit von seinem geraden Lauf abzuweichen.

Die Ufer des Flusses schienen dicht bevölkert zu sein, da wir an vielen Landungsplätzen vorüberkamen, wo die Indianen meine Ankunft erwarteten (da sie mein Kommen von einigen ihrer Landsleute erfahren hatten, welche mir vorausgeeilt waren), um mir Yamswurzeln, Kassawabrot, Bananen u. s. w. in Tausch gegen Glasperlen und blaues Tuch anzubieten. An einer dieser Anländen mietete ich noch mehr Indianen als Träger für die Lebensmittel, welche ich gekauft hatte, da ich im Zweifel war, ob ich in Roraima einen Vorrat bekommen könnte, und ich blieb an diesem Platze bis Montag.

Die Ackawoise-Indianen, welche den Mazaruni und seine Zuflüsse bewohnen, haben ihre Hütten gewöhnlich in ziemlicher Entfernung von den Flußufern, in der Nähe irgend eines kleinen Wasserlaufes, und es ist daher nicht möglich, die Bevölkerung des Bezirkes genau zu schätzen.

Am 31. brach ich mit 29 Indianen, welche zu Lastträgern dienen sollten, von der Anlände auf und fuhr den Carimang hinauf, welcher eine sehr starke Strömung hat und viele Krümmungen macht. Ich erreichte den Atapurau, welcher im Hinaufweg links in den Carimang fällt, erst am 1. November um 2 Uhr Nachmittags. Der Atapurau ist ein schöner Fluß mit einer sehr starken Strömung und kommt vom Berge Eleutewer, einem der höheren Punkte auf der Hochebene in der Nähe des Roraima, herab; er findet sich auf keiner Karte eingezeichnet, obwohl er von ziemlicher Größe und darum wichtig ist, und ich kann meines Bedünkens darauf Anspruch machen, sein Entdecker zu sein. Am 2. November um 11 Uhr Vormittags erreichten wir die letzte Indianenhütte unmittelbar unterhalb einiger Fälle, über welche wir die Kähne hinaufziehen mußten, passierten bald die Mündung des Flüßchens Cutaqua, welches von rechts her einmündet, und gelangten am Nachmittag endlich an eine Anlände auf dem rechten Ufer unmittelbar unter einem großen Wasserfall. Ein kleines Flüßchen an der Anlände, welches von rechts einmündet, heißt Attacumen.

Während unserer Reise überland und diese Flüsse herauf hatten wir nur wenige Vögel gesehen, nur einige Eisvögel und Kormorane und den gewöhnlichen Ibis (Ibis falcinellus); im Walde hörte ich viele Drosseln singen und gelegentlich auch den Glockenvogel (Chasmorhynchus niveus), ebenso schossen wir auf dem Fluß eine große Bisamente.

In aller Morgenfrühe des 3. November begannen wir den Berg zu ersteigen; als wir, in einer Höhe von ungefähr 2500 Fuß über dem Meere, auf die Höhe kamen, mußten wir noch lange durch dichten Wald wandern, bis wir um 1 Uhr Nachmittag auf die offene Savanne herauskamen und eine glorreiche Aussicht hatten. Hügel über Hügel erstreckten sich weithin nach Westen, offene Savannen und bewaldete Hügel zogen sich zu unserer Linken hin und der hohe Berg Eleutewer stand gerade vor uns.

Wir wanderten eine kurze Strecke den Ufern des Carimang-Flusses entlang, welcher hier ungefähr 30 Fuß breit ist, schritten dann über die Savanne hin und setzten über viele kleine Flüßchen, worunter einige reißend und sehr tief waren. An einem derselben wurden wir einige Zeit aufgehalten durch die Jagd auf den Capybara (Hydrochoerus capybara), der bei den Eingeborenen waterhaas heißt, nach dem Namen, welchen ihm die holländischen Kolonisten gegeben haben. Wir schossen zwei Exemplare, die uns ein sehr reichliches Wildpret lieferten. Gegen 5 Uhr Nachmittags bogen wir in einen großen Wald ein, durchwanderten diesen ein Stück weit und kamen an einen mäßig großen Fluß, den meine Indianen Waurpa nannten. Nachdem wir diesen auf einem umgestürzten Baum überschritten hatten, lagerten wir uns für die Nacht. Bei Tag war zwar das Reisen sehr angenehm, aber die Nächte waren sehr kalt und ich war daher froh, daß unter meiner Hängematte ein kleines Holzfeuer angezündet wurde.

Unsere Wanderung am Vormittag des 4. ging über die offene Savanne, bis wir an einen kleinen Wasserlauf kamen, über denselben setzten und nun einen Pfad einschlugen, der in den Wald hineinführte, worauf wir etwa 500 Fuß hoch einen steilen Hügel anstiegen, welcher stellenweise mit sehr dichtem Unterholze besetzt war. Nach einiger Zeit traten wir wieder auf die offene Savanne heraus und bekamen bald den sonderbaren Berg Kukenam zu Gesicht. Diese beiden Berge mit ihren wunderbar steil abfallenden Seiten fassen die Eingeborenen gewöhnlich unter dem einen Namen des Roraima-Gebirges zusammen, allein auf meine Erkundigung bei den in der unmittelbaren Nachbarschaft wohnenden Indianen erfuhr ich, daß der eine Kukenam, der andere Roraima heiße. Ich hatte 30 Indianen bei mir, die alle im Gänsemarsch aufzogen, ich hintendrein, und so wanderten wir meilenweit über die

Savanne hin, bis wir um 4 Uhr Nachmittag die Ufer eines Flusses namens Cama erreichten, über diesen setzten und dann in einem Wäldchen unser Nachtlager aufschlugen.

Die Spärlichkeit des Tierlebens, welches man auf diesen Reisen sieht, ist erstaunlich, und erst, wenn man sich einige Zeit an einer Oertlichkeit aufgehalten hat, lernt man die Menge der Arten an diesem Standort kennen, zum großen Erstaunen des Reisenden, welcher vielleicht unterwegs nicht ein Dutzend Vögel gesehen hat.

Unser Marsch am 5. ging über die Savanne hin, dann ein Stück weit durch einen Wald, jenseit dessen der Pfad über die Savanne wieder um ungefähr 700 Fuß anzusteigen begann. Nachdem wir den Gipfel erreicht hatten, rasteten wir eine Stunde. Nach Westen hin war schönes Savannen-Gelände zu sehen und niedrige Hügel mit bewaldeten Abhängen. Da meine Leute sehr ermüdet waren und ich eine Indianenhütte am Kukenam erreichen wollte, so bog ich von dem gewöhnlichen Indianenpfade ab und wir gelangten zu der Hütte um 6 Uhr Abends, nachdem wir auf einem mit eckigen Steinchen und kantigen Felsstücken bestreuten Pfad, welcher die Indianen zum Anlegen ihrer Sandalen nötigte, einige Hundert Fuß herabgestiegen waren. Wir legten an diesem Tag unfähr 25 e. Ml. zurück. Einige der Indianen, welche schwerer beladen waren als die anderen, erreichten die Hütte erst am anderen Morgen und hatten in der Savanne geschlafen.

Am 6. war ich emsig damit beschäftigt, eine Skizze von den Bergen Eleutewer, Huya-gabya-puer und Kukenam aufzunehmen, und ich berechnete, obwohl ich keine Instrumente zur Höhenmessung hatte, daß die direkten vertikalen

Südliche Ansicht des Berges „Kukenam".

Seiten des Kukenam sich ungefähr 1000 Fuß über geneigtere Teile erheben dürften. Ich konnte zwar Bäume auf dem Gipfel desselben unterscheiden, allein sie konnten nach meinem Dafürhalten nicht groß sein, da der Humus an der Oberfläche nicht tief sein dürfte, weil der Fels bis zum Gipfel hinan zu reichen scheint. Zu dieser Jahreszeit bemerkte ich auch keine Wasserfälle, konnte aber später nach starkem Regen deren zwölf zählen, welche von dieser Seite herabkamen.

Es erscheint unmöglich, entweder diesen Berg oder den Roraima[1] anders als mittelst eines Luftballons zu ersteigen, und selbst dies könnte nur von der Südseite her geschehen, weil der starke Wind beständig aus dieser Richtung bläst. Unter Umständen wäre es vielleicht möglich, den Berg durch Aufbau von Gerüsten zu ersteigen, wozu man sich des Holzes der großen Wälder an seinen Abhängen bedienen könnte; es wäre aber in diesem Falle eine Arbeit, welche viel Zeit und große Kosten erfordern würde. Ein einzelner Reisender wäre vielleicht imstande, sich einen hinreichenden Vorrat von Lebensmitteln zu verschaffen, allein eine große Reisegesellschaft müßte alles zu ihrem Unterhalt erforderliche mitbringen und würde vielleicht noch auf Widerstand von seiten der Indianen stoßen, welche gegen die Ankunft jeder größeren Anzahl von Fremden mißtrauisch und eifersüchtig sind. (Schluß folgt.)

[1] Mr. C. Barrington Brown, der Regierungs-Feldmesser von Britisch-Guiana, welcher 1869 diesen Bezirk besucht hat, schätzt die Kämme des Roraima auf 8 bis 12 e. Ml., die des Kukenam sogar noch höher. Vergl. dessen „Canoe and Camp Life in British-Guiana." S. 124.

Die Pororóca oder der Zeitstrom am Amazonas.

Von J. C. Branner.

Als ich im Jahre 1881 den Amazonenstrom bereiste, hatte ich Gelegenheit, einige der Wirkungen eines Phänomens zu beobachten, welches in Verbindung mit den Springfluten an der nördlichen Mündung dieses Stromes vorkommt. Es ist den Indianern und Brasilianern als die Pororóca[1]

[1] Dieses Wort stammt aus der Tupy- oder Ursprache der Eingeborenen Brasiliens und ist das unter den Brasilianern ausschließlich übliche für diese Erscheinung. Der Pater Joao Tavares sagt, es sei wahrscheinlich eine frequentative Form, abgeleitet von dem Tupy-Worte opoe, welches „mit einem Geräusch zerbrechen" bedeutet.

bekannt und scheint nach meiner unmaßgeblichen Meinung identisch mit dem Zeitstrom am Hughyarm des Ganges zu sein. Ich bedaure sehr, daß ich gleich Condamine,[1] welcher um 1740 diese Gegenden bereiste, diese Erscheinung nicht in ihrem wirklichen Vorkommen beobachten konnte; allein der Herr, dessen Gast ich damals war und auf dessen Schiff ich als Passagier fuhr, war über meine Aeußerung eines derartigen Wunsches förmlich entsetzt, während seine Bootsleute einmütig und andächtig ausriefen: „Gott verhüte, daß wir jemals die Pororóca selbst erleben sollten!" und später an meinem gesunden Menschenverstande zweifelten. Ich wage jedoch trotzdem hier einige der Ergebnisse meiner eigenen Beobachtung zu geben, damit diejenigen, welche künftighin diese Region besuchen, welche eine noch verhältnismäßig so wenig bekannte ist, den Umfang der damit verbundenen Zerstörungen und Wiederanschwemmungen von Land, welche mit dem Auftreten jener Erscheinung verbunden sind, selber sehen und so viel wie möglich bestätigen können.

Ich war auf einem Ausflug von Macapá (einem Städtchen auf dem nördlichen Ufer des Amazonas und ungefähr 100 e. Ml. von seiner Mündung) stromabwärts nach dem Ozean und von da den Araguary-Fluß hinauf, so weit sich derselbe als schiffbar ergeben sollte. Der einzige bewohnte Ort am Araguary ist ein Militärposten, die sogenannte Colonia Militar Pedro Segundo. In Macapá lernte ich den dermaligen Direktor desselben, Lieutenant Pedro Alexandrino Tavares, kennen und ward von ihm eingeladen, den Araguary zu besuchen.

Die Fahrt ward von Macapá in einem kleinen Segelboote den Amazonas hinab bis zum Ozean und von hier den Araguary hinauf gemacht. Unsere Abfahrt ward so eingerichtet, daß wir jenen Teil der von der Pororóca heimgesuchten Region genau um diejenige Zeit erreichten, wo die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, mit derselben zusammen zu treffen, nämlich zur Zeit der Nippfluten. Die Fahrt stromabwärts ging gerade gegen den Wind, und erst fünf Tage nach der Abreise von Macapá liefen wir in einem Igaripe auf der Insel Porquinhos an, um den Wechsel der Gezeiten abzuwarten. Ich hatte bereits Inseln gesehen, welche angeblich von der Pororóca halb fortgespült, und solche, welche von ihr angeschwemmt worden waren; ich hatte an den Küsten die Beweise von ihrer furchtbaren Zerstörungskraft im Hinwegreißen von Wäldern und Wegspülen ganzer Uferstrecken gesehen; allein erst auf dieser Insel war ich imstande, einige von ihren Wirkungen ganz in der Nähe und mit voller Muße zu besichtigen. Nach diesen Wahrnehmungen aber war ich nur um so begieriger, die Pororóca selbst mitzumachen. Meine Aeußerungen in diesem Sinne wurden jedoch von dem Direktor nur mit einem ominösen Stillschweigen und meine Fragen mit weiteren Ausdrücken des Entsetzens beantwortet.

Kurz darauf traf ich einen Mann, welcher selber eine Pororóca erlebt hatte, und befragte ihn darüber; ich will daher erst seine Schilderung derselben geben und dann erst von ihren Wirkungen sprechen, die ich selbst beobachtet habe. Dieser Mann war ein Soldat im brasilianischen Heere, welcher bei dem fraglichen Anlasse mit einigen anderen Soldaten in einem offenen Boote von der Kolonie nach Macapá fuhr. Als sie die Mündung des Araguary erreichten, fuhren sie mit der Flut hinunter, welche sie in den Stand setzen würde, die Untiefen zu passieren und den Amazonas hinaufzufahren. Bald nachdem die Flut ihren Höhepunkt erreicht hatte, sahen sie vom Ozean her etwas in einer langen weißen Linie ihnen entgegenkommen, welches immer größer und weißer wurde, je näher es kam. Jetzt hörten sie auch einen Lärm gleich dem Rollen von fernem Donner, welcher immer lauter ward, je mehr die weiße Linie sich näherte, bis es ihnen vorkam, als sei der ganze Ozean plötzlich angeschwollen und woge rollend und donnernd gegen sie heran, brause über den Rand jener weißen Wassermasse wie ein Wassersturz von vier bis sieben Meter Höhe herein und verbreite sich über den ganzen östlichen Horizont. Dies war die Pororóca. Beim Anblick der herandringenden Wasserflut wurde die Mannschaft äußerst demoralisiert, warf sich weinend und betend auf den Boden des Bootes nieder und erwartete jeden Augenblick, dieses von den Wogen zerschmettert und sich selber vom Meere verschlungen zu sehen. Der Lotse hatte jedoch die Geistesgegenwart, den Anker fallen zu lassen, ehe der Wasserschwall das Boot erreichte; als dieser heranschlug, wurden sie erst heftig vorwärts geschleudert und emporgehoben, dann wie ein Kork auf der Woge, welche der Wasserschwall zurückließ, hin und hergeschleudert, wobei sich das Boot beinahe mit Wasser füllte. Allein ihre Heimsuchung war noch nicht zu Ende, denn bevor sie noch das Boot ausgeschöpft hatten, schlugen noch zwei derartige Seeen in kurzen Zwischenräumen über sie herein, warfen sie in derselben Weise herum und ließen sie endlich nur einen Steinwurf weit vom Ufer, woran eine weitere solche Woge sie zerschmettert haben würde. Sie hatten in der Mitte des Stromes, welcher hier mehrere englische Meilen breit ist, geankert, ehe die Wogen sie erfaßten, und daraus mag man die Wucht dieses Zeitstromes abnehmen.

Allein keine Schilderung dieser Wasserstörung vermag einen so tiefen Eindruck zu machen, als die Spuren der Verwüstung, die sie am Lande zurückläßt. Die stumme Geschichte der entwurzelten Bäume, welche in einander verwirrt und verfilzt am Strande liegen bleiben, zuweilen halb im Sande vergraben, als ob sie nur ebensoviele Späne oder Papierschnitzel gewesen wären, macht einen erschütternden Eindruck. Wälder, die so dicht sind, daß ich

[1] Condamine war bekanntlich 1735 von der Pariser Akademie der Wissenschaften nach Südamerika geschickt worden, um astronomische Beobachtungen anzustellen. Seine Schilderung der Pororóca ist die einzige, auf welche bisher alle gegebenen Berichte sich basiert haben.

von ihrer Dichte und ihrem Düster gar keinen annähernden Begriff geben kann, werden entwurzelt, zerrissen und wie Spreu fortgefegt; und wenn dann die volle Wucht der anprallenden Wogen gebrochen worden ist, so rauschen sie landeinwärts und lassen die Trümmer, mit denen sie beladen sind, durch die Wälder hin zerstreut in Haufen zurück. Die gewaltigsten Wurzeln der größten Bäume vermögen der Pororóca nicht zu widerstehen, denn der Boden selbst wird an vielen Stellen bis zu großen Tiefen aufgerissen und fortgeführt, um Barren zu bilden, alte Inseln zu vergrößern oder neue anzuschwemmen. Bevor ich selber diese Zeugnisse der Zerstörungskraft der Pororóca gesehen, hatte ich die gehörten Schilderungen derselben für Uebertreibungen gehalten, allein nun ich sie besichtigt hatte, war kein Zweifel mehr möglich. Die unteren oder nördlicheren Enden der Inseln Bailique und Porquinhos schienen zur Zeit meines Besuches die Gewalt der Wogen noch mehr zu verspüren, als irgendeine der andern Inseln an der Südostseite des Stromes, während an der Nordseite der Wald hinwegerissen und die Ufer noch bis weit über Ilha Nova hinauf ausgewaschen wurden.

Die Erklärung, welche Condamine von dieser Erscheinung gibt, scheint die richtige zu sein, nämlich daß sie von den einlaufenden Springfluten herrührt, welche an einigen Stellen auf Widerstand in Gestalt ungeheurer Sandbarren und an anderen Stellen in Gestalt schmaler Kanäle stoßen.

Die meisten Personen, welche der Pororóca erwähnen, behaupten, sie erstrecke sich den Amazonenstrom hinauf bis Macapá, und die Bewohner dieses Ortes schreiben in der That auch das rasche Hinwegreißen der Ufer in der Nähe ihrer Stadt den Verheerungen der Pororóca bei. Allerdings werden diese Ufer rasch hinweggerissen, und man hat in diesem Teile des Landes sehr häufig den Anblick von Häusern, die wie auf Stelzen stehen und deren Fußboden nun beinahe zwei Meter über dem Erdboden liegt, obwohl diese Häuser ursprünglich ein-, zwei-, dreihundert Fuß vom Wasser erbaut worden waren, welches sich nun so weit ins Land hineingefressen hat, daß jene endlich ins Wasser fallen. Ein Teil des alten Forts zu Macapá war zur Zeit meines Besuches im Begriff zusammenzustürzen, weil das Land worauf es erbaut war, hinweggeschwemmt worden war, aber alles dies ist nur die Wirkung einer reißenden Strömung, denn die Brandung der Pororóca erreicht Macapá nicht mehr, wenn sie sich auch noch etwas weiter gen Westen erstrecken mag. Ueberdies herrscht ein bedeutender Unterschied im Charakter zwischen den Abschwemmungen durch die Pororóca und den Hinwegschwemmungen, welche von der gewöhnlichen Strömung des Flusses oder von Ebbe und Flut herühren. Diese letzteren arbeiten von unten, unterminieren und erweichen das Ufer und verursachen jene Einstürze, die man im Thal des Amazonas als terras cahidas, eingefallene Ufer, bezeichnet. Das Land fällt in Abschnitten von verschiedener Länge und Breite in den Strom und diese Abschnitte bilden nicht selten meilenlange zeitweilige Terrassen. Diese terras cahidas sind bei Hochwasser am oberen Amazonas ungemein häufig und sehr ausgedehnt, allein auch in kleinerem Maßstabe an verschiedenen Orten das ganze Thal entlang zu sehen. Die Strömung unterwühlt an solchen Stellen streckenweit das Ufer und das ganze Werk der Zerstörung geht von unten her vor sich; in einem gegebenen Zeitpunkt stürzt der unterwaschene Boden ein und wird von der Strömung fortgerissen, aber das Werk der Zerstörung bleibt dabei nicht stehen; die Strömung nagt von neuem an einer Uferstelle, unterwascht auch diese, bis sie einstürzt und wiederholt an der gleichen Stelle denselben Prozeß mehrmals bis das Strombett breit genug geworden ist und die Strömung keine Hindernisse mehr findet. Solcher Stellen findet man am unteren Amazonas gar viele.

Bei der Pororóca dagegen wird das Wasser förmlich gegen die Ufer und Küsten gepeitscht, die Erde wird von oben wie von unten hinweggespült und das Gestade vollkommen kahl zurückgelassen. Die Tiefe, bis zu welcher die Ufer hinweggeschnitten werden, zeigt, daß auch diese Störung eine tiefgehende ist, so zwar, daß an der Nordwestseite der Insel Porquinhos die tiefste Stelle im Fahrwasser des Stromes im Jahr 1881 dicht bei dieser Insel war, wo die Wirkung der Pororóca sich am heftigsten äußerte.

In dieser ganzen Region trägt die Pororóco am meisten zu den raschen und deutlichen Veränderungen bei, welche fortwährend vor sich gehen. Das Wasser des Amazonas ist außerordentlich schlammig, und diese Störungen an verhältnismäßig seichten Stellen machen es noch schlammiger und sättigen es mit all' dem Niederschlag, den es möglicherweise tragen kann. Selbst als ich in den Araguary einlief, zu einer Zeit, wo die möglichst geringe Störung durch Ebbe und Flut stattfand, war das Wasser in der Mündung dieses Flusses so schlammig, daß, wenn man es in einem Gefäß nur eine Minute lang hinstellte, sich sogleich ein Niederschlag bildete, obwohl das Wasser des eigentlichen Araguary bis zu den Beados hinunter von klarer dunkler Farbe ist. Allein die Arbeiten des Hinwegreißens und Wiederaufbauens gehen gleich schnell vor sich und der Pflanzenwuchs nimmt rasch Besitz von dem, was das Meer ihm darbietet, und während einige Eilande fortgespült oder hinweggerissen werden, werden andere wieder aufgebaut, alte Wasserläufe ausgefüllt, Inseln mit dem Festlande verbunden und Vorgebirge und Landspitzen hinausgebaut. Nordwestlich von Faustinho ist ein Eiland, bekannt unter dem Namen Ilha Nova (Neue Insel), das etwa 10 e. Ml. lang und 3 breit war, als ich es sah, und das nach der Versicherung glaubwürdiger Personen sechs Jahre zuvor noch nicht vorhanden war. Im Jahre 1881 war es mit dichtem Wald bedeckt; die jungen Pflanzen sproßten dicht am Wasserrand und dahinter stiegen stufenweise immer höhere Gewächse an, so daß die Vegetation

sich aufwärts und rückwärts zu einem Walde erhob, der in der Mitte der Insel eine Höhe von 20 bis 30 m. haben mochte. Die auf dieser Insel wachsenden Pflanzen waren alle von einer Art, der sogenannten Ciriúba oder Xiriúba, einer Avicennien-Art. Wiederum war an der Südseite der Mündung des Araguary eine Landspitze von etwa 6 e. Ml. Länge und dicht mit Vegetation bedeckt, von jungen Trieben an bis zu Büschen von 6 m. Höhe. Man versicherte mir, diese Landspitze sei ein Jahr früher nur eine Sandbarre ohne eine Spur von Pflanzenwuchs gewesen. Das Westende der Insel Porquinhos war bekannt als Ilha Franco, allein der Kanal, welcher sie von Porquinhos trennte, war allmählich zugeschwemmt worden und die beiden Inseln waren nun Eine, obschon das obere Ende davon noch immer als Franco bekannt ist. Die Landspitze in der Mündung des Araguary, welche als die Ilha dos Veados (Hirschinsel) bekannt ist, war zur Zeit meines Besuches nahezu mit dem Festlande verbunden. Vor wenigen Jahren aber passierten die Schiffe, welche den Araguary befuhren, noch den Kanal an der Südseite der Insel, der 1881 nicht mehr schiffbar war, und Veados war im Begriff sich rasch mit dem rechten Ufer zu vereinigen.

Infolge dieses Hin- und Herschiebens der festen Bestandteile wissen die Lotsen niemals, wo sie den Eingang zu dem Araguary finden sollen. Die eine Woche mag das Fahrwasser an der Nordseite zwei Faden tief sein, in der nächsten Woche liegt es in der Mitte oder mag ganz verschwunden sein und das ganze Flußbett sich vollkommen seicht zeigen mit nur einem Faden Wasser quer über die ganze Mündung. In diesem letzteren Zustande war die Barre, als ich sie 1881 passierte. Damals erstreckte sich eine andere Barre vom östlichen Ende von Bailique aus, während etwas weiter draußen südlich von derselben Linie sich eine andere Barre hindehnte. Die wandelbare Beschaffenheit der Sandbarren in der Nähe der Mündung der Araguary macht das Einlaufen von Schiffen, welche mehr als einen Faden Tiefgang haben, sehr gefährlich, ausgenommen bei hoher Flut. Da aber hohe Fluten und die Pororóca gleichzeitig kommen, so können nur Dampfer von geringem Tiefgang einlaufen, wenn sie außerhalb der Barre so lange warten, bis die Wucht der Pororóca vorüber ist.

Die wenigen Kähne oder kleinen Segelschiffe, welche in diesen Strom einlaufen (wahrscheinlich kaum ein halbes Dutzend im Jahre), pflegen mit der ablaufenden Ebbe an Bailique vorüber herabzukommen, nordwärts von der Barre, die von der Südseite von Araguary vorspringt, vor Anker zu gehen und hier den Eintritt der Flut abzuwarten und mit dieser den vorgenannten Fluß hinaufzufahren; sie müssen jedoch Sorge tragen, diesen Punkt nur dann zu passieren, wenn die Gezeiten am wenigsten bemerkbar sind.

Obwohl die Brandung der Pororóca sich den Araguary hinauf noch bis auf die Mitte zwischen Veados und der Mündung des Apureminho erstreckt, so erscheint ihre Wucht doch durch die Verengung des Stromes unterhalb Veados, durch die Krümmungen im Strombett und die Vegetation längs der Ufer, gebrochen zu werden. Diese Vegetation ist von derjenigen Art, gegen welche die Pororóca am wenigsten auszurichten scheint, nämlich Bambus. Dieses Röhricht wächst dicht am Strom von der Nähe der Mündung bis an den Fuß der Wasserfälle oberhalb der Kolonie und bildet einen Saum vor dem dahinter wachsenden schweren majestätischen Urwald, welcher von einer überwältigenden Schönheit ist, die jeder Beschreibung spottet Die Rohrbüsche nächst dem Fahrwasser beugen sich über, bis ihre anmutigen Federkronen die Wasserfläche berühren, und wenn dann die Pflanzen größer und älter werden, so neigen sie sich tiefer, bis der Strom von einem nachgiebigen Netz oder Geflecht von Rohr angefüllt ist. Ich maß eine Anzahl dieser Bambus, und die aufs Geratewohl aufgehobenen längeren waren 20 bis 25 m. lang und hatten einen Durchmesser von 7 bis 10 cm. Ein wirksamerer Schutz gegen die Pororóca ist kaum zu denken.

Auf den Inseln Bailique und Brigue fand ich die Wälder ganz verschieden von allem, was ich seither in den Tropen gesehen hatte. Diese Inseln werden, wie alle in diesem Teil der Gegend, einen Teil des Jahres hindurch bei der Hochflut überschwemmt und gleichen daher Schlammbänken, welche mit der üppigsten Vegetation bedeckt sind. Dieser Pflanzenwuchs wechselt mit der Oertlichkeit. Brigue ist seinem ganzen Uferrand entlang mit hohen Assai-Palmen, Bambus und verschiedenen Arten großer Bäume besäumt, welche sämtlich mit einer dichten Draperie von Sipós (Lianen) behangen und von Schling- und Klettergewächsen durchrankt sind, so daß diese eine beinahe undurchdringliche Bedeckung bilden. Innerhalb dieses Gürtels kommen mehrere andere Palmen vor, am häufigsten die Ubussú (Manicaria saccifera); dann reihen sich der Häufigkeit nach an: die Murumurú (Astryocaryum murumurú), die Urukury (Attalea excelsa, mit deren Nüssen der Kautschuk geräuchert wird) und die Ubim (Geónoma). Allein dieser Wald hat, den meisten tropischen Wäldern unähnlich, sehr wenig oder kein Unterholz, ausgenommen an den Rändern. Der größte Teil des Bodens stand ein bis sechs Zoll tief unter Wasser und die exponierten Stellen waren von dem stehenden schlammigen Wasser des Amazonas mit schönem Niederschlag bedeckt. Ich wanderte mehrere Meilen weit durch diesen Wald, ohne andere Palmen als die erwähnten zu finden. Der spärliche, über dem Wasser befindliche Boden wimmelte von Fährten von Hirschen, Pacas (Coelogenys Paca) und Cutias (Dasyprocta Aguti) u. s. w. und vielen Vogelarten), namentlich Watvögeln: aber es herrschte eine ununterbrochene Grabesstille bis auf das Krabbeln der kleinen Krabben, welche müßig an den gefallenen Palmwedeln herumkletterten oder träge im Schlamm nach Nahrung fischten.

Die unabsehbare Fläche schmutzigen Wassers, welche ungeheure Mengen Niederschlag ins Meer hinausträgt, die Pororóca, welche so heftig an den Küsten brandet, das

gröbere Material in die offene See hinausträgt und entwurzelte Wälder unter neugebildetem Lande vergräbt; die üppige Vegetation der Inseln und Niederungen, welche in diesem feuchtesten aller Klimate so rasch wächst und ebenso rasch verwest; das ganze Land, welches einen beträchtlichen Teil des Jahres hindurch von den Gewässern des Amazonas überschwemmt ist, alles dies zusammen macht einem den Eindruck der Wahrscheinlichkeit, daß diese sämtlichen Phänomene schon in längst vergangenen Zeitaltern wichtige geologische Agentien gewesen und noch heute sind, welche eine genaue Untersuchung, Beobachtung und Studium verdienen. Quer über die Mündung des Amazonas, auf einer Entfernung von 200 e. Ml. in der Breite und 400 e. Ml. weit ins Meer hinaus und von den Meeresströmungen nordwärts getragen, werden Schichten von Sandstein und Schieferthon rasch aus Material niedergeschlagen, welches teilweise auf dem ganzen Weg von den Andes herbeigetragen worden ist, während an vielen Stellen dichte tropische Wälder langsam unter dem feinen Niederschlag begraben werden, welchen die schlammigen Wasser des Amazonas absetzen. (Science.)

Zur Geschichte der Getreide-Arten und deren Einführung.

So wie der Mensch, getrieben vom Instinkte, die erste saftige Frucht von einem Baume brach, das erste Stück Fleisch sich abschnitt von einem durch Zufall getöteten Tiere, so war es sicherlich auch der Hunger, der ihn antrieb, die Körner irgend einer Grasart aus den Aehren zu lösen und zu verschlucken. Doch dürfte man kaum in der Annahme fehlgreifen, daß diese letztere Befriedigungsweise des Hungers schon einer ungleich späteren Zeitperiode angehört, als die ersteren, welche fraglos verlockender erscheinen mußten. Wo und wann alsdann die Völker auf die Idee kamen, anstatt der von der Natur ihnen unaufgefordert gespendeten nahrungsreichen Körner sich solche dadurch zu verschaffen, daß sie selbst deren Ausstreuung in die Erde übernahmen, das hüllt sich in ein absolut mythisches Dunkel, und es ist eine sehr auffallende Erscheinung, daß uns nirgends auf Erden, bei keiner Rasse, eine hierauf bezügliche Ueberlieferung erhalten ist. Und doch ward gerade dadurch der wichtigste, der folgenreichste Schritt gethan auf dem Wege von der Barbarei zu der Gesittung. Entweder finden in der Geschichte der Völker sich ganz plötzlich Bemerkungen, welche von einem Ackerbau, speziell von einer Kultur des Getreides, als von etwas schon längst Existierendem, so zu sagen Selbstverständlichem, berichten oder wir begegnen Sagen und Traditionen, welche den Ursprung dieser friedlichen Beschäftigung mit den Göttern in Verbindung bringen, Gottheiten als Lehrmeister in der Bestellung des Feldes namhaft machen. Derlei tritt uns besonders schön und innig entgegen bei den Griechen — wo gäbe es eine mehr von zartester Poesie durchhauchte Sage, als jene von der ihre geraubte Tochter suchenden Ceres, die als Erinnerung an das geliebte Kind und im eigenen, tiefsten Schmerze noch trachtend, Anderen Gutes zu erweisen, den wüsten Nomaden lehrte, den Acker zu pflügen, das goldene Samenkorn dem Schooße der Erde anzuvertrauen! Eine ähnliche Lehrer- und Vermittlerrolle spielte bei den Aegyptern Osiris, und bei Chaldäern, Medern, Chinesen, Hindus waren es immer Gottheiten, welche die erste Anleitung zum Ackerbau gaben.

Nun aber drängt sich die nur allzu berechtigte Frage auf: wie gelangten denn in der urältesten Zeit die Völker in den Besitz des Getreides? Fanden sie es wild innerhalb ihrer Grenzen wachsend oder kam es ihnen von auswärts zu — und in diesem Falle: von wo? — oder endlich, verstanden sie es, selbst wildwachsende Grasarten derart durch die Kultur zu veredeln, daß daraus jene Gewächsformen sich bildeten, die wir heute als „Getreide" bezeichnen? Wahrlich — leicht gestellt sind diese Fragen, genügend beantwortet aber können sie, trotz eines unglaublichen Aufwandes von darauf schon verwendetem Scharfsinne, noch immer nicht werden! Früher half man sich leicht genug über die Schwierigkeit, das Vaterland der Getreidesorten zu präzisiren, hinweg, und verlegte dasselbe, wie auch jenes aller unserer heutigen Haustiere, kurzweg in die „Wiege der Menschheit" — nach den zentralasiatischen Hochplateaux also. Nach und nach aber erwachte die Skepsis, man verlangte Beweise für solche Behauptungen, man führte — nicht ganz ohne Berechtigung — an, daß in solchem Falle in diesen Ländern sich die Urstammformen erhalten haben müßten, also auch aufgefunden werden könnten. Das aber erwies sich gerade als unmöglich, kein Reisender — und ihre Anzahl war bald keine geringe — welcher die fraglichen Gebiete durchforschte, vermochte das Urgetreide aufzufinden, so oft es auch behauptet ward; immer stellte früher oder später der Ungrund, der Irrtum sich heraus. Nach allem was wir bisher wissen, existieren heutzutage von unseren Getreidearten keine wildwachsenden Formen.

Kaum wird aber auch irgend jemand ernstlich an die Möglichkeit denken, daß in der urältesten Zeit, damals als es nur erst Jäger und Hirten gab, irgend ein Mensch auf die Idee verfallen sein sollte, die Körner irgendwelcher von ihm wildwachsend gefundenen Grasarten durch längere und sorgfältige Kultur zu verbessern, größer und mehlreicher zu machen. Niemand wird und kann — wie gesagt — dies im Ernst für möglich halten, sondern jedermann wird vielmehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß der Vorgang ein direkt umgekehrter gewesen sein müsse und die fraglichen Grasarten erst dann und aus dem Grunde eines Anbaues gewürdigt wurden, weil sie bereits eine derartige Güte — Vollkommenheit kann man es kaum nennen — besaßen, daß ihre Kultur sich als lohnend

erwies. Allerdings muß hiebei auch berücksichtigt werden, daß sich sehr wohl hinsichtlich der Größe der Körner unserer Kulturgewächse eine fortschreitende Vervollkommnung, ein Größerwerden nachweisen läßt. So sind nicht nur die in den Pfahlbauten der Schweizer Seen gefundenen Weizenkörner, wie die von Nyary in Ungarn ausgegrabenen, ebenfalls aus prähistorischen Zeiten stammenden, um vieles kleiner als selbst die kleinste der heutzutage in Kultur befindlichen Sorten, sondern das nämliche hat auch Ferdinand Cohn für sehr verschiedene Kulturpflanzen-Samen erst ganz neuerdings nachgewiesen. Dieselben, ebenfalls aus vorgeschichtlichen Zeiten stammend und in Oberschlesien, bei Kockschütz, ausgegraben, lieferten bei vergleichenden Wägungen folgende Resultate: zehn Korn prähistorischen Roggens wogen 0,80 gr., jetzigen Roggens aber 1,22 gr., zehn Korn prähistorischen Leinsamens 0,10 gr., jetzigen 0,19 gr., zehn Korn prähistorischer Erbsen 0,45 gr., heutiger 2,90 gr. u. s. w. Trotzdem aber wird man es, aus den oben angeführten Gründen, für ausgemacht halten müssen, daß die Getreidearten nicht infolge menschlicher Kultur entstanden, sondern von den ersten Ackerbauern bereits vorgefunden wurden, wenn auch in bedeutend unvollkommenerer Ausbildung, als wir sie heute besitzen.

Was nun aber schließlich die Frage anbelangt, ob denn alle in Urzeiten sich dem Ackerbau zuerst zuwendenden Völker sämtliche oder zum wenigsten die Hauptgetreidearten schon bei sich vorgefunden haben, so muß dies unbedingt verneint und vielmehr angenommen werden, daß höchst wahrscheinlich bei jedem Volke immer nur eine oder höchstens einzelne Arten bekannt waren und die übrigen erst in vergleichsweise sehr viel späterer Zeit bei ihnen eingeführt wurden. Da eine beabsichtigte Einführung, also jene durch den Menschen selbst, fraglos immer und überall einen Hauptanteil an der Verbreitung hatte, so konnte eine solche erst dann stattfinden, als man schon bis zu einem gegenseitigen Austausche der Produkte vorgeschritten war, also die ersten Anfänge eines Handels sich zeigten. Neben einer derartigen vorbedachten Einführung muß aber auch noch jener ein Platz eingeräumt werden, die infolge der bekanntlich in früheren Jahrhunderten so häufigen und in allen Erdteilen nachweisbaren Wanderungen und Züge ganzer Völkerschaften stattfand; man dürfte kaum fehlgreifen, wenn man diesen Migrationen eine sehr große Rolle zuschreibt in der so enorme Dimensionen erreicht habenden Verbreitung der Hauptgetreidepflanzen und neben ihnen auch einer gewissen Anzahl sonstiger Kulturgewächse. Endlich aber mögen auch Tiere, vor allem Vögel, das ihrige zu der Ausbreitung mancher Arten beigetragen haben, und ebenso die Fluten der Ströme, ja die des Meeres. Erzählen doch — wie wir von Siebold erfahren — die alten japanischen Schriftsteller, daß vor etwa zwölfhundert Jahren der Mais, als dessen Heimat die neue Welt angesehen werden muß, durch die Wellen des Ozeans an die japanische Küste gespült wurde; ein Faktum, welches allerdings vielfachem berechtigtem Zweifel begegnet!

Gehen wir nach diesen einleitenden allgemeinen Bemerkungen zu dem Speziellen, also zu den einzelnen Getreidearten über, so gebührt hier unzweifelhaft dem Weizen der erste Platz; er hat sich allein zum „Weltgetreide" aufzuschwingen gewußt, in allen fünf Erdteilen wird sein Anbau im großartigsten Maßstabe betrieben, jedes Jahr wächst das erzeugte Quantum um mehr, als die Zunahme bei allen anderen Getreidearten zusammen ausmacht. Der Weizenpreis ist denn auch auf dem Weltmarkte zum Preisregulator für alle anderen Nahrungsmittel geworden. Angesichts einer solchen gegenwärtigen, die ganze Erde umfassenden Verbreitung hat die Frage: wo denn wohl die Urheimat dieser merkwürdigen Pflanze zu suchen sei, ein ganz hervorragendes Interesse. Da müssen wir denn zuerst betonen, daß alle Angaben von einer Auffindung „wilden" Weizens sich bisher als unrichtig herausgestellt haben, so unter anderem jene Riedesels, der den Weizen auf Sicilien entdeckt haben wollte, Heinzelmanns, der ihn auf den Bergen im Baschkirenlande gefunden zu haben behauptete, u. s. w. Immer stellte die spätere Untersuchung fest, daß man es überhaupt gar nicht mit echten *Triticum*-Arten zu thun hatte oder, wenn es auch solche waren, diese sich von dem echten Weizen auf das deutlichste durch eine äußerst zerbrechliche Spindel unterschieden — ein Umstand, der sie natürlich zur Körnergewinnung ganz und gar ungeeignet macht, da bei dem Dreschen oder der diesem substituirten Prozedur die Aehren zerbrechen, anstatt sich der Körner zu entledigen. In China baut man den Weizen seit 2700 Jahren vor Christus, und in Aegypten muß auf Grund von Ausgrabungen seine Kultur ebenso weit zurückdatirt werden; auch Moses erwähnt derselben als im Pharaonenlande seit jeher bestehend. Die alten Juden bauten dieses Getreide, welches sie „Chittah" nannten, von Anfang an im gelobten Lande in großer Ausdehnung. Bei den alten Hellenen war es schon zu den Zeiten Homers bekannt und allgemein verbreitet, und zwar unterschieden sie sogar bereits Winter- und Sommerweizen. Vielleicht hat Kekrops die Körner und die Anweisung zu ihrer Kultur aus Aegypten mitgebracht. In Mesopotamien und Persien kannte man unzweifelhaft den Weizen schon lange vor jener Zeit, aus der wir die ältesten Ueberlieferungen besitzen; ja der babylonische Priester Berosus, der den Weizen genau beschreibt, gibt ihn als am Euphrat wildwachsend an. Da nun dasselbe auch von dem zu Anfang unseres Jahrhunderts jene Gebiete bereisenden Olivier behauptet wird, der in unkultivierten und sogar zu jeder Kultur ganz ungeeigneten Gegenden dort Weizen wild gesehen haben will, glaubt de Candolle, daß man vielleicht wirklich in Mesopotamien die Urheimat des fraglichen Getreides zu suchen habe, umsomehr, weil dieses Land auch ungefähr die Mitte jenes immensen Ländergebietes ausmache, in welchem seit

uralteſter Zeit ſchon Weizen gebaut worden ſei, und das ſich von China im Oſten bis zur äußerſten Weſtküſte des nördlichen Afrika erſtreckt. In viele Länder Europa's gelangte der Weizen durch die Römer, da dieſes Volk ihn auf allen ſeinen zahlloſen Eroberungszügen ſtets mitnahm und ſofort dort ſeine Kultur begann, wo dauernde Niederlaſſungen gegründet wurden; auf dieſe Art ward dies edle Getreide in Germanien, Pannonien, Gallien, Britannien u. ſ. w. eingeführt, während es auf der pyrenäiſchen Halbinſel ſchon vorgefunden ward, denn hieher ſollen es bereits die Phönizier — gelegentlich ihrer Handelszüge auf Schiffen — gebracht haben.

Ebenſo alſo wie wir vielfach in der alten Welt den Weizen, und überhaupt die Kulturgewächſe, den Kriegs- und Eroberungszügen folgen ſehen und in derlei kriegeriſchen Aktionen einen der mächtigſten Faktoren zu deren Weiterverbreitung erkennen, ebenſo vollzog der Vorgang ſich auch in der neuen Welt. Am 30. März 1494 ſchon konnte man Kolumbus die erſten reifen Weizenähren überreichen, gewachſen auf dem Boden Neuſpaniens aus Körnern, welche der große Entdecker aus dem Mutterlande mitgebracht hatte. Im heutigen Ecuador war es der Franziskanermönch Jodoce Rixi, der den Weizen einführte, und der irdene Topf, worin er die erſten Körner aus Europa gebracht hatte, wird heute noch in der Jeſuitenkirche zu Quito aufbewahrt; in Lima war es Donna Maria de Escobar, welche den erſten Weizen ausſäete, in Mexiko angeblich ein Sklave des Cortez, der einzelne, aus europäiſchem Reis ausgeſuchte Körner verſuchsweiſe in den Boden ſteckte.

Ganz ähnliche Verhältniſſe, wie wir ſie bei dem Weizen kennen gelernt haben, finden auch hinſichtlich des ſogenannten „wilden" Roggens ſtatt; auch hier ſtoßen die bezüglichen Angaben von Marſchall von Bieberſtein, der ihn im ſüdöſtlichen Rußland, von Sſaewerzoff, der ihn in Turkeſtan, von Roß, der ihn in Anatolien gefunden haben wollte, auf begründeten Widerſpruch. Namentlich aber erkannte man auch bei dem Roggen die Formen mit leicht zerbrechlicher Aehre als gut von unſerer heutigen Kulturform unterſchiedene und als botaniſch abzutrennende Arten. Der Roggen vermag übrigens nicht auf eine vieltauſendjährige Geſchichte zurückzublicken. Man begegnet ihm weder in den altägyptiſchen Grabmälern, noch in den alten Büchern der Chineſen, und weder die indiſchen noch die ſemitiſchen Sprachen beſitzen ein urſprüngliches Wort für Roggen. Urkundlich tritt dieſes Getreide zuerſt bei Plinius auf, der von deſſen Kultur am Fuße der Alpen in Oberitalien ſpricht; aber auch hier dürfte der Roggen nicht von jeher angebaut geweſen ſein, da man ſeine Körner in den Pfahlbautenreſten der nahe benachbarten Schweiz vergebens ſucht. Linguiſtiſche Gründe ſprechen dafür, dem Roggen eine oſteuropäiſch-mittelaſiatiſche Urheimat zuzuerkennen, denn während — wie geſagt — den indiſchen und ſemitiſchen Idiomen ein Wort für dieſes Getreide mangelt, finden wir ein ſolches nicht nur bei den alten Germanen, Angelſachſen und Skandinaviern, ſondern auch bei den alten Slaven, und der Stamm desſelben iſt überall der nämliche und mit dem des heutigen deutſchen Wortes „Roggen" identiſch. Soviel ſteht jedenfalls feſt, daß die um das Mittelmeer herum wohnenden Völker in alter Zeit den Roggen nicht kannten, wenigſtens nicht als Getreide kultivierten, daß ſolches aber wohl von den weiter nach Norden zu hauſenden Stämmen geſchah. Zieht man ferner den Umſtand in Betracht, daß in den Ländern am unteren Donaulaufe häufig genug Roggenpflanzen aufgefunden werden, welche ſchon mehr als „verwildert" ſind und nahezu als „wild" angeſprochen werden können, ſo muß man zu dem Schluſſe gelangen, als Urheimat des Roggens im großen Ganzen jenes Gebiet anzuſehen, welches von den Centralalpen ſich bis zum Kaſpiſchen Meere ausdehnt. Damit harmonirt denn auch trefflich die jüngſt ſeitens ſerbiſcher Botaniker behauptete Auffindung der ſpontanen Mutterpflanze des heutigen Kultur-Roggens.

Die Gerſte tritt uns wieder als eine, mehr dem Süden angehörende Getreideart entgegen, und zugleich auch als eine ſolche, deren Geſchichte außerordentlich weit zurückreicht. Ebenſo iſt man bei ihr in der Art glücklicher, daß man ziemlich genau das urſprüngliche Heimatland der Pflanze anzugeben vermag, denn nach neueren und neueſten botaniſchen Forſchungen glaubt man ſich zu der Annahme berechtigt, dieſelbe in jenes Ländergebiet zu verlegen, welches vom mittleren Arabien durch Meſopotamien und Armenien ſich bis zum Kaukaſus, öſtlich bis nach Turkeſtan erſtreckt. Uebrigens geben auch ſchon in älteſter Zeit Beroſus und andere in jenen Ländern die Gerſte als wildwachſend an. Sie muß ſich ähnlich leicht und ſchnell wie der Weizen zu verbreiten gewußt haben, denn im Oſten war ſie ſeit älteſten Zeiten den Chineſen bekannt, und im Weſten betrieben die Guanchen, die Urbewohner der Kanariſchen Inſeln, ihre Kultur; nördlich hat man vielfach Gerſte in den ſchweizeriſchen Pfahlbauten gefunden, und im Süden bauten die Aethiopier ſie ebenfalls, wie Herodot erzählt, im großen ſeit jeher an. Als „Scorah" wurde Gerſte von den alten Iſraeliten in größter Ausdehnung gebaut; die Aegypter thaten ſolches ebenfalls. Spricht doch ſchon Moſes davon, daß die Gerſtenäcker durch den Hagel vernichtet wurden, und das Volk der Iſraeliten ſcheint es denn auch geweſen zu ſein, welches das fragliche Getreide zu dem nämlichen Zwecke zuerſt verwenden lernte, dem es noch heute in erſter Linie dienen muß, nämlich der Bereitung eines gegohrenen berauſchenden Getränkes, vulgo Bieres. Ob die Hellenen die Gerſte ebenſo wie den Weizen aus dem Nillande erhielten oder vielleicht aus Armenien, wo an den Ufern des Kur, nach Moſes von Chorene, ja ihre Heimat zu ſuchen iſt, mag dahingeſtellt bleiben, genug daß in Griechenland ſchon zu der Zeit Homers dieſes Getreide allgemein angebaut ward und auch in den verſchiedenen Landesteilen verſchiedene Qualitäten erzeugt

wurden; so rühmt der genannte Dichter selbst die in der Umgebung Athens gewachsene als ganz besonders gut. Auch die diversen Sorten der nackten, zwei-, vier- und sechszeiligen Gerste waren den Griechen damals schon gut bekannt und wurden sicher unterschieden, was bei den anderen Völkern des Altertums sonst nirgends der Fall war. Durch die Römer kam dann später die Gerstenkultur auch nach der iberischen Halbinsel, während die alten Welteroberer eine solche in dem von ihnen eroberten Gallien und Germanien, und wohl auch in Britannien, bereits vorfanden, ja sogar von einer Benutzung der Gerste ebenfalls zur Herstellung von Bier in diesen Ländern zu erzählen wissen.

Das Urvaterland des gemeinen, jetzt angebauten Hafers anzugeben, erscheint unmöglich. Linné und seine Zeitgenossen meinten, er stamme von der südamerikanischen Insel Juan Fernandez, denn sie waren durch falsche Angaben eines Seemannes Namens Anson irregeführt worden. Jetzt weiß man, daß es auch nicht dem allermindesten Zweifel unterliegt, daß diese Getreideart, wie Weizen, Roggen und Gerste, nur der alten Welt angehört; speziell welchem Lande in derselben, ist aber kaum zu sagen; wahrscheinlich dürfte dasselbe aber mehr im Norden als im Süden zu suchen sein. Weder die alten Aegypter noch die Hebräer kannten den Hafer, und auch die Sanskritsprachen haben dafür keinen Namen; selbst zu den Chinesen gelangte er vergleichsweise sehr spät, denn zuerst wird er, als im himmlischen Reiche gebaut, in einem Buche erwähnt, welches aus der Periode von 618 bis 907 nach Christus datirt. In den Resten der Pfahlbauten der Schweiz kommen viele Haferkörner vor, ebenso in mehreren prähistorischen Gräbern im nördlichen Europa, und hier muß die Kultur des Hafers schon eine alte und ausgedehnte gewesen sein; spricht doch Plinius davon, daß die Germanen sich von diesem Getreide nährten. Umgekehrt wie bei dem Weizen, fand also hier eine Einwanderung vom Norden nach dem Süden statt, denn späterhin bauten auch Römer und Griechen diese Frucht — wenn auch nur als Pferdefutter — und wenn Galenus erzählt, daß in Mysien ein Ueberfluß an Hafer vorhanden sei, darf man nicht vergessen, daß dazumal schon Kleinasien eine gallische Einwanderung erfahren hatte. Da man bis heute noch in keinem alten Grabe oder Pfahlbau südlich der Alpen Haferkörner aufgefunden hat, so ist De Candolle nicht abgeneigt, auch für dieses Getreide, ebenso wie für den Roggen, das südöstliche Europa im weitesten Sinne als Vaterland anzunehmen. Bemerkt mag schließlich noch werden — und dies legt zugleich Zeugniß ab, wie uralt der Anbau des Hafers in Deutschland ist — daß die alten Germanen auch vielfach Haferbier bereiteten, und daß dieses vollberechtigt neben jenem aus Gerste stand.

Was nun endlich den Mais anbelangt, so liegen bei diesem die Verhältnisse wieder ganz abweichend. Obwohl wir dieses Getreide noch keine drei Jahrhunderte kennen, ist doch seine Kultur wahrscheinlich eine ebenso alte wie die irgend einer anderen Art in der alten Welt. Früher war man vielfach der Meinung, und suchte dieselbe durch einen gewaltigen Aufwand von Gelehrsamkeit zu rechtfertigen, daß der Mais nicht in Amerika zu Hause sei oder wenigstens nicht von dort nach Europa gebracht worden sei, sondern daß man seine Heimat im Orient zu suchen habe. Als Hauptbeweis wird da der in zahlreichen europäischen Idiomen sich findende Vulgärname angeführt und betont, daß einer solchen Uebereinstimmung, die immer auf das eine oder andere morgenländische Land hinweise, doch eine gewisse Beweiskraft nicht abgesprochen werden dürfe. Wie unstichhaltig aber derlei Konklusionen sind, erhellt schon ganz allein aus dem Beispiele des Truthahnes, der — obwohl ein ganz unzweifelhaft amerikanischer Vogel — von den Deutschen: Kalekutscher Hahn, von den Franzosen: *coq d'Inde*, von den Engländern aber *Turkey* genannt wird. Uebrigens ist auch der Mais eine derart in die Augen fallende und sozusagen zur Benutzung auffordernde Pflanze, daß schon aus diesem Umstande geschlossen werden muß, er sei der alten Welt nicht angehörig, da man seine Kultur sonst sicherlich schon um vieles früher begonnen hätte. Wie aus den städtischen Akten von Sevilla durch Fée erhoben ward, wurde in und bei dieser Stadt im Jahre 1500 — also schon sieben Jahre nach der Entdeckung Amerika's — der Mais feldmäßig angebaut, und von hier aus pflanzte sich dessen Kultur außerordentlich schnell fort, da der sehr große Ertrag alsbald überall zur Nachahmung aneiferte. Nach jenem Lande nun, aus welchem irgend eine Gegend oder ein Volk das neue Getreide zuerst erhielt, ward es auch von der Bevölkerung getauft, welche keine Rücksicht auf das eigentliche Stammland nahm, ja in vielen Fällen dasselbe sogar wahrscheinlich nicht einmal kannte, respektive erfuhr. So nennen — um nur einige Beispiele anzuführen — die Pyrenäenbewohner den Mais spanisches Korn, die Norditaliener sicilisches Korn, die Nordfranzosen römisches Korn, die Türken: ägyptisches Korn, die Deutschen Welschkorn oder türkischen Weizen ꝛc. — In einer Hinsicht aber ergeht es dem Mais ebenso wie den übrigen Hauptgetreidearten: sein spezielles Vaterland ist unbekannt, man hat ihn noch niemals wild gefunden, und deßhalb ist man zu der Annahme befugt, daß seine Kultur bei den Urbewohnern Amerika's eine so uralte ist, wie etwa jene des Weizens in der alten Welt. Zahlreiche Funde von Maiskörnern in altperuanischen Gräbern, wie auch in solchen, welche von längst untergegangenen Rassen in den nördlichen Teilen des Kontinents herrühren, legen beredtes Zeugnis ab von dem Alter der Maiskultur in Amerika, und ebenso kann man eine solche deduzieren aus dem Umstande, daß bei den ältesten Bewohnern des heutigen Mexiko vielfach der Maiskolben zum Attribut von Gottheiten diente.

F. v. Thümen.

Kleinere Mitteilungen.

Der Schellack.

Von dem fast in allen Gewerben so vielfach in Anwendung kommenden Schellack wissen die wenigsten, daß er das Produkt eines Tierchens, eines Insektes, ist. Eigentlich ist er ein vegetabilisch-animalisches Erzeugnis, weil ihn die Pflanze ohne das betreffende Tier, sowie das Tier ohne die betreffende Pflanze nicht erzeugen kann. Beide Faktoren müssen notwendig zusammenwirken. Das Tierchen, welches den einen Faktor bildet, gehört zu den Schildläusen, jener berüchtigten Familie aus der Ordnung der Halbflügler, welche unseren Pflanzen, besonders den Pfirsichbäumen, Weinstöcken, Orangen, Zitronen, Oleandern ꝛc., sehr schädlich werden, aber auch, wie die in Rede stehende Schildlaus und besonders die Cochenille-Schildlaus, sehr nützliche Glieder zählen. Das Tierchen, das den Schellack erzeugt, führt den zoologischen Namen Coccus lacca, *Kerr*, Lackschildlaus. Es ist ½ bis 1 mm. lang — die letztere Größe erlangt nur das Weibchen — oval, von roter Färbung, auf dem gewölbten Rücken mit einer Leiste versehen. Die Fühlhörner sind von halber Körperlänge und hinten am Körperende hat das Tierchen zwei divergierende Schwanzborsten. Die Männchen haben glashelle Flügel. Das Vaterland dieses Insektes ist Ostindien, vorzüglich das Ganges-Gebiet, wo es von den Bewohnern gepflegt wird. Die Pflanzen, auf denen die Tierchen ihren Aufenthalt haben, sind vorzüglich der Mehlbaum und mehrere Feigenarten. Sie suchen die jungen Triebe auf und setzen sich an ihren Spitzen, das Holz mit ihrem Rüssel anbohrend, in ungeheurer Menge an, so daß die äußersten Zweige dieser Bäume das Aussehen erhalten, als ob sie von einem roten Ueberzug bedeckt wären. Haben sie sich einmal eingebohrt, so wechseln sie ihren Ort nicht, sondern bleiben unbeweglich an den Baumwunden haften, wie der seßhafteste Schmarotzer. Infolge des Anbohrens der Rinde quillt aus dem Holze der Saft heraus, von welchem das Insekt sich nährt und der um die Tierchen einen Rand bildet, welcher nach und nach durch Anhäufung des Saftes immer höher wird und zuletzt das ganze Insekt umgibt, so daß es enzystiert erscheint und ein lebloses Oval darstellt. Wenn diese Periode eingetreten ist, d. h. wenn das Insekt von einer Zelle umschlossen ist, hört die Absorption der Säfte auf. Die äußere Hülle der Zyste erhärtet und die verwundeten Pflanzentriebe verdorren. Das Innere der Zyste oder Zelle hingegen bleibt eine Zeit lang feucht, indem dieselbe mit einer schönen roten Flüssigkeit angefüllt ist, in der sich 20 bis 30 ovale Eier dieser Schildlaus befinden, die von dem toten Leib der Mutter bedeckt sind. Letztere stirbt nämlich alsbald nach dem Ablegen der Eier, wie das überhaupt unter den Insekten meist der Fall ist. Sobald die Jungen aus den Eiern gekrochen sind, bohren sie sich durch den Körper der Mutter hindurch und gelangen so aus der Zelle. Sie begeben sich nun gemeinschaftlich auf einen saftigen Schößling der Pflanze und treiben ihr Wesen, wie vorhin beschrieben.

Diese das weibliche Insekt umgebenden Zellen mit ihrem roten Inhalte, der aus dem Harze der Pflanze und den wachsartigen Absonderungen des Tierchens besteht, bilden einen wichtigen Handelsartikel, der uns zwei nützliche Stoffe liefert: die Lackfarben und den Schellack. Durch Auskochen und Behandeln mit verschiedenen chemischen Reagentien wird den von der ersten Generation des Insektes im Februar und der zweiten Generation im August eingesammelten Harzzellen dieser Tierchen zunächst der Farbstoff entzogen und sodann das zum größten Teil entfärbte Harz, welches den Schellack bildet, in Tafeln oder Blättchen ausgegossen. Um ein halbes Kilo Schellack zu erhalten, sind oft 5000 bis 6000 Tierchen erforderlich. Es gibt mehrere Arten von Schellack, wie extrafein oranger, Granat-Schellack, feiner Knopflack, weißer gebleichter Schellack ꝛc., und Calcutta ist der Hauptausfuhrhafen und Stapelplatz. Die Gesamtabladungen daselbst betrugen während der Saison 1882 zirka 75,000 Kisten (gegen 62,000 Kisten im Jahre 1881 und 36,000 Kisten im Jahre 1880) wovon zirka 39,000 Kisten nach London und zirka 20,000 Kisten nach New-York ihren Weg nahmen. Der Konsum hat in den letzteren Jahren erheblich zugenommen. Das gilt besonders von den Vereinigten Staaten, wo

1880	15,000 Kisten eingeführt,	13,500 Kisten	abgeliefert
1881	19,000 „ „	17,200 „	„
1882	19,200 „ „	19,200 „	„

wurden. Hauptsächlich sind es die extrafeinen Orange-Qualitäten, welche Nordamerika für sich in Anspruch nimmt: von der Gesamtproduktion derselben mögen ⅔ ihren Weg dorthin genommen haben, und dies erklärt den hohen, während des Jahres fast unveränderten Stand, den sie behaupteten, während IIa Orange in derselben Zeit um 2 Shilling billiger geworden war. In London betrugen in den fünf Jahren

	1882	1881	1880	1879	1878
die Zufuhren	38,432	36,488	24,908	21,365	37,506
die Ablieferung	37,064	35,190	28,277	29,294	33,825
die Vorräte, alte Dezember	34,315	32,539	31,307	35,026	43,353

In den freien Verkehr des Deutschen Reiches traten im Jahre 1882 11,809 Doppel-Zentner, gegen 10,457 im Vorjahre, während die Ausfuhr (957 Doppel-Zentner) nur eine Steigerung von von 32 Doppel-Zentner erfuhr. Dr. A. Berghaus.

Notizen.

Der im Jahre 1882 gegründete „Württembergische Verein für Handelsgeographie zur Förderung deutscher Interessen im Auslande" hat jüngst seinen 1. und 2. Jahresbericht (1882—1884) erscheinen lassen, welcher von der rührigen Wirksamkeit dieses Zweigvereins des Berliner Zentralvereins ein erfreuliches Zeugnis ablegt. Der Verein bekennt sich zu der Aufgabe: die Erdkunde in Wort und Schrift zu pflegen durch Veranstaltung von Vorträgen, Anschaffung und Verbreitung von Fachschriften, Karten ꝛc.; die württembergische Aus- und Einfuhr durch Rat und That zu unterstützen, insbesondere durch Förderung der Gründung eines handelsgeographischen Museums in Stuttgart u. s. w., das Deutschtum im Ausland zu pflegen, die Auswandernden zu beraten ꝛc. Daß diese Aufgaben nach Möglichkeit zu lösen versucht worden sind, darüber gibt der Geschäftsbericht über die Vereinsthätigkeit, erstattet von unserem geschätzten Mitarbeiter L. C. Beck, gibt die vorliegende Schrift selbst, und geben die im Verein gehaltenen und hier abgedruckten acht wissenschaftlichen Vorträge ein anerkennenswertes Zeugnis ab. Der Verein zählt bereits über 200 Mitglieder und wächst täglich, da alle einsichtsvollen Fabrikanten und Kaufleute des gewerbfleißigen Württemberg die Wichtigkeit und den Nutzen der Bestrebungen begreifen, deren Verfolgung sich der Verein vorgenommen hat. Erst jüngst hat der Verein seinen Mitgliedern wieder einige sehr interessante Vorträge geboten und seine praktischen Bemühungen nach den verschiedensten Richtungen hin bethätigt, wie noch besonders aus dem mannigfaltigen und lehrreichen Inhalte dieses Jahresberichtes hervorgeht.

* Auf das soeben erschienene größere Werk: „Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland von Th. v. Bayer* (Stuttgart und Tübingen, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1885), dessen interessanter, gehaltvoller und reicher Inhalt einen höchst dankenswerten Beitrag zur Kunde Rußlands bildet, werden wir in einem ausführlichen größeren Artikel zurückkommen. Es genüge einstweilen, diejenigen, welche sich für die Länder- und Völkerkunde Rußlands interessieren, auf dieses Werk aufmerksam zu machen.

Anzeigen.

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschien so eben:

Lorle,
die Frau Professorin

von

Berthold Auerbach.

Mit 72 Illustrationen in Holzschnitt

von

Wilhelm Hasemann.

Quart. 148 Seiten.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt M. 20. —

Ueber Auerbach's liebliche Dorfgeschichte, die durch die Dramatisirung der Frau **Birch-Pfeiffer** in den weitesten Kreisen bekannt geworden ist, brauchen wir kein Wort mehr zu verlieren.

Dahingegen mag es gestattet sein, auf die Leistungen des jungen Künstlers, der Auerbach's Erzählung mit Illustrationen schmückte, nachdrücklich aufmerksam zu machen. Die in diesem Prospekt abgedruckten Blätter werden Ihnen den Beweis liefern, daß Sie es hier mit einem, **Vautiers** berühmtem **„Barfüßele"** ebenbürtigen, Meisterwerk zu thun haben.

Wir zweifeln nicht, daß diese Ausgabe echte Volkstümlichkeit gewinnen wird, da es dem Künstler gelungen ist, ebensowohl die dem Naturleben auf dem Lande gehörende erste Hälfte der Erzählung zur Darstellung zu bringen, als auch die höheren Lebens- und Bildungskreise, die im zweiten Teil geschildert sind, aufs Trefflichste zu veranschaulichen.

Illustrierte Prospekte gratis und franko.

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschien:

Der Sudan und der Mahdi.

Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten.

Von

Richard Buchta.

8° 86 Seiten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen.

M. 1. 20 Pf.

Peschel, Völkerkunde. 3. u. 4. Aufl. Leipzig 1876. Broschirt neu, statt M. 11.20 für M. 5.50.

Alfred Lorentz.

Buchhandlung, Augustusplatz 2, Leipzig.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschienen:

Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland.

Von

Th. von Bayer*.

Oktav. X u. 616 S. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten.

Preis M. 8. —

Elegant gebunden M. 10. —

Die Verfasserin, hinter deren Pseudonymität sich, nur leicht verhüllt, ein Mitglied eines deutschen, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Fürstenhauses verbirgt, beschreibt in anmuthigster, reizendster Weise eine Reise durch das europäische Rußland, das in seinem ganzen Umfang, von Petersburg bis zur Halbinsel Krim, von Warschau bis in die asiatische Steppe hinein, zur Anschauung kommt. In herrlichen Schilderungen, in bildsamer, dem jeweiligen Gegenstand angemessener Sprache werden uns die verschiedenen Volksstämme, Stadt und Land, politisches und kirchliches Leben, Industrie und Kultur, Kunst und Literatur vorgeführt, im lebendigsten Zusammenhang mit der historischen Entwicklung dieses weiten merkwürdigen Reiches. Das Buch darf nach sachkundigem Urteil als das beste und umfassendste Werk über Rußland, das in Deutschland erschienen ist, bezeichnet werden.

Dree Wiehnachten.

'ne Geschichte in märkische Mundart

von

Fritz Leuing.

Klein Oktav. IV und 446 Seiten.

Preis M. 5. —

Elegant gebunden M. 6. —

Würden nicht Titel und Mundart den Ursprungsort dieses Buches einem andern deutschen Gau zuweisen, so möchte man versucht sein, es als ein mecklenburgisches, erst jüngst in Fritz Reuters Nachlaß vorgefundenes Werk anzusprechen, so sehr finden sich alle Eigentümlichkeiten und Vorzüge unseres größten plattdeutschen Humoristen in demselben wieder. Das ist eine echte, geschehene, nicht gemachte Dorfgeschichte, ein treues Gemälde des märkischen Dorflebens vor 50 Jahren, wie es frischer und fesselnder nicht geschrieben wurde, seit dem Dichter der „Stromtid" die Feder entfallen ist.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (**6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5. 60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 349 bis 355.

Deutscher Reichstag. — Die Franzosen und Oesterreich-Ungarn. — Beiträge zur Börsensteuer. (I.) — Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Die Stellung der Parteien zur überseeischen Politik.

Architektonik der altchristlichen Zeit. — Gott und Seele. Von M. Carriere. — Wandlungen in der Weltwirthschaft und Weltpolitik. Von Dr. A. Peez. (I./III.) — William Dunbar. Von F. Dahn. — Neue Actenstücke zur deutschen Colonialpolitik. (II./III.) — Aus der neuesten Romanliteratur. Von A. Horawitz. — Die Erhaltung der Denkmäler. Von G. Dehio. — „Dree Wiehnachten." — Münchener Kunst. Von Fr. Pecht. — Ein neues Reisewerk über Rußland. — Von Fr. v. Hellwald. — General Fleury. (Nekrolog.)

Zulässigkeit des Rechtsweges in Betreff des Reichsstempelgesetzes vom 11. Juli 1881. — Der Kampf ums Dasein im Bankgeschäft.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 2. Stuttgart, 12. Januar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Rußland nach Th. von Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. S. 21. — 2. Das Gebiet des großen Colorado-Cañon. Von A. Rzehak. S. 23. — 3. Der Seehundsfang auf dem Kaspischen Meer. Mitgeteilt von R. v. Seidlitz. S. 29. — 4. Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen. Studie von Artillerie-Hauptmann E. Böttticher. (Mit Abbildungen.) S. 30. — 5. Henry Whiteley's Reise in's Innere von Britisch-Guiana, nach den Bergen Roraima und Kukenam. (Mit einer Abbildung.) Schluß. S. 32. — 6. Die Bois-Brûlés oder Halbblütigen im nordwestlichen Amerika. S. 35.

Rußland nach Th. von Bayer*.

Besprochen von Dr. Ed. Petri.

„Wieder ein Buch über Rußland — und zwar ein dickes!" ... seufzt der Rezensent.

„Titel?" .... „Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland von Th. v. Bayer*." — Irgendwelche Reiseerlebnisse — im Vorübergehen Gesehenes .... Verfasser unbekannt .... und dabei 600 Textseiten!" Ein Vorzug ist's, daß dem Spezialisten für ein bestimmtes Gebiet alles über diese Gebiet Erscheinende zukommt, aber eine Fatalität bleibt es doch, daß alles gelesen werden muß.

Das Buch wird aufgeschlagen. „Sieh, sieh! welch' eine Ueberraschung .... uns begrüßen zahllose Anmerkungen — Quellenangaben! ... Tüchtige wissenschaftliche Werke in verschiedenen Sprachen! ... deutsch, französisch, englisch, ja selbst russisch! ... Und im Text, da gibt's Isothermen und Isochimenen, Eozän und Miozän, da findet sich geologisches, botanisches, zoologisches, prähistorisches und historisches, ethnographisches und statistisches Material in Ueberfluß — da beruft sich der Verfasser auf Reisen, die er in Schweden und Norwegen, in Spanien und Portugal, in Italien u. s. w. gemacht hat. Unter dem nur allzu anspruchslosen Titel: „Reiseeindrücke und Skizzen" birgt sich offenbar die wissenschaftliche Arbeit eines vielgereisten und vielseitig gebildeten Forschers. Rezensent kehrt mit sichtlicher Befriedigung und gespanntem Interesse zu dem Titel zurück. Wer mag der Verfasser sein?! —

Dem Titel folgt eine Widmung:

„Ihrer Majestät der Königin-Mutter Marie von Bayern in dankbarer Liebe und Verehrung gewidmet."

Das geht nicht mit rechten Dingen her. In dieser Weise darf sich unser einer nicht ausdrücken! Hier muß es sich um ein bedeutungsvolles Inkognito handeln. Und nun beginnt ein hastiges Suchen nach der Persönlichkeit des Verfassers. Das Vorwort weist bloß darauf hin, daß die Reise, um das Land unbefangener und gründlicher kennen zu lernen, ohne jegliche höhere Empfehlungen, „einfach mit unseren gräflichen, beziehungsweise freiherrlichen Pässen" ausgeführt wurde. Die geübte Hand des Rezensenten findet aber bald auf S. 20 und vielen anderen mehr einen Hinweis auf die Heimat — Bayern, S. 133: aus einem katholischen Hause, S. 483, 207, ergeben, daß wir es mit einer Verfasserin und nicht mit einem Verfasser zu thun haben, S. 501, zum Ueberfluß noch, persönliche Bekanntschaft mit dem Kaiser von Brasilien.

Da läßt sich mit Berücksichtigung der hohen Widmung bereits mancherlei kombinieren: Wir haben es mit einer hochgestellten Dame zu thun. Die hohe Verfasserin gehört einem Erlauchten Hause an, das durch die Widmung, die Bezeichnung der Heimat und schließlich durch den Namen des Autors selber näher zu bezeichnen ist. Wer ist nun die vielgereiste und gelehrte hohe Verfasserin? .... Das Gerücht und der Hofkalender bezeichnen sie uns als Ihre Kgl. Hoheit die Prinzessin Therese von Bayern, Tochter des Prinzen Luitpold.

Aber kehren wir zu dem Rezensenten zurück, der durch

seine Entdeckung zu mindestens frappiert und deprimiert ist. Die Arbeit einer Prinzessin zu rezensieren! — Das ist doch keiner der Schriftsteller, mit denen man Tag-aus Tag-ein zu thun hat und die man zum großen Gaudium der Lesewelt und zu eigener innerer Befriedigung hin- und herzuzausen pflegt. . . . Gilt es hier nicht einen anderen Maßstab ausfindig zu machen? . . . Darf denn aber die vorliegende Arbeit nicht getrost jeder Kritik ins Auge schauen? Ist sie nicht, wie man zu sagen pflegt, der Arbeit eines Mannes wert? Wir haben hier die Frucht jahrelanger tüchtiger Studien vor uns, keineswegs aber das Resultat einer müßigen Reise, einer Spielerei. Und wenn die hohe Verfasserin ihre Reise in Rußland unter strengstem Inkognito ausgeführt und sich freiwillig Beschwerden und Unannehmlichkeiten ausgesetzt hat, wie sie eben nur einem Privatmann passieren können, und sich in Bauernwagen, echt russischen „Telegen", hat stoßen und rütteln lassen und mitunter auch zurück- und zurechtgewiesen wurde, so glauben wir auch fernerhin, das für vorliegendes Werk ebenfalls beibehaltene Inkognito respektieren zu dürfen. Wir wollen den Schleier, den wir kühn genug gelüftet, wiederum zuziehen.

Wir haben eine umfangreiche wissenschaftliche Arbeit vor uns. — Ruhig und vorurteilsfrei wollen wir an die Besprechung dieser Arbeit treten. Ja, der Leser wird's uns gewiß nicht verargen wollen, wenn wir ihn genauer mit dem Inhalt des Werkes bekannt machen und ihn an Hand unseres wohlbewährten Führers durch russische Gebiete geleiten. Es handelt sich doch im vorliegenden Buch, wie bereits angedeutet, nicht um flüchtige Reiseeindrücke, sondern um ein sorgfältiges, „zehnjähriges Studium, das sich auf russische Sprache, Litteratur, Geschichte, Volksgebräuche, soziale Verhältnisse und staatliche Einrichtungen erstreckte" und dem als Grundlage eine tüchtige und vielseitige allgemeine Bildung diente. Die wenn auch nicht in Bezug auf die Strecke, so doch dem Zeitraum nach kurze Reise, die der Verfasserin auszuführen vergönnt war, diente, um sich eines Ausdruckes aus dem Gebiete der experimentellen Wissenschaften zu bedienen, eigentlich bloß als grandiöser Kontrolversuch für die vorhergegangenen theoretischen Studien. Das Werk bietet uns in seiner Gesamtheit, trotzdem daß es sich auf bestimmte Partien von Rußland beschränkt, doch ein durchaus abgerundetes, mit vieler Liebe zum Gegenstand ausgearbeitetes, dabei aber objektiv und wissenschaftlich gehaltenes Gemälde der russischen Natur und des russischen Lebens. Es ist das für unsere Litteratur jedenfalls ein bedeutender, die Verfasserin sagt ein „bescheidener", „Beitrag zur Kenntnis von Land und Leuten im Osten unseres Weltteils". Selbstverständlich aber können wir für unsere kurze Uebersicht dem reichhaltigen Werke nur einige Hauptzüge entlehnen.

* * *

Am Vormittag des 3. August 1882 verließ unsere Reisende, allem Anschein nach nur mit weiblicher Begleitung versehen, Wien. Auf der Strecke bis zur russischen Grenze macht sich das slawische Element allmählich immer mehr bemerkbar. Es ist das gleichsam eine Vorbereitung auf die zu erwartenden Eindrücke in dem großen Slawenreich. „Von der galizischen Grenze an tragen schon alle Orte polnische Namen, an den Stationen hörte man Polnisch und Russisch reden, Polen und Russen machten die Mehrzahl der Passagiere aus."

Aber nicht ohne Bangen nähert sich unsere Reisende der russischen Grenze. „Wenn man jahrelang den Wunsch gehegt, ein Land kennen zu lernen", sagt die Verfasserin, „und dieser Wunsch soll endlich nach Ueberwindung vieler Mühen und Schwierigkeiten in Erfüllung gehen, ist die Spannung der Erwartung auf das höchste gesteigert. Man fragt sich unwillkürlich, ob nicht noch im letzten Moment ein Hindernis dazwischen treten und überhaupt das zu Sehende dem durch eingehende Vorbereitung entstandenen Bilde auch wirklich entsprechen wird."

Nun, der Anfang war jedenfalls glücklich! Die gefürchtete Paß- und Gepäckrevision war rasch und in angenehmer Weise erledigt. Die Beamten waren artig und anständig. Immerhin athmeten unsere Reisenden leichter auf, als sie sich nach der Visitation wieder im unbeanstandeten Besitze ihrer Pässe sahen, — „des alter ego in Rußland."

Polen! Das einzige was in der inzwischen angebrochenen Nacht daran erinnerte, daß man in Polen reiste, „war das Ungeziefer, welches sich sogar erster Klasse eingenistet hatte." Von der Gegend ließ sich nichts als eine endlose Ebene unterscheiden. Der erste Eindruck, den Polen am Tage machte, war übrigens ungünstig: „Alles, was wir sahen," heißt es, „erschien schmutzig, der ganze Landschafts- und Städtecharakter war nüchtern, Grau in Grau; lebhaft wurden wir an die Bilder polnischer Maler erinnert, durch die wir in Deutschland sattsam mit polnischen Eigentümlichkeiten bekannt werden." Auch Warschau macht keinen günstigen Eindruck. „Wer in Warschau eine schöne Stadt erwartet, irrt sich gewaltig, er findet eine schmutzige, trübe, ungemütliche. Wohl begegnen ihm nicht die Lumpen und der Schmutz Italiens, dafür fehlt aber auch das Farbenreiche, Malerische des romanischen Südens." Die Häuser sind zumeist niedrig. Die Monumente — aber lassen wir wieder unsern zweifellos kunstsinnigen Autor reden: „das von König Siegmund III. (Wasa) auf dem Schloßplatz ist zopfig, das von Copernicus auf dem Wege nach Lasjenki, obwohl vom berühmten Thorwaldsen, ist steif und der auf Anregung des Kaisers Nikolaus errichtete Obelisk auf dem sächsischen Platz ist geschmacklos." Die einzige gute Statue ist die des Paskewitsch-Eriwanski, des Siegers über die Polen von 1831 und späteren polnischen Statthalters. Auch die Kirchen, mit Ausnahme der neuen protestantischen, sind unschön. Allerdings söhnt sich unsere Reisende allmählich mit dem „unschönen" Warschau

aus, das sich übrigens zu anderen Jahreszeiten besser präsentiert, als im schmutzigen herbstlichen Gewand. Von Interesse ist das Straßenleben, welches an Lebhaftigkeit unser deutsches weit übertrifft. Ueberraschend ist die Unmenge der verschiedentlichsten Fuhrwerke, die alle im schnellsten Tempo durcheinander und oft in mehreren Reihen nebeneinander fahren. Unter den Fußgängern ist der zweite, dritte ein Jude im typischen Kostüm der polnischen Juden. Der Verfasserin fällt es auf, daß die jüdischen Händler auf ihren Aushängeschildern neben polnischen und russischen Aufschriften hebräische haben. Es ist das jedoch eine Erscheinung, die vielfach zu beobachten ist in Städten, in welchen das jüdische Element reichlich vertreten ist, so z. B. in Wien. Unter den Polen lassen sich zwei Typen unterscheiden, die des vornehmen und des gemeinen Polen. Auf den Straßen findet man genug Leute mit breiten Gesichtern, hellblonden Haaren und an der Wurzel eingedrückter, an der Spitze aufwärts stehender Nase. Die Weiber, namentlich die vom Land, sind untersetzt, eher dick, unschön und fallen durch ihren stumpfen Ausdruck auf. „Die vornehme Welt begegnet man am ehesten gegen Abend in dem schönen sächsischen Garten." „Unter den Polinnen der höheren Kreise sieht man zuweilen sehr hübsche Gesichter, obwohl auch bei ihnen durchschnittlich das Gegenteil der Adlernase vorherrscht" (Oh, wenn die Warschauer Schönen dies Urteil lesen würden!). Gleich wie die vornehme Polin, „so hat auch der adelige Pole gewöhnlich dunklere Haare und heißeres Blut als sein arbeitender Landsmann." „Er ist der Franzose unter den Slawen."

Im Großen und Ganzen wird er aber sehr scharf bekrittelt: „Er ist höflich, ritterlich, leichtlebig, grand seigneur, aber auch verschuldet —, ohne Ausdauer und namentlich anhaltender geistiger Beschäftigung abhold." Das dritte Element der Warschauer Bevölkerung sind die Russen. Und hiermit kommt unsere Verfasserin auf die hochwichtige polnische Frage zu reden. In religiöser Beziehung erleiden die Polen keinerlei Zwang mehr. Der Russe ist durchaus tolerant. Der Druck, den die Regierung mitunter auf Andersgläubige ausübt, wird durch politische Absichten motiviert. Die Russifizierung in Polen wird auf dem Wege der Schule betrieben; „ob mit dem gewünschten Resultate, das bleibt dahingestellt." Die Volksschulen sind russisch, sogar Religion (ähnlich wie in Preußisch-Polen) und polnische Sprache werden auf Russisch gelehrt. Das Russische ist die Amtssprache. Mit dem Russischen kann man in Warschau zur Not durchkommen. Gelegentlich bemerkt, wird auch viel Deutsch gesprochen. Bei der Beurteilung der polnischen Frage hebt unsere Verfasserin hauptsächlich zwei Punkte hervor: „das russische Polen ist trotz allem unvergleichlich reicher, als die unter preußischer und österreichischer Herrschaft befindlichen Teile des ehemaligen polnischen Staates; und zweitens — die Polen tragen selbst mit Schuld an ihrer jetzigen mißlichen politischen Lage." Letzteres lehrt uns die Geschichte der polnischen Aufstände.

Wir stehen von einer Schilderung der Ausflüge nach den namentlich in historischer Beziehung interessanten Sommerschlössern in der Umgegend von Warschau ab und wenden uns wiederum einer durchaus praktischen Frage zu. Verfasserin kommt — indem sie von der Verbreitung des sog. bayerischen Bieres redet — auf die Trunksucht in Rußland zu sprechen und vertritt mit Recht die Anschauung, daß es mit der Trunksucht in Rußland momentan wenigstens nicht so schlimm stehe als man anzunehmen geneigt ist. Das von der Verfasserin angeführte Beispiel, daß sie in vier Wochen in Rußland nur einen einzigen Berauschten gesehen habe, ist jedoch keineswegs maßgebend. Bei längerem Verweilen an einem und demselben Ort würde die Verfasserin sich leider nur zu bald eine Menge von Beispielen zu notieren imstande gewesen sein. Daß wir übrigens prinzipiell mit der Verfasserin in dieser Frage übereinstimmen, läßt sich aus dem Material ersehen, das wir für die von der schweizerischen Regierung gemachten Erhebungen geliefert haben,[1] wobei es uns ganz besonders darum zu thun war, den Ursachen der Trunksucht in Rußland nachzugehen.

Das eigentliche Rußland wurde im politischen Gebiete der Weißrussen, in der niederen Wald- und Ackerregion betreten, welche sich als große Ebene vom Ural quer durch das ganze Land von Ost nach West zieht und einerseits vom unbedeutenden nordrussischen, andererseits vom kaum höheren südrussischen Landrücken begrenzt wird; „jenseit dieser wenig bemerkbaren Bodenerhebungen dehnen sich im Norden die Sumpf-, im Süden die Gras-Steppen aus. Einem Laienauge wird ganz Rußland als eine ungeheure Ebene erscheinen, selten von welligem Terrain unterbrochen und nur an den Flußufern sich hie und da zu einer Hügelformation aufraffend."

Und wie wunderbar versteht die Verfasserin die Schönheit der Ebene zu schildern! (Fortsetzung folgt.)

Das Gebiet des großen Colorado-Cañons.

Das merkwürdige, von tiefen, steilwandigen Schluchten durchfurchte Hochplateauland, welches einen großen Teil des Stromgebietes des Colorado umfaßt, ist schon zu wiederholtenmalen Gegenstand wissenschaftlicher Schilderung gewesen. Das detaillierteste und zugleich großartigste Bild dieses Gebietes entwirft uns aber Clarence E. Dutton in seinem neuesten, von der nordamerikanischen Regierung (Geological Survey) publizierten, splendid ausgestatteten und in vieler Hinsicht äußerst lehrreichen Werke:

[1] „Zur Alkoholfrage." Vergleichende Darstellung der Gesetze und Erfahrungen einiger ausländischer Staaten. Bern, 1884. 113 S.

„Tertiary History of the Grand Cañon District.“[1] Es ist dieses Werk nicht nur eine ausgezeichnete Lokalschilderung, sondern auch zugleich eine reiche Sammlung von Beobachtungen und Schlußfolgerungen, die mehr als lokale Bedeutung haben; es sei in dieser Beziehung nur erwähnt, daß mehrere Kapitel der Erosionsthätigkeit im großen gewidmet sind und daß die Architektur des ganzen Gebietes so markant geschildert wird, daß die „Cañon-Landschaft“ als ein ganz präziser, geographisch-geologischer Begriff hervortritt. Mit Rücksicht hierauf wird es verzeihlich erscheinen, wenn wir im folgenden Dutton's Werk etwas ausführlicher besprechen als es sonst üblich ist.

Das von Dutton mit ebensoviel Sachkenntnis als Anmut geschilderte Gebiet liegt hauptsächlich im nordwestlichen Arizona, und dehnt sich nördlich gegen Utah aus; die Längserstreckung von NW. gegen SO. beträgt ungefähr 180 Miles, die Breite von NO. gegen SW. etwa 125 Miles. Gegen Süden zu läßt sich keine natürliche Grenze angeben, so daß die Fläche zwischen 13,000 und 16,000 Quadrat-Miles betragen mag.

Der „Colorado-River of the West“ fließt in gewundenem Laufe gegen die Mitte dieses Gebietes, vorherrschend in WSW.-Richtung; sein Thal heißt im oberen Teile Glen-Cañon, dann weiter nördlich Marble-Cañon, und endlich in vorherrschend westlicher Richtung (etwa von 112° bis 114° w. L.) Grand-Cañon. Der letztere Name ist fälschlich und oft in betrügerischer Absicht auch auf den Yellowstone-Cañon und das Thal des Arkansas-River angewendet worden, und so mancher Tourist, der z. B. letzteres besuchte, ging von dannen in dem Wahne, den eigentlichen „großen (Colorado-) Cañon“ gesehen zu haben.

Der südlich vom Colorado gelegene Teil des Gebietes ist in seinen Details noch nicht so genau durchforscht wie der nördliche. In letzterem kann man mehrere verschiedene Zonen unterscheiden; im äußersten Norden eine Reihe von Erosionsterrassen, aus mesozoischen und alttertiären Schichten gebildet; sie trennen eine vorherrschend aus erratischen und tertiären Schichten, sowie aus Eruptivgesteinen zusammengesetzte Region von Hochplateaux von dem eigentlichen Thale des Colorado. Von den Terrassen gelangt man stufenweise in immer ältere Formationen, und gleichsam auf der untersten Sprosse dieser Stufenleiter trifft man eine ausgedehnte, aus carbonischen Schichten aufgebaute, terrassierte Fläche, welche ungezwungen in fünf einzelne Plateaux gegliedert werden kann, nämlich: im Westen das Sheawits-Plateau, anschließend gegen Osten das Minkarel-, Kanab-, Kaibab- und das Paria-Plateau.

Die aus trachytischen, rhyolithischen und andesitischen Gesteinen bestehenden Pine-Val-Mounts, ferner das tertiäre, von trachytischen und basaltischen Massen durchbrochene Markagunt-Plateau, das ebenfalls tertiäre Paunsagunt-Plateau und das cretacische Kaiparowits-Plateau sind die wichtigsten Teile der Hochregion, welche in ihrem westlichen Teile viel steiler abfällt als im östlichen; diese Hochregion fällt in das südliche Gebiet von Utah, während die früher erwähnte carbonische Fläche mit dem Grand-Cañon und Marble-Cañon schon ganz im Gebiete von Arizona liegen.

Die einzelnen Plateaux der carbonischen Fläche sind durch geradlinig von N. nach S. verlaufende Verwerfungsspalten getrennt; sie fallen daher unter den von Professor Sueß in seinem neuesten Werke, „Das Antlitz der Erde“ (I. Band), aufgestellten geologischen Begriff „Horste“. Die westliche dieser großen Verwerfungsspalten führt den Namen Grand-Wash-Spalte; das westlich derselben gelegene Gebiet erinnert in seinem Charakter an das große Nevada-Becken. Das Sheawits- und Minkaret-Plateau sind durch die äußerst scharf markierte Hurricane-Spalte getrennt; dieselbe läßt sich auf eine Längenausdehnung von 200 Miles verfolgen und weist stellenweise eine sehr bedeutende Sprunghöhe auf. So besteht nördlich vom Virgen-River der höhere Flügel der Hurricane-Spalte aus Carbon, der tiefere aus Eozän: die Sprunghöhe wird hier auf 12,000 bis 14,000 Fuß geschätzt!

Das Minkaret- und Kanab-Plateau sind durch die Toroweap-Spalte getrennt; in gleicher Weise ist das Kaibab-Plateau, welches höher ist als die anderen, zu beiden Seiten durch Spalten (West- und Ost-Kaibab-Spalte) begrenzt. Nicht selten beobachtet man, daß sich eine Spalte in mehrere Aeste teilt; so übergeht z. B. die Verwerfung im Queantoweap-Thal in drei getrennt verlaufende Spalten. Manche Spalten sind nachweisbar aus sogenannten „Flexuren“ hervorgegangen; dieser Terminus bezeichnet eine einfache Biegung flach gelagerter Schichten, wobei der umgebogene Teil sehr bald wieder die ursprüngliche flache Lage annimmt. Eine Flexur ist also eigentlich nichts anderes als eine Falte, deren beide Seitenschenkel sehr flach liegen, wobei zugleich der Mittelschenkel verhältnismäßig kurz zu sein pflegt. Auch die Flexuren teilen sich nicht selten in mehrere Aeste.

Die geologische Geschichte des ganzen Gebietes ist kurz folgende: Vor der Carbonformation wurden mächtige Schichten von Silur und Devon abgelagert, die ganze Gegend gehoben, bedeutend erodiert und wieder unter Wasser gesetzt. Vom Carbon an wurde die Sedimentation bis zum Ende der mesozoischen Epoche nicht mehr unterbrochen, und auf diese Weise Gesteinschichten von 12,000 bis 16,000 Fuß Mächtigkeit übereinander gelagert. In horizontaler Richtung herrscht hiebei große Gleichförmigkeit, während sich in vertikaler Richtung eine ebenso große Heterogeneität bemerkbar macht, ein Umstand, der für den landschaftlichen Charakter des Gebietes von tiefster

[1] Dieses Werk bildet den II. Band der „Monographs of the United States Geological Survey“ und besteht aus einem 42 Tafeln enthaltenden, 264 Seiten starken Textbande in 4° und einem großen, kostbaren Atlas.

Bedeutung ist. Die einzelnen Formationen kamen in seichtem Wasser zur Ablagerung; gegen das Ende der Kreideperiode wurde das Wasser schon brackisch, und die eozänen Ablagerungen sind bereits Süßwassergebilde, Sedimente eines großen Binnensees. Schon in der mittel-eozänen Zeit begann sich der westliche Teil des Cañon-Gebietes zu heben, eine Aktion, die, allerdings ungleichförmig, bis in die rezente Epoche andauerte. Die Schichten behielten bis jetzt eine sehr flache Lagerung, und die geodynamischen Kräfte äußerten sich blos in der Bildung von Flexuren und Verwerfungen. Bemerkenswert ist auch die vulkanische Thätigkeit in einzelnen Gegenden des Gebietes. Die Basaltlaven des Sheaowits- und Minkaret-Plateau lassen deutlich zwei Eruptionsepochen unterscheiden, wovon die eine dem Miozän oder Alt-Pliozän angehört, die zweite aber wahrscheinlich nur wenige Jahrhunderte zurückreicht. Die permischen, mesozoischen und tertiären Ablagerungen, welche jetzt klippenartig in die Terrassen übergehen, waren früher auch über das ganze carbonische Plateau verbreitet; dies beweisen zahlreiche Denudationsreste, welche auch noch auf dem südlichen Colorado-Plateau als isolierte Berge (zum Beispiel Red Butte) vorhanden sind. Erst mit der Tertiärzeit wurden diese mächtigen Sedimentdecken in großartigem Maße abgetragen und auf eine Tiefe von ungefähr 10,000 Fuß ausgefurcht. An einigen Stellen des Grand-Cañon ist der Colorado bereits bis auf die archaische Unterlage der Sediment-Formationen eingeschnitten. Die einstige Verbreitung der Kreide und Tertiär-Formation über das ganze jetzige Cañon-Gebiet läßt sich übrigens nicht so unzweifelhaft machen, wie dies bei Perm, Trias und Jura der Fall ist; das Eozän findet sich nur mehr im nördlichen Teile des Gebietes, ist ganz unbekannt in den großen „Mesas" westlich von den Echo-Cliffs, tritt aber in Neu-Mexiko wiederum auf; Dutton nimmt deshalb die einstige „Full extension" dieser Formation nur mit Reserve an.

Wie bereits bemerkt, liegen die Schichten im allgemeinen sehr flach; wenn nun auch der Neigungswinkel von z. B. 3° ein sehr geringer ist, so macht sich doch auf die große Entfernung von 130—180 Miles ein bedeutender Effekt bemerkbar. So liegt z. B. im Markagunt-Plateau die Carbon-Formation unter dem Meeresspiegel, in den San-Francisco-Mountains aber nahe an 8000 Fuß über demselben. Die das Carbon durchsetzenden Sprünge sind tertiären Alters.

Die Hochplateau-Region fällt, wie bereits erwähnt, durch eine breite Zone von Terrassen nach Süden gegen das carbonische, eigentliche Cañon-Plateau ab. Die mesozoischen und eozänen Schichten der Terrassen gehen in Felsklippen (Cliffs) aus, von welchen die sogenannten Vermilion-Cliffs an Großartigkeit geradezu unvergleichlich sind; sie erstrecken sich mauerartig von der Hurricane-Spalte bis an das Paria-Plateau, haben also eine sehr bedeutende Längenausdehnung. Ihre ebenfalls bedeutende Höhe, die zierlichen Gestaltungsformen und besonders die lebhafte Färbung der einzelnen Schichten machen das Gebiet dieser Cliffs zu einem höchst eigenartigen. Es muß hier bemerkt werden, daß jede der Sediment-Formationen im Grand-Cañon-Gebiete in ihrer Modellierung und Architektur einen bestimmten Stil zeigt, so daß sich immer andere Szenerien dem Auge darbieten, wenn man von einer Terrasse zur anderen herabsteigt; die Schichtung ist überall deutlich und durch die Verwitterung noch mehr hervorstehend. In den Vermilion-Cliffs bestehen die dünnen Zwischenlagen der Sandsteinschichten aus Gyps oder gypsreichem Sandstein, werden also sehr leicht zerstört, dadurch aber zugleich die Schichtflächen außerordentlich scharf markiert. Der steinerne Wall zeigt eine formenreiche Gliederung in mächtige Thürme, scharfe Spitzen und erkerartige Zinnen, die eine Höhe von 2000 Fuß über der Ebene erreichen und bei Sonnenuntergang durch ihre orangerote Färbung (vermilion) einen prächtigen Anblick gewähren.

Mehrere kathedralenartig aufgebaute und mit natürlichen Skulpturen verschwenderisch dekorierte Felsmassen des Virgen-Cañons erreichen eine Höhe von 4000 Fuß über dem Flusse. Unvergleichlich an Schönheit und Großartigkeit ist das kleine Zion-Thal (Little Zion-Valley), welches sich zwischen zwei mächtigen Felsentempeln hindurchwindet; in seinen Verhältnissen mag es dem Yo-Semite entsprechen, aber was landschaftliche Reize anbelangt, steht es hoch über dem letzteren. „It is Hyperion to a satyre", sagt Dutton. Westwärts vom Zion-Valley erstreckt sich eine Reihe von Klippen, die sowohl durch ihre reiche Skulptur als auch durch ihre intensive rote Farbe auffallen; die triadische Terrasse, welcher sie angehören, ist an vielen Stellen amphitheatralisch ausgehöhlt und von zahlreichen Cañons durchfurcht. Noch weiter im Westen erhebt sich palissadenartig, hinter einer gewaltigen Masse von Felsentürmen, die äußerste Reihe von Klippen, hinter welcher bereits die Region des „Great-Basin" beginnt, eine im Vergleich zu der geschilderten ganz andere Welt.

Von den eingangs erwähnten Plateaux ist das Kaibab-Plateau unstreitig das interessanteste und schon durch seine reiche Vegetation im Vergleiche zu den andern ein Paradies zu nennen. In den breiten Thälern finden sich ausgedehnte, parkartige Strecken, deren größte den Namen „De Motte's Park" erhielt. Verschiedene Tannen, besonders Abies grandis und Abies Engelmanni, bilden dichte Gebüsche; in den höheren Lagen ist am häufigsten Abies subalpina; außerdem kommen Pinus ponderosa (yellow pine) und Populus tremuloides auf dem größten Teile des Plateau's vor; an den Rändern desselben findet man noch Pinus edulis, Juniperus occidentalis und Cercocarpus ledifolius.

Die Vegetation der übrigen Plateaux ist ziemlich arm; einige derselben werden von Dutton geradezu als „Wüsten" bezeichnet. Es finden sich vereinzelt stehende, gigantische Nadelhölzer, niedere Sträucher, verschiedene Cakteenarten,

namentlich Opuntien, und Yucca. Kleinere Blütenpflanzen sind in dem ganzen Gebiete in größerer Mannigfaltigkeit vorhanden; Lester F. Ward hat deren in den hohen Plateauregionen während einer Session mehr als 600 Arten beobachtet.

Von den Höhen des Kaibab-Plateau's genießt man ein großartiges Panorama, und besonders eine Erhebung, der Point Sublime, bietet einen wahrhaft überwältigenden Einblick in die Wunderwelt des großen Cañons mit seinen reichgegliederten Wänden, Nischen und Gängen, seinen Amphitheatern und Felsentempeln, deren malerische Wirkung gehoben wird durch die koloristischen Effekte und die Verteilung von Licht und Schatten. Die reiche Gliederung verleiht der Architektur einen orientalischen, oft speziell Pagoden-Charakter (Schiwas-Tempel, Vishnus-Tempel); manche Formen sind mit solcher Bestimmtheit modelliert, daß man viel eher eine intelligente Kraft, als die unbewußt wirkende Natur für die Erschafferin alles dessen halten möchte. Man kommt sich vor, um mit Dutton zu reden, wie Gulliver, der nach Brobdingnag zurückkehrt und die Riesenstadt entvölkert findet.

Von Kaibab aus gelangt man ganz unvermittelt an den Rand des großen Cañons; die Wälder reichen bis an den Abgrund heran und nichts verkündet die Nähe des letzteren. Im allgemeinen entspricht das Bild weniger der landläufigen Vorstellung eines „Cañons", worunter man sich gewöhnlich eine enge, steilwandige Schlucht denkt, wie sie im Colorado-Gebiete allerdings auch vorhanden sind. Das Thal ist in zwei Abstufungen eingeschnitten; die äußeren Thalwände stehen 5—12 Miles auseinander und sind 1500—2000 Fuß hoch. Der Thalgrund zwischen ihnen ist felsig und ziemlich uneben; in demselben ist die innere Schlucht etwa 3000 Fuß tief und 3000—4000 Fuß breit ausgefurcht. Steht man am Rande des inneren Cañons, so erscheint derselbe im ersten Augenblicke bei weitem nicht so großartig als man es erwartet hatte; erst nach und nach beginnt das Auge Vergleiche anzustellen, und das Bild gewinnt immer mehr und mehr an Erhabenheit. Man sieht deutlich den Fluß am Grunde der Rinne; er sieht recht unbedeutend aus, und doch wissen wir, daß er an die 300—400 Fuß breit ist. Seine Oberfläche scheint ruhig zu sein, wie die eines See's; und doch kennt man ihn als ungestüm strömendes Wasser. Und so findet man endlich, daß es gerade die größere Breite ist, welche die Großartigkeit der Felsformen, die bestimmte und doch immer graziöse Profilierung derselben weit besser zum Ausdrucke kommen läßt, als es bei einer engen Schlucht möglich wäre.

Vom Point Sublime aus übersieht man den Grand-Cañon auf eine Länge von etwa 25 Miles in jeder Richtung. Einen besonders mächtigen Eindruck macht die gegenüberliegende Felsmauer, die sich, eine Meile hoch, bis in die nebelhafte Ferne mit den Blicken verfolgen läßt. Nicht weniger großartig sind die kühnen, reichgegliederten Felsenpromontorien und die tempelartigen Erosionsformen (buttes, temples), welch' letztere mitunter 5000—6000 Fuß Höhe erreichen (Vishnus-Tempel, Shiwas-Tempel). Stände eine dieser gigantischen Wunderbauten im zentralen Europa, so würde sie hier auf die bildende Kunst wahrscheinlich einen ebenso großen Einfluß ausgeübt haben, wie ihn der Fusiyama auf die dekorativen Künste Japans thatsächlich ausgeübt hat.

Der zauberhafte Eindruck, den die landschaftliche Szenerie im Grand-Cañon-Gebiet auf jeden Besucher ausübt, wird wesentlich erhöht durch die mitunter brillante Färbung der einzelnen Formationsglieder. Die oberen Carbonschichten sind zum Teile hellgrau, zum Teile gelblich oder blaß-fleischfarbig; der etwa 1000 Fuß mächtige Aubrey-Sandstein zeigt ein intensives Rot, welches jedoch wesentlich verschieden ist von dem mehr in's Purpurfarbige spielenden Rot des 2000—3000 Fuß mächtigen, senkrechte Wände bildenden Red-Wall-Kalksteins. Die tieferen Lagen der Carbonformation sind dunkelbraun, die an einzelnen Stellen der inneren Schlucht zu Tage tretenden Hornblende-Gesteine eisenschwarz gefärbt. Der momentane Zustand der Atmosphäre: Sonnenschein, Wolkenschatten, Nebel, Dämmerlicht ꝛc., beeinflussen in schwer zu beschreibender Weise das wunderbare Bild.

Zur Entstehung der so charakteristischen Erosions- und besonders der Klippenformen (cliffs), müssen alle die Bedingungen gegeben sein, wie sie im Colorado-Gebiet thatsächlich gegeben sind, nämlich: Eine bedeutende Erhebung des Landes über das Meer, sehr flache Lagerung der Schichten, Homogeneität der letzteren in horizontaler, Heterogeneität in vertikaler Richtung, und endlich auch ein trockenes Klima.

Daß eine bedeutendere Seehöhe notwendig ist, wenn ein Fluß tief in's Land einschneiden soll, ist selbstverständlich; von der Erhebung wird also auch wesentlich die Großartigkeit der Auswaschung und der stehengebliebenen Massen abhängen.

Die horizontale Lage der Schichten bedingt nicht nur das eigentümliche, mauerartige Aussehen der Felsmassen, sondern begünstigt auch in hohem Grade die Abbröckelung des Gesteins und die Bildung senkrechter Wände. Durch das rasche Abbrechen der zerklüfteten Gesteinspartieen werden immer neue Flächen der Atmosphäre ausgesetzt und demzufolge die Denudation beschleunigt.

Die Heterogeneität der Schichten in vertikaler Richtung spielt eine sehr große Rolle bei der Modellierung der Felsformen; nur durch den vielfachen Wechsel von harten und und weichen, d. h. der Zerstörung schwer und leicht unterliegenden Felsarten kommt endlich das charakteristische, aus senkrechten Linien und hyperbolischen, nach oben konkaven Kurven zusammengesetzte Cañonprofil zustande.

Die Zuschärfung der Profile und die Klippenbildung werden endlich auch wesentlich durch das trockene Klima begünstigt; in feuchtem Klima würde die Zersetzung, auch

der festen Gesteine, rascher fortschreiten, Erde gebildet und auf dieser Vegetation fixiert werden, die Profile würden ihre winklige Form verlieren und mehr als einfache Kurven erscheinen, wie es z. B. in den Appalachen der Fall ist.

Die triadische Terrasse, die in den Vermilion-Cliffs endet, ist von Cañons buchstäblich zersägt; überall giebt es zahlreiche Schluchten, die an der Felswand münden und sich nach rückwärts verzweigen, so daß das Ganze ein System bildet, welches man mit der Nervatur eines Blattes vergleichen kann. So bedeutend aber auch die Denudation allenthalben erscheinen mag, so ist sie doch ganz und gar nicht abnormal, und wird begreiflich, wenn man sich all' die vorangeführten Bedingungen vor Augen hält und die Länge der Zeit bedenkt, während welcher die zerstörenden Kräfte zu wirken Gelegenheit hatten.

Die Entwickelung des Abflußsystems im Colorado-Gebiete läßt sich ziemlich gut verfolgen. Während der mesozoischen Epoche war die Wasserscheide des Colorado submersiert, in der Eozänzeit befand sich an ihrer Stelle ein großer Süßwassersee. Dieser See kam zum Abfluß, und während das Land sich immer mehr erhob, schnitt sich zugleich der Fluß, der jetzige Colorado, immer tiefer ein. Sowohl der Colorado selbst, als auch die Zuflüsse desselben zeigen insoferne ein merkwürdiges Verhalten, als wir sie nicht selten gegen die Neigung der Schichten oder gegen die topographischen Abhänge, über Monoklinalen und Verwerfungsspalten fließen oder Plateaux und Cliffs durchbrechen sehen. Dieses Verhalten beweist uns, daß die Wasserläufe einer Gegend unabhängig sind von der Tektonik (structural features), ein Satz, dem Dutton schon in früheren Schriften Ausdruck gegeben hat.

Die jetzigen Zuflüsse des Colorado sind sehr gering an Zahl; es existiert nördlich des Grand-Cañons nur ein einziger Zufluß, und zwar aus dem Kanab-Cañon. Gegenüber den Echo-Cliffs mündet (auf dem rechten Ufer) der Paria-River, jenseit der Virgin-Mounts der Virgen-River (schon außerhalb des eigentlichen Grand-Cañon-Gebietes). Am linken Ufer sind die wichtigsten Zuflüsse der San-Juan-River, der kleine Colorado und der Zufluß aus dem Katarakt-Cañon.

Henry Gannet schätzt das Abflußgebiet des Kolorado auf 255,049 Q.-Miles. Auf den Plateaux versinkt die Hauptmenge der Niederschläge, und nur in den Thalgründen treten zahlreiche, oft sehr wasserreiche Quellen auf. Diese Quellen vermehren das Wasserquantum des Colorado sehr bedeutend, ohne Sedimente mitzubringen; sie erhöhen also die korrodierende Kraft des Stromes, ohne die fortzubewegende Last zu vermehren. Einige von den Quellen sind stark salzhaltig, einzelne führen heißes Wasser.

Die größeren Zuflüsse führen dem Colorado wohl viel Wasser, aber auch eine beträchtliche Masse von Detritus zu; das Wasser des Stromes ist deshalb fast immer trüb und schlammig, nur in manchen Jahren, und dann Ende Septembers oder Anfang Oktobers, zeigt es sich ganz klar. Bei seinem niedrigsten Stande nimmt es dann eine ähnliche, pistaziengrüne Färbung an, wie das Niagarawasser unter den Fällen.

Die Wassermenge des Colorado wechselt ungemein nach der Jahreszeit. Ende September 1877 hat Professor A. H. Thompson im Green-River 4400, im Grand-River 4860 Kubikfuß per Sekunde gemessen; im Marble- und Grand-Cañon entspricht die Wassermenge mindestens der Summe beider Messungen, beträgt demnach gewiß über 9000 Kubikfuß per Sekunde.

Die Niederschlagsmenge ist im Colorado-Gebiete noch nicht hinreichend genau festgestellt worden; für die Gegend zwischen Glen- und Marble-Cañon schätzt Powell sie auf kaum 4 Zoll, für die Kaibab-Region indessen auf mindestens 20 Zoll per annum. Die Hauptniederschläge geben die Wintermonate; besonders die hohen Lagen (wie z. B. das Kaibab-Plateau) weisen dann ausgiebige Schneefälle auf. Ende Oktobers und im November fallen in der Regel so viele Regen, daß auch sonst trockene Cañons deren es im Colorado-Gebiete eine große Anzahl gibt, Wasser enthalten, und das Niveau im Hauptstrom, der dann nicht selten mit Sand nnd Thonschlamm förmlich überladen erscheint, beträchtlich steigt. Unbedeutende Regenschauer sind lokal ziemlich häufig, ausgiebigere Regen aber selten. Dafür bringen letztere nicht selten großartige Effekte hervor, indem sich das Wasser, mit ungeheuren Mengen von Detritus, darunter Blöcke von Tonnengewicht, beladen, durch alle Rinnen und Furchen dem Hauptstrom entgegenwälzt; solche Regenstürme sind für den Cañon-Wanderer nicht ganz ungefährlich.

Das Gefälle des Colorado beträgt von der Einmündung des Little Colorado bis zum Grand-Wash-Gebirge, also auf eine Entfernung von etwa 218 Miles, 1640 Fuß, im Durchschnitt also 7,56 Fuß per Mile. An verschiedenen Stellen ist aber das Gefälle außerordentlich verschieden; so beträgt dasselbe z. B. vom Klein-Colorado bis zum Kaibab (9,6 Miles) 6,25 per Mile, im Kaibab-Gebiet (58 Miles) 12,07 per Mile, im Kanab-Gebiet (47,6 Miles) 5,01 per Mile.

Die Stromschnellen des Colorado sind auf zweierlei Ursachen zurückzuführen, nämlich: auf ungleiche Widerstände in dem zu erodierenden Gestein, oder auf Anhäufungen von Geröllen und Blöcken aus den Seitenschluchten. Die Stromschnellen der ersten Kategorie sind ziemlich ausgedehnt, aber weniger heftig, als die der zweiten Kategorie, welche auch häufiger sind. Eine besondere Erwähnung verdienen noch die vulkanischen Erscheinungen des Grand-Cañon-Gebietes. Besonders am Minkaret-Plateau sind Eruptivgesteine sehr verbreitet; man zählt hier allein an 150 gut erhaltene Vulkankegel, worunter der am Gipfel mit Pinus ponderosa bewaldete Mount Trumbull die ganze Landschaft dominiert. Die Kegel sind geradlinig angeordnet, rot gefärbt und mit Lapilli und einem Peperino-

ähnlichen Tuff bedeckt; indessen stehen die Vulkane sehr selten auf den Eingangs erwähnten großen Spalten und bei den einzelnen Kegeln läßt sich, trotz der geradlinigen Anordnung keine Spalte erkennen. Der südliche Teil des Plateau's ist mächtig von Lava überdeckt; zahlreiche Lavaströme sind über den Rand des Plateau's in das untere Toroweap-Thal und auf die große Esplanade des Grand-Cañon, 1500—1800 Fuß tief, herabgeflossen. Es gibt hier auch einzelne, die sogar den Rand der inneren Cañon-Schlucht erreicht und, denselben kaskadenförmig überströmend, das Thal auf einige Meilen weit ausgefüllt haben; dadurch wurde das Bett des Colorado um etwa 400 Fuß erhöht, der Fluß schnitt sich jedoch durch und benagt jetzt an derselben Stelle nur mehr die unter der Lava liegenden Sandsteine. Von „Vulkans Thron" sieht man sehr deutlich die Lavaströme des Minkaret-Plateau's herabgehen; Spalten, durch welche Lava emporstieg, aufgeschlossene Kegel und Tuffablagerungen sind der Beobachtung zugänglich, so daß dieses Gebiet in mancher Hinsicht lehrreicher ist als z. B. die klassischen Vulkandistrikte Süditaliens.

Die Laven des Minkaret sind typischer Basalt. Wenn auch historische Nachrichten über vulkanische Ausbrüche in der Colorado-Gegend fehlen, so kann man doch mit Gewißheit behaupten, daß ein Teil der Basaltlaven am Minkaret von ganz rezentem Alter sei und höchstens nach Jahrhunderten zählt. Petrographisch lassen sich wohl die älteren und jüngeren Basalte sehr schwer unterscheiden, aber die tektonischen Verhältnisse beweisen deutlich die Altersverschiedenheit. So sehen wir, daß die Verwerfungsspalten zum Teile scharf an der Lava absetzen, also jünger als letztere sind, zum Teile aber auch die Lava ganz unberührt lassen. Sehr schön zeigt sich dies bei der Hurricane-Spalte, welche nur einen (den älteren) Teil der Basalte durchsetzt, während der andere (jüngere) Teil derselben ganz intakt geblieben ist.

In der südlichen Fortsetzung der Toroweap-Schlucht, und zwar unmittelbar am Rande der inneren Grand-Cañon-Schlucht, steht ein unter dem Namen „Vulkans Thron" bereits erwähnter Basaltberg; er ist ein ausgezeichneter Aussichtspunkt, indem man in östlicher Richtung den äußeren Cañon auf etwa 40 Miles, den inneren auf etwa 18 Miles überblickt. Gegen Westen sieht man das Thal bis auf ungefähr 20 Miles: dann biegt es gegen Süd um und entschwindet dadurch dem Auge. Diese Umbiegung entspricht, wie man aus der Karte entnehmen kann, ziemlich genau der Fortsetzung der großen, meridional verlaufenden Hurricane-Spalte.

Ein großer Teil der Cañons im Colorado-Gebiet ist jetzt trocken; es scheint, daß die einstigen Wasserläufe derselben schon zu einer Zeit ausgetrocknet waren, bevor noch die innere Cañonschlucht des Hauptstromes ausgefeilt war, weil sie sich im entgegengesetzten Falle ebenso weit vertieft haben müßten, wie es bei den heutigen Zuflüssen der Fall ist. Das Verschwinden vieler und mächtiger Zuflüsse deutet auf ein dürres Klima, welches wahrscheinlich schon in der Pliozänzeit begann und bis in die Quartärepoche andauerte. Nur solche Zuflüsse, welche aus den entlegenen Hochlanden gespeist wurden und entsprechend wasserreich waren, überdauerten die trockene Periode. Die eigentliche Glazialepoche war im Grand-Cañon-Gebiet durch reichliche Regenniederschläge charakterisiert, das Klima wahrscheinlich etwas kälter als das jetzige. Wenn auch diese Zeit nicht lange angedauert zu haben scheint, so wurde doch während derselben die Corrosion des Hauptstromes und seiner Zuflüsse durch die vermehrte Wassermasse beschleunigt. Einige der in die Terrassen eingeschnittenen Cañons erscheinen jetzt mit Alluvionen ausgefüllt und haben daher das Aussehen breiter, flacher Thäler. Ein feuchtes Klima, welches permanente Wasserläufe in diesen Thälern unterhalten könnte, würde dieselben wahrscheinlich sehr bald wieder in die ursprünglichen Cañons verwandeln.

Für den im Grand-Cañon-Gebiete Reisenden ist auch die Kenntnis der Temperaturverhältnisse von Interesse. In den Monaten Juni—September ist die Mittagstemperatur selten unter 90° F., oft aber über 110° F.; nach Sonnenuntergang beginnt die Temperatur sehr rasch zu sinken, so daß selbst in der heißen Jahreszeit die Nächte ausnehmend kühl sind. Dutton beobachtete einmal eine Temperaturabnahme von 110° am Mittag, auf 54° F. um Mitternacht; diese Abkühlung erfolgt blos durch die nächtliche Radiation.

Die eigentümliche Wirkung der Atmosphäre, ferne Teile eines Landschaftsbildes gleichsam in bläuliche Nebel gehüllt erscheinen zu lassen, macht sich im Grand-Cañon-Gebiete in ganz besonderem Grade geltend. Der bläuliche Dunst zeigt sich hier viel dichter, fast greifbar, und besonders dann auffällig, wenn man die satten Farben der Felswände hindurchsieht. Freilich ist die ungewöhnliche Dichtigkeit desselben nur eine Täuschung, welche dadurch hervorgebracht wird, daß wir beim Ueberblick der enormen Flächenräume und Felsmassen des Grand-Cañons die Distanzen unterschätzen und, während wir thatsächlich mit unseren Blicken eine mehrere Miles dicke Luftschichte durchdringen, doch den Eindruck haben, als wären all' die tausenderlei Formen, die uns umgeben, mit wenigen Hundert Schritten zu erreichen.

Die von dem Stande der Sonne, von der Bewölkung und anderen Umständen abhängigen Farbeneffekte schildert Dutton in ungemein anziehender Weise; der glänzende Stil, der das ganze Werk auszeichnet, steigert sich hier fast zu poetischer Sprache. Blättert man dazu den reichhaltigen Atlas durch, so muß man dem Ausspruch des Autors ganz beistimmen: „The Grand-Cañon is the sublimest thing on earth". —

A. Rzehak.

Der Seehundsfang auf dem Kaspischen Meere.

Im Kaspischen Meere, das überreich an allen möglichen Arten von Fischen ist, gibt es an Wassersäugetieren blos eine, zu jeder Jahreszeit im Meere zu findende Art von Seehunden.[1] Der Seehund bringt den Sommer gewöhnlich auf hoher See zu, im Herbst aber schwimmt er in großen Heerden vornehmlich in den nordöstlichen Teil des Kaspischen Meeres, der früher zufriert. Die Seehunde nähren sich von Grätenfischen, deren Bauchstück sie allein verzehren, die übrigen Teile den Seemöven überlassend, die beständig über der Seehundheerde schwärmen. Die Seehunde halten sich gewöhnlich auf den schwimmenden Eisflößen; wenn sie sich aber unter zusammenhängendes Eis begeben oder geraten, so machen sie durch dasselbe eine Oeffnung, eine Wuhne, durch welche sie, den Kopf durchsteckend, Luft atmen. Die Seehunde besitzen eine ungemein feine Witterung und sind sehr furchtsam: das geringste Geräusch genügt, eine ganze Heerde zu erschrecken und in das offene Meer zu verscheuchen. Die Jungen sind übrigens kühner; gewöhnlich einzeln schwimmend, nähern sie sich den Booten. Vom Hafendamme von Petrowsk aus, der nur einige Hundert Faden sich in das Meer erstreckt, kann man mitunter Seehunde in nächster Nähe gewahren.

Die ersten, im Herbste erscheinenden Rudel von Seehunden bestehen immer vornehmlich aus Weibchen im letzten Grade der Schwangerschaft, deren Anfang von Januar Februar oder März datiert. Das Weibchen trägt gegen 11 Monate und bringt gewöhnlich nur ein Junges, sehr selten zwei, zur Welt. Die Zeit der Geburt der Jungen beginnt zu Ende Dezembers und währt gewöhnlich bis zum 10. Januar; zu dieser Zeit kommen die Weibchen auf das Eis hinaus, und wenn sie ihr Junges mit der Brust säugen, so drehen sie sich auf den Rücken und halten das Neugeborene mit den Pfoten. Um Futter zu suchen, machen die Seehunde nahe vom Futterplatz ihrer Jungen und um im Falle der Gefahr der Verfolgung die Möglichkeit der Flucht zu haben, im Eise Luftlöcher oder Wuhnen.

In der ersten Lebenswoche, wann die Wolle auf den Seehunden weiß, wollig und weich ist, heißen die Neugeborenen Bieliaki oder Bielenkije („Weißlinge") und wiegen von 3 bis 7 Pfund. Zehn Tage später beginnen sie zu haaren und stellenweise zeigt sich auf ihnen grobe Wolle; dann heißt man sie Tulubki (Pelzer) und sie wiegen von 20 bis 25 Pfund. Nach drei Wochen erhält der Seehund-„Weißling", nachdem er völlig abgehaart, den Namen „Ssiwar" wegen der grauen Färbung seiner Wolle und sein Gewicht erreicht 1 ½ Pud; zu dieser Zeit schlägt man ihn schon des Thrans wegen. Der jährige Seehund heißt „Konzyr" und pflegt von 2 bis 2 ½ Pud zu wiegen. Vom Märzmonat an beginnt der „Ssiwar" stark abzumagern, so daß er zu Ende des April die Hälfte seines Gewichts einbüßt, zum Mai aber vollständig abmagert, so daß sein Gewicht 10 Pfund nicht übersteigt. Die größten Seehunde erreichen 4 und sehr selten 5 ½ Pud. Die großen Männchen mit bunter Wolle, geäpfelt, heißen „Pestrianki".

Zum Fange der Seehunde rüsten die Unternehmer Seeboote aus, auf denen zu Bootsmännern immer tüchtige Seeleute und erfahrene Seehundschläger ernannt werden. Der Seehundsfang pflegt ein Frühlings- und Jahresfang zu sein; im ersteren Falle heißen die Unternehmer „Weßnitschi" (Frühjahrsjäger), im zweiten „Simowitschi", Winterjäger. Nach Eröffnung der Schifffahrt begeben sich die „Weßnitschi" auf den Frühlingsfang, und richten sich, ins Meer hinausgekommen, auf die längs dem Ufer der Halbinsel Mangischlak gelegenen Inseln Sswiatoi und Podgornyi. Auf diese Inseln kommt der Seehund, sobald das Eis im Meere schmilzt, zum Lager und Haaren hinaus. Die „Weßnitschi" sammeln, nachdem sie das Schlagen auf den Inseln beendet, die auf dem Meere schwimmenden Seehunde auf und kehren nach Astrachan heim.

Die „Simowitschi" verfügen sich auf den Fang im August, September, Oktober und November, gerade auf die Inseln, wohin der Seehund zur Lage herauskommt, wenngleich in geringerer Menge, als im Frühling; im Winter aber eilen sie auf ihre Winterwohnplätze zurück. Der vorzüglichste Wintersitz befindet sich auf der Insel Kulali, doch überwintern einige im Fort Alexandrowsk und auf der Insel Tschetschen. Vom 1. Februar an begeben sich die Seehundsfänger von ihren Winterwohnsitzen weg auf Booten ins Meer, um die Seehunde auf den schwimmenden Eisflößen zu verfolgen. Nachdem die „Simowitschi" diese gefährliche Jagd beendet, begeben sie sich auf die Inseln, auf die die Seehunde, wie gesagt, nach dem Auftauchen des Eises zur Lage und Härung kommen. Darauf sammeln sie, gleichwie die „Weßnitschi" (Frühjahrsjäger) auf dem Meere die toten Seehunde, um dann endlich zum Termin nach Astrachan zurückzukehren. Der Frühjahrstermin ist fast für alle Seehundsfänger der 9. Mai a. St.

Der Seehundsfang bildet im Kaspischen Meere eine wichtige Industrie, sowohl längs der Nordküste, in der Nähe der Wolga- und Uralmündungen, als auch längs der Westküste, vornehmlich um die Insel Tschetschen, wie gegen die Südhälfte des Meeres hin, in der Nähe der um die Halbinsel Apscheron liegenden Inseln. Den Hauptmittelpunkt dieser Jagd bildet die Gruppe der Seehundsinseln (Tjulénji ostrowà) Kulaly, Morskoi, Swiatoi, Podgornyi, Dolgij, Kruglyi und Orlow, die nördlich von der Halbinsel Mangischlak, 250 Werst von Astrachan liegen. In früheren Zeiten erlangte man auf diesen Inseln eine reiche Beute; es gab Fälle, daß man hier im Frühjahre in einer Nacht

[1] Der dem gemeinen Seehund an Größe ziemlich gleichkommende kaspische Seehund (Calocephalus caspicus) ist die einzige Art, welche nicht im eigentlichen Meere gefunden wird, sondern die großen asiatischen Landseeen, das Kaspische Meer, den Aral-, Baikal- und Oronsee bewohnt. (Brehm's Tierleben.)

bis 10,000 Stück tötete. Auch gegenwärtig wird hier die größte Anzahl Seehunde geschlagen, hauptsächlich auf den Inseln Swiatoi und Podgornyi. Die übrigen Inseln aber sind entweder gänzlich verlassen oder werden von den Seehunden nur selten besucht.

Mitgeteilt von N. v. Seidlitz.

Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen.

Studie von Artillerie-Hauptmann E. Böttticher.

I.

Bekanntlich erhielten sich in der sogenannten Bauerntöpferei die Traditionen der Urzeit bis auf unsere Tage, und die Kataloge der Museen erwähnen in der Regel, daß die bäuerlichen Arbeiten aus Portugal und den Donauländern auf antiken und orientalischen Ursprung deuten. Abgrenzen läßt sich indessen ihr Ursprung nicht, weder räumlich noch zeitlich. Gewisse Typen finden wir überall in der Welt, sowohl in der Bauerntöpferei als auch in Nekropolen. Gleichsam ein Museum dieser Typen ist Hissarlik. Hier zeigt es sich, daß schon die Prähistorie sie besaß, und zahlreiche in Schliemann's „Ilios" gesammelte Beispiele weisen sie uns in Nekropolen der alten und neuen Welt nach. Herr Dr. Schliemann unterließ leider, wie aus seinen trojanischen Ideen erklärlich, die doch so wichtige genauere Vergleichung der Ausgrabungen von Hissarlik und Tiryns mit ägyptischen Nekropolen. Dagegen brachte die „Zeitschrift für Ethnologie" (1883) über die bedeutungsvollsten Typen, nämlich Libiergefäße und Gesichtsurnen, günstig aufgenommene Fingerzeige in Analogien vom Nil bis zum Rhein. Fast alle Hissarlik-Typen samt Schrift und Ornamentik sind alsdann in ägyptischen Nekropolen nachgewiesen, und sie kommen dort auch in sehr unterschiedlicher Ausführung vor, in Gold, Silber und Alabaster oder einfach in Thon, gelb, rot oder schwarz, poliert und unpoliert, mit der Hand und mit der Scheibe gemacht. (Vgl. „Ausland" 1884, Nr. 15.) Nun ist es gewiß vielsagend, daß gerade auf den Kult bezügliche Typen in so vielen Ländern von der bäuerlichen Kunst treu bewahrt wurden: es beweist, daß sie ein Stück vom eigenen Fleisch und Blut, nichts Fremdes waren. In der Landbevölkerung, abseits der Straße, überdauert Väterssitte und Glaube so manche neue Kulturflut, bis nur die Form geblieben, der Inhalt verloren gegangen ist. So sinkt ein Tempelgerät zum bäuerlichen Hausrat hinab, wenn nicht die neue Religion es in ihr Heiligtum aufnimmt. Wie viel heidnisches Gerät beispielsweise in die christliche Kirche übergegangen ist, lehren sehr interessante Aufsätze von Linas und Helleputte in der „Revue de l'art chrétien" (1883 und 1884). Es überrascht, die bekannten Drillingskrüge (in der „Zeitschrift für Ethnologie", 1883, S. 157 ff. und Tafel IV als ägyptisches Kultgerät nachgewiesen) als ‚vases contenant les trois huiles' wiederzufinden.

Fragt man nun nach der Herkunft der Typen der Bauerntöpferei und der Nekropolen, so wäre es unseres Erachtens verfehlt, sich an Aeußerlichkeiten, die aus Laune und Willkür erklärlich sind, wie an einem Faden der Ariadne zu halten, der durch das keramische Labyrinth führen soll. Herr Dr. Schliemann stellt sich z. B. vor, das eine Volk habe die Henkel stets horizontal, das andere immer vertikal angesetzt, und gibt sich unsägliche Mühe, aus Farbe, Form und Arbeit verschiedene Kulturen nachzuweisen. Objektive Prüfung lehrt, daß seine Aufstellung schichtweiser Unterschiede unhaltbar ist, was ihm auch von Anfang an entgegen gehalten wurde. In Hissarlik ist, wie in den meisten Nekropolen, untrennbar durch Sophismen das Roheste mit dem Edelsten gepaart. Aber wie roh oder kunstvoll, wie einfach oder kostbar dort ein Ding erscheinen mag, es lehrt, daß man in allen Schichten,[1] d. h. jederzeit, an gewissen Grundformen und Symbolen, welche offenbar durch Kult und Tradition geheiligt waren, festgehalten hat. Solchen Typen, der vom Gedanken belebten Form, wollen wir nachspüren, und deshalb nicht erst bei allerlei Vasen mit cylindrischem oder konischem Aufsatz, nicht bei Krügen mit langen Hälsen und mit geschnäbelter oder kleeblattförmiger Mündung, noch bei anderen gleichgültigen Formen, die alle als alte Bekannte aus Hissarlik und anderen Nekropolen grüßen, uns aufhalten.

II.

Die uns im nachstehenden beschäftigenden Typen sind wiederum Libierkrüge und Gesichtsvasen, wozu ein bisher rätselhaftes Ornament tritt, über dessen Bedeutung uns aber Erzeugnisse der bulgarischen Bauerntöpferei aufklären.

Die Libierkrüge (Schliemann's Saugflaschen), deren Zweck ägyptische Bilder der Nachwelt künden, sind Vasen von sehr verschiedener Form, die aber alle eine Ausgußtülle besitzen. Manche haben zwei, drei und mehr Tüllen. Sie sind der zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten „Stadt!" von Hissarlik eigentümlich. In ägyptischen Nekropolen häufig, werden sie noch heute von der bäuerlichen Keramik des alten Pharaonenlandes hergestellt. Dort wäre wohl Gelegenheit, festzustellen, welchem (ob profanen?) Zwecke diese auf den Denkmälern in der Hand opfernder Pharaonen abgebildeten Krüge heute dienen. Damals waren sie Opferkrüge, darüber lassen die Bilder keinen Zweifel, und die Besonderheit der Form erklärt sich leicht aus dem Naturalismus jener Welt. Groß ist die Zahl

[1] Selbstredend die griechische Oberfläche ausgenommen. Ueber die erste (unterste) kaum aufgedeckte Schicht kann man natürlich nur mit Vorbehalt urteilen.

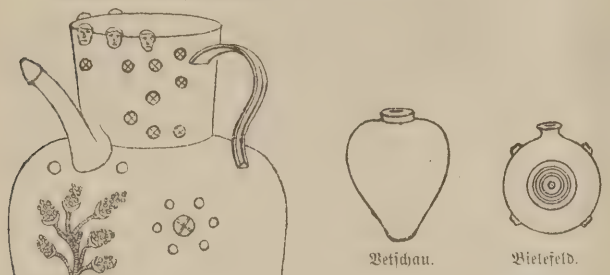
der Denkmäler, auf welchen der Opfernde mit solchem Kruge vor dem ithyphallischen Amen-Rā erscheint. Auch in Kleinasien blühte seit Urzeiten der priapische Kult und der außerordentliche Reichtum Hissarliks an Phallus (wieder in der zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten „Stadt!") harmoniert durchaus mit der Häufigkeit der „ithyphallischen Libierkrüge", wie wir sie zum Unterschiede von anderen Libiergefäßen nennen wollen. Wo werden wir sie außerhalb Aegyptens am besten in der Bauerntöpferei erhalten finden? Natürlich in Italien. In der That ist das nachfolgend beschriebene, selbstredend aus Nachahmung oder Fortpflanzung hervorgegangene Erzeugnis italienischer Bauerntöpferei sehr lehrreich. Es befindet sich im Königlichen Kunstgewerbe-Museum zu Berlin (Raum XXVII) und besitzt eine sehr beziehungsvolle Ornamentik. Zu beiden Seiten des ganz unverkennbaren Phallus ist das ⊗ Ornament angebracht, das auch auf Hissarlik-Gefäßen nicht seltene ägyptische Symbol der Fruchtbarkeit und des Lebens, und zwar stehen neben der Phalluswurzel je eines dieser Zeichen, am cylindrischen Oberteil der Vase ihrer je acht in Z-Form und am Vasenbauch noch je ein größeres, das von sechs ⊙ umkränzt ist. Solche ⊙ entquellen auch den geöffneten (vielleicht × weise geplatzten?) Fruchtschalen einer unterhalb des Phallus in Relief dargestellten Pflanze (Granatapfel?), offenbar auch Sinnbild der Fruchtbarkeit. Das ⊙ erinnert in seiner Ausführung in Relief an die mißverständlich Spinnwirtel genannten Votivgaben in den Nekropolen, zehntausendweise in Hissarlik gefunden und auch in den ägyptischen Gräbern nachgewiesen (Vgl. „Ausland" 1884, Nr. 15). Dieser merkwürdige Krug ist gleichzeitig auch Gesichtsvase, denn an seinem oberen Rande sind fünf menschliche Köpfe (Masken?) dargestellt, ursprünglich wohl die Versinnbildlichung der opfernden Personen. Es gibt ja vielfach zwei-, drei- und mehrgesichtige Vasen, wie ja auch in ägyptischen Darstellungen zuweilen mehrere Personen zugleich dem ithyphallischen Sonnengott anbetend nahen. (Lepsius, Wandgem. 2c.) Auch die Kombination von Gesicht (Maske) und Phallus ist an einem jeden solchen Gefäß mit Ausguß leicht zu bewirken: man braucht nur einen Gesichtsdeckel darauf zu setzen, wozu die Gefäßform häufig einladet. Dies trifft übereinstimmend für Hissarlik'sche, deutsche und ägyptische Funde zu. Vielleicht bedeutet die Spitze auf manchem Gesichtsdeckel selbst wieder einen Phallus. Die Symbolik des Phallus zieht sich bekanntlich durch die ganze Geschichte der Natur-Religion und versinnbildlicht die schaffende Kraft des Sonnengottes. (Vgl. J. Grimm, „Deutsche Mythologie", II. — Pauly, „Real Encyclopädie".) Von Jahrtausend zu Jahrtausend pflanzen sich Bräuche fort, deren ursprüngliche Bedeutung längst vergessen ist. Wer wüßte dies nicht! Aber nur Wenige, denen zwar ein Phallus-Denkmal in den Pyrenäen (bei dem baskischen Bidarray) und in Kleinasien (am Sipylos in Lydien) bekannt ist, mögen ein solches in der Eifel kennen. Eine eifeler Dorfkirche birgt ein ithyphallisches Steinbild, das heute noch, nachdem die Legende es in einen christlichen Ritter verwandelt hat, das Wallfahrtsziel kinderbegehrender Frauen ist. Also in der Eifel derselbe Brauch wie im Baskenlande![1] Muß man da nicht von etwa römischer Herkunft absehen? Wie vielfach im Rheinlande die Urzeit in unsere Tage hinüberspielt, wird immer deutlicher werden, je eifriger wir Namen und uralten Volksbräuchen nachforschen. Von besonderer Bedeutung ist die bäuerliche Kunst. Letztere hat uns hier zu Lande die ithyphallischen Krüge überliefert, denn nichts anderes waren ursprünglich, ganz im Einklang mit dem erwähnten Steinbild, die Kannen mit langer Tülle, welche die Bauerntöpferei des 16. und 17. Jahrhunderts am Rhein (Raeren bei Eupen in der Eifel, Siegburg, Höhr, Grenzhausen) und in Franken (Kreussen) herstellte. Nachgrabungen an Orten alten Töpfereibetriebes haben den vorzeitlichen Ursprung desselben festgestellt, und nichts nötigt dazu, in der Herleitung desselben bei den Römern stehen zu bleiben. Ithyphallische Libierkrüge, auch mit mehr als einem Phallus (Ausguß) ausgestattete, finden sich auch da, wo an etwaigen römischen Import gar nicht zu denken ist, in China, in Indien, sogar in Zentralamerika, dessen rätselhafte alte Kultur so vielfach an ägyptische anklingt.

Wie in anderen Kunstzweigen des Altertums, wird man auch in der Keramik profane und hieratische Kunst schärfer unterscheiden müssen. Faßt man die Bauerntöpferei als den Abkömmling der depossedierten hieratischen Keramik auf, so spricht dafür die Ueberlieferung vieler Dinge, deren profane Verwendung undenkbar ist. Wer kennt nicht den Vexierkrug! Heute nur Spielerei, gehörte er einst zu dem geheimen Apparat der Tempelmagie. Der Wissende, also der Priester, goß aus diesem Kruge, wie aus jedem gewöhnlichen, sobald er die kleine Oeffnung, mittelst welcher ein kleiner Kanal nach außen kommuniziert, unmerklich für Dritte mit dem Finger luftdicht verschlossen hatte. Dann stieg der Inhalt durch den hohlen Henkel und einen den oberen Rand umkreisenden Hohlkanal in die Ausgußtülle und floß aus. Unsere Abbildungen (nach den Originalen im Kgl. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin gezeichnet) zeigen eine Reihe Vexierkrüge, die unter den verschiedensten Himmelsstrichen gefertigt, doch in dem ornamentalen Motiv der durchbrochenen Arbeit des Halses einen gemeinsamen Zug tragen. Uebrigens stimmt das Kreuz von Mexiko mit dem ägyptischen merkwürdig überein. Besonders bemerkenswert ist gewiß, daß unsere Eifel (Raeren) auch diese Variation der ithyphallischen Libierkrüge besitzt, in Reih und Glied mit Mexiko und Indien, mit der Türkei, Bulgarien und Italien. Dazu treten identische Krüge von Straßburg und Höchst (Fayence, 15. Jahrhundert) mit drei Ausgußtüllen. Während für

[1] Unwillkürlich gedenkt man des famosen Manneken in Brüssel. Seine Herkunft ist dunkel. Nach der Sage das Bild eines Königssohnes, könnte es darum erst recht ein Relikt jenes Kultus sein.

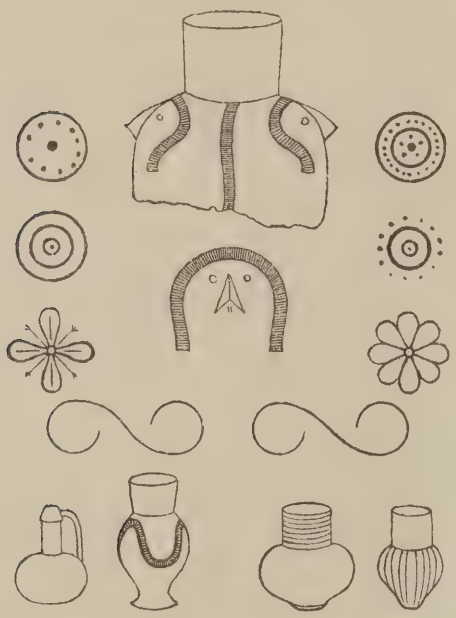
diese Arbeiten jede andere Erklärung als aus der heimischen Ueberlieferung der Bauerntöpferei zum mindesten gesucht erscheinen müßte, könnte man bei analogen Arbeiten von Nürnberg (16. und 17. Jahrh.) an die Einflüsse der Renaissance denken, wenn ihnen nicht Muster zu Grunde lägen, welche wir eher in prähistorischen Gräbern, als in den Sammlungen der Antike suchen.

Italienische Bauerntöpferei.



Vetschau. Bielefeld.

Rheinische Bauerntöpferei.



Der Vexierkrug in der Bauerntöpferei.

Mexiko. Eifel. Indien.

Türkei. Italien. Bulgarien (Dardanellen).

Also gestaltet thatsächlich die bäuerliche Keramik fast der ganzen Welt nach uralter und heute wohl unverstandener Ueberlieferung diesen Gefäßtypus. Wie Grabfunde in Italien und in Gallien lehren, war derselbe der Antike wohlbekannt. Welche Bedeutung sie ihm noch beilegte, bleibt festzustellen. In unseren Museen figurieren antike Erzeugnisse dieser Art unter der Bezeichnung „Tropfgefässe" (siehe Levezow's Katalog u. a.). Die ägyptischen waren ganz unbeachtet geblieben. Wollen wir nun auch die ebenfalls den Nekropolen eigenen langhalsigen Flaschen und Krüge als ithyphallische Libiergefässe ansprechen, so werden wir wohl nicht irren. Auch sie haben oft mehr als einen Ausguß. Was sollen zwei-, drei- und mehrhalsige Flaschen und Krüge im Haushalt? Vergeblich dürfte Herr Dr. Schliemann sie aus einer Laune des prähistorischen Töpfers (Vgl. „Ilios") erklären.

Bekanntlich war der Sonnendienst über die ganze Erde verbreitet. Auf ihn deutet der beschriebene, in sich natürlich vielgestaltige Typus und es kann uns also auch nicht überraschen, demselben überall zu begegnen, in Hissarlik wie in den ältesten ägyptischen Nekropolen, auch in Tiryns und Mykenä, auf Rhodos, Cypern und Thera, unter vorgeschichtlicher Lava (Marino!) und in Pfahlbauten (Neuenburger See), im Orient und Occident, in Nord und Süd. Wie einheimisch dieser Typus aber überall war, das lehrt seine Erhaltung in der Bauerntöpferei.

H. Whiteley's Reise in's Innere von Britisch-Guiana.

(Schluß.)

Ich verließ Kukenam am Morgen des 7., wanderte mit teilweisem Anstieg über die Savanne hin uud erreichte ungefähr um 11 Uhr Vormittags die Ufer des Yuruani, eines sehr schlammigen Flusses von etwa 20 m. Breite, der hier nur eine unbedeutende Strömung hat. Die Indianen hatten hier zwei Kähne zum Uebersetzen nach dem anderen Ufer, und wir fanden bei unserer Ankunft diese an der jenseitigen Anlände; allein diese Schwierigkeit ward bald gehoben, indem einige von den Indianen hinüberschwammen und die Kähne herüberbrachten. Nachdem wir über den Fluß gesetzt waren, mußten wir durch einen Wald ansteigen, erreichten die Höhe und wanderten eine Strecke weit durch die Savanne nach einem kleinen Hügel, auf dessen Gipfel wir drei kleine Indianenhütten fanden. Diesen Punkt beschloß ich zu meinem Hauptquartier zu machen, weil wir nun auch dem anderen Berg, dem Roraima, nahe waren, der so ziemlich dieselben physischen Züge hat, wie der Kukenam, nur bemerkte ich keine Wälder, welche die Höhe auf dieser Seite bekleiden, und die vertikale Höhe der Bergseiten scheint etwas geringer zu sein, als die des Kukenam; auch sah ich einen Wasserfall gerade über den Rand der Klippe herunterstürzen.

Die Szenerie um den Roraima ist sehr großartig, aber die Gegend spärlich bevölkert, denn die Indianen-Familien wohnen weit auseinander; sie legen ihre Felder an den Hügelhängen an, pflanzen Kassawa und Bananen, Yams und Zuckerrohr und ergänzen diese Lebensmittel-

vorräte mittelst der Jagd auf das Paca (Coelogenys Paca), den Accouri oder Aguti (Dasyprocta Aguti) und den Hirsch, von welchem hier zwei Spezies vorzukommen scheinen; auch fischen sie im Yuruani, wo sie Fische von einem halben bis anderthalb Fuß Länge fangen.

Während des größeren Teils meines Aufenthaltes in dieser Gegend regnete es beständig auf dem Roraima und Kukenam und die Berge waren tagelang in Wolken gehüllt; zuweilen, wenn das Wetter sich aufhellte und die Sonne schien, gewährte die dunkelrote Färbung an Teilen der vertikalen Seiten, welche sich von dem düstergefärbten Wald an den unteren Abhängen prächtig abhob, einen schönen Anblick. Da ich kein Geognost bin, kann ich nichts über die verschiedenen Schichten sagen; nach meinem Dafürhalten aber waren diese Berge niemals Inseln im Meere, wie viele vermutet haben, sondern das eigentümliche Aussehen der Umgegend mit ihren Hügeln und Thälern machte mir eher den Eindruck, als ob das Ganze durch vulkanische Gewalten emporgehoben worden sei.

II.

Anstieg bis zum Fuß der senkrechten Klippen des Roraima im August 1883.

Als die Indianen mich von der Schwierigkeit benachrichtigten, irgendwo anders Blätter zum Dachdecken zu finden, und ich doch eine große Hütte zum Unterbringen meiner naturgeschichtlichen Sammlung nötig hatte, beschloß ich mein Hauptquartier an derselben Stelle aufzuschlagen, in deren Nachbarschaft ich meine erste Sammlung zu Ende 1881 und zu Anfang des Jahres 1882 zusammengebracht hatte und die in Luftlinie nur etwa 8 e. Ml. vom Roraima entfernt ist. Als ich diesen Punkt am Abend des 30. März 1883 erreichte, machte ich mich am andern Morgen mit den 25 Indianen, welche mich begleiteten, an die Arbeit und errichtete das Zimmerwerk einer Hütte, welche wir in drei Tagen unter Dach brachten. Hier blieb ich einige Monate, mit meinen Indianen sammelnd, bis ich fand, daß die Vögel in ihrem schönsten Gefieder waren, was für mich von Wichtigkeit war, weil der Hauptzweck meiner Mission darin bestand, einige Vögel zu erlangen, von welchen nur ein einziges Exemplar in europäischen Sammlungen bekannt war, welches angeblich von den Abhängen des Roraima in einer Höhe von 6000 Fuß stammte. Ich entschloß mich daher, nun eine Expedition an den Fuß der senkrechten Felswände des Roraima zu machen.

Am Morgen des 2. August 1883 verließ ich meine Hütte in Begleitung meiner indianischen Sammler Joseph und Henry Manuel, meines seither verstorbenen Indianenjungen Cafre, meines Dolmetschers John Andrew und sieben indianischer Träger und ließ die Hütten nnd Sammlungen in der Obhut von zwei Indianen-Weibern. Wir wanderten in östlicher Richtung dem Roraima zu, über Berg und Thal durch die herrlichste Szenerie, durch Savannenland, wo die Hänge der benachbarten Hügel und die Thalgründe mit Gehölz bekleidet waren und linker Hand dichte Wälder gegen den Kukenam hin lagen und sich in der That in einer ununterbrochenen Linie bis an den Fuß der steilen Klippen hin fortsetzten.

Wir überschritten die Flüßchen Cerima und Comique, nordwärts verlaufende Zuflüsse des Yuruani, setzten dann unsere Wanderung durch den Wald fort und setzten abermals über den Comique, welcher einen sehr gekrümmten Lauf haben muß, da er jetzt südwärts strömte. Ich schlug das Nachtlager früh auf, da die Indianen noch im Walde am Fuße einer Hügelreihe zu jagen wünschten, welche sie Cymaripeer nannten und die unverkennbar aus Ausläufern vom Kukenam besteht und noch viele Meilen in südlicher Richtung weiter streicht.

Am folgenden Morgen setzte ich meine Reise fort und erstieg die Hügel; als ich den Gipfel derselben erreichte, fand ich, daß wir dicht am Südende des Kukenam waren und der Roraima gerade östlich vor uns lag. Wir mußten nun vom Kamm dieser Hügelkette etwas hinabsteigen zu zwei Indianenhütten, deren Bewohner herauskamen, uns mit Salven aus ihren Flinten begrüßten und mich gleichzeitig einluden, eine Weile in ihren Hütten zu rasten. Um 11 Uhr Vormittags setzte ich meine Reise fort und verfolgte den längs dem Fuße des Kukenam hinführenden Pfad, bis wir andere Indianenhütten am Fuße des Roraima erreichten. Die Indianen daselbst sagten mir, daß es für meinen Zweck besser sein würde, auf der Savanne zu bleiben und Expeditionen an den Hängen hinauf bis zum Roraima zu machen, und sie räumten mir zwei kleine Hütten auf der anderen Seite des Kukenam-Flusses zu meinem Gebrauche ein. Als ich über den Kukenam setzte, fand ich, daß derselbe zwar zu dieser Jahreszeit keine große Wassertiefe hatte, daß sein Ueberschreiten aber gefährlich war, weil das Flußbett voll Rollsteinen von verschiedener Größe lag, von denen diejenigen unter Wasser spiegelglatt waren und einen sehr unzuverlässigen Fußhalt darboten. Auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß der Fluß in der Regenzeit furchtbar reißend und zu Zeiten unpassierbar sei. Dieser Fluß entspringt auf dem flachen Gipfel des Berges Kukenam, stürzt über den Rand der senkrechten Felswände herab und hat einen Fall von beinahe 2000 Fuß bis zu dem Wald, welcher die tieferen Abhänge des Berges bekleidet. Zur Zeit, wo ich ihn passierte, war dort oben wenig Wasser und dies kam nur in Form von Dunst und Nebel herunter und hörte während meines Aufenthaltes zu Zeiten ganz zu fließen auf. Der Savannenstrich am Fuß des Roraima ist mit ungeheuren erratischen Blöcken und kleineren Stücken Sandstein bedeckt. Diese sind offenbar in irgend einer fernen Vorzeit von der Stirn der Felsen abgebrochen und obwohl ich Erkundigungen unter allen älteren Indianen anstellte, von welchen mehrere schon vor länger als 40 Jahren in den Diensten von Sir Robert Schomburgk gestanden hatten, so hatte kein einziger von ihnen jemals einen Teil des Felsens abbrechen sehen;

sie sagten mir, jene Blöcke müssen schon vor Jahrhunderten herunter gefallen sein; denn sie haben selbst in den Erzählungen ihrer Vorfahren keine Ueberlieferung von derartigen Umständen.

Die Richtungen der Berge von den Hütten auf der Savanne aus sind: Kukenam N, Roraima NO bei O, Wantipu in weiter Ferne SO bei O.

Um 6 Uhr Morgens am 5. August brach ich mit neun Begleitern im ganzen von den Hütten nach dem Fuß der senkrechten Felsen auf. Wir kamen im Anfang durch langes Gras und stiegen dann begraste Hänge hinan, welche dicht mit erratischen Blöcken bedeckt waren; der Boden war sumpfig bis an den Saum des Waldes hin, welcher den Fuß der Steilseiten bekleidet.

Wir betraten den Wald um 9 Uhr 35 Minuten Vormittags und begannen uns einen Pfad zu hauen, um die senkrechten Felsen zu erreichen; es war das dichteste Unterholz, welches ich je passiert habe, und es kostete unsägliche Mühe, uns mit unseren „Hauern" und großen Messern einen Pfad hindurch zu bahnen. Der Abhang scheint aus Gestein gebildet zu sein, welches von den Seiten des Berges sich ablöste, und in jeder Fuge und Spalte zwischen den Blöcken wuchsen Bäume. Nachdem wir bis zu einer Höhe von 6000 Fuß hinangestiegen waren, gerieten wir in Dorngebüsch und stachelige Bromelien, welche den nackten Körpern der Indianen gewaltig zusetzten. Auch meine Hände waren voll Dornen, weil ich den Mißgriff begangen hatte, mich an ihnen festzuhalten und auf die Blöcke hinaufzuschwingen. Allein die wackeren Indianen kletterten und mühten sich weiter und so näherten wir uns allmählich dem Fuß der

Der Berg Roraima.

Klippen und hatten die Genugthuung, diese endlich um 1 Uhr 30 Min. Nachmittags zu erreichen. Hier nahm ich Beobachtungen mit dem Aneroid vor, kochte das Thermometer auf einer schmalen Leiste des Felsens selbst und fand, daß die Höhe, welche wir erreicht hatten, über 7000 Fuß betrug.[1] Bald darauf überfiel uns ein starker Regenschauer und durchnäßte uns bis auf die Haut. Als der Regen vorüber war, schlug ich mit dem Hammer ein Handstück von dem anstehenden Gestein ab, und dieses habe ich mit nach Hause gebracht und werde es dem Professor Bonney zur Untersuchung übergeben. Als Regen und Nebel verzogen, hatten wir eine herrliche Aussicht über die Gegend nach Westen, und besonders ein Berg in der Ferne zeichnete sich durch seine Höhe aus, welche derjenigen des Roraima gleichkommen muß.

Um 2 Uhr 30 Min. Nachmittags verließen wir den Fuß der Felsenwände und kehrten um, weil mir sehr viel daran lag die Hütten in der Savanne zu erreichen, da die jungen Indianen sehr viele interessante Vögel mit ihren Blasröhren geschossen hatten. Um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir die grasbedeckten Abhänge und kamen nach raschem Abstieg um 6 Uhr Abends bei unseren Hütten an.

Ich hatte auf dieser Wanderung eine Stelle bemerkt, wo die senkrechte Klippe abgebrochen war, und da nach der Schilderung, welche mir die Indianen gemacht hatten, dies der einzige Punkt zu sein schien, wo man

[1] Das Mittel der Beobachtungen, welche Mr. Whiteley auf dieser Station machte, ergibt nach annähernder Schätzung eine Höhe von 7759 Fuß über der Meeresfläche. (John Coles, vom Kartendepartement der K. Geographischen Gesellschaft.)

einen Versuch machen konnte, den Gipfel zu erreichen (falls man sich hiezu nicht eines Luftballons bedienen wollte), so traf ich mit den Indianen eine Verabredung, uns zu bemühen einen Pfad bis an den Fuß jener Scharte zu hauen. Zu diesem Behufe schickte ich am 4. September eine Abteilung derselben hinauf, um die Operationen zu beginnen, welche am 9. September vollendet wurden.

Am Morgen des 10. September verließ ich die Hütten auf der Savanne mit einer Abteilung von 14 Indianen, Männern und Knaben, stieg bis zu einer Höhe von 5500 Fuß hinan und kampierte im Walde. Am folgenden Morgen fand ich nach Beobachtungen, welche ich vor dem Eintritt in den Wald gemacht hatte und nach Erreichung des Fußes der Felsenwände machte, die Höhe des bewaldeten Abhangs als 1375 Fuß betragend. Beim Betreten des Waldes fand ich, daß die Indianen einen breiten Pfad gehauen hatten, und wir kamen beim Aufstieg rüstig vorwärts; plötzlich aber trat ein solch dichter Nebel ein, daß man kaum einige Schritte weit sehen konnte, und bei der Ankunft an unserem Ziele fand ich, daß wir vor einem ungeheuren Felsen hielten, der auf beiden Seiten senkrecht abstürzte. Beim Hinaufblicken durch den Nebel sah ich Bäume und Sträucher droben auf dem Gipfel wachsend und unser Fels konnte nur wenig mehr von den Felswänden des Roraima entfernt sein, wie das Kochen des Thermometers ergab. Ich fürchte daher, der Pfad war nicht in der genauen Richtung jener Bresche in dem Felsen gehauen worden, und ich war überzeugt, daß wir die richtige Stelle nicht mehr finden würden. Der dichte Nebel verhinderte ohnedies alle weitere Arbeit, und so schlug ich noch ein Handstück von dem moosbedeckten Felsen und wir kehrten nach unserem Lager drunten im Walde zurück. Die Kälte machte sich uns allen sehr bemerklich, besonders weil der Wald sehr feucht war. Meine Kleider und Stiefeln waren ganz durchtränkt, wie wenn ich in einen heftigen Regen gekommen wäre.

Es that mir leid, daß ich nicht imstande gewesen war, diesen ansteigenden Teil des Felsens bis zu der Bresche, die sich auf der halben Höhe desselben befindet, zu ersteigen; ich hätte gern die Stelle untersucht, welche meines Erachtens zu überbrücken gewesen wäre, da nach der Bresche der Anstieg ziemlich leicht zu sein schien und der Gipfel der Felswand ohne große Schwierigkeit erreicht werden konnte. Nach der Aussage der Indianen, die mit Schomburgk gewesen waren, hatte auch dieser die Ansicht ausgesprochen, daß nur der Absturz auf halbem Wege hinauf eine unübersteigliche Schwierigkeit sein würde. Auch diese dürfte jedoch überwunden werden, wenn man unter der Führung eines Mannes, welcher mit der Ueberwindung derartiger Hindernisse vertraut wäre, Seile und Leitern und andere erforderliche Geräte mitnähme. Die Kosten würden allerdings wahrscheinlich bedeutend sein, da eine große Truppe am Fuße der bewaldeten Abhänge lagern und einen breiten Pfad bis an den senkrechten Felsen eröffnen müßte, um welchen herum nicht Raum genug zum Aufschlagen eines Zeltes ist, das sich wegen der niedrigen Temperatur als eine sehr notwendige Vorsichtsmaßregel erweist. Eine bloße Ersteigung des Berges für einen oder zwei Tage würde der Wissenschaft überdem wenig nützen, weil seine große Ausdehnung auch eine längere Zeit in Anspruch nähme, um die hier vorzufindenden naturwissenschaftlichen Gegenstände aus Zoologie und Botanik zu sammeln.

Die Bois-Brûlés oder Halbblütigen im nordwestlichen Amerika.

In dem Völker- und Rassen-Gemisch, welches die Länder des fernen Nordwestens von Amerika dermalen aufweisen, spielen die Halbblütigen oder Mestizen französisch-kanadischer Abkunft, die Half-Breeds der Engländer und Bois-Brûlés der Franzosen, eine ebenso wichtige als interessante Rolle. Diese ist sogar so bedeutend, daß die Regierung der Vereinigten Staaten verschiedene Ethnologen mit einer eingehenderen ethnographischen Studie über diese Mischlinge betraut hat, und diesem Auftrage entsprang die sehr lehrreiche Monographie eines nordamerikanischen Militärarztes, Dr. H. Havard, welcher längere Zeit im Nordwesten gelebt hat. Diese Monographie erschien jüngst unter dem Titel: „The French Half-breeds of the Northwest“ in dem „Smithsonian Report“, und ihr entnehmen wir nachstehend im Auszuge das wesentlichste Thatsächliche, was Dr. Havard erhoben hat.

Wenn die Franzosen auch ihre früheren Besitzungen in Nordamerika verloren haben, so sind doch noch mancherlei Spuren ihrer früheren Besetzung jener Länder zurückgeblieben; eine Menge Bewohner jenes unabsehbaren Gebietes, welches von den kühnen kanadischen Pionieren entdeckt und besiedelt wurde, haben in ihrem Blute, in ihrer Sprache, ihrem Charakter und ihren Lebensgewohnheiten und Sitten noch beinahe unzerstörbare Merkmale ihrer französischen Abkunft bewahrt. Man spricht dem Franzosen zwar die Befähigung zur Kolonisation ab, allein er war, sowohl als Forscher wie als Händler, immer mit dem Indianer befreundet, er identifizierte oft seine eigenen Interessen mit denen der Rothäute, er teilte deren Geschicke und verheiratete sich mit deren Töchtern, und aus diesen Verbindungen entsprang die Mestizenrasse der Halbblütigen oder Bois-Brûlés, mit welcher wir es hier zu thun haben.

Bevor wir jedoch weiter gehen, müssen wir angeben, durch welche Reihefolge von Umständen sich die Franzosen in eine solch unmittelbare Berührung mit den Indianerstämmen des Nordwestens versetzt fanden. Ohne bis auf die Anfänge jener französischen Kolonie Neu-Frankreich oder Kanada zurückzugehen, müssen wir darauf hinweisen, daß jene unglückliche Kolonie unter einen rauhen und

kalten Himmelsstrich versetzt, schlecht verwaltet und von treulosen tückischen Feinden umgeben, alle möglichen Uebel und Nachteile sich gegen ihr Gedeihen verschworen sah. Der Ackerbau wurde dort von Anfang an vernachlässigt und der Pelzhandel allein gedieh dort. Da dieser überdies der einzige Weg zum Wohlstande war, so absorbierte er bald die ganze Thatkraft und das gesamte Dichten und Trachten der Kolonen. Diese begnügten sich anfangs damit, in ihren Kähnen von Birkenrinde die Hütten der Indianer aufzusuchen, die an den Ufern der Flüsse wohnten, um ihnen auf dem Tauschwege ihr Pelzwerk abzukaufen; bald wurden sie jedoch kühner und folgten den wilden Jägern bis in die Tiefen und Einöden der Wildnis, wodurch ihr Handel noch gewinnreicher wurde. Zu dem Reize, welchen dieses freisame, jeden Zwanges entbundene Wanderleben auf die Einbildungskraft dieser nomadischen Händler oder Coureurs des bois, Waldläufer, ausübte, gesellte sich noch der Reiz des Gewinns, und so steigerte sich die Zahl derselben fortwährend. Dieser Stand rekrutierte sich zum größten Teil aus verabschiedeten Soldaten, heruntergekommenen Edelleuten und Kaufleuten und berufslosen Abenteurern. Diese waren nur allzusehr darauf erpicht, sich der allzu väterlichen und strengen Bevormundung von seiten der Regierung in der Hauptstadt und dem Eifer der Geistlichkeit zu entziehen, welche sie gewissermassen in die engen Grenzen der Kolonie einsperren wollten, und sie wollten sich lieber in der Freiheit ihrer überschüssigen Thatkraft entledigen. Daher besuchten sie auch nur möglichst selten die Niederlassungen von Montreal und Trois-Rivières, und schlugen immer bald wieder den Weg in die westliche Wildnis ein, wenn sie in einigen Tagen der Orgie den Gewinn einer ganzen Campagne vergeudet hatten.

Waren diese Leute dann wieder in den Schoß der Wälder, unter die Stämme der Huronen und Ottawas zurückgekehrt, so entschlugen sie sich eiligst alles dessen, was ihnen noch vom zivilisierten Menschen anhaftete, und überließen sich ihren niedrigsten Instinkten. Sie vermischten sich mit den Indianern, bemalten und tätowierten sich das Gesicht, schmückten sich mit einer Federkrone, vertauschten ihre Tuchkleider mit solchen aus gegerbter Hirschhaut, die mit Glasperlen und Stachelschweinsborsten gestickt waren, tanzten lustig mit den Kriegern oder rauchten ernsthaft die Friedenspfeife in der Ratsversammlung des Stammes. Da sie dieselben Rechte genossen wie ihre Wirte, so konnten sie begreiflicherweise leicht über die lockere Tugend der rothäutigen Schönen triumphieren, und daraus folgten mehr oder weniger dauerhafte Verbindungen oder auch wirkliche Heiraten, welche ihre Früchte trugen. Man findet seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Spuren von Zusammenleben solcher Weißen mit den Stämmen, welche die Gestade der großen Seeen bewohnten, besonders unter den Indianern vom Sault-Sainte-Marie. Außerdem hat man unläugbare Zeugnisse dafür, daß die Franzosen die Länder des Nordwestens bis an den Fuß der Felsengebirge schon lange vor der englischen Eroberung durchforscht hatten und Handelsposten in der Umgebung des Winnipegsee's und am Oberlauf des Mississippi besaßen.

Nach der Eroberung jedoch kamen noch andere Ursachen hinzu, welche die Ausbreitung des französischen Elements unter den Stämmen jener fernen Gegenden beförderten. Als Kanada in den Besitz der Engländer übergegangen war, flüchteten viele Familien teils aus Rassenhaß, teils aus Abneigung gegen den Protestantismus vor den Siegern, wanderten nach dem Westen aus und kamen dadurch in unmittelbare Berührung mit den Wilden.

Die Bildung der englischen Nordwest-Kompagnie für den Pelzhandel und deren spätere Vereinigung mit der Hudsonsbay-Kompagnie im Jahre 1821 übte ebenfalls einen bedeutenden Einfluß auf die Verbreitung französischen Bluts unter allen eingeborenen nordamerikanischen Stämmen aus, denn man kann sagen, daß es schon zu Anfang dieses Jahrhunderts keinen der Handelsposten gab, welche sowohl diese Kompagnien als die amerikanischen Gesellschaften vom Obern See bis zur Vancouvers-Insel und vom Großen Sklavensee bis an den Missouri gegründet hatten, welcher nicht französische Beamte aufzuweisen gehabt hätte. Diese französischen Beamten der Pelzhandelsgesellschaften sind erst in den jüngsten fünfzig Jahren mehr und mehr von den Schotten verdrängt worden. Wenn aber die französischen Beamten ihre Zeit bei den Gesellschaften ausgedient hatten, so ließen sie sich beinahe immer in der Nähe der Handelsposten nieder. Aus diesem Grunde besaß das Becken des Winnipegsee's schon längst eine zahlreiche franco-kanadische Bevölkerung, und schon 1811, als Lord Selkirk die Niederlassung am Red-River des Nordens gründete, hatten die Mestizen volkreiche Dörfer in Pembina und Fort Rouge, dem späteren Fort Garry, inne. Vom Winnipeg aus verbreiteten sie sich über die Ufer des Assiniboine und Saskatschewan, welche die Hauptadern des Handelsverkehrs in den Umgebungen jenes Seees bilden. Am Stillen Ozean sind ihre bedeutendsten Kolonien zu Fort Vancouver, Walla-Walla und an anderen Punkten des britischen Kolumbien.

Von unserem Standpunkt aus müssen wir jedoch darauf aufmerksam machen, daß jene Franzosen, welche sich auf diese Weise — sei es anfangs als Waldläufer auf ihre eigene Rechnung, sei es als Beamte der Pelzhandelsgesellschaften — unter die Indianer hineinwagten, zumeist ledige Bursche und Junggesellen waren, welche Eltern und Freunde verließen, um sich in der Wildnis ein Vermögen zu erwerben. Von allen anderweitigen Banden ledig, heirateten sie meist bald indianische Weiber; da aber viele von ihnen von sehr leichtem Gewissen und noch leichterer Moral waren, so begegnete es ihnen oft, daß, wenn Zeit und Umstände sie in andere Gegenden führten, sie Weib und Kinder dem Stamme zur Verpflegung überließen, dessen Gäste sie gewesen waren, und sich am zweiten

oder gar dritten Orte noch ein Weib nahmen. Durch diese Mißachtung des Sittengesetzes trugen sie dann allerdings wesentlich zur Verbreitung der Mestizenrasse bei.

Diesen unverheirateten Männern folgten dann ganze Familien auf dem Wege nach dem Westen, denn thatsächlich ließen sich seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, als die großen Seeen entdeckt und erforscht waren und die Franzosen freundschaftliche Verbindungen mit den indianischen Stämmen angeknüpft hatten, zahlreiche Familien in Detroit, Machinac, Sault-Sainte-Marie und anderen Orten nieder, deren Namen noch auf ihren französischen Ursprung deuten. Viele wagten sich sogar bis Green-Bay am Michigan-See. Aber erst im Jahre 1818 zogen eine oder zwei kanadische Familien bis nach dem Fort Garry hinauf und im Jahre 1845, bei der Ankunft des Bischofs Taché, existierten nur vier kanadische Familien am Red-River des Nordens.

Diese Verschmelzung der Auswanderer-Familien mit den Indianern war jedoch keine solch unmittelbare, wie im vorhergehenden Fall; wenn sie aber auch langsamer war, so vollzog sie sich jedoch nicht minder sicher, und von deren zahlreichen Abkömmlingen vermögen nur sehr wenige (wenn überhaupt welche) sich rühmen, absolut reines Blut der weißen Rasse in den Adern zu haben. Die Vermischung des Bluts der beiden Rassen findet sich in den verschiedensten Verhältnissen vor, je nach den späteren Kreuzungen zwischen Individuen, die sich in unterschiedlichem Grade den Urrassen näherten, oder Individuen von Mestizen- und solchen von reiner Rasse. Andrerseits muß man gewärtig sein, daß der Einfluß der einen oder der anderen dieser Rassen sich bereits geltend gemacht habe und daß in den Gegenden, wo die eine Rasse in der Bevölkerung vorherrscht, die Mestizen sich auch mehr dem Typus dieser Rasse nähern.

Hinsichtlich des Verbreitungsbezirks der franco-kanadischen Mestizen kann man sagen, daß man sie über den ganzen Bereich der britischen Besitzungen in Nordamerika und im Norden und Nordwesten der Vereinigten Staaten findet. In den letzteren ist ihre Verbreitung nach den statistischen Quellen ungefähr folgende: in Michigan 18,000; in Wisconsin 1450; in Dakota 1280; in Montana 1008; in Minnesota 780; in Oregon 300; im Washington Territory 250; in Nebraska 130; ferner welche im Indianer-Gebiet, in Wyoming, Idaho u. s. w., kurzum im ganzen in den Vereinigten Staaten 21,691 Köpfe nach den Erhebungen des Dr. Havard, die er in seinem Bericht an das Smithsonische Institut niedergelegt hat.

Leider sind wir nicht in der Lage, über die Mestizen-Bevölkerung in den britischen Besitzungen in Nordamerika ebenso genaue Angaben zu machen, und wir müssen uns daher darauf beschränken, hier die auf Schätzung gegründeten Notizen des Dr. Havard zu wiederholen. Er schlägt nämlich die Gesamtzahl derselben nach gewissen Anhaltspunkten auf etwa 11,200 an, ungerechnet diejenigen von Kanada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Labrador und dem nördlichen Teil von Neu-England. Rechnet man nun die vorerwähnten Summen mit diesen und der Zahl der in Illinois und Missouri wohnenden Mestizen zusammen, so würde man leicht auf eine Zahl von 40,000 als Gesamtsumme der in Nordamerika lebenden franco-kanadischen Mestizen-Bevölkerung kommen.

Sucht man nach den Stämmen, welche gemeinsam mit den Franzosen zur Schöpfung dieser Rasse beigetragen haben, so können wir im allgemeinen sagen, daß es nördlich vom 40. Breitengrad, von Quebec bis zur Vancouvers-Insel, von den Sioux bis zu den Eskimos, beinahe keinen Stamm gibt, welcher nicht in irgend welchem Grade dabei beteiligt gewesen wäre. In Wirklichkeit bevorzugten die Kanadier allerdings die Weiber gewisser Stämme, z. B. der Crees, welche sie vom sittlichen und intellektuellen Standpunkte aus den anderen überlegen fanden; allein man muß hinzufügen, daß sie auch diejenigen jeder andern beliebigen Völkerschaft nicht verschmähten, unter welche sie Zufall oder Umstände verschlagen hatten. So sehen wir sie am St. Lorenzstrom mit den Montagnais, den Ottawas und Huronen, am Michigan-See mit dem Ottawas und Tschippewäs, zuweilen auch mit den Pottawatomies, den Menomonies, den Crees und Sioux, am Oberen See mit den Assiniboines, Illinois und Sioux u. s. w. sich verbinden. Selbst die Irokesen und Schwarzfüße in den Felsengebirgen, die Großbäuche am Milchfluß, die Flachköpfe in Missoula County, die Sack- und Fuchs-Indianer in Jowa, die Cheyennes und Arapahos im gegenwärtigen Indianergebiet haben ihren Anteil an dem Mestizen-Kontingent geliefert.

Wenn wir bezüglich des Ursprungs der franco-kanadischen Mestizenrasse auf einige Einzelheiten eingegangen sind und dieselben nun vom physischen Gesichtspunkte aus untersuchen, so finden wir in den Halbblütigen im Durchschnitt Leute von mittlerer Größe, wohlproportionierter Gestalt, dunklem Teint, regelmäßigen Zügen und einem offenen angenehmen, mehr heitern als finstern Gesicht. Wenn man bei ihnen auch die charakteristischen Merkmale der indianischen Rasse: die vorspringenden Backenknochen, die gekrümmte Nase, das halbmondförmige Profil ꝛc. wiederfindet, so sind doch diese Züge meistens so abgeschwächt, daß sie bei vielen kaum mehr zu erkennen sind. Die Hände und Füße der Mestizen sind meist klein und wohlgeformt, die Muskeln der Beine sind wohl entwickelt, aber der Körper ist im ganzen mehr schlank als zu überflüssiger Beleibtheit geneigt. Ihr kupferfarbiger oder bronzierter Teint bietet jedoch die verschiedensten Abstufungen der Färbung, vom Kupferrot bis zum reinsten Weiß dar. Vom Standpunkt der Farbe und Physiognomie aus zeigen viele eine auffallende Aehnlichkeit mit den Mexikanern der Grenzen. Die Frauen sind im allgemeinen weißer als die Männer und selbst noch etwas blässer und farbloser; viele Mestizinnen können an Weiße und Feinheit der Haut

es mit den zartesten europäischen Damen aufnehmen; ihre Züge sind regelmäßig und graziös, und man findet unter ihnen oft Mädchen von wahrhaft klassischer Schönheit.

Gleich den Indianern haben auch die Mestizen keinen Bart und lassen sich ihre Haare wachsen. Für einen gegebenen Augenblick sind sie nicht stärker als die Weißen und wären vielleicht nicht einer so energischen momentanen Anstrengung fähig, allein sie besitzen eine merkwürdige Widerstandskraft und würden in einem längeren Wettlauf die Weißen leicht überholen. Sie sind unermüdliche Fußwanderer, welche in dem langen Winter des Nordwestens auf ihren Schneeschuhen ungeheure Strecken zurücklegen und leicht 30 bis 40 e. Ml. per Tag machen. Mit einem Hundeschlitten legen sie noch beträchtlichere Entfernungen zurück, indem sie bald neben ihrem Gespann hertraben, bald, bei festem glatten Schnee, auf dem hinteren Teil ihres leichten Fuhrwerks sitzen, aber immer bereit sind, auf ihre Füße zu springen, um an schwierigen Stellen mit einem Pfahl von hinten zu schieben oder den Eifer ihrer atemlosen Tiere durch einige kräftige Verwünschungen anzufeuern. So legen sie mit ihren Hundeschlitten 50 bis 60 e. Ml. per Tag zurück. Als Ruderer und Bootsleute zeigen sie eine Geschicklichkeit, Kraft und Ausdauer, wie sie von keiner anderen Menschenrasse übertroffen werden kann.

Vom physischen, wie vom intellektuellen Gesichtspunkte aus nehmen die Mestizen die Mitte zwischen den beiden Rassen ein, von denen sie abstammen. Man findet bei ihnen die besonderen Eigenschaften jeder dieser Rassen vereinigt, aber derartig kombiniert, daß sie in den Halbblütigen einen von den beiden Stammrassen verschiedenen Menschenschlag bilden. Ueberall, wo man sie trifft, zeigen sie viele Eigenschaften des Geistes und Herzens, Vorzüge, welche sich in Berührung mit der Zivilisation entwickeln und schnell reifen. Sogar in der Wildnis haben sie das Bewußtsein eines höheren Lebens, nach welchem sie streben. Leider haben seither mancherlei Umstände ihren Fortschritt gehemmt. Ihre Vorfahren von Vaters Seite, von denen sie den besseren Teil ihres Ich geerbt haben, sind nur allzu oft nur nachlässige und sorglose Eltern gewesen, welche sich nur durch ihre Unmäßigkeit und Sittenlosigkeit auszeichneten. Anderenteils haben sie bis in die allerjüngste Zeit herein niemals in ihrer Familie oder draußen den sanften, wohlthuenden Einfluß der zivilisierten Frau gefühlt. Selbst heutzutage noch ist diese Wohlthat einer großen Anzahl von Mestizen unbekannt, welche im fernen Nordwesten wohnen. Auch sind in den Gegenden, wo sie wohnen, die Schulen noch zu selten, als daß der Besuch derselben leicht wäre, und wenn die Halbblütigen der Provinz Manitoba und der Ufer des Saskatschewan einen gewissen Grad von Zivilisation und Schulbildung besitzen, so kann man sagen, daß sie denselben zum größten Teile den Missionaren verdanken, welche seit 1818 unaufhörlich unter ihnen mit Eifer gearbeitet haben.

Man findet bei den Halbbütigen, daß eine verderbliche Berührung bei ihnen noch nicht eine ehrliche und aufrichtige, aber leicht zu verführende Natur verdorben hat; ihr sittlicher Sinn ist entwickelt, aber ohne Beharrlichkeit; ihre Instinkte sind ehrlich, aber ihr Wille schwach. Der Halbblütige ist im allgemeinen flatterhaft, unbeständig und unbedachtsam, aber er kennt weder Geiz noch Selbstsucht und erscheint zu einer Schurkerei unfähig. Er ist heiter, lustig, liebenswürdig, mitfühlend und übt die Gastfreundschaft in wahrhaft patriarchalischer Weise; großmütig bis zum Exzeß und oft sogar verschwenderisch, teilt er mit Freuden alles, was er besitzt, mit seinen Freunden und sogar mit Fremden, ohne daran zu denken, ob er auch für sich noch das Nötige behält. Allein diese Freigebigkeit erzeugt Unbesonnenheit, denn wenn sie einerseits einer Menge Müssiggänger und Schmarotzer die Gelegenheit liefert, sich von dem Rest der Gemeinschaft verhalten zu lassen, so treibt sie andererseits den unbedacht Freigebigen dazu, mit derselben Leichtigkeit zu betteln, mit der er selbst gegeben hat.

Es existiert unter den Mestizen eine Art stillschweigender Freimaurerei, die sie mit den Banden einer guten Kameradschaft umschließt, welche aber trotzdem in keiner Weise die Großmut und Freigebigkeit gegenüber von anderen Menschenkindern ausschließt. Sie sind sehr empfindlich gegen ein Unrecht oder eine Beleidignng, aber auch ebenso rasch zur Vergebung geneigt und hegen keinen Groll.

Die Halbblütigen haben einen ungemeinen Ortssinn. Der Mestize kann wie der Indianer mit einem einzigen Blick eine ganze Region erforschen. Von den allgemeinen Umrissen einer Gegend gelangt er leicht dazu, darin die einzelnen Unterbrechungen und Zufälligkeiten des Terrains zu erraten und vermöge dieser Fähigkeit weiß er sich durch pfadlose Urwälder und Savannen auf dem geradesten und praktikabelsten Weg nach einem bestimmten Punkt zu begeben. Während der Reise von einem Punkt zum andern bemerkt er sich die kleinsten Einzelheiten des Wegs und die unbedeutendsten Zufälligkeiten des Terrains in seinem Gedächtnis auf eine Weise, daß er sie niemals wieder vergißt. Er ist äußerst findig und fruchtbar in Auskunftsmitteln und Hülfsquellen, und mitten in den Ebenen wie mitten in den Wäldern vermag ihn kein Zufall zu entmutigen; Hindernisse können ihn zwar bewegen, sein Vorhaben zu modifizieren, werden ihn aber niemals um seine Ruhe bringen. Er ist ein vollendeter Fallensteller und geschickter Jäger, aber auch ein ebenso kühner Krieger, welcher im Kampfe mit der Gewandtheit des Indianers eine besser disziplinierte Stärke verbindet, und infolge dieser Eigenschaft wie auch infolge ihrer Gemeinschaft der Farbe mit den Indianern werden die Mestizen nur selten von diesen belästigt.

Aber neben den vielen guten Eigenschaften hat die Rasse der Halbblütigen auch ihre Fehler. Die größte moralische Schwäche des Mestizen scheint seine Unfähigkeit,

sich selbst zu beherrschen, zu sein. Von leichtfertigem, lustigem, enthusiastischem Wesen, ist er immer bereit, sich einen guten Tag zu machen und geneigt, den Spruch: „Pflicht geht vor Vergnügen" umzudrehen. Er vermag nicht leicht einer Versuchung zu widerstehen und wird daher auch häufig das Opfer dieses Hanges, welcher ihn zu bedeutendem Zeitverlust veranlaßt und bei ihm eine gewisse Charakterschwäche erzeugt, welche ihn zur leichten Beute des Hinterlistigen und Schlauen macht. Dieser Hang zum Vergnügen verführt ihn zur Trunksucht mit all ihren Aufwallungen und Ausschreitungen; die Trunksucht schadet ihm gleicherweise bei seiner täglichen Arbeit wie bei der stetigen Ausbeutung irgend eines Industriezweiges; daher kommt die Armut und soziale Erniedrigung einer großen Anzahl unter ihnen.

Der sittliche Wandel der Halbblütigen hängt in hohem Grade von ihrer Erziehung und Umgebung ab. Leichtgläubig und erregbar, wie sie sind, geben sie sich leicht jedem Einfluß hin, welcher auf sie wirkt. So oft es ihren Geistlichen gelungen ist, ihnen eine hinreichende Charakterstärke zu geben, sind sie gegen diese Priester ehrerbietig und unterwürfig und weit bessere Christen und bessere Bürger als ihre Nachbarn, die Weißen von der Grenze. Leider aber bethätigen die Halbblütigen, wie wir bereits erwähnt haben, beinahe immer eine natürliche Unbeständigkeit und Willensschwäche, vor welcher auch die besten Vorsätze und Entschlüsse nicht standhalten können. Ihre Sittenlosigkeit ist jedoch nie eine tief eingewurzelte; die Weiber fallen, ohne sich jemals ganz einem Leben der Schande und Verworfenheit hinzugeben, welches ihnen sonst jenen Fond von natürlicher Bescheidenheit nimmt, die bei verständiger Anrufung und Beeinflussung sie wieder zur Umkehr und Reue zu bringen gestattet. Ueberdem ist die Zahl der Vergehen und Verbrechen unter den Mestizen verhältnismäßig geringer als in den meisten zivilisierten Ländern.

Die Halblütigen gehören beinahe ausschließlich der katholischen Religion an. Ihre Vorfahren haben ihnen ihren Glauben vererbt und sie sind demselben trotz aller Wechselfälle des Lebens, das sie führen, innig und sogar mit Zähigkeit anhänglich geblieben. Viele indessen ermangeln infolge ihrer Zerstreuung über ein unabsehbares Gebiet und über Länder, welche weit von einander entlegen sind, eines religiösen Unterrichts, doch ist gleichwohl die Zahl derjenigen, welche noch niemals die Stimme eines Missionärs gehört haben, eine verhältnismäßig beschränkte.

Der Grad ihres Schulunterrichts oder ihrer Erziehung wechselt je nach den Mitteln, welche sie zu ihrer Verfügung gehabt haben. Im allgemeinen nimmt die ihnen angeborene Liebe zu einem freien und umherschweifenden Leben sie nicht für das Stubenhocken in der Schule ein. Ihre Kinder sind zwar sehr begabt und intelligent, haben aber anscheinend nicht jenen ausdauernden Fleiß, welchen das Studium fordert. Andererseits hat die Mutter in Abwesenheit ihres Gatten, welchen die Sorge um den Lebensunterhalt der Familie nach außen ruft, so wenig Autorität über die Knaben, daß diese, jedes Zwanges entbunden, lieber herumstreifen als lernen. Die Mehrzahl der Eltern schickt zwar überall, wo Schulen vorhanden sind, ihre Kinder in dieselben, allein diese besuchen sie nur selten regelmäßig und auf längere Zeit. So unbedeutend aber auch das bisher erzielte Ergebnis ist, so muß man doch auf die Zukunft hoffen. Jedenfalls kann heutzutage in den britischen Besitzungen, d. h. in den Gegenden des fernsten Westens, der größere Teil der franco-kanadischen Halbblütigen weder lesen noch schreiben.

Die Mestizen sprechen im allgemeinen mehrere indianischen Sprachen oder wenigstens Dialekte und Französisch, oft auch Englisch. Die in den Vereinigten Staaten wohnenden sprechen zum größten Teil Englisch und bedienen sich desselben hauptsächlich zum Verkehr mit den Amerikanern, aber selten unter sich selbst; am Red-River, Saskatschewan und Milchfluß sprechen nur die wenigsten Halbblütigen Englisch. Diejenigen, welche westlich vom Oberen See wohnen, reden meist die Indianersprache, selbst in der Provinz Manitoba, und ziehen es vor, sich derselben zu bedienen, die dann immer häufiger und allgemeiner wird, je mehr man sich den Felsengebirgen nähert. Die üblichsten indianischen Dialekte sind zunächst das Cree, eine klang- und ausdrucksvolle, leicht zu erlernende Sprache, und das Tschippewäh; der erstere dieser Dialekte hauptsächlich wird von allen Stämmen des Nordwestens verstanden. Außer diesen beiden Dialekten bedienen sich die Halbblütigen auch noch desjenigen der Stämme, in deren Mitte sie leben.

Französisch verstehen alle kanadischen Halbblütigen und und es ist auch ihre gewöhnliche Sprache in Michigan, Wisconsin und um den Oberen See herum; allein dieses Französisch ist ein Patois gleich demjenigen, welches die unteren Volksklassen in Kanada reden. Es ist zwar nicht reich, enthält aber eine große Menge besonderer Ausdrücke und Worte, welche den Charakteren des Landes, das diese Mestizen bewohnen, oder ihrer Lebensweise entlehnt sind. Die Aussprache ist zwar sehr mangelhaft, jedoch nicht mehr als sie es in vielen Provinzen Frankreichs ist. Ein Franzose lernt es leicht verstehen, trotz der bizarren Wendung seiner Ausdrücke, aber nur wenige Halbblütige verstehen das reine Französisch leicht. Andererseits ist dieses Patois im ganzen britischen Amerika, um die Seeen herum, am Saskatschewan, wie im britischen Kolumbien überall dasselbe.

Neben den erwähnten besonderen Worten enthält dieses Patois auch eine große Menge solcher, welche dem Alt-französischen entlehnt sind und die man heutzutage nur noch in der Normandie und Picardie hört, so z. B. aller eri, abholen, fieur anstatt fleur, pâtir, leiden, mouiller, regnen 2c. Die Mestizen umgehen die grammatikalischen Schwierigkeiten, welche die Anwendung des Fürworts und des Zeitworts darbietet, indem sie die Zahl der Zeiten mög-

lichst reduzieren und sich vorzugsweise der dritten Person des Singulars bedienen, wie ça dit ça für „man sagt das", on va aller für „man wird gehen" oder „wir werden gehen".

Als Beispiel ihrer schlechten Aussprache kann man den Gebrauch des Lautes ai zitieren, welchen sie an die Stelle des wirklichen Diphthonges oi setzen, indem sie den Accent auf den Endkonsonanten legen. Sie sprechen für froid, droit z. B. fraite, draite, und der lange näselnde Ton, den sie dem a in der Phrase: ça ne va pas geben, ist ein kennzeichnender Fehler der kanadischen Aussprache.

Aber die Mestizen haben nicht allein die Worte, welche ihre Sprache bilden, von ihren Vorfahren gelernt, sondern auch die Familiennamen der letzteren, und man findet unter ihnen sehr viele, die den Namen gewisser kanadischer Familien und sogar von Familien aus dem Westen oder Nordwesten Frankreichs tragen, woher die ersten Kolonisten in Kanada kamen. Man findet da und dort, an den Seeen, in der Provinz Manitoba und noch weiter nördlich einige Nachkömmlinge der Aristokratie, wie z. B. Saint-Luc de Repentigny, Bonaventure Saint-Arnaud, Charles de Montigny, de Saint-Georges, de Chaumont-Raxette u. a. m. Unter den gewöhnlichsten Familiennamen kann man folgende anführen: Boucher, Royer, Bellanger, Cadotte, Chevalier, Chénier, Grégoire, Hamelin, Deschamps, Levêque, Lépine, Asselin, Perrault, Thibault, Lucier, Gavais, Larose, Poirier, Dupuis, Lacroix, Dumas u. a. m.

Wir haben den Ursprung der Franco-Kanadier studiert und in großen Zügen ihre physischen, moralischen und intellektuellen Charaktere geschildert, wir haben nun noch einige Worte über ihren gesellschaftlichen Zustand anzuführen.

Ihre Befähigung zu den verschiedenen freien oder gewerblichen Künsten und Handwerken ist groß, und das Feld, innerhalb dessen sie dieselben ausüben, ist ausgedehnt. Man findet die Halbblütigen in allen Schichten und auf allen Stufen der Gesellschaft, von den höchsten Stellen des zivilisierten Lebens und der Gesellschaft bis herunter zu der Tiefe des rein materiellen Lebens des Wilden. Man findet in Michigan und Wisconsin Halbblütige auf wichtigen Posten, welche Bildung und Talent erheischen, und in der Provinz Manitoba bekleiden sehr viele Halblütige Aemter der Regierung; ja sie haben nun bis in die jüngsten Jahre herein eine beträchtliche Majorität im Parlament der Provinz besessen. Die Mestizen von bescheidenerem Stande üben in den Städten und in den zivilisierten Gegenden dieselben Gewerbe aus, wie ihre Mitbürger von der weißen Rasse; so sind in Detroit, in Green-Bay, Machinac, La Pointe und in den Niederlassungen am Red-River des Nordens nahezu die Hälfte von ihnen ehrsame Bürger, welche ihre Steuern bezahlen; viele befassen sich mit Ackerbau und Viehzucht, andere sind Handwerker: Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Schuhmacher, Fischer; wieder andere verleihen ihre Dienste. So beschäftigt die Hudsonsbay-Kompagnie eine große Anzahl von ihnen in ihren Diensten und auf ihren Posten am Assiniboine und Saskatschewan, wo sie die Stellen von Führern, Dolmetschern und Bootsleuten versehen.

Je mehr man herabsteigt, desto mehr sieht man sie sich den Rothäuten nähern, mit denen sie sich zuletzt verschmelzen. („Rev. de Géogr.")

Anzeigen.

Vom 1. Januar 1885 ab erscheint der VI. Jahrgang von

LA SETTIMANA

POLITICA, LETTERARIA E SCIENTIFICA,

italienische Wochenschrift für Deutsche zur Fortbildung in der Sprache.

redigirt von

Gius. Schmid-Ferrari in München.

Wöchentlich eine Nummer, Preis 1 M. 75, mit Postversendung M. 2,15 Pf. pro Quartal.

Probenummern gratis und franko von jeder soliden Buchhandlung.

M. Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung (G. Himmer)
in München.

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung ***Karl Prochaska,*** *Wien und Teschen.*

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Zinsfusses in Deutschland

seit 1815 und die Ursachen seiner Veränderung.

Von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Julius Kahn.

8°. VIII und 247 Seiten. M. 6. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 3. Stuttgart, 19. Januar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Korea. S. 41. — 2. Rußland nach Th. von Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. (Fortsetzung.) S. 44. — 3. Eine Woche auf Krakatau. S. 47. — 4. Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen. Studie von Artillerie-Hauptmann E. Böttticher. (Schluß.) S. 51. — 5. Der Elefant als Arbeitstier. S. 54. — 6. Ueber orographische Seebecken. Von A. Rzehak. S. 56. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 58. Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 2. November. Von C. Hiekisch. Der Tod des Reisenden Bianchi. — 8. Litteratur. S. 59.

Korea.

Geschichte, Land und Leute.

Da die jüngsten Ereignisse in Korea die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf dieses merkwürdige Land im fernen Ostasien lenken, dürfte die nachstehende kurze Schilderung desselben unseren Lesern nicht unwillkommen sein.

I.

Man könnte versucht sein, auf Korea den Vers des Studentenliedes anzuwenden: „Ganz Europa wundert sich nicht wenig, welch' ein neues Reich entstanden ist", denn wenn auch nicht neu entstanden, ist das Königreich Korea doch in den Vorstellungskreis des europäischen Volkes als eine neue Erscheinung gedrungen. Das zwischen Rußland, China und Japan mitten inne liegende ostasiatische Land ist den beiden letzteren auf dem Wege des Fortschritts gefolgt und es hat sich herbeigelassen, dem europäischen Handel einige Häfen zu erschließen. Bereits haben sich die meisten europäischen Staaten, nachdem Japan und Amerika vorangegangen waren, beeilt, einen Handelsvertrag in der Hauptstadt Korea's, in Seoul, zu schließen. Auch Deutschland befindet sich unter diesen Mächten. Deutsche Wissenschaft und Diplomatie scheinen ein hervorragendes Interesse für das der Forschung und dem Welthandel gleich wichtige Seiten darbietende Land bekunden zu wollen. Eine japanische Zeitung traut der deutschen Regierung zu, daß sie ganz bestimmte Absichten auf Korea verfolge, zunächst durch Errichtung eines „militärischen Zentraldepots", von wo aus die Handelsinteressen gefördert und geschützt werden könnten. Statt militärisches Zentraldepot mag auch das bescheidenere Wort Kohlen- oder Flottenstation zu lesen sein. Das japanische Blatt ist diesen Absichten ganz zugethan. England besitze Hongkong, Frankreich mache sich in ganz Annam ansässig, Rußland habe Wladiwostock, von wo es seinen Einfluß ausbreite, es sei daher nur natürlich, daß das mächtigste Reich des Westens mit seiner überfließenden Gewerbe-Erzeugung und seiner überzähligen Bevölkerung danach trachte, ebenfalls einen Stuhl an die Tafel des fernen Orients zu stellen. Korea scheine der von Deutschland erwählte Punkt zu sein. Wie dem auch sei, für die deutschen Bestrebungen ist der Umstand günstig, daß am koreanischen Hofe unser Landsmann, Herr v. Möllendorf, ein Thüringer, der vor kurzem aus chinesischen in koreanische Dienste übergegangen ist, eine einflußreiche Stellung einnimmt. Diesem Einfluß ist bereits zu danken, daß der deutschen Wissenschaft die Erforschung Korea's erleichtert wird. Herr v. Möllendorf hat den jungen deutschen Gelehrten an der japanischen Universität von Tokio, Dr. Gottsche aus Altona, veranlaßt, das Land auf nutzbare Mineralien zu untersuchen, die in erheblichen Mengen vorhanden sein sollen. Gottsche hat seine Thätigkeit im Auftrage der koreanischen Regierung am 1. April v. Js. begonnen und wird wohl der erste Europäer sein, der das Innere des Landes in seiner ganzen Ausdehnung von Süden nach Norden, bis zur russischen Grenze durchforschen wird. Da Korea eine Brücke auf dem Wege der Kultur zwischen China und Japan

bildet, ähnlich wie Cypern ein Zwischenglied zwischen Aegypten und Griechenland war, so darf man erwarten, daß da und dort ein vermißtes Glied in der Kette der ostasiatischen Kulturgeschichte durch die Erforschung Korea's gefunden wird. Vorläufig ist unser Wissen von dem Lande noch sehr dürftig. Vor kurzem ist in New-York (bei Scribner Sons) ein Werk über Korea erschienen. Dasselbe, betitelt: Corea; the Hermit Nation, hat zum Verfasser W. E. Griffis, ein früheres Mitglied der japanischen Universität Tokio. Derselbe ist zwar kein Forschungsreisender und er hat sogar Korea nicht betreten; aber er hat sich während seines langen Aufenthalts in dem kulturverwandten und benachbarten Japan durch Gewährsmänner aller Art: Reisende, Händler und Missionäre, die bestmöglichste Kenntnis des Landes und seiner Bewohner zu verschaffen gewußt, wozu das Studium vieler auf Korea bezüglichen Schriften aus chinesischen, japanesischen und europäischen Quellen kam. Auf diese Weise hat der Verfasser ein umfangreiches Material gewonnen, welches ihm gestattet, ein vermutlich annähernd richtiges Bild des Landes und seiner Leute in kulturgeschichtlicher Darstellung bis auf die Gegenwart zu geben. Dem Text von gegen 500 Seiten sind eine Generalkarte des Landes und mehrere Spezialkarten — verbesserte Wiedergaben der im japanischen Kriegsministerium ausgearbeiteten Karten — sowie eine Anzahl Abbildungen, zum Teil nach Photographien, von koreanischen Typen, Gegenständen, Ansichten u. s. w. beigegeben.

Auf dieses in Deutschland, so viel mir bekannt, noch nicht in weiteren Kreisen zur Kenntnis gelangte Werk gestützt, erfolgen die nachstehenden Mitteilungen koreanischer Geographie, Geschichte und gesellschaftlicher Zustände.

Korea, oder auf koreanisch Cho-sen, d. h. Land der Morgenstille, bildet eine langgestreckte Halbinsel von der Gestalt Florida's, und etwa von der Größe Großbritanniens. Im Norden trennt sie der stellenweise über 10,000 Fuß hohe Gebirgsstock der „ewig weißen Berge" (Shan-Van) von der Mandschurei; die eigentliche Grenze bilden die beiden, auf diesem Gebirge entspringenden Flüsse Jalu und Tumen, welche in entgegengesetzter Richtung der See zueilen, der eine die Grenze nach China, der andere die nach Rußland bezeichnend. Die tief in den Süden hineinragenden Ausläufer jenes Gebirgsstockes verleihen der Halbinsel den Charakter eines Berg- und Höhenlandes. Nach der langgestreckten Ostküste, ganz arm an Flüssen und Häfen, fällt das Gebirge ziemlich steil ab, während es sich nach Westen allmählich zum Gelben Meer, in das sich zehn bedeutendere Flüsse ergießen, abdacht. Die buchtenreiche, zerrissene West- und Südküste umgibt ein Gewimmel von Felseneilanden. Eine Meerenge von geringer Breite und Tiefe lädt zum Verkehr mit der japanischen Küste ein. Das Klima ist ein gemäßigtes; in den nördlichen Provinzen etwa wie dasjenige von New-York, in den südlichen wie dasjenige Karolina's; im Vergleich mit europäischen Gegenden derselben Breite sind die Winter kälter, die Sommer heißer. So ist der Fluß Han, ziemlich in der Mitte der Halbinsel, an welchem die Hauptstadt Seoul liegt, im Winter zwei bis drei Monate lang gefroren. Frühling und Herbst sind die angenehmsten Jahreszeiten in Korea. Die Tierwelt Korea's erinnert zugleich an Indien, Europa und Nordamerika. Im Norden haust der Tiger; im Süden sind Affen eine Plage der Bauern. Wildschweine und Rotwild sind zahlreich. Der Alligator findet sich in den großen Flüssen. Unter den Haustieren sind Pferde, Ochsen, Hunde zahlreich, weniger Schafe und Ziegen. Unter den Kulturpflanzen sind die wichtigsten der Reis, der Tabak, die Baumwolle, der Maulbeerbaum, die Jute, der Ginseng. Die Küste verspricht eine reiche Ausbeute an Perlen, Schwämmen und Korallen. Für den mineralischen Reichtum des Landes, worunter Gold und Silber, sprechen zahlreiche Spuren; bis jetzt haben abergläubische Vorstellungen die Einwohner von dem Bergbau fast gänzlich abgehalten. Die Angaben über die Bevölkerung Korea's schwanken erheblich. Nach einer Zählung von 1881, deren Zuverlässigkeit dahinstehen mag, enthielt das Königreich 3,500,000 Häuser und 16,227,885 Personen.

Der Name Korea taucht in Europa zuerst im 16. Jahrhundert auf; in der westlichen Litteratur erscheint der Name zuerst bei arabischen Schriftstellern des 6. Jahrhunderts. Es wird berichtet, daß in Nangking, der Hauptstadt des damaligen China's, persische und koreanische Händler zusammentrafen; das koreanische Kunstgewerbe offenbart anscheinend noch heute persischen Einfluß. Korea ist eben so stolz auf seine uralte Kultur, wie China. Als im Jahre 1871 ein amerikanischer Admiral den Hanfluß hinauffuhr, in der Hoffnung, mit Korea einen Handelsvertrag zustande zu bringen, erhielt er den stolz ablehnenden Bescheid: „Korea ist zufrieden mit seiner viertausendjährigen Kultur und bedarf keiner anderen." Die Geschichte des Landes und die Herkunft seiner Bewohner ist noch wenig aufgeklärt. Die Rassen- und Kulturverwandtschaft mit Japan scheint größer zu sein als mit China. Manches spricht für die Annahme, daß die Japanesen und Koreaner in der Hauptsache Abkommen der Fuyus sind, den einzigen unter den vielen Stämmen, welche aus der Mandschurei einst hervorbrachen und östlich zogen, anstatt wie die anderen gegen Westen.

Griffis widmet den Beziehungen zwischen Korea und Japan einen besonderen Abschnitt. Den Vorsprung, welchen Japan heute in der europäischen Kultur vor Korea voraus hat, hatte einst Korea in der chinesischen Kultur vor Japan voraus. Im Mittelalter ergoß sich eine Flut von Lehrern, Handwerkern und Missionaren von Korea nach Japan, um demselben chinesische Litteratur, soziale Kultur und indische Religion zu bringen. Dagegen zeigte sich Japan frühzeitig in der Waffenführung überlegen; Japan hat vom zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt an bis zum 27. Februar 1876 Korea als einen tributpflichtigen Vasallenstaat betrachtet. Im 16. Jahrhundert machten die Japanesen zwei

große Einfälle in das Land, in der Absicht, über Korea vordringend einen Stoß gegen China zu thun. Die Japanesen mußten sich zwar wieder aus dem Lande zurückziehen, behielten aber von da an den Hafenplatz Fusan, das Einfallthor für die Japanesen, in ihrem Besitz. Erst von dem genannten Tage an, an welchem der Gesandte des Mikado einen Vertrag mit Korea unterzeichnete, erkennt Japan das letztere als einen unabhängigen Staat an. Diese Handlung bedeutete in Japan einen so völligen Bruch mit der Vergangenheit, daß sie die hauptsächlichste Ursache des Ausbruchs des blutigen Bürgerkrieges von 1877, in welchem die Kriegspartei sich wohl zum letztenmal gegen die moderne Kulturpolitik der Regierung empörte, daselbst wurde.

Freundlicherer Art als mit Japan sind die Beziehungen Korea's zu China gewesen. Die Koreaner verehren in dem Chinesen Kitze, der 1122 vor Christi Geburt mit seinen Landsleuten in Korea einwanderte, den ersten Stifter ihrer staatlichen Ordnung. Als Gründer der neuerlichen staatlichen Ordnung Korea's im 15. Jahrhundert und Stammvater der bis heute regierenden Dynastie wird Taijo verehrt, der in einem Augenblick drohender Verwickelung mit China die alte Dynastie stürzte, sich der Herrschaft bemächtigte und ein freundschaftliches Verhältnis zu der in Peking auf den Thron gelangten Dynastie der Ming herstellte. Taijo gab Korea seine heutige Einteilung in acht Provinzen und verlegte die Hauptstadt nach Seoul. Die Oberhoheit China's wurde unter ihm durch die Annahme der chinesischen Zeitrechnung anerkannt. Noch heute erinnert das Aeußere der Koreaner in Haarputz und Kleidung an die Zeiten der Mingdynastie. Als die letztere im 17. Jahrhundert von den Tartaren über den Haufen geworfen wurde, durften die Koreaner zum Dank für die bewiesene Ergebenheit fortfahren, ihr Haar in einem Knoten zu tragen, während die Chinesen genötigt wurden, sich den tartarischen Zopf anzuschaffen.

In der neueren Geschichte Korea's sind die Versuche, das Christentum einzuführen, von Wichtigkeit. Dieselben beginnen zu Ende des vorigen Jahrhunderts, wo koreanische Studenten mit den Schriften der Jesuiten in Peking bekannt wurden. In Peking erhielten die ersten koreanischen Apostel der neuen Lehre ihre Taufe. Die Lehre fand trotz der Verfolgungen durch die heimische Orthodoxie und die Regierung rasch Anhänger, und man schätzt die Zahl der Bekehrten nach dem zehnjährigen Bestehen der ersten christlichen Kirche auf 4000. Eine bischöfliche Verfügung aus Peking, welche den neuen Christen die landesübliche Sitte der abgöttischen Verehrung der Verstorbenen verbot, brachte aber nicht nur Verwirrung in die Herzen der neuen Gläubigen, sondern sie entflammte auch den Haß des heimischen Priestertums auf's Höchste. Bald mußten die kühnen Führer der Neuerung mit dem Märtyrertod büßen. Das geschah 1791. Die Verbreitung des Christentums erlitt dadurch einen Stoß, der Jahrzehnte-lang nachwirkte. Trotzdem wurde das begonnene Werk von kühnen Männern unter unsäglichen Schwierigkeiten fortgesetzt. Zwischen 1835 und 1866 nahm die christliche Mission, fast ausschließlich in den Händen französischer Priester, ihren größten und erfolgreichsten Aufschwung. Während dieser Periode nahm die Zahl der Bekehrten beständig zu; nach einem Bericht von 1857 erreichte sie die Höhe von 17,000. Unter beständigen Gefahren suchten sich die Bischöfe in Seoul zu behaupten. Je nachdem am Hofe die Partei der Christenfreunde oder -Feinde die Oberhand hatte, war ihr Loos entschieden. Der Ermordung der französischen Missionäre im Jahre 1839 folgte eine sechsjährige Zeit schwerer Christenverfolgung. In den fünfziger Jahren wurde das Werk von neuen Kräften der französischen Mission aufgenommen, mit einem durch den französisch-englischen Krieg gegen China im Jahre 1860 unterstützten Erfolg. Die Erschütterung der chinesischen Macht durch die europäische Kriegführung, welcher dann auf dem Fuße der Vertrag China's mit Rußland folgte, wodurch das letztere zum Herrn des Amurgebietes und dadurch zum Grenznachbar Korea's wurde, hatte einen tiefen Eindruck auf die Koreaner gemacht und dieselben aus Furcht vor Europa zur Nachsicht gegen die fremden Priester gestimmt. Die christliche Mission erlebte darauf einen neuen Aufschwung. Als aber jene weltgeschichtlichen Ereignisse ihre drohende Gestalt für Korea allmählich verloren, lebte der Fremdenhaß von neuem auf, und als 1866 ein Thronwechsel eintrat, der während der Minderjährigkeit des Königs die Regentschaft Tai-wen-küns, eines leidenschaftlichen Christenhassers, herbeiführte, war es abermals um die französischen Missionäre geschehen. Sie mußten einen qualvollen Märtyrertod erleiden. Tausende von Gläubigen wurden verbannt, eingesperrt und zum Tode verurteilt. „Das (schreibt Griffis) war das Ende einer 82jährigen Geschichte des Christentums in Korea. Von vier Bischöfen und 19 Priestern (mit Ausnahme von vieren lauter Franzosen) fanden 14 den Märtyrertod, und erlagen vier andere den Gefahren und Anstrengungen ihres edlen Berufs." Griffis kann aber nicht umhin, hervorzuheben, daß der jesuitische Geist, in welchem das Christentum ausgeführt wurde, eine große Schuld an der Heraufbeschwörung der Verfolgungen trägt. Mit größtem Mißtrauen lernte die koreanische Regierung auf die neue Sekte blicken, welche in dem Papst nicht nur ihr geistiges, sondern auch ein weltliches Oberhaupt erkannte. Betrug und Verrat an der Regierung wurde den koreanischen Christen als eine erlaubte Handlung gelehrt; war es doch vorgekommen, daß die Behörden Briefe bei den Unterthanen aufgriffen, in welchen der Papst zu einem Kreuzzug gegen das heidnische Korea aufgefordert wurde. Griffis hofft mit Recht, daß die demnächstigen Fortsetzer der Mission in Korea die christliche Lehre mehr in dem sittlich-reinen Geiste des Gründers derselben verkündigen mögen.

Die Franzosen haben wiederholt versucht, die koreanische Regierung wegen der Ermordung ihrer Landsleute

zur Rechenschaft zu ziehen, aber ohne Erfolg. Als in den vierziger Jahren zwei französische Kriegsschiffe einen Landungsversuch machen wollten, liefen dieselben auf den Grund. Die Mannschaft mußte sich auf eine koreanische Insel retten, von deren Bevölkerung sie so lange, bis ein Schiff sie abholte, mit Nahrung versorgt wurden; die Regierung in Seoul verfehlte nicht, dem französischen Befehlshaber kund zu thun, „daß sie nicht gegen Schiffbrüchige Krieg führe, wohl aber gegen Eindringlinge, welche in allerlei Verkleidungen erscheinen, bei Tag schlafen und bei Nacht umhergehen und sich mit Verbrechern und Rebellen in Verbindung setzen."

Erst 1866 erneuerte Frankreich den Plan, Korea zur Rechenschaft zu ziehen, und bei dieser Gelegenheit einen Handelsvorteil zu erreichen. Eine Anzahl Kriegsschiffe mit 600 Mann Besatzung bildete die Expedition. Die kleine Flotte segelte gleich auf die Hauptstadt zu, mußte indes auf dem Weg dahin ein Fort passieren, auf welches alsbald, ohne daß zuvor irgend ein gütlicher Ausgleichungsversuch unternommen worden wäre, Sturm gemacht wurde. Die Feste, eine der wichtigsten des ganzen Landes, war zwar wohl verteidigt, wurde aber von den Franzosen leicht genommen. Nun stand nur noch eine kleine Festung im Wege, und der Weg zur Hauptstadt war frei. Indessen war aber von koreanischer Seite auch mit Macht gerüstet worden, und als die Franzosen vorzudringen versuchten, fanden sie die Feste so wohl verteidigt und erlitten solche Verluste, daß sie sich schleunig zurückziehen mußten. Das war das Ende der ganzen Expedition, die übrigens von ihrem Anführer unternommen worden war, ohne daß er zuvor die Zustimmung seiner Regierung eingeholt hatte. Bei seiner Rückkehr nach China fand er, daß dieselbe jene verweigert hatte. Nur gesteigerte Verfolgungen aller Fremden in Korea war die Folge dieses unbesonnenen Angriffs. Einen ähnlichen Verlauf, begleitet von einem blutigen Zusammenstoß, hatte die amerikanische Expedition unter Führung des Admirals Schufeldt im Jahre 1871. Den Anlaß oder besser Vorwand dazu hatte das spurlose Verschwinden eines amerikanischen Schiffes in den koreanischen Gewässern gegeben. Vergebens waren mehrere Schiffe nach dem verlorenen ausgesandt worden. Nun sollte Admiral Schufeldt einen Versuch machen, in Seoul Erkundigungen einzuziehen; noch mehr lag seiner Regierung daran, daß er mit einem Handelsvertrag zurückkehre. Jedenfalls waren die Weisungen der amerikanische Regierung friedliche, aber der soldatische Ehrgeiz des Führers setzte sich auch in diesem Falle, wie bei der französischen Expedition, über diese Absichten ziemlich leicht hinweg. Die Flotte bewegte sich den Hanfluß hinauf, ohne daß sich anfänglich die Bevölkerung feindlich zeigte. Als sie sich aber schnell der Hauptstadt näherte, änderte sich die Sache. Die Koreaner mochten glauben, daß es sich um Verrat oder Ueberfall handle, rotteten sich plötzlich zusammen und bombardierten die Schiffe, ohne indessen den mindesten Schaden anzurichten. Man wartete zehn Tage lang von amerikanischer Seite, ob von den koreanischen Behörden nicht irgend ein Schritt zur Entschuldigung dieses Ueberfalls geschehe, und als ein solcher nicht erfolgte, beschloß man, sich zu rächen. Ein Trupp von etwas über 700 Mann ward abgeordnet, diesen Plan auszuführen. Man zog gegen ein befestigtes Werk, um welches sich ein regelrechter, heißer Kampf entspann, der schließlich zu Ungunsten der Koreaner ausfiel. Die meisten derselben deckten die Wahlstatt. Man zählte gegen 250 Tote auf ihrer Seite, während die Amerikaner nur ganz wenige Verluste von Toten zu beklagen hatten. Nach dieser Wendung der Dinge konnte von einem Vertrag nicht mehr die Rede sein.

(Schluß folgt.)

Rußland nach Th. von Bayer*.

Besprochen von Dr. Ed. Petri.

(Fortsetzung.)

„Man sollte es kaum glauben, welch' eigenen Reiz die Ebene haben kann. Ihr unbegrenzter Horizont mit den herrlichen Wolkenbildungen und den Lichteffekten auf Feld und Haide stellt sich in seiner Großartigkeit ebenbürtig neben eine Gebirgswelt." Im Gouvernement Minsk kommen die endlosen Waldstrecken zur Geltung, über deren ungenügende Verwaltung unser Autor manch' wahres Wort vorbringt. Die Wälder bieten der Bevölkerung einen bedeutenden Erwerbszweig, immerhin aber befinden sich die Weißrussen in einer drückenden Lage. Das Gebiet ist für die gegenwärtigen wirtschaftlichen Verhältnisse übervölkert. Der Boden ist steril und dazu kommt noch die Dreifelderwirtschaft. Unheilvoll wirkt auch das nur allzu reichlich vertretene jüdische Element, das die ärmlichsten Schichten der Bevölkerung bildet. Das Gefängnis, das die Reisenden in der armseligen Gouvernementstadt Minsk zu sehen bekommen, der Ostrog, ein weitläufiges, steinernes Gebäude in dominierender Lage, bietet Anlaß zu einer Erörterung über das russische Gefängniswesen. Im großen und ganzen konstatiert die Verfasserin, daß die üblichen Schilderungen von den Schrecknissen der russischen und sibirischen Gefängnißwirtschaft übertrieben sind. Indem wir der Verfasserin hierin beipflichten, möchten wir auf grund unserer speziellen Studien über das russische Gefängniswesen aber nur eines bemerken, daß nämlich die Hauptschwäche des russischen Gefängniswesens, wie überhaupt der gesamten russischen Verwaltung, darin besteht, daß — bei aller Schwerfälligkeit und Kompliziertheit der administrativen Maschinerie — der Willkür des einzelnen ein nur allzufreier Spielraum verliehen wird; zudem sind die idealen Schilderungen eines Landsdell, der sich durch Unkenntnis der russischen Sprache, eine sehr geringe Beobachtungsgabe und eine beispiellose Naivität auszeichnet,

nichts weniger als maßgebend und als Quelle eher zu meiden als zu benutzen

Ohne sonderliche Ermüdung gelangen unsere Reisenden in den, wenn auch langsam sich fortbewegenden, so doch bequem eingerichteten Wagen der russischen Eisenbahn zur politischen Grenze Großrußlands, „die mit der ethnographischen nicht völlig übereinstimmt, indem letztgenannte sich noch eine gute Strecke Dnjeper-aufwärts, mehr gegen Osten befindet.“ Die Großrussen sind nicht bloß numerisch, sondern auch in territorialem Besitz den russischen Brüderstämmen überlegen. Sie sind vielfach mit Finnen assimiliert, wobei die Finnen vollständig in den Russen aufgegangen sind. Eine Mischung von Russen und Tataren hat trotz der zweihundertjährigen Tatarenherrschaft aus religiösen Ursachen nie stattgefunden; das Gleiche sehen wir ja auch bei den Griechen und Osmanen. Die Verfasserin charakterisiert den thatkräftigen und dabei treuherzig gutmütigen Großrussen in sehr sympathischer Weise und tritt, gestützt auf die Spracheinheit in Rußland, die in ganz Europa „nirgends seinesgleichen findet“, mit Wärme für die Prädomination der großrussischen Sprache ein. Keineswegs begründet ist jedoch die Behauptung der Verfasserin, daß „die von einigen Witzköpfen an die russische Regierung gestellte Anforderung, den kleinrussischen Dialekt als eigene selbständige Sprache sich weiter entwickeln zu lassen (!), entschieden unberechtigt sei.“ Die Verfasserin ist offenbar mit der gewaltsamen Unterdrückung der kleinrussischen Sprache unbekannt — den Verfolgungseifer würde sie nie billigen, der so weit geht, daß er selbst dem wissenschaftlichen Forscher untersagt, dem von ihm gesammelten, musikalischen ethnographischen Material den kleinrussischen Text beizufügen. Schließlich hat die kleinrussische Sprache, abgesehen von dem wunderbar reichen und poetisch hochbedeutenden Schatz der Volkspoesie, bereits eine hervorragende, nicht wegzuläugnende und nicht zu vernichtende litterarische Entwickelung erlangt, wir erinnern nur an Schewtschenko, Kwitka-Ossnowjanenko, Kotljarewski u. s. w. Uebrigens hat die künstlich geschürte Furcht vor dem Separatismus der Kleinrussen in letzter Zeit merklich nachgelassen, und somit wird auch die kleinrussische Sprache allmählich wieder die Möglichkeit einer freien Entwicklung gewinnen.

Am 6. August wurde die erste auf dem Wege gelegene großrussische Stadt, das durch sein wechselreiches historisches Geschick so interessante Smolensk, berührt. Die nunmehr folgenden großrussischen Gebiete führen unsere, in russischem Brauch und Sitte so vorzüglich bewanderte Reisende auf eine Reihe charakteristischer Betrachtungen. Wertvoll sind die Bemerkungen der Verfasserin über die Folgen der Bauernemanzipation von 1861 und den Agrarkommunismus der russischen Bauern. Verfasserin konstatiert, daß die Bauern und Gutsbesitzer sich momentan in äußerst bedrängter Lage befinden, und bezeichnet in scharfer Weise einerseits die historischen und ökonomischen Momente, andrerseits die Unzulänglichkeiten des immerhin „hochherzigen“ Manifestes von 1861, die zu den gegenwärtigen Mißständen geführt haben. Auch die neuesten Projekte zur Verbesserung der Lage des Bauernstandes, die Einrichtung von Bauernbanken, die Regelung der Verhältnisse der Administration zur Selbstverwaltung der Bauerngemeinden ꝛc., finden eine eingehende Besprechung. In Bezug auf den Agrarkommunismus, für dessen Existenzberechtigung und Nationaleigenheit namentlich die liberalgesinnten russischen Nationalökonomen eintreten, währenddem die konservative und ältere Schule, so z. B. Tschitscherin, an der Idee festhält, daß der Agrarkommunismus eine willkürliche administrative Schöpfung sei, vertritt die Verfasserin eine vom nationalökonomischen Standpunkt durchaus berechtigte Anschauung — eine Anschauung für welche auch Rezensent den Anfeindungen der unbedingten Freunde und Feinde des Agrarkommunismus gegenüber manche Lanze gebrochen hat. Die Verfasserin sagt: „Ganz auflösen läßt sich der bäuerliche Kommunalbesitz nicht, als dem geselligen russischen Volke zu homogen, mit periodischer Umteilung beibehalten über kurz oder lang ebenfalls nicht, als lebensunfähig inmitten des allgemeinen Fortschritts auf nationalökonomischem Gebiete; folglich bleibt nur die Schaffung einer landwirtschaftlichen Association übrig, welche auf kollektivem Grundbesitze, kollektiver Bodenbearbeitung und bis zu einem bestimmten Grade kollektivem Besitze der Produktionsmittel zu basieren hätte.“ Diesen Ausführungen fügt die Verfasserin eine Bemerkung bei, die so recht aus dem Leben gegriffen ist. Die Verfasserin versäumte nämlich nicht, mit den zufälligen Mitreisenden Gespräche anzuknüpfen, um auf diese praktische Weise ihre Kenntnisse über das Land zu bereichern; es fiel ihr das um so leichter, da sie ja, wie erwähnt, der russischen Sprache mächtig war. Die Personen, die in den modernen Fragen bestens beschlagen waren, schienen der Zeit der Leibeigenschaft so gut wie völlig entrückt zu sein. Für die neue Generation hatte die Epoche der Leibeigenschaft bereits lediglich ein traditionelles Interesse, die Verfasserin hingegen, „den Kopf voll Bücherweisheit über die Vorkommnisse zur Zeit der Leibeigenschaft mitbringend, war höchst erstaunt, in Rußland so viel wie gar nicht mehr von derselben sprechen zu hören, fast als hätte sie niemals existiert.“

Der Morgen des fünften Reisetages brachte unsere Reisenden bereits in das Gouvernement Moskau. Da liegt Borodino, der durch die furchtbare Schlacht von 1812 bekannte Ort. Die Gegend erscheint reicher bevölkert, wohlhabender. Jetzt zeigt bereits eine wachsende Anzahl hübscher „Datschen“ (Landsitze), daß eine große Stadt nicht mehr allzu ferne liegt. „Mit gespannter Erwartung näherten wir uns dem Herzen Rußlands, dem Kardinalpunkte unserer Reise,“ schreibt unser Autor. „Noch hieß es die gesteigerte Ungeduld bezähmen, denn wir mußten einen uns endlos scheinenden Birkenwald durchfahren,

dann erst tauchten die ersten Türme des Bjälokamennüj Gorod, der weißsteinernen Stadt, auf und immer mehr Kuppeln und Türme lösten sich aus dem Häuserkonglomerate Moskau's heraus, bis der ganze entzückende Anblick plötzlich wie eine Vision hinter der Bahnhofshalle wieder verschwand. . . ."

Moskau, die alte, wunderbare Zarenstadt, macht schon beim ersten Betreten einen großartigen Eindruck auf den Reisenden. Es ist das eine der belebtesten Straßen, die Twerskaja, und überhaupt ein typisches Stück von Moskau, das unsere Reisenden zu sehen bekommen, indem sie sich von dem entlegenen Sfmolensker Bahnhof durch die genannte Straße begeben und an der berühmten Wallfahrtskapelle, Iwerskaja, Gottesmutter, an der Ostseite des Kremls und der Kirche Wassilij Blashennüj, „dieser architektonischen Ausgeburt einer krankhaften Phantasie", vorbei und dann über die Moskwarezkij-Brücke zu dem großen Kokorew'schen Gasthaus gelangen. Als ein Forscher, dem es um eine tüchtige und richtige Beobachtung zu thun ist, hat unser Autor sich gerade für diesen für Moskau so typischen, aber keineswegs aristokratischen Gasthof entschieden. Wir gehen nicht näher auf die Schilderung der Verfasserin ein, die sie darauf hin von dem Kreml entwirft. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß diese Schilderungen, die für einen bedeutenden Kunstsinn und eine schöne Beherrschung des schwierigen Stoffes sprechen, mit Vergnügen wohl auch diejenigen lesen werden, die bereits aus Augenschein mit den unermeßlichen architektonischen, kirchlichen, antiquarischen und historischen Schätzen des Kremls bekannt sind. Auch auf die genaueren Schilderungen der sonstigen Sehenswürdigkeiten der eigentümlichen Stadt müssen wir verzichten, indem wir den Leser auf das Werk selber verweisen. Genug, daß unsere Reisende in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Moskau außerordentlich viel gesehen hat und das Gesehene so richtig beurteilt, wie das eben nur einem geübten Touristen möglich ist. Sehr zutreffend ist der Gesamteindruck, den Moskau macht, durch die Worte charakterisiert: „Moskau ist nicht schön, aber malerisch". Auch dem regen Straßenleben widmet die Verfasserin ihre Aufmerksamkeit und kommt hier wieder auf den Volkstypus, auf den großrussischen Bauern, zu sprechen, der in seinem Kostüm, „einer der kleidsamsten Männertrachten, die es gibt", eine malerische Erscheinung genannt werden darf; weniger befriedigend ist der Eindruck, den die Frauen durch ihre Gesichtszüge und ihr Kostüm auf unsere Reisenden machen. Fernerhin erhalten wir Schilderungen von den russischen Kaufhallen, den Restaurants, dem Theater, den öffentlichen Gärten, kurzum von allem, was das Moskauer Leben charakterisiert. Selbstverständlich kommen in diesem Gemälde auch ernstere Partien zur Darstellung. Von hohem Interesse sind die mit vieler Sachkenntnis verfaßten Bemerkungen über die russische Kirche. Wie tiefempfunden und charakteristisch sind die Worte der Verfasserin über den russischen Kirchengesang. „Etwas, das einem jeden, der Rußland je besuchte, unvergeßlich bleiben wird, ist die Kirchenmusik, deren Melodien sich durch Strenge und Einfachheit in Form und Klang auszeichnen", sagt die Verfasserin, und geht dann nach einigen weiteren Bemerkungen über die Technik des Gesanges — die einzige Musik in der russischen Kirche — der ohne Instrumentalbegleitung, und zwar nur von Knaben- und Männerstimmen, ausgeführt wird, zu der Schilderung der Eindrücke über, die der Gesang in einer russischen Kirche auf sie gemacht: „Nun hob der Gesang an", lesen wir, „herrlich, hinreißend, zum Niederknieen schön, ich hatte vielleicht noch nirgends etwas schöneres gehört. Die Musik setzte sich zusammen aus Männer- und Knabenstimmen, Solos und Chören, und wurde unterstützt durch den dazwischentönenden mächtigen Baß des vorbetenden Priesters. Wundervoll war das Ausklingen des Gesanges und das Ineinandergreifen der einzelnen Stimmen und Chöre, so daß wir nach Verlauf einer Stunde in wahrhaft gehobener Stimmung in unsere Behausung zurückkehrten." Einen weiteren Einblick in das religiöse Leben der Russen gewährt uns eine Schilderung des Nowodjäwitschij-Klosters, des historisch berühmtesten der sieben Frauenklöster Moskau's, und die Beschreibnng einer kirchlichen Prozession vom Kreml aus zu dem genannten Kloster.

Eine besondere Anziehung für unsere Reisende besaß die zur Zeit ihrer Anwesenheit in Moskau stattfindende russische Kunst- und Gewerbe-Ausstellung, deren eingehender Besprechung sie ein ganzes Kapitel widmet. Der Gesamteindruck, den das Studium der Ausstellung hinterließ, wird in folgenden Worten zusammengefaßt: „Das Bild einer gewaltigen industriellen, landwirtschaftlichen und nebenbei auch künstlerischen Leistung hatte sich vor unseren Augen entrollt, eine Leistung, welche unsere landläufigen Begriffe russischen Könnens weit hinter sich ließ und eines eingehenden Studiums wohl wert war." Von der Industrie heißt es, daß „der Aufschwung, den sie seit den letzten Ausstellungen genommen hat, nach dem Urteile ausländischer Fachleute ein kolossaler sei. Sie hat sich vom Auslande ziemlich emanzipiert, auf eigene Füße gestellt und ist auf dem besten Wege, den einheimischen Bedarf völlig zu decken." Im hohen Grade günstig ist auch das Urteil der kunstsinnigen Verfasserin über die reichlich beschickte Kunstausstellung: „Die Moskauer Kunstausstellung", lesen wir, „wies einen ungeahnten Reichtum an Bildern auf, unter denen meistens sehr Schönes in die Augen sprang. Auffallend war die große Anzahl umfangreicher historischer Bilder, die sich vorwiegend auf die russische und zumal die ältere russische Geschichte bezogen," und ferner: „wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß man das große Slavenreich, auch was seine künstlerischen Erzeugnisse betrifft, über kurz oder lang in Westeuropa nicht mehr wird übersehen dürfen." In auffallender Weise thut sich die Moskauer Ausstellung vor den westeuropäischen

Ausstellungen durch den an den verschiedensten Gegenständen bemerkbar werdenden nationalen Stil hervor. „In dieser Beziehung", sagt unser Autor, „nämlich was den Stil betrifft, ist uns Rußland voraus. Es hat, dank seiner ihm sonst schädlichen Abgeschlossenheit, eine ihm allein gehörige national-russische Ornamentik ausgebildet und dieselbe in seiner Architektur, sowie in seiner Kunstindustrie auf gelungene Weise zu verwerten verstanden." „Wir Westeuropäer hingegen sind auf dem Gebiete des modernen Kunstgewerbes infolge des größeren Verkehrs Kosmopoliten und können weder von einem ausgesprochen national-deutschen noch -französischen oder -englischen Stile sprechen, sondern arbeiten alle miteinander entweder stillos oder greifen zum Gemeingut unserer vergangenen Zeiten, zur Renaissance, glücklicherweise mit großem Geschicke, zurück."

(Fortsetzung folgt.)

Eine Woche auf Krakatau.

Die größte physikalische Umwälzung der neueren Zeiten fand am 27. August 1883 Vormittags in der Sundastraße statt, welche die Inseln Sumatra und Java von einander trennt. Es ist eine Region, welche man wohl mit allem Rechte für einen der größten Herde der vulkanischen Thätigkeit auf unserer Erdoberfläche hält. Die hauptsächlichsten Thatsachen, welche mit diesem Ereignis verbunden waren, sind zwar langsam bekannt geworden, aber nun sämtlich wissenschaftlich ermittelt und aufgezeichnet. Krakatau oder Krakatoa, die vulkanische Insel, welche vor zwei Jahren noch ungefähr 10 1/2 Km. lang und 7 1/2 Km. breit war, liegt ungefähr 42 Km. westlich von der javanischen Küste. Als sie in den Jahren 1868 bis 1869 vermessen wurde, ergab sich die Insel von der Basis bis zum Gipfel mit einem dichten Wald von tropisch üppiger Vegetation bedeckt, aber unbewohnt und unverkennbar vulkanischen Ursprungs. Wenige Monate vor dem Ausbruch gab der Vulkan von Krakatau, welcher volle zwei Jahrhunderte hindurch geruht hatte, die ersten Zeichen seines Wiedererwachens. Am 20. Mai 1883 erschreckten mehrere Erdstöße, welche von lauten Explosionen und hohlem Widerhall begleitet waren, die Bewohner der Städte Batavia und Buitenzorg, welche gegen 20 geogr. Ml. davon entfernt liegen. Diese Störungen währten die darauffolgenden drei Monate mit größerer oder geringerer Thätigkeit fort. Am 11. und 18. August steigerte sich die Energie des Vulkans und es zeigten sich Vorboten einer Krise. Am 26. und in der darauffolgenden Nacht fanden mehrere Ausbrüche statt, die am folgenden Morgen ihren Gipfelpunkt erreichten; die unterseeische Basis des Berges scheint damals allem annehmbaren Zeugnis zufolge buchstäblich eingesunken zu sein. Dies war augenscheinlich von einem Einbruch des Meeres in das geschmolzene Erdinnere, von der augenblicklichen Entwickelung überhitzten Dampfes und dann von einer Explosion begleitet, welche wegen ihrer kolossalen Heftigkeit in den Annalen der vulkanischen Ausbrüche unerreicht ist.

Die ungeheure Gewalt dieser Eruption kann nur nach ihren Wirkungen annähernd begriffen werden und diese wollen wir in Kürze übersichtlich schildern. Die Explosion selbst verursachte — nach den Schilderungen des Dr. Verbeek, eines der holländischen Kommissäre, welche mit der Untersuchung des Wesens und der Ergebnisse dieser Katastrophe betraut waren — daß der nördliche Teil der Insel in die Luft gesprengt wurde, 12 Km. weiter nach Norden niederfiel und eine kleine Insel bildete, welche jetzt Steer's Insel heißt. Ueberdies ward der nordöstliche Teil der Insel Krakatau ebenfalls in die Luft geschleudert und über Lang-Insel hinweggetragen, fiel in einer Entfernung von 7 1/2 Km. nieder und bildete die nunmehrige Insel Calmeyer. Den Beweis dafür erbrachte die durch die neueste marine Untersuchung der Sundastraße ermittelte Thatsache, daß der Meeresgrund um diese neuen Inseln herum sich nicht gehoben hat. Dieß wäre der Fall gewesen, wenn sie in der gewöhnlichen Weise emporgetrieben worden wären. Allein nicht allein dies, sondern der Meeresgrund um diese neuen Inseln herum zeigt eine etwas vermehrte Tiefe in der Richtung der nun ungefähr 1000 Fuß tiefen unterseeischen Mulde, welche jetzt die Stelle bezeichnet, welche der Pik von Krakatau vor der Konvulsion einnahm. Allein aus der Mitte dieser Tiefendepression erhebt sich „wie eine riesige Keule" eine merkwürdige Felsensäule von einem Flächenraum von 33 Fuß ins Gevierte, welche sich 16 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Der südliche Teil ist nun alles, was von Krakatau übrig geblieben ist und dieses Bruchstück wird jetzt an seiner nördlichen Seite von einer mehr als 2000 Fuß hohen prächtigen, steilen Klippe begrenzt. Verschiedene Leute sind jedoch der Ansicht der erste Teil der Insel sei schon am Abend des 26. August hinweggesprengt und die größere Masse, welche nun der Calmeyer-Insel entspricht, erst am folgenden Morgen durch eine noch titanischere Gewalt in die Luft geschleudert worden.

Die Erschütterung der Explosion ward auf eine Entfernung von mehr als 800 geogr. Ml., auf einem Flächenraum, welcher nahe ein Sechstel der ganzen Erdoberfläche beträgt, verspürt worden, nämlich nach Nordwest bis nach Burmah, Zeylon, den Andamanen und einigen Teilen von Indien, nach Norden bis Saigon und Manila, nach Osten bis Dorei in der Geelvink-Bay (Neu-Guinea) und nach Südwesten hin durch ganz Nordaustralien. Lloyds Agenten in Batavia haben konstatiert, daß am Vorabend dieser ungeheuren Explosion die donnerartigen Entladungen „immer lauter wurden, bis der Knall und die Erschütterungen am frühen Morgen einfach betäubend, um nicht zu sagen beunruhigend und erschreckend wurden." Infolge

dieser Ursache ward der Druck der Luftwellen so heftig, daß sie auf eine Entfernung von mehr als 100 geogr. Ml. noch Wände zerrissen, und die Masse von Rauch und Asche so gewaltig, daß in dem mehr als 16 geogr. Ml. in Luftlinie entfernten Batavia zwei Stunden lang förmliche Finsternis herrschte. Beinahe vier Monate nach dem Ausbruch sah man in der Sundastraße noch schwimmende Bimssteinmassen von mehreren Acres Flächengehalt auf dem Meere treiben.

So paradox dies auch erscheinen mag, so ist es dennoch Thatsache, daß man an entfernten Orten den Knall besser hörte, als in den dem Sitze der Störung benachbarten. Diese eigentümliche Wirkung hat man sich folgendermaßen zu erklären versucht: nehmen wir beispielsweise das Vorhandensein einer dichten Aschenwolke zwischen Krakatau und Andscher an, so würde diese wie ein dichtes weiches Kissen auf die Luftwellen wirken; der Schall würde also längs und über einer solchen Aschenwolke sehr leicht nach weiter entfernten Orten, z. B. Batavia, fortgepflanzt werden, während zu Andscher, dicht hinter der Aschenwolke, kein Schall oder nur ein schwacher gehört werden würde. Andere Erscheinungen erscheinen weniger wahrscheinlich, wiewohl nicht unmöglich.

Dr. Verbeek bestätigt, daß innerhalb eines Kreises von 15 Km. vom Berge die Schichte vulkanischer Asche den Boden in einer Höhe von 65 bis zu 130 Fuß bedeckt, und daß im Rücken der Insel die Mächtigkeit der Aschenberge an einigen Stellen sogar von 195 bis zu 260 Fuß beträgt und daß die so emporgeschleuderten Stoffe sich über einen bekannten Flächenraum von 750,000 Q.-Km. erstrecken, also über einen Raum, welcher größer als das Deutsche Reich nebst Belgien, den Niederlanden und Dänemark samt Island ist. Außerdem berechnet er die Menge der ausgeworfenen festen Stoffe auf 18 C-Km. Um einen ungefähren Begriff von dem ungeheuren Volumen zu geben, welches dies repräsentiert, wollen wir nachstehendes populäre Beispiel anführen. Die größte der ägyptischen Pyramiden enthält ungefähr 82 Millionen Kubikfuß Mauerwerk; es wären daher 7360 solcher Bauten erforderlich, um dem Umfang der bei dem Ausbruch ausgeworfenen festen Stoffe gleichzukommen. Man fand in einem Teil dieser Auswurfstoffe glatte runde Kugeln von 18 bis zu 22 Zoll Durchmesser, welche zu 55 Prozent aus kohlensaurem Kalk bestanden.

Wie man sich wohl denken kann, gab der endliche Ausbruch durch seine furchtbare Energie Veranlassung zu einer Reihenfolge von Luftwellen, und wir wissen, daß diese mehr als einmal die Runde um den Erdball machten und sich auf den Barogrammen oder registrierenden Barometern auf Mauritius, zu Berlin, Rom, St. Petersburg, Valencia, Coimbra (Portugal) und anderen weitentlegenen Orten zu erkennen gaben. An einigen Punkten wurden bis zu sieben derartige Störungen verzeichnet; andere minder empfindliche Instrumente gaben nur fünf an, innerhalb der Zeit, bis zu welcher die Luftwelle sich so ziemlich erschöpft hatte.

General Strachey hat alle Beobachtungen gesammelt, welche auf den hauptsächlichsten meteorologischen Stationen über die begleitenden Erscheinungen des Krakatau-Ausbruches gemacht worden sind, und darüber vor kurzem einen Vortrag in der Königl. Geographischen Gesellschaft in London gehalten, worin er seine Ansicht zu begründen sucht, daß am 27. August 1883 um 9 1/2 Uhr Vormittags eine ungeheure Luftwelle von Krakatau ausging, sich von diesem gemeinsamen Mittelpunkt aus verbreitete, 3 1/4 mal um die Erdkugel herumging und daß diejenigen Teile, welche in entgegengesetzten Richtungen gegangen waren, einander „irgendwo in den Antipoden von Java" begegnet oder aneinander vorübergegangen sein mußten. Die Geschwindigkeit der wellenförmigen Bewegungen der Luft, welche von Ost nach West reisten, wurde auf 674 e. Ml. per Stunde, diejenige der in der entgegengesetzten Richtung verlaufenden Luftwelle auf 704 e. Ml. per Stunde oder nahezu auf die Geschwindigkeit des Schalles berechnet.

Allein eine weitere Wirkung des Ausbruchs war eine Reihenfolge sogenannter „Flutwellen" (man läßt jedoch diesen Ausdruck eigentlich als nichtwissenschaftlich nicht gern gelten), welche gleich der Luftwelle um den ganzen Erdball kreisten. Ob diese gleichzeitig mit der endlichen Explosion erfolgte, vermag nicht gesagt zu werden. Die höchste dieser Erdbeben-Meereswogen, welche mehr als 100 Fuß hoch war, fegte über die Gestade zu beiden Seiten der Sundastraße hin und richtete furchtbare Zerstörungen an Menschenleben und Eigentum an. Ueber 35,000 Personen kamen durch sie um; der größere Teil des Norddistrikts Bantam wurde zerstört und die Städte Andscher, Merak, Tscheringin u. a. verschüttet.

Die Anfangsbewegung dieses zerstörenden Agens war ohne Zweifel von der Beschaffenheit einer negativen Woge, allein das beste Zeugnis dafür ist verloren gegangen, weil die Augenzeugen derselben zugleich ihre Opfer wurden. Das plötzliche Versinken eines solch kolossalen Flächenraums des Meeresgrundes in der Sundastraße verursachte das Zurückweichen des Meeres von den benachbarten Gestaden. Diese negative Woge wurde von Kapitän Ferrat von seinem Schiffe aus, als er in Port Louis vor Anker lag, beobachtet. Er erzählt, er habe gegen 2 Uhr Nachmittags das Wasser im Hafen zurückrollen und plötzlich um 4 bis 5 Fuß fallen sehen, worauf etwa eine Viertelstunde später das Meer mit großer Heftigkeit zu seinem früheren Niveau zurückkehrte und sein eigenes Schiff und die übrigen Fahrzeuge in fürchterliches Schlingern versetzte. Der beste Zeuge für diese merkwürdige Naturerscheinung aber ist Kapitän Watson von dem britischen Schiffe „Charles Ball". Sein Fahrzeug befand sich gerade in der Sundastraße und er gibt an: er und sein Steuermann haben gesehen, wie „eine Woge gerade auf Button Island einbrach, anscheinend gerade über den östlichen Teil hinfegte, sich halbwegs bis

zu den nördlichen und östlichen Seiten 50 bis 60 Fuß hoch emporhob und dann nach den Gestaden von Java weiter rollte. Dies war offenbar eine Uebertragungs- und keine Progressions-Woge, denn sie machte sich an dem Schiff nicht fühlbar." Die letztere Bewegung muß ohne Frage mit der vorerwähnten großen „Flutwoge" zusammengetroffen sein, welche in Aden, an der Küste von Zeylon, in Port Blair, Nagapatam, Port Elizabeth, Kurrachee, Bombay, auf dem Hughly, bis halbwegs Kalkutta hinauf, an der Nordwestküste von Australien, in Honolulu, zu Kadiall in Alaska, in San Celeto bei San Francisco und an der Ostküste von Neuseeland verspürt wurde.

In diesem Falle, wie in den meisten anderen Fällen von vulkanischen Störungen, wurden auch elektrische Erscheinungen beobachtet. Namentlich ein Fahrzeug zeigte beim Passieren der Sundastraße „Feuerkugeln" an der Mastspitze und an den Enden der Raaen. Ferner bemerkte man auf der orientalischen Telephonstation zu Singapore, welches doch in Luftlinie über 100 geogr. Ml. von Krakatau entfernt ist, daß, wenn man das Empfangsinstrument ans Ohr setzte, ein vollkommenes Getöse wie von einem Wasserfall hörbar wurde, und daß, wenn man mit seiner lautesten Stimme schrie, der Kommis am andern Ende des Drahts nur etwas wie artikulierte Töne zu hören, aber keinen einzigen Satz zu verstehen imstande war. Auf der Linie nach Jshore, welche ein unterseeisches Kabel von etwa 5000 Fuß Länge einschließt, hörte man Knalle wie von Pistolenschüssen. Diese Geräusche schrieb man einer Störung des magnetischen Felds der Erde zu, welche durch die Explosion veranlaßt wurde, und auf die Telephondrähte rückwirkte.

Bekanntlich schreibt man auch die merkwürdigen Erscheinungen von nachglühenden Sonnenuntergängen und merkwürdigen Höfen um Sonne und Mond, welche vom September 1883 an bis tief in den Spätherbst hinein in verschiedenen Erdteilen beobachtet wurden, und insbesondere die ziemlich seltenen Erscheinungen der roten, grünen und blauen Sonnen, jenem Ausbruch des Krakatau zu. Beobachter, wie Helmholtz, Norman Lockyer, Dr. Meldrum u. a. m., behaupteten, diese Erscheinungen rührten von vulkanischem Staub in sehr großer Höhe her; andere namhafte Meteorologen verwarfen diese Hypothese und behaupteten, die farbigen Sonnen rührten von einer ungewöhnlich günstigen atmosphärischen Beschaffenheit, wahrscheinlich von der Refraktion und dem Reflex des Lichtes durch wässerige Dünste her. Allein die Theorie, daß der vulkanische Staub diese Erscheinungen hervorrief, gewinnt immer mehr Boden und wird beinahe zur unbestreitbaren Thatsache, denn das Spektroskop hat gezeigt, daß Staub von beinahe mikroskopischer Feinheit, welcher in der Luft schwebte (und zwar nach Dr. Verbeek's Schätzung in einer Höhe von 45,000 bis 60,000 Fuß), verursachte, daß die Sonne rot erschien, weil dieser später zur Erde niedergefallene Staub, unter dem Mikroskop untersucht, thatsächlich salinische Bestandteile zeigte.

Nachdem wir vorstehend die Vorgänge bei und nach dem Ausbruch des Krakatau gezeigt haben, führen wir nun auch eine Schilderung des Befundes der Verheerungen an, wie er sich der französischen Kommission ergab, welche von dem Pariser Unterrichts-Ministerium nach der Sundastraße geschickt wurde, um Erhebungen über das Wesen und den Umfang jener außerordentlichen Naturerscheinung an Ort und Stelle zu machen, nachdem die in solchen Fällen unvermeidlichen Uebertreibungen der ersten Stunde auf ihr richtiges Maß zurückgeführt worden waren und man ermittelt hatte, daß bei dem Ausbruch des Vulkans Krakatau doch nahe an 50,000 Menschen von den Meeresfluten verschlungen oder unter einer mehrere Fuß bis Meter hohen Schlammschicht begraben worden waren, und nachdem sich ergeben hatte, daß zwar die Konfiguration der Sundastraße sich nicht merklich verändert hatte, daß aber doch in einer Zone, welche sich bis zur Höhe von 18 m. über der Meeresfläche erstreckt, alle Gestade verheert und verwüstet, die ganze Pflanzenwelt hinweggerissen worden und ganze Dörfer samt ihren Einwohnern zu Grunde gegangen waren.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich hatte den Herren Bréon und Korthals den Auftrag erteilt, den Schauplatz jener großen Katastrophe zu untersuchen. Diese Herren hatten einem belgischen Gelehrten, Herrn Eduard Cotteau, gestattet, sich ihnen anzuschließen und ihre Arbeiten und Untersuchungen zu teilen, und dem Berichte des Herrn Cotteau, welchen er im „Morning Herald" von Sydney erscheinen ließ, entnehmen wir die nachstehenden Notizen.

Herr Cotteau begab sich von Borneo nach Batavia wo er mit den beiden anderen Herren am 14. Mai 1884 zusammentraf. Vier Tage später verschaffte ihnen der französische Konsul eine Audienz beim Generalgouverneur von Niederländisch-Indien und dieser stellte ihnen einen der Regierung gehörenden kleinen Dampfer für ihre Untersuchungen zur Verfügung. Am 21. Mai segelten sie nach der Sundastraße, von den Offizieren des Schiffes auf das zuvorkommendste aufgenommen. Ihr erster Landungsplatz war die nordwestliche Spitze der Insel Java, am Eingang der Sundastraße von der Seite des Indischen Ozeans her. Auf der ganzen Länge der Westküste von Java, an der sie ziemlich nahe hinfuhren, zeigt eine deutlich erkennbare Linie, welche in einer Höhe von 12 bis 18 m. über dem Niveau des Indischen Meeres verläuft, die Grenze, welche die fürchterlichen Flutwogen vom August 1883 erreichten. Der Boden ist vollkommen verwüstet; die zahllosen Kokospalmen, welche den Strand belebten, sind bis zum Boden rasiert, und es zeigt sich nirgends mehr eine Spur von menschlicher Wohnung; da wo neun Monate zuvor eine zahlreiche, rührige und friedliche Bevölkerung wohnte, sieht man nur noch eine öde sumpfige Ebene und die Stadt Andscher ist ganz verschwunden.

Am 23. Mai legte sie auf Prinsen-Eiland an, einer

großen, unbewohnten, mit undurchdringlich dichtem Wald bedeckten Insel, welche bisher niemals vom geologischen Gesichtspunkte aus erforscht worden ist. Noch am selben Tage durchfuhren sie die Sundastraße von Süd nach Nord, ließen Krakatau in einiger Entfernung und gingen in der Bucht von Lampong an der Südseite von Sumatra vor Anker. Am folgenden Tag besuchten sie Telok-Betong oder vielmehr die Stelle, wo die Stadt gestanden hatte. Sie besaßen eine Photographie davon, welche kurz vor der Katastrophe aufgenommen worden war, worin die Mehrzahl ihrer Bewohner den Tod gefunden hatte. Die Linie der Berge im Hintergrunde ist allein noch erkennbar. Anstatt einer großen, mit Kokospalmen bedeckten Ebene sieht man nur noch eine öde, absolut wüste, mit brackischen Sümpfen besetzte Fläche, über welcher das Fieber brütet. Nur hie und da stehen noch einige armselige Hütten aus Bambus. Sie besichtigten das 3 e. Ml. landeinwärts gelegene Wrack des Dampfers „Barrow", welcher von einer ungeheuren Flutwoge erfaßt und tief in den Wald hineingetragen worden war, wo er nun wie eine Brücke quer über einem Flüßchen sitzt. Zur Zeit der Katastrophe glaubten die beiden einzigen Europäer, welche sich an Bord befanden, der Kapitän und der Maschinist, sich dadurch retten zu können, daß sie sich in die Aeste eines großen Baumes flüchteten; allein eine zweite Woge, noch gewaltiger als die erste, riß sie mit sich fort und sie ertranken, während die Mannschaft, welche an Bord geblieben war, gerettet wurde. Die offiziell ermittelte Zahl derjenigen, welche in Telok-Betong und um die Lampong- und Kaiser- (Semangka-) Bucht herum ihr Leben einbüßten, belief sich auf 14,000 Seelen.

Am 25. Mai landete die Kommission auf den Inseln Sebuku und Sibesi. Diese einst so fruchtbaren und wohlbevölkerten Orte sind heutzutage mit einer 6 m. hohen vertrockneten und von tiefen Spalten durchfurchten Schlammschicht bedeckt. Die Einwohner kamen bis auf den letzten um, und von dem herrlichen Pflanzenwuchs, welchen man früher hier bewunderte, ist nichts mehr übrig als ein Chaos von ungeheuren, gebleichten und verdorrten Stämmen inmitten der umgebenden Verödung. Ein entsetzlicher Anblick erwartete die Kommission auf der Insel Sibesi; sie entdeckte im Grunde einer tiefen Schlucht den Ort, wo früher ein Dorf gestanden hatte. Die Wassermassen der Regenzeit hatten einen Teil der vulkanischen Asche davon geführt und etwa 50 bis 60 Skelette blosgelegt, welche zwischen den Trümmern ihrer Häuser und ihrer häuslichen Gerätschaften lagen. Viele der Skelette waren noch mit ihren buntfärbigen „Sarongs" bekleidet, die noch unverbleicht waren, und da und dort hing noch ein Büschel schwarzer Haare an einem glänzenden gebleichten Schädel. Haushaltungs-Gegenstände und gebleichte Menschen- und Tierknochen lagen in wilder Unordnung durch einander; allein die Natur hat bereits ihr Wiederherstellungswerk begonnen; kräftige Wurzelsprößlinge von Bananen treiben auf allen Seiten aus und in wenigen Jahren werden anmutige Kokospalmen dieses Totenfeld wieder mit dem Schatten ihrer grünen Federkronen beschatten.

Am 26. Mai endlich machte sich die Expedition auf den Weg nach Krakatau, dem Hauptziel ihrer Mission, und die europäischen Gelehrten vermochten auf den ersten Blick die sehr wichtige Thatsache zu erhärten, daß die drei neuen Inseln, welche sich am Tag nach dem Ausbruch emporgehoben hatten, wieder gänzlich verschwunden waren. Die Inseln Steers und Calmeyer und ein kleines Eiland, welche auf den neueren Karten eingezeichnet worden waren, sind nicht mehr vorhanden, wohl zum Aerger der beiden höheren Offiziere der holländischen Flotte, auf deren Namen jene Inseln getauft worden waren.

Bei der Annäherung an Krakatau erschien der Vulkan wie mit einer Wolke von weißem Rauch umgeben, und man hätte glauben mögen, es seien Dünste, die sich aus den großen Spalten an der Nordseite des Berges erheben. Diese Dünste oder Dampfwolken stiegen langsam empor und der etwa 3000 Fuß hohe Gipfel des Vulkans war gleichsam mit einer leichten Nebelwolke gekrönt. Gerade an diesem Punkte fand die gewaltige Konvulsion vom 26. und 27. August 1883 statt. Die Hälfte der Insel ist verschont geblieben, die andere Hälfte derselben ist teils in die Luft gesprengt worden, teils im Ozean versunken. Die Kommission glaubte vom Verdeck des Dampfers aus den Rauch aus dem Krater des Vulkans aufsteigen zu sehen; als sie jedoch später ein Boot bestieg und sich dem Gestade näherte, erkannte sie, daß der vermeintliche Dampf oder Dunst nur Wolken von sehr feinem Staub waren, welche die beständig herunterfallenden und von den beinahe senkrechten Wänden zurückprallenden Steine an der Nordseite der Insel aufwühlten. Man hörte fortwährend ein Getöse, wie von einer fernen Kanonade, und konnte deutlich die Menge der Steine unterscheiden, welche in die Luft hinausgeschleudert wurden und, von Stelle zu Stelle springend, endlich pfeifend ins Meer stürzten. Man konnte bemerken, daß diese Projektile, wenn sie die beweglichen Teile des Bodens berührten, dieselben zermalmten; dann rollten die schwereren Massen lawinenähnlich in Sandkaskaden von dunklerer Färbung herunter, glitten über die beinahe senkrechten Abhänge herab und bildeten am Fuße des Vulkans kleine kegelförmige Hügel, deren Basis sich hart am Rande des hier sehr tiefen Meeres befand. Man ermittelte hier mittelst Peilung ganz nahe am Gestade eine Meerestiefe von etwa 15 m. Die aus grauer Asche bestehenden leichteren Teile des Bodens stiegen in Gestalt kleiner weißer Staubwolken auf und wurden vom Winde davongetragen. Als man sich dem Gestade näherte, um die Beobachtungen zu vervollständigen, wurde einer der Matrosen der Schaluppe von einem Stein in der Größe einer Orange getroffen und ein anderer Stein von der Größe einer Kanonenkugel fiel einige Schritte von der Schaluppe ins Meer. Da die Gefahr zu groß wurde, mußte die Kom-

mission sich zurückziehen, nachdem sie noch an verschiedenen Punkten Handstücke von dem neugebildeten Gestein mitgenommen hatte.

Am Nachmittag stattete die Kommission noch dem „Verlaten Eiland" einen Besuch ab. Diese Insel bot noch neun Monate zuvor den Anblick eines reizenden grünen Lustgehölzes von tropischer Ueppigkeit und ist nun mit einer gegen 30 m. hohen Schicht von Asche und Schlamm bedeckt. Die durch die Einwirkung des Wassers gebildeten tiefen Spalten durchfurchen den Boden in allen Richtungen und leihen der Insel von Weitem den Anblick eines Gletschers. Hier sind, wie auf Krakatau, die riesigsten Bäume unter dem Schlamm verschwunden und der Flächenraum und die Ausdehnung der Insel haben sich seit dem letzten Ausbruch verdoppelt.

Am 27. kehrte die Kommission nach Krakatau zurück und fand nach langem Suchen endlich eine Stelle, wo sie landen und in aller Sicherheit die Beschaffenheit des neugebildeten Gesteins und der verschiedenen von dem Vulkan ausgeworfenen Stoffe studieren konnte. Man bemerkte nirgends mehr eine Spur von Tierleben, außer einer einzigen winzig-kleinen Spinne, die hier ihr Nest wob. Es wäre äußerst interessant, hier Schritt für Schritt den Fortgang der Entwickelung eines neuen Lebens in dieser nun verödeten Region zu verfolgen, welche übrigens in wenigen Jahren abermals umgewandelt und Dank der glühenden Sonnenhitze und den ergiebigen tropischen Regen mit neuem Grün bedeckt sein wird. Etwa 2 e. Ml. vom Gestade erhebt sich ein isolierter schwarzer Felsen ein wenig über den Meeresspiegel, das einzige noch vorhandene Ueberbleibsel von diesem Teile der vom Meere verschlungenen Insel Krakatau. In der Nähe dieses Punktes, auf der Stelle des alten Kraters, findet das Senkblei auf 100 Faden noch keinen Grund.

Nachdem die Kommission noch an Lang-Eiland angelegt hatte, welche ihrer Nachbarinsel gleicht, aber ebenfalls bedeutend größer geworden ist, verließ sie das unheimliche Krakatau, vollendete am 28. ihre Untersuchung der Sundastraße und landete bei Merak auf der nordwestlichen Spitze von Java. Die kleine Stadt Merak ist, wie Andscher, ganz zerstört und die Gestaltung der Küste bedeutend verändert worden.

Am 29. Mai kehrte die Kommission wieder nach Batavia zurück. Ohne den wissenschaftlichen Ergebnissen derselben vorgreifen zu wollen, welche wohl demnächst von den Herren Bréon und Korthals in Frankreich veröffentlicht werden dürften, kann hier auf zwei ganz neue Thatsachen hingewiesen werden: erstens, daß die Ausbruchsperiode des Vulkans ihr Ende erreicht hat, und zweitens, daß mehrere Inseln, welche sich infolge der Katastrophe gebildet hatten, seither wieder gänzlich verschwunden sind. Ferner konstatierte die Kommission, daß die Wolken, welche man in Batavia über dem Vulkan beobachtete und gasförmigen Ausflüssen zuschrieb, ganz auf Anhäufungen von leichtem Staub zurückzuführen sind, welche durch den Sturz von schweren Stoffen entstanden. Diese verursachen unter der Einwirkung einer drückenden Sonnenglut die Zermalmung und Verwitterung des beweglichen Bodens, worauf sie auffallen und zurückschnellen. Diese Erscheinung erreicht gewöhnlich seine höchste Intensität zwischen Mittag und 3 Uhr Nachmittags und scheint mit Sonnenuntergang aufzuhören. Wenigstens bemerkt man bei Nacht kein Getöse von stürzenden Steinen. Herrn Bréon gelang es trotz gewaltiger Schwierigkeiten, von Krakatau und seiner Umgebung 24 photographische Aufnahmen zu machen, die ersten, welche seit dem Ausbruch von 1883 gewonnen wurden, und der Bericht der französischen Kommission verspricht eine Menge der interessantesten Aufklärungen über jene furchtbar großartige Naturerscheinung.[1]

Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen.

Studie von Artillerie-Hauptmann E. Böttcher.

(Schluß.)

III.

Wir wenden uns nun zu den Gesichtsvasen. Sie sind a. a. Orten von mir wie folgt klassifiziert: 1. Reiner Vogeltypus; 2. Menschlicher Typus; 3. Gemischter Typus. Zu 1. kann man im Hinblick auf ägyptische Kanopen im allgemeinen „Rein tierischer Typus" setzen. Da sich nun, wie ebenfalls nachgewiesen, diese drei Typen überall (für Aegypten und Ceylon, vgl. „Ausland" 1884, Nr. 3) in den Masken unterscheiden lassen, die zu religiösen Zeremonien angelegt wurden, so darf man zuverlässig auch auf den sogenannten Gesichtsvasen (=Urnen) diese Kultmasken erkennen, deren Symbolik so zu verstehen sein wird, wie überhaupt in den Maskereien, nämlich als eine die Dämonen verjagende oder sie herbeirufende. Wie der Priester die Maske selbst anlegte, so lag es nahe, sie auch auf den Kultgeräten oder auf Weihgeschenken (z. B. auf Vasen) darzustellen, und wie man Totenmasken den Mumien (und anderen Leichen) selbst aufsetzte, so brachte man sie auch auf den das Herz enthaltenden Kanopen, und, wo Leichenverbrennung herrschte, lediglich auf den Aschenurnen an. Hiemit dürfte das Rätsel der Gesichtsurnen gelöst sein, und wir würden sie richtiger „Maskenurnen(=Vasen)" nennen.

Bemerkenswert ist, daß überall, auch in Zentralamerika, wo Totenmasken (von Gold, Silber, Kupfer, Thon und fossilem! Holz) gefunden werden, auch Gesichtsurnen vorkommen.

[1] Von dem in obigem Aufsatz erwähnten Herrn Edouard Cotteau ist vor kurzem die Beschreibung seiner Reise durch Sibirien, Japan und China von der französischen Akademie mit einem Preise gekrönt worden.

Daß der Antike der Sinn der Gesichtsurnen nicht fremd war und daß sie deutliche Masken an derartigen Vasen darstellte, lehren die Ueberlieferungen der Bauerntöpferei, ganz besonders der rheinischen.

Wir finden auf den Gesichtsurnen von Hissarlik ein bisher unenträtseltes, wenn auch als cyprisches Schriftzeichen Ko gedeutetes Ornament . Bulgarische Gefässe bäuerlicher Kunst lehren die Bedeutung desselben auch für das nachbarliche Hissarlik kennen: auf ihnen sehen wir deutlich, und in derselben stereotypen Windung wie auf den Hissarlik-Vasen, eine Schlange in tadelloser plastischer Ausführung. So roh letztere auf den Hissarlik-Vasen ist, glaubt man doch hier und da (z. B. „Ilios" Nr. 157) das Auge markiert zu sehen. Ueberhaupt hat sich in Hissarlik Schlangenkopf-Skulptur gefunden und erinnert, da sie Gefässen angehört hat, an den typischen Schlangenkopf auf dem Deckel ithyphallischer Opferkrüge auf pharaonischen Denkmälern. Was ist nicht über das weitverbreitete Schlangensymbol geschrieben worden! Die Schlange galt der Vorwelt als die Verkörperung eines bösen Dämons. Denken wir an die Schlange im Paradiese, und an ihr Vorbild, die Dienerin Seths, des ägyptischen Teufels! Dem unausrottbaren Dämonenglauben mußte noch Moses Rechnung tragen, indem er die eherne Schlange aufrichtete, eine Art Fetisch. Die heilbringende Bedeutung, welche ihr 4. Mos. 21,8 zugeschrieben ist, sollte wohl auch der Schlange am königlichen Reif der Pharaonen innewohnen. Im Sinn der Beschwörung führten die ägyptischen Priestermasken dies Symbol, und an den ceylonischen Teufelstänzermasken hat es sich bis heute erhalten. Auch in den Kulten Zentralamerika's spielte die Schlange ihre Rolle und lebt im Wappen von Mexiko fort. Gleichornamentierte Gefässe wie zu Hissarlik sind in einem Grabe zu Monte Conato, ferner in der Terramara von Coazze (Verona) und — in der Nekropole bei Darzau (Hannover) gefunden worden. Indem die bulgarische Bauerntöpferei dies Ornament nach uralter Ueberlieferung sorgfältig bewahrte, lieferte sie uns eine sehr wichtige Aufklärung, welche uns die an Totenmitgaben sonst so häufige Oberflächlichkeit der Arbeit vorenthalten hatte. Es ist wesentlich, daß beide Symbole, Maske und Schlange, für die ihnen im Vorstehenden zugewiesene Bedeutung so ganz zu einander passen. Bekanntlich trug der Priester oft zugleich Maske und andere Symbole. Dem entspricht es, daß die Maskendeckel (Gesichtsdeckel) von Hissarlik analoge Kombinationen erlaubten.

Besonderes Interesse dürfte das Vorkommen von Vasen mit Vogelmaske und Schlangensymbol in der rheinischen Bauerntöpferei haben. Ein Produkt der letzteren aus dem 16. oder 17. Jahrhundert ist eine kleine Vase von Altenrath bei Siegburg (v. Kunstgewerbe-Museum zu Berlin, Raum XXX, Schrank 247). Ihre Form erinnert an Hissarlik und an Aegypten, und das gerippte Bandornament gleicht dem in „Ilios" s. Nr. 235 abgebildeten, und könnte einen Streifen Schlangenhaut vorstellen. Die Maske ist in ähnlicher Weise wie auf Kanopen und Hissarlik-Urnen umrahmt, und da kein Mund vorhanden, so rechnen wir sie zur Kategorie I.: Reiner Vogeltypus (vgl. a. a. O.). Charakteristischerweise hat die bäuerliche Kunst, obwohl sie aus Unverstand den Schnabel mit einer Nasenscheidewand ausstattete, keinen Mund hinzugefügt. Wie unsere Abbildungen zeigen, hat die rheinische Bauerntöpferei auch sonst noch manches Ornament, das den ältesten Nekropolen, darunter Hissarlik, eigen ist, fortgepflanzt und teilt den Besitz ägyptischer (orientalischer) Gefäßtypen mit der Bauerntöpferei von Bielefeld (Westfalen) und Vetschau (Schlesien). Aegyptischen Typus trägt auch der goldene Fisch von Vettersfeld, dessen Aussehen wie frisch aus der Werkstatt für einheimische Arbeit spricht, und gleich jenem Steinbild in der Eifel deuten die merkwürdigen Steinbilder auf dem Zobten, deren Herkunft verborgen ist (vier Löwen, ein behelmter Kopf, die Sau und die Jungfrau mit dem Fisch!), auf eine urzeitliche, in tiefes Dunkel gehüllte, einheimische Kultur, deren orientalische Anklänge überraschen. Als diese Kultur blühte, waren vielleicht die rheinischen Vulkane noch nicht erloschen, unter deren Lava die Spur des Menschen nachgewiesen ist (vgl. Professor Schaafhausen), und als diese etwa den ältesten Reichen des Orients kontemporäre Kultur unterging, da breitete sich der nordische Urwald über ihre Trümmer aus. Für diese Auffassung böte das zentrale Amerika eine analoge Erscheinung; auch dort hat der Urwald von dem Boden uralter Kultur Besitz genommen, und als unser Kulturzentrum an der Seine noch ein Embryo war, da rauschten schon riesige Bäume über den zerstörten Palästen der Wotaniden. Selbst in Ozeanien, wohin wir neue Kultur tragen, trifft man unter den Fußstapfen der Wilden auf Reste einer alten Kultur.

IV.

Von der Bedeutung der Typen wollen wir nun zur Technik der Nekropolen-Keramik übergehen. Nach der aus vorzeitlichen Funden sprechenden Technik wird ja größtenteils die Kultur vorzeitlicher Völker beurteilt, und wo unversöhnliche Gegensätze zu unlöslichen Widersprüchen führen, erklären Hypothesen die nicht in denselben Kulturkreis passenden Dinge teils aus Import, teils daraus, daß sie zufällig zu den anderen an denselben Fundort gelangt, beispielsweise aus oberen Schichten hinabgesunken seien. Die größte Fundstätte dieser Art ist Hissarlik, wo im Vergleich zu der hochentwickelten Goldschmiedekunst und Metallurgie die Keramik nur Proben einer sehr bescheidenen, fast rohen Technik aufweist. Jeder, der die Schliemann-Sammlung gesehen, war wohl überrascht von der Rohheit dieses vermeintlichen Hausrats. Wohlverstanden, die „Form" trägt einen Anflug des Stilvollen, aber dies läßt das wenig sorgfältig modellierte und kaum geglättete, meist ganz unpolierte Thon-Gefäß nur um so plumper erscheinen, und vergleicht man dann ein solches mit dem ihm form-

verwandten goldenen oder silbernen, so kann man unmöglich zweifeln, daß es mit ersterem eine besondere Bewandtnis haben müsse. Aehnlich liegen die Verhältnisse in allen Nekropolen; dennoch wird das Gerät derselben, soweit nicht dem Kultus angehörig, als aktives erachtet und als Kulturspiegel betrachtet. Demgegenüber ist natürlich der Nachweis absoluter Unbrauchbarkeit solchen Gerätes erforderlich. Das Mindeste, was von einem Gefäß verlangt werden muß, das Flüssigkeiten aufnehmen soll, ist wohl Wasserdichtigkeit. Wasserdicht können aber die unpolierten und unglasierten, kaum halbgebrannten Thongefäße von Hissarlik und anderen Orten unmöglich sein, denn wie uns jedes Handbuch der Keramik sagt, macht erst die Glasur Gefäße aus poröser Irdenwaare wasserdicht.[1] Somit können (beiläufig bemerkt) auch die famosen unglasierten und unpolierten Pithoi aus ordinärem Ziegellehm ganz unmöglich Wasser-, Wein- oder Oel-Vorratskrüge gewesen sein. Vielleicht stellt Herr Professor Virchow oder Herr Dr. Schliemann mit dem im Berliner Museum befindlichen Pithos einen Versuch an!

Wie weit Politur die Porosität der Gefäße herabmindert, bleibe hier dahingestellt, und desgleichen kann der Einfluß der Behandlung mit Rauch (Ruß) oder Metall-Oxyden — als etwa porenverstopfend — auf sich beruhen bleiben, da derartige Gefäße nur einen Teil, sogar den kleineren, der keramischen Nekropolenfunde ausmachen.

Es wird wohl nicht bestritten werden, daß durchlässige Flaschen, Krüge und Vorratsbehälter selbst für nackte Wilde zu roh wären. Höchstens könnte jemand auf die uns aus Spanien bekannten und, wie der maurische Name andeutet, im Orient heimischen Alcarazza verweisen. Dies sind bekanntlich unglasierte thönerne Wassergefäße mittlerer Größe, die bei hinreichender Dichtigkeit porös genug sind, in jenen warmen Klimaten das Wasser an ihrer Oberfläche verdunsten zu lassen, wodurch der Inhalt kühl bleibt. Es wird aber unmöglich das gesamte poröse Thongeschirr von Hissarlik und anderen Fundstätten für Alcarazza angesprochen werden können, ganz abgesehen davon, daß sich dies für die kälteren Zonen von selbst verbietet. Es bleibt also nur übrig, die alte Anschauung, so unbrauchbare Gefäße seien Hausrat gewesen, aufzugeben und ihre ausschließlich sepulkrale Bedeutung anzuerkennen. Daß wir hier nicht von Ossuarien, sondern von den „Beigefäßen" reden, ist wohl selbstverständlich. Diese durchlässigen Beigefäße sind nicht zum Gebrauch der Lebenden bestimmt gewesen. Für den Toten waren sie gut genug. Die Leute dachten, der Tote nimmt vorlieb, ihm kann es auf die Qualität nicht ankommen, genug, wenn das Grab birgt, was ihm zusteht: im Jenseits steht das in vollendeter Schöne dem Verklärten zu Diensten. Daher auch die Mitgabe der Weiber, Sklaven und Tiere! Es war eben alles Symbolik. Was aus dem Grab entwendet wird, fehlt alsbald dem Seligen auch drüben, dessen Zorn man nicht auf sich ziehen soll. Dies Grundmotiv der strengen Heiligung und Wahrung des Grabes beherrscht noch heute die Anschauungen des Orients, und zuverlässig waren es ähnliche religiöse, nicht aber die vorgeschützten militärischen Bedenken, welche die türkischen Behörden Schliemann so viele Schwierigkeiten in den Weg legen ließen. Wie schon der Name Tepeh (indisch Tope), d. i. Grabhügel, lehrt, gelten dort alle diese Tumuli für Gräber. Merkwürdigerweise taucht der Name Tepec auch in Zentralamerika auf und in Ometepec[1] sind auch große Pithoi wie die von Hissarlik gefunden worden, und zwar als Totenurnen; ebenso am Orinoko, wo die Vichadas sie noch heute fertigen.

Weil also, um auf die Mitgaben zurückzukommen, auf die Qualität ritualiter nichts ankam, wenn nur jedes Ding vertreten war, deshalb ließ man es bei der für solchen Zweck ausreichenden rohen und flüchtigen Arbeit der „Nekropolen-Industrie" bewenden und gab poröse, durchlässige Beigefäße, Kannen mit undurchbohrtem oder zu tief sitzendem Ausguß, Siebe mit markierten Löchern (vgl. auch „Ilios" Nr. 422, 1084, 1371, 445, 1170 u. a.), Schwerter mit nur markierter Vernietung des Griffes (vgl. z. B. „Zeitschrift für Ethnologie" 1882, Verhandl. ꝛc. Seite 122) u. dgl. m. Natürlich gab man je nach Rang und Reichtum, Pietät oder Prunksucht auch kunstvolle und gar kostbare Dinge in's Grab mit, und derartige Beigaben gestatten Schlüsse auf hohe technische Entwickelung ihrer Zeit. Dagegen wäre es natürlich verfehlt, aus den oben charakterisierten minderwerten oder unbrauchbaren Beigaben auf rohe Kulturzustände schließen zu wollen. Schon die allbekannte Thatsache, daß in den Nekropolen der Aegypter, die weder an technischem Unvermögen litten, noch am Mangel edlen Materials, unglaublich Rohes mit dem Edelsten gepaart ist, muß uns zu denken geben. Auch die indische Industrie von Benares und Delhi erzeugt z. B. Gefäße, die bei stets gleicher Form eine „Stufenfolge" vom rohen, unpolierten Thon mit roh geripptem Ornament bis zur Glasur und Zellenemaille mit kunstvollen Arabesken darstellen (vgl. „Zeitschrift für Museologie" 1884 Nr. 3). Fände die Doktrin eine Kollektion dieser noch heute fortwährend erzeugten Gefäße dort irgendwo vergraben, so müßte sie daraus auf zeitlich weitgetrennte Kulturstufen schließen, eventuell die feinsten Sachen für importierte erklären. Die Bauerntöpferei zeigt — mit etwas schwächeren Kontrasten — überall diese Erscheinung: in China, Tunis, Marokko, Spanien und Portugal, Bulgarien und den Donauländern stellt sie ihre in allen diesen Ländern sich so ähnlichen Typen noch heute nicht nur glasiert oder poliert, wie man erwarten sollte, sondern auch noch roh

[1] Selbst gut gebrannter Thon bleibt wie der gewöhnliche Ziegel porös. Nur an Alkalien reicher Thon, der aber nur vereinzelt vorkommt (Rheinlande, Belgien), versintert stark gebrannt völlig. Der schwache Brand der Nekropolengefäße ist bekannt.

[1] Endkonsonanten wie „tl" blieben im Aztekischen stumm, vielleicht auch das „c" in tepec.

gebrannt und ungeglättet, ganz wie in prähistorischen Zeiten, her. Als was dienen letztere Gefässe? Als Alcarazza nur in deutlich abgegrenztem Maße. Es wäre festzustellen, ob und wo sie noch heute als Grabmitgaben ausschließlich verwendet werden. In den Donauländern besteht wenigstens die Sitte der Mitgaben noch heute. Bemerkenswert ist vielleicht, daß selbst „unsere" Bauerntöpferei nur erst das Innere solcher Gefässe glasiert. Dienen wirklich, woran kaum zu zweifeln ist, die porösen Thongefässe, soweit sie nicht Alcarazza sind, noch heute lediglich dem Totenkult, so zeigt uns das, wie die Prähistorie noch in die Gegenwart hineinragt. Vielleicht gäbe in Europa das Studium der Donauländer und der baskischen Provinzen wichtige Aufschlüsse nach dieser Richtung.

So viel darf man schon jetzt sagen: wenn einerseits die keramischen Mitgaben als Kultgefässe, anderseits als ganz unbrauchbar für häusliche Zwecke nachgewiesen sind, so werden wir auch den übrigen Inhalt der Nekropolen nach diesen Gesichtspunkten zu prüfen haben und vielleicht zu der Erkenntnis gelangen, daß unsere aus anscheinend Primitivem gewonnenen Anschauungen die Vorwelt unterschätzt haben und auf ganz anderen Grundlagen aufgebaut werden müssen.

Der Elefant als Arbeitstier.

Wer den Elefanten als Arbeitstier oder sein Auftreten als abgerichtetes Tier in einem Zirkus 2c. beobachtet hat, dem hat sich gewiß schon die Frage aufgedrängt: soll man die Findigkeit, Umsicht und Gelehrigkeit dieses Tieres Instinkt oder tierischen Verstand nennen? und wo ist überhaupt die Grenze zwischen diesen beiden? was versteht man überhaupt beim Tiere unter Verstand oder Intellekt? Einige sagen: der Intellekt ist nur eine Erhöhung des natürlichen Instinkts beim Tier; andere sehen in ihm die Darlegung einer an Vernunft grenzenden höheren Fähigkeit. Und fragt man gar: was ist Instinkt? so erhält man noch verkehrtere Antworten, die oft nur den Frager mystifizieren oder die eigene Unwissenheit des Antwortgebenden verhüllen sollen, wie z. B.: „Instinkt ist bei den Tieren nur das, was wir beim Menschen Vernunft nennen." Ich sehe mich zu den obigen Fragen veranlaßt durch verschiedene Thatsachen, welche ich im Betragen der auf den Holzhöfen zu Moulmein in Pegu beschäftigten Arbeitselefanten beobachtet habe und hier schildern will, es meinen Lesern überlassend selbst zu entscheiden, ob diese Leistungen dem Instinkt oder Intellekt zuzuschreiben sind.

Das Schiff, mit welchem ich Pegu besuchte, lag vor Moulmein im Salwênflusse, den Holzhöfen von Aga Synd Abdul Hosein auf Steinwurfweite gegenüber vor Anker, und so hatte ich reichlich Gelegenheit, das Treiben der Arbeitselefanten und die merkwürdigen Beispiele von ihrer Findigkeit und Intelligenz genau zu beobachten. Diese Tiere werden auf den Holzhöfen in Masse beschäftigt, wo ihre Arbeiten darin bestehen, die schweren Blöcke von Teakholz aus- und einzuschiffen oder sie im Hofe hin und her zu schaffen, denn ohne sie würde die Arbeit beinahe stillstehen. Was mir jedoch auf den ersten Blick auffiel, das war die wundervolle Kombination von ungeheurer Körperkraft mit der sanftesten liebenswürdigsten Gelehrigkeit. Hier wurden ungeheure Klötze hin und hergeschafft, als ob sie Schwefelhölzer wären, und doch mit der äußersten Rücksichtnahme auf alle in den Weg Kommenden, was ja besonders von Wert ist. Wir landeten eines Tags an des Aga Anlände und fanden, daß die Ebbe eine dicke Schicht trügerischen Schlammes auf der geneigten hölzernen Bahn zurückgelassen hatte, welche das Landen an dieser Stelle unmöglich machte. Als der Aufseher dies sah, rief er einen Mahout oder Elefantenführer an, und gleich darauf schob dessen Elefant einen Block die geneigte Ebene hinab und gerade vor das Boot hin, so daß die eine Dame in dem Boot trockenen Fußes an's Land kommen konnte. Dabei mußte Verstand im Spiele sein, denn der große Klotz ward nicht auf's Geratewohl die Anlände hinabgeschoben, noch in Kollision mit dem Boote gebracht, sondern genau am rechten Ort und zur rechten Zeit hingelegt.

Der Elefant leistet seine Arbeit entweder durch Schieben mit dem Rüssel und dem rechten Fuße oder durch den vereinigten Dienst von Rüssel und Stoßzähnen, wie beim Tragen von Klötzen, oder mit der Stärke des ganzen Körpers beim Ziehen. Zugelefanten sind mit einem leichten hölzernen Packsattel versehen, auf welchem der Mahout seitwärts sitzt und woran auch die Zugkette befestigt ist. Diese hat die Gestalt eines Y und der Fuß desselben ist sehr verlängert und endigt in einem Haken. Beobachten wir nun die Behandlung dieses Klotzes, der 20 Fuß lang ist und einen Durchmesser von 16 Zoll in's Gevierte hat und über den Hof gezogen werden soll. Die Kette wird durch einen Gehülfen um den Klotz gelegt und dann festgehakt, und nun muß der Elefant das Uebrige thun. Sein Erstes ist, daß er seine Hinterbeine gut zwischen das Y der Kette bringt, dann zieht er an und der Block folgt hülflos. Ist er an seinem Bestimmungsort angekommen, so befreit sich der Elefant selbst von dem Klotz, indem er mit dem Finger seines Rüssels die Kette aushakt und sie dann unter dem Klotz hervorzieht oder diesen beiseite schiebt. Nun bedurfte er aber zu dieser ganzen anscheinend so einfachen Arbeit keiner anderen Leitung, als entweder der Stimme des Mahout, einer leichten Berührung von dessen Stock oder eines leichtes Anstoßes von dessen Ferse. Zunächst ist da das Hineintreten in das Y; warum that dies der Elefant? Er hat durch Erfahrung gelernt, daß wenn er dies nicht thut, er am Ziehen gehindert und sein Bein durch die Kette gerieben wird. Wurde daher sein Thun nicht von Vernunft diktiert? — Zweitens war da das

Aushaken der Kette, wozu ihn der Instinkt niemals zu treiben vermocht hätte. Hier kommt die Nachahmung zur Geltung: der Elefant hatte gesehen, daß das Aushaken der Kette den Klotz frei machte, und hatte diesem Beispiel folgen gelernt, wodurch er das Vorherrschen von Vernunft bekundete.

Hier sollen einige Klötze auf der geneigten Fläche der Anlände zurecht gelegt werden. Nun beachte man die Leichtigkeit, mit welcher der Elefant jeden davon an seine Stelle schiebt, anscheinend ohne die geringste Bewegung seines Rüssels oder Fusses. Man bemerke diesen einen Klotz, welcher durch einen unnötig großen Kraftaufwand gegen den andern aufgekippt worden ist. Der Elefant hat es auch bemerkt, und halb knieend schiebt er seine Stoßzähne unter denselben, stößt den Klotz etwas rückwärts und läßt ihn bündig mit seinem Nachbarn fallen. Was schrieb ihm dieses Verfahren vor? Mathematische Ordnung und Genauigkeit gehören der Biene an und sollen angeblich diesem bescheidenen Insekt instinktmäßig eingepflanzt worden sein; aber sollte denn irgend etwas in dem Vorleben dieses Elefanten ihn darauf vorbereitet haben, einen verschobenen Klotz wieder in Ordnung zu bringen? Offenbar erfaßte ihn der Drang dazu im Augenblick und muß von einem Sinne für Ordnung oder Reinlichkeit hergerührt haben, welcher auf die Anwesenheit von Vernunft deutet. Klötze verschiedener Länge, von vier bis zu sechs Fuß wechselnd, werden von Elefanten im Hofe herumgetragen — eine Arbeit, welche ihnen unangenehmer ist, weil sie deren linkische Seiten zeigt; sie fühlen sich offenbar davon entwürdigt, denn sie nehmen sie mit einer Miene der Resignation in Angriff, welche ihren Leistungen im Ziehen und Schleppen ganz fremd ist. Bei diesen thun sie sich gleichsam auf ihre große Stärke etwas zu gut und zeigen dieselbe gern. Hier ist aber wenig Stärke erforderlich, dagegen verlangen diese Operationen eine rauhe Behandlung ihrer Nase, und wir wissen, daß alle Geschöpfe, mit Einschluß des Menschen, sehr empfindlich darin sind, wie ihre Nasen behandelt werden.

Der Elefant ist stolz auf seine Kraft, aber sein Rüssel ist ein sehr empfindlicher Teil, besonders wenn derselbe irgend eine rauhe Behandlung aushalten muß. Da nun das Festhalten eines scharfkantigen Klotzes zwischen dem Rüssel und den Stoßzähnen Unbehagen und eine sehr linkische Bewegung verursacht, so bemerkte ich, daß der dazu ausersehene Elefant mit Widerstreben an dieses Geschäft ging. In sein Schicksal ergeben, kniet er vor dem verhaßten Gegenstand halb nieder und schiebt die Spitzen seiner Stoßzähne unter denselben; dann wiegt er ihn mit seinem Rüssel auf die elfenbeinernen Schienen hinauf und erhält ihn damit in situ. Nun beginnen seine Mühsale, denn wenn er sich auf seinen Füßen aufrichtet, so strebt der verwünschte Klotz, dem Gesetz der Schwere gehorchend, alsbald wieder herunterzufallen, und um dieses zu verhindern, muß das arme Tier seinen Kopf hoch emporheben. In dieser krampfhaft gezwungenen Haltung beginnt es seinen Marsch mit stattlicher Bedächtigkeit, als ob es einem widerlichen Geschäft die beste Seite abgewinnen und die Außenwelt gewissermaßen nicht wissen lassen wolle, daß es eigentlich blindlings gehe, denn dies ist der Fall, weil die Erhebung seines Kopfes die Achse seiner Sehkraft verdreht und es mehr nach dem Gefühl als nach dem Gesicht gehen muß.

Ich habe auf diese Weise die hauptsächlichsten Verrichtungen der Elefanten in diesen Holzhöfen zu beschreiben versucht und erwähnt, daß sie nur durch die Stimme, den Stock oder die Ferse des Mahout geleitet werden. Wenn ich sie vom Bord des Schiffes aus betrachtete, war ich zwar nahe genug, um jede Bewegung des Tiers zu beobachten, aber nicht so nahe, um auch das Signal zu bemerken, so daß mir die Leistungen der Elefanten rein automatisch und deshalb um so erstaunlicher erschienen. Wenn man aber dicht bei dem Tiere ist und die einfachen Signale hören und sehen kann, nach denen es arbeitet, so staunt man nicht minder über die vollkommene Sicherheit, mit welcher das Tier versteht, was man von ihm verlangt, und über die geringe Antreibung, die es bedarf.

Bei einer Gelegenheit verabredete ich mit einem Mahout, er sollen seinen Elefanten an die Stelle bringen, wo ich stand, mich dann dem Tier bemerkbar machen lassen, was für eine Arbeit ich von ihm verlange, und der Mahout solle absolut schweigen. Ich stellte mich neben einen Klotz von sechs Fuß Länge und winkte dem Mahout, welcher nun mit dem Elefanten herankam. Da er ohne Ketten war, mochte der Elefant, als er an Ort und Stelle kam, bemerken, daß es nicht auf's Schleppen abgesehen war; es blieb also nur noch Stoßen oder Tragen übrig, und das gescheidte Tier merkte sogleich, daß es auf die letztere Operation abgesehen war, denn es traf sogleich seine linkischen Vorkehrungen, um den Klotz wegzutragen. Während dieser ganzen Probe beobachtete der Mahout das tiefste Stillschweigen und verhielt sich auch, soviel ich sehen konnte, ganz passiv. Daraus ergab sich also, daß der Elefant erriet, was ich, der Fremde, von ihm verlangte, und daß er es auch that.

Bei einer anderen Gelegenheit machte ich die Probe mit einem schwierigen Gegenstand, einem würfelförmigen Block Teakholz, das nur einen Durchmesser von 18 Zoll hatte, welches der wackere alte Bursche fortzuschleppen sogleich Anstalt machte; nur konnte er nicht sogleich mit sich einig werden, wie er dies anstellen sollte. Da seine Stoßzähne mehr als achtzehn Zoll auseinander standen, gewährten sie dem Block keinen Stützpunkt, und die vielen scharfen Kanten des Würfels thaten seinem empfindlichen Rüssel sehr weh. Nach einigen Versuchen gelang es ihm, das Bruchstück in der Mitte zu fassen und es dann unter den Stoßzähnen bis zu seiner Unterlippe zu erheben. Nachdem er diese Aufgabe wirklich gelöst hatte, setzte ich den Versuch nicht fort und drückte dem Eigentümer meine

Zufriedenheit und mein Vergnügen darüber aus; allein dieser dämpfte meinen Eifer einigermaßen durch die Andeutung daß der Mahout sich zwar der Stimme und des Stockes nicht bedient, aber dem Elefanten seine Wünsche möglicherweise durch den Druck seiner Fersen zu erkennen gegeben habe. Ein kurzes Nachdenken steigerte jedoch meine Bewunderung, denn selbst zugegeben, daß der Mahout mit seinen Fersen den Elefanten gespornt habe, wie konnte ein derartiger Druck das Tier darüber belehren, daß es weder ziehen noch schieben, sondern tragen solle? Der Mahout konnte unmöglich einen ganzen Kodex von Signalen durch Fersendruck besessen haben, in denen er den Elefanten in Voraussicht neugieriger Besucher abgerichtet hatte. Wenn dies der Fall war, so mußte eine solche Dressur auch das Signalisieren mit Stock und Stimme eingeschlossen haben, von welch' beiden er keinen Gebrauch machte, aber in diesem Falle sicher gemacht haben würde. Nein, ich glaube vielmehr, daß der Elefant unabhängig von Signalen handelte und angesichts der ihm gestellten Aufgabe selbst darüber nachdachte, was er zu thun hatte.

Bisher haben wir den Elefanten nur auf dem Hofe gesehen; folgen wir ihm nun in die Schneidemühle, um hier den Triumph der Vernunft über den Instinkt zu bewundern. Wir alle wissen, wie von Natur aus schüchtern und nervös, und wie empfindlich gegen Geräusch der Elefant ist. Nun beobachte man einmal dieses edle Tier, wie es feierlich einen gewaltigen Klotz in die Schneidemühle hineinzieht. Unentwegt schreitet der Elefant vorwärts, ungestört von dem abscheulichen Keuchen der Dampfmaschine oder dem Knirschen und Kreischen der Sägen. Der Instinkt würde ihn bewogen haben, umzukehren und dem betäubenden Lärm zu entfliehen; die Vernunft aber hält ihn bei seiner Aufgabe, im Vertrauen, daß mitten in dem Aufruhr, Tumult und der scheinbaren Verwirrung doch Ordnung und Sicherheit vorwalten; und so überliefert er mit schlappenden Ohren und wedelndem Schweif seinen Klotz den Fängen der unerbittlichen Säge und geht unbekümmert davon, um ein neues Opfer zu holen. Es gereichte mir zur großen Genugthuung, zu sehen, daß des Aga's Elefanten freundlich behandelt und gut verpflegt wurden; keiner der Mahout führte den ankûs oder eisernen Stachelhakenstock zum Anspornen. Allen Elefanten wurden tägliche Ruhestunden und allwöchentlich ein Rasttag vergönnt und außerdem für ihre Reinlichkeit gesorgt, indem sie morgens und abends in den Fluß geführt und tüchtig gescheuert wurden, wobei jedes Bad mit einem dreimaligen Untertauchen endigte.

Bei einem zweiten Besuche in Moulmein war ich Augenzeuge eines gänzlich verschiedenen Zugs von vertrauensvollem Verstande beim Elefanten. Wir lagen im Flusse in einer sehr starken Flutströmung vor Anker, als ein tief eingesunkenes, mit grünem Futter, zwei Menschen und zwei Elefanten beladenes Floß rasch an uns vorübergeführt wurde. Die Elefanten standen regungslos und unbefangen, denn sie wußten, daß sie unter sicherer Führung und Lotsung und ganz sicher waren, so lange sie ruhig blieben. Wären sie dagegen unruhig geworden, so würde das Floß unfehlbar zu Schaden gekommen und wahrscheinlich umgeschlagen sein.

Ueber orographische Seebecken.

W. Morris Davis hat in neuerer Zeit (Proceed. of the Boston Soc. of Nat. Hist. Vol. XXI. Part. III.) eine detaillierte Klassifikation der Seebecken gegeben, welcher wir das Wesentlichste über die sogenannten „orographischen" Becken entnehmen. Davis unterscheidet im allgemeinen drei Kategorien von Seebecken, je nachdem dieselben durch eine Bewegung der Erdoberfläche (Construction or Orographic Basins), durch lokale Umlagerung von Gesteinsmaterial (Destruction or Erosion Basins) oder endlich durch unregelmäßige, als Barre wirkende Gesteinsanhäufungen (Obstruction, Barrier or Enclosure Basins) entstanden sind.

In diesen Hauptgruppen treten wieder verschiedene Faktoren auf, die als Basis für eine weitere Klassifikation der Seebecken dienen. Nachdem jedoch viele Seebecken durch kombinierte Wirkung verschiedener Ursachen entstanden sind, so ist die präzise Einreihung derselben in eine bestimmte Gruppe sehr oft kaum durchführbar.

Was nun speziell die „orographischen" Becken anbelangt, so unterscheidet hier Davis:

1) Seebecken, welche durch Einschluß einer ganz oder nahezu ebenen Fläche durch die Stauung von Gebirgszügen entstanden sind (Great Basins);

2) Seebecken, die durch mulden- oder trogartige Zusammenschiebung der Erdoberfläche entstanden sind (Mountain Trough Basins);

3) Seebecken, entstanden durch Verwerfungen (Fault Basins);

4) Seebecken, entstanden durch Querfaltung in einem Thale (Warped Valley Basins);

5) Seebecken, entstanden durch Erdbeben (Earthquake Basins), und endlich

6) solche Becken, die sich infolge vulkanischer Einflüsse gebildet haben (Volcanic Subsidence Basins).

ad 1. Wenn bei der Stauung von Gebirgsketten eine bis dahin wenig gestörte Landfläche derart eingeschlossen wird, daß ein Abfluß des Wassers aus derselben nicht möglich ist, so wird ein Seebecken entstehen, dessen Größe proportional ist der Regenmenge und der drainierten Fläche. Wenn sich viel Wasser angesammelt hat, so wird es endlich an der tiefsten Stelle abfließen; ist dies nicht der Fall, so wird das Wasser salzig. Dieses Verhältnis wird illustriert durch einige von den großen Seeen Zentralafrika's, bei denen der reichliche Wasserzufluß ein Ueberfließen und Süß-

bleiben des Wassers ermöglicht; so halten sich die Nyanzas vermöge der äquatorialen Regen über ihren Ausflüssen, während der Tanganika salziges Wasser bekommt. Sein vermeintlicher Ausfluß, der Lukuga, wurde bekanntlich von Stanley als eine Reihe stagnierender Tümpel erkannt. Die zentralen Becken haben durch die Veränderung des Klima's in ein trockeneres viel Wasser verloren; sie sind seichter geworden und die einstigen Uferlinien liegen oft ziemlich hoch über dem jetzigen Seespiegel. Die höchste Uferlinie gibt zugleich das Niveau des einstigen Abflusses an. Als schönes Beispiel für einen See in diesem Zustande kann der Salzsee gelten. In dem großen Becken von Utah und Nevada gibt es zwei Hauptdepressionen, eine östliche von den Wahsatch-Mountains begrenzt, und eine westliche, am Fuße der Sierra Nevada. In der Nähe von Salt-Lake-City sind die alten Uferlinien seit lange bekannt; die höchste derselben liegt an die 900 Fuß über dem jetzigen Wasserspiegel; und es ist in neuerer Zeit auch der einstige wahrscheinliche Abfluß in den Snake River konstatiert worden. Dem ehemaligen See hat man einen speziellen Namen, nämlich den Namen Bonneville-See gegeben; mit ihm zu gleicher Zeit existierte in der westlichen Depression der Lahontan-See, welcher jetzt auf eine Reihe unzusammenhängender Salzseeen und Kanäle reduziert erscheint. Bonneville und Lahontan waren die letzten in einer Reihe großer Seeen, die von den Kettenzügen der Cordilleren mit dem Beginne der Tertiärzeit eingeschlossen wurden. Außer den eben besprochenen gehören in diese Kategorie noch folgende: Mehrere Seeen des mexikanischen Plateau's und der Argentinischen Republik; der Ngami-See, welcher sich neben vielen Teichen und trockenen Salzflecken in der Kalahari-Wüste vorfindet; der Tschad-See an der Nordseite von Sudan; die großen Seebeckenregionen in Asien, nämlich die Aralo-Kaspi-Niederung im Westen und die Wüsten im Osten, zwischen den nördlichen und südlichen Gebirgssystemen; mehrere ausgetrocknete Seebecken Persiens gehören vielleicht auch hieher, obwohl Tietze die Genesis einiger derselben auf die Wirkungen der bewegten Luft zurückführt.

ad 2. Wenn bei der Gebirgsbildung jene Erhöhungen, welche die Ränder des Seebeckens bilden, einander genähert werden, so entstehen Muldenbecken, die mit den Becken voriger Kategorie, wie leicht begreiflich, durch unmerkliche Uebergänge verknüpft sind; in ihrer typischen Ausbildung lassen sie sich jedoch ganz gut den letzteren gegenüberstellen. Statt breiter und verhältnismäßig seichter Wasseransammlungen haben wir hier schmale, trogartig gestaltete Becken, deren gut markierte Uferlinien an die der Längserstreckung des See's parallelen Gebirgshänge hinanreichen. In der Regel überfließen die Seeen dieser Kategorie, indem der Zufluß bedeutender ist als die Verdunstung. Baikal, Issikul und Nicaragua sind Beispiele für diese Art von Seeen; der Titicaca-See gehört einer Mittelkategorie an; obwohl kleiner und niedriger, als er einstmals war, ist er immer noch 900 Fuß tief und hat süßes Wasser. Der Aullagas, in welchen sich sein Abfluß ergießt, ist seicht und brackisch und wird seinerseits in einem ausgesprochenen salzigen Kanal drainiert. Die Reste vieler ähnlicher Seeen erscheinen jetzt als Pampas auf dem Plateau der Anden. Nyassa und Tanganika kommen dieser Kategorie von Seebecken ebenso nahe wie der ersten; sie sind langgestreckt und Bergzüge von beträchtlicher Höhe steigen in ihrer Nachbarschaft auf. Im Himálaya sind die Thäler von Nepal und Kaschmir alte orographische Seebecken; im ersteren sind keine Seeen mehr vorhanden; im letzteren befindet sich der Walar-See. Im Juragebirge treten mehrere kleine Seeen in muldenförmig gefalteten Schichten auf, so z. B. der Lac de Joux, Lac de St. Point, Lac de Rousses, Lac de Bourget; die Becken der nunmehr ausgetrockneten Seeen im Val de Pontarlier und im Val de Travers gehören ebenfalls hieher.

Das Fehlen von Seeen in den Appalachen wurde von Lyell als besonderes Merkmal dieses Gebirges hervorgehoben. Wenn daselbst Seeen überhaupt bestanden haben, so sind ihre Spuren derzeit durch Erosion bereits gänzlich verwischt. Bis der Jura so alt sein wird, als die Appalachen jetzt sind, wird er wahrscheinlich auch der Seeen entbehren. So beweist denn das seltene Vorkommen kleiner Muldenseeen in gestauten Gebirgen nur eine intensive Erosionsthätigkeit, aber nicht das ursprüngliche Fehlen von Seebecken. Letztere konnten ja infolge der Erosion möglicherweise ebenso schnell, als sie sich füllten, entwässert werden; Spuren solcher „Versuche der Seebildung" (attempted lakes) scheinen im Rhonethal oberhalb Martigny und im Rheinthal oberhalb Chur vorhanden zu sein.

ad 3. Infolge von Verwerfungen und verwandten Dislokationen entstandene Seebecken sind sehr selten. Der Lough-Allen in der Nähe der Shannon-Quellen in Irland wurde von Hull (1872) als ein altes, wahrscheinlich in der Tertiärformation gebildetes und mit einer Verwerfung abschließendes Thal beschrieben. Das Tote Meer nimmt eine anscheinend infolge einer Verwerfung entstandene Depression ein; die nördliche der beiden schmalen Buchten, in welche das Rote Meer endigt, liegt in der Verlängerung dieser Verwerfungslinie.

Favre sagt, daß die Annahme von Spalten und Verwerfungen sehr oft nur ein bequemer Ausweg sei; wenn auch derlei tektonische Erscheinungen unzweifelhaft von Einfluß sind auf den Verlauf der Erosion, so tritt ihre Bedeutung bei der Seebildung entschieden sehr zurück. Aehnlich hat sich Ramsay betreffs der Schweizer Seen ausgesprochen. Dagegen scheint Desor den sogenannten Cluse-Seeen (in Querthälern) eine oberflächliche Zerspaltung der Erdrinde zugrunde gelegt zu haben; die von ihm gegebenen, von Reclus und Peschel reproduzierten Figuren drücken eine derartige Genesis aus, entsprechen aber keinem bekannten Vorkommen. Kinahan, welcher die Beziehungen der Thäler zu Spalten Bruchlinien und Verwerfungen

studierte, nimmt an, daß die Thäler und Seebecken durch erodierende, längs präexistierender Brüche wirkende Agentien (Wasserläufe, Eis) entstehen und führt als Belege einige Seen Irlands an. Indessen vernachlässigt Kinahan viele, die Erosion beeinflussende Faktoren ebenso sehr, wie er die Bedeutung von Spalten überschätzt; dies beweist schon z. B. der Umstand, daß sich die Unregelmäßigkeiten des Konga-See's durchaus nicht aus dem Verlaufe der Spalten, welche diese Unregelmäßigkeiten verursacht haben sollen, erklären lassen.

ad 4. Erosionsthäler können infolge eintretender Querfaltungen lokal so erhoben oder gesenkt werden, daß das Gefälle unterbrochen und eine Wasseransammlung bewirkt wird. In ähnlicher Weise hat Lyell das Becken des Lago Maggiore erklärt. Hieher dürften auch die meisten Seeen am Nordrande der Alpen gehören; die Becken derselben stehen wahrscheinlich im genetischen Zusammenhang mit den letzten tektonischen Veränderungen in den Alpen.

In Gebirgen, die älter sind als die Alpen, fehlen Seeen dieser Kategorie; wenn sie jemals vorhanden waren, so sind sie längst ausgefüllt oder abgezapft. Das Fehlen solcher Seeen am Südabhang des Himálaya, der wie die Alpen ein junges Gebirge ist, mag hauptsächlich den mächtigen Niederschlägen zuzuschreiben sein, welche die Corrosion der Wasserläufe so erhöhen, daß der Aufbau einer abschließenden Barre verhindert wird.

Die Seeen von Neuseeland und einige Seeen Schottlands gehören wahrscheinlich ebenfalls in die eben besprochene Kategorie; sie scheinen ehemalige breite Flußthäler zu sein, die gegen ihren Ausgang zu durch eine sanfte Querfaltung abgesperrt und zu Seebecken umgewandelt wurden.

ad 5. Seebecken, die durch lokale Senkungen infolge von Erdbeben entstanden sind, finden sich ziemlich selten vor. Im nördlichen Missouri gibt es einige, die 1811 bis 1812 entstanden sind; das größte dieser Becken enthält den St. Mary-See, welcher jetzt etwa 30 Ml. lang und 5 bis 7 Ml. breit ist. An der Mündung des Indus wurde durch das Erdbeben von 1819 eine Depression erzeugt, die, zum Teil mit Wasser gefüllt, jetzt einen seichten See von zirka 2000 Q.-Ml. Fläche bildet. Der Lago del Tolfilo in Calabrien soll durch das Erdbeben von 1783 entstanden sein.

ad 6. Senkungen, die durch vulkanische Einflüsse verursacht werden, können ebenfalls Veranlassung zur Seebildung geben. Die Seeen von Bolsena, Bracciano ꝛc. in Mittelitalien, der Lough-Neagh im nordöstlichen Irland, viele Seeen der Eifel, der vulkanischen Region Zentralfrankreichs (hier finden sich nach Judd nicht weniger als 276 zum Teil schon extinkte Seen) gehören hieher, wahrscheinlich auch der Tuapo und der Rotorua auf Neuseeland und der Chaderkul im Thian-Schan.

Das Becken des Plattensee's wird von Judd ebenfalls hieher gerechnet, weil seine Längserstreckung einer Vulkanlinie parallel läuft.

Direkt beobachtet wurde die vulkanische Seebildung nur sehr selten, so z. B. 1875 im Askja-Krater auf Island. Anschließend wären hier noch zu erwähnen solche Seebecken, die durch Einsturz unterwaschener Hohlräume entstanden sind; solche Seebecken finden sich in den Salzdistrikten von Cheshire in Irland, von Eisleben, im Gypsfels bei Berlin und bei Segeberg in Holstein, endlich im Kalksteingebirge in vielen Gegenden. Der Wasserreichtum solcher Seen wechselt nach der Jahreszeit, der Abfluß geschieht gewöhnlich unterirdisch.

A. Rzehak.

Kleinere Mitteilungen.

Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 7. November.

Der Sekretär erstattete in derselben Bericht über den Gang der Expeditionen. Die Resultate der Station an der Lena-Mündung werden bald veröffentlicht werden, indem der Chef der Station, Herr Jürgens, auf der Reise von Irkutsk hieher begriffen ist und sein Gehülfe, Herr Eigner, bereits seit dem 6. November hier weilt. Von Prschewalski sind, wie schon früher mitgeteilt worden, Nachrichten vom 8. August über seine Reise ins Quellgebiet des Gelben Flusses hier eingetroffen. Aus Kukuschoto ist von Herrn Potanin ein Brief vom 15. Juli empfangen worden. Derselbe legte die Reise dorthin von Peking über Utai mit einer Maultier-Karawane zurück, eine reiche botanische Ausbeute im Gebirge erwartend, die jedoch im Resultat der frühen Jahreszeit wegen nur spärlich ausfiel. Die zahlreichen buddhistischen Klöster der dortigen Gegend nahmen sein Interesse in hohem Grade in Anspruch. Weiter nach Norden fiel die Ausbeute reichlicher aus. Den Reisenden wurde in Kukuschoto eine äußerst freundliche Aufnahme in der katholischen Mission und zwar hauptsächlich durch Vermittlung des Topographenoffiziers Skassi, eines Mitgliedes der Expedition, der katholischer Konfession ist, zu Teil. Die Weiterreise ins Ordos-Gebiet findet mit Kameelen statt.

Erwähnenswert ist noch die so interessante Reise des Herrn Sjorokin von Issikul über den Sonkul nach Ferghana. Vom Ostabhange des Ural sind von Herrn Malachow interessante Stein- und Knochenwerkzeuge eingesandt worden.

General Stebnizki, einer der Vertreter Rußlands auf der Internationalen Kommission zu Washington, die es sich zur Aufgabe gestellt hatte, Bestimmungen über den ersten Meridian zu treffen, hielt den ersten Vortrag des Abends.

Bekanntlich haben die Vertreter der meisten Staaten den Meridian von Greenwich als den ersten angenommen, u. a. weil schon jetzt 72 Prozent aller Schiffe sich der Karten bedienen, die von diesem Meridian ausgehen. Der Vertreter Frankreichs opponierte dagegen und schlug einen neutralen Meridian, nämlich den durch die Beringsstraße verlaufenden vor. Bei der Abstimmung trug das praktische Bedürfnis über die Gefühlspolitik einen glänzenden Sieg davon, da der Greenwicher Meridian angenommen wurde; nur St. Domingo erklärte sich dagegen. Frankreich und Brasilien, dessen Küsten von französischen Hydrographen aufgenommen sind, beteiligten sich nicht an der Abstimmung. Die Normalzeit wurde im Anschluß an den ersten Meridian auch derart festgestellt, daß der Normaltag mit der Mitternacht des Greenwicher Meridians zu beginnen hat. Endgiltige Abmachungen hat der Kongreß noch nicht getroffen, empfiehlt indessen nur seine Bestimmungen den Regierungen zur Annahme.

Ferner hielt Herr Marinelieutenant Schtschokalski den zweiten Vortrag über den Ausbruch des Krakatoa bei Java. Auf den ausgelegten Karten war die Konfiguration der betreffenden Inseln und die Tiefen der benachbarten Meeresteile dargestellt. Der Vortragende entwarf eine eingehende Schilderung der Einzelheiten des vielbesprochenen Ausbruchs. Die bedeutenden Massen von Bimsstein, welche noch längere Zeit nach dem Ausbruch an verschiedenen Teilen des Indischen Ozeans auf dem Meere schwimmend gesehen worden sind und die nach einigen auf einen unterseeischen Ausbruch im Südwesten von Java hinweisen, sind noch erwähnenswert. Bezüglich der vielbesprochenen Dämmerungserscheinungen im Herbst des Jahres 1883 schloß sich Herr Schtschokalski der Ansicht an, daß dieselben auch mit dem vulkanischen Ausbruch des Krakatoa in Verbindung zu bringen seien, und zwar aus dem Grunde, weil sie an den der Katastrophe zunächstliegenden Punkten früher als an den entfernter liegenden beobachtet worden sind. Der wissenschaftlichen Kommission der Londoner Königlichen Gesellschaft, die alles erforderliche Material sammelt, bleibt die Entscheidung der einschlagenden Fragen vorbehalten.

Dr. C. Hiekisch.

Der Tod des Reisenden Bianchi.

Rom, 4. Januar. Es steht nunmehr außer Zweifel, daß der italienische Afrikareisende Gustavo Bianchi auf dem Wege von Abessinien nach der Assab-Bay samt seinen Gefährten Diana und Monari und dem Gefolge einen gewaltsamen Tod gefunden hat. Ein Brief eines seit langer Zeit in Abessinien domizilierten Italieners mit Namen G. Naretti, unterm 21. November v. J. aus Makalé (Tigre) an den königlichen Kommissär in Assab gerichtet und von diesem der hiesigen Regierung mitgeteilt, hat die schon vorher gerüchtweise verbreitete Kunde bestätigt, daß die Expedition, im Ganzen aus 11 Personen bestehend, wenige Tagereisen von der Küste verräterisch überfallen und niedergemacht worden ist. Nur einer von den zwei der Expedition beigegebenen Abessiniern, und zwar der als Führer fungierende Mandaitú, ist mit dem Leben davongekommen. Nach seiner vor dem Signor Naretti gemachten Aussage ist der Ueberfall zwischen dem 7. und 9. Oktober in einer Robococe genannten Gegend in der Danakil-Landschaft Movaja in der Nähe eines kleinen Sees und am Fuße eines hohen Berges, drei Tagereisen von dem Punkte, wo der Lauf des Colima sich verliert, ausgeführt worden. Sieben Danakil hatten sich Tags zuvor, sich als Freunde stellend, Aufnahme im Lager zu verschaffen gewußt. Auf ein Zeichen derselben kamen in der Nacht zahlreiche Stammesgenossen herbei, welche die Reisenden im Schlafe überfielen und niedermachten. Kaum von dem Ereignisse benachrichtigt, hat der Minister des Auswärtigen, Herr Mancini, sofort Schritte gethan, um sowohl den König von Abessinien wie den Sultan von Aussa zu einem Vorgehen gegen die räuberischen Danakil zu veranlassen, welches um so mehr angezeigt erscheint, als durch ebendieselben vor zwei Jahren ein anderer italienischer Reisender, Giulietti, hingemordet worden ist. Mehrere hiesige Blätter bestehen darauf, daß die Regierung selber die Bestrafung der Schuldigen in die Hand nehmen und den Bewohnern der afrikanischen Ostküste eine Lektion geben solle, welche denselben gewaltsam die Achtung vor der in Assab gebietenden Nation beibringe. Indessen kann und wird die Regierung sich dazu nicht verstehen.

Rom. Dr. R. Schöner.

Litteratur.

Lenz, Dr. Oskar: Timbuktu, Reise durch Marokko, die Sahara und den Sudan. Ausgeführt im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland in den Jahren 1879 und 1880. Zwei Bände mit 57 Abbildungen und 9 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1884. — Wiederum verdanken wir deutschem Mut, Fleiß und Unternehmungsgeiste in dem vorliegenden Werke eine der wertvollsten Bereicherungen der geographischen Litteratur, ein Werk, das uns die Kunde von Gegenden des heißen, subtropischen und tropischen Afrika erschließt, welche vielleicht in nicht ferner Zukunft ein Ziel europäischer Besiedelung werden können, wenn die christliche Zivilisation über den länderfressenden Islam siegt. Dr. Oskar Lenz in Wien ist der vierte Europäer, welcher die Wunderstadt Timbuktu erreicht und die Kunde von ihr vervollständigt hat, welche wir dem unvergeßlichen hochverdienten Heinrich Barth verdanken. Von der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in Berlin aufgefordert, eine Reise nach Marokko zu machen, um wo möglich zu einer näheren Kenntnis des Atlasgebirges beizutragen, brach Dr. Lenz Ende 1879 auf und reiste über Tanger, Fâs, Rabat, Sela, den Atlas, Marrakesch (Marokko), Sidi Hescham durch die Sahara nach Aranan und Timbuktu, von wo er sich nach einem Aufenthalte von 12 Tagen über Bassikunnu, Sokolo, Gumbu, Bachuinit, Nioro und Kuniakari nach Medina aufmachte, um zu Wasser auf dem Senegal die Atlantische Küste in St. Louis zu erreichen. Die Schilderung dieser gewaltigen Reise durch Gebiete, welche großenteils noch gar nie von Europäern betreten worden sind, bildet den Inhalt der vorliegenden beiden Bände, deren erster hauptsächlich der Schilderung des gewaltigen Reiches Marokko gewidmet ist, dessen Sultan Muley Hassan Herrn Lenz den Geleitsbrief ausstellte, welcher vorzugsweise ihm diese kühne Reise ermöglichte. Der zweite Band umfaßt die Reise von Fierh nach Timbuktu, den dortigen Aufenthalt und die ganze gefährliche und mühselige Wanderung durch den Sudan und Senegambien bis zur Küste, durch lauter Gegenden voll fanatisch muslimischer Stämme und mit einem glühend heißen fieberschwangeren Klima, welches trotz aller Vorsichtsmaßregeln den Verfasser selbst und seine Begleiter schädigte und mehrere seiner Diener hinraffte. Dieses Werk ist eines der denkwürdigsten, wertvollsten und gehaltreichsten der neueren Litteratur über Afrika, eine höchst fesselnde und lehrreiche Lektüre, eine wesentliche Bereicherung der Geographie, Natur- und Völkerkunde Nordwest-Afrika's und somit in jeder Hinsicht epochemachend. Besonders interessant und wertvoll sind auch die Berichte und Untersuchungen des Verfassers über die Wüstenbahnen, die französischen Kolonien am Senegal und ihre Zustände, die ehemalige Bewohnbarkeit der Sahara ꝛc. und seine Schlußbetrachtungen. Eine Uebersichtskarte und acht Itinerarkarten sowie eine Anzahl sehr guter Abbildungen in Holzschnitt erhöhen noch Wert und Verständnis des Buches bedeutend und machen es unbedingt zu einem der klassischen Werke unserer deutschen geographischen und Reise-Litteratur, zu einer Leistung, welche die Arbeit eines ganzen Lebens aufwiegt und ihrem Urheber ein Denkmal für alle Zeiten setzt.

Schmidt, Professor Oskar: Die Säugetiere in ihrem Verhältnis zur Vorwelt. Mit 51 Abbildungen. Leipzig. Brockhaus. 1884. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek. LXV. Band.) Dieser neue Band der Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek darf das Prädikat eines hervorragend wertvollen und interessanten beanspruchen. Der gelehrte und geistvolle Straßburger Zoolog gibt in demselben gewissermaßen einen Anhang oder Nachtrag zu seinem rühmlichst bekannten Werk über „Descendenzlehre und Darwinismus" und schildert an der Hand der vergleichenden Anatomie und der Paläontologie die Herausbildung der Säugetiere unserer heutigen Schöpfung aus den Tieren der Vorwelt durch die Phasen und Stufen der verschiedenen Tierstippen: Monotremen, Beuteltiere, Zahnarme, Huftiere, Paar- und Unpaarhufer, Elefanten ꝛc. herauf bis zu den Affen und dem Menschen der Zukunft — eine ebenso geist- als lichtvolle

Illustration der Descendenzlehre, veranschaulicht durch eine Reihe vortrefflicher Holzschnitte. Diese Monographie wird Aufsehen erregen.

Rauber, Prof. Dr. A.: Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studierende. Zweiter Band: Territorialer Ueberblick. Entwickelungsgeschichte der Gesellschaft. Leipzig. F. C. W. Vogel. 1884. — Da uns von diesem tüchtigen Werke des Leipziger Professors nur dieser zweite Band vorliegt, so müssen wir uns mit der bloßen Anzeige seines Erscheinens begnügen, und behalten uns vor, noch einmal auf das vollständige Werk zurückzukommen, sobald uns dasselbe zur Hand ist.

Die Zukunft der Kongo- und Guinea-Gebiete. Von Dr. Falkenstein. Weimar, Geographisches Institut. Preis 20 Pf. — Wer nimmt nicht mit Freuden eine Schrift zur Hand, welche den Namen Dr. Falkenstein's, des Verfassers des 2. Bandes der „Loango-Expedition", im Schilde führt, noch dazu, wenn es sich um Darstellung von Verhältnissen handelt, welche eine ihm so vertraute und uns so fesselnde Gegend wie die des Kongo betreffen! Falkenstein gehört zur Gruppe Pechuel-Lösche und Max Buchner und deshalb nicht zu den Verzückten über die „unermeßlichen Reichtümer" des Kongobeckens, die sehnsüchtig nur darauf warten, in kolossalen Mengen aus dem Innern Afrika's auf den europäischen Markt geworfen zu werden. Unser Autor sortiert genau, welche Produkte und in welchen Quantitäten an die Küste oder an den Stanley Pool gelangen können; er betont aber ausdrücklich die irrige Vorstellung von der Unerschöpflichkeit der freiwilligen Gaben einer unkultivierten Natur. Die Plantagenarbeit der Neger muß früher oder später beginnen, um einen lukrativen Handel nachhaltig zu unterstützen. Dr. Falkenstein's „Zukunft der Kongogebiete" bildet das 1. Heft einer „Geographischen Universalbibliothek", welche die Verlagshandlung ins Leben zu rufen gedenkt. Die Devise scheint zu lauten: „Billig und gut", denn diese erste Nummer ist so eminent vortrefflich, daß man sie jederzeit als Quelle zitiren kann, und dabei so anregend, ja unterhaltend geschrieben, daß sie jedermann mit wirklichem Vergnügen lesen wird. Möge das Geographische Institut in Weimar fortfahren, in die weitesten Kreise solche solide Kenntnisse und Belehrungen zu verbreiten! B. F.

Oberländer, Rich., Deutsch-Afrika, Land und Leute, Handel und Wandel in unseren Kolonien. Leipzig und Berlin, W. Friedrich. 1885. — In diesem Augenblick, wo die koloniale Frage alle Geister in Deutschland beschäftigt, kommt diese kurze und bündige Schilderung der Gebiete, deren sich das Deutsche Reich vorerst zum Schutze deutschen Handels und deutscher Kolonisation bemächtigt hat, sehr erwünscht. Rich. Oberländer ist mit geographischen Arbeiten so vertraut und in populärer Darstellung so sehr erfahren, daß man von ihm nur etwas Gutes erwarten darf, und wir haben uns in unseren Erwartungen von der vorliegenden Schrift auch nicht getäuscht, denn sie bietet eine für das allgemeine Bedürfnis erschöpfende Darstellung der Zustände und Natur von Oberguinea, von Sierra Leone bis zum Kamerungebiet, und von Niederguinea und Lüderitzland; vom Delta des Gabunflusses, dem Stromgebiet des Kongo u. s. w. bis zum Namaqualande, mit besonderer Berücksichtigung von Klima, Bevölkerung, Naturprodukten, Handelsartikeln, Gewerbe- und Handelsthätigkeit der Eingeborenen und der vorhandenen Handelsstationen und kolonialen Versuche, jedenfalls genug, um die hohe Bedeutung jener Gegenden, als Anfangsstufen eines künftigen großartigen Handelsverkehrs erkennen zu lassen.

Anzeigen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschienen:

Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland.

Von

Th. von Bayer*.

Oktav. X u. 616 S. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten.
Preis M. 8. —
Elegant gebunden M. 10. —

Die Verfasserin, hinter deren Pseudonymität sich, nur leicht verhüllt, ein Mitglied eines deutschen, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Fürstenhauses verbirgt, beschreibt in anmutigster, reizendster Weise eine Reise durch das europäische Rußland, das in seinem ganzen Umfang, von Petersburg bis zur Halbinsel Krim, von Warschau bis in die asiatische Steppe hinein, zur Anschauung kommt. In herrlichen Schilderungen, in bildsamer, dem jeweiligen Gegenstand angemessener Sprache werden uns die verschiedenen Volksstämme, Stadt und Land, politisches und kirchliches Leben, Industrie und Kultur, Kunst und Literatur vorgeführt, im lebendigsten Zusammenhang mit der historischen Entwicklung dieses weiten merkwürdigen Reiches. Das Buch darf nach sachkundigem Urteil als das beste und umfassendste Werk über Rußland, das in Deutschland erschienen ist, bezeichnet werden.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

FINNLAND.

SCHILDERUNGEN AUS SEINER NATUR, SEINER ALTEN KULTUR UND SEINEM HEUTIGEN VOLKSLEBEN.

VON

GUSTAF RETZIUS,

PROFESSOR AM KAROLINISCHEN INSTITUT ZU STOCKHOLM.

AUTORISIRTE ÜBERSETZUNG

VON

C. APPEL, DR. PHIL.

Mit 93 Holzschnitten und einer Karte von Finnland.
Preis: 5 Mark.

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.
Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschien:

Der Sudan und der Mahdi.

Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten.

Von

Richard Buchta.

80. 86 Seiten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen.
M. 1. 20 Pf.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 4. Stuttgart, 26. Januar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Afrikanische Konferenz in Berlin. Nach den offiziellen Quellen von Artillerie-Hauptmann E. Böttticher. S. 62. — 2. Rußland nach Th. von Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. (Fortsetzung.) S. 65. — 3. Dr. Güßfeldt's Reisen in den Andes. S. 68. — 4. Korea. (Fortsetzung.) S. 70. — 5. Die indischen Taschenspieler. S. 74. — 6. Ein Geographisches Museum der Zukunft. S. 77. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 79. Die deutsche Flagge in Polynesien. Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 27. November. Von C. Hiekisch. — 8. Litteratur. S. 80.

Die Afrikanische Konferenz in Berlin.

Nach den offiziellen Quellen[1] von Art.-Hauptmann E. Böttticher.

Afrika — Inbegriff alles Geheimnisvollen — lebende Sphinx! Einst umwob deinen Namen ein Nimbus, wie er heute unserem Europa eigen ist. Aegypten und Karthago entsandten vor Jahrtausenden die Träger ihrer Kultur nach Europa; das römische Nordafrika, jetzt fast wüste, glich einem reichen Garten, und noch zur Blütezeit der arabischen Herrschaft empfing Europa von dort Kunst und Wissenschaft. Heute sind die Rollen umgetauscht. Dem in Barbarei zurückgesunkenen Erdteil brachte Europa neue Kultur und will dieselbe nun auch in das Innere tragen, dahin, wo es nach der allgemeinen Ansicht Kultur nie gegeben hat. War wirklich der Zustand der innerafrikanischen Menschheit von Ewigkeit her ein stagnierender? Das ist schwer glaublich! Wer weiß, wie bald nun die Forschung auch dort, wie in Zentralamerika und auf Südsee-Inseln, inmitten der Wilden, oder wie im prähistorischen Europa, die Reste einer untergegangenen Kultur entdecken wird? An Anzeichen dafür fehlt es nicht.

Die europäische Geschichte erklärt es uns, warum die Erschließung Afrika's so spät erst in Angriff genommen worden ist, nachdem man ihm bisher nur ein sozusagen „phönizisches" Interesse gewidmet hatte. Vergleichbar einem alten Hausgenossen, mußte Afrika, vor dem Glanze und dem Einfluß neuer Ankömmlinge verkannt, bei Seite treten; die beiden Indien wiesen für Jahrhunderte der Entwicklung und der Politik Europa's ihre Bahn. Läßt man die ungeheuren Folgen am geistigen Auge vorübergehen, welche die Besitznahme jener Länder nach sich zog, so mag man um so ernsthafter betrachten, was heute schon den kommenden Jahrhunderten ihr Gepräge aufdrücken kann. Ungeheures bereitet sich vor. Ein Titan weist der Welt neue Bahnen.

Was die europäischen Mächte heute bewegt, ist selbstverständlich und gerechterweise dasselbe, was sie vordem nach Amerika und Asien geführt hat: in erster Linie Handels- und Staatsinteresse. Mögen auch philanthropische Beweggründe, wie vordem religiöse, viele Herzen bewegen, Sicherheit gewähren sie nicht, daß nicht auch die Wilden Afrika's das Loos der Indianer Amerika's teilen und vor der Zivilisation dahinschwinden wie Schnee vor der Sonne. Naturgesetze walten auch in der Völkergeschichte. Die höhere Rasse verdrängt die niedere. Was bedeuten die seit der Urzeit wahrnehmbaren Veränderungen der Völkersitze anderes, als unaufhörliche einander folgende Kolonistenzüge, die allmählich, mögen sie nach Amerika oder früher nach europäischen Ländern sich ergossen haben, die Ureinwohner in dem unvermeidlichen Kampf ums Dasein unterliegen und das Feld räumen machten. Es erscheint als eine unmögliche Anforderung an Naturvölker, daß sie den Bildungs- und Werdeprozeß, welchen die zu ihnen kommenden Kulturvölker selbst in vielen Jahrhun-

[1] Die Deutsche Regierung hat auf Beschluß der Konferenz vom 1. Dez. v. Js. die Sitzungsprotokolle derselben im „Deutschen Reichs-Anzeiger" veröffentlicht.

derten durchgemacht haben, in kürzerer, sogar in kürzester Zeit durchlaufen sollen, und es dürfte doch sehr dahinstehen, welchen Anteil die afrikanischen Eingeborenen an dem Kultursegen der auf ihrem Boden erblühenden neuen Staatswesen haben werden. Dennoch bleibt die Aufgabe, dort in der Wildnis Kulturstaaten aufzurichten, eine große und herrliche.

Daß die europäische Kulturwelt, unterstützt von der amerikanischen, diese Aufgabe endlich in die Hand nehmen kann, zeugt von bedeutsamer Umgestaltung der politischen Verhältnisse, und zwar in doppelter Hinsicht: Die Anteilnahme der Vereinigten Staaten von Amerika an der Afrikanischen Konferenz bedeutet den Uebergang der früher gleichsam partikularistisch-europäischen Politik in eine Weltpolitik; die Konferenz selbst zeigt anscheinend das Bild der „Vereinigten Staaten von Europa" neben denen von Amerika, in Wahrheit aber enthüllt sie uns die alten Gegensätze kontinentaler und mariner Weltherrschaftsansprüche, nur daß der europäische Kontinent endlich zum Bewußtsein seiner Interessengemeinschaft erwacht zu sein scheint gegenüber dem Inselvolke mit dem Grundsatze divide et impera. Dies Zusammenhalten der kontinentalen europäischen Kulturwelt ist in der That ein wunderbares Schauspiel; möge es von Dauer sein. Der Prometheus von St. Helena sagte einmal, er kämpfe für die Freiheit der Meere. Heute will dieselbe infolge natürlicher Verschiebung der Kräfte entstehen. Auf sich allein angewiesen, ist England auch zur See ohnmächtig. Das Rule Britannia gehört bereits zu den Dingen, die nur bestehen, wenn man wie an Gespenster daran glaubt.

Kein Wunder, daß die Macht, welche die gegen sie erwachte Bewegung, eine natürliche Rückwirkung der englischen Politik, wohl zu würdigen versteht, nur äußerst widerwillig und imgrunde nur in der Erwägung zur Konferenz erschienen ist, daß ihr das Fernbleiben unwillkommene Kraftproben aufnötigen könne. Insofern ist auch die Vorgeschichte der Konferenz von hervorragendem Interesse. Aus den vom englischen Auswärtigen Amt veröffentlichten Vorverhandlungen zur Beschickung der Konferenz erhellt zur Genüge, wie unsympathisch England dieser Gedanke an sich schon und wie noch weniger genehm ihm die Einbeziehung der Nigerfrage war. Am 8. Okt. v. J. erhielt das englische Ministerium des Auswärtigen durch den deutschen Geschäftsträger Baron Plessen die erste Konferenz-Mitteilung. Während der deutsch-französischen Vorverhandlungen war ihm, entsprechend eigenen englischen Gewohnheiten, keinerlei Mitteilung gemacht worden. Die Einladung ging gemeinsam von Deutschland und Frankreich aus, abermals ein merkwürdiger und hochbedeutsamer Zug dieser Konferenz. Direkte Ablehnung war unmöglich, deshalb versuchte England die Diplomatie der Verzögerungen und erbat sich zuvörderst Aufklärungen, z. B. über den Ausdruck Handelsfreiheit u. a. Das deutsche Auswärtige Amt durchschaute natürlich die britischen Absichten und erwiderte, diese Aufklärungen seien eben Sache der Konferenz. Als dies nicht fruchtete, erschien der deutsche Botschafter Graf Münster am 19. Oktober persönlich auf dem Foreign Office und erklärte, Fürst Bismarck sei durch den Aufschub sehr enttäuscht und vermute, die englische Regierung wolle absichtlich die Sache in die Länge ziehen. Das wirkte. Lord Granville spielte den Beleidigten, aber nach kurzem Depeschenwechsel gab England seine Einwilligung. In Bezug auf den Niger gab Graf Münster dann die Erklärung ab, Deutschland schließe aus der Betrachtung der Grundsätze, für welche England erfolgreich bei den Verhandlungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika über die Oregon-Mündung eingetreten sei, daß dasselbe England, auch wenn es imstande sein sollte, seine Besitztitel auf die Niger-Mündung zu erhärten, doch keineswegs beabsichtige, die freie Schifffahrt auf diesem Strom ausschließlich zu seinen Gunsten zu beanspruchen. — Tableau!

Die zur Afrikanischen Konferenz versammelten Mächte waren: Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden-Norwegen, Spanien, Türkei und Vereinigte Staaten von Amerika. Dieselben waren vertreten durch ihre ständigen Berliner Botschafter und Gesandten, mit Ausnahme Rußlands, das an Stelle seines abwesenden Botschafters einen besonderen Bevollmächtigten geschickt hatte. Belgien, Portugal und Vereinigte Staaten von Amerika hatten noch einen zweiten Bevollmächtigten gestellt. Demgemäß waren die Mitglieder der Konferenz: Für Belgien der Gesandte Graf von der Straten-Ponthoz und der Generalsekretär des Auswärtigen Ministeriums zu Brüssel, Baron Lambermont; für Dänemark der Gesandte v. Vind; für Deutschland der Reichskanzler, Seine Durchlaucht Fürst Bismarck, Staatssekretär Graf v. Hatzfeld, Unterstaatssekretär Busch, Geheimer Legationsrat v. Kusserow; für Frankreich der Botschafter Baron v. Courcel; für Großbritannien der Botschafter Sir Edward Malet; für Italien der Botschafter Graf v. Launay; für die Niederlande der Gesandte Jonkheer van der Hoeven; für Oesterreich-Ungarn der Botschafter Graf v. Széchényi; für Portugal der Gesandte Marquis v. Penafiel und der Rat v. Serpa Pimentel, Pair des Königreichs; für Rußland der Bevollmächtigte Minister Graf Kapnist; für Schweden und Norwegen der Gesandte, General Baron v. Bildt; für Spanien der Gesandte Graf v. Benomar; für die Türkei der Botschafter Saïd Pascha; für die Vereinigten Staaten von Amerika der Gesandte John A. Kasson und der Bevollmächtigte Henry S. Sanford.

Sonnabend den 15. November 1884, Mittags 2 Uhr, wurde diese ewig denkwürdige Konferenz mit einer kurzen Ansprache des Fürsten Bismarck eröffnet. Es folgte die einstimmige Wahl des Fürsten Bismarck zum Präsidenten mit der Ermächtigung, sich durch einen seiner Kollegen vertreten zu lassen. Auf Vorschlag des Präsidenten wurden der französische Botschaftsrat Raindre, Graf Wilhelm

v. Bismarck, Rat im Staatsministerium, und Dr. Schmidt, Vizekonsul in der Abteilung für auswärtige Angelegenheiten, zu Sekretären der Konferenz ernannt. Alsdann legte Fürst Bismarck in längerer Rede Zweck und Ziel der Konferenz dar. Wir müßten befürchten, ein mattes Bild zu malen, wollten wir nicht, genau nach dem französischen Wortlaut der im „Deutschen Reichs-Anzeiger" veröffentlichten Sitzungs-Protokolle, diese Rede unseres großen Staatsmannes mitteilen. Fürst Bismarck sprach:

„Als die Kaiserliche Regierung zur Konferenz einlud, that sie dies in der Ueberzeugung, daß alle eingeladenen Regierungen den Wunsch teilen, die Eingeborenen Afrika's an der Zivilisation teilnehmen zu lassen, indem sie das Innere dieses Kontinents dem Handel öffnen, seinen Bewohnern die Mittel geben, sich zu unterrichten, die Missionen und die Unternehmungen zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse ermutigen und die Unterdrückung der Sklaverei und des Negerhandels vorbereiten, deren stufenweise Beseitigung schon auf dem Wiener Kongreß von 1815 für eine heilige Pflicht aller Mächte erklärt wurde. Das Interesse aller zivilisierten Völker an der materiellen Entwickelung Afrika's sichert ihre Mitwirkung zu dem Versuch, die Handelsbeziehungen mit diesem Weltteil zu regeln. Da das seit vielen Jahren in dem Verkehr der Mächte des Abendlandes mit den Ländern des östlichen Asiens beobachtete System bisher zu den glücklichsten Ergebnissen geführt hat, indem es die Handelsnebenbuhlerschaft durch berechtigte Mitbewerbung zurückdrängte, so glaubte die Regierung Sr. Maj. des Deutschen Kaisers die Anwendung dieses auf Gleichheit der Rechte und auf Interessen-Gemeinschaft aller handeltreibenden Nationen gegründeten Systems auch für Afrika, in einer diesem Kontinent angepaßten Form, empfehlen zu können. Die Kaiserliche Regierung erkundigte sich bei den Mächten nach der passendsten Art und Weise zur Verwirklichung dieses Gedankens. Nachdem sie bei der französischen Regierung vollständiger Uebereinstimmung der Gesichtspunkte begegnet war, erhielt sie von Sr. Maj. dem Kaiser die Ermächtigung, diejenigen Mächte, welche geneigt wären, sich dieser Uebereinstimmung anzuschließen, zu einer Konferenz einzuladen, um gemeinsam über Entschließungen auf Grund des in den Einladungsschreiben niedergelegten Programmes zu beraten. — Der Grundgedanke dieses Programmes ist, allen handeltreibenden Völkern den Zutritt in das Innere von Afrika zu erleichtern. Zu diesem Zwecke wäre es wünschenswert, daß an der ganzen afrikanischen Küste die in das Innere bestimmten Waren Zollfreiheit genössen. Da indessen eine solche Ausdehnung der Frage über das Konferenzprogramm hinausginge, so begnügt sich die Kaiserliche Regierung hier mit dem Ausdrucke des Wunsches, daß die Vereinigung zur Konferenz den an der Regelung dieser völkerrechtlichen Frage interessierten Mächten Gelegenheit zu Verhandlungen mit einander geben möge, um für den Durchgang-Verkehr in Afrika das Handelsbedürfnis zu befriedigen. Das Konferenzprogramm erstreckt sich nur auf die Handelsfreiheit in dem Becken des Kongo und in seinen Mündungen. Infolgedessen wird die Regierung Sr. Maj. des Kaisers sich beehren, den Beratungen der Konferenz einen Entwurf zur Erklärung über die Handelsfreiheit in diesem Teile von Afrika zu unterbreiten, welcher Entwurf folgende Vorschläge umfaßt:

„Jede Macht, welche Hoheitsrechte in diesen Gegenden ausübt oder ausüben wird, gewährt dort unterschiedslos jeder Flagge freien Zutritt. Sie kann dort weder Monopole bewilligen, noch ungleichartige Behandlung einführen. Verboten sind alle anderen Abgaben, als solche, die als Beisteuer zu den im Handelsinteresse erforderlichen Ausgaben erhoben werden.

„Alle Mächte, welche Rechte oder Einfluß in den Gebieten, die das Becken des Kongo und seine Mündung bilden, ausüben, übernehmen die Verpflichtung, in der Unterdrückung der Sklaverei in diesen Ländern zu wetteifern und die Arbeiten der Mission und die Einrichtungen, die zum Unterricht der Eingeborenen und dazu dienen, diese die Vorteile der Zivilisation verstehen und schätzen zu lehren, zu begünstigen und zu unterstützen.

Als der Wiener Kongreß die Freiheit der Schifffahrt auf den Flüssen, die das Gebiet mehrerer Staaten durchströmen, als Grundsatz aussprach, wollte er die einseitige Beschlagnahme der einem Wasserlauf eigenen Vorteile verhindern. Dieser Grundsatz ist in Europa und in Amerika öffentliches Recht geworden. Nun würde zwar die deutsche Regierung bereitwillig auf Vorschläge, die außerhalb der Konferenz die Frage der freien Schifffahrt auf allen Flüssen Afrika's regeln möchten, eingehen; da aber das Konferenzprogramm auf die Freiheit der Schifffahrt auf dem Kongo und dem Niger beschränkt ist, so wird der Entwurf zur Schifffahrtsakte, welchen die Regierung Sr. Maj. des Kaisers die Ehre haben wird, der Konferenz vorzulegen, nur diese beiden Ströme und ihre Zuflüsse betreffen. Dieser Entwurf stützt sich auf die Artikel 108—116 der Schlußakte des Wiener Kongresses von 1815, auf die Artikel 15, 16 und 19 des Pariser Vertrags von 1856, auf die Donau-Schifffahrtsakte von 1857, auf die Offene Akte bezüglich der Schifffahrt in den Donau-Mündungen von 1865, und auf die Identischen Verträge von 1853 zwischen Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika einerseits und der Argentinischen Konföderation andererseits zur Sicherung der freien Schifffahrt auf dem Parana und dem Uruguay.

„Das Grundprinzip dieses Entwurfes sichert allen Flaggen volle und ganze Freiheit der Schifffahrt und Befreiung von allen anderen Abgaben als solchen, die zur Verteilung der Kosten für Arbeiten, welche das Bedürfnis der Schifffahrt selbst erfordert, erhoben werden.

Die natürliche Entwickelung des Handels in Afrika gebiert den wohlberechtigten Wunsch, der Zivilisation die unerforschten und bis zur Stunde nicht in Besitz genom-

menen Gebiete zu öffnen. Um Streitigkeiten vorzubeugen, die aus einer neuen Besitznahme hervorgehen könnten, würde es nach Meinung der Regierungen von Frankreich und Deutschland nützlich sein, wegen Formalitäten übereinzukommen, deren Erfüllung neue Besitznahmen in Afrika erst als wirklich zu Recht bestehend betrachten ließe. Die Mitglieder der Konferenz werden Gelegenheit haben, sich untereinander über die Fragen zu verständigen, welche die Abgrenzung der kolonialen Niederlassungen ihres Landes oder die Behandlung der Angehörigen desselben betreffen; es gehört dagegen nicht zu den Befugnissen der Versammlung, über die Gültigkeit der bisherigen Besitznahmen zu entscheiden. Nur im Hinblick auf die Zukunft beehre ich mich, der Konferenz einen Entwurf zu der Erklärung vorzulegen, daß in der Folge die Gültigkeit einer neuen Besitznahme von der Beobachtung gewisser Formen abhängen soll, so von der gleichzeitigen Anzeige, um die anderen Mächte in die Lage zu versetzen, diesen Akt anzuerkennen oder ihre Einwände zu erheben. Damit eine Besitzergreifung als eine thatsächliche angesehen werde, muß noch verlangt werden, daß der Besitznehmer binnen eines vernünftig bemessenen Verzuges durch bestimmte Einrichtungen den Willen und die Macht bekunde, dort seine Rechte auszuüben und die daraus folgenden Pflichten zu erfüllen. Da die Konferenz aus Vertretern souveräner Staaten besteht, so wird jedes Mitglied selbst ermessen, was er im Namen seiner Regierung seinen Kollegen mitzuteilen hat; jedoch verpflichten Vorschläge, die außerhalb der durch das Einladungsprogramm unseren Beratungen gesteckten Grenzen liegen, die Versammlung nicht, sie zu erörtern.

„Meine Herren, der lebhafte Anteil, welchen alle in dieser Konferenz vertretenen Völker an der Entwickelung der Zivilisation in Afrika nehmen, eine Anteilnahme, die unausgesetzt durch kühne Forschungsunternehmen, durch die Handelsbewegung und durch die von jedem Volke für einen dieser Zwecke gebrachten Opfer und Mühen bezeugt wird, gibt uns eine Sicherheit für den Erfolg der Arbeiten, denen wir uns zu dem Zwecke hingeben, die Handelsbeziehungen unserer Landsleute mit diesem Erdteil zu regeln und zu entwickeln und zugleich der Sache des Friedens und der Humanität zu dienen."

So Fürst Bismarck. — Alsbald trat der alte Gegensatz zwischen der selbstsüchtigen englischen Politik und dem europäischen Gesamtinteresse an die Erscheinung. Der englische Bevollmächtigte wahrte in längerer Rede die Sonderinteressen seiner Regierung. Gewiß berührt es uns recht komisch, wenn gerade England sich zu der Mahnung berufen fühlt, so wünschenswert die Ausbeutung des Marktes am Kongo sei, dürfe doch das Wohl der Eingeborenen nicht vernachlässigt werden — oder sollte, was man unter den Foreigners über englische Kolonialverwaltung erzählt, nur böse Nachrede sein? Die englische Regierung befürchtet, die „Eingeborenen" (!) möchten durch ausartende Handelsfreiheit mehr verlieren als gewinnen, und dringt auf Maßnahmen zum Schutze des „Berechtigten" (will sagen: englischen) Handels. Echt englisch ist jedenfalls die Wendung: „Ich darf nicht vergessen, daß die Eingeborenen in unserer Mitte nicht vertreten sind, und daß nichts destoweniger die Entscheidungen der Konferenz für sie von äußerster Wichtigkeit sind." Wer malte sich hier nicht unwillkürlich die Rolle der schwarzen Bevollmächtigten im Schoß dieser Konferenz! In der ganzen Erklärung spiegelt sich die vollste Abneigung gegen diese Konferenz wieder, so in dem Vorschlag, die Handelsfreiheit von dem noch unerforschten Oberlauf des Kongo auszuschließen, in der Frage nach den Mächten, welche die Handelsfreiheit garantieren sollen, und gar in dem Wunsche auf Hinzuziehung der nicht in der Konferenz vertretenen Mächte. England gibt sich zwar den Anschein, als wünsche es den Begriff der Handelsfreiheit weiter ausgedehnt zu sehen, doch kann niemand, der die Geschichte der englischen Politik im Auge behält, darüber im Zweifel sein, wie England die Handelsfreiheit versteht. Seine Hintergedanken gingen und gehen unter der Maske des Idealismus immer nur auf die Befriedigung des größten Eigennutzes. Wie es nun am Kongo künstlich Schwierigkeiten zu schaffen sucht, so möchte es am Niger der Anwendung von Grundsätzen, welche es gegen andere regelmäßig ausgenutzt hat, durch eine Hinterthür entschlüpfen. Einzig in ihrer Art ist die Erklärung: „die englische Regierung sähe die Grundsätze des Wiener Kongresses von 1815 mit Vergnügen nicht nur auf den Kongo und Niger, sondern gleichmäßig auf andere Flüsse Afrika's ausgedehnt," aber „die praktische Seite der Frage sei weniger die Annahme der Grundsätze, als der Modus, letztere anzuwenden." An sich unbestreitbar! Indessen — etwas guter Wille für die Grundsätze überwindet die Schwierigkeit ihrer Anwendung. Die englische Regierung beruft sich dararauf, der Niger sei noch ungenügend erforscht, die den Verkehr in das Innere vermittelnden und auf ihren Vorteil sehr bedachten Küstenstämme seien schwer zu behandeln, Entdeckung der Niger-Mündung und Erforschung des Flusses sei Englands Verdienst, der Handel, durch englischen Unternehmungsgeist entwickelt, sei ganz in englischer Hand, die wichtigsten Stämme seien jetzt auf ihre (!!) wiederholte dringende Bitte unter englischen Schutz gestellt worden, die Küstenlinie und der Unterlauf des Flusses stehen genügend unter Aufsicht der englischen Regierung und diese könne dort die Schifffahrt unter Anerkennung des Prinzips der Freiheit derselben, selbst regeln; diese Sachlage erheische gebieterisch, in der Anwendung der Grundsätze des Wiener Kongresses einen Unterschied zu machen, jedenfalls betrachte England die Einsetzung einer Kommission für den Niger als unthunlich. Daran schließt sich die Forderung, daß für den Fall, wo die Konferenz die Grundsätze des Wiener Kongresses auf andere Flüsse anwenden wolle, der Anwendungsmodus für jeden gesondert in Betracht gezogen werde. Um den die Gültigkeit neuer Besitznahmen an

gewisse Bedingungen knüpfenden deutschen Vorschlag geht die englische Erklärung herum, wie die Katze um den heißen Brei; die darüber gegebenen Fingerzeige, sagt sie, seien der englischen Regierung noch nicht deutlich genug (!), darum sei ihr Vertreter ohne genaue Instruktion über diesen Punkt; wenn es sich aber darum handle, im allgemeinen Sicherheit zu schaffen, daß die einmütig von allen Völkern festgestellten Grundsätze künftig in der Praxis angewendet würden, so sei England zur Erörterung dieses Vorschlages bereit.

Mit der englischen Erklärung schloß die erste Sitzung der Konferenz. In der zweiten Gesamtsitzung vom 19. Nov. machte der portugiesische Bevollmächtigte alte Rechte Portugals auf das zwischen 5° 12′ und 8° s. Br. gelegene Küstenland geltend. Der italienische Bevollmächtigte erläuterte die Stellung Italiens, das zur Zeit an der afrikanischen Ostküste wichtigere Interessen als an der Westküste verfolge. Dann feierte der Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten von Amerika Stanley's Verdienste um die Erforschung der Kongo-Länder, entwickelte, wie sich die Internationale Kongo-Gesellschaft aus Europäern und Amerikanern unter dem Patronat eines gekrönten Philanthropen gebildet habe und warum sie von den Vereinigten Staaten von Amerika anerkannt worden sei, verlangte die Neutralisierung des Kongo-Gebietes und empfahl gleichzeitig eine möglichst weite Begrenzung des letzteren. Einem auf Erschwerung der Einfuhr spirituöser Getränke gerichteten Vorschlag Italiens trat Amerika bei. Um in der folgenden Sitzung in die Beratung des ersten der von der Deutschen Regierung vorgelegten Entwürfe, nämlich desjenigen zur Erklärung der Handelsfreiheit im Kongo-Gebiet, eintreten zu können, ernannte die Konferenz eine Kommission zur Vorberatung desselben und insbesondere zur Feststellung des im ersten Absatz desselben offen gelassenen Begriffes der „Gebiete, welche das Becken des Kongo und seiner Zuflüsse bilden". Diese Kommission bestand aus den bevollmächtigten Vertretern Belgiens, Deutschlands, Englands, Frankreichs, der Niederlande, Portugals, Spaniens und der Vereinigten Staaten von Amerika, als der meistinteressierten und zuerst geladenen Staaten, mit der Ermächtigung, die beigeordneten Delegierten aller Staaten, sowie beliebige Sachverständige zu hören. Die Sitzungen dieser Kommission nahmen die Zeit bis zum 27. November in Anspruch, an welchem Tage die Konferenz zur dritten Gesamtsitzung zusammentrat und den Bericht der Kommission, der vorher gedruckt und den Bevollmächtigten übersandt worden war, eingehend beriet. (Der Wortlaut des Berichtes findet sich in Nr. 287 des „D. R. A." 1884.) Die Kommission hatte die Frage nach der Ausdehnung des Kongo-Beckens von vornherein nicht nur vom geographischen Gesichtspunkt, sondern auch von dem der Anwendung der Handelsfreiheit auf das Innere von Afrika aufgefaßt, und zwischen dem geographischen Becken und dem, welches man das ökonomische oder handelspolitische Becken des Kongo nennen könnte, unterschieden. Demgemäß beantworten ihre Vorschläge folgende Fragen:

1. Welches ist die Ausdehnung des geographischen Beckens des Kongo?

2. Welche Gebiete würden demselben zweckmäßigerweise im Interesse der Handelsverbindungen an der Küste des Atlantischen Ozeans nördlich und südlich von der Kongo-Mündung anzuschließen sein?

3. Ist es statthaft, gleicherweise die Grundsätze der Handelsfreiheit auf gewisse Gebiete im Osten des Kongo-Beckens gegen den Indischen Ozean hin auszudehnen?

Die Erörterung der letzten Frage ergab beträchtliche Schwierigkeiten, namentlich infolge des ablehnenden Verhaltens der Türkei, deren Vertreter nur für das westliche Afrika Instruktionen besaß. Das Protokoll blieb bis zu deren Einholung für ihn offen. Die Beratungen der gesamten sechs Absätze des Entwurfs nahmen auch noch die vierte Gesamtsitzung vom 1. Dezember in Anspruch.

(Fortsetzung folgt.)

Rußland nach Th. von Bayer*.

Besprochen von Dr. Ed. Petri.

(Fortsetzung.)

Am 11. August verließ unsere Reisende die alte Zarenstadt, die von ihr übrigens späterhin noch zweimal besucht wurde. Vorerst galt es, die in Aussicht genommene Wolgafahrt auszuführen, vor allem aber die noch auf dem Wege nach Jaroslaw liegende „Troizko-Sfergjäewskaja Lawra", das Troizkij-Kloster, zu besuchen. Das alte und prachtvolle Kloster, „das die Ehre genießt, die zweitvornehmste Wallfahrtskirche Rußlands" zu besitzen, wurde 1338 von Sergius, einem Heiligen der griechischen Kirche und gleichzeitig einem Mann von hohem politischen Einfluß, gegründet. Mehrere Jahrhunderte lang erfreute sich das Kloster eines bedeutenden Ansehens, spielte eine hervorragende und im hohen Grade anerkennenswerte Rolle in der Geschichte Rußlands und sammelte ungeheure Reichtümer. Als Katharina II. im Jahre 1764 alle Klostergüter einzog, „damit", wie der alte Blasius sagt,[1] „die frommen Mönche nur für den Himmel zu sorgen hätten", da besaß das Kloster 106,000 Leibeigene. Auch gegenwärtig „noch betragen seine jährlichen Revenuen zwischen 500,000—800,000 Rubel, die aber vielfach für wohlthätige Zwecke aufgehen". Die Verfasserin schildert uns ausführlich das Kloster und gibt auch manchen interessanten Bericht über das russische Klosterleben überhaupt. Es existieren gegenwärtig nach den Aussagen eines Mönches

[1] Blasius, „Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840—41". 2 Bände. Braunschweig 1844. Bd. I. S. 114. Ein geistvolles und reichhaltiges Werk, wertvoll für die Naturkunde Rußlands, in neuester Zeit leider nur wenig beachtet.

in Rußland 480 Männer- und 118 Frauenklöster — Zahlen, die von den sonstigen Angaben abweichen. Es dürfen keine neuen Klöster mehr gegründet werden. Im Troizkij-Kloster leben jetzt 500 Menschen, von denen 200 Mönche sind, die übrigen 300 sind Weltpriester, Zöglinge, Diener, Arbeiter und solche Vereinzelte, die sich auf einige Jahre in ein Kloster begeben, um dann wieder in die Welt zurückzukehren. „Außerdem befindet sich im Kloster eine Schule, in welcher 100 Knaben aus den umliegenden Gemeinden ihre Erziehung erhalten. Von Interesse war der Besuch in der Malerschule, in welcher, abgesehen von einigen rühmlichen Ausnahmen, zumeist nur die schablonenmäßigen „korsunischen Heiligenbilder" gemalt werden, auf welchen die Gestalten vergoldete Gewänder haben und nur Köpfe und Hände, allenfalls noch Füße gemalt werden; der Ausdruck der Figuren ist ein steifer und ascetischer. Dieser Archaismus in den Heiligenbildern erklärt sich daraus, daß einst die Prediger des Christentums, um Verwirrung zu vermeiden, für die einzelnen Heiligen ganz bestimmte, sich immer wiederholende Typen ausgewählt hatten. Das Volk aber hat nun im Laufe der Zeit die konventionellen Typen so lieb gewonnen, daß es keine anderen Heiligenbilder haben will. Immerhin finden sich in letzter Zeit Heiligenbilder verbreitet, die in rein künstlicher, von der Tradition mehr oder weniger abgelöster Form gezeichnet sind. Dem Kloster schließt sich eine der geistlichen Akademien an, deren es bloß vier in ganz Rußland gibt (in St. Petersburg, Kiew, Kasan, Troizkij-Kloster). Es sind das die höchsten geistlichen Schulen, denn in Rußland gibt's an den Universitäten keine theologische Fakultät. Zur Priesterweihe ist der Besuch einer Akademie nicht notwendig; es genügt die Vollendung eines Seminarkursus und die Erlangung der ersten oder zweiten Note beim Schlußexamen; aus den minder glücklichen Schülern rekrutiert sich der niedere Klerus. Der Unterricht in dem Seminar geschieht nach einem außerordentlich komplizierten Programm. Die Resultate desselben sind jedoch, trotz aller Anstrengung und Fürsorge von Seiten der oberen Schulbehörden, sehr gering. Dem Erfolge der Priesterthätigkeit unter dem Volke steht noch ein anderes Hindernis entgegen: die elende materielle Lage der Priester, die auf ein außerordentlich geringes Gehalt und auf die Nebeneinkünfte, die ihnen ihr Amt auf diese oder jene Weise einzubringen vermag, angewiesen sind.

Nach einem Ausflug in den 2—3 Km. von der Lawra entfernten „Sskit", der Einsiedelei, und nach den Katakomben verließen unsere Reisenden das Kloster. Die Bahn führte nunmehr durch das industriereiche Gouvernement Wladimir und ferner durch das wohlhabende und durch seine Webereien und Spinnereien bekannte Gouvernement Jaroslaw. Bald war Rostow erreicht, eine der ältesten Städte Rußlands, welches eine tausendjährige und wechselreiche Geschichte hinter sich hat und manche Altertümer aufweist. Berühmt ist die Stadt durch ihre wunderbar harmonisch zusammenklingenden Kirchenglocken. Nach zwei Stunden trafen die Reisenden in Jaroslaw ein, das einen lebhaften Handel, Industrie und zahlreiche Bildungsanstalten besitzt und Sitz eines Erzbischofs ist. Die Stadt hat viele Kirchen, unter denen manche sehr hübsch sind, gewährt aber namentlich von der Wolga aus bei der Fahrt auf dem Dampfschiff einen wunderbaren Anblick. In Jaroslaw verließen unsere Reisenden die Eisenbahn, um nun mit dem Dampfschiff bis Nischni-Nowgorod zu gelangen. Das „Mütterchen" Wolga, wie das Volk seine Ernährerin nennt, wird von der Verfasserin genau besprochen, und zwar in physikalischer und in wirtschaftlicher Beziehung; auch die historische Bedeutung des mächtigen Stromes und die Ethnographie des Wolgagebietes kommen zur Erwähnung. Aber selbst der ermüdenden, langwierigen und in diesen Gegenden namentlich für einen Westeuropäer, der seine Rheinfahrt hinter sich hat, nur wenig interessanten Wolgafahrt versteht die Verfasserin einen gewissen Reiz abzugewinnen. Sie nimmt mit gutem Humor den leidigen Umstand auf, daß ihre Wolgafahrt in die Zeit des sog. „Sspads" (Fallen der Flüsse) fällt; die Tiefe der Wolga wechselte zwischen 4—10 Fuß, man konnte sich darum nur mit großer Vorsicht vorwärts bewegen und blieb dennoch beständig stecken, ja die Reisenden sahen sich schließlich genötigt, vor Balachna ein anderes Dampfschiff mit geringerem Tiefgang zu besteigen, um nur vorwärts zu gelangen. Bemerkenswert ist's, daß der Wasserstand der Wolga, dieses wichtigsten Stromes für das europäische Rußland, nicht nur periodisch abnimmt, sondern eine ständige Abnahme des Wasserreichtums zeigt. Treffend und nicht ohne Komik sind die Zeichnungen, die uns die Verfasserin von dem immerhin recht bequemen Dampfschiffsleben entwirft, von den Reisegenossen, von denen nur zwei nicht in Geschäften reisten, und von den Städten. Kostroma „zeichnet sich durch eine Unzahl Kirchen und eine im Verhältnis zur Einwohnerzahl große Ausdehnung aus"; das Städtchen Kineschma „hat mit seinen vielen buntkuppeligen Kirchen und pyramidalen Kirchtürmen wieder ganz den Charakter der bisher passierten Wolgastädte, welche, einzig in ihrer Art und mit nichts früher Gesehenem vergleichbar, vielleicht noch am ehesten indischen Anklang verraten"; Balachna fällt „durch die überaus geschmacklos bunten Kirchen auf. Eine derselben war rosa angestrichen und hatte grüne Kuppeln, eine andere weißen Mauerbewurf und dazu blaue Kuppeln; die meisten zeigten die übliche Farbenzusammenstellung: weiße Wände und grüne Dächer". Die zahlreichen Kirchen führen unsere Verfasserin auf einige interessante Bemerkungen über das Entstehen dieser Kirchen, deren Bau vielfach durch die von „Kirchensammlern" zusammengebrachten Spenden ermöglicht wird. Diese Sammler sind nicht bloß Mönche und Nonnen, sondern oft Laien, die, um ein gottgefälliges Werk auszuführen, zu Fuß, baarhaupt und allen Unbilden der Jahreszeit ausgesetzt, von Ort zu Ort wandern und die Gläubigen um Beisteuer

für einen neuen Kirchenbau oder für die Reparatur einer alten Kirche ansprechen. Vorzüglich charakterisiert einen solchen Sammler der berühmte russische Dichter Nekrassow in seinem „Wlass", aus welchem die Verfasserin einige Strophen zitiert, und zwar vermutlich in eigener wohlgelungener Uebersetzung, wenigstens findet sich nicht der Name des Uebersetzers verzeichnet, den die Verfasserin sonst an anderen Stellen, wo sie ihre Schilderungen durch poetische Bilder belebt, nicht unerwähnt läßt. Von tiefer Bedeutung und für eine schöne Objektivität sprechend, sind die Bemerkungen der Verfasserin darüber, daß diese Sammelsitte, „so schön sie nun an und für sich ist und so ehrend für das Volk", doch ihre „nicht zu leugnende Schattenseite" hat. Tausende führen dabei ein unstetes Leben — in St. Petersburg z. B. erscheinen jährlich über 400 Sammler — und wer je den Reiz des Wanderlebens gekostet hat, tritt nicht so leicht wieder in das alte Leben zurück; übrigens sind die Sammler zumeist Personen von vorgeschrittenem Alter.

Die für die Wolga einst so charakteristischen Figuren, die Burlaken, die die Boote und Barken auf der Wolga vom Ufer aus an Seilen schleppen, beginnen zu verschwinden; sie werden durch die kleinen Schleppdampfer ersetzt, die schneller und billiger arbeiten. Die Burlaken bilden zumeist Artele, Arbeitergenossenschaften, für welche der Russe überhaupt viel Sinn zeigt und die auf der Basis strenger Rechtlichkeit und gegenseitigen Vertrauens beruhen.

Die vielen müßigen Stunden, die sich bei der Wolgareise darboten, benutzte Verfasserin zu Studien über den geologischen Aufbau der steilen Wolga-Ufer, in dessen Schilderung sie sich hauptsächlich auf das Murchison'sche Werk stützt.

Nischni-Nowgorod, der Punkt, welchem die „über Gebühr verlängerte" Wolgafahrt galt, die vieltürmige und hochgelegene Stadt, die sich schon aus der Ferne in vollem Sonnenschein den erwartungsvollen Blicken der Reisenden zeigte, gewährte einen schönen Anblick. Wenn die Jahreszeit zur Wolgafahrt auch nicht gerade günstig sein mochte, so war das für den Besuch von Nischni-Nowgorod der einzig günstige Moment im Laufe des Jahres. Unsere Reisenden trafen gerade zu dem berühmten und so vielfach in den verschiedentlichsten Sprachen beschriebenen Nischegoroder Jahrmarkt ein und hatten reichliche Gelegenheit, das großartige Bild, das diese Messe, die bedeutendste von Osteuropa, gewährt, und das bunte Gemisch von Europäern und Asiaten, das sich hier zusammenfindet, zu studieren. Wir müssen leider von einer Reproduktion der Schilderungen, die uns die Verfasserin über das eigentümliche Leben und Treiben auf der Nischegoroder Messe und über die Bedeutung derselben liefert, abstehen; um so ausführlicher aber dürfen wir auf diejenigen Ideen und Schlüsse eintreten, die die weitblickende Verfasserin an das Material knüpft, das ihr die Messe bietet. „Sollte ein nichtrussischer Europäer nicht früher schon irgendwo Gelegenheit gehabt haben, sich von der Präponderanz Rußlands in Zentralasien zu überzeugen, so wird ihm diese auf der Nischni-Nowgoroder Messe zum erstenmal klar werden und dieser erste Eindruck kann durch einen nachfolgenden Besuch bei den asiatischen Nomaden nur seine Bestätigung finden." Diese Worte unseres Autors begründen einige weitere Folgerungen über die Kolonisationsfähigkeit der Russen und das Vorschreiten der Russen in Zentralasien. Bemerkenswert ist es jedenfalls, daß die Tataren, Kirgisen, Kaukasier, Bucharen, nichtrussische Armenier, Perser, Hindu, die in Nischni-Nowgorod zur Zeit der Messe zusammenströmen, geläufig Russisch sprechen; das Russische fängt an, die Verkehrssprache in Zentralasien zu werden, (wenngleich noch immer nicht in dem Maß, wie das dem Besucher von Zentralasien lieb sein dürfte), die russischen Waren finden nach und nach eine immer bedeutendere Verbreitung, nicht nur in Zentralasien, sondern auch in China, in Persien und in der Türkei. Interessant sind, wie wir das gelegentlich bemerken wollen, die geradezu frappanten Belege, die Dr. Jawarskij in seinem zweibändigen russischen Werke „Reise der russischen Gesandtschaft in Buchara und in Afghanistan" St. Petersburg 1883 (erscheint demnächst in deutscher Uebersetzung bei H. Costenoble-Jena) für die Verbreitung russischer Produkte auf den angeblich von englischen Waren beherrschten afghanischen Märkten liefert. Verfasserin sieht überhaupt eine Lebensfrage für Rußland in einem ungeschmälerten Absatzgebiete in Asien und hofft, daß Rußland mit seinem stetig anwachsenden Handel und seiner sich so mächtig entfaltenden Industrie selbst in Ostasien siegreich mit den Engländer zu konkurrieren imstande sein wird. Durchaus richtig urteilt die Verfasserin über die Kolonisationsfähigkeit des Russen, „dieses Modells eines Kolonisten". Neben der Ausdauer und Zähigkeit, durch welche sich der Russe auszeichnet, sind es hauptsächlich seine Charaktereigenschaften, die ihn zum geborenen Kolonisten machen.

Wir können uns nicht enthalten, die trefflichen Worte der Verfasserin zu zitieren, in denen sie eine Parallele zwischen den bewährten Kolonisten, den Engländern, und den Russen zieht: „Im Charakter des großrussischen, nicht des kleinrussischen Bauern, liegt der Vorteil, den der einzelne Russe als kolonisierendes Element vor allen anderen Nationen, z. B. den Engländern, voraus hat; denn während der Engländer durch sein schroffes, auf sich zurückgezogenes individuelles Wesen dem Eingeborenen gegenüber wohl beherrschend, aber nie anziehend wirken kann, wird der freundliche und friedliche Russe, mittels seiner leutseligeren, lebhafteren, gefälligeren Natur und seiner in dieser Beziehung unbezahlbaren Gabe, sich in die Eigentümlichkeiten anderer Völker hineinfinden zu können, sich selbst vielleicht unbewußt die Herzen der von ihm in seinem neuen Wohnsitz vorgefundenen Volksstämme erobern". Allerdings hat diese unvergleichliche Anpassungsfähigkeit auch ihre fatale Seiten, was wohl zu merken ist, wir brauchen ja nur auf die Baschkirisch und Kirgisisch redenden Kosaken im Osten von

Rußland hinzuweisen, auf die Jakutisch redenden und schamanisierenden Russen in Ostsibirien u. dgl. m.

Die Stadt Nischni-Nowgorod bietet allerdings manch Interessantes, worauf wir jedoch hier nicht näher eintreten können. Diese Stadt ist auch der Geburtsort zweier berühmter Männer: des Vaterlandsverteidigers und Volkshelden von 1611—12, Minin, der von hier aus sein Volk zu einem Kampf gegen die das Land überschwemmenden Polen und Kosaken anzufeuern wußte, und des vielgeschmähten, aber für die geistige Entwickelung Rußlands so bedeutungsvollen Kritikers, wir dürfen wohl sagen Ethikers, Dobroljubow. Im wohlthuenden Gegensatze zu der häßlichen und durchaus oberflächlichen Beurteilung, die dieser hervorragende Mann mit vielen anderen von der Hand des in den Hofsphären allerdings wohlbewanderten Verfassers der „Aus der St. Petersburger Gesellschaft“ [1] zu erleiden gehabt, finden wir hier eine durchaus objektive und richtige Charakteristik dieses Schriftstellers, der seiner Tendenz nach unserer Verfasserin doch wohl entschieden unsympatisch sein mochte. Zu den Bemerkungen der Verfasserin über den „Ssowremennick“, die Zeitschrift, in welcher sich seinerzeit die besten litterarischen Kräfte und gleichzeitig die politisch vorgeschrittensten und extremsten Elemente Rußlands konzentrierten und deren Mitarbeiter auch Dobroljubow war, möchten wir noch hinzufügen, daß die Verfasserin unter all den angeführten Namen der hervorragenden Mitarbeiter die Hauptstütze dieser Zeitschrift nicht namhaft gemacht hat, den unglücklichen Tschernischeffskij, der, ganz abgesehen von seiner politischen Tendenz, als Gelehrter jedenfalls der hervorragendste Nationalökonom Rußlands war. Die Worte, in denen die Verfasserin von dem Eingehen der Zeitschrift spricht, lassen bei den Uneingeweihten den Gedanken aufkommen, daß der „Ssowremennick“ aus Mangel an Beteiligung von Seiten des Publikums eingegangen ist, währenddem die Zeitschrift unterdrückt wurde.

Von Nischni-Nowgorod aus begaben sich unsere Reisenden mit der Eisenbahn nach Moskau zurück, wobei sie das Gouvernement Wladimir zu passieren hatten. Dieses Gouvernement liefert unter anderem das größte Kontingent zu den ganz Rußland durchziehenden Hausierern. Diese gegenwärtig immer mehr und mehr vor dem geregelten Verkehr und dem Großhandel verschwindenden „Koroběïniki“ werden uns in charakteristischer Weise von dem Dichter Nekrassow in dem „Koroběïniki“ betitelten größeren Gedicht geschildert, aus welchem uns die Verfasserin einen hübsch übersetzten Passus bietet. Der zweite Besuch in Moskau führte unsere Verfasserin bei ihrem Suchen nach einer katholischen Kirche mit einer antideutsch gesinnten Französin zusammen. Bei diesem Anlaß kommt die Verfasserin auf den Deutschenhaß der Russen zu reden, den sie allenfalls nur für gewisse „sehr kleine Kreise“ gelten lassen will, wobei sie sich nicht bloß auf ihre eigenen Erfahrungen, sondern auch auf litterarische Quellen und persönliche Erkundigungen stützt. Wir stimmen mit der Verfasserin darin völlig überein, daß der sogenannte Deutschenhaß vielfach künstlich hervorgerufen wurde, ja in bestimmten Kreisen beruht dieser Haß sogar auf rein privaten Motiven des Neides und Eigennutzes; indessen ist es nicht zu verhehlen, daß die Russen keinerlei besondere Sympathie den Deutschen gegenüber hegen und daß sie sich, wovon Referent sich persönlich im Jahre 1870 in Rußland überzeugen konnte, ihrem Naturell nach weit mehr zu den Franzosen als zu den Deutschen hingezogen fühlen. Die Strecke von Moskau bis St. Petersburg, die „in einem trefflichen Schlafwaggon“ zurückgelegt werden kann, bietet für den Touristen wenig Interesse; nicht so für den Kenner des russischen Reiches, denn unsere Verfasserin knüpft z. B. an die Wälder des Gouvernements Nowgorod eine eingehende Schilderung der Waldreichtümer und der Forstwirtschaft Rußlands und schildert uns nach Barbot de Marny und Murchison die geologischen Verhältnisse auf der Strecke von Moskau bis St. Petersburg.

(Fortsetzung folgt.)

[1] „Aus der St. Petersburger Gesellschaft.“ Leipzig, 1873. S. 241.

Dr. Güßfeldt's Reisen in den Andes.

Die Ergebnisse von Dr. Paul Güßfeldt's Reisen in den centralen Andes von Chile und Argentinien sind vor kurzem der Berliner Akademie der Wissenschaften mitgeteilt worden, und der Reisende hat zugleich der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London einen kurzen Auszug seines vorläufigen Berichtes übersandt, welcher in den „Verhandlungen“ derselben abgedruckt wurde, denen wir das Nachstehende entnehmen. Dr. Güßfeldt's Forschungen erstrecken sich vom November 1882 bis März 1883 über die wilde Hochgebirgsregion, welche den Aconcagua enthält, den höchsten bekannten Punkt des amerikanischen Kontinents, zwischen dem 32. und 35.° s. Br., der im Osten von den argentinischen Pampas, im Westen vom Stillen Ozean begrenzt wird. Für wissenschaftliche Zwecke war dies praktisch eine Pionierreise, da das Land nur in seinen niedrigeren Erhebungen oder längs der schmalen Saumpfade für Maultiere bekannt ist. Güßfeldt war durch seine Wanderungen und Erfahrungen in den europäischen Alpen schon an Bergbesteigungen gewöhnt und während seiner Reisen im nördlichen und äquatorialen Afrika mit dem Gebrauch wissenschaftlicher Instrumente vertraut geworden, und so vermochte er sich schon die tägliche allgemeine Aufgabe zu stellen, die großen orographischen und landschaftlichen Züge, die Gletscher-Erscheinungen und -Bildungen über der Schneegrenze, den Charakter der Vegetation und der Felsenverwitterung zu beobachten, sowie auch sich die besondere Verpflichtung

aufzuerlegen, die Meereshöhen aufzunehmen und die Lage der einzelnen Oertlichkeiten astronomisch zu bestimmen, zu welchem Behuf er mit neunzehn Instrumenten von verschiedener erprobter Beschaffenheit versehen war. Die zentralen chilenisch-argentinischen Andes, welche zum Nachweis des Einflusses klimatischer und meteorologischer Faktoren in der Modifikation der Gestaltung der Erdoberfläche ganz besonders geeignet sind, werden von Dr. Güßfeldt geschildert als zwei parallele Ketten, denen auf der Seite des Stillen Ozeans noch ein Küstengebirge vorliegt. Die westliche Kette ist die eigentliche wahre Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean; die östliche ist an vielen Stellen durchbrochen durch die Gewässer, welche in dem großen Trog zwischen den beiden Ketten entspringen. Dieser Trog hat keine deutlich erkennbare Thalbildung, denn es finden sich nur in Zwischenräumen Spuren einer Längendepression, welche beständig durch Querriegel und Höhen unterbrochen wird. Dieser Trog oder dieses Becken ist vom höchsten orographischen Interesse und liefert ein noch zu lösendes Problem. Er ist ungefähr 37 geogr. Ml. lang und gänzlich unbewohnt, hat eine mittlere Meereshöhe von mehr als 9800 F rheinl., und wird nur an wenigen Stellen von Saumpfaden für Maultiere überquert; er bietet in seiner Längenachse solche Schwierigkeiten des Bereisens dar, daß kaum sehr geübte Bergbesteiger mit denselben ringen könnten, — Schwierigkeiten, welche noch durch die unerläßlichen Maultier-Karawanen überwunden werden müssen. Zu diesen Hindernissen gesellt sich noch der außerordentliche Mangel an Oertlichkeiten, wo man sich Lebensmittel verschaffen kann, und der Umstand, daß sich kaum drei Monate im Jahr für Forschungen daselbst eignen. Dr. Güßfeldt ist der Ansicht, daß für eine gründliche Erforschung dieser Region die einheimischen Führer zwar dienlich, allein durchaus nicht hinreichend sind. Ohne europäische Alpenführer ist der Reisende dort wie ein Mensch in Ketten und vermag nur als Ausnahme jene panoramischen Gipfel zu erreichen, welche ihm die zu seinem Unternehmen wesentlichen Ausblicke und Aussichten darbieten. Aus seinen Bemerkungen geht deutlich hervor, daß selbst unter den erfahrenen Schweizerführern eine sorgfältige Auswahl für diesen Zweck getroffen werden müßte. (Herrn Ed. Whympers Erfolge haben jedoch bewiesen, daß man hinreichend tüchtige und erfahrene Leute bekommen kann.) Die äußeren Flanken sind ebenso kompliziert, und ein sehr charakteristischer Zug in dem Aufbau der hauptsächlichsten Thäler wird bezeichnet durch den Ausdruck cajon, Kasten, Kiste, welcher anstatt des gewöhnlichen Wortes valle, Thal, auf sie angewendet wird, denn jedes ist gleichsam ein Becken mit geraden Seiten und hat eine von ewigem Eise begrenzte Vegetationszone. Diese Thalseiten bestehen aus Abhängen von Rollsteinen und erratischen Blöcken und aus Wänden von zu Tage streichenden Felsen, welch letztere gewöhnlich deutliche Spuren von Schichtung oder Bankbildung zeigen und das Aussehen von vorspringenden und beinahe horizontalen Bändern darbieten, welche durch ihre verschiedenartige Färbung noch augenfälliger gemacht werden. Die Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Färbungen des Bodens und des Gesteins sind in der That materielle Punkte in der Landschaft, da der Pflanzenwuchs zwar an manchen Stellen von großer Ueppigkeit, aber im ganzen sehr unregelmäßig verteilt ist, und zwar in solcher Ausdehnung, daß man Gürtel und nicht blos Linien der Flora unterscheiden kann. Auch die Schneegrenze läßt sich nicht so streng bestimmen, und ebenso, aus demselben Grunde, auch nicht die Anzahl der Faktoren und örtlicher Einflüsse.

An den vier Punkten, wo Dr. Güßfeldt die Wasserscheide überschritt, erhielt er die nachstehenden Meereshöhen: Atravieso de la Leña 13,474 Fuß, Paso del Maipo 11,394 Fuß, Cumbre Iglesia 12,303 Fuß (auf dem Weg nach Uspallata) und Boquete del Valle Hermoso 11,696 Fuß. Die Kammlinie zwischen diesen Höhen erreichte nach seiner Schätzung über 19,600 Fuß. Die Pässe der zweiten Kette erreichen ähnliche Höhen (13,779 Fuß, 12270 und 9494 Fuß). Die höchsten Erhebungen sind in der Nähe des Valle Hermoso, weder auf dem östlichen noch auf dem westlichen Hauptzug der Cordillere, sondern anscheinend auf den Seitenausläufern der westlichen Hauptkette. Das Gebirgsland welches die nördliche Seite des Valle Hermoso bildet, umfaßt das Ramada-Gebirge mit Gipfeln von 19,685 Fuß und dem höchsten von 21,040 Fuß. Der große Vulkan Aconcagua endlich erreicht 22,867 Fuß in der Nähe des Anfangs des Valle Hermoso.

Die Gletscherdecke, die die zentralen chilenisch-argentinischen Andes überlagert, ist als ein Ganzes von unserem alpinen Typus ganz verschieden. Dies ist vielleicht weniger von der Menge des Niederschlags als von dem Bau der höchsten Punkte abzuleiten, welcher für die Ansammlung großer, Gletscher-bildender Schneemassen ungünstig ist. Ebenso spielt ohne Zweifel der Wind eine sehr wichtige Rolle im Davonführen des gefallenen Schnees, denn jedenfalls ist die Nordwestseite des Aconcagua bis auf einen Gürtel zwischen 19,685 und 21,653 Fuß ganz schneefrei, obwohl der Berg dort trogähnlich aufgebaut ist und dem Schnee guten Halt bieten würde. Anderswo fehlen die für die Zurückhaltung des Eises günstigen Bedingungen der Lage und Neigung in merkwürdiger Weise, und die Kanäle und Mulden, welche zu Aufnahme und Festhalten ausgedehnter Gletscher geeignet wären, sind entweder klimatisch zu niedrig oder, wenn auch hoch genug, doch allzu stark geneigt. Die Schneelinie wird oft unterbrochen durch steil abstürzende, zwischen Felsmassen eingeklemmte Eisströme, welche weit über der Thalsohle endigen; und selbst da, wo ziemlich breite Kanäle in Verbindung stehen mit einem von ewigem Schnee bedeckten Abhang, verschwindet das zu Thal gehende Eis schon ehe es die Thalsohle erreicht. Dr. Güßfeldt entdeckte übrigens einen

Eisstrom, welcher eine merkwürdige Ausnahme von der allgemeinen Armut der Kette in dieser Hinsicht zu machen scheint: das obere Ende eines Seitenthals des Cachapual, der sogenannte Cajon de los Cipreses, ist von einem prächtigen, gegen 18 Km. langen Gletscher, dem sogenannten Ada-Gletscher, angefüllt. Das Eis hat seine Quelle in einem ungeheuren, über 15 Km. langen Schneebecken, das von zahlreichen untergeordneten Gletschern gespeist wird und von hohen Piks umgeben ist, unter denen der Gran Onorado, von 14,816 Fuß Höhe, der höchste ist. Das Eis tritt aus jenem Schneebecken in einem Eisfall von 8530 Fuß Länge und einer durchschnittlichen Neigung von 22° 15′. Unter dem Fall senkt sich die Zunge des Gletschers noch weitere 4265 Fuß das Thal hinab mit einer Neigung von 12° 45′ und endete (im Dezember 1882) in einer Meereshöhe von 6299 Fuß in einer Höhle, der Quelle des Flusses. Unterhalb des gegenwärtigen Endes des Gletschers aber findet man an den Schliffen und sonstigen Spuren der Eis- und Gletscherbildung an den Felsen, daß der Gletscher früher noch tiefer herabgereicht haben mußte. Eine Klippe, welche über 6000 m. von dem gegenwärtigen Gletscher entfernt ist, zeigt noch deutliche Schliffe und Gletscherspuren, und Dr. Güßfeldt's Begleiter wies einen augenfälligen, großen roten erratischen Block als das Merkzeichen des Punktes nach, bis wohin noch vor 30 Jahren das Eis gereicht hatte und welcher nun 5676 Fuß von dem Ende des gegenwärtigen Gletschers entfernt ist.

Die höchsten Gipfel weisen nur selten eine fortwährende Schneemütze auf, weil die dichte Bildung steiler Zacken beinahe überall den nackten glatten Fels herauskehrt. Auf die Weise sind Schneefelder mit Spalten und Schründen und zerklüftete Gletscher sehr gewöhnliche Erscheinungen, und Dr. Güßfeldt gedenkt ganz besonders einiger eigentümlichen Bildungen in der oberen Schneeregion, welche man dort zu Lande penitentes (Büßer oder Pilger) nennt, nämlich höchst seltsame Eisgestalten, welche so gemodelt sind, als wären sie durch Einwirkung einer starken Sonnenhitze aus den Schneekämmen entstanden, die zwischen parallelen Wänden, durch starke über die Oberfläche hinwehende Winde verursacht werden. Diese Eisgestalten sind bisweilen so hoch, daß sich ein Reiter zwischen denselben verbergen kann, wie in dem hohen Gras einer afrikanischen Savanne. Man kann sie in verschiedenen Stadien sehen, und zwar am stärksten entwickelt in den Gründen hoher Schneethäler, in einer Zone von 11,483 bis zu 13,779 Fuß; sie kommen aber auch auf ungefurchten Schneeabhängen vor. Was die Schneegrenze betrifft, so wird sie zwischen dem 32.° und 33.° s. Br. auf 13,779 Fuß, unter dem 34.° s. Br. auf 11,483 und weiter südlich auf 13,123 Fuß geschätzt, und sie ist ohne Frage zwischen dem 32.° und 35.° niedriger als in anderen Teilen der Andes.

Von Dr. Güßfeldt's Tabellen über astronomische Positionen, barometrische Ablesungen, trigonometrische und magnetische Beobachtungen ꝛc., welche sehr zahlreich sind, läßt sich kein Auszug geben; ein spezieller Abschnitt ist der Messung des Aconcagua gewidmet, des höchsten Gipfels, dessen Lage angegeben wird als unter 69° 59′ 5″ w. L. und 32° 39′ s. Br., mit einer Meereshöhe von 22,867 Fuß. Dr. Güßfeldt erörtert die Frage von der Wirkung der verdünnten Luft auf den menschlichen Organismus in großen Höhen und tritt nach seinen eigenen Erfahrungen der kürzlich von uns angeführten Ansicht des Mr. Graham bei, welche dieser in seiner jüngsten Schilderung seiner Himálaya-Besteigungen ausspricht. Güßfeldt und sein Gehülfe erstiegen auf dem Aconcagua eine Höhe von 21,000 Fuß und waren selbst in dieser Höhe noch imstande, mit ihren wissenschaftlichen Instrumenten zu arbeiten, obwohl sie aus Angst und Mangel an Schlaf sich keines vollen Wohlbefindens erfreuten; ihre Lungen wurden durch die Anstrengung des Sprechens physisch erschöpft, aber es floß ihnen kein Blut aus Nase und Ohren. Er sagt, der sogenannten „Puna" könne man durch geistige Anstrengung und Vertrauen widerstehen, indem ihre einzigen Wirkungen auf gut trainierte Individuen nur diejenigen einer vermehrten Lungenthätigkeit seien; jeder, welcher noch wie er in einer Höhe von 21,030 Fuß arbeiten könne, würde auch imstande sein, den Gipfel des Aconcagua zu erreichen, wo das Verhältnis des Sauerstoffs nur um $6^2/_3$% geringer ist als in jener Höhe.

Die zahlreichen gesammelten Pflanzen werden von Professor Aschersohn in Kürze analysiert, die Mineralien (welche die vulkanische Beschaffenheit des Aconcagua erhärten) sollen von Herrn Justus Roth besonders behandelt werden. (Proceed. of the R. G. S.)

Korea.

(Fortsetzung.)

Von einer dritten Expedition berichtet Griffis nur mit Worten des Unwillens und Spottes; es ist die unter Führung des Deutschen Ernst Oppert gemeinsam mit einem französischen Priester und einem amerikanischen Konsulatsdolmetscher auf einem gemieteten Dampfer im Jahre 1867 von China aus unternommene Expedition. Von seiner Seite und von Seiten amerikanischer Konsulatsbeamten (deren Berichte Griffis zitiert) wird die Unternehmung Opperts so dargestellt, als sei es dabei bloß auf die Beraubung einer koreanischen Königsgruft, worin man Schätze vermutet habe, abgesehen gewesen — eine Absicht, die indes glücklicherweise nicht gelungen sei.

Die Isolierung Korea's war auf die Dauer nicht länger haltbar, nachdem China und Japan sich dem Welthandel erschlossen hatten und Rußland Korea dicht auf den Leib gerückt war und die Versuche der fremden Seemächte, Korea aus seiner Vereinsamung zu locken, immer

häufiger wurden. Was den letzteren erst später gelang, gelang zuerst dem einst so koreafeindlichen Japan. Als in Japan nach 1868 die neue Kulturära anbrach, regte sich dort auch die Idee, die gelockerten Beziehungen mit der Nachbarhalbinsel wieder anzuknüpfen. In Seoul war man, so lange der Regent Tai-wen-kun seine grausame und fremdenfeindliche Herrschaft führte, für alle Annäherungsversuche unzugänglich. Das änderte sich 1873 mit der Thronbesteigung des Sohnes des vorigen, eines den fortschrittlichen Ideen ergebenen intelligenten jungen Mannes, der von seiner Frau in seinen völkerfreundlichen Bestrebungen lebhaft unterstützt wurde. Im Jahre 1875 bot sich Japan eine willkommene Gelegenheit dar, einen starken Druck in Seoul auszuüben. Es war von koreanischen Soldaten vor der Mündung des Hanflusses auf die Mannschaft eines japanischen Kriegsschiffes geschossen worden. Die Japanesen rächten sich auf der Stelle durch Erstürmung eines koreanischen Forts; in der japanischen Hauptstadt beschloß man aber den Vorfall weiter auszunützen. Eine japanische Flotte erschien vor der Mündung des Hanflusses, um der Aufforderung an die koreanische Regierung, einen Freundschaftsvertrag zu schließen, Nachdruck zu geben. Wenige Tage nachher, am 27. Februar 1876, kam der Vertrag, der dem japanischen Handel den koreanischen Markt erschloß, während Korea als unabhängiger Staat anerkannt wurde, zu stande. Von Peking aus hatte es Korea an der Ermunterung, einen solchen Vertrag mit Japan zu schließen, nicht gefehlt. Seit dem Andrängen Rußlands verfolgt China die Politik, aus Korea ein antirussisches Bollwerk zu machen. China war auch die erste Macht, welche die Absicht Nordamerika's, dem Beispiel Japan's zu folgen, lebhaft unterstützte. Es förderte in Seoul die Allianz zwischen Korea und den Vereinigten Staaten, „weil Amerika der natürliche Freund der asiatischen Völker sei". Der amerikanischen Regierung gelang es auch wirklich zuerst unter den modernen Kulturmächten (im Sommer 1882), einen Handelsvertrag mit Korea zu schließen. England und Deutschland erreichten dasselbe bald hinterher. Die Wut der fremdenfeindlichen Partei am Hofe in Seoul, deren Führer der frühere Regent war, erreichte jetzt ihren Höhepunkt. Schon zu Anfang des Jahres 1882 hatte die Regierung eine Verschwörung von dieser Seite im Keime erstickt; als aber im Laufe des Jahres wegen großer Dürre die Reisernte fehlschlug und ein Notstand eintrat, wurde das Volk gegen den König und seine Räte als diejenigen, die durch ihre frevelhafte Politik den Zorn der koreanischen Götter auf das Volk herabbeschworen hatten, aufgehetzt. Ein Aufstand brach in Seoul aus, in welchem dem König nach dem Leben getrachtet ward, die Königin, der Thronerbe, die Häupter der Fortschrittspartei, sowie mehrere Mitglieder der japanesischen Gesandtschaft ermordet wurden. Die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft konnten sich nur mit genauer Not über die Hafenstadt Inchiun in Sicherheit bringen. Japan und China schritten sofort ein; das erstere erlangte eine volle Genugthuung und erhielt die Erlaubnis, seine Gesandtschaft durch eine eigene Militärwache beschützen zu lassen; der chinesische Gesandte in Seoul rief 3000 Mann chinesischer Truppen herbei und ließ den verräterischen Tai-wen-kun über die Grenze schaffen und nach Tientsin bringen, wo der chinesische Vizekönig Li Hung Chang, der Hauptbeförderer der Fortschrittspolitik in Korea, für seine fernere Unschädlichkeit Sorge tragen wird.

II.

Nach Vorausschickung des die Geographie, die Geschichte und speziell die auswärtigen Beziehungen des Landes Betreffenden folgen wir dem Verfasser in das Gebiet der inneren staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse. Wir beginnen mit dem Staatsoberhaupt. Der König, dessen Titel Hap-mun ist, bewohnt in Seoul ein sehr weitläufig angelegtes Schloß, das von Wall und Graben umgeben ist. In demselben wohnen alle näheren Mitglieder der königlichen Familie. 30 Pagen stehen dem König Tag und Nacht zu Diensten. Die Königin, welche aus dem höchsten Adel des Landes gewählt wird, teilt die Gunst des Königs mit mehreren Hundert Frauen des königlichen Harems, über welchen Eunnuchen wachen. Im Schloß befinden sich das Staatsarchiv und die Bibliothek, welche mehrere Tausende in chinesischer Schrift gedruckter Bücher enthält. Ein sehr wertvolles Buch des Archivs besteht aus Marmortafeln, in welche die Schrift eingegraben ist. Wenn die Königin ein Kind bekommt, verweilt sie in einem besonderen Schloßbau. An einem Tag im Jahr bewirtet die Königin im Schloß eine würdige, mindestens 80jährige Matrone niedriger Herkunft. Bei freudigen Landesereignissen werden alle Beamten über 70 und das gemeine Volk über 80 Jahre auf Kosten der Regierung bewirtet. Bei der Geburt des ersten Königssohnes werden Verbrecher begnadigt und eine allgemeine Feier veranstaltet. Die Prinzen dürfen an der Politik Anteil nehmen, das ist das Vorrecht des Adels. Der erstgeborene Königssohn ist nicht notwendig Kronprinz. Der König darf seinen Nachfolger nach Belieben in seiner männlichen Nachkommenschaft oder unter seinen Verwandten wählen. Seit der Gründung der heutigen Dynastie im Jahre 1392 waren 29 Könige auf dem Thron, unter welchen man wiederholt jüngere Söhne, Neffen und Vettern des Königs findet. Das Schloß ist von einer Militärwache besetzt, welche Posten ausstellt, die eine Losung erhalten. Der König zeigt sich nur selten; verläßt er das Schloß, so geschieht es immer in größerem Aufzug, von welchem das Volk in Kenntnis gesetzt wird. Wo der Zug vorbeikommt, müssen alle Thüren der Häuser geschlossen und die Fenster so verklebt werden, daß niemand auf den König herabsehen kann. Die Hausbewohner müssen vor der Thür mit dem Besen und Staubbrett in der Hand auf den Knieen liegen. Wer eine Bitte oder Beschwerde hat,

darf sie bei diesen Gelegenheiten vor den König bringen. Eine Vergnügungsreise des Königs gestaltet sich besonders feierlich. Gefolge und Leibwache bestehen dann aus mehreren Tausend Personen. Zwei königliche Sänften sind im Zug, in deren einer der König sich befindet. In welcher, das ist nur den höchsten Ministern bekannt. Eine eigene Art von brieflichem Verkehrsmittel kommt in solchen Zügen zur Anwendung. Bedarf es einer Mitteilung von einem zum andern Ende des Zuges, so wird dieselbe in einem Briefe vermittelst eines Pfeiles nach der gewünschten Stelle geschossen. Die ungefähr 14 Quadratfuß große Drachenfahne bildet den auffallendsten Gegenstand der Prozession.

Im Schlosse wird täglich nach Sonnenuntergang eine Glocke geläutet; sie kündigt die Polizeistunde an, nach welcher niemand mehr sein Haus verlassen darf. Nächtliche Spaziergänger laufen Gefahr, mit der Bastonnade auf die Fußsohlen bestraft zu werden. An einigen Festtagen ist die Polizeistunde aufgehoben, so am letzten und ersten Tag des Jahres, am 14. und 15. Tag des ersten Monats und am 15. August.

Der König unterhält enge Fühlung mit der Bevölkerung durch die bei Hofe angestellten Pagen, sowie durch Beamte, welche der König in alle Gegenden des Landes als Kundschafter ausschickt. Diese königlichen Kommissäre erkunden die Stimmung des Volkes und überwachen das Verhalten der Behörden. Sie heißen E-sa oder auch „Boten des dunkeln Weges". Zuweilen sind sie mit Vollmacht über Leben und Tod ausgerüstet. Auch diese Boten sind nicht frei von Ueberwachung; häufig folgt einem solchen unmittelbar ein zweiter, der den ersten zu beobachten hat. Diese Boten eröffnen die königlichen Befehle erst vor den Thoren der Stadt und reisen möglichst unkenntlich. Durch diese Spione wurde mancher christliche Koreaner von hohem Rang verraten und dem Tod ausgeliefert. Der koreanische Adel nimmt, wie zumeist in feudalen Verhältnissen, eine mächtige Stellung ein. Er herrscht mehr als der König, da er alle Aemter unter sich teilt. In Korea wechseln zwei große Parteien in der Herrschaft ab: Alt-Korea und Jung-Korea, die Konservativen und die Liberalen. Die Geschichte der Adelsgeschlechter ist reich an politischen Intriguen und Privatfehden. Die Blutrache, deren Leidenschaft sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, ist im Schwange. Sie fordert die Wiedervergeltung im strengsten und genauesten Strafmaß. Häufig hinterläßt ein Vater, der sich selbst nicht mehr rächen konnte, seinem Sohn einen Rock, den dieser Tag und Nacht so lange tragen muß, bis er den Vater gerächt hat. Ein solches Gewand wandert oft von Sohn auf Sohn bis es in Fetzen gegangen ist. Korea's Feudaladel muß erst politisch gebrochen werden, ehe das Land auf dem Wege der modernen Kultur rasch fortschreiten kann. Kenner des Landes meinen, daß wegen seiner längeren Abgeschlossenheit und seiner Bigotterie Korea nicht so rasch und verhältnismäßig leicht das mittelalterliche Joch von sich abschütteln werde als Japan es that.

Die koreanische Gesellschaftsordnung hat vieles gemein mit derjenigen unseres europäischen Mittelalters. Hier wie dort erhebt sich auf dem Lande der Feudaladel, teils über selbständige Bauern, teils über unfreie oder Leibeigene. Die Lage der letzteren ist indessen häufig eine bessere, als diejenige der freien, aber schwer bedrückten Bauern. Die Unfreien rekrutieren sich aus verschiedenen Richtungen; einmal sind es die in der Leibeigenschaft Geborenen oder solche, welche ihre Person verkaufen, oder solche, welche von ihren Eltern in teuren Zeiten oder wegen Schulden verkauft werden. Außerdem gibt es eine Art von Staatssklaven; nämlich meist die Familienangehörigen von hingerichteten Verbrechern, welche nach einem alten Gesetz zu Sklaven herabsinken und von den Beamten und selbst deren Dienern zu allen Dienstleistungen verwendet und nicht viel besser wie Tiere behandelt werden. Der städtische Gewerbestand ist durch seine Ausbildung des Zunft- und Gewerkvereinswesens zu größerer Selbständigkeit und in einzelnen Gewerben zu bedeutender Macht gelangt. Eine hervorragende Zunft ist z. B. die der Packträger, welche den Brief- und Warenverkehr im Lande vermitteln. Die Gewerkvereine stehen unter strenger Führung, so daß in einzelnen derselben dem Vorstand die Macht über Leben und Tod der Mitglieder gegeben ist. Dem König stehen die drei Chong, d. h. drei höchste Minister, in der Regierung zur Seite, unter welchen der Chen-kun der größte Würdenträger des Königsreichs ist, der im Falle der Minderjährigkeit oder sonstiger Verhinderung des Königs die Regentschaft führt. Unter den drei Ministern, welche den obersten Gerichtshof bilden, stehen sechs Fachminister mit deren Sekretären. Jede der acht Provinzen Korea's steht unter der Verwaltung eines Gouverneurs; die Stadtgemeinden sind in sechs Klassen eingeteilt und haben eine dem entsprechende Verwaltung. Obwohl der Theorie nach jedermann in Korea zu den Dienstprüfungen, welche der Ernennung als Beamter vorausgehen, Zutritt hat, so ist doch der Adel stets im Besitz der meisten der besseren Aemter. Die Beamten sind in Rangklassen eingeteilt; nur Beamte über der dritten Rangklasse dürfen seidene Gewänder tragen, die niedrigeren müssen sich mit Baumwolle begnügen. Eine gebräuchliche Bezeichnung für Beamte ist „Blaue Wolken" wegen ihrer blau getupften Kleider. Die Unterbeamten führen den Spottnamen „Krumme Rücken" wegen ihrer unterwürfigen Haltung, wenn sie mit einem Vorgesetzten sprechen. Die Bureaukratie in Korea scheint sehr anspruchsvoll zu sein, wofür sich das Volk durch allerlei Spott rächt. Wenn Magistratspersonen reisen, so geschieht es unter geräuschvollster Ankündigung ihrer Personen. Ihre Diener eilen ihnen voraus mit dem Rufe: „Chii wa! chii wa!" d. h. „Herunter von eurem Pferde!" Niemand darf es wagen, ihren Zug zu kreuzen oder aufzuhalten. Die Bureaukratie

legt dem Volk schwere Lasten auf; darum ist auch das koreanische Wörterbuch so reich an Ausdrücken für Sporteln, Steuern, Strafgeldern, Taxen. In dem Gerichtswesen findet noch die Tortur ausgiebige Anwendung. Viele Strafen, z. B. das öffentliche Herumführen der Uebelthäter unter Trommelschlag, erinnern an ähnliche Strafen im europäischen Mittelalter. In der Hauptstadt erscheint täglich eine Regierungszeitung mit amtlichen Nachrichten. Seoul ist der Hauptsitz der Bureaukratie. Nicht weniger als 3000 öffentliche Würdenträger sollen darin wohnen und nur 800 in allen übrigen Städten und Provinzen. Seoul ist in Korea, was Paris in Frankreich ist. Neben ihr ist alles andere „Provinz". Ein Provinziale von guten Sitten wird daher ein „Mann der Hauptstadt" genannt. In Korea ist das Paßwesen streng ausgebildet. Jedermann, ausgenommen die höchsten Adeligen, muß mit einem solchen versehen sein; je nach dem Stand sind die Pässe auf Stückchen Holz, Horn oder Bein geschrieben. Der Gemeindeverwaltung und den Gerichtsbehörden sind ihre Aufgaben dadurch sehr erleichtert, daß immer je fünf Häuser beziehungsweise Familien zusammen eine soziale und solidarisch verantwortliche Einheit bilden.

Korea erhielt seine Bildung von China. Die chinesische Philosophie fand etwa mit dem Beginn der christlichen Aera daselbst Eingang. Einer allerdings unverbürgten Ueberlieferung zufolge hat das Land schon vor 3000 Jahren die Kunst des Lesens und Schreibens besessen. Von Volkserziehung war indes nicht die Rede; vielmehr wurde die Bildung wie in den meisten übrigen asiatischen Ländern als ein Privilegium der höheren Stände betrachtet. Erst durch den Buddhismus wurde auch eine bessere Erziehung des niederen Volkes veranlaßt, denn zu seiner Verbreitung war sie ein unerläßliches Hülfsmittel. Eine geschriebene Sprache scheint erst seit dem 7. Jahrhundert zu bestehen. Doch enthält die koreanische Litteratur nichts nennenswertes, weil der Einfluß der schon längst zuvor fertig gewesenen chinesischen zu groß ist. In dieser sind die gebildeten Koreaner indessen sehr belesen. Söhne der besseren Stände holten sich von jeher ihre Bildung in China. Chinesisch ist überhaupt die ganze Kultur Korea's. Für Kandidaten des Staatsdienstes ist ein eigener Studiengang vorgeschrieben und sie haben bestimmte Prüfungen abzulegen, wobei drei verschiedene Grade verliehen werden, die entsprechend auch zur Ausfüllung höherer oder niederer Posten im Staatsdienste berechtigen. Das Unterrichtswesen steht unter dem Protektorat der Regierung. Die Lehrer sowie die Aspiranten für den Staatsdienst bilden eine besondere Klasse der Bevölkerung, in der Mitte stehend zwischen dem Adel und dem gewöhnlichen Volke. Es werden acht verschiedene Disziplinen in der Wissenschaft unterschieden. Die nunmehrige Hereinziehung Korea's in den Weltverkehr wird notwendig zur Folge haben, daß künftig auch fremdsprachliche Studien getrieben und europäische Lehrer angestellt werden.

Die Grundlage der Religion der Koreaner ist der Schamanismus. Unsichtbare Geister im Himmel wie auf Erden werden verehrt. Die Luft wird bevölkert gedacht von unsichtbaren Wesen. Am populärsten sind die Geister, deren Wohnsitz auf Hügeln gedacht wird. Dahin werden zahlreiche Wallfahrten wenigstens einmal jährlich veranstaltet. Die Verehrung der Abgeschiedenen macht einen wesentlichen Teil des koreanischen Kultus aus, der namentlich seit Confucius eifrig gepflegt wurde. Von dessen Lehren ist etwa seit dem 15. Jahrhundert das ganze Volk durchdrungen. Vom 4. bis 14. Jahrhundert während der Vorherrschaft des Buddhismus scheinen die Lehren des Confucius nur bei den gebildeteren Klassen Boden gefunden zu haben. Seit der gegenwärtigen Dynastie Korea's, d. h. seit dem 14. Jahrhundert, deckt sich die Religion Korea's mit derjenigen China's. Die Tempel sind gewöhnlich dieselben, wie man sie in China und Japan antrifft. Sie stehen meist auf Hügeln oder hohen Bergen und sind wie feste Schlösser anzusehen. Das Innere der Tempel ist ganz so eingerichtet, wie im übrigen buddhistischen Teil Asiens. Die Priesterschaft hat in Korea von jeher großen Einfluß nach allen Seiten hin gehabt, den sie nicht immer zu den besten Zwecken anwendete. Auch heute noch nehmen die Priester die höchsten Stellen im Staate ein. Im Zusammenhang mit der Lehre von der Seelenwanderung werden die Tiere ungemein geschont. Neuerdings hat die neue reformierte Sekte japanischer Buddhisten ihre Missionare nach Korea gesandt, um für ihre Sache Propaganda zu machen, und dies scheint mit viel Glück zu geschehen.

Die religiöse Anschauung der Koreaner, welche sich die Erde mit guten und bösen Geistern erfüllt denkt, hat die letzteren in allerhand symbolischen Tiergestalten verkörpert. Wie im europäischen Mittelalter der Vogel Greif, der Phönix und andere phantastische Tiergestalten solche Sinnbilder waren, so sind es in Korea vorzugsweise der Drache, die Schildkröte, der Phönix u. a. Ihre Bilder finden häufige Anwendung im Kunstgewerbe. Am meisten wird der Drache verehrt, dessen Gebiet in der Luft wie unter der Erde gedacht wird. Er ist das Sinnbild jeglicher Vollkommenheit; darum werden auch alle Gegenstände im täglichen Leben mit ihm verglichen. Die Schildkröte, deren eigentümliche Zeichnung auf dem Rücken von vornherein zu mystischen Vermutungen führen mußte, ist das Symbol langen Lebens, der Unsterblichkeit und Ausdauer. Der Phönix erscheint nur an oder in der Nähe der Erde bei der Geburt eines zukünftigen guten Regenten; er ist darum Symbol des Friedens und der Regierung, daneben aber auch der unwandelbaren Freundschaft und der ehelichen Treue. Neben diesen Hauptgestalten der koreanischen Mythologie werden noch verehrt der Löwe und zahllose Wesen in Fisch- oder Schlangengestalt. Auch Bäume werden für Wohnungen von Geistern angesehen und insbesondere werden die Schlangen gepflegt und verehrt als über das Haus wachende Wesen. Die Witterung wird

von all diesen Geistern nach Willkür verliehen. Eine symbolische, dabei aber auch furchtbar reale Bedeutung hat der Tiger im koreanischen Volksleben. Er ist dem Koreaner das Sinnbild der Macht und Kraft und darum erscheint er auch immer auf der Kriegsfahne. In früheren Zeiten wurde er sogar angebetet. Der Tiger ist der einzige größere Vierfüßler, der in Korea wild zu Hause ist. Er wird noch in den Wäldern und im Schnee des Nordens angetroffen. Er ist Gegenstand der höchsten Aufmerksamkeit der Koreaner nach jeder Seite hin. Davon legt auch eine Menge sprüchwörtlicher Redensarten Zeugnis ab, die auf ihn Bezug haben. Wie sehr er gefürchtet ist, mag unter anderem die unter den Chinesen übliche Redensart zeigen: Die Koreaner jagen den Tiger ein halb Jahr lang, und während der anderen Hälfte des Jahres jagt er sie. Seiner Körperbeschaffenheit nach unterscheidet er sich ziemlich vom indischen Tiger. Seine Haare sind wolliger und mehr weiß als orangefarbig. Selten wagt es einer allein, ihn zu jagen. Wenn er in einem Distrikt zu übel haust, wird von der Regierung aus eine allgemeine Jagd auf ihn veranstaltet. Sein Fleisch wird gegessen, aus seinen Knochen werden verschiedene Heilmittel bereitet. Der Schaden, den er an Menschenleben und Eigentum anrichtet, ist so bedeutend, daß oft ganze Distrikte von ihm entvölkert werden. Um so auffallender muß die Sorglosigkeit der Bewohner erscheinen, die trotzdem oft bei offenen Thüren oder sogar auf freiem Felde, ohne ein Feuer anzuzünden, schlafen. Außer auf der Jagd wird der Tiger zuweilen in Gruben gefangen, die mit Reisig und Laub bedeckt sind. Im Winter ist es am leichtesten, ihn zu fangen, weil er im hohen Schnee stecken bleibt und an allen freien Bewegungen gehindert ist. Als eine der größten Proben männlicher Tapferkeit wird der freie Kampf zu Fuß mit dem Tiger angesehen.

(Schluß folgt.)

Die indischen Taschenspieler.

Taschenspielerkünste sind immer unterhaltend, und wer je einer Vorstellung des verstorbenen Döbler, des Wiljalba Frickell und anderer beigewohnt hat, der erinnert sich mit Vergnügen der erstaunlichen und oft unbegreiflichen Kunststücke, welche er mit angesehen hat. Allein die großen Taschenspieler und Tausendkünstler, welche sich bei uns zeigen, bringen immer einen großen Apparat von mechanischen Vorrichtungen, Gehülfen und Einverstandenen mit, deren Beihülfe und Mitwirkung ihnen unentbehrlich ist und das Gelingen ihrer Experimente sichert; wie überraschend diese auch sein mögen, so wird doch jeder, der in Indien war und die Leistungen der dortigen armen und in unscheinbarer Erscheinung umherwandernden Taschenspieler und Gaukler gesehen hat, gestehen müssen, daß er von diesen umherziehenden Künstlern, die ihre Künste ohne Apparate und Schaugepränge zeigen, Leistungen gesehen hat, an welche die größten Kunststücke unserer berühmtesten europäischen Taschenspieler nicht hinanreichen. Dies will ich im Nachstehenden durch einige selbst erlebte Beispiele zu begründen versuchen.

Bei uns in Europa gibt es nur wenige Taschenspieler, in Indien, woher vielleicht diese Kunst stammt, gibt es deren zu Tausenden und diese Kunst wird dort weit allgemeiner kultiviert. Taschenspielerei ist dort ein anerkanntes Gewerbe, das nach den Satzungen der Kaste und den landesüblichen Bräuchen vom Sohn auf den Vater übergeht; denn ein indischer Gaukler oder Taschenspieler, sei er nun Muslim oder Hindu, würde sich nicht einfallen lassen, seinen Sohn ein anderes Gewerbe erlernen zu lassen als sein eigenes. Daher kommt es, daß der Nachwuchs dieser Gaukler ein zahlreicher und fortwährender ist. Der indische Gaukler ist ein sehr demütiges Individuum; er erscheint vor seinem Zuschauerkreis nicht im eleganten schwarzen Frack und weißer Halsbinde, sondern seine einzige Kleidung ist ein um die Hüften geschlungenes Stück Zeug. Wenn daher Rockärmel oder Taschen beim Taschenspielen gute Dienste leisten, so ist der indische Taschenspieler wesentlich im Nachteil, denn seine Arme und Beine sind nackt. Ein solcher indischer Gaukler ist ein hagerer, ja unnatürlich magerer, knochendürrer Bursche; warum er so mager ist, weiß ich nicht, aber ich habe niemals einen fetten indischen Gaukler gesehen. Auch tritt der indische Taschenspieler vor seinem Publikum nicht mit der bramarbasierenden Zuversicht eines Mannes auf, welcher sich bewußt ist, den lauten Beifall überfüllter Häuser zu erringen. Er erscheint im Gegenteil demütig vor Dir an den Stufen Deiner Veranda, unter tiefen Verneigungen und ganz darauf vorbereitet, daß man ihn mit harten Worten wegweise, aber doch in der Hoffnung, daß man ihn einlade, die Stufen heraufzukommen, denn er weiß, daß, wenn er einmal oben ist, er nach einer Stunde um eine oder gar zwei Rupien reicher weggehen wird und dann seinen Lebensunterhalt für eine Woche verdient hat. Das ist nach unserem Dafürhalten keine glänzende Belohnung und doch ist es eine Thatsache, daß ein Gaukler, dessen Wochen-Einnahme sich auf zehn Rupien oder zwanzig Mark beliefe, sich für einen sehr wohlhabenden Mann halten würde.

Gleichwohl ist seine Leistung eine merkwürdige und wahrscheinlich nicht weniger interessant, als die pomphafte Schaustellung eines berühmten europäischen Taschenspielers, obwohl zwischen ihnen beiden ein großer und bedeutender Unterschied besteht. Der europäische Taschenspieler hat alle möglichen mühsamen und kunstreichen Hülfsmittel zu seiner Verfügung: eine wohleingerichtete Bühne, Gasbeleuchtung, Vorhänge und Gardinen auf allen Seiten, Tische, Stühle, Schachteln, Schubladen u. s. w.; der ganze Handwerkszeug des indischen Gauklers besteht in einem baum-

wollenen Sack, den er mit sich führt; er ist beinahe nackt und seine Bühne ist der Erdboden oder das Steinpflaster einer Veranda. Sehr oft thun sich zwei oder drei Gaukler zusammen, besuchen miteinander die Bangalos oder Landhäuser und geben dadurch ihren Leistungen eine größere Mannigfaltigkeit, denn jeder Gaukler hat seine eigenen Forcetouren. Ich hatte einmal einen Besuch von einer gemischten Bande, welche aus sieben Personen, fünf Männern, einer Frau und einem Knaben, bestand. Wahrscheinlich hatten die Sieben nur für diesen Tag sich zu gemeinsamen Vorstellungen verbunden und jedes mochte am folgenden Tag wieder für sich auftreten. Wenn ich nun schildere, was diese Truppe von Sieben leistete, wird man einen ungefähren Begriff von einer Taschenspieler-Vorstellung in Indien bekommen.

Zwei von den Sieben, ein Mann und die Frau, führten nur ein einziges Kunststück auf, nämlich das berüchtigte Kunststück mit dem Korbe. Der Mann nahm einen länglichten Korb, welcher ungefähr zwei Fuß lang, einen Fuß breit und anderthalb Fuß hoch war. Die Frau ward an Händen und Füßen mit Stricken gebunden und in ein Netz aus Stricken gesteckt, welches so sorgsam zugebunden war, daß sie faktisch in einem Sack von Netzwerk steckte. Nun wurde sie aufgehoben und auf ihren Knieen in den Korb gestellt. Allein ein zweijähriges Kind hätte den Korb ausgefüllt und die Folge davon war, daß die ganze Gestalt der Frau von den Lenden aufwärts über den Korb hervorragte. Die Frau senkte ihr Haupt; der Gaukler legte den Deckel des Korbes auf ihre Schultern und warf dann ein Tuch über das Ganze, so daß Frau und Korb den Blicken entzogen waren. Nach ungefähr einer Minute nahm er das Tuch hinweg und faltete es in seinen Händen zusammen, und siehe da! der Deckel war an seiner richtigen Stelle und die Frau verschwunden! Der Gaukler nahm sodann ein Schwert von etwa fünf Fuß Länge und stach damit in allen Richtungen, horizontal, diagonal, aufwärts und abwärts den Korb durch und durch, aber nichts gab in demselben ein Lebenszeichen. Er entfernte sogar den Deckel, sprang mit beiden Füßen in den Korb hinein und tanzte darin herum, bis man zu dem Schlusse kam, die Frau müsse nicht mehr darin sein, gleichviel, wohin sie auch gekommen sein möge. Jetzt nahm der Gaukler wieder das Tuch, ließ es von uns untersuchen, breitete es über den Korb und hielt es zeltförmig, so daß der Gipfel desselben mit seiner Hand ungefähr drei Fuß vom Boden war. In einer Minute zog er das Tuch wieder hinweg und siehe da! die Frau kniete wieder in ihrer früheren Stellung in dem Korb, allein die Stricke und das Netz waren verschwunden und sie war nun ungebunden. Dieses Kunststück hat einige Variationen, von welchen eine darin besteht, daß nach dem Verschwinden der Frau der Korb herumgereicht wird, um von seinem leeren Zustand zu überzeugen, worauf ein anderes Kunststück gemacht wird, in dessen Mitte die Frau dann plötzlich vor den Zuschauern wieder erscheint, ehe noch irgend wer bemerken kann, woher sie kommt.

Jetzt machte ein dritter Gaukler seine Verbeugung und begann die Vorführung des schönen Kunststückes mit dem Mangobaum. Er nahm einen irdenen Topf, füllte ihn mit Erde, welche er mit etwas Wasser befeuchtete und steckte in die Erde einen Mangosamen, den wir zuvor untersucht hatten. Nachdem dies geschehen war, warf er ein Tuch über den Topf, nahm es beinahe unmittelbar wieder hinweg und wir sahen nun mit Erstaunen, daß aus dem Samen binnen kaum einer halben Minute ein junger Mangobaum geworden war. Hierauf wurde das Tuch wieder über den Topf geworfen und als es zum zweitenmale weggezogen wurde, hatte der Mangobaum die doppelte Größe erreicht. Derselbe Prozeß wurde zum drittenmale wiederholt und nun zeigte sich der Baum mit kleinen unreifen Mangofrüchten bedeckt. Diesmal riß der Gaukler den Baum aus der Erde und zeigte die Wurzeln und die Ueberreste des ursprünglichen Mangosteins, aus welchem der Baum angeblich hervorgegangen sein sollte.

Das Kunststück mit den Schlangen, das nun das nächste Stück in der Vorstellung bildete, ist eines, welches auf die eingeborenen Zuschauer einen besonderen Reiz des Wunderbaren ausübt, denn die furchtbaren Verheerungen, die die giftigen Schlangen schon seit Jahrhunderten in Indien anrichten, haben den Eingeborenen einen grausigen Respekt vor derartigen Reptilien eingeflößt. Unser Gaukler zeigte uns eine getrocknete Haut, welche einst einer großen Cobra angehört hatte. Wir untersuchten sie sorgfältig und waren ganz überzeugt, daß es eine Schlangenhaut war und sonst nichts. Er legte nun diese Haut in ein kreisrundes strohgeflochtenes Körbchen von ungefähr sechs Zoll Tiefe, welches wir zuvor untersucht und von welchem wir gefunden hatten, daß es keinen doppelten Boden noch sonst irgend welche Eigentümlichkeit hatte. Als er den Deckel auf das Körbchen legte, enthielt es nichts als die leere Schlangenhaut, wie wir ganz überzeugt waren. Das wundervolle Tuch von vorhin ward abermals herbeigebracht und über das Körbchen mit der getrockneten Haut gebreitet. Nachdem der Gaukler mit einer hölzernen Puppe verschiedene mystische Manöver in der Luft gemacht hatte, ward das Tuch hinweggenommen, der Deckel geöffnet und aus dem Korb erhob sich eine gewaltige zischende Cobra mit zornig aufgeblähtem Halse, deren gespaltenene Zunge aus ihrem Maule aus- und ein züngelte. Einige eingeborene Diener, welche zuschauten, flohen eiligst nach allen Richtungen, allein der Gaukler holte rasch ein Dudelsackähnliches indisches musikalisches Instrument hervor und begann zu blasen. Alsbald trat eine Veränderung in der Stimmung der Cobra ein, ihr Grimm legte sich, sie richtete sich mit dem halben Körper senkrecht auf und begann denselben in einer Art Schlangentanz nach der Musik hin und her zu wiegen. Mit Einem Wort, die Schlange ward bezaubert, denn die Schlangen-Bezauberung ist eine Wirk-

lichkeit und kein Märchen, so seltsam dies auch den Europäern erscheinen mag.

Die indische Regierung hat eine Geldprämie auf den Kopf jeder giftigen Schlange, welche im Lande erschlagen wird, ausgesetzt, und die Folge davon ist, daß noch heutigen Tages in Indien eine eigene Klasse sogenannter Schlangenzauberer existiert, welche durch das Aufsuchen und Aufstöbern von Schlangen ihren Lebensunterhalt erwerben. Sie spielen auf dem vorerwähnten Instrument, und wenn irgend eine Schlange innerhalb Hörweite ist, so wird sie unwiderstehlich zu den Musikanten hingezogen. Wenn sie diese Musik hören, kommen die Schlangen unter den Wurzeln von Bäumen und Hecken, aus Löchern in den Mauern hervor, von Bäumen herab und aus den Reisfeldern heran. Sie richten sich senkrecht vor dem Bläser auf, welcher sie rasch bei der Kehle ergreift und in einen großen Korb oder Sack wirft, welchen er für die undressierten Schlangen bei sich führt.[1] Was aus der trockenen Schlangenhaut ward, konnten wir nicht sagen, denn wir haben sie niemals wieder gesehen.

Der Nächste von den Gauklern, welcher auftrat, war ein ältlicher, patriarchalisch aussehender Mann, der zwei abgerichtete tropische Vögel vorführte, deren Namen ich vergessen habe. Diese Vögel leisteten ganz Außerordentliches, und ihr Eigentümer, der Patriarch, muß ein Mann von ungemeiner Geduld gewesen sein. Der eine Vogel z. B. lud eine kleine, auf einer Laffette en miniature liegende bronzene Kanone, setzte mit einem kleinen Ladestock die Ladung auf und feuerte die Kanone ab, indem er eine brennende Lunte mit seinem Schnabel erfaßte und auf's Zündloch hielt und bei dem vom Abfeuern verursachten Knall nicht die leiseste Spur von Furcht zeigte. Der andere Vogel ergriff, wenn sein Herr irgend einen kleinen Gegenstand in die Luft warf, diesen im Fluge und brachte ihn dem Vogelabrichter, wie ein Hund einen Gegenstand apportiert.

Nummero fünf und sechs, ein Mann und ein Knabe der Truppe, waren Zirkus-Wallahs (Zirkus-Gaukler) und gaben verschiedene landesübliche gymnastische Kunststücke zum Besten, welche ich hier nicht schildern will, da sie sich nicht wesentlich von ähnlichen Leistungen unterschieden, welche wir auch bei europäischen Gauklern sehen.

[1] Hinsichtlich der Theorie der Schlangenbezauberung gehen die Ansichten auseinander. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß man beim Ton der Pfeife des „Zauberers" häufig Schlangen aus Verstecken hervorkommen sieht; allein scharfblickende Beobachter haben Grund zu dem Verdacht, daß eine einzelne Schlange darauf abgerichtet werden kann, um für Viele Dienste zu leisten, indem sie gelehrt worden sei, auf den Ton der Musik ihres Herrn herbeizukommen. (!) Diese Beobachter nehmen an, der listige Hindu verberge seine abgerichtete Schlange in irgend einem Loch oder in einer Spalte in der Nähe eines Bangalo oder in dem Bangalo selbst, und locke sie bei einer passenden Gelegenheit vor einer arglosen und unbefangenen Zuschauerschaft hervor, die nun, in dem Wahn, einen sehr ungebetenen und gefährlichen Eindringling loszuwerden, dem Schlangenzauberer Beifall zolle und ihn dafür belohne, daß er seine eigene Schlange gefangen und fortgetragen habe.

Nummero sieben war ein Jongleur von verschiedenen Talenten und Kunststücken. Er verschluckte Schwerter, schob sich einen eisernen Haken in die Nase und zog ihn wieder zum Munde heraus; allein keine dieser Leistungen machte einen angenehmen Eindruck, wenn sie auch unbezweifelbar echt waren. Er blies oder spie Feuer und Flammen aus seinem Munde, ohne daß sich der Ursprung oder die Ursache des Feuers entdecken ließ und ohne daß er sich anscheinend selbst brannte. Er nahm ungefähr ein halbes Dutzend Steine von der Größe eines Hühnereies aus dem Munde, und wie sie dahin gekommen waren oder wie sein Mund sie enthalten konnte, nachdem er sie dahin gebracht hatte, war das reinste Rätsel. Er sprach nämlich noch unmittelbar ehe er begann; als man aber mitten in seiner Leistung eine Frage an ihn richtete, vermochte er nicht zu sprechen. Nachdem er die großen Steine von sich gegeben hatte, entledigte er sich noch auf dieselbe unappetitliche Weise einer Handvoll alter Nägel und verschiedenen anderen Plunders!

Einen angenehmeren Eindruck gewährte nachstehendes Kunststück: Er nahm eine Kokosnuß-Schale, welche an dem einen Ende abgesägt war und füllte sie mit Wasser. Auf dieses Wasser setzte er ein Stückchen Kork, worin an der einen Seite eine gekrümmte und an der anderen zwei gerade Stecknadeln steckten, so daß der Kork, wenn er schwamm, einer Lilliputischen Ente glich. Der Kork lag tot im Wasser und ließ entfernt nicht ahnen, was für eine Magie möglicherweise mit ihm getrieben werden könne. Nun nahm der Jongleur, welcher etwa zwei Armslängen davon entfernt saß, ein musikalisches Instrument aus der Tasche und begann eine lebhafte Weise zu spielen. Alsbald begann die Ente von Kork lebhaft im Wasser zu tanzen und paßte ihre Bewegungen genau dem Takte der Musik an. Der Tanz dauerte, bis die Musik zu Ende war; hierauf befahl der Jongleur der Ente, einen Salâm, eine Verbeugung, zu machen, was diese sogleich that. Sodann befahl er dem schwimmenden Kork, bis auf den Boden des Wassers unterzutauchen, und dieser Befehl ward ebenfalls unmittelbar befolgt. Während dieser Vorstellung stand die Kokosnuß-Schale beinahe vor unseren Füßen, und der Jongleur saß nicht nur außer ihrem Bereiche, sondern seine beiden Hände waren auch mit dem Spielen seines Instruments beschäftigt.

Ich will meine Erzählung mit der Schilderung eines weiteren Kunststücks beschließen. Unser Jongleur hieß einen eingeborenen Diener, welchen er nicht kannte, seine Arme mit offenen Händen ausstrecken. Auf die ausgestreckte Handfläche legte er ein silbernes Zwei-Anna-Stück, hielt dann seine eigenen knochigen Hände offen empor, um uns zu zeigen, daß sie leer seien, nahm die Münze aus der Hand des Dieners, schloß seine eigene Faust, öffnete sie im Nu wieder, und ein großer schwarzer Skorpion fiel in des Dieners Hand. Dieser floh mit einem Schreckensschrei, denn der Hindu hat nächst der

Schlange vor nichts einen größeren Abscheu als vor dem Skorpion.

Hiemit endigte die Vorstellung. Im Vorstehenden habe ich eine so deutliche Schilderung einer indischen Taschenspieler-Schaustellung gegeben als ich konnte, und meine Leser werden mit mir einverstanden sein, daß die Leistungen des armen indischen Jongleurs sich an Kunst und Wunderbarkeit mit denjenigen unserer berühmtesten europäischen Taschenspieler messen können, obwohl sie unter zahlreichen Nachteilen leiden, mit welchen unsere europäischen Künstler nicht zu kämpfen haben.

Ein Geographisches Museum der Zukunft.

Es sind nun 25 Jahre her, daß ich zum erstenmale nach London kam, und unter dem vielen Sehenswürdigen das diese Riesenstadt bietet, vor allem ein Museum aufsuchte, das außer einer Sammlung ethnographischer Gegenstände einen kolossalen Globus enthielt, nach dem es denn auch „the Globe" genannt wurde.

Mein Lohnbedienter kannte dieses Museum nicht einmal dem Namen nach, doch wurden wir nach längerem Fragen zurecht gewiesen. Es war ein großes einfaches Gebäude ohne jeden architektonischen Schmuck, wo in mehreren Sälen und Zimmern Waffen, Kleider, Hausrat ꝛc. verschiedener außereuropäischer Völker aufgestellt waren; große Ordnung und Sauberkeit herrschte in dieser Sammlung nicht, auch besah ich sie nur flüchtig, weil der Hauptgegenstand meines Besuches der Globus war. — Dieser bestand aus einer 30 bis 40 Fuß hohen Kugel, in die man durch eine Oeffnung an der Unterseite oder dem Südpol eintrat und worin man durch eine Wendeltreppe auf eine Plattform kam, die etwa 18 bis 20 Personen fassen konnte und sich genau in der Mitte des hohlen Raumes befand. Die Hülle dieses innern Raumes stellte den Erdball vor, aber anstatt daß Länder und Meere auf dem konvexen oder äußeren Teile der Kugel sich befanden, waren sie hier auf der inneren, konkaven Seite zu sehen, so daß man, indem man auf der Plattform herumging oder sich drehte, den ganzen Erdball übersehen konnte. — Man hatte sich gegenüber den Aequator, oben die nördlichen Länder und Meere, unten aber die südlichen und das Antarktische Meer. Länder und Meere hatten die richtige Form und Lage, obgleich das Konkave, in dem sie sich darstellten, störend auf die Einbildung wirkte. Auf der Plattform war ein Mann, der mit einem langen Stabe die verschiedenen Länder andeutete, hauptsächlich aber den Zuschauern Winde und Strömungen zu erklären suchte. Sämtliche Erdteile waren, wenn ich nicht irre, in einer bräunlichen Farbe, die Gebirge durch Schraffirungen angegeben, Seeen und Flüsse aber hellblau. Namen oder politische Grenzen waren nicht angegeben. Ich erinnere mich nicht mehr, woher das Licht kam, das den Raum erhellte — vielleicht durch eine Oeffnung am Nordpol, oder war das Ganze transparent. Uebrigens war der Globus ziemlich abgegriffen, schlecht unterhalten und man schien wenig Sorgfalt darauf zu verwenden. Jetzt besteht, wie ich höre, das Museum „the Globe" längst nicht mehr.

Geographie und das Bereisen fremder Länder waren von je meine Lieblingsneigungen, auch ich habe einen großen Theil meines Lebens außerhalb Europa's zugebracht. Dieser Londoner Globus interessierte mich daher sehr, und wie ich so oft mich mit Plänen trug, die nicht zur Ausführung kamen, so entstand nach und nach eine Lieblings-Idee in mir, nämlich, wenn ich ein großes Vermögen erworben haben würde, in meiner Vaterstadt ein ähnliches Museum zu errichten, wo aber, anstatt eines hohlen Ballons wie in London, ein wirklicher Globus in riesigen Verhältnissen auf seiner äußeren oder konvexen Seite ein treues Bild der Erde darzustellen hätte, was mit Bezug auf Gebirge, Wüsten, Vegetations-Verhältnisse ꝛc. kleinere Globen nicht zu verdeutlichen vermögen. Es ist so ziemlich der größte Teil der Erde und des Meeres vermessen, und es bestehen genaue Karten, die den Reisenden treu und sicher leiten. Aber diese Karten geben kein richtiges Bild der Form und der Lage größerer Länder oder Erdtheile, da wegen Wölbung der Erdkugel auf Landkarten oder Planigloben immer Verzerrungen entstehen müssen, die auf den in Mercators Projektion ausgeführten Karten besonders in den Gebirgen ins Auge fallen. Blos ein wirklicher Globus kann diesen Uebelständen abhelfen; derselbe müßte aber von einer Dimension sein, daß auf ihm auch en relief die verhältnismäßige Höhe der Gebirge und Erhebungen angegeben werden könnte, was bisher nur durch Schraffirungen oder Zahlen einigermaßen verdeutlicht wurde oder durch Reliefs von Gebirgszügen und Hochebenen auf kleineren Globen, die in gar keinem Verhältniß zu der Größe desselben standen, und also wieder nur einen höchst irrigen Begriff von der Erdoberfläche gaben. — Ich erdachte mir nun eine Kugel von 54 m. Aequatorial-Umkreis oder 18 m. Durchschnitt, bei der der einzelne Breitegrad 0,15 groß wäre, so daß Erhebungen von 20 bis 30,000 Fuß, wie die Berge der Anden oder des Himálaya, schon auf dem Globus durch Reliefs von 0,008 bis 0,012 ausgedrückt werden könnten. Freilich wären Höhen von 1000 Fuß kaum von der Dicke eines Kartenblattes, aber bei niedrigeren Höhen könnten Schraffierungen angewendet werden. Man würde bei diesen Reliefs sehen, wie verschwindend klein die größten Gebirge des Erdkörpers sind, und wie wenig die großartigsten Revolutionen, unter denen sich die Erde bildete, die reine Kugelform zu verändern vermocht haben. Depressionen könnten freilich weniger bemerkbar ausgedrückt werden, außer etwa durch Farbe, aber die Vegetationsgebiete, die Waldungen im Norden der Tropenländer, ja Kulturen die meilenweit ununterbrochen sich erstrecken, wie die Mais- und Getreide

felder der Vereinigten Staaten, der Reisbau in China, Japan und Ostindien, die Wüsten, Steppen, Tundras, Eis- und Schneefelder, Prairien ꝛc. könnten durch Farben veranschaulicht werden. Der Lauf großer Ströme, wie des Amazonenstroms, Kongo und anderer, welche oft über 5 e. Ml. Breite haben, würden wie die Meere und Seeen sich in hell- oder dunkelblau scharf ausnehmen, da jede englische Meile auf dem Globus $2^1/_2$ mm. Breite hätte. Selbst große Städte, wie London, Paris, New-York und andere, würden sich scharf unterscheiden. Eisenbahnen, Heerstraßen, Kanäle, überhaupt alles, was der menschliche Fleiß in größeren Dimensionen schuf, könnte in feinen Linien ausgedrückt werden. Politische Grenzen und Namen wären wegzulassen; hiezu, wie zu Meeresströmungen und Tiefen, müßten eigene Spezialkarten zur Erleichterung dienen. Ebenso dürften Meridiane, Parallelen oder sonstige Gradeinteilungen den Globus nicht verunstalten. Zu dieser ungeheuren Kugel, die halb unter dem Saal, in dem sie aufzustellen wäre, um ihre Achse liefe, wäre ein eigenes rundes Gebäude von etwa 33 m. Durchmesser, mit drei Gallerien zur Aussicht auf einen Teil oder die ganze Halbkugel, zu errichten. Obwohl gewöhnliche kleine Globen so gestellt sind, wie die Erde in Wirklichkeit und mit Berücksichtigung auf die Ekliptik sich um die Sonne dreht, so bleibt bei der riesigen Größe dieses Globus, wenn man alle einzelnen Teile der darauf verzeichneten Erdoberfläche aus nächster Nähe betrachten will, kein anderes Mittel übrig, als den Aequator horizontal zu legen, so daß in einem eigenen runden mit Breitegraden bezeichneten Gehäuse oder Umgang die Kugel horizontal in ihrer Achse liegt und sich so von Ost nach West bewegen lassen kann; daß also Nord- und Südpol auf dem Gehäuse ruhen, der Aequator sich in der Mitte befindet, und die eine Hälfte von Pol zu Pol sich im Souterrain bewegt, während die andere den Beschauern auf den Gallerien so weit ihr Gesichtskreis es gestattet, sich zeigt, und ebenso den an dem Umgang Befindlichen, bei allmählichem Drehen, alle einzelnen Teile vom Nord- bis Südpol zur nächsten Beobachtung sich darbieten. Es dürfte bei dem jetzigen Stande der Technik nicht so schwierig sein, eine solche ungeheure Kugel zu verfertigen, deren inneres Gerüst aus leichten Eisenstäben oder Draht, der Ueberzug aber aus Blech, Kork oder Papiermaché bestehen könnte, ebensowenig um den Globus in Bewegung zu setzen, da ja die ungleich schwereren Riesenteleskope mehrerer Sternwarten sich mit Leichtigkeit nach allen Seiten hin bewegen lassen. Die Karten-Zeichnung, Reliefs und Färbung der ungeheuren Kugel könnten in bezüglich kurzer Zeit durch mehrere Künstler ausgeführt werden, und es wären die einzelnen Länder, nach den neuesten Karten bearbeitet, mosaikartig gradweise einzusetzen, so daß jede spätere Veränderung oder neue Entdeckung leicht einzutragen wäre. Bietet nun dieser Globus, so groß er auch ist, ein oberflächliches genaues Bild des Erdballs, so würden doch die einzelnen frappanten Verschiedenheiten der Oberfläche nicht genug bemerkbar sein. Um dies anschaulich zu machen, müßten in besonderen Sälen Reliefs vorhanden sein, wo in einem größeren Maßstabe z. B. 1 : 25,000—50,000—100,000 plastische Ansichten von Hochebenen, Tiefländern, Vulkanen, Gebirgen, Koralleninseln, Deltas, Meerengen, Cañons, Binnenseeen, Depressionen ꝛc. ꝛc. sich befänden, ebenso wie Karten zur Erläuterung dessen, was auf dem Globus nicht ausgedrückt werden kann, als Namen von Flüssen, Gebirgen, Städten ꝛc.

Geographie und Astronomie sind zu nahe verwandt, als daß letztere hier nicht auch berücksichtigt werden könnte, man könnte deshalb in diesem Museum Himmelskugeln Tellurien und Planetarien aufstellen.

In jeder Stadt von einiger Bedeutung findet der Laie in Museen und Sammlungen der Mineralogie, Botanik und Zoologie durch Anschauung die nötige Belehrung; jede Reisebeschreibung, jedes wissenschaftliche Buch, ja jeder unbedeutende Roman wird durch Illustrationen verdeutlicht, nur bei der Geographie ist man auf Bücher und Karten allein angewiesen, die eben nicht jedem verständlich sind, und doch ist Geographie, die durch erleichterten Verkehr, Schifffahrt, Handel und Auswanderung nicht mehr blos Schulwissenschaft, sondern ein im praktischen Leben wurzelndes Gemeingut ist, unter allen Naturwissenschaften diejenige, welche auf das materielle Leben der Jetztzeit den meisten Einfluß hat. Ein Museum, wie ich es mir vorstelle, wäre ein Unicum, wie bis jetzt kein anderes in der Welt besteht. Nicht allein für den Unterricht wäre es von großer Bedeutung, sondern es würde die Aufmerksamkeit aller gebildeten Bewohner der Erde auf sich ziehen, und durch die große Theilnahme, die ohne Zweifel der Sache gesichert wäre, würde es, in einer Weltstadt wie Paris, London, New-York oder Berlin ausgeführt und aufgestellt, reichlich die Kosten der Errichtung und des Unterhaltes vergüten.

Ich bekenne gerne, daß der Gelehrte keiner solchen Bilder bedarf, um sich die Besonderheiten der Erdoberfläche vor den Geist zu bringen, ebensowenig wie der Botaniker, der aus der wissenschaftlichen Beschreibung einer Pflanze, der Zoologe der aus der eines Tieres sich die Form und äußeren Merkmale des Beschriebenen leicht vorstellen kann; man hat aber dennoch zum besseren Verständniß, und besonders für die Nichtgelehrten, die denn doch die Mehrzahl der Besuchenden ausmachen, botanische und Tier-Gärten, Naturalien-Sammlungen u. dgl.

Warum sollte solch ein Geographisches Museum zur Belehrung, in einer der Hauptstädte Europa's errichtet, nicht auch von großem Nutzen sein? Tausende würden es besuchen, um sich die Kriegsschauplätze, die Länder wo sich dem Handel neue Quellen eröffnen, oder dem Auswanderer eine Heimat zeigt, zu verdeutlichen. — Durch die große Teilnahme die einem solchen Museum für alle Zeiten gesichert wäre, dürften sich die Kosten des Baues und

Unterhalts bedeutend verringern, ja in einer Stadt ausgeführt, wo täglich Tausende von Fremden sich die Sehenswürdigkeit betrachten, dürfte eine solche Anstalt wohl der Gegenstand einer privaten Unternehmung oder Spekulation sein, die ohne Zweifel ihre Rechnung dabei fände.

Diese Idee beschäftigte mich viele Jahre; da ich aber zu alt und nicht bemittelt genug bin, um ein so bedeutendes Werk selbst auszuführen, wäre ich zufrieden, wenn ich, ohne auch selbst daran teilzunehmen, den Impuls zur Errichtung eines solchen Riesenwerkes geben könnte. Ich teilte diese Idee vielen meiner Bekannten mit, und bekenne, daß nur wenige unbedingt beipflichteten, die meisten meinten daß die bedeutenden Kosten, die eine solche Anstalt verursache, nicht im Einklang ständen zum Nutzen, den die Wissenschaft daraus ziehen könne, andere bezeichneten es als eine großartige Kinderei. — Nur Einer dessen Urteil mir maßgebend ist, der verstorbene Dr. Behn in Gotha, dem ich, ohne mich zu nennen, diese Idee mitteilte, stimmte mir vollkommen bei und schloß seinen Brief vom 18. Januar 1883 mit den Worten: „Lassen Sie sich nicht durch abfällige Bemerkungen entmutigen; in der einen oder anderen Weise wird Ihr Project zur Ausführung kommen!" K.

Kleinere Mitteilungen.

Die deutsche Flagge in Polynesien.

Die deutsche Flagge ist nun auch auf verschiedenen Inselgruppen des westlichen Stillen Ozeans und an der Nordküste von Neu-Guinea gehißt worden. Bis jetzt sind außer Neu-Guinea folgende Inselgruppen besonders genannt: Die Admiralitätsinseln, Neubritannien und Neu-Irland. Die Admiralitäts-Inseln liegen nördlich vom östlichen Teile Neu-Guinea's und zerfallen in mehrere Gruppen. Die eigentlichen Admiralitäts-Inseln bestehen aus der Hauptinsel Basco, einer sehr gebirgigen und äußerst fruchtbaren Insel von 1952 Q.-Km. und einer Anzahl kleiner Korallen-inseln und Korallenbänke. Außerdem rechnet man zu den Admiralitäts-Inseln noch die Anachoreten und die Bougainville- oder Echiquier-Inseln, nordwestlich von der Hauptinsel, sowie die Hermiten und einzelne Inseln, namentlich Matty, westlich von Basco, zusammen mit 486 Q.-Km. Alle diese Inseln sind von Korallenriffen umschlossen, teils flach, teils vulkanisch. Schouten hat die Inseln 1616 zuerst gesehen und sie die 25 Inseln genannt. Carteret fand 1767 die Hauptinsel wieder auf und gab ihr den jetzigen Namen. Die Bewohner von Moseley, 1875 auf 800 geschätzt, haben eine weniger dunkle Hautfarbe, als die Australneger, sind sehr gewandt auf dem Wasser und wohnen in primitiven Häusern unter Kokosbäumen. Diese Inseln werden übrigens häufig auch zu dem östlich liegenden Archipel von Neu-Britannien gerechnet. Derselbe liegt auf 4°—7° n. Br. und etwa 147—153° ö. L. Er besteht aus drei größeren und einer Reihe kleinerer Inseln, und das Areal des ganzen Archipels wird in neueren geographischen Handbüchern auf 855 Q.-Ml. oder 47,000 Q.-Km. geschätzt. Das Innere der größeren Inseln Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Hannover, ist von Europäern bis jetzt noch nicht erforscht, obwohl auch diese Inseln bereits 1616 durch die niederländischen Seefahrer entdeckt wurden. Die Gestalt der größten der Inseln, Birara, die östlich von der Ostküste Neu-Guinea's und unweit derselben beginnt, ist eine sichelförmige, mit der Oeffnung nach Norden gerichtete; von dem nördlichen Teile der Insel durch den St. Georgskanal getrennt, liegt in der Richtung NWSO sich erstreckend, Neu-Irland und westlich von dem nördlichen Ende von Neu-Irland Neu-Hannover. Von der Hauptinsel, Neu-Britannien, ist die Ostküste am meisten bekannt und hier am östlichen Ende, gegenüber von Neu-Irland, liegen die deutschen Handelsfaktoreien. Deutsche Kriegsschiffe (die „Gazelle") haben hier die Küsten und Inseln aufgenommen, und nach den von verschiedenen dort verkehrenden deutschen Handelsschiffskapitänen entworfenen Skizzen fertigte 1879 der bekannte Geograph L. Friedrichsen in Hamburg eine Karte der Nordküste von Neu-Britannien und der ihr benachbarten Duke of York-Inseln an. An diesen Plätzen sind deutsche Interessen vertreten. Es sind von West nach Ost gehend: Matava-Insel, Weberhafen, Kabakadai, Nougai, ferner in der Blanche-Bay die Henderson-Insel (Matupi) und auf der östlich von dieser Bay gelegenen Duke of York-Gruppe drei Plätze, die der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft gehören, während die Faktoreien auf der Halbinsel Neu-Britannien und zwar auf der Gazellen-Halbinsel, sämtlich dem Hause Hernsheim gehören, das auf jener kleinen, 1/4 Ml. breiten und langen Insel Matupi die Hauptfaktoreien für ganz Melanesien hat. Auf der Duke of York-Gruppe hat die Wesleyanische Mission ihre Hauptniederlage errichtet. Die Blanche-Bay mit dem an ihrem Ende belegenen Simpsenhafen ist geräumig und tief. Im Jahre 1878 wurde durch eine vulkanische Eruption eine 21 m. hohe Insel in der Bay gebildet und das Meer bedeckte sich weithin mit Bimsstein. Während Neu-Irland hohe Gebirge zeigt, besteht die Küste von Neu-Britannien in der Gegend der deutschen Ansiedelungen aus einem hügeligen, mit Urwald bestandenen Lande, das sich stellenweise weit ins Innere erstreckt. Im östlichen Teil der Halbinsel verzeichnet die Karte den 500 m. hohen Berg Beautemps-Beaupré. Die Westküste der Halbinsel ist flach und sumpfig. Meist sind die Inseln mit dichten Urwäldern bedeckt. Noch weniger als von diesen Inseln weiß man von der Nord- und Westküste Neu-Guinea's, jener großen Insel, welche 13,000 Q.-Ml. umfaßt, also größer als Deutschland ist. Auf den Süden machen die Engländer und auf den Westen die Holländer Anspruch. Im Jahre 1828 machten die Holländer einen Versuch, an der Triton-Bay eine Niederlassung zu gründen, allein schon nach 8 Jahren wurde das Fort Dubus wieder aufgegeben. Deutsche Missionare haben die Bekehrung der Eingeborenen am Hafen Dore unternommen, während englische Missionare an der Südküste arbeiten. Ob auch auf den anderen Inselgruppen, auf welchen deutsche Faktoreien vorhanden sind, die deutsche Flagge gehißt worden ist wissen wir noch nicht. Niederlassungen und Stationen der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft befanden sich im Jahre 1883 auf den Samoa-Inseln (5 Pflanzungen mit 10,000 Morgen und verschiedene Landkomplexe von 200,000 Morgen), den Tonga-, Ellice-, Gilbert-, Marshall-, Karolinen- und Salomon-Inseln, sowie auf den Neu-Hebriden. Die Firma Hernsheim hat zwei selbständige Filialen auf Jaluit (Marshall-Inseln) und Matupi (Neu-Britannien). (Fr. Z.)

Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 27. November.

In der Sitzung der Sektion für mathematische und physikalische Geographie machte Herr Professor Muschketow Mitteilungen über folgende, von verschiedenen Reisenden jüngst ausgeführte Expeditionen: a) über die Reise des Herrn Gruma-Grschimailo von Osh durch das Ferghana-Gebiet und in den Alai-tag bis an den See Kara-kul; b) über diejenige des Professors der Botanik an der Universität Kasan, N. W. Sforokin, in den zentralen

Thian-schan; c) über die Reise des Herrn Konschin im Kesselthale von Sarokamisch, und d) über diejenige des Bergingenieurs Herrn Melnikow in den südlichen Ural und in das Gouvernement Mohilew, welche letztere archäologische Studien zum Zwecke hatte. Die Untersuchungen des Herrn Sforokin im zentralen Thian-schan haben dargethan, daß die Ueberreste der alten Gebäude, die sich nach den Versicherungen einiger Reisenden dort finden sollen, in Wirklichkeit nicht Ueberreste von alten Mauern, sondern sedimentäre Bildungen sind. Die Berichte der Herren Grumm-Grschimailo und Melnikow nur erwähnend, verweilte der Berichterstatter aber hauptsächlich bei demjenigen des Herrn Konschin, welcher der Frage über die Bestimmung des alten Flußbettes des Usboi und des Kesselthales von Sarokamisch gewidmet war, welches letztere, wie bekannt, einen bedeutenden Umfang hat und einen See enthält, dessen Niveau niedriger als dasjenige des Kaspi-See's ist. Die Untersuchungen des Herrn Konschin führten zu Folgerungen, die teils mit denjenigen des Fürsten Gedroiz übereinstimmten, teils von denselben abwichen. Auf Grund seiner Untersuchungen gelangte Herr Konschin zu dem Schluß, daß das Kesselthal von Sarokamisch das alte System von ausgetrockneten Seeen darstellt, welches mit Sümpfen bedeckt war und mit dem Aralsee in Verbindung gestanden hat. Nach seiner Meinung erstreckte sich das alte Flußbett des Usboi nur bis zum nordwestlichen Rande des Kesselthales von Sarokamisch, woraufhin die Frage über die historische Ablenkung des Amu-Darja als erschöpft betrachtet werden kann. Die Windungen des Amu-Darja gehen nicht über die Grenzen der Oase von Jalwinsk hinaus. Die wichtigsten Folgerungen des Herrn Konschin können in folgendem zusammengefaßt werden: 1) Die ungewöhnliche Menge von Ueberresten der Süßwassermollusken und von Triebsand im Kesselthale von Sarokamisch weist darauf hin, daß dasselbe vor nicht langer Zeit noch Wasser enthalten hat, und daß die Austrocknung der Fläche von Darshi gleichzeitig mit dem Verschwinden des Wassers im Kesselthale von Sarokamisch vor sich gegangen ist; 2) daß beide Wasserflächen zum Verbindungsglied einen Teil des Usboi hatten, wobei die Wasserverbindung der Usboi-Niederung schon zu der Zeit bestanden hat, als die Sandflächen des Kara-kul bereits trockengelegt waren; 3) daß die Gewässer, welche das Kesselthal anfüllten, salzhaltig waren; 4) daß die Strömung des Wassers im Usboi äußerst träge war. Die angeführten Gründe können als Beweis dafür gelten, daß die mechanische und ausspülende Wirkung nicht den Gewässern eines Flusses zukommt, sondern denjenigen eines Meeresarmes zugeschrieben werden muß, und 5) entgegen der Meinung anderer, finden sich im Kesselthale von Sarokamisch keinerlei Spuren einer Seeen-Irrigation. Obgleich die Austrocknung des Bassins von Sarokamisch sich erst vor nicht langer Zeit vollzogen hat, so begann dieselbe doch schon in vorhistorischer Zeit. Im Hinblick auf das bereits Gesagte kann nach der Meinung des Herrn Konschin der Usboi nicht als ein Flußbett, sondern als die Spur einer Teilung des Aral- vom Kaspi-See betrachtet werden. Die von Herrn Konschin aufgestellten Thesen wurden von einigen Mitgliedern der Gesellschaft angegriffen, die diesmal sehr zahlreich erschienen waren. Dr. C. Hiekisch.

Litteratur.

Tornier, Gust. Der Kampf mit der Nahrung. Ein Beitrag zum Darwinismus. Berlin, W. Issleib. 1884. — Der Verfasser versucht im vorliegenden Werkchen die Frage, ob innere oder äußere Ursachen die Umwandlung der Organismen bewirken, auf Grund der bis jetzt vorliegenden Thatsachen zu entscheiden und ist dabei zu weittragenden Schlüssen gekommen, welche er nun den Naturforschern zur Prüfung vorlegt. Die von ihm behandelte Frage ist ein alter Streit unter den Darwinianern und mit einer Heftigkeit geführt worden, welche den Gegnern des Darwinismus manche Waffe gegen denselben geliefert hat; darum ist diese Arbeit des Herrn Tornier eine zeitgemäße und verdienstliche. Er gliedert sein Buch in zwei Hauptabteilungen: den Kampf um das Leben bei den Pflanzen und den Kampf um das Leben bei den Tieren, und sucht seinen Vermittlungsversuch sehr scharfsinnig und logisch mit einer Menge von Thatsachen zu begründen, welche interessant und lehrreich sind. Ob es ihm aber gelungen ist, aus dem anscheinenden Widerspruch der Ansichten einen vermittelnden Ausweg zu finden und seine Schlüsse überzeugend zu begründen, darüber müssen die Fachmänner urteilen; jedenfalls aber ist diese Schrift ein dankenswerter Beitrag zur allgemeinen Naturforschung.

* Gelegentlich der Aufzählung der extramarinen fossilen Mollusken Nordamerika's gibt White folgende Uebersicht über die Vorgänge bei der Bildung des nordamerikanischen Kontinents. Bis zur Kreidezeit bestand Nordamerika aus zwei verschiedenen Massen mit einem breiten offenen Meer dazwischen. Zu Ende der Kreideperiode schmolzen die beiden Hälften durch langsame Hebung zusammen und umschlossen einen ungeheuren See, dessen Wasser nach und nach brackisch wurde, den Laramie-See. Beim Beginn der Eocänperiode finden wir diesen See durch weitere Hebung sehr in seinen Dimensionen vermindert und völlig ausgesüßt. Es begannen dann die Bewegungen der Erdrinde, denen die Bergketten des westlichen Nordamerika ihre Entstehung verdanken und bei denen Laramie- und Eozänschichten mit gehoben wurden und es blieben nur kleinere Seen übrig, welche zum Teil durch Ausflüsse nach und nach trocken gelegt wurden, zum Teil zu den heute noch existierenden kleinen Salzseen zusammenschrumpften. Die heutige Fauna des Mississippithales und seiner Zuflüsse läßt sich in den wichtigsten Typen ohne Zwang von der der Laramieschichten ableiten, und die fossilen Arten gleichen häufig den lebenden so genau, daß sie nur bei der sorgsamsten Vergleichung überhaupt zu trennen sind. Ko.

Anzeigen.

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Die Pahabine. Reiseskizzen aus Aegypten. kl. 8°. M. 4.—

Steub, Ludwig, Aus dem bayerischen Hochlande. 8°. M. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 5. Stuttgart, 2. Februar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. – Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. – Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Neu-Britannien und seine Bewohner. S. 82. — 2. Korea. (Schluß.) S. 85. — 3. Rußland nach Th. von Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. (Fortsetzung.) S. 88. — 4. Der Kongo. Eine Uebersicht der an ihm gemachten Entdeckungen. S. 90. — 5. Die Afrikanische Konferenz in Berlin. Nach den offiziellen Quellen von Artillerie-Hauptmann E. Böttticher. (Fortsetzung.) S. 93. — 6. Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. S. 96. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 99. Rubinrote Himmelsfärbung.

Neu-Britannien und seine Bewohner.

Die deutsche Flagge ist nun auch in einem andern entlegenen Lande der Tropen aufgehißt worden, nämlich an der Nordküste von Neu-Guinea und auf den verschiedenen Inseln des kleinen, nordöstlich davon gelegenen, bis jetzt noch herrenlosen Archipels von Neu-Britannien, welcher insbesondere die Insel Birara oder das des eigentlichere Neu-Britannien, ferner die Inseln Neu-Hannover, Neu-Ireland, die Herzog von Yorks-Inseln, die Inseln Duportail, Dufaur, Willaumez, Raoul und noch ein Dutzend kleinerer bewohnter und unbewohnter Eilande, meist vulkanischen Ursprungs, umfaßt. Diese Inselgruppe liegt zwischen dem $2^1/_3$ und $6.^0$ s. Br. und dem $148^1/_4$ und $153.^0$ ö. L. v. Gr. und schließt sich in Klima und Konfiguration ziemlich genau an die Inseln des Sunda-Archipels an, mit denen sie auch an Fruchtbarkeit übereinstimmt, so daß sie alle günstigen Bedingungen zur Kolonisation und zur Anlage von Plantagen tropischer Gewächse darbietet.

Unsere Kunde von diesen Inseln war bis jetzt eine verhältnismäßig beschränkte. Wir wissen zwar, daß Le Maire und Schouten dieselben im Jahre 1616 gesehen und Tasman sie besucht, daß aber erst Dampier im Jahre 1700 sie betreten und, als er zwischen Neu-Britannien und Neu-Ireland (durch den sogen. St. Georgs-Kanal) hindurch segelte, ihr schönes und fruchtbares Gelände kennen gelernt und flüchtig geschildert hat. Carteret's Reise im Jahre 1767 bestätigte das Vorhandensein der beiden ebenerwähnten großen Inseln, und von d'Entrecasteaux wissen wir, daß er die Gewässer dieser Inseln befahren hat, worauf diese von der europäischen Schiffahrt unberührt geblieben zu sein scheinen, bis sie 1877 von der ‚Gazelle' wieder besucht, aber nicht genauer untersucht wurden. Die neuesten und eingehendsten Nachrichten über diese Inseln verdanken wir einem Engländer namens Wilfred Powell, welcher sie in den Jahren 1877 bis 1879 von Sydney aus in einem kleinen Fahrzeuge besuchte und seine Wahrnehmungen anschaulich in einem hübschen Buche[1] schilderte, das im vorigen Jahre herauskam und von welchem eine gute deutsche Bearbeitung mit Holzschnitten und einer Karte unter dem Titel: „Unter den Kannibalen von Neu-Britannien; drei Wanderjahre durch ein wildes Land, von Wilfred Powell; frei übertragen durch Dr. F. M. Schröter. Leipzig, Ferdin. Hirt und Sohn, 1884," erschienen ist, auf welche höchst lehrreiche Schrift wir alle diejenigen verweisen, welche darüber eingehendere Auskunft wünschen. Seither sind diese Inseln der Schauplatz jener empörenden Menschenjägerei gewesen, welche wir in Nr. 1 des laufenden Jahrgangs geschildert haben, und die veranlaßt ward durch den Bedarf der Pflanzer von Queensland (der Nordostprovinz von Festland-Australien) an Arbeitskräften für ihre Plantagen. Es haben nämlich Fahrzeuge aller Art unter britischer Flagge an diesen teilweise gut bevölkerten Inseln gelandet

[1] „Wanderings in a Wild Country, or Three Years amongst the Cannibals of New Britain, by Wilfred Powell. London, Sampson, Low, Marston, Searle & Rivingston, 1884.

und die Einwohner bald mit List und trügerischen Vorspiegelungen als Arbeiter für die Plantagen von Queensland geworben, bald mit Anwendung offener Gewalt davongeschleppt und in Queensland jenem Lose überantwortet, das noch grausamer und hoffnungsloser ist, als dasjenige der Sklaven in den Südstaaten von Nordamerika früher war. Dies hat die britische Flagge auf diesen Inseln verhaßt gemacht, und die von den Bewohnern der australischen Kolonien und besonders von Queensland beabsichtigte Annexion von Neu-Guinea und diesen Inseln, welche natürlich in erster Linie nur diese Menschenjagd im Auge hatte, wäre sicher nicht ohne blutigen, wenn auch schließlich erfolglosen, Widerstand abgegangen. So ist es nun auch für die Bewohner jener Inseln ein Glück, daß sie unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt sind, das jenen schändlichen Menschenhandel wohl niemals dulden wird, und das von denselben und von der benachbarten Nord- und Nordostküste von Neu-Guinea erst Besitz ergriff, nachdem es sich gründlich überzeugt hatte, daß keine andere Macht gegründete Ansprüche daran hatte.

Die beiden Hauptinseln sind Neu-Britannien oder Birara,[1] gegen 609 Ml. lang, mit einem Flächenraum von etwa 452.3 geogr. Q.-Ml., und Neu-Ireland oder Tombara mit 235.2 geogr. Q.-Ml. Zwischen beiden liegen die kleinen, zahlreich bewohnten Duke-of-York-Inseln und Ulu, auf deren ersteren schon seit mehr als einem Jahrzehnt englische Methodisten-Prediger und bekehrte Fidschi-Insulaner als Missionäre unter den Eingeborenen thätig sind und dieselben teilweise schon vom Kannibalismus entwöhnt haben. An der Nordwestspitze von Neu-Ireland liegt die elliptisch-geformte Insel Neu-Hannover, 26.8 Q.-Ml. groß und aus einem einzigen, schön bewaldeten Gebirgsstock bestehend, welcher sich zu einer Meereshöhe von 300 bis 600 m. erhebt.

Neu-Britannien, im Nordosten durch den St. Georgskanal von Neu-Ireland, im Südwesten durch die Dampier-Straße von der Nordostküste von Neu-Guinea getrennt, hat eine sehr unregelmäßige Gestaltung und besteht im wesentlichen aus drei größeren und breiten Flächen, welche durch schmälere und teilweise bergige Landzungen mit einander verbunden sind. Am bekanntesten sind die mittlere und die nördliche Inselbreite, welche an ihren Küsten fortlaufende Bergketten zeigen, gegen das noch unbekannte Innere ansteigen und mit vulkanischen kegelförmigen Erhebungen, worunter mehrere noch thätige Vulkane, durchsetzt sind. Beinahe der ganzen Küste entlang zeigen sich die für Polynesien so charakteristischen Korallenbildungen, bald in Gestalt von Bänken oder Riffen von größerer oder geringerer Ausdehnung, bald in solcher von Atolls, welche des hier so ergiebigen Fischfangs wegen vom Lande aus häufig besucht werden. Die äußerste Nordspitze der Insel beim Kap Stevens biegt sich gegen Südost zu einer Halbinsel um, auf welcher zwei Vulkane ‚Mutter' und ‚Tochter' genannt, liegen, von denen der letztere noch thätig ist. Auch die mittlere Erbreiterung der Insel hat mehrere Vulkane, aber an ihrer Westküste, nämlich den ‚Vater', 4000 Fuß hoch, den nördlichen und südlichen ‚Sohn', resp. 1300 und 3000 Fuß hoch, von denen der letztere und der ‚Vater' ebenfalls noch thätige Vulkane sind. Westlich von diesem Teil der Küste und von derselben nur durch eine schmale Meerenge, Expectation Straits, getrennt, erhebt sich aus beträchtlicher Tiefe der See die Insel Duportail oder Basullasulla, ganz von vulkanischen Gewalten emporgetrieben und überragt von einem noch thätigen Vulkan von 1000 Fuß Höhe. Außerdem liegen an der Westküste noch mehrere nicht genauer beschriebene Vulkane. Der Boden der Insel Birara und der übrigen besteht an der Küste zum Teil aus Korallenbildungen und Kalk-, sowie aus Sandgestein verschiedenen Alters, mehr nach dem Innern aus Basalt, Tuff und anderen vulkanischen Gesteinen, aus alten und neuen Laven, teilweise schon verwittert, und aus Urgestein. Wasser ist in ziemlicher Menge vorhanden, denn sogar in der Nähe des höchsten Berges der Nordinsel, des Mount Beautemps Beaupré (547 m. hoch und etwa 50 Km. von der Küste), findet sich in etwa 300 m. Meereshöhe ein Süßwassersee, und von den bewaldeten Berghängen kommen überall kleine Flüsse und Bäche herab, von denen mehrere sehr tiefe Schluchten und kleine hübsche Wasserfälle aufweisen. Am Fuße der Vulkane und in der Nähe trifft man oft weite Strecken der Küste mit Bimsstein bedeckt, welcher langsam zu verwittern scheint, denn er zeigt beinahe keine Vegetation, während die über den Meeresspiegel sich erhebenden Korallenriffe und sonstigen Madreporenbildungen sich bald mit Vegetation bedecken. Dagegen findet man im Gebiet der Vulkane häufig graue und andere Obsidiane, die stellenweise in ungeheuren Blöcken wie Glasklumpen am Strande liegen. Von sonstigen wertvollen Mineralien findet man hie und da etwas ausgeblühten Schwefel und wenig Salz, das die Eingeborenen übrigens nur als Arznei gebrauchen und, obwohl sie es niemals zu ihren Speisen nehmen und von seiner Notwendigkeit für den menschlichen Organismus keine Vorstellung zu haben scheinen, hoch im Preise halten und zuweilen selbst bereiten, indem sie Meerwasser in Cocosnußschalen und Bambusflaschen verdunsten lassen und das gewonnene Salz an die Bewohner des bergigen Innern verkaufen. Des Obsidians bedienen sich die Eingeborenen zur Anfertigung ihrer Beile, Messer und Speerspitzen, denen sie jedoch neuerdings eiserne vorziehen, welche sie sich von den weißen Händlern eintauschen.

Metallische Erze hat man bis jetzt weder auf Birara noch auf den anderen Inseln gefunden, deren geognostische Verhältnisse denen von Neu-Britannien sehr ähnlich sind,

[1] Die Namen Birara und Tombara werden aber nur für kurze Küstenstrecken der beiden genannten Inseln gebraucht und sind in den übrigen Teilen derselben teils nicht üblich, teils unbekannt.

ausgenommen daß man auf Neu-Ireland zwar Spuren von vulkanischer Thätigkeit, dagegen keine aktiven Vulkane mehr und keine heißen Quellen gefunden hat.

Die sämtlichen Inseln zeigen einen mehr oder weniger breiten, langsam ansteigenden, reich mit Cocos- und Areca-Palmen bewachsenen Strand, hinter welchem in geringer Entfernung sich die Hügel und Höhenzüge erheben, welche den größten Teil der Küste begleiten und meist schön bewaldet und gut bewässert sind. Der alluviale Boden in den Thälern, Mulden und am Fuße der Berge ist sehr mächtig, humusreich und von einer wuchernden Fruchtbarkeit unter dem doppelten Einfluß der tropischen Hitze und der feuchten Luft infolge der insularen Lage. Daher zeigen diese Inseln auch eine Menge reizender Landschaften und hoher landschaftlicher Schönheiten, welche aber auf den Bimssteingefilden und in der Nähe der neueren Krater u. s. w. in's schnurgerade Gegenteil umschlagen und sich als äußerst kahl und öde darstellen.

Das Klima ist natürlich heiß, namentlich am Strande, wenn auch nach Sonnenuntergang die Seeluft die Hitze mildert. In der Regenzeit fallen höchst ergiebige Regen, häufig mit Gewittern von tropischer Heftigkeit verbunden, welche ungeheure Wassermassen entladen und die Bäche und Flüßchen in reißende Wildwasser verwandeln. Es ist nicht gerade ungesund, aber die Weißen leiden doch häufig an Fiebern, und zwar die Männer weit mehr als die Frauen, welche seltener und minder heftig von Fiebern befallen werden. Auch die Eingeborenen sind manchen Krankheiten, namentlich der Haut, unterworfen, und eine dieser Krankheiten äußert sich durch Schorfbildungen und bösartige Ausschläge, welche das Pigment der Haut zu zerstören scheinen und an den befallenen Stellen weiße Flecke, oft von beträchtlichem Umfang, zurücklassen. Auch Gicht, Rheumatismus, Pocken ꝛc. sind nicht selten; dagegen kennt man die gewöhnlichen Plagen der Tropenländer, wie Cholera, gelbes Fieber, Ruhr u. dgl. hier nicht, und das Klima scheint für die Weißen hier zuträglicher und erträglicher, als z. B. auf den Sunda-Inseln und in anderen Tropenländern.

Die Pflanzenwelt dieser Inseln hat nichts Eigentümliches und scheint derjenigen der benachbarten polynesischen Inselgruppen nahe verwandt zu sein. Sie ist auch nicht sehr mannigfaltig und man hat bisher noch keine spezifischen Charakterpflanzen derselben entdeckt. Auf den Fransenriffen der Küste siedeln sich zuerst Gräser und niedrige Pflanzen verschiedener Art, sodann Kokospalmen und andere an. Am Lande wachsen höhere Grasarten, die an günstigen Stellen außerordentlich dicht stehen, eine Höhe von 2 m. erreichen, am Fuße der Hügel in Buschwerk und dann in stattlichen Hochwald von Cocos- und Areca-Palmen, Brotfrucht-, wilde Mango-, Mumienapfel- oder Melonenbäume u. a. übergehen, während stattliche Bambusdickichte die Niederungen bedecken. Stellenweise ziehen sich am niedrigen Strande von Neu-Britannien Sümpfe mit Mangroven hin, welche von tief eindringenden Buchten zerrissen und von zahllosen Krokodilen einer kleinern Art bewohnt sind, welche hauptsächlich von den hier zahlreich vorhandenen Fischen leben. Die Zahl der wildwachsenden und von den Eingeborenen auch kultivierten Nahrungspflanzen ist nicht groß, obwohl der Boden sehr ergiebig und zu jeder Kultur geeignet ist. Außer den Brotfrüchten und Kokosnüssen, welche den Eingeborenen einen wesentlichen Teil ihrer Nahrung liefern, sind es die Arum-Arten (Aaronswurzeln), die Bananen, Bataten, Mumienäpfel, Yamswurzeln, Tans und Tumups und wilden Mangos, von denen die Eingeborenen leben und die sie notdürftig anbauen. Von den Aaronswurzeln hat man auf den Inseln zwei Arten; diese Pflanze, den Caladien nahe verwandt, hat eine große zwiebelartige Knolle, welche eßbar und sehr nahrhaft ist. Die eine Art, welche auf Sumpfboden wächst, ist mehr seifig; die andere, nur an Hügelhängen wachsende, ist größer und besser und wird vorzugsweise angebaut. Man pflanzt sie reihenweise, mit einem Schritt Abstand zwischen den einzelnen Pflanzen, und jätet sie fleißig, da sie viel Nahrung aus dem Boden bedarf. Diese Hügel-Aaronswurz wird bis zu 37 cm. lang bei einem Umfang von 30 cm., gilt aber dann schon für groß. Wenn man sie in wenig Wasser kocht, so wird dieses durch die starke Ausscheidung von Stärkmehl zu einem dicken Kleister, weshalb man immer Wasser nachgießen muß. Ist sie gargekocht, so ist sie weich und mehlig und sehr schmackhaft und nährend und ein köstliches Gemüse. Die Eingeborenen haben aber noch eine bessere Art, sie zuzubereiten; sie schaben nämlich mit einer scharfen Muschel die rauhe braune Schale ab, schneiden die Wurzel der Länge durch in zwei Teile, wickeln jeden derselben in ein Stück Bananenblatt und legen sie so in eine mäßige Glut, um sie zu backen. So geröstet, gleicht sie frischem Brote und ist sehr nahrhaft und wohlschmeckend. Man pflanzt sie fort, indem man nach dem Herausnehmen aus der Erde oben eine Scheibe von nahezu Zolldicke samt dem Blattschopf abschneidet und in die Erde steckt, wodurch man binnen ungefähr drei Monaten wieder eine ausgewachsene reife Knolle davon erhält. Die Blätter enthalten einen sehr herben scharfen Saft, der, wenn man sie kaut, die Schleimhaut des Mundes entzündet und den Mund für einige Tage schmerzhaft wund macht; kocht man aber die Blätter in Cocosnußmilch, so geben sie ein köstliches wohlschmeckendes Gemüse.

Tan ist die den wenigsten Europäern bekannte apfelförmige und in Bündeln wachsende Frucht eines sehr hohen Baumes, dessen Holz hart und sehr schön geädert ist und sich prächtig verarbeiten läßt. Drückt man die reife Frucht in der Hand, so springt die Schale derselben auf, löst sich leicht ab und enthüllt das Innere, eine schöne gallertartige Masse, welche im Munde zerschmilzt und eßbar ist. Dieses Fruchtfleisch umschließt einen braunen Stein, welchen die Eingeborenen einige Tage in Salz- oder See-

wasser legen, um ihn zu erweichen, dann zerreiben und aus welchem sie eine Art Kuchen machen.

Der Melonen- oder Mumienapfelbaum hat verschiedene wertvolle ökonomische Eigenschaften. Die junge Frucht gibt gekocht einen trefflichen Ersatz für Sago oder Palmenmark. Kocht man die Stengel und Blätter mit der Wäsche, so dient dies statt der Seife und entfernt allen Schmutz aus derselben. Die Wäsche kommt leuchtend gummigutt-gelb aus dem Kessel, wird aber beim Trocknen an der Luft vollkommen weiß. Kocht man ein kleines Stückchen vom Blatt oder Stengel mit altem Geflügel oder anderem zähem Fleisch, so wird dieses ganz weich und zart.

Tumup heißt die Schalenfrucht eines anderen Baumes, welche einen mildschmeckenden öligen Kern enthält, der unseren Mandeln ähnlich ist und mit anderen Pflanzenstoffen gekocht und gegessen wird. Der Baum wird von den Eingeborenen aus Samen gezogen, gleich dem Tan, und in der Nähe der Hütten kultivert.

Die bekannte Betelnuß, die Frucht der Areca-Palme, wird nicht gegessen, aber als Reiz- und Genußmittel gekaut.

Eine andere Frucht, welche gleich der Brotfrucht und oft mit derselben gegessen wird, kommt von einer anderen Artocarpus-Art und wird in ähnlicher Weise zubereitet.

Außerdem kommt auch noch das Zuckerrohr sporadisch vor und wird von den Eingeborenen gekaut und ausgesogen. Wollte man es in den Niederungen anbauen, so würde es sich reichlich lohnen.

Die enthülsten und getrockneten Kerne der Cocosnuß, die sogen. Kopra, wird in Menge bereitet und ausgeführt, da sie einen Hauptwert im Tauschhandel der Eingeborenen bildet. Man öffnet die Cocosnüsse, nimmt den reifen weißen Kern heraus, schneidet ihn in Streifen und trocknet ihn an der Sonne, worauf er Kopra heißt. Diese Kopra wird nun in ungeheuren Mengen nach England ausgeführt, wo man die Tonne (20 Zentner) mit 200—300 Mark bezahlt und daraus das Cocosnußöl preßt, welches man durch Raffinieren so zu veredeln weiß, daß es an Güte dem besten Speiseöl aus Oliven gleichkommt, wobei die Rückstände oder Oelkuchen noch ein treffliches Mastfutter für das Vieh und Geflügel geben.

Unter den übrigen vegetabilischen Produkten dieser Inseln, welche einen Gegenstand des Handels bilden, sind noch Wachsnüsse und der sog. Fowbash zu nennen, nämlich die faserige zähe Rinde eines Baumes, aus welcher die Eingeborenen Schnüre, Netze, Stricke und Matten zu Segeln ꝛc. verfertigen und die in Europa auf Papier verarbeitet wird.

Von besonderer Wichtigkeit für den menschlichen Haushalt der Einheimischen aber ist, wie in anderen Tropenländern, der Bambus, welcher nicht allein zum Haus- und Schiffsbau und ähnlichen Zwecken der verschiedensten Art dient, sondern aus welchem man auch Gefässe von jedem Umfang, zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten und trockenen Gegenständen, und zum Ersatz für Fässer, Kübel, Krüge und Flaschen verfertigt.

Welche Mannigfaltigkeit von pflanzlichen Produkten aber werden diese Inseln später aufweisen, wenn die Weißen erst die Gewürz-, Handels- und Nutzpflanzen der anderen Tropenländer dort eingeführt haben werden!

Die Tierwelt jener Inseln ist zwar noch nicht nach ihrem ganzen Umfange bekannt, scheint jedoch eine verhältnismäßig arme weil insulare zu sein. An Insekten wie Käfern und Schmetterlingen ist sie ziemlich reich, aber noch wenig erforscht. Unter den Insekten ist namentlich eine kleine Biene zu nennen, deren Honig einen köstlichen himbeerartigen Geschmack hat und für einen großen Leckerbissen gilt. Ungemein reich aber sind die Gewässer dieser Inseln an Fischen aller Art, groß und klein, teilweise vom köstlichsten Geschmack, sowie an Schildkröten, Schaltieren und anderen Meeresbewohnern, z. B. auch an dem von den Chinesen so sehr geschätzten Trepang und an Tintenfischen, die in Cocosmilch gekocht als Delikatesse verspeist werden. Echte Perlmuscheln und Perlmuttermuscheln kommen in Menge vor, neben verschiedenen großen, eßbaren Muscheln und anderen Seetieren. Im Brackwasser sind Alligatoren häufig, welche eine Länge bis zu 4 m. erreichen und deren Junge für einen Leckerbissen gelten. Schlangen gibt es mehrere, jedoch keine giftigen, während man verschiedene Fische und Aale als giftig oder gesundheitswidrig bezeichnet. Die einheimischen Frösche und sonstigen Batrachier und die Eidechsen sind noch nicht untersucht. Auch an Vögeln sind die Inseln verhältnismäßig arm. Der wichtigste davon ist der Kasuar oder Morrup, Casuarius Bennetti, welcher auf dem hohen Tafellande und den Grasfluren im Inneren von Neu-Britannien noch ziemlich häufig ist und von den Eingeborenen seines Fleisches willen gejagt wird. Er lebt in Gesellschaften von 3—4, zuweilen sogar 7 Stück, welche einem alten Männchen als Führer folgen und immer im Gänsemarsch gehen, gewöhnlich sehr langsam und behaglich, im Augenblick der Verfolgung aber sehr schnell und mit springenden Sätzen flüchten. Er hält sich den Tag über meist im hohen Gras auf, über welches sein kleiner Kopf mit dem unstäten, scharf auslugenden Auge kaum hervorragt; zur Nachtzeit sucht er den Busch auf. Zum Nisten sucht die Henne meist einen wohlbeholzten, aber von niedrigem Gebüsch freien Platz auf, scharrt hier die Erde zu einem Haufen von etwa 1,5 m. Durchmesser und 75 cm. Höhe auf, macht in die Mitte dieses kreisrunden Haufens eine napfförmige Vertiefung und legt in diese ihre Eier, selten mehr als drei, die sie von der Sonne ausbrüten läßt. Diese Eier, ungefähr 125 mm. lang, 75 mm. breit und dicht mit zarten grünen Fleckchen bedeckt, werden trotz ihres urinösen Geschmackes von den Eingeborenen als Leckerbissen betrachtet und sorgfältig aufgesucht. Der Kasuar ist, wie der afrikanische Strauß, äußerst gefräßig und lebt nicht allein von Früchten, Nüssen und Samen, sondern noch mehr von tierischer Kost, von

Eidechsen, Fröschen und Fischen, denn er fängt kleinere Fische auf eine sehr sinnreiche Weise, wobei er allerdings zuweilen selbst das Opfer des Alligators wird. Die Eingeborenen fangen ihn teils in Schlingen aus Baumbast, welche sie rund um das Nest des Kasuars legen, teils in großen Treibjagden mit Feuer. Sie zünden nämlich auf einem Umkreise von etwa 1600 m. das lange Gras der Ebenen an und lassen nur in der Mitte einen Platz von Feuer frei, worin sich mehrere mit Wurfspeeren bewaffnete Männer aufstellen. Männer und Weiber treiben das Feuer nach dem Mittelpunkt des Kreises, indem sie mit Baumzweigen alle Flammen niederschlagen, welche sich in einer anderen Richtung ausbreiten wollen. Auf diese Weise werden nun alle innerhalb des Feuerkreises befindlichen Kasuare nach der feuerfreien Mitte getrieben, wo sie von den Wilden mit Speeren erlegt werden. Das Fleisch des Kasuars ist nicht sehr gut, wird aber von den Eingeborenen begierig gegessen; das ausgebratene, ölartige Fett gilt ihnen als Spezifikum gegen Rheumatismus. Aus den harten Knochen verfertigen sie Messer und Spateln oder Gegengewichte an ihren Wurfspeeren; mit den Federn schmücken sie sich, tragen sie namentlich gern im Nasenknorpel, und aus den Klauen der Zehen machen sich manche Stämme die Spitzen ihrer Speere, indem sie dieselben mit einem leicht schmelzbaren Wachs an den Schaft des Speers befestigen, so daß die Körperwärme des Verwundeten das Wachs schmilzt und die Klaue in der Wunde stecken bleibt, wenn der Speer herausgezogen wird. Der gefangene Kasuar wird leicht gezähmt und schließt sich dann eng an den Menschen an. Es gibt aber weder auf der Duke-of-York-Insel, noch auf Neu-Ireland Kasuare.

Unter den übrigen Vögeln Neu-Britanniens sind noch verschiedene Schwimmvögel: eigenartige Enten und Gänse, vielleicht sogar Schwäne, mehrere Reiher und andere Stelzvögel, verschiedene Papageien (der weiße Kakadu kommt nur auf Neu-Ireland vor), mehrere Hornvögel, Bangabanga, zu erwähnen, von charakteristischen Vögeln nur die hübsche, kleine neubritannische Wachtel und das Großfußhuhn oder der Wallnister, Megapodius Hueskeri, welcher aber hier seine Eier nicht auf zusammengescharrten Haufen von Laub und Erde, sondern einfach in die Spalten und Höhlungen an den Abhängen eines thätigen Vulkans legt, wo die erhöhte Erdwärme die Eier ausbrütet.

Den Uebergang von den Vögeln zu den Säugetieren bilden auf diesen Inseln die zahlreich vorkommenden Flattertiere aus der Familie der Nager: fliegende Eichhörnchen, fliegende Hunde und Fledermäuse der verschiedensten Arten, welche sämtlich gegessen werden. Das Flugeichhorn ist ein hübsches, kleines Tier, das jung gefangen sich leicht zähmen läßt. Von Beuteltieren kommen mehrere vor: der hübsche braune und weiße Kuskus, ein Baumbeuteltier, ferner der Wallaby oder das kleine Känguruh, und dann noch eine oder zwei größere Arten des Känguruh, dieses australischen Charaktertieres. Von Hunden gibt es zwei Arten, einen einheimischen wilden und gezähmten, welcher stumm ist, und einen mittelgroßen eingeführten, welchen man als Haustier und verwildert antrifft. Der erstere unterscheidet sich jedoch von dem Dingo des australischen Festlands und kommt auch auf Neu-Ireland vor. Alle vorerwähnten Säugetiere werden von den Eingeborenen, wenn auch nicht von allen, verspeist, und der gemästete zahme Hund gilt sogar für einen Leckerbissen und wird vorzugsweise als Festbraten aufgetischt.

(Fortsetzung folgt.)

Korea.

(Schluß.)

Griffis teilt aus dem Schatze der koreanischen Sprüchwörter eine Anzahl mit, weil dieselben immer als ein charakteristisches Merkmal der Denkweise eines Volkes interessant sind. Unter den menschlichen Organen schätzen die Koreaner die Nase besonders hoch; sie scheint fast als der Sitz der Weisheit angesehen zu werden. Daher kommt die Nase auch in ihren Sprüchwörtern häufig vor. Unserer Redensart „Kann ich das riechen?“ entspricht das koreanische „Wessen Nase ist drei Fuß lang?“ „Eine Nase von Eisen“ sagt man von einem Starrkopf oder einem kecken Menschen, ungefähr unsere „eherne Stirne“. „Geh und sieh die lange Nase des Paters“, sagt der Koreaner für unser: „Geh in die Kirche und bete“. „Der Hund zwischen zwei Klöstern, der nichts kriegt“, ist ein Sprüchwort, das der Koreaner wohl ironisch von sich selbst in Bezug auf seine fatale Stellung zwischen China und Japan sagt. „Einen Kuchen in jeder Hand haben“, heißt in Verlegenheit sein. „Ein Vulkan unter Schnee“ meint einen Heuchler. „Jemand auf das Haar blasen und sehen, ob keine Narbe darunter ist“, erinnert an unser Bibelwort von dem Erblicken des Splitters im Auge des Nächsten und Uebersehen des Balkens im eigenen Auge. Ganz hübsch ist endlich das Sprüchwort „Guter Kritiker, schlechter Arbeiter“.

Von der Regierung ist eine besondere Trauer- und Begräbnisordnung erlassen. Der Leichnam wird in einem Sarg von dickem Holz untergebracht und mehrere Monate in einem eigens zu diesem Zweck bestimmten Raum verwahrt. Diesen Raum darf der Trauernde nur in vorgeschriebener Trauerkleidung betreten. Hier gehen auch die verschiedenen Zeremonien vor sich. Wennschon die Leichenverbrennung nicht unbekannt ist, herrscht doch die Beerdigung der Leichname vor. Bei dem Begräbnis sind Zeremonien üblich, die ursprünglich von China herstammen, dort selbst aber längst vergessen sind. Der Sarg ist luftdicht verpicht. Oft werden zwei ineinandergehende Särge verwendet. An der Spitze der Leichenprozession wird eine Tafel getragen, auf der der Name des Verstorbenen steht und, falls derselbe Aemter und Ehrenstellen bekleidet hat,

die Namen dieser verzeichnet sind. Peinliche Sorgfalt wird auf die Auffindung eines geeigneten Begräbnisplatzes verwendet; denn in dieser Beziehung herrscht viel Aberglaube. Die Gräber der Armen bezeichnen nur niedrige Hügel. Hingegen befinden sich auf den Gräbern der Reichen häufig Monumente; am häufigsten sind kleine beschriebene Obelisken. Die Trauer ist von verschiedenem Grad und verschieden lang. Die Farbe der Trauer ist weiß. Die Gräber der Könige wurden mit großem Aufwand ausgeschmückt. Eigentümlich sind die Verordnungen bezüglich der Trauer. Kommt ein Todesfall in einer Familie vor, so darf ein Glied derselben vor Ablauf von drei oder mehr Jahren, je nach dem Grad der Verwandtschaft, nicht heiraten. Auf diese Weise wurden oft schon Verlobte noch Jahre lang hingehalten. Das mag einer der Gründe sein, warum das abgeschlossene Land seither von keiner Uebervölkerung zu leiden hatte.

In der Architektur sind die Koreaner hinter Japan und China zurück, sowohl in der öffentlichen wie privaten. Die meisten Wohnhäuser sind eingeschossig mit Stroh oder bei den Wohlhabenderen mit Ziegeln bedeckt. Die Dächer haben die Form der chinesischer Pagoden und laufen häufig unten in fratzenhaft ornamentierte Ziegel aus. Je nach der Wohlhabenheit der Bewohner besteht der Fußboden aus gestampfter Erde oder aus geöltem, sehr starkem Papier, seltener aus Holz. Die Reichen bedecken den Boden mit Hunds- oder Tigerfellen, oder auch Matten. Ein wichtiger Raum ist derjenige, in welchem sich das Kang befindet. Dasselbe ist ein aus Backstein gewölbtes Lager, halb Ofen, halb Bett. Dasselbe ruht auf einem Boden aus Backstein, unter welchem eine Röhrenleitung liegt, welche die Wärme aus Herd und Küche in diesen Raum leitet, wobei es nur schwierig ist, eine gleichmäßige Wärme zu erzielen. Die Wohnung besteht in der Regel aus drei Räumen: der Küche, dem Eß- und dem Schlafzimmer.

Bei den Mahlzeiten bedient man sich kleiner Tische; merkwürdigerweise hat oft jeder Gast seinen eigenen Tisch. Häufiger als in China sind bei den Mahlzeiten Löffel in Gebrauch. Die Wände sind teils roh, teils tapeziert. Gemälde sind selten; der Sinn für Malerei ist noch ganz unentwickelt. Die Stelle unserer Fensterscheiben vertritt Papier, das zuweilen geölt ist. Das Papier spielt überhaupt eine wichtige Rolle. Glas war den Koreanern bis in die neueste Zeit ganz unbekannt, daher gilt es jetzt als großes Kleinod. Besonders haben sie es auf Flaschen abgesehen. Zur Beleuchtung werden teils hohe Leuchter in japanesischem Stil, teils Oellampen gebraucht. Als Entzündungsmittel dienen Feuerstein, Stahl oder auch unsere gewöhnlichen Phosphorzündhölzchen, von Japan importiert. In den besseren Häusern befindet sich eine Art Vestibül, das zu geselligen Zusammenkünften der Männer benützt wird. Frauen dürfen diesen Raum nie betreten. Ueber den Portalen befinden sich häufig Inschriften, allgemeine moralische Wahrheiten enthaltend. Die Koreaner sind dem Genuß des Alkohols sehr ergeben. Sie lieben die stärksten Getränke. Sonderbar ist, daß dieses Volk, das zwischen den zwei am meisten Thee produzierenden Ländern China und Japan lebt, dieses Getränk kaum kennt. Hauptnährmittel ist Fleisch. So ziemlich alles, was an einem Tiere ist, wird verspeist; die Eingeweide nicht ausgenommen. Hundefleisch ist sehr beliebt. Drei Mahlzeiten täglich ist die Regel. Auf dem Lande wird Rindfleisch nur bei festlichen Gelegenheiten verspeist. Der Genuß desselben ist gesetzlich geregelt. Den Wert des Eises im Sommer wissen die Koreaner wohl zu schätzen, und an manchen Orten trägt sogar die Regierung Sorge, daß große Quantitäten Eis in zu diesem Zweck angefertigte Höhlen gebracht werden.

Der Sorgfalt für den Körper wenden die Koreaner sehr wenig Aufmerksamkeit zu; sie sind ungemein unreinlich. Schwämme, die ja doch in den dortigen Küstengewässern wachsen, sind nicht in Gebrauch. Große Sorgfalt indes verwenden die Männer auf den Bart. Das Haupthaar wird lang getragen. Die Kopfbedeckung ist ungeheuer groß und gewöhnlich aus zarten Bambusfasern verfertigt; die der niederen Klassen ist häufig auch aus Stroh oder Binsen geflochten. Die Form ist je nach den Ständen sehr verschieden. Die Kleidung der besseren Klassen ist teils von Seide, teils von Wolle. Häufig sind die Stoffe hübsch gefärbt. Sie werden meist von der Hausfrau selbst verfertigt. Beide Geschlechter tragen als Oberkleidung eine kurze Jacke. Je nach den Ständen ist die Kleidung enganliegend und einfach oder bauschig und mit großem Luxus und Ueberfluß an Material angefertigt. Die Bestimmung der den Kleidern fehlenden Taschen müssen Gürtel, Aermel oder kleine Beutel erfüllen. Die Fußbekleidung der Armen besteht aus Sandalen aus Reisstroh gewoben oder aus Hanfschnur. Die besseren Klassen tragen Tuch- oder Lederschuhe, von China importiert.

Die Stellung der Frau in Korea ist eine sehr untergeordnete; sie führt, nach den Mitteilungen französischer Missionare, keine moralische Existenz. Sie gilt dem Koreaner entweder als Werkzeug des Vergnügens oder der Arbeit; niemals als eine ebenbürtige Genossin. Ihre ganze Stellung ist damit gekennzeichnet, daß sie keinen Namen führt. In der Kindheit erhält sie innerhalb der Familie einen Rufnamen; für die übrigen ist sie einfach die Schwester oder Tochter von dem oder jenem. Nach ihrer Verheiratung ist sie ganz namenlos. Sie wird gewöhnlich nach dem Ort ihrer Verheiratung oder dem Kirchspiel, in dem sie geboren ist, genannt. Die Frauen der niederen Klassen müssen hart arbeiten, denn die Feldarbeit liegt meist ihnen ob. Ein Koreaner von höherem Stande unterhält sich nur gelegentlich mit seiner Frau, auf welche er geringschätzend herabsieht. Nach der Ehe leben die vornehmen Koreanerinnen abgeschlossen in ihren Gemächern und dürfen sogar ohne die Erlaubnis ihrer Männer nicht auf die Straße blicken. Es kam schon

vor, daß Väter ihre Töchter, Männer ihre Frauen und Frauen sich selber getötet haben, weil sie von Fremden berührt worden waren. Hat ein Mann etwas auf seinem Dach machen zu lassen, so setzt er seine Nachbarn davon in Kenntnis, damit sie Thüre und Fenster der Frauengemächer sorgfältig verschließen. Neben der sozialen Zurücksetzung der Frau geht eine Art äußerlicher Achtungsbezeugung einher. Man redet sie stets mit ehrerbietigen Worten an; die Männer machen ihr auf der Straße Platz, selbst der Frau der niederen Stände. Die Gemächer der Frau sind sogar den Gerichtspersonen nicht zugänglich. Die Heirat der Kinder wird von den Vätern beschlossen. Trotz dieser Unfreiheit steht die Ehe in hohem Ansehen; nur ein Verheirateter gilt etwas in Gesellschaft und kann zu Amt und Würden gelangen. Eine unverheiratete Person wird als Kind angesehen; man sieht ihr Unfug und tolle Streiche nach, weil man sie nicht für eine ernste Person ansieht. Man erkennt die Verheirateten an ihrer Frisur. Vor der Ehe trägt das junge Volk das Haar in einer den Rücken hinabfallenden Flechte; nachher aufgeknotet. Am Vorabend der Hochzeit bindet eine Freundin der Braut das jungfräuliche Haar derselben in einen Knoten über den Kopf. Mit noch größerer Förmlichkeit geht die Frisurveränderung bei den Bräutigamen vor sich; sie bedeutet den wichtigsten Wendepunkt im Leben eines Mannes. Am Hochzeitstag muß in den höheren Ständen die Braut vollständiges Schweigen bewahren; das ist allen Fragen und Beglückwünschungen gegenüber ihre Pflicht. Eine Ehe gilt als geschlossen, wenn sich die Brautleute vor Zeugen mit einem Gruße zunicken. Verheiratete Frauen tragen zwei Ringe am Goldfinger. Man erwartet von einer Witwe, daß sie sich nicht wieder verheiratet. Nach 60jähriger Ehe wird die „goldene Hochzeit" gefeiert. Während Polygamie nicht gestattet ist, ist das Halten von Kebsweibern eine stehende Einrichtung. Zur ehelichen Treue ist nur die Frau verpflichtet, nicht der Mann. Eine die Stellung des weiblichen und männlichen Geschlechts recht kennzeichnende Sitte ist es, daß ein junger Bräutigam von Adel nach seiner Verlobung drei bis vier Tage bei seiner Braut verbringt, darauf sie aber auf lange Zeit verläßt und zu seinen Konkubinen zurückkehrt, „um zu beweisen, daß er sich nicht viel aus ihr macht". Läßt sich ein Mann von seiner Frau scheiden, so darf er sich bei ihren Lebzeiten nicht wieder verheiraten, aber Konkubinen halten, so viel er ernähren kann. Kann ein Mann nachweisen, daß er geschlechtlichen Umgang mit einem Mädchen oder einer Witwe gehabt hat, so darf er eine solche als sein Eigentum beanspruchen. Entläuft sie, so darf er sie mit Gewalt in sein Haus zurückbringen. Junge Witwen von Adel, welche nicht wieder heiraten dürfen, werden meist Konkubinen; diejenigen aber, welche ein enthaltsames Leben führen, sind häufig Gewaltthätigkeiten der Männer ausgesetzt; es kommt vor, daß sie von gedungenen Banditen nächtlicherweile weggeschleppt werden. Kein Wunder, daß junge Witwen, um ihre Ehre unbefleckt zu erhalten, ihrem Manne freiwillig in den Tod folgen. Der Selbstmord der Frauen besteht, wie bei den Japanesen, im Halsabschneiden oder Erstechen; bei den Männern im Bauchaufschlitzen. Die Kluft zwischen Mann und Frau der höheren Stände beginnt schon frühe; nach dem Alter von 8 oder 10 Jahren werden die Kinder nach ihrem Geschlecht getrennt, die Söhne bleiben in den Räumen des Vaters, die Mädchen in denen der Mutter.

Das ganze Land wird von sechs wohlgepflegten und wohlangelegten Heerstraßen von 20—30 Fuß Breite durchschnitten. Außerdem bestehen noch viele Landstraßen von durchschnittlich 8—9 Fuß Breite. Die einzelnen Dörfer sind nur durch schlechte Fußpfade untereinander verbunden; gepflasterte Wege sind selten. Die Flüsse sind teilweise überbrückt mit Stein- und Holzmaterial. An den Straßen stehen Meilensteine, daneben aber auch eine Menge beschriebener Gedenksteine. Die Straßen sind, weil sie die einzigen Verkehrsmittel sind, sehr belebt. Alle Straßen eines bestimmten Distriktes stehen unter der Kontrole eines Direktors. Für Bedürfnisse und Bequemlichkeit des Reisenden ist wenig gesorgt. Gasthäuser sind ziemlich selten. Das mag wohl von der allgemeinen Gastfreundschaft der Koreaner herrühren, die auch hier in der den orientalischen Völkern eigenen Ausdehnung geübt wird. Nicht minder sind sie auch unter sich stets dienstfertig und hilfebereit. Gastfreundschaft und Nächstenliebe sind dem Koreaner heilige Pflichten. Doch kann nicht unerwähnt bleiben, daß diese Tugenden von fahrendem Volk maßlos mißbraucht werden. Letzteres ist dort in den verschiedensten Arten vertreten: Glücksspieler, Bauernfänger, Gaukler, Akrobaten, Magiker, Komödienspieler und fahrende Musiker. Der letzteren gibt es ganze Banden. Die Wohlhabenden unterhalten zu ihrem Amüsement Sängerinnen, die aus den niedersten Ständen hervorgehen. Eigentliche Theater scheinen nicht zu bestehen, doch werden Monologe über denkwürdige Ereignisse oder Szenen aus dem täglichen Leben rezitiert. Die Musik der Koreaner wird als schrecklich geschildert. Ihre Instrumente sind etwa zu vergleichen mit unseren Guitarren, Violinen, Trompeten und Cymbeln Als Hauptsport wird das Bogenschießen betrieben. Es finden jährlich Wettkämpfe mit Preisverteilungen statt. Auch Boxen und Faustkampf wird gepflegt. Die Jagd auf Vögel wie auf Wild bildet einen Hauptbeschäftigungszweig der Männer. Dabei gehen sie mit großer Geschicklichkeit zu Werke. Zu Hause wird gespielt, gewettet, geraucht oder geplaudert. Außer den wenigen Festtagen, die die Religion vorschreibt, sind regelmäßige sonntägliche Ruhetage unbekannt. In der Familie wird nur der Geburtstag eines Familiengliedes festlich begangen; der gefeiertste Geburtstag ist der 61., an welchem für die alten Leute die Zeit der Arbeitsruhe beginnt. Das einzige jährliche wirkliche Fest ist das Neujahrsfest. Zu dieser Zeit ruhen einige Tage lang alle öffentlichen Geschäfte;

es ist der Termin, wie bei uns, für die Vereinigung der Schulden; man macht sich Geschenke und Besuche und geht zu den öffentlichen Spielen, mit welchen Preisverteilungen verbunden sind. Sonst mögen noch erwähnt werden: der jährliche Gedächtnistag der Verstorbenen und ein Maientag. Eigentümlich ist ferner auch die allgemeine sorgfältige Pflege einer Pflanze, des Chrysanthemum (Christblume). Wenn diese in Blüte steht, ladet der Koreaner seine Freunde zu Gaste und feiert ein Fest mit ihnen. Auch dem Andenken der gefallenen Krieger sind besondere Tage geweiht.

Vieles in der Kultur Korea's erinnert an diejenige Japan's vor seiner Revolution. Korea geht nun selbst einer ähnlichen Umwälzung entgegen. Die Namen der Häfen Fusan, Gensan und Jnchiun, welche nunmehr dem japanisch-europäischen Handel erschlossen sind, werden bald einen bekannten Klang haben. Zwischen Japan und Korea hat sich nun schon seit Jahren ein lebhafter Austausch, namentlich in Fusan entwickelt. Die Koreaner kaufen besonders Baumwollenzeug, Zinnwaren, Glas, Werkzeuge, Uhren, Petroleum, Mehl, Eisen, Lackwaren u. a. Die Ausfuhr besteht in Gold- und Silberstaub, Ochsenhäuten und Knochen, Fisch, Reis, Rohseide, Fächern, Baumwolle, Pelzen, Papier, Tabak, Erbsen, Bohnen und vielen anderen Erzeugnissen der Pflanzenwelt. Eine hochgeschätzte Spezialität des koreanischen Handwerks ist das überaus dicke und starke Papier, das die Chinesen gern zum Besatz von Kleidern und sogar zu Waffenröcken ihrer Soldaten verwenden. R. L.

Rußland nach Th. von Bayer*.

Besprochen von Dr. Ed. Petri.

(Fortsetzung.)

Petersburg und Moskau! Wie oft ist der Gegensatz zwischen diesen beiden Städten besprochen worden und wie bedeutungsvoll ist dieser Gegensatz für die in Rußland herrschenden Geistesströmungen.

Aber nicht nur in dem inneren Leben, auch in der äußeren Erscheinung dokumentiert sich dieser Gegensatz. „Bei der Ankunft in Petersburg hat man die Empfindung, ziemlich ohne Uebergang aus einem menschenleeren Waldlande in eine Weltstadt versetzt zu werden. Während bei Moskau die hügelige Umgebung und die keineswegs mangelhafte Vegetation der an die äußersten Häuser sich anschließenden Ländereien zum Reize des Gesamtbildes beitragen, ist die Schönheit Petersburgs einzig und allein auf die Stadt und die dazu gehörigen Newa-Inseln konzentriert."

Die Umgegend ist flach, reizlos .... elende Wäldchen, wüstenartige Strecken durch Rodung gewonnener und noch unbebauter Aecker. „Das landschaftlich Anziehende an Moskau ist alles Natur; was Petersburg in dieser Hinsicht bietet, ist Kunst und nur Kunst. . . . ." „Und wie sich in Moskau unwillkürlich der Gedanke aufdrängt, daß der Platz, auf dem es steht, ein sich von selbst ergebender ist, wird man in Petersburg die Idee nicht los werden, daß seine unmöglich auf natürlichen Vorbedingungen basierende Lage nur dem mächtigen Willen eines weitsichtigen Herrschers entsprungen sein kann."

„Petersburg ist eine Weltstadt in vollem Sinne des Wortes. Es hat keinen ausgeprägt russischen Charakter wie Moskau, und würde man nicht die typischen „Jswoschtschiki" (Fuhrleute) und die rothemdigen Leute aus den unteren Klassen die Gassen beleben sehen, man könnte ebensogut in Berlin, Wien oder Paris zu sein wähnen. Aber etwas hat Petersburg vor diesen und vor allen an Flüssen liegenden Hauptstädten, Lissabon ausgenommen, voraus, seinen imposanten, seeähnlichen Strom . . . .", die Newa.

Wir dürfen uns aber nicht verleiten lassen, den Leser an der Hand der lebhaften Schilderungen unserer Reisenden durch Petersburg zu führen, um mit ihr die Pracht und die Schönheit der nordischen Hauptstadt zu bewundern. Es sind das Fragen anderer Art, die wir hier nicht zu erwägen haben. Vor allem gilt es uns, ein paar Worte über die Stimmung der Petersburger Bevölkerung vorzubringen. Bei all' dem regen Verkehr auf den Straßen „ist die Stille in Petersburg auffallend und scheinen die Leute, alle ernst und in ihre Gedanken vertieft, den ihnen obliegenden Geschäften nachzugehen." „Doch darf man diese Stille," meint die Verfasserin weiter, „keinem auf den Gemütern lastenden Drucke zuschreiben." Es soll das vielmehr der Norden sein, der sich in dieser Beziehung geltend macht, wie etwa in Stockholm und Christiania. Wir können dieser Anschauung der Verfasserin nicht beipflichten: der Russe ist viel lauter als der in dieser Beziehung ziemlich isoliert dastehende germanische Nordländer. An seinem lauten Auftreten ist der Russe im Westen, in Wien oder Paris sofort zu erkennen. In entsprechender Weise charakterisiert ihn die Verfasserin in Moskau und in anderen Orten und als solchen würde sie ihn auch bei einem Besuch im nordischen Archangelsk finden. Wer nun aber die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung von Petersburg kennt, in welcher sich der autochthone Petersburger relativ wenig bemerkbar macht, und wer diese geistig so rasch und intensiv lebende Großstadt in den letzten drei Dezennien zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, der wird sich des Gedankens nicht erwehren können, daß in dem Leben und in der Stimmung der Petersburger eine bedenkliche Depression eingetreten ist. Die Ursachen hiefür liegen auf der Hand und brauchen nicht näher erörtert zu werden. Genug, daß kein Petersburger im Unklaren darüber ist, daß das Leben in Petersburg ein „schweres" geworden sei; genug, daß jeder, dem die Möglichkeit vergönnt ist, Petersburg zu verlassen, sich glücklich schätzt, währenddem die an Petersburg Gefesselten einen ihnen früher durchaus fremden Genuß darin finden,

die kalte Pracht der Großstadt, wenn auch nur in einem kurzen Ausflug, vergessen zu können.

Unwillkürlich erinnern wir uns der trefflichen und wohlempfundenen Worte, mit denen unser geistvoller Blasius dieses Sehnen „aus Petersburg hinaus", charakterisiert. Es sind das Worte, die in den vierziger Jahren gesprochen wurden, in einer für Petersburg außerordentlich bedrückenden Zeit, die aber wohl auch im Herzen des heutigen Petersburgers Anklang finden werden. „Petersburg lebt nur in der Gegenwart," sagt Blasius. „Und gerade für Gegenwart hatte ich kein unbefangenes Gefühl mehr. Mir war die Stadt mit all' ihrer irdischen Herrlichkeit verleidet. . . . . Meine Ungeduld führte mich zusehends irre, und entkleidete das, was ich hätte bewundern sollen, mit Unrecht seines Glanzes und seiner Größe. Mir erschien die Kathedrale des hl. Isaak wie ein verstoßenes Pantheon, das in unglücklicher Ehe mit einem mongolischen Häuptling lebt, dessen Launen es sich fügen muß. St. Peters wundervoller Dom kam mir in der Kathedrale der kasanischen Mutter Gottes als Karikatur in Duodez entgegen. . . . . Es kam mir vor, als ob der große Engel mit seinem mächtigen Kreuz die geborstene Alexandersäule immer tiefer in die Erde hineindrücke, um bequemer in die Fenster des Winterpalastes hineinsehen zu können, angesteckt von der Neugier und dem innersten Lebensinteresse des Menschengewühls zu seinen Füßen. . . . . Ich fühlte es mächtig, daß auch die Stadt des einen Jahrhunderts eine schwere Geschichte, eine drückende Vergangenheit hat, und sehnte mich mit aller Gewalt hinaus in die freie Natur."

Selbstverständlich aber sind das Empfindungen, die bei einem flüchtigen Besuch und unter dem Eindruck all' des Großartigen, das man in Petersburg zu sehen hat, dem Reisenden leicht entgehen. Viel eher dürften wir wohl eine andere Behauptung der Verfasserin rügen, wenn wir nicht voraussetzen wollten, daß hier lediglich ein Mißverständnis obwaltet.

Verfasserin spricht von den revolutionären Elementen in Rußland, davon, daß diese Elemente „einen verschwindenden Bruchteil der Gesamtbevölkerung" ausmachen, keineswegs Fuß im Volk gefaßt haben, und fährt dann wie folgend weiter: „Ginge man energischer gegen die Unruhestifter vor, so würde Rußland bald von ihnen gesäubert sein, und ist der Regierung ein Vorwurf zu machen, so ist es nur der, daß sie Staatsverbrechern gegenüber Humanitätsgedanken (!) verwirklicht, zu welchen man schwerlich in einem anderen Staate aufgelegt wäre." Wir haben einige Nachforschungen angestellt, aus denen wir ersehen, daß von dem Regierungsantritt Alexanders des II. an und bis Anfang 1883 über 40 Todesurteile an politischen Verbrechern vollzogen sind, wobei in entschiedener Mehrzahl der Fälle das Hängen ausgeübt wurde. Und nun die Zahl der zur Zwangsarbeit Verurteilten, der administrativ Exilierten, das Aufräumen in den Hochschulen ꝛc. . . . . Man darf natürlich sehr verschieden über die Möglichkeit der Bekämpfung der revolutionären Umtriebe denken, aber von Milde kann doch in vorliegendem Falle keine Rede sein; ja wir vermuten, daß die russische Regierung sich nur wenig durch das erwähnte Kompliment geschmeichelt gefühlt haben mag, da sie ja häufig genug den Satz proklamiert hat, daß sie den revolutionären Elementen gegenüber mit nachsichtsloser Strenge auftreten werde.

Aber verlassen wir Petersburg, das bei all' seinen großartigen Sehenswürdigkeiten und Schätzen uns doch unwillkürlich auf die für Rußland so peinlichen Fragen und traurigen Verhältnisse führt, und bemerken wir nur noch kurz, daß die der Beschreibung von Petersburg gewidmeten zwei Kapitel einen hochinteressanten und längeren Bericht über die „unerschöpflichen Reichtümer" der Eremitage, der „berühmten und von Westeuropäern selten gekannten Galerie" bringen. Von großem Wert ist in diesem Bericht namentlich der Passus über die gegenwärtig so kolossal anwachsende Sammlung von Altertümern — teils russischen, teils fremden Ursprungs, aber auf russischem Boden gefunden (Kertscher und skythisch-sibirische Sammlung).

Von Petersburg aus ging die Reise zuvörderst wieder nach Moskau zurück und von dort aus „quer durch das Land" über Rjasan, Koslow, Woronesh in das Land der donischen Kosaken, zu den Kalmücken.

Die wohlbekannte Strecke von Petersburg nach Moskau benutzt die Verfasserin, um uns wiederum in eine Reihe von interessanten Fragen einzuführen, die sich auf das gesamte russische Leben beziehen und die unser Werk so wertvoll machen. In Form einer Unterhaltung mit einem Reisegefährten erörtert die Verfasserin nun eine der brennendsten Fragen für das heutige Rußland — die Bestechlichkeit des Beamtenstandes, deren Ursachen in der Kompliziertheit der administrativen Maschinerie, in dem durch die Unzahl der Beamten bedingten ungenügenden Gehalt für den Einzelnen, in dem ansteckenden und sich vererbenden schlechten Beispiel gesehen werden. Uebrigens hebt Verfasserin mit Nachdruck hervor, daß „die dießbezüglichen Zustände im Zarenreiche kaum schlimmer sind als in Ungarn, entschieden nicht so arg, als in den Vereinigten Staaten und nicht zu vergleichen besser als in der Türkei". „Die jungen Leute, welche in den Staatsdienst treten, sind untadelhaft", wenngleich sie auch nach und nach in dem Kampf ums Dasein der sie umwuchernden Korruption erliegen. Eine andere Frage von hohem Interesse, die von unserer Verfasserin ebenfalls erörtert wird, ist die Schulfrage. Hier nun zeigen sich, die sonst über Rußland gehegten Vorurteile widerlegend, unleugbare und gewiß sehr zu beherzigende Fortschritte. Verfasserin schildert uns, wie, manchen Irrungen und Schwankungen zum Trotz, die Sache der Volksbildung doch energisch fortgeführt wird und wie die Volksschule immer mehr Boden beim Volke selber gewinnt. Auch die Fortschritte in dem mittleren und höheren Schulwesen kommen zur Erwähn-

ung, wobei durchweg ein bedeutendes statistisches Material vorgeführt wird. Der „interessanteste Teil" des russischen Unterrichtswesens ist die Bildung der weiblichen Jugend. „Nach England nimmt Rußland in dieser Beziehung den ersten Rang unter den europäischen Staaten ein, Deutschland folgt in dritter Reihe." Verfasserin ist eine warme Verfechterin der Frauenbildung, selbstverständlich nicht der karikierten Frauenemanzipation. „Die vielfach gehegte Befürchtung, daß durch die medizinischen Studien der weiblichen Jugend der Nihilismus gefördert werde, ist eine ungerechtfertigte. Von 959 Studentinnen sind nur 4 den revolutionären russischen Ideen verfallen." Von Bedeutung sind schon als Vorbildung für das höhere Studium die Mädchengymnasien, in denen unter anderem die alten Sprachen fakultativ gelehrt werden. Fernerhin kommen neben den zweijährigen pädagogischen Kursen in Petersburg und Moskau die sogenannten höheren Kurse in Betracht, die sich in den Universitätsstädten Petersburg, Moskau, Kiew, Odessa und Kasan befinden, unter der Leitung von Universitätsprofessoren stehen und sich in bester Weise bewährt haben. Der Zudrang zu den Petersburger Kursen war so bedeutend (im Jahre 1878 — 556 Damen), daß man Parallelklassen errichten mußte. Die Kurse besitzen zwei Abteilungen oder zwei Fakultäten: eine physikalisch-mathematische (Algebra, Geometrie, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie) und eine historisch-philologische (Geschichte, russische Grammatik, Psychologie ꝛc.). „Durch diese höheren Bildungsanstalten wird ein ausgezeichnetes Lehrerinnenpersonal geschaffen." Zur Heranbildung von Volksschul-Lehrerinnen existieren spezielle Seminarien. Zu erwähnen ist schließlich noch die medizinische Hochschule für Frauen in Petersburg, die sogenannten „Kurse", über deren wechselreiches Geschick und gefährdete Lage in deutschen Blättern häufig berichtet worden ist. Diese Kurse verdienen durch ihren ernsten Charakter und die allgemein anerkannte segensreiche Thätigkeit ihrer ehemaligen Zöglinge die größte Beachtung. Von den diplomierten Zuhörerinnen dieser Kurse standen vor ein paar Jahren „54 als praktische Aerzte in Kliniken und Krankenhäusern im Dienst, 46 andere übten Privatpraxis aus und 62 standen im Dienst der „Semstwa", welche viele auf ihre Kosten ausbilden lassen". Es ist noch beizufügen, daß die weiblichen Aerzte und Studentinnen sich im Kriege durch „vorzügliche Leistungen" hervorgethan haben. Zur Zulassung zu den Kursen, welche fünfjährig sind, ist ein Maturitätszeugnis erforderlich, gerade wie für den Besuch einer Universität, wobei noch eine Kontrol- und Konkursprüfung stattfindet. Das Programm der Kurse entspricht, mit Ausnahme eines Teils der gerichtlichen Medizin und medizinischen Polizei, genau demjenigen, welches die Mediziner zu bewältigen haben. Es existieren vier Kursexamen, „die Schlußprüfungen sind ungemein streng, trotzdem werden sie von den meisten glänzend bestanden". Referent vermag zu diesen auf Quellenstudien beruhenden Ausführungen der Verfasserin noch beizufügen, daß auf den medizinischen Frauenkursen, wovon sich zu überzeugen er persönlich Gelegenheit hatte, mehr gelernt wird und bei den Examina unvergleichlich strenger geprüft wird, als in der ebenfalls in Petersburg befindlichen und mit Recht geschätzten militärisch-medizinischen Akademie für Männer, einem der hervorragendsten medizinischen Institute in Rußland.

Das Schlußurteil der Verfasserin über das russische Unterrichtswesen lautet folgendermaßen: „Es ergibt sich aus all' dem über das russische Unterrichtswesen Gesagten, daß man im Zarenreiche die Anstrengungen zur Verbreitung der mittleren und höheren Bildung nicht scheut und man, den lange vernachlässigten Elementarunterricht der niederen Stände betreffend, beginnt, energischere Maßregeln zu ergreifen. Es ist dies auch ein dankbarer Vorwurf." Der Russe besitzt die nötige Fähigkeit und die Ausdauer zum Lernen. Charakteristisch ist der Hang zum Positiven, „welcher sich namentlich darin offenbart, daß die besten Studien auf dem Gebiete der Mathematik und der Naturwissenschaften zu verzeichnen sind". Immerhin muß trotz alledem, was bereits im Interesse des Unterrichtswesens geleistet worden ist, „noch viel, sehr viel geschehen, um die Bildung im Volke zu einer durchgreifenderen und infolge dessen zu einer allgemein segenbringenden zu gestalten." —

(Fortsetzung folgt.)

Der Kongo.

Eine Uebersicht der an ihm gemachten Entdeckungen.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Kongo, dieser gewaltigste Strom Südafrika's, auf welchen heutzutage aller Augen gerichtet sind, kaum in seinem Mündungsgebiet näher bekannt. Vor zehn Jahren brach Stanley von Sansibar nach den großen Binnenseen Ostafrika's auf mit der Absicht, womöglich den ganzen Kontinent zu durchreisen und zu ermitteln, ob der Lualaba Livingstone's der Kongo sei. Wir wußten damals noch wenig von dem zentralen oder dem westlichen Afrika. Die auf den Karten punktiert bezeichneten Läufe der Ströme und Gebirge waren aus der Einbildungskraft und den unbestimmten Berichten der Eingeborenen geschöpft. Schweinfurth hatte den Sudan und Darfur und die westlichen Arme des Nil erforscht; allein beinahe ganz Afrika südlich von Algerien und westlich vom Nil und den großen Seeen war uns unbekannt. Seither ist Stanley dem Lauf des Kongo von den großen Seeen nach dem westlichen Afrika und bis zum Ozean über 400 geogr. Ml. weit gefolgt.

Die Engländer haben den Niger und seinen Zufluß, den Binuë oder Benuë, beinahe bis zum Tschad-See durchforscht, während Kapitän Cameron von Sansibar aus den ganzen Kontinent südlich von der Wasserscheide des Kongo bis an den Atlantischen Ozean in Benguela durchreist hat. Die Portugiesen sind unter den Herren Capello und Ivens

und de Serpa Pinto von Benguela unter 12.° s. Br. ungefähr 60 geogr. Ml. südlich vom Kongo aufgebrochen, haben den Kontinent zwischen dem 12.° und dem 15.° s. Br. durchmessen und einen ungeheuren Landstrich und das Thal von zwei großen nordwärts fließenden großen Strömen durchforscht, wurden aber von den Eingeborenen abgehalten, diese Gewässer bis zu ihrer Vereinigung mit dem Kongo zu verfolgen.

Wir besitzen nun eine allgemeine Kenntnis von Afrika vom 10.° nördlich vom Aequator bis zum Kap der Guten Hoffnung, mit Inbegriff des zentralen und südlichen Afrika, und nur das Gebiet südlich von Algerien und der westliche Sudan jenseit Darfur sind uns noch teilweise eine unbekannte Welt. In diese Region aber streben die Franzosen nun von Algerien und die Deutschen von Aegypten aus als Forschungsreisende einzudringen und in kürzester Zeit wird nun Afrika, soweit es seine allgemeinen Charakterzüge betrifft, erforscht sein.

Die Westküste von Afrika ist lange Zeit nur den Sklavenhändlern und den britischen Kreuzern bekannt gewesen. Seit der Unterdrückung des Sklavenhandels haben portugiesische, englische, deutsche und französische Kaufleute Faktoreien oder Handelsstationen an vielen Stellen der Küste vom 17.° n. Br. bis zum Kap angelegt. Am Niger und seinem bedeutendsten Zufluß, dem Benuë, sind viele englische Stationen, und kleine Dampfer befahren diese Ströme, führen die Baumwollwaren von Manchester ein und die Erzeugnisse Afrika's aus. Innerhalb der jüngstvergangenen fünf Jahre haben auch die Deutschen Handelsstationen an verschiedenen Orten der Küste von Westafrika errichtet.

Dieser Landstrich gilt allerdings für einen der ungesündesten Teile der ganzen Erde, nicht nur weil er beinahe unter dem Aequator liegt, sondern weil der Boden niedrig und sumpfig, das Klima heiß, feucht und fieberschwanger, die Heimat und Wiege aller möglichen tropischen Fieber ist. Der Kongo war in der Nähe seiner Mündungen durch große Wasserfälle gesperrt und so ungesund, daß von einer Erforschungstruppe von 51 Personen, welche unter englischen Offizieren im Jahre 1816 den Fluß erforschten, nur ein einziger lebend zurückkehrte. Heute bestehen am Kongo oberhalb der Fälle zwischen 40 und 50 Handelsstationen mit kleinen Dampfern, welche zwischen Leopoldville am Stanley Pool, 60 geogr. Ml. von seiner Mündung, bis zu den Stanley-Fällen, 180 geogr. Ml. von Leopoldville, fahren. Während an der Küste das Land niedrig, flach und ungesund ist, so steigt es südlich vom Aequator schon in kurzer Entfernung von der Küste an, bis es ein Niveau von 1200—1500 Fuß über dem Meere erreicht. Der Kongo, der König der afrikanischen Ströme, der an Wassermasse nur dem Amazonenstrom nachsteht, nimmt zu beiden Seiten des Aequators ein hochgelegenes Plateau ein, wo er nach Stanley oberhalb Leopoldville auf eine Strecke von mehr als 900 geogr. Ml. vollkommen schiffbar ist. Sein Thalgebiet ist voll von Zuflüssen; das Trinkwasser ist vortrefflich, die Temperatur köstlich, denn der Thermometer zeigt um Mittag durchschnittlich 24,4°, um 2 Uhr Morgens zirka 12,4° R. Der Boden ist tief, fruchtbar und für die Kultur der meisten tropischen und halbtropischen Gewächse, namentlich Kautschuk, Gummi-Arten, Zucker, Baumwolle ꝛc. vorzüglich geeignet. Das Land ist wahrscheinlich ebenso gesund, wie die fruchtbaren Prärien des großen nordamerikanischen Westens und imstande, ungeheure Ernten aller tropischen Erzeugnisse zu tragen.

Das Jahr zerfällt in zwei Jahreszeiten: eine trockene und eine nasse. Bei Regenwetter ist ein großer Teil des Tages angenehm; Gewitter erheben sich plötzlich und ohne vorhergehende Warnung, der Donner grollt, die Blitze zucken, der Wind erhebt sich mit furchtbarer Gewalt, der Regen ergießt sich eine oder zwei Stunden lang in Strömen und dann verziehen sich die Wolken ebenso plötzlich wieder. An der Küste dauert die Regenzeit vom November bis zum März, allein im Binnenlande beginnen die Regen früher und dauern länger.

Unter den Eingeborenen scheint es keine große Mannigfaltigkeit von Rassen zu geben, dagegen sehr viele Stämme je mit einem verschiedenen Dialekt und jeder in beständiger Fehde mit seinen Nachbarn lebend. Es gibt Stämme von Zwergen und noch viele Stämme von Kannibalen. Die an der Küste wohnenden Stämme sind schon lange mit den portugiesischen und englischen Händlern in Verkehr gestanden und haben denselben Elfenbein und Sklaven in Tausch gegen Glasperlen, Schießgewehre und Munition, Rum und Baumwollstoffe geliefert. Diese Stämme sind zwar sehr erpicht darauf, mit den Weißen Handel zu treiben, wollen es aber durchaus nicht zugeben, daß die Weißen durch ihr Land reisen, sondern lieber den ganzen Handel mit dem Innern in ihrer eigenen Hand behalten. Die Eingeborenen im Innern dagegen sind im allgemeinen den Weißen freundlich gesinnt und handeln gern direkt mit denselben.

Die große Frage, welche dermalen die zivilisierte Welt bewegt, ist die: welche von den Großmächten künftighin diesen Handel beherrschen soll. Die Portugiesen entdeckten die Westküste von Afrika zuerst; sie beanspruchen daher das Gebiet von 5° 12′ bis 18° 5′ s. Br. mit Einschluß der Kongo-Mündung und eines Landstrichs, welcher sich in unbestimmter Breite ins Innere hinein erstreckt. Ihre nördliche Grenzlinie kreuzt den Kongo bei Isanghila, ungefähr 30 geogr. Ml. von seiner Mündung. Kraft des Rechts der Entdeckung beanspruchen sie die Jurisdiktion über die Mündung des Kongo und allen aus denselben hervorgehenden Handel. Die Engländer beanspruchen große Strecken der Küste etwa vom 6.° oder 8.° bis zum 18.° n. Br., mit Einschluß der Mündungen des Nigers und des ganzen Stromgebietes des Nigers, des Benuë, der Goldküste, Sierra Leone's und Senegambiens. Die Franzosen machen Anspruch auf Kap Verde, den Senegal-Strom (unter 14°

bis 17° n. Br.), Kap Lopez und den Gabun, ungefähr vom 4.° bis 5.° n. Br. bis auf eben so viele Grade s. Br. Die Deutschen haben sich in den jüngsten zehn Jahren an verschiedenen Stellen Guinea's, an der Bucht von Benin, in Lagos, Camerun u. s. w., zwischen den englischen und französischen Besitzungen (ungefähr unter 5° n. Br.) niedergelassen und Handelsstationen errichtet, von denen sie nun Besitz ergriffen haben, und ebenso haben sie an einem großen Küstenstrich bei Angra Pequena, welcher nahezu vom 20.° bis 29.° s. Br. reicht und landeinwärts beinahe bis zum Transvaal reicht, ihre Flagge aufgehißt an einem Landstrich, dessen Flächenraum ungefähr demjenigen des Deutschen Reichs samt Belgien und Holland gleichkommt. Die Zahl der deutschen Niederlassungen und Faktoreien an der afrikanischen Westküste beläuft sich nun auf mehr als 40.

Beinahe die ganze Westküste von Afrika wird nun von den genannten vier Mächten Portugal, England, Frankreich und Deutschland, in Anspruch genommen. Portugal nimmt die ausschließliche Kontrole über die Schifffahrt auf dem Kongo, England diejenige auf dem Niger in Anspruch. Noch vor Jahr und Tag beabsichtigte Portugal, einen Vertrag mit England abzuschließen, kraft dessen die beziehungsweisen Rechte dieser Mächte auf jeden dieser Ströme anerkannt werden sollte. Gegen diese Allianz aber erhoben sich sowohl in England als auf dem europäischen Festlande Bedenken und heftige Einsprache, und so ist dieselbe aufgegeben worden.

Die „Internationale Afrikanische Gesellschaft" wurde in Belgien im Jahre 1877, ungefähr um die Zeit, wo Stanley aus dem „dunklen Weltteil" zurückkam, gegründet. Das Hauptquartier dieser Gesellschaft ist in Brüssel, ihr Hauptzweck der, durch Verträge mit den Eingeborenen Ländereien zum Nutzen und Frommen freier Staaten zu erwerben, welche unter der Pflege und Aufsicht dieser Gesellschaft errichtet werden sollen und denen man angeblich sogar künftig eine monarchische Spitze geben will. Zu diesem Behuf wird ausdrücklich erklärt, daß von den in das Gebiet des Internationalen Vereins eingeführten Gütern und Waren kein Zoll erhoben und daß den Bürgern keiner Nation größere Rechte eingeräumt werden sollen, als denen einer anderen, daß der Kongo, diese große Straße nach Zentralafrika hinein, ein internationaler allen zivilisierenden Einflüssen und dem rechtmäßigen Handel aller Länder und Nationen geöffneter Strom sein solle. Der Verein ward gegründet zur Förderung der gemeinsamen Wohlfahrt, nicht zur Erzielung privaten Gewinns. Er hat Verträge mit vielen verschiedenen Stämmen abgeschlossen und am Kongo 30 Stationen gegründet, auf welchen nun Faktoreien errichtet worden sind und der Handel mit den Eingeborenen betrieben wird. Der Verein unterscheidet sich wesentlich von allen seither gegründeten oder vorhandenen Handelsgesellschaften, und seine Nationalität ist zuerst im April 1884 von den Vereinigten Staaten anerkannt worden, worauf auch mehrere europäische Nationen denselben anerkannt haben.

Auf die Einladung des Fürsten Bismarck ist am 15. November 1884 eine Konferenz der Hauptmächte der zivilisierten Welt in Berlin zusammengetreten, um wo möglich den politischen Status des Vereins herzustellen. Mehrere Mächte, namentlich Portugal und England, suchen den Zweck dieser Konferenz zwar zu hintertreiben oder zu versumpfen, aber man hofft doch im allgemeinen, daß die Konferenz die Absicht des Vereins, die freie Schifffahrt auf dem Kongo herzustellen, durchsetzen wird. Die Deutschen verlangen weiter noch die freie Schifffahrt auf dem Niger mit einer internationalen Kontrole, allein hiegegen sträuben sich die Engländer und beanspruchen die ausschließliche Jurisdiktion und Kontrole, erklären sich dagegen bereit, sämtlichen Nationen die freie Schifffahrt auf dem Niger zu gestatten.

Die Franzosen haben durch de Brazza eine atlantische Verbindungslinie mit dem Kongo mittelst des Ogowe-Stromes in der Nähe des Aequators hergestellt und Stationen am Ogowe und Kongo errichtet; sie haben auf diese Weise einen Ausweg aus dem Kongo-Thal nördlich von dem Gebiet erlangt, welches die Portugiesen beanspruchten. Die Stationen der Franzosen liegen meist auf dem nördlichen, diejenigen des Internationalen Vereins auf dem südlichen Ufer des Kongo.

Den seither erzielten Beobachtungen und Schilderungen zufolge erscheint das Kongo-Thal als der am dichtesten bevölkerte Teil von Afrika. Das Stromgebiet desselben, wie es auf der Berliner Konferenz festgestellt worden ist, soll 33,000 geogr. Quadratmeilen mit 36 bis 38 Millionen Menschen umfassen. Klima und Boden sind, der allgemeinen Schilderung zufolge, der Arbeit der Weißen günstig. Der einzige Uebelstand und das wesentlichste Hemmnis der Besiedelung wie der Schifffahrt sind die Fälle in der Nähe der Mündung des Stromes, allein der Erhebung des Landes, welches die Fälle verursacht, verdankt das Gebiet auch seine begünstigte Lage. Man beabsichtigt daher die Erbauung einer Eisenbahn von Stanley Pool bis herunter nach Boma, etwa 40 geogr. Ml. weit, denn der Kongo ist von Boma bis ins Meer schiffbar. Der Niger und der Benuë sind von der Mündung des ersten bis tief ins Binnenland hinein schiffbar und das Land in dem unmittelbaren Thal dieser Ströme ist niedrig und ungesund, während das Land südlich vom Thal des Kongo wahrscheinlich hügelig und gebirgig und deshalb für den Anbau minder geeignet ist.

Die seefahrenden Nationen Europa's streben zwar nach dem Handel von Afrika, allein über den Erfolg und die Vorteile desselben in Zentralafrika und sogar über die Möglichkeit desselben sind die Meinungen vorerst noch geteilt. Die Stämme der dortigen Eingeborenen sind zwar zahlreich, aber klein und haben nur wenige Bedürfnisse. Es werden wohl zwei oder drei Generationen vergehen

müssen, bevor dieselben auch nur teilweise zivilisiert werden können und sich an die Bedürfnisse des zivilisierten Lebens gewöhnen. Auch von der Auswanderung nach Afrika darf man keine allzu hohen und sanguinischen Erwartungen hegen, denn Afrika ist für europäische Auswanderer nicht so geeignet wie Amerika und Australien, und der Strom der Auswanderung aus Europa dürfte sich nicht eher nach dem Herzen von Afrika wenden, als bis Amerika übervölkert ist. Allein unter allen Umständen ist die Besitzergreifung des Kongo-Gebietes ein großartiges und zeitgemäßes Unternehmen von Seiten der europäischen Mächte, der Gedanke der afrikanischen Konferenz wieder eine der großen und genialen Ideen unseres deutschen Reichskanzlers, und die Zeit wird nicht ausbleiben, wo auch dieses ungeheure Kongo-Gebiet dicht bevölkert von Europäern sein und dessen langgestreckte Flußufer, große Wasserfälle, Seeen und Gebirge in den Kreis der Kultur und Gesittung hereingezogen und der Aufenthalt einer ungeheuren Bevölkerung geworden sein werden.

Die Afrikanische Konferenz in Berlin.

Nach den offiziellen Quellen von Art.-Hauptmann E. Böttticher.

(Fortsetzung.)

Die schließlich angenommene „Erklärung der Handelsfreiheit im Becken des Kongo, in seinen Mündungen und in den ringsbenachbarten Ländern" lautet:

I. Der Handel aller Nationen wird vollständige Freiheit genießen:

1. In allen Gebieten, die das Becken des Kongo und seiner Zuflüsse bilden. Dieses Becken wird begrenzt durch die Wasserscheiden der angrenzenden Flußgebiete, nämlich des Niari, des Ogowe, des Schari und des Nil im Norden; durch den Tanganika-See im Osten; durch die Wasserscheide des Zambesi- und des Logegebietes im Süden. Es umfaßt demnach alle durch den Kongo und seine Zuflüsse entwässerten Gebiete einschließlich des Tanganika-See's und seiner östlichen Zuflüsse.

2. In der Küstenzone, die sich gegen den Atlantischen Ozean hin von Sette-Camma[1] bis zur Loge-Mündung ausdehnt. Die nördliche Grenze soll dem Laufe des bei Sette-Camma mündenden Flusses folgen und von dessen Quelle ab ostwärts unter Vermeidung des Ogowe-Beckens bis zum Anschluß an das geographische Becken des Kongo verlaufen. Die südliche Grenze soll dem Lauf des Loge bis zur Quelle dieses Flusses folgen und sich von da nach Ost wenden, bis sie das geographische Becken des Kongo erreicht.

[1] Da bezüglich der geographischen Lage von Sette-Camma einige Zweifel herrschten, blieb für diesen Punkt der Text einstweilen provisorisch.

3. In der Zone, die sich ostwärts von dem Kongo-Becken, wie dasselbe oben abgegrenzt ist, bis zum Indischen Ozean, und zwar vom 5. Grad nördlicher Breite bis zur Zambesi-Mündung, im Süden erstreckt; von diesem Punkt ab soll ihre Grenzlinie dem Zambesi folgen bis 5 Ml. unterhalb der Einmündung des Schire, und soll dann auf der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Nyassa-See's und des Zambesi hinlaufen, bis sie endlich die Wasserscheide zwischen Zambesi und Kongo erreicht.

Es wird ausdrücklich anerkannt, daß die Konferenz-Mächte mit der Ausdehnung der grundsätzlichen Handelsfreiheit auf die östliche Zone dies nur für sich selbst feststellen, und daß dies für Gebiete, die dort gegenwärtig einem unabhängigen und souveränen Staate angehören, nur soweit dieser seine Zustimmung gibt, Geltung haben soll. Die Mächte sind bereit, ihren Einfluß auf die Regierungen an der afrikanischen Küste des Indischen Ozeans aufzubieten, um dem Durchgangsverkehr aller Nationen jedenfalls die günstigsten Bedingungen zu sichern.

II. Alle Flaggen, ohne Unterschied der Nationalität, haben freien Zutritt zu der ganzen Küste der oben aufgeführten Gebiete, zu den Flüssen, die sich dort in das Meer ergießen, zu allen Gewässern des Kongo und seiner Zuflüsse, einschließlich die Seeen, zu allen Häfen in diesen Gewässern, ebenso zu allen Kanälen, die künftig zu Verbindung der Wasserläufe oder der Seeen innerhalb des gesamten in Artikel I festgesetzten Länderbezirks gebaut werden könnten.

III. Die Waren jeder Herkunft, welche in diese Gebiete eingeführt werden, unter welcher Flagge dies auch sei, und ob auf dem See-, Fluß- oder Landwege, haben keine anderen Abgaben als diejenigen zu entrichten, welche als eine billige Vergütung für den Handel nützlicher Ausgaben erhoben werden könnten und darum gleichmäßig von den Angehörigen der eigenen Nationalität, wie von denjenigen jeder fremden getragen werden müssen. — Jede ungleichartige Behandlung, betreffe sie Schiffe oder Waren, ist verboten.

IV. Die in diese Gebiete eingeführten Waren sollen von Eingangs- und Durchgangszöllen befreit bleiben. — Die Mächte behalten sich vor, am Ende einer zwanzigjährigen Periode zu entscheiden, ob die Freiheit der Einfuhr aufrecht zu halten sein wird oder nicht.

V. Keine Macht, die in den obenbezeichneten Gebieten Hoheitsrechte ausübt oder ausüben wird, kann dort ein Monopol oder irgend ein Handelsrecht bewilligen. — Die Fremden sollen dort ohne Unterschied zum Schutz ihrer Person und ihres Eigentums, für die Erwerbung und Uebertragung ihres beweglichen und unbeweglichen Besitzes und in der Ausübung von Gewerben die gleiche Behandlung und die gleichen Rechte genießen wie die Landeskinder.

VI. Alle Mächte, die Hoheitsrechte oder Einfluß in den genannten Gebieten ausüben, verpflichten sich, über

die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und über die Verbesserung ihrer moralischen und materiellen Daseinsbedingungen zu wachen und in der Unterdrückung der Sklaverei und des Negerhandels zu wetteifern; sie werden ohne Unterschied der Nationalität oder der Religion alle religiösen, wissenschaftlichen oder mildthätigen Einrichtungen und Unternehmungen beschützen und begünstigen, seien dieselben Selbstzweck oder Mittel zum Unterricht der Eingeborenen und dazu bestimmt, diese den Wert der Zivilisation begreifen und schätzen zu lehren. — Die Missionare, die Gelehrten, die Forschungsreisenden, ihre Begleitung, ihr Besitz und ihre Sammlungen sollen gleichmäßig Gegenstand besonderer Fürsorge sein. — Gewissensfreiheit und religiöse Duldung werden den Eingeborenen wie den Landeskindern und den Fremden ausdrücklich gewährleistet, die freie und öffentliche Ausübung aller Kulte, das Recht, Kirchen, Tempel und Kapellen zu bauen und religiöse Missionen, die allen Kulten angehören, zu organisieren, keinerlei Beschränkung oder Fessel unterworfen sein."

Aus den Verhandlungen über diese Erklärung ist noch erwähnenswert, daß der Antrag des italienischen Bevollmächtigten, die Konferenz möge den Wunsch ausdrücken, daß „in ganz Afrika" die Missionare, Gelehrten und Forschungsreisenden besondere Fürsorge genießen möchten, an dem entschiedenem Widerspruch des türkischen Bevollmächtigten scheiterte.

Als die Konferenz nunmehr zu ihrer zweiten Aufgabe, nämlich zur Feststellung der Schifffahrtsakte für Kongo und Niger, überging, wiederholte der englische Bevollmächtigte die Forderung, daß die Frage der freien Schifffahrt für jeden dieser Ströme getrennt beraten würde. Darauf betonte der Bevollmächtigte Frankreichs, wie wünschenswert die Anwendung eines einheitlichen Systems auf beide Wasserläufe sei. Gleiche Hoheitsansprüche, aus welchen die für den Niger geltendgemachten Bedenken hergeleitet würden, könnten für den Kongo angerufen werden. Um aber, da England auf seiner Forderung bestehe, wenigstens eine möglichste Uebereinstimmung beider Akten herbeizuführen, sei es wünschenswert, daß die Kongo-Akte nicht vor Abschluß der Niger-Akte endgültige Annahme finde.

Die Konferenz entschied sich für diesen Vorschlag und ernannte zur Vorberatung des vorliegenden Materials eine Kommission gleich der ersten. Die Arbeit derselben war schwierig und umfassend. Erst am 18. Dezember konnte die Konferenz zu ihrer 5. Gesamtsitzung zusammentreten. Der Kommissionsbericht umfaßte 32 Seiten und war von 17 zum Teil sehr umfangreichen Beilagen begleitet, nämlich 1) Art. 108—116 des Wiener Vertrags von 1815; 2) Vertrag zwischen Frankreich und der Argentinischen Konföderation über die freie Schifffahrt auf dem Parana und dem Uruguay, geschlossen zu San José de Flores am 10. Juli 1853. (Identische Verträge bestehen mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika.) 3) Pariser Vertrag vom 30. März 1856, Art. 15—19; 4) Entwurf zur Schifffahrtsakte für Kongo und Niger; 5) Entwurf der von Sr. Exc. dem großbritannischen Bevollmächtigten überreichten Erklärung zur Sicherung der freien Schifffahrt auf dem Niger; 6) Entwurf der von der Kommission vorgeschlagenen Kongo-Schifffahrts-Akte; 7) Entwurf der von der Kommission vorgeschlagenen Niger-Schifffahrts-Akte; 8) deutscher Vorschlag (betreffend Neutralität); 9) belgischer Vorschlag (betreffend Neutralität); 10) großbritannischer Vorschlag zum Ersatz von Art. 13 der Kongo-Akte; 11) Vermittelungsvorschlag betreffend die Artikel der Kongo- und Niger-Akte über die Neutralität zur Kriegszeit; 12) amerikanischer Vorschlag (Neutralität); 13) Begründung zu Nr. 12; 14) Abänderung zu Nr. 12; 15) der von Großbritannien vorgeschlagene „Abgeänderte Entwurf zur Niger-Schifffahrts-Akte"; 16) Bemerkungen des Herrn Anderson in der Beratung über die Spirituosen; 17) Memorandum des englischen Bevollmächtigten über den Niger. Der Raum gestattet nur den wesentlichen Inhalt der von der Konferenz angenommenen beiden Schifffahrts-Akte mitzuteilen.

Die Kongo-Schifffahrts-Akte und die Niger-Schifffahrts-Akte stimmen in ihrem Artikel I wörtlich überein. Derselbe lautet:

„Die Schifffahrt auf dem Kongo (Niger), ohne Ausnahme irgend einer Abzweigung oder Mündung dieses Flusses, ist und bleibt völlig frei für die Handelsschiffe aller Nationen, in Ladung oder Ballast, für Waren- oder Personentransport. Sie unterliegt den Bestimmungen der gegenwärtigen Schifffahrtsakte und den in Ausführung dieser Akte festzustellenden Vorschriften. — In Ausübung dieser Schifffahrt sollen die Angehörigen und Flaggen aller Nationen in jeder Hinsicht auf völlig gleichem Fuße behandelt werden, sowohl was die direkte Schifffahrt von der hohen See nach den Binnenhäfen des Kongo und umgekehrt, als auch was die große und die kleine Küstenschifffahrt, sowie was die Flußschifffahrt auf dem ganzen Stromlauf betrifft. — Dem-entsprechend soll auf dem ganzen Lauf und in den Mündungen des Kongo (Niger) kein Unterschied zwischen den Angehörigen der Uferstaaten und denen der Nichtuferstaaten gemacht und weder irgend welchen Gesellschaften oder Körperschaften, noch Privatleuten eine ausschließliche Schifffahrtsvergünstigung gewährt werden. — Diese Bestimmungen werden von den unterzeichneten Mächten als ein Teil des öffentlichen internationalen Rechts anerkannt."

In Artikel II der Kongo-Akte werden als Auflagen erlaubt: 1) Hafengebühren; 2) Lootsengebühren; 3) Gebühren zur Deckung technischer und administrativer Ausgaben.

Nach Artikel III sind auch die Zuflüsse des Kongo, sowie die Wasserläufe und Seeen des konventionellen Kongo-Beckens (vgl. Erklärung der Handelsfreiheit) den Bestimmungen der Artikel I und II unterworfen.

Artikel IV unterstellt dem freien Handelsverkehr, gemäß Artikel I—III, auch die Straßen, Eisenbahnen und Seitenkanäle, sofern sie die im Artikel III genannten Wasserstraßen ersetzen oder ergänzen.

Artikel V gibt dem Ganzen erst Wert, indem er die Einsetzung einer „Internationalen Kommission" anordnet, welche die Ausführung der Bestimmungen dieser Akte zu überwachen hat. Jede Macht, auch solche, die der Akte erst später beitreten wird, soll in dieser Kommission durch einen Delegierten vertreten sein. Kein Delegierter verfügt, selbst wenn er mehrere Mächte vertritt, über mehr als eine Stimme.

Artikel VI verleiht den Mitgliedern dieser Kommission sowie ihren Beamten Unverletzbarkeit in der Ausübung ihres Dienstes.

Artikel VII bestimmt den Zusammentritt der Kommission sechs Monate nach der Vollziehung der Akte, überträgt ihr die sofortige Ausarbeitung der erforderlichen Regulative, welche der Genehmigung der Mächte unterliegen, und gibt die Direktiven für den Gerichtsstand der Beamten der Kommission.

Artikel VIII setzt die Befugnisse und Pflichten der Kommission fest, in deren Ausübung dieselbe von der Landesbehörde unabhängig sein soll.

Artikel IX ermächtigt die Kommission, im Notfall Unterstützung durch Kriegsschiffe der Vertragsmächte in den Grenzen der Instruktionen derselben in Anspruch zu nehmen.

Artikel X bestimmt, ob und welche Gebühren Kriegsschiffe auf dem Kongo zu entrichten haben.

Artikel XI ermächtigt die Kommission, zu technischen und Verwaltungsausgaben Anleihen aufzunehmen, deren Amortisierung aus dem Ertrag der im Artikel II sub. 3 genannten Gebühren geschehen muß. Die Mächte übernehmen für Anleihen keinerlei Verbindlichkeit.

Artikel XII handelt von Quarantäne-Maßregeln.

Nach Artikel XIII ist auch in Kriegszeiten die Kongo-Schifffahrt und der übrige in Artikel III und IV erklärte Verkehr für alle Nationen frei. Nur Kriegskontrebande ist ausgeschlossen. Alle den Zwecken der Kommission dienenden Einichtungen sollen als neutral geachtet werden.

Im Schluß-Artikel XIV behalten sich die Vertragsmächte das Recht vor, erforderlichen Falles Aenderungen oder Verbesserungen der Akte vorzunehmen.

Die Artikel II, III und IV der Niger-Akte sind, soweit möglich, mit denjenigen der Kongo-Akte in Uebereinstimmung gehalten.

Im Artikel V verpflichtet sich Großbritannien, die Grundsätze der freien Schifffahrt, wie dieselben in Artikel I—IV Ausdruck gefunden haben, auf die Gewässer des Niger, seiner Zuflüsse, Abzweigungen und Mündungen anzuwenden, soweit dieselben unter seiner Hoheit und unter seinem Schutze stehen oder stehen werden. Die von ihm zu erlassenden Schifffahrts-Regulative sollen den Verkehr möglichst erleichtern, doch ist deren Feststellung seinem Gutdünken überlassen, soweit es dabei im Geiste dieser Verpflichtung verfährt. Großbritannien gewährt den Handeltreibenden aller Nationen in den genannten Gebieten den gleichen Schutz wie den Angehörigen der eigenen Nationalität, vorausgesetzt daß dieselben den vorerwähnten Anordnungen folgen.

In Artikel VI übernimmt Frankreich die gleiche Verpflichtung, soweit der Niger unter seiner Hoheit oder unter seinem Schutze steht oder stehen wird, und Artikel VII dehnt dieselbe auf jede der anderen Vertragsmächte aus für den Fall, daß dieselben am Niger Hoheit oder Schutz ausüben werden.

Artikel VIII entspricht dem Artikel XIII der Kongo-Akte bezüglich der Handelsfreiheit in Kriegszeiten, und Schluß-Artikel IX enthält den gleichen Revisionsvorbehalt der Vertragsmächte wie Artikel XIV der Kongo-Akte. —

Der wesentliche Unterschied zwischen beiden Akten besteht also darin, daß infolge der englischen Unnachgiebigkeit für den Niger keine „Internationale Kommission" eingesetzt ist. Die Niger-Akte hat ohne eine solche nur ziemlich platonischen Wert. Besonders mißlich ist es, daß dadurch ein Präzedenzfall geschaffen wird. Insofern ist eine Erklärung des russischen Bevollmächtigten nach der Schlußannahme dieser Akte von Bedeutung. Graf Kapnist sagte: „Ich bitte, die hohe Versammlung wolle bemerken, daß nunmehr thatsächlich der Fall nicht etwa einer Anwendung der Grundsätze des Wiener Kongresses auf breitester Grundlage, sondern vielmehr einer Einschränkung derselben vorliegt, da es voraussichtlich für den Niger nicht nur keine Internationale Kommission, sondern sogar keine Kommission der Uferstaaten geben wird. Die letzteren werden selbst und ohne fremde Einmischung über Aufstellung und Anwendung der Vorschriften wachen, die dem für diesen Fluß gewährleisteten Grundsatz der freien Schifffahrt entsprechen."

Das besondere Interesse Rußlands hieran erhellt aus seiner Stellung zur Donaufrage und aus den dadurch veranlaßten Erklärungen seines Bevollmächtigten im Beginne der Beratung der Schifffahrts-Akten. Derselbe verwahrte sich gegen die aus dem Kommissionsbericht hervorleuchtende Tendenz, die Tragweite der Donau-Akte sowohl wie diejenige der jetzigen Konferenzbeschlüsse zu erweitern und zu verallgemeinern und jene Akte wie diese Beschlüsse zu Lehrsätzen des öffentlichen Rechtes zu erheben.

Es erübrigt noch, den fast ängstlichen Widerstand der Türkei gegen jede Ausdehnung des Konferenzprogrammes hervorzuheben, sobald dadurch Gebiete berührt werden konnten, für welche sie die Oberhoheit in Anspruch nimmt.

(Fortsetzung folgt.)

Surinam und seine Vegetation.

Von August Kappler.

Von den vielen Kolonien, mit denen das kleine Holland noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts den Weltmarkt beherrschte und die nach und nach in den Besitz der Engländer übergegangen sind, blieb ihm außer dem Sunda-Archipel und einigen kleinen Inseln im Karaibischen Meere nur noch die Kolonie Surinam auf der Nordküste von Südamerika.

An Flächeninhalt jener Perle der niederländischen Krone, Java, gleichkommend, liegt es ebenfalls in der Nähe des Aequators und hat deshalb wie jene Insel ein tropisches Klima, allein obgleich die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens leicht eine Bevölkerung wie von Java ernähren könnte, wohnen in dem mehr als 2300 geogr. Quadrat-Meilen großen Surinam kaum 60,000 Menschen, von denen fünf Sechstel sich in der Stadt Paramaribo und in den dieselben umgebenden Pflanzungen aufhalten, das übrige aber ein ungeheurer Wald ist, bewohnt von unabhängigen Negerstämmen und Indianen, deren Kopfzahl nur annähernd angegeben werden kann, in keinem Falle aber die von 10,000 Individuen beträgt, so daß man auf den Flüssen, die das Land in südnördlicher Richtung durchströmen, wochenlang reisen kann, ohne auf eine menschliche Niederlassung zu stoßen.

Die Pflanzungen sind im alluvialen Lande an den Ufern der Flüsse und auf geringem Abstand von der Meeresküste angelegt, und da das Land niedrig ist und sich nur wenig über den Meeresspiegel erhebt, auch bei Springfluten überströmt wird, so sind sie mit Dämmen umgeben, die sie gegen das Eindringen des Seewassers schützen, und mit Kanälen durchzogen, die durch Schleusen das überflüssige Regenwasser abziehen lassen.

Die einzigen Stapelprodukte, die noch durch freie Neger und Kulies, die man aus Bengalen einführt, kultiviert werden, sind Zucker und Kakao. Kaffee und Baumwolle, früher von großer Bedeutung, werden schon lange nicht mehr angebaut, obgleich sich der Boden besonders dafür eignet. Seit etwa acht Jahren aber wird in den Gebirgsbächen des inneren Landes Gold gewaschen, wobei einzelne Unternehmer sich bereichern, viel mehre aber dabei zugrunde gehen, wodurch der Kultur, auf welcher das Bestehen und die Wohlfahrt der Kolonie beruht, viele Arbeitskräfte entzogen werden. Der natürliche Reichtum des Landes aber sind seine ungeheuren Waldungen; denn außer Eisen, das sich in größter Menge vorfindet, und Gold, das, wie gesagt, an manchen Stellen die Ausbeute lohnt, hat man bei den wenigen angestellten Untersuchungen bis jetzt keine Mineralien entdeckt, aus denen man Nutzen ziehen könnte. Diese Waldungen aber enthalten Hunderte von Holz-Arten, die durch Schönheit, Stärke und Dauer den europäischen gleichkommen oder sie übertreffen und die, wie ihre Früchte, Oele, Balsame, Harze und Farbestoffe, nutzlos wachsen und vergehen, denn nur wenige Holzarten werden in der Kolonie verwendet, und noch wenigere haben auf den europäischen Märkten Eingang gefunden.

Was wir vom Pflanzen-Reichtum des Landes wissen, beruht blos auf dem, was man auf Reisen längs den Flüssen kennen gelernt hat, weil in dem menschenleeren Lande nirgends Wege sind und noch nie ein Europäer in das Innere dieser Wälder drang, die für Industrie und Heilkunde so manche uns bis jetzt noch unbekannte Schätze enthalten können; denn während die Flora von dem benachbarten Britisch-Guiana durch die Reisen von Schomburgk, Appun und anderen bekannt wurde, hat nie der Fuß eines Botanikers das Innere von Surinam betreten.

Durch mehr als vierzigjährigen Aufenthalt in der Kolonie, die ich bis in die entferntesten Teile derselben bereisen konnte, durch Kenntnis ihrer natürlichen Produkte, und den Wunsch, dieses so schöne Land, dessen zahlreiche Hülfsquellen aus Mangel an Arbeitskräften noch brach liegen, mehr bekannt zu machen, will ich es wagen, erst über den Charakter der Vegetation in den verschiedenen Teilen des Landes zu sprechen und, ohne die sozialen Verhältnisse, die Menschen, die Kultur und die so reiche Tierwelt zu berühren, den Reichtum der Wälder und die Nutzanwendung der Vegetabilien, die sie enthalten, einigermaßen zu beschreiben, nicht wie ein Gelehrter, sondern als Laie, der, von ihrer Pracht durchdrungen, auch ihren Nutzen zu schätzen weiß.

Die geologische Formation der Kolonie, deren Küste in ostwestlicher Richtung vom 54.° bis 57.° w. L. v. Gr. sich hinzieht und ungefähr vom 2.° bis 6.° n. Br. ausdehnt, kann man in drei Regionen einteilen, die, nicht scharf geschieden, allmählich in einander übergehen, aber nicht, wie in dem benachbarten Brasilien oder Venezuela, wo neben nackten Felsen, Bergen und Savannen fruchtbare Thäler, Wälder und Pflanzungen ein prächtiges, immer abwechselndes Bild tropischen Pflanzen-Reichtums bieten, sondern nur überall außer den wenigen Pflanzungen in der Nähe der Küste eine unermeßliche Waldung zeigen, die durch die Großartigkeit, Verschiedenheit und Form der Gewächse und Früchte, Pracht, Farbe und Wohlgeruch der Blüten einen unvergeßlichen Eindruck macht, aber deren Totaleindruck, wenn man monatelang diese Wildnis bereist, durch seine Eintönigkeit ermüdend wirkt. Fünf große Ströme, die alle aus dem Süden kommen und in den Atlantischen Ozean münden, durchschneiden das Land; der östliche, der Maroni, bildet die Grenze nach dem französischen, der westliche, der Corentin, nach dem englischen Guiana, das früher ebenfalls den Vereinigten Staaten der Niederlande gehörte. Die drei anderen Hauptströme sind die Suriname, Saramacca und Coppename. Zahllose kleinere Flüsse und Creeks, wovon aber viele in den Trockenzeiten wasserlos sind, durchziehen das Land nach allen Richtungen.

Die erste Region ist das alluviale Land, das sich kaum über das Meeres-Niveau erhebt, bei hoher Flut überströmt wird und in den Regenzeiten teilweise unter Wasser steht. Die Grundlage ist vielfach ein blauer Thon, über dem oft ein zwei Fuß hoher Humus liegt. — In diesem alluvialen Lande, dessen Fruchtbarkeit die Mühe der Kultur tropischer Gewächse reichlich vergütet, sind die Stadt Paramaribo und die Pflanzungen angelegt, und es zieht sich längs der Küste und 5—6 geogr. Meilen landeinwärts.

Die Seeküste selbst, von welcher sich flache Schlamm-Bänke in's Meer erstrecken, so daß dasselbe zwei bis drei Stunden vom Strande ab blos drei bis vier Faden Tiefe hat, besteht aus einem lehmigen, durch Millionen von Krabben durchlöcherten Boden, der stellenweise mit einem fußhohen Portulak bewachsen ist und in dem man bis um die Knie einsinkt. — Den Saum des Strandes bildet ein Wald von niedrigen Bäumen, die, wie das Gebüsch, den Gattungen Avicennia und Rhizophora angehören, und worin unzählige durch die Flüsse angeführte, entwurzelte und abgestorbene Baumstämme in allen Richtungen halb im Schlamme begraben umherliegen. Ebenso niedrig und schlammig sind die Mündungen der Ströme, deren Ufer manchmal stundenweit durch Mangroven-Bäume, welche durch ihre Wurzeln und Ausläufer undurchdringliche Verschanzungen bilden, gegen Brandung und Wellenschlag geschützt sind.

Der Reisende, welcher vom Schiffe aus diese niedrige Küste, die ohne alle Erhebung wie ein grüner Streifen auf dem Wasser zu ruhen scheint, durch das Fernglas betrachtet, die einförmige Vegetation, die vielen dürren und abgestorbenen Bäume, die stellenweise den Strand bilden, erblickt, bekommt keinen günstigen Begriff von der so hochgerühmten Pflanzenwelt Surinams, der aber verschwindet, sobald man an den Pflanzungen vorüberfährt, die mit ihren Palmen-Alleen, die weißen Gebäude umgeben von Tamarinden, Brotfrucht-, Orangen- und anderen exotischen Fruchtbäumen, zwischen den hellgrünen Zuckerfeldern im Lichte einer tropischen Sonne entzückend schön daliegen, und in Erstaunen übergeht, wenn man die kolossalen Formen, die Verschiedenheit und Pracht der Pflanzen des inneren Landes kennen lernt.

Hinter den Rhizophoren und Avicennien des Seestrandes tritt allmählich ein anderer Pflanzenwuchs auf, der um so stärker und dichter wird, je weniger ihn das Seewasser bespülen kann und je fester der Boden wird. In diesem wurzeln schon größere Bäume, unter denen manchmal der Mani (Symphonia coccinea) große Strecken einnimmt und durch seine zwei Fuß hohen, nach unten gebogenen Ausläufer und Wurzelstöcke, die man Trompeter nennt, bei dem Unterholze, das aus mannshohem Schneidgrase, Farnen u. dgl. besteht, ein undurchdringliches Dickicht bildet. Wo, wie im westlichen Teile der Kolonie, sich hinter der Küste stundenlange Flächen ausbreiten, die immer unter Wasser stehen, sind darin Waldungen von dornigen Erythrinen, Binsen und einer Palme (Bactris) mit kaum zwei Zoll dickem und acht Fuß hohem Stämmchen, das so wie die Blätter mit drei Zoll langen spitzen Stacheln bedeckt ist. Weiter landeinwärts, wo das reine Flußwasser vorwaltet, zeigt sich die Pina-Palme (Euterpe brasiliana), die um so häufiger und vollkommener wird, je mehr die Fruchtbarkeit des Bodens zunimmt. — Mehrere Nutzhölzer treten auf, als Cedrela, Sapoteen, Carapa und von größeren Palmen die schöne Maripa (Maximiliana regia).

Durch dieses Küstenland ziehen sich, parallel mit ihm laufend, manchmal stundenlange, aber ziemlich schmale Sand- oder Muschelbänke, die, einige Fuß höher als das sie umgebende Alluvialland, nie von der Meeresflut überströmt werden und eine üppige, derjenigen des hohen Landes ähnliche Vegetation tragen. Während im alluvialen Land meist Bäume von weicheren Holzarten vorkommen, die als Brennholz oder zu Zuckerfässern und nur einzelne zu Bauholz oder Brettern verwendet werden, wachsen auf den Sandbänken, Ritsen geheißen, hohe harte Nutzhölzer, wie Locus, Bolletree, einige Lecythis- und Icica-Arten, Spondias, Anacardium, Awara- und Maripa-Palmen, Melonenbäume, Heliconien, Scitamineen und Arundinaceen. Hinter diesen Muschelbänken oder Ritsen findet man in verschiedenen Teilen des alluvialen Landes stundenlange, mehr oder weniger breite Süßwassersümpfe, die selbst in den Trockenzeiten nicht austrocknen und in denen Waldungen der Mauritia flexuosa vorkommen, welche in ganz Guiana die am häufigsten verbreitete Palme ist. — Binsen, Nymphäen, und das Caladium arborescens — Mokko Mokko genannt —, ein oft 10 Fuß hoher Arum-Stengel, dessen Blüte, wie auch ich zufällig vor mehreren Jahren wahrgenommen habe, zur Zeit der Fruktifikation einen bedeutenden Wärmegrad entwickelt, bedecken diese Wasserflächen.

Folgen wir nun von der Mündung ab dem Laufe der Flüsse in's Land hinein, so finden wir, nachdem die Mangroven nach und nach sich verloren haben, erst Gesträuche von Avicennien, zu denen weiter in das Land hinauf einige Ingas sich gesellen. — In dem schlammigen, meist vom Wasser bedeckten Uferboden wächst massenhaft eine weiße Liliacee, ein Pancratium, mit sehr wohlriechenden Blumen und rotbraunen Staubgefäßen, und mehrere Stunden den Fluß aufwärts zeigen sich oft in langen Strichen Gebüsche dorniger Papilionaceen mit violetten Blumen, in der Kolonie Brandimaka, im französischen Guiana, „Amourettes" genannt, die weit in's Wasser hineinhängen und ein beinahe undurchdringliches Bollwerk bilden, hinter denen allmählich die schlanken Pina-Palmen sich zeigen und schön blühende Bignonien als Guirlanden durch die Zweige der Bäume sich winden, oder die Mauritia mit ihren kolossalen Fruchtrispen in malerischen Gruppen sich zeigt. Oft ist das Ufer mit einem im Wasser wur-

zelnden Teppiche eines Cypergrases eingefaßt, das mit Ebbe und Flut sinkt und steigt, und in dem, wie in einem weichen Bette, die Boa murina und der Kaiman auf ihren Raub lauern oder ihren Fraß verdauen. — Je höher man im alluvialen Lande die Flüsse hinauffährt, desto mannigfaltiger wird die Vegetation, und oft bilden die Bäume, die das Ufer besäumen, durch die Masse von Lianen, schlingenden Bignonien, Kletterpalmen (Desmoncus), rankenden Grasarten, dichte Wände von oft 40 Fuß Höhe, gebildet von Blättern und Blüten in den verschiedensten Formen und mannigfaltigsten Farben. Mancher große Baum geht durch die Menge von Schling- und Schmarotzer-Gewächsen, die sich an ihn heften, zugrunde. Der trockene Stamm wird nach und nach durch Termiten, Ameisen und andere Insekten zerstört, während die ineinander verschlungenen Lianen, die ihn erdrückt haben, ihre Triebkraft bewahrend und in der Erde und in den Kronen anderer Bäume wurzelnd, die Gestalt des erdrückten Ernährers noch so lange in Laub und Blumengewinden zeigen, bis auch sie zusammenstürzen. In der Nähe der Flußufer sind diese Waldungen so durchschlungen mit Lianen und einem schneidenden Grase (Scleria flagellum) und anderem stachlichtem Gesträuche, daß man nur mit dem Säbel sich den Weg bahnen kann. Diese an Verschiedenheit so reiche Vegetation des alluvialen Landes findet in demselben keinen bestimmten Abschluß und oft treten dieselben Pflanzen, welche im niedrigen Lande vorherrschen, plötzlich wieder massenhaft im Inneren auf. Dieses gilt besonders von mehreren Palmen, wie Mauritia, Euterpe und Astrocaryum, Aroideen, wie Caladium arborescens und andern, Nymphäen und mehreren Farnen; denn bei der bezüglich geringen Erhebung des inneren Landes, woselbst am Fuße des Tumucumak-Gebirges unter zirka 2° n. Br. dieselbe Temperatur wie an der Küste herrscht, hat diese keinen Einfluß auf die Pflanzengattungen des Alluviums, wenn diese nur den ihnen günstigen Boden gefunden haben.

Die zweite Region zwischen dem alluvialen Boden und dem höheren Lande, das zuerst sich wellenförmig erhebt, um nach und nach in Hügel und tiefer landeinwärts in Gebirge überzugehen, die aber nirgends die absolute Höhe von 1000 m. zu erreichen scheinen und voneinander durch Hochplateaux geschieden sind, ist das sogenannte Savannen-Land. Dieses besteht größtenteils aus einem Sandboden, der, in der Urzeit von höheren Gebirgen abgeschwemmt, sich hier gelagert haben mag. Es zieht sich in der Richtung von NO. nach SW. durch das ganze Land und zwar in einer Breite von kaum zwei geographischen Meilen, ist an den Flußufern durch Hochwald unterbrochen und schneidet bald in's Tiefland ein, bald geht es in's Hochland über. Sowohl im Osten als im Westen der Kolonie sind stundenlange Flächen ohne Baumwuchs, aber mit hohem, hartem Grase und kleinen Sträuchern bedeckt, die den Melastomeen, Myrten und Mimosen angehören. In der Trockenzeit verdorren diese Pflanzen; in der Regenzeit, wo die Savannen teilweise unter Wasser stehen, begrünen sie sich auf's Neue. Oft sind auf diesen Savannen oasenartige Striche der prächtigsten Vegetation; meistens ist aber der Pflanzenwuchs spärlich, und obschon in den Waldungen dieser Region große und schwere Bäume harten Holzes auftreten, so ist darin doch wenig Unterholz. — Wo sich in den Niederungen Wasser sammelt, bildet die die Mauritien-Palme ganze Waldungen, während an den höheren und mehr sandigen Stellen die Awara-Palme, das sichere Zeichen eines unfruchtbaren Bodens, sich vorfindet. Nur stellenweise ist der Boden ganz ohne Pflanzenwuchs und dann ein blendend weißer Sand, der in der Mittagszeit eine furchtbare Hitze ausstrahlt, häufig aber bewachsen mit einem strauchartigen Bäumchen mit hellgrünen harschen Blättern und dunkelblauen, süßen, eßbaren Beeren, das ganze Haine bildet, unter deren Schatten prächtig wohlriechende Erdorchideen und Farne wachsen. Wieder findet man auf diesem Sandboden große, mit Bromelien bewachsene Flächen, worunter Bromelia pinguin, das so dauerhafte Seilgras, französisch Pitre, wovon die Indianen Angelschnüre und Hängematten machen, und die wilde Ananas, die eine sehr süße, wohlriechende, faustgroße Frucht hat, und eine andere mit acht Fuß langen, gezähnten, innen roten Blättern, die dicht am Boden große, apfelförmige, saure eßbare, Fruchte trägt, vorherrschen. Auch die Agave americana, hier Ingisopo (Indianen-Seife) genannt, wächst auf dem dürren Boden.

Am Saume der Savannen-Wälder wachsen Melastomeen, Clusien, Myrten, Xylopien, Isertien, die prächtige Gustavia und unter verschiedenen Arten Balsam-Bäumen auch die Icica heterophylla, ein kleiner Baum, der den angenehm riechenden Lakasiri-Balsam liefert, welcher bei veralteten Geschwüren mit Nutzen angewendet wird und ein geschätztes Toilettenmittel der Indianen ist. In den Gebüschen zieht sich eine Vanille von Stamm zu Stamm, die von der im Handel vorkommenden wesentlich verschieden ist, denn ihre Blätter sind dicker und harscher. Die beinahe dreieckige Frucht ist etwa neun Zoll lang, viel dicker als die gebräuchliche, und gleicht so ziemlich einer kleinen Banane, übertrifft an Wohlgeruch aber jene, die häufig an den Flußufern gefunden wird, bei weitem. Man bekommt übrigens selten eine reife, vollkommene Frucht, weil Bienen und das Eichhörnchen ihr besonders nachstellen.

Im östlichen Teile der Kolonie fängt die Savannen-Region bereits an der Mündung des Maroni an, an dessen westlichem Ufer sie als ein hoher Sandboden sich zwei geographische Meilen längs der Küste hinzieht, und dann in das früher beschriebene schlammige Ufer übergeht, das, durch einige Muschelbänke unterbrochen, erst im britischen Guiana endet. Auf diesem Sandstriche kommen, außer Astrocaryum vulgare, Anacardium occidentale, Spondias- und Anonen-Arten, auch Gruppen riesiger, bei 30 Fuß hoher Cactusse (Cereus hexagonus) vor, deren prachtvolle weiße Blumen gänseeigroße, rote, runde Früchte

geben, voll eines weißlichen Muses, mit schwarzem Samen und von süßlich-fadem Geschmack. Obgleich verschiedene Cactus-Arten als Schmarotzer-Gewächse auf Bäumen vorkommen, so habe ich außer diesem Cactus an der Mündung des Maroni nie in anderen Teilen der Kolonie im Boden wurzelnde Cacteen gefunden. Kaum eine Stunde von der Mündung des Maroni entfernt ist an seinem westlichen Ufer ein Riff von beinahe gediegenem Eisenerz, und zeigt sich allmählich höheres Land, das zwei Stunden weiter schon Hügel von 80 Fuß Höhe zeigt, die aus Granit, Grünstein, Quarz und eisenhaltigen Konglomeraten bestehen. Solche Hügel kommen im westlichen Teile des Landes erst auf 8—9 geogr. Ml. von der Küste vor. Es tritt deshalb an der Mündung des östlichen Grenzflusses kein alluviales Land auf und liegt dieselbe in der Savannen-Region, die bei kaum einer geographischen Meile Breite in die dritte, den primitiven Boden, übergeht.

In dieser dritten Region, dem Urlande, ist bei hohem Wasserstande der Regenzeit, oder so weit die Meeresflut noch Wirkung hat, das Ufer der Ströme vor der Fülle von Laubwerk nicht sichtbar, doch zeigen sich hier ganz nahe am Wasser Bäume, deren riesige Stämme nicht mehr von Lianen und Schmarotzer-Gewächsen erdrückt werden, auch ist das Unterholz nicht so überwältigend; und wiewohl man in allen drei Regionen des Säbels nicht entbehren kann, um sich den Weg zu bahnen, so ist doch ein Marsch durch diese Waldungen, schon wegen der festen Beschaffenheit des Bodens, viel weniger anstrengend als im niedern Lande. Obgleich auch hier viele Bäume des alluvialen Landes vorkommen, so treten neue Typen und Geschlechter auf, wie Caryocar- und Lecythis-Arten, die Cäsalpinien, Cassien, Copaiferen, Genipa, Dipteryx, Ingas, Laurus und verschiedene Palmen, die im alluvialen Boden nicht gefunden werden. Diese sind hauptsächlich Oenocarpus, Astrocaryum Murru Murru, Iriartea, Geonoma und eine kleine, bloß 6 Fuß hohe Maximiliana regia, deren Früchtetroß beinahe auf den Boden hängt, die aber nicht, wie Mauritia und Euterpe im niederen Lande, ganze Wälder bilden, sondern meist nur vereinzelt vorkommen. Wie im Savannenlande, so ist auch hier im Sandboden die Awara (Astrocaryum vulgare) überall zu treffen, und die ihr so nahe verwandte Murru-Murru-Palme wächst nur im Dunkel der Waldungen auf den Gipfeln und Abhängen der Hügel ebenso häufig. — Hier tritt auch Bambus auf, der an Größe und Stärke dem ostindischen nicht weicht, aber in Surinam, wo so viele Palmen-Arten zum Bau der Hütten und Decken der Dächer das tauglichste Material liefern, keine Verwendung findet. Als Unterholz findet man Farne, Scitamineen und Cephaëlis-Arten; oft ist der Boden ein Teppich von schönen hellgrünen Selaginellen, und statt des schneidenden Grases im niederen Lande trifft man rankende Smilax-Arten mit großen harten Blättern und dornigen Stengeln. — In den Niederungen zwischen Bergen wachsen üppig Hemitelien und Baumfarne der Gattung Alsophila, die aber an Stärke und Höhe von denen der Antillen weit übertroffen werden.

Obgleich die Waldungen des inneren Landes nicht mehr das Bild einer durch Lianen und Schmarotzer-Gewächse alles überwältigenden Vegetation bieten, so ist doch ihr Anblick durch riesige Bäume großartiger und die Pracht der verschiedenartigsten Blüten ebenso lieblich als die Blumenguirlanden im niederen Lande. Längs dem Ufer blühen Combretum mit brennend roten und gelben Rispen, gelbe und purpurfarbene Malpighien und eigentümlich geformte Guttiferen. Durch's dunkle Laub schlingt sich die Petrea mit Aehren brennend blauer Blüten oder schöne Passifloren mit großen, roten oder lila Blumen. In der Regenzeit hängen von den Gipfeln der höchsten Bäume die zwei Fuß langen Aehren der prachtvollen zinnoberroten Noranthea guianensis, von den Karaiben Knopojorogorli (Regenblume), von den Arowaken aber Caracalla genannt, herunter, auf die sie als Schlingpflanze mit großen, glänzendgrünen Blättern hinaufklettert. In der Trockenzeit aber ragt über das Grün der Wälder die gewaltige Krone des Grünherz, Bignonia leucoxylon, die dann ganz blätterlos mit unzähligen hochgelben Glocken prangt, wie eine Feuerflamme hervor. Um diese Zeit sind auch der Iteballi (Qualea caerulea) und die Jacaranda (Bignonia procera) in Vergißmeinnicht-blauem Blütenschmuck.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Rubinrote Himmelsfärbung.

Die eigentümlichen Dämmerungserscheinungen und die ohne Zweifel damit in Zusammenhang stehende rot-braune Corona der Sonne, welche seit letztem Frühling in der Schweiz, Süd-Deutschland und Italien wahrgenommen werden, wecken mir die Erinnerung an eine merkwürdige Erscheinung, die ich im Oktober 1870 in Tennessee, auf der nordwestlichen Seite des Cumberland-Gebirges, Grundy County, beobachtete. Die Witterung war in jenem Jahre, wie gewöhnlich in jener Gegend während der zweiten Hälfte des Oktobers und ersten Hälfte des Novembers (der Zeit des Indian-Sommers), sehr schön, trocken und sonnig, mit bedeutenden Temperaturunterschieden am Morgen und Mittag. Gegen Ende des Oktobers gab es während einer Woche mehrere Nordlichter, von denen zwei so bedeutend waren, daß sie noch im Golf von Mexiko gesehen wurden. An den Tagen, welche den Nordlicht-Nächten vorangingen, war der Himmel von Mittag an bis gegen Sonnenuntergang mit Cirrhus-Wolken bezogen. „Schäfchen" in ganzen Heerden zogen in regelmäßigen Streifen von Nord nach Süd; dazwischen gab es „Windfedern", d. h. leichte, duftige Wolkengebilde in Form von Straußfedern, die sich mit deutlich markierter Mittellinie (dem Federkiel) ebenfalls von Norden nach Süden dehnten. Gegen Sonnenuntergang verschwanden die Wolken, indem sie höher und höher schwebten und sich verflüchtigten. Nach den Nordlicht-Nächten folgten nun einige Nächte, vier oder fünf an der Zahl, wo der vollkommen wolkenfreie Himmel nach Einbruch der Dunkelheit bis zur Morgendämmerung, statt als dunkel-

blaues als rubinrotes, krystallenes Gewölbe erschien. Im Zenit dunkler, gegen den Horizont lichter, erschien die rosig-rubinrote Atmosphäre ganz klar, und die Sterne schimmerten in vollem Glanze hindurch. Nachdem die prächtige Erscheinung sich vier oder fünf Nächte wiederholt hatte, trat Bewölkung und Regenwetter ein, und nachher erschien der Himmel in seiner gewöhnlichen Färbung. In den Zeitungen, die mir damals zu Gebote standen, fand ich keine Erwähnung des Phänomens, nur der Nordlichter wurde gedacht. Dagegen behaupteten die eingeborenen Landleute, dieselbe Erscheinung auch im Jahre 1861 beobachtet zu haben, daher sie dann darin das „Vorzeichen eines großen Krieges" erblickten. Leider kann ich das Datum der Tage, resp. Nächte, an denen die Erscheinung stattfand, nicht mehr nennen; ich hatte dasselbe notiert, das die Notiz enthaltende Taschenbuch ist mir aber im J. 1876 beim Brande meines Hauses mitverbrannt.

Stein a./Rh. O. Plümacher.

Anzeigen.

Verlag von DIETRICH REIMER in Berlin.
Januar 1885.

Neue wichtige Publikationen.

Karten von Attika. Herausgegeben von E. Curtius und J. A. Kaupert. Heft III. 5 Blätter: Spata, Vari, Raphina, Perati und Porto-Raphti. Nebst Uebersicht der Kartenblätter der Aufnahme von Attika. 1884. Preis in Umschlag geheftet 12 Mark.

Richthofen, Ferd. Freiherr von, Atlas von China. Orographische und geologische Karten zu d s Verfassers Werk: **China**, Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. Erste Abtheilung: Das nördliche China. (Zum zweiten Textband gehörig.) Erste Hälfte: Vorerläuterungen und Tafel 1—12. Quer-Folio-Format. 1885. Preis in Umschlag geheftet 24 Mark.

Die zweite Hälfte, Tafel 13—26 nebst Titel, folgt in einigen Monaten.

☞ Zu beiden hochwichtigen Werken sind ausführl. Prospecte veröffentlicht.

Verhandlungen des vierten deutschen Geographentages zu München am 17., 18. und 19. April 1884. Mit 1 Karte. 1884. Preis geh. 3 Mark.

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.

*Verlag der k. k. Hofbuchhandlung **Karl Prochaska**, Wien und Teschen.*

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung auszeichnen sollen.

Als neueste Bestandteile sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kolberg, J., Nach Ecuador. Reisebilder. Dritte, umgearbeitete und mit der Theorie der Tiefenkräfte vermehrte Auflage. Mit 122 Holzschnitten, 15 Tonbildern und einer Karte von Ecuador. gr. 8°. (XX u. 550 S.) M. 8. In Original-Einband M. 10.

Paulitschke, Dr. Ph., Die Südländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Mit 59 Holzschnitten, 12 Tonbildern, zwei Lichtdrucken und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 311 S.) M. 7. In Original-Einband M. 9.

Die beiden Mitglieder der geographischen Gesellschaft in Wien: Professor Dr. Paulitschke und Dr. v. Hardegger, haben so eben eine Expedition in die Galla- und Somaliländer angetreten.

Kayser, Dr. F., Ägypten einst und jetzt. Mit 85 in den Text gedruckten Holzschnitten, 15 Vollbildern, einer Karte und einem Titelbild („Die Pyramiden von Gizeh", aus den berühmten „Nilbildern" von K. Werner) in Farbendruck. gr. 8°. (XII u. 237 S.) M. 5. In Original-Einband M. 7.

Die Einbände sind in weißer, grüner oder brauner Farbe zu beziehen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (**6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5. 60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze 2c. 2c. in Nr. 20 bis 26.

Das Jahr 1884. (VIII./X.) — Deutscher Reichstag. — Die deutsche Dampferlinie und die österreichische Volksstimmung. — Der jüngste Hochverrathsproceß in Böhmen.

Die Grande Mademoiselle. Von Dr. M. Landau. (I./IV.) — Eine Mittheilung aus Südafrika. — Die fränkischen Bauten in Morea. Von A. Boetticher. — Zur Gedächtnißfeier der Geburt Jakob Grimms. Von Prof. Sepp. — Erlebtes aus dem Kriege 1870/71. Von Dr. K. Biedermann. — Die Geschichte eines Phantasten. Von E. Peschkau. — Jahrbuch der Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses. Von K. v. Lützow. — Eine russische Literaturgeschichte. — Gustav Wagener: Der Waldbau und seine Fortbildung.

Getreidezoll und Mehlzoll. — Die Communalaccisen und deren Abhängigkeit von den Getreidezöllen. Von Dr. jur. Friedrich Weber. — Die wirthschaftliche Krisis in Rumänien.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kleinpaul, Dr. Rudolf, Die Dahabîye. Reiseskizzen aus Aegypten. kl. 8°. M. 4.—

Steub, Ludwig, Aus dem bayerischen Hochlande. 8°. M. 3.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 6. Stuttgart, 9. Februar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalski. (1883—1884.) S. 101. — 2. Sklavenleben in Brasilien. S. 106. — 3. Rußland nach Th. von Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. (Fortsetzung.) S. 108. — 4. Neu-Britannien und seine Bewohner. (Fortsetzung.) S. 112. — 5. Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 116. — 6. Kleinere Mitteilung: S. 119. Nachtrag zu dem Artikel „Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen." — 7. Litteratur. S. 119.

Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalski.

(1883—1884.)

Der „Russki Inwalid" hat dieser Tage mit der Veröffentlichung von Briefen des Asienreisenden N. M. Prschewalski begonnen, deren Entstehungsgeschichte mindestens ebenso interessant ist, wie ihr Inhalt. Vor seiner Abreise aus St. Petersburg, im Sommer des vorvorigen Jahres, war Oberst Prschewalski von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten-Thronfolger in Abschieds-Audienz empfangen und bei dieser Gelegenheit mit der Aufforderung beehrt worden, Seiner Hoheit von sich und über den Fortgang seiner Reise von Zeit zu Zeit einige Mitteilungen zugehen zu lassen, wofern sich ihm dazu die Möglichkeit bieten sollte. Dieser schmeichelhaften Aufforderung nachkommend, hat Oberst Prschewalski inzwischen bereits drei Briefe zum Vortrage an Seine Kaiserliche Hoheit auf den Namen des General-Adjutanten Danilowitsch abgesandt; der erste dieser Briefe ist aus Urga vom 7. November 1883, der zweite aus Tschobsen vom 10. März 1884 und der dritte aus Ost-Zaidam vom 8. August dieses Jahres datiert. Im Hinblick auf das hohe geographische Interesse, welches namentlich die Briefe aus Tschobsen und Zaidam bieten, hat Seine Majestät der Kaiser in die Veröffentlichung dieser Briefe zu willigen geruht. Diesen Vorbemerkungen lassen wir die wertvollen Schriftstücke selbst folgen.

* * *

Urga, den 7. November 1883.

... Nachdem wir Petersburg Anfang August verlassen hatten, brauchten wir mehr als anderthalb Monate für die Reise über Moskau, Nischni-Nowgorod, Jekaterinburg, Tomsk und Irkutsk bis Kiachta. Hier verbrachten wir fast einen Monat, welcher der Zurüstung des Expeditions-Gepäcks und der Auswahl unserer aus Soldaten des Linien-Bataillons und Transbaikal-Kosaken — vier Grenadiere hatten wir aus Moskau mitgebracht — gebildeten Schutzmannschaft gewidmet war. Täglich übte ich meine künftigen Reisegefährten im Schießen aus Gewehren und Revolvern. Das Ergebnis dieser Uebungen zeigte sich sehr bald. Unsere außer mir noch aus 20 Mann bestehende Abteilung ist imstande, im Laufe einer Minute bis zu 100 recht treffsicherer Schüsse abzugeben. Bei der bekannten Feigheit aller Asiaten überhaupt ist aber eine solche Kraft völlig genügend, um uns volle Gefahrlosigkeit zu sichern. Große Schwierigkeit bereitete dagegen die Beendigung eines anderen Teiles unserer Ausrüstung — die Einrichtung des Expeditionsgepäcks, sowie der Ankauf von 56 Kameelen und 7 Pferden in Urga. Endlich war alles beendigt und morgen, am 8. November, brechen wir aus Urga über Alaschan nach Tibet auf, und zwar auf unserem bisherigen Wege — mitten durch die Gobi-Wüste. Um Weihnachten dürften wir in Alaschan und Ende Januar in Sining, in der Nähe des Kuku-nor sein, wo sich erst endgültig unsere weitere Reiseroute ergeben wird. Erst von Sining, beziehentlich Zaidam, aus beginnt die Erforschung völlig unbekannter Gegenden, namentlich, wenn es uns glücken sollte, zu den Quellen des Gelben Flusses durchzudringen...

* * *

Tschobsen, Provinz Kan-Su, den 10. März 1884.

. . . Wir verließen Urga am 8. November vorigen Jahres. Unsere Karawane bildeten 21 Mann, 56 Kameele und 7 Reitpferde, sowie eine kleine, zu unserer Verpflegung bestimmte Hammelheerde. Das Gepäck wog nahe an 300 Pud, da man sich für die Reise absolut mit allem hatte versorgen müssen, bis zur geringsten Kleinigkeit herab. Unser Expeditionskorps war in voller, kriegsmäßiger Ausrüstung. Alles ritt mit Berdangewehren auf dem Rücken und Revolvern im Gürtel; Tag und Nacht wurde abwechselnd dejouriert, wie denn überhaupt die strengste Disziplin eingeführt war. Alles dies ist äußerst notwendig, da unsere ganze Kraft in der Wachsamkeit besteht, denn zu einem offenen Angriff auf uns werden sich die Asiaten sicherlich niemals entschließen.

Wie scharf abgeschnitten endete sofort hinter Urga der fruchtbare, an Wasser, Wiesen und Waldungen reiche Strich der Nord-Mongolei. Statt dessen breitete sich vor uns die mächtige Gobi-Wüste aus, die sich von Westen nach Osten, vom Pamir zum Chingan-Gebirge über eine Fläche von 4000 Werst erstreckt und die von Norden nach Süden über 1000 Werst im Durchmesser hat. Wir hatten diese Wüste jetzt gerade an ihrer breitesten Stelle zu passieren. Ihren nördlichen Teil, unterm dritten Breitengrade von Urga, bilden noch mit gutem Gras bedeckte Steppen, auf denen Antilopen und zahlreiche, Mongolen gehörende Heerden weiden. Sodann aber beginnt die wirkliche Wüste — Zentral- und Süd-Gobi. Der mittlere Teil der Wüste besteht aus völlig nackten, mit kleinen runden Kieselsteinen bedeckten Plateaux, die ab und zu von gleichfalls völlig unfruchtbaren, niedrigen Hügelketten durchschnitten sind. Den ganzen östlichen Teil der Wüste füllen Flugsand und die Reste der Dünen und Sandbänke des einstigen weiten zentralasiatischen Meeres.

Furchtbare Fröste im Winter bei völligem Schneemangel, schier tropische Hitze im Sommer mit namentlich im Frühjahr häufigen Stürmen, Regenmangel und als deren Ergebnis das Fehlen von Seeen und Flüssen und endlich äußerste Unfruchtbarkeit — das sind die charakteristischen Züge der zentralasiatischen Wüste. Nichtsdestoweniger wohnen hier überall Mongolen, deren Heerden das ganze Jahr hindurch sich mit dem kärglichsten Futter begnügen, dafür aber weder die winterliche Gefangenschaft noch die sommerlichen Peiniger aus der Insektenwelt unserer Länder kennen. Die Flora und Fauna der Wüste sind äußerst arm an Mannigfaltigkeit der Formen, wie sich das bei der Gleichartigkeit der physischen Verhältnisse des Landes auch erwarten läßt.

Die Gobi-Wüste empfing uns von Haus aus unfreundlich. Die Nachtfröste überschritten gelegentlich den Gefrierpunkt des Quecksilbers; aber auch am Tage war es im allgemeinen kalt, namentlich bei windigem Wetter. Weiter nach Süden wurde es nun zwar etwas wärmer, dafür trat aber völliger Futtermangel für die Tiere unserer Karawane ein. Ein Glück war es noch, daß das Kameel fast ohne merkliche Ermattung einige Tage ohne jede Nahrung zu verbleiben vermag und sich überhaupt mit dem allerkärglichsten Futter begnügt. Selbst die Wüstenpferde sind an alles Ungemach der Wüste gewöhnt und halten es Monate-lang unterm Reiter da aus, wo unser verwöhntes Roß auch nicht eine Woche am Leben bliebe.

Eintönig verliefen die Tage unserer Wüstenreise. Mit Sonnenaufgang beluden wir unsere Karawane, um nach einem Marsch von durchschnittlich 20 bis 25 Werst neben irgend einem Brunnen unser Nachtlager aufzuschlagen; wo Brunnen am Wege nicht zu erwarten waren, nahmen wir vom Nachtlager Eis mit. Als Brennstoff diente uns trockener Tiermist, den wir in der Umgegend unserer jeweiligen Lagerplätze sammelten. Dieser Brennstoff brennt leidlich und erwärmt unser Filzzelt hinlänglich; ohne Feuer hatten wir aber in unserem Heim Nachts Kälte bis zu 26° Celsius.

Der den Ostrand des Altai bildende Chur-chu-Bergrücken diente uns auf unserem Wege als Grenze zwischen dem Zentrum der Wüste und deren südlichem Teil, der unter dem Namen Alaschan bekannt ist. Dieser Landstrich ist fast durchweg mit Sand bedeckt, der auf festem lehmigem, hier und da auch steinigem Untergrund ruht und den Stürme zu einer zahllosen Menge wirr durcheinander geworfener Hügel von 50 bis 100 Fuß Höhe zusammengehäuft haben. Auch hier fehlt es an Wasser. Die Vegetation ist ebenso, wie im zentralen Teil der Wüste, äußerst arm; auf Tiere und Vögel stößt man äußerst selten. Häufig findet man auf Strecken bis zu 100 Werst nichts als nackten Sand. Aber auch hier leben noch trotz der im wahren Sinne des Wortes stiefmütterlichen Natur hier und da nomadisierende Mongolen. Im westlichen Teile des Alaschan, wo der sich gleich einer hohen Mauer hinziehende Alaschan-Bergrücken die Wüste von den kultivierten Ufern des Gelben Flusses scheidet, ist die kleine Stadt Dün-juan-in (chinesisch Fu-ma-fu) errichtet, in welcher der regierende Landesfürst residiert. Mit ihm und dessen beiden Brüdern war ich bereits von meinen früheren Reisen bekannt und wurde daher von den Fürsten recht freundlich empfangen; doch schämten sich diese Fürsten auch jetzt nicht, Tag für Tag Geschenke zu erbitten, selbst Fleischstücke, kleine Messer und ähnliche Kleinigkeiten nicht ausgeschlossen.

Nach einwöchentlicher Rast in Dün-juan-in, von wo ich auf gut Glück über Peking nach St. Petersburg eine Nachricht über unsere Expedition absandte, setzten wir uns nach Tibet in Bewegung. Jetzt hatten wir nur noch etwa 300 Werst Wüstenweg, den wir gleichfalls völlig wohlbehalten zurücklegten. In einer Ferne von mehr als 100 Werst tauchten vor unseren Augen am Horizont die äußersten Abhänge des Tibet-Gebirges auf. Diese Berge, die zuerst Nan-Schan, sodann Altyn-Tag, Tugus-Doban und endlich Kün-Lün heißen, ziehen sich als ununterbrochene Wand vom Oberlaufe des Huang-he bis zum Pamir hin. Wie

überhaupt in Asien, so ist auch hier alles in gigantischem Maßstabe ausgeführt. Auf unserem Wege nahm die obenbezeichnete Bergkette nicht mehr als 30 Werst im Durchschnitt ein, hinter ihr aber lag indessen eine ganz andere Welt als die, welche wir bisher gesehen hatten. Die absolute Höhe des Terrains, welche sich bisher zwischen 3500—5000 Fuß bewegt hatte, hob sich nun mit einemmale bis auf 9—10,000 Fuß. Statt des Flugsandes, der Unfruchtbarkeit und des Wassermangels hatten wir nun zahlreiche Flüsse und Flüßchen, fruchtbaren, waldbestandenen Boden, eine reiche Flora und Fauna vor uns. Wir waren jetzt im Bereich der chinesischen Provinz Kan-su und entschädigten uns während des Februar-Monats, den wir in den hiesigen Bergen verbrachten, namentlich hinsichtlich unserer zoologischen Forschungen, reich für unsere unfreiwillige Thatlosigkeit während unserer Reise durch die Gobi-Wüste. Tage-lang jagten wir in den Wäldern von Kan-su und bereicherten unsere Sammlungen mit vielen prächtigen Tierstücken und Vögeln.

Jetzt stehen wir neben Tschobsen, 50 Werst nördlich von Sining, wo wir verschiedene Einkäufe für unsere Weiterreise machen müssen. Wir brechen dorthin dieser Tage über Kuku-nor und Zaidam auf. Am letztgenannten Orte, am Fuße des Burchan-Budda-Gebirges, werden wir ein Depot errichten, wo unter der Bewachung von fünf Kosaken die überflüssigen Kameele und das entbehrliche Gepäck verbleiben sollen. Mit den übrigen 15 Mann will ich mich möglichst unbelastet zu den Quellen des Gelben Flusses begeben und soweit als irgend möglich nach Ost-Tibet vordringen. In diesen der Wissenschaft völlig unbekannten Orten gedenke ich den Frühling und den Sommer bis zum August zu verbringen. Sodann kehre ich zu meinem Depot zurück, um von dort aus, im Falle es die Tibetaner zulassen, nach Lhassa vorzudringen, oder um, was sehr viel wahrscheinlicher ist, nach West-Zaidam aufzubrechen, in Gast ein neues Depot zu errichten und mich der Erforschung von Nord-Tibet zu widmen.

* * *

Ost-Zaidam, den 8. August 1884.

Mitte März verließen wir das gebirgige Gebiet der Provinz Kan-su und erstiegen das Plateau des Kuku-nor. Die absolute Höhe des Terrains erreichte hier 10,800 Fuß; die Wälder hatten weiten Wiesenflächen Platz gemacht, die eine prächtige Weide für Hausvieh boten. Neben dem Hausvieh weideten auf denselben Steppen große Heerden Antilopen und wilder Esel, während der Erdboden durch die zahllosen Schlupfwinkel der Hasenmaus aufgewühlt ist, eines kleinen Nagers von der Größe unseres Eichhorns. Die Hasenmäuse, welche auch in Nord-Tibet sehr zahlreich sind, fressen das Gras mit den Wurzeln auf und verwüsten das von ihnen unausgesetzt aufgewühlte Land oft auf weite Flächen.

Der Kuku-nor selbst, der 250 Werst im Umfang mißt und ein sehr schöner See ist, war noch mit Eis bedeckt, wiewohl es bereits Ende März war und wir dazwischen auch einige warme Tage gehabt hatten. Uebrigens waren von Schneestürmen begleitete Fröste weit mehr an der Tagesordnung. Das Eis auf dem Kuku-nor barst erst im ersten Drittel des April und wurde in mächtigen Schollen an's Ufer geworfen, wo es, nach Aussage der Landesbevölkerung, gewöhnlich bis Anfang Mai liegt. Infolge der langen Zugangszeit des Kuku-nor und des völligen Fehlens geeigneter Futter- und Nistplätze (Schilf, Gebüsch, Moorgrund) nehmen am Kuku-nor nur wenige Zugvögel Aufenthalt; alle, selbst die Wasservögel nicht ausgenommen, eilen sie ohne Umschau den behaglichen Stätten unseres Sibirien zu. Der See ist sehr fischreich, doch ist die Mannigfaltigkeit der Arten eine geringe. Die Bewohner der Ufersteppen sind Tanguten und Mongolen. Die Tanguten bedrängen die Mongolen schwer, oft in Gemeinschaft mit Räubern, die aus Tibet eintreffen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Mongolen am Kuku-nor in nicht allzuferner Zukunft von den Tanguten völlig ausgerottet werden dürften. Das gleiche Geschick harrt auch der Zaidam-Mongolen westwärts vom Kuku-nor.

Zaidam repräsentiert ein von Salzmorästen gefülltes Kesselthal von 800 Werst Länge und mehr als 100 Werst Breite, welches in einer verhältnismäßig nicht sehr fernen geologischen Epoche den Boden eines später ausgetrockneten weiten See's bildete. Die absolute Höhe des Terrains sinkt hier auf 2900 Fuß, daher ist hier auch das Klima wärmer als am Kuku-nor. Nur ist hier die Luft stets mit dichten Staubwolken gefüllt, welche der Wind von den häufig völlig kahlen, an besseren Stellen aber mit Tamarisken-Stauden bestandenen Ebenen der Salzmoräste aufweht. Eine Spielart der Tamarisken ist für die Bewohner von Zaidam von großer Wichtigkeit, weil sie ihnen im Herbst in Fülle eine süß-salzige, an unsere Johannisbeere erinnernde Frucht liefert, von der sich die dortigen Mongolen nähren.

Anfang Mai trafen wir am Fuße des gen Zaidam die Vormauer des Hochlandes von Nord-Tibet bildenden Burchan-Budda-Gebirges ein, wo ein neuer Abschnitt unserer Reise begann. Das gesamte überflüssige Gepäck und die Reservekameele ließen wir unter der Bewachung von sieben Kosaken in Ost-Zaidam zurück; wir selbst aber machten uns 17 Mann stark auf, um zu den Quellen des Gelben Flusses und darüber hinaus südwärts soweit als möglich vorzudringen. Drei Tage brauchten wir zur Ersteigung des Burchan-Budda, dessen absolute Paßhöhe 15,700 Fuß beträgt. Der Abstieg auf der Südseite ist viel leichter, da sich dort bereits das nordtibetanische Hochland anlehnt, welches 14—15,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegt und eine weite, im Westen an den Pamir, im Süden an den Nord-Himálaya, im Osten an die Gebirgszüge des eigentlichen China's grenzende Fläche bildet. Im östlichen Teile dieses Hochlandes liegen die Quellen

der beiden berühmten chinesischen Flüsse — des Gelben Flusses oder Huang-he und des Blauen oder Jang-tse-kiang. Trotz der noch vor Beginn unserer Aera von den Chinesen gemachten und sodann im vorigen Jahrhundert von ihnen wiederholten Versuche, die Quellen der genannten Flüsse zu erforschen, ist ihnen das nicht geglückt. Nord-Tibet war bis in die letzte Zeit und ist auch zum Teil heute noch ein der geographischen Wissenschaft völlig unbekanntes Land.

Nachdem wir den Burchan-Budda überstiegen und noch etwa 100 Werst auf wüstem Hochlande zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich das ersehnte Ziel — die Quellen des Gelben Flusses. Das Quellengebiet des Stromes liegt auf einer absoluten Höhe von 13,600 Fuß. Die Quellen bilden zwei von Süden und Westen aus den auf dem Plateau verstreuten Bergen entspringende Flüßchen, welche von den zahlreichen Bächlein und Quellen des 60 Werst langen und 20 Werst breiten Odon-Sumpfthales gespeist werden. Der Huang-he selbst ist hier noch ein sehr bescheidener von zwei, beziehentlich drei Armen von je 12—15 Faden Breite gebildeter Fluß mit wenig Wasser und zwei Fuß Tiefe an den Furten. Zwanzig Werst von seinem Quellengebiet entfernt, fällt der Gelbe Fluß in einen weiten See, dessen Südseite er mit seinen trüben Fluten färbt, um sodann ostwärts auszulaufen und bald darauf wiederum in einen gleichen See zu fallen, den er bereits als bedeutender Fluß verläßt. Nach einer scharfen Biegung, mit welcher er den in ewigem Schnee liegenden Amne-matschin umgeht, durchbricht der Fluß nun mit seiner reißenden Strömung die Quergebirgszüge des Kün-Lün und eilt den Gebieten des eigentlichen China zu.

Sofort beim Betreten der Berge von Nord-Tibet machten wir die Bekanntschaft eines ganz entsetzlichen Klima's. Wiewohl wir uns in der zweiten Hälfte des Maimonats befanden, umwüteten uns nicht selten rein winterliche Schneestürme und die Nachtfröste steigerten sich bis zu 23 Grad. Das magere Gras dieser Gegend erlag aber der Kälte nicht und selbst nach starken Nachtfrösten erwärmte die Sonne die spärlichen Blumen zu neuem Leben. Allein nicht nur im Mai, sondern selbst im Juni und Juli brachte jede klare Nacht Fröste bis zu 5 Grad; an den Tagen aber regnete es fast regelmäßig, mitunter sogar einige Tage nach einander. Die Menge der Niederschläge, welche der südwestliche Monsun aus dem indischen Ozean hierher bringt, ist so groß, daß Nord-Tibet sich im Sommer in einen fast ununterbrochenen Sumpf verwandelt. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung dessen, wie schwierig für uns mit unseren beladenen Kameelen das Passieren dieser Sümpfe war und wie schädlich sich das naßkalte Klima auf diese an Wärme und Dürre gewöhnten Tiere äußerte. Aber diese wilden Wüsteneien von Nord-Tibet, welche für den Menschen so wenig gastlich sind, daß selbst die Nomaden auf einen Aufenthalt in diesem Landstrich fast ganz verzichten — bergen ganze Heerden wilder Tiere, und zwar Yaks, Antilopen, Bergschafe und selbst Bären, deren es hier trotz der Waldlosigkeit sehr viele gibt. Täglich begegneten wir einigen und mitunter auch mehr als zehn Bären; erlegt haben wir einige 30 Exemplare. Der hiesige Bär ist sehr feige und ergreift selbst verwundet die Flucht, nur das Weibchen stürzt sich gelegentlich auf den Jäger.

Nachdem wir einige Tage an den Quellen des Gelben Flusses verbracht, brachen wir weiter südwärts auf und zum Blauen Flusse oder Dy-tschju, wie ihn die Tanguten hier nennen. Die Gegend repräsentierte wie bisher ein hügeliges, in seinem größten Teil mit Sümpfen bedecktes Plateau, das mit drahthartem tibetanischem Riedgras bewachsen ist. Die Wasserscheide der beiden großen chinesischen Ströme hat in der von uns passierten Gegend 14,500 Fuß absoluter Höhe. Weiterhin südwärts im Stromgebiet des Dy-tschju verändert sich der Charakter der Landschaft rasch und verwandelt sich in ein gebirgiges Alpenland; doch fehlt es in den Bergen noch an Wäldern, wiewohl die Gräser-Flora ziemlich reich und mannigfaltig ist. Hier nomadisieren auch mit ihren Yak- und Hammelheerden die Tanguten des Kam-Stammes, welche uns zwar nicht besonders freundlich, aber auch nicht feindlich empfingen. Nach etwa 100 Werst schwierigen Weges durch Gebirgsland erreichten wir die Ufer des hier auf einer absoluten Höhe von 12,700 Fuß hinfließenden Dy-tschju. Der von Bergen eingeengte Fluß hatte eine Breite von 50 bis 60 Faden, sehr trübes Wasser, ungemein rasche Strömung und große Tiefe. Mit Kameelen einen solchen Fluß zu überschreiten, war unmöglich und der weitere Weg nach Süden somit versperrt. Statt dessen wurde eine Erforschung der großen Seeen am Oberlaufe des Huang-he beschlossen. Doch brachten wir zunächst eine, kleinen Streifzügen in die Umgegend gewidmete Woche am Ufer des Dy-tschju zu. Während eines unserer Streifzüge wurden wir von den Tanguten vom entgegengesetzten Stromufer aus mehrfach beschossen.

Auf dem bisherigen Wege kehrten wir in's Quellengebiet des Gelben Flusses zurück, von wo wir in einer neuen Richtung zu dessen Seeen vordrangen. Den Weg suchten Streifwachen auf, da wir keine Führer hatten. Auf Bewohner stießen wir nirgends; die benachbarten Tanguten verfolgten aber unsere Bewegungen und machten am frühen Morgen des 13. Juli mit einer etwa 300 Mann starken Reiterschar einen plötzlichen Ueberfall auf uns. Die ganze Horde hatte sich in der Finsternis an unsere Lagerstätte herangeschlichen und stürzte sich nun mit wildem Geheul auf uns. Glücklicherweise waren wir bereits wach und rasch zur Gegenwehr bereit. Zuerst fiel der vereinzelte Schuß des die Wache habenden Kosaken, sodann ein zweiter, ein dritter und bald war das Gewehrfeuer in vollem Gange. Unser kleines Lager war in wenigen Augenblicken von einer Feuerlinie umgürtet. Die Räuber, welche uns zu überrumpeln gehofft hatten, hielten unser Feuer nicht aus und kehrten jählings um. Unser Feuer

begleitete sie so lange, als wir ihnen treffsichere Kugeln nachzusenden vermochten. Sodann bepackten wir unsere Kameele und gingen nun selbst gegen das Tangutenlager vor, welches wir zerstörten und die Räuber in die Flucht jagten. Nach diesem Scharmützel wurden wir noch vorsichtiger als wir es schon bisher gewesen waren, setzten aber unseren Weg längs den Ufern der Seeen fort, von denen ich auf Grund des dem ersten Erforscher zustehenden Rechts, den einen ‚Russischer See' und den anderen ‚Expeditionssee' nannte. Beide Seeen liegen malerisch auf einer absoluten Höhe von 13,500 Fuß, sind von Bergen umgeben und haben jeder einen Umfang von mehr als 120 Werst. Der Fischreichtum ist sehr groß; doch konstatierten wir auch hier eine auffallend geringe Mannigfaltigkeit der Arten. Von Wasservögeln sind nur indische Gänse in großer Zahl vorhanden. An einem kleinen Ufersee trafen wir eine so große Menge Gänse, daß drei Schützen binnen einer halben Stunde 85 Stück erlegten.

Sechs Tage nach dem ersten Scharmützel mit den Tanguten wurde auf uns ein neuer Angriff unternommen, diesmal aber am Tage und vom räuberischesten der am Gelben Flusse hausenden Tangutenstämme. Die etwa 300 Mann zählende berittene Horde ritt von den nächsten Bergen im Trab bis auf eine Werst auf uns zu und ging dann unter lautem Geheul zum Angriff vor. Dumpf erdröhnten auf dem feuchten Lehmboden die Hufe der Pferde, zu einem Steckenzaun geschlossen flimmerten die langen Piken der Reiter auf, während der Wind die weiten Tuchmäntel und langen schwarzen Haare der Reiter flattern machte. Gleich einer Sturmwolke eilte diese wilde, blutgierige Horde auf uns zu. . . . . Mit jedem Augenblick traten die Umrisse der Pferde und der Reiter schärfer hervor. . . . Auf der andern Seite stand vor ihrem Lager schweigend, mit gespanntem Gewehr, unsere kleine Schar von 14 Mann, für die es jetzt keinen anderen Ausweg gab als Tod oder Sieg. Als sich der Abstand zwischen uns und den Räubern bis auf 500 Fuß verringert hatte, kommandierte ich Feuer — und dem Feinde flog unsere erste Salve entgegen, der nun häufiges Reihenfeuer folgte. Die erste Salve brachte die Räuber nicht zum Stehen; sie ritten weiter auf uns zu, wobei ihr Führer sie mit den Worten aufmunterte: „Stürzt auf sie! Stürzt auf sie! Mit uns ist Gott! Er wird uns helfen!" Als unsere Schüsse aber Menschen und Pferde zu Boden zu strecken begannen, kehrten die Räuber um und zogen sich hinter den nächsten Abhang zurück, wo sie von den Pferden stiegen und aus ihren Steinschloß-Gewehren auf 300 Schritt Entfernung auf uns ihr Feuer eröffneten. Nun ließ ich meinen Gehilfen, Seconde-Lieutenant Robarowski, mit fünf Kosaken zum Schutze unserer Lagerstätte zurück, mit den sieben übrigen Kosaken aber brach ich auf, um die Tanguten aus ihrem Hinterhalt zu vertreiben. Die Räuber schossen auf uns nun aus einer geringeren Entfernung, jedoch ohne zu treffen. Als nun erst einer von uns den Abhang erklommen hatte, stürzten die Tanguten schleunigst zu ihren Pferden und ritten davon. Wir verfolgten sie mit unserem Feuer und töteten wiederum einige Mann. Die Räuber nahmen aber ihre getöteten oder verwundeten Gefährten wie bisher, so auch jetzt auf und brachten sie mit sich fort; es blieben nur die Kadaver der Pferde, sowie auch die Leichen einiger Tanguten liegen, welche die Fliehenden nicht mehr aufzulesen vermochten. Außerdem war das Feld mit den in der Verwirrung verlorenen Tuchmänteln und Hüten der Räuber bedeckt. Die Räuber setzten sich in einen neuen Hinterhalt fest und eröffneten wiederum auf uns ihr Feuer, wurden aber von uns auch aus diesem Hinterhalt ebenso erfolgreich vertrieben. Ein Teil der Horde war inzwischen auf unser Lager gestürzt in der Annahme, dasselbe verlassen zu finden, wurde aber wider Erwarten von den zurückgebliebenen Kosaken mit scharfem Feuer begrüßt und vertrieben. Ueberall von Mißerfolg begleitet, begannen die Tanguten sich nun in die Berge zurückzuziehen. Wir verfolgten sie mit unseren Schüssen so lange es möglich war. In beiden Scharmützeln sind von uns einige vierzig Räuber getötet und verwundet worden, desgleichen auch viele Pferde. Wir selbst haben das große Glück gehabt, alle unversehrt zu bleiben; nur zwei unserer Pferde wurden verwundet. Das zweite Scharmützel endete erst mit Eintritt der Abenddämmerung. Wir durchwachten, in zwei kleinen Scharen zu beiden Seiten unseres Lagers sitzend, die ganze Nacht. Wie zum Aerger trat das abscheulichste Wetter ein: Ein kalter Sturmwind erhob sich und vom Himmel ergoß sich unaufhörlicher Regen, während uns undurchdringliche Finsternis umfing. Die Tanguten schienen aber von uns im Laufe des Tages so befriedigt worden zu sein, daß sie sich nicht zu einem neuen Angriff auf uns entschlossen, wiewohl ihnen ein nächtlicher Ueberfall sehr viel Aussicht auf Erfolg bot, da er sie wenigstens auf weitere Entfernung vor der verderblichen Wirkung unsere Gewehre bewahrte.

Der Rückweg von den Seeen des Gelben Flusses nach Zaidam brachte keine besonderen Abenteuer, nur setzten uns die häufigen Regen zu, die gelegentlich dem Juli zum Trotz von rein winterlichen Schneestürmen abgelöst wurden. Die Passage über den Gelben Fluß bewerkstelligten wir an der bisherigen Stelle sehr glücklich, da das Wasser erst am Vortage gesunken war. Räuberischen Tanguten begegneten wir nicht mehr. In der Nähe des Südabhanges des Burchan-Budda stießen wir auf einige 30 friedliche Tanguten, welche sich mit Goldwäscherei beschäftigten; ganz Nord-Tibet ist nämlich sehr goldreich. An der von uns besuchten Goldwäscherei gruben die Tanguten die goldhaltige Schicht aus einer Tiefe von nur einem bis zwei Fuß, und wiewohl die Goldwäscherei in der primitivsten Weise geschah, zeigten uns die Tanguten ganze Hände voll Gold in großen Stücken, von denen keines kleiner als eine Erbse war. Unzweifelhaft ließen sich hier bei sorgfältigem Betrieb der Goldwäscherei riesige Schätze

heben. Ueberhaupt scheint mir die Prophezeiung nicht zu gewagt, daß Tibet mit der Zeit ein zweites Kalifornien werden, ja sich vielleicht sogar noch reicher an Edelmetallen erweisen wird, die in dem Boden des weiten wüsten Hochlandes ruhen.

Nachdem wir abermals den Burchan-Budda überstiegen, ging es in die Zaidam-Ebene, die uns trotz ihrer Abscheulichkeit nach all' dem in Tibet überstandenen Ungemach wie ein gesegnetes Land erschien. Gerade 1000 Werst haben wir während dreier Sommermonate in Tibet zurückgelegt und, wie ich mich wohl rühmen darf, mit den Waffen in der Hand, für die Wissenschaft, die Erforschung eines der unbekanntesten Winkel von Zentralasien erobert. Jetzt geht unser Weg nach West-Zaidam, wo wir in Gast ein neues Depot errichten und den Winter mit der Erforschung der Umgegend verbringen werden. So sehr es aber auch erwünscht wäre, sogleich nach dem neuen Bestimmungsort aufzubrechen, so muß doch der Aufbruch bis Ende August hinausgeschoben werden, da wir noch zwanzig neue Kameele kaufen und sodann bis Herbsteintritt das Verschwinden der den Kameelen äußerst schädlichen Bremsen und Fliegen der Zaidam-Sümpfe abwarten müssen. . . .

(St. Petersburger Zeitung.)

Sklavenleben in Brasilien.

Brasilien ist noch das einzige zivilisierte Land, worin die Sklaverei gesetzliche Gültigkeit hat, aber wohl ebenfalls binnen wenigen Jahren vollends abgeschafft werden wird. Es dürfte daher nicht uninteressant sein, einen Blick auf die Zustände der dortigen Sklaverei und auf das Sklavenleben zu werfen.

Das bedeutendste Produkt in Brasilien für die Ausfuhr ist jetzt der Kaffee und dieser wird im großen auf Plantagen gewonnen, welche in der Landessprache fazendas heißen. Wenn die Kaffeebohnen marktgut sind, werden sie in Säcken nach Rio de Janeiro geschickt, um dort verkauft und versandt zu werden. Der Kaffeebau kann nur mittelst Sklavenarbeit betrieben werden und das eigentliche Interesse an der Arbeit auf Pflanzungen dreht sich daher um die Art der Sklavenarbeit, welche noch in voller Kraft ist, wenn man sie auch im Ausland zum Erlöschen verurteilt wähnt. So lange aber der gegenwärtige Zustand noch dauert, kann freie Arbeit nicht existieren. Die brasilianische Regierung hat allerdings im Jahre 1870 ein Gesetz erlassen, welches dem System der Sklaverei ein Ziel zu stecken bestimmt war; denn es erklärte, daß vom Jahre 1872 ab die Kinder der Sklaven freigeboren sein sollen, so daß es gegenwärtig in Brasilien keine Sklaven unter zwölf Jahren mehr gibt, und diese Maßregel mag sehr weise und dankenswert sein, denn sie schafft einen allmähligen Uebergangszustand, welcher für beide Teile, Herren und Sklaven, vorteilhaft sein wird.

Eine Fazenda von mittlerem Umfange hat in Brasilien von 200 bis 300 Sklaven an Erwachsenen und Kindern beiderlei Geschlechts. Diese wohnen in einem Viereck oder quadro, welches in eine Anzahl kleiner Gemächer ein- und so ausgeteilt ist, daß auf jedes Stübchen ein oder zwei Sklaven kommen, welche einer strengen Hausordnung unterworfen sind. Um $^1/_2$4 Uhr morgens wird mit der Glocke das erste Zeichen gegeben, worauf die Sklaven aufstehen und sich Kaffee kochen. Um 4 Uhr läutet es zum zweiten Male, worauf die Sklaven „antreten", d. h. in einer langen Reihe aufmarschieren müssen, damit man nachsehen kann, ob keiner fehle. Die Feldarbeiter rücken hierauf aus, jeder mit einem Korb auf dem Rücken. Die Arbeit dieser Abteilung ist die härteste, denn sie müssen den ganzen Tag in der heißen Sonne stehen, das Unkraut zwischen den Kaffeebäumen ausjähten, die Maisfelder und Bananen-Anlagen besorgen oder die Kaffeebeeren abpflücken. Sie arbeiten in Gruppen oder „Gängen" von 18 Köpfen, jede unter einem feitor oder Aufseher, welcher gewöhnlich selber ein Sklave und mit einer Peitsche und einem sogenannten palmatorio versehen ist. Dieses ist ein aus Holz verfertigtes Werkzeug in Gestalt einer flachen Hand und an einem Stiel von etwa 30 cm. Länge befestigt; das Holz ist etwa 2 cm. dick, mit drei Löchern durchbohrt und ist das gewöhnliche Strafwerkzeug, namentlich für Weiber und Kinder. Die Feldarbeiter sind den ganzen Tag im Freien und haben nur anderthalb Stunden Ruhe für das Frühstück und eine Stunde für die Hauptmahlzeit. Die Feldarbeiter betragen nur etwa 25 % des ganzen Sklavenstandes, die anderen männlichen Sklaven sind entweder Hausdiener, welche es sehr gut haben, oder Handwerker, wie Zimmerleute, Tischler, Schmiede, Maschinenarbeiter oder Kranke und Krüppel. Es ist gesetzlich verboten, einen Sklaven zu verkaufen, welcher arbeitsunfähig geworden ist; sein Herr muß ihm das Gnadenbrot bis ans Lebensende reichen. Obwohl die Sklaverei in Brasilien noch zu Recht besteht, scheint sie doch weit erträglicher zu sein, als sie in anderen Ländern ist oder war, insofern ein guter Sklave die Möglichkeit hat, vorwärts zu kommen und seine Lage zu verbessern. Er kann Feitor werden, in welchem Falle er sein besonderes Häuschen mit Garten zu bewohnen hat, oder er wird Hausssklave, wo er wenig Arbeit und Beschwerde hat, oder er kann Gärtner, Jäger, Fischer, Kutscher für das Etablissement werden. Den gelehrigsten und verständigsten Knaben wird die Gelegenheit geboten, ein Handwerk zu erlernen, und sie werden oft gute Schmiede, Zimmerleute, Maurer u. dergl. Um $^1/_2$8 Uhr abends läutet die Feierabendglocke und jeder kann sich nun bis 9 Uhr nach Belieben beschäftigen; dann wird noch einmal geläutet und der Hof des Quadro für die Nacht geschlossen.

Die gewöhnlichste und von den Sklaven gefürchtetste Strafe auf den Fazendas ist der Zwangsblock, wovon auf

jeder Pflanzung zwei Paare vorhanden sind, ein Paar für Männer und ein Paar für die Weiber. Die Schwarzen haben eine ganz merkwürdige Angst vor dem Zwangsblock und wollen lieber Peitschenstrafe aushalten als nur eine einzige Stunde im Block zubringen, und aus diesem Grunde wird diese Strafe auch nur für schwerere Vergehen, wie Diebstahl und Rauferei, verhängt, und in der That, wenn diese beiden Vergehen nicht wären, würde der Zwangsblock nur wenige Kunden haben. Das Stehlen ist ein Erbfehler der Schwarzen und überdies sind sie noch sehr händelsüchtig, so daß selten ein Tag ohne eine Rauferei vergeht, infolge deren der eine Teil ins Krankenhaus und der andere in den Block spaziert. Die meisten Fazendas sind mit einer botica oder Apotheke versehen und auf jeder existieren zwei Krankenhäuser, eines für Männer und das andere für Weiber und Kinder. Eine große Menge von Sklaven leiden an Rheumatismus und an Herzkrankheiten und die ersteren rühren von den Strapazen und dem Ungemach der Witterung her, denen sie ausgesetzt werden. Dagegen ist es andererseits auch ein beliebter Kunstgriff der Arbeitsscheuen, sich krank zu stellen, um ins Krankenhaus zu kommen, da sie eine Woche in demselben für eine Art Ferien oder Festzeit ansehen, und ein- oder zweimal im Jahre wird jeder Sklave von einem Schmerz im Kopf oder irgend einem anderen Körperteil befallen, welcher dann nach Verlauf einer Woche sich wunderbar gebessert hat. Die Eigentümer machen sich nicht viel daraus, wenn die Sklaven sich hie und da krank stellen, und behaupten, dieselben arbeiten danach desto besser.

Die Feste oder Feiertage, welche streng gehalten werden, sind der Fronleichnamstag, der Tag Johannis des Täufers (24. Juni), Weihnachtsfest und Gründonnerstag und Charfreitag (letzterer mehr ein Fast- als ein Festtag), sowie natürlich alle Sonntage. Weihnachten und Ostern sind zwei besondere Freudenfeste für die Sklaven, welche sich dann einen guten Tag machen dürfen. Der Besitzer der Fazenda läßt einen fetten Ochsen schlachten und gibt einige Gallonen aguardiente oder weißen Zuckerbranntwein zum Besten, welchem die Schwarzen tüchtig zusprechen. Das Hauptvergnügen aber bleibt der Tanz, welchen die Neger ohnedem leidenschaftlich lieben und dem sie sich daher an diesen Festen auch den ganzen Tag hindurch mit unermüdlicher Beweglichkeit hingeben. Es ist ein seltsamer, unheimlich wilder Tanz, unverkennbar aus ihrer afrikanischen Heimat stammend und irgendwie im geheimen Zusammenhang mit ihrer Religion, dem Fetischdienste. Den Mittelpunkt des tanzenden Kreises bildet der einzelne Tänzer, welcher unter furchtbarem Schlingern der Hände und Füße und wilden Gestikulationen sich immer um seine eigene Achse dreht und nur auf einem Raum von wenigen Schritten ins Gevierte hin und her bewegt, während die anderen um ihn her einen Kreis schließen, den Takt mit den Händen klatschen und bald leise ein Liedchen in eintöniger Weise trällern, bald aus Leibeskräften hinausbrüllen. Die einzige Musik dabei ist eine Art roher Trommel, aus einem hohlen Holzblock verfertigt, welcher mit einem Stück roher Tierhaut überspannt ist und eben nur dazu dient, den Takt für den Tänzer anzugeben. Diesem länger zuzusehen, verursacht einem Weißen ordentlich Schwindel und Kopfweh; der Nigger aber tanzt schweißtriefend fort bis ihm beinahe der Schaum vor dem Munde steht und er athemlos und halb ohnmächtig niedersinkt, worauf alsbald ein anderer seine Stelle einnimmt und es ebenso macht. Trotzdem aber amüsieren sich die Schwarzen, Jung und Alt, ganz köstlich dabei, sehen derartigen Festen mit Vergnügen entgegen und erinnern sich derselben mit Entzücken.

Auf den meisten Fazendas haben die Sklaven den ganzen Sonntag unverkümmert für sich und die Männer bebauen dann ihre Gärten oder gehen auf die Jagd oder den Fischfang, während die Weiber ihre Kleider waschen. Muß je wegen der Ernte oder einer dringenden Arbeit an einem Sonntag für den Herrn gearbeitet werden, so müssen die Sklaven entweder dafür bezahlt oder durch Freigebung eines andern Tages entschädigt werden. Am Johannisfest erhalten die Sklaven gewöhnlich ein kleines Geldgeschenk von ihren Herren. Der Form nach gehören die Sklaven insgesamt der katholischen Kirche an, aber im Wesen ist ihre Religion ein seltsames Gemisch von römisch-katholischen Zeremonien oder Vorstellungen und dem gräßlichsten afrikanischen Fetischismus. Sie beten zwar zur Muttergottes und den Heiligen, tragen aber Fetische oder Amulette aus Holz, Knochen, Zähnen von wilden Tieren, Schlangenschwänzen u. s. w. und glauben felsenfest mit größter Furcht an einen bösen Geist, welcher nach Einbruch der Nacht im Freien umhergehe und suche, wen er verschlinge; dabei haben die meisten irgendwo im Walde einen hohlen Baum oder ein Erdloch als Fetischhaus, wo sie den Götzen versteckt halten, dessen besonderem Schutze sich jeder anbefiehlt. Auf jeder Pflanzung ist ferner ein besonderes Gebäude vorhanden, welches die Stelle einer Kirche oder Kapelle vertritt und immer mit einem großen hölzernen Kreuze geschmückt ist. Jeden Sonnabend um 9 Uhr nachts werden vor dem Kreuze ein halbes Duzend Wachskerzen angezündet und ein schwarzer Schmied oder Zimmermann, welchen man die Messe eingelehrt hat, hält dann Gottesdienst.

Die Nahrung, welche den Sklaven gereicht wird, ist sehr einfach und besteht zumeist in einer Art Polenta oder einem steifen Brei aus Maismehl und Wasser mit etwas Zusatz von Fett, gelegentlich auch aus feijon oder Bohnenmus, einem Gericht, welches nicht auf die Sklaven allein beschränkt ist, sondern in Brasilien in jeder Familie gegessen wird; es ist ein Brei oder Mus aus schwarzen Bohnen, welche mit viel gesalzenem Speck oder mit Tasajo (dem vom La Plata kommenden an der Luft gedörrten Ochsenfleisch) oder mit Bacalhao zusammen gekocht worden sind. Bacalhao ist der massenhaft aus Neufundland ein-

geführte, erst gesalzene und dann in der Sonne getrocknete oder geräucherte Kabeljau, welcher im nördlichen Brasilien und an den Küsten eine beliebte Volksspeise und ein wichtiger Proviant auf Reisen und für die Sklaven schon eine Art Leckerbissen ist. An tropischem Obst fehlt es den Sklaven nicht, denn Orangen- und Limonenbäume wachsen als Ackerbäume oder Hecken auf allen Pflanzungen und massenhaft wild, wie die Ananasse, die Guiaven, Anonen, Spondiaspflaumen u. s. w. Die Bananen werden auf allen Fazendas massenhaft gezogen, da man im Schatten ihrer großen langen Blätter die jungen Kaffeepflanzen heranzieht. Das Hauptgetränke besteht in Kaffee, wovon den Sklaven Rationen ausgeteilt werden. An sehr heißen Tagen oder bei Regenwetter reicht man namentlich den Feldarbeitern auch ein kleines Deputat Aguardiente oder den aus den ausgepreßten Ueberresten des Zuckerrohrs gebrannten weißen Rum oder Branntwein (in Guyana wird er Dram genannt), das einzige Getränke, welches in Südamerika rein zu bekommen ist. Auf Fazendas, welche schlechtes Wasser haben, kultiviert man auch die Ilex paraguayensis, welche den sogenannten Maté-Thee liefert, und teilt auch von diesem Thee, welcher aus den gedörrten und zu Pulver zerriebenen Blättern dieser Stechpalmen-Art besteht, den Sklaven hie und da Rationen aus. Der Maté wird namentlich in Süd-Brasilien in Masse kultiviert und konsumiert und bildet auch einen Ausfuhrartikel und in einem großen Teil von Süd-Amerika das allgemeinste, volkstümliche Getränk.

Jeder Sklavenfamilie ist gewöhnlich ein Stückchen Feld zu ihrem eigenen Gebrauch zugeteilt, um darauf Yamswurzeln, Bataten, spanischen Pfeffer, Melonen, Bananen, Tabak, Gemüse u. dergl. zu bauen, und die meisten Sklaven bedienen sich dieser Einräumung mit Vorteil und können häufig, namentlich in der Nähe der Städte, noch einen Teil ihres Ertrages verkaufen. Der Besitzer der Sklaven muß diese auch mit einigen Kleidern oder wenigstens den Stoffen dazu und mit Hüten u. s. w. versehen und liefert ihnen ohnedem den Bedarf an Kochgeschirren, Werkzeugen und anderen Lebensbedürfnissen. Wo Gelegenheit zur Jagd und Fischfang vorhanden ist, da bilden diese einen Lieblingszeitvertreib der Sklaven, welche nach dem zarten weißen Fleisch des Leguans und dessen delikaten Eiern, sowie nach dem Fleisch, Fett und den Eiern der Landschildkröte und nach dem Wildpret der Pacas, Agutis, Capybaras und anderer Nager und demjenigen der Faultiere, Armadille, Tukans, Papageien, Hokkos u. a. m. sehr lüstern sind. Die höchste Wonne eines Negers ist, eine alte Flinte oder Muskete zu besitzen und damit nach allem knallen zu können, was da kreucht und fleugt, und um diesen Zweck zu erreichen, legt er geduldig Jahre lang allsonntäglich seine Schlingen und Fallen in Feld und Wald und seine Fischtöpfe oder Reusen in die Flüsse und Bäche, denn der Schwarze ist wie ein Kind in solchen Dingen.

Der Wert eines Sklaven hängt zunächst von seinem Alter und seiner Gesundheit, sodann auch von seiner Arbeitsfähigkeit und Geschicklichkeit ab. Ein kräftiger Feldarbeiter kostet durchschnittlich 4000 Mark, ein geschickter Handwerker von 4000 bis 6000, eine Sklavin von 1600 bis 3000 Mark, und der Sklavenbestand auf einer Pflanzung bildet daher einen solch bedeutenden und wertvollen Vermögensteil, daß ein verständiger Eigentümer sich alle Mühe gibt, seine Sklaven ebenso sehr zu schonen und ebenso gut zu verpflegen, wie wenn sie edle Rassepferde wären. Die Sklaven vererben sich überdem zumeist vom Vater auf den Sohn und werden — ausgenommen in Fällen von Bankerotten, welche allerdings unter den Plantagen-Besitzern nicht selten sind — nicht leicht aus der Familie hinaus verkauft. Sehr häufig gibt ein Sklavenbesitzer wenigstens seinen älteren Sklaven in seinem Testament die Freiheit und enthebt so seine Erben der Verpflichtung, für die arbeitsunfähigen Sklaven sorgen zu müssen. Nach einem alten brasilianischen Gesetz darf kein Kind unter acht Jahren seiner Mutter weggenommen und verkauft, noch auch zur Plantagenarbeit angehalten werden, und der Eigentümer ist gesetzlich verpflichtet, ein genaues Register über alle Geburten und Todesfälle unter seinen Sklaven zu führen.

Der Gesundheitszustand unter den Sklaven ist im allgemeinen ein befriedigender und zeigt, daß sie ziemlich gut gehalten werden. Außer Rheumatismen, Herzkrankheiten, Wechsel- und Gallenfiebern sind es namentlich Pocken und Hautkrankheiten, welche unter den Sklaven endemisch sind. Aussatz und Elephantiasis kommen nur selten und namentlich mehr in der Nähe des Aequators vor, jedenfalls aber nicht so häufig wie in Guyana. Ruhr und Leber- und Lungenleiden sind selten oder wenigstens weit seltener als unter den Weißen: dagegen treten bösartige Fieber und Augenentzündungen weit häufiger unter den Sklaven auf, was mit ihrer Gewohnheit, beinahe ganz nackt zu gehen, zusammenhängen mag.

Rußland nach Th. von Bayer*.

Besprochen von Dr. Ed. Petri.

(Fortsetzung.)

Wie rasch wird man selbst auf den langsamen russischen Eisenbahnen durch die scheinbar endlosen Strecken geführt, wie rasch wechseln die Naturbilder und wechselt mit ihnen auch die Bevölkerung!

Mit Rjasan ist die eigentliche Südgrenze der erratischen Blöcke erreicht, welche in großen Mengen südlich von den Waldeshöhen liegen, vereinzelt sogar bis Woronesh und Kiew vorkommen. Dort, wo das Hauptgebiet der erratischen Blöcke sein Ende erreicht, beginnt die Herrschaft der Schwarz- oder Ackererde, „wie sie vorzüglicher kein anderer Staat Europa's aufweisen kann". „Die nämlichen Gegensätze und Sprünge, welche sich im russischen Volkscharakter

bemerkbar machen, drücken sich auch in der Natur des Landes aus: im Norden fast nur Wälder und wenig schattenloses Terrain, im Süden fast nur Felder und Steppen und selten ein schützendes Gehölze oder ein schattenspendender Baum." Der Ausdruck ‚Schwarzerde' bezeichnet uns auch die Bodenfarbe des südlichen Rußlands auf das richtigste. Wo man auf ungeackerte Felder trifft, starren einem faktisch schwarze Flächen entgegen. Bemerkenswert ist's, daß bei der ausgezeichneten Ackererde die Ertragsfähigkeit derselben sich bedeutend verringert hat, und zwar weil infolge der Nachfrage nach Weizen für den Export ins Ausland anhaltend nur Weizen und Weizen gebaut wurde. In den drei zunächst berührten Gouvernements Rjasan, Tambow und Woronesh dominiert der Ackerbau; Rjasan ist zu mehr als der Hälfte mit Feldern bedeckt, Tambow und Woronesh über drei Fünftel, letzteres ein Zahlenverhältnis, welches sich in keinem der übrigen Gouvernements des ganzen Reiches wiederholt. Die größten Flächen nimmt hier der Roggen und nach ihm der Weizen und Buchweizen in Anspruch. Die Bevölkerung ist hier eine wesentlich andere als im Norden und im Herzen von Großrußland. Allerdings finden sich hier zur Erntezeit endlose Scharen aus den mittleren Gouvernements ein, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, die sich zur Feldarbeit im Gebiet der Schwarzerde verdingen und dadurch ihren geringen Verdienst in der karg ausgestatteten Heimat vermehren. „Die einheimische Bevölkerung, so z. B. in Koslow, besitzt bereits andere Trachten." Ferner zeigen sich in den Dörfern wieder Ziehbrunnen, wie in Weißrußland, und die Kirchenkuppeln verlieren ihre Zwiebelform, um in eine Halbkugel sich umzuwandeln, indessen die Kirchen selbst sich in die Länge strecken und, anstatt fünf Kuppeln, an einem Ende des Daches einen Turm, am anderen Ende eine der soeben besprochenen großen Halbkugeln aufsitzen haben." Hinter Woronesh, dem Geburtsort des sympathischen, talentvollen und dabei so tief unglücklichen Volksdichters Kolzow, von dem uns unsere Verfasserin eine eingehende und treffliche Charakteristik gibt, macht sich bereits das kleinrussische Element bemerkbar. Die Männer tragen statt der häßlichen Schildkappe der Großrussen den tatarischen ähnliche Lammfellmützen, die Frauen erscheinen in dicken weißen, rotgestickten Hemden, roten Röcken und unter dem Arm gebundenen weißen Schürzen mit breiter roter Stickerei; die auf dem Felde arbeitenden Frauen haben zum weißen Hemde einen dunkelblauen Rock und ein anmutig um den Kopf gewundenes rotes Tuch. Der Don ist hier die ethnographische Grenze zwischen Groß- und Kleinrussen, letztere sind hier die Nachkommen der im 17. Jahrhundert in das Woroneshser Gebiet eingewanderten kleinrussischen Kosaken, „die in Bezug auf Fleiß und industrielle Unternehmungen vorteilhaft von den übrigen Kleinrussen abstechen".

Verfasserin ist, wie erwähnt, eine unbedingte Verehrerin der Großrussen; so legt sie denn auch, indem sie die Parallele zwischen dem Großrussen und dem Kleinrussen zieht, ein warmes Wort für die Prädomination der Großrussen ein. Gegenüber dem thatkräftigen, intelligenten, praktischen Russen kommt der Kleinrusse recht schlecht ab; doch lassen wir die Verfasserin selber reden, zumal da wir persönlich das Maß von Schlimm und Gut vielleicht etwas gleichmäßiger unter den beiden Nationen verteilt haben würden: „Der Kleinrusse ist reiner von Rasse. Er weist seinen südlicheren Wohnsitzen gemäß manche Eigenschaft auf, die den südlichen Völkern gemein zu sein pflegen; er ist rachsüchtiger, rascher, heiterer, verschlagener, lebhafteren Geistes als der Großrusse, aber auch indolenter, weniger positiv und weniger entschlossen. Physisch und psychisch nicht so kräftig, versteht er es nicht, Hindernisse im gleichen Maße zu überwinden; er kennt keine Pietät gegen das Alter und kein patriarchalisches Familienleben wie der Großrusse, auch besitzt er nicht dessen eminente Begabung für den Handel, er ist Ackerbauer und überläßt alles, was in das Kaufmannsfach schlägt, den ihn ausbeutenden Juden. . . ." Der Kleinrusse setzt der logischen Denkart der Großrussen einen poetischen, träumerischen Sinn entgegen, der sich auch in seinen Liedern offenbart und ihm Luft und Wasser, Wald und Haus mit phantastischen, zum Teil schädlichen Wesen bevölkert. Diebe gibt es in Kleinrußland wenige, Sektierer gar keine;[1] dafür aber geht ein unaufrichtiger Zug durch das kleinrussische Volk, und man fühlt sich durch sein Lügen und seine Vorliebe für Schleichwege oft zurückgestoßen." Mit Recht bemerkt aber die Verfasserin weiter, daß, trotz all' den bedeutenden Unterschieden in dem Charakter, trotz all' der inneren und äußeren Gegensätze und dem keineswegs freundschaftlichen Verhältnis zwischen Groß- und Kleinrussen, „ein inniges Band diese beiden Völkerschaften umschlingt, das Band der gemeinsamen Interessen, der gleichen Religion, der gleichen Zu- und Abneigungen, und daß sie, auch in geographischer Beziehung aufeinander angewiesen, gegen einen äußeren Feind so gut zusammenstehen werden, wie jetzt Nord- und Süddeutsche, Ober- und Unteritaliener, und die ebenfalls in viele eigenartige Stämme zerfallenden Franzosen."

Neues Leben, neue Bilder, neue Völkerschaften boten sich den Reisenden, als sie das Land der donischen Kosaken betraten, über deren Geschichte und gegenwärtigen Zustand die Verfasserin eine Reihe interessanter Angaben vorbringt. Da beginnt auch das Donezer Becken, das kohlenreichste Gebiet Rußlands, das einen Kohlenvorrat von etwa 900 Milliarden Pud (1 Pud = 16,379 Kgr.) besitzt. Ein dichtes Eisenbahnnetz überzieht die Gegend, und die meisten Schienenwege sind ausschließlich zu bergmännischen Zwecken gebaut worden. 1881 betrug die Produktion von Anthracit

[1] Wir würden angesichts der Erfolge der sog. Stundisten in Kleinrußland eher sagen: unter den Kleinrussen wiegt das sog. rationalistische Sektiererwesen vor.

und Steinkohle im Lande der donischen Kosaken 44,097,510 Pud. 90 Dampfmaschinen standen im Betrieb. Bei diesen Reichtümern darf Rußland in industrieller Beziehung einer großen Zukunft entgegensehen. Charakteristisch ist bereits in dieser Hinsicht der Aufschwung der Eisenproduktion im Süden. Unsere Reisenden gelangten nun nach Nowotscherkaßk, der Hauptstadt der donischen Kosaken, von wo aus sie ihre Wagenreise zur Entdeckung von Kalmücken anzutreten gedachten. Zuvörderst aber hatten die Reisenden noch eine kleine Enttäuschung in Nowotscherkaßk zu erfahren. Das Ergebnis all' der Nachforschungen und Bemühungen, um den nächsten Weg zu den Kalmückenniederlassungen zu erkunden, war das, daß unsere Reisende per Eisenbahn wieder ein wenig zurückfahren mußten, und zwar bis zur Station Schachtnaja, von wo aus die große Poststraße mit regelmäßigen Stationen und zum Postdienst bereiten Pferden ostwärts in die Steppe führte. Allerdings bekamen sie unerwarteter Weise in Nowotscherkaßk noch gegen Abend Kalmücken zu sehen. Unsere Reisende besaß nämlich ein von einem gefälligen Mitreisenden herrührendes Empfehlungsschreiben an den General Leonow, den Stellvertreter des Atamans der Kosaken. Der General vermochte zwar nicht die erforderlichen Aufschlüsse über die nächsten Kalmückenlager zu geben, entsandte aber von den bei einem Kosakenregiment stehenden Kalmücken 12 Mann vor das Gasthaus, in welchem die Reisenden abgestiegen waren, „wo sie trotz der abschüssigen gepflasterten Straße auf ihren kleinen, aber sicheren Pferden in allen möglichen Gangarten ausgezeichnet vorritten" und ihre typischen mongolischen Physiognomien präsentierten.

Der Rest des Abends in Nowotscherkaßk wurde darauf verwendet, um Proviant, Kochgeschirr und Beleuchtungsapparat, „alles für die nächsten Tage unerläßliche Dinge", zu ergänzen und zu verpacken. Manch sehnsüchtiger und erwartungsvoller Blick wurde auch in die Steppe hinausgesandt, die sich von dem Balkon des Gasthauses aus weithin überblicken ließ. War doch die kleine Steppenexkursion so zu sagen der Kulminationspunkt der Reise als solcher, denn jetzt galt es, mit Hintansetzung aller Bequemlichkeiten auf so zu sagen „unbetretenen Pfaden" in der Steppe vorzudringen, um eine Kalmücken-Niederlassung und einen lamaistischen Tempel zu finden. „Dahin, in diese unbekannte anziehende Einförmigkeit sollten wir den folgenden Morgen eindringen", schreibt die Verfasserin. „Man kann wohl von „unbekannt" sprechen, denn wenn wir auch mit der Eisenbahn schon fast einen Tag in der Steppe gefahren waren, die Natureindrücke, die uns da im engen Waggon wurden, konnten unmöglich die nämlichen sein, wie diejenigen, welche wir in uns aufzunehmen hatten, still für uns des Weges ziehend, in einem offenen Gefährte, und das Sehen nach keiner Seite hin gehemmt."

Nach einer kurzen Einleitung über die Ausdehnung, Klima, Pflanzen- und Tierwelt der Steppe, beginnt die Verfasserin die Schilderung ihrer Steppenreise. Ein Vorgeschmack der zu erwartenden Annehmlichkeiten bot sich bereits auf der von Kohlenrauch erfüllten Eisenbahnstation Schachtnaja, einem Konglomerat von Fabriken, Werkstätten, Schuppen und Arbeiterwohnhäusern. Im Stationsgebäude mußten die Reisenden, die noch vor Morgengrauen eintrafen, das Tageslicht erwarten, und sich dann in einem Brückenwagen, die Füße auf den Seiten herunterhängen lassend, zum Posthaus zu begeben. Hier galt es, sich wieder mit Geduld zu rüsten waren, bis die Leute aufgestanden, bis die „Jämschtschiki" (Postknechte) gefrühstückt hatten. Es vergingen trotz Bitten und Drängen zwei volle Stunden dabei; denn der Jämschtschik, wie rasend er auch sonst mit seiner „Troika", seinem Dreigespann, dahinjagt, hat doch keine Idee von Eile und Zeitverlust. Die Reisenden hatten aber noch nicht die letzten Wohngebäude des Ortes in ihrer „Teljäga" verlassen, als sie bereits Betrachtungen darüber anstellen mußten, ob es wohl möglich sein würde, Tage-lang das Fahren in der „Teljäga" auszuhalten. Schon in Nowotscherkaßk hatte man ihnen ein warnendes: „Wam plocho budjet" (Es wird ihnen schlimm bekommen) zugerufen." Man stelle sich eine solche Teljäga oder russischen Bauernkarren vor, einen rechteckigen, federlosen, auf vier Räder ruhenden Holzkasten von 30—40 cm. Höhe, über welchen vorn als Bock ein einfaches Brett gelegt ist, während das Innere des Kastens jeglichen Sitzes entbehrt. Um diesen Mangel zu ersetzen, wird Heu aufgeschüttet, welches aber infolge der heftigen Bewegungen des Wagens fortwährend zur Seite rutscht. . . . „Dazu keine ordentliche Straße, sondern nur tief ausgefahrene Geleise oder auch gar kein Weg, dazu das rasche Fahren über Stock und Stein." . . . . So ging es in die Steppe hinein und trotz der Unbequemlichkeit des Fahrens, trotz der Müdigkeit und der Menschenleere der Steppen fühlte unsere Reisende sich doch „unsagbar frei in der großartigen Natur" und: „manchmal sah man am ganzen Horizonte kein Dorf, kein Haus," lesen wir weiter, „nichts als Steppengras, aus welchem hohe Disteln aufragten, die auf den hiesigen salpeterreichen Erdschollen ein besonders gutes Fortkommen haben. Weithin bedeckte die Kochia sedoides (Pallas), eine spez. südrussische Pflanze, den Boden; zu ihr gesellte sich die ebenfalls für diesen Himmelsstrich charakteristische feingefiederte Artemisia austriaca Jacq., beide durch ihre graugrüne Farbe der Landschaft einen eigentümlichen Stempel der Leblosigkeit aufdrückend." Von den Vögeln zeigen sich die nichts weniger als scheuen Hühnergeier und dort, wo keine Habichte die Gegend unsicher machen, die schönen blau- und rosabefiederten Immenfresser; späterhin zeigten sich auch Schwalben, Krähen, Elstern. Spärlich sind die Vertreter der Menschenwelt, die auf dem Wege zu treffen sind, trotzdem daß das die Postroute war. Nach der Station Makrologskaja wird die Flora noch charakteristischer für die Steppe: „neue Kräuter breiteten sich in der Ausdehnung ganzer Felder über das steile Terrain, vor allem das für die Steppe

charakteristische Xanthium spinosum, in dessen Stachelwald sich kaum ein unbeschuhter menschlicher Fuß wagen dürfte. Auch die feine Artemisia scoparia, welche sich fast bis zur Strauchhöhe erhebt, wetteifert an Ausbreitung mit der obengenannten Pflanze, gleich ihr zu den bezeichneten Vegetationsdecken der Steppe gehörig; dazwischen drängte sich das Chenopodium murale, dessen eigentliche Heimat die Salzsteppe ist, und mischten sich zwei Euphorbien-Arten, die Euphorbia Gerardiana und Euphorbia virgata, letztere eine gefällig aussehende südöstliche Pflanze. Eigentümlich sind die „Steppenläufer", — „vertrocknete, losgerissene und vom Winde dank dem ebenen Boden unaufhaltsam weitergerollte struppige Pflanzenbündel, welche größtenteils aus Gypsophila paniculata bestehen" (das „Perekati-Polje" der Russen).

„Müde und gerädert" kamen die Reisenden gegen Abend in Konstantinowskaja an, welches nicht wie eine Menschenoase, gleich der vorhergehenden Station, sondern wie eine wirkliche Pflanzenoase aus der umgebenden Wüste sich abhebt." Grünende Bäume, Weinberge, die Quelle des vortrefflichen donischen Champagners und in unmittelbarer Nähe der mächtige Don — hinter diesem wieder die unermeßliche Ebene. . . . .

Nach einer durch heulende Hunde auf der Straße, durch Hitze, den Schmutz und die Blatta orientalis, übrigens kein aggressives Insekt, im Wirtshause sehr unruhig und ungemütlich gewordenen Nacht begannen die Schwierigkeiten der Weiterreise. Um nach Martjünowka, dem nächsten Ziel der Reise zu gelangen, mußte man die Hauptpoststraße verlassen, es galt somit Privatpferde aufzutreiben. Ein Versuch, bei einem deutschen Schmied Rat und Hülfe zu holen, mißlang. Der Mann war abwesend, sein Geselle, ein Deutscher gleich ihm, „war weder erfreut Landsleute zu sehen, noch nahm er sich im geringsten um uns an", wie die Verfasserin sich ausdrückt. Eine charakteristische Erscheinung, die sie späterhin noch mehrfach zu beobachten Gelegenheit fand. Für schweres Geld erklärte sich schließlich der Posthalter bereit, zwei Wagen und Pferde zu liefern. „Nicht früher als halb elf Uhr waren endlich die Fahrgelegenheiten bereit. Als erste figurierte ein kleiner Wagen in Teljägenform ohne Sitz, aber mit einigen Federn, was die Insassen als entschiedene Wohlthat empfanden; den Rosselenker gab der Privatpferdeknecht des Posthalters ab, ein rothemdiger Großrusse. Das zweite Gefährte war ein Tarantaß, ein großer, gedeckter Wagen mit Federn und ordentlichem Bock, aber ohne Sitz." Es mußte mit Heu nachgeholfen werden. Hier kutschierte der Posthalter, ein „zuwiderer, einbeiniger, alter Zigeuner," der äußerlich und in seinem ganzen Wesen auffallend nachteilig von den Russen abstach. Er bereitete den Reisenden mancherlei Unannehmlichkeiten und suchte sie offenbar zu übervorteilen. Auch seine Frau nahm er mit, eine sehr große, starke Person mit rundem Gesicht, der wahre Typus einer großrussischen Bäuerin." Nun wurde über den Don auf einer schlechten und überfüllten Fähre hinübergesetzt und dann ging es quer durch die Steppe ungefähr fünfzig Werst lang, ohne Rast, ohne daß in den sieben Stunden der Fahrt ein Baum oder auch nur eine Hütte in den Gesichtskreis der Reisenden getreten wäre. Selten nur zeigte sich den Reisenden ein menschliches Wesen — Kosakinnen, der Hitze wegen wie Orientalinnen bis auf die Augen verschleiert, „Tschumaken", die das Getreide den Schiffsstationen auf dem Don zuführten. Rechts und links vom Wege wechselten mitunter große Stoppelfelder (zum Export wird Weizen und Roggen gebaut) und Wassermelonen-Pflanzungen. Wo des Menschen Hand nicht eingegriffen hatte, breitete sich, soweit das Auge reichte, die Grassteppe aus, zum Teil aus besserem Weideland, zum Teil aus den schon früher genannten graugrünen Pflanzen bestehen. Zu guter Letzt verirrten sich die von der Fahrt und der Hitze ermüdeten Reisenden in der Steppe und trafen erst gegen Abend mit dem Gefühl einer Erlösung aus einem schweren Banne in Martjünowka an.

Hier nun boten sich allerdings wieder mancherlei typische Schwierigkeiten, die den Reisenden, der zum erstenmal von der Eisenbahn auf unbetretene Pfade ablenkt, bis auf's äußerste reizen, deren Ausbleiben aber den in dieser Beziehung erprobten Wanderer auf's äußerste staunen lassen würde. Der Posthalter in Martjünowka war betrunken, seine Frau behauptete, daß keine Pferde vorhanden seien. . . . Unsere energische Verfasserin stellte zwar eine persönliche Visitation im Stalle an, aber sie fand nur einen einzigen alten und dürren Gaul, der kaum auf seinen eigenen Füßen stehen konnte. . . . . Schon waren die Reisenden nahe daran, „Churul" und „Kibitken" (lamaistischer Tempel und Filzzelte) aufzugeben, da der Rosselenker von K. durchaus zu Mittag des andern Tages zurückfahren wollte, aber schließlich erwies es sich, daß die Kalmücken-Niederlassungen viel näher zu treffen waren, als ursprünglich behauptet worden war. Unsere Reisenden begaben sich in die Herberge eines Kosaken, schliefen dort zur Nacht, „soweit es das Kindergeschrei — unmittelbar nebenan — und das massenhafte, leichtfüßige Ungeziefer erlaubte," und begaben sich früh Morgens auf einem, mit einem einzigen Pferde bespannten Brückenwagen, den der flinke und diensteifrige Kosak zu verschaffen wußte, zu den Kalmücken.

Hinter dem Ssal, einem Nebenflusse des Don, in der sonnverbrannten Steppe stießen sie bald auf einen „Chutun", „eine Vereinigung mehrerer Kibitken mit daneben hochaufgerichteten Getreide- und Strohhaufen" (genau genommen „eine Niederlassung, mit den dazu gehörigen Einfängen für Heerden"). Auch der „Kisjak", das in Ziegeln geformte Brennmaterial, getrockneter Kuhmist, fehlte nicht. Die Kibitken, die die Verfasserin genau beschreibt, werden viel sauberer gehalten, als die beweglichen Wohnungen der Beduinen und der Lappländer. Interessant ist es, daß der Feuerplatz, der sich in der Mitte des aus gewöhn-

lich mit orientalischen Teppichen ausgelegten Fußbodens und unter der runden Oeffnung an dem Kulminationspunkt des Zeltes, die übrigens nach Bedarf geschlossen werden kann, befindet, nur in der elterlichen Kibitke zu finden ist, so daß die in anderen Kibitken wohnenden erwachsenen Kinder für die Mahlzeiten an das Zelt der Eltern gebunden sind. Die mit viel Freundlichkeit aufgenommenen Fremden lockten eine große Schaar von Kalmücken jeden Alters und Geschlechts herbei, was dem Studium der Typen und Trachten sehr förderlich wurde. Außer der kleinen, aufgestülpten Nase und dem sehr entwickelten Prognathismus, sowie der, „wie Ssäwerzow ziemlich zutreffend bemerkt, rhombischen Form der Gesichter" (durch hervorstehende Backenknochen bedingt) war noch die fast braune Hautfarbe auffallend. Die Augen verschwanden bei einigen Individuen, namentlich bei den Frauen „thatsächlich hinter einem schiefen Schlitze." Männer und Frauen waren hochgewachsen und kräftig; „an letzteren kam dies fast noch mehr zur Geltung, da sich bei ihnen mit der Höhe eine Breitschultrigkeit verband." „An den Kalmücken", heißt es weiter, „fiel uns die heitere Gemütsart auf, sie lachten und scherzten die ganze Zeit und sahen seelenvergnügt in die Welt hinein."

(Fortsetzung folgt.)

Neu-Britannien und seine Bewohner.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun zu dem Menschen über, welcher auf diesen Inseln heimisch ist. Die Eingeborenen sind keine Papúas oder Australneger mit schwarzer Haut und leicht gelocktem Haar, sondern haben eine rotbraune oder braune Hautfarbe, krauses Haar, aber keine Plattnasen oder wulstige Lippen; sie gehören vielmehr zu einer der nach unseren Begriffen schöneren Rassen Polynesiens und erinnern auch nicht an den malayischen Typus, sind stark, mittelgroß, von kräftigem Wuchs und schöner Muskulatur, haben mäßig vorstehende Backenknochen, dunkle Augen, eine gerade, oft sogar leicht gekrümmte Nase, mäßig dicke Lippen und einen breiten Mund. Das Fettpolster des Körpers ist gut entwickelt und das Aeußere dieser Wilden macht einen angenehmen Eindruck. Unter den jungen Männern sieht man bisweilen wahre Apollogestalten. Die durchschnittliche Körpergröße ist 1,7 m., die Hautfarbe der Gesunden ein sattes Kupferbraun. Die Weiber sind etwas kleiner und in der Jugend wohlgebildet und gerade; wenn sie aber älter werden, nehmen sie infolge der harten Arbeiten und der ungeheuren Lasten, die man ihnen aufbürdet, eine unnatürlich gebückte Haltung an, welche sie auch beibehalten, wenn sie nichts tragen. Sie altern schnell, sei es infolge des Klima's, sei es wegen der üblen Behandlung, welche sie von Seiten der Männer erfahren, denn sie gelten den Männern nur als untergeordnete, nur zum Nutzen und Vergnügen vorhandene Wesen. Sie besorgen den Feldbau, bereiten mit spitzen Stöcken den Boden für den Anbau der Yamswurzeln vor, roden den Boden, verbrennen alles Unkraut und Gestrüpp, sammeln die eßbaren Früchte ꝛc. und besorgen auch meist den Tauschhandel, während die Männer nur fischen und jagen, die Ernte besorgen und beim Handel den Erlös in Empfang nehmen.

Die Männer gehen meist ganz nackt, nur auf einigen Inseln und in einigen Gegenden tragen sie ein kleines Lendentuch mit einem geflochtenen Schwanze. Die Weiber tragen gewöhnlich ein Lendentuch vorn, zuweilen auch noch eines hinten, hie und da auch eine Art Hemd aus Kattun, welchen sie von Händlern eintauschen. Beide Geschlechter aber behängen sich mit Zierraten aus Muscheln, Glasperlen, Baumfrüchten u. dgl. und tragen sehr enge Armbänder von geflochtener Schnur, die ins Fleisch einschneiden, so daß man sie zuweilen nur durch Zerschneiden ablösen kann, wenn es nicht mehr gelingt, sie durch Einölen des Armes oder Zusammendrücken desselben abzustreifen. Unter diese Arm- und Kniebänder stecken sie Federn. Die Männer lassen das Haar nicht lang wachsen, sondern schneiden es gelegentlich und tragen einen Kopfputz, welcher aus einer Art Binde aus Flechtwerk oder Zeug besteht, an welchen sie Glasperlen oder jene Diwarra-Muscheln, aus welchen sie ihr Geld bereiten, anbringen oder die sie mit Federn besticken. Auch die Weiber tragen teilweise ähnliche Kopfbinden und dazu Hals- und Armbänder von Muscheln, Schildpatt, Perlmutter u. s. w. wie die Männer. Stellenweise verunstalten sich nicht nur die Weiber, sondern auch die Männer die Ohren dadurch, daß sie Schnitte in die Ohrläppchen machen, durch welche sie gerollte elastische Blätter von Pandanus und anderen Pflanzen stecken, die den Einschnitt allmählich so sehr erweitern, daß das Läppchen beinahe bis zur Schulter herabreicht. Auch die Nase wird auf jeder Seite der Nasenlöcher durchstochen und ein spitzes Stückchen Holz, woran oft einige Glasperlen hängen, in den Einschnitt gesteckt. Andere durchbohren sich den Nasenknorpel zwischen den Nasenlöchern und stecken einen kleinen Knochen oder den Kiel einer Kasuarfeder hindurch. Bei manchen Stämmen tragen die Weiber Lendenschürzen von Fowbash, dem schon erwähnten Baste; auf Neu-Ireland gehen die Männer nackt, die Weiber aber tragen hinten und vorn einen Lendenschurz aus rotgefärbter Matte, die aus Gras geflochten ist, an einer geflochtenen Schnur, welche an der einen Seite geknüpft wird. Bei vielen Stämmen tragen Männer und Weiber lange Hemden oder Chorröcke aus Tappa bei ihren festlichen Tänzen.

Viele der Eingeborenen bestreuen sich das Haar mit gepulvertem Kalk, welcher demselben eine rötlich-graubraune Färbung gibt. Tättowierung der Haut kommt häufig, Bemalen derselben zuweilen vor. Infolge der schon früher erwähnten endemischen Hautkrankheit, welche auf den Inseln herrscht und „Buckwar" heißt, erscheinen die davon

Befallenen oft wie bemalt. Die Haut der Kranken schält sich nämlich los, bisweilen am ganzen Körper, bisweilen an einzelnen Stellen, und erscheint dann bläſſer. Das Uebel scheint erblich und ansteckend zu sein, wie die Krätze, schmerzt aber nicht, sondern verursacht nur Jucken, wie man an dem Gebahren der Befallenen bemerkt, die sich beständig kratzen, und kommt auch bei Kindern vor, wenn sie über drei oder vier Jahre alt sind. Die Ursache dieser Krankheit ist noch nicht genau ermittelt.

Der Charakter der Eingeborenen weicht nicht wesentlich von demjenigen der Kanaken der anderen Inselgruppen Australiens ab. Auf den ersten Anblick machen sie einen gutmütigen Eindruck und sind freundlich und anstellig, aber falsch, diebisch, berechnend, selbstsüchtig und tückisch und beinahe aller sittlichen Begriffe bar. Ihre Häuser, Kähne, Netze, Waffen und Geräte verraten eine gewisse Findigkeit und Handfertigkeit, aber nur einen geringen Grad von Intellekt. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht nur auf Befriedigung ihrer Leidenschaften und niedrigen Triebe aus. Sie haben keine Religion, keinen Begriff von einer Gottheit, der sie Verehrung zu zollen haben, kein Gesetz, keine Ordnung, keinen Begriff von Recht oder Unrecht, von Pflichten gegen andere. Sie glauben allerdings an ein höheres Wesen, welches vor langen langen Jahren die Insel erschaffen habe, worauf sie leben, das aber nicht mehr vorhanden ist; es sei ein ungeheures Schwein gewesen, welches die Erde aufgewühlt und Thäler und Berge geschaffen habe. Sie haben auch keine Priester, sondern nur Zauberer und Windmacher und den Duck-duck, von dem wir noch später sprechen werden, und sie fröhnen einem gräßlichen Aberglauben. Die Geister der Verstorbenen fürchten sie sehr, je nachdem diese Freunde oder Feinde waren und einen guten oder bösen Einfluß ausüben können. Alle Naturerscheinungen flößen ihnen Grauen und tiefes Entsetzen ein, so z. B. Sonnen- oder Mondsfinsternisse, Flutwogen, Springfluten, Erdstöße u. dgl. Mond und Sterne sind ihnen die Wohnsitze abgeschiedener Geister, bei denen Lampen brennen, daher das Sternenlicht. Krankheiten behandeln ihre Zauberer mit Hausmitteln und allerlei Hokuspokus, denn sie scheinen ihnen nur von Verhexung herzukommen; deshalb verbergen oder verbrennen sie die Ueberreste aller Nahrung, damit niemand sie mit denselben behexe. Aus dem gleichen Grunde haben sie in Bezug auf das Essen verschiedene Gebräuche und strenge Gesetze und belegen überhaupt viele Dinge mit jenem Bannverbot, welches man Tabu nennt, so daß die tabuierten Gegenstände niemand berühren oder sich aneignen darf. So ist an mehreren Orten das Fleisch der Schweine und Schildkröten für Weiber Tabu, und an anderen Orten sind den Männern alle anderen Speisen verboten außer Menschenfleisch, Geflügel und Fischen.

Ihre Häuser sind von örtlich verschiedener Art und nicht ohne einige Kunst erbaut aus Bambus und mit Pandanusblättern gedeckt, länglicht viereckig, nicht hoch, ausgenommen das des Häuptlings, welches sich immer durch seine überragende Höhe zu erkennen gibt. An anderen Orten sind sie halbkreisförmig und haben ein Dach, welches an der Rückseite schräg bis auf den Boden herunterreicht, während die Vorderseite mit schön gearbeitetem Flechtwerk eingelegt ist, eine kleine Thür hat und im Innern mit hübschen Figuren und Zeichen verziert ist, welche teils in Holz eingebrannt, teils mit verschiedenen Pflanzensäften aufgemalt sind. Wieder andere sind nur kleine Bambushütten in Gestalt einer Ellipse, mit Gras oder Zuckerrohr gedeckt. Die Häuser der Häuptlinge sind 12—15 m. lang, 5—6 m. breit, 2,7 m. hoch, aber mit Wänden, welche nur 1,5—1,7 m. hoch sind, mit weit vorspringenden und beinahe bis zum Boden herabreichenden Dächern und mit zwei Eingängen auf den entgegengesetzten Seiten. An einzelnen Orten sind die Häuser auch besser und höher

Da die Eingeborenen ihr Feuer in der Hütte anmachen, so ist das Innere derselben von dem Rauche der Cocosnußschalen, welcher einen dichten, festen glänzenden Ruß absetzt, ganz geschwärzt. Die geschwärzten Wände sind mit den Kinnbacken großer und kleiner Schweine als Zierraten behangen, und an ihnen lehnen Keulen, Speere und Ruder oder Fischergeräte. An beiden Seiten der Häuser sind Pritschen von Bambus angebracht, welche die Stelle von Sitzen und Betten versehen und mit Matten aus grünen Cocosblättern belegt sind. Häufig bestehen die Schlafpritschen auch aus den Seitenwänden gespaltener Kähne, welche auf Pfosten ruhen und ebenfalls mit solchen rauhen Matten belegt werden. Diese Matten unterbreitet man auch jedem Gaste zum Sitzen und bietet ihm dann die unvermeidliche Betelnuß zum Kauen an, welche man, ohne unartig zu sein, nicht ablehnen darf.

In den meisten Dörfern werden außerdem noch zwei große Häuser gebaut, eines für die Männer und eines für die Frauen, welche keine Familie haben. Kein Mann darf das Frauenhaus, keine Frau das Männerhaus betreten, welches zugleich auch als Beratungslokal dient.

Die Häuser sind im allgemeinen bequem und kühl und wären angenehm, wenn man darin nicht von dem schwehlenden Rauch und dem Geruch des verbrannten Holzes beläſtigt würde. Aber die Eingeborenen sind dies gewöhnt und überdies größtenteils im Freien, da sie nur Nachts und bei Unwetter das Obdach eines Hauses suchen.

Das häusliche Leben ist ein ganz wildes, denn Tugend, Scham, Ehe, Keuschheit ꝛc. sind diesen Insulanern ganz fremde Begriffe. Allgemein herrscht die Vielweiberei und jeder Mann kann so viele Weiber nehmen, als er kaufen oder von einem anderen Stamme rauben kann. Das Weib wird nämlich insgemein um „Diwarra" (Muschelgeld) von ihren Verwandten oder Eltern gekauft, wo möglich auch von anderen Stämmen oder Dörfern gestohlen und entführt; Heirat unter nahen Anverwandten verbietet die Sitte. Viele Männer besitzen bis zu sechs und acht Weiber, welche für sie arbeiten müssen, aber selten unter

einander gut auskommen, so daß der Mann seine liebe Not hat, mit dem Stock Ordnung unter ihnen zu erhalten. Da das Weib keine gesellschaftliche Stellung hat, so ist sie in der Wahl eines Gatten willenlos. Wenn ein Mann eine Frau nehmen will, so bezeichnet er dieselbe seinem Vater oder in Ermangelung eines solchen seiner Mutter oder seinem Häuptling. Er wird nun in den Busch geschickt, wo er einige Tage bleibt, bis man ihn zurückruft. Mittlerweile gehen seine Eltern zu den Verwandten des Mädchens, beschenken diese und äußern den Wunsch, das Mädchen zu kaufen, was unter vielem Feilschen gegen eine bestimmte Menge Diwarra oder Muschelgeld geschieht. Ist der Handel geschlossen, so gehen die Eltern des Mannes wieder nach Hause und bereiten die Hochzeit vor. Am festgesetzten Tage begeben sich die Verwandten des Mädchens zum Hause der Eltern des Mannes, die, falls sie reich genug sind, alle ihre Freunde eingeladen haben. Die Verwandten des Mädchens beschenken den Gastgeber und man hält einen festlichen Tanz der jungen Frauen ab, bei welchem die quasi-Braut eine hervorragende Rolle spielt. Nach der Festlichkeit bleibt das Mädchen bei den Eltern des jungen Mannes, den man nun aus dem Busch holen läßt, damit er das Beilager feiere. Derselbe ist jedoch manchmal schwer zu finden, da die jungen Männer weit vom Hause fortwandern, um dem verderblichen Einfluß der Geister ihrer verstorbenen Verwandten zu entgehen, der zu solcher Zeit für besonders mächtig gilt. Häufig kommt der junge Mann auch gar nicht mehr zurück, da er möglicherweise von einem feindlichen Stamm erschlagen und verzehrt worden ist. Zuweilen wird ein Mädchen schon als Kind von einem Manne gekauft, welcher dasselbe zu seinem Weibe machen will, oder ein Häuptling, welcher in eine besondere Familie hineinheiraten will, kauft das Kind schon im Mutterleibe. Wird ein Knabe geboren, so wird ihm das Tabu oder Geld zurückgegeben; ist das Neugeborene aber ein Mädchen, so behalten die Eltern das Tabu und das Kind wird Eigentum und später das Weib des Häuptlings, bleibt aber bei seinen Eltern, bis es heiratsfähig ist, d. h. etwa bis zu seinem zehnten Jahre. Die Frau wird völliges Eigentum des Mannes, welcher sogar Macht über Leben und Tod seiner Frau hat. So hatte z. B. ein Häuptling an der Blanche-Bay eine junge Frau gekauft; allein diese weinte, wollte nicht arbeiten, sondern sehnte sich zu ihren Freundinnen zurück; da sagte der Mann in seinem Aerger: wenn sie als Frau zu nichts nütze sei, wolle er sie anders nützen, schlug sie tot und verzehrte sie bei einem Festmahle. Wenn Mann und Weib von einem feindlichen Stamm gefangen genommen werden, so wird gewöhnlich der Mann erschlagen und verzehrt und liefert den Hochzeitsbraten für die Aufnahme seiner Witwe in den Harem des Siegers.

Bei dem strengen Verbot der Verwandten-Ehen kaufen die Männer im allgemeinen ihre Weiber lieber von fremden Stämmen; allein bevor die Heirat vollzogen wird, muß der Häuptling immer seine Einwilligung dazu geben, ja, wenn einer seiner Krieger nicht reich genug ist, sich ein Weib zu kaufen, geht dieser zu seinem Häuptling und bittet denselben, ihm ein Weib zu kaufen; und hat dieser Aussicht, daß er wieder zu seinem Geld komme oder daß der Mann seine Schuld durch Arbeit oder Kriegsdienste abtrage, so kauft er ihm nicht nur ein Weib, sondern richtet ihm auch noch ein Hochzeitsfest aus.

Das Weib ist ein Gewinn für den Mann, denn es muß für ihn arbeiten und ihm alle harten Geschäfte abnehmen. Die Weiber tragen aber in zwei oder drei Säcken aus Cocosmatten furchtbar schwere Lasten auf dem Rücken und dazu noch ihre Kinder in Netzen, deren Tragband um die Stirn der Mutter herumgeht; das Kind liegt dann auf den Schulterblättern der Mutter, die ihm, wenn es durstig ist, über die Schulter hinüber die Brust reicht. Von der harten Arbeit und den schweren Lasten bekommen die Weiber die gebückte Haltung und den schwankenden Gang.

Die Weiber geben überdies den Männern an Wildheit und Grausamkeit nichts nach; sie begleiten die Männer in den Kampf, tragen ihnen die Steine für die Schleudern und die Wurfspeere und Keulen nach, erschlagen die schwerverwundeten, nehmen die leichtverwundeten Feinde gefangen und mißhandeln, foltern und quälen die Gefangenen noch auf das Grausamste und Raffinierteste, bevor diese erschlagen und verzehrt werden.

Bei der Habsucht und den wilden Leidenschaften dieser Eingeborenen und ihrem gänzlichen Mangel an allen sittlichen Begriffen ist es nicht zu verwundern, daß sie in der Prostitution keine Sünde und Schande sehen, sondern daß dieselbe unter ihnen ganz gäng und gäbe ist und nur wenige Beschränkungen hat. Jede Frau ohne lebende Verwandte kann sich preisgeben, braucht aber von ihrem Stamme nicht gerächt zu werden, wenn sie getötet werden sollte. Wenn ein Mann eine Prostituierte heiratet, so teilt sie alle Rechte anderer Frauen. Leben die Eltern eines Mädchens noch, so müssen sie die Einwilligung zu deren Prostituierung geben, welche jedoch selten versagt wird; dagegen läuft sie aber dann Gefahr, dafür von irgend einem ihrer Verwandten erschlagen zu werden, wenn sie im Voraus zum Weibe eines bedeutenden Mannes bestimmt gewesen oder von einem Häuptling gekauft worden war. Ein scheußlicher Brauch ist folgender: in gewissen Nächten wird eine Trommel geschlagen und alle Prostituierten flüchten dann in den Wald und werden von den jungen Männern gejagt, was man Lu-lu nennt, mit welchem Namen auch die Prostituierten selbst bezeichnet werden.

Die Kunstfertigkeit dieser Insulaner ist eine noch wenig entwickelte, obwohl sie in einigen Arbeiten nicht ungeschickt sind. So ist ihnen die Töpferei selbst in ihren rohesten Anfängen noch unbekannt, und sie kochen daher auf eine eigentümliche Weise. Ihre Gefässe groß und

klein sind nämlich aus Bambusgliedern von verschiedenem Durchmesser, ihre Trinkgefässe aus Muscheln und Cocosnußschalen gefertigt. Wollen sie z. B. Bananen kochen, welche sie selten reif werden lassen und roh verspeisen, sondern meist unreif und gesotten essen, so legen sie dieselben zerschnitten in einen Bambustopf, gießen Wasser hinzu, machen Steine im Feuer glühend, werfen sie in den Topf und halten das Wasser darin so lange hiemit siedend, bis die Speise gahr ist. Bataten, Yams, Brotfrüchte und Jacas werden in der Glut gebraten. Wollen sie ein Schwein, einen Hund oder anderes Tier, eine Schildkröte oder einen Fisch braten, so gräbt man ein Loch in die Erde (in den Häusern ist ein solches gewöhnlich neben der Feuerstelle schon vorhanden), zündet ein Feuer darin an, wirft eine Anzahl harter Steine hinein und läßt sie rotglühend werden. Soll nun ein Schwein oder sonstiges Tier gebraten werden, so steckt man mit Bambuszangen einige dieser glühenden Steine in das Innere desselben, nachdem man es über Grasfeuer abgesengt hat, hüllt es in Bananenblätter, legt dasselbe in die Grube, deckt dieselbe mit den heißen Steinen zu, belegt das Ganze mit Bananenblättern und schüttet Erde darüber. Nach etwa zwei Stunden nimmt man das gebratene Tier heraus und schneidet die Haut mit einer scharfen Muschel oder einem Stücke Obsidian in kleine Vierecke. Alle anderen Speisen, auch das Menschenfleisch, werden ähnlich behandelt. Kuchen aus dem Mehl der Kerne von Tanfrüchten und von gestoßenen Tumups werden ähnlich gebacken. Schweinefleisch und einige Fische werden geräuchert, um sie aufzubewahren.

Die Eingeborenen verspeisen beinahe alle tierische Nahrung: Fleisch von Hunden, Schweinen, Schildkröten, jungen Alligatoren, Schlangen, Kasuaren, Großfußhühnern, Känguruhs u. a. m. sind Leckerbissen; außerdem sind sie lüstern nach Vogel- und Schildkröten-Eiern, welche man sowohl roh als gekocht in Menge verzehrt. Eine große Spinnenart gilt als eine hochfeine Speise; man entfernt die Beine, setzt die Körper in einer halben Cocosnußschale übers Feuer, bis sie ganz durchhitzt sind und verzehrt sie dann gierig. Auch fliegende Eichhörnchen und Hunde und Fledermäuse werden begierig verzehrt.

Im Flechten von Matten, Körben und Netzen sind die Weiber sehr geschickt und erfinden recht hübsche Muster; ebenso verfertigen sie aus Palmblattstengeln und Latten, welche sie mit Bast und Schnüren zusammenbinden, sehr hübsche und zweckmäßige Segel für ihre Kähne.

Die Werkzeuge der Insulaner sind von der rohesten und einfachsten Art, denn sie kannten bis vor wenigen Jahren die Metalle und deren Gebrauch noch gar nicht, nicht einmal denjenigen des Bandeisens. Ihre Messer waren aus scharfen Muscheln, aus Knochen- und Obsidian-Splittern gefertigt, ihre Beile ebenfalls aus Obsidian. Mit diesen dürftigen Werkzeugen bearbeiten sie die harten Hölzer und den Bambus, bauen sich Häuser, Kahnschuppen, Zäune, Flöße und Kähne von verschiedener Größe. Die kleinen Kähne, deren sie sich beim Fischfang und auf kürzeren Fahrten bedienen, sind aus einem einzigen Baumstamm mit unsäglicher Mühe ausgehauen und sogar meist noch mit roher Schnitzerei bedeckt; diese haben Auslieger, aber nur auf der einen Seite, und werden mit Schaufelrudern, die sehr hübsch gemacht sind, pagait. Bug und Stern sind beide am Ende gleichmäßig verlängert und zu langen Schnäbeln ausgezogen und sie führen einen Mast, welcher eigentlich aus einem Dreifuß von drei Stangen besteht, von welchen eine im Boden des Kahns, die beiden anderen auf dem Auslieger befestigt sind, und woran ein ovales Segel hängt; dieser Segel haben sie mehrere, welche sie je nach der Stärke des Windes wechseln. Die Taue sind aus Bast fest zusammengedreht; die Ruder, aus einem hellfarbigen Holze hergestellt, haben herzförmige Schaufeln, einen Stiel von ungefähr 1,2 m. Länge und oben eine Art Krücke, welcher oft sehr geschickt eine Vogelgestalt gegeben ist. Diese Kähne, oft bis 9,2 m. lang, sind besonders an der Südküste von Neu-Britannien und an der benachbarten Nordküste von Neu-Guinea üblich. Am Bord der Kähne sind die Kahnschilde aufgehängt, welche schwarz mit weißen Zeichen, etwa 90 cm. lang und 60 cm. breit und an den Enden leicht gewölbt sind, und die Ruderer vor Stein- oder Speerwürfen schützen sollen.

Die Eingeborenen der Gazellen-Halbinsel, des nördlichsten Teils von Neu-Britannien, haben Kähne von anderer Form, nämlich etwa 5 bis 6 m. lang, aus einem einzigen Baumstamm ausgehauen und beide Enden in rückwärtsgebogenen Schnäbeln ausgehend, fast wie die Rindenkähne der nordamerikanischen Indianern, weiß getüncht und mit Sonnen, Augen u. dgl. m. bemalt und mit einem Auslieger auf der einen Seite versehen. Diese Kähne, von vier Männern gerudert, dienen zum Fischfang und zu Küstenfahrten und die Insulaner wagen sich damit ziemlich weit ins Meer hinaus. Sie haben sehr viele derartige Kähne, aber auch größere, welche bis zu 20 Mann fassen. Den Süßwasservorrat für größere Reisen nehmen sie in Bambusstücken mit, welche ungefähr 1,8 m. lang und 0,30 m. dick und deren Zwischenknoten bis auf den untersten, der den Boden bildet, durchbohrt sind. Diese hohlen Zylinder füllt man mit Wasser und verschließt sie mit einem in Bananenblätter gewickelten Stein, der in die obere Knotenöffnung gepreßt wird; das Wasser erhält sich in diesen Gefässen lange frisch und kühl. Als Proviant nehmen die Insulaner dann Yams- und Aaronswurzeln und getrocknete Fische mit, und außerdem liefert ihnen ja an allen Küsten der Ozean frische Fische und Schildkröten genug, da sie sehr geschickte Fischer sind. Eigentümlich ist die Art und Weise, wie sie ihr Feuer mit auf die Reise nehmen, um sich die Mühe des Feuermachens durch Reibung eines zugespitzten Stücks harten Holzes an der Innenseite eines trockenen aufgespaltenen Bambusrohrs zu ersparen. Sie stopfen nämlich eine Cocosnußschale mit der weichen faserigen Hülle der Cocosnuß ganz voll und legen eine glühende

Kohle hinein. Die Cocosfaser glimmt nun drei bis vier Tage lang und so können sie sich jederzeit Feuer verschaffen. Im Fischfang sind sie besonders gewandt und betreiben ihn mit Angeln, Netzen, Reusen, Legekörben und Harpunen. In Lagunen und langsam fließenden Gewässern betäuben sie die Fische auch zuweilen, indem sie eine gewisse Schlingpflanze in Stücke schneiden, zerquetschen und ins Wasser werfen; die Fische fressen diese, werden dadurch betäubt, kommen ganz hülflos an die Oberfläche und werden leicht gefangen. Ihre Angelhaken bereiten sich die Eingeborenen aus Muscheln, Schildkrot und hartem Holz nicht ohne Scharfsinn und Kunst; außerdem haben sie bewegliche Köder in Fischform aus Perlmuscheln mit einem Haken aus Schildkrot am Ende und namentlich eine Art hölzerner Fische mit Schlinge zum Fang von Haifischen, deren Fleisch von den Insulanern gegessen wird. Ihre Reusen und Fischfallen aus stacheligen Palmzweigen, in welche der Fisch durch einen Köder gelockt wird und zwar hinein, aber nicht wieder heraus kann, und ihre verschiedenen Arten von Netzen sind sinnig und hübsch gearbeitet. Ebenso scharfsinnig sind auch die Speere, deren man sich zum Harpunieren der Fische bedient und die meist fünf Spitzen haben, nämlich eine in der Mitte und vier andere darum herum.

Die Waffen der Eingeborenen bestehen vorzugsweise in Beilen, Speeren, Keulen, Schleudern und Schilden. Die Beile sind von Stein, sehr schön zur Form eines flachen Keils abgeschliffen und wundersam glatt, an der breitesten Stelle 75—100 mm. und zu einer scharfen Schneide abgeschliffen, das andere Ende in einen hölzernen Stiel eingeklemmt. Diese Streitbeile unterscheiden sich von den gewöhnlichen Steinäxten durch die Befestigung im oder am Stiele und scheinen mehr zum Schmucke getragen zu werden, denn die Hauptwaffe ist der Kriegsspeer. Diese Speere dienen teils zum Stoß, teils zum Wurf und sind daher an Länge, Schwere und Arbeit verschieden und von verschiedenen Holzarten verfertigt, die roheren von Cocosholz, die feineren von einer Art schwarzen Ebenholzes, andere von einem roten sehr harten Holze. Bei den einen ist die Spitze glatt und nur gebrannt, um sie härter zu machen, bei anderen ist sie zierlich geschnitzt und mit vielen Widerhaken versehen. Gewisse Kriegsspeere zum Stoßen tragen, wie schon erwähnt, statt der Spitze eine Kasuarklaue, welche beim Zurückziehen des Speers in der Wunde zurückbleibt. Manche Speere werden durch Leichengift vergiftet, indem man sie in einen verfaulten Leichnam hineinsticht. Die Wurfspeere sind von verschiedener Länge, in der Mitte zylindrisch, nach beiden Enden hin sich langsam verjüngend, um dem Wurf eine größere Wucht zu geben, andere am hinteren Ende mit einem Menschenknochen (einem Schienbein oder einem Armknochen) besteckt, welcher gleichsam als Gegengewicht dient; die Insulaner glauben, die Wurfstärke des Mannes, welchem jener Knochen einst gehörte, vermehre noch die Kraft des Werfenden. Sie wissen ihre Speere übrigens mit einer erstaunlichen Sicherheit und Wucht auf eine Entfernung von 40—60 Schritten zu werfen. Die Speere, welche bei festlichen Gelegenheiten benützt werden, sind mit einem großen kegelförmigen Busche aus blauen, grünen und weißen Federn geschmückt.

Die Keulen sind von der verschiedensten Art und Form, bald wie Schwerter und Hackmesser gestaltet, bald Streithämmern und Streitkolben ähnlich und mit steinernen und hölzernen Knäufen versehen, bald einfache, schwach konische Keulen mit oder ohne Kanten. Die Tanzkeulen sind ebenfalls mit Federbüscheln geschmückt.

Bogen und Pfeil kennen die Insulaner nicht; ihre Stelle vertritt die Schleuder, welche sie mit großer Sicherheit und Kraft gebrauchen. Diese besteht aus zwei je 75 cm. langen Schnüren, deren eine in einem Perlmutterknopf endet, damit sie nicht durch die Finger schlüpfen kann, während die andere Schnur nach dem Ende hin dünner wird. Beide Schnüre sind durch ein flaches Holzstück verbunden, welches den zu schleudernden Stein aufzunehmen bestimmt ist. Beim Schleudern nimmt man die beiden Enden der Schnüre in die rechte Hand, den Knopf zwischen den Mittel- und den vierten Finger, schwingt nun mit gebogenem Arm den auf dem Holzstück liegenden Stein um den Kopf und läßt das dünne Ende los, sobald genügender Schwung vorhanden ist; der Stein fliegt dann fort und die dünne Schnur knallt zugleich wie eine Peitsche. Die Eingeborenen schleudern damit einen faustgroßen Stein hundert Schritte weit und können damit einen Vogel vom Baum herunter holen oder einen einzelnen Mann treffen. Ihre Kriegsschilde sind von Holz, etwa 90 cm. lang und 60 cm. breit, von der Form eines Achters, mit schwarzem Grund und weißen Zeichnungen darauf; sie sind stark genug, um einen geschleuderten Stein oder einen Wurfspeer abzuhalten.

(Schluß folgt.)

Surinam und seine Vegetation.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Die Flüsse, so weit sie durch das alluviale Land strömen und von der Meeresflut berührt werden, sind voll Schlamm- und Sandbänken und nicht tief genug, um Schiffe über 16 Fuß Tiefgang zu tragen. Auch solche können nur im Hauptfluß Surinam bis an die, zwei geographische Meilen landeinwärts liegende Stadt gelangen, denn schon auf fünf geographische Meilen Abstand vom Meere fangen Klippen und Sandbänke an, und weiter hinauf verhindern in allen Flüssen Fälle und Stromschnellen größere Fahrzeuge an der Weiterreise, die nur mit Booten von höchstens einem Fuß Tiefgang möglich ist. Wohl sind viele dieser Fälle in den Regenzeiten mehrere Fuß tief unter

Wasser, denn an manchen Stellen beträgt der Unterschied zwischen dem niedersten Wasserstand der Trocken- und dem höchsten der Regenzeit 20—25 Fuß, aber die Strömung ist dann so bedeutend, daß kein Dampfboot imstande wäre, sie zu überwinden; auch ist oberhalb der Fälle, wo sich die Flüsse manchmal seeartig ausbreiten, das Flußbett in den Trockenzeiten manchmal so seicht, daß selbst die kleinsten Boote stundenlang über kaum sechs Zoll tiefes Wasser gezogen werden müssen. Es erfordert eine ganz genaue Lokalkenntnis, um im Labyrinth von Inseln, Fällen, Stromschnellen und Untiefen im oberen Lande sich zurecht zu finden, denn in jeder Jahreszeit werden wieder andere Wasserwege benützt. Viele der Strominseln werden auch vom höchsten Wasser nicht überströmt; diese haben genug fruchtbare Erde, um die schwersten und größten Bäume zu tragen; auf anderen wachsen Ingas, Copaivas und Erythrina mit hochroten, harten Bohnen. Niedere Felseninseln, die immer überströmt werden, sind bewachsen mit Sträuchern der wohlriechenden Guiava (Psidium aromaticum), einer kleinen, weißblühenden Inga und einem stachelichten Solanum mit weißen Blüten. — Gebüsche, bedeckt mit Tillandsien und wohlriechenden Orchideen, wurzeln auf den Felsen, die, wenn sie kaum vom Wasser entblößt sind, das nur noch Spuren von Schlamm auf ihnen zurückgelassen hat, sich sogleich mit einem Teppich von weißen Blümchen überziehen, in dem Schwärme von Bienen ihre Nahrung finden. Hie und da liegen, zwischen die Felsen geklemmt, und oft 20 Fuß über dem niedrigsten Wasserstand, losgerissene Bäume mit Zweigen und Wurzeln, die hier angeschwemmt und festgesessen sind. Zwischen dem zweiten und dritten Grade nördlicher Breite, wenn man sich dem Tumucumak-Gebirge nähert, das mutmaßlich die Südgrenze der Kolonie ist, liegt ein Hochplateau, in dem die Flüsse Bassins von ruhigem, langsam fließendem Wasser bilden. Zwischen niederem, oft sumpfigem Lande erheben sich kleine, kaum 100 Fuß hohe Hügel, meist rund von Form, wie die Franzosen auf den Antillen sie Mamelons heißen. Dieselben Grasarten, die im alluvialen Lande längs dem Ufer im Wasser wurzeln, bilden auch hier lange Striche. Massenweise tritt das Caladium arborescens auf und dieselben Nymphäen und die lang vermißte Pinapalme (Euterpe) zeigen sich wieder in den niederen Waldungen. An den Felsen, die sich hie und da am Ufer zeigen, sieht man, daß der Unterschied zwischen dem höchsten Wasser und dem niedersten nicht über 8 Fuß beträgt. In allen Flüssen des holländischen Guiana herrscht, wo Felsen und Gebirge den Lauf der Flüsse bestimmen, dasselbe Bild, mehr oder weniger großartig, je nach der Breite der Wasserfläche; in jeder Region so ziemlich die gleiche Vegetation, die noch keine Spuren des Einflusses der Menschenhand trägt.

Wie auch die Flußufer in den drei Regionen, in welche man die Oberfläche des Landes einteilen kann, zwar ihren eigenen Charakter haben, aber sich überall gleichen, so bieten auch die Flüßchen und Kreeken im Osten wie im Westen der Kolonie beinahe dieselben Ansichten; die ersteren, wenn sie breit genug sind, eine Fernsicht zu gewähren und dem Licht und der Sonne freien Zugang zu gestatten, spiegeln die Landschaft in dem reinen schwarzen Wasser, wie in einer Camera obscura, aufs herrlichste zurück. Die Kreeken — ich meine nicht die in der Nähe der Pflanzungen oder künstlich angelegte Kanäle, weil ich nicht berühren will, was durch Kultur oder menschliche Arbeit entstanden ist, sondern die im reinen Naturzustand befindlichen Wasserwege außerhalb des kultivierten Landes, das ja kaum den fünfzigsten Teil von der Oberfläche der Kolonie beträgt — durchziehen das so wasserreiche Land in allen Richtungen und verbinden alle Flüsse miteinander, so daß man in kleinen Fahrzeugen aus dem östlichen Grenzfluß, dem Maroni, in den westlichen, den Corentin, gelangen kann, wodurch natürliche Verbindungen bestehen, die weder das französische noch englische Guiana besitzt. Diese Kreeken haben keine andere Flora, als die, welche in den bezüglichen Regionen, zu denen sie gehören, vorkommt; nur sind ihre Ufer wegen der dichteren Belaubung, die mehr oder weniger die Sonnenstrahlen abhält, viel mehr bewachsen mit Wucherpflanzen, die oft die Bäume bis zum Gipfel bedecken und an manchem Stamme in solcher Verschiedenheit vorkommen, daß bei genauer Untersuchung Hunderte von Spezies daran gefunden werden könnten. Diese bestehen aus riesigen Aroideen mit oft metergroßen pfeil- oder herzförmigen Blättern, aus Moosen, Farnen, Piperaceen, Tillandsien und Orchideen aller Art, während der Mokko-Mokko und Nymphäen oft so dicht das Wasser bedecken, daß man, wie im Walde, den Säbel gebrauchen muß, um sich den Weg zu bahnen. Stellenweise kommt man durch zahllose immer im Wasser wurzelnde Bebe-Bäume, eine Pterocarpus-Art, deren eigentümliche sehr weiche und leichte Ausläufer man benützt, um daraus 2 bis 3 Fuß breite, flache, runde, schalenförmige Wannen zu schnitzen, auf denen die Negerweiber ihre Waren zu Markte bringen. Alle diese Kreeken sind, wo sie nicht befahren werden, voll von umgefallenen Bäumen, trockenen Zweigen und durch die Strömung angesammeltem vegetabilischem Abfall, welche hinwegzuräumen man mit Axt und Säbel versehen sein muß. Eben diese Hindernisse findet man auch in den Kreeken des höheren Landes, die aber in den Trockenzeiten häufig so wenig Wasser haben, daß sie nicht befahren werden können. Sie sind dicht beschattet, wie die des niedern Landes, und es wuchern Farne, Bromelien und Solaneen an den steilen Ufern, die bewachsen sind mit Ingas, mit schönen Blumen und Blättern, aber unansehnlichen Stämmen und sparrigen Aesten, und weiß und gelbblühende Apocineen und das zierliche Pancratium guianense mit wohlriechenden weißen Blumen und grünen Staubfäden besäumen das Ufer.

Unbeschreiblich schön sind die Gebirge, wenn man sie auf kurzen Abstand von den Flüssen aus betrachten kann

und die Wipfel der Bäume in den verschiedensten Arten von Form, Laub und Farbe der Blüten übereinander bis zum Gipfel der Berge sich auftürmen sieht. Nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir vor 24 Jahren von einem Felsen der oberen Lava (jetzt in den Karten als Piton Vidal bekannt) auf das Tumucumac-Gebirge und das untenliegende Land darbot. Herr Vidal, Marine-Offizier der französischen Expedition, und ich (siehe ‚Holländisch-französische Expedition ins Innere von Guiana,' in „Petermanns Geographischen Mitteilungen" 1862) hatten diesen etwa 700 Fuß hohen Felsen, den vor uns noch nie ein Europäer bestieg, mit unsäglicher Mühe erklommen und sahen nun unter uns ein erst wellenförmig gehobenes und hügeliges Land, dessen Horizont über 240° von Osten nach Südwesten sich erstreckte und dessen höhere Berge etwa 6 bis 7 Stunden entfernt lagen. Höhere Kegel, Kuppen und langgestreckte Bergrücken ragten über dieselben hervor, aber keiner schien mir die absolute Höhe von 3000 Fuß zu übersteigen. Weit hinter diesen sahen wir in Süd-Süd-Ost wie Wolken ein Gebirge, das, die Reinheit der Luft berücksichtigt, wohl 20 geogr. Ml. entfernt sein konnte, also in der Nähe des Aequators liegen mußte. Alles aber war ein Wald, der je nach der Entfernung aus den verschiedensten Nüancen von Grün in die von Indigo und Hellblau überging, und den alle Reize tropischer Vegetation schmückten, ohne daß ein Mensch oder die Spur von Menschenhand in dieser ungeheuren Wildnis zu entdecken gewesen wären. Schwach beschützt gegen die glühenden Strahlen der Mittagsonne durch die Blätter der Agave americana, die auf dem Scheitel des Felsens ein Dickicht bildete, genossen wir mit Entzücken diese wundervolle Aussicht, stolz, die ersten Europäer gewesen zu sein, die in Begleitung dreier Indianen den Felsen erklommen und die Gebirgskette des Tumucumac gesehen hatten.

Nicht ohne Rührung denke ich an den Eindruck, den, als ich, kaum 20 Jahre, alt nach Surinam kam, diese tropische Pflanzenwelt auf mich machte; um sie aber richtig beurteilen und nüchtern beschreiben zu können, muß man, wie ich, so viele Jahre damit vertraut geworden sein.

So prachtvoll und bewunderungswürdig auch diese Vegetation ist, so findet man doch, abgesehen von den Beschwerden einer glühenden Hitze, tropischer Regengüsse oder einer feindseligen Insektenwelt, wenn man tagelange Reisen durch Mauritien- oder Pina-Palmenwälder macht, ebenso lange Mokko- oder Nymphäen-Sümpfe zu befahren hat, oder durch lange Striche voll stachlichter Bactris-Arten, abgestorbener Bäume oder zolldicker Stecken eines im Wasser wurzelnden Strauches sich durchzuhauen hat, daß die Heimat in ihren Haiden oder Pappel-Alleen doch gerade noch nicht das Maximum von Langweiligkeit erreicht hat. Man lernt dann die vielen Naturschönheiten, die die nördlichen Länder bieten, aufs neue schätzen. Wohl finden wir, während in den Tropen eine immer heitere und thätige Vegetation herrscht, im Winter in der Heimat eine tote Natur, von der wir aber wissen, daß sie im Frühling zu neuem Leben erwacht, allein man sieht keine Spuren von Gewalt und Zerstörung, denn alle Wirkungen roher Naturkräfte werden durch die Menschenhand schnell aus dem Wege geräumt. So wie wir in den Gewächshäusern die Pracht tropischer Pflanzen bewundern, wo jedes trockene Laub oder Zweig entfernt, jedes Gewächs wohl gepflegt ist, die nötige Wärme und Feuchtigkeit hat, Blumen und Orchideen in voller Reinheit und Farbe, nicht zerfressen von Insekten oder zerknittert vom Regen und Sturm, in sicherer Hut stehen, so finden wir sie in der freien Natur nie, weil Leben und Tod, Kraft und Zerstörung beieinander sind, und die schwache Menschenkraft nicht zureicht, die Einflüsse der Naturkräfte zu leiten oder sie zu beseitigen.

Ich gehe jetzt vom Ganzen auf's Einzelne über und will versuchen, von dieser Masse der verschiedensten einheimischen Pflanzen einige zu beschreiben, die als Bau- und Möbelhölzer sich auszeichnen oder zu anderen technischen oder pharmazeutischen Zwecken verwendet werden oder anzuempfehlen sind. Ich gebe dabei die botanischen Namen, wie sie mir bekannt sind, bemerke aber dabei, daß selbst in wissenschaftlichen Werken eine große Unordnung zu herrschen scheint, und daß manche im Handel vorkommenden Bäume oder andere Pflanzen nicht genau bestimmt oder so schlecht beschrieben sind, daß sie sich schwierig erkennen lassen.

Was die Ausbeute von Hölzern, Balsamen, Harzen ꝛc. betrifft, so herrscht schon darin eine große Schwierigkeit, daß außer den Mangroven- und Avicennia-Bäumen der Küste und manchen Palmen-Arten die Bäume nicht familienweise beieinanderstehen, wie in nördlichen Ländern Eichen, Buchen, Pinus-Arten und dergleichen, so daß man, um die nutzbaren Holzarten, Harze, Oele ꝛc. zu bekommen, sie in den ungeheuren Waldungen, wo sie vereinzelt stehen, erst aufsuchen muß; daß man deshalb viel mehr Arbeit und Zeit nötig hat, als bei derselben Ausbeute in Europa, wo überdies Maschinenkräfte und Arbeiter leicht zu bekommen sind, die in dem so menschenleeren Lande gänzlich fehlen. Diese Schwierigkeiten sind dann auch die Ursache, daß nur wenige Holzarten zu Bauholz benützt, dagegen die meisten in den Kolonien nötigen Bretter aus den Vereinigten Staaten und Kanada bezogen werden.

Wie die drei Regionen, in welche man das Land einteilen kann, nicht streng von einander geschieden sind, so ist es auch schwierig, die Nutzhölzer ausschließlich der einen oder anderen zuzuweisen, denn es kommen, wie schon gesagt, im alluvialen Boden Bäume und andere Pflanzen vor, die im oberen Lande ebenfalls stellenweise auftreten, wenn ihnen der Boden günstig ist; eine Höhendifferenz von etwa 500 Fuß zwischen dem Fuße des Tumucumac-Gebirges oder der südlichen Grenze des Landes mit der Meeresküste kann bei der durchaus gleichartigen Temperatur auf die Pflanzenwelt keinen Einfluß haben. (Forts. folgt.)

Kleinere Mitteilung.

Nachtrag zu dem Artikel über die „Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen."

Auf Wunsch teile ich über das in Nr. 2 l. J. dieser Wochenschrift erwähnte ithyphallische Steinbild in der Eifel noch folgendes mit. Dasselbe spielte besonders unter des † Bischof Dr. Arnoldi Aegide bis Anfang der sechziger Jahre als Gnadenbild für unfruchtbare Frauen. Der eigentliche Wallfahrtsort besteht nur aus einer großen und schönen Kirche, einem netten Pfarr- und Küsterhause und vier großen Logierhäusern. Dieser Ort heißt Clausen und ist 1 Stunde von Hetzerath und ebensoweit von Salmrohr (Brgrm.-A.) entfernt. Beiläufig bemerkt, hat hier das letzte Gefecht des dreißigjährigen Krieges stattgefunden. In der erwähnten Kirche steht der Hl. Zebedäus, und zwar sah ihn mein alter Waffenfreund Major Westphal im Jahre 1861 noch mitten in der Kirche, 1868 oder 1871 aber im Turmhause stehen, wohin ihn der neue Bischof Dr. Pelldram hatte stellen lassen. Die Figur ist aus Felsstein ziemlich roh gearbeitet und stellt anscheinend einen auf sein Schwert gestützten Ritter dar. Der sehr stark gebildete erigierte Phallus steht etwa parallel dem vorgestreckten erhobenen Vorderarm. Ob dies Steinbild urzeitliches Original oder eine verballhornte Kopie ist, kann nur nähere Untersuchung lehren. Zweifellos ist dagegen der Charakter desselben an sich, sowie seine heidnische Herkunft. Die Volkslegende sieht in diesem Bild einen Ritter und Großgrundbesitzer des 14. Jahrhunderts, eine Art August der Starke, der allen Frauen und Mädchen ein dienstwilliger Nothelfer, dazu ein gar „gottesfürchtiger und frummer Herr" gewesen, weshalb man ihm in der Kirche dieses Denkmal setzte, worauf die Wunder nicht ausblieben und der fromme Mann als Heiliger verehrt wurde. Unschwer bemerkt man einen der zahlreichen Fälle, in denen die Kirche es für gut fand, unausrottbare volkstümliche Ueberlieferungen sich zu assimilieren. Bemerkenswert ist auch hier die Kürze des Volksgedächtnisses, das über das 14. Jahrhundert schon nicht mehr zurückreicht. Der Name Zebedäus verhüllt jedenfalls einen ähnlich klingenden heidnischen Götternamen, ist übrigens jedem Rheinländer geläufig.

Hauptmann E. Boettticher.

Litteratur.

Johnston, H. H., Der Kongo, Reise von seiner Mündung bis Bolobo, nebst einer Schilderung der klimatischen, naturgeschichtlichen und ethnographischen Verhältnisse des westlichen Kongogebiets. Autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von W. v. Freeden. Mit 78 Abbildungen und 2 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884. — Wir haben hier den Reisebericht eines Mitgliedes der Königlichen Geographischen Gesellschaft und der Zoologischen Gesellschaft in London vor uns, welcher den überaus wichtigen Kongostrom und sein Gebiet als Kaufmann und im Hinblick auf Handelszwecke bereiste, der alten Erfahrung gemäß, daß, wenn der Pionier der Wissenschaft ein Gebiet erschlossen hat, der Kaufmann dasselbe bereisen und auf seine Befähigung zu Handels- und Kolonisations-Zwecken prüfen muß, weil diejenigen Kolonien die besten und dauerndsten sind, welche der Handel auf friedlichem Wege erobert. Dies leiht dem gehaltvollen und anziehenden Werke von vorn herein einen besonderen praktischen Wert und bereichert unsere stark anschwellende heutige Litteratur über den „Dunklen Erdteil" mit einem höchst dankenswerten Werke, welches die anderweitigen Schilderungen von Stanley, de Brazza u. a. m. in willkommenster Weise ergänzt. Der Kongo ist die parateste Straße nach dem reichen Innern Afrika's und zu seinen volkreichen Gebieten, zu seinen gesunden und fruchtbaren Hochländern. Der unerschrockene Reisende, welchen wir in diesem Buche begleiten, ist ein hochgebildeter, vorurteilsfreier Gentlemen von lebhaftem Geiste, feiner Beobachtungsgabe, offenem Sinn für Natur und Menschenleben, reicher Welterfahrung, strenger Wahrheitsliebe und der Kunst schöner und lebendiger anschaulicher Darstellung; daher hat er alle Trockenheit der Erzählung zu vermeiden gewußt und vermag unser Interesse und unsere Bewunderung für das von ihm Erschaute und mit Humor und Klarheit Geschilderte immer rege zu erhalten. Wir folgen ihm auf seinem ganzen Wege mit der regsten Teilnahme und glauben mit einem Reisehandbuch in der Hand mit ihm die Reise zu machen, so geschickt weiß er uns mitten in die geschilderten Verhältnisse hineinzuversetzen. Wir begleiten Herrn Johnston auf der Landreise von Sao Paulo de Loanda nach dem Kongo und dann den Strom hinauf nach Vivi, Tallaballa und Fellala, nach Isangila, Manjanga und Leopoldsville (Stanley Pool), teilen seinen Aufenthalt daselbst, seinen Ausflug zu den Wabuma und nach Bolobo, von da auf dem Wege nach Msuata, wo er sich von den Strapazen einer sechzehnmonatlichen Reise erholt, und kehren dann mit ihm nach Stanley Pool und auf dem Kongo nach Boma und in die Zivilisation zurück. Diese eigentliche Reiseschilderung umfaßt drei Fünftel des gehaltreichen Buches; die weiteren 152 Seiten desselben schildern eingehend das Klima und die Naturgeschichte jener Region: die Pflanzenwelt, die Insekten, Spinnen, Weichtiere, Lurche, Schildkröten, Vögel und Säugetiere, sodann die Völker am Kongo nach ihren physischen, geistigen und geselligen Zuständen und ihre Sprachen. Dieser Teil ist nicht minder wertvoll und lehrreich als der erste, besonders auch durch seine reiche und gutgewählte Illustration und durch die beiden Uebersichtskarten. Wir betrachten das Werk als eine teilweise Ergänzung der Werke Stanley's, besonders in naturwissenschaftlicher Beziehung, und reihen es unter die besten Werke, welche in den jüngsten Jahren über Afrika erschienen. Es lehrt uns, daß bei sorglicher Vorsicht in Bezug auf Gesundheitspflege der Europäer auch das verrufene Klima am Kongo zu ertragen vermag und daß dort der deutschen Thatkraft und dem deutschen Unternehmungsgeiste noch ein ungeheurer Wirkungskreis offen steht, in welchem die Arbeiten der dermaligen Kongo-Konferenz zu Berlin geordnete Verhältnisse und ehrlichen Wettbewerb für alle Nationen schaffen werden. Das Buch sei jedem gebildeten und denkenden Leser angelegentlichst empfohlen.

Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerika's 1880—1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen, nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse, für deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten nach Photographien und den im Königlichen Museum zu Berlin befindlichen ethnographischen Gegenständen. Leipzig, Max Spohr, 1884. — Kapitän J. A. Jacobsen, einer der findigsten Sammler und geschicktesten Forscher auf ethnographischem Gebiete, ist der Sohn eines norwegischen Fischers und hat sich als Autodidakt zu der angesehenen Stelle emporgearbeitet, welche er heutzutage in der Wissenschaft einnimmt. Als vor einigen Jahren auf die Aufforderung des Professors Bastian, die ethnologisch-bedeutsamen Artefakte wilder und halbwilder Völker als Material zu einer umfassenden Naturgeschichte des Menschen zu sammeln, in Berlin ein „Hülfskomite zur Beschaffung ethnologischer Sammlungen für das Berliner Königliche Museum" zusammentrat, wurden die Mittel zusammengebracht, mit welchen Kapitän Jacobsen eine drittehalbjährige Reise nach Britisch-Columbia und Alaska unternahm, von welcher er gegen 7000 ethnographisch wichtige und interessante Gegenstände zurückbrachte und auf welcher er die bedeutendsten Stämme der Eingeborenen an der pazifischen Nordwestküste von Amerika besuchte. Aus den Tagebüchern, welche Jacobsen auf dieser Reise vom Juli 1881

bis Ende 1883 führte, hat nun Herr Woldt mit Fleiß und Umsicht das vorliegende Werk bearbeitet, und obwohl Jacobsen nicht als Fachgelehrter, sondern als Händler und Sammler reiste, so bot sich ihm, dem geübten feinen Beobachter und strebsamen welterfahrenen Manne, doch eine reiche Gelegenheit zu den merkwürdigsten Wahrnehmungen über Natur- und Menschenleben jener Zone, welche nun im vorliegenden Buch niedergelegt sind und den Leser mit Land und Leuten, ihren Sitten und ihrer Lebensweise bekannt machen. Manche der von Jacobsen besuchten Stämme der Küste und noch mehr des Binnenlandes sind uns noch gar nicht oder nur unvollständig bekannt, und so ist dieses Buch, das sich sehr angenehm liest und eine Fülle von Thatsachen, faßlicher gemacht durch eine reichliche und gute Illustration, darbietet, eine wahre Fundgrube für den Ethnographen und Anthropologen, eine sehr intensive Bereicherung der Wissenschaft und eine der interessantesten und lehrreichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren geographischen Litteratur. Die sehr gute Uebersichtskarte und ein genaues alphabetisches Register erhöhen Wert und Brauchbarkeit des Werkes, welches wir aus vollster Ueberzeugung empfehlen können, und aus welchem wir einige Auszüge zu geben gedenken, noch wesentlich. Die ohnedem ziemlich arme Litteratur jener Regionen hat durch dieses Buch die dankenswerteste Bereicherung erfahren.

Stoll, Otto: Zur Ethnographie der Republik Guatemala. Mit einer ethnographischen Karte. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. — Der Verfasser des vorgenannten Werkes, der Dozent Dr. O. Stoll an der Universität Zürich, hat mit demselben der Wissenschaft einen höchst wesentlichen Dienst geleistet. Das bunte Völkergemisch, welches sich auf dem verhältnismäßig kleinen Raum der Republik Guatemala, dem zivilisiertesten und kulturfähigsten der zentralamerikanischen Freistaaten, zusammendrängt und teilweise miteinander verschmilzt, war seither, trotz der Arbeiten von Bourbourg und Dr. Berendt, uns beinahe ein verschlossenes Buch, und wir wußten nur, daß die linguistischen Forschungen daselbst wesentlich erschwert wurden durch den Umstand, daß die verschiedenen Sprachen der dortigen Volksstämme auf den Berührungspunkten der letzteren mählich ineinander übergehen und die Scheidung der Stämme und ihrer Herkunft sehr erschweren, während doch ohne das Hülfsmittel der Sprache alle ethnographischen Forschungen nach der Provenienz und Geschichte eines Stammes beinahe vergeblich und ungenau sind. Das vorliegende Buch ist nun eine Frucht emsiger Studien, welche der Verfasser während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Guatemala nach Möglichkeit an Ort und Stelle machte. Ohne die Kenntnis der Sprache ist ferner auch die Kulturgeschichte und Archäologie der Völker, namentlich der zentralamerikanischen, nicht zu verstehen. Ueberdem ist es höchste Zeit, dort linguistische und ethnographische Studien vorzunehmen, ehe die Stämme teils in einander verschmelzen, teils aussterben und ehe die fortschreitende Verbreitung der spanischen Sprache die eingeborenen Dialekte entbehrlich macht und tötet. Herr Dr. Stoll hat nun sein Möglichstes gethan, um die verschiedenen Idiome jenes Landes zu klassifizieren und zu erläutern, die Stämme von einander zu scheiden, ihre betreffenden Ortswechsel zu untersuchen und einiges Licht in das Wirrsal ihrer Geschichte zu bringen. Er hat mehrere jener Idiome entdeckt und zum erstenmal ordentlich beschrieben und gibt insbesondere eine Schilderung der Sagen der Guiché-Indianer mit der Nachweisung, daß die spanische Uebersetzung derselben von Ximenez und die französische von Brasseur de Bourbourg bedeutender Verbesserungen bedürfen. Von hohem Interesse sind die Einzelschilderungen der verschiedenen Stämme und ihrer Idiome, die Darstellung des Descendenz-Verhältnisses der Maya-Sprachen, sowie die beigegebene ethnographische Karte, welche die Angaben des Textes veranschaulicht.

Petersen, Wilh.: Aus Transkaukasien und Armenien. Reisebriefe. Leipzig, Duncker und Humblot, 1885. Die Kaiserl. Russische Geographische Gesellschaft in St. Petersburg hat den Verfasser ausgesandt, die neu annektierten Länder am Schwarzen und Kaspischen Meere und in Armenien in Bezug auf ihre Fauna zu untersuchen und die Eindrücke dieser Reise von St. Petersburg über Moskau, Koslow und durch den Kaukasus nach Wladikawkas, Tiflis und Poti nach Batûm, Artwin, Ordshôch u. s. w., dann zurück nach Tiflis und von da nach Etschmiadzin und auf die armenische Hochebene, sowie die Rückreise nach St. Petersburg, bilden den Inhalt dieser sehr unterhaltenden, anregenden und lehrreichen Reisebriefe, welche schon bei ihrem Erscheinen in der „Deutschen St. Petersburger Zeitung" sich einer sehr beifälligen Aufnahme erfreuten und nun in einer Oktavausgabe wohl auch in weiteren Kreisen der Leserwelt eine um so günstigere Aufnahme finden werden, als sie Gegenden schildern, welche noch wenig von abendländischen Reisenden besucht worden sind und ein hohes ethnographisches und allgemeines Interesse darbieten. Der Verfasser ist ein erfahrener Forschungsreisender und geübter Beobachter und schildert ungemein lebendig jene Gegenden von Grusien und Armenien, welche teilweise der Schauplatz des jüngsten russisch-türkischen Krieges waren und nun die neugewonnenen Provinzen des russischen Reiches im fernen Südosten bilden und sich in einem interessanten Uebergangszustand befinden.

Anzeigen.

In unserem Verlage erschienen so eben:

Freie Vorträge

von

W. H. Riehl.

Zweite Sammlung.

gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7. 50 Pf.

Inhalt:

Nord und Süd in der deutschen Kultur. Zwei Vorträge. — Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit. — Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Die statistische Krankheit. — Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart. — Das Gesetz der Ergänzung in den Künsten. — Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlicher Epochen. Novelle und Sonate. — Zwei Rektoratsreden: I. Lessing als Universitätsfreund. II. Die Heimat der Universität.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 7. Stuttgart, 16. Februar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Nicaragua-Kanal. I. S. 121. — 2. Skizzen aus Island. S. 123. — 3. Rußland nach Th. von Bayer*. Besprochen von Dr. Ed. Petri. (Schluß.) S. 128. — 4. Neu-Britannien und seine Bewohner. (Schluß.) S. 132. — 5. Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 136. — 6. Litteratur. S. 139.

Der Nicaragua-Kanal.

I.

Präsident Arthur hat am 1. Dezember v. Js. bei Wiedereröffnung des Kongresses in seiner Botschaft an denselben den Text eines Staatsvertrags mitgeteilt, welchen die Regierung der Vereinigten Staaten jüngst mit der Republik Nicaragua über die Erbauung eines zweiten interozeanischen Kanals durch Zentralamerika abgeschlossen hatte, und die amerikanischen Zeitungen ergehen sich nun in Aeußerungen über dieses Projekt. Die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet sich, in kürzester Frist einen schiffbaren Kanal herzustellen, welcher allen Anforderungen des Handelsverkehres genügen soll. Die Republik Nicaragua ihrerseits muß dafür den Vereinigten Staaten das Durchfahrtsrecht durch ihr Gebiet einräumen und überdies für ewige Zeiten einen Landstrich von 3 Ml. Breite zu beiden Seiten des besagten Kanals, sowie die beiden Häfen Greytown an der Küste des Atlantischen und Brito an der Küste des Stillen Ozeans übertragen. Die Vereinigten Staaten sollen das absolute Eigentumsrecht und die Verwaltung des Kanals, der neben demselben zu erbauenden Eisenbahn und der Telegraphen-Verbindung haben, allein die Hälfte der auf dem Kanal zu erhebenden Durchgangsgebühren soll Nicaragua gehören, welches das Recht haben wird, die Operationen mittelst einer Kommission zu überwachen, ohne sich in die Leitung und Verwaltung des Kanals zu mischen. Den Vereinigten Staaten soll das Recht gewahrt sein, nötigenfalls Befestigungen zur Verteidigung des Kanals zu erbauen, soll aber niemals sich derselben gegen die in Freundschaft mit Nicaragua verbundenen Staaten von Zentralamerika bedienen dürfen, außer wenn der Schutz des Kanals dies erfordern würde.

Der Kanal wird vom Hafen San Juan de Nicaragua oder Greytown am Antillen-Meere ausgehen, den San Juan-Fluß oberhalb dem Rio Colorado überschreiten, sodann dem San Juan-Fluß bis zum Nicaragua-See folgen, diesen See bis zur Einmündung des Rio del Medio durchlaufen und sich von da nach dem Hafen Brito am Stillen Ozean wenden.

Das angenommene Projekt ist dasjenige, welches Kommodore Lull und Lieutenant Menocal schon längst verkündigt haben, und identisch mit dem alten amerikanischen Projekt, welches schon 1879 in Paris auf dem Internationalen Kongreß behufs der Studien eines interozeanischen Kanals erörtert wurde.

Die zu erreichende größte Höhe ist der Nicaragua-See, welcher im Mittelpunkte der Landenge in einer Höhe von 40 m. über dem Meere liegt und die mittlere Sektion des Kanals auf einer Länge von 88 Km. bilden wird. Um vom Atlantischen Ozean her zum See zu gelangen, sowie um von diesem aus zum Stillen Ozean hinabzusteigen, wird es einer Anzahl Schleusen bedürfen, welche an jedem Abhang auf 7—9 berechnet sind. Dies ist die schwache Seite des Projekts, denn diese Anordnung verlängert namhaft die Dauer der Fahrt und erschwert die jährlichen Kosten der Unterhaltung und Ausbeutung.

Der See sichert dem östlichen und westlichen Abschnitt des Kanals ein unerschöpfliches Reservoir zu ihrer Speisung.

Die Länge des Kanals beträgt 292 Km., mit Inbegriff der 88 Km. Fahrt durch den See (der Panamá-Kanal ist nur 73 Km. lang). Selbst zugegeben, daß die Fahrgeschwindigkeit der Fahrzeuge im eigentlichen Kanal 8 Km. per Stunde und im See selbst 12 Km. per Stunde betrage, daß der Zeitverlust an jeder Schleuse sich nur auf eine Stunde belaufe, und daß die Fahrzeuge eine tägliche Fahrzeit von 12 Stunden haben können, so würde sich die Dauer der Fahrt auf dem Nicaragua-See auf vier und einen halben Tag belaufen. Auf dem Pariser Kongreß wurden die Baukosten des Kanals auf 770 Mill. Franken und der jährliche Aufwand für Unterhaltungs- und Betriebskosten auf 6 Millionen Franken berechnet. Der große Vorteil des Vertrags für den Staat Nicaragua wird die Entwickelung seiner naturlichen Hülfsquellen sein. Die Schifffahrtsrechte werden für den Handel der beiden Nationen gegenseitig sein. (Mouv. géogr.)

Der Vertrag stößt in England auf lebhafte Verwahrungen, weil er eine gewisse, im Jahre 1850 zwischen England und den Vereinigten Staaten abgeschlossene Uebereinkunft zu verletzen scheint, zufolge welcher jeder die amerikanische Landenge durchschneidende Kanal unter dem Schutz der beiden vertragenden Mächte erbaut werden soll, von welchen keine für sich allein handeln kann, weder für die Erbauung eines Kanals, noch für die Besitzergreifung von irgend einem Teil des Gebietes der Landenge.

Die offizielle Zeitung von Nicaragua hat jüngst eine Erklärung veröffentlicht, welche besagt, die Regierung habe am 24. April 1880 einen Vertrag unterzeichnet mit Herrn A. J. Menocal, Vertreter einer New-Yorker Gesellschaft für die Durchstechung eines maritimen Kanals durch die Landenge von Nicaragua; die Gesellschaft habe sich verbindlich gemacht, in zwei Jahren den Plan der Arbeiten zu vollenden, und die Regierung erkläre, daß wenn diese Klausel der Uebereinkunft nicht erfüllt werde, der Vertrag forthin null und nichtig sei. Da jedoch die Regierung der Vereinigten Staaten dem Senat einen Staatsvertrag über denselben Gegenstand vorgelegt hat, so muß man annehmen, daß dieser zwischen den beiden Republiken abgeschlossene Vertrag mit demjenigen des Herrn Menocal nichts gemein und daß der Staat Nicaragua denselben für hinfällig erklärt hat. Jedenfalls haben der Sinn und der Wortlaut des Vertrages, welcher über die Herstellung eines interozeanischen Kanals zwischen den Vereinigten Staaten und Nicaragua abgeschlossen worden ist, bereits eine Berichtigung hervorgerufen. Der Vertrag soll nämlich keine eigentliche Gebietsabtretung an die Vereinigten Staaten enthalten, sondern einfach einen Landstrich von drittehalb Meilen Breite unter die gegenseitige Garantie der Vereinigten Staaten und Nicaragua's stellen, so daß derselbe das Kollektiveigentum beider Staaten sein wird. Diese zu beiden Seiten des Kanals liegenden Streifen Landes sollen zu denjenigen Zwecken verwendet werden, welche die für die Erbauung, Verwaltung und sonstigen anderen Ziele desselben nützlichsten sind. Die Assoziation ist eine rein internationale, ohne irgend welche Privatbeteiligung, und die beiden Regierungen gestatten keinerlei Einmischung unter irgendeinem Titel, weder in die Organisation, noch in die Verantwortlichkeiten oder in die finanzielle oder administrative Leitung des Unternehmens.

Außer der in diesen Stücken den Vereinigten Staaten zugestandenen Initiative wolle diese in keiner Weise in die Rechte des Staates Nicaragua eingreifen und verlangen keine Gebietsabtretung, sondern der Vertrag setzt fest: es solle „eine ewige Allianz zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und der Republik Nicaragua bestehen und die ersteren verpflichten sich, die territoriale Integrität der letzteren zu beschützen, sowie derselben, um ihr die Ausführung gewisser, zum Zwecke der allgemeinen Wohlfahrt beabsichtigter innerer Arbeiten zu ermöglichen, ein mit drei Prozent verzinsliches und durch die Einkünfte von dem Kanal oder von den sonstigen Einkünften Nicaragua's heimbezahlbares Darlehen von vier Millionen Dollars zu machen. In dem Vertrag ist nirgends die Rede von der Neutralisation des Kanals; die einzige darin vorkommende Anspielung auf die Interessen der fremden Nationen besteht in einer Bestimmung des Artikels 14, welche erklärt, daß die Durchgangsgebühren dieselben sein werden für die Fahrzeuge der beiden kontrahierenden Teile und für diejenigen der anderen Nationen; allein es können Begünstigungen für die Fahrzeuge des Küstenverkehrs, welche entweder das Eigentum von Bürgern der einen oder der anderen Republik oder die von solchen Bürgern befehligt sind, gemacht werden.

Briefe und Zeitungen aus Nicaragua und anderen Staaten von Zentral-Amerika besagen, daß vorerst die öffentliche Meinung daselbst einem derartigen Abkommen nicht sehr günstig ist, daß man in dem Vertrag eine wirkliche Annexion des Gebietes von Nicaragua oder wenigstens das Aequivalent eines stillschweigenden Verzichts auf die Souveränität des Staates Nicaragua sieht, welcher sich dadurch virtuell unter die Suzeränität der Regierung von Washington begebe. Man glaubt auch, die gesetzgebenden Körper von Nicaragua, denen der Vertrag noch zur Bestätigung vorgelegt werden müsse, werden ihre Zustimmung um so weniger geben, als die Verfassung jede Konzession für mehr als 99 Jahre verbiete und die absolute Unabhängigkeit des nationalen Gebietes proklamiere; daß also die Regierung von Nicaragua gar nicht die Befugnis habe, die ewige Konzession des künftigen interozeanischen Kanals zu verleihen, geschweige denn das Protektorat der Vereinigten Staaten anzunehmen.

Andererseits erheben sich, wie bereits erwähnt, in England ernste Bedenken und Widersprüche gegen dieses Projekt, die sich auf den sogenannten Clayton-Bulwer-Vertrag vom Jahr 1850 gründen. Dieses Abkommen

bestimmt, daß jeder durch den amerikanischen Isthmus zu führende Kanal unter dem gemeinsamen Schutz der Vereinigten Staaten und Englands erbaut werden soll, und seit 1850 haben alle englischen Minister diese Uebereinkunft verteidigt, namentlich insofern es sich um den Nicaragua-Kanal handelt, der dabei besonders in's Auge gefaßt war. Natürlich sind die Engländer nun sehr entrüstet über diese handgreifliche Verletzung des mit ihnen abgeschlossenen Vertrags und der Londoner „Globe" schreibt deshalb darüber: „Die Uebereinkunft mit Nicaragua bildet die greifbarste Verletzung des Vertrags. Das fragliche Projekt ist der erste offene Versuch, welcher zur Annullierung der Bestimmungen gemacht wird, und man kann diesen Versuch nur einen sehr kühnen nennen. Großbritannien, welches vollständig berechtigt ist, ein derartiges Unternehmen, wie es heutzutage Mode geworden, zu verhindern, wird mit der souveränsten Geringschätzung und der Gleichgültigkeit gegen seine Interessen so weit getrieben, daß unter den sämtlichen Bestimmungen des Projekts auch sogar eine ist, welche die kanadischen Küstenfahrer von all' den Vorteilen ausschließt, welche den Fahrzeugen der beiden kontrahierenden Staaten eingeräumt werden. Eine solch flagrante Verletzung der durch die Verträge erworbenen Rechte hat sogar in New-York selbst die lebhafteste Verurteilung gefunden und die „Evening Post" hat schon dargethan, daß das getroffene Abkommen ungesetzlich ist."

Die ganze Länge des Nicaragua-Kanals vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean würde 173,57 e. Ml. betragen, die sich folgendermaßen verteilen: 17,27 Ml. für den Kanal vom Stillen Ozean, beziehungsweise dem Hafen Brito bis zum See, 56,50 Ml. Fahrt auf dem See, 69,90 Ml. auf dem Fluß San Juan und 35,90 Ml. von diesem Fluß bis Greytown. Der Panamá-Kanal wird nur eine Länge von 46 ½ e. Ml. bekommen. In Metern berechnet, würde also die Gesamtlänge des Nicaragua-Kanals 210 Km. betragen, gerade fünfmal soviel als die Länge des Panamá-Kanals.

Wenn man daher auch einerseits zugibt, daß 100 Ml. der Länge des künftigen Kanals durch das vorhandene Bett des San Juan-Flusses und des See's schon als beinahe vollendet betrachtet werden können und nicht mehr ausgehoben oder erbreitert zu werden brauchen, so darf man doch nicht verkennen, daß der See 36 m. über dem Niveau des Ozeans liegt, was die Herstellung verschiedener Schleußen nötig machen wird, die man auf mindestens 27 berechnet. Dies wird Anlaß zu unvermeidlichen Verzögerungen geben und daher dem Panamá-Kanal einen unbedingten Vorzug und eine Ueberlegenheit sichern.

Ob diese Erwägungen nicht einen entscheidenden Einfluß auf die Abstimmung des amerikanischen Senats ausüben werden, bleibt erst zu erwarten. Der Zusammentritt des neuen Kongresses, welcher über das Projekt und den Vertrag abzustimmen haben wird, im bevorstehenden Monat März, wird darüber entscheiden. In einem weiteren Artikel werden wir auf die Bedenken und Erörterungen zurückkommen, welche die Kunde von dem Vertrag in der nordamerikanischen Presse hervorgerufen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Skizzen aus Island.

Von jeher hat jene mächtige Insel Island oder Eisland, welche, von Fjorden zerrissen und von mächtigen Klippen umstarrt, mit einem Flächenraum von zirka 1860 d. Q.-Ml. auf dem Saum des Polarkreises mitten im nordatlantischen Ozean sich erhebt, die Aufmerksamkeit der Forscher wie der Laien auf sich gezogen. Island gehört seiner politischen Einteilung nach zu Europa, seiner natürlichen Beschaffenheit gemäß jedoch zu Amerika, da es der Küste von Grönland um 600 Km. näher ist als derjenigen von Norwegen. Seiner geognostischen Beschaffenheit nach steht Island als Insel in unserer heutigen Schöpfung beinahe einzig da, denn die Hauptmasse der Insel ist ein Hochplateau von 650 bis 980 m. Meereshöhe, in welchem die Grenze des ewigen Schnees schon mit etwa 700 m. Meereshohe beginnt, während sich nur an wenigen Stellen ein flacher Küstenstrich um den Fuß jenes Hochplateau's lagert oder in langen flachen Zungen zwischen dessen Vorberge hinein erstreckt, aus jenem Hochplateau aber eine Menge höherer Berge, teils Vulkane, teils in einen ewigen Mantel von Gletschern, Schnee und Eis gehüllter Kegel und Ketten sich erheben, welche nur die Ueberbleibsel der noch weit ausgedehnteren Gletscherwelt sind, die einst vor den gewaltigen Veränderungen der sogenannten Eiszeit die ganze, damals offenbar noch höhere und mit noch breiterer Basis versehene Insel aus dem Meere erhob. Aus den starren Eisfluten dieses Gletschermeeres ragen auf Island im ganzen 29 Vulkane, unter denen sieben noch heutzutage thätig und gewissermaßen die Schlote und Sicherheits-Ventile für den ungeheuren Herd vulkanischer Thätigkeit sind, welche dort im Schooß der Erde ruht. Dieses wunderbare Nebeneinander der eisigen Oede der Polarwelt und der noch immer thätigen vulkanischen Gewalten, diese „Flammen unter Eis", bilden eine der wunderbarsten und eigenartigsten Eigentümlichkeiten von Island und haben Land und Leuten, der organischen Natur, der Landschaft und dem geselligen Leben jenen Stempel von Originalität aufgedrückt, welcher den Besuch der Insel so lehrreich und lohnend macht. Die noch vorhandenen Zeugen und Aeußerungen der noch thätigen vulkanischen Kräfte sind jene warmen stehenden Gewässer oder Laugar, jene heißen sprudelnden Quellen oder Hverar, jene heißen intermittierenden Springquellen oder Geiser, jene Schlammvulkane und großen Seebecken, welche die in ihrer Art beinahe einzigen Eigentümlichkeiten Islands sind und zu

der Gesamtbildung und Stimmung seines landschaftlichen Charakters ebenso sehr mitwirken, als die unabsehbaren zerrissenen Lavafelder oder Hrauns, die wellenförmigen, abwechselnd mit Steingeröll und dünnen Rasen bedeckten Hochebenen oder Heidi, und die niedrigeren Flächen und Oedungen, die, meist nach einer Richtung sich ausdehnend, ein Wirrsal von Steinbänken, Schuttflächen und sumpfigen Stellen und Mooren bilden und die unwirtlichen sogenannten Hauls bilden.

Diese wild romantische düstere großartige Natur mit eigentümlichem, ozeanischem Klima, nämlich mit milden Wintern und kühlen Sommern, das in den Niederungen feucht, voll Nebel und Stürme ist und auf den Höhen in ein erstarrendes Polarklima übergeht, hat natürlich auch dem ganzen Leben der Pflanzen- und Tierwelt und des Menschen ihren eigenartigen Stempel aufgeprägt. Die Zustände der Isländer, dieser unvermischtesten aller Germanen vom skandinavischen Stamm, haben eine Ursprünglichkeit und jugendliche Kraft und Frische bewahrt, wie sie nur bei wenigen anderen Volksstämmen Europa's noch gefunden werden, und die anschauliche Bekanntschaft mit diesen Zuständen ist neben dem Studium jener großartig ernsten Natur keiner der geringsten Reize für den Europäer aus den südlicheren Ländern des Kontinents, wenn er die nun unter dänischer Herrschaft stehende Insel besucht.

Einer der jüngsten Reisenden auf Island, welche ihre Anschauungen der namentlich auch von deutschen Gelehrten oft besuchten und beschriebenen Inseln in einem Buche niedergelegt haben, ist der englische Kapitän Richard F. Burton, einer der bedeutendsten Forschungs-Reisenden der Gegenwart. Sein zweibändiges, im vorigen Jahre erschienenes Buch heißt: „Ultima Thule: ein Sommer in Island", und steht in keiner Weise den ausgezeichneten Berichten nach, welche Kapitän Burton uns über seine früheren Reisen nach Mekka und Medina, nach dem Somalilande und Zentral-Afrika u. s. w. gegeben hat, und wir entlehnen seinem neuesten Buche daher mit Vergnügen einige seiner interessanten Beobachtungen.

Kapitän Burton landete auf Island natürlich in der Hauptstadt Reykjavik, denn die Insel hat überhaupt nur wenige gute und sichere Hafenplätze. Reykjavik ist ein Ort, welcher in Anbetracht seiner fernen, weltabliegenden Position seit einem halben Jahrhundert einen ungemeinen Fortschritt und eine seltene Entwicklung bekundet. Vor 70 Jahren kaum mehr als ein Fischerdorf mit etwa 700 Einwohnern, kann es nun für einen der manchen nordeuropäischen Handelshäfen gelten, denn seine Einwohnerzahl belief sich bei der letzten Volkszählung von 1870 auf 2024 Seelen, zu denen während der alljährlichen Messe dann ungefähr noch weitere 500 kommen. Die Stadt ist auf beiden Seiten eines kleinen, allmählich ansteigenden Uferthales erbaut, an dessen Sohle ein Bach hinfließt, der den Ablauf oder Ueberlauf des Tjorn, eines südwärts gelegenen kleinen Sees von etwa 900 m. Länge und 450 m. Breite bildet. Die Straßen sind meist sehr gut und zweckmäßig angelegt, gerade, breit, macadamisiert, nur leider nicht sehr reinlich gehalten, denn die Gossen und Abzugskanäle dürfen lange Zeit ungereinigt bleiben, und die Ansammlung von Abfällen und Unrath aller Art, namentlich von der Menge Fische, welche ein Hauptnahrungsmittel der Einwohner bilden, schwängert die Atmosphäre der Stadt mit einem abscheulichen Geruch, wie von faulen Fischen, gegen welchen die Einwohner ganz unempfindlich geworden zu sein scheinen. Die Häuser sind dagegen unordentlich und unregelmäßig gebaut und bestehen hauptsächlich aus einem gezimmerten leichten Fachwerk von Balken, welches mit Basaltstücken und einem von dunklem Sande blau aussehenden Mörtel ausgemauert ist, über welchen dann Wetterbretter genagelt sind. Fast jedes Haus hat seinen kleinen sorgfältig gepflegten Garten, worin Gemüse, die härter blühenden Sommergewächse und Obstarten gezogen werden. In dieser Hinsicht haben die Isländer ungemeine Fortschritte gemacht, denn vor 1810 kannte man in Reykjavik weder einen Garten noch ein Gemüse oder einen Obstbaum, sondern das einzige auf der Insel vorkommende Obst waren die in Menge wildwachsenden Heidelbeeren, die aber erst im September zum Genusse reif werden. Der eigentümlichste Teil der Stadt ist das Quartier, welches von den sogenannten Tomthusmen, den Leerhausmännern, bewohnt wird, welche ihren sonderbaren Namen davon haben, daß sie sich vorwiegend mit dem Fischfang befassen und daher meist auf demselben abwesend sind. Diese halben Meeresnomaden bilden weitaus den größten Teil der Stadtbevölkerung und ihre Wohnungen sind ihrer Bauart nach ein Mittelding zwischen irischer Lehmhütte, amerikanischem Blockhaus und erdbedeckter Eskimohütte. Ihre Gestalt ist meist die eines länglichten Vierecks, das Baumaterial sind Basaltblöcke, die Stelle des Mörtels vertreten Rasen und Torf; die Wände sind zwei bis drei Fuß tief in den Boden versenkt und haben gewöhnlich nur zwei Fenster, die je aus einer einzigen Glasscheibe bestehen, und auf den steilen, mit Rasen bedeckten Dächern wuchert hohes Gras. Diese Häuser stehen nicht in regelrechten Straßen, sondern erscheinen ganz eigentümlich zusammengeschoben, um vereint dem Wind, Regen und Schnee und allem anderen Ungemach des rauhen Klima's Trotz bieten zu können, welches namentlich durch seine steten Winde und die Häufigkeit des verheerenden, von Nebel und Staub begleiteten Wirbelwindes Mistur gekennzeichnet ist.

Reykjavik ist der gewöhnliche Ausgangspunkt für alle Ausflüge und Forschungsreisen nach dem Innern, und so machte Kapitän Burton ebenfalls von hier aus die verschiedenen Fahrten, durch welche er sich, während seines fünfmonatlichen Aufenthalts auf der Insel, vollständig mit den physischen Eigentümlichkeiten derselben, welche darum besonders der „Lieblingsort der Geologen" geworden

ist, wie mit der früheren Geschichte und mit dem heutigen Leben und Treiben der Bewohner derselben vertraut machte. Da dieses letztere unsere Leser vorzugsweise interessieren wird, so wollen wir hievon auch vorwiegend erzählen.

Die Schilderungen, welche die verschiedenen früheren Reisenden von dem National-Charakter der Isländer entworfen haben, weichen sehr von einander ab. Die einen schildern die Isländer als unfreundlich, mürrisch, eigensinnig, argwöhnisch, träge, habsüchtig und gewissenlos; andere widerlegen oder leugnen diese Anschuldigungen und nennen sie würdevoll, voll Achtung gegen das Gesetz, heiter, freimütig, fromm, genügsam, einsichtsvoll, gastlich und keinem Laster in auffallender Weise zugethan, als dem Trunke; wieder andere fanden die Isländer ernst, ruhig, höflich, von einfachen Sitten, lernbegierig, gottesfürchtig, freiheitsliebend, aber auch fest am Alten hängend, und streitsüchtig. Die Wahrheit mag, wie immer, so auch bei diesen so widerstrebenden Schilderungen in der Mitte liegen. Auf Grund so genauer Studien des isländischen Charakters schildert Burton die Isländer als den anderen nordischen Völkern beinahe gleichend, aber infolge ihrer Isolierung mit gewissen nationalen Charakterzügen versehen, die sich bei ihnen noch deutlich erhalten haben. Die Isländer zeichnen sich durch eine gewisse Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe von ihrer Seite aus, die aber mit einem starken Mißtrauen und Argwohn gegen andere gepaart ist, und gleichen darin den Lappländern und anderen Völkern des hohen Nordens. Vergleicht man sie mit den Eingebornen Südeuropa's, so erscheinen sie als beschränkt, linkisch, von langsamer Fassungsgabe. Ihr heimisches Leben gibt ihnen wenig Anstoß zu Erfindungsgabe und Unternehmungsgeist, und sie sind daher sehr konservativ; allein im Auslande kann man sie ohne Mühe zu Ehrgeiz und Wetteifer aufstacheln. Der Isländer ist ein Mensch von „großem und starkem Gehirn", von Haus aus von langsamer und solider Denkweise, allein er ist eines hohen Grades von Erziehung und Kultur fähig. Alle die Einflüsse, welche ihn zu Hause umgeben, arbeiten wesentlich darauf hin, ihn träge und phlegmatisch zu machen; im Auslande aber findet er in sich selbst Thatkraft, Selbstvertrauen, Muth, Unternehmungsgeist. Was der Isländer vor einem Jahrhundert war, das ist er noch; es hat sich in seiner Lebensweise während der jüngsten hundert Jahre nicht das mindeste verändert. Während die übrige zivilisierte Welt mit solchen Riesenschritten vorwärts kam, ist er, durch die Gewalt der Umstände, beinahe stationär geblieben.

Bildung und Erziehung, wiewohl auf einer ziemlich niedrigen Stufe, ist auf Island ziemlich allgemein verbreitet. Beinahe jedermann kann, mehr oder weniger, lesen und schreiben; es rührt jedoch großenteils nur von der außerordentlichen Dünnheit der Bevölkerung her, daß die Leute nur mit größter Mühe sich eine bessere Bildung zu erwerben vermögen. „Gelehrsamkeit und Wissen unter den Isländern sind wie Brot in einer belagerten Stadt", sagt Kapitän Burton mit einem bekannten geflügelten Wort; „jeder Einzelne bekommt einen Mundvoll, aber keiner eine Mahlzeit, bei keinem reicht es zur Sättigung". Dies kann man jedoch noch von vielen anderen Orten als Island behaupten.

Es liegt im Klima, der Lage und der physischen Beschaffenheit des Bodens, daß neben dem Fischfang die Viehzucht für den Lebensunterhalt der Isländer am meisten Bedeutung hat. Der Reichtum Islands besteht — einige wenige Mineralien, wie Doppelspath, Chalcedon, Schwefel u. s. w., ausgenommen — hauptsächlich in seinen Grasfluren, auf denen die Rinder- und Schafheerden und die Pferde weiden. Diese tragen am wesentlichsten zum Unterhalt der Bevölkerung bei und bilden die Hauptquelle für Gewerbefleiß und Handel. Diese Grasfluren sind keine künstlich besäeten und angelegten Wiesen, sondern bestehen aus natürlichem Rasen. Das Gras auf den Heidi ist weich und dicht, erreicht eine Höhe von etwa sechs Zoll und liefert ein vortreffliches, süßes und nahrhaftes Heu. Von Kulturpflanzen gedeihen weißer Klee und Kartoffeln ziemlich gut, und ebenso auch die härteren Sorten der verschiedenen Gemüse, wie Kohl, weiße Rüben u. s. w. Die verschiedenen wiederholten Versuche, Getreide auf Island anzubauen und einzubürgern, haben fehlgeschlagen, denn der Sommer ist zu kurz und zu kühl, um Körnerfrüchte zu reifen, und nur der Strandhafer wird noch reif. Ueberdem würde die Vorbedingung des Ackerbaues, nämlich das Ebenlegen und Rigolen des Bodens, welches jedem Versuch eines Anbaues von Heidekorn, Gerste und anderem Getreide vorangehen müßte, so große Kosten erfordern, daß es die Mehrzahl der Grundbesitzer nicht erschwingen könnte. An den südwestlichen Küsten ist der Boden überhaupt wenig zum Anbau geeignet und es wohnt daher hier vorwiegend nur eine Fischerbevölkerung; die besten Bauerngehöfte und Weiden liegen an der Nordseite der Insel. Auch sind die Heimstätten der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung weithin über das Land zerstreut, bilden nirgends auch nur das kleinste Dorf und man kann überhaupt nur an der Meeresküste einige größere Gemeinden finden.

Der Betrieb des Fischfangs auf Island beschäftigt ungefähr 3500 Boote und 5000 Menschen, und das Verhältniß der Ackerbauenden zu den gewerbsmäßigen Fischern ist etwa wie zehn zu eins; allein während der zum Fischfang günstigen Jahreszeit begeben sich ganze Schaaren von Bauern nach der Küste, und die ganze Thatkraft und Teilnahme des Volkes koncentriert sich zeitweise auf die Fischerei. Dieser Erwerbszweig hat nach Kapitän Burton's Versicherung mehr als irgend etwas die Lebensweise des Volkes bestimmt und dem nationalen Leben seine Inspiration und Gestaltung gegeben. Der Fischfang in den Flüssen und Süßwasserseen gilt dem Lachs und der Forelle; der Fischfang im Meere vorwiegend

dem Kabeljau, Dorsch, Schellfisch und der Heilbutte, einer Art Haie (Hakalls) und den Walen, die bisweilen vorkommen. Die Gewässer der Westküsten, welche durch das ödeste und unwirtlichste Aussehen sich vor allen anderen Teilen der Insel auszeichnen, sind ganz besonders reich an Dorschen und besitzen vorzügliche Laichgründe. Der Fischreichtum der Flüsse, Bäche und Seen ist ungeheuer groß, namentlich an Lachsen, ausgenommen die unmittelbar von Gletscherwasser gespeisten Gewässer; aber ein regelrechter Angler würde hier mit dem Lachsfang nicht so gut zurecht kommen, wie die Eingeborenen mit ihren Netzen und Harpunen.

Die Jagd ist auf Island nicht sehr ergiebig und wird von den Einheimischen wenig ausgeübt, weil gerade in derjenigen Jahreszeit, welche für die Jagd die geeignetste wäre, alle Leute mehr als vollauf mit dem Heumachen beschäftigt sind, denn vom Juli bis zum September wandern alle, die nur irgend arbeitsfähig sind und abkommen können, sogar von der Küste aus in das Innere, um das Gras auf den Hochebenen zu schneiden und als Heu einzuheimsen. Das jagdbare Wild auf Island zählt nur wenige Arten: Polarfüchse, Renntiere, Robben (gelegentlich auch Eisbären, wenn dieselben auf dem Treibeis sich als Gäste einfinden), Schwäne, Enten, Schnepfen, Brachvögel und Schneehühner; allein die Renntiere, die seit etwa einem Jahrhundert auf Island künstlich eingeführt sind, haben sich ungeheuer vermehrt, leben auf den Heidi und den Hauls in sehr großen Rudeln und Heerden und sind dem Isländer eher lästig, weil sie so viel Gras fressen; und die Schneehühner kommen ebenfalls in großer Menge vor, werden geschossen und mit Schlingen gefangen und in gefrorenem Zustande ausgeführt als ein nicht unwichtiger Handelsartikel.

Der weibliche Teil der isländischen Bevölkerung ist außerordentlich arbeitsam und mit Geschäften überbürdet. Im Sommer spinnen die Frauen und Mädchen Wolle und Flachs, das sie dann im Winter zum Stricken und Weben verwenden. Der Webestuhl in seiner allerursprünglichsten Gestalt, wie sie bei den alten Aegyptern oder den heutigen Einwohnern von Zentral-Afrika nicht einfacher sein kann, fehlt in keinem Hause, und eine geschickte Weberin webt ihre 3 m. täglich. Im Herbst und Winter ist das Sammeln der Eiderdunen eine Lieblingsbeschäftigung beider Geschlechter, bringt aber nur höchst bescheidenen Gewinn ein, obwohl jährlich 70 bis 80 Centner Eiderdunen von Island ausgeführt werden. Andere Ausfuhrartikel sind das sogenannte isländische Moos und der schon erwähnte isländische Doppelspath (krystallisierter kohlensaurer Kalk).

Während seines Aufenthalts in Reykjavik fand unser Reisender in mehreren der angesehensten Häuser daselbst gastfreundliche Aufnahme und schildert den Umgang mit diesen Leuten als sehr gemütlich und angenehm. In den Häusern, wo er eingeführt war, sprach man Englisch und Französisch. Die alte deutsche Sitte des Zutrinkens und der Gesundheiten herrscht noch bei den isländischen Gastmählern und Familientischen in ungeschwächtem Ansehen, und man erwartet, daß der Gast sich diesem Brauche füge; er verneigt sich dann gegen die Person, deren Gesundheit er trinken will, erhebt sein Glas gegen sie, trinkt und verneigt sich wieder. Ist die Mahlzeit vorbei, so stehen alle Tischgenossen auf, verbeugen sich gegenseitig vor einander oder schütteln sich die Hände, gleichviel ob sie schon zuvor mit einander bekannt waren, und wünschen sich: „Wohl bekomm' es".

Die Volksnahrung besteht, außer Milch, Fischen, Butter, Roggen- und Haferbrod in Gestalt flacher Kuchen, vorwiegend aus Schaffleisch (denn Rindfleisch liebt der Isländer nicht und vor Schweinen hat er einen unüberwindlichen Ekel) und hie und da aus Pferdefleisch, aus Vögeln, Eier u. s. w. Renntiermoos getrocknet und zu Grütze zerrieben und dann mit Milch zu einem steifen Brei gekocht, muß oft in Ermangelung von Getreide das Brod ersetzen. Ausgepreßte dicke saure Milch (Skyr) von Rindern und Schafen und sogenannter Quarkkäse, sind eine Lieblingsspeise der Isländer. Als Getränke dienen Milch und Kaffee, neuerdings auch Thee, und vorwiegend Branntwein.

Unser Reisender besuchte natürlich auch den Hekla und die beiden Geiser, obschon dies eine abgedroschene, weil schon hundertfach beschriebene, Fahrt ist; aber ein Besuch auf Island ohne diese Sehenswürdigkeiten hieße ja, zu Rom gewesen zu sein und den Papst nicht gesehen zu haben. Kapitän Burtons Schilderung des Hekla und der Geiser unterscheidet sich von den Beschreibungen früherer Reisenden wesentlich darin, daß sie weit weniger enthusiastisch und bewundernd ist. Die meisten von uns sind seit ihren Schultagen gewohnt, diese beiden Natur-Erscheinungen unter die „Weltwunder" zu zählen, allein Kapitän Burtons nüchterne Schilderung stimmt diese Ansichten in dem Geiste des Lesers bedeutend herab. Einem Manne, der schon so viel Großartiges und Außergewöhnliches in Natur und Menschenleben gesehen hat, wie Kapitän Burton, mag erklärlicherweise dieses Naturschauspiel nicht so großartig erschienen sein, wie einem minder weit Gereisten; aber selbst seine kühlere Schilderung trägt ein deutlicheres Gepräge der Wahrheit, als die überschwänglicheren und enthusiastischeren Schilderungen anderer Reisenden und Touristen, welche Island besucht haben. Er sieht in den früheren Beschreibungen des Hekla und der Geiser nur bedeutende, wenn auch nicht absichtliche Uebertreibungen, und sagt: „Der Hekla ist in Wirklichkeit ein Berg von ziemlich gewöhnlichem Aussehen, kaum halb so hoch als der Hermon oder der Sinai und ein wahrer Zwerg im Vergleich mit den gewaltigen Piks der südamerikanischen Andes, wie sie sich einzeln und streng abgeschieden aus den Hochebenen von Chile und Peru erheben; er hat einen Umfang von etwa 5 Km., hebt sich von den Schneefeldern des Tindafjall- und Toefarjökull ab und behauptet eine

Linie am Horizont, welche wesentlich mit dem Sehwinkel wechselt, unter welchem man ihn sieht. Ein paar weiße Flecke, kleine Schneefelder oder „Wölfe" bilden den sogenannten „ewigen Schnee" an diesem noch thätigen Vulkan. Zur Rechten des Bildes erscheint der steile aber gänzlich unbedeutende Thrihyrningr, gekrönt mit seinen obersten Malzeichen, zur Linken ist der Sarosfjall mit seiner grün und schwarzen Streifung, und im Mittelpunkt der Bjolful, der westliche Stützpfeiler des ganzen Bergmassives, welches je nach den verschiedenen Gesichtspunkten unter denen man es betrachtet, abwechselnd die Gestalt eines Sattels, eines Bergrückens, und eines Elefantenkopfs mit Rüssel und Schultern annimmt". Die Besteigung des Hekla ist eine etwas zeitraubende und langweilige, aber verhältnismäßig leichte Partie, auf welcher den Kapitän Burton zwei junge Damen begleiteten. Er hatte früher von „verborgenen Abgründen", von „zu überschreitenden Spalten und Gletscherschlünden, wo ein Fehltritt oder Ausgleiten in sicheres Verderben stürzen würde", gelesen; allein er selber bemerkte keines von all diesen Schrecknissen und Hemmnissen. Er war mit der Ueberzeugung nach Island gekommen, daß die meisten von ihm früher gelesenen Schilderungen des Landes und der Natur dieser Insel auf großer Uebertreibung beruhten, so daß wir annehmen dürfen, in seinen eigenen Beschreibungen von den großartigen Natur-Erscheinungen jedenfalls volle Wahrheit ohne eine Färbung von irgend welchem Gefühl getäuschter Erwartung zu erhalten. Auch die Geiser entlockten ihm keine höhere Regung von Bewunderung als der Hekla gethan hatte. „Nichts", sagt er, „kann dürftiger sein als ihr Aussehen, namentlich für den Touristen, welcher wie gewöhnlich von Reykjavik dorthin reist; nichts lächerlicher als der Kontrast dieser Stecknadelspitze, dieses Atoms von Schwefelkiesformation, mit der riesigen Theorie, welche damit bewiesen werden sollte, nämlich von dem feurigflüssigen Zentralkern der Erde, diesem nun veralteten Traum der klassischen Naturforscher und berühmter Akademiker; nichts merkwürdiger als der Kontrast zwischen Natur und Kunst, zwischen dem was wir im wirklichen Leben sehen, und demjenigen was wir in den Beschreibungen und Illustrationen der Reisenden finden."

Wenn nun aber Kapitän Burton, welcher schon den Libanon, Hermon und Sinai, die Gebirge von Abessynien, die südamerikanischen Andes mit ihren Dutzenden von Vulkanen und die vulkanischen Gegenden von Neuseeland und der Yellowstone-Region in Nordamerika selbst gesehen hat, in seinen Urteilen über einzelne Naturerscheinungen auf Island von seinen Vorgängern abweicht und dieselben kühler behandelt, so können wir ihm dafür nur danken, denn alle Unwahrheit und Uebertreibung in der Wissenschaft schadet nur. Er setzt die Großartigkeit der übrigen Natur von Island durch diese zahmeren Beschreibungen vom Hekla und den Geisern durchaus nicht herunter, sondern er gesteht, daß er manches auf Island gefunden, was seine Bewunderung in hohem Grade erregt hat. Hierunter gehören der Vatnajökull, einer der bedeutendsten von den anderen noch thätigen Vulkanen der Insel (welcher bekanntlich erst im Winter und Frühjahr 1875 wieder einen Ausbruch gezeigt hat) und die eigentliche Hochgebirgswelt der Insel. Von ganz besonders tiefem Eindruck und furchtbarer Mächtigkeit aber sind vornehmlich jene gewaltigen öden Lavamassen der Hrauns, jene Ablagerungen von Basalten und Laven in beinahe horizontalen und unabsehbaren Schichten von 3 bis über 6 m. Mächtigkeit, welche weitaus den größten Teil der Bodenfläche der Insel bedecken und ihr den Charakter der starren Unwirtlichkeit aufdrücken; denn einige Vogelarten ausgenommen, flieht selbst das Tierleben diese unwohnlichen Strecken, über welche die kleinen großköpfigen isländischen Pferde, das einzige Reisemittel auf der Insel, mühsam mit ihren Reitern und Päcken hinwegklettern. Von der wilden Großartigkeit dieser Lavamassen vermag man sich einen Begriff zu machen aus der Thatsache, daß der einzige Lavastrom, welchen der erloschene feuerspeiende Berg Herdubreid (in der nördlichen Vulkangruppe) ausgestoßen hat, heutzutage eine Bodenfläche von 2750 Q.-Km. oder mehr als 50 geogr. Q.-Ml. bedeckt.

Das Interessanteste für den Menschen in einem fernen Lande ist aber immer der Mensch selbst mit seinen Zuständen, und in dieser Hinsicht verdient Island eine ganz besondere Beachtung. Es ist ein merkwürdig hartes und rauhes Leben, welches der Bewohner von Island inmitten dieser öden und kahlen Natur führt. Kein freundliches Grün des Baumschlags, kein labender kühler Schatten erquickt ihn in seinem kurzen heißen Sommer, worin der längste Tag 20 bis 21 Stunden währt und es vom Mai bis September beinahe keine Nacht mehr gibt, aber auch nur höchst selten Gewitter, welche die Atmosphäre abkühlen, den Staub legen und die Schwärme von Stechmücken vertreiben, die namentlich in der Nähe der Seen eine Landplage sind. Im Winter dagegen herrschen jene fürchterlichen verheerenden Stürme, wie der schon erwähnte Mistur, anhaltende furchtbar heftige Winde aus Ost und Nord, welche Menschen und beladene Saumpferde niederwerfen und das Meer fast in seinen Tiefen aufwühlen und zu Staubwolken aufpeitschen, die bald als Nebel, bald als Schneestaub und Reif niederfallen und den davon betroffenen Wanderer an Leib und Leben gefährden.

Nichts ist trauriger und trostloser als der Winter in Island, zumal während derartiger Stürme, welche die Atmosphäre verdunkeln. Der kürzeste Tag währt vier Stunden, die längste Nacht auf der Nordseite der Insel eine volle Woche und die Weihnachtszeit ist dann buchstäblich eine Nachtzeit. Die herrschenden Nebel benehmen dann dem Winter seine Schönheiten und namentlich den Winternächten ihren eigentümlichen Glanz von Mond und Sternen, deren mildes Funkeln in den Krystallen von Eis und Schnee sich flimmernd spiegelt, und die Glorie der

häufigen Nordlichter mit ihrem zauberischen Leuchten von gelben, roten und grünen Lichtstrahlen und Gluten. Die Menschen drängen sich dann in ihre schmutzigen und dumpfigen Wohnungen zusammen und vegetieren nur, denn einzig die wenigen Reichen können sich den Luxus einer bedingten Geselligkeit erlauben. Man kann sich nichts ärmlicheres und entsagungsvolleres denken, als das Dasein der Bewohner von Island, die doch an Kultur bedeutend über den Wilden stehen, aber an Behaglichkeiten fast ärmer sind als die nomadischen Indianerstämme des polaren Nordamerika und die Eskimos. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Schafzucht, ihr wichtigstes Haustier das einheimische vierhörnige Schaf, welches ein treffliches Fleisch und eine gute Wolle liefert und so unentbehrlich für den menschlichen Haushalt ist, daß man beinahe auf jedem Bauerngehöfte mindestens 80 Stücke trifft, welche im Sommer frei auf den Hochebenen weiden, im Winter zu Hause sind und gefüttert werden müssen, aber jeden Tag ins Freie geführt werden. Die Wolle und die Felle dieser Schafe bilden die vorwiegenden Ausfuhrartikel, aber die Zahl der Schafe, zu Anfang der fünfziger Jahre ungefähr 520,000 Stücke im ganzen, ist nun auf kaum 400,000 heruntergesunken durch strenge Winter, Futtermangel und Viehseuchen. Die Handarbeit ist auf Island wohlfeil, aber die Verarbeitung der Wolle lohnt dort nicht, und somit wird Island niemals Gewerbsamkeit neben der Viehzucht haben. Die Viehzucht jedoch, namentlich auf solch unwirtlichem Boden und in einem solch hochnordischen Klima, erfordert weite Landstriche, und so ist Island trotz seiner so dünnen Besiedelung (etwa 90 bis 91 Menschen auf der geographischen Quadrat-Meile) teilweise schon jetzt zu dicht bevölkert für diesen kargen Boden, und es ist daher ein Glück, daß die Bevölkerung nicht so rasch zunimmt, wie in anderen südlicheren Ländern. An diesem geringen, kaum wahrnehmbaren Zuwachs, der in manchen Jahren sogar in Rückgang sich verkehrt, sind die natürlichen klimatischen Verhältnisse, die zerstörenden Naturereignisse wie Stürme, vulkanische Eruptionen, häufige Seuchen (besonders unter Kindern), Mißwachs und Hungersnöten, ungesunde Lebensweise und stehende örtliche Krankheiten, wie Leberwurm, Maulsperre, Genickkrampf u. s. w. schuldig. Kapitän Burton hat daher auf diese Zustände sein besonderes Augenmerk gerichtet, und die Ursachen genau untersucht, welche die Bevölkerung dieser Insel in ihrer Entwicklung hemmen. Abgesehen davon, daß Island vom Mutterland Dänemark aus ziemlich stiefmütterlich regiert wird, sollten, um eine künftige bessere Entwicklung Islands herbeizuführen und zu unterstützen, folgende Wege eingeschlagen werden: ein geregelterer und häufigerer Verkehr der Insel mit der übrigen Welt, nachdem seit 1873 ein Postwesen auf der Insel selbst eingeführt ist; die Erbauung einiger Hauptstraßen, die Ausbeutung der isländischen Schwefelgruben, die gründliche Reform und Verbesserung des dermalen üblichen Fischereibetriebs auf Island und der hiezu erforderlichen Geräte; sowie endlich die Beförderung und Ausdehnung der Auswanderung. In vielen Gegenden ist die Bevölkerung schon jetzt zu dicht im Verhältnis zu der Ertragsfähigkeit des Bodens und dadurch das Auskommen, namentlich der Familien, erschwert. Die Isländer würden bei ihrer Genügsamkeit in jedem Lande ihr Auskommen finden, wie z. B. in Labrador und im Hudsonsbay-Gebiet in Nordamerika, und scheinen der Auswanderung auch nicht abhold zu sein, werden aber von den Regierungsbehörden in Reykjavik daran beinahe gehindert. Auch viele einheimische Männer von Bildung, wie der gelehrte Dr. Hjaltalin u. a. m., befürworten die Auswanderung der Isländer, namentlich nach Kanada und Neuseeland. Die Anlegung von Straßenlinien ist ebenfalls ein Gebot der Notwendigkeit; dermalen muß jeder Bauer seine 10 bis 12 Pferde halten, um auf diesen Saumtieren seine Produkte an Wolle, Talg, Fellen, gesalzenem Fleisch u. s. w. an den Handelsplatz zu bringen und seine Lebensbedürfnisse an Korn, Zucker, Kaffee, Eisen, Holz u. s. w. dafür nach Hause zu schaffen. Auf einer gebahnten Straße würde er im Wagen und noch mehr im Schlitten, der ja volle sieben Monate des Jahres hindurch gebraucht werden kann, mit zwei Pferden mehr von der Stelle schaffen, als mit zwölf Saumtieren, die, wie spärlich sie auch ernährt werden, doch die Nährstoffe für den Unterhalt von mindestens ebenso viel Menschen absorbieren.

Wie wir denn auch dieses Ultima Thule der europäischen Zivilisation betrachten mögen, es ergibt sich daraus, daß Island unter allen Gesichtspunkten unseres Interesses würdig ist und namentlich noch häufiger als bisher von Touristen und Sommergästen aus dem Süden besucht zu werden verdient. Der Naturfreund, der Maler, der Jäger, der Geolog, der Naturforscher wird hier eine reiche Ausbeute an interessanten und lehrreichen Anschauungen finden und Land und Leute von ganz besonderer Eigenart kennen lernen. Die Gelegenheit zu einem Besuch auf Island ist nun wesentlich erleichtert, denn seit 1870 hat die dänische Regierung eine regelmäßige Dampfschifffahrts-Verbindung zwischen Kopenhagen und Reykjavik eingerichtet und läßt vom März bis September alljährlich 7 oder sogar 9 Dampfschiffe an bestimmten Tagen hin- und hergehen, welche auf der Fahrt den Hafen von Leith, die Shetlands-Inseln und die Färöer berühren und den ganzen Kurs hin oder her in neun bis zehn Tagen zurücklegen. Auf der Insel selbst aber ist durch die einheimische Gastfreundschaft dem Fremden das Reisen sehr erleichtert.

Rußland nach Th. von Bayer*.

Besprochen von Dr. Ed. Petri.

(Schluß.)

Nach dem Besuche in der Kalmücken-Niederlassung, dem Chutan, schwangen unsere Reisenden sich wieder auf

ihr stoßendes Fuhrwerk und steuerten dem Churule, dem lamaistischen Tempel, zu. Nun ging's wieder durch die einförmige, baumlose Steppe, mitunter sogar querfeldein. „Endlich wie auf großen Gewässern in der Ferne zuerst die Masten oder Kamine der Schiffe sichtbar werden, so kam, hier jedoch durch eine Terrainwelle hervorgerufen, am Horizont vor allem ein Turm zum Vorschein, ein höchst phantastisches Ding, und dann schob sich langsam, scheinbar aus dem Boden heraus, der ganze Körper eines oder vielmehr zweier Tempel nach. Was sich den Blicken darbot, waren so eigentümlich bizarre Gebäude ostmongolischen Stiles, daß wir uns ganz nach China versetzt wähnen konnten und uns nachdrücklich vorsagen mußten, daß wir noch in Europa seien."

Es waren dies rechteckige, aus Holz ausgeführte Gebäude mit aufgestülpten Dächern, auf denen wieder Türmchen, ebenfalls mit aufgebogenen Dachrändern, saßen; da wo sich die Dachkanten zu den nach aufwärts schauenden Spitzen vereinigten, sowie auf dem Mittelpunkt der Dächer waren fetischartige Holzpritschen aufgestellt, welche fratzenhaft in die Lüfte ragten; vielleicht gab es unter ihnen auch die bekannten Betmaschinen. Um die Tempel herum waren regellos verstreut die Kibitken der „Gelungen" (Priester) und ihre auf Pfählen ruhenden Winterhäuser aus Holz.[1]

Die Ankunft der Fremden, der Damen, „der ersten europäischen Damen, welche den Weg bis zu ihnen gefunden hatten," brachte die im Zölibat lebende Priesterkolonie in nicht geringe Verwirrung. Immerhin oder vielleicht gerade darum wurden die Reisenden doch mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen und in die elegante und reinliche Kibitke des Gelungältesten hineingeführt. Mit letzterem, der in Petersburg studiert hatte, und den übrigen Gelungen, die alle mehr oder weniger des Russischen mächtig waren, entspannte sich „kein allzu stockendes Gespräch auf Russisch." Es wurde ein unter aller Kritik schlechtes Gebräu, vermutlich „Arjan" (Kuhmilchkwaß), und daraufhin guter russischer Thee gereicht. Die Gelungen tranken übrigens den Thee nicht, da sie den sogenannten Ziegelthee zu trinken gewohnt sind. Da nun der Kosake, der Rosselenker der Reisenden, sie als Preußen vorgestellt hatte, was ihm offenbar geläufiger schien als Deutsche, so führte sie der Gelungälteste in seine äußerst einfache, aber reinliche Winterwohnung, wo er ihnen mit sichtlicher Befriedigung das inmitten der Porträte anderer Potentaten hängende Bild des Deutschen Kaisers zeigen konnte. Der Kosak verstand es aber auch den Aeltesten soweit zu bringen, daß er nach einigem Zögern mit der Erlaubnis zum Besuche der Tempel herausrückte.

Der größere Tempel, zu dem wie zu dem kleineren eine hölzerne Freitreppe hinaufführte, zerfiel in drei rechteckige Räume. In dem Raum zur rechten Hand wurde Betstunde für die Priesterkandidaten gehalten, die in zwei Reihen mit gekreuzten Beinen am Boden hockten und sich gegenseitig das Gesicht zuwandten. Am Altar, am andern Ende des Raumes saß ein alter Priester, der die Zeremonie zu leiten schien. Die junge Schar saß wie traumbefangen und so unbeweglich, daß man sie selbst für Götzen hätte ansehen können. Sie schenkten den Ankömmlingen keinen Blick und murmelten ohne die geringste Modulation ihre Gebete weiter fort. „Es war geisteststötend zum Ansehen, einschläfernd zum Hören." Die folgenden Betsäle sahen so ziemlich gleich aus. An den Wänden hingen landkartenähnliche Streifen von Reispapier, mit bizarren Götterbildern bemalt, wie sie übrigens auch in der Priesterkibitke zu sehen waren. Dem Eingang gegenüber stand der in Stufen geteilte Altar, auf der obersten Stufe desselben die heiligen Statuen, in der Mitte das Bild Sakjamunis, zu beiden Seiten vor ihm Sonchaba und Mansuchari. Auf der unteren Stufe, dem eigentlichen Opfertisch, befanden sich die in einer Reihe aufgestellten „Zögäzä" oder kleineren Metallschalen mit Wasser, Oel, getrockneten Früchten, Getreidekörnern gefüllt — die Opferspenden. Fernerhin waren hier noch die unvermeidlichen silbernen Blumen in silbernem Topfe zu sehen, die Lotos- oder Padmablume, eines der acht, die Tugenden des Buddha sinnbildenden Altarstücke. Beim Götzendienst und bei großen Festen brennen auf den Altären eine Unzahl Kerzen. Nebstdem fiel in dem mittleren und dem linken Betsal noch manch' anderer Gegenstand in's Auge: ein großer Sonnenschirm an langem Stiele, der während der Zeremonien gedreht wird; in der Ecke des mittleren Raumes stand die Religionspauke, eine große flache Trommel mit hölzernem Klöpfel; auf den Sitzen der Priester im linken Gemach, auf niedrigen Bänken, lagen die zierlichen kleinen Priesterglocken, die bei Gebeten ꝛc. fleißig bewegt werden, wobei die andere Hand des läutenden Priesters den hier ebenfalls vorhandenen „Otschir", einen schön ziselierten priesterlichen Zepter, zu halten hat. Der kleinere Churul hatte nur einen, dafür sehr reich ausgestatteten Raum, in welchem sich unter anderem eine vergoldete Buddhastatue befand. Auffallend war in diesem Tempel ein reichverziertes Himmelbett mit Vorhängen, rechts vom Altar. „Dies Bett", sagt die Verfasserin, „soll, vorausgesetzt, daß wir das mangelhafte Russisch des begleitenden Gelung recht verstanden haben, dem vornehmsten Priester als Sterbe- oder Paradebett dienen." Auf dem Bette lag ein eleganter farbiger Ornat und eine einer Narrenkappe nicht ganz unähnliche Kopfbedeckung, „die Ooli-Malachai- oder Kirgmütze, ein gelbes kreisförmiges Stirnband mit Kopf, aus welch' ersterem fünf nach aufwärts gebogene, symbolische Spitzen aufschießen, indessen bunte Bänder rückwärts und zu beiden Seiten daran herabhängen." Diese Mütze wird vom Bakschi (Oberpriester) bei dem feierlichen Akte der Verbrennung seines Vorfahren aufgesetzt.

[1] Unter den dem Werke beigegebenen Abbildungen befindet sich eine Abbildung der erwähnten Tempel nach einer Neuaufnahme der Verfasserin.

Verbrannt werden übrigens nur die verstorbenen Gelungältesten und die Kalmücken, die angeblich im Besitze übernatürlicher Kräfte standen (auch die vornehmen Kalmücken). Die sonstigen Leichen werden (richtiger wurden, da die Kalmücken in der Ausübung dieses Brauches gegenwärtig stark behindert werden) in's Wasser geworfen oder in der Steppe ausgesetzt. Ueber der Asche der verehrten Leiche wird eine „Zaza", ein hochragender Holzbau, eine Art Kapelle errichtet, zu welcher die Gläubigen zu pilgern pflegen. Etwa hundert Schritt von dem Churul fanden sich zwei solcher Kapellen. Zu unterst bestanden sie aus einem großen Parallelepiped, in welchem auf der Südseite eine durch einen hölzernen Laden verschlossene Fensteröffnung angebracht war; durch diese Oeffnung werden die Spenden hineingeworfen: Kupfermünzen, Zeuglappen, „Baling" (Thonkegel). Oberhalb des Opferkastens erhob sich eine Holzkugel, die ein Loch hatte und von der aus eine spitze, vollständig hohle und nur aus Stäben zusammengestellte Pyramide weit emporragte.

Nur allzubald mußten unsere Reisenden den Churul verlassen, da sie sich dessen wohl gewärtig sein durften, daß ihr Zigeuner, der Rosselenker von der Eisenbahnstation Schachtnaja her, auch ohne sie fortfahren könnte, da er ja nicht länger als bis Mittag warten wollte. Der Gelungältesteste nahm herzlichen Abschied von ihnen und schenkte ihnen seine Photographie. In Martaïjnowka war der Zigeuner glücklicherweise noch anwesend, ja er befand sich sogar in seinem rechten Element — auf dem inzwischen in Gang gekommenen Pferdemarkt. Bald darauf ging's wieder durch die Steppe nach Schachtnaja zurück, wobei unsere Reisenden nicht nur all' die Genüsse einer Steppenfahrt und einer Nacht unter freiem Himmel in der Steppe durchzukosten hatten — „es war das die Poesie der Unendlichkeit über uns, der Unendlichkeit um uns!" sagt die Verfasserin treffend — sondern auch all' die kleinlichen Unannehmlichkeiten einer solchen Reise, die im Moment so peinlich, späterhin aber um so ergötzlicher erscheinen. Ja unsere Reisenden bekamen sogar etwas von der unleugbar höchst fatalen Empfindung zu verspüren, die sich jedes Forschungsreisenden mehr oder weniger bemächtigt, der seine erste Nacht, fern von allen Menschen, „mutterseelenallein, hülflos in dem Grasmeere ausgesetzt," sagt unsere Verfasserin, in Gesellschaft von durchaus unzuverlässigen Begleitern verbringt. Es ist das sozusagen das erste Treffen, das ja nie ohne Nervosität abgeht. . . . . Ja zu guter Letzt mußten die Reisenden noch in Schachtnaja, als sie die Zeit zum Aufbruch zur Eisenbahnstation verschliefen und der bestellte Wagen nicht eintraf, einen gutmütigen Milchmann in Anspruch nehmen, der seine Milchkübel vom Wagen ablud, und die Damen auf seinem rasselnden Gefährt noch glücklich vor Abgang des Zuges auf die Eisenbahnstation brachte.

Die Reise ging nun weiter nach der Krim. Nochmals wurde Nowotscherkaßk berührt, dann Roßtow am Don, „der wichtigste Platz für den ganzen inländischen Handel Südostrußlands." Weiterhin ging's über Taganrog, das seinen gefährlichen Rivalen in Bezug auf den Handel in dem immer mehr aufkommenden Roßtow findet. Bald nach der Station Charzüjskaja wurde das Gouvernement Jekaterinoslaw betreten, das erste der vier südrussischen Gouvernements. „Was in wenig mehr denn hundert Jahren in diesen ausgedehnten Ländereien in kultureller Beziehung durch Rußland geleistet wurde, ist staunenswert", sagt die Verfasserin mit Recht, indem sie die ökonomischen Zustände dieser Gebiete charakterisiert. Südrußland und der Dnjepr mit der Insel Chortiza, dem einstigen Hauptsitz der Saporoger Kosaken, führen unsere Verfasserin zu interessanten Bemerkungen über den Ursprung und die Geschichte des Kosakenwesens.

Bald darauf wurde auch das durch seine Viehzucht, namentlich Schafzucht, und durch die Naturschönheiten seiner Südküsten bekannte Gouvernement Taurien betreten. Von Interesse sind die Ausführungen der Verfasserin über die deutschen Kolonien in Rußland, die sie an die deutschen Kolonie der Krim knüpft. Wie objektiv und typisch charakterisiert uns die Verfasserin den Eindruck, den die wohlhabenden und wohlgeordneten deutschen Kolonien inmitten der weder in einer, noch in der anderen Beziehung irgendwie bemerkbaren russischen Dörfer machen. „Aber einer Wahrnehmung konnten wir uns trotz des uns überkommenden patriotischen Stolzes und heimischen Gefühles nicht erwehren", lesen wir; „all' die Sauberkeit und der sich überall äußernde Ordnungssinn wirkten vom künstlerischen Standpunkte aus ungemein nüchtern und plump im Vergleich zu den stroh- oder holzgedeckten Häuschen der Russen mit ihren vorspringenden Dächern und zu den malerischen Teljägen und Troiken mit ihrer Gabeldeichsel, Duga und dem unermüdlichen Glöckchen. Gerade hier, so unmittelbar neben einander gestellt, ließ sich der Unterschied zwischen den Bauten und Gerätschaften beider Nationen besser beurteilen als sonst irgendwo." Die Zwecke, welche Rußland bei der Hereinberufung deutscher Kolonisten im Auge hatte, die Kolonisation des Landes und die Gewinnung desselben für die Kultur, sind vollauf erfüllt worden. Bemerkenswert ist es, daß die deutschen Kolonisten ihre Nationalität bewahrt haben, währenddem die griechischen Ansiedler z. B. von den Russen assimiliert werden. Auch mit den krim'schen Tataren, die den Russen gegenüber gewissermassen für die eingeborene Bevölkerung der Halbinsel Krim gelten dürfen, steht es schlimm. Nicht nur, daß die Auswanderung unter ihnen stark aufgeräumt hat, sie werden, was wir noch hinzufügen wollen, namentlich durch die einwandernden russischen Elemente hart bedrängt und verdrängt.

Die Krim mit all' ihren Naturwundern, ihren historischen Reminiszenzen und ihren ethnologischen Problemen zu schildern, ist eine schwierige Sache. Noch schwieriger ist's, über eine derartige gedrängte und inhaltsreiche Schil-

derung, wie wir sie hier vor uns haben, ein kurzes und erschöpfendes Referat zu geben. Wir wollen darum von dem Recht des Referenten, den Leser auf das Werk zurückzuweisen, Gebrauch machen. Wir beschränken uns lediglich auf die Bemerkung, daß die Schilderungen der Krim, enthalten im 14., 15. und teilweise im 13. Kapitel, ein detailliert ausgearbeitetes, kleines Gemälde für sich bilden. Es kommen aber auf den erwähnten Seiten nicht nur die malerischen Eindrücke und die wissenschaftlich interessanten Fragen, die die Krim bietet, zur Darstellung, es werden in üblichster Weise auch zahlreiche und wertvolle Mitteilungen über rein praktische, ökonomische Angelegenheiten und über das Volksleben eingeflochten. Von Interesse sind die Bemerkungen über Sebastopol, sehr fein ausgeführt die Schilderungen von Bachtschi-Sarai.

In dem wunderbar gelegenen und eleganten Kur- und Badeort der Südküste der Krim, in Jalta, bestiegen die Reisenden ein mit allem Komfort eingerichtetes Dampfschiff, um nach Odessa zu gelangen. Odessa ist einer der bedeutendsten Handelspunkte für Rußland (namentlich für Getreideexport), besitzt eine bemerkenswerte Industrie und ein reges geistiges Leben. Die Stadt hat nicht den ausgesprochen russischen Charakter der sonstigen Städte Rußlands, ist schön und elegant und wird von den Odessaern wenigstens für vornehmer gehalten als Petersburg.

Das auf dem Wege von Odessa nach Kiew so zahlreich hervortretende jüdische Element führt unsere Verfasserin auf die russische Judenfrage. Das Urteil, das sie über die russischen Juden fällt, ist recht hart: „Sie sind eine entschiedene Landplage für Westrußland", „die ackerbautreibende russische Bevölkerung ist ihnen gänzlich preisgegeben und seufzt unter ihrem Druck" ... 2c. Andererseits wird übrigens anerkannt, daß die Juden Handel und Wandel selbst in die entlegensten Ortschaften bringen, daß sie „alle fleißig, einige auch rechtschaffen sind", daß ihre Handwerker besser und billiger arbeiten als ihre christlichen Standesgenossen u. dgl. m. Zu empfehlen wäre es bei der Betrachtung dieser ungemein schwierigen Frage, zwei Punkte nicht aus dem Auge zu lassen: Für's erste wird nur gar zu vieles, was seinen Ursprung in den allgemeinen ethnologischen, historischen und ökonomischen Verhältnissen findet, von vornherein als Resultat der jüdischen Ausbeuterei erklärt; zweitens aber ist auch die schwierige Ausnahmestellung zu berücksichtigen, in welcher sich die in wenigen Gouvernements zusammengepferchten und in ihrer Thätigkeit so sehr eingeschränkten Juden befinden. Die Bemerkung der Verfasserin über die fehlgeschlagenen Versuche, die Juden in Ackerbau-Kolonien unterzubringen, kann hier keineswegs den Ausschlag geben, namentlich wenn man, ganz abgesehen von der Geschichte der betreffenden Kolonien, die nichts weniger als verlockende Lage der russischen ackerbautreibenden Bevölkerung berücksichtigt.

Kiew, die uralte heilige Russenstadt, einst die bedeutendste Stadt Osteuropa's nach Konstantinopel, bot unserer Reisenden manchen Genuß. Viel bemerkenswertes bietet die alte Geschichte der Stadt, über welche uns die Verfasserin eine gedrängte Uebersicht gibt, das berühmte Kloster, die Petscherskaja Lawra mit ihren interessanten Katakomben, und auch die malerische und eigenartige Stadt selber. Treffend ist übrigens die Charakteristik der kirchlichen Architektonik von Kiew. „Jemand, der die architektonischen Herrlichkeiten Moskau's schon geschaut", sagt unsere Verfasserin, „wird sich nimmermehr an den Bauten Kiews erfreuen, da der an allen Kirchen letztgenannter Stadt sich äußernde Rokokostyl so ziemlich mit den reinen Formen vor allem der Moskauer Kremlkirche kontrastiert. An Stelle der Zwiebelkuppeln sind hier überall zopfige, kuppelartige, höchst geschmacklose Türme getreten und an Stelle der vornehmen, einfachen, aber bemalten Kircheninnern von Rokoko und Reichtum strotzende Kirchenwände."

Nun ging es aber rasch der Grenze zu. Da liegt Berditschew, „die zweitgrößte Judenstadt Europa's", da beginnt das Gouvernement Wolhynien, — jetzt gibt's noch einen mehrstündigen Aufenthalt in der Kreuzungsstation Idolbunowo, dann folgt auch bald Radsiwilow, die russische Grenzstation. Die Pässe werden der Revision unterzogen .... und eine halbe Stunde später wird die russische Grenze überschritten.

Es war gerade Sonnenuntergang. „Am wolkenlosen Firmamente versank das leuchtende Tagesgestirn zögernd hinter einem dunklen Nadelwalde, und rötlich vergoldet schimmerten die schlanken Föhrenstämme, von seinen letzten Strahlen getroffen. Es war ein schönes, friedvolles Stimmungsbild, der Abschiedsgruß des „heiligen Rußlands." Und wir sagten ihm Lebewohl mit dem lebhaftesten Wunsche eines baldigen Wiedersehens, ein Wunsch, welcher bis jetzt leider wenig Aussicht auf Erfüllung hat." Einige flüchtige Reminiszenzen noch, die Galizien und die slawischen Völkergruppen in Oesterreich hervorriefen, dieselben Erscheinungen, die noch vor wenigen Wochen unseren Reisenden als die ersten Vorläufer des großen Slawenvolkes entgegengetreten waren — und die Reise, „lehrreich und genußreich wie wenig andere", war beschlossen.

Auch wir beschließen unseren Bericht. — Wir haben, der hohen Stellung der Verfasserin ungeachtet, das vorliegende Werk einer rückhaltslosen und vorurteilsfreien Prüfung unterzogen. Wir haben häufig genug kritisiert, Opposition gemacht und unsere eigenen abweichenden Anschauungen hervorgehoben. Wir haben aber auch gesucht, den zahlreichen und so mannigfaltigen Vorzügen dieses Buches gerecht zu werden. Möge es uns nun bald vergönnt sein, der hohen Verfasserin auf einer neuen russischen Reise zu begegnen. Das ernste Wort: „der Wunsch, Rußland wieder zu sehen, hat bis jetzt leider wenig Aussicht auf Erfüllung" ...., dürfen wir vielleicht in milderem Sinne auffassen. — Wer je sich selber bewußt, die reiz-

vollen Wechsel einer Reise gekostet hat, wer in dem Reisen ein Kriterium für sein theoretisches Wissen und seine Weltanschauung erkannt hat, den wird es auch stets und mit Macht in die Ferne ziehen. Und wer sich so eingehend, mit so warmer Uneigennützigkeit und mit so bedeutendem Erfolge in eine spezielle Forschung vertieft hat und den Wert und auch die Lücken dieser Forschung kennt, der wird sein Ziel nicht verfehlen.

Das große russische Reich bietet ein weites und dankbares Arbeitsfeld für die wissenschaftliche Forschung, ein Arbeitsfeld, auf dem leider nur zu wenig berufene Forscher zu finden sind!

Neu-Britannien und seine Bewohner.

(Schluß.)

Die Bewohner sämtlicher Inseln des Archipels von Neu-Britannien gehören, soviel bis jetzt ermittelt, derselben Rasse an, stehen auf derselben Kulturstufe in Beziehung auf den Erwerb ihres Unterhalts durch Fischfang, Jagd und etwas Landbau, wie auf Aberglauben, Sitten und Gebräuche. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß die Küstenbewohner, welche neben ihrem bißchen Landbau auch noch Fischfang treiben, etwas wohlhabender sind und behaglicher leben, als die mehr auf Landbau angewiesenen Bergbewohner. Alle aber leben so ziemlich ohne Verkehr, sogar untereinander, geschweige denn mit außen. Sogar die einzelnen kleinen Stämme, welche sich nach Landschaften gliedern und sich möglichst abschließen, haben nur wenig Verkehr miteinander (vielleicht etwas Handel ausgenommen) und stehen mehr miteinander in Fehde, als in nachbarlicher Freundschaft, wozu die Sitte der Blutrache wesentlich beiträgt und die Fehden der einzelnen Stämme permanent macht; denn wird ein Mann oder ein Weib des einen Stammes von einem anderen erschlagen, so muß der erstere seine Angehörigen rächen, und hiezu muß der Häuptling den Gekränkten die Hand bieten; daher der fortwährende kleine Krieg auf den Grenzen der Stammesterritorien, welcher früher auch das Reisen auf den Inseln erschwerte.

Alle Eingeborenen des Archipels und auch der benachbarten Nordküste von Neu-Guinea bedienen sich als Tauschmittel eines Muschelgeldes, das bald Tabu, bald Diwarra genannt wird. Auf Neu-Guinea und im Süden von Neu-Britannien besteht dieses Geld aus kleinen Kaurimuscheln, welche, durchlöchert und auf zerspaltenes Rohr aufgereiht, nach Längen gemessen und ‚Tabu' genannt werden. Im Norden dieser und auf der Duke-of-York-Insel wird es ähnlich gemessen, heißt aber ‚Diwarra'. Die wesentlichsten Längen, nach welchen das aufgereihte Geld gemessen wird, ist erstens die Länge, welche man von Handspitze zu Handspitze, bei wagrecht ausgestreckten Armen, über die Brust hinweg klaftert. Die zweite reicht von der Mitte der Brust bis zur Mittelfingerspitze des ausgestreckten Armes; die dritte von der Schulter über den Arm hinweg bis zu den Fingerspitzen; die vierte vom Ellenbogen an bis ebendahin; die fünfte vom Handgelenke bis zur Fingerspitze; die sechste ist genau eine Fingerlänge. Größere Fische werden mit ihrer Länge in Diwarra bezahlt; ein großes Schwein mit 30 bis 40 der ersten größten Länge, ein kleines um 10 solcher Längen.

Der Bequemlichkeit wegen werden die Muscheln auch an biegsame Schnüre von der ersten Länge gereiht. Die meisten Eingeborenen kennen den Fundort dieser Muscheln nicht; aber einige Häuptlinge wissen darum und holen sich von dort ihren Reichtum. Die frisch gesammelten Muscheln werden in die Erde gegraben, damit sie bleichen; dann schlägt man mit einem spitzen Stein ein kleines Loch hinein und reiht sie auf, was von den Häuptlingen geschieht. In Mioko und Utuan bedient man sich außer den Kauri-Muscheln noch einer kleinen zweischaligen Muschel, welche durchbohrt und auf Schnüren aufgereiht ist. Diese Muscheln werden auch rund herum abgebrochen, so daß sie Scheibchen von etwa 25 mm. Durchmesser bilden, dann mit Bimsstein ganz glatt und rund geschliffen und an Schnüren aufgereiht. Dieses Geld hat auf der Duke-of-York-Insel keinen Wert, wird aber in Birara und auf Neu-Ireland sehr geschätzt. Die Geldschnüre von dieser Münze werden auf Neu-Ireland auf der Brust eines Mannes von einer Warze zur anderen gemessen, und um zehn solche Schnüre kauft man ein Schwein. Auch die weißen Händler müssen sich dieses Muschelgeldes zum Einkauf bedienen.

Der gesellschaftliche und politische Zustand dieser Eingeborenen ist noch ein sehr tiefer, ja barbarischer. Die Eingeborenen teilen sich je nach Landschaften oder nach den kleineren Inseln in größere oder kleinere Stämme, welche je unter einem Häuptling stehen. Die Würde eines solchen ist teils erblich, teils von der Wahl seiner Krieger abhängig, über welche derselbe mehr durch Strenge und seine persönliche Geltung herrscht. Reichtum, List und Tapferkeit sind die drei Qualifikationen zu der Wahl zum Häuptling. Dieser verfügt despotisch über Gut und Leben seines Stammes und ist Richter in allen Streitigkeiten. Jeder Häuptling hat seinen Adjutanten, welcher gewöhnlich Sprecher bei öffentlichen Gelegenheiten und zugleich Scharfrichter ist, welcher die von dem Häuptling verfügten Todesurteile vollzieht. Außerdem hat jeder Häuptling noch einen besonderen Vertrauten, welcher den Aberglauben des gemeinen Mannes ausbeutet und den Duck-Duck, die Verkörperung des bösen Geistes oder der personifizierten Rechtspflege, spielt, wenn der Häuptling nicht selbst diese Rolle übernimmt. Der Duck-Duck ist gleichzeitig Richter, Polizist und Henker, schlichtet alle Streitigkeiten und straft alle Uebelthäter. Er ist ein Mann, dessen Körper bis über die Lenden herunter in Blätter gehüllt ist, während Kopf und Gesicht mit einem geflochtenen Helm in Gestalt eines Löschhorns bedeckt sind. Dieser Helm ist

vorn mit einem scheußlichen Gesicht bemalt und durch die Ritzen des Flechtwerks kann sein Träger atmen und sehen. So angethan, geht der Duck-Duck umher in den Dörfern und Hütten, schlichtet alle Händel, büßt die Frevler mit Geld oder körperlicher Züchtigung, zündet den Widerspenstigen die Hütten an oder durchbohrt sie selbst mit dem Speer. Kinder und Weiber dürfen ihn nicht erblicken, sonst sterben sie auf der Stelle, und sie glauben an dieses Vorgeben so fest, daß sie augenblicklich davon laufen und sich verstecken, wenn sie die eigentümlichen Laute hören, durch welche der Duck-Duck sich ankündigt. Niemand darf wagen, den Duck-Duck zu berühren oder ihm ungehorsam zu sein, sonst ist sein Leben verwirkt und der Häuptling des betreffenden Duck-Duck würde schon Mittel finden, einen solchen Uebelthäter geräuschlos beiseite zu schaffen. So oft der Duck-Duck seine Runde gemacht und Spuren seiner Thätigkeit hinterlassen hat, so wird ein großes Fest mit Tanzvergnügen abgehalten, bei welchem alle Eingeweihten reich mit Blumen und Farnen geschmückt erscheinen. Die jungen Männer können sich nämlich, so bald sie alt genug sind, gegen Bezahlung von hundert Faden Diwarra in das Geheimnis des Duck-Duck einweihen lassen, welches sie aber streng bewahren müssen; wer dieses Geld nicht bezahlen kann, der mag dem Duck-Duck stets aus dem Wege gehen.

Wenn ein Häuptling es vermag, so kann er auch mehrere Duck-Duck anstellen. Der Ort, wo der Duck-Duck sich für gewöhnlich aufhält, ist ‚Tabu' und darf bei hoher Geld- oder im Falle der Zahlungsunfähigkeit bei Todesstrafe von einem Uneingeweihten nicht betreten werden; auch dürfen die Geheimnisse des Duck-Duck außerhalb dieses Tabu-Platzes nicht besprochen werden. Die Eingeweihten erkennen sich gegenseitig mittelst gewisser Zeichen.

So auf den Aberglauben der Menge aufgebaut, ist die Institution des Duck-Duck teils ein Fluch, teils ein Segen für diese Wilden, denn er erhält einerseits die Ordnung und verhindert manche offene Vergehen und Verbrechen; andererseits aber fördert er die Despotie, Schreckensherrschaft und den Kannibalismus. Diese Institution ist auf Neu-Britannien, den Duk-of-York-Inseln und einem Teil von Neu-Ireland weit verbreitet; ob auch auf den anderen Inseln des Archipels, das ist noch nicht genau ermittelt.

Der scheußlichste Zug im Wesen und Leben dieser Wilden aber ist die tiefwurzelnde Sitte des Kannibalismus, dessen Ursprung schwer zu ermitteln ist, denn man kann sich noch nicht recht erklären, von wannen er auf diese Inseln gekommen ist. Auf Neu-Guinea wohnen nur wenige Stämme, welche Kannibalen sind, und selbst diese, so viel bekannt, nur am Papúan-Golfe und stehen auf der niedrigsten Kulturstufe der Bewohner jener Insel. Vielleicht lernten sie diese Sitte von den Bewohnern der nordaustralischen Halbinsel York, mit denen sie vielleicht früher einmal Verkehr hatten. Sicher aber hängt dieser scheußliche Brauch einigermaßen mit der einheimischen Sitte der Blutrache zusammen, denn früher erschlug und verzehrte man, wie noch heute, nur Feinde und Kriegsgefangene; in den jüngsten Jahren erschlug man aber häufig Menschen blos in der Aussicht auf die leckere Mahlzeit, die man von ihrem Fleisch erwartete. Herr Powell war Augenzeuge, wie ein Kriegsgefangener an dem Tabubaum, der vor der Hütte jedes Häuptlings steht, erst von den Weibern halb zu Tod gequält, dann erschlagen, zerstückelt und verzehrt wurde. Er sah Stücke von Menschenkörpern vor den Hütten hängen, welche wie Schweinefleisch ausgehauen und verkauft wurden; die Eingeborenen rühmten ihm den köstlichen Wohlgeschmack des Fleisches, daß er denjenigen alles anderen Fleisches übertreffe, und zu dessen besten Stücken der Schenkel vom Manne und der Busen vom Weibe gehöre, und machten kein Hehl aus ihrer Vorliebe für Menschenfleisch. Die methodistischen Missionäre fanden, daß sie den Eingeborenen alles eher abgewöhnen könnten, als die Menschenfresserei. Einzelne Eingeborene versicherten sogar, daß das Fleisch der Weißen noch wohlschmeckender sei als das der Stammesgenossen, und die Thatsache steht fest, daß ein Menschenfraß immer ein Fest für diese Wilden ist, das sie mit Tanz und Musik begehen.

Ihre musikalischen Instrumente sind große und kleine Trommeln und Pfeifen, Panspfeifen und eine Art Maultrommel, mit denen insgesamt sie nur einen unartikulierten, aber taktförmigen Lärm machen. Ihr Tanz scheint eine Art religiöser Zeremonie oder Symbolik zu sein, denn sie tragen dabei Masken, welche sie aus Holz und Schildkrot ausschnitzen und denen sie die Form von halb menschlichen, halb tierischen Fratzen geben und die sie mit Schnüren, Federn, Laubwerk, Glasperlen und Muscheln bestecken. An einigen Orten tragen, wie schon erwähnt, beide Geschlechter beim Tanze lange Hemden oder Chorröcke aus Tappa und allerlei Zierraten, putzen sich mit den bunten Blättern der Dracänen und anderer Pflanzen, tragen Blumen und Farne auf dem Kopfe und in der Hand, oder schwingen Keulen und Speere, welche eigens zu diesem Zwecke dienen. Die Tänze sind zu zahlreich und verschiedenartig, als daß wir sie hier aufzählen können; meist stehen dabei zwei Reihen von Tänzern einander gegenüber, bewegen Arme und Beine sehr genau nach dem Takte der Musik, drehen sich dann rechts oder links umeinander herum und umtanzen einander in verschiedenen Richtungen. Einer ihrer merkwürdigsten und feierlichsten Tänze ist der Toberran (Teufel), welcher ungefähr einmal in zwei Jahreszeiten um Vollmond abgehalten wird, einen wirklich ergreifenden Anblick gewährt und nur von auserlesenen Tänzern aufgeführt wird. Die Zuschauer sitzen dabei in einem weiten Halbkreise, und diesem gegenüber befindet sich ein Halbkreis von Holzstößen, welche nur des Anzündens warten. Anfangs sieht man nichts von den Tänzern, dann beginnen langsam die Tamtams zu ertönen, und die Weiber, welche vorn als Orchester

sitzen, stimmen eine Art geisterhaften Gesangs an, der auffallend einem gemischten Geheul von Hunden und Katzen gleicht und allmählig immer schneller wird. Plötzlich flammt dann ein Holzstoß auf und man sieht nach und nach unheimliche Geschöpfe wie Teufelsfratzen überall aus dem Busch auftauchen — die einen mit Masken aus halbierten Menschenschädeln, welche mit Gummi ausgestopft werden, um menschliche Gesichter zu bilden, mit langen schwarzen Perrücken aus Cocosfasern, und den ganzen Körper mit dürren Blättern bedeckt; andere ohne Masken, aber die Gesichter unnatürlich grün bemalt und mit Flügeln an den Schultern, welche in der That in der losen Oberhaut neben dem Nacken eingehakt sind. Die Teufelsfratzen, die einen mit Schwänzen, die anderen mit Stacheln über den ganzen Rücken herab, kommen von allen Seiten aus dem Busch hervorgekrochen und halten in jeder Bewegung und Körperlage genau Takt. Mit einemmal verstummen die Tamtams und alle diese Toberrans oder Teufelsfratzen stürzen mit einem gellenden Geschrei in die Mitte des freien Raumes. Nun hebt die Musik von neuem an und es beginnt ein Tanz, welcher nicht zu beschreiben ist. Hier Köpfe, dort Arme, hier Beine, dort Schwänze und doch alles in vollkommenem Einklang, denn einem Arm auf der einen Seite entspricht ein Bein auf der anderen; dazu immer lauter werdendes, gellendes Geschrei, ein Gesang, der sich zum Geheul steigert, das Aufflammen der Holzstöße, das unheimliche Lichter auf eine der gräulichsten Szenen wirft, die man nur sehen kann. Hier Teufelsfratzen, dort zahnlose Schädel, darüber ein Herumfuchteln von blutbeschmierten Armen, darunter ein Zucken und Zappeln von Beinen wie im letzten Todeskampf, über dem Ganzen der Mond, der zitternd durch die überhängenden Bäume schimmert, die Feuer, welche bald hoch emporlodern, bald in sich zusammensinken und seltsame Schatten werfen, welche weit schrecklichere Dinge ahnen lassen als die Wirklichkeit sie darbietet — ein Totentanz, welchen man auf unseren Schaubühnen nicht mit diabolischerer und gräßlicherer Wirkung aufführen könnte.

Durch diesen Toberran und ähnliche Dinge wirken die Häuptlinge auf die abergläubischen Gemüter dieser Wilden. So auch die Sitte, den Aberglauben der Menge auszubeuten, indem man ihr glauben macht, der Häuptling könne den Erfolg beim Fischfang sichern oder die Windmacher können dem Winde gebieten. Jeder Häuptling läßt in seinem Bezirke nämlich einen Kahn bauen, welcher mit Schnitzerei, Blüten und Farnen und wohlriechenden Pflanzen aufgeputzt und in einem eigenen Schuppen verwahrt wird, der natürlich Tabu ist und den niemand betreten darf, ohne so und so viel Diwarra als Opfergabe in den Kahn zu legen. Von Zeit zu Zeit macht der Hausherr bekannt, jeder seiner Unterthanen müsse, um einen reichen Fischfang zu erzielen, möglichst viel Diwarra in den Kahn legen, damit der Häuptling, welcher zugleich Zauberer ist, bewirke, daß die Fische sich leicht fangen lassen. Das Geld soll angeblich in dem Kahn vom Stapel gelassen werden, um die Fische für ihren Verlust durch das Gefangenwerden zu bezahlen; allein der Kahn wird immer sorgfältig zugedeckt ins Meer hinausgeschoben und es ist dann in Wirklichkeit nicht eine einzige Geldmuschel in dem Kahn, welcher mit dem Monsun davontreibt und niemals mehr gesehen wird.

Fällt nun der Fischfang schlecht aus, so schreibt es natürlich der Häuptling nur dem Umstande zu, daß nicht genug Diwarra in dem Kahn gewesen sei. Die Eingeborenen glauben wohl meist selbst nicht mehr daran, daß diese Opfer einen reicheren Fischfang veranlassen, aber sie bringen dieselben doch, weil sie wissen, daß daraus ein Fest und ein Tanzvergnügen, malargen, erfolgt, das sie ganz besonders lieben und zu dessen Abhaltung jede Veranlassung willkommen ist.

Wenn jemand eine größere Fahrt zur See machen will, geht er zu dem Häuptling oder dessen „Windmacher" und bestellt sich gegen ein Geschenk an Muschelgeld günstigen Wind. Bekommt er diesen nun in Wirklichkeit nicht, so erklärt ihm der Windmacher, es sei eben nicht genug Diwarra gewesen.

Diese Häuptlinge und ihre Gehülfen sind die schamlosesten Betrüger und abgefeimtesten Schufte, die die Eingeborenen in jeder Weise ausbeuten und hintergehen, um auf deren Kosten angenehm und behaglich zu leben. Sie sind es auch, welche die steten Fehden von Stamm zu Stamm unterhalten und den sogenannten Krieg führen, der allerdings im Grunde nicht sehr gefährlich ist und eigentlich nach Raubtierart geführt wird. Meist besteht er in heimlichen nächtlichen Ueberfällen, bei welchen Gefangene und Beute gemacht werden können. Die gefangenen Weiber und Kinder verteilen die Sieger unter sich, die gefangenen Männer werden erschlagen und verzehrt. Wegen dieser Ueberfälle werden die Grenzen der einzelnen Distrikte mit allerlei Verteidigungsmitteln versehen, wie verdeckten Fallgruben, an deren Sohle spitzige Bambuspfähle eingerammt sind, und den sogenannten Speerfallen, die noch gefährlicher sind. Diese bestehen aus zwei Speeren, welche je auf einer Seite des Pfades im langen Grase verborgen sind, mit den Spitzen nach der Richtung hin, aus welcher der Angriff zu erwarten ist. An der Spitze jedes Speeres ist das Ende eines sehr feinen und äußerst festen Fadens angebunden; gegen diesen Faden drängt der Vorrückende gerade mit der Taille und treibt sich so beide Speere gewaltsam in den Leib; diese Fallen sind daher besonders für den Rennenden sehr verhängnisvoll. Auch Lanzenspitzen und zugespitzte Stücke von gespaltenem Bambus werden so in den Boden gesteckt, daß sie wie Messer in den nackten Fuß des darauf Tretenden dringen.

Kommt es zu offenem Gefecht, so bewerfen sich beide Parteien erst einige Zeit mit Schleudersteinen oder Wurfspeeren, bis endlich die eine Partei vorstürmt und den Feind von vorn beschäftigt, während eine Truppe den-

selben von der Seite umgeht oder ihm in den Rücken fällt, um einen Teil von ihm abzuschneiden und niederzumachen oder gefangen zu nehmen, worauf die anderen fliehen. Das Niederbrennen der Hütten und das Umhauen der Bananen beschließt dann das Heldenstück.

Dies ist ihre Kriegführung und Taktik, ganz dem Charakter dieser zwar grausamen und blutdürstigen, aber wenig tapfern Insulaner entsprechend. Da neuerdings unter ihnen auch viele sind, die zuvor als Arbeiter auf den Plantagen in Queensland gedient und, nach dreijähriger Dienstzeit zurückgekehrt, auch Schießgewehr mitgebracht und von den Weißen manches erlernt und abgesehen haben, aber meist nur Schlimmes und Laster, so spielen diese unter ihren Landsleuten die Rolle von Führern und machen diese Fehden blutiger. Allein die Heimgekehrten üben im allgemeinen nur einen schlechten Einfluß auf ihre Landsleute aus, wenn sie auch einiges von den Künsten der Weißen erlernt haben. Weit entfernt, ihre Landsleute aufzuklären, beuten sie vielmehr deren Aberglauben und Unwissenheit eigennützig aus und machen dieselben mit dem Gebrauch von Tabak und geistigen Getränken bekannt. (Die Eingeborenen haben zwar keinen Tabak, aber eine andere Pflanze, welche sie rauchen, indem sie das getrocknete Blatt zu einer Art Zigarre zusammenrollen, mit dem einen Ende gegen einen brennenden Stock drücken, am anderen Ende saugend einen langen Zug thun, den Rauch verschlucken, ziemlich lange bei sich behalten und dann allmählich durch die Nase wieder ausstoßen. Gewöhnlich nehmen sie nur einen Zug auf einmal und reichen die Zigarre dann ihrem Nachbar. Das Blatt gleicht einigermaßen dem Tabaksblatt, wird nur leicht an der Sonne getrocknet und sieht, wann es gebraucht wird, noch etwas grünlich aus. Das gerollte Blatt heißt bei ihnen merkwürdigerweise „Sogar".)

Die Bewohner einiger Küstenstriche und Inseln des Archipels treiben auch Seeräuberei.

Eigentümlich sind ihre Bräuche der Leichenbestattung. Bei einigen Stämmen werden die Toten unter ihrer Hütte begraben, und zwar unter der Feuerstelle, und die trauernden Verwandten verlassen nach dem Begräbnis die Hütte und begeben sich auf eine mehrmonatliche Kahnreise, wahrscheinlich aus Gesundheitsrücksichten, weil die Leichen nur oberflächlich verscharrt werden; sie geben aber an, es geschehe, weil der Geist des Verstorbenen noch einige Zeit in der Hütte verweile und diese erst verlasse, wenn er niemand zu quälen finde. Nach Verlauf der Trauerzeit kehren die Verwandten wieder in die Hütte zurück und bewohnen sie wie früher und ohne Schaden, denn der Korallenboden wirkt vielleicht wie gebrannter Kalk und befördert die Verwesung des Leichnams. In anderen Gegenden werden die Leichen der gemeinen Leute einfach auf ein Korallenriff gebracht und den Haifischen preisgegeben, zuweilen auch in einen Kahn gelegt und versenkt. Einen gestorbenen Häuptling legt man in seinen Kahn, bedeckt ihn mit wohlriechenden Kräutern und ladet alle benachbarten Häuptlinge und Männer zu einem großen Fest ein, bei welchem jeder Gast einen Strang Muschelgeld erhält. Die Leiche wird dann noch mit Cocosmatten bedeckt und auf die Astgabeln zweier Bäume emporgehoben, wo er einige Zeit stehen bleibt. Hierauf tanzt man unter den Bäumen einige Nächte hindurch bei Fackelschein unter einem eigentümlichen Gesang ohne Worte, dessen Takt auf Trommeln angegeben wird. Die nächsten Anverwandten rasieren sich den Kopf und schwärzen sich die Kopfhaut mit Kohle und Oel. Nach einiger Zeit wird der Kahn heruntergenommen und samt seinem Inhalt begraben. In manchen Bezirken bewahrt der Nachfolger des Häuptlings — immer der Sohn der ältesten Schwester des Verstorbenen — den in Bananenblätter gewickelten Kopf seines Oheims in seiner Hütte. (Die Eingeborenen des Archipels erkennen überhaupt nur die mütterliche Geschlechtsfolge an, wornach nur die Kinder Einer Mutter und folgerichtig die Neffen und Nichten einen Verstorbenen beerben.) Auf Neu-Ireland und einigen anderen Inseln herrscht die Sitte, daß wenn jemand aus einer reichen Familie stirbt, nach dem Geschlecht des Verstorbenen eine männliche oder eine weibliche Figur aus Kreide oder Holz in einer eigenen Totenkapelle aufgestellt wird, welche sich in Gestalt einer kleinen Hütte in einem besonderen Hause befindet und bei Todesstrafe von den Weibern nicht betreten oder betrachtet werden darf. Die Buschstämme im Rossel-Gebirge auf Neu-Ireland, wo allein ein Kreidenlager vorkommt, fertigen derartige Kreidefiguren an und verkaufen solche. Unter den Stämmen, welche ihre Leichen begraben, gibt man denselben ein sogenanntes ‚Totenruder' mit ins Grab, damit der Tote sich über das Wasser hinweg nach dem Himmel rudern könne, der nach der Auffassung der Eingeborenen da liegt, wo der Himmel das Meer berührt. Dieser Brauch herrscht übrigens nur bei den Bewohnern des Binnenlandes, nicht bei denen der Küste. Die Totenruder sind groß, flach, sehr mühsam geschnitzt und tragen jene eigentümliche landesübliche Verzierung, welche einem Gesicht gleicht und von oben her gesehen gerade so aussieht, wie von unten gesehen, und die von den Eingeborenen auf allen möglichen Gegenständen angebracht wird. Der Griff ist lang und ebenfalls geschnitzt in einem Muster von unregelmäßigen Dreiecken aus Diagonallinien. Die eingeschnitzten Vertiefungen sind mit weißem Kalk ausgefüllt, was die dunkle Farbe des Holzes um so deutlicher hervorhebt.

Die Sprache der Eingeborenen scheint in verschiedene örtliche Dialekte zu zerfallen, so daß die Bewohner von einander entlegenen Gegenden sich gegenseitig nicht ganz verstehen und behufs der Verständigung die Zeichensprache zu Hülfe nehmen müssen, welche sie mit einer wahren Virtuosität handhaben. Sie scheinen aber auch einzelne englische Worte in ihre Sprache aufgenommen und derselben mit leichter Veränderung angepaßt zu haben. Allen Eingeborenen gemeinsam ist aber die Zählmethode und deren

Zeichensprache, zu deren Ausdruck sie sich nur der Hände, beziehungsweise der ausgestreckten Finger, und für größere Summen einer Zählschnur mit Knoten oder aufgereihten Früchten oder eines Rindenstückes mit eingeschnittenen Kerben bedienen.

Die Art und Weise, wie sich diese Wilden ihre Werkzeuge zu verschaffen und die Metalle zu ersetzen wissen, deutet auf große Findigkeit, die Anfertigung ihrer Werkzeuge und Geräte auf große Handfertigkeit, welche aber schnell vergehen wird, seit sie sich eiserne Beile, Messer ꝛc. durch Tausch zu verschaffen wissen. So dienten ihnen seither ein Haifischzahn, ein Obsidiansplitter oder eine scharfgeschliffene Muschel zu chirurgischen Instrumenten und zum Tättowieren, dem sich bisher viele Männer unterzogen. Dies geschah, indem sie leichte Einschnitte in Gestalt von Schneckenwindungen auf Brust und Unterleib machen und zur Verhinderung des Blutens mit Kalk einreiben ließen, was bleibende Narben erzeugte, aber auch große Schmerzen verursachte und die Vorderseite des Körpers mit roten, blauen und weißen Mustern bedeckte und das Bemalen ersetzte. Ihre Kunstfertigkeit bethätigte sich am besten an ihren Kähnen, sowohl den Einbäumen, d. h. den aus einem einzigen Stamme ausgehauenen und geschnitzten, als den aus schmalen Planken von Cocosholz und anderen Hölzern zusammengesetzten großen Kriegskähnen, welche ohne eine Spur von Eisen oder einem Nagel nur mit festen Baststricken zusammengebunden und zusammengezwängt und mittelst einer zerquetschten nußartigen Frucht verbunden waren, welche gleichzeitig Leim und Theer ersetzte und die Planken dauerhaft zusammenhielt, so daß diese Kähne beinahe so fest wie Walfischboote und jedenfalls diesen nachgeahmt sind.

Fassen wir alles zusammen, was wir von diesen Wilden wissen, so ergibt sich, daß sie an Intellekt den meisten übrigen Stämmen polynesischer Rasse überlegen sind und hoffen lassen, durch Zivilisation zu brauchbaren und nützlichen Menschen und fleißigen Bebauern ihres fruchtbaren Bodens herangebildet zu werden, welcher diese Inseln künftig zu einer wertvollen Erwerbung für unser Deutsches Reich machen dürfte.

Surinam und seine Vegetation.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Beginnen wir mit dem Riesen der Surinam-Wälder, der sowohl im niederen als hohen Lande gefunden wird, dem Seidenwollenbaum, Bombax Ceïba. Es ist der größte Baum in der Kolonie und wird, weil er mit der Adansonia des tropischen Afrika einige Aehnlichkeit hat, vermutlich deshalb von vielen Negern göttlich verehrt; der mit stumpfen Stacheln besetzte Stamm hat oft 8—10 Fuß im Durchmesser und treibt auf mehr als Manneshöhe Ausläufer oder Stützen, die im Boden wurzeln und dem Baum, dessen Pfahlwurzel nicht tief sitzt, Festigkeit geben; diese Wurzeln bilden am Stamm oft Kammern, groß genug für ein Dutzend Menschen; das Holz ist weich, verfault bald und wird zu nichts gebraucht, wächst sehr schnell und ein 10 Jahre alter Baum ist schon über 2 Fuß dick. Der Baum blüht, wie man sagt, nur alle drei Jahre, hat purpurfarben atlasartige Blüten und verliert, wenn er Früchte ansetzt, seine fünfzähligen hellgrünen Blätter, so daß er mit Tausenden von Enteneier-großen Früchten beladen ganz unbelaubt dasteht. Diese öffnen sich mit einem Knalle meistens in einer Nacht, und ihr Inhalt, eine feine seidenartige Baumwolle, schwarze ölige Samen umgebend, bleibt in großen Flocken an der Hülse hängen, oder wird vom Winde weggeführt. Ist die Luft stille, so ist er oft am Morgen auf allen Seiten wie von einem prächtigen Mantel von diesen Flocken eingehüllt. Die Wolle wird in Surinam nicht gesammelt, weil sie zu kurz ist und nicht gesponnen werden kann. In Java aber, wo eine andere Spezies dieses Baumes vorkommt, scheint er jedes Jahr Früchte zu tragen und die Wolle wird nach Holland ausgeführt.

Die Ceder, Cedrela odorata. Nicht ein Nadelholz, wie die Libanon-Ceder oder die in Nordamerika und Japan vorkommenden Pinien- und Cypressen-Arten, ist die südamerikanische Ceder ein zum Geschlecht der Meliaceen gehörender großer Baum, dessen leichtes rotes Holz denselben angenehmen Geruch und die Farbe des Pinus cedrus oder der Juniperus virginiana hat, aber nicht so fein ist und nicht zu Bleistiften verwendet werden kann. Die Ceder kommt sowohl im niederen Lande als auch im Innern häufig vor, doch scheint entweder der Standort großen Einfluß auf die Dichtigkeit des Holzes zu haben oder verschiedene Spezies davon zu bestehen, weil manchmal Blöcke in den Handel kommen, von denen der Kubikfuß von 11—19 Kgr. Schwere haben kann. Ein großer Baum kann 6—7 Fuß Durchmesser erlangen und hat, wie der Bombax Ceïba, Ausläufer oder Strebepfeiler, aus denen man schon Tischplatten von 10 Fuß Länge und 5—6 Fuß Breite verfertigt hat. Aus den Maserstücken werden sehr schöne Möbeln gemacht, die das Mahagoni übertreffen. Es ist das einzige Möbelholz, das in Menge nach Europa ausgeführt wird, wo hauptsächlich Zigarrenkisten daraus gemacht werden.

Der Wane. Ein beinahe ebenso großer Baum, der sich im höheren und bergigen Lande häufig findet und das vorzüglichste Holz zu Brettern liefert. Es hat dieselbe Farbe wie das Cederholz, ist aber schwerer und dichter und in Güte dem Eichenholz gleich. Es eignet sich besonders zum Schiffsbau. In der englischen Kolonie nennt man das Holz nach seinem Indianen-Namen Determa, in der französischen Crignon. Es ist vermutlich eine Laurus-Art (eine Nectandra oder Ocotea?).

Der Krapa, Carapa guianensis. Im Alluvial-Lande, besonders im westlichen Teile der Kolonie sehr häufig, großer bis 3 Fuß Durchmesser erreichender Baum, dessen ziemlich leichtes rotes, eine schöne Politur annehmendes Holz zu Möbeln verwendet wird. Ein größerer Nutzen als vom Holz wäre aus den Samen zu ziehen, die ein fettes gelbes Oel geben, das die Indianen als Haaröl gebrauchen und das die Schönheit und das Wachstum der Haare befördern soll. Die runde, etwa zwei Faust große Frucht enthält viele kastanienähnliche, dreieckig halbrunde braune Kerne, die die Indianen erst kochen und dann, wenn sie acht Tage lang auf einem Haufen gelegen haben und weich geworden sind, in einem hölzernen Mörser zu einem Teig stampfen, welcher in einer Rinne aus dem Stiele des Blattes einer Maripa-Palme der Sonne ausgesetzt wird. Das ausgeschwitzte Oel läuft in ein untenstehendes Gefäß und hat vielleicht infolge dieser unvollkommenen Bereitung einen widerlichen Geruch. Der Baum trägt sehr viele Früchte und könnte bei richtiger Behandlung von großem Nutzen sein.

Der Kopie, Goupia tomentosa. Ein großer in der Savannenregion und im höheren Lande sehr häufig vorkommender Baum, liefert er ein feinkörniges bräunliches schweres Holz, das zu Fußböden und der inneren Vertäfelung der Häuser gebraucht wird. Man findet über 2 Fuß breite Bretter. Frisch bearbeitet, hat das Holz einen durchdringenden und unangenehmen Geruch, der sich mit dem Alter und wenn die Säfte eingetrocknet sind, verliert.

Pisi, Krassi, Icica (?). Verschiedene Spezien der Icica- oder Haiawa-Bäume geben ein feines, wohlriechendes, gelbliches Bretterholz, das je nach der Art der Bäume feinkörniger und härter ist. Eine Art, von heller Olivenfarbe, feinkörnig und sehr wohlriechend, aber ziemlich selten, wird von den Franzosen Sassafras genannt. Dieses wird zu Möbeln verarbeitet; die anderen gröberen Arten zur inneren Vertäferung der Häuser. Der Stamm dieser Bäume schwitzt Klumpen eines wohlriechenden Harzes aus, woraus die Indianen Fackeln machen, die einen Weihrauchgeruch verbreiten. Das Harz ist beim Ausfluß weiß, sehr klebrig, alt jedoch grau und trocken und läßt sich zu Pulver zerreiben. An alten Bäumen wird es in großer Menge gefunden.

Babun-Holz, Talgbaum, Myristica sebifera. Ein großer, 2 Fuß dicker Baum, der im niederen Lande vorkommt, wo das Wasser keinen Salzgehalt mehr hat, der aber auch im höheren Lande sehr häufig ist. Er hat ein weißes, weiches Holz, das an der Luft schnell verfault, unter dem Boden aber unverwüstlich ist, deshalb blos zu Unterlagen unter Mauern 2c. gebraucht wird. Die Früchte stehen in Trauben, sind rund, gelblich, zweischalig und enthalten, wie die Muskatnuß, einen mit einer Macis überzogenen runden Kern voll Adern, die aus einer fettigen Substanz bestehen und, gestoßen und im Wasser ausgelassen, einen gelblichen Talg geben, aus dem man recht gute Kerzen machen kann; der Kern ist so fett, daß, wenn man einen Baumwollfaden durchzieht, er lange als kleines Lichtchen brennt. Die Serrosalmo-Arten, die in den oberen Flüssen sehr häufig sind, nähren sich von dem Kern, den sie ganz zerbeißen, und werden davon sehr fett.

Der Bamba-Baum, Oreodaphne opifera, ist ein großer Baum, der nur im oberen Gebirgslande vorkommt und ein ziemlich hartes, grünliches, sehr angenehm riechendes Holz hat, woraus die Neger im Innern große Boote machen, die aber schon nach einigen Jahren zu faulen anfangen. Der ganze Baum enthält ein flüchtiges, feines, gelbliches, wasserhelles Oel, an Geruch viel dem Cajeput-Oel ähnlich, das man durch Anbohren des Stammes erhält. Ein großer Baum soll zehn und mehr Liter geben. Die Engländer nennen es Laurel oil und es soll bei rheumatischen Schmerzen gute Dienste leisten.

Der Beilholzbaum, Eperua falcata, ein in ganz Guiana im Innern sehr häufig vorkommender großer Baum, dessen an 3 Fuß langen, gelbbraunen Stielen hängende rote Blüten dem längs dem Ufer fahrenden Reisenden besonders auffallen; die Früchte sind 5 Zoll lange, 2 Zoll breite, beilförmige, flache Schoten, die braune platte Kerne enthalten. Der Baum wird oft 3 bis 4 Fuß dick, ist durch und durch von einem harzigen Oel durchdrungen und hat ein hartes, rötliches, mit dunkleren Adern durchzogenes Holz, das im Alter dunkelrotbraun wird. Dieses Holz wird allgemein zu Schindeln (bardeaux), womit man in Guiana und auf den Antillen die Häuser anstatt der Ziegel deckt, verarbeitet, da es sehr gut spaltet. Man sägt den Baum zu diesem Zweck in 18 Zoll breite Blöcke, die dann mit einem eigenem Beile in halbzolldicke 4 bis 8 Zoll breite Brettchen gespalten werden. Diese auf die Dächer gelegt, bleiben 20 bis 30 Jahre lang gut. Auch zu Bauholz ist es vorzüglich. Dieses Holz würde sich ganz besonders zu Eisenbahn-Schwellen eignen. Besonders wichtig ist das harzige Oel oder der Balsam, den dieser Baum liefert und der, wie in neuester Zeit bewiesen ist, in Gicht und rheumatischen Leiden beinahe immer Linderung verschafft. Um den Balsam zu erhalten, wird der Baum in schiefer Richtung bis aufs Herz angehauen, und durch eine Röhre der Balsam, der einen durchdringenden unangenehmen Geruch hat, in ein untenstehendes Gefäß geleitet. Man kann auf diese Weise täglich 5 bis 6 Liter erhalten. Dieser Balsam oder Oel ist so fett und zähe, daß es beinahe nicht möglich ist, ein Gefäß, worin er aufbewahrt wurde, wieder zu reinigen.

Der Locus, Locust, Heuschreckenbaum, Hymenaea Courbaril, kommt auf den Sandritzen und im hohen sandigen Lande vor und ist einer der größten und stattlichsten Bäume des Landes. Sein manchmal 5 bis 6 Fuß dicker Stamm wird oft 60 Fuß hoch, ehe er sich in Aeste teilt, und seine dicht belaubte Krone ragt über alle Bäume des Waldes hervor. Die Frucht ist eine 4 bis 6 Zoll lange,

1 Zoll dicke und 2 Zoll breite, rotbraune harte Schote mit mehreren harten schwarzen Bohnen, die in einem grünlichen Mehle sitzen, das wie Johannisbrot schmeckt. Das Holz ist rötlich, grobkörnig, sehr hart und zähe und schwer. Es nimmt eine treffliche Politur an und wird im Alter tief dunkelrot. Auf der Rinde findet man oft Klumpen eines bernsteinartigen Harzes, das als Kopal in den Handel kommt und wie dieser verwendet wird. An der Pfahlwurzel findet sich dieses Harz in größerer Menge und reinerer Qualität, ein Baum liefert manchmal bei 15 Kilo (den sogenannten Erdkopal).

Der Bolletree, Balata, Sapota Milleri, findet sich sowohl im niederen als hohen Lande und ist eines der besten Bauhölzer, das 2 Fuß dicke und 50 Fuß lange Balken gibt. Das Holz hat eine rötliche Fleischfarbe, ist sehr hart, schwer und dauerhaft. Die Früchte sind rund, beinahe einen Zoll dick, haben einen schwarzen Kern, umgeben von einem weichen, sehr süß und angenehm schmeckenden Fleisch, gerade wie Achras sapota. Die Rinde ist voll eines süßlichen Milchsaftes, der bald an der Luft gerinnt und als eine Art Gutta-Percha in den Handel kommt. Um diese Milch zu erhalten, wird aus der Rinde der Länge nach eine bis aufs Holz gehende Rinne herausgeschnitten. In diese münden quere, nach unten laufende andere; die Milch läuft aus der Hauptrinne in ein Gefäß und man kann auf diese Weise, die man öfters wiederholen kann, je etwa ein Pfund Gutta-Percha erhalten. Wird aber der Baum gefällt und durch eine Menge eingeschnittener Ringe in allen Teilen des Stammes die Milch in untergestellten Gefäßen aufgefangen, so kann ein großer Baum wohl 10 Pfund Gutta-Percha geben, aber auf diese Weise begreiflich nur einmal. Die Rinde ist einen Zoll dick und der Jaguar wetzt gern an ihr seine Krallen, weshalb sie oft auf 6 bis 7 Fuß Höhe zerkratzt ist.

Der Kautschukbaum, Hevea guianensis, findet sich ebenfalls in den Wäldern der Küste, doch scheint er nicht häufig zu sein, denn ich habe nur einen einzigen gesehen, der kaum einen Fuß dick war. Die Früchte sind beinahe dreieckig und bestehen aus drei hölzernen Kapseln, jede mit einem öligen Kern, der aber giftig sein soll. Diese Nüsse haben Aehnlichkeit mit dem Samen des Ricinus, nur sind sie größer und platter. Durch Einschnitte in die Rinde erhielt ich den echten Kautschuk.

Der Mani, Symphonia coccinea, ein sehr häufig im Alluvialboden wachsender Baum von etwa 50 Fuß Höhe und höchstens 2 Fuß Dicke. Die etwa in 2 Fuß Höhe vom Boden aus dem Stamme hervorwachsenden und wieder in der Erde wurzelnden Schößlinge sind unter dem Namen Trompeter bekannt und ein großes Hindernis für den Wanderer in solchen Waldungen; die äußerst zierliche, hochrote, wie ein Türkenbund gewundene Blüte hinterläßt eine grüne Taubenei-große Frucht, die wie Rinde und Zweige von einer gelblichen Milch durchdrungen ist. Diese Milch schwitzt am Stamme aus und bildet dann faustgroße dunkelbraune Klumpen, die die Karaiben sammeln und in einem siebartig durchlöcherten irdenen Topfe verbrennen. Das Pech oder Harz, das sie enthalten, wird durch die Wärme flüssig und fließt durch die Löcher als schwarzes, nicht unangenehm riechendes Pech oder Wachs ab. Die Indianen kalfatern damit ihre Boote und befestigen ihre Pfeilspitzen an die Pfeile. Das Holz ist weißlich mit braunem Kerne und wird manchmal zu Zuckerfässern gebraucht.

Der Copaiva-Baum, Copaiva copaifera, sehr häufig im oberen Lande. Ein großer etwa 2 Fuß dicker Baum, dessen weißes Holz manchmal zu Faßdauben für Zuckerfässer und dessen biegsame Zweige zu Reifen verwendet werden. Er liefert den bekannten Copaiva-Balsam, den man auf dieselbe Art gewinnt, wie den Balsam der Eperua. Da der Baum bei weitem nicht so ölreich ist wie der Beilholzbaum, so gelingt es den Indianern kaum, täglich ein kleines Fläschchen vom größten Baume zu bekommen. Der Balsam dient ihnen zum Haaröl und kommt nicht in den Handel.

Der Postentree, Hura crepitans. Ein großer, stark belaubter, bei 3 Fuß dicker Baum, wächst hie und da auf Sandritzen. Sein weißes zähes Holz wurde früher häufig zu hölzernen Mörsern, in denen der Kaffee gestampft wurde, verwendet. Der Baum scheint in der Kolonie nicht häufig vorzukommen, um so mehr aber auf den Antillen, wo er wegen seiner dichten Belaubung zu Alleen dient; die Rinde ist voll ätzenden Milchsaftes, der, in die Augen gebracht, Blindheit verursachen soll. Man hat ihn, jedoch mit zweifelhaftem Erfolg, bei der Lepra angewandt. Die zierliche, holzige, wie eine kleine plattgedrückte Melone geformte Frucht ist etwa 3 Zoll breit und 1 Zoll hoch, hat 12 Kerne, die, wenn die Frucht trocken wird, mit einem Knalle hervorspringen. Aus den nicht völlig reifen Früchten macht man sehr zierliche Sandbüchsen. Der Baum heißt deshalb auch auf den Antillen Sablier.

Parel-(Ruder-)Holzbaum, Sarurà, Aspidosperma excelsum. Einer der sonderbarsten Bäume des Waldes im höheren Lande, wird er bei einer Dicke unten von 5 bis 6 Fuß 40 bis 50 Fuß hoch, ehe er sich in Aeste teilt und zu einem kompakten Stamme vereinigt, denn bis dahin besteht er nur aus einer Menge platter 1 bis 2 Fuß breiter Strebepfeiler, die an der inneren Seite mit dem Stamme, der aber oft keinen Fuß dick ist, zusammenhängen und beinahe wie ein gothisch durchbrochener Turm aussehen; diese Ausläufer, die, nur wenige Zoll dick, nach der Höhe zu immer schmäler werden, haben ein festes, sehr zähes Holz, mit dem die Indianen ihre Pagaien (Parels) oder Schaufelruder machen.

Genipa americana und Genipa crispita, zwei kaum 8 Zoll dicke Bäume mit weißem, zähem Holze, das manchmal zu Ruderstangen gebraucht wird. Die erstere Art, bei den Indianen Taburiba genannt, trägt wie die andere, weiße

wohlriechende jasminartige Blüten. Die Frucht hat die Größe eines Hühnereies, enthält ein weißes saftiges Fleisch mit Kernen, das nicht gegessen wird, dessen wasserheller Saft aber, auf die Haut gespritzt oder gerieben, diese schwarz färbt, sich weder wegwaschen noch wegbeizen läßt, täglich aber blässer wird und am siebenten Tag verschwindet. Zu ihren Festen oder wenn sie ermüdet sind, färben sich die Indianen mit diesem Safte. Die Frucht der zweiten Art ist ebenso groß, mit einem Flaum bedeckt, in der Reife gelb und weich und enthält ein sehr wohlschmeckendes braunes Mus, das man mit einem Löffel herausschabt. Man nennt die Frucht Marmeldose.

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

Baumgarten, Dr. Johannes: Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Szenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen; zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichts, sowie für Freunde der Völkerkunde. Kassel, Th. Kay, 1885. — Die geographische Litteratur verdankt Herrn Dr. Joh. Baumgarten in Coblenz schon mehrere wertvolle populäre Lehr- und Lesebücher aus dem Gebiet der Länder- und Völkerkunde, denen er in dem vorliegenden abermals ein sehr nützliches Werk, das mit den früheren in einem gewissen Zusammenhange steht, angereiht hat. Vorliegende Einzelschilderungen in klarer, knapper, anschaulicher und fließender Darstellung aus dem heutigen Völkerleben und seinen Zuständen sind nach den neuesten und besten Quellen mit besonderer Berücksichtigung der pädagogischen Anforderungen, sowie der von den Schulbehörden bezeichneten wissenschaftlichen Grenzen bearbeitet. Es enthält zunächst eine kurze und sehr lichtvolle und lehrreiche Darstellung der Postulate der Völkerkunde im allgemeinen nach deren bedeutendsten Vertretern und nach den Klassifikationsmitteln, wie Sprachkunde, Kulturgeschichte, Kultur-Mittelpunkte der Menschheit, Bedeutung des Missionswesens für die Völkerkunde ꝛc., sodann die Schilderung der bedeutenderen Völkerschaften der verschiedenen Erdteile, je mit einer allgemeinen Einleitung und mit gutgewählten anziehenden und instruktiven Spezialschilderungen, welche zum großen Teile ebenso unterhaltend wie photographisch treu sind und ein frisches lebendiges Bild der einzelnen Völker, ihrer Zustände, ihres heutigen Lebens und ihrer mutmaßlichen Zukunft bieten. Wir können das Buch als eine ebenso nützliche wie anregende Lektüre für Jung und Alt nur angelegentlich empfehlen.

Heusser, Dr. J. Ch., Drei Aufsätze, betreffend die europäische Auswanderung nach den Argentinischen Provinzen Buenos Aires, Santa Fé und Entrerios, Mit einer Karte in Farbendruck. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1885. — Die heutige Litteratur weist viele Versuche auf, den Strom der deutschen Auswanderung von seinem bisherigen Hauptziele Nordamerika ab und nach anderen Ländern zu wenden, wo die klimatischen Verhältnisse und sonstigen Zustände dem Deutschen die Aussicht bieten, sich leicht und mit Vorteil akklimatisieren zu können, und unter diesen Ländern wurden die La Plata-Staaten schon seit Jahren immer in vorderster Reihe genannt. Zu den ziemlich zahlreichen Werken, welche dieses Ziel der deutschen Auswanderung schildern und diese Wahl zu begründen suchen, ist mit dem vorliegenden Buch ein neues und entschieden wohlgemeintes gekommen, welches das Ergebnis eines beinahe fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes in jenen Ländern ist. Der Verfasser ist auf Grund seiner eigenen Wahrnehmungen der Ansicht, daß der mindergebildete deutsche Auswanderer, der Handwerker und Landmann, dort ebenso gut sein Auskommen finden könnte, als die Menge der dort eingewanderten Spanier, Basken, Südfranzosen, Italiener und Irländer, und um dies zu ermöglichen, hat er diese sehr populäre Schrift herausgegeben. Der erste dieser drei Aufsätze, 1882 in Europa geschrieben, hebt die Vorteile der Auswanderung nach der Pampas-Ebene der Argentinischen Republik für die Massenauswanderung oder die Kolonie wie für die Einzelauswanderung hervor und untersucht besonders die Chancen, welche sich dort dem Kaufmann, dem Handwerker, dem Landmann und dem Einzelauswanderer überhaupt bieten. Der zweite Aufsatz gibt die Eindrücke einer Reise nach Santa Fé und Entrerios und vergleicht namentlich die nur durch den La Plata-Strom getrennten Provinzen Buenos Aires und Entrerios miteinander bezüglich der Aussichten und Vorteile, welche sie der Einwanderung bieten. Die eingehende Schilderung der drei Provinzen nach allen ihren Zuständen und Verhältnissen, nach den Methoden der Besiedelung u. s. w. leiht diesem Aufsatz einen besonderen Wert. Der dritte Aufsatz schildert das Thal des Rio-Negro und Patagonien, wo noch Millionen Hektaren unbebauten Landes der Besiedelung harren, vom Standpunkt des Einwanderers aus und zeigt, wie sich hier durch Handel und Ackerbau eine deutsche Kolonisation unter den günstigsten Aussichten und Umständen entwickeln könnte. Der Verfasser ist ein besonnener, nüchterner, praktischer Mann, kein Sanguiniker und Ideolog, und seine Darstellung ist frei von aller Uebertreibung und Schönseherei, so daß diese Schrift als ein wertvoller Beitrag zu unserer Auswanderungs-Litteratur zu betrachten ist. Eine hübsche Uebersichtskarte und andere erläuternde geographisch-statistische, botanische und andere Beilagen erhöhen noch die Popularität und das Verständnis dieser fleißigen und gewissenhaften Arbeit.

Umlauft, Professor Dr. Fr.: Die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie. Geographisch-statistisches Handbuch mit besonderer Rücksicht auf politische und Kultur-Geschichte für Leser aller Stände. Mit 160 Illustrationen. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, Pest, Leipzig. A. Hartlebens Verlag. — Dieses gediegene und mit besonderem Fleiß bearbeitete Handbuch einer Länder- und Völkerkunde der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie hat schon in seiner ersten, 1876 erschienenen Auflage die verdiente Anerkennung gefunden. Die vorliegende neue Auflage hat wesentliche Bereicherungen erfahren und ist nun nicht nur ein höchst instruktives Lehr- und Lesebuch, welches den sämtlichen Anforderungen an ein solches Werk entspricht und die verschiedenen Länder- und Völker-Elemente, aus welchen die österreichisch-ungarische Monarchie sich zusammensetzt, nach allen Richtungen hin sehr eingehend schildert, sondern leistet namentlich auch als ein Nachschlagebuch vortreffliche Dienste und vertritt ganz den Standpunkt der Gegenwart. Nur die Illustrationen, welche sachlich sehr zweckmäßig gewählt sind, entsprechen teilweise nicht ganz den Anforderungen, welche man heutzutage an die Holzschneidekunst zu machen gewohnt ist, thun aber dem praktischen Wert des Werkes keinen wesentlichen Eintrag.

Crawford, Rob., M. A., Across the Pampas and the Andes. With a map and illustrations. London, Longmans, Green & Co. 1884. — Der Verfasser, Professor des Ingenieurwesens an der Universität Dublin, ward von den Eisenbahn-Unternehmern Gebrüdern Waring in London ausgeschickt, um die Trace für die beabsichtigte transandinische Eisenbahn von Buenos Aires bis nach Chile zu entwerfen, aufzunehmen und zu vermessen. Dieser Auftrag verursachte einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Monte Video, in der Provinz Entrerios (denn in Buenos Aires herrschte das gelbe Fieber epidemisch), auf der Straße von Buenos über

Chivilcoy und Bragado nach den indianischen Toldos und der Grenze, im freien Indianergebiet, in Media Luna, Mercedes, San Luis, Mendoza, in den Andes und die Reise über den Planchon-Paß nach Chile hinunter, von wo Herr Crawford nach kurzem Aufenthalt in Santiago und Valparaiso zur See nach Monte Video zurückreiste. Diese höchst interessante Reise von Liverpool aus mit allen ihren Erlebnissen schildert der Verfasser mit der Unbefangenheit und Wahrheitsliebe eines englischen Gentleman und mit dem klaren Blick eines geübten, hochgebildeten, mit Natur und Leben vertrauten Beobachters und liefert so ein Buch von reichstem stofflichen Interesse, das ebenso lehrreich wie unterhaltend ist und unsere Kunde von Natur, Land und Leuten in jener fernen Zone wesentlich bereichert. Mit besonderem Danke anzuerkennen sind aber die Beigaben: die sehr genaue Karte mit der Angabe der projektierten Eisenbahn über die Andes, die hübschen Illustrationen, die Aufzählung der hervorragendsten Höhenpunkte und Pässe in den Anden, die eingehende geographisch-statistisch-ethnographische Schilderung der Argentinischen Republik, der Grenzen und Einfälle der Indianer, der Kolonien daselbst und ihrer Aussichten und der zahlreichen Bahnen, welche das dermalige Eisenbahnnetz der Republik bilden. Es ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Reiselitteratur Englands, weit hervorragend über so viele dilettantische und belletristische Werke, welchen wir in dieser Litteratur begegnen, wegen seines lehrreichen Gehaltes würdig, durch eine Bearbeitung auch dem gebildeten deutschen Leserkreise zugänglich gemacht zu werden. Wir beabsichtigen einige interessante Auszüge daraus zu geben.

Anzeigen.

So eben erschien in unserem Verlage

das erste Heft des Jahrgangs 1885

der

Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte.

gr. 8°. 6 Bogen. M. 1.—

Inhalt: Die polnische Königswahl im Jahre 1733. Von Adolf Beer. — Ludwig I. von Bayern und Karl Haller von Hallerstein. Von K. Th. Heigel. — Herzog Karl von Württemberg und seine pädagogischen Schöpfungen. Von R. Weltrich. I. — Zur 200jährigen Geburtstagsfeier G. F. Händels. II. Der Kammerdiener Georg Händel und sein Sohn Georg Friedrich. Von Julius Otto Opel. I. — Aus der Regierungszeit der schwedischen Könige Gustav IV., Karl XIII. und Karl XIV. (des ersten Bernadotte). Von Heinrich Martens.

Die Zeitschrift für Geschichte erscheint in zwölf Monatsheften à M. 1.— und ist durch jede Buchhandlung und die Post zu beziehen. Das erste Heft ist in jeder Buchhandlung vorräthig, auch von der unterzeichneten Verlagshandlung zu beziehen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Antiquarischer Katalog.

So eben erschien Katalog 185.

Geschichte und deren Hülfswissenschaften,

und versende solchen auf Verlangen gratis und franko.

B. Seligsberg, Antiquarbuchhändler,
in Bayreuth.

So eben wurde fertig:

Fünfter Neudruck

der

Karte von Afrika

von

R. Andree* und *A. Scobel

in

4 Blatt.

Massstab 1 : 10,000,000.

Ausgeführt in der Geographischen Anstalt

von

Velhagen & Klasing in Leipzig.

Preis roh in 4 Blatt 20 M.,
aufgezogen auf Leinwand in Mappe 22 M.

Die koloniale Bewegung in Deutschland und die Kongokonferenz haben rasch hintereinander vier Neudrucke konsumiert. Neuerdings verlangt Italien lebhaft nach dieser Karte. Sie ist für die Verfolgung der afrikanischen Begebenheiten ganz unentbehrlich.

Die etwa meterhohe und ebenso breite Karte ist das Resultat langjähriger mühevoller Arbeit; ihr Erscheinen traf wunderbar günstig mit der Kolonialbewegung zusammen, der sie ihre bescheidenen Dienste hat leisten dürfen. Aus dem lichtblau gedruckten Meer hebt sich der Erdteil mattbräunlich hervor, das feingestochene Terrain ist dunkelbraun, die politischen Grenzen sind in Zinnober.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von

VELHAGEN & KLASING
in Bielefeld & Leipzig.

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.
Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Karl Prochaska, Wien und Teschen.

Hiezu eine Beilage der Verlagshandlung **Ambr. Abel** in **Leipzig.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 8. Stuttgart, 23. Februar. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Malimba unter 3° 36′ n. Br. 9° 42′ ö. L. (Mit Karte.) Von R. Rabenhorst, Kapitän. S. 141. — 2. Der Nicaragua-Kanal. II. und III. (Schluß.) S. 146. — 3. Ueber die Totenbestattung bei den Pfahlbauern. (Mit Abbildung.) Von M. Forrer. S. 151. — 4. Eine Negerrepublik. Von D. Gronen. S. 153. — 5. Das Tätowieren bei den Oloh Ngadjus (Dajaken) und Ot Danoms in Südost-Borneo. (Mit Abbildungen.) Von Fritz Grabowsky. S. 154. — 6. Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 157. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 159. Die Gräber der Ainos. Quaternäre Seen in Nevada.

Malimba unter 3° 36′ n. Br. 9° 42′ ö. L.

(Mit einer Karte.)

In der Bucht von Guinea liegt die neue deutsche Kolonie Cammeroon. Es gehören dazu die ganzen Küstenstrecken vom Cammeroon-Gebirge mit Bimbia beginnend, bis in die Nähe der Corisco-Bay mit Ausnahme einiger einzelnen Ortschaften, welche aber hoffentlich auch einverleibt werden, so daß diese Kolonie ein abgeschlossenes Ganzes bildet.

Ueber die Cammeroonleute und deren Gebiet hat Herr Dr. Buchholz seinerzeit ausführlich berichtet; auch ist dieser Fluß schon von Lüder und Reichenow, sowie von Engländern besucht worden. Dicht an der Mündung des Cammeroon-Flusses, den die Eingeborenen auch Wasser der Dualla nennen, wie sie sich selbst als Duallas bezeichnen, liegen die Mündungen mehrerer anderer Flüsse, unter denen sich auch der Malimba-Fluß befindet.

Der Malimba-Fluß verzweigt sich in seinem Mündungsgebiete in drei hauptsächliche Arme, und zwar ist, wie beifolgende Karte veranschaulicht, der Quaqua oder Kwakwa der erste Arm, welcher gemeinschaftlich mit dem Cameroon-Fluß das Meer sucht, während weiter abwärts der Hauptarm sich in zwei Wasserstraßen teilt, deren durchschnittliche Breite sich auf 1000—2000 m. hält und die sich direkt in's Meer ergießen. Innerhalb dieses Gebietes ist das Land flach, viel von Sümpfen und Kanälen durchzogen und im allgemeinen nicht besonders fruchtbar und demgemäß auch nicht stark bevölkert. Der Boden besteht aus Schlamm und angeschwemmtem losem Sande und nur die nächsten Uferränder, 2—3 Km. vom Meere entfernt, fangen an, bebaubaren Grund den Anwohnern zu bieten; er besteht aus sandigem Lehm mit Austerschalen und Eisenstein durchsetzt. Alles Land ist fast überall dicht bewaldet, mit Mangroven soweit das Salzwasser reicht, oder mit den mannigfachsten Baumarten, welche ein Urwald bieten kann.

Der Wasserstand des Flusses wird durch Ebbe und Flut und durch die Regenzeit beeinflußt. Die Gezeit wird bis zu 12 oder 14 Km. aufwärts von der Mündung bemerkt und beträgt der Hub an der Mündung zwischen 6—12 Fuß. Während der Regenzeit wird selbst an der Mündung die Flut aufgehoben und hat der Hub seine geringste Höhe, während aber der allgemeine Wasserstand über den ganzen Fluß um 4—6 Fuß zugenommen hat.

Die Zeit der großen Regen fällt für Malimba in die Monate Juli bis Oktober, worauf eine trockene Zeit folgt in den Monaten Dezember bis Mitte März; beide Zeiten sind durch die Tornado-Monate miteinander verbunden, in denen heftige Gewitterstürme mit Sonnenschein abwechseln. In der trockenen Zeit stellen sich häufig dichte Nebel ein, nur selten kommt es vor, daß geringe Mengen Regen fallen, und Wochen-lang herrscht die größte Trockenheit bei dem schönsten klaren Himmel; auch ist der Landwind namentlich des Nachts vorherrschend und sind die Temperatur-Unterschiede am größten. Das Umgekehrte findet während der Regenzeit statt; Tage-lang fließt der Regen zur Erde, um dann und wann einen Tag lang eine Pause eintreten zu lassen und von neuem einzusetzen; der See-

wind ist vorherrschend und die Temperatur hält sich auf 18—22° R. gleichmäßig, dabei ist der Himmel fast immer dicht bewölkt, jedoch sind die unteren Luftschichten klar und weitsichtig.

Ueber die Längenausdehnung des Malimba-Flusses wissen wir bis jetzt nichts; auch würde in Frage kommen, welcher Fluß-Arm der Hauptarm ist. Der Quaqua allerdings kommt außer Frage, da er in der trockenen Zeit bei niedrigem Wasser (Ebbe), fast nur von Booten befahrbar, auch schon bei seiner Abzweigung zu dieser Zeit ganz versandet ist und nur noch durch die Zeitdifferenzen der Gezeiten an den verschiedenen Mündungen offen gehalten wird. Ferner haben wir den M'benga-Arm, welcher aber von der Brandung ganz bedeutend, namentlich in der trockenen Zeit, an der Mündung versandet, nur kleine Ausflüsse lassend, wie die beifolgende Karte zeigt, bis, wie augenblicklich, die Wassermassen der Regenzeit die vorliegenden Bänke und aufgeworfenen Inseln wegschwemmen und die Mündung gleich der Bongo-Mündung wird.

Danach wäre nun allerdings die Bongo-Mündung als der Hauptflußarm zu betrachten, denn bei Hochwasser ist die Barre in der trockenen und in der Regenzeit mit Fahrzeugen zu passieren, welche 7—8 Fuß Tiefgang haben. Die Wassertiefe ist niemals bei Hochwasser weniger als 12 Fuß im Kanal der Barre. Daß sich das Fahrwasser verändert, liegt auf der Hand, aber es verändert sich nicht häufig und ist weniger von der Brandung beeinflußt.

Von der Bongo-Mündung ist es bis zur Abzweigung des M'benga-Armes etwa 10 Km.; von da bis zum Quaqua gegen 7 Km.; dann hört die Kenntnis auf und nach Schätzung möchte ich vielleicht noch 10 Km. dazulegen, um zu dem Wasserfall zu gelangen, welcher den Fluß abschließt und in deren unmittelbarer Nähe der größte Handelsplatz des Flusses liegt mit Namen: Odia oder Idia. Bis dahin kann man mit Booten zu jeder Jahreszeit gelangen, und augenblicklich, im September, würde man noch bei den Wasserfällen mehr als 6 Fuß Wassertiefe auffinden können. Ich sage Wasserfällen, weil sich nach den verworrenen Aussagen der Malimbas der Fluß vorher oder erst bei Idia in Nebenflüsse verzweigt, welche wohl alle ihre Fälle haben. Es läßt sich sehr schwer etwas von den Malimbas über die Gebirgsneger erfahren, welche in der Hauptsache die Fertigsteller der Produkte, die in den Handel kommen, sind. Auch wissen die Malimbas wohl nur sehr wenig von denselben, da sie nie direkt mit ihnen in Berührung kommen, denn die Idialeute monopolisieren den Handel dort und befürchten Schädigung ihrer Interessen durch jegliche Nachricht. Nur so viel ist bekannt, daß die Gebirgsneger Handwerke betreiben, außer dem Bau von Feldfrüchten und der Gewinnung von Produkten, und daß sie nackt oder fast nackt gehen.

Von Idia aus würden sich nun die verschiedenen Stämme an den Ufern des Malimba-Flusses wie folgt stellen: Gebirgsneger, Idiasleute an den Wasserfällen, Bakokoes an beiden Ufern, dann Bakokoes am rechten und Pongoes am linken Flußufer, wieder Bakokoes an beiden Ufern, bis herunter in die Nähe der Abzweigung des M'benga-Armes; Bakokoes an beiden Ufern des Quaqua und schließlich die Malimbas an den beiden Ufern des Bongo und M'benga-Armes, und zum Schluß an deren Mündungen je eine Faktorei der Weißen, der Quaqua ausgenommen.

Nach den oben angeführten Zahlen würde der ganze Lauf des Flusses sich etwa auf 27—30 Km. erstrecken und demgemäß verändern sich auch die Bodenverhältnisse schnell. Wie schon erwähnt, war das Land in der Nähe der Mündungen flach, sandig und sumpfig, dabei dicht bewaldet; schon nach 2—3 Km. fangen die Ufer an, fruchtbar zu werden, das Land selbst aber ist noch von vielen Kanälen und Sümpfen durchzogen. Schon bei den ersten Bakoko-Dörfern erhöhen sich die Ufer und bei der Abzweigung des Quaqua sind dieselben hügelig; die Felder zeigen teils Lehmböden, teils schwarzen Ackergrund. Später treten Rasenflächen auf und an den Ufern machen sich Felsen bemerklich, bis das Gebirge erreicht ist.

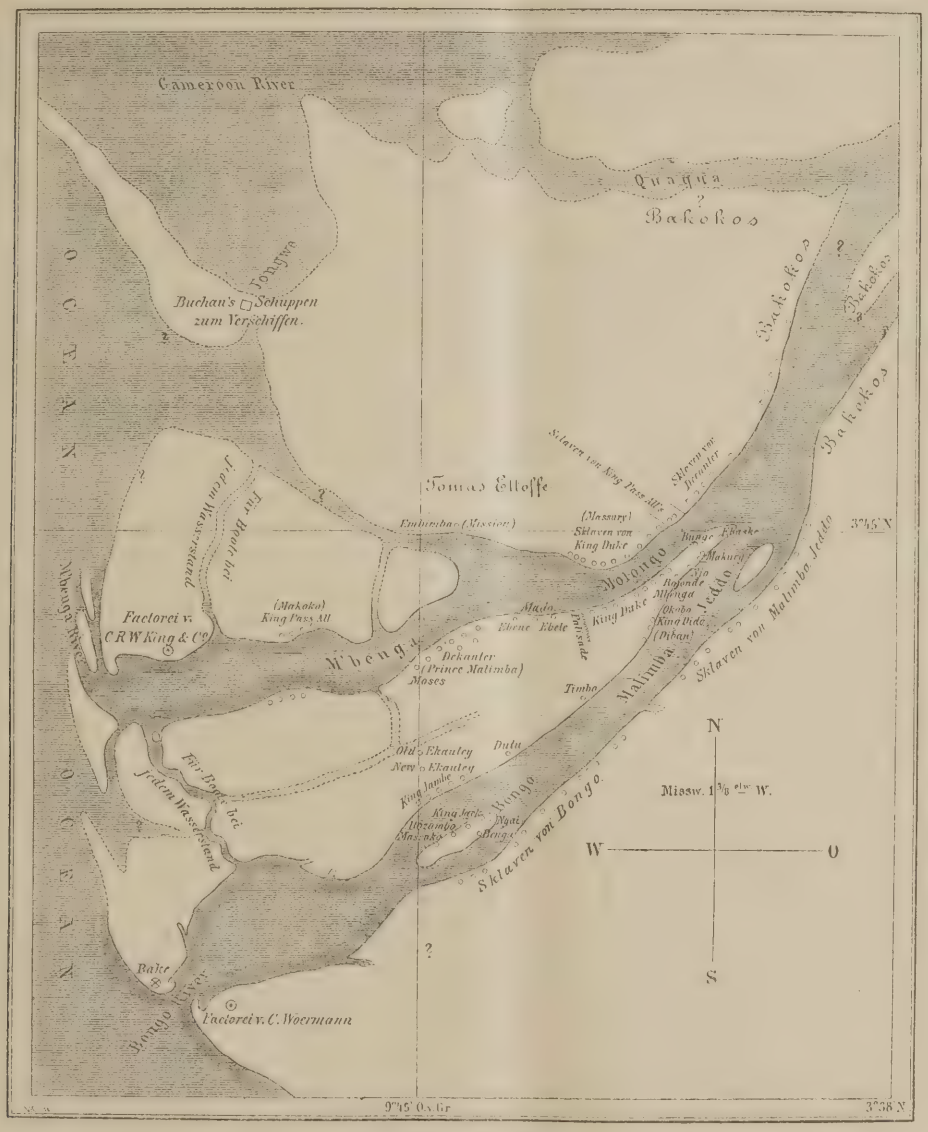
Im allgemeinen ist dieser ganze Küstenstrich sehr gesund. Es treten allerdings Wechselfieber auf, der Weiße hat aber dagegen Chinin und bei den Eingeborenen verschwindet dasselbe von selbst oder zeigt sich in anderen Formen. Dagegen haben dieselben viel an angeschwollenen Füßen zu leiden. Blattern treten zeitweise auf, auch sterben manche an Durchfall. Ferner haben sie viel von vernachlässigten Wunden, besonders an den Füßen, zu leiden. Hauptsächlich scheint die Kindersterblichkeit groß zu sein, doch sonst sind die Eingeborenen recht kräftige, mittelgroße, kaffeebraune Gesellen, deren Weiber und Mädchen allerdings ihnen bedeutend körperlich nachstehen.

Was nun die Malimbas besonders betrifft, so sind sie an Zahl die Wenigsten aller umliegenden Stämme und gehören sprachlich den Duallas oder Cameroonleuten an. Wie bekannt, hat Dr. Buchholz eingehend über diese seinerzeit berichtet, und ich will nur noch bemerken, daß die Malimbas wie die Cameroons mit allen umliegenden Stämmen verschwägert sind, von Bimbia bis nach Big-Batanga.

Wie schon erwähnt, sind die Malimbas nicht zahlreich und ich schätze sie auf etwa 1000 bis 1500 Seelen mit Weibern, Kindern und Sklaven. Sie bilden ein durch Handelsinteressen hervorgerufenes Gemeinwesen, welches in die vier Ortschaften: Bongo, Malimbajeddo, M'benga und Molongo zerfällt. Jeder dieser „Towns" steht ein Häuptling vor, welcher sich den Titel King den Weißen gegenüber beilegt. Ihm zur Seite stehen die Aeltesten des Ortes bei Palavers, auch wohl die Einflußreichsten und seine nächsten Verwandten. Im allgemeinen ist die Häuptlingswürde erblich, doch kann der Weiße einen King absetzen und dafür einen neuen ernennen; es verursacht aber viel Palavers und ist außerdem teuer, ist aber schon

vorgekommen. Im „Town" hat der King wenig zu sagen, denn er wird vom Volke in der Regel nur als Werkzeug dem Weißen gegenüber gebraucht und die anderen Großen des Reiches sind nicht allzu neidisch auf diese Würde, denn ein jeder trägt das Bewußtsein in sich, mit dem King gleich berechtigt zu sein, ja selbst mehr Einfluß im Town zu haben als der King selbst und sie säumen auch nicht, ihm dies vorkommenden Falles tüchtig klar zu machen. In Wirklichkeit ist das ganze Gemeinwesen ein Staat ohne Oberhaupt, in dem der Volkswille über alles und jedes entscheidet und in dem derselbe auch von allem und jedem angerufen wird. Dergleichen parlamentarische Verhandlungen werden an der Küste Palavers genannt und man „spricht den Palaver", wenn man ihn abhält.

Durch ihre Handelsbeziehungen mit den Weißen einerseits und den Bakokoes andererseits sind häufige Streitigkeiten unausbleiblich und sie bestehen fast nur in Eigentumsansprüchen. Vor allem gilt hier, wie wohl fast in ganz



Karte von Malimba.

Afrika, das Recht des Stärkeren, und es sucht sich der Stärkere vorläufig durch Wegnahme irgend eines Gegenstandes schadlos zu halten. Kann sein Gegner nun als Schwächerer sich nicht wieder in erhöhtem Maße eines Pfandes für seine Ansprüche versichern, so ruft er die Gemeinde seiner Ortschaft an. Hier wird die Sache nun entschieden, wenn beide Parteien zu derselben Ortschaft gehören; damit ist die Sache beigelegt. Anders aber, wenn die beiden Parteien verschiedenen Ortschaften angehören. Dann kommen Häuptlinge der verschiedenen Parteien an einem verabredeten Orte zusammen, mit ihnen das Volk. Nachdem die Beteiligten eingetroffen, arrangieren sie sich zu einem Kreise, in dessen Mitte der jeweilige Sprecher tritt; die Zuhörer sitzen dabei, während ersterer stehend sich bald an diese, bald an jene Partei wendet. Dabei herrscht die größte Ruhe und wird der Sprecher höchstens auf seine eigene Aufforderung kurz mit „ja" oder „nein" unterbrochen, aber stets läßt man ihn ausreden und alles

sagen, was er zu sagen hat. Nach ihm folgt ein anderer und so kann der Redekampf von 8 Uhr Morgens bis spät in die Nachmittagsstunden dauern, ohne Unterbrechung von Essen oder Trinken. Zuletzt, bleibt die Sache unentschieden, wird eine andere Zusammenkunft vereinbart oder das Urteil wird gefällt, indem alle oder doch die meisten einer Meinung sind und den Schuldigen zu Buße und Schadenersatz verdonnern. Die Buße wie der Schadenersatz besteht stets aus Zahlung von Oel, Gütern oder Ziegen, aber nie tritt körperliche Züchtigung oder gar Todesstrafe ein. Ganz unbedingt muß sich ein junger Mann oder ein Mann ohne Einfluß dem Urteile unterwerfen; gehört er aber zu den Großen des Reiches oder glaubt er genügend Anhang zu haben, so erkennt er das Urteil wohl an und macht trotzdem nachher was er will. Nun tritt wieder das Recht des Stärkeren in seine Wirkung und es wird der Palaver wieder gesprochen; so kann es jahrelang fortgehen, oft 5 ja 10 Jahre, wobei jedoch die beteiligten Personen in den Zwischenräumen miteinander verkehren; „laß den Palaver so stehen" ist ihre Redensart, und sie begrüßen sich bei Begegnungen äußerst freundlich. Jeder sinnt aber dabei darauf, dem andern zu schaden. Auch kommt es vor, daß die Gegner durch Geschenke und Versprechungen Stimmen für sich zu gewinnen suchen. Bei Kleinigkeiten suchen die geringeren Leute fast stets ohne Palaver einen Vergleich. Ist der Palaver aber beendet und keine Partei aus verschiedenen Ortschaften will sich dem Urteile unterwerfen, so fängt die sich als geschädigt betrachtende einen Mann oder eine Frau weg, welche zur anderen Ortschaft gehört und mißhandelt die Person in der brutalsten Weise; dieses nennen sie „Krieg".

In der Regel haben diejenigen Leute den größten Einfluß, welche erstlich Vermögen, d. h. Frauen und Sklaven, haben, und zweitens diejenigen, welche durch ihr großes Maul bei jeder Gelegenheit ihre Umgebung zu beeinflussen wissen. Um dieses zu thun, haben sie durchaus nicht nötig, ihre Worte und Drohungen wahr zu machen: die Leute lassen sich alle beeinflussen mit dem was sie fürchten, daß man thun könnte; aber auch sie selbst suchen ihre Umgebung auf diese Weise einzuschüchtern.

Mörderisch ist das Aussehen der Streitenden, wenn sich zwei Personen im augenblicklichen Zanke befinden. Kampfbereit stehen sich dann beide gegenüber und schleudern einander Schmähungen entgegen; sie werden immer hitziger; in der rechten Hand einen Cutlaß (Hieber) schwingend, gehen sie aufeinander zu, bleiben stehen, suchen einander zu überschreien, schließlich sich wütend aufschürzend, stürzen sie aufeinander. Der Unbeteiligte glaubt schon Blut fließen zu sehen; dann aber springen die Umstehenden dazwischen, umfassen die Streitenden, halten sie fest, und darauf scheinen beide gewartet zu haben. Nun geberden sie sich wie rasend, suchen sich loszureißen, brüllen, alles schreit nun natürlich auch mit; es entsteht ein unbeschreibliches Durcheinander und ein Heidenlärm. Da gelingt es dem einen oder beiden, sich zu befreien, man sollte denken: jetzt aber beginnt der Kampf; — keine Spur, die Sache fängt nur wieder von vorne an, genau so wie vorher, bis sich beide müde geschrieen haben und gemeinschaftlich den Ort verlassen.

Die Malimbas wohnen in Hütten aus dem Material, welches die Raphia-Palme ihnen liefert. Nur die Stützen der Seitenwände und des Daches stellen sie aus Mangrove-Stämmen her, während das Dachgerüst und die Seitenwände aus den Wedelstielen dieser Palme bestehen und die Matten des Daches aus den Fiederblättern derselben gefertigt sind. Als Bindemittel bedienen sie sich einer Rohrart, welche sie in dünne Streifen spalten. Innen wird dann der Fußboden 1—1 ½ Fuß hoch mit Lehm aufgefüllt, um gegen Feuchtigkeit zu schützen. Die Wohnungen stellen im Grundriß ein langes Rechteck dar, in dessen einer langen Seite die Thüre sich befindet. Nicht immer, doch häufig, ist der Innenraum in zwei Teile abgeteilt, wovon der größere, mit der Thüre in's Freie mündende, als Wohnraum dient, während der kleinere als Schlafstelle für den Hausherrn benutzt wird, welcher auch die Benützung eines Bettes zu würdigen weiß. Hat er mehr als eine Frau, so bewohnen dieselben eine andere Hütte mit der entsprechend größeren Zahl von Abteilungen und Thüren. Hier halten sich auch die jungen Kinder und Mädchen der betreffenden Mütter auf, während die unverheirateten Söhne den väterlichen Wohnraum als ihnen gehörig betrachten. Im übrigen schlafen die Leute auf Matten auf der Erde. Ist der Hausherr vermögend, so richtet er sich noch ein Prunkgemach ein, welches er mit Stühlen, Tisch und Kommode möbliert, mit Hängelampen, Spiegeln, Bildern, Vasen und großen Krügen ausschmückt, im übrigen sich aber darin selten heimisch fühlt.

In der Mitte des Wohnraumes brennt stets ein Feuer, um welches die unbeschäftigten Familienglieder auf niederen Stühlen hocken oder auf der Erde kauern; ist die Familie nicht groß, so dient es zugleich als Kochstelle. Hier werden die Tagesereignisse besprochen und rauchend können sie stundenlang in's glimmende Feuer starren, während sie mit Bekannten und Verwandten ihre Ansichten über alle möglichen Dinge und Begebenheiten austauschen und die Jugend gläubig zuhört und Fragen stellt.

Da es nur wenig Wege zwischen den Ortschaften und einzelnen Haushaltungen giebt, so sind sie gezwungen, sich der Kähne zum Verkehr zu bedienen. Dieselben sind aus ausgehöhlten Stämmen des Rotholzbaumes gefertigt. Sie besitzen Kanoes von 6—20 Fuß Länge, ja ihre großen Kriegskanoes sind noch viel länger und fassen häufig 50 Mann zum Rudern, während die Chiefs auf niedern Stühlen in der Mitte sitzen. Die Fortbewegung geschieht vermittelst der Paddel (Schaufelruder), welche sie sich selbst verfertigen; dagegen kaufen sie fast durchgängig die Kanoes von den Bakokoes, weil der Rotholzbaum in der Niederung nicht häufig vorkommt. Die großen Kanoes werden

bemalt mit roter, weißer und grüner Farbe und zwar so, daß ein fortlaufendes Muster, aus geometrischen Figuren zusammengesetzt, die Seiten bis zur Wasserlinie bedeckt. Eine eigentliche Industrie haben die Malimbas nicht, da die Weißen ihnen alles viel besser und billiger liefern, als sie es machen könnten; auch können sie das ihrem Geschmack Fehlende bei dem benachbarten Stamme, den Bakokoes, billig erwerben.

Erst auf Anregung der Weißen werden von den halbwüchsigen Jungen Modell-Kanoes und andere Schnitzereien wieder hergestellt. Ebenso wie mit ihrem Hausrat geht es mit ihren Waffen, seit die Weißen Schießpulver und Gewehre in den Handel brachten. Dagegen fertigen sie Fischgeräte, wie Netze und Reußen und die dazugehörigen Schnüre, wozu sie sich des Netzgarns der Weißen bedienen; auch sind europäische Angelhaken im Gebrauch. Harpunen mit Widerhaken jedoch erhalten sie von den Bakokoes. Sie sind im Besitze von einigen Musikinstrumenten, unter denen die Trommel in drei Varietäten die Hauptrolle spielt. Noch sei bemerkt, daß die Malimbas bei günstigen Winde Segel zur Fortbewegung der Kanoes benützen, welche aus Matten gefertigt sind.

Religionsbegriffe, im Sinne der Europäer, sind bei ihnen anscheinend nicht vorhanden. Wohl glauben sie an ein Wesen, welches alle Dinge geschaffen hat: z. B. sagen sie wenn es donnert: „Gott spricht"; doch bezeigen sie diesem Wesen keine Ehrfurcht, und bedienen sich gleichfalls des Ausdruckes: „Gott hat mir heute nicht beigestanden", wenn sie vergeblich einmal den Weißen zu betrügen versuchten. Dagegen huldigen sie dem Aberglauben in der ausgiebigsten Weise, indem sie alles mögliche Mißgeschick als durch Zauberei verursacht hinstellen. Da sie keinen bestimmten Kultus haben, gibt es auch keine Priester-Kaste, was offenbar für die christliche Mission von großem Vorteil sein wird. Mit Ausnahme von Kupfer- und Eisenringen tragen sie keine Amulette, obwohl sie fast in steter Todesfurcht sich befinden, nicht natürlichen Todes zu sterben, sondern von ihren mißgünstigen Nachbarn gelegentlich vergiftet zu werden. Wie weit diese Furcht bei ihnen begründet ist, läßt sich nicht beurteilen; doch kann man öfters hören, daß die jungen Männer den älteren Leuten mit Vergiften drohen, wenn diese jene durch Verweigerung eines Wunsches erzürnt haben. Tritt ein verdächtiger Todesfall ein, so suchen die Verwandten bei einem ihrer Nachbarn Zuflucht, welcher behauptet und in dem Rufe steht, unbekannte Dinge und Medizin zu kennen. Gegen Bezahlung fragen sie denselben um Rat, welcher ihnen auch wird mit oder ohne Angabe des angeblichen Mörders. Nachdem eine Waschschüssel mit Wasser gefüllt worden, wird dieselbe an einem freien Orte, etwas abseits der Hütten, aufgestellt und der Seher begibt sich dahin. Unverwandt in das in der Schüssel enthaltene Wasser starrend, behauptet er den Dieb, Mörder ꝛc. darin zu erblicken. Dann teilt er seine Wahrnehmung den Fragenden mit und diese beginnen ihrerseits den „Palaver zu sprechen", wenn sie nicht vorziehen, sich vorläufig auf eigene Faust Recht zu verschaffen und das „Palaversprechen" den dann Geschädigten überlassen. Daß die Leute Kenntnis von Giftpflanzen haben, ist außer Zweifel, jedoch ist es nicht anzunehmen, daß das Gift sehr häufig in Anwendung kommt; selbst Leute, die sich rühmen, diesen oder jenen vergiftet zu haben, lügen gewöhnlich und haben irgend ein anderes Ziel im Auge, welches sie durch Einschüchterung zu erreichen hoffen. Kommt es aber wirklich einmal vor, so schweigt der Schuldige ganz gewiß, denn sie haben eine große Furcht vor Wiedervergeltung. Diese ihre Furcht leitet sie in allen ihren Handlungen und hört dieselbe vor einer Person auf, so kann diese Person sicher sein, daß jede Niederträchtigkeit ihr zugefügt werden wird, welche der Feind ersinnen kann. In Bezug auf Sittlichkeit genügt es wohl, zu bemerken, daß Lug und Betrug als ganz legales Hülfsmittel angesehen werden, um einen persönlichen Vorteil zu erlangen. Beweist man ihnen nun eine Lüge, so erfinden sie mit der ernsthaftesten Miene von der Welt schnell eine andere Lüge, um die vorhergehende zu verdecken; rückt man ihnen aber immer noch zu Leibe und sehen sie die Vergeblichkeit ihrer Versuche ein, so antworten sie stets: „Jawohl, Herr, diesesmal hast Du recht; Du hast gewonnen." Andernfalls aber spielen sie, wie der bestgeschulte Schauspieler, den sittlich Entrüsteten und schließen mit der Forderung, ihnen zu sagen, wann man ihnen jemals eine Unwahrheit nachweisen könnte. Untereinander lügen sie ebenso, doch scheint es nicht Sitte zu sein, daß die oder der Zuhörer Einwände erheben, sondern jeder denkt sich dabei seinen Teil und behält seine Meinung für sich. Sonst sind sie ungeheuer eitel und untereinander prahlerisch, und infolge davon auch neidisch auf einander. Der Neid und die Eitelkeit werden hauptsächlich von den Frauen der Männer genährt und geschürt.

Da sie nur sehr ursprüngliche Religionsbegriffe haben, so haben sie auch nur wenig Zeremonien, welche die wichtigsten Lebensabschnitte einleiten oder begleiten. So findet bei der Geburt eines Kindes gar keine Zeremonie oder Festlichkeit statt. Die Mutter der Wöchnerin wird herbeigerufen, um ihre Tochter zu pflegen und ihr mit guten Ratschlägen zur Seite zu stehen, denn auch die Weiber haben Kenntnis der medizinischen Kräuter. Während des Wochenbettes ist es Sitte, daß die Mutter der Wöchnerin 14 Tage lang vollauf und so luxuriös als möglich bewirtet wird. Einsprechende Frauen der Nachbarschaft nehmen an dem Essen teil und bewundern das Kind. An diesen Tagen wird gekocht und gegessen und die erwachsenen Söhne werden zum Fischen ausgeschickt, um die nötigen Fleischgerichte zu beschaffen, wenn gerade kein Schaf, Ziege oder Huhn vorhanden ist.

Dann wachsen beide Geschlechter sich selbst überlassen bis zu ihrem 6.—8. Jahre auf, zusammen spielend und sich im Wasser tummelnd. Kleidung kennen sie in dieser

Zeit natürlich noch nicht, diese bekommen sie nach und nach. Um das siebente Jahr herum zieht die Mutter das Mädchen mehr an sich heran und verwendet es ausschließlich im Haushalte, während bei den Knaben die Beschneidung eintritt und dieselben sich beim Vater auf dessen Handelsreisen nützlich zu machen haben. Auch die Beschneidung wird ohne alle Zeremonie vorgenommen. Der Vater hackt auf einem Stück Holz als Unterlage hinterm Hause mit einem scharfen Messer den Hautlappen ab und wirft ihn in den Fluß.

(Schluß folgt.)

Der Nicaragua-Kanal.

II.

(Schluß.)

Eine der merkwürdigsten geographischen Neuigkeiten ist die Nachricht, daß die Vereinigten Staaten von Amerika mit der zentral-amerikanischen Republik Nicaragua einen Vertrag abgeschlossen haben, mittelst dessen sie sich das Recht erwarben und sicherten, einen interozeanischen Kanal durch den Rio San Juan und den Nicaragua-See nach dem Stillen Ozean zu bauen. Beim ersten Auftauchen dieser Nachricht waren gewiß viele europäische Leser versucht, dieselbe für eine Zeitungsente zu halten. Man fragte sich, ob denn hiefür wirklich ein ernstes Bedürfnis vorliege, nachdem der interozeanische Kanal von Panamá in Angriff genommen sei, welcher doch einen vollkommen internationalen Charakter tragen werde? Ob denn wirklich Aussicht vorhanden sei, daß der Verkehr zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean sich so ungemein stark entwickeln werde, daß der Panamá-Kanal nicht mehr genüge? Ob zwei solche Kanäle neben einander sich rentieren würden? — Diese Fragen verlieren ihre Berechtigung, seit wir auf amtlichem Wege erfahren, daß die Anlegung des Nicaragua-Kanals eine beschlossene Sache ist. Der Präsident hat, wie es heißt, den Vertrag mit Nicaragua bereits abgeschlossen kraft der ihm verliehenen konstitutionellen Gewalt und betrachtet denselben einfach als eine notwendige Ergänzung zu dem Vertrag, welchen die Vereinigten Staaten mit der Krone Spanien bezüglich der Handelsbeziehungen der Amerikaner mit den Inseln Cuba und Portorico abgeschlossen haben und welcher ebenfalls, wie derjenige über den Nicaragua-Kanal, dem Kongreß noch zur Genehmigung vorgelegt werden soll. Daß dies noch nicht geschehen ist, rührt nur von der inzwischen erfolgten Präsidentenwahl her, welche die Nation in gewohnter Weise aufregte. Der bisherige Präsident hielt es für geratener, diese Verträge dem neugewählten Kongreß vorzulegen und dieselben von dem künftigen Präsidenten vertreten zu lassen. Wenn daher der neue Präsident Cleveland am bevorstehenden 4. März sein Amt antritt, wird ohne Zweifel eine seiner ersten Amtshandlungen dahin gehen, den Kongreß zu einer außerordentlichen Sitzung einzuberufen, um diese Verträge zu solennisieren. Dieselben haben in den Vereinigten Staaten vielen Staub aufgeworfen und teils großen Jubel hervorgerufen, weil ein solch kühner Plan wie der projektierte interozeanische Kanal immerhin in der Nation eine zahlreiche und lebhafte Unterstützung zu finden sicher sein darf, teils auch Widerspruch und Oppositon gefunden und haben die Einwendung erfahren, daß die Einleitung dieses Unternehmens keine richtig konstitutionelle sei und Präsident Arthur seine verfassungsmäßigen Befugnisse überschritten habe. Diesen Ausstellungen gegenüber hat der bisherige Staatssekretär des Auswärtigen, Frelinghuysen, unter dem 26. Dezember 1884 einen erläuternden und sich selbst rechtfertigenden offenen Brief an den Hon. John F. Miller, Vorsitzenden des Ausschusses für die auswärtigen Beziehungen im Senat, erlassen, worin er die Vorwürfe wegen einer verfassungswidrigen Mandats-Ueberschreitung entkräftet, die Gründe für die betreffenden Verträge motiviert und an der Hand der Thatsachen nachweist, daß der Kongreß schon am 7. August 1882 eine Summe von 20,000 Doll. exigiert habe, um durch eine Kommission, welcher General Grant und Mr. Trescott angehörten, die erforderlichen Erhebungen für den Abschluß der Handelsverträge mit Mexico und Spanien und für den interozeanischen Kanal anstellen zu lassen, und wodurch er die Regierung, d. h. den Präsidenten und das Kabinet, gegen alle Vorwürfe und Verantwortlichkeit sicher stellt und dem Kongreß alle darauf bezüglichen Dokumente ꝛc. vorzulegen verspricht. Seither sind diese Vorwürfe verstummt, und das Kanalprojekt scheint immer mehr Popularität zu gewinnen.

Die Idee eines interozeanischen Kanals durch den Nicaragua-See und seinen Ablauf (desaguadero), den stattlichen San Juan-Fuß, ist schon über ein Jahrhundert alt und ihre Verwirklichung ward schon von der spanischen Regierung in's Auge gefaßt. Diese beauftragte nämlich im Jahre 1781 den Ingenieur Don Manuel Galister, eine Trace für einen solchen Kanal durch die Seeen von Nicaragua und Managua zu entwerfen, und die von diesem gefertigte Trace soll noch in spanischen Archiven vorhanden sein. Das Unternehmen scheiterte aber anscheinend an der spanischen Indolenz, Umständlichkeit und Mißwirtschaft. In den ersten Jahren dieses Jahrhunderts nahm sich der damalige Generalkapitän Don Matías de Galvez von neuem dieser Idee an und ließ neue Nivellements aufnehmen, welche noch in dem Archiv von Guatemala aufbewahrt werden sollen. Hierauf ergriff der Prinz Louis Napoleon (der nachmalige Kaiser Napoleon III.) diesen Gedanken und suchte ihn zu verwirklichen. Als er nämlich nach dem Straßburger Attentat vom Oktober 1836 von Ludwig Philipp unter der Bedingung der Auswanderung nach Nordamerika begnadigt wurde, regte er während seines Aufenthaltes in New-York diese Idee in den Zeitungen an und suchte eine Aktiengesellschaft dafür zusammen zu

bringen. Die letzte Krankheit seiner Mutter, welche ihn nach Europa zurückrief, scheint seine Bemühungen unterbrochen und vereitelt zu haben, und seine Anregungen verliefen im Sande, mochten aber doch in Zentral-Amerika das Interesse für diesen Plan einigermaßen angeregt haben. Der Prinz selbst kam auch auf diese Arbeiten wieder zurück, als er nach dem Boulogner Attentat zu Ham gefangen saß. Er soll mehrere Denkschriften ausgearbeitet und eine derselben an einen Staatsmann von Guatemala geschickt haben. Thatsache ist, daß er nach seiner Entweichung von Ham und seiner Flucht nach England wiederum Versuche machte, Interesse für diesen Gedanken zu erwecken und dessen Verwirklichung vorzubereiten. Allein er galt bei den praktischen und nüchternen Engländern für einen Träumer und Ideologen und die Geldleute bethätigten wenig Interesse für seinen Vorschlag.

Ein englischer Ingenieur John Baily hatte mittlerweile ebenfalls eine Trace des projektierten Kanals hergestellt und ausgearbeitet, welche seither allgemeiner bekannt geworden ist, und wahrscheinlich auf Grund der Napoleonischen Anregungen demselben den Auftrag hiezu von seiten der zentralamerikanischen Föderalregierung verschafft hatte. Auf Grund der beiden vorgenannten Anregungen nun bildete sich in New-York die auf Aktien gegründete Atlantic and Pacific Ship Canal Company, welche den Oberst Chields im Jahre 1849 beauftragte, eine neue Trace zu entwerfen, welchen Auftrag Chields dann auch erfüllte. Sein Plan wich einigermaßen von den früheren ab, indem er einen anderen Ausgangspunkt des Kanals am Stillen Ozean und einen anderen Weg über die zwischen dem Ozean und dem Nicaragua-See liegende Landzunge suchte, so daß er für diese Strecke eine Länge von 18 3/5 e. Ml., eine Höhe von 159 Fuß über dem Stillen Ozean und 47 1/2 Fuß über dem Spiegel des Nicaragua-See's fand, was seinem Plan einen entschiedenen Vorzug vor denjenigen seiner Vorgänger sicherte. Die gesamten Herstellungskosten des Kanals veranschlagte er auf ungefähr 31 1/2 bis 32 Millionen Dollars. Nach seinem Vorschlag sollte der Kanal eine Tiefe von 17 Fuß, eine Breite von 50 Fuß an der Sohle und 118 Fuß an der Oberfläche bekommen und somit nur für kleinere Schiffe befahrbar sein und Umladungen nötig machen, welche aber den ganzen Nutzen des Kanals in Frage gestellt haben würden. Da nun aber die großen ozeanischen Kauffahrteischiffe schon einen Tiefgang von 20—25 Fuß, Kriegsschiffe aber einen solchen von 25—30 Fuß haben, so ward sein Projekt, als es auf Ersuchen der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika einer Kommission von englischen Sachverständigen unterbreitet ward, von diesen verworfen und geltend gemacht, daß der von Chields vorgeschlagene Kanal, wenn ihm die einzig zweckentsprechende größere Tiefe und Breite gegeben werde, mindestens 100 Millionen Dollars kosten würde, und der Zweifel ausgesprochen, ob es jemals möglich gemacht werden könnte, auf dem europäischen und amerikanischen Geldmarkte diese Summe aufzutreiben und das Werk binnen zehn Jahren zu vollenden. Der Chields'sche Plan ward daher fallen gelassen und die zusammengetretene Aktiengesellschaft löste sich wieder auf.

Die Beweggründe, welche die Regierung der Vereinigten Staaten bestimmen, sich einen eigenen interozeanischen Kanal zu sichern, sind jedenfalls sehr erhebliche und wohl erwogene, wenn sie sich auch vorerst der allgemeinen Kenntnis entziehen. Allein einige davon sind durchsichtig genug, daß man sie anführen darf.

Die Erfahrungen, welche England mit dem Suezkanal machte, der sich als zu klein für das Bedürfnis erwies und in seiner Leistungsfähigkeit so weit hinter den gehegten Erwartungen zurückblieb, daß der Gedanke an den Bau eines zweiten spezifisch englischen in der britischen Handelswelt noch nicht aufgegeben ist, sind lehrreich genug. Sodann wird man sich erinnern, daß man von Anbeginn dem Projekt des Herrn v. Lesseps mit dem Panamá-Kanal in den Vereinigten Staaten kein großes Vertrauen entgegenbrachte, so unternehmend die spekulativen Amerikaner auch im übrigen sind. Ein weiteres Motiv ist sicher auch die Monroe-Doktrin, sowie der Wunsch der Amerikaner, für ihre eigenen Bedürfnisse selbst zu sorgen und zu sagen: America farà da se. Endlich ist es gewiß nicht zum Geringsten die in Amerika sehr verbreitete Ansicht oder Befürchtung, daß der Lesseps'sche Kanal niemals vollendet werden oder, wenn in langen Jahren wirklich vollendet, sich doch als ungenügend und wenig leistungsfähig erweisen werde. Gewichtige Gründe aus dem Kreise tüchtiger und erfahrener britischer und amerikanischer Ingenieure haben ja schon vor Jahren mehr oder weniger offen die Ansicht ausgesprochen, daß der Panamá-Kanal zwar eine schöne und großartige Idee, der Beginn seines Baues auf den adoptierten Plan hin aber une echauffourée sei. Bescheidenere Zweifel haben neuerdings nach genommener Einsicht an Ort und Stelle auch Reisende von anderen Nationen ausgesprochen. Nun kommt ein erfahrener Seemann, Kapitän Bedford Pym, von der englischen Flotte, und äußert ganz offen die Befürchtung und Ueberzeugung, daß der Panamá-Kanal niemals vollendet werden werde. Er ist zwar ein Idealist und Enthusiast, wie sein Vorschlag beweist, die Amerikaner sollten eine Eisenbahn nach der Hudsonsbay bauen, welche, obwohl sie nur während drei oder vier Monaten im Jahre betrieben werden könne, doch sich als eine wahre Wohlstandsquelle für ihr Land erweisen werde. In der Angelegenheit des Panamá-Kanals urteilt er jedoch nüchterner, teilt die Ansicht mancher Sachverständigen und bestätigt die Zweifel und Besorgnisse vieler anderen Techniker. Er meint, es werde mindestens noch ein Vierteljahrhundert vergehen, bevor der Panamá-Kanal vollendet werden könne, jedenfalls erst lange, nachdem der Nicaragua-Kanal schon im Betriebe stehe, weil bis jetzt kaum der fünfzehnte Teil von jenem gebaut sei; und wenn dann der Panamá-Kanal je fertig gestellt sein werde, so

dürften sich seine Kosten so hoch belaufen haben, daß noch für eine lange Reihe von Jahren kein genügender Zinsenertrag, geschweige denn ein großer Gewinn in Aussicht stehe. Englische und amerikanische Ingenieure prophezeien nämlich, daß die gesamten Herstellungskosten bis zur Beendigung sich auf fünf-, ja nach einigen sogar auf sechshundert Millionen Dollars belaufen werden. Wo wird man nun dies Geld auftreiben?

Was bis jetzt über die Einzelheiten des Planes selbst in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, besteht großenteils aus Vermutungen und entbehrt noch der amtlichen Gewißheit, weshalb wir hier auf diese Details nicht eingehen, und darüber erst berichten werden, wenn das amtliche Material vorliegt. Indessen dürfen wir nicht verhehlen, daß das Projekt auch in vielen maßgebenden Kreisen ernste politische und handelspolitische Bedenken hervorgerufen hat. So äußerte sich das New-Yorker „Journal of Commerce" in einem Artikel über Kanäle und Flotten jüngst folgendermaßen:

„Wenn die Vereinigten Staaten einen Kanal durch die Landenge mittelst des Nicaragua-See's besitzen, so wird eine Vergrößerung der amerikanischen Kriegsflotte unerläßlich sein. Der Kanal könnte nicht in allen Notfällen durch die längs seiner Ufer stationierten Militärposten wirksam geschützt werden. Den gewöhnlichen polizeilichen Zwecken würden dieselben wohl entsprechen, aber die wesentlichsten und wichtigsten Punkte wären doch seine Endpunkte. Diese können nur durch eine entsprechende starke Flottenmacht geschützt werden. Die amerikanische Nation ist jetzt glücklicherweise durch ihre Politik in den Stand gesetzt, einer furchtbaren Flotte zu entbehren. Eine Gelegenheit zur Verwendung einer größeren Kriegsflotte, als wir sie nun besitzen, wird wahrscheinlich nicht eintreten, wenn wir jene nicht schaffen. So klein auch unsere navale Macht gegenwärtig ist, so ist sie doch für den jetzigen und auch für den künftigen Bedarf groß genug. Die Marineminister und andere, welche beständig das Bedürfnis weiterer Kriegsschiffe hervorheben, zeigen uns nicht, warum oder wo wir dieselben nötig haben. Die Frage ist eine von künftigen Eventualitäten und Möglichkeiten. Wenn wir das Unglück haben sollten, einen Krieg mit England zu bekommen, dann würde es gewiß passend sein, eine ebenso gewaltige und zerstörende Panzerflotte aufzustellen, wie die englische mit ihren ‚Thunderers' und ‚Devastations'. Ist daher der Beweis zu Gunsten einer unmittelbaren und bedeutenden Vermehrung der amerikanischen Kriegsflotte[1] richtig und stichhaltig, dann muß sie einem rechtmäßigen Beschlusse entgegengeführt werden. Da England der einzige Gegner ist, welchem wir wahrscheinlich auf dem Ozean gegenüberzutreten haben, so müssen wir darauf vorbereitet sein, und dies könnte nicht geschehen ohne die Schaffung einer großen Anzahl von Kriegsschiffen mit ungeheuren Kosten. Keiner unserer Marineminister hat uns je vorgeschlagen, daß unser Land ernstlich versuchen solle, mit England als Seemacht zu wetteifern. Allein wenn dies nicht unser Zweck ist, wozu bedürfen wir dann einer materiellen Vergrößerung unserer gegenwärtigen Flotte? Alles was wir anscheinend dermalen bedürfen, ist: die vorhandenen Fahrzeuge in gutem Stand zu erhalten und neue nur in dem Verhältnisse zu bauen, wie wir ihrer bedürfen. So lang unser Land keine aggressive Politik verfolgt, ist keine Gefahr vorhanden, daß unsere Flagge zu Wasser oder zu Lande beschimpft werden wird. Nur wenn unser Land irgend eine neue Politik annimmt, welche ihrer Natur nach gegen andere Staaten offensiv wird, ist uns eine Armada wesentlich. Der Nicaragua-Kanal ist genau einer jener Pläne, welche die Eifersucht und Feindschaft der europäischen Mächte herausfordern?"

Ferner äußert sich der New-Yorker „Sun" über diesen Vertrag, welchen der Präsident Arthur zwischen den Vereinigten Staaten und Nicaragua abgeschlossen hat, folgendermaßen:

„Wenn es in unserem Lande irgendeine Körperschaft gibt, welche ermächtigt ist, darüber zu entscheiden, ob der Nicaragua-Kanal das sicherste Mittel zur Anlage des nationalen Kapitals zu dem Zwecke, unsere Handelsinteressen zu fördern, ist, so ist diese die New-Yorker Handelskammer. Diese Körperschaft hat bereits nach einer eingehenden Erörterung den spanischen Vertrag (wegen Cuba's und Portorico's) verdammt, und noch heute erwarten einflußreiche Personen im Kongreß und außerhalb desselben die Beschlüsse jener Körperschaft über die Opportunität, eine ungeheure Geldsumme in den Nicaragua-Kanal zu stecken. Ob es angemessen sei, sich auf eine kolossale Kanal-Spekulation einzulassen, wenn die wirklichen Umstände, Verhältnisse und Bedingungen des Projekts gegeben sind, ist einfach eine Frage der inneren Politik und der Handelsvorteile. Es ist eine beruhigende Empfindung, daß erfahrene, scharfblickende Kaufleute und Veteranen der Finanz sich nicht durch die hohlen Deklamationen eines überwuchernden Patriotismus und durch die übertriebenen Voranschläge künftigen Gewinnes düpieren lassen können. Sie werden das Nicaragua-Unternehmen behandeln, wie sie den Vertrag mit Spanien behandelt haben, als eine einfache Frage der Thatsachen, welche man erwägen, gründlich prüfen und bezüglich deren man sich vor allem fragen muß: „Wird dieser Kanal seine Kosten einbringen?"

[1] Die Flotte der Vereinigten Staaten besteht bekanntlich aus 13 Schraubendampfern 1. Klasse mit 296 Kanonen, aus 6 Panzerschiffen 2. Klasse mit 30 Kanonen, aus 4 Panzerschiffen 3. Klasse mit 16 Kanonen, aus 14 Panzerschiffen 4. Klasse mit 28 Kanonen, aus 1 Raddampfer 2., 1 Raddampfer 3., und 4 Raddampfern 4. Klasse mit zusammen 47 Kanonen, aus 22 Segelschiffen 2., 3. und 4. Klasse mit zusammen 210 Geschützen, aus 2 Torpedo-Fahrzeugen mit 1 Kanone und aus 25 Schleppern mit 16 Kanonen. Von diesen 138 Fahrzeugen befanden sich jüngst 57 in wirklichem Dienst.

„Unter denjenigen Punkten, welche zunächst in dem Nicaragua-Projekt untersucht werden müssen, kommt in erster Reihe der Kostenpunkt. Hoffentlich wird die Handelskammer die Erörterung dieser Frage so lange vertagen, bis man ihr genügendes Material für eine vollständige und glaubwürdige Kostenberechnung vorlegt. Wir haben z. B. den Bericht des Major MacFarland vom Ingenieurkorps der Vereinigten Staaten, der wegen seines Freimuts von der Verwaltung Grant unterdrückt wurde — einen Bericht, welcher das Minimum der Kosten für den projektierten Kanal auf 140 Millionen Dollars angab, obwohl der Verfasser desselben absichtlich mehrere wichtige Ausgabeposten nicht in Rechnung genommen und für gewisse Faktoren seiner Anschläge die schlecht begründeten Angaben der Förderer des Projekts angenommen hatte. Wo er z. B. in seiner Schätzung schon 90 Millionen Dollars nur für Arbeitslöhne annimmt, geht er von der Voraussetzung aus, daß weiße Arbeiter aus unseren Südstaaten für einen Dollar Taglohn in die Sümpfe von Nicaragua sich werden locken lassen, wenn der Panamá-Kanal die Arbeit der aus Westindien eingeführten Neger teurer bezahlen muß. Unsere Neger aus dem Süden würden sich nicht dazu verstehen, wohlfeiler zu arbeiten, als ihre schwarzen Kameraden aus Jamaica, und kein Kanal-Unternehmer würde unseren weißen Mitbürgern eine geringere Summe anzubieten wagen, als diejenige, welche man den farbigen Arbeitern bezahlt. Man muß daher MacFarland's Anschlag bei diesem Punkte mit drei multiplizieren, was dann als wahrscheinliche Summe für die Handarbeit allein 270 Millionen Dollars ergeben würde.

„Die Frage hat aber auch noch eine andere Seite, welche Major MacFarland außer Acht gelassen hat, welche aber von Geschäftsleuten sehr sorgfältig untersucht werden muß, ehe sie dem Nicaragua-Projekt ihre Sanktion erteilen können. Dies ist die absolut unbestimmte Summe, welche für die Entäußerung besonderer Rechte an den Boden von einem Ende zum andern auf einem Streifen Landes von 2 ½ Ml. Breite und beinahe 200 Ml. Länge verlangt wird. Denn man muß wohl in's Auge fassen, daß alles das, was wir von der Regierung von Nicaragua als Gegenwert des ungeheuren Kapitals, das wir in die Erbauung, Erhaltung und den Schutz des Kanals und der Häfen an seinem Ende stecken sollen, erlangen, zusammen mit einem hübschen Leihkaufe, welcher beinahe dem ganzen Ertrag des Nicaragua-Kanals von zwei Jahren gleichkommt, nur das ist, was die Juristen als ein nacktes Eigentumsrecht bezeichnen könnten — ein Recht, welches selbst in Friedenszeit von Nicaragua ausgeübt wird, und das wir in Kriegszeiten zu verteidigen das Vorrecht haben.

„Wenn wir auch alles das gekauft haben, was der Vertrag uns gibt, so haben wir noch jeden Fußbreit Boden zu bezahlen, welchen wir dem Wege des projektierten Kanals entlang einnehmen. Es ist daher von höchster Wichtigkeit, zu ermitteln wer diese Ländereien besitzt, und um welchen Preis sie erworben werden können, und sich zu versichern, ob nicht in dem Vertrage selbst Maßregeln getroffen worden sind, um die Aussichten der Landspekulanten zu begünstigen, indem man unsere Regierung zwingt, sich einer besonderen Linie der Aushebung anzubequemen.

„Offenbar darf man genaue Erkundigungen in dieser Hinsicht nicht bei der einen oder der anderen der beteiligten Regierungen suchen, sondern dieselben müssen aus Privatforschungen hervorgehen, da selbst Herr F. A. Pellas, dessen Name in einer verwunderlichen Klausel des Vertrags figuriert und der sich in einem Schreiben an den „Sun" gewandt, um uns angeblich über die Angelegenheiten des Kanals aufzuklären, in unerklärlicher Weise vergessen hat, eine Abschrift von einem Vertrag mitzubringen, welcher ihm noch auf zwölf weitere Jahre ein Monopol auf die Dampfschifffahrt im Innern in Nicaragua gibt. Da Herr Pellas, beiläufig gesagt, auf der gedruckten Liste der Räte figuriert, welche diesen Vertrag vorgeschlagen haben, und da General Zavala, dessen Sekretär er ist, im Namen von Nicaragua unterzeichnet hat, so machen natürlich seine Ausweichungen und Ausflüchte ꝛc. einen tieferen Eindruck auf uns, als seine unbestimmten Versicherungen und seine dehnbaren Versprechungen.

„So sagt man uns ferner, die von 1877 angehäuften und in diesem Augenblick konsolidierten Schulden Nicaragua's seien beinahe liquidiert; aber man sagt uns nichts von der nicht-konsolidierten Schuld, welche seit jenem Jahr aus verschiedenen Gründen kontrahiert worden ist. Ferner versichert uns Herr Pellas, die Regierung von Nicaragua habe im Jahre 1878, in dem edlen Wunsche, die Spekulationen in den Ländereien zu verhüten, ein Gesetz erlassen, welches alle künftigen Konzessionen von Grund und Boden auf drei Meilen von den Ufern des Flusses San Juan verbiete; er vergißt aber zu erwähnen, welcher Teil jenes schmalen, durch den Vertrag abgetretenen Landstrichs schon bei der Erlassung des besagten Gesetzes okkupiert war; und hat Herr Pellas sich darüber auszusprechen, ob man schon ähnlich vorkehrende Maßregeln in Betreff der an den Ufern des Nicaragua-See's und des Rio del Medio gelegenen Ländereien getroffen habe.

„Es ist übrigens klar, daß irgend jemand ein vorwiegendes Interesse hat, unsere Regierung zu veranlassen, daß sie nicht von der in der Menocal'schen Konzession fixierten Route abweiche; denn Herr Pellas lenkt naiverweise die Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß die Sendung des Leutnants Menocal behufs der Aufnahme der Originalstudien nach dem Wortlaut des Vertrags mit dem ernstlichen Wunsche der Regierung von Nicaragua übereinstimmt, was wahrscheinlich sagen will, daß seine Ernennung eine Bedingung des Vertrags ist.

„Wahrscheinlich wird irgendeine forsch- und wißbegierige Persönlichkeit eine Reise nach Nicaragua machen und die Verhältnisse an Ort und Stelle genauer ermitteln — ein Besuch, welcher den Vereinigten Staaten großen

Vorteil bringen wird. Bis dahin entbehrt die Kanal-Angelegenheit aller Dringlichkeit. Hat man mit diesem Kanal ein halbes Jahrhundert gewartet, so kann man auch noch einige Monate länger sich gedulden, bis die neue Verwaltung der Vereinigten Staaten, welche die Laufgräben eröffnen soll, falls man sie überhaupt eröffnet, eine Gelegenheit zur genauen Berechnung der Kosten haben kann, und bis das Marine-Departement, welches man wahrscheinlich mit der Vorlage der nötigen Auslagen betrauen wird, in Hände übergegangen ist, welche an der Ausführung des projektierten Nicaragua-Kanals minder interessiert sind."

In ähnlicher Weise äußern sich auch andere Stimmen und befürchten einen Konflikt mit Frankreich, das in politischem wie materiellem Sinn eine Kontrole über den Panamá-Kanal ausübe.

Der Nicaragua-Kanal aber ist jedenfalls ein Unternehmen, das auch in geographischer Hinsicht vom höchsten Interesse ist und auf dessen Verwirklichung nun die Augen aller Gebildeten gerichtet sind. Mag die Verwirklichung dieses Planes auch noch längere Zeit auf sich warten lassen, mögen bei der Aufstellung desselben vielleicht auch manche eigennützige Motive mit unterlaufen, so ist es doch jedenfalls kein kleines Verdienst um Zivilisation und Humanität, diesen alten kühnen Riesenplan von neuem vorgeschlagen und in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit unseres unternehmenden Jahrhunderts gerückt zu haben.

III.

Der Nicaragua-Kanal-Vertrag hat am 25. Januar die nötige Zweidrittel-Mehrheit im Bundessenat nicht erhalten und ist damit auf die Session des nächsten Kongresses verschoben. Während die republikanischen Senatoren mit Ausnahme Riddlebergers für Bestätigung des Vertrags stimmten, beweist doch die Annahme des von Sherman gestellten Abänderungsantrages auf vorherige Kündigung des Clayton-Bulwer-Vertrags von 1850, daß man seitens der republikanischen Mehrheit des Senats in dem letzteren ein Hindernis für den Abschluß des ersteren gesehen hat. Mag auch behauptet werden, daß England durch eine, wenn auch vorübergehende, Besetzung eines Landstriches in Mittelamerika den 1850er Vertrag verletzt hat, so folgt daraus doch nicht ohne Weiteres dessen Nichtigkeit. Es werden deshalb auch ohne Zweifel vom nächsten Präsidenten, Cleveland, Unterhandlungen zu diesem Ende mit England angeknüpft werden. Ein weiteres Bedenken haben die einzelnen Bestimmungen des Kanal-Vertrages erregt, die man sich jetzt etwas genauer angesehen hat. Nach Artikel 4 soll alles zur Anlage eines Kanals, einer Eisenbahn zwischen den Endpunkten desselben, von Werkstätten, Speichern ꝛc. nötige Land von seiten des Staates Nicaragua den Vereinigten Staaten kostenfrei zur Verfügung gestellt werden. Nach Artikel 5 jedoch soll dasselbe Land durch ein Enteignungsverfahren von seiten der Vereinigten Staaten erworben und der durch eine Abschätzungskommission festgestellte Wert den betreffenden Eigentümern bezahlt werden. Dasselbe gilt von dem $2\frac{1}{2}$ e. Ml. breiten Landstreifen zur Seite des Kanals. Wenn nun auch von dem Vertreter Nicaragua's dagegen bemerkt ist, daß an den Ufern des San Juan-Flusses die Besitznahme von Land innerhalb des erwähnten Streifens Privatleuten oder Gesellschaften verboten ist, so erstreckt sich dieses Verbot doch jedenfalls nicht auf das Land an der zu Costa-Rica gehörigen Flußseite, noch auf das Land an den Ufern des Nicaragua-See's oder das zwischen diesem und dem Stillen Ozean gelegene. Und nach einem anderen Artikel soll selbst der so gekaufte Landstreifen nicht in den ausschließlichen Besitz der Vereinigten Staaten übergehen, sondern der Staat Nicaragua soll Mitbesitzer desselben werden.

Es wird aus alledem klar, daß bei der Entwerfung des Vertrags etwas flüchtig gearbeitet worden ist. Es scheint, daß Präsident Arthur große Eile hatte, die Sache noch vor seinem Abtreten fertig zu bringen. Es will ferner scheinen, als ob jene Bestimmungen nicht sämtlich ohne Absicht so zweideutig oder sich widersprechend gehalten sind. Es stecken materielle Interessen dahinter, und zwar auch von Bürgern der Vereinigten Staaten, die bei der unveränderten Annahme des Vertrags ihre Rechnung auf Kosten des Bundesschatzes gefunden hätten. Schon früher, im Anfange der 50er Jahre, spielte der nordamerikanische Flibustier Walker die Rolle eines Präsidentenmachers in Nicaragua und auch jetzt ist nordamerikanischer Einfluß in dem kleinen und schutzbedürftigen Staate vorwiegend. Nicaragua will von den modernen Römern des Weltteils seine Existenz verbürgt haben. Eben deshalb ist ein Aufschub der ganzen Kanal-Angelegenheit nicht von erheblichen Folgen, während die unbesehene Annahme des vorliegenden Vertrags die Kosten des Kanals außerordentlich und höchst unnötig verteuert hätte. Er wird ohnedem, wie alle auf Bundeskosten unternommenen Arbeiten, hoch zu stehen kommen und wahrscheinlich den Anschlag von 100 Mill. Doll. noch weit überschreiten. Es ist bemerkenswert, wie rasch die Anschläge gestiegen sind. Der Ingenieur Menocal berechnete im Jahre 1880 die Gesamtkosten auf $52\frac{1}{2}$ Mill., wovon auf die beiden zu errichtenden Häfen in Greytown und Brito etwa 5 Mill. kommen. General Grant legt bei seiner Berechnung des wahrscheinlichen Ertrages von 10 Mill. jährlich einen Kostenbetrag von 75 Mill. zugrunde, gibt jedoch zu, daß derselbe sich möglicherweise auf 100 Mill. belaufen könne. Jetzt ist die Summe von 100 Mill. der geringste Anschlag, welcher durch die für Land zu zahlenden Entschädigungen noch bedeutend anschwellen würde. Nichtsdestoweniger sind die Vorteile der Nicaragua-Route so bedeutend und der Kanal selbst so wichtig für den Handel und die Verbindung des Westens und Ostens der Vereinigten Staaten, daß dieselben genötigt sein werden, die Arbeit in die Hand zu nehmen. Allerdings ist die Route 181 (möglicherweise nur 173) e. Ml. lang, während der Panamá-Kanal nur

41 c. Ml. lang sein wird. Aber die dessen Bau begleitenden Schwierigkeiten sind so außerordentlicher Natur, daß die Herstellung von 3 Meilen desselben bereits 60 Mill. gekostet hat, und daß die Gesamtkosten auf 400 Mill. Doll. veranschlagt werden. Unter 10—15 Jahren ist an die Vollendung desselben nicht zu denken und selbst dann sind noch gewaltige Schutzdämme aufzuführen, um den Kanal gegen die furchtbaren Ueberschwemmungen des Chagres-Flusses zu sichern. Bemerkenswert ist, daß die New-Yorker Kapitalisten sich in keiner Weise an dem Bau des Lesseps'schen Kanals beteiligen, weil sie kein Vertrauen auf den schließlichen Erfolg desselben haben. Es bleibt nach dem 4. März abzuwarten, ob der neue Präsident den Senat zu einer Extrasitzung zusammenberufen wird, um über Bestätigung der verschiedenen Verträge mit Nicaragua, Mexico und Spanien nochmals zu verhandeln.

(Schwäb. Merkur.)

Ueber die Totenbestattung bei den Pfahlbauern.

Von R. Forrer.

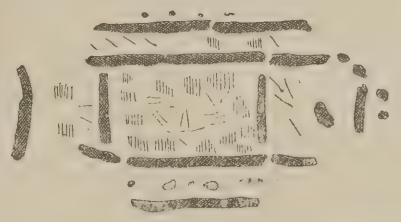
In Norddeutschland und besonders in Dänemark waren aus den Kulturepochen der Stein-, Bronze- und Eisenzeit schon längst die entsprechenden verschiedenen Arten der Totenbestattung bekannt und definiert, als man in der Schweiz noch vergeblich nach den Gräbern der Pfahlbauer forschte. Die zahlreichen vorrömischen Grabhügel der Schweiz, zu deren Kenntnis der verstorbene Dr. Ferd. Keller in seinen Mitteilungen über die Heidengräber der Schweiz[1] 2c. ganz besonders viel beigetragen hat, weisen neben Bronzebeigaben meist zugleich auch Eisengegenstände auf und gehören somit beinahe ausschließlich der Eisenzeit oder doch der Uebergangsperiode von der Bronze- zur Eisenperiode (Hallstädterkultur) an. Gräber hingegen, wie solche im Norden häufig vorkommen und dort bei ausschließlichem Vorkommen von Stein- oder Bronzebeigaben der Stein-, beziehungsweise Bronzeperiode angehören, waren bis vor wenigen Jahren bei uns noch keine zur Kenntnis der Altertumsforscher gelangt. Wohl waren einige wenige Gräberfunde bekannt, die nur Bronzegefäße enthalten haben wollten, allein bald waren solche von Unkundigen abgedeckt worden, wobei dann Eisengeräte nur zu oft unberücksichtigt geblieben sein mögen, bald lagen welche nicht im Pfahlbautenrayon.

Die Entdeckung einer wirklichen Pfahlbauergrabstätte bei Auvernier im Jahre 1876 machte daher großes Aufsehen. — Bei Auvernier, von wo Pfahlbauten der Stein- und Bronzezeit bekannt sind, wurden nämlich — nach den Publikationen von Herrn Dr. V. Groß[2] — auf dem Lande in flacher Erde 15—20 wirr durcheinanderliegende Skelette entdeckt, die mit Steinplatten umgeben und zugedeckt waren und bei welchen man eine Reihe von Beigaben fand; diese bestehen in:

1 durchbohrten Wildschweinhauer,
1 durchbohrten Bärenzahn,
1 durchbohrten Wolfszahn,
2 durchbohrten Steinbeilchen (nicht Beilhämmer),
1 Bronzenadel,
4 Bronze-Armbändern (offen mit Ornamenten),
1 Bernsteinperle

und weiter noch in verschiedenen kleineren Schmucksachen.

Von besonderem Interesse war die Anlage des Grabes, resp. die Anordnung der Steinplatten. Diese repräsentieren ein länglich-vierseitiges Hauptgrab, an dessen Seiten kleinere Grab-Appartements angelegt waren. Von dieser Anlage geben wir hier einen Grundriß:[1]



Hier war nun allerdings eine Pfahlbauergrabstätte entdeckt — bei deren nicht unkomplizierter Anlage mußte man sich indessen doch fragen: Waren nun aber auch alle Pfahlbauergräber, wenigstens die der Bronzeperiode, von derselben Konstruktion? — Diese Fragen haben inzwischen weitere Funde beantwortet. — So fand man bei Montreux[2] in den Jahren 1876 und 1877 bei Erdarbeiten eine Anzahl (zirka ein halbes Dutzend) von Skeletten, nachdem in der Nähe früher schon solche zum Vorschein gekommen waren. Sie waren meist von Rollsteinen umgeben, während einer, auf dem Gesichte liegend, mit einer Steinplatte gedeckt lag.

An Beigaben fanden sich:

zirka ein halbes Dutzend Thongefäße,

zwei offene Armspangen aus Bronze (beide verziert, die eine hohl, die andere massiv),

zwei bis drei Bronzehaarnadeln mit Knöpfen,

einige Steinbeile 2c.

Diese Beigaben stimmen mit Funden aus Pfahlbauten vollständig überein, und da ferner auch bei Montreux sich

[1] Steinplatte — Schädel — Gebeine.

[1] Vgl. „Die Heidengräber der Schweiz" 2c. in den „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft". Zürich.

[2] Dr. V. Groß, „Les tombes lacustres d'Auvernier", im VII. Pfahlbaubericht. „Mitt. d. Antiquar. Gesellsch." Zürich.

[2] Ueber diese Gräber vgl. Professor Rode, „Gräber aus der Pfahlbauzeit bei Montreux", im VIII. Pfahlbauberichte. Ueber die später aufgedeckten Gräber siehe „Antiqua", Unterhaltungsblatt für Freunde der Altertumskunde (Zürich). 1884. „Archäol. Mitteil." Nr. 46: „Die neuentdeckten Gräber bei Montreux", H. Messikommer.

Pfahlbauten vorfinden, ist an dem pfahlbauerischen Ursprung dieser Gräber wohl ebenfalls nicht zu zweifeln.

Voriges Jahr kamen nun bei weiteren Erdarbeiten, ganz in der Nähe der früheren Gräber, abermals drei Skelette zum Vorschein (Siehe „Antiqua"). Da indessen das betreffende Land dort gerade zwei verschiedenen Besitzern angehört, so daß im Terrain des Einen der untere, im Besitztum des Anderen der obere Teil der Skelette lag, und der letztere Besitzer die Ausgrabung auf seinem Gebiete nicht gestattete (!), konnten bis jetzt nur die unteren Partien freigelegt werden. Die Skelette waren von großen Kugelsteinen umgeben und es fanden sich als Beigaben:

eine Bronzenadel,
sechs bronzene Armspangen mit Ornamenten,
zwei oder drei Töpfe.

Die Zahl wie der Charakter dieser Beigaben lassen auf einen reichen Inhalt auch der oberen Partien schließen und es wäre eine baldige Ausgrabung derselben nur zu wünschen. — Bei dem immer steigenden Interesse, das unsere Bevölkerung den Resten unserer Vorzeit entgegenbringt, ist es zu hoffen, daß über die Grabanlagen der Pfahlbaubewohner zur Bronzeperiode durch neue Funde[1] immer mehr Licht verbreitet werde. Heute können wir bereits konstatieren, daß in der Schweiz[2] zur Bronzezeit die Toten (meist mehrere beisammen), mit Beigaben versehen, mit Steinen, meist Steinplatten, umgeben und gedeckt und in ebener Erde unverbrannt bestattet wurden.

Auch über die Totenbestattung zur Steinzeit haben wir neuerdings Aufschluß erhalten. So wurde in Chamblandes,[3] bei Pully, in den Jahren 1880 und 1882 eine Anzahl von Skeletten aufgedeckt, die mit Steinplatten umgeben waren. Einige Skelette scheinen in hockender Stellung, ein anderes auf dem Gesichte liegend, bestattet worden zu sein. An Beigaben fanden sich durchbohrte Muscheln und besonders eine ungemein große Zahl durchbohrter Lamellen von Wildschweinshauern. — Aehnliche Schmuckgeräte, sowie ein durchbohrter Steinhammer wurden in Gräbern bei Verney gefunden, wo die Gerippe ebenfalls in ebener Erde lagen und von Steinplatten umgeben waren.

Die Funde beider Grabstätten (von Chamblandes und Verney) weisen mit Sicherheit alle auf die reine Steinzeit und es lassen sich zu diesen Funden aus den Pfahlbauten genau entsprechende Parallelstücke vorweisen. Während man also über die Zeit der Anlage jener Gräber nicht im Zweifel sein konnte, war man lange über das Alter gewisser Gräber in Unklaren, wo das Skelett — oft in bedeutender Tiefe — ohne weitere Beigaben, bald auch ohne jede Plattenein-fassung, unverbrannt beerdigt gefunden wurde. So fand man in Kiesgruben bei Robenhausen schon zu wiederholtenmalen einzelne Gräber dieser Art. Bei einem solchen Anlasse schrieb Dr. F. Keller an den Entdecker derselben, Herrn Jakob Messikommer, in Wetzikon:[1] „Ueberall in unserm Lande werden Gräber ohne Beigaben gefunden. Ich halte dieselben für die Begräbnisstätten der ersten zum Christentum bekehrten Alemanen, welche noch, in Ermanglung eines gemeinsamen Gottesackers, ihre Toten auf ihren eigenen Grundstücken beerdigten."

Von den damals zusammengefundenen zwölf Skeletten wurden drei Schädel durch Herrn Professor Kollmann in Basel untersucht und dieser erklärte sie als von Pfahlbauern herrührend. Aus archäologischen Gründen bin ich zu derselben Ansicht gelangt (Siehe „Antiqua", Alte Gräber zu Robenhausen) und halte dementsprechend alle (vorausgesetzt die richtigen Terrainverhältnisse 2c.) jene einfachen Gräber vom Typus derjenigen von Robenhausen wie der nachfolgenden für die Grabstellen von Ureinwohnern unseres Landes.

Eine Bestätigung dieser Deutung findet man in der Untersuchung eines Schädels aus einem Grabe vom Geißberg in Zürich. Dort waren im vorigen Jahre drei Skelette abgedeckt worden, die, jedes mit Steinplatten umgeben und bedeckt, ohne jegliche Beigaben nebeneinander beerdigt lagen (Siehe „Antiqua" 1884, Archäolog. Mitteil., „Gräber vom Geißberge bei Zürich"). Ein Schädel, der noch gerettet werden konnte, wurde durch Herrn Professor J. Kollmann in Basel untersucht[2] und als einer vorgeschichtlichen Rasse angehörend erklärt. Hiemit stimmt denn auch die Anlage der Gräber überein und es ist dieser Fund wohl unzweifelhaft ebenfalls der Steinzeit zuzuweisen.

Dies wird durch die Entdeckung von Gräbern bei Hermance[3] (in der Nähe des Genfersee's) durch Herrn B. Reber in Genf bestätigt. Dort waren auf einem Felde wiederholt einzelne Skelette aufgedeckt worden, welche, ohne Beigaben (wenigstens wurden keine solche beobachtet) in freier, ebener Erde bestattet waren. Neuerdings nun konnte unter der Leitung genannten Forschers ein weiteres solches Grab aufgedeckt und das Skelett von Herrn Professor J. Kollmann untersucht werden.[4] Dem Toten waren zwei Mittelmeer-Muscheln beigegeben und derselbe mit Steinplatten umgeben; letztere bildeten indessen eine solch'

[1] Früher wurden diese Reste, wenn sie bei Erdarbeiten oder dergleichen zum Vorschein kamen — weil wertlos — meist wieder weggeworfen.

[2] Für andere Länder haben sich indessen wieder andere Bestattungsarten ergeben.

[3] Siehe „Anzeiger" 1880 und 1882: „Les sépultures des Chamblandes."

[1] Siehe „Antiqua" 1884: „Alte Gräber zu Robenhausen." J. Messikommer. „Archäologische Mitteilungen." Nr. 3.

[2] „Antiqua", „Craniologische Mitteilungen" von Professor Dr. J. Kollmann: „Ein Schädel vom Geißberg bei Zürich."

[3] „Antiqua".

[4] B. Reber und Professor J. Kollmann: „Ein Schädel von der Pfahlbaustation bei Bevaix und die Ausgrabungen bei Hermance." „Antiqua" Nr. 8.

kleine Steinkiste, daß man — übereinstimmend mit den oben zitierten analogen Gräbern von Chamblandes — anzunehmen genötigt ist, der Tote sei in hockender Stellung beigesetzt worden. Dieser Fund wird angesichts der Umstände, 1. daß bei Hermance, in gerader Linie mit den Gräbern im (Genfer-) See, sich eine Pfahlbaute der Stein- und Bronzeperiode befindet, und: 2. daß die Vergleichung eines Schädels von einer, demselben Zeitalter angehörenden Pfahlbaute bei Bevaix (Neuenburgersee), mit einem solchen aus einem Grabe von Hermance (nach Herrn Professor Kollmann) dasselbe Resultat ergab, und schließlich: 3. daß die Bestattungsart übereinstimmt — der Uebergangsperiode von der Stein- zur Bronzezeit zugewiesen.

Ohne uns indessen nun auf eine Aufzählung der weiteren derartigen Funde einzulassen — es genügt, hier die Uebereinstimmung der craniologischen mit den archäologischen Resultaten gezeigt zu haben — wollen wir nun die Schlüsse zusammenfassen, die wir aus den einzelnen Funden in Bezug auf die Totenbestattung zur Steinzeit in der Schweiz ziehen können: Der Tote wurde in ebener Erde, bald mit, bald ohne Steineinfassung, bald in liegender, bald in hockender Stellung unverbrannt bestattet.

Ein Vergleich dieser Bestattungsweise mit der weiter oben ausgeführten zur Bronzeperiode zeigt uns eine Reihe von Parallelen, so daß man nicht fehlgehen wird, wenn man die Bestattungsweise der Bronzeperiode als eine aus der der Steinepoche hervorgegangene betrachtet. Dies ist wiederum ein weiterer Grund zu der von mir andernorts[1] weiter ausgeführten Annahme, daß die Bronzebevölkerung der Schweiz aus dem Steinzeitvolke entstanden sei und daß keineswegs (wie dies s. Z. für Troya angenommen[2]) die Bronze durch ein neu eingewandertes Volk sich bei uns eingebürgert habe. (Hierüber siehe meinen „Verlauf des Bevölkerungswechsels in der Schweiz" in der „Antiqua".)

Zu einem ganz anderen Resultate kommen wir, wenn man die Bestattungsart der Bronzezeit mit der der Eisenepoche vergleicht. In letzterer Periode macht sich ein vollständig neues Element geltend, bei anfänglicher Fortdauer, doch allmählichem Verschwinden des alten. An Stelle der Flachgräber tritt immer mehr die Grabhügelbestattung auf. Der Tote wird mit seinen Beigaben bald verbrannt, bald unverbrannt, bald mit, bald ohne Steineinfassung ꝛc. unter einem über ihm aufgeworfenen, mehr oder weniger großen, oft viele Meter hohen Erdhügel — Grabhügel — beigesetzt. Diese vollständig neue Bestattungsart geht Hand in Hand mit dem Eindringen und Umsichgreifen einer Menge von Neuerungen, die den Charakter des Fremden, Ausländischen an sich tragen. Alles dies weist auf die allmähliche Einwanderung eines neuen Volkes hin, das sich neben dem alten niederließ, dieses mit jenem sich allmählich verschmelzend. Mit dem Eindringen dieses neuen Volkes, das wohl unzweifelhaft aus dem Süden kam, haben die Pfahlbauten ihren vollständigen und raschen Abschluß erreicht.[1]

Ueber die Gebräuche bei der Totenbestattung selbst lassen sich bei dem wenigen Material, das eine vollständige wissenschaftliche Untersuchung gefunden hat, noch keine bestimmteren Angaben machen. Während sich die Totenbestattungsgebräuche zur Eisenzeit auf Grund der reichhaltigen Gräberfunde mit ihren teilweise genau bekannten Fundverhältnissen oft sehr genau konstatieren ließen (Totenmahl an Ort und Stelle, Bestreuen mit Laub ꝛc.) könnte man für die Bronzeperiode aus dem Vorkommen von wenigen verbrannten Knochen bei den Gebeinen unverbrannt Bestatteter (so bei Montreux) auf den Bestand eines Totenmahles schließen; es ist indes, wie erwähnt, das Material ein noch zu sparsames, als daß sich in dieser Richtung hin bereits Schlüsse ziehen ließen.

[1] „Antiqua", R. Forrer: „Der Verlauf des Bevölkerungswechsels in der Schweiz.

[2] Siehe F. Troyon, „Habitations lacustres."

Eine Neger-Republik in Afrika.

Zur richtigen Beurteilung der Leistungsfähigkeit der afrikanischen Rasse ist es gewiß von Interesse, sich auch einmal zu vergegenwärtigen, was die Neger da geleistet haben, wo sie selbst als Staatengründer aufgetreten sind. Es gibt drei Neger-Republiken, die sich zu den „zivilisierten Ländern" zählen: Liberia, Hayti und San Domingo.[2] Die Sprache der ersten ist Englisch, die der zweiten Französisch, die der dritten Spanisch.

Liberia ist von Schwarzen bewohnt, die aus den Vereinigten Staaten mit den Geldmitteln der „Amerikanischen Kolonisations-Gesellschaft", d. i. einer Vereinigung von Philanthropen, besonders Quäkern, seit 1821 nach der Küste von Ober-Guinea in Westafrika (der sogenannten Pfefferküste) gesandt wurden, und von Zeit zu Zeit wandern noch immer einige Farbige von Amerika dorthin aus. Vielleicht 20,000 amerikanische Neger und ein paar Hunderttausend Eingeborene Afrika's bilden die Bevölkerung des Landes, welche im ganzen 700,000 betragen soll. Die Republik fristet ein kümmerliches Dasein. Ihre wahren Herren sind einige weiße Kaufleute der Hauptstadt Monrovia. Die eingewanderten Neger sind mit

[1] La Tène ist bekanntlich nicht mehr unter die Pfahlbauten zu zählen; hierüber mehr H. Messikommer: „Die gallische Niederlassung La Tène und die Sammlung Mr. Dardel-Thorens in St. Blaise", „Antiqua" 1884. — „Ueber die zwei Einwanderungen zur Eisenzeit" und überhaupt über eine Reihe hiehergehörendes, siehe „Antiqua": R. Forrer, „Der Verlauf des Bevölkerungswechsels in der Schweiz".

[2] Auf die beiden letztgenannten Staaten werden wir in einem besonderen Artikel noch zu sprechen kommen. D. V.

einigen Ausnahmen faul und treiben lieber Politik, wie sie in den ehemaligen Sklavenstaaten Nordamerika's seiner Zeit gebräuchlich war, als daß sie arbeiten. Sie haben es nicht vermocht, unter ihren afrikanischen Stammesgenossen höhere Kultur zu verbreiten. Die Eingeborenen sind fleißiger und kriegerischer, als die von Amerika's Zivilisation Beleckten. Hätten die Weißen nicht durch ihre Handelsbeziehungen ein Interesse daran, den Staat nicht untergehen zu lassen, so wäre derselbe längst den Angriffen wilder Stämme erlegen. Der Wert der Gesamt-Ausfuhr wird auf nur 500,000 Doll. angegeben.

Ein schwarzer Methodisten-Geistlicher aus Liberia, der die neuliche Methodisten-Synode in Philadelphia besuchte, brachte die Kunde, daß die genannte Republik in den letzten Zügen liege, und daß der kleine Freistaat wahrscheinlich von England verschluckt werden würde. Aus den betreffenden Angaben des Geistlichen bringen wir folgendes zur Mitteilung: Der Zuzug von Negern aus Amerika hat fast ganz aufgehört, indem der amerikanische Neger sich in den Vereinigten Staaten viel zu wohl fühlt, als daß er daran denken sollte, diesen Zustand mit einem der Halbbarbarei in Afrika zu vertauschen; die von amerikanischen Mulatten dort geborenen Kinder machen nicht viel Fortschritte in der Zivilisation und sinken meist in gänzliche Barbarei zurück. Dazu kommt noch, daß England die Republik immer dichter umschließt. Das Land ist ausgezeichnet fruchtbar, jede tropische Frucht und alle Gemüse gedeihen im Ueberfluß. Breite Ströme durchfließen das Land. Die Hügel und Gebirge, die bis 75 und 100 Meilen von der Küste liegen, bergen reiche Mineralschätze, Eisen und Gold. Aus dem Innern kommen Elfenbein und Palmöl in Masse. Natürlich muß ein solches Land die Annexionswut John Bull's reizen, der überall bei der Hand ist, wo er keinen oder schwachen Widerstand findet. Das Werkzeug, durch welches England die Annexion vorbereitet, ist ein gewisser Harris. Derselbe hat sich unter den Stämmen, welche die nordwestlichen Nachbarn der Republik bilden, festgesetzt und Töchter sämtlicher einflußreicher Häuptlinge geheiratet. Er hat seit Jahren fortwährend zu Kriegen gegen Liberia gehetzt und in jeder Weise Vorteil daraus gezogen, ob man nun siegreich war oder unterlag. Vor zwölf Jahren hetzte er die Stämme der Bays und Carfuros zu einem Kriege auf, und als nun die Republik siegte, forderte Harris 30,000 Dollars Schadenersatz, weil seine Ländereien verwüstet worden waren. England indossierte diese freche Forderung natürlich sofort und Liberia mußte zahlen und hat, da es die Zahlung in Baargeld nicht leisten konnte, an Harris und das stets länderhungrige England eine Strecke des besten Landes abtreten müssen, das sich über 150 e. Ml. weit an der Küste ausdehnt.

Außerdem hat die Republik 500,000 Doll. bei englischen Kapitalisten zu sehr hohen Zinsen geborgt und vergessen Kapital und Zinsen zu zahlen; England dringt jetzt auf Bezahlung und da die Neger-Republik weder Geld, noch Forts, noch Truppen hat, wird man einer Besetzung durch England stillschweigend sich fügen müssen.

Vor etwa sechs Monaten wurden vier Kanonenboote von der englischen Kolonie Sierra Leone nach Monrovia, der Hauptstadt Liberia's, geschickt, um dieses in Schrecken zu setzen. Alles Protestieren half nichts! Die Kriegsschiffe fuhren erst ab, nachdem sie das Volk gehörig zahm gemacht zu haben glaubten.

Ein Kuriosum ist es, daß unter den Eingeborenen des Landes die Sklaverei noch in schönster Blüte steht und sogar Fortschritte macht, trotzdem die Republik zum Besten von freigelassenen Sklaven gegründet wurde. Die Gründer der Republik in den Tagen des Präsidenten Monroe dachten wohl nicht daran, daß die republikanische Regierungsform nicht für Neger in Afrika paßt und daß eine Republik noch lange keine Republikaner macht.

Hier wäre für das mächtige Deutschland, das jetzt endlich nach Kolonien, besonders in Westafrika, Umschau hält, eine Gelegenheit, dem nimmersatten „Old England" ein „Hands off!" zuzurufen. Liberia scheint entschieden mehr Vorteile zu bieten als Angra Pequena, dessen Hinterland allen Nachrichten zufolge durch einen wenig einladenden Küstenstrich von aller Kultur seit Jahrtausenden abgeschnitten war. Wenn Deutschland mit einigen Millionen Mark der „sterbenden Republik" unter die Arme griffe, wäre wohl etwas zu erzielen.

D. Gronen.

Das Tätowieren bei den Oloh Ngadjus (Dajaken) und Ot Danoms in Südost-Borneo.

(Mit Abbildungen.)

Unter den Bewohnern Südost-Borneo's sind es besonders die das Stromgebiet des Kapuas und Kahajan bewohnenden Oloh Ngadjus und Ot Danoms, welche ihren Körper tätowieren; denn obschon auch die Sianger und Murunger (im Oberlauf des Barito) mehr oder minder dieser Körperverschönerung zugethan sind, so scheint die Kunst des Tätowierens bei ihnen vom Kahajan angebracht zu sein (cf. Schwaner, „Borneo" I, S. 127). Dagegen ist die Sitte des Tätowierens bei den östlich vom Barito wohnenden Stämmen der Olon Maanjans, Olon Lowangan und Orang Bukit gar nicht in Gebrauch und findet sich erst wieder jenseit des großen Wasserscheide-Gebirges bei den Paris und Punans von Kutei, und zwar scheinen dort, nach den Berichten Carl Bock's, die Frauen kunstreicher tätowiert zu sein, als die Männer; nach den Abbildungen auf Taf. 5, 6, 13, 14 und 20 seines Werkes zu urteilen, auf denen die Tätowierung der Frauen ersichtlich ist, scheinen die Formen der Tätowierung sehr von

Tafel I.

Fig. 1.
Tutang buntis.
Mitten auf der Wade zirka 1½ Zoll Durchmesser.

Fig. 3.
a. Tutang lauk landik.
b. Tutang samara.
d. Tutang buntis.
Linker Oberschenkel (Außenseite).
c. Tutang bintang.
An der inneren Seite des linken Unterschenkels.

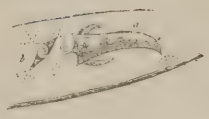


Fig. 4.
a. Tutang naga pari.
b. Tut. Samara.
Rechter Oberschenkel Außenseite.

Tutang an den Füßen eines Mannes von Kotta Baroe — Borneo.

Fig. 2.
Mann von Rudjak (Brust).
a. Tutang naga.
b. Tutang tandak api.

Mali i (vilap). „Tatak". 6 Vorderzähne im Unterkiefer eines jungen Mannes von Kotta Baroe, mit Katunäharz geschwärzt und mit Stiften aus einer Metallmischung, „Königan" genannt, verziert, die entsprechenden Zähne im Oberkiefer werden abgefeilt.

Tafel II.

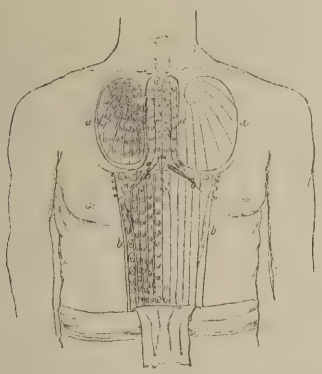


Fig. 1.
Vorderansicht.
a. Tutang manok.
b. „ naga.

„Tutang".
Tätowierung
von
„Rewa", Mann von
Tumbang Hiang (Borneo).

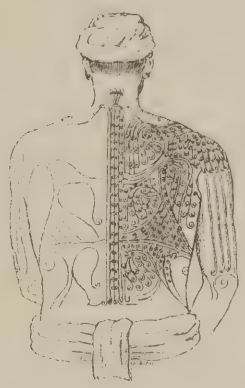


Fig. 2.
Rückenansicht.

Tafel III.

Fig. 1.
Tutang naga Pari.
Am Oberschenkel der Männer.

Fig. 2.
Tutang tandak api.
Am Oberschenkel der Männer.

Fig. 3.
Tut. naga umbang.
Am Oberschenkel der Männer.

Kampong Rahong Bungai, Ot Danom, Oberlauf des Kapuas (Borneo).

Zu Tafel III.

Fig. 4.
Rechter Arm (Außenseite).
Tut. empoi bei einem alten Ot Danom. Jetzt nicht mehr gebräuchlich.

Fig. 5.
Tut. mala punai puso panda.
Am Handgelenk (oben) von Frauen.

Fig. 6.
Tut. nonot.
längs dem Schienbein der Frauen.

Fig. 5 und 6 Frauen-Tätowierung.

Tafel IV.

Tätowierung „Tutang" von „Aris", einem Manne von Tumbang Hiang. Diese Art der Tutang heißt:
1. Tut. manok usok.
2. Tut. naga.

den bei den Oloh Ngadjus und Ot Danoms gebräuchlichen abzuweichen, dagegen stimmen die kleinen Figuren auf der linken Schulter eines Mannes (Taf. 22) und die auf der inneren Fläche des rechten Unterarms (Taf. 12) mit solchen bei den Ot Danoms gebräuchlichen überein; leider gibt keine der Tafeln eine vollständige Tätowierung eines Mannes.

Wie nun alle Sitten und Gebräuche heidnischer Völker da, wo sie mit einem Kulturvolke in Berührung kommen, große Veränderungen erleiden oder wohl ganz verloren gehen, so ist auch die Sitte des Tätowierens bei den Dajaken am Unterlauf des Kapuas und Kahajan schon mehr und mehr ungebräuchlich und nur noch bei älteren Leuten zu sehen: die Zahl der Tätowierten nimmt zu, je höher man die Flüsse hinauffährt; vollständig tätowierte Leute gehören aber dort schon zu den Seltenheiten, und auch ich sah im ganzen Lauf des Kapuas nur vier vollständig tätowierte Männer, deren Alter ich auf zirka 50 bis 60 Jahre schätzte. Auf meine Fragen erhielt ich verschiedentlich zur Antwort, daß das gegenwärtige Geschlecht nicht mehr kräftig genug sei, um die mit dem Tätowieren verbundenen Schmerzen zu ertragen, und sogar Fälle vorgekommen seien, daß junge Leute an dem meist nach dem Tätowieren eintretenden Wundfieber starben. Darum lassen die jungen Leute wohl noch ihren Körper tätowieren, aber in jedem Monat nur wenige Striche, und so kommt es, daß nur selten noch jemand vollständig tätowiert werden kann.

Eine vollständige Tätowierung beginnt am Halse, bedeckt Brust und Rücken und die Arme bis zu den Handgelenken vollständig, beschränkt sich dagegen bei den unteren Extremitäten auf einzelne Figuren. Derartige tätowierte und kostümierte Oloh Ngadjus, wie sie Taf. I des Schwaner'schen Werkes „Borneo" (II. Teil) gibt, sind Erfindungen des Zeichners.

Die Tätowierung im allgemeinen heißt „tutang", doch haben die verschiedenen Figuren noch besondere Namen. — Besser als jede Beschreibung werden, wie ich hoffe, die beigefügten genauen Zeichnungen der mir vorgekommenen verschiedenartigen Tätowierungen die Art der Figuren deutlich machen.

Die erste Figur, die man bereits bei Knaben im Alter von 10—12 Jahren findet, besteht aus einem ovalen Flecken auf der Wade von 1 ½ Zoll Mittellinie und erweist sich bei genauerer Betrachtung als aus einer einzigen Spirallinie bestehend; dieser Flecken heißt tutang buntis (Taf. I, Fig. 1). Weitere Figuren findet man erst bei Jünglingen von 18—20 Jahren, und zwar sind dies die aus Taf. II Fig. 1 ersichtlichen Hauptlinien a und b, tutang manok (Huhn) und tutang naga (Weltschlange) genannt; darauf erst werden die Parallel- und Spirallinien eingefügt, dann kommen die Arme und der Rücken an die Reihe; darüber vergehen natürlich viele Jahre; daher begnügt man sich gegenwärtig mit den oben genannten Hauptlinien oder sieht ganz von dieser äußerst symmetrischen Tätowierung ab und trägt auf der Brust Zeichnungen, wie sie auf Taf. I Fig 2 a (tutang naga) und b (tutang tandak api) dargestellt sind. Ober- und Unterschenkel sind mit verschiedenartigen Figuren tätowiert. Oberschenkel mit tutang lauk landik (ein Fisch), Unterschenkel an der Außenseite mit tutang samara, an der Innenseite mit tutang bintang (Stern) und auf der Wade den allgemeinen üblichen tutang buntis (Taf I, Fig. 3, a, b, c. d); oder der Oberschenkel allein mit tutang naga Pari und darüber mit tutang Samara (Taf. I, Fig 4 a und b) oder tutang naga Pari allein (Taf. III, Fig. 1) oder tutang tandak api (Taf. III, Fig. 2), tutang naga umbang mit tutang Samara (Taf. III, Fig. 3 a und b). Früher war bei den Ot Danoms eine Art der Tätowierung in Gebrauch, die utang empoi hieß (Taf. III, Fig. 4), und ich sah einen so tätowierten etwa 70 Jahre alten blinden Mann in Kampong Rahong Bungai, der mir mitteilte, daß früher die Arme der meisten Männer so tätowiert gewesen seien. — Nur bei den Frauen der Ot Danoms, nicht denen der Oloh Ngadus, ist das Tätowieren auch gebräuchlich, doch keineswegs so allgemein wie es C. Bock von den Frauen der Punans im Kutei'schen mitteilt; ein armbandartiger Streifen am Handgelenk (nur oben), tutang puso pandan (Taubenaugen) genannt (Taf. III, Fig. 5), ein Kreuz oder Stern auf dem Handrücken und ein Streifen vom Knie bis zur Fußwurzel, tutang nonot (Taf. III Fig. 6), sind die einzigen von mir beobachteten Formen der Frauentätowierung. Die Wirkung einer vollständigen Tätowierung, wie ich sie z. B. bei Rewä und Aris, Männern von Tumbang Hiang, sah (Taf. II und IV), ist eine sehr gute selbst für europäische Geschmacksrichtung.

Was Perelaer auf Seite 93 und 94 seines Werkes „Ethnographische beschrijving der Dajaks" über die Tätowierung sagt, ist teils unwahr, teils ungenau. Sehen wir nun, wie die Tätowierung vor sich geht: mit Holzkohle zeichnet man einen Teil der Figur auf den Körper und fixiert die Linie durch feine Stiche vermittelst eines „pantok" genannten Instrumentes; es besteht aus einem zirka 10 cm. langen, 1,5 cm. breiten und 0,3 cm. dicken Streifen Kupfer oder Messing, an einem Ende umgebogen und zu einer äußerst scharfen Spitze zugefeilt; damit das Instrument nun nicht zu tief in die Haut eindringt, ist die Spitze derart mit Kattunstreifen umwickelt, daß nur zirka 2 mm. davon hervorragen. Durch Schläge eines kleinen hölzernen Hammers läßt man die Spitze in das Fleisch eindringen in sehr kleinen Zwischenräumen. Dann wird eine Auflösung von Indigo oder geriebenem Schießpulver in Oel in die von Blut gereinigten kleinen Wunden stark eingerieben und für einige Wochen hat der Tätowierte an den Schmerzen, durch das Anschwellen des Armes resp. Wundfieber verursacht, genug, bis seine Eitelkeit ihn antreibt weitere Schmerzen zu ertragen.

Von den Bewohnern des Dussun sagt Schwaner, daß

das Tätowieren durchaus nicht allgemein sei, daß aber bei ihnen gewisse Figuren eine gewisse Bedeutung haben (S. 223); so bedeutet eine Figur bestehend aus zwei ineinander gewundenen Spirallinien, deren Enden mit Sternen versehen sind, daß der Inhaber bei einem Ngaijan-Zuge (Kriegszuge) bereits Köpfe abgeschlagen hat; zwei unter spitzem Winkel sich treffende Linien hinter den Fingernägeln bezeichnen den Inhaber als Holzschneidekünstler (?); ein Stern auf den Schläfen ist ein Zeichen von Glück in der Liebe ꝛc.; von derartigen Deutungen der verschiedenen Figuren ist mir unter den Oloh Ngadus und Ot Danoms nichts bekannt geworden. In einem einzigen Falle trug ein junger Mann seinen Namen Aboe mit lateinischen Schriftzügen auf dem Oberschenkel tätowiert. Die Frauen der Dussoner sind, wie die der Oloh Ngadjus nicht tätowiert, dagegen merkt auch Schwaner im Gegensatz zu Perelaer an, daß die Frauen der Ot Danoms „auf der Rückseite der Hände und von den Knieen ab längs dem Schienbein tätowiert sind."

Jedenfalls ist ein Abnehmen der Sitte des Tätowierens bei den Oloh Ngadjus sowohl als bei den Ot Danoms zu konstatieren, und in wenigen Jahren dürften vollständig Tätowierte unter ihnen kaum noch zu finden sein.

Königsberg. Fritz Grabowsky.

Surinam und seine Vegetation.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Der Tonka-Baum, Dipteryx odorata, ein großer, manchmal 4 Fuß dicker Baum, wächst häufig in den Waldungen des Gebirgslandes. Sein sehr hartes, feinkörniges, gelbliches Holz gleicht dem Grünherz, ist ebenso gut, kommt aber wenig in den Handel, desto mehr aber die Früchte oder Bohnen. Diese Früchte sind länglicht oval und besteht die Fruchthülle aus einem süßen Fleisch, das wie das der Cotappen-Bäume von den Fledermäusen sehr gerne gefressen wird. In der zweischaligen hölzernen Kapsel liegt die 1½ Zoll lange runde und sehr wohlriechende Bohne. Getrocknet ist sie schwarz, fühlt sich fettig an und schwitzt feine Krystalle von Cumarin aus. In früheren Jahren wurde sie massenhaft ausgeführt, da die Tongabohnen damals sehr häufig dem Schnupftabak beigemischt wurden.

Waikari, karaibisch Sibiru, Galipea officinalis. Ein großer Baum, der im Innern des Landes vorkommt und dessen Rinde ein unter den Indianen bekanntes Mittel gegen Ruhr und Verdauungsbeschwerden ist; die Rinde ist zimmtfarben, ziemlich dick, gewürzhaft bitter und von starkem nicht unangenehmem Geruch. Es ist höchst wahrscheinlich die echte Angostura-Rinde, aus der in Venezuela das so beliebte Angostura-Bitter bereitet wird.

Der Simaruba, Simaruba officinalis, wird 2 bis 3 Fuß dick, mit schönem, aufrecht laufendem Stamm, der sich erst auf 30 bis 40 Fuß Höhe in Zweige teilt; er hat leichtes, weißes Holz, das man zu Brettern sägt, die aber nicht der Feuchtigkeit ausgesetzt werden dürfen, weil sie gerne faulen. Die bittere Rinde wird gegen Dysenterie gebraucht, aber, obwohl der Baum im höheren Lande und der Savannen-Region häufig vorkommt, nicht ausgeführt.

Quassia- oder Bitterholz, Quassia amara. Ein strauchartiges Bäumchen, das im ganzen Lande und stellenweise sehr häufig vorkommt. Das Bäumchen wird selten über 2 Zoll dick, in 4 bis 6 Fuß lange Stücke zerhauen und so massenweise ausgeführt; die hochroten Blüten stehen im spannenlangen Büscheln. Das Holz ist ungemein bitter, und soll, außer für medizinische Zwecke, auch beim Biere statt des Hopfens gebraucht werden.

Von den harten Holzarten, die in der Kolonie als Bauholz bekannt und gesucht sind, zeichnen sich vor allem aus:

Braunhart, bei den Franzosen Ouacoupou und durch Aublet als Andira racemosa beschrieben. Es ist ein großer Baum, der Blöcke von 1½ Fuß Dicke geben kann, aber das Eigentümliche hat, daß im Holze häufig runde und längliche Löcher sind, die ohne äußerlichen Einfluß oder Krankheit durchs Wachsen entstanden und rundum wie der Baum mit Rinde bekleidet sind. Diese Löcher, obgleich das Holz um sie herum kerngesund ist, sind eben oft hinderlich. Es ist etwa so hart wie Eichenholz, grob, grau geädert, und man hat Beispiele, daß es 100 Jahre lang in Mühlen, Fabriken u. dgl. sich ganz unverändert erhalten hat. Es wird allgemein für das beste und dauerhafteste Holz des Landes gehalten.

Grünhart, Grünherzbaum, Bignonia leucoxylon. Ein prächtiger Baum, dessen schöne Blüten ich bereits beschrieben habe; die Franzosen nennen ihn Ébène vert, grünes Ebenholz, und sein ungemein hartes Holz, das in Blöcken von 2 Fuß Dicke zu bekommen, ist olivenfarbig.

Purpurhart, Copaifera publiflora. Ein großer, im Innern des Landes sehr häufiger Baum, mit schwerem zähem Holz, das beim Bearbeiten eine schöne violette Farbe annimmt, die mit der Zeit ganz dunkel wird. Das Holz ist sehr zähe und wird zu Maschinen in den Zuckermühlen verwendet.

Panacocco, bei Aublet Swartsia tomentosa, bei den Arowakken-Indianen Nannina. Die Beschreibung Aublet's stimmt nicht zu diesem Baum, der auf sandigem Savannen-Lande wächst, kein rotes, sondern ein gelbliches hartes Holz oder Splint hat, während der Kern blauschwarz ist; die grelle Scheidung beider Farben wird bei Möbeln benützt. Der Baum ist ziemlich selten.

Letterholz, Buchstabenbaum, Piratinera guianensis, ein großer, dicker, in der Savannenregion und dem inneren Lande ziemlich häufig vorkommender Baum, der bei einer

Dicke von 2 bis 3 Fuß ein Herzholz von etwa 6 Zoll Dicke hat. Dieses ist das härteste und schwerste aller Hölzer, indem der rheinische Kubikfuß 90 Pfund wiegt. Es ist hellrötlichbraun mit dunkeln Flecken, die wie Buchstaben aussehen, wovon das Holz auch den Namen hat. Es nimmt eine herrliche Politur an; da es aber schwer zu bearbeiten ist und nur in schmalen Stücken vorkommt, so wird es meistens nur zu Drechsler-Arbeiten verwendet. Aus einer ähnlichen Art, aber ohne Flecken, machen die Indianen ihre Bogen und Keulen.

Buschtamarinden, vermutlich Machaerium Schomburgkii. Ein hellbbraunes, mit dunkelbraunen Streifen zebraartig gefleckes, wunderschönes Holz, welches ziemlich selten ist, und aus welchem prächtige Möbeln verfertigt werden. Nach anderen soll es eine Mimose sein.

Konadeppi. Ein großer Baum des höheren Landes, der ein hartes schweres Holz liefert, dunkelbraunrot und dem schönsten Mahagoni zu vergleichen, aber viel schwerer. Es werden prächtige Möbeln daraus verfertigt. Das Harz der Rinde soll gegen Zahnschmerz helfen.

Im oberen Lande finden sich verschiedene Arten Rhizobolus und Lecythis, große Bäume, deren hartes und sehr dauerhaftes Holz wegen der Schwierigkeit, es aus dem inneren Lande herabzubringen, nur wenig verbraucht wird. Die meisten dieser Bäume tragen sehr schmackhafte und ölreiche Nüsse, die von Brasilien und Venezuela aus schon lange in den Handel gebracht worden sind. Manche dieser Früchte sind nierenförmig, stachelig und mit einem fetten Mus überzogen, wie die Sawari (Rhizobolus butyrosus); andere, wie die Indianennüsse, die bloß im westlichen Teile der Kolonie vorkommen, haben eine runde Hülle von der Größe eines Kindskopfes, worin ein Dutzend steinharte, braune, nierenförmige Nüsse sitzen, die größer als Kastanien sind und innen einen sehr ölreichen Kern tragen. Eine andere Art, die die Indianen Mecutururalla, Affentopf, Marmite de singe, nennen, (Bertholletia grandiflora), Topfbaum, ist über zwei Faust groß, urnenförmig, über einen Zoll dick, mit rundem Deckel, der, wenn die Frucht reif ist, abfällt, so daß sich aus der Fruchthülle eine Menge zwei Zoll langer eckiger Samen, die besser wie Kastanien schmecken, entleeren. Eine Art, Lecythis guianensis, hier Barklak genannt, kommt auch in der Savannenregion vor und ist ein sehr gutes Bauholz. Die Frucht ist 5 bis 6 Zoll lang, 1½ Zoll dick, rund und wie ein großer Pfeifenkopf geformt; die Kerne werden nicht gegessen. Wie mehrere Lecythis-Arten, so hat diese besonders unter der Rinde eine Lage dichten Bastes, den die Indianen in 3 Fuß langen und 3 Zoll breiten Streifen herausschneiden. Dieser Streifen, mit einer hölzernen Keule geschlagen, löst sich in eine Menge feiner Streifen, so dünn wie Seidenpapier, hellbraun von Farbe, die die Indianen zu Hülsen für ihre Zigaretten verwenden.

Ich könnte noch eine Menge Laubhölzer anführen, die entweder zu Bau- und Möbelholz dienen oder in der inländischen Heilkunde oder im Haushalte der Indianen verwendet werden, ich habe mich aber nur auf die bekanntesten Arten beschränkt und gehe jetzt zu den Palmen über, von denen in anderen Erdteilen, wie von der Kokosnuß, Dattel- und Sagopalme, ganze Völkerschaften leben, welche aber hier, obgleich sie zum Häuserbau, zur Nahrung, zum Geräte und dergleichen der Eingeborenen vieles beitragen, doch nur eine untergeordnete Rolle spielen und mit dem Nutzen, den ihre Gattung in den Tropenländern der alten Welt dem Menschen bringt, trotz ihrer Mannigfaltigkeit und Schönheit nicht verglichen werden können.

Die Mauritia flexuosa ist die in ganz Guiana am häufigsten vorkommende Palme und findet sich meistens in sandigen Niederungen, die vom Regenwasser überschwemmt sind. Sie bildet da meistens ganze Waldungen und kann bei einer Dicke von 2 bis 2½ Fuß eine Höhe von 100 bis 120 Fuß erreichen. Etwa ein Dutzend Blätter, die sich am Ende des bei 8 Fuß langen Stieles fächerartig ausbreiten, zieren den Gipfel. Der Fruchttroß oder die Traube ist so schwer, daß kaum zwei Menschen imstande sind, eine zu tragen; sie ist etwa 6 Fuß lang und es sitzen an den Blütenstielen Hunderte von Früchten von der Größe eines kleinen Apfels, glänzend braun und zierlich, wie ein noch nicht offener Tannenzapfen geformt. Sie enthalten einen ungenießbaren Kern, umgeben von einem dünnen, rötlichen, unschmackhaften Fleisch, das die Indianen nur essen, wenn sie nichts anderes haben. Ehe die Blütentrosse sich öffnen, gibt der Baum beim Anbohren des Stammes eine Menge süßen Saftes, aus welchen man Zucker und Branntwein bereiten kann. Aus dem Marke des Stammes soll man eine Art Sago bereiten können, was ich aber nie sah. Wird der Baum gefällt, so legen in den Stamm große Rüsselkäfer ihre Eier, die sich in einem Monat zu großen Maden, den so delikaten eßbaren Palmwürmern, entwickeln. Von größter Wichtigkeit ist der Baum aber für die Indianen dadurch, daß die jungen noch nicht entwickelten Blätter eine Art Flachs geben, woraus sie ihre Hängematten verfertigen. Aus den Blattstielen werden kleine Latten geschnitten, die, mit Bromelien-Flachs zusammengebunden, sehr leichte und zweckmäßige Segel geben. Um die Mauritia-Bäume ist es beinahe immer sumpfig und in den Trockenzeiten darf man hier kaum einen Fuß tief graben, um Wasser zu finden. Dieses ist wie die Sümpfe, in denen die Palme wächst, rötlich, wie das der Mineralquellen, und der anhängende farbige Schlamm an Füßen und Kleidern, wenn man solche Moräste durchwatet hat, ist nur schwierig abzuwaschen. Das Holz oder vielmehr die harte äußere Rinde ist sehr dünn und wird zu nichts gebraucht.

Die Pina-Palme, Euterpe oleracea, ist sehr häufig in Süßwassersümpfen des niederen Landes, wo sie ganze Wälder bildet, welche für das Anzeichen eines sehr frucht-

baren Bodens gelten. Die Pina-Palmen wachsen selten einzeln, sondern meist mehrere beieinander, sind etwa 60 bis 70 Fuß hoch, aber unten selten über 6 Zoll dick. Die Krone besteht aus einem Dutzend 10 bis 12 Fuß langer Blätter oder Wedel, mit 50 bis 60 Paaren zollbreiter, 3 Fuß langer Blättchen, die allgemein zum Decken der Hütten der Indianen und Neger gebraucht werden. Der Stamm der Palme wird der Länge nach in vier Stücke gespalten und das markige Innere herausgehauen, woraus Latten entstehen, mit denen man in Ermangelung von Brettern die Hütten vertäfert. Solche Wände können, wenn das Holz gut reif und hart ist, 5 bis 6 Jahre dauern. Die Fruchtrispe enthält einige Dutzende über zwei Fuß lange Stiele mit runden blauen Beeren von der Größe einer Flintenkugel. Sie enthalten einen Kern, von einem dünnen trockenen Fleisch umgeben, aus dem die Indianen eine Emulsion machen, die schlecht schmeckt und abführend wirkt. Der Blütentroß wird, wenn die Früchte abgefallen sind, als Besen gebraucht.

Die Cumu-Palme, Oenocarpus bacaba, steht vereinzelt in den Waldungen auf trockenem Sandboden, wird etwa 30 bis 40 Fuß hoch und höchstens 10 Zoll dick. Sie hat ein Dutzend 15 bis 18 Fuß langer Wedel oder Blätter mit etwa 40 Paaren 4 Fuß langer und 1 1/2 Zoll breiter Blättchen; die Fruchtrispen, von denen oft zwei bis drei am Baume reifen, bestehen aus einer Menge rötlicher, drei Fuß langer, biegsamer Zweige oder Stiele, an denen die Früchte von der Größe einer Flintenkugel hängen. Reif sind diese dunkelblau mit einem weißlichen Dufte überzogen. Der Kern oder Stein ist wie bei der Frucht der Euterpe mit einem kaum millimeterdicken Fleisch überzogen, das sehr ölig ist. Man bereitet daraus ein sehr nahrhaftes und wie Rahm schmeckendes Getränke. Die reifen Früchte werden mit warmem Wasser übergossen, worauf sie nach einigen Minuten so weich werden, daß sich die fleischige Haut vom Kern lösen läßt. Diese wird nun mit den Händen möglichst fein zerrieben und das nun fette und dicke Wasser durch ein Sieb gelassen. Erwärmt und mit Zucker versüßt, ist es ein köstliches Getränke. Wird die zerriebene Masse ausgepreßt, so gewinnt man daraus ein gelbes wohlschmeckendes Oel. Das Holz oder vielmehr die reife Rinde, denn das Innere jeder Palme ist eine markartige Substanz, wurde in 7 Fuß lange 4 bis 5 Zoll breite Latten geschnitten und bildete vor etwa 40 Jahren als Palmlatten einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Aus dem harten, schwarz und gelblich gestreiften Holze wurden Stöcke und Regenschirmstiele verfertigt. Jetzt ist dieses Holz aus der Mode.

Eine andere Spezies, Oenocarpus bataua, hat länglichte Früchte von der Größe einer Pflaume, die dasselbe Getränke und dieselben Latten liefern, nur kommt diese Palme mehr im Innern des Landes vor, während Oenocarpus bacaba schon in der Savannen-Region häufig ist.

Die Awara, Astrocaryum vulgare, bildet im ganzen Lande, auf Sand und unfruchtbaren Plätzen, große Gebüsche oder Dickungen, wird 20—30 Fuß hoch und nicht über 6 Zoll dick; der weißgraue Stamm ist über und über mit nadelscharfen schwarzen Stacheln bedeckt; das Holz oder vielmehr die Rinde wurde, wie diejenige von Oenocarpus, zu Spazierstöcken und feineren Tischlerarbeiten verwendet. Die etwa 12 Fuß langen Blattstiele, die muldenförmigen Fruchtkapseln, die 3/4 Zoll breiten, 3 Fuß langen, unten silberweißen, oben grau-grünen Fiederblätter sind sämtlich mit Stacheln bedeckt, so daß man außer der Frucht keinen Teil des Baumes anrühren kann, ohne sich an den Stacheln zu verletzen. Deshalb kann man sich durch ein Awara-Gebüsch nur mit der größten Vorsicht den Weg mit dem Säbel bahnen. Die Früchte reifen im Januar und der Baum trägt eine bis 3 Fuß aufrechtstehende Blüte oder Fruchttrosse, an der über 100 ovale, 1 1/2 Zoll lange, 1 1/4 Zoll breite, mennigrote Früchte hängen. Sie bestehen aus einer runden, sehr harten schwarzen Nuß, die man bloß mit dem Hammer zerschlagen kann, und die einen harten cocosnußartigen Kern enthält, den zu verspeisen man gute Zähne haben muß. Man könnte ein gutes Oel daraus pressen. Die Nuß ist umgeben von der mennigroten, 1/4 Zoll dicken, sehr öligen, süßlich schmeckenden Fruchthülse, aus der die Indianer ein sehr nahrhaftes Getränk und Oel machen.

Zu diesem Zwecke werden die reifen Früchte in einen Korb gethan, der mit den Blättern einer Arundinacee dicht belegt ist. Dieser Korb wird in das kühle Waldwasser einer Creek gelegt, wodurch nach einigen Tagen die Früchte mürbe werden. Man stößt sie dann in einem hölzernen Mörser so lange, bis die Fruchthülse sich von den Nüssen ablöst. Diese werden nicht benützt, denn der Indianer gibt sich keine Mühe, den öligen Kern herauszuklopfen. Die zu einem faserigen Mus zerstoßene Fruchthülse wird gekocht und ausgepreßt, worauf sich das rote Oel abscheidet, das nach und nach schön gelb wird und wie das Oel der Carapa zum Salben des Leibes und Haares dient.

Wird aber eine Handvoll dieses faserigen Muses in einer Kalebasse Wasser ausgewaschen, so erhält man ein rotgelbes, fettes, säuerlich-süßes, angenehm schmeckendes Getränk. Aus den noch nicht geöffneten jungen Fiederblättchen, die sehr biegsam sind, machen die Indianer Körbchen und Fächer, auch werden hübsche und dauerhafte Hüte daraus gemacht. (Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Gräber der Ainos.

Die Ainos unterscheiden sich von allen mongolischen Stämmen ihrer Umgebung durch ihre dunkle Hautfarbe, ihren üppigen Haarwuchs, ihren langen, dichten und schweren Bart und ihre mehr europäischen als asiatischen Gesichtszüge. Dybowski besuchte während

einer Reise in Kamtschatka die Insel Sachalin und nahm Veranlassung, einige Knochen von den Ainos zu sammeln. Auch schickte er über ihre Begräbnisplätze nachstehende Notiz an Kopernikl: „Leider sind beinahe alle Gräber schon von russischen Soldaten geplündert worden, welche Gold und Silber mit den Leichen begraben zu sehen hofften; daher habe ich auch außerhalb der Gräber Schädel ohne Unterkiefer gefunden. Manche Schädel sind in der That auch zu kleinen Stücken zerschlagen. Nur wenige Gräber sind ganz unversehrt geblieben, nämlich nur diejenigen, welche von Rasen überwachsen, darum schwerer zu finden sind und kaum ohne Werkzeuge geöffnet werden können; da aber das Oeffnen der Gräber verboten ist, so darf niemand die Gräberfelder mit Werkzeugen betreten. Infolge dieses Verbotes wurde mir die Untersuchung der Gräber sehr erschwert, weil ich gezwungen war, nur mit meinen Händen oder nur mit einem kleinen Stock zu graben. Glücklicherweise sind die Gräber der Ainos nicht tief, sie erstrecken sich von Nord nach Süd und der Kopf liegt immer nach Norden. Auf der rechten Seite des Grabes, welches mit Rasen bedeckt ist, sind drei niedrige Pfeiler, je etwa drei Zoll dick und anderthalb Fuß lang, eingegraben; an der linken Seite, beim Fuß des Toten, findet sich ein dünner spitziger Stock tief in die Erde gesteckt; das obere Ende desselben ist in Gestalt eines Menschenkopfes ausgeschnitzt, mit zwei geneigten Linien, welche nach unten und außen verlaufen, als sollten sie zwei Thränenströme bedeuten. Anderthalb Armslängen unter der Rasenschwarte findet man gespaltene (nicht gesägte) Planken, welche auf anderen, die Seitenwände des Grabes bildenden Planken ruhen, so daß der Leichnam in einer Art leerer Kammer liegt. Die Leiche ist noch in denselben Kleidern, welche sie bei Lebzeiten getragen hat, und noch mit denselben Zierraten geschmückt wie im Leben. Auf den Planken über dem Kopf des Toten habe ich immer drei lackierte Schachteln und am Fußende immer eine große ebenfalls lackierte Schachtel gefunden. Bei der Leiche fand ich immer ein Messer, eine Zunderbüchse, ein Stück Zunderholz und eine Pfeife. Nach den Berichten von Augenzeugen scheinen die religiösen Vorstellungen der Ainos ein ausgearteter und roher Fetischismus zu sein. Diese Vorstellungen gründen sich auf eine Anbetung zahlreicher guter und böser Geister, als Götter der Sonne, der Sterne, des Meeres ꝛc., Anbetung des Familienbeschützers, der Meeres- und Landtiere und -Pflanzen und besonders der Tiere des Waldes. Die Ainos haben keinen Begriff von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und daher auch keinen Kultus der Toten." (Science.)

Quaternäre Seeen in Nevada.

Die geologischen Rekognoszierungen von J. C. Russell in Nevada und den anstoßenden Staaten haben in diesem jetzt so dürren und trockenen Lande die Existenz einer ganzen Anzahl von Seeen zur Quaternärzeit enthüllt, unter denen Lake Lahontan der interessanteste ist. North Carson Lake mit dem sich in ihn ergießenden Humboldt River, dessen Thal die Zentral-Pazifik-Bahn durchschneidet, sind die schwachen Ueberreste davon, auch Pyramid Lake und Winnemukka Lake fallen in sein Gebiet, das sich bis zum Westabhang der Sierra Nevada erstreckt und sogar nach Californien hinübergreift. Der See hatte eine Länge von 260 Miles, seine größte Breite etwas nördlich vom 40. Breitengrade betrug nicht viel weniger, aber in ihm lag eine Insel von 126 Miles Länge und 50 Miles Breites, seine Tiefe betrug über 500 Fuß und das Gebiet seiner Zuflüsse über 45,000 Quadratmiles; ein Ausfluß hat aber auch in der Quaternärzeit nicht bestanden. Ausgedehnte Ablagerungen von Kalktuff sind in der ganzen Ausdehnung vorhanden und bilden stellenweise höchst eigentümliche Felsen; an verschiedenen Stellen werden Chlornatrium und schwefelsaures Natron in großen Quantitäten gewonnen. Eine genaue Untersuchung der Uferbildungen liefert Russell den Beweis, daß Lake Lahontan verschiedene Klimawechsel erlitten hat, daß vor seiner Bildung die Gegend gewiß ebenso dürr und wüst war wie gegenwärtig, daß dann eine feuchte Periode kam, in der er sich füllte, weiterhin wieder eine Inter-Lahontan Dry Period, die ihn nur teilweise austrocknete, eine zweite feuchte Periode, die ihn noch einmal steigen ließ, und schließlich die noch fortdauernde Trockenzeit der Gegenwart. Gletscherspuren deuten auf eine erhebliche Temperaturerniedrigung in der feuchten Periode, doch bedarf gerade dieser Punkt noch genauerer Erforschung. Hand in Hand mit den klimatischen Veränderungen gingen aber auch solche in der Orographie, und Russell zweifelt nicht daran, daß im ganzen Umfang des Great Basin die Bergketten sämtlich noch in positivem oder negativem Sinne in Bewegung begriffen sind. Die Hebungslinien sind besonders deutlich am Fuß der höchsten Ketten, deren Aufsteigen anscheinend durchaus noch nicht beendigt ist; sie werden meistens bezeichnet durch heiße Quellen, deren hohe Temperatur Russell der Reibung der Schichten bei der Bewegung zuschreiben möchte. Schuttkegel noch fließender Bäche werden durch solche Hebungsfalten durchsetzt und sehr häufig erkennt man ihre Einwirkung in den Lahontan-Absätzen, so daß es keinem Zweifel unterliegen kann, daß die Bewegung in der Erdrinde hier noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Ko.

Anzeigen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Zinsfusses in Deutschland

seit 1815 und die Ursachen seiner Veränderung.

Von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift.

Von

Dr. Julius Kahn.

8°. VII und 247 Seiten. M. 6. —

Eine ebenso bedeutungsvolle, wie interessante Erscheinung ist folgendes Werk:

Origines Ariacae.

Linguistisch-ethnologische Untersuchungen zur ältesten Geschichte der arischen Völker u. Sprachen.

Von

Karl Penka.

In eleganter Ausstattung broschirt M. 7.—.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung ***Karl Prochaska,*** *Wien und Teschen.*

Korea, **the Hermit Nation** by **Griffis** (New-York 1882). Starker Band m. Karten und Abbildungen. Geb. Ladenpreis 20 M., hat für 12 M. zu verkaufen

J. Weise's Hofbuchhandlung,
Stuttgart, Königsstr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 9. Stuttgart, 2. März. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die neuesten Ereignisse im Sudan. I. (Mit Karte.) S. 161. — 2. Malimba unter 3° 36′ n. Br. 9° 42′ ö. L. Von R. Rabenhorst, Kapitän. (Schluß.) S. 165. — 3. Ostafrika. S. 168. — 4. Engländer und Deutsche. Von E. Liebich. S. 172. — 5. C. Winnecke's jüngste Forschungen im nördlichen Gebiet von Südaustralien. S. 173. — 6. Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 175. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 178. Noch einmal: Sind die Halloren Slawen, Kelten oder Germanen? Von H. Heyn. Vorschlag zur Erlangung exakter Positionen in Innerafrika. Von H. Habenicht. — 8. Litteratur. S. 179.

Die neuesten Ereignisse im Sudan.

I.

(Mit einer Karte.)

Die Kunde vom Fall Khartum's und von dem nun verbürgten Tode des edlen Obersten Gordon haben in höherem Grade als bisher das Interesse der europäischen Welt auf die Ereignisse im Sudan und den Krieg gegen den Mahdi gelenkt, welcher seither nahe zu nur in Gestalt einer Velleität geführt wurde und beinahe eine derartige Katastrophe voraussehen ließ. Selbst dem Laien, der sich die Entwickelung der Angelegenheiten im Sudan aufmerksam aus der Ferne betrachtete, mußte sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß mit den halben Maßregeln, den Unschlüssigkeiten und Winkelzügen der Gladstone'schen Politik keinerlei Erfolg gegen den fanatischen Mahdi und seine fanatisierten, todesmutigen und todverachtenden Scharen errungen werden könne und daß das Zögern und langsame Vorgehen der ungenügenden britischen Streitkräfte nur Verderben bringen müsse. Wir verkennen durchaus nicht die kolossalen Schwierigkeiten der britischen Kriegführung im Sudan, die ungeheure Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Operationsbasis, die Mühseligkeiten des Transportes und der Verpflegung, die Gefahren des Klima's, die Hemmnisse, welche die Bodengestaltung dem Angriffskriege in den Weg legten; allein gerade diese Hindernisse hätten nach gemeiner Logik die englische Regierung zur raschen und vollkommensten Entfaltung der energischesten Maßregeln bestimmen sollen, zumal nachdem sich die Unzuverlässigkeit der Mehrzahl der ägyptischen Truppen längst herausgestellt, nachdem die Niederlagen von Baker und Hicks Pascha die steigende Gefahr für den edlen Gordon dargethan hatten, welcher nun das unglückliche Opfer seines seltenen Patriotismus geworden ist.

Ist Gordon Pascha, der gründlichste Kenner der dortigen Verhältnisse, der geliebte und geachtete Freund der Sudanesen, nun wirklich tot, wie nicht mehr zu bezweifeln ist, so ist dies für England und seine Sache ein unersetzlicher Verlust. Die Millionen Pfund Sterling und die Tausende von Menschenleben, welche dieser lahm geführte Krieg schon gekostet hat, sind nun entschieden vergeudet, über den Häuptern der in Nubien und dem Sudan noch stehenden britischen Truppen schwebt das Schwert der Vernichtung und der Sieg des Mahdi ist von unberechenbaren Folgen. Der Religionskrieg ist eingeleitet; der Mahdi und seine fanatisierten Anhänger werden den moralischen Eindruck dieses Sieges ausbeuten, und wir glauben nicht zu schwarz zu sehen, wenn wir befürchten, daß die Welt des Islams sich nun gegen das Christentum und die Zivilisation erheben und den Versuch machen wird, im ganzen Orient einen Weltbrand gegen die Briten zu entzünden. Niemand vermag jetzt zu sagen, welche Verwirrungen aus diesem Falle von Khartum entstehen, welche Gefahren sich für die englische Herrschaft in Indien daraus entwickeln werden, und nur eins scheint festzustehen, daß Großbritannien nun gezwungen ist, mit Aufgebot aller Macht gegen den Mahdi vorzugehen, wenn es das Prestige

seiner Herrschaft unter den fast 200 Millionen seiner muslimischen Unterthanen aufrecht erhalten will.

Der Raum verbietet uns hier, die ganze Geschichte dieses Aufstandes des Mahdi in Kürze zu rekapitulieren. Wir verweisen daher unsere Leser, welche sich mit diesem wichtigen Gegenstand vertraut machen wollen, auf einige höchst lehrreiche Schriften, welche vor kurzem erschienen sind, vor allem auf die vielleicht zu wenig beachtete Schrift von Richard Buchta,[1] welche die ganze Genesis des Aufstandes aus eigener Anschauung und nach den besten Quellen chronologisch schildert und der wir die nachstehende Karte des jetzigen Kriegsschauplatzes, welcher anderthalb Breiten- und zwei Längengrade umfaßt, entlehnen. Ohne genaue Kenntnis der Entstehung dieses Krieges ist die Entwickelung, welche er genommen, und die Macht, welche er nunmehr dem Mahdi gegeben hat, nicht zu verstehen. Ein Aufstand, welcher seit Ende Juli 1881 nur entschiedene Erfolge zu verzeichnen und ganze kriegerische, todesverachtende und glaubenseifrige Nationen entflammt und unter seine Banner gesammelt hat und je länger desto mehr den Muslimen als ein heiliger Krieg, als eine religiöse Pflicht erscheint, ist ein ernstes geschichtliches Ereignis, eine historische Notwendigkeit, eine Opposition gegen die brutale, habsüchtige Willkürherrschaft der Aegypter in jenen Ländern, eine Rachekrieg der bis auf's Blut geführt werden und in immer weiteren Kreisen Unterstützung finden wird. Der Olmützer Maler Richard Buchta hat Jahre-lang in jenen Gegenden gelebt, die er in seinem lehrreichen Werk: „Die oberen Nilländer" (1881) in Wort und Bild so anschaulich geschildert hat und deren Land und Leute er auch in der oben zitierten Schrift so genau beschreibt, daß wir aus derselben erst ein Verständnis der Bedeutung und des Umfanges dieses Aufstandes und des eigentümlichen Zaubers, welchen derselbe auf jene wilden Völker ausübt, vermittelt erhalten. Wer diese anspruchslose und doch so gehaltvolle und inhaltreiche Schrift liest, wird daher um so weniger begreifen, daß die britischen Staatsmänner diese Erhebung so sehr unterschätzen und mißverstehen konnten, wie sie es in ihrer Gleichgültigkeit, Unschlüssigkeit und Haltlosigkeit gethan haben. Die Unaufrichtigkeit und Hinterlist der britischen Staatskunst gegenüber von Aegypten wird nun unverkennbar schwer heimgesucht und die Zahl der Opfer, mit welcher dieselbe geahndet werden wird, ist noch nicht abzusehen. Allein noch auf ein anderes Werk müssen wir diejenigen unserer Leser verweisen, welche der Entwickelung der dortigen Verhältnisse mit ebenso viel Interesse als Herzbluten näher treten wollen, nämlich auf das Werk des Rev. C. T. Wilson und des Missionsarztes Dr. R. W. Felkin[2] über jene Gegenden, wo nun der mörderische Krieg wütet. Aus diesem Buche können wir die Zustände im ägyptischen Sudan kennen lernen, welche den Grund zu dieser Schilderhebung lieferten. Die Entstehung dieses Werkes ist auf eine friedliche Sendung zurückzuführen, welche die britische hochkirchliche Missionsgesellschaft nach dem tropischen Ostafrika veranstaltete. Ein Brief des berühmten Afrikareisenden H. W. Stanley vom März 1875 aus Uganda an das englische Volk, welcher im November 1875 in den englischen Zeitungen erschien, legte der britischen Nation die dringende Bitte nahe, Missionare zur Ausbreitung des Christentums nach Uganda in das Reich des Königs Mtesa zu schicken, um dessen intelligentem und bildungsfähigem Volke die Wohlthaten der christlichen Zivilisation zu sichern. Die genannte Missionsgesellschaft, von reichlichen freiwilligen Beiträgen unterstützt, sandte im Frühjahr 1876 eine Gesellschaft von acht Freiwilligen, worunter der Geistliche R. W. Wilson, nach den Ufern des Nyanza, wo ein Teil derselben im Mai 1877 ankam. Eine zweite Gesellschaft, worunter der Missionsarzt Felkin, folgte später und langte im Februar 1879 nach neunmonatlicher Reise in Uganda an. Einige Monate später verließen Wilson und Felkin Uganda wieder, um drei Gesandte des Königs Mtesa an die Königin Viktoria nach England zu geleiten, wohin dieselben unter Felkin's Führung kamen, da Wilson einstweilen im Sudan zurückblieb. Das gemeinsame Buch der Beiden schildert nun, mit Ausschluß der Missionsberichte, nur die Reise der beiden Herren und die von ihnen durchreisten Länder. Wir übergehen die Reise nach Uganda und den Aufenthalt daselbst, beide zwar vom höchsten Interesse für die Länder- und Völkerkunde, aber nicht hieher bezüglich, und verweisen namentlich auf die Schilderungen des ägyptischen Sudan und seiner Bewohner, besonders dessen, was diese Herren auf dem Wege von Nyanza nach Khartum und von da nach Suakin gesehen und erlebt haben. Sie durchquerten den ganzen dermaligen Kriegsschauplatz zu einer Zeit, wo noch alle die segensreichen Folgen von Gordon's Verwaltung im Sudan und dem äquatorialen Aegypten zu verspüren waren, wo sich alle die Wohlthaten geltend machten, welche eine humane, liebreiche, gerechte Verwaltung durch Oberst Gordon und seine Gehülfen, den Italiener Gessi-Pascha und den Deutschen Emin Bey (Dr. Schnitzler) in den von ihnen geleiteten Provinzen geschaffen hatten. Sie bezeugen, wie durch die größtmöglichste Beschränkung des scheußlichen Sklavenhandels, der die Länder Zentralafrika's entvölkert, durch geordnete Verwaltung, gerechte Justiz, Minderung des Steuerdrucks, Beaufsichtigung der raubgierigen Beamten und Förderung des Handels ꝛc. dort menschenwürdigere Zustände angebahnt worden waren, deren segensreiche Wirkungen selbst von jenen halbwilden Völkern gefühlt und anerkannt wurden und von denen sie wußten, daß sie dieselben nur dem „Kurnul" (Colonel) Gordon verdankten, den sie daher wie einen Halbgott verehrten und um dessen

[1] Der Sudan und der Mahdi, das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten. Mit 2 Karten und 3 Abbildungen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1884.

[2] Uganda und der ägyptische Sudan. 2 Bände mit 35 Holzschnitten. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

willen sie jeden Europäer achteten, und es ist wahrhaft wohlthuend, in dem Buche das Resumé des Dr. Felkin über Gordon's Thätigkeit im Sudan zu lesen. Er sagt (Band II, S. 156):

„Kolonel Gordon hat, während er sein Amt verwaltete, dem Volke das Beispiel eines gerechten Herrschers, der Gott fürchtet und die Menschen nicht scheut, vor Augen gestellt. Sein Leben und seine Thaten waren ein sprechen-

Karte des Kriegsschauplatzes im Sudan.

der Beweis dafür, daß das Regiment nicht von Natur aus grausam, bestechlich und tyrannisch sein muß. Während seines Aufenthalts im Sudan erleichterte er Tausenden von Unterdrückten ihr Loos. Streng und unnachsichtlich gegen Grausamkeit und Verbrechen, war er voll Güte und stets bereit, wo es galt den Unterdrückten, den Betrübten und Leidenden beizustehen. Das Volk verehrte ihn als Vater, der die Hungrigen speist, die Nackten kleidet und die Gefangenen befreit. An vielen Orten flehten uns die Eingeborenen an, ihn wieder zu ihnen zu schicken, und wir sahen daraus, daß seine Arbeit nicht vergebens war, daß er wie ein Engel Gottes gekommen

ist, Hülfe und Freiheit zu bringen; in manchem Herzen lebt sein Andenken fort als einziger Lichtstrahl in einer sonst trübseligen Existenz. Seine ohnehin mühselige Aufgabe wurde noch erschwert durch die ungeheure Ausdehnung des Landes und den Mangel an Unterstützung. Die Zeit und Kraft, welche ihn seine wundervoll schnellen Reisen kosteten, wären anderen Dingen zu gut gekommen, hätte er sich auf die Redlichkeit seiner Beamten verlassen können. Kaum war ein Augiasstall gereinigt, so wurde seine Anwesenheit an einem anderen Orte unumgänglich notwendig; wandte er dann sein wachsames Auge dorthin, so rissen hier die alten Mißbräuche wieder ein, und bei der Menge bestechlicher Beamten war auf eine dauernde Verbesserung doch nicht zu hoffen..... Wenn man bedenkt, wie klug und human Dr. Emin Bey die Aequatorialprovinzen verwaltet, und wie viel Gessi-Pascha während seines nur allzu kurzen Gouvernements in den Bahr-el-Ghasel-Provinzen gethan hat, so wird man nicht daran zweifeln, daß die Besetzung der Statthalterstellen durch Europäer außerordentlich wichtig ist."

Was dieses Resumé im allgemeinen besagt, das wird in dem Wilson-Felkin'schen Buche durch eine Menge spezieller Fälle und Beispiele erhärtet. Erwägt man nun, daß unter Gordon's Verwaltung die Einwohner der von ihm regierten Provinzen bessere und glücklichere Zustände kennen gelernt hatten, welche aber nach seiner Entfernung rasch in's Gegenteil umschlugen; daß die Habgier, Habsucht, Bestechlichkeit, Grausamkeit ꝛc. der Beamten sich von Neuem und noch energischer geltend machte, weil diese gewissermaßen das einholen wollten, was sie unter Gordon's gerechter Verwaltung versäumt hatten, so begreift man, wie viel Grund zur Unzufriedenheit mit dem ägyptischen Joch vorhanden war, welcher Brennstoff sich ansammeln mußte, um beim ersten Funken des Aufstandes in Flammen emporzuschlagen, und wie bereitwillig und hoffnungsvoll die Unzufriedenen der plötzlich entfalteten Fahne des Aufruhrs folgten.

Gordon und seine Gehülfen waren die einzigen Europäer gewesen, welche den Völkern des Sudan Respekt eingeflößt und Vertrauen abgewonnen hatten. An die übrigen europäischen Satrapen des ägyptischen Vizekönigs, die sich in ihren amtlichen Stellungen nur zu bereichern trachteten, heftete sich derselbe Fluch und Haß, wie an die Kairener muslimischen Emporkömmlinge und die Türken. Die Saat der Mißwirtschaft, der unbarmherzigen Volksaussaugung und der kopflosen Verschwendung des Khediv Ismail schoß in den Halm, und was Arabi Pascha nicht gelungen war, das gelang nun dem wilden Mahdi. Der arme schwache Tewfik muß büßen, was seine land- und geldgierigen Vorfahren gesündigt haben.

Der Sudan ist ein reiches ergiebiges Land und darum der Eroberung wert. Es ist der Schlüssel zum Inneren Afrika's und zum Handelsverkehr mit demselben. Dies erklärt die Eroberungsgelüste der Aegypter in dieser Richtung seit Mehemmed Ali's Zeit. Aber auch das ländergierige Albion kennt den Wert des Sudan so gut als denjenigen von Aegypten. Ja sogar Napoleon I. dachte sicher an das ganze ungeheure Nilland, als er sein Augenmerk vor 86 Jahren auf Aegypten richtete. England spannte auf den Besitz des Sudan als Preis für die Hülfe, welche es Aegypten leistete. Hier ist der erste Anstoß zu den heutigen Ereignissen zu suchen. Wir erlauben uns, hier die Gedanken eines uns befreundeten Herrn wiederzugeben, welcher im Orient gelebt hat und die Verhältnisse zu kennen glaubt, und dem wir es daher getrost überlassen können, seine Ansichten zu motivieren. Er sagt: „Was nun geschieht, konnte derjenige mit Zuversicht kommen sehen, welcher die ägyptische Frage und die englische Politik genau und unbefangen seit Jahren beobachtet und verfolgt hat. Aegypten ist seit einem halben Jahrhundert der stille Zankapfel zwischen der Türkei, Frankreich und England. Jede dieser Mächte will es ganz für sich in Anspruch nehmen. England und Frankreich haben die Zivilisation dort eingeführt, um dort ihre Herrschaft vorzubereiten. Sie haben sich des Handels zu bemächtigen und an die Stelle des orientalischen Luxus einen abendländischen Sybaritismus zu setzen, die Aegypter an neue Bedürfnisse zu gewöhnen versucht. Wetteifernd haben beide Mächte die Verschwendung Ismails durch Schaffung von Hülfsmitteln gefördert. Man hat den übermütigen eitlen Khediv depraviert, denn es war vorauszusehen, daß der Tag kommen werde, wo sich das überschuldete Land fremder Hülfe bedienen würde. Lord Beaconsfield's imperialistische Bestrebungen sahen in Ismail das Mittel, sich festen Fuß in Aegypten zu verschaffen und dieses unter britische Suzeränität zu bringen. Was Beaconsfield einleitete, hat Gladstone fortgesetzt. Man half mit der brutalsten Gewalt den in vieler Beziehung nicht unberechtigten Aufstand Arabi Pascha's unterdrücken, und der Preis dafür sollte der Sudan sein. Daher dies anfängliche Gewährenlassen der Mahdi-Rebellion im Sudan, welche man zu gegebener Zeit leicht unterdrücken zu können hoffte, um dann als Retter in der Not zu erscheinen und Aegypten die Zeche zu machen. Selbst Gordon's Verwaltung im Sudan war nur eines der Mittel zu diesem Zweck, gleichviel ob Oberst Gordon um diesen Zweck wußte oder nicht. Durch ihn und seine Verwaltung bekam England Fühlung mit den Aequatorial-Provinzen, erwarb deren Vertrauen, weckte Hoffnungen auf bessere Zustände und bahnte der britischen Eroberung den Weg. Allein die britischen Staatsmänner haben sich in ihrer perfiden Krämerpolitik diesmal verrechnet, und der Spieß kehrt sich gegen sie selbst. Wer die gewaltige wilde Kraft kennt, welche in dem Islam und seinen Bekennern liegt, der kann sich kaum des Gedankens entschlagen: der Aufstand des Mahdi könnte das Steinchen sein, welches, vom Berge der Zukunft herabrollend, dem länderfressenden, unersättlichen, britischen Koloß den Fuß zerschmettern dürfte."

Allein auch jetzt noch wird die englische Regierung den Fall von Khartum so viel wie möglich zu ihrem Vorteil auszubeuten versuchen. Seither hat sie der Welt glauben zu machen versucht, sie wolle nur Gordon's Rettung und Rückzug; jetzt läßt sie die Maske fallen, erklärt sich für Unterdrückung des Aufstandes und will noch weitere Opfer an Menschenleben und Geld bringen, um die Nil-Region inniger an sich zu ketten und hernach zu erklären, die öffentliche Meinung in England dulde nicht, daß die britische Regierung in die Räumung Aegyptens willige, welches England mit so großen Opfern gerettet habe und nun als Ersatz für dieselben in Anspruch nehme. So sieht die hinterlistige englische Politik im Fall von Khartum nur einen Glücksfall und eine willkommene Gelegenheit, die heuchlerische Maske abzuwerfen und neue Truppenmassen nach dem Sudan zu schicken und sich desselben zu bemächtigen, wenn es gelingt, den Mahdi zu besiegen. So lange man hoffen durfte, den Sudan von Aegypten abzulösen, gab man sich in England das Ansehen, als sähe man in den Sudanesen nur brave Männer, welche um ihre Freiheit kämpften; jetzt, wo der Sudan sich von Aegypten getrennt hat und England sich denselben unterwerfen muß, wenn es seinen Zweck erreichen will, bezeichnet England sie als Rebellen, als Feinde der Zivilisation und der Menschheit, und verleugnet die Thatsache, daß es die Sudanesen aller Treue gegen den Khediv Tewfik entbunden und durch seine ganze Politik den Aufstand im Sudan hervorgerufen und gefördert hatte. England geht mit Genugthuung und Freude in den neuen Krieg im Sudan hinein; dies beweist das Kriegsgeschrei in seiner Presse und deren allgemeine Ablehnung der angebotenen italienischen Hilfe.

Greift aber der Aufstand des Mahdi gen Westen und Osten weiter, über das Rote Meer und den Persischen Meerbusen hinüber, so entsteht eine dringende Gefahr für die abendländische, die christliche Zivilisation. Dies macht diese Frage so gefährlich, so riesig, so unabsehbar in ihrer Entwickelung, in ihren Folgen. Wer sie aber recht verstehen lernen will, den verweisen wir wiederholt auf die beiden vorerwähnten Werke, aus denen wir später einige Auszüge zu geben beabsichtigen, welche namentlich den Schauplatz des Krieges und die unter dem Banner des falschen Propheten stehenden Völker zu schildern versuchen werden.

Malimba unter 3° 36′ n. Br. 9° 42′ ö. L.

(Schluß.)

Sind die Knaben nun erwachsen und fähig, einen Hausstand zu gründen, so gehen sie den Vater darum an, ihnen eine Frau zu kaufen. Ist der Vater tot, so tritt dessen nächst älterer Bruder in die Stelle des Familienhauptes und liegt ihm diese Pflicht dann ob. Der Preis eines jungen Mädchens ist 200—500 Mark; natürlich sucht der Vater desselben so viel als möglich dabei heraus zu schlagen. Ein Teil wird darauf angezahlt und dann folgen weitere Ratenzahlungen, je nachdem der Vater des jungen Mannes gute Geschäfte gemacht hat; auch muß letzterer selbst dazu behülflich sein. Dieses Zahlen kann oft Jahre dauern, ehe das Mädchen der Familie des Mannes ausgeliefert wird. Die jungen Leute treffen sich aber öfters als bisher und dauert es allzu lange und hat sich das Paar verständigt, so steht einer regelrechten Entführung nichts im Wege, namentlich wenn sich noch ein anderer Freier eingefunden haben sollte, welcher dem Mädchen nicht genehm ist; denn ganz ohne Stimme sind dieselben nicht.

Eine besondere Heirats-Zeremonie haben sie auch hier wieder nicht; die Weiber des Dorfes begrüßen allerdings ihre neue Genossin, wobei der Gatte mit etwas Rum und Palmwein zur Bewirtung herhalten muß; dann kommt es wohl auch zu etwas Tanz und Gesang des Abends, doch beteiligen sich die Männer nicht daran.

Ist eine Familie zahlreich, so ist es für den Vater keine Kleinigkeit, alle seine Söhne zu verheiraten und die seiner Brüder womöglich auch noch, namentlich bei dem verhältnismäßig hohen Kaufpreis. In der Regel aber liegen die für verheiratete Töchter erhaltenen Kaufgelder für diesen Zweck unangetastet bereit und vererben sich in der Familie weiter. Das Kaufgeld besteht in Fäßchen Pulver, Kisten voll Zeugen, Gewehren und eisernen Stangen. Die Mädchen werden in der Regel sehr frühe, etwa 11 bis 13 Jahre alt, verheiratet, während die Männer erst mit 18 bis 22 Jahren die erste Ehe eingehen. Dies liegt in der Schwierigkeit des zu beschaffenden Kaufgeldes, und so helfen sie sich mit Liebschaften die Zeit verkürzen. So lange sie sich nicht mit den verheirateten Frauen einlassen, kann es nicht schlimm werden, denn die Geliebte hält den Mund. Ehebruch dagegen wird von dem Ehemann an der Frau streng bestraft, während der Verführer mit einer Geldstrafe davon kommt. Ganz ohne Folgen ist nur die Entführung der Tochter eines Sklaven, doch kommt dies nicht häufig vor, da der Entführer den Spott der Gemeinde fürchtet, und diese Frau dann nicht gleichberechtigt von den anderen Frauen des Dorfes aufgenommen werden würde.

Die Stellung der Frau zum Manne ist eine eigentümliche, denn obwohl der Mann absoluter Herr über dieselbe zu sein glaubt, kann er doch nicht immer seinen Willen durchsetzen. Hat der Mann aber mit der Zeit mehrere Frauen geheiratet, so steht es, bei Unverträglichkeit, der betreffenden Frau frei, zu ihren Eltern zurückzukehren; sie bleibt aber allerdings immer Eigentum des Mannes.

Die Obliegenheiten der Frauen bestehen in der Bestellung der Felder und dem Zubereiten des Essens für den Mann und die Kinder, welche sie auch zu beaufsichtigen haben, soweit sie nicht anderweitig beschäftigt sind.

Auch fällt ihnen das Herbeischaffen des Feuerholzes zu, zu welchem Zweck sie sich zu 10—15 in einem Kanoe vereinigen und gemeinschaftlich diesem Geschäfte obliegen. Auch gehen sie gemeinschaftlich in Kanoes zum Fischen aus. Noch sei bemerkt, daß sich Männer wie Frauen die Augenwimper ausreißen, auch lieben sie es, sich den Körper wie Gesicht zu tätowieren und sich mit Hals-, Arm- und Fußbändern aus Glasperlen in bunten Farben zu schmücken. Als Kleidung tragen sie beide einen Lendenschurz, zu dem ein Faden Zeug ausreicht; den Oberkörper lassen sie für gewöhnlich unbedeckt, benutzen aber bei Wind und Regen ein großes Umschlagetuch.

Die Männer schneiden ihre Haare kurz und auch die meisten Frauen tragen dieselben so; nur noch Mädchen und junge Frauen, auch halbwüchsige Knaben lassen sich frisieren. Die Frisur stellt eine geflochtene Spirale dar, deren Mittelpunkt auf dem Scheitel sich befindet. Durch den Handel kommen sie natürlich auch in den Besitz von Hemden, Hüten und Mützen, welche sie tragen; sie lieben bei den Zeugen Muster in grellen Farben.

Zu gewissen Zeiten veranstalten die Malimbas Festlichkeiten, bei denen viele geistige Getränke vertilgt werden. So haben sie jährlich ein großes Fest, welches sie „Elum“ oder „Elung“ nennen, von welchem aber die Frauen total ausgeschlossen werden, und woran auch die Sklaven nicht teilnehmen dürfen; ja das Zusehen ist diesen bei Todesstrafe verboten; auch dem Weißen wird nicht gern erlaubt, demselben beizuwohnen, und ich kenne kein Beispiel, daß ein Weißer es mit ansah. Nach den Berichten scheint es eine Art Karneval zu sein, wobei sich die Chiefs maskieren und einen Umzug durch die Reihen der Zuschauer machen, welche, alle vollständig mit Gewehr und Cutlaß bewaffnet, dazu erscheinen.

Sobald der Zug, aus einer Hütte tretend, den Umzug beginnt, werden die Trommeln gerührt und die Versammelten fallen mit einem dem Takte entsprechenden Gesang ein, während die Gewehre abgefeuert werden. Nach dem Umzuge beschließt Tanz und Gesang mit Trommelbegleitung das Fest, den Rum und Gin nicht zu vergessen, erst gegen Morgen. Dieses Fest wird von allen sehr hoch gehalten, und wenn sie etwas mit einem Schwur bekräftigen wollen, so sagen sie: „bei Elung!“ Es fällt in die Monate vor dem Beginn der Regenzeit, ist jedoch nicht auf den Tag bestimmt. 1883 fand es Mitte Mai statt und 1884 Ende März. Kurz darauf setzte, und zwar beide Jahre verschieden, die Regenzeit ein. Es ist gerade die Zeit, in welcher das Bestellen der Felder beendigt ist; könnte also damit einen Zusammenhang haben. Ein anderes Fest, nach der Regenzeit, bei Beginn der trockenen Zeit, also wenn die Ernte eingebracht ist, findet auf dem Flusse statt. Es besteht im Wettrudern verschiedener Kanoes gleicher Größe. Hierbei ist das Hauptstück das Wettrudern der Kriegskanoes mit voller Besatzung, welche bei dieser Gelegenheit auch zum Schmucke einen langen, künstlich geschnitzten Schnabel, allerlei Figuren darstellend, am Bug befestigt erhalten, auch sonst am Hinterteil mit Flaggen und grünen Büschen geschmückt werden.

Im übrigen lieben sie es, die Vollmondnächte mit Spiel und Tanz zu verbringen; die Trommel mit Gesang ist dabei selbstverständlich. In der Regel tanzen die Männer für sich, und zwar im Kreise fortschreitend, welcher von 10—30 Mann gebildet wird. Dazu läßt sich oft ein Vorsänger hören, welcher aus dem Stegreif Strophen vorträgt, wobei der Chor dann mit einem bestimmten Refrain einfällt. Dabei geben die Trommeln ununterbrochen den Takt an und alle Personen suchen in demselben die Beine, Arme und Hüften a tempo eine gewisse Bewegung machen zu lassen. Diese selbst läßt sich nicht beschreiben. Immer aber sind ihre Tänze äußerst einförmig.

Bei diesen gemeinsamen Festlichkeiten wechseln die Frauen mit den Männern ab, der oder die Tänze bleiben aber so ziemlich dieselben, nur daß die Frauen den Schwerpunkt der Schönheit des Tanzens in der Bewegung der Hüften und des Hinterteiles zu suchen scheinen. Außerdem sollen nun auch noch die Frauen Festlichkeiten oder ein Fest haben, zu dem die Männer nicht zugelassen werden; doch darüber kann ich natürlich nichts berichten, da die Männer selbst nichts darüber zu wissen vorgeben.

Die jungen Leute haben ferner noch Kampfspiele, bei denen sie einander im Ringen niederzuwerfen suchen und so ihre Kräfte an einander erproben. Hiezu stellen sich zwei Parteien einander gegenüber auf. Einer tritt vor und fordert die andere Partei auf, einen Gegner zu stellen. Beide ringen nun. Wenn einer fällt, so bleibt der Sieger stehen, während die beiden Parteien sich in einer Linie vereinigen und im Galoppschritt mit Siegesgeschrei eine Strecke laufen und ebenso zurückkehren. Der Besiegte mischt sich unter die anderen und der Sieger fordert einen anderen auf. So geht es fort, bis alles ermüdet abbricht.

Im Großen und Ganzen sind die Leute nicht gerade faul, aber sehr lässig und ermüden leicht. Zeit hat ja keinen Wert, und so ist es nur allzu natürlich, daß sie manches aufschieben, was sie hätten zu besserer Zeit thun können, um so mehr als sie unter einander eine Lohnarbeit nicht kennen; höchstens gibt es das Essen und eine Flasche Rum, im übrigen erwartet der Arbeitgeber von ihnen, daß sie umsonst arbeiten. Unter den Weißen dagegen arbeitet der junge Malimba ganz gut und gehorcht auch.

Halten die Malimbas bei Geburt und Heirat keine Festlichkeit und Zeremonie ab, so ist dies anders bei einem Todesfalle.

Ist der Tod eingetreten, so erheben die Weiber des Gestorbenen ein Klagegeschrei und ziehen dadurch die Umwohner der nächsten Hütten herbei; die Kunde verbreitet sich und auch aus anderen Ortschaften kommen die Leute. Der Leichnam wird in einen Sarg oder Kiste gelegt, je nach den Mitteln des Verstorbenen. Ist es ein Häupt-

ling oder ein naher Verwandter desselben, so verkünden Kanonenschüsse aus alten, früher im Handel gewesenen Geschützen die Trauerkunde. Im Wohnzimmer des Verstorbenen wird derselbe ausgestellt. Die Weiber, im Kreis um den Sarg kauernd, drücken ihre Trauer durch Gesänge aus. Außerhalb der Hütte wird von den Hinterbliebenen für Nahrung, welche die jungen Mädchen zubereiten, gesorgt, auch darf es an Rum und Palmwein nicht fehlen, während die Männer um die Hütte und vor derselben Tanzspiele aufführen, die mit Gesang und Trommelschlag begleitet werden. Gegen Abend wird unter der Feuerstelle im Wohnraum oder unterm Tisch, wenn ein solcher vorhanden ist, das Grab gegraben. Die Leiche wird in Tücher gehüllt, der Sarg zugenagelt und dann versenkt. Nachdem der Lehmboden wieder über dem Grabe festgetreten ist, zerstreut sich die Menge und die Hütte wird von den Nachkommen nach wie vor benutzt. Die nächsten 8 bis 14 Tage lang essen die Angehörigen des Verstorbenen keine Cassava und Makaboes, überhaupt keine Knollenfrüchte, sondern leben ausschließlich von Bananen, Planten und Buschnüssen.

Ihre hauptsächlichste Nahrung bauen sie auf ihren Feldern, und diese besteht aus Planten, Bananen, Cassava, Makaboes, süßen Kartoffeln, Yams, Bohnen und Kürbissen. Ferner pflanzen sie auch Cocos-Palmen, Orangen- und Limonen-, sowie eine Anzahl anderer Fruchtbäume.

Als hauptsächlichstes Gewürz dient der Pfeffer und als Fettzuthat das Palmöl; ferner sammeln die Malimbas zu ihrer Nahrung auch verschiedene Früchte im Walde. Sie halten Hühner und Enten, auch Ziegen, Schafe und Schweine, doch am liebsten nähren sie sich von Fischen; diese werden teils im Flusse, teils im Meere gefangen, und sie wagen sich oft 1—2 Km. weit ins offene Meer hinaus, um den Seefischen nachzustellen, nachdem sie sich nicht gescheut, in ihren kleinen Kanoes die Brandung zu passieren. Ist der Fischfang reichlich ausgefallen, so räuchern die Fischer die Beute auf schnell hergerichteten Rösten, um sie haltbar zu machen, und trocknen sie bei glimmendem Feuer. Soweit sie die erbeuteten Fische dann selbst nicht brauchen, bieten sie dieselben zum Verkaufe aus oder bringen dieselben auf den Markt bei den Bakokoes, welcher alle zehn Tage abgehalten wird. Auch gibt es, aber nur vereinzelt, leidenschaftliche Jäger unter ihnen, welche ganz von der Jagd leben. Das Fleisch der erlegten Tiere wird ebenso wie die Fische behandelt und gleichfalls von anderen gern gekauft. Ueberhaupt ist nach Lebensmitteln große Nachfrage, denn die Malimbas bauen nicht genügend, um sich selbst mit den nötigen Feldfrüchten zu versorgen, und in der Regel herrscht zu Beginn der Regenzeit große Teuerung und Hungersnot. Ueberhaupt sind sie fast gänzlich mit Lebensmitteln von April bis Ende Juli auf die Bakokoes angewiesen, welche dieselben zum Verkauf auf die oben erwähnten Märkte bringen. Dieselben werden auf dem rechten Ufer des Flusses an der Grenze der beiden Territorien abgehalten. Daselbst ist keine Ansiedelung vorhanden und die Bakokoes kommen zu Land und in Kanoes an diese Stelle mit Palmkernen und Lebensmitteln. Dieser Ort gehört ihnen noch; die Malimbas finden sich in ihren Kanoes ein, fertig zu jeder Zeit abzustoßen; ohne ans Land zu gehen, machen sie ihre Einkäufe ab, denn die Bakokoes scheuen sich nicht, bei etwaigen Differenzen, den Betreffenden und dessen Kanoe gewaltsam festzuhalten, auch wenn diese Streitigkeiten schon alten Datums sein sollten. Der Bakokoe hält sich auch nicht an die Person allein, sondern an alle Angehörigen der Familie dieser Person und deren Besitztum. Da nun die Bakokoes den Malimbas überlegen und diese von jenen sogar auf Nahrung und ferner im Handel angewiesen sind, so suchen sie alle Streitigkeiten mit den Bakokoes so viel als möglich zu vermeiden. Daß sie nicht von diesem Stamm vertrieben wurden und auswanderten, verdanken sie nur den Europäern, welche ihnen Waffen gaben, welche denen der Bakokoes überlegen waren.

Vor etwa 30 Jahren z. B. bewohnten die Leute von Malimba-Jeddo noch eine Insel, welche der Abzweigung des Quaqua gegenüber liegt, und das rechte Ufer des Malimba-Flusses der Insel gegenüber; allein wegen der fortwährenden Ueberfälle, welche die Bakokoes ausführten, zogen sie sich, eine Familie nach der anderen, auf ihre jetzigen Wohnsitze zurück. Zum Unglück für die Malimbas sind dieselben fast nie einig und die vier Könige liegen sich fast beständig in den Haaren, wenn auch nicht öffentlich; jeder will größer als der andere sein, und dies wissen die Bakokoes sehr gut. Da nun die Malimbas bei fast allen Differenzen, auch wenn sie in ihrem Rechte sind, den Anforderungen derselben nachgeben, denn sie sind sich ihrer Schwäche wohl bewußt, so machen die Bakokoes so ziemlich mit ihnen, was sie wollen. Widersetzen sich die Malimbas, so drohen jene den Markt zu schließen oder den Fluß für den Betreffenden zu sperren. Im übrigen leben die Malimbas hauptsächlich durch den Handel und suchen sich, so lange sie junge Männer sind, etwas Vermögen zu erwerben. Dieses besteht nun zunächst in einer Frau, einer Hütte mit etwas Feld und einem Kanoe. Je mehr sie verdienen, desto mehr Frauen schaffen sie sich an; auch fangen sie an, sich Sklaven zu kaufen, deren Preis zwischen 30—70 Mark als kleine Kinder schwankt. In der Regel kaufen sie keine Erwachsenen, sondern ziehen es vor, einen Sklavenjungen ihrer Frau zur Hülfe zu geben. Ist dieser erwachsen, so sorgen sie für eine Frau für denselben und weisen ihm ein Stück Land zum Bebauen an. Der Sklave ist fast ganz unabhängig; hat sein Vieh, bebaut sein Feld mit der Hacke in Gemeinschaft mit seiner Frau und hat nur seinem Herrn, wenn dieser etwas verlangt, Nahrungsmittel zu liefern. Der Eigentümer eines Sklaven kann ihn in Pfand für irgend etwas geben, sowie seine ganze Familie; ebenso wie der Herr seine eigenen Frauen und Kinder als Pfänder benutzen kann.

Da aber der Sklave den Freien gegenüber rechtlos ist, so ist es Pflicht seines Herrn, für ihn bei Streitigkeiten einzutreten.

In der Wirklichkeit stellt sich das Verhältnis nun etwas anders. In der Regel kümmert sich der Sklave gar nicht um die Befehle oder um die Person seines Herrn. Will der Herr Nahrungsmittel, so muß er sie von jenem kaufen, und befiehlt er ihm in seinem Kanoe zu rudern, so geht jener fischen, auf die Jagd und ist überhaupt nicht zu finden, wenn er keine Lust dazu hat oder sein Herr ihn nicht dafür bezahlen will. Früher war den Sklaven nicht erlaubt, Handel zu treiben, doch gibt es jetzt gute Händler, welche Sklaven sind und bessere Geschäfte machen als die Großen des Reiches. Kurz es scheint, als würden die Unterschiede zwischen Freien und Sklaven bald ganz verschwinden. Aber dem Malimba genügt nicht zu verdienen, er will auch beneidet sein und im „town" Einfluß erlangen; je mehr Frauen und Sklaven, desto größer das Ansehen im „town". Um nun aber den Einfluß zu erlangen, hat er vor allem den in seinen Stammesgenossen erregten Neid (denn deren Frauen liegen diesen Tag und Nacht mit Klagen über ihre geringe Stellung in den Ohren) zu beschwichtigen, und so hält er offenes Haus, wo der größte Teil seines Gewinnes in Rum und Gin verschwindet. Glücken ihm aber alle seine Unternehmungen ohne Verluste und wird er den Chiefs zu einflußreich, so schreibt man dies einem Zaubermittel zu, und seine wahren Freunde geben ihm einen Wink, lieber zu flüchten, als sich der Gefahr einer Vergiftung auszusetzen. Der Gang des Handels ist nun folgender: Die Güter gehen von dem Europäer in die Hände der Malimbas; von diesen durch die Hände der Bakokoes oder Pongoes in die der Idia-Leute; von diesen erhalten dieselben die Produzenten der Ausfuhrartikel, die Gebirgsneger. Die Produkte machen den umgekehrten Weg und bestehen in Elfenbein, Palmöl und Palmkernen. Etwas Rot- und Ebenholz wird angeboten, auch Kopallack, doch von so schlechter Beschaffenheit und in so geringen Mengen, daß die Ausfuhr sich nicht bezahlt, ebenso ist es mit den Arachiden oder Erdnüssen. Dies liegt an den vermittelnden Stämmen, welche es verschmähen, den dahinter liegenden Leuten Anleitung zu geben, und die überhaupt keine Freunde von Neuerungen sind. Vermutlich kommen auch Kautschuk und Gummi ꝛc. in der Nähe der Wasserfälle vor, aber die Leute verstehen diese nicht zu bereiten. Andere Sachen sind den Leuten zu mühsam, z. B. das Holz zu spalten und Kopallack im Walde zu sammeln.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Malimbas auch Hunde und Katzen halten. Zuckerrohr kommt fort, wird aber nicht von ihnen gepflegt. Kaffee und Cacao gedeihen ebenfalls. In den Wäldern findet sich wohl noch manche Holzart, die sich zu Nutzholz verwenden ließe. Es gibt hier noch Elefanten und Leoparden. Manaties und Flußpferde leben im Flusse, welcher einen großen Fischreichtum hat. Auch jagdbares Wild gibt es und unter den Vögeln graue Papageien, die grüne Taube und wilde Enten ꝛc.

Nur eines gibt es nicht und dieses ist geprägtes Geld. Alle Zahlungen finden in Gütern statt und sind die reinsten Tauschgeschäfte.

Wer sich aber spezieller für Pflanzen und Tiere dieser Gegend interessiert, dem sei das Buch „Die Loango-Expedition, III. Abteilung, 1873—1876, von Pechuel-Loesche" empfohlen, welches in Leipzig im Verlage von P. Frohberg 1882 erschien.

Die dort gegebenen Beschreibungen der Pflanzen- und Tierwelt im dritten und vierten Kapitel schließen sich bis auf wenige Ausnahmen den hiesigen Verhältnissen genau an.

R. Rabenhorst, Kapitän.

Ostafrika.

Die Wichtigkeit, welche die gesamte Handelswelt dem westlichen, südwestlichen und zentralen Afrika beilegt, bekundet sich am besten durch das Zustandekommen der gegenwärtig in Berlin tagenden Internationalen Kongo-Konferenz und durch den derselben vorgelegten Vorschlag, den Kongo-Distrikt sogar bis zum Indischen Ozean auszudehnen. Daß die Ostküste von Afrika auch mindestens das gleiche Interesse verdient, wie die Westküste, und. daß ihr von seiten der deutschen Reichsgewalt auch dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt wird, erhellt schon aus der Thatsache, daß erst jüngst das Deutsche Reich einen Berufskonsul für Sansibar ernannt hat und daß in allerjüngster Zeit das Haus Lüderitz in Hamburg ein Gebiet von hunderttausend Hektaren an der Küste des Zulu-Landes angekauft hat, welches voraussichtlich ebenfalls unter den Schutz der deutschen Flagge gestellt werden wird. Hiemit sind die ersten Schritte geschehen, welche unserer Nation Ostafrika näherrücken und erschließen und deutschem Gewerbefleiß und Handel ein neues Absatzgebiet und einen Wirkungskreis erschließen werden, welcher mit Zeit und Weile noch bedeutender und ergiebiger werden dürfte, als die west- und südwestafrikanischen Niederlassungen.

Diese Ereignisse dürften es wünschenswert machen, etwas Näheres über die handelsgeographischen Beziehungen und Zustände von Ostafrika zu erfahren, was in nachstehenden Zeilen gegeben werden soll, soweit die ziemlich spärlichen Quellen reichen. Deutschland ist an dem in Ostafrika bestehenden Handel schon jetzt ziemlich stark beteiligt: es existieren mehrere angesehene deutsche Häuser in Sansibar, Durban und anderen Handelsplätzen der afrikanischen Ostküste, und unsere Handelsbeziehungen werden sich noch steigern, sobald ein Deutsches Konsulat in Sansibar existiert und unsere Flagge sich an jenen Küsten gezeigt haben wird. Für die Erforschung jener Länder an Afrika's Ostküste und für die Entwickelung der Handels-

beziehungen daselbst ist seither allerdings noch wenig geschehen, allein unsere intelligenten deutschen Kaufleute begreifen die Bedeutung derselben sehr gut, und es genügt ja überhaupt schon, die deutsche Thatkraft und den deutschen Unternehmungsgeist auf einen Punkt hinzuweisen, um denselben in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu rücken und zum Ziele eingehender praktischer Untersuchungen und Versuche zu machen. Wir bieten daher in den nachstehenden Blättern einstweilen, was wir können, und bitten unsere geehrten Leser, sich vorläufig damit zu begnügen. Die Ergebnisse der von dem Verwaltungsrat der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London veranstalteten Expedition unter dem Befehl von Mr. Joseph Thomson zur Erforschung der schneegekrönten Gebirge Kenia und Kilima'ndscharo, sowie der Gegend zwischen diesen und den östlichen Gestaden des Victoria Nyanza, werden über ein großes Gebiet der Ostküste des tropischen Afrika ein weiteres Licht verbreiten, und wir werden nach dem Erscheinen derselben nicht ermangeln, unsern Lesern über dieselben ausführlich zu berichten.

Ostafrika, wie man's im gemeinen Sprachgebrauche versteht, erstreckt sich vom Golf von Aden im Norden (unter 11° n. Br.) bis zu den Küsten der Delagoa-Bay unter 26° s. Br. in einer Küstenerstreckung von nahezu 600 geographischen Meilen über beide Seiten des Aequators. Klima und Produkte sind denjenigen der gleichen Breiten an der Westküste des afrikanischen Festlandes sehr ähnlich, aber die Völkerschaften, welche die Ostküste und deren Binnenländer bewohnen, sind etwas mannigfaltiger und teilweise etwas kultivierter. Nördlich vom Aequator liegt hier das Land der Somali, welche in zahlreiche Stämme zerfallen, von denen manche ein Hirtenleben führen, andere Ackerbau treiben. Sie besitzen zahlreiche Städte oder Niederlassungen, sowohl an der Küste wie im Inneren; in einigen derselben wird ein bedeutender Handel betrieben, und die bedeutendste davon ist Berbera an der Küste des Golfs von Aden, wo alljährlich vom Oktober bis April der große Jahrmarkt stattfindet, welchen Araber, Aegypter, Nubier, Abessynier, Perser und Banianen (indische Kaufleute) aus Guzerat 2c. besuchen. Diese bringen die Erzeugnisse ihrer verschiedenen Länder dorthin und tauschen sie gegen Häute, Butter, Hörner, Elfenbein, Gummi, Myrrhen, Straußenfedern, Kaffee, Schafe und Hornvieh u. a. aus. Zeilah, Tadschurrah und Harrar sind die einzigen erwähnenswerten sonstigen Städte im nördlichen Distrikt, und letztere Stadt ist wegen ihrer überreichen Produktion von Kaffee bekannt, welcher in Menge ausgeführt wird.

Im Westen und Südwesten der Somali-Länder liegen die Länder der Gallas, welche beinahe noch nie von einem Europäer betreten worden und sehr reich an allerlei Naturprodukten sind und an deren Grenze, in Berdera, 1865 der deutsche Reisende von der Decken erschlagen worden ist; auch diese verdienen die Beachtung deutscher Forscher und Kaufleute und eröffnen dem deutschen Handel in Ostafrika mit Zeit und Weile neue Gebiete und Hülfsquellen.

Südlich vom Aequator übten in früherer Zeit die Araber und Portugiesen einen vorherrschenden Einfluß in Ostafrika aus, allein hier begegnen wir nun zunächst einem souveränen Fürstentum des Sultans von Sansibar, welcher in der gleichnamigen Stadt und auf der gleichnamigen Insel residiert. Dieser Distrikt bildete vor 1857 einen Teil der Herrschaft des Sultans von Maskat. Sansibar ist bekanntlich der bedeutendste Handelsmittelpunkt an der afrikanischen Ostküste. Es liegt, wie schon erwähnt, auf der gleichnamigen fruchtbaren Korallen-Insel (unter 16° 10′ s. Br.), welche vom Festland durch einen inselreichen Meeres-Kanal von 5 geogr. Ml. Breite getrennt ist. Die Insel ist von großer Fruchtbarkeit, mit Wäldern und Plantagen bedeckt, welche durch die feuchte Meeresluft immer grün bleiben. Das Klima soll gleichförmig, aber für Europäer ungesund sein, weshalb nur sehr wenige Engländer hier sind und die englischen Waren vorzugsweise von Banianen vertrieben werden. Der Handel ist erst in den letzten fünfzehn Jahren bedeutend geworden, seit französische, amerikanische und Hamburger Kaufhäuser hier errichtet worden sind. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in amerikanischen und indischen Baumwollzeugen, in Kattun (weniger in englischem), in bunten Taschentüchern, Drills, gebleichten Baumwolltüchern und Shirtings, in Turbanen von Maskat, venezianischen Perlen, europäischen Eisenwaren, Waffen, Schießpulver, Steinkohlen, Erdöl, brauner Seife, Kurzwaren 2c. Für Gummi-Kopal und Gewürznelken ist Sansibar nun der ergiebigste Markt der Welt, obwohl die Gewürznelken-Kultur erst seit etwa 50 Jahren von Mauritius aus hier eingeführt worden ist. Die übrige Ausfuhr besteht in rotem Pfeffer, Kautschuk, Elfenbein, getrockneten Häuten und anderen Erzeugnissen in kleineren Mengen. Die Gewürznelken-Ernte auf Sansibar belief sich 1883 auf 17½ Millionen Pfund, welche einen Wert von 210,000 Lstrl. darstellten. Die Pfefferausfuhr betrug 2,835,000 Pfund, im Wert von 7200 Lstrl. Kautschuk wird im Inneren, namentlich an der Mrima-Küste, in Menge gewonnen, ist aber infolge mangelhafter Zubereitung von geringer Qualität; sobald sich diese verbessert, wird der Kautschuk ein bedeutender Handelsartikel werden. Auch die getrockneten Häute, welche in der Ausfuhr einen bedeutenden Posten bilden, sind nur von untergeordneter Beschaffenheit und leichtem Gewicht. Abgesehen von diesen eigenen Erzeugnissen, ist Sansibar der Ausfuhrhafen für viele andere afrikanische Erzeugnisse, welche durch gesteigerten Unternehmungsgeist noch bedeutend entwickelt werden könnten, und hier eröffnet sich der deutschen Umsicht und Thatkraft noch ein großer Wirkungskreis. Die Amerikaner haben Jahre-lang hier beinahe ein Monopol in Segeltuch, ungebleichter Leinwand und Baumwolltuch und in brown sheeting ausgeübt, sich aber neuerdings über die Konkurrenz der Erzeugnisse der Fabriken in Bombay beschwert,

welche wegen der niedrigeren Preise der dortigen Baumwolle billiger liefern können. Die amerikanische Einfuhr in Sansibar betrug im Jahre 1883 44,855 Lstrl., worunter für nicht weniger als 37,730 Lstrl. Baumwollwaren.

Nördlich von Sansibar sind Mombasa, Melinda, Patta und Juba die hauptsächlichsten Hafenplätze, welche in früherer Zeit von großer kommerzieller Bedeutung waren, aber neuerdings in ihrem Verkehr bedeutend zurückgegangen sind. Mombasa ist eine niedrige, aber fruchtbare, etwa fünf Kilometer lange Insel mit der portugiesischen Hafenstadt Gavana und der schwarzen oder alten Stadt an der Flußmündung. Die Ausfuhrartikel sind hier vorwiegend Hirse, Mais, Sesam, Gummi-Kopal, Rhinoceroshörner und -Häute und Flußpferdzähne. Nur 13 ½ geogr. Ml. nördlicher liegt an einer Bucht der Festlandküste Malindi, das frühere portugiesische Melinda, und einen Grad südlich von Mombasa und kaum 37 Kilometer von Sansibar die stark bevölkerte Insel Pemba, welche ebenfalls Gewürznelken produziert. Patta und Juba sind kleinere Hafenstädte, welche mit den vorerwähnten anderen das gemein haben, daß von ihnen aus durch Sawaheli, Araber, Elfenbein- und portugiesische Sklavenhändler ein lebhafter Karawanen-Verkehr mit dem Innern des Festlandes unterhalten wird, durch welchen außer Sklaven auch Elfenbein und Kupfer an die Küste kommt. Deutschem Fleiße und Unternehmungsgeist würde es leicht gelingen, die Portugiesen dort im Handelsverkehr zu überflügeln.

Der ganze Bezirk zwischen der Küste und den Seen Nyassa, Tanganyika und Victoria Nyanza ist ungemein fruchtbar und straft die früheren Begriffe von dem Innern des afrikanischen Festlandes vollkommen Lügen. Speke und Burton besuchten diese Region in den Jahren 1857 bis 1859, und die Schilderung, welche der letztere davon entwirft, erscheint unseres Bedünkens als eine im wesentlichen vollkommen richtige. „In der Nähe der Küste", sagt er, „liegen niedrige littorale Ebenen und wellenförmiges Gelände mit Lagunen, Savannen und grasigen Thalgründen an den Läufen großer Ströme, deren von Regen und Fluten überschwemmte Ufer in der trockenen Jahreszeit Weiher, Pfuhle, Moräste, Röhrichte und Sümpfe von schwarzem, stinkendem Schlamm zurückbehalten. Jenseit der maritimen Region erheben sich Reihen und gebirgige Gruppen von primärer und Sandstein-Formation, Höhenzüge und Hochebenen, welche oft unangebaut, aber selten unfruchtbar sind, mit Becken und Hügelebenen von wuchernder Fruchtbarkeit, welche von beständigen Strömen bewässert sind. Jenseit des dem Binnenlande zugewandten Abhangs dieser afrikanischen Küstengebirge beginnt eine hohe Hochebene, bald flach und tischförmig, bald in Hügelwellen und sanfte Anhöhen gebrochen, welche durch gewaltige zu Tage tretende Granit- und Syenit-Massen auf die Thätigkeit der vulkanischen Periode hinweisen, wo häufiger Regen fällt, wo der Boden dicht mit Buschwerk, Besenpfriemen, Dickichten von Fettpflanzen, Cacteen und stachelichten Gewächsen bedeckt, dann wieder von Furchen durchschnitten, von der Sonnenhitze ausgetrocknet oder, wo genügende Feuchtigkeit vorhanden, durch verwachsene Dschungel verschleiert ist, die sich aus seichten Thälern und Mulden erhebt. . . . Jenseit dieser Hochebene senkt sich das Land wieder nach der Seenregion oder der großen zentralen Einsenkung ab." — Seit dies geschrieben wurde, ist natürlich dieses Gelände, sowohl die Hochebene als die Seeregion, durch zahlreiche Expeditionen genauer erforscht, die Ströme sind benannt und die allgemeinen Merkmale der Region, wie Klima und Befähigung für den Anbau, gewissenhaft ermittelt worden, und je mehr man von diesem Binnenland kennen gelernt hat, desto mehr hat sich herausgestellt, was für eine ausgedehnte Gelegenheit hier für den Handel, nicht allein an der Ostküste, sondern ebenso im östlichen äquatorialen Afrika sich darbietet.

Unterhalb Kap Delgado liegen die Gebiete Mosambik und Sofala, ersteres nördlich vom Sambesi, letzteres südlich von demselben. Die Mosambik-Küste, zu den portugiesischen Besitzungen in Afrika gehörend (Mosambik ist die Hauptstadt derselben), ist fruchtbar und reich und führt Reis, Elfenbein, Goldstaub und verschiedene andere Produkte aus. Quillimane oder Kelimane, nördlich vom Sambesi, ist der große Sklavenmarkt der Portugiesen. Sofala oder Sofalla, an der gleichnamigen Bucht, und das weiter südlich gelegene Inhambane besitzen beide etwas Handel, letzteres namentlich in Elfenbein und Bienenwachs. Beide letzteren Kolonien sind aber in erbärmlichem Zustande, und der beste Boden bleibt aus Mangel an Arbeitskräften unbenützt. Die ganze Kolonie der Mosambik-Küste kostet Portugal ansehnlich mehr als sie einbringt, wie sehr sich auch die Portugiesen Mühe geben, diesen Zustand zu verbessern. Allein der portugiesische Einfluß hat bedeutend abgenommen und der wirkliche portugiesische Territorialbesitz beschränkt sich nur auf einen Küstenstrich, welcher 15 geogr. Ml. lang und 3,3 geogr. Ml. breit ist, und worin die Macht der Portugiesen kaum über ihre Festungsmauern hinausreicht. Auch hier wäre noch ein ergiebiger Wirkungskreis für deutsche Thatkraft und Unternehmungsgeist.

Diese flüchtige Schilderung der ganzen Linie der Ostküste wird begreiflich machen, mit welcher wichtigen Mission die Expedition unter Mr. Joseph Thomson betraut war, um diesen Teil des östlichen äquatorialen Afrika dem Handel zu erschließen. Die Reise war nicht ohne Gefahr durch den kriegerischen Charakter des Masai-Volkes, dessen Land auf dem Wege nach dem Innern durchkreuzt werden mußte, denn Herrn Thomson's Auftrag ging dahin: „Zu ermitteln, ob ein praktikabler Weg durch das Masai-Land nach dem Victoria Nyanza existiere." Zu Anfang Februars 1883 erreichte er Sansibar und brach mit einer Karawane von 140 Mann nach dem Kilima'ndscharo auf, welchen Berg er bis zu einer Höhe von 8777 Fuß erstieg. Als Thomson fand, daß er auf den von Dr. Fischer (welcher von der Hamburger Geographischen Gesellschaft ausgeschickt

worden war) eingeschlagenen Weg gelangt war, und nachdem er einige Zusammenstöße mit den Masai gehabt hatte, gab er mit Widerstreben seine Absicht auf, in südwestlicher Richtung vom Kilima'ndscharo vorzudringen, kehrte nach Taveta zurück und schloß sich hier einer großen Karawane aus Pangani an. Die vereinigten Karawanen wählten nun einen im Osten vom Kilima'ndscharo vorüberführenden Weg, welcher wegen der häufig zwischen den Händlern und den Masai vorgefallenen Gefechte seit Jahren versperrt gewesen war. Am 17. Juli 1883 drang er zum zweitenmale nach dem Masai-Lande vor und war so glücklich, zu finden, daß die Krieger der betreffenden Gegend auf einem großen Kriegs- und Raubzuge abwesend waren. Er schilderte die Masai als einzig in ihrer Art und eine der merkwürdigsten Rassen von Afrika; in physischer Beziehung, Sitten und Bräuchen, Religion ꝛc. unterscheiden sie sich ebenso von den eigentlichen Negern wie von den Galla und Somali. Körperlich vom schönsten Ebenmaße, kennzeichnen sie sich ebenso sehr durch die Fülle und Glätte ihrer vollendeten Formen, welche an das Modell eines Apollo erinnern, wie durch die Abwesenheit der knotigen und hervortretenden Sehnen und Muskeln eines eigentlichen Athleten. Die Weiber kleiden sich sehr anständig in Ochsenhaut und tragen als Zierrat je 20—30 Pfund dicken Eisendraht um Arme, Beine und den Hals gewunden, außer einer Menge Glasperlen und eisernen Ketten. Die Männer tragen nur eine kleine Weste von Kitzchenfell um Brust und Schultern, welche bei verheirateten Männern etwas größere Dimensionen hat.

Nachdem er die Masai und Naiwaschi passiert hatte, beschloß Thomson den Distrikt Lykipia und den Berg Kenia zu besuchen. Er brach mit der Expedition am 6. Oktober aus der meridionalen Einsenkung mit ihrer Reihe von Seen auf und stieg bis zu 8400 Fuß an, wo er sich dann auf der Hochebene befand, welche dort Lykipia heißt und von den volkreichen Stämmen der Wa-Kwafi bewohnt ist. Man befand sich nun in einem herrlichen Wald von Coniferen, die eine eher an das Herz von Europa als an eine äquatoriale Region erinnernde Landschaft bildeten. Durch die Feindseligkeit der wilden Einwohner hart bedrängt und im Vordringen gehemmt, passierte die Expedition einen der interessantesten Landstriche, welcher nur in der Aequatorial-Region gefunden werden kann. Sie kreuzte eine noch namenlose prachtvolle Bergkette, welche auf den Namen des Präsidenten der Königl. Geogr. Gesellschaft (Lord Aberdare) getauft wurde. Dieses Aberdare-Gebirge erstreckt sich von Nord nach Süd und erhebt sich zu einer Höhe von nahezu 14,000 Fuß. Endlich, nachdem sie ihre Tauschwaren erschöpft hatte, und durch die mühseligen Tagereisen und die Nächte voll ängstlicher Wachsamkeit beinahe aufgerieben und verrückt geworden war, fand sich die Karawane triumphierend am Fuße des Kenia, voll Genugthuung, daß sie ihre Entbehrungen und Strapazen nicht vergebens erduldet hatte. Der Kenia erhebt sich aus einer mit Dornbüschen bekleideten Ebene, welche eine Meereshöhe von 7500 Fuß hat, als ein großer vulkanischer Kegel, dessen Fuß beinahe 6 geogr. Ml. im Durchmesser hat. Bis zu einer Höhe von 15,000 Fuß ist der Winkel sehr unbedeutend und das Gehäng verhältnismäßig wenig von Falten, Rücken und Thälern unterbrochen. Aber von dem genannten Niveau steigt der Berg plötzlich wie ein zuckerhutförmiger Kegel empor, und die Aehnlichkeit mit einem Zuckerhut ist um so überraschender durch die glänzenden Facetten von Schnee, welche die obersten 3000 Fuß kennzeichnen. Die Abhänge des Gipfels sind so steil, daß der Schnee nicht liegen bleiben kann und die nackten Stellen sich durch die weißen hindurch als schwarze Flecken darstellen; daher der Name in der Masai-Sprache: „Donyo Egará", d. h. gefleckter oder grauer Berg. Am sechsten Tage von Kenia aus fand sich Mr. Thomson zu Baringo, schaute von einer Meereshöhe von 8000 Fuß in den großen meridionalen Trog hinab und stieß am anderen Tage wieder zu der Karawane. Am 16. November ließ er alle Schwachen und Unfähigen zurück, trat mit nur 100 Mann seine Reise wieder an und brach in beinahe genau westlicher Richtung nach Kavirondo und dem Victoria Nyanza auf. Dieses Land, welches den nordöstlichen Teil des Sees umgibt, erstreckt sich bis auf 20 e. Ml. gegen den Nil und reicht nur 30 e. Ml. über den Aequator hinaus. Seine Beobachtungen zeigten ihm, daß ein beträchtlicher Teil von Kavirondo da liegt, wo auf unseren Karten Victoria Nyanza verzeichnet ist. Da in der großen Stadt Kwa-Sundu, an einem schönen Fluß namens Nzoia, Nahrungsmittel in Menge und zu lächerlich niedrigen Preisen zu haben waren, so lagerte Thomson hier seine Leute und brach nur mit einem kleinen Gefolge nach dem See auf. Sie passierten die dichtestbevölkerte Region, welche Thomson noch in Afrika gesehen, und hatten nach einer Menge von Abenteuern, z. B. Versuchen, ihm den Weg zu verlegen oder ihn zum Anhalten zu zwingen, wobei er einmal durch einen Speerwurf nahezu das Leben verlor, die große Genugthuung, das Wasser des Victoria Nyanza an einer Stelle zu trinken, welche nur etwa 9 geogr. Ml. von seinem Auslauf in den Nil liegt. Dies ereignete sich in dem Bezirk Samia am 10. Dezember 1883.

Mr. Thomson kehrte über Ngougoabag, Kaptei, Ulu, Ukamba an die Küste und nach Mombasa zurück, nachdem er die ganze an ihn gestellte Aufgabe gelöst hatte, und zwar ohne einen ernsten feindlichen Zusammenstoß mit den Eingeborenen gehabt oder irgend einen seiner Leute anders als durch Krankheit verloren zu haben. So hatte er in einer einzigen erfolgreichen Reise das Land der gefürchteten Masai endlich glücklich passiert, den schneebedeckten Kenia erreicht, seine Lage genau bestimmt, das Geheimnis des Baringo-Sees enthüllt und die ostafrikanische Hochgebirgskette vom Kenia bis zum Kilima'ndscharo mit ihren erloschenen Vulkanen in verschiedenen Richtungen wiederholt überstiegen.

Was die praktischen Ergebnisse dieser Expedition betrifft, so läßt sich erwarten, daß ein neuer Distriktsweg vom Indischen Ozean nach der Nordseite des Victoria Nyanza über Ukambani und Kavirondo, mit Mombasi als Ausgangspunkt an der Küste, eröffnet, während zugleich auf den vorhandenen Landkarten die Lage verschiedener Punkte an den nordöstlichen Gestaden des Victoria Nyanza berichtigt werden wird.

Engländer und Deutsche.

Von E. Liebich.

Es ist recht auffällig, wie heutzutage nicht nur in deutschen Blättern, sondern auch im täglichen Leben eine Abneigung sich gegen England geltend macht, als ob es eine patriotische Pflicht wäre, die sich darin zu bethätigen hätte. Oft erscheint sie als eine von Osten her eingeführte und gepflegte Feindseligkeit, welche die öffentliche Meinung in Deutschland aufzuregen sucht wider die Westmacht, welche allein es wagte, den Russen vor Konstantinopel Halt zu gebieten. Die russischen Einflüsse in Berlin sind bekannt genug, und ebenso, daß es möglich ist, von Berlin aus wider England Stimmung zu machen. Dies wird noch erleichtert durch die Vernachlässigung des Unterrichts in den neueren Sprachen auf den Gymnasien, wo die beiden alten Sprachen die Hälfte aller Unterrichtsstunden vorwegnehmen, und von den beiden Weltsprachen der neueren Zeit, Französisch und Englisch, fast ausschließlich nur die erste gelehrt wird. Unter solchen Umständen ist die Unbekanntschaft mit England und den englischen Verhältnissen fast allgemein, und die natürliche Folge davon ist, daß man in diesem Falle, wie in jedem anderen, geringschätzt, was man nicht kennt. In Norddeutschland, wo man mit dem Inselland in stetem Verkehr lebt, ist man besser unterrichtet, und hat oft genug Gelegenheit zum Erstaunen über die Urteile von Binnenländern, welche in vielem sonstigen gut beschlagen sind, Lateinisch und Griechisch verstehen, aber kein Wort Englisch kennen, auch keine Gelegenheit zu finden wissen, um sich thatsächliches Wissen anzueignen und dafür unbedenklich die fabelhaftesten Urteile fällen.

Betrachtet man nun zunächst die historischen Grundlagen des Verhältnisses, so findet sich, daß England schon vom Beginn des vorigen Jahrhunderts her allezeit der Freund und Verbündete Deutschlands gewesen ist. Zur Zeit des siebenjährigen Krieges, der England eigentlich gar nichts anging, unterhielt es zur Stütze Preußens in Westdeutschland ein Heer von 80,000 Mann, ohne dessen Hülfe der Krieg schwerlich einen so guten Ausgang genommen hätte. Friedrich II. gewann Schlesien, aber England errang keinerlei nennenswerte Vorteile. Zur Zeit des nordamerikanischen Krieges verkauften deutsche Fürsten ihre Landeskinder an England, für welches sie in der neuen Welt kämpfen mußten, statt für ihr Vaterland. Lag die Schuld an diesem Geschäfte auf englischer oder auf deutscher Seite? Zur Zeit der französischen Revolution und der Herrschaft Napoleons unterstützte England die bedrohten Großmächte des Festlandes nicht nur mittelst kostspieliger Flotten, sondern auch mit riesigen Zuschüssen zu deren Kriegskosten. Die zunächst beteiligten Mächte konnten allezeit auf Englands Hülfe rechnen, namentlich in dem, was Montecuculi als das Haupterfordernis der Kriegsführung bezeichnete: Geld, mehr Geld und abermals Geld. — Als nachher die Reaktion ihre Gewalt ausübte, und ebenso in allen nachfolgenden Jahren, war nächst der Schweiz England der Zufluchtsort der Verfolgten, ohne sein Schutzrecht durch auswärtige Bedrohungen sich schmälern zu lassen. In diesem Jahrhundert hat es immerfort sein Bemühen auf die Erhaltung des Friedens gerichtet; namentlich hat es dem für das deutsche Volk besonders gefährlichen Machtzuwachs Rußlands gewehrt und dem vom jetzigen Kaiser Rußlands schon als Kronprinz betriebenen Bündnisse mit Frankreich wider unser Vaterland kräftig entgegengewirkt durch die Andeutung, daß England im gedachten Falle nicht neutral bleiben könne. Man mag sagen, es sei nicht Liebe, sondern Klugheit, was England auf unsere Seite führe und unter allen Umständen daselbst halte, aber was ist daran gelegen, wenn wir die Vorteile davon genießen?

Auch auf anderen Gebieten haben wir die größten Vorteile von England empfangen, wie Dampfmaschinen, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Groschenpost, mechanische Spinnerei und Weberei, Landbau- und Werkzeugmaschinen, Gasbeleuchtung, Chausseen u. a., auf dem Gebiete der Politik und Verwaltung die parlamentarischen Einrichtungen, die Einführung völkerrechtlicher Schiedsgerichte, freisinnige Handels- und Verkehrsverträge, Schutz der kleinen Staaten wider großmächtliche Vergewaltigung, Förderung der freiheitlichen Entwickelung anderer Völker durch eigenes Beispiel in Preßfreiheit, Versammlungsrecht, Geschworenengerichten, Freihandel, Freizügigkeit u. a. Auf dem Gebiete der Litteratur haben wir den Engländern großartige Werke zu verdanken, deren Uebersetzungen eine wesentliche Bereicherung sind, und ihre Tageblätter, sowie sonstigen Zeitschriften sind für uns mustergültig geworden, ohne von der großen Mehrzahl unserer Zeitungen an Reichtum und Verbreitung bisher erreicht worden zu sein. Wenn die Leser dieser Blätter die englischen Leistungen kennen und abschätzen könnten, würden sie höhere Anforderungen stellen und deren Genügen erzwingen. Aber daran fehlt es eben, und so müssen wir leider in den großen Lesezimmern der Badeörter und Hauptstädte mit Beschämung sehen, wie sehr unsere deutschen Blätter in Aussehen, Gehalt und Mannigfaltigkeit, mit wenigen Ausnahmen, gegen ausländische, zumal englische, zurückstehen. In jedem Gebiete der Wissenschaft sind die Engländer uns

ebenbürtig — selbst in dem der Philologie, welche unsere Helleniſten und Romaniſten ſo gern als das unſerer hervorragendſten Leiſtungen bezeichnen. Denn nicht allein haben auch ſie darin Meiſterwerke aufzuweiſen, ſondern die weiten Bereiche der Indologie und Sinologie bearbeiten ſie aus naheliegenden Gründen faſt ausſchließlich. Freilich ſind ſie in der ſpekulativen Philoſophie minder bewandert, deſto mehr aber in der praktiſchen uns überlegen, ſo daß das philoſophiſche Uebergewicht viel mehr auf ihrer Seite liegt als auf der unſerigen. Geſchichte und Naturkunde (beſchreibende wie angewendete) ſind hervorragende Fächer ihrer Gelehrten, und wir ſind ihnen darin nur überlegen in der Quantität, aber nicht in der Qualität, ſo daß wir keinen Grund haben, wie in neuerer Zeit ſo vielfach geſchieht, uns als das gebildetſte Volk in der Menſchheit zu preiſen. Wir gewinnen mehr, wenn wir dergleichen erkennen und einräumen, als wenn wir dieſe Vorzüge nicht anerkennen oder gar herabzuwürdigen ſuchen. Den Engländern ſchaden wir dadurch nicht, deſto mehr aber uns ſelbſt. Denn wir helfen unſerem öſtlichen Feinde und machen unſern weſtlichen Freund empfindlich. Am ſpaßigſten iſt die in neueſter Zeit auftauchende Idee, England widerſtrebe unſerer Kolonialpolitik, während es mit Kolonialbeſitz ſo ſehr überladen iſt, daß es ſich kaum zu helfen weiß. Es ſoll eine koſtſpielige Flotte unterhalten und ein ſtarkes Heer, um ſein rieſiges Reich, deſſen gleichen es nie gegeben hat, zu ſchützen und in ſeiner Macht zu erhalten. Die 36 Millionen Großbritanniens müſſen Soldaten, Matroſen und Beamte liefern für ein Reich von über 300 Millionen, die über die ganze Erde zerſtreut leben, weit verſchieden an Dichtigkeit, Nationalität, Religion, Ausbildung und Lebensweiſe, ſo ſehr, daß ſie als Muſterkarte der ganzen Menſchheit dienen könnten. Die Anforderungen ſind ſo ungewöhnlich ſtark, daß auf ihre Befriedigung nicht allemal zu rechnen iſt, und ſichtbare Fehler nicht mangeln können. Wir haben genug zu thun, um taugliche Beamte für unſer eigenes Reich zu finden, und ſind bekanntlich nicht immer zufrieden mit der getroffenen Auswahl. Wie ſollte es erſt werden, wenn wir, ebenſo wie die Engländer, mehr als achtmal ſoviel davon liefern ſollten wie jetzt? Wie bekannt, ſind nicht auch die Mißerfolge des däniſchen Volkes in der Verwaltung Schleswig-Holſteins größtenteils herbeigeführt worden durch ſeine Bureaukraten?

Die Engländer ſind als Menſchen ebenſo ſehr mit Mängeln behaftet wie wir, haben aber viel weitere Bereiche, um auf allen Gebieten Erfahrungen zu ſammeln, haben größeren Reichtum und dadurch mehr Unabhängigkeit der Geſinnung, ſind härter geſtählt durch die Beherrſchung ſo weiter Gebiete und vieler Völker, und dies alles gibt ihnen die Fähigkeit, ihren Mangel an Zahl einigermaßen auszugleichen. Daraus erklärt ſich aber ſo mancherlei, was anderen Völkern nicht anſprechend erſcheint, welche z. B., wie die Franzoſen, mit großer Biegſamkeit und äußerem Schliff ausgeſtattet, den geraden und derb einfachen Engländer als einen plumpen Menſchen belächeln, oder, wie die Deutſchen, gewohnt ſind, von oben her reglementiert zu werden und jedem Zuſammenſtoße mit der lieben Obrigkeit ängſtlich ausweichen, auch wenn das Recht auf ihrer Seite ſteht, und es deshalb anmaßend finden, wenn der Engländer im Auslande feſt und ſelbſt rückſichtslos auftritt, wie er es in ſeinem Vaterlande gewohnt iſt, getragen von dem Bewußtſein, ein Bürger des weltbeherrſchenden Englands zu ſein, wie ſolcher in ähnlicher Weiſe auch im Altertum ſich ausprägte im „Civis romanus sum“. Wir Deutſche ſollten dies nicht tadeln, ſondern nach ihrem Beiſpiel uns Rücken und Nacken ſteifen — im Inlande wie im Auslande. Denn im Grunde ſind unſere Uranlagen die gleichen teutoniſchen oder ariſchen, wenig verändert durch romaniſche Einflüſſe. Unſere Vorfahren im Mittelalter waren viel mehr den jetzigen Engländern ähnlich als wir, viel ſtärker erfüllt vom ſtolzen Bewußtſein des freien Bürgertums, und wenn wir auch nicht darauf rechnen dürfen, eine äußere weltgebietende Stellung zu erobern wie die Engländer, ſo vermögen wir doch das durch die harten Kämpfe geſchaffene Anſehen im Auslande gleich den Engländern auch im Vaterlande unſerem Volke zu erringen, das die ſchweren Opfer dafür gebracht hat. Die Zeit des ſchwärmeriſchen Idealismus iſt vorüber. Träges Hoffen und Harren genügen nicht länger. Wir müſſen verſtändig und hartnäckig kämpfen für unſere Rechte, damit wir erringen, was wir wollen und ſollen. Die Völker verfallen bekanntlich dem Wohl und Wehe, wie ſie es verdienen.

C. Winnecke's jüngſte Forſchungen im nördlichen Gebiet von Südauſtralien.

Bekanntlich ſetzte Herr Winnecke im Jahre 1878 das Werk der Erforſchung fort, welches Herr Barclay in der unbekannten Region öſtlich von der Telegraphenlinie von Alice-Springs gegen die weſtliche Grenze von Queensland hin begonnen hatte, und die Schilderung derſelben iſt in „Petermann's Mitteilungen“ 1879. S. 234 enthalten. Herrn Winnecke's neuere Forſchungen in jener Richtung nun, auf einer Reiſe, welche vom 30. Juli bis 2. Dezember 1883 währte und über welche die Verhandlungen der Königl. Geographiſchen Geſellſchaft in London berichten, wollen wir nachſtehend in Kürze nach ihren wichtigſten Ergebniſſen ſchildern. Ueber eine andere Forſchungsreiſe, welche er nach dem gegenwärtigen Berichte im Jahre 1881 gemacht zu haben ſcheint, iſt uns kein Bericht zugänglich geworden.

Im allgemeinen geſprochen, ging ſeine jüngſte Reiſe durch ein gänzlich unbekanntes Gelände in der Nähe der weſtlichen Grenzlinie von Queensland, etwa von 27°

30′ s. Br., wo er den Kallapoukah-Kanal überschritt (einen der Zuflüsse des Makumba, welcher den Eyre-See auf der Nordseite speist), bis zu ungefähr 22° 43′ s. Br., seinem entferntesten Punkte nördlich vom Marshall-Flusse, und bis zu seinem weitesten westlichen Punkte unter 136° 46′ ö. L. v. Gr. In diesem Flächenraum, welcher bisher eine große, weiße Fläche auf den allerneuesten Karten repräsentierte, hat er nicht nur mit Genauigkeit die vorhandene physikalische Beschaffenheit (besonders auch mit einem Hinblick auf das Vorhandensein von Wasser und andere ökonomische Punkte) nachgewiesen, sondern auch verschiedene kleine Seeen und Berge und einen Fluß, den Hay, einen wichtigen Zufluß des Marshall-Stromes, entdeckt und benamst. Wie sich erwarten läßt, sind die vorherrschenden Züge des Landes hohe Rücken von rotem Sandstein, welche dem Bereisen sehr große Hindernisse entgegenstellen, meistens von NW. nach SO. verlaufen, zuweilen mit Spinifex und niedrigem Gebüsch bedeckt und durch sandige Thäler von einander getrennt sind, welche mit demselben Pflanzenwuchs, mit Akazien und Rutenbäumen, mehr oder weniger überwachsen sind. Zwei sogenannte Flüsse oder Flüßchen, der Field, ein Zufluß des Mulligan- oder Eyre-Stromes, welcher gerade längs der Grenzlinie hinfließt, und der mit demselben beinahe parallele, aber westlichere Hay, folgen der allgemeinen Richtung dieser Thäler, der eine nach Südost, der andere nach Nordwest fließend. Gleich manchen anderen australischen Flüssen erbreitern sie sich in weite Niederungen, welche je nach der Jahreszeit überschwemmt oder trocken, oft mit dichtem Hochwald von großen Gummi- und Buchsbäumen bewachsen und mit gutem Gras und Weidegrund bedeckt sind. Die von der Expedition entdeckten Salzseeen folgen zu einer großen Ausdehnung auch der nordwestlichen und südöstlichen Richtung der sandigen Thäler.

Die Reisegesellschaft unter Winnecke's Führung verließ Farina (auch Gums oder Government Gums genannt, die nördlichste Station der südaustralischen Eisenbahn) mit beladenen Kameelen am 30. Juli 1883, und erreichte die Station Cowary, südlich vom Warburton, am 11. August. Sie setzte über diesen Fluß und den Kallapoukah-Creek und zog dann nordwärts nach dem Minna Hill, einer alten trigonometrischen Station, in deren Nähe ein reicher Vorrat von leicht bitterlich schmeckendem Wasser, der sog. Warman's-Brunnen, entdeckt wurde; von diesem Punkte aus ward ein nordwestlicher Kurs bis zum Eckpfosten der Grenze von Queensland und Südaustralien unter 138° ö. L. und 26° s. Br. eingeschlagen, durch endlose Sandhügelreihen und an verschiedenen entschieden weißen, meist langen und schmalen Salzseeen vorüber, von denen der größte Lake Dobbie und ein kleinerer Lake Florence getauft wurde. Einige dieser Decken von ausgeblühtem Salze waren fest genug, daß die Kameele darüber schreiten konnten, obwohl an manchen Stellen die Oberfläche einbrach, und man nahm wahr, daß sie alle an ihrer Westseite unfehlbar von einem äußerst hohen und sehr steilen Sandrücken begrenzt wurden, während das Gelände in der Nähe ihres östlichen Gestades immer aus niedrigen Sandhügeln oder Niederungen bestanden. (Es sei hier beiläufig bemerkt, daß die von Lady Anne Blunt bemerkten hohen Höcker oder Anhäufungen an dem einen Saum der Fuljes oder tiefen, hufeisenförmigen Depressionen in dem ähnlichen Sandrücken-Bezirk des arabischen Nefûd, ihre Lage mit dem Winde zu verändern scheinen.) Von dem Grenzpfahl aus ward auf der Seite des nördlichen Gebiets eine mehr oder weniger nordwestliche Richtung durch ein vollkommen ödes Gelände bis ungefähr zum 25.° s. Br. eingeschlagen und dann in scharfer Wendung nach Ost über die Grenze nach Queensland gewandert. Diese Region wird nach Herrn Winnecke's Ansicht niemals von sonderlichem Werte für Ansiedler werden; ja er ist sogar überzeugt, daß sie noch niemals von Eingeborenen besucht worden ist. Man mag sich auch einen ungefähren Begriff von der Schwierigkeit des Reisens in dieser Gegend aus der Thatsache machen, daß daselbst die Kameele 16 Tage lang kein Wasser erhielten, aber in dieser Zeit 278 e. Ml. zurücklegten, und daß sie bei jedem Sandrücken sich niederlegen und nicht weiter gehen wollten, daß es eine Menge Ueberredung kostete, sie zum Ueberschreiten derselben zu bewegen und daß sie gelegentlich beim Heruntersteigen ihre Ladung (über 7 Zentner pro Tier) und ihre Sättel über den Kopf hinaus abwarfen. Ungefähr drei Wochen nachdem man diese ganz besonders dürre Region passiert hatte, grub die Expedition, nach Herrn Winnecke's Tagebuch, an einem Brunnen eine ungeheure Menge Sand aus, worauf das Wasser langsam in denselben sickerte und die Kameele je etwa 40 Gallonen davon tranken. Ihre Wanderung ostwärts von der Grenzlinie fortsetzend, erreichten sie den Mulligan-Fluß, dessen Wasserlöcher und Tümpel von Fischen wimmelten, während Flamingos, Emus, Tauben, wilde Hunde ꝛc. sehr zahlreich vorkamen. Von diesem Punkte aus wandte sich die Gesellschaft nach Nordwest, parallel mit dem Field-Flusse (welcher sich anscheinend in den Mulligan ergießt), hierauf wieder nordostwärts nach der Station Sandringham an demselben Flusse, von welcher aber nachgewiesen wird, daß sie auf den Regierungskarten nicht richtig angegeben ist. Nachdem man hier einige Tage gerastet hatte, brach Herr Winnecke mit seiner Karawane wieder westwärts auf, setzte über den Mulligan und Field, zog an demselben hinauf bis zu einem Wasserloche namens Alanajeer, in der Nähe von dessen Ursprung in den Hügeln der sog. Adam-Ranges, welche etwas südlich vom 23. Breitengrade liegen. Man konnte die Flutmarken des Mulligan auf einer Strecke von 7 e. Ml. verfolgen; dieser Fluß hatte kein bestimmtes Bett, sondern war eine Reihenfolge von breiten Untiefen und Niederungen, welche schweren Ueberschwemmungen ausgesetzt waren. Auf dem Zuge westwärts über die Adam Ranges berührte man zwei hohe Punkte, welche die Namen

der Mounts Tietkens und Smith erhielten, und erreichte einen breiten, sandigen Creek, den man den Hay-Fluß nannte und der sich als ein Zufluß des Marshall-Stromes erwies. Von hier aus wandte sich unser Forscher nordwärts in der Absicht, diese Route mit seiner früheren zu verbinden, was ihm auch gelang, indem er die Tarlton-Range erreicht, welche die früher von ihm so benannten Goyder's Pillars enthält, in Sicht seines Central Mount Hawker. Dieser Berg liegt in der Nähe des westlichen und nördlichen Endes der Jervois-Range, „und genau im Mittelpunkte von ganz Australien, ein Ort, welchen viele Forscher vergebens zu entdecken gesucht haben." Hier scheint Herr Winnecke auf seiner oben erwähnten und noch nicht beschriebenen Reise im Jahre 1881 große Mühsale und Strapazen ausgestanden zu haben, nachdem er 300 e. Ml. weit durch Wüsten und Spinifex-Dickichte ohne Schuhwerk und krank von Skorbut und Rheumatismen gewandert war.

Goyder's Pillars sind zwei ganz eigentümliche weiße Berge oder Piks, welche auf dem Kamme eines Ausläufers dieses Gebirgszuges liegen, und aus der Ferne gesehen das Aussehen von weißen Pfeilern haben, weil sie mit senkrechten Kaolinfelsen gekrönt sind. Nachdem Herr Winnecke eine andere Anhöhe nördlich vom Marshall Mount Cornish genannt hatte, wanderte die Gesellschaft dem Hay-Flusse entlang in südöstlicher Richtung, benannte den Mount Winnecke an dessen östlichem Ufer, machte Ausflüge in's Land hinein auf beiden Ufern, bis man zu einem Brunnen der Eingeborenen namens Yarracurracoo kam, von wo aus weitere Ausflüge nach Süden, ungefähr bis zu 24° 34' s. Br., gemacht wurden und man bei einer Gelegenheit sehr nahe an die Grenze von Queensland, nicht weit von Eyre's entferntestem Punkte von 1845, kam. Ebenso ward auch eine kurze Reise westwärts gemacht und ein neuer See, Lake Caroline genannt, in der Nähe des Brunnens Yarracurracoo, entdeckt. Dieser Brunnen nimmt den größten Teil des Ablaufs der lehmigen, pfannenartigen Niederungen westlich vom Hay-Flusse auf, und sein Wasser, welches damals (im Oktober) sich auf 1000 Gallonen im Tage belaufen mußte, zeigte keine Abnahme; er dürfte nach dem Regen voraussichtlich ein ganzes Jahr hindurch Wasser enthalten. Die Expedition verließ den Brunnen am 5. Oktober und trat die Heimreise in nordöstlicher Richtung nach dem Field-Flusse an; zwei Höhenpunkte auf seiner westlichen Seite wurden Mounts Knuckey und Dobbie genannt und noch einige weitere Entdeckungen und Forschungen in den Adam-Ranges unter den Flüßchen an seinem oberen Teil gemacht, wo Herr Winnecke „eine wilde Katze von außerordentlicher Größe, beinahe so groß wie ein Leopard" aufstöberte (wahrscheinlich einen Dasyurus). Mittelst eines kürzeren, südöstlichen Weges über die Grenzlinie erreichte man noch einmal die Station Sandringham, setzte über den Herbert- und den Müller- oder Diamantina-Fluß (letzterer ein in Thon gebetteter, 6 e. Ml. breiter Wasserlauf, der ganz mit Polygonum überwachsen ist), gelangte am 1. Dezember nach der Station Farina und und reiste dann mit der Eisenbahn von Beltana nach Adelaide.

Herr Winnecke scheint auf der durchwanderten Strecke ein ganz besonderes Augenmerk auf die Botanik der betreffenden Region gerichtet zu haben, deren Erzeugnisse, als diejenigen des Zentralpunktes des australischen Festlandes, von besonderem Interesse sind. Ferdinand v. Müller fügt dem Bericht eine Liste von 88 der gesammelten Pflanzen bei, von denen mehrere entweder als Gattungen und Arten ganz neu sind oder in ihrem Bau besondere Eigentümlichkeiten darbieten. (Proc. R.G.S.)

Surinam und seine Vegetation.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Die Maripa-Palme, Maximiliana regia, ist eine der schönsten Palmen, die sowohl auf trockenem Boden im alluvialen Lande, als in der Savannenregion und im Inneren vorkommt. Sie wird beinahe 2 Fuß dick und erreicht manchmal eine Höhe von 50 Fuß. Die ungeheuren Blätter sind bei 25 und ihre Fiederblätter acht bis neun Fuß lang. Der Früchtetroß (mancher Baum hat zwei bis drei zugleich) ist 2—3 Fuß lang und enthält Hunderte von oval-spitzzulaufenden Früchten von 2 Zoll Länge und 1 Zoll Breite. Die äußere, hellbraune, holzige Fruchtschale umschließt einen sehr harten Stein, eingehüllt in ein dünnes, säuerlich-süßes Fruchtfleisch von angenehmem Aprikosen-Geschmack. Im sehr harten Stein ist ein länglicher Kern, aus dem die Indianer und Buschneger ein feines weißes Oel zubereiten, das etwa wie das Cocosnußöl zu Speisen gebraucht werden kann. Das Holz oder die Rinde der Maripa-Palme ist nicht hart und findet keine Verwendung. Die Blätterkrone liefert aber von allen Palmenarten den besten und größten Palmkohl, nämlich die untere, weiße, mandelartige Substanz, aus der sich nach und nach die Blätter entwickeln. Diese ist etwa 2 ½ Fuß hoch und 5 bis 6 Zoll dick und die eingeschachtelten Blattstiele sind nach innen zu noch weich und von nußartigem Geschmack, während das innerste, junge, noch ganz weiche, unentwickelte Blatt weiß von Farbe und am zartesten ist. Um diesen Palmkohl zu bekommen, wird der Baum gefällt und die Blätter abgehauen, unter denen sich dann im Herzen der Krone der Kohl findet. Bei einem großen Baum können 5—6 Pfund zur Nahrung verwendet werden, die dicke kompakte Masse oder die werdenden Stielschafte werden in Stücke geschnitten und gekocht; sie schmecken wie Kohl. Das Innerste, die feinen weißen Fiederblättchen, wird vom Stiele getrennt und gibt den köstlichsten Salat.

Palmkohl ist eine gesunde Speise, aber zu häufig genossen verursacht er Diarrhoe.

Die Paripou, Guilielma speciosa, die im französischen Guiana einheimisch ist, habe ich blos kultiviert gesehen. Sie wird bei 40 Fuß hoch, 6—8 Zoll dick und ihre Krone gleicht den Oenocarpus-Arten, die Blätter sind aber kaum halb so groß. Wie diese trägt sie 2—3 hängende Trosse mit gelben, pflaumenartigen Früchten, so groß wie große Kastanien, ohne Kern. Geröstet oder mit Salz gekocht, geben diese Früchte durch ihr mehliges Fleisch eine angenehme Speise, fast wie die Kartoffel. Da sie das ganze Jahr hindurch reifen, so ist dieses meines Erachtens die einzige Palme, die ausschließlich dem Indianer seine vegetabilische Nahrung liefern könnte.

Die große Familie der Palmen, von denen in den Tropen der östlichen Halbkugel, wie von der Dattel-, Cocos- und Sago-Palme, ganze Völkerschaften leben, ist in Südamerika, wiewohl reich an Arten, doch für den Lebensunterhalt der Eingeborenen weniger wichtig; für sie ist die Hauptnahrung die Cassave oder Maniokwurzel, Jatropha Manihot. Es ist mir unbekannt, in welchem Teile von Südamerika sie wild gefunden wird. Sie wird aber zwischen den Wendekreisen überall angepflanzt. Ihr Gebrauch scheint bei den Caraiben so alt zu sein wie ihre Sprache; denn ihr Name Aleba bedeutet auch essen. Es ist ein zur Familie der Euphorbiaceen gehöriger Strauch mit 6—8 Fuß langen, weichen und brüchigen, knotigen, zolldicken Stielen und mehrfach geteilten, lang-gestielten Blättern, der mehrere, oft 2 Fuß lange, armsdicke Knollen oder Wurzeln ansetzt, deren äußere rauhe Haut rotbraun, das Innere aber schneeweiß und von mandelartiger Konsistenz und von einem äußerst giftigen, nach Mandelmilch schmeckenden Saft durchdrungen ist. Die Wurzel selbst ist so mehlreich, daß sie über 20 Prozent reines Stärkemehl enthält. Zum Gebrauch wird die äußere rauhe Haut abgeschabt und die Wurzel auf einem Reibeisen oder Raspe zerrieben. Das dicke Mus oder der Brei, wird in einem aus der Rinde einer Arundinacee verfertigten elastischen Schlauche ausgepreßt und so der giftige Saft entfernt. — Das nun ausgepreßte, noch etwas feuchte Mehl kommt in Stücken aus dem Schlauche heraus, wird mit den Händen zerrieben und durch ein Sieb auf eine große flache Pfanne aus Gußeisen, die von unten durch ein Feuer erhitzt wird, geschüttet, und auf diese Weise unter immerwährendem Umdrehen des Mehles geröstet. Dieses, einem groben Sägemehl gleichende Produkt heißt Couac oder Cassava-Mehl, wird mit Fleisch- oder Fischbrühe angefeuchtet, wodurch es etwas aufquillt, und bildet so die allgemeine kräftige Nahrung der niederen Volksklasse in einem großen Teil von Südamerika. Die Indianen bereiten ihr Brot aus derselben Wurzel, indem sie das feuchte Mehl, anstatt es auf der eisernen Pfanne umzudrehen, auf derselben liegen lassen und so halbe Zoll dicke platte Kuchen erhalten, die sie in eine Brühe von Capsicum tauchen und mit Wild oder Fisch essen. Dem äußerst giftigen Saft stellen Hühner, Enten, Schweine, überhaupt alle Haustiere gierig nach, aber sie schwellen schon einige Minuten nach dem Genuß auf, taumeln umher und sterben; er verliert aber, zu einem Syrup eingekocht, den man Casiripo nennt, seine giftige Eigenschaft und gibt für Braten und geschmortes Fleisch eine sehr beliebte Sauce. Die Maniokwurzel ist sehr ergiebig, denn ein mittelmäßig fruchtbarer Boden gibt auf einer Hektar 25,000 Kilo Wurzeln, aus denen man etwa 8500 Kilo Couac, oder die vegetabilische Nahrung von 32 Menschen während eines Jahres, erhält. Auf fruchtbarem Boden kann man sogar mehr als das Doppelte erhalten. Zum Urbarmachen des Landes aus Urwald sind auf einem Acker von der Größe einer Hektare, für Pflanzen, Ernten und Fabrikation, bei achtstündiger Arbeit täglich, 734 Tage nötig, so daß zwei Leute imstande sind, in einem Jahre die Nahrung von 32, im günstigen Falle aber von 64 Menschen zu liefern. Aus dem Satzmehl wird der Tapioca, eine Art feinen Sagos, bereitet. — Die Wurzel, in Scheiben geschnitten und an der Sonne getrocknet, gibt gestampft ein sehr feines Mehl, das dem feinsten Weizenmehl an Güte gleichkommt. Um den Maniok zu pflanzen, wird der Boden mit der Hacke umgearbeitet, und kleine Haufen auf je 3 Fuß Abstand gemacht. Die unteren holzigen Stengel oder Stiele des Strauches werden in 4—5 Zoll lange Stücke gehauen und je drei davon in jeden Haufen gesteckt. Man pflanzt im Monat November, wenn die ersten Regen fallen, und schon nach 14 Tagen ist bei günstiger Witterung das Feld mit einem hellgelben Grün bedeckt. Gegen Juli ist die Wurzel reif. Die Indianen aber pflanzen und ernten das ganze Jahr. Das Satzmehl der Maniokwurzel kommt häufiger als Arrowroot in den Handel, als das von der Pfeilwurzel selbst. Außer der Maniokwurzel mit giftigem Saft, die ausschließlich in Gebrauch ist, gibt es eine derselben ganz ähnliche Art, ohne giftigen Saft, deren Wurzel gekocht zur Nahrung dient. Sie schmeckt gekocht wie Scorzoneren und ist von der giftigen nur durch die Farbe der Rinde des Stengels und eine Faser im Innern der Wurzel zu unterscheiden.

Ein anderes, nicht weniger ergiebiges Nahrungsmittel ist die einheimische süße Batate, Convolvulus Batatas, die in weißen, roten und gelblichen Arten angebaut wird. Es ist eine am Boden kriechende Winde, mit weißer, innen rötlicher Glockenblume. Stengel, Blätter und die Wurzel sind voll klebrigen Milchsaftes, der beim Kochen der Wurzel sich verliert. Man pflanzt sie in Reihen umgearbeiteten Bodens durch 2 Fuß lange Stöcke der Stengel, die man zusammengedreht in den Boden steckt. Schon nach wenigen Tagen treiben die Stiele und bilden Wurzeln, die allmählich eine runde oder länglichte Form annehmen und bis ein Pfund und darüber schwer werden und nach drei bis vier Monaten reif sind. Bei mäßig gutem Boden kann die Hektare 9000—10,000 Kilo geben, was sich, wenn man

den Boden düngt, noch zweimal im Jahre wiederholen kann. Die Früchte oder Knollen werden wie Kartoffeln gekocht und sind dann mehlig wie die beste Kartoffel. Sie schmecken süßlich wie Kastanien und sind sehr nahrhaft. Pflanzen und Unterhalten des Bodens machen wenig Mühe.

Die Arrowroot oder Pfeilwurz, Maranta arundinacea, gehört zum Geschlechte der Cannas und ist ein rohrartiges Gewächs von etwa 3 Fuß Höhe, mit langen spitzen Blättern, die den Schaft umgeben, an dessen oberem Ende die weißen Blüten sitzen. Die 6—8 Zoll lange, daumendicke, fleischige, geringelte Wurzel wird, nachdem sie gut abgewaschen ist, in einem hölzernen Mörser zerstoßen, und der Brei durch ein feines Tuch, unter immerwährendem Zugießen von Wasser, in ein unterstehendes Gefäß ausgewaschen. Am Morgen wird das Wasser abgegossen, das Satzmehl von dem darauf liegenden Schleim gereinigt und getrocknet.

Obgleich nicht eben ein allgemeines Nahrungsmittel, führe ich doch, weil er im Innern von Guiana wild gefunden wird und seine Kultur so weit verbreitet ist, auch den Kakaobaum, Theobroma Cacao, an. Er ist neben dem Zucker die Hauptkultur von Surinam. Der Baum, von der Größe eines Aprikosen- oder Pfirsichbaumes, hat sparrige Aeste mit 8 Zoll langen und 3 Zoll breiten Blättern. Die sehr kleinen, weißlichen Blüten kommen an dem Stamm und an den Zweigen hervor und geben eine Frucht, die anfänglich einer kleinen Gurke gleicht, aber ausgewachsen 7 Zoll lang und 3 Zoll breit, länglich-oval, gelb von Farbe und gerippt ist. Die Schale der Fruchthülse ist hart, $^1/_4$ Zoll dick und hat im Innern 40 bis 50 länglicht-ovale Kerne (Bohnen), die mit einem säuerlich-süßen Schleim umgeben sind; der Baum blüht und die Früchte reifen das ganze Jahr. Die Früchte werden in der Mitte auseinander geschnitten, die Bohnen herausgenommen und auf Haufen geschüttet, die mit Bananenblättern zugedeckt werden und so einige Tage schwitzen, dann werden sie abgewaschen und auf luftigen Bühnen getrocknet. Der Kakaobaum fängt mit dem dritten Jahre an, Früchte zu tragen, und kann bei gutem Boden im sechsten jährlich drei Pfund Bohnen geben. Er wird auf 16 Fuß Abstand gepflanzt und durch Bohnen fortgepflanzt, die schon nach wenigen Tagen zu keimen anfangen, aber beschattet werden müssen. Die Kakaokultur erfordert in der ersten Zeit viel Sorgfalt und Pflege, später beinahe gar keine und kann deshalb mit wenig Arbeitern betrieben werden.

Eine dem südlichem Amerika eigene Pflanze, die allgemein als Gewürz dient und besonders den Eingeborenen unentbehrlich ist, ist der bekannte Spanische Pfeffer, Capsicum conicum, globiferum etc. Er ist ein Strauch, der 5—6 Fuß hoch wird und in einer Menge Spielarten von gelb und rot, rund, von der Größe einer Erbse bis zu der eines kleinen Apfels, länglicht, von $^1/_2$ Zoll bis 5 Zoll Größe, überall gezogen wird. Er wird sowohl frisch als getrocknet gebraucht; zu Pulver gestampft, behält er Jahre-lang seine Kraft. Obgleich er in allen südlichen Ländern der Erde verbreitet und ein beliebtes Gewürz ist, so scheint er doch aus Südamerika zu stammen, da man ihn Spanischen und Cayenne-Pfeffer nennt.

Der Paradiesapfel, Tomati, Solanum lycopersicum, soll ebenfalls aus Südamerika stammen, ist aber nur bei Europäern und Farbigen in Anwendung, während Indianen und Neger keinen Gebrauch davon machen. Ich sah ihn nie in wildem Zustande, obgleich die Familie der Solaneen ungemein groß ist. An der oberen Lava, in einem Dorfe der Arukuyana-Indianen, fand ich eine Art Solanum (Melongena) als Strauch von 8 Fuß Höhe, mit 2 Fuß langen, behaarten, stacheligen Blättern. Die Frucht, von der Größe eines Hühnereies, wurde von den Indianen roh gegessen.

Ich erwähne noch eine andere wildwachsende Pflanze, zu dem Geschlechte der Galganti (Alpinia) gehörend, der Massusa. Sie ist schilfartig, 8—10 Fuß hoch und wächst in verlassenen Aeckern und am Saume von feuchten Waldungen. Sie hat langspitzige Blätter und zwischen den Stielen und aus der Wurzel treibt eine $1\,^1/_2$ Fuß hohe Traube mit weißen Blüten, aus denen sich ovale blauschwarze, zwetschengroße Früchte entwickeln, die reif sich in 3 Teile öffnen und eine Menge kleiner runder, harter Samen enthalten, die wie Cardamomen schmecken; diese Körner, welche man nicht gebraucht, sind umgeben von einem faserigen hochgelben Fleische, das man im warmen Wasser von den Körnern abreibt, durch ein Sieb laufen läßt, wodurch man eine hochgelbe, fette, sehr angenehme Brühe erhält, in der man Geflügel kocht. Es ist ein in der Kolonie sehr beliebtes Gericht. Als einheimische Gemüse findet man einige Arten Portulak, Amaranthus und Basella, auch die Blätter einiger Aroideen. Der Wurzel- und Knollengewächse, die hier zur Nahrung angebaut werden, aber nicht einheimisch sind, wie Dioscorea- und Arum-Arten, des Brotfruchtbaums und der Musaceen, überhaupt der vielen in Guiuna eingeführten Nutzgewächse erwähne ich nicht weiter.

Die einheimischen Obstbäume sind wahrscheinlich durch die Kultur so veredelt, daß sie mit den in den Wäldern vorkommenden Stammeltern wenig Aehnlichkeit mehr haben. Ich führe nur wenige Arten an, von denen man mit Bestimmtheit weiß, daß Südamerika ihr Vaterland ist. Es gibt aber in den Waldungen eine Menge Bäume und Ranken, deren Früchte den Indianen zur Nahrung dienen und zum Teil sehr wohlschmeckend sind; aber trotz der großen Verschiedenheit der Arten, welche die des gemäßigten Europa bei weitem übertrifft, hat keine dieser Früchte den Nutzen, den unser europäisches Obst dem Menschen bietet, obgleich sie an Wohlgeschmack und Süße dasselbe übertreffen. Freilich wird für Veredelung einheimischer Bäume gar nichts gethan, und kein Nutzen aus den vielen öl- und alkoholhaltenden Pflanzen gezogen.

Die Guiava, Psidium, ist ein Bäumchen von etwa 15 Fuß Höhe mit sperrigen Zweigen und hartem, sehr zähem Holze. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang, halb so breit, hart und rauh und haben einen angenehmen Geruch, beinahe wie frisches Heu; die Blüten, ½ Zoll groß, weiß, mit vielen Staubfäden, kleinen einfachen Rosen ähnlich. Die Früchte sind von der Größe eines mittelgroßen Apfels, manchmal etwas birnförmig, mit oben aufsitzendem Kelch, strohgelb, weich, mit fingerdickem gelbem oder rötlichem Fleisch, das ein Mus mit vielen runden Körnern umschließt. Man ißt die ganze Frucht, die süß, ohne Herbe, von einem eigentümlichen Geschmack ist. Ist sie zu weich und überreif, so ist sie voll Maden. Man ißt sie roh und bereitet daraus Gelées und Pasten, wovon die besten von der Insel Barbadoes ausgeführt werden. Sie wachsen schnell und geben schon nach 3 Jahren die ersten Früchte. Die Schweine, die die Früchte sehr gerne fressen, pflanzen sie durch die unverdaulichen Körner überall fort. Es gibt eine kleine Art, die auf den Savannen wächst, innen rot ist und sehr angenehm schmeckt. Man gebraucht die Früchte der Guiaven-Arten gegen den Durchfall, ebenso wie den Thee aus den getrockneten Blättern derselben.

Die Kirsche, Eugenia Michelii, ist ein kleines Bäumchen von kaum 15 Fuß Höhe, mit weißen, myrtenartigen Blüten und spitz-ovalen, 2 Zoll langen Blättern; sie trägt eine runde, gerippte, etwas glatte Beere mit einem Kern, welche säuerlich-süß, gewürzartig schmeckt. Man ißt sie und macht sie auch in Zucker ein, doch sind sie weder so saftig noch gut wie unsere Kirschen.

Die Mambiara. Ein hoher Baum, der im Innern des Landes, aber selten vorkommt, mit goldgelben Früchten wie ein kleines Hühnerei. Die dünne Haut der Frucht umschließt ein trockenes mehliges Fleisch, das wie ein harter Eierdotter mit Zucker und Zimmt schmeckt. Ein glänzend brauner Kern, wie eine Muskatnuß ist im Innern.

Der Cachou, Anacardium occidentale. Ein Baum, dessen etwa 10 Fuß hoher Stamm sich in viele wagrechte Aeste teilt, und eine schöne Laubkrone mit glänzend grünen Blättern bildet. Die Blüten, welche in Trauben wachsen, sind klein, rötlich und sehr wohlriechend. Die Früchte, von der Größe einer kleinen Birne, sind gelb oder rot, mit schwammigem Fleisch, dessen säuerlich-süßen Saft man aussaugt und woraus man auch eine Art Wein bereiten kann. Oben auf dieser Birne, die eigentlich nur der verdickte Fruchtstiel ist, sitzt als eigentliche Frucht eine nierenförmige, zollgroße und halb so breite Nuß, deren Fruchthülse, voll scharfen beißenden Oeles, eine Art Mantel umschließt, die geröstet auf den Antillen, wo der Cachou sehr häufig vorkommt, ein beliebtes Dessert bildet. Der Baum wird in Surinam wild am sandigen See-Ufer gefunden; auch pflanzen ihn die Indianer um ihre Hütten; er ist aber in der Haushaltung derselben von wenig Bedeutung.

Der Mopá-Baum, Spondias lutea. Ein großer Baum mit weichem brüchigem Holz, gefiederten, kleinen, spitz zulaufenden Blättchen, Rispen mit kleinen gelblichen Blüten. Die pflaumengroßen, goldgelben Früchte reifen zweimal im Jahr. Sie riechen angenehm, sind säuerlich-süß, aber herb und machen die Zähne stumpf, das wenige Fleisch umgibt einen faserigen Stein. Der Baum wächst meist im Sandboden. Die Indianer machen ein Getränke daraus, auch kann man aus den Früchten einen guten Spiritus brennen. Tapire, Nabelschweine und besonders die Landschildkröten fressen sie sehr gerne.

Der Süße Bohnenbaum, Inaga. Mehrere Arten dieser schönblühenden, zur Familie der Acacien gehörenden Bäume tragen 9—10 Zoll lange, beinahe 1 Zoll breite Schoten mit vielen bohnenartigen Kernen, die von einem süßen schleimigen Muse umgeben sind, das die Eingeborenen gern essen.

Der Avigato-Baum, Persea gratissima. Ein etwa 30 Fuß hoher Baum mit 5 Zoll langen, halb so breiten, länglicht-ovalen Blättern und kleinen gelblichen Blüten in Rispen. Die Frucht wird manchmal faustgroß, rund oder birnförmig, reif grünlich-gelb oder bräunlich-violett, denn es gibt mehrere Arten. Unter der dünnen Haut, die man abzieht, liegt zolldick über dem inneren, runden kastaniengroßen Kern ein grünlich-gelbes weiches Fleisch, das, mit der Gabel zerdrückt, mit Salz und Pfeffer gewürzt, ein überaus wohlschmeckendes butterartiges Mus gibt, das man zum Brote ist. Auch mit Zucker oder Essig und Oel wird die Avogade gegessen und ist eine der besten und beliebtesten Obstarten von Südamerika; der Kern ist mit einem feinen braunen Häutchen umgeben, zwar nicht eßbar, enthält aber einen Saft, mit dem man die Leinwand zeichnen kann. Die Avigato ist die Lieblingsfrucht der Spanier.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Noch einmal: Sind die Halloren Slawen, Kelten oder Germanen?

In Nr. 51 (vorigen Jahrgangs) dieser Zeitschrift beantwortete Herr Dr. A. Berghaus vorstehende Frage dahin, daß die Halloren weder keltischer noch slawischer Abstammung, sondern wohl auf der Scholle sitzen gebliebene, die Sturm- und Drangperiode der Völkerwanderung überdauernde Germanen sein möchten. Dieser Meinung widersprechen jedoch zwei Umstände ganz entschieden. Erstens tragen die Halloren durchaus nicht den germanischen, sondern einen entschieden nichtgermanischen Typus, und zweitens sind sie sichtlich von jeher ein spezifisches Arbeitervolk, während die Germanen ein ausgesprochenes Herrenvolk waren. Der erstgenannte Umstand wiegt in fraglicher Beziehung sehr schwer. Ein bis in die neueste Zeit kastenartig abgeschlossenes und sich auf dem Wege der Stammesinzucht fortpflanzendes Völklein, wie die Halloren, muß die körperlichen Eigentümlichkeiten seiner Urväter treu bewahrt haben. Wenn die Halloren Germanen wären, müßten sie deshalb noch heute hellrötlichblond, blauäugig, rein weißhäutig und dolichokephal sein. Sie sind jedoch schwarzen Haares, dunklen Auges, bräunlicher

Haut und wohl auch brachykephal. Der zweite von mir erhobene Einwand ist zwar von geringerem Gewicht, aber durchaus nicht ohne Belang. Das Krieger- und Herrenvolk der Germanen lernte allerdings infolge der durch die Volksvermehrung und das Feudalwesen verursachten Verarmung im Laufe des Mittelalters allmählich arbeiten. Allein die Arbeiterbrüderschaft der Halloren scheint doch in eine Zeit zurückzureichen, wo das Germanentum noch lediglich den Stand der landwirtschaftlichen Grundbesitzer repräsentierte und wo demselben noch jedwede Arbeit oder wenigstens jede nichtlandwirtschaftliche Handarbeit als eines freien Mannes unwürdig galt. Wie aus den Angaben des Tacitus hervorgeht, beuteten die Germanen schon in dem ersten Jahrhundert Salzquellen aus. Aber die Salzarbeiter waren ganz gewiß keine Germanen, sondern Sklaven, Unfreie. Die Servi entstammten den Urbewohnern des Landes und den Kriegsgefangenen und hatten der Mehrheit nach gewiß kein germanisches Blut in den Adern fließen. Möglich, daß auch die Salzquellen von Halle a. S. vor der Völkerwanderung schon von Germanen ausgebeutet wurden und daß die damaligen Salzarbeiter die Urväter der Halloren sind. Daraus folgt aber das Germanentum der letzteren durchaus nicht. Die Halloren sind ja auch schon von anderer Seite der „unfreie Teil der ersten fränkischen Ansiedler" genannt worden, womit jedoch in Wirklichkeit auch weiter nichts gesagt ist, als daß sie keine Germanen waren. Das Frankentum, welches sich zuerst an der Saale einnistete, war schon stark versetzt mit romanisiertem Galliertum. Aber noch weniger waren die Unfreien dieser Gallo-Franken Germanen, sei es nun, daß sie aus dem Westen mitgebracht oder an Ort und Stelle vorgefunden worden waren. Meiner Ansicht nach unterliegt es deshalb keinem Zweifel, daß die Halloren germanischer Abkunft nicht sind, und ist es nur die Frage, ob sie von der vorgermanischen Bevölkerung Mitteleuropa's (also von Kelten oder Finnokelten) oder von südeuropäischen Kolonisten oder von den auf die Germanen folgenden Slawen abstammen. In slawischer Zeit hieß Halle a. S. Debrogora. Dieser Name kann als keltisch-slawische Tautologie aufgefaßt werden (kelt. di bro = kleiner Berg, und slaw. gora = Berg). Zweisprachige Tautologien entstehen, wenn sich zwei verschiedene Völker schichten, und zwar in der Weise, daß das zu zweit gekommene Volk an die von der Vorbevölkerung stammenden Ortsbezeichnungen die Uebersetzung oder ein Synonym aus seiner Sprache anhängt. Daß es auch in Ost-Deutschland keltische Elemente gab, wissen wir von Tacitus und ersehen wir an den Ortsnamen, die uns Ptolemäus überliefert hat, Ortsnamen, die wir in notorisch keltischen Ländern des Altertums, wie Norditalien, Gallien und Britannien, wiederfinden.

Koburg. H. Heyn.

Vorschlag zur Erlangung exakter Positionen in Inner-Afrika.

Es dürfte in geographischen Fachkreisen nicht genügend bekannt sein, wie gering die Anzahl der nach Länge, Breite und Höhe genau bestimmten Punkte in Inner-Afrika ist. Dem Kartenzeichner, der Karten größeren Maßstabes aus dem Rohmaterial konstruiert, stellt sich dieser Umstand als ein äußerst empfindlicher Mangel dar. So beruhen z. B. der ganze mittlere Sudan und die ganze mittlere Sahara noch immer auf den ziemlich guten astronomischen Positionsbestimmungen unseres unglücklichen Landsmannes Eduard Vogel; sie bilden in Verbindung mit den beispiellos genauen Itinerar-Aufnahmen Dr. Heinrich Barths die einzige solide Basis des weitaus größten Teils von Nordafrika. In dem größten Teil Südafrika's sind wiederum die alten Positionsbestimmungen Livingstone's bis auf den heutigen Tag fast die einzigen, ja selbst das Innere des Kaplands, der Oranje-Fluß-Freistaat, Transvaal, das Namaqualand, die Wüste Kalahari schweben, was die Kenntnis ihrer genauen Lage anbelangt, in der Luft. Das äquatoriale Afrika hat wenigstens am unteren und mittleren Kongo und im Seengebiet einige genauer bestimmte Fixpunkte aufzuweisen. Zur Abhülfe dieses Uebelstandes erlaubt sich Schreiber dieses den geographischen Gesellschaften zur Erforschung Inner-Afrika's folgenden Vorschlag zu machen. Man suche auf dem Feld der geographischen Forschung mehr Arbeitsteilung einzuführen. Es würde sich empfehlen, junge Leute speziell für astronomische Positionsbestimmungen, barometrische Höhenmessungen und höchstens noch Itinerar-Aufnahmen auszubilden. Es dürfte zweckmäßig sein, je zwei Reisende zugleich auf dieselbe Route zu senden und beide mit gleich guten Instrumenten auszurüsten. Zunächst würden folgende Routen in's Auge zu fassen sein: 1) von Kapstadt über Stella-Land und Schoschong nach dem Sambesi; 2) von der Delagoa-Bay nach Stella-Land; 3) von Kapstadt durch die Namaqua- und Damaraländer nach dem Sambesi; 4) von Loango nach Sansibar; 5) von Sansibar nach dem Aegyptischen Sudan; 6) vom unteren Niger durch Bagirmi, Wadai und Dar-Fur nach Chartum; 7) von der Goldküste nach Timbuktu; 8) von Marokko nach Timbuktu; 9) von Tripoli über Air nach Sokoto; 10) von Bengasi über Kufra, Tibesti, Borgu nach Kuka. Die Vorteile derartiger Expeditionen bedürfen kaum besonderer Hervorhebung. Die Forschungen aller bisherigen Entdeckungsreisenden in Afrika würden durch sie erst eine gesunde wissenschaftliche Basis erhalten. Dasselbe Prinzip, welches Weyprecht für Erforschung der Nordpolarländer empfahl, dürfte außerdem auch für Afrika passen, indem eine größere Anzahl durch Meteorologen näher zu bestimmender Stationen behufs korrespondierender Barometer-Beobachtungen für die Höhenbestimmungen der Reisenden von unschätzbarem Wert sein würden.

Gotha. H. Habenicht.

Litteratur.

Psychologie der französischen Litteratur. Von Eduard Engel. Salonbibliothek. K. Prochaska. Wien und Teschen. 1884. — Die Völkerpsychologie hat sich bisher in litterarischem Gebiet beinahe ausschließlich solchen Schöpfungen zugewandt, deren Uranfänge in einem so tiefen Schacht vorhistorischer Vergangenheit verborgen liegen, daß sie wohl jeder Erforschung Widerstand leisten werden und nur in der Form zu unserer Kenntnis gelangen, in der sie, durch eine lange Tradition von Generationen hindurchgegangen, in der That als spontane Erzeugnisse der Totalität einer Volksseele erscheinen. Im vorliegenden Buche jedoch wird dieses Studium, das sich vorwiegend mit autorlosen Mären, Sagen und Bräuchen beschäftigt, auf hervorragende Leistungen der Litteratur angewandt, die dem Namen ihrer Verfasser eine relative Unsterblichkeit sichern; also das Höchste der Individualität zurückgeführt auf die Allgemeinheit, aus der es hervorgegangen, die Volkseinheit, deren vollendetster Ausdruck sich darin kundgibt und so ein neuer Gesichtspunkt für die Betrachtung der Litteraturgeschichte gewonnen. Am Schluß der einleitenden Kapitel, die einen gedrängten Ueberblick über Charakter und Entwickelung französischer Sprache und Litteratur geben, bezeichnet der Herr Verfasser selbst sein Buch als „einen ersten Versuch für das, was man bei breiterer Ausführung eine „Psychologie der französischen Litteratur" nennen könnte" (S. 66). Jedenfalls ist der Gedanke originell, die Litteratur, die bewußt und unbewußt ständig Psychologie übt, selbst als Objekt der Psychologie zu behandeln; an der Hand einer Lieblingswissenschaft der Gegenwart gleichsam die Quintessenz der litterarischen Entwickelung in markigen Strichen zu ziehen. Auch auf diesem Gebiete erweist sich die lebendige Bewegung als das Produkt widerstreitender Elemente: „Die Geschichte der Litteratur Frankreichs ist die Geschichte des Kampfes

zwischen keltischem Geist und römischem Geist". Von diesem Grundgedanken geht der Herr Verfasser aus, und nachdem er „in flüchtigen Umrissen ein Bild der Entwickelung des Keltentums durch die Jahrhunderte" entworfen — in drei Kapiteln: die Sprache, Charakter der Litteratur, litterarische Strömungen — schildert er in je einem besonderen Kapitel einen der Schriftsteller, welche ihm „eine Art von Naturgeschichte des französischen Geistes liefern, insofern jede der hervorragendsten Eigentümlichkeiten dieses Geistes an einem representative man der Rasse geschildert wird". — Das Buch bietet in gedrängter, lebhafter und klarer Darstellung Resultate, die auf gründlicher Kenntnis einer Fülle Materials beruhen; selbständige Urteile, die ihre Berechtigung aus dieser ausgedehnten und eingehenden Kenntnis des Stoffes schöpfen, und mit dem Mut der eigenen Meinung, originell in Inhalt und Form, ausgesprochen, stets anregend und häufig überzeugend wirken. Häufig, aber nicht immer. Wenn Dr. E. in dem „Mangel an Ernst" das Hauptmerkmal des „spezifischen Galliertums in der Litteratur" erblickt und bei weiterer Ausführung dieses Gedankens als typische Figur des Gaulois, die unter den verschiedensten Nüancen sich in der Litteratur entwickelt und „mit gesteigerter Kraft im Figaro Beaumarchais' und in Diderot's Neffen Rameau's auflebt", diese Gestalten bezeichnet, so scheint es mir doch, als sei hier der Mangel an Ernst nur die Maske, unter der bitterster Ernst sich bergen mußte, weil er ohne diese Verhüllung für seine Zeit unmöglich gewesen wäre. In dem Porträt Diderot's charakterisiert der Herr Verfasser selbst diese meisterhafte Schöpfung treffend (S. 219): „Der Neffe Rameau's hat Vorgänger, aber er übertrifft sie alle; in dem Liber Satiricon des Petronius spricht man eine ähnliche Sprache, Panurg im „Pantagruel" hat einige Züge geliehen, — Rameau ist ihrer aller Meister. Er ist ein Abbild der erschrecklichen Fäulnis der Gesellschaft kurz vor dem Ausbruch der großen Revolution; auch das Schillern, das blendende Frisieren fehlt nicht. Und damit es ganz ein Kunstwerk sei, hat Diderot um die Blöße dieser Erzkanaille den Mantel des künstlerischen Mitleids geworfen." ... — Hier sei auch gleich ein kleiner Irrtum erwähnt: In der Schilderung Balzac's heißt es von diesem größten der französischen Romanciers: „Er hat etwas von einem Detective des Seelenlebens, man denkt bei seinen Romanen an den Teufel Asmodäus, der in Le Sage's „Gil Blas" die Dächer der Häuser abdeckt und den Studenten in das wahre Treiben ihrer Bewohner hineinschauen läßt". Das ist eine Verwechslung, es ist ein Zug aus dem Diable Boiteux.

M. Benfey.

Fries, Sigmund, Ritter v.: Abriß der Geschichte China's seit seiner Entstehung; nach chinesischen Quellen übersetzt und bearbeitet. Wien, Wilh. Frick. 1884. 12 Mark. — Mit Freuden begrüßen wir in dieser fleißigen Arbeit eines Oesterreichers, welcher seit Jahren in der österreichischen Seezollverwaltung auf Formosa angestellt war, den ersten Versuch, die Geschichte des Aufbaues und der Entwickelung des chinesischen Reiches, des ältesten auf Erden, in kurzem übersichtlichem Abriß während seines fünftausendjährigen Bestehens vorwiegend nach chinesischen Quellen darzustellen. Es ist überhaupt das erste derartige Werk, welches in der Literatur der europäischen Kulturvölker erscheint; es ergänzt eine wesentliche Lücke nicht nur in der deutschen, sondern in der gesamten historischen Literatur, und erfüllt, wenn es auch in manchen Stücken etwas trocken erscheinen mag, doch alle Anforderungen, welche der Gelehrte wie der Laie an ein solches Buch stellen kann. China ist nicht nur an sich hochinteressant durch seine Geschichte, seine Natur, seine eigenartigen staatlichen Institutionen, seine Abgeschlossenheit und sein stolzes Selbstgenügen, sondern es geht auch in den nächsten Jahrzehnten einer neuen Entwickelungsphase entgegen, indem es auf die Dauer nicht mehr imstande ist, sich gegen die Ueberlegenheit der westlichen Zivilisation abweisend zu verhalten. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß China gleich Japan sich der europäischen Kultur bemächtigen muß. Angesichts dieser unfehlbar bevorstehenden Aktualität ist es doppelt interessant, die historische Entwickelung dieses ungeheuren Reichs in vergangener Zeit und bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts aus dem vorliegenden Werk kennen zu lernen, welches uns nicht bloß das mythische, sondern auch das historische Zeitalter unter den verschiedenen aufeinanderfolgenden Dynastien schildert und die historische Gestaltung des Reiches durch neue Uebersichtskarten veranschaulicht, die den lehrreichen Gehalt des Textes wesentlich erhöhen.

Anzeigen.

„Les Helvètes à la Tène"

mit einem Plan und 20 Tafeln von **E. Vouga**, Oberlehrer in Marin bei Neuchâtel, nach Professor Virchow der „beste Kenner" dieser bekannten gallischen Station am Neuenburger See, Preis Mark 6.—, bei

Ferd. Beck, Jerusalem-Bazar, Neuchâtel, Schweiz.

Gelungene Photographien, Cab., von der Station **La Tène** und **Cortaillod** zu Mark 1. 25, gegen Einsendung in Briefmarken Franko-Zusendung.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung

von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Im Verlage der **J. G. Cotta**'schen Buchhandlung in **Stuttgart** erschien so eben:

Lorle,

die Frau Professorin,

von

Berthold Auerbach.

Mit 72 Illustrationen in Holzschnitt

von

Wilhelm Hasemann.

Quart. 148 Seiten.

Eleg. gebunden mit Goldschnitt M. 20. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 10. Stuttgart, 9. März. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Land und Leute in der europäischen Türkei. Nach den Aufzeichnungen Wilhelm Pressel's mitgeteilt von Paul Dehn. S. 181. — 2. Die Klöster auf dem Berge Athos. S. 184. — 3. Eine Rundreise um die Kanarischen Inseln. Von Alexander v. Svertschkoff in Hochfelden bei Achern. S. 188. — 4. Heilige Kurorte im Altertum. Von H. Göll. S. 191. — 5. Surinam und seine Vegetation. Von August Kappler. (Schluß.) S. 194. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 197. Ein Forschungsbericht im Lapidarstyl. Von Gatschelt. Der Putnam River. Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 21. Februar. Von C. Hiekisch. — 7. Litteratur. S. 198. — 8. Notizen. S. 199.

Land und Leute in der europäischen Türkei.

Nach den Aufzeichnungen Wilhelm Pressel's mitgeteilt von Paul Dehn.

In Bezug auf geographische Lage, hydrographische Beschaffenheit und topographische Gestaltung ist kaum ein anderes Reich Europa's so günstig gestellt als die europäische Türkei (ohne Ostrumelien, also Albanien, Makedonien und Süd-Thrazien mit 164,000 Q.-Km. und 5 Millionen Einwohnern). Im Osten, Süden und Westen vom Meer umgeben, mit einer reichgegliederten Küstenentwickelung und einer Reihe natürlicher Hafenbildungen ausgestattet, von Norden her dazu im Genuß aller Vorteile der Donau-Schifffahrt, entbehrt die Türkei doch nicht einer weiten abgerundeten Landmasse. In Gebirgen und Thalschaften ist das Relief des Landes nicht minder glücklich gestaltet. Während in anderen Ländern große Gebirgsmassen angehäuft sind oder unermeßliches versumpftes oder versandetes Flachland sich ausdehnt, reihen sich auf der Balkan-Halbinsel quellenreiche Berg- und Thalbildungen in einem für das Auge ebenso lieblichen als für die Produktion günstigen Wechsel an einander. Je nach der geographischen Breite, nach der absoluten Höhenlage, nach der Richtung der Gebirgsfalten, endlich nach der Entfernung von dem die Temperatur stets ausgleichenden Meere ist das Klima der türkischen Länder dasjenige der gemäßigten wärmeren Zone. Mit Ausnahme der höchsten Partieen in den bosnischen Planina's, im eigentlichen Balkan, im Rhodope und in einzelnen Gebirgsstöcken von Thessalien und Epirus in Europa, im Taurus mit seinen vielfach geästeten Ausläufern in den armenischen und kurdischen Gebirgen Anatoliens, welche Gegenden wegen ihres großartigen Alpencharakters dereinst auch viele Touristen anziehen werden, können in Hinsicht auf mittlere Temperatur, Klima und Kulturfähigkeit die Länder des ottomanischen Reiches mit den naturbevorzugtesten Gebieten Mitteleuropa's auf eine Stufe gestellt werden. Wenn trotzdem einige begrenzte Fiebergegenden vorhanden, so sind sie durch die jammervolle Vernachlässigung der Bepflanzung der Oberfläche, durch die Entwaldung der Gebirge und hiemit durch Versumpfungen der Thäler entstanden, können indessen durch zweckmäßige, einfache Ameliorationsarbeiten mit ganz geringen Opfern beseitigt werden. Wer diese Angaben bezweifelt, möge der großen geschichtlichen Thatsachen gedenken, daß die Länder des heutigen türkischen Reiches mit der appeninischen Halbinsel dereinst und lange Zeit hindurch das Ziel der Wünsche und Eroberungsgelüste aller Völker der Weltgeschichte gewesen sind, deren ursprüngliche Wohnsitze im Norden, Nordwesten und Nordosten minder günstige Bedingungen hatten. Um den Besitz Konstantinopels, dieser uralten Kulturstätte, wo zwei Meere sich verbinden und zwei Erdteile sich scheiden, wird bis zur Gegenwart gerungen. In politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht wird sie die erste Stadt Südost-Europa's bleiben.[1] Das schöne Relief und

[1] Berechnet man das Alter Konstantinopels, wohin der genial-phantastische Fourrier den Hauptsitz seiner Phalansteren zu verlegen gedachte, auf 2000 Jahre und seine Bevölkerung auf

die Hydrographie der Balkan-Halbinsel weisen außerdem bestimmte natürliche Mittelpunkte auf, welche, schon von den Römern erkannt und gewürdigt, nun aufs Neue zur Geltung gelangen müssen. Es sind dies die großen Bassins von Jamboli, Adrianopel, Sofia, Nisch, Uesküb und Pristina mit dem Amselfeld.

In die spezielle Ethnographie des interessanten Völkermosaiks im ottomanischen Reiche und insbesondere in der europäischen Türkei werden, nachdem Fallmerayer, Hahn und andere bahnbrechend begonnen haben, berufene Fachforscher noch einzudringen haben. Vielleicht bemühen sich dieselben gelegentlich auch, die Ablagerungen jener Strömungen germanischer Stämme zu untersuchen, welche sich einst nach Osten richteten. Sind doch beträchtliche Bruchteile der germanischen Legionen, welche unter den römischen Kaisern in den Partherkriegen mitfochten, in den Balkan-Ländern geblieben, haben sich doch gegen Ende des dritten Jahrhunderts Franken, Bastarner und Raizen in Thrazien, Makedonien und Bythinien angesiedelt, machten sich doch unter Theodosius dem Großen in Thrazien und Phrygien auch Gothen ansässig. In den blonden Bewohnern einiger Gegenden Mittel-Anatoliens, namentlich in den von Europäern noch nicht gekannten Gebirgen des Haimaneh, glaubt Pressel noch die Spuren jener alten germanischen Einwanderungen entdeckt zu haben. Zwar haben sie sich mit den späteren Zuströmungen der Türken und Mongolen, also mit turanischen Stämmen vermischt, allein in Bezug auf äußere Rassenerscheinung die Merkzeichen ihrer einstigen Abstammung doch nicht ganz aufgegeben.

In der Beurteilung der Bevölkerung des ottomanischen Reiches haben die Europäer ihre landläufigen Ansichten endlich zu berichtigen. Weder ist die Intelligenz der Bevölkerung eine besonders beschränkte, noch ihr Sinn für Arbeit ein besonders geringer, noch ihre Sucht nach Lebensgenuß eine besonders große. Auch ist es nicht richtig, all' den vorhandenen Nationalitäten den Vorwurf zu machen, daß ihre Angehörigen durchaus mit den Lastern der Lüge und Heuchelei, des Betrugs und der Hinterlist behaftet seien, was allerdings für einzelne Gesellschafts- und Berufsklassen, namentlich für Kaufleute und Beamte, gilt, mit denen der reisende Europäer eben vorzugsweise zusammenkommt. Wer jene Gegenden mit ernster Aufmerksamkeit bereist hat, wird überrascht gewesen sein von den einfachen Sitten und dem edlen Anstand des Volkes, von dessen Genügsamkeit, Fleiß, Findigkeit, Ehrlichkeit, Familiensinn und Frömmigkeit, von der großen Bildsamkeit und intellektuellen Befähigung des Einzelnen, welche sich freilich unter anderen Verhältnissen als im Abendland und nach anderen Richtungen hin entwickelt.

„Im Occident wächst der Mensch unter der Herrschaft des Gesetzes, welches ihn auf seinem Wege von der Wiege bis zum Grabe schützend und zugleich drohend begleitet und gleichsam im Gängelbande hält. Es befreit ihn von der Sorge für die Sicherheit seines Lebens und Gutes und zügelt seine verbotenen Gelüste. Gesetz, Sitte und Herkommen entziehen ihn in seinem Leben und Wirken der Willkür anderer in weit höheren Maße als den Orientalen; der Abendländer hat daher von seinen Mitmenschen weit weniger zu fürchten und zu hoffen. Gleich einer Gartenpflanze von den Institutionen gehegt und gepflegt, kann er ruhigen Sinnes geradeaus gehen und nur sich selbst und seinem Berufe leben. Dagegen läßt sich der Morgenländer mit einer Waldpflanze vergleichen, deren Existenz von unzähligen Gefahren umlagert ist: er muß stets rings um sich blicken, um nicht unvorbereitet überfallen und übervorteilt zu werden, und da sein Fürchten und Hoffen weit mehr von der Willkür anderer Individuen abhängt, so ist er auch in der Regel dem Abendländer in Menschenkenntnis und Menschenbehandlung überlegen. Der Abendländer steht auf festem, der Morgenländer auf wankendem Boden. . . . . Während es dem heutigen Abendländer vergönnt ist, alle Keime der Wahrheit und des Wohlwollens zu entwickeln, welche die Natur in ihn gelegt hat, ist der Morgenländer durch die Verhältnisse, in denen er lebt, zu jeder Art Furcht, Mißtrauen und Verstellung verurteilt." So charakterisiert einer der ersten und besten Orientkenner, J. H. v. Hahn („Albanesische Studien", Jena 1854, S. 65), den Unterschied zwischen Abendland und Morgenland, indem er in dem Genuß und Mangel persönlicher Garantien den Hauptschlüssel zu den Gegensätzen abend- und morgenländischen Wesens und Charakters erblickt.

Pressel rühmt des Orientalen Ruhe, Gleichmut und Ausdauer in seinen Kämpfen mit der Natur und dem Leben, seine Mäßigkeit im Lebensgenuß, zunächst in dem Verbrauch geistiger Getränke, seine Handfertigkeit, vor allem unter seinen höheren Tugenden die Achtung vor dem Alter, die Liebe zur Heimat, die Anhänglichkeit an den eigenen Stamm, den Gehorsam gegen weltliche und geistige Obrigkeit, Ergebung und Seelenstärke in den Zeiten der Not, Maßhalten in den Augenblicken von Freude und Glück, Sparsamkeit, Kinderzucht und einen tiefen religiösen Sinn, welcher vor Verflachung und Verrohung wirksam schützt. Diesen Vorzügen des Volkscharakters gegenüber würden die Schattenseiten desselben, wie sie sich in allerlei Grausamkeiten, in der Blutrache, im Räuberwesen ꝛc. zeigen, nicht sehr hervortreten, wenn sie nicht infolge der langen Mißregierung bedenklich genährt worden wären.

Genauere statistische Angaben über die Bevölkerung des

durchschnittlich 200,000 Köpfe, so ruht die Stadt jetzt auf der Asche von mehr als 13 Millionen Menschen. Die Bevölkerungszahl Konstantinopels ist nicht genau anzugeben. Einige Statistiker haben sie auf 300,000, andere auf 1,500,000 geschätzt; neueren Berechnungen nach beläuft sie sich auf 700,000 Seelen in 60,000 Häusern. Mit Heranziehung aller Dörfer und Städte des Bosporus dürfte sich die runde Zahl von einer Million ergeben, worunter etwa 400,000 Türken, 250,000 Griechen, 250,000 Armenier, 30,000 Juden und etwa 50,000 Europäer.

türkischen Reiches lassen sich in Ermangelung von Volkszählungen nach europäischem Muster nicht machen. Bisher wurde lediglich die Zahl der Häuser ermittelt und danach die Zahl der Bevölkerung geschätzt, höher oder niedriger, je nachdem die durchschnittliche Einwohnerzahl eines Hauses angenommen wurde. Pressel hält die Bevölkerung der unmittelbar türkischen Gebietsteile für dichter, als sie im allgemeinen angenommen wird. In Uebereinstimmung mit den meisten Reisenden bestreitet er das Vorhandensein dünnbevölkerter Gegenden, namentlich an den Hauptstraßen, welche gewöhnlich befahren werden, nicht. Gerade die von den Europäern zumeist besuchten Straßen, an welchen die größeren Städte liegen, durchziehen die minder bevölkerten Gegenden. Infolge der andauernden Kriegs- und Heereszüge vergangener Zeiten hat sich die überwiegend bulgarische und an Zahl unterschätzte Bevölkerung von den großen Heerstraßen in die Gebirge, insbesondere in die Thalschaften des Balkans, des Rhodope und der makedonisch-illyrischen Gebirge zurückgezogen.

Gegenwärtig wird die Einwohnerzahl der europäischen Türkei (ohne Ostrumelien) auf 5 Millionen Seelen geschätzt, worunter nur 1,1 Mill. Mohamedaner (Osmanli und Tartaren), welche also in der Minderheit sind, 2 Mill. Bulgaren, 1,1 Mill. Albanesen, 0,3 Mill. Griechen, ferner Juden, Zinzaren (Rumänen), Armenier, Zigeuner u. a. m., dazu die sog. Levantiner, Abkömmlinge eingewanderter Europäer, welche sich beiläufig vielfach die englische oder amerikanische Staatsangehörigkeit erworben haben, endlich geborene Europäer aus allen Ländern. Die nationalen Unterschiede dieses Mosaiks werden noch erheblich durch den Hinzutritt religiöser Gegensätze verschärft.

Die Osmanlis sind die Mohamedaner der herrschenden Rasse (der Name „Türken" gilt bei ihnen als Schimpfwort), zum geringsten Teil Nachkommen der seldschukischen Türken, meist Nachkommen der bulgarischen und griechischen Renegaten; sie finden sich als herrschende Rasse in allen Ständen, namentlich im Beamten- und Kriegerstande und in den Hauptorten des ganzen Reiches zerstreut. Mohamedaner sind auch unter den Bosniaken und Bulgaren (Pomaken) ziemlich zahlreich anzutreffen, ohne indes mit den Osmanlis stammverwandt zu sein, welch' letztere in Albanien, Bosnien und der Herzegowina festen Fuß überhaupt nicht gefaßt haben. Inmitten aller Mißwirtschaft der Verwaltung ist dem Mohamedaner sein Gefühl für Ehre, Recht und Sitte geblieben, worin er sich von den umwohnenden Christen vorteilhaft auszeichnet. Charakteristisch ist, daß der Mohamedaner, sei er auch sonst mit allen Privattugenden ausgestattet, im Verkehr mit Andersgläubigen sein Bekenntnis stets als das herrschende betrachtet und die politische Gleichberechtigung seines Nachbars freiwillig nie anerkennen würde. Wenn er die gesellschaftliche Gleichstellung des Abendländers gelten läßt, was überall bereits in Fleisch und Blut übergegangen, so thut er das aus Wohlwollen, nicht aus Pflicht, und seit dem Ende des letzten Krieges mit Rußland milder und bescheidener als zuvor.

Die christliche Bevölkerung ihrerseits scheidet sich nach Konfessionen und Nationalitäten in folgende Gruppen: Bulgaren, Griechen, Albanesen, Südslawen, Armenier, Zinzaren, Juden, Zigeuner ꝛc.

Die Bulgaren gehören der griechischen Kirche an und bilden in den unmittelbar türkischen Gebietsteilen, wie in Ostrumelien und Bulgarien, die Hauptmasse der Bevölkerung; ja vor tausend Jahren hatten sie beinahe die ganze Illyrische Halbinsel mit Ausnahme von Serbien und Bosnien besetzt, bis sie von Osten her durch die Türken, vom Adriatischen Meere her schon früher durch die Byzantiner in das Innere zurückgedrängt wurden. Jetzt wohnen die Bulgaren, abgesehen von einzelnen Gemeinden, im Epirus, westlich des Wardar und an der oberen Morawa, auf dem Gebiete, welches begrenzt wird: durch das rechte Donauufer von der serbischen Grenze bis zum Schwarzen Meere, von da bis zur Mündung des Wardar durch die Küsten des Schwarzen, des Marmora- und des Aegäischen Meeres, weiter längs des Wardar und des Lepenaz bis Kazancik, längs der Linie Kazancik-Gilan-Wranja-Nische bis Serbiens Grenze wieder bis zur Donau. Das neue Fürstentum Bulgarien trägt daher zum mindesten einen stark provokatorischen Namen; es kann aber auch nicht das eigentliche Bulgarien genannt werden, da gerade in diesem andere, osmanische, tartarische und tscherkessische, Bevölkerungselemente weit stärker vorhanden sind als in dem großen Gebiet südlich des Balkan, wo die Bulgaren bis nahe an Konstantinopel, Enos, Dramas und Salonichi wohnen und in einigen Seeplätzen, wie in Silivri, Rodosto u. a. sogar die Mehrheit bilden. In Bezug auf Zahl, intellektuelle Befähigung und Arbeitslust stehen die Bulgaren inmitten des Völkergemisches der europäischen Türkei an erster Stelle.

Die Griechen repräsentieren das vornehme Element unter den Christen der Türkei; sie wohnen an den Küsten und Häfen des Aegäischen und Schwarzen Meeres, bilden in jeder größeren Stadt des eigentlichen Thrakien, westlich von Konstantinopel bis Tatar-Bazardzik, bedeutende Gemeinden, sind in Thessalien und Makedonien, nördlich nicht über Veleha-Monastir vorgedrungen, in Sofia und Uesküb dagegen nicht mehr anzutreffen.

Im allgemeinen den Slawen überlegen, hatten sie lange Zeit hindurch, teilweise durch das in ihren Händen befindliche Patriarchat begünstigt, die besseren bulgarischen Elemente amalgamiert und gräzisiert, bis mit der politischen Neugestaltung der Verhältnisse und mit der Emanzipation der Bulgaren letztere wieder die Oberhand erhielten und den Gräzisierungsprozeß in's Stocken brachten, vielfach sogar rückgängig machten.

Die Albanesen, Abkömmlinge der alten Illyrer, vermischt mit slawischem, keltischem und germanischem Blut, finden sich nicht nur im eigentlichen Epirus, sondern auch

nördlicher, im oberen Mösien bis Nisch und weit in das Sandschak Novi-Bazar hinein. Bei den Albanesen hat das Bewußtsein, in Abstammung, Sprache und Sitte zusammenzugehören, die Glaubensunterschiede zurückgedrängt und die mohamedanischen (7/10), katholischen (1/10) und orthodoxen (2/10) Albanesen leben, von Blutrache und Clanfehden abgesehen, in Eintracht beieinander.

Als erheblicher Bevölkerungsbruchteil des ehemaligen türkischen Reiches und als wichtigster südslawischer Volksstamm sind auch die Serben zu nennen, welche das heutige Serbien, Montenegro, Bosnien und die Herzegowina bevölkern; sie gehören zum kleineren Teil der römisch-katholischen, zum weitaus größten Teil der griechischen Kirche an und sind durch kirchliche Interessengegensätze vielfach verfeindet.

Armenier haben sich nur in den Städten angesiedelt, namentlich in Thrakien (Adrianopel); sie sind spekulativ, egoistisch und servil. Als Verwaltungsbeamte gelten sie für noch grundsatz- und gewissenloser als die Türken selbst, während die griechischen Elemente in der Verwaltung fast den einzigen arbeitenden und verwendbaren Teil derselben bilden und für den Wiederaufbau des Reiches von großem Nutzen, wenn nicht unentbehrlich sein würden.

Außerdem sind als zerstreute Nationalitäten zu erwähnen: die Zinzaren (Gräko-Wallachen) als Kaufleute und Verkehrsunternehmer, die spanischen Juden (Sephardim, wovon allein 60,000 in Salonichi) als Bankiers, Wechsler und Handelsleute, endlich Zigeuner u. a. m.

Auf der Höhe dieser Nationalitäten-Mosaik steht das Sprachengewirr. Als Landessprache ist indessen das Türkische anzusehen, sowohl in der europäischen Türkei als auch in Anatolien. Aufgekommen sind von dem Zuzuge aus den Provinzen her das Armenische, Griechische, Bulgarische und Albanesische. Außerdem sind alle übrigen Sprachen zu hören, vorzugsweise in den See- und Handelsplätzen, wo indessen von europäischen Sprachen die sogenannte Lingua franca, ein korrumpiertes Italienisch, überwiegt.

(Schluß folgt.)

Die Klöster auf dem Berge Athos.

Die östlichste der drei Halbinseln, welche wie ein Dreizack von der macedonisch-rumelischen Küste in das nördliche Aegäische Meer vorspringen, bildet einen Gebirgszug, welcher unter dem Namen des Berges Athos bekannt ist und trotz seiner wichtigen Lage und auffallenden Naturbeschaffenheit doch im Altertum keine bedeutende Rolle gespielt zu haben scheint. Nur ein einzigesmal geschieht dieser Oertlichkeit in der Geschichte Erwähnung, als die Flotte des Mardonius an ihren felsigen Küsten geschlagen wurde und Xerxes, hiedurch gewarnt, einen Kanal durch die Landenge graben ließ, von welchem jetzt noch, nach Jahrtausenden, Spuren zu sehen sind. In späterer Zeit machte der Baumeister Dinokrates einmal den Vorschlag, die gewaltige Felsenspitze der Insel zu einer Bildsäule Alexanders des Großen auszuhauen. Aber die kleinen Städte an der Küste dieser Insel gelangten niemals zu sonderlichem Wohlstand oder einiger Bedeutung in der Geschichte.

Erst in christlicher Zeit ward diese Halbinsel einigermaßen bekannt, als sich auf dem Berge Athos Mönche und Einsiedler niederließen und eine religiöse Gemeinschaft gründeten, welche wahrscheinlich in der ganzen Welt einzig dasteht und diesem Berge bis auf den heutigen Tag ein besonderes Interesse verleiht, denn die Mönchsklöster auf dem Athos sind noch immer ein Unikum in der Kulturgeschichte. In welcher Zeit sich die ersten Mönche hier niederließen, ist kaum mit Sicherheit zu ermitteln; denn die verschiedenen Klöster haben keine Chroniken und Archive, dagegen besitzen sie Reliquien und uralte Kunstwerke, welche angeblich Geschenke der Kaiserin Pulcheria sind, während andere Klöster ihre Gründung in die Zeit Konstantin's verlegen. Vorgeblich haben sich hier Mönche und Einsiedler niedergelassen, welche bei der Eroberung Aegyptens durch die muslimischen Araber von dort vertrieben wurden, was aber die Vermutung nicht ausschließt, daß auf dem Athos schon früher christliche Mönche und Einsiedler vorhanden waren. Infolge dieses hohen Alters der Mönchsgemeinde und ihrer Freiheit von äußeren Angriffen und Einflüssen, welche ihre isolierte Lage ihnen sicherte, bieten die Klöster des Berges Athos das vielseitigste kulturgeschichtliche, archäologische und ethnographische Interesse: man findet nämlich in ganz Europa wahrscheinlich nirgends eine solche Sammlung von uralten Juwelier- und Gold- und Silberschmiede-Arbeiten, wie sie sich in den von den verschiedenen Klöstern aufbewahrten Reliquien darbieten; man kann sicher nirgendwo die Leistungen der byzantinischen Malerschule mit gleichem Nutzen studieren und sieht kaum irgendwo solch unschätzbare Exemplare der schönsten illuminierten und illustrierten alten Handschriften vom höchsten Kunstwerte; ebenso sind die Klostergebäude selbst wohl nächst den Trümmern von Pompeji die ältesten und unverfälschtesten noch vorhandenen Beispiele der antiken häuslichen Baukunst, und in ihren Mauern spielt sich noch heute ein Stück mittelalterlichen Lebens mit all' seinen Sitten und Bräuchen, Trachten, Ansichten und Glaubenssätzen ab, wie man es so unverändert wohl nirgends wiederfindet.

Bevor wir aber den Heiligen Berg betreten, wollen wir in Kürze seine allgemeinen Züge schildern. Diese Halbinsel, im Altertum Akta genannt und heutzutage als Hagion Oros oder Monte Santo bekannt, verläuft in einer Länge von etwa 60 Km. und in einer mittleren Breite von ungefähr 6 Km. von Nordwest nach Südost. An der Landenge, wo noch die Ueberbleibsel von Xerxes' Kanal zu

sehen sind, beträgt ihre Breite nur 3 Km. und ist der Boden verhältnismäßig eben; aber von hier aus steigt er in Wellenlinien und Terrassen an, bis er einen steilen, zentralen Bergrücken bildet, welcher wie ein Rückgrat durch die ganze Halbinsel verläuft, in der Nähe seines südlichen Endes eine Höhe von ungefähr 2200 m. erreicht und dann, nach einer leichten Einsenkung, sich zu einem ungeheuren kegelförmigen Pik von etwa 3600 m. auftürmt, dessen Basis auf drei Seiten vom Meere bespült wird. Von dem zentralen Rücken fallen Seitenthäler und tiefe Schluchten bis zur Küste hinunter ab; allein der Charakter des Bodens auf den beiden Seiten der Halbinsel ist ein wesentlich verschiedener, denn die Westseite ist zerrissen und steil absteigend, die Ostseite dagegen fällt sanft ab und ist mit prachtvollem Baumwuchs bekleidet, so daß man sagen möchte, die Vegetation auf dieser Seite sei einzig schön. Auf dem Bergrücken selbst und an seinen steilen Abhängen sind Wälder von Buchen und zahmen Kastanien, unterhalb diesen findet man Eichen und Platanen neben Oelbäumen, Cypressen, Arbutus, Catalpa und einem reichlichen Unterholz von Haidekraut, Besenpfriemen u. s. w., während gleichzeitig allenthalben, als ob die Erde nicht müde würde, ihre reichsten Erzeugnisse zu entfalten, zahllose Schlingpflanzen die Stämme der Bäume umranken oder in üppigen Gewinden sich von Ast zu Ast schlingen. Auf dem Pik selbst oder dem eigentlichen Berg Athos genießt man wegen seiner Höhe und Isolierung, seiner Kegelgestalt und seines steilen Absturzes eine wunderbar großartige Um- und Aussicht. Der Bergkegel ist herrlich geformt und wunderschön gefärbt; er erhebt sich nahe an 1000 m. über die Region der Nadelhölzer als eine steile Masse von weißem Marmor, welcher unter den Einflüssen der Atmospäre eine zarte, feine, gräuliche Färbung von jener fremdartigen Schönheit angenommen hat, von welcher die Dolomitgipfel Südtirols einen ungefähren Begriff geben. Seine Gipfelpyramide ist noch von der Ebene von Troja aus, also auf eine Entfernung von mehr als 150 Km., zu sehen, wo er wie ein Gespenst der Tiefe sich über den Horizont erhebt, wenn von der übrigen Halbinsel nichts mehr zu sehen ist. Die Entfernung ist so groß, daß er nur zur Zeit des Sounenuntergangs zu sehen ist, wenn das gedämpfte Licht ihn zur Erscheinung bringt. Wegen seiner isolierten Lage ist er ein Anziehungspunkt für die Gewitter im nördlichen Aegäischen Meere, und infolge davon umfahren ihn die griechischen Seeleute im Winter mit einer solchen Angst, daß es für eine unternehmende Regierung keine unvernünftige Spekulation wäre, den Kanal des Xerxes wieder auszugraben.

Aus dem Gesagten mag man entnehmen, daß die Szenerie eine der großartigsten und prächtigsten ist; denn derartige Kombinationen von Felsen, Wald und Wasser kann man kaum irgend anderswo wieder sehen. Die dunkelblaue Fläche des Aegäischen Meeres bildet einen Teil jeder Ansicht und nach Nord und Ost erscheinen die Höhen des Berges Pangäus und die herrlichen Umrisse der Inseln Thasos, Samothrake, Imbros und Lemnos. Die Abhänge des Heiligen Berges selbst sind besäet mit Gehöften und Klostergebäuden inmitten heller lachender Streifen von bebautem Land, welche von den Händen der Mönche dem Boden abgerungen worden sind. Vielleicht die schönste Wanderung ist diejenige längs der südöstlichen Küste der Halbinsel. In diesem Teile derselben sieht man sich bald inmitten von Buschwald hart an der See, bald in hübschen schattigen Hainen, welche den Sonnenschein ausschließen und hie und da sich lichten, so daß man weit drunten das Aegäische Meer zum Vorschein kommen sieht. Dann aber blickt man oder dringt man von Zeit zu Zeit in kleine Thäler voll Platanen- und Kastanien-Bäumen und Dickichte von Schlingpflanzen, Wildnisse von üppigem, schattigem Laub, von deren Oeffnungen und Lichtungen aus häufig der majestätische Pik sichtbar wird, seine niedrigeren Abhänge in purpurnen Duft verhüllt, während sein Gipfel jene geisterhafte, ätherische, lila-grauliche Färbung annimmt, von der ich oben gesprochen habe. Die Lage der einzelnen Klöster ist eigentümlich malerisch: einige wenige sind auf abgeschiedenen Punkten des höheren Bergrückens erbaut, allein die Mehrzahl derselben liegen am Gestade, entweder an der Mündung von Schluchten oder hoch auf felsigen Vorgebirgen thronend, welche in das Meer hinaustreten.

Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel der Halbinsel sind Holz, Kohlen und Nüsse, von welch' letzteren eine große Menge nach Konstantinopel verführt wird. Das Klima ist gesund, die Luft wunderschön. Die Klöster, welche unter den westlichen Abstürzen liegen, sind sehr der Sonnenhitze ausgesetzt, und auf etlichen, welche höher droben am Berge sind, liegt der Schnee im Winter oft mehrere Tage lang fußtief; aber im ganzen ist die Temperatur gleichartig und Seuchen und ansteckende Krankheiten sind unbekannt. Nur in sehr wenigen der größeren Klöster gibt es stehende Aerzte, und die Mönche verstehen sich beinahe alle auf Hausmittel, scheinen aber in ernsteren Krankheiten eher Fatalisten zu sein, was vielleicht auf muslimischen Einfluß deutet. Es leben auch einige mit der Lepra Behaftete hier als Pfleglinge, aber man macht keinen Versuch sie zu heilen, weil man überzeugt ist, daß es ihnen gut gehe, so oft es die Panagia (heilige Jungfrau) wolle.

Ich besuchte den Berg Athos von Kawala aus, von wo ich mit einem eigens gemieteten Küstenfahrer in ziemlich stürmischer 20-stündiger Fahrt nach dem großen Kloster Vatopedi (*Βατοπαίδιον*, dem „Busch des Knaben") gelangte, welches der Sage nach seinen Ursprung dem Umstande verdankt, daß der Kaiser Arcadius als Knabe hier Schiffbruch gelitten habe und unter einem Dornbusch wunderbar gerettet worden sei, worauf sein Vater Theodosius der Große zum Danke dieses Kloster gestiftet und es Vatopedi genannt habe, welche Geschichte in einem äußerst rohen und seltsamen Holzschnitt dargestellt ist, mit welchem wir bei unserem Abschiede vom Kloster beschenkt wurden.

Ich hatte mich in Konstantinopel mit einem Empfehlungsschreiben des Patriarchen versehen, um mir einen gastlichen Empfang in den Klöstern zu sichern. Allein es hätte dessen kaum bedurft, da alle diese Klöster auf dem Berge Athos die größte und herzlichste Gastfreundschaft üben und jeden Fremden von jeder christlichen Konfession mit der gewinnendsten Freundlichkeit aufnehmen, obwohl die Mönche nicht reich sind oder sich wenigstens größtenteils ihren Lebensunterhalt selbst verdienen müssen. Ja, mehrere dieser Klöster waren sogar arm, weil sie in den jüngsten Jahren durch Erdbeben oder Feuersbrünste ganz oder teilweise zerstört worden waren. So wurden denn mein Reisegefährte und ich in Vatopedi auf das Liebenswürdigste aufgenommen und uns zwei kahle, aber reinliche Zellen als Gastzimmer angewiesen und ein dienender Bruder beigegeben, um für alle unsere Bedürfnisse zu sorgen, weil wir 14 Tage hier zu bleiben gedachten und von hier aus die verschiedenen Klöster des Berges besuchen wollten. Der einzige Uebelstand, falls es überhaupt ein solcher war, bestand darin, daß wir während unseres Aufenthaltes uns auf rein vegetarische Kost beschränken mußten. Wir wußten zwar, daß diese Mönche nicht einmal an hohen Festtagen Fleisch essen, hofften aber wenigstens Fische bekommen zu können; allein wir kamen gerade zur Zeit strenger Fasten an, wo die Mönche selbst keine Fische hatten oder fangen ließen. Doch gaben sie uns wenigstens das Beste, was sie selbst hatten, und so mußten wir während unseres Aufenthaltes uns meistens mit Reis, Eiern, Gemüse und Wein begnügen, obwohl der Hegumene oder Prior zweimal die Aufmerksamkeit hatte, eigens Fische für uns fangen zu lassen. Zum Ersatz dafür hatten wir dagegen Gelegenheit, die äußerst strengen Fasten in diesen griechischen Klöstern mit anzusehen.

Vatopedi ist eines der bedeutenderen Klöster auf dem Heiligen Berge; es liegt so ziemlich in der Mitte der Halbinsel, an deren Ostküste, und bietet somit die beste Gelegenheit, auch die übrigen 19 Klöster des Berges zu besuchen. Von diesen lagen noch auf der Ostseite: Chilandari, Sphigmenu, Pantokratoros, Stavroniceta, Iveron, Philotheu, Caracalla und Lavra; auf der Westseite dagegen liegen Zographu, Constamonitu, Daheiareiu, Xenophu, Russico, Xeropotamu, Simopetra, St. Gregorys, St. Dionysius, St. Pauls; im Innern liegen Caryäs und Cutlumusi und noch verschiedene kleinere Klösterchen und Einsiedeleien.

So interessant diese Klöster sind, so gering ist doch verhältnismäßig der Besuch derselben von Seiten gebildeter Fremden, wie mir die Fremdenbücher von einigen derselben auswiesen. Die meisten Besucher außer den Pilgern waren Engländer, Russen und Griechen aus den verschiedenen Teilen der Balkanhalbinsel; dazu eine Menge russische und andere namenlose Pilger. Das erste was uns der Hegumene von Vatopedi mitteilte, war, daß sich die Mönche es zur Ehre rechnen, ihre Gäste nach Kräften zu bewirten und ihnen die Reisemittel zu Wasser und zu Lande gratis zu liefern. Der Fremde findet hier die unermüdlichste gewinnendste Gastfreundschaft und den liberalsten Unterhalt, und man erwartet von ihm nicht, wie in den kleineren griechischen Klöstern und in den ähnlichen geistlichen Anstalten des Westens, daß er die Kosten seiner Bewirtung durch ein Geschenk vergüte, sondern nur die dienenden Brüder nehmen gewöhnlich ein kleines Geschenk an.

Am Tag nach unserer Ankunft ritten wir auf Maultieren, welche die Mönche von Vatopedi uns geliehen hatten, nach Caryäs (den „Haselnußbüschen"), dem mittelsten und einzigen Dorfe auf dem Athos, wo der heilige Synod oder Kirchenrat des Berges seine Sitzungen hält und wo der türkische Statthalter früher residierte. Dieses Dorf liegt in reizender Umgebung hoch oben auf den östlichen Abhängen des zentralen Bergrückens, inmitten eines Waldes von baumhohen Haselnußbüschen und besteht hauptsächlich nur aus einer einzigen langen Straße mit offenen Kramläden, welche eine Art Bazar bilden. Es ist merkwürdig wegen seiner Reinlichkeit und der vollständigen Abwesenheit von Frauen und Kindern. Die Weiber sind von der Halbinsel absolut ausgeschlossen und dürfen nicht einmal an ihrem heiligen Gestade landen, ja, nicht einmal eine Kuh, Mutterschaf oder Mutterschwein, Ziege, Henne oder sonst ein Tier von dem verbotenen Geschlecht ist unter irgendwelchen Umständen zu halten erlaubt. Dieses auf den ersten Blick thöricht erscheinende Verbot ist in Wirklichkeit eine sonderbare Parallele zu manchen Bestimmungen des mosaischen Gesetzes und ganz orientalisch. Es wird so streng gehandhabt, daß sogar der türkische Gouverneur, der Vertreter der Regierung und der einzige Moslim, welcher auf der Halbinsel leben darf, seinen Harem nicht hieher bringen durfte, wie er denn in der That nur sehr wenig Einfluß auf die Geschäfte der mönchischen Gemeinde hat und sein Hauptgeschäft nur in der Erhebung der Steuern besteht, zu welchem Behuf er ungefähr 25 Baschibozuks in albanesischer Tracht unter sich hat, die jedoch im Dienste des heiligen Synod stehen. Die Unabhängigkeit und die Freiheiten von Athos, in bezug auf welche dies der meistbegünstigte Teil des früheren osmanischen Reiches war, sind uralt, denn schon vor der Einnahme von Konstantinopel unterwarfen sich die Mönche jener Zeit freiwillig dem Sultan Mohamed II. unter der Bedingung, daß er ihnen alle diejenigen Privilegien verbürge, deren sie damals genossen; und dieser Verpflichtung sind die späteren Sultane mit ziemlicher Treue nachgekommen. Der Tribut, wie er sich auf die verschiedenen Klöster verteilt, beträgt ungefähr 10 Mark pro Kopf, und die Mönche sind keinerlei regelwidrigen Erpressungen unterworfen.

Der heilige Synod des Berges ist eine repräsentative Körperschaft, welcher die allgemeinen Geschäfte der kirchlichen Gemeinschaft im ganzen leitet, ohne sich in die unabhängige Selbstregierung der verschiedenen einzelnen Klöster zu mischen. Jedes der zwanzig Klöster schickt

einen Vertreter (ἀντιπρόσωπος) hieher nach Caryäs, welcher auf Kosten seiner Gesellschaft unterhalten wird. Außer diesem sind vier Vorsteher (ἐπιστάται) vorhanden, welche abwechselnd von den verschiedenen Klöstern genommen werden, die die verwaltende Behörde bilden; einer von diesen hat dann, nach einem festgestellten Kreislauf, den Vortritt vor den andern und heißt während der Dauer seines Verwaltungsjahres der „erste Mann auf Athos". Nachdem wir den türkischen Gouverneur besucht und ihm den Ferman des Sultans überreicht hatten, welchen er küßte und ehrerbietig an seine Stirne drückte, stellten wir uns dem „ersten Mann" vor, der ein Mönch von Vatopedi war, und überreichten ihm das Empfehlungsschreiben, welches wir vom Patriarchen in Konstantinopel mitgebracht hatten. Wir wurden nun in das Versammlungszimmer geführt, ein Gemach von mäßigem Umfang mit einem Divan, welcher um drei Seiten des Zimmers lief und wo 10 von den Abgeordneten uns erwarteten und begrüßten. Wir saßen am oberen Ende des Zimmers und wurden mit den üblichen Erfrischungen bewirtet, worauf eine kleine Unterhaltung folgte, welche meist durch unseren Dolmetscher geführt werden mußte, da diese Mönche nur Griechisch (und nur wenige Altgriechisch) verstanden und nur zwei oder drei etwas Italienisch oder Französisch sprachen. Hierauf erhielten wir ein in altgriechischer Sprache von dem Sekretär des Synods abgefaßtes Empfehlungsschreiben an die Klöster, ein ganz merkwürdiges Dokument, welches den Zweck unseres Besuches darlegt und die Mönche bat, uns zu bewirten und für unser körperliches Wohlbefinden (σωματικὴν ἀνάπαυσιν καὶ ἄνεσιν) zu sorgen, uns alles zu zeigen was wir zu sehen wünschten und „den scheidenden Gast" von Ort zu Ort zu befördern mittelst der Maultiere der Klöster (διὰ Μοναστηρικαῶν Ζώων). Dieser Brief dient als Paß, um zu zeigen, daß der Besuch von den geistlichen Behörden gebilligt wird.

Nachdem die Versammlung aufgehoben war, begleiteten uns einige der Kalogeren, wie die griechischen Mönche genannt werden (von καλόγερος, ein guter alter Mann), nach der Schule, welche in Caryäs zum Behuf der Erziehung und Heranbildung von einigen der jungen Mönche errichtet worden ist, und wohin durchschnittlich jedes Kloster zwei Zöglinge sendet. Es ist ein geräumiges Gebäude mit gut angeordneten Lehrzimmern und einer Bibliothek, welche verschiedene Klassiker-Ausgaben und Meisterwerke aus mehreren europäischen Sprachen enthielt. Hier erhalten die jungen Kleriker Unterricht im Altgriechischen, Lateinischen und auch im Italienischen und Französischen, in Religion, Kirchengeschichte, Dogmatik u. s. w. von einigen älteren Mönchen, sowie im Gesang und in Musik. Ueber den Umfang und Erfolg dieses Unterrichts vermochten wir nicht zu urteilen und bekamen auch nur einige der Zöglinge zu sehen, weil die meisten, wenn ich es recht verstand, auf einer Wallfahrt begriffen waren.

Hier, auf dem Berge Athos, bekommt der Fremde mit einem einzigen Blick eine Einsicht in das Klosterleben des Morgenlandes, und die Mönche zu Caryäs, lauter hochgewachsene, stattliche, ernste Männer mit blassen Gesichtern, langen Bärten und Locken, welche mit einer gewissen Würde die Kutte aus blauer Serge und die hohe schwarze Mütze trugen, wetteiferten untereinander an Gefälligkeit, uns mit diesen Institutionen bekannt zu machen. Unter den Mönchen kommen zuerst die Einsiedler, welche wie der heilige Antonius, der erste Anachoret, in vollständiger Einsamkeit wohnen und das strengste ascetische Leben führen. In den Zufluchtsorten (καθίσματα) finden wir kleine Gesellschaften von Mönchen, welche gemeinsam in der Einsamkeit leben und für einen gemeinsamen Vorrat arbeiten. Sobald sich eine Anzahl solcher Zufluchtsorte um eine zentrale Kirche sammelt, so entsteht ein Skete (ἀσκητήριον), welches in vielen Fällen sich nur dadurch von einem Kloster unterscheidet, daß es keine unabhängige Verfassung besitzt. Und endlich kommen die eigentlichen Klöster, welche jedes sein besonders körperschaftliches Dasein führt, Ländereien auf dem Berge und meist auch noch über dessen Grenzen hinaus besitzt und das Recht hat, im Synod vertreten zu sein. Diese Klöster müssen wiederum in zwei Klassen geteilt werden, je nach den verschiedenen Arten ihrer Regierung; die eine Klasse sind die Cönobiten, welche einen Vorsteher oder Hegumenen, einen gemeinsamen Grundstock und gemeinsamen Tisch besitzen; die anderen sind die Idiorrhythmischen, worin jedermann sein eigener Herr und die Verfassung gewissermaßen eine republikanische ist und die Leitung in den Händen von zwei jährlich gewählten Oberen liegt; in diesen nehmen die Insassen ihre gewöhnlichen Mahlzeiten in ihrer eigenen Zelle zu sich und genießen hinsichtlich der Verwendung ihrer Zeit und ihres Geldes eine vergleichsweise Freiheit. Hier kann also ein wohlhabender Mönch sich beliebig viele Diener halten u. s. w. Die idiorrhythmische Regel ist eine Abweichung von der ursprünglichen Gestalt und eine ziemlich neue Einrichtung, und es ist eine bezeichnende Thatsache, daß weitaus die größere Zahl der Klöster auf dem östlichen Abhange die minder strenge Disziplin angenommen haben, während die in abgelegeneren Oertlichkeiten, unter den steilen Abstürzen des westlichen Abhanges liegenden, mit Ausnahme von zwei, Cönobiten geblieben sind. Die Ländereien, welche diesen Klöstern außerhalb der Halbinsel gehören, liegen teils in Macedonien, teils auf Thasos, Lemnos und anderen Inseln des Aegäischen Meeres, bestehen aber vorwiegend aus größeren Gütern in den Donau-Fürstentümern und sind Geschenke, welche sie in früheren Zeiten von den Hospodaren der Moldau und der Wallachei erhalten haben. Aus diesen Quellen beziehen einige dieser Klöster ansehnliche Einkünfte, welche aber während des griechischen Befreiungskampfes und der jüngsten Kriege beträchtlich geschmälert worden sind, weil die Güter von 1821 bis 1830 von türkischen Soldaten besetzt und in den jüngsten Jahren

mit großen Steuern und Kontributionen belastet waren und dadurch sogar in Schulden gestürzt worden sind. Mehrere Klöster besitzen nur Ländereien auf der Halbinsel und sind vergleichsweise arm.

Die Gesamtzahl der Mönche auf Athos wird auf 3000 Köpfe geschätzt, wozu noch eine schwankende Bevölkerung von Laien oder Weltlichen (κοσμικοί) kommt, von denen manche dauernd als Diener oder Taglöhner in den Klöstern leben ohne irgendwelche mönchische Gelübde abzulegen oder Weihen zu nehmen, während andere nur vom benachbarten Lande hieher kommen und später wieder in ihre Heimat zurückkehren. Diese Klasse mag sich ebenfalls auf 3000 Köpfe belaufen. Die Zahl der Mönche in den einzelnen Klöstern wechselt von 25 bis auf 300 Mönche, aber 100 ist ungefähr die Durchschnittszahl. Selten sind jedoch alle Mönche zu gleicher Zeit anwesend, da eine gewisse Verhältniszahl von ihnen meist mit der Beaufsichtigung der außenliegenden Gehöfte beschäftigt ist. Wir fanden es, infolge der eigentümlichen Abneigungen der Orientalen gegen die Statistik, ausnehmend schwer, hierüber genaue Auskunft zu bekommen und erhielten meist nur ausweichende Antworten.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Rundreise um die Canarischen Inseln.

Von Madeira nach den Canarischen Inseln ist's nur ein Sprung, 24—30 Stunden per Dampfschiff, und doch ist es nicht leicht, die Reise zu machen. Denn, wenn sich auch gar keine Schwierigkeit bietet, nach Teneriffa oder Gran Canaria zu gelangen, so ist es mit dem Zurückkommen eine andere Sache; die zwei englischen Gesellschaften, welche hauptsächlich den Verkehr vermitteln, fahren zwar an bestimmten Daten von Madeira ab, da sie jedoch von Teneriffa nach der West- und Südwestküste von Afrika und wieder zurückfahren, wobei sie an ein paar Dutzend Häfen anlaufen, um ein- und auszuladen, so sind die Daten der Rückfahrten nichts weniger wie bestimmt und es kommen unter Umständen selbst wochen-lange Verspätungen vor. Weil nun ein gezwungener längerer Aufenthalt in Städten wie Santa Cruz oder Las Palmas entschieden keine Annehmlichkeit bietet, hatte ich es schon beinahe aufgegeben, diese so interessante Inselgruppe zu besuchen, als ich zufällig erfuhr, daß ein kleines von London ausgehendes Dampfschiff, „Fez", Forward Brothers gehörig, zirka alle 6 Wochen in Madeira eintrifft und von dort in etwa 10 Tagen eine Rundfahrt um die Canarischen Inseln macht und dann wieder nach Madeira zurückkehrt. Das war nun gerade, was ich wünschte, und Ende Mai sah ich denn die Insel Madeira sich nach und nach in Nebel hüllen, während der „Fez" auf ruhiger See seinen Kurs nach der Insel Palma nahm. Den Tag nach unserer Abreise, ungefähr gegen 10 Uhr Morgens, erblickten wir Palma, bald darauf auch Gomera und zum Schluß den Pic de Teide, der seinen schneebedeckten Gipfel hoch über die Wolken erhob. Wir waren von diesem Bergriesen damals 65 Seemeilen entfernt. Bald wurden die Umrisse von Palma immer klarer, wir sahen, wie die Wellen sich an den schroffen Felsen brachen, der Leuchtturm ward sichtbar, und um 2 Uhr Nachmittags ankerten wir vor Santa Cruz de Palma, der Haupt- und Hafenstadt dieser noch so wenig bekannten und besuchten Insel. Der Ort liegt an einer kleinen Bucht, dem natürlichen Hafen, und bietet gerade keinen interessanten, aber doch einen ganz freundlichen Anblick dar. Links erheben sich hohe Felswände, die nahe bei der Stadt direkt in das Meer abfallen, weiterhin etwas mehr zurücktreten. Im Hintergrunde sieht man hohe Berge. Ueber den Dächern erhebt sich hie und da eine Dattelpalme; diese und die vielen cactusartigen Gewächse an den Felsen sind das einzige, welches daran erinnert, daß man ein Stück Afrika's vor sich hat. Da es gerade ein Feiertag war (es gibt dort unzählige), so bot das Ufer einen recht belebten Anblick: die Erwachsenen versammelten sich auf der Landungsbrücke und besahen unser Schiff, den einzigen Dampfer, der diese Insel besucht, während sich die Jugend auf dem Wrack eines holländischen Segelschiffes, welches halb auf dem Trockenen lag, mit viel Geschrei offenbar sehr gut unterhielt. Etwa zwei Stunden nach unserer Ankunft, nachdem die Sanitäts- und andere Formalitäten abgemacht waren, bekamen wir vom Lande aus Besuch, und hier zeigte sich wieder einmal, wie klein doch die Welt ist, denn in dem Herrn, der zu uns auf das Schiff kam, erkannte ich einen Engländer, mit dem ich über ein Jahr lang in London in demselben Hause gewohnt hatte und der jetzt hier mit einem andern zusammen den neugelegten Kabel zu überwachen und die Telegraphenstation in Ordnung zu halten hat. Er brachte uns eine Einladung, den Abend in der Stadt einem Amateur-Konzert beizuwohnen, wir zogen jedoch alle vor, auf dem Schiffe zu bleiben, um ungestört über vergangene und gegenwärtige Zeiten uns zu unterhalten; außerdem ist das Landen in Palma sehr beschwerlich und bei Nacht natürlich noch um vieles unangenehmer. Wir trennten uns um 10 Uhr mit der Abmachung, den nächsten Tag einen Spaziergang nach einem in der Nähe befindlichen Gute zu machen.

Demzufolge gingen wir, meine Frau, der Kapitän und ich, den nächsten Morgen ans Land, und zwar zuerst zu dem Schiffsagenten, der in der Haupt- und eigentlich einzigen bedeutenden Straße von Santa Cruz de Palma wohnt. Die Stadt hat einen ganz spanischen Charakter und ist auch jedenfalls origineller als viele Städte auf den anderen Inseln, da sie, von Fremden so gut wie nicht besucht, noch vieles Ursprüngliche und Naive an sich bewahrt, was z. B. in Santa Cruz de Teneriffa schon lange

verloren ging. Die Straßen sind ziemlich eng, das Pflaster schlecht, die Häuser haben statt der Fenster hölzerne, teilweise sehr hübsch gearbeitete, wenig vorspringende Erker, von denen aus das schöne Geschlecht uns beobachtete; meine Frau war sichtlich ein Gegenstand der Neugier, denn eine Europäerin ist hier nur selten zu sehen und der große Hut, den sie zum Schutz gegen die Sonne trug, erregte allgemeine Verwunderung, und zwar deshalb, weil hier von den Damen überhaupt keine Hüte getragen werden, sondern noch die Mantilla; die Bäuerinnen aber, im allgemeinen schöne, sehr große Gestalten mit entsprechenden Gesichtszügen, ein Tuch und auf diesem einen unglaublich kleinen Hut, mit dem Rande von ungefähr 25 cm. im Durchmesser, auf dem Kopf haben. Dieser Kopfputz hat etwas ungemein Komisches und erinnert mich an Puppen, die auf einer unverhältnismäßig großen Lockenperrücke ein winziges Hütchen angeklebt haben. Wir kauften einen solchen Hut, und ich bin überzeugt, daß, wer ihn sieht, meine Aussage, daß solch ein Ding von Erwachsenen getragen wird, für Spaß halten wird. Nachdem der Kapitän seine Geschäfte beim Agenten besorgt, gingen wir zur Kabelstation, wo die beiden Herren bereits auf uns warteten. Der erst seit kurzer Zeit gelegte Kabel verbindet die Canarischen Inseln untereinander und geht dann von Teneriffa nach Cadix. Die Gesellschaft, welche ihn gelegt hat, erhält von der spanischen Regierung einen ziemlich hoch garantierten Prozentsatz; nach einer bestimmten Reihe von Jahren verfällt dann die ganze Einrichtung der Regierung. Wenn ich mich nicht irre, sollen jetzt die Inseln auch noch mit Guinea und anderen Punkten der Westküste verbunden werden; auch habe ich gehört, daß der Hauptkabel, welcher jetzt von Teneriffa nach Cadix geht, später nach Lanzarote verlegt werden soll, weil dort der Meeresgrund sich besser dazu eigne. Das Telegraphen-Bureau ist ein großer, kellerartiger Raum, nur möbliert mit einem Tisch und einem Stuhl; hier nimmt ein spanischer Beamter die Depeschen an, welches Ereignis jedoch zu den Seltenheiten gehört; in einem zweiten, beinahe ebenso großen und öden Saal werden die Telegramme nach einem ganz kleinen Orte von Teneriffa gesandt und dann per Boten nach Santa Cruz de Teneriffa gebracht, ein Weg von zirka 7 Stunden, und erst von da können sie dann nach Spanien befördert werden. Man sieht, daß die ganze Sache nicht sehr schnell vor sich geht; ein Telegramm nach Madeira braucht z. B. 72 Stunden, beinahe so lange wie ein gutes Dampfschiff.

Nach Besichtigung der Telegraphenstation brachen wir auf, um das besagte Gut und die von letzterem nur wenige Schritte entfernte Landungsstelle des Kabels zu besichtigen. Eine sehr schöne Fahrstraße zieht sich an einem Hügel hin, auf der Höhe desselben verläßt man sie jedoch und geht auf einem Wege, der ebenso schlecht wie der verlassene gut ist, zum Meeresufer hinunter, welches man auch nicht wieder verläßt. Der Boden besteht aus faustgroßen Steinen, auf denen das Gehen sowohl schmerz- wie scherzhaft ist, ungefähr nach Art der Springprozessionen, drei Schritt vor und zwei zurück. Auf der einen Seite das Meer und auf der andern erheben sich senkrechte, mit vielen Pflanzen überwachsene Felsen, welche an einer Stelle den Weg so verengen, daß er von jeder größeren Welle total überspült wird. Nachdem wir diese Stelle glücklich passiert hatten (man muß den Moment abwarten und dann laufen), änderte sich die Beschaffenheit des Bodens insofern, daß wir nicht mehr auf Geröll, sondern auf oder vielmehr einige Zoll tief im losen Sande gehen mußten, eine Veränderung, über deren Annehmlichkeit sich viel disputieren ließe. Glücklicherweise war aber die Strecke, die wir auf diese Art zurückzulegen hatten, nicht mehr lang und bald befanden wir uns in der kleinen Hütte, in welcher der Kabel mit der Leitung zur Stadt verbunden ist. Was davon zu sehen war, bot so wenig Interesse, daß uns eine Minute genügte und wir dann zum Gute gingen, wo schon eher etwas Fesselndes zu finden war.

Die Besitzung gehört einem Spanier und soll früher eine Wüste gewesen sein; davon merkt man jetzt allerdings nichts mehr, denn ein schöner Garten und fruchtbare Felder waren es, die wir zu sehen bekamen. Schöne Orangen hingen an den Bäumen, an Bananen war kein Mangel, und Blumen gab es im Ueberfluß. Das Oekonomiegebäude, wo recht schöne Kühe standen, und wo wir mit Milch bewirtet wurden, erinnerte ganz an europäische Einrichtungen der Art, während etwas weiter ein Brunnen uns auffiel, dessen Pumpvorrichtung durch ein Kameel mit verbundenen Augen in Bewegung gesetzt wurde. Letztgenanntes Haustier findet sich hier vereinzelt vor, gezüchtet werden sie auf Lanzarote und, wenn ich mich nicht irre, auch auf Fuentaventura. Diese Tiere werden aber hier für gefährlich gehalten und allgemein gefürchtet, was mich aus dem Grunde wundert, als man doch in Aegypten, wo man vielen Tausenden begegnet, sich gar nicht um sie zu kümmern scheint; auch ist mir bei meinem Aufenthalt dort oder in Tunis nie etwas passiert, was mir vor dem Wüstenschiff hätte Besorgnis einflößen könen; sie schreien allerdings fürchterlich, häßlich sind sie auch, für boshaft und gefährlich halte ich sie aber jedenfalls nicht, wenn man allenfalls die Zeiten im Jahre ausnimmt, in welchen die Hengste ungemütlich werden können.

Etwas mir ganz Neues war ein Cactus-Feld, auf dem die Cochenille noch gezogen wurde. Ich sage noch, weil diese einst so einträgliche Zucht jetzt so gut wie aufgehört hat, woran die größere Billigkeit der Anilinfarben schuld ist. Auf den Canarischen Inseln ist dieses von vielen Züchtern sehr empfunden worden, die sich nun zu anderer, wenn auch weniger einträglicher Bebauung des Bodens, z. B. mit Zuckerrohr, verstehen müssen. Ich kann das Insekt, welches die Cochenille liefert, nicht besser als mit einer vollgesogenen Hundezecke von dunkler Farbe vergleichen. Ich habe einige der Tierchen auf einem Taschentuche zerdrückt, welche dunkelrote Flecken zurückließen,

von welch' letzteren man mir sagte, daß sie nicht auszuwaschen wären; aber schon nach einmaliger Wäsche waren sie verschwunden. Da der Besitzer nicht anwesend war, besahen wir uns zum Schluß noch das Wohnhaus, welches jedoch durchaus nichts bemerkenswertes bot: die Zimmer waren allerdings ziemlich groß und sehr hoch, aber sehr dürftig möbliert; an den Wänden hingen einige unglaublich schlechte Bilder als einziger Schmuck. Mit Orangen und Bananen reich beladen, traten wir den Rückweg an, nachdem wir der kleinen Tochter der Gärtners, welcher uns herumgeführt, einige kleine Geldstücke gegeben hatten; es dem Manne selbst anzubieten, wäre als sehr unschicklich angesehen worden. Ueberhaupt ist darin Palma ein Unikum. Mir ist von glaubwürdiger Seite erzählt worden, daß, wenn ein Fremder im Innern reist, wo es gar keine Wirtshäuser gibt, er überall umsonst und mit Freuden aufgenommen und bewirtet wird, ohne sogar die Dienstboten des Gastgebers im geringsten für die gehabte Mühe entschädigen zu dürfen, da dies als Beleidigung empfunden würde.

Nachdem der vorher beschriebene Weg glücklich zurückgelegt war, lenkten wir unsere Schritte nach dem einzigen auf dieser Insel befindlichen Gasthaus, wo wir zum Frühstück eingeladen waren und wo uns eine der originellsten Persönlichkeiten empfing, die man überhaupt sehen kann, nämlich die Wirtin des Hotels, eine Frau von 35 Jahren, mit Spuren früherer Schönheit, aber von einem ganz unglaublichen Körperumfang, welcher den der bei uns auf Jahrmärkten vorkommenden Riesendamen noch erheblich übertraf. Dieses war jedoch nicht das Originelle der Erscheinung, ihr Benehmen war es noch viel mehr. Als Witwe, die es nicht bleiben will, zeigt sie jedem Unverheirateten, ob jung oder alt, ihr nicht unbedeutendes Vermögen, welches sie in barem Gelde bei sich aufhebt, und ebenso ihren wertvollen Schmuck. Das Verhältnis zwischen Witwe und Vermögen muß aber doch nicht ganz richtig sein, denn bis jetzt hat noch niemand den Mut gehabt, sie zur Lebensgefährtin zu nehmen, trotzdem sie auch einen Stammbaum vorzeigt, welcher, nach seiner Größe zu urteilen, Ahnen bis zur Sündflut zurückreichend aufzeigt; man sagt sich insgeheim, daß das betreffende Dokument auf einer Auktion erstanden sei. Das Essen war jedoch trotz der Eigentümlichkeiten unserer Wirtin sehr gut und schmeckte weder nach Knoblauch noch Oel, was in spanischen und portugiesischen Ländern etwas ganz außerordentliches ist; ebenso war der Kaffee ausgezeichnet. Dieses Wirtshaus ist im ganzen sehr zu empfehlen, und finden kann man es leicht, man braucht nur nach der dicken Wirtin zu fragen, die wohl allen, die sie kennen gelernt haben, unvergeßlich bleiben dürfte.

Den Nachmittag verbrachten wir damit, die Stadt noch etwas zu besichtigen, und nachdem wir bei dem einen am Telegraphenbureau angestellten Engländer, der mit Frau und Kind in Palma lebt, Thee getrunken hatten, gingen wir wieder zum Schiffsagenten, wo ich mir ein sogenanntes Unzenstück kaufte, ein Geldstück im Wert von zirka 64 Mark, das jetzt nicht mehr geprägt wird, um es zum Andenken in eine Broche verarbeiten zu lassen. Auch sonst kann man dort noch ganz interessante Geldsorten bekommen, z. B. Stücke von Piastern, die als kleine Münze kursieren und zuweilen ganz sonderbare Formen haben, da die alten Münzen je nach Bedarf in 4—6 Teile zerschnitten wurden.

Es war nun wieder an der Zeit, zu Schiff zu gehen, und so schlugen wir den Weg zum Hafen ein, wo wir unter Schwierigkeiten in einen kleinen Nachen stiegen oder vielmehr hineingetragen werden mußten, da selbst das kleinste Boot bei dem sehr niedrigen Wasserstande nicht nahe genug an das Ufer kommen konnte. Bald hatten wir den Dampfer erreicht, nahmen Abschied von denen, die uns begleitet hatten und verließen auch bald die kleine Insel, auf der wir einen angenehmen Tag verlebt hatten, und die wir immer in gutem Andenken behalten werden, sollten wir sie auch niemals wiedersehen. Es that mir leid, nicht länger auf dieser schönen Insel bleiben zu können, denn gar zu gern hätte ich die Caldera besucht, einen der merkwürdigsten Punkte der Erde, was vulkanische Formationen anbetrifft. Es ist dies ein ungeheurer erloschener Krater von 2 Stunden Durchmesser, 2600 Fuß hoch gelegen und von Bergen, die ebenfalls noch 3000—4000 Fuß den Boden der Caldera überragen, umgeben. Dieser Kessel ist von großer Fruchtbarkeit, von allen Seiten stürzen Wasserfälle in ihn, mit einem Worte, er soll ein Bild von so großer landschaftlicher Schönheit bieten, wie es nicht leicht wieder zu finden; ich habe dieses wenigstens von Personen gehört, die bereits ganz Asien, Amerika und Europa bereist hatten. Der höchste Berg Palma's ist fast 8500 Fuß hoch, eine Höhe wie sie, mit Ausnahme von Teneriffa, auf den Canarischen Inseln nicht mehr vorkommt. Es ist jedenfalls sehr zu bedauern, daß die Verbindungen mit dieser an Naturschönheiten so reichen Insel so mangelhaft sind, denn außer dem Dampfschiff, welches wir benutzten, gibt es nur noch spanische Segelschiffe, die zwischen den verschiedenen Inseln hin und her segeln; aber selbst der eifrigste Naturfreund würde von dem Plan abstehen, Palma zu besuchen, wenn er das Innere dieser Fahrzeuge sähe.

Ueber unsere Fahrt von Palma nach Orotava läßt sich nur wenig sagen, denn sie geschah in der Nacht, und da kein Mondschein war, sahen wir nichts, fühlten aber um so mehr, denn wir hatten eine sehr starke Dühnung und das Schiff machte dem Rufe, im Rollen außerordentliches zu leisten, die größte Ehre, indem es sich so stark von einer auf die andere Seite bewegte, daß Stehen zu den schwierigsten und auf einem unbefestigten Stuhle sitzen, zu den unmöglichen Dingen zählte. Gläser und Flaschen führten im Salon ein Ballet aus, was zur Folge hatte, daß der Boden des erwähnten Raumes am nächsten Tage wie eine Wirtsstube in Bayern nach einer Kirchweih aussah. Uns,

die wir nie an Seekrankheit gelitten, war das nun freilich ziemlich gleichgültig, aber einem spanischen Herrn, der sich ebenfalls in Palma eingeschifft hatte, war äußerst jämmerlich zu Mute; den Cognac, welchen ihm der Kapitän anbot, wollte er nicht nehmen, verlangte dagegen warmes Wasser zum Trinken, was uns allen etwas kurios vorkam. Es scheint ihm aber doch geholfen zu haben, denn bald nachher schnarchte er friedlich. Am nächsten Morgen war er aber so krank, wie er gewesen, und verließ auch das Schiff in diesem Zustande. Seekrankheit soll bei Spaniern und Portugiesen sehr allgemein sein, und was ich gesehen habe bei den diesen Nationen Angehörigen, bestärkt diese Ansicht in jeder Beziehung.

(Schluß folgt.)

Heilige Kurorte im Altertum.

Die das Leben schädigende Krankheit und deren Heilung unterlag nach dem Glauben der Hellenen unmittelbarer göttlicher Einwirkung, und deshalb wendete man sich, wenn die einfachen Hausmittel nicht ausreichten, vertrauensvoll an die Gottheit selbst. Namentlich war es Apollo's hülfreicher Sohn Asklepios (Aeskulapius), dessen Priester den in den Tempeln Genesung Suchenden nach den streng gehüteten und als medizinische Erbweisheit von den Vätern herrührenden Vorschriften Heilmittel verabreichten und chirurgische Operationen an ihnen vornahmen. Doch geschah dies bloß in leichteren Fällen. Die Kranken wünschten gewöhnlich die Wunderkraft des Gottes selbst an sich zu erfahren, und dazu diente der Schlaf an heiliger Stätte. Bäder, Fasten, Opfer und Gebete bereiteten den Patienten auf den Verkehr mit der Gottheit vor und stärkten seine gläubige Zuversicht. Dann bettete man ihn am Abend neben die Statue des bärtigen, sich auf den von einer Schlange umringelten Wanderstab stützenden Asklepios oder in einen besonderen, dem Zutritt des Publikums sonst verschlossenen Raum hinter der Tempel-Cella. Infolge der überreizten Phantasie der Kranken pflegten wohl die in Bezug auf die erwartete Heilung stehenden Träume nicht auszubleiben und die ihnen gewordenen Offenbarungen wurden von der Priesterschaft zurecht gelegt und durch besondere, angeblich von der Gottheit selbst empfangene Eingebungen ergänzt. Zuweilen freilich fielen die im Schlafe erhaltenen Rezepte absonderlich genug aus, wie z. B. der Lehrer der Beredsamkeit, Hermokrates, im zweiten Jahrhundert v. Chr. von einem mit Weihrauch geräucherten Rebhuhn träumte und sein Zeitgenosse und Kollege Aristides von einem Aderlaß bis zu 60 Kilogramm Blutverlust!

Daneben wurde aber auch mancherlei sinnliches Gaukelwerk in Bewegung gesetzt, um die Ungläubigen zu bekehren und den Halbwachen den Wahn direkter Inspiration beizubringen; denn Asklepios selbst trat zuweilen an die Krankenbetten, begleitet von seinen Töchtern Hygieia (Gesundheit), Panakeia (allen Genesung bringende) und Jaso (Heilerin) und den in allen seinen Heiligtümern vorhandenen zahmen Backenschlangen, welche die Kranken beleckten oder zwickten. Von dem Rhetor Polemon erzählt es Philostratus als einen Beweis von großer Unverfrorenheit, daß er, als ihm der Gott in seinem Tempel zu Pergamus, den er der Gicht wegen aufgesucht hatte, des Nachts die Weisung gab, sich der kalten Getränke zu enthalten, stracks antwortete: „Wie wäre es aber, mein Bester, wenn Du einen Ochsen zu heilen hättest?" Recht ergötzlich schildert denselben Priestertrug eine Szene im „Plutos" des Aristophanes. Den blinden Gott des Reichtums bringt sein Wirt Chremylos mit seinem Sklaven in den Tempel. Dieser nimmt das Bettzeug zum Tempelschlaf von Hause mit und badet dann den Blinden im Meere. Im Tempel selbst spendeten sie Kuchen und andere Opfergaben dem Altar, brachten den Plutos zu Bett „und jeder flickte sich die Streu daran." Hierauf löscht der Tempelhüter die Lampen aus und mahnt die Anwesenden zu schlafen und zu schweigen, wenn irgend ein Geräusch vernehmbar werde. Die andern gehorchen; der Sklave aber bemerkt, daß der Priester die Kuchen und Fladen vom heiligen Tisch wegrafft und die auf den Opferherden liegenden Kuchen in einen Sack „weiht", und da er selbst nach dem Breitopf eines Mütterchens lüstern wird, bemächtigt er sich desselben, indem er wie eine Schlange zischt und die Besitzerin in die Hand beißt! Durch die Löcher seines Mantels sieht er dann Asklepios nebst Jaso und Panakeia erscheinen, er sieht, wie der Gott die Kranken besichtigt, worauf ein Diener ihm den Arzneikasten und ein steinernes Mörserchen bringt. Endlich setzt sich derselbe zu Plutos hin.

„Zuerst befühlt er streichend ihm rundum das Haupt,
Nimmt dann ein reines Linnentuch und trocknet ihm
Gelind die Augenlieder ab; Panakeia dann
Verhüllt mit einem Purpurschleier ihm das Haupt
Und rings das Antlitz; hierauf pfiff der Gott und flugs
Schoß aus dem Tempel vor ein mächtiges Drachenpaar.
Die schlüpften unter'm Purpurtuch ganz sacht' hinauf
Und leckten ihm die Augenlieder, schien es mir,
Und ehe Du zehn Becher Wein hinunterschlürfst,
Stand Dir der Plutos sehend auf."

Eine gehörige Dosis von Glauben gehörte allerdings zu derartigen Kuren, und man sollte meinen, daß, als die Heilkunde aus dem mystischen Dunkel der Tempelpraxis in das öffentliche Leben getreten war und ihre Vertreter an frei die Kunst übenden Aerzten gefunden hatte, der der Besuch der religiösen Genesungshäuser nachgelassen haben müßte. Dem ist aber nicht so. Der feste Glaube des Volkes an weissagende Träume, an wunderbare Zeichen und Verkündigungen der Zukunft, an die Möglichkeit des persönlichen Sichtbarwerdens der Götter, erhielt den Brauch des Tempelschlafes bis in die spätesten Zeiten des Heidentums. Selbst der berühmte Arzt Galenus verdankte seine Heilung von einem lebensgefährlichen Geschwür dem

Asklepios, und der Kirchenvater Origenes beschwert sich über den Christenfeind Celsus, der den Leuten zumute, zu glauben, daß eine große Menge von Hellenen und Barbaren den Asklepios nicht als eine Vision, sondern in eigener Person Heilungen und Wohlthaten vollbringen und die Zukunft vorhersagen gesehen hätten und noch sähen.

Zu dem Glauben kamen noch die reichen pathologischen Erfahrungen der Priester und der Umstand, daß die Tempel meist eine gesunde Lage und heilkräftiges Wasser zum Trinken und Baden besaßen. Die gelungenen Kuren wurden aufgeschrieben und diese Zusammenstellungen bildeten sogar ein brauchbares Material für das Studium der Aerzte. Die Geheilten aber bezeigten sich dankbar durch Darbringung von klingender Münze, von goldenen und silbernen Schalen und Kränzen, besonders aber von Nachbildungen der erkrankten Körperteile in Edelmetall oder auch nur in Terrakotta. Theophrast zählt es unter den Merkmalen eines kleinlichen Ehrgeizes auf, daß ein damit behafteter Mann, wenn er einen bronzenen Ring im Asklepiostempel geweiht hätte, denselben täglich bekränzte, polierte und salbte. Im athenischen Asklepios-Bezirk hat man z. B. die aus Marmor gearbeitete Stirn mit kunstvoll aus Steinen eingesetzten Augensternen einer Frau gefunden, die von einer Augenkrankheit kuriert worden war. Der größte Teil der Weihgeschenke bestand aber wohl aus Marmorreliefs, auf denen der Gott meist selbst dargestellt ist, während dankbare Gläubige andachtsvoll ihm mehrere Opfer und Geschenke spenden.

Der hellenischen Sage nach verbreitete sich der Dienst des Asklepios von dem thessalischen Trikka (heute Trikkala) aus nach dem Peloponnes. Hier aber war die berühmteste und besuchteste Kultstätte, die 2 ½ Stunden westlich von der argolischen Hafenstadt Epidaurus in einem engen, anmutigen, zwischen Bergen von 2—3000 Fuß Höhe gelegene, die heute noch im Munde des Volkes „das Heiligtum" heißt. Die Beschreibung, welche uns der Zeitgenosse des Kaisers Hadrian, Pausanias, in seiner Reisebeschreibung von dem heiligen Hain und dessen baulichen Einrichtungen hinterlassen hat, ist jetzt durch die seit 1881 in den großartigen Trümmern von der Archäologischen Gesellschaft in Athen unternommenen Ausgrabungen vielfach bestätigt und ergänzt worden. Den Tempel des Asklepios will man in einem dorisch angelegten, über 24 m. langen und 13 m. breiten Bau erkennen, dessen Giebelskulpturen auf Kämpfe mit Centauren und Amazonen hindeuten. In ihm thronte auf reich verziertem Sessel das mit Gold und Elfenbein belegte Bild des Gottes aus der Hand des parischen Künstlers Thrasymodes. Der nur für die Traumoffenbarungen bestimmte, sonst unbetretbare Raum stieß nach Pausanias an die Cella des Gottes. Das Gebäude, welches man jetzt dafür zu halten geneigt ist, war vielleicht ein Logierhaus für die Kurgäste. Da übrigens innerhalb des heiligen Bezirkes kein Sterblicher das Licht der Welt erblicken oder verlassen durfte, so hatte der nachmalige Kaiser Antoninus Pius als Senator außerhalb desselben ein besonderes Haus für Wöchnerinnen und Sterbende erbauen lassen. Nahe am Tempel nach Südwesten befand sich ein von der Meisterhand Polyklet's herrührender, schon im Altertum berühmter Rundbau, wahrscheinlich zu Festmahlzeiten bestimmt. Ueber 32 m. im Durchmesser haltend, war er außen mit dorischen, innen mit korinthischen Säulen geziert, und die herrlichen Freskogemälde des Pausias harmonierten mit der Weiße des edlen Marmors. Auch einen Tempel der Artemis will man neuerdings gefunden haben. Quellwasser war den Brunnenhäusern aus den Höhen künstlich zugeleitet. Aber dem hochangesehenen epidaurischen Gott wurden auch alle vier Jahre Spiele und Wettkämpfe gefeiert und zu diesen Zwecken lag nahe am Rundbau eine Rennbahn, am südöstlichen Ende des Thales ein ebenfalls dem Polyklet zugeschriebenes Theater. Seine Marmorsitze sind jetzt von dem sie überwuchernden Stacheleichengestrüpp gereinigt und zeigen eine unübertreffliche Schönheit und Feinheit der Kunst, wie überhaupt das ganze Theater das besterhaltene in ganz Griechenland ist. Pausanias sah im Tempelhain noch sechs Steinpfeiler, auf denen die gelungenen Kuren an Männern und Weibern in dorischer Mundart eingegraben waren. Glücklicherweise hat sich jetzt einer derselben, der als Baustein zu einem mittelalterlichen Gebäude verwendet worden war, völlig erhalten wiedergefunden, ein anderer in großen Bruchstücken. Der erste scheint aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. zu stammen und enthält 20 Nummern, deren Inhalt besonders mit der Belohnung des Glaubens und Bestrafung des Unglaubens in Beziehung steht, aber auch zeigt, daß der Heilgott selbst mit sehr kleinlichen Anliegen behelligt wurde. Die Niederkunft einer Frau mit einem vierjährigen Knaben, der auch sofort seine Füße zu gebrauchen versteht, eröffnet das Verzeichnis. Ferner wird erzählt, daß ein Mann mit gelähmten Fingern den von Geheilten gestifteten Weihetafeln nicht geglaubt und über die Unterschriften gespottet habe; dennoch heilte ihn der Gott und brachte ihn zum Eingeständnis seiner Reue. Auch eine Ambrosia aus Athen, die auf einem Auge blind war, wird geheilt und bekehrt, muß aber geloben, zum Gedächtnis ihrer „Einfalt" ein silbernes Schwein zu stiften. Ein vorwitziger Besucher stieg Abends, als die Hilfesuchenden schon im Tempel schliefen, auf einen Baum und blickte in den verbotenen Raum hinein. Er fällt aber auf den Zaun und wird blind, bis der Gott sich des Flehenden erbarmt und ihm das Augenlicht zurückgibt. Die Erzählung vom Thessaler Pandaros erinnert lebhaft an den syrischen Feldhauptmann Naeman und seine betrügerischen Diener. Jener litt an einem Gesichtsausschlag, und als er im Tempel schlief, umwickelte der Gott sein Antlitz mit einer Binde und befahl ihm, dieselbe am Morgen dem Tempel zu weihen, worauf er gesund ward. Kurze Zeit darauf ging ein Landsmann von ihm, der dasselbe Leiden hatte, nach

Epidaurus, und diesem gab Pandaros eine Geldsumme mit, um sie in seinem Namen dem Priester einzuhändigen. Der Ueberbringer unterschlug aber das Geschenk und leugnete auch dem Asklepios gegenüber, etwas von Pandaros erhalten zu haben. Da band ihm der Gott die Binde des Geheilten um den Kopf, und als er sich nach Befehl am andern Tage im Wasser der Quelle spiegelte, hatte er zum eigenen Ausschlag noch den des Pandaros bekommen!

Zur Bewahrheitung der Plutosheilung bei Aristophanes dient die Geschichte eines Verwundeten, dem eine Schlange die böse Stelle am Fuße leckt, worauf ein schöner Jüngling sie salbt, so daß sie heilt. Auch an chirurgischen Operationen fehlt es nicht; denn dem einen wird eine Lanzenspitze aus dem Kinnbacken gezogen, einem anderen schneidet man Blutegel aus der Brust, die ihm eine böse Stiefmutter in einem Mischtrank beigebracht hatte. „Als es Tag war, kam er heraus mit den Tieren in der Hand und wurde gesund." Nach dieser Probe möchte man fast glauben, daß auch eine noch viel gefährlichere Operation, von der Aelian in seinen Tiergeschichten spricht, einem der Steinpfeiler im epidaurischen Heiligtum entnommen sei. Eine Frau, welche am Bandwurm litt, wollten die Diener des Gottes ganz einfach dadurch kurieren, daß sie ihr den Kopf abnahmen und dann mit der Hand den Quälgeist herauszogen! Es ging auch alles nach Wunsch, nur wollte das Kopfaufsetzen nicht glücken. „Da kam der Gott, schalt seine Diener, daß sie ein Werk unternommen hätten, welches über ihre Kenntnisse hinausginge, und gab selbst mit unübertrefflicher und göttlicher Kraft dem Rumpfe den Kopf zurück." Als gütigen Kinderfreund stellt die achte Geschichte den epidaurischen Gott dar. Ein Knabe, der Steinbeschwerden hatte, schlief im Tempel. Da trat, wie er meinte, Asklepios zu ihm und sagte: „Was wirst Du mir geben, wenn ich Dich gesund mache?" „Zehn Astragalen" (Knöchel aus der Ferse von Schafen, ein beliebtes Spielzeug der Kinder), antwortete rasch der Knabe. Lachend versprach der Gott, ihm helfen zu wollen, und der Schluß lautet wie gewöhnlich: „Als es Tag geworden war, ging er gesund hinaus." Spaßhaft dagegen ist die Beteiligung des Gottes an Toilettenkünsten. Der betreffende Abschnitt lautet: „Gernäus aus Mytilene hatte keine Haare auf dem Kopfe, an Wangen und Kinn aber sehr viele, und da er sich darob schämte und von den anderen verlacht wurde — man sieht, wie wenig beliebt schon damals das Obendurchwachsen war! — legte er sich im Tempel schlafen. Ihn salbte der Gott mit einer Arznei und ließ ihn am Kopfe wieder Haare bekommen." Daß der mitleidige Gott auch andere Schäden heilte, als die des menschlichen Körpers, lehrt folgendes Idyll. Ein Sklave, der einen Reisesack in das Heiligtum trug, fiel unterwegs und zerbrach dabei den Mundbecher seines Herrn. Als er nun voll Trauer dasaß und die Scherben zusammensetzte, sprach ein vorübergehender Wanderer: „Was gibst Du dir diese vergebliche Mühe? Diesen Becher kann nicht einmal der epidaurische Asklepios heil machen!" Der Diener steckte darauf das zerbrochene Gefäß wieder in die Tasche, schlich sich in das Heiligtum und schüttete sein Herz vor dem Gotte aus. Dann öffnete er wieder und fand den Becher unbeschädigt und ganz; sein Herr aber weihte denselben dem Tempel.

Daß die Leitung der ganzen Kultangelegenheiten und die Vertretung des Heiligtums wie in Athen unter einem offiziellen Priester stand, ergibt sich aus einer Inschrift aus römischer Zeit, nach welcher „unter dem Priestertum des Publius Aelius Antiochus" ein Mann aus Karien, der an Verdauungsstörungen litt, durch richtige Diät, Bewegung, Bäder und Medizin (zum Purgieren bekam er Milch mit Honig) geheilt worden war. Die Fülle kostbarer Weihgeschenke, womit die Genesenen aus Dankbarkeit das Heiligtum schmückten, gab mehrfach Veranlassung zu Plünderungen desselben. Namentlich wurde ihm im letzten Jahrhundert der römischen Republik übel mitgespielt von Sulla und den kilikischen Seeräubern. Darum sagt auch Livius gelegentlich des Besuches, welchen Aemilius Paulus nach der Besiegung des Perseus dem Tempel machte, er sei damals reich an Geschenken gewesen, jetzt aber reich an Spuren von herabgerissenen Geschenken. Dagegen hat das im zweiten christlichen Jahrhundert neu erwachte religiöse Leben und namentlich der durch den Kampf der Religionen gesteigerte Wunderglaube sicher den Schatz des epidaurischen Tempels wieder gefüllt. Zeugnis von dem fortdauernden Ansehen desselben geben außer den Neubauten des Antoninus die zahlreichen Trümmer gewölbter römischer Bauwerke und Inschriften der späteren Kaiserzeit. Der schreckliche Verwüstungszug der Westgothen unter Alarich mag auch die Herrlichkeit dieses Asklepioshains weggefegt haben.

Als eine von Epidaurus ausgehende Gründung galt den Alten der Kult des Asklepios zu Athen. Das Heiligtum des Gottes, dessen Ruinen erst vor wenigen Jahren aufgedeckt worden sind, lag auf einer breiten Terrasse am Südabhang der Akropolis und bestand aus einem alten und einem prächtigeren, späteren Tempel. Noch sieht man dort einen sorgfältig ausgehauenen Rundbau, in den aus dem Felsen die mythisch berühmte Quelle sickerte, und eine Säulenhalle führte von da zu einem zweiten, viereckigen Brunnenhaus. Hier ergingen sich die Kurgäste und fragten sich wohl auch des Morgens, wie Aristides in Bezug auf Pergamus erzählt: „Was haben Sie geträumt?" „Hat Ihnen der Gott etwas Neues befohlen?" Nach den zahlreichen Inschriften, die man gefunden hat, brachten die athenienſischen öffentlichen Aerzte jährlich zweimal für sich und die von ihnen geheilten Kranken im Tempel Opfer und Weihegeschenke dar. Zwei Inventarien verzeichnen die dem Gotte gehörenden Gegenstände: Gefäße, Münzen, Instrumente, Körperteile u. s. w. und machen gegen 40 Oberpriester namhaft. Daß der Schätze des Tempels wegen auch Hunde als Wächter gehalten wurden, ist aus einer

von Plutarch und Aelian erzählten Anekdote ersichtlich, wonach ein kluger „Boxer" durch Volksbeschluß lebenslängliche Verpflegung erhielt, weil er einen frechen Dieb gestellt hatte!

Seit 292 v. Chr. besaß auch Rom eine Filiale des Asklepios von Epidaurus, und noch heute erinnert die in der alten Travertineinfassung, welche der Tiberinsel die Gestalt eines Schiffes gab, am Bug desselben eingehauene Schlange an das Wunder der Legende, derzufolge der Gott selbst in Gestalt einer Schlange den römischen Gesandten freiwillig auf das Schiff und nach ihrer von einer Seuche geplagten Stadt folgte. Natürlich lag auch neben dem dortigen Aeskulaptempel, der wahrscheinlich die Stelle der Kirche des hl. Bartholomäus einnahm, eine Heilanstalt. Denn in dem Kreideniederschlag des Flusses hat man zahlreiche Gliedmaßen aus Terracotta gefunden, und es deutet auch eine Verordnung des Kaisers Claudius darauf hin, nach welcher alle kranken Sklaven, die von ihren Herren „aus Widerwillen gegen die Pflege" auf der Aeskulap-Insel ausgesetzt würden, frei sein sollten. Doch scheint das Tempelhospital in Rom niemals zu solchem Ansehen gelangt zu sein, wie die griechischen gleichen Anstalten, und auch aus der späteren Kaiserzeit hat man wohl Spuren von seinem Fortbestand, aber nicht von seinem gesteigerten Besuch. Ungeheuren Zulauf hatten in dieser Zeit die asiatischen Asklepieinen, namentlich das schon erwähnte pergamenische. Von seinen heiligen Brunnen rühmt der Schwärmer Aristides: „Viele, die aus diesem Brunnen gebadet haben, bekamen ihre Sehkraft wieder; vielen, die sein Wasser tranken, wurde die Brust wieder gesund; vielen wurden die Füße oder andere Glieder geheilt. Bekam doch sogar einst ein Stummer seine Stimme wieder!"

Wie tief übrigens der Glaube an Heilungen durch Tempelschlaf im hellenischen Volke wurzelte, beweist die Fortdauer der Sitte, die Kranken an heiliger Stätte Genesung suchen zu lassen, bis auf den heutigen Tag. Der Leidende begibt sich des Abends in die Kirche des Heiligen, zu dem er Vertrauen hat, und legt sich unter dessen Bild nieder, sofortige Heilung oder auch Angabe eines Mittels erwartend. Ebenso ist die Verbringung von Bildnissen der kranken Glieder aus Metall oder Wachs, als eine Folge von Gelübden, außerordentlich häufig, und die Weihgeschenke sind im Glauben des Volkes heilig und unantastbar.

H. Göll.

Surinam und seine Vegetation.

Von August Kappler.

(Schluß.)

Die Mammi, Mammea americana. Ein großer Baum mit glänzend grünen, stumpfovalen Blättern, großen weißen und angenehm riechenden Blüten und runden Früchten, manchmal von der Größe eines kleinen Kinderkopfes. Unter der 3 mm. dicken, zähen, rauhen und hellbraunen Haut, die sich von der Frucht leicht ablösen läßt, liegt ein hochgelbes Fleisch, in Konsistenz und Geschmack einer Möhre ziemlich ähnlich, nur süßer und aromatischer. In diesem Fleisch sind je nach Größe der Frucht 1—3 ovale, auf einer Seite mehr platte, 1 ½ cm. lange, rauhe Kerne, härter wie Kastanien. Es ist eine sehr beliebte Frucht, die aber auf den Antillen viel häufiger vorkommt, als in Guiana. Die Franzosen heißen sie Abricot.

Die Kirsche, Malpighia glabra. Ein kleines Bäumchen mit glänzend grünen, zolllangen, buchsähnlichen Blättern, mit roten Blüten und runden kirschenähnlichen Früchten, die dunkelrot von Farbe, süß von Geschmack, aber nicht so wohlschmeckend sind, als europäische Kirschen.

Der Sauersack oder Sauersop, Anona muricata. Ein Baum von 20—75 Fuß Höhe, mit 5 Zoll langen, 1 ½ Zoll breiten, spitz zulaufenden, glänzendgrünen Blättern und großen, gelblichen, lederartigen Blumen. Alle Teile des Baumes haben einen eigentümlich ekelerregenden Geruch, wie auch die Haut der Frucht. Mit dem Absud der Blätter wascht man Federvieh und Hunde, die vom Ungeziefer geplagt werden, und die Ställe derselben, und der Geruch vertreibt Läuse und Flöhe. Die Frucht des Sauersacks ist herzförmig und kann 1 ½ Fuß lang und halb so breit werden. Man nimmt sie vom Baume ehe sie ganz reif ist, denn durch das Abfallen würde sie zu Brei zerplatzen. Die Haut ist grün mit weichen Dornen und läßt sich von der reifen Frucht leicht ablösen. Unter ihr ist ein sehr saftiges, weiches weißes Fleisch, in dem eine Menge harter, glänzendbrauner, flacher, ovaler Kerne sitzen; es ist säuerlich-süß und ein wahres Labsal für Fieberkranke, denen man es als eine schleimige Limonade zu trinken gibt. Bei den Franzosen heißt der Baum Corrosot.

Der Zimmtapfel, Anona squamosa. Ein kleines Bäumchen mit 4 Zoll langen und halb so breiten Blättern und lederartigen gelblichen Blüten. Die herzförmige, höchstens faustgroße Frucht ist graugrün, hat in der Form Aehnlichkeit mit einer Pinie und besteht aus länglichten, außen runden Beeren, die wie Dachziegel übereinander um den Mittelstiel liegen. In jeder dieser Beeren ist ein platter schwarzer Kern, den ein weißes, sehr saftiges, wie süßer Rahm mit Zimmt schmeckendes Fleisch umgibt, das man aussaugt. Diese herrliche Frucht kommt in der größten Vollkommenheit auf den Antillen vor und ich aß die besten auf der Insel Grenada. Das Geschlecht der Anonen ist sehr groß und gibt in kleinen, in Savannen wachsenden Sträuchern nuß- bis eigroße, sehr angenehm schmeckende Früchte; aber allen ist der widerliche Geruch, der beim Sauersack besonders bemerkbar ist, mehr oder weniger eigen.

Die Sapodille, Achras sapota. Ein 20—30 Fuß

hoher schöner Baum mit 2 Zoll langen, oval spitzen, oben glänzend grünen Blättern, mit kleinen weißen Blumen. Die Frucht ist wie ein großer Lederapfel, bräunlich, rauh, in reifem Zustande innen wie eine überreife Birne, weich und hat etwa denselben Geschmack, aber nur weit süßer und aromatischer, so daß sie mit Recht zu den köstlichsten Früchten der Tropen gehören. In der Mitte sitzen, wie beim Apfel, vier ovale halbzolllange, platte, harte, dunkelbraune Kerne, und wie der Balata, zu dem sie gehört, sind alle Teile des Baumes voll Milchsaft, durch die Reife verliert aber die Frucht diese klebrige Milch.

Der Sternapfel, Chrysophyllum cainito. Ein bei 40 Fuß hoher Baum mit 4 Zoll langen, halb so breiten, spitz zulaufenden Blättern, die oben glänzend grün, unten aber bräunlich goldglänzend sind. Die kleinen roten Blüten geben eine Frucht, wie ein großer etwas platter Apfel, außen gelblich oder violett, denn es gibt zwei Arten. Schneidet man die Frucht quer mitten durch, so sieht man das Innere sternartig in 10 Fächer geteilt, in deren jedem ein glänzend schwarzer, länglichter Kern liegt. Das innerhalb dieser Fächer liegende schleimige Mus schmeckt süß, aber fade.

Der Melonenbaum, Carica Papaya. Ein Baum oder vielmehr eine krautartige Pflanze, die innerhalb eines Jahres die Höhe von 12—15 Fuß erreichen kann. Er hat keine Aeste, sondern die fußlangen lappigen Blätter kommen überall aus dem Stamm hervor und lassen, wenn sie abfallen, Narben zurück, die dem Stamme, der weich und hohl mit einem Messer durchschnitten werden kann, ein schuppiges Ansehen geben. Die Geschlechter sind getrennt und es wachsen die männlichen Blüten auf besonderen Bäumen, die denen, welche die weiblichen Blüten tragen, vollkommen ähnlich sind, nur stehen die männlichen Blüten in Trauben und an langen Stielen, die weiblichen aber sind größer, fleischiger, kurz gestielt und kommen unmittelbar am Stamme selbst hervor. Die Blüten beider Bäume haben einen lieblichen Geruch und bei der weiblichen entwickelt sich oft die Frucht bis zur Nußgröße, ehe die Blumenblätter abfallen. Die Frucht ist rund oder länglicht, von zwei Faustgröße bis zur Länge von 1 1/2 Fuß und der halben Breite. Ganz reif ist sie hochgelb. Die Schale ist sehr dünn, das goldgelbe nach Aprikosen riechende und ebenso, aber süßer schmeckende Fleisch ist 1 bis 1 1/2 Zoll dick. — Eine Höhlung innen ist teilweise ausgefüllt mit den schwarzen, erbsengroßen gerippten Samen, die an der Innenhaut sitzen und einen scharfen kresseartigen Geschmack haben. Sie werden gegen Würmer gebraucht. Die Frucht wird roh gegessen oder halbreif in Scheiben geschnitten und gekocht. Sie ist voll eines klebrigen Milchsaftes. Fleisch mit den Blättern gekocht, wird schnell gar. Der Baum wächst wild auf Sandritzen oder um die Hütten der Indianer.

Die Markusa, eine Passifloren-Art. Von diesen ihrer prächtigen Blüten wegen auch in Europa so beliebten Schlinggewächsen gibt es verschiedene Arten, deren Blumen großenteils violett, aber auch bläulich, ganz weiß oder vom brennendsten Scharlachrot sind, und die Früchte von der Größe einer Melone bis zu der einer Kirsche tragen. Man findet sie selten im Hochwald, sondern beinahe immer an Flußufern, am Savannensaum, im Strauchwerk verlassener Kostäcker, ja, die kleine Passiflora foetida mit dreilappigen, unangenehm riechenden Blättern und kleiner, eßbarer, kirschgroßer Frucht kriechend auf Savannen. Durch Kultur scheinen verschiedene Arten veredelt zu sein. Die bekannteste in Guiana ist die Passiflora laurifolia mit 6 Zoll langen, 1 1/2 Zoll breiten, gezähnten Blättern und hochgelben, ovalen Früchten, die etwas größer als ein Hühnerei sind. Die Früchte sind innen dreirippig, voll säuerlich-süßen Schleimes mit schwarzen glatten Kernen. Man saugt sie wie die Stachelbeeren aus. Eine andere Art ist bloß halb so groß, etwas birnförmig, hochgelb mit grünen Streifen. Diese, von den Franzosen Maritambour genannt, ist säuerlich-süß und schmeckt nach Vanille. Es ist die beste Frucht Guiana's und man kann sich kaum satt daran essen.

Die große oder Garten-Markusa, Passiflora quadrangularis, hat viereckige, weitlaufende, rankende Zweige mit großen, 8 Zoll langen und 5 Zoll breiten Blättern und prächtigen weiß und rosenroten Blüten, deren Strahlenkrone weiß, blau und violett gestreift ist. Die ovale grüne Frucht ist manchmal etwas gekrümmt, 8 bis 9 Zoll lang und halb so breit; das weiche Fleisch, das sehr angenehm riecht und mit Zucker eingekocht wird, ist etwa 1 Zoll dick und umschließt mehrere Eßlöffel voll säuerlich-süßen Muses, die die platten, linsengroßen Kerne umgeben. Dieses Mus mit Madeira oder Rheinwein und Zucker abgerührt, gibt ein herrliches Getränke. In den französischen Kolonien heißt diese Frucht Barbadine. Auf den Antillen kommen andere Arten dieser Passifloren vor, aber alle haben beinahe denselben Geschmack; allein ihre Blüten, wiewohl aus der Ferne angenehm, haben in der Nähe einen ekelhaften betäubenden Geruch.

Die Ananas, Bromelia Ananas. Ueber die wilde Ananas habe ich bereits gesprochen und sie kommt in der Savannenregion sehr häufig vor. Sie ist vermutlich die Stammpflanze der verschiedenen Arten, die in der Kolonie gezogen werden und von denen ich wenigstens 8 Sorten kenne. Die beste ist eine etwa 10 Zoll hohe, goldgelbe mit ebensolchem süßen, sehr aromatischen Fleisch; sie ist kegelförmig und wird höchstens 4 Pfund schwer. Die Indianer pflanzen sie und sie übertrifft alle anderen Arten an Wohlgeschmack. Eine große kegelförmige, hellgelbe wird bis 14 Pfund schwer, und eine andere etwas kleinere derselben Form ist purpurrot mit rotem Schopf und Blättern und weißem süß-sauren Fleisch. Eine kugelrunde wird beinahe so groß als ein Kopf, ist entweder gelb oder weiß, aber keine kommt an feinem Geschmack der ersten hochgelben gleich. Den feinen Geschmack erhält die Ananas

erst, wenn man sie auf dem Stock reifen läßt. Reif aber halten sie nicht lange und fangen bald zu faulen an. Zum Pflanzen steckt man den Blattschopf oder die Krone der Frucht in die Erde, oder pflanzt die jungen Sprossen, die aus der Wurzel oder zwischen den Blättern aufschießen, und es dauert 1 ½ Jahre bis die Frucht reif ist. Man ißt sie nur roh, in Zucker eingemacht verliert sie ihr Aroma. Der aus ihr gepreßte Wein hält nicht lang, doch gibt sie einen guten Alkohol.

Ueber die Bäume und Palmen, aus deren Früchten Oel gepreßt werden könnte, habe ich bereits gesprochen. Auch in Südamerika einheimisch soll die Erdnuß, Arachis hypogaea, sein. Sie wird zwar von den Buschnegern, aber nicht von den Indianen angepflanzt und ihre Hauptkultur wird sich wohl auf die Aequatorialländer von Westafrika beschränken. Es ist ein Kraut mit hellgrünen, zollgroßen Blättchen wie Klee, dessen dicht belaubte, mehrere Fuß lange Stengel auf der Erde umherkriechen. Der Fruchtknoten von der in den Achseln der Blattstiele sitzenden gelben Schmetterlingsblüte dringt nach der Befruchtung in die Erde; zuerst fadenförmig, verdickt er sich und bildet an seinem Ende eine länglichte, oben und unten runde rauhe Hülse mit 2—3 runden Bohnen, aus denen man ein feines Oel pressen kann, das an Güte dem Oliven-Oel gleichkommt. Die Erdnuß wird in gut umgearbeiteten Boden auf 2—3 Fuß Abstand je durch einen Kern gepflanzt und es ist in fruchtbarer lockerer Erde bei günstiger Witterung das Feld in einem Monat schon mit weitlaufenden Ranken überwachsen, so daß man im dritten Monat ernten kann; die Kultur ist sehr ergiebig. In Surinam heißt die Nuß Pinda, in Cayenne Pistache. Sie wird hauptsächlich zu Zuckerbackwerk verwendet; auch röstet und stampft man sie zu einem fetten Teig, aus dem man sehr nahrhafte Suppen macht.

Unter den einheimischen Pflanzen, die Farbstoffe liefern, ist der Orleansbaum, Bixa orellana, der bekannteste, und die Pflanzungen, wo diese Bäumchen des Produktes halber kultiviert werden, bieten durch die Regelmäßigkeit der Anlage, sowie durch die zierliche Form der Bäume, ihre schönen Blüten und roten Samenkapseln einen prächtigen Anblick. Der ziemlich pyramidale Baum von etwa 15 Fuß Höhe hat 6 Zoll lange, unten 5 Zoll breite spitz zulaufende Blätter. Die rötlich-weißen, an einer Doldentraube sitzenden Blüten gleichen kleinen Rosen mit einem Kranz von vielen gelben Staubfäden, die rundlichen, 2 Zoll langen, spitz zulaufenden Samenkapseln sind mit weichen Dornen bedeckt, vor der Reife hochrot, reif aber braun und enthalten eine Menge schwarzer Samen, die von einem mennigroten feuchten Mehl umgeben sind. Dieses wird in großen Bottichen im Wasser eingeweicht, umgerührt, die Kerne herausgenommen, und später, wenn die Masse gegohren hat, wobei sich ein höchst unangenehmer Gestank entwickelt, das Satzmehl getrocknet oder als Pasten versendet. Die Indianen pflanzen den Baum um ihre Hütten und bereiten mit Crapat-Oel aus der Farbe, die sie Kusuwë nennen, eine Salbe, mit der sie sich bei festlichen Gelegenheiten bemalen. Bei den Franzosen heißt der Orleans Rocou, bei den Engländern Arnatto.

Eine andere purpurrote Farbe bereiten die Arowak-Indianen aus der Bignonia chica, einer Schlingpflanze mit schönen rosenroten Blüten; die Blätter dieser Pflanze werden abgekocht und während des Suds andere Blätter beigefügt, worauf die ersteren eine schöne purpurrote Farbe annehmen. Ob nun diese Blätter ein Satzmehl geben oder zu Pulver gestampft werden, weiß ich nicht, denn ich sah die Zubereitung nicht, bevor die Farbe fertig war, die eine purpurrote Paste, Crawerս, wird, mit welcher, vermischt mit dem Lakasiri-Balsam, die Indianen sich das Gesicht bemalen. Die Farbe selbst ist nicht besonders schön und scheint wegen der mühsamen Bereitung nicht häufig angewendet zu werden. Ich habe bereits der schwarzen Farbe der Genipa erwähnt. — Verschiedene Arten der Clusien geben, wie die Gummigut-Bäume, eine schöne gelbe Farbe.

Textile oder Faserstoffe finden sich in Guiana in Menge. Unter den Palmen liefern die Mauritia flexuosa und Astrocaryum dem Indianen das Material zu seinen Hängematten und anderen Utensilien. Ungleich wichtiger aber ist ihm das Zeilgras oder der Bromelienflachs von Bromelia pinguin, das sich in wildem Zustand in der Savannenregion findet, aber außerdem von den Indianen angepflanzt wird. Die 10—12 Blätter, aus denen die Pflanze besteht, sind ähnlich denen der Ananas, 5—6 Fuß lang, unten 1 ½ Zoll breit, allmählich spitz zulaufend, ziemlich fleischig, gezähnt oder glatt; ihre vereinten Fasern sind so stark, daß es nicht möglich ist, dieselben im Blatte der Breite nach durchzureißen. Zur Bereitung des Flachses werden die Blätter einige Tage lang im Wasser eingeweicht, um die Haut und die fleischigen Teile weich und mürbe zu machen; dann wird jedes einzelne Blatt durch eine Schlinge von Bromelienflachs gezogen, wodurch das Fleisch und die äußere Haut abgestreift wird und nichts übrig bleibt als die reine Faser des Blattes. Diese besteht dann aus einer Menge gelblich-weißer, sehr starker, 5—6 Fuß langer Fäden, die sich nicht spinnen lassen, die der Indianer aber, zu 2, 3 oder mehr Fäden zusammengenommen, auf seinem nackten Schenkel mit der Hand zusammendreht, wodurch er auf diese Weise äußerst starke Bindfäden und Taue von beliebiger Dicke und Länge verfertigt. An Stärke übertrifft der Bromelienflachs jeden anderen Faserstoff. Gepflanzt wird er, wie die Ananas, durch Sprößlinge. Es haben übrigens die meisten Bromelienarten eine Faser, die zu Geweben verwendet werden könnte, wie auch vermutlich das in großer Menge in Sümpfen vorkommende Mokko-Mokko (Caladium arborescens).

Der Mahо, eine Malvacee, wächst strauchartig auf sandigen Plätzen, meist in der Nähe der See, hat große,

6—7 Zoll lange, 5 Zoll breite, spitz zulaufende, herzförmige, rauhe Blätter und große gelbe Blüten. Der Stamm und die langen Zweige werden geschält und die Rinde und der Bast zu sehr dauerhaften Seilen gedreht, die dem Indianen zu mancherlei Zwecken dienene. Dieselbe Pflanze, aber als Baum (Hibiscus tiliaceus), habe ich in Java gesehen, wo aus dem Baste ebenfalls Stricke gedreht werden; dort heißt der Baum, der längs den Straßen Alleen bildet, Maku.

Auch die Baumwolle, Gossypium, scheint in verschiedenen Arten einheimisch zu sein, denn man findet sie bei den Indianen des Innern, die nie mit Europäern in Berührung kommen.

Von den in Guiana einheimischen vegetabilischen Heilmitteln kommt von Surinam aus bloß die Quassia amara in den Handel. Copaiva-, Simaruba-, Smilax- und Cephaëlis-Arten werden nicht benützt, vermutlich, weil sie noch nicht gründlich untersucht sind. Der indianischen Heilmittel gibt es viele, die auch von den Farbigen und anderen Bewohnern der Kolonie gebraucht werden, in Europa aber gänzlich unbekannt sind. Das Pfeilgift, Curare, wird von den Indianern im Innern des Landes bereitet, und die Hauptpflanze, Strychnos Crevauxi, ist erst vor 6 Jahren durch die Reisen des französischen Arztes Crevaux bekannt geworden, obgleich sie Schomburgk schon 40 Jahre früher ebenfalls gefunden hatte. Zum Betäuben der Fische bedienen sich die Indianer Guiana's dreier Pflanzenarten. Die erste, Neko, ist eine oft schenkeldicke, holzige Liane, Lonchocarpus scandens, mit 6 Zoll langen, ovalspitzen Blättern und roten Blüten. Man findet sie im Innern des Landes. Die zweite ist Euphorbia cotinoides, Gunapalu, ein Strauch wie der Maniok, mit knotigen Stielen, 2 Zoll langen, herzförmigen Blättern und kleinen Blumen, voll Milchsaftes, und die dritte, der Conamis, Clibadium asperum, ein mannshoher Strauch, mit rauhen, ovalen Blättern und weißen Blüten. Um die erstere, die Neko, zu holen, machen die Indianer manchmal weite Reisen, die beiden anderen aber pflanzen sie in ihren Kostäckern und um ihre Hütten. Beim Gebrauch werden die Liane sowohl als die Blätter, Stengel und Blüten mit einem hölzernen Schlegel zerklopft, und im Wasser, in dem sich die Fische aufhalten, die zerklopften Pflanzen ausgewaschen, worauf nach kurzer Zeit die betäubten Fische auf die Oberfläche kommen und sterben. — Zwei andere bekannte giftige Pflanzen wachsen in feuchten Niederungen, nämlich Solanum mammosum, ein kleiner Strauch von etwa 3 Fuß Höhe, mit gelben, birnförmigen Früchten, in Surinam unter dem Namen Wentjebobbi bekannt, und das Domkeen, Arum seguinum, mit fußlangen, dicken Blättern, voll eines sehr brennenden, blasenziehenden Saftes. — Ich schließe mit dem Baume, der in der Haushaltung der Eingeborenen eine wichtige Rolle spielt, der Crescentia cucurbitina und cujete oder dem Kalebassen-Baum. Er wird selten über 15 Fuß hoch, ist krumm und sperrig und Stamm und Aeste sind immer mit Wucherpflanzen, meist Orchideen und Piperaceen überzogen. Die in kleinen Büscheln wachsenden Blätter sind beinahe stiellos, 7 Zoll lang, und 1 ½ Zoll breit, die großen fleischigen, glockenartigen, weißlichen Blüten kommen an den Aesten und am Stamme hervor und riechen widerlich, wie Blätter und Fruchtmark. Die Frucht ist von verschiedener Form und Größe, je nach der Art des Baumes. Sie hat eine holzige, dünne Schale, von außen mit grüner Haut, die sich leicht abschaben läßt. Oft ist die Frucht rund und bei einem Fuß dick oder auch lang und flaschenförmig. Sie ist voll weißen Markes mit vielen platten hellbraunen Samen. Man erkennt die Reife an der Härte der Frucht und schneidet sie entweder in der Mitte durch, wenn man schüsselartige Schalen haben will, oder macht oben ein rundes Loch hinein, wenn sie wie eine Flasche zum Aufbewahren von Getränken dienen soll; das weiche Mark wird mit einer Spatel von hartem Holz oder einem eisernen Löffel herausgeschabt. Der Baum findet sich auf allen Negerdörfern und die aus den Früchten verfertigten Schalen, Flaschen, Löffel ꝛc. sind im allgemeinsten Gebrauch. In der Kolonie heißt man sie Kalebassen, bei den Karaiben Coi.

Wer, wie ich, lange Jahre in einer tropischen Vegetation gelebt und solche unermeßliche Waldungen bereist hat, kennt auch die Schwierigkeiten, die eine grandios wilde Natur und ein ungewohntes Klima dem Reisenden, der überdies gar oft vom guten Willen mißtrauischer, unzivilisierter Völker abhängig ist, auf Tritt und Schritt in den Weg legen, und sieht ein, daß ein langes Menschenleben der angestrengtesten Arbeit und der Besitz aller Hülfsmittel, die die Wissenschaft bieten kann, kaum hinreicht, um einen kleinen Teil dieser Flora kennen zu lernen. Es ist ja für den Botaniker selbst keine geringe Aufgabe, das Gesehene zu genau untersuchen und faßlich zu beschreiben. Wenn also ich, ein Ungelehrter, es wagte, im vorstehenden ein Bild dieser Tropenvegetation im ganzen und von einigen Teilen derselben im besonderen zu geben, so weiß ich wohl, daß ich dem Gelehrten nichts neues bieten kann. Möge es also nur dem Laien zu einiger Belehrung gereichen und mit Nachsicht aufgenommen werden.

Kleinere Mitteilung.

Ein Forschungsbericht im Lapidarstyl.

Willis E. Everett, der jetzt die britischen Besitzungen Nordamerika's und Alaska zu ethnologischen Forschungszwecken bereist, schreibt folgendes unterm 26. Juli 1884 aus Fort Reliance, Alaska, 750 e. Ml. unterhalb des Endpunktes der Yukon-Flußschifffahrt: „Ich verließ am 1. Juni das obere Ende des Lynn-Kanals, überschritt das Scheidegebirge am 17., gelangte nach den Quellen des Yukonflusses am 18., baute dort ein Floß und ließ mich auf demselben bis zum nächsten Trageplatz (portage) von der Strömung flußabwärts tragen. Dort verschaffte ich mir Balken, zersägte

sie zu Brettern, konstruierte ein Boot und am 30. begann ich auf demselben die Erforschung des Hauptstromes (Jukon) sowie des Kupferflusses. Mein Zweck war vornehmlich der, möglichst genaue Kunde über die Ethnographie dortiger Stämme einzuziehen. Die dortige Kette von Seen passierte ich ohne Unfall und gelangte am 7. nach dem Schluchtenthal (cañon). Hier wurde ein Portage von zwei Meilen Länge ausgeführt. Dann packte ich meine Habseligkeiten wieder auf das Boot, passierte glücklich die fünf Stromschnellen („Five rapids") und wollte mir eben zu dieser „That" gratulieren, als ich ein donnerndes Geräusch in den Gewässern vor mir bemerkte. Ich strengte alle meine Kräfte an, das Ufer zu gewinnen. Doch die kräftigsten Ruderschläge halfen nichts. Mich und meinen Begleiter, einen Grubenarbeiter, riß das empörte Element mitten in die stärkste Strömung hinein, in die Mitte des Stromes! Noch eine Sturzwelle, und es war um uns geschehen! Das Boot war voll Wasser; noch drei Zoll des Randes ragten über das Fahrwasser empor und das Gepäck war schonungslos durchnäßt. Schließlich wurden wir auf eine Sandbank, 70 e. Ml. oberhalb der Einmündung des Pelly River geworfen. Dort waren einige Bergleute in Gruben beschäftigt, und mein Begleiter, vom Goldfieber ergriffen, schloß sich denselben ohne weiteres an. Allein und verlassen setzte ich die Reise fort. An der Pelly-Mündung empfingen mich 15 Rothäute, diese „edlen Söhne des Waldes", in mörderischem Anfall, ich rettete indes mein Leben und gelangte schließlich am 22. Juli nach Fort Reliance. Hier verproviantiere ich mich frisch und erwarte einen Handelsdampfer, der die Post bringen soll. Ich werde an den Quellen des White River überwintern, im Frühjahr 1885 das Gebirge in der Richtung nach dem Kupferflusse überschreiten und von da die Küste zu erreichen suchen. Im September gedenke ich an den Vancouver-Banks zu sein. Hier lebe ich, der einzige Weiße, unter den Indianern des Tukudh-Stammes, die eine ganz „verzweifelt aspirierte und palatale" Spache sprechen."

Gatschelt.

Der Putnam River

in Alaska ist im letzten Sommer von Lieutenant Stoney (vom Dunalaska) mit einer Dampf-Launch befahren worden; man konnte 300 Miles weit ohne jedes Hindernis gelangen; dort sperrte eine Stromschnelle den Weg, aber mit einem Kanoe konnte man noch 80 Miles weiter vordringen. Hier fand sich abermals ein Hindernis, aber über eine kurze Portage (Trageplatz) kam man in das fahrbare Wasser eines Nebenflusses, der von zwei größeren Seeen gespeist wird. Von einem erstiegenen Berg aus sah man das Thal sich in unverminderter Breite hinziehen, soweit das Auge reichte, und nach den Berichten der Eingeborenen liegt sieben Tagereisen weiter ein großer See, aus dem der Fluß ausfließt. Die eigentliche Quelle dürfte auf britischem Gebiete nicht allzuweit vom Mackenzie liegen. Der Fluß mündet in Hotham Inlet ziemlich unter dem Polarkreis wenig südlich vom Kunatuk River (Pjunatak bei Kiepert) und etwas nördlich vom Selawik-See; er bildet ein ausgedehntes Delta und scheint einen ausgezeichneten Weg ins Innere zu bieten, da er bis zu den Stromschnellen von Schiffen bis zu 6 Fuß Tiefgang befahren werden kann. Seine meisten Zuflüsse kommen aus Norden, und wahrscheinlich ist der als Kok angedeutete Nebenfluß des Pjunatak bei Kiepert nichts anderes als der Putnam. Von einem südlichen Nebenflusse, dem Pah River, aus kann man über eine kurze Portage zu schiffbaren Nebenflüssen des Jukon gelangen; ebenso existiert eine Verbindung mit einem Flusse, dessen Mündung in den Arktischen Ozean Lieutenant Ray bei Point Barrow fand. Das ganze Gebiet ist gut bewaldet, bergig, mit Spitzen bis zu 3000 Fuß. Kohlen, Kupfer und Gold wurden gefunden. Gleichzeitige Untersuchungen des Fähnrichs Purcell von demselben Schiffe ergaben, daß der Selawik River (Silanik bei Kiepert), den die Karten in dieser Gegend angeben, nicht existiert; nur ein Kanal von zirka 6 Miles Länge verbindet den gleichnamigen See mit zwei anderen, die weiter landein liegen. Ko.

Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 21. Februar.

Die am 20. Februar stattgehabte allgemeine Sitzung wurde mit einer Rede des Vizepräsidenten derselben, Herrn P. P. Semenow, eingeleitet, welche dem Andenken der jüngstverstorbenen Mitglieder der Gesellschaft: dem Stifter der Gesellschaft, langjährigen Vorsitzenden der Abteilung für physikalische Geographie, Ehrenmitglied, Akademiker F. v. Helmersen, dem kürzlich verunglückten, bekannten Forscher und Reisenden Sseworzow, der die Resultate seiner ausgedehnten und langjährigen Reisen in Zentralasien zu bearbeiten sich vornahm, und dem jungen Anthropologen und Zoologen Malachow (hauptsächlich durch seine Reisen im Ural bekannt), gewidmet war. Ferner machte der Sekretär der Gesellschaft, Herr A. W. Grigorjew, Mitteilungen über den Gang der Expedition unter der Leitung des Herrn Potanin nach Kansu. Vom September bis zum November führte er die Reise von Kukuchoto, in der südlichen Mongolei gelegen, durch die Ordossteppe bis zur Stadt Santschen am Hoangho aus, von wo er in den Wintermonaten einige kleine Ausflüge in die Umgegend zu machen beabsichtigt. Der Weg führte den Reisenden durch vielfach verwüstete Gegenden, die noch unverkennbare, zahlreiche Spuren des Dunganenkrieges aufweisen. Der Verlesung des Berichtes folgte der Vortrag des Generals Meyer über die transkaspische Provinz, in welcher derselbe sich zwei Jahre aufhielt. Der Vortragende hob hauptsächlich die politische Bedeutung der Provinz hervor, bemerkend, daß dieselbe in ökonomischer Beziehung bedeutungslos sei, was sehr ernüchternd wirkte. Die Ausgaben des Staates sind viel bedeutender als die Einnahmen und betragen drei Millionen, während letztere sich nur auf eine halbe Million beziffern. Die Bevölkerung der Provinz besteht hauptsächlich aus Turkmenen, ausgenommen den Mangischlak'schen Kreis, in welchem Kirgisen wohnen, und beträgt zirka 200,000 Einwohner. Höchst schwierig und unbequem ist die Verbindung mit dem erwähnten Kreise, indem die Reise dorthin vom Hauptort Asschabad aus im Sommer einen Monat, im Winter aber über zwei Monate erfordert, so daß es sehr zweckentsprechend wäre, die frühere Verbindung dieses Kreises mit Orenburg wieder herzustellen. In der Provinz sind noch folgende Kreise und Landschaften zu nennen: der Krasnowodskische Kreis, das Gebiet von Achal-Teke mit der Hauptstadt Asschabad, das Attek-Gebiet mit Sserachs und das Gebiet von Merw. Der Handel der Provinz ist sehr unbedeutend. Das Land kann im Großen und Ganzen als eine Wüstenei bezeichnet werden, indem auf den Quadratfuß durchschnittlich nur eine Pflanze kommt. Nur mit Hülfe künstlicher Bewässerung ist der Ackerbau dort denkbar. Obgleich das Land von den Russen erobert worden ist, machen sich gegenwärtig in demselben Vertreter verschiedener kaukasischer Stämme, Armenier, Georgier u. dgl., sehr unvorteilhaft geltend, die den Eingeborenen gegenüber als Russen auftreten, so daß dieselben sehr darüber erstaunt sind, daß ihr Land von ganz anderen Russen gegenwärtig exploitiert wird, als denjenigen, die sie als ihre Bezwinger in der Erinnerung haben. Der Vortragende wies auf die Notwendigkeit hin, bessere und praktischere Kommunikationen im Lande einzurichten. Von keinem Nutzen für den Handelsverkehr ist die Eisenbahn von Kisilarwat zum Michael-Busen, mündet dieselbe doch nur in eine flache Bucht aus. Wichtig wäre die Verbindung mit Krasnowodsk als dem einzigen guten Hafen, indem die Karawanen von Chiwa, die bis 2000 Kameele zählen und jetzt direkt gehen, diesen Weg einschlagen könnten. Die Eisenbahn könnte über Asschabad und Sserachs, und selbst bis zur Verbindung mit den indischen Bahnen über Herat, Kandahar und

Quettah, fortgesetzt werden. Eine historische Bedeutung hat die Provinz nur als Etappe zwischen Iran und dem fruchtbaren Turan gehabt, ohne je selbst etwas bedeutet zu haben. Auf Merw kann die Bezeichnung als Königin der Welt keine Anwendung finden, welche nur ein Produkt asiatischer Phantasie ist. Auf einer neuen Karte, die ausgelegt war, waren die gegenwärtig annähernd angenommenen Grenzen vorläufig angegeben. Die Grenze zieht sich längs dem Nordfuß des Chorassan-Gebirges (dem Attek) über Serachs, im russischen Gebiete gelegen, sodann nach Süden bis Pul-i-chatun und beinahe bis Pendi, geht dann über den Murghab südlich von Merw und zieht sich parallel dem Amu-Darja zum Ust-Urt, die Karakum-Wüste nach NW. durchschneidend.

C. Hiekisch.

Litteratur.

Ploß, Dr. H.: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zwei Bände. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1885. — Der Verfasser, ein strebsamer und sehr gelehrter und hochgebildeter Arzt in Leipzig, hat schon vor einigen Jahren sich durch sein gehaltvolles Buch: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker", in der ehrenvollsten und erfolgreichsten Weise in der Litteratur eingeführt. Einen noch bedeutenderen Dienst leistete er der Wissenschaft durch die vorliegende „Naturgeschichte des Weibes vorzugsweise vom völkergeschichtlichen Standpunkte aus", die erste derartige wissenschaftliche Arbeit, welche wir in der Litteratur überhaupt besitzen — eine Leistung, um welche uns alle zivilisierten Nationen beneiden und die sie sich so schnell wie möglich durch Uebersetzung aneignen werden. Mit anerkennenswerter Bescheidenheit bezeichnet der Verfasser sein Buch als „anthropologische" Studien und will keineswegs den Anspruch erheben, „ein vollständiges Bild vom realen Leben des Weibes und von seiner idealen Stellung im Reiche der Natur entworfen zu haben". Aber zugegeben, daß das von ihm Gebotene auch kein erschöpfendes Gesamtbild sei, so muß anerkannt werden, daß seine Leistung diesem Ziele sehr nahe kommt und einer der wertvollsten, lehr- und gehaltreichsten Beiträge zur Anthropologie und Ethnologie ist und bei dem palpitantesten stofflichen Interesse ein ungeheures thatsächliches Material mit anerkennenswerter Gewissenhaftigkeit, Geschicklichkeit und Klarheit verarbeitet. Zunächst schildert er das Weib und sein somatisches Leben vom Standpunkt der Physiologie, Aesthetik und Descendenztheorie aus, dann von dem des Volks- und religiösen Glaubens, des Geschlechtslebens und seiner Entwickelung mit Hinweis auf Tradition und Sitte im Leben der verschiedenen Völker, die Beziehung des Weibes zum männlichen Geschlecht und zur Fortpflanzung, zur Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, die Schwangerschaft und ihre somatischen, psychischen und ethischen Erscheinungen, die Mutterschaft in allen ihren Bezügen und Richtungen und endlich nach der eingehendsten Behandlung dieses in das praktische Leben so tief eingreifenden und nach dem geschichtlichen, ethnologischen und Kulturzustand der Völker so verschiedenartig behandelten Gegenstandes, welcher so charakteristisch für die Sitten und Lebensgewohnheiten der Völker ist, auch die soziale Stellung des Weibes in der Geschichte, der Religion und der Kulturgeschichte bis zur Gegenwart herauf. Schon diese Uebersicht des Inhalts läßt die enorme Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit des Inhaltes ahnen, aber das Werk selbst bietet noch unendlich mehr als man vermutet. Es ist ohne Frage einer der wichtigsten und lehrreichsten Beiträge zur Physiologie, Anthropologie, Ethnographie und Kulturgeschichte. Kein denkender Arzt und Naturforscher, kein Ethnograph und Kulturhistoriker wird es entbehren können, denn es erweitert den wissenschaftlichen Horizont nach allen Seiten hin und fördert die Erkenntnis, eröffnet eine Fülle neuer Gesichtspunkte, erschließt ein erstaunliches ungeheures Material. Die Behandlung ist eine bündige, pragmatische und auch in delikatesten Fragen so decente, als sie nur in der Wissenschaft möglich ist. Man liest das Buch mit dem größten Interesse und Genusse, und beginnt wieder von vorn, wenn man zu Ende ist, hoch befriedigt von der staunenswerten Gründlichkeit dieser Monographie, wie von der Sicherheit, mit welcher der Verfasser sein überaus reiches Material behandelt. Das Buch muß notgedrungen im weitesten Kreise der Gelehrten und Laien Epoche machen und dürfte vielleicht auch von gebildeten und vorurteilsfreien älteren Frauen mit Aufmerksamkeit und Nutzen gelesen werden.

Notizen.

Die Ehrfurcht der Eingeborenen Java's vor dem Krokodil ist sehr groß; sie glauben nämlich, daß der Körper eines Krokodils oft der Träger der Seele eines Verstorbenen sei, und greifen daher die Krokodile nicht nur nicht an, sondern schützen sie und bringen ihnen sogar Opfer dar. In Batavia kann man oftmals kleine, mit Blumen und brennenden Kerzchen geschmückte Flöße, auf denen Reis und ein gekochtes Huhn liegt, dem Meere zutreiben sehen. Keiner wagt die Hand an die Last des kleinen Fahrzeuges zu legen; es ist das für die Krokodile bestimmte Opfer, das die Javaner bei dem Tode ihrer nächsten Verwandten, bei Verheiratungen und besonders bei der Geburt eines Kindes und anderen festlichen Gelegenheiten darbringen, um sich die Gunst der Krokodile zu erwerben. (Herold.)

A. Man schreibt von St. Francisco (Kalifornien) unter dem 6. Oktober: Gestern Nacht ist der Staatskutter „Thomas Corvin" hier eingetroffen. Er brachte die Mannschaften des Dampfwalfischfängers „Borhead", welches letztere Schiff vom Eise zerdrückt wurde. Der Kapitän berichtete, daß in den Four Mountains, nahe beim Seven-two Paß, ein neuer Vulkan entdeckt worden sei. Der Kowakfluß ist seiner ganzen Länge nach durchforscht worden. Der Bericht wird nach Washington geschickt.

Entdeckung eines Mammut in Sibirien. Man hat im Eis der Lena-Mündung den beinahe vollkommen erhaltenen Körper eines Mammut entdeckt, welcher zu den riesigsten zählt, die man jemals gefunden hat. Man hatte schon vor 27 Jahren die Anwesenheit des Fossils auf einer Lena-Insel ermittelt, aber es war seither kein Versuch gemacht worden, dasselbe dem Eisgrab zu entreißen, worin es sich seit den Zeiten der Vorwelt erhalten hat. Nun entnehmen wir dem letzten Hefte des „Bulletin de la Société Impériale Russe de Géographie (XX. 3.), daß durch die Agenten der Polarstation von Ousti-Lena, an der Mündung des genannten Flusses (unter 72° n. Br.) Veranstaltungen getroffen worden sind, um das riesige Tier auszugraben. Dr. Bunge hat sich 37 Km. von der Station an dem Fundorte des Mammut in einer Schneehütte niedergelassen, um die Ausgrabung zu leiten. Das Tier liegt auf seiner rechten Seite und ist 5,50 m. hoch, mit Ausnahme des Vorderfußes vollständig und in absolut erhaltenem Zustande. Sein Anblick wird für die Wissenschaft von größtem Interesse sein. Die Ausgrabungsarbeiten sind äußerst schwierig und mühsam, denn der gefrorene Boden und das den Körper des Tieres umgebende Eis sind so hart wie Zucker. Andererseits suchen die in der Umgegend wohnenden Jakuten aus bösem Willen die Grabarbeiten so viel wie möglich zu hemmen, denn sie fürchten sich in ihrem Aberglauben, das Tier aus dem Eise hervorgehen zu sehen, weil sie es für eine Todsünde halten, der Erde etwas zu entreißen, was dieselbe nicht freiwillig hergibt. (M. g.)

Freunde einer gediegenen historischen Lektüre machen wir auf die so eben in ihrem zweiten Jahrgange erscheinende

Zeitschrift
für
Allgemeine Geschichte, Kultur-, Litteratur- und Kunstgeschichte

(jährlich 12 Hefte à 5 Bogen in Groß-Oktav zu M. 1.— pro Heft)

aufmerksam und laden sie hiemit zum Abonnement ergebenst ein.

Die erschienenen drei ersten Hefte des neuen Jahrgangs enthalten:

I. **Die polnische Königswahl im Jahre 1733. Von Adolf Beer. — Ludwig I. von Bayern und Karl Haller von Hallerstein von K. Th. Heigel. — Herzog Karl von Württemberg und seine pädagogischen Schöpfungen. Von Richard Weltrich I. — Zur zweihundertjährigen Geburtstagsfeier Georg Friedrich Händels. II. Der Kammerdiener Georg Händel und sein Sohn Georg Friedrich. Von J. O. Opel. I. — Aus der Regierungszeit der schwedischen Könige Gustav IV., Karl XIII. und Karl XIV. (des ersten Bernadotte). Von H. Martens.**

II. **Zur Entwicklungsgeschichte der abendländischen Weltanschauung. Von K. Hillebrand. — Der Kaiser Diocletian und seine Stellung in der Geschichte. Von L. A. Jeep. — Herzog Karl von Württemberg und seine pädagogischen Schöpfungen. Von R. Weltrich. II. — Zur zweihundertjährigen Geburtstagsfeier G. F. Händels. II. (Schluß.) Der Kammerdiener Georg Händel und sein Sohn Georg Friedrich. Von J. O. Opel. — Kardinal Mazarins Tod. Von H. Pechtl.**

III. **Heidelberg und der Humanismus. Von K. Hartfelder. I. Erste Blütezeit des Humanismus. — Die maritime und koloniale Thätigkeit Friedrich Wilhelms, des großen Kurfürsten. Von M. Beheim-Schwarzbach. — Drei Musiker-Programme für die Oper aus dem 18. Jahrhundert. Von C. H. Bitter. — Franz Grillparzer. Von G. Kinkel.**

Die Zeitschrift für Allgemeine Geschichte u. s. w. huldigt dem Grundsatz, den Essay und die zusammenfassende Darstellung neuer Resultate der wissenschaftlichen Forschung in erster Reihe zu pflegen. Politischen, konfessionellen und anderen Sonderzwecken dient sie in keiner Weise, und die Politik berücksichtigt sie nur in so fern, als diese historisch geworden ist. Die nationale Gesinnung ist ihr kein Aushängeschild, aber die Grundlage ihrer Bestrebungen, das feste Band, das Mitarbeiter und Leser verbinden soll.

Jedes Heft wird mit M. 1.— einzeln berechnet, eine Erhebung des Betrages für den ganzen Jahrgang im Voraus findet also nicht statt.

Das erste Heft, welches aufgeschnitten werden darf, liegt in jeder Buchhandlung auf, außerdem versendet es die unterzeichnete Verlagshandlung auf Verlangen gratis und franko.

Stuttgart, im März 1885.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Paulitschke, Dr. Ph., Die Sudânländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Mit 59 Holzschnitten, 12 Tonbildern, zwei Lichtdrucken und einer **kolorierten Uebersichts-Karte der Sudânländer.** (Maßstab 1 : 11,500,000.) gr. 8°. (XII u. 311 S.) M. 7. In Original-Einband M. 9. — Karte apart 25 Pf.

Bildet einen Bestandteil unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde".

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Buchta, Richard, Der Sudan und der Mahdi. Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen. 8°. M. 1. 20 Pf.

Steub, Ludwig, Aus dem bayerischen Hochlande. 8°. M. 3.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung
von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 11. Stuttgart, 16. März. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Kastengliederung im Jemen. Von Eduard Glaser in Konstantinopel. S. 201. — 2. Der Mädchenhandel nach der Türkei. S. 205. — 3. Eine Rundreise um die Kanarischen Inseln. Von Alexander v. Sveitschkoff in Hochfelden bei Achern. (Schluß.) S. 207. — 4. Die Klöster auf dem Berge Athos. (Fortsetzung.) S. 211. — 5. Land und Leute in der europäischen Türkei. Nach den Aufzeichnungen Wilhelm Pressel's mitgeteilt von Paul Dehn. (Schluß.) S. 215. — 6. Die Katakomben von Arizona. S. 217. — 7. Kleinere Mitteilung: S. 218. Pfahlbauten im Rhein. — 8. Notizen. Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc. S. 219. — 9. Litteratur. S. 219.

Die Kastengliederung im Jemen.

Von Eduard Glaser.

Seit zwölf Jahren sitzen die Türken wieder als Herren in San'â. Wo Türken und Araber beisammen leben, spielen sich die ersteren stets auf die vornehmere zivilisierte oder zivilisatorische Klasse hinaus, während der Araber in ein untergeordnetes Verhältnis hinabsinkt. Dadurch aber werden nach und nach die sonst ungemein scharf markierten Kastenunterschiede unter der arabischen Bevölkerung des Landes verwischt und eine historisch sowohl, als sozial im höchsten Grade bemerkenswerte Erscheinung, eine Eigenheit der arabischen Halbinsel, dieses Heimatslandes des erbgesessenen Adels, droht sich unserer Beobachtung zu entziehen. Diese wilden Kabylen und Beduinen halten seit Jahrtausenden auf Stammesreinheit, und der Familienstammbaum ist für jeden das teuerste uud wertvollste Vermächtnis, das er unversehrt seinen Kindern und Kindeskindern vererben möchte. Ja selbst für ihre Pferde und Kameele führen sie Abstammungslisten, die oft Jahrhunderte weit zurückreichen. Und solch' ein fanatisch-adeliges Volk sollte den Europäer nicht interessieren, speziell den deutschen, oder, wie man jetzt wieder zu restituieren sucht, den germanischen? Darum habe ich es mir angelegen sein lassen, diesen Dingen nachzuspüren, zumal zahlreiche Irrtümer und falsche Vorstellungen durch die Reiselitteratur in's europäische Publikum eingedrungen sind. Selbst mit Heinrich v. Maltzans in Aden erkundeten Nachrichten (I. Band seiner „Reisen in Arabien") werde ich bisweilen in Widerspruch geraten, was jedoch das Verdienst dieses berühmten Reisenden in keiner Weise schmälern kann.

Wer Südwestarabien richtig beurteilen will, muß zunächst die geographischen und religiösen Verhältnisse berücksichtigen; denn eine jede soziale Gliederung rankt sich an die politisch-geographischen und religiösen Zustände empor oder auch umgekehrt, falls die soziale Gliederung älteren Datums ist.

Gegenwärtig gibt es in Südarabien vornehmlich drei mohamedanische Sekten: die Zuyûd (Singular Zeidî), nach ihrem Imâm Zeid ibn 'Alî ibn Husein ibn 'Alî, dem Gatten der Prophetentochter Fâtima, benannt, die Schâfa'îsekte und endlich die sogenannten Bâtini oder Ismâ'îli-Araber, gerade so wie die Zuyûd schi'itische Mohamedaner, deren Imâm Ismâ'îl, Sohn Dja'fer Sadik's, eines Abkömmlings des Hauses 'Alî (Ismâ'îl war der siebente Sprosse), ist.

Wir werden bei einer anderen Gelegenheit Ausführlicheres über diese gerade gegenwärtig überaus interessanten Sekten mitteilen. Für heute genügt uns die Kenntnis ihrer geographischen Ausdehnung.

Die Zeidîsekte ist fast ausschließlich vertreten von Sa'de angefangen bis nach Damâr einerseits und dann von den höchsten Teilen des Westabhangs des Serât bis gegen Mârib (Saba) andererseits, im allgemeinen also im gesamten Gebirge zwischen Damâr und Sa'de, was jedoch nur einen Teil, allerdings einen großen, des alten Himjarenreiches in sich schließt. In den Bergen südlich von Damâr, in Hadhramaut und in der Tihâma (Küstentiefland) herrscht der orthodoxe Schâfa'î-Ritus vor. Oestlich

und nördlich von Sa'de, bis weit hinaus über Nedjrân (fast bis zum Persischen Meerbusen und selbst noch in Indien), ferner in einzelnen Enklaven im Zeidî-Gebiet, so in Taiba im Wadi Dhar, in den Harâz-Bergen und mehreren anderen findet man die Bâtinisekte, von der wir für heute nur bemerken wollen, daß sie die totgeglaubte Karmatenlehre unversehrt erhalten hat. Die tolerantesten, aufgeklärtesten und bestorganisierten sind die Bâtini; bei den Zeidî spielen einige große Stammesgruppen (Hâschid und Bakîl) die Hauptrolle, haben jedoch keine staatenbildende oder staatenerhaltende Idee; ja gerade diese mächtigsten Kabylenmassen waren zu jeder Zeit bereit, das Zeidî-Imâmat zu schwächen und eventuell zu zerstückeln. Genealogisch sind sie mit den Bâtini (Jamiten) verwandt, sie sind insgesamt Abkömmlinge der Himjaren und der Sabäer. Von den Schâfa'î-Arabern ist nicht viel zu sagen; man kennt die orthodoxen Mohamedaner ja auch in Europa sehr gut.

Außerdem haben wir auch der Juden zu erwähnen, die sich fast ausschließlich bei den Zuyûd und den Bâtini vorfinden. Sie leben hier allerdings zumeist von Handwerk, haben jedoch trotz ihrer beispiellosen Dürftigkeit genau dieselben Rasseneigentümlichkeiten, wie ihre reicheren Stammesgenossen in den christlichen Ländern. Auch die südarabischen Juden glauben, daß es genügt, den reinsten Monotheismus zu haben.

Andere Konfessionen sind im Innern des Jemen nicht vertreten; die seinerzeit in San'a etablierten Banianen haben seit Jahrzehnten die Gegend verlassen. Nur in den Küstenstädten findet man noch Ueberreste dieses weichherzigen und edel angelegten Volkes, dessen Heimat bekanntlich Indien ist.

In Südarabien gliedert sich die „Gesellschaft" der Mohamedaner in folgender Weise: Die erste Stelle nehmen die Nachkommen 'Alî's und Fâtima's ein, also die sogen. Sâda oder Aschrâf (zu deutsch: die „Herren" oder „Edlen"). Ihnen zunächst folgen unter den Stämmen die effektiven Machthaber, also die Maschâikh, welche zumeist älteren, wenngleich nicht so vornehmen Adels sind, dann die Qabâil (Kabylen), d. h. die Angehörigen eines Araberstammes. Mit diesen in gleicher Linie zu stehen behaupten die „'Arab", d. h. Araber oder eigentlich Städtebewohner. Als viertes Glied erscheinen die Abkömmlinge von freigelassenen Sklaven, endlich zwei Klassen von Parias, die sogen. Akhdâm, d. h. „Diener". Ein gewöhnlicher Diener heißt in Jemen Schâqi und niemals Khâdim. Bisweilen kann man auch, ohne damit an die Pariakaste zu erinnern, Khaddâm an Stelle von Schâqi sagen. Der Plural würde dann lauten Khaddâmîn und niemals Akhdâm, für welch' letzteres Wort jeder in irgend einem Dienstverhältnis stehende jemenischer 'Arab seinem Dienstherrn die Djanbiyâ in die Brust stoßen würde.

Um nun korrekter vorzugehen, müssen wir den markanten Unterschied betonen, der zwischen Qabâil und Arabern besteht. Die ersteren sind durchwegs adelige Stammesaraber und Krieger und halten sich schon deshalb, auch trotzdem sie blos in elenden Hütten oder Häusern wohnen, für höherstehend als die 'Arab, die von Handel, Handwerk und Gelehrsamkeit leben und höchstens irgend einen Gelehrten vor drei oder vier Jahrhunderte zum Ahnen hatten. Demgemäß läßt der Kabylenscheikh dem Sejjid (Scherîf) auch nur einen scheinbaren Vorrang, und das aus religiösen Gründen. Einen einfachen Gelehrten aber, der nicht zugleich Sejjid ist, und den man in den Städten doch gleich nach dem Scherîf plazieren würde, respektiert er gar nicht; er bedient sich desselben höchstens als Schreiber. Wir haben demgemäß eine doppelte Rangsliste anzufertigen und zwar für die Qabâil und für die Städter:

Die ersteren rangieren als: 1. Sejjid (keine effektive Rolle, höchstens Schreiber, geheimer Intriguant); 2. Naqîb (vornehmer Scheikh, einer solchen Familie entsprossen); 3. 'Aqil (kleinerer Scheikh); 4. Qabîlî; 5. Muzejjin (Barbier). Würde es Gelehrte unter ihnen geben, so würden sie ohne Zweifel mit den Qabâil rangieren. Die Juden stehen ganz für sich, sie stehen jedoch unter dem Muzejjn, da sie nicht einmal Waffen tragen dürfen. Eigentliche Akhdâm gibt es nicht bei den Qabâil.

Die Städter gliedern sich in: 1. Sâda (Plural von Sejjid); 2. 'Ulamâ und Fuqahâ, d. h. Gelehrte und Gesetzeskundige, denen sie den Titel Sejjedanâ (absichtlich nicht Sejjidunâ ausgesprochen) geben; 3. 'Arab; 4. Abkömmlinge freigelassener Sklaven; 5. und 6. Akhdâm höherer und niederster Klasse und endlich die Juden, die nicht eingerechnet werden. Ja, die Araber glauben, und wohl mit Recht, es gebe unter den Juden selbst ähnliche Kastenunterschiede.

Wir haben uns nunmehr mit jeder dieser Kasten speziell zu befassen und anzudeuten, wie sie sich bei den verschiedenen Sekten präsentieren.

Die Sâda (Schurafâ oder Aschrâf). Diese Kaste war seit dem Eindringen des Islam, mit dem sie aus dem Norden her in's Land gekommen, bis auf unsere Tage bestrebt, die Nachkommen der alten himjarischen Bergfürsten um ihre Macht zu bringen, und in dieser fortdauernden Fehde des neuen Adels gegen den alten liegt die Hauptursache des Verfalles Südarabiens. In den großen Städten ist ihr das fast überall gelungen; man braucht nur an die scherifischen Regentenhäuser: El Mutawakkil, El Mansûr, El Mahdi, El Mu-ajjad, Abû Tâlib und El Qâsim zu erinnern. Noch gegenwärtig, wo schon längst die Regierungsgewalt in die Hände der Türken übergegangen, leben neben zahllosen anderen Abkömmlingen dieser königlichen Scherîf-Familien zwei Sâda, welche noch in letzter Zeit eine gewisse Rolle spielten, jetzt aber von der türkischen Regierung mit einem Gnadengehalte von 1000 türkischen Piastern per Monat zur Ruhe gesetzt worden sind. Es sind dies der Scherîf Ghâlib ibn Mohamed ibn Jihja ibn Mansûr, welcher füglich als letzter

Imâm von San'â bezeichnet werden darf, wenn man als solchen nicht etwa den Scherîf Husein ibn Mutawakkil oder gar den kaufmännischen Scheikh Muhsin Mu'id, Stadtregenten von San'â, der die Stadt den einrückenden Türken übergab, gelten lassen will; ferner der Sejjid Ahmed ibn 'Abderrahmân, der gleichfalls sein Land (Maghreb mit der Hauptstadt Kaukabân) an die Türken abtreten mußte. Ein anderer Scherîf, der Sejjid Scharaf ed Din, der, als Nachfolger des mit den Türken stets im Kriege befindlichen Sejjid Muhsin Schahâra gleichfalls die weltliche und geistige Herrschaft als Imâm anstrebt, hat in der letzten Zeit oft genug von sich reden gemacht. Als weltliches Oberhaupt wird er von den seit Jahrhunderten für ihre eigene Suprematie kämpfenden altadeligen Qabâilmaschâikh wohl niemals anerkannt werden.

Dort wo die Sâda einen größeren Einfluß zu erringen wußten, ist es ihnen auch gelungen, fast alles liegende Gut, ferner den größten Teil des Zuchtviehes in ihre Hände zu bekommen; zum mindesten jedoch hat jeder von ihnen den Zehnten der Ernte irgend eines kleinen Landstriches eingeheimst und selbst noch unter der türkischen Herrschaft sind sie von Steuerabgaben befreit. Nichtsdestoweniger sind jetzt viele von diesen einst an Luxus gewöhnten Sâda verarmt. Mancher kam im Geheimen zu mir, um dem Fremden die Schätze der Ahnen zum Kaufe anzubieten, andere schickten ihre Kinder in gutgesinnte Häuser, darunter auch in das meinige, um geradezu zu betteln.

Auch äußerlich zeigte sich bei jeder Gelegenheit die Herrlichkeit der Sâda. Kein Araber oder Qabîlî erlaubte sich einen Sejjid ohne vorherige Erlaubnis anzusprechen und sich in Anwesenheit eines solchen zu setzen, oder etwa früher in die Schüssel zu greifen. Ja die Sâda haben sogar eigene Dörfer und Burgen als Wohnsitz gewählt, und wo sie mit Arabern oder mit Qabâil zusammenwohnen müssen, zogen sie es stets vor, wenigstens in einem abgesonderten Viertel sich niederzulassen, die als sakrosankt betrachtet werden. Die Zeidî Aschrâf verheiraten auch ihre Töchter niemals an einen Araber, wenngleich sie selbst ohne Weiteres hübsche Kabylenjungfrauen oder Araberinnen als Frauen heimführen konnten. Die Schâfa'î Aschrâf sind hierin toleranter. Die Aschrâf beschäftigen sich nur (wo ihnen das möglich ist) mit Regierungsangelegenheiten und Gelehrsamkeit; gewisse Handwerke, wie z. B. das eines Schusters, Fleischers, Sâis, Pferdevorläufer, sind bei ihnen absolut verpönt. Selbst in der Kleidung unterscheiden sich die Sâda von den Arabern. Sie tragen sogenannte Brückensandalen (Hidâ bilquntâr), lassen von dem Kopftuch ('Ymâma) einen Zipfel ('Adabe) frei über die Schulter herabfallen (das Kopftuch ist im Jemen selbst bei den Sâda nicht wie anderwärts grün, sondern beliebig, zumeist weiß gefärbt). In diesen Aeußerlichkeiten können sie nur von den Gelehrten nachgeahmt werden, wenngleich der Sejjid das nicht gerne sieht. Unter den Qabâil unterscheiden sich die Sâda nicht durch eine besondere Kleidung. (Seit dem Einmarsch der Türken hat sich das alles wesentlich geändert. Selbst die Juden, die früher schon beim Eintritte in die Stadt ihre Sandalen ablegen und barfuß gehen mußten, tragen jetzt Sandalen à la Sâda.) Unter den Qabâil spielen die Sâda auch heute noch die Rolle von politischen Agitatoren, die bald von den Stammeshäuptern mißbraucht werden, bald diese selbst dupieren. Bei Begegnung von Angehörigen verschiedener Stämme führen sie das Begrüßungswort (Khabr), worüber ich ausführlich in „Petermann's Mitteilungen" (Mai und Juni 1884) geschrieben habe.

'Oqqâl und Qabâil. Der südarabische Stamm ist wohl mehr noch als der zentral- oder nordarabische eine historische Erscheinung, in der sich manches Stück arabischer Vergangenheit präsentiert. In der Sprache der Qabâil findet man heute noch Anklänge an das alte Idiom des glücklichen Arabien — ich habe eine Reihe solcher Wörter verzeichnet — und ihre Stammeseinrichtungen und Gebräuche erinnern vielfach an das alte Sabäertum. So verlockend es auch wäre, das Leben und Weben südarabischer Stämme, mit denen ich mich auf meiner Reise eingehend vertraut machen konnte, hier zu schildern, so muß ich mir dennoch eine durch den Raum gebotene Reserve auferlegen und vorläufig auf das in „Petermann's Mitteilungen" Publizierte verweisen. Ich beschränke mich heute auf die Besprechung der Stammesgliederung selbst.

Da muß vor allem betont werden, daß auch in Südarabien nicht alle Araberstämme nach derselben Schablone behandelt werden können. Da gibt es Stämme, die aus den Sabäern und Himjaren hervorgegangen sind, dann aus dem Norden eingewanderte Stämme u. s. w. Ich halte mich zunächst an einen himjarischen Stamm.

Der Stamm, im allgemeinen 'Aschîra genannt — eine ganz kleine Unterabteilung, z. B. ein Dorf, heißt Habl, Strick — besteht aus im allgemeinen gleichgestellten Qabâil (Singular Qabîlî, von Qabîla = kleiner Stamm, Plural Qubl oder Qúbul), d. h. also Stammesarabern. Die männlichen Nachkommen der vornehmsten Familien führen den Titel von Nuqabâ (Plural von Naqîb) wohl mit der schi'itisch-religiösen gleichlautenden Bezeichnung erst später eingeführt. Die eigentlichen Meschaîkh (ein den Qabâil nicht geläufiger Ausdruck) heißen 'Oqqâl (Plural von 'Aqil, der Verständige). Sie führen gewöhnlich in mehreren Hibâl das Regiment und ziehen an der Spitze der wohlbewaffneten männlichen Bevölkerung in's Feld. Diese Kriegerabteilungen heißen entweder Khubra (von Khabîr, d. h. Kamerad), oder, wenn sie etwas größer ist, Djamâ'a, wenn noch bedeutender Ashâb oder Suhba. Das ganze Kriegsvolk eines Stammes heißt Qaum und wird entweder vom vornehmsten Naqîb oder von einem Generalissimus, dem 'Aqîd el qaum geführt. Deshalb hat auch in Südarabien das Zeitwort jaqûmû, „aufstehen, sich erheben" noch den andern Sinn: „Zu Einer Armee gehören", „Verbündete sein".

Der Qabîlî ist gewöhnlich Ackerbauer oder in sterilen Teilen seines Gebietes Heerdenbesitzer, in welchem Falle man ihn Badu, d. h. Beduine, nennt. Wo immer es nur thunlich ist, leben sie in Dörfern beisamen, der 'Aqil mit seinen näheren und entfernteren Verwandten gewöhnlich in einem besonderen Dorf, das dann seinen Namen führt mit der Bezeichnung „Beit" (Haus), also Beit N. N.

Die Qabâil werden nach eigenen, übrigens von Stamm zu Stamm wechselnden Gesetzen, A'râf el qabâil, regiert, die von den 'Oqqâl gehandhabt werden. Nur religiöse oder strikte mit den Koranvorschriften zusammenhängende Streitfälle werden von der in jedem Stamme befindlichen Kolonie von Scherîfen und Gesetzeskennern, der sog. Hidjra, die gewöhnlich in einem eigenen Dörfchen lebt, geschlichtet. Diese Hidjramitglieder sind sonst Schreiber, Vorbeter u. dgl. Alte Heiligengräber, jetzt selbstverständlich als islamische ausgegeben, werden gewöhnlich von einigen Fuqahâ bewacht und bilden auch eine Hidjra, was nach der Qabâilsprache nichts anderes bedeutet als: „nicht zum Stamme gehörig", „offene Stadt oder Dorf, wo jeder Aufnahme findet".

Die tiefste Stelle in der sozialen Stufenleiter der Qabâil nimmt der Barbier (Muzejjn) ein. Er ist Diener, Belustiger und Schalksnarr des 'Aqil und der Djemâ'a. Ist er gar noch Muqahwî, d. h. Unterstandsgeber für Reisende, so ist dies das non plus ultra der Verächtlichkeit. Die Juden sind Handwerker, Arbeiter, selten Händler, tragen keine Waffen, werden jedoch im Falle von Beleidigungen oder Unrecht von ihrem Djâr beschützt.

Die Qabâil heiraten gewöhnlich nur Töchter des eigenen Stammes. Ein fremder Muselmann, und wäre er noch so vornehm, würde niemals ein Qabâilmädchen heimführen können, besonders wenn er nicht nachweislich einem alten Stamme angehört. Es gibt überall, in ganz Arabien, sog. geächtete Stämme, wie z. B. die in der Nähe von Harîb lebenden Kameeltreiber, dann die Benî Khadîr, Ehtêm und Salîb in Zentral- und Nordarabien, deren Töchter der fremde Muselmann ohne weiters haben kann. Diese geächteten Stämme scheinen bei den Qabâil die Stelle der Akhdâm einzunehmen. Weiteres über die Stammeseigentümlichkeiten muß für eine andere Gelegenheit vorbehalten werden. Wir kommen nun zu den Städtern:

Gelehrte und 'Arab: Nach den Sâda, deren Rolle wir schon besprochen haben, kommt in den Städten die Kaste der 'Ulamâ und Fuqahâ. Wie bei allen Arabern der Halbinsel, so zeigt sich auch bei den Gelehrten, wo nur halbwegs möglich, ein großer Ahnenstolz, was mit Rücksicht auf die 'Arab, zusammengelaufenes Volk aus aller Herren und Stämme Ländern, nicht unbegreiflich erscheint. Der Qabîlî nennt alles das verächtlich Ahl es Sûq, Markt- oder Handelsleute. Die Gelehrten im Jemen halten sehr viel auf eine Handschrift (Kitâb er ridjâl), in welcher die Stämme der alten und gelehrten Stadtgeschlechter angeführt werden, gerade so, wie die Sâda auf das Raudhat el albâb sehr viel geben. Die Gelehrten verheiraten ihre Kinder nur wieder an Kinder derselben Kaste.

Ueber die 'Arab ist nicht viel zu sagen. Sie bilden das Gros jeder städtischen Bevölkerung und haben sich zum größten Aerger der Qabâil mit jeder Regierung schnell zurechtgefunden. Außer der religiösen Idee vermag sie nichts anderes zu begeistern. Sie fürchten sich vor den Qabâil, die sie spöttisch „Wahsiîn", d. h. Wilde, nennen, deren Oberherrschaft aber sie schon oftmals ruhig ertragen mußten.

Freigelassene Sklaven und Paria: Das Festhalten an der Stammesreinheit im ganzen Umfange der arabischen Halbinsel hat seit unvordenklichen Zeiten die Existenz von Pariakasten zur Folge gehabt. In Arabien im allgemeinen, ganz besonders aber in Südarabien, ist alles Paria, was keine vollgültige Abstammung (das deutsche Wort Abstammung verrät, daß es in alten Zeiten auch in deutschen Landen ähnlich war) nachzuweisen vermag. Man kann demnach die gesamte Halbinsel als Heerd und Heimat des eigentlichen Adels bezeichnen.

Die höchste Stelle unter den Parias nehmen die freigelassenen Sklaven ein. Der Sklavenhandel, der in Arabien, besonders im Jemen, seit unvordenklichen Zeiten eine Heimstätte besitzt, was nur in der letzten Zeit durch die allerdings nicht ausreichende Ueberwachung seitens der türkischen Behörden ein wenig besser wurde, hat gewissermaßen zwei Pariaklassen zur Folge gehabt. Wenn nämlich ein Sklave von einem Muslim gekauft und dann freigesprochen wird, so führt er ebenso wie seine Nachkommen den Titel „'Abîd fulân", d. h. Sklave des N. N. Einem solchen Sklavenabkömmling gibt zwar kein 'Arab seine Tochter zur Frau; allein trotzdem steht er nicht viel tiefer als die „Araber". Wird hiegegen der Sklave sofort freigelassen, ohne vorher in den Besitz eines Mohamedaners übergegangen zu sein, so sinkt er unbarmherzig in die niedrigste Klasse der Paria, zu den sog. Akhdâm, herab.

Nach den freigelassenen Sklaven kommen die Vertreter gewisser Handwerke, auf denen der Fluch der Verachtung lastet. So das Gewerbe der Fleischer, Gerber, Raseure, Schuhmacher, Manâkil, Ghulâm (Pferdevorläufer), Quschâm (Gemüsepflanzer, nicht aber Gärtner), in Innerarabien auch das Gewerbe der Weber, in manchen Gegenden überhaupt alle Gewerbe. Es ist daher begreiflich, daß alle diese bemäkelten Gewerbe von jeher erblich sind, gerade so wie die damit verbundene Verachtung. Selbstverständlich kommt diese höhere Klasse von Akhdâm nur in den Städten vor. Sie essen und beten mit den „'Arab" gemeinschaftlich und tragen wie diese Waffen. In der Tihâma stehen sie allerdings noch tiefer. Sie verheiraten ihre Kinder selbstverständlich niemals an Kinder von „Arabern".

Die letzte Kaste bilden die eigentlichen Akhdâm. Diese küssen jedem Araber die Hand, können die Häuser der Araber nicht betreten, beten jedoch gleichfalls in den Moscheen. Besonders bemerklich sind sie in den Schâfa'î-Gegenden der Tihâma. Sie wohnen hier stets in einem

abgesonderten Viertel, gewöhnlich außerhalb der Ortschaften, im sogenannten Hâfad el akhdâm, so in Hodeida, Beit el Fakih, Bâdjil u. s. w. und scheinen die hier fehlenden Juden zu ersetzen, die, wie bereits bemerkt, in den Zeidîländern gleichfalls außerhalb der Ortschaften wohnen müssen.

Man nennt die Akhdâm auch Banû el khums (Fünftelkinder). Zur Erklärung dieser Bezeichnung erzählen die Araber und auch ihre Schriftsteller folgendes Geschichtchen:

Der Himjarenkönig Sa'd el Kâmil (Tuba' el asghar genannt) soll einst einen Feldzug in's Bilâd e tulumât (Land der Finsternis) unternommen haben. Dort klaubten die meisten seiner Soldaten Steine auf, in der Meinung, Gold oder Edelsteine zu finden. Als sie wieder in's Land des Lichtes kamen, bemerkten sie, daß sich ihre Vermutung bestätigte. Nun wollten diejenigen, welche nichts aufgelesen hatten, gleichfalls ihren Anteil von den Schätzen haben. Darüber entstand ein Streit, den der König durch Konfiskation sämtlicher Steine und durch Auslieferung eines Fünftels davon an den sich beklagenden Teil des Heeres schlichtete. Daher die Bezeichnung „ahl el khums" oder Banû el Khums. Diese Sage scheint jedenfalls für das hohe Alter der Pariakasten zu sprechen.

Allein es scheint doch, daß der eigentliche Ursprung der Akhdâm im Verhältnis der Kriegsgefangenschaft zu suchen sei. Die Kriegsgefangenen (oder auch Mitglieder geächteter und aufgelöster Stämme) scheinen gerade so wie die gekauften Sklaven in die einzelnen Bezirke verteilt worden zu sein, um daselbst alle erniedrigenden Arbeiten zu verrichten. Nicht unmöglich ist es auch, daß die früheren Besitzer des Landes, also die Abessinier, deren Nachkommen zurückgeblieben sind, den Grundstock der Akhdâm-Kaste bildeten. Eine Version unter den hiesigen Arabern, besonders unter den Qabâil, bestätigt dies, indem nach derselben die Akhdâm die Nachkommen der Ahl Hâbesch und der Ahl Sen'âar sein sollen. In jedem Falle haben wir es mit einem fremden Elemente zu thun.

Zu dieser tiefsten Klasse gehören insbesondere die Gassenmusikanten aller Art, die nach ihren Instrumenten (Marâfa'a, Tâffa, Tabl u. s. w.) benannt werden. Die sogenannten Maddahîn und Nadjâdîn, welche in die Häuser der Araber gehen, um bei festlichen Anlässen durch Gesang zu ergötzen, gehören nicht in die Klasse der Akhdâm. Es gibt beispielsweise in San'â sehr viele Sänger und Guitarrespieler, die durchaus vollblütige Araber oder gar Sâda sind, also wohl ein Beweis, daß die Beschäftigung nicht der Grund der niedern Stellung sein kann. Bei den Qabâil bläst der Muzejjin auch ein Instrument, das sogenannte Mizmâr. Der sogenannte Tôschân, eine Art Hofnarr oder Lobredner der Vornehmen, gehört selbstverständlich zu den tiefststehenden Akhdâm.

Am schärfsten und am drückendsten prägt sich das Verhältnis der Akhdâm in den Schâfâ'î-Gegenden der Tihâma aus; weniger schroff ist es im zeiditischen Gebirge, wo es die Juden in vielen Beziehungen einzunehmen scheinen, und am mildesten in den Bâtini-Ländern.

Es ist merkwürdig, daß diese Kaste weder von seite der Qabâil noch durch die „'Arab" einen Zuwachs erfährt. Vom Stamme ausgestoßene Qabâil finden nämlich sehr leicht in anderen Stämmen Aufnahme, wenn sie nur gewisse Vorschriften, die ich in „Petermann's Mitteilungen" angedeutet habe, erfüllen. Daß auch die Juden von den Arabern nicht ganz als Paria betrachtet werden, geht aus dem Umstande hervor, daß ein zum Islâm sich bekehrender Jude sofort in die Kaste der „'Arab" eingereiht wird und auch von dort eine Frau bekommt. Allerdings bleibt ihm und seinen Nachkommen der Beiname eines Muhtadî, der indessen eher einer Auszeichnung gleichzukommen scheint.

Die Türken, die bekanntlich auf Adel und Abstammung gar nichts geben und bei denen jeder Sklave zu den höchsten Staatswürden gelangen kann, nehmen natürlich gar keinen Anstoß, sich mit Pariatöchtern — andere sind nicht zu haben — zu verehelichen, allerdings in der auf Unkenntnis der Sachlage beruhenden Einbildung lebend, eine echte Araberin zur Frau zu haben. Dadurch aber wird das Loos der arabischen Paria wesentlich gemildert, denn der Schwiegervater oder der Schwager eines Pascha oder eines hohen Beamten darf sich schon über jahrtausendewährende Demütigungen hinwegsetzen, wenn das auch die „'Arab" ein wenig ärgert.

Konstantinopel, im Dezember 1884.

Der Mädchenhandel nach der Türkei.

Vor der Auswanderung der tscherkessischen Völkerschaften aus dem Kaukasus betrieben diese bekanntlich einen schwunghaften Handel mit jungen Mädchen, welche in Konstantinopel auf den Sklavenmarkt gebracht wurden, um von dort in die Harems der vornehmen und reichen Türken ꝛc. zu gelangen. Diese Quelle ist nun versiegt, aber die Nachfrage ist geblieben, und der Bedarf wird nun auf eine andere Art herbeigeschafft, indem man aus den Donaufürstentümern, Bessarabien, Südrußland ꝛc. junge Mädchen mit List oder Gewalt entführt und den Sklavenmarkt oder die Freudenhäuser in Konstantinopel damit versieht. Das Vorhandensein dieses scheußlichen Menschenhandels war schon längst bekannt, allein derselbe wurde, unverkennbar unter Konnivenz der türkischen Behörden, so vorsichtig und im Stillen betrieben, daß man den Seelenverkäufern nicht auf den Leib kommen konnte. Nun erst hat die Verhandlung eines Prozesses, welcher in Odessa gegen eine Bande solcher Seelenverkäufer geführt wurde, die die Entführung junger Mädchen aus ihrem elterlichen Hause nach Konstantinopel in schwungvoller und systematischer Weise betrieben hat, die Aufmerksamkeit der Behörden auf dieses schändliche Treiben gebracht und ein peinliches Stück lebendiger

Kulturgeschichte aus Halbasien blosgelegt. Die prozessierte Bande besteht nach der „Odessaer Zeitung", welcher wir diese Schilderung entlehnen, aus einem Frauenzimmer, der eigentlichen Kupplerin, mit Namen Hinde Weinrus, und dem berüchtigten einäugigen Kommissionär Rosenblüth oder Pick. Die anderen zwei Beschuldigten sind der griechische Unterthan Josef Hellmann, ein kräftiger, vollwangiger und breitschultriger Jüngling, der die Rolle des Bräutigams gespielt und die in seine Netze geratenen Bräute auf den ersten besten Dampfer gelockt hat, von wo aus sie durch Rosenblüth (Pick) entführt und in Konstantinopel an Freudenhäuser verkauft wurden. Der vierte endlich im Bunde ist der bereits aller Rechte verlustig erklärte Nuchim Olonezky, der sich als Arbeiterlieferant der Eisenbahn geriert und im Mädchenhandel ebenfalls eine hervorragende Rolle gespielt zu haben scheint. In Anbetracht des großen Interesses, welches dieser Prozeß bei der Odessaer Bevölkerung erregt, wurden von seiten des Gerichts rechtzeitig Maßnahmen getroffen, dem starken Andrange des Publikums einen Damm entgegenzusetzen, und wurde noch vor Beginn der Verhandlung die das Gerichtsgebäude belagernde Menge auseinandergejagt, so daß im Sitzungssaal nur eine kleine Anzahl von Leuten, welche bei Zeiten gekommen waren, Platz fanden.

Sämtliche Angeklagten erschienen in Gefängniskleidern. Aus der zur Verlesung gekommenen Anklage entnehmen wir u. a. folgende Einzelnheiten:

Am 24. September 1883 erstatteten die drei Frauen: Feige Ruwin, Sarah Wolk und Esther Altman bei der Polizei die Anzeige, daß ihre Töchter Riwka, Alte und Malka aus dem Elternhause verschwunden und nach in der Stadt zirkulierenden Gerüchten von Juden nach Konstantinopel entführt seien, um dort verkauft zu werden. Die Vermittelung sollte eine Frau Hinde und ein gewisser Boruch übernommen haben. Die Frauen wurden einem besonderen Verhör unterzogen, wobei Feige Ruwin folgende Erklärung abgab: Sie sei am 23. September mit ihrer 15-jährigen Tochter auf dem Bazar gewesen, wo sie eine Brotstelle inne habe. Zu ihrer Tochter sei die Frau Hinde herangekommen und habe mit ihr etwas heimlich gesprochen. Auf die Frage, was sie wolle, erklärte die Tochter, sie hätte eine Schuld von 5 Kop. gebracht. Bald darauf sei aber die Tochter mit der Frau verschwunden, worauf sie nicht mehr zurückgekommen sei. Abends zuvor erzählten ihr die Nachbarn, daß die Hinde im Hofe gewesen und die Riwka gesucht habe. Am Morgen erfuhr sie, daß die Freundin ihrer Tochter, Malka Altmann, ebenfalls verschwunden sei, und man beide Mädchen mit der Frau Hinde zusammen auf einer Droschke fahren gesehen habe, Das erste war nun, die Frau Hinde aufzusuchen. Dieselbe wohnte im Hause Steinherz auf der Meschtschanskaja-Straße, und als die Mutter des verschwundenen Mädchens mit einem Gorodowoi des Morgens hinkam, traf sie die Hinde Weinrus noch im Bette, bei welcher Gelegenheit dieselbe alles ableugnete und nur einen gewissen Boruch nannte, der von der Sache mehr wissen sollte.

Inzwischen erfuhr Sure Wolk, daß ihre verschwundene Tochter sich ebenfalls bei Boruch aufgehalten habe und daß derselbe im Hause Inger auf der Maloarnautskaja-Straße wohne. Als man mit einem Nadsiratel die betreffende Wohnung aufsuchte, entpuppte sich „Boruch" als der griechische Unterthan Josef Hellmann. Er bestritt nicht, mit der Tochter der Wolk ein intimes Verhältnis zu haben, wollte jedoch ihren Aufenthalt nicht angeben, weil sie sonst von ihrer Mutter mißhandelt werden könnte. Das Mädchen wurde aber doch ausfindig gemacht und zwar in der Wohnung einer Frau Picker, wohin sie der vorsorgliche Kavalier gebracht hatte. Sie bestätigte jedoch nur die Aussage des Hellmann. Später gestand sie, daß ihre beiden Kolleginnen Riwka und Malke nach Konstantinopel entführt wurden und daß man auch sie dorthin bringen wollte, um ihr angeblich schöne Sachen zu kaufen und viel Geld zu geben. Alle Nachforschungen der Polizei nach den verschwundenen Mädchen blieben erfolglos und die zur Verantwortung gezogene Hinde Weinrus leugnete jede Mitschuld an dem Verkauf der Mädchen nach der Türkei entschieden ab, wiewohl sie die Bekanntschaft mit denselben nicht in Abrede stellte. Inzwischen wurde aber durch andere Zeugen erhärtet, daß diese beiden Mädchen am 23. September von der Frau Hinde auf den italienischen Dampfer „Simet" gebracht und in Begleitung des schieläugigen „Pick" alias Rosenblüth, nach Konstantinopel entführt wurden. Auf dem Dampfer befand sich auch Hellmann, welcher die Mädchen für seine Schwestern ausgab. Wie aus dem Paßregister des betreffenden Schiffes zu ersehen war, waren die Mädchen auf fremde Pässe hin abgereist, da ihre wahren Namen im Register nicht enthalten waren. Da nun direkte Beweise vorlagen, daß auch Hellmann an der Entführung der Mädchen teilgenommen, so wurde auch er zur Verantwortung gezogen. Anfangs leugnete er alles ab; später erklärte er jedoch, daß er wirklich am 23. September im Quarantänehafen gewesen, da er sich interessiert habe, die, wie man ihm früher erzählt, nach Konstantinopel abreisenden Freundinnen seiner Geliebten zu sehen. Er habe sie jedoch nicht gesehen und nur die vom Schiffe heruntergekommene Hinde Weinrus gesprochen, welche ihm gesagt habe, daß sie soeben die beiden Mädchen mit zwei Ausländern nach Konstantinopel geschickt, wo sie reiche Partien machen werden. Man habe ihr für die Vermittelung 60 Rubel versprochen, aber nur 20 gegeben. Sie habe ihn ersucht, ihren Geliebten Olonezky herbeizurufen, welchem sie das verdiente Geld übergeben und worauf O. in einer Schänke die Zeche bezahlte. Später erzählte Hinde Weinrus dem Untersuchungsrichter, daß auch sie am 23. September von zwei Juden nach Konstantinopel zu fahren beredet wurde, doch konnte sie ohne Paß nicht reisen und war froh, daß die anderen zwei Mädchen mit den Juden fortreisten. Sie habe zwar Chaim Pick auf dem Schiffe gesehen, aber

wisse nicht, ob er an der Entführung teilgenommen. Inzwischen wurden die Mädchen durch Intervention des russischen Generalkonsuls in Konstantinopel aus den Händen der ruchlosen Käufer, Inhaber von Freudenhäusern, befreit. Bekanntlich sind die schändlichen Seelenverkäufer, die Gott weiß wie viele arme unschuldige Mädchen in's Verderben gestürzt haben, von der gerechten Strafe ereilt worden, und zwar, was eine große Seltenheit ist, der Hauptleiter des Geschäfts sogar zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurteilt. Wenn man aber bedenkt, wie gefährlich diese Bande für die niederen Volksschichten war, mit welcher Raffiniertheit, kalter Berechnung und Verworfenheit dieselbe ihre Opfer in die Netze lockte und sich durch gefährliche Drohungen vor Verrat zu schützen verstand, so muß man gestehen, daß auch diese Strafe noch zu milde sei. So traten bei der Verhandlung Momente zu Tage, welche nicht verfehlten, auf die Geschworenen den tiefsten Eindruck zu machen. Von den aus Konstantinopel zurückgebrachten zwei Mädchen, welche als Zeuginnen vorgeladen waren, war die Malke Altmann zur Verhandlung nicht erschienen. Auf die Frage des Präsidenten an die Mutter derselben, wo ihre Tochter sei, erwiderte sie, daß sie unlängst verschwunden und zwar, weil man ihr gesagt daß wenn sie als Zeuge gegen die Verkäufer auftreten werde, sie getötet würde. Aus Angst vor derselben Rache weigerte sich auch Ester Altmann, den Eid abzulegen und will in der ganzen Sache keine Aussagen machen. Das zweite verkaufte Mädchen Riwka Rubin und deren Mutter Feige geben an, daß die auf der Anklagebank sitzenden Personen nicht dieselben seien, welche sie nach Konstantinopel verkauft und verwickeln sich in derartige Widersprüche, daß auf Antrag des Prokureurs, Herrn Fink, ihre dem Untersuchungsrichter abgegebenen Aussagen verlesen werden müssen, aus welchen hervorgeht, daß sie ebenfalls unter dem Einfluß der Angst vor Rache bald dies, bald jenes aussagten, um die Verführer nicht für immer ins Verderben zu stürzen. Große Sensation erregte die Verlesung der von Riwka Ruwin gleich nach ihrer Rückkunft aus Konstantinopel dem Untersuchungsrichter abgegebenen Aussagen: Im Herbst 1883 wurden sie und ihre Freundin Malke Altmann mit der Frau Hinde Weinrus bekannt, welche ihnen vorschlug, mit jungen Leuten bekannt zu werden, die sie dann heiraten könnten. Später wurden sie auch mit Nuchim Olonezky bekannt, welcher ihnen ebenfalls zuredete, in den Ehestand zu treten. Am 23. September 1883 führte sie Hinde angeblich, um mit den zukünftigen Bräutigams bekannt zu werden, in das Restaurant „Zarskoje Sselo". Dort saßen in Gesellschaft des Olonezky zwei junge Leute und Chaim „Pick", welche vorgaben, zum Hafen fahren zu müssen, um Ware zu expedieren. Hinde schlug den Mädchen vor, ebenfalls eine Spazierfahrt zum Hafen zu machen, wo sie dann auf's Schiff gebracht, mit Leckerbissen im Buffet bewirtet und in den Frachtraum hinuntergeführt wurden, bis inzwischen der Dampfer abging. Als die Mädchen dann in die Stadt zurück wollten, beruhigte sie Pick, versprach ihnen goldene Berge und brachte sie so nach Konstantinopel, wo er sie in ein großes Hotel führte und sie dort in einer Nummer allein zurückließ, während er mit dem Bräutigam verschwand. Nach einigen Tagen erfuhren sie erst, daß sie in die Hände des Freudenhausbesitzers Teitelbaum geraten wären, welcher sie nicht mehr aus seinen Klauen fortließ. Malke Altmann erkrankte inzwischen und kam ins Spital, während die Ruwin zufällig einen Odessaer durch's Fenster erblickte, und denselben ersuchte, ihrer Mutter in Odessa mitzuteilen, daß sie vom „blinden Pick" verkauft worden sei. Als die Mutter nach Konstantinopel kam, weigerte sich Teitelbaum zuerst, die gekaufte Riwka auszufolgen und gab an, daß dieselbe mit einem Besucher des Freudenhauses verschwunden sei. Später wurde er aber in der Synagoge vor der jüdischen Gemeinde zu einem Schwur aufgefordert, wo er eingestand, daß die Riwka bei ihm sei. Er erklärte sich einverstanden, dieselbe ihrer Mutter zurückzugeben, jedoch unter der Bedingung, wenn sie schwören oder sich schriftlich verpflichten würde, weder Chaim Pick noch Olonezky den russischen Behörden als Verkäufer der Mädchen anzugeben. Jedenfalls mußte die arme Frau das Versprechen geben, und trotzdem sie dem Untersuchungsrichter alles haarklein erzählt, fürchtete sie doch, öffentlich vor den Geschworenen die Wahrheit nochmals zu erhärten. Zum Glück waren aber alle andern Beweise gegen die Angeklagten so erschwerend, daß die unsichere Haltung der Beschädigten selbst die Angeklagten in den Augen der Geschworenen nicht rein waschen konnte. So erzählte der Zeuge Grenzwache-Gendarmerie-Oberst Dobrodejew, welcher die Pässe der auf Dampfern abreisenden Passagiere revidiert, daß Chaim Pick ihm schon seit mehreren Jahren als Mädchenexporteur bekannt sei, doch war er nicht berechtigt, ihn verhaften zu lassen. Jener sei schon mehrmals wegen Mädchenhandels in Untersuchung geraten, aber aus unbekannten Gründen vom Untersuchungsrichter wieder freigelassen worden. 1883 habe er auch eine gewisse Ostrowskaja nach Konstantinopel verkauft, welcher Fall ebenfalls dem Konsulat bekannt geworden, doch wie diese Sache geendigt, sei ihm nicht bekannt. Pick selbst erklärte dem Gericht, daß er seit einigen Jahren auf den falschen Namen Pick hin gelebt und sich mit dem Schmuggel von Waren aus und nach Konstantinopel befaßt habe. Vom Mädchenhandel wollte er gar nichts wissen.

Eine Rundreise um die Canarischen Inseln.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen wurden wir früh 4 Uhr von dem Kapitän geweckt: ich kleidete mich schnell an und betrat das Deck, wo sich meinen Augen ein Bild bot, wie man es nur selten sieht, und das ich zu den großartigsten

rechnen muß, das ich je erblickt. Zu unserer Rechten in kleiner Entfernung lag der riesige Pic de Teide und erhob seinen gegen 13,000 Fuß hohen Gipfel in einen wolkenlosen Himmel von wunderbarer Klarheit. Die Hälfte des riesigen Vulkans war mit Schnee bedeckt, die Sonne ging eben auf und vergoldete die höchste Spitze, während der Rest des Landes noch in geheimnisvoller Dämmerung lag. Nach und nach, als sich das Tagesgestirn höher und höher erhob, erglänzten auch die niedrigeren Partien des Pics und endlich die ganze Insel im rosigen Lichte der aufgehenden Sonne. Das alles mag wohl etwa eine halbe Stunde gedauert haben, dann bildeten sich einige Wölkchen an der Spitze des Bergriesen, und kurze Zeit nachher war er ganz verhüllt. Ich habe ihn auch nicht wieder anders gesehen, höchstens trat dann und wann der Gipfel über die Wolken hervor, aber in seiner ganzen Majestät hat sich dieser unvergleichliche Vulkan mir nicht wieder gezeigt.

Etwa um 6 Uhr früh hatten wir Orotava erreicht. Es ist dieses jedenfalls die am schönsten gelegene Stadt Teneriffa's. Im Gegensatz zu Santa Cruz liegt sie in einer sehr fruchtbaren Gegend von großer Schönheit und wird daher auch jetzt von vielen Personen, die unserem kalten Winter entgehen wollen, besucht. Wir hatten leider keine Gelegenheit, das Land näher zu sehen, da unser Aufenthalt nur von kurzer Dauer war und außerdem das Landen sehr schwierig ist. Auch den Pic konnten wir aus Mangel an Zeit nicht besteigen, da derselbe, wie schon gesagt, halb mit Schnee bedeckt war und so der Aufstieg, der sonst sehr leicht ist und fast ganz zu Pferd oder Maulesel ausgeführt werden kann, mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre. Die Stadt Orotava, die durch eine sehr gute Fahrstraße mit Santa Cruz verbunden ist, zerfällt in zwei Teile: der eine ist am Meere gelegen, der andere höher hinauf am Bergabhange; der letztere ist die eigentliche Stadt; in ihm liegen die zwei Hotels, ein spanisches und ein englisches; aber ich kann über beide kein eigenes Urteil abgeben.

Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Stunden fuhren wir weiter, immer längs der Küste und trafen gegen 3 Uhr in Santa Cruz, der Hauptstadt Teneriffa's, ein. Die Küste ist interessant, aber öde, hauptsächlich während des letzten Teiles der Fahrt; kaum daß man ab und zu eine Hütte, geschweige denn eine kleine Ortschaft zu Gesicht bekommt; nichts wie hohe schroffe Berge, von teilweise sehr absonderlichen Formen, kaum bewachsen und bewohnt, bieten sich dem Auge dar, was um so mehr auffällt, wenn man an die fruchtbaren Gefilde denkt, von denen Orotava umgeben ist, an die Gärten, die man von Palma und Madeira noch frisch im Gedächtnis hat. Ich kann sagen, daß mir Teneriffa, mit Ausnahme vom Pik und von Orotava, am wenigsten von der ganzen Inselgruppe gefallen hat, was auch damit zusammenhängen mag, daß Santa Cruz nichts eigentümliches hat; selbst Lanzarote, ein sonst sehr elendes und trostloses Fleckchen Erde, hat auf mich mehr Eindruck gemacht, und zwar eben weil man dort noch viel Urwüchsiges findet. Und das fesselt immer, selbst wenn es der positiven Schönheit ganz entbehrt.

Im Hafen von Santa Cruz liegen ziemlich viele Schiffe, darunter auch ein französisches Kriegsschiff, ein alter Dreimaster auf dem sich eine Menge Seekadetten befanden, deren einzige Beschäftigung darin zu bestehen schien, ihre Offiziere im Hafen herumzurudern; das Tempo dabei war recht regelmäßig; dessenohngeachtet nahm sich das Rudern doch nicht schön aus, da es sehr ruckweise geschah, wodurch es der Eleganz entbehrte.

Da es beinahe 5 Uhr wurde, ehe wir mit allen Hafenformalitäten fertig waren, beschlossen wir erst am nächsten Tage, einem Sonntag, an's Land zu gehen, und begnügten uns für's erste, die Stadt vom Schiffe aus zu betrachten, was allerdings in kurzer Zeit langweilig wurde. Trotzdem die Stadt ziemlich groß ist, sieht man doch vom Meere aus nur einen kleinen Teil derselben, da sie auf einer Ebene liegt und somit die vorderen Häuserreihen alle anderen ganz verdecken; rechts und links von der Stadt erheben sich sonderbar geformte, ganz von Vegetation entblößte, steile Berge; auch in der Stadt sieht man nur wenige Bäume sich über die Dächer erheben. Alles dies zusammen macht keinen erfreulichen Eindruck. Dabei war die Hitze groß, und wir waren froh, als Abends mit der Dunkelheit auch Kühlung kam. Auf dem französischen Schiff ward musiziert und viel mit der Signalpfeife geflötet, unter deren Klängen wir einschliefen.

Am Sonntag Morgen um 10 Uhr begaben wir uns an's Land. Daß es Sonntag war, stach nicht sehr in die Augen, denn auf der Landungsbrücke ging es lebhaft genug her; es war ein großes Durcheinander von Menschen und Tieren. Wagen, mit Mauleseln bespannt, brachten und holten die verschiedenen Schiffsladungen, die mit viel Geschrei in die „Lighters“ hinein und heraus geschafft wurden durch Arbeiter, von denen viele für Neger gehalten werden könnten, hätten nicht ihre Gesichtszüge den Spanier verraten, so dunkelgebrannt waren sie von der Sonne. Dazwischen gingen Europäer in weißen Anzügen und mit Sonnenschirmen einher, endlich auch Spanierinnen in der Mantilla und Spanier in Filzhüten und Cylindern, alle in Schwarz gekleidet, welches ihnen die Hitze noch fühlbarer machen mußte. Daß die Damen in Teneriffa mit Fächern bewaffnet waren, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Unser erster Gang war zum Hotel, das von einem aus Madeira gebürtigen Portugiesen gehalten wird, der Englisch spricht und dessen Frau ein geborne Engländerin ist. Die Zimmer, die ich sah, waren recht gut möbliert, aber in der Vorhalle war ein riesiger Käfig mit verschiedenen Vögeln, welche einen Lärm verführten, der den Aufenthalt in diesem Hause wohl kaum angenehm macht. Unter den Sängern befanden sich auch einige wilde Kanarien-

vögel, die man hier wie in Madeira sehr viel antrifft. Der Vogel ist etwas kleiner als unser gelber und von grünlichgrauer Färbung. Die Männchen sind auf der Brust gelblich; sie leben in den Hainen und Gärten, wo sie die Stelle unseres Buchfinken vertreten. Gefangen werden sie ziemlich viel und auch ab und zu an Fremde verkauft; es wundert mich aber, daß dieses nette Tierchen nicht öfter nach Europa gebracht wird, wo es jedenfalls viele Liebhaber finden würde. Denn ist sein Gesang auch nicht so künstlich ausgebildet, wie der unserer Harzer Sänger, so liegt in ihm doch eine Frische, die nicht anders als angenehm wirkt. Auch Graupapageien sah ich zum Verkauf, meistens junge Tiere, die von der Westküste kamen; der Preis derselben war von 8 bis 15 Mk. mit kleinem Käfig. Da ich jedoch nicht wußte, wie es mit der Gesundheit der Vögel stand, unterließ ich es, einen zu kaufen, wie denn überhaupt das Reisen mit einer kleinen Menagerie nicht als Vergnügen gelten kann. Auf einem Gang durch die Stadt besuchten wir eine Kirche, in der ich einen ganz eigentümlichen Lichteffekt bemerken konnte; durch ein gemaltes Fenster fielen die Sonnenstrahlen gerade vor den Hochaltar, an dem die Messe zelebriert wurde, so daß dieser und die Priester in allen Farben des Regenbogens erschienen, was recht hübsch aussah und wohl auch bezweckt war; die Kirche war gut gefüllt, jedoch die Andacht auch nicht viel größer als in anderen südlichen Ländern. Beim Verlassen der Kirche sahen wir eine Abteilung Soldaten durch die Straßen marschieren; sie machten einen guten Eindruck, hauptsächlich wenn man noch die portugiesischen Vaterlandsverteidiger frisch im Gedächtnis hat.

In verschiedenen Straßen sah man Körbe mit Kampfhähnen; denn da es Sonntag war, sollte am Nachmittag in Ermangelung eines Stiergefechtes ein Hahnenkampf stattfinden, dem ich aber leider nicht beiwohnen konnte, da unser Schiff schon um 1 Uhr weiter fuhr.

Den besten Eindruck in Santa Cruz machte mir der öffentliche Garten, in welchem zuweilen Militärkonzerte abgehalten werden. Die Anlagen waren recht geschmackvoll und sehr sauber gehalten, auch herrschte dort durch die vielen Bäume eine recht angenehme Temperatur, im Vergleich besonders zu der Luft in der Stadt, wo sie unerträglich drückend war.

Am selben Tage, an welchem wir Teneriffa verließen, trafen wir Abends beim Dunkelwerden in Las Palmas, der Hauptstadt der Insel Gran Canaria, ein. Fürs erste hielten wir in dem Hafen, der durch eine lange und staubige Straße mit der Stadt verbunden ist, um daselbst Teile von Maschinen auszuladen, welche bei dem neuen Hafenbau gebraucht werden. So viel ich hörte, soll der Hafen sehr verbessert werden und eine wichtige Kohlenstation abgeben. Die ganze Arbeit darf kontraktgemäß 16 Jahre dauern, und die wird man wohl auch abwarten müssen, um zu sehen, ob überhaupt etwas daraus wird; jedenfalls ist der neue Hafen aber jetzt schon besser als der alte, der direkt vor der Stadt liegt, und von dem aus das Landen oft nicht nur unangenehm, sondern geradezu gefährlich ist. Zu diesem neuen Hafen fuhren wir sofort, als unsere Ladung ausgeschifft war, und landeten auch bald darauf glücklich, da das Meer verhältnismäßig sehr ruhig war.

Die Stadt Las Palmas macht, von der See aus gesehen, einen sehr guten Eindruck; einige große Häuser liegen am Ufer und Kuppeln und Kirchtürme ragen über die Dächer hervor; mit Santa Cruz verglichen erscheint sie als eine Großstadt. Hauptsächlich fiel mir ein sehr monumentales Gebäude auf, ganz nahe am Meer. Auf meine Frage, was es sei, wurde mir gesagt, das sei das neue Theater und würde bald fertig sein — eine Behauptung, der ein Engländer widersprach; nach diesem hat man an dem Musentempel schon 10 Jahre gebaut, und wann er fertig wird, ist eine Frage, die kaum noch in diesem Jahrhundert gelöst werden dürfte. Unklar ist es mir jedenfalls, warum man an diesem Orte ein Theater von solchen Dimensionen erbaut, Dimensionen, wie man sie in vielen großen Städten Europa's nicht antrifft. Ueberhaupt trägt man sich in Gran Canaria mit großen Ideen; so soll auch die Stadt nächstens elektrisch beleuchtet werden, was freilich entschieden wünschenswert ist, denn bei solchem Pflaster genügen Petroleumlampen nicht, um den in der Dunkelheit nach Hause Wandernden vor Beinbrüchen und sonstigen Unfällen zu bewahren.

Der vorhin geschilderte gute Eindruck, den die Stadt von weitem macht, verliert sich nun allerdings sehr schnell, wenn man die Straßen durchwandert. Die Häuser sind häßliche, einfache Vierecke von Mauern, mit einigen Löchern in den Wänden. Das Pflaster ist, wie schon gesagt, sehr schlecht, und Staub herrscht überall. Das einzige Neue war die Tracht der Frauen, welche nicht die Mantilla sondern ein großes, bis zur Taille herabhängendes Tuch von weißer oder schwarzer Farbe auf dem Kopfe tragen. Die Merkwürdigkeiten der Stadt hatten wir bald gesehen, sie bestehen in der Kirche und dem Museum. Die Kirche ist groß, aber sehr kahl und nichtssagend; das einzige Auffallende, jedoch durchaus nicht Schöne darin ist ein riesiger an die Wand gemalter heiliger Christophorus, der das Christuskind auf den Schultern trägt. Das Museum bietet auch nicht viel: die Glanzpunkte sind ein ausgestopftes Kalb mit zwei Köpfen und eine Anzahl Knochen der Ureinwohner dieser Inseln, der schon lange ausgestorbenen Guanchen. Wer über dieses interessante Volk Näheres erfahren will, den verweise ich unter anderem auf Humboldt's „Reise in die Aequinoktialgegenden", wo ihre Sprache z. B. recht ausführlich behandelt wird.

Schon in Madeira hatte ich von einer kleiner weißen Hundeart erzählen hören, den Teneriffa-Pudeln, die man am besten in Gran Canaria kaufen könne. Da ich nun ein großer Hundeliebhaber bin, gab ich einem der Boots-

leute Auftrag, mir einen zu verschaffen; schon denselben Abend brachte man mir drei und, da mir diese nicht gefielen, am nächsten Morgen acht kleine weiße Hunde an Bord. Eine kleine Hündin wurde für 4 Mark mein Eigentum, und nachdem sie ein paar Mal gewaschen worden war, zeigte sie sich als ein ganz allerliebstes Tierchen. Der Kapitän sagte mir zwar, daß diese Hunde sehr zart seien und die Reise nach Europa meistens nicht überstünden, doch aber brachte ich meine kleine, „Sip" genannte Hündin nach Madeira, von dort nach Brasilien und zurück nach Deutschland, ohne irgendwelche schlimme Folgen für ihre Gesundheit zu vermerken, und während ich diese Zeilen schreibe, läuft sie ganz lustig im Zimmer umher. Ich halte diese Hunde entschieden für eine ganz selbständige Rasse, nur ist dieselbe nicht so konstant, wie unsere europäischen, was sich leicht erklärt, wenn man bedenkt, daß sie auf den Canarischen Inseln planlos gezogen wird, während bei uns zur Reinhaltung der Rassen von Sachverständigen die größte Sorgfalt aufgewendet wird.

Nach Abschluß unseres Hundehandels gingen wir nochmals ans Land und frühstückten in dem sehr guten englischen Hotel, von dem es mir unerklärlich ist, wie dasselbe bestehen kann. Denn sicherlich wird niemand zum Vergnügen einen längeren Aufenthalt in Las Palmas nehmen, und diejenigen, welche ein gutes Klima suchen, gehen nach Orotava und Madeira. Doch auf welcher der Canarischen Inseln man sich auch befinde, die Einwohner versichern immer, ihre Insel sei die beste in jeder Beziehung und die anderen nicht des Ansehens wert; nur darin stimmen sie alle überein, daß Madeira eigentlich gar nicht bewohnt werden dürfte und mit der unangenehmste Fleck dieser Erde sei. Diese Ansicht wird Madeira jedoch nicht beeinträchtigen, und wenn Las Palmas, Orotava und ein Teil von Gran Canaria ihm ernstlich die Fremden streitig machen sollten, so hat es damit doch noch gute Zeit und so lange der Verkehr mit Europa nicht leichter ist, werden die Canarischen Inseln immer nur von wenigen Reisenden, die nicht Geschäfte halber hinreisen müssen, besucht werden.

Nach beinahe zweitägigem Aufenthalt verließen wir Gran Canaria, ohne dies sehr zu bedauern, denn es ist auf dieser Insel so gut wie nichts zu sehen. Das Innere soll fruchtbar und sehr reich an Wasser sein; ein Ausflug dahin würde jedoch wohl kaum lohnen, denn er ist mit vielen Unannehmlichkeiten verbunden, besonders wenn man, wie ich, der spanischen Sprache nicht mächtig ist. Es schifften sich hier noch vier Passagiere ein, ein einzelner Herr und eine Familie, bestehend aus Vater, Mutter und Tochter, alle Spanier, die nach Lissabon fuhren. Was ich schon einmal über die Seekrankheit bei Spaniern bemerkte, bestätigte sich von neuem: alle vier wurden krank und blieben es auch bis Madeira, so daß man von ihrer Anwesenheit so gut wie nichts bemerkte.

Gegen 5 Uhr Morgens ließ ich mich wecken, denn um diese Zeit fuhren wir durch die Meerenge zwischen Lanzarote und Fuertaventura. Zu sehen gab es freilich wenig, jedoch wenn man schon einmal eine Reise macht, muß man sie so gut ausnützen, als es geht. Beide Inseln sind bedeutend flacher, als die anderen, die ich besucht hatte und tragen noch viel mehr afrikanisches Gepräge. Von Vegetation war so gut wie nichts zu bemerken, alles sah versengt und wüst aus, doch soll es auch hier fruchtbare Strecken geben. Wahrscheinlich ist das Ende des Mai schon so trocken, daß alles Grüne bereits verschwunden ist; Regen fällt hier nicht selten Monate-lang nicht, so daß oft Wassermangel herrscht. Nach dem Passieren der Meerenge fuhren wir an der Küste von Lanzarote hin, und hier sah ich zum erstenmal fliegende Fische. Es waren hübsche Tiere, einem Häring an Form und Größe sehr ähnlich, mit Flossen ungefähr so lang wie ihr Körper. Wenn sie sich über das Wasser erheben und eine Strecke weit fortflattern, erinnern sie an große fliegende Heuschrecken. Auf das Deck flog keiner; später habe ich dies jedoch in der Nähe des Aequators oft gesehen und so auch Gelegenheit gehabt, diesen interessanten Fisch näher zu betrachten, der, nebenbei gesagt, sich vorzüglich für die Küche eignet.

Um 8 Uhr Morgens lagen wir im Hafen. Die Gegend und Stadt sehen trostlos aus, die Stadt mehr wie ein Dorf, die Landschaft wie eine Wüste: Alles verbrannt und vertrocknet. Als wir landeten, wurde der Eindruck nicht besser. Die Häuser sind einstöckig, haben nach den schlecht gepflasterten Straßen hin keine oder nur wenige Fenster und erinnern sehr an die nordafrikanischen Städte, eine Aehnlichkeit, die noch größer wird, wenn man die vielen Kameele sieht, die hier allgemein als Lasttiere benutzt werden. Wir statteten dem englischen Konsul, der mit seiner Familie schon gegen fünfzig Jahre auf dieser Insel lebt, einen Besuch ab und wurden von ihm mit großer Freundlichkeit aufgenommen und mit einheimischem Wein bewirtet, der dem Sherry nicht unähnlich und nur schwächer ist, was wohl darin seinen Grund hat, daß er nicht mit Branntwein versetzt wird.

Nach dem Besuche machten wir noch einen kleinen Spaziergang, bei dem wir eigentlich gar nichts sahen, aber um so mehr Staub schluckten. Aufgefallen sind mir eine Hunderasse, die wie eine Kreuzung von Windhund und Fuchs aussieht, und die sogenannte Eispflanze, mit welcher der sandige Boden oft ganz bedeckt war. Sie sie sieht aus, wie aus grünen, roten und weißen Glasperlen zusammengesetzt: es sind dies mit Saft gefüllte Bläschen, aus denen bei leichtem Druck ein kleiner Strahl herausspritzt. Ich nahm eine dieser Pflanzen mit, welche nach Wochen noch ganz frisch aussah.

In Lanzarote blieben wir nur wenige Stunden und sagten dann der letzten Insel, die wir von dieser Gruppe besuchen sollten, Lebewohl; 36 Stunden später waren wir wieder in Madeira angelangt.

Der allgemeine Eindruck, den ich von dieser Rundreise erhalten habe, ist ein sehr angenehmer. Palma,

Orotava und der Pik sind Bilder, die sich nicht wieder verwischen, Lanzarote ist schon durch seine Trostlosigkeit bemerkenswert, nur Santa Cruz de Teneriffa und Las Palmas auf Gran Canaria sind mir minder interessant erschienen. Eines habe ich jedoch auf allen Inseln gefunden, nämlich eine seltene Gastfreundschaft und Bereitwilligkeit, dem Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. Und hier muß ich auch noch unseres Kapitäns gedenken, durch dessen große Gefälligkeit diese Reise uns so angenehm gemacht worden ist, und ohne dessen Freundlichkeit, überall der Cicerone zu sein, wir nicht die Hälfte der Dinge gesehen und erfahren hätten, die ich mich bemüht habe, in diesen wenigen Zeilen zu Papier zu bringen.

Hochfelden bei Achern. Alexander v. Svertschkoff.

Die Klöster auf dem Berge Athos.

(Fortsetzung.)

Die Mönche sind der Mehrzahl nach von griechischem Stamm, entweder Eingeborene des freien Griechenland, der Jonischen Inseln oder des türkischen Reiches. Auch die Donaufürstentümer und die Balkan-Halbinsel liefern ein bedeutendes Kontingent dazu, und zwei der am nördlichsten gelegenen Klöster, Zographu und Chilandari, sind ausschließlich von Serben und Bulgaren bewohnt und feiern auch den Gottesdienst in slawonischer Sprache; im Kloster Iveron sind auch einige Georgier. Außerdem sind viele Russen hier, teils in dem russischen Kloster und in den Sketen, welche sie gegründet haben, teils unter den anderen Klöstern herum verteilt und zerstreut. Diese Söhne des Nordens bilden einen auffallenden Kontrast zu den schöneren, hochgewachsenen, mannhaften und anstandsvollen Griechen, welche die ungeschlachten Russen einigermaßen verachten, über die Achsel ansehen und zum Stichblatt ihres Witzes nehmen, wie wir mehrfach und besonders im nachstehenden Falle erfuhren.

Am Abend des Tages, wo wir uns dem Synod zu Caryas vorgestellt hatten, waren wir zu dem Kloster Pantokratoros (der Allmächtige) hinab gestiegen, welches auf einem Felsen an der Ostküste der Halbinsel steht, und saßen mit einigen der Oberen in einem Gemach, welches die Aussicht auf das Meer hat, welches unten an den Felsen brandete, als die Mönche plötzlich riefen: „Ah, da ist er! da kommt der Archimandrit!“[1] Als wir nun in Erwartung irgend einer vornehmen Persönlichkeit aufblickten, wälzte sich gleichsam ein kurzer dicker Mann, dessen helles Haar und rötliche Gesichtsfarbe einen vollständigen Kontrast zu der äußeren Erscheinung der übrigen Mönche bildete, ins Zimmer herein, warf sich auf den Divan, wandte sich zu uns und rief lachend: „Guten Abend! Ihr seid willkommen! Ich bin ein Moskowite, ein Barbar!“ (*Καλεσπέρα σας· καλῶς ὡρίσατε· εἶμαι Μόσχοβ, εἶμαι βάρβαρος*). Wir erwiderten seinen Gruß und ich fragte ihn: „Da doch so viele Klöster in Rußland sind, warum kommst Du nach Athos? Warum bleibst Du nicht in einem der Klöster Deines Vaterlandes?“ — „Dies geschieht der Weiber wegen, Herr“, erwiderte er, „die Weiber sind daran schuld. In Rußland sind Weiber in den Klöstern und ich kann sie nicht leiden; deshalb kam ich hieher, wo es keine Weiber gibt.“[1] Dann erging er sich in einem sinnlosen Geschwätz in gebrochenem Griechisch, bis ihm die anderen Mönche unverblümt erklärten, er langweile uns und schwatze unverständliches Zeug, worauf er sich entfernte, aber noch vor Ende des Abends uns etwas Thee sandte, welcher überall zu finden ist, wo nur Russen sind, und uns damit bewies, daß er sich nicht beleidigt fühlte. Im griechischen Kloster Simopetra war ein alter russischer Mönch, welcher schon seit 25 Jahren daselbst lebte, aber kaum drei Worte Griechisch gelernt hatte und das Stichblatt der anderen Mönche war. Obwohl aber diese Russen bei den Griechen für Dickköpfe (*χονδροκέφαλοι*) gelten, so müssen die unbefangenen griechischen Mönche doch bekennen, daß die russische Kirche seit Peters des Großen Zeit der fortschreitende Zweig der Kirche gewesen und daß die russischen Mönche auch das fortschrittliche Element und der Sauerteig in der Gesellschaft des Heiligen Berges seien. So haben die russischen Mönche das Glockengeläute und den harmonischen Kirchengesang und die Buchdruckerkunst auf Athos eingeführt, denn die einzige Buchdruckerpresse befindet sich in dem russischen Kloster.

Von all den 20 Klöstern auf Athos ist jedes sehenswert, entweder wegen seiner Lage oder Bauart oder wegen irgend eines kostbaren, daselbst verwahrten Kunstwerkes; allein zur Vermeidung von Wiederholungen will ich hier nur zwei der eigenartigsten und eigentümlichsten beschreiben, und zwar zunächst das idiorhythmische Kloster Iveron, d. h. dasjenige der Iberier oder Georgier, welches an Kopfzahl und Bedeutung das dritte auf dem Heiligen Berge ist.

Durch drei Georgier ums Ende des zehnten Jahrhunderts gegründet, steht dieses Kloster in der Nähe des Meeres zwischen steilen, bewaldeten Hügeln und an der Mündung eines tiefen schluchtartigen Thals, welches von dem zentralen Bergrücken ostwärts herunterläuft. Das

[1] Dieses Wort, welches in Rußland noch immer seine ursprüngliche Bedeutung als „Haupt eines Klosters“ in der Byzantinischen Kirche beibehält, ist auf Athos ein einfacher Titel.

[1] In vielen griechischen Mönchs-Klöstern, z. B. in dem großen Kloster Megaspeläon in Morea, werden Weiber von vorgerücktem Alter als Dienerinnen zugelassen. Ein mir befreundeter Engländer fand im Jahre 1853 einen angesehenen Griechen und seine Tochter in einem der zugänglichsten Klöster auf den Höhen von Meteora lebend, welche dort eine Zuflucht vor den Räubern gesucht hatten, die im Sommer die Ebenen Thessaliens unsicher machten; zur Winterszeit, wenn die Strenge des Klimas die Räuber zerstreute, kehrten diese Flüchtlinge wieder nach ihrem Landsitze zurück.

Kloster bildet ein unregelmäßiges Viereck von imposantem burgartigem Aussehen, da die hohen steinernen Umfassungsmauern demselben eine Aehnlichkeit mit einer großen Veste geben. Betritt man jedoch das Innere dieser mächtigen Mauern, so kontrastieren die Wohngebäude in demselben auffallend mit dem militärischen Aussehen der Mauern, denn sie sind von Holz, äußerst malerisch, von verschiedenem Niveau, mit vorspringenden Winkeln und Ecken, mit schrägen Balken gestützt, welche sich wie Büge an die Mauern lehnen. Die Dächer dieser Häuser sind von zahlreichen Schornsteinen überragt, die wie die Hausfronten selbst mit grellen Farben übermalt sind; hinter diesen erscheinen die Kuppeln der Kirche, während hinter dem Ganzen ein massiver Turm sich erhebt, welcher in unruhigen Zeiten, wo alle diese Klöster befestigt und in stetem Verteidigungszustand waren, als Wartturm dient und einen augenfälligen Punkte im Gesamtbilde darstellt. Hinter dem Kloster steht an einem trockenen Flußbett ein Armenhaus, worin dürftige Laien verpflegt werden, und auf der darüber liegenden Höhe ist ein Skete für Aussätzige, welche gleich den Verrückten zur Verpflegung nach dem Heiligen Berge geschickt und von den Mönchen mit liebreicher Sorge behandelt werden, was diesen zu besonderem Verdienste gereicht. Auf dem nördlich vom Kloster gelegenen Hügel ist dann noch ein Skete für Georgier, welcher Nation auch zehn von den 200 Insassen des Klosters angehören. Den Friedhof bezeichnen dunkle Zypressen, aber keine Grabsteine, und die Gebeine der Toten werden einige Zeit nach der Beerdigung wieder ausgegraben und auf einen gemeinsamen Haufen gelegt.

Betritt man das Kloster durch das Thor, so passiert man zunächst einen dunklen, gewundenen, bedeckten Gang, welcher die Verteidigung erleichtert, und gelangt in den großen Hof, in dessen Mitte, abseits von den anderen Gebäuden, die Hauptkirche steht. Was einem beim ersten Anblick vor allem in die Augen fällt, ist die ausnehmende Unregelmäßigkeit in allen Dingen; an der einen Stelle ein hölzerner Kreuzgang, an einer andern ein Nebengebäude, hier eine Kapelle, dort ein Rebspalier; der gemischte Stein- und Ziegelbau der regelmäßigen Gebäude erhöht noch die Mannigfaltigkeit. Am augenfälligsten sind zwei hohe dunkle Zypressen nahe beim Ostende. Schön sind diese Wohngebäude im byzantinischen Styl nicht, aber äußerst malerisch, während dies bei den regelmäßigen Bauten nicht der Fall ist. Bei der vorwiegenden Verwendung von Holz als Baumaterial müssen viele Teile dieser Gebäude von vergleichsweise jungem Datum sein; allein sie stellen uns ziemlich treu die ursprünglichen Gebäude dar infolge des konservativen und der Tradition ergebenen Geistes der griechischen Kirche, welcher uns nirgends so überraschend entgegentritt als auf dem Athos, und welchem gemäß jeder verfallende oder einstürzende Teil so wiederhergestellt wird, daß er entweder der ursprünglichen Zeichnung genau entspricht oder wenigstens im Styl damit übereinstimmt.

Das wichtigste und imposanteste Gebäude in allen diesen Klöstern ist die Kirche, welche man von Westen her betritt und an deren Wänden in regelmäßiger Ordnung Freskobilder angebracht sind. Wir gelangen zuerst in das Proaulion oder die Vorhalle, welche, an der Außenseite von leichten Pfeilern getragen, über die ganze Breite des Gebäudes verläuft; in diesem Teil sind namentlich Szenen aus der Offenbarung Johannis, besonders die Bestrafung der Gottlosen, dargestellt. An einer Wand sind Ansichten von den Oekumenischen Konzilien, worunter besonders das von Nicäa merkwürdig ist. Auf diesem ist Athanasius als junger Mann dargestellt, wie er sich vorn überbeugt, um das Glaubensbekenntnis niederzuschreiben, während Arius im Wortkampf mit seinen beiden großen Gegnern Spiridion und Nikolaus begriffen und rechts davon eine Bande als Philosophen gekleideter Arianer abgebildet ist, von denen einige in den Ratssaal treten, um ihre Irrtümer zu widerrufen, während die übrigen durch einen Mann mit einer Keule ins Gefängnis getrieben werden. Aus dem Proaulion betritt man die erste Narthex oder Vorkapelle, welche Darstellungen verschiedener Arten von Martyrtum enthält; zu beiden Seiten der mittleren Thüre, welche in die zweite Narthex führt, sind die Apostel Petrus und Paulus dargestellt. Diese Nartheken sind durch Wände von einander und von dem Hauptraum der Kirche geschieden und scheinen ursprünglich für die Katechumenen und Büßer bestimmt und in die Klosterkirchen mehr behufs der Erhaltung des gewöhnlichen Typus als mit der Absicht wirklicher Benützung eingeführt worden zu sein. Unter den obwaltenden Umständen dienen sie zur Celebration der gewöhnlicheren Gottesdienste und schaffen in Fällen, wo der Hauptraum der Kirche für die Menge der Andächtigen zu klein ist, weiteren Raum für diese. In der zweiten Narthex sind Freskobilder von Heiligen und Einsiedlern, welche in ernster Feierlichkeit von den Wänden herniederschauen; die augenfälligsten Gegenstände sind die Einsiedler, beinahe lebende Skelette und vollständig nackt bis auf ihre zum Boden herabreichenden langen Bärte. Von hier aus treten wir in den Hauptraum der Kirche, welcher die Gestalt eines griechischen Kreuzes und eine von vier Pfeilern, den Symbolen der vier Evangelisten, getragene Kuppel hat. Am Ostende und in den Kreuzflügeln sind Halbkuppeln, aber das ganze des Heiligtums wird durch die Ikonostas oder Bilderwand, einen hölzernen Schirm, verdeckt, welcher bis beinahe an die Decke hinaufreicht, mühsam geschnitzt und vergoldet und mit Bildern des Heilands und der Heiligen besetzt ist. Die Stellung von zweien der Fresken in diesem Teile ist in allen Klöstern durchaus dieselbe: in der Kuppel ist eine kolossale Figur des Heilandes und über der westlichen Eingangsthür eine Darstellung der Rast (κοίμησις) der heiligen Jungfrau. Andere Teile der Wände sind mit Darstellungen aus der Heiligen Schrift bedeckt und gewöhnlich findet man in einem der Transepte eine Gruppe wehrhafter junger Heiligen, unter denen der heilige Georg

hervorragt. Von der Trommel der Kuppel hängt eine zierliche Krone von Erz herab, an welcher silberne Lampen, kleine byzantinische Gemälde und Straußeneier hängen, welche Sinnbilder des festen Glaubens sind, der seltsamen aber schönen Fabel zufolge, daß der Strauß seine Eier durch unverrücktes Anschauen ausbrüte; innerhalb dieser Krone hängt noch ein großer Kronleuchter. Der Boden ist teilweise aus Opus alexandrinum, einer Art eingelegter Arbeit in weißem Marmor, Porphyr und Verde antico, und da und dort sind schöne, mühsam mit Perlmutter und Schildpatt verzierte Lettner oder Lesepulte angebracht. Mosaiken sind auf Athos selten, kommen aber in einigen Klöstern, z. B. in Vatopedi und Lavra, in höchst merkwürdigen Exemplaren vor, und sind ein Beweis für das hohe Alter dieser Bauten, denn man bediente sich in den Bauwerken der späteren byzantinischen Periode nicht mehr der Mosaik. Die Kirchenstühle sind sämtlich um die Seiten herum aufgestellt und mit Misereres (Kirchenschemeln) versehen, welche jedoch selten gebraucht werden, da die Mönche gewöhnlich während des ganzen Gottesdienstes stehen.

Auf den ersten Anblick erscheint das allgemeine Aussehen des Gebäudes eher entstellt durch die Mannigfaltigkeit des einzelnen, was in einem so kleinen Raume zusammengedrängt ist; hat sich aber das Auge einmal daran gewöhnt, so ist die Wirkung eine prächtige, wegen des Glanzes der Ornamente und der harmonischen, wenn auch nüchternen Farben der Fresken. In den byzantinischen Malereien und den Fresken, welche man auf Athos sieht, sind Zeichnung und Perspektive meist schlecht und der Versuch, heftige Leidenschaften oder leidenschaftliche Handlung darzustellen, oft unbeschreiblich grotesk, und wir sehen uns vergebens nach der Zartheit und Vergeistigung eines Fra Angelico um. Doch gab es einst einen Künstler von wirklicher Kraft, namens Panselenus, einen anderwärts kaum bekannten Maler des 11. oder 12. Jahrhunderts, von welchem noch einige Fresken auf der Halbinsel erhalten sind und dem einige andere in den Klöstern Pantokratoros und Lavra zugeschrieben werden und dessen Leistungen für jene Zeit meisterhaft sind.

Kehren wir zur äußeren Säulenhalle der Kirche zurück, so sehen wir zwei Semandra oder Instrumente, um die Mönche zum Gebet zu rufen. Das eine derselben ist ein langes, flaches in der Mitte schmales Brett, so daß man es mit der einen Hand erfassen kann, während man mit einem Hammer in der andern dagegen schlägt. Das zweite ist von Eisen und gleicht einem Stück von einem Radreifen und wird ebenfalls mit dem Hammer angeschlagen. Man kann den eintönigen Klang dieser Instrumente oft in der Stille der Nacht hören, wie er die Kalogeren zum Mitternachts-Gottesdienste ruft. Vor dem westlichen Ende der Kirche steht eine zierliche von Säulen getragene Kuppel mit einem steinernen Becken darunter, worin das Weihwasser gesegnet wird, dessen man sich am Erscheinungsfeste und bei anderen Festlichkeiten und Bräuchen der griechischen Kirche bedient. Diesem gegenüber steht das Refektorium (τράπεζα), ein Gebäude in Gestalt eines lateinischen Kreuzes, dessen Wänden entlang kleine steinerne Tische aufgestellt sind, deren einer am fernsten Ende so angebracht ist, daß er einen hohen Tisch oder eine Art Altar bildet. An dem Winkel, wo eines der Transepte das Schiff schneidet, ist eine Kanzel an der Wand angebracht, von welcher herab während der Mahlzeiten die Homilie verlesen wird. Die meisten Refektorien sind an den Wänden mit Fresken von Heiligen und mit einer Darstellung des heiligen Abendmahles über dem Altare verziert; hier jedoch ist das Gebäude neueren Ursprungs und daher einfach, da es den Mönchen ihre Mittel nicht erlaubt haben, die Verzierungen aufzubringen. Ueber dem Eingang des Refektoriums ist ein Glockenturm, in dessen unterem Stockwerk eine Bibliothek eingebaut und mit einer Anzahl von Büchern aus der alten Bibliothek, einem kleinen Zimmer über dem Portikus, ausgestattet worden ist. Der Inhalt dieser Klosterbibliotheken besteht hauptsächlich aus griechischen Kirchenvätern und kirchlichen Schriften, nebst einer hübschen Anzahl klassischer Schriftsteller, und aus mathematischen Werken, sowie aus einer Anzahl venezianischer Bücher aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und aus Handschriften. Viele von diesen sind prächtige Kunstwerke, haben aber durch Feuchtigkeit und Verwahrlosung sehr gelitten. Die kostbarste dieser Handschriften gehört dem Kloster Chilandari, ist vollkommen erhalten, weil sie immer mit den Reliquien in der Kirche aufbewahrt worden ist, und besteht in einer griechischen Quart-Handschrift des Evangeliums des St. Johannis, ungefähr aus dem 12. Jahrhundert, mit goldenen Buchstaben auf weißes Pergament geschrieben; es ist von dem Kaiser Andronicus Komnenus dem Kloster geschenkt worden. Allein die schönste illuminierte Handschrift gehört den Mönchen von Docheiareiu; es ist ein „Leben der Heiligen" aus dem 12. Jahrhundert, verziert mit äußerst zart ausgeführten Miniaturbildern der Heiligen und mit Initialen, welche von ausgezeichneten Arabesken umgeben sind. Zwar haben Tischendorf und verschiedene russische und französische Gelehrte diese Bibliotheken schon genau untersucht, aber möglicherweise stecken doch hier noch manche andere verborgene Schätze.

Unter den übrigen höchst sehenswerten Gebäuden des Klosters nennen wir noch die Küche, ein seltsames viereckiges Gebäude mit dem Heerd in der Mitte und einem großen Schornstein darüber, welcher zum Dach hinausragt; ferner die unterirdischen Keller, welche einige große Fässer enthalten, und die zahlreichen Kapellen und Oratorien, welche in allen Teilen des Gebäudes gefunden werden, und deren man hier allein 22 zählt, während die Gesamtzahl aller Kirchen, Kapellen und Oratorien auf dem Berge Athos sich auf 935 belaufen soll. Eine Kapelle in der Nähe des Thores enthält ein wunderthätiges Marienbild, dessen Geschichte erwähnenswert ist, als ein Beispiel von den zahl-

reichen Legenden, welche auf dem Heiligen Berge im Umlauf sind und von den Mönchen mit dem schlichtesten Glauben erzählt werden. Das Marienbild war in der Nähe von Nicäa ins Meer geworfen, aber unversehrt nach dem Berg Athos getragen worden. Als die Mönche es aufgefangen und nach dem Kloster gebracht hatten und sich darüber berieten, wo sie es aufstellen sollten, pochte es mehrmals an einer Stelle nahe beim Thor, um zu zeigen, daß dort die Kapelle errichtet werden solle, was denn auch geschah; und um dieses Umstandes willen heißt das Marienbild nun Panagia Portaitissa, die heilige Mutter Pförtnerin. An einer Stelle hat es eine Narbe von einem Speer, mit welchem es ein Ungläubiger durchstach; aus diesem Stich floß sogleich Blut und der Frevler ward bekehrt, starb als ein Heiliger und ist in Fresko in der Narthex der Kapelle abgebildet, wo er der „barbarische Heilige" genannt wird. Das Gesicht des Bildes ist, gleich den meisten heiligen Gemälden der griechischen Kirche, von härtestem, strengstem Styl, aber mit einem Rahmen oder getriebenen Werk von Gold umgeben, das mit den schönsten Edelsteinen besetzt ist.

Eine Schilderung der Klöster würde unvollständig sein ohne einige Notizen über die Reliquien, die ich daher hier anfügen muß. Diese bestehen hauptsächlich aus Köpfen, Gliedern und Knochen von Heiligen, welche teilweise in Silber gefaßt sind, und aus Stücken des heiligen Kreuzes, welche häufig von Filigran- und Blumenwerk in edlem Metall und von großem Altertum und der feinsten Arbeit umgeben sind. Die Kästen, worin dieselben verwahrt werden, sind oft herrliche Meisterstücke der Goldschmiedekunst und verziert mit Diamanten, welche wegen ihres Alters äußerst selten, mit Perlen, Rubinen und Smaragden von ungemeiner Größe und meist ungeschliffen. Als Kunstwerke werden diese Arbeiten nicht gewertet, weil die Mönche nur die Reliquien selbst und nicht deren Verzierungen verehren. Sie werden immer hinter der Ikonostas, nahe bei dem heiligen Tisch, verwahrt, und wenn sie den Pilgern und Besuchern gezeigt werden sollen, herausgebracht und auf einer Art Pult zur Schau gestellt. Merkwürdig zu beobachten sind die verschiedenen Grade von Respekt, womit diese Reliquien in den verschiedenen Klöstern behandelt werden. Gewöhnlich zündet man ihnen zu Ehren die Altarkerzen an und der Priester, welcher sie vorzeigt, legt seine Stola (*ἐπιτραχήλιον*) an; an einigen Orten behandelten die Kalogeren dieselben mit der größten Verehrung, beobachteten in ihrer Gegenwart tiefes Schweigen und küßten sie inbrünstig; an anderen Orten behandelten sie die Ausstellung derselben als etwas alltägliches und da und dort wußten sie nur sehr wenig von denselben.

Als ein Beispiel von einem der kleineren Klöster wollen wir das Cönobitenkloster Simopetra oder den Fels Simons des Anachoreten schildern, welches an einem steilen Hang auf halber Höhe der Westseite steht. Wir näherten uns demselben vom Meere her, denn die Abstürze zwischen ihm und dem Kloster St. Pauls, von wo wir kamen, sind so furchtbar und die Pfade so schlecht, daß die Mönche ihre Maultiere nicht gern auf diesem Wege gehen lassen. Daher gab man uns ein Boot und zwei seemännische Kalogeren (*ναυτικοὶ καλόγεροι*), welche uns nach einem winzigen, mit Hafendamm und Anlände versehenen Hafen brachten, über welchem in einer Höhe von 800 Fuß das Kloster aufragt. Kurz nach unserer Ankunft erschien ein Mönch, fand, daß wir unsere Mantelsäcke oder Satteltaschen hinaufschaffen lassen wollten, holte ein großes Sprachrohr heraus und rief durch dasselbe nach dem Kloster hinauf: „Zwei Maultiere (*δύο μυλάρια*)!" Man antwortete ihm von oben und nicht lange darnach, als wir den mühsamen Zickzackpfad hinankletterten, trafen wir schon die Tiere, die uns im Heruntersteigen entgegenkamen. Unmittelbar unter dem Kloster ist das Terrain sorgfältig in Terrassen verwandelt, auf welchen Gemüse gebaut werden, während Weinreben, Kürbisse und Melonen an den hohen Stützmauern emporranken. Von diesen aus erhebt sich der senkrechte Fels, worauf das Gebäude steht, auf allen Seiten von dem umgebenden Grunde isoliert, mit Ausnahme des Rückens, wo es durch einen Aquädukt oder Viadukt von zwei Bogen mit dem Felsen verbunden ist. Der obere Teil seiner hohen Mauern ist mit hölzernen Balkonen und Umgängen besetzt, welche auf vorspringenden Stützen ruhen und sich mit der malerischsten Unregelmäßigkeit Stockwerck über Stockwerk bis zum Dach aufbauen. Im Innern sind die Gebäude auf die wunderlichste Weise überall zerstreut. Im unteren Teile sind die Vorratshäuser zwischen der Ringmauer und dem oberen Teile des Felsens, welcher im inneren Hofe zu Tage steht; der Hof selbst ist so schmal, daß das ganze Gebäude überdacht worden ist und das Licht durch Seitenfenster und eine Menge von Oeffnungen und Spalten eindringt. In folge davon steht die Kirche nicht vereinzelt, wie in den meisten Klöstern, sondern ist dicht von den anderen Gebäuden umgeben, und ihre Mauern zeigen für ein byzantinisches Gebäude eine ungewöhnlich große Anzahl von Fenstern, um mehr Licht ins Innere zu lassen.

Die Förmlichkeiten, mit welchen ein Reisender bei seiner Ankunft empfangen wird, sind überall und allgemein dieselben: Wenn er den Brief des Synods dem Pförtner übergeben hat, der ihn dem Hegumenen überbringt, wird er in das Gastzimmer, eines der besten Gemächer im Kloster, welches gewöhnlich eine herrliche Aussicht bietet, geführt und hier mit eingemachten Früchten, Süßigkeiten, Arak, kaltem Wasser und Kaffee bewirtet; wenn man annehmen darf, daß er sich genügend ausgeruht hat, erhält er einen Besuch von dem Superior und einigen der intelligenteren Mönche, welche vor ihrem Weggehen sich erkundigen, ob er „Brot essen möchte."

Nachdem wir so eine kleine Musterung über die Gebäude der Klöster gehalten haben, welche sich im wesentlichen alle ziemlich gleich sind, wollen wir uns auch nach der Beschäftigung der Bewohner dieser Anstalten, der ernsten

blassen Männer mit langen Bärten und wallenden Haaren, in den Kutten von dunkelblauer Serge und den hohen Mützen, umsehen, welche in jenen Höfen und Korridoren herumwandeln. Zunächst aber dürfte es vielleicht geraten sein, einige der Punkte hervorzuheben, worin sie sich von unseren Begriffen vom klösterlichen Leben unterscheiden.

Zuvörderst also sind nur ein sehr kleiner Teil dieser Mönche Geistliche, welche die Weihen empfangen haben, denn das geistliche oder kirchliche Amt ist in keiner Weise mit dem Mönchsberufe verbunden. Selbst in den größern Klöstern wie Vatopedi und Iveron findet man gewöhnlich nicht mehr als zehn oder zwölf Individuen, welche die Weihen empfangen und Profeß gethan haben; und in Philotheu, dem kleinsten der Klöster auf Athos, waren nur drei Priester, gerade so viel als hinreichten, um den Gottesdienst zu besorgen. Noch weniger sind diese Mönche Lehrer oder Missionare, ausgenommen in einem Falle, dem bulgarischen Kloster Chilandari, wo jüngst das System eingeführt worden ist, eine Anzahl ordinierter Mönche auf eine Art innerer Mission nach Bulgarien zu senden, um dort die Gemeinde-Geistlichen in entlegeneren Bezirken zu unterstützen.

(Schluß folgt.)

Land und Leute in der europäischen Türkei.

Nach den Aufzeichnungen Wilhelm Pressel's mitgeteilt von Paul Dehn.

(Schluß.)

Recht sehr zu beklagen ist die erbitterte Feindschaft, welche die einzelnen christlichen Religionsgemeinschaften gegen einander bekunden. Von seiten der Türken haben die römisch-katholischen Gemeinden bei ihren Prozessionen keinerlei Anfechtung zu erleiden, wohl aber sind sie gezwungen, sich bei solchen Gelegenheiten vor den Beschimpfungen der Griechisch-Orthodoxen durch Bewerfen mit faulen Eiern ꝛc. mit Hülfe einer von den türkischen Behörden erbetenen und in der Regel gutwillig gewährten militärischen Eskorte zu schützen. Wie unchristlich im Orient Christen gegen Christen vorgehen können, davon gibt Pressel aus seinen Reise-Erlebnissen ein Beispiel. Zu Pebi (dem alten Gordium) in Kleinasien frug er einen geschickten Baumeister zufällig nach dessen Heimatsort und erhielt zur Antwort: „Protestant aus Jüsgad", einer Stadt zwischen Angora und Sivas! Als dieser Baumeister das Wort „Protestant" mehrmals wiederholte und betonte, frug Pressel weiter und erfuhr:

In den Jahren 1867 bis 1869 machte ein in Brussa lebender Missionär der englischen Hochkirche eine ziemlich erfolgreiche Propaganda unter den gregorianischen (nichtunierten) Armeniern des nördlichen Kleinasiens, besonders in Jüsgad und Umgebung, und dies zum großen Verdrusse der Geistlichkeit dieser Konfession, welcher der Verlust so vieler Seelen und ebenso die Abnahme des Tributs der Gemeinde naheging. Die Abgefallenen gehörten außerdem größtenteils der bemittelten Klasse an. Da sanfte Vorstellungen und auch Drohungen bei den verstockten Sündern nichts fruchteten, so griff der Bischof zu dem altbewährten Mittel, störrische Schäfchen zur Vernunft zu bringen, indem er die Hülfe des mit ihm durch den gemeinschaftlichen Geldhunger verbundenen kaiserlichen Kaimakam anrief. Ein Vorwand zur Einsteckung der Verfolgten ist schnell gefunden, Stambul ist weit und im Notfalle beschwert eine saftige Lüge und eine Anschwärzung der Vergewaltigten die Gewissen jener Verbündeten nicht besonders. Ueber fünf Monate schmachteten die Unglücklichen, worunter Pressel's Freund mit dessen Sohn, an einem Fuß angeschmiedet in jenen schrecklichen Löchern, welche man in der Türkei Gefängnisse nennt, und sie wären darin unfehlbar verfault, wenn nicht der englische Botschafter endlich Kenntnis von diesem Vorfall erlangt und mit vieler Mühe die Entlassung der Eingesperrten — nicht mehr — erwirkt hätte. Sie tragen ihr ganzes Leben hindurch die Spuren der schrecklichen Mißhandlung und ausgesuchten Folterung, welche der hohe Seelenhirt durch Vermittelung der ihm für solche Zwecke befreundeten weltlichen Behörde ihnen zumaß. Seither läßt man sie wohl in Ruhe, aber sie sind der Rache ihrer Feinde jeden Augenblick gewärtig...

Wenn diese Bevölkerung mit ihrer nationalen und religiösen Eigenart, mit ihren weitgehenden Absonderungen im privaten und öffentlichen Leben, mit ihren Sonderinteressen und Befehdungen sich noch nicht selbst aufgerieben, wenn sie noch nicht alle Bande staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung durchbrochen hat, so beruht diese fast erstaunliche Thatsache einerseits auf der strammen Herrschaft der osmanischen Rasse, andererseits auf der Eifersucht und Uneinigkeit der Christen. Nur eine Regierung, welche klug und kräftig zugleich auftritt, wird imstande sein, alle jene Völkerstämme zu friedlicher Arbeit zu vereinigen.

Einst waren die Länder des türkischen Reiches ihrer außerordentlich günstigen Bodenbeschaffenheit entsprechend hoch kultiviert und dichtbevölkert. Jetzt erinnern allerwärts nur noch Ruinen an die Zeiten ehemaligen Reichtums; jetzt weisen nur zahlreiche Leichenfelder in öden Wüsten auf die frühere dichte Bevölkerung. Einst waren diese Länder die Kornkammer Europa's. Jetzt leiden sie nur zu häufig Hungersnot, ganze Ortschaften verschwinden, bereits liegen mehr als neun Zehnteile des anbaufähigen Bodens brach und lange schon muß die Türkei Getreide und Mehl von auswärts beziehen.

Zu dem Rückgange der Bevölkerung haben die häufigen Epidemien, sowie die fortwährenden Aufstände und Unruhen beigetragen und einen Mangel an Arbeitskräften hervorgerufen, welcher nachteilig auf den Betrieb der Landwirtschaft einwirken mußte. Aber die Hauptsache, sagt Pressel, ist die innere Krankheit, welche an dem Reiche

zehrt, dessen Lebensnerv tötet und jeden Aufschwung lähmt: die derzeitige Verwaltung mit ihren Mißbräuchen und Uebelständen. Hiervon drücken auf die Landwirtschaft besonders die Mangelhaftigkeit und Unsicherheit der Bestimmungen über die Besitzverhältnisse und über die Steuererhebung, sowie die Handhabung derselben seitens der Behörden.

Bekanntlich ist in der Türkei der Sultan der eigentliche Eigentümer allen Grund und Bodens. Der Besitzer ist immer nur Nutznießer unter verschiedenen Bedingungen, je nach der Klassifizierung des betreffenden Grundstückes. Nach den Besitzverhältnissen betrachtet, zerfallen die Ländereien in fünf Klassen:

1. Mülk, d. i. mehr oder minder freies Privateigentum.
2. Mirié, d. i. eigentliches Staatseigentum.
3. Mefkouvé oder Vakouf, d. i. entweder Kirchengut in Pacht oder, was meist der Fall ist, freies Eigentum im Schutze einer Moschee gegen eine entsprechende jährliche Abgabe.
4. Metronké, d. i. alle öffentlichen Plätze, Straßen, Anlagen, Gemeindeweiden ꝛc.
5. Merat, d. i. unproduktives Land, Wüste, alte Flußläufe ꝛc.

Ohne in die mangelhafte und veraltete Grundeigentums-Gesetzgebung, welche beiläufig Hypotheken noch gar nicht kennt, einzudringen, sei nur erwähnt, daß für einen jeden Besitzwechsel, bevor er gesetzliche Gültigkeit erlangt, die Bewilligung der Staatsbehörde erforderlich ist, wodurch die Veräußerung von Grund und Boden sehr erschwert wird, da die Beamten jede Gelegenheit ergreifen, um eine etwaige Zwangslage des Verkäufers oder Käufers zu ihrem Vorteil auszubeuten. Nicht selten muß ein Besitzwechsel viele Instanzen durchlaufen und vor Erlangung der Bewilligung mehr als eine bakschisch-lüsterne Hand befriedigt werden. Dazu sind die Besitztitel in der Regel nicht genau genug abgefaßt und können nur allzu oft zu Vergewaltigungen der Schwächeren benützt werden. Nur selten wird der Flächeninhalt angegeben; in der Regel heißt es nur: „Von dem gemauerten Wohnhause des Besitzes führen 1500 Schritte nach Osten, 1000 Schritte nach Westen, Süden und Norden in gerader Linie zur Grenze der Besitzung.“ Das genügt allenfalls für verträgliche, nicht aber auch für gewaltthätige und habsüchtige Nachbarn. So war Pressel Zeuge, wie der verstorbene Serdar Ekrem Omer Pascha die Grenzen seiner Besitzungen bei Tschekmedie um 150 m. nach allen Richtungen hin hinausschob, indem er behauptete, seine Nachbarn hätten widerrechtlich ihre Bodenflächen allmählig erweitert, und er bewies ihnen die Richtigkeit seiner Angabe, indem er selbst mit großen Schritten, wozu sich seine langen Beine vortrefflich eigneten, die Entfernung von seinem Wohnhause maß. Da seine hohe Stellung ihn vor jeder Prozeßandrohung schützte, so beschränkten sich die beraubten Nachbarn auf einen schüchternen Protest und warteten ihre Zeit ab. Als der berühmte Marschall (1871) starb, erhoben sie alsbald ihre Ansprüche nicht allein auf das ihnen widerrechtlich abgenommene Gebiet, sondern auch noch auf ein beinahe ebenso großes Stück über ihre früheren Grenzen hinaus, indem sie ihrerseits das Prinzip der kurzen Schritte geltend machten. Die Erben Omer Pascha's, welche durch keine hervorragende Persönlichkeit gestützt wurden, mußten sich alles gefallen lassen und waren nicht imstande, ihr Eigentumsrecht auf die ursprüngliche Bodenfläche zu behaupten.

Wo für Gewalt und Ungerechtigkeit so freier Spielraum besteht, mußte sich des Volkes Thätigkeit von der Bebauung des Bodens ab- und anderen, minder ungesicherten Unternehmungen zuwenden. Dazu die Steuererhebung, vor allem die leidige, zehnprozentige, unter Umständen auch höhere Naturalabgabe von allen Erzeugnissen und Früchten des Ackerbaues, der Viehzucht, der Fruchtbäume, des Seiden-, Wein-, Bergbaues ꝛc. Diese Steuer ist stets verpachtet und kann von dem Pächter mit Hülfe bewaffneter Polizeimannschaft eingetrieben werden. Erst nachdem der Steueranteil ausgeschieden ist, dürfen die Landwirte ihre Ernte vom Felde führen, weshalb die Steuerpächter, um ihren Anteil zu erhöhen, die Ausscheidung desselben unter allerlei Vorwänden so lange verschieben, bis die Landwirte, um wenigstens den unentbehrlichen Bedarf an Brot- und Saatkorn, einen kleinen Teil der Ernte, bevor sie auf dem Felde verfault, für sich zu retten, zu größeren Zugeständnissen, zur Bewilligung des Drittels oder gar der Hälfte statt des Zehnten, gezwungen werden. Unter der Habsucht und Erpressung dieser Steuerpächter hatten vornehmlich die Bulgaren zu leiden. Angesichts dieser Mißstände bei der Einhebung ist einige Abhülfe dadurch geschaffen worden, daß die Steuerämter es in jedem Frühjahr den Grundbesitzern und Gemeinden freistellen, anstatt der Zehentsteuer in Naturalien im voraus eine Abstandsumme zu bezahlen, welche davon befreit. Die meisten Großgrundbesitzer und viele Gemeinden machen von dieser Begünstigung Gebrauch und finden sich mit der Steuerbehörde ab. Erst wenn der Termin zur Abfindung fruchtlos verstrichen ist, wird die Zehentsteuer im Offertwege verpachtet und dann treten die gerügten Uebelstände ein.

Will der Landmann endlich den Ueberschuß seiner Erzeugnisse über eine zehn- bis zwanzigmeilige Bezirksgrenze hinaus verkaufen, so muß er sich hiezu die Erlaubnis durch Bezahlung eines zuletzt auf 1 ½ % festgesetzten Anteils von dem Wert der Erzeugnisse an den Staatsschatz erkaufen. Auch hier ist es nicht die Steuer selbst, sondern die Art und Weise der Erhebung durch die Verwaltungsorgane, welche zu den bedenklichsten Mißbräuchen geführt haben. Auch auf der Ausfuhr der Bodenerzeugnisse ruht ein Zoll von 1 Prozent des Wertes.

Das, was man in der Türkei Verwaltung zu nennen geneigt sein könnte, ohne irgendwie diese Bezeichnung zu verdienen, hat zu dem Niedergang von Land und Leuten

vorwiegend beigetragen. Ehedem, zu ihrer Blütezeit unter der Herrschaft der ersten Osmaniden, bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts, besaß die Türkei wie später die europäischen Staaten in der Zeit des aufgeklärten Despotismus thatkräftige Fürsten und eine tüchtige Verwaltung. Früher und angelegentlicher, ja nicht selten verständnisvoller als manche abendländischen, waren jene morgenländischen Herrscher bemüht, ihr Reich auch wirtschaftlich zu kräftigen, indem sie namentlich durch Verbesserung und Vermehrung der Verkehrswege eine wichtige Vorbedingung wirtschaftlichen Gedeihens herzustellen suchten. Nach römischem Vorbild wurden schon von den ersten Sultanen gepflasterte Straßen durch das ganze Reich angelegt und bis vor hundert Jahren auch auch in gutem Zustande erhalten. Unter den zahlreichen Brücken finden sich Meisterwerke der Brückenbaukunst, darunter als letzte die beiden stattlichen steinernen Brücken über die Tundscha und die Maritza in Adrianopel, unter Mahmud von 1821 bis 1823 erbaut. Die öffentlichen Brunnen und Wasserleitungen in den Städten und an den Straßen wurden als wichtige gemeinnützige Werke verbessert oder vermehrt, ebenso Bäder zu unentgeltlicher Benützung überall, in den Städten als Monumentalbauten eingerichtet, ja selbst Gasthöfe in großem Stile gegründet. Diese Hans, in Europa irrigerweise Karawanserais genannt, vereinigten in ihren verschiedenen Abteilungen die Räumlichkeiten, welche zum Unterbringen der Pferde und Lasttiere bestimmt waren, ferner die Warenmagazine, die Absteigquartiere der Reisenden, die Schreib- und Verhandlungszimmer der Geschäftsleute, die Bureaux der Post, welche in der Türkei früher als in den europäischen Staaten eingeführt war, die Cafés und sonstige Einrichtungen für Reisende, wo jeder seine Pferde und Kameele einstellen, Futter und Wasser für sie finden und die mitgebrachten Waren aufstapeln konnte. Derartige Hans, oft großartig angelegt, fanden sich, als in Europa die Gasthäuser noch zu den Seltenheiten gehörten, in allen größeren Städten des Reiches und an den großen Heerstraßen in gewissen Entfernungen vor.

Damals hätte man im Abendlande mit einigem Neid auf die Zustände im Orient blicken können. In der Türkei walteten religiöse Toleranz, persönliche Freiheit und Sicherheit, innere Verkehrs-, Gewerbe- und Handelsfreiheit, in Mitteleuropa dagegen Ketzergerichte mit Scheiterhaufen, Leibeigenschaft, Raubrittertum und schwere Zölle auf Handel und Verkehr. Damals befanden sich die Bevölkerungen des näheren Orients recht wohl, nachdem sie fast seit Beginn der Geschichte durch fremde Eroberer vergewaltigt und ausgebeutet worden waren, anfangs durch die persische Satrapenwirtschaft, später unter den römischen Prokonsuln und zuletzt von den byzantinischen Steuereintreibern und Archonten.

Erst nachdem der unterjochte, doch nicht ertötete Byzantinismus mit Günstlings-, Weiber- und Eunuchen-Wirtschaft allmählig seit dem Tode des großen Soliman (1566) in das ottomanische Staatswesen einzudringen begann, Thatkraft und Patriotismus von Verschwendungssucht, Habgier und Korruption mehr und mehr verdrängt wurde, kam der Verfall. Lange indessen noch arbeitete der einstige kräftige Organismus des Reiches auf grund der von einer patriotischen Gentry und Geistlichkeit inmitten einer tüchtigen Bevölkerung bestehenden Repräsentativverfassung, bis Sultan Mahmud († 1840), ein sonst wohlmeinender Fürst, durch Erweiterung der Befugnisse der Zentralregierung und ihrer Beamtenkaste die Schwächung der Osmanenherrschaft einleitete. Mahmud gedachte auf Andrängen der europäischen Diplomatie, welche in ihrer Unkenntnis und Kurzsichtigkeit die auf starkem Lokalpatriotismus und Lokalinteresse beruhende Feudalherrschaft der Dere-Beys und der erblichen Paschas unterschätzte, und da, wo alle Vorbedingungen dazu fehlten, wo die Nationalitäten und Konfessionen in steten Kämpfen und Gegensätzen neben einander wohnen, wo die Schaffung eines über diesen Kämpfen und Gegensätzen stehenden Beamtentums voll Standesehre und Pflichtgefühl von vornherein unmöglich erscheinen mußte, ein zentralisiertes Reich mit einheitlichem Nationalpatriotismus zu schaffen. Man übersah dabei, daß die widerstreitenden Völkerstämme des Reiches sich zwar für ihre Nationalität, für ihre Religion und für ihre engere Heimat, nun und immer aber inmitten solcher Gegensätze für ein Reich begeistern konnten, dessen Bureaukratie sich alsbald unfähig zeigte, den Staatsgedanken zu repräsentieren und zur Geltung zu bringen, sowie eine wirtschaftliche Interessen-Gemeinschaft herzustellen und auf diese Weise ein einigendes, zusammenhaltendes Band um die Völkerschaften des Reiches zu schlingen.

Die Katakomben von Arizona.

Zu dem vielen Merkwürdigen, welches das seit 1863 den Vereinigten Staaten einverleibte Territorium Arizona, das „Wunderland von Nordamerika", enthält, ist neuerdings auch die Entdeckung einer höchst merkwürdigen, großen Höhle gekommen, welche von einer Gesellschaft von Bergleuten zufällig aufgefunden worden ist und sich sowohl nach Umfang als nach Beschaffenheit den interessantesten Höhlen der Erde anreihen dürfte, umsomehr als sie schon seit unvordenklichen Zeiten den Urbewohnern dieser Gegenden bekannt gewesen zu sein scheint. Die Höhle selbst liegt ungefähr eine e. Ml. südöstlich von der Station Mountain Springs, im südöstlichen Arizona. Zwei Bergleute, welche nach Silbererzgängen suchten, fanden hinter einem Gebüsche von Fackeldisteln und anderen Dorngewächsen einen gewölbten Eingang von etwa drei Fuß Breite und vier Fuß Höhe, welchen sie für das Mundloch eines alten Stollens hielten und daher untersuchten. Die beiden Entdecker befestigten Kerzen in einem schief an einer

Stange angebrachten schmalen Brett, welches sie an der Stange trugen, so daß das Licht nach vorn geworfen wurde und sie vor Erdspalten und anderen Hindernissen und Gefahren warnte. Mit diesem Apparate wagten sie sich in die Höhle hinein und kamen in einem stark geneigten, mehr als mannshohen Gang etwa 100 Fuß vom Eingang in eine kleine Halle, wo die Höhle sich in zwei Gänge verzweigte. Sie gewannen bald die Ueberzeugung, daß sie kein verlassenes Bergwerk, sondern eine natürliche Höhle vor sich hatten und folgten dem Stollen rechter Hand, wo sie an verschiedenen Punkten brennende Kerzen aufsteckten, um sich mittelst derselben wieder zurück zufinden, denn es waren unzählige Seitengänge und Kammern vorhanden, welche in allen möglichen Richtungen von dem Gange abzweigten. Nach einiger Zeit gelangten sie in eine größere Grotte, welche Spuren von Stalaktiten-Bildung zeigte, an Wänden und Decke aber schwarz und rußig war und am Boden zahlreiche Haufen von Asche und Ueberbleibsel von Feuern, offenbar aus sehr ferner Zeit, sowie ganze Haufen von Knochen, worunter viele gespaltene und verbrannte, aufwies. Ueberdem fanden die Besucher mehr als 500 Hirschgeweihe, teilweise schon mit einem Ueberzug von Mondmilch, und sonstige Spuren von Menschen und Tieren, welche darauf hinwiesen, daß in irgend einer fernen Vorzeit diese Höhle ein Aufenthalt- oder Zufluchtsort der Apatschen-Indianer gewesen sein dürfte, denn wenn die Hirsche, deren Geweihe hier zu sehen waren, von Raubtieren hergeschleppt worden wären, müßten dies zum mindesten graue Bären, wo nicht noch größere Raubtiere gewesen sein. Aber Raubtiere verstehen ja bekanntlich kein Feuer anzuzünden.

Die beiden Entdecker verfolgten diese größere Grotte etwa 200 Schritt weit, immer abwärts steigend und rechts und links die Wände untersuchend, welche mit zahlreichen Seitenspalten und natürlichen Kammern versehen waren, in welchen man da und dort kleine, mit Stalagmiten bedeckte Hügel wie Gräber bemerkte. Die Höhle war von sehr verschiedener Höhe und Weite, bald so eng nnd nieder, daß die Besucher auf allen Vieren hindurch kriechen mußten, bald wieder zu Grotten und geräumigen Kammern sich erweiternd, deren Aussehen sie ganz geheimnisvoll anmutete. Als sie jedoch etwa 200 Schritte weit von dem Beginn dieses Armes der Höhle noch kein Ende derselben fanden, und ihre Kerzen auf die Neige gingen, kehrten sie um und stiegen wieder zu Tage. Hier nahmen sie einige Erfrischungen zu sich, versahen sich mit frischen Kerzen und drangen noch einmal in die Höhle ein und zwar diesmal in den linken Arm derselben. Der Eingang zu dieser ist anfangs nur drei Fuß hoch und der Gang selbst auf eine Strecke von etwa 300 Fuß eng, schmal und niedrig, dann aber mündet er durch eine enge Oeffnung in eine große hohe Grotte, von deren Decke aus einer Höhe von ungefähr 75 Fuß die wundervollsten blendend weißen Stalaktiten in den seltsamsten und mannigfaltigsten Formen herabhingen und ihr Widerspiel in ebenso bizarr geformten vom Boden aufragenden Stalagmiten hatten. Die Besucher vermochten von der Pracht und Großartigkeit dieser Tropfsteingrotte gar nicht genug zu erzählen.

Von dieser Feengrotte aus wandte sich die Höhle oder die Höhlen — denn man unterschied deutlich hier drei Höhlen oder Gänge über einander — nach oben. Die Erforscher schlugen den obersten Gang ein und verfolgten ihn etwa 2000 Schritte weit, bis sie an eine obere zu Tage gehende Mündung zu kommen wähnten, weil die Reinheit der Luft in dieser letzten Halle von einem oberen Ausgang herzurühren schien. Da sie diesen aber nicht zu finden vermochten und ihre niedergebrannten Kerzen sie zum Umkehren aufforderten, so kehrten sie auf demselben Wege wieder zurück und entdeckten dabei nur noch mehr neue und mannigfaltige Wunder: Seitenspalten und Höhlen, welche nach allen Richtungen hin abzweigten, da und dort nur kleine Löcher in den Wänden, in welche die beiden Untersucher ihre Fackeln steckten, um nur in ungeheure Kammern oder bodenlos erscheinende Abgründe hinunterzuschauen u. dgl. m. oder dünne faltige Vorhänge von Kalksinter, hinter denen andere Räume begannen. An vielen Stellen erklang der Boden unter ihnen hohl und schien sie zu warnen, daß derselbe nur die dünne Decke eines darunter befindlichen Ganges oder Abgrundes sei. Nachdem sie volle fünf Stunden lang sich durch die dunklen Winkel dieser wunderbaren Höhle mit ihren Stollen, Kammern und verschobenen Seitenarmen hindurchgearbeitet hatten, kamen sie endlich nur zu dem Schlusse, daß sie nur den kleinsten Teil der Höhle gesehen hatten, deren genaue Erforschung und Aufnahme ihrer wunderbaren Bildungen und ihres sonstigen Inhalts Wochen oder gar Monate in Anspruch nehmen würde.

Die schönen Exemplare von Stalaktiten und besonders starken Hirschgeweihen, welche sie mitbrachten, erregten im Verein mit ihren Schilderungen die allgemeinste Verwunderung und nach dem Bericht der Zeitung aus Arizona, welchen wir vorstehende kurze Beschreibung zu Grunde legten, ist zu erwarten, daß bald eine von kompetenten Gelehrten geleitete Untersuchung dieser Höhle zu deren genauerer Schilderung und zur Entscheidung darüber führen werde, ob und wann hier die Vorfahren der heutigen Apatschen oder irgend eines anderen Indianerstammes ihren Aufenthalt in Zeiten der Gefahr und die Begräbnisstätten ihrer Toten gehabt haben, so daß man diese Räume mit Recht Katakomben nennen darf.

Kleinere Mitteilung.

Pfahlbauten im Rhein.

Etwa 5 Minuten unterhalb der Stelle, wo der Rhein das Bett des Untersee's verläßt, liegt eine zum Kanton Thurgau gehörende Insel: das Weerd. Nur deren oberer Teil, auf dem die Kapelle St. Othmar liegt, ist das ganze Jahr über dem Wasser, nach Westen zu fällt das Terrain ab und erscheint als Sand- und

Kiesbank, die nur bei niedrigem Wasserstand trocken liegt. Hier befindet sich eine Pfahlbau-Station, die seit etwa 12 Jahren als solche bekannt ist. Eine zweite Station im Rhein befindet sich unterhalb des Städtchens Stein a/Rh. im Gebiet des Kantons Schaffhausen auf einer nur bei ganz kleinem Wasserstand trockenen Untiefe; diese wurde erst vor etwa zwei Jahren entdeckt. Bei höherem Wasserstand hat der Rhein bei beiden Stationen scharfen Zug, und die Erstellung eines der Strömung Trotz bietenden Baues (sogenannter Schwellenbau) mit so mangelhaften Werkzeugen war kein geringes Stück Arbeit, welches für die Intelligenz jener Menschen kein übles Zeugnis ablegt. Was aber besonders die ersterwähnte Station „im Weerd" interessant und auch der Beachtung des Auslandes wert macht, das ist das massenhafte Vorfinden von Pfeilspitzen und gespaltenen, zu solchen vorgearbeiteten Feuersteinknollen. Als man als Feuerzeug noch Stahl und Stein mit sich trug, dienten Pfeilspitzen den Anwohnern als Feuersteine, und alljährlich seit alten Zeiten wurde die im Winter trockene Kiesbank nach solchen abgesucht; seit die Stelle aber als Pfahlbau-Station erkannt ist, wird sie, so oft sie hervortritt, fleißig von dilettantischen Sammlern ausgebeutet. Und der Vorrat ist noch nicht erschöpft; jedes Hochwasser, das den Sand und das Kies aufwühlt, läßt wieder Artefakten hervortreten: hin und wieder ein Steinbeil (auch solche von Nephrit), Spinnwirtel, kleine Feuersteinmesser und reichlich Pfeilspitzen. Die Zahl der letzteren führt notwendig auf den Gedanken, daß hier Pfeilspitzen gewerbsmäßig, als Handelsware, gemacht wurden. Dieselben sind mittlerer Größe und ganz klein — letztere vielleicht für die Jagd auf Vögel bestimmt — von gelblichem derben Feuerstein (Jaspis), meistens sehr regelmäßig in der Form und die Schneiden scharf die Hammerschläge zeigend, denn eine Kruste von Kalksinter schützt die Rheinfunde vor dem Abgerolltwerden. Zuweilen findet man auch Pfeilspitzen von schwarzem (sogenanntem französischen) Feuerstein, aber nur als Ausnahme, während auf der Station bei Mammern im Untersee diese vorherrschen. Nun ist der nächste Fundort des gelben derben Feuersteins die Gegend von Schaffhausen (weißer Jura der Randen-Ausläufer); mithin haben die Pfahlbauer auf dem Weerd mit ihren Einbäumen den Rhein bis zum Rheinfall beschifft. Was den schwarzen (französischen) Feuerstein betrifft, so kommt derselbe unseres Wissens in dieser Gegend gar nicht vor. Bei der Versammlung des Bodensee-Vereins am 23. September 1883 in Stein a/Rh. hat B. Schenk, Präparator daselbst, der auch jene unterhalb Stein a/Rh. gelegene Station gefunden hatte, bei einem Vortrag über römische Funde der Gegend auch der Pfahlbau-Funde erwähnt, die er bei einer am östlichen Ende der Insel Weerd unternommenen Ausgrabung gemacht hatte. Es waren einige Bronzemesser, Nadeln und Ringe, die in Verbindung mit den sorgfältig geschliffenen Steinbeilen der reinen, mittleren Steinzeit für die lange Dauer der Ansiedelung zeugen. Auch menschliche Knochen und einen fast vollständigen Schädel hat der Genannte innerhalb der aufgedeckten Kulturschicht gefunden. Die Lage der Station im Weerd, inmitten der rasch fließenden, gewaltig anschwellenden Fluten des Rheins, geben der Hoffnung nicht Raum, daß von umfangreicheren Nachgrabungen so mannigfaltige Ausbeute zu erwarten wäre, wie sie die Torfmoor-Stationen des Kantons Zürich geboten haben; Gewebe, Geflechte, Küchenvorräte und Abfälle mußten größtenteils in den Fluten zerstört und fortgeschwemmt werden. Dagegen liefert sie gerade durch die, auf die spezielle Produktion der Pfeilspitzen hinweisende Fülle dieser letzteren einen interessanten Zug zur Entwerfung eines Kulturbildes jener Zeiten und möchte die hier vorliegenden Thatsache dazu veranlassen, auch die Funde anderer Stationen auf die Frage hin zu prüfen: ob sie auf spezielle Gewerbsthätigkeit hinweisen oder nicht?

O. Plümacher.

Notiz.

Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc.

Karst-Komite des Oesterreichischen Touristen-Klub. Seit zwei Jahren schon beschäftigte sich die Sektion für Höhlenkunde des Oesterreichischen Touristen-Klub mit dem Studium der merkwürdigen hydrographischen Verhältnisse in den Kesselthälern von Krain, über welche der Präsident dieser Sektion, Herr Hofrat Dr. Franz Ritter v. Hauer, Direktor der k. k. geologischen Reichsanstalt, im verflossenen Jahre einen höchst interessanten Vortrag hielt, der in der „Oesterreichischen Touristen-Zeitung" publiziert wurde. Der bekannte Höhlenforscher Herr Franz Kraus (nach welchem auch die Gypskrystall-Grotte bei Gams in Steiermark benannt wurde) setzte im verflossenen Sommer diese Studien fort, infolge deren nunmehr der Touristen-Klub beschloß, einen Teil der dort zu lösenden schwierigen Aufgaben durchzuführen, was um so leichter möglich ist, als diesem Vereine die Unterstützung der Generaldirektion der Südbahn-Gesellschaft in der munifizentesten Weise zugesichert wurde. Für die technischen und wissenschaftlichen Vorarbeiten wurde ein Komite niedergesetzt, welches derzeit aus folgenden Persönlichkeiten besteht: Hofrat Dr. Franz Ritter v. Hauer, Intendant der k. k. Hofmuseen, als Vorsitzender; Fürst Ernst Windisch-Grätz, Reichsratsabgeordneter und Gutsbesitzer, als Stellvertreter; Franz Kraus, Vizepräsident der Sektion für Höhlenkunde des Oesterreichischen Touristen-Klub, als Schriftführer; ferner als Komite-Mitglieder: die Herren Raphael Hofmann, Bergwerksdirektor; Felix Karrer, Sekretär des Wissenschaftlichen Klub; Christian Lippert, k. k. Hofrat; Dr. J. R. Lorenz v. Liburnau, k. k. Hofrat; Adolf Obresa, Reichsratsabgeordneter und Gutsbesitzer; Anton Silberhuber und Ed. Graf, Präsidenten der Zentrale des Oesterreichischen Touristen-Klub; Josef Szombathy, Assistent am k. k. Hofmuseum. Diesem Komite fällt nun die Aufgabe zu, den unterirdischen Poiklauf von der Pinka-Jama-Höhle aus bis event. in die Adelsberger-Grotte zu verfolgen und dieses ausgedehnte Höhlensystem, dem auch die Magdalenen-Grotte angehören dürfte, in eine dauernde Verbindung zu bringen; wodurch eine Sehenswürdigkeit geschaffen würde, die ihresgleichen in Europa nicht hat. Diese Arbeiten sollen aber auch den Prüfstein bilden für alle ähnlichen Eröffnungs-Arbeiten in den unterirdischen Flußläufen von Krain, durch welche dieselben vor den alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen gesichert werden können, deren Entstehungsursache nur in dem ungenügenden Abflusse der zuströmenden Niederschlagsmengen liegt, die bei anhaltenden Regengüssen durch die ausschließlich unterirdischen Gerinne nicht schnell genug entfernt werden können und sich daher zu förmlichen Seen aufstauen. — Wir werden nicht ermangeln, über den demnächstigen Beginn der Arbeiten an der Pinka-Jama-Höhle, sowie über deren Fortgang zu berichten.

Litteratur.

Schweitzer, Dr. Ph., Island, Land und Leute, Geschichte, Litteratur und Sprache. Leipzig-Berlin, W. Friedrich, Hofbuchhandlung, 1885. (Preis 4 Mark.) — Die normännische Insel im hohen Norden, das Ultima Thule der europäischen Zivilisation, gewinnt immer mehr unser Interesse für seine zwar arme, aber wild-großartige Natur und für sein kühnes, genügsames, ehrenfestes Volk von etwa 72,000 Seelen, welches noch heute in seinem kalten Erdenwinkel vom Weltverkehr beinahe abgeschlossen ist. Die Schriften über Island, die in den jüngsten 25 Jahren erschienen sind, bilden eine kleine Litteratur für sich, die noch nicht abge-

schlossen ist, denn der jüngst erschienenen Schrift über Island von Dr. Keilhack in Berlin folgt hier schon eine neue von Dr. Phil. Schweitzer in Stockholm, welche aber gerade in dieser Litteratur eine sehr schmerzlich gefühlte Lücke ausfüllt. Dr. Schweitzer gibt uns kein Itinerarium, keine subjektiven Reise-Eindrücke, sondern ein rein objektives Buch der gründlichsten Belehrung über Land und Leute, Geschichte, Sprache und Litteraturgeschichte Islands, ein Buch, welches beinahe alle seither erschienenen Werke über Island wesentlich ergänzt und uns ein Substrat bietet, auf welchem erst die Schilderung des persönlich Erlebten und Erschauten sich plastisch abheben kann. Aus diesem Grunde ist das Schweitzer'sche Buch eines, das in keiner geographischen Bibliothek fehlen darf, ein wertvoller Beitrag zur Geographie, zur Länder- und Völkerkunde, zur politischen, zur Litteratur- und Kulturgeschichte. Aus der knappen, gedrungenen, klaren und erschöpfenden Schilderung, die uns der Verfasser von der gesamten physischen Beschaffenheit der Insel, ihrem Klima und Boden, ihrer Pflanzen- und Tierwelt, ihrer Bewohner und der Kultur und Geschichte derselben bis zur Gegenwart herab entwirft, aus der Darstellung ihrer alten Sprache und reichen Litteratur und der lebenden Sprache selbst lernen wir Island und die Isländer erst recht kennen und lernen dasjenige verstehen und werten, was uns neuere Reisende davon zu berichten wissen, und dieses Verständnis erhöht und vertieft unser Interesse für den verlassenen germanischen Bruderstamm, welcher uns dadurch erst recht menschlich nahegerückt wird. Aus diesem Grunde und im Hinblick auf seine Zuverlässigkeit und Gründlichkeit können wir das Schweitzer'sche Werk als eines der lehrreichsten und wertvollsten über Island bezeichnen und es als Vorstudie namentlich denjenigen sehr anempfehlen, welche in der glücklichen Lage sind, jenes Wunderland mit seinen Flammen unter Eis auf einer Sommerreise zu besuchen, was heutzutage so leicht zu bewerkstelligen und von so großem Genuß und Interesse ist.

Powell, Wilfred: Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land. Frei übertragen durch Dr. F. M. Schröder. Mit vielen Illustrationen und einer Karte. Leipzig. Ferd. Hirt u. Sohn. 1884. — Bei der kürzlich erfolgten Annexion des Archipels von Neu-Britannien durch das Deutsche Reich kommt diese anschauliche und wertvolle Schilderung der hauptsächlichsten dieser Inseln uns Deutschen ganz gelegen. Der Verfasser W. Powell hat in den Jahren 1877—1879 von Sydney aus diese Inseln besucht und Handel mit den Eingeborenen getrieben, welche wirklich noch Menschenfresser sind, auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe stehen, kräftig, anstellig und geistig nicht unbegabt und unempfänglich sind, aber noch alle Eigenschaften von Wilden zeigen. Aus den Schilderungen Powell's lernen wir die ungemeine Fruchtbarkeit dieser zwar vulkanischen, aber schön bewaldeten und mit einem gesunden Klima gesegneten Inseln kennen, mit denen die in Polynesien etablierten deutschen Handelshäuser schon bisher einen erfolgreichen Tauschhandel betrieben und welche durch die Aehnlichkeiten ihrer physikalischen Verhältnisse mit denjenigen der Inseln des Sunda-Archipels gegründete Aussicht bieten, daß sie unter deutscher Kolonisation zum Anbau der Gewürze und tropischen Handelsgewächse sich vortrefflich eignen und als eine wertvolle Erwerbung herausstellen werden. Die deutsche Bearbeitung des Buches ist eine schätzbare Bereicherung unserer geographischen Litteratur und darum höchst interessant und empfehlenswert.

Umlauft, Professor, Dr. F.: Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Neunter Band: Das Herzogtum Schlesien. Geschildert von Anton Peter. — Zehnter Band: Das Königreich Galizien und Lodomerien und das Herzogtum Bukowina. Geschildert von Professor Julius Jandaurek. Mit zahlreichen Illustrationen. Wien, Karl Gräser, 1884. — Dieses interessante und höchst lehrreiche Sammelwerk, welches die einzelnen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie in Monographien schildert, ist in seinen früheren Bänden bereits mehrfach im „Ausland" besprochen worden. Auch die beiden vorliegenden Bände reihen sich den bisher erschienenen würdig an und in den projektierten Plan trefflich ein und bieten eine eingehende und umfassende Spezialschilderung der betreffenden Provinzen, welche durch die Verbindung von Wort und Bild an Lehrhaftigkeit und Eindruck sehr gewonnen hat, uns merkwürdige Einblicke in Natur, Menschenleben und Gesittung dieser Provinzen gewährt und uns besonders mit den ungemein reichen Naturschätzen und eigenartigen Völkerstämmen jener vorwiegend slawischen Länder bekannt macht. Das vollendete Sammelwerk wird auf diese Weise eine der besten und eingehendsten Schilderungen der österreichisch-ungarischen Monarchie und seiner im Reichsrate vertretenen Länder und Nationalitäten sein.

Anzeigen.

„Les Helvètes à la Tène"

mit einem Plan und 20 Tafeln von **E. Vouga,** Oberlehrer in Marin bei Neuchâtel, nach Professor Virchow der „beste Kenner" dieser bekannten gallischen Station am Neuenburger See, Preis Mark 6.—, bei

Ferd. Beck, Jerusalem-Bazar, Neuchâtel, Schweiz.

Gelungene Photographien, Cab., von der Station **La Tène** und **Cortaillod** zu Mark 1. 25, gegen Einsendung in Briefmarken Franko-Zusendung.

Soeben erschien im unterzeichneten Verlag:

Eine Weltreise.

Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung

von **Dr. Hans Meyer.**

560 Oktav-Seiten mit 120 Abbildungen und Plänen.

Preis geh. M. 5,00 — eleg. geb. M. 6,00.

„... Eine unterhaltsame Reihe von Tagebuchsblättern. Man muß es dem Verfasser Dank wissen, daß er sie der Öffentlichkeit übergeben hat, denn sie sind in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit ganz geeignet, auf das angenehmste zu unterhalten und zu belehren." [Köln. Zeitung.]

„... Das Buch ist reich an geistvollen Bemerkungen, unterhaltend und anregend. Die zahlreichen Püttnerschen Zeichnungen unterstützen die Lebendigkeit der Schilderung auf das wirksamste." [Neue Freie Presse.]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag des Bibliograph. Instituts in Leipzig.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Buchta, Richard, Der Sudan und der Mahdi. Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen. 8°. M. 1. 20 Pf.

Steub, Ludwig, Aus dem bayerischen Hochlande. 8°. M. 3.

☞ **Hierbei ein Prospektus über die illustrierte Prachtausgabe von Auerbach's Lorle.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 12. Stuttgart, 23. März. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ostern im Lichte der Völkerkunde. Vom Nordgestade des Pontus. S. 221. — 2. Die Schatzgräber Siebenbürgens und ihr Sagenkreis. Von Hugo Klein. S. 226. — 3. Die Klöster auf dem Berge Athos. (Schluß.) S. 228. — 4. Die Namen der Säugetiere. Von Dr. B. Langkavel. S. 232. — 5. Die Insel Formosa. S. 235. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 239. Fünfter Deutscher Geographentag. Josef Thomson's Reise durch das Massai-Land.. — 7. Litteratur. S. 240.

Ostern im Lichte der Völkerkunde.

(Vom Nordgestade des Pontus.)

Motto:

„Der Mensch knüpft immer an Verwandtes an." (Wilh. v. Humboldt.)

Alte Bräuche dienen oft als Denkmale verschollener Vorstellungsweisen, verwischter Gedankenzüge. Der Brauch als Form irgend eines Vorganges, einer Feier, Darstellung erhält sich länger als die Vorstellung, die damit verknüpft gewesen ist, teils bewußt, teils unbewußt. Wenn von einem früheren Brauch die Bedeutung ganz oder zum Teil verwischt ist, so wird die Form desto fester fortgepflanzt. Die Abschaffung des gegebenen Brauches wird durch Mißachtung des Wertes desselben bedingt. Je breiter die gesetzliche Ordnung eines Brauches, desto intensiver ist auch die Neigung, den Brauch fortzupflanzen. (Lazarus.)

Wie das Weihnachtsfest, so ist auch das christliche Osterfest auf ein heidnisches gepfropft, ja der heidnische Brauch mit seiner Feier war dermaßen tief im Volke eingewurzelt, daß dessen Name nicht ausgerottet werden konnte und dem Volke, um es für den neuen Glauben zu gewinnen, belassen werden mußte; „Ostern" nämlich weiset uns auf den Astarte-Dienst hin. Suchen wir in Kürze die Heimatstätte dieser Astarte, wie ihre weite Verbreitung unter den mannigfaltigsten Varianten, und sehen wir zu, welchen Weg sie bis zu uns genommen.

Die phönikische Aschera, nach neuen gründlichen Untersuchungen völlig einerlei mit Astarte, Astaroth, Astoreth, im Alten Testament oft erwähnt, ist eine der zahlreichsten Gestalten, unter denen das allen vorderasiatischen Völkern gemeinsame weibliche Natur- oder Weltprinzip zur Erscheinung kommt, ist denn folglich identisch auch mit der syrochaldäischen Mondgöttin Astara, der assyrischen Aphrodite Herodots, der babylonischen Mylitta, der arabischen Alitta, Allah (Allah ursprünglich = Sonne, dann = Gott), der aramäisch-capadokischen Anahid, Anaïtis, der persischen Neid, Nâhid, wie Artemis, der ägyptischen Neith, Phtah-Neith, wie der Isis und Hator, der Naid Aschera der Aegypter und Kanaaniter, mit der kyprischen Aphrodite und der Diana von Ephesus, mit der kolchischen Hekate (die, aus Mittelasien kommend, längs dem Nordgestade des Pontus in Griechenland eingezogen), mit der Iphigenia oder taurischen Arthemis, der phönikischen Cybele (die als Aphrodite mit ihrem üppigem Kult nach Griechenland kam), in denen allen dieselbe schöpferische Feuerkraft liegt. Astarte ist sowohl, Himmelskönigin = Mondgöttin, als auch = Mutter alles Lebens auf der Erde wie im Wasser, denn was letzteres betrifft, so war sie nach bedeutenden Spuren auch Fischgöttin und somit Eins mit Atergatis. Salomon führte offiziel den Dienst der Astarte in Jerusalem ein, wo diese Göttin bis auf Josia einen eigenen Tempel besaß.

Deuten nicht bis heute noch die Städte an den beiden Endpunkten des Kaspischen Meeres an, daß hier der Astarte-Dienst und Anbetung floriert und sie den beiden Städten zu Gevatter gestanden? Ich meine Astrachan und Asterabad, und eine dritte am östlichen Ufer desselben Kaspi, wo der Name reingeblieben „Astara", südlich von Lenkoran.

Phönikische Sagen und Münzen zeigen das Bild der Astarte auf dem Stier, wobei ein altes Kultusbild von Sidon zu Grunde lag — auf sidonischen, kilikischen und kyprischen Münzen ist Europa auf dem Stier; nach Malal. Chron. feierten die Tyrier noch zu seiner Zeit die Entführung der Europa unter dem Namen des „bösen Abends" (nach einigen vom semitisch-hebräischen Worte ereb = Abend, nach anderen von εὐρύωψ in dem Sinne von Vollmond). — Es ist die Himmelskönigin in der Gestalt der wandernden Mondgöttin, die vom Himmelskönige Zeus (dem kretischen Zeus Asterios) in der Gestalt des Sonnenstieres getragen und über das Meer entführt wird, aus den Gegenden des Aufganges in die des Untergangs, weil von einer Verdunkelung des Mondes die Rede ist. Denn Εὐρώπη ist = die Dunkle, die Verdunkelte, daher in Kreta und Böotien von ihrem Versteck in einer Höhle erzählt wurde (Pausanias). Neuerdings von einigen für eine Erdgöttin erklärt, von anderen für eine Verschmelzung von Mond- und Erdgöttin angenommen, wird Europa sinnig mit der Demeter identifiziert. Der Kultus des Zeus Asterios aber entspricht dem des Kronos, wie jenem des Baal Moloch mit den blutigen Menschenopfern.

Daß Astarte in die mächtigste phönikische Pflanzstadt, Karthago, als höchste weibliche Gottheit überging, ist sehr natürlich; ebenso, daß die Römer, als sie mit den Karthagern in Berührung kamen, die Göttin nur von der Seite ihrer Herrlichkeit auffassend, sie die karthagische Juno nannten. Wie Juno als Hera — die Schutzgöttin von Mykenä — bis vor Homer den Kuhkopf hat, so wurde Astarte oft mit dem Kuhkopf dargestellt, dessen Hörner auf die Mondsichel bezogen wurden. Die Mondsegnungen, welche die Juden noch heute bei Neumond am Abend aussprechen, sind noch Ueberreste eines antiken Naturdienstes, und sind so denn auch auf den Mohamedaner übergegangen. Aschera hingegen, als durchaus tellurische (irdische) Gottheit, wird besonders in Gehölzen und Waldungen verehrt,[1] und nur sehr spät verschwand der Baumkultus aus Syrien. Aschera's Symbol, ein einfacher Pfahl oder Baumstamm, war zugleich das Emblem der zeugenden Kraft, und in Palästina nicht seltener als in den Nachbarländern.

Wir haben den Weg der Astarte bis nach Rom verfolgt. Sie könnte von hier nach Deutschland gekommen sein, wenn sie nicht etwa ihren Weg durch Scythien genommen hat und durch die Gothen aus ihrer Urheimat herüber gebracht ist, denn wir treffen sie bei den Gothen als Göttin der Liebe in = Astherot wieder. Nach dem Presbyter Beda (mit dem Beinamen des „Ehrwürdigen") im 7. Jahrhundert, nach Ihre und anderen vertritt die sächsische Göttin „Eostra" wie die altschwedische Asturogida bei den mitternächtlichen Heiden die Stelle der griechischen und römischen Venus, deren Feste in der Zeit unserer Ostern gefeiert worden sein sollen. Wir begreifen, daß solches Aufpfropfen des christlichen großen Festes auf ein heidnisches Fest viele Opponenten gefunden hat. So meint Frisch: „man vergleiche Christus bei seiner Auferstehung mit der aufgehenden Sonne", und Wachter leitet Ostern vom gotischen urreistan = auferstehen, oder vom angelsächsischen Aryste = Auferstehung ab. (Altnordisch heißt das Fest Ostron, englisch Easter, angelsächsisch Easter, Oster, Ostor, holländisch Ooster. Im Angelsächsischen ist Eſt wirklich = der Ursprung, und liegt in Ostern sichtlich auch der „Oſt", Austra.[1] Drum „Austro" zu vermeiden, setzt Ulfilas an dessen Stelle "Pasca"; so haben die nordischen Sprachen Paskir, Paaske; niederſ. Pasken, Pausken, oberdeutsche Gegenden Pasch, Paschon und Pascha; Frankreich Pâque, Rußland Pás-ha; und Holzmann meint („Deutsche Mythologie"): „wo das Christentum am spätesten hinkam, gelang es noch, den heidnischen Namen zu unterdrücken." Ist aber „Pasca" nicht das hebräische Pesach, das aramäische Pasha und das griechische πασχα? und somit ein ebenso alter, ja, möglicherweise ein noch viel älterer Name für ein ähnliches Fest? Jenes der Sonnenwende, des Erwachens der Natur. Im Pesach-Feste feierte man die Auferstehung des verjüngten Himmelsgottes, die Wiederkehr der Sonne und ihre Vermählung mit der Erde. Der junge Gott kommt aus der Unterwelt, er muß also die Höllenströme durchwaten, respektive überspringen. Dies Durchwaten oder Ueberspringen ist symbolisch der Uebergang vom Tode zum Leben, von Nacht zum Licht, vom Ringen, Streben und Kämpfen zum Siege; daher die Läuterung, die Reinigung in Leid und Dunkel. Durch die Auffindung der Sage von „Istar's Höllenfahrt" im letzten Jahrzehnt erst und die Entzifferung der Keilschrift derselben sehen wir, wie unendlich alt und wie so stets und allüberall sich wiederholend, allegorisch die Läuterung

[1] Zu mysteriösen Begehen wie zu Evokationen u. dergl. war natürlich die Nacht geeigneter als der Tag, denn nächtliche Finsternis und Totenstille mußten den Zauber nur begünstigen. Wo der Anwesende magisch ergriffen und geistig gefesselt werden sollte durch unerklärbare Gewalten, dahin durfte das Licht der Sonne nicht dringen. Daher der nächtliche Kultus in dunklen Hainen, beim Scheine des Mondes, dessen Ausfluß die Zauberkräfte verstärken soll. Daher nur ein einziges Fenster in dem seiner Mysterien wegen so berühmten und so großen Tempel der Demeter und Persephone zu Eleusis. — Daß die Haine vorzüglich auf Mondkultus und besonders auf den Dienst der Astaroth hindeuten, ist in den „Altertümern am Nordgestade des Pontus" von Köppen gezeigt worden. Weil aber diese Gottheit in Hainen angebetet ward, so findet man in der kyrillisch-slawischen Bibelübersetzung auch wohl schlechtweg nur den Ausdruck „Haine", wo in anderen Astaroth steht. Wie alt dieser Haindienst war, ersieht man schon aus der Nachricht, daß Abraham Bäume zu Berseba pflanzte und unter denselben predigte. (1. Buch Mose XXI. 33.)

[1] Wie die Himmelsgegenden ihre Namen vorherrschend von der Natur der aus ihnen kommenden Winde haben: Nord = heftig, stürmisch, West = mild, Süd = heiß („siedend"); so ist Oſt = scharf, schneidend, somit der Aestus. Frisch bringt ihn mit ἠώς = Morgenröte, Ihre mit ἑως = Morgen zusammen. In Dahn's „Sind Götter?" stürmen die Austra-Winde.

des Menschen zum besseren Leben, das Erwachen der Natur aus des Winters Fesseln zu buntem, frohem Frühling, die Auferstehung nach Leid und Tod in Bild und That die Menschen fesselten. Astara's, Istar's Höllenfahrt — sie hatte sich in die Unterwelt begeben, um ihren Geliebten Tumuz (Adonis) dort zu suchen — Istar's Höllenfahrt ist das nämliche wie Proserpina's Raub durch Pluto: die Zeugungskraft geht in die Unterwelt und Tod und Schlaf legt sich über die Erde, und Angst und Bangen befängt die Menschen und Götter, bis Proserpina wieder strahlend emporsteigt und die Erde belebt, befruchtet, ihr das Festkleid anlegt und alles bunt und lachend sich wieder regt und jubelt. . . . Wie Istar's Besprengung mit Lebenswasser in der Unterwelt stattfindet, so glauben die Eskimos, Hottentotten, Maori und andere an die stete Erneuerung des Mondes im verjüngenden Bade (Taylor). Das ist die physische und moralische Höllenfahrt, die physische und moralische Leidenszeit, die Passionszeit, das Pesach,[1] die Vorbereitung, die Sturm- und Drangperiode, von Nacht zum Licht, gleichsam vom Winterschlaf in uns und um uns, zum sonnigen, wonnigen Frühling, vom bewölkten dunklen Himmel in uns und um uns, zum lichten, ewigen Sonnenschein, vom Tode zur Auferstehung, zum ewigen Leben, vom strengen Fasten zum Osterfeste.

Das französische Pâques, wie das slawische Páska, sind denn dem Hebräischen entlehnt; der Slawe aber nahm diesen Namen auch auf das ungesäuerte Brot mit hinüber. Zum Auszuge aus Aegypten bereiteten die Israeliten das ungesäuerte Brot, ein jeder schlachtete ein Schaf und besprengte mit dessen Blut sein Haus, daß der Würgengel es verschonend „vorübergehe". (Passâh heißt vorübergehen.) Sie schüttelten ab das schwere lange Joch, die Bürde der Unterdrückung, und wateten durch das Rote Meer. Im Kämpfen und Ringen mit der Macht der Elemente und den feindlichen Scharen, erreichten sie das gelobte, das verheißene Land. Das war ihr Pesach-Fest, die Befreiung, die Auferstehung zum freien Leben. Moses II, 23, V. 15: „Das Fest der ungesäuerten Brote sollst Du halten, daß Du 7 Tage ungesäuertes Brot essest um die Zeit des Abib, denn in demselben bist Du aus Aegypten gezogen." Das Pesach-Fest wäre denn die Erinnerung an den Auszug aus Aegypten, wie das Fest des Vorüberganges, der Verschonung.[2] „Das Zusammenfallen der beiden Momente des Abib-Festes und des Erstgeburts-Opfers ist ein rein äußerliches, eine innere Verbindung beider wird nicht gesucht.[3] Der eigentliche Name dieses Festes war das „Fest des Ungesäuerten". Der Name „Abib" = Aehrenmonat fordert uns vielmehr auf, in diesem Feste ein Erntefest zu erkennen, und ein späteres Gesetzbuch enthält auch eine Vorschrift für dieses Fest, die sicher schon einer älteren Zeit angehört. Es soll nämlich beim Beginn der Ernte die erste Garbe ins Heiligtum gebracht und der Gottheit geweiht werden. Erst an diesem Tage sei der Genuß des neuen Getreides (der Gerste) erlaubt. Nachdem an Stelle der Gerste der Weizen getreten, verloren die Gerstenernte und das Fest derselben ihre hohe Bedeutung, und so konnte es kommen, daß man mit der Zeit ganz das Verständnis für dieses ältere Fest verlor. Und da nun der alten Tradition gemäß der Auszug aus Aegypten in diesen Frühlingsmonat fiel, so fand man in dem ursprünglichen Gerstenfeste eine Erinnerung an dieses geschichtliche Ereignis. Das Deuteronomium verlegte dieses Fest des Ungesäuerten auf das Schlachten der erstgeborenen Tiere aus äußerlichen Gründen. Das Opfer der Erstgeburt soll darin seinen Grund haben, daß Javeh, um Israel zu befreien, die Erstgeburt der Aegypter getötet und sich dadurch ein Anrecht auf alle Erstgeburt erworben habe. Javeh soll ausdrücklich angeordnet haben, daß in der Nacht des Auszuges die Israeliten ihre Thürpfosten und Schwellen mit Blut bestreichen sollen, damit, wenn er nun umhergehe, die Erstgeburt der Aegypter zu erschlagen, er ein Kennzeichen habe, um die israelitischen Häuser von den ägyptischen unterscheiden zu können.

„Wir fanden, daß das Passah oder das Fest des Ungesäuerten zunächst das Fest der Gerstenernte war. Als nun statt der Gerste der Weizen die Hauptnahrung wurde, so wurden auch die religiösen Erntefeierlichkeiten auf die Zeit der Weizenernte verlegt und da diese ungefähr sieben Wochen nach der Gerstenernte stattfand, wurde dieses

[1] Passa oder Pascha ist auch = Leiden, der weibliche Name Paschalia = die Leidende.

[2] Pesach Substantiv, pasach Verbum, nach einem hebräischen Lexikon aber nur „vorübergehen", also eigentlich nicht das Durchgehen und bezüglich nur auf das Vorübergehen des Würgengels.

[3] „Der jüdische Festkalender", „Ausland" 1874, Nr. 41. „Diese Vorschrift, die Erstgeburt zu opfern, spielt aber in den späteren Passah-Ordnungen eine so wichtige Rolle, daß es der Mühe wert ist, ihr bis auf ihre Ursprünge nachzugehen. Da finden wir nun Exod. 22, 29 u. f. ein altes Gesetz, das folgendermaßen lautet: ‚Die Erstgeburt Deiner Söhne sollst Du mir geben, so sollst Du es machen mit deinem Horn- und Kleinvieh. Sieben Tage soll es bei seiner Mutter sein, am achten sollst Du es mir geben.' Nach dieser Vorschrift soll also die Erstgeburt schon am achten Tage geschlachtet werden, und erst das Deuteronomium ist es, das in seinem Bestreben, alle die Lokalkulte außerhalb Jerusalems aufzuheben und den gesamten Gottesdienst auf den jerusalemitischen Tempel zu konzentrieren, zu der Einheit des Ortes auch die Einheit der Zeit herzufügte und das gesamte Erstgeburtsopfer auf das Frühlingsfest verlegte. Daß übrigens in dem alten Gebot auch das Opfer des erstgeborenen Sohnes gefordert wird, kann nicht weggedeutet werden; erst die späteren Gesetze fordern ein „Lösen" des Menschen durch ein Tieropfer. Noch der Prophet Micha kämpft (Kap. VI, 6 und 7) mit allem Ernste gegen den Wahn der Javeh-Verehrer, durch Schlachtung der Erstgeborenen ihren Gott versöhnen zu können. Und da der Javeh-Kultus aus dem Saturn-Dienste sich herausgebildet, so darf uns das Menschenopfer in der früheren Zeit der Javeh-Religion nicht auffallen. Die spätere Zeit schämte sich desselben und suchte das von der Geschichte bezeugte Menschenopfer als zu Ehren anderer Götter dargebracht, hinzustellen." („Der jüdische Festkalender.")

Erntefest „das Fest der Wochen" genannt.[1] („Der jüdische Festkalender".) — Ein interessanter Anklang sind diese 7 Wochen oder 50 Tage an die 7 Wochen christlicher Fasten vor Ostern und 50 Tage von Ostern bis Pfingsten.

Nach Mannhardt[2] verschmolz das Laubhüttenfest die Bedeutung des alten Erntefestes im Herbst mit der Erinnerung an die Auswanderung aus Aegypten. Wir wollen Klarheit halber hieran in Kürze die jüdischen Feste in ihrer Reihenfolge hinsetzen. Alle die Feste sollen eine agrarische Bedeutung haben.

1. Passah = der Auszug aus Aegypten, am Fest der Erstlingsgarbe. Das Passah hat im wesentlichen die Bedeutung eines Opfers mit sich daran schließender Bundesmahlzeit. Als erstes Opfer, welches verordnet wurde, hatte es die Bedeutung eines Sündopfers, und die Sühnung wird als Bestreichung der Thürpfosten mit Blut abgebildet. Das bei dem Passahmahl verzehrte Schaf sollte aufgetragen werden mit dem ungesäuerten Brot = mazzot = Matzen. Alles, das ganze Tier, sollte gegessen werden; symbolisch: das Volk sollte ein einheitliches sein. Das ungesäuerte Brot wieder bedeutet die levitische Reinheit des Volkes. An das Passah schloß sich unmittelbar das

2. Fest der ungesäuerten Brote, hag ha mazzot. Sechs Wochen später das

3. Fest der Wochen, Jom habbicurim = das Fest der Erstlinge, oder hag hakkazir = Fest der Ernte, oder auch hag haschschabuot = Fest der Siebenzahl der Woche.[3] Anfangs hatte dieses Fest keine historische Bedeutung, später, seit der Zeit Philo's (Alexandrinischer Jude, Philosoph), zur Zeit Christi, wurde es gefeiert zur Erinnerung an die Gesetzgebung am Sinai, was bisher nicht gefeiert worden war. Das Fest der Wochen ist gleichsam unser Pfingsten. Daran schließen sich wieder Opfermahlzeiten, die für die eingeladenen Armen aus freiwilligen Gaben hergestellt wurden. Von diesem Erntefest waren die zwei Erstlingsbrote (gesäuert) im Tempel dargebracht.

4. Dem 3. Wallfahrtsfeste, dem Laubhüttenfeste im Monat Tischri, geht das große Versöhnungsfest = Jom hakkipurim (kipper = bedecken, die Sünden bedecken) voraus, an welchem die Sünden des verflossenen Jahres vergeben wurden.[1] Dies ist kein Wallfahrtsfest. 3. Moses, 25. 9: „Da sollst du die Posaunen lassen blasen durch alles euer Land, am zehnten Tage des siebenten Monats, eben am Tage der Versöhnung." Am 10. Tage denn des Monats Tischri ist der Tag der Versöhnung und 5 Tage darauf, am 15. Tischri ist

5. das Fest der Laubhütten = hag hassukkot, der Sfukkottag. Unterwegs, als sie ausgewandert waren, hielten sie Rast und bauten sich leichte Laubhütten; ssukka = Dickicht, Laub, Hütte, Schirmdach gegen die Sonne. — Im Laubhüttenfeste gelangt die Bundesgemeinschaft Javéhs mit seinem Volke am ostensibelsten zum Ausdrucke, darum sollte es nur von einer ganz versöhnten Gemeinde gefeiert werden. Am Versöhnungstage selbst wurde gefastet (3. Mos. 23. 27.) bis zum Eintritt der Versöhnung. Vom 15. bis 22. Tischri wurde es gefeiert. Das Fest hieß auch ha cha asif = Obsterntefest, Fest des Abschlusses der Ernten des Jahres, (5. Moses, 16. 13.), und wurde gefeiert durch Opfer und Schöpfen und Ausgießen von Wasser, symb. Erbittung von Regen für die nächste Aussaat.

Abib kommt von abab, d. h. schwellen, Triebe hervortreiben, als Sprossen, Blumen, Früchte (abeb chaldäisch = Früchte hervortreiben), abib = Aehre. Hascheora Abib = Gerstenähre, Hodesh ha Abib = Aehrenmonat. Später heißt derselbe Monat Nisan. Der Name ist semitisch und bedeutet Blütenmonat. Bei der Verschiebung der kürzeren Monate rückwärts wurde aus dem Aehrenmonate schließlich der Blütenmonat. Nus (assyrisch nisannu) ist blühen, schimmern. Nisan heißt er im neuen Testamente. Christi Tod fällt auf den 15. Nisan (nach dem Synoptikern; nach Johannes auf den 14.). Tags davor war dann das Abendmahl Christi. Das war derselbe Tag, wo die Israeliten vor dem Auszuge aus Aegypten die Schafe schlachteten und die Häuser mit deren Blute bezeichneten. Das war denn beidemale (wie auch 1881) der April. Nisan ist der erste Monat im Jahre und beginnt mit dem Neumond des April (nach den Rabbinern mit dem Neumond des März).

[1] „Als in späterer Zeit die prophetische Partei darauf hinarbeitete, alle Lokalkulte zu verdrängen und allein den Tempelkultus in Jerusalem als berechtigt gelten zu lassen, suchte man auch die Feste dorthin zu verlegen. Dies gelang durch die Einführung des deuteronomischen Gesetzbuches unter Josia. Unter diesem Könige wird zum ersten Male Passah allein in Jerusalem gehalten. In der Folgezeit werden sämtliche Feste auf den Vollmond, den 15. des betreffenden Monats, verlegt (!); das Passah auf den 15. Abib, sieben Wochen darauf das Wochenfest und am 15. Tischri das Hüttenfest, das in den siebenten Monat des priesterlichen Jahres fiel. — Die Verlegung der Feste auf den Vollmond ist die Ursache, daß auch unser christliches Osterfest sich nach dem Mond richten muß und daher keinen festen Platz im Kalender hat. Es hat dies manches Unbequeme, da im täglichen Leben sich so Vieles nach Ostern richtet, und es wäre zeitgemäß diesen alten Zopf endlich abzuschaffen und Ostern ein- für allemal auf einen bestimmten Termin zu verlegen." — Ostern fällt auf den ersten Vollmond-Sonntag im Kalender-Frühling; ist aber dann gerade das jüdische Pesach-Fest, so verschiebt sich Ostern um eine Woche. (?)

[2] „Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme." Vgl. Pfleiderer, „Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte." 1869. II. 297.

[3] Schaboua = die Woche, jom = der Tag, hag = das Fest, Wallfahrtsfest, gebraucht für die drei mosaischen Wallfahrtsfeste. Passah fällt in die Frühlings-Aequinoctie, Laubhüttenfest in die Herbst-Aequinoctie. — Ha ist der Artikel; fängt das danach folgende Substantiv mit einem Konsonanten an, so wirft jenes das h ab und verdoppelt den kommenden Konsonanten; im ist Plural.

[1] Ein ähnliches Fest wie eine ähnliche Zeremonie finden wir im Versöhnungsfeste, das lange nach Einführung des Christentums sich noch bei den Litthauern, Liev- und Kurländern erhalten hat. Siehe Vollmer, „Wörterbuch der Mythologie" unter Bocksweihe.

Das Laubhüttenfest im Herbst war in der vorexilischen Zeit das Fest der Mondfrau, der babylonischen Zeugungsmutter Mylitta, identisch mit der Astarte.

Der Mohamedaner macht einen schweren Weg zum Feste, zum großen Râmasán-Bairám, durch, in den schwersten Fasten, die wir kennen, der „Uraſá", wo, solange die Sonne am Himmel, kein Bissen, kein Tropfen Naß über seine Lippen gehen darf, keine Medizin verabfolgt, kein Tabak geraucht wird, ja das Kind vom zehnten Jahre ab sich all' diesen Entsagungen unterwerfen muß, in der Vorbereitung zum frohen, lauten Râmasán, zu dem das Essen vollauf bereitet und das laut und bunt mehrere Tage gefeiert wird. „Ramadán" heißt diese Fastenzeit bei den Arabern (d = ſ, wie derselbe Namen bei den europäisch-asiatischen Moslem den ganzen Monat bezeichnet, wie das Fest), „Aïd-el-Serir" das Fest nach derselben; es dauert drei Tage, welche den Vergnügungen in jeder Form gewidmet sind; in den Straßen ein buntes Gewimmel, alle Muselmänner umarmen sich und die prächtigsten Festgewänder werden hervorgesucht. Das Aïd-el-Serir wäre jedoch nicht vollständig ohne die Almosenspende.[1] Römische wie Griechische Katholiken fasten im Vergleiche zur Uraſá weit weniger streng, jedoch auch mit vielen Entsagungen. Es ist denn wieder der Uebergang, die Vorbereitung, das Leid vor der Freude, der Tod zur Auferstehung, zum Osterfeste.

Wo findet das Fasten, die Idee des Fastens seinen Ursprung? Ich meine die Kasteiung vor dem Feste und namentlich die Entsagung von Fleischspeisen als Büßung, denn dies ist die vorherrschende Bedeutung der Fasten und ist auf diese Weise aufgefaßt schon im Altertum, bei den Aegyptern, Griechen und andern Völkern, namentlich bei den Juden. (Ich verweise allein auf die Psalmen Davids.) Es ist ein uralter Brauch, denn die Fasten und Opfer decken sich gleichsam. Die Juden haben sogar zwei Ausdrücke dafür: Innaneffesch = die Seele beugen (beugen = inna), = den Geist kasteien, indem man den Körper kasteit. („Ihr sollt euren Leib kasteien und dem Herrn opfern." 3. Moses, 23. 27.) Diese Entsagung von verschiedenen Speisen aber läßt uns einen tiefen Blick hineinthun, wie die Menschen von jeher viel Gewicht auf das Essen legten, vielfach Gourmands waren, und in der Versagung denn sich eine Pein auferlegten, eine Büßung, um wert zu sein der Erlangung der göttlichen Vergebung (später des Abendmahls), wie der weltlichen Freuden, die das Fest mit sich brachte. Wenn die Hindu eine Wallfahrt nach dem berühmten indischen Wallfahrtsort Alláhabad (arabisch-tatarisch = Gottesstadt) unternehmen, scheeren sie sich ihr Haupt, fasten und bringen den Toten Opfer. Dann aber muß die Wallfahrt auch richtig zu Fuß unternommen werden, denn wenn sie sich in Sänften tragen lassen oder zu Boot hinfahren, so beeinträchtigen sie das Verdienst ihrer Wallfahrt um die Hälfte. Am Ort angelangt, scheert sich der Hindu den ganzen Körper von Kopf bis zu Fuß, nimmt ein Bad und opfert zum zweitenmale den Toten. — Benares ist wegen seiner Heiligkeit noch berühmter als Alláhabad, und der glückliche Pilger, der dort sein Leben aushaucht, rettet seine Seele auch ohne vorausgegangene Bußübungen. Ebenso hoffen die Mohamedaner für die Ihrigen, die in Mekka, ihrem Wallfahrtsorte, selbst sterben, daß sie zur Rechten Gottes sitzen.

Sind die Fasten den Zoroastrischen Gesetzen fremd, so finden wir in den neuen Mithriaca seit Pompejus die Fasten auferlegen. Das ist kurz vor Christi Geburt. Festliche Lust und lautes Wohlleben, nicht ernste Stille und strenge Entsagung waren Charakter des alten persischen Mithra-Dienstes. Lehrte Christus auch ausdrücklich: „die Sünde liegt nicht in dem, das in den Mund, sondern in dem, das aus dem Munde geht", so blieb die alte hergebrachte Sitte doch unerschütterlich und der Glauben, Gott wohlgefällig zu sein in diesen Speisenentsagungen, mithin gereinigt und geläutert daraus hervorzugehen. Ja, bei den Christen trat es womöglich noch viel stärker auf, indem jetzt alle sich den Fasten unterwarfen, während in vorchristlichen Zeiten vielfach nur die Priester das Fasten auf sich nahmen, gleichsam die Vermittler zwischen Gott und dem Volke darstellten. Das Wort „Fasten" aber ist ein rein germanischer Ausdruck. Schon bei Kero lautet das Hauptwort die Fasten (= Fastentag), diu Fastunga; bei Ottfried Thiu Fasta, im Angelſ. Faeſh, im Engl. Fast, Fasting (daraus Fasching), im Holländ. Vesteke, im Schwed. Fasta, im Dän. Faste, in Oberdeutschland noch jetzt die „Faste." (Fastnacht deutsch-böhmisch Foßnat.) Fasten als Verbum in Island fasta, althd. fasten, gothisch fastan, in Finnland paaston, estnisch paastuma,[1] wendisch pastin, russisch postit. Frisch leitet es ab von „sich gefaßt machen", gothisch ist fastan, gleich beobachten, angelſ. heißt eaw fastan das Gesetz halten, beobachten, festhalten.[2] „Schwere Faste, frohe Feste." — So ähnlich klingend, sind Fasten und Fest doch nicht stammverwandt, aber verwandt dadurch, daß beide auf das Wort „fest" zurückgehen in ihrem Sinn: fasten = sich festmachen, sich enthalten; Fest = das Feststehende, der an eine bestimmte Zeit gebundene Feiertag.

[1] H. Levesques, „Sechs Monate in Oran."

[1] Da heißt Fasten paasto (paastuma), Fastenzeit paasto aig, Fastentag wastla päv (w=ſ=p). So in dem Dorpater-Estnisch; in dem Werroschen heißt Fastnacht lihha eiti (aiti) und Ostern lihha wätte, und da lihha Fleisch bedeutet, so müssen wir vermuten, daß diese Namen aus katholischen Zeiten herüber gekommen sind — als die Ligue ihr Gebiet in diesen Gegenden hatte — wo jenes den Schluß des Fleischessens, dieses die Wiederaufnahme desselben bedeutet haben wird. (Das Wort paasto aber haben die Esten schon als Lutheraner in ihre Sprache aufgenommen und estonisiert.

[2] In romanischen Sprachen liegt im Worte „fasten" die Entsagung vom Fleisch, franz. carême, carnaval, ital. ist quaresima = die Fastenzeit, sonst fasten = digiunare, Fasttag = giorno di diguino, giorno magro (franz. jeûne, das Fasten).

Während das Wort „fasten" germanischen Ursprungs ist, leitet sich „Fest" aus dem lateinischen festus ab (festus dies = Festtag, französisch fête, festin, festiner, festoyer). Ehe dies romanische Wort in's Deutsche übernommen war, war für Fest der übliche Ausdruck „Dult"[1] oder „Hochzeit", d. i. die hohe Zeit, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, die sich in Skandinavien aber bis auf den heutigen Tag für die großen Jahresfeste erhalten hat. Bei Ottfried thiu hohum Giziti = die Festtage; im 15. Jahrhundert ist der Ostertag ein „hochzeitlicher Tag".

In der katholischen Kirche sind mehrere große Fasten üblich; das Vierzig-tägige vor dem Charfreitag (Quadragesimal-Fasten), vorzugsweise „die Fastenzeit" genannt, begann am Aschermittwoch, nachdem den Dienstag davor „die Fastnacht", man sich noch gütlich thun durfte (fasching, carnaval).

Denselben Gedanken geben die Osterfeuer wieder, die über den größten Teil Europa's noch bis dato im Schwunge sind. Die Frucht ist geblieben, der Kern ist ihr entfallen. Der Brauch gilt noch, ohne daß dessen Sinn weiter verstanden wird.

Wir sehen im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. in West- und Osteuropa die Aecker und Weinberge segnend besprengen; es ist die Wasserweihe, die noch jetzt an vielen Orten vorkommt. Am 6. Tage des neuen Jahres (wir müssen erinnern, daß das neue Jahr ehemals vom März begonnen, worauf noch die Namen Sept-ember, Okt-ober, Nov-ember, Dez-ember deuten), besprengen die Albanesen ihre Weinberge mit Wasser, binden an den vier Ecken jedes Weinberges vier Weinstöcke mit einer Strohbinde zusammen, darunter ein Stück zu diesem Zwecke eigens verfertigten Brotkuchens mit Wein begossen gelegt wird. So geht in Deutschland der erste Pflug über ein Stück Brot, in die letzte Garbe wird ein Osterei und ein Stück Brot eingebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schatzgräber Siebenbürgens und ihr Sagenkreis.

Ganz wundervolle Gegenden, welche dem großen europäischen Reisepublikum beinahe unbekannt sind, bietet Siebenbürgen. Selten verirrt sich ein Tourist von der großen europäischen Heerstraße in diese abseits gelegenen Bergwinkel. Und doch ist Transsilvanien ein herrliches Stück Land, das jedermann bezaubert, der es kennen lernt. Zu den schönsten Punkten gehört das Hargita-Gebirge in den Szekler-Komitaten, ein vielgestaltiges Trachit-Konglomerat, welches mit seinen höchsten Spitzen die Wolken küßt. Wenn man einen der höheren Berge besteigt, so eröffnet sich die schönste Aussicht über das halbe Land, über grüne Hügelketten, schmucke Dörfer und Städtchen, die in schattigen Thälern liegen, mächtige dunkle Wälder, eine Unzahl von hellglänzenden Flüssen, Flüßchen und Bächen, auf imposante Bergriesen am fernen Horizont, — ein entzückender Anblick, an dem sich der Beschauer nicht satt sehen kann. Freilich fehlt es in diesem Lande an allen Vorkehrungen zur Bequemlichkeit der Touristen. Wer seine landschaftlichen Reize bewundern will, muß sich mit einem harten Lager und frugaler Kost begnügen, dem Himmel dankend, daß er für ein gutes Stück Geld überhaupt ein Obdach, ein Stück Brot mit Käse, ein Glas Milch erhalten hat. Doch nicht davon will ich erzählen, sondern von den professionellen Schatzgräbern Siebenbürgens, von den sagenhaften Schätzen, von welchen das arme Volk dieser Berge unablässig träumt, die unablässig vor seinen Augen schweben, die es die Großartigkeit der Natur und das eigene Elend vergessen läßt.

In Siebenbürgen, dessen heute beinahe erschöpfte, seit der Römerzeit unablässig ausgebeutete Bergwerke noch immer im Jahre mehr Gold liefern, als das ganze übrige Europa — in Siebenbürgen begegnet man auf Schritt und Tritt den romantischen Sagen von vergrabenen und versunkenen Schätzen. Nirgends drängt sich dem Reisenden diese Bemerkung so stark auf, wie in dem Hargita-Gebirge, wo man unter jedem Busch und Strauch ungeheure Reichtümer verborgen glaubt. In vielen Gegenden Siebenbürgens bildet die Goldgräberei und Goldwäscherei die ehrliche bürgerliche Beschäftigung beinahe der ganzen Bevölkerung, die in den zahlreichen Bergwerken und Goldwäschereien lohnenden Verdienst findet; aber im Hargita-Gebirge, das kein Unternehmer aufsucht, vermutlich weil dort in Wirklichkeit nichts zu holen ist — im Hargita-Gebirge gibt es ein zahlreiches Goldgräbertum anderer Sorte, ein Heer von thörichten Schwärmern, das bei Hunger und Not die Erde durchwühlt, beherrscht von der fixen Idee, die Schätze finden zu müssen, von welchen die Sage erzählt — Schätze, die nie gefunden werden und wahrscheinlich auch nicht zu finden sind, „verzauberte" Reichtümer, die mit ihrem in der Phantasie des Volkes fortlebenden trügerischen Glanze jahr-aus, jahr-ein Hunderte und Hunderte narren, ihnen den Schlaf rauben, ihr Glück zerstören und für alle, die an sie glauben, zum Fluche werden.

Viele dieser Sagen sind recht interessant und ähneln sogar manchmal deutschen Sagen. So knüpft sich an den Firtos-Berg eine Sage, die in mancher Beziehung mit

[1] „Dult" ist ein größtenteils veraltetes Wort, welches nur noch in einigen oberdeutschen Städten, besonders in München üblich ist, wo es den Jahrmarkt bedeutet. Dult heißt ein Fest, eine Feierlichkeit, von tulden feiern, begehen. Tultlih bedeutet bei Kero und ftolt im Schwedischen feierlich. Da solches Dult im Oberdeutschen auch Judult lautet, so scheint es doch mehr vom lateinischen Indultus, als von dem jetzt gedachten Stammwort (Stolz) herzukommen, zumal da mehrere Beispiele vorhanden sind, daß Jahrmärkte und gottesdienstliche Handlungen dieselben Namen haben, und dann jene durch die Kirchenfeste eigentlich veranlaßt worden. Eine gleiche doppelte Bedeutung hat das Wort „Messe", darauf ich anderweitig näher eingehen werde.

jener Verwandtschaft hat, welche man von dem deutschen Hörselberge erzählt. Im Innern des Firtos-Berges, so erzählt der Volksmund, gibt es einen herrlichen goldenen Palast, darinnen wohnt eine wunderschöne Fee, deren Reize jedem die Sinne verwirren, der sie erblickt. Ein Bursche aus dem nahen Dorfe verirrte sich einmal in der Nacht bis zum Firtos-Berge, wo die Fee mit ihren Tänzerinnen sich eben im Mondlicht am Waldessaume im Reigen drehte. Entzückt fiel der Bursche dem schönen Geist zu Füßen, dem der junge Mann wohlgefiel. Die Fee nahm ihn mit sich in den Berg und sieben Jahre lebte er dort im goldenen Palast, an der Seite des schönen Weibes, dessen Liebe ihn beglückte. Dann aber empfand er mächtiges Heimweh nach seinem ärmlichen Dorfe, seiner schmutzigen Hütte, dem braunen Zigeunermädchen, das einst sein Liebchen war. Die Fee wollte ihn aber nicht ziehen lassen und gab ihm nur mit Mühe einen Urlaub auf ein Jahr. Sollte er nach Ablauf des Jahres nicht zurückkehren, so, wurde ihm gedroht, werde sein Auge für immer die Sehkraft verlieren. Mit Schätzen aller Art reich beladen, kehrte er in sein Dorf zurück, erwarb Gut und Feld, heiratete seine Zigeunerin und lebte glücklich als der „Goldbauer", wie man ihn nannte. Als das Urlaubsjahr um war, wollte er in den Firtos-Berg zurückkehren, seine Frau aber bat ihn so zärtlich, bei ihr zu bleiben, daß er die Stunde der Rückkehr versäumte. Es erhob sich darauf ein schrecklicher Sturm und als er vorüber war, hatte der Goldbauer für immer das Gesicht verloren und verlebte nur noch in ewiger Nacht seine Tage. Böse Dämonen sind es, welche das Gold im Hargita-Gebirge hüten. Um sie zu bannen, erbaute der blinde Goldbauer auf dem Firtosberge ein Kloster, das er mit Wällen und Mauern umgab, wie eine Burg. Man zeigt noch heute seine Ruinen. . . . Nach einer andern Sage verliebte sich einmal die Fee im Firtos-Berge in einen jungen Ritter, mit dem sie sich vermählen wollte. Nach den Gesetzen im Feenreiche war es aber nicht gestattet, daß eine seiner Bewohnerinnen sich mit einem inferioren Wesen, wie die Menschgeborenen sind, verbinde. Die schöne Fee wollte aber die Gesetze ausspielen und hatte sträfliche Zusammenkünfte mit dem schönen Ritter. Jeden Abend erstand am Bergabhang auf ihren Zauberspruch ein herrlicher Pavillon aus purem Golde, dorthin ritt der Geliebte, um seine Fee zu umarmen. Sie waren sicher, so lange sie im Zauberpavillon blieben. In einer stürmischen Nacht verspätete sich aber der Ritter, die Fee eilte ihm sehnsüchtig entgegen, und begegnete ihm an einem steilen Felsenvorsprung, wo er sie beglückt auf sein Roß emporhob. Da erschütterte ein mächtiger Donnerschlag den Berg. Blitze zuckten und der goldene Pavillon brach zusammen. Das scheu gewordene Roß warf seinen Reiter ab und dieser stürzte mit der schönen Fee in die Tiefe hinab, wo sie beide mit zerschmetterten Gliedern liegen blieben. Das Roß aber wurde in Stein verwandelt, und man zeigt dem Fremden heute noch einen mächtigen Felskoloß, der in der That der Gestalt eines sich bäumenden Pferdes ähnlich sieht. Das Felsstück wird nur das „Firtos-Roß" genannt.

Noch zahlreicher sind die Sagen von goldenen Schätzen, die sich an andere Höhen des Trachyt-Gebirges knüpfen, besonders an eine, auf deren Spitze heute noch die Ruinen der „stolzen Burg der schönen Frau Rabson" zu sehen sind, wie ein Volkslied singt. Im Berge sollen noch heute die ungeheuren Reichtümer der Frau Rabson, welche vor vielen Jahrhunderten hier residierte und alles Land weit in der Runde ihr Eigen nannte, verborgen sein, mächtige Goldstangen, so lang und dick wie die Schlagbäume an den eisernen Thoren der befestigten Städte Siebenbürgens, ungeheure Goldsäulen, so stark wie Kirchtürme, ganze Teiche voll mit Edelsteinen, eine ganze Brut von Goldhühnern, die täglich goldene Eier legen, Riesenfässer voll mit gemünztem Golde. Alle diese Schätze aber ruhen in weiten Kellern, welche von mächtigen, aus harten Demantsteinen bestehenden, zauberhaft glitzernden Ketten getragen werden. Die schöne Frau Rabson hat diese Schätze nur mit Teufelskünsten gesammelt, wie sie ihre Burg auf der steilen Höhe nur durch Hexerei erbauen konnte. Gespenstische Katzen trugen auf ihrem Rücken die schweren Bausteine den Berg empor. Die Frau soll so klug und findig gewesen sein, daß sie sogar den Teufel betrog. Sie versprach ihm „einen Berg Gold und ein Thal Silber", wenn er ihr über die zerklüfteten Berge Siebenbürgens eine ebene Straße bauen wollte, auf welcher sie jede Nacht mit ihren Zauberrossen mit Windeseile zu den Hexen-Zusammenkünften in fernen Ländern fahren und vor dem Hahnenkrähen noch zurückkehren konnte. Als der Teufel die prächtige Straße gebaut hatte, machte Frau Rabson auf derselben in aller Bequemlichkeit auf den weichen Sitzen ihres Wagens ihre mysteriösen Ausflüge. In Stunden durchmaß sie auf dieser Bahn ganze Länder. Als der Kutscher auf einer solchen Fahrt einmal den Hut verlor und vom Wagen steigen wollte, um ihn zu holen, sagte die Frau: „Bemühe dich nicht, Jankó, wir sind schon fünf Tagereisen von deinem Hut entfernt." Den Junker Satanas aber wollte die Hexe um den Preis der Straße betrügen. Jahre lang vertröstete sie ihn mit der Bezahlung. Als er aber immer dringender seinen Lohn verlangte, häufte sie auf dem Tisch einen sehr niedlichen Berg Dukaten auf und legte einen einzigen Silberthaler daneben. Das war „der Berg Gold und das Thal Silber", die sie bezahlen wollte. Der Teufel zerstörte in seiner Wut die prächtige Straße, die er gebaut, und ihre Trümmer sind heute noch zu sehen; wenn Frau Rabson aber wieder den Blocksberg besuchen wollte, so mußte sie auf einem gemeinen Besenstiele durch die Lüfte dahin reiten — wie eine andere gemeine Teufelsbraut.

Der Berg der Frau Rabson aber wird von gierigen Schatzgräbern durchwühlt, die nach ihren verschwundenen, versunkenen Reichtümern lüstern sind. Knapp unter den

Ruinen der Burg, die einst auf diesem Berge stand, zeigt man die Wohnhöhle eines unglücklichen Schwärmers, der hier fünfzig Jahre lang nach Gold grub. Bett, Bank, Stuhl und Tisch sind aus dem Felsen ausgehauen. Der Schatzgräber war einst ein sehr wohlhabender Grubenarbeiter, der sein ganzes Vermögen vergeudete, um den mythischen Schatz der Frau Rabson zu heben. Als er gar nichts mehr hatte, lebte er von den Wurzeln der Pflanzen, die bei seiner Höhle zu finden waren, und von den Tieren des Waldes, die er mit seiner alten Flinte erjagte. Er lebte hier, bis der Schnee auf seinem Haupte saß und ein langer weißer Bart über seine Brust niederwallte. Er hatte zwei ungeheure Schachte unter der Burg gebaut, jeden in der Länge von 30 Klaftern. Als er den dritten begann, stürzte das Erdreich ein und begrub ihn unter seiner Last. So endete der alte Schatzgräber. Kein Besucher des Berges versäumt, seine Wohnung und das Werk seiner Hände zu besichtigen, das viele nach ihm wieder aufgenommen und fortgesetzt haben, ohne den mythischen Schatz der Frau Rabson finden zu können. Kein Wunder, man weiß ja nicht genau, wo er liegt. Bald heißt es, in den Kellern der Burg, bald, bei dem halbverschütteten, tiefen Brunnen am südlichen Abhange. Auch dort befindet sich eine riesige Höhle, und das Volk meint, aller Wahrscheinlichkeit nach bilde diese einen der Eingänge in die Schatzkammer der Frau Rabson. Man erzählt, daß Schatzgräber einmal von hier aus vorgedrungen seien und einen Gang bis in die Mitte des Berges gebaut hätten. Schließlich stießen sie auf eine eiserne Thüre und als sie diese aufgesprengt hatten, lagen die fabelhaften Schätze vor ihren Augen da, Berge von Gold und Edelsteinen in allen Farben glitzernd und glühend. Vor den Kostbarkeiten aber saßen zwei goldene Löwen, und als die Schatzgräber die Hand nach den funkelnden Juwelen ausstreckten, sagte einer der Löwen mit menschlicher Stimme: „Ein Menschenleben war das Opfer, als man den Schatz verbarg, nur durch ein Menschenleben kann er gehoben werden.“ Und nun sahen auch die Eindringlinge plötzlich weißschimmernde Menschenknochen zwischen den ungeheuren Goldbarren, einen grinsenden Totenschädel zwischen den Rubinen, Smaragden und Sapphiren. Entsetzt ergriffen die Leute die Flucht. Es war die höchste Zeit. Denn ein mächtiger Felsblock hatte sich von der Decke der Höhle losgelöst und war mit ungeheurem Getöse herabgestürzt, den Eingang zu der Schatzkammer der schönen Frau Rabson für immer verschließend. Niemanden gelüstete es mehr, aus dieser Höhle zu den Schätzen zu dringen.

Böse Dämonen bewachen zwischen den Ruinen der Burg auf der Spitze des Berges den alten Schatz, so daß ihn niemand finden kann, niemand zu ihm zu dringen vermag. Aber Hunderte und Hunderte lockt er noch zu ohnmächtigem Beginnen herbei. Und diese sind von den Dämonen beherrscht, die sie bei der nächtigen Grubenarbeit irreführen und doch nicht ziehen lassen. Die Sage spricht nicht die Wahrheit: denn viele Menschenleben wurden bereits auf die Hebung des Schatzes verschwendet, ohne daß die zahlreichen Opfer den Zauber zu zerstören vermocht hätten. Den Worten der goldenen Löwen ist immer zu mißtrauen; böse Geister wohnen in ihnen.

Hugo Klein.

Die Klöster auf dem Berge Athos.

(Schluß.)

Dieses sogenannte „apostolische System“ soll gute Früchte getragen haben, aber es ist im ganzen nur ein Auswuchs des Mönchslebens auf Athos. Wiederum sind diese Mönche nicht Studierende oder Gelehrte, obwohl es früher solche unter ihnen gegeben haben mag, wie der Zustand der Bücher in ihren Bibliotheken, die Spuren des Gebrauchs derselben und die zahlreichen Randbemerkungen und Zusätze in denselben beweisen. Die Ueberlieferung unter ihnen berichtet auch noch von einer Zeit kurz vor der Einnahme von Konstantinopel, wo diese Halbinsel eine Wiege der Gelehrsamkeit für die morgenländische Kirche war und wo Lehrer von diesem Mittelpunkt nach allen Richtungen ausgingen. Gegenwärtig aber werden die Bibliotheken selten geöffnet und die Mönche beanspruchen gar nicht das Verdienst, Studien zu einem Teil ihrer Beschäftigungen zu machen, obschon sie trotzdem gleichzeitig ein Verlangen zu lernen kundgeben und bessere Sorgfalt für ihre Bücher zeigen. Einige von den Klöstern haben sogar neuerdings mehrere ihrer jüngeren Mitglieder nach Athen auf die Universität geschickt, um dort zu studieren, und der Einfluß derjenigen Kalogeren und Hegumenen, welche eine nur leidliche Studienlaufbahn durchgemacht haben, macht sich sichtbar geltend. Früher waren nur wenige Mönche mit den alten griechischen Schriftstellern bekannt; heutzutage macht sich eine unverkennbare Lernbegierde in dieser Richtung geltend, und auch das Erlernen der neueren Sprachen und das eigentliche Studium der Theologie hat sich gehoben. Die Mönche sind nicht mehr so unwissend wie früher über die Dinge der Außenwelt, obwohl sie sich meist noch aus Bauern und Handwerkern rekrutieren, wie ehedem, sondern sie lesen Zeitungen und bekümmern sich um Politik, und es ist wohl kein einziges Kloster, worin gegenwärtig nicht eine oder mehrere der in Konstantinopel, Athen oder London erscheinenden Zeitungen in neugriechischer Sprache gehalten werden.

Ursprünglich Gemeinschaften von Einsiedlern und Anachoreten, sind die griechischen Klöster später Asyle für Welt- und Lebensmüde geworden, worin alle diejenigen Aufnahme fanden, welche sich auch nur mit einer kleinen Summe Geldes einkaufen konnten. Sie legten dann nur die Gelübde des Gehorsams, der Armut und der Ehelosigkeit ab und waren ohne weitere Weihen Mönche, konnten aber gewisse gottesdienstliche Handlungen nicht versehen

und durften nach Belieben wieder austreten. So kam es, daß viele alte Palikaren und Seeleute aus dem hellenischen Befreiungskriege ihren Lebensabend als Mönche auf Athos beschlossen und noch beschließen, welche vollkommen ungebildet und unwissend waren und nicht einmal lesen und schreiben konnten. Gleichwohl waren sie Mönche und nicht blos dienende Brüder und genossen alle Rechte als Mitglieder dieser geistlichen Gemeinschaften und nicht minderes Ansehen als ihre geistlichen Mitbrüder, die geweihten Priester. Dies ist jedoch offenbar neuerdings anders geworden, und die Klöster dürfen keine Analphabeten mehr aufnehmen. Die Mönche beobachten übrigens über ihre Klostersatzungen und Ordensregeln ein geflissentliches Stillschweigen.

Allein wenn die Mönche vom Athos auch weder Geistliche noch Missionare, noch Gelehrte und Studierende sind, so verwirklichen sie doch die ursprüngliche Idee des Mönchwesens in einer Weise, wie man sie nicht anderwärts findet. Als Antonius und seine Gefährten sich in die Wüsten Aegyptens zurückzogen, war ihr Zweck nicht der Dienst der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, noch das Streben, ihren Mitmenschen wohlzuthun, sondern Zurückgezogenheit von einer gefährlichen und zerstreuenden Welt, Ruhe, Stille und Muße für Andacht, Gebet, fromme Beschaulichkeit und religiöse Uebungen. Diese Idee des Mönchslebens wird noch heutzutage in der morgenländischen Kirche aufrecht erhalten, und wie es in jener früheren Zeit noch keinen Unterschied der Mönchsorden gab, so wird auch hier nur eine einzige Regel gepflegt, nämlich die von dem hl. Basilius aufgestellte. Sechs oder sieben Stunden jedes Tages, an Sonn- und Festtagen deren noch mehr, werden von Kirchendienst und Religionsübungen in Anspruch genommen und an einigen der höheren Feste bringen die Mönche die unglaubliche Zeit von 16 bis 20 Stunden täglich in der Kirche zu. Ihr Leben ist eines der strengsten körperlichen Kasteiung. In den Cönobiten-Klöstern essen die Mönche gar nie, in den idiorrhythmischen nur sehr selten Fleisch. Beinahe die Hälfte der Tage im Jahre sind Fasttage, an welchem sie nur eine einzige, meist aus Brot, Gemüse, Obst und Wasser bestehende Mahlzeit einnehmen, und während der drei Tage in der Fastenzeit genießen diejenigen, deren Körperbeschaffenheit es ertragen kann, gar nichts. Ueberdem genießen sie niemals einer ununterbrochenen Nachtruhe, denn der erste Gottesdienst beginnt zwischen ein und zwei Uhr Morgens. Die übrige Zeit, welche das öffentliche Gebet nicht in Anspruch nimmt, verbringen die Superioren mit der Leitung der Geschäfte ihrer Gemeinschaft und die niedrigeren Mönche mit verschiedenen häuslichen Arbeiten und Beschäftigungen, welche von ihnen erwartet werden. Zwischen diesen beiden existiert aber noch eine Klasse, deren Zeitverwendung nicht so leicht erklärt werden kann: in den idiorrhythmischen Klöstern nämlich wird jeder, der bei seinem Eintrit eine Summe von ungefähr 9000 Mark einlegen kann, dauernd frei von jeder Verpflichtung, im Kloster zu arbeiten. Die Angehörigen dieser Klasse müssen daher eine Menge freier Zeit und dabei, soweit wir ermitteln konnten, äußerst wenig Mittel und Wege haben, dieselbe auszufüllen. In einigen der Cönobitenklöster arbeiten die Brüder wenigstens einige Stunden täglich auf dem Felde, aber im allgemeinen wird diese Arbeit, wie alle Beschäftigung im Freien, z. B. Fischen u. dgl., den Laienbrüdern überlassen.

Auf unsere Frage, worin denn die Anziehungskraft dieses anscheinend wenig einnehmenden Lebens bestehe, erhielten wir immer dieselbe Antwort: Gemächlichkeit (ἡσυχία), Ruhe an Leib und Seele, welche von manchen der Mönche als Befreiung von Versuchung und Zeit und Gelegenheit zu Andachtsübungen, von anderen als Sicherung eines vergleichsweisen Behagens, von der Mehrzahl wohl als eine Mischung von diesen beiden Empfindungen angesehen wurde. Für die christlichen Unterthanen der Pforte mag früher ein großer Reiz in der Sicherheit gelegen haben, welche sie hier genossen, und in der Befreiung von jeder Art von Mißhandlung und Erpressung, welchen bekanntlich die Christen früher im Innern der Türkei ausgesetzt waren.

Das vollständigste mönchische und klösterliche Leben dieser Art lernten wir in dem kleinen, abgelegenen Cönobitenkloster Konstamonitu kennen, einem der wenigen, welche keinen Ausblick auf das Meer genießen. Bei unserer Ankunft wurden wir in die Gaststube geführt, ein kleines Zimmer, wo uns bald der Hegumene besuchte, ein freundlicher herzlicher Greis von ganz einfachen Manieren und Ideen, welcher beinahe lebenslang nicht den Athos verlassen hatte, aber, wie wir bald fanden, sehr genau wußte, was draußen in der Welt vorging, und der sich nicht nur für politische Ereignisse, sondern auch für industrielle und andere Fortschritte: Dampfmaschinen, Eisenbahnen, elektrisches Licht, landwirtschaftliche Maschinen u. dergl. m. zu interessieren schien. Während wir noch mit ihm plauderten, trat der älteste Mönch des Klosters ein, ein steinalter Greis von so sehr ehrwürdigem Aussehen, daß wir instinktmäßig aufstanden, um ihn zu begrüßen. Seine hohe, schlanke, kräftige Gestalt war beinahe noch ungebeugt, sein langes, weißes Haar hing ihm weit über die Schultern herab, sein weißer Bart reichte bis zum Gürtel und in seinem schön geschnittenen Gesicht lagen eine Würde und ein milder Ernst, welche mir mehr als irgend etwas, das ich je gesehen hatte, die Idee eines der alten Einsiedler und Anachoreten verwirklichten. Er war ein Inselgrieche, hatte unter Botzaris den Befreiungskampf mitgemacht, war dann als Schiffer einige Jahre im Archipel gefahren und nun seit mehr als 40 Jahren im Kloster; er hatte die Welt gesehen, Italien, Frankreich und Spanien besucht und war noch ungemein geistesfrisch, obwohl er mindestens 90 Jahre alt sein mußte. Er versicherte uns, daß er erst in diesen Mauern Ruhe, Frieden und Glück gefunden habe, dank dem Schutz der heiligen Reliquien, dem frommen Leben einiger der Mönche, der Kraft des Gebets und der strengen

und nüchternen Lebensweise, welche man hier führe und die so geeignet sei, alle Leidenschaften zu bändigen und zu unterwerfen. Der dritte im Bunde war sodann der Mönch, welcher uns bediente, ein riesengroßer Mann mit harten, strengen Zügen, ein Eiferer und Schwärmer, wie sich bald ergab, denn als er sich ins Gespräch mengte und von dem Klosterleben sprach, welches dem Gläubigen den Einblick in die höheren geistigen Geheimnisse verstattete, leuchteten seine Augen, glühte sein Gesicht von einem heiligen Eifer wie bei einem Verzückten, und er erging sich in einer schwärmerischen Ekstase, welche uns seine Worte bald unverständlich machte. Der Anblick dieser drei Männer in dem kleinen dunklen Klosterraum wird mir lebenslang unvergeßlich bleiben, und es ist ein kennzeichnendes Beispiel von der auf dem Athos herrschenden Gastfreundschaft, daß sie, obwohl sie selbst im strengsten Fasten begriffen waren, uns doch mit dem Besten bewirteten, was sie uns zu bieten vermochten, und daß der Schwärmer immer wieder unsere Weingläser füllte.

Der Hauptunterschied zwischen dem Leben in den Sketen und den Zufluchtsorten und demjenigen in den Klöstern besteht in der Menge von körperlicher Arbeit, welche in den ersteren geleistet wird. In jenen leben meist die Handwerker, durch welche die Läden in Caryäs und durch diese die Klöster mit Kleidern und anderen notwendigen Artikeln versehen werden. Infolge ihres rührigen Fleißes und ihrer mühevollen Arbeit führen ihre Insassen angeblich ein sehr strenges Leben und diese Gesellschaften machten in der That auf uns einen günstigeren Eindruck als die Klöster. Da ein Skete eine Vereinigung von Zufluchtsorten oder Asylen ist, so genügt es, die Art und Weise des Lebens zu schildern, welche die Leute in denselben führen.

Als wir im Begriff waren, den eigentlichen Berg Athos, den höchsten Gipfel der Halbinsel, zu besteigen, machten wir in der „Zuflucht" St. Demetrius Halt, um hier das Maultier mit unserem Gepäck zurückzulassen. Dies ist ein vereinzelter Weiler, eines der wenigen Häuser, welche am Südende der Halbinsel stehen, wo das Gelände äußerst steil zum Meere abfällt. Die Zuflucht enthielt 12 Mönche, welche verschiedenen Beschäftigungen oblagen, aber alle für einen gemeinsamen Grundstock arbeiteten. Der steile Berghang unter demselben ist bedeckt mit wohlgepflegten Weinbergen, welche von den Mönchen selbst bebaut werden und ein Zeugnis für deren Fleiß und Sorgfalt ablegen. Von außen hat das Gebäude gar nichts, was es von einem gewöhnlichen Bauernhause unterschied; in einem Teil des Innern aber ist eine kleine Kapelle und das übrige wird von den Zellen und Werkstätten der Insassen eingenommen. Als ich in eines der Gemächer trat, sah ich einen Maler an einem Fenster sitzen, welches nach einer lieblichen Schlucht mündete; er war im Begriff, auf einen dicken Holzblock ein Bild genau im Stile derjenigen alten byzantinischen zu malen, welche einst die frühesten italienischen Maler kopierten. Der Künstler war ein kleiner, hagerer, zart aussehender Mann mit einem sinnigen nachdenklichen Gesicht und erinnerte mich lebhaft an einen der mittelalterlichen kunstübenden Klostergeistlichen. Er war so in seine Arbeit vertieft, daß er uns anfangs kaum bemerkte; und ich beobachtete ihn eine Zeit lang, als er so ohne einen Entwurf oder eine Skizze fortarbeitete und doch zu rasch und mechanisch, um der Vermutung Raum zu geben, daß er „aus dem Kopfe arbeite" oder komponiere. Erst nach einiger Zeitt bemerkte ich, daß er eine alte Miniatur aus einer Handschrift vergrößert kopierte und sich im allgemeinen an die Regeln band, welche ein alter Mönch, Dionysius von Agrapha, in seinem ‚Führer zur Malerei' niedergelegt hatte, einer Handschrift, welche in einem der Klöster des Athos vorhanden ist und von Didron übersetzt und unter dem Titel „Manuel d'Iconographie chrétienne" herausgegeben worden ist.

Bei einer anderen Gelegenheit hatte ich eine Begegnung mit einem Einsiedler. An einer Stelle des Weges zwischen den Klöstern Docheiareiu und Konstamitu, wo der Pfad dem Strande entlang führt, hatten wir Halt gemacht, weil meine Begleiter einige Kiesel sammeln wollten, als unser Dolmetscher, an den Felshängen hinaufblickend, ausrief, er sehe einen Mann in einiger Entfernung über uns stehen. Da ich erriet, wer er sein mochte, stieg ich ab und kletterte etwa 20 bis 30 Fuß bis zur Mündung einer Höhle hinan, wo ich einen Mann von dunkler Hautfarbe und mit hohlen Wangen, in eine Kutte von rauhem Wollstoff gekleidet, fand. Im innern Teil der Höhle, welcher durch eine niedere Mauer von dem übrigen abgeschieden war, sah ich sein Strohlager und ein auf der Mauer liegendes Gebetbuch. In dieser Höhle lebte der Mann Sommers und Winters. Er stammte ursprünglich aus Argyro-Castro in Albanien und hatte mehrere Jahre als Korporal im Heere des Königs von Griechenland gedient; nach einiger Zeit hatte er dann einen Drang zu einem Leben der Zurückgezogenheit und Beschaulichkeit gefühlt und war als Kaloger nach dem Skete St. Anna gekommen, wo er drei Jahre geblieben war und sich dann dem Einsiedlerleben widmete, welches er nun seit einer Reihe von Jahren geführt hatte. Seine Nahrung wurde ihm aus den benachbarten Klöstern gebracht. Er sprach deutlich wie ein Mann, der einige Erziehung genossen hat, und langsam wie jemand, der nicht an Unterhaltung gewöhnt ist. Als wir auf die heranrollenden Wogen hinunterschauten, sagte ich vor dem Abschiednehmen zu ihm: „Hier hast Du Gott und das Meer in der Nähe"; er erwiderte: „Ach, wir sind allzumal Sünder", als ob er den Gedanken, daß er auf einem höheren geistigen Niveau stehe als andere, ablehnen wollte. Seine Antwort spricht für die gänzliche Abwesenheit aller Prätension, welche wir bei den Mönchen beobachteten; sie wollten niemals gelehrter, frömmer oder besser sein oder höhere Ziele haben als wirklich der Fall war, und wenn sie sich aus gemischten Beweggründen dem Klosterleben gewidmet hatten, so gestanden sie es unbedenklich zu.

Ein Hauptzweck unseres Besuchs auf Athos zu jener Zeit war die Absicht, dem Feste der Verklärung Christi anzuwohnen, welches am 6. August alten Stils auf dem Gipfel des Berges gefeiert wird. Alle Mönche der verschiedenen Klöster sind bei der Feier desselben willkommen, obwohl der Besuch des Festes ein rein freiwilliger ist und diese Bergbesteigung für eine Art Wallfahrt angesehen wird. Wir hatten unsere Reise so angeordnet, daß wir zwei Tage vor dem Feste in Lavra,[1] dem nächsten Kloster am Gipfel, eintrafen; wir fanden jedoch, daß die Mönche schon nach dem Berge aufgebrochen waren, um die Vorkehrungen für das Fest zu treffen. Wir ritten daher am Nachmittage vor dem Feste nach der Zuflucht St. Demetrius und stiegen von da durch Wälder auf einem äußerst steilen Maultierpfad, welcher aber Ausblicke von unbeschreiblicher Schönheit bot, bergan. Etwa um Sonnenuntergang erreichten wir die Kapelle der Panagia, welche inmitten von stark geneigten Matten und auf der obersten Baumgrenze auf einem Felsenvorsprung des Berges steht. Von hier waren die beiden anderen Halbinseln, welche den Dreizack von Chalcidice bilden, und nach Süden hin die Reihe von kleineren Eilanden, welche sich nordwärts von Euböa hinziehen, sichtbar und weit unter uns kroch ein Dampfer wie eine winzige Fliege über den Meeresspiegel hin. Hier trafen wir einige Mönche, welche in einem gewaltigen Kessel die Mahlzeit für den morgenden Tag, ein verdächtig aussehendes Gericht aus Fisch und Gemüse, bereiteten, von welchem sie uns eine Portion als Abendbrot reichten. Nach dieser Mahlzeit brachen wir zu Fuß auf, um vollends zum Gipfel hinanzusteigen, begleitet von zwei Mönchen, von denen einer ein Jäger war und seine Flinte trug, was allerdings seltsam mit seiner Mönchskutte kontrastierte, und der mit sichtlicher Befriedigung von dem Preise sprach, welchen erlegte Wildschweine bei der Ausfuhr erlösten. Binnen kurzem blieben der andere Mönch und unser Dolmetscher zurück, aber unser Jäger war ein rüstiger Steiger und so klimmten wir rasch den rauhen Zickzackpfad hinan und erkletterten die marmornen Felsen, welche im klaren Vollmondlicht beinahe wie Schneegipfel anzusehen waren. Nach mehr als einstündigem Klettern, als wir den Gipfel beinahe erreicht hatten, setzten wir uns nieder, um unsere Begleiter zu erwarten, lauschten dem Geklingel der Schellen der Maultiere in der Entfernung und beobachteten das zauberhafte Mondlicht, welches Tausende von Fuß unter uns auf dem Meere spielte, während unser waidmännischer Führer uns zum Zeitvertreib einige der Legenden des Berges erzählte, z. B. wie schon vor Christi Geburt ein heidnisches Götzenbild (ein Altar des Zeus) auf dem Gipfel gestanden sei, wie der heil. Athanasius, der Gründer der Lavra, denselben zerstört; und wie der Teufel, als Athanasius das Kloster erbaute, nach der in der ganzen Christenheit kursierenden Sage, bei Nacht alle die Steine wieder heruntergeworfen, welche man bei Tag aufgerichtet habe; ferner noch andere Sagen neueren Ursprungs, welche sich auf die Klöster des Heiligen Berges beziehen, z. B. daß die Mönche im Jahre 1821, kurz vor Ausbruch des griechischen Befreiungskampfes, auf dem Gipfel einen kreuzförmigen Lichtschein gesehen haben mit der Umschrift: „In diesem Zeichen siege" u. dgl. m.

Der Gipfel des Berges verjüngt sich zu einer solch dünnen Spitze, daß auf derselben nur eine kleine, der Verklärung geweihte Kapelle Raum hat, an deren Nordseite die Felsen in furchtbaren Abstürzen abfallen, während sich an der Südseite eine schmale Felsenplatte befindet, von welcher die Felsen minder steil abstürzen. Als wir uns von Osten her dem Gipfel näherten, hörten wir den Gesang in der Kapelle, und als wir die vordere Felsenplatte betraten, bot sich mir ein unvergeßlicher Anblick: man sah im Mondschein deutlich die seltsamen, gespensterhaften Gestalten der Mönche in ihren Kutten, mit ihren langen dunklen Bärten und ungeschorenen Locken, einige dicht am Fenster der kleinen Kapelle sitzend, worin der nächtliche Gottesdienst gehalten wurde, andere in Gruppen umherliegend, wie die Gestalten der drei Apostel in Raphael's bekannter Darstellung der Verklärung; und als wir die verschiedenen Punkte besichtigten, konnten wir die Mönche da und dort herumliegen sehen, wie sie sich entweder deutlich von dem weißen Gestein abhoben oder im Schatten undeutlich gesehen wurden wie nächtliche Spukgestalten. Es waren ungefähr 60 Mönche nebst einer Anzahl russischer Pilger, und wir waren ebenso sehr ein Gegenstand des Interesses für sie, wie sie für uns, so daß sie sogar die gewöhnliche Begrüßung vergaßen. Als wir ihre Frage nach unserem Woher und Wohin damit beantwortet hatten, daß wir von der Lavra kämen, führten sie uns zu ihrem Lagerfeuer und bereiteten uns Kaffee. Bei Erwähnung des Feuers sei nicht vergessen, zu erwähnen, was jedem klassisch gebildeten Leser bekannt sein dürfte, daß auf diesem Gipfel eines jener Feuerzeichen flammte, welches Klytemnästren des Agamemnon's Heimkehr verkündigte. Von Zeit zu Zeit trat der Priester in seinen reichen Festgewändern aus der Kirche und schwang das Rauchfaß um und über uns. Da der nächtliche Gottesdienst die ganze Nacht hindurch dauerte, so kroch ich endlich in eine kleine Felsenspalte, wickelte mich in meinen Plaid und schlief einige Stunden, lag dann längere Zeit wach und schaute zu dem herrlichen Himmel empor, gehoben von dem seltsamen Gefühl, auf einem solch einsamen und hohen Felsengipfel zu sein, ringsum nur Meer und Himmel — coelum undique et undique pontus.

Mit Tagesanbruch endigte der Gottesdienst und die Mönche küßten einander und besprengten sich mit Weihwasser. Als die Sonne emporstieg, ward der Schatten

[1] Lavra oder Laura bedeutet eine Straße von Zellen (daher auch die Karthausen gewöhnlich Lauren heißen), die früheste Form eines Klosters; dieses Kloster führt diesen Namen als das Kloster par excellence, weil es einst das bedeutendste auf Athos war; es ist aber in den jüngsten Jahrzehnten etwas zurückgekommen.

des Gipfels weit westwärts über Meer und Land geworfen in Gestalt einer deutlichen Pyramide, allein das Tageslicht erweiterte die Aussicht nicht viel, da der größere Teil der Halbinseln Athos und Sithonia schon Nachts sichtbar gewesen und die Ferne nur trübe und verhüllt war. Gleichwohl konnten wir acht Klöster unterscheiden und das weite Meer gewährte einen außerordentlichen Anblick. An einem hellen Tage kann man von hier aus den Ida und den Olymp erblicken. Eine halbe Stunde nach Sonnenaufgang begann der Abendmahls-Gottesdienst oder die sogenannte Liturgie, nach dessen Beendigung ein Bündel Weintrauben herbeigebracht und gesegnet wurde, weil es der erste Tag war, wo man dieselben essen durfte. Dann stiegen die Mönche truppweise, Psalmen singend, den Zickzackpfad hinab, worauf wir im Grase bei der Kapelle der Panagia frühstückten und uns dann auf dem Wege nach unseren einzelnen Bestimmungsorten zerstreuten.

Unsere Ansicht von dem Wert dieser Klöster schwankt, je nachdem wir die Gegenwart oder die Vergangenheit ins Auge fassen. Wahrscheinlich betrachtet eine bedeutende Anzahl der Mönche das Klosterleben nur als eine Quelle persönlichen Wohlbehagens für sie selbst. Die Theorie jedoch, welche die Denkenderen derselben aufstellen, zielt dahin, daß die Körperschaften als ein Vorbild frommen Lebens dienen, da sie eine Anzahl gottesfürchtiger Männer von reinem Wandel enthalten; daß sie die alten Bräuche und Grundsätze unversehrt aufrecht erhalten, daß ihre fortwährenden Gebete eine Stütze der Kirche seien, und daß sie in ruhigen glücklichen Zeiten Sitz der Gelehrsamkeit werden. Ob diese Theorie haltbar ist, und wie weit sie praktisch verwirklicht ist, mag aus der Thatsache entnommen werden, daß unser Dolmetscher, ein zuverlässiger Mann, uns versicherte, er habe noch niemals so schmutzige und schandbare Reden gehört, wie aus dem Munde der niedrigeren Mönche und dienenden Brüder, mit welchen er auf dieser Reise in Berührung gekommen sei. Dies wundert mich nicht, da diese Klasse sich aus ungebildeten Bauern, Schiffern, Maultiertreibern u. a. Leuten aus dem Volke rekrutiert, und es wird wohl dieselbe in allen Ländern gemeinsame Erscheinung sich nicht auf die höheren Mönche ausdehnen. Jedenfalls hat dieses Klosterleben auch seine guten Seiten und die strenge Zucht erzeugt auch einen streng sittlichen Wandel, und diese Klöster haben das unbestreitbare Verdienst, in früheren Zeiten bis zu einem gewissen Grade Pflanzstätten der Kultur und Gelehrsamkeit und Burgen des Glaubens inmitten der Ungläubigen gewesen zu sein. Wer mit der Geschichte der griechischen Kirche auch nur oberflächlich bekannt ist, der muß sich wundern, nicht daß sich in ihren Glauben auch Aberglauben gemischt, sondern daß sich das Christentum in ihr überhaupt erhalten hat, und hierzu haben die Klöster nicht in geringem Grade beigetragen. Außerdem haben sie den Verfolgten und den vom Treiben und Lärm der Welt Angewiderten zu Zufluchtsstätten gedient, manchem Weltmüden noch einen ruhigen und friedlichen Lebensabend verschafft, manchen Bedrängten vor Selbstmord oder Untergang bewahrt und sind unter den obwaltenden Verhältnissen im Orient sogar heute noch nicht überflüssig und unnötig geworden und jedenfalls noch einer Reform und Verbesserung fähig und in nächster Zeit sicher. Aus diesem Grunde und anderen Ursachen ist daher auch die russische Regierung emsig bemüht, die Klöster von Athos zu beschützen, zu unterstützen und ferner zu bevölkern und zu unterhalten, um ihren Einfluß auf die christliche Bevölkerung im Orient zu bewahren und zu erweitern.

Die Namen der Säugetiere.

Nach dem Gesichtswinkel, unter welchem den Menschen verschiedenster Zonen einheimische und fremdländische Tiere näher traten, scheiden und ordnen sich auch in der übergroßen Menge von Tiernamen bestimmte Gruppen und lassen deutlich erkennen, daß die Ideenassociationen überall denselben Regeln folgen.

Die nachfolgenden Zeilen beabsichtigen aus einem kleinen Teile, aus den Namen für die Säugetiere, einzelne solcher Gruppen hervorzuheben.

Wenn Völkerstämme in andere Gegenden wanderten oder Einzelne neue Wohnplätze aufsuchten, wie z. B. die holländischen Kolonisten im Kaplande, die Spanier in Amerika, die Robbenschläger und Walfischfänger in nordischen Meeren, so belegten sie häufig die in ihren Gesichtskreis gelangenden fremden Tiere mit Namen der heimatlichen, je nachdem dieser oder jener hervortretende Zug im Leben derselben, diese oder jene charakteristische äußere Eigenschaft ihnen ein Tertium comparationis darbot.

Gelangen aber mit den größeren oder geringeren Völkermassen oder auf Schiffen Tiere, und zwar, wie das häufig der Fall, Haustiere, in das fremde Land, so erhalten sie von den dortigen Bewohnern, falls nicht die bisherigen Bezeichnungen zu Lehnwörtern werden, Namen auch nach den dortigen Tieren.

Es würde bedeutend der von der Redaktion mir freundlichst zur Verfügung gestellte Raum überschritten werden, wollte ich nur annähernd vollständig die zu diesen zwei Gruppen gehörenden Namen aufzählen. Mögen deshalb aus jeder derselben die nachfolgenden genügen. Ich schließe aber aus solche Namen, welche aus irgend einer Veranlassung, um zu täuschen oder die Gesetze zu umgehen, verändert wurden, wie das häufig bei asiatischen und nordamerikanischen Pelzjägern vorkommt. Auch bei uns in Norddeutschland glaubten vor kurzem noch einige ungestraft den seltenen Biber als „Otter" schießen oder fangen zu dürfen, und die Krim'schen Tataren nennen aus ähnlichen Beweggründen jeden Hirsch dort ein Reh.

In die erste Gruppe gehören viele Tiere, die nach

dem in der nördlichen Hälfte der Ostfeste weitverbreiteten Pferde benannt werden, z. B. Esel, Flußpferd, Walroß, Manatus, Elephant, Hirsch, Antilope.

Esel. Es ist auffallend, daß des Esels und seines Vetters, des Pferdes, Namen in fast allen Sprachen der Ostfeste so weit auseinander liegen, daß selten Berührungspunkte sich finden. Nur in Japan, an der Ostseite ihrer Verbreitungsbezirke, wurde dem Esel nach den Hasenohren und dem Pferde der Name usagi müma, Hasenpferd, beigelegt; bei den Hindus ist der wilde Ghorkhar der Pferdehase.

Flußpferd, Walroß, Manatus. Wie es möglich war, daß die Griechen dem tonnenförmigen ersten Tiere mit kurzem, dickem Halse und der ungeheuren Oberlippe, die sich beiderseits dachartig über den tief ausgeschnittenen Unterkiefer legt, den Namen Hippopotamos beilegen konnten, erklärt uns eine Abbildung im ersten Hefte der Loango-Expedition, und aus ähnlicher Veranlassung verliehen die Waljäger dem 20 Zentner schweren Massiv mit einem Kopfe von unendlicher Häßlichkeit die Namen sea horse, hvalross, hav hest, Walroß. Den Manatus, dessen haitische Benennung nicht, wie Oviedo meint, einen „Fisch mit Händen" kennzeichnet, nannten Engländer und Portugiesen gleichfalls nach dem Pferde sea horse, cavallo marinho, während er in Brasilien als peixe-boi, Ochsenfisch, und vacca marina, Seekuh, ein Rind, bei den Culinos als uny-ava ein Wasser-Tapir ist.

Elefant. Von den verschiedenen Namen dieses Tieres ist, soviel ich weiß, nur einer aus dem Vergleich mit dem Pferde hergenommen, nämlich das zigeunerische boro nakkesero gry, das großnasige Perd, während den Römern und Tibetern die Aehnlichkeit mit einem Ochsen näher lag in bos lucas und lang-po tschke, großer Ochse. Wie die Engländer eine Hirschart als horse deer bezeichnen, so auch die Chinesen eine andere, den Cervus xanthopus, als ma-lu, Pferdehirsch, im Gegensatz zum Cervus mandarinus, dem yang-lu, Schafhirsch. Das Tertium comparationis ist hier wohl die Größe des Tieres, wie wenn die Samojeden das Mammuth als jan-njâmd, Erdhirsch, bezeichnen, der Elephant im Emghedesie ham-ro bēre, das große Fleisch, und der Tapir gran bestia heißt. Auch jenywoi, das große Tier, für das Elen um Beresow gebräuchlich, gehört hieher; das türkische ulan und das osttürkestanische ulaq bezeichnet ursprünglich nur das Lasttier im allgemeinen und erst später den Esel und das Kameel.

Von den zahlreichen Antilopenarten wurde die von Josaphat Hahn im Lande der Ovahereró angetroffene leucophaea mit Pferdmähne und Pferdeschwanz von den Boers als Rotschimmel bezeichnet.

Aus der zweiten Gruppe will ich Pferd und Schwein hervorheben.

Im Hebräischen, Aramäischen und Aegyptischen bezeichnet sus Pferd und Schwalbe, eigentlich das sich Bewegende. Da für jene drei Völker, welche verhältnismäßig spät das Pferd kennen lernten, die Schnelligkeit das bezeichnendste war, so verliehen sie ihm den Namen der schon längst bekannten Schwalbe. Es ist überhaupt bemerkenswert, daß in den semitischen Sprachen die meisten Namen der jungen Tiere von ihrer Beweglichkeit oder Gangart hergenommen sind. Im Altgriechischen ist hippos der Schnelle, das Pferd, im neugriechischen tachinas der Hase. Als die Pferde nach Malakka kamen, erhielten sie dort den Namen kuda-burong, Vogelpferd (die estnische Bezeichnung des Wolfes als „Waldvogel" steht ganz vereinzelt). Auf Hawaii haben die kleinen zähen Mustangs amerikanischer Abstammung die Eigentümlichkeit, nie zu traben, nur zu galoppieren, also gerade so wie die Tekke-Pferde. Als die Kanaken in Honolulu nun das erste Pferd gesehen hatten, sagten sie nach einer Benennung suchend: ein Mensch ist es nicht, auch kein Schwein; ein pfiffiger fuhr fort: ich weiß es, es ist ein Vogel, denn es fliegt über den Boden dahin. In diesem Falle hing die Namengebung von der Rasse ab; sie würde ganz anders ausgefallen sein, wäre ein schweres Pferd, z. B. ein Percheron, zuerst dorthin gekommen. Wenn in einem Teil des Heimatlandes der Pferde, bei den Kirgisen, dieses Tier mal genannt wird, dem als besondere Unterschiede dann kasak, jylchy ꝛc. hinzugefügt werden, so bedeutet dieses Wort das Tier *κατ' ἐξοχήν*, gerade so wie das neugriechische *ἄλογον* und das südamerikanische jaguar (eigentlich Blut), das deshalb auch zur Bezeichnung der verschiedensten Carnivoren dient. Im Sabäischen ist ba'iru^n (nur einmal auch statt Kameel gebraucht) das Vieh im allgemeinen und steht deshalb auf einer Stufe mit dem russisch-asiatischen Jägerausdrucke swer, der dann auf den Zobel übertragen wurde, mit dem französischen aumaille (aus animalia) u. a. m. Auf Makassar wird das Pferd außer jarang auch öfter tedieng jawa, Büffel aus Java, genannt und diese Bezeichnung war vielleicht die erste für das von dieser Insel her eingeführte fremde Tier. Auch die Sumerier hatten keinen ursprünglichen Namen für das Pferd; sie nannten es „Esel des Ostens", und das liefert uns einen neuen Beweis, daß die Semiten ins Zweistromland von Osten her kamen und daß es mit dem Turaniertum der Sumerier schlimm bestellt ist, wenn sie das Pferd, das Haupttier der Turanier, nicht kannten. Als die Betschuanen das erste Pferd erblickten, benannten sie es nach dem Tiere, das in Afrika schon vor der Einführung des Kameels als Zug- und Reittier verwendet wurde, als „Ochs ohne Hörner" (für die Anschauungsweise der Kaffern ist es charakteristisch, daß wie sie den Chignon „Theetopf", so die Schleppe am Damenkleide „Pferd" nennen). Der Kanuri-Ausdruck fir, der sich eng an Teda for, Rind, anschließt, erklärt wohl auch das ursprünglich Fremdländische und die späte Einführung des Pferdes in diese Gegenden, wo es erst nach dem Rinde bekannt wurde; und die Teda, deren aski sich mit dem fast identischen Kenusi kaski vergleichen läßt, lernten das Pferd nicht von Norden her kennen, sondern von Osten,

vom Nil, woher offenbar viele Stämme in jene Gegenden gewandert waren. Bei den Herero treffen wir drei Wörter für Pferd; sie nannten es okakambe nach der schnellfüßigen Hartebeest-Antilope, ongoro nach dem Zebra, oder geben nur den Namen bestimmter Farben, wie ja auch wir sagen: der Braune. In Südamerika gehört das Pferd der Jetztzeit zu den importierten Tieren. Die Botokuden nannten es kraine-jonne, Kopfzähne, und das Rind po-kekri, Fuß gespalten (nach ähnlicher genauer Beobachtung riefen die Massai-Frauen, welche nicht glauben wollten, daß Dr. Fischers Schuhe ein Kleidungsstück wären: „er hat Eselsfüße!"); ihr mgo-jonne-grak-orône bedeutet dasselbe wie dshiggetai, nämlich Tier mit langen Ohren, d. h. Esel. In Rio Grande do Sul wurde das Pferd nach dem Tapir ojúlojúl genannt. Die Tonkawas in Mexiko bezeichneten das Pferd als Hund achuencha, desgleichen die Sioux als shon ka wakon (shon ka = Hund) als „medicine dog", der ihnen in Gefahren durch seine Schnelligkeit Hilfe bringt. Andere Stämme, wie die Mandan, Schwarzfüße, und Riccarie benannten es nach dem Elk.

Das Schwein. Als man auf Ualan die ersten Schweine gesehen hatte, wurde jedes größere Säugetier, selbst die Katze, durch Hinübernahme des Fremdwortes cochon genannt, ähnlich wie auf den Queen-Charlotte-Islands alle Quadrupeden nach dem Hunde dog heißen. Die Jakuten bezeichnen den Löwen (?) und Leoparden mit dem mongolischen Namen für Schwein chachai. In Tahiti merkte man sich die Ziege als buaa-niho, als Schwein mit Zähnen auf dem Kopfe. Wie verschiedene Delphinarten von den Walfischfängern Meerschwein, herring hog, marsvin (schwedisch), suinhval (isländisch), sea pork genannt werden, so bezeichnete und beschrieb Sultan Baber ein Tier dieser Art als „Wasserschwein".

Es gibt ferner eine ziemlich bedeutende Anzahl von Benennungen nach anderen Tieren, bei denen uns das Tertium comparationis recht gesucht zu sein scheint. So sollen die Zigeuner den Löwen als „dicken Affen", boro bombaros, bezeichnen, „weil sie in Menagerien öfter neben einander untergebracht sind". Das Blasen des Weißfisches ist nicht unmusikalisch; unter Wasser stößt er bisweilen eigentümliche pfeifende Töne aus, wegen welcher, weil man sie für Vogelgezwitscher halten könnte, Seeleute ihm den Namen „Seekanarienvogel" beilegten. Wenn die Jokagiri den Wal schildern als onzshi tolau, Wasser-Renntier, so kann der zweite Teil dieses Wortes wohl nur in dem Sinne von „großes Tier" genommen werden. Das Mammuth bezeichnen manche Stämme als Maulwurf, die Chinesen durch ihr fyn-schu sogar als verborgene Maus. Ovis montana hat von den Indianern Nordamerika's nach Richardson den Namen sass-sei-yeunuh, foolish bear erhalten. Der Hase wird in Ladak zum ribonq, Bergesel, in China gar zur wilden Katze, yeh-mao. Die Giraffe, welche Napoleon I. zum größten Entsetzen Lacepède's einst seiner Gemahlin als einen großen Vogel vorstellte, war den Römern eine ovis fera, wie auch das Llama zuerst für ein Wildschaf galt; bei Pausanias, im Kanuri und in Ostafrika führt sie sogar den Namen „wildes Kameel", kargimo karâgahé (Kameel des Waldlandes), jamel el wahschi.

Wenn in den anderen Tierklassen von den Vögeln abwärts Tiere nach besonderen Körperteilen benannt werden, so sind das doch an Zahl nur wenige, und ein und dieselben werden immer wieder zur Namengebung herangezogen; bei den Säugetieren jedoch wird fast jeder Körperteil zur Benennung eines Tieres verwendet. Nach dem Kopf und seinen Teilen heißt in Angola der Löwe der „Herr mit dem großen Kopfe", die milchweiße Säbelantilope mit braungelblichem Halse trägt außer vielen anderen Namen auch den „Inhaber des Horns", bu raqaba, und bei Fellahin abu harbah, Vater der Lanze. Mit dem aus kua bita kontrahierten kobita, Großhorn, bezeichnen die Tonto-Indianer das amerikanische Elen, aber bei den Yavapai ist kwakatá, Großgeweih, das Rind, das in derselben Bedeutung einige australische Stämme wuromkilwerang und wurangkil nennen. Die abessinischen Namen om gurrin, Mutter des Horns, arwé harisch und auraris (das große Tier mit Hörnern) bezeichnen das Rhinozeros. Hastin, der älteste indische Name des Elefanten, heißt eigentlich „der mit der Hand"; er läßt darauf schließen, daß den arischen Stämmen dieses Tier erst verhältnismäßig spät bekannt wurde. Durch die Phönizier gelangte nach dem Abendlande zuerst afrikanisches nicht indisches Elfenbein, und der Name bekundet, daß das Tier der urssemitischen Fauna nicht gehörte. Nach dem Ohre nennen die Mongolen an der daurischen Grenze und die Russen in Nertschinsk den Ziesel kulugur, Kurzohr, wie der Hase bei den Osseten tirri-chuss, Langohr, heißt. Wegen der Haarpinsel, welche der Caracalluchs (wie auch unsere Eichhörnchen) auf den Ohren trägt, ist er in Schoa der „Vater der Federn", abû-rish. Das weißschnauzige Bisamschwein der unteren heißen Zone Kostarika's wird cari blanco, Weißgesicht, genannt, Buntgesicht und Lehmnase der estnische Wolf, „Dickhals", budóng kudschún, der mongolische Iltis, die sogenannte „Schwarzbrust", tschernoigrud, der Russen.

Mit siwoduschki bezeichnen die Aleuten den Fuchs als „Graubauch", und „Dickbauch", pantegan, ist in Venedig die Ratte, wie dieses Wort Diez in seinem Wörterbuche der romanischen Sprachen abweichend von anderen (Kuhn, Zeitschrift XI; „Ausland" 1879, 472) erklärt. Der Tiger heißt bei Birar-Tungusen erön-gurussú, buntes Tier, im Sanskrit vyâghra, der gestreifte, bei den Golde euphemistisch der ehrbare Bunte; der Wolf bei den Esten, die viel durch ihn zu leiden hatten, der Graue des Waldes, das graue Hündchen, Graurock, grauer Herr, Mann im grauen Pelz.

Klumpfuß bezeichnet bei den Tamulen den Bären. Die Spinnenaffen Guatemala's laufen einher als fratres delgatos, Brüder der Langbeine. Graubein bei den

Schweden ist der Wolf, den die Esten auch den „Mann mit der breiten Pfote" nennen. Die Littauer heißen den Hasen kio, den geschenkelten; der borstenhaarige afrikanische Ameisenscharrer ist der „Vater der Krallen", abu batlaf der Araber. Mit dsirat-gatschin, das nach Ludolf „Dünnschwanz", nach Bruce „Langschwanz" heißen soll, bezeichnen die Abessinier die Giraffe. Der Langschwanz der Esten, pilk-sabba, ist der Wolf, der auch die Namen „Flachs"- oder „Röhrenschwanz" führt. Der kleinere nordamerikanische Hase springt umher als cotton-tail.

Wegen der starken Ausdünstung sollen Ziege und Schwein bei Griechen und Römern die Namen kapros und capra erhalten haben; wir sprechen ja auch von Stinktier, Stinkdachs, Stänker ꝛc.

Als Schreierin und Brüller charakterisieren sich nicht allein die römischen vacca und bos in ihren vielfachen Veränderungen, sondern auch Hottentotten und Chinesen besitzen eine ähnliche Onomatopoïe; bei arabischen Dichtern heißt bisweilen auch der Löwe der „Schreier", el barbâr (assyrisch: barbaru, der Leopard, welches Wort aber auf einem noch unedierten Täfelchen als Synonym von ahu, Schakal, angegeben wird).

Wegen ihrer Nahrung heißt die Katze auf den Marshall-Inseln das Rattentier, keru kijerik, im Sanskrit akubuk, Esser der Mäuse, im Tupi das Bisamschwein tayassu, Nager an der Arum-(taia-)Knolle, das Kameel im Arabischen auch âriku^n, weil es die Pflanze arâku^n abweidet der Bär im Russischen Honigtatze, der Wolf im Estnischen Pferdetöter, Myrmecophaga in Guatemala oso colmenero, Honigbär. Der Dachs ist im Italienischen ein Getreidehändler, biada juolo, und Lagomys im Russischen ein Heumacher, senno-stawez. Wie hier bei uns der Hamster (Kornferkel) Vorräte sammelt, deren der Mensch ihn beraubt, so häuft auch eine Wurzelmaus Kamtschatka's vielleicht gegen 10 Kgr. eßbare Wurzeln in ihren Höhlen auf; sie ist deshalb der tegultschisch, der „Bauer der kamtschadalischen Gutsbesitzer".

Von den zahlreichen hypokoristischen Ausdrücken mögen hier folgende genügen: für Katze das französische minette, das russische waska (kleiner Basilius) und mischka (Michelchen), das deutsche Miezchen (kleine Marie). Der Bär, welcher in Deutschland in früherer Zeit mit dem Wildstier, bei den S'ojoten und Burjäten noch jetzt zum Schwarzwild gerechnet wird, führt in Transbaikalien und dem Amurlande den volltönenden Namen Iwan Wasilewitsch Tapti ijin (Trampeltier), heißt in Westsibirien Michael Joanitsch, bei Wogulen der Alte, bei Jakuten, Samojeden und Schweden Großvater, bei Karagassen Vater, bei uns Petz (Bernhard) und in Kolumbia bezeichnet Ephraim den Grizzly-Bären. Einige Affen werden Martha genannt, andere von den Spaniern Paul.[1]

Den Tiger heißen die Dauren nojon gurusú, Herren- oder Beamtentier, und ähnlich die Anamiten, Siamesen, Javanen „Herr Tiger", die Chinesen shan-kiun, den Bergfürsten; bei den Urjänchen ist er sogar das „Mensch-Tier", kung-guróchen, mit welchem Ausdruck sich in gewisser Beziehung das Nyoro-Wort für Schimpanse kinjabantu, menschengleich, und das ägyptische nisnas, Menschengesicht, für Inuus ecaudatus vergleichen lassen. In Palermo ist giuvannuzzo, kleiner Johannes, der Fuchs. Aus den vielen Benennungen für marderartige Tiere will ich nur folgende für das Wiesel erwähnen: das neugriechische Jüngferchen und Braut, das spanische comadreja, Gevatterin, das baskische und italienische Frau und Frauchen, andereigerra und donnola, welchen Ausdrücken vielleicht ähnliche Sagen und Geschichten zu Grunde liegen, wie sie aus dem Altertum Antoninus Liberalis über Opfer für die Galinthias berichtete oder Aelian und Babrius über verwandelte Wiesel. Ueber 'arûs ul fâr (nicht, wie es gewöhnlich geschrieben wird, harusat-el-fur) und seine Uebersetzung „Bräutigam des Maulwurfs" als Bezeichnung einer Mustelina möchte ich hier eine Notiz aus einem Briefe des Herrn Dr. K. Andreas, des bekannten Persepolisforschers, mitteilen: „Da 'arûs generis communis ist, so kann der Ausdruck Bräutigam oder Braut der Maus bedeuten, wenn auch das Freytag'sche Lexikon die Verbindung von 'arûs mit fâr nicht kennt; aber die Ableitungen der Wurzel 'arasa beziehen sich nach Freytag auf eine Mustela-Spezies. Der Maulwurf heißt nicht fâr, sondern nach dem Dictionnaire français-arabe s. v. taupe fârah gheit, wörtlich Gartenmaus oder Gartenratte; es kann darunter aber auch eine Arvicola verstanden werden, denn die orientalischen Lexikographen sind nicht immer gewiegte Zoologen."

Hamburg. Dr. B. Langkavel.

[1] So im „Diccion. de la lengua Castellana comp. por la Real Academia" (1783) *Gato Paul*, auch von Columbus *Gatos Paulas* bei Navarette Fr. Ed. III. 21, 147. Es war also Yule völlig im Recht, in seinem „Book of Marco Polo" II. 318 adn. zu schreiben: „there (bei Kap Komorin) are also gat-paulo" und S. 240 in „Abyssinia": „ils ont gat paulz et autre gat-maimon si divisez", während Pauthier in seiner Ausgabe S. 646 sonderbarerweise vorzieht: „et si a moult de granz paluz et moult grans pantains à merveilles."

Die Insel Formosa.

Die Insel Formosa, von den Eingeborenen Pak-an genannt und zu $^3/_7$ von den Chinesen in Besitz genommen, ist bekanntlich die Insel, deren sich die französische Flotte dermalen zu bemächtigen bemüht ist, um sie als Pfand für die Ertrotzung des Friedens mit China in Besitz zu nehmen und womöglich dann als Teil der Kriegskosten-Entschädigung zu behalten. Dies lenkt in diesem Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit auf Formosa, und so dürfte eine kurze Schilderung dieser reichen und interessanten

Insel nicht unwillkommen sein. Formosa liegt östlich von China, gehört zu dessen Provinz Fo-kien und insbesondere zu dem Departement Thai-wan (d. h. große Bai) derselben, weshalb man häufig irrigerweise auch Formosa selbst den Namen Thai-wan gibt. Ein Kanal von 240 Km. Länge trennt Formosa von der chinesischen Küste; es liegt zwischen 22 und 26° n. Br. und 117 und 119° ö. L., hat eine Länge von etwa 360 Km. von Nord nach Süd und eine Breite von ungefähr 140 Km. von West nach Ost, bei einem Flächenraum von beiläufig 705 geogr. Q.-Ml. und hat eine Bevölkerung von etwa 3 Millionen chinesischer Einwohner, welche vorzugsweise auf dem westlichen Teil der Insel (der $^3/_4$ derselben beträgt) ansässig sind, während in dem gebirgigen Innern und in dem dünner bevölkerten östlichen Teile noch 20—30,000 der unabhängigen eingeborenen Bewohner hausen. Die Insel besitzt vier Häfen, welche den Europäern geöffnet sind, nämlich Ta-ku (Ta-kau) und Thai-wan-fu im Südwesten, und Ke-lun (Kelong) und Hu-wei, fälschlich Tam-sui (Tan-schui) genannt, im Norden. Ta-ku und Hu-wei sind die wichtigsten. Die ganze Insel bildet nur eine einzige Fu oder Präfektur und wird von einem Taotaï verwaltet unter der Oberaufsicht des Vizekönigs, unter welchem die beiden Provinzen Fo-kien und Sche-kian stehen.

Formosa hat vermöge seiner insularen Lage eine gemäßigtere Temperatur als die anderen südlichen Regionen von China. Der Thermometer schwankt hier zwischen + 9 und + 33° C; der Regen fällt hier, je nach den Monsuns, in größerer oder geringerer Menge; das Klima ist den hier wohnenden Europäern sehr zuträglich, namentlich in den höheren Lagen; man ist hier in den Niederungen nur der Malaria (Wechsel- und anderen Fiebern) unterworfen, welche übrigens von geringer Heftigkeit und leicht zu hemmen sind und denen die Europäer ganz entgehen würden, wenn sie bessere Wohnungen besäßen. An einzelnen Orten beobachtet man ernstere Anfälle von Wechselfieber, denen gewöhnlich Leberanschwellungen folgen; aber außerdem starb unter sämtlichen Europäern im Verlauf von vier Jahren nur ein kleines Kind von sehr schwächlicher Konstitution. Ein englischer Arzt, Dr. Dav. Manson, hält sogar den Aufenthalt auf Formosa und namentlich in Ta-ku und Thai-wan-fu als sehr günstig für Schwindsüchtige; er fand, daß die Schwindsüchtigen (der Eingeborenen) im Inneren sich ganz wohl befanden und daß in dem chinesischen Spital zu Ta-ku die Schwindsuchten einen sehr langsamen Verlauf nahmen, was in Cochinchina und auf der Insel Hainan durchaus nicht der Fall ist. Die Städte auf Formosa würden sogar noch gesünder sein, wenn die Straßen reinlicher gehalten würden und nicht zur Ablagerung alles Unrats dienen müßten.

Das Gelände steigt von der Westküste aus allmählich bis zu dem hohen Gebirge an, welches die Insel in ihrer Mitte und beinahe unter dem Meridian wie ein Rückgrat durchzieht und in dem Morrisson-Pik von 3042 m. Höhe gipfelt; jenseit dieses Grates liegt dann der durchaus gebirgige, reich bewaldete und dünnbevölkerte östliche Teil, welcher steil zum Meere abfällt. Die mittlere Temperatur des Januars ist 10,9° C., die des Juli 21,25° C. Auf der Insel befinden sich mehrere Vulkane, wovon mehrere noch thätig sind, und ein Salzsee. Der Boden ist fruchtbar und die Niederschläge sind infolge der insularen Lage nicht unbedeutend, was dem Boden eine große Fruchtbarkeit verleiht und die Insel in den Händen einer zivilisierten Nation zu einem höchst wertvollen Besitztum machen würde.

Der Hafen Hu-wei im Nordwesten der Insel liegt am Flusse Tam-sui oder Tan-schui, und führt vorzugsweise Thee und Kampher aus. Die hier wohnenden Kaufleute residieren in den drei heißesten Monaten des Jahres beinahe alle zu Tuakutia, dem sogen. Tea-settlement, welches ungefähr 30 Km. von Hu-wei und höher gelegen, aber leider der Malaria sehr ausgesetzt ist, denn es ist eine chinesische Niederlassung inmitten sumpfiger Felder und großer Gärten, wo Thee gepflanzt und der Boden mit verdünntem Latrineninhalt gedüngt wird, so daß es infolge davon und der hier herrschenden Feuchtigkeit und Unreinlichkeit nicht zu verwundern ist, wenn die Malaria hier herrscht. Der Europäer kann aber hier mittelst Luftveränderung und einer geeigneten Lebensweise, namentlich mäßigem Genuß frischer Früchte und starker Getränke, und Anwendung von Chinin sich leicht das Fieber vom Hals halten. Je höhere Regionen man aufsucht und je bessere hygieinische Bedingungen, desto gesünder und angenehmer ist der Aufenthalt, denn hierauf beruht ja das Prinzip der Sanatorien; die Frische des Winters und der mäßigende Einfluß von Ebbe und Flut tragen überdieß wesentlich zur Verbesserung der Folgen der heißen und der Regenzeit bei. Hu-wei zählte früher eine Kolonie von etwa dreißig Europäern.

Ke-lun, der Kohlenhafen, im Nordosten der Insel, ungefähr 40 Km. von Hu-wei entfernt, hat nur eine kleine Niederlassung, in welcher die chinesischen Zollbeamten und zwei oder drei Europäer wohnen. Nahe dabei liegt der kleine Hafen Ku-san, von wo die Kaufleute den Reis und das Getreide auf chinesischen Dschonken holen. Nördlich vom Orte Thai-wan-fu, auf dem südwestlichen Teil der Insel, liegt der kleine Hafen Kok-si-ku, der sehr leicht zugänglich ist.

Ta-ku, mit etwa 220,000 Einwohnern, ist der wichtigste Hafen der Insel Formosa. Der ehemalige Hafen Thai-wan-fu, etwa 40 Km. nördlich davon, ist schon seit lange versandet und nicht mehr praktikabel, so daß seit der Vertreibung der Holländer im Jahre 1662 kein europäisches Schiff mehr hier einzulaufen vermochte. Die Europäer wechseln mit ihrem Aufenthalt häufig zwischen diesen beiden Orten und geben besonders zur Zei des Südwest-Monsuns dem Aufenthalt in Ta-ku den Vorzug. Früher lebten gegen fünfzig Europäer und andere Weiße in Ta-ku.

Acht Kilometer von Ta-ku landeinwärts liegt die

bedeutende Stadt Pitao; südlich davon, an der Mündung eines Flusses, liegt der lebhafte kleine Hafen Tan-kan. Der Hafen Lun-kiao dagegen, auf der äußersten Spitze von Formosa ist unbedeutend. Im Mittelpunkt der Insel und noch auf deren westlichem Abhang sind die Stadt Tschan-hoa und der Hafen Gotschi, der eigentliche Mittelpunkt des Kampherhandels, welcher heutzutage bedeutend nachgelassen hat.

In der Nähe von Hu-wei befinden sich heiße Schwefelwasserquellen mit einer Temperatur von etwa 30° C. in einer interessanten und sehr malerischen Gegend; hier sind Badeanstalten, welche von Chinesen und Ausländern häufig benützt werden und gegen Hautkrankheiten, Gicht, Rheumatismen ꝛc. vorzügliche Dienste leisten sollen. Die Verpflegung allein läßt in diesen Bädern sehr viel zu wünschen übrig, und wenn ein Europäer daselbst nur einigermaßen behaglich leben will, so muß er jedenfalls sein Bett und seine Badewanne mitbringen. Außer diesen Schwefelthermen zählt die Insel noch verschiedene andere Mineralquellen, deren Heilkräfte von den Fremden sehr gerühmt werden.

Die ganze Natur von Formosa trägt den Charakter des Tropischen und Subtropischen. Wie die Korallenbildungen an der Nordküste, so deuten die Baumfarne und Areca-Palmen auf den tropischen Charakter. In der Pflanzenwelt macht sich aber mehr der subtropische Charakter geltend durch das Vorwalten der riesigen subtropischen Laubbäume, der Heilgewächse, wie Rhabarber, Aloë, Yu-tschen (dieser allgemeinen Panacee der Chinesen), und der Handelsgewächse, wie Zuckerrohr, Theestrauch, Kampherbaum, Zuckerhirse, Igname ꝛc. Die Fauna der Säugetiere und Vögel gleicht derjenigen des benachbarten Festlandes; man zählt 30 Arten einheimischer Säugetiere, wovon 11 der Insel eigentümlich sind, und 144 Arten von Vögeln, worunter 34 eigentümliche. Auch die übrigen Tierklassen und namentlich die Meerestiere, sind durch einen großen Reichtum von Arten vertreten. Die Fischerei ist an den formosanischen Küsten ungemein ergiebig, wird schwunghaft betrieben und auch auf die Karetschildkröten, welche ein sehr geschätztes Schildpatt liefern, auf die Sepien und Trepangs ausgedehnt. Die Wälder liefern verschiedene Arten harter Hölzer, namentlich Teak und das ebenholzartige Kaki. Der Ackerbau liefert Jute, Chinagras, Turmerik, Reis, Erdnüsse, Sesam, Zucker ꝛc.

Der ganze westliche Teil der Insel ist entwaldet und mit chinesischem Fleiße angebaut und von einer Fruchtbarkeit, welche auch der starken einheimischen Bevölkerung ein reichliches Auskommen sichert und das Leben zu einem sehr billigen macht. Hauptprodukt ist der Reis, welcher in Masse nach China ausgeführt wird, aber auch andere Getreidearten und verschiedene Hülsenfrüchte, Erdnüsse ꝛc. gedeihen vorzüglich; ferner Zuckerrohr, Zuckerhirse, die Theestaude, die Ignamen, Bataten und andere Knollgewächse, die tropischen und subtropischen Obstarten. Jedes nutzbare Fleckchen Erde ist angebaut, und die Chinesen züchten Geflügel und Schweine in Menge. Jagd und namentlich Fischfang liefern eine Menge tierischer Nahrung, und die halbe Bevölkerung lebt von Fischen. Im gebirgigen Innern würden Schafe und Rinder gut gedeihen und sich in den verschiedenen Höhenzonen der Weinbau, der Anbau des Indigo, der Baumwolle, des Tabak und in den höheren Lagen derjenige des Hanfes, der Gerste und des Hafers sehr gut betreiben lassen. Dem Bergbau auf die hauptsächlichsten Metallerze, auf Stein- und Braunkohlen u. s. w. ist auf Formosa noch eine große Zukunft vorbehalten.

Als Brennmaterial dienen auf Formosa das Holz, die Stein- und Braunkohle und die natürlichen Gase. Des Holzes bedient man sich vorzugsweise zum Kochen und als Bauholz zu den nach europäischen Ansprüchen eingerichteten Wohnungen. Die Hölzer von Formosa werden von ihren japanesischen Nachbarn eingeteilt in harte oder Katani, wie Eichen-, Acacien-, Kastanienholz und solches vom Firnisbaum (einer Rhusart, Rhus vernicifera), aus deren Rinde und Saft der feine Lackfirnis bereitet wird, Holz vom weißen Maulbeerbaum, welcher der Seidenzucht wegen angebaut wird, vom Papiermaulbeerbaum, der zur Verfertigung von Reispapier und verschiedenen Stoffen dient ꝛc. — und in weiche oder verschiedene, Zöki, worunter man das Holz von Erlen, Fichten, Kiefern, Bambus, Cocos- und anderen Palmen ꝛc. versteht. Das Kiefernholz steht in geringer Wertung wegen seiner rußenden Flamme, was in einem Land ohne Schornstein von großer Wichtigkeit ist; es wird daher auch nur von armen Leuten gebrannt. Da die Westseite der Insel schon nahezu entwaldet ist, so sollte die Schonung der noch vorhandenen Wälder bald gesetzlich geregelt werden; im Gebirge, im Innern und an der Ostseite aber gibt es noch ausgedehnte Wälder, aus denen noch kolossaler Gewinn zu ziehen ist, nachdem durch Straßen und Wasserwege ihre reichen Schätze erschlossen sein werden. Die Steinkohle steht an vielen Orten frei zu Tage, wird allgemein als Brennmaterial verwendet, brennt auch ohne Luftzufuhr langsam in den Braseros oder offenen Kohlenbecken und verursacht in den Häusern der Eingeborenen auch ohne Schornstein keine Unfälle, da diese leichten Behausungen mit ihren Fenstern von Oelpapier Oeffnungen genug haben, durch welche die schweren, schädlichen Gase entweichen können. Die formosanische Kohle ist übrigens so gut, daß man sie auch zur Heizung von Dampfschiffen u. s. w. gebrauchen kann, und sie wird bereits ziemlich fleißig, wenn auch roh, abgebaut und nach China ausgeführt. Die Kohlenformation scheint eine ziemlich große Ausdehnung auf der Insel zu haben, und man findet Braun- und Steinkohle, Graphit und Anthracit. Bei rationellem Abbau könnten diese Kohlenlager für die Dampfschifffahrt im fernen Ostasien von ungemeiner Bedeutung werden. Auch an Petroleum und Kupfererzen ist Formosa reich, und man hat

in den jüngsten Jahren eine Menge Naphtha-Quellen und Quellen von natürlichem Gas gefunden. Merkwürdigerweise beutet man aber das einheimische Petroleum noch nicht aus, sondern verwendet raffiniertes amerikanisches Erdöl, welches die Schiffe bringen, die den Thee holen.

Zur Beleuchtung verwendet man auf der Insel außerdem noch Rüböl und Erdnußöl, sowie Kerzen aus dem Wachs der Früchte des chinesischen und japanesischen Wachsbaumes, Rhus succedanea, deren Docht aus spiralig gewundenem Papier besteht, die wenig Licht geben und häufig geputzt werden müssen. Die Europäer brennen daher Stearinkerzen, welche sie mit großen Kosten aus Europa einführen.

Die Aralia papyrifera dient zur Fabrikation von Reispapier und von den verschiedensten Artikeln des täglichen Gebrauchs, wie Sonnenschirme, Kästchen und anderen Gegenständen, wie sie auch aus China und Japan zu uns kommen.

Bei dem Fleiß, der Geschicklichkeit und Findigkeit der chinesischen und japanesischen Arbeiter, deren Lohnansprüche so gering sind, würde sich auf Formosa jede größere industrielle Unternehmung sehr lohnen. Diese einfachen Arbeiter liefern in der That mit den dürftigsten Werkzeugen die schönsten und reizendsten Waren, welche meist nach Europa und Amerika ausgeführt und dort gut bezahlt werden. Berg- und Hüttenwerke, nach den Prinzipien der europäischen Wissenschaft angelegt, von europäischen Ingenieuren geleitet und durch europäische Vorarbeiter betrieben, müßten sich reichlich lohnen, und ebenso Fabriken aller Art, denn diese Berge, so reich an kostbaren Metallen und prachtvollen Wäldern, haben zugleich auch einen ungeahnten Reichtum an Wasserkräften, und die aus den Bergen kommenden Flüsse könnten mit leichter Mühe floß- und schiffbar gemacht werden.

Wie schon erwähnt, verläuft eine Bergkette, Ta-tschan (großer Berg) genannt, beinahe genau unter dem Meridian durch die ganze Insel und schneidet sie in zwei Teile: einen steil abfallenden, gebirgigen und bewaldeten östlichen, welcher von unabhängigen wilden Stämmen, von Ureingeborenen, bewohnt wird und noch wenig bekannt ist, und einen sanfter abfallenden westlichen, welcher nun ganz von Chinesen besiedelt ist. Jene Eingeborenen der Ostseite zerfallen in viele kleinere Stämme von blutdürstigen Wilden, welche noch auf einer tiefen Kulturstufe stehen, dem Genuß von geistigen Getränken sehr zugethan sind, keine Kleider, keine Kopf- und Fußbekleidung, keine Ehe, keine Begräbnisgebräuche kennen und sich streng von den fremden Eindringlingen abschließen. Diese sind offenbar die Urbewohner des Landes.

Kurz vor der christlichen Zeitrechnung, zur Zeit der Eroberung China's durch die Mongolen, d. h. unter den Hans, wurde Formosa noch geringschätzig unter die Länder der Barbaren, Man-ty, gerechnet. Die Chinesen besuchten Formosa zuerst im Jahre 605 unserer Zeitrechnung und machten 606 eine Expedition dahin, deren Schilderung uns der große chinesische Geograph und Ethnograph Matuanlin aufbehalten hat, welcher der Insel noch den Namen Liéu-Kiéu gibt. Der Name Formosa rührt von den Spaniern her und stammt aus dem 16. Jahrhundert, in welchem auch zuerst der chinesische Name Thai-wan vorkommt. Die ersten chinesischen Kolonen scheinen sich im 14. Jahrhundert auf der Insel niedergelassen zu haben, und erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, von dem Eindringen der Mandschuh in China an, scheint Formosa von den aus China vertriebenen chinesischen Ackerbauern und Kaufleuten ernstlicher besiedelt worden zu sein. Im Jahre 1621 besetzten die Japanesen Formosa und gestatteten den Holländern die Errichtung eines Komptoirs auf einer vor der Westküste liegenden kleinen Insel. Als sodann die Japanesen in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts von Formosa abzogen, bemächtigten sich die Holländer der Insel und errichteten mehrere kleine Forts, von deren einem, Zelandia, noch Spuren vorhanden sind. Aber 1661 vertrieb Tschin-tschin-kun, ein chinesischer Abenteurer, die Holländer aus Formosa, und im Jahre 1683 erklärte der Kaiser von China diese Insel für chinesischen Besitz, was sie seither unbestritten geblieben ist, obgleich die wilden Ureinwohner die Chinesen verhindert haben, den mittleren und östlichen Teil der Insel zu kolonisieren. Die Europäer durften nicht in die Häfen von Formosa einlaufen, noch sich daselbst niederlassen, bis der Handelsvertrag von 1858 ihnen die vier obengenannten Häfen öffnete.

In den Gebirgen des südöstlichen Teiles von Formosa wohnt der eingeborne Stamm der Butans, welcher von den Chinesen und den anderen Eingeborenen sehr gefürchtet ist, eine unverkennbar malayische Völkerschaft, welche mit den Bewohnern von Nippon Aehnlichkeit hat. Die Butans führen Pfeil und Bogen und Schießgewehre, welche sie sich durch die Europäer verschafft haben. Sie treiben Tauschhandel mit den Europäern, dulden aber keine dauernden Niederlassungen derselben unter sich und treiben gelegentlich etwas Seeraub. Wenigstens überfielen sie 1874 ein japanesisches Schiff und hieben dessen Bemannung nieder, worauf die Japanesen einen Rachezug gegen sie unternahmen, wofür die chinesische Regierung die Kriegskosten bezahlen mußte. Schon unter der Restauration und unter Ludwig Philipp hatten die Franzosen und seit 1875 und 1877 auch die Engländer und Deutschen vergebliche Versuche gemacht, sich auf Formosa niederzulassen, aber erst zu Ende des vorigen Jahres gelang es den Franzosen aus Anlaß ihrer Tongking-Expedition ihre Flagge dort aufzupflanzen.

Die wilden Stämme in dem gebirgigen Innern der Insel erkennen weder die chinesische Regierung noch irgend eine andere fremde Herrschaft an. Sie sind ein großer, kräftiger und sehr rühriger Menschenschlag mit langen Beinen und großen Füßen, mit vorstehenden, weitgeöffneten

Augen und einem stolzen, kühnen Gebahren, tüchtige Läufer und Kletterer, kriegerisch, trotzig, rachgierig, besonders den chinesischen Eroberern gegenüber, aber zuverlässig und ihrem gegebenen Worte treu. Sie wohnen in einfachen Bambushütten, schlafen auf einem Lager von Bananenblättern, gehen bis auf eine kleine Lendenschürze nackt und tätowieren sich, Weiber wie Männer. Das Tätowieren wird von den Weibern besorgt, besteht in Zeichnungen von Bäumen oder Sträuchern und ist bei jungen Leuten ein Vorrecht, dessen nur diejenigen gewürdigt werden, welche sich durch Kriegszüge und heimgebrachte Chinesenköpfe ausgezeichnet haben. Sie schwärzen sich die Zähne mit Betelnüssen und Kalk, tragen Arm- und Halsbänder und Ohrgehänge aus Kupfer, beten im Stillen verschiedene Gottheiten oder Fetische an und holen täglich den Rat ihrer Auguren oder Wahrsager ein. Mit den Leichen der Ihrigen verfahren sie nach Art vieler Südsee-Insulaner, d. h. sie legen die Leichen lange unter Schuppen aus und begraben sie dann an Ort und Stelle. Mit der Ehe nehmen sie es sehr leicht, denn wenn ein junger Bursch und ein junges Mädchen Gefallen an einander gefunden haben, so erklären sie dies ihren Anverwandten und leben fortan zusammen.

Die Rassen, welche Formosa bewohnen, sind sehr verschiedenartig und daher auch an Aussehen, Physiognomie und Habitus sehr verschieden. Im Norden besonders bemerkt man nahezu europäische Züge, wie man früher auf Formosa noch Spuren von holländischer Sprache und Religion fand. Im Süden bei den Butans und anderen finden sich Typen, welche an Malayen und Japanesen erinnern. Auf einem gewissen Gebirgsstock im Süden finden sich Negritos von kleinem, gedrungenem Wuchse. Die Son-fans gleichen den Malayen und ihre Sprache ist sagar ein malayischer Dialekt. Die Tagalas (Tangalans, siebzehn Stämme im nördlichen Teil der Insel) geben ihrer Sprache den Namen Tagal und dieselbe soll beinahe mit dem Tagala der Bewohner der Philippinen identisch sein. Man kennt davon zwei Dialekte: Favorlang und Sideia. Von weiteren Stämmen sind noch zu erwähnen die Schek-mans in den Thalgegenden der nördlichen und östlichen Küste und die Tschin-mans in den gebirgigen Gegenden des Nordens. Merkwürdig ist, beiläufig bemerkt, daß man in keinem Dialekt der Eingeborenen Wörter aus dem Sanskrit oder dem Arabischen und selbst eingeschlichener Worte chinesischen Stammes nur sehr wenige gefunden hat.

Die wilden Stämme des Innern liegen in fortwährendem Krieg mit den Chinesen, deren Dörfer sie gelegentlich überfallen und zerstören. Die Chinesen haben sogar Tiger aus Fo-kien eingeführt und ausgesetzt, um die wilden Stämme zu dezimieren. Die Son-fans (wilden Männer) liegen am hartnäckigsten in Fehde mit den Chinesen, welche im Süden gegen die Butans am wenigsten ausrichten können, denn diese sind untereinander zu energischem Widerstande gegen die Eindringlinge verbündet. Die Pepo-hoans dagegen sind unterworfene Eingeborene, welche in beständigem Verkehr mit den Chinesen stehen, sich mit diesen teilweise gekreuzt, die Tätowierung aufgegeben und die chinesische Tracht angenommen haben. Unter ihnen finden die christlichen Missionare die meisten Bekehrten.

Unter den Chinesen selbst auf Formosa existieren aber Zwistigkeiten, Zänkereien, Eifersüchteleien und Sektierereien wie auf dem Festlande; die Hakkas und die anderen Einwanderer aus den Provinzen Fo-kien und Kwan-ton bringen ihre Dissidien mit und spinnen sie weiter. Die Hakkas als die kühneren und unternehmenderen haben sich in der Hügelregion niedergelassen, zwischen den zivilisierten Chinesen des Küstenstrichs und den Ureingeborenen im Gebirge, deren Töchter sie geheiratet und deren Sitten sie teilweise angenommen haben, ohne jedoch den chinesischen Zopf abzulegen.

Zu Formosa gehören noch die Fischer-Inseln, die Pescadores der Portugiesen, die Pow-hu oder Phen-hnon der Chinesen, ein kleiner Archipel von beinahe baumlosen flachen, lehmigen oder sandigen Eilanden und ungefähr 8000 chinesischen Einwohnern, welche vorzugsweise Erdnüsse, Reis und Hirse bauen. Auf der größten dieser Inseln, welche ungefähr 10 Km. im Umfange haben mag, liegt das bedeutende Dorf Nakung, der Mittelpunkt der Erdnuß-Ausfuhr, mit einem guten Hafen.

Formosa besitzt einen fruchtbaren und gut bewässerten Boden, dessen Hauptprodukte Reis und Zucker, welche in Masse nach China ausgeführt werden, Getreide, alle Früchte Indiens, wie Bananen, Ananas und Orangen, ferner Weintrauben, Pfirsiche, Aprikosen, Feigen, Kastanien, Granaten und Wassermelonen 2c., sind und der eine Menge Handelsgewächse hervorbringt. Außerdem ist die Insel reich an Metallerzen aller Art, Schwefel, Kohlen, Kochsalz u. s. w. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß sie allen seefahrenden Nationen als ein wertvolles Besitztum erscheint und daß die Franzosen sich aus allen Kräften bemühen werden, sich der Insel zu bemächtigen und sie von China abzureißen, da es keine Schwierigkeiten machen kann, die Insel in eine der einträglichsten überseeischen Kolonien zu verwandeln und mittelst derselben im fernen Ostasien festen Fuß zu fassen.

Kleinere Mitteilung.

Fünfter Deutscher Geographentag.

Hamburg, 8. März. Das Programm des fünften Deutschen Geographentags, der hierselbst vom 9. bis 11. April abgehalten wird, ist nunmehr festgestellt und darf ein im höchsten Grade interessantes genannt werden. Am 9. April 1. Vormittagssitzung: Die antarktische Forschung: Notwendigkeit und Durchführbarkeit derselben. Referenten Direktor der Deutschen Seewarte Dr. Neumayer, Professor Dr. Ratzel (München), Dr. A. Penck (München). 10. April: 2. Vormittagssitzung: Die Afrika-

forschung: Ihre nächste Aufgabe und deren Lösung. Referenten L. Friedrichsen (Hamburg), Dr. W. Ermann (Berlin), Dr. Pechuel-Lösche (Jena), Dr. G. A. Fischer (Sansibar), Dr. v. Danckelmann (Hamburg), W. Westendarp (Hamburg). 11. April: 3. Vormittagssitzung: Der Panama-Kanal. Seine Bedeutung für den Weltverkehr. Referent C. Eggert-Hamburg. An Vorträgen sind ferner angemeldet, von denen ein Teil den obigen Sitzungen sich einreihen, die übrigen die Nachmittagssitzungen ausfüllen werden: 1) Referat der Kommissionen für deutsche Landeskunde. 2) Professor Dr. Theob. Fischer: Begründung einer geographischen Bibliographie. (Antrag des Professors Dr. Frhrn. v. Richthofen.) 3) Dr. Carl von den Steinen-Düsseldorf: Die Xingu-Expedition von 1884. 3) Dr. G. A. Fischer (Sansibar): Ueber die klimatischen Verhältnisse Afrika's in Bezug auf die Verwendung überschüssiger deutscher Arbeitskräfte. 5) Dr. Pechuel-Lösche (Jena): Ueber die Bodenformen des Herero-Landes. 6) Dr. Neumayer-Hamburg: Ueber eine neue Auflage seiner „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen". 7) A. Mang (Baden-Baden): Beleuchtungsmethode seines Tellurium-Lunariums. 8) H. Strebel (Hamburg): Mexikanische Altertümer. 9) Dr. D. Rohde-Hamburg: Ueber Ortsnamen. 10) Kapitän Coldewey-Hamburg: Ueber die Bedeutung des Kompasses für den Weltverkehr. 11) Dr. H. Michow-Hamburg: Das Bekanntwerden Rußlands in vor-Herberstein'scher Zeit; ein Kampf zwischen Autorität und Wahrheit. Eventuell wird am 12. April eine Exkursion in die Elbmarsch stattfinden.

Joseph Thomson's Reise durch das Massai-Land.

Wir haben schon mehrmals, namentlich in dem Artikel „Ostafrika" (Nr. 9 des „Ausland") der überaus kühnen und glücklichen Forschungsreise Thomson's durch das Massai-Land, die schneebedeckten vulkanischen Berge und unbekannten Völkerstämme des östlichen Aequatorial-Afrika nach den Bergen Kenia und Kilima'ndscharo und dem Victoria-Nyanza-See gedacht und hervorgehoben, daß aus derselben einer der wichtigsten Beiträge zur genaueren Kunde Afrika's resultieren werde. Wir erfahren nun zu unserer größten Befriedigung, daß gleichzeitig mit dem englischen Originale auch eine autorisierte deutsche Ausgabe mit zahlreichen Illustrationen und zwei Karten im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen und sich an die verschiedenen wertvollen Werke von Stanley und anderen über die verschiedenen Gebiete Inner-Afrika's in jenem Verlage anschließen wird. Wir hoffen in den Stand gesetzt zu werden, über dieses höchst interessante neue Werk noch vor dem vollendeten Drucke desselben einige eingehendere Berichte und Angaben bringen, respektive einige Auszüge daraus geben zu können.

Litteratur.

Koseritz, C. v., Bilder aus Brasilien. Mit einem Vorwort von A. W. Sellin. Mit 19 Illustrationen nach Original-Aufnahmen. Leipzig und Berlin, W. Friedrich, Hofbuchhandlung. 1885. — Herr C. v. Koseritz lebt schon seit Anfang der fünfziger Jahre in Brasilien, redigiert seit einigen Jahrzehnten die in Porto Alegre erscheinende deutsche Zeitung, das Organ der in Südbrasilien lebenden deutschen Einwanderer, und hat sich um die Erhaltung deutschen Geistes und deutscher Gesinnung unter unseren dortigen Landsleuten, um Verbreitung deutscher Zivilisation in Brasilien und um das Gelingen der deutschen Kolonisation daselbst so große Verdienste erworben hat, daß er selbst dort längst ein anerkannter öffentlicher Charakter geworden ist. Geschäfte mit dem brasilianischen Ackerbau-Ministerium veranlaßten ihn im Frühjahre 1883 zu einer Reise nach Rio de Janeiro und einem längeren Aufenthalt daselbst. Die Erlebnisse, Anschauungen und Eindrücke, welche er auf dieser Reise und während seiner Geschäfte in Rio hinnahm, legte er in tagebuchartigen Aufzeichnungen nieder, welche er in seiner Zeitung von Porto Alegre abdrucken ließ, und die nun hier in Buchform gesammelt vor die deutsche Lesewelt treten. Diese Schilderungen von Brasilien und seiner Hauptstadt nun erstrecken sich über alle Gebiete des öffentlichen Lebens und des menschlichen Wissens und geben uns das treueste Bild von den gesamten Zuständen des heutigen Brasiliens, dieses kolossalen Reiches, welches an seiner einseitigen Halbzivilisation, an seiner Zentralisation, an dem leichtfertigen Sinn seiner weißen Bevölkerung, die alles Ernstes bar und jedes ruhigen, ausdauernden Fleißes unfähig ist, zu grunde gehen wird, trotz seines edlen, wohlmeinenden, weisen und arbeitsamen Kaisers. Herr v. Koseritz ist kein Pessimist, sondern ein warmfühlender Patriot, der es mit seinem neuen Vaterlande herzlich gut meint, aber ein Mann von ernstem Sinn, von Welterfahrung und offenem Blick. Mit photographischer Treue schildert er uns in seinem höchst interessanten, spannenden, gehaltvollen und wahrheitsgetreuen Buche das heutige Brasilien, den edlen Kaiser, den Hof, den Adel, die maßgebenden Kreise und Persönlichkeiten, die verschwenderisch ausgestattete Hauptstadt inmitten der reichsten tropischen Natur und mit ihren Kontrasten von Schmutz und Glanz, von Verschwendung und Elend, den falschen Schimmer dieser sybaritischen Halbzivilisation, die allgemeine Korruption, die ehrgeizige, leere, hohle, mit republikanischen Gelüsten erfüllte Jugend, die Fäulnis unter dem Schimmer, kurz alle Phasen und Zustände eines unfertigen, überhasteten, einseitigen Staatslebens. Leider sind diese Daguerreotypen brasilianischer Zustände nur allzu wahr — sie tragen nur allzu sehr das Gepräge des Thatsächlichen, und über die Schärfe der Zeichnung, womit Koseritz sie schildert, wirft der stille Schmerz des wahren Patrioten sein milderndes Licht. Es ist das beste, gründlichste, und lehrreichste Buch über Brasilien, was unsere Litteratur besitzt, und zeigt uns in dem Verfasser einen Landsmann, auf welchen wir stolz sein dürfen.

Neuester Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

So eben erschienen:

Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland.

Von

Th. von Bayer*.

Oktav. X u. 616 S. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten.
Preis M. 8. —
Elegant gebunden M. 10. —

Die Verfasserin, hinter deren Pseudonymität sich, nur leicht verhüllt, ein Mitglied eines deutschen, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Fürstenhauses verbirgt, beschreibt in anmutigster, reizendster Weise eine Reise durch das europäische Rußland, das in seinem ganzen Umfang, von Petersburg bis zur Halbinsel Krim, von Warschau bis in die asiatische Steppe hinein, zur Anschauung kommt. In herrlichen Schilderungen, in bildsamer, dem jeweiligen Gegenstand angemessener Sprache werden uns die verschiedenen Volksstämme, Stadt und Land, politisches und kirchliches Leben, Industrie und Kultur, Kunst und Literatur vorgeführt, im lebendigsten Zusammenhang mit der historischen Entwicklung dieses weiten merkwürdigen Reiches. Das Buch darf nach sachkundigem Urteil als das beste und umfassendste Werk über Rußland, das in Deutschland erschienen ist, bezeichnet werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 13. Stuttgart, 30. März. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ein Handelsbild aus Mittelasien. S. 241. — 2. Die norwegischen Fjorde. Von J. A. F. S. 244. — 3. Ostern im Lichte der Völkerkunde. Vom Nordgestade des Pontus. (Fortsetzung.) S. 249. — 4. In den Londoner Opiumhöhlen. Von einem sozialen Forscher. S. 253. — 5. A. B. Meyer's „Album von Philippinen-Typen". Von Professor F. Blumentritt. S. 256. — 6. Die Ursache der sogenannten tektonischen Erdbeben. Von H. Habenicht. S. 257. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 259. — Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 21. Februar. Von C. Hiekisch. Der Viktoria-Wasserfall des Euritiba oder J-guazú. — 8. Litteratur. S. 259.

Ein Handelsbild aus Mittelasien.

Zu den wertvollsten Reiseberichten neuester Zeit über ein noch vielfach unbekanntes, ungeheures Gebiet darf das jüngsthin erschienene Werk des Professors Dr. Wilhelm Radloff in Kasan („Aus Sibirien." Lose Blätter aus dem Tagebuche eines reisenden Linguisten. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel) sich mit vollem Fuge zählen. Es wird allen Lesern gebildeter Stände vermöge der Mannigfaltigkeit seines Inhaltes genug des Interessanten bieten, nicht zuletzt auch den kaufmännischen Kreisen, denen darin ein Bild von dem sibirischen und mongolisch-chinesischen Handel geboten wird, wie man es klarer kaum zu wünschen vermag und bisher noch nicht besaß. Wir entnehmen dem II. Bande die folgende hübsche Schilderung des Handelsverkehrs in der mongolischen Grenzstadt Kuldscha, einem der wichtigsten Emporien des russisch-chinesischen Handels. Der Verfasser erzählt:

Die Stadt Kuldscha, von den Tarantschi-Tartaren zum Unterschiede von dem tartarischen Kuldscha Tschong Kuldsha (das große Kuldscha), von den Solonen aber Kürä genannt, liegt dicht am rechten Ufer des Ili, nicht weit von der Mündung des Uklyk. Die Stadt besteht 1. aus der Festung, die natürlich fast ausschließlich von Mandschu und Beamten bewohnt und durch eine gezackte, mit Schießscharten versehene Lehmmauer umgeben ist; 2. aus der Chinesenstadt, die sich nördlich an die Festung anlehnt; 3. aus dem Weichbilde, d. h. den Gehöften der sich mit Ackerbau und Gartenkultur beschäftigenden Einwohner, welche die innere Stadt gleichsam wie mit einem Kranze von Waldungen umgeben.

Der Eintritt in die Festung war mir deswegen nicht gestattet, weil ich hier nicht in offiziellem Auftrage anwesend war. Bei Anwesenheit des russischen Konsuls wäre eine Vorstellung wohl möglich geworden; der Sekretär, der damals den Konsul vertrat, konnte aber nur mit untergeordneten Beamten sprechen, denn die Mandschu halten streng auf Rangordnung. In jedem Vertrage heißt es, daß nur Beamte gleichen Ranges miteinander verkehren können. Aus diesem Grunde mußte auch der Konsul in Kuldscha den Titel eines General-Konsuls erhalten, da der Dsan-dsün (der Oberbefehlshaber von Kuldscha) sich weigerte, ihn zu empfangen, weil er kein General sei (der Ausdruck General ist den Chinesen sehr wohl bekannt). So mußte ich mich leider begnügen, das breite, steinerne, mit geschweiften Ziegeldächern in mehreren Absätzen verzierte Festungsthor zu betrachten. Die Chinesenstadt ist von bedeutender Ausdehnung; die Hauptlebensader derselben bildet der Markt, eine in vielerlei Windungen sich wohl über ein Werst lang hinziehende Straße. In die Marktstraße mündet eine große Anzahl von meist engen Querstraßen, die sich nach allen Seiten in allerlei Windungen ausdehnen und ihrerseits durch ein Spinnennetz von kleinen, oft nur wenige Faden breiten Quergäßchen verbunden werden. Dieses Straßengewirr ist so verwickelt, daß der neue Ankömmling sich gar kein Bild der Lage

der Stadt entwerfen kann. Ich konnte mich in den acht Tagen meines hiesigen Aufenthaltes durchaus nicht zurechtfinden. Dazu kommt noch, daß man längs allen Straßen, außer dem Markte, nur Lehmmauern und Thorwege sieht, die einander genau gleichen, denn die Häuser der Chinesen liegen im hinteren Teile der Gehöfte und sind daher von den schmalen Straßen aus nicht sichtbar. In dem Weichbilde sind die Straßen breiter, aber auch hier nur von Lehmmauern begrenzt, über welche sich aber ein Wald von Fruchtbäumen erhebt. Wenn man sich von der Stadt entfernt, so wechseln die menschlichen Wohnungen mit offenen Aeckern ab und gehen zuletzt in einzelne, zerstreut liegende Gehöfte über, so daß die Dichtigkeit der Bevölkerung Kuldscha's gleichsam einem lichtausstrahlenden Kerne gleicht, dessen Intensität sich im Verhältnis zur Entfernung vom Kerne ausbreitet und daher in seiner Lichtwirkung schwächer wird.

Das Weichbild der Stadt Kuldscha bildet einen Halbkreis mit einem Durchmesser von etwa 5 bis 6 Werst und wird von dem Flusse Uklyk durchschnitten. Ich habe nur den westlichen Teil des Weichbildes der Stadt passiert, der nicht weit vom Flecken Tardschi beginnt. Was ich bei dieser Gelegenheit von den Anlagen der chinesischen Feldbauer gesehen, hat mir eine große Achtung vor ihrem Fleiße und ihren Kenntnissen eingeflößt. Leider war es mir nicht gestattet, auch nur auf hundert Schritte den Weg zu verlassen, und ich kann daher nur nach dem ersten oberflächlichen Eindrucke urteilen. Ueberall waren die Felder äußerst sauber angelegt, sie bildeten meist Quadrate oder Rechtecke, die, unter verschiedenes Niveau gebracht, sich in regelmäßigen Figuren aneinander reihten. Jedes Feld war von einem Graben umgeben, der in schnurgeraden Linien ausgestochen und in musterhafter Ordnung gehalten war. Diese Gräben stehen miteinander in Verbindung und bilden ein künstliches Bewässerungssystem, das von einem größeren Kanale mit Wasser versehen wird. Durch Absperrung des Hauptkanals an einer Stelle und Oeffnung eines Seitenkanals vermag der Besitzer zu jeder Zeit jedes Feld zu bewässern und zwar gerade soviel, wie er für nötig hält. Ohne ein so künstliches Bewässerungssystem ist bei dem hiesigen Regenmangel der Landbau undenkbar. Man kann aber dreist behaupten, daß hier einerseits die Bevölkerungsziffer von der Durchführung des künstlichen Bewässerungssystems abhängt, andererseits sich durch Abnahme der Bevölkerungsziffer auch die Unmöglichkeit der Unterhaltung der künstlichen Bewässerung vergrößert und dadurch auch die Kultur des Landes verringert wird. Dieser enge Zusammenhang der Bevölkerungsmenge mit der Kulturhöhe des Landes erklärt uns z. B. den Unterschied zwischen der schwachen Ausnutzung des russischen Ili-Thales bei Wernoje und der reichen Ausbeute seitens der Chinesen. Ja, noch mehr: auch klimatische Verhältnisse ändern sich gemäß der Bevölkerung, welche kahle Grassteppen in ein baumreiches Land zu verwandeln vermag, denn auch der Baum gedeiht hier meist nur mit Hülfe der künstlichen Bewässerung.

Als ich das Weichbild Kuldscha's passierte, waren die Getreidefelder schon abgeerntet, an verschiedenen Stellen sah ich hohe Garbenhaufen aufgeschichtet. Die langen Stoppeln bewiesen, daß hier überall das Getreide mit kurzen Handsicheln abgeschnitten war. Zwischen den gelben Stoppelfeldern lagen, wie grüne und bunte Sammetteppiche, die Gemüse-, Tabaks- und Mohnfelder. Bei den näher an der Straße liegenden Feldstücken konnte ich beobachten, wie sauber und regelmäßig die einzelnen Gemüse-, Tabaks- und Mohnpflanzen gesteckt waren, kein Halm von Unkraut war zwischen ihnen hervorgesprossen. Ueberall sah man auf den Feldern Arbeiter dieselben reinigen und jäten. Auch die tartarischen Kaufleute in Kuldscha sprachen mit Bewunderung von der Sorgfalt der Chinesen beim Bebauen der Felder. In der Mitte jedes Felder-Areals liegen die Wirtschaftsgebäude und die Wohnhäuser des Eigentümers, alle aus Lehmsteinen sauber aufgeführt, die Mauern der Thorwege alle in größter Ordnung. Dicht bei den Häusern sind die Fruchtgärten, aus denen ein dichter Wald von Apfel-, Pfirsich- und Aprikosenbäumen hervorragt, und außerdem ist vor dem Hause ein kleines, schattiges Pappelwäldchen angelegt, von einem künstlichen Bache durchrieselt, in dessen Schatten die Bewohner, vor der Sonnenhitze sich bergend, Siesta halten und den ganzen Tag über die Kinder sich umhertummeln. Verschiedenemale habe ich den süßen Schatten genossen, wenn wir uns nach mehrstündigem Ritte in glühender Sonne auf ein Viertelstündchen in einem am Wege liegenden Pappelwäldchen lagerten. Hier will ich erwähnen, daß mir unter den hiesigen Bäumen recht häufig eine der lombardischen Pappel sehr ähnliche Silberpappel auffiel. Sie wird vielfach an Wegen und vor den Häusern als Zierbaum gepflanzt und erinnert mich an die heimatlichen Pappeln, welche man in Rußland nicht kennt. Diese Baumpflanzungen können auch als ein gutes Zeugnis für die Tüchtigkeit der Chinesen gelten. Ihre Anlage ist mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft, da die Trockenheit des Bodens und die Sonnenhitze keinen natürlichen Baumwuchs gestatten und die Setzlinge in den ersten Jahren vieler Pflege bedürfen.

Die Obstkultur der Chinesen ist weniger zu loben. Ihre Aepfel sind meist unschmackhaft süßlich; säuerliche Aepfel habe ich nirgends gefunden. Außer den Aprikosen bauen die Chinesen noch den Schaptala-Strauch (über dessen Kultur ich leider nichts Genaueres erfahren konnte), dessen Früchte von der Größe unserer Pflaumen sind und einen höchst angenehmen Geschmack haben. Die Pfirsiche sind sehr saftig, die Aprikosen schmecken aber sehr trocken. Dabei ist zu bemerken, daß hier nur wenige Obstsorten gebaut werden; von den Pfirsichen und Aprikosen habe ich auf dem Markte in Kuldscha nur je eine Sorte gesehen, Aepfel in zwei oder drei Sorten.

Müßige Menschen sieht man bei den Gehöften selten umherstehen, auch die Kinder werden schon sehr früh zum Arbeiten angehalten. Weiber und Kinder sind, soviel ich beobachten konnte, meist mit dem Reinigen der Felder beschäftigt, während die Männer, unter ihnen auch viele Tartaren, auf den Tennen und Mohnfeldern arbeiten.

Wenn ich den chinesischen Ackerbauer loben muß, so kann ich dies nicht von der Landverwaltung sagen. Es muß sehr schlecht mit der Gemeindeverwaltung und der Landpolizei bestellt sein, sonst könnte bei dem Fleiße der einzelnen Landbauern unmöglich eine so geringe Aufmerksamkeit den Verkehrsstraßen gewidmet sein, deren Instandhaltung doch für jeden einzelnen Landbauer von der größten Wichtigkeit ist.

Alle Wege und Straßen, die sich zwischen den Gehöften hindurchschlängeln, sind in einem wahrhaft jämmerlichen Zustande und nirgends sieht man eine Spur von Ausbesserung. Die schweren, chinesischen, zweiräderigen Lastwagen mit ihren Eisenschienen, die mittelst vieler Nägel mit ½ Zoll dicken Köpfen an den Radkranz geschlagen sind, reißen fußtiefe Furchen in den Lehmboden, so daß jeder folgende Wagen gezwungen ist, genau der Spur des vorhergehenden zu folgen. Dabei sind die Wege sehr schmal, höchstens zwei Faden breit, so daß die breiten Wagen, deren riesige Räder wohl einen Faden weit auseinanderstehen, nur einen schmalen Zwischenraum zu beiden Seiten freilassen. Begegnen sich zwei Fuhrwerke, so ist es auf der Straße eine beschwerliche Arbeit, sie aneinander vorbei zu bringen; auf den Feldwegen muß der eine Wagen ganz vom Wege gebracht werden, damit der andere passieren kann. Man kann sich denken, wie sehr die Wege durch ein solches Ausweichen verdorben werden. Infolge eines solchen Zustandes der Wege ist es selbstverständlich, daß nur Lastwagen dieselben benützen; jeder irgendwie Wohlhabende legt weitere Strecken zu Pferde zurück. Ich habe aber nur Männer reiten sehen, reichere Frauen werden in Sänften getragen. Ich bin jedoch keiner Sänfte begegnet.

Tritt man aus dem Weichbilde durch eine Nebenstraße in die eigentliche Stadt, so glaubt man in eine Einöde zu treten, selten begegnet man einem menschlichen Wesen, und ohne Führer ist es unmöglich, sich in dem Labyrinthe von engen Gäßchen zurecht zu finden. Nur in gewissen Teilen der Stadt herrscht ein regeres Leben; da sitzen bei den Thorwegen junge, sehr aufgeputzte Frauen, und laden die Vorübergehenden mit den Worten „sshau shin na lai!“ ein, in den Hof zu treten. Ein tartarischer Kaufmann brachte mich einst bei einer dieser Gassen vorbei. Es herrscht hier mehr Sitte als an ähnlichen Orten europäischer Städte, der Vorübergehende wird höchstens ein- oder zweimal durch den Anruf belästigt. Sehen die Mädchen, daß man die Gasse nur zufällig und ohne Absicht passiert, so achten sie nicht weiter auf den Vorübergehenden. Die Lebensader der Stadt, die Marktstraße, ist im ganzen 10—12 Faden breit, bildet aber an einzelnen Stellen etwas breitere Plätze. Durch die Mitte zieht sich ein etwa ½ Arschin hoher und bis 3 Faden breiter Lehmdamm. Dieses ist der Fahrweg; wenn sich auf diesem zwei Wagen begegnen, so kostet es viele Geschicklichkeit, auszuweichen, denn bei der geringsten Unvorsichtigkeit würden die Wagen von der Erhöhung herabstürzen. Auf diesem Fahrdamme sieht man nun eine ununterbrochene Reihe von Wagen und Reitern vorbeiziehen, alle im langsamsten Schritt; wie sollte es auch sonst möglich sein, den ausgefahrenen, von Löchern und Gräben unterbrochenen Damm zu passieren? Da fahren breite Arben und blaue Passagierkutschen, welche auch auf zwei Räder gestellt sind; sie haben die Form der Arben, sind aber viel kleiner und statt des riesigen Verdeckes steht in der Mitte ein Bienenkorb, in dem kaum eine Person Platz hat sich hinzukauern. Vorn auf dem Querholz sitzt der Kutscher. An schwierigen Stellen steigt er ab und führt das Pferd am Zügel. Alle diese Wagen sind blau angestrichen, sie sollen sämtlich Mietkutschern angehören. Zwischen diesen Fuhrwerken hindurch winden sich mit Mühe und Not Reiter, meist Soldaten und Beamte, dann aber auch viele der im Gebirge wohnenden Nomaden, Kalmücken, Kirgisen und Buruten (schwarze Kirgisen), die man an ihren Trachten wohl unterscheiden kann. Den Wagenzug unterbrechen Züge von Kameelen, Karawanen, die aus Mittelasien hier eintreffen und ihre Waren bei den hiesigen Kaufleuten abzuliefern haben. Es ertönt ein wildes Geschrei vom Fahrdamme her, besonders wenn durch die Ungeschicklichkeit eines Passierenden der ganze Zug in's Stocken geraten ist. Dafür aber hat man nicht von dem unerträglichen Wagengerassel zu leiden, das die belebten Straßen europäischer Großstädte charakterisiert.

Die beiden Häuserreihen, welche die Marktstraße einfassen, bieten den merkwürdigsten Anblick dar. Hier ist alles bunt, unregelmäßig, in seinen Linien barock, und das Auge des Hinschauenden verwirrend. Die Häuser sind von den verschiedenartigsten Formen, aber alle einstöckig, dabei jedoch nicht gleich hoch. Alle Häuser sind mit Holzschnitzwerk verziert und die ganzen Wände mit buntem Papier, Inschriften, Laternen, bunten Zeugfetzen und Aushängeschildern behängt oder gleichsam überschüttet. Die Läden stehen fast ohne Ausnahme offen, d. h. es fehlt der untere Teil der Außenwand des Hauses und an seiner Stelle sind einzelne Stützpfosten, die zur Nachtzeit mit Brettern versetzt und geschlossen werden. Hier reiht sich buchstäblich Laden an Laden, denn die Werkstätten der Handwerker, die sich ebenfalls am Markte befinden, sind ebensowohl Läden mit offenen Vorderwänden, nur mit dem Unterschiede, daß in diesen der Handwerker mit seinen Gesellen arbeitet. Die Läden sind meist schmutzig und das Holzwerk ist mit schwarzem Ruß überzogen. Nur selten sieht man einen neuen Laden, der mit neuem Schnitzwerke versehen und mit Oelfarbe gestrichen ist.

Die Straße selbst ist voll von Unrat und Schmutz, denn jedermann wirft Kehricht und Küchenabfälle direkt auf die Straße, wo sie liegen bleiben und faulen; da die Straße niemals gereinigt wird, so ist die ganze Atmosphäre verpestet. Besonders stark riecht es überall nach Zwiebeln, dem Hauptgenußmittel der Chinesen, und deren Abfälle liegen überall auf dem Erdboden umher. Auf der Straße herrscht ein wilder Lärm: die Kaufleute in den Läden laden den Vorübergehenden ein, einzutreten, indem sie ihm ihre Waren mit lauter Stimme anpreisen; die Handwerker hämmern und feilen, Hunderte von ambulierenden Händlern bieten mit starker Lunge Fleisch, Früchte, Medizin u. s. w. feil und schreien, daß einem die Ohren gellen. Dazu die dichte Volksmasse, die gleich einem Bienenschwarme in der Straße wimmelt: Beamte, Soldaten, reiche Privatleute mit Sonnenschirm und der mächtigen Brille auf der Nase, meist in dunklen Obergewändern, Kalmücken, Tartaren, halbnackte Bettler, welche mit lautem Gezeter die Vorüberschreitenden belästigen; geputzte Frauenzimmer, alte Weiber in Lumpen gehüllt, nichtsdestoweniger aber mit schönen Rosen in den sehr zierlich frisierten Haaren, — Alles wälzt und wogt im bunten Durcheinander an uns vorüber. Worte reichen nicht hin, das Bild zu beschreiben und davon nur eine irgendwie richtige Vorstellung zu geben. Stundenlang bin ich auf dem Markte umhergewandelt und habe mich mit dem Anschauen des Straßenbildes ergötzt; trotz aller Unbequemlichkeiten, der Hitze, des Stoßens und Drängens konnte ich mich gar nicht satt sehen an der Fülle der Bilder. Die Zeit flieht für den auf der Straße Weilenden unmerklich hin. Auf der ganzen Ausdehnung des Marktes befindet sich zwischen den Läden und Werkstätten eine große Anzahl von Gasthäusern und Schenken. Die letzteren sind, ebenso wie die Läden, nach der Straße hin offen. Es sind wahre Diebeshöhlen, die vor Schmutz starren; sie sind immer dicht gefüllt und man hört unablässig schreien, singen und fluchen, wenn man an ihnen vorübergeht. Nach den Erzählungen meiner Begleiter zu urteilen, beherbergen diese Schenken viele Gauner und Diebesgesindel. Fast jeden Tag soll es Mord und Totschlag in diesen Spelunken geben. Wenn jemand erstochen worden ist, so wird er ganz einfach auf die Straße geworfen, der Schuldige aber, wenn man ihn ergreift, wandert in's Gefängnis. Der Prozentsatz von Gaunern, Dieben und Schwindlern soll hier in Kuldscha ein verhältnismäßig großer sein; das kann auch nicht wundernehmen, wenn man bedenkt, daß das Ili-Thal ein Verbannungsort für die Spitzbuben des eigentlichen China, besonders für die schweren Verbrecher von Südchina, ist. Diese Verbrecher werden hier losgelassen und niemand bekümmert sich um dieselben, bis sie abermals wegen neuer Verbrechen in die Hände der Polizei fallen.

(Schluß folgt.)

Die norwegischen Fjorde.

Von F. A. F.

Am 30. Juni stach ich in Southampton mit einer Dampfyacht in See, um eine Forschungs- und Erholungsreise nach den norwegischen Fjorden oder Föhrden zu machen, denn das niederdeutsche Wort Föhrde ist identisch mit dem norsischen Fjord und dem gälischen Frith oder dem englischen Firth. Die geräumige Yacht von 300 Tonnen Last war von zwei kleinen Reisegesellschaften gechartert; Kajüten, Ausrüstung, Maschinen, Kapitän, Steward, Mannschaft ꝛc. waren von der besten Art. Unsere Gesellschaft war klein: mein Freund, dessen Gast ich war und den ich X. nennen will, zwei Damen und ich. X. hatte sich alle diejenigen Kenntnisse über das Land und die Szenen, welche wir besuchen wollten, verschafft, die nur in London zu erlangen waren; er hatte sogar Dänisch soweit gelernt, daß er es verstand und sich verständlich machen konnte. Er war ein Waidmann, doch war ihm das Waidwerk nur Nebensache gegenüber den rationelleren Zwecken, welche er verfolgte. Er ging eigentlich des Fischfangs wegen nach Norwegen, um die verschiedenen Salmoniden nicht allein zu fangen, sondern auch die Spielarten dieser verwickeltsten aller Fischgattungen zu studieren; ferner wollte er botanisieren, geognostische und geologische Studien machen und die Felsklippen, Ströme und Gletscher untersuchen; wir anderen wollten Skizzen sammeln und soviel wie möglich die menschlichen Exemplare des Ueberrests jenes alten Normannenvolks kennen lernen, welches sich vor einem Jahrtausend in einem Lavastrom von abenteuernden Räubern aus dem Krater dieses alten Vulkans ergoß, um einem großen Teil von Europa ein ganz anderes Ansehen zu geben.

Um Norwegen, das wirkliche, eigentliche Norwegen, binnen eines mäßigen Zeitraumes zu sehen, ist ein Verkehrsmittel, wie eine Dampfyacht es gewährt, beinahe unerläßlich. Es gibt allerdings in Norwegen große Verkehrslinien den praktikablen Landstraßen entlang, aber nur wenige von diesen *sind* praktikabel; neun Zehnteile des Landes, und zwar die interessantesten, sind so von Gebirgen ummauert und so durch tiefe, schmale Föhrden eingeschnitten, daß sie von der Landseite aus beinahe für immer unzugänglich sind, während die Wasserwege überall hinführen als herrliche, von Elementargewalten hergestellte Kanäle, von denen niemand sagen kann, wie oder wann sie entstanden sind.

Von der Westküste aus verlaufen landeinwärts mit einer im allgemeinen östlichen Richtung zehn oder zwölf Hauptarme oder Kanäle des Meeres und dringen zehn bis zwanzig geographische Meilen weit in das Herz der nordischen Halbinsel hinein. Sie sind von ungeheurer Tiefe und wechseln in der Breite von einem halben bis zu drei Kilometer. Die Berge steigen zu beiden Seiten steil vom Wasserrande empor, die niedrigeren Bergzüge dicht bewaldet mit Fichten, Tannen, Birken und Erlen,

allein über diesen Waldgürteln erheben sich steile Klippen und Felsenwände mit hohen Spitzen bis zur Höhe von fünf oder sechstausend Fuß, auf welchen selbst mitten im Sommer der Schnee noch dicht liegt, und aus deren Schluchten Gletscher herunterfließen gleich Wasserfällen, welche der Zauberer Frost in ihrem Sturze aufgehalten hat, bewegungslos, aber mit der Gestalt der Bewegung. Von dem Schnee und Eis, wenn die Gletscher ein wärmeres Niveau erreichen, schmelzen Wasserläufe ab, die um Mittag während der größten Sonnenhitze anschwellen und in unaufhörlichen Wasserfällen, Sturz auf Sturz, durch die Schluchten heruntertosen, welche sie sich in Millionen von Jahren eingewühlt haben. Am Abend verschwinden sie wieder und verstummen mit der Nacht, wenn der Frost seine Macht wiederum geltend macht.

Von den großen zentralen Föhrden schweifen rechts und links Seitenzweige ab, oft bloße Einbuchten, welche nach einigen Kilometern aufhören, manchmal aber auch Kanäle und Meerengen, welche eine Föhrde mit der anderen verbinden. Die Oberfläche Norwegens, wie sie sich auf der Landkarte flach darstellt, ist von diesen Wasserstraßen ebenso durchzogen und durchschnitten, wie die Oberfläche Deutschlands von Eisenbahnen. Die an sich schon mannigfaltige und wechselvolle Szenerie verändert sich wie das Muster in einem Kaleidoskop, denn dieselben Materialien werden in immer wechselnden Kombinationen immer wieder auf's Neue zusammenfügt: dieselben Ströme und Wasserläufe von Meerwasser, dieselben Bergwände, dieselben Eis- und Schneefelder auf den Höhen, dieselben endlosen Fichten und Birken, mit einem smaragdenen Rasenteppich zwischen den Stämmen, wo die allgegenwärtigen Heidel- und Preißelbeeren nicht die Steine mit dem glänzendsten Grün bedecken. Die langen wie die kurzen Fjorde stimmen in ihren allgemeinen Zügen überein, ausgenommen daß die Oberfläche der Seitengewässer, wenn sie unter einem rechten Winkel zu den vorherrschenden Winden liegen, gewöhnlich nicht von dem leisesten Winde gekräuselt werden; die Wolken mögen über die hohen Kämme hinjagen, allein dort hinunter kann kein Atemzug des Windes hinreichen. Das Licht ist hier ungebrochen und unzerstreut; das Auge, anstatt überall nur weißem Wasser zu begegnen, sieht in demselben nur Felsen, Wälder und Wasserstürze, aber umgekehrt wie in einem Spiegel. Diese außerordentliche Stille und die optischen Ergebnisse derselben sind meines Erachtens die Ursache des tiefen Ernstes, welcher auf der norwegischen Landschaft liegt.

Wie diese Fjorde gebildet worden sind, ist, so viel ich weiß, noch nicht genau bestimmt. Das Wasser hat die Oberfläche unseres Erdballes in manche sonderbare Gestalt gefurcht. Man lehrt uns, das Wasser habe die lange Schlucht unter dem Niagara ausgehöhlt; allein das Wasser hat mit derjenigen Wirkung, welche wir nun an ihm kennen, kaum aus dem härtesten bekannten Gestein jene mannigfaltigen und doch an Charakter so einförmigen Spalten zwischen Wänden auszuhöhlen vermocht, welche bis in die höheren Wolkenschichten hinaufreichen, zwischen Klippen, welche, wie beim Geiranger, sich tausend Fuß hoch senkrecht erheben, wobei die Fjorde selbst von solch' außerordentlicher Tiefe sind, und zwar immer um so tiefer, je weiter sie vom offenen Meere entfernt sind. Da wo die Föhrden in's Atlantische Meer münden, findet man gewöhnlich schon bei 100 Faden Grund. Im Sogne, 20 geogr. Meilen landein, hat man 700 Faden Tiefe. Ströme, welche sich ihren Weg durch Fels und Boden bahnen, könnten nie ein solches Werk zustande gebracht haben. Das Eis vollbringt gewaltige Wunder, und das Eis ist in Norwegen geschäftig genug gewesen. Die Fjords waren einmal bis zu einem gewissen Niveau mit Eis angefüllt; das Niveau, bis zu welchem das Eis stieg, kann nachgewiesen werden an den scharfen Ecken, welche von dem gerundeten Gestein abgerieben worden sind, und durch die Kerben der Gletscherfläche an den Schliffen der Gneis- und Granitblöcke. Allein in einer Höhe von einigen Hundert Fuß über dem gegenwärtigen Wasserspiegel hört die Eisthätigkeit auf und Klippen und Zacken sind geritzt, eckig und verwittert bis dahin, wo sie sich im ewigen Schnee verlieren. Die ungeheuren Moränen oder Schuttwälle, welche gelegentlich die Thäler versperren, erzählen dieselbe Geschichte. Die größte Moräne, die ich sah, war 120 bis 150 m. hoch, und wir haben mit Abgründen zu thun, welche, wenn wir die Tiefe des Wassers zu der Höhe der überragenden Berge rechnen, vom Boden bis zum Berggipfel 9000 Fuß tief sein dürften.

Die äußere Erscheinung Norwegens ist genau so wie es gewesen sein würde, wenn die Erdrinde bei der Abkühlung in Tausende von länglichen und diagonalen Spalten zersprungen wäre, wenn diese Spalten sich zur einen Zeit mit Meerwasser, zu einer anderen mit Eis gefüllt hätten und wenn die Seiten über dem Punkte, bis zu welchem das Eis steigen konnte, unendliche Zeiträume hindurch von Regen und Frost angegriffen worden und verwittert wären. Ob sich ihre Gestaltung in der That auf diese Weise erklären läßt, darüber werden seiner Zeit die Gelehrten in's Reine kommen; vorerst interessiert und beschäftigt uns für den vorliegenden Zweck nur Norwegens äußere Gestaltung und Erscheinung.

Ein solchermaßen organisiertes Land kann in keiner Weise so bequem besucht werden als mittelst einer Dampfyacht, welche alle 24 Winde der Windrose in ihrem Kessel trägt. Es ist dabei keinerlei Romantik des Reisens, und der Dampfer erscheint neben dem anmutigen Schuner mit seinen weißen Segeln prosaisch und mechanisch. Der Schuner eignet sich wohl für das offene Wasser mit frischem Wind und Segelraum, allein er kann sich nicht in die norwegischen Fjorde wagen, wo keine schiefen Winde kommen, mit welchen man auf einem langen Striche kreuzen kann, und wo entweder dann Windstille mit spiegelglatter See herrscht oder der Wind auf und ab weht. Wenn man das Ende

des Sognefjord erreicht hat, könnte man einen ganzen Sommer hindurch auf günstigen Wind warten, mit dem man wieder hinauszufahren imstande wäre, und einige wenige, aber kaum erreichbare Punkte ausgenommen, könnte man der Wassertiefe wegen nicht einmal ankern. Zwischen diesen Bergen eingeschlossen, kann man in einer Segelyacht wochenlang in der Windstille auf Einem Punkte liegen, während für einen Dampfer der Kurs so leicht und sicher ist, wie für einen Wagen auf guter Landstraße. Die Yacht ist euer Haus und trägt euch wie ein Zaubermantel überall hin, wohin ihr nur gehen wollt, und ist hier und dort und allenthalben. Ihr bezeichnet eure Lage auf der Landkarte; ihr erforscht sie mit dem Bewußtsein, daß die Welt von Norwegen ganz vor euch liegt und ihr sie an jedem beliebigen Orte betreten könnt; ihr wählt euch euren nächsten Ankerplatz und bezeichnet ihn dem Lotsen; ihr kennt eure Fahrgeschwindigkeit; es gibt in den Sommermonaten hier keine Nacht; ihr speist zu Nacht, raucht eure Zigarre, zieht euch in eure Koje zurück und befindet euch zur Frühstückszeit in euren neuen Umgebungen.

So dampften wir denn an jenem Juniabend aus dem Solent hinaus. Unsere Fahrgeschwindigkeit in glattem Wasser war zehn Knoten, unsere Entfernung vom Udsire-Leuchtfeuer, wohin unser Kurs gerichtet war, 700 e. Seemeilen. Das Wetter war windstill und wolkenlos, aber ungewöhnlich kühl. Als nach Einbruch der Nacht die Sterne am Firmament hervortraten, sahen wir hoch über uns den Kometen, dessen Schweif gerade von der Sonne abgekehrt war, als ob der Kopf desselben eine Linse wäre, durch welche die Sonnenstrahlen fielen und die dahinter liegenden Aetheratome beleuchteten. Der Schlaf, welcher im Tumult des Londoner Lebens uns launenhaft geflohen hatte, suchte uns wieder heim in unserer Koje, ungestört vom Kreischen der Schraube. Wir erwachten frisch und voll Spannkraft, als das Deck gescheuert wurde. Der Boden der Kajüten bewegte sich in Angeln und unter denselben waren Böden, in welche das Seewasser einströmte, bis wir darin schwimmen konnten. Als wir nach dem Bade wieder heraufkamen, fuhren wir gerade am North Foreland vorüber. Bei günstigem Wind und ruhiger See kamen wir rasch vorwärts. So vergingen die beiden ersten Tage sehr angenehm, und am Abend des 2. Juli passierten wir durch ein ganzes Geschwader englischer Fischerboote und Schleppschiffe, welche für den hungrigen Magen der vier Millionen Londoner sorgen. Wir legten 200 Seemeilen per Tag zurück. Die Windstille dauerte an und unsere Damen litten daher wenig an der Seekrankheit. Es war keine Bewegung zu verspüren, als der leichte Wogenzug, des Ozeans ununterbrochenes Atmen. Homer hat schon diese lange Undulation beobachtet; Ulysses fühlte sie, als er aus dem Hades nach der Insel der Circe zurückkehrte; die Sache ist dieselbe, wenn auch die Bedeutung des Wortes Ozeans eine andere geworden ist. . . . .

Am dritten Nachmittag schlug das Wetter um. Die Kälte der hohen Breite ließ uns in unsere Winterkleider schlüpfen. Der Wind sprang aus Nordwest auf und brachte dichten Regen und eine hochgehende See mit. Die Yacht schlingerte um 20° nach beiden Seiten. Lange gebaute Dampfer ohne Segel um dieselben gerade zu halten, schlingern immer, aber unsere Fahrgeschwindigkeit ward nicht verändert. Am 3. Juli Abends 7 Uhr passierten wir das Udsire-Leuchtfeuer und fuhren nun auf's Geratewohl langsam weiter, denn wenn es auch noch nicht Nacht wurde, so konnten wir doch vor Dunst und Nebel nichts sehen. Endlich lasen wir einen Lotsen auf, welcher uns sicher nach der Rhede von Bergen brachte, wo wir unsere Bekanntschaft mit Norwegen beginnen wollten. Es liegt drei geographische Meilen landeinwärts, mit drei Fjorden, welche zu ihm führen, auf einer langen Felsenzunge zwischen zwei Einbuchten und von Bergen überragt. Es findet hier ein lebhafter Handel statt, besonders mit gesalzenen Fischen, Teer, Thran, Holz ꝛc., und nach dem rührigen Treiben am Lande und im Hafen zu urteilen, schienen die 33,000 Einwohner alle Hände voll zu thun zu haben. Wir stiegen an's Land und sahen uns um; wir fanden keine hübschen Häuser hier, aber auch keine Bettler, und man bemerkte nirgends Spuren von Armut, und die Leute waren, wenn auch ärmlich gekleidet, doch heiter und wohlgenährt. Obwohl mir die Temperatur sehr kühl vorkam, etwa wie bei uns in Mitteldeutschland im Anfang März, so war es für die Bewohner von Bergen doch Sommer, den sie nach Herzenslust genossen, denn wir besuchten einen öffentlichen Garten, wo eine Musikkapelle spielte und die Leute im Freien saßen und Kaffee, Thee und Punsch tranken. Es sind hier viele exotische Gewächse akklimatisiert, da sich die Wirkungen des Golfstromes bis hier herauf geltend machten; Akazien, Roßkastanien, spanischer Flieder und Goldregen blühten, Rosen standen schon in den Knospen, und ein Gärtner pflanzte Pelargonien aus. Wir besuchten den Fischmarkt, welcher überall ein interessantes Schauspiel gewährt, denn man sieht dort nicht nur die Fische, welche gefangen worden, sondern auch die Fischer, welche dieselben fangen, mit ihren Booten und Fischfangsgeräten, die Marktweiber und die Bürgersleute, welche zum Einkauf kommen. In Bergen spielen die Fische eine bedeutende Rolle. In der Börse sind an den Wänden Telegramme angeschlagen, welche melden, wie die Fischpreise in Holland und Dänemark stehen. Der hauptsächlichste Gegenstand des Handels sind Fische. Auf den Felsen außerhalb der Stadt findet man Gerüste aus Stangen wie Bohnenstangen, an welchen Kabeljaue und Längenfische getrocknet werden. Straßen und Plätze riechen nach Fischen und Thran. Ein nach Hull bestimmter Dampfer, den man auf eine Seemeile weit hätte riechen können, lag dicht neben uns auf der Rhede. Jungen, welche zwei Heilbutten über den Schultern hängen haben, laufen überall in den Straßen herum und bieten ihre Ware aus. Gleichwohl gefiel uns

Bergen gut, den Geruch ausgenommen — man sah nirgends einen Müssiggänger oder einen Bettler. Diese Norweger können und wollen rührig arbeiten und haben einen gewissen Stolz und Ehrgeiz, sowie ein Bewußtsein ihrer Freiheit und ihrer Selbstregierung, und dulden keinen Müssiggänger und Bummler unter sich. Sie gehen ruhig ihrer Arbeit nach, kümmern sich nicht um Politik, sondern nur um ihre eigenen Geschäfte und sind eifrige Lutheraner; von anderen protestantischen Sekten hört man hier nichts. Die lutherische Konfession ist die Staatsreligion, und die hier befindliche katholische Kirche ist nur für die fremden Seeleute und soll hier weder eine kleine Gemeinde besitzen, noch schon Proselyten gewonnen haben. Für Erziehung geschieht viel, und die Schulen sind sehr gut und wohlbesucht. Ganz besonders aber gefiel mir das Museum in Bergen, welches in kleinem Maßstabe gerade das ist, was ein lokales Museum sein soll, nämlich ein Inbegriff von ganz Norwegen in Vergangenheit und Gegenwart. Es gibt vielleicht kein anderes in ganz Europa, welches in seiner Art so vortrefflich angeordnet und so gut geleitet ist. In der Altertümer-Sammlung ist das Norwegen der alten Seekönige repräsentiert mit seinen Runentafeln und Inschriften, seinen Kettenrüstungen, Schwertern, Keulen und Streitäxten, seinem Töpfergeschirr, seinen Steinmessern und -Beilen und Streithämmern aus einer noch älteren Zeit. Wir finden hier die Spuren der Raubzüge der alten Normänner in griechischen und römischen Statuetten, in Ringen, Ketten, Armringen, Fibeln, Bronzegeschirren, Trinkbechern, worunter einige höchst merkwürdige, denn zur Zeit ihrer Verfertigung war das Glas selten und kostbar. Das Glas ist zerbrochen und nun kunstreich in Silber gefaßt. Alle diese Gegenstände entstammen offenbar der Beute von einem Raubzug nach dem Mittelländischen Meer — eine Vermutung, welche durch verschiedene vorhandene uralte silberne Kirchengeräte verstärkt wird. Neben diesen fanden wir die Geräte des anderen Gewerbes der alten Norsemänner, des Fischfangs — nämlich Exemplare von Netzen, Leinen, Angelhaken, Speeren, Harpunen für alle Arten von Fischen, für Wale und Walrosse, Armbrüste, Pfeile mit Widerhaken und angebundener Leine, um Robben damit zu schießen u. dgl. m. In den Galerien darüber befindet sich eine vollständige Sammlung der skandinavischen Säugetiere: Wölfe, Bären, Luchse, Füchse, Wale, Robben, Renn- und Elentiere, Fjällfrase, alle Arten von Fischen, Land- und Meeres-Vögeln, alle sehr gut ausgestopft, vollkommen klassifiziert, etikettiert und verwahrt, denn diese Sammlungen stehen unter der Aufsicht hochgebildeter Männer, welche mit den Gelehrten anderer Nationen wetteifern, und die ganze Anstalt wird mit einem mäßigen Aufwand auf Kosten der Provinz Bergen erhalten.

Die Stadt macht bei näherer Bekanntschaft einen angenehmen, heimeligen Eindruck; die Häuser sind einfach aber reinlich; nirgends sieht man Schmutz und das ist ein sicheres Zeichen von dem Wunsch, sich das Leben angenehm zu machen. Dafür zeugt auch namentlich die Sorgfalt, welche man hier der Blumenzucht geschenkt sieht: in den Gärten und Gärtchen sieht man alle Freilandpflanzen, welche hier fortkommen, und beinahe alle Fenster sind mit Myrten, Geranien, Nelken u. s. w. geschmückt. Da wir uns mit keinerlei Empfehlungen versehen hatten, kamen wir mit den Einwohnern nur wenig in Berührung, obgleich der Bürgerstand in Bergen sehr gastfreundlich, gesellig und gegen Fremde zuvorkommend sein soll; allein am zweiten Abend nach unserer Ankunft waren wir nach dem Abendbrot zwischen zehn und elf Uhr Abends noch auf dem Verdeck. Der Sonnenschein lag noch auf den Bergen; die Luft, obwohl für uns kühl, war für die Bergener sommerlich; die ganze Bucht war mit Booten bedeckt und zahlreiche Familiengruppen von Bürgern thaten sich hier gütlich; Musik tönte über das Wasser herüber, und die Ferne erklang vom Gesang; viele Boote lagen vor Anker, um zu fischen. X. und ich ruderten in dem Boot der Yacht nach einer Landspitze, welche etwa ein Kilometer entfernt war, und wir landeten in der Nähe von einigen jungen Damen in Begleitung eines jungen Mannes, welche in einem Boote hieher gerudert waren, wie wir, und sich mit Fischen vergnügten. Irgend eine Frage, welche wir, um eine Unterhaltung anzuknüpfen, an sie richteten, ward höflich beantwortet, und wir kamen bald mit ihnen in's Gespräch. Die eine junge Dame sprach sehr gut Englisch, war lebhaft, gebildet, aufgeweckt und war schon in London gewesen. Eine andere sprach Deutsch und hatte schon Hamburg und Berlin gesehen. Wir unterhielten uns eine Zeit lang sehr gut mit ihnen, und ihre Manieren waren fein und tadellos; aber sie fischten mit einem Eifer, als ob sie es handwerksmäßig betrieben. Sie hatten sich Wachstuch-Schürzen vorgebunden, um ihre Kleider zu schonen, und zogen ihre Leinen und handhabten ihre Messer und Köder wie Fischer von Profession.

Unsere erste Bekanntschaft mit Norwegen war trotz dem Geruch von gesalzenem Fisch eine sehr angenehme und machte uns begierig, mehr von diesem merkwürdigen Lande zu sehen; aber wir mußten weiter, denn wir hatten noch ein großes Ziel vor uns und wollten womöglich auch noch die Lofoten besuchen. Wir verließen daher Bergen mit einem einheimischen Lotsen am sechsten Juli. Unser nächstes Ziel war Trondhjem oder Drontheim, wo wir Briefe zu erwarten hatten, und dahin führten zwei Wege — entweder die hohe See jenseit der Inseln und Untiefen, oder dem Lande entlang durch das Netzwerk von Fjorden, zwar der längere, aber weitaus der interessantere Kurs, der noch überdies das Verdienst hatte, eine vollkommen sichere und heitere Fahrt durch ruhiges Wasser darzubieten. Wir brachen um 6 Uhr Morgens auf und fuhren rasch durch gewundene Meeresarme und Kanäle hin, bald durch eine Passage, welche nicht breiter war als unsere Yacht lang war, bald durch einen Archipel von Eilanden hin. Die Westküste von Norwegen ist niedrig und flach, ein ödes, wellen-

förmiges Gelände, mit einem Meere, das frei durch Hohlwege und Vertiefungen wogt. Hie und da zeigten grüne Wiesenplätze mit einigen Bäumen uns die Ansiedelung eines Bonder oder Bauers. Hübsch bemalte Leuchthäuser mit ihren roten Dächern zeichneten unsern Kurs vor, und da und dort traten ein Mädchen oder zwei auf die Balkone heraus, um uns zu betrachten, wenn wir auf Kanonenschußweite vorüberfuhren. Eiderenten flogen aus dem Wasser auf, der alte Entrich immer der erste auf der Flucht und Weib und Kind sich selber überlassend. Gelegentlich fuhren wir an Fischerbooten vorüber und hie und da spritzte ein kleiner Wal, aber andere Lebenszeichen gab es nicht. Gegen Mittag liefen wir in das Sognefjord ein und nahmen unsern Kurs ostwärts den hohen Bergketten zu. Es war ein höchst eigentümlicher Eindruck, welchen wir davon hinnahmen. Noch eben hatten wir zu unserer Rechten eine gewaltige Klippenwand, die undurchdringlich erschien wie eine Mauer; dann machten wir Halb-rechtsum, fuhren auf dieselbe zu und mit Einemmale war's, als träte die Felswand auseinander und wir führen in einen See ein, der mich an den Achensee von Süden her einnerte, nur daß die Berge weit höher und großartiger, die Abhänge dichter bewaldet waren und wir weit droben den ewigen Schnee oder das grünliche Schillern der Gletscher erblickten. Es war ein unvergeßlicher Eindruck.

Wie wir nun weiter dampften, trat uns die ganze Bildung dieser Fjords erst recht deutlich vor Augen. Bald fuhren wir zwischen himmelhohen Bergwänden, bald that sich rechts oder links von uns die Mündung eines andern Fjords auf, Seitenzweige, welche genau dem Hauptstamm glichen und, wie wir auf unserer Karte sehen konnten, viele Meilen weit in's Land hinein liefen. Als wir diese Föhrden und Meeresarme betrachteten, wurde uns die norsische Geschichte erst verständlich. Hier waren die Verstecke der Wikinger und Wikelinger, der Seekönige, wo diese kühnen Seeräuber mit ihrer Beute einliefen und eine Zuflucht fanden; hier war die Erklärung ihres Räuberlebens. Die wenigen Oertlichkeiten, wo der Boden eine Familie ernähren könnte, liegen auf Meilenweite von einander zerstreut. Die Wälder sind still und öde, nirgends eine Spur von einem wilden Tiere zu sehen; an Jagd war hier nicht zu denken. Die Bären haben sich zwar vermehrt, seit hier Schafzucht getrieben wird, allein vor 1000 Jahren gab es hier außer einigen Renntieren, Moorhühnern und etwas Auerwild nichts, wovon Bär oder Mensch leben konnte. Nur wenige warmblütige Tiere in Pelz oder Federn können die Winterkälte hier ertragen. Eine Bevölkerung aber kann nicht von Fischen allein leben, und so wurden die alten Norsen Räuber aus Not, thaten sich in Geschwader zusammen, wenn der Sommer kam, und fuhren gen Süden, um sich ihren Unterhalt zu suchen. Die Fichtenwälder waren ihr Arsenal; ihre Schiffe waren die besten der Welt; das Wasser war ihre einzige Straße; Schiffbau und Schifffahrt und Krieg war ihre zweite Natur, und die Meeresküsten, welche sie auf einer Sommerfahrt erreichen konnten, waren ihre natürliche Beute.

Wir sahen uns nach einem Ankerplatz um, welcher uns die Möglichkeit zum Fischen in Aussicht stellte; wir hatten eine Einbucht, welche vom Sognefjord abzog und vielversprechend erschien, auf der Karte gesehen. Am oberen Ende desselben schienen zwei aus nahen Süßwasserseen kommende Flüsse in dieselbe zu münden, Bedingungen welche einen reichen Salmenfang verhießen. Es war unser erster Versuch. Eine Landkarte ist flach; unsere noch nicht durch Erfahrung aufgeklärte Einbildungskraft hatte uns vorgestellt, das Fjord endige in ebenen Wiesen, durch welche schiffbare Flüsse hinströmen und jenseit welcher vielleicht irgend ein stiller Landsee friedlich zwischen Hügeln gebettet liege. Der Lotse behauptete zwar, den Platz zu kennen, vermochte uns aber keine Beschreibung davon zu machen. Die Erwartung begeht zwar bei solchen Gelegenheiten immer Mißgriffe, aber niemals waren Wirklichkeit und Einbildung von einander verschiedener. So großartig das Sogne gewesen war, so war die Einbucht, in welcher wir einliefen, doch noch großartiger. Die Wälder am Gestade waren dichter, die Abhänge steiler, die Klippen und Spitzen schwebten in noch erstaunlicherer Majestät und Höhe über uns. Wir fuhren 12 bis 15 Km. weit hin, bogen um einen Felsenvorsprung und sahen uns in einer von Land umschlossenen Seebucht mit spiegelglattem Wasser. Die Berge auf der einen Seite lagen in goldenem Abendsonnenschein; die auf der anderen Seite warfen ihren grünpurpurnen Schatten auf das Wasser, und an dem fernsten Ende, das noch etwa 7 Km. von uns entfernt lag, zeigte ein breiter weißer Streifen an der Stelle, wo wir Wiesen und schiffbare Flüsse erwartet hatten, einen gewaltigen Wasserfall, welcher von der Stirn einer hohen Felsenwand in Katarakten in den See herunterfiel.

Am Fuße dieses Wasserfalls und keine 300 m. von demselben entfernt, ankerten wir eine halbe Stunde später und sahen uns um. Wir befanden uns im Schooße eines primitiven norwegischen Thales, umgeben von Bergen, welche so hoch und so steil waren, daß kein Weg hineinführte, noch jemals hineingeführt haben konnte. Es war das erste von vielen desselben Typus, die wir später sahen, und eine Schilderung wird für alle genügen.

Wir waren in einem kreisrunden Becken am Ende eines Fjords. Vor uns war ein Fluß von beträchtlicher Breite, welcher aus einer Felsenspalte 1000 Fuß über uns hervorbrach und sich in schäumendem Gischt herunterstürzte. Ueber dieser Felsenspalte und unzugänglich, war einer der Seen, welche wir auf der Karte verzeichnet gesehen und in welchem wir Salmen zu fangen gehofft hatten. Die Berge rundum waren, wie gewöhnlich, mit Wald bedeckt. Am Fuße des Wasserfalls und teilweise von ihm betrieben, stand eine große Sägemühle mit ihrem anstoßenden Zubehör von Schuppen und anderen Gebäuden. Die Fichten wurden geschlagen, wie man ihrer bedurfte, nach dem Säg-

werk geflößt und zu Bohlen und Brettern zerschnitten, und hie und da kamen Schiffe, um sie von dort abzuholen. Man wirft den Norwegern vor, sie ruinieren mittelst dieses Gewerbes ihre Wälder, aber ich konnte mich davon nicht überzeugen, denn zunächst sind die Seiten der Fjords so steil, daß man nur an vergleichsweise wenigen Stellen zu den Bäumen gelangen kann. An diesen Stellen nun findet kein übermäßiger oder verderblicher Holzschlag statt, denn im Grunde werden alljährlich mehr Bäume von Lawinen hinweggefegt, als von allen Schneidemühlen in ganz Norwegen verbraucht werden, und die Menge der Waldbäume ist so ungeheuer, der Nachwuchs so riesig, daß an eine Erschöpfung der Wälder nicht zu denken ist.

Auf der anderen Seite des Beckens, worin wir lagen, war das Gehöfte des Besitzers der Schneidemühle. Obwohl das Fjord hier endete, so zog sich, wie wir sehen konnten, die große Schlucht, worin es sich bildete, noch einige Kilometer weiter in's Land hinein, war aber von einer Moräne versperrt, welche sich quer darüber erstreckte. Da die Moränen aus losem Boden und Steingeröll bestehen, welche in der Gletscherzeit durch das Eis hier abgesetzt wurden, so sind sie anbaufähig und geben in der That treffliches Ackerland. Es waren von dieser Moräne 40—50 Morgen als Wiesen zum Heumachen und einige Morgen als Kartoffeläcker angelegt, und ein freundliches Bauernhaus mit rotem Dach und großen Nebengebäuden stand dabei, Pferde und Karren bewegten sich hin und her, Hühner gackerten, Kühe weideten und am Wasserrande standen ein Boothaus und eine Plattform, wo einige Lichterschiffe ihre Ladung löschten. Wir hatten hier das Gehöft eines wohlhabenden, rührigen Bonder oder Bauern vor uns, der auf eine Entfernung von 16—18 Km. keinen Nachbar hatte. Er, seine Kinder und Dienstboten waren die einzigen Bewohner des Thals. Die Schneidemühle, die Boote gehörten ihm, und seine eigenen Hände und diejenigen seiner Dienstleute verschafften ihm alle seine Bedürfnisse. Diese Leute waren ihre eigenen Zimmerleute, Tischler, Stellmacher, Schmiede, Maurer und Glaser; sie schoren ihre Schafe, spannen und färbten deren Wolle, woben ihr eigenes Tuch und schnitten und nähten daraus ihre eigenen einfachen Kleider. Es war ein in sich vollständiges treues Bild des primitiven, unabhängigen und anspruchslosen Landlebens, mit seinem Frieden, seiner Nüchternheit, seiner Selbstgenügsamkeit und seinem emsigen gedeihlichen Fleiß. Die Schlange, welche das Paradies vergiftete, mag, wie in anderen Oertlichkeiten, so auch in Nord-Gulen (wie dieses Thal hieß) sich eingeschlichen haben; aber ein lieblicheres, friedlicheres und traulicheres Fleckchen Erde als dieses hatte noch niemand von uns gesehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ostern im Lichte der Völkerkunde.

(Vom Nordgestade des Pontus.)

(Fortsetzung.)

Aelter fast ist das Oster-, Frühlings- und Johanni-Feuer, das durch Drehung eines die Sonne darstellenden Rades oder einer Scheibe erzeugt war, „turned from east to west," dem Laufe der Sonne entsprechend. Am Abend des Sonnenwend-Tages zündete man auf dem in der Nähe der Wartburg gelegenen Mädelsteine ein Feuer an, und warf einen an ein Rad gebundenen Strohmann, den man den „Tod" nannte, den Berg hinunter. Dieses nach der Stadt rollende Feuerrad sollte die wiederkehrende Sonne vorstellen. In der Schweiz soll solches noch heutzutage stattfinden.[1] Ja, auch dieses Rad konnte dem Volke nicht ganz genommen werden, das sie auch in ihrem Osterbrote — die Sonne symbolisierend — wiedergaben, und aus jener Zeit datiert denn die etwas veränderte Kringelform. Sonst ⊗, wurde der vierspeichige Ring geradezu nur ausgereckt oder ein Teil hineingekniffen ⌀ und nahm man den Namen dafür von einem Nachbarsvolke: dänisch, englisch, isländisch heißt der Kreis der Ring, das Ringel noch bis heute Kringla. Das Vorsetzen eines Buchstabens davor vermochte aus dem heidnischen Brote ein christliches zu machen! Die Missionäre waren befriedigt.

Sehr beliebt und allgemein in der Fastenzeit ist auch das Ballspiel in Deutschland, Frankreich und England und wir müssen doch vermuten, daß der Ball auch ein Symbol der Sonne gewesen sein mag, wie es uns sein Name schon unverkennbar verrät. Auch den Reif, das Hoalrad, Hollerad, nach Mannhardt das Hagelrad, weil es die Aecker vor Hagel bewahren soll, möchte ich nur als die Sonne erkennen und es von Alters her als solche an-

[1] Das Herabrollen der Räder siehe Schmitz: „Sitten und Sagen des Eifler Volkes"; Hocker: „Des Mosellandes Geschichten, Sagen und Legenden"; Meier: „Schwäbische Sagen, Sitten und Gebräuche." — Panzer beschreibt uns das Scheibenwerfen in folgender Weise: „Diese Scheiben erhielten allerlei schöne Formen, meistens auswärts gehende Spitzen, wie die Sterne oder strahlende Sonne abgebildet werden. Der zackige Rand wurde mit einer Lage von Pech nach den aus- und einwärtsspringenden Winkeln der Spitzen belegt und dann darüber Stroh gebunden. Die Scheibe wurde aufrecht aufgestellt, angezündet, dann unter derselben ein Hebel mit einem Stützpunkte so angebracht, daß, wenn auf das andere Ende des Hebels ein Schlag geführt wurde, die Scheibe hoch in die Luft sprang und in der Nacht einen leuchtenden Bogen mit schönen Figuren bildete. Auf die schönste Scheibe und den größten Bogen wurden Wetten gemacht." In ähnlicher Weise, zum Teil mit ganz übereinstimmendem Hergange bei oft weit auseinander liegenden Gegenden, wird der Gebrauch von anderen geschildert. (Siehe Panzer I und II; Meier: „Schwäbische Sagen", Zingerle: „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes", Wolf, Beitr. wie Zeitschrift.) Zingerle erwähnt, daß man sich im Ober-Innthale dazu des Erlenholzes bedient, was wegen seiner roten Farbe, die an das Feuer erinnert, offenbar dazu gewählt wurde.

antreffen. Lange nachdem ich solches aufgestellt, finde ich bei Adalbert Kuhn [1] das nordische „kaghravel“, „das schöne lichte Rad“ (Grimm, Myth. 164), sunnu hvel, orbis solis, und die angelsächsische vollere Form hvëol, hvëogul, hvëogl, wie Zachar („goth. Alph.“) bewiesen hat, gemein dem griechischen κυκλος entsprechend. Kuhn stellt die Verwandtschaft auf zwischen dem griechischen κυκλος (Plural κυκλα) und dem sanskriten Cakra. Auch der Glauben der Mazdayannier kennt dieselbe Vorstellung, wenn es heißt: „Mithra, dem wachsamen, dem falbe Renner am Wagen laufen, der ein goldenes Rad hat, und die Speichen ganz glänzend.“ (Windischmann über Mithra.) Wenn wir nun aber auch bei Indern, Griechen und Römern die Sonne als einen auf strahlendem Wagen fahrenden Gott dargestellt finden, so ist das ersichtlich schon die entwickeltere Vorstellung; der Wagen muß aus dem Rade, nicht dies aus jenem hervorgegangen sein. Sehen wir doch auch Fortuna auf einem Rade (mit Flügeln) das unter ihr läuft, dahineilen, unterwegs auf's Geratewohl aus dem Füllhorn das Glück über die Menschen schüttend. — Ein ähnliches geflügeltes Rad ist das des Ixion, des „ersten Mörders“ nach Aeschylos und Pindar, den Zeus für seinen Mord und seine Himmel-begehrenden Verlangen durch Hermes in ein Rad spannen läßt und zum ewigen Strafexempel in die Unterwelt versetzt.[2] In die Unterwelt scheint übrigens Ixion's Strafe erst von den späteren Sagen übertragen zu sein. Man sieht, wie die Sage eine didaktische Wendung genommen hatte, die Aeschylos nach seiner frommen und tiefsinnigen Weise noch weiter in's Theologische ausbildete. Ursprünglich bedeutete dieser auf das beflügelte Rad geflochtene Ixion vielleicht nur das Rad der Sonne, welches von Indien bis Deutschland den Sagen und Gebräuchen der Völker bekannt ist; in welchem Falle erst dieses mißverstandene Bild der Vorzeit zu dem Glauben an Frevel und Buße geführt hätte.[3] Es scheint doch wohl, daß auch hier ein altes Naturbild zugrunde liegt.[4] Ebenso ist die „Swastina“ (Sanskritwort), d. i. das Hakenkreuz 卐 ein in den verschiedensten Gegenden gefundenes und von den Anthropologen als Zeichen des Sonnenrades gedeutetes prähistorisches Ornament, so auf den Spinnwirteln in Troja[5] 2c., das mehrfach auch noch mit erhaltenem Reif darum angetroffen wird.

Der 25. März, nach dem alten Kalender der Frühlingsanfang, galt in manchen christlichen Kirchen als Geburtstag der Welt und des Lichtes (1. Moses, 1, 3); ja in Florenz und Pisa feierte man noch 1794 am 25. März den Weltschöpfungstag als Jahresanfang. Die Franken, Sachsen, Thüringer, die Sorben und Wenden traten am 25. März das neue Jahr an. Ostern wurde zum Wanderfeste, dieser 25. März zum Verkündigungstage, zum Tage der frohen Botschaft — gleichsam das Vorwort, die Vorahnung des Frühlings, und der Südrusse behauptet, es müssen die Schwalben an diesem Tage überall erscheinen (was ich an der Südküste der Krim auch mehrfach erlebt, beobachtet habe). „Alles feiert dann“, meint das Volk, „kein Vogel legt mal Eier“. — (Sehr natürlich, weil es noch zu früh ist!) — An jenem 25. März aber erinnerten sich die obenerwähnten germanischen Volksstämme zugleich ihrer Verstorbenen — daraus mag unser Gedenktag, die Totenfeier, entstanden sein, der Namas der Mohamedaner — und brachten dabei auch den Göttern Dank für den überwundenen, gestorbenen Winter. Die Sitte pflanzte sich auch auf das Mittelalter fort; man nannte sie „die Zeit empfahn“, „den Summer empfahn“. Die ersten Veilchen, die ersten Schwalben und Störche u. s. w. wurden mit Jubel begrüßt, und der Türmer mußte sie anblasen, „daß es jeder wüßte in dem ganzen Land!“ Fiel in dieselbe Zeit doch auch die Paarung der Vögel und auch dieser denn zu huldigen und auch den kleinen lieben Sängern nachzuahmen, machte man zu Ostern Nester von Laub und Stroh und legte bunte Eier hinein; schließlich legte in Süd-Deutschland gar „der Hase Eier“. Wo solche Erfindung und Zusammenfügung herkommt, hat noch keine Mythologie gedeutet, doch muß man vermuten, daß das der Astarte geheiligte Tier der Hase gewesen sein mag.[1] In dem Osterei

[1] „Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes.“ 1859. S. 50 ff.

[2] An das Sonnenrad dachte schon Panofka, „Zuflnchtsgottheiten“, S. 286 der „Abhandlungen der Berliner Akademie“ vom Jahre 1853. Vergl. Kuhn, „Die Herabkunft des Feuers“ S. 48 ff., 69, 95 ff.

[3] Vollmer, „Wörterbuch der Mythologie.“

[4] Preller, „Griechische Mythologie“.

[5] Schliemann's „Troja.“

[1] Astarte ist die Mondgöttin. Eigentümlicherweise finden wir den Mond und den Hasen mehrfach in einer Idee verbunden. Im Bilder- und Tempeldienste Peru's erscheint die silberne Scheibe als Gesicht der peruanischen Mondmutter Mamaquilla, oder aber erscheint der Mond als wassererfüllter, muschelförmiger Krug oder als Spiralmuschel, aus der ein Hase hervorkommt. Vielfach werden Abbildungen aus toltekischer Zeit erwähnt, wo die vier großen mexikanischen Götter der Himmelsrichtungen auf ihren Schultern und Armen den mit Augen bedeckten Himmel tragen, auf diese Weise ihren Beinamen „Stützen des Himmels“ rechtfertigend, und wo die beiden nächst hohen Götter, Sonne und Mond, unter den Symbolen von Tiger und Hase angedeutet sind. Diesen wunderlichen Darstellungen von Sonne und Mond in der Gestalt von Tiger und Hase liegen weit verbreitete, in Nordamerika anscheinend am meisten ausgesponnene Mythologeme zu grunde. (Müller-Frauenstein, „Die Astronomie der Naturvölker“.) Die Siamesen wieder, wie die Hindu, sehen einen Hasen im Mondflecken und die Indier nennen den Mond den „Hasenträger“. Eines der vielen Namaqua (Stamm der Hottentotten)-Märchen läßt den Hasen sogar dem Mond das Gesicht zerkratzen, wovon die Schrammen zurückgeblieben sind. Er selbst aber, so heißt es weiter, ist entflohen und flieht noch heute immer vor dem Monde. Wem könnte bei solchen Einzelheiten der allgemeinen Verbindung von Mond und Jagdgöttin die Verschmelzung derselben in einer Person bei den Völkern des klassischen Altertums entgehen? Diana verfolgt den Hasen, Dahana (Daphne), die Morgenröte, des Tages Grauen, folgt der fliehenden Luna auf dem Tritte.

selbst aber muß das Symbol der Auferstehung und Wiedergeburt erkannt werden. Es erinnert an das indische Ei der Weltschöpfung und an das geflügelte Ei des ägyptischen Zeitgottes Kneph, in welchem schon die Gnostiker den christlichen Logos herausfanden. Wie sie im Tod und in der Auferstehung Christi eine geistige Neuschöpfung der Welt erkannten, so haben die orientalisch-christlichen Mythen in dem schlummernden Keime des Eies das Sinnbild des neuen Auflebens gefunden.

Die Armenier haben die Gewohnheit, sich zu Neujahr[1] mit Eiern zu beschenken, welche von der Mythe über die Entstehung der Welt aus einem Ei herrührt, die, wie es scheint, aus Indien nach Armenien gekommen ist. . . . Auf Grund dieser Tradition wollten aber die Armenier, indem sie sich zu Neujahr mit Eiern beschenkten, an die Entstehung der sichtbaren Welt erinnern. Nach Einführung des Christentums in Armenien und in anderen Ländern bemühten sich die Kirchenväter, diesen heidnischen Gebrauch auszurotten, und da ihnen dies nicht so leicht gelang, so gewöhnten sie das Volk daran, ihn auf Ostern zu übertragen und sich um diese Zeit gegenseitig mit roten Eiern zu beschenken.[2]

Schon der oben erwähnte Mönch und Kirchenschriftsteller Beda Venerabilis († 735) bemerkt, daß man der Eostra, der Göttin des Frühlings und der Naturwiedergeburt, zu Ehren im April Freudenfeier angezündet, wobei in den Osterwaldungen und auf den Osterbergen um letztere getanzt wurde, die Erstlinge des Ackers, sodann Maiblumen und wohl auch Eier als Symbole der Fruchtbarkeit geopfert habe. Diese Osterspiele klingen noch lange in dem christlichen Feste nach, dem man denn in Deutschland und England den heidnischen Namen belassen, und „österlicher Tac" oder „Ostertac" bedeutet noch lange einen Wonnetag bei den Minnesängern. Auf einen solchen indogermanischen Naturdienst führte sich auch ein Aprilfest der Chinesen, Tsingming oder das Kaltessen-Fest genannt, zurück. Seit der Dynastie Tsche-u (1122 v. Chr.) herrschte in China der Brauch, 105 Tage nach der Wintersonnenwende, wenn das Gras zu grünen begann, alle Feuer im Lande zu löschen, drei Tage lang den Herd kalt zu lassen und sich in dieser Zeit von vorher hartgesottenen Eiern zu nähren. Daran knüpfte sich die Sitte, gemalte und emaillierte Hühnereier als Geschenke an Freunde zu senden, eine Sitte, welche bereits aus dem Jahre 722 v. Chr. in den Annalen der chinesischen Provinz King-Tsu erwähnt wird und darin bis zum Jahre 960 unserer Zeitrechnung zu verfolgen ist. War das Kaltessen-Fest vorüber, so entzündete man das in Indien wie in Deutschland und Amerika bekannte „Holzquirlen", neues jungfräuliches Feuer, wie solches auf gleiche Weise bei den Oster- und Johannisfeuern der alten Germanen geschah. Die Sitte deutet auf gemeinsamen Ursprung, und es ist sehr wahrscheinlich, daß unsere Vorfahren ihr Osterfest wie ihre Ostereier bereits von ihren Ursitzen mitgebracht haben, wie das Aprilfest ja auch bei den Heiden ein Neuwerdungsfest war. — Das Osterei ist weiter verbreitet als der Christbaum.

War es in der Kirche Brauch, am Charsonntag-Morgen die sogenannte Osterkerze, ein Sinnbild des verstorbenen Erlösers, des Lichtes der Welt, zu weihen und an dem neuen Feuer anzuzünden, welches man vorher gesegnet, so bot dieses Feuer welches man in Schwaben die „Scheiterweihe", in Tirol und Böhmen „das Judas-Verbrennen" heißt, einen günstigen Anlaß, die an den alten Opferfeuern haftenden Ideen darauf zu übertragen. Wenn auch Ostara, die Göttin des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes und des wiederkehrenden Frühlings, der Osterzeit, sowie dem Monat, in welchem diese ehemals fiel, ihren Namen verlieh, so scheint doch das Fest nicht nur ihr, sondern auch dem Donar und Freyr gegolten zu haben. Vielleicht soll die Figur des rothaarigen Judas, den man am Rhein verbrennt, den Donnergott selbst vorstellen, welchen, wie bekannt, die Mythe mit rotem Haar und Bart ausstattet. Wenigstens lassen die Lieder, welche die Knaben in Köln beim Einsammeln des Holzes und des Strohes für den Scheiterhaufen vortragen, vermuten, daß dort eine ähnliche Sitte stattgefunden, wie noch jetzt in Bräunrode am Harz, sowie bei Cammin in Pommern, wo man vor dem Anzünden der Osterfeuer Eichhörnchen jagt, die ihrer Farbe wegen gleich dem Fuchs und dem Rotkehlchen dem Donar zugehörten. Wahrscheinlich mußten sie ursprünglich als Opfer dienen, die man ins Feuer warf, um dadurch vom Gewittergotte Segen für die Felder zu erflehen; denn die Osterfeuer, welche ehedem überall leuchteten, waren Bittfeuer, und ihre Asche brachte den Saaten Heil und Gedeihen.[1] Weisen doch noch manche Sitten auf den Donar, den Beschützer des Landbaues, hin, dem der Chardonnerstag gewidmet war. Die üblichen Speisen sind die Reste des Opfers, welches man dem Donnergotte brachte, um für die Besiegung des Winters zu danken, und die Gaben aus den Erstlingen des Pflanzenreiches, welche man dem Gotte darbrachte, sind wohl der Grund, weshalb dieser Donnerstag als der „Grüne Donnerstag" bezeichnet worden ist.[2] Finden wir das Einsegnen der

[1] In früherer Zeit begann bei den Armeniern das neue Jahr im Navasart oder August. Navasart bedeutet in ihrer Sprache „die Arche ist gelandet". Am ersten Tage dieses Monats hatten sie die Gewohnheit, sich mit Wasser zu besprengen und Tauben und Insekten fliegen zu lassen, und wenn man bedenkt, daß die Ursitze der Haik oder Armenier am Ararat lagen, der so eng mit den Erinnerungen an die große Weltflut verknüpft ist, so wird man diesem Besprengen und Taubenfluge eine tiefere Bedeutung nicht absprechen können.

[2] „Ermann's Archiv", „Neujahrs-Feierlichkeiten russischer Völker". („Ausland" 1856, Nr. 14.)

[1] Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr". 1863.

[2] Der Gründonnerstag heißt in England auch Maunday Thursday (Korb-Donnerstag), weil noch, an mittelalterliche Bräuche anknüpfend, armen Frauen und Männern Körbe voll Eßwaren gebracht werden; so viele Jahre König und Königin zählten, so

Palmen und Weiden vorherrschend am Palmsonntage, so treffen wir solches doch auch erst am Gründonnerstage. Kleinpaul, der uns interessante Angaben gibt,[1] von woher all' die Palmen stammen, die Europa's Kirchen zu Palmsonntag schmücken, erzählt, wie er in Nervi an der Riviera das Volk am Gründonnerstage die seltsamsten Gegenstände zur Kirche tragen sah, daß sie geweiht würden, alle mit sogenanntem Kellergrün, feinem, ohne Licht gewachsenem Kraut, ausgeputzt. Alles dies wurde vor und neben dem Altar aufgestellt und bildete einen phantastischen Anblick. Nach dem Gottesdienste nahm man alle diese Gegenstände wieder mit sich fort.

Auch das christliche Palmfest soll eigentlich altindischen Ursprungs sein, und selbst die an demselben üblich gewesene sogenannte „Palmesel-Prozession" wollen einige Gelehrte von dem Eselsritte herleiten, der in Persien zur Feier des Frühlingsanfangs stattfand, und bei welchem man Palmzweige als Symbol des Sieges über den vernichteten Winter trug. Der Name „Palmsonntag" oder „Palmtag" rührt allerdings zunächst von der Gewohnheit der katholischen Kirche her, am letzten Fastensonntage, dem Sonntage vor Ostern, Palmzweige zu weihen und damit die Prozession zur Erinnerung an den festlichen Einzug Christi in Jerusalem zu halten. Die mannigfachen Gebräuche und Meinungen aber, die sich an diesen Tag knüpfen, weisen entschieden auf heidnische Sitten zurück.

Die Palmen und Baumzweige wurden in Jerusalem bei der Umwandlung des Altars zuerst nur durch Verlesung des Evangeliums, später durch eine besondere Benediktionsformel geweiht; endlich erweiterte sich die Prozession zu einer bildlich-dramatischen Darstellung, wobei der erste Priester, das Allerheiligste tragend, auf einem Esel ritt, oder ein Christusbild auf einem Esel daher gezogen wurde. Priester und Laien warfen Blumen und geweihte Baumzweige ihm zu Füßen. In Konstantinopel trug man Palmzweige und Kreuze. In Athen fand zum Palmfeste auch der Eselsritt statt. Als aber der Umritt des Patriarchen auf dem Palmesel aufkam, hielt der griechische Kaiser diesem bei der Prozession die Zügel. In Moskau ging im 17. Jahrhundert eine große Prozession aus der Himmelfahrtskirche; voraus Kinder mit Wachskerzen, denen Kirchenfahnen, Weihrauchfässer, Heiligenbilder, Würdenträger folgten, endlich der Metropolit auf dem Esel, das Evangelienbuch haltend, ihm zur Seite der Zar, mit einer Hand den Zügel des Tieres, mit der anderen einen echten, von Pilgern aus Palästina mitgebrachten Palmzweig haltend. Seit 1700 stellte Peter der Große die Beteiligung des Monarchen bei dem Umzuge ab, der trotzdem wenig von seiner Großartigkeit verlor. Es ist geradezu die Imitation des mittelalterlichen Palmsonntags in Rom, wie einer ähnlichen Prozession mit Eselsritt in Südfrankreich. In Wien kannte man noch vor hundert Jahren den Eselsritt am Palmfeste, und der Osterdienstag wurde als Narrenfest[1] gefeiert; ja in manchen Orten Deutschlands hatte sich die Palmesel-Prozession bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten. Auf dem Rücken eines hölzernen geschnitzten Esels, des Palmesels, saß ein Geistlicher und wurde unter Glockengeläute und dem Gesange des „Rex gloriae" von vier Chorknaben herumgetragen; dabei die obligaten Palmen und Palmkatzln. In Landsberg a. W. wird am dritten Ostertage bis heute der Osterball gefeiert, und die Festlichkeit beginnt damit, daß ein Esel ausgeputzt wird, auf seinem Rücken ein Reiter sitzt, und daß man diesen unter großem Jubel in der ganzen Stadt herumführt, ehe man hinaus auf die Wiese zieht.[2]

„Ich befand mich am griechischen Ostersonntage 1877 in Ismaïllija", am Suezkanal, erzählt Kleinpaul („Dahabye"). „Es wurde da nicht nur der abendliche Umzug von der griechischen Bevölkerung öffentlich abgehalten, sondern auch eine Maske in gelbem Damastmantel auf einem Esel, unter Geschrei und Musik vom Pöbel herumgeführt, und zuletzt in die Luft gesprengt, der sogenannte ‚Judas'. —"

Beim Feste der Tempelweihe am Passah, am Laubhüttenfeste und am siebenten Tage (21. Tischri) unter dem Namen „das große Hosannah" war bei Darstellung der Hosianna rufenden Menge die jüdische Volkssitte der „Palmtragung". Am siebenten Tage, dem großen Hosannah, nahm man zu den Palmen noch ein Bündel von vier Bachweidenzweigen hinzu und umging siebenmal den Brandopfer-Altar. Nach dem Gebete schlug man mit jenem aus vier Bachweiden bestehenden Bündel so lange auf die Erde, bis alles Laub abgefallen war. Wäh-

viele Bedürftige wurden noch vor kurzem freundlich bedacht. — Bereits im vierten Jahrhundert war der Charfreitag oder der gute Freitag, wie die Engländer und Niederländer ihn nennen, der größte Buß-, Bet- und Fasttag des Jahres, indem man von dem Augenblick an, wo der Heiland nach der gewöhnlichen Annahme am Kreuze verschied, bis zum Anbruch des Tages seiner Auferstehung, vierzig Stunden lang, weder Brot noch Wasser zu sich nahm, und die ganze Zeit in Andacht und Gebet verbrachte. Diese Strenge ließ jedoch bald nach, und obgleich die Kirchenversammlung von Toledo die Feier des Todestages Jesu von neuem einschärfte, sank der Charfreitag dennoch allmählich zu einem bloßen Festtage herab, an welchem sogar die weltlichen Geschäfte und Werkeltagsarbeiten nicht ruhen. England, das fromme, streng-religiöse Land, bietet in neuer Zeit am Charfreitage ganz drastische Gegensätze zum gewöhnlichen, gewohnten Wesen. Charfreitag ist nicht ein Tag der stillen Sammlung im sonst so strengen England: an diesem Tage vornehmlich werden mit Vorliebe Frühlings-Ausflüge gemacht, und dann zählt der Krystall-Palast jährlich über 50,000 Besucher. — In Hamburg werden dann auch ganz allgemein von der reichen Welt „Wallfahrten" gemacht, d. i. Spazierfahrten durch die Wälle und Anlagen.

[1] „Palmsonntag in Bordighera". „Ausland" 1879. Nr. 14.

[1] Eigentlich ist das „Narrenfest" ein mittelalterliches Volksfest um Weihnachten, von Geistlichen und Laien unter den lächerlichsten Possen gefeiert, besonders in Frankreich; wahrscheinlich aus den Saturnalien entstanden.

[2] Reinsberg-Düringsfeld, „Das festliche Jahr".

rend des ganzen Festes wurde täglich Wasser vom Brunnen Siloah, mit Trankopferwein vermischt, ausgegossen; man man hatte die Tradition, daß diese Zeremonie auf das ersehnte Eintreten der Regenzeit bei bevorstehender Aussaat und auf ein fruchtbares Jahr bezüglich sei. (Siehe zurück das Fest der Laubhütten.)

(Fortsetzung folgt.)

In den Londoner Opiumhöhlen.

Von einem sozialen Forscher.

Die Nacht war über die City herabgesunken, und als ich durch ihre gasglänzenden Hauptstraßen ging, wich der geschäftige Lärm des Tages soeben dem ruhigen Treiben des Abends. Mein Weg führte mich ostwärts, hinweg von den geräumigen Szenen, wo Ueppigkeit und Mode herrschen, an den palastähnlichen Gebäuden vorüber, worin der Handel einer ganzen Welt sich konzentriert, weiter, immer weiter durch engere und immer dichter beisammenliegende Straßen, in Regionen, die der Fuß des Luxus nur selten betritt und worin die Mode nur selten ihr Antlitz zeigt. Ich wollte die Opiumhöhlen des entlegeneren London besuchen, und zwar in Begleitung eines freundlichen, artigen Führers; ich wollte jene verhängnisvollen Schlupfwinkel betreten, wo man den Menschen im Banne eines zur unabweisbaren Gewohnheit gewordenen Lasters vielleicht in seiner tiefsten Schwäche und Erniedrigung sehen kann. Mein Führer war ganz dazu geeignet, mir jeden Zug in diesem düstern Bilde vorzuführen und zu erklären, denn der Ehrwürdige George Piercy hat seine besten Jahre in redlicher und unablässiger Arbeit als Missionar unter seinen heidnischen Mitmenschen im fernen China verbracht und widmet nun den Abend seines Lebens der Wohlfahrt jener verlaufenen Kinder des fernen, fernen Ostens, welche ihr Schicksal zeitweilig an diese fremden Küsten verschlägt. Nicht allein in seinem kleinen Missionshause, wo er, unterstützt von seiner sanften, liebreichen Gattin, allabendlich diejenigen, welche zu ihm kommen, zu unterhalten, zu belehren, zu beeinflussen sucht, sondern auch in dem Heimwesen für Asiaten dort unten in der Nähe der Docks und selbst in den schaurigen Höhlen, von welchen ich erzählen will, ist er eine vertraute und stets willkommene Erscheinung. Seine anmutende Weise, sein sanftes, liebereiches Gebahren und die vollständige Beherrschung ihrer fließenden Sprache hat ihm das Vertrauen und die Herzen jener armen Chinesen gewonnen.

„Dies ist der berüchtigte Limehouse-Causeway", sagt mein Führer, bald nachdem wir uns getroffen haben, und biegt mit mir aus der breiten Straße in eine enge Gasse ein; „und hier", fügt er hinzu und bleibt vor einem ärmlich aussehenden Gebäude mit niederem Dache stehen, „hier ist die erste der Höhlen, welche wir betreten wollen." Ueber der Thüre hängt ein Schild mit gewissen mystischen Zeichen und ich frage meinen Begleiter um deren Bedeutung. „Es ist chinesische Schrift", erwidert er, „und bedeutet Rechtschaffenheit und Einigkeit." Wir schreiten unter diesen lügnerischen Symbolen hindurch und stolpern in ein kleines Gemach zur Linken, aus dessen offener Thür uns ein höchst unangenehmer, räucheriger Geruch, von den ausströmenden Opiumdünsten herrührend, entgegenquillt. Das Gemach ist so klein wie möglich und seine Decke so niedrig, daß man beinahe den Hut abnehmen muß. Die Zwecke übrigens, denen dieses Zimmer dienen soll, sind keineswegs seiner Größe angemessen, denn ein rascher Umblick zeigt uns, daß es gleichzeitig als Laden, Rauchdivan und Garküche benützt wird. Regale laufen an den Wänden herum und ein kleiner Ladentisch erstreckt sich von einer Seite zur andern. Auf Regalen und Ladentisch liegt eine höchst heterogene Sammlung von Artikeln aller Art des täglichen Gebrauchs, welche von Wolldecken und Hemden bis zu Zwieback, Seife und kolorierten Holzschnitten herabreicht. In der fernsten Ecke steht ein Kochherd und die Anwesenheit von verschiedenen Töpfen und Pfannen zeugt von der Bereitung einer Mahlzeit; außerdem gelingt es noch verschiedenen Fäßchen und einigen Stühlen, sich ein Plätzchen in diesem engen Raum zu erobern. Zur Linken, dicht unter dem Fenster, steht ein Tisch und zwischen diesem und der gegenüberstehenden Wand ist, ungefähr einen Fuß über dem Boden erhöht, eine kurze Matratze angebracht, auf welcher zwei Männer liegen, der eine in europäischer Tracht: Tuchhosen, dicker wollener Jacke und Pelzmütze, der andere in dem eigentümlichen Aufzuge der Unterthanen des himmlischen Reiches. Beide aber sind Chinesen und beide sind Opiumraucher. Bei unserem Eintritt bereitet sich derjenige in englischer Kleidung gerade seine Pfeife, während der andere einstweilen auf dem Rücken liegt und träge dessen Treiben beobachtet. Unser Eintritt stört sie nicht. Mit dem Jungen hinter dem Ladentische wechseln wir einen Gruß, nehmen uns dann Stühle, setzen uns, betrachten in zudringlichster Weise die Raucher und beugen uns sogar zuweilen zu ihnen hinüber, um von ihrem Material Einsicht zu nehmen oder ihre Instrumente zu betrachten, was sie aber alles ganz gleichgültig und unberücksichtigt geschehen lassen. Die Vorbereitung zum Opiumrauchen ist eine langweilige Arbeit. Auf der Matratze, zwischen den beiden Rauchern, steht ein Lämpchen, überdeckt mit einer kleinen Glasglocke, die nur oben offen ist. Auf der Matratze ausgestreckt, taucht der Raucher ein kurzes, dünnes Stahlstäbchen in sein Opiumfläschchen. Der Opiumextrakt, dessen sich die Raucher bedienen, ist halb flüssig und sehr harzig. Das Wenige das am Stäbchen hängen bleibt, hält er über die Flamme der Lampe, bis die Flüssigkeit durch Verdunsten so weit reduziert ist, daß daraus eine weiche und doch solide Masse wird. Diese taucht er dann wieder in das Fläschchen und die Menge, welche sich von neuem anhängt, wird derselben Behandlung unterworfen. Wenn er nun auf diese

Weise eine hinreichende Menge teigiger Masse erhalten hat, steckt er das ganze in den Kopf seiner höchst eigentümlich geformten Pfeife, sticht mit einer Drahtnadel ein Loch durch die Mitte der plastischen Masse und schickt sich nun an, das Vergnügen zu genießen, das er sich so sorgfältig vorbereitet hat. Er hält den Pfeifenkopf über die Flamme der Lampe, bringt das Rohr an den Mund und erschöpft in wenigen raschen Zügen den ganzen Vorrat. Für den gewöhnlichen Zuschauer mag es überraschend erscheinen, daß sich Menschen so sklavisch an ein Verfahren hingeben können, welches einen so großen Anspruch an ihre Zeit und Geduld macht. Allein gerade hierin liegt das große Uebel der Gewohnheit, deren Reiz so mächtig, deren Halt so verhängnisvoll ist, daß Zeitvergeudung, aufgeschobene Erwartung, Mühe der Vorbereitung, daß überhaupt nichts jener unwiderstehlichen, heftigen Begier Einhalt thun kann, welche, wenn sie sich einmal des Menschen bemächtigt hat, ihn so selten wieder losgibt.

Da mein freundlicher Führer mir sagte, daß der Chinese in der dicken wollenen Jacke etwas Englisch sprechen könne, und da ich bemerkte, daß mit seiner Pfeife sein Opiumvorrat zu Ende zu sein scheine, so bemühe ich mich, eine Unterhaltung mit ihm anzuknüpfen. Auf der Matratze liegt neben anderen Artikeln auch ein Gegenstand, dessen Gebrauch ich ohne die Belehrung meines Begleiters kaum zu erraten imstande gewesen wäre. Es ist eine chinesische Tabakspfeife von ganz eigentümlicher Konstruktion. Ich deute auf diese, und bediene mich jenes englischen Styles, welcher nach meinem Dafürhalten der verständlichste für den Chinesen sein würde, und fragte:

„Ihr raucht das?"

Seine Antwort ist eine praktische, wenn auch nicht artikulierte. Er ergreift nämlich die Pfeife, die in ihrem allgemeinen Aussehen dem in unseren Maschinenräumen üblichen Schmierölkännchen nicht unähnlich ist, und schickt sich an, mir den Gebrauch derselben pantomimisch zu erklären. Sobald er damit fertig ist und ich mir das sonderbare Instrument genauer betrachtet habe, frage ich: „Welches liebt Ihr am meisten, Opium oder Tabak?"

„Oh, das erste," erwiderte er, legte seine Hand auf das lange Rohr der Opiumpfeife und erging sich in einem halb schuldigen, halb selbstverurteilenden Lachen.

„Wie lange raucht ihr schon?" fahre ich fort.

„Sieben Jahre."

„Macht Rauchen nicht krank?"

Diese Frage scheint ihn in einer ganz unerwarteten Weise zu berühren. Er kann derselben anscheinend nur in seiner Muttersprache gerecht werden, und so wendet er sich an meinen Begleiter, bricht plötzlich in ein hastiges, gieriges Sprechen aus und erklärt, er habe das Opiumrauchen anfangs gehaßt, sei oft und viel davon krank gewesen, aber nun würde er krank werden oder sogar sterben, wenn er es wieder aufgeben sollte. Ich bat ihn dann zu sagen, wo und warum er zuerst rauchen gelernt habe. Ich war auf seine Antwort nicht gefaßt und seine stumme Anklage, welche in der lakonischen Antwort lag: „London — Freunde", überwältigte mich ordentlich. Also nicht in China, in jenem unglücklichen Lande, wo — gleichviel durch wessen Schuld — das verhängnisvolle Laster nun so weit verbreitet ist, hatte er sich die verderbliche Gewohnheit beigelegt, sondern hier in unserer Mitte, in London, in jenen fluchwürdigen Höhlen, beinahe dem einzigen Zufluchtsort des armen Chinesen, wenn er unsere Küsten betritt — hier hatte er nicht allein diejenigen gefunden, welche willig und imstande waren, es ihn zu lehren, sondern alle erforderlichen Vorkehrungen: den giftigen Extrakt in unerschöpflicher Fülle und das Obdach, unter welchem er sich ungestört mit Leib und Seele in Elend und Verderben stürzen konnte.

„Was sagen sie in China, wenn Ihr zurückkommt?" fragte ich ihn.

„Sie nicht lieben es", war seine Antwort.

„Ihr versucht auch andere zum Rauchen zu verführen?" frage ich endlich.

„Nein — Rauchen macht mager; kein Fleisch hier", versetzt er, streift seinen Aermel auf und zeigt seinen hagern dünnen Arm. Allein wie sehr er auch der verderblichen Wirkungen des Giftes bewußt ist, so sinnt er bereits auf weitern Ankauf und eine Erneuerung seines erschöpften Vorrats.

Wir überlassen ihn nun seinem Vergnügen und schicken uns an, die hinteren und oberen Teile des Hauses zu erforschen. Man scheint sich durchaus bemüht zu haben, diese beschränkten Räumlichkeiten so nutzbringend wie möglich auszubeuten. Auf dem Flur finden wir Scheidewände aufgeschlagen, welche mit der Mauer so enge Zellen bilden, daß kaum eine gewöhnliche Matratze darin Platz findet. In den Zimmern ist eine Einrichtung wahrzunehmen, welche der an Bord von Schiffen üblichen ähnlich ist. Die Matratzen sind nämlich auf Brettern übereinander angebracht, wie Kojen in einer Schiffkajüte, und so ist in einem elenden Zimmer von kaum zwölf auf acht Fuß Unterkunft für zehn bis sechzehn Raucher geschaffen. In den gesamten Räumlichkeiten dieses ärmlichen Hauses können nicht weniger als fünfzig Raucher zu gleicher Zeit untergebracht werden. Uebrigens ist keines der Zimmer gefüllt, welche wir durchwandern, und es sind augenblicklich nur wenige der Kojen besetzt. Allein der Grund davon ist leicht zu erraten, denn aus einem entfernteren Zimmer hören wir schon lange das aufgeregte Schreien und Lärmen von Leuten, welche dort unverkennbar ein Hazardspiel treiben. Als wir dieses Zimmer betreten, finden wir, daß von dem Oberteil zweier Opiumlager die Matratzen weggenommen und durch ein Tuch ersetzt sind und daß das Brett darunter nun einen leichtextemporierten Spieltisch bildet. Um diesen Tisch gruppieren sich jetzt nicht weniger als 23 Chinesen, einige sitzend, einige stehend, andere mit unterschlagenen Beinen auf dem Tische hockend wie Schneider,

andere im Hintergrunde sich auf den Zehen streckend und nicht wenige auf Stühlen stehend, welche zu diesem Zweck herbeigeholt worden sind. Alle folgen gierig dem Spiel, und ihre aufgeregten leidenschaftlichen, dicht zusammengedrängten Gesichter bilden in dem flackernden Schein der trüben Lampe eine überraschende Gruppe. Es ist vergeblich, hier eine Unterhaltung anknüpfen zu wollen, denn auf Dein freundliches Lächeln und Deine gewinnende Frage: „Ihr sprecht Englisch?" achtet niemand auch nur im mindesten. Unsere Neugierde bezüglich des hier vor sich gehenden Spiels kann daher nicht befriedigt werden und es bleibt uns nichts übrig, als hier zu stehen und diese bethörten verblendeten Männer zu beobachten, welche in diesem elenden Loche den hart erworbenen Verdienst von Wochen schwerer Arbeit in den Maschinenräumen und Küchen unserer Kauffarteiflotte verspielen — ein betrübender und doch lehrreicher Anblick! Erst später erfahre ich, daß dies ein Lieblingsspiel der Chinesen und bei ihnen unter dem Namen Fan-tan bekannt ist. Es wird mit zweiunddreißig Dominosteinen und mit Würfeln gespielt. Nur vier nehmen gleichzeitig an dem Spiele Teil. Die Würfel werden geworfen, um zu entscheiden, wer zuerst seine Steine aus den vier Häufchen von je acht Steinen wählen darf, in welche die zweiunddreißig Steine eingeteilt sind. Wenn jeder Spieler mit Steinen versehen ist, so wird ein Einsatz ausgemacht und die Steine dann umgedreht und die gewinnenden Nummern des Spieles herausgesucht. Der Besitzer derselben zieht dann den Einsatz ein und bezahlt einen gewissen Prozentsatz seines Gewinnes an die Bank, d. h. an den Vertreter des Etablissements.

Auf die Anfrage, ob in diesen Zeiten des schlechten Geschäftsganges schwer gespielt werde, erfahren wir, daß die Chinesen, welche diese Höllen besuchen, der ärmsten Klasse angehören und alle entweder als Heizer, Kohlenträger, Spritzenleute oder Köche auf den Schiffen der großen Dampferlinien beschäftigt sind und blutwenig Geld in Händen haben. So wurde denn zwar häufig, aber eigentlich nicht hoch gespielt. Der Aufenthalt dieser Männer in den Londoner Docks ist ja nie von langer Dauer. Das Geld, welches sie mit ans Land bringen oder die während dieser Zeit erfallende Löhnung wird meist von ihnen verspielt; es ist ihr ganzes Vermögen, aber daran liegt ihnen nichts. Sie rauchen daher Opium und spielen, bis alles fort ist, und versuchen dann bei denjenigen zu schmarotzen, die ihnen ihr Geld abgenommen haben.

Um aber wieder auf das Zimmer zurückzukommen, worin gespielt wurde, so wurden daselbst das Geschrei immer lauter und die Aufregung immer größer. Da ward meine Aufmerksamkeit auf ein eigentümliches Arrangement in einer Ecke der Wand gelenkt und veranlaßte mich, meinen Begleiter um eine Aufklärung darüber zu ersuchen. Auf einem großen, flachen Stein, welcher genau in die Ecke paßte, steht ein mit Oel gefülltes Glas, auf dessen Oberfläche ein brennender Docht schwimmt. Um dieses Glas herum sind zwei oder drei Eierbecher, eine Vase und ein Blumenscherben aufgestellt. Die Eierbecher sind leer, aber in der Vase stecken, in Streifen von verziertem chinesischem Papier eingewickelt, mehrere dünne Ruten oder Stöckchen von 15 bis 18 Zoll Länge. Als Antwort auf meine Erkundigungen führt mich Herr Piercy in ein anstoßendes Zimmer, das ebenfalls wie die anderen mit Matratzen für die Opiumraucher eingerichtet ist. Hier ist in einer Nische, welche ursprünglich wahrscheinlich dazu bestimmt war als Wandschrank zu dienen, ein vollständiger Altar errichtet. Flimmernd von chinesischen Goldflittern, Streifen von Seidenzeug und Bändern, mit Pfauenfedern und anderem Zierrat geschmückt, bietet er eine ähnliche Schaustellung von Eierbechern, Vasen, Weihrauchstöcken und einer Lampe dar. Das ist der chinesische Vesta-Tempel, und die primitive Oellampe mit dem Docht stellt sein heiliges Vesta-Feuer dar. Zum Gedächtnis der teuren Verstorbenen wird die Lampe angezündet und ihnen zu Ehren werden die Eierbecher gelegentlich mit Weingeist gefüllt, ein Weihrauchstengel in den Blumentopf gesteckt und beide angezündet und brennen nun unter der Begleitung der heidnischen Gebete des Opfernden ab.

Nachdem wir so das ganze Haus durchforscht haben, steigen wir wieder in das früher erwähnte Zimmer herab, welches wir zuerst betreten hatten. Unser mitteilsamer Bekannter ist noch da; er hat sich seinen Vorrat an Opium wieder auffüllen lassen und zeigt mir sein kleines Fläschchen mit der erläuternden Bemerkung: „Schilling". Ich nehme es ihm ab, und betrachte es erstaunt von allen Seiten. Es enthält kaum zwei Fingerhüte voll Flüssigkeit und kostet doch einen so hohen Preis. Tausende von Leuten, von denen manche kaum einen Schilling täglich verdienen, sind hülflos und sklavisch diesem kostspieligen Laster verfallen. Wie können wir daher an dem gänzlichen Elende und Verderben zweifeln, das aus seinen Folgen entspringen muß!

„Wie lange währt dies?" frage ich den Mann.

„Stunde — anderthalb Stunden", erwidert er und nimmt mir das Fläschchen aus der Hand.

Armer Mann! gutmütig, schlichten Sinnes, seiner eigenen Entwürdigung bewußt und doch verloren, rettungslos verloren in hoffnungsloser Knechtschaft! Mitleidsvoll wenden wir ihm den Rücken und treten wieder auf die Straße hinaus, um dann in einem hübschen und reinlichen Laden vorzusprechen, welcher von einem höchst intelligent aussehenden Manne, auch einem Sohne Hem's, einem Chinesen, gehalten wird, welcher aber europäische Kleidung trägt. Hinter diesem Laden liegt eine zweite Opiumhöhle, welche aber kleiner ist als die erste nnd noch weniger Unterkunft gewährt. Wir finden nur zehn oder zwölf Chinesen hier versammelt, welche uns freundlich willkommen heißen. Wir durchforschen das Haus, wie wir das erste durchforscht haben; es ist ähnlich eingerichtet und mit Scheidewänden versehen und bietet daher nichts besonderes

dar. Als wir zu der Gesellschaft im Erdgeschoß zurückkehren, bietet man uns Stühle und — eine Tasse Thee an. Der Chinese ist gastfreundlich und Thee sein Lieblingsgetränk. Der Theetopf steht immer auf dem Tisch und es wird ihm fleißig zugesprochen. Der Chinese trinkt ihn nicht mit Milch und Zucker, sondern schätzt nur den reinen unverfälschten Abguß. „Zucker, Milch nicht gut, machen nur Thee schlecht", bemerkt unser Wirt bei dieser Gelegenheit. Ich bin zwar nicht mit ihm einverstanden, trinke aber dennoch seinen Thee und danke ihm herzlich. Der gute Mann zeigt uns nun, wo er sein Wasser siedend macht: er hatte sich scheints einen neuen Kochherd angeschafft und offenbar nicht vergessen, daß er ihn mit gutem englischen Gelde bezahlt hatte, denn er zog ein zerknittertes Stück Papier aus der Tasche, breitete es auf dem Tisch aus und wiederholte wehmütig die Summe: „Vier Pfund fünf Schilling". Auf die Frage, ob er auch Opium rauche, erwidert er etwas verlegen: „Zuweilen". Die Frage, ob er viel rauche, beantwortet er ebenfalls mit „Zuweilen", und unsere gutgemeinte Frage, ob er es nicht lieber aufgeben wollte, erwidert er gleichermaßen mit einem verlegenen „Zuweilen."

Diese beiden Höhlen, von denen ich im Vorstehenden eine kurze Beschreibung zu geben versucht habe, sind übrigens nicht die einzigen Vertreter ihrer Klasse im östlichen London. Man kennt in Limehouse, Poplar und Shadwell noch mindestens 6—7 derartige Etablissements, auf welche unsere obige Beschreibung füglich Anwendung finden kann. Es sind armselige, zerfallene, fast unbewohnbare Häuser, in die Heimwesen einer lasterhaften, verderblichen Gewohnheit umgewandelt und bilden eine Falle für viele jener einfachen, arglosen Chinesen, deren wohlfeiler Arbeit der Engländer sich so gern für die furchtbaren Strapazen des Maschinenraumes seiner großen Dampfer bedient. Sie arbeiten für die Briten, die sie armselig bezahlen und die sie, unbekümmert was aus ihnen wird, in dem großen Babylon loslassen. Wer kennt und versteht sie und ihre Sprache? Wohin können sie gehen, als in derartige Höhlen? Und was sie dort erwartet, haben wir aus dem Munde eines von ihnen erfahren. Es war schon spät in der Nacht, als ich mich von meinem freundlichen Führer verabschiedete und die Frage: Hat England keine Pflicht gegen diese Armen? Haben diese keinen Anspruch auf Versorgung und humanen Beistand in dem mit seiner Humanität und werkthätigen frommen Nächstenliebe so heuchlerisch prahlenden England? verfolgte mich damals und will mir noch heute nicht aus dem Sinn. (G. W.)

A. B. Meyer's „Album von Philippinen-Typen".

So sehr man sich auch seit 20 Jahren mit den Eingeborenen der Philippinen in der wissenschaftlichen Welt beschäftigte, so mangelte es doch an einem Werke, welches Völkertypen aus jenem Teile des ostindischen Archipels in photographischer Treue brächte. Ich will damit durchaus nicht die hohen Verdienste schmälern, welche sich Jagor und Montano sowie v. Scherzer durch die Publikation von nach dem Leben oder nach der Natur entworfenen und gezeichneten Abbildungen erwarben; der Holzschnitt und die gewöhnliche Lithographie sind aber eben nicht imstande, die erwünschte Genauigkeit im Detail wiederzugeben, z. B. Tatuierungsnarben (letztere werden bei jenen beiden angeführten Reproduktionsarten entweder zu scharf markiert oder erscheinen zu verschwommen), ganz abgesehen davon, daß sowohl beim Holzschnitt wie bei der Lithographie ein gewisses Generalisieren in der Zeichnung auftritt, welches mit der erforderlichen absoluten Genauigkeit nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist. Man hat denn auch den Versuch gemacht und photographische Abbildungen an Stelle von Holzschnitten, dem Werke beigegeben, so bei J. de Man, „Souvenirs d'un voyage aux îles Philippines" (Antwerpen 1875), doch ist zu bemerken, daß in diesem Buche nur einzelne Abbildungen wirkliche Photographien (abgenommen von lebenden Wesen) sind, denn viele von diesen sind nichts anderes als photographische Reproduktionen jener genialen Zeichnungen, welche die, leider eingegangene „Ilustracion filipina" in den Jahren 1859 und 1860 veröffentlichte. Eine weitere Abbildung (im Lichtdruck) brachte Dr. A. B. Meyer in seinem Werke: „Ueber die Negritos oder Aëtas der Philippinen", Dresden 1878. Damit war aber eben nur der erste Schritt geschehen, denn von dem Negritovolk, das ja alle Forscher auf dem Gebiete der Völkerkunde so lebhaft interessiert und beschäftigt, waren damit nur zwei, von den zahlreichen Kopfjägerstämmen Luzon's nur eine einzige photographisch getreue Abbildung wiedergegeben, wobei ich erst keine Rücksicht darauf nehme, daß die geringe Größe der von de Man veröffentlichten Bilder die Benützung derselben zum Studium erheblich erschwert. Es muß daher mit lebhafter Freude begrüßt werden, daß Hofrat A. B. Meyer durch die Herausgabe seines „Albums von Philippinen-Typen" (Dresden, Wilh. Hoffmann 1885) diesem fühlbaren Mangel in einer Weise abgeholfen hat, welche nichts zu wünschen übrig läßt. Auf 32 Lichtdrucktafeln finden wir alle vier Klassen der philippinischen Eingeborenen vertreten, nämlich die Negritos, die zivilisierten Indier, die wilden Bergstämme und die Mischlinge. Diese Vollständigkeit allein wird dieses Prachtwerk jedem, der sich mit dem Studium der Völker des indischen Archipels befaßt, unentbehrlich machen. Abbildungen jener interessanten Malayen-Stämme der Philippinen, welche das Binnenland Luzon's und Mindanao's bewohnen und noch im „wilden Zustande" leben, sind ja selbst im Holzschnitt und in der Lithographie höchst selten; sie reduzieren sich auf die Typen von Mindanao in den Publikationen Montano's und auf die Tinguianes (ein Bild) in der „Ilustracion filipina"; bei Meyer finden wir vertreten: 44 (Individuen) Tinguianes, 1 Calinga, 5 Gamunanges, 2 Aripas, 5 Cala-u-as, 1 Mayohao, 1 Ibilao, 3 Ilon-

goten, 4 Isugaos, zahlreiche Individuen anderer Igoroten-Stämme und 14 Repräsentanten der Bagobo und von Mindanao.

Ich beschäftige mich doch schon seit Jahren mit ethnographischen und historischen Studien über die Philippinen und stehe mit diesem Lande in regem Verkehr, dennoch hätte ich es kaum für möglich gehalten, daß man von allen diesen angeführten Stämmen Photographien erhalten könnte, wenn mir auch die Thatsache bekannt war, daß Vertreter dieser Stämme photographiert wurden; es sind eben diese Photographien selbst im Lande schwer aufzutreiben. Eine solche Fülle ist in der That überraschend; wie unendlich leichter wäre mir mein bescheidener „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" aus der Feder geflossen, wenn ich dieses zahlreiche Bilder-Material vor mir gehabt hätte!

Daß jener Forscher, welcher zuerst die eingehendsten Daten über das Leben der Negritos brachte und der der erste war, welcher die Existenz dieser Rasse auch auf den anderen Inseln des Archipels außer Luzon und Mindanao erwies, denselben einen bedeutenden Teil der Tafeln widmet, ist selbstverständlich; 66 Individuen dieser Rasse, welche die Ureingeborenen der Philippinen repräsentiert, sind hier abgebildet, während vor dem Erscheinen dieses Albums im Ganzen nur 11 Individuen abgebildet sich vorfanden, darunter die mangelhafte Zeichnung in einer illustrierten philippinischen Zeitung. Hier möchte ich, wenn auch nicht einen Tadel, so doch ein Bedauern aussprechen. Der Text zu diesen Bildern ist überall knapp gehalten, er beschränkt sich auf die notwendigsten Hinweise, offenbar weil der Autor eben die getreuen naturwahren Abbildungen für sich sprechen lassen will; ich anerkenne dieses, glaube aber daß man von ihm, dem ersten Negrito-Forscher, ein eingehendes Memoire über diesen interessantesten Teil der philippinischen Bevölkerung allseitig erwartet hätte.

Dies nur nebenbei gesagt! Besonders anziehend für mich, weil absolut neu, waren die Abbildungen von Mischlingen der Negritos und Malayen; diese Tafeln allein machen mir das Buch schon wertvoll. Da von Mischlingen schon die Rede ist, so sei erwähnt, daß die im Album abgebildeten chinesischen und spanischen Mestizinnen sich jedenfalls aller Beachtung erfreuen werden, da bisher nur Jagor, Mallat und Montano Zeichnungen dieser Blendlinge gebracht haben. Die zivilisierten „Indier", wie die Malayen von den Spanier genannt werden, sind hier in allen Berufsarten vertreten, von der armen „Buyera" und „Sementerera" an bis zur „India elegante", vom halbnackten Aguadero bis zum „Cabeza de barangay". Druck und Papier, die ganze Ausstattung sind gediegen. So kann ich denn dies Werk mit voller Ueberzeugung nicht nur allen „Filipinólogos", sondern allen Freunden der Völkerkunde überhaupt wärmstens empfehlen.

Leitmeritz. Professor F. Blumentritt.

Die Ursache der sogenannten tektonischen Erdbeben.

Von H. Habenicht.

Nach den Aussprüchen der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Erdbebenkunde ist der heutige Standpunkt der Wissenschaft noch weit entfernt davon, genügende Auskunft über die Ursachen der Erdbeben geben zu können. Es ist zwar ein erfreulicher Fortschritt als Folge der unausgesetzten Forschungen der Neuzeit zu verzeichnen, insofern als man die Erdbeben in drei große Gruppen eingeteilt hat; und zwar unterscheidet man solche, die offenbar in Verbindung mit vulkanischen Ausbrüchen stehen und einen mehr lokalen Charakter tragen; solche, die auf Einstürze unterirdischer Höhlen ꝛc. zurückzuführen sein dürften, welche einen ebenfalls ausgeprägt lokalen Charakter tragen; und drittens solche, die sich gleichzeitig auf weiten Strecken bemerkbar machen, sich über ganze Länder, Kontinente, ja Erdquadranten erstrecken. Diese letzteren sind ihrer Natur nach die geheimnisvollsten. Man hat versucht, sie als Begleiterscheinungen der infolge von Wärmeausstrahlung entstehenden Volumverringerung des Erdinneren und dadurch bedingten Faltungen der auf den Erdkern zurücksinkenden starren Erdkruste zu erklären, da die Erdbeben meist gebirgige Gegenden, selten oder nie ausgedehnte Flachländer heimsuchen. Aber man fühlt sehr wohl die Schwächen dieser Theorie, man weiß sehr wohl, daß eine große Anzahl von Thatsachen mit ihr unvereinbar sind.

Wenn die erdbebenerzeugende Kraft in ihrer Richtung mit der Schwerkraft zusammenfiele, so müßte man doch unbedingt eine größere Tendenz für Erdbeben zu Zeiten erwarten, in denen andere Kräfte, wie etwa erhöhter Luftdruck oder größte Ferne eines benachbarten Gestirns von dem betreffenden Meridian, gleichzeitig wirksam sind. Aber genau das Gegenteil findet statt. Allen Erdbeben ist fast ausnahmslos ein außerordentlich niedriger Barometerstand vorausgegangen und das Zusammenfallen der Erdbeben mit den Mondnähen ist so auffallend, daß man darauf eine Ebbe- und Flut-Theorie des glutflüssigen Erdinnern gestützt hat.

Ja, diese Thatsachen sprechen so unzweideutig für eine der Schwerkraft entgegengesetzte Richtung der Erdbebenursache, daß es unbegreiflich erscheint, wie es möglich war, daß man diesen deutlichen Fingerzeig so wenig berücksichtigt hat.

Daß Luftdruck und etwas verstärkte Anziehungskraft des Mondes zu geringfügige Faktoren sind, um als ausschließliche Erzeuger der Erdbeben betrachtet zu werden, dürfte wohl jedem einleuchten, und es möchte kaum etwas anderes übrig bleiben, als auf die alte, v. Humboldt'sche, Ansicht von der Reaktion des glühenden Erdinnern gegen die starre Kruste zurückzukommen.

Aber auch das Zusammenfallen der von Erdbeben häufig heimgesuchten Gebiete mit solchen, die der rezenten

säkularen Hebung verdächtig scheinen, die Thatsache der säkularen Senkungen und Hebungen selbst, sowie die Kommunikationen der Erdbeben über ungeheure Strecken, sprechen für das Vorhandensein einer elastischen, unter hoher Spannung befindlichen Schicht zwischen Erdkern und Kruste.

Die tektonische Erdbebentheorie sowohl, als die von dem allmählichen Zusammenschrumpfen der Erde durch Wärmeausstrahlung, hängen innig zusammen mit den jetzt herrschenden Ansichten der Geologen über die Entstehung der Gebirge, speziell der sogen. großen Kettengebirge. Nach ihnen befinden sich einzelne größere Schollen der Erdkruste in allmählicher Senkung, wobei an den Rändern dieser Schollen, durch seitlichen Druck, die Kettengebirge gefaltet, resp. aufgestaut werden. Erdbeben und vulkanische Erscheinungen sind als sekundäre, die Gebirgsbildung begleitende Erscheinungen zu betrachten. Säkulare Hebungen und Senkungen, Gebirgsbildung, Erdbeben und vulkanische Erscheinungen sind also hiernach die Folgen der Ausgleiche von Spannungen in der Erdrinde, hervorgerufen durch allmähliches Einschrumpfen des Erdkerns. Selbstverständlich sind hier immer die tektonischen Erdbeben gemeint, deren Benennung der auf Schrumpfung beruhenden Gebirgsbildungstheorie entnommen ist.

Hiernach sollte man doch wohl erwarten, daß nur die Kettengebirge und höchstens die unmittelbar an dieselben grenzenden Landstreifen in Hebung begriffen wären, während die Tiefländer und Meeresbecken Spuren langanhaltender Senkungen tragen müßten. Man sollte ferner erwarten, in den säkularen Bodenschwankungen gewisse Regelmäßigkeiten zu beobachten, welche sich dem meist einseitigen Bau der Kettengebirge mit ihren langgestreckten Parallelketten anschlössen; man würde besonders an den eingesunkenen Seiten der Kettengebirge, z. B. an der Westseite der Anden und Rocky Mountains, an der Südseite der Alpen, Spuren lang anhaltender rezenter Senkungen finden.

Man sollte ferner erwarten, daß besonders die Kontinente, bei denen doch zumeist von Wärmeausstrahlung die Rede sein kann, Schauplätze weit überwiegender Senkungen wären; ja man wäre berechtigt, ein allgemeines Steigen und Vordringen der Ozeane zu erwarten, da sich das Volumen des Wassers durch Abkühlung wenig oder gar nicht verringert.

Es sind aber gerade die Kontinente und hier wieder besonders die von Kettengebirgen weit abliegenden Tiefebenen, welche lang anhaltenden, bis in die Gegenwart fortdauernden Hebungen unterworfen waren. Während einerseits ganze Kontinente mit ihren Tiefebenen, Hochländern und Gebirgen zahlreiche Spuren von Hebungen tragen, sind andere, vom Meere bedeckte Tiefebenen und Gebirge (Polynesien) lang anhaltenden Senkungen unterworfen. Steigende und sinkende Küsten laufen an jeder Seite der Kettengebirge entlang, oft im Wechsel an derselben Seite eines Gebirges, teils durchschneiden sie quer Gebirge, Hochländer und Tiefländer, und es ist bis jetzt nicht gelungen, nach dieser Richtung eine Regelmäßigkeit zu entdecken.

Wenn sich die Erde während der rezenten Periode im Zustande allmählichen Einschrumpfens durch Abkühlung befunden hätte, so sollte man doch wenigstens erwarten, daß an den Polen und in den Kälteregionen der Erde überwiegende Senkungen stattgefunden hätten. Aber nicht nur die Beobachtungen aus der Gegenwart, sondern auch die Spuren aus der rezenten Vergangenheit stehen hiemit in direktem Widerspruch. Die Länder der Kälteregion der nördlichen Erdhälfte bilden das ausgedehnteste, gleichmäßigste Hebungsgebiet der Erde. Andererseits liegen die ausgedehntesten Senkungsfelder gerade unter den Tropen, wo die Zufuhr an Wärme durch die Insolation am bedeutendsten ist. Dazu kommt, daß innerhalb dieser Senkungsfelder nicht einmal Vulkane oder heiße Quellen vorkommen, so daß auch ein Wärmeverlust durch diese wegfällt.

So wie gegenwärtig im einzelnen die Gebiete vulkanischer Thätigkeit und häufiger Erdbeben gleichzeitig diejenigen langsamer Hebungen sind, so fallen die großen Gebiete, welche sich während der jüngsten geologischen Vergangenheit als Schauplätze vorwiegender Hebungen zu erkennen geben, im großen Ganzen mit den Gebieten zusammen, in welchen seit mehr als tausend Jahren zahlreiche Erdbeben beobachtet wurden und welche zahlreiche Spuren junger vulkanischer Thätigkeit tragen; dasselbe Gesetz, welches für das Lokale, Zeitweise gilt, bestätigt sich für das Allgemeine, durch lange Zeiträume Andauernde.

Wenn wir uns streng an diese Thatsache halten, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Begleiterscheinungen der Bewegungen der Erdrinde, die thätigen Vulkane, heißen Quellen, Erdbeben, die ersteren ausschließlich, die letzteren fast ausschließlich auf Hebungsfeldern vorkommen, so werden wir zu dem Schluß gedrängt, daß die Bewegungen der Erdrinde nicht von den Senkungen, sondern von den Hebungen ausgehen, daß die wirklichen Bewegungen nur Hebungen, daß die Senkungen, wenigstens die großen Gebiete langanhaltender Senkungen, nur scheinbar sind, indem dort, wo Ruhe herrscht, das von den Stellen der Hebungen verdrängte Wasser sich aufstaut, daß die Rinde der Erde nicht in Einschrumpfung, sondern in Ausdehnung begriffen ist, daß die Erde während der ganzen rezenten Periode ihr Volumen vergrößert hat.

So barock dieser Satz angesichts der zahlreichen Runzeln im Antlitz der Erde zu sein scheint, so sehr verliert er an Unwahrscheinlichkeit bei näherer Betrachtung. Hat man doch ähnliches in dem Gang der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaft oft genug erfahren: nachdem man z. B. mit der Hypothese der Sonnendrehung um die Erde nicht recht vorwärts kann, hat man es auf gut Glück mit dem Gegenteil probiert; einer derartigen Probe dürfte die obige Hypothese wohl auch wert sein. Was die weiteren Kon-

sequenzen derselben anlangt, so erlaubt sich der Verfasser auf seine Schrift: „Einige Gedanken über die hauptsächlichsten rezenten Veränderungen der Erdoberfläche", sowie auf die ausführliche Besprechung seiner „Theorie der sphärischen Kraterbecken" in den „Grenzboten" 1882, S. 346, zu verweisen.

Kleinere Mitteilungen.

Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 21. Februar.

Am 21. Februar fand eine Sitzung der vereinigten Abteilungen für mathematische und physikalische Geographie der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft statt, in welcher das aktive Mitglied derselben, Herr K. D. Nossiloff, Mitteilungen über die Untersuchungen der Uebergänge über das Uralgebirge zum Zwecke einer vielleicht herzustellenden Verkehrsverbindung zwischen dem Bassin des Ob und demjenigen der Petschora machte. Der Berichterstatter führte vom Jahre 1882 bis in die letzte Zeit wissenschaftliche Exkursionen im nördlichen Ural aus und machte die zwei Pässe, den nördlichen, dem unter dem 65. Breitengrade gelegenen, wo der Zufluß der Petschora, die Soswa, nahe an das Gebirge herantritt, und den 5 Grade südlicher gelegenen, wo die eigentliche Petschora unweit des Gebirges fließt, zum Gegenstande seiner eingehendsten Untersuchungen. Der nördliche Paß hat eine Länge von 180 Werst, liegt 2000 Fuß über der Meeresfläche und eignet sich nicht zum Verkehr mit Pferden. Der südliche erweist sich als weniger geeignet zum Führen von Lasten. Außer den wissenschaftlichen Zielen sind noch weitere eingehende Untersuchungen der Oertlichkeiten in Aussicht genommen, um feststellen zu können, ob die Anlage einer Handelsstraße möglich sei, auf welcher die aus Europa ins Karische Meer gelangenden Waren weiterbefördert werden könnten. Vor nicht langer Zeit wurde noch angenommen, daß erwähntes Meer seiner vielen Sandbänke und Klippen wegen unpassierbar sei, doch, nachdem verschiedene große Schiffe in die Ob-Bucht vermittelst kleiner Dampfer bugsiert worden sind, ist man anderer Ansicht geworden. Nach Beendigung seiner Untersuchungen im Uralgebirge gedenkt der Berichterstatter zum Zwecke wissenschaftlicher Forschungen sich nach Nowaja-Semlja zu begeben.

C. Hiekisch.

Der Victoria-Wasserfall des Curitiba oder J-guazú

ist einer der großartigsten und gewaltigsten Wasserfälle auf der ganzen Erde. Der Curitiba oder J-guazú ist ein östlicher Zufluß des Paraná, entspringt in den Sierras von San Paulo in Brasilien und bildet einen der größten Wasserfälle unserer Erde, welcher in einem neueren Reisewerke von Don Ramon Lista über seine Reise am Oberen Paraná („El Territorio de las Misiones", Buenos-Ayres, J. A. Klingelfuß 1883) und in dem „Kaiserreich Brasilien" von A. W. Sellin („Der Weltteil Amerika in Einzel-Darstellungen", Abteilung II, S. 153, Leipzig, G. Freytag, 1884) zum erstenmal ausführlich geschildert wird. Dieser Wasserfall liegt ungefähr 6 Leguas oberhalb der Einmündung des Curitiba in den Paraná und führt den örtlichen Namen Salto Victoria. Sein senkrechter Sturz beträgt 170 Fuß rheinl., seine Breite über 1300 m. und er besteht aus drei verschiedenen Abschnitten, die aber, aus einiger Entfernung gesehen, zusammenhängend oder fortlaufend erscheinen. Er enthält immer eine sehr große Wassermasse, welche über ihren Katarakt mit einem Getöse herabstürzt, welches man an windstillen Tagen auf einen Umkreis von 8 bis 9 e. Ml. Radius hören kann. Aus dem Kessel des Wassersturzes entsteigen beständig Wolken von Wasserstaub von 200 bis 300 Fuß Höhe, welche die gewöhnlichen prismatischen Farben zeigen und in verdichteter Form als leichter Regen herabfallen. — Das erwähnte Werk von Don Ramon Lista schildert die Reise den Paraná hinauf von dem Zusammenfluß mit dem Tacuary, sodann verschiedene kleinere Reisen in das Gebiet der Missionen, auch País de los Pinares genannt, den nördlichen Punkt des argentinischen Mesopotamien, ferner die Reise von Posadas (Itapua gegenüber) nach Concepcion und San Javier am Uruguay und eine Strecke weit landeinwärts den Nean-guazú, Piray-guazú und Piray-mini, die östlichen Zuflüsse des Paraná, hinauf; endlich die Fahrt den J-guazú oder Curitiba, die nördliche Grenze des Missions-Gebietes, hinan bis zu seinem großen Fall. Das Werk erschließt die Kunde eines Gebietes, welches, trotz der wertvollen Arbeiten und Forschungen von Bonpland, de Moussy und Peyret, doch seither beinahe noch unbekannt geblieben ist, schildert namentlich die geologischen, orographischen und hydrologischen Verhältnisse jener Länder, in denen noch Millionen von rührigen europäischen Kolonen Raum hätten, und gibt erschöpfende Auskunft über Pflanzen- und Tierwelt, Boden, Klima und die Aussichten des Ackerbaues. Einige gute Karten und Illustrationen erhöhen noch den Wert dieses höchst interessanten und gehaltvollen Werkes.

Litteratur.

Meyer, Dr. Hans, Eine Weltreise. Plaudereien aus einer zweijährigen Erdumsegelung. Mit 120 Abbildungen und Plänen, einer Erdkarte und einem Anhang: „Die Igorroten". Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1885. — Das vorliegende Werk eines feingebildeten, jungen deutschen Gelehrten wendet sich an den großen Leserkreis der Gebildeten, worin es auch mit entschiedenem Interesse willkommen geheißen werden wird. Reisen um die Welt sind heutzutage nichts so Ungewöhnliches mehr, wie vor 50—60 Jahren, aber sie werden mit noch größerer Begierde und Teilnahme gelesen, zumal wenn sie, wie die vorliegende, einfach, naiv, anschaulich und mit großer Frische in einem anmutigen Plauderton erzählt werden, und dies gerade ist einer der augenfälligsten Vorzüge des vorliegenden Buches. Der Verfasser, ein Enkel (?) jenes rühmlichst bekannten unternehmenden Verlegers Josef Meyer, welcher einst das Bibliographische Institut in Hildburghausen, nun in Leipzig, gründete und eine Reihe von hochverdienten litterarischen Unternehmungen (die Meyer'schen Konversationslexika, Meyer's Handatlas, Meyer's Reisehandbücher, Universum u. s. w.) ins Leben rief, schildert hier die „große Tour", welche er im Oktober 1881 von Leipzig aus zur Vollendung seiner Ausbildung antrat. Er reiste über Wien und die Donau hinab nach Konstantinopel, Athen, Smyrna, Beirut, Damaskus, Jerusalem, nach Kairo, befuhr den Nil bis Luxor und setzte nach kurzem Aufenthalt in Kairo seine Reise durch den Suezkanal über Suez nach Bombay fort, besuchte Ceylon, segelte von da nach dem dichtbevölkerten und hochinteressanten Java, das er in verschiedenen Richtungen durchreiste, ging von da nach Singapur und Manila, verweilte länger auf Luzon und bereiste dessen Inneres, um die Stämme der Igorroten, die er in einem besonderen Anhang eingehend beschreibt, der Guinanen und Tinguianen kennen zu lernen. Von Manila begab er sich hinüber nach China, besuchte Hongkong und Schanghai und ging nach Japan, wo er einen längeren Aufenthalt nahm, Nagasaki, Osaka, Jokohama, Hakone, Nikko und Tokio besuchte, und fuhr dann über den Stillen Ozean nach San Francisco hinüber, wo er sich zu-

nächst mit dem Westen von Amerika vertraut machte. Mit der Pacificbahn reiste er sodann über die Salzseestadt nach Omaha, von hier nach St. Louis, von da mit der Eisenbahn nach Vicksburg und von hier bis New-Orleans, von wo unser Weltumsegler nach kurzem Aufenthalt einen kleinen Abstecher nach Mexiko hinüber, nämlich zur See nach Veracruz und von da mittelst der höchst malerischen mexikanischen Eisenbahn nach der Hauptstadt Mexiko und nach dem Städtchen Amekameka, am Fuß des Popokatepetl, machte. Von Veracruz nahm Dr. Meyer seinen Rückweg über die Habana, von wo er Ausflüge in die Umgebung, nach der Tropfsteinhöhle bei Matanzas, nach den großen Zuckerplantagen bei Union ꝛc. machte, und fuhr dann nach dem Hafenstädtchen Cedar Key an der Küste von Florida, von wo die Weiterreise nordwärts über Savannah nach Washington angetreten wurde, um nach kurzem Aufenthalte daselbst über Baltimore nach New-York zu dampfen; diese Stadt ward gründlich kennen gelernt, auf einem Ausflug auch noch Saratoga und der Niagara besucht, dann ging es noch nach Kanada hinüber bis Montreal und von da nach New-York zurück, von wo unser Reisender am 30. Mai 1883 mit der „Werra" die Heimreise nach Europa antrat, dessen Boden er am 10. Juni in Bremerhaven nach einer Abwesenheit von mehr als 20 Monaten wieder betrat. Wir können dem Verfasser bezeugen, daß sein Buch den Leser ebenso angenehm zu fesseln wie reich zu belehren vermag, denn er gibt uns die vielfachen Eindrücke, welche er auf dieser Reise um die Welt gehabt hat, in ebenso unterhaltender und anschaulicher Weise wie anziehender Frische wieder, und die reiche Illustration nach guten Photographien macht durch die Verbindung von Bild und Wort das Buch noch ansprechender und lehrreicher, so daß es sich in allen gebildeten Familien ein Heimatrecht verschaffen wird. Der Anhang über die Igorroten, einen der wenigen übrig gebliebenen Stämme der Urbewohner der Philippinen, ist eine sehr hübsche, und belehrende ethnographische Monographie über ein dem Untergang geweihtes ostasiatisches Urvolk.

Berg, Graf Fr., Tagebuchblätter aus der Krimm. Reval, Frz. Kluge, 1885. — Der hochgebildete Verfasser, welcher sich als ein tüchtiger Geognost, Naturforscher und rationeller Landwirt zu erkennen gibt, schildert in der vorliegenden, anschaulichen und anziehenden Schrift einen mehrwöchentlichen Frühlings-Ausflug von Dorpat nach der so interessanten und noch verhältnismäßig wenig bekannten Krimm, worin er dem Leser nicht nur eine Fülle lehrreicher und denkwürdiger Notizen über Land und Leute des inneren und südlichen Rußlands, sondern auch sehr lebendige und frische Schilderungen über Landschaft, Boden, Klima, Einwohner, Landwirtschaft, Weinbau, geognostische und geologische Verhältnisse der Krimm, ihre Altertümer und Ruinen aus früherer und neuerer Zeit ꝛc. darbietet. Besonders anziehend war uns die Darstellung der Zustände der deutschen Kolonisten in Südrußland und der Krimm und die Besprechung des Wolost oder der Dorfgemeinschaft, welche nach der Aufhebung der Leibeigenschaft eingeführt wurde, und ihres den Aufschwung der Landwirtschaft hemmenden Einflusses. Die kleine Schrift ist eine dankenswerte Bereicherung unserer geographischen Litteratur über Rußland.

Sueß, Eduard, Das Antlitz der Erde. Erste und zweite Abteilung (I. Band). Mit Abbildungen und Kartenskizzen. 779 S. Lexikon-Oktav. Prag und Leipzig, F. Tempsky und G. Freytag. 1883—85. — Mit dieser zweiten Abteilung liegt uns nun der erste Band eines Werkes vollständig vor, welches wir als wirklich Epoche-machend und in seiner Art einzig bezeichnen dürfen, als eine der wertvollsten Bereicherungen unserer wissenschaftlichen und als eine einzige Perle unserer deutschen Litteratur, welchem keine andere Nation ein ähnliches Werk an die Seite zu setzen hat. Wir erhalten in diesem Werk das erste Handbuch einer vergleichenden Geologie der ganzen Erde und ihrer Oberfläche, die Arbeit eines ganzen wohlgenützten Lebens, das Ergebnis einer seltenen Belesenheit und gründlichen Fachbildung. Die Gestaltung der Erde, wie sie sich nach allen den auf ihr und mit ihr vorgegangenen Bewegungen ergeben hat, eingehend und anschaulich zu schildern und wissenschaftlich zu begründen, ist der Zweck des vorliegenden, auf mehrere Bände berechneten Werkes, dessen erste Abteilung sich zunächst mit den Bewegungen in dem äußeren Felsgerüste der Erde befaßt und die Sintflut, die einzelnen Schüttergebiete und Dislokationen, die Vulkane und die Verschiedenartigkeit der Bewegungen schildert. Der zweite Teil ist der Einzelschilderung der Gebirge der Erde gewidmet und beschreibt zunächst das nördliche Vorland und dann die Leitlinien des Alpensystems, die adriatische Senkung, das Mittelmeer, die große Wüstentafel, das gebrochene indische Festland, die indischen Schaarungen, die Beziehungen der Alpen zu den asiatischen Gebirgen u. s. w. Dann kommen Südamerika mit seinem Gebirgssystem, die Antillen und Nordamerika und endlich noch die Kontinente der alten und neuen Welt, ihr Alter, ihre Faltungen und Konfigurationen ꝛc. In großartigen und höchst anschaulichen Zügen entwickelt der berühmte geistvolle Verfasser vor den Augen des Lesers das Bild der Erdoberfläche und ihrer Entwickelung und begrenzt und vertieft dasselbe in einer Weise, wie es vor ihm noch kein Geolog und Naturforscher, selbst nicht Alex. v. Humboldt, gethan hat. Dieses klassische Werk wird nach seiner Vollendung eine neue Aera in der Erdkunde eröffnen und unser künftiges Wissen von der Erde unendlich klarer, einfacher und faßlicher machen, als es seither der Fall war. Wir gedenken daher nach seiner Vollendung noch eingehend darauf zurückzukommen.

Stockhorn, O. v.: Um's Nordkap. Eine Sommerfahrt. Mit drei Ansichten in Lichtdruck. Heidelberg, C. Winter's Universitäts Buchhandlung. 1885. — Der Verfasser schildert in lebendiger und empfindungsvoller Weise den hohen Genuß, welchen ihm die großartigen Naturschönheiten der norwegischen Meeresküste und ihrer Fjords auf einer Fahrt vom Rhein nach Christiania, Drontheim und dem Nordkap bis Vadsö und auf der Rückreise über Bergen nach Sylt bereiteten. Ohne sich eingehender mit der naturgeschichtlichen Erforschung der Wunder und Eigentümlichkeiten der norwegischen Meeresküsten abzugeben, versteht Herr v. Stockhorn doch, das Erschaute anschaulich und anregend zu schildern, und so wird das hübsche kleine Buch mit den photographischen Ansichten vom Nordkap, von Tromsö und Vadsö sowohl denjenigen interessieren, welcher dieselbe Reise schon gemacht hat und seine Erinnerungen wieder auffrischen will, wie denjenigen, der diese Reise beabsichtigt und sich daraus über die Anordnung einer solchen belehren will.

Neuster Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Franz Grillparzers Lebensgeschichte

von

Heinrich Laube.

Mit dem Porträt des Dichters in Stahlstich.

8°. VIII und 177 Seiten. M. 4.— Elegant gebunden M. 5.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 14. Stuttgart, 6. April. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Afrikanische Konferenz in Berlin. Nach den offiziellen Quellen von Artillerie-Hauptmann E. Böttticher. (Fortsetzung und Schluß.) S. 261. — 2. Ein Handelsbild aus Mittelasien. (Schluß.) S. 266. — 3. Untersuchungen über die Gewitter in Belgien 1879. Von Dr. Klein. S. 269. — 4. Ostern im Lichte der Völkerkunde. Vom Nordgestade des Pontus. (Fortsetzung.) S. 272. — 5. Die norwegischen Fjorde. Von F. A. F. (Fortsetzung.) S. 276.

Die Afrikanische Konferenz in Berlin.

Nach den offiziellen Quellen[1] von Art.-Hauptmann E. Böttticher.

(Fortsetzung und Schluß.[2])

Mit Recht hatten Italien und Amerika schon in der zweiten Konferenzsitzung auf die Notwendigkeit hingewiesen, das Verderben, welches das „Feuerwasser" über die amerikanischen Eingeborenen gebracht hat, von den afrikanischen fernzuhalten. Der Vorschlag, die Einfuhr spirituöser Getränke in das Kongo-Becken zu erschweren, mußte jedoch notwendig auf Schwierigkeiten stoßen. Es lag doch ein gar zu großer Widerspruch darin, wenn die Konferenz, die eben erst den Grundsatz der Handelsfreiheit verkündet hatte, nun selbst zu Beschränkungen überging. Darum wollte sie es dem in Zentralafrika entstehenden Staatswesen überlassen, die erforderlichen Maßregeln selbständig zu treffen, und begnügte sich, in ihrer 6. Gesamtsitzung (22. Dezember) folgenden Beschluß in das Protokoll aufzunehmen: „In dem Bestreben, die eingeborene Bevölkerung gegen die aus Mißbrauch geistiger Getränke entstehenden Uebel zu schützen, erklären die auf der Konferenz vertretenen Mächte ihren Willen zu Protokoll, Schwierigkeiten, die in diesem Punkte entstehen könnten, in gegenseitigem Einverständnis derart zu regeln, daß die Forderungen der Humanität mit den Handelsinteressen, soweit letztere hier berechtigt sein können, versöhnt werden."

Die deutsche Regierung knüpfte an ihre Zustimmung den Vorbehalt, es dürfe diese Erklärung niemals den Vorwand zu beschwerenden Maßregeln abgeben, denn die Bestimmungen über die Handelsfreiheit im Kongo-Becken verlören völlig ihren Wert, sobald man den verschiedenen Staaten das Recht einräume, über den Handel der anderen eine Aufsicht zu führen.

Die Versammlung beriet darauf einen englischen Vorschlag: „Gemäß den Grundsätzen des Völkerrechtes, welche von den hohen Vertragsmächten anerkannt sind, ist der Sklavenhandel und das Gewerbe, welches die Neger demselben überliefert, verboten, und es ist die Pflicht aller Nationen, beides nach Möglichkeit zu unterdrücken." Das bisher geltende Völkerrecht verbot nur den Sklavenhandel zur See, nicht den zu Lande, der die Sklaven herbeischaffte. Englands Vorschlag enthielt also, wie der deutsche Bevollmächtigte hervorhob, thatsächlich die Einführung eines neuen Grundsatzes in das Völkerrecht, und der Akt, welcher dafür gesondert beansprucht wurde, sollte, wie der französische Bevollmächtigte erinnerte, nicht nur in den Gegenden, mit welchen sich die Konferenz beschäftigte, sondern in der ganzen Welt anwendbar sein. Der geforderte Beschluß war mithin von der allergrößten Tragweite, und die Mehrzahl der Bevollmächtigten wünschte darum Verhaltungsvorschriften einzuholen. Somit mußte dieser Vorschlag der Kommission überwiesen werden. Ein paralleler, aber noch weiter gehender amerikanischer Vorschlag, der die Staaten „verpflichten" wollte, Sklavenhändlern kein Asyl zu gönnen, griff offenbar in die Hoheitsrechte und die Verwaltungs-

[1] Die im „D. R.-A." im französischen Wortlaut veröffentlichten Sitzungsprotokolle.

[2] „Ausland" 1885, Nr. 4 und 13.

selbständigkeit der meisten Staaten ein und warb im Grunde wohl nur um die Liebe der Millionen schwarzer Wähler zu Hause. Die United States würden übrigens wohl thun, gewissen noch viel fluchwürdigeren Mädchenhändlern das Asyl zu entziehen und so das scheußliche Treiben derselben in Europa und in der übrigen Welt zu verhindern.

Ein merkwürdiges Zwischenspiel war das plötzlich erwachte Interesse einiger Staaten für Hoheitsrechte des Sultans von Sansibar auf das Gebiet zwischen seinem Lande und dem Tanganika-See. Frankreich, England und in dessen Gefolgschaft selbstredend Portugal versuchten, durch nachträgliche Textänderung des Artikels I. der „Erklärung der Handelsfreiheit" eine Einschränkung des konventionellen Kongo-Beckens herbeizuführen, indem sie geltend machten, ganz kürzlich erfahren zu haben, der Sultan von Sansibar beanspruche alles Land östlich vom Tanganika-See. Der heimliche leitende Gedanke war die Absicht, durch die Berücksichtigung des Einspruchs des Sultans eine indirekte Anerkennung seiner Ansprüche herbeizuführen. Das Ansinnen scheiterte an dem entschiedenen Widerspruche Deutschlands. Die richtige Beleuchtung hat dieser Vorgang für uns erst jetzt durch den vom 27. Februar curr. datierten kaiserlichen Schutzbrief für die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" erhalten, worin auf die im November und Dezember vorigen Jahres mit den Herrschern von Usagara, Nguru, Useguha und Ukami abgeschlossenen (jenen Mächten natürlich nicht unbekannt gebliebenen) Verträge hingewiesen ist. Also noch im Dezember, als deutsche Privatunterhändler dort thätig waren, versuchte England (natürlich die Seele auch dieser Intrigue) diese Gebiete dem Sultan von Sansibar in die Hände zu spielen.

Die Wetterkunde, diesmal nicht die politische, beschäftigte die Versammlung infolge eines Antrages des russischen Bevollmächtigten, die Konferenz wolle zu Gunsten der Internationalen Kommission für Meteorologie protokollarisch ihre Absicht ausdrücken, die Errichtung einer meteorologischen Station in den oberen Kongo-Gegenden zu erleichtern. Die hohe Versammlung willigte ein.

Der dritte Punkt der Tagesordnung war die schwierige Frage einer Neutralisierung des Kongo-Beckens. Wie aus dem Artikel XIII der Kongo-Akte und VIII der Niger-Akte ersichtlich ist, hatte dieser Gedanke die Konferenz bereits beschäftigt, und der amerikanische Bevollmächtigte hatte vorgeschlagen, ähnliche Bestimmungen, wie die genannten Artikel sie enthalten, für das gesamte Kongo-Becken zu treffen. Auf Grund dessen legte nun das Präsidium der Konferenz den von einem besonderen Ausschuß entworfenen „Zusatzartikel zur Erklärung über die Handelsfreiheit" vor, welchen die Beilage I zum Protokoll Nr. 6 („D. R.-A." 1885, Nr. 5) enthält, und begleitete diese (später mehrfach veränderte und deshalb hier nicht mitgeteilte) Vorlage mit folgenden Worten:

„Die Kaiserliche Regierung stellt mit Befriedigung die Thatsache fest, daß die Konferenz nach langen und emsigen Beratungen zum Einverständnis über einen großen Teil des ihr unterbreiteten Programms gelangt ist. In Wahrheit sichern die in der Erklärung der Handelsfreiheit im Kongo-Becken und in der Kongo- und Niger-Schifffahrtsakte aufgestellten Grundsätze dem Handel aller Nationen freien Eingang in einen ausgedehnten Teil des afrikanischen Kontinents. Wenn aber diese einmütig angenommenen Grundsätze wirklich die Früchte tragen sollen, welche wir uns davon versprechen, müssen dieselben nach der Ansicht der deutschen Regierung mit einer sie ergänzenden Sicherheit bekleidet werden, welche die Handelsunternehmungen ermutigt, indem sie ihnen gegen Kriegsgefahr den Schutz des internationalen Rechtes gewährt. Diese Gewährleistung wäre dadurch geschaffen, daß die Mächte sich gegenseitig verpflichteten, in Kriegszeiten die Feindseligkeiten nicht auf das Gebiet des Kongo-Beckens auszudehnen. Diese Verbindlichkeit würde nur die Vervollständigung der von der Konferenz bereits getroffenen Anordnungen sein. Mangels Sicherheit gegen Kriegsgefahr würde den in diesen Ländern zu gründenden Anstalten die Hauptbedingung für den Erfolg fehlen, nämlich das Vertrauen auf die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und auf die Sicherheit der erworbenen Rechte. Aus diesen Gesichtspunkten hat die kaiserliche Regierung den von dem Herrn Bevollmächtigten der Vereinigten Staaten von Amerika eingebrachten Vorschlag zur Neutralisierung des Kongo-Beckens mit lebhafter Befriedigung begrüßt. In den Ausführungen, welche seinen Vorschlag begleiten, hat Herr Kasson dargelegt, welche Gefahren die Handeltreibenden und ihre Unternehmungen laufen, wenn die Mächte sich nicht zur Neutralisierung des Kongo-Beckens verstehen sollten. In der That bieten die Verhältnisse, unter denen Zentralafrika jetzt der Kultur geöffnet wird, manche Aehnlichkeit mit den ersten Zeiten der Geschichte der amerikanischen Union. Es würde also sehr wohl angebracht sein, den Rat zu benutzen, der von der Regierung eines Landes ausgeht, das so sehr unter den Kriegen zwischen den europäischen Mächten und unter dem Verhalten der Eingeborenen gelitten hat. Die deutsche Regierung ist bereit, dem amerikanischen Vorschlage zuzustimmen."

Die Beratung des Vorschlages war für diesmal unausführbar. Schon die Vorbesprechung ergab Schwierigkeiten, die ohne Rückfrage bei den Regierungen nicht lösbar waren und teils in der Auffassung von der praktischen Tragweite der Ausdrücke Neutralität und Neutralisation, teils in der Sorge um die Souveränität beruhten. Dazu trat die Unsicherheit, welchen Ausgang die wegen Anerkennung des neuen Kongo-Staates und Abgrenzung der portugiesischen und französischen Erwerbungen schwebenden Verhandlungen nehmen würden. Die Beratung wurde deshalb vertagt.

Die 7. Gesamtsitzung (7. Januar 1885) war von nur halbstündiger Dauer. Die hohe Versammlung nahm die von ihrer Kommission beratene „Erklärung über den

Sklavenhandel" in nachfolgendem Wortlaut an: „Da in Uebereinstimmung mit den völkerrechtlichen Grundsätzen, wie solche von den Vertragsmächten anerkannt sind, der Sklavenhandel verboten ist und die Unternehmungen, die zu Lande oder zur See dem Handel Sklaven liefern, ebenfalls als verboten betrachtet werden müssen, so erklären die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Einfluß im Gebiet des konventionellen Kongo-Beckens ausuben oder ausüben werden, daß dieses Gebiet weder als Markt noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sklaven, gleichviel von welcher Rasse, benutzt werden darf. Jede dieser Mächte verpflichtet sich, alle ihr möglichen Mittel aufzubieten, um diesem Handel ein Ende zu machen, und diejenigen, welche sich mit ihm beschäftigen, zu bestrafen."

Der Präsident befragte darauf die Versammlung, ob sie in die Beratung des ihr mitgeteilten Entwurfes zur „Erklärung über die Förmlichkeiten, welche zu beobachten sind, damit neue Besitzergreifungen an den afrikanischen Küsten als zu Recht bestehend angesehen werden", eintreten wolle. Der englische Bevollmächtigte, der, wie erwähnt, bei Eröffnung der Konferenz ohne nähere Verhaltungsvorschriften für diesen Teil des Programms war, besaß solche auch jetzt am 7. Januar noch nicht. Das Kabinet Gladstone hatte keine Eile. Dadurch wurden die Arbeiten der Konferenz völlig unterbrochen. Erst am 28. Januar konnte die Kommissionsberatung des obengenannten Entwurfes beginnen, worauf derselbe am 31. Januar in der 8. Gesamtsitzung der Konferenz in nachstehender Fassung angenommen wurde.

„Erklärung über die wesentlichen Bedingungen, welche erfüllt werden müssen, damit neue Besitznahmen auf den Küsten des afrikanischen Kontinents als wirklich geschehen betrachtet werden.

I. Die Macht, welche von nun an ein außerhalb ihrer gegenwärtigen Besitzungen gelegenes Gebiet auf den Küsten des afrikanischen Kontinents an sich nehmen, oder, bis jetzt besitzlos, ein solches erwerben wird, und desgleichen die Macht, welche dort eine Schutzherrschaft aufrichten wird, soll die betreffende Handlung mit einer an die anderen Unterzeichner der vorliegenden Akte gerichteten Anzeige verbinden, um dieselben in Stand zu setzen, gegebenen Falls ihre Einsprüche geltend zu machen.

II. Die Vertragsmächte anerkennen die Verpflichtung, in den von ihnen auf den Küsten des afrikanischen Kontinents besetzten Gebieten das Vorhandensein einer Autorität zu sichern, welche hinreicht, die erworbenen Rechte zu schützen und die Freiheit des Handels und des Durchgangsverkehrs, wo sie statthaft, genau so wie sie festgesetzt worden, aufrecht zu erhalten."

Die Zweckmäßigkeit einer Beschränkung dieser Vorschriften auf die Küsten war nicht unbestritten. England wollte in der Kommission die Geltung derselben für den ganzen afrikanischen Kontinent durchsetzen und verlangte noch die Bestimmung, daß die Anzeige an die Mächte eine annähernde Feststellung der Grenzen des besetzten oder beschützten Gebietes enthalten müsse. Die Kommission entschied sich aber gegen das englische Verlangen, weil dadurch die Gefahr von Verwickelungen geschaffen würde. Der § 2 bestimmt das Minimum der Verpflichtungen, die dem besetzenden oder beschützenden Staat obliegen. Es wurde ausdrücklich betont, daß den Mächten überlassen bleibe, nach Befinden ihre Anerkennung noch an andere Bedingungen zu knüpfen. Eine exzentrische Bemerkung gab der amerikanische Bevollmächtigte zu Protokoll: „Das moderne internationale Recht verfolgt mit Festigkeit eine Richtung, die zur Anerkennung des Rechts der eingeborenen Rassen führt, frei über sich selbst und den väterlichen Boden zu verfügen. Im Einklang mit dieser Richtung würde meine Regierung gerne einer erweiterten Regel beitreten, welche grundsätzlich die freiwillige Zustimmung der Eingeborenen, deren Land in Besitz genommen wird, in's Auge faßt, sofern dieselben das Zugreifen nicht herausgefordert haben." Natürlich ward diese Erklärung mit der Kritik des Präsidenten, daß dieselbe an kitzliche Fragen rühre, über welche die Konferenz sich nicht äußern könne, erledigt. (Die amerikanische Regierung hat ja den Indianern gegenüber reiche Gelegenheit zur Bethätigung so praktischer Ideen!) Mit der Feststellung dieser Minimal-Bedingungen für neue Besitznahmen war das ursprüngliche Konferenzprogramm erschöpft. Es verblieb also nur die Beratung der im Laufe der Verhandlungen hinzugetretenen Neutralitätsfrage und die Beratung der Form für die Zusammenfassung der Konferenzbeschlüsse. Letztere Angelegenheit wurde einer Kommission überwiesen.

Der Neutralitätsfrage konnte man natürlich nicht näher treten, so lange die Unsicherheit über die Besitzverteilung im Kongo-Becken und über die Anerkennung des neuen Kongo-Staates, welchen die „Internationale Kongo-Gesellschaft" aufgerichtet, fortdauerte. Wir setzen Geschichte und Charakter dieser Gesellschaft wohl mit Recht als bekannt voraus. Schon im Jahre 1877 nach Stanley's Rückkehr unter dem hochherzigen und opferwilligen Schutze des Königs der Belgier gegründet, hat sie seitdem ein vom Kongo durchströmtes Gebiet erworben, das sich von Nord nach Süd etwa 150, von West nach Ost etwa 250 geogr. Ml. ausdehnt. Sie wurde zur Förderung gemeinsamer Wohlfahrt, nicht zur Erzielung privaten Gewinns errichtet, unterscheidet sich wesentlich von allen Handelsgesellschaften und wurde von den Vereinigten Staaten von Amerika zuerst (22. April 1884) als ein Staat, der eine blaue Flagge mit einem goldenen Stern in der Mitte führt, anerkannt. Mit der Anerkennung folgten Deutschland am 8. November desselben Jahres, England am 16. Dezember, Italien am 19. Dezember, Oesterreich-Ungarn am 24. Dezember, Niederlande am 27. Dezember, Spanien am 7. Januar, Frankreich und Rußland am 5. Februar, Schweden und Norwegen am 10. Februar, Portugal am 14. Februar, Dänemark und Belgien am 23. Februar. Es liegt nicht im

Rahmen dieser Arbeit, dem Gang der politischen Unterhandlungen, welche den Abschluß der Konferenz-Arbeiten so lange verzögerten und in Frage zu stellen schienen, zu folgen. Natürlich, liest man das Protokoll der 9. und vorletzten Gesamtsitzung vom 23. Februar d. J., so erblickt man auf der Konferenz „ein einig Volk von Brüdern", denen nichts so sehr am Herzen gelegen, als einer vor dem andern den goldenen Stern im blauen Felde anzuerkennen. In Wahrheit war die Ausgleichung der verschiedenen Interessen, zumal die Feststellung der Grenzen zwischen dem neuen Staat und den französischen und portugiesischen Besitzungen, eine überaus schwierige; namentlich das kleine Portugal war überaus anspruchsvoll und hartnäckig, und die böse Welt zeigt mit Fingern auf den, der im Souffleurkasten saß. War es doch England, welches mit Portugal jenen Vertrag hatte schließen wollen, der das Mündungsgebiet des Kongo in portugiesischen Besitz bringen sollte, so daß portugiesische Zölle alle anderen Gebietserwerbungen an diesem Strome entwertet und für den Handel nutzlos gemacht haben würden. Deutschland war es, das zuerst erklärte, es würde einen solchen Vertrag nicht anerkennen und dessen Folgen für den Handel seiner Angehörigen nicht dulden. Infolge dieser Erklärung war der Vertrag nicht in Kraft getreten. Das wurmte natürlich die in ihrem Eigennutz gekränkten Kabinette und sie suchten nun ihr Ziel auf Umwegen zu erreichen. Zunächst thaten sie bekanntlich alles, um die Konferenz zu hintertreiben, dann suchten sie dieselbe zu versumpfen, und wie hätte sich Herr Gladstone gar gefreut, in Ermangelung des Steins der Weisen das Steinchen der Medea zu finden. Zum Glück für die Welt war Herr Gladstone auf dem Holzwege, als er von den alten punischen Künsten der englischen Politik den alten Erfolg erwartete. Die Saat der Zwietracht wollte nicht aufgehen. Der Kongo-Staat ist aber doch geschädigt worden; denn obwohl nun Portugal (will sagen England) die Kongo-Mündungen nicht beherrscht und sein Besitz dem Regime der Handelsfreiheit unterworfen ist, trennt es doch den ungeheuren Binnenstaat vom Ozean. Die Abgrenzung der französischen Ansprüche ließ nur die zwischen Chiloango und Kongo gelegene etwa 100 Km. lange Küste frei, nachdem schon Portugal die Hand auf die Küste südlich der Kongo-Mündung und auf alles Land zwischen dem Meere und dem Kuango, einem Nebenflusse des Kongo, gelegt hatte. Dies Gebiet ist schon mehr als dreimal so groß wie Portugal selbst und hat eine 150 geogr. Ml. lange Küste, trotzdem geizte diese Macht auch nach jenem naturgemäß dem Kongo-Staat gebührenden Küstenstrich. So ist es gekommen, daß der goldene Stern im blauen Felde nur durch eine sehr schmale Lücke auf den Ozean blickt. Nur in der winzigen Ausdehnung von 40 bis 50 Km. ist ihm die Küste nördlich der Kongo-Mündung zu Teil geworden. Am Cabo Lombo (südlich der Cabinda-Bay, nahe Ponta Vermelha) beginnt wieder portugiesisches Gebiet, dessen Grenzen in der am 14. Februar endlich abgeschlossenen Konvention zwischen Portugal und der Internationalen Kongo-Gesellschaft (vergl. Anlage 1 zum Konferenzprotokoll Nr. 9) wie folgt bestimmt sind: die Parallele von Cabo Lombo bis zum Meridian des Zusammenflusses von Culacalla und Luculla; dieser Meridian selbst bis zum Luculla; der letztgenannte Fluß bis zu dessen Mündung in den Chiloango (Luango Luce), der die Grenze gegen den französischen Nachbar bildet. Ein Blick auf die Karte läßt erkennen, daß nur das Festhalten an den Tendenzen des gescheiterten Vertrages Portugal auf dem Besitz dieses kleinen, isolierten, aber dem Kongo-Staat im Wege liegenden Objektes bestehen ließ. Englische Ränke! Der Hauptmasse des portugiesischen Gebietes ist folgende Begrenzung gegen den Kongo-Staat gegeben: der Lauf des Kongo von der Mündung bis zur Vereinigung mit dem Uango-Uango; der Meridian dieses Punkts bis zur Parallele von Noqui; diese Parallele bis zum Kuango; der Lauf dieses Flusses als Ostgrenze. Dieses Gebiet ist von West nach Ost 30 bis 60, von Nord nach Süd 150 geogr. Ml. groß. — Die Konvention zwischen Frankreich und der Internationalen Kongo-Gesellschaft (vgl. ebenfalls Anlage 1 des Konferenzprotokolls Nr. 9) setzte folgende Abgrenzung fest: der Chiloango vom Ozean bis zu seiner nördlichsten Quelle; die Wasserscheide zwischen Niadi-Quillou und Kongo bis jenseit des Meridians von Manyanga; eine dem Terrain möglichst anzupassende Linie zwischen der Station Manyanga und dem Katarakt Ntombo Mataka; der Kongo bis Stanley-Pool; die Mittellinie des Stanley-Pool; der Kongo bis zu einem oberhalb der Licona-Nkundja-Mündung zu bestimmenden Punkt; von diesem Punkt eine Linie bis zum 17.° ö. L. von Gr., die möglichst der Wasserscheide des Licona Nkundja-Beckens folgt, welches zu den französischen Besitzungen rechnet; der 17.° ö. L. von Gr. Dies nördlich bis zum 1.° n. Br. reichende Gebiet ist von West nach Ost 60 bis 120, von Nord nach Süd 90 geogr. Ml. groß.

Nachdem die Konferenz in ihrer 9. Gesamtsitzung (23. Februar) von einem vom 23. Februar datierten Schreiben der „Internationalen Kongo-Gesellschaft", welche den glücklichen Abschluß ihrer Unterhandlungen und die erfolgte Anerkennung ihres neu errichteten Staates und seiner Flagge durch die Konferenzmächte[1] offiziell anzeigte, Kenntnis genommen hatte, unterzog sich dieselbe der Beratung des von der Kommission ausgearbeiteten Entwurfes, durch welchen der neue Staat für neutral erklärt werden sollte, und nahm denselben in nachstehendem Wortlaut an:

„Neutralitäts-Erklärung für die im konventionellen Kongo-Becken inbegriffenen Gebiete.

„Um Handel und Gewerbe eine neue Gewähr der Sicherheit zu geben und durch Erhaltung des Friedens die Entwickelung der Zivilisation in den im Art. I genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit ge-

[1] Mit Ausnahme der Türkei.

stellten Ländern zu begünstigen, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und diejenigen, welche demselben für die Folge beitreten, die Neutralität der zu den genannten Gegenden gehörigen Gebiete oder ihrer Teile, einschließlich ihrer Gewässer, so lange zu achten, als die Mächte, welche Hoheitsrechte oder Schutz in diesen Gebieten ausüben oder ausüben werden, in Benutzung des Rechts, sich neutral zu erklären, die Pflichten erfüllen, welche die Neutralität auflegt.

„In dem Falle, daß eine Macht, welche Hoheitsrechte oder Schutz in den im Art. I. genannten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Ländern ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, verpflichten sich die hohen Unterzeichner dieses Vertrages und diejenigen, welche ihm für die Folge beitreten, ihren Einfluß aufzuwenden, damit die dieser Macht gehörigen und in die konventionelle Zone der Handelsfreiheit einbegriffenen Gebiete mit gemeinsamem Einverständnis dieser Macht und der anderen kriegführenden Partei oder Parteien für die Dauer des Krieges unter die Geltung der Neutralität gestellt und als zu einem nicht kriegführenden Staate gehörig angesehen werden; die kriegführenden Parteien sollen von da an darauf verzichten, die Feindseligkeiten in die auf diese Art neutralisierten Gebiete zu tragen, sowie darauf, diese als Basis für Kriegsoperationen zu benutzen.

„In dem Falle, daß sich anläßlich oder innerhalb der im Art. I aufgeführten und unter die Geltung der Handelsfreiheit gestellten Gebiete eine ernste Meinungsverschiedenheit unter den Mächten, die diesen Vertrag unterzeichnet haben oder demselben für die Folge beitreten, erhebt, verpflichten sich diese Mächte, bevor sie zu den Waffen greifen, die Vermittelung einer befreundeten Macht oder mehrerer anzurufen. Für denselben Fall behalten sich die Mächte vor, freiwillig zu dem Verfahren eines Schiedsspruches Zuflucht zu nehmen."

So war der Schlußstein gelegt zu einem höchst merkwürdigen Werk. Die Geschichte weiß nur von Staaten zu erzählen, welche sich organisch aus kleinen Anfängen heraus entwickelt haben. Zum ersten Mal ist nun ein Staat auf dem Papier geschaffen worden, gleichsam ein Skelett. Wir stehen also einem höchst interessanten Versuche gegenüber.

Es bleibt noch einiges aus dieser Sitzung nachzutragen. Zwei Text-Aenderungen wurden angenommen: 1) In Art. I der Erklärung der Handelsfreiheit tritt an Stelle der Begrenzung des konventionellen Kongo-Beckens „durch den Tanganika-See" diejenige „durch die Wasserscheide der östlichen Zuflüsse des Tanganika-Sees". Das bedeutet das Gegenteil der von gewisser Seite zu Gunsten von Sansibar (!) geltend gemachten Tendenz einer Einschränkung des Gebietes der Handelsfreiheit. 2) In der Kongo-Akte war bestimmt, daß die Internationale Kommission 6 Monate nach Ratifikation der Akte zusammentreten sollte. Um ungebührlichen Verzögerungen aus verspäteter Ratifikation vorzubeugen, wurde abändernd festgesetzt, daß die Ernennung von fünf Delegierten für den Zusammentritt der Kommission genüge. — Allgemeine Bestimmungen über Revisions-Vorbehalt, Ratifikation und Beitritt nicht unterzeichneter Mächte, sowie die Feststellung der Form für die General-Akte, in welche, wie üblich, die Beschlüsse der Konferenz, nach gewissen Gesichtspunkten in Kapitel und Artikel geordnet, zusammengefaßt wurden, bildeten den Schluß der Verhandlungen der vorletzten Sitzung.

Am 26. Februar trat die Konferenz zu ihrer Schluß-Sitzung zusammen. Se. Durchlaucht Fürst Bismarck führte selbst den Vorsitz und hielt folgende denkwürdige Ansprache:

„Meine Herren! Nachdem nun unsere Konferenz nach langen und mühsamen Beratungen ihre Arbeiten beendet hat, stelle ich mit hoher Befriedigung fest, daß Dank Ihrem Bemühen und Dank dem versöhnlichen Geiste, der in unseren Unterhandlungen vorgewaltet hat, vollständiges Einverständnis über jeden Punkt des uns vorgelegten Programms hergestellt worden ist.

„Die Beschlüsse, welche wir nunmehr mit unserer Unterschrift bekräftigen wollen, sichern dem Handel aller Nationen freie Bahn bis in das Herz des afrikanischen Kontinents. Die Bürgschaften, welche die Handelsfreiheit im Kongo-Becken sichern, und die Gesamtheit der in der Kongo- und in der Niger-Schifffahrtsakte niedergelegten Anordnungen gewähren für Entwickelung und Sicherheit des Handels und der Industrie aller Nationen sehr günstige Vorbedingungen. In einer Reihe anderer Bestimmungen haben Sie Ihre Vorsorge für das sittliche und leibliche Wohl der eingeborenen Bevölkerung offenbart, und wir dürfen hoffen, daß diese von einem Geiste weisen Maßhaltens getragenen Grundsätze fruchtbar sein und dazu beitragen werden, diese Bevölkerung an den Kulturwohlthaten teilnehmen zu lassen.

„Die eigenartigen Zustände, welche in den von Ihnen den Handelsunternehmungen geöffneten weiten Gebieten obwalten, haben besondere Bürgschaften für die Erhaltung des Friedens und der öffentlichen Ordnung fordern lassen. In der That würde die Kriegsfurie einen ganz besonders verderbenbringenden Charakter annehmen, wenn die Eingeborenen dazu gebracht würden, in den Zerwürfnissen der Kulturmächte Partei zu nehmen. In richtiger Voraussehung der den Interessen des Handels und der Kultur aus dieser Möglichkeit erwachsenden Gefahren, haben Sie die Mittel gesucht, welche einen großen Teil des afrikanischen Kontinents den Wechselfällen der allgemeinen Politik entziehen und dort die nationale Nebenbuhlerschaft auf friedliche Mitbewerbung in Handel und Industrie beschränken.

„In demselben Geiste haben Sie Mißverständnissen und Streitigkeiten, zu denen neue Besitznahmen auf den afrikanischen Küsten Veranlassung geben könnten, vorbeugen wollen. Die Erklärung über die Förmlichkeiten

welche erfüllt werden müssen, wenn diese Besitznahmen als thatsächliche betrachtet werden sollen, führt eine neue Regel in das öffentliche Recht ein, die ihrerseits dazu beitragen wird, Ursachen zu Meinungsverschiedenheit und Streit aus den internationalen Beziehungen auszuscheiden.

„Der Geist gegenseitigen guten Einvernehmens, der Ihre Beratungen ausgezeichnet hat, überwog gleicherweise in den Unterhandlungen, welche außerhalb der Konferenz zur Lösung schwieriger Grenzfragen unter den Parteien stattgefunden haben, welche Hoheitsrechte im Kongo-Gebiete ausüben werden und infolge ihrer Stellung vornehmlich berufen sind, die Wächter des Werkes zu werden, welches wir in Vollzug setzen. Ich kann diesen Gegenstand nicht berühren, ohne den Ausdruck unserer Huldigung für die edlen Bemühungen Sr. Maj. des Königs der Belgier, des Begründers eines Werkes, das heute fast von allen Staaten anerkannt ist und das, wenn es sich befestigt, der Sache der Humanität kostbare Dienste wird leisten können.

„Meine Herren, ich bin von Sr. Maj. dem Kaiser und König, meinem erhabenen Herrn, beauftragt, Ihnen Seinen wärmsten Dank auszusprechen für den Anteil, welchen Jeder von Ihnen an der glücklichen Erfüllung der Aufgabe der Konferenz genommen hat. Ich erfülle eine letzte Pflicht, wenn ich dem Danke der Konferenz Ausdruck gebe, welchen dieselbe denen schuldet, die sich den schwierigen Kommissionsarbeiten unterzogen haben, vorzüglich dem Herrn Baron de Courcel und dem Herrn Baron Lambermont. Ebenso danke ich den Herren Delegierten für den wertvollen Beistand, welchen sie uns geliehen haben, und nicht minder dem Sekretariat der Konferenz, das durch die Genauigkeit seiner Arbeiten zur Erleichterung unserer Aufgabe beigetragen hat.

„Meine Herren, die Arbeiten der Konferenz werden wie alles Menschenwerk, verbessert und vervollständigt werden können, aber sie sind, wie ich hoffe, ein Markstein der fortschreitenden Entwickelung in den internationalen Beziehungen und schlingen ein neues Band der Gemeinschaft zwischen den Kulturvölkern."

Nun ergriff Graf Launay, der italienische Bevollmächtigte, als Doyen des diplomatischen Korps, das Wort und dankte im Namen der Versammlung dem Präsidium, vor allem „dem Urheber des Zusammentritts dieser Konferenz, dem Verfasser des Programms, welches die Grundlagen ihrer Beratungen bildete, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck, der aus der Ferne wie aus der Nähe den Arbeiten die beste Richtung zu geben gewußt hat." Graf Launay schloß mit einer Sr. Maj. dem Deutschen Kaiser und Seinem erhabenen Hause dargebrachten Huldigung und dem Danke für die wohlwollende Aufnahme der Bevollmächtigten.

Fürst Bismarck verkündete darauf den vom 26. Febr. datierten Beitritt der Internationalen Kongo-Gesellschaft zur „General-Akte der Berliner Konferenz" und es folgte die Unterzeichnung dieser Akte durch die Bevollmächtigten. Diese, wie üblich, in französischer Sprache abgefaßte Urkunde beginnt wie jeder Staatsvertrag: „Au nom de Dieu Tout-Puissant". Einer Einleitung, welche die beteiligten Staaten und ihre Beweggründe, die Bevollmächtigten und die Titel ihrer Beschlüsse aufführt, folgt der Wortlaut dieser Beschlüsse, mit deren Entstehung und Bedeutung wir uns im Vorstehenden beschäftigt hatten.

Ein Handelsbild aus Mittelasien.

(Schluß.)

Ueber die löbliche Polizei in Kuldscha habe ich von den Kaufleuten Wunderbares erzählen hören; man versicherte mich, daß die Polizeibeamten hier die Straßen streckenweise an privilegierte Diebe verpachten; der biedere Pächter soll, wenn er auf seiner Strecke stiehlt und abgefaßt wird, von der Polizei stets geschützt und nie dem Gerichte überliefert werden. Er übernimmt aber dafür die Pflicht, aufzupassen, daß andere Diebe auf seiner Strecke nicht stehlen, und hiefür gibt es keine besseren Aufpasser, da der Pächter sich zu diesem Zwecke Helfershelfer, besonders Knaben, hält, die ihm von jedem sich in seinem Distrikte aufhaltenden Diebe Kenntnis geben. Für die Polizei ist das Geschäft sehr vorteilhaft, da sie von jedem angezeigten Diebstahl des Hauptdiebes noch einen besonderen Anteil erhält. Um die Reinlichkeit und Ordnung auf den Straßen kümmert sich die Polizei durchaus nicht, und nur etwa, wenn schwere Verbrechen, Räubereien, Mord und Totschlag verübt worden sind, werden die Diener der Polizei oder des Gerichts herbeigerufen. Wie weit die Fahrlässigkeit geht, davon gibt folgende Begebenheit ein treffendes Zeugnis, welche mir von verschiedenen Seiten als wahr bezeichnet wurde. Ist ein Mensch in der Schenke erschlagen worden oder vor Hunger oder Kälte auf der Straße gestorben, so gilt es als Gesetz, daß derjenige Hauswirt den Toten zu beerdigen hat, vor dessen Thür der Tote gefunden wird. Ist nun irgend jemand auf der Straße gestorben, so ist es allgemeine Sitte, daß der Hauswirt den Leichnam, um ihn nicht beerdigen zu müssen, bis zur Nacht auf der Straße liegen läßt, ihn dann aber ein paar Häuser weiter schafft. Der Hauswirt, vor dessen Thür jetzt der Tote liegt, verfährt vollkommen in gleicher Weise und so wandert der Tote oft eine Woche lang auf den Straßen Kuldscha's umher, bis eine barmherzige Seele den vollkommen in Verwesung übergegangenen Leichnam, dem die Gauner längst den letzten Fetzen vom Leibe gestohlen haben, auf's Feld transportieren läßt und dort den Hunden zum Fraße hinwirft. Dasselbe würde mit gefallenen Tieren geschehen, wenn diese nicht für den Finder von Nutzen wären, denn es gäbe kein Tier, so versicherte mich Tutai, stinkend genug, dessen Fleisch nicht einen Liebhaber unter den Halunken der Tschämpän fände;

ebenso hänge kein Fetzen an einem Verstorbenen, den irgend einer dieser Bande sich anzueignen verschmähe.

Die Bettler bilden in Kuldscha eine Zunft, die ihre eigenen Gesetze und Vorgesetzten hat; sie teilen sich in gewisse Distrikte der Stadt und erheben direkt von den Hauswirten eine bestimmte Steuer; weigert sich der Hausherr, diese zu zahlen, so wird er von den Bettlern unaufhörlich belästigt, man wirft ihm gestorbene Glieder der Zunft und tote Tiere vor seine Hausthür u. s. w. Es soll sogar Gesetz sein, daß jedem Bettler etwas dargereicht werden muß; die Chinesen erfüllen dies sehr häufig wörtlich, indem sie dem Bettler einen Strohhalm, ein Stückchen Holz oder etwas anderes Wertloses überreichen.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Kuldscha drei größere Gasthäuser besucht; zwei derselben waren chinesische, das dritte ein dungenisches. (Dungenen heißen die mohamedanischen Chinesen, die hier sehr zahlreich vertreten sind.) Das Innere der chinesischen Gasthäuser bestand aus einer Reihe von großen Sälen, deren Decken auf mit Schnitzwerk verzierten hölzernen Säulen ruhten. Die Wände waren überall mit bunten Bildern beklebt und von der Decke herab hingen Papierlaternen von sehr phantastischen Formen. In den Sälen standen, wie in unseren Kaffeehäusern, Tische, Bänke und Sessel, alle von poliertem Holze, aber ohne irgend ein weiches Kissen oder Polster. Im Hintergrunde des Hauses waren einige geheime Kabinette. Der allgemeine Eindruck, den ein solches Gasthaus macht, ist ein freundlicher, wenn auch nicht ganz sauberer. Im ganzen Hause herrscht ein übler Geruch, den man vergebens durch Wohlgerüche zu verdrängen sucht. Am Tage sind die großen Gasthäuser ziemlich leer, nur des Abends, wenn man Tänzerinnen oder Damen der Halbwelt hierher bringt, füllt sich das Haus; dann soll es die ganze Nacht hindurch lustig hergehen, da die Polizei hier keine Verordnung über die Schließstunde der Kaffeehäuser erläßt.

Das dungenische Gasthaus, das ich besuchte, war zweistöckig gebaut; der untere Raum war für das arme Volk bestimmt; hier sah es sehr schmutzig aus; das obere Stockwerk enthielt nur einen sehr großen Saal, dessen Decke auf ganzen Reihen von Holzpfeilern ruhte. Die Gastzimmer waren voll von Menschen, welche Thee tranken oder zu Mittag aßen; Wein und hitzige Getränke wurden nicht verabreicht. Ich aß hier zu Mittag und bekam gewöhnliche tartarische Küche: Pelmnii, Nudelsuppe, Hammelfleisch und Pilaw aus Reis mit Rosinen. Dieses Gasthaus soll den ganzen Tag über stark besucht sein, des Nachts ist es dagegen geschlossen.

Da mich die chinesischen Großhändler so freundlich aufgenommen hatten, so lud ich dieselben ein, mit mir in einem Speisehause zu speisen. Ich hatte den Wirt aufgefordert, mir ein gutes Essen herrichten zu lassen und er hatte mir versprochen, alles so zuzurichten, daß ich mit seiner Küche zufrieden sein sollte, und in der That, er hielt Wort. Zuerst kamen acht kalte Gerichte mit Kompot und Saucen, dann siebzehn warme Speisen, darunter achterlei Braten, und zuletzt fünf verschiedene Gebäcke mit Füllung. Die Speisen wurden so aufgetragen, daß jedesmal die Tischplatte abgenommen und eine neue mit Speisen sowie frischen Schüsseln mit Eßgeräten besetzte Platte an ihre Stelle trat. Während des Essens wurde süßes Bier und sehr starker Branntwein gereicht; die Chinesen tranken aber sehr mäßig, obgleich ich sie ununterbrochen zum Trinken aufforderte. Für das ganze Mahl, von dem wir bei weitem nicht die Hälfte verzehren konnten, hatte ich etwa 5 Rubel Silber zu zahlen, den Branntwein und das Bier mit eingerechnet. Dies ist gewiß ein deutlicher Beweis für die Billigkeit der Nahrungsmittel in Kuldscha. Bei Gelegenheit der Bezahlung will ich bemerken, daß die einzige hier gangbare Münze der durchlöcherte Jarmak ist, deren sieben auf einen russischen Kopeken gehen. Es kann nichts Unbequemeres geben als diese Münze, denn um für zehn Rubel zu transportieren, hat man wenigstens ein Pferd nötig.

Die einzigen Häuser, welche am Markte liegen und doch nach der Straße zu keine Läden haben, sind die Häuser der chinesischen Großhändler, Hoa-ör-dan (Blumenläden). Dieselben sind so gebaut, daß sie mit dem Giebel der Straße zu schauen. Ein Thorweg mit einem eisernen Gitter, der stets geschlossen ist, führt zu einem schmalen, langen Hofe, an dem zu beiden Seiten sich ein langes Gebäude hinzieht. Da wir die Faktorei stets zu Pferde verließen, so begaben wir uns, wenn wir Kuldscha besuchten, direkt zu den Hoa-ör-dan und stellten bei ihnen unsere Pferde ein, die hier in den im Hintergrunde des Hofes liegenden Ställen untergebracht wurden. Auf der einen Seite des Hofes sind die Läden und das Hauptthor und im Hintergrunde die Speicher; auf der anderen Seite befinden sich die Wohnungen der Kommis. Die Herren dieser Geschäfte wohnen in China, hier sieht man nur ihre Vertreter und Gehülfen, die aber alle Teilhaber der Geschäfte sein sollen. Von den Kommis selbst ist keiner ein Hiesiger, alle kommen aus dem eigentlichen China. Der Laden der Hoa-ör-dan besteht aus einem geräumigen, sehr sauber gehaltenen Zimmer; dasselbe ist sehr hell, da die eine Wand fast nur aus Papierfenstern besteht, die bei schönem Wetter aufgehoben werden. In den Zimmern stehen mehrere Sessel aus rot poliertem Holze und einige Schemel. Längs der einen Wand zieht sich eine Erhöhung hin, die so breit ist, daß ein Mensch bequem darauf liegen kann, und vor dieser steht auf einem Postamente ein viereckiges messingenes Becken, in dem ein großes Stück Steinkohle glüht; über diesem Feuerbecken steht stets eine schmale, lange, messingene Theekanne. Ueber die hölzerne Erhöhung sind Teppiche gebreitet. Im Winter, wenn es kalt ist, sollen auf die Bänke Becken mit durchglühten Steinkohlen gestellt werden, da keine Oefen vorhanden sind. An der einen Seite des Zimmers führt eine Thür

zum Warenlager und vor dieser Thür steht ein langer Ladentisch, der die ganze eine Wand des Zimmers einnimmt. Waren sind in dem Laden nirgends ausgestellt; verlangt irgend ein Käufer eine Ware zu sehen, so bezeichnet er sie mit Worten und die Ware wird sogleich vom Lager geholt und ihm vorgelegt.

Beim Abschließen des Handels reichen sich Käufer und Verkäufer die Hand, die sie mit den langen Aermeln verdecken, und teilen sich durch einen konventionellen Druck der Finger Preisforderung und Kaufgebot mit. So handeln sie mit einander, ohne ein Wort zu sprechen, und nur aus den Mienen kann man die Mißbilligung oder die Annahme des Angebotes der beiden Beteiligten erkennen. Ist man so übereingekommen, so wird der Pakt durch Händedurchschlagen von einem dritten Anwesenden festgemacht. Auf diese Weise kann man in Gegenwart von vielen Zeugen einen Handel abschließen, ohne daß die Anwesenden die Bedingungen und den Umfang des abgeschlossenen Kaufvertrages erfahren. In dieser Weise werden Handelsverträge über Tausende von Rubeln abgeschlossen, nur auf Handschlag, nie eine Zeile eines geschriebenen Kontraktes. Die Hoa-ör-dan sollen so sichere Kaufleute sein, daß sie nie einen abgeschlossenen Handelsvertrag brechen; die russischen Kaufleute vertrauen ihnen Tausende von Rubeln auf Handschlag an, und sollen noch nie von ihnen nur um etwas betrogen worden sein.

Die Einrichtung des Komptoirs, wie auch die der Zimmer der Kommis unterscheidet sich wenig von der des Ladens. Ueberall dieselben Sessel, dieselben Erhöhungen, die ihnen als Bettstellen dienen, dieselben Kohlenbecken; nur stehen im Komptoir eine Reihe von Pulten, an denen Leute schreiben. Die chinesischen Rechnungsbücher sind etwa einen Fuß lang und drei Zoll breit und auf der einen Schmalseite zusammengeheftet. Quittungen, Rechnungen und Wechsel sind lange, zwei bis drei Zoll breite Streifen. Beim Schreiben wenden die chinesischen Kommis die chinesische Schnellschrift an, kompliziertere Zeichen schreiben sie aber mit gewöhnlicher Schrift. Als ich fragte, ob sie Mandschurisch zu schreiben verständen, lachte man mich aus. Zu Hause im Komptoir sind die chinesischen Kaufleute stets mit weißen Unterhosen, weißem, langem, baumwollenem Hemd, über den Unterhosen mit blauen, bis übers Knie reichenden, anschließenden Hosenbeinen, die am Unterhosengürtel befestigt werden, weißen Strümpfen und schwarzen Schuhen mit Filzsohlen bekleidet. Ist es kühl, so tragen sie über dem Hemd eine Weste ohne Aermel; gehen sie auf die Straße, so ziehen sie über die Weste noch ein dunkles Oberkleid und bei größerer Kälte noch eine Jacke mit Aermeln, die im Winter mit Pelz gefüttert ist. Frauen bringen die Hoa-ör-dan-Kaufleute nicht mit. In jedem Magazin der Hoa-ör-dan dienen wohl 10 bis 15 Kommis. Sämtliche Dienende speisten an einer gemeinschaftlichen Tafel und zwar wurde diese im Hofe aufgerichtet. Fast alle oder wenigstens die meisten sind dem Opiumrauchen ergeben. Man kann die Opiumraucher leicht erkennen, sie haben meist ein gespensterhaft bleiches Aussehen, sehr schlechte schwarze Zähne und gelbe Flecken im Gesicht. Ich habe mehrmals die Kommis der Hoa-ör-dan beim Opiumrauchen beobachtet. Die Opiumpfeifen bestehen aus einem anderthalb Fuß langen, geraden Rohre, an dessen einer Seite sich ein Metallzylinder mit einer feinen Oeffnung befindet. Der Raucher legt sich auf das Bett, stellt neben sich eine Lampe, legt vor die Pfeifenöffnung eine kleine Opiumkugel von der Größe einer Erbse, dann setzt er die Pfeife an den Mund, hält mit der linken Hand das andere Ende derselben so, daß die Flamme der Lampe die Opiumkugel trifft; in der rechten Hand hält er eine Nadel und durchsticht jedesmal, wenn er die Luft aus dem Rohre einzieht, die Opiumkugel mit der Nadel, bis sie ganz verbrannt ist. Den ganzen Dampf zieht er ein und läßt ihn nur nach Absetzen der Pfeife durch Mund und Nase heraus; nachdem er zwei oder drei Pfeifen geraucht hat, pflegt ihm dieselbe zu entsinken; der Raucher liegt mit offenen Augen eine Weile wie besinnungslos da, schläft ein und erwacht erst nach einer Stunde. Starke Raucher sollen 6—8 Pfeifen nacheinander ausrauchen können. Diejenigen, welche sich dem Opium vollkommen ergeben haben, vermögen kaum drei Stunden ohne denselben zu leben; dergleichen Leute gehen sehr bald zu grunde.

Tabakraucher sind alle Chinesen, sie schmauchen ununterbrochen aus ihren kleinen Pfeifen; zu Hause gebrauchen sie Wasserpfeifen; ebenso sind sie unersättliche Theetrinker, die Kanne steht stets am Feuer. Sie trinken meist nur Fu-Thee, der in lose gepreßten Blöcken zu 1 ½ Pud verkauft wird. Dieser Thee muß wie der Ziegelthee gekocht werden. Die Chinesen genießen ihn ohne jeglichen Zusatz und lauwarm. Wollen sie einen Fremden mit gutem Thee bewirten, so geben sie diesen in eine feine Porzellanschale, übergießen ihn mit kochendem Wasser und decken die Schale mit einem Porzellandeckel zu; so überreicht man das Gefäß. Der Trinkende schiebt den Deckel ein wenig bei Seite und schlürft durch den freigelassenen Raum; er muß die Tasse vorsichtig aufheben, damit der Theesatz in der Schale verbleibt. Für jede neue Schale wird frischer Thee eingelegt; derselbe ist äußerst wohlschmeckend. An den Fu-Thee muß man sich erst gewöhnen, und dazu hat man hier Gelegenheit, denn er wird überall gereicht.

Ueber das Familienleben vermag ich weiter nichts Selbstgesehenes mitzuteilen, da ich nur in die Wohnungen der Hoa-ör-dan Einlaß gefunden habe und auch für diese Besuche nur wenig Zeit übrig hatte. Ebenso wenig war ich imstande, hier Erfahrungen über den Charakter und die Denkweise der Chinesen zu sammeln. Der Hauptzug des chinesischen Charakters scheint mir, soweit ich erfahren konnte, Selbstsucht und Habgier zu sein. Jeder scheint nur an sich zu denken und nur die eigenen Interessen zu verfolgen. Ein solcher Gedanke muß sich einem Jeden

aufdrängen, der auch nur ein paar Stunden auf einer chinesischen Straße verweilt hat. Man sieht die Leute hier aneinander vorbeieilen und absolut nicht die geringste Aufmerksamkeit auf den Nachbar wenden. Ich glaube, wenn ein Leichnam auf der Straße läge, würde nicht ein einziger Mensch an ihn herantreten, dafern es nicht jemanden gäbe, der sich einen Vorteil davon verspräche. Sonst scheint mir der Chinese noch großsprecherisch und feige zu sein, dabei unverschämt und anmaßend, wenn er sich nur irgendwie beeinträchtigt fühlt. Andere Charakterzüge konnte ich natürlich während meines so kurzen Aufenthaltes nicht bemerken. Mit dem Fremdenhaß ist es nicht weit her, das zeigte mir vor allem das liebenswürdige Betragen der Großhändler, die doch echte Chinesen sind und mich so freundlich aufnahmen, ohne daß sie von mir auch den geringsten Vorteil gehabt hätten.

In Betreff des Handels will ich noch folgendes erwähnen. Die Hoa-ör-dan handeln zwar mit allerlei chinesischen Waren: Zeugen, Papier, Porzellan, Tuschen, Schmucksachen, allerlei Manufakturwaren; ihr Haupthandelsartikel ist aber doch Thee, und zwar werden hierher nur die geringen Sorten Baichu-Thee, Fu-Thee, Tsau-lau, grüner Thee, kleiner und großer Ziegelthee eingeführt. Mit den Bewohnern Kuldscha's handeln sie gegen baares Geld (Scheidemünze Jarmak oder Silberbarren), mit den russischen Kaufleuten gegen Silber, Gold oder russische Waren.

Ueber den Preis chinesischer Stoffe erfuhr ich folgendes:

Tabar (schweres Seidenzeug) kostet die Breite	3 R.
Molun (schweres Seidenzeug mit runden Blumen) die Breite	6—25 „
Durdun (schweres Seidenzeug) ein Tschi	6—8 „
Hoang-tschu (dünnes Seidenzeug) ein Stück	3 „
Djän-däu (Baumwollenzeug) eine Lage	2 „
Tschi-tschän-tschän (Baumwollenzeug) ein Rock	8 „
Djän-tschu (Baumwolle) ein Tschi	20 K.
Män-tschu (Baumwollenzeug) ein Tschi	30 „

Die Hoa-ör-dan sind die Vermittler der Handelsbeziehungen China's mit dem Ili-Thale; durch sie werden die meisten Kleinhändler Kuldscha's mit chinesischen Produkten versorgt; ebenso führen sie die Produkte des Ili-Thales: Horn, Opium, Eier (zerschlagen in Kesseln) und Pferde, nach Urumtschi und China aus.

Auf dem Kuldschaer Markte sind viele Läden der Kaschgaren, welche die Produkte des Ally-Schähär oder der kleinen Bucharei und aus Mittelasien (Kokand und Buchara) hier ankaufen. Durch meine tartarischen Bekannten wurde ich auch hier bekannt. Da die Tartaren ihre Waren im Laden auslegen, so war es mir leicht, einen Ueberblick über diejenigen Produkte, die von den obengenannten Orten in das Ili-Thal eingeführt werden, zu gewinnenn und mir auch ihre Preise zu notieren. Es sind dies hauptsächlich Schnittwaren, die größtenteils von der tartarischen Bevölkerung gekauft werden.

Aus Kaschgar.

1. Baumwollenzeuge.

Schang	ein Stück	— R. 90 K.
Karima	„ „	— „ 80 „
Törtwak	„ „	— „ 75 „
Kökübasch	„ „	— „ 60 „
Tscholak	„ „	— „ 40 „
Süpäti (geglättet)	ein Stück	1 „ — „
Chasä (bunt)	„ „	1 „ 50 „
Mäschrü (geglättet)	„ „	3 „ 50 „
Dälämbü (gestreift)	„ „	2 „ 50 „
Simavi (gestreift)	„ „	1 „ 80 „

2. Teppiche.

Giläm, große, aus Seide von	10 bis 100 R.
Siltschä, kleine, aus Seide von	3 „ 6 „
Märosa, aus Wolle	2 „
Tschärosa, aus Wolle	3 „

Bettdecken waren aus Seide, Wolle und Baumwolle, auch mit reichen Stickereien, zu den verschiedensten Preisen vorhanden.

Aus Buchara und Taschkend.

1. Seidenzeuge.

Kimkat (Seidenzeug mit Goldblumen) ein Rock	100 R.
Tätula (Seidenzeug mit reicher Stickerei) „ „	150 „
Schajä (bucharische Seide)	8—10 „
Durja (buntes Seidenzeug mit baumwollenem Unterschlage) ein Rock	6—7 „

2. Baumwollenzeuge.

Täibu, ein Tschi	9 Kop.
Tschuibu, ein Tschi	6 „
Täidschibu, ein Tschi	9 „
Gämbu, ein Tschi	10 „
Basma (bedruckt) ein Stück	60 „

3. Wollenzeug.

Chosa, ein Rock	10 Rub.

Es muß wohl keinem Volke so schwer werden, eine fremde Sprache zu erlernen, wie den Chinesen. Die hiesigen großen Kaufleute sprechen alle tartarisch; aber gleich wie in Kanton sich eine eigene Spracht, das Pitschen-Englisch, gebildet hat, und in Kjachta das berühmte Kjachtaer Russisch, so ist auch die hiesige chinesisch-tartarische Sprache, die man erst erlernen muß, ein in chinesische Syntax umgesetztes Tartarisch. In den ersten Tagen meines Aufenthaltes konnte ich nicht unterscheiden, ob man mich Chinesisch oder Tartarisch anredete. Nach einigen Tagen lernte auch ich zum Teil die Chinesen verstehen.

Untersuchungen über die Gewitter in Belgien 1879.

Die Erscheinungen des Gewitters, ob sie gleich keineswegs selten auftreten und ebenso wenig sich leicht der Wahrnehmung entziehen, sind in wissenschaftlicher Beziehung noch immer nur unvollkommen erforscht. Niemand

wird dies in Abrede stellen können, der weiß, daß über die Ursache der Gewitterelektrizität bis jetzt nur Vermutungen haben aufgestellt werden können und daß in den Vorausankündigungen der Gewitter nach den Prüfungen der eigenen Prognose durch die Deutsche Seewarte nur 30% richtig waren. Alles, was geeignet ist, Licht über diesen wichtigen Vorgang in unserer Atmosphäre zu verbreiten, ist daher mit Freuden zu begrüßen. Unter den jüngsten Arbeiten begegnen wir besonders einer Untersuchung, welche Herr Lancaster, meteorologischer Inspektor am Brüsseler Observatorium, über die in Belgien 1879 gemachten Gewitterbeobachtungen angestellt hat. Die Wichtigkeit dieser Arbeit wird es rechtfertigen, von ihr an dieser Stelle eine genauere Analyse zu geben.

Seit 1877 hat das Brüsseler Observatorium ein systematisches Studium der Gewitter in Belgien organisiert. Hauptsächlich ist es darauf abgesehen, mit Genauigkeit die Beziehungen zu ermitteln, welche zwischen dem Auftreten von Gewittern und den atmosphärischen Depressionen bestehen, und hierauf gestützt, die Konsequenzen dieser Beziehungen zu ziehen. Dies ist schon in einer von demselben Meteorologen angestellten Untersuchung über die Gewitter von 1878 geschehen, deren hauptsächlichste Resultate sich in folgende Sätze zusammenfassen lasse;

1. Die Gewitter entstehen unter dem Einflusse atmospärischer Depressionen. Diese Regel ist zuerst 1864 von Marié Davy ausgesprochen worden.

2. In Belgien bilden sich vorzugsweise Gewitter, wenn das Zentrum der Depression sich, von Brüssel aus, in W., WNW. oder NW. befindet.

3. Die elektrischen Entladungen erreichen das Maximum ihrer Intensität in Belgien, wenn das Depressionszentrum über Irland oder in der Nähe der irischen Küste liegt.

4. Gewitter entstehen am häufigsten bei einem Barometerstand zwischen 750 und 755 mm. im Meeresniveau.

5. Gewitter bei hohen Barometerdrucken sind sehr sehr selten und in Belgien dann vorzugsweise lokal, wenig stark und auf die gebirgigen Teile des Landes (die Ardennen) beschränkt.

6. Die Bewegungsrichtung der Gewitter ist im allgemeinen von SW. nach NO.

7. Ihre mittlere Geschwindigkeit beträgt 40—50 Km. per Stunde.

8. Die Gewitterregen sind im W. stärker als im O. des Landes.

9. Die Gewitter bilden kleine atmosphärische Depressionen, die alle Eigenschaften der größeren Depressionen besitzen und von denen sie gewissermaßen Satelliten sind.

10. Die Entstehung der Gewitter wird bedingt von dem Druck und der Temperatur der Luft, als den beiden wichtigsten Faktoren. Der am meisten begünstigende Umstand ist eine hohe Lufttemperatur bei Bildung einer atmosphärischen Depression. Große Wärme allein ohne Depression des Barometers und umgekehrt erzeugt kein Gewitter.

11. Die größte Gewitterhäufigkeit des Tages fällt auf die Stunde der höchsten Tagestemperatur und des niedrigsten Tagesluftdrucks.

12. Ein schwacher barometrischer Gradient begünstigt die Entstehung der Gewitter.

Diese von Herrn Lancaster aus den Beobachtungen von 1878 für Belgien gefundenen empirischen Thatsachen entsprechen nach meinen Prüfungen des aus der preußischen Rheinprovinz gesammelten Materials auch den hier stattfindenden Verhältnissen. Die Regeln 1, 2, 4, 6, 9, 10, 11, 12 sind durchaus auch auf West-Deutschland anwendbar und bei Gewitter-Prognosen ist für mich schon lange das in den Regeln 4, 10, 11 Ausgesprochene maßgebend. Was die schwachen Gradienten anbelangt, so ist deren Vorhandensein als Begünstiger der Gewitterentstehung sehr augenfällig. Sie begünstigen meiner Auffassung nach eben direkt die Entstehung lokaler Depressionen, und man kann auf solche im Sommer stets rechnen, wenn der Luftdruck etwas unter dem normalen liegt und die Isobaren in der Richtung gegen W. hin weit auseinander sind.

Was die Beobachtungen in Belgien während des Jahres 1879 anbelangt, so umfassen dieselben 53 Stationen. Am gewitterreichsten war der Monat Juni, in welchem überhaupt nur 8 Tage im ganzen Lande vollkommen gewitterfrei waren. Die meisten Gewitter (80%) zogen aus einer Richtung zwischen S. und W., vor allem ist die südwestliche Richtung vorherrschend. Unter Berücksichtigung der Lage des regierenden Depressionszentrums teilen also die Gewitter die zyklonale Luftbewegung. Als durchschnittliche Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung fand sich auch diesesmal 40—50 Km. per Stunde. Dieser entspricht die an der Erdoberfläche konstatierte Windgeschwindigkeit jedoch bei weitem nicht; letztere fand sich meist bedeutend geringer. Man kann hieraus mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Gewitterwolken von den oberen Luftströmen mit der diesen zukommenden Schnelligkeit fortgetrieben werden.

Um die Beziehung der Gewitter zu der barometrischen Depression möglichst genau zu ermitteln, hat Herr Lancaster das Material unter die verschiedensten Gesichtspunkte gebracht. Er findet, daß von 43 Fällen im April bis August, in welchen der Gradient eine Richtung zwischen W. und NW. hatte, 32 mit Gewittererscheinungen verbunden waren, daß von 53 Fällen mit dem Gradienten zwischen NNW. und NO. 31 von Gewittererscheinungen begleitet wurden, daß endlich von 17 Fällen mit Gradienten zwischen ONO. und WSW. (über S.) nur 8 gleichzeitig Gewitter aufwiesen. Aus den genauen Betrachtungen ergibt sich, daß im Gebiete einer barometrischen Depression der SO.-Sektor diejenige Zone bildet, in der hauptsächlich Gewitter zum Ausbruch kommen. Natürlich bezieht sich dies nur auf das westliche Europa.

Was die genaue Lage des Zentrums der Hauptdepression anbelangt, so fand sich auch 1879, daß in Belgien die meisten Gewitter entstehen, wenn jenes Zentrum über Irland, der Irischen See oder der Gegend zwischen Schottland und England liegt. Sobald es sich von dort entfernt, in der Richtung nach NW. oder SO., vermindert sich sein Einfluß. Die atmosphärischen Störungen, welche sich am Eingange des Kanals oder am St. Georgs-Kanal oder über Wales zeigen, begünstigen in gleicher Weise die Entstehung oder den Zug der Gewitter in Belgien. Aehnlich, aber in geringerem Grade geschieht dies mit den bei den Hebriden erscheinenden Depressionen und solchen, welche bis zum Skagerrak hin auftreten. — Auch 1879 traten in Belgien die zahlreichsten Gewitter bei Barometerständen zwischen 755 und 750 mm. ein. In den Monaten April bis August 1878 hatte das Barometer zu Brüssel 21mal einen Stand zwischen 750 und 755 mm. und 15mal brachen am selbigen Tage in Belgien Gewitter aus. Im Jahre 1879 fand jener Stand des Barometers auch 21mal statt und war 18mal von Gewittern begleitet.

Was die Temperatur anbelangt, so hat die Diskussion der zu Brüssel angestellten Beobachtungen der Jahre 1833—1878 ergeben: 1) daß die Tage mit sehr heftigen Gewittern eine Temperatur besitzen, welche die mittlere um 3,2° C. übertrifft; 2) daß die Tage mit starken Gewittern eine um 3° C. zu hohe Temperatur haben; 3) daß an gewöhnlichen Gewittertagen die Temperatur durchschnittlich 1,8° C. über der normalen liegt. Die Regenmenge entspricht im allgemeinen der Heftigkeit des Gewitters, je stärker dieses, um so mehr Regen fällt. Es kann sich zur Sommerszeit ereignen, daß ungewöhnlich starke Regen eintreten, ohne daß ihnen hohe Lufttemperaturen vorausgingen; allein solche Regen sind dann stets die Folge ganz außergewöhnlicher atmosphärischer Verhältnisse und zeigen durchaus nicht den Charakter von Gewitterregen, ebenso wenig wie man gleichzeitig sonstige gewitterartige Erscheinungen wahrnimmt.

In den meisten Fällen erscheinen die Gewitterregen ebenso wie der Hagelfall durchaus lokal. Bei einem und demselben Gewitter werden einzelne Orte mit Regenmassen überschwemmt, während andere kaum etwas Niederschlag erhalten. Der belgische Meteorologe sieht in diesem Umstande einen klaren Beweis dafür, daß das Gewitter sich immerfort wiederbildet, wobei es bald die nötigen Bedingungen für Regenfall, Hagel und starke Entladungen reichlich findet, bald nicht, und in letzterem Falle nur schwache Erscheinungen wahrgenommen werden. Die niederfallende Regenmenge ist auch verschieden, je nachdem der Ort sich nahe dem Zentrum oder dem Rande der Erscheinung befindet. In Brüssel sind an verschiedenen Punkten der Stadt Regenmesser aufgestellt und es fand sich, daß beim Vorübergange eines Gewitters, an Punkten, die horizontal nur 1500 m. von einander entfernt waren, die Regenhöhen um volle 10 mm. von einander verschieden waren. Im allgemeinen liefern diejenigen Depressionen, deren Zentra in der Richtung zwischen SW. und W. liegen, in Belgien den meisten Gewitterregen, besonders die Zyklonen am Eingang des Kanals, über Wales und dem St. Georgs-Kanal. Auch eine Vergleichung der Barometerhöhen und der Gewitterregen hat Herr Lancaster ausgeführt, wobei sich fand, daß die stärksten Regen bei Höhen von 750 bis 755 mm. eintraten. Um einigermaßen den Einfluß jedes Faktors erkennbar zu machen, wird noch folgende kleine Zusammenstellung (1879) gegeben:

	Mittlere Regenhöhe per Gewittertag
Richtung des Gradienten zwischen W. und SW.	9,6 mm.
Mittel der höchsten Temperaturen über normal 2,5°	8,0 mm.
Barometer zwischen 750 und 755 mm.	6.5 mm.

Handelt es sich also im Sommer um Prognosen mit Rücksicht auf die zu erwartende Quantität des Gewitterregens, so hat man in erster Linie die Position der regierenden Depression, dann die Temperatur und zuletzt den Barometerstand zu beachten.

Um übrigens zu zeigen, wie ein Gewitter auch als lokale Erscheinung auftritt, indem es nur eine relativ schmale Zone betrifft, erwähnt Herr Lancaster das Gewitter vom 10. Juni 1879. Dasselbe durchzog die östliche Hälfte des Landes und veranlaßte dort im Mittel 7,6 mm. Niederschlag, während die westliche Hälfte keinen Tropfen Wasser erhielt. Ein solcher Fall ist jedoch selten, besonders wenn es sich um eigentliche Wirbelgewitter handelt.

Bekanntlich ist im Sommer jeder Regenfall von einem mehr oder weniger großen Sinken der Temperatur begleitet; vor allem gilt dies aber von den Gewitterregen. Im Moment, wo es beim Gewitter zu regnen anfängt, kann man bisweilen das Thermometer in einigen Minuten um mehrere Grade fallen sehen. So fiel am 28. Mai 1879 gegen 11 Uhr Abends bei Gewitterregen zu Brüssel das Thermometer in 20 Minuten um 3,3° C., am 11. Juni um 5 Uhr Nachmittags um 5° in 50 Minuten, am 16. Juni um 3 Uhr Nachmittags um 6° in 50 Minuten. Diese und andere ungewöhnliche Erkaltungen führen durchschnittlich auf eine Temperaturabnahme von 1° auf 10 Minuten bei Gewitterregen, während unter gewöhnlichen Umständen die Temperaturabnahme nach dem Maximum 1° in etwa 2 Stunden beträgt. Man kann hieraus schließen, entweder, daß Gewitterregen aus größeren Höhen herabkommen als gewöhnliche Regen, oder daß die Luftströmungen der höheren Regionen, aus denen die Gewitterregen stammen, eine niedrigere Temperatur bei gleicher Höhe über dem Erdboden besitzen als die gewöhnlichen. Dieses letztere findet wahrscheinlich statt.

Es wurde bereits hervorgehoben, daß die Entstehung von Gewittern durch schwache Gradienten begünstigt wird, und vielleicht sind diese unumgänglich erforderlich bei

Gewitterbildung. Im Jahre 1879 fanden sich auch Belege hiezu. An manchen Tagen, welche sonst alle Bedingungen zur Entstehung von Gewittern darboten, blieben letztere aus, weil die Gradienten beträchtlich waren.

Die zyklonische Natur der Gewitter hat Herr Lancaster schon vor mehr als 10 Jahren behauptet und geschildert; er hat sie als Satelliten der großen Depressionen, als Miniatur-Minima beschrieben, und diese Anschauung muß heute als durchaus richtig betrachtet werden. Was die Entstehung der Gewitter anbetrifft, so steht sie in engster Beziehung zu den vertikalen Luftströmungen, welche sich zur Sommerszeit in der Atmosphäre bilden. Dieselben verursachen infolge der Kondensation des Wasserdampfes in den emporstrebenden Luftsäulen ein Sinken des Barometers, d. h. eine kleine Depression. Sind diese aufsteigenden Luftmassen ansehnlich genug und ist die Atmosphäre ruhig, so wird die beginnende Depression bedeutender, und zuletzt kommt es zu elektrischen Erscheinungen, zu Regen und Hagel. Das ganze Phänomen muß aber natürlich der allgemeinen Bewegung der Atmosphäre folgen und wird so lange bestehen bleiben, als die Bedingungen zu seiner unmittelbaren Erneuerung günstig bleiben. Auf diese Weise können Gewitter-Depressionen eine relative lange Existenz haben und ihre Vorausankündigung wird unter Umständen leicht, da man ihre durchschnittliche Geschwindigkeit und die Richtung ihrer Bewegung kennt. Bei einem in Frankreich ausbrechenden starken Gewitter könnte z. B. Belgien leicht avertiert werden über dessen Existenz und die Erscheinungen, welche es begleiten, so daß die betreffenden Provinzen von seinem Herannahen und dem mutmaßlichen Verlaufe im Voraus unterrichtet würden.

Diese Schlüsse sind in der That recht naheliegend, ich habe jedoch guten Grund zu der Annahme, daß sich die Sache in der Wirklichkeit sehr viel weniger einfach und treffend gestalten würde.

Der Umstand, daß im westlichen Europa die Gewitter hauptsächlich im südöstlichen Sektor der atmosphärischen Wirbel ausbrechen, ist leicht zu erklären, da sich nämlich in diesem speziell die günstigsten Bedingungen zu ihrer Entstehung erreicht finden: hohe Temperatur und Wasserdämpfe; auch ist es der SO-Teil der Depression, der zuerst das Festland von Mitteleuropa trifft und das Barometer zum Fallen bringt.

Köln. Dr. Klein.

Ostern im Lichte der Völkerkunde.

(Vom Nordgestade des Pontus.)

(Fortsetzung.)

Sebastian Frank erzählt 1534 in seinem „Weltbuche" aus Schwaben: „Am Palmsonntag, da tragen die christen den tempel voll großer büschel Palmbeum und angebunden Aest, die weihet man für alles vngewitter an das feür gelegt. Vnd fürett ein hülzin Esel auff einem wägelin mit einem darauf gemachten bild yhres Gots in der statt herumb, singen, werffen palmen für yhn und treiben vil abgötterei mit diesem yhrem hültzinen Got. Der Pfarrer legt sich vor diesem Bild nider, den schlecht ein ander Pfaff" u. s. w.

Wir sehen denn eine doppelte Verwendung der Weidenzweige, deren Sinn möglicherweise aber einer und derselben Idee entquollen ist. Erstens werden diese Weidenzweige gleich den Palmen in der Kirche geweiht[1] und dann daheim — in Italien und Deutschland, in Frankreich und Spanien, in Rußland und den übrigen Slawenländern 2c. — über dem Heiligenbilde und über der Thür, nicht minder im Kuhstall und auf dem Acker aufgesteckt, um von Haus und Fruchtfeldern Gewitter wie Stürme abzuwenden. Zweitens wird dem Schlagen mit der Weidenrute unzweifelhaft auch ein tieferer Sinn zugrunde liegen als das einfache „Aufpeitschen," „Stäupen" und „Schmackostern" in ganz Deutschland wie in ganz Rußland.[2] Es ist die Baumseele, der Wachstumsgeist, der durch schlagende Berührung mit dem grünen, saftigen Zweige mitgeteilt, die Gespenster des Mißwachses und der Krankheit vertreiben und Gedeihen und Fruchtbarkeit hervorrufen soll. In Rußland denkt man sich darunter auch die Reinigung von den Sünden und Vorbereitung zum hohen Feste.

So sind auch die Osterfeuer als ein Sonnenzauber, als das Wachrufen des Vegetationsgeistes, als eine symbolische Darstellung des Durchganges der Vegetation durch das Sonnenfeuer zu erkennen. Der „Tod" (auch „Fastnachtskerl") oder der Winter, bestimmt zum Wiederauferstehen des vegetabilen Lebens, wird eingegraben oder in's Wasser geworfen (Regenzauber) oder verbrannt,

[1] Die erste Spur der Palm-Prozession und Palmen-Benediktion finden wir in Italien im Antiphonarium Gregors des Großen. Die Prozession bewegte sich früher nach dem Lateran; jetzt seguet der Papst in der Sixtinischen Kapelle zuerst zwei große Palmen von 7—8 Fuß Länge, sodann kleinere Palmzweige von 5—6 Fuß für die Kardinäle ein; sie sind kunstreich geflochten aus Stroh und Schilfblättern und an der Spitze einigen wirklichen Palmblättern, die von auswärts eingesandt wurden; ein kleines Kreuz ist daran gehängt. . . . Man erkennt kaum das schöne Palmblatt wieder; die Katholiken mögen sie nicht einmal grün, ja in einer unbegreiflichen Geschmacklosigkeit nehmen sie ihnen schließlich durch Ineinanderflechten der Fiederblättchen jedwede Idee der Blattform. In Nervi (Riviera) binden sie sogar an diese Palme wie an die Oelzweige drei bis vier Bretzeln oder Judenkringel an, ungefähr wie die Kopten in Aegypten, die eine eigentümliche Palmsonntagsfeier haben, Abendmahlsbrötchen in Palmblätter einflechten, sie dann unter großem Gedränge in Kessel voll Weihwasser tauchen und das ganze nächste Jahr als Amulet im Tarbusch tragen. (Kleinpaul.)

[2] Smake, smicke, (polnisch) = Peitsche. In Niedersachsen, Mecklenburg, Holstein, Hannover, Schaumburg-Lippe ist Fastnacht der begünstigte Tag für die Ausübung dieser Bräuche. — Mannhardt: „Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme." — Schmidt: „Fastelabend-Gebräuche." Rostock. 1752.

zuweilen gar allen drei Zeremonien unterworfen. Stellt der Maibaum den auferstandenen Vegetationsdämon dar, so stellt der „in's Loch gekarrte Mann" das hinscheidende alte Jahr vor.

Wir treffen in einzelnen Gegenden bis auf den heutigen Tag die „Hinaustragung des Vegetationsgeistes," die aus dem 10. Jahrhundert datiert, jener Strohmänner (der „Hutzelmänner"), der „grands mondards" (im Orléanais), die in feierlicher Prozession durch die Dörfer getragen und darnach verbrannt oder in's Wasser geworfen wurden. Sie sind die Metsik (Metsaisa, metsaema) der Esten (metsa-isa = Waldvater, metsa-ana = Waldmutter), die noch bis vor 50 Jahren auf dem Festlande gesehen wurden, auf Oesel der Metsik, wie das Metsiko piddo (Metsik-Fest) noch heute am 25. März gefeiert wird, die ebenso Götzen von Stroh darstellen, welche die Grenzen hüten und das Vieh vor wilden Tieren schützen sollten. Man steckte sie auf lange Stangen, trug sie im Dorfe umher und setzte sie auf einen Baum. Darauf folgte ein Bacchanal. Es hieß diese Feier der „Hinaustragung und Eingrabung des Vegetationsgeistes", in Polen auch das „Tod-austragen", welchen letzteren Namen man dem Ersäufen und Verbrennen der Götzen zuschreibt, nachdem Metschislaw von Polen im Jahre 965 in der Fastenzeit das Christentum angenommen hatte. Jenes ältere Fest des Sommergewinnes und des Frühlingsempfanges aber steigt bis in die urältesten Zeiten hinauf. Es verband sich jene Feier des „Tod-austragens", worunter die gestorbenen und verworfenen Götzen gemeint, in der Phantasie der Menschen mit dem Abschütteln des Winters, resp. der toten Natur, und somit wurde denn am selben Tage der Lenz willkommen geheißen. Da eine Göttin der Schlesier und Polen, Marzanna, das Gedeihen der Feldfrüchte beförderte, so hält man sie für identisch mit Ceres. Sie ist mit der Morana der Böhmen, der Göttin des Herbstes und Winters, somit auch des Todes, nahe verwandt. Es scheinen ihr in früherer Zeit Menschenopfer gebracht worden zu sein, und der Gebrauch, an ihrem Feste eine Strohfigur in das nächste Wasser zu werfen hat sich lange erhalten.[1] Die Slawen behängen eine Birke mit buntem Flitter, tragen sie in den Wald, bringen ihr ein Opfer, essen dabei mitgebrachte Speisen, und dann, wenn darnach der Baum drei Tage in einem Hause Gast gewesen ist, wird er mit derselben Feierlichkeit an den Fluß getragen, in der Lausitz in ein Hemd, in Rußland in ein weißes Kleid angethan, in's Wasser geworfen. Darunter wird der Vegetationsgeist gedacht und das in's Wasser werfen soll wohl als Regenzauber für das weitere Gedeihen der Pflanzen gelten.

Die Einhüllung in Baumrinde, Laub, Blumen oder Kornstroh, ebenso wie der Name „Graskönig", charakterisiert ihn als den im Wachstum der Bäume, Blumen, Gräser und Kulturpflanzen waltenden Vegetationsdämon und stellt ihn der serbischen Dodola und ihrer Sippe zur Seite, gleich der er, um Regen über die Pflanzenwelt herabzulocken, mit Wasser begossen oder im Teich, Bach oder Brunnen gebadet wird. Dieses Bad nimmt zuweilen einen sogar gewaltsamen Charakter an (Sturz von der Brücke). So notwendig erscheint der Regenzauber dem Eintritte des Pfingstlings zugehörig, daß dieser davon in Bayern fast allgemein „Wasservogel" benannt ist.[1] Ein verbreiteter und jedenfalls uralter Gebrauch muß in der Hinrichtung des „Pfingstbutz" erkannt werden. Die „wilden Männer" im Erzgebirge wurden scheinbar niedergestoßen und gestochen; man spritzte mit blutgefüllten Schweinsblasen unter die Leute. Ebenso wird in Thüringen der „wilde Mann" erschossen, so daß er wie tot zu Boden fällt. In Böhmen dagegen geschieht die Köpfung allgemein, indem man schallend mit dem Schwert auf die Laubhülle schlägt, oder den falschen Reiserkopf, die Königskrone oder einen von mehreren übereinander gesetzten Hüten herunterhaut. In Niederbayern finden wir Regenzauber und Tötung verbunden, insofern der Pfingstl in's Wasser geführt und dort geköpft wird, während bei Leitmeritz der Tötungsakt mit obligatem Durchstechen einer dem „Wilden" unter das Wams gebundenen Blutblase vorangeht und das Ertränken einer ähnlichen Strohpuppe im Teiche nachfolgt. In Thüringen bringt ein als Arzt verkleideter Bursche den getöteten „Wilden" wieder in's Leben und dieser nämliche Zug scheint in den bayerischen und schwäbischen Spielformen vorhanden gewesen zu sein, da ohne Zweifel daraus das Auftreten des Wunderdoktors Eisenbart oder schlechthin des Doktors zu erklären sein dürfte. Offenbar eine sehr befremdliche Erscheinung ist der Umstand, daß der Repräsentant des Wachstums und des Lebens in mimischer Nachahmung getötet wird. Wie kam man auf diesen Gedanken und welches Motiv liegt ihm zugrunde? Man müßte doch eher erwarten, daß der Winter im Bilde vernichtet würde, aber diesen kann der in Blumen und Grün Gekleidete, feierlich aus dem Walde Geholte doch keineswegs vertreten?

„So schwierig die Beurteilung dieser Sitten auch ist," fährt Mannhardt[2] fort, „so erlauben die Umstände kaum einen anderen Schluß, als daß dieselben das Begräbnis des ausgelebten Vegetationsdämons des alten Jahres darstellen sollten, der in den Boden verscharrt (= ‚den alten Mann in's Loch karren'[3]), unter Mist begraben wird, um neugeboren aufzuerstehen. Ist das richtig, so stellt der Maibaum im Reideberger Brauch den auferstandenen Vegetationsdämon, der in's Loch gekarrte Mann den

[1] Vollmer's „Wörterbuch der Mythologie aller Völker".

[1] Der südeuropäische Landmann taucht eine Bildsäule der Jungfrau oder des St. Petrus in's Wasser, um Regen zu erzielen. Es geht daraus hervor, daß die Laubeinkleidung nicht notwendig zum Regenzauber gehört.

[2] „Baumkultus."

[3] Sommer: „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Sachsen und Thüringen." Halle, 1846. S. 152.

dahingeschiedenen des alten Jahres dar. Wir werden später sehen, daß auch in den den nordeuropäischen durchaus verwandten asiatischen Gebräuchen des Attys- und Adonis-Kultus die Darstellung des Todes und der Wiederbelebung des Vegetationswesens dicht aneinander gerückt, in einem Feste verbunden sind. Wie also, wenn wir es in unseren Oster- und Pfingstgebräuchen nur mit verderbten und in Verwirrung geratenen Bruchstücken eines ursprünglich vollständigen Brauches zu thun hätten, dessen Zusammenhang etwa der folgende war? Auszug nach dem Walde, Tötung (Köpfung) des Pfingstls daselbst (Begräbnis), Wiederbelebung, feierliche Heimführung in's Dorf, Wassertaufe."

Die Osterfeuer stehen zuerst im Dienste der katholischen Kirche. In Westdeutschland, wo man mit weißen Stäben feierlich auf den Berg zog, sich wechselseitig bei den Händen fassend, Osterlieder sang, und beim Halleluja die Stäbe zusammenschlug, stand der Brauch noch zur Hälfte in Beziehung zur Kirche, er ist gleichsam Fortsetzung der kirchlichen Feier.

Diese Beziehung fehlt in den meisten Fällen, in denen wir sonst dem Osterfeuer in Niederdeutschland begegnen. So auch bei den auf hohen Plätzen angerichteten holländischen Paaschvuur, durch welchen gesprungen wurde. Die Mitte des Scheiterhaufens aber bildete ein Baum oder der zu verbrennende Strohmann. „Soweit die Helle der Flammen und der Rauch hinreichen, hat das Jahrlang keine Hexe Gewalt über Frucht und Vieh, beides wächst und gedeiht. In der Richtung, wohin die brennende Hexe fällt, nehmen die Gewitter das Jahr hindurch ihre Richtung, ohne zu schlagen; wenn der Mensch am Funkensonntag keine Funken macht, so macht sie der Herr Gott durch ein Wetter." Vom Anzünden des Feuers auf Kornfeldern und dem Umherlaufen mit Fackeln hat der Tag den Namen des Funkensonntags,[1] Dimanche des brandons (schon Anno 1222 anzutreffen), wo die Kinder mit Strohfackeln über die Felder liefen, indem sie riefen: „plus de fruits que de feuilles!" — Zu den wesentlichsten Bestandteilen aller Arten unserer Jahresfeuer gehörte ein Fackelzug, der den Aeckern galt — denn vielfach wurde nicht mehr auf den Bergen, sondern auf den Aeckern das Feuer entloht — und hieß solches der „Esch", „Oesch", got. atisks, alth. ezzise, bei Notker „der heilego ezesg."[2]

„Die Uebereinstimmung aller wesentlichen Züge bei allen jenen Feuern — sprechen wir Mannhardt die Deutung derselben nach — ist geeignet, die Ueberzeugung zu begründen, daß dieselben ziemlich getreu und unverfälscht erhaltene Nachkommen eines älteren Ritus seien. Wie die Heiligkeit des Taufwassers schon früh zum Glauben an magische Wirkungen desselben Anlaß gab, konnte das nämliche mit dem heiligen Holze des kirchlichen Osterfeuers geschehen sein. Wir haben jedoch, so scheint es, hinreichende Anzeichen dafür, daß die Kirche sich in diesem Falle eines vor der Zeit ihrer Ausbreitung in fast ganz Europa bestehenden Brauches, nachdem sie denselben Jahrhunderte bekämpft hatte, bemächtigte, indem sie ihn christlich umdeutete; teils (wie beim Osterfeuer) durch Hinübernahme einzelner Züge davon in eine kirchliche Zeremonie, teils in die trotzdem fortbestehende weltliche Uebung übertrug. So sind unsere Frühlings- und Sommerfeuer unzweifelhaft Erzeugnisse einer mannigfachen Wechselwirkung kirchlicher Politik und des zähen Beharrungsvermögens altheidnischer Gewohnheiten.[1] Noch entgeht uns das Material, um dieses Verschmelzungsprodukt genau in seine einzelnen Bestandteile zu zerlegen und seine Genesis historisch zu verfolgen, aber schon hier darf die Vergleichung des römischen Palilien-Feuers und der phönikischen Baals-(Molochs-)Feuer, über welche gleichfalls gesprungen wurde, die symbolische Beziehung der Räder und ausgezackten Scheiben, wie die Verbrennung des Maibaumes u. s. w. auf den Naturlauf der Sonne zurückgeführt werden. Alles dieses darf zur Bestätigung einer heidnischen Grundlage unserer Fastnachtfeuer, Osterfeuer und Johannisfeuer geltend gemacht werden."

Das besagte Palilia-Fest, welches der Feldgöttin Palilia zu Ehren gefeiert wurde, fiel auf den 21. April, den Stiftungstag der Stadt Rom, den die Hirten mit Anzündung von Heu und Strohbündeln feierten. Propertius

[1] Auf Aschermittwoch folgt im Schwabenlande der „Funkensonntag", auch „Scheibensonntag" genannt. In Oberschwaben werden am Funkensonntag „Funkenringe" gebacken.

[2] „Oeschen" sind in Oberdeutschland sämtliche zu einem Dorfe gehörige Getreidefelder, gleich dem hochdeutschen „Flur", die zu einem besonderen Orte gehörenden Aecker. Lateinisch Aiacis, Aziacis, Aicis, Aizes, Aizum = Distrikt, Gebiet, Hof mit dazu gehörendem Grundstück; in der Auvergne ist Aize ein Anger, ein an ein Haus stoßendes unbebautes Landstück. In den mittleren Zeiten kommen vor Osca, Oska, Oca, Ocha, Hochia, Oscha, Olca von einer = Flur, = einer Reihe zusammenstoßender Aecker vor, welche Bedeutung Ousche und Oscha im Nivernais noch hat. Adelung's „Wörterbuch". 1793.

[1] „Die Kirche hat es nicht überall vermocht, den Osterfeuern den heidnischen Charakter ganz abzustreifen", sagt auch Adalbert Kuhn („Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes"), „indem die Reinheit und Heiligkeit des entzündenden Feuers entweder von der geweihten Osterkerze entnommen wird oder dasselbe als neugeborenes, ganz reines Element durch Stahl und Stein von dem Priester hervorgerufen wird. So teilt Lexer aus Kärnten mit, daß man am Ostersonntage im Hause alles Feuer ausgehen lasse und frisches heimtrage von jenem, welches vom Pfarrer auf dem Kirchhofe geweiht und mittels Stahl und Stein hervorgebracht wurde. In gleicher Weise berichtet Leoprechting, daß das Charsamstagsfeuer mit Stahl und Stein, nie mit Schwefelspan, auf dem Friedhof angezündet werde; jedes Haus bringt dazu ein Scheit, einen Astprügel von einem Wallnußbaum, welcher, beim Gewitter auf das Herdfeuer gelegt, zur Abwehr des Blitzschlages dient. Wolf sagt, daß diese Sitte bereits im 11. Jahrhundert auf den Samstag vor Ostern beschränkt worden sei, an welchem noch heute in der ganzen katholischen Kirche Feuer aus einem Kieselstein geschlagen und geweiht werde."

setzt den Verrat der Tarpeja an den Tag der Palilia. Der Tag, an welchem der römischen Burgtochter die ausbedungenen Ringe mit den geworfenen Schilden bezahlt wurden, war also auch den Römern ein Funkentag.

Nur erwähnen möchte ich noch zweier Frühlingsempfänge in weit von einander liegenden Ländern, verschieden in ihrer Art und aus weit von einander liegenden Zeiten. Ich meine hier jene Prozessionen der israelitischen Priester im Frühling, wo das Korn zu keimen beginnt, wobei sie Symbole der Aschera in den Feldern umhertrugen, Symbole gleicher Art, wie jene, welche die Frauen, deren Vorliebe Aschera sich erfreute, in Gold oder Silber als Schmuckgegenstand trugen;[1] wie das an verschiedenen Orten sich wiederholende Herausläuten des Frühlings, die niederdeutsche und skandinavische Form des Karnavals (Schödüwellöp, Fastenlaunslöben), wo mit unsinnigem Geschrei die Felder umlaufen werden, das Gras geweckt wird („Grasausläuten," „Lanzas(Lenz)wecken" in Tirol), wobei die Kinder in Dalekarlien, alle Ziegenschellen zusammenbindend, läuten und laut rufen „längt lain! längt lain![4] (= langen Flachs). Das Umziehen der Felder mit dem Pflug zur nämlichen Zeit, auch ein Regenzauber, will ich hier nur genannt haben und gehe anderwärts näher darauf ein.

Entnehmen wir dem fleißigen Forscher Mannhardt etliche Parallelen zu unseren mehrfachen Beispielen von Variationen auf das „Tod-austragen", Begraben des Winters und Wecken des Lenzes aus außereuropäischen Gegenden.

Ungefähr um dieselbe Zeit, wo in Europa die Frühlingsfeste gefeiert wurden, feierte man in Mexiko den Beginn der Regenzeit, ein Fest, welches hier das Jahresfest des Huitzilópochtli genannt wurde, das Fest der wiederbelebten Natur. „Dann verfertigt man ein Bild des Gottes aus einer eßbaren Pflanze und aus Honig in der Größe seines hölzernen Tempelbildes. Jünglinge sangen des Gottes Thaten und heilige Gebetslieder um Regen Fruchtbarkeit. Dann folgten Wachtelopfer, Räucherungen und der bedeutsame Tanz der heiligen Jungfrauen und der Priester. Die Jungfrauen hießen an diesem Tage Schwestern Huitzilópochtli's, sie trugen auf dem Haupte Kränze von dürren Maisblättern, in den Händen gespaltene Rohre, und stellten so die dem Mais vorgegangene dürre Zeit dar. Ihnen gegenüber versinnbildlichte sich die neubelebte Natur in den Priestern, deren jeder einen Stab trug, auf dem eine Feldblume steckte und deren Lippen mit Honig bestrichen waren, wie der Kolibri (das Sinnbild des Huitzilópochtli) um diese Zeit aus den Blumen seine Nahrung zieht und seine Jungen an seiner mit Honigsaft bedeckten Zunge saugen läßt. Zwischen den Priestern befand sich ein seit Jahresfrist zum Opfer bestimmter Gefangener, ‚weiser Herr des Himmels' genannt, der den Gott selbst darstellte und die Freiheit hatte, die Stunde der Opferung selbst zu bestimmen; er starb nicht, wie die übrigen Kriegsgefangenen auf dem Opferstein, sondern auf den Schultern der Priester."[1]

„Die Panis auf der Westseite des Mississippi pflegten dem von ihnen besonders verehrten großen Sterne der Venus alljährlich im Frühlinge (zuletzt 1837 oder 1838) ein Opfer zur Erlangung einer guten Ernte zu bringen. Der Gefangene, den man dazu ausersehen hatte (es war in den letzten bekannten Fällen ein Sioux-Mädchen), wurde wohl genährt und gepflegt, über sein Schicksal aber unwissend gelassen. Man band das Opfer auf einen Scheiterhaufen und durchschoß es mit Pfeilen, doch ehe es starb, schnitt man Stücke Fleisch von ihm ab und ließ das Blut, welches man herauspreßte auf die junge Saat fallen.[2]

Einen ähnlichen Gebrauch finden wir in Lagos (Afrika), wo alljährlich ein Mädchen gepfählt wurde, um ein fruchtbares Jahr zu erzielen. „So gewiß als jede Vermutung historischer Verwandtschaft zwischen diesen Bräuchen überseeischer Völker und denen des europäischen Landvolkes ausgeschlossen ist, bieten dieselben brauchbare Fingerzeige, um den unter verschiedenen Himmelsstrichen sich wiederholenden Gedankengang solcher Naturmenschen, wie auch unsere Vorfahren unzweifelhaft ehedem waren, verstehen zu lernen. Aus verschiedenen Analogien ist als der diesen Sitten zu grunde liegende Gedanke die Vorstellung zu entnehmen, daß der Geist des geopferten Sklaven vermöge des Blutes oder Fleischpartikels auf den Acker übergeht und darin als Fruchtbarkeit-erzeugender Dämon wirke. Einen ganz ähnlichen Grund muß in Mexiko die Opferung der als Centeotl, Teteionan und als Huitzilópochtli in seiner Frühlingsgestalt gekleideten und nach diesen Göttern benannten Sklaven gehabt haben, welche (wie unsere laubeingekleideten Bursche neben dem Maibaum) neben den aus grünen Pflanzen oder Samen gefertigten Götterbildern als Doppelgänger hergehen; das Blut und Fleisch derselben sollte die Kraft und den Segen der Fruchtbarkeitsgottheiten auf die Genießenden übertragen. In einigen dieser Gebräuche, welche kaum scharf von den anderen unterschieden sind, hat es den Anschein, als ob der Tod des Gottes nebenbei die Darstellung eines Naturvorganges sein solle; die Durchschießung des Bildes Huitzilópochtli's zur Zeit der Winter-Sonnenwende und die Hinrichtung des den Tezcatlipoca darstellenden Sklaven zur Zeit der Dürre Anfangs Mai, werden von Müller nicht ohne Wahrscheinlichkeit aufgefaßt als Vergegenwärtigung des ersehnten und bevorstehenden Dahinscheidens dieser Götter in ihrer

[1] Jules Soury: „Études historiques sur les religions, les arts, la civilisation de l'Asie antérieure et de la Grèce." I. Chap. „La réligion d'Israel, étude de mythologie comparée." Paris 1877.

[1] Prescott: „Eroberung von Mexiko." — Müller: „Geschichte der amerikanischen Urreligion."

[2] Siehe Smet, Irwing, Waitz.

schädlichen Naturform, die ja sofort in anderer Gestalt als segnende Jahresmächte wieder erscheinen werden. Trotzdem aber versehen Blut und Fleisch dieser dahinsterbenden Götter oder ihrer Abbilder die nämliche Funktion, die wir sie dem Gottesleibe in den vorhergehenden Beispielen beigelegt sahen. „Ich bilde mir ein", sagt Mannhardt, „daß diese Analogien die Frage nach der Bedeutung des Köpfens unserer Laubmänner, wenn auch noch nicht zu lösen, so doch auf einen zur endlichen Lösung hinführenden Weg zu weisen wohl geeignet sind. Jedenfalls ist die Möglichkeit einer Erklärung des rätselhaften Tötungsprozesses der in den Mai- und Pfingstbräuchen laubumhüllten Personen ohne Widerspruch mit ihrer anderweitig feststehenden Bedeutung als Repräsentanten der Vegetationsdämonen erwiesen. Nicht mehr beispiellos dürfte die Annahme genannt werden, daß man in grauer Vorzeit die mit Laub bedeckten, feierlich aus dem Walde geholten Abbilder des Wachstumsgeistes oder des Frühlings einst zu guter Letzt tötete, um die mit ihrem Blute besprengten Aecker und Personen in gesteigertem Grade ihres Lebens, ihrer göttlichen Kraft teilhaftig zu machen."

(Schluß folgt.)

Die norwegischen Fjorde.

(Fortsetzung.)

Es war sieben Uhr Abends, als wir vor Nord-Gulen vor Anker gingen. Ein Kahn stieß vom Lande, gerudert von zwei schlichten, kräftigen, gesunden Mädchen, welche uns Milch und Eier zum Kauf anboten. Sobald der Anker gefallen war, holten wir unsere Angelruten hervor. Das Wasser an der Oberfläche war süß und eisigkalt, als käm' es aus den benachbarten Gletschern; aber in einer Tiefe von nur wenigen Faden war es salzig. In einer Viertelstunde hatten wir einen ganzen Korb voll Plattfische und Weißlinge gefangen.

Nach dem Abendbrot, um neun Uhr, aber noch im vollen Sonnenschein, gingen X. und ich mit unseren Forellen-Angelstöcken an's Land, erstiegen die Moräne und standen vor einem schmalen See, der sich still und friedlich vor uns ausbreitete; sein Ufer war steil, an vielen Stellen beinahe senkrecht absteigend, und Bäume wuchsen überall, wo nur eine Wurzel haften konnte. Der See war über vier Kilometer lang und schien am Fuße einer Kette von 1500 m. hohen Bergen zu endigen, auf deren schneebedeckten Gipfeln die rote Glut der Abendsonne lag. Die Wasserfläche zeigte überall die Ringe, welche von den auftauchenden Forellen herrührten. Einer der Jungen des Bonder war uns gefolgt und bot uns seinen Kahn an; derselbe war von einheimischer Arbeit und nicht sonderlich wasserdicht, aber wir verstauten uns in demselben, der eine im Bug, der andere im Stern. Der Junge hatte noch nie etwas ähnliches wie unsere Angelruten gesehen und betrachtete sie und noch mehr unsere künstlichen Fliegen ungläubig; aber er ruderte uns nach dem Ende des Sees, wo ein Flüßchen von den Schneebergen herunterkam und sich zuletzt noch mit einem Sprung über einen Felsen und in einem Wassersturze in den See ergoß; er sagte uns, hier gebe es Forellen, wenn wir sie fangen könnten, und fuhr uns kühnlich in den Gischt und Sprühregen des Wasserfalls hinein und begriff nicht eher, daß dies uns unangenehm sein könnte, als bis wir beinahe bis auf die Haut durchnäßt waren. Je weiter der Abend vorrückte, desto großartiger und glorreicher ward mit jeder Minute die Szene. Die Farben des Sonnenuntergangs wurden dunkler; ein Felsenzacken über uns, vielleicht 600 m. hoch, zeichnete sich scharf und klar vom Himmel ab. Wir blieben über zwei Stunden bei unserem Angeln, fingen aber nur einige, kaum handlange Forellen und bestätigten damit die Ansicht unseres Schiffers von unserer Ungeschicklichkeit. Um Mitternacht waren wir wieder an Bord unserer Yacht, aber es war eine nordische Sommer-Mitternacht, nur eine bloße Dämmerung, etwa wie bei uns in Deutschland im Juni zehn Minuten nach Sonnenuntergang.

Dies war unsere erste Erfahrung in einem norwegischen Fjord, und ich für meinen Teil würde mich damit begnügt haben und nicht weiter gegangen sein. Wäre es auf mich angekommen, so wäre ich hier geblieben, hätte im Einzelnen die wunderbare Schönheit studiert, welche uns umgab, hätte mich mit dem Bonder und seinen Hausgenossen befreundet und ermittelt, auf welche Weise er unter den obwaltenden Verhältnissen sich seinen Unterhalt verschaffte. Ich hätte auf diese Weise Norwegen und die Norweger sozusagen im Auszuge kennen gelernt. Das Land ist kein Arkadien mit flötenden Schäfern, sondern ein Land harter Arbeit. Im Sommer sind die jungen Männer droben in den Säters oder Sennhütten, auf den Alpen dicht unter der Grenze des Schnees, wo sie das Vieh hüten und heuen müssen. Die Weiber bestellen mit ihren Brüdern und Gatten das Feld, weben Leinwand und Tuch und verfertigen die Kleider. Sie selbst kleiden sich einfach, aber mit gutem Geschmack, und verzieren ihre Wäsche und Kleider mit etwas Stickerei; die Hausfrau trägt, wie unsere Frauen im Mittelalter, eine hübsche Tasche am Gürtel oder an der Hüfte. Diese sind durchaus nicht ungebildet und nicht ohne Bildungstrieb; sie lesen gern und sind voll Wißbegierde und Lernbegier. Ich traf mehrere, welche Deutsch verstanden und deutsche Bücher besaßen und lasen; auch trafen X. und ich einmal unterwegs einen Jungen, welcher uns auf Englisch anredete; wir fragten ihn, ob er schon in England gewesen sei, und erfuhren von ihm, er sei niemals über sein Thal hinausgekommen, aber in den langen Winterabenden habe er von selbst aus einer englischen Grammatik Englisch gelernt. So sind diese Menschen, und bei dieser Findigkeit und diesem Anbequemungsvermögen ist es gar nicht zu verwundern, daß sie die besten Auswanderer abgeben. Der

Ueberschuß der Bevölkerung, welcher sich einst in solcher rauhen Weise über die Normandie und England ergoß, findet nun seinen Weg nach den Vereinigten Staaten, wo diese Leute hoch willkommen sind.

Allein eine Dampfyacht ist ein Vehikel für Ortsveränderung und Abwechslung, und so wollten wir unsere Reise schon am anderen Mittag fortsetzen. Da der Morgen sonnenhell und heiß war, so wollten wir noch nach Lachsen fischen und ruderten nach dem Fuß des großen Wasserfalls, wo wir zwar keine Lachse, aber einen Korb voll köstlicher Seeforellen fingen. Wir wollten nun einen anderen kleinen See aufsuchen, welcher auf unserer Landkarte verzeichnet stand und wo, wie wir wußten, im vorigen Sommer ein englischer Herzog, welcher dieselbe Dampfyacht gemietet gehabt, Lachse gefangen hatte. Wir waren im Besitz des Schiffstagebuchs des damaligen Kapitäns unserer Yacht, woraus wir entnahmen, daß es dort viele Lachse gab, was auf meinen Freund X. und die andere Reisegesellschaft eine große Anziehung ausübte. Wir überquerten daher das Sognefjord und fuhren das Nordfjord hinan, die schönste von allen norwegischen Föhrden, denn zu seinen beiden Seiten sind niedrige Landterrassen, welche durch Gletscherwirkung entstanden und aus der Gletscherperiode übrig geblieben sind, und es weist mehr Zeichen von Kultur und mehr menschliche Ansiedelungen auf. Nach einer Fahrt von etwa 70 Kilometer bogen wir in eine Einbucht ein, welche der in unserem Schiffstagebuch geschilderten ziemlich entsprach, und waren in einer weiteren halben Stunde wieder in einem Gebirgsbecken gleich demjenigen, welches wir am Morgen verlassen hatten. Die Wasserfälle waren in ihrer höchsten Pracht, denn der Tag war heiß gewesen, und als wir vor Anker gingen, zählte ich dicht um uns herum deren 17, von denen jeder einzelne bedeutend genug war, um in der Schweiz das Glück eines Hotels zu begründen. Die Oertlichkeit hieß Strömen und war weniger einsam als Nord-Gulen. Auf der einen Seite von uns war ein großes Gehöfte eines Bonders, und tausend Schritte davon stand an der Mündung eines Flusses eine Gruppe Häuser; über dem Dorfe war ein See und an dessen oberem Ende eine große Schneidemühle. Eine Kanonenschußweite von unserm Ankerplatz stand auf einer Felsenhöhe eine weiße hölzerne Kirche, der sonntägliche Versammlungsort der Nachbarschaft. Boote brachten dann die Familien der Andächtigen in ihrem Sonntagsputze aus einer Entfernung von vier deutschen Meilen herbei; denn Straßen gab es hier nicht. Eine Straße von der Länge einer Wegstunde unter diesen Felswänden und Abstürzen anzulegen, würde den Staat die Einkünfte eines Jahres gekostet haben. Allein das Wasser war die beste Landstraße, und Boote sind die wohlfeilsten Fuhrwerke, und deshalb findet in diesem Teile von Norwegen der Verkehr von Ort zu Ort beinahe nur zu Schiff statt.

Wir baten den angesehensten Bonder um die Erlaubnis, in dem See fischen zu dürfen, welche uns mit der größten Artigkeit gewährt wurde, obwohl die Engländer sonst im Lande nicht beliebt sind. Der Norweger ist in seiner Weise stolz und erträgt es nicht, daß der englische Reisende so abstoßend und anmaßend ist und die ganze Welt gewissermaßen für sein Eigentum ansieht. Die Umgebungen des Sees und des Bauernhauses waren reizend; die niedrigen Wiesen um das letztere herum zeigten die reichste Blütenpracht: zwei Arten von wildem Geranium, eine wunderhübsche Spielart von wilder Hyazinthe, Veilchen, Pensees, Scabiosen, das große Fettkraut u. dgl. Zwischen den Felsen stand der rote Fingerhut in reichster Blüte und wilde Rosen in vollen Knospen. Die Rosen allein in der norwegischen Flora täuschten meine Erwartungen. Die Blätter sind groß, dunkel und hübsch, aber die Blüte ist unbedeutend und zerfällt eine Stunde nach ihrer Entfaltung. Wir überzeugten uns bald, daß wir an der richtigen Stelle waren. Die Kirche stand auf einer kleinen Halbinsel, deren Hals unmittelbar an unsern Ankergrund heranreichte. Hinter ihr war der an Lachsen reiche See. Nach einem tüchtigen Frühstück ließen wir den Kutter unserer Yacht durch fünf Matrosen etwa 50 Schritte weit durch die Büsche tragen und waren nun am Rande des Sees selbst, welcher, wie alle diese Binnengewässer, spiegelglatt, still und tief und von steilen Abstürzen überhangen war. Der Bonder hatte uns einen Wink gegeben, daß in den Felsen Bären seien, welche wir schießen könnten, falls es uns Vergnügen mache, weil sie ihm soeben sieben von seinen Schafen zerrissen hätten. Allein wir dachten so wenig daran, Bären zu schießen, daß wir weder Flinte noch Büchse mitnahmen, sondern nur darauf erpicht waren, einige große Salmen zu angeln. Der erste große Fisch aber, welchen wir in diesem See fingen, der nur durch ein kleines Süßwasserflüßchen von etwa 100 Schritt Länge und mit kleinem, rauschendem Wasser mit dem Fjord in Verbindung stand, war kein Salm, sondern ein Kabeljau, welcher mir bewies, daß auch die Seefische gern in das Süßwasser gehen. Nachher fingen wir eine sehr große Seeforelle, die in unserem Kielwasser aufgesprungen war und zu einer Art gehörte, welche wir nicht kannten und die nur den norwegischen Seen eigentümlich zu sein scheint. Wir fingen später deren noch mehrere, im Gewicht von drei bis zu zwölf Pfund; es ist ein schöner, kühner, streitbarer Fisch, hübsch von Ansehen, leicht zu fangen und delikat zu essen. Endlich am oberen Ende des Sees biß noch ein anderer Fisch an, eine Art Saibling oder Alpenforelle, nur dreimal größer als die Saiblinge in unseren oberbayerischen Seen, und endlich fingen wir deren, welche ich die edelsten der sämtlichen Salmoniden nennen möchte, noch über ein Halbdutzend, bis wir endlich Fische in Ueberfluß hatten und X. seine Studien und Vergleichungen machen konnte. Nachdem wir dann gelandet und bei einem Wasserfall, welcher von einem Schneefeld herunterkam, auf einem weichen Polster von Heidelbeeren ein frugales Frühstück

von trockenem Zwieback und Whisky gehalten hatten, kehrten wir an Bord unserer Yacht zurück.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Der Anblick der Boote, welche von allen Seiten her zur Kirche kamen, war sehr hübsch; es müssen gegen fünfzehnhundert Personen hier zusammengekommen sein. Ich besuchte den Gottesdienst, konnte aber nur wenig davon verstehen. Dem Gesang vermochte ich mittelst eines Gesangbuches zu folgen, aber von Liturgie und Predigt verstand ich nichts. Die Gesichter der Andächtigen dagegen waren äußerst interessant; es lag nichts in ihnen, was die früheren Seeräuber erraten ließ, es waren Männer von sanftem, gutmütigem Aussehen, mit blühenden Gesichtern, blonden Haaren, hellen blauen oder grauen Augen und einem verständigen und besonnenen Ausdruck, in welchem aber gar nichts besonders Kühnes oder Abenteuerliches lag. Die Frauensleute fielen mir in der That noch mehr auf als ihre Männer; es lag in ihren Zügen ein gewisses Kraftbewußtsein, unter welchem ein Zug von Humor sich zu verstecken schien. Namentlich fielen mir zwei Mädchen, welche Schwestern zu sein schienen, durch ihren stillen Liebreiz und ihre kindliche Unschuld auf.

Bei diesen Lutheranern ist der Sonntag Nachmittag ein Fest. Eine Yacht an einem derartigen Ort war eine Sehenswürdigkeit, und eine ganze Flotte von Booten umgab uns. Viele von den Leuten kamen an Bord und sahen sich um. Sie waren aber wohlgezogen, benahmen sich anständig und zeigten keine dämliche Ueberraschung. Eine alte Frau, welche wir in die Damen-Kajüte hinunter führten, war so voll Verblüffung, daß sie niederkniete und den Teppich küßte. Von der Behaglichkeit unserer Zivilisation schienen diese schlichten Landleute keinen Begriff, geschweige denn ein Bedürfnis zu haben; es genügt ihnen, Gottes Wort, ihren Beruf, und ihr tägliches Brot, sowie ihre Arbeit zu haben.

Aber auch in Strömen konnten wir nicht verweilen; wir hielten auf dem Wege nach Norden einige Stunden in Daviken am Nordfjord, das für Norwegen schon ein bedeutender Ort und, wenn ich nicht irre, der Sitz eines Bischofs ist. Wir sahen diesen zwar nicht, machten aber einen Besuch im Pfarrhause und trafen die Frau und die Kinder des Pastors. Der Pastor selbst kam dann später zu uns an Bord, ein hübscher Mann von 67 Jahren, mit einer breiten, vollen Stirn, großer Nase und straffem graulichtem Haar. Er sprach Englisch und würde sogar Lateinisch gesprochen haben, wenn wir uns hätten darauf einlassen können. Er war mit der englischen Sprache wohl vertraut, hatte viele englische Bücher gelesen und stand auf einem höheren Bildungsniveau als sogar viele unserer deutschen Landgeistlichen. Sein Sprengel erstreckte sich 45 Km. weit zu beiden Seiten des Fjords; er hatte mehrere Kirchen, in denen er abwechselnd predigte und pastorierte und wohin er sich im Sommer im Boot und Winters wahrscheinlich auf dem Eise begab. Wir fragten ihn nicht nach seinem Gehalt, das ohne Zweifel klein, aber für ihn genügend war. Er hatte eine Schule unter sich, welche nach seiner Aussage gut besucht war. Der Schulmeister, ein von der Regierung geprüfter Mann, hatte ein Gehalt von 500 Mark, von welchem er zu leben imstande war. Wir hatten aber keine Zeit mehr, auch diesen Mann zu besuchen, denn wir beeilten uns, nach Trondhjem zu kommen, wo unser Ingenieur Kohlen einnehmen mußte, wo die andere Reisegesellschaft aussteigen wollte, um eine Fahrt ins Innere zu machen, wo wir unsere Briefe und Zeitungen erwarteten und wo der Steward sich nach einer Wäscherin umsehen wollte. Auf dem Wege dorthin wollten wir einen oder zwei Tage in Romsdal verweilen, welches die Heimat Rolfs (Rollo's oder Robert's, Herzogs von der Normandie, gest. 933) ist, der seine Norsemänner und Wikinger mit Gewalt zum Christentum bekehrte und das Herzogtum Normandie gründete. Auf einer Insel im Romsdal-Fjord zeigt man ja noch heute die Ruinen seiner ehemaligen Burg, von der er als junger Mann und Fürst mit seinen Kriegern aufbrach, um sich unter einem milderen Himmel und auf einem reicheren Boden ein Reich zu gründen. Nebstdem hatten wir noch die Absicht, einem angesehenen Mitglied der Torypartei im britischen Unterhause und Abkömmling jener alten Normannen, welcher sich am Romsdal-Fjord ein Gut gekauft, ein Haus gebaut und einen Salmenfluß gepachtet hatte, einen Besuch abzustatten, wozu er uns eingeladen hatte.

Romsdal ist, abgesehen von seinem antiquarischen Interesse, in geologischer Beziehung der interessanteste Ort, den wir in Norwegen sahen. Der Fjord breitet sich zu einer weiten Bucht oder einem großen Binnensee aus, in welchen sich viele Thäler öffnen und mehrere große Ströme sich ergießen. Das eigentliche Romsdal war offenbar einst selbst eine Fortsetzung des großen Fjords. Die Berge zu beiden Seiten sind besonders prachtvoll; zur Linken ragt das Romsdalhorn als ein gewaltiger Pik, den noch niemand erstiegen hat, in den Himmel hinauf und wird dereinst den Ehrgeiz der Alpenbesteiger herausfordern, wenn die Berge der Schweiz alle abgethan sind. Zur Rechten erhebt sich eine steile Mauer von Klippen und Felszacken so hoch und so kühn wie das Horn selbst. Das obere Ende des Thales, welches beide scheidet, verjüngt sich zu einer schmalen Schlucht oder Spalte, durch welche ein Fluß heruntertost, welcher die Gewässer des großen zentralen Eisfeldes in das Thal herableitet. Von hier findet der Fluß seinen Weg nach dem Fjord durch das Thal selbst, welches 10—12 Km. lang und 3 Km. breit und sorglich angebaut und reich bewaldet ist. Der Anblick der Küste von der See aus ist ein höchst eigentümlicher. Die Küste ist in ebenen grasigen Terrassen ausgelegt, welche sich um die ganze Bucht herumziehen und in Stufen übereinander sich erheben, die so glatt, so gleich, so hübsch abgeböscht sind, daß man sich kaum einreden kann, diese Stufen seien nicht das Werk menschlicher Kunst. Allein

unter dem Wasser ist die Formation dieselbe; das eine Mal ist man in 20, das andere Mal in 40 Faden Tiefe, und in der nächsten Viertelstunde findet das Kabel keinen Boden mehr. So gewiß, als sich nur ein wissenschaftlicher Schluß über derartige Gegenstände ziehen läßt, war das Hauptfjord lange, lange Jahrhunderte vor Rolf, Knut und den Wikingern, ganz mit Eis blockiert, und während diese Eisschranke noch stand und die Thäler hinter derselben noch Süßwasserseen waren, füllten sich die Flüsse allmählich mit einem Schutt und Geröll von Steinen und Boden. Jede ebene Terrasse war einst ein Seeboden. Das Eis barst oder zerschmolz in Zwischenräumen; das Wasser sank plötzlich um 40 oder 50 Fuß, und der jüngst noch von Eis bedeckte Boden ward beim Zurückweichen des Eises bloßgelegt.

Wir fanden unsern Engländer; sein Haus steht unter dem Horn an der Krümmung des Thales, da wo das alte Fjord geendet haben muß, auf einer grünen freien Wiese, umgeben von Erlen- und Birkenwäldern; von den Fenstern aus erblickt man den ersten Fall, wo das Schneewasser durch die große Kluft herabstürzt, und ein Gang von wenigen Minuten bringt Einen vom Haus nach einem halben Dutzend unnachahmlicher Salmenteiche. Das Haus selbst ist höchst einfach, ganz aus Holz erbaut, wie die norwegischen Häuser beinahe alle sind, und weiß angestrichen. Es enthält ein halbes Dutzend Zimmer, welche im einfachsten englischen Styl möbliert sind und die Sommerwohnung eines Sportsman bilden, welcher zwar der Besitzer einer halben englischen Grafschaft, aber des Luxus müde ist und in der Abwesenheit desselben eine angenehme Abwechslung findet. Was aber diesen Herrn außer der Lachsfischerei veranlassen konnte, sich in diese nordische Einsamkeit zu vergraben, zumal da er keine Freude an Lektüre und Studien hat, war mir unerfindlich, und so fanden wir ihn denn auch mißvergnügt, sauertöpfisch, reizbar und mit dem Gang der Weltgeschichte unzufrieden, weil die Politik gar nicht nach seinem ultrakonservativen Sinne ging. Er schimpfte weidlich auf Gladstone und die Liberalen und fühlte sich auch von den Norwegern unbefriedigt, die ihm viel zu unruhig und republikanisch waren. Nachdem er uns mit sichtlicher Genugthuung seine Salmenteiche gezeigt und ein solides englisches Diner vorgesetzt hatte, überließ ich ihn unserem gemeinsamen Freunde X., nahm mir ein Boot und besuchte die verschiedenen geologisch interessanten Punkte von Romsdal, welche mich in meinem Schlusse bestärkten, daß irgend eine kolossale Erdrevolution in ferner, ferner Vorzeit, wobei wahrscheinlich plutonische Kräfte mitwirkten, diese ungeheuer tiefen Spalten, welche wir nun als Föhrden sehen, in das gewaltige Bergmassiv von Norwegen gerissen habe und daß später Jahrtausende lang die Wirkungen der Eis- und Gletscherperiode die heutige Konfiguration des Landes herbeigeführt haben.

Es gab hier so viel Merkwürdiges und Sehenswertes im ganzen und einzelnen, daß ich gern noch einige Tage länger geblieben wäre. Allein unser Maschinist fürchtete, die Kohlen könnten ihm ausgehen, unser Steward sah mit Schrecken den Vorrat von reinem Tisch- und Bettzeug zu Ende gehen, die andere Reisegesellschaft brannte vor Begierde, ihre Fahrt ins Innere anzutreten und auf wilde Renntiere und Moorhühner und Auerwild zu pürschen und X. hatte auch die bitteren Expektorationen seines torystischen Freundes bald satt, so daß wir unsere Abreise aus Romsdal-Fjord beschleunigten. Kaum hatten wir dieses verlassen, so schlug das bisher günstige Wetter um und ein unendlicher Regen mit schneidend kalten Winden goß vom Himmel herab und begleitete uns auf der ganzen Fahrt nach Trondhjem. Wer selbst in den Hundstagen nach Norwegen reist, der verfehle ja nicht, Winterkleider mitzunehmen, wenn er für die Unterlassung nicht schwer büßen will. Das Meerwasser in unseren Bädern zeigte 8,5° C., wir hatten Feuer im Kajütenofen und vermochten uns nicht zu erwärmen; wir zitterten vor Frost unter vier Wolldecken in unseren Kojen. Die Berge waren von Wolken umhangen und die ganze Landschaft in einen düstern grauen Nebel gehüllt; aber auch das schlimmste Wetter läßt sich ausnützen, um Briefe zu lesen, Kohlen einzunehmen und in einer Stadt herumzuwandern.

In Trondhjem verließ uns die andere Reisegesellschaft, drei junge Herren und ein älterer mit ihren Dienern, und machte sich mit ihren Gewehren und Angelruten, Hunden und Dolmetschern im strömenden Regen nach dem Innern auf, während wir zurückblieben und besseres Wetter zur Fahrt nach den Lofoten abwarten wollten. Trondhjem muß einst eine interessante Stadt gewesen sein, denn es war die Hauptstadt der alten norsischen Könige, die Residenz der Olafs. Es liegt so ziemlich in der Mitte der ganzen Küste von Norwegen und des ganzen Königreichs an einer breiten von Land umschlossenen Bucht. Die Lage der Stadt ward um ihrer Festigkeit willen gewählt, denn ein tiefer Fluß oder Meeresarm umgibt beinahe auf allen Seiten die Halbinsel, auf welcher die Stadt erbaut ist, und auf der Landseite muß sie uneinnehmbar gewesen sein. Die Umgegend ist außerordentlich fruchtbar und mit schönen Maierhöfen bedeckt; aber die Straßen und Läden sind langweilig und sogar die Hauptkirche verlockte uns nicht weiter als zu einem zweiten Besuch; sie ist ein altes, ernstes, solides Stück Bauwerk in frühromanischem Styl, mit dem bekannten Zickzack-Ornament an Thüren, Fenstern und Bögen sie ist sehr verwahrlost und wurde nun eben auf Staatskosten wieder in würdiger Weise und so gut wieder hergestellt, daß man das Neue beinahe nicht vom Alten unterscheiden kann. Allein die Kirche hat nichts Großartiges und macht nur einen nüchternen Eindruck. Der Katholizismus, welchen der heilige Olaf seinem Volke mit der Schwertspitze aufdrängte, ist in Norwegen niemals tief in's Volk gedrungen; die Phantasie dieser Menschen hing immer noch am alten Heidenglauben, bis die Reformation ihnen eine Religion brachte, welcher sie glauben

konnten. Da ich in der Kirche nicht ein einziges Grabmal bemerken konnte, so fragte ich, wo denn die alten Königsgräber seien, und erfuhr, daß niemand dieselben oder die Gräber der alten Häuptlinge kenne, weil dieselben meist in irgend einer Seeschlacht gefallen seien und ihr Grab dann im ewigen Meere gefunden haben. War ein heidnischer Häuptling oder Seekönig im Kampfe gefallen, so ward er gewöhnlich in einem Fahrzeug auf einem Holzstoße aufgebahrt, dieser angezündet und das Fahrzeug den Wogen preisgegeben. Olaf Tryggveson ging unter als der letzte Ueberlebende im letzten Schiffe seiner Flotte und die Strahlen des Sonnenuntergangs glänzten auf seiner Rüstung, als die Wogen über ihn zusammenschlugen. Der heilige Olaf starb in derselben Weise. Die gänzliche Abwesenheit von steinernen Denkmälern oder Figuren in der großen Hauptkirche von Norwegen macht einen tiefen, fremdartigen und wehmütigen Eindruck.

Auch hier kamen wir wenig in Berührung mit den Einwohnern, da wir keine Empfehlungsschreiben mitgebracht hatten. Nachdem wir die Sehenswürdigkeiten der Stadt erschöpft hatten, machten wir eine Spazierfahrt einige Kilometer weit in die Nachbarschaft, um einen „Foß" oder Wasserfall zu sehen, der einer der großartigsten im Lande sein sollte und den wir auch nach Verdienst bewunderten. Allein Wasserfälle waren nachgerade für uns etwas Alltägliches geworden und die Aufregung wegen derselben ist mir immer etwas übertrieben erschienen. Dies erinnert mich an ein kleines Erlebnis, das so ziemlich eine Uebereinstimmung mit meiner Ansicht kundgab. Ich verweilte früher einmal in einem Hause im Norden des Staates New-York, als ein Herr, welcher frisch vom Niagara kam, sich in wortreicher Verwunderung erging über die ungeheure Wassermasse, welche sich dort in den Kessel hinabstürze. „Was ist dabei zu verwundern?" fragte ein anwesender Yankee; „warum soll denn das Wasser nicht herunterstürzen? das Erstaunliche würde sein, wenn es nicht herunter fiele."

Wir ließen nun unsere Wäsche den Wäscherinnen, welche wir auf dem Rückwege gereinigt wieder mitnehmen konnten, und befuhren nun, sobald wir Kohlen eingenommen hatten, das große Trondhjem-Fjord, welches einen tiefen Eindruck auf uns machte; wir fischten und sammelten schlechte Skizzen, je nachdem das Wetter es erlaubte; aber der anhaltende Regen verdarb uns den Reisegenuß, erlaubte uns nicht, viel zu vollbringen, und trieb uns meist in die Kajüte, wo wir uns mit Lesen die Zeit vertrieben. Allein es war ein trauriger Notbehelf und Zeitvertreib.

Der Regen wollte nicht aufhören, und so beschlossen wir endlich, demselben zu trotzen und seiner ungeachtet zu fischen, denn es gibt nichts peinlicheres, als inmitten einer großartigen Natur zu sein und dieselbe vor Regen, Wind und Nebel nicht genießen zu können. Wir hatten eine Woche lang den Fjord vor uns und landeten überall, wo wir nur immer von einem See oder Fluß hören konnten. Allein der Regen goß 12 Stunden lang aneinander auf uns hernieder: wir gingen in den dicksten Wollkleidern mit Mackintoshröcken und Kautschukstiefeln herum. Hätten wir breitkrempige Wachstuchhüte oder Südwesters gehabt, so wären wir wasserdicht gewesen, allein ich war mit einem solchen nicht versehen und das Wasser fand trotz Krägen und wollener Umhüllungen seinen Weg in unsern Nacken über den Rücken hinab, bis nichts mehr an uns trocken war als die Füße. Die Kleider wurden schwer unter diesen Umständen, und dies beeinträchtigte wesentlich den Genuß des Fischens und Spazierenfahrens. Allein wir befanden uns trotz der Durchnässung wohl. Jeden Abend kamen wir naß bis auf die Haut und beschmutzt nach Hause; wäre die Temperatur noch um einige Grade gesunken, so hätten wir Schnee gehabt. Aber der Fischfang war ergiebig und so machten wir uns wenig aus dem Ungemach. Wir fingen Lachse, Lachs- und See- und andere Forellen, und die norwegischen Forellen sind bekanntlich die besten in der ganzen Welt; so ergaben wir uns denn darein und machten aus der Not eine Tugend, und auch unsere Leute trugen es mit Humor, wie nachstehender kleiner Zug beweisen mag. Wir ankerten eines Abends in einem engen schluchtartigen Fjord, wo die Berge zu unseren beiden Seiten beinahe in senkrechten Abstürzen anstiegen. Als ich am andern Morgen wach in meiner Koje lag, hörte ich einer Unterhaltung zwischen unserem Kapitän und dem Steward zu; der Kapitän hatte sich nach unseren Befehlen für den Tag erkundigt und der Steward, welcher der Witzbold an Bord des Schiffes war, antwortete ihm: „Der Befehl ist, ein Zelttuch über das ganze Fjord her zu ziehen, daß die Herrschaften darunter fischen können."

(Schluß folgt.)

In unserem Verlage erschienen so eben:

Freie Vorträge

von

W. H. Riehl.

Zweite Sammlung.

gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7. 50 Pf.

Inhalt:

Nord und Süd in der deutschen Kultur. Zwei Vorträge. — Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit. — Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Die statistische Krankheit. — Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart. — Das Gesetz der Ergänzung in den Künsten. — Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlicher Epochen. Novelle und Sonate. — Zwei Rektoratsreden: I. Lessing als Universitätsfreund. II. Die Heimat der Universität.

Stuttgart. **J. G. Cotta'sche Buchhandlung.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 15. Stuttgart, 13. April. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Vorzüge der lokalen Wetterprognosen. Von Dr. H. J. Klein. S. 281. — 2. Südamerikanische Naturwunder. Von Oskar Canstatt. S. 282. — 3. Festbräuche der Ilocanen (Luzon). Nach der „Oceanía Española." S. 284. — 4. Die menschlichen Skelette der Bocksteinhöhle und Herr Professor Schaafhausens Beurteilung derselben. Von Dr. H. v. Hölder, Obermedizinalrat in Stuttgart. S. 285. — 5. Die norwegischen Fjorde. Von J. A. F. (Schluß.) S. 295. — 6. Kleinere Mitteilungen: Zwei alte Globen von Blaeu.

Die Vorzüge der lokalen Wetterprognosen.

Nach den Untersuchungen von Dr. H. J. Klein.

Bekanntlich werden seit einigen Jahren von verschiedenen meteorologischen Zentralstellen Wetterprognosen für die nächsten 24 Stunden ausgegeben. Diese Prognosen beruhen hauptsächlich auf telegraphischen Mitteilungen über den Zustand der Luftdruckverteilung im zentralen, westlichen und nordwestlichen Europa. Je nach dem Auftreten und der Lage eines barometrischen Maximums oder Minimums macht der Meteorologe seine Schlüsse über die Gestaltung des Wetters. Man hat diese Prognosen mit großen Erwartungen begrüßt und glaubte, sie hätten besonders für den Landwirt eine wichtige Bedeutung, indem er sich bei seinen Feldarbeiten danach richten könne. Die Erfahrung hat aber ergeben, daß diese Erwartungen völlig getäuscht worden sind. Die Prognosen sind viel zu unbestimmt und vor allem zu unsicher, als daß ein praktischer Betrieb sich danach richten könnte. Einen Nutzen haben sie in diesem Sinne nicht, doch kann man sie als Annehmlichkeit wohl gelten lassen, und von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet sie auch das Publikum, ohne freilich im großen überzeugt zu sein, daß diese wissenschaftlichen Prognosen wesentlich mehr über das kommende Wetter belehrten, als was jemand, der Wind und Wolken aufmerksam verfolgte, selbst voraussagen kann. Leider fiel es keinem der gelehrten Meteorologen, welche täglich Isobarenkarten zeichnen und Prognosen versenden, ein, von jenem Standpunkte aus ihre Leistungen zu prüfen, d. h. also zu untersuchen, wie sich die Prognosen, welche mit dem teuren Depeschenmaterial auswärtiger Stationen aufgestellt werden, in Bezug auf ihr Eintreffen zu den Wetterprophezeiungen verhalten, die ein wetterkundiger Mann, der nur sein eigenes Wetterglas zu Rate zieht, selbst aufstellen kann.

Erst kürzlich hat der Vorsteher der Wetterwarte der „Kölner Zeitung", Herr Dr. Herm. J. Klein in Köln, nachdem er das Studium der Wolken aufmerksam betrieben, eine Untersuchung in dem obigen Sinne angestellt. Die Resultate dieser Untersuchung sind in einer Schrift niedergelegt, welche den Titel führt: „Ergebnisse rationeller Prüfungen von Wetterprognosen und deren Bedeutung für die Praxis." (Halle, 1885, Verlag von H. W. Schmidt.)

Dr. Klein stellte hienach täglich um 12 ½ Uhr Nachmittag für den nächsten Tag eine Wetterprognose auf, wobei er sich ganz allein auf Stand und Veränderung des Luftdruckes, der Temperatur, der Windrichtung, besonders auch auf die Beschaffenheit des Wolkenhimmels, auf Zug und Geschwindigkeit der Wolken in Köln von Morgens früh bis zum Mittag stützte. Diese Prognose wurde Tag für Tag mit dem wirklich eintretenden Wetter verglichen. Auf der anderen Seite verglich Dr. Klein auch die von der Deutschen Seewarte ausgegebenen Wetterprognosen für das nordwestliche Deutschland mit dem wirklich in Köln eingetretenen Wetter. Diese Prognosen der Seewarte gründen sich auf zahlreiche Wetterdepeschen aus Beobachtungsstationen in Irland, Schottland, England,

Frankreich, Skandinavien, Deutschland Morgens 8 Uhr und fernere Beobachtungen an englischen Stationen um 2 Uhr Nachmittags, die ebenfalls telegraphisch nach Hamburg mitgeteilt werden. Erst nach deren Eintreffen wird dort die Prognose aufgestellt, also schwerlich früher als 3 Uhr Nachmittags. „Diese Prognosen der Seewarte", sagt Dr. Klein, „wird man mit Rücksicht auf die Reichhaltigkeit des thatsächlichen Depeschenmaterials und die Erfahrung der Zentralstelle, von der sie ausgehen, als solche betrachten dürfen, welche dem Können unter Anwendung der dort geübten Methode überhaupt entspricht. Die Prüfung wird also zeigen, was heute von einer Zentralstelle wie Hamburg aus für einen Ort, der mit ihr in demselben Wetterbezirke liegt, geleistet werden kann."

Es war ein kühnes Unterfangen des Verfassers, diesen stolzen, auf internationalen telegraphischen Verbindungen beruhenden Prognosen an die Seite zu treten mit anderen Prognosen, die auf ein lokales, gewissermaßen ärmliches Material sich gründen, ein Material, das von den Meteorologen offen als ungenügend betrachtet wurde, um daraus Schlüsse auf das kommende Wetter zu ziehen. Die Untersuchung ergab indessen das vollständige Gegenteil. Die Hamburger Prognose erwies sich in allen Teilen der örtlichen, ohne Depeschen aufgestellten, so sehr untergeordnet, daß sie gar keinen Vergleich damit aushalten kann. Der Verfasser teilt alle Einzelheiten mit, und sein Untersuchungsverfahren ist ein völlig unanfechtbares, ja er hat seine Prüfungen nach allen denkbaren Richtungen hin ausgedehnt, aber stets das Resultat erhalten, daß die örtliche Prognose, welche sich lediglich an die eigenen Wahrnehmungen hält, die besten Resultate gibt. Der Verfasser zeigt auch, warum dies nicht anders sein kann, und räumt damit ein Vorurteil fort, das bei den Meteorologen bis jetzt bestand. Die Ergebnisse sind auch in Uebereinstimmung mit der in vielen Fällen wohl verbürgten Thatsache, daß Leute, welche sich viel mit der Witterung beschäftigen müssen: Land- und Forstleute, Schiffer 2c., über das kommende Wetter oft viel richtiger urteilen als die „Prognosen" der meteorologischen Zentralstellen.

Aus dem umfangreichen Zahlenmaterial des Verfassers mögen hier nur die Hauptresultate mitgeteilt werden. Nimmt man an, daß das eben herrschende Wetter rücksichtlich der einzelnen Elemente, als da sind: Windrichtung, Bewölkung 2c., am nächsten Tag fortdauert, so findet der Verfasser, daß während des von ihm untersuchten Zeitraums folgende Prozentzahlen von völlig richtigen Treffern erhalten werden:

Windrichtung	Windstärke	Bewölkung	Niederschläge	Temperatur
41%	47%	36%	45%	23%.

Während desselben Zeitraums hatten die Prognosen der Seewarte in Köln folgende völlig richtige Treffer in Prozenten:

Windrichtung	Windstärke	Bewölkung	Niederschläge	Temperatur
32%	48%	44%	45%	45%.

Die nur auf eigener Wahrnehmung beruhende Kölner Prognose hatte dagegen folgende Treffer in Prozenten:

Windrichtung	Windstärke	Bewölkung	Niederschläge	Temperatur
45%	57%	53%	56%	44%.

Hieraus schließt der Verfasser, daß nur der örtlichen Prognose ein gewisser Wert zukommt, von auswärts bezogene Prognosen dagegen im ganzen so gut wie wertlos sind. Jemand, der sich darauf verläßt, wird häufiger in Irrtum geführt als richtig geleitet. Endlich sagt der Verfasser, indem er die Nutzanwendung aus seinen Untersuchungen zieht: „Die Interessenten für das Wetter müssen sich mit den hier zur Verwendung kommenden Lehren der Meteorologie und dem Charakter der Witterung an ihrem Wohnort vertraut machen und daraus *selbst* Schlüsse über das kommende Wetter ziehen. Die Druckverteilung 2c. über einem größeren Teile von Europa zu erkennen, ist wünschenswert; es ist daher zu erstreben, daß die täglichen Morgenberichte der deutschen Seewarte möglichst verbreitet werden. Dies kann natürlich nur durch die Zeitungen geschehen. Was das Deutsche Reich in dieser Beziehung thun muß, ist *nicht mehr und nicht weniger* als: die Telegraphengebühr für diese meteorologischen Depeschen der Seewarte auf ein Minimum herabzusetzen, so daß auch kleine, lokale Blätter die Kosten dafür erschwingen können. Dann werden sich schon auch an kleinen Orten stets Wetterbeobachter finden, die für diese Orte lokale Prognosen aufstellen. Schon heute erscheinen in manchen kleinen Blättern täglich Wetterprognosen, die von einem wetterkundigen Ortsbewohner aufgestellt werden und sich ganz gut bewähren. Um die moderne Meteorologie soviel als thunlich praktisch fruchtbar zu machen, genügt also im Deutschen Reiche eine einzige Zentralstelle, welche die täglichen Berichte telegraphisch verbreitet, wie es zur Zeit durch die deutsche Seewarte geschieht, und diese Telegramme müssen für den denkbar billigsten Preis zugänglich sein. Zu verlangen, daß staatlicherseits zahlreiche Wetterbureaux eingerichtet werden, ist heute gegenüber den Thatsachen der Erfahrung ganz unberechtigt, denn sie würden, wenn ihre Anzahl sich in einem Staate wie Preußen nicht mindestens auf 100 beläuft, mit ihren Wetterprophezeihungen unter der lokalen Prognose, die jeder Wetterkundige selbst aufstellen kann, nur eine höchst klägliche Rolle spielen und *in keinem Falle* einen ihren Kosten auch nur teilweise entsprechenden Nutzen haben.

Südamerikanische Naturwunder.

Von Oskar Canstatt.

Der lebhafte Aufschwung, welchen die geographische Forschung im Verlaufe der letzten zehn Jahre und insbesondere nach der Beteiligung des Deutschen Reiches an der Kolonialpolitik genommen, hat uns auch den südameri-

kanischen Kontinent wieder um ein ganz beträchtliches Stück geistig näher gerückt. Nächst dem schwarzen Erdteil wird er vielleicht der erste von den anderen Festländern sein, den wir bis in seine entferntesten Tiefen zu erkunden trachten werden. Die Vorläufer solch' wissenschaftlicher Beutezüge sind sogar schon seit vielen Monaten unterwegs und arbeiten mit ebenso großer Emsigkeit, wie die Pioniere an der westafrikanischen Küste daran, unser Wissen über das Innere von Südamerika zu fördern. In dem Berliner Verein für Erdkunde sind erst jüngst Mitteilungen über die glückliche Durchführung der Expedition der Gebrüder v. Steiner durch das Innere von Brasilien (von Montevideo bis Para) gemacht worden, das Ergebnis anderweitiger Forschungen steht noch in Aussicht. Vereinzelte Notizen darüber haben indessen auch über diese schon ihren Weg in die Tagesblätter gefunden. So war es unter anderem unlängst die Beschreibung dreier auf die Namen Bismarck, Kaiser Wilhelm und Moltke getauften Wasserfälle im Gebiete des Paraná, welche das allgemeinste Interesse erweckte. Ich nehme daraus Veranlassung, das Gesamtstromsystem des mittleren Südamerika's, also Brasiliens, einmal auf alle jene Naturwunder von großartigen Wasserfällen oder Katarakten hin in Betracht zu ziehen, und finde, daß es am Ende kein zweites Land gibt, welches so viele Naturwunder dieser Art aufzuweisen hat, wie dieses. Die Schiffbarkeit der vier größten Strom-Becken von Brasilien: des Amazonas, des Tocantin's, des Paraná's und des S. Francisco, wird dadurch allerdings außerordentlich beeinträchtigt, doch bleibt immerhin noch eine solch' beträchtliche Strecke ungehinderten Strom-Verkehrs übrig, daß jene Hemmnisse nur wenig in's Gewicht fallen. Die der Dampfschifffahrt zugängliche Strecke des Amazonenstromes und seiner Zuflüsse z. B. beträgt auf brasilianischem Gebiete allein 43,250 Km.

Die Schifffahrts-Hindernisse der großen südamerikanischen Ströme sind zumeist zweifacher Natur. Es sind entweder ausgedehnte Stromschnellen, wo das Wasser mit rasender Gewalt sich zwischen den verengten Ufern hindurchzwängt oder über wehrartig gelagerte Felsen hinüberschießt, oder es sind Katarakte bezw. Wasserfälle, wo mit mehr oder minder großer Plötzlichkeit der Flußlauf unterhalb hoch aufgetürmter Felsenmassen seine Fortsetzung findet. Stellenweise hat man sich dazu bequemt, die großen Stromschnellen mit Vorteil mittelst Anlage sog. Marginal-Eisenbahnen zu umgehen; das ist bei den bedeutenderen Fällen jedoch schon viel schwerer thunlich. Gleichwohl hat man sich auch hier mehrfach auf ähnliche Weise zu helfen gesucht. Um die 1518 Km. des Araguaya mit dem Unterlauf des Tocantin's in Verbindung zu setzen, und um den Wasserfällen jenes Stromes auszuweichen, ließ die brasilianische Regierung z. B. eine 391 Km. lange Straße anlegen.

Hinsichtlich seiner Wasserfälle mit am interessantesten ist der Paraná. Vom La Platastrom bis oberhalb der Iguassú-Mündung frei schiffbar, wird dieser in seinem Laufe zunächst durch die berühmten Sieben Wasserfälle (Sete Quedas) oder Guayrá gehemmt, von welchen aufwärts im Gebiete Brasiliens auf einer Strecke von 52,8 Km. der schiffbare Teil des Ober-Paraná sich bis zu den Stromschnellen von Urubúpungá hinzieht.

Sind einmal diese Hindernisse durch Herstellung von Marginal-Straßen beseitigt, so wird der Paraná den künftigen Handelsverbindungen des Binnenlandes mit den Handelsplätzen von Buenos-Aires und Montevideo zu großem Vorteil gereichen. Die Katarakte von den sog. Sieben Wasserfällen gehören unstreitig zu den bedeutendsten, die man kennt, und dürfen, wenn nicht wegen der Höhe der Felsenmauern, wenigstens in Anbetracht der hier zusammenfließenden Wassermenge, welche, durch eine enge Schlucht von 70 m. sich drängend, bei einem Winkel von 50° auf geneigter Fläche 17 m. tief herabstürzt, den Vergleich mit den Niagara-Wasserfällen durchaus nicht scheuen.

Wie Azara sich ausdrückt, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Gegend besuchte, bildet der Wasserstaub, welchen die Gewässer in ihrem Anprallen gegen die Wände der Granitspalten und gegen die aus dem Strombette emporragenden Felsen erzeugen, Dampfsäulen, die auf viele Meilen hin sichtbar sind und durch das Licht der Sonne zahllose Regenbogen erzeugen. 33 Km. weit ist das Getöse des Wassersturzes noch vernehmlich.

„Um uns die Großartigkeit dieses Naturwunders von Brasilien zu veranschaulichen," sagt seinerseits der Ingenieur Hunt, dem die Vorarbeiten für die von Coritiba nach Miranda anzulegende Eisenbahn aufgetragen waren, „müssen wir erwägen, daß in einer Entfernung von 100 Km. die Breite des Flußbettes 1500 m., bei hohem Wasserstande die durchschnittliche Tiefe 12 m., die Stromgeschwindigkeit 1 m. und folglich die in einer Secunde fallende Wassermenge 18,000 k^m. beträgt!"

Berühmt ist weiter der Katarakt von Sipotuba in dem reißenden Strome gleichen Namens, einem Zuflusse des Paraguay. Hier stürzt die ganze Wassermasse eines Flusses in senkrechter Linie 132 m. in die Tiefe. Angesichts derartiger Riesenwunder achtet man kaum noch der weniger bedeutenden Fälle von Salto-Augusto, Itapura, Avanhadava und Itú im Flusse Tieté, in der Provinz S. Paulo, und vieler anderen von geringeren Dimensionen.

Einer der majestätischesten Fälle ist, wie längst bekannt sein dürfte, der vom S. Franciscostrom gebildete Paulo-Affonso. Dieser Katarakt besteht eigentlich aus sieben Wasserfällen, deren drei mitten in den Strom und die vier anderen zwischen schroffen Felseneinfassungen rastlos herabtoben. Die größte Höhe beträgt 80 m. Von wunderbarer Wirkung sind die beiden Wasserfälle Angiquinho und Dous Amores. Weiter unter diesen Fällen liegt die Furna dos Morcegos, zu der man auf steilen Klippen hinab gelangt. Der Eingang zu dieser Höhle

ist 6 m. hoch und 1 1/2 m. breit, während der Innenraum 48 m. in der Länge und 88 m. in der Höhe mißt. Wohl an 2000 Menschen würden bequem darin Platz finden. Sehr bedeutend sind ferner die Wasserfälle des Madeira-Flusses, welche von den deutschen Ingenieuren Josef und Franz Keller zuerst genauer untersucht worden sind. Auf alle diese Beschreibungen näher einzugehen, würde zu ermüdend sein. Es muß genügen, sie namhaft zu machen. — Besondere Erwähnung verdienen allenfalls noch die Fälle des Rio Uatumá, des Yapurá, des Nhamundá und des Anicuns mit dem Katarakt von São Simão, in der Provinz Goyaz. Zahllos sind neben ihnen die in den Augen der an großartige Naturerscheinungen gewöhnten Südamerikaner als unbedeutend geltenden Strom-Hindernisse. Viele davon ließen sich mit verhältnismäßig geringen Kosten beseitigen, aber noch gibt es genug notwendigere Dinge im weiten Bereiche der Brasilianer zu thun, als daß man daran denken könnte, die Wasserstraßen alle dem Verkehre dienlicher zu machen. Dehnen sich doch die Stromschnellen mitunter, wie z. B. im Lauf des Rio Negro, über eine Strecke von 20 e. Ml. aus.

Die anschaulichsten Schilderungen von der überwältigenden Schönheit der südamerikanischen Wasserfälle finden wir in den oftgenannten Reisebeschreibungen von Spix und Martius, Tschudi, Lallemant u. a. Manches jedoch und vielleicht Großartigeres als wir ahnen, birgt das unerforschte Dunkel des Innern von Südamerika. Die rückkehrenden deutschen Forscher werden vielleicht auch darüber des Ueberraschenden genug zu berichten haben.

Festbräuche der Ilocanen (Luzon).

(Nach der „Oceanía Española".)

Wie bei allen katholischen Malayen und Farbigen der Philippinen, feiern auch die Bewohner der Provinz Ilócos Sur die verschiedenen Heiligentage mit besonderem Aufwande. Der Schutzpatron der Provinz-Hauptstadt Vigan[1] ist der Apostel Paulus; ihm zu Ehren werden durch volle neun Tage kirchliche Andachten verrichtet, welche mit einer pomphaften Prozession abschließen. Schon am frühen Morgen widerhallt die Luft von abgefeuerten Freudenschüssen und dem Geläute der Glocken. Von allen Seiten strömen die Landleute der Umgebung in die Stadt, um an der Festlichkeit teilzunehmen. Mitten in dem Gewoge der Leute läuft, unausgesetzt ein Glöckchen schwingend, ein Mann, stets durch dieselben Gassen rennend; es ist der „Fiscalillo", welcher damit den Weg anzeigt, welchen die Paulsprozession nehmen wird. Um 8 Uhr Morgens erscheinen die beiden Bürgermeister, jeder mit seinen Subalternen und seiner Musikbande, vor dem Hause des Alcalde major oder Provinzpräfekten, um den letzteren in die Kathedrale zu begleiten, wo ein Hochamt und eine Festpredigt abgehalten wird. Diese ist zweisprachig, indem die Einleitung in spanischer Sprache, die eigentliche Entwickelung und Moral im ilocanischen Idiom gegeben wird. Während der Messe werden bei den wichtigsten Abschnitten derselben Böllerschüsse abgefeuert, denn ohne vieles Knallen und Lärmen geht es bei einem philippinischen Feste nie ab. Nach beendeter Andacht geleiten die städtischen Würdenträger den Alcalde major in seine Behausung zurück, pflegen aber oft noch dem Bischof einen Besuch abzustätten. Haben sich genug Schauspieler (Dilettanten) gemeldet, so wird im Freien Theater gespielt, damit aber schon um 9 Uhr Morgens begonnen, denn die ilocanischen Dramen währen sehr lang, oft sogar drei und noch mehr Tage. Findet kein Theater statt, so werden öffentliche Volksbelustigungen, wie solche bei belgischen Festen stattfinden, veranstaltet, welche die Zeit bis zum Beginn der Prozession, d. h. bis sechs Uhr Abends, ausfüllen. Um diese Stunde verläßt der prunkhafte Zug die Kirche. Die Priester sind in vollem Ornate, die Offiziere und Beamten in Gala, die Eingeborenen, besonders die Mädchen, mit reichem Schmuck und vielen Blumen geschmückt, ja überladen. Eine große Anzahl von Heiligenbildern wird von Jünglingen und Mädchen getragen, als letztes erscheint die Statue des Apostels Paulus. Die Kathedrale besitzt zwei Bildsäulen dieses Heiligen, die eine stellt ihn zu Fuß, die andere zu Pferde (!) dar. Letztere wird gewöhnlich bei Umzügen in der Kirche belassen, weil die Eingeborenen behaupten, so oft die Reiterstatue das Gotteshaus verlasse, pflege es zu regnen, wodurch das ganze Fest zu Wasser würde. Erst um acht Uhr Abends kehrt die Prozession in die Kirche zurück, immerhin eine verhältnismäßig kurze Zeit, denn in anderen philippinischen Städten pflegt der Umzug alle Gassen der Ortschaft zu passieren, was zur Folge hat, daß die Feier bis tief in die Nacht hinein sich ausdehnt.

Auch die Hochzeiten werden mit großem Pompe gefeiert, und zwar finden jene der vornehmen Leute zeitlich in der Frühe statt. Montag, Mittwoch und Sonnabend gelten als glückliche Tage bei den Ilocanen, weshalb an diesen Tagen fast alle Ehen abgeschlossen werden. Eine Musikbande durchzieht schon eine Stunde vorher die Straßen des Ortes, um die Eingeladenen zum Aufbruch nach dem hochzeitlichen Hause zu mahnen. Ohne Musikbegleitung zieht nun das Brautpaar mit den Gästen in die Kirche, wo der Trauungsakt vorgenommen wird. Beim Verlassen des Gotteshauses ordnet sich der Zug in der Weise, daß zuerst die Männer, dann die Weiber folgen. Im Hochzeitshause wartet indessen die Musikbande, welche beim Nahen des heimkehrenden Brautzuges lustige Weisen zu spielen beginnt. In Vigan

[1] Obwohl ein Ort, so besitzt Vigan zwei Munizipien, das eine für die „Indier", d. h. die reinblütigen Malayen, das andere für die „Mestizos de Sangley", d. h. die Mischlinge von Chinesen und Malayen und die (getauften) Chinesen.

wo es zwei Musikbanden gibt, pflegen sowohl die Männer als die Weiber des Brautzuges auf dem Rückwege von der Kirche ihr eigenes Musikkorps vorangehen zu lassen. Die anderen Pueblos von Ilócos Sur und Ilócos Norte besitzen nur eine Musikbande, so daß, wenn zur Faschingszeit oft mehrere Paare an einem Tage getraut werden, die Musikbanden den ganzen Tag in den Straßen auf und ab rennen müssen. Zur Trauung zieht der Bräutigam eine Jacke von besonderer Form an, welche gewöhnlich buntfärbig ist, während die Frauen und Mädchen den schwarzen ilokanischen Mantel tragen. Beim Verlassen der Kirche pflegen die Brautjungfern dieses Kleidungsstück sich von der Schulter zu nehmen und es über den Kopf zu werfen, so daß es ihnen als Sonnenschirm dienen kann.

F. Blumentritt.

Die menschlichen Skelette der Bocksteinhöhle und Herr Professor Schaafhausens Beurteilung derselben.

Von Dr. H. v. Hölder, Obermedizinalrat in Stuttgart.

> Wie froh sind sie einen Irrwahn zu erfinden
> Und ihn als neue Lehre zu verkünden.
> (Encomion moriae. Cap. 27.)

Im Oktober 1883 wurde von Herrn Revierförster Bürger in Langenau, Oberamts Ulm, in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Lorsch, die Entdeckung gemacht, daß sich in der Höhle des Bocksteinfelsens im Lonethale, am südlichen Abhange der schwäbischen Alb, gespaltene und bearbeitete Feuersteine und Knochen von Pferden, Höhlenbären, Mammut 2c. finden. Der Ausschuß des Vereins für Kunst und Altertum in Ulm bewilligte eine Summe, um eine gründliche Ausgrabung zu beginnen, an welcher sich dann zeitweise auch der Vorstand des Vereins, Herr Landgerichtsrat Bazing, mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit und Umsicht beteiligte. Die Ausbeutung geschah mit sehr anerkennenswertem Aufwand von Mühe und Zeit.

Die Höhle liegt in der an Höhlen und Erdfällen so reichen östlichen Abteilung des Schwäbischen Jura, in welcher im Jahre 1862 der Hohle Stein und 1872 der Hohle Felsen, wie allgemein bekannt, von Herrn Professor Dr. Fraas aufgefunden wurden, deren umfangreiche und interessante Funde er seinerzeit veröffentlicht hat.

Die Höhle erstreckt sich in etwa $^2/_3$ der Berghöhe 12 m. tief in die Felsen des oberen weißen Jura hinein. Vorn ist sie 10, hinten 5 m. breit und im Ganzen zwischen 1,5 und 2 m. hoch. Im Hintergrund und an einer ihrer Seitenwände sind Klüfte, welche nicht bis an ihr Ende verfolgt werden konnten, aber ganz zweifellos mit der Oberfläche des Felsens in Verbindung stehen, dessen Verwitterungsprodukte ihnen zugeführt werden.

Der Berg selbst ist auch sonst von zahlreichen Klüften durchzogen, in welchen Füchse und Dächse ihre Wohnung aufgeschlagen haben.

Der Boden der Höhle stieg schräg nach rückwärts und aufwärts an und war vorn mit Pflanzenwuchs und hinten mit Geröll bedeckt. Ihr Eingang war durch einen großen Felsblock verengt und der hinter ihm liegende Teil des Bodens wurde durch, von der Decke herabtropfendes Wasser beständig feucht erhalten. Der Boden bestand in seinem größeren vorderen Teile zu oberst aus einem etwa 50—60 cm. mächtigen schwarzen Humus, vermischt mit Kohlen, Geröll und Topfscherben von teils römischer, teils nachrömischer Technik. In dem untersten Teile dieser Schichte fanden sich einzelne Werkzeuge aus Renntiergeweih und Feuerstein. Die Humusschichte nahm nach hinten immer mehr an Mächtigkeit ab und dort fanden sich auch drei mehr oder weniger vertiefte Feuerstellen.

Auf diese Schichte folgte eine mehrere Meter mächtige Ablagerung von gelbem bis gelbbraunem Thon mit zahlreichen Jurakalkgeröllen. Auch diese Schichte war in allen ihren Teilen feucht, am meisten natürlich in ihren oberflächlichen. Die obere, etwa 25 cm. mächtige Lage enthielt mäßig große Steine, meistens Schotter. In ihr befanden sich die meisten Artefakte: Nadeln, Pfriemen aus Renntiergeweih, Meißel und Lamellen aus Mammutzahn ohne Verzierungen, zahllose zerschlagene Feuersteinsplitter u. s. w. Die folgende, 1,5 bis 2 m. mächtige Lage bestand aus dunkler gefärbtem, reichlich mit Steinen gemischtem Thon, war indes nicht scharf von der zunächst liegenden oberen abgegrenzt. Sie unterschied sich von dieser dadurch, daß nur ihre unterste Lage nicht bearbeitete Knochen von Mammut, Höhlenbär, Pferd, Rind, Polarfuchs, Hyäne, Renntier, Schwan u. s. w. und nur roh zugeschlagene Feuersteine enthielt.

Eine ausführliche Beschreibung dieser Funde unterlasse ich umsomehr, als eine Veröffentlichung des, um die Funde verdienten Herrn Revierförster Bürger in Aussicht steht. Nur der für die Beurteilung der Höhlenfunde überhaupt wichtigste und interessanteste Teil derselben soll der Gegenstand vorliegenden Berichtes sein, nämlich die in derselben gefundenen menschlichen Skelette einer Frau und eines Kindes. Die Nachricht von der Auffindung dieser Ueberreste bewog mich, in Gemeinschaft mit Herrn Professor Fraas und Herrn Major von Trölsch am 21. Nov. 1883 die Höhle unter der Leitung der Herren Bürger und Lorsch zu untersuchen. Meine Angaben beruhen also teils auf den Berichten der beiden letzteren, teils auf eigener Anschauung.

Die von dem herabtropfenden Wasser beständig durchfeuchtete Fundstelle der Skelette lag unmittelbar hinter dem obenerwähnten, den Eingang verengenden Felsen. Der zu oberst liegende Kopf der Frau wurde etwa 87 cm. unter der Bodenfläche und 27 cm. unter der untern Grenze des Humus, also in der tieferen, wenig oder gar keine Artefakte enthaltenden Schichte angetroffen. Unter und

vor ihm lagen die übrigen Knochen des Skelettes in einem unregelmäßigen Haufen beisammen, rechts neben ihm die des Kindes. Weder Herr Bürger noch Herr Dr. Lorsch waren imstande, mir auf meine wiederholten Fragen sichere Angaben darüber zu machen, in welcher Lage und Reihenfolge die Knochen des Stammes und der Glieder lagen, teils wegen ihrer nicht ganz zureichenden osteologischen Kenntnisse, teils wohl auch wegen der Aufregung, in welche sie der ersehnte Fund menschlicher Ueberreste versetzt hatte. Trotz dieses Sachverhaltes, auf welchen ich Herrn Revierförster Bürger aufmerksam machte, blieb derselbe bei seiner Ueberzeugung, welche er wohl jetzt noch festhält, daß das Skelett der Frau in sitzender Stellung begraben gewesen sei und daß es demnach aus derselben Zeit stamme wie die untere Abteilung der Schichte mit bearbeiteten Knochen von Mammut 2c. Auch der Einwurf brachte ihn nicht von dieser Idee ab, daß diese Schichte doch vorher vorhanden gewesen sein müsse, ehe die Leichen darin begraben werden konnten, also von einer Gleichzeitigkeit beider nicht die Rede sein könne.

Nirgends in der Umgebung der Skelette wurde eine Spur von Grabbeigaben angetroffen, was doch sicher der Fall gewesen wäre, wenn ein regelmäßiges Begräbnis stattgefunden hätte. Ebenso wenig fanden sich aber auch Reste von Kohlen, Humus oder erkennbare Spuren von Verwesungsprodukten der Leichen selbst, wie die chemische Untersuchung des stark mit kohlensaurem Kalk vermischten Lehms dieser Stellen ergab. Derselbe war, nach der ausdrücklichen Angabe der bei der Aufgrabung anwesenden Herren, lockerer und heller gefärbt als der in der weiteren Umgebung. Die ihm beigemischten Steine waren klein und unterschieden sich in ihrem Aeußeren in nichts von den weiter entfernten. Weder unter den Gebeinen noch neben ihnen war eine Spur von regelmäßiger Steinsetzung nachzuweisen.

Von einer regelmäßigen Bestattung kann also nicht die Rede sein, dagegen bleibt die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die ungewöhnliche und unregelmäßige Lage der Gebeine zum Teil durch die Bewegung der umgebenden Erdschichten veranlaßt war: Die Verbindung des Höhlenbodens mit den erwähnten, nach oben führenden Klüften und das beständig von der Decke herabtropfende Wasser mußten eine solche Bewegung in hohem Grade begünstigen. Die stärkeren Bewegungen in der oberen Erdschichte und der vorliegende Felsen trugen natürlich das ihre dazu bei, den Kopf über die übrigen Skelettteile zu schieben und so die gefundene Lage herbeizuführen. Den erfahrensten Sachverständigen in diesen Dingen, den Totengräbern, ist es wohl bekannt, ebenso allen denen, welche Ausgrabungen von regelmäßig in gestreckter Lage begrabenen Skeletten häufig beigewohnt haben, daß bei der Ausfüllung des durch die Verwesung der Weichteile entstandenen leeren Raumes durch den langsam nachdringenden Boden auffallende Verschiebungen, besonders des Schädels bewirkt werden können. Diese allerdings nicht die Regel bildenden Verschiebungen der Skelett-Teile haben bei Unerfahrenen gar nicht selten zu den ausschweifendsten Vermutungen Veranlassung gegeben.

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß eine Bestattung der Frau in gestreckter Lage bewiesen wäre, im Gegenteil ist es wahrscheinlich, daß die Leiche in einer unregelmäßigen Grube zusammengekrümmt und dann mit Erde bedeckt wurde. Mit obiger Auseinandersetzung sollte nur die auffallende Unordnung der Knochen des Rumpfes und der Glieder zu erklären versucht werden.

Nachdem mir der Ausschuß des Ulmer Vereins, dessen Eigentum die Funde sind, sämtliche menschlichen Knochen anvertraut hatte, habe ich den in viele Bruchstücke zerfallenen Schädel der Frau zusammengesetzt und die übrigen Teile der Skelette nach ihrer Zusammengehörigkeit geordnet. Die kleinen Knochen der Frau waren vielfach mit denen des Kindes verwechselt worden. — Die folgende Darstellung beruht aber nicht allein auf dieser ersten Untersuchung, sondern auch noch auf einer zweiten, die ich zur Kontrole vornahm, nachdem mir die Ansicht des Herrn Professors Schaafhausen zur Kenntnis gekommen war.

Die Knochen der Frau mit Einschluß des Schädels sind hell und dunkelgelb marmoriert, nicht besonders leicht, genügend fest und reichlich mit kohlensaurem Kalk durchdrungen, so sehr, daß z. B. mehrere der kleineren Maschen der schwammigen Substanz des Schädels (diploe) vollständig mit zum Teil krystallisiertem kohlensauren Kalke angefüllt sind.

Es fehlen die Nasenbeine mit Ausnahme von den beiden kleinen, 2 mm. breiten Eckchen derselben an den beiden seitlichen Enden in der Naht am Stirnbein. Es fehlen weiter der aufsteigende Ast des rechten Oberkiefers bis auf ein 1,2 cm. langes Stück seines oberen Endes, ferner der ganze vordere Rand des linken aufsteigenden Astes, die aneinander angrenzenden Teile der Naht zwischen Jochbein und Stirnbein, die Muscheln, die Pflugschar, die die Nasenhöhle begrenzenden Teile beider Oberkieferbeine, das Siebbein, das Keilbein mit Ausnahme des größten Teiles seiner großen Flügel und endlich ein größeres Stück beider Jochbögen, sowie einzelne kleine Partieen des Schädeldachs und der Basis. Die Zähne in beiden Kiefern, sowie der Unterkiefer selbst sind nahezu vollständig erhalten. Der Alveolarrand des Oberkiefers ist mehrfach gebrochen, ebenso die großen Flügel des Keilbeines. Die Bruchflächen paßten nicht mehr ganz aufeinander, so daß der Oberkiefer jetzt mehr nach vorwärts geschoben (prognather) ist, als ursprünglich der Fall war. Die Außenfläche des Schädels war, besonders im Gesichte, mit dünnen, teils blaßgelben, flächenartig ausgebreiteten, teils dunkelbraunen, warzigen Kalk-Inkrustationen bedeckt, welche außer organischer Materie auch Eisenoxyd enthielten. Einen großen Teil derselben habe

ich beim Zusammensetzen entfernt, um die Gestalt und Beschaffenheit der Oberfläche des Knochens zur Anschauung zu bringen.

Außerdem sind die Zahnfortsätze der beiden Oberkiefer, das Kinn und der größte Teil des linken Schläfebeins von kleinen, teils rundlichen, teils langgestreckten, schlangenförmigen, wie ausgenagten, die kompakte Substanz des Knochens größtenteils durchdringenden, Vertiefungen durchsetzt. Einige derselben sind von jener dunkelbraunen Kalkinkrustation erfüllt, von der eben die Rede war. Die kleinen gekrümmten Furchen haben ganz die Beschaffenheit, wie sie gewöhnlich von Wurzelfäden hervorgebracht werden und nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit Nagespuren von kleinen Tieren. Allem diesem nach ist es wahrscheinlich, daß der Schädel leicht nach rechts geneigt mit dem Gesicht und der linken vorderen Seite halb nach oben gerichtet war, also nicht in sorgfältig hergerichteter hockender Stellung begraben wurde.

Die größte Länge des Schädels beträgt 171 mm., seine größte Breite 138 mm., die Höhe (nach Broca) vom vorderen Rande des Hinterhauptloches bis zur Vereinigung der Pfeilnaht mit der Kreuznaht 126 mm., die Höhe nach Virchow ebenso viel, die größte Höhe vom hinteren Rande des Hinterhauptloches bis zur höchsten Stelle des Schädelgewölbes 130 mm., der Profilwinkel etwa 77°. Der Kubikinhalt ist wegen der vielen Löcher nicht zu messen.

Die Form des Schädels im ganzen steht an der oberen Grenze der Mesokephalie, sein Längenbreiten-Index beträgt 80,7 mm., er gehört zu den rhäto-sarmatisch-germanischen Mischformen meiner Nomenklatur und seine Gestalt unterscheidet sich, mit Ausnahme des verkümmerten Gesichts und namentlich der bedeutenden alveolären Prognathie, in nichts von den unter der nachrömischen Bevölkerung Württembergs allerhäufigsten Formen. Er hat entschieden weibliche Charaktere; auf seiner inneren Fläche, zu beiden Seiten der Pfeilnaht sind zarte Knochenauflagerungen, (Osteophyten), wie sie gewöhnlich bei Schwangeren und Wöchnerinnen gefunden werden. Es ist also auch aus diesem Grunde anzunehmen, daß das zugleich gefundene Skelett des Kindes zu dem der Frau gehört.

Auf der linken Seite des Hinterhauptes finden sich Brüche, deren Flächen größtenteils nicht frisch, sondern mit Lehm und Kalkinkrustationen imprägniert waren und außerdem durch ihre Richtung beweisen, daß die Gewalt, welche sie hervorrief, von außen her einwirkte. Außerdem findet sich am linken Zitzenfortsatz ein feiner, von der Hauptbruchstelle ausgehender Sprung, wie ich solchen bei den zahlreichen von mir untersuchten und gezeichneten posthum zersprengten oder zerdrückten Schädeln niemals, wohl aber öfter bei, durch Stöße oder Schläge mit stumpfen Werkzeugen während des Lebens entstandenen gefunden habe.

Die übrigen Bruchflächen tragen die deutlichen Zeichen der posthumen Zersprengung von innen heraus an sich, und waren namentlich weniger, zum Teil gar nicht, von Kalkinkrustation bedeckt. Die Flächen der wenigen, bei der sehr sorgfältigen Ausgrabung entstandenen Brüche ließen sich leicht durch ihre helle Farbe, ihre scharfen Kanten und Oberflächen als solche erkennen.

Die Zähne sind tief abgeschliffen, besonders die Schneidezähne des Oberkiefers auf ihrer hinteren Fläche, wegen des starken Uebergreifens desselben über die des Unterkiefers; aber auch die Backenzähne sind so tief abgeschliffen, daß sich die Beschaffenheit ihrer Kaufläche nicht mehr sicher erkennen läßt. Fast sämtliche Backzähne sind kariös, die Höhlen jener waren bei meiner ersten Untersuchung mit dunkel gefärbten, in's Gewebe oberflächlich eindringenden Kalkinkrustationen überzogen. Einen Teil dieser Inkrustationen habe ich behufs näherer Untersuchung abgekratzt, ein anderer Teil fehlte bei meiner zweiten Untersuchung. Sämtliche Weisheitszähne stehen in der Reihe und sind mit Ausnahme des rechten im Unterkiefer kariös, welch' letzterer im Gegensatz zu den übrigen Zähnen nur oberflächliche Schlifflächen zeigt.

Der Unterkiefer ist sehr niedrig, wie es die mangelhafte Entwicklung des Gesichts nicht anders erwarten läßt. Das Kinn ragt hervor, und hat auf seinen beiden Flächen entfernt keine kindliche Form, so wenig als die ziemlich platten Gelenkflächen des aufsteigenden Astes.

Das Gesicht ist nieder, verkümmert, die Wangenplatten sind schmal, nahezu senkrecht gestellt, die Muskelansätze flach, die Augenhöhlen klein und die obere Naht der Nasenbeine wenig gekrümmt. Aus dieser Beschaffenheit läßt sich selbstverständlich kein sicherer Schluß auf die Wölbung der Nasenbeine ziehen. Jene Naht ist 10 mm. breit, die Nasenbeine also das Gegenteil von zugespitzt. Der vordere Rand des Bodens der Nasenhöhle ist scharfkantig. Die Stirnhöhlenwulste sind kurz, breit, ziemlich gewölbt, die Stirne hoch, steil ansteigend. Hinter der Kranznaht (im bregma) findet sich eine flache Einsenkung, wie sie gewöhnlich bei solchen beobachtet wird, welche in ihrer Kindheit die englische Krankheit (rhachitis) überstanden haben. Das Hinterhaupt ist mäßig hervorgezogen, konisch aufgesetzt.

Die Nähte sind alle offen, die Mitte der Kranznaht und der angrenzende Teil der Pfeilnaht hat scharfe, enggestellte, jederseits bis zu 2 mm. lange, schmale Zacken, und zeigt entfernt nicht die fast geradlinige, flache, wellige Beschaffenheit wie bei niederen Rassen, z. B. den Australnegern. Die seitlichen Teile der Kranznaht sind, mit Ausnahme ihrer unteren Teile, wie gewöhnlich tief und scharf gezackt, die einzelnen Zacken sind auf jeder Seite zwischen 4 und 5 mm. lang. Auf der linken Seite sind die Spitzen des großen Keilbeinflügels, sowie der angrenzende Teil der Schläfenschuppe und der Rand des vorderen unteren Winkels des Seitenwandbeins bei der Ausgrabung abgebrochen und verloren gegangen. Es ist also ganz unmöglich, etwas sicheres über die Entfernung der Schläfenschuppe von der Kreuznaht zu sagen.

Die entsprechenden Teile der rechten Seite sind vollständig erhalten, die wohlerhaltene Naht zwischen Schläfenbein und Keilbein verläuft in flachen Bogen schräg von oben und hinten nach unten; durch den Keilbeinflügel geht von der Stelle, wo er die Kranznaht berührt, ein senkrecht verlaufender, zackiger, Bruch. Wie ich mich bei der Zusammensetzung des Schädels überzeugte, ist auch er bei der Ausgrabung entstanden. Sein oberes, die Kranznaht berührendes Ende bildet ein stumpfer Zacken, welcher also entschieden nicht der Schläfenschuppe, sondern dem Keilbein angehört und künstlich ist. Die Entfernung des Randes der Schläfenschuppe von der Kranznaht beträgt in sagittaler Richtung 15 mm., also 8,7 % der größten Länge, bei den analogen Schädelformen der Neuzeit beträgt sie zwischen 7 und 10 %, die Entfernung am Bocksteiner Schädel muß also als normal angesehen werden.

Die Pfeilnaht ist von jener obenerwähnten, feingezackten Stelle an bis 3 cm. von der Spitze des Hinterhauptbeins grob und breit gezackt, die Länge der einzelnen Zacken beträgt zwischen 5 und 10 mm., die Naht im ganzen ist im Maximum 13 mm. breiter. Die Naht des Hinterhaupts ist weniger tief gezackt als gewöhnlich, besonders an ihrem mittleren Teile.

Die Naht zwischen dem Keilbein und Hinterhauptbein (synchondrosis sphenobosilaris) ist fast spurlos verwachsen, und die ganze Stelle mit einem Guß glatter Knochenwucherungen (Osteophyten) überzogen. Dieses hängt wahrscheinlich mit der in der Jugend überstandenen englischen Krankheit zusammen. Dieses, sowie das Verhalten der Weisheitszähne und des übrigen Gebisses, beweist unwiderleglich, daß die Frau gegen 30 Jahre alt war, jedenfalls aber das 20. Lebensjahr überschritten hatte.

Die Knochen des Skelettes waren stellenweise mit bräunlichem, Eisenoxyd und organische Materien enthaltendem Thon, sowie von dunklen Kalkinkrustationen bedeckt. Die der ganzen linken Seite des Skelettes waren, wie die der linken Hälfte des Schädels, stärker verwittert und dunkler (rötlich-braun und gelb) gefärbt als die hellgelben der rechten.

Der 1.—4., sowie der 6.—7. Halswirbel waren durch Kalksinter fest zusammengebacken. Von den Brust- und den beiden oberen Lendenwirbeln waren nur vielfach zerbrochene, unvollständige, meist kleine Bruchstücke vorhanden, deren Bruchflächen zum allergrößten Teil nicht frisch, also lange vor der Ausgrabung entstanden waren. Die drei untersten Lendenwirbel fanden sich nahezu vollständig vor. Die späteren Angaben des Herrn Revierförsters Bürger, die Wirbelsäule sei in einen nach vorn konkaven Bogen hinausgedrückt gewesen, muß also auf einer, natürlich unwillkürlichen Selbsttäuschung beruhen.

Bei meiner Anwesenheit in der Höhle erklärte er wiederholt, über die Lage der Wirbelsäule keine bestimmten Angaben machen zu können, ebenso wenig als über die der Beckenknochen, von denen er glaubte sie fehlen, obgleich sie in leicht zu erkennenden Bruchstücken vorhanden waren.

Von den übrigen Knochen ist noch zu bemerken, daß sie zart und schwächlich gebaut und mit schwachen Muskelansätzen versehen waren. Die beiden Oberarmknochen maßen 267 mm., die Aushöhlung des Ellbogengelenkes war nicht durchbohrt, die rechten Ellbogenbeine hatten eine Länge von 230 mm. Der linke Oberschenkelknochen maß bis zum oberen Rande des Gelenkkopfes etwa 400 mm., das linke Schienbein 328 mm.; es ist, wie das rechte, kümmerlich entwickelt, schmal und hat nur ganz schwache Muskelansätze; in der Höhe des Gefäßloches mißt es von vorn nach hinten 31 mm., in die Quere 21 mm., der Index beträgt also 65 mm. Die untere Epiphyse der Wadenbeine ist vollständig verknöchert; nur auf der Innenfläche ist die Epiphysenlinie noch als flache Furche zu sehen. Dieses Verhalten weist gleichfalls auf die genannte Kinderkrankheit hin.

Berechnet man die Körpergröße der Frau nach der Länge des Oberarmknochens und des Ellbogenbeins, so erhält man 144,6 Cm.; legt man den Oberschenkelknochen und das Schienbein zugrunde, so erhält man 146,8 cm.; die Beine sind also verhältnismäßig ein wenig kürzer als die Arme, wie gewöhnlich bei Frauen. Diesen Berechnungen sind die Tabellen von Orfila und eine größere Zahl eigener Untersuchungen zugrunde gelegt; selbstverständlich aber nur die bei Weibern gefundenen Zahlen. Man erhält jedoch durch diese Berechnungsweise nur annähernd richtige Werte, weil individuelle Schwankungen nirgends so groß sind als bei der Körpergröße.

Das chemische Verhalten der Knochen der Frau war folgendes: Kleine Stückchen oder Feilspäne derselben lösen sich in Salzsäure von 1,061 spez. Gewicht auf, ohne einen Rückstand zu hinterlassen, so ziemlich in derselben Zeit wie frische oder einige Jahrzehnte begraben gewesene menschliche Knochen.

Im Wasser, welches mit Salzsäure angesäuert war, brausten die Knochenstückchen wegen ihres ungewöhnlich großen Gehaltes an kohlensaurem Kalke heftig und lange Zeit. Nach vier Tagen waren sie vollkommen weich, aber keineswegs gelatinös. Der zurückgebliebene Knorpel klebte nur unbedeutend, hatte eine bräunlich-gelbe Farbe und seine ursprüngliche Form beibehalten, nur erschien er aufgequollen. Ganz in derselben Weise verhielten sich, mit Ausnahme des starken Aufbrausens, kleine Stücke eines stark verwitterten weiblichen Schädels, welcher vorigen Sommer hier im ehemaligen Lazaretkirchhof ausgegraben wurde und der 80—90 Jahre im Boden (Keupermergel) gelegen hatte, ebenso Stückchen eines weiblichen Schädels aus dem 17. Jahrhundert mit Altersatrophie, ein Stückchen eines Kindsschädels aus dem 13. Jahrhundert und einzelne Stückchen von Schädeln aus vorrömischen Hügelgräbern. Bei einem anderen Teil der letzteren widerstand die Glastafel 8 Tage lang. Zwei Stückchen eines weiblichen Schädels aus den, etwa dem

6. Jahrhundert angehörigen Reihengräbern von Wurmlingen, Oberamt Rottweil, widerstanden bedeutend länger; das eine war erst nach 14 Tagen ganz, das andere nach 3 Wochen noch nicht ganz weich. Macerierte Schädel, die gar nicht, und solche, die nur 15—20 Jahre im Boden gelegen waren, verhielten sich selbstverständlich anders: der zurückgebliebene Knorpel blieb verhältnismäßig hart, elastisch und klebte nicht.

Es ist also ganz klar, daß das chemische Verhalten keinen sicheren Maßstab für die Beurteilung abgeben kann, wie lange menschliche Knochen im Boden gelegen sind; das Verhalten des letzteren, die Todesursache, das Lebensalter und andere individuelle Verhältnisse, haben einen zu mächtigen Einfluß, als daß die Verwesung ganz gleichen Schritt mit der abgelaufenen Zeit halten könnte. Jedermann, der eine größere Zahl von Gräbern in einem abgegangenen Friedhofe öffnen sah, weiß auch, daß der Schädel der einen Leiche bis auf wenige kaum kenntliche Reste zerfallen ist, während der einer anderen, vielleicht Jahrzehnte früher begrabenen, vollständig erhalten blieb.

Die Knochen des Kindes sind nicht so vollständig vorhanden, als die der Frau, ihre Erhaltung ist eine ähnliche, wenn auch nicht ganz so gute, ihre Farbe bläßer und ihre Oberfläche, besonders die des Schädels, innen und außen mit größeren oder kleineren Streifen oder Inseln gelblich-weißer oder farbloser, teils sehr dünner, plättchen-förmiger, teils braun-roter, warziger Kalkinkrustationen bedeckt. Auf der inneren Fläche der rechten Hälfte des Stirnbeines erreichte die Kalksinterschichte eine größere Dicke. Unter der Lupe konnte man deutlich sehen, daß dieselbe von zahlreichen rundlichen Löchern und Spältchen durchsetzt war, welche ohne Zweifel von der während der Krystallisation entweichenden Luft herrührten. Mit der Knochensubstanz hat diese Schicht nichts zu schaffen, die periostale Oberfläche liegt unversehrt unter ihr. Der obere Teil der Wirbelsäule ist durch solche Kalkinkrustationen ganz zusammengebacken.

An den Schädelknochen sowohl als den Knochen des übrigen Skelettes, besonders den Rippen, fehlt an den Stellen, welche der Verwitterung mehr ausgesetzt waren als an andern, die periostale Schichte, so daß die Markkanäle der schwammigen Substanz frei liegen, und die Oberfläche naturgemäß ein durchlöchertes Ansehen gewinnt. Die Maschen dieser Substanz sind durch teilweise Zerstörung der feinen Knochenbälkchen erweitert, aber nur an der Oberfläche, mehr in der Tiefe haben sie ihre normale Beschaffenheit. Lamellen ließen sich von jenen oberflächlichen Lagen keine abspalten, der sehr mürbe Knochen zerbröckelte bei jedem derartigen Versuche. Nur an den Stellen, an welchen die periostale Schichte erhalten war, wie am Stirnbein und am Hinterhauptbein, gelang dieses. Die Lamellen hatten aber ihre normale Beschaffenheit, insbesondere waren die (Haver'schen) Gefäßkanälchen vollkommen regelmäßig beschaffen, ganz so wie man es auch bei Kinderskeletten findet, die nur einige Jahrzehnte im Boden gelegen hatten. Die kleinen Löcher, welche man auf geeigneten Durchschnitten unter dem Mikroskope sieht, sind die bekannten Einmündungsstellen der bei Kindern dichter stehenden Blutgefäße der Beinhaut. Bei dem Bocksteiner Kinde waren dieselben aber durchaus nicht auffallend erweitert. Von ossifizierenden Knorpelbälkchen war mit dem Mikroskope keine Spur zu finden, noch viel weniger von Bindegewebe. Einzelne zarte Knochenbälkchen zeigten allerdings eine Längsstreifung und konnten Bindegewebe vortäuschen, aber durch einige Tropfen Essigsäure verschwindet die Täuschung sofort. Dagegen fanden sich wenig gekörnte kleine Hyaline-Plättchen; dieselben bestehen aber aus kohlensaurem Kalke, lösten sich nach Zusetzen von verdünnter Säure unter dem Mikroskope rasch, ohne einen Rückstand zu hinterlassen, unter reichlicher Entwicklung von Gasblasen (Kohlensäure). Von Epithelien kann also keine Rede sein. Es muß überhaupt als unmöglich angesehen werden, daß sich an Kinderknochen noch zartes Bindegewebe und Epithelien erhalten sollten, nachdem dieselben mehrere Jahrhunderte in einem beständig durchfeuchteten Boden gelegen hatten. Blieben die Stückchen der Einwirkung verdünnter Salzsäure einige Stunden lang ausgesetzt, so konnten in der zurückbleibenden, gekörnten, weichen, schwammigen Masse nur noch wenige Knorpelzellen unterschieden werden.

Ein größeres Schädelstück in mit Salzsäure angesäuertes Wasser gelegt, war schon nach 24 Stunden weich und schwammig, klebte aber halb getrocknet nur sehr wenig. In kochendem Wasser löste sich dieser Rückstand und gab mit Essigsäure einen unlöslichen Niederschlag; Alaun und salpetersaures Silberoxyd bewirkten starke Fällungen.

Einen Unterschied von gewöhnlichen Chondrin konnte ich also an den von mir untersuchten Stückchen nicht nachweisen. Damit will ich aber selbstverständlich nicht behaupten, daß in den von mir nicht untersuchten Teilen nicht vielleicht ein Teil des Chondrin's sich in Gluten umgewandelt habe, denn eine solche Umwandlung hat ja nach dem oben Ausgeführten für die Altersbestimmung des Begräbnisses nur untergeordneten Wert.

Die Größe und sonstige Beschaffenheit der Kindsknochen entspricht der eines nicht besonders großen, ausgetragenen Kindes.

Als Ergebnis meiner Untersuchungen teilte ich dem Ausschuß des Altertumvereins in Ulm in Kürze folgendes mit: Meiner Ansicht nach seien seit dem Tode der beiden Individuen höchstens zwei bis drei Jahrhunderte verflossen, eine genauere Datierung sei aber nicht möglich, weil keine Grabbeigaben gefunden wurden. Unzweifelhaft seien die Knochen viel besser erhalten, als in den merowingischen Reihengräbern und die geringen Veränderungen derselben seien vollends total von den bedeutenden Umwandlungen verschieden, welche die Skelette in den vorrömischen Hügelgräbern und den tiefsten Schichten des Skeletthaufens der

Erpfinger Höhle zeigten. So wohl erhaltene Skelette von Neugeborenen finden sich nicht einmal in den Reihengräbern. Auch die zahlreichen an den Skeletten, besonders an dem Schädel der Frau gefundenen, dunkelbraunen, reichlich organische Materien enthaltenden Kalkinkrustationen der äußeren und inneren Schädeloberfläche, sowie der Höhlen der kariösen Zähne, weisen auf eine jüngere Zeit.

Das Fehlen von Humus oder von Resten der Verwesung der Weichteile der Leichen, erkläre sich zum größten Teile aus dem Umstande, daß auf die Stelle des Grabes beständig mit Luft vermischtes Wasser von der Decke der Höhle herabtropfte. Es sei nicht wahrscheinlich, daß die beiden Skelette als solche im Freien gelegen seien, weil sich sonst Nagespuren von Tieren an denselben hätte finden müssen. Ueberdies sei das Skelett der Frau nach der Angabe des Herrn Bürger in zusammengekrümmter (nicht regelmäßig sitzender) Stellung gefunden worden.

Das Skelett derselben sei das einer Person von gegen 30 Jahren, welche geboren habe, denn man finde auf der inneren Oberfläche des Schädels die bekannten Osteophyten der Schwangern und Wöchnerinnen. Deshalb und wegen der ähnlichen Erhaltung beider Skelette sei es wahrscheinlich, daß das auf der rechten Seite der Frau gefundene Skelett eines Neugeborenen zu ihr gehöre. Auf der linken Seite des Hinterhauptes der Frau finden sich Brüche deren Beschaffenheit es möglich erscheinen lassen, daß sie kurz vor dem Tode entstanden seien. Der Schädel der Frau habe auch, abgesehen vom Geschlechte, nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Neanderthaler Schädel, seine Form gehöre den unter der gegenwärtigen Bevölkerung am häufigsten vorkommenden Formen an. Der an das Kretinische erinnernde Ausdruck des verkümmerten Gesichts entspreche dem nach den Durchmessern des Schädels zu schätzenden Rauminhalt desselben nicht, auch sei keine Asymmetrie vorhanden. Nach der Länge der Knochen der Arme und Beine sei die Körpergröße der Frau auf 145 bis 147 cm. zu schätzen.

Dieses Ergebnis meiner Untersuchung entsprach selbstverständlich den Wünschen des Ausschusses des Ulmer Vereins und vor allen denen des Herrn Bürger nicht, welche der festen Ueberzeugung waren und wohl noch sind, Zeitgenossen des Mammuts gefunden zu haben. Um nun das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen und die ihrer Hypothese mangelnde thatsächliche Begründung durch die Autorität eines Höhlenforschers zu ersetzen, wandten sie sich an die allein richtige Adresse, an den phantasievollsten und diensteifrigsten Anthropologen und Höhlenforscher Deutschlands, Herrn Professor Dr. Schaafhausen in Bonn. Der Ausschuß des Vereins sandte demselben den größten Teil der gefundenen menschlichen Reste mit meinem Gutachten zu und ernannte ihn zum Schiedsrichter.

Derselbe wird ja in nicht sachverständigen Kreisen wegen seiner zahlreichen, phantasievollen, ansprechenden, meist populär gehaltenen Reden und seiner vielseitigen Thätigkeit auf dem Gebiete der archäologischen und anatomischen Anthropologie und Höhlenforschung, für eine Autorität ersten Ranges angesehen; denn die meisten lieben ja das Wunderbare, Unerklärliche, noch nie Dagewesene und sind entzückt von seinen Aeußerungen, welche dieser Neigung unerschöpfliche Nahrung geben, und mit welcher man die Hindernisse, welche die Sprödigkeit der Thatsachen in den Weg stellen, so leicht überwinden kann.

Er hat denn auch jener Aufgabe mit der größten Unerschrockenheit entsprochen und sofort erkannt, daß ich mich irre, ohne sich die Mühe zu geben, den Ort und die Geschichte des Fundes vorher genau kennen zu lernen.

Es könnte nun auffallen, daß Herr Schaafhausen, der nicht gerade als in hohem Grade streitsüchtig bekannt ist, sich nicht, ehe er sein Urteil abgab, an mich wandte, um auch die Gründe des anderen Teiles ausführlicher zu hören als sie in meinem Gutachten auseinander gesetzt wurden. Dieses Verfahren erklärt sich daraus, daß er in eine nicht zu bändigende Schwärmerei gerät, sobald er von einem Höhlenfunde mit menschlichen Skeletten hört, und daß es galt, seinen Glauben an eine Höhlenmenschenrasse gegen einen Ungläubigen zu verteidigen. Der Nachweis einer jetzt ausgestorbenen rohen, ungebildeten, unzivilisierten und niederorganisierten Höhlenmenschenrasse gehört nämlich zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Das Material ist aber leider gegenwärtig, in Deutschland wenigstens noch viel zu klein und seiner Datierung nach viel zu unsicher, um einen solchen Nachweis zu führen. Das Vorhandene reicht nur hin, um zu beweisen, daß sich die Schädelformen in Europa seit vielen Jahrtausenden im wesentlichen nicht verändert haben. Es ist nun ganz natürlich, daß Herr Schaafhausen jeden neuen Fund mit Begierde aufgreift, um neue Beweise für seine Hypothese zu erlangen. Findet er dann an den neuerworbenen Schädeln auch nur eine einzige Eigenschaft von denen, welche ihm an den früher untersuchten auffielen, so genügt ihm das, sie seiner rohen Rasse beizuzählen. Zuweilen ergänzt er denn auch einen Teil des Fehlenden durch seine lebhafte Phantasie, und jeder, der ihn in seiner Illusion unterstützt, ist ein willkommener Bundesgenosse.

Er beeilte sich daher auch, seinen Richterspruch, welcher meine Ansicht selbst in Nebendingen verwirft, zuerst in der „Kölnischen Zeitung" und dann in den Sitzungsberichten der „Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn" zu veröffentlichen.

Um diesen Spruch ganz zu verstehen, muß man die Anschauungen des Herrn Schaafhausen und seine Geistesrichtung überhaupt näher kennen.

Die Auffindung des berühmten Skelettes in der Neanderthaler Höhle im Jahre 1856, hat einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht und seinen Geist in anthropologischen Dingen auf eine eigentümliche Bahn geführt. Er schrieb im Jahre 1858 eine Abhandlung in „Müller's Archiv", in welcher er den Fund noch in ziemlich objektiver Weise zu deuten suchte und zum Schlusse erklärt,

ein Beweis für die Annahme der Gleichzeitigkeit des Skelettes mit den zuletzt verschwundenen Tieren des Diluviums, vor allem also des Mammut, liege zwar nicht vor, jedoch sei eine solche Möglichkeit nicht zu bestreiten. Die gesamte gebildete Welt hatte sich einige Zeit lang für den Neanderthal-Fund interessiert, und noch jetzt gehört es zu dem höchsten Ehrgeiz derjenigen Höhlenforscher, die mit dem Stande der Frage nicht ganz vertraut sind, Zeitgenossen des Mammut zu finden, wenn die gefundenen Schädel auch sonst keine Aehnlichkeit mit dem Neanderthal haben. Sehr bald, schon im Anfange der sechziger Jahre, wurde aber von Seite verschiedener Anatomen Widerspruch laut, und so kam es, daß Herr Schaafhausen allmählich zu der Partei hinübergedrängt wurde, welche die Form des Neanderthaler-Schädels als charakteristisches Zeichen einer niedrigen Rasse ansieht. Nichts erschütterte ihn mehr in dieser Ueberzeugung, nicht daß eine ähnliche, wenn auch nicht ganz gleiche übermäßige Entwicklung der Stirnhöhlenwulste an europäischen Schädeln der Neuzeit nachgewiesen wurde, nicht daß die erste Autorität Deutschlands im Gebiete der pathologischen Anatomie, Herr Virchow, überzeugend nachwies, daß man es mit einer pathologischen Form zu thun habe. Ueber alle Gegengründe half er sich und hilft sich noch jetzt teils mit unzureichenden Beweisen hinweg, teils dadurch, daß er eine ganz eigentümliche Hypothese über eine in Europa vorhanden gewesene, jetzt ausgestorbene niedere Menschenrasse aufgebaut hat. Im wesentlichen hat diese Frage denselben Verlauf genommen, wie die jetzt erledigte Frage über die Bewohner der Pfahlbauten; die ersten Schädel derselben wurden für eine unerhörte, noch nie dagewesene Rasse erklärt, bis sich allmählich die Erkenntnis Bahn brach, daß sich dieselben in nichts von den Formen der späteren Zeit unterscheiden.

Eine Zeit lang hat sich Herr Schaafhausen dem wohlthätigen Einflusse der epochemachenden Untersuchungen des Herrn Broca in Paris hingegeben; da dieser aber von jener unvergleichlichen rohen Rasse auf Grund seiner Untersuchungen nichts wissen wollte, schloß er sich Herrn de Quatrefages an, von dem er sich wegen der Aehnlichkeit der beiderseitigen Ansichten natürlich in hohem Grade angezogen fühlte.[1]

In einem Punkte hat sich der erstere aber mehr Objektivität bewahrt. Wegen der großen Verschiedenheit der bis jetzt gefundenen Formen der ältesten Schädel stellt er mehrere primitive Rassen auf und unterscheidet in der Hauptsache nach ihren Fundorten. Aber auch er hat sich nicht vor Verblendung bewahren können, insofern er zum Beispiel ein Schädelbruchstück aus den allemannischen Reihengräbern bei der Uffkirche in der Nähe von Cannstatt, für die Reste eines Zeitgenossen des Mammut und für eine besondere primitive Rasse erklärt.[1] Auch in dem Irrgarten der Höhlenforschung hat Herr de Quatrefagas keinen Ausweg gefunden, sondern sich, wie Herr Schaafhausen, auf den Flügeln der Phantasie in unfaßbare Region verloren.

Man hätte nun denken sollen, daß Herr Schaafhausen die Lehre Darwin's als willkommene Unterstützung seiner Anschauungen sofort und ganz angenommen habe; das ist aber nicht der Fall. Man hat ihn zwar in jener Zeit viel von affenähnlichen (pithekoiden) Menschen und menschenähnlichen (anthropoiden) Fischen und Affen reden hören, aber mit der Erklärung der Umwandlung der Arten war er nie zufrieden. Den Kampf ums Dasein läßt er gelten, aber gegen die Annahme einer Zuchtwahl zur Erklärung der Abänderung der Menschenrassen empört sich sein Gefühl. Man muß ihm allerdings zugestehen, daß das Wort in seiner Anwendung auf den Menschen häßlich klingt. Deshalb aber die Thatsache abzuleugnen und ihre Anerkennung verkehrt zu nennen, wie er es thut, geht nicht an. Denn schon eine oberflächliche Beobachtung der Schädelformen bei Eltern und Kindern mehrerer Familien lehrt, daß eine Kreuzung der Typen diese Formen abändert. Aber auch bei den Tieren verwirft er die Abänderung durch Zuchtwahl und läßt bei ihnen nur äußerliche Einflüsse gelten; beim Menschen nimmt er noch eine weitere Ursache zu Hülfe, nämlich die Zivilisation, die Bildung und den Fortschritt der Wissenschaften. Zum Beweise, in welchen Unklarheiten er sich auch bei dieser Gelegenheit verliert, will ich nur einige der bezeichnendsten Aussprüche anführen. Während der Anthropologenversammlung in Wiesbaden, 1873, erklärt er am Schlusse einer seiner Reden: „Der Fortschritt der Menschheit beruht wesentlich auf dem Fortschritte der Wissenschaften, diese verbessern sich nicht durch Zuchtwahl der Gelehrten, sondern hauptsächlich durch neue Thatsachen der Beobachtung. . . Die Auffindung fossiler Menschenreste und die Entdeckung neuer anthropoider Affen haben unsere Wissenschaft weitergebracht, nicht die Zuchtwahl der Anthropologen." Auf diesem Wege sind also nach ihm die Schädelformen der europäischen Menschheit verändert worden.

In seiner Abhandlung über die Lehre Darwin's sagt er: Die Abänderungen der menschlichen Schädelformen werden

[1] Die Nachweise für meine Darstellung der Ansichten des Herrn Schaafhausen finden sich teils in der eben angeführten Abhandlung in „Müller's Archiv", teils im „Archiv für Anthropologie", III. Band 1868 (Die Lehre Darwin's), ferner in den im „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie" veröffentlichten Reden während der Versammlungen dieser Gesellschaft in Stuttgart, Wiesbaden, Dresden, Konstanz, Kiel, Straßburg, Berlin, Regensburg, Frankfurt a/M., Trier und Breslau 1872—1884, in welchen er überall neben anderem auch diesen Gegenstand berührte, ferner im „Dritten Jahresbericht des Vereins für Erdkunde in Metz 1880", in den „Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde", Band 17, 1882, in seiner „Abhandlung über den Schädel Raphaels" (Bonn, Cohen, 1883), sowie in den zahlreichen Reden, die er während der Internationalen Anthropologischen Versammlungen in Europa zum Teil in elegantem französischem Vortrage hielt.

[1] Siehe „Korrespondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft." 1873. Nr. 12.

bewirkt: „durch den Fortschritt der Gedanken, welche den Menschen frei machen, indem eine höhere Weltordnung seinen Geist zur Forschung antreibt und in seine Seele das Vermögen gelegt hat, über die Schranken seiner Organisation hinaus nach idealen Zielen zu streben." Dadurch wird nach ihm der Schädel des Menschen und sein Gehirn besonders an dem hinteren Teile der Basis breiter und kürzer. Daß aber Brachykephalen mit breiter Basis unter den ältesten Schädeln vorkommen, daß ferner z. B. der allerdings brachykephale Schädel Kant's an dem hinteren Teile seiner Basis schmäler und die relative Verbreiterung der Basis hauptsächlich bei den gerade nicht gebildeten Australnegern und der pathologischen Form der Skaphokephalen in Europa vorkommt, daran scheint er nicht gedacht zu haben. Neu und für weite Kreise bestechend ist jedenfalls die Erklärung, daß ein bevorzugter Teil der Menschen über die Schranken seiner Organisation hinaus kann.

In Europa gibt es für ihn nur zwei Rassen, eine primitive niedere, rohe, ungebildete und eine gebildete historische. Letztere, die er nach älterem Muster die kaukasische nennt und von der man nicht erfährt, ob er auch die Zigeuner und die Juden zu ihr zählt, begreift zwei Typen in sich, den Dolichokephalen und den Brachykephalen; ersterer ist aber der niedrigere und hat am meisten Berührungspunkte mit seiner primitiven Rasse, weil ja nach ihm die Entwickelung des hinteren Abschnitts des Schädels in die Breite eine entsprechendere Vergrößerung der Intelligenz bedeutet. Positive Beobachtungen zur Begründung dieser originellen Hypothese führt er nirgends an. Zum Glück für die Dolichokephalen unter der gegenwärtigen Bevölkerung Europa's dürfen sie aber hoffen, daß ihre Nachkommen durch fortgesetzte Zivilisation allmählich breitköpfiger werden.

Allein diese seine Grundsätze sind nicht unwandelbar, sondern werden je nach Bedürfnis mehr oder weniger modifiziert oder ganz beiseite gesetzt. Findet er an einem Schädel, der in einer Höhle oder in größerer Tiefe im Diluvium gefunden wurde, ein flaches Hinterhaupt, so ist das ein Beweis, daß er seiner rohen Rasse beizuzählen sei; hat ein anderer ein konisch aufgesetztes, schmales, so spricht das gleichfalls dafür; flache oder stark hervorspringende Stirnhöhlenwulste, fast horizontale oder stark geneigte Ebenen des Hinterhauptloches, abgeflachter oder scharfer unterer Rand der Nasenöffnung, hat die gleiche Bedeutung. Die Schädel der niederen Rasse nähern sich nach ihm den kindlichen Formen, der Neander-Schädel aber hat ausgeprägte senile Eigenschaften, wie er selbst angibt; kurz die widersprechendsten Vorkommnisse, oder solche, die er selten oder gar nicht früher gesehen hat, vor allem aber seine unrichtigen Beobachtungen erklärt er für Zeichen seiner Lieblingsrasse. In Dresden erklärte er: mit der Rohheit der prähistorischen Zeiten seien auch die prähistorischen Schädel verschwunden; wann das geschehen ist und in wiefern sich die Rohheit jener Zeiten in ihrer Einwirkung auf den Schädelbau von der der Jetztzeit unterscheidet, gibt er aber nicht an. In seiner Abhandlung über Darwin erklärt er, die Merkmale der primitiven Rasse bestehen nicht in einzelnen Abweichungen, sondern bilden ein Ganzes. In anderen Stellen seiner Abhandlungen und Reden genügt ihm aber eine einzige dieser Abweichungen, um einen Schädel dieser Rasse zuzuteilen. Da er jedoch selbst zugibt, daß die wichtigsten derselben, z. B. der geringe Kubikinhalt, die starke Entwickelung der Stirnhöhlenwulste, der Schaltknochen an der Spitze des Hinterhauptbeines (os incae), die Abflachung des vorderen unteren Randes der Nasenöffnung (fossa praenasalis), die geringe Entwickelung des Nasenbeins, die wenig gezackten Nähte und andere individuelle, teils normale, teils pathologische Eigenschaften, auch an Schädeln der historischen Zeit vorkommen, und er alle Schädelformen: brachykephale, mesokephale und dolichokephale, seiner Rasse zuteilt, so ist es für andere als ihn selbst ganz unmöglich, dieselbe wieder zu erkennen und sich überhaupt in diesem verwirrenden Konzert disharmonischer Stimmen zurecht zu finden.

Mit dem Ausspruche, welchen er während der allgemeinen Versammlung der Deutschen Anthropologen in Kiel im Jahre 1878 that, bin ich indes vollständig einverstanden. Damals erklärte er: Die heutige Wissenschaft pflegt nicht mehr auf den Wolkengebilden der Phantasie dahin zu schweben, sondern wurzelt auf dem Boden der Erfahrung.

Es mag hienach auffallend erscheinen, daß Herr Schaafhausen in der langen Zeit seit 1856 bei seinem vielseitigen Verkehr mit anders Denkenden seine Ansichten nicht mehr geklärt, d. h. den Weg der aprioristischen Logik verlassen und den der induktiven eingeschlagen habe. Da jene Ansichten aber für die Entwickelung der Wissenschaft unschädlich sind, so lange sie nicht zur Grundlage eines Angriffs gemacht werden, und es sich als unmöglich herausgestellt hat, ihn von derselben abzubringen, so wurde ihm wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seines Diensteifers nur wenig Widerstand entgegengesetzt, um ihn nicht zu kränken.

Ehe ich auf die Gründe näher eingehe, die Herrn Schaafhausen veranlaßt haben, meine Beurteilung des Fundes zu verwerfen, ist es nötig, zu untersuchen, in welche Zeit er ihn eigentlich versetzt. Ganz bestimmt spricht er sich nicht darüber aus. Im Anfang seiner Auseinandersetzung sagt er: Die menschlichen Reste seien 2000 Jahre oder mehr alt; 2000 Jahre, das wäre die Zeit der Markomannen, d. h. der jüngeren Bronzezeit und nicht die der Steinzeit, aus welcher die Artefakte der Höhle stammen. Am Schlusse parallelisiert er die Zeit des Begräbnisses mit derjenigen der Steinzeit Skandinaviens. Dann äußert er wieder die Meinung, die menschlichen Reste seien jünger als die der in demselben Lehm lagernden quaternären Tiere, nachdem er kurz zuvor erklärt hatte, der Schädel der Frau stimme in verschiedenen Merkmalen mit einem weiblichen Schädel aus der Mammutzeit, der 20 Fuß tief in dem Diluvial-Kies des Neckars bei Mannheim gefunden wurde. Man erfährt

also nur, daß sie seiner Meinung nach nicht jünger sind, als 2000 Jahre und daß er über das Weitere sich selbst nicht klar ist. Er führt ja auch an, daß auf einem Grabfelde in Köln aus dem 5. Jahrhundert ebenso gut erhaltene Knochen gefunden wurden wie im Bockstein, ließe sich also am Ende noch herbei, bis zu 1300 Jahren herabzugehen.

Um mich zu widerlegen, führt Herr Schaafhausen die allbekannte und am wenigsten von mir in Abrede gezogene Regel an, daß die gute Erhaltung allein niemals ein sicheres Urteil über das Alter eines solchen Fundes begründen könne. Absichtlich wohl fügt er aber nicht bei, daß dies deshalb nicht möglich sei, weil die Erhaltung in erster Linie von der verschiedenen Einwirkung des umgebenden Bodens abhängig ist, und daß jene Regel auf solche Skelette keine Anwendung finden dürfe, bei denen diese Einwirkung die gleiche ist. Der Faden seiner Schlußfolgerung ist ihm wohl abgebrochen gewesen, wenn er dann zum Beweise für das hohe Alter des Fundes eben die gute Erhaltung der Skelette in römischen Gräbern, in der Höhle von Steeten und mit besonderem Behagen die drei Embryonen des Herrn Schliemann aus den Trümmern von Troja anführt. Die Skelette des Bocksteins lagen aber weder in Sarkophagen oder Backsteingräbern oder schützenden Särgen oder tief unter Mauerresten oder in Steinsetzungen, noch in trockenem, vor dem Einfluß der Witterung geschütztem Lehm, sondern in einem beständig feuchten, von Wurzeln durchzogenen Boden. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die Zersetzung der Knochen in der Bocksteinhöhle lange keine so großen Fortschritte gemacht hatte, als die in ähnlicher Umgebung, d. h. in den untersten Schichten der Erpfinger Höhle, gefundenen menschlichen Reste. Diese stammen aber, den Beigaben nach, aus der Markomannenzeit. Ebenso zeigen auch die in festem Lehm gelagerten Kinderskelette der Reihengräber bei weitem keine so gute Erhaltung. Die aus der Bocksteinhöhle müssen also viel jünger sein, denn unter ähnlichen Verhältnissen gibt die Erhaltung der Knochen einen wenn auch unsicheren Anhaltspunkt für die Beurteilung der Zeit des Begräbnisses. Ich habe dies schon in meinem Gutachten erklärt; Herr Schaafhausen ignoriert dies aber, wie er überhaupt bei dieser Gelegenheit nicht immer in loyaler Weise zu Werke geht.

Seine Beweisführung für das ungemein hohe Alter der Funde stützt sich auf zwei unrichtige Annahmen, nämlich darauf, daß die Bestattung in hockender Lage an sich nur im höchsten Altertum vorkomme, und daß sich an dem Schädel der Frau die unverkennbaren Züge jener niederen, rohen, unzivilisierten, jetzt ausgestorbenen Rasse deutlich erkennen lassen. Die von ihm in dieser Richtung angeführten einzelnen Beweise lassen sich nun in drei Abteilungen bringen: 1. Gründe, welche die vorliegende Frage in keiner Weise zu entscheiden imstande sind, und nur angeführt zu sein scheinen, um zu widersprechen oder seine Ueberlegenheit zu zeigen. 2. Irrtümer, und 3. poetische Licenzen oder rätselhafte Beobachtungen.

Zu der letztgenannten Kategorie gehört, wie aus der oben gegebenen Darstellung hervorgeht, die Behauptung, der Schädel der Frau habe zugespitzte und gewölbte Nasenbeine gehabt, während dieselben fehlten, die Nähte seien einfach gewesen, die rechte Schläfenschuppen haben das Stirnbein mit einer kleinen Forsetzung berührt, der Unterkiefer der Frau habe eine kindliche Form, der Durchmesser des Schädels entspreche denen eines zwölfjährigen Kindes, er sei also klein. Der Kubikinhalt, welchen Herr Schaafhausen ganz bestimmt zu 1240 C^{cm} angibt, und den er mit Hirse gemessen haben will, ist rein fiktiv, denn derselbe läßt sich ja wegen der vielen Defekte gar nicht messen. Berechnet man ihn nach Broca und Manouvrier aus den Schädeldurchmessern, so erhält man etwa 1400 C^{cm} und nach Abzug der nötigen Korrekturen jedenfalls weit über 1300 C^{cm}. Im Verhältnis zur Körpergröße der Frau kann der Schädel also keinenfalls klein genannt werden. Mit der Schätzung der Größe der Schädel hat Herr Schaafhausen überhaupt kein Glück; so hat er z. B. in seiner vor kurzem erschienenen Abhandlung über den Schädel Raphael's diesen für nicht auffallend groß erklärt, während ihm Herr Welker[1] nachweist, daß er auffallend klein sei. Eine poetische Licenz ist es auch, daß Herr Schaafhausen dem Unterkiefer eine kindliche Form zuschreibt, die vorhandene dunkle Färbung der kariösen Stellen der Zähne nicht zugibt, allerlei Besonderheiten an ihren gänzlich abgeschliffenen Kronen und Wurzeln findet und die kleinen Rillen und rundlichen Vertiefungen am Schädel der Frau für Nagespuren erklärt, während sie vollständig die Beschaffenheit der von Pflanzenwurzeln herrührenden haben. Er konnte dies freilich nicht zugeben, weil er ja behauptet, die Lagerung der Bocksteiner Skelette im festen Lehm habe alle zerstörenden Einflüsse der Atmosphäre und des Pflanzenwachstums ausgeschlossen.

Unter die Irrtümer sind zu zählen: daß sich in den Kinderknochen durchlöcherte Lamellen, zartes Bindegewebe und hyaline Platten, Epithelien von der Wand der Haargefässe finden; daß das Verhalten der Knochen gegen reine Salzsäure und mit solcher angesäuertes Wasser charakteristisch für das hohe Alter derselben sei. Ein Irrtum ist ferner, wie jeder Anatom weiß, seine Behauptung, daß Stirnhöhlen bei einem Weibe eine auffallende Erscheinung, und daß der alveoläre Prognathismus der Fau nicht pathologisch sei. Herr Schaafhausen sagt: Den Prognathismus mit v. Hölder für pathologisch zu halten, ist kein Grund vorhanden; wenn Kretinen einen starken Prognathismus zeigen, so ist darum doch der rohere Schädel der Vorzeit nicht kretinenhaft, wie Herr Schaafhausen schon Virchow gegenüber in Bezug auf den Schädel von Camburg bei Jena hervorgehoben habe. Daß er bei dieser Gelegenheit die normale

[1] „Archiv für Anthropologie". B. 15. S. 447.

Prognathie mit der pathologischen verwechselt, und daß seine rohe primitive Rasse damit in eine bedenkliche Nähe der Affenmenschen des Herrn Vogt kommt, ist ihm, wie es scheint, entgangen. Bei dieser Gelegenheit sagt er: Die vereinbarte Horizontale des Schädels falle mit der natürlichen zusammen. Unter der letzteren versteht er aber nicht etwa die des Herrn Broca, sondern eine ihm eigentümliche, die man aber viel besser die willkürliche Horizontale nennen könnte. Er findet diese seiner Untersuchungsmethode entsprechende Linie, indem er den Schädel so stellt, daß dessen Gesicht gerade nach vorne sieht und dann von der Mitte der Ohröffnung eine Horizontale bis zum Profil des Gesichtes zieht. Dieser Vorschrift fügt er bei: auf einige Schwankungen in der Stellung des Gesichtes gerade nach vorn komme es nicht an, und in der That ist es ihm bei dem Bocksteiner Schädel auch auf einige Schwankungen nicht angekommen, denn die vereinbarte deutsche Horizontale schneidet das Gesichtsprofil um 1 cm. tiefer als die seine. Merkwürdig ist ferner, daß Herr Schaafhausen das ganz gewöhnliche Verhalten des Kiefergelenkes, vor- und rückwärts geschoben werden zu können, als eine Besonderheit anführt. Von allen Zeichen seiner primitiven ungebildeten Rasse bleibt also nichts übrig, als die dünnen Schienbeine (Platyknemie). Längst ist es aber erwiesen, daß dies Verhalten kein Rassenmerkmal, sondern eine individuelle Eigenschaft ist.

Für das chemische Verhalten der Knochen zitiert Herr Schaafhausen Bibra's vortreffliches Buch: Chemische Untersuchungen der Knochen und Zähne des Menschen und der Wirbeltiere (Schweinfurt 1834, S. 400), welcher fand, daß die Knorpel sehr alter Knochen Leim enthalten. Bibra sagt aber auch auf derselben Seite, daß Knochen aus einem germanischen Grabhügel mit verdünnter Salzsäure einen festen Knochenknorpel gegeben habe, der sich in nichts von demjenigen frischer Knochen unterschied. Da die in diesem Grabhügel enthaltenen Skelette sicher 2000 Jahre alt waren, so läßt sich jene Erscheinung, die Bibra allerdings an Knochen ägyptischer Mumien, an solchen von Höhlenbären (ursus spelaeus) fand, nicht ohne weiteres als Beweis für das hohe Alter der Bocksteiner Knochen anführen, ganz abgesehen von den oben angeführten Ergebnissen meiner Versuche mit verschieden alten Menschenknochen. Bibra sagt aber auch nur: Diese freiwillige Leimbildung komme nur bei sehr alten Knochen vor und es fällt ihm entfernt nicht ein, dies als allgemeine Regel aufzustellen, wie Herr Schaafhausen meint.

Herr Bürger findet in dem Fehlen von Humus in dem die Skelette umgebenden Lehm einen Beweis für die Gleichzeitigkeit derselben mit den in derselben Schichte, aber in ziemlicher Entfernung von ihnen gefundenen, bearbeiteten Tierknochen und Feuersteinen, und Herr Schaafhausen schließt sich diesem Irrtum bereitwillig an. Diese Ansicht setzt die Unbekanntschaft mit zwei Thatsachen voraus. Erstens, daß beim Graben eines Grabes der zu oberst liegende Humus naturgemäß zuerst ausgehoben werden muß, und demnach zu unterst zu liegen kommt und jedenfalls ebenso viel, wenn nicht weniger Raum einnimmt als die beiden Leichen ausfüllten. Beim Zudecken derselben konnte also nur der zu oberst liegende humusfreie Lehm verwendet werden und der Humus blieb außen liegen oder konnte höchstens zum Zudecken der entblößten Oberfläche verwendet werden.

Kann man von den beiden Herren auch nicht gerade die Bekanntschaft mit der Thatsache verlangen, daß in viel jüngeren Gräbern, in dem zur Auffüllung verwendeten gewachsenen Boden sich kein Humus findet, weil dieser immer wieder zu oberst zu liegen kommt und daß er in Gruben, deren Seitenränder schräg sind, gewöhnlich auch nicht in dieselbe hereinrollt, so wissen sie doch sicherlich, wie rasch in einem so lockeren, mit Steinen vermischten Boden der etwa beigemischte Humus verschwindet, wenn ihm nicht neue Nahrung zugeführt und wenn er beständig durch lufthaltiges Wasser ausgelaugt wird. So z. B. fand sich in den Gräbern des abgetragenen Lazaret-Kirchhofes und des mittleren Kirchhofes in Stuttgart, welche in Keupermergel eingegraben waren, nur an der Oberfläche eine dünne Schichte Humus, von da an aber bis zu den Verwesungsprodukten unmittelbar über den Skeletten keine Spur mehr.

Daß die Annahme, die Leiche sei in regelmäßig sitzender Stellung begraben worden, wie die in den alten Steindenkmalen Skandinaviens, ein Irrtum sei, geht aus dem oben von mir Gesagten hervor, ganz abgesehen davon, daß sich ja im Bocksteln kein solches Denkmal fand, und daß Begräbnisse in zusammengekauerter Stellung zu allen Zeiten vorkommen können und vorgekommen sind unter Umständen, bei welchen es nötig war, die Leiche rasch in einem möglich kleinen Raum unterzubringen. Ein ebenso großer Irrtum wäre es, mit Herrn Schaafhausen anzunehmen, daß der Ort der Bestattung für das hohe Alter der Funde spreche. Die Höhlen der Alb wurden bis in die neueste Zeit teils als Zufluchtsstätte gewählt, teils als willkommene Orte, Leichen unterzubringen, die man aus verschiedenen Gründen nicht in den Friedhöfen begraben wollte. In der obersten Schichte des Skeletthaufens der Erpfinger Höhle fanden sich z. B. mit den Knochen vermischte Uniformsknöpfe aus dem Anfang dieses Jahrhunderts und in der Mutes-Höhle, nicht weit von dieser, zu oberst eine große Zahl menschlicher Schädel, welche die unzweifelhaften Zeichen ihres modernen Ursprungs an sich trugen.

Es bleibt nur noch übrig, die Gründe kurz zu berühren, welche die Frage des hohen Alters des Skelettes in keiner Weise zu entscheiden imstande sind. Zuvörderst macht es einen komischen Eindruck, daß Herr Schaafhausen, nachdem er das Alter des Fundes zehnmal höher geschätzt hat, als ich, sich verpflichtet glaubt, das Lebensalter und die Körpergröße der Frau niederer anzunehmen, ohne irgend einen Grund dafür anzugeben. Daß er sich im Lebensalter irrt, geht aus dem oben Angeführten

mit Sicherheit hervor, und daß es nicht der Mühe wert ist, sich über die wenigen Zentimeter der Körpergröße zu streiten, weiß jeder, der die Unsicherheit solcher Berechnungen kennt. Nicht ganz loyal ist es, daß er den Grund der Verschiedenheit seiner Schädelmaße von den meinigen nicht angibt und die daher rührt, daß er vor allem die größte Länge anders mißt als ich. Seine Maße sind mit Ausnahme der größten Breite durchaus niedrigere. Vielleicht hat er es auch hier für nötig gehalten, seine Uebertreibung des Alters des Begräbnisses durch das Gegenteil wieder gut zu machen. Allem bisherigen nach muß also das von Herrn Schaafhausen angenommene hohe Alter der menschlichen Skelette der Bockstein-Höhle für ein Phantasiegebilde erklärt werden.

Zum Schlusse kann ich nicht umhin, mein Bedauern darüber auszusprechen, daß Herr Schaafhausen, welchen ich als einen liebenswürdigen und eifrigen Anthropologen schätze, mich gezwungen hat, seine gänzlich überflüssigen Angriffe abzuweisen. Ich hätte mich natürlich gehütet, so verführerisch es auch gewesen wäre, ihn und Herrn Bürger in ihren prähistorischen Träumen zu stören, wenn ich nicht zur Gegenwehr gezwungen worden wäre. Allein die Ueberzeugung tröstet mich, daß keine Macht der Erde den beiden Herren das erhebende, ihrem Standpunkte entsprechende Bewußtsein rauben wird, in den beiden Skeletten Zeitgenossen des Mammut gefunden zu haben. Auch hege ich die Hoffnung, daß sie mit ihrer Darstellung einem unserer Dichter willkommenen Stoff zu einem Höhlenroman geliefert haben, einem Zweige unserer vaterländischen Litteratur, welcher bisher noch nicht kultiviert worden ist. Denn was kann es passenderes für eine solche kulturhistorische Dichtung geben, als eine wilde einsame Gegend mit phantastischen Felsgebilden, ein Liebesverhältnis, einen Mord, Jagden auf Mammut, Hyänen und Rhinozerosse mit originellen Mitteln, Schlittenfahrten mit Rentiergespann und Spazierritte auf prähistorischen Pferden?

Die norwegischen Fjorde.

(Schluß.)

Die schlechte Witterung verfolgte uns so hartnäckig, daß wir den Gedanken aufgeben mußten, die Lofoten zu besuchen. Wir hatten nun Ende Juli's, und da wir keinerlei Aussicht auf besseres Wetter hatten, so beschlossen wir, umzukehren und den Rest unserer Zeit in den großen Fjords des südlichen Norwegens zu verbringen. Trondhjem blieb also der fernste Punkt, den wir berührten; wir konnten weiterhin nach Norden keine Kohlen mehr bekommen und auch hier nur wenige auftreiben, und so mußten wir uns nach Christiansfund auf den Weg machen. Dies that mir nicht leid, denn Christiansfund (im Amte Romsdal) ist ein merkwürdiger rühriger, kleiner Hafenplatz und sehr sehenswert. Es ist der Hauptsitz des Nordsee-Fischfangs in der Nähe des offenen Ozeans, und seinen Hafen bilden drei oder vier Inseln, welche durch sehr enge Kanäle von einander geschieden sind und ein tiefes geräumiges Becken in der Mitte zwischen sich haben. Einer unserer Matrosen war erkrankt und mußte auf zwei oder drei Tage in's Spital gebracht werden, welches eine vorzügliche Einrichtung aufzuweisen schien, wie alle öffentlichen Anstalten in Norwegen. Die Stadt war hübsch, die Norweger kleiden sich einfach, bemalen jedoch ihre Häuser gern in hellen, grellen, bunten Farben, und so schauten die blau und rot und gelb bemalten Hausfronten und die roten Ziegeldächer uns recht freundlich an, nachdem wir lange Zeit nur trüben Nebel erblickt hatten. Das Klima gilt wegen der Nähe des Ozeans als sehr mild für diese Breite. Im Winter soll zwar der Schnee bis zu den Simsen der Parterre-Fenster heraufreichen, aber davon hatten wir ja jetzt nichts zu verspüren. Die Gärten in der Stadt und um dieselbe prangten in reichem Blumenschmuck; rotblühender Weißdorn und Goldregen schmückten die Lustgehölze, reife Johannis- und Stachelbeeren wurden auf dem Markt feilgeboten und wir sahen sogar schon Champignons und andere eßbare Pilze. Die Stadt selbst entfaltete das rührigste Leben: der Hafen war voll Fischerbooten und Häringsbüsen, buntbemalte Dampfschiffe fuhren lustig von einer Insel zur andern, große Schiffe wurden eingeladen, gut gekleidete Ausländer und Einheimische waren in den Läden und auf den Straßen zu sehen; eine englische Yacht lief ein und ging neben der unseren vor Anker, um ebenfalls Kohlen einzunehmen, und es fehlte uns nicht an Unterhaltung und mannigfaltigen neuen Ansichten.

Wir blieben in Christiansfund und dessen Nachbarschaft, bis unser Kranker wieder hergestellt war, und gingen dann, unter besseren Auspizien bezüglich der Witterung, auf eine zehntägige Kreuzfahrt nach schönen Landschaften. Wir besuchten Sondal, Lärdal, Nordal und noch ein halbes Dutzend anderer Dals, lauter Orte, welche in ihrer Art famos waren, aber bei aller Mannigfaltigkeit doch an einer gewissen Einförmigkeit litten, die schließlich ermüdet und die namentlich in einer Schilderung unausstehlich wird. Der einzig bemerkenswerte und neue Zug, den ich hier bemerkte, betraf die Schuppen und ärmeren Häuschen in diesen abgelegenen Bezirken. Die Dächer derselben waren nämlich dick mit Rasen belegt, auf welchem sich eine dicke Masse Vegetation angesiedelt hatte, so daß man bisweilen aus dem Dach eines einzigen Bauernhäuschens ein halbes Dutzend junger Bäume von 10 bis 15 Fuß Höhe herauswachsen sah. An dem Uebrigen, an Bergen und Seen, sieht sich das Auge bald satt — sie gefallen, aber sie regen den Beschauer nicht mehr auf und mich dünkt, der moderne Enthusiasmus für Landschaften hat etwas Künstliches und Gemachtes. Und so muß ich denn gestehen, daß mich nachgerade auch diese Fjords trotz all' ihrer Großartigkeit nicht mehr ansprachen. Ihre Linien,

ihre Beleuchtung, ihre Felsen und himmelhohen schneegekrönten Klippen mit den dunklen Meeresarmen dazwischen und den Schneestirnen darüber hatten allerdings etwas Erhabenes, aber auf allen lag derselbe Ernst und ich fand bald, daß mich die Bauernhäuser und Schneidemühlen an ihren Gestaden und die Fischerboote auf denselben, mit ihren geduldigen, fleißigen, genügsamen Bewohnern, welche dieser düsteren Umgebung so mühevoll ihr Leben abringen mußten, bald lebhafter interessierten, als die ganze wildromantische und riesenhafte Umgebung. Ich kann davon sogar den Geiranger nicht ausnehmen, obwohl es ein solch furchtbar erhabenes Stück natürlicher Baukunst ist, als man nur wieder eines auf der ganzen Erde sehen kann. Das Fjord im Geiranger ist kaum 400 m. breit und 600 Faden tief. Die Felswände zu beiden Seiten sind an den meisten Stellen buchstäblich senkrechte Abstürze von schwindelnder Höhe und das Fleckchen Himmel, das man zwischen diesen Felsenstirnen hoch über sich sieht, scheint nur einige Spannen breit zu sein. Dieses Wunder verfehlte natürlich seinen tiefen Eindruck auf mich nicht; allein selbst hier machte bald noch etwas anderes einen tieferen Eindruck auf mich, und dies war die eigentümliche Heuernte, welche ich hier vor sich gehen sah. Die Norweger hängen für ihren Unterhalt wesentlich von ihrem Rindvieh und ihren Schafen ab, welche sie den ganzen langen Winter hindurch füttern müssen. Darum wird jedes zu Heu brauchbare Hälmchen Gras aufgesucht, und ein besonders nahrhaftes Gras wächst oft erst auf Leisten, welche in einer Höhe von 2000 Fuß liegen. Dieses Gras machen sie sich zu Nutz, so gut sie es können, und dies geschieht in ganz origineller Weise. Im Geiranger wird das Heu in feste Bündel zusammengebunden und über die Felsenwände heruntergeschleudert, um unten in den Booten aufgefangen zu werden. Allein auch die Wissenschaft dringt in diese nordischen Wildnisse ein. Die Bauernhäuser stehen um des Obdachs willen immer an der Sohle der Thäler und im allgemeinen nahe am Meere. Auf einem unserer Ankerplätze, welcher wie gewöhnlich eng von Bergen eingeschlossen war, sahen wir eines Abends vom Deck aus droben etwas sich bewegen, was aussah, wie eine Heerde grüner Ziegen, welche an den Felswänden herunterhüpften und sprangen. Durch das Fernrohr entdeckten wir aber bald, daß es grüne Heubündel waren. Der sinnreiche Bauer hatte von seinem Hofe aus einen Draht wie ein Telegraphenkabel nach einem vorspringenden Felszacken des Berges hinauf gespannt, und auf diesem liefen eiserne Ringe als Reisende, welche Heubündel trugen und diese direkt vor seine Thüre führten.

Nur zweimal auf unseren Wanderungen waren wir bisher englischen Touristen begegnet; das eine Mal in Lärdal, wo eine Landstraße bis zur Anländе herunterführt und ein Dampfboot anlegt, und das andere Mal, als wir vom Geiranger-Fjord zurückkommend, an einem Boot mit zwei Damen und einem Herrn vorüberfuhren, welche offenbar Engländer waren, denn der Herr nahm beim Anblick unser Yachtklub-Flagge den Hut ab. Jetzt platzten wir an dem letzten Ort, welchen wir um seines malerischen Charakters willen besuchten, und der wirklich mit einigen Worten geschildert zu werden verdient, weil er in der That weitaus der regelrecht schönste unter allen von uns besuchten Plätzen war — mitten in eine Gesellschaft englischer Touristen hinein, welche sich an demselben Naturschauspiel ergötzte. Im Schoße einer der langen Einbuchtungen, welche (wenn ich mich nicht irre, denn unsere raschen Fahrten waren verwirrend) aus dem Hardanger-Fjord südwärts verlaufen, steht ein Dörfchen Odde, das einst in der skandinavischen Göttergeschichte ein heiliger Ort gewesen sein soll. Es gibt noch ein anderes Odde auf Island, ebenfalls einen heiligen Ort, weil sich der Name mutmaßlich auf Odin bezieht. Das Odde-Fjord ist 30 Km. lang und verbindet die anmutigsten und die großartigsten Ansichten norwegischer Szenerie mit einander. Die Gestade sind ausnahmsweise gut angebaut und reicher als alle, welche wir bis dahin gesehen hatten. Beinahe jedes halbe Kilometer weit glänzte wieder ein hübsches Bauernhaus rot durch die Baumgruppen und die vielen Schuppen und Viehställe zeugten von dem Reichtum ihrer Besitzer. Hoch oben aber erblickt man durch die Lücken und Klüfte der höheren Bergkämme Strecken von den zentralen Gletschern des Eisfeldes, welche sich durch Spalten und Schluchten heruntersenkten und zu Wasserfällen schmolzen. Bei Odde selbst liegt ein ausgedehnter Strich fruchtbaren Bodens auf dem Abhang einer ungeheuren Moräne, welche sich vollständig quer über das breite Thal erstreckt. Bei der Anländе am Strande stehen eine große Kirche und zwei bedeutende Gasthöfe, welche von Gästen wimmelten. Ein breiter, trefflich angelegter Fahrweg führte zu ihnen herab, und wir fanden am Strande einen ganzen Stab englisch sprechender Führer, die uns ihre Dienste anboten, deren wir jedoch nicht bedurften. Wir hatten schon anderwärts viel von den Wirkungen der Eisthätigkeit gesehen, aber diejenigen zu Odde waren sogar noch wunderbarer als die zu Romsdal. Die Moräne ist vielleicht 230 m. hoch; die Straße windet sich an der Seite derselben hinauf zwischen ungeheuren Findlingsblöcken von Granit, von welchen manche Tausende von Tonnen schwer sein mögen, die aber das Eis doch herumgeworfen hat, als wenn sie Kieselsteine gewesen wären. Wenn man den höchsten Teil der Moräne erstiegen hat, so gewahrt man in der Entfernung von einigen Hundert Schritten einen See; allein bevor man an denselben gelangt, kommt man durch einen Strich trefflich angebauten ebenen Feldes mit Gruppen von Kirschbäumen darauf, welche zur Zeit unseres Besuchs, Ende August, voll der schönsten reifen und schmackhaften gelben Herzkirschen hingen. Diese Felder waren der alte Seeboden, aber der Fluß hat sich selbst einen Ablauf durch den obersten Teil der Moräne gebrochen und

der See hat sich dadurch um eine Tiefe von etwa 6 m. gesenkt und einen Strich Bodens trocken gelegt.

Die Witterung hatte sich wieder bedeutend gebessert, als ob sie für ihre vorigen Unbilden Buße thun wollte, und gestattete uns wieder Ausflüge zu Lande. Die Tage, welche wir in Odde verlebten, waren warm und heiter und wir verbrachten sie hauptsächlich am See, der so heiter war wie der Bodensee. Wir waren nun wieder im Obstland, und die Mädchen aus der Nachbarschaft boten uns an der Anländе und am Wege nicht nur Kirschen, sondern auch wilde Erdbeeren und Himbeeren zum Kaufe an. Die vorerwähnte Straße folgte dem Rande des See's und bog zwischen sanftgerundete bewaffnete Hügel hinein, welche uns die hohen Berge dahinter verdeckten, außer an einem Punkt, von wo aus man durch eine tiefe Schlucht gerade zu dem ewigen Schneefeld hinaufsah, von welchem sich ein gewaltiger Gletscher beinahe in den See selbst herabsenkte. Das Eis dieses Gletschers ahmte genau die Gestalt fallenden Wassers nach, das zwischen den Felsen sich seinen Weg gewaltsam bahnte und an einem vorspringenden Felszacken sich in zwei Arme teilte, die sich unter demselben wieder vereinigten und in zürnenden, schäumenden Wellen zur Tiefe herabzustürzen schienen.

Dieser Gletscher speiste hauptsächlich den See und lieh diesem seine eigentümliche bläulichte oder molkenartige Färbung. Wir wanderten einige Kilometer weit an den Ufern dieses Sees hin, denn an ein Angeln in solchem kalten Gletscherwasser war hier kaum zu denken. Als wir um eine Ecke bogen, begegneten wir zwei an uns vorüberfahrenden Wagen mit einigen jungen Männern, welche Gewehre und Hunde bei sich hatten und offenbar Londoner Spießbürger waren, die hier ihre Sommerfrische hielten und sich sportsmännisch vergnügen wollten, wie deren eine Menge in den beiden Gasthöfen zu Odde verweilten. Da diese Menschenklasse aber nicht eben die angenehmste zum Umgang ist, so wichen wir ihr aus und überließen sie sich selbst. Nachdem wir uns den See von verschiedenen Seiten angesehen hatten, kamen wir zu dem Schlusse, daß er doch Lachse enthalten müsse, und da dies voraussichtlich unsere letzte Gelegenheit zum Lachsfang war, weil wir von Odde aus direkt nach Christiania aufbrechen wollten, so beschlossen wir, hier noch einen Tag zuzugeben und mit Angeln auszunützen. Wir mieteten uns daher zwei einheimische Boote und fuhren in den See hinein. Es war ein herrlicher Tag und wir hatten die prachtvollsten landschaftlichen Bilder vor uns, aber mit dem Fischen ging es schlecht; es wollte kein Lachs anbeißen. Endlich am fernsten Ende des See's bemerkte ich in einer Schlucht einen Wasserfall, der nicht vom Gletscher herunter zu kommen schien und ein wunderbar klares Wasser führte. Ich hoffte daher hier mit mehr Erfolg fischen und eine Alpenforelle oder etwas ähnliches fangen zu können. So fuhr ich denn an die Mündung der Schlucht hin, wo das klare Wasser sich noch nicht mit dem bläulichen Gletscherwasser vermischt hatte und sich noch deutlich durch seine Farbe unterschied. Hier fing ich mit dem ersten Wurf eine hübsche Seeforelle und bald bissen noch weitere an, so daß ich in Kürze einen Korb voll hatte. Dann kam auch Freund X. heran, der noch größere Exemplare fing, und zwar die meisten direkt an dem Felsen unter dem Fall, und mit einem reichlichen Vorrat für die Küche unserer Yacht kehrten wir am späten Nachmittag an Bord zurück.

Nun war es Ende Augusts und die Zeit unseres Aufenthalts in den Fjorden vorüber. Wir wollten noch Christiania sehen, und hatten daher keine Zeit mehr zu verlieren; allein wir schieden mit Bedauern von Odde, denn unter all den Szenen von Großartigkeit, Lieblichkeit und natürlicher Anmut, welche wir seither in Norwegen gesehen, hatten doch Odde und sein blauer See, sein Gletscher, seine Baumgärten mit Kirschen und seine wilden Erdbeeren die anmutendsten Eindrücke auf uns gemacht, und vielleicht hauptsächlich deshalb, weil sie die letzten waren, denn nun traten wir den Heimweg an, und man sagt ja, wenn ein Mann sterbe, so fixiere sich das letzte Bild, das er gesehen habe, bleibend photographisch auf der Netzhaut seines Auges.

Und nun fort! Der Rauch wallt aus dem Schlot, der Dampf schnaubt wie ein ungeduldiges Roß, das geschwinde Rasseln der Kabelkette belehrt uns, daß der Anker gehoben ist. Wir fahren davon und sagen den Fjords Valet; die Binnengewässer und tief ins Land einschneidenden Meerbusen eignen sich nicht länger für uns; wir müssen in die hohe See hinaus und den Fuß der skandinavischen Halbinsel umfahren. Es ist zu keiner Jahreszeit die angenehmste Fahrt, denn die Nordsee ist nicht die Heimat von friedlichen Sonnenuntergängen und leicht säuselnden Zephyren und gab uns sogleich einen Vorschmack von ihrer Beschaffenheit, der nach unserem langen Aufenthalt in ruhigem Wasser eher überraschend war. Wenn Wind und Meer jemals noch wilder sein können, als wir sie in diesen Breiten erprobt haben, so wünsche ich mir nicht Zeuge ihres Zornes zu sein. Wir hielten den Sturm volle 24 Stunden aus und wurden dann gezwungen, eine Zuflucht auf einer Rhede am südlichen Ende Norwegens in der Nähe von Mandal zu suchen. Die Nachbarschaft war interessant und hätte, wenn wir es gewußt hätten, eines Besuches verlohnt, denn in Mandal war Maria Stuarts Graf Boswell eingekerkert, als er von den Orkneys nach Dänemark flüchtete. Der Kerker, worin er eingesperrt war, ist noch zu sehen, und da der Graf ein ausbundmäßiger Schurke war, so hätte uns der an Ort und Stelle mit eigenen Augen aufgenommene Beweis, daß er hier eine unliebsame Zeit in der Verbannung zugebracht habe, einige willkommene Befriedigung gewährt. Allein wir erfuhren erst zu spät, was wir versäumt hatten, um den Verlust wieder einbringen zu können. Dagegen amüsierten wir uns durch Spaziergänge am Strande und beobachteten die Wirkung, welche die veränderte Breite auf die

Vegetation ausübte. Wir fanden hier die Stechpalme gedeihen, von welcher wir im Norden keine Spur gesehen hatten, und bemerkten schon reife Haselnüsse an den Büschen. Am folgenden Tag hatten wir noch immer eine hochgehende See, allein wir fuhren 30 Meilen der Küste entlang nach Arendal, einer vorgeschobenen gedeihlich aufblühenden Stadt von modernem Aussehen, in einer geschützten Bucht, mit breiten Quais, schönen Gebäuden und einem hübschen Paradeplatz. Es war beinahe dunkel, als wir einliefen, und die blinkenden Lichter, die hin- und herströmenden Menschenmengen und Wägen bildeten einen eigentümlichen Kontrast zu dem hehren ernsten Schweigen und der unverkünstelten Natur der Szenen, welche wir seither gesehen hatten. Auch die norwegische Natur, so rauh und hart sie auch sein mag, kann der Wirkung der Beschäftigungen nicht widerstehen. Schon Aristoteles bemerkt, rührige Seestädte seien immer demokratisch. Norwegen im allgemeinen ist zwar republikanisch, aber höchst konservativ. Die Bauern welche ihre Landesvertreter erwählen, wandeln in den Fußtapfen ihrer Väter und hegen die stärkste Abneigung gegen neue Ideen. Man sagte mir, Arendal schicke einen beredten jungen Radikalen, für welchen alle Zeitungen schwärmen, in den Storthing, aber derselbe werde voraussichtlich dort keine Revolution zustande bringen. Wir verbrachten eine Nacht in Arendal; am Morgen hatte der Sturm sich verzogen, und vor Sonnenuntergang lagen wir in Christiania vor Anker. Es war Sonntag, die Witterung warm, die See spiegelglatt, und die bewaldeten Inseln, welche den Ankergrund umgeben und schützen, leuchteten wie von Gold und Scharlach. Christiania, eine Stadt der Kuppeln und Türme, lag vor uns in der Abendsonne mit seinen Flotten von Dampfbooten und Schiffen aller Art. Hunderte von kleinen Yachten und Vergnügungsbooten schwammen um uns her und belebten den schönen natürlichen Hafen. Man kennt gottlob in Norwegen die finstere ernste englische Sabbathruhe nicht, und alles atmete Sonntagsfreude und Ruhe von der Alltagsarbeit. Auf einer der Inseln ist ein öffentlicher Vergnügungsort, und mit Einbruch der Nacht scholl von dort heitere Musik über das Wasser zu uns herüber, bengalische Feuer flammten auf, Raketen stiegen gen Himmel und warfen feurige Sterne herunter — es war eine Szene, wie wir sie in diesen nördlichen Regionen nicht erwartet hätten; aber das Leben kann auch im Norden noch seine Genüsse haben.

Christiania bietet viel Sehenswertes und ist überhaupt eine interessante Stadt. Hier ist ein Parlamentshaus, ein königlicher Palast, Gemäldegalerien und botanische Gärten, ein Museum der Altertümer, und Läden, worin der Fremde alle möglichen Leistungen des einheimischen Gewerbefleißes, echte und nachgemachte Altertümer in alten Schwertern, Streitäxten, Trinkhörnern, Ringen, Hals- und Armbändern u. dgl. m. um teures Geld kaufen kann, denn die Nachfrage der englischen Sammler hat eine ganze Industrie der Nachahmung der Altertümer hervorgerufen. Aber unter all dem Vielen, was wir in Christiania zu sehen bekamen und nicht aufmerksam genug betrachten konnten, war Eine Merkwürdigkeit, die ich hier zum Schlusse noch erwähnen will, nämlich ein Wikingerschiff oder vielmehr dessen Ueberreste, die Trümmer eines echten Exemplares von jenen Fahrzeugen, in welchen zur Zeit des heidnischen Norwegens, bevor der heilige Olaf noch durch Schwert und Galgen sein Volk zum Christentum bekehrte, ein norsischer Häuptling und seine Mannen diese selben Gewässer befahren hatten und worin er bei seinem Tode auch bestattet worden war. Das Schiff war im Schlick begraben gewesen und dadurch war sein Holz erhalten worden, und man hatte es beinahe ganz wieder ausgegraben: Das Fahrzeug selbst, die Ruder, die Boote, die Ueberbleibsel des Takelwerkes, bis hinunter auf den kupfernen Kessel, worin der Häuptling und seine Leute sich ihr Essen gekocht hatten. Die Namen, das Alter, der Charakter jener Leute waren insgesamt im Boden begraben, aber diese Schiffsreste waren der überlebende Beweis, daß jene die Landsleute und Zeitgenossen jener „Dänen" gewesen waren, welche einst den englischen Alfred in die Sümpfe von Somersetshire getrieben hatten!

Unsere Yachtmannschaft war ebenso begierig als wir, diese ungewöhnliche Reliquie zu sehen und genau zu betrachten, welche ungefähr 10 deutsche Meilen von Christiania gefunden, dorthin gebracht und der Universität in Verwahrung gegeben worden war. Man hatte es unter einem eigens dazu erbauten, wasserdichten Schuppen untergebracht, wo wir seine Bauart mit Muße studieren konnten.

Das was uns an diesem Schiffe zumeist überraschte, war die Schönheit des Modells, welches den alten Zeichnungen norsischer oder angelsächsischer Schiffe so wenig glich, als die Gestalten, welche auf jenen Zeichnungen menschlichen Wesen ähnlich sind. Die geschicktesten Schiffsbauer der Gegenwart könnten kein Fahrzeug mit schöneren Linien erbauen, noch eines, welches dem Wasser geringeren Widerstand böte. Es war achtzig Fuß lang und siebzehn und einen halben Fuß breit, und es mag bei vollständiger Belastung und Besatzung höchstens drei Fuß tief im Wasser gegangen sein. Es war für 32 Ruder durchbohrt und man konnte an den Seiten noch die Spuren der Rojeklampen sehen, wo die Ruder das Holz hinweggescheuert hatten. Es hatte einen einzigen Mast, welcher in dem über den Kiel gelegten soliden Baumstamm fest verspannt war. Die Kniehölzer waren stark, aber die Planken ungewöhnlich dünn, kaum über einen halben Zoll dick und offenbar nur durch sorgfältiges Spalten hergestellt, denn man konnte keine Spur von einer Sägenwirkung entdecken, und auch die Enden derselben waren mit der Axt zugerichtet worden. Sie waren sodann aufgesetzt und mittelst eiserner Nägel befestigt und die Fugen und Säume sorgfältig kalfatert worden. Das Fahrzeug hatte kein Verdeck, sondern ein ebener Boden verlief einige Fuß unterhalb

des Dahlbord vom Bug bis zum Stern. Die Schilde der Bemannung bildeten eine Schanzverkleidung und man konnte noch leicht sehen, wo sie festgesteckt worden waren. Unverkennbar war daher das Fahrzeug ein Kriegsschiff gewesen und zum Kampf, nicht zum Lastenführen erbaut. Ein Obdach gab es auf demselben nicht, weder ein bedecktes Vorkastell noch eine Kajüte im Stern; sondern es war unbedeckt und hinten und vorn für Wind und Wogen offen. Es mag zwar einen flotten Seegang gehabt und selbst in der schwersten Böe nur wenig Wasser geschöpft haben; allein selbst die alten Norsen oder Normänner waren nicht von solch undurchdringlichem Stoff gewesen, daß sie auf irgend einer weiten Expedition den Elementen mit keinem besseren Schutze getrotzt hätten. Daß diejenigen, welche in diesem Fahrzeug fuhren, auch einigermaßen für sich selbst und ihre Bequemlichkeit sorgten, ward durch einen Zufall ermittelt. Unter den Vorräten an Bord war nämlich eine Planke mit aufgenagelten Querhölzern, welche offenbar zur Laufplanke beim Landen an einem Strande gedient hatte. Einer unserer Leute, welcher sehr flink in Schlüssen war, rief sogleich: „Jene Burschen müssen Schuhe und Strümpfe getragen haben, denn wenn sie barfuß gewesen sein würden, wären sie über Bord gesprungen und würden keiner Laufplanke bedurft haben."

Ich schließe hieraus, daß das Schiff nicht zu derjenigen Art gehörte, aus welchem die Sommergeschwader bestanden, die in den englischen Kanal einliefen, sondern daß es entweder nur für die Fjords allein oder für die schmalen Gewässer zwischen Norwegen und Schweden und Dänemark an der Mündung der Ostsee bestimmt war. Sein Takelwerk muß genau dasselbe gewesen sein, welches wir jüngst bei den heutigen Fahrzeugen auf dem Sogne und Hardanger gesehen hatten: ein einziges großes Segel an einer ungewöhnlich langen Raa, welche so gerichtet war, daß man vor dem Winde oder mit leichtem Seitenwinde, aber nicht unter einem niedrigeren Punkte der Windrose fahren konnte. Das Steuerruder hing über die Seite, einige Fuß vom Stern, ein schweres Ruder mit breitem Blatt und kurzem Handgriff, genau so gestaltet, wie die Steuerruder der römischen Schiffe auf der Trajanssäule, so daß die Norsen wahrscheinlich das Muster irgendwo gesehen und kopiert haben mochten.

So ist dieses seltsame Ueberbleibsel aus ferner Vorzeit beschaffen, welches nun plötzlich wieder zu Tage gebracht worden ist. Der Eindruck, welchen es hervorruft, ist so lebhaft, daß es uns bedünkte, als ob Sweyn oder Harold in eigener Person wieder aus dem Grabe auferstanden wären. Ja, wenn wir wirklich einen derartigen Mann wieder zu Gesicht bekämen, würden wir uns vielleicht unserer persönlichen Ueberlegenheit weniger bewußt werden, als wir zu glauben geneigt sind. Ein Gesetz der Kompensation folgt uns durch unseren intellektuellen und mechanischen Fortschritt. Die Rasse im ganzen weiß mehr und kann unermeßlich größere Dinge ausführen, als die alten Norsen. Individuell mögen sie so findig und intelligent gewesen sein, wie wir selbst. Der Schiffszimmermann, welcher den Bauriß zu dieser Wikinger-Galeere gemacht hat, würde auf dem Werft eines modernen Yachterbauers ebenso gut etwas lehren als lernen können.

Allein nun genug von Norwegen! Unsere Zeit war um, unsere Tour zu Ende; wir setzten uns wieder auf unseren Zaubermantel und wünschten uns nach Cowes, und wir wurden dorthin gebracht mit der Sorgfalt und Geschwindigkeit, welche der Dampf unserer heutigen Schifffahrt verliehen hat, und wir fühlten uns wenigstens einer Ueberlegenheit bewußt, um die uns der alte Wiking beneidet haben würde.

Kleinere Mitteilungen.

Zwei alte Globen von Blaeu.

(Erdkugel von 1599 und Himmelsglobus von 1603.)

Kürzlich habe ich durch Kauf zwei interessante alte Globen erworben, welche sich nach ihrer gründlichen Reinigung vom jahrhundertalten Staub und Schmutz als Erzeugnisse des berühmten Wilhelm Blaeu (Caesius) erwiesen, der als Astronom und Geograph seinerzeit gleichen Ruf besaß, wie durch seine kartographischen und Druck- und Verlagswerke von Klassikern. Dieser ältere Blaeu war geboren 1571 zu Alkmar in Holland und starb am 21. Oktober 1638 zu Amsterdam. Der jüngere Himmelsglobus von 1603 hat einen Radius von zirka 17 cm., besteht aus übergypstem Holzkern und ist auf Papier gestochen und die Sternbilder prächtig koloriert, zum Teil vergoldet. Der Erdglobus von 1599 hat ebenfalls 17 cm. Radius und eine ähnliche Ausstattung: Walfische und andere Seeungeheuer schwimmen in den Ozeanen, während in manchen überseeischen Ländern deren wilde Bewohner bildlich dargestellt erscheinen. Geographisch fallen auf die Konturen ungeheurer antarktischer Länder, wohlweislich ohne Namenbezeichnung; Grönland ist als Insel und offenbar viel zu klein, die Küsten des Behringsmeeres sehr undeutlich und unsicher, das Ochotskische Meer gar nicht dargestellt; Korea erscheint als Insel, Hindostan ist sehr schmal dargestellt; die Umrisse Australiens sind nur teilweise angedeutet; die Umrisse von Südamerika erscheinen noch ziemlich seltsam verschoben gegenüber den neuen Aufnahmen. Patagonien ist nach Süden völlig scharf abgegrenzt, fretum Magellani bereits verzeichnet, doch fehlt die Darstellung der Südspitze des Feuerlandes (Kap Hoorn noch unbekannt) u. s. w. Nicht uninteressant sind auch die Widmungs- und Erklärungs-Inschriften. So liest man in einer mit Wappen geschmückten Kartouche auf der Südhälfte der Erdkugel von 1599:

„Nobilissimis, amplissimis clarissimis D. D. Dominis ordinibus foederatarum inferioris Germaniae provinciarum dignissimis fidis patriae patribus Hoc terrae marisque portatile theatrum L. M. Q. dat, dicat, dedicat cliens vester subjectiss. Guilhelmus Janssonis Blaeu."

In einer zweiten Kartouche, ebenfalls südlich vom Aequator:

„Spectatori meo S.

Hanc terrae marisque faciem, qui aspicis sic inspice, ne despicias multata hic multa (sed nihil temere), quae, nisi attendas facile fugiant. Ratio constructionis in multis nova sed proba Gibbum plano, planum globo commutavimus: duplicato labore sed certiori idque, ut ventorum spirae iustis

p. orbem terrarum gyris discurrerent, hinc factu ut in omnibus terrae oris, praeter parallelorum et meridianorum etiam plagae ratio nobis fuerit habenda. Quae quidem omnia attento spectatori facile apparebunt. Vale fruere!

Guilhelmus Janssonius Blaeu, auctor et sculptor 1599."

Oben beim nördlichen Nordamerika findet sich eine Kartouche mit folgender pietätvoller Inschrift:

„Immortale nomen et gloriam incomparabilem vobis Columbe et Americe comparastis, Qui primi has terras (alteram orbis partem) tot jam saecula latentes adire, detegere, lustrare (et utinam perlustrare) voluistis, Fruct: vero maximos multis peperistis. Magnam porro gloriae partem Ferdinande Magellane, jure tibi vendicas, cui tam vastae regionis australem terminum quaerere, eamque freto cognomini nobis perviam facere lubuit et licuit.

Utinam vero par eventus Casparo *Cortez* reali convigisset, qui jam ante maiori conatu quam concessu transitum a Borea attentaverat. Et quoties Britannis idem fervide molientibus labor cum molestia in vanum abiit. Frigore hrz. saevisque maris et aëris injuriis gradum revocare coacti. His demum passi graviora Batavi proxima tempestati diversum iam iter ingressi nostrumque altius mundi verticem versus progressi ignotas quaerere terras et si qua propior ad Chinam aditus aggressi sunt. Mirum quid invenerunt, immane quid evenerit. Sic macte proles Neptunia novisque honoribus hanc gentem nostram annula male coepisti, si hic sistas! Durum hoc, sed perdura, nec cede malis, sed contra audentior ito!

Fata viam expedient!"

Bei den einzelnen Absätzen stehen links seitwärts die betreffenden Jahrzahlen 1492, 1500, 1519, 1597.

Kartouche im südlichen großen Ozean:

„Utilem etiam tu *Vasco* mortalibus operam satis operose navali itinere navasti, cum bonae Spei promontorium pro spe tua circumlatus ventos Africae fines olim obscuros nobis illustras et viam ad ditissimas terrae partes ac fructiferas maris insulas aperis. 1497."

Einige sonstige Inschriften mögen noch erwähnt sein.

Ein koloriertes Bild im heutigen Patagonien ist erklärt durch: „Patagonae regio, ubi incolae sunt gigantes." Im Großen Ozean bei Australien steht eingezeichnet: „Quinque insulas, quas Gilolo oppositas parallelum maximum transverso situ disprehentes (?) Taranate, Tidore, Motir, Machian et Bachian; celebri nomine Molucci indigerant."

Eine Insel östlich von Australien (!) besagt:

„Nova Guinea, quae faciem Guineae Africanae refert insulis an continenti annumeranda ambigo."

Inschriften am Himmelsglobus von Blaeu 1603.

1. Widmung (am Nordpol zwischen Perseus und Auriga):

„Illustrissimo principi ac domino D. Mauritio, principi Auraico, comiti de Nassau etc: Marchioni Veriae et Flissingae, Gubernatori Hollandiae, Zeland: Gel: Transisulanae et inferioris trajecti etc: Domino suo clementiss: hoc astriferum stellarum arte coelo deductarum coetu Gratus M. O. D. D. C. Q.

Guilielmus Janssonius Blaeu."

Darunter in der rechten Vorderecke des großen Bären:

„Sphaera stellifera

In qua ut speculo quodam firmamenti universum siderum ornatum ac stellarum ordinem summa, qua fieri potuit, industriâ a Guilielmo Janssonis, magni Tychonis quondam discipulo, accuratissime dispositum, earumque numerum multo quam hactenus auctiorem ex observationibus recens a Nob: viro D. Tychone Brahe, astronomo incomparabili habitis deprompta annoque 1600 et quo deinceps seculo accommodata intueri liceat."

2. Auf der Südseite der Himmelskugel findet sich das Medaillonporträt des Tycho de Brahe. Darunter gegen den Südpol zu, wo besonders schön und groß ausgeführt das Schiff Argo in Farben prangt, ist nahe dem Sternbild des Fisches Dorado die Sternzeichen-Erklärung angebracht, sowie eine Ziffern-Tabelle (Stunden, Minuten und Sekunden) und folgende Inschrift:

„Stellarum inerrantium centesim: quoque anno progressus praeterito tempori subducendo aut deinceps elapsuro addendo, accomodandi latitudinis loco infixis nonnihil ob alteratum" etc.

3. Links vom Porträt des Tycho Brahe:

„Habetis hic astrorum studiosi trecentas et plures antarctico mundi vertici viciniores stellas ex observationibus secundum eam a Frederico Houtmanno maiori studio et accommodationibus instrumentis ad stellas a Tychone positas factis depromptas, auctiori numero et accuratiori dispositione vestro commodo et delectationi depictas. Ao. 1603."

Wr./Neustadt. Dr. Baumgartner.

Anzeigen.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

Die „Allgemeine Zeitung"

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelszeitung)

früher in Augsburg erschienen

ist in Deutschland und Oesterreich durch die Postanstalten für 9 Mark vierteljährlich (**6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 M. für den letzten Monat des Quartals**) zu beziehen. Preis bei directer Versendung unter Streifband monatlich 4 Mark (M. 5. 60 für die anderen Länder des Weltpostvereins).

Quartalpreis bei wöchentl. Versendung im Weltpostverein M. 12.

Probenummern nebst neuestem Quartal-Register gratis.

Leitartikel, wissenschaftliche und handelspolitische Aufsätze ꝛc. ꝛc. in Nr. 90 bis 95.

Eine Vormacht des Islams im Sudan. — Der politische Erzieher der Deutschen. — Zum Jubeltage des Reichskanzlers. — Die Oberhausreform in Ungarn. — Die centralamerikanische Unificationsbewegung. — Der Antrag der Socialdemokraten im Reichstage. (I.) — Die Aufgabe des Liberalismus.

Reisebriefe aus der Neuen Welt. Von E. Deckert. (IV.) — Die ungarische Landesausstellung. — Zum Jubiläum des Reichskanzlers. Von F. Grosse. — Aus Hermann Lotze's Vorlesungen. Von H. Sommer. — Zur Charakteristik des amerikanischen Humors. Von E. P. Evans. — Arthur Görgey. — Zur Lage der Hausindustrie im Deutschen Reich. — Die Cholera in Indien. Von M. v. Pettenkofer. — Johann Peter Lange. (Nekrolog.) — Zum Gedächtniß an Karl Heinrich Ritter v. Lang.

Geschäftliche Jahresberichte: Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Actiengesellschaft in Hamburg. Deutsche Militärdienst-Versicherungsanstalt in Hannover. Oesterreich. Creditanstalt für Handel und Gewerbe. München-Dachauer Actiengesellschaft für Maschinenpapierfabrication in München. Frankfurter Hypothekenbank. Frankfurter Lebensversicherungsgesellschaft. Unionbank Wien. Oesterreichisch-ungarischer Lloyd.

Aufträge für Streifbandsendungen an die Expedition in München.

Druck und Verlag der J. G. Cotta schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 16. Stuttgart, 20. April. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Nordwesten von Texas. Von Albert S. Gatschet in Washington. S. 301. — 2. Brasilianische Feste und Vergnügungen. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. S. 304. — 3. Die Faröer. Von Dr. Konrad Keilhack in Berlin. 310. — 4. Ostern im Lichte der Völkerkunde. Mit Nachträgen. (Schluß.) Vom Nordgestade des Pontus. S. 313. — 5. Litteratur. S. 319.

Der Nordwesten von Texas.

Von Albert S. Gatschet in Washington.

Die früheste Besiedelung des Nordwestens von Texas erfolgte kurz nach der Annektierung des Gebietes an die Vereinigten Staaten und war wegen der beständigen Raubzüge der Apache-, Comanche- und Kiowa-Indianer mit besonderen Gefahren und Schwierigkeiten verbunden. Diese spärlichen Ansiedler erhielten erst nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges einen erklecklichen Zuwachs und dieser schritt in demselben Maße voran, als die Eisenbahnverbindungen zunahmen und die wilden Stämme durch die Truppen der föderalen Regierung zurückgedrängt und gezüchtigt wurden. Durch die wissenschaftliche Erforschung des Gebietes, die um dieselbe Zeit begann, stellte sich heraus, daß der Nordwesten von Texas mit Kohlenlagern und Erzen von Metallen, sowie mit anderen nutzbaren Mineralien ausgestattet ist, und daß der im allgemeinen fruchtbare Boden bloß ausgedehnter Bewässerung bedarf, um alle Nährprodukte reichlich hervorzubringen. Zwar ist der Boden hin und wieder felsig oder mit Geröll bedeckt; doch zumeist besteht er aus mit Sand gemischtem Lehm und das Grundwasser wird in Tiefen von 20—100 Fuß erreicht. Artesische Brunnen werden jetzt infolge verbesserter Technik mit geringen Kosten erbohrt und das Wasser kann mittelst der verbesserten kleinen Windmühlen, die man jetzt überall im amerikanischen Westen sieht, und die sich nach dem Winde drehen, leicht in einem kontinuierlichen Strome nach der Oberfläche geschafft werden. Nachmittags und Abends wehen Tag für Tag starke Winde, namentlich vom Golf von Mexico her, die den welkenden Organismen Erfrischung zufächeln und mit deren Hülfe die Mühlen im steten Gang erhalten werden.

Die undulierenden Ebenen des nordwestlichen Texas sind streckenweise von niedrigen, breiten, plateauartigen Höhenrücken durchzogen und es finden sich auch hin und wieder einzelstehende, hohe, meist bewaldete Hügelkuppen, die nicht wenig zur Belebung des Landschaftsbildes beitragen. Prärien kann man diese Ebenen nicht wohl nennen, denn dazu ist der Graswuchs ein allzu dürftiger. Nach heftigen Regengüssen überzieht sich allerdings die Oberfläche mit einer grünen Grasdecke, die jedoch bald unter dem Einfluß der glühenden Sonnenstrahlen in der warmen Jahreszeit wieder einem einförmigen Grau Platz macht. Das spärliche Gras ist indeß von seltener Güte und infolge dessen ist das Gebiet zu einer ungeheuren Kuh-, Schaf- und Ziegenweide geworden, namentlich seit die Büffelheerden durch rücksichtslose Ausrottung ganz verschwunden sind.

Der zierliche Mesquitestrauch (Algarobia glandulosa) mit seinen süßen, nahrhaften Schoten und seinen ulmenartigen Zweigen bedeckt, in Distanzen von 20—40 Fuß auseinanderstehend, unabsehbare Strecken. Bei Henrietta, Jacksborough und Palo Pinto erscheint er zuerst, kommt nur auf trockenem Boden fort und findet sich um so häufiger, je mehr man von obigen Punkten nach Westen vorrückt. Der Strauch erreicht eine Höhe von 12—15 Fuß und gehört zu der Familie der Leguminosen, Genus Acacia.

Seine federförmigen Blätter gewähren wenig Schutz gegen die Sonne, und man findet häufig Cactusstauden unter denselben, die ebenfalls nur in einem trockenen Boden gedeihen. Die Zweige des Mesquitestrauches sind von Dornen besetzt und erzeugen einen Saft, der an Güte dem arabischen Gummi nahe kommt und in größeren Quantitäten aus Texas exportiert wird. Das Holz ist äußerst dauerhaft und wird zu Möbeln, Zäunen, Radteilen u. dgl. verwendet, während die Rinde wegen ihres großen Gerbstoffgehaltes geschätzt ist und eine bessere Qualität Leder erzeugt als die Rinde der Lebenseiche und der Blackjack-Eiche. In neuester Zeit ist die starke Zunahme und Ausbreitung dieses Gewächses Gegenstand der Aufmerksamkeit geworden und ist auch im südlichen Texas, namentlich westlich vom San Marcos-Flusse, allgemein aufgefallen. Die Ursache ist, daß Vieh und namentlich Pferde die zuckerhaltige Schote massenhaft konsumieren und in ihrem Dünger unverdaute Bohnen auf dem Boden verbreiten, welche bald zur Keimung gelangen und so den Strauch weiter verbreiten. Geht dies so fort, so werden die Prärie-Ebenen in Wälder verwandelt werden; das Klima wird sich aus einem trockenen zu einem feuchteren umwandeln und die Heerdenbesitzer werden genötigt sein, ihr Vieh auf gewisse Weidebezirke zu beschränken, da an vielen Stellen diese Gesträuche sehr dicht beisammen stehen.

Größere Wälder gibt es zur Zeit in diesem Landesteile weder vom Mesquitestrauche, noch von Eichen oder anderen Bäumen; dichte Gebüsche mit etwas Waldbestand ziehen sich indes den Flußufern entlang und sind schon aus großer Entfernung sichtbar. Es sind meist Cottonwoodbäume (Populus monilifera), die dort stehen. Die Hügel sind oft mit dornigem Gestrüpp dicht bewachsen, und wohl die Hälfte aller dortigen Bäume und Gesträuche ist mit Dornen besetzt.

Der imposanteste Baum im Lande ist der Pecan-Nußbaum (Carya olivaeformis), der mit seinem immergrünen Laube oft eine Höhe von 100 Fuß erreicht und in guten Jahren sehr reichliche Nußernten liefert. Der Hickory-Nußbaum gehört mehr dem Norden der Vereinigten Staaten an und die Lebenseiche (live oak) gedeiht hier nur unvollkommen; wegen des trockenen Bodens entwickeln sich nur verkrüppelte oder zwerghafte Exemplare und erst an der texanischen Küste und in Louisiana wird aus ihr jener oft besungene „König der Bäume". Denn die dort nie mangelnde Feuchtigkeit begünstigt ganz besonders das Gedeihen dieser Baumriesen.

Weitere Spezies von südlichen, namentlich auch in Texas vorkommenden Eichen sind die Wassereiche (water oak), die Pfahleiche (post oak), die Weißeiche und Roteiche (white oak, red oak), sowie die spanish oak, pin, burr und blackjack oak. Sonstige Bäume von ökonomischer Bedeutung sind Maulbeerbäume, Ulmen, Zedern, Sykamoren, Loblolly-Fichten, Lignum vitae. Von Gesträuchen nennen wir den Oleander, Seifenbaum, die zu Zäunen verwendete Osage-Orange oder bois d'arc. Stark verbreitet unter den Gräsern sind Mesquitgras, Gramagras, Rietgras (sedge grass), Büffelgras, Büschelgras (bunch grass), sämtlich von besonderer Wichtigkeit für Viehzucht.

Unter den Jagdtieren sind die wichtigsten die Antilopen, die noch massenhaft in Rudeln die weiten baumlosen Ebenen durchstreifen, und das etwas seltenere Reh. Hasen und Kaninchen sind in Menge vorhanden, ebenso der graue Wolf, sowie der Fuchs und weiter im Westen auch der Coyote- oder Präriewolf, wegen seines Felles geschätzt. Panther, Bär, Otter und Biber trifft man fast bloß an den Flußläufen an. Als ein schwer ausrottbarer Gemeinschaden ist der Präriedog (Spermophilus ludovicianus) zu betrachten, der sich Erdlöcher ausgräbt, gesellig lebt und im Westen eine bedeutende Verbreitung besitzt, da seine Kolonien (prairie-dog towns) sich von Wyoming bis fast an den Golf von Mexico und von den Rocky Mountains bis zum 20. oder 21. Längengrade westlich von Washington erstrecken. Dieses braune Nagetier wird mißbräuchlich Präriedog genannt, da es mit einem Hunde nichts gemein hat. Ihre drolligen Sprünge und Geberden amüsieren jedermann, und wenn sie ein Geräusch vernehmen, so eilen sie sofort auf ihre Erdlöcher zu, von denen sie sich niemals weit entfernen. Haben sie diese erreicht, so nehmen sie eine aufrechte oder sitzende Positur an und beobachten den herannahenden Gegenstand, sei es nun ein Mensch, Wagen, Pferd oder Kuh so lange als für ihre Sicherheit keine Gefahr droht, dann verschwinden sie unter lautem Gequieke unter dem Boden. Von außen sehen die Erdlöcher wie frisch aufgeworfene Schlammvulkane aus, mit enger, schiefgehender Oeffnung. Die Gänge sind oft 30—60 Fuß lang und münden nicht selten in andere Gänge und Löcher aus, so daß das Ausgraben eines solchen Nagers ein schwieriges Ding ist. Rings um diese Kolonien, die oft viele Quadratmeilen bedecken, ist das Gras wie abrasiert; die Erdlöcher stehen oft bloß 15—20 Fuß auseinander und nicht selten mitten auf dem Wege, so daß Nachts das Reiten mit etwas Gefahr verbunden ist. Man hat viele Ausrottungsmittel vorgeschlagen. Ein Chemiker schlug vor, eine Patrone in jedes Loch hineinzubringen und darin zu explodieren, welche bestimmte Ingredienzien enthalten sollte. Es würde sich sofort ein Quantum Stickstoffgas entwickeln, welches dem gefräßigen Tiere den Lebensfaden abschneiden sollte. Etwas praktischer ist der Vorschlag, Aepfel und anderes Obst, das von diesen Nagern sehr geschätzt wird, zu vergiften und alsdann in Menge auf der Prärie auszustreuen. Ich habe selbst in den kältesten Winternächten diese Tiere auf den Ebenen herumlaufen sehen.[1]

[1] Weitere Angaben über die Fauna und Flora des nördlichen Texas habe ich nebst den wissenschaftlichen Namen vieler dieser Erzeugnisse im Dezemberhefte 1873 von Petermann's „Mitteilungen" veröffentlicht. Dort findet sich auch eine geologische Kartenskizze.

Die Flüsse von Nordwest-Texas fließen in tiefen, meist stark bewaldeten, mit steil abfallenden Ufern versehenen Rinnsalen, bilden viele Furten und kleinere Wasserfälle, sind dagegen an den ebenen Stellen von bedeutender Tiefe. Das Wasser ist meist schmutzig und der Wasserstand in der heißen Jahreszeit höchst niedrig, die Seitenbäche wasserleer; nach Regengüssen schwellen sie außerordentlich an, und da Brücken mit Ausnahme der Eisenbahnbrücken fehlen, so wird durch das Austreten der Flüsse jeder Verkehr tagelang unterbrochen. Einige Ströme fließen durch alkalinische Formationen und das Vieh leidet nach dem Genuß dieses Wassers am Durchfall; in keinem derselben ist der Fischertrag von Bedeutung und die Schiffbarkeit für Flöße und kleine Boote beginnt erst im mittleren und südlichen Texas.

Die spärliche Bevölkerung ist vorzugsweise anglo-amerikanischen Ursprungs und hat sich fast aus allen Teilen der Union gleichmäßig dort eingefunden. Franzosen und Italiener sind fast gar nicht vertreten, dagegen finden sich Mexicaner, Neger und eine ziemliche Anzahl Deutscher. Hier sowohl als in den meisten Südstaaten der Union wird der Kleinhandel in Tuchen und Kurzwaren in den kleineren Ortschaften von polnischen Juden vermittelt. Die wenigen Indianer sind auf einzelne Counties beschränkt. Unter dem Einfluß der überwältigenden Sommerhitze wird selbst der rüstigste Nordländer hier etwas gleichgültig und indolent und dieser Umstand hindert nicht wenig den materiellen und damit auch den geistigen Fortschritt. Das Landvolk ist im allgemeinen nüchtern und zufrieden; die Städte dagegen werden unter dem Einfluß des Glücksspiels und des Feuerwassers nicht selten zu Schauplätzen der wildesten Leidenschaften. Bei dem klaren Himmel und der herrschenden Trockenheit der Luft ist der Gesundheitszustand des Landes ein sehr günstiger und die Aerzte haben wenig zu thun.

Wie oben angedeutet, wird das Land bis jetzt nur als Waideland benützt und selbst um die größeren Ortschaften herum sieht man nur selten Anlagen von Küchengärten oder beackertes Land. Auf den noch herrenlosen Landesteilen wird das Heerdvieh von Stelle zu Stelle weitergetrieben und nährt sich von den höchst unansehnlich scheinenden Gräsern. Ställe finden sich gar nicht, ebenso wenig in den meisten übrigen Teilen des amerikanischen Südens und Westens, und in kalten Wintern leidet daher das Vieh bedeutend. Vor zehn Jahren dachte noch kein Mensch daran, die Kühe zu melken; jetzt thut man dies in Texas allgemein und Milch und Rahm ist im Ueberfluß da; die Butter ist von bester Qualität auf dem Lande, während in den Städten von Texas und anderen Staaten das schmierige Oleomargarin fast durchweg als Butter verkauft und genossen wird. Es ist unbegreiflich, daß das sonst so intelligente Volk der Amerikaner dem Verkauf solcher verfälschter und daher gesundheitsschädlicher Nahrungsmittel nicht ein sofortiges Ende macht. Das Oleomargarin wird aus allen möglichen Fett- und Schmierstoffen zusammengekocht und dann gelb gefärbt, um als „Butter zu reduzierten Preisen" verkauft zu werden. Statt der früheren gesunden Hefe dient jetzt die Sodahefe überall zum Backen; die jetzt in ungeheuren Mengen verwendeten Präserven (fruit cans) enthalten nicht selten ganz unreife Früchte, namentlich Pfirsiche.

Die Inangriffnahme des bisher öden Landstriches, der uns eben beschäftigt hat, hat zu einer Gewaltthätigkeit den Anstoß gegeben, die schon jetzt lebhaft besprochen wird und später Anlaß zu bedeutenden Verwickelungen geben dürfte. Begünstigt durch ein kürzlich erlassenes texanisches Staatsgesetz, haben amerikanische und britische Kapitalisten angefangen, die der wilden Büffelheerden und räuberischen Indianer entledigten Ländereien zu höchst niedrigen Preisen anzukaufen. So hat unweit Henrietta, am mittleren Laufe des Red River, eine aus drei Schotten bestehende Kompagnie einen Landstrich von 9 e. Ml. Länge und 7 e. Ml. Breite, wozu eine große Farm in der Nähe gehört, für 100,000 Doll. an sich gebracht, wobei der Acre etwa auf 35 Cents zu stehen kommt. An Größe mag dieser Landstrich ungefähr dem Grund und Boden, worauf Paris steht, gleichkommen. Es versteht sich von selbst, daß diese Gesellschaften diejenigen Ländereien, die an Flußläufen liegen und daher die besten sind, allen anderen vorziehen.[1] Auf diesen großen Komplexen wird nun die Viehzucht systematisch durch Unteragenten, die über eine große Zahl von berittenen Hirten verfügen, betrieben und das Vieh, wenn für die Marktplätze des Nordens reif, durch das Indianer-Territorium nach den südlichsten Bahnstationen von Kansas getrieben, woselbst es nach St. Louis, Chicago und anderen Plätzen des Nordens versandt wird und große Profite abwirft. Diese großen Gebiete werden indes nicht bloß wegen dieses momentanen Geldgewinnes erworben, sondern hauptsächlich mit Rücksicht auf das Steigen der Bodenpreise in der nicht mehr fernen Zukunft, wo die Zunahme der texanischen Bevölkerung diese Gegenden zu Agrikulturdistrikten umschaffen wird. Das acquirierte Land muß zumeist dem Staate abgekauft werden; doch ist einiges auch im Besitze der Counties-Verwaltungen, namentlich des Schulfonds derselben.

Andere Gesellschaften ziehen vor, das von ihnen zu benützende Land bloß zu mieten, und zwar auf langjährige Termine zu etwa 3—8 Cents per Acre. Die auf diese Weise erlangten Grundstücke sind ebenfalls von beträchtlicher Größe und müssen, ebenso wie die gekauften, sofort mit Zäunen umgeben werden. Man schlägt in Distanzen von 20—25 Fuß Pfähle von 3—4 Fuß Länge ein und verbindet dieselben mit 2, 3 bis 4 starken gefirnißten, mit

[1] Im Norden haben sich Angehörige des englischen Adels, Herzoge, Baronets und Earls, besonders in Colorado und den angrenzenden Gebieten, ungeheure Gebiete erworben. Diese Thatsache hat eine eingehende Untersuchung von Seiten eines Komite's des Bundessenats zur Folge gehabt (1883).

Stacheln versehenen Drähten, welche das Durchbrechen des Viehes fast unmöglich machen, und barbed-wire fences genannt werden. Der Absatz des Viehes, das bis nach New-York und Boston hin verkauft wird, ist gegenwärtig so rentabel, daß die Viehzüchter in Texas bei dem in allen neubesiedelten Staaten herrschenden Mangel an Baargeld ohne Murren an die Wucherer 2—4 Prozent per Monat für Darlehen entrichten.

Gegen das Aufkaufen von Ländereien in diesem kolossalen Maßstab durch Geldmänner hat sich neuerlich eine starke Opposition in der sogenannten Free-grass-Partei erhoben, welche bei den Wahlen, in den Zeitungen und sonst wie schroff gegen diese Monopolisierung auftritt und Aufhebung des sachbezüglichen Gesetzes anstrebt. Der Landmann war bisher gewohnt, alles Land als eine große „Allmend" zu betrachten und trieb sein Vieh zur Waide, wohin er wollte. Jetzt ist er überall durch diese Stachelzäune eingeschränkt und es werden daher tagtäglich oder vielmehr nächtlich meilenlange Strecken derselben aus Rache mittelst Kneipzangen zerstört. Die berittenen Hirten (cow-boys) stehen überall Wacht, können jedoch nur selten durch Abfeuern ihrer Winchestergewehre diesen Zerstörungsakten Schranken setzen. Eine weitere Forderung dieser Freigras-Partei an die Regierung geht dahin, daß zu beiden Seiten der Straßen, durch welche das Vieh nach Kansas getrieben wird, ein Gürtel von einigen englischen Meilen Breite freigelassen werde, damit das zu befördernde Vieh dort während der Ruhepausen grasen könne.

Diese Partei hat indes wenig Aussicht auf Sieg, denn in Texas, wie in ganz Amerika, ist die Macht des Geldes eine ausschließliche und der „Respekt" vor den Geldmännern ein so beträchtlicher, daß schließlich alle Opposition verstummen und der Landmann sich gemütlich das Fell über die Ohren ziehen lassen wird. Die Repräsentanten der demokratischen Partei, die sich stets für die wahre Volkspartei ausgibt, sind in den Ratssälen der Corruption durch das Monopol gerade so zugänglich wie der übrigen Parteien und Parteischattierungen und viele Monopolisten haben selbst in den Kammern Sitze inne. Große, noch völlig unbesetzte Strecken liegen im Young Territorium oder Pan Handle, westlich vom Indianer-Territorium, und sind erst kürzlich auf der Karte in Counties eingeteilt worden. Es muß sich bald zeigen, ob auch die dortigen Waiden, die zum Teile die Staked Plains oder Llanos Estacados einschließen, dem Volke verbleiben werden oder ob auch sie der monopolistischen Ausbeutung verfallen sind.

Ein breiter Waldstreifen, genannt Croßtimbers, durchzieht das nördliche Texas vom Red River südwärts. Die Croßtimbers beginnen bei Montague in dem County gleichen Namens, und ziehen sich von da über Wise County (Hauptort Decatur) nach Erath und Comanche County südwärts, und da dieser Gürtel von beträchtlicher Breite ist, so dehnt er sich als „Lower Croßtimbers" östlich von der angegebenen Linie noch über andere Counties aus. Für Reisende, die von Osten nach Westen gehen, bildet dieser Gürtel zugleich die Grenze der Agrikultur, hauptsächlich markiert durch das Auftreten der Cactuspflanze in weit größeren Mengen als zuvor. Von den bedeutendsten Flüssen des inneren Landes, dem Trinity, Brazos und Colorado, wird dieser Waldgürtel in schiefer Richtung durchschnitten, und seine felsigen, schluchtenreichen Striche bieten viele schöne, mitunter wilde Landschaftsbilder dar. Nordwesttexas beginnt im Westen dieses Striches, und je weiter man gegen Westen rückt, desto dürrer wird die Gegend. Größere Städte gibt es dort noch keine; die bedeutendsten Ortschaften zählen kaum über 3000 Bewohner; dazu gehören Abilene[1] an der Pazifikbahn, Albany, Graham, Henrietta, Wichita Falls und das weit draußen im Pan Handle gelegene Mobitee,[2] lauter neu entstandene Orte. Wird der Bau einer Eisenbahn eine Zeit lang aufgehalten, so siedelt sich um den jeweiligen Endpunkt derselben gewöhnlich eine mäßige Bevölkerung, die bei Fortsetzung der Bahn auch wieder weiter zieht. So ist, als die Bahn von Henrietta nach Wichita Falls fortgesetzt wurde, eine große Zahl Bewohner nach letzterem Punkte übergesiedelt, der im September 1884 das zweite Jahresfest seiner Gründung feierte und damals etwa 2400 Bewohner zählte. Man reitet oft einen Tag in der Ebene, ohne ein einziges Haus zu erblicken.

Die wichtigeren Linien, die bis jetzt den Nordwesten durchziehen, sind die Texas and Pazific-Bahn, von Fort Worth 525 e. Ml. nach El Paso und die Fort Worth and Denver City-Bahn, welche bei Mobitee durchführen soll. jedoch heute erst bis Wichita Falls erstellt ist (114 e. Ml.),

---

Brasilianische Feste und Vergnügungen.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Nationale Feste, Volksfeste in unserem deutschen Sinne, sind dem Brasilianer unbekannt; an die Stelle unserer Schützenfeste, Gesangsfeste u. dgl. treten, mit Ausnahme des Karneval, lediglich Kirchenfeste, deren jede Kirche ihre besonderen veranstaltet. Wir wollen uns im Folgenden mit solchen brasilianischen Festlichkeiten etwas näher bekannt machen, wobei wir zugleich Gelegenheit haben werden zu erkennen, wie tief das Volk noch im reinsten Götzendienst steckt und eine wie mächtige Anziehungskraft der von der Kirche entfaltete Pomp noch immer auf die große Menge ausübt. Ihrem Hauptcharakter nach sind diese brasilianischen Kirchenfeste sämtlich ziemlich gleich;

[1] So benannt nach dem Peccari-Schweine, im mexicanischen Spanisch ávilene, áviline.

[2] Der Comancheausdruck für Walnußbaum. Denselben Namen führt ein Fluß im westlichen Teile des Indianerterritoriums.

sie sind im Grunde genommen nichts weiter als eine Ansammlung von Menschen bei einer Kirche, in welcher religiöse Handlungen vorgenommen werden, während außerhalb derselben sich das Volk auf seine Weise amüsiert. Den ganzen Tag über spielt eine Musikbande und fortwährend, besonders aber am Abend, wird eine Unmasse Feuerwerk abgebrannt. Die durch die Feste verursachten Kosten werden keineswegs von der Mutter Kirche getragen, die ja bekanntlich ebenso ungern etwas herausgibt, wie sie eilig ist im Nehmen. Viele Monate vor dem Feste schon wird in der Stadt oder dem Ort Geld für dasselbe gesammelt. Zu gewissen Zeiten des Jahres sieht man durch die Straßen der Stadt einen eigentümlichen Aufzug sich bewegen: Eine Anzahl Männer, ohne Kopfbedeckung und mit einem roten oder violetten (die Farbe ist bei den verschiedenen Kirchen eine verschiedene) Ueberwurf über dem Rock, den man am besten mit einem Hemde ohne Aermel vergleichen könnte, begleitet von ebenso gekleideten Knaben, gehen von Haus zu Haus. Einer dieser Männer — zuweilen auch zwei — trägt eine bunte Fahne, an deren Stange oben zahllose Schleifen und Bänder flattern und auf deren Tuch in der Mitte ein großes, rotes, gesticktes Herz zu sehen ist, derart, wie man sie auf den gewöhnlichen Heiligenbildern findet, ein anderer Mann trägt einen Teller zum Einsammeln des Geldes. Die übrigen Männer, sowie die sie begleitenden Knaben, haben lange, mit Silber oder Neusilber beschlagene Stäbe in ihren Händen. Diese heilige Gesellschaft nun hat den Auftrag, für irgend ein Kirchenfest Geld zu sammeln. Ein Teil der Leute geht in ein Haus; der Fahnenträger murmelt irgend einen frommen Wunsch und bittet um eine Gabe zu dem demnächst stattfindenden Feste; der andere Mann hält erwartungsvoll seinen Teller hin. Die gläubigen Christen, will sagen die Bewohner des Hauses, küssen demutsvoll einer nach dem andern das gestickte Herz auf dem Fahnentuch oder doch zum mindesten dieses letztere selbst, und jeder legt sodann eine Münze auf den Teller. Wie bei allen möglichen und unmöglichen Veranlassungen, so werden auch bei diesem Betteln zahllose Raketen verknattert. Ein Neger schreitet der Gesellschaft voran, in einem Arm einen Bund Raketen; von Zeit zu Zeit, so vor den Häusern solcher Leute, die eine reichliche Gabe spenden, oder an den Straßenecken, zündet der Neger mit Hülfe seiner Strohzigarrette eine Rakete an, die dann sausend in die Luft fliegt und die Bewohner der Straße auf die herankommende Bettelprozession aufmerksam macht. Da nun aber das durch diese Straßensammlungen aufgebrachte Geld bei weitem nicht ausreicht zur Bestreitung der durch das Fest veranlaßten Unkosten, so muß sich die Kirche noch nach anderweitiger Hülfe umsehen, da sie doch nicht in ihre Kasse greifen will. Diese Hülfe findet sich stets bei dem sogen. „Festeiro", dem Festgeber, d. h. einem Brasilianer, der sich entweder einen guten Platz im Himmel verdienen oder, was wahrscheinlicher ist, beim Publikum bekannt und beliebt machen will, meistens wohl aus politischen Gründen, sei es, daß er gern Munizipalrat, sei es, daß er Kirchenvorsteher oder sonst etwas werden will. Also just so wie im alten Rom! Dieser „Festeiro" übernimmt es, die noch fehlenden Gelder für das Fest zu beschaffen, d. h. auf seine Kosten für Musik, Feuerwerk, Ausschmückung der Kirche ꝛc. Sorge zu tragen. Einige Zeit vor dem Feste erläßt er dann in den Zeitungen phrasenreiche Anzeigen, in denen das hochverehrte Publikum eingeladen wird, durch sein Erscheinen dem „würdigen Feste erhöhten Glanz zu verleihen", und in denen er verspricht, seinerseits Alles aufzubieten, um die Festteilnehmer zu befriedigen.

Soviel von den Vorbereitungen. Gehen wir nun zu den Festlichkeiten selbst über, soweit ich Gelegenheit hatte, dieselben in Porto Alegre kennen zu lernen! Eines derjenigen Feste, die mir immer am lächerlichsten vorgekommen sind, ist das der „Nossa Senhora dos Navegantes" (Unserer Lieben Frauen der Schifffahrer) welches, in Verbindung mit der Kirche Nossa Senhora do Rosario in Porto Alegre, in dem eine gute halbe Stunde vor der Stadt gelegenen Oertchen Navegantes abgehalten wird. Das Fest findet an zwei, etwa eine halbe Woche auseinander liegenden Tagen statt und setzt sich aus zwei Hauptzeremonien zusammen. In der Kirche Nossa Senhora do Rosario zu Porto Alegre wird eine lebensgroße, aus Holz gehauene, möglichst steif und bunt aussehende Muttergottespuppe aufbewahrt, welche auf einem hohen Postament steht und eben die Schutzheilige der Schifffahrer, die Senhora dos Navegantes, vorstellen soll. Am ersten Festtage früh Morgens wird diese hölzerne Heilige nach vorhergegangenem Gottesdienst unter Musikbegleitung und gefolgt von einem großen Schwarm Gläubiger und Ungläubiger, aus der genannten Kirche zum Hafen getragen und hier auf ein reich geschmücktes und bunt bewimpeltes Segelschiff gebracht. Ein kleiner Dampfer schleppt dann dieses Schiff mit der Heiligen den Guahyba hinauf nach Navegantes. Ihm folgen viele andere, gleichfalls bunt geschmückte, kleine Dampfer, Segelboote u. s. w. mit den zahlreichen Festteilnehmern.

Ganz besonders an diesem ersten Festtage ist in dem kleinen Flecken Navegantes viel Volk versammelt; für zahlreiche Brasilianer, namentlich natürlich für Schiffsleute, Fischer, Hafenarbeiter u. dgl., ist dieser Tag ein großer Festtag. Es ist ein recht buntes Bild, welches sich auf dem Festplatz vor der kleinen Kapelle den Augen des Beschauers darbietet, ein lebhaftes Hin- und Herwogen der Massen, das durch die unendliche Mannigfaltigkeit der Hautfarben der Menschen ähnliche Szenen bei uns an Verschiedenartigkeit bedeutend übertrifft. Die Hauptmasse des Publikums bilden kleine Leute, Handwerker, Schiffer, Arbeiter, Fischer; sehr zahlreich sind ferner vertreten Neger und Mulatten, die Negerweiber, wie gewöhnlich, in möglichst auffallenden Kleidern, die durch ihre blendend weiße oder

grell-bunte Farbe mit dem dunklen, glänzenden Schwarz ihrer Haut lebhaft kontrastieren. Dazwischen flanieren dann Herren und Damen der besseren und besten Stände, mit einander kokettierend und sich an dem bunten Treiben ergötzend. Auf einer Empore spielt eine Negermusik die haarsträubendsten Melodien und überall umher sitzen oder gehen Neger oder Negerinnen, um süßes Backwerk, Früchte u. dgl. feil zu bieten. Das Hauptvergnügen des Tages aber besteht darin, daß man sich gegenseitig, d. h. die Herren die Damen und umgekehrt, mit wohlriechendem Wasser besprengt. Zu diesem löblichen Zweck hat man zwei verschiedene Instrumente. Das eine ist die „Bola", eine Hohlkugel, etwa von der Dicke eines Apfels, deren Wandung aus sehr dünnem Wachs besteht und die mit wohlriechendem Wasser gefüllt ist. Diese Bolas sucht man sich gegenseitig an den Kopf oder in den Nacken zu werfen; trifft man, so zerplatzt natürlich die dünne Wachshaut und der flüssige Inhalt ergießt sich über Haut und Kleider des oder der Betreffenden. Das andere Instrument wird mit dem Namen „Bisnaga" bezeichnet. Die Bisnagas sind verschieden große Zylinder aus Zinnfolie, die an einem Ende geschlossen sind und am anderen eine feine Oeffnung haben, welche vor dem Gebrauch durch eine aufgeschraubte Kapsel geschlossen ist. Die Bisnaga selbst ist mit einem wohlriechenden Wasser, mit Agua florida, gefüllt. Hat man die Kapsel von der feinen Oeffnung am vorderen Ende entfernt, und drückt man nun den Zylinder an dem entgegengesetzten Ende mit der Hand zusammen, so spritzt die Flüssigkeit in einem dünnen Strahl heraus. Mit diesen Bisnagas werden oft förmliche Schlachten zwischen Herren und Damen geliefert; jedes sucht seinem Gegner so viel wie möglich in's Gesicht, in den Nacken, in den Busen zu spritzen. Der Verkehr zwischen den beiden Geschlechtern ist an solchen Tagen viel freier, ungebundener als sonst, man kann sich mit einer Dame, die man gar nicht kennt, getrost in ein Bisnaga-Duell einlassen, ohne daß diese den Angriff verübelt. Im Gegenteil wird sie mit Freuden sich zur Gegenwehr setzen. So kommt es manchmal zu den ergötzlichsten Szenen und nicht selten wird eine Dame von zwei Herren festgehalten und bekommt ganze Ströme von duftendem Wasser in Nacken und Busen hineingegossen. Aber wehe auch dem Herrn, der in das Kreuzfeuer einiger junger Damen hineingerät! Er wird so naß, als wenn er aus dem Wasser gezogen worden wäre. Uebrigens ist dieses gegenseitige Bespritzen gar nicht unangenehm bei einer Hitze von 30—32° im Schatten; im Gegenteil wirkt es kühlend und erfrischend, und dieser Umstand mag nicht wenig zur Ausbildung dieser Sitte beigetragen haben.

Schaubuden und ähnliche Dinge, die wir bei unseren Volksfesten nicht vermissen dürfen, gibt es nicht; selbst die für uns so unentbehrlichen Bierhallen würden gänzlich fehlen, wenn nicht dicht bei der Kapelle eine deutsche Gartenwirtschaft wäre, die nun natürlich stark frequentiert wird. Die meisten Brasilianer aber genießen nur Süßigkeiten und Früchte, die sie für billiges Geld von den Negern kaufen können. Nachdem den ganzen Tag über von Zeit zu Zeit Raketen in die Luft gestiegen sind, wird bei einbrechender Dunkelheit ein großes Feuerwerk abgebrannt und gleichzeitig kommen in einer eigens erbauten Halle allerlei kleine Gegenstände, die von frommen Leuten geschenkt worden sind, zur Versteigerung; die Versteigerungsgegenstände selbst sind vorher von einem Priester eingesegnet worden. Jeder will natürlich solch' ein geweihtes Stück als Andenken oder auch als Amulet erwerben, und so kommt es denn, daß für die wertlosesten Dinge, etwa ein schlechtes Heiligenbildchen, mitunter ganz exorbitante Preise gezahlt werden, sicherlich nicht zum Schaden der Kirche oder ihrer Priester, welche die Versteigerung leiten.

Im Jahre 1883 hatte das Fest an diesem ersten Tage, Dank der Liberalität des Festeiro, eines sehr wohlhabenden Porto-Alegrenser Kaufmanns, der offenbar von sich reden machen wollte, noch etwas ganz besonderes aufzuweisen. Es wurden nämlich Kampfspiele zu Pferde aufgeführt. Derartige „ritterliche Künste" werden im Innern der Provinz noch ziemlich häufig aufgeführt, sollen übrigens in den nördlichen Provinzen ganz unbekannt sein. Wahrscheinlich sind sie eine Reminiszenz aus alten Zeiten, an Ritterspiele, welche die Spanier nach dem La Plata herübergebracht haben. Die Bewohner des inneren Teiles der Provinz Rio Grande do Sul, namentlich im Süden, haben entschieden viel spanisches Blut in ihren Adern, und so mögen sie denn auch diese Kampfspiele, von denen der Riograndenser mit vielem Stolz zu sprechen liebt, von den Spaniern angenommen haben. Der Festgeber hatte in dem genannten Jahre etwa 40 bis 50 in diesen Uebungen bewanderte Leute aus dem Innern der Provinz kommen lassen, um den Bewohnern von Porto Alegre dieses in den Städten niemals geübte, daher auch fast gänzlich unbekannte Schauspiel vorführen zu lassen.

In der Nähe von Navegantes war ein großer, quadratischer, ebener Grasplatz eingezäunt, auf dessen einer Seite Tribünen für besonders eingeladene Ehrengäste errichtet waren, zu denen auch der Präsident der Provinz gehörte. Das übrige schaulustige Publikum fand hinter dem Zaune hinreichend Platz und Gelegenheit zu sehen. Als die hohen Gäste Platz genommen hatten, erschienen die Reiter; dieselben waren in zwei Abteilungen geteilt und kamen demgemäß auch in gewissem Abstande hintereinander angeritten. Die Leute hatten neue, hübsche, bunte und recht malerische Kleidung angelegt, jede Abteilung in ihren besonderen Farben, so daß man sie leicht auseinanderhalten konnte. Sie ritten zunächst vor der Tribüne des Präsidenten vorbei, dem sie ihre Honneurs machten, und stellten sich dann an zwei gegenüberliegenden Seiten des Kampfplatzes auf. Die Pferde — nicht Maultiere — waren ausgezeichnet, die Leute selbst ohne Ausnahme vorzügliche Reiter, mit einer prächtigen Haltung, wie das bei diesen Bewohnern des Innern der Provinz, die halbe Gauchos

sind, insofern sie einen großen Teil ihres Lebens im Sattel zubringen, übrigens nicht anders zu erwarten ist. Bewaffnet waren die Leute mit einem Kavallerie-Säbel und einigen Pistolen; außerdem trug jeder ein kleines Fähnchen in der Hand, von verschiedener Farbe in den beiden Abteilungen. In Reserve hatte dann jeder noch eine lange Lanze. Jede Abteilung wurde geführt von einem alten Mann mit schneeweißem Haar, der aber trotz seines Alters im Sattel saß wie ein Jüngling und dem man es deutlich genug ansah, daß er von der hohen Würde seines Amtes und der Feier des Tages voll und ganz durchdrungen war. Nachdem der Präsident der Provinz die Erlaubnis zum Beginn des Spieles gegeben hat, reiten die beiden Parteien auf einander zu, nebeneinander vorbei, zwischen einander durch, und zwar in allen Gangarten der Pferde, im Schritt, Trab, Galopp ꝛc. Dabei werden dann allerlei Scheingefechte ausgeführt, der eine thut einen Schlag mit dem Säbel, der Gegner pariert ihn, man stößt mit der Lanze, man knallt mit den Pistolen, kurz es werden verschiedene Manöver ausgeführt. Auf mich hat das Ganze mehr den Eindruck einer Zirkus-Vorstellung gemacht, als daß ich hätte an „ritterliche Uebungen" denken mögen. Bewundernswert sind aber in der That die erstaunliche Fertigkeit der Leute im Reiten und die Präzision, mit der die verwickeltsten Evolutionen ausgeführt werden. Die Pferde gehorchen ihren Reitern auf den leisesten Wink, und sicher sind unsere Zirkuspferde kaum besser geschult, als es diese brasilianischen waren. Die Zuschauer waren ganz entzückt von dem nie gesehenen Schauspiel, und nach jeder Abteilung erscholl denn auch vieltausendstimmiges „Viva"-Rufen. Nach Beendigung des Spieles ritten die Künstler, wenn ich die Leute so nennen darf, wieder an der Tribüne des Präsidenten vorbei, senkten zum Zeichen des Grußes ihre Fähnchen und schienen sehr befriedigt von ihren großen Leistungen zu sein. Der Festeiro aber hatte seinen Zweck erreicht; denn von keinem Menschen wurde jetzt mehr gesprochen, als von ihm, der doch einmal etwas Neues und Schönes zur Verherrlichung des Festes da Nossa Senhora dos Navegantes zu arrangieren gewußt hatte.

Am zweiten Festtage nun, eine halbe Woche später, wird die hölzerne Muttergottes unter den Klängen eines Musikchores und begleitet von einer Abteilung Soldaten, die das Käppi am Arme hängen haben, und einer unabsehbaren Volksmenge gegen Abend auf dem Landwege zur Stadt zurückgebracht, und zwar getragen. Den Zug, der beinahe eine halbe Stunde lang ist, eröffnen festlich geschmückte Schulkinder, Knaben und Mädchen, letztere in weißen Kleidern mit bunten Schärpen und Schleifen, Kränze oder Blumen im Haar; dann folgen erwachsene Herren und Damen aus den besseren Bürgerkreisen, darauf die Heilige, die, von einer Anzahl von Männern auf den Schultern getragen, von ihrem hohen Postament herab auf das Volk zu ihren Füßen herniederschaut. Hinter der Muttergottes schreitet das Militär unbedeckten Hauptes, das Gewehr mit aufgepflanztem Seitengewehr im Arm — wohl um die Heilige gegen räuberische Ueberfälle zu schützen ?! Dann folgt eine Menge Volkes, bunt durcheinander, Schwarze, Gelbe und Weiße, Erwachsene und Kinder, Alt und Jung, und den Abschluß bilden lange Reihen von Equipagen mit Herren und Damen der besseren Stände, welche die Neugierde herausgetrieben hat. Fast alle Teilnehmer am Zuge gehen entblößten Hauptes. Einzelne haben ein offenes Gebetbuch in der Hand, hie und da wird von einer Gruppe wohl auch ein Kirchenlied gesungen. Während der ganzen Prozession, die von Navegantes nach Porto Alegre über zwei Stunden in Anspruch nimmt, hört das Raketengeknatter nicht auf; lange Reihen von Raketen und Bomben, oft über hundert, nebeneinander, sind an vielen Stellen zu beiden Seiten des Weges aufgestellt und werden abgebrannt, wenn das Muttergottesbild vorbeikommt. Es ist ein ganz infernalischer Lärm, und man muß wohl Acht geben, daß man nicht von den niederfallenden Raketenstangen getroffen wird. Alle Häuser am Wege sind beflaggt, an manchen Stellen sind Ehrenpforten errichtet und zwischen den einander gegenüberliegenden Häusern sind Taue ausgespannt, an denen Fahnen aller Art, sowie Schiffsflaggen in allen Farben und Formen, befestigt sind. In der Stadt angekommen, wird die Muttergottes durch einige Hauptstraßen getragen und dann geht die Prozession zur festlich geschmückten und taghell erleuchteten Kirche Nossa Senhora do Rosario zurück, wo noch bis spät in die Nacht hinein Gottesdienst abgehalten wird.

Während dieses Fest im Januar gefeiert wird, findet ein anderes in der Pfingstwoche an einer Reihe aufeinanderfolgender Abende auf einem großen Platze vor der Kathedrale und dem Regierungspalaste statt. Das Fest besteht wesentlich aus dem Abbrennen zahlloser, zum Teil recht kostbarer Feuerwerkskörper und aus einer Versteigerung geschenkter und von Priestern eingesegneter Gegenstände in besonders errichteten Pavillons. Damit nun aber auch diesem Feste der Götzendienst nicht fehle, kommt am letzten Abend folgendes hinzu: Neben der Kathedrale steht eine kleine Kapelle, „Zum heiligen Geist"; vom Dachfirst derselben geht zu einem auf dem Platze errichteten Gerüst, an dem zahlreiche Feuerwerkskörper — Sonnen, Räder ꝛc. — angebracht sind, ein Draht. An dem einen Ende des Drahtes, und zwar am Dach der Kapelle, bemerkt man eine hölzerne Taube. Gegen Schluß des Abends nun wird eine an der Taube befindliche Rakete entzündet; die Taube schießt natürlich den Draht entlang über die Köpfe der Zuschauer weg und entzündet die an dem Gestell befindlichen Feuerwerkskörper, die ein helles Licht über den Platz verbreiten. Der Leser merkt, daß die Holztaube den „Heiligen Geist" vorstellen soll, der ja bekanntlich in „Gestalt einer Taube" herniederschwebte und das Volk erleuchtete. Den Abschluß des Abends und des

Festes bilden dann mehrere Hundert schnell hintereinander abgebrannte Raketen und Kanonenschläge, die einen höllischen Lärm verursachen.

Wie ich schon sagte, sind derartige Kirchenfeste in Brasilien sehr häufig, da jede Kirche deren eines oder mehrere feiert; wir wollen aber nicht länger bei denselben verweilen, weil sie ja doch alle mehr oder minder denselben Charakter tragen: Raketengeknatter, Feuerwerk, Musik, Versteigerung geweihter Gegenstände! Nationale Feste werden in Brasilien mit einer einzigen Ausnahme nicht gefeiert; diese Ausnahme ist das Fest am 7. September, dem Jahrestag der Unabhängigkeit des Reiches. Freilich ist die Feier auch nur ganz offizieller Art, denn dem großen Publikum merkt man es nicht an, ob und welch' ein Festtag ist. Keine Flagge ist in den Straßen zu sehen, nur die Konsulate haben geflaggt. Mittags ist offizielle Beglückwünschung beim Präsidenten; die obersten Beamten und Militärs, die Konsuln und sonstige Personen von Distinktion begeben sich in den Regierungspalast und von da zu einem feierlichen Hochamt in die Kathedrale. Am Abend findet dann beim Präsidenten ein feiner Ball statt, zu dem nur die beste Gesellschaft der Stadt Zutritt hat. Hier hat man die vorzüglichste Gelegenheit, die Damen in höchstem Schmuck zu sehen, und es gibt unter diesen Brasilianerinnen wirklich eine Fülle der reizendsten jungen Frauen und Mädchen, wundervolle Gestalten mit reinstem Ebenmaß der Glieder, die in der gewählten, oft äußerst kostbaren Balltoilette und in dem reichen Schmuck an Gold und edlen Steinen, mit deren Glanz die dunklen, großen Augen wetteifern, wohl blendend auf unser Auge einzuwirken vermögen.

Die Zeitungen ergehen sich an diesem Tage in den höchsten Lobeserhebungen auf „das herrliche Brasilien". Vor einigen Jahren meinte bei dieser Gelegenheit ein Porto Alegrenser Blatt — ich glaube es war der „Conservador" — indem es auf die Entwickelung des Kaiserreichs seit den 61 Jahren seines Bestehens einen Rückblick warf, Brasilien habe auf allen Gebieten ungeheure Fortschritte gemacht und sei heute eines der zivilisiertesten Länder der Erde; zwar marschiere es noch nicht ganz an der Spitze der Zivilisation, allein es werde die Zeit nicht allzu ferne sein, in der „nossa querida patria", unser geliebtes Vaterland, das erste Land der Erde genannt werden müsse! Echt romanische Phrasenhaftigkeit und Phantasie!

Um den Geburtstag des Kaisers kümmert sich eigentlich kein Mensch, der es nicht muß. In den Zeitungen erscheint höchstens folgende kurze Notiz: „Der Kaiser Dom Pedro II. feiert heute seinen Geburtstag." Nicht selten kommt auch die Notiz erst einige Tage später. Und doch hätte gerade dieser edle Monarch mit dem so guten Herzen es verdient, von seinem Volke geehrt und geliebt zu werden.

Das Hauptvergnügen des Jahres ist und bleibt in den brasilianischen Städten wohl der Karneval, der beispielsweise in Porto Alegre mit einem Aufwande gefeiert wird, welcher ganz entschieden über die Kräfte der Stadt und der Karnevals-Gesellschaften weit hinausgeht. Es gibt in der „bella leal cidade de Porto Alegre" zwei große brasilianische Karnevals-Gesellschaften, welche sich durch übertriebenen Luxus gegenseitig zu überbieten suchen. Einige Male hat sich auch die deutsche Gesellschaft „Germania" an dem Karnevalszuge beteiligt; in diesen Fällen ist ihr ganz allgemein die Siegespalme zugesprochen worden. Die deutschen Züge haben sich vor den brasilianischen namentlich durch das geschmackvolle künstlerische Arrangement ausgezeichnet, weniger vielleicht durch die luxuriöse Ausstattung. Die Festzüge finden an zwei Tagen statt. Am ersten Tag ist der kritische und komische Zug, an dem sich nur Herren beteiligen; es werden dabei Personen der Gesellschaft oder Begebenheiten des Jahres oft sehr beißend kritisiert, selbst vor schweren persönlichen Beleidigungen politischer Gegner schreckt man nicht zurück. Am zweiten Tage finden die Galazüge mit den Damen statt; dieselben sind wesentlich eine Schaustellung der schönsten Mädchen der Stadt, prachtvoller Kleider, reichgeschmückter Wagen. Prächtige Ausstattungswagen, Elefanten, Blumentempel, Weltkugeln, mit hoch oben auf denselben thronenden Gottheiten, Schiffe ꝛc., die man aus Paris kommen läßt, dürfen dabei natürlich nicht fehlen. Kurz man entfaltet allen nur möglichen Pomp, nur schade, daß dem ganzen Arrangement kein einheitlicher Gedanke zugrunde liegt.

Während der Festtage sind die Straßen der Stadt, durch welche sich die Züge bewegen sollen, festlich geschmückt; zu beiden Seiten der Hauptstraße ziehen sich mit Grün umwundene, durch Guirlanden miteinander verbundene Pfeiler hin, oder es sind lange Reihen schöner Palmen aufgepflanzt. Aus den Fenstern hängen Fahnen und quer über die Straße sind von Haus zu Haus Seile gespannt, an denen zahlreiche Fähnchen und Wimpel befestigt sind. An verschiedenen Stellen der Straße sind Tribünen errichtet, auf denen bis tief in die Nacht hinein Musikbanden spielen. An allen Fenstern liegen Damen, auf deren Gesichtern sich die hellste Freude spiegelt. Auf der Straße wogt eine unabsehbare Menschenmenge wie das flutende Meer hin und her. Das Spritzen mit den Bisnagas und das Werfen mit den Wachshohlkugeln ist an diesen Tagen zur höchsten Blüte entwickelt. Keine junge Dame, besonders wenn sie recht hübsch ist, ist sicher, nur wenige Schritte machen zu können, ohne einen wohlgezielten Strahl duftenden Wassers aus einer Bisnaga ins Antlitz, in den Nacken oder Busen gespritzt zu erhalten. Aber diese jungen Schönen wissen sich tapfer mit denselben Waffen zu verteidigen und nicht selten müssen die angreifenden Herren vor weiblicher Uebermacht das Feld räumen.

Um uns das Leben und Treiben anzusehen, schlendern wir durch die menschen-erfüllten Straßen dahin und sind vergnügt mit der fröhlichen, lachenden Menge, die ganz von dem Zauber des Augenblicks erfüllt zu sein scheint. Selbstverständlich müssen wir jeden Augenblick auf einen

feindlichen Ueberfall vorbereitet sein, und so haben wir denn eine Bisnaga in der Hand und einen guten Vorrat von derselben in der Tasche. Wir stehen einen Augenblick still, um eine ergötzliche Szene zu betrachten, die sich da auf der Straße abspielt oder auch um den Schweiß von der Stirn zu wischen, denn es ist sehr, sehr heiß in den angefüllten Straßen und wir stehen ja im südbrasilianischen Hochsommer. Da mit einemmale werden wir über und über mit „agua florida“ übergossen. Erstaunt und auch wohl etwas unwillig sehen wir uns nach allen Seiten um um den Gegner zu erspähen; allein es ist niemand zu bemerken, dem wir diesen tückischen Ueberfall zutrauen könnten. „Dort oben“, sagte nach einiger Zeit einer unserer Begleiter, indem er nach dem Fenster des Hauses emporzeigt, vor dem wir gerade stehen. Und richtig, da bemerkten wir denn auch eine Anzahl junger Damen, aus vollem Halse lachend, und nun saust eine Wachskugel nach der andern auf uns herab. Wie sollen wir uns verteidigen, da wir keine Bolas haben und da der Strahl der Bisnaga nicht bis dort oben hinanreicht? Sollen wir fliehen? Das wäre feige. Aber was thun? Ganz einfach; wir greifen in die Tasche und holen eine Handvoll Knallerbsen heraus, die wir gegen die Fenster schleudern; mit knatterndem Gerassel fliegen die kleinen Geschosse an die Wand des Hauses, in die Fenster, ins Zimmer. Die Damen springen lachend zurück; die mutigsten derselben kommen aber sofort wieder zum Vorschein und nun regnet es Händevoll derselben Geschosse auf uns hernieder. Bald hat sich an der Stelle, wo wir stehen, ein lebhaftes Kleingewehrfeuer entwickelt, an dem auf unserer Seite sich auch noch andere neu hinzugekommene Herren beteiligen. Da aber die Damen eine uneinnehmbare Position innehaben und durch ihren Rückzug ins Innere des Zimmers unseren kleinen Geschossen leicht ausweichen können, während wir auf offener Straße ganz ohne Deckung dem feindlichen Feuer ausgesetzt sind, so ziehen wir in der Regel den Kürzeren und begeben uns daher nach einigen Minuten auf die Flucht, um an einem andern Hause uns in einen neuen Kampf einzulassen, nachdem wir uns bei einem der in den Straßen umherziehenden Neger mit frischer Munition versehen haben.

Dieses Werfen mit Knallerbsen ist ganz allgemein üblich, so daß ein Karneval ohne dasselbe kaum denkbar ist. Am nächsten Morgen sieht man die ganze Straße mit zahllosen bunten Papierstückchen — den Umhüllungen der Knallerbsen — bedeckt und die Wände der Häuser zeigen Tausende von schwarzen Flecken. Dieselben sieht man das ganze Jahr hindurch, und wohl mancher Fremde, der die Sitte des Karnevals nicht kannte, mag sich gefragt haben, woher denn die vielen schwarzen Flecken an den Wänden kommen. Das durch das Werfen mit den Knallerbsen verursachte Geknatter ist thatsächlich zuweilen so laut und so weit vernehmbar, daß man aus einiger Entfernung fast glauben möchte, eine Abteilung Militär gebe Schnellfeuer ab. Aber die kleinen, bunten Kugeln werden auch nicht einzeln geworfen, nein, ganze Hände voll fliegen beständig hin und her. Uebrigens muß man bei diesem unterhaltenden Karnevals-Zeitvertreib immerhin etwas vorsichtig sein, denn nur zu leicht geraten die kleinen Quarzstückchen in Augen oder Ohren und schon mehr als einmal sind dadurch nicht unbedeutende Verletzungen entstanden.

Am Abend werden die Straßen durch bunte Lampions und durch bengalische Flammen hell erleuchtet und die beiden Galazüge halten nun noch einmal einen Umzug, der sich dann wirklich ganz prächtig ausnimmt. Zahllose Raketen und Leuchtkugeln steigen in die dunkle, warme Sommernacht empor und bezeichnen den Weg, den die Züge nehmen, laute Kanonenschläge erdröhnen überall und zu unsern Füßen zerplatzen Frösche und Schwärmer, mit denen die mutwillige Jugend ihr loses Spiel treibt, zum Schrecken namentlich des weiblichen Geschlechtes. So geht das laute, lustige Karnevalsleben bis tief in die Nacht hinein, ja unter dem Schutze der Dunkelheit treibt es in der lauwarmen Sommernacht wohl erst seine Hauptblüten. Die Freiheit des Verkehrs zwischen den Geschlechtern ist ja an diesem Tage größer als sonst, und mancher Händedruck, mancher Kuß, nach denen sich beide Teile lange gesehnt, werden heute ausgetauscht.

Nach vollendetem Umzug begeben sich die Züge in ihre Gesellschaftslokale, in denen dann bis zum frühen Morgen getanzt wird. Außer den Mitgliedern der Karnevals-Gesellschaften ist im übrigen niemand auf der Straße maskiert, höchstens machen sich Kinder und Neger in drolligen Anzügen oft Vergnügen. Während der ganzen Karnevalszeit finden in Porto Alegre auch öffentliche Maskenbälle statt, und zwar fast täglich. Hier amüsiert sich das niedere Volk in seiner Weise. Hübsche Mulattinnen und andere „Damen“ zeigen hier in zuweilen äußerst gewagten Kostümen ihre sehr schönen, plastischen Glieder, die einen Maler und Bildhauer entzücken müssen, besonders wenn „ces dames“ beim Tanze der „Havanese“ sich in graziösester Weise schwingend und wiegend langsam bewegen.

Uebrigens ist es nicht geraten, diesen öffentlichen Maskenbällen längere Zeit beizuwohnen, denn nur zu oft geraten die durch Bier oder Wein erhitzten Köpfe der jungen Männer aneinander, und blutige Schlägereien mit zuweilen tötlichem Ausgang gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Natürlich braucht man dann nicht erst zu fragen: Où est la femme? denn eine jener Schönen ist ganz gewiß die Ursache des Kampfes gewesen.

Von sonstigen öffentlichen Vergnügungen sind nur noch die Rennen, die „Carreiras“ hervorzuheben, die fast jeden Sonntag stattfinden und stets eine große Menschenmenge anziehen. Aber man glaube nicht, daß die vielen Menschen in der größten Sonnenglut zum „Prado“, zum Rennplatz, hinausfahren oder gehen, um die Pferde zu bewundern; die stärkste Triebfeder sind vielmehr die Wetten

und das Spiel. Hazardspiel ist überhaupt eine der größten Leidenschaften des Brasilianers, der er kaum widerstehen kann.

Einige Worte verdient das Theater. Eine Schauspieler-Gesellschaft, welche die brasilianischen Küstenorte besucht, besteht in der Regel aus Leuten, welche sich nach Auflösung einer größeren Truppe in Rio de Janeiro, Buenos Ayres oder Montevideo zusammengefunden haben. In der Regel sind es Italiener und dementsprechend wird auch meistens italienisch gespielt; es gibt allerdings auch brasilianische Truppen, freilich schlecht genug. Man enthusiasmiert sich in Brasilien sehr leicht für Schauspieler. Namentlich junge Damen, auch wenn sie bei uns kaum auf kleinen Provinzialbühnen gelten könnten, werden als Künstlerinnen ersten Ranges gefeiert, und oft genug geschieht es, daß eine solche Senhora mit Musik zum Theater hin und von demselben weg wieder nach Hause gebracht wird. Vor ihrer Wohnung angekommen, werden dann große phrasenreiche Reden gehalten und laute „Vivas" tönen in die Nacht hinein. Lange Lobgedichte auf die Künstlerin erscheinen in den Zeitungen, oft auf besonders zu diesem Zwecke herausgegebenen Blättern. Bei einer Benefiz- oder Abschiedsvorstellung werden in den Zwischenpausen von oratorischen Talenten schwungvolle Reden gehalten, ganze Ladungen von Bouquets und Kränzen, in Kouverts eingeschlossenes Geld und Schmucksachen fliegen auf die Bühne, wenn die Gefeierte erscheint, und wenn die Begeisterung den höchsten Grad erreicht hat, dann werfen — als Zeichen der höchsten Verehrung — die jungen Brasilianer ihre Hüte auf die Bühne. Das ganze Haus scheint mitunter in einen wahren Taumel zu geraten, der uns kalten Nordländern gänzlich unverständlich ist.

Geradezu besessen war das Publikum von Porto Alegre im Jahre 1882, als sich ein dramatisches Wunderkind sehen ließ, das dazu noch in der Provinz geboren war. Dieses Kind, ein Mädchen von neun Jahren, hieß Gemma Cuniberti. Als Genius der Menschheit, als Stolz des Landes, als vom Himmel inspiriertes Geschöpf und was dergleichen tönende Phrasen mehr sind, wurde die kleine Gemma in endlosen Gedichten und Zeitungsaufsätzen gefeiert. In den Cafés und auf der Straße, in den Buchhandlungen und in den Barbierstuben, in den Pferdebahnen und auf dem Zollamt, überall wurde nur von der „göttlichen Gemma" gesprochen. Besondere Flugblätter mit dem Titel: „Gemma Cuniberti" wurden unentgeltlich verteilt. Das Theater war natürlich jeden Abend ausverkauft. Die Preise der Plätze waren enorm. Ich glaube, der kleine Dengremont ist seiner Zeit in Porto Alegre nicht so in den Himmel gehoben worden — trotzdem er doch auch ein Rio Grandenser ist — wie die kleine Gemma, dieses neunjährige Mädchen, das man lieber hätte zur Schule schicken sollen. Und die Leistungen des Wunderkindes? Nun, sie waren mehr als mittelmäßig, eingepauktes Zeug, aber nur sehr wenig Genie. Gemma war eben ein richtiges „Wunderkind", aus dem vielleicht eine ganz gute Schauspielerin hätte werden können, wenn sie darnach erzogen worden wäre.

Vor einigen Jahren gab es in Porto Alegre auch noch „Stiergefechte"; man denke aber dabei nicht an die berühmten spanischen Stiergefechte. Gewöhnlich sehr mittelmäßige Stiere wurden in die Arena getrieben und hier mit langen, spitzen Stangen ein wenig geärgert. Zu ernsten Kämpfen, bei denen es auf der einen oder anderen Seite Tote oder Verwundete gibt, habe ich es nie kommen sehen. Das Ganze war eben die reine Spielerei, bei deren Anblick ich unwillkürlich dazu kam, Vergleiche anzustellen zwischen den — auch heute noch — ritterlichen Spaniern und diesen entarteten und entnervten Abkömmlingen der Portugiesen.

In Südbrasilien haben die Brasilianer häufig Gelegenheit, deutsche Feste anzusehen und mitzumachen, namentlich Schützen- und Turnfeste. Es ist sehr bemerkenswert, daß sie an denselben außerordentlichen Gefallen finden und sie recht zahlreich besuchen. Vielleicht geben diese deutschen Feste den Anstoß zur Herausbildung neuer Volksfeste in Südbrasilien; aber ganz gewiß werden mit der Zeit manche Seiten der deutschen Feste von den Brasilianern übernommen, wie auch unsere Landsleute bei ihren Festen bereits eine brasilianische Sitte acceptiert haben, nämlich das ewige Abbrennen von Raketen, auch am Tage.

Die Faröer.

Von Dr. Konrad Keilhack in Berlin.[1]

Die Ueberfahrt von Island nach den Farörn über eines der stürmischesten Meere ging vortrefflich von statten. Vierundzwanzig Stunden nach dem Verschwinden der letzten Berge Islands erschienen die schwarzen Felskolosse der einsamen Inselgruppe im Osten am Horizonte. Düster, nebelumwallt erheben sie sich schroff aus dem Wasser, welches mit weithin sichtbarer wilder Brandung an ihrem Fuße sich bricht. Wie Silberfäden stürzen in gewaltigen Fällen Bäche vom hohen Berge nieder in's Meer. Ungezählte Seevögel bewohnen die steilen Küsten, die ihnen große Sicherheit vor menschlichen Nachstellungen gewähren. Von menschlichen Wohnsitzen sieht man vom Meere aus nichts. Die nördliche Gruppe der Inseln besteht aus drei größeren Insel. Die größeren Eilande sind alle von langgestreckter

[1] Aus dessen sehr interessanten und anschaulichen „Reiselbidern aus Island" (Gera, Reisewitz, 1885, Preis 3 Mark) mit Bewilligung der Verlagshandlung abgedruckt. Wir glauben unseren Lesern mit der Probe der knappen und lebendigen Darstellung und feinen Beobachtungsgabe des Verfassers am besten ein Interesse für dieses gehaltvolle kleine Buch, eine der besten subjektiven Schilderungen der höchst merkwürdigen und großartigen nördlichsten Insel Europa's, geben zu können. Anm. d. Red.

und zehn kleineren, in der Mitte liegen eine größere und zwei kleinere und im Süden liegt noch eine einzelne große Form und durch schmale, von Nord nach Süd verlaufende Fjorde getrennt. Zwischen den Inseln Kalsöe und Osteröe fuhren wir in den schmalen Lervigsfjord hinein, von dem aus sich eine Reihe kleinerer Fjorde in die Insel Osteröe hineinziehen. Hier endlich, an den Buchten, die vor verderblichen Stürmen durch die hohen Gebirge geschützt sind, sahen wir die ersten färingischen Niederlassungen. Ein starker Gegensatz zu den Farmen Islands tritt zu Tage. Liegen letztere fast immer einzeln, jede inmitten des dazu gehörigen Waidelandes an einer möglichst günstigen Stelle, womöglich neben einem Bache oder einer Therme, so haben hier die Bewohner sich enger zusammengedrängt und wohnen in kleinen, freundlichen, sauber aussehenden Dörfern, die auf dem schmalen Küstensaume zwischen der Strandlinie und dem Fuße der Berge liegen. Da wo letztere an ihrem Fuße flach abgeböschte Schuttkegel tragen, ziehen an diesen die Farmen sich eine Strecke weit hinauf. Sie sind umgeben von Gärtchen, in denen Rittersporn und einige andere Blumen gedeihen, und von kleinen, wohlgepflegten Aeckern, auf denen die Getreidepflanze des Nordens, die Gerste, gezogen wird. In vielen Jahren gelangt sie draußen oft nicht zur Reife und wird dann in großen Backöfen bei künstlicher Wärme getrocknet. Anderer Ackerbau findet nicht statt. Dagegen ist, wie in Island, Waidewirtschaft sehr beträchtlich. Wo die Bergabhänge nicht allzu steil sind, klettern Schafe, anscheinend von der lang- und straffwolligen Rasse wie in Island, auf ihnen umher. Auch die Pferderasse ist die gleiche, Wagen aber gibt es bei dem Mangel an Wegen durch die wilden Gebirge so wenig, wie in Island. Der Verkehr der Bewohner geht meist zu Wasser vor sich.

Die Vegetation unterscheidet sich von derjenigen Islands fast nur durch das Auftreten einiger in Deutschland gemeiner Pflanzen, die jener Insel fehlen, wie z. B. die Gänseblume. Nur in den Gärten der Stadt Thorshavn sieht man im Schutze der Häuser einige Bäume, Ebereschen und Eschen und Sträucher, sowie die Johannisbeere.

Eine färingische Fjordlandschaft unterscheidet sich nur wenig von einer solchen Ost- oder Nordislands. Das hat seinen einfachen Grund darin, daß beide in ihrem geognostischen Baue völlig übereinstimmen, daß ferner die Angriffe der Stürme, der Brandung, des Eises und der atmosphärischen Niederschläge auf Ufer und Bergeshang und die Einflüsse derselben auf die landschaftliche Gestaltung der betreffenden Gebiete völlig gleich sind. Hier wie dort bildet wunderschön horizontal geschichtetes Basaltgebirge die geognostische Grundlage. Die Form der Berge, die Zerklüftung der Ufer, die Kahlheit der Berglehnen, die gewaltigen, rasenbedeckten Schuttkegel am Fuße derselben, alles das ist so spezifisch isländisch, daß man ebensogut glauben könnte, im Eskifjord und Seydisfjord zu fahren, wenn nicht eine landschaftliche Charakterform auf den Faröern neu hinzuträte: das sind die außerordentlich zahlreichen, wundervollen Zirkusthäler. Die Thäler, deren unterseeische Fortsetzungen die Fjorde sind, schließen in kurzer Entfernung vom Meere urplötzlich ab, indem sich in einem mächtigen Halbkreise ihre Wände plötzlich 120 bis 150 m. hoch fast senkrecht erheben. Die horizontal in dieser mächtigen Wand verlaufenden Basaltlagen machen täuschend den Eindruck übereinander liegender Sitzreihen, so daß das Ganze einem halbkreisförmigen Amphitheater vergleichbar ist. Diese Zirkusthäler, deren Bildung man der Gletscherthätigkeit einer früheren geologischen Periode zuschreibt, sind auf den Faröern so häufig, daß wir deren bisweilen drei und mehr auf einmal vom Schiffe aus übersehen konnten. Solche Zirkusthäler sind übrigens nicht auf die Faröer beschränkt, sondern finden sich z. B. in Norwegen sehr zahlreich. Auch in Deutschland fehlen sie nicht völlig, denn die Schneegruben im Riesengebirge sind nichts anderes, und neuerdings hat man sie, begleitet von Moränenbildungen, auch im Harze aufgefunden.

Am Abend um 6 Uhr langten wir im Hafen von Thorshavn, der Hauptstadt der ganzen Inselgruppe, an. Am Nordrande einer breiten Bucht gelegen, überragt von einem kleinen Höhenrücken, der auf seinem Ende die Reste eines früheren Kastells trägt, macht die Stadt, vom Meere aus gesehen, durchaus keinen nordischen Eindruck, sondern viel eher den eines norditalienischen Gebirgsstädtchens — selbstverständlich nur, wenn man von der trostlos kahlen Umgebung absieht. Die Häuser, große und kleine bunt durcheinander und eng ineinander geschachtelt, zum Teil mit flachen Dächern, ziehen sich halbkreisförmig am Ufer hin und am Berge hinauf. Das Wunderbarste an der ganzen Stadt sind ihre Straßen. Da ist kaum eine einzige so breit, daß zwei Handwagen einander ausweichen können, in jeder kann man die beiderseitigen Häuser mit ausgebreiteten Händen fast berühren, bald links, bald rechts geht es um ein Haus herum, die ersichtlich ohne jeden Plan bunt durcheinander gewürfelt hingebaut sind. Da kommt erst ein großes massives Steinhaus, vielleicht einem Kaufmanne gehörig; daneben ein fast ganz aus Brettern und Balken aufgeführtes Gebäude; schließlich aus Steinen und Torf errichtete, mit Torf gedeckte Hütten, wie in Island, und auch in dieser Beziehung alles bunt durcheinander. Die flachen Dächer der letztgenannten Gebäude, die immer in üppigem Grün stehen, werden übrigens in ganz eigentümlicher, wohl nirgends wiederkehrender Weise benutzt; man läßt sie nämlich durch Schafe abweiden, die mit Stricken an dem Schornstein des Hauses befestigt werden, während sie in Island zum Zwecke der Heugewinnung mit Sicheln abgemäht werden. Da die Stadt ziemlich steil ansteigt, so ist stellenweise die ganze Straße Treppe, über die zugleich aller Schmutz der Häuser bergab dem Meere zufließt. Ueber der Stadt erhebt sich ein Denkmal, errichtet zur Erinnerung an die Anwesenheit des Königs von Dänemark im Jahre 1874. Er besuchte die

Inseln auf der Rückreise von Island, wohin er zur Feier des 1000-jährigen Jubiläums der Kolonisation der Insel gereist war. Die Faröer haben keinen eigenen Thing, sondern sind auf dem dänischen Folkething durch einen Abgeordneten vertreten.

Beim Besuche des Landes lernte ich im Postgebäude den Sysselmann von Strömöe, Herrn C. Müller — übrigens ein merkwürdiger Name für einen Färinger — kennen, der ein tüchtiger Kenner der zahlreichen Mineralien der Inselgruppe ist und mir bereitwillig einige schöne Stücke seiner Sammlung verkaufte. Er spricht, wie die meisten gebildeten Dänen, ein fließendes Deutsch und hat, da er zugleich Abgeordneter für die Inseln ist, insofern eine angenehme Stellung, als er die traurigen Wintermonate in Kopenhagen verbringen kann.

Am späten Abende besuchte ich nach einem Ausfluge in die Umgebung, die wenig Interessantes bietet, das gastliche Haus eines deutschen Landsmannes, des Herrn Hansen, der das Hamburger Handelshaus von Siemsen in Thorshavn vertritt. Wir Deutschen vom Schiffe fanden uns alle bei ihm zusammen. Noch später als ich erschienen unsere katholischen Geistlichen, die in später Abendstunde noch die Leiche eines kürzlich verstorbenen katholischen Färingers im Grabe eingesegnet hatten. Er war der drittletzte seines Glaubens hier. Frau Hansen, die aus den Thüringer Bergen, aus Eisenach, an diese unwirtlichen Gestade verschlagen ist, erquickte uns mit Speise und Trank, und erst um Mitternacht kehrten wir zum Dampfer zurück, nachdem vorher jeder von uns eine phrygische Mütze, wie sie die Färinger tragen, erstanden hatte. In Island tragen die Frauen ein Nationalkostüm, die Männer nicht; auf den Faröern ist es umgekehrt. Die höchst kleidsame Tracht, die alle Färinger, Hoch und Niedrig, tragen, besteht aus niedrigen Schuhen, weißen Kniestrümpfen, kurzem grauem, Beinkleide, eben solcher Jacke, beides aus dickem, grobem Stoffe verfertigt, einem bunten Shawl um den Hals und der bereits erwähnten phrygischen Mütze, aus braunem, feingestreiften Wollenstoffe, auf dem Kopfe.

Ganz früh am Morgen dampften wir von Thorshavn weiter nach der südlichsten Insel der Gruppe, Suderöe. Aus dem Kanale zwischen Strömöe und der lang gestreckten Insel Naalsöe gelangten wir in offenes Meer. Die letztgenannte Insel hat ihren Namen, „Nadelinsel", von ihrer lang gestreckten Form und von einer dem Oere der Nadel entsprechenden, im Meeresniveau liegenden, die Insel in gerader Linie durchschneidenden Aushöhlung, die zweifelsohne der unermüdlichen Thätigkeit der Brandung ihre Entstehung verdankt. An zwei gigantischen, fast runden Felsmassen, die ringsum steil und unnahbar, von heftigster Brandung umtobt und deshalb unbewohnt, aus dem Meere sich erheben, Store Dimon und Lille Dimon, vorüber, gelangten wir bald an die Mündung eines Fjordes der Insel Suderöe, an dem der zweitgrößte Handelsplatz der Gruppe, Trangisvaag liegt. Leider gestattete die Kürze des Aufenthaltes keinen Besuch der interessanten tertiären Kohlenlager dieser Insel, die jedenfalls dem isländischen Surturbrande entsprechen. Eine französische Gesellschaft stand im Begriffe, diese Lager bergmännisch auszubeuten und ein Kohlendepot für die nach dem Norden gehenden Schiffe hier anzulegen. Ein Segen wäre es, wenn den von der Natur in vieler Hinsicht so stiefmütterlich ausgestatteten Inseln dadurch ein gewisser Aufschwung gebracht würde. Die 11,000 Färinger, die das Land bewohnen, betreiben keinerlei Industrie, abgesehen von untergeordnetem Webereibetriebe, sondern ernähren sich hauptsächlich durch Fischfang, Viehzucht und die Produkte der reichen Vogelwelt, Dunen und Eier. An langen Stricken lassen sich die waghalsigen Eiersucher an den steilen Wänden der von Vögeln bewohnten Küsten nieder, um zu den Felsterrassen zu gelangen, auf denen Nest an Nest steht. Gar mancher aber büßt zu große Verwegenheit mit dem unfehlbar den Tod bringenden Sturze in die brandende Tiefe. Als kühne Seeleute ziehen die Färinger zum Fischfange weit hinaus in den Ozean und erscheinen in den Meeren um Island und Grönland, Norwegen und Schottland. Ihre gleichfalls dem Altskandinavischen entstammende Sprache ist im Aussterben begriffen und wird mehr und mehr durch das Dänische verdrängt. Die männliche Bevölkerung der Faröer besteht zum größten Teile aus schönen, ernstblickenden, hoch und schlank gewachsenen Männern, mit blonden Haaren und blauen Augen, während ich unter den Frauen und Mädchen, ebenso wenig wie in Island, besonders schöne oder anmutige Gesichter und Gestalten zu entdecken vermochte. Der hohe Norden scheint in der That mehr für die Heranbildung eines schönen Männerschlages geeignet zu sein.

Das Wetter hatte uns während der beiden Tage unseres Aufenthaltes auf den Faröern außerordentlich begünstigt. Wir konnten uns darüber umsomehr freuen, als die Inseln als wahre Nebel- und Regenlöcher verrufen sind; achtzig Tage im Jahre nur sind sie frei von Sturm und Regen. Der Himmel holte aber das Versäumte nach, als wir den Trangisvaagsfjord auf Suderöe verlassen hatten und der Nordspitze Schottlands zufuhren, und zwar so gründlich, daß das Schiff im Sturme bis nahe an Edinburgh ging und erst in der Nacht vom 15. zum 16. August diesen Hafen erreichte. Interessant war es, den Einfluß des heftigen Seeganges auf die Tiere zu beobachten, die wir an Bord hatten. Ein isländischer Jagdfalke zog es vor, durch einen schnellen Tod der Qual der Seekrankheit ein Ende zu machen. Die Pferde, die sich auf Deck befanden und von einer Welle nach der anderen überschüttet wurden, standen unbeweglich da, machten noch dümmere und melancholischere Gesichter, als sie im gewöhnlichen Zustande schon zur Verfügung hatten, und verachteten Wasser und Heu vollständig. Am munterſten ertrug sein Loos ein kleiner, etwa drei Monate alter Polarfuchs, der auf der Insel Flatey im Breidifjord vom

Restaurateur des Dampfers erstanden und mir von diesem für den Preis von 2,25 Mark überlassen worden war. Das außerordentlich zahme Tierchen lief auf dem Mitteldeck frei umher, in demselben Raume, in dem ein Teil der Pferde stand. Das Futterheu vor den in einer langen Reihe nebeneinander stehenden Pferden dünkte dem kleinen Fuchse zu einer schönen, molligen Lagerstätte sehr geeignet zu sein; er wickelte sich also hübsch hinein und begann zu schlafen. Nun aber war das Pferd, vor dem er lag, neugierig geworden. Nachdem es den frechen Eindringling lange betrachtet hatte, ging es langsam mit dem Kopfe abwärts, um ihn zu beschnuppern. So wie sich aber das kleine Tier berührt fühlte, fuhr es schnell wie ein Blitz mit dem Kopfe herum und vergrub seine kleinen, spitzen Zähne in der weichen Nase des armen erschrockenen Pferdes, aus welcher alsbald einige große Blutstropfen langsam hervorquollen. Nun aber war auch dem Fuchse der Platz ungemütlich geworden und er suchte sich einen anderen vor einem der übrigen Pferde, wo sich natürlich sehr bald der gleiche Vorgang wiederholte, und als wir in Edinburgh ankamen, hatte fast jedes der fünzig Pferde auf Deck einen Denkzettel an der Nase. Der Fuchs befindet sich jetzt im Zoologischen Garten in Berlin.

Als wir uns der schottischen Ostküste gegenüber befanden, ließ der Sturm allmählich nach, so daß der letzte Nachmittag und Abend der Meerfahrt noch sehr angenehm verlief. Viele Hunderte von Heringsfängerbooten bedeckten weithin das Meer, deutlich sichtbar waren am Ufer einzelne größere Städte und kleine Ortschaften, Wälder und Eisenbahnen, alles vollständige Neuheiten für unsere isländischen Studenten, die keinen Augenblick das Deck verließen und alles requiriert hatten, was an Bord von Fernrohren oder Krimstechern nur immer vorhanden war. Die Nadelwälder, die Fabrikschornsteine der großen schottischen Industriestätten, der wie ein Spielzeug am Berge sich hinaufziehende Eisenbahnzug, alles erregte ihr höchstes Erstaunen. Dasselbe wuchs immer mehr, als wir bei dem wogenumbrandeten Leuchtturme von Bell-Rock, der mitten im Meere auf winziger Klippe steht, vorüber in den ruhigen Frith of Forth einfuhren und die Königin des Nordens, das herrliche Edinburgh, amphitheatralisch vom Meere aus ansteigend sichtbar wurde. Als wir endlich im Außenhafen eingelaufen waren, war es dunkle Nacht geworden. Vor uns lag, dunkel und massig, mit zahllosen erleuchteten Fenstern, Leith und etwas weiter im Hintergrunde Edinburgh. Unzählige bunte Signallaternen in den Docks und auf den Schiffen gewährten ein malerisches Hafenbild. Am Himmel hingen schwarze, zerrissene Wolken, durch die hier und da das Licht des Mondes hindurchfiel, um sich hundertfältig in den leise bewegten Wassern des Fjordes zu brechen, die sich mit taktmäßigem Geplätscher an den Wänden des unbeweglich daliegenden Schiffes brachen. Auf dem Decke aber entwickelte sich nun, wunderschön in die Umgebung hineinpassend, ein munteres Leben. Wir hatten eine färingische Familie an Bord, darunter mehrere junge Leute und zwei Mädchen. Auf allgemeines Bitten ließen sie sich bereit finden, auf Deck einige nationale färingische Tänze aufzuführen. Während vorn im Schiffe ein Matrose eine funkensprühende Fackel im Kreise schwang, um dem Lootsen Zeichen zu geben, begannen die Färinger zu einem eigentümlich monotonen, aber doch lieblichen Gesange, bunt verschlungene Reigentänze aufzuführen. Als die Sangeslust einmal geweckt war, traten die Dänen zusammen und sangen ihre Nationalhymne „Kong Christian stod ved höjen Mast“ und andere Lieder. Als aber auch wir Deutschen ein Lied ertönen lassen wollten, da stellte es sich leider heraus, daß alle im Singen ebenso große Barbaren waren, wie Schreiber dieses, und so unterblieb denn unser Vortrag. Gegen Mitternacht erschien der Lootse und führte uns in die Docks.

In der Morgenfrühe verließ ich das Schiff und eilte mit den schnellsten Zügen in vierundzwanzig Stunden von Edinburgh nach Berlin, wo ich mit etwas über einer Mark Vermögen und, infolge der anstrengenden Reise, einem Rückfalle meines isländischen typhösen Fiebers, am 18. Aug. 1883 wieder eintraf.

Ostern im Lichte der Völkerkunde.

(Vom Nordgestade des Pontus.)

(Schluß.)

Trafen wir in amerikanischen und afrikanischen festlichen religiösen Gebräuchen und Sitten manches treffend Aehnliche mit den alten europäischen, so bieten asiatische Parallele mit jenen am Ende noch grellere Uebereinstimmungen. Opfert man den mexikanischen und trans-mississippischen Göttern lebendige Menschen, so verlangt solche Opfer nicht minder der Javeh-Kult und der Kult der Tari Pennu in Indien. „Die Khonds in Indien brachten der Erdgöttin unter Tänzen, trunkenen Orgien und einem Mysterienspiele, das in dramatischem Dialog den Zweck des Ritus darlegte, ein Menschenopfer dar, dessen von Schmerz ausgepreßte Thränen die Regenschauer bedeuteten, welche ihr Land befruchten sollten, dann rissen sie den Opfersklaven in Stücke und streuten dieselben über die Felder, die sie befruchtet haben wollten.“[1] Der anthropophagen Khond-Göttin stellen wir zur Seite den alten Judengott, „er war auch ein schrecklicher wilder Gott, dem der Geruch verbrennenden Fettes, Blut, Metzeleien von Tieren oder Menschen angenehm waren. In allen semitischen Religionen spielen Menschenopfer eine große Rolle und sind nur sehr spät daraus verschwunden.“[2]

[1] Mannhardt: „Baumkultus.“

[2] Jules Soury. — Siehe zurück Astarte-Europa, wie Erstgeburtsopfer.

— Dem (persischen) Mithra-Dienste, den wir bis tief in den Westen Europas verfolgen können, sehen wir nicht nur den Orient durch Menschenopfer huldigen, nein wir erfahren, daß, obgleich Hadrian durch ein Edikt das Menschenopfer fast gänzlich aufgehoben, man nach ihm solche doch wieder aufnahm, ja Kaiser Commodus (190 v. Chr.) dem Mithra eigenhändig einen Menschen opfert. Soweit war die Lehre des Lichtes verfinstert durch Fanatismus.[1] Mithra, von Ormuzd geschaffen, ist unter den Izeds der erste Begleiter (Satellit) des Ormuzd im Kampfe gegen den Ariman. Mithra = der Mittler steht an der Schwelle von Licht und Finsternis, im Stiere das winterliche Dunkel bekämpfend — ethisch hell und dunkel, rein und unrein, da er an den Passionen und Leiden der Menschen Anteil nimmt, aber endlich siegt. Mithra (nach Görres I, S. 246) war der Sohn des persischen Urbergs Albordi. Er, der Feuerstrahl, aus dem Steine hervorgesprungen und die Erde durchströmend und durchglühend. Der Stier ist die Erde, die einst der große Dschemschid (als das personifizierte Sonnenjahr) mit dem goldenen Dolche spaltet. — „Sinnreich aber keineswegs verbürgt ist die Erklärung des Stiers als Erde und des Dolches als den dieselbe eröffnenden Lichtstrahles. Anders nach den Zendbüchern.. Dort ist der Urstier Kajomers (nach der neupersischen Aussprache kejumers) der erste Mensch zugleich. Das Opfer des Stiers ist also ein blutiges Menschenopfer, von Mithra, dem Vermittler, zur Sühne Gottes und der Menschen, zur Vernichtung der ahrimanischen Erbsünde dargebracht. — Hammer[2] spricht solches der Zend Avesta nach, und Creuzer stimmt mit ihm gegen Welker[3] darin überein, daß er den Mithra für ein Opfer hält, nicht für bloße bildliche Darstellung der Materie, die im Winter erstarrend in Verwesung die Keime des Lebens bereitet. Der Grundbegriff dieses Opfers findet sich in den erschlagenen Meistern aller alten Mysterien, in Osiris und Adonis, im Attys und Jachus oder Zagreus, wie im Nykteles, Isodaktes, der immer mit Dionysos und dem Sonnengenius ein und dasselbe Wesen ist.[4] Zoega[5] ist auf dem schon von Herder (aber nicht mit gehöriger Sprachkenntnis) versuchten Wege glücklich fortgeschritten und hat den wahren Begriff des Opfers als Sühnopfer weit richtiger aufgefaßt als Eichhorn[6] und Silvestre de Sacy, welche in dem Stieropfer nur ein Sinnbild der erneuten Natur und der Aussicht auf bessere Zeiten gesehen (Hammer)." So urteilen und widerlegen die alten Forscher und Deuter — nach einem von mir aufgehobenen Manuskript aus den 20er Jahren — während die neueren wohlbegründet alles mit Sicherheit auf die Natur, auf einen Naturprozeß zurückführen, das im Anfang dieses Jahrhunderts nur geahnt und zaghaft niedergeschrieben wurde; es ist halt eine neuere Anschauungsperiode eingetreten, die mit offenen Augen, nicht geblendet durch theologische Auffassungen und Einkleidungen, zurückgeht auf den Urgrund der Entstehung all' dieser sinnreichen Naturssagen und Mythen, die aufzuklären die Sprache mitgeholfen hat, wie denn auch das Folgende deutlich beweiset. Der phrygisch-lydische Sebazius und der kylikische Mithras sind ursprünglich eins. Der Name Sebazios und Sebesios war beiden gemein. Er bezieht sich auf den Gott, nicht auf das Blutopfer, wie Zoega meint. Sebesios ist persisch = der Grüne, der Allbegrüner, sebes = grün; und Mithra heißt in den Zendbüchern der Begrüner. Er ist der Genius des Frühlings, der Führer der Seelen, der Vermittler zwischen Menschen und Gott. Nama Sebesio heißt also: Lob dem Grünen, oder Preis dem Allbegrünenden. (Nama, indisch, Lobpreis, persisch Name, nam ist die Wurzel des griechischen *νομος* = Gesang und Hymnus.) Nach Creuzer fiel das Mithra-Fest in die Frühlings-Aequinoctien (21. März), nach Hammer auf den 25. Dezember, woher nach ihm die Christen sich veranlaßt sahen, an diesem Tage Christi Geburt zu feiern; dieser war ihnen im geistlichen Sinne der sol novus, dessen körperliche Wiedergeburt das Heidentum an diesem Tage feierte. Die Christen hießen bei den Heiden „Sonnendiener".

Abgeschwächt finden wir das Opfer beim Chloëa-Feste (Chloë = die Grünende, Beiname der Ceres in Athen, als Beschützerin der jungen Saat), das am Ende unseres April mit einem Widder-Opfer und heiteren Spielen gefeiert wurde; wie beim Kurbán-Beirám, das Mohamed den Juden entnommen, mit dem Schlachten des Schafes in jeder Familie und dem Besprengen mit dem Blute desselben der Häuser wie der Kinder, in dem Namen das alte Opfer inneliegt (Kurbán-Opfer).

Das unblutige Opfer mit Brot und Kelch ist rein persisch, wie es aus den Zendbüchern erhellt, wo dasselbe Hom und Mied heißt. Hom, das Schöpfungs- und Gesetzeswort, das Urwort, symbolisiert sich in drei Momenten: im ersten wird es Substanz, ein Geist; im zweiten verkörpert es sich als der Gnadenbaum Hom, der wunderbare Belebungskraft hatte und das Bild des ewigen Segens und Gedeihens war; im dritten Moment wird das Lebenswort „Mensch".[1] In der indischen Mythologie ist Homa = das Opfer, mit welchem jede religiöse Feierlichkeit begonnen wird, dem Gott des Feuers Agni geweiht.) Wir möchten in dem arischen Worte Hom das spätere lateinische Wort homagial erkennen, = Huldigung betreffend, wie Eid, Geld, Steuer; homagium = die Huldigung, ehrerbietige Unterwerfung, auch Menschenpreis; homage, franz. Huldigung, Geschenk.

[1] Creuzer: „Symbolik". 1818.

[2] „Kritik der Eichhorn'schen Abhandlung De deo Sole invicto Mithra." 1818.

[3] Bemerkungen zu den Abhandlungen Zoega's.

[4] Hammer über den Mithras, in dem „Wiener Jahrbuch der Litteratur." 1818, 1. Band.

[5] „Bassirilievi antichi di Roma". T. II. p. 14. (Rom 1808.)

[6] De deo Sole invicto Mithra commentatio in consessa societatis regiae si antiarum solenni d. IX. Novembr. 1814". (Göttingen 1816.)

[1] Vollmer: „Wörterbuch der Mythologie".

Die Phönikier glaubten, daß Adonis, der schöne jugendliche Gott des Frühlings, der die Herzensluft der Liebesgöttin sei und mit ihr den langen Sommer hindurch des süßen Sonnenlichts und aller Wonne des Erdenlebens sich freue, von dem bösen Geist des Winters in Gestalt eines Ebers getötet werde und unter die Erde zu den Gestorbenen hinabsteigen müsse, sobald der Herbst und die Ernte nahe.[1] Dann wehklage die Liebesgöttin den ganzen Winter lang in heißem Schmerz bis die weißen Anemonen aus ihren Thränen und die roten Rosen aus dem Blute des Adonis aufsprießen, der jugendliche Gott aber wieder ersteht. In vielen Gegenden des Morgenlandes beging man im Hochsommer eine traurige Feier, welche jenes Ereignis darstellte. Man ahmte in Schaustellungen das Verschwinden des Gottes nach und suchte ihn, man trug sein Bild unter düsteren Klagegesängen und mit allen Gebräuchen und dem kostbarsten Gepränge einer wirklichen Leichenbestattung auf einer silbernen Bahre, von Blüten und Früchten des Jahres, kostbaren Salben und Teppichen umgeben, einher. Endlich aber rief man: „Adonis lebt, er ist aufgefahren!“ Man tröstete sich, daß er von den Toten wieder kommen werde.

Bei den Griechen hieß es, daß Apollo, der goldlockige Gott des Lichtes, sich in der bösen Jahreszeit hoch nach dem Norden zu einem seligen Volke, den Hyperboräern, zurückziehe, bei denen seine eigentliche Heimat sei. Im Frühling aber tragen ihn sanft dahingleitende Schwäne über das Meer nach Griechenland zurück. Man gab ihm im Herbst den Abschied mit feierlichen Entlassungsgesängen, und im Lenz sang man Einladungslieder und feierte seine Ankunft.[2]

„Das Heiligtum von Monte Virgine bei Neapel wurde 1119 auf den Trümmern eines Tempels der Cybele gegründet.[3] Auf derselben Stelle, wo jetzt die Muttergottes mit dem Jesuskinde thront, erhob sich dereinst das marmorne Bild der großen Göttermutter, eine Turmkrone auf dem Haupte, Kornähren und das Tympanon in den Händen, auf einem mit Löwen bespannten Wagen sitzend. Bergeshöhen, undurchdringliche Wälder und tiefe Schluchten waren der Lieblingsaufenthalt dieser Göttin, der eben deshalb die wilden Tiere gehorsam huldigten; die aber auch die Aecker und Weinberge einführte und Städte und Burgen auf befestigten Spitzen gegründet hat, die mit den Schlüsseln in der rechten Hand, gleich Hekate, im Lenze die Getreidekammern der fruchtbaren Erde aufschließt. In ihren heiligen Hain nun war dereinst Attys, der schönste Jüngling geraten, dort in Wahnsinn verfallen und unter einer Fichte gestorben. Aber nach einem alten Götterspruche sollte kein Glied des Attys untergehen: er kehrt jugendlich

[1] Jupiter entschied, daß Venus und Proserpina sich in den Besitz des Adonis teilen sollen, ein Drittel des Jahres aber Adonis zur freien Verfügung bleibe; den schenkte er der Venus, so daß er nun acht Monate auf der Oberwelt war und vier bei Proserpina zubrachte.

[2] Wer sich näher über diese Dinge zu unterrichten wünscht, lese Preller's vortreffliche „Mythologie der Griechen und Römer“, und Schömann's „Griechische Altertümer“. Berlin.

[3] „Selbst da, wo christliche Missionare erfolgreich gewesen sind, wo die Reinheit des christlichen Glaubens das Herz eines Eingeborenen gewonnen und ihm die ausschweifenden Ungereimtheiten der Puränas unerträglich gemacht hat, pflegt der Glaube der früheren Kindheit noch zuweilen gelegentlich in unbedachten Ausdrücken hervorzubrechen, so wie sich mehrere Mythen des Altertums in den Legenden der römischen Kirche eingeschlichen haben.“ (Max Müller.) Welch' ein buntes Gemisch von Göttern hatte sich z. B. in Rom und im übrigen Italien angesiedelt! Aus Epidaurus war der Heilgott Aeskulapius mit seiner Tempelschlange gekommen, aus Phönikien nach den einen, aus Phrygien nach anderen die Göttin Cybele mit einem ansehnlichen Stabe von Wahrsagern und Astrologen, aus Persien Mythra und aus Aegypten Isis und Osiris. Diese Eindringlinge herrschten zwar nicht lange und doch lange genug, um sich in den Herzen des Volkes festzusetzen. Das allmählich um sich greifende Christentum vermochte ihre Kulte nicht ganz auszurotten; es sah sich genötigt, vieles aus denselben in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen. Vor allen anderen aber hat der Kultus der „Himmelskönigin“ Isis manche seiner Gebräuche auf die katholische Kirche übertragen müssen, da nun an die Stelle der entthronten Himmelskönigin eine neue rückte, die „göttliche Jungfrau“ (= Devaki im Sanskrit, als welche sie darin Krischna gebiert, in welcher Gestalt Wischnu als Gottmensch zur Erde steigt), die, wie ihre Vorgängerin, mit ihrem Kinde auf dem Arm als echte Mutter dargestellt ward. — Das „Ave Maria“, die Elevation mit verhangenen Händen, die Entlassungsformel nach vollzogenem Amte, das weiße Priestergewand und die Tonsur der Mönche sind Erbstücke aus dem Vermächtnis des Isiskultus. Ebenso sehen wir bei der Zeremonie in Llassa (Thibet) beim Dalai Lama (Incarnation des Buddha) dieselbe Sänfte wie die des Papstes, dieselbe Masse von Kerzen, die den Weihrauchduft reichen, bemerken dieselben Pfauenfächer und dieselben Bewegungen beim Segnen der anwesenden Menge. Die Stelle der päpstlichen Hellebardiere nur vertritt eine mit Pfeil und Bogen oder der langen Lanze bewaffnete, zum Teil berittene, mongolische Leibgarde. (Kleinpaul und Neumann.) Das Niederknieen und das sich-zu-Boden-werfen aber stammt aus Griechenland, wo der Ops = der fruchtbringenden Erde, die Gebete nicht anders dargebracht wurden, als indem man mit ihr selbst in Berührung kam; indem der Priester ihren (der Demeter-Ops) Namen nannte, beugte er sich, daß die Hände die Erde berührten, und erhob sie zum Himmel, wenn er Jupiter anrief, der die himmlische Macht vorstellte. — Auch das Beten an den Gräbern scheint Lippert („Eine ethnologische Studie“ 1881) noch ein Rudiment alter Auffassung zu sein. — Auch das „Vaterunser“ trägt in sich noch vorchristliche Anschauungen, indem es Gott im Himmel sucht und Gott und Himmel im gemeinsamen Ausdruck „Dio“ findet; wie im „vergieb, wie wir vergeben“, darin wir die Opfergaben, die freiwilligen Geschenke aus dankerfülltem und wohl auch auf neue Hülfe hoffenden Herzen erkennen, das den Gott als den beschenkten Teil betrachtet, von dem der Opfernde ein Gegengeschenk erwarten oder fast verlangen dürfte. „Ich gebe Dir, so gieb Du auch mir“ ist der Grundton sehr vieler indischer Hymnen, und mancher Sänger spricht es aus. Sobald man aber von jenen Gaben sich solchen Erfolg versprach, lag die weitere Folgerung nahe, daß eigentlich nur durch der Menschen Gaben die Gottesthaten möglich geworden seien, daß also die Götter abhängig seien vom Thun und Wollen der Menschen, vor allem aber der Menschen, welche das alte Lied aus Väterzeiten und den genauen Gang des Opfers kannten, der Priester. („Rig Veda“ von Kägi.)

und mit erneuter Stärke zur Oberwelt zurück und begeht auf's Neue seine Vermählung mit Cybele. Diese Sage gab Veranlassung zu einem Feste. Am 22. März (nach dem römischen Festkalender „arbor intrat" genannt) wurde das Bild des Attys an einer Fichte aufgehangen, hierauf der Baum abgehauen und in den Tempel der Göttin getragen, wo man ihn, umwunden mit Wollenbinden und mit Veilchen bekränzt, verbarg. Am folgenden Tage suchte man den Entschwundenen mit verzweifelter Trauer im Gebirge, während, zum Zeichen, daß eine neue Zeit beginne, ununterbrochen auf Hörnern geblasen wurde. Mit dem dritten Tage war endlich der Verlorene gefunden und der Jubel über diesen Fund riß die lange zurückgehaltene Begierde über alle Schranken hinaus. Unter wildem Geschrei, in wütender Begeisterung schwärmten die Gläubigen umher, rannten mit brennenden Kienfackeln durch Berg und Thal, und versetzten sich durch aufregende Musik, durch dröhnende Becken und Klappern, namentlich durch den Ton der Handpauke, des oben genannten Tympanon, in einen rasenden Taumel. Das Tympanon war ein hölzerner, mit einer Haut überspannter und rings mit kleinen Schellen besetzter Reif, entsprach mithin vollkommen dem noch jetzt allgemein üblichen Tambourin. „Ich weiß nicht," sagt Kleinpaul, „ob es gewagt ist, in den Pfingstwallfahrten der Neapolitaner noch die lärmenden Umzüge der Verehrer der Rhea Cybele zu sehen; bei den abgeschnittenen Fichtenzweigen an den heiligen Baum der Götter zu denken, in den dröhnenden Schallbecken, den betäubenden Handtrommeln noch die heilige Cymbel und das alte Tympanon zu hören, und das Vorbild der hölzernen Eimer (der cantinelli, die an die Fichten zu Pfingsten gehängt werden) in den Attributen der großen Segensmutter das Fruchtmaß und den Wasserkrug zu suchen. . . . Wenn aber gewiß ist, daß Cybele das üppige Naturleben der Wälder und Gebirge, die große Mutter Erde überhaupt vertritt, daß der Attys Eins mit der Sonne ist, die, nach einer besonders im Orient geläufigen Vorstellung, während des die Natur gleichsam in die Fesseln des Todes schmiedenden Winters versiecht und hinstirbt, aber im Frühling wieder aufersteht, daß der Phallus gleich der Fichte den zeugenden und befruchtenden Sonnenstrahl verbildlicht, so thun wir einen tiefen Blick in die Bedeutung dieser volkstümlichen Feier und begreifen eigentlich erst, wie dieselbe seltsam genug auf einem Monte Virgine abgehalten werden kann." (Kleinpaul.)

Nach einem Ruhetage, nach jenem Wiedergewinne des Attys (den 25. März, Hilaria [1]), wo der Tag merkbar den Sieg über die Nacht gewonnen, fand in Rom am 27. März ein feierlicher Umzug statt; das Bild der Göttermutter wurde auf einem von Rindern gezogenen Wagen durch die Stadt gefahren (ein schwarzer eckiger Stein bildete, in Silber gefaßt, das Gesicht des Idols), umdrängt und umwogt von einer unabsehbaren, vielfach maskierten Menge aus allen Ständen, welche sich jegliche Art von Spaß erlaubte. „Das Ziel des Umzuges war die Mündung des Flusses Almo in den Tiber, dicht vor der Porta Capene (Porta di San Sebastiano); dort wurde das Bild der Göttin samt dem Wagen gebadet, woher der Tag dies lavationis hieß. Auf Zeugung bezügliche Lieder wurden auf dem Umzuge gesungen und auf der Rückkehr in die Stadt Wagen und Zugtiere mit den jungen Blumen des Frühlings bestreut, während ein Priester und eine Priesterin phrygischer Abkunft unter Flötenspiel und Paukenschlag und Absingung heiliger Lieder von der Mutter (*μητρῶα μέλη*) von Stadtviertel zu Stadtviertel einen Umgang (*ἀγερμὸς*) und von Haus zu Haus Gaben (stips) einsammelten; man nannte das *τῇ μητρὶ ἀγείρειν*. Die Umfahrt der großen Mutter auf dem ruderbespannten Wagen und ihr Bad samt dem Fahrzeug sind so augenscheinliche Aehnlichkeiten mit dem von Tacitus geschilderten deutschen Brauch, daß offenbar um ihretwillen die Bezeichnung des letzteren als Kultus der Terra mater statt hatte.

„Die meisten Zeugnisse für den Ursprung oben besagter Frühlingsbräuche reichen nicht über den Anfang dieses Jahrhunderts zurück, weiter hinaufreichen mag der nordgermanische Frühlingsumzug, nach Tacitus „Nerthus" genannt, welcher Name wohl verwandt sein mird mit dem skandinavischen Njördr, der altnordischen Jörd (= Hertha [1] = Erde) = der allnährenden Mutter Erde, wie ihr Kult mit der Befreiung der Erdmutter aus der Gewalt der Riesen im Frühling. Der Nerthus muß, wenn wir Tacitus recht verstehen, auf einer Insel im Walde sein Heiligtum gehabt haben, von woher er in feierlicher Zeremonie geholt ward. Wie der Ausgangspunkt der Einbringung des Wachstum-Dämons der Wald war, so war es auch beim Nerthus, und ist es wahrscheinlich, daß der Wald nicht bloß als Wohnstätte der Gottheit gemeint war, sondern in einem inneren Verhältnis zur Erscheinung der Gottheit stand. In ihm konnte jedermann, wenn die Bäume sich belaubten, die erneute Gegenwart des Frühlings, des Wachstumgeistes, der Gottheit des verjüngten Jahres spüren. Zu den frühesten Anzeichen der Vegetation in den norddeutschen Wäldern gehört die Blüte von Daphne mezereum, Zeidelbast, altnrd. Tyvidr, althochd. Zigelinta, Zîlant. Sollte in diesem Namen, meint Mannhardt, eine Beziehung auf Zio als Frühlingshimmel durchschlagen (??) und damit die Pflanze als Frühlingsverkünderin gekennzeichnet sein? Die Aufgabe des harugari, des Priesters, kann möglicherweise darin gelegen haben, das erste sichtbare Anzeichen des in den verschiedenen Jahren

[1] Nach Mannhardt.

[1] Ich möchte fast vermuten, daß Tacitus nach gewohnter Weise auch dem Nerthus die lateinische Endung gegeben, und man könnte versucht sein, auch sein N möglicherweise sich nur als ein schiefliegendes *H* vorzustellen. (?)

früher oder später wiedererscheinenden Lenzes zu erspähen. Hierin glaubte man das Wachstums-Numen (Symbol) gegenwärtig. Der Priester mag dann dem Baum vielleicht nur einen Zweig abgehauen oder die Blume abgepflückt, auf den Wagen gelegt und ehrfurchtsvoll bedeckt haben. Der Wagen war von Kühen (bubus feminis)[1] gezogen und mit Gewändern bedeckt (veste contectum), enthielt offenbar kein Götterbild, aber wahrscheinlich irgend ein Symbol der Gottheit. Nebenher gingen Priester und Fürst, und es scheint, daß man es den Kühen überließ, welche Richtung zu nehmen; man sah solche als Götterbestimmung an. Die Einsammlung der Steuer auf den einzelnen Häusern oder Höfen mag dazu beigetragen haben, den Nerthus-Umgang mit dem Cybele-Kult zu identifizieren. Schließlich badete der Priester mit seinen Gesellen den Wagen, die Decken und wohl noch das Symbol der Gottheiten, wonach solche Gesellen ins Wasser geworfen wurden. Nach Tacitus' Auslegung mußte der sterben, der das numen erschaut oder in's Innere des Wagens geblickt hatte. Bei verschiedenen lebenden Naturvölkern lernten wir als eine Form des Regenzaubers die Ertränkung von Menschen, vorzugsweise Sklaven, kennen. Wenn nun die Umfahrt des Nerthus-Wagens den Frühlingseinzug und Empfang des Vegetationsgeistes darstellte, das Bad des Wagens und seines numen ein Regenzauber war, so erhellt leicht, daß das Hineinwerfen der Diener in den See oder Fluß einen Teil dieser Zeremonie selbst ausmacht."[2] (Mannhardt.)

„Eine der Nerthus-Prozession ähnliche Umfahrt läßt die Erzählung von Gunnar Helming in der Olaf Tryggvason-Saga mit dem Freyrs-Bilde veranstalten. Der Gastbesuch des Gottes und seiner Frau hatte vermeintlich die Wirkung, daß die Witterung mild wurde und Hoffnung auf eine gute Ernte sich zeigte. Da nun Freyr als Friedensgott angesehen wurde, weil zu seinem Feste Landfrieden eintrat, so können wir auch darin einen Zusammenhang mit dem Nerthus-Kult vermuten. Als Gott der zeugenden und belebenden Naturkraft im Frühling hat Freyr in Upsala den Beinamen Friggi, d. h. got. Frya, i. e. amator, osculator erhalten. Der Name Freyr wieder bedeutet den Herrn wie den Erfreuenden. Treffend vergleicht sich, daß den Semiten die Worte Baal, Adoni (= Herr, mein Herr) ebenfalls zu Namen göttlicher Wesen für nahezu denselben Begriff geworden sind, den wir als Grundbedeutung von Freyr voraussetzen. War Freyr die zeugende Naturmacht in der Sonnenhälfte des Jahres, deren Weben man im Sonnenstrahl und Windeswehen und in dem Erblühen und der Vermehrung von Pflanzen, Tieren, Menschen wahrnahm, so fügt sich wohl als sein Urheber die Mannheit, njördr (virtus, virilitas). Das Wort muß seit der Trennung der Nord- und Südgermanen von einander mit der Vorstellung von dem Vegetationsgeiste verbunden geblieben und schließlich zu einer Hypothese des Freyr selbst geworden sein, gerade so wie Nerio (= die Mannheit) Gattin des Mars heißt.

„Im Altertum ward durch ein eigentümliches Zusammentreffen historischer aus politischen und geographischen Verhältnissen hervorgegangener Konstellationen die ursprünglich gemein griechische, von den Dörfern in ihrem Kreise geübte Saat- und Erntefeier in Eleusis zu dem so individuell ausgestatteten, jährlich von vielen Tausenden aus allen Stämmen begangenen Mysterienkultus. Auch die Gebräuche des delischen Apollo-Dienstes erklären sich zum Teil als eine unzweifelhaft durch politische Begebenheiten begründete Erweiterung des Erntefestes, indem mehrere Stämme des nächsten Festlandes, wie sonst Gehöft, Weiler oder Städtchen, die Erstlinge der Frucht dem in stiller, züchtiger Unberührtheit auf einer Insel liegenden Heiligtum des Sonnengottes übersandten. Ein Stamm wird damit begonnen haben, dem die anderen sich allmählich anschlossen. So wird der Wald auf der Nerthus-Insel zuerst von den nächsten Anwohnenden auf dem Festlande zur Einholung des Frühlings-Symbols benutzt sein; der Ruf besonderer Heiligkeit und segensvoller Wirkung, welcher dem aus dem unberührten Haine der Insel stammenden Heiltum beiwohnte, verschaffte dem Umzug Berühmtheit und mit der Zeit Beteiligung des ganzen angrenzenden Gaues; eine Art politischer Verbindung, zu welcher späterhin die sieben Stämme (des Tacitus) gelangten, hat denn in den Bundesgliedern den Wunsch rege gemacht, an der Segnung auch ihrerseits teilzunehmen.[1]

Wie der slawische Gott des Frühlings Jarillo,[2] in den Gouvernements Twer, Jaroslaw und Rjasan Synonym

[1] Wie dieser Wagen von Kühen, so werden die vedischen Kreuzbäume von einem Paar, der englische Maypole von 20—40 Jochen Ochsen gezogen. Die Kühe können, in Beziehung der Prozession zum Ackerbau, auf die Idee der Befruchtung hinweisen.

[2] Die Mexikaner riefen im sechsten Monat den Tlaloc, den Gott des Regens und Gewitters an, dem sie, als dem duftgesalbten, blumenbekränzten Könige des Paradieses, bei Dürre klagten, daß die Götter des Regens sich entfernt und die Götter des Ueberflusses mit sich fortgeführt hätten. Sie stellten ihm den trockenen Mund und die verdorrte Pflanze vor, holten Schilf aus dem See, um damit die Tempel zu decken, und zuletzt fuhren sie auf den See zu einem Wasserwirbel und opferten dort einen Knaben oder ein Mädchen. (J. G. Müller: „Amerikanische Urreligion.") Im nördlichen Afrika, z. B. im Gebiet von Constantine in Algier, besteht die Gewohnheit, daß jedes Jahr bei lang andauernder Trockenheit die Muselmänner einen oder mehrere arme Marabuts halb freiwillig, halb gezwungen im Fluß untertauchen, worauf sofort Regen erfolgen soll. (J. Grimm.) In Joruba (Westafrika) wird bei anhaltender Dürre ein Sklave festlich bekränzt, zum Fluß geführt und, um die Wassergöttin zu versöhnen, in ihr Element geworfen, wo ihn rasch die Krokodile verzehren. (Bastian.)

[1] Mannhardt: „Baumkultus."

[2] „Jarillo" ist bis auf den heutigen Tag im Rjasan'schen Gouvernement so viel wie Festspiel. Jar ist der Frühling, járyj = mutig, kräftig, heftig; járkij = strahlend, grell, laut, resp. in summa = frühlingsmäßig, jugendlich. Jar und Jal aber sind zugleich auch Winter und Tod. Jaron war den Griechen der

von Kupálo, resp. Johanni, zu Johanni unter Klageliedern verscharrt wird (wir haben Belege dafür aus Westrußland wie aus der Ukrajna), so stirbt der germanisch-skandinavische Baldr, Gott des allerfreuenden Lichtes, zur Zeit der Sommersonnenwende, und die Feuer zur Feier seines Begräbnisses funkeln auf allen Bergen, sich im Rhein wiederspiegelnd. Baldr, von seinem blinden Bruder Hadu — dem Dunkel des Winters — getötet, wird von verschiedenen Gelehrten mit Christus in Parallele gebracht. Von Britannien her vom christlichen Hauche beeinflußt, wird Baldr nach Skandinavien getragen. Stirbt Christus doch auch durch die Hand des geblendeten Volkes.

Frühlingsfeste und Feste, welche auf das Leben der Natur und auf den Ackerbau Bezug haben, feiern noch heutzutage alle indigenen Stämme Osteuropa's; auch die Wolga-Finnen. So sind bei den Wotjäken zahlreiche Feste im Frühling zur Zeit des beginnenden Graswuchses, der Belaubung, der Aussaat. Das Erntefest und Herbstfest heißt siz'yl-juon; juon, das Winterfest, ebenso ein religiöses, heißt tol-juon.[1]

Das wäre so einiges, das uns über die vorchristlichen Ostern bekannt ist, über das Opferfest der Astara. Unvergeßlich der Menschheit zu bleiben, ließ sie ihr Gewand zur Erde fallen, und schwang ihre Seele in die weiten Himmelsräume; sie ließ den Menschen ihren Namen für's größte christliche Fest, selbst aber auf der Erde nicht mehr geduldet, zog sie sich an das Firmament zurück und strahlet uns von da herab in Myriaden von astres, stares = Sternen. (Der zwölfte Planet unseres Sonnensystems heißt auch nach ihr Asträa, 1845 von Henke entdeckt.)

Mit Staunen und großem Interesse hören wir über die ehemalige christlich-römische Osterfeierlichkeit mit all' ihrem Pompe und Zauber. Die römischen Ostern sind nun nur ein Schatten ihrer selbst: „versunken und vergessen" ist auch diese Zauberwelt. — Feierlich, imposant und ergreifend ist die Feier der Osternacht in russischen Kirchen in St. Petersburg wie in Moskau, und danach die erleuchteten Städte, das Geläute in den Hunderten von Kirchen und das dreimalige Küssen des sich begegnenden und sich beglückwünschenden, Eier wechselnden Volkes! Nachdem die streng religiöse Bevölkerung Rußlands wie Griechenlands eine Fastenzeit von 7 vollen Wochen (genau 50 Tagen) und eine Andacht- und Bußübung während dieser Zeit gehalten hat, Kasteiungen, die in der Charwoche ihren Kulminationspunkt erreichen, bereitet jede Familie alles zur besonderen Auszeichnung dieses erhabenen Festes: man sorgt für Generalreinigung, schöne Kleider und delikates Essen, und wetteifert vornehmlich in der Größe der Osterbröte: Pasken, Kulitschí, Baby = Altweib. So gehts bis zur Mitternacht des Sonnabends, wo alles zur Kirche eilt und das Brot und die bunten Eier weiht (denn erst mit diesem geweihten Essen — in Kleinrußland auch mit der kutjá, gekochter Reis mit Rosinen — entfastet sich das Volk), alles christlich angeregt, ein Scherflein für die Armen beilegt und laut einstimmt in's Χριστὸς ἀνέστη, Christus ist auferstanden. Ja, selbst die Sonne macht beim Aufgang am „hellen Sonntage"[1] Freudensprünge — in Kleinrußland ebenso wie in Dänemark.[2]

Lebhaft gedacht ich all dessen fern davon — am Schwarzen-Meeres-Gestade. Der herrliche Duft von all' dem bunten Blühenden durchdrang die Luft — darüber zogen klappernd die Störche; sie trugen auf ihren Fittigen dem Norden den Frühling zu. So feierte ich im orientalischen Süden den „Oster-Tac" als Naturmensch, in der Natur Gott und seinen Tempel findend.

Vom Nordgestade des Pontus.

* * *

Nachträge.

Zu dem obigen Aufsatz sind, nachdem der Druck desselben schon nahezu vollendet war, noch folgende Ergänzungen eingegangen.

1. Zu Seite 221, zweite Spalte, Zeile 14 v. u. ist einzufügen: „Jener Kybele (Aschera), die von den Lydiern und Phrygiern mit orgiastischem Dienst verehrte Erdgöttin und Lebensmutter[3] (die gleich Lakschmi, der Gattin Wischnu's, ebenso den Namen Ma, als die Welt- und Göttermutter führt, und als solche von den Kappadokiern verehrt wurde und an die die Niobe-Sage der Troer an der idäischen Bucht gleichfalls erinnert), welche die Griechen in ihre Rhea verwandeln.

Seite 249, zweite Spalte, Zeile 11 von oben nach „stattfinden" ist zu ergänzen:

Unter den vorrömischen Funden in der Pfalz, in Hessen, wie in Nassau, kommen Radnadeln vor und vermute ich, daß auch sie symbolische Bedeutung haben. Solche Räder mit vier Speichen kommen in skandinavischen wie irländischen Felsenbildern vor und werden auf die Sonne bezogen.

Seite 250, zweite Spalte, Zeile 30 von oben, bitte zu verbessern:

Gott des Todes, also der Winter (Jalemos = das Totenlied). Jal, Jar hat also stets mit der Sonne zu thun, mit der schlafenden, wie mit der erwachenden, Jal, Jar wäre somit der Uebergang, die Vorbereitungszeit, die Passionszeit. Wir weisen hin auf Jul = Sonnenwende, hul, houl (keltisch), saul (gothisch), Sol, Chor (slaw.) hell, Hel, wo Helios = die Sonne, Hellias-Reich = das Schattenreich, die „Hölle" ist.

[1] Max Buch und Wilhelm Tomascheck.

[1] Bei den Esten heißt dem Volke das Osterfest munna päha (püha = heilig) = Eierfest; bei den Letten lâl din = großer Tag, wie Ostern auch von den Russen „das große Fest" genannt wird.

[2] In der Walachei, wie bei mehreren südslawischen Stämmen versammeln sich die Bewohner verschiedener Orte, namentlich die von Assoro, am 24. Juni früh im Freien, um zu beobachten, wie die Sonne sich bei ihrem Aufgehen im Kreise drehe. Ida von Düringsfeld: „Ethnographische Kuriositäten."

[3] Auch die Sage von Herakles und Omphale der Phrygier mag auf semitischen Astarte-Dienst hinweisen.

„Doch muß man vermuten, daß das der Astarte geheiligte Tier außer der Taube auch der Hase gewesen sein mag. Hören wir Hehn („Kulturpflanzen und Haustiere") darüber: „Da Astarte von Askalon in sehr alter Zeit nach Kythera und Lakedämon, überhaupt die semitische Aphrodite nach Korinth und an die verschiedensten Punkte der griechischen Küste verpflanzt wurde und Cypern schon früher das Ziel griechischer Seefahrten und Niederlassungen war, so mußte, wie man denken sollte, auch die Taube, das Symbol und der Liebling der Göttin, mit ihr selbst und ebenso früh nach Griechenland gekommen und bei ihren Heiligtümern Gegenstand der Zucht und Pflege geworden sein. Davon aber gibt es durchaus keine Ueberlieferung. In dem Homerischen Hymnus auf Aphrodite finden sich die Tauben nicht erwähnt; die Göttin betritt ihren duftenden Tempel auf der Insel Cypern, sie wird von den Chariten mit dem unsterblichen Oel gesalbt, mit herrlichen Gewändern bekleidet und mit goldenem Geschmeide geschmückt und schwingt sich dann, Cypern verlassend, hoch durch die Wolken nach dem quellenreichen Ida. Und auch am Schluß des Hymnus heißt es bloß: sie entschwebte zum wehenden Himmel."

„Dies späte Erscheinen des nachher in Kunst, Religion und Leben so verbreiteten Vogels hat seinen Grund offenbar in dem gleichen Vorgang in Syrien, Palästina und Cypern. Auch dort geht die zahme Taube nicht in frühes Altertum hinauf, sondern wurde erst Symbol der Astarte und Aschera, als infolge von Eroberungszügen und Handelsverkehr der Dienst dieser Göttinnen mit dem der wesengleichen zentralasiatischen Semiramis verschmolz. Semiramis war als Taube gedacht und bedeutete so viel als Taube. In Askalon von der Fischgöttin Derkoto gleich nach der Geburt ausgesetzt, von Hirschen auferzogen, trat sie in Ninive als herrliche Kriegerin auf und verwandelte sich zuletzt in eine Taube und flog mit Tauben davon." — „Im Tempel von Eryx in Sizilien war eine Schar Tauben der großen Göttin geweiht. Zog die Göttin am Tage der *Ἀναγώγια* (Fest der Abreise) fort nach Afrika, dann verschwanden mit ihr auch ihre Tauben; erschienen nach 9 Tagen die ersten Tauben wieder, dann war auch die Göttin nahe und es brach das lärmende Freudenfest der *Καταγώγια* an. In der traurigen Zwischenzeit der neun Tage mochten die Tauben wohl in ihren Kammern verschlossen gehalten werden." — Ebenso ward der Schwan der weiße Vogel der Aphrodite benannt, die ja selbst eine pelagische Göttin, die schaumgeborene, ist und deshalb auch den Schwan liebte.

Die alten Norweger dagegen (d. h. noch zu Anfang unseres laufenden Jahrhunderts) führten, an die Leiden Christi sich erinnernd, am Charfreitag Dünger auf den Acker, und um sich noch mehr zu quälen, legten sie Mist in ihre Schuhe.[1]

[1] Das Kreuz, das die Norweger überall gern hinsetzen, auf die Fuhren mit Brettern, auf die zuerst ins Feld gehenden Kühe ꝛc., stammt aber wohl nicht von Christi Kreuz, sondern weit zurück her von Thors Hammer. (Schübeler: „Das Pflanzenleben Norwegens.")

Bis nach dem südlichsten Süd-Amerika sind Weihnachten und Ostern die größten Feste, die „Hochzeiten", und die Sklaven Brasiliens dürfen sich dann auch einen guten Tag machen. Der Besitzer der Fazenda läßt einen fetten Ochsen schlachten und gibt einige Gallonen Aguardiente oder weißen Zuckerbranntwein zum Besten, welchem die Schwarzen tüchtig zusprechen. Hauptvergnügen aber bleibt der Tanz, welchen die Neger leidenschaftlich lieben.

Litteratur.

Eine Geschichte des Feuers und der Feuerzeuge welche bisher in unserer Litteratur eigentlich fehlte, ist kürzlich erschienen als Programm des Karls-Gymnasiums in Stuttgart von dessen Rektor, Oberstudienrat Dr. M. Planck, unter dem Titel: „Die Feuerzeuge der Griechen und Römer und ihre Verwendung zu profanen und sakralen Zwecken" (Stuttgart, Druck von Karl Liebich, 1884). Die gediegene und gehaltvolle Abhandlung behandelt zunächst die Beschaffenheiten der alten Feuerzeuge, die mythischen Erfinder derselben, die Feuerzeuge der Griechen und der Römer, die Steine, die Hölzer und die Brennspiegel; sodann den Gebrauch des Feuers, dessen Bewahrung, die Feuerreichung und die Versagung des Feuers, das Entlehnen des Feuers, die Feuerlöschung und Feuerreinigung, alles auf Grund der klassischen Quellen mit bewundernswerter Gründlichkeit und umfassender Litteraturkenntnis. Wir haben mit wahrem Genuß Kenntnis von dieser höchst interessanten Arbeit genommen, welche ein sehr dankenswerter Beitrag zur Archäologie, Kulturgeschichte und Länder- und Völkerkunde des Altertums ist und eine Menge der denkwürdigsten und wenigstbekannten Thatsachen über das Völkerleben der Vorzeit darbietet, die hier zum erstenmale übersichtlich und lehrreich zusammengestellt sind und namentlich auch auf den Feuerkultus der alten Völker interessante Lichter werfen.

Keilhack, Dr. Konrad: Reisebilder aus Island. Mit einer Karte. Gera, A. Reisewitz. 1885. Die Insel Island mit ihren unverlöschlichen Flammen unter ewigem Eis ist ein Land, welches, wie oft es auch schon geschildert worden ist, vermöge seiner eigenartigen Natur und seiner Bewohner immer auf's neue wieder unsern Geist und unsere Einbildungskraft anregt, und so heißen wir auch die vorliegende Schrift eines deutschen Geologen über Island herzlich willkommen. Dr. Keilhack trat am 21. Mai 1883 von Berlin aus eine auf vier Monate berechnete Reise nach Island an, welche den Zweck hatte, die geognostischen und geologischen Verhältnisse dieser wunderbar großartigen Insel mit ihren Gletscherdomen und Vulkankegeln, Lavafeldern, Hochlandshaiden, Geysirs, Wasserfällen, Hochgebirgen, Meeresklippen und Meerseen und ihrer Pflanzen- und Tierwelt zu studieren und ihre interessanten Bewohner nach Sitten und Lebensweise kennen zu lernen. Er schildert anschaulich und fesselnd das mannigfaltige Erschaute, die ganze wilderhabene Natur, Land und Leute, das nördliche Eismeer, die Faröer ꝛc. und weiß den Leser nicht nur gewissermaßen mitten in die Sache hinein zu versetzen, sondern gleichzeitig in anmutigster Weise zu belehren, so daß man ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgt, was

durch die hübsche kleine Karte wesentlich unterstützt wird. Diese Briefe erschienen ursprünglich in der Berliner „Vossischen Zeitung" und haben so viel verdienten Beifall gefunden, daß sie nun in einem hübschen, gut ausgestatteten Oktavbändchen für einen größeren Leserkreis geboten werden, welcher sie mit ebensoviel Teilnahme und Genuß nun studieren kann und wird.

Louise Preußer und Gräfin Olga zu Eulenburg: Nach Aegypten und dem Heiligen Land; Tagebuchblätter. Mit 24 Abbildungen in Lichtdruck. Dresden, Justus Naumann, 1885. — Das hübsche, kleine Werk schildert die Reise, welche zwei deutsche Damen im Herbst 1880 nach Aegypten und Palästina machten, die eine um als Künstlerin, die andere um als Schriftstellerin die gewonnenen Eindrücke in dieser Weise niederzulegen. Das Buch trägt hiedurch ein vorwiegend subjektives und individuelles Gepräge, zeugt aber von feiner Beobachtungsgabe und offenem Sinn für Natur und Menschenleben. Die Reise in Aegypten geht bis hinauf nach Karnak in eigener Dahabijeh, dann durch das Land Gosen nach Port Said und mit dem Dampfschiff nach Jaffa, von hier über Ramleh nach Jerusalem, wo unsere Damen die Ostern feiern, sodann nach dem Jordan und dem Toten Meer, Bethlehem, Nazareth, dem See von Tiberias, dem Hermon, nach Damaskus und über den Libanon zurück nach Beirut. In Beirut bestiegen unsere beiden Damen den Dampfer „Saturnus" und fuhren über Smyrna nach dem Piräus, besuchten Athen, fuhren dann nach Konstantinopel und von da über Varna, Giurgewo, Rustschuk, Bukarest, Pest-Ofen und Wien wieder nach Dresden zurück, nachdem sie beinahe neun Monate auf dieser von ihnen so anmutig und frisch beschriebene Reisen verbracht hatten, deren Lektüre besonders Damen sehr anziehen wird.

Oppel, Alwin, Landschaftskunde. Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche in Skizzen, Charakteristiken und Schilderungen, zugleich als erläuternder Text zum landschaftlichen Teile (II.) von F. Hirt's Geographischen Bildertafeln. Breslau, F. Hirt's königl. Universitäts- und Verlagsbuchhandlung, 1884. — Der vorliegende erste Versuch einer Physiognomik der gesamten Erdoberfläche und der Verständigung über das, was man unter Landschaft, als dem Mittel zwischen der Kunst der Malerei und der Wissenschaft der Geographie, in jedem einzelnen Falle versteht, ist eine sehr gelungene und rationelle Arbeit, welche wir mit Freuden willkommen heißen. Wir kennen das Bilderwerk, dessen erläuternden Text der vorliegende stattliche Band bildet — Ferd. Hirt's „Geographische Bildertafeln" — leider nicht aus eigener Anschauung, können aber, von dem uns vorliegenden Text aus schließend, nur etwas Vollendetes und höchst Lehrreiches davon erwarten, wenn es aus denselben Prinzipien und Anschauungen hervorgegangen ist. Auf Grund vielfacher gründlicher Studien und einer kolossalen Belesenheit baut der geistreiche Verfasser seine Physiognomik der Erdoberfläche auf und schildert nach einander in Europa den britischen Archipel, Skandinavien, Dänemark mit Island und den Färöer, die Niederlande, das Deutsche Reich, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn samt dem ganzen Alpengebiet, Frankreich, Spanien und Portugal, Italien, die Balkan-Halbinsel und Rußland. Er versteht es meisterhaft, uns in Einzelbildern die deutlichsten Begriffe und Diagnosen von den jeweiligen Landschaften zu entwerfen und die verschiedenen Typen der landschaftlichen Charaktere aufzustellen. Asien schildert er uns in seinen hauptsächlichsten Zonen: dem steppendürren und gebirgigen, dem tropischen, subtropischen und nordischen Asien. Afrika gliedert er in Nordafrika, das tropische Afrika und in Südafrika mit der Kalahari, sowie den zu Afrika gerechneten Inseln. Australien und Polynesien treten uns in mehreren großen Gesamtbildern entgegen, als Festland, als Inselwelt in Neuguinea, den vulkanischen Koralleninseln und Neuseeland. Nordamerika wird uns in verschiedenen Gürteln, als Westgebirge, als nördliches Tiefland, als das Gebiet der großen Seen und des St. Lorenz, als das Kultur- und Waldgebiet des Ostens und als die Prärien, vorgeführt; Mittelamerika erscheint gegliedert nach dem mexikanischen Hochplateau, Zentralamerika und dem westindischen Archipel; Südamerika zerfällt naturgemäß in seine Zonen der Anden, des nord- und des südäquatorialen Tropengebietes, der äquatorialen Selva oder des Tiefland-Urwalds und des außertropischen Tieflands; und schließlich schildert uns der Verfasser noch das Polargebiet nach seinen Witterungserscheinungen, seiner Meereswelt und seinen arktischen und antarktischen Ländern. Die ganze Behandlung dieses unermeßlichen Stoffes fördert die Kenntnis der Erde wie das Verständnis des Naturschönen in einem Grade, wie es kein anderes Buch zu leisten vermag, und das leiht dem Werke neben seinem lehrhaften Gehalt noch einen besonderen hohen Reiz.

Anzeigen.

Soeben beginnt zu erscheinen

in 256 wöchentlichen Lieferungen à 50 Pf.:

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

VIERTE AUFLAGE.

Bibliographisches Institut in Leipzig.

Achtzig Aquarelltafeln. 3000 Abbildungen im Text.

Über 500 Illustrationstafeln und Kartenbeilagen.

So eben wurde fertig:

Siebenter Neudruck

der

Karte von Afrika

von

R. Andree* und *A. Scobel

in

4 Blatt.

Massstab: 1:10,000,000.

Ausgeführt in der Geographischen Anstalt

von

Velhagen & Klasing in Leipzig.

Preis roh in 4 Blatt 20 Mk.,

aufgezogen auf Leinwand in Mappe 22 Mk.

Dieser siebente Neudruck der Andree und Scobel'schen Karte von Afrika ist wiederum bis auf die Gegenwart ergänzt und enthält u. a. auch die Resultate der Berliner Kongokonferenz.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Velhagen & Klasing

in Bielefeld und Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 17. Stuttgart, 27. April. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Zahl der Indianer in Nordamerika. S. 321. — 2. Die spanischen Erdbeben. S. 325. — 3. Die spanische Sierra Nevada, der Schauplatz der jüngsten Erdbeben. S. 327. — 4. Die Ursachen der Erdbeben. S. 329. — 5. Entdeckungsfahrten des Residenten von Ternate, Mh. van Braam-Morris, nach dem Niederländischen Neu-Guinea, im Jahre 1883 und 1884. Von G. Coordes. S. 331. — 6. Die Arbeiten am Karst. S. 335. — 7. Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft. S. 337.

Die Zahl der Indianer in Nordamerika.

Professor Gerland in Straßburg hat vor einiger Zeit in einer Reihe von höchst interessanten Aufsätzen über die Indianer Nordamerika's den Beweis zu führen gesucht, daß die nordamerikanische Urbevölkerung nicht aussterbe, daß sie vielmehr mit der weißen Bevölkerung sich amalgamiere. Es ist dies auch die Ansicht von Dall, von Wilson und von Mallery, welche eingehende Untersuchungen über die Zustände und Aussichten der Urbewohner Nordamerika's anstellten, der erste für Alaska, der zweite für Britisch-Nordamerika, der dritte für die Vereinigten Staaten. Sie alle bekämpfen die sogenanne withering theory, jene nicht allein für die Rothäute, für alle Naturvölker geltend gemachte Ansicht, wonach die Berührung mit der Zivilisation den „Wilden" unbedingten Untergang bringen müsse, trotz aller Rettungsversuche, welche das Christentum zu machen bestrebt sei.

Gerland schätzt die Zahl sämtlicher Indianer in Nordamerika im Jahre 1600 auf nur 729,250 Individuen, wovon er für die östlichen Vereinigten Staaten 220,000, für die westlichen diesseit der Felsengebirge 309,000, für Kalifornien 40,000 und ebensoviele für Alaska, endlich für Britisch-Nordamerika 120,000 Individuen rechnet. Für das ungeheure Areal, das hiebei in Frage kommt, erscheint die obige Zahl verschwindend klein, man möchte daher wohl an der Richtigkeit der Kalkulation zweifeln, allein wie Mallery nachweist, waren höchstens die Ufer der Flüsse und Seen und die Meeresgestade, nie aber die Flüsse bewohnt. Dazu waren die Indianer doch, trotz einiger Bebauung des Bodens, recht eigentlich eine Gruppe von Jägervölkern, die ja zu ihrer Existenz einen außerordentlich großen Raum beanspruchen. Indes lassen wir die Richtigkeit dieser Berechnung, welche den Gegenbeweis gegen die withering theory zu liefern bestimmt war, dahingestellt sein. Sie sollten den Unterschied zwischen dem jetzigen Bestande, wie er sich durch die Berührung mit europäischer Kultur, Halb- und Unkultur ergeben hat, und dem Zustand zur Zeit, als der Amerikaner Europens übertünchte Höflichkeit noch nicht kannte, befriedigend erklären. Wir beabsichtigen, uns in keine Diskussion über jene Theorie einzulassen, wir gedenken nur ein sachliches Referat zu geben, indem wir die Thatsachen hervorheben, welche die letzten umfangreichen Berichte des Kommissars für die Indianer (Commissioner of Indian Affairs) und der Censusbericht für Kanada vom Jahre 1882 enthalten.

Bevor wir aber auf das vorliegende Material näher eingehen, müssen wir der späteren Vergleichung wegen auf einige Angaben Gerlands zurückgreifen, welche er hinsichtlich der Zahl der Indianer im britischen Amerika macht und die später von anderen u. a. benutzt worden sind: Gerland gibt die damalige Zahl sämtlicher Indianer Nordamerika's auf 394,615 an, und zwar:

Indianer der Vereinigten Staaten 1877	250,809
Indianer nicht unter Agenten oder in Reservationen	15,643
Feindliche Indianer unter Sitting Bull	4,000
Indianer in Alaska	30,000
Indianer Britisch-Amerika's 1874	94,163

eine Gesamtsumme von 394,615 Seelen. Diese Berechnung ist aber nach zwei Richtungen hin unzutreffend; sie gibt hier zuviel und dort zu wenig.

Sie gibt zuviel, indem sie sämtliche Bewohner Alaska's als Indianer aufführt. Der größere Teil derselben gehört aber zu den Innuit und Aleuten, die wir doch wohl zu den Arktikern oder Hyperboräern werden zählen müssen. Wollten wir Peschel folgen, der sich freilich für eine völlige Abtrennung der „amerikanischen von den asiatischen Mongolen" nicht aussprechen will, so müßten wir auch die von ihm gleich jenen obengenannten, den Beringsvölkern zugezählten Thlinkiten und Haidah in Abzug bringen. Nach dem Zensus von 1880 verteilt sich die damals gezählte Bevölkerung von 33,620 Seelen auf 430 Weiße, 1746 Kreolen, 17,517 Innuit, 2145 Aleuten, 4237 Tinneh oder Athabasken, 6757 Thlinket oder, wie die Russen sie nennen, Koloschen und 780 Haidah. Nach dem Vorgange Friedrich Müllers gelten uns nur die drei letzten als Indianer, wir stellen somit für Alaska die Zahl 11,774 ein.

Gerland gibt in seiner obigen Aufstellung aber anderseits zu wenig, indem er die zivilisierten, außer Tribusverband stehenden Indianer nicht berücksichtigt, welche gegenwärtig in größerer oder geringerer Zahl in allen Staaten der Union zu finden sind und deren Zahl sich 1870 auf 25,731 und 1880 auf 66,407 Seelen belief. Somit stellen wir nach dem vorliegenden, größtenteils das Jahr 1883 betreffenden Material die Zahl sämtlicher Indianer Nordamerika's, wie folgt, fest:

Vereinigte Staaten		331,972
Auf den Agenturen (1883)	246,177	
Nicht unter Agenten (1883)	19,388	
Zivilisierte Indianer (1880)	66,407	
Dominion of Canada (1883)		131,137
Alaska (1880)		11,774
	Summa	474,883.

Eine Rubrik ist, wie man sieht, verschwunden; es ist die der 4000 feindlichen Indianer unter Sitting Bull. Sie sind gebrochen und unterworfen und der gefürchtete Häuptling lebt jetzt, aus seiner Gefangenschaft in Fort Randall entlassen, mit 152 seiner Leidensgefährten auf der Agentur zu Standing Rock in Dakota. Auch seine übrigen Anhänger leben jetzt meist hier, und sind, nachdem die Kriegsaxt begraben wurde, mit den friedlichen Arbeiten eines Farmers beschäftigt.

Ueber die Bewohner Alaska's hat uns zuerst Dall in seinem Buche: „Tribes of the extreme Northwest. Washington 1876", nähere Angaben gemacht. Er schätzt die gesamte Bevölkerung auf 27,500 Seelen, nämlich 11,600 Innuit, 2450 Ununguu oder Aleuten, 6100 Tinneh, 5550 Thlinket, 50 Russen, 1500 Kreolen und 250 Bürger der Vereinigten Staaten, unter welchen 100 Mann Militärs. Es würde sich hier also (man vergleiche unsere oben gegebene Zahl) ein sehr bedeutender Zuwachs ergeben und man hat keinen Grund, an einem solchen zu zweifeln, wenngleich ein ziemlich hoher Prozentsatz auf Rechnung genauerer Erhebungen zu schreiben sein wird. Es ist hiebei ergänzend zu bemerken, daß die obengenannten 100 Soldaten 1877 zurückgezogen und nicht wieder ersetzt wurden und daß auf den Aleuten und im Kadiak-Distrikt nach 1880 auftretender Typhus und Lungenkrankheiten die Einwohner dezimierten, während zugleich die weiße Bevölkerung des Südostdistrikts durch Zuwanderung von Goldgräbern sich vermehrt hat. Nach dem Bericht von Iwan Petroff, der als Spezialagent des Census Office mit der Zählung in Alaska beauftragt war und dem wir die oben gegebenen berichtigten Zahlen verdanken (vgl. Behm und Wagner „Die Bevölkerung der Erde" VII, S. 68, wo die Gesamtziffer bedeutend niedriger steht), wohnen die Innuit an den Küsten des Arktischen Meeres und der Bering-See und ostwärts bis zum Kupferflusse, die Tinneh im Innern von Alaska, die Küste nur am Cook's Inlet berührend, die Aleuten auf den Inseln von der Schumagin-Gruppe bis zum Ende der Aleuten-Kette und auch in einigen Ansiedelungen der Halbinsel Alaska, die Thlinket an der Küste östlich vom Kupferfluß und auf den Inseln des Alexander-Archipels, dessen südlichen Teil die Haidah innehaben.

Was Britisch-Nordamerika anlangt, so scheint allerdings, nach den statistischen Daten zu urteilen, eine stetige Vermehrung der Indianer stattzufinden, denn es wurden offiziell folgende Zahlen angegeben:

	1871	1874	1878	1882
Ontario	12,978	14,606	15,731	18,121
Quebec	6988	10,991	10,947	11,930
Neu-Braunschweig	1403	1629	2122	1509
Neu-Schottland	1666	1837	1450	2224
Prinz Edward-Inseln	323	302	306	296
Manitoba	558			
Nordwest-Territor.	28,700	36,278	29,602	34,520
Ruperts-Land			4370	4016
Britisch-Columbia	28,520	28,520	35,153	36,483
Friedensfluß	—	—	—	2038
Athabaska-Distrikt	—	—	—	8000
Mackenzie-Distrikt	—	—	—	7000
Nordgrenze	—	—	—	4000
Labrador	—	—	—	1000
	81,136	94,163	99,681	131,137.

Die Summe der letzten Kolumne ist, wie ein Blick auf dieselbe zeigt, durch Zurechnung von fünf bisher gar nicht berücksichtigten Gebieten zu der angegebenen Höhe geschwellt; ohne die aus letzteren stammenden 22,038 Seelen würde sich die Zahl 109,099 ergeben, immer noch ein sehr bedeutender Zuwachs gegen 1878. Die fortwährend steigende Ziffernreihe würde also die stetige Zunahme der Indianer auf britischem Gebiete verbürgen, wenn uns auch eine nähere Prüfung der Zahlen, namentlich das sprungweise, schwer erklärbare Steigen und Fallen bei einigen Gebieten mit berechtigten Zweifeln erfüllen dürfte. Wir denken da ganz natürlich an die Schwierigkeiten, mit denen eine Zensusaufnahme da zu kämpfen haben muß, wo es sich um eine so fluktuierende Bevölkerung

wie der Indianer handelt. Diese zuweilen gewaltigen Sprünge werden wir uns daher aus dem mehr oder weniger vollständigen Erfassen der Indianer-Bevölkerung zu erklären haben.

Ob dabei die franco-canadischen Mestizen, die Bois-Brulés, über welche das „Ausland" (12. Januar 1885) eingehend berichtete, mitinbegriffen sind, ist nicht ersichtlich, es ist dies wahrscheinlich aber der Fall. Nach den Ermittelungen des Dr. Havard beträgt die Gesamtsumme derselben 40,000, wovon 22,000 auf die Vereinigten Staaten kommen, und zwar dort allein in Michigan 18,000, der Rest in Wisconsin, Dakota, Montana, Minnesota, Oregon u. a. Diese Mischlinge liefern den Beweis, daß die Franzosen weit eher als die eingewanderten Engländer ihre Interessen mit denen der Rothäute identifizierten, indem sie sich mit deren Töchtern verheirateten. Das beständige Anwachsen und Gedeihen der unter britischer Herrschaft stehenden Indianer ist ohne Zweifel das Resultat der weit humaneren und rationelleren Behandlung, welche sie von derselben erfahren, vergleicht man damit die Zustände in den Vereinigten Staaten. Das streng durchgeführte Verbot des Verkaufs aller Spirituosen an Weiße wie an Farbige in solchen Gegenden, in welchen sich Indianer befinden, beugt allem Mißbrauch und den infolge dessen durchweg entstehenden Streitigkeiten und Kollisionen wirksam vor. In der Union ist gerade das Feuerwasser mittelbar und unmittelbar der Ruin der Eingeborenen geworden.

Ueber die Indianer der Vereinigten Staaten liegt ein uns soeben zugegangener Report of the Commissioner of Indian affairs for the year 1883 vor und es lohnt sich, die dort gegebenen Zahlen mit den früher aus derselben Quelle stammenden zu vergleichen. Es wurden gezählt:

	1870	1880	1883
Indianer in Stämmen lebend	228,614	179,232	177,834
Indianer im Indianer-Territorium	59,367	76,895	87,731
Summa	287,981	256,127	265,565.

Dazu kommen noch die Indianer, welche außer Tribusverband stehen, deren Zahl nach dem Zensus von 1870 sich auf 25,731, nach dem von 1880 aber auf 66,407 Seelen belief. Für 1883 liegt keine Zahl vor, es läßt sich aber annehmen, daß auch in dem seit der Zählung verflossenen Zeitraum eine Zunahme stattgefunden hat, wenngleich auch vielleicht nicht eine so überraschende, wie in dem Dezennium von 1870—80.

Auch in dem Indianer-Territorium ist die Bevölkerung fortdauernd angewachsen. In diesem Territorium leben fünf zivilisierte Stämme, deren Zahl am 1. Juni 1880 59,187 und 1883 63,000 Seelen betrug. Also auch hier eine stetige Zunahme, während die Zahl der in Stämmen lebenden Indianer auf abschüssigem Wege schnell dem Untergange entgegenzueilen scheint. Und in der That wird uns ein solches Hinschwinden der Indianer in einzelnen Bezirken durch die über sie gesetzten Agenten ausdrücklich bestätigt, obschon es im Interesse der Agenten liegen muß, daß die Zahl ihrer Schützlinge sich vermehrt, zum mindesten erhalten bleibt.

Für eine solche Abnahme werden die gewöhnlichen Gründe angegeben: Einführung und Verkauf von Spirituosen der schlimmsten Sorte an die Indianer trotz aller Verbote. Wie dieselben umgangen werden, davon erzählen uns mehrere Agenten, in deren Bezirk ein sogenanntes Fort mit amerikanischen Soldaten belegen ist. Die Soldaten können soviel von Getränken beziehen als sie wollen, und sie machen von diesem Rechte in einer Weise Gebrauch, die einen Gedanken an ausschließlichen eigenen Konsum gar nicht aufkommen läßt. Der große Ueberschuß geht aber durch ihre Vermittelung an die umwohnenden Indianer. Ein weiterer Grund für die Abnahme einiger Stämme ist der Mangel an den nötigsten Nahrungsmitteln, an denen sie oftmals zu leiden haben. Aus ihren heimischen Gebieten auf oft völlig unfruchtbare und auch der Jagdtiere in genügender Menge entbehrende Landstriche versetzt, geschieht nichts, um sie in der Zeit der naturgemäß eintretenden Not zu unterstützen. In welcher Weise man die Indianer von ihren eigentlichen Wohnsitzen hier- und dorthin geschoben hat, sobald den weißen Ansiedlern der Besitz ihres Landes wünschenswert erschien, davon gibt die nachstehende Tabelle ein beredtes Zeugnis. Man vergleiche nur die früheren Zahlen der Indianer in Arizona, Californien, Colorado, Michigan, Nevada, Neu-Mexico, Oregon und Wisconsin mit den jetzt nachgewiesenen und man wird erkennen, wie gewaltthätig man in die Geschicke der Indianer eingriff:

	1870	1880	1883
Arizona	32,052	21,361	18,699
Californien	21,784	10,669	4834
Colorado	7300	2530	968
Dakota	26,320	27,168	31,379
Idaho	5584	4020	3606
Indianer-Territorium	59,367	76,895	81,731
Jowa	300	355	348
Kansas	8900	746	922
Michigan	3175	10,141	79,577
Minnesota	6350	6198	5235
Montana	19,300	21,650	16,768
Nebraska	6329	4409	3699
Nevada	16,220	6800	4935
Neu-Mexico	19,429	23,452	27,840
New-York	4705	5139	5119
Nord-Carolina	?	2200[1]	3008
Oregon	10,960	5355	4432
Texas	320	1000[2]	98
Utah	12,795	840	2365
Washington	13,477	14,289	12,381
Wisconsin	10,315	8847	6361
Wyoming	2400	2063	1880.

[1] Diese Zahl begreift auch die in Süd-Carolina, sowie in Georgia und Texas umherstreifenden Indianer.

[2] Bezieht sich auch auf die in Florida und Alabama umherziehenden Indianer.

Wirft man aber einen Blick in die jährlichen Budgets der Union, so scheinen die für die Indianer verausgabten Beträge denjenigen Lügen zu strafen, der die Regierung zu Washington einer Vernachlässigung ihrer Schutzbefohlenen zeiht. Nach den Ausweisen des Schatzamtes sind von 1789 bis Ende 1883 im ganzen 210,772,034 Dollars für die Indianer ausgeworfen worden, in den beiden letzten Jahren 1882 und 1883 9,736,747 und 7,362,590 Doll. Und dabei besitzen sie doch auch ausgedehnte Ländereien. Leider freilich bleibt von dem Gelde auf seinem Wege von der Schatzkammer bis zu den Indianeragenturen außerordentlich viel da und dort hängen, so daß nur ein sehr geringer Teil denen zufließt, für welche es bewilligt wird, und ein nicht geringer Teil der Reservationen ist eine nutzlose Oede, höchstens zur Weide und Jagd geeignet. Die letztere bildete bis vor kurzem eine Hauptbeschäftigung der Indianer. Waren doch große Striche des Far West, namentlich gegen die Gebirge zu, bis in die jüngste Zeit von großen Büffelheerden, die nach Tausenden zählten, besetzt. Wie rücksichtlos aber von weißen Jägern, sogar von sportliebenden Engländern, die Vernichtung dieser für die Existenz der Indianer höchst wertvollen Tiere betrieben wird, das ist im „Ausland" früher eingehend geschildert worden. Aber wenn die Indianer, denen man aus reiner Mordlust ihre Subsistenzmittel nimmt, ohne ihnen dafür andere zu bieten, sich gegen solche Vergewaltigung erheben, dann ertönt sofort ein allgemeiner Schrei der Entrüstung gegen das red vermin.

Und dennoch sind die Fortschritte, welche die Indianer in der Zivilisation machen, gar nicht unbedeutend. Das beweist der uns vorliegende Bericht abermals. Der Ackerbau macht bei ihnen schnelle Fortschritte. Das Areal sämtlicher Reservationen der Indianer wird auf 143,526,540 Acres, d. i. 56,410,616 Ha., angegeben, wovon 7,154,726 Hektar kulturfähig und 84,109 Ha. (1879: 62,822) wirklich kultiviert waren. Nicht wenige der Agenten beklagen das widerrechtliche Eindringen weißer Ansiedler in diese Gebiete, gegen welche sie, wie es scheint, keine Macht haben. Wenigstens scheinen ihre Ausweisungen sehr selten respektiert zu werden. Obschon das genannte Areal für den ausschließlichen Gebrauch der Indianer bestimmt ist, haben sich gegenwärtig 779 Weiße auf demselben niedergelassen, welche 5204 Ha. in Besitz haben. Uebrigens sind auch die Ernteerträge wie der Besitz an Vieh im schnellen Steigen, 1883 ernteten die Indianer 1,811,362 Bushels Weizen (1 Bushel = 36,3 Liter), 992,492 Bushels Mais, 374,670 Bushels Gerste und Hafer u. a. Sie besaßen 1,174,660 Schafe, 206,738 Pferde, 97,216 Rinder und 36,676 Schweine. Dies ist ohne Hinzurechnung der 63,000 Angehörigen der fünf zivilisierten Stämme, welche von 160,000 Ha., die sie in Kultur hatten, 245,000 Bushels Weizen, 1,255,000 Bushels Mais und 5,900,000 Pfund Baumwolle ernteten und dabei einen Viehstand von 600,000 Rindern, 466,000 Schweinen, 78,500 Pferden, 33,070 Maultieren und 46,000 Schafen besaßen.

Diese letzteren Indianer lebten in 14,250 Häusern, woraus man mit Hinblick auf ihre Zahl den Schluß ziehen darf, daß sie sämtlich zu diesen Wohnungen übergegangen sind, während die übrigen 183,177 nur 15,390 Häuser hatten, von denen eine nicht geringe Anzahl gar nicht einmal bewohnt wurde. Die Indianer ziehen es vor, ihr Zelt neben diesen ihnen wenig sympathischen Bauten aufzuschlagen. Und nach den Berichten zu urteilen, thun sie sehr recht daran. Der Agent für Standing Rock in Dakota schreibt die große Sterblichkeit in seinem Bezirk (106 Todesfälle gegen 89 Geburten in 11 Monaten) den schlecht ventilierten Blockhäusern zu, welche seine Pflegebefohlenen bezogen hatten. Diese Häuser, welche die Regierung der Vereinigten Staaten bauen läßt, werden von anderen Agenten aber als ganz komfortabel geschildert und als wesentlich zur Gesundheit der Indianer beitragend bezeichnet. Es heißt auch, daß viele Indianer diese Wohnungen aus eigenem Antriebe zu verschönern suchen und Ställe, Verzäunungen u. a. hinzufügen. Und wenn von anderer Seite über die Abneigung der Indianer, zur Seßhaftigkeit überzugehen, geklagt wird, so wird fast überall die geringe Nutzbarkeit des Landes, der üble Einfluß der weißen Bevölkerung, die Unzulänglichkeit der bewilligten Mittel u. dgl. als bestimmend angegeben.

Wo die Mittel bleiben, ist bei der Korruption des amerikanischen Beamtentums leicht erklärlich, und betreffs des üblen Einflusses der weißen Bevölkerung, mit der die Indianer in Berührung kommen, ist nur eine Stimme. Namentlich werden laute Klagen da geführt, wo ein Militärposten in der Nähe ist. It is an utter impossibility, sagt ein Indianeragent in Montana, to prevent them from becoming demoralized and the women made prostitutes of, as long as they are permitted to visit and remain within the limits of the garrison. The moral atmosphere is overcharged with the hostilities of hell. Aehnlich, wenn auch nicht ganz so kräftig, drücken sich viele andere Agenten aus. Die amerikanischen Autoritäten unterstützen die Agenten dabei keineswegs, wie es die britische Obrigkeit in Canada thut. Und auf dieses Laster der Trunksucht ist ohne Zweifel eine große Anzahl der Exzesse zurückzuführen, welche von den Indianern gegen Weiße begangen werden und die dann wiederum Repressalien zur Folge haben. So töteten die Indianer im Berichtsjahre 32 Weiße und diese 19 Indianer, wahrscheinlich aber einige mehr; man ist wenigstens versucht, einen solchen Schluß zu ziehen, wenn man vernimmt, daß zwar 44 Fälle von Verbrechen von Weißen gegen Indianer vorkamen, aber nur 16 bestraft wurden. Eine andere Klage ist die, daß das Recht der Eingeborenen auf ihr Land nicht respektiert wird. Ueber die unbefugten Niederlassungen von Weißen haben wir schon gesprochen. Im Indianer-Territorium wird Holz und Kohle ganz ungestraft von Weißen ausgebeutet, alle Klagen helfen nichts. Und dort sind die Indianer schon so betriebsam, daß sie 16,000 Weiße auf ihren Besitzungen beschäftigen.

Auch der Schulbesuch scheint sich zu bessern. Freilich werden jetzt von den 47,333 im Alter von 6—14 Jahren stehenden Indianerkindern nur 5488 als durchschnittlich die Schule besuchend genannt, dennoch ist dies ein erheblicher Fortschritt gegen früher; auch scheinen die Kinder die von der Schule an sie gestellten Anforderungen gern und leicht zu erfüllen. Gegenwärtig bieten die vorhandenen Schulhäuser noch nicht für die Hälfte der Kinder Platz. Die Zahl der Indianer überhaupt, welche des Lesens kundig waren, wird auf 46,449 angegeben.

Was die Gesundheitsverhältnisse anlangt, so lassen dieselben manches zu wünschen übrig Dafür lassen sich mehrere Gründe angeben. Abgesehen von der Einschleppung verschiedener Krankheiten der schlimmsten Art durch die Weißen, der Zufuhr von Spirituosen, gewiß nicht der besten, ist ein großer Teil der Krankheiten, unter welchen besonders die der Atmungsorgane einen starken Prozentsatz beanspruchen, auf die nur teilweise und nur periodische Annahme europäischer Gewohnheiten zurückzuführen. Namentlich bezieht sich dies auf Kleidung und Wohnung. Der Bericht des Kommissars für Indianer-Angelegenheiten gibt an, daß sämtliche zivilisierte Indianer, die 63,000 Köpfe zählenden fünf Stämme im Indianer-Territorium, europäische Kleidung fortdauernd tragen, daß aber von den übrigen 202,565 nur 74,593 sich dazu verstanden haben, während 39,541 sich nur teilweise europäisch kleiden. Noch schlimmer aber ist es, daß die Indianer eine entschiedene Abneigung beweisen, in Krankheitsfällen die Hülfe der Agenten oder der auf einigen Agenturen angestellten Aerzte anzunehmen. Sie ziehen es in der Regel vor, sich an ihre Wunderdoktoren zu wenden, indem sie fest an die Heilkraft der Besprechungen, Beschwörungen 2c. derselben glauben. Sie kommen wohl schließlich, wenn der Hokuspokus nicht hilft, zu den Beamten, meistens aber zu spät. So ist denn die Sterblichkeit eine sehr große. Angeblich wurden 1883 geboren 4751, es starben 4508, demnach wäre ein Geburtsüberschuß zu verzeichnen, allein aus abergläubischem Vorurteil wird nur zu oft der Tod eines Familienmitgliedes verheimlicht; die Zahl der Gestorbenen beziffert sich demnach zweifelsohne weit höher. Dennoch ist es nach allem sicher, daß eine Abnahme der Indianer überhaupt nicht stattfindet. Das Abnehmen hier wird durch eine Zunahme an anderer Stelle balanziert und beide sind wohl durch Wohnungsveränderungen zum großen Teil zu erklären. Aus den Berichten der Agenten wird man zu einer withering theory sicher nicht gelangen können, man gewinnt gerade im Gegenteil die Ueberzeugung einer außerordentlichen Zähigkeit der Rasse, die unter so widrigen Verhältnissen ihre Existenz zu wahren imstande ist. Daß der neue Präsident der Vereinigten Staaten, dem Beispiele von Karl Schurz folgend, den Schutz der desselben so sehr bedürftigen Indianer als einen der Hauptpunkte seines Programms hingestellt hat, läßt uns hoffen, daß für das vielfach mißhandelte Volk eine bessere Zeit anbrechen wird.

Die spanischen Erdbeben.

Die Pyrenäische Halbinsel ist jüngst der Schauplatz einer Reihe von Erdbeben gewesen, welche nach Ausdehnung ihrer Dauer und unheilvollen Wirkungen alles übertreffen, was man im Laufe der jüngsten Jahre in dieser Region verspürt hat. Die Erdstöße begannen Ende Dezember und währten mit Zwischenräumen länger als einen Monat fort, und allem Anschein nach hat selbst in diesen Tagen die Erdrinde ihre gewohnte Standfestigkeit noch nicht angenommen. Der Verlust an Menschenleben und die Zerstörung an Eigentum haben diejenigen des Erdbebens von Valencia im Jahre 1829 weit übertroffen und sind vielleicht seit dem Erdbeben von Lissabon vor mehr als einem Jahrhundert von keinem anderen erreicht worden.

Den erhobenen Berichten nach wurden die ersten leichten Stöße am Frühmorgen des 22. Dezember 1884 zu Pontavedra und Vigo an der Nordwestküste und ebenso in Lissabon und an anderen Orten in Portugal, sowie auf der Insel Madeira und den Azoren, verspürt.

Diesen folgten am Abend des 25. Dezember die verhängnisvollen Erdbeben im südlichen Teile der Halbinsel. Sie begannen um 8 Uhr 53 Minuten Abends und machten sich nordwärts bis gegen Madrid hin fühlbar, wo zwar Glocken anschlugen und Uhren stehen blieben, aber kein Schaden angerichtet wurde, während in den südlichen Provinzen: Andalusien, Granada und Malaga, wo sich die höchste Gewalt des Erdbebens geltend machte, Hunderte von Menschenleben verloren gingen und verschiedene Städte und Dörfer gänzlich zerstört wurden und Hunderte von Häusern zusammenstürzten. In Cadiz, Sevilla, Cordova, Jaen und Almeria machten sich die Erdstöße sehr fühlbar, richteten aber keinen erheblichen Schaden an. In Granada verspürte man während jener Nacht acht Erdstöße; außer anderen Unfällen ward die Vorderseite der Kathedrale beschädigt, die Alhambra aber blieb glücklicherweise unversehrt. Die Dörfer Albuñuelas, Arenas del Rey, Jatar, Zafarraya und Santa Cruz wurden in Trümmerstätten verwandelt. In Alhama ist der Verlust von etwa tausend Häusern und 350 Menschenleben zu beklagen. Diese Stadt bestand aus zwei Teilen: einem oberen und einem unteren. Der obere, auf einer Anhöhe gelegene Teil ward auf den tieferliegenden heruntergeworfen und zerschmetterte diesen in seinem Sturz. Auch versiegten die heißen Quellen einige Tage lang, flossen aber dann reichlicher als zuvor, entsprangen teilweise an einer anderen Stelle, haben einen ausgesprochen schwefeligen Charakter angenommen und ihre Temperatur von 47 auf 50° C. erhöht.

Auch die Provinz Malaga litt schwer. In der Stadt Malaga wurden alle öffentlichen Gebäude mehr oder weniger beschädigt und einige davon nebst vielen anderen Häusern zerstört. Zu Estepona, an der Küste westlich von Malaga, wurden eine Kirche und ein ganzes Häuserquadrat über den Haufen geworfen. Zu Torror, Nerja, Almuñecar und

Motril, Städten am Mittelländischen Meere östlich von Malaga, wurden viele Gebäude umgestürzt und gingen viele Menschenleben verloren. Im erstgenannten Orte fanden nach dem Berichte des „Alcalde" 26 Stöße zwischen 8 Uhr 50 Minuten Abends des 25. und 11 Uhr Vormittags des 26. Dezember statt und zerstörten das ganze Städtchen. In Almuñecar erfolgten zwölf Erdstöße binnen 15 Minuten. An vielen Orten, wo die Zerstörung minder vollständig war, besonders in Granada und Malaga, lagerten die Einwohner Tagelang in den Feldern und auf offenen Plätzen, schliefen unter Zelten und Schuppen oder in Wägen und wagten nicht, in ihre Häuser zurückzukehren. Zu Periana, nördlich von Malaga, verursachte das Erdbeben einen ausgedehnten Erdrutsch, welcher einen großen Teil der Stadt über den Haufen warf und eine Kirche und 750 Gebäude zerstörte. Ueber dem auf einem Hügelhang gelegenen Dorfe Guevejar öffnete sich ein großer parabolischer Erdspalt, welcher drei Kilometer lang und von 3—15 m. breit ist, und das Dorf, das auf einer Lehmschichte ruht, gleitet langsam zum Thale herab, während die Häuser noch stehen geblieben sind. Einige von den Häusern sind vom 25. Dezember bis Ende Februar um 27 m. fortgerutscht. Am einen Ende der Spalte hat sich ein kleiner See von 9 m. Tiefe und einem Flächenraum von ungefähr 2000 Q.-m. gebildet; an einer anderen Stelle ist ein Oelbaum von der Wurzel bis zur Krone so zerrissen worden, daß die beiden Teile auf den gegenüberliegenden Seiten der Oeffnung aufrecht stehen geblieben sind. An einem dritten Punkte ist die Grundmauer einer Pulverfabrik der ganzen Länge nach zerteilt worden.

Da die meisten Dörfer in diesem Teile von Spanien keine telegraphische Verbindung mit der Hauptstadt haben, so sind die Einzelnheiten nur langsam und mit großer Unbestimmtheit berichtet worden; deshalb ist es schwierig, aus den verschiedenen Schilderungen irgend eine genaue Schätzung der ganzen Zahl der verlorenen Menschenleben zu gewinnen. Am 14. Januar meldeten die amtlichen Bericht für Granada 695 Erschlagene und 1480 Verwundete. Andere Schätzungen geben den gesamten Verlust an Menschenleben auf etwa 2000 an. Die zerstörten Häuser berechnen sich nach Tausenden, und die Städtchen und Dörfer Alhama, Santa Cruz, Arenas del Rey, Periana und Albuñuelas sind gegenwärtig nur noch Trümmerhaufen. Man zählt mehr als 35 Ortschaften auf, woselbst verschiedene Tote und Verwundete aus den Ruinen gezogen worden sind. Von den 10,000 Häusern der Stadt Malaga bedürfen 700 der Ausbesserung.

Dem Erdbeben vom 25. Dezember folgten leichtere Erdstöße an den übrigen Tagen des Monats und in längeren Zwischenräumen noch durch die Monate Januar und Februar bis beinahe in den März hinein, und wir geben hiemit nach den besten Quellen eine chronologische Liste der Erdstöße:

22. Dezember zu Pontevedra, Vigo, Lissabon (3 Uhr 29 Min. Morgens); Madeira, Azoren (2 Uhr 30 Min. Morgens).
24. „ zu Sevilla (leicht).
25. „ zu Madrid (bis zum Mittelländischen Meer ꝛc. wie oben).
26. „ zu Madrid, Gibraltar und in den südlichen Provinzen.
27. „ zu Anteguera (5 Stöße), Archidona (9 Stöße) und Malaga.
28. u. 29. Dez. zu Torrox, Malaga.
30. Dezember zu Velez Malaga, Torrox (7 und 10 Uhr Morgens), in den Provinzen Granada und Malaga.
31. „ zu Torrox, Granada, Jaen (6 Uhr 35 Min. Nachmittags), Malaga.
1. Januar zu Torrox, Granada (11 Uhr 45 Min. Nachts) Malaga, Nerja (2 Uhr 15 Min. Nachmittags, 6 Uhr 45 Min. und 9 Uhr Abends), Algarrobo, Alhama, Anteguera, Valencia.
2. „ zu Valencia, Granada, Malaga und Velez Malaga.
3. „ zu Loja, Alhama, Jaen, Velez Malaga.
5. „ zu Granada (6 Uhr Abends stark), Loja, Motril (50 Häuser zerstört), Malaga.
7. „ zu Nerja, Velez Malaga.
8. „ zu Loja, Torrox.
9. „ zu Torrox.
10. „ zu Malaga.
11. „ zu Malaga (Häuser eingestürzt).
12. „ zu Gibraltar, Alhama, Algarrobo.
13. „ zu Torrox, Canillas, Almuñecar, Algarrobo.
16. „ zu Granada (10 Uhr Abends), Canillas, Motril.
21. „ zu Malaga, Loja, Velez Malaga, Almuñecar.
22. „ zu Periana.
27. „ zu Alhama (eine Person erschlagen).
12. Februar zu Alhama.
13. „ zu Torre del Campo, 8 deutsche Meilen nördlich von Granada (ernste Beschädigungen am Hospital).
23. „ zu Granada (erneuerte, wiederholte Erdstöße).
2. März zu Granada, Loja, Alhama (Einstürze von Häusern).

Das heftige Erdbeben am Abend des Weihnachtsfestes scheint auch in England verspürt worden zu sein, denn man bemerkte um 10 Uhr 20 Minuten Nachts Erdstöße in Wilts und meldet auch kleine Störungen der Magnetnadeln auf der Sternwarte zu Greenwich um 9 Uhr 15 Minuten Abends, wo die aufgehangenen Magnete als Seismographen-Pendel fungierten.

Außerdem wurden ziemlich gleichzeitig auch noch an verschiedenen andern Orten Europa's Erdstöße verspürt, welche wahrscheinlich in keinem direkten Zusammenhang

mit dem spanischen Erdbeben standen, aber doch bemerkenswert sind, nämlich:

25. Dezember zu Zernetz im Engadin (um 8 Uhr 17 M. Abends und um 11 Uhr Nachts); die erstere Stunde korrespondiert mit 7 Uhr 32 Min. Abends der Madrider mittleren Zeit.
27. u. 28. Dez. zu Tarvis in Kärnthen.
28. Dezember zu Sundal und Oexendal in Norwegen.
29. „ in Wales.
4. Januar in Steiermark.
5. „ in Chambery in Savoyen und um 5 Uhr 50 Min. Morgens zu Embrun.
6. „ in Susa in Italien, in der Nähe des Mont-Cenis und in Velletri.
21. „ zu Ennenda, Kantons Glarus (zwischen Mitternacht und 1 Uhr Morgens).

Als auf den möglichen Zusammenhang zwischen seismischen (Erdbeben-) und atmosphärischen Erscheinungen hinweisend, ist bemerkt worden, daß während der ersten Hälfte des Dezembers über der Pyrenäischen Halbinsel ein ungewöhnlich hoher Barometerstand herrschte, während vom 20. bis 22. Dezember eine von außergewöhnlicher atmosphärischer Depression begleitete schwere Sturm- und Gewitterstrecke von Nord nach Süden über dieselbe Region hinstrich und am 22. das Mittelländische Meer erreichte; ebenso, daß in Nerja auf die ersten Erdstöße ein Orkan folgte und die Häuser niederriß, deren Mauern schon vom Erdbeben gelockert worden waren.

Die geologischen Eigentümlichkeiten der Gegenden werden wir in einem besonderen folgenden Artikel zu schildern suchen; es möge daher vorerst die Erwähnung genügen, daß die seismischen Erscheinungen in innigem Zusammenhang mit dem geologischen Aufbau des gesamten Gebirgssystems, besonders der Sierra Nevada, zu stehen scheinen, deren Erhebung anscheinend noch nicht vollendet ist. Die spanische Regierung hat daher eine aus drei Bergingenieuren bestehende Kommission unter dem Vorsitz des Don Manuel de Castro beauftragt, diese Reihe von Erdbeben zu studieren, und hat ferner schon eine Liste von 33 Fragen verteilen lassen, welche sich nicht allein auf die Zeit, Richtung und andere Einzelnheiten der Erdstöße, sondern auch auf verschiedene atmosphärische Erscheinungen, wie Luftdruck, Temperatur, Wolken ꝛc., beziehen. (Sc.)

Die spanische Sierra Nevada, der Schauplatz der jüngsten Erdbeben.

So interessant auch die Sierra Nevada des südlichen Spanien für den Touristen, den Mann der Wissenschaft, den Freund der Geschichte ꝛc. ist, so verhältnismäßig wenig ist dieselbe seither besucht und daher beinahe noch gar nicht beschrieben worden. Diese Sierra bildet einen vollständig isolierten, kompakten Gebirgskörper von etwa 5 geogr. Ml. Breite und 10 geogr. Ml. Länge, ohne direkte Verbindung mit seitlichen oder End-Ausläufern. Umgeben von einer alluvialen Ebene, wie die Sierra ist, hat sie trotzdem gewisse kleinere Nachbarn, welche gleich ihr selbst von unten ausgeworfen oder emporgetrieben zu sein scheinen. Ihr Grat und Kamm ist durch die Elemente entblößt, ihre Seitenhänge sind von Bächen oder Bergströmen durchfurcht, welche sich von der zentralen Achse nach allen Richtungen ausbreiten, gespeist von den Frühlingsregen und den Schneeschmelzen des Sommers. Vier von Nordwesten herabkommende Hauptflüsse vereinigen sich gerade am Fuß der Alhambra und gießen ihre Gewässer zusammen, ehe sie die berühmte Ebene der Vega durchfließen. Ihre Wasserfälle und Stromschnellen, welche von dem darüberliegenden Gebirgskamm herunterkommen, geben dem dabei liegenden Thal während der glühend heißen Sommermonate eine köstliche Frische. Diesen Gewässern verdankt die ungeheure Insel von Grün, welche die Vega zu einer Zeit darbietet, wo beinahe das ganze südliche Europa von der Sommersonne dürrgebrannt ist, ihr Dasein. An vielen Stellen verlaufen die Flüsse in schmalen, tiefen, leicht eingedämmten Rinnsalen. Ihr durchschnittlicher Fall von ihren Quellen bis zu dem Augenblick, wo sie die Ebene erreichen, beträgt eins auf zehn, beinahe das Maximum für laufendes Wasser. Hier in der Ebene werden sie aufgefangen, daß beinahe kein Tropfen entweicht. Alle diese Bewässerungswerke und Kanäle, sowie das Gewohnheitsrecht hinsichtlich der Wasserverteilung und selbst die Regeln, an welche die von den Minarets der Alhambra allmählich ertönenden Glockenschläge gemahnen, sind das Vermächtnis der arabischen Zivilisation, welche hier auf der Ebene blühte, ehe sie nach ihrem letzten Zufluchtsort im Gebirge verdrängt worden war.

Auf der Nordseite fallen drei Flüsse zu der Ebene von Guadiz herab, vertrocknen aber bald, nachdem die Regenzeit vorüber ist, da ihre Quellen nicht vom ewigen Schnee gespeist werden. Infolge davon ist diese Ebene ebenso unfruchtbar, kahl und abstoßend als die Vega grün, heiter und einladend ist. Wohin immer (abgesehen von den Sierras) das Auge sich wendet, da liegt eine rötlichgraue Hochebene von staubigem Alluvium, geschrammt und zerrissen von tief eingeschnittenen, steilwandigen Schluchten, nichts gemahnt an die Idee von Leben: die starre Oede ist die eines unbekannten Landes, großartig und schaurig. Alle Thäler und Ebenen dieses Teils von Andalusien bieten dieselben eindrücklichen und schwermütigen Charakterzüge dar. Gustav Doré, welcher schon vor langen Jahren diese Region bereiste, hat sich seine Erfahrungen zu Nutze gemacht, um in einigen der seltsamsten und phantastischsten Leistungen seines Stifts Erinnerungen daran niederzulegen. Diese unfruchtbare Region ist arm, unbevölkert, beinahe unbekannt und in der Praxis von allem Verkehr mit dem übrigen Spanien abgeschnitten.

Weiter gegen Westen liegt das Land der Alpujarras,

aus der maurischen Geschichte bekannt als der Schauplatz der furchtbaren Kämpfe der Mauren. Viele Dichter haben die Kämpfe zwischen Christen und Mauren in den felsigen Schluchten und engen Hohlwegen die Sierra verherrlicht; allein alle diese erdichteten Schilderungen bleiben weit zurück hinter der Beschreibung des Schauplatzes derselben, wie er sich in Wirklichkeit darstellt.

Die Alpujarras bestehen aus zwei zisternenähnlichen Becken, welche absolut von der Außenwelt abgeschlossen sind, außer durch zwei enge Schluchten, welche die Gewässer der sie durchströmenden Flüsse eingerissen haben. Der erste dieser Flüsse, der Rio Grande de Ujijar, kommt unmittelbar von den Höhen der Sierra Nevada herab, strömt an der genannten Stadt vorüber und bewässert das Becken von Ujijar, der alten Hauptstadt des kleinen gleichnamigen maurischen Königreiches. Er erzwingt sich seinen Austritt durch eine tiefe Schlucht und ergießt sich in geringer Entfernung davon bei dem kleinen Hafen Adra in das Mittelländische Meer. Der zweite, der Guadalfeo, verliert sich zwischen der Sierra Nevada und Contraviesa, dicht bei der ersten, von deren Hängen er das Wasser abführt. Sobald er aus dem Becken tritt, wendet er sich plötzlich scharf gegen Süden und erreicht das Meer bei Motril. Unmittelbar bevor er in die Schluchten der Sierra Contraviesa eintritt, nimmt der Guadalfeo den Bach von Beznar auf, welcher von einem die Ebene der Vega überragenden Höhenpunkt herabkommt, von wo aus der letzte Maurenkönig Boabdil den Scheideblick auf seinen Residenzpalast, die Alhambra, auf die reiche Vega und auf „Grenada, die Wundervolle" geworfen haben soll, weshalb die Anhöhe noch heute sehr passend „el ultimo suspiro del Moro", der letzte Seufzer des Mauren, heißt.

Die Zugänge zu den Alpujarras können mit geringer Mannschaft gehalten werden und blieben darum lange die letzte Feste der arabischen Herrschaft in Spanien, welche nun zwar vergangen ist, aber als Andenken und Denkzeichen ihrer einstigen Blüte und Dauer noch die Namen mancher Städtchen und Dörfer und das bewundernswerte System von Bewässerungswerken hinterlassen hat.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß die noch ungeschlossene Reihe von Unglücksfällen, welche seit letzten Weihnachten soviele Dörfer und Städte in Ruinen verwandelt und in Trümmer gelegt hat, nur eine Fortsetzung der natürlichen Prozesse ist, durch welche einzelne Teile der Erdrinde zu Bergketten emporgehoben worden, die die übrigen überragen. Einige Worte über den geologischen Bau der Sierra mögen die Möglichkeiten der Oertlichkeit schildern. Der Aufbau der Sierra und ihrer Nachbarberge ist ganz einfach. Sie erheben sich wie Inseln oder Dome von Glimmerschiefer aus einem Meere von späteren Formationen, welche sich wie Wogen an ihren Hängen brechen. Diese Glimmerschiefer haben eine silberweiße Färbung und erscheinen, wenn von der Sonne bestrahlt und aus der Entfernung gesehen, wie Schnee. Sie sind absolut unfruchtbar, streichen aber im allgemeinen von der Zentralachse der Erhebung in allen Richtungen nach außen. Ein Gürtel von strahlenförmig streichenden silurischen Schiefern umgibt den zentralen Teil der Sierra, welcher, gleich dem bloßgelegten Teil des Kerns, gerundete Umrisse annimmt; dann aber folgt auf ihn ein zweiter steiler, zerrissener und zerklüfteter Gürtel von permischem Kalkgestein, welcher sich bis zur Basis an der Ostseite ausdehnt, aber beinahe ebenso unregelmäßig in Höhe wie in Ausdehnung ist. Die Alpujarra-Becken sind in diesem Kalkgestein ausgehöhlt und von abgedachten Schichten geschützt. Gegen den Fuß der Sierra hin, in der Nähe der Berge leicht emporgehoben und erhöht, aber überall sonst horizontal, liegen tertiäre Kiese, lehmiger Sand und Letten, Niederschläge von schönem Gyps ꝛc., bedeckt mit zwei alluvialen Schichtenreihen — letztere bestehend aus den Zersetzungsprodukten silurischer Schiefer, welche das Wasser heruntergeschafft hat, und vermischt mit dem von dem darunter liegenden Tertiär herkommenden Material; die oberen und späteren, von der Entblößung der zugrundeliegenden Glimmerschiefer herrührend, bilden nur die Gräte der Sierras. Moule macht die Beobachtung: die Emporhebung der Sierras habe wenigstens teilweise seit der Tertiärepoche, und sogar seit der Alluvialperiode stattgefunden und dürfte immer noch nicht aufgehört haben. Diese Beobachtung, welche noch vor den jüngsten Störungen niedergeschrieben wurde, hat in diesen eine neue Bestätigung oder Stütze gefunden.

Die Bewohner der Gegend finden in den hohen Blöcken des thonigen Alluvium, welche durch die während eines Teil des Jahres niedergehenden gewaltigen Regengüsse isoliert zurückgelassen worden sind, ein weiches aber dichtes und widerstandsfähiges Material; sie haben daher in demselben ganze Dörfer von Höhlenwohnungen mit Thüren und Fenstern und sogar manchmal mit mehreren Stockwerken übereinander ausgegraben. Diese steilen Anhöhen sind zwar nur von mäßiger Höhe, aber äußerst zahlreich, gänzlich ohne Pflanzenwuchs und von aschgrauer Färbung. Solche Höhlendörfer sind sehr zahlreich und enthalten zuweilen, wie im Fall von Purullana, mehrere Hundert Einwohner. Man kann sich daher die Zerstörung denken, welche die heftigen Stöße eines Erdbebens unter diesen Gnomenwohnungen anrichten müssen, und hieraus erklärt sich denn auch der große Verlust an Menschenleben in diesen kleinen Orten.

Die verspürten Erdstöße fanden hauptsächlich westwärts von der Sierra Nevada statt und äußerten sich am stärksten längs dem Zusammenstoßen der tertiären Gesteine mit den Schiefern. Hier sind die Ortschaften beinahe oder ganz zerstört worden, und der angerichtete Einsturz stand in einem überwiegend großen Verhältnis der Nähe des Städtchens oder Dorfes zu der Unfügsamkeit des Gesteins, obwohl die Bewegung sich über einen weit größeren Flächenraum fortgepflanzt hat. (Sc.)

Die Ursachen der Erdbeben.

Angesichts der furchtbaren Katastrophe, welche das jüngste Erdbeben über das südliche Spanien verhängte, hat Herr Fouquet, Professor der Geologie am Collège de France in Paris, welcher zugleich der Vorstand der von der französischen Akademie der Wissenschaften ernannten Kommission zur Erforschung der spanischen Erdbeben ist, der französischen Geographischen Gesellschaft eine kleine Denkschrift unter obigem Titel übergeben, welche wir nachstehend in deutscher Bearbeitung abdrucken.

Ich bin mit großem Interesse den Einzelheiten gefolgt, welche die Zeitungen über die jüngsten Erdbeben veröffentlicht haben; allein diese Frage ist so verwickelt und schwierig, daß ich versichere, ich würde deren Erforschung nicht unternommen haben, wenn ich gedacht hätte, es werde sich irgend eine andere Person dazu hergeben. Mittlerweile hat diese Frage in der Akademie an Interesse und Bedeutung so gewonnen, daß Geologen, Geognosten und Geodäten sich mit beträchtlichem Enthusiasmus an die Erörterung derselben gemacht haben. Unter diesen Umständen glaubte ich nicht zurückbleiben zu dürfen, gehe aber gleichwohl nicht ohne eine gewisse Befangenheit und Aengstlichkeit daran, denn die Frage von den Erdbeben ist in der That eine der unbestimmtesten. Daten fehlen bis jetzt noch, aber an Theorien mangelt es nicht, denn gerade wie es in der Medizin vorkommt, daß, wenn es viele Heilmittel für eine Krankheit gibt, keines von allen sich als wirklich gut erweist, so geht es auch in der Geologie, in der terrestrischen Physik, wo man, wann viele Theorien zur Erklärung einer Erscheinung aufgestellt werden, oft jede derselbe beiseite legen und erklären muß, daß keine derselben absolut genügend ist. Ich mache mich daher mit einer gewissen Zaghaftigkeit daran, und doch erscheint es, wenn jemand einen Auftrag zum Studium derartiger Thatsachen übernimmt, notwendig, irgend eine Theorie, sei sie nun richtig oder falsch, ins Auge zu fassen, und sie mit mehr oder weniger Kühnheit zu gebrauchen mit der Befugnis, sie im widerstrebenden Falle wieder aufzugeben.

Ich beginne also mit einer gewissen Idee, deren Wahrheit oder Unhaltbarkeit ich darzuthun erwarte. Ich beabsichtige nicht im Voraus zu sagen, was sie ist; ich werde einfach, bevor ich meinen Studienplan eingebe, um Ihre Erlaubnis erbitten, in wenigen Worten die dermalen im Umlauf befindlichen Theorien zur Erklärung der Erdbeben darstellen zu dürfen.

Es gibt vier hauptsächliche Theorien, welche zum Teil schon sehr alt sind. Wir finden sie in den griechischen Schriftstellern und könnten sie vielleicht sogar, wenn wir recht sorgfältig suchen würden, schon in den ostindischen Ueberlieferungen finden. Die erste gründet sich auf die Annahme, daß unter der festen Erdrinde die plötzliche Erzeugung von Gasen und Dämpfen unterirdische Explosionen verursache, und daß wir an der Oberfläche die Wirkung dieser Erschütterungen fühlen. Dies ließe sich gewissermaßen einer Dynamit-Explosion vergleichen, welche in einer großen Tiefe stattfinden würde. Ich brauche diese Theorien nicht zu erörtern, sondern ich darf sagen, daß diese eine vielleicht wahr ist, wenn man sie auf Erdbeben in der Nähe von Vulkanen anwendet. Jedenfalls ist in der That sicher, daß sobald die Erde sich öffnet, große Mengen Gas unter der Erdoberfläche frei gemacht werden, wo sie in irgend einer Weise erzeugt und mit ungewöhnlicher Gewalt ausgestattet worden sind. Allein selbst wenn diese Theorie hinsichtlich der vulkanischen Erdbeben wahrscheinlich ist, so dürfte sie meines Erachtens auf die Erdbeben in Spanien nur schwer anzuwenden sein.

Eine zweite Theorie wurde von Alexis Perney, einem gelehrten Physiker, aufgestellt und gründet sich auf die Annahme, daß der kombinierte Einfluß der Sonne und des Mondes auf die feurig-flüssigen Teile unter der Erdoberfläche wirke und Ebben und Fluten hervorrufe, welche den auf der Erdoberfläche vor sich gehenden analog sind. Wenn diese ungeheuren Fluten flüssigen Feuers bei gewissen günstigen Gelegenheiten an die feste äußere Erdkruste schlagen, so erzeuge dies die Erschütterungen der Erdbeben und Erdbeben. Ich verlasse aber auch diese Theorie, denn sie ist meines Erachtens auf Spanien nicht anwendbar.

Es bleiben daher noch zwei andere, von denen die eine von Scheuchzer, einem ausgezeichneten Gelehrten, herrührt, welcher zugleich Paläontolog, Geolog und Physiker war. Nachdem er die Erdbeben in der Schweiz studiert hatte, schrieb er sie — nicht ohne Grund in gewissen besonderen Fällen — dem Einsturz unterirdischer Höhlen bei, welche durch Auflösung oder Auswaschung von Substanzen, wie Salz oder Gyps, durch das unter die Erdoberfläche gedrungene Wasser entstanden seien. Ein derartiger Zusammenbruch würde ohne Zweifel eine sehr wahrnehmbare Erschütterung an der Erdoberfläche hervorbringen. Diese Theorie mag auf gewisse besondere Fälle anwendbar sein, allein es muß sich erst zeigen, ob man sie auch auf die spanischen Erdbeben anwenden kann.

Eine vierte Theorie steht gegenwärtig in Deutschland fast bei allen dortigen Geologen in Gunst und ist auch in einigen anderen Ländern von den Geologen angenommen worden. In Frankreich hat sie noch nicht so viel Beifall gefunden, allein gleichwohl bekennen sich einige bedeutende Männer zu ihr. Sie ist auf geologische Beobachtungen gegründet. Es gibt in Wirklichkeit keine Geologen, welchen nicht z. B. bei Betrachtung der Wände der Spalten in den metamorphischen Gesteinen, die Thatsache höchlich aufgefallen ist, daß diese ursprünglich in horizontaler Lage niedergeschlagenen Schichten aufgerichtet und gebrochen worden sind. Es haben offenbar Bewegungen von der äußersten Wichtigkeit stattgefunden, wenn wir Gesteine, die ursprünglich verbunden und regelmäßig waren, jetzt in der größten Unordnung sehen. Nun ist es sicher, daß diese Bewegungen nicht hätten hervorgebracht werden können ohne Erschütterungen an der Erdoberfläche in dem Augenblick,

wo die Spalten und Sprünge gemacht wurden. Es muß daher in allen geologischen Epochen, selbst in den allerältesten, Erdbeben gegeben haben, welche genau mit denen des heutigen Tages zu vergleichen sind. Allein gegenteilig, wenn diese alten Verwerfungen Erdbeben erzeugt haben, warum sollen die heutigen Erdbeben nicht die Ergebnisse analoger Erscheinungen gewesen sein?

Sie sehen, daß die Theorie bis zu diesem Punkte regelrecht ist. Man braucht daher nur zu wissen (die Schwierigkeit wird bloß in der Zeit zurückgeworfen), was die Ursache und der Ursprung dieser Verwerfungen und Brüche ist. Woher kommen diese Verwerfungen, Senkungen, Erschütterungen, drehenden Bewegungen, Zusammenrollungen? Wir gelangen dann zu einer sehr alten Erklärung, welche von Geologen gegeben worden ist und noch von vielen Gelehrten zugegeben wird und darin besteht, daß die Erde sich fortwährend abkühlt und so zusammenzieht. Die oberflächliche Rinde hat eine beinahe beständige Temperatur erreicht, allein dies trifft nicht zu bei den denselben naheliegenden flüssigen Teilen, bei denen die Temperatur sehr heiß sein muß, obwohl sie sich beständig abkühlt. Bei der Abkühlung vermindert sich ihr Volumen und ihre Zusammenziehungen verursachen Faltungen und Brüche in der soliden Erdrinde. Diese Theorie ist allerdings schon alt, aber es gibt vorerst keine bessere.

Was nun die spanischen Erdbeben anlangt, so sollte meines Erachtens von diesen vier Theorien mindestens zweien einige Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die Frage geht daher dahin, ob es Spalten, Verwerfungen und Flötzklüfte unter der Oberfläche gibt oder ob das Wasser Höhlen auswäscht. Mit einem Wort, der Gegenstand der Untersuchung ist, ob sich eine der beiden letzten Theorien auf den fraglichen Fall anwenden läßt. Sie werden überdies bemerken, daß jede dieser Theorien eine geologische Ursache voraussetzt. Diese Idee von der Verbindung oder Verwandtschaft zwischen den Erdbeben und den Bewegungen weit unterhalb der Erdoberfläche hat meines Erachtens die Akademie der Wissenschaften bewogen, einen Geologen für die Prüfung jener Erscheinung zu wählen.

Ich meinerseits habe — und zwar aus denselben Gründen wie die Akademie der Wissenschaften — Geologen zu meinen Mitarbeitern ausersehen; die Herren, welche mich begleiten sollen, sind die Herren Michel Lévy und Marcel Bertrand, Mitglieder der geognostischen Aufnahme von Frankreich und Bergingenieure von großer Befähigung. Mein dritter präsumtiver Begleiter ist Professor Barrois, von der Fakultät der Naturwissenschaft in Lille, ein bedeutender Geolog, der mit dem spanischen Boden wohl vertraut ist.

Ich habe also zu meinen Verbündeten drei Geologen, welche vollständig imstande sind, alle die Thatsachen zu studieren, welche gewöhnlich bei Erdbeben erforscht werden müssen — die Fortpflanzung der Bewegung, die Richtung des Stoßes und den Ort der größten Intensität. Meine Herren Begleiter sind ebenfalls imstande, die Beziehungen zu bestimmen, welche zwischen der Thätigkeit eines Erdbebens an der Oberfläche und denjenigen bestehen, die in großen Tiefen vor sich gehen mögen. Wenn die Geologen nämlich die Oberfläche irgend eines Landstriches durchwandern, so sehen sie sich nicht allein die oberflächlichen Schichten an, sondern erraten auch mittelst einer Art von Instinkt den Charakter der tieferen Erstreckungen. Zuweilen irren sie sich, denn sie sind nicht unfehlbar, allein sie sind doch in den meisten Fällen imstande, die Bildung der tieferen Schichten zu bestimmen. Dies ist daher ein ganz besonderer Punkt, welchen festzustellen ich mich bemühen werde.

Wir wünschen von dem Studium der oberflächlichen Niederschläge ihren geologischen Aufbau in einer gewissen Tiefe abzuleiten. Andererseits aber ist es mit den Mitteln, welche wir heute besitzen, möglich, wenigstens annähernd die Tiefe zu bestimmen, aus welcher ein Erdbebenstoß entspringt. Wir haben hiefür zwei Methoden; die eine, welche auf sehr genaue und präzise Beobachtungen gegründet ist, wurde von Seebach vorgeschlagen und ist basiert auf die Bestimmung einer Reihe von Punkten, an welchen die Oszillationen gleichzeitig verspürt werden — Beobachtungen, welche aber äußerst schwer zu erlangen sind. Die andere Methode verdanken wir dem englischen Physiker Mallet, welcher das von ihm vorgeschlagene System der Beobachtungen auf die Prüfung der Spalten gegründet hat, die nach einem Erdbeben in einem Lande gefunden werden. Diese Sprünge verhalten sich beinahe in jedem Fall ganz normal zur Richtung des Erdstoßes, und wenn man dieselben sorgfältig studiert, so genügt die Richtung dieser Normalen, um ihre Konvergenz-Punkte und somit den Ursprung des Stoßes festzustellen.

Die genannten Methoden sind nicht rein theoretisch, sie sind mehrfach von Deutschen, Italienern und Engländern angenommen worden: nur die Franzosen haben leider keinen Gebrauch davon gemacht. Sie haben zu sehr interessanten Ergebnissen geführt und beispielsweise bei dem Erdbeben von Ischia gezeigt, daß die Ursache der Erdstöße aus einer Tiefe von 1200 bis höchstes 1800 m. kam. Zwischen diesen beiden Ziffern ist allerdings ein bedeutender Spielraum, allein man hätte erwartet, zu finden, daß der Erdstoß aus einer weit größeren Tiefe kam. Es ist daher schon viel erreicht, wenn wir den Ursprung der Erscheinung sogar auf einen solchermaßen umschriebenen Raum eingrenzen können.

Ich sagte, wir seien imstande, diese beiden Methoden, die eine mit Sicherheit, die andere mit Wahrscheinlichkeit, anzuwenden. Wir vermögen auf diese Weise die Tiefe des Zentrums eines Erdbebens zu bestimmen. Wenn wir dann andererseits imstande sind, mittelst geologischer Beobachtung die Bildung der Erde an diesem Punkt zu bestimmen, so werden wir ein äußerst wichtiges Datum erlangt haben,

und mögen vielleicht in der Lage sein, eine der beiden Theorien anzunehmen, oder die eine oder andere so zu beschränken, daß sie besser mit den Thatsachen übereinstimmt.

Dies sind die Zwecke der uns obliegenden Mission und die Ziele, welche wir zu erreichen hoffen. Sie werden sehen, daß dies sehr einfach ist. Ich wage nicht, einen vollkommenen Erfolg zu versprechen, allein ich verspreche Ihnen, daß wir Andalusien oder einen Teil dieser Provinz mit Sorgfalt studieren und aus diesem höchst merkwürdigen Lande Daten von geologischem Interesse und Wichtigkeit zurückbringen werden. (Sc.)

Entdeckungsfahrten des Residenten von Ternate, Mh. van Braam-Morris, nach dem Niederländischen Neu-Guinea, im Jahre 1883 und 1884.[1]

Diese Fahrten waren in geographischer Hinsicht vielleicht die bedeutendsten aller in diesem Jahrhundert seitens der Holländer nach Neu-Guinea unternommenen Reisen. Von großer Bedeutung war unfraglich die 1828 von Naturforschern begleitete Entdeckungsfahrt der „Triton" und „Iris", infolge welcher zuerst Land, Natur und Volk des südwestlichen Neu-Guinea's nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaften beschrieben wurden. Ein großer geographischer Gewinn war auch 1835 die Entdeckung der Prinzeß-Mariannen-Straße, welche Meerenge das ansehnliche Frederik-Hendrik-Eiland vom Festland scheidet. Auch die Expedition der „Aetna", 1858, brachte viel Neues: die tief in's Land eingreifenden Arguni- und Aetna-Buchten wurden aufgenommen, und man lernte das interessante Volk an der Humboldt-Bai, der Nordostgrenze der niederländischen Besitzungen, kennen. Im Jahre 1883 dagegen ist man auf der Westhälfte dieser größten Insel der Erde zum erstenmal tief in's Innere vorgedrungen und hat den Amberno- oder Rochus-Fluß, dessen Mündung durch die starken Wassermassen längst die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, in der Länge eines Breitengrades untersucht, bis wo die Katarakten die Fortsetzung der Fahrt hinderten und den Dampfer „Habicht" in Gefahr brachten. In jeder Hinsicht ist diese Reise ein würdiges Gegenstück zu den in den Jahren 1875—1877 durch den italienischen Naturforscher d'Albertis auf dem Fly-Fluß unternommenen Fahrten. Wohl ist man damals von der Südküste aus $3\,^1/_2{}^0$ in's Innere vorgedrungen, aber den weitaus größten Teil dieser Strecke fließt die Fly, ganz wie die großen Ströme Borneo's, durch Flachland; sobald man sich dem Gebirge näherte, mußte auch damals die australische Dampfschaluppe „Newa" die Rückfahrt antreten.

Aus dem Bericht über die erste Reise Morris', 1883, dürfte das seismologisch merkwürdige Faktum zu verzeichnen sein, daß die Mitglieder der Expedition in Doreh den Donner der Katastrophe von Krakatau deutlich vernahmen; das andere war die Auffindung der Fahrstraße für Seeschiffe durch den Hauptarm des Rochus-Delta's bis in den Strom.

Die zweite Fahrt wäre wohl nicht gleich das folgende Jahr erfolgt, wenn nicht Holland gefürchtet hätte, den Entdeckerruhm auf England übergehen sehen zu müssen, falls Wilfred Powell, „der Erforscher Neu-Britanniens", seine Expedition zur Erforschung Neu-Guinea's längs des Amberno ausrüsten würde. Kaum ein anderer durfte einen besseren Erfolg gewährleisten als Powell, der durch langen Verkehr mit den Papuas zur Führung einer solchen Expedition vorbereitet war. So eilte denn Holland, diesem zuvor zu kommen, und das Resultat dieser zweiten Entdeckungsreise Braam-Morris' ist außer erweiterter Kenntnis des Landesinnern und Volkes auch eine kartographisch sichere Zeichnung der gesamten Nordküste des Niederländischen Neu-Guinea, zumal der Strecke zwischen der Geelvink- und Humboldt-Bai.

Durch diese Entdeckungen war nun in Holland wiederum die Frage nach einer natürlichen Ostgrenzlinie des Niederländischen Neu-Guinea angeregt worden, und die Meinungen gingen weit auseinander. Der 141. Meridian ö. G. ist einstweilen an der Nord- und Südküste die Demarkationslinie der niederländischen Besitzungen, und dieses ist keineswegs die Wasserscheide. Aus den Fahrten d'Albertis' auf der Fly ergibt sich, daß dieser Strom, der einige Grade östlich von der niederländischen Grenzlinie mündet, in seinem Oberlaufe westlich dieser Linie fließt. Auch rein an der Küste ist die Grenze nicht sonderlich glücklich gewählt; im Süden ist sie durch kein geographisches Einzelrelief gekennzeichnet. In Rücksicht auf die Nähe Australiens und die zu erwartende Festigung der Engländer auf der Südküste wurde daher schon früher der Vorschlag gemacht, sich bis dahin westwärts zurück zu ziehen, wo unter 6^0 45′ s. Br. eine Landzunge lang aus der Küstenlinie vorspringt. Auch auf der Nordküste bildet Kap Bonpland, die Nordostecke der Humboldt-Bai, einen nicht bequemen Grenzpunkt; hier wünschte man die Grenze bis zum Kap del la Torre unter 144^0 31′ ö. L. Gr. hinauszuschieben.[1]

Am 6. Oktober 1884 proklamierte das englische Kriegsschiff „Nelson" in der vor reichlich einem Jahrhundert durch Bougainville entdeckten Orangerie-Bai die Herrschaft Englands über die Südküste vom $141.^0$ bis zum Ostkap,

[1] Nach dem Bericht des P. I. B. C. Robidé van der Aa, Bydragen tot de in Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. X. 1.

[1] In den meisten Karten und geographischen Handbüchern wird dieses Vorgebirge della Torre benannt, als sei der Name italienisch, da es doch nach dem alten spanischen Seefahrer Bernardo de la Torre den Namen hat, der früher mit Unrecht als Mitentdecker Neu-Guinea's aufgeführt wurde.

dem östlichsten Punkte Neu-Guinea's unter 150° 48′ ö. L. und 10° 14′ s. Br., und bald darauf wurden auch die jenseit der Göschenstraße gelegenen d'Entrecasteaux-Inseln, die Woodlark- und Huongolf-Inseln unter englisches Protektorat gestellt.

In seinem großen Werke über Neu-Guinea sprach bereits vor einigen Jahren der holländische Geograph Robidé v. d. Aa die Befürchtung aus, „daß die so sehr nach Kolonialbesitz strebenden Deutschen einmal ihre Kräfte versuchen möchten auf der Nordostecke und den sich halbmondförmig davor ausbreitenden Inseln Neu-Britannien, Neu-Irland und Neu-Hannover." Petermann's gelehrter Nachfolger, Dr. E. Behm, hatte für den Gedanken nur ein ironisches Lächeln. Das Klima von Neu-Guinea stand bei ihm in schlechtem Geruch, und er fürchtete, daß der Astrolabe-Golf zu bald ein deutsches Cayenne werden würde. (Mitteil. 1880, S. 121). Nun, die Kriegsschiffe „Elisabeth" und „Hyäne" haben auf dem Archipel der Salamons-Inseln, auf den Admiralitäts-Inseln noch dazu die deutsche Flagge gehißt. Den Holländern ist dadurch unmöglich gemacht, ihre Nordküstengrenze um etwa 4° ostwärts zu verschieben, aber weit mehr als in Holland hat man sich in den australischen Kolonien über diesen Schritt des Deutschen Reiches ereifert. Der „raubgierige" Name des einen deutschen Schiffes mochte den bedrückten australischen Herzen doch zu unheilverkündend klingen. England aber wurde veranlaßt, bis zum Kap Nelson vorzugehen und die Luisiaden unter seine Fittige zu nehmen. Das aber wird für Neu-Guinea die Folge sein, daß alle drei Besitzmächte dieser Insel, von der das niederländische „Gebiet" allein die Größe von Nord- und Mittelitalien übersteigt, sich beeifern werden, die Kenntnis von Land und Volk zu erweitern. Aus diesem Grunde dürfte auch der Bericht über die beiden Reisen des Residenten van Braam-Moris den Lesern des „Ausland" willkommen sein.

Erste Reise, vom 24. August bis 21. September 1883. Der Hauptzweck dieser Dienstreise des Residenten von Ternate war, an den vornehmsten Punkten der unter niederländischer Herrschaft stehenden Nordküste Neu-Guinea's die holländische Flagge zu entfalten, um zugleich, wo solches erforderlich sein würde, bestehende Differenzen zwischen niederländischen Behörden und Papuastämmen zu schlichten.

Der „Sing Tijn" dampfte geradewegs von Ternate durch die Sagewienstraße nach den Mapia-Inseln, einem einsamen Archipel nördlich der Geelvink-Bai, der bloß aus dem Grunde zu Niederländisch Indien gerechnet wird, weil ihm die Neu-Guinea-Küste das nächste Land ist. Erst 1879 bekümmerte sich die indische Regierung um den geringen Rest der Urbevölkerung, der dem früher von Gebeh-Indiern angestifteten Blutbade entgangen war. Diese Inselgruppe wird in Lehrbüchern und Karten nicht selten verwechselt und verwirrt mit einer kleinen Eilandsgruppe Meskarowar, nördlich vom Westpunkte der Schouten-Inseln, wohin vielmehr die unter dem Aequator nördlich von der Amberno-Mündung gezeichnete Stephans-Insel zu verlegen sein wird. Auf den Mapia-Inseln haben sich die wenigen Urbewohner, ihre Zahl wird auf 13 angegeben, allmählich mit den von den europäischen Koprahändlern dorthin geführten Arbeitern von der Insel Yap (Karolinen) vermischt, und die Frauen kleiden sich denn auch in das auf Yap gebräuchliche lange Hemdkleid.

Ueber Doreh und Korrido ging die Reise ohne viel Aufenthalt weiter nach Jamma und der Walckenaer-Bai. Jamma ist eine kleine Insel nahe der Walckenaer-Bai, selbst wenig produktiv, aber Stapelplatz des Koprahandels der nahen Neu-Guinea-Küste. Es ist die östliche Insel der kleinen Gruppe unter 139° 15′ ö. L., zu der noch das westliche Wakdé und südlich Massi gehört. Die Bevölkerung ist an Fremde gewöhnt und äußerst gutmütig. Die Männer tragen hier wie in der Walckenaer-Bai kein Lendenkleid, sondern nur einen Schamlappen, die Frauen vorne und hinten ein Stück geschlagene Baumrinde oder ein kleines Bastgeflecht. Die Reisenden sahen hier ein Karowari (Tempel), gebaut wie die übrigen Wohnhäuser, nur größer und schöner. Mit roter Erde, weißer und schwarzer Farbe waren auf die Wände allerhand Arabesken gemalt, hier und da auch männliche und weibliche Götzenbilder, von denen die ersteren sich durch übermäßig großen Phallus hervorthaten. In einer Ecke des Binnenraumes standen etwa 50 Bambusflöten, 4 bis 5 Fuß lang, womit an Festen wohllautende Musik gemacht wird. Aehnliche heilige Flöten wurden auch auf Wakdé und auf den Inseln der Humboldt-Bai gefunden.

Von Jamma wurde ein Dolmetscher mitgenommen, der Malayisch verstand und die Sprachen der Walckenaer- und Sadipi-Insulaner kannte, und nun ging die Fahrt an die Küste, wo an der Mündung eines großen Flusses angelegt wurde, die auf keiner Karte verzeichnet steht.[1] Den Fluß hinauf erreichte man bald eine Ansiedelung, Taronta, ein paar Stunden später in einer großen, freien Lagune den großen Kampong Moppa und in der Nähe noch Koroassi. Die 3—4000 Bewohner dieser Kampongs gehören zum Stamme der Bongos; sie sind gutmütig und ehrlich. Wohl hundert Prauen, besetzt mit Männern und Frauen, begleiteten das Schiff, das die Lagune umfuhr. Da die Reisenden den Bitten der Eingeborenen, in ihre Hütten zu kommen, nicht zu willfahren vermochten, zumal dieselben in den See gebaut waren, so teilte man Tabak, Glasperlen und andere Kleinigkeiten aus, wobei jedoch alles unverschämte Betteln unterblieb.

Die Flußufer zeigten einen erstaunlichen Reichtum von Cocosbäumen. Die Kopra-Ernte ist sehr ergiebig, 250 Nüsse werden mit einem Parang (etwa 1 Mark) bezahlt. Der Fluß heißt Witriwai, er mündet in die Walckenaer-Bai, den Inseln Podena und Anoes gegenüber. Seine Tiefe

[1] Auf den meisten (französischen) Karten ist die Küste als sehr gebirgig gezeichnet, entgegen den Bemerkungen Tasman's, der sie als eben und stark bewässert nennt.

beträgt nicht über 6 Fuß, der Stromgang ist gering, im Meere nicht mehr erkennbar. Die Eingeborenen befahren ihn mit ihren Prauen, die 6—8 Fuß lang, unten rund und eben breit genug sind, daß ein Mann sitzen kann. Die nicht Beschäftigten sitzen auf dem Rand des Fahrzeuges, bei dem Ausleger. Die Frauen gebrauchen breitere Prauen, die weniger leicht umschlagen und gestatten, daß sie auf dem Boden sitzen.

Etwa zwei deutsche Meilen östlich mündet der Witriwai, dessen stärkere Strömung noch weit in's Meer erkennbar bleibt; vielleicht ist der Witriwai nur eine alte, verschlossene Mündung dieses Stromes, der an der stark brandenden Küste 80 m. breit und an 7 Fuß tief ist. Zum Teil längs des Strandes, zum Teil am linken Ufer des Flusses, ist ein Kampong, bevölkert von Leuten aus dem vorhin erwähnten Karoassi, selbst Koroassi genannt. Hier, wie schon in der Bucht der Witriwai und wie später noch vielfach, wurde dem Ort eine holländische Flagge und eine Prau-Flagge von Tidore geschenkt, um sie gelegentlich zu zeigen, wenn ein Schiff herkäme.

Nach kurzem Besuch in Terfia an der Matterer-Bai wurde die Sadipi-Bai (zirka 140° 30′ ö. L.) angefahren. Die Bai zeigte 35 Faden Wasser. Das Gebirge fällt hier steil in's Meer und steigt im Zyklop bis zu einer Höhe von 3000 Fuß an. Die drei Kampongs in der Bai, Tabirap in der Tiefe, Tavefa an der Ost-, Djakari an der Westküste, mögen zusammen einige Tausend Seelen zählen. Die Bauart der Häuser ist wie in der Walckenaers-Bai. Die Bewohner treiben etwas Ackerbau; man findet umzäunte Gartenfelder; Fischfang bildet den Hauptnahrungszweig. Die Männer und jungen Mädchen gehen nackt, die verheirateten Frauen tragen einen selbstgewebten Rock. Zahme Ferkel dienen statt der Schoßhündchen. Die Leute erwiesen sich als sehr freundlich, forderten die Reisenden wiederholt auf bei ihnen zu übernachten, versprachen ihnen auch für die Nacht weibliche Gesellschaft, was nun ebenso freundlichst abgelehnt wurde. Die Papuas der Sadipi-Bai sind noch wenig mit Fremden in Berührung gekommen; sie kommen nur dann und wann nach Djamna, um Cocosnüsse, Trepang und Schildpatt gegen Eisen zu vertauschen. Mit den Bewohnern des Gebirges stehen sie auf freundschaftlichem Fuße, obwohl diese von anderem Stamme sind.

Tandjung Mèr, die Ostecke des Sadipi-Busens, ist ein steiler, roter Felsen, ein Ausläufer des Zyklop-Gebirges, dessen höchste Spitze von den Eingeborenen Doffon genannt wird. Zwischen der Walckenaers- und Humboldt-Bai münden keine nennenswerten Flüsse; der Wiriwai und der Amberno sind die Hauptströme auf der Nordküste zwischen der Geelvink- und Humboldt-Bai.

In der Humboldt-Bai wurde vor dem Eingang der Binnenbai in der Südwestecke Anker geworfen, da das übrige Ufer unbewohnt ist. Die Reisenden wurden von den Bewohnern der Kampongs, einer rohen, selbst bei ihren Nachbarn verschrieenen Bande, stark belästigt. Holländische Behörden irgendwelcher Art fanden sich auch hier, wie an der ganzen Nordküste Neu-Guinea's, nicht. Man teilte einige Flaggen aus, die im Karowari (Tempel) aufzubewahren und landenden Schiffen zu zeigen seien, und nagelte einen holländischen Wappenschild an eine Casuarine auf einer kleinen Insel, da aus dem Kampong bereits drei solche Hoheitszeichen waren gestohlen worden durch die Einwohner anderer Kampongs. Dann wurde die Rückfahrt angetreten nach dem Rochus-Fluß.

Die Bewohner dieses ganzen Küstenstrichs gehen nackt; nur ein schmaler Schurz deckt die Blöße, und die Frauen tragen ein kurzes Röckchen und sind häufig auf Brust, Rücken und Schultern blau tätowiert. Männer wie Frauen tragen kurzes oder einfach gekräuseltes Haar. Die Männer sind rauher und wüster als die weiter westwärts wohnenden. Einige, denen untersagt wurde, an Bord zu kommen, spannten wie zur Bedrohung den Bogen, und als das Schiff abfuhr, warf ein Papua, der vielleicht nach seiner Meinung zu wenig Tabak geschenkt bekommen, ein brennendes Holzscheit, ohne dafür gezüchtigt werden zu können, da seine Prau zwischen mehr als 50 anderen lag. Das Volk ist von Natur nicht das bösartigste, aber wie Kinder sind sie bei der unbedeutendsten Veranlassung zu bösen Streichen geneigt.

Der östliche Mündungsarm des Amberno-Flusses ist sehr breit und schon von weitem zu erkennen, jedoch ohne Strömung in See; über der Barre steht das Hochwasser 2 Faden, innerhalb der Mündung 9—10 Faden. Es ist wahrscheinlich ein oberhalb versandeter Flußarm und aus diesem Grunde ohne Strömung. Kampongs fanden sich stundenweit stromaufwärts nicht. Der zweite Mündungsarm ist ein wenig östlich vom Kap d'Urville, mit so starker Strömung seewärts, daß das Oberwasser süß ist, und einer solchen Tiefe (über drei Faden), daß es möglich ist, ihn aufwärts mit Seeschiffen zu befahren. Ungünstiger Wind und hohe See verhinderten für diesmal die Einfahrt. Am Ufer zeigten sich einige Eingeborene; sobald man sich ihnen aber näherte, schlugen sie sich seitwärts in die Büsche Ein Dolmetscher war nicht an Bord und so ließ sich weiter nichts von ihnen und über sie erfahren. Aus dem Fehlen der Ausleger an ihren schmalen Fahrzeugen (Sampangs) ist zu schließen, daß sie sich nicht auf's Meer begeben.

Die Rückfahrt ging über Jappen (Jobi) in der Geelvink-Bai, wo an der Südküste Strandbewohner aus Eifersucht, daß die Kauffahrer nicht mehr durch ihre Vermittlung Handel mit den Bergstämmen trieben, einige Seeleute ermordet oder gefangen fortgeführt und dann, in Erwartung der gerichtlichen Untersuchung, ihren Kampong in die Berge verlegt hatten. Der Resident vermochte nichts auszurichten.

Ansus ist von Alters der vornehmste Handelsplatz Jappens; ein Radja verwaltet im Namen der niederländischen Regierung. Bedeutende holländische Firmen machen

in Damaraharz; doch ist der Verkehr mit den Binnenlands-Bewohnern nicht leicht, da auf der Insel sechs verschiedene Sprachen gesprochen werden. Diese große Menge von Sprachen und Mundarten, deren jede nur von wenig zahlreichen Stämmen gesprochen wird, wird stets ein Haupthindernis sein, mit den Bergvölkern Neu-Guinea's bekannt zu werden.

In Doreh traf der Resident den Häuptling von Gebeh, der vorgeblich namens des Sultans von Tidor gekommen war, Tribut einzufordern. Die Erinnerung an die ehemalige Herrschaft des Tidoreischen Sultans über die Nordküste Neu-Guinea's war bei den Papuas noch so mächtig, daß der Tribut und sonstiges nicht war verweigert worden. Der Resident, den auf der ganzen Reise ein Tidoreischer Prinz begleitet hatte, nahm den Häuptling gefangen, um die Ruhe in Doreh herzustellen und dem Sultan von Tidor Gelegenheit zu geben, den frechen Vasallen zu richten. So wurden auch die Radjas von Salawatti und Waigëu, die wegen Belästigung von Handelsfahrzeugen waren verklagt worden, in ihre Schranken zurückgewiesen.

Zweite Reise, vom 11. Juli bis 5. August 1884. Der Zweck dieser Reise war, den Amberno so weit nur möglich hinauf zu fahren, mit der Urbevölkerung Berührung zu suchen und überhaupt geographische und ethnographische Untersuchungen zu machen. Allgemein wurde vorausgesetzt, daß am Amberno eine zahlreiche Bevölkerung wohne, und daß man auf dem majestätischen Strom tief in's Binnenland vorzudringen imstande sei. Ein Blick auf die vorhandenen Karten ist hinreichend, um solche Voraussetzung begreiflich zu finden; mehr als 10 größere und kleinere Flußarme, über eine Küstenlinie von mehr als 150 e. Ml. verteilt, werden dort als Mündungen des Amberno dargestellt.

In Doreh schloß sich der Missionar van Hasselt, der durch zwanzigjährige Arbeit in der Geelvink-Bai mit Sprachen, Sitten und Gewohnheiten der Papuas auf's beste bekannt wurde, bereitwillig an. Die erste Flußmündung, die man antraf, ist der Aiberan; das Wasser ist sehr trübe, die Strömung zeichnet sich noch weit in's Meer ab. Es ist an der Ostküste der Geelvink-Bai der erste Fluß von Belang; eine nicht geringe Zahl von Küstenunterbrechungen sind nur Bäche, durch die tiefer landeinwärts gelegene Lagunen entwässert werden. Flußwasser, stets an seiner Farbe zu erkennen, strömt nicht aus.

Die nördlichste Mündung des Amberno liegt 137° 55′ 53″ ö. L. und 1° 25′ 30″ s. Br. Die starke Strömung machte dem „Habicht" Mühe, einzufahren. Weiter wurde nun die Fahrstraße durch häufige Lotungen gehalten. Der erste Kampong, den man antraf, war von seinen Bewohnern verlassen; man hinterließ in den Häusern der aus Furcht Geflohenen Messer und Glaskorallen und fuhr weiter. Hier und da am Ufer wurde man einzelne Hütten gewahr, sie waren aber verlassen. Einige Meilen landeinwärts traf man einen Kampong, Pauwi, dessen Bewohner noch nicht in den Busch geflohen waren und auf Zureden eines Papuanen, der den Residenten begleitete, und nach Austeilung von Geschenken zutraulich wurden, so daß die ganze männliche Bevölkerung in ihren Sampangs das Schiff umschwamm. An Bord kam erst dann jemand, nachdem sich der papuanische Dolmetscher als Geisel in einen ihrer Kähne gesetzt. Der kühne erste Besteiger des Schiffes besah sich nun, aber ängstlich, alles um ihn her. Die Schlachtochsen machten offenbar den größten Eindruck, er war bei ihrem Anblick nahe daran, über Bord zu springen. Da er jedoch entdeckte, daß die Tiere so gar gefährlich nicht seien, wie sie ihm aussahen, rief er seine Genossen, die nun alle an Bord stiegen und nach und nach so sehr alle Furcht verloren, daß sie sich selbst photographieren ließen.

Die Bevölkerung von Pauwi, 83 Seelen in 7 elenden Hütten, zeigte sich nach Kleidung und Schmuck als vom Stamme der Geelvinkbai-Papuas. Auf die Frage, woher sie die Korallen, Messer ꝛc., die man bei ihnen fand, bekommen, nannten sie die Insel Kruda (in der Geelvink-Bai, östlich von Jappen), mit deren Bewohnern sie Verkehr hielten. Ein Arm des Amberno, südlich von Pauwi, mündet gegenüber der Insel, ist aber nur für Sampangs befahrbar.

Von Pauwi wurde im Abstand von 20 e. Ml. in SSO. Hügelland gesehen, allmählich wurden die Flußufer höher und steiler, der Fluß verengte sich mehr und mehr, behielt aber eine mittlere Tiefe von 6 Faden. Bald jedoch minderte sich die Tiefe plötzlich auf 2 ½ Faden, das Schiff geriet in der Nähe einer Insel, hernach Habichtsinsel genannt, auf eine Sandbank, der Strom, in der Stärke von 4 ½ Meilen, trieb es auf die Seite und quer, und man sah sich genötigt, die Lebensmittel an Land (auf die Insel) zu bergen, Zelte aufzuschlagen, und Bivouak zu beziehen. Das erleichterte Schiff schob sich im Laufe des folgenden Tages wieder in's Fahrwasser, man brachte die Güter ein und trat den Rückzug an, da es unmöglich schien, mit dem Schiffe stromaufwärts weiter vorzudringen. Der Bivouakpunkt auf Habicht-Eiland liegt 138° 2′ 8″ ö. L. und 2° 20′ s. Br. Das holländische Wappen wurde an einen Baum genagelt.

Bei einem Kampong, versteckt im Grün, Kukunduri genannt, traf man am Ufer wüst aussehende Eingeborene, die mit Pfeil und Bogen schußfertig einen Kriegstanz aufführten. Einige hingeworfene Geschenke stimmten sie freundschaftlich, sie ließen die Reisenden an's Ufer, doch nicht an's Land kommen, trotzdem sie zum Zeichen ihrer Freundschaft sich Brust und Leib mit Flußwasser netzten. Man tauschte von ihnen nie zuvor gesehene Zierraten ein.

Bei Kerkhoven-Eiland (nach einem begleitenden Marine-Lieutenant benannt) wurde das Schiff von Sampangs umringt. Der Kampong Mawa, 10 höchst primitive Hütten, war von den Flüchtlingen wieder bewohnt, die wohl von Pauwi her mit den Absichten der Reisenden waren bekannt

geworden. Sie brachten allerlei Tauschartikel, auch Cocosnüsse, die gewiß aus dem westlichen Binnenland stammten, denn hier war weit und breit kein Cocosnußbaum zu finden. Die Bevölkerung kann auf 100 Seelen geschätzt werden; die Männer hatten alle Furcht abgelegt, einige wurden photographiert. Einige Weiber, die aus dem Busch zum Vorschein kamen, flüchteten, sobald man ihnen näher kam. Reichliche Geschenke wurden ausgeteilt.

Pauwi wurde nochmals besucht. Die Männer thaten wie alte Bekannte, erzählten von anderen Kampongs landeinwärts, Mapi, Kabomi 2c.; mit den Tabi im Osten sind sie auch bekannt, der Verkehr kann jedoch nur längs der Küste statthaben, der Sümpfe wegen, die sich östlich vom Amberno ausbreiten. Auch der Kampong Teba an der Mündung des Flusses war nun bewohnt, die Eingeborenen folgten dem Schiff in ihren Kähnen bis an die Flußbarre, über die zu kommen die eben eingetretene Flut benutzt werden sollte; so mußte man darauf verzichten, sich näher mit ihnen einzulassen.

Bei den Eingeborenen heißt der Amberno Mamberan oder ähnlich, was alles „großer Fluß" bedeutet; den Namen Rochus gab ihm der Forscher Gronovius 1850 nach dem damaligen General-Gouverneur Rochus, um die Bedeutung dieses Flusses anzudeuten, der in der Folge noch zu großen binnenländischen Entdeckungen führen sollte." Der Amberno ist, wenngleich an 60 e. Ml. mit Seeschiffen gut befahrbar, nicht der imposante Strom, den man bis dahin in ihm erwartet hat. Er hat nach Morris nur eine Mündung, verliert aber vermutlich viel Wasser durch die Sümpfe, die seine Ufer einschließen. Die zahllosen, sich an der Ostküste der Geelvink-Bay zwischen 1° 20′ und 2° 30′ s. Br. befindenden Oeffnungen der Küste sind keine Flußmündungen, mit Ausnahme der Aiberan und Kei, sondern Abzugskanäle der landeinwärts gelegenen Lagunen oder versandeter ehemaliger Flußarme. Das Meer vor diesen Mündungen ist farblos, während vor bedeutenden Flußmündungen eine starke Strömung wahrzunehmen ist. Daß die Eingeborenen, auch die Kurudu gegenüber und an dem Kei (südlich von Kurudu mündend) wohnenden, den Amberno so nennen, zeigt an, daß in dieser Gegend kein größerer Fluß angetroffen wird. Der Kei scheint nicht bedeutend zu sein und wenig Wasser zu führen, da der Kampong dieses Namens über den Fluß angelegt ist. Aus dem Kei kann man nach den Berichten der Eingeborenen landeinwärts mit Fahrzeugen in den Amberno gelangen; die zahlreichen Sümpfe und Lagunen längs der Küste mögen dazu die Gelegenheit bieten.

Die Lagunengegenden beiderseit des Flusses sind höchst wahrscheinlich besser bevölkert als die Ufer des Amberno; die am Fluß angetroffenen wenigen Kampongs mögen zeitweilige Niederlassungen sein. Die Papuas bauen, wenn irgend möglich, ins Wasser und wählen dazu geschützte Plätze am Strand, in Buchten, Lagunen und Flußmündungen, wo wenig Strömung ist. Der Amberno fließt zu stark und ist zu tief, um darin zu bauen und darauf zu fahren; auch wohnt man sicherer in einer Lagune mit schmalem Zugang als am breiten Strom. Das ist von Belang in einem Lande, wo jeder Stamm der Feind des anderen ist und Raubzüge an der Tagesordnung sind. Dennoch scheint, als ob die Lagunenbevölkerung ihre Hauptnahrung, Sago, an den Ufern des Amberno sammelt. Die Sagopalme gedeiht am besten in Süßwasser und deshalb in den Lagunenstrecken mit ihrem Brackwasser minder gut. Am Amberno sieht man nur Sagopalmenhaine.

Die Stromgeschwindigkeit des Amberno von 4 ½ Ml. bei der Habicht-Insel, sein trübes graues Wasser lassen unfern des Endpunktes dieser Reise bedeutende Stromschnellen oder Wasserfälle vermuten; auch die eigenartig abgeschliffenen, gerippten Geröllstücke von Sandstein auf den Bänken bei der Insel lassen eine Stromsperre wahrnehmen. Da aber der Fluß an dieser Stelle noch 400—500 m. breit ist, so ist wahrscheinlich, daß er fern im Binnenlande entspringt und sich durch das van Rees-Gebirge (südlich von 2° 20′) seinen Weg bahnt. Vielleicht ist er oberhalb der Fälle wieder auf weite Strecken fahrbar, ähnlich den großen afrikanischen Strömen. — Neuguinea wird hoffentlich jetzt die längste Zeit die unbekannteste Insel der Erde gewesen sein. G. Coordes.

Die Arbeiten am Karst.

Wie bereits in Nr. 11 des „Ausland" erwähnt wurde, hat der Oesterreichische Touristenklub ein Komité eingesetzt, dem eine ungemein interessante und dankbare Aufgabe zur Lösung übertragen wurde. Wir erfahren nun über den Umfang dieser Aufgabe und über die zur Lösung derselben vorgeschlagenen Mittel nachstehendes von eingeweihter Seite.

Bekanntlich bildet der Karst ein Hochplateau, welches vom Adriatischen Meere sich in nördlicher Richtung bis zur Laibacher Ebene hinzieht. In dieses Plateau eingesenkt, befinden sich zahlreiche Mulden von größeren oder kleineren Dimensionen, von denen man die bedeutenderen Kesselthäler und die minder bedeutenden Dalinen nennt. Die unlöslichen Teile des durch Atmosphärilien zerstörten Kreidekalkes, der am Karst vorherrscht, werden von den meist kahlen Rücken, welche die einzelnen Kesselthäler scheiden, in die Mulden hinabgeschwemmt und bilden das einzige fruchtbare Land. Demzufolge befinden sich auch alle Ansiedelungen an den Rändern dieser Kesselthäler, jedoch fast nie im Grunde derselben, wo sie alljährlich zu wiederholtenmalen überflutet werden würden.

Diese periodischen Ueberschwemmungen bedecken mitunter den einzigen vorhandenen produktiven Boden durch so lange Zeit, daß an ein Einbringen der spärlichen Heuernte nicht gedacht werden kann, und wenn dies in günstigen Jahren möglich ist, so ist das Heu dann oft so sehr

mit Schlamm bedeckt, daß es nicht mehr als Viehfutter, sondern nur mehr als Streu verwendet werden kann. Die Ursache dieser periodischen Ueberschwemmungen liegt in den ungünstigen Abflußverhältnissen in den meisten dieser Kesselthäler, in welche die atmosphärischen Niederschläge von den kahlen Gehängen rasch in die Kessel abfließen und sich dort stauen, weil die unterirdischen Abzugskanäle bei weitem unzureichend sind. Das sogenannte Phänomen des Zirknitzersee's ist nichts anderes als eine derartige Folge unzureichender Abzugskanäle, und es steht in Krain, wo derartige Seen sich alljährlich nach Dutzenden bilden und wieder austrocknen, durchaus nicht so allein da, als es die älteren und mitunter vielleicht auch neuere Geographen meinen.

Glücklich sind jene Thäler, denen so mächtige Höhlen als Abzugskanäle dienen, wie das Adelsberger Thal an seiner weltberühmten Grotte und an der nahe dabei gelegenen Schwarzbachhöhle bei Groß-Ottok deren gleich zwei besitzt. Schlimmer daran sind aber jene Kesselthäler, denen nur unbedeutende, leicht verschlammende Sauglöcher zu Gebote stehen, wie z. B. das Planina-Thal. Das einzige Hülfsmittel, welches man bisher anwandte, war: das Ausräumen dieser sogenannten Sauglöcher nach jeder Ueberschwemmung, was aber von der Bevölkerung nur mit Widerwillen vorgenommen wurde, weil dieselbe nicht ganz mit Unrecht darin eine Sisyphusarbeit darin erblickte. Zu einer radikalen Abhülfe fehlten die Mittel und vielleicht auch das Verständnis, denn das Volk ist arm und durch die sprachliche Verschiedenheit außer Kontakt mit den Fortschritten deutschen Wissens und deutscher Kultur.

Seit mehreren Jahren wird nun in den Kreisen der Sektion für Höhlenkunde des Oesterreichischen Touristenklubs eine lebhafte Agitation betrieben, um die Behörden darauf aufmerksam zu machen, daß etwas geschehen solle, um jenen Kalamitäten abzuhelfen, unter denen die Bevölkerung der krainerischen Kesselthäler leidet. Der Präsident dieser Sektion, der berühmte Geologe Herr Hofrat v. Hauer, hat ein wissenschaftliches Gutachten verfaßt, über den mutmaßlichen Zusammenhang der unterirdischen Gewässer in Krain, welches in der „Oesterreichischen Touristen-Zeitung" (Nr. 3 und 4 vom Jahre 1883) publiziert und außerdem in mehreren Hundert Separatabdrücken versandt wurde. Die erwartete Wirkung, daß die Behörden infolgedessen diese Angelegenheit in die Hand nehmen werden, blieb aus, und es erübrigte nichts anderes, als selbständig vorzugehen und an einem Beispiele darzuthun, in welcher Weise gearbeitet werden soll.

Der Zentralausschuß des Oesterreichischen Touristenklubs setzte demzufolge das bereits erwähnte Spezialkomité ein, dem nachträglich auch der Reichsratsabgeordnete Professor Sueß beigetreten ist, und bewilligte für die ersten Arbeiten eine Subvention von 300 Gulden. Gleichzeitig wurde die Mitwirkung der Generaldirektion der Südbahn-Gesellschaft erbeten, die in höchst zuvorkommender Weise zugesagt wurde, und die dem Abgeordnetenhause angehörigen Mitglieder des Karstkomite's verwendeten sich persönlich um eine Staatssubvention für diese nationalökonomisch höchst wichtigen Arbeiten. Es ist auch zu hoffen, daß eine solche bewilligt werde, da man die Durchführung eines so umfassenden Programmes, wie die Entwässerung einer ganzen Provinz, wohl nicht dem Opfermute eines einzelnen Vereines aufbürden darf, der die Frage aus eigener Kraft nicht allein oder nicht so umfassend zu lösen vermag, als es bei der großen Anzahl der betreffenden Thäler wünschenswert wäre.

Das Karstkomité beabsichtigt daher auch vorläufig nur eine Probearbeit durchzuführen, um an derselben den Beweis zu liefern, daß nach dem vom Komité aufgestellten Modus eine dauernde Eröffnung von unterirdischen Verbindungswegen möglich sei, die weit genug in ihrem Querschnitte sein sollen, um auch größere Mengen von Niederschlägen rasch abzuführen. Dieser Modus besteht in folgendem: Anstatt des mühevollen und stets zu wiederholenden Ausräumens der Sauglöcher sollen die auf theoretischem Wege ermittelten Kanäle von unten her ausgeräumt und erweitert werden. Als Angriffspunkte sollen die Naturschächte dienen, welche entlang solcher Wasserläufe stets zu finden sind. Für die Strecke Adelsberg-Planina wurde als erstes Angriffsobjekt die Piuka Jama (Poik-Höhle) gewählt, die etwa zwei Kilometer von der Adelsberger-Grotte entfernt ist.

Die Piuka Jama ist ein 70 m. tiefer Naturschacht, an dessen Grund sich eine Höhle öffnet, die von einem Flusse durchströmt wird, den Schmidl schon auf 300 m. stromabwärts und 700 m. stromaufwärts verfolgt hat. Es soll nun auf diesem Flusse entlang, den Schmidl für die Poik hielt, stromaufwärts in der Weise vorgedrungen werden, daß die durch Deckenbrüche hervorgerufenen Stauungen durch Sprengungen beseitigt werden, um die Decke der Höhle dort frei zu bekommen, wo Schmidl das Ende derselben fand. Diese Arbeit soll bei günstigem Wasserstande unter Leitung des Höhlenforschers Fr. Kraus und jener der von der Generaldirektion der Südbahn-Gesellschaft delegierten Ingenieuren in den Sommermonaten durchgeführt werden.

Um diese nicht ganz ungefährliche Arbeit zu erleichtern, wurde, insbesondere wegen des Hinabschaffens der Boote und der sonstigen erforderlichen Materialien, in die Piuka Jama ein Steig gebaut, im Kostenbetrage von 130 Gulden.

Außer der Piuka Jama werden aber auch andere Naturschächte in der Nähe derselben untersucht werden, um zu erfahren, ob die Hochwässer nicht etwa im Sommer dort ausbleiben, was weder in der Adelsberger-Grotte, noch in der Piuka Jama der Fall sein soll. Die Konstatierung der Identität der Gewässer in den stromabwärts gelegenen Höhlen soll durch unschädliche Färbemittel geschehen, und nach erfolgtem Durchbruche nach oben soll

mit der gleichen Arbeit von der nächsten Schachthöhle aus begonnen werden, so daß successive das ganze unterirdische Stromgebiet mit allen seinen Verästungen, in Verbindung gebracht werden kann.

Aehnliche Arbeiten sollen auch unter der Leitung des Obmannes der Wassergenossenschaft von Planina, Herrn Dr. Mayer, auf der Strecke Planina-Oberlaibach unternommen werden, damit vor Beendigung der Arbeiten bei Adelsberg die Abflußverhältnisse des Planina-Thales schon in so weit verbessert seien, daß auch eine vermehrte Wasserzufuhr dort nicht mehr schaden kann. Nachdem im Planina-Thale sich die Gewässer der von Adelsberg her, aus der Kleinhäusler-Grotte strömenden Poik, mit jenen, die ebenfalls auf unterirdischem Wege von Zirknitz kommen, zur „Unz" vereinigen, so ist es begreiflich, daß erst dieses Thal gesichert sein muß, ehe man den Niederschlägen eines Gesamtgebietes von mehr als zehn Quadratmeilen einen ungehinderten Zufluß nach Planina eröffnen darf. Das Projekt der Trockenlegung des Zirknitzer-Beckens muß ebenfalls bis dahin aufgespart werden, insoweit es jene Gerinne betrifft, die in Planina münden. Der Zirknitzer-See entsendet nämlich außerdem auch noch andere unterirdische Wasseradern, deren Verlauf jedoch sehr hypothetisch ist, und er erhält wieder Zuflüsse aus höher gelegenen Kesselthälern, die erst nach der Trockenlegung des Zirknitzer Beckens entwässert werden dürfen.

Wenn es gelingt, diesen großartigen Plan zu verwirklichen, so werden ungeheure Räume zugänglich, von deren Existenz man bisher nur eine Ahnung hatte. Die Länge des Grottensystems von Adelsberg allein dürfte an acht deutsche Meilen betragen, jenes von Planina-Oberlaibach vier u. s. f. Die schönsten Partien dürften in der Strecke Planina-Mühlthal-Zirknitz liegen, weil hier ein großer Teil der ehemaligen Höhle bereits eingestürzt ist und den „Rackbach" in einer tiefen Schlucht sichtbar werden läßt, über welche zwei Naturbrücken als letzte Zeugen der ehemaligen Höhlendecke sich in weitem Bogen spannen.

Es wird also nicht nur der Forscher der Wissenschaft, sondern auch der Naturbummler vielfache neue Anregung durch die Arbeiten des Karstkomité erhalten, und es ist im Interesse des Fremdenverkehres dort nur zu wünschen, daß auch die Bevölkerung das ihrige dazu beitragen möge, um billigen Anforderungen in diesen Gegenden zu entsprechen, in die sich bisher nur selten der Fuß eines Wanderers (Adelsberg natürlich ausgenommen) verirrt hat.

Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft.[1]

Die Vorträge, welche anläßlich der jüngsten Generalversammlung des vorgenannten Vereins zu Montreal in Canada gehalten wurden, haben zur Förderung der verschiedenen Disziplinen der Erd-, Natur-, Länder- und Völkerkunde so viel schätzbares Material geliefert, daß wir uns für verpflichtet erachten, im Nachstehenden übersichtlich und auszugsweise über dasjenige zu berichten, was in das Gebiet der Anthropologie und Ethnologie einschlägt. — Der Vorsitzende der oben bezeichneten Sektion, Dr. Tylor, gab in seiner Eröffnungsrede eine ausgezeichnete Uebersicht über den Fortschritt der Anthropologie als Wissenschaft, welche in dem britischen wie in dem amerikanischen Verein nun erst diejenige Anerkennung finde, die ihre wissenschaftliche Bedeutung verdiene. Bisher sei sie nur als eine Abteilung der biologischen Sektion behandelt worden; da aber die Mitteilungen allmählich einen weiteren Umfang angenommen haben und zahlreicher geworden seien, so habe man den seitherigen untergeordneten Zustand für unpassend gefunden und auf dieser Versammlung die Anthropologie zum erstenmal mit dem Rang einer eigenen Sektion zugelassen und bezüglich ihrer Beamten eine sehr glückliche Wahl getroffen, welche als Vizepräsidenten die Professoren Boyd Dawkins und Dr. Daniel Wilson und als Sekretäre die Herren G. W. Bloxam, Revd. J. Campbell, Walter Hurst und J. M. P. Lemoine umfasse.

Unter den Vorträgen, welche die größte Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, stand in erster Linie derjenige des Professors Boyd Dawkins über „den Bereich der Eskimos in Raum und Zeit". In demselben vertrat Professor Dawkins abermals mit großem Scharfsinn und Nachdruck seine bekannten Ansichten über die Wahrscheinlichkeit, daß die Eskimos die Ueberlebenden jener prähistorischen Rasse seien, welche man in Europa als die „Höhlenbewohner" kenne. Die Eskimos werden dem Arktischen Ozean entlang von Labrador und Grönland bis an die nordamerikanische Westküste gefunden und erstrecken sich von da hinüber bis nach Asien. Ueberall erscheinen sie als eine zurückweichende Rasse, welche sich in dem Maße allmählich nordwärts zurückziehe, als sie von stärkeren und kriegerischeren Stämmen — in Amerika von den Indianern, in Asien von den Mongolen — gedrängt werde. Die Untersuchungen von M. Dall haben das Zeugnis ergeben, daß sie früher an der Westküste Amerika's, weit südlich von ihren gegenwärtigen Grenzen, wohnten. In Asien beweise, nach Professor Dawkin's Ansicht, einiges sprachliche Zeugnis einen Verkehr oder eine Vermischung zwischen ihnen und den Mongolen an Punkten, welche weit südwestlich von ihren jetzigen Wohnplätzen liegen. Er glaube nicht in der einfachen Thatsache, daß sie eine agglutinative (zusammenklebende) Sprache reden, ein Zeugnis erblicken zu dürfen, daß sie mit den Indianern verwandt seien. Sie seien nach Aussehen, Charakter und Sitten eine besondere eigene Rasse, und es herrsche zwischen ihnen und den Indianern eine starke Abneigung, die in häufige Feindseligkeiten ausarte. Thatsächlich werde immer ein breiter Gürtel bestreitbaren Landes zwischen den

[1] Aus der in Cambridge, Mass., erscheinenden „Science", Nr. 86 und 87 von 1884.

beiden Rassen gelassen. In Asien seien ihre Beziehungen zu den südlichen Nachbarn weit friedlicher. Betrachte man die Verbreitung der Eskimos in der Zeit, so trete man vom Gebiet der Geschichte auf dasjenige der Geologie über, und man müsse auf die sogen. „Höhlenmenschen" zurückgehen, deren Spuren nicht allein in Höhlen, sondern auch den Flußläufen entlang und an anderen Orten gefunden werden. Diese kleideten sich in Tierfelle und trugen lange Handschuhe; sie waren erfahren im Gebrauch der Nadel, welche sie aus Knochen herstellten; sie trugen Halsbänder, bemalten sich die Gesichter, verfertigten Fellschaber, Harpunen, Lanzenspitzen und andere Werkzeuge und Geräte aus Stein und Knochen. Sie waren offenbar eine Rasse von Jägern und Fischern, von ziemlich höherem Typus; sie waren auch Künstler von nicht geringer Geschicklichkeit, wie die Zeichnung eines Renntiers und die Umrisse eines Elefantenkopfes (von welch' beiden Kopien vorgelegt wurden) beweisen. Leider fehle es beinahe ganz an menschlichen Ueberresten, welche dieser Rasse angehörten. Professor Dawkins glaube nämlich nicht, daß irgendwelche von den Skeletten oder Schädeln, welche man gewöhnlich auf dieses Volk beziehe, demselben wirklich angehört haben. Es sei vielmehr aller Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Höhlenbewohner ihre Toten nicht begruben, sondern sie aussetzten den wilden Tieren zur Beute, und insbesondere den Hyänen, welche damals im südlichen Europa in Menge vorkamen. — Diese und alle die anderen kennzeichnenden Eigentümlichkeiten der Höhlenbewohner stimmten genau mit denjenigen der heutigen Eskimos überein. Auch diese seien Jäger und Fischer, tragen Kleider aus Tierhäuten mit langen Handschuhen, haben einen höchst künstlerischen Geschmack und begraben ihre Toten nicht. Wenn man die Frage stelle: Wie kamen sie dazu, nach Amerika auszuwandern? so müsse man sich erinnern, daß sich dieselbe Frage auch auf den Mammut anwenden lasse, welchen sie jagten. Ueberreste dieses Tieres werden in großer Menge vom westlichen Europa durch Nordasien und von da durch Nordamerika gefunden. Sie waren natürlich aus Asien dorthin zu einer Zeit gekommen, wo die beiden Kontinente noch durch dasjenige zusammenhiengen, was heutzutage die Behringsstraße ist. Als das Mammut und die demselben gleichzeitigen Tiere in jener Richtung auswanderten, mußten natürlich die Höhlenmenschen, welche dieselben jagten, ebenfalls mit ihnen gehen. In aller Wahrscheinlichkeit gab es einmal eine Periode, wo Völkerschaften dieser Rasse über eine weite Erdregion, die sich vom westlichen Europa bis zum nördlichen Amerika erstreckte, verbreitet waren.

In der hierauf folgenden Erörterung äußerte Professor T. Rupert Jones die Ansicht, daß die Skelette und Schädel, welche in den Höhlen und sonstigen Oertlichkeiten gefunden worden, wo die Werkzeuge und Geräte der Höhlenbewohner entdeckt worden waren, auch dieser Rasse angehört haben, und wenn dies der Fall, so seien die Höhlenmenschen ein hochgewachsenes Volk und von einem Körperbau gewesen, welcher sich wesentlich von demjenigen der Eskimos unterschieden habe.

Dr. Wilson bemerkte: die Feindseligkeit zwischen den Eskimos und den an sie angrenzenden Indianern sei nicht größer, als sie oft anderswo zwischen zwei Indianerstämmen vorhanden sei, wie z. B. zwischen den Sioux und Tschippewäh, wo man es immer nötig gefunden habe, eine weite Strecke unbewohnten Landes zwischen ihnen zu lassen.

Was die Aehnlichkeit der Geräte betreffe, so sei diese gewöhnlich zwischen barbarischen Rassen von gleicher Lage und Umgebungen. Die Thatsache, daß die Eskimos ihre Toten nicht begraben, lasse sich leicht durch das Klima erklären, das gewöhnlich die Beerdigung unmöglich mache.

Professor Dawkins beharrte in seiner Antwort darauf, daß kein Zeugnis dafür vorhanden sei, daß die von Professor Jones erwähnten Skelette den Höhlenmenschen angehört haben; er betrachte sie für dort begrabene Eindringlinge. Was nun die Aehnlichkeit der Werkzeuge und Geräte anlange, so müsse daran erinnert werden, daß im vorliegenden Falle die Aehnlichkeit sich weit über einige rohe Werkzeuge und Waffen aus Stein oder Knochen hinaus erstrecke und das Element künstlerischer Befähigung und Herstellung einbegreife. — Das Ergebnis der Erörterung schien dahin zu gehen, daß der Vortrag zwar als ein sehr wertvoller Beitrag zu unserer Kenntnis des Gegenstandes zu betrachten sei, daß aber die Ansichten über die verschiedenen Seiten noch so weit auseinander gehen als zuvor.

Mr. F. W. Putnam gab eine höchst interessante Schilderung seiner Untersuchung einer Gruppe von Grabhügeln in Hamilton County in Ohio, welche er im Auftrage des Peabody-Museums in Cambridge gemacht hatte. Dieselbe führte zu Entdeckungen, welche an Interesse und Bedeutung alles zu übertreffen scheinen, was man bisher bezüglich der Erbauer dieser Grabhügel erfahren hat. Da diese Untersuchung der Gegenstand einer ausführlicheren Arbeit sein und dem amerikanischen Verein vorgetragen werden wird, so wäre eine Inhaltsangabe davon hier nicht am Platze, sondern wir können uns darauf beschränken, hier zu sagen, daß die von Mr. Putnam beigebrachten Thatsachen auf ein vollständigeres geselliges Leben, auf reichlichere und mannigfaltigere künstlerische Produkte und zugleich auf einen im allgemeinen höheren Standpunkt hinzudeuten scheinen, als seither mit den Ansichten derjenigen vereinbar war, welche die Erbauer jener Erdhügel nur für die Vorfahren unserer heutigen Indianer und mit denselben auf gleicher Kulturstufe stehend hielten.

Eine wichtige Mitteilung des Majors Powell über die Klassifikation amerikanischer Sprachen wurde durch eine ethnographische Karte illustriert, welche den größten Teil von Amerika nördlich von Mexiko mit einigen leeren Stellen enthielt, wo die Verwandtschaften der Stämme ihm nicht deutlich genug bestimmt erschienen. Die Zahl der

besonderen Sprachstämme in dieser Region ist sehr groß, und da sie von vielen Forschern studiert worden sind, so ist einige Verwirrung aus der Verschiedenheit der Namen entstanden, welche man denselben gegeben hat. Major Powell schlug vor, ein auf gewisse deutliche Regeln gegründetes System der Nomenklatur anzunehmen. Eine dieser Regeln ist, für jeden Sprachstamm denjenigen Namen anzunehmen, welcher ihm von dem Autor, der zuerst darüber geschrieben hat, gegeben wurde. Er möchte jedoch für diesen Zweck nicht hinter das Jahr 1836, das Datum des Erscheinens von Gallatin's „Synopsis der Indianerstämme", zurückgehen, welches für das erste wissenschaftliche Werk über amerikanische Ethnologie angesehen werden dürfte. Eine andere Regel würde die sein: alle Doppelnamen, d. h. alle Bezeichnungen auszumerzen, welche durch die Verbindung zweier Namen gebildet worden sind, wie z. B. Huron-Irokesen oder Algonquin-Lenape. Endlich soll zur Unterscheidung des Namens eines Sprachstammes oder einer linguistischen Familie von einer darin eingeschlossenen Sprache oder einem Dialekte die frühere oder „Stammes"-Bezeichnung immer die Endung „an" erhalten; auf diese Art wieder würden wir Eskimoan, Shoshonian, Algonkian, Iroquoian, Pawnean 2c. als Namen der verschiedenen Stämme haben. Er war entschieden der Ansicht, daß keine Art, die Indianerstämme anders als nach ihren Sprachen zu klassifizieren, zufriedenstellend gefunden werden würde. Die physischen Verschiedenheiten sind gewiß nicht dazu hinreichend; die Künste sind kein Kriterium, da die eine Rasse sie bereitwillig von der anderen annimt. Institutionen sind zwar dauernder, allein sie werden in einigen Fällen auch adoptiert und unterscheiden die Rassen nicht genügend. Mythologien sind schon unterscheidender, denn man wird im allgemeinen finden, daß Stämme, welche Sprachen von demselben Stamme reden, auch ähnliche mythologische Begriffe haben. Es gibt in Nordamerika ungefähr achtzig Sprachstämme und ebenso viele Mythologien. Die Erforschung und Klassifikation dieser Stämme und der in dieselben eingeschlossenen Sprachen bildet einen wichtigen Teil der Arbeit, die gegenwärtig die Aufmerksamkeit des Ethnologischen Bureau der Vereinigten Staaten beschäftigt.

In der Diskussion, welche auf Major Powell's Mitteilung folgte, wurde angedeutet, die Herstellung einer vollkommen ethnologischen Nomenklatur sei eigentlich das Werk einer solchen internationalen Kommission, wie man sie in der Geologie und in der elektrischen Wissenschaft für nötig erachtet habe; es wäre eine sehr passende Arbeit für einen Ausschuß der Anthropologischen Sektion, welcher sich in dem „Internationalen Verein für die Förderung der Wissenschaft" möglicherweise bilden könnte. Es ward erwähnt, Professor Max Müller habe für solche Familien oder Gruppen die adverbiale Endung „ic", wie Indic, Persic, Tataric, Ugric 2c. vorgeschlagen. Diese und andere Vorschläge könnten dann von einem Internationalen Ausschuß erwogen werden, dessen Beschlüsse wahrscheinlich allgemein angenommen werden und der gegenwärtigen leidigen Verwirrung und Ungewißheit bezüglich der Namen ein Ende machen würden. Dieser Antrag ward von der Sektion mit allgemeinem Beifall angenommen.

Mr. C. A. Hirschfelder's Vortrag über Anthropologische Entdeckungen in Canada lieferte sehr viele interessante Belehrung. Seine Forschungen sind sehr ausgedehnt gewesen und haben die Eröffnung von mehr als 300 Gräbern und Grabhügeln eingeschlossen. Die große Menge von indianischen Waren und Reliquien, welche bei den Ausgrabungen zu Tage kamen, bilden nun einen wichtigen Teil der Sammlungen des Canadischen ethnologischen Museums zu Ottawa. Eine Schilderung der ungeheuren huronischen Ossuarien oder Knochengruben, die Mr. Hirschfelder gab, bestätigte vollkommen die früheren Darstellungen der Jesuiten-Missionare. Die canadischen Erdwerke sind weit zahlreicher und wichtiger, als man allgemein vermutete, und die meisten von ihnen hält Mr. Hirschfelder für das Werk der Huronen und anderer uns bekannter Stämme; nur eines, von unverkennbar sehr altem Datum und eigentümlichem Charakter, möchte er den Grabhügel-Erbauern des Ohio-Thales oder einer denselben verwandten Rasse beimessen, da es eine große Aehnlichkeit mit den von diesem Volke gelieferten Arbeiten hat. Es liegt auf einem erhöhten Hügelzuge in Elgin County, in kurzer Entfernung nördlich vom Erie-See, und hat das Aussehen als sei es eine Veste in einem feindlichen Lande gewesen. Es umfaßt etwa 8 Acres, und ist 428 Fuß lang 325 Fuß breit. Ein Doppelwall, von einem Graben von 20 Fuß Breite und 5 Fuß Tiefe geschieden, bildet die Schutzwehr. Der äußere Wall ist 30 Fuß dick und hat auf der inneren Seite eine Leiste oder einen Umgang, wo eine Reihe Männer der vollen Länge nach vor aller Wahrnehmung sicher verborgen liegen konnte. Alle Anordnungen beweisen, daß die Veste auf eine starke Besatzung berechnet und zur Abwehr einer starken angreifenden Streitkraft gerüstet war. Die zahlreichen Gräber und Waffen, welche man in der Umgebung findet, scheinen für einen längeren, in der Umgegend geführten Krieg zu zeugen. Das hohe Alter dieser Befestigung ist an der Größe der Bäume zu ersehen, denn der stärkste von diesen hat über 11 Fuß im Umfang und muß nahe an 400 Jahre alt sein. Verschiedene Anzeichen scheinen zu beweisen, daß die Verteidiger der Veste endlich einer Uebermacht erlagen. So bietet sich die natürliche Mutmaßung dar, daß die Grabhügel-Erbauer diese entlegene Veste in einem eroberten Gebiet nördlich vom Huronensee errichteten und endlich von den eingeborenen Stämmen daraus vertrieben wurden.

Einen sehr wertvollen Aufsatz über die Huron-Irokesen als eine typische Rasse der amerikanischen Ureingeborenen las Dr. Daniel Wilson vor und erwies dadurch seine bekannte gründliche Forschung und sorgfältige Schlußfolgerung. Er schilderte die Anzahl und

Ausdehnung der huron-irokesischen Völkerschaften und die Eigentümlichkeiten, wodurch sie sich von anderen indianischen Stämmen unterscheiden. Das Volk, welches Cartier in Quebec und Montreal fand, gehörte augenscheinlich dieser Rasse an, und das Zeugnis strebte nachzuweisen, daß dasselbe von der huronischen Abteilung dieser Rasse war. Die Schädel des Huron-Irokesen-Volkes waren lang und wohl entwickelt, wie diejenigen der nördlichen Indianer überhaupt. Der Kontrast zwischen ihren Schädeln und den beinahe kugeligen der Hügelerbauer in Ohio war höchst überraschend. Dieses letztere Volk war offenbar sehr zahlreich und wohl organisiert, obschon es keinen vorgeschrittenen Grad von Zivilisation erreicht hatte. Nach genauer Prüfung aller Beweise über diesen Gegenstand sah er sich zu dem Schlusse bewogen, die Grabhügel-Erbauer seien ein Volk von nicht sehr hohem Typus gewesen, das unter dem Einfluß von Herrschern voll überlegener Energie, einer Art brahminischer Klasse, stand, unter deren Leitung und Anlaß ihre merkwürdigen Ingenieur-Arbeiten errichtet wurden.

In einem weitern Vortrag schilderte Dr. Wilson dann einen Schädel aus dem Löß von Podhaba bei Prag und einen andern, welcher im Alluvium zu Kankakee in Illinois zugleich mit einem Mastodon-Zahn gefunden worden war. Er verglich den ersteren mit dem berühmten Neanderthal-Schädel, welchen Huxley als pithekoid bezeichnet, und wies nach, daß in gewissen Punkten eine auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden stattfand, und doch fand er kein Zeugnis von Mangel an Gehirn bei dem ersteren, und wahrscheinlich würde dies auch bei dem letzteren der Fall gewesen sein, wenn wir ihn ganz gehabt hätten. Der Schädel von Kankakee wurde zwar unter Umständen gefunden, welche ihn für ebenso alt ansprechen lassen, wie diejenigen vom Neander-Thale und von Podhaba, ist aber ein wohlgebildeter Indianerschädel von dem gewöhnlichen Typus. Es liegt jedoch kein deutliches Zeugnis dafür vor, daß sein gemeinsames Vorkommen mit dem Mastodon-Zahn nicht das Ergebnis eines Zufalls war. Man kann nur sagen, daß sie beide nahe beieinander gefunden wurden und daß die Entfärbung bei beiden so ziemlich dieselbe war. Dr. Wilson ist jedoch geneigt zu glauben, daß das Mastodon noch bis zu einer späteren Zeit auf dem westlichen Kontinent vorhanden war, als auf dem östlichen, und daß der Mensch höchst wahrscheinlich schon gleichzeitig mit ihm lebte.

Major Powell gab eine Beschreibung der eigentümlichen Hochzeitsgesetze der amerikanischen Ureingeborenen und schickte derselben einige allgemeine Erwägungen über die Motive voran, welche zur Aufstellung dieser Gesetze geführt hatten. Diese leitete er hauptsächlich von dem Wunsche nach Frieden her, welcher eine besonders deutliche Eigentümlichkeit der häuslichen Gesetzgebung der Indianer war. Dies erhellte aus ihren Leichen- und Beerdigungsbräuchen, aus der Verfügung über die Effekten der Verstorbenen und aus anderen Bräuchen. Da der Besitz von Weibern eine der Hauptursachen von Streitigkeiten unter barbarischen Stämmen ist, so waren ihre Gesetze gerade in diesem Punkte ganz besonders streng. Die Art und Weise in welcher Heiraten für diesen Zweck geregelt wurden, und besonders der Einfluß des Clansystems wurden deutlich nachgewiesen. Der Aufsatz sollte nur die Inhaltsübersicht eines großen demnächst erscheinenden Werkes sein, weshalb wir hier nicht auf weitere Einzelheiten eingehen. Die entwickelten klaren und scharfsinnigen Ansichten wurden aber von Dr. Tylor höchlich belobt.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

In Afghanistan und dem Chanat Buchara.

Reise der Russischen Gesandtschaft in den Jahren 1878/79

von **Dr. J. H. Jaworskij.**

Autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Russischen von

Dr. Ed. Petri, Privatdocent in Bern.

Mit Illustrationen und 2 Karten. 2 Bände. gr. 8. 16 M.

Der Verfasser hat als Mitglied der Russischen Gesandtschaft im Laufe der Jahre 1878 u. 1879 zweimal Buchara und Afghanistan besucht und eingehende Quellenstudien dort gemacht. Das Werk bringt in fesselnder und frischer Darstellung die **mannigfaltigen Erlebnisse** und **Abenteuer des Verfassers**, gleichzeitig die **wissenschaftlichen Ergebnisse** über die geographischen, geschichtlichen und politischen Verhältnisse. Von allerhöchstem Interesse sind die objectiv überraschenden Mittheilungen über **die englisch-russischen politischen Beziehungen in Centralasien.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Freie Vorträge

von

W. H. Riehl.

Zweite Sammlung.

gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7. 50 Pf.

Inhalt:

Nord und Süd in der deutschen Kultur. Zwei Vorträge. — Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit. — Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Die statistische Krankheit. — Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart. — Das Gesetz der Ergänzung in den Künsten. — Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlicher Epochen. Novelle und Sonate. — Zwei Rektoratsreden: I. Lessing als Universitätsfreund. II. Die Heimat der Universität.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 18. Stuttgart, 4. Mai. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der fünfte Deutsche Geographentag zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 341. — 2. Prähistorische Funde in der Schweiz im Jahre 1884. Von H. Messikommer, Wezikon, Zürich. S. 345. — 3. Die Camorra in Neapel. S. 347. — 4. Skizzen aus Palästina. Aus Haifa. Aus Jaffa. S. 350. — 5. Eine Forschungsreise im westlichen Australien. Von Henry Gresfrath. S. 353. — 6. Straußenzucht in Kalifornien. S. 354. — 7. Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft. (Fortsetzung.) S. 355. — 8. Die Felsenbrunnen von Arizona. S. 358. — 9. Kleinere Mitteilungen: S. 359. Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 6. März. Von C. Hiekisch. Deutsche Forscher in Brasilien. — 10. Litteratur. S. 360.

Der fünfte Deutsche Geographentag zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Ueber 400 Personen — am zweiten Tage wies die Präsenzliste 638 Teilnehmer auf — mochten sich am 9. April Morgens um 10 Uhr in der reichlich geschmückten Aula des Hamburger Wilhelm-Gymnasiums eingefunden haben, um den Verhandlungen des fünften Deutschen Geographentages beizuwohnen, für den das leitende Komité ein sehr reichhaltiges und interessantes Programm aufgestellt hatte.

Bevor man in die Verhandlungen selbst eintrat, nahm Se. Magnifizenz der Bürgermeister von Hamburg, Herr Dr. Kirchenpaur, das Wort, um die Erschienenen herzlich willkommen zu heißen. Hamburg, so führte er aus, wisse die Ehre, eine so große Anzahl von Männern der Wissenschaft bei sich zu sehen, sehr wohl zu schätzen, um so mehr, als sich Regierung und Bürgerschaft sehr wohl bewußt seien, daß die Stadt nicht so viel an Kunstschätzen und Anregungen zu bieten habe, als manche andere deutsche Stadt, in welcher der Geographentag bereits versammelt gewesen sei. Das alles bewegende und alles belebende Element in Hamburg sei der Handel, die ewig bewegliche Meerflut sei der Acker, den Hamburgs Bürger zu pflügen gewohnt seien. Hamburg treibe seit Jahrhunderten praktische Geographie; hätten doch schon die Schiffe der Hansen vor Jahrhunderten die Kultur der Heimat den Ländern jenseit der nördlichen Meere vermittelt; auf die Küsten des Nordostens seien die nordwestlichen Küsten Europa's und dann die Länder jenseit des Ozeans gefolgt, in die jene Fahrzeuge einen ehrenvollen, den deutschen Namen getragen hätten. Die Spuren dieser praktischen Geographie finde man auch in den beiden, zu Ehren des Geographentages, von dem Naturwissenschaftlichen Verein und der Geographischen Gesellschaft veranstalteten Ausstellungen, an denen, wie er hoffe, die Männer der Wissenschaft einigen Gefallen finden würden. Vor allem bitte er, überzeugt sein zu wollen, daß Hamburg den Geographentag herzlich willkommen heiße, und daß man nur wünsche, die Gäste möchten einen freundlichen Eindruck von dieser Handelsstadt mitnehmen und ihr ein gutes Andenken bewahren. Lebhafter Beifall folgte diesen Worten, und derselbe wiederholte sich, als Herr Professor Dr. Ratzel-München vorschlug, dem Herrn Bürgermeister Dr. Kirchenpaur die Leitung der Verhandlungen zu übertragen. Letzterer wurde durch Zuruf zum Vorsitzenden gewählt, und man trat in die Verhandlungen ein. Zum 1. Gegenstande der Tagesordnung:

Die antarktische Forschung; Notwendigkeit und Durchführbarkeit derselben,

erhält Herr Geheimrat Professor Dr. Neumayer-Hamburg das Wort. Derselbe erinnert zunächst an die Resolution des vierten Deutschen Geographentages in München, durch welche es als wünschenswert bezeichnet wurde, daß ein hoc gebildetes, besonderes Komité sich mit der Deut Polarkommission in Verbindung setze, damit die in

dieser Kommission gemachten Erfahrungen zugänglich gemacht werden können und Einheitlichkeit in dem Vorgehen zu Zwecken der Polarforschung eintrete. Namens dieses Komité's wolle er heute berichten. Er freue sich zunächst, mitteilen zu können, daß auf der Internationalen Polarkonferenz zu Wien, deren Mitglied er gewesen, eine volle Uebereinstimmung in allen Punkten, sogar bezüglich der äußeren Form der Veröffentlichungen, erzielt worden sei. Nachdem er sodann nachgewiesen, warum ein Erkennen der ganzen Erdoberfläche, also auch der antarktischen Regionen, wünschenswert sei, und einen historischen Rückblick auf die antarktischen Forschungen, namentlich Benjamin Morell's, der 1823 eine Fahrt unternahm und sein Werk darüber 1832 herausgab, geworfen, legte er die Notwendigkeit der antarktischen Forschung zunächst in Bezug auf den Erdmagnetismus dar, einer Wissenschaft, die nur durch gründliche Untersuchungen in den Polarzonen gefördert werden könne. Die Säkularveränderungen, die periodischen und unperiodischen Schwankungen könnten nur dann ganz begriffen werden, wenn eine ganze Beobachtung auch im Süden stattfinde. Bezüglich der Südlichterscheinung würde man, lägen die Beobachtungen der Station auf Süd-Georgien nicht vor, gewiß geschlossen haben, eine Südlichtentfaltung sei nicht notwendig, wenn eine Nordlichtentfaltung vorkomme. Bezüglich des Gesetzes der Schwerkraft dürften die Beobachtungen ebensowenig auf die nördliche Hemisphäre beschränkt werden. Dasselbe gelte von der Meteorologie und Klimatologie. Es seien 40 volle Jahre vergangen, seit wir auf diesem Gebiete in den antarktischen Regionen so gut wie nichts vorwärts gekommen seien. An Interesse habe es wohl nicht gefehlt; aber auch die geographische Forschung scheine der Mode unterworfen, und so sei die antarktische Forschung in den letzten Dezennien über Gebühr durch andere Gegenstände zurückgedrängt.

Was nun die Durchführbarkeit der antarktischen Forschung anbelange, so hätten schon Hamilton und Davis mit Recht darauf hingewiesen, daß die Benutzung der Dampfschiffe im Süden bedeutend größere Erfolge aufzuweisen haben würde als im Norden, und zwar wegen der Natur des Packeises, das durch die ewige Bewegung im Wellenschlage einen viel kleineren Umfang habe wie im Norden. Drei Dinge seien es, die bezüglich der Durchführbarkeit besonders in Betracht kämen. Erstens müsse der wissenschaftliche Geist die Notwendigkeit der antarktischen Forschung für jedes Gebiet der Wissenschaft darzuthun suchen. Das sei vor allem Sache des Geographentages.

Zweitens müsse, um die Mittel zur Durchführung zu erlangen, der Gedanke in das größere Publikum hinausgetragen werden, um Staats- oder private Subventionen flüssig zu machen. Diese Wirksamkeit zu entfalten, sei Aufgabe der geographischen Gesellschaften.

Drittens müsse man wissenschaftliche Männer und erfahrene Seeleute für die Sache zu gewinnen suchen. Mißgriffe auf diesem Gebiete würden eine dauernde Schädigung herbeiführen und verhängnisvolle Niederlagen bereiten.

Nachdem Redner sodann noch die Zeichnung eines für antarktische Reisen besonders geeigneten Dampfers von 230 Reg.-Tonnen und 120 Pferdekraft vorgezeigt, schließt er mit der Hoffnung, daß gerade Deutschland für die antarktische Forschung ein offenes Herz und offene Hände haben werde, woran nur der zweifeln könne, der das deutsche Volk nicht kenne. Den lichtvollen Ausführungen folgte lebhafter, allseitiger Beifall.

Darnach erhält Herr Professor Dr. Ratzel-München das Wort und weist zunächst darauf hin, daß die antarktische Forschung schon aus dem Grunde notwendig sei, daß unsere Karten richtig gestellt würden. Wenn es Ziel der Geographie sei, den Erdball in seiner ganzen Ausdehnung kennen zu lernen, so müßten auch jene unbekannten 290,000 Q.-Ml. des Süd-Polargebietes der Unkenntnis entrissen werden, umsomehr als dieses Gebiet eigenartig in allen Beziehungen sei. Die Antarktis sei recht eigentlich das Gebiet der Täuschungen über das Verhältnis von Land und Wasser; die im Umriß ähnlichen Küstenstrecken hätten zu manchen Verwechslungen und Irrungen Veranlassung gegeben. Die Geographie stehe heute der Polarforschung reifer gegenüber als vor einigen Jahrzehnten; sie stelle heute bestimmte Fragen und gehe vor wie die Naturwissenschaft. Die vergleichende Betrachtung beider Polargebiete sei notwendig und werde bessere Früchte tragen als Spekulationen über geographische Homologieen. In vieler Beziehung seien Aehnlichkeiten zwischen Arktis und Antarktis vorhanden, aber gerade dieser Umstand biete einen neuen Reiz zur Vergleichung beider. So lange so große Teile der Erdoberfläche unerforscht seien, bleibe die Forschung auf dem Gebiete der Meteorologie, der Klimatologie, der Paläontologie u. s. w. ein Torso. Redner erläutert dies u. a. an den Schnee-, Firn- und Eisverhältnissen des Süd-Polargebietes, für deren Wesen uns bis jetzt jedes Verständnis fehle. Eine Gesteinsmasse, wie dieses Eis genannt werden dürfe, würde auf jeder anderen Stelle der Erde ein Gegenstand eingehendster Forschung sein. Uebrigens sei ein Studium dieser Eismassen bei dem großen Zerstreuungskreis auch außerhalb des eigentlichen Gebietes der Antarktis möglich und natürlich wünschenswert. Ferner sei die antarktische Forschung für die Geschichte der Lebewelt dieser Gebiete wichtig. In einer Stadt, welche die deutsche Seewarte in sich berge, verzichte er gern auf praktische Vorschläge; es handle sich für ihn nur um die Schaffung der Ueberzeugung von dem dringenden wissenschaftlichen Bedürfnis dieser Frage. Das nationale Moment lasse sich bei den vielen nationalen Aufgaben der Gegenwart schwerlich mit Erfolg betonen, das wissenschaftliche Bedürfnis werde zur Anlage internationaler Beobachtungsstationen führen.

Auch diesen Ausführungen folgte die Versammlung

mit sichtlichem Interesse und lohnte den Redner mit lebhaftem Beifall.

Darauf legt Dr. Penck-München die Bedeutung der beschreibend-naturwissenschaftlichen Forschung in der antarktischen Region dar. Er zeigt, wie die Pole die Zentren sind für die allgemeine Gruppierung der Flora und Fauna. Flora und Fauna sind vor allem von klimatischen Verhältnissen abhängig, und diese wiederum hängen im allgemeinen von der Entfernung der Regionen von den Polen ab. Redner wirft dann die Frage auf, ob die klimatischen Verhältnisse einer Region permanent sind. Er verneint diese Frage und schildert nun, wie sich im Laufe verschiedener Perioden die klimatischen Verhältnisse des hohen Nordens geändert haben. Während der Kreidezeit herrschte dort noch ein tropisches Klima; einzelne Pflanzen von dem nördlichen Spitzbergen gleichen vollkommen solchen, die in Indien gefunden werden. Das Klima der Erde muß in hohem Grade homogen gewesen sein. Während der Eozänzeit lassen sich schon bedeutende klimatische Unterschiede erkennen; während in Mitteleuropa Fauna und Flora jener Zeit noch auf ein tropisches Klima schließen lassen, weicht in arktischen Regionen das tropische Klima einem subtropischen. In der Miozänzeit macht das subtropische einem gemäßigten Klima Platz und rückt allmählich südwärts. Nach und nach näherte sich das Klima der arktischen Region dem, welches wir jetzt dort finden. Das sind im großen und ganzen die Thatsachen, welche die paläontologischen und botanischen Untersuchungen in der arktischen Region ergeben haben. Eine noch offenstehende Frage ist es, ob auch die antarktischen Regionen gleichen klimatischen Veränderungen unterworfen waren. Vieler paläontologischen Untersuchungen in der Antarktis bedarf es noch, um diese Verhältnisse klar zu legen. Denn man darf nicht ohne weiteres von den Verhältnissen der arktischen Region auf die Verhältnisse der antarktischen schließen. Eine Bestätigung jeder bei der ersteren konstatierten Thatsache auch in der anderen wäre wünschenswert. Schon hieraus ergebe sich die Wichtigkeit der antarktischen Forschung. (Lebhafter Beifall!)

Als letzter Referent legt Professor Dr. Peters-Kiel in einer geschichtlichen Skizze die verschiedenen, seit Mitte des 17. Jahrhunderts vorgenommenen Forschungen über die Feststellung der Figur der Erde dar und zeigt insbesondere den Gang der Gradmessungen, welche heute in ganz Europa, mit Ausnahme der Türkei und Griechenland, vollendet sind und einen Bogen von 38° in der Breite und 69° in der Länge repräsentieren — das großartigste wissenschaftliche Unternehmen aller Zeiten. Gradmessungen sind natürlich auch in den übrigen Erdteilen höchst wünschenswert, würden aber in der Antarktis vorläufig eine zu schwierige Aufgabe darbieten, umsomehr, als dort andere Aufgaben zur Zeit noch dringender sind. Redner empfiehlt daher Pendelbeobachtungen bei antarktischen Reisen, und zwar relative, weil dieselben leichter und einfacher auszuführen sind. Diese Untersuchungen seien für die südliche Hemisphäre um so notwendiger, als sich auf derselben nur 22 Beobachtungsstationen befinden, während die nördliche Halbkugel deren bereits 104 besitzt.

Nachdem für die Nachmittagsversammlung Herr Professor Frhr. Dr. v. Richthofen erwählt worden ist, wird die Versammlung geschlossen.

In der Nachmittagssitzung erstattete zunächst Professor Dr. Kirchhoff Bericht namens der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde. Er teilt zunächst mit, daß die Vermehrung der Kommission auf 7 Mitglieder es gestattet habe, die Bezirke enger zu begrenzen. Es bestehen jetzt 1) die nordöstliche, 2) die zentralöstliche, 3) die nordwestliche, 4) die zentralwestliche und 5) die südöstliche Gruppe. Redner kritisiert sodann die von Herrn Dr. Ermann in Berlin gegen die Arbeiten der Kommission gerichteten Angriffe, welche vor allem der Kommission vorwerfen, daß man jede auf systematische Beschaffung des Materials gerichtete Maßregel, die doch vor allem Aufgabe der Zentralstelle gewesen wäre, gänzlich vermisse. So sei denn eigentlich gar nichts erreicht worden. Professor Kirchhoff weist dem gegenüber darauf hin, daß die Arbeiten der Kommission sehr wohl einen Wert beanspruchen dürften, und daß vor allem das von ihr herausgegebene Schema die strenge Abgrenzung gegen die naturwissenschaftlichen und historischen Disziplinen feststelle. Neu sei der Plan einer Massenversendung von Frageformularen, welche die Herausgabe eines Adreßbuches sämtlicher Forscher über Landeskunde in Nord- und Mitteleuropa bezwecken. Es ist bereits ein umfangreiches Material in den Händen der Kommission, die Redaktion des Adreßbuches ist Herrn Dr. Richter in Dresden übertragen worden. Das preußische Unterrichtsministerium hat der Kommission 500 Mark überwiesen, eine Gabe, die einen um so größeren Wert hat, als sie nicht erbeten war und lediglich gespendet wurde, weil die preußische Staatsregierung von dem Werte der guten Sache überzeugt war, welche die Anbahnung eines tieferen Verständnisses von Deutschland und seinem Volke bezweckt. (Beifall!) Herr Dr. Ermann wiederholt seine Kritik und sucht dieselbe auch gegen die Ausführungen Professor Dr. Ratzel's, der darauf hinweist, daß dieselbe in ihrer schroffen Form gar nicht bedenke, daß die Arbeiten der Kommission freiwillige und zum Teil mit großen Opfern verbunden gewesen seien, zu rechtfertigen und stellt folgende Anträge:

1. Die bisher erschienenen Teile der landeskundlichen Bibliographie sind nur als Probearbeiten zu betrachten, die Arbeit an den weiteren Territorialbiographien ist sofort zu sistieren.

2. Die bestehende Zentralkommission für Landeskunde kooptiert eine Anzahl in bibliographischen Arbeiten erfahrener Fachmänner.

3. Die so verstärkte Kommission tritt zu mündli[cher] Beratung zusammen; sie stellt bindend die Begrenzu[ng]

in die Bibliographie aufzunehmenden Gebietes fest, sie stellt einen Generalplan der Arbeiten auf, schätzt die Kosten der Vorarbeiten, der fachmännischen Redaktion und der Drucklegung und leitet die Aufbringung derselben durch Beisteuern aller interessierten wissenschaftlichen Vereine Deutschlands ein.

4) Sie erwählt einen für die Durchführung des Unternehmens ihr verantwortlich bleibenden, in allen technischen Fragen aber selbständigen Oberleiter des ganzen Unternehmens.

5. Der Oberleiter läßt alle auf Sammlung des Materials abzielenden Arbeiten vornehmen.

6. Die Schlußredaktion, Drucklegung, sowie die Bearbeitung eines umfassenden alphabetischen Index, erfolgt wieder in einheitlicher Weise durch den Oberleiter. Nur soweit dieser selbst es für zulässig hält, kann er bei diesen Arbeiten Mitarbeiter heranziehen.

Die Abstimmung über diese Vorschläge und die Wahl der Zentralkommission wird bis zur 2. Sitzung vertagt. Darauf referierte Professor Dr. Theob. Fischer-Marburg über die Begründung eines geographischen Repertoriums (Antrag des Frhrn. Dr. v. Richthofen), indem er auf die großen Schwierigkeiten hinweist, auf welche dieses an sich so wünschenswerte Unternehmen stoßen werde. Frhr. Dr. v. Richthofen verhehlt sich diese Schwierigkeiten auch nicht, bittet aber trotzdem eine Kommission zu wählen, welche die Durchführbarkeit des Unternehmens beraten und es event. selbst ins Leben rufen soll. Auf Vorschlag des Professors Dr. Wagner genehmigt man diesen Vorschlag und wählt in die Kommission: Professor Dr. v. Richthofen, Professor Dr. Theob. Fischer und Professor Suphan.

Der Vortrag des Herrn Dr. Michow-Hamburg, „Das Bekanntwerden Rußlands in vor-Herberstein'scher Zeit, ein Kampf zwischen Autorität und Wahrheit", wird wegen vorgeschrittener Zeit von der Tagesordnung abgesetzt und darauf die Verhandlung des ersten Tages um 5 1/4 Uhr Nachmittags geschlossen.

Zweiter Tag.

Die von Geheimrat Professor Dr. Neumayer geleitete Morgensitzung brachte zunächst zwei Vorträge „Ueber die Xingú-Expedition von 1884." Der erste Redner, Herr Dr. Otto Claus-Nürnberg, verbreitete sich eingehend über die Bodenformation Brasiliens und schilderte dann den Lauf des Xingú-Flusses, der bis 1884 fast ganz unerforscht war. Das Klima dieser Gegend zeichnet sich durch einen auffallenden Unterschied der Tag- und Nachttemperatur aus, so daß beispielsweise einmal zwischen der Temperatur des frühen Morgens und derjenigen des Mittags ein Unterschied von 24° R. beobachtet wurde. Der Xingú ist ein mächtiger Fluß; denkt man sich seine Mündung in Hamburg, so würden seine Quellen im nördlichen Tunis liegen; als 8 Km. breiter Fluß ergießt er sich den Amazonenstrom. Die Wirkung von Ebbe und Flut ist an der unteren Mündung noch deutlich zu bemerken; die Temperatur des Wassers beträgt 30° C. Redner schließt mit dem Hinweis, daß durch die Expedition von 1884 über ein gutes Stück bisher unbekannten Landes der Schleier gelüftet sei. Hierauf macht Herr Dr. Karl v. d. Steinen-Düsseldorf über die Einzelheiten im Verlaufe der Expedition interessante Mitteilungen, die zum Teil mit köstlichstem Humor gewürzt waren. Am oberen Xingú wurden, ganz von der übrigen Welt abgeschlossen, lebende Stämme angetroffen, welche vom Fischfang leben, auf den sich auch die Mitglieder der Expedition angewiesen sahen, da ihnen sämtliche Lebensmittel verdorben waren. Kannibalismus traf man bei keinem Stamme; alle Eingeborenen sind freundlich, wenn sie das erste, leider nur zu oft berechtigte Mißtrauen überwunden haben, und dürfen als der Kultur zugänglich bezeichnet werden. Die Männer gehen bei einzelnen Stämmen völlig nackt, der Körper ist bunt bemalt, in die Unterlippe geklemmt tragen sie ein Stück Kork als Zierrat von der Größe einer Untertasse, durch das perforierte Ohrläppchen ein aufgerolltes Palmblatt. Ihre Waffe ist das Steinbeil; sie rauchen Tabak in Form großer Zigaretten, die in ein beim Verbrennen harzig duftendes Blatt gewickelt sind. Feuer erzeugen sie durch Quirlen zweier Holzstückchen. Sie schlafen in Hängematten. Den Tanz begleiten sie mit monotoner Flötenmusik. Einzelne Stämme können nur bis zwei zählen; eine größere Anzahl bezeichnet man durch 2 + 2 + 2 u. s. w. oder durch Betasten der Fingernägel und Zehen; reichen diese nicht mehr aus, so greift man sich in die Haare. Salz ist bei mehreren Stämmen unbekannt und kein Bedürfnis. Redner schließt mit dem Hinweis auf die Freude, welche es gewähre, bei diesen Leuten gleichsam die Periode der Steinzeit zu durchleben, seinen mit lebhaftestem Beifall aufgenommenen Vortrag. Der Herr Vorsitzende dankt ihm und Herrn Dr. Claus für die interessanten Mitteilungen, sowie namens der Polarkommission für die energische Mitarbeit, welche beide Herren der antarktischen Forschung durch ihre Thätigkeit im Südpolarmeere geleistet haben.

Sodann spricht Herr Baumeister v. Nehus-Kassel über den Panamá-Kanal und erörtert nach einem historischen Rückblick auf die Vorarbeiten hauptsächlich die Frage, wann wir die Fertigstellung dieses Riesenprojektes zu erwarten haben. Die durch statistische Angaben begründete Antwort lautet sehr günstig; es sei durchaus nicht unwahrscheinlich, daß Herr v. Lesseps seinem Versprechen, den Kanal statt 1890 schon 1888 vollenden zu wollen, erfüllen werde, obgleich die anfangs unterschätzten Schwierigkeiten durchaus nicht gering seien. Der Kanal wird 75 Km. lang, in der Region der Ebene 56 m., in derjenigen des eruptiven Gesteins 22 m. breit und 8 1/2 m. tief. Um das Ausweichen der Schiffe zu ermöglichen, wird er an fünf Stellen auf die doppelte Breite erweitert. 120 Millionen Kubikmeter Erde sind auszuheben, von denen 20 Millionen auf weiches Erdreich und

80 Millionen auf eruptives Gestein entfallen. Bezüglich des letzteren haben versuchsweise angestellte Dynamitsprengungen überaus günstige Resultate ergeben; im vorigen Herbst wurden mittelst einer einzigen Mine nicht weniger als 30,000 Cm. Felsen mit einem Male weggesprengt. Die ganze Strecke des Kanals zerfällt in drei Sektionen, welche zusammen gegenwärtig 34 Hauptbauplätze haben, auf denen rund 20,000 Arbeiter beschäftigt sind. Bei dem hohen Lohn — die Arbeiter haben einen Taglohn von 7—10 Francs — ist der Zuzug der Arbeiter, namentlich von den Antillen her, ein außerordentlich großer. An Maschinen ist kein Mangel, da die Unternehmer, deren Kontrakte sich gegenwärtig auf 154,000,000 Mk. belaufen, sich in dieser Beziehung gut vorgesehen haben, weil sie sich verpflichtet, bis Ende 1886 rund 66,000,000 Cm. Erdreich auszuheben. Gelingt dies nicht, so sind namhafte Kautionssummen verfallen. Auch die Kanalbau-Direktion hat noch Maschinen in Reserve, so daß sie überall da einspringen kann, wo ein Unternehmer mit der Arbeit stocken sollte. Für das Ausheben des Erdreichs sind den Unternehmern je nach der Schwierigkeit 2—30 Frcs. pro Kubikmeter bewilligt. Die Anlage der Ableitungskanäle wird keine Schwierigkeiten bieten, da für sie zum großen Teil durch den Kanal ungenutzte Teile des Chagre-Flußbettes benutzt werden. Die Ableitungskanäle werden 8, bezw. 12 m. Sohlenbreite erhalten und am Meere auf 40 m. erbreitert werden. Die abfließenden Fluten sollen in gleicher, nirgends wechselnder Höhe erhalten, der Hauptkanal gegen Hochwasser ganz geschützt bleiben. Um die ungehemmte Durchfahrt jederzeit zu gestatten, werden drei Durchfahrten mit Steinschwellen in hinreichender Tiefe unter dem tiefsten Meeresspiegel hergestellt und mit doppelten Ebbe- und Flut-Thoren versehen. Die Panamá-Eisenbahn kreuzt den Kanal an zwei Stellen; an beiden wird sie durch riesige Drehbrücken übergeführt werden. Die Hafenanlage am Atlantischen Ozean geht ihrer Vollendung entgegen, die andere ist begonnen und dürfte ebenfalls in normaler Zeit beendigt werden. Außerordentliche Störungen wie Krieg, Aufruhr 2c. könnten natürlich das Werk möglicherweise aufhalten; treten sie nicht ein, so darf man hoffen, den Panamá-Kanal noch in diesem Dezennium beendet zu sehen.

Herr G. Eggert-Hamburg spricht über denselben Gegenstand vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus. Die Stadt Panamá hat keine gewerbliche Produktion aufzuweisen, ihre Bedeutung liegt einzig und allein in ihrer geographischen Lage. Der Bau der Panamá-Bahn war bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen des Isthmus ein Riesenwerk, wie es eben nur Yankees ausführen konnten; aber man begnügte sich mit ihr nicht, sondern griff begierig das Projekt des Kanals auf, durch den der Weltverkehr bedeutende Veränderungen erleiden wird. Zunächst kommen die an der Westküste gelegenen Republiken in Betracht, in denen freilich, wenn ihre Weiterentwickelung gelingen soll, stabilere Verhältnisse in politischer Beziehung Platz greifen müssen. Dann sind China, Japan und die Südsee-Inseln an dem Zustandekommen des Kanals aufs lebhafteste beteiligt. Uebrigens wird der Verkehr auf dem Kanal wieder eine Hebung des Dampfschiffsverkehrs bedeuten, da die Segelschiffe denselben nur ganz vereinzelt passieren werden. Das Segelschiff fürchtet den Sturm auf offener See weit weniger als die Nähe des Landes. Redner berechnet nunmehr den zu erwartenden Verkehr nach Analogie der Verkehrsziffern des Suezkanals. Im Jahre 1883 sind 2440 Schiffe mit 2,380,000 Regierungs-Tonnen erforderlich gewesen, um den Warenaustausch zwischen New-York und den oben genannten Ländern zu vermitteln. Den Suezkanal passierten in demselben Jahre von 5707 Schiffen mit 7,773,000 Reg.-Tonnen zur Vermittelung des Verkehrs zwischen Europa einer- und Ostindien, China und Australien andererseits 3150 mit 4,890,000 Reg.-Tonnen, also rund 63%. Hiernach würde sich für den Panamá-Kanal ein Anfangsverkehr von 1,500,000 Reg.-Tonnen ergeben, der aber jedenfalls der Steigerung fähig ist.

Der Vorsitzende dankt beiden Rednern für die interessanten Mitteilungen und erteilt Herrn H. Strebel-Hamburg das Wort zu einem Vortrage „über mexicanische Altertümer".

(Schluß folgt.)

Prähistorische Funde in der Schweiz im Jahre 1884.

Von Heinrich Messikommer, Wezikon (Zürich).

Das Jahr 1884 war für die Sammler von prähistorischen Funden aus der Schweiz ziemlich ergiebig, das Wasser unserer Seen war fast immerwährend, bisweilen sogar sehr bedeutend, unter dem höchsten Niveau. Es ist dies die Hauptbedingung, um Nachgrabungen auf unsern ehemaligen Wasserbauten vornehmen zu können. Ferneren Anlaß zu vielen, teilweise höchst wertvollen Funden waren die Baggerungen in Genf, behufs Tieferlegung des Rhone und diejenigen im Züricher-See bei Anlaß der Quaibauten.

Die Funde selbst gehören der Mehrzahl nach der Bronzezeit und den Fundorten nach dem Neuenburger-See und der Niederlassung Wollishofen bei Zürich an. Die Gegenstände gelangten zum größten Teile in den Besitz des Herrn Ferdinand Beck in Neuenburg, der die Freundlichkeit hatte, mich jeweilen davon in Kenntnis zu setzen und sie mir zu Handen der „Antiqua" zur Veröffentlichung zu überlassen.[1] Wir sehen da neben den gewöhnlichen Nadeln aus Bronze, mit einfachem und reichverziertem Kopfe, Messer, Armbänder, einen doppelten Angelhaken an einer Kette, einen Hammer, Pfeilspitzen, Schmuckgeräte von teils

[1] Neue Funde aus den Pfahlbauten der Westschweiz, von H. Messikommer. „Antiqua", Tafel I. III. X, XIV. XX, XXVII, XXXVI. XLI, 1884.

sehr seltenen Formen, ein doppeltes Bracelet aus gewundenem Bronzedraht, Ohrringe aus Bronze und einen analogen aus Gold, Knöpfe und Nägel aus Bronze, prachtvoll verzierte Phaleren aus Bronzeblech, Bronzeringe und sogar Portemonnaies, einen Bronzespiegel (?)[1] (letzterer aus der Sammlung von M. Zintgraff in St. Blaise). Dergleichen, das heißt der Bronzeperiode angehörend, sind eine Anzahl von wundervoll gearbeiteten Horn- und Steinobjekten. Besonders die ersteren erregen unser größtes Interesse — es sind dies die ersten derartigen Funde überhaupt — 8—10 cm. lange Hirschhornzacken mit Punkten-Verzierungen, wellenförmig, geradlinig oder ungeordnet eingegraben und sehr häufig mit einem klar-, gras- oder schmutzig-grünen Nephritbeilchen versehen. Es ist kaum denkbar, daß diese Objekte als Werkzeuge Verwendung gefunden haben; ich halte dieselben vielmehr für Schmuckgeräte, wie wir sie in den folgenden Funden erkennen: Nadel mit großem Kopfe, reich mit ungeordneten Punkten verziert und mit zirka 14 cm. langer Nadelspitze, aus einem Hirschhornstücke geschnitzt, geschliffene Eberzahnstücke ebenfalls mit Punkten-Verzierung, sodann mehrere durchbohrte Nephritstücke. Endlich seien noch einige 50 verschiedenfarbige Nephritoide angeführt, wozu auch noch eine Anzahl Nephritabfälle kommen. Alle diese Gesteine wurden durch Vermittlung von Herrn A. B. Meyer in Dresden von Herrn Professor Arzruni in Breslau untersucht.

Aus der Ansiedelung Wollishofen, wohl einer der reichhaltigsten Stationen der Bronzezeit, sind die Funde der Mehrzahl nach in die Sammlungen der Antiquarischen Gesellschaft, zum kleineren Teile in mehrere Privatsammlungen gekommen, die später das Hauptsächlichste in der „Antiqua" veröffentlichen werden. Zu den nennenswertesten Objekten gehören: ein prachtvoll erhaltenes Bronzeschwert, Nadeln in allen möglichen Größen und Formen, mehrere Dutzend Bronzebeile, Armringe, Bronzespitzen, Angelhaken, ganze Töpfchen und eine Unzahl sehr hübsch verzierter Topffragmente; ferner einige Gußformen aus Sandstein, Reste eines Bronzetopfes, zwei kleine Rädchen aus reinem Zinn, ein Beilchen aus reinem Kupfer,[2] ein kleiner Ambos aus Bronze, gegossene Pfeilspitze mit seitlichen Widerhaken, Messer mit eingesetzter Klinge, Teil eines hohlgegossenen Halsringes, mit jetzt nicht mehr vorhandener Verzierung aus Bronzeplättchen von anderer Legierung oder von Kupfer, Fingerring u. s. f. Viele Gegenstände sind mehr oder weniger stark angeschmolzen, ohne Zweifel durch den Brand der Niederlassung hervorgerufen. Wollishofen ist bis heute die einzige Bronzestation der Ostschweiz; wohl sind schon auf verschiedenen Ansiedelungen einzelne Bronzeobjekte gefunden worden, doch dürften sie mehr nur als importierte Artikel zu betrachten sein.

[1] Bronzespiegel von Port-Alban, von R. Forrer. „Antiqua". 1884. Tafel XXXIX.

[2] Pfahlbau Wollishofen bei Zürich. „Anzeiger für schweizerische Altertumskunde. Nr. 1, Januar 1885.

Aus der Steinzeit verzeichne ich: von Robenhausen mehrere hübsche Messerchen aus Eibenholz, ganze Töpfchen, einen angefangenen, von beiden Seiten angebohrten Steinhammer, Aehren von Gerste und Weizen, darunter ein Stück des seltenen Triticum turgidum L.; ausgezeichnete Industrieprodukte: Faden, Geflechte mit engen und breiten Maschen, Fischnetze, Gießschalen mit deutlichen Ueberresten von Kupfer u. s. f. Von Niederwyl: eine Kollektion der seltenen Holzschüsseln, mehrere Axtstiele von Holz, Töpfe, zwei mächtige Hörner vom Bison u. s. f. Aus dem Neuenburger-See: durchbohrte Zähne vom Bären, Hund, Fuchs und Wildschwein, Steinbeile von Nephrit, Jadeit, Chloromelanit und Saussurit mit Hirschhornschaft, Harpunen aus Knochen und Horn, Amulette von Stein und Horn u. s. f.

Entschieden keltischen Ursprungs sind ferner einige bei Montreux entdeckte Gräber, enthaltend mehrere sehr schön gravierte Armbänder aus Bronze und eine Fibel (Kollektion des Herrn Friedel in Montreux).

Sehr wertvolle Einzelgräber wurden zu wiederholtenmalen in Sesto Calende, bei Costelletto Tecino, am oberen Langen-See, gemacht. Die Gräber sind gallischen Ursprungs und sind folgende Bestattungsmethoden konstatiert worden:[1]

a. Die Urne steht in einer einfachen Grube ohne jede Einschalung.

b. Die Urne ist regelmäßig von Kieselsteinen umgeben.

c. Die Urne ist mit großen Feldsteinen oder Platten umgeben und gedeckt und der Boden mit Kieselsteinen besetzt.

d. Die Urne ist sargförmig und regelmäßig mit großen Feldsteinen umkleidet und zugedeckt und bildet das ganze eine Art kleiner Hügel. Hier findet man stets die zahlreichsten und schönsten Beigaben, die jeweilen am oberen Ende des Grabes liegen.

Diese Gräber enthielten: Urnen aus rötlicher Thonerde mit verkohlten Knochen, Waffen und Schnallen, eine Schüssel mit dunkelgrüner, glänzender Glasur überzogen, kleine Töpfchen, eiserne Lanzenspitzen, bronzene Gewandnadeln, gerippte, offenes Bronzearmband, Ringe aus Bronze, Armringe aus Eisen, Dolch aus Eisen, Glas- und Bernsteinperlen, eine gerippte Bronzecista von 25 cm. Höhe und 28 cm. Durchmesser mit zwei ebenfalls bronzenen Henkeln. In jedem Felde, zwischen den Rippen, sind runde Punkte in sehr regelmäßiger Aufeinanderfolge und mit großer Genauigkeit mit dem Hammer eingetrieben, innerhalb derselben lagen verbrannte Knochenüberreste, ein Thonnäpfchen und ein Eisenstück, eine bronzene Schüssel von beinahe Halbkugelform, mit ausgezeichneten Ornamenten auf der Außenseite. Sie wurde auf einem irdenen Kessel gefunden, den

[1] Bronzegefässe von Sesto Calende von H. Caviezel. „Antiqua", Nr. 7. Steinhügelgrab von Sesto Calende von demselben. „Antiqua", Nr. 2. Urnengräber von Sesto Calende von demselben. „Antiqua", Nr. 5.

Boden nach oben, wo sie im Grabe als Decke für denselben gedient hatte. Sie besitzt oben einen Durchmesser von 35 cm. mit proportionierter Höhe. Boden und Wandung sind doppelt und inwendig nicht verziert. Die Außenseite trägt acht Hauptfiguren, welche abwechselnd vier geflügelte Halbmenschen und vier geflügelte Tierfiguren darstellen. Einer dieser vier Halbmenschen hat statt der Flügel, wie sie bei den drei anderen Figuren vorkommen, Hände. Auch die Füße erscheinen wie Menschenhände gebildet und tragen Ringe. Die ganze Darstellung zeigt einen bizarren Stil. Die Stellung dieser Figuren ist der Art, daß sich je zwei solche gegenseitig ansehen. Mehr gegen den Boden hin erscheinen Darstellungen von Schlangen. Sie sind indes ziemlich undeutlich. Alle diese Ornamente sind mit dem Hammer getrieben. Leider ist der äußere, untere Teil dieses Prachtwerkes ziemlich defekt infolge der großen Last, welche sich darauf befand (es mögen nach der Angabe des Finders wenigstens fünf Fuder Steine darauf gelegen haben). Nach Herrn Caviezel.

Diese beiden letztern Stücke sind ohne Zweifel sehr seltene und wertvolle; ob aber der glückliche Finder den verlangten Preis von 5000 Fr. erhalten habe, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Bei den bereits zitierten Baggerarbeiten in dem Rhone in Genf sind ganz besonders römische Objekte zu Tage gefördert worden. Herr B. Reber in Genf hat darüber der „Antiqua" folgenden Bericht eingeschickt:[1]

„. . . Der wichtigste Fund aus der römischen Zeit besteht in einem künstlich, aus feinkörnigem, weißem Marmor gemeißelten Frauenkopfe in natürlicher Größe. Ein üppiger Haarwuchs zieht sich wallend um die Stirne herum und bedeckt die Schläfe, sowie den oberen Teil der Ohren. Die Läppchen der letzteren zeigen feine Durchbohrungen für Ohrgehänge. Der mit dem Diadem geschmückte Kopf ist an dem hinteren Teile nur flüchtig ausgeführt, was vermuten läßt, er sei irgendwo als Verzierung angelegt worden. Das Gesicht mit großen Augen und leider etwas beschädigter Nase zeigt eine klassische Form, mit feinem Oval.

Ein Altar in der gewöhnlichen Pfeilerform, aus weißlichem Jurakalkgestein, mißt 80 cm. in der Höhe, vom Knauf oben bis zum Fußstück 43, und am schmälsten Teile mit der Inschrift 33 cm. Die in vorzüglichen, regelmäßigen Charakteren ausgeführte Inschrift lautet:

DEO. NEPTVN(O)
C. VITALINIV(S)
VICTORINVS
MILES
LEG? XXII.
ACVRIS
V. S. L. M.

(Deo Neptuno, C. Vitalinius Victorinus, miles legionis XXII., a curis, votum solvit libens merito).

Wie man bemerkt, fehlte dem Arbeiter in der ersten Linie der Platz für das letzte O, in der zweiten hat sich auf der gleichen Seite das S verwischt. In der fünften Linie glaubt man nach Leg. noch einen Buchstaben, vielleicht ein I zu bemerken. Auf der Oberfläche des Altarsteines befindet sich zwischen zwei Gesimskränzen (Kapitäl) eine tellerförmig erhöhte Schale für das beim Opfern verwendete Räucherwerk. Man glaubt, dieser Stein sei von Vitalinius aus Dankbarkeit für die glückliche Errettung aus einem Schiffbruche oder Seesturme dem Gotte Neptun errichtet worden.

Ein zweiter, etwas kleinerer, zudem zerbrochener Altarstein kam ganz nahe beim anderen zum Vorschein, jedoch mit zerstörter Inschrift, so daß kaum noch Spuren von Buchstaben sichtbar sind. Er besteht aus weißem Jurakalk, hat eine Höhe von 65 und eine Breite von 38 cm.

Weitere Nachgrabungen nahmen die Gesellschaften „Lora" zu Pfäffikon (Zürich) in der Speck bei Pfäffikon vor. Dieselben haben erwiesen, daß die Speck nicht blos aus einem einzelnen Gebäude, Specula, bestanden hat, sondern einen Häuserkomplex, der sich über 3 Ha. verteilte, darstellte. Die Funde sind bis zur Zeit von minderer Wichtigkeit: Ziegelstücke, Bleiröhren, Badeeinrichtung u. s. f.

Noch darf ich nicht unerwähnt lassen, daß auch zur Lösung der Nephritfrage in der Schweiz das letzte Jahr wenigstens etwas beigetragen wurde, indem in dem alluvialen Geschiebe des Neuenburger-Seeufers mehrere kleine Geröllstücke gefunden wurden, die nach den Untersuchungen der Herren A. B. Meyer und Professor Arzruni Rohjadeit ergeben haben.[1] Ein sicherer Fingerzeig, daß die Auffindung von anstehendem Jadeit ꝛc. nur noch eine Frage der Zeit ist.

Die Camorra in Neapel.

Die meisten Ausländer, welche nach Neapel kommen, neigen sich zu dem Glauben, die Camorra gehöre ebenso der Vergangenheit an, wie die Schweizergarden des Königs beider Sicilien oder der große militärische Aufzug, welcher früher zu Ehren der Santa Maria Piedigrotta gehalten wurde, jener Madonna, welche ehedem zur Oberbefehlshaberin der neapolitanischen Armeen ernannt worden war und sie zum Siege geführt hatte. Heutzutage sieht man keine jungen Männer in prächtigen, wenn auch etwas flitterhaften Uniformen und Hüten und mit Juwelen bedeckt auf Markt und Gassen herumstolzieren mit einer frechen Miene der Ueberlegenheit und Herrschaft, welche niemand in Frage zu stellen wagte, und die alten Männer, welche Geld für die Lampen der Madonna sammelten —

[1] Römische Ausgrabungen in Genf, von B. Reber. „Antiqua". Nr. 8.

[1] Rohjadeit in der Schweiz, von A. B. Meyer, Dresden. „Antiqua". Nr. 9.

eine Bitte, welcher sich kein Kutscher zu entziehen vermochte — sind von den Ständen der Mietwagen verschwunden. Der äußere Glanz der Camorra ist vorüber und diese eher bemüht, ihre Macht zu verbergen als zu entfalten; allein unter denjenigen Fremden, welche schon länger in Neapel wohnen, gibt es viele, welche der Ansicht sind, diese seltsame geheime Gesellschaft habe niemals einen größeren Einfluß ausgeübt als in diesem Augenblick, obwohl möglicherweise das Interesse, welches sie neuerdings an der praktischen Politik genommen haben soll, zu ihrem Sturze führen mag. In der That ist eine derartige Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten eine deutliche Abweichung von den Grundsätzen, auf welche die früheren Traditionen des Geheimbundes gegründet waren. Der ganze Bestand der Camorra ist natürlich in Geheimnis gehüllt. Ueber eine Menge wichtiger, damit zusammenhängender Punkte vermag man durchaus keine zuverlässige Auskunft zu erlangen, da alle, welche irgendwelche wirkliche Kunde von den Thatsachen besitzen, die stärksten persönlichen Beweggründe haben, dieselben zu verhehlen. Gleichwohl ist die Organisation der niedrigeren Stufen des Geheimbundes der Polizei bekannt und es ist keineswegs unmöglich, einen deutlichen Begriff von dessen wahrem Charakter und Zielen zu erhalten, obwohl man jede Angabe darüber mit ungewöhnlicher Sorgfalt prüfen muß, weil der darnach Forschende nicht allein vor der Romantik und Uebertreibung der volkstümlichen Phantasie, sondern ebenso vor einer Absicht der Irreleitung sehr auf der Hut zu sein hat. Es ist nur die Möglichkeit gegeben, durch eine Unachtsamkeit oder Indiskretion eines Eingeweihten eine richtige Belehrung zu bekommen, und sobald der Fremde ein Interesse an dieser Sache zu erkennen gibt, wird er mit einem reichen Vorrat von Erfindungen abgespeist. Er muß so viel wie möglich beobachten und hinhorchen, sehen und hören und sich möglichst aller Erkundigungen enthalten, wenn er nicht das Glück hat, einen mit der Polizei in Verbindung stehenden öffentlichen Beamten oder, noch besser, einen Beamten zu treffen, welcher im Dienste der abgesetzten Dynastie stand. Bevor wir jedoch auf den Gegenstand selbst eingehen, ist noch eine Abschweifung notwendig, um unseren deutschen Lesern zu erklären, wie sich ein derartiger Geheimbund bilden konnte, welche Umstände sein Wachstum begünstigt und seither sein Dasein gesichert haben.

Mit Rücksicht auf Sicilien belehrt uns Dr. Franchetti, daß jedesmal, wenn mehrere Männer zusammentreten, um ihre eigenen Interessen im Widerstande gegen diejenigen ihrer Nachbarn aufrecht zu erhalten, eine Mafia vorhanden ist. Wo die Beschaffenheit der allgemeinen Gesellschaft günstig ist, werden derartige Verbindungen ungemein mächtig, denn die stärksten, unternehmendsten und schneidigsten Einwohner vereinigen sich zu denselben. Der Wille jedes einzelnen Mitgliedes ist Gesetz, soweit es die Außenwelt betrifft; in der Verwirklichung desselben werden seine Gefährten weder vor Gewaltthat noch vor Betrug zurückschrecken, und alles, was sie dafür erwarten, ist, daß jedem Einzelnen, wenn an ihn die Reihe kommt, ähnliche Dienste geleistet werden. Wenn sich eine solche Körperschaft in einem Bezirke gebildet hat, wo das Gesetz nicht mächtig genug ist, sie im Schach zu halten, da müssen die übrigen Gemeindeglieder sich entweder deren Bedrückungen ergebungsvoll unterwerfen oder für sich eine neue Mafia bilden. Die Camorra nun ist eine vollkommen entwickelte und hochorganisierte Mafia.

Sie verdankt ihr langes Bestehen und ihren großen Einfluß hauptsächlich zwei Umständen. Das Familiengefühl ist in Neapel weit stärker als im Norden. Nicht allein halten Eltern, Kinder und Geschwister lebenslang inniger zusammen, sondern es werden selbst entferntere Verwandte als Vettern anerkannt, deren Vorteil gewahrt und gefördert werden muß. Wenn der Oheim deiner Köchin zufällig einen Freund hat, welcher Fleischer ist, so wird nichts die Köchin veranlassen, den Fleischbedarf für dein Haus in einem anderen Laden zu holen; wenn dein Laufbursche ausgeschickt wird, um einen Mietwagen zu holen, so wird er eine halbe Stunde Zeit vergeuden, um irgend einen entfernten Verwandten seiner Muhme zu holen. Sobald du einen Dienstboten anstellst, wird deine Kundschaft das Eigentum seiner Familien-Verbindungen. Wenn du diesem Brauche steuern willst, so verbitterst du dir nur das Leben mit einem vergeblichen Versuch, kleinen Intriguen entgegen zu wirken. Entlässest du deinen Diener, so wechselst du nur den Stamm deiner Lieferanten; unterwirfst du dich aber dem herrschenden Brauche gutwillig, so wirst du bald als Patron der ganzen Familie angesehen und wirst daher mit aller geziemenden Rücksicht und Hochachtung behandelt werden. Die einzelnen Mitglieder derselben werden dich ehrlich bedienen und sogar dir zu gefallen von ihrem gewohnten Weg abgehen. Daraus geht deutlich hervor, daß eine so eng verbundene und familienweise zusammenhaltende Gesellschaft für eine Mafia trefflich geeignet ist.

Andererseits mochte die Unsicherheit des Gesetzes unter der früheren Dynastie für einen guten Teil Eigenmächtigkeit und Selbstverteidigung zur Entschuldigung dienen. Die Tyrannei der Bourbonen erstreckte sich allerdings hauptsächlich auf die gebildeten Mitglieder des Mittelstandes, denen man, nicht mit Unrecht, geheime Absichten gegen die Mißwirtschaft der Regierung zutraute. Für die Armen und Ungebildeten that die frühere Dynastie manches Gute, zuweilen in sehr unkluger Weise, und scheint dieselben niemals absichtlich unterdrückt zu haben. Allein die Korruption der Polizei soll im allgemeinen groß, der Einfluß der Vornehmen und Reichen ein bedeutender gewesen und ohne Zweifel bisweilen in launenhafter Weise ausgeübt worden sein. Diesen Zuständen gegenüber war der Einzelne machtlos; wenn daher eine größere Anzahl Männer unter geheimen Gelübden sich zusammengethat, so konnte sie sich Respekt und Rücksicht sichern.

Man glaube aber ja nicht, daß irgend etwas Heroisches sogar in der alten Camorra lag. Sie war kein auf Gerechtigkeit und Freiheit abzielender Bund, sondern einfach ein Verein, welcher sich zur Förderung der Interessen seiner Mitglieder, zur Beseitigung des ihnen gethanen Unrechts und zu Schutz bis zum Aeußersten gegen jede äußere Macht, selbst diejenige des Gesetzes nicht ausgenommen, durch feierlichen Eid zusammengethan hatte. Diesen Charakter hat die Camorra immer aufrecht erhalten. Sie hat zwar gelegentlich auch Akte der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit ausgeübt, aber diese waren keineswegs ihr hauptsächlicher oder auch nur ein wesentlicher Zweck. Allein obwohl viele ihrer Mitglieder selbst zu den gefährlichen Klassen oder Verbrechern gehören, ist sie hinwiederum auch nicht eine Gesellschaft für die Förderung des Verbrechens. Sie zollt dem Gesetz nur aus Klugheitsrücksichten Achtung und bedient sich oft schmutziger Hände, da sie schmutzige Arbeiten zu besorgen hat; allein auch viele Männer in allen Klassen, welche sonst vollkommen rechtschaffen und achtbar sind, gehören ihr an und finden dabei ihren Vorteil.

Die Ziele und Zwecke der Camorra sind übrigens bis zu einer gewissen Ausdehnung mit der Ausbreitung ihrer Macht gewachsen. Es ward angesichts eines solch mächtigen Bundes für diejenigen, welche nicht dazu gehörten, notwendig, Schritte zur Wahrung ihrer eigenen Interessen zu thun, und die meisten von ihnen bewerkstelligten dies dadurch, daß sie den Schutz dieses Bundes nachsuchten. Diesen konnten sie erlangen durch die Bezahlung eines Tributs, welcher entweder in einer festgesetzten Steuer oder in einem prozentmäßigen Gewinnanteil bestand. So beanspruchte und beanspruchte der Bund schon seit langen Jahren ein Recht, eine Steuer von allem zu Markt gebrachten Fleisch, Fisch, Obst und Gemüse, von allen in den Straßen zum Verkauf aufgestellten Waren, von dem Gewinn in allen öffentlich betriebenen Glücksspielen und vom Erlös der Mietfuhrwerke zu erheben. Es sind sehr strenge gesetzliche Verbote gegen diese Praxis erlassen worden und die Regierung hat von Zeit zu Zeit energische Anstrengungen zur Unterdrückung derselben gemacht, aber ohne allen Erfolg. Die Bauern und Fischer zahlen sogar gern diese ungesetzliche Steuer. Die Drohung, sie nicht zu dulden oder in Schutz zu nehmen, wird auch die Widerspänstigsten unter ihnen zum Gehorsam gegen die übrigen Bestimmungen des Bundes einschüchtern, denn sie wissen, daß wenn der Bund sein Antlitz von ihnen abwendet, es ihnen bald unmöglich werden wird, den Markt zu besuchen. Eine oder mehrere Wochen mögen sie unter dem ausnahmsweisen Schutz der Polizei gedeihen, allein sobald die Aufmerksamkeit der Behörden nachläßt, werden die Kunden von ihren Ständen hinweggedrängt, ihre Waren geplündert, ihre Karren oder Boote, je nach Maßgabe des Falles, entweder ernstlich beschädigt oder mutwillig und chikanös gebrauchsunfähig gemacht werden. Schon die bloße Thatsache, daß die Camorra diesen oder jenen zu begünstigen aufgehört hat, genügt, um ihn der Vergewaltigung und Tücke der Hälfte der Gauner und Diebe des Bezirkes, sowie der Listen und Quälereien der boshaftesten Rasse von Gassenjungen auszusetzen, welche nur irgend eine europäische Stadt aufzuweisen hat.

Die Abgaben an die Camorra sind daher eine Versicherung gegen Diebstahl und Beschädigung. Wer dieselben bezahlt, ist noch kein Mitglied der Verbindung, weiß größtenteils gar nichts von deren Bestehen und kann keinen anderen Anspruch an sie erheben, als denjenigen auf Schutz auf seinem Wege von den Thoren nach dem Marktplatz und während seines Aufenthalts daselbst. Allein dieser ist schon höchst wertvoll und wird ehrlich ausgeübt. Vor einigen Jahren brachte eine Gesellschaft Fischer einen ungewöhnlichen Vorrat Fische zu Markt und ließ ihre Waren an dem gewohnten Platze stehen, während sie ein benachbartes Kaffeehaus ging, um zu frühstücken. Ihre Fische wurden gestohlen und die Bestohlenen wandten sich ebenso natürlich an den offiziellen Vertreter der Camorra, wie ein Deutscher sich an die Polizei gewendet haben würde. Er richtete einige Fragen an sie, machte sich einige Notizen und hieß sie einige Zeit vom Markte wegzubleiben und zu einer gewissen Stunde wieder dahin zurückzukehren. Dies thaten sie und fanden bei ihrer Rückkehr ihre Fische wieder da liegend, wo sie sie verlassen hatten und „nicht eine Sardine fehlte". Derartige Begebenheiten ereignen sich fortwährend.

Der beinahe unbegrenzte Einfluß, welchen der Bund über die Verbrecherklassen ausübt, rührt weniger von der Thatsache her, daß viele Verbrecher unter seine Mitglieder aufgenommen sind, als von der außergewöhnlichen Kunde über Einzelheiten des städtischen Lebens, worüber der Bund verfügen kann. Derselbe hat in jedem Bezirk einen Stamm von vorzüglich dressierten Agenten, von deren Erziehung und Organisation wir vielleicht in einem späteren Aufsatz zu berichten Gelegenheit haben werden. Jene Männer sind ganz Aug' und Ohr, und wenn denselben von ihren Vorgesetzten eine Anfrage über das Privatleben irgend einer in ihrem Bezirk wohnenden Person vorgelegt wird, so sind sie in den meisten Fällen in der Lage, binnen weniger Tage eine ganz zuverlässige Auskunft über dieselbe zu geben. Hiedurch würde es einem Verbrecher beinahe unmöglich werden, den Handlangern der Justiz zu entgehen, falls die Camorra ernstlich deren Verhaftung wünschte. Sie legt sich aber in derartige Angelegenheiten nur, wenn eines ihrer Mitglieder oder ein Schutzbefohlener geschädigt und ein Ersatz verweigert worden ist. Dies geschieht selten, allein wenn es geschieht, so erfolgt die Ahndung dafür rasch und unversöhnlich und nimmt zugleich die vollkommen gesetzliche Form eines Richterspruchs an; auch entgeht das Opfer dieser Ahndung dem Einfluß des Bundes nicht, wenn die Gefängnisthore sich hinter ihm schließen. Einige Mitglieder des Bundes sind beinahe

immer innerhalb derselben düsteren Räume eingesperrt und geben sich alle Mühe, dem Feinde ihres Bundes das Leben durch tausenderlei kleine Quälereien, welche die Gefangenenwärter selbst dann nicht verhindern könnten, wenn sie um dessentwillen sich einer persönlichen Gefahr aussetzen möchten, zu verbittern. Gewöhnlich aber ziehen die Schließer vor, mit den Camorristen auf einem guten Fuße zu stehen und sich des Einflusses derselben zu bedienen, um die anderen Gefangenen in Ordnung zu halten.

Wenn auf den Gassen oder Marktplätzen ein Streit zwischen Personen besteht, die den Schutz des Bundes erkauft haben, so wird derselbe gewöhnlich einem der Agenten desselben vorgelegt, dessen Entscheidung als eine endgültige betrachtet wird, und der Ruf der Gerechtigkeit und Billigkeit, worin viele derselben stehen, ist so groß, daß sie oft auch als Schiedsrichter über Angelegenheiten angerufen werden, mit welchen sie amtlich nichts zu thun haben. Es ist bei solchen Anlässen üblich, dem richterlichen Dilettanten ein dem Wert des beigelegten Handels entsprechendes Geschenk zu machen, oder ihn wenigstens zu einem reichlichen Gastmahl einzuladen. In ähnlicher Weise bilden die Camorristen auch das Ehrengericht der Lazaroni. Alle Fragen der Vendetta oder Blutrache, welche ihren Ursprung mehr in einem Ehrgefühl als in persönlichem Haß haben, werden ihnen vorgelegt und man muß gerechterweise anerkennen, daß sie beinahe unwandelbar ihr möglichstes thun, um eine Versöhnung und Verständigung herbeizuführen, obwohl sie selbst anerkanntermaßen sehr parat sind, sich ihrer Messer zu bedienen. Mit Einem Wort, welche auch immer die letzten Ziele der Camorra sein mögen — und unbestreitbar sind dieselben immer gesetzwidrig und oft sogar verbrecherisch — so ist ihr Einfluß auf das Volk doch kein ganz ungemischtes Uebel. Die Camorra ist in Bildung und Ausführung ihrer Anschläge allerdings selbstsüchtig und gewissenlos, allein wo ihre eigenen Interessen nicht ins Spiel kommen, da kann sie auch gerecht, billig und barmherzig sein. Es gibt eine Menge rechtschaffener, achtbarer und wohlhabender Handwerker und Händler in Neapel, welche sich nie aus dem Schlamm der Gosse emporgearbeitet hätten, wenn ihnen in ihrer Jugend nicht die Camorra einige Unterstützung oder sogar noch mehr zu ihrem Fortkommen gegeben hätte. (S. R.)

Skizzen aus Palästina.

Aus Haifa.

Haifa oder Chaifa (das Kepha oder Hepha der Hebräer) geht sichtbarlich immer mehr einem erfreulichen Aufschwung entgegen. Dazu hat in nicht geringem Maße die einen Kilometer westlich von der Stadt gelegene deutsche Kolonie der Tempelfreunde beigetragen. Ist ja doch durch die die deutschen Ansiedler z. B. ein Wagenverkehr zwischen Haifa und Nazareth, sowie zwischen Haifa und Acco (St. Jean d'Acre) eingeführt worden, während vordem alle Transporte mit Kameelen und Eseln befördert worden sind, und sind sie diejenigen, welche im Verlauf von 12 Jahren den Abhang des Karmels in der ganzen Breite der Kolonie vom Fuße des Berges an bis hinauf auf den Kamm desselben in eine Reihe von terrassierten Weingärten verwandelt haben. Als Midhat Pascha von Damaskus aus, woselbst er ein paar Jahre als Wali, das ist als Gouverneur, von Syrien, residierte, die Kolonie besuchte, war er entzückt von den Leistungen der Kolonisten und empfahl dieselben seinen Lokalbeamten, sie zur Nachahmung auffordernd. In neuester Zeit ist die Kolonie wegen ihrer gesunden Lage mit der Gesamtanlage der Häuser und Straßen, dem schönen Baumwuchs, den Seitenwegen entlang, zu einem Lieblingsspaziergang der Haifaner geworden und nicht selten beherbergt das Kolonie-Hotel des Herrn Kraft, das letzten Sommer um ein Stockwerk erhöht worden ist, wochenlang Fremde, welche es als einen Genuß ansehen, sich hier aufzuhalten und kleine Ausflüge auf den Karmel zu machen.

Was nun aber Haifa einen ganz außerordentlichen Vorschub leisten würde, wäre die Verlegung des Regierungssitzes von Acco nach Haifa, wovon seit einiger Zeit ernstlich die Rede ist. Man sagt, daß der Wali von Damaskus sehr dafür sei, und daß nach seiner Erklärung die Hauptschwierigkeit für diese Verlegung dadurch überwunden würde, wenn die Einwohner von Haifa sich dazu erbieten wollten, das Serail oder das Regierungsgebäude auf eigene Kosten, die auf zirka 100,000 Fr. berechnet sind, herzustellen. Ein geeigneter Platz dazu, im Südosten der Stadt, schön und praktisch gelegen, ist bereits ausersehen. Durch den Verkehr, welchen die Gerichtsbarkeit eines Paschasitzes mit sich führt, würde die Stadt sich rascher vergrößern als bisher und würden viele reiche Mohamedaner hieher ziehen, schon weil die Lage der Stadt weit gesünder ist, als das von hohen Mauern eingeschlossene und zusammengepferchte Acco. Und wie müßte sich Haifa heben, wenn das viel besprochene Projekt einer Eisenbahn von Acco über Haifa nach Damaskus zur Ausführung käme, und das kann nur noch eine Frage der Zeit sein. Die günstige Lage Haifa's für Bahn und Hafen würde den Hauptverkehr nach dieser Stadt werfen. Die Ausführung des Eisenbahnprojektes würde auch wesentlich zur äußeren Hebung der deutschen Kolonie beitragen.

Wir schließen hier die neuesten statistischen Notizen über die Kolonie, sowie die über den Stand der dortigen industriellen Verhältnisse an. Die Zahl der von niedlichen Gärten umgebenen Wohnhäuser ist 58, die der Nebengebäude 46. Die Zahl der Einwohner 341. Von diesen sind 17 Bauern, 20 Professionisten, 12 eigentliche Weingärtner und 21, die nebenher Ackerbau treiben. Das im Westen an die Kolonie anstoßende, den Kolonisten gehörige Ackerland beträgt nur 74,3 Ha. Es ist daher nicht ein

Bauer hier, der genug Land hätte, um dasselbe vorteilhaft umtreiben zu können. Um Geld wäre aber sehr viel zu erhalten. Auf dem Karmel z. B. liegt noch viel brach. Die Lage vieler Kolonisten ist in dem Jahre 1874 und den folgenden eine recht bedenkliche geworden; denn mit der infolge des russisch-türkischen Krieges eingetretenen Geschäftsstockung vereinte sich Mißwachs auf den Feldern und in den Weinbergen Traubenkrankheit. Da die Ernte des Jahres 1879 noch unergiebiger gewesen ist als die der vorangegangenen Jahre, hat die Not einen hohen Grad erreicht. Vielen der braven Kolonisten war die Gefahr nahegerückt, ihr neues, mit viel Schweiß gegründetes schönes Heim verlassen zu müssen und ihre Häuser um Spottpreise Arabern oder Griechen zu überlassen. Vergeblich haben sie die Unterstützung durch deutsches Kapital angerufen. Was sie gerettet hat, war ihr unerschütterliches Gottesvertrauen. In den letzten Jahren sind befriedigende Zustände eingetreten. Die Handwerksleute der Kolonie hatten das Jahr 1883 hindurch immer zu thun und ordentlichen Verdienst. Exportiert wurden in demselben direkt von der Kolonie mit gutem Erfolg: Coloquinten, Zibeben und Feigen. Die Seifenfabrik der Herren Struwe u. Comp. exportierte nach Amerika und Deutschland über 50,000 Pfund der reinsten Castilien-Oliven-Seife. Verbindungen sind auch mit England angeknüpft. Die Inhaber der Seifenfabrik fabrizieren auch das reinste krystallhelle Tafel-Olivenöl. Sendungen von über 5000 Pfund dieses Oels gingen nach Amerika und nach Deutschland. Dieses Geschäft, das sich durch Fleiß und Ausdauer zu einer vielversprechenden Aussicht durchgearbeitet hat, gewinnt selbst bei den Eingeborenen immer mehr Kredit. Im Jahr 1884 hatten namentlich die Schmiede und Wagner reichlich zu thun. Die von ihnen fabrizierten Wagen gehen nach allen Richtungen des Landes ab. Handelsgeschäfte sind in der Kolonie drei. Ihre Windmühle ist eine nach holländischer Art eingerichtete. Die Volksschule der Kolonie zählt 38 Kinder. Neben derselben besteht ein Töchterinstitut, eine Kleinkinderschule und eine Fortbildungsschule, welche von Georg Schumacher geleitet wird. Dieselbe behandelt Fächer zur Ausbildung auf technischem Gebiet und wird fleißig besucht. In der Kolonie ist auch ein wissenschaftlich gebildeter Arzt. Vizekonsuln hat sie drei, einen deutschen (Herrn Keller), einen englischen (Herrn Schmid) und einen amerikanischen (Herrn Schumacher sen.).

Schließlich möge hier noch des sogenannten Eliasbrunnens bei Neschmia oder Ruschmia Erwähnung gethan werden, etwa 5 Km. südlich von Haifa auf einem Bergkegel des Karmel, welcher von allen Seiten durch Schluchten von den übrigen Teilen des Karmel getrennt ist. Hier könnte ein Luftkurhaus errichtet werden, in welchem sich Fieber- und andere Kranke Erholung und Stärkung holen könnten. Die umliegenden Berge sind ja mit Fichten-, Eichen-, Johannisbrotbäumen und Lorbeergestrüpp, die Schluchten mit Brombeerstauden bewachsen. Der Duft der verschiedenen Pflanzen ist, besonders im Frühling, ein so erfrischender, daß man davon ganz neu belebt wird. So lautet ein Bericht in Nr. 4 der „Warte des Tempels" von diesem Jahr. Derselbe schließt mit den Worten: „Später dürfte Neschmia ein sehr geeigneter Platz für eine neue Kolonie sein, deren Bewohner sich mit Garten- und Weinbau beschäftigen wollten."

Welch schöne Hoffnung! Wenn nur nicht ihrer Erfüllung zweierlei entgegenstände, nämlich die Geldnot und die türkische Regierung.

Aus Jaffa.

Wie Haifa, so ist auch Jaffa oder Jāfa (das biblische Joppe) als eine in beträchtlichem Aufschwung begriffene Stadt zu bezeichnen. Für gute Bauplätze sind schon seit einiger Zeit enorme Summen zu bezahlen, und auf der Kolonie, wie die Araber kurzweg die deutsche Ansiedelungsstätte der Templer nennen, ist kein weiterer Raum für neue Wohnhäuser. Auf dem Wege nach der Kolonie reichen die Magazine bereits bis dicht an die Orangengärten, die unvergleichliche Zierde Jaffa's, welche die Stadt in einem großen Halbkreis umgeben, sie durch einen bis an den Horizont südöstlich sich erstreckenden Kranz einfassen. Vom alten Thor aufwärts kommt man in eine neuangelegte Straße, in welcher sich auf beiden Seiten Handlungshäuser und Magazine befinden. Oben auf der Höhe rechts steht ein Prachtgebäude, das den römischen Katholiken gehört und dessen Errichtung durch milde Beiträge ermöglicht worden ist. Dasselbe schließt eine Mädchenerziehungsanstalt und ein Hospital für Kranke in sich. Auf dieser Seite hat sich die Stadt um zwei Vorstädte vergrößert, in welchen Christen, Juden und Mohamedaner bis jetzt in friedlicher Weise wohnen. In einer dieser Vorstädte liegt die Tretmühle eines Deutschen, des Herrn Doster. Nicht weit weg davon erhebt sich auf einer gegen das Meer vorspringenden Höhe ein von dem Grafen Caboga, dem langjährigen österreichischen Generalkonsul, erbautes Haus, dem edlen Herrn, der wenige Jahre vor seinem in Jerusalem erfolgten Ableben ein Asyl für Kranke in der Nähe von Mar Elias, zwischen Jerusalem und Bethlehem, errichtet hat. Während die Einwohnerzahl von Jaffa vor wenigen Jahren von einigen auf 13,000, von anderen auf 15,000 angegeben worden ist, wird sie jetzt, die Bewohner der Gärten und der Vorstädte eingeschlossen, zu mindestens 20,000 geschätzt.

Es ist in dem angeführten Artikel über Haifa nachgewiesen worden, daß manches zum Aufschwung jener Stadt von der dortigen deutschen Kolonie ausgegangen sei. Der deutschen Kolonie in Jaffa mit ihrer ackerbautreibenden Filiale Sarona ist zu bezeugen, daß sie zu dem Aufschwung von Jaffa gleichfalls vieles beigetragen habe und daß sie fortwährend in mancher Beziehung einen fördernden und heilsamen Einfluß auf diese Stadt übe. Durch ihre Insassen ist z. B. ein Fuhrwesen nach der Landungsstätte zur Beförderung der Güterstücke in die Stadt, dem

freilich nach kurzer Zeit die Regierung, auf von seiten der Lastträger erhobene Klage hin, mit Ernst entgegengetreten ist, sowie ein regelmäßiges Fuhrwesen auf der Jerusalemer Straße eingeführt worden; durch sie ist eine rationelle Landwirtschaft und Viehzucht in's Leben getreten und ihnen verdankt Jaffa die ersten Dampfmühlen.

Wir lassen nun einige landwirtschaftliche Notizen aus dem verflossenen Jahre folgen: Die Viehzucht, welche die deutschen Ansiedler auf der Ackerbaukolonie Sarona in der benachbarten Gegend antrafen, war eine sehr geringe, weil die Araber keine Stallfütterung kennen, sondern die Tiere, auch in der heißesten Jahreszeit, sich ihre Nahrung auf dem Felde suchen müssen, welche oft nur noch in ausgedorrten Stoppeln besteht. Da die Deutschen Stallfütterung eingeführt haben, hat sich die Viehzucht auf Sarona von Jahr zu Jahr gehoben. Es konnte im Jahre 1883 für zirka 3600 Franken Milch und Butter nach der Stadt geliefert und für etwa 2500 Franken fettes Vieh und Schafe verkauft werden. Aus dem Gemüse der Gärten, Salat, Rüben, Kraut u. s. w. wurde eine nicht unbedeutende Summe erlöst. Von Weizen wurden 20 Zentner Körner, von Gerste 24, von Durrha (einer Hirsenart) 16, von Mais 30 Zentner, von Sesam 4, von Ackerbohnen 27, von Erbsen 5, von Kartoffeln 180 Zentner gewonnen. Die Weinberge lieferten per Ha. 54 Zentner Trauben. Diese konnten der Zentner zu 3 bis 3½ Fr. verkauft werden. Die im vorigen Jahre nach dem ersten Regen (im Herbst) gesteckten Kartoffeln ergaben eine reichliche Ernte, und man erlöste dafür einen guten Preis. Die gewöhnliche Zeit zum Stecken derselben ist der März. Von 30 Bienenstöcken wurden 7½ Zentner Honig gewonnen, der Verkaufspreis war 2,30 Fr. Nach dem in Nr. 5 der „Warte des Tempels" von diesem Jahre erschienenen Berichte eines Bienenzüchters in Sarona, sind die dortigen Bienen sehr fleißig und wehrhaft, und da der Thermometer dort selten auf Null heruntersinkt, können dieselben jeden Tag, das ganze Jahr hindurch, wenn es nicht regnet, ausfliegen. Nach diesem Berichterstatter ist die palästinaische Biene eine sehr schöne Biene, noch etwas hellgelber als die cyprische und als die italienische, und ist der Orangenblüten-Honig sehr weiß mit einem herrlichen, starken Aroma.

Kehren wir nun zu der Mutterkolonie bei Jaffa zurück, so ist hier noch auf sechs Häuser und Anstalten hinzuweisen:

1. Das Haus des russischen Barons Herrn v. Ustinow am Eingang in die Kolonie von der Stadt her. Es ist dieses Haus eine Zierde für die Kolonie und eine besondere Wohlthat für Kranke oder Rekonvaleszenten. In demselben befindet sich eine wertvolle Sammlung palästinensischer Altertümer, deren Einsicht der Herr Baron Reisenden, die sich dafür interessieren, gerne gewährt. Das Spital desselben ist aufgelöst worden, weshalb das Krankenhaus des Tempelstifts erweitert worden ist.

2. Das Jerusalem-Hotel des Herrn Hardegg, wohin sich fast ohne Ausnahme die Reisenden aller Nationen und Konfessionen wenden. Es ist ein Gasthof, in dem man treffliche und billige Bewirtung findet, auch ein Lesezimmer mit allerlei Zeitungen.

3. Das Bureau für den Straßenverkehr nach Jerusalem in dem Hause des Herrn Klenk. Infolge der Konkurrenz, die dadurch eingetreten ist, daß nach den Deutschen sich bald auch Juden und Araber Wagen zur Personenbeförderung angeschafft haben, war der Fahrpreis so herabgedrückt worden, daß kein Verdienst mehr erzielt wurde. Um diesem Uebel abzuhelfen und um Ordnung in die Sache zu bringen, haben die Wagenhalter sich entschlossen, zu einer Kompagnie zusammenzutreten, um das Geschäft unter einer von ihnen eingesetzten Leitung fortzusetzen. Der betreffende Kontrakt wurde von der türkischen Behörde legalisiert. Der Kassier, bei dem alle Fahrgelder zusammenlaufen und auf dessen Bureau die Reisenden ihre Bestellungen zu machen haben, ist der genannte Deutsche, dem das Zustandekommen dieser neuen Fahrgesellschaft zu verdanken ist.

4. Die Dampfmühle des Herrn R. Gollmer mit einem turmhohen Kamin. Dieselbe ist seit demnächst einem Jahr in vollem Gang. Eine weitere Dampfmühle in Jaffa, ist Herr G. Heß an der Jerusalemsstraße zu errichten im Begriffe. Es ist das die dritte. In Sarona warten die Herren Lippmann und Weiß auf die Sendung eines bestellten Dampfkessels zum Betriebe ihrer Getreidemühle.

5. Die Volksschule. Die Gesamtzahl ihrer Schüler ist 32, zehn mehr als im vorangegangenen Jahr. Neben derselben besteht eine Kleinkinderschule mit zwanzig Kindern. Das Lyzeum ist, mit der Uebersiedelung der Tempelvorsteher, im Jahre 1878 nach Jerusalen dahin verlegt worden.

6. Das Versammlungshaus der Tempelgemeinde. In demselben werden auch die Gottesdienste gehalten.

Zu erwähnen ist noch, daß sich in Jaffa auch ein Deutscher Verein gebildet hat, welcher denselben Zweck verfolgt wie der seit 1873 in Jerusalem bestehende, nämlich geistige und leibliche Erholung im Umgang mit deutschen Freunden zu gewinnen. Derselbe zählt gegen 50 Mitglieder. Weil die Zahl gestiegen ist, mußte das Lokal erweitert werden.

Am Platze dürfte es sein, hier auch noch eine Schilderung Jaffa's aus der „Beschreibung der islamitischen Länder" vom Jahre 375 der Hedschra (985 der christlichen Zeitrechnung), welche das Jerusalemer Kind Mukaddasi (das ist die Bedeutung des arabischen Names) zum Verfasser hat, anzufügen. Diese lautet (nach der Uebersetzung des Professors Gildemeister in der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins", Band VII, S. 167): „Jâfa ist eine kleine Stadt am Meer, aber der Warenplatz von Palästina und der Hafen von Er-ramla (Ramleh); an

ihr liegt ein festes Kastell mit eisenbeschlagenen Thoren und das Meeresthor ist ganz von Eisen. Die Hauptmoschee steht am Meer und ist angenehm. Ihr Hafen ist gut."

Eine Forschungsreise im westlichen Australien.

Von Henry Greffrath.

Im September 1884 beförderte der Dampfer „Whampoa" von Port Darwin aus, an der Nordküste von Australien und in 12° 20′ s. Br. und 130° 48′ ö. L. von Gr., eine aus sieben Personen bestehende Exploring Party nach dem Cambridge-Golf in 14° 45′ s. Br. und 128° 7′ ö. L. von Gr. Sie stand unter der Leitung des Mr. Stockdale als ersten und des Mr. Ricketson als zweiten Führers und wollte das zwischen der Westküste des Golfs und den von Alex. Forrest auf seiner berühmten Reise im Jahre 1879 entdeckten Leopold Ranges im 17° 30′ s. Br. und 125° 30′ ö. L. von Gr. liegende unbekannte Gebiet erforschen. Es war noch nie zuvor von Weißen betreten worden. Mr. Stockdale und Mr. Ricketson trafen Ende Januar 1885 über Land wieder in Port Darwin ein und kehrten von da am 4. Februar auf dem Dampfer „Debay" nach Melbourne zurück. Ein telegraphischer Bericht des Mr. Stockdale von Port Darwin aus besagt folgendes:

„Wir landeten am 11. September an der westlichen Seite des Cambridge-Golf, dem Adolphus-Island, in 15° 10′ s. Br. und 128° ö. L. von Gr., gegenüber und nahmen von der Küste ab zunächst eine westliche Richtung, welche uns über ein sehr stark zerrissenes, gebirgiges Terrain führte. Es fehlte uns an Zeit, einen passablen Durchweg aufzusuchen und wir hatten daher manche Schwierigkeit im Fortkommen zu überwinden. Dann wandten wir uns nach Süden auf den in den Leopold Ranges entspringenden Fitzroy-River zu und erforschten die Wasserscheide der westlich fließenden Flüsse. Hierauf zogen wir östlich und schlugen auf einige Tage ein Lager auf. Hier trennten sich, trotz aller unserer Vorstellungen, zwei unserer Leute von uns. Sie kehrten nordwärts nach dem Depot zurück, welches wir aus Vorsicht in der Nähe des Cambridge-Golfs angelegt hatten, und wollten, wie es schien, auf ihre eigene Hand nach Gold suchen."

Auch Mr. Stockdale und Mr. Ricketson verließen jetzt die noch übrige Gesellschaft, welche langsam nachfolgen sollte und eilten, mit Mundvorrat auf wenige Tage versehen, der Katherine-Station des Ueberlandtelegraphen in 14° 30′ s. Br. und 132° 25′ ö. L. von Gr. zu. Völlig erschöpft, denn die Lebensmittel waren gänzlich ausgegangen, trafen sie am Neujahrstage auf der Viehstation der Messrs. Fisher and Lyons am Victoria-Flusse ein und erreichten von hier aus am 10. Januar 1885 die Katherine-Station.

„Wir passierten", heißt es dann in dem Reiseberichte des Mr. Stockdale weiter, „das vorzüglichste Weideland, wie ich es in Australien nirgends besser gesehen habe. Obgleich zur Zeit die trockene Saison herrschte, so war doch der Graswuchs ein ganz ausgezeichneter. Giftige, das Vieh tödtende Pflanzen, welche in anderen Gegenden Australiens nichts seltenes sind, bemerkten wir nirgends. Da das von uns bereiste Gebiet überall mit Wasser reichlich versehen war, so hatten wir die Wassersäcke, welche wir mit uns schleppten, niemals nötig. Auf diesen herrlichen Weiden wird mehr denn eine Million Schafe das ganze Jahr über Futter im Ueberfluß finden. Quellen, Wasserlöcher von kleinerem und größerem Umfange, Creeks und Flüsse sind zahlreich vorhanden. Wir entdeckten sechs Flüsse, bedeutender als der schon von Alexander Forrest aufgefundene Ord, dessen mehr westlicher Lauf ebenfalls auf den Leopold Ranges entspringt. Vier derselben benannte ich nach allbekannten Melbourne-Squattern:[1] Lorimer, Lawrence, McLeod und Adam, den fünften hieß ich nach meinem Onkel Stockdale und den sechsten nach dem berühmten westaustralischen Explorer Alexander Forrest.

„Die Länge des Lorimer schätze ich auf 250 e. Ml. oder 402 Km., die des Stockdale auf 200 e. Ml. oder 322 Km., die der McLeod und Adam auf 150 e. Ml. oder 241 Km. und die der Lawrence und Forrest auf 100 e. Ml. oder 161 Km. Alle sechs Flüsse entspringen in den Leopold Ranges und münden in den Cambridge-Golf. Das 4 bis 6 e. Ml. oder 6,4 bis 9,6 Km. breite Thal des Adam-River zieht sich zwischen sehr steilen Berghöhen auffälliger Bildung, welche bis 2000 e. Fuß oder 610 m. über den Fluß ansteigen, entlang. Es war mit großen Schwierigkeiten verbunden, von der Höhe herab ins Thal zu gelangen und auf der entgegengesetzten Seite die Höhe wieder zu erreichen, und nahm fast zwei Tage auf jeder Seite in Anspruch. Der Adam hatte hier eine Breite von 80 Yards oder 73 m. Unter den vielen Wasserlöchern, auf welche wir stießen, war eines 3 e. Ml. oder 4,8 Km. lang und 150 bis 250 Yards oder 137 bis 229 m. breit und hatte dabei eine ansehnliche Tiefe. Nur an der westlichen Küste des Golf of Cambridge trafen wir zahlreiche Eingeborene, im übrigen nur wenige. Es war ein stark gebauter, kräftiger Menschenschlag und zeigte sich freundlich. An Fischen war in den Gewässern großer Ueberfluß, aber an Wild fehlte es. Känguruhe und wilde Hunde, Dingos, kamen selten vor. Ob wertvolle Mineralien existieren, darüber erlaube ich mir kein weiteres Urteil. Es lag nicht in dem Zwecke unserer Reise, darnach zu forschen; wir wollten Weideland auffinden."

[1] Unter Squattern versteht man in Australien die großen Viehheerdenbesitzer, auch wohl Schafbarone genannt.

Straußenzucht in Californien.

Eine der ältesten Ansiedelungen in Süd-Californien, im Jahre 1854 von Deutschen aus San Francisco gegründet, ist Anaheim. Der gesamte Landbesitz ist in Parzellen von 20 bis zu 40 Acres geteilt und im Zustand der höchsten Kultur. Jeder Zoll Erde ist mit Weinreben oder den edelsten Früchten, mit Orangen, Zitronen, Feigen, Aprikosen, Pfirsichen, Mandeln ꝛc. angepflanzt, die Wohnhäuser strotzen von äußerer und innerer Eleganz — der Fleiß sowohl als der Wohlstand der deutschen Ansiedler sind im ganzen Lande sprichwörtlich geworden, wenngleich diese Kolonie in den ersten Jahre schwere Sturm- und Drangjahre durchgemacht.

Etwa 7 (e.) Ml. von Anaheim liegt die in Rede stehende Straußen-Farm; auf der ganzen Straße sind Tafeln angebracht mit der Drohung, daß alle auf dem Gebiet der Farm betroffenen Hunde ohne weiteres und unnachsichtlich erschossen werden. Die Nähe eines Hundes versetzt nämlich die Strauße in die größte Aufregung; sie rennen wie besessen in den Brut-Höfen umher und beschädigen sich dabei in der Regel an der Einhegung derart, daß sie meist getötet werden müssen.

Das Ausbrüten der Eier geschieht, wie schon längst am Kap, auch hier in neuerer Zeit allgemein in Brutkästen. Nicht bloß daß diese Kästen durchschnittlich mehr als 80 Prozent sämtlicher Eier ausbrüten, auch die Eier-Produktion des Vogels wird dadurch beinahe verdoppelt, da der Strauß, nachdem er 15 bis 18 Eier gelegt, in einigen Wochen, wenn man ihm dieselben fortnimmt, mit einem zweiten Neste beginnt; auf diese Weise ist es möglich, von einzelnen Paaren im Laufe des Jahres 80 bis 100 Eier zu erhalten.

Die Eier sind durchschnittlich 3 Pfund schwer und sie enthalten ungefähr ein Quart Flüssigkeit. Die Schale ist sehr dick und von gelblicher Farbe, wie altes Elfenbein. Auf der Farm selbst werden die Eier nicht konsumiert, denn sie repräsentieren einen Wert von 39 bis 40 Cents das Stück; dagegen werden sie öfters in den kalifornischen Hotels bei der Tafel als Delikatesse serviert.

Die Brutzeit dauert 42 Tage. Die Jungen sind anfangs sehr zart und erheischen die sorgsamste Pflege, sie müssen vor Kälte und Nässe bewahrt werden und es existiert deshalb im Bruthause eine sogenannte künstliche Mutter. Das ist nämlich ein großer hölzerner Kasten, durch welchen eine vielfach gewundene Blechröhre läuft, in der fortwährend heißes Wasser zirkuliert, welches zahlreiche, von oben herabhängende dicke wollene Lappen erwärmt. An der Seite des Kastens sind Oeffnungen angebracht, so groß, daß die Hühnchen bequem hineinkriechen können, und dieselben suchen, sobald sie im Freien die geringste Kälte verspüren, sofort den warmen Platz auf.

In dem ersten Jahr des Bestehens der Farm — sie wurde im Frühling 1883 gegründet — waren alle Versuche, Junge zu ziehen, vergeblich, trotzdem die Strauße mehr als 300 Eier legten. Die Vögel hatten sich noch nicht akklimatisiert und waren durch die lange Reise so geschwächt, daß die Befruchtung der Eier eine unvollständige blieb; die Strauße waren nämlich (10 Männchen und 11 Weibchen) im Herbst 1882 von der Kapstadt über Buenos-Ayres mit einem Segelschiff nach New-York und von dort mitten im Winter per Eisenbahn nach der Pazifik-Küste gekommen.

Außer dem Bruthaus finden wir 12 Bruthöfe, jeder $^1/_3$ Acre einnehmend. Die Höfe sind durch starke Bretterzäune von einander geschieden und jeder Hof beherbergt ein Straußen-Paar. Innerhalb der Umfriedung sind Futter- und Wassertröge angebracht, aber die Tiere entbehren jedes Schutzes gegen Regen und Unwetter. In einer entfernten Ecke ist das kunstlose Nest zu schauen, ein in den sandigen Boden gescharrtes Loch von etwa 10 Zoll Tiefe und einem Durchmesser von 3 bis 4 Fuß. Zweimal täglich wird Nahrung gereicht: frischer Klee, geschnittene Rüben, Kohl oder anderes Grünfutter mit etwa 2 Pfund Reis als Dessert. Die Freßgier der Strauße und ihre ausgezeichneten Verdauungsorgane sind bekannt und es ist deshalb in allen Höfen ein beträchtlicher Vorrat kleiner Kieselsteine, zerstoßener Seemuscheln und Knochen und ähnlicher Leckerbissen aufgespeichert.

Der Strauß ist von Natur nicht bösartig, doch ist es während der Brutzeit nicht ratsam, sich allzu nahe an die Zäune zu wagen; die Tiere sind dann sehr gereizt und können durch einen Schlag mit ihren großen sehnigen Beinen den Neugierigen gefährlich verletzen. Das Fortnehmen der Eier erfordert deshalb Vorsicht und wird deshalb immer von zwei Männern bewerkstelligt: der eine lockt die Vögel zu sich heran und fesselt damit ihre Aufmerksamkeit, der andere benutzt diesen Augenblick, die Eier zu entfernen. Wenn es notwendig wird, die Strauße aus ihren Pferchen herauszutreiben, nehmen die Wärter Dornbüsche zur Hand und halten sich dieselben in der Weise vom Leibe, daß sie sie mit ihnen an den nackten Stellen des Halses und der Beine treffen. Sehr häufig treten die Vögel ganz zutraulich an den Fremden heran; dieser mag aber auf Busennadeln, Ringe, Medaillons, Knöpfe oder was er sonst Glitzerndes an sich trägt, wohl Acht geben, denn in einem unbewachten Augenblick sind sie gepackt und verschwinden sofort im Magen des Tieres.

Man züchtet den Strauß seiner Federn wegen, die seit undenklicher Zeit ein schöner und beliebter weiblicher Kopfschmuck waren. In den letzten 5 bis 6 Jahren kamen fast nur noch Federn von zahmen Straußen in den Handel; der Hauptplatz für diesen Handel ist London und es wurde dort während der letzten Jahre das Pfund feinster Federn durchschnittlich mit 30 Pf. St. bezahlt. Wenn man nun bedenkt, daß jeder Strauß binnen acht Monaten 40 bis 50 feine Flügelfedern und 80 bis 90 Schwanzfedern liefert, so ist das ein Wert von ungefähr

150 Doll. — ein Beweis, wie lohnend die Straußenzucht sich stellt.

Die Qualität der Federn hängt in erster Reihe von der Gesundheit des Tieres ab; gut genährte und kräftige Strauße liefern in der Regel schöne Federn. Früher rupfte man dieselben einfach aus, eine Prozedur, die den Tieren große Schmerzen und heftige Blutungen verursachte. Jetzt verfährt man rationeller und schneidet die Federn ab. Die Tiere werden zu diesem Behufe einzeln in eine enge Einfriedung getrieben, in der sie sich absolut nicht bewegen können, der Straußenzüchter hat nun Muße, die Flügel- und Schwanzfedern in aller Ruhe zu untersuchen und die „reifen" abzuschneiden. Nach etwa 14 Tagen zieht er mit einer kleinen Zange die inzwischen locker gewordenen Kiele heraus und dann beginnt die Federnbildung aufs neue, worauf sich nach 8 Monaten der eben beschriebene Vorgang wiederholt. Die Roh-Federn werden nun gewaschen, gekräuselt und eventuell gefärbt (die weißen färbt man nicht) und damit sind sie für den Kleinverkauf fertig.

Ist der Gewinn, den die Federn abwerfen, schon ein sehr bedeutender, so sind die Summen, welche dem Farmer aus dem Verkauf der jungen Strauße zufließen, ganz enorm. Von einem gesunden Weibchen kann man alljährlich im Durchschnitt auf einen zwanzigfachen Nachwuchs rechnen und dieser Nachwuchs repräsentiert einen Wert von 2000 bis 3000 Dollars. Allerdings erheischt die Anlage einer Straußenzucht ein großes Kapital. Schon der Ankauf der Vögel bedingt bedeutende Mittel; die 21 Brutvögel von Anaheim kosten z. B. 20,000 Dollars. Dazu kommt die Beschaffung eines geeigneten Terrains, der Bau der nötigen Gebäude, der Ankauf der erforderlichen Geräte, Brutmaschinen 2c.

Von den 200 Acres der Farm von Anaheim, die sich in den Händen einer Aktiengesellschaft befindet, ist augenblicklich die Hälfte bebaut. Ein artesischer Brunnen, der stündlich mehr als 50,000 Liter Wasser auswirft, bewässert das ganze Terrain, so daß die Besitzer mit voller Sicherheit auf einen jährlichen Futterertrag für mindestens 200 Strauße rechnen können.

Diese neue Industrie hat jedenfalls im südlichen Californien, in Arizona, in Neu-Mexico, in Texas und in anderen südlichen Staaten eine bedeutende Zukunft, und im Laufe der Zeit dürfte der weitaus größte Teil der in Amerika verbrauchten Federn durch amerikanische Strauße gedeckt werden. Gegenwärtig freilich werden noch für 2 Millionen Dollars Federn nach den Vereinigten Staaten eingeführt und diese Summe repräsentiert nur den vierten Teil des Federnertrags in anderen Ländern. Bloß in der Kap-Kolonie schätzt man die Zahl der zahmen Strauße auf 100,000 mit einem Federnertrag von 6 bis 7 Millionen Dollars jährlich.

Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Mrs. E. A. Smith verlas einen sehr unterhaltenden Aufsatz über die Sitten und Sprache der Irokesen. Die eigentümliche beschreibende Gewalt der Namen, welche die Irokesen den Tieren und anderen gemeinen Dingen ihrer Umgebung geben, wurden an vielen merkwürdigen Beispielen nachgewiesen. Das Wort für Klapperschlange bedeutet z. B. „er krümmt sich", für Kaninchen „Zwei Ohren bei einander", für Gans „er bricht seine Stimme". Thränen heißen „Augensaft", Zucker ist „Baumsaft" u. s. w. Dies ist eine auch in anderen indianischen Sprachen gewöhnliche Wortbildung. Mrs. Smith versicherte, alle Missionare und sonstigen Autoritäten, welche seither über die irokesischen Sprachen geschrieben, haben sich in ihren Ansichten über die Geschlechter und Fürwörter dieser Sprachen geirrt — eine gewagte Behauptung. Die Schlüsse unterrichteter französischer und englischer Missionare, welche viele Jahre unter den Indianern verlebt haben und deren Sprachen fließend reden, können eigentlich nur von jemand bestritten werden, welcher auf das Studium jener Sprachen ebenso viel Zeit und Aufmerksamkeit und Fleiß verwendet hat.

Ein sehr ausgearbeiteter und äußerst interessanter Vortrag über die Entwickelung des Kunstgewerbes und der Ornamentation unter den Zuñis von Neu-Mexiko von Mr. F. H. Cushing, welcher durch zahlreiche Zeichnungen veranschaulicht wurde, erregte großes Aufsehen. Es ist unmöglich, in dem uns zu Gebote stehenden beschränkten Raum auch nur eine Uebersicht von dem Inhalt dieser wertvollen Mitteilung zu geben, und wir können nur die daraus gezogenen Schlüsse im Umriß zu liefern versuchen. Mr. Cushing glaubt mit Grund annehmen zu können, daß die Zivilisation der Zuñis eine rein eingeborene ist. Als sie zuerst in den kleinen Oasen der Wüste, welche sie zu ihrer Heimat machten, ins Dasein traten, befanden sie sich noch in einem sehr niedrigen Zustande der Barbarei, aus dem sie sich durch einen langsamen, aber stetigen Verlauf der Selbstentwickelung erhoben. Die Stufen dieses Fortschrittes machten sich mit vielem Geiste, vieler Erfindungskraft und Deutlichkeit geltend: ihre Wohnungen erhoben sich allmählich von dem mit Baumzweigen gedeckten Wigwam zu dem kleinen Gebäude aus Lava-Gestein, welches entweder einzeln an einer Quelle stand oder der Sicherheit wegen auf einer Felsenleiste erbaut war, und daraus entstand dann mit der Zeit der gewaltige kasernenähnliche Bau von vielen Stockwerken, welcher Felswand und Wohnung in Einem ist. Ganz in gleicher Weise gaben ihre frühesten Gefässe aus Kürbisschalen, wenn sie des bequemeren Transportes wegen mit einem Weidengeflecht umgeben wurden, die erste Anregung und Idee zu einem Korbe oder Trog aus Flechtwerk; dieser ward mit Thon ausgeschlagen, um die Nahr-

ungsmittel zurückzuhalten, welche darin gekocht wurden, und aus diesem Brauche entwickelte sich die Kunst der Töpferei. Die erste Verzierung ihrer Töpferwerke wurde von der Nachahmung des Flechtwerks abgeleitet. Später kamen andere Elemente von einer malerischeren Natur hinzu. Mr. Cushing schilderte den allmählichen Fortschritt dieser Verbesserungen mit einer Sorgfalt und Genauigkeit, welche an der Richtigkeit seiner Theorie keinen Zweifel zuließ. Wir lernen daraus die interessante Wahrheit, daß Zivilisation und Kunst von nicht geringem Typus auch unter einem rohen Volke ohne äußeren Impuls binnen weniger Jahrhunderte sich entwickeln können, denn die Kultur und Kunst der Zuñis sind offenbar nicht viele Jahrhunderte alt. Die Ansichten mancher Anthropologen, daß viele Tausende von Jahren erforderlich seien, bevor ein wildes Volk sich zur Zivilisation emporschwingen kann — wenigstens zu derjenigen, welche die Zuñis nun erreicht haben, — werden durch Mr. Cushing's Entdeckungen hinfällig gemacht. Zur Nachweisung des Verlaufs dieses Fortschrittes ward auch die Sprachforschung herbeigezogen, indem auf die ursprüngliche Bedeutung der Namen zurückgegriffen wurde, welche die Eingeborenen den verschiedenen in Betracht kommenden Gegenständen geben. Man findet, daß der Name des Gegenstandes in vielen Fällen den Schlüssel zu seinem Ursprung gibt.

Einen denkwürdigen Aufsatz über die Rassen der Juden lieferte Dr. A. Neubauer, welcher nun in England lebt und den der Präsident als einen der ausgezeichnetsten rabbinischen Gelehrten von Europa bezeichnete. Dr. Neubauer's Aufsatz strebt dahin, die gemeinübliche Idee zu widerlegen, daß die Juden sich von den meisten anderen Nationen oder Rassen in dem besonderen Merkmal ihrer Reinheit von fremder Beimischung unterscheiden. Dies ist so wenig der Fall, daß, wie durch Zeugnisse bewiesen wird, die aus der Heiligen Schrift und anderen Geschichtsquellen entnommen waren, die Juden von jeher zu Heiraten mit Fremden sich geneigt zeigten. Ueberdies war die Zahl derjenigen aus den umgebenden Rassen, die sich zum Judentum bekehrten, von jeher sehr groß. Wenige Rassen haben in der That mehr Beimischung von fremden Stämmen erfahren. Die physischen und moralischen Unterschiede zwischen den Judengemeinden in verschiedenen Teilen der Erde sind in der That sehr groß, und diese werden teilweise erklärt durch ihre Kreuzung und Zwischenheirat mit anderen Rassen, sowie teilweise auch durch die Einflüsse ihrer Umgebungen. Um zu einem vollkommen wissenschaftlichen Schlusse über die physische Beschaffenheit des Juden zu kommen, worüber noch viele irrtümliche Ansichten bestehen, sind sorgfältige genaue Messungen notwendig, und Dr. Neubauer deutet an, daß, wenn solche Messungen vorgenommen werden würden, ihr richtiger Ausgangspunkt Jerusalem sein müßte. Der Aufsatz machte einen tiefen Eindruck und der Vorsitzende drückte seine volle Uebereinstimmung mit Dr. Neubauer's Ansichten aus.

Der bekannte Lieutenant P. H. Ray verlas eine Schilderung der Sitten und Bräuche der Innuits oder Eskimos an der Westküste von Nordamerika und von der Barrow-Spitze, dem äußersten nordwestlichen Teile des Kontinents, woraus manche Thatsachen und Schlüsse von höchstem Interesse hervorgingen. Er gab seine Gründe für die Annahme an, daß die Eskimos schon seit einer sehr entfernten Periode den hohen Norden von Amerika innehaben, und erwähnte unter anderen Thatsachen auch, daß man Schneebrillen, wie solche noch gegenwärtig im Gebrauche sind, 28 Fuß tief unter dem Boden ausgegraben habe. Die Eskimo sind nach seiner Ansicht ein Eisvolk, haben seit unvordenklicher Zeit am Rande des Eismeeres gewohnt, sind mit dem Eisrande vorwärts und rückwärts gewandert, haben aber niemals weit von demselben entfernt gewohnt. Alle ihre Lebensgewohnheiten haben sich aus dieser Nähe herausgebildet. Er betrachtete sie für eine von den Indianern verschiedene Rasse, nicht allein nach ihrer Sprache, sondern auch nach ihren physischen Zügen und ihrem Charakter. Die Eskimos haben braune Haare und Augen — man hat nie einen schwarzhaarigen unter ihnen gefunden; ihre Gesichtsfarbe ist ein helles Braun, durch welches man das Spiel der Farbe deutlich bemerken kann. Sie sind von Natur ein friedliches Volk und er hatte niemals einen Streit unter ihnen erlebt. Obwohl sie sehr abergläubisch sind, kann man doch nicht sagen, daß sie eigentlich gar keine Religion haben; allerdings hatten sie keinerlei Vorstellung von einem zukünftigen Leben. Sie begruben ihre Toten nicht, weil ihnen das Klima dies gewöhnlich unmöglich machte, sondern sie brachten den Leichnam nur in einige Entfernung vom Dorfe und ließen ihn dann von den Hunden verzehren, weil dies nach ihrer Ansicht das Ende des Menschen sei. Sie hatten aber gleichwohl Ideen von einem höheren Wesen, welches Menschen und Tiere erschaffen habe, und glaubten ebenso an einen bösen Geist, welcher durch Gunstbezeugungen oder Drohungen zum Eingehen auf ihre Wünsche bewogen werden müßte.

Ein Aufsatz von Mr. H. Hale über die Natur und den Ursprung des Wampum schilderte diesen Artikel als Muschelmünze, welche sich von den ostindischen Kauries (cowries) ungefähr so unterscheidet, wie gemünztes Geld von Bullion (Barren). Es besteht aus kreisrunden Scheiben oder Zylindern, welche aus verschiedenen Arten von Meeresmuscheln verfertigt, vollkommen glatt poliert und an Schnüren aufgereiht werden. Diese dienten unter den nordamerikanischen Indianern — und einige Zeit lang auch unter den Kolonisten — als baares Geld und Währung. Schnüre und Gürtel von Wampum wurden auch in den zeremoniellen Bräuchen der Indianer und als mnemonische Aufzeichnungen häufig angewendet. Der Gebrauch dieses Geldes ließ sich über den Kontinent nach Kalifornien, von da nach den mikronesischen Gruppen im nördlichen Stillen Ozean, wo es allgemein üblich ist, und von da nach China verfolgen, wo nach den einheimischen

Autoritäten das Geld früher aus Scheiben und Stücken von Schildkrötenschale verfertigt und an Schnüren aufgereiht wurde. Die moderne chinesische Scheidemünze aus Kupfer, wie die Europäer sie heutzutage kennen, ist als Nachahmung jenes Geldes aus Schildpatt gemacht und wird in gleicher Weise an Schnüren aufgefaßt und, wie das amerikanische Wampum, vielfach zu zeremoniellen Bräuchen verwendet. Die Art und Weise, auf welche sich der Gebrauch dieser Art von Geld aus Ostasien nach Amerika verbreitet haben mag, wird durch die Thatsache bewiesen, daß auch während des gegenwärtigen Jahrhunderts mehrere japanische Dschonken an der Westküste Nordamerika's gescheitert und ihre Bemannungen von den Indianern aufgenommen worden sind. Die Mikronesier besitzen ebenfalls große Segelfahrzeuge, worin sie häufig weite Reisen machen und oft durch Stürme auf große Entfernungen von ihrem Kurs abgetrieben werden. Aus der einen oder anderen von diesen Quellen mögen die kalifornischen Indianer leicht eine solch' einfache Kunst, wie die Verfertigung und den Gebrauch von Muschelplättchen als Geld, erlernt haben, und diese Kunst war eine welche sich möglicherweise auch auf andere Stämme ausbreitete, unter denen sie gefunden wurde.

In der langen und interessanten Diskussion, welche hierauf folgte, wurden die in dem Aufsatz ausgesprochenen Ansichten im allgemeinen gebilligt. Professor Boyd Dawkins schlug zur Erwägung die Frage vor: ob nicht alles Geld aus dem Austausch von Zierraten entsprungen sein dürfte. Da ein Zweifel darüber geäußert wurde, ob das Muschelgeld unter den Indianern auch eine wirkliche Währung, d. h. ein Maßstab des Wertes sei, wurden über diesen Punkt verschiedene Thatsachen und Autoritäten angeführt. Mr. Cushing gab an, daß es unter den Zuñis eine Währung sei und einen bestimmten Wert darstelle. Dr. Tylor erwähnte der entscheidenden Thatsache, daß das Muschelgeld unter den Melanesiern, welche ja so ziemlich Nachbarn der Mikronesier sind, im Gebrauche ist, zum täglichen Verkehr und Handel und Wandel und gegen andere Geldwerte umgewechselt und zu Bankgeschäften verwendet wird. Ein Eingeborener, welcher neun Stränge seines Geldes herleiht, erwartet, nach Monatsfrist von dem Entlehnenden zehn Stränge zurückzuerhalten. Um diesen Zins zu erlangen, muß es allgemein als Tauschmittel verwendet werden, was nicht der Fall sein könnte, wenn es nicht ein Wertmaßstab wäre.

In den späteren Sitzungen der Sektion kam noch eine Reihe weiterer Vorträge vor, zunächst ein Aufsatz des Revd. S. D. Pret über sinnbildliche Grabhügel, deren Gebrauch und Zwecke. Der Verfasser hat sehr viele derartige Hügel genau studiert und ist zu dem Schlusse gekommen, daß aus ihnen viel über die Symbolik des Volkes, welches dieselben errichtete, und hiedurch über das Volk selbst zu erlernen sei. Er glaubt, daß gewisse tierische Formen für besondere Oertlichkeiten benützt, z. B. schildkrötenförmige Hügel auf hohe Punkte gesetzt wurden, wo eine Spähwache aufgestellt werden sollte, adlerförmige Hügel in der Nähe von Uferböschungen, Pantherhügel als Wache über Dorfgegenden. Die Hügel scheinen nach seiner Ansicht die Totems des Stammes darzustellen, welche dieselben errichtete. Der Aufsatz war durch Karten illustriert und rief eine eingehende Erörterung hervor. Viele der anwesenden Archäologen waren offenbar außer Stande, irgendwelche von Mr. Pret's Hügeln, wie sie in seinen Zeichnungen dargestellt waren, so deutlich mit bekannten Tieren zu identifizieren, wie er es that, und einige von den Umrissen schienen denjenigen irgend eines speziellen Tieres ganz unähnlich, obwohl bei den meisten von ihnen die tierische Form unverkennbar war. Die Diskussion wandte sich bald auf Symbolik im allgemeinen. Herr La Flèche, ein Omaha-Indianer und Mitglied der Sektion, sprach über einige der Symbole, welche unter seinem Volke üblich seien. Dr. Syle aus China bezog sich auf ähnliche Symbole, welche unter den Japanesen und Chinesen üblich seien, und deutete auf die äußerst merkwürdige Aehnlichkeit hin, welche zwischen landläufigen Symbolen in Ostasien und in dem westlichen Amerika bestand. Dr. E. B. Tylor sprach von dem Totem-System als einem weitverbreiteten, da es sich nicht allein in Nord-, sondern auch in Südamerika und Mikronesien, sowie unter den Gebirgsstämmen Indiens finde.

Hierauf folgte ein Aufsatz von Miß A. C. Fletcher über das Kindesleben unter den Omahas. Es war eine Schilderung, wie sie nur von jemand gegeben werden konnte, der lange unter einem Volke gelebt hat und mit herzlichem Mitgefühl auf dessen tägliches Leben eingegangen ist, und die ernsthafte, liebreiche, klare und gute Behandlung des Gegenstandes war eine höchst ansprechende. Wir erfahren, daß das Kind, wenn es zehn Tage alt ist, unter eindrucksvollen Feierlichkeiten einen geweihten Namen erhält; wie seine Wiege vorbereitet und wie liebreich das Kleine oft sowohl vom Vater wie von der Mutter verpflegt wird. Die Wiege ist ein flaches Brett, auf welchem das Kind auf den Rücken gelegt und eingebunden wird und zwar so, daß die Binden für die Mädchen von den für die Knaben üblichen verschieden sind. Infolge dieser Behandlung zeigen die meisten Indianer eine gewisse Verflachung des Hinterkopfes. Das Kind wird nicht immer auf das Brett gebunden erhalten, sondern darf zu Zeiten nach Herzenslust strampeln, und nach dem sechsten Monat wird das Brett selten mehr gebraucht, sondern seine Stelle nimmt eine Hängematte ein. Das Schreien des Kindes scheint den Eltern sehr unangenehm zu sein, und wenn dasselbe vorkommt, so versuchen sie jedes mögliche Mittel, um das Kleine zu beschwichtigen. Ist das Kind drei Jahre alt, so findet die feierliche Zeremonie statt, ihm sein Haar abzuscheeren, obwohl nicht alle Kinder dieser Prozedur unterworfen werden. Vor diesem Zeitpunkt läßt man das Haar wachsen. Aus Anlaß dieser Zeremonie kann dem Kinde auf den Wunsch der Eltern ein neuer Name gegeben

werden. Jeder Stamm hat seinen eigenen Styl, nach welchem das Haar geschnitten wird. Das häusliche Leben der Kinder der Omahas ist, wie gezeigt wurde, ein angenehmes und heiteres und das Kind ist sehr anhänglich ans Elternhaus; an Spielzeug, Spielen und Geschichtenerzählen fehlt es ihm nicht. Ist die erste Jugend vorüber, so treten mancherlei Pflichten an das Kind heran: die Knaben müssen die Pferde hüten und Pfeil und Bogen führen lernen 2c.; den Mädchen wird die Pflege der jüngeren Kinder überlassen, und später müssen sie den Boden bearbeiten, kochen, Häute bearbeiten lernen, und bevor ein Mädchen nicht in all' diesen Dingen geschickt und wohlerfahren ist, gilt es nicht für heiratsfähig, welcher Zeitpunkt ungefähr in ihrem zwanzigsten Jahre eintritt. Am Schlusse dieses Vortrags wurden viele Fragen gestellt und in der Beantwortung derselben viele weitere Thatsachen mitgeteilt. Miß Fletcher behauptete nachdrücklich, daß unter den Omahas eine große Achtung für die Frauen herrsche. Gegenstände des Tabu sind sehr häufig, und jede Sippe eines Stammes hat eine gewisse Anzahl von Gegenständen, welche unter keinen Umständen berührt werden dürfen. Träume spielen eine sehr wichtige Rolle im Leben eines Indianers, denn Träume sind ihm ebenso bedeutsam, als irgend ein Teil der wirklichen Welt um ihn her. Frau Smith sprach von einer Sitte unter den Irokesen, beim Begräbnis eines Säuglings in die Nähe seines Mundes ein mit Muttermilch getränktes Brot zu legen.

In einem anderen Aufsatz schilderte Miß F. E. Babbitt gewisse sehr rohe Quarz-Manufakte, welche in unangebrochenen Kiesbänken in Minnesota in situ gefunden worden waren, und in Anknüpfung an diesen Vortrag schilderte und zeigte Dr. Abbot einige ähnliche Gegenstände, welche er im Kiese des Trenton gefunden hatte. Im nächsten Vortrag bemühte sich Revd. S. D. Pret die Wichtigkeit eines Studiums der Baukunst prähistorischer Völker als ein Mittel zur Ermittelung ihres Zivilisationsgrades und zur Untereinteilung der Stadien des Fortschrittes darzulegen.

Ein viel vernachlässigtes und doch nicht unwichtiges Gebiet der Ethnologie ward der Sektion in einem Aufsatz von Mr. A. W. Butler über örtliche Witterungskunde vorgelegt, worin er eine Sammlung von Sprichwörtern und Prophezeiungen über Witterung, wie sie im südlichen Indiana gang und gäbe sind, vorlegt, mit Ausschluß aller, welche in einem weiter verbreiteten Gebrauch stehen. Ein weiterer Vortrag von Mr. A. E. Douglas schilderte in sehr vollständiger Weise einige der Erdhügel an der Atlantischen Küste von Florida, welche der Verfasser untersucht hatte. Man findet längs der Küste von der Mündung des St. John-Flusses bis an den südlichen Teil des Lake North Muschel- und Erdhügel ziemlich gleichartig verteilt. Die Muschelhügel liegen meistens auf schmalen Landstreifen, welche die zahlreichen Lagunen vom Meer trennen. Manche sind von bedeutender Größe; ein Muschelrücken ist 8 e. M. lang; und ein Hügel, welcher einen Flächenraum von drei Acres bedeckt, war ganz aus den kleinen Schalen der Donax variabilis aufgeworfen. Diese großen Hügel wurden zu verschiedenen Zeiten errichtet. Die Erdhügel kommen im Binnenlande vor. Zwei von diesen Hügeln bestehen ganz aus Felsenbrocken und ein großer Hügel hat drei Fuß unter der Oberfläche ein Pflaster von Steinen, welches seinen ganzen Raum unterfängt. In den Hügeln am St. Johns-Fluß werden oft Werkzeuge und andere Gegenstände gefunden, in den südlicher gelegenen Hügeln dagegen nicht. Mr. Douglas' sehr eingehender Vortrag war eine sehr wertvolle und interessante Bereicherung unserer Kenntnisse über diesen Gegenstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Felsenbrunnen von Arizona.

Das seit 1863 den Vereinigten Staaten einverleibte Territorium Arizona mit seiner großartigsten Gebirgsnatur und seinen ungeheuren mineralischen Schätzen ist heutzutage das eigentliche „Wunderland" von Nordamerika, und beinahe kein Monat vergeht, ohne daß von neuen Entdeckungen seltener Naturgebilde berichtet wird, welche man in jenem ausgedehnten Gebiet gefunden hat. Unter diese gehören auch die Felsenbrunnen, welche sich in der Nähe von Tinajas befinden, einem ganz merkwürdigen Orte, ungefähr 30 englische Meilen südwestlich von Missions-Camp. Das Gebirge bietet hier nur ununterbrochen Gehänge von hartem, glattem Granit dar, und alles Tagwasser, aller atmosphärische Niederschlag, welcher auf dieses Becken fällt, muß durch neun übereinander liegende Teiche, nämlich die soeben genannten Felsenbrunnen, fließen. Die unteren Teiche sind leicht zugänglich und werden oft von den Reisenden, welche auf dem Wege zwischen Yuma und Sonora hier vorüberkommen, geleert; die oberen Teiche aber sind nur auf einem Umwege und mittelst mühsamen Kletterns über Felsen zu erreichen. Wer an den unteren Teichen steht, hat gar keine Ahnung vom Vorhandensein der oberen, und es erscheint dem Uneingeweihten ganz unmöglich, wie man an diesen steilen glatten Berghängen hinanzuklettern imstande sein sollte; und dennoch ist dies für diejenigen, welche den Weg wissen, gar nicht so schwer.

In den oberen Teichen ist selbst in den dürrsten Jahren das Wasser noch nie versiegen gegangen, und es kommt daher aus der ganzen weiten, wasserlosen Umgebung von Tinajas alles Wild in Menge zu diesen Teichen zur Tränke, vor allem die verschiedenen Hirscharten und die Antilopen in starken Rudeln, die Bergschafe u. s. w.; namentlich aber sind Hasen und Kaninchen hier sehr häufig und werden eine leichte Beute der Coyotes (Prärievölfe) und der hier sehr zahlreichen, schönen, kleinen Steinfüchse. Man sollte wähnen, dieses Wild würde schon längst von den hier herum wohnenden Papagos-Indianern aufgerieben worden sein;

allein diese Indianer hegen eine abergläubische Furcht vor den Felsenbrunnen von Tinajas und betreten niemals die Umgebung.

Im Umkreis von zwei englischen Meilen um diese unteren Teiche sind über hundertundfünfzig Gräber, die sämtlich durch kreuzförmig daraufgelegte Steine bezeichnet sind. Sie rühren von Hunderten von halb verschmachteten Reisenden her, welche ihre letzte Kraft aufboten, um noch die Felsenbrunnen von Tinajas zu erreichen und sie dann leer zu finden, so daß die Armen, denen das Vorhandensein der oberen unbekannt war, sich hier in der Verzweiflung zum Sterben niederlegten, worauf ihre Leichen von später hier eintreffenden Reisenden begraben und die Gräber nach mexikanischer Sitte mit einem Kreuz von Feldsteinen bezeichnet wurden. In den Jahren des californischen Goldfiebers, wo Tausende von Mexiko her hier vorübergezogen, um nach Californien zu gehen, wie die Amerikaner den Weg längs dem Plattefluß einschlugen, wurden die Auswanderer hier von der Cholera befallen, welche in Verbindung mit dem Durst zahllose Opfer an Menschen und Tieren forderte, wie die noch allenthalben umherliegenden an der Sonne gebleichten Skelette der letzteren beweisen. Diese Skelette sind es, welche die Papagos-Indianer abschrecken, für „böse Medizin" gelten und das zahlreiche Wild an den oberen Teichen vor den Pfeilen und Steinschloßgewehren der Indianer bewahren. Die Weißen dagegen, welche den Weg nach den oberen Teichen kennen, verschmähen es nicht, sich hier frisches Fleisch zu holen.

Das Wasser dieser Felsenbrunnen ist weich und süß und wird, wenn man es eine Weile nach dem Schöpfen hat stehen lassen, so hell und rein wie irgend eines der Welt. Da es nur Regenwasser ist und über unlösbaren Granit in die Teiche abfließt, so führt es keine gelösten mineralischen Bestandteile mit sich. Jeder schwere Regenguß sendet einen tosenden Wildbach durch diese Teiche und wäscht sie bis zum Grunde aus, so daß keinerlei organische Stoffe zurückbleiben.

Eine weitere Merkwürdigkeit dieses Ortes ist die auffallende Menge der mannigfaltigsten Vögel, welche hier vorkommen, worunter viele noch unbekannte und unbeschriebene Arten. Morgens und Abends tönen diese Engthäler von dem Gesang dieser Vögel wieder. Im weiteren Umkreise von Tinaja herrscht nur die dürftige Vegetation der Wüste; allein in der Nähe der Teiche ist eine üppige Vegetation von eigentümlichen und merkwürdigen Pflanzen, welche ebenfalls dazu beitragen, diese Oertlichkeit zu einer sehr interessanten zu machen.

Kleinere Mitteilungen.

Sitzung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg am 6. März.

Unter dem Präsidium des Großfürsten Konstantin fand eine allgemeine Versammlung statt, welche mit der Verlesung eines Briefes der Französischen Geographischen Gesellschaft durch den Sekretär eröffnet wurde, in welchem dieselbe ihr tiefstes Beileid über den frühzeitigen Tod des wirklichen Mitgliedes der Gesellschaft, Ssewerzow, ausdrückt. Außerdem wurde der Versammlung das Ableben des wirklichen Mitgliedes des Vereins E. Kasnakow, des Gründers der westsibirischen Abteilung der Gesellschaft in Omsk, angezeigt. Der Sekretär teilte ferner noch mit, daß der Gesellschaft infolge eines Gesuches des Präsidenten 5000 Rubel bewilligt worden seien, und zwar zur Beschaffung eines Apparates für Bestimmung der Schwerkraft unter verschiedenen Längen und Breiten in Rußland. Sodann bestieg Herr N. D. Jürgens das Katheder, um eingehendere Mitteilungen über die von ihm geleitete Expedition nach der Lena-Mündung zu machen, über deren Phasen schon früher berichtet worden ist. Lebhaft schilderte Herr Jürgens die Ufergelände der Lena und die Bevölkerung derselben, erstere von Jakutsk ab als fast waldlos bezeichnend, indem anfänglich nur ganz spärliche Gruppen von niedrigen Sandweiden hier und da auftauchen, denen ausgedehnte, mit Gras bewachsene Steppengebiete folgen. Die dort lebenden Tungusen sind ungemein träge, welche Erscheinung dem großen Ueberfluß an Fischen zuzuschreiben ist, die ihre hauptsächlichste Nahrung bilden. Außer dem Fischfange beschäftigen sich die Tungusen noch mit der Jagd auf Eisfüchse, Renntiere und wilde Gänse, welche letztere mit dem Eintritt des Sommers in großen Massen erscheinen. Bemerkenswert ist es, daß die Tungusen bis jetzt noch nicht im Besitze von Feuerwaffen sind, indem sie die Renntiere mit Lanzen erlegen und die wilden Gänse mit dem Pfeil schießen. Die unter den Tungusen herrschenden Krankheiten sind: Fieber, Rheumatismus und Augenkrankheiten. Der Vortragende beschrieb auch das Leben der Expeditionsmitglieder in der Station während des Winters, das sich namentlich in der Polarnacht durch eine ermüdende Monotonie auszeichnete. Die Beobachtung von Nordlicht-Erscheinungen, deren Zahl von Jahr zu Jahr zwischen 712—980 differiert, bildete die einzige Unterhaltung in den Wintermonaten. Ferner machte der Berichterstatter noch darauf aufmerksam, daß in der dortigen Gegend ein ganz eigentümliches Geld in Umlauf sei, welches durch Eisfuchs-Pfötchen und -Schwänzchen repräsentiert werde. Nach der Beendigung des Vortrages wurde Herrn Jürgens vom Großfürsten und den Mitgliedern der Gesellschaft der lebhafteste Beifall gespendet. Zum Schlusse der Sitzung teilte der Sekretär der Versammlung mit, daß der Herr Finanzminister Bunge, welcher der Gesellschaft große Dienste erwiesen hat, zum Ehrenmitglied derselben ernannt worden sei. C. Hiekisch.

Deutsche Forscher in Brasilien.

Eine Gesellschaft deutscher Naturforscher, bestehend aus den Herren Dr. Karl von den Steinen, Wilhelm von den Steinen und Otto Klaus, ist vor kurzem nach einer fünfmonatlichen Reise durch den mindest bekannten Teil von Brasilien in Rio de Janeiro angekommen. Sie brachen im Mai 1884 von Cuyaba, der Hauptstadt der Provinz Matto Grosso, auf und begaben sich zu Lande nach einem der bedeutendsten Zuflüsse des Xingú, welchem sie, dem Präsidenten von Matto Grosso zu Ehren, den Namen Batovy gaben, denn dieser Herr hatte ihnen eine Geleitsmannschaft mitgegeben und die Expedition in anderer Weise unterstützt. Sie schifften sich dann auf diesem Strom in Rindenkähnen ein, welche eigens zu diesem Zwecke erbaut worden waren, und erreichten im Oktober die Mündung des Xingú. Die Reise war zwar sehr gefährlich wegen der unzähligen Stromschnellen und Fälle dieses Flusses und wegen der zahlreichen Indianerstämme, welche niemals zuvor einen Weißen gesehen hatten, ward aber gleichwohl ohne einen einzigen ernstlichen Unfall zurückgelegt. Die erzielten Ergebnisse verheißen ein großes geographisches und ethnographisches Interesse. Der Xingú, welcher nun der kleinen Zahl der seither genau er-

forschten und verzeichneten brasilianischen Ströme beigefügt ward, ist der mindest bekannte von allen großen Strömen dieses Reiches gewesen; sein Thal ist nun der Mittelpunkt des unbekannten Indianerlandes geworden, von wo aus der Fortschritt der Zivilisation der wilderen Stämme unter die Tocantins-, Tapajos und oberen Paraguays hineingetragen werden kann. Der Unterlauf des Xingù ist im Jahre 1842 durch den Prinzen Waldemar von Preußen bis zu einem Punkt über der großen Krümmung erforscht worden, allein sein Oberlauf war nur dunkel bekannt durch die unklaren Schilderungen der Missionare und Händler aus der kolonialen Zeit, welche bis zur jüngsten Zeit von den brasilianischen Geographen unbeachtet geblieben sind. Obwohl auf den früheren Karten mit ziemlicher Genauigkeit verzeichnet, ist er doch in den jüngsten Jahren eine Art geographischer Federball gewesen, indem jede der späteren Karten irgend eine irrige Verbesserung an ihm angebracht hat. Ein bedeutender Strom, der Paranatingas, ein Zufluß des Sao Manoel, eines Armes des Tapajos oder vielleicht der Oberlauf dieses Stromes, ward zuerst auf den Xingù übertragen. Als dieser Irrtum entdeckt wurde, indem man alte Urkunden zu Rate zog, ward ein anderer begangen, indem man der Länge des Xingù drei oder vier Breitengrade abnahm auf die bloße Mutmaßung hin, es sei unter dem 15.° s. Br. zwischen dem Paranatinga und Araguaya nicht Raum genug für seine Quelle. Die vorliegende Expedition der deutschen Forscher ergab, daß der Xingù ein Gelände durchströmt, welches überreich an Kautschuk 2c. ist, daß er aber zu sehr von Stromschnellen und Wasserfällen versperrt wird, um eine nützliche Handelsstraße zu werden.

Litteratur.

Radloff, Dr. Wilh.: Aus Sibirien. Lose Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Linguisten. Zwei Bände mit einem farbigen Titelbilde, einer Karte und 31 Illustrationstafeln. Leipzig, T. O. Weigel, 1884. — Das mit Unrecht so verrufene Sibirien wird neuerdings immer mehr in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt und gestaltet sich, je mehr unsere Kunde davon wächst, desto mehr zu einem der interessantesten Länder unserer Erde, dem noch eine große Zukunft bevorsteht. Die ziemlich zahlreiche Litteratur über dieses Land erhält eine wesentliche Bereicherung durch das vorgenannte Werk, dessen Verfasser der kaiserl. russische Staatsrat und Professor an der Universität zu Kasan, Dr. Wilh. Radloff, ist. Derselbe hat zehn Jahre lang Sibirien in verschiedenen Richtungen bereist und gehört unbedingt zu denjenigen Europäern, welche namentlich Westsibirien aus eigener Anschauung am besten kennen. Er will in dem vorliegenden zweibändigen Werke allerdings kein vollkommenes Bild von Sibirien geben, aber er hat in der Reihe von Skizzen, welche er über seine Forschungen und Studien gibt, eine Fülle des dankbarsten Materials zur genaueren Kunde jenes weiten Ländergebietes gegeben, wie die nachstehende Inhaltsübersicht ausweist. Er gibt im ersten Bande eine geographische und statistische Uebersicht von Westsibirien und den südlichen Grenzländern, Reiseschilderungen aus dem Altai und der östlichen Kirgisen-Steppe, Schilderungen der Bevölkerung Südsibiriens und der Dsungarei, der östlichen nichtmohamedanischen Türkstämme Westsibiriens und der türkischen Steppennomaden, der Kasak- und der Kara-Kirgisen. Der zweite Band schildert das Schamanentum und seinen Kultus, die sibirischen Altertümer seit der Bronze- und Kupferperiode, Streifzüge zur chinesischen Grenze und in die westliche Mongolei und die dortigen Handelsbeziehungen zwischen Mongolen und Russen, das Ili-Thal und das mittlere Serafschan-Thal 2c. Feine Beobachtung und anschauliche Schilderung geben dem äußerst fleißig zusammengestellten Buch einen hohen instruktiven Wert, welchen wir durch einige Auszüge aus dem höchst empfehlenswerten Werke noch genauer erhärten werden (wovon der erste in Nr. 13 und 14 des „Ausland" unter dem Titel: „Ein Handelsbild aus Mittelasien gegeben wurde). Der Geograph, der Ethnograph, der Naturforscher, der Nationalökonom und der Archäolog werden in dem Buche eine reiche Ausbeute von genau erhobenen wissenschaftlichen Thatsachen finden.

Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr v.: Studien und Forschungen, veranlaßt durch meine Reisen im hohen Norden. Ein populär-wissenschaftliches Supplement zu der „Umsegelung Asien's und Europa's auf der Vega". Autorisierte deutsche Ausgabe mit über 200 Abbildungen, 8 Tafeln und Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885. — Dieses Buch entstand aus verschiedenen Aufsätzen über die Geschichte, die Natur und das Volksleben der Polarländer, welche ursprünglich dazu bestimmt waren, in einer weniger ausführlichen Form in die „Umsegelung Asien's und Europa's auf der Vega" aufgenommen zu werden. Dort fanden sie aus Mangel an Raum keine Stelle und erscheinen nun in diesem Sammelbande, beinahe ausschließlich Arbeiten von den ausgezeichnetsten Gelehrten des heutigen Schweden. Diese Aufsätze sind: 1. Ueber die Reise der Gebrüder Zeno und die ältesten Karten über den Norden; Rede von A. E. Nordenskiöld in der kgl. schwedischen Akademie der Wissenschaften. 2. Ueber die Schnee- und Eisflora, besonders in den arktischen Gegenden, nebst einem Anhang: Ueber die Schnee- und Eisfauna von Veit Brecher Wittrock. 3. Ueber die geologische Bedeutung des Herabfallens kosmischer Stoffe auf die Oberfläche der Erde mit besonderer Berücksichtigung der Kant-Laplace'schen Theorie: von A. E. Nordenskiöld, 4. Beiträge der Polarforschung zur Pflanzengeographie der Vorzeit; von A. G. Nathorst. 5. Beiträge zur Kenntnis der Kunst der niederen Naturvölker, von Hans Hildebrand. 6. Das Insektenleben in arktischen Ländern, von Christopher Aurivillius. 7. Aus dem Leben der Polarpflanzen, von F. R. Kjellmann. Schon diese Inhaltsanzeige wird genügend für den Gehalt und die hohe wissenschaftliche Bedeutung dieser Aufsätze sprechen, welche als die wertvollsten Beiträge zur detaillierten Kunde der Polarwelt und als eine dankenswerte Bereicherung unserer Litteratur zu bezeichnen sind.

* Das soeben ausgegebene antiquarische Verzeichnis Nr. 150 von J. A. Stargardt, Berlin, Markgrafenstraße 48, enthält zirka 600 Werke zur Geschichte von Rußland, Polen, Preußen, Türkei, Ungarn und den skandinavischen Ländern; darunter viele seltene Drucke; ferner wertvolle Autographen und Manuskripte.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Geschichte des Alterthums

von

Eduard Meyer.

Erster Band: Geschichte des Orients bis zur Begründung des Perserreichs.

8°. XIX und 647 Seiten. M. 12. —

Der zweite Band soll die griechische Geschichte und die Zeiten des Perserreichs, der dritte die hellenistische Zeit behandeln.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 19. Stuttgart, 11. Mai. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Staaten der Balkanhalbinsel. Eine vergleichende Studie von Dr. Moriz Hoernes. S. 361. — 2. Die Erforschung von Tibet. S. 365. — 3. Der fünfte Deutsche Geographentag zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885. Von unserem Spezialberichterstatter. (Schluß.) S. 369. — 4. Skizzen aus Palästina. (Schluß.) Die Fellachen Palästina's. Aus Gaza. S. 375. — 5. Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft. (Schluß.) S. 376. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 280. Die geographischen Forschungen des Jahres 1884. Monolithen in Amerika.

Die Staaten der Balkanhalbinsel.

Eine vergleichende Studie von Dr. Moriz Hoernes.[1]

Um die Stellung und Bedeutung eines verhältnismäßig kleinen Gebietes, wie es das der Dinarischen Alpen ist, innerhalb eines größeren, geographisch abgeschlossenen Ganzen kennen zu lernen, müssen wir die Südosthalbinsel Europa's, deren Nordwestrand jene Gebirgskette bildet, einer kurzen Gesamtbetrachtung unterziehen.

Wenn man eine Karte der Balkanhalbinsel zur Hand nimmt und sich zunächst nur an die heutigen politischen Grenzen hält, so fällt eine gewisse Regelmäßigkeit oder Symmetrie ihrer farbigen Struktur und Gliederung wohlthuend und zu komparativer Betrachtung reizend auf. Den ganzen südlichen Teil vom 40. bis 36. Breitengrad, in welchem der penninsulare Charakter seine, auf dem ganzen Erdball kaum wiederkehrende, höchste Entwicklung erreicht hat und die Inselreihen des Aegäischen Archipels gleichsam schon über das gesetzte Ziel hinausschießen, nimmt das Königreich Hellas ein. Die gegenwärtige politische Abgrenzung dieser südlichen oder griechischen Zone, welche nördlich bis zum Olymp, nordwestlich aber nur bis zum Flusse Arta reicht, hat einen tieferen historischen Sinn, als diejenigen, welche sie am grünen Tische sanktionierten, geahnt haben mögen. Denn indem sie an der Grenze Makedoniens Halt macht und Epeiros ausschließt, umfaßt sie ziemlich genau das alte Gebiet der eigentlich hellenischen Kultur, jenes mit zahllosen Häfen, Buchten, Landspitzen und Inseln nach Südosten zielende Land, welches von der Natur auf den Handel und Seeverkehr, auf friedliche Uebernahme, Verarbeitung und Verbreitung materieller und geistiger Schätze hingewiesen war. Sowohl das fruchtbare, flußdurchströmte Gebiet der erobernden Kontinentalmacht Makedonien, als die Bergwildnis des hafenlosen, nach Westen schauenden Epeiros — das Wort bedeutet „Festland" — blieben im Altertum und bleiben in der Gegenwart mit Recht vom eigentlichen Hellas ausgeschlossen. Nördlich von dieser Zone, im Mittelkörper der Halbinsel, erstreckt sich das Osmanische Reich, mehr denn doppelt so breit, als Hellas zwischen dem Aegäischen und dem Jonischen Meere liegt, vom Pontos bis zur Adria. Diese Mittelzone, die wir die türkische nennen wollen, umfaßt sehr bezeichnend die Hauptsitze zweier Weltmächte und einer dritten, die als solche nicht zur Ausbildung gelangt ist. Im Osten dieser Zone, in Byzanz, hat das morgenländische Römerreich und später das osmanische gewurzelt, in der Mitte derselben, am Golf von Salonichi, finden wir das Stammland der makedonischen Weltherrschaft und im Westen dieser Zone Epeiros, das Königreich des Pyrrhos, der für das Abendland eine ähnliche Stellung erringen wollte, wie Alexander für den Orient, aber

[1] Diese historisch-geographische Betrachtung soll den einleitenden Teil eines in Kürze erscheinenden Buches, „Dinarische Wanderungen", bilden und als solcher namentlich den nordwestlichen Teil der Balkanhalbinsel, auf welchem seit der Okkupation Bosniens Oesterreich-Ungarn Fuß gefaßt und ältere Kulturperioden z. T. abgeschlossen hat, welt- und kulturgeschichtlich in ein helleres Licht setzen.

nach den ersten glänzenden Schritten auf dieser Bahn durch den Widerstand der Römer, also durch ein auf der mittleren Halbinsel unseres Kontinents emporblühendes Weltreich, zur Umkehr gezwungen wurde.

Nördlich von dieser bedeutungsvollen mittleren Zone, in dem breitesten, fundamentalsten oder kontinentalsten Teile der Halbinsel, liegt heute eine Reihe von staatlichen Gebilden, welche wir ebenfalls, sofern sie die geographische Breite ungefähr miteinander gemein haben, als ein Ganzes betrachten und die slavische Zone nennen können. In den Teilen derselben, gleichsam in den einzelnen Mauerstücken dieses Fundamentes der Halbinsel, zeigt sich abermals eine gewisse Symmetrie des Aufbaues, welche wie das Werk einer sinnvoll waltenden Hand aussieht. Den 40. Meridian ö. v. F. als Mittellinie der Balkanhalbinsel angenommen, finden wir in der Osthälfte ihrer slavischen Zone eine horizontale, in der Westhälfte eine vertikale Schichtung der politischen Bausteine.

Die Walachei, Bulgarien, Ostrumelien folgen aufeinander von Norden nach Süden, Dalmatien, Bosnien, Serbien von Westen nach Osten; erstere haben die geographische Länge, letztere die geographische Breite ungefähr miteinander gemein und differieren je in der zweiten Dimension. Eine zweite durchgehende Verschiedenheit zeigt sich in der Form dieser Bausteine. Die drei erstgenannten sind langgestreckte Bildungen, die sich vom Pontos bis in die Nähe des 40. Meridians hinziehen, und gleichen dadurch im verjüngten Maßstabe dem Mittelkörper der ganzen Halbinsel, der türkischen Zone. Die drei letztgenannten sind keilförmig gestaltet und ahmen gleichsam die Form des eigentlichen Hellas, der südlichen Zone der Balkanhalbinsel, nach. Werfen wir einen Seitenblick auf die Meere, welche die beiden Hälften der slavischen Zone bespülen, so zeigt der Pontos ungefähr dieselbe Form und westöstliche Erstreckung wie die Mittelzone der Balkanhalbinsel und ihre verjüngten Abbilder, während die Adria zwar nicht die reine Keilform hat, aber doch fast in ihrer ganzen Länge jene südöstliche Richtung beibehält, welche außerhalb ihres Bereiches für Hellas charakteristisch ist, und welche auch die Keilspitzen der drei slavischen Abbilder von Hellas verfolgen.

Wir können also auf der Balkanhalbinsel zwei Ländertypen, welche gegenwärtig alle anderen ausschließen, unterscheiden: einen oblongen, westöstlichen, und einen keilförmig nach Südosten hin zielenden. Der erstere Typus herrscht im Mittelkörper und im Nordosten, der letztere im Süden und Nordwesten der Balkanhalbinsel. Ersterer ist seiner ganzen Art nach vorwiegend ein östlicher, asiatischer, potamischer; letzterer ein westlicher, europäischer, ozeanischer — es ist charakteristisch, daß die in Asien fußenden oder dahin zielenden Unternehmungen der Osmanen, Byzantiner, Makedonier gelangen, während das geplante Westreich des Pyrrhos nicht zustande kam.

Es bedarf kaum eines durch vergleichende geographische Betrachtung geschärften Auges, um über den rein empirischen, mnemotechnischen Zweck dieser Analyse vorzudringen und die geographisch-historische Grundlage so auffallender Erscheinungen zu ermitteln.

Der Südosthalbinsel Europa's ist von der Natur eine doppelte Aufgabe gestellt worden, die wir mit den Namen Athen und Konstantinopel den Kundigen bloß in Erinnerung bringen wollen. Diesen Missionen entsprechen die beiden Ländertypen, welche wir oben aufgestellt haben. Die Aufgabe, welche dem eigentlichen Hellas zufiel, hatte, wenn wir so sagen dürfen, einen spitz vordringenden, keilförmigen, die des Mittelkörpers der Balkanhalbinsel einen sich breit ausdehnenden, oblongen Charakter.

Die Keilspitze endet am Meere; Hellas hat alle Länder und Küsten der alten Welt zur See besucht, durch Berührung befruchtet und an den berührten Punkten kolonisiert, Makedonien und Byzanz haben sie dagegen zu Land mit Heeresmassen überflutet, unterworfen und beherrscht. Die „keilförmige Mission" hat mehr einen ideellen, die „oblonge" mehr einen materiellen Charakter. Zu beiden war die Halbinsel durch ihre glückliche Mittelstellung zwischen Asien und Europa ausersehen. Wie aber, je weiter wir emporsteigen, desto mehr Licht auf uns eindringt, so wird auch dieser höhere Gesichtspunkt durch neue Ausblicke belohnt. Betrachten wir nunmehr den Gesamtkörper Asiens und Europa's, welche ebenso sehr den Namen eines einzigen Erdteils fordern, als die beiden Hälften Amerika's einen solchen von sich abweisen, so überrascht uns die Wiederkehr der Typen, die wir auf der Balkanhalbinsel unterschieden, im größten Maßstabe, für den unser Erdball Raum gewährt. Ganz Europa ist nichts anderes als eine ungefähr sechsmal vergrößerte Balkanhalbinsel, deren Kontinent Asien bildet, ein von Inseln und Halbinseln umgebener, durch Meerbusen und Binnenmeere schön gegliederter Keil, dessen Spitze nur nicht nach Südosten, sondern, der gestellten größeren Aufgabe gemäß, nach Westen gekehrt ist. Die Rolle, welche Hellas im Becken des Mittelländischen Meeres gespielt, hat für die erweiterte Welt, in der wir leben, Europa übernommen. Wie Hellas einst zwischen Asien und Europa, so steht jetzt Europa zwischen der alten und der neuen Welt als Vermittlerin da.

Besonders merkwürdig erscheint nun Folgendes. Blicken wir auf die ethnologische und politische Struktur Europa's, so zeigt sich nicht nur eine ganz analoge Schichtung in drei großen Zonen, wie auf der Balkanhalbinsel, sondern es sind auch verwandte Völker, welche hier wie dort jene Zonen bilden und gebildet haben. Die Weltgeschichte entrollt uns hier ein Bild großartiger Rechtskontinuität. Im gegliedertsten unteren Teile des europäischen Keils, in Spanien, Frankreich und Italien, welche die griechische Zone unseres Erdteiles bilden, wohnen Völker der lateinischen Rasse, Nachkommen der Italiker, welche mit den Hellenen einst ein Ganzes bildeten. Im Mittelkörper Europa's sitzen die Germanen; diesen war einst das Volk

der Thraker, welches im Altertum die türkische Zone der Balkanhalbinsel bewohnte, so nahe verwandt, wie die Griechen den Römern. In den breitesten Teilen beider Keile aber, des großen europäischen zwischen Pontos und Eismeer, wie des kleinen südöstlichen zwischen Pontos und Adria, finden wir slavische Stämme wohnhaft, dort vorwiegend die Russen, hier die Serbokroaten und Bulgaren. Wie die Natur, so kann man sagen, das Amt der Kulturvermittlung von Hellas auf ganz Europa übertrug und den ganzen Erdteil zum Nachfolger jenes begünstigten Teiles auf einer größeren Bahn bestimmte, so hat die Menschengeschichte zu Vollziehern jener Mission die nächsten Verwandten der Erblasser bestellt. So greifen die Resultate geologischer und ethnologischer Evolutionen ineinander. Und in der That zeigt sich, daß die lateinische und die germanische Rasse in der Neuzeit den beiden Teilen dieser Mission nacheinander ganz ebenso gerecht wurden, wie das eigentliche Hellas und Makedonien im Altertum. Durch Entdeckung und erste Kolonisation erfüllten die Romanen jene Aufgabe, die wir oben eine spitz vordringende, keilförmige, mehr ideelle — durch Eroberung und Beherrschung die Engländer und Holländer jene zweite, die wir eine sich breit ausdehnende oblonge, mehr materielle nannten. Es ist eine Thatsache von eminenter welthistorischer Gerechtigkeit und Konsequenz, wenn an diesem letzteren Teil der Aufgabe nun auch das geeinigte Deutschland selbst kräftig mitwirkt. Am Kongo geht das Deutsche Reich einen providentiellen Weg, der ihm von allen geschichtlichen und geographischen Analogien vorgezeichnet ist. Befragen wir diese Analogien auch für die dritte oder slavische Zone der beiden Halbinseln, so scheint die Perspektive nicht eben glänzend. Weder die südlichen, noch die nördlichen Slaven haben an den Aufgaben, welche einerseits der Balkanhalbinsel, andererseits unserm ganzen Erdteile zugefallen sind, mitgearbeitet. Auf der ersteren sind sie, nachdem die Kulturmission derselben vollzogen war, erobernd bis an die Südspitze Morea's vorgedrungen, haben die letzten Reste alter Herrlichkeit, welche Griechenland noch besaß, tief geschädigt, waren aber nicht stark genug, das Volkstum in Sprache und Sitte umzuprägen. Auch in Gesamteuropa, dessen vermittelnde Sendung bald erfüllt sein wird, beobachtet man ein Steigen der slavischen Flut und trifft teils seine Gegenvorkehrungen, teils trachtet man sich von ihr emporheben zu lassen. Aber wir fühlen nicht den Beruf, weitere Blicke in die Zukunft zu werfen, und wollen von unserer hohen Warte, auf der wir viele bekannte Gegenden in einem neuen sinnvollen Zusammenhang überblickt haben, befriedigt herabsteigen.

Wenn wir aus der Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart zurückkehren und wieder die slavische Zone der Balkanhalbinsel in's Auge fassen, so wird sich auch dafür, daß die westlichen Teile derselben keilförmig, die östlichen oblong gestaltet sind, eine Erklärung finden lassen. Von vornherein erscheint dies sinnvoll und plausibel; denn den keilförmigen Typus nannten wir bereits einen westlichen, europäischen, den oblongen einen östlichen, asiatischen. Allein die Natur treibt nicht, wie geheime Gesellschaften, wenn ihre Thatkraft erlahmt, ein witziges Spiel mit Symbolen; sie drückt was sie zu sagen hat, nackt und scharf aus. So müssen wir denn auch hier nach strenger bestimmten lokalen Gründen für die, wie es scheinen will, zwecklose und überflüssige Wiederkehr des keilförmigen und des oblongen Typus suchen.

Alles, was wir im Nordosten der Balkanhalbinsel von der Natur vorgezeichnet sehen, läuft parallel von West nach Ost in der Richtung zum Schwarzen Meer: die Transsylvanischen Alpen, die Donau, die Balkankette, der Seestrand von der Mündung des Strymon bis zum Bosporus. Das hat mit zwingender Gewalt auch die östlichen Teile der slavischen Zone in ihrer oblongen Bildung und horizontalen Lagerung bestimmt, einem Prozeß, dessen Entscheidung ja zum Teil noch in unsere Tage fällt. Wir dürfen nun hoffen, auch die keilförmige Gestalt der westlichen Teile dieser Zone gleichsam a priori konstruieren zu können. Die auffallende Form Dalmatiens, des alten Kulturlandes, ist einerseits durch den Küstensaum mit seiner prächtig verbundenen Kette von Inseln und Hafenbuchten, einer echt hellenischen oder, wenn man will, europäischen Formation, andererseits durch den Zug der Dinarischen Alpen bestimmt. Ein so scharfer, dünner Keil, wie er hier das Gefüge der Nordwestländer abgrenzt, ist überhaupt nur am Meere möglich. Er erscheint, so ähnlich sonst Dalmatien dem Hinterlande ist, als ein aus fremdem Stoffe kunstvoll angewobener Saum. Jenseit der Berggrenze Dalmatiens schiebt sich der bosnische und noch weiter landeinwärts, jenseit der Drina, der serbische Keil nach Süden vor. Alle drei aber tragen gleichsam einen vierten im Schooß, der, zwischen ihnen eingezwängt, in gleicher Form nach Süden strebt; das ist Montenegro. Allein während Dalmatien auf der einen Seite ganz vom Meere bespült wird, Bosnien noch in Klek und der Suttorina, Montenegro in Antivari und Dulcigno die Adria erreichen, ist der serbische Keil ganz vom Meere abgeschnitten und auf die Donau hingewiesen. So stellt er ein Uebergangsglied zur östlichen Hälfte der slavischen Zone dar; aber auch bei ihm zeigt sich die spitz vordringende Tendenz zur Erreichung eines südlichen Meeres. Nur strebt er in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht, wie Dalmatien, Bosnien, Montenegro, nach der Ausfahrt aus der Adria, der Straße von Otranto, sondern nach dem Vardarthal und dem Golf von Salonichi. Seine Entwickelung in dieser Richtung wurde nicht erst durch die Osmanen unterbrochen; geschichtliche, geographische und ethnographische Umstände waren der Erreichung dieses Zieles von vornherein nicht günstig und ließen in diesem Konflikt zwischen dem keilförmigen und dem oblongen Typus ersteren den Kürzeren ziehen.

Allein im übrigen erscheint das Streben der staatlichen Gebilde, sich bis an's Meer auszudehnen, in diesem

Teil der slavischen Zone von der Natur sehr begünstigt. Vergleichen wir die Ostküste der Adria, soweit sie diese Zone bespült, mit der Westküste des Pontos, so finden wir, ganz abgesehen von der allgemeinen geographischen Lage beider Meere, die Pontosküste für menschliche Ansiedlungen und für die kleine Schifffahrt viel weniger geeignet, als die Adriatische, welche nicht nur jene herrliche Insel- und Buchtenkette besitzt, sondern hier auch die stärkste südöstliche Richtung einschlägt, aus welcher sie unmittelbar unterhalb der keilförmigen, im Bereich der oblongen Zone wieder direkt nach Süden läuft. Da ist ferner der Lauf der Flüsse im Nordwesten der Balkanhalbinsel beachtenswert. Hier gehen starke, tief nach Süden hinabgreifende Wasserläufe: die Bosna, die Drina, die Morawa zur Save und zur Donau. Diesen von Süden nach Norden ziehenden Flüssen begegnen auf kurze Distanzen andere, die von Norden nach Süden strömen. Der Bosna die Narenta, dem Lim (Drina) der Drim, dem Ibar (Morawa) der Vardar. Es bedarf keiner Erinnerung, daß innerhalb eines von rauhen Bergmassen erfüllten Gebietes, wie es der Nordwesten der Balkanhalbinsel ist, solche Flußbegegnungen von gleichem Wert sein müssen, wie anderwärts breite, in offenen Thälern hinfließende Hauptströme.

Um den keilförmigen Ländertypus noch schärfer zu beleuchten, wollen wir Montenegro mit Epeiros zusammenhalten, zwei Länder, gegen deren Vergleichung auch vom ethnographischen und kulturgeschichtlichen Standpunkt keine Einwendung erhoben werden dürfte. Die Westküste der Balkanhalbinsel schlägt einzig da, wo sie die oblonge Zone derselben begrenzt, jene direkt nordsüdliche Richtung ein, von der wir eben sprachen. Apulien gegenüber, südlich vom Cabo Glossa, auf der Höhe der Golfe von Tarent und Salonichi, fällt sie sofort wieder in eine zur dalmatinischen Strandlinie parallellaufende südöstliche Richtung und beginnt, als wenn dies ein notwendiges Attribut derselben wäre, Buchten zu bilden und Inseln abzusondern. Die Stelle, wo dieser charakteristische Uebergang stattfindet, ist von der Natur ungemein scharf bezeichnet und in ihrer Bedeutung von der Geschichte ebenso bestimmt erfaßt worden. Es ist dies der Punkt, wo die mittlere und die südöstliche Halbinsel Europa's — letztere eben mittels jener bezeichnenden Abwendung von der im Ganzen vorherrschenden Keiltendenz — sich am meisten nähern, wo Brundisium und Apollonia einander fast in Sicht gegenüberlagen, wo endlich unter dem mächtigen Einfluß des römischen Weltreichs ein oblonger Verkehr über's Meer stattfand, indem die über Egnatia, jenseit der Straße von Otranto, durch die Mittelkörper der Balkanhalbinsel zum Bosporus lief. Unmittelbar südlich von diesem Eckpunkt dringt der epeirotische Keil in die hellenische Zone ein. Vergleichen wir nun Epeiros mit Montenegro, so finden wir sie nicht nur sehr ähnlich an Lage, Größe und Gestalt, sondern auch noch andere Vergleichspunkte. Beide Länder hätten an ihrer Westseite providenzielle, zum Seeverkehr vorzüglich geeignete Naturanlagen; allein fremde, mit einer höheren Kultur ausgerüstete Ansiedler sind ihnen in der Besitzergreifung und Ausbeutung derselben zuvorgekommen. Die Boche di Cattaro, der eigentliche Hafen Montenegro's, wurden von den Venezianern und werden heute von den Oesterreichern festgehalten, Kerkyra (Korfu), der Seeplatz des epeirotischen Keiles, war im Altertum von den Korinthiern und ist gegenwärtig vom Königreich Hellas okkupiert. Dieses Mißgeschick liegt in der Natur solcher Festlandkeile; das ist es recht eigentlich, was ihnen ihre Gestalt gibt. Denn nun waren sie genötigt, an der nächstliegenden günstigen Küstenstelle vorüber zu gehen und sich noch weiter nach Süden zuzuspitzen. Deshalb reicht der montenegrinische Keil bis zur Bojana, der epeirotische bis zum Golf von Arta. Antivari und Dulcigno sind nicht nur mit Klek und Suttorina, sondern auch mit Ambrakia und Actium (Prevesa) zu vergleichen. Auch jene Flußbegegnung, welche wir oben für die slavischen Keile nachgewiesen haben, kehrt in Epeiros wieder; hier greift die Arta vom gleichnamigen Golf weit hinauf nach Norden und begegnet dort jenseit der Tymphäischen Berge dem Haliakmon (Vistrizza), welcher in den Golf von Salonichi mündet.

Am Meere enden die Festlandkeile. Die Erreichung desselben an einer zwar kleinen, aber für die Seefahrt günstigen Stelle ist der Schlußpunkt dieser staatlichen Bildungen. Hier müssen sie sich der Wasserprobe unterziehen, welche darüber entscheidet, ob sie der Teilnahme an größeren Aufgaben gewachsen sind oder nicht. Ihre Form sagt ihnen, welcher Art diese Teilnahme nur sein kann. Ihre Arbeit steht nicht im Dienste der alten, asiatischen, potamischen, sondern in dem der europäischen, keilförmigen, ozeanischen Kultur. Oder richtiger gesagt — denn wir haben es hier weniger mit vollendeten Erscheinungen, als mit kräftigen Tendenzen zu thun — sie wollen sich in den Dienst der letzteren Kultur stellen. Die Dependenz Montenegro's von einem seiner Natur nach asiato-potamischen Staate wie Rußland ist eine geschichtliche Anomalie, welche über kurz oder lang ihre Korrektur erfahren muß. Fragen wir, wie weit sie diese Anstellung im Ministerium des gesamten Menschengeschlechtes erlangt haben oder erlangen können, so werden wir wieder auf die oben berührte Frage der Kulturmission des slavischen Stammes geführt. Bisher schien es, als ob den beiden slavischen Zonen, sowohl auf der Balkanhalbinsel als in Gesamteuropa, die Aufgabe zugefallen wäre, den anderen Zonen während der Erfüllung ihrer Mission unthätig drohend im Rücken zu stehen und nach der Vollendung derselben, wie es im Mittelalter mit Griechenland geschah, die von ihrer Arbeit ermüdeten Kulturländer verwüstend zu überfluten. Allein die Sache steht doch günstiger als sie auf den ersten Blick aussieht. Der slavische Stamm zeigt, wenn wir auf die geschichtlichen Resultate blicken, die Tendenz der keilförmigen Einschiebung sowohl in seinem südlichen, auf die Balkanhalbinsel übergreifenden Vertreter, als auch in Gesamt-

europa. Diese zwischen älteren Kulturträgern eingekeilten oder ihnen wenigstens angenäherten Teile einer von Haus aus vorwiegend kontinentalen schwerbeweglichen Völkergruppe sind nun durch fremden Einfluß, sowie durch die Natur ihrer peninsularen, hellenischen oder europäischen Wohnsitze wesentlich modifiziert worden oder gehen einer Modifikation ihrer Eigenart entgegen. Mehrfach sind sie in stammverschiedenen Nationen völlig aufgegangen oder haben sich eine intensive Vermischung gefallen lassen müssen; man braucht aber nur auf Ragusa und überhaupt auf die Slaven Dalmatiens zu sehen, um ein Beispiel zu haben, wie auch dieser Stamm, wenn ihm die richtigen Bedingungen geboten werden, kräftigst an der „keilförmigen Mission" unseres Erdteils mitwirken kann. Ihm diese Bedingungen zu gewähren, aber auch jene Modifikation zu begünstigen, ist die hervorragendste Aufgabe Oesterreich-Ungarns in den westlichen oder keilförmigen Teilen beider slavischen Zonen, der kleinen wie der großen, nachdem es die Entwicklung unseres Staates mit sich gebracht, daß er hier wie dort in den entsprechenden Teilen Fuß fassen sollte. Und damit schließen wir unsere vergleichenden Betrachtungen. Der Zweck derselben war, die neuesten Gebietsveränderungen und Grenzbestimmungen auf der Balkanhalbinsel in ihrer wissenschaftlichen Berechtigung zu prüfen. Besonders versuchten wir jene für Oesterreich-Ungarn richtigen Entscheidungen, durch welche der bosnische Keil, das trotz seiner Meerspitzen so lange in Fesseln schmachtende Hinterland, mit Dalmatien zu einem Kulturgebiet verbunden wurde und Montenegro seinen Ausweg an die See erhielt, in ein welthistorisches Licht zu setzen und so dem Gebiet unserer dinarischen Wanderungen jenes Interesse zu sichern, welches dasselbe für sich in Anspruch nehmen darf.

Die Erforschung von Tibet.

Während sich der berühmte russische Forschungsreisende Oberst Prschewalsky gegenwärtig Mühe gibt, von Nordosten und Norden her in das noch so wenig bekannte Wunderland Tibet einzudringen (vergl. „Ausland 1885, Nr. 6), bereist bekanntlich ein Eingeborener, A. K., dieses Land im Auftrage der indischen Regierung, und mehrere seiner hochinteressanten und lehrreichen Berichte über seine Reise-Ergebnisse sind schon zu verschiedenenmalen in der „Times" auszugsweise veröffentlicht worden. Leider läßt die Veröffentlichung der gesamten Reiseschilderung lange auf sich warten, was umsomehr zu beklagen ist, als dadurch die Herstellung von Handels- und sonstigen Beziehungen Indiens zu diesem bedeutendsten Staat nördlich vom Himâlaya, die schon längst als Notwendigkeit für Britisch-Indien erkannt ist, unliebsam verzögert wird. Nun hat Herr Hennessey, der Vizevorstand der trigonometrischen Vermessung in Indien, aus den umfangreichen mündlichen Mitteilungen von A. K. und aus einem Teil von dessen Tagebüchern und Aufzeichnungen einen Aufsatz resumierenden und erörternden Inhalts zusammengestellt, welchem wir nachstehend einige Auszüge entlehnen. Der erste derselben von großem Interesse betrifft Lhasa, die Hauptstadt von Tibet und die Residenz des Dalai Lama, und lautet:

„Wenn man sich Lhasa von Westen her, auf der Straße von Daibung, nähert, so bietet der Blick nach vorn zunächst Poto La auf der linken oder nördlichen Seite, und Chiakpori, auf der rechten oder südlichen, als die bei weitem hervorragendsten Gegenstände, die sich, besonders im ersteren Falle, hoch über die nicht zu dicht eingesprengte Belaubung der mäßig-großen Wallnuß-, Weiden-, Aprikosen- und sonstigen Bäume erheben. Weiter südlich flankiert der Fluß Ki Chu (Tschuh) die Stadt und fließt von Ost nach West, etwas über 200 Fuß breit, in tiefer und mäßig rascher Strömung an ihr vorüber zwischen Ufern, welche sich allmählich zum Wasserrand absenken. Lhasa liegt in Wirklichkeit im Thale des Ki Chu, welches hier etwa 4—5 e. Ml. breit ist. Die beiden vorerwähnten augenfälligen Gegenstände stehen auf Hügeln, welche sich ungefähr 300 Fuß über die Straße von Daibung erheben, die zwischen ihnen hinläuft. Chiakpori, ungefähr drei Stockwerke hoch, steht zur Rechten der Straße und enthält eine Schule zum Unterricht im Gebrauch von Heilmitteln für solche junge Dabas, welche eine Vorliebe für die Heilkunst haben, und zugleich eine Art Laboratorium, worin verschiedene Heilmittel aus eingeführten oder einheimischen Droguen, und zwar angeblich nach gewissen aus Hindostan bezogenen Rezepten, bereitet werden. Poto La, zur Linken und weiter westlich, zeigt eine ungeheure Anhäufung hoher Gebäude, welche ein Rechteck von etwa 400 Yards Länge und 200 Yards Breite bedecken, in Zwischenräumen überragt von fünf vergoldeten Gebis (gleich einem viereckigen Zelte mit einem einzigen Pfahl), die im Sonnenlichte glänzend, einen blendenden, prächtigen Anblick gewähren und auf Meilenweite in die Runde sichtbar sind. Dieses berühmte Kloster ist nicht allein die Residenz der großen Lamas (Dalai Lamas) oder hohen Priester der über Groß-Tibet und die Mongolei verbreiteten Buddhisten, sondern enthält auch die irdischen Ueberreste aller seit vielen Jahrhunderten gestorbenen Dalai-Lamas. Das Gebäude bildet einen einzigen soliden Block, welcher sich zu verschiedenen Höhen erhebt und an verschiedenen Stellen zuweilen bis zu sieben übereinander liegende Stockwerke darstellt. Diese Gebäude enthalten verschiedene Bildwerke, von denen hier nicht weiter die Rede zu sein braucht, ausgenommen das riesige, ungeheuerliche Bildnis des Gottes Jamba, welches denselben in kolossalen Dimensionen darstellt, innen aus Thon besteht und außen gut vergoldet ist. Das Götzenbild sitzt auf einer Plattform im Erdgeschoß und sein Körper reicht successive durch das zweite und dritte Stockwerk und endet in einem mit Juwelen-geschmückter Mütze bedeckten monströsen Kopf über

dem letzten Stockwerk. Figur und Plattform sollen im ganzen 70—80 Fuß hoch sein."

Ueber den Dalai Lama selbst, dieses halb mythische geistliche Oberhaupt des Buddhismus, erhalten wir folgende interessante Auskunft:

„Was den Dalai Lama betrifft, welcher niemals stirbt, aber doch der Reihe nach begraben und von neuem geboren wird, so wird er in Poto La installiert als ein so echtes Kind, daß seine Mutter ihn notwendig begleiten muß, um ihn zu säugen; da sie aber wegen ihres Geschlechtes von den geweihten Räumen des Poto La ausgeschlossen ist, so wird sie in der Nähe zu Schyo untergebracht und darf ihr Söhnchen nur in den Stunden zwischen 9 Uhr Vormittags und 4 Uhr Nachmittags besuchen. Welche Talente und Vollkommenheiten der Dalai Lama sich auch erwerben mag, er braucht sie niemals zu zeigen, noch Gebrauch davon zu machen, denn er wird gelehrt, sehr schweigsam und wortkarg zu sein, zu welchem Gebahren ihn auch die Notwendigkeit treibt, da seine Verehrer zu Tausenden vor ihm erscheinen und er nur an die Reichsten und Vornehmsten einen kurzen Satz zu richten imstande ist. Dies geschieht immer in einer durch Gewöhnung angeeigneten tiefen und rauhen heiseren Stimme, welche die Idee verwirklichen soll, daß diese Stimme von Weisheit und Reife ausgehe. Mit unterschlagenen Beinen auf einer etwa 6 Fuß hohen Plattform sitzend, behufs der Verehrung von seiten seiner Anbeter, ist er in die gewöhnlichen Farben der Priesterschaft, nämlich in Weiß und Rot, gekleidet und mit nackten Armen, wie es von allen Buddhistenpriestern verlangt wird, und hält in der Hand eine Gerte, von deren Ende weiße, rote, gelbe, grüne und blaue seidene Streifen herabhängen. Der Pilger tritt zur Eingangsthüre herein, nähert sich mit gefaltenen Händen, wie im Gebet, der Plattform, lehnt sein Haupt an den Rand derselben über ihm und wiederholt im Geiste hastig die Bitten, welche er gewährt sehen möchte. Man nimmt an, daß der Dalai Lama diese stummen Bitten mit seinem geistigen Blicke begreife und verstehe. Er berührt das Haupt des Pilgers als Zeichen seines Segens mit dem Bündel von seidenen Bändern und der Verehrer wird von dienenden Priestern schleunigst zur Ausgangsthür hinausbefördert und ist nur allzu glücklich, wenn er etwa eine halbe Minute in der Nähe des Hohenpriesters verbracht hat. Dies ist die gewöhnliche Prozedur. Personen von Stand und Vermögen dürfen die Plattform besteigen, sich vor dem Dalai Lama verbeugen und niederknieen und empfangen hier den gewünschten Segen durch die wirkliche Berührung von seiten der Hände des Dalai Lama, worauf jedem derartigen Anbeter ein Sitz unterhalb der Plattform angewiesen, ein paar heisere, fragende Aeußerungen vom Dalai Lama an ihn gerichtet werden und ihm vielleicht ein Imbiß vorgelegt wird."

Die Stadt Lhasa wird uns folgendermaßen geschildert:

„Selbst hier stehen die Wohnhäuser untermischt mit religiösen Gebäuden. Die augenfälligsten von letzteren sind zur Rechten der hübsche Tempel von Dschio, welcher von vier Gebis erglänzt, zur Linken Giang Bunmoche, überragt von seinem vergoldeten Spitzturm mit Halbmond und Weltkugel, und weiter nach Norden Ramosche, ein von einem einzigen glänzenden Gebi überragter Tempel. Zwischen diesen hervorragenden Gebäuden und beinahe in Berührung mit ihm liegt die Laienstadt Lhasa, bestehend aus dicht aneinander gebauten zwei- bis dreistöckigen Häusern und überall bevölkert von Tibetanern (der Mehrzahl nach Bodpas und Khampas), Chinesen, Nipalesen, Kaschmiris (einschließlich einiger weniger Mohamedaner aus Hindostan, hauptsächlich aus Patna) und Mongolen. Von allen diesen Völkerschaften haben nur die Tibetaner oder Landeseingeborenen ihre Weiber bei sich (ausgenommen einige Fälle von wandernden Mongolen, die während des Kommens und Gehens der „Kalifas" möglicherweise von ihren Weibern begleitet werden). Dieser Teil von Lhasa oder die eigentliche Stadt bedeckt einen Flächenraum von weniger als einer englischen Quadratmeile. Die Häuser sind zwei bis drei Stockwerke hoch und meist in Blöcken oder Häuserquadraten zusammengebaut und zwar um einen viereckigen Hof herum, welcher oben offen ist und einen Zugang von der Seite her durch einen Thorweg hat. Die Häuser stoßen, wie schon erwähnt, dicht an einander und wimmeln von Bewohnern, welche trotz aller Unterschiede von Rassen, Sitten und Bräuchen friedlich nebeneinander leben. Die Dächer sind sämtlich mit Erde bedeckt und dies gewährt ihnen genügenden Schutz gegen den spärlichen Regen, der meist im Juni und August fällt. Die Stadt enthält zu allen Zeiten eine Menge Händler, welche ihre Waren aus verschiedenen Ländern, worunter auch Hindostan, herbeibringen. Der bedeutendste Einfuhr-Artikel ist Thee, der beinahe ausschließlich aus China kommt und in die Gestalt von Backsteinen gepreßt ist (Ziegelthee). Die Gewerbsamkeit in Lhasa selbst ist unbedeutend und beschränkt sich beinahe nur auf Zubereitung von Häuten. Ein anderer Artikel, welcher hier vorzugsweise von den ‚Dabas' oder Priestern verfertigt wird, ist eine Art wohlriechender Lunte, poi genannt, die im Verbrennen einen Wohlgeruch von sich gibt und bei Hoch und Niedrig im Gebrauch ist. Das Wasser zum Gebrauch für die Stadt wird von Norden in zwei Kanälen herbeigeleitet, welche dann in ihrer weiten Verbreitung durch die Stadt sich wieder in viele kleine Rinnen zerteilen, einzelne seichte Brunnen oder Zisternen füllen, aus denen das Volk seinen Bedarf schöpft und deren Ueberlauf sich im Süden in Yutsk Dschampa sammelt, wo dann, wie A. K. nachdrücklich hinzusetzt, das Wasser durchaus nicht mehr rein ist."

Ueber die soziale Lage des tibetanischen Volkes erfahren wir folgende Thatsachen:

„Vielmännerei herrscht noch immer vor, hat zwar in Lhasa und anderen Städten etwas abgenommen, gibt aber doch Veranlassung zu einem großen Ueberschuß von unver-

heirateten Frauen, welche von Männern aller Nationalitäten — gleichviel ob feste Einwohner oder durchreisende Fremde — zu Konkubinen angenommen werden. Die so erzeugten außerehelichen Kinder werden, wenn männlichen Geschlechts, gewöhnlich in die Priesterschaft aufgenommen, welche niemanden ausschließt, als die Söhne von Schlächtern, Grobschmieden und Mördern. Der Abkömmling von einem chinesischen Vater und einer tibetanischen Mutter heißt „Koko". Die Folge dieser Sachlage ist, daß gegenwärtig wenigstens in Wirklichkeit alle Männer Tibetaner sind; sie essen und trinken gemeinsam in den von ihnen besuchten Sakhangs (Gasthäusern) oder in Privathäusern. Es gibt in Lhasa etwa ein Dutzend solcher Sakhangs, aber ihre Zahl ist in der Zunahme begriffen. Sie wurden zuerst von Chinesen in der Stadt eingeführt und sind nun so allgemein im Gebrauche, daß in einigen von ihnen mehrere Hundert Personen gleichzeitig speisen. Auf diese Weise bilden, wie man sieht, die nationalisierten Tibetaner und die eigentlichen Bewohner in Lhasa nur eine einzige große Gesellschaft, welche ungemein gesellig und jovial ist. Sie genießen ein gegohrenes Getränke, das in der That alle vom Säugling aufwärts trinken, aber man sieht selten oder niemals Betrunkene. Auch die Priester machen keine Ausnahme davon und sind nur der Bedingung unterworfen, daß sie nicht in einer „Gomba" oder an einem öffentlichen Orte trinken. Die geselligen Versammlungen werden durch musikalische Aufführungen auf der Flöte und einer Art Guitarre mit Glöckchen-Begleitung belebt, und zu dieser Musik tanzen Männer und Weiber miteinander unter festem Takthalten, indem sie in Reihen auf Brettern stehen, welche die Stelle von Resonanzböden vertreten, und im Einklang bald in rascherem, bald in langsamerem Tempo mit den Füßen stampfen, was nach A. K. einen recht hübschen Effekt machen soll. Bei besonders festlichen Gelegenheiten werden die Ache Lhmo herbeigerufen und die Zuhörerschaft mit einer theatralischen Vorstellung regaliert. In den Sommermonaten endlich, wenn die Lüfte so lind und die Abende so lang sind, halten die Leute den ganzen Tag hindurch unter den Bäumen ihren Piknik."

Daß die Tibetaner jedoch das Geschäft nicht dem Vergnügen opfern, geht aus nachstehenden Sätzen hervor:

„Trotz ihrem Hang zur Geselligkeit gelingt es den Bürgern doch, sich vorzugsweise durch Handel ein behagliches Auskommen zu verschaffen und außerdem noch den Anforderungen zu genügen, welche der Aufenthalt in der heiligen Stadt ihnen auferlegt. Lhasa ist von einer breiten und deutlich bezeichneten Straße umgeben, innerhalb deren Grenzen alle diejenigen wohnen müssen, welche eines künftigen glückseligen Zustandes teilhaftig werden wollen. Diese Straße heißt Ling Khor. Innerhalb ihres Bereichs darf kein Blut vergossen werden, und darum sind die Schlächter und Schlachthäuser außerhalb derselben untergebracht. Der Tag wird als begonnen betrachtet, wenn ein lauter Knall wie von einer Kanone aus der Gegend der Residenz des Amban erschallt. Das findet um vier Uhr Morgens und ebenso um neun oder zehn Uhr Abends statt. Nach dem Morgenknall sieht man die Leute in dichten Haufen auf dem Ling Khor, alle sich in der einen Richtung bewegend, wie die Zeiger an einer Uhr, den Vorschriften ihrer Religion angemessen. Einen ähnlichen Rundgang führen die Gläubigen am Abend aus, abgesehen von den kleineren Rundgängen um den Dschhio (sogenannten Bar Khor) und um andere heilige Orte herum. Wenigstens für das gemeine Volk ist dies eine gebieterische Vorschrift. Die Reichen und Vornehmen dagegen behaupten, ihre Anwesenheit würde nur die Frömmigkeit der Menge stören; daher mieten sie sich Stellvertreter, von denen aber streng verlangt wird, daß sie den Rundgang für ihre Gebieter machen. Aber gleichviel, ob dies in eigener Person oder durch Stellvertretung geschieht, immer wird über diese gemachten Rundgänge genaue Abrechnung gehalten, und in gelegentlichen Fällen von außerordentlicher Andacht werden dieselben sogar in Gestalt aufeinanderfolgender Niederwerfungen auf dem Wege, der vollen Körperlänge nach, so ausgeführt, daß jede Niederwerfung da beginnt, wo die andere endigt, was man ‚Kiang Khor' nennt."

Ueber die Handelsstraßen erfahren wir folgendes:

„Von Handelsstraßen nach Lhasa über die angeführten Erforschungslinien hinaus gibt es zwei von Dartschendo und eine von Siling her. Von diesen von Dartschendo heißt die südliche die Dschenglam (Junglam) oder amtliche Straße und ist westwärts noch etwa 340 e. Ml. über Lhasa hinaus nach Dingri fortgeführt. Es ist eine angelegte Straße mit rohen Brücken und wird in gutem Stande unterhalten, da sie die Hauptverkehrslinie zwischen Lhasa und China und die Linie ist, auf welcher sowohl die Ambans als die Chinesen eine Postverbindung betreiben. Sie verläuft von Dartschendo über Gartholl, Tschiamdo, Lho, Dschong und Gianda nach Lhasa und, wie gesagt, weiter bis Dingri. Die andere Straße heißt Dschanglam (der nördliche Weg) und verläuft von Dartschendo durch das Land Hor nach Tschomora (Chomora-See) und herunter nach Lhasa. Die dritte Straße ist die nach Siling, geht von Lhasa aus über Tschomora, kreuzt den Dangla-Homa und führt dem Koko-Nur entlang nach Siling."

Ueber A. K.'s Reise über Lhasa hinaus geben nachstehende Stellen Auskunft.

„Nach einem unvermeidlich verlängerten Aufenthalt zu Lhasa brach er endlich mit seinen sechs Begleitern nordwärts auf in Gesellschaft einer ‚Kafila', welche ungefähr aus hundert Individuen bestand. Die Mehrzahl derselben waren Mongolen, welche nur in wenigen Fällen ihre Weiber bei sich hatten; die übrigen waren Tibetaner (Bodpas). Die Mongolen waren alle ohne Ausnahme beritten; außerdem führte jede Person ein mit ihrem Eigentum beladenes Hand- oder Saumpferd, denn die Mongolen

von beiderlei Geschlecht, die in ihrem eigenen Lande über zahlreiche Pferde verfügen, sind so ans Reiten gewöhnt, daß sie über Fußwanderer sich wundern und lustig machen. Selbst ihre Schäfer reiten um ihre Heerden herum und, mit Einem Worte, kein Mongole wird bei irgend einer Gelegenheit zu Fuß gehen, wenn er es möglich machen kann zu reiten. Alle waren mit Speer, Luntenflinte und Säbel bewaffnet — ein Brauch, welcher in Tibet ebenso gut wie in der Mongolei so allgemein ist, daß selbst die Klöster denselben neuerdings angenommen haben. Im gegenwärtigen Fall war die Bewaffnung um so mehr geboten, als die Kafilas das besondere Ziel der Plünderung für die berittenen Räuberbanden sind, die über weite Strecken des Landes hin umher schweifen und gerade da plötzlich erscheinen, wo man sie am allerwenigsten erwartet. Daher kommt es, daß der leitende Gedanke bei dem ganzen Gebahren einer Kafila dahin zielt, wie man einer Plünderung entgehe. Zu diesem Zwecke rückte unsere fragliche größere Reisegesellschaft sehr behutsam und mit einer durchaus nicht unnötigen Vorsicht vor, marschierte mit einer Vor- und Nachhut von einigen Berittenen, welche der Hauptmasse auf 2—3 e. Ml. Abstand voranritten oder folgten, um die Reisegesellschaft vor jeder nahenden Gefahr zu warnen, und folgte überdem genau dem Rat ihrer mongolischen Führer, welchen langjährige Erfahrung ebenso viel Schlauheit als bedeutende Geschicklichkeit im Entdecken und Erkennen der Fährten am Boden verliehen hatte. Gewöhnlich ward um Sonnenaufgang das Lager abgebrochen und die Reisenden traten ihre Wanderung an, wobei sie Sorge trugen, genaue Ordnung zu halten, und nötigenfalls auf die Nachzügler warteten. Um zehn Uhr Vormittags ward ein kurzer Halt gemacht, um Thee zu trinken, dann weiter marschiert bis zwei oder vier Uhr Nachmittags, wo das Nachtlager aufgeschlagen wurde und die Mongolen und Tibetaner je eine Flanke desselben mit den Pferden zwischen sich einnahmen. Den Pferden wurden die vier Beine gewöhnlich mit in eisernen Gelenken laufenden Koppeln so gefesselt, daß ihnen jedes Davonlaufenden unmöglich gemacht wurde. Der Räuberbanden, welche diese Gegenden unsicher machen, mag passenderweise an dieser Stelle gedacht werden. Die Stämme, von denen eine große Menge sich auf gewerbsmäßige Räuberei verlegt, sind sämtlich von tibetanischer Nationalität; die zahlreichsten, mächtigsten, gefürchtetsten und bestberittenen Banden sind diejenigen der Stämme Tschiamo, Golok und Banakhasum. Diese streifen nordwärts bis in die Mongolei und westwärts bis nach Tibet hinein, aber nicht nach Osten oder Süden, wo das Land mehr angebaut und besser besiedelt ist. Die westlichen Räuberstämme sind diejenigen der Schenghung, Nagtschullaf, Dschama, Ata und Yagra. Diese durchziehen ein solch ungeheures Gebiet, daß A. K. von ihren Einfällen oft im fernen Westen selbst bis zum Mansarowar-See gehört, als er diese Gegenden bereist hatte. Alle diese Stämme sind Nomaden von jener Art, welche man als Dockpas oder Bewohner der schwarzen Zelte kennt. Sie sind alle mit Lanze, Luntenflinte und Schwert bewaffnet und ohne Unterschied gut beritten, wie es die Wagnisse ihres gesetzwidrigen Handwerks erfordern. Sie achten nicht auf die Verbote und Vorstellungen der Lamas, halten sich aber an ein ungeschriebenes Gesetz, welches sie aus nicht schwer einzusehenden Gründen gewissenhaft befolgen, nämlich niemals in ihren eigenen Bezirken zu plündern. Den östlichen Stämmen dieser Räuber bietet die Mongolei ein ergiebiges Jagdgebiet für Pferdediebstahl, da die Pferdezucht dort schwunghaft betrieben wird. Allerdings sind die Besitzer jener Pferdeheerden ebenso gut bewaffnet als die Räuber und haben sogar in den letzten Jahren sich durch Einübung und Exerzieren einige soldatische Eigenschaften erworben, allein der Mongole ist zwar ein ehrlicher Kerl, aber furchtsam und die Waffen, welche er trägt, dienen ihm eher zur Last als zur Selbstverteidigung. Ueberdies ist sein Pferdestand notgedrungen seine verwundbarste Stelle, denn er kann denselben weder verstecken noch beschützen, und so führen die östlichen Räuber die Pferde in ganzen Heerden davon. Die räuberischen Stämme züchten Yaks, Pferde, Ziegen, Schafe und Hunde und bieten diese, so wie ihre Butterballen und Säcke voll Tschura (chura) in der unbefangensten und geschäftsmäßigsten Weise den vorüberkommenden Reisenden zum Kauf an, in Tausch gegen Thee, grellfarbige Tücher und bunte Zeuge, Kurzwaren, Rohzucker ꝛc.; allein die Reisenden sind sehr mißtrauisch und scheu gegenüber von der Vertraulichkeit derartiger Händler, denn sie ahnen nur zu gut, daß die Absicht derselben nur dahin geht, den Fremden, falls sich irgendwelche Gelegenheit dazu bietet, alle diese in Tausch erhaltenen Gegenstände wieder mit Gewalt abzunehmen."

Die Reisen von A. K. liefern manche neue und interessante Belehrung über Tibet und seine Zustände, werfen aber auch das deutlichste und überzeugendste Licht auf mehrere geographische Fragen von der höchsten Wichtigkeit. Zum Beweis dafür geben wir zum Schluß einige Auszüge aus einem Bericht, der allerdings besser in seiner ganzen Vollständigkeit veröffentlicht werden sollte, welche aber das von A. K. Geleistete in kurzer Uebersicht zusammenfassen.

„Kehren wir nun zu den geographischen Problemen zurück, welche A. K. zu lösen geholfen hat, so bezieht sich im allgemeinen das eine derselben auf den Irrawaddy und das andere auf den Brahmaputra. Ich beschäftige mich zunächst mit der Frage über die nordwestliche Wasserscheide des Irrawaddy. Es ist aus der Landkarte zu ersehen, daß der Bezirk Zayul ganz eigentümlicherweise ringsherum durch eine hohe und fortlaufende Wasserscheide eingeschlossen wird, welche nur an einer einzigen Stelle durchschnitten ist. Der Bezirk besteht aus zwei Thälern. Die beiden Ströme vereinigen sich und durchbrechen dann die Bergkette, welche man in Ermangelung eines andern Namens Rong-dschod-Mismir-Kette nennen könnte. Nun

hat A. K. Punkte auf dieser Gebirgskette und meistdie ganze Bergkette selbst wirklich gesehen und mit dem Auge verfolgt und dies und seine mündlich davon gemachte Schilderung läßt keinen Zweifel, daß seine Beschreibung derselben, von kleinen Irrtümern abgesehen, in der Hauptsache richtig ist. Auf dieses Zeugnis hin steht es entschieden fest, daß die Wasserscheide des Irrawaddy das Zayul-Khanung-Gebirge ist. Dies macht es auch beinahe unmöglich, daß der Sanpon durch die Landschaft Mischmi herabkomme und den Zayul Chu mit sich führe, um ihn in den Irrawaddy zu entleeren, wie man sich manchmal eingebildet hat. A. K. ermittelte durch Nachfragen an Ort und Stelle, daß ein kleiner Fluß und nicht ein großer Strom durch einen Teil von Mischmi herab verbläuft und sich in den Zayul Chu auf seinen Weg nach Indien, d. h. zum Brahmaputra, ergießt; allein auf seine weiteren Erkundigungen, ob dieser kleine Fluß der Lhasa-Strom, d. h. der Sanpon, sein könne, wurde sein Einfall von den Leuten nur ausgelacht.

„Nachdem ich dies angeführt habe, komme ich zu dem geographischen Problem, welches bisher auf eine Beantwortung gewartet hat. Der Sanpon entspringt in der Nähe des Mansarowa-See's und ist von da aus praktisch 850 e. Ml. weit fortlaufend nachgewiesen worden bis Gyala-Sindong, wo die Erforschung flußabwärts durch Wildnisse verhindert worden ist (anscheinend nur auf einer Strecke von 150 e. Ml.). Was ist nun der weitere Verlauf dieses Flusses? Wie bereits gezeigt, hat er nirgends einen Ausweg nach Nord oder Ost bis herab zu diesem Punkte, den wir hier x nennen. Wenn er also nicht in den Eingeweiden der Erde verschwindet, so muß er sich in den Brahmaputra ergießen. Die von den Nebenflüssen ausgeströmten Wassermengen werden dann in Kubikfußen per Sekunde angegeben und dann angeführt, daß A. K. zu Tschittang (Chetang) den Strom 400 Fuß breit und zugleich sehr tief fand (eine Tiefe von wahrscheinlich 25 bis 30 Fuß). Was ferner die Geschwindigkeit seiner Strömung betrifft, so konnte ein rasch am Ufer gehender Mann nicht gleichen Schritt mit einem Kahn halten, der nur mit der Strömung den Fluß hinabführe. Wenn nun der Sanpon sich westlich von x in den Brahmaputra ergießt, so haben wir einen aufnehmenden Strom nur unter seinen vier Zuflüssen Dihang, Lohit, Dibang und Subansari zu wählen. Der Lohit kann dabei kaum in Frage kommen, weil der Sanpon, um ihn zu erreichen, sozusagen durch den Dihang und Dibang fließen müßte, und von den übrigen drei ist der Dihang allein schon vom geschätzten Volumen des Sanpon, die beiden anderen aber haben nur die Hälfte oder ein Drittel des erforderlichen Volumens. Hiernach kommt Herr Hennessey, dessen Darstellung wir hier folgen, zu dem Schluß, daß der Sanpon und der Dihang identisch sind und er schließt — im Glauben, daß die Geographen in der oben angegebenen Identität mit ihm übereinstimmen werden — seine Bemerkungen mit dem Nachweis, daß die von A. K. beigebrachte Lösung seinen merkwürdigen Erforschungen einen erhöhten Wert verleiht. Die Tibetaner benützen jedoch diese Flüsse nicht zur Bewässerung und die Flüsse sind, sogar noch bis auf eine bedeutende Entfernung und unterhalb A. K.'s südlicher Route, nicht zur Schifffahrt geeignet.

Der fünfte Deutsche Geographentag zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885.

Von unserem Spezialberichterstatter.

(Schluß.)

Der Redner hat eine große Sammlung aller möglichen Gegenstände aus dem mexikanischen Altertume ausgestellt, die er nach zwei Richtungen hin zu erläutern verspricht: 1) In Bezug auf die Art der Herstellung, und 2) in Bezug auf die Eigenschaften und der aus ihnen abzuleitenden Schlüsse auf die Kultur der alten Mexicaner.

Das Material für Werkzeuge ist Kupfer, Stein und Holz. Eisen ist unbekannt. Es wird behauptet, daß die alten Mexicaner verstanden haben, das Kupfer zu härten. Kupfer ist nur zur Behandlung der Holzgegenstände benutzt worden. Steine sind durch Steinwerkzeuge bearbeitet oder durch Ausschleifen mit Sand und Wasser in die beabsichtigte Form gebracht worden. Letztere Herstellungsweise ist sehr mühselig; deshalb sind die für den gewöhnlichen Bedarf hergestellten Gegenstände nur roh ausgearbeitet.

Luxusgegenstände und solche, die zum Kultus in Beziehung stehen, sind derartig angefertigt, daß wir sie heute nicht besser herstellen könnten, z. B. einzelne Steinjoche, Amulette, Obsidian-Figuren, Perlen, Lippen- und Ohrsteine. Bewundernswürdig ist die Geduld und Geschicklichkeit, sowie die genaue Kenntnis von den Spaltungsverhältnissen. Steinfiguren sind oft mit Stuck oder Mörtel überzogen, wodurch die Erdfarben lebhafter hervortreten.

In der Bearbeitung der feineren Metalle: Kupfer, Silber und Gold, waren die Mexicaner sehr geschickt. Chroniken aus dem 16. Jahrhundert bewunderten die mexicanischen Geschenke und konnten ihre Herstellung nicht begreifen.

Am wichtigsten für den Etymologen sind die Thongegenstände; sie dienen ihm als Prüfstein für die Kultur und das Wesen des in Frage stehenden Volkes. Die Mexicaner begnügten sich nicht mit dem rohen Naturprodukt. Dieses wurde durch Schlemmen und Beimischung anderer Substanzen geeigneter gemacht. Der Thon wurde mit dem Modellierstab behandelt. Zur Bemalung wurden Erdfarben benutzt. Auch hier begnügte man sich nicht mit den roten gefärbten Thonen, sondern suchte durch geeignetere Mischung glänzendere Farben zu erzielen. Die Farben wurden nicht eingebrannt, sondern erst nach Brennung der unbemalten Gegenstände auf dieselben aufgetragen

und dann durch Reiben poliert. Um die Farben besser hervortreten zu lassen, bedient man sich einer eigentümlichen Technik. Man übertüncht die Gegenstände vor der Bemalung mit Kreide, von der sich die Farben später glänzend abheben. Es lassen sich in der Technik oft Unvollkommenheiten und Flüchtigkeiten ersehen, als ob sich der Hersteller keine große Mühe gegeben hätte. Vielleicht läßt sich dies auf handwerksmäßige Herstellung zurückführen. Redner glaubt nicht, daß es Mangel an Symmetriegefühl sei. Er erläutert die Gegenstände zweitens in Bezug auf die Eigenschaften, die das Wesen und die Art der vertretenen Kultur kennzeichnen.

Unsere Kenntnis von der altmexicanischen Kultur ist lückenhaft. Zwar ist ein reichhaltiges litterarisches Material vorhanden, doch ist dasselbe für unsere Zwecke ungenügend. Daher müssen andere Hülfsmittel zugezogen werden; und da ist besonders die Archäologie dienlich. Ein erschöpfendes Bild von dieser Kultur erhalten wir aber auch so nicht. Es ist, wie wenn wir ein Gebäude wieder aufführen sollen, dessen Plan verloren gegangen ist, von dem sich aber einzelne Bausteine finden, die zusammengepaßt werden müssen. In vielen Fällen versuchen wir vergeblich eine Rekonstruktion. Oft muß das Zusammengefügte wieder auseinandergerissen werden, da ein neugefundener Stein nicht dazu paßt. Es müssen allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt werden.

Wesen und Ausdrucksform eines Volkes erkennt man am besten in der Darstellung der Gottheit und des Menschen. Wir stellen hohe Anforderungen an die Darstellung der Gottheit und des Menschen; deshalb entspricht uns die Auffassung und Darstellung derselben bei anderen Völkern oft nicht und wir sind ungerecht gegen das, was von unseren Anschauungen abweicht. Betrachtet man die altmexicanische Kultur, so muß ein Grund für die Verschiedenheit der Anschauungen gefunden werden. Dieser liegt in der Verschiedenheit der Religionen. Die Religion der alten Mexicaner ist ein Polytheismus. Der antropomorphische Hang der Menschen hat die Erscheinungen im Laufe der Zeit in Götter umgewandelt. Neben diesen Göttern finden wir die Sonnenverehrung (bei einzelnen Stämmen dominierend); außerdem erkennen wir in der Verschmelzung von Mensch und Tier die Tierverehrung (noch jetzt wird vielen Tieren Einfluß auf die Geschicke der Menschen zugeschrieben). Der Mensch fühlte sich abhängig und fürchtete sich. Den geeignetsten Ausdruck dafür fand er in allem Grauen- und Schreckenerregenden. Sein Verhältnis zur Gottheit war ein materialistisches. Der Kultus, der mit Pomp aller Art verbunden war, war berechnet, auf die Sinne zu wirken. Daß dieser Kult zu einer mächtigen Handhabe wurde, das Volk zu leiten, ist selbstverständlich. Ausschreitungen zu Blut- und Menschenopfern müssen als raffiniert ausgedachte Steigerung eines fanatisch ausgeführten Glaubens angesehen werden. Das Gefühl der Abhängigkeit und Furcht in Bezug auf die Gottheit erweckt bald ähnliche Gefühle jedem Machthaber gegenüber. Der Mensch fühlte sich in einer sehr herabgedrückten Stellung in der Welt. Man beachtet am Menschen nur seine soziale Stellung und seine Macht und beurteilt ihn nach dem, was er seinen Mitmenschen an Schaden oder Nutzen thun konnte. Nur das, was man am Menschen beachtete, zeigte man in den Bildern, und das war nicht seine Individualität. Hieraus erklärt sich bei den mexicanischen Kunstprodukten die bedeutende Bevorzugung des Kopfes dem Rumpf gegenüber. Der Kopf war der Träger des Schmuckes, durch den sich die soziale Stellung des Menschen kennzeichnete.

Was die Beobachtungen der Verschiedenheiten an Kopfabbildungen anbetrifft, so finden wir wohl gewisse Typenverschiedenheiten, aber keine Porträtierung. Als Beispiel mögen die Taur-Figuren dienen mit ihrem stereotypen Lächeln, das durchaus nicht der Ausdruck einer individuellen Gemütsstimmung ist. Eine Porträtähnlichkeit wird überhaupt nicht angestrebt, wie die Totenmasken z. B. lehren. Wenn irgendwo, so müßte hier Porträtähnlichkeit vorausgesetzt werden. Die Totenmasken sehen sich alle ähnlich, eine Detailausführung ist nicht vorhanden.

Es lag kein zwingender Grund vor, zu individualisieren, wie bei den Aegyptern. Aehnliches zeigen uns die hockenden Steinfiguren auf dem Gipfel von Grabhügeln. Sie finden sich meist auf Massengräbern. An Porträtähnlichkeit mit Verstorbenen ist also nicht zu denken. Sie zeigen vollkommene Gleichmäßigkeit des Typus. Halbkugelig vortretende Augen erinnern an den Tod und weisen hin auf die Heiligkeit der Stätte. Die hockende Stellung soll nach alten Chronisten eine Ehrfurchtsstellung sein, zu vergleichen mit der knieenden Stellung der Europäer.

Man hat in der Regel alle diese Figuren als Hausgötter bezeichnet. Dagegen sprechen diese Erläuterungen. Sei eine Gottheit für Tempel bestimmt und aus reichem Material angefertigt oder sei sie für Arme aus Thon gemacht, nie werden die betreffenden Attribute fehlen, die das Bildnis erst als Bild einer Gottheit kenntlich machen. Um das Leben und Treiben des Volkes zu erkennen, muß man seine Aufmerksamkeit den Bilderschriften zuwenden; ein genauerer Einblick wird zeigen, daß die alten Mexikaner eine bedeutende Kultur besaßen.

Damit ist die Tagesordnung der Morgensitzung erledigt, die um $1\frac{3}{4}$ Uhr geschlossen wird.

In der vom Professor Dr. Theob. Fischer geleiteten Nachmittagssitzung zieht Herr Dr. Ermann-Berlin seine bezüglich der Reformierung der Zentralkommission für deutsche Landeskunde gestellten Anträge zurück und es wird darauf die Kommission wiedergewählt; dieselbe besteht sonach wiederum aus den Herren Professor Dr. Credner-Greifswald, Professor Dr. Kirchhoff-Halle, Hauptmann im Ingenieur-Korps Kolm-Straßburg, Privatdozent Dr. Lehmann-Halle (Schriftführer), Professor Dr. Lepsius-Darmstadt, Professor Dr. Ratzel-München (Vorsitzender), Professor

Dr. Sophus Ruge-Dresden (stellv. Vorsitzender). Alsdann folgen drei Vorträge. Zunächst spricht Herr Dr. Michow-Hamburg „über das Bekanntwerden Rußlands in vor-Herberstein'scher Zeit, ein Kampf zwischen Autorität und Wahrheit". Wenn man, so führt Vortragender eingangs aus, die leidenschaftslose Darstellung Herberstein's, dessen Werk über Rußland 1549 erschien und noch heute als Grundlage der modernen Kenntnis Rußlands angesehen wird, liest und dabei an die dem Altertum und dem Mittelalter über jenes Land geläufigen Vorstellungen denkt, so fragt man sich unwillkürlich: Wie konnte Herberstein hier ohne Mühe ein so völlig neues geographisches Gebäude errichten? Wo ist der Hammer, der den durch 2000jährigen Mörtel verkitteten Bau der alten Kosmographen zertrümmert hat? Thatsächlich hat denn auch Herberstein vortreffliche Vorarbeiter gehabt, die leider den Historiographen unbekannt oder doch nur in späterem, ihrer eigenen Zeit entrücktem, oft inkorrektem Nachdruck bekannt sind. Der erste dieser Vorarbeiter ist der Krakauer Mathias von Miechow, der in seinem „tractatus de duabus Sarmatiis Asiana et Europiana et de Contentis in eis, Cracoviae 1517" auf 34 Blätter in 4°, der theoretischen Benennung und Begrenzung des späteren Altertums entsprechend, die weiten Ebenen im Osten der Weichsel als Sarmatien, und zwar als europäisches diesseit des Don, als asiatisches jenseit des Don bis zum Kaspischen See beschreibt. Auf die Bedeutung dieser Schrift hat zunächst der bekannte Dr. Eck in Ingolstadt 1518 hingewiesen. Zu dieser Schrift ward 1525 von dem Italiener Battista Agnese eine Karte verfertigt, die damals nicht gedruckt, sich handschriftlich in Venedig befindet. Als zweite Ergänzung des Krakauers ist die Schrift des Theologen Johannes Fabri zu nennen, welche 1526 dem Herberstein als orientierender Leitfaden auf seiner zweiten Reise nach Rußland mitgegeben wurde. Die Schrift ist so unbekannt, daß von den Bibliographen eine Tübinger Ausgabe von 1525 statuiert wird, während nach äußeren und inneren Gründen die Baseler Ausgabe von 1526 für das Original zu gelten hat. Das Bild des Landes, wie es jene Männer geschaffen, wurde 1540 von dem Deutschen Anton Wied kartographisch fixiert. Diese Karte ist vor einigen Jahren vom Vortragenden in Holland wieder aufgefunden worden. Redner legt nunmehr den Inhalt der Schriften dar und weist nach, daß wir in der Geschichte der geographischen Wissenschaft jenen Männern die Stelle nicht mehr vorenthalten dürfen, die ihnen die kompetentesten Zeitgenossen (u. a. Dr. Eck, Pirkheiner und sein Freundeskreis) eingeräumt haben. Bemerkt sei noch, daß die jagellonische Bibliothek in Krakau in liberalster Weise die Originalausgabe des „Tractatus" der Ausstellung des Geographentages überlassen hatte.

Es folgt ein Vortrag des Herrn Dr. Rhode-Hamburg „über Ortsnamen", in welchem er die mit der Deutung geographischer Eigennamen verbundenen Schwierigkeiten darlegt und an zahlreichen, höchst interessanten Beispielen erläutert. Wir greifen nur ein paar heraus. Zorndorf hat mit Zorn nichts zu thun, es hieß vielmehr früher Czorbendorf und verdankt seinen Namen dem bekannten slavischen Volksstamm der Sorben. Herzfeld an der Lippe ist weder als herzförmiges Feld zu deuten, noch als Feld, das dem Besitzer besonders am Herzen lag. Es hieß früher Hirzfeld, Hirnzfeld, verdankt also seinen Namen dem Hirsche, althd. Hiruz. Krähwinkel hat weder mit den Krähen noch mit Winkel etwas zu thun, es ist entstanden aus Gravincella, d. h. des Grafen Celle, ähnlich Appenzell Abbatis Cella, gegründet 1061 vom Abt von St. Gallen. Die ursprüngliche Form von Fleischwangen ist Flinswangin, Flins = Feuerstein (vgl. Flinte und althd. wang = Feld. Diese Beispiele, welche Vortragender noch um etwa ein Dutzend vermehrt, mögen die Schwierigkeit der Deutung in einzelnen Fällen beweisen. Glücklicherweise haben wir für die Deutung der Ortsnamen vortreffliche Werke, von denen der Vortragende Spruners historischen Atlas, Oesterley, historisch-geographisches Wörterbuch des deutschen Mittelalters, und Förstemann's Altdeutsches Namenbuch, II. Teil, Ortsnamen, erwähnt. Er schließt mit einer Darlegung der Entstehung vieler Ortsnamen, die der Pflanzen- und Tierwelt ihre Entstehung verdanken.

Der dritte Vortragende, Herr Kapitän Koldewey-Hamburg, gibt eine Geschichte des Kompasses und seiner Bedeutung für den Weltverkehr, indem er namentlich die Schwierigkeiten darlegt, welche der Genauigkeit der Kompaßbeobachtungen aus der Einführung der eisernen Schiffe erwuchsen. Den Schluß der Sitzung bilden Erläuterungen und Versuche mit den Mang'schen, Schmidt'schen und Brix'schen Tellurien, auf die wir hier des beschränkten Raumes wegen nicht näher eingehen können.

Dritter Tag.

Die Verhandlungen des dritten Tages gehörten im wesentlichen der im Vordergrunde des Tagesinteresses stehenden Afrikaforschung, und so war es nicht zu verwundern, daß dieselben noch zahlreicher besucht waren — auch von Damen, denen eigentlich dem Programm nach der Zutritt nicht gestattet war — als die Sitzungen der beiden vorhergehenden Tage. Bevor man jedoch zu den Afrika betreffenden Vorträgen überging, berichtete der Eskimoforscher Dr. Franz Boas über seine im Jahre 1883—84 gemachte Reise in's Baffinsland, wo er einen Eskimostamm vorfand, der leider im Aussterben begriffen ist und der sich sehr wesentlich bezüglich der religiösen Anschauungen, der Sitten und Gebräuche von den übrigen Eskimos unterscheidet. Wir beschränken uns auf die Erwähnung der Thatsache, daß die Eskimos im Baffinslande ein oberstes Wesen nicht kennen, sondern einen Kultus der Unterwelt haben, in der Sidna herrscht, die gefürchtete Göttin, welche bei der Erlegung von Seehunden, Walrossen u. s. w. jedesmal versöhnt werden muß. Ein Jahr lang müssen die Verstorbenen in dem gefürchteten Hause Sidna's bleiben.

Zwei gewaltige Hunde liegen auf beiden Seiten der Schwelle und lassen dem Toten nur wenig Raum zum Eintreten. Finster und kalt ist es drinnen. Kein Renntierfelllager ladet zum Ausruhen ein, auf Walroßhäuten wird der Ankömmling gebettet. Diejenigen, welche auf Erden gut gelebt haben, kommen später in das Land der Seligen, Kudlivnu, und führen dort ein glückliches Leben. Zahllose Renntierheerden bevölkern dieses Land, wo es nie kalt ist und nie Schnee und Eis den Bewohner heimsucht. Wie man sieht, greift diese religiöse Ueberlieferung tief in das Leben der Eskimos ein. Dem hochinteressanten Vortrag wurde lebhafter Beifall zu Teil.

Der erste Vortragende ist Herr Dr. med. G. A. Fischer, welcher sich sieben Jahre in Afrika aufgehalten hat und davon 3 1/2 Jahre in Sansibar als Arzt thätig gewesen ist. Das, was Redner über die klimatischen Verhältnisse Afrika's in Bezug auf die Verwendung überschüssiger deutscher Arbeitskräfte ausführt, ist im wesentlichen in seiner kurz nach Beendigung der Verhandlungen des Geographentages erschienenen Schrift[1] „Mehr Licht im dunklen Erdteil", einem Buch, mit welchem er „allen denen, welche von bedenklichem Afrikafieber ergriffen sind, ein Rezept zu verschreiben beabsichtigt, das hoffentlich die Fieberdelirien vertreiben wird", wörtlich enthalten, und zwar in dem Kapitel „Verwendung des Europäers im dunklen Erdteil", auf das daher hier verwiesen sein mag. Der Vortragende begründete eingehend die Thatsache, daß von Anlegung deutscher Ackerbaukolonien im tropischen Afrika niemals die Rede sein könne, da kein Europäer sich völlig akklimatisieren, sondern sich für jeden, je länger er in den Tropen zubringe, desto mehr die Notwendigkeit ergebe, von Zeit zu Zeit nach Europa zurückzukehren und das „Blut aufzufrischen." Degenerierung der Nachkommen ist unausbleiblich, wie sogar die Portugiesen zeigen, die sich noch am ersten an das tropische Klima gewöhnen können. Wenn man auf die Möglichkeit, Ackerbaukolonien in den höher gelegenen Gebieten anzulegen, hinweist, so kann in einem Lande, wo die Schneegrenze erst bei 5000 m. beginnt, von einer wesentlichen Abkühlung in einer Höhe von 2—3000 Fuß ernstlich kaum die Rede sein. Der Arbeiter würde das Arbeiten nur ganz kurze Zeit ertragen; die Anforderungen, welche das Tropenklima an die Herzthätigkeit stellt, sind ganz andere als bei uns, Kurzatmigkeit und Hypertrophie des Herzens sind sehr gewöhnliche Erscheinungen beim Europäer, der sich im tropischen Klima nur etwas zu viel anstrengt. Nun gilt für das ganze tropische Afrika der Satz: Die ungesunden Gebiete sind die fruchtbaren, die gesunden die unfruchtbaren. Es gibt miasmenfreie Strecken, aber in diesen Gebieten wächst auch nichts. Sansibar könnte durch Anlage von Ableitungskanälen sehr wohl zu einem gesunden Aufenthaltsorte gemacht werden, aber man würde damit die Reiskultur vernichten. Die Trockenheit, welche die Miasmen zerstört, ist in den Tropen der schlimmste Gegner der Fruchtbarkeit. Wenn einzelne Reisende die Einflüsse des Klima's überstehen, so beweist das nichts für die Möglichkeit der Anlage von Ackerbaukolonien, die vor allem schon deshalb unmöglich sind, weil dem Arbeiter die Mittel fehlen würden, seine Kinder in Europa erziehen zu lassen. Letzteres aber ist durchaus notwendig, wenn Degenerierung der Nachkommenschaft vermieden werden soll. Der Kaufmann, der nicht selbst reist, sondern sich die Waren in's Haus bringen läßt, kann bei solidem Leben das Klima ertragen, nicht aber der Ackerbauer, der selbst mit dem Spaten in der Hand das Land bearbeiten will. (Beifall!)

Als zweiter Redner spricht Herr W. Westendarp-Hamburg „Ueber den Elfenbeinreichtum Afrika's." Das ganze zentrale Gebiet, von der Sahara bis zum Kapland, ist noch an Elfenbein reich, besonders die Fluß- und Seegegenden. Der Kenner unterscheidet beim Elfenbein zwei Qualitäten, die sog. weiche von der Ostküste und die harte von der Westküste. Die Ostküste ist schon seit mehr als 1000 Jahren durch Halbkulturvölker, wie Perser, Indier, zumeist jedoch Araber, wirtschaftlich bearbeitet, zumeist jedoch ausgebeutet worden, wogegen die Westküste erst sehr viel später, und zwar ausschließlich von europäischen Nationen, in Besitz genommen wurde. In der Gegenwart wird vielfach der Elfenbeinreichtum Afrika's übertrieben. Es spricht z. B. ein so berühmter, hochverdienter Mann wie Stanley in seiner Manchesterrede von 400 T. Elfenbein im Jahre allein aus dem Kongo-Becken und gab noch ganz kürzlich in Berlin an, daß 3000 Elefantenzähne am Kongo gelagert werden mußten, weil es an Käufern fehlte. Bei den 400 T. ist entweder irrtümlich eine 0 oder das im Jahre „zu viel" hinzugefügt, und für 3000 Zähne, etwa 19,000 Kgr. finden sich sicher Käufer genug, wenn die Ware nur in erreichbarer Nähe zur Küste geschafft wird. Redner legt dann, von Tripolis beginnend, der Reihe nach die Bedeutung der verschiedenen Elfenbeinmärkte Afrika's dar. Wir beschränken uns auf die Mitteilung, daß seit 1840 die Totalzufuhren stets gestiegen sind. Sie betrugen nach England:

1840—50	rund 300,000	Kgr.
1850—60	500,000	„
1860—70	550,000	„
1870—80	600,000	„

haben sich somit in diesen 40 Jahren gerade verdoppelt. Die Elfenbeinverschiffungen der Jahre 1879—83 betrugen durchschnittlich im Jahre von der Ostküste 564,000, von der Westküste 284,000 Kgr., total 848,000 Kgr. im Werte von 15 bis 17 Mill. Mark. Dies ergiebt, den Verbrauch an Elfenbein in Afrika selbst unberücksichtigt gelassen, zirka 65,000 getötete Elefanten im Jahre — ein trauriges Bild der Hinschlachtung dieses größten Repräsentanten einer aussterbenden Tierwelt, eines Tieres, das mehr wie Instinkt besitzt, das Handlungen

[1] Mehr Licht im dunklen Erdteil. Von Dr. G. A. Fischer. Hamburg, Friederichsen. 1885.

vollführt, die von vollständiger Ueberlegung zeugen, das sich dem Menschen zu den vielseitigsten Arbeiten nützlich machen kann, eines Lasttieres, welches in Indien zirka 1000 Kgr. tragen kann, um damit bis zu 70 Km. im Tage über steinige Gebirgswege zurückzulegen, wo weder Pferd noch Ochse fortkommen würden. Hoffentlich gelingt es den Deutschen in Afrika, die Elefanten zu zähmen. (Lebhafter Beifall!)

Nunmehr erhält Herr A. Wörmann-Hamburg das Wort zu einem Vortrage „über Erforschung der deutschen Biafra-Küste". Er legt zunächst dar, daß die Küste stets den Schlüssel zum Inneren des Landes bilde; in dieser Beziehung sei auch für das Innere von Afrika die Küste von Biafra von Bedeutung, deren südlichster Punkt in den neuerworbenen deutschen Besitzungen in Batanga einen bedeutenden Elfenbeinmarkt habe. Diesem Markte wird das Elfenbein durch große Karawanen aus dem Innern zugeführt, und diese Karawanen sind es, welche dem wissenschaftlichen Forscher von unendlichem Nutzen werden können.

Nur warnt Redner vor zu großen Expeditionen, die immer bei den Eingeborenen ein Mißtrauen erwecken, das der guten Sache nur allzuleicht schadet. Er weist sodann auf die Wichtigkeit der neuerworbenen Gebiete hin, in denen es sich jetzt darum handle, neue Produktionsgebiete zu schaffen, um die Kaufkraft der Einwohner für europäische Industrie-Erzeugnisse zu erhöhen. Von Export nach Afrika wird für uns nur die Rede sein können, wenn wir den Neger an Arbeit gewöhnen, wenn wir ihn lehren, die Fruchtbarkeit des Landes voll und ganz auszunutzen, wenn wir ihm ermöglichen, mehr Waren als bisher nach Europa zu liefern. Die Erfolge, welche Deutschland in Afrika haben wird, werden in den nächsten Jahren wohl noch nicht sichtbar sein, aber nach Jahrzehnten wird unser Vaterland ohne Zweifel große Vorteile aus dem dunklen Erdteile ziehen. (Lebhafter Beifall!)

Nachdem Herr Friederichsen-Hamburg zum Vorsitzenden der Nachmittagssitzung gewählt worden, wird die Morgensitzung um ½2 Uhr geschlossen.

Die Nachmittagsverhandlungen nahmen nur wenig Zeit in Anspruch. Herr Geheimrat Professor Dr. Neumayer regte an, daß der Deutsche Geographentag mit dem ganzen Gewicht seines Namens für die Aufklärung des Schicksals Ludwig Leichhardts eintrete, des bekannten Forschers, der vor nunmehr 37 Jahren samt seinen Gefährten in Australien verschollen ist. Die Versammlung erklärt sich unter lebhafter Akklamation dafür. Derselbe Redner macht sodann Mitteilung über eine, voraussichtlich Ostern 1886 erscheinende, neue Auflage seines bekannten Werkes „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen." Er bittet alle etwaigen Wünsche, die man in beteiligten Kreisen betreffs Aenderung, Vervollständigung u. s. w. habe, ihm möglichst bald schriftlich mitzuteilen.

Sodann erstattet Herr Professor Dr. Ratzel Kassenbericht, der einen günstigen Stand der finanziellen Verhältnisse des Geographentages aufweist. Betreffs des Ortes für den sechsten Deutschen Geographentag entscheidet man sich für Dresden, nachdem man eine Einladung von Graz abgelehnt.

In den Zentralausschuß werden die Herren Geheimrat Neumayer-Hamburg, Professor Dr. Frhr. v. Richthofen-Leipzig, Professor Dr. Sophus Ruge-Dresden, Professor Supan-Gotha und Professor Günther-Ansbach erwählt. Zum Schluß bringt Herr Professor Dr. Ratzel ein dreifaches Hoch auf Hamburg aus, in das die Anwesenden begeistert einstimmen, worauf der Vorsitzende die Verhandlungen des fünften Deutschen Geographentages für geschlossen erklärt.

Die persönlichen Beziehungen, welche die Ausflüge, die geselligen Vereinigungen, das Festmahl u. s. w. den Deutschen Geographen unter einander anzuknüpfen Gelegenheit boten, werden ihre fruchtbringende Wirkung noch lange in die Zukunft hinaus haben. Wir aber können unsern Bericht nicht schließen, ohne noch das Eine gesagt zu haben: Anregender, fruchtbringender, harmonischer und schöner ist noch kein Geographentag verlaufen als der fünfte Deutsche Geographentag in der herrlichen freien und Hanse-Stadt Hamburg!

Die Ausstellung aus Anlaß des fünften Deutschen Geographentages.

Wohl keine andere deutsche Stadt wäre in gleicher Weise befähigt gewesen, dem Deutschen Geographentage eine in jeder Beziehung so reichhaltige und namentlich in Betreff der im Vordergrunde des Tagesinteresses stehenden Fragen hochinteressante Ausstellung zu bieten wie Hamburg. Das Komité hatte augenscheinlich das Gefühl, daß eine bei dieser Gelegenheit zu veranstaltende Ausstellung über die bis dahin beim Geographentage üblichen Grenzen hinausgehen dürfe wegen der besonderen Bedeutung Hamburgs als des Thores, durch welches vor anderen die Verbindungen des deutschen Vaterlandes mit fernen Erdteilen gehen. Der Genius der Zeit, welcher mit einem Schlage unseren überseeischen Verbindungen eine ungeahnte Bedeutung und Entfaltung verspricht, hat die Wärme dieser Empfindung gehoben. Grade jetzt und hier schien es geboten, den zum Geographentag Versammelten von den Mitteln und Erfolgen unseres überseeischen Verkehrs Proben vorzuführen. Wir sehen deshalb für dieses Mal auch von einer Aufzählung der übrigen geographisch-wissenschaftlichen Ausstellungsobjekte ab und beschränken uns darauf, ein Bild der Ausstellung nach der in vorstehenden Sätzen charakterisierten Richtung zu geben. Vorab bemerken wir noch, daß die Ausstellung durch den Umstand begünstigt wurde, daß die sämtlichen herrlichen Klassenräume des neuen Wilhelmsgymnasiums, welches noch nicht bezogen ist, für die sach- und fachgemäße Aufstellung der Objekte verwandt werden konnten.

Die Ausstellung zerfiel in 6 Abteilungen: 1. Bücher,

Karten und Verwandtes; 2. Wissenschaftliche Instrumente; 3. Reiseausrüstung ꝛc.; 4. Handelsprodukte; 5. Völkerkunde; und 6. Naturgeschichte.

Die 1. Abteilung führt uns in ihrem Mittelpunkt die Bedeutung Hamburgs als der größten und ersten deutschen Seestadt vor, indem sie eine große Anzahl in besonderer Beziehung auf die Stadt, das Hamburger Staatsgebiet, die untere Elbe und die Nordsee stehende Darstellungen bringt, deren neuere uns zum Teil die Arbeiten der verschiedenen technischen Behörden Hamburgs, der Bureaux für Ingenieur- und Vermessungswesen und für Strom- und Hafenbauten vor Augen führen, teils einen Blick in die Thätigkeit der in Hamburg entstandenen Seewarte gewähren. Besonders interessant war aber auch das historisch ältere Material, namentlich die Darstellung der Nordsee aus Hartmann Schedels Chronik, Nürnberg 1493. In diesem „pildnus Germaniae“ zeigen sich die Nordsee und die an dieselben anstoßenden Küstenländer noch in wunderlich verzerrten Formen, die kaum an das uns gewohnte Kartenbild erinnern. Mehr und mehr entwickelt sich dasselbe in den Karten des 16. Jahrhunderts, u. a. im J. L. Waghenaer's „Speculum nauticum“, das den Zwecken der Seefahrt dienende kartographische Publikationen enthält, die namentlich aus holländischen und niedersächsischen Seeplätzen hervorgehen. An die Stelle der Arbeiten der einzelnen staatlichen Behörden und Privaten tritt zum Schluß in hervorragender Weise die Thätigkeit der Behörden des wiedererstandenen Deutschen Reiches. Das hydrographische Amt der deutschen Admiralität sowie die Seewarte arbeiten jedes an seinem Teil für die Erforschung der verschiedenen Verhältnisse des Ozeans und deren praktische Ausnutzung, während das Reichspostamt für die Erleichterung und Beschleunigung des Weltverkehrs mit Erfolg seine Thätigkeit einsetzt. Einen hervorragenden Platz unter den privaten Anstalten für Förderung der Wissenschaft nimmt das Museum Godeffroy ein, das uns hier nicht nur mit seiner Zeitschrift entgegentritt, sondern auch mit den bisher zum Teil noch ganz unbekannt gebliebenen bildlichen Darstellungen, welche die für dasselbe thätigen Reisenden aus den Inseln der Südsee in die Heimat mitgebracht und das in seinen australischen Sammlungen reiches Material für allseitige Arbeiten birgt.

Die Ausstellung der wissenschaftlichen Instrumente, hauptsächlich zu Reisezwecken, bezweckt neben der Darstellung der historischen Entwickelung einiger Instrumente, z. B. der Sextanten und Kompasse, die wichtigsten Apparate und Instrumente für Reisezwecke zur Anschauung zu bringen, sowie daran zu erinnern, daß die deutsche Industrie auch auf diesem Gebiete eine hohe Leistungsfähigkeit besitzt. Da es leider immer wieder vorkommt, daß Reisende, namentlich solche, die sich sehr schnell ausrüsten müssen, mit ungeprüften Instrumenten fortgehen, ein Verfahren, das nicht genug zu tadeln ist, da es unter Umständen die Resultate jahrelanger Arbeit in Frage stellt, so weist der Katalog mit Recht darauf hin, daß die Prüfung aller meteorologischen, magnetischen und astronomischen Reiseapparate vor Antritt und möglichst auch nach der Rückkehr von der Reise ein unbedingtes Erfordernis ist. Die deutsche Seewarte bietet jedem Gelegenheit, derartige Prüfungen in Hamburg vornehmen zu lassen.

Die Abteilung „Reiseausrüstung“ bringt mit Rücksicht darauf, daß Afrika jetzt im Vordergrunde steht, in erster Linie vollständige Ausrüstungen für Afrikareisende. Wir finden hier Flanellhemden, Woll- und Netzunterzeug, Reisestiefel für Afrika, Helme mit Schleier gegen die Sonne, Trinkflaschen mit Filzüberzug, Wäschesäcke aus wasserdichtem Leinen, Reisekoffer aus Blech (wasserdicht), drei Wassersäcke aus Antilopenhaut, Korkmatratzen, Lederkopfkissen, Musquitonetze, Papier-Waschgeschirre, Antilopenhäute, welche zwischen Pfählen gespannt als Bett benutzt werden können, Proviantausrüstung, Reiseapotheken für Afrika und endlich alle möglichen Waffen. Von besonderem Interesse war in dieser Abteilung auch die authentische Flagge des Kongostaates, welche Herr Dr. v. Danckelmann-Hamburg von dort mitgebracht hatte.

Wichtig war es ferner, daß uns die in Betracht kommenden Geldwerte und Tauschmittel vorgeführt werden. Wir finden hier typische Geldstücke, Muschelgeld, Zeuggeld, Steingeld u. s. w. Als Tauschmittel sind für Afrika bemerkenswert die Maria-Theresia-Thaler. Diese werden noch jetzt mit der Jahreszahl 1780 und dem Brustbilde Maria-Theresia's geprägt. Um im Sudan, Abessinien ꝛc. als echt zu gelten, muß die Rosette auf dem Arm des Brustbildes 9 Kugeln enthalten, der Thaler das Münzzeichen S. F. tragen und geschwärzt sein; ferner für den Sudan der alte spanische Colonnaten-Thaler, der von den Säulen des Herkules auf ihm, die von den Arabern für Kanonen gehalten werden, „Abu Medfa“, d. h. Vater der Kanonen heißt. Für die Kanarischen Inseln werden die Makutas geprägt, die auch in vielen Gebieten Westafrika's begehrt sind. Bei den verschiedenen Stämmen Ostafrika's vertreten Perlen die Scheidemünze, während Zeug und Messingdraht dem Silber- und Goldgeld vergleichbar sind. Wir verlassen diese Abteilung, nachdem wir noch einen Blick auf die Abbildung der Münzen geworfen haben, die der Große Kurfürst für seine afrikanischen Besitzungen prägen ließ.

Die folgende Abteilung „Handelsprodukte“ gewährt ein umfassendes Bild aller der Waren, welche uns aus fernen Weltteilen zugeführt werden, die gangbarsten Droguen, die wichtigsten Rohprodukte, welche Farb- und Gerbstoffe enthalten, eine reiche Kollektion fast sämtlicher im Handel vorkommenden Faserstoffe, Baumwollensorten in 33 Mustern, Oelfrüchte, Korkholz, darunter namentlich ein selten großer Auswuchs einer Korkeiche, reiche Sammlungen der verschiedenen Perlmutter- und Schildpattsorten, Rohtabake, Roh-Kautschuk, Kautschukmilch, die bei der Kautschukgewinnung benutzten Instrumente, Kautschuk-liefernde

Pflanzen, Elefanten- und Mammuts-Zähne, geschnittenes Elfenbein, Guanos und Phosphate, Jute-Rohstoffe und -Fabrikate, eine Kollektion von Silber- und Kupfererzen, sowie eine Sammlung roher Diamanten — kurzum eine Sammlung der Produkte des Weltmarktes, die es uns vergessen lassen, in welcher Zone wir uns augenblicklich befinden.

Den wertvollen Schluß der Ausstellung machen naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlungen, welch' letztere auch deshalb im gegenwärtigen Augenblick von ganz besonderer Bedeutung sind, weil sie uns zeigen, welche Bedürfnisse die Stämme der neuerworbenen Gebiete haben, und somit wichtige Andeutung für unseren deutschen Export geben.

Es ist nur eine schwache Skizze, die wir von der Ausstellung geben konnten, aber es wäre vergebliches Bemühen, auch nur annähernd erschöpfend sein zu wollen. Die große Bedeutung dieser Ausstellung liegt hauptsächlich darin, daß sie uns zeigt, wie umfangreich der Verkehr unserer Seestädte, speziell Hamburgs schon jetzt in fernen Erdteilen ist und daß er einer noch viel größeren Ausdehnung fähig ist, nachdem das Deutsche Reich den kolonisatorischen Gedanken aus der Theorie in die Praxis übersetzt hat. Die Männer der Wissenschaft haben hier in Hamburg einen Einblick in die „praktische Geographie" gethan; dafür sind wir dem Ortskomité zu aufrichtigem, herzlichen Danke verpflichtet.

Skizzen aus Palästina.

(Schluß.)

Die Fellachen Palästina's.

Wem es vergönnt war, bei einem Aufenthalt in Palästina mit Bauern des Landes zusammenzukommen, Gespräche mit ihnen anzuknüpfen, oder Gesprächen zu lauschen, welche sie unter einander führten, der wird sich immer mit Freude an diese Bauern erinnern und ihnen ein Zeugnis bester Art ausstellen, dahingehend, daß es Leute von guten Manieren, von scharfem Verstand, freundlichem Wesen und feinem Mutterwitze seien. An schlimmen Seiten fehlt es freilich bei ihnen auch nicht. Man sagt, daß es Diebe und Betrüger unter ihnen gebe. Eine sehr schlimme und allgemein unter ihnen herrschende Eigenschaft ist die Streit- und Händelsucht, die in kürzester Zeit oft zu gräulichen Schlägereien führt, wobei Steine hin- und herfliegen und um die Köpfe herumsausen, übrigens ohne großen Schaden zuzufügen, da die Köpfe der Fellachen von fester Beschaffenheit sind. Es ist hier auf eine Reihe von Artikeln zu verweisen, welche Rev. Fr. X. Klein, der von Nazareth und später von Jerusalem aus über fünfundzwanzig Jahre lang in vielfache Berührung mit Fellachen gekommen ist, in der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins", Band III, IV und VI, veröffentlicht hat. Herr Klein hat sich in diesen tiefgehenden Artikeln verbreitet über die Wohnungen derselben, die innere Einrichtung ihrer Häuser, die Lage ihrer Dörfer, ihre Kleidung, die bei ihnen übliche Kindererziehung, die zärtliche Mutterliebe der Fellachenweiber, das Thun und Treiben der Fellachenkinder, über die Landwirtschaft und Viehzucht bei diesen Landbebauern (das bedeutet das arabische Wort Fellah) und besonders ausführlich über die Eheschließung bei denselben, wo die Brautwahl, die Brautbewerbung, die Verlobung und die Hochzeit nach einander besprochen werden. In dem Abschnitt über die Landwirtschaft führt Herr Klein Wetterregeln an, die nicht weniger bezeichnend sind als die bei den deutschen Bauern geltenden. Wir heben daraus folgende hervor. Die Wetterregel über den Februar, der etwa mit unserem veränderlichen April korrespondiert, lautet: „Februar, unzuverlässig immerdar." Doch heißt es auch von ihm: „Wenn er auch tobt und rast mit wildem Sinn, so ist doch der Geruch des warmen Sommers darin." Vom März heißt es: „Er ist der Vater der Erdstöße und Regengüsse, ein Ungeheuer, aber der Hirt wird dennoch (an der warmen Sonne nämlich) trocken ohne Feuer." Der April-Spätregen wird als so kostbar betrachtet, daß es heißt: „Ein Aprilregen bringt mehr als der Pflug und das Joch (Ochsen) an Segen." Vom Juli heißt es: „Bricht der Monat Juli herein, so siedet das Wasser im Trinkkrüglein."

Es sei dem Schreiber dies gestattet, über eine Begegnung zu berichten, welche er auf dem Rückweg von Nebi Samwîl (d. h. Prophet Samuel, dem alten Mizpa, im Mittelalter „Freudenberg" genannt) bei dem Brunnen von Lifta mit Bauern von dort gehabt hat, welche der Ruhe pflegend (es war die Stunde vor der Abenddämmerung) und die Tagesneuigkeiten besprechend, an diesem Brunnen reichlichen und köstlichen Wassers gelagert waren. Was die Aufmerksamkeit dieser Liftaer, der Hauptwasserlieferanten für Jerusalem, wenn es dort an Wasser fehlt, besonders auf sich gezogen hat, waren unsere Trinkbecher, welche wir einigemale füllten. Der Sprecher der Gesellschaft, der mich und meinen Geleitsmann, den genannten Herrn Klein, auf's Freundlichste begrüßt hatte, machte da gegen seine Genossen die Bemerkung, daß die Franken (so heißen bei den Arabern alle Fremden) doch feine Leute seien, die weit über ihnen (den Bauern von Lifta) stehen. Das Auffallende war ihm, daß wir uns an ein paar kleinen Bechern Wassers haben genügen lassen, während sie sich, sagte er, an die Quelle legen und wie das Vieh nie genug bekommen können. Es mag hier eines Diktums Erwähnung geschehen, das der Mufti der Schafeiten, Scheich Mohamed Aßad Efendi von Jerusalem, im Jahre 1858 bei einem Gastmahl in seinem Hause, dem Herr H. Brockhaus aus Leipzig und Herr Konsul Rosen angewohnt haben, gethan hat. Dasselbe lautete: „Gott habe dreierlei Wesen geschaffen: Vieh, das den Kopf in den Fraß stecke, Orientalen, welche durch die Hand die Speise mit dem Mund vermitteln, und endlich

Menschen, d. h. Europäer, welche sich verschiedener Werkzeuge (Messer und Gabeln) zum Essen bedienen."

Die Liftaer Bauern wünschten, nachdem wir uns wieder zu Pferde gesetzt hatten, in freundlicher Weise glückliche Heimkehr.

Ich habe im Eingang bemerkt, daß die Fellachen leicht die ärgsten Händel unter einander bekommen. Ich bin einmal, bei Culonieh, Zeuge davon gewesen, wie sie mit Prügeln auf einander hineingehauen und mit großen Steinen auf einander geworfen haben, wobei Weiber unter fürchterlichem Geschrei, jede ihrem Manne Hülfe leistend, mitgewirkt haben. Einen eingehenden Bericht über eine heftige Schlägerei (von den Arabern Dosche oder Doscha genannt), die in dem Dorfe Bet Safafa (eine Stunde von Jerusalem entfernt) neulich vorgekommen ist, hat die „Warte des Tempels" in Nr. 52 von 1884 gebracht. Derselbe ist sehr lesenswert.

Aus Gaza.

Gaza, von den Arabern el Ghazzeh genannt, die Philisterstadt, in welchen der Richter Simson seinen Tod gefunden hat, gehört zu der Kategorie der größeren Städte in Palästina, in welchen zwar, was Sitten, Gebräuche und allgemeine Lebensweise betrifft, die städtische Art vorwaltet, in denen sich aber auch so manche Fellachen-Elemente vorfinden, daß man sie füglich als Mittelglied zwischen Städter- und Fellachentum ansehen kann. Seine größte Zierde ist ein großer Wald oder Hain von Oelbäumen. Daß Gaza in sichtbarem Aufschwung begriffen sei, wie Haifa und Jaffa, kann nicht behauptet werden; hat es ja doch was jene Städte haben noch nicht: eine Kolonie von fleißigen, strebenden und intelligenten Deutschen. Doch hat sich seine Seelenzahl in den letzten Jahren um etwa 1000 vermehrt, so daß dieselbe nun etwa 16,000 beträgt, fast aus lauter Muslimen und etwa 300 griechischen Christen bestehend. Ein Novum der Stadt ist ihre Telegraphenstation, welche sich in eine türkische und eine englische abteilt, mit je acht Telegraphisten. In den jüngsten Jahren hat sich in Gaza eine rege Thätigkeit zweier Missionare, eines römisch-katholischen (Georg Gatt aus Brixen) und eines englisch-evangelischen (Alexander Schapira) zu entfalten begonnen. Was für Seelen dieselben gewinnen sollen oder wollen, ist schwer zu ersehen. Der katholische Missionar, der vordem einige Jahre in Jerusalem das Amt eines Rektors am österreichischen Hospiz verwaltet hat, ist auch wissenschaftlich sehr thätig. Ihm, der während seines Aufenthaltes in Jerusalem sich viel mit topographischen Fragen in Betreff dieser Stadt beschäftigt hat, sind zwei Abhandlungen über Gaza zu verdanken, welche im VII. Band der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins," dessen Mitglied er ist, erschienen sind. Die eine führt die Ueberschrift: „Bemerkungen über Gaza und seine Umgebung", die andere: „Verzeichnis der bewohnten Ortschaften der Kaimakamīje (Statthalterschaft; der Statthalter heißt Kāim-makām) Gaza." In der ersten dieser Abhandlungen wird zunächst eine Bemerkung über den Dschebel el-muntar, der eine Stunde südöstlich von der Oberstadt, eine halbe Stunde südöstlich von der Unterstadt liegt, gegeben. Gatt weist da nach, daß sowohl die Annahme der Muslimen, welche den Namen für den eines Schechs halten, als die der Christen, welche den Namen für als einen aus Mutrān (was Metropolite oder Bischof heißt) entstanden erklären, falsch sei. Nach seiner Ansicht ist Muntar oder sonst richtiger Mantar ein gut arabisches Wort und bedeutet „Aussicht" oder einen Ort, von wo aus man eine weite Aussicht hat; Dschebel el-muntar wäre also einfach: „Berg der Aussicht". Eine zweite Bemerkung bezieht sich auf die im Jahre 1878 aufgefundene, aus tiefem Meeressand herausgegrabene Jupiter-Statue, welche nach Konstantinopel gebracht wurde oder dahin gebracht werden sollte. Gatt weist hier nach, daß diese Statue nicht, wie man angegeben hat, aus Marmor, sondern aus einer Art Sandstein von gelblicher Farbe, Chalāsi genannt, hergestellt worden sei. In einer dritten Bemerkung wird die Versandung in der Umgegend von Gaza besprochen. Nach Gatt's bestimmter Ermittelung rückt dieselbe sehr langsam vorwärts und ist hauptsächlich von Süden nach Norden gerichtet, weil der Südwind hier am ärgsten wütet. Eine vierte handelt von der Ortslage von Anthedon (einer alten Stadt). Er glaubt, dieselbe in der ihm von einem alten Fischer als Teda bezeichnete Ruinenstätte, 25 Minuten nördlich vom heutigen Hafenplatze, auf einem das Ufer etwa 10 m. überragenden Plateau, gefunden zu haben.

In der zweiten Abhandlung finden sich 58 Ortschaften verzeichnet, von welchen die Nummern 23 bis 49 zu Gaza gerechnet werden, fünf davon sind bedeutende Dörfer.

Um die Stadt zu umgehen, braucht man wenigstens zwei Stunden. Ihre Baumgärten dehnen sich nach Norden und Süden eine Stunde, nach Osten und Westen eine halbe Stunde weit aus. Auf die Ausgrabung der erwähnten Jupiter-Statue ist bis jetzt keine weitere erfolgt. Gegenwärtig wird eine Volkszählung nach europäischer Weise vorgenommen. An die Anfertigung eines Stadtplanes hat noch niemand gedacht.

Aus den Verhandlungen der Anthropologischen Sektion des Britischen Vereins zur Förderung der Wissenschaft.

(Schluß.)

Mrs. Erminnie A. Smith kam noch einmal auf ihren früheren Vortrag über bestrittene Punkte bezüglich der irokesischen Fürwörter zurück. Sie sprach von den eigentümlichen Schwierigkeiten, die aus der Art und Weise entstehen, in welcher die Fürwörter im Irokesischen gebraucht werden — und zwar viele derselben sehr willkürlich; verschiedene Wörter erfordern nämlich bisweilen ungleiche Pronomina

für dieselbe Person und Zahl, und es gibt noch andere Eigentümlichkeiten, welche die Studierenden dieser Sprache irregeführt hatten. Eine andere Schwierigkeit und Quelle von Irrtümern ward im Gebrauch des Geschlechtes gefunden. Die früheren Schriftsteller erkannten nur zwei Geschlechter an, ein edles und ein unedles, während die Rednerin drei gefunden hatte, wie im Englischen. Einige der Pronomina, wie diejenigen der dritten Person, welche unserm „er, sie, es" entsprechen, werden stets inkorporiert, während andere als unbestimmte Fürwörter immer unabhängig ausgedrückt werden. Die Rednerin kritisierte die Grammatik des Paters Marcoux und wies gewisse Irrtümer nach. Dr. Tylor äußerte sich, an diesen Vortrag anknüpfend, über die Wichtigkeit, die Behandlung des Geschlechts in jeder wilden Sprache mit großer Sorgfalt zu behandeln; nicht alle Völker anerkennen die Einteilung lebender oder anderer Gegenstände in männliche, weibliche und sächliche. Die Zulus haben viele Klassen oder Genera, in deren eine oder andere irgend ein gegebenes Objekt falle, aber sie machen keinen Unterschied zwischen männlich und weiblich. Miß Fletcher äußerte: unter den Sioux werde dasselbe Fürwort auf beide Geschlechter angewandt und das Geschlecht werde nur durch den Zusammenhang bestimmt.

Eine sehr lange und äußerst interessante Schilderung gab Mr. F. W. Putnam sodann über die Forschungen, welche er und Dr. Metz unter den Auspizien des Peabody-Museums in Cambridge an einer Reihe von Erdhügeln bei Madisonville, Indiana, der sogen. „Turner-Gruppe", vorgenommen hatten. Die sehr sorgfältige Art und Weise, in welcher die Untersuchung vorgenommen worden war (die Erde war schaufelweise abgetragen und untersucht worden), wurde beschrieben und die Ergebnisse der Arbeit aufgezählt und durch eine große Anzahl von Zeichnungen und Photographien veranschaulicht. Es waren bei der Durchführung dieses Unternehmens weder Zeit und Mühe noch Geld gespart und als Ergebnis eine der denkwürdigsten Reihen von Gegenständen, die jemals in Amerika entdeckt worden waren, erzielt und ebenso viele neue Thatsachen über den Bau der Hügel selbst gewonnen worden. Es ergab sich z. B., daß in geschichteten Hügeln die Schichten immer horizontal und nicht, wie man es gewöhnlich darstellte, gekrümmt waren. Eigentümliche Aschengruben, Massen von verbranntem Lehm, Schichten von Steinen und andere Züge wurden gefunden und veranschaulicht. Unter den aus dem größten Hügel der Gruppe entnommenen Gegenständen waren folgende, welche man noch niemals zuvor in den Hügeln gefunden hatte: Kügelchen aus Muscheln und derartige Scheiben und Ringe, welche zu Tausenden vorhanden waren; Kegel aus einem Alligatorzahn geschnitten; Zierraten aus Platten von Büffelhorn, Glimmer und gediegenem Kupfer ausgeschnitten; Gegenstände aus gediegenem Silber und sogar Gold und Meteoreisen; Perlen, meist durchbohrt und teilweise durch Hitze beschädigt (es wurden über 50,000 Stücke gefunden); kleine steinerne Teller, Schüsseln und Gefässe, welche, schön geschnitten, irgend eine Tiergestalt darstellten; und endlich und vielleicht das allerwichtigste, Terra-Cotta-Figürchen von äußerst künstlicher Form und seltsamem ägyptischem Charakter. Bemerkenswert ist übrigens, daß diese Gegenstände alle von ornamentalem Charakter waren und daß man in diesen Hügeln nichts anderes fand. Ein kurzer Aufsatz von Miß C. A. Studley schilderte einige der Schädel aus diesen und anderen Grabhügeln in der Nähe.

Im nächsten Vortrag zeigte Dr. P. R. Hoy, wie geriefte Steinbeile und andere Werkzeuge durch Anwendung eines gewöhnlichen Hammersteins verfertigt werden können, und zeigte Exemplare vor, welche auf diese Weise von einem seiner Freunde hergestellt worden waren. Diese Exemplare waren nach Dr. Hoy's Versicherung ohne große Mühe hergestellt worden und als Nachahmungen von solch gefährlicher täuschender Aehnlichkeit, daß sie leicht für echt ausgegeben werden konnten. Als Dr. Hoy geendet hatte, fügte Mr. Putnam bei, es würden dermalen viele Nachahmungen verfertigt, so daß sie beinahe in jeder Sammlung gefunden werden dürften, und er habe in Erfahrung gebracht, daß etwa 2000 derartige Nachahmungen nach England verschifft worden seien.

Hierauf folgte ein Vortrag von Major Powell über die Mythologie der Wintuns, eines im Sacramento-Thal wohnenden Volkes. Der Redner gab viele unter diesem Volke gesammelte, höchst merkwürdige Mythen zum Besten, von denen sich hier kaum eine auszugsweise Schilderung geben läßt. Wir beschränken uns daher nur auf einige Züge in dem Glauben dieses Stammes. Die Wintuns glauben an drei Welten, deren jede ihre eigenen Bewohner habe. Der Himmel ist ihnen Rauch (die meisten anderen Indianerstämme halten das Firmament für Eis, wie Schnee und Hagel zeigen, denn Regen ist ihnen nur geschmolzener Schnee; einige Stämme glauben, es sei von Krystallquarz). Die Berge sind ihnen nur die Folgen des „Stoßens" des Maulwurfgottes. Licht und Dunkelheit sind jungfräuliche Gottheiten. Felsen und andere leblose Dinge waren einst belebt und manche Felsen leben noch und sprechen, denn so erklären sich die Wintuns das Echo. Wirbelwinde sind nur kleine Geister, welche Wasser zu trinken suchen. Krankheiten werden von mythischen Tieren verursacht. Der „tar-baby" (Teerkind) der Neger in den Südstaaten erscheint in irgend einer Gestalt in der Mythologie von mindestens fünfzig Indianerstämmen; und ebenso finden sich auch andere Züge aus den Sagen und dem Volksglauben der Neger unter den Indianern, von welchen die Sklaven dieselben überkommen haben müssen.

Dr. H. W. Dall verlas dann einen Aufsatz über den Gebrauch der Labrets unter dem Titel: „Die geographische Verteilung der Labretiferie"; er schilderte Labrets von verschiedenen Arten und die Art und Weise, in

welcher sie getragen werden; ebenso ward von der Ausdehnung dieses Berufs über den Kontinent und von der Thatsache berichtet, daß derselbe weniger im Schwange ist als früher, und der große Umfang von manchen der getragenen Labrets erwähnt.

In einer andern Sitzung der Sektion kam ein höchst denkwürdiger Gegenstand zur Verhandlung, indem eine Anzahl der geheiligten Freundschafts-Pfeifen der Omahas vorgezeigt und besprochen wurden. Die Pfeifen selbst werden von den Indianern so sehr in Ehren gehalten, daß sie niemals den Stamm verlassen dürfen, und die vorgezeigten waren die ersten, bei denen dies der Fall war; in die geschilderten und veranschaulichten Zeremonien ist niemals zuvor eine Versammlung von Weißen eingeweiht worden. Außerdem war es ungemein interessant, einen Vollblut-Indianer in klaren, wohlgewählten Sätzen einer Zuhörerschaft von Anthropologen einige der geheimsten und heiligsten Mysterien seines Stammes erläutern zu hören. Mr. La Flèche schilderte zuerst die Pfeifen und wie sie verfertigt werden — das Rohr von Eschenholz, sieben Spann lang, verziert mit gewissen Federn der Eule, des Spechts, des Adlers und der Ente, mit Haaren von der Brust des Kaninchens und mit fliegenden Bändern von rotgefärbtem Roßhaar. Das Rohr war grün gefärbt und mit schmalen geraden Kerben versehen, und wenn die beiden Pfeifen an Ort und Stelle sind, ruhen sie mit dem einen Ende auf einem Wildkatzenfell, während das andere von einem krückenartigen Stocke gestützt wird, und unter ihnen liegen zwei Klappern aus Kürbisschalen, welche als Begleitung zu dem Gesang oder Lied gerüttelt werden, das man singt, wenn die Pfeifen aufgenommen und hin und her geschwungen werden, wie es während dieser Zeremonie geschieht. Nach dem Vortrage des Mr. La Flèche ergänzte Miß Fletcher seine Darstellung durch die Schilderung der Stärke des Freundschaftsbundes, welcher in Gegenwart der Pfeifen geschlossen wird — eines Bundes, welcher fester ist als die Bande des Blutes — und wie in ihrer Gegenwart kein Groll und Neid stattfinden könnte und alles lauter Friede uud Harmonie sein muß. Sie sprach von der wunderbaren Macht, welche die Indianer den Pfeifen beimessen. Die Rohre seien von Eschenholz, weil Esche und Zeder zwei geheiligte Bäume seien, die Esche mit dem Begriff des Guten, die Zeder mit dem Begriff des Bösen. Mit tiefem Pathos schilderte sie die Zeremonie, mit welcher ihr die Pfeifen übergeben worden, um sie mitzunehmen, und erklärte, daß man ihr dies nur erlaubt habe aus tiefer Dankbarkeit gegen sie, weil sie den Omahas Land von der Regierung verschafft habe, und daß man ihr nur als Zeichen großen Vertrauens und hoher Achtung diese Pfeifen anvertraut habe. Diese beiden Vorträge zusammen waren im höchsten Grade fesselnd und lehrreich, weil sie fortwährend Bezug nahmen auf die Sitten, Gebräuche und religiösen Ansichten der Indianer und eine sehr interessante Einsicht in deren geheimste Mysterien gewährten.

Eine weitere dankenswerte Mitteilung vom lehrreichsten Gehalte war die von Professor E. S. Morse über mehrere eingehende Unterhaltungen mit einem Koreaner, welche zur Kenntnis vieler interessanter Thatsachen über dieses noch ziemlich unbekannte Volk geführt hatten. Der Redner schilderte die große Pietät, die liebreiche Hingebung und den Gehorsam der Söhne, die Abgeschlossenheit der Frauen, das System der Leibeigenschaft, das Gesetz, welches allen mit Ausnahme des Königs verbiete, das Aeußere ihrer Häuser zu verzieren oder den Fenstern und Thüren eine andere als rechteckige Gestalt zu geben. Braut und Bräutigam sehen einander niemals vor der Hochzeit; im ganzen Volke herrsche die größte Trägheit; ein Hufeisen gelte seltsamerweise für ein Anzeichen von Glück; die Koreaner haben eine Menge von Spielen, worunter sehr verwickelte und eine Menge Züge von Aberglauben u. dgl. m.

Dr. Tylor sprach hierauf über nordamerikanische Rassen und Zivilisation, über die wunderbare Aehnlichkeit der nordamerikanischen Stämme mit den mongolischen Völkerschaften, eine Aehnlichkeit, welche sogar für die indianischen Stämme nicht auf einen einheimischen Ursprung, sondern für eine Einwanderung aus Asien über die Beringstraße sprechen. Der größte Einwurf gegen diese Ansicht werde allerdings in der sehr großen Verschiedenheit in den Sprachen der amerikanischen Nationen gefunden. Dies führte zu einer Prüfung der Zeugnisse über das Alter des Menschen auf dem amerikanischen Kontinent; denn wenn wir nicht ein hinreichend hohes Alter beweisen können, um einen langen Zeitraum für die Bildung und das Vorkommen dieser seltsamen Mannigfaltigkeit der Sprachen einzuräumen, so kommen wir in große Verlegenheit. Allein der Mannigfaltigkeit der Sprachen stehe eine große verwandtschaftliche Aehnlichkeit der sozialen Lage gegenüber, z. B. das allgemeine Vorwalten des matriarchalen Systems, welches die Abstammung von der Mutter, nicht von dem Vater herleite ꝛc.

Ein höchst gedankenreicher und tüchtiger Aufsatz ward dann von Major Powell verlesen über die drei Kulturperioden: Wilder Zustand, Barbarei und Zivilisation. Der Redner betonte sehr ernsthaft die Evolution oder Fortentwickelung des Menschen und sprach sich sehr nachdrücklich und beinahe entrüstet dahin aus, daß die Entwickelung des Menschen niemals ein Kampf um's Dasein ist oder sein kann. Der Mensch ändert sich nicht mit dem Wechsel seiner Umgebung, vielmehr verändert er diese und paßt sie sich selbst an. Der Kampf ist vom Menschen entfernt und auf seine Thätigkeiten übertragen worden. Der Mensch schreitet fort nicht durch den Kampf ums Dasein, sondern mittelst seiner Bemühungen um einen glücklichen Zustand. Tiere leben für sich selbst; der Mensch kann nicht für sich selbst allein leben. Als die Tiere gezähmt und ans Haus gewöhnt wurden, ward ein großer Schritt vorwärts gethan. Durch dieses Mittel und die

Einführung des Ackerbaues wird die gens, die Volksgemeinschaft, gelöst und das matriarchale System in ein patriarchales verwandelt. Ein weiterer großer Schritt ward gethan, als die metallurgischen Prozesse entdeckt wurden; dann erst gelangte man zur Zivilisation. Wegen der vorgerückten Stunde ließ Major Powell einen großen Teil seines interessanten Aufsatzes aus, welchem die Zuhörer bei dem Ernst seiner tiefen Ueberzeugung mit aufmerksamster Teilnahme und unter den wärmsten Beifallsbezeugungen folgten.

In einer späteren Sitzung der Sektion erörterte Mrs. Erminnie Smith in einer originellen Weise die Bildung der irokesischen Worte. Sie lenkte in ganz passender Weise die Aufmerksamkeit auf die Thatsache, daß die meisten Forscher der irokesischen Sprache sich damit begnügten, Listen von Wörtern zusammenzustellen, während die gründlichere und nützlichere Methode der Forschung ein Suchen nach den Wurzeln durch Analyse der Worte involvieren würde Sie wies Irrtümer in den Wörterbüchern der Sprache nach und gab an, daß die Tuscarora-Sprache einen Schlüssel zu den Dialekten der anderen sechs Nationen liefert; sie führte Beispiele bezüglich der Bildung und des Ursprungs vieler Worte an, welche ein merkwürdiges Licht auf die Begriffe werfen, welche die Irokesen mit der wörtlichen Bedeutung vieler Ausdrücke des gemeinen Lebens verbinden oder wie sie Begriffe ausdrücken; so heißt ihr Ausdruck für Whiskey wörtlich „entstelltes Wasser", für Todeskampf „er zehrt sein Leben auf", für eine Bank „Geldfarm", wobei das Kapital „Mutter" und der Zins „Kind" heißt u. s. w. Vögel werden oft nach ihrem Schrei, andere Tiere nach irgend einer physischen Eigentümlichkeit benannt.

Dr. A. Graham gab einen langen und höchst lehrreichen Vortrag über eine Rasse von Taubstummen in Nordamerika zum Besten. Mr. Bell hatte zuerst auf das steigende Vorkommen der Taubstummen in den Vereinigten Staaten hingewiesen, Dr. Graham zeigte, daß die Zunahme der Taubstummen verhältnismäßig weit größer sei als diejenige von anderen Klassen, und stellte zur Eröffnung seiner Rede die Frage: „Wie können wir in der wissenschaftlichsten Weise eine Rasse von Taubstummen herstellen?" Als Antwort auf diese Frage zeigte er, daß man keine wirksameren Mittel zur Bildung einer solchen Rasse in Gang setzen könnte, als gerade diejenigen, welche die werkthätige Nächstenliebe in bester Absicht zum vermeintlichen Besten dieser unglücklichen Menschen angewendet habe und noch anwende: das System der Abschließung der Taubstummen, so daß sie nur unter einander verkehren, der Unterricht derselben in einer besonderen Sprache, so daß sie nicht im Englischen denken lernen, sondern in einer Sprache, welche von jenem so deutlich verschieden ist, wie Französisch oder Deutsch, und auf diese Weise großenteils den Gebrauch ihres Englischen verlernen und sich in geschriebenem Englisch nicht gut ausdrücken können, all dies beklagte er sehr. Er sprach von ziemlich allgemein vorwaltenden irrigen Ansichten der Taubstummen. In der Erziehung derselben wünscht Mr. Bell ein Verfahren befolgt zu sehen, welches von dem seither üblichen wesentlich verschieden sei; er wünsche diese Klasse von Kindern in beständiger Gesellschaft von Kindern erzogen zu sehen, welche hören und sprechen können, nicht deren Unterricht teilend, ausgenommen im Landkartenzeichnen und ähnlichen Fächern, sondern in eigenen Zimmern für sich und doch so viel wie möglich gemischt und im Umgang mit andern Kindern. Er möchte, daß taube Kinder dasjenige, was man ihnen sage, verstehen lernten, indem sie die Bewegung der Lippen beobachteten. Er möchte sogar die Heirat von Taubstummen unter einander möglichst vermieden sehen; alle Taubstummen sollten in der Artikulation unterrichtet werden, denn nur ein gemachter Versuch könne darüber entscheiden, wer sprechen könne und wer nicht. Professor Gordon vom Taubstummen-College in Washington äußerte sich ausführlich über den Gegenstand von Dr. Bell's Aufsatz; er war mit dem Verfasser in vielen wichtigen Punkten einverstanden, in anderen aber ganz verschiedener Ansicht; er hielt die Taubstummen für weit weniger isoliert und die Gefahr, eine steigende Rasse von Taubstummen zu bilden, für weit geringer, als Professor Bell. Ebenso verteidigt er entschieden den Gebrauch der Zeichensprache, wenigstens in den elementaren Klassen; wenn die Taubstummen älter seien, könne man sich der gewöhnlichen Sprache bedienen.

Anknüpfend an den Vortrag des Revd. S. D. Pret über die Stammes- und Clan-Linien, welche man unter den sinnbildlichen Grabhügeln erkenne, gab sodann Mr. A. W. Butler eine Schilderung von einem seither noch nicht beschriebenen Opfersteine zu San Juan Teotihuacan. Derselbe hat am Gipfel 5 1/2 Fuß in's Gevierte, ist 6 Fuß hoch, sehr zierlich ausgehauen und zeigt an seiner Hauptsteinmasse das Bild eines riesigen Menschenkopfes. Die letzten Vorträge waren von Professor E. S. Morse, welcher seine bereits erteilte Masse von Belehrung über die Japanesen noch vermehrte. Der erste Aufsatz über das Bogenschießen in Japan schilderte die Arten des Nachlassens der Bogen und den Gebrauch derselben und brachte manche interessante Thatsachen. In seinem zweiten Aufsatz über den Gebrauch des Pfluges in Japan veranschaulichte Professor Morse einige der in Japan gesehenen Pflüge und die Art wie dieselben benützt werden.

So schloß eine Versammlung, welche nach dem Zeugnis aller Mitglieder der Sektion eine der lehr- und erfolgreichsten der jemals gehaltenen gewesen war. Die meisten Vorträge waren von großem Gewicht und dauerndem Wert und müssen einen Teil der mustergiltigen Litteratur der amerikanischen Ethnologie und Archäologie bilden. Die Erörterungen erhielten eine besondere Wichtigkeit durch die Anwesenheit hervorragender englischer Anthropologen

wie Dr. Tylor, Dr. Syle u. a. m., welche eifrig daran Anteil nahmen und ihren Reichtum an Thatsachen und Begeisterung zum Besten gaben. Aber nicht allein die Anthropologen von Fach waren von diesen Verhandlungen entzückt und angeregt, sondern die zahlreichen Zuhörer, welche sich trotz der drückenden Hitze täglich in dem Sitzungszimmer der Sektion eingefunden hatten, bethätigten das lebhafteste Interesse für den Inhalt der Vorträge und Verhandlungen. (Science.)

Kleinere Mitteilungen.

Die geographischen Forschungen des Jahres 1884.

Das vergangene Jahr hat den Bereich der geographischen Erforschungen beträchtlich erweitert und namentlich gewisse Zweige der Wissenschaft wesentlich bereichert. Hier sind in erster Linie zu nennen die bedeutenden Entdeckungen in Afrika, einmal durch Herrn Joseph Thomson und dessen Expedition nach dem Kilima'ndscharo und Kenia, durch die Forschungen von H. H. Johnston an den waldigen Abhängen des Kilima'ndscharo, von welchen beide vor kurzem mit sehr befriedigenden Ergebnissen zurückgekehrt sind. In anderen Teilen von Afrika, in der Nyassa-Region, in dem Landstrichen zwischen der Ostküste und dem Tanganika und in den portugiesische Territorien an der Westküste, sind dann deutsche und englische Forscher sehr thätig gewesen. Robert Flegel ist erst spät im vorigen Jahre nach Deutschland zurückgekehrt, um über seine vierjährigen Forschungsarbeiten am Niger Bericht abzustatten, während der wichtigste wissenschaftliche Beitrag vom Kongo, ein Ergebnis von Stanley's Unternehmen, die Veröffentlichung eines Jahrganges fortlaufender meteorologischer Beobachtungen ist. Dr. Jos. Chavanne bereist das äquatoriale Binnen-Afrika. In Asien hat der unermüdliche Oberst Prschewalsky von neuem versucht, nach Tibet einzudringen, wohin gleichzeitig die Engländer auf friedlichem diplomatischen Wege und mit Takt vorzudringen bemüht sind. Dr. Regel und andere russische Forscher sind in Turkestan und im Pamir geschäftig gewesen, während die kriegerischen Operationen der Franzosen in Indo-China für die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse ebenfalls sehr wichtig gewesen sind. In Südamerika hat Dr. Güßfeldt eingehende orographische Forschungen in den argentino-chilenischen Andes angestellt, haben die Gebrüder von den Steinen von der Provinz Matto Grosso aus den Xingú und seine wesentlichsten Zuflüsse bis hinunter zum Amazonas befahren, und deutsche Forscher sind beschäftigt, den Gran Chaco zu untersuchen und am Rio Vermejo einige Hunderttausend Kilometer anbaufähigen Landes für Besiedelung und Kultur zu gewinnen. Herr Winnecke hat einen beträchtlichen Strich des noch unbekannten australischen Festlandes erforscht und auf Neu-Guinea und den benachbarten Inselgruppen, den Admiralitäts-, den Herzog von Yorks-Inseln, auf Neu-Britannien, Neu-Ireland, Neu-Hannover u. s. w., sind deutsche Forscher thätig, deren Berichten wir stündlich entgegensehen dürften. Ueber die unglückselige Greely-Expedition haben wir durch die Auffindung und Rettung der Ueberlebenden eingehendere Berichte erhalten, und den näheren Nachrichten über die archäologische Reise des Straßburger Professors Dr. Julius Euting und seines inzwischen erschlagenen Gefährten Huber in Syrien, Mesopotamien und Inner-Arabien, sowie den Berichten über die Reise des erschlagenen Bianchi und seiner Begleiter an der Nordostküste Afrika's dürfen wir ebenfalls entgegensehen. Ebenso haben Professor Paulitschke und andere zu Ende vorigen Jahres eine Reise in die Länder der Somali und Gallas angetreten, deren Berichte wir in ehester Zeit erwarten dürfen.

Monolithen in Amerika.

Wie wir dem „American Antiquarian and Oriental Journal" entnehmen, hat Mr. W. T. Brigham kürzlich der Amerikanischen Akademie für Kunst und Wissenschaft zu Boston eine Beschreibung einiger Monolithen, welche er bei Quirigua in Ost-Guatemala entdeckt hat, vorgelegt. Dieselben stehen in einem dichten Walde im Thale der Mota, etwa 2 e. Ml. von diesem Flusse, in Alluvialboden, der oft überschwemmt wird und zu menschlicher Besiedelung ganz ungeeignet ist. Während andere Orte Zentralamerika's, wo Steinskulpturen gefunden wurden, Ueberreste von Baulichkeiten, mögen es Paläste oder Tempel gewesen sein, besitzen, werden bei Quirigua nur Monolithen und verwüstete Mounds gefunden. Am nächsten Thaleingang, wo Mr. Brigham nur nachgeforscht hat, stehen fünf solcher Steine aufrecht, durchschnittlich vorne 4 Fuß, seitlich 3 Fuß breit und 16 bis 23 Fuß hoch. Einer der größten ist stark geneigt und scheint 4 oder 5 Fuß im weichen Boden zu stecken; die kleineren stehen auf Platten. Das Material ist Sandstein, der aus 1 Ml. entfernten Steinbrüchen genommen ist. Auf der Vorder- und Rückseite jedes dieser Monolithen sind menschliche Figuren eingegraben, die nebst Ornamenten die ganze Fläche bedecken. Die Seitenflächen tragen hieroglyphische Inschriften, welche denjenigen von Copan und Palenque gleichen, aber offenbar nicht mit denselben übereinstimmen. Ein Totenkopf ist zuweilen über, zuweilen unter einer menschlichen Gestalt angebracht, und gut gezeichnete Puma- und Jaguar-Masken scheinen den Herrscherrang der Person auszudrücken, deren Andenken diese Säulen verewigen sollten. Seitwärts von diesen Obelisken liegen zwei sonderbare, an Flußgeröll erinnernde Steinmassen, die ohne jede geometrische Verwandtschaft mit jenen vielmehr eine allgemein groteske Aehnlichkeit mit Schlangenköpfen haben und verschiedene Inschriften aus kleineren Zeichen als jene Denkmäler sie aufweisen, tragen. Sehr bemerkenswert erscheint ein Hochrelief-Kopf in Lebensgröße, der oben von einem andern Gesicht (Maske), das bärtig ist und einen Kranz von Chrysophyllum trägt, überdeckt (maskiert) wird. Verschiedene Forscher haben diese Steine als Altäre erklärt, aber die Größe (7 Fuß Höhe und 12 Fuß Länge), sowie die eigenartige Gestalt scheinen diese Bestimmung auszuschließen. Inschriften und Skulpturen sind gut erhalten. Im Schutz der dichten Bäume und unter einer dichten Decke von Moos und Flechten ist der Sandstein wohl behütet gewesen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Der Sudan und der Mahdi.

Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten.

Von

Richard Buchta.

80. 86 Seiten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen.

M. 1. 20 Pf.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 20. Stuttgart, 18. Mai. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Kolonisation in Algerien. Von Dr. W. Kobelt. S. 381. — 2. Norwegische Wirtshäuser. S. 387. — 3. Pro populo Armeniaco. S. 389. — 4. Die Schule der Camorristen. S. 391. — 5. Der Okichobi-See in Florida und die Transportmittel dieses Landes. (Mit einer Karte.) S. 394. — 6. Die jüngsten Ereignisse in Korea. S. 399. — 7. Litteratur. S. 400.

Die Kolonisation in Algerien.

Von Dr. W. Kobelt.

Es gehört in Deutschland fast zum guten Ton, den Franzosen jede Fähigkeit zum Kolonisieren abzusprechen und auf den großen Unterschied zwischen der Entwicklung der angelsächsischen und der französischen Kolonien hinzuweisen; dabei begnügt man sich meistens nicht einmal mit der Aufzählung der tropischen Kolonien am Senegal, am Gabun, in Südamerika, in Hinterindien, und Polynesien, sondern man beruft sich gerade in erster Linie auf Algerien, das nach der landläufigen Ansicht trotz fünfzigjähriger Herrschaft und der verwendeten acht Milliarden heute noch nicht mehr als ein kostspieliges Spielzeug ist. Nennt doch ein genauer Kenner der islamitischen Länder, Vambery, noch in der neuesten Zeit Algerien „ein sehr teuer erworbenes und mit nicht minder bedeutenden Kosten bewahrtes Paradestück." Ueber die tropischen Kolonien kann ich nicht aus eigener Anschauung urteilen, nach den in der Litteratur zu findenden Angaben sind sie jedoch kaum in schlechterem Zustande als die unter gleichen Bedingungen von anderen Nationen gegründeten, und können, wenn wir etwa von Java absehen, das wesentlich andere und günstigere Verhältnisse bietet, ganz gut den Vergleich mit den tropischen Kolonien Hollands und Englands (von Spanien und Portugal ganz zu schweigen) aushalten. Die gestrengen Richter in Deutschland werden sich in wenigen Jahren überzeugen, daß die Kolonisation eines Tropengebietes, wenn es nicht von einer ansässigen, ackerbauenden, arbeitsamen Bevölkerung bewohnt wird, wie z. B. Java oder Vorderindien, weder leicht noch billig ist. Wie hat man geeifert gegen das barbarische Verfahren anderer Nationen, welche den Wilden zur Strafe die Dörfer niederbrannten, die Anpflanzungen zerstörten und die Fruchtbäume umhieben, und nun müssen unsere Truppen am Kamerun wie in Neu-Irland genau ebenso verfahren, weil die besitzlosen Eingeborenen gegen jede andere Züchtigungsmethode absolut unempfindlich und in ihrem Urwald unerreichbar sind.

Wo die Verhältnisse günstig waren, auf Haiti, auf den kleinen Antillen, den Maskarenen 2c., haben die Franzosen mindestens ebenso viel geleistet, wie irgend eine andere Nation. Daß sie Canada und Louisiana verloren, war nicht Folge kolonisatorischer Unfähigkeit; in Canada existiert das französische Element noch immer und macht sich gerade eben den Engländern wieder einmal recht unangenehm bemerklich. Jedenfalls besaßen die Franzosen eine Eigenschaft, welche den Engländern völlig abgeht, nämlich diejenige, die Eingeborenen an sich heranzuziehen und zu assimilieren.

Algerien habe ich auf zwei längeren Reisen, in 1881 und 1884, fast in seiner ganzen Ausdehnung genauer kennen gelernt; ich bin außerdem in der Lage gewesen, in Nordmarokko und Nordtunis den Zustand noch fortdauern zu sehen, in welchem sich Algerien zur Zeit der Besitznahme durch die Franzosen befand. Ich kenne außerdem die unter gleichen klimatischen Verhältnissen liegenden Gebiete Südspaniens, Siciliens und Süditaliens, die von

jeher in den Händen kultivierter Nationen sind, ziemlich genau, und so glaube ich mir schon ein Urteil zutrauen zu dürfen über das, was die französische Regierung in Algerien schon geleistet hat, und über die Prognose, welche man dieser Kolonie stellen darf.

Ehe man Algerien mit Nordamerika, Australien oder Neu-Seeland vergleicht, sind ein paar Umstände in Betracht zu ziehen, die man gewöhnlich unberücksichtigt läßt. Bei diesen Ländern denken wir immer nur an die reißend schnelle Entwicklung der Neuzeit und vergessen gänzlich, daß von dem ersten Landen der englischen Puritaner in Plymouthbay an, im Jahre 1620, volle zwei Jahrhunderte verflossen, in denen die Kolonisten um ihre Existenz zu ringen hatten und auf den schmalen Küstensaum beschränkt blieben. Und doch standen ihnen nur verhältnismäßig schwache wilde Stämme gegenüber, neben denen Raum genug im Lande war, und sie hatten herrenlosen fruchtbarsten Boden zur Verfügung, soviel sie nur wollten. Ganz anders in Algerien. „Eine Ackerbaukolonie gründen in einem Lande, dessen Boden schon in festen Händen von Bebauern war — eine zahlreiche europäische Bevölkerung einführen neben eine zahlreiche muselmännische, die man doch nicht ausrotten oder austreiben kann, und aus diesen beiden heterogenen Elementen ein wenigstens erträgliches, wenn auch nicht homogenes Ganze zu schaffen, das ist vielleicht die schwierigste Aufgabe, welche jemals die Kolonialpolitik eines Volkes zu lösen gehabt hat." Man kann die Schwierigkeiten nicht besser schildern, als Leroy-Beaulieu (in seinem Werk über die Kolonisation bei den alten und den neuen Völkern) mit vorstehenden Worten gethan. Als die französische Arme 1830 das alte Raubnest einnahm und dem Janitscharenregiment ein Ende machte, hatte die Regierung durchaus nicht die Absicht, jenseit des Mittelmeeres ein neues Frankreich zu schaffen. Die Julirevolution vertrieb die Dynastie, welche den Krieg begonnen, fast unmittelbar nach dem Siege und Louis Philippe war im Anfang entschlossen, wie die Spanier im 16. Jahrhundert, nur die Küstenplätze besetzt zu halten und das Innere sich selbst zu überlassen. Trotzdem wurden aber damals schon einige Ansiedelungsversuche gemacht. Nicht nur Abenteurer strömten von allen Seiten herbei und suchten die verlassenen Landgüter der reichen Mauren und die Azels, die Domänen, per fas et nefas, in ihren Besitz zu bringen; auch ernstliche Kolonisten kamen. Darunter waren auch Deutsche, die, in Havre vergeblich auf Schiffsgelegenheit nach Amerika wartend, sich von französischen Agenten zur Uebersiedelung nach Algerien bewegen ließen. Einem württembergischen Arzt, Dr. Erath, der sie begleitete, verdanken wir einen treuen und interessanten Bericht über das traurige Schicksal dieses Kolonisationsversuches. Die französische Herrschaft war damals noch auf die nächste Umgebung der Stadt Algier beschränkt, die Ebene Metidscha und selbst der Teil des Sahels jenseit des Mazagran war noch in den Händen räuberischer Araberstämme; dabei hatte man für die Aufnahme und Unterbringung der Ankömmlinge nicht die geringste Maßregel getroffen. Die meisten Familien gingen zugrunde, aber manche siedelten sich auch unter dem Schutz der französischen Militärposten in den Hügeln des Sahel an und bildeten den ersten Grundstock einer Kolonistenbevölkerung. Die ewigen Raubanfälle der Araber zwangen die französischen Generäle, wenn auch wider ihren Willen, die Vorposten immer weiter vorzuschieben und endlich entschloß sich die Regierung auch definitiv, das Land zu behalten und zu kolonisieren.

Erst von 1840 an kann man die Kolonisation Algeriens datieren, aber welche Unzahl von verschiedenen Methoden sind seitdem versucht worden! Jeder Generalgouverneur brachte seine eigene Theorie mit und stieß die Anordnungen seines Vorgängers um. Der eine vergab große Distrikte fruchtbarsten Bodens, die ehemaligen Domänen des Dey, an Abenteurer, wie den polnischen Fürsten Mir, oder an Gesellschaften, denen es nur um Gründungen zu thun war; andere bevorzugten wieder die kleinen Ansiedler und gründeten Dörfer. Der Marschall Valée versuchte, die römischen Militärkolonien nachzuahmen und ausgediente Soldaten als Kolonisten zu verwenden. Er vergaß dabei, daß die römischen Veteranenkolonien nur da gediehen, wo man ihnen in fruchtbarem Lande mit dem Acker zugleich auch den Ackerbauer als Hörigen oder Sklaven überlies. Wo das nicht der Fall war, kam es wie in den Kolonien Sulla's, in Oberitalien, über welche Sallust berichtet: die neuen Ansiedler waren bald ebenso unzufrieden, wie die vertriebenen Eigentümer und beide verstärkten um die Wette das Heer Catilina's. Das Aufblühen der griechischen Kolonien in Sicilien und sonst am Mittelmeer, läßt sich auch nur dadurch erklären: Die Ansiedler kamen in genügenden Massen und mit guten Waffen ausgerüstet und machten die Ureinwohner zu Leibeigenen, die für ihre Herren arbeiten mußten. Der Marschall war aber auch in einem schweren Irrtum, wenn er glaubte, die Absynthgewohnten alten Troupiers würden gute Bauern abgeben. Die 300, welche er 1840 in Kolea ansiedelte, liefen im folgenden Jahre alle wieder davon.

Marschall Bugeaud,[1] der von allen französischen Generalen den größten Eifer für die Kolonisation seiner Provinz gezeigt hat und nicht mit Unrecht die Devise „Ense et Aratro", mit Schwert und Pflug, führte, nahm den Plan Valée's trotz dieses Mißerfolges wieder auf, aber anstatt ausgedienter Veteranen siedelte er Soldaten an, die noch zwei Jahre zu dienen hatten und für diese Zeit dem Militärgesetz unterworfen blieben. Sie sollten nicht nur kolonisieren, sondern auch die kolonisierten Ge-

[1] Ich entnehme die historischen Details der sehr interessanten Broschüre des Senators Grafen d'Haussonville (La Colonisation officielle en Algérie), welche 1883 in der Revue des Deux mondes erschien.

biete gegen die Araber schützen, gewissermaßen eine Militärgrenze gegen die Eingeborenen bilden. Da man aber mit Junggesellen nicht erfolgreich kolonisieren kann, erhielten die neuen Kolonisten in corpore einen Urlaub von drei Monaten, um sich schleunigst im Heimatlande mit Ehehälften zu versehen. Der Erfolg war der zu erwartende. Die militärischen Kolonisten, eingeschnürt in die umständlichsten Reglements, nach allen Richtungen bevormundet und in ihrer freien Bewegung gehemmt, fühlten sich in ihren neuen Ansiedelungen viel unbehaglicher, als in den Kasernen, und nach Ablauf ihrer Dienstzeit kehrten sie fast ohne Ausnahme in die belle France zurück. Neben diesen Versuchen militärischer Kolonien liefen aber immer zivile Ansiedlungen hin, die bessere Resultate gaben. Schon damals hatte man im ganzen dieselbe Methode angenommen, die man heute noch befolgt und die unter den algerischen Verhältnissen wohl auch die einzig mögliche ist. Die Regierung bestimmt einen Platz zur Anlage eines Dorfes von 50—100 Häusern; sie gibt für jedes Haus eine bestimmte Bodenfläche, baut ein Schulhaus, eine Mairie, unter frommen Ministerien auch eine Kirche und ein Pfarrhaus, sorgt für Trinkwasser und verbindet die neue Ansiedlung durch eine chaussierte Straße mit dem Wegnetz, dann erst vergibt sie die einzelnen Parzellen an die sich meldenden Kolonisten und stellt ihnen dabei die Bedingungen, ein steinernes Haus von entsprechenden Dimensionen zu bauen, das ganze Gebiet mit einer Hecke oder einem Graben zu umgeben, das Land anzuroden und eine bestimmte Anzahl von Obstbäumen zu pflanzen. Der Besitztitel ist anfangs nur ein provisorischer und er kann zurückgezogen werden, sobald der Kolonist die gestellten Bedingungen nicht erfüllt; erst nach einer Reihe von 5, 7 oder 9 Jahren wird das Eigentum definitiv und dann erst kann das Gut verkauft werden.

Man hat vielfach gegen dieses System gesprochen, aber es ist kaum abzusehen, wie man ein anderes anwenden könnte. Man darf nicht vergessen, daß Algerien keinen herrenlosen Boden hat, daß eine freie Ansiedlung wie in Amerika darum unmöglich ist, ganz abgesehen davon, daß die immer drohenden Aufstände der Eingeborenen eine isolierte Niederlassung nur in ganz wenigen Gegenden gestatten. Sich anzukaufen ist gegenwärtig dem Einzelnen in unkolonisierten Gebieten unmöglich, dazu sind die Eigentumsverhältnisse zu verwickelter Natur. Algerien kennt vier Arten von Bodenbesitz. Einen guten Teil des Landes hatten die Deys und Beys sich angeeignet; diese sogenannte Azel entsprechen unseren Domänen; manche von ihnen mögen Regierungseigentum gewesen sein schon unter Römern und Byzantinern. Sie umfaßten die fruchtbarsten Ländereien und würden ein ausgezeichnetes Gebiet für die Kolonisation abgegeben haben, wenn man eben nicht fast den ganzen Besitz in den Jahren von 1830 bis 1842 in der thörichtsten Weise verschleudert hätte. So ist er nur einzelnen Spekulanten zugute gekommen, welche sich rechtzeitig herbeizudrängen verstanden und von den ihnen bei der Konzessionierung auferlegten Bedingungen meist nur den kleinsten Teil erfüllten. Für die eigentliche ernsthafte Kolonisation sind von den Domänen nur die Wälder übrig geblieben.

Ein zweiter Teil des Bodens, der sogenannte Habbus, ist Eigentum von Moscheen, Lehranstalten und milden Stiftungen; er entspricht ganz den türkischen Wakuf und ist natürlich für die Kolonisation vorläufig unverwendbar.

Das im Besitz der Eingeborenen verbliebene Land ist zweierlei Art, entweder Privateigentum oder Kollektiveigentum. Was den Kabylen in den Gebirgen, als den Ureinwohnern und den Mauren, als den Nachkommen der karthagischen und römischen Kolonisten und ihrer Mischlinge, gehört, ist fast ausnahmslos Privateigentum (Arch), was die im 11. Jahrhundert eingedrungenen Araberstämme besetzt halten, ist gemeinsames Stammeseigentum (Melk). Ersteres ist natürlich verkäuflich, aber die maurischen Landgüter sind meistens schon in die Hände der eingeborenen Juden übergegangen, da die wohlhabenden Mauren größtenteils nach der Eroberung auswanderten; die Berber oder Kabylen aber verkaufen ihren Grund und Boden fast niemals an einen Fremden, ja nicht einmal an ein Glied eines anderen Stammes; sie haben außerdem in den meisten Gegenden das Recht der Schufa, das den Anliegern das Vorkaufsrecht vor jedem Fremden gibt. Gegen diese fleißigen und unendlich bedürfnislosen Leute kann übrigens der fremde Kolonist auch durchaus nicht aufkommen; er wird niemals das Land so ausnützen können wie diese es thun, und Kabylen vertreiben, um Europäer an ihre Stelle zu setzen, wie man in einigen Gegenden gethan hat, heißt nur eine Klasse von Parasiten zu schaffen, welche die erhaltenen Ländereien doch von dem früheren Eigentümer bebauen läßt, aber ihn zwingt, sie mit zu ernähren.

Es bleiben somit für die Kolonisation nur die arabischen Ländereien und diese kann nicht der einzelne Kolonist erwerben, sondern nur die Regierung. Die meisten Dörfer liegen auf entweder expropriiertem oder nach einem Aufstande konfisziertem Araberland, und da bleibt eben keine andere Möglichkeit, als gleich ganze Dörfer zu gründen und auszustatten, obschon das, wie wir später sehen werden, für die Regierung ziemlich kostspielig ist. Es wurden in in 1842—45 in dem Sahel und in der Metidscha-Ebene 15 Dörfer gegründet, außerdem in anderen Teilen der Provinz Algier 27, in Oran und Constantine je 8. Da man damals noch die besten Gegenden auswählen konnte, sind die meisten dieser Gründungen gediehen, die in der Metidscha freilich erst nach schweren Kämpfen mit den perniziösen Wechselfiebern, welche z. B. in Boufarik drei ganze Generationen von Ansiedlern aufrieben.

Man hat allerdings seit 1873 den Versuch gemacht, den Melkh in Privateigentum umzuwandeln; aber die dazu nötigen Verhandlungen und Vermessungen schreiten

unendlich langsam voran. Im Verlauf von 9 Jahren waren zusammen nur Besitztitel über 200,070 Ha. ausgeliefert worden, und diese meistens in halbbarbarischen Gegenden, deren Bewohner ihr Terrain selbst bebauen und nicht daran denken, an Kolonisten zu verkaufen. Nur die Stämme bei Affreville (an der Bahn zwischen Algier und Oran) sollen sich freiwillig erboten haben einen Teil ihres überflüssigen Landes an die Regierung abzutreten, natürlich in der Voraussetzung, dann einen anderen Teil um so besser verwerten zu können.

Es kamen die Stürme des Jahres 1848. Paris wimmelte von beschäftigungslosen Arbeitern, deren Not die National-Werkstätten nicht abhelfen konnten. Man wandte seine Augen auf Algerien und unter großer Begeisterung und vielen schönen Reden wurde der Beschluß gefaßt, vorläufig einmal 13,500 Personen auf Staatskosten hinüberzuschaffen. Jede Familie erhielt ein fertig erbautes Haus, 4—12 Ha. Land, je nach der Kopfzahl, die nötigen Ackergerätschaften, das Zugvieh, Sämereien, und — die Hauptsache — Rationen von Lebensmitteln auf zwei Jahre. Fünfzig Millionen Franken waren bewilligt, die schon angesiedelten Kolonisten thaten ihr Bestes, aber bald zeigte es sich, daß die neuen Ankömmlinge auch nicht im entferntesten Lust zum Arbeiten hatten; sie verzehrten ihre Rationen, verkauften was niet- und nagellos war, und als 1850 die Austeilung der Lebensmittel aufhörte, liefen sie weg und suchten auf jede Weise wieder nach Paris zurückzukommen. Die Schauergeschichten, die sie dann erzählten, haben viel dazu beigetragen, Algerien bei den Franzosen in Verruf zu bringen.

Auch unter dem Kaiserreich waren die Ansichten über die in Algerien zu befolgende Politik nicht gerade stabiler, als unter dem Königtum. Die Kolonistenstellen wurden bald gratis vergeben, bald verkauft, und nebenher hoffte man das ganze Heil für Algerien nicht von seinen natürlichen Produkten, von Oel, Waizen, Wein und Vieh, sondern von tropischen und subtropischen Gewächsen, von Baumwolle, Zuckerrohr, Cochenille u. dgl. Einen Abschnitt bezeichnet der Besuch Napoleons in der Kolonie. Der Kaiser hatte schon vorher eine auffallend araberfreundliche Haltung eingenommen und ihnen durch das Gesetz von 1863 alle Ländereien, die sie ohne Besitztitel okkupierten, zirka 50 Mill. Ha., zugesprochen. Dem Staate blieben damals noch etwa 900,000 Ha., aber nach der Kaiserreise, bei welcher es den arabischen Chefs gelungen war, den Souverän ganz für sich zu gewinnen, wurden auch davon noch zirka 800,000 Ha. ausgeliefert und damit anscheinend für geraume Zeit jede weitere Kolonisation unmöglich gemacht. Erst die großen Konfiskationen infolge der Aufstände von 1871 lieferten wieder verfügbares Land in allen Provinzen und gleichzeitig wendete die Republik dem Lande mehr Fürsorge zu, als eine der Regierungen vor ihr. In Algerien wenigstens ist man darüber einig, daß der Aufschwung des Landes vom Sturz des Kaiserreiches datiere, und Bonapartisten sind jenseit des Mittelmeeres unter der Zivilbevölkerung äußerst selten.

Der Anfang der republikanischen Verwaltung brachte freilich eine Wiederholung des unglücklichen Experimentes von 1848 in größerem Maßstabe und mit noch schlechterem Erfolg. Die Lehren von damals waren vollständig vergessen. Wieder brachte man vorwiegend Leute hinüber, die niemals Ackerbau getrieben, Fabrikarbeiter aus Mühlhausen und anderen Fabrikstädten Elsaß-Lothringens, und mutete ihnen zu, sich durch Landbau zu ernähren. Man hatte sie reichlicher mit Land ausgestattet, als in 1848, aber die Vorbereitungen zu ihrer Aufnahme waren noch viel schlechter getroffen, das Land noch viel weniger umsichtig ausgewählt, die Häuser noch nicht bereit, nicht einmal das nötige Geld vorhanden, und es dauerte zwei Jahre, bis die sämtlichen Elsässer — etwa 10,500 Köpfe — glücklich installiert waren. Jede Familie kostete, abgesehen von dem Wert der Ländereien, dem Staate zirka 7000 Frcs., aber schon in 1875 standen die Dörfer mit geringen Ausnahmen verlassen; die meisten Ansiedler verliefen sich, sobald die Unterstützungen aufhörten. Ein guter Teil mußte Arbeit in den Halfa-Distrikten der Hochebene suchen und erlag dort dem Klima, andere nahmen Gelder auf ihre Ländereien auf, bis der Kredit erschöpft war und ihnen Haus und Hof verkauft wurden, nur an wenigen günstigen Stellen hielten sich einzelne Familien und haben sich selbst zum Wohlstand durchgerungen.

Günstigeren Erfolg hatte ein gleichzeitig ebenfalls mit Elsässern, aber in kleinerem Maßstabe gemachter Kolonisationsversuch, den die Association de protection des Alsaciens-Lorrains unternahm. Gewitzigt durch die Erfahrungen der Regierung, über welche sie bei der Unterstützung der Ausgewanderten reichliches Material gesammelt hatte, ging sie in jeder Hinsicht mit der größten Vorsicht zu Werke. Ihre Mitglieder reisten 1873 selbst nach Algerien und wählten östlich von Algier auf dem Wege nach der Kabylie drei Stellen mit gutem bewässerbaren Boden für die Ansiedelungen aus. Die Regierung übernahm, wie überall, die Wegbauten, die Errichtung der öffentlichen Gebäude, des Brunnens und die Vermessung und Aussteinung der Ländereien; die Gesellschaft baute die Häuser, besorgte Zugvieh und Saatfrucht, unterhielt die Kolonisten bis zur ersten Ernte und wählte die anzusiedelnden Familien selber aus. Die Ansiedler erhielten ihr Anwesen mit allem Zubehör, selbst den Mobilien und Betten, geliefert, mußten sich aber notariell verpflichten, die Kosten ratenweise abzuzahlen. Für das erste Dorf, Haussonville, hatte man keine Anzahlung verlangt; von da ab aber mußte jede Familie vor ihrer Annahme einen Betrag von 2000 Frcs. in die Gesellschaftskasse zahlen, und später erhöhte man die Summe sogar auf 4000 Frcs. Dafür wurde freilich das Terrain für jede Familie erheblich vergrößert, und wer neun Jahresraten pünktlich bezahlte, erhielt den Rest seiner Schuld geschenkt. Von nun an meldeten sich natürlich

nur noch Leute, welche wirklich das Land zu bebauen gedachten, in erster Linie Elsässer Bauern, die, mit den neuen Zuständen unzufrieden, ihr heimisches Gütchen verkauften und so Baargeld in den Händen hatten; die Anmeldungen wurden so zahlreich, daß man eine sorgsame Auswahl treffen konnte, und schon nach sieben Jahren waren sämtliche vorhandene Kolonistenstellen besetzt. Die Gründung der drei Dörfer Haussonville, Bou Kalfa und Camp de Maréchal hat allerdings 870,000 Frcs. gekostet, aber die Rückzahlungen liefen regelmäßig ein, viele Kolonisten hatten sich schon 1882 frei gemacht und 1883 schloß der Rest mit dem Crédit foncier einen Vertrag, welcher ihnen die Mittel zur Abzahlung der Restbeträge lieferte und sie in den freien Besitz ihrer Güter setzte. Die Dörfer gedeihen, ob aber in den warmen Küstenthälern die Elsässer Familien gedeihen werden und ob sich ihnen das Klima weniger mörderisch erweisen wird, als den anderen Deutschen, ist abzuwarten.

Gleichzeitig mit den Elsässern erhielt aber Algerien von zwei anderen Seiten her Zuzüge, welche für seine Entwickelung von viel größerer Wichtigkeit sind. Mit dem immer mehr zunehmenden Export des Halfagrases von den Hochplateaux der Provinz Oran stieg die Nachfrage nach Arbeitern. Kabylen sind dort nicht zu haben, die Araber verstehen sich zu keiner regelmäßigen Arbeit, Franzosen und Deutsche können wenigstens bei der Sommerernte das Klima nicht aushalten; man holte also Spanier herüber, teils aus der wüstenartigen Provinz Almeria, die ihren Bewohnern kaum den notdürftigsten Lebensunterhalt bietet, teils aus den übervölkerten Huertas (Gartenebenen) von Murcia und Valencia, wo weder eine Ausdehnung des bewässerbaren Landes noch eine weitere Parzellierung der an der Grenze der Teilbarkeit angekommenen Gütchen möglich ist. Diese Leute, ihrer Abstammung nach von den algerischen Kabylen ja kaum verschieden, an ein fast gleiches Klima gewöhnt, nüchtern und arbeitsam, befinden sich in Algerien außerordentlich wohl. Meistens ohne einen Pfennig herüberkommend, scharren sie durch unablässige Arbeit allmählich so viel zusammen, daß sie irgend einem französischen Kolonisten, welcher sein Besitzrecht glücklich ersessen hat, sein Gütchen abkaufen können, oder sie treten als Metayer (Pächter auf Halbpart) bei ihm ein und bringen es bald so weit, daß sie freie Eigentümer werden. In den heißen Küstenstrichen der Provinz Oran, wo der Franzose gerade so wenig fortkommt wie der Deutsche, am Sig, an der Habra, am Scheliff sind schon jetzt alle Dörfer fast rein spanisch, nur Wirt, Epicier und die Angestellten noch Franzosen. Wo eine Spur von Feuchtigkeit aus einem Thalwinkel quillt, steht ein spanisches Häuschen und wohnt ein fleißiger Huertano. Die Provinz Oran verdankt ihren Aufschwung in dem letzten Jahrzehnt fast ausschließlich diesen Spaniern und das spanische Element wird von Jahr zu Jahr übermächtiger. Nicht gerade zur Freude der Franzosen, denn trotz aller Freundschaftsversicherungen, aller offiziellen Verbrüderungen bei festlichen Gelegenheiten besteht ein Haß zwischen den beiden Nationen, welcher die künstlich geschürte Erbitterung gegen die Deutschen weit übertrifft. Es steckt eben eine Rassenverschiedenheit darunter, über die nicht wegzukommen ist. Der patriotische Franzose mag noch so sehr die Verwandtschaft mit der „race teutonique“ ablehnen, der ursprüngliche Unterschied zwischen dem Kelten und dem Germanen wird darum nicht größer, und die Völkerwanderung hat gerade nicht dazu beigetragen, ihn zu verschärfen. Nord- und Mittelfrankreich sind nur der Sprache nach romanisch, und nicht umsonst verschmilzt der Deutsche mit keiner anderen Rasse so leicht, wie mit der französischen. Hätten die Söhne des frommen Ludwig das Reich Karls des Großen nach den Breitegraden statt nach den Längengraden geteilt, so würde es heute schwerlich möglich sein, von der Loire-Mündung bis zur Weichsel einen Rassenunterschied nachzuweisen. Der Spanier dagegen, besonders der Südspanier, der ja, ethnographisch betrachtet, unbeschadet seines Stolzes als reinblütiger Spanier und Cristiano viejo im besten Fall als ein Mischling von Iberier und Berber angesehen werden muß, bewahrt seine Nationalität durch viele Generationen und ist, selbst wenn völlig französiert, noch vom Franzosen zu unterscheiden. In Oran hält er sich von ihm getrennt und Konflikte sind an der Tagesordnung, und wenn Spanien sich einmal erholen und Marokko besetzen sollte, könnte die spanische Bevölkerung der Provinz Oran zu einer ernstlichen Verlegenheit werden.

Nicht ganz so stark, aber doch auch nicht unbeträchlich ist die italienische Einwanderung im Osten. Ihr Anwachsen in Constantine und Tunisien war nicht der geringste Grund dafür, daß die Republik Tunis schon jetzt besetzte und nicht die Frucht erst noch etwas reifen ließ. Was mit der Schifffahrt und Fischerei zu thun hat, ist an der ganzen Küste westlich von Algier selbstverständlich italienisch, aber neben den Fischern kommen in neuerer Zeit auch immer zahlreicher andere Arbeiter herüber: Steinhauer, Bergleute, Eisenbahnarbeiter, ganz besonders aber auch Calabresen, welche, wie die Spanier auf der anderen Seite, sich ein Stückchen Land zu erwerben suchen und da bleiben wollen. Wenn die französische Regierung diese Einwanderung im geringsten unterstützte, so würde auch die Provinz Constantine rascher vorangehen, aber auch hier walten politische Bedenken ob und man sucht den Italienern eher die Ansiedlung zu erschweren. Ihre Zahl wurde 1881 auf 31,000 angegeben; dabei ist aber zu bedenken, daß viele Italiener sich naturalisieren lassen und dann als Franzosen gelten. Spanier wurden in demselben Jahre 112,000 gezählt, davon 67,000 in der Provinz Oran, aber man darf dabei nicht vergessen, daß in 1881 infolge des Aufstandes der Uled Sidi Scheikh unter Bu Amema und der Störung der Halfa-Ernte über 20,000 nach Spanien zurückflüchteten und erst in 1882 wieder nach Oran kamen. Da man in der Provinz damals nur 58,000

Franzosen zählte, kann man getrost annehmen, daß die Spanier dort sie an Zahl um die Hälfte übertreffen.[1]

Bis 1879 etwa war neben diesen Einwanderern aus anderen Nationalitäten die französische wenn auch nicht überhaupt, so doch für die ernstliche Kolonisation ziemlich unerheblich. Der französische Kultivateur fühlte sich im allgemeinen zu wohl in seiner Heimat, und er ist nicht so reich mit Kindern gesegnet, daß das Bedürfnis nach Auswanderung sich fühlbar machte. Einzelne kamen allerdings immer herüber und sie machten meistens ihr Glück. Dann und wann kamen auch einmal größere geschlossene Gesellschaften von Bauern und siedelten sich zusammen an, wie die Bewohner von Vesoul-Banian am Dschebel Zaccar, die sämtlich aus der Franche-Comté stammen. Die Metidscha und verschiedene andere fruchtbare Gegenden sind fast ausschließlich von solchen, allerdings unter Beihülfe zahlreicher Elsässer und eine Zeit lang auch Deutscher besiedelt worden. Auch allerhand sozialistische und kommunistische Ideen suchte man in Algerien zu verwirklichen, und die Leute, welche bei solchen Gelegenheiten herüberkamen, sind nicht die schlechtesten Kolonisten gewesen. Ein Versuch, der 1846 in der Ebene von St. Denis au Sig gemacht wurde, verdient besonders erwähnt zu werden, weil die Afrikanische Gesellschaft eben im Begriff zu sein scheint, dasselbe Experiment noch einmal zu machen. Unter dem Namen Union agricole d'Afrique wurde eine Aktiengesellschaft gegründet, welche sich ausschließlich an den kleinen Mann wandte; für 50 Franken, die er in Jahresraten einzahlen konnte, erhielt er das Recht, ein Stück Land am Sig in Besitz zu nehmen; wollte er das nicht, so verwaltete die Gesellschaft die Ländereien und er sollte dafür eine Dividende erhalten. Das Unternehmen scheiterte in der Art, wie es projektiert war, natürlich vollständig; die kleinen Aktionäre verloren ihre Einzahlungen, Kolonisten kamen glücklicherweise überhaupt nur wenig hinüber, aber der reorganisierten Gesellschaft gelang es später, auf dem fruchtbaren und durch eine großartige Barrage[2] mit Wasser versorgten Boden eine Musterwirtschaft in großem Style anzulegen, welche für die Provinz Oran von Bedeutung geworden ist.

Ein guter Teil der französischen Einwanderer kam aber nicht übers Meer, um sich als Kultivateur zu plagen, sondern er suchte in anderer Weise sein Glück zu machen. Wer nicht irgend ein Pöstchen fand oder in einem Städtchen als Epicier oder Wirt sich durchbrachte, wurde freilich Kolonist, aber diese Sorte Kolonisten war und ist zum Teil noch ein Krebsschaden für Algerien. Wurde ein neues Dorf gegründet, so waren sie es, welche die maßgebenden Behörden überliefen und förmlich belagerten, bis sie eine Kolonistenstelle erhielten. Fast alle Franzosen beherrscht die Furcht, daß sich in Algerien aus Italienern, Spaniern, Deutschen und Franzosen eine neue Rasse bilden könne, wie die Yankees in Nordamerika, und daß diese sich dann in Gegensatz zum Mutterland setzen werde. So soll der nationale Charakter der Kolonisation um jeden Preis gewahrt bleiben, und man setzt die tüchtigsten Fremden zurück zu Gunsten von Leuten, welche Feldarbeit weder verstehen noch verrichten wollen. Diese erfüllen in den neuerrichteten Dörfern zum Schein einen Teil der in der Konzession enthaltenen Bedingungen, sie bauen ein Haus und pflanzen ein paar Bäume, wenn sie nicht, was auch vorkommt, vorziehen, ein paar dürre Stöcke in die Erde zu stecken und dann dem überwachenden Kommissar zu sagen, die Bäumchen seien nicht angegangen; die Ländereien übergeben sie einem Eingeborenen, der als Metayer oder, wie die Araber sagen, als Khrammès das Land nach seiner alten Weise baut und einen Teil des Ertrages abliefert. Haben sie nach mehrjährigem Aufenthalt, der freilich bei vielen, die sich anderweitig ein Geschäft gesucht haben, nur ein zeitweiliger ist und sich auf ein paar Wochen im Jahr beschränkt, endlich die definitiven Besitztitel erhalten, so verkaufen sie das Gütchen so rasch als möglich, entweder an einen wirklich ernsthaften Kolonisten, der nicht so glücklich war, eine Konzession geschenkt zu erhalten, oder an einen Spekulanten, der den Khrammès weiter wirtschaften läßt; oder auch an einen Eingeborenen. Mit dem Opfer von 7000 Franken hat also die Regierung nur erreicht, daß ein spekulierender Müssiggänger innerhalb einiger Jahre ohne den geringsten Nutzen für das Land ein Kapital von einigen tausend Franken erworben hat. Bei guten Konnexionen — das Ewig Weibliche soll dabei eine bedeutende Rolle gespielt haben — konnte das Experiment mehrmals und wenn der „Kolonist" nicht sehr skrupulös war, selbst gleichzeitig an verschiedenen Stellen gemacht werden und man ohne Anstrengung ein behagliches Leben führen. Ich habe mehr als ein Kolonistendorf gesehen, in welchem kaum ein kleines Gärtchen für die nötigsten Küchenkräuter beim Hause war, in denen man selbst im Frühjahr nicht einmal Ziegenmilch haben konnte, wo kein Stück Zugvieh, kein europäischer Pflug zu finden war. Und solche Orte zählten immer noch unter die besseren, ihre Bewohner erhielten das ehrende Prädikat „Colons sérieux", denn sie wohnten doch wenigstens auf ihren Lots und waren nicht wie, so viele andere, schon in den ersten Jahren enttäuscht wieder davon gelaufen.

(Schluß folgt.)

---

[1] Die Zahl der Deutschen war von 5722 in 1876 auf 3738 zurückgegangen; man darf aber diese Abnahme nicht auf Rechnung des Klimas setzen wollen, denn neben einer beträchtlichen Zahl von Auswanderungen, denen kaum Einwanderungen gegenüberstehen, ließen sich in diesem Zeitraum allein gegen 900 Deutsche naturalisieren, fast so viel wie Spanier und Italiener zusammen.

[2] Diese Barrage oder richtiger eine neuerdings etwas weiter stromauf errichtete noch größere ist im vorigen Jahre gebrochen und die fruchtbare Ebene am Sig hat durch die Gewalt der plötzlich hervorströmenden Wassermassen argen Schaden gelitten.

Norwegische Wirtshäuser.

Ein Unterschied zwischen dem alten und dem modernen Régime des Reisens ist, daß der Wirt heutzutage seine Persönlichkeit verloren hat. Ein einfacher Blick auf ein altes Konversationsbuch kann dies beweisen. Ein solches Vademecum war geschrieben unter der Voraussetzung, daß der Reisende einen guten Teil des Tages hindurch damit beschäftigt sein würde, sich mit seinem Wirt zu unterhalten. Dies ist aber heutzutage so wenig mehr der Fall, daß wir sehr oft ein Hotel oder Wirtshaus oder irgend einen anderen Aufenthalt von Reisenden verlassen, ohne auch den Namen des Mannes zu erfahren, dessen Unternehmungsgeist und geschickter Verwaltung wir vielleicht einige genußreiche Tage verdanken. Die Ankunft eines Reisenden in einem der großen Karawanserais, Hotel genannt, ist kein Ereignis mehr, sondern ein alltägliches Vorkommnis. Die neueren, gut regulierten Verkehrsmittel, die Reisehandbücher und Fahrpläne machen den Touristen unabhängig von dem Rat und Beistand des Wirtes. Die seltenen Erkundigungen, welche er anzustellen braucht, werden augenblicklich durch den wohlunterrichteten und allzeit bereiten Portier erledigt. Meist bekommt der Reisende den Wirt erst unter der Hausthüre zu sehen, wenn er Abschied nimmt, und dies kümmert auch den gewöhnlichen hastig Reisenden wenig genug, denn die höchst kompetenten Vertreter des Wirtes im Speisesaal und der Vorhalle befriedigen seine Ansprüche ebensogut, als es der Hotelbesitzer thun würde. Allein den Wenigen, welche mit einer Reise in's Ausland noch die Idee verbinden, mit dem Volke, unter welchem sie sich aufhalten, in Berührung zu kommen, muß das Verschwinden des altväterischen Wirtes hinter einer Schar automatischer Mietlinge als ein deutlicher und ernster Verlust erscheinen.

Glücklicherweise aber gibt es noch Regionen, wo der ältere und primitivere Verkehr zwischen Wirt und Gast noch unverkümmert aufrecht erhalten wird. Je weiter wir uns von den gehäuften Zentren der Zivilisation und den großen Heerstraßen der Touristen entfernen, desto größer wird die Bedeutung der Persönlichkeit des Wirtes. Sogar in der Schweiz gibt es noch manche abgelegene Wirtshäuser, wo der Besucher gewiß ist, mit dem Wirte bekannt zu werden, und wo er auf einen besonderen persönlichen Willkomm rechnen darf, wenn er wiederkehrt. Eine der angenehmsten Erinnerungen an Tirol ist wohl die an den Aufenthalt in dem Hause eines Pfarrers, welcher in Ermangelung von Gasthöfen dem Touristen Dach und Fach und Speise reicht und trotz seines oft abstoßenden oder ungeschlachten Aussehens sich als ein freundlicher Wirt und intelligenter Gesellschafter erweist. Nirgends aber hat sich der primitive Charakter der Wirtes besser erhalten als in Norwegen. Hier herrschen noch alle Zustände und Bedingungen altmodischer Gastfreundschaft. Das Volk, von Natur schlicht und zuthunlich und in seinen entlegenen Thälern zu sehr abgeschlossen, um viele Fremde zu sehen, ist gegen die seltenen vorüberkommenden Fremden ausnahmsweise gastfreundlich. Die eigentümlichen, landesüblichen Anordnungen für die Unterkunft von Reisenden sind auch dem Fortbestehen eines freundlichen Verkehrs zwischen Wirt und Reisenden in hohem Grade günstig. In Norwegen ist der Wirt in der Hauptsache noch Landmann und nur beiher oder zufällig Gastwirt. Er nimmt so wenige Reisende in sein Haus auf, daß er niemals in dieser öffentlichen Verrichtung aufgeht. Und obwohl er durch seine Regierung gezwungen wird, ein Obdach für Reisende zu unterhalten, so leiht doch sein tief eingewurzelter Instinkt der Gastlichkeit allen seinen Diensten das Ansehen einer freiwilligen Herzlichkeit. Dies mag nicht allgemein zutreffen, denn der hart arbeitende Landmann müßte mehr als human sein, wenn er nicht hie und da über die unerwartete Ankunft von Touristen murren würde, welche diejenigen seiner Leute in Anspruch nehmen, die gerade jetzt im Felde notwendig sind, oder welche, was noch schlimmer, die Pferde verlangen, die nun zum Einführen des duftigen Heues ganz unentbehrlich sind, denn man muß bedenken, daß die Vergütung, welche er für seine eigenen Dienste und diejenigen seiner Gespanne erhält, sogar von seinem Gesichtspunkte aus keineswegs fürstlich sind. Und leider müssen wir gestehen, daß der Reisende in der Begierde, seinen Bestimmungsort zu erreichen, den Wert der Pferde des Wirtes nicht immer genügend schätzt. All dies mag zuweilen leicht die gute Laune des norwegischen Wirtes trüben, aber dennoch verderben, so weit wenigstens unsere eigenen Erfahrungen reichen, derlei unangenehme Vorkommnisse nur selten ein von Natur aus gastfreundliches Gemüt. Diese achtbare Tugend pflegt sich sogar mit mehr als gewöhnlicher Kraft zu entfalten, wenn der Gast zufällig ein Deutscher oder gar ein Engländer ist. Viele Norweger sind seit zwanzig Jahren aus skandinavischem Patriotismus den Deutschen etwas gram und ziehen deshalb die Engländer vor, für welche sie überhaupt eine gewisse Vorliebe haben. Allein unter Geistlichen, Lehrern und gebildeten Landleuten haben wir immer eine warme Hinneigung zu uns Deutschen Stammesververwandten und eine Vorliebe und Begeisterung für unsere Litteratur gefunden. Die Vorliebe für die Engländer äußert sich in manchen Fällen auf eine amüsante Weise. Ich erinnere mich, daß ich eines Tages auf einer Wanderung „im Gebirge" in eine Touristenhütte trat und einen alten Mann als Verwalter derselben traf. Der Alte war in früheren Jahren als Führer einer englischen Jagdgesellschaft im Gebirge gewesen und mochte mich für einen Engländer halten, denn er redete mich Englisch an und ich antwortete ihm in dieser Sprache. Nun behandelte er mich als Engländer und bezeugte eine solche Freude über diese Begegnung, daß ich Mühe hatte, seine seine eindringlichen Einladungen, einige Tage lang sein Gast zu sein, abzulehnen. Selbst das Geschenk einer

Tabakspfeife, durch das ich ihn erfreute, versöhnte ihn nicht mit der Kürze meines Besuches, und als er mich nun gar um meine Adresse bat und dadurch erfuhr, daß ich kein Engländer, sondern ein Deutscher sei, war er ordentlich enttäuscht.

Nichts ist angenehmer, als wenn man nach einem tüchtigen Tagemarsch ein abgelegenes norwegisches ländliches Wirtshaus erreicht. Da steht der Wirt, ein hagerer, munter aussehender Mann, mit einem rötlichen Krauskopf und einem seltsam geschnittenen Gesicht voll Sommersprossen und einem freundlich-glänzenden Augenpaar. Er erkundigt sich sogleich in der direktesten Weise nach unserer Reise, woher wir kommen, wie viele Tage wir unterwegs sind, wohin wir gehen wollen u. s. w. Man fühlt sogleich, daß diese Art der Annäherung keine freche Neugier oder Zudringlichkeit, sondern ein naives Wohlwollen ist, und ermüdet von des Tages Last und Hitze, vertraut man sich und seine Habe gern solchen freundlichen und emsigen Händen an. Das ganze Haus ist bald in voller Thätigkeit, um für unsere Bedürfnisse zu sorgen. Köstliche frische Butter, rosige, frisch gefangene Forellen oder Lachs, Büchsenfleisch, welches saftig und appetitlich genug aussieht, um einem müden Wanderer zu munden, gekochtes Obst, Käse u. dgl. werden aufgetragen, und vielleicht wird im Keller noch irgend eine Flasche guter Wein aufgetrieben, um das Mahl zu würzen und ihm einen noch festlicheren Charakter zu geben. Fürwahr, unser Wirt könnte kaum mehr thun, wenn wir, anstatt ein zufällig vorbeikommender Fremder zu sein, der längst erwartete, aus Amerika zurückkehrende Sohn des Hauses wären. Bist du allein, so plaudert der Wirt nach deinem Abendbrote gern mit dir von seinem Gehöfte, seinen Wirtschaften, von den Mühseligkeiten des Winters, von der Verarmung des Landes durch die Auswanderung, von dem gedeihlichen Fortkommen seiner Kinder drüben im fernen Westen und von dem großen Verfassungskampf, welcher jüngst sein patriotisches Gemüt bewegt hat. Dann kommt die Reihe des Fragens an ihn und er erkundigt sich mit einem entzückenden Freimut nach deiner Heimat, deiner Familie, deinem Stande u. s. w. Durch derartigen gegenseitigen vertraulichen Austausch werden deine freundlichen Beziehungen zu dem Hause befestigt, und da ohnedies wenig in dem Hause darauf deutet, daß du in einem Wirtshause bist, so vergißt du bald diese Thatsache und fühlst dich wie zu Hause. Verlängerst du deinen Aufenthalt, so geht der Wirt in seiner Freundlichkeit noch weiter, zeigt dir sein ganzes Hauswesen samt dem geräumigen, schöngeschnitzten Vorratshause, Stabur, sein mühsames Bewässerungssystem u. s. w. Hast du Lust, nach Forellen oder Lachsen zu angeln, so wird er dich zu den ergiebigsten Stellen des benachbarten Flusses führen. Vermissest du dein deutsches Obst, und bewunderst du die verwahrlosten Johannis-, Stachel- und Himbeersträucher seines Gartens, welche trotzdem so voll Früchte hängen, so wird er dich bitten, dir darin gütlich zu thun, und es wahrscheinlich für eine Ehre halten, wenn du sein Erträgnis tüchtig verzehntest. Du kannst alle diese Aufmerksamkeit leicht vergelten durch einige Lot deutschen Rauchtabaks, durch ein Buch, eine Photographie oder Landkarte, welche du entbehren kannst, oder, noch besser, durch ein Gläschen echten Rum oder Cognac aus deiner Feldflasche, denn wenn ihm auch vielleicht sein einheimischer Tabak besser schmeckt als dein Varinas, so weiß er doch den Unterschied zwischen deinem Kordial und seinem einheimischen Branndeviin vollkommen zu werten. (Interessant war mir mehrmals die Begierde, womit junge Leute auf dem Lande über jedes deutsche Zeitungs- oder Makulatur-Blatt herfielen, welches ich beim Auspacken meiner Effekten zurückließ, und die Freude, welche sie äußerten, wenn sie einige Worte zu verstehen und den ungefähren Sinn eines Satzes zu erraten vermochten.) Wenn dann die Stunde kommt, wo du von deinem freundlichen Wirte Abschied nehmen mußt, so wird es unfehlbar Zeichen von Wehmut auf beiden Seiten geben; der Wirt hat ganz den unbedeutenden Umstand vergessen, daß du auch eine Zeche zu bezahlen hast, und bringt nur auf viele Bitten von dir und zögernd, schüchtern und gleichsam sich entschuldigend, seine „Regning" zum Vorschein. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß die Ansätze von der gewöhnlichen mäßigen Art sind, daß hier die sprüchwörtliche doppelte Kreide nicht vorkommt, und daß der wackere Mann sich vielleicht sogar zu seinem eigenen Nachteil geirrt und einen oder zwei Posten ausgelassen hat, wie z. B. seine letzte Flasche Wein. Mit einem längeren Händeschütteln, mit oft wiederholtem Lebewohl und den freundlichsten Bitten, im nächsten Sommer wieder zu kommen, endigt dann gewöhnlich der angenehme Aufenthalt unter einem solchen gastlichen Dache.

Wir haben einen typischen norwegischen Gastwirt geschildert, der die gewöhnlichen Charakterzüge seiner Klasse repräsentiert. Natürlich sind nicht alle so und es gibt wohl unterschiedene Varietäten, und bei vielen derselben sind die typischen Züge minder deutlich bemerkbar. Die Wirte in den Städten, welche häufiger von Touristen besucht werden, wie besonders Christiania und Bergen, gleichen weit mehr den Wirten von anderswo, und man hört sogar die Fremden häufig über dürftige Bedienung und große Rechnungen in manchen Hotels dieser Städte klagen. Vielleicht sind jedoch derartige Beschwerden kaum gerecht. Von dem Wirt in Christiania und Bergen ist kaum zu erwarten, daß er der gehorsame Diener einer Schar von Touristen werde, welche sein Hotel für eine einzige Nacht überschwemmt, um am folgenden Morgen des Dampfers nach Hull oder nach dem nördlichen Norwegen sicher zu sein. Auch in ländlichen Bezirken kann man hie und da an vielbesuchten Orten einen Wirt finden, welcher durch seinen Aufenthalt in Amerika oder durch rasch errungenen Wohlstand einen Teil seiner Gewissenhaftigkeit oder seiner Moral eingebüßt hat oder trinkt und sein Hauswesen vernachlässigt. Allein in der Regel sind

die Wirte an derartigen vielbesuchten Orten mit Leib und Seele bei ihrem Beruf, aufmerksam, gefällig und voll praktischer Hülfsquellen. Nichts macht dem Herzen eines norwegischen Wirtes mehr Kummer, als wenn er einen Reisenden abweisen oder nach einer anderen Station weiterschicken muß. Er ist in seinem Elemente, wenn sein Haus überfüllt ist und er seinen ganzen Scharfsinn aufbieten und jeden Winkel seines Hauses ausnützen muß, um Hängematten und sonstige extemporierte weitere Betten an den ungewöhnlichsten Orten aufzustellen. Dasselbe ist von den Männern und Frauen zu rühmen, denen die Verwaltung der Touristenhütten in den Gebirgsgegenden von den Gesellschaften, welchen diese Hütten gehören, anvertraut ist. Diese Leute sind nur Mietlinge, allein sie scheinen doch sämtlich das stolze Vergnügen des Eigentümers zu bethätigen, wenn sie die Hülfsquellen und die Leistungsfähigkeit des Hauses darlegen. Und dasselbe gastfreundliche Wesen zeigt sich auch an den Frauensleuten (den Gattinnen und Töchtern von Bauern), welche in den Sommermonaten die Saeters (Sennhütten) und abgelegenen Gehöfte an den Abhängen des Gebirges bewohnen und in der Lage sind, dem Bergsteiger Kost und Wohnung zu reichen. Nichts vermöchte dem Fremden in Wirklichkeit deutlicher die Stärke dieser angeborenen Nationaleigenschaft zu beweisen, als ein kurzer Aufenthalt in dieser obersten Zone des Menschenlebens. Obwohl die stämmige, rüstig aussehende „Pige" (Magd) ihre regelmäßige und nicht leichte Arbeit mit dem Melken ihrer Kühe und Ziegen und mit der Bereitung von Butter und Käse hat, so gibt sie sich doch sogleich und mit Eifer dazu her, für die Bedürfnisse der Reisenden zu sorgen.

Die Bewirtung und der Unterhalt von Fremden scheint in Norwegen nicht so sehr eine erworbene Kunst, als eine angeborene und unbewußte Fertigkeit zu sein und sich leicht dem regelmäßigen Lebensberuf und -Geschäft anzubequemen. Wie stark der Instinkt der Gastfreundschaft bei den Norwegern ist, mag aus nachstehender verbürgter Geschichte entnommen werden. In einer gewissen norwegischen Dorfgemeinde lebte ein Pfarrer, welcher in Ermangelung jeder anderen Unterkunft für Reisende gewöhnt war, die seltenen Vorüberkommenden unentgeltlich zu beherbergen. Ein Bekannter von uns, der auf einer Wanderung in jener Gegend begriffen war und des wackeren Pfarrers großmütige Gewohnheit kannte und einer Verpflichtung gegen denselben sich entziehen wollte, ging an dem Pfarrhof vorüber und glaubte nicht bemerkt worden zu sein. Als er schon ein gutes Stück Weges über den Hof hinaus gewandert war, sich nachgerade außer aller Gefahr zu befinden wähnte und gemächlich eine Anhöhe hinanstieg, hörte er hinter sich Schritte und Rufe, wandte sich um und sah den Pfarrer erhitzt und keuchend hinter ihm hereilen, um ihn einzuholen. Er mußte stehen bleiben und milde Vorwürfe von dem in seinen Erwartungen getäuschten Wirte hinnehmen, so daß ihm nichts übrig blieb als umzukehren und mit dem Pfarrer bei einer Flasche Bier ein halbes Stündchen zu plaudern. Als er der verletzten Gastfreundschaft diesen Tribut abgestattet hatte und sich verabschieden wollte, um weiter zu wandern, ward er belehrt, daß er noch nicht gehen dürfe, denn soeben werde das Mittagsmahl gekocht, welches er mit der Familie einnehmen müsse, und so blieb er denn, wohl oder übel. Auf diese Weise ward das Recht eines Volkes, den Fremden zu bewirten, welcher dieses Land besuchte, geziemend aufrecht erhalten. Der Norweger im allgemeinen ist ein treuherziger, gemütlicher und zuthunlicher Mensch, bei welchem man sich heimisch und wohl fühlt, und der sozusagen sein Herz auf der Hand trägt, und hoffentlich wird kein Zwischenfall eintreten, welcher den Willkomm des Norwegers gegen den deutschen Reisenden minder herzlich macht, als er es dermalen ist; und wir wollen von unseren Landsleuten nicht so gering denken, um an die Möglichkeit zu glauben, daß sie jemals einen patriarchalischen Brauch mißbrauchen werden, dessen Ueberleben in diesem Zeitalter der nivellierenden, zivilisierenden und gleichzeitig vulgarisierenden Eisenbahnen nicht dankbar genug anerkannt werden kann.

Pro populo Armeniaco.

In staunenswerter Weise sind die Länder des Orients in den letzten Dezennien unserer Kenntnis näher gerückt; das Land des Stillstandes und das Land des nervösen Fortschrittes, China und Japan, haben ihre Gebiete dem europäischen Unternehmungs- und Forschergeiste erschlossen, das erste allerdings in sehr geringem Umfang. Das Hochland von Tibet mußte seine Geheimnisse entschleiern, und die Zeit ist hoffentlich nicht mehr ferne, wo die stärkste Hochburg fanatischen Europäerhasses, die Stadt des Dalai-Lama, Europäer in ihren Mauern sehen wird — Prschewalsky ist ihr bereits nahe genug gekommen.

Um so eigentümlicher berührt es einen unbefangenen Beobachter, daß eine weite Zone verhältnismäßig kultivierter Länder zwar nicht wenig bereist wird, aber in ethnographischer und kultureller Beziehung durchaus nicht die ihnen gebührende Beachtung findet. Der Westen Kleinasiens ist durch eine Reihe von Expeditionen, die namentlich von archäologischen Interessen geleitet wurden, erschlossen und seine Schätze sind — zum kleinsten Teil allerdings — gehoben worden. Die ethnographischen Verhältnisse aber konnten nicht allein infolge des Zweckes dieser Expeditionen weniger in den Vordergrund treten, sondern auch deshalb, weil dort in der That osmanische Herrschaft die Gegenwart möglichst uninteressant gemacht hat. Anders verhält es sich mit dem Osten, ganz besonders aber mit Armenien. Ein Volk, das durch fast vier Jahrtausende zwar nicht seine politische, aber doch seine geistige Unabhängigkeit von den dasselbe umgebenden Völkern bewahrt hat, verdient nicht allein Beachtung,

sondern geradezu Hochachtung. In ihr kleines Alpenland „voll düsterer Erhabenheit" retteten die Armenier einen Teil der Schätze des klassischen Altertums, und während in Europa die wandernden Völkermassen auf Jahrhunderte hinaus der Vergangenheit Erbschaft zertrümmerten, sind am Fuße des himmelanragenden Ararat hochbegabte Männer bemüht, ihrem Volke das griechische und römische Geistesleben zu erschließen. Mag auch die Moses von Khorene zugeschriebene Geschichte Armeniens ihm nicht zugehören und, was wohl jetzt feststeht, dieselbe erst aus dem 7. Jahrhundert stammen, wir sehen doch einen engen Zusammenhang der armenischen Litteratur mit den Erzeugnissen des Altertums, eine Kontinuität, die selten oder nie unterbrochen wurde. Trotz Tartaren und Mongolen, Griechen und Arabern, Kurden, Türken und Russen ist dieses Volk treu geblieben dem Glauben und der Sprache seiner Väter. Wer eine so stolze Vergangenheit aufzuweisen hat, streift die Traditionen derselben auch in trüber Zeit nicht leicht ab; die türkische Herrschaft vermehrte sogar ihre Wirkung. Von einem Volke beherrscht, das kulturell tief unter ihnen stand, zogen sich die Armenier um so eifriger in sich selbst zurück; fern von der Heimat haben die Mönche des armenischen Mechitaristenklosters zu Venedig mit Sorgfalt und Pietät die armenischen Schriftsteller der älteren Zeit herausgegeben und in der Heimat selbst erblühte ein reiches Geistesleben, das in zahlreichen Werken und litterarischen Zeitschriften zu Tage tritt. Als der bedeutendste armenische Dichter wird Rafael Patkanjan betrachtet, Lyriker und Epiker, der in seinem Liede „Miri araxi" die Fluten des Araxes beneidet, die, unbekümmert um Türken, Perser und Russen, in ewigem Gleichmaß dahinrollen. Der moderne Roman ist durch Raffi, der mit besonderer Vorliebe soziale Probleme behandelt, ebenso gut vertreten als das Schooßkind des europäischen Publikums, der historische Roman, dessen Stoffe aber Shishmanjan in richtiger Erkenntnis ästhetischer Gesetze nur aus der nationalen Geschichte wählt; Sunbukjans und Pepo pflegen das moderne und das historische Drama, während der Epiker Arajans in seinen erschütternden Sittenbildern — namentlich in seinem Epos „Bruder und Schwester" — der Gegenwart die unveräußerlichen Gesetze der Ethik entgegenhält und Proshjans national-patriotische Stoffe seinen Epen zu grunde legt. Die bedeutendsten Werke fremder Nationen sind in das Armenische übertragen; besonders ist hier Parhudarjan, selbst ein lyrischer Dichter, thätig. Goethe, Schiller und Heine sind die Repräsentanten unseres Litteraturschatzes im Ararat-Lande; der Bischof Narbe Nussinja hatte mit der Uebersetzung von Lafontaine's Fabeln begonnen, die französischen Geisteserzeugnisse den Armeniern zu vermitteln. Seither sind Georges Sand, Alfred de Musset, Victor Hugo und Alphonse Daudet ebenso in das Armenische übersetzt, wie Englands Othello und Hamlet, der in Nowosti, einem Schauspieler in Tiflis, einen bedeutenden Interpreten gefunden haben soll.

Ist so auf litterarischem Gebiete französischer Einfluß nicht unbedeutend, so können wir auf wissenschaftlichem und pädagogischem Boden unzweifelhaft deutsche Einwirkung in die erste Linie stellen. Pilgern doch schon seit Jahren junge Armenier, für die mit rührender Opferwilligkeit Stipendien ausgesetzt sind, nach Deutschland, um in ernster Arbeit in die deutsche Wissenschaft einzudringen und ausgerüstet mit deutscher Kenntnis in ihr Vaterland zurückzukehren. Wenn auch einige, so Arzruni (jetzt in Aachen) und Abeljans (derzeit in Zürich) es vorgezogen, ihren dauernden Aufenthalt an dem Quell, aus dem sie den Trank der Wissenschaft geschöpft, aufzuschlagen, die Mehrzahl ist wieder heimgekehrt, um dort zum Segen ihres Volkes zu wirken. Ubendinjans, ein Schüler Ziller's, und Pahatrjan, ein Schüler Stoy's, verbreiten die Grundsätze Herbart'scher Pädagogik in Armenien und geben nach deren System Lehrbücher heraus. Palasanjan und der jetzt in St. Petersburg lebende, auch schon in seinem Namen russifizierte Patkanoff (ehemals Patkanjan) beschäftigen sich mit armenischer Geschichte; der letztere hat in überzeugender Weise die Unechtheit der Moses von Khorene zugeschriebenen Geographie erwiesen.

Den vielseitigen litterarischen Interessen dienen zahlreiche Zeitschriften und Tageblätter, die letzteren natürlich auch den politischen Interessen, die übrigens sehr zart angefaßt werden müssen, wie die jüngst erfolgte Suspendierung des „Arzagang" bezeugt. Unter den Zeitschriften, die wir in Bezug auf ihre führende Stellung mit unseren Revuen vergleichen könnten, steht in erster Linie „Areveljan Mamul" (Orientalische Presse), eine Monatsschrift, welche litterarische, historische, politische und nationalökonomische Artikel bringt; daran reihen sich „Masîss" (Name des Ararat), ausschließlich litterarischer Natur, und „Arzagang" („das Echo"), das schon wegen seiner Maßregelung erwähnt wurde. Die zu Smyrna erscheinende Zeitschrift „Meteor" ist naturwissenschaftlich, der „Albir" („Quell") in Tiflis ebenso wie „Mangha warschanoz" (Pädagogium) in Edschmiazin pädagogisch. Gleichfalls in Edschmiazin erscheint der „Ararat", eine religiöse Zeitschrift, in Eriwan eine hygienische „Arochdscha Bahagatert". Eine große Anzahl von Tagesblättern, so die armenischen Times, „Arewelk" („Orient") in Konstantinopel, „Arscheluss Areveljan" in Smyrna, „Meru Haiastani" („die Biene von Armenien" und „Nor Dar" („Neues Jahrhundert") in Tiflis und andere bezeugen die lebhafte Anteilnahme der Armenier am öffentlichen Leben.

Eine gleichmäßige Bildung, die Grundbedingung dieser Anteilnahme, vermitteln die geistlichen Schulen, die mit unseren Gymnasien zu vergleichen wären, je 200 Schüler werden daselbst vollkommen freigehalten. Mit einer dieser Schulen ist eine höhere Lehranstalt, ein Lyceum, verbunden, dessen Lehrer durchgehends in Deutschland gebildet sind; die Schule von Tiflis dagegen hält für die künftigen Lehrer der niederen Schulen zweijährige Kurse ab. Daß

auch dieses niedere Schulwesen auf keiner schlechten Stufe steht, beweist die Thatsache, daß in Russisch-Armenien nunmehr bei 800 Lehrer und Lehrerinnen thätig sind.

Opferwillig im höchsten Grade für die Bildung ihres Volkes, bestrebt, diese Errungenschaften moderner Wissenschaft sich zu eigen zu machen und dennoch in sich abgeschlossen, so treten uns die Armenier entgegen, „der Sonderling unter den Völkern", wie sie Franz v. Löher in seinem neuesten geistvollen Buche[1] nennt.

Ein so feinsinniges Erfassen des armenischen Volkscharakters, ein so liebevolles Eingehen in die Tugenden und eine so zutreffende Erklärung der Fehler füllt wahrhaftig eine schmerzlich empfundene Lücke in der psychologischen Ethnographie aus. Um so trauriger ist es, daß fast zur selben Zeit mit recht täppischer Hand versucht wurde, in wenigen Zügen ein Bild des armenischen Lebens zu geben, das uns, ein wahres Zerrbild, einzig einen Schluß ziehen läßt auf die gänzlich mangelnde Befähigung des Autors zur ethnographischen Beobachtung.[2] Pechuel-Loesche hat auf dem vorletzten Geographentag zu München in bekannter geistsprühender Weise auseinandergesetzt, welche Schwierigkeiten die ethnographischen Beobachtungen bei den Wilden böten; der Beweis dafür, daß auch bei zivilisierteren Völkern scharfer Blick, psychologisches Verständnis, Kenntnis der Sprache und Geschichte des Landes unerläßliche Bedingungen einer richtigen Beurteilung, wahrheitsgetreuer ethnographischer Schilderung sind, liegt nun in dieser angeblichen Charakteristik armenischen Lebens abermals vor. Bei solchen ethnographischen Feuilletonreisen liegt die Gefahr nur zu nahe, spezielle Beobachtungen zu verallgemeinern und die Klasse der Halbgebildeten oder Ungebildeten, die bei solchem Fluge durch das Land in den nächsten Verkehr mit dem Reisenden treten, als die Repräsentanten der ganzen Nation zu betrachten. Weil man größtenteils mit armenischen Kaufleuten, die nun allerdings in der Levante keinen guten Ruf besitzen, verkehrte, müssen natürlich die Armenier ein Handelsvolk sein, während doch ein genaueres Studium des Landes sehr klar gezeigt hätte, daß sie in ihrer Mehrzahl ein Volk von Bauern sind. Der Ruf der armenischen Händler wird verallgemeinert und die Armenier müssen so, natürlich, die Vertreter des krassesten Egoismus und des materialistischen Geldscharr-Prinzipes sein! Ein Polizeimeister betrügt im Kartenspiel und „ein solcher Zug genügt, um eine ganze Gesellschaft zu charakterisieren". Nur bisweilen, niemals aber, um eine ganze Nation zu verurteilen! Litteratur, Sprache und Geschichte sind dem Verfasser dieser Anklageschrift gegen Armenien unbekannt; dort, wo er mit der anständigen Gesellschaft zusammentrifft, enthält er sich jeder Schilderung oder verspricht dieselbe später zu geben, welchem Versprechen er jedoch nicht nachkommt.

[1] „Studien zur Geschichte und Völkerkunde." 1885.

[2] „Aus Transkaukasien und Armenien. Reisebriefe von Wilhelm Petersen". Leipzig 1885.

Unsere Anforderungen an ethnographische Beobachtungen sind heutzutage außerordentlich hoch; neben den Schilderungen eines Hehn, eines Löher, eines Richthofen und Rein ist eine solche „Erforschung", mit der jüngst die „St. Petersburger Zeitung" und leider auch das deutsche Publikum beglückt wurde, wahrlich nicht wünschenswert.

Die Schule der Camorristen.

In unserem jüngsten Aufsatz S. 347 in Nr. 18 gaben wir einen kurzen Ueberblick über das Wesen der Camorra; nachstehend werfen wir einen Blick auf die Art und Weise, wie sie sich fortpflanzt.

Das wesentlichste Erfordernis einer geheimen Gesellschaft, deren Einfluß sich großenteils auf das Grauen gründet, welches sie den unteren Volksklassen einflößt, ist ein Korps von Agenten, auf welche sie sich unbedingt verlassen kann. Diese müssen Männer von Mut und starkem Willen und gleichzeitig von unfehlbarem Gehorsam sein und keinerlei Bedenken tragen, die Befehle ihrer Vorgesetzten auszuführen; sie müssen ferner der Organisation so ergeben sein, daß weder Bestechungen noch Drohungen oder Versprechungen sie bewegen können, das in sie gesetzte Vertrauen zu verraten. Sie müssen treue Lügner, ehrliche Diebe, zuverlässige Verbrecher sein, oder wenigstens einige müssen alle diese Eigenschaften in sich vereinigen. Wir wollen nun schildern, auf welche Weise die Camorra sich derartige Diener verschafft.

Zum Zweck der Verbindung ist die ganze Stadt Neapel in Bezirke geteilt, in deren jedem ein Mann mit dem Titel Capo paranze steht. Er besitzt beinahe unumschränkte Autorität über seine Untergebenen, welchen alle Befehle des Bundes durch ihn in einer Weise mitgeteilt werden, daß es meist unmöglich ist, zu entscheiden, ob der erteilte Auftrag in seinem eigenen Namen und Willen gegeben wird oder in demjenigen der Macht, welche er vertritt. In jedem Falle muß seine Weisung unbedingt befolgt werden. Zu seinen Pflichten gehört auch die, neue Agenten für die Camorra zu erwerben und heranzuziehen. Er trifft seine Wahl nach Grundsätzen, welche ganz denen entgegengesetzt sind, die einen Brotherrn bei der Wahl eines Dienstboten leiten. Wenn er einen Jungen bemerkt, welcher sich seines Messers schon gegen seine Kameraden zu bedienen beginnt, ehe er noch recht flügge ist, so faßt er ihn in's Auge; den Jungen, welcher sein Geld in Wein und Kartenspiel vergeudet, betrachtet er als einen vielversprechenden Rekruten, zumal wenn seine Stärke und Wildheit ihn zum Schrecken seiner Familie und der Nachbarschaft macht. Der Capo kommt seinen künftigen Zöglingen kaum in irgend einer Weise entgegen. Seine Stellung ist eine wohlbekannte, und junge Leute von dem Charakter, dessen er bedarf, sind von selbst beeifert, ihm den Hof zu machen, Er erweist ja jedem eine Ehre, dessen Dienst er annimmt.

Der Junge nun, auf welchen die Wahl des Capo gefallen ist, findet zu seinem Erstaunen, daß der Beruf, welchen er gewählt hat, keineswegs die angenehme Sinekure ist, welche er vermutete. Wahrscheinlich haben Arbeitsscheu, Widerwille gegen Bevormundung und Kontrole, und ein Hang zu Müssiggang, Verschwendung und Auszeichnung ihn veranlaßt, eine Verbindung mit der Camorra zu suchen. Er findet bald, daß er sich in allen Punkten außer dem letzteren getäuscht hat. Er ist nun allerdings ein Giovine onorato, ein Gegenstand des Neides für seine Freunde und der Bewunderung für deren Schwestern. Allein sein sozialer Vorteil ist um einen hohen Preis erstanden worden, denn er ist weniger der Leibdiener als der willenlose Sklave des Capo paranze geworden. Er muß darauf gefaßt sein, auf dem nackten Boden zu schlafen, Tage lang von der gröbsten Kost zu leben, immer auf seines Gebieters Wink und Ruf bereit zu sein. Unter vier Augen erhält er nur Schläge und Schimpfworte, für welche er sich nicht zu rächen wagen darf. Seine besten Dienste werden mit einem finstern Murren hingenommen, und wenn er einen Mißgriff macht, wird er unbarmherzig gestraft. Während des ganzen Verlaufes seiner Dressur gestattet man ihm zwar hie und da eine wilde Nacht, aber das ist auch alles. Man sagt ihm oft genug, er könne seine Stellung jeden Augenblick aufgeben. Wenn er sich dazu entschließt, trägt man ihm keinen Groll nach, sondern verschafft ihm wahrscheinlich irgend eine passende Beschäftigung. Die Camorra hat ja von seinen etwaigen Aussagen nichts zu fürchten. Er und jedermann sonst wissen, daß, wenn er ausgehalten hätte, er wahrscheinlich ein anerkannter Agent jenes Bundes geworden wäre, obwohl man ihm auch nicht die leiseste Andeutung oder Versprechung in dieser Richtung gegeben hat. Er ist einfach ein persönlicher Diener des Capo gewesen und es hat ihm in dieser Stellung nicht gefallen. In derselben Weise wird er entlassen werden, wenn seine Gesundheit zu leiden scheint; aber man wird in diesem Falle irgend eine Versorgung für ihn ausfindig machen.

Nachdem ein Giovine onorato diese ersten Probemonate erfolgreich bestanden hat, beginnt die Strenge seines Gebieters etwas nachzulassen und seine eigentliche Dressur fängt jetzt an. Er wird in dem kunstgemäßen Gebrauch des Messers und dem rohen Fechten, welches diese Waffe zuläßt, unterrichtet; man zeigt ihm diejenigen Teile des menschlichen Körpers, wo eine tötliche Wunde beigebracht werden kann, dies aber mehr zu dem Zwecke, daß er eine solche vermeiden als daß er sie wählen solle. Er wird verschiedenen körperlichen Uebungen unterworfen, welche auf die Entwickelung seiner Körperkraft und Gewandtheit abzielen, und er wird an das Ertragen langer Fasten und eines längeren Mangels an Schlaf gewöhnt. Auch wird seine intellektuelle Erziehung nicht vernachlässigt. Alles geschieht, um sein Aug' und Ohr zu üben, seine Beobachtungsgabe zu schärfen und sein Gedächtnis zu stärken. Schließlich wird er im Gebrauch von Verkleidungen und Vermummungen und in den Mitteln unterwiesen, wie er Beachtung vermeiden oder der Verfolgung entgehen kann. Einige Lehrer unterrichten die Zöglinge, für welche sie sich interessieren, noch in manchen weiteren Dingen, während andere gleichgültiger sind und dieselben weniger lehren; aber man kann das vorerwähnte als den normalen Unterrichtskurs ansehen, welcher selten oder niemals mehr als ein Jahr in Anspruch nimmt.

Wenn ein Capo seinen Schüler für hinlänglich unterrichtet ansieht, um ihn um eine Stufe vorrücken zu lassen, so setzt er sich mit anderen Bundesbeamten ähnlicher Art in verschiedenen Teilen der Stadt in Verbindung. Zu einer anberaumten Stunde und an einem zum voraus bestimmten Orte erscheinen diese nun mit ihren Zöglingen und stellen dieselben einander gegenüber, um sich zu messen. Es findet nun eine Reihe von Kämpfen auf's Messer statt, und derjenige, welcher hinreichende Geschicklichkeit im Gebrauch dieser Waffe und einen ungewöhnlichen Stoicismus in Ertragung seiner Wunden zeigt, wird zum Rang eines Picciotto di sgarro befördert. Der höchste Beweis von Kühnheit ist der, das Messer des Gegners an der Klinge zu ergreifen und es demselben aus der Hand zu winden — ein Kraftstück, welches häufig versucht wird, aber selten gelingt. Wenn die Polizei findet, daß bei einem ihrer Gefangenen die innere Handfläche durch tiefe Narben bezeichnet wird, so schließt sie daraus sogleich, daß er der Camorra angehört. In früheren Zeiten wurden diese Wettkämpfe, welche häufig ein ernstes und gelegentlich sogar ein verhängnisvolles Ende nahmen, mit großer Feierlichkeit, obwohl natürlich im geheimen, ausgefochten. Die Sieger wurden mit bunten Mützen und silbernen Ketten beschenkt, die Verwundeten aber in den benachbarten Straßen niedergelegt, wo Freunde des Bundes in später Stunde vorüberzugehen versprochen hatten, durch welche die Verwundeten dann nach dem nächsten besten Hospital gebracht wurden. Heutzutage scheinen nur die Eingeweihten zu wissen, wie und wo diese Wettkämpfe stattfinden, welche aber nach der allgemeinen Annahme noch immer im Schwange sein sollen.

Man gestattet dem Picciotto di sgarro gewöhnlich, einen oder zwei Monate auf seinen Lorbeeren zu ruhen. Früher pflegte er den Gatten und Vätern Schrecken einzuflößen, wenn er in seinem neuen Putz in den Straßen herumstolzierte; heutzutage macht er sich weniger auffällig, allein man kann sein anmaßendes Schreien noch immer in den Weinschenken hören, welche er besucht. Er überbietet gewöhnlich den Capo an frecher Autoritäts-Anmaßung, obwohl er noch nicht einmal ein vollständiger Camorrist ist. Er muß aber noch eine weitere Probe ablegen: er hat bisher seinen Gehorsam, seine Geschicklichkeit und seinen Mut an den Tag gelegt, er muß nun auch seine Hingebung an die Camorra beweisen. Sein früherer Lehrer erscheint ganz unerwartet und erklärt ihm, daß seine Dienste

begehrt werden. Irgend ein Mitglied des Bundes hat sich eines Verbrechens schuldig gemacht, für welches er verhaftet worden ist und verurteilt werden wird, wenn man ihm nicht zu Hülfe kommt. Der Picciotto muß Schuld und Strafe auf sich nehmen; er darf dies aber nicht in einer heroischen oder theatralischen Weise thun, denn dies würde den Argwohn des Gerichtshofes erregen. Es wird eine Reihe von Zeugnissen gegen ihn allmählich an das Licht gebracht, ohne sein anscheinendes Wissen oder seine Zustimmung, und er wird angewiesen, sich zu verteidigen, aber in einer so plumpen Weise, daß seine Ueberführung sicher ist. Wenn er dann verurteilt worden ist und seine Strafzeit abgesessen hat, ist seine Erziehung vollständig.

Der Bund bezieht verschiedene Vorteile von diesem System. Die Uebernahme einer solchen Rolle ist ein wirklicher Beweis von Hingabe und List und das Gefängnis die hohe Schule des Camorristen. Ein Aufenthalt hinter Gefängnismauern vertreibt aber die unbestimmte Furcht, mit welcher die unerfahrene Jugend einen Kerker zu betrachten geneigt ist. Während seiner Haft geschieht für den Picciotto alles, was nur die Gesellschaft für ihn thun kann, und dies ist weit mehr, als Fernstehende auch nur ahnen können. Bei seiner Rückkehr in die Welt findet sich der Bestrafte von der ehrbaren Gesellschaft abgeschieden und alle seine Hoffnungen und Erwartungen konzentrieren sich daher auf den Bund, dessen Diener er ist. Die Neapolitaner sind hierin allerdings toleranter als die Engländer, aber ein gewisser Makel bleibt doch noch an denjenigen hängen, welche wegen irgend eines Verbrechens, außer Gewaltthat, Mord ꝛc., verurteilt worden sind. Dies ist jedoch nicht der einzige Gewinn der Camorra. Die Dienste des bestätigten Verbrechers mögen erfordert werden, aber es ist schließlich gut, ihm und seinen Freunden die Ueberzeugung zu verschaffen, daß im letzten Augenblick immer Hülfe zur Hand sein wird. Diese Ueberzeugung macht sie alle desto bereitwilliger, ohne Furcht und Zaudern einen erhaltenen Befehl zu befolgen.

Einige der Picciotti und viele Camorristen ziehen sich nach einiger Zeit in's Privatleben zurück und betreiben ein regelmäßiges Gewerbe oder Handwerk. In solchen Fällen genießen sie die volle Unterstützung des Bundes, dessen Reserve-Armee sie bilden. Sie machen sich dem Bunde in unzähligen Hinsichten nützlich; sie ziehen Erkundigungen ein, verbergen verdächtige Waren oder Personen, bestellen Nachrichten oder Befehle oder führen Pläne aus, deren Verwirklichung man solch allgemein bekannten Männern wie die Capi nicht anvertrauen kann. Dagegen werden ihre Interessen in jeder möglichen Weise gefördert und sie müssen sehr schwach an Fähigkeit und Klugheit sein, wenn sie auf der erwählten Profession nicht fortkommen. Im schlimmsten Falle läßt man sie und ihre Familien nur selten oder niemals in absoluten Mangel versinken. Die Camorra ist klug genug, freigebig gegen alle zu sein, welche ihr gedient haben.

Wenn ein Camorrist die erforderlichen Gaben und Talente gezeigt hat, so wird er eingeladen, im aktiven Dienst der Gesellschaft zu bleiben, und rückt bald zum Range eines Capo vor, wenn ihm auch noch nicht sogleich der Befehl über einen Bezirk übertragen wird. Wie hoch sich seine direkten Emolumente belaufen, vermögen wir nicht zu sagen; aber er genießt eine Stellung, welche für einen Mann von heftigem, hochmütigem und herrschsüchtigem Temperament einen hohen Reiz besitzen muß. Er muß allerdings Befehlen gehorchen, aber sie erfolgen selten und zu anderen Zeiten ist niemand so frei wie er, den Geboten seiner eigenen Neigung zu folgen, gleichviel ob diese auf sinnliche Genüsse oder auf Unterdrückung Anderer gerichtet sind. Kein Wirt wagt ihm Kredit zu verweigern oder ihn um Bezahlung einer Rechnung anzugehen. Die beste Kost und die besten Weine stehen ihm immer unentgeltlich zu Verfügung; der Wirt gibt sie gern, denn er weiß wie viel die Gunst und Kundschaft des Capo wert sind. Die Jungen besorgen ihm wetteifernd seine Ausgänge und verlangen nicht einmal einen Soldo für ihre Mühe; die hübschesten Mädchen fühlen sich geschmeichelt, wenn auch etwas erschreckt, wenn er ihnen zulächelt, denn er ist für sie ein Held, ein geheimnisvoller, gefährlicher und leidenschaftlicher Mann, der sich vielleicht dem Teufel verschrieben hat, aber doch noch ein Held ist. Er kann die Geschicke derjenigen, unter denen er lebt, befördern oder stören; ein paar Worte von ihm können irgend einem Jüngling, für den er sich interessiert, eine gute Stelle verschaffen, ein bloßes Achselzucken von ihm kann einem anderen seine Entlassung zuziehen. Ein scheinbarer gelegentlicher Wink von ihm kann einem Kaffeehaus, einer Schenke oder einem Tabakladen einen Zulauf verschaffen oder die Kundschaft entziehen. Wo er nur geht und steht, wird er mit Schmeichelei überhäuft und mit Anerbietungen von Diensten bestürmt. So lang er den Weisungen der Camorra gehorcht und deren Mitglieder respektiert, mag er die ganze übrige Welt nach Belieben behandeln, und doch versichert sein, daß er im Notfall nicht ohne Unterstützung gelassen werden wird. Die übrige Welt — d. h. die Welt, worin er sich bewegt, denn neuerdings ist ihm streng anbefohlen, sich nicht mit Ausländern oder dem Mittelstande einzulassen, sondern denselben eher Schutz angedeihen zu lassen, wenigstens den ersteren — kennt ihn nicht. Begegnetest du ihm zufällig in der Villa oder sonst wo, so würdest du seinen Beruf nicht argwöhnen. Er ist ein hagerer, sehniger Mann, wahrscheinlich nicht über Mittelgröße, mit Augen, welche deinen Blicken nie länger als eine Sekunde begegnen und niemals auf ihrer Hut zu sein scheinen, obwohl sie alles beobachten. Er trägt den unscheinbarsten Anzug, wenn er an derartigen öffentlichen Orten erscheint, obwohl er an den gewöhnlichen Orten seines Verkehrs gern in vergoldeten Ketten und mit wolfeilem Schmucke erscheint. Du würdest wahrscheinlich an ihm vorübergehen, ohne ihn zu bemerken; wenn jedoch

deine Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt würde, so müßtest du notgedrungen in seinem Gesichte und Gebahren ein gewisses befehlgewohntes oder herrisches Etwas erkennen, das ihm eine gewisse Auszeichnung verleiht. (S. R.)

Der Okichobi-See in Florida und die Transportmittel dieses Landes.

(Mit einer Karte.)

Das Department of Agriculture zu Washington veröffentlichte im Jahre 1882 ein 98 Großoctavseiten starkes Schriftchen, betitelt: „Florida: its Climate, Soil, Productions and Agricultural Capabilities", welches bestimmt ist, die Blicke der Kapitalisten und Auswanderungslustigen auf dieses sicherlich mancherlei Lichtseiten bietende, verhältnismäßig wenig bekannte Land zu lenken.[1] Der größte Teil jenes Schriftchens wird Oekonomen des Interessanten die Hülle und Fülle bieten, doch dürften auch für Geographen die folgenden Angaben nicht ganz wertlos sein. Es heißt darin.

„Erst neuerdings sind die Augen der Kapitalisten auf diese früher nur von wandernden Viehhirten und ihren Heerden durchzogenen Einöden am Okichobi-See gefallen, und die Wissenschaft hat gezeigt, daß dieser Teil des Landes kulturfähig ist. Eine genaue Analyse des Bodens hat dargethan, daß er jahrelang reiche Ernten geben kann, ohne von seiner natürlichen Fruchtbarkeit einzubüßen. Es zeigt sich, daß diese Ländereien bei richtiger Drainierung und Behandlung imstande sein würden, einen sehr großen Teil des jetzt in den Vereinigten Staaten gebrauchten Zuckers zu produzieren. Sie stehen in keiner Beziehung den besten Strichen Cuba's und Louisiana's nach, welche jetzt mit Zucker bebaut werden. Hier in Florida wird das Zuckerrohr reif, erreicht den höchsten Entwickelungspunkt, und sein Saft enthält den denkbar höchsten Gehalt an Zuckerstoff. Einmaliges Pflanzen genügt für sieben Jahre, denn so viele Jahre treibt der Wurzelstock von neuem. Im Januar 1881 brannte eine Zuckermühle nieder, wurde bis zum April neu aufgebaut, wo das Rohr geschnitten wurde, und der Besitzer wurde seinen vorzüglichen Zucker und Syrup zu den höchsten Preisen los.

Außer Zucker können Reis, Tabak, Baumwolle, Jute, Indigo und alle möglichen tropischen und halbtropischen Früchte gebaut werden. Boden und Lage machen es möglich, daß alle Vegetabilien auf nördlichere Märkte gebracht werden können, ehe die Händler aus den Gegenden von Boston und New-York, Chicago nur an das Pflanzen derselben gehen dürfen, so daß die Ländereien um den Okichobi mit den Bermudas- nnd Bahama-Inseln rivalisieren können. Die Zunahme des Reichtums und des Luxus haben aber in den Vereinigten Staaten eine stetig zunehmende Nachfrage nach Delikatessen geschaffen, so daß Früchte und Gemüse, welche außerhalb der eigentlichen Saison auf den Markt geliefert werden, hohe Prozente abwerfen, und von Florida aus kann während des ganzen Winters, vom Dezember bis zum April, verschifft werden. Warme Kleidung wird hier nicht gebraucht, Feuerung nur zu Küchenzwecken.

Bis vor kurzem war die Transportfrage eine Schranke für diese beneidenswerte Landschaft — sie hat eine rasche und befriedigende Lösung gefunden. Dampfer befahren den Kissimmee-Fluß und verbinden den Okichobi-See mit der am Tahopekaliga-See gelegenen Stadt Kissimmee in Orange County. Von da ist Verbindung mit der South-Florida-Bahn, und eine Linie geht von Sanford am Saint-Johns-Flusse nach Tampa und Charlotte-Harbor. Eine weitere Verbindung wird mit dem Westen angeknüpft werden, sobald der Caloosahatchee-Fluß schiffbar gemacht sein wird.

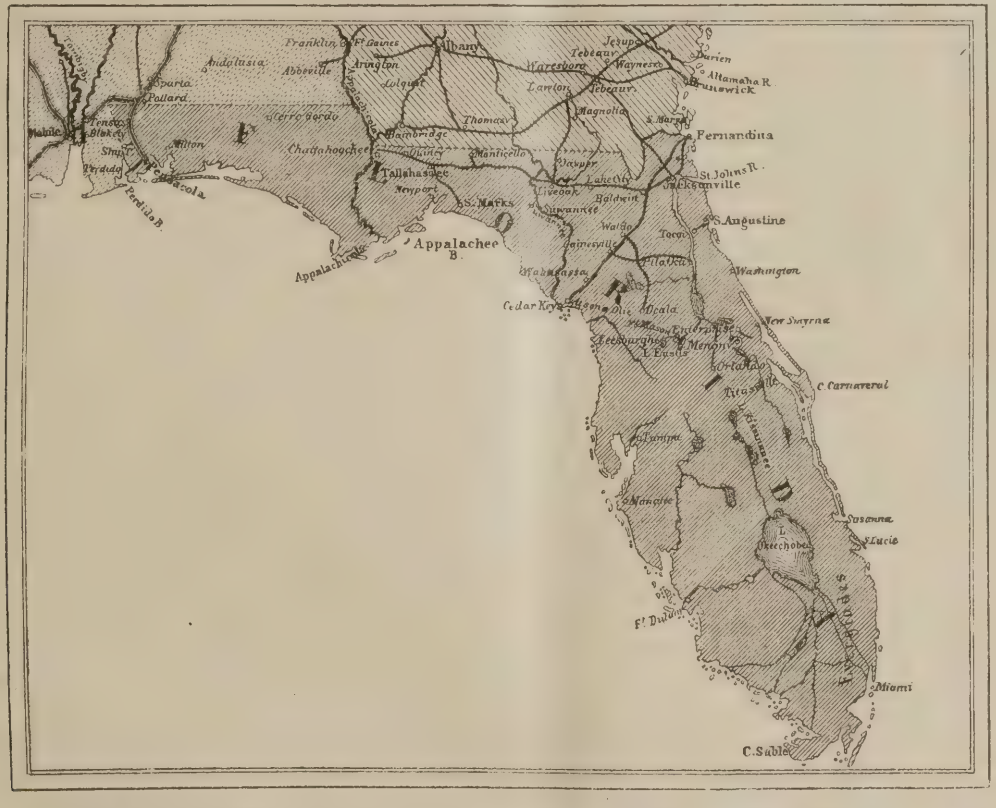
Durch Beschluß der Regierung von Florida wurde im Jahre 1881 einer Gesellschaft die Erwerbung und Verbesserung gewisser Ländereien, und der Bau von Kanälen und anderen Transportmitteln konzessioniert. Diese Gesellschaft hat ein Anrecht auf all' das südlich von 28° 15′ n. Br. und östlich vom Peace Creek gelegene, 8,000,000 Acres umfassende Land erworben, in dessen Mitte ungefähr der Okichobi-See liegt. Schon 1879 konstatierte der von der Regierung der Vereinigten Staaten zu Vermessungen ausgeschickte Colonel Meigs, daß der dem Okichobi-See benachbarte Hickpochee-See 22 Fuß über der niedrigsten Tiefwasserlinie liege und empfahl einen Entwässerungskanal ähnlich dem jetzt beabsichtigten, und seine Behauptung wurde durch Ingenieure der neuen Gesellschaft bestätigt, deren Angabe nach der Okichobi-See 25 Fuß über jener Linie liegt. Der Okichobi-See ist über 40 e. Ml. lang und 25 breit und bedeckt eine Fläche von über 1000 Q.-Ml. Er hat keinen Ausfluß, nimmt dagegen aus dem Kissimmee-Fluß das Abflußwasser mehrerer Seen und des Fish-, Eating-, Taylor's- und Mosquito-Creek auf, deren Breite von 20 bis 150 Fuß schwankt. Bei heftigen Regengüssen fließt der See nicht nur über seine Ufer, sondern bringt auch Stauwasser in den Flüssen hervor, so daß seine Umgebungen mehr oder weniger überschwemmt werden, bis die Gewässer durch vielgewundene und ungenügende Wege räumlich weit auseinanderliegender Ströme den Ozean und den Golf finden. Diesen periodischen Ueberschwemmungen soll nun durch Eröffnung von Kanälen vom Okichobi-See zu den Flüssen Saint-Lucie und Caloosahatchee ein Ende gemacht, der Seespiegel soll permanent niedriger gelegt und zugleich ein sicherer

[1] Beiläufig erwähnt, konnte Einsender in einer der größten deutschen Bibliotheken wohl etwa 10 Geschichten, aber nicht eine einzige Beschreibung Florida's auftreiben, von der obengenannten abgesehen.

Ausweg zum Golf und zum Ozean geschaffen werden. Dadurch erhalten die Produkte des Kissimmee-Thales und dessen Umgebung Abfuhrwege. Die von der neuen Gesellschaft erworbenen über 17,000 Q.-Ml. des besten kulturfähigen Landes liegen in den Counties Monroe, Dade, Brevard, Manatee und Polk. Eine von Professor Rodgers vorgenommene Bodenanalyse ergab:

Organische Bestandteile	50,00
Kiesel	21,80
Kohlensaure Thonerde	21,50
Eisen, eine Spur	0,00
Wasser, unverflüchtigt bei 212° F.	1,70

Colonel Coryell, General-Superintendent der Atlantic- and Gulf-, Coast-Canal- and Okichobee-Land-Company, schreibt über die Pläne und Operationspunkte zur Drainierung des See's wie folgt: „In Zeit von 2 Monaten ist ein Kanal vom Vorwasser des Caloosahatchee zum Hickpotchee-See, wo ein Bagger arbeitet, gegraben worden, 20 Fuß breit und 3 Fuß tief, der sich immer mehr vertieft, und sobald der Wasserspiegel im Okichobi-See sinkt, wird das, was jetzt die Ufer überflutet, vom Hickpochee in den neuen Kanal gezogen werden. Der Angriffspunkt unserer Thätigkeit ist die Südost-Ecke des Okichobi-See's, wo ein zweiter auf dem Tahopekaliga-See gebauter Bagger mit dem oben angegebenen sich zur Arbeit vereinigt. In dieser Ecke ist ein 4—6 Ml. langer Sumpf, unzweifelhaft einstmals ein offener Fluß vom See nach Miami in New-Hillsborough am Atlantischen Ozean, oder aber es führte



irgend ein anderer Fluß das überschüssige Wasser von dem Anfang der Everglades in den Ozean. Die Oberfläche des Okichobi-See's einen Fuß tief genommen, enthält zirka 31,363,200,000 Kubikfuß Wasser; wird aber der Seespiegel einen Fuß tiefer gelegt, so verliert der See ein volles Fünftel seines Inhalts. Ob das genügt, um bei starken Regenfällen ein Austreten des See's zu verhindern, muß die Zukunft lehren, auf alle Fälle wird beim Kanalbau als Hauptaufgabe anzusehen sein, „den Abfluß größer zu machen als der Zufluß ist, um Ueberfluß zu verhindern". Was den Kanalbau sehr erleichtert, ist das gänzliche Fehlen von Fels und selbst Lehmlagern, ein Umstand, demzufolge das abfließende Wasser sein Bett selbst immer mehr vertiefen muß. Wie das vor kurzem erschienene „Compendium of the Tenth Census" angibt, fuhren im Jahre 1880 auf Flüssen und Seen Florida's 24 Passagierdampfer mit einem Gehalt von 2624,70 Tons, im Werte von 140,400 Doll., ein Anlagekapital von 283,800 Doll. repräsentierend, bemannnt mit 332 Köpfen, und sie beförderten 32,000 Personen, sowie 27,828 Tons. Hiezu kamen noch 24 Schleppschiffe und 16 Yachten von 1502,5 Tons Gehalt, im Werte von 152,100 Doll., ein Anlagekapital von 173,000 Doll. repräsentierend.

Ueber das Transportwesen Florida's heißt es in dem zuerst genannten Schriftchen: „Kein Staat der Union hat eine so ausgedehnte Seeküste, keiner mehr schiffbares Binnengewässer als Florida, und keiner hat größere und dauerndere, sicherere und billigere Verbindung mit den Welthandelsplätzen und den Binnenstädten des Nordens und Westens. Ozeandampfer, versehen mit dem größten Komfort für

Passagiere und den umfassendsten Einrichtungen für Gütertransport, verkehren zwischen New-York, Boston, Philadelphia, Baltimore, Charleston, Savannah und der atlantischen Küste Florida's. Bei Fernandina treten diese Linien in Verbindung mit der Gulf and West India Transit-Bahn, welche ihrerseits bei Hart's Road mit der Jacksonville- und Fernandina-Bahn kommuniziert, bei Callahan die Savannah- und Jacksonville-Bahn kreuzt, bei Baldwin die Florida-Zentral-Bahn, bei Waldo die Peninsular-Bahn, die nach Ocala, und den Santa-Fé-Kanal, der nach dem Santa-Fé-See führt, bei Gainsville die Florida-Southern-Bahn nach Palatka und Ocala, und bei Cedar-Keys Dampferlinien nach Tampa, Key West, Havana, New-Orleans und allen Häfen des Golfes trifft.

Bei Jacksonville ist Verbindung hergestellt worden mit den zahlreichen Dampfern des Saint-John- und des Oclawaha-Flusses, welche sich bei Tocoi mit der nach Saint-Augustine führenden Saint-Johns-Bahn berühren, bei Astor mit der Saint-Johns- und Eustis-See-Bahn, bei Sanford mit der South-Florida-Bahn nach dem Apopka-See und dem Kissimmee-Fluß, bei Salt Lake mit der Saint-Johns- und Indian-River-Bahn nach Titusville und beim Poinsett-See mit den Postlinien nach dem Indian-River am Rock Ledge.

Bei Jacksonville ist ferner Verbindung mit der Fernandina- und Jacksonville-Bahn, mit der Savannah- und Florida-Bahn, welche die Gulf- and West-India-Transit-Bahn bei Callahan, mit der Florida-Zentral-Bahn, welche dieselbe bei Baldwin kreuzt, Verbindung ferner bei Lake City mit der Jacksonville-, Pensacola- und Mobile-Bahn, welche bei Ellaville den bis Cedar-Keys für Dampfer passierbaren Suwannee-Fluß überschreitet, Verbindung bei Live Oak mit der Savannah-, Florida- und Western-Bahn, bei Tallahassee mit der Bahn, welche nach Saint-Mark am Golf führt, bei Chattahokke mit der Atlantic- und Western-Bahn, welche jetzt bis Mobile gebaut wird, und endlich mit den Dampferlinien nach Apalachicola, Eufaula in Alabama und Columbus in Georgia. Die Züge aller Bahnen haben baldige Anschlüsse und sind mit Salon- und Schlafwagen, sowie für Eilfracht eingerichtet; sie verbinden Florida und Montgomery, Atlanta, Louisville, Cincinnati, Saint-Louis und Chicago im Westen mit Savannah, Charleston, Richmond, Washington, Baltimore, Philadelphia, New-York und Boston im Norden. Ihre Zahl bürgt für schnellsten Transitverkehr und die Konkurrenz der Ozeandampfer verhindert die Verteuerung der Frachtlöhne.

Durch die Vollendung der jetzt im Bau befindlichen Linien werden alle Teile Florida's sofort erreichbar. Die Regierung hat durch Hergabe ihrer Sumpfländereien zu den Amelierationen einen kräftigen Antrieb gegeben, und aus dem Norden zufließendes Kapital bewirkt, daß sie bald vollendet sein werden.

Nicht weniger als 5 nach Süden laufende Bahnlinien wurden 1882 im östlichen Teile von Florida auf Tampa-Bai, Charlotte-Harbor, Indian-River und Key-West zu gebaut, nämlich:

1. Die Tropical-Bahn, in der Ausdehnung der Peninsular-Bahn, schreitet von Ocala südwärts vor, ihr Eisenmaterial war bezogen und über 1000 Hände arbeiteten an ihr;

2. die Florida-Southern-Bahn von Palatka nach Gainsville; sie streckt sich auch von Ocala nach dem Osten der Halbinsel;

3. die South-Florida-Bahn von Sanford nach Osten;

4. die Live Oak-, Rowlands Bluff- and Charlotte Harbor-Bahn, die eine mächtige Gesellschaft hinter sich hat;

5. endlich die Jacksonville-, Saint Augustine- und Halifax-River-Bahn.

Die Atlantic- und Western-Bahn, in der Länge der Jacksonville-, Pensacola- und Mobile-Bahn, ist kontraktlich gesichert und dürfte ihrer Vollendung rasch entgegen gehen. Ein großer Teil der Linie der Jacksonville-, Tampa- und Key-West-Bahn war vermessen und dürfte unzweifelhaft bald in Angriff genommen werden.

Die genannten Kanäle und Bahnen, welche den unteren Saint-Johns-Fluß mit dem North-Halifax- und dem Indian-River, sowie den oberen Saint-Johns-Fluß mit dem Kissimmee, Okichobi und Caloosahatchee verbinden, werden Florida das denkbar vollständigste System innerer Kommunikation geben, welches irgend einer der Südstaaten aufzuweisen hat, und werden es zu einem der wohlhabendsten und für Niederlassungen und Kultur zumeist begehrten Staaten machen."

Die jüngsten Ereignisse in Korea.

Wir verdanken der Güte eines schwäbischen Landsmannes, C. M. in Schanghai, die Mitteilung einer Nummer der „Japan Daily Mail" vom 14. Januar, welche eine amtliche japanesische Schilderung des koreanischen Aufstandes vom 4. Dezember 1884 enthält. Da diese treue, wenn auch etwas breitspurige Darstellung des Vorfalls aus der Feder des japanesischen Oberkommissärs in Korea, des (Grafen) Inouye, eine ausgeprägte Lokalfarbe trägt und für die Darlegung derartiger Zustände charakteristisch ist, so geben wir dieselbe in unverkürzter Uebersetzung, wie folgt:

Am 4. Dezember 1884 fand zur Feier der Eröffnung des Postamts zu Söul in Korea ein Bankett in diesem Gebäude statt. Der Gastgeber war Hong-Yong-sik (Ko Yei-shoku), Präsident des Postamts; die geladenen Gäste waren General Foote, der amerikanische Gesandte und Minister; die Herren Scudder, Sekretär der amerikanischen Gesandtschaft; W. G. Aston, Generalkonsul von Großbritannien; Tschin-Dschu-to, der chinesische Konsul; Tan

Kogiyo, der chinesische Vizekonsul, und die koreanischen Würdenträger Ming-Yong-ik (Bin Yei-yoku), Kim Koing-Dschil (Kin Ko-schiu), Kan Kei-schoku, J Tso-wön (Li So-yen), Pak-Yong-hyo (Fu Yei-ko), Kim Ok-kyun (Kin Gi-yoku-kin), Jo Ko-han und In Tschi-ko. Anwesend war ferner noch Herr v. Möllendorf, ein höherer deutscher Beamter der koreanischen Regierung. Eingeladen, aber nicht anwesend, waren Herr v. Zembsch, deutscher Generalkonsul, und Herr Takezoye, japanesischer Ministerresident in Korea. Herr Takezoye hatte am Tage zuvor Besuche bei dem amerikanischen Minister, dem deutschen Generalkonsul und mehreren koreanischen Würdenträgern gemacht und sich dabei eine Erkältung zugezogen, infolge deren er das Bett hüten mußte und nicht bei dem Bankett erscheinen konnte. Dagegen wohnte demselben Herr Schimamura, der Sekretär der japanesischen Gesandtschaft, bei. Im Postamte saßen die Gäste insgesamt und der Wirt im Speisesaale und feierten die Gelegenheit, als gegen Ende des Mahles, etwa um 9 Uhr Abends, sich von außen her ein verworrener Lärm und lautes Gemurmel hören ließ, dem alsbald der Ruf „Feuer" folgte. Die bestürzten Gäste verließen sogleich das Gebäude, teils durch die vordere, teils durch die hintere Thür. Sekretär Schimamura begab sich mit dem amerikanischen Gesandten, mit dem Koyeischoku und einigen anderen Herren nach der hinteren Veranda des Gebäudes, wo sie bemerkten, daß ein Haus in der unmittelbaren Nachbarschaft des Postamts brenne. Da man aber nach einigen Minuten die Flammen sich legen sah, erholte sich die Gesellschaft wieder von ihrem Schreck und nahm ihre Sitze in dem Zimmer wieder ein, welche sie verlassen hatten. Herr Schimamura trat auf einige Augenblicke vor das Haus hinaus und fand bei seiner Rückkehr mit Erstaunen, daß das Haus voll von Koreanern war und daß drinnen eine solche Verwirrung herrschte, daß er den Weg nach dem Speisesaal nicht mehr zu finden vermochte. Anfangs schrieb er dies der Feuersbrunst zu, erstaunte aber über den herrschenden Lärm und das Hin- und Herlaufen und erfuhr auf sein Befragen, daß irgend jemand schwere Verletzungen erlitten habe. Nun zerstreuten sich der amerikanische Minister und die anderen Gäste und gingen jeder seines Wegs, und Herr Schimamura verließ das Postamt, wo große Verwirrung herrschte und kehrte nach der japanesischen Gesandtschaft zurück. Hier angelangt, stattete er dem Minister Bericht über das Geschehene ab und hatte kaum seine Schilderung beendet, als Herr Aston, der britische Generalkonsul, nach der Gesandtschaft kam und erzählte, der von angeblichen Meuchelmördern im Postamte schwer verwundete Mann sei Ming Yong-ik. Auch bat der Generalkonsul Herrn Schimamura, ihn von einer Abteilung japanesischer Soldaten nach Hause geleiten zu lassen, da eine allgemeine Unordnung herrsche und eine ernste Katastrophe jeden Augenblick zu befürchten sei. Herr Schimamura war damit einverstanden, benachrichtigte den Minister davon und ließ den Generalkonsul durch zwei japanesische Soldaten nach dem Britischen Konsulate begleiten. Das war die erste definitive Nachricht von der versuchten Ermordung Ming Yong-ti's, welche man auf der japanesischen Gesandtschaft erhielt. Als Herr Schimamura den Herrn Aston bis an das Thor begleitete, bemerkte er, daß die in Deiken garnisonierten japanesischen Wachen bereits in der Gesandtschaft ankamen. Herr Schimamura begab sich in ein inneres Zimmer und war gerade im Begriff, den japanesischen Minister von dieser Thatsache in Kenntnis zu setzen, als Asayama Kengo eintrat und meldete, daß ein königlicher Bote namens Hen-sui aus dem Palast gekommen sei. Herr Schimamura empfing Hen-sui im Empfangssaale und fragte nach seinem Begehren. Der Bote berichtete, mit verstörtem Aussehen und aufgeregter Rede, die Zustände seien so gestört, daß der König Tui-Tschy sich in einer sehr unsicheren Lage fühle und den Minister dringend bitte nach dem Palast zu kommen und ihn zu bewachen. Sobald Herr Takezoye hievon Nachricht erhielt, stand er sogleich auf, kleidete sich an, begab sich in das Empfangszimmer und begann Hen-sui über den Vorfall auszufragen, da er befürchtete, es habe sich irgend etwas Ernsthaftes im Palaste zugetragen. Hen-sui konnte aber nur angeben, es herrsche eine allgemeine Unordnung, über welche der König sehr in Unruhe sei, und er selbst habe nur den Auftrag, den Minister zu bitten, er möge sich sogleich nach dem Palast begeben. In diesem Augenblick trafen Riu-zaiken, ein Hofbeamter, und eine andere Person beinahe atemlos in der Gesandtschaft ein und überbrachten dem Minister einen eigenhändigen Brief, vom König, worin Herr Takezoye dringend ersucht wurde, unverweilt nach dem Palast zu kommen. Der Minister sah ein, daß er notgedrungen sogleich handeln müsse, und begab sich daher in Begleitung seiner Wachen unmittelbar nach dem Palast. Dies geschah ungefähr um 10 Uhr Abends. Etwa auf halbem Wege nach dem Palast kam dem Minister ein anderer Hofbeamter entgegengeeilt mit der Meldung, der König habe sich nach dem Palaste Keig'u begeben und bitte den Minister, dorthin zu kommen. Der Minister und seine Geleitsmannschaft schlugen daher unter Führung des Hofbeamten die angedeutete Richtung ein und fanden den König, die Königin, den Thronerben und dessen Gemahlin bereits in dem Palaste, und kurz darauf traf auch die Königin-Witwe daselbst ein. Das Antlitz des Königs drückte eine große Freude aus, als er Herrn Takezoye erblickte; er trat selbst in den Garten hinaus, als ob er denselben angstvoll erwartet hätte, empfing den Minister und dankte ihm für sein Kommen. General Yuntaischum hatte mit einer Abteilung koreanischer Truppen in jener Nacht die Wache im Palast. Viele Würdenträger, Hofbeamte und Hofdamen waren zugegen und schaarten sich nicht allein im Palast, sondern auch außerhalb desselben zusammen, so daß kaum irgend ein leerer Raum mehr zu finden war. Herr Takezoye, begleitet von den Herren Schimamura und Asayama, stellten sich an einem Aufgange auf, während Tschinscho-gun, der Ober-

beamte von Kyöng-kwi-do, mit dem Schwert in der Hand außerhalb des Palastes stand und die Unterbediensteten und das gemeine Volk vom Eindringen in das Gebäude abhielt. Da der Vorrat an Kerzen erschöpft war, herrschte eine Zeit lang im Palaste Dunkelheit, welche noch die allgemeine Angst erhöhte. Eine von den japanesischen Truppen mitgebrachte Laterne ward angezündet und einem Hofbeamten übergeben, und diese bildete die einzige Beleuchtung in der ganzen Ausdehnung des Kayu-kiu. Natürlich war es jedermann unbehaglich zu Mute, und gelegentlich bemerkte Hauptmann Murakami dem Minister, inmitten einer solchen Volksmasse und Unordnung würde es unmöglich sein, irgend jemand zu entdecken, welcher sich an der Person des Königs vergreifen würde, und ferner sei das Gebäude so ausgedehnt und seine Thore so weit auseinander, daß es für die unter seinem Befehle stehende kleine Streitmacht äußerst schwierig sei, jeden Teil des Palastes zu bewachen, hauptsächlich angesichts der Thatsache, daß mehrere Gebüsche in nächster Nähe denjenigen Personen ein Versteck und Obdach liefern könnten, welche auf Gewaltthätigkeiten sännen. Er schlug daher vor, man solle versuchen, die Verwirrung unter den Dienern in Schranken zu halten und ein System der Bewachung anzuordnen. Der Minister stimmte dem Hauptmann in jeder Hinsicht zu und legte die Sache dem Könige vor, worauf dieser die Volksmenge zum Thore hinausweisen und alle Hofdamen zu einem Haus in der nördlichen Ecke des Palastes bringen ließ. Die koreanischen Truppen wurden dann mit der Bewachung der östlichen und südlichen Seite des Palastes betraut, die japanesischen mit der Hut des nördlichen, eines Pförtchens auf der Nordost- und eines anderen an der Südseite. Die Thore nach Nord- und Südwest wurden ebenfalls von den koreanischen Truppen bewacht, das innere und das äußere Thor an der nordwestlichen Ecke von den japanesischen Soldaten. Wer Einlaß begehrte, mußte seinen Namen angeben und ward nur mit Bewilligung des Königs eingelassen; wer heraus wollte, mußte sich mit einer Karte von einem von der unmittelbaren Umgebung des Königs ausweisen. Auf diese Art ward gegen Morgen einige Ordnung hergestellt. Nach Mitternacht begab sich der König nach dem westlichen Salon des Palastes, ließ Herrn Takezoye rufen, bedankte sich bei ihm innig für die Bewachung des Palastes und unterhielt sich mit ihm eine Zeit lang freundlich.

Nach ein Uhr Morgens ließ der König den amerikanischen Minister, den britischen und den deutschen Konsul zu sich in den Palast bitten, allein der späten Stunde wegen folgte keiner dieser Aufforderung als ein der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten beigegebener Marineoffizier namens Bernard, welcher den König besuchte und Herrn Intschiko, den Dolmetscher, mitbrachte. Nach drei Uhr wurde Niuzaiken, einer der Eunuchen des Hofes, niedergehauen, weil er, wie ein Hofbeamter namens Dschosai-itsu Herrn Takezoye auf Befragen erzählte, über einem Versuche, den Palast mit Schießpulver in die Luft zu sprengen, ertappt worden war.

In der Morgenfrühe des fünften erließ der König Weisungen an den Schoschiin, die Zusammensetzung des Kabinets zu ändern, in welchem folgende Personen (wie Herr Takezoye später im Verein mit dem amerikanischen Minister und anderen erfuhr) aufgenommen wurden: J. Tschaiton (Li Sai-gen), zweiter Staatsminister; Pak-Yong-hyo, Oberbefehlshaber der gesamten Garnison und General-Polizei-Inspektor und Kriegsminister, Kin Okkyum, Vize-Finanzminister und Präsident des Kaischokijoku; Dschoko-han, Vizeminister des Auswärtigen; Yun Ungnidschol (In Yu-retsu), Justizminister; Dschosai-itsu, zweiter Befehlshaber des Nachtrabs; Kinkotschiu, Bürgermeister von Söul; Intschiko und Hensin, Räte im Auswärtigen Amt; Fuyei-kiyo, Kingiyokukin und Schinkizen, Ueberbringer der königlichen Befehle. Am selben Morgen um 10 Uhr empfing der König den General Foote und den britischen Generalkonsul Aston in Audienz und beglückwünschte die beiden Besucher über ihre Sicherheit. Herr Takezoye war in demselben Zimmer mit den Besuchern und es fand eine freundliche Unterhaltung zwischen dem König und den anderen Anwesenden statt. Der König erzählte: der japanesische Minister sei unmittelbar nach Ausbruch der Unordnungen gekommen und habe den Palast beschützt, und er fühle bei diesem Anlaß, als ob Herr Takezoye einer seiner Landsleute sei. Zugleich versicherte der König, es gewähre ihm ein großes Vergnügen, in der Gesellschaft der Minister zu sein und den amerikanischen Konsul und den britischen Generalkonsul bei sich zu sehen; es scheine, daß ein Land mehr oder weniger Unruhen und Störungen erfahre, wenn es mit alten Systemen breche und den Weg der Zivilisation betrete. Der japanesische Minister sei mit der Natur dieser Störungen vollkommen vertraut und die Geschichte der Länder der beiden anderen fremden Vertreter haben ähnliche Wechselfälle aufzuweisen. Der amerikanische Minister erwiderte: wenn ein Land im Begriffe sei, eine höhere Stufe der Zivilisation zu erreichen, so erhöben sich häufig große Unordnungen, wie Amerika mehrfach erfahren habe.

Der König sprach nun die Absicht aus, nach dem Schlosse J Tschai-wön zu übersiedeln, da die Königin-Wittwe nicht genug mit Kleidern versehen sei, um sich vor der Kälte zu schützen. Auf die Bitte des Königs begleiteten der amerikanische Minister, der britische Generalkonsul und Herr Takezoye den König nach dem Schlosse, das zunächst bei Keiyu-kiu gelegen und von demselben nur durch ein Thor getrennt ist. Die koreanischen Truppen bewachten die äußere Einfriedigung des Palastes und die japanesischen Soldaten mit einem Teil der koreanischen hielten das Innere des Gebäudes besetzt.

Um 2 Uhr Nachmittags hatte Herr v. Zembsch, der deutsche Generalkonsul, eine Unterredung mit dem König. Der amerikanische Minister erörterte sodann mit dem

britischen und deutschen Generalkonsul, ob es von seiten der fremden Vertreter ratsam sei, über Mittel zu ihrer Sicherheit übereinzukommen; allein Herr v. Zembsch erwiderte, es scheine vorerst kein Grund zu ernstlichen Befürchtungen vorzuliegen; es sei aber jedenfalls rätlich, irgend einen Plan zu verabreden, falls die Dinge ein drohendes Aussehen annehmen würden. Das Gespräch wandte sich dann auf die neuesten Begebenheiten. Der amerikanische Minister äußerte die Ansicht, daß die Störung eine revolutionäre sei.

Die Vertreter der auswärtigen Mächte blieben bis drei Uhr Nachmittags beim König und verabschiedeten sich dann von ihm. Auch Herr Takezoye ließ um diese Stunde dem König den Wunsch ausdrücken, wieder in seine Gesandtschaft zurückzukehren, allein der König ließ ihn dringend bitten, noch etwas länger zu verweilen. Da Herr Takezoye es für unschicklich hielt, dem Wunsch des Königs sich zu widersetzen, so beauftragte er Herrn Schimamura, den Entwurf eines Telegramms aufzusetzen, welches er an die japanesische Regierung absenden wollte, um sie von den Begebenheiten des vorigen Tages in Kenntnis zu setzen, und welches der Sekretär dann nach der Gesandtschaft bringen und nach Japan abfertigen sollte. Um vier Uhr Nachmittags wurde Herr Takezoye wieder zum König berufen, welcher den Wunsch äußerte, wieder nach dem königlichen Palast zurückzukehren, da die Königin-Witwe in ihrer gegenwärtigen Wohnung weder schlafen noch essen könne. Herr Takezoye fürchtete zwar, dieser Schritt könnte zu einigen unvorhergesehenen Folgen führen, fühlte aber auch die Unmöglichkeit, sich von der Gesellschaft des Königs zu trennen, da dieser den dahinzielenden Wunsch zu ernstlich ausgedrückt hatte. Mittlerweile war Herr Schimamura nach der Gesandtschaft gegangen und war, nach Erledigung einiger Geschäfte, nach dem Palaste J Tschai-wön zurückgekehrt, wo er erfuhr, daß der König sich nach dem königlichen Palaste zurückbegeben habe. Der Sekretär eilte der Gesellschaft nach, holte Hrn. Takezoye noch unterwegs ein und begab sich nach dem Palast, welchen sie ungefähr um Sonnenuntergang erreichten. Der König, die Königin, die verwitwete Königin, der Thronerbe und seine Gemahlin, drängten sich alle in dem Schlafzimmer der Königin zusammen, welches von japanesischen Soldaten bewacht wurde. Das erste Thor war dem rechten und dem linken Flügel der königlichen Armee anvertraut, das zweite und dritte, sowie das östliche und westliche Thor wurden von dem Vor- und Nachtrab der Armee gehütet. An diesem Abend wurde dem japanesischen Minister zum erstenmal mitgeteilt, daß mehrere koreanische Minister im Keyu-kiu und dessen Umgebung ermordet worden seien. Als Grund, warum er nicht früher von diesen Ereignissen gehört habe, ward der Umstand angegeben, daß er sich, wie früher erwähnt, diese ganze Zeit über in der Nähe des Königs befunden und man nicht gewünscht habe, daß von diesen Dingen in der Umgebung des Königs gesprochen werde; man habe ihn also nicht damit bekannt machen können. Die Gerüchte davon waren den ganzen Tag im Umlauf gewesen und hatten sich am Abend bestätigt.

(Schluß folgt.)

Litteratur.

Breitenbach, Dr. Wilh.: Die Provinz Rio Grande do Sul in Brasilien und die deutsche Auswanderung dahin. Heidelberg, Karl Winter's Universitäts-Buchhandlung, 1885. — Unser geehrter Mitarbeiter untersucht in der vorliegenden klaren und bündigen Schrift (in der Frommel-Pfaff'schen Sammlung von Vorträgen erschienen) die Vorteile und Nachteile, welche Südbrasilien dem deutschen Auswanderer darbietet, auf Grund eigener Anschauung und Erfahrung. In Südbrasilien leben dermalen gegen 200,000 Deutsche, teils Einwanderer, teils Nachkommen von solchen, und zwar in ziemlich angenehmen und wohlhabenden Verhältnissen. Allein nach gewissenhafter und treuer Schilderung der dortigen Verhältnisse und der höchst ungeregelten brasilianischen Zustände überhaupt spitzt sich die Ansicht des Verfassers dahin zu, daß eine Massenauswanderung nach Südbrasilien vorerst gar nicht ratsam, sondern vollkommen verfehlt wäre, daß aber dem einzelnen Ackerbauer dort nach einigen Jahren voll Mühe und Entbehrung immerhin noch eine erfreuliche Zukunft winke, und daß eine geordnete Kolonisation durch eine gut geleitete Gesellschaft dort ebenfalls noch Chancen haben würde. Seine ernsten Mahnungen und Winke verdienen von allen beherzigt zu werden, welche einen weiteren Wirkungskreis und ein neues Vaterland jenseit des Ozeans suchen.

Bastian, Adolf: Der Fetisch an der Küste Guinea's auf den deutscher Forschung näher gerückten Stationen der Beobachtung. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1884. — Es ist ein gehaltvolles, tief gelehrtes, lehrreiches und höchst anregendes Buch, welches uns der große Ethnograph und Völkerpsycholog hier bietet, um angesichts der neuerschlossenen Gebiete Afrika's zu weiterer Beschaffung von Material über den Fetischismus anzuregen. Mit seiner ungemeinen Belesenheit stellt er zunächst alles zusammen, was unter den wilden Völkern der Gegenwart namentlich in Kalabar, Kamerun und an der Sklaven- und Goldküste an religiösen Begriffen, Bräuchen, Aberglauben und Götzendienst im Schwange ist, zeigt wie sich aus dem Polydämonismus der Bilderdienst des Fetischismus herausgebildet hat, vergleicht die einzelnen Thatsachen und Erscheinungen untereinander und mit den verwandten ceylonischen Religionsverhältnissen und stellt den Fetischbegriff endgültig fest, so daß Anthropologie, Ethnologie und Psychologie auf dem gewonnenen Grunde sicher weiter bauen können — alles mit der Fülle von Geist, feiner Beobachtung, richtigem Urteil und scharfer Logik, wie wir sie an dem berühmten Verfasser bereits kennen.

Knortz, Karl: Eines deutschen Matrosen Nordpolfahrten; Wilhelm Nindemann's Erinnerungen an die Nordpolexpedition der „Polaris" und „Jeannette". Zürich, Verlagsmagazin, 1885. — Diese gehaltvolle kleine Schrift schildert die Erlebnisse eines von der Insel Rügen gebürtigen deutschen Seemanns Wilhelm Nindemann, welcher die beiden Expeditionen der „Polaris" und der „Jeannette" nach dem Polarmeere mitmachte und nach unzähligen Mühsalen, Strapazen und Entbehrungen doch wohlbehalten zurückkehrte. Wir haben das Schriftchen mit dem größten Interesse gelesen und fühlen uns Herrn Knortz nur zu Dank verpflichtet, daß er dazu beigetragen hat, diese höchst merkwürdigen und lehrreichen Erlebnisse eines einfachen deutschen Seemanns, welcher

beinahe alle Meere befahren hat, dem großen Leserkreis zu vermitteln. Die Mühsale und Gefahren der Polarreisen sind wohl kaum jemals anschaulicher und eindringlicher beschrieben worden.

Retzius, Gustav: Finnland, Schilderungen aus seiner Natur, seiner alten Kultur und seinem heutigen Volksleben. Autorisierte Uebersetzung von Dr. C. Appel. Mit 93 Holzschnitten und einer Karte von Finnland. Berlin, G. Reimer, 1885. — Finnland, das wildromantische Land der Felsen, Wälder und Seen, hat von jeher einen geheimnisvollen Reiz auf den Westeuropäer geübt und ist leider unserer genaueren Kunde lange Zeit so gut wie verschlossen geblieben. Um so willkommener und dankenswerter ist das vorliegende Buch des Stockholmer Professors Retzius, worin er sich mit Erfolg bemüht hat, die eigenartigen Kulturverhältnisse des finnischen Volkes, des gebildetsten und zivilisiertesten unter den nicht-arischen Stämmen Europa's, genau und übersichtlich zu schildern. An der Hand einer reichen Reihe guter Holzschnitt-Illustrationen schildert uns Retzius zunächst die alte Kultur Finnlands von der vorhistorischen Zeit bis in die Periode der Kalewala-Lieder, und dann die finnische Kultur der neueren Zeit, den landschaftlichen Charakter, die Birkenrinden-Industrie, Ackerbau, Viehzucht, Jagd, Fischfang, Schifffahrt, Baukunst, häusliches Leben und Hauswirtschaft, Kleidung, Nahrung, Genußmittel, Volksgesang, Tanz, Feste, Brautwerbung, Hochzeit, Bestattung und endlich die Rassenmerkmale des finnischen Volkes und seiner Haupttypen, des tavastländischen und karelischen. Die anschauliche und lebendige Darstellung des Verfassers, dessen feiner Beobachtungsgabe nichts entgeht und der seinen Stoff mit Liebe und meisterhaft beherrscht, ist auch der gelungenen deutschen Bearbeitung gewahrt geblieben, und so besitzen wir in dem vorliegenden Buche einen gediegenen wertvollen Beitrag zur Kunde eines hochinteressanten Volkes und Landes von eigenartiger und ziemlich selbstständiger Entwickelung, die eines eingehenderen Studiums wohl würdig sind, wie wir schon aus seiner gehaltvollen, noch zu wenig bekannten Volkslitteratur erfahren.

Aleman, L.: Grammaire élémentaire de la langue Quichée, publiée par *A. Blomme*, Copenhague, Thiele, 1884. — Diese kurze Grammatik der Quiché-Sprache, welche die Basis und der Stamm so vieler amerikanischer Idiome ist, wurde von Herrn Blomme dem Internationalen Kongreß der Amerikanisten von 1883 vorgelegt, langte aber zu spät an, um noch in den Rechenschaftsbericht jenes Kongresses aufgenommen zu werden, und erschien daher in einem besonderen Abdruck. Bei der großen Beachtung, welche man dermalen von Seiten der Anthropologen, Ethnographen und Sprachforscher den Sprachen der Eingeborenen von Zentralamerika, den Majas, Quiché u. s. w., zuwendet, kommt diese 1842 von einem spanischen Geistlichen in Santa Clara verfaßte Quiché-Sprachlehre, die erste, welche wir meines Wissens besitzen, sehr zeitgemäß.

Marinelli, Prof. Giovanni: La Superficie del Regno d'Italia secondo i più recenti studi; memoria. Terza edizione. Roma, fratelli Bencini, 1884. — Die kleine Schrift gibt eine möglichst genaue Richtigstellung der Angaben des russischen Generals Strelbitsky und anderer über die Vermessungsergebnisse des Königreichs Italien, welche um so dankenswerter ist, als die amtlich bekanntgegebenen Vermessungen selbst großenteils unzuverlässig, weil zu verschiedenen Zeiten und nach verschiedenen Prinzipien aufgenommen, sind. Die Schrift ist ein sehr wertvoller Beitrag zur Litteratur der Statistik und hat, wie die in kurzem nötig gewordene dritte Auflage beweist, in Italien eine dankbare und allgemeine Aufnahme gefunden.

Poljakow, J. S.: Reise nach der Insel Sachalin in den Jahren 1881—1882; Briefe an den Sekretär der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. A. Arzruni. Berlin, A. Asher u. Comp. 1884. — Bei der dermaligen Dürftigkeit unseres Wissens über die reiche und schöne Insel Sachalin, eine der wertvollsten neuen Erwerbungen Rußlands am Ochotskischen Meere, ist die vorliegende Schrift eine um so dankenswertere Bereicherung der Erdkunde, als sie von einem anerkannt tüchtigen Naturforscher und Zoologen, dem früheren Konservator des Zoologischen Museums der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg, J. S. Poljakow, herrührt. Seine Forschungen erstreckten sich auf die geognostischen, botanischen, zoologischen, anthropologischen und archäologischen Zustände der Insel und gingen von den Staatsgefängnissen im Thal der Alexandrowka aus, von wo er Ausflüge und Forschungen nach dem Flußgebiete der Tym und nach den Gebirgsgegenden des Innern veranstaltete, den Tymfluß bis zu seiner Mündung hinabfuhr und unterwegs den Stamm der Giljaken und seine Niederlassungen besuchte, dann Tro und seine Umgebungen erforschte, die Nyjsche Bucht befuhr, das Pflanzen- und Tierleben des Ochotskischen Meeres und seiner Küsten studierte und sich nach dem südlichen Sachalin begab, nach dessen genauer Erforschung er nach Nagasaki in Japan übersetzte und sich auf den Heimweg machte. Das Poljakow'sche Werk ist trotz seines verhältnismäßig geringen Umfangs doch ungemein lehrreich und voll neuer Thatsachen und ein sehr schätzbarer Beitrag zur Kunde von Nordost-Asien.

Notiz.

Die Kameele in der englischen Armee. Großbritannien, welches bekanntlich seit jeher in Schiffen groß gewesen ist, hat im letzten Feldzuge auch in Bezug auf die sogenannten Schiffe der Wüste, die Kameele, alle anderen zivilisierten Völker überflügelt. Die Wissenschaft der Militärstatistik gewährt uns einen Einblick in die Besitzverhältnisse der geeinigten drei Königreiche in Kameeldingen. England stellte nicht weniger als 7000 Stück Kameele auf. Von diesen fielen 2700 auf dem Felde der großbritannischen Ehre, 4000 Stück gingen infolge der furchtbaren Anstrengungen an Entkräftung zu grunde, während die übrigen 300 als Rekonvaleszenten in eigens errichteten Kameelfeldspitälern gegenwärtig darniederliegen. Die englische Armeeverwaltung hat den Beschluß gefaßt, den kolossalen Abgang durch entsprechende Assentierungen zu decken. Zu diesem Behufe hat sich bereits eine Kameel-Remonten-Kommission konstituiert.

Joseph Baer & Co. in Frankfurt a. M.

NEUE LAGERKATALOGE:
139.
Geographie und Reisen.
146. 159. 164.
Nationalökonomie.
(Einander ergänzend.)
ANTIQUARISCHER ANZEIGER
352.
Afrika. — Miscellanea.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Buchta, Richard, Der Sudan und der Mahdi. Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen. 8°. M. 1. 20 Pf.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 21. Stuttgart, 25. Mai. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Josef Thomson's Entdeckungen im äquatorialen Ostafrika. S. 401. — 2. Die Kolonisation in Algerien. Von Dr. W. Kobelt. (Schluß.) S. 406. — 3. Die Camorra in Glacé-Handschuhen. S. 411. — 4. Die jüngsten Ereignisse in Korea. (Schluß.) S. 413. — 5. Das Saskatschewan-Land. S. 417. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 419. Die Scheluh im Atlas. — 7. Litteratur. S. 419.

Josef Thomson's Entdeckungen im äquatorialen Ostafrika.

Vor wenigen Tagen erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig eines der wichtigsten und gehaltvollsten neueren Reisewerke, nämlich: „Durch Massai-Land. Forschungsreise in Ostafrika zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima'ndscharo und Victoria-Nyanza in den Jahren 1883 und 1884, von Joseph Thomson, Mitglied der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London. Autorisierte deutsche Ausgabe; aus dem Englischen von W. v. Freeden. Mit 62 Holzschnitten und 2 Karten." Wir stehen nicht an, dieses Werk als einen der wichtigsten und interessantesten neueren Beiträge zur Erd-, Natur- und Länder- und Völkerkunde des äquatorialen Afrika zu begrüßen. Herr Joseph Thomson, ein junger schottischer Geolog und (wenn wir recht berichtet sind) naher Verwandter des am 10. März 1882 zu Edinburgh verstorbenen bekannten schottischen Naturforschers Charles Wyville Thomson, hat ein Gebiet bereist, welches außer ihm und vor ihm nur der kühne deutsche Arzt und Reisende Dr. G. A. Fischer in Sansibar betreten hatte — ein Gebiet, das ungefähr zwischen dem 1.° n. und 4.° s. Br. und dem 34. und 38.° ö. L. gelegen, eine ungeheure vulkanische Region mit den gewaltigen Bergriesen des Kilima-'ndscharo und Kenia, vielen anderen noch thätigen Vulkanen und einer Kette von Binnenseen (Naiwascha, Elmeteita, Nakuro, Baringo 2c.) umschließt, welche sämtlich in einer durch vulkanische Gewalten hervorgerufenen Spalte oder Depression liegen und sich in jeder Hinsicht von dem allgemeinen Charakter der übrigen afrikanischen Binnenseen unterscheiden.

Was zunächst Herrn Thomson anlangt, welcher in dem uns vorliegenden Buche seine Reise-Erlebnisse mit fesselnder Frische und packender Anschaulichkeit erzählt, so stellt er uns den Typus eines der neueren britischen Forschungsreisenden dar, welcher mit wunderbarer Unerschrockenheit, Zähigkeit und Umsicht und unbehindert von allen Schwierigkeiten unentwegt sein Ziel verfolgt und mit einer seltenen Findigkeit sich aus Verlegenheiten und Gefahren herauszuwickeln weiß. Als er zu Anfang 1883 die im vorliegenden Werk geschilderte Reise antrat, hatte er erst das 26. Lebensjahr zurückgelegt, aber schon drei verschiedene Expeditionen in's Innere von Afrika gemacht, deren eine, an die Mittelafrikanischen Seen, er in einem gehaltvollen Buch ebenso lehrreich als anziehend beschrieben und seine Befähigung zur Lösung einer solch bedeutenden Aufgabe so glänzend dargethan, daß die Königl. Geographische Gesellschaft in London ihn dazu ausersah, den Versuch zu machen, ob man von Mombas an der Ostküste aus durch das Massai-Land mit einer Karawane nach dem Victoria-Nyanza vordringen und zugleich genaue Erhebungen über die Gebirgswelt jener Zone, namentlich die fabelhaften „Mondberge" der Alten und den gewaltigen Gebirgsstock des Kilima'ndscharo, anstellen könne, welcher seit etwa 40 Jahren die Aufmerksamkeit der Afrikaforscher und der wissenschaftlichen Welt in Anspruch nimmt. Thomson's vorletzte Expedition, auf welcher er im Auftrage des Sultans von Sansibar im Novuma-

becken vergebens nach den sagenhaften Steinkohlenlagern gesucht, hatte ihn speziell für eine derartige Reise vorbereitet und die Königl. Geographische Gesellschaft ernannte ihn zum Führer der von ihm im Plan skizzierten Expedition, für welche eine Summe von 3000 Lstrl. ausgesetzt worden war. Die ihm erteilte Weisung ging im allgemeinen dahin, „auf dieser Expedition sich zu vergewissern, ob eine für europäische Reisende gangbare Straße von einem der ostafrikanischen Häfen (Pangani, Mombas ꝛc.) direkt durch das Massai-Land zum Victoria-Nyanza führe, und ferner den Berg Kenia zu untersuchen, durch eine vorläufige Aufnahme des Landes eine bestmögliche Karte desselben herzustellen oder die Daten zu einer solchen zu sammeln; endlich alle möglichen Beobachtungen über die Meteorologie, Geologie, Naturgeschichte und Ethnologie der durchwanderten Gegenden anzustellen."

Das Ländergebiet, welches das Ziel von Thomson's Forschereifer war, ist bis vor etwa 40 Jahren ein noch ganz unbekanntes geblieben. Die Portugiesen beanspruchen zwar schon seit nahezu 300 Jahren die Oberhoheit über dasselbe, haben aber nicht das mindeste zu seiner Erforschung gethan und sich kaum einige Meilen weit von der Küste landeinwärts gewagt. Nur sagenhaft war ihnen schon seit mehr als 350 Jahren das Vorhandensein hoher Berge im Innern bekannt, deren einen sie als den „Olymp Aethiopiens" bezeichneten, welcher vielleicht zu dem fabelhaften Mondgebirge gehöre, worin der Nil entspringe. Erst als der deutsche Missionar Dr. Krapf 1842 nach seiner Vertreibung aus dem Gallas-Land in Abessinnien in der Hafenstadt Mombas eine Missionsstation für die Ausbreitung des Christentums errichtete, erhielt durch ihn die europäische Welt genauere Kunde über das gebirgige Binnenland mit seinen Riesenbergen und Vulkanen und seinen wilden Völkerstämmen, zu denen die Händler von der Küste nur in starken Karawanen zu treten wagten, um das wertvolle Elfenbein und die Sklaven zu holen. Die erste Kenntnis dieser Länderstrecken aus eigener Anschauung erwarb sich der deutsche Missionar Rebmann, der in den Jahren 1847—1849 viermal in jene Gegenden vordrang und nicht nur den Wunderberg Kilima'ndscharo, sondern auch die nördlich und nordwestlich davon gelegenen Gegenden besuchte und das Land Unjamwesi mit seinem mächtigen Binnensee aufsuchen wollte. Der Mißerfolg seiner letzten Expedition von 1849, wo Rebmann von dem Fürsten von Majame ausgeplündert und gänzlich mittellos heimgeschickt wurde, raubte ihm Kraft und Lust zu weiteren Forschungen, und nun drang Krapf auf wiederholten Reisen in das Innere ein nach Ukambani, erhielt ebenso das Vorhandensein des Kilima'ndscharo bestätigt, hörte vom imposanten Kenia und dem großen Binnensee (Victoria-Nyanza), war aber nicht imstande, eine Missionsstation im Innern zu gründen.

Krapf's und Rebmann's Entdeckungen blieben mehr als zehn Jahre unverfolgt, bis der deutsche Reisende von der Decken und der englische Geologe Thornton 1862 den Kilima'ndscharo besuchten und bis zur Höhe von 4300 m. erstiegen und auch den Berg Meru durch Triangulation vermaßen. Weiter in das Innere aber vermochten sie nicht vorzudringen wegen des wilden, kriegerischen und raubgierigen Volkes der Massai, welches die Landstrecken im Norden und Nordosten des Kilima'ndscharo bewohnt und, der Schrecken aller umliegenden Völkerschaften, zuweilen sogar bis zur Küste vordringt. Einige Jahre nach ihm besuchte der britische Missionar New ebenfalls den Kilima'ndscharo, erstieg denselben bis zur Schneegrenze und entdeckte den kleinen Kratersee Dschalla am Fuße des Berges, wiederholte später den Besuch und ward von einem der mächtigsten Massai-Fürsten, Mandara (mit welchem wir noch näher bekannt werden), ausgeplündert und vertrieben und starb auf dem Rückwege. Den Mißerfolg der Reisen des Herrn von der Decken und des Missionars New soll die Perfidie ihres Führers Sadiben-Ahedi verschuldet haben, den später auch Thomson engagierte.

Ein späterer Versuch, 1877, von dem deutschen Naturforscher Hildebrandt veranstaltet, um in jene Gegenden einzudringen, scheiterte ebenfalls, denn derselbe kam nicht weiter als bis Kitui im Lande Ukambani, wo schon Dr. Krapf gewesen war.

Der Schrecken, welchen die wilden, grausamen Massai verbreiteten, und die vielfachen Gefahren einer derartigen Reise, auf welche schon die vorerwähnten kühnen Männer aufmerksam gemacht hatten, sowie die Kostspieligkeit einer derartigen Reise, mochte die meisten Reisenden der Neuzeit von einem Versuche, in jene Gegenden von Ostafrika einzudringen, abhalten. Selbst als der afrikanische Ausschuß der Königl. Geographischen Gesellschaft in London im Jahre 1877 einen detaillierten Plan zu einer derartigen Reise ausgearbeitet hatte, fand sich nur ein einziger Mann, der sich für dieses Unternehmen begeisterte und in das Massai-Land eindringen zu können sich vermaß, nämlich Keith Johnston, dem es aber nicht vergönnt war, jenen Plan auszuführen, denn die Gesellschaft schickte ihn zunächst nach dem Nyanza-See, wo er aber schon im Anfang seiner Expedition der Ruhr erlag. Damals empfand Thomson das brennende Verlangen, in die Fußtapfen des unglücklichen Keith Johnston zu treten, sah aber keine Möglichkeit ein, diesen Lieblingsplan zu verwirklichen, wozu ihm dann erst 1882 die Gelegenheit in der obenerwähnten Weise geboten wurde.

Thomson langte am 26. Januar 1883 in Sansibar an, um die Vorbereitungen zu seiner Expedition zu treffen, welche für das Gelingen derselben so ungemein wesentlich sind. Hier hörte er, daß Dr. G. A. Fischer, welcher seit Jahren in Sansibar als Arzt praktiziert und schon mehrere bedeutende Reisen in's Gallasland und andere Gegenden von Afrika gemacht hatte, im Auftrage der Hamburger Geographischen Gesellschaft nach eben jenen Gegenden

aufgebrochen sei, welche Thomson selbst zu besuchen beabsichtigte. Es galt zunächst den Ausgangspunkt für die Expedition Thomson's zu bestimmen. Hier lag die Wahl zwischen Pangani und Mombas im Norden von Sansibar vor. Dr. Fischer war über Pangani aufgebrochen, Thomson wählte Mombas (Mombasa), weil dies den kürzeren Weg nach dem Kilima'ndscharo bot. Mit großer Mühe organisierte Thomson seine Karawane und hatte das Glück, einen Stab von tüchtigen Männern zu bekommen, von welchen einige schon Stanley auf seinen Reisen begleitet, andere schon unter ihm gedient hatten. Nur Träger für die Karawane in Sansibar zu finden, war schwierig; denn es fehlte an Leuten, und die besseren wollten sich nicht nach Massai-Land anwerben lassen. So mußte er sich denn mit einem Teil des Abschaums der Suaheli-Bevölkerung von Sansibar begnügen, die er aber, wie die Folge zeigen wird, durch ein verständiges Maß von Strenge und Milde und durch sein umsichtiges und energisches Gebahren so an sich zu fesseln wußte, daß sie gute Disziplin hielten und der Mehrzahl nach bei ihm bis zu Ende der Expedition ausharrten.

Am 2. März 1883 hatte Thomson seine Karawane von 110 Mann nebst Waren- und Lebensmittel-Vorräten und drei Eseln zu Krankenträgerdiensten beisammen und von Sansibar nach Mombas eingeschifft. Am 7. traf er selbst dort ein und am 15. begann der Aufbruch nach dem Innern. Sein Unterbefehlshaber war ein junger Malteser Matrose, namens Martin, sein Führer ein listiger, verschlagener Suaheli, namens Musinna. Neben seinem Stab von tüchtigen und vertrauenswerten Leuten hatte er noch zehn Askari oder Krieger, d. h. ausgewählte und gut bewaffnete Leute aus der Karawane, welche die Stelle von Jägern, Wächtern, Polizisten 2c. versehen und den Anführern die nötige Ordnung auf der Reise erhalten helfen. Das Gros der Karawane bildeten 113 Träger, welche folgendermaßen beladen waren: 29 mit Glasperlen, 34 mit Eisen-, Messing- und Kupferdraht, 14 mit Tuch, 15 mit persönlichen Vorräten, 9 mit Kleidern, Stiefeln, Büchern 2c., 5 mit Munition, 6 mit wissenschaftlichen Instrumenten, photographischen Apparaten 2c., 10 mit Zelten, Zeltgerät, Kochgeschirren 2c.; dazu noch zwei Jungen, ein Gewehrträger und ein Eseltreiber. Ausnahmsweise mußten, da man bis Ndara im Lande Teita eine Gegend passierte, wo keine Lebensmittel zu haben waren, noch etwa 30 Wateita[1] als Träger angenommen werden, welche je eine Last Reis von etwa 40 Pfund auf dem Rücken, mit einem Strick um die Stirn, trugen.

[1] Wa, der Ausdruck der Mehrzahl, bedeutet Leute, Volk, also Wateita = Leute aus Teita, Wadjagga = Leute aus Djagga (das Land am Fuß und Südabhange des Kilima'ndscharo). Die Anfangssilbe Ki dagegen bedeutet Sprache, Mundart, also Kiteita = Mundart von Teita u. s. f. M als Präposition, z. B. Mteita, bedeutet die Einzahl und die Provenienz, daher Mteita = ein Mann aus Teita.

Mit dem Marsch begannen die Sorgen und Strapazen; es galt die Leute am Desertieren zu hindern, die schon eine dreimonatliche Gage voraus empfangen hatten, sie zu disziplinieren, auf dem Marsch und im Lager zusammenzuhalten und die Träger an einen geduldigen und gleichartigen Marschschritt zu gewöhnen, sodann aber auf der Hut vor den herumstreifenden Massai-Banden zu sein, von deren Nähe man schon in den ersten Marschtagen Spuren entdeckte und Kunde erhielt, und es ist daher in hohem Grade interessant, Thomson's eigene Schilderung hievon zu lesen. Nicht minder anschaulich und interessant als die Schilderungen des täglichen Lebens auf dem Marsch einer Karawane sind die lebendigen Beschreibungen der geognostischen und geologischen Verhältnisse dieses Landstrichs zwischen der Ostküste und dem Fuß des Kilima'ndscharo und der einzelnen gut differenzierten Stämme der Bewohner. Nach mühsamem Zuge über verschiedene Bergketten erreicht man das Hochland von Teita, überquert die wasserlose Landschaft Njika und erreicht am 31. März die reizende Waldregion von Taveta, wo im schattigen Walde ein Lager aufgeschlagen wird, in einer Lichtung, welche gewissermaßen das Hauptquartier der Suaheli-Kaufleute bildet. Hier mußte eine längere Rast gemacht werden, um den mitgebrachten Vorrat von Glasperlen in Stränge von jener regelmäßigen Länge aufzureihen, wie sie im Massai-Lande handelsüblich sind, und es mußten 60,000 solcher Stränge aufgefaßt werden. Außerdem mußten aus dem Tuch oder Zeug die Kriegsanzüge, Naibere, gefertigt werden, in welcher Form allein die Massai die Stoffe annehmen; solcher Naibere waren über 300 anzufertigen, und so zog sich diese Rast in die Länge und dehnte sich endlich sogar bis auf zwei Monate aus. Von hier an wurde auch den eingeborenen Stämmen das „Hongo" oder Wegegeld entrichtet, welches alle Karawanen für den Durchlaß durch ein Gebiet bezahlen müssen und das meist unter langem Feilschen vereinbart wird. Der Aufenthalt in Taveta, so mühselig er wegen der steten Beaufsichtigung und des beständigen Haders der diebischen Träger war, gewährte doch Thomson auch manchen Genuß durch Ausflüge in der Umgebung, ergiebige Jagden, einen reichen Vorrat an wohlfeilen Lebensmitteln und durch den Respekt, welchen ihm diese eingeborenen Wilden als einem großen Zauberer zollten, besonders wegen seiner galvanischen Batterie und seines photographischen Apparates, durch Sammlung von Naturalien, geographische und ethnographische Studien.

Schon bis hieher hatte Thomson mit unsäglichen Mühsalen und Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, welche manchen anderen von der Fortsetzung der Reise abgehalten und ihm die Befürchtung eingegeben hätten, daß er sein Ziel niemals erreichen werde; allein Thomson ging trotz aller Hemmnisse mit einem an Fatalismus grenzenden Leichtsinn und Selbstvertrauen vorwärts. In Taveta warb er noch als weiteren Karawanenführer und Dolmetscher Sadi an, welcher auch der Begleiter von der Decken's

und New's auf ihren Reisen nach dem Massai-Land gewesen war und wahrscheinlich durch Feigheit und Verrat deren Unternehmungen vereitelt hatte. Auch Thomson mußte erfahren, wie perfid und tückisch Sadi und der andere Führer Mukinna gegen ihn waren, so daß er sie stets überwachen und jedem Rat von ihrer Seite mißtrauen mußte.

Gleichwohl setzte er seine Reise fort, obwohl ihm die Suaheli-Kaufleute und seine eigenen Begleiter davon abrieten und er selbst seine Karawane zu klein, seinen Vorrat an Tauschwaren zu ungenügend halten mußte, und erreichte glücklich die Landschaft Djagga und das Lager des als Dieb, Räuber verschrienen länder- und beutegierigen, nach Oberherrschaft über die sämtlichen Massai-Stämme strebenden „Königs" Mandara, des Häuptlings der Wadjagga, eines der merkwürdigsten einheimischen Fürsten. Dieser Teil des Buches: der erste Aufenthalt bei Mandara, die Schilderung von Land und Leuten in Djagga und Schira, die ersten vereitelten Versuche zur Besteigung des Kilima-'ndscharo, das erste Zusammentreffen mit den Massai, der notgedrungene Rückzug vor denselben nach Taweta, die die eilige Rückkehr nach der Küste, die vergeblichen Bemühungen, in Mombas neue Reisemittel aufzubringen, die von Sansibar eintreffende Hülfe und der kühne Entschluß, einen neuen Vorstoß nach seinem Reiseziele zu machen ꝛc., gehören zu den interessantesten Partien des Thomson'schen Werkes und machen besonders durch die freimütige Frische, Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit der Darstellung einen ungemein anziehenden und gewinnenden Eindruck.

Zum zweitenmale bricht unser Reisender also von Rabai nach Taweta und dem Kilima'ndscharo auf, studiert den gewaltigen Bergstock mit seinem majestätischen Doppelhaupt, dem westlichen Gipfel Kibo (5698 m.) und dem östlichen Kimawensi (4956 m.), schildert dessen Entstehungsgeschichte und den von ihm besuchten Kratersee Djala, überschreitet dann am 11. August 1883 zum viertenmale die Massai-Grenze und dringt unter wachsenden Gefahren und Mühsalen durch das Flachland Ngiri, das Hochland Kapte und die Landschaft Kikuju nach dem Naiwascha-See (1° 10″ s. Br.) vor, meist genötigt, durch seine waidmännische Tüchtigkeit für den Unterhalt seiner Karawane zu sorgen, was ihn manche interessante und mit frischem Humor geschilderte Jagdabenteuer in den einzelnen, oft überraschend wildreichen Gegenden erleben läßt, wo es von Elefanten, Rhinocerossen, Antilopen, Zebras, Straußen u. s. w. wimmelt, wo die wilden Büffel in Bezug auf unangenehme Nachbarschaft mit den Löwen und Hyänen wetteifern und die Widerwärtigkeiten mit den Eingeborenen nicht aufhören.

Die Seen Naiwascha, Elmeteita, Wakuro und Baringo liegen nahezu unter demselben Meridian in einer unverkennbar durch vulkanische Umwälzungen entstandenen Mulde, welche, östlich von einem großartigen Gebirgszuge von etwa 4270 m. über Meer begrenzt ist, jenseit welches der majestätische Kegel des Kenia sich aus der Hochebene von Lykipia erhebt. Ersteres Gebirge, welchem Thomson den Namen der Aberdare-Mountains gibt (dem Lord Aberdare, Präsidenten der Londoner Königl. Geographischen Gesellschaft, zu Ehren), lockt zwar unsern Reisenden, allein er wagt es seiner Schroffheit und Unersteiglichkeit wegen nicht zu überschreiten, obwohl er der Versuchung nicht widerstehen kann, nach dem von fern gesehenen Kenia vorzudringen. Nach der Ankunft am See Elmeteita aber, wo die mit einer Handelskarawane von Suaheli-Kaufleuten vereinigte Karawane Thomson's in der Nähe von heißen Quellen rastet, kommt letzterer zu dem Entschluß, doch den Ausflug nach dem Kenia zu wagen. Er schickt seine Karawane mit der anderen direkt voraus nach Ndjemps am Baringo-See, bricht zu Anfang Oktobers mit wenigen Begleitern in nördlicher Richtung auf, umgeht das Nordende der Aberdare-Mountains und biegt dann in östlicher Richtung unter gewaltigen Strapazen, Entbehrungen und Gefahren in die Landschaft Lykipia ein, und erreicht am 28. Oktober den Fuß des Kenia an einem Punkte, wo sich derselbe in seiner ganzen Ausdehnung und Großartigkeit dem Blicke darstellt.

Von hier eilt er dann unter Hungersnot und Gefahren von seiten der wilden Eingeborenen, welche ihn für den Urheber der unter ihren Rinderheerden herrschenden, höchst verderblichen Maul- und Klauenseuche halten, durch die im ganzen weiten Lande Elend und Mangel hervorgerufen wird, in nordwestlicher Richtung nach Ndjemps am Baringo-See, das er am 10. November erreicht und wo er seine Karawane wieder findet. Hier fügt nun Thomson, als an der geeignetsten Stelle, eine eingehende Schilderung von Land und Volk der Massai und der ihnen nahe verwandten Stämme der Wakwafi, Andirobbo u. s. w. ein, bevor er uns das Bild seiner Weiterreise über das Elgejo-Gebirge und die Landschaft An-gata Njuki nach Kawirondo, der Uferlandschaft am nordöstlichen Ende des Victoria-Nyanza, entwirft. Diesen größten und imposantesten der zentralafrikanischen Seen erreicht er am 11. Dezember in Massala, kehrt auf einem nördlichen Umwege nach Kwa-sundu zurück, biegt dann gegen Norden ab, um den interessanten Gebirgsstock von Elgon mit seinen merkwürdigen Höhlenwohnungen (ungefähr unter 0° 50′ n. Br.) zu besuchen, wandert ostwärts weiter nach dem südlichen Fuße des Dschibscharagnani-Gebirges, den er in mühsamer Weise umgehen muß, und reist dann in südlicher Richtung durch das Hochland zwischen den Bergketten Elgejo und Kamassia und über den südlicheren Höhenzug nach Ndjemps zurück, wo er mit seinen Begleitern beinahe erschöpft ankommt, nachdem sie, obwohl beinahe unter dem Aequator, in diesen hohen Regionen von der schneidenden Kälte und teilweise vom Mangel an Lebensmitteln unsäglich zu leiden gehabt hatten.

Thomson macht hierauf eine Rundreise um den Baringo-See, durch Gegenden, welche ein wahres Eldorado für Jäger sind, jagt daselbst nach Herzenslust, macht vom

Nordende des Baringo noch einen kleinen Abstecher ostwärts, und kehrt dann zu seinem Lager am Südende des Baringo, bei Guaso-Tigirisch, zurück.

Mangel an Lebensmitteln wie an Tauschwaren drängten endlich zur Umkehr nach der Ostküste. Am 22. Februar 1884 ward daher der Rückweg nach dem Naiwascha-See mit sehr spärlichen Proviantvorräten angetreten. Nach wenigen Tagen wurde Thomson, welcher kurz zuvor erst von einer auf der Jagd empfangenen Wunde genesen, von einer Dysenterie befallen, welche wohl durch Erkältung, Strapazen und die mangelhafte Kost der jüngsten zwei Monate hervorgerufen worden war und sich rasch steigerte. Anfangs zwang er sich, noch munter und mobil zu sein, weil er als Jäger für den Unterhalt seiner Karawane sorgen mußte. Bald aber konnte er nicht mehr gehen, nicht mehr auf dem Esel reiten und mußte in einer Sänfte getragen werden. Seine Leute, die er als ein verkommenes unzuverlässiges Gesindel in Sansibar und an der Küste angeworben, aber durch verständige Behandlung nicht nur disziplinirt, sondern sogar dankbar, treu und an ihn anhänglich gemacht hatte, mußten ihn in einer rohen Sänfte vom Nordende des Naiwascha bis zur Küste tragen, und wetteiferten ordentlich untereinander, ihm diesen Liebesdienst zu erweisen. Zwischen Leben und Tod schwebend, unter Hunger, Schmerzen, Schwäche und Entbehrungen, weil er keine Tauschwaren mehr hatte, um Lebensmittel erkaufen zu können, setzten Thomson und seine Leute ihre Reise südwärts fort, bis sie mit dem Suaheli-Händler Jumba Kimameta, ihrem früheren Reisegefährten, der nun mit Elfenbein beladen aus dem Innern zurückkehrte, und einige Tage später in Ngongo-a-Bagas (1° 20′ s. Br., wo Thomson schon am 10. September 1883 gewesen war) mit einer nach dem Binnenlande ziehenden ungeheuren Karawane von 1200 Mann zusammentrafen. Dem Hungertode nahe und ohne Waren wie Thomson und seine Leute waren, wurden sie von dieser Karawane nach Landessitte freigebig und gratis mit Waren unterstützt, und Thomson faßte nun den kühnen Entschluß, sich auf dem kürzesten Weg und diagonal von seiner früheren Route nach der Küste durchzuschlagen, obwohl ihm Jumba und alle andern dringend abrieten.

Am 7. Mai 1884 trennte sich, trotz Krankheit und Abraten, Thomson von Jumba und dessen Karawane, erreichte glücklich die Ostgrenze des Massai-Landes, durchquerte das Gebirgsland Ulu und die dürren Wüsten von Kikambuliu und die kahle Njika unter den größten Mühsalen und Entbehrungen, erreichte er am 24. Mai Rabai und war nun wieder unter Freunden. Thomson war inzwischen wenigstens soweit wieder hergestellt, daß er gehen konnte. Glücklich und wohlbehalten gelangte er über Mombas nach Sansibar zurück, wo er von seinem alten Freund Sir John Kirk, dem britischen Generalkonsul, auf das herzlichste aufgenommen wurde, und von wo er über Bombay, Aden und Brindisi nach England zurückkehrte.

Das ist das einfache Gerippe dieser Reise, welche zu den kühnsten und erfolgreichsten Forschungsreisen gehört, welche überhaupt in das äquatoriale Afrika gemacht worden sind. So trocken und dürftig der eben von uns gegebene summarische Ueberblick über Thomson's Reise ist, so fesselnd, lehrreich, wechselvoll und anschaulich ist das Buch selbst, auf welches wir hiemit wiederholt und mit voller Berechtigung verweisen. Die geologischen und geognostischen Verhältnisse jener ungeheuren Region, welche in nicht allzu ferner Vorzeit der Schauplatz der gewaltigsten und umfassendsten vulkanischen Thätigkeit gewesen sein muß, die ganze überraschende und eigenartige Konfiguration des Landes konnten keinen befähigteren und besseren Schilderer finden als Thomson, welchen seine früheren Reisen in Afrika mit dessen Geologie so vertraut gemacht hatten. Dasselbe gilt von den sämtlichen weiteren Ergebnissen dieser Reise für die Wissenschaft: von der Topo- und Kartographie, der Zoologie ꝛc. und namentlich der Ethnographie. Ebenso eigenartig wie das Land ist das Volk der Massai, diese seither mehr verrufene als bekannte Völkerschaft, welche nach Körpergröße und -Beschaffenheit, nach Lebensweise, Sitten, Sprache, religiösen und sozialen Zuständen ꝛc. sich ebenso sehr von den Bantu-Völkern, wie von den Negritiern unterscheidet, und von welcher wir hier zum erstenmal ein geschlossenes Gesamtbild erhalten. Der Geograph, der Ethnolog, der Naturforscher, der Anthropolog werden in diesem gerade durch seine schmucklose Einfachheit und naive Ursprünglichkeit so anziehenden Buche eine überraschend reiche Ausbeute finden, welche durch die demnächstige Herausgabe der Beschreibung der von Thomson gemachten Sammlungen noch wesentlich erhöht werden wird. Dem Waidmann und Jäger wird das Buch eine besonders interessante Unterhaltung und Belehrung gewähren. Die vorzügliche deutsche Bearbeitung und ihre gediegene typographische Ausstattung von seiten der Verlagshandlung wetteifern mit dem Gehalt und Inhalt, um das Werk zu einer wertvollen Bereicherung unserer Litteratur zu machen. Die Illustration durch 15 apart gedruckte und 47 in den Text aufgenommene Holzschnitte ist sehr schön, beschränkt sich auf das Wesentliche und Notwendige und erhöht durch die Verbindung von Bild und Wort den lehrreichen Gehalt des Buches ungemein. Ein großes Verdienst des Werkes sind die beiden von Thomson selbst ausgearbeiteten Karten: die Karte seiner ganzen Entdeckungsreise von Mombas bis zum Kilima'ndscharo, Kenia und Victoria-Nyanza-See, und die Geologische Karte der Gegend zwischen Mombas und dem letztgenannten See, durch welche die allgemeine Karte von Afrika nicht unbedeutende topographische Verbesserungen erfährt, so z. B. in Beziehung auf die Landschaft Kawirondo, welche auf früheren Karten viel zu weit nach Süden verlegt wurde, auf den Baringo-See und die Gebirgsstöcke des Kilima'ndscharo und Kenia. Das Thomson'sche Werk reiht sich würdig den früheren, im Brockhaus'schen Verlage erschienenen Werken von Livingstone, Stanley,

Johnston (Kongo) u. a. m. an und vervollständigt die geographische Bibliothek über Afrika, welcher wir den größten und besten Teil unserer heutigen Kunde des dunklen Erdteils verdanken.

Die Kolonisation in Algerien.

Von Dr. W. Kobelt.

(Schluß.)

Den Behörden und den algerischen Volksvertretern ist dieser Zustand gar wohl bekannt; es will aber immer noch nicht gelingen, ihm abzuhelfen. Man verlangte in neuerer Zeit von jedem Bewerber um eine Kolonistenstelle den Nachweis eines Kapitals von 3000 Franken, aber diese Bedingung ist nicht nur mit Hülfe gefälliger Freunde leicht zu umgehen, sondern sie hat auch zu einem neuen und noch verderblicheren Mißbrauche Anlaß gegeben; eine Klasse gewissenloser Spekulanten macht geradezu ein Gewerbe daraus, mittellosen Bewerbern um Kolonistenstellen die nötigen Gelder gegen Wucherzinsen vorzustrecken, um später das schon angerodete Terrain fur ein Spottgeld in ihre Hand zu bringen. Der Mangel an geeignetem Kolonistenmaterial französischer Nationalität zwang dabei die Behörden, immer und immer wieder durch die Finger zu sehen, so lange es einigermaßen anging.

Erst die letzten Jahre haben eine Wendung gebracht, die vielleicht für Algeriens Zukunft von entscheidender Wichtigkeit ist. Das Ueberhandnehmen der Reblaus in Südfrankreich läßt dem kleineren Vigneron, der die kostspieligen Schutzmittel nicht beschaffen und auf seinem Terrain meist auch keine andere Kultur versuchen kann, nur die Wahl zwischen dem Hunger und der Auswanderung. In 1879 fingen solche zuerst an, nach Algerien herüberzugehen und am Rande des Hochplateau's, wo sie bei 800—1000 m. Meereshöhe fast das Klima ihrer Heimat wiederfanden, neue Weinberge anzulegen. Daß die Rebe dort ausgezeichnet gedeiht, ist längst bekannt. Nordafrika war ja im Altertum ein berühmtes Weinland und die Versuche nach der Eroberung gelangen überall. Eine engherzige Politik erschwerte freilich im Anfang das Aufblühen des Weinbaues, ja man ging so weit, die Anpflanzung von Weinbergen mit Rücksicht auf den Export des Mutterlandes ganz zu verbieten.[1] Aber auch nach Aufhebung dieses Verbotes hielt es dem algerischen Wein noch lange schwer, das Vorurteil zu besiegen, das der Franzose selbst in Algerien gegen ihn hatte. Noch als ich 1881 die Provinz Oran bereiste, wurde mir nur zweimal, einmal in Gambetta bei Oran, das anderemal in Maskara, algerischer Wein vorgesetzt. Doch hatten die Weine von Maskara und Medeah und das Produkt der Trappisten in Staoueli sich damals schon einiges Renommée erworben. An den Höhen bei Maskara traf ich damals die ersten Kolonien flüchtiger Südfranzosen, sie hatten im Herbst vorher ihre erste Ernte gehalten — in Algerien trägt die Rebe schon im dritten Jahre reichlich — und der Wein war ausgezeichnet. Auch um Oran herum wurden damals schon Weinberge angepflanzt. Seitdem hat aber der Weinbau ungeahnte Dimensionen angenommen, und im Jahre 1884 erhielt ich überall nur noch algerischen Wein. In 1879 wurden 10,850 Hl. ausgeführt, in 1880 schon 49,000 Hl.; in diesem Jahre waren schon 23,734 Ha. mit Reben bepflanzt und produzierten 432,580 Hl., in 1883 ergab das Departement Algier allein 456,659 Hl. von 11,321 Ha. tragbarer Weinberge und seitdem hat sich die bepflanzte Oberfläche nahezu verdoppelt. Allein in 1883 betrug die Zunahme 5715 Ha., in 1884 dagegen 7127 Ha., der Gesamtertrag in 1883 aber 822,000, in 1884 896,000 Hl. Leider hat aber dieser riesige Aufschwung die gewöhnlichen Folgen solcher Vorgänge; es ist ein wahres Weinfieber ausgebrochen. Alles kauft wüstliegendes Land und pflanzt Reben. Die Pflege der Reben und die Behandlung des Weines lassen sich aber nicht ebenso so rasch erlernen; es fehlt trotz der starken, durch die hohen Arbeitslöhne hervorgerufenen Einwanderung aus Südfrankreich an sachverständigen Arbeitern, und so bringt mancher neu angelegte Weinberg statt der erhofften reichen Erträge schwere Verluste. Weiter fehlt es an Kellern. Der algerische Weinbau leidet ohnehin schon an dem Uebelstand, daß die Gährung noch in einer warmen Jahreszeit stattfinden muß; wird sie nicht ganz vorsichtig geleitet oder dauert die Sommerhitze etwas länger als sonst, so erfolgt gar zu leicht übermäßige Säurebildung. Man versucht nun durch Bildung von Gesellschaften, welche große Kellereien mit Kühlvorrichtungen anlegen und den Produzenten die Trauben abkaufen, das Resultat besser zu sichern, aber schwere Lektionen sind unvermeidlich. Bei der Wein-Ausstellung in Bordeaux 1884 wurden freilich glänzende Erfolge erzielt, aber im Herbst desselben Jahres fand beim Concours régional in Rouen das Komité, dem man gewiß keine feindliche Stimmung gegen die Landsleute in Algerien zuschreiben kann, von 1200 eingesandten Proben nur 70 gut und zog vor, von 900 derselben gar nicht zu sprechen. Mit etwas mehr Erfahrung wird man solche „Echecs" vermeiden lernen; schlimmsten Falls muß man zu der in Südspanien üblichen Prozedur übergehen, welche den edlen Malaga liefert, Abtrocknen der Trauben und Aufbewahrung derselben bis zur kühleren Jahreszeit.

Unter allen Umständen bleibt dem Aufschwung des

[1] Man sollte einen solchen Unsinn für unmöglich halten, aber Herr Camille Sabatier, gegenwärtig Administrateur von Fort National und einer der genauesten Kenner seines Vaterlandes, versichert ausdrücklich, daß seinem Vater, der in Tlemcen einen Weinberg angelegt hatte, von dem damaligen Generalgouverneur aufgegeben wurde, die Reben wieder auszureißen. Uebrigens wurde Algerien von Frankreich bis 1850 in zollpolitischer Hinsicht als Ausland behandelt und die letzten Zollschranken fielen erst 1867.

Weinbaues das Verdienst, ein anderes Leben in die Kolonisation des Landes gebracht zu haben. Er fällt glücklicherweise zusammen mit der Vollendung der wichtigsten Eisenbahnen, die nun schon beinahe das ganze Land zugänglich machen. Heute sind folgende Linien im Betrieb:

1. Algier-Oran, daran anschließend die Linie von Tlelat nach Sidi-bel-Abbès und weiter das Mekerrathal hinauf.

2. Arzeuw-Saida mit Fortsetzung bis Mecheria in der Sahara; diese Bahn dient wesentlich der Halfa-Industrie, schließt aber auch die fruchtbare Ebene Eghriz auf und wird demnächst durch eine kurze Zweigbahn mit dem wichtigen Maskara verbunden.

3. Constantine-Philippeville.

4. Constantine-Setif-Bordsch bu Ariridsch, die erste Hälfte der Linie Constantine-Algier. Von Algier aus ist diese Linie eröffnet bis Ménérville, nahezu vollendet bis Palestro, sie sollen 1886 ganz eröffnet sein.

5. Constantine-Batna, bei el Guerrah von der vorigen abzweigend; die Fortsetzung über el Kantara bis zur Oase Biskra ist in Angriff genommen.

6. Constantine-Guellma-Bône, bei Kroubs von 4 abzweigend, die besten Gebiete Algeriens durchziehend.

7. Duvivier-Tunis, von voriger abzweigend, über Souk-Ahras und durch das Medjerdathal führend, Herbst 1884 eröffnet.

8. Bône-Ain-Mokrah, kurze Industriebahn, zum Transport der Erze der berühmten Eisensteingruben.

Im Bau begriffen oder doch definitiv bewilligt, sind außer der schon erwähnten Strecke Ménérville-Bordsch-bu Ariridsch noch eine Bahn von Oran nach dem hochwichtigen Tlemcen, das die Araber Bab-el-Maghreb, die Pforte des Westens, nennen; sie wird demnächst bis Ain-Temouchent, etwa die Hälfte, eröffnet werden. Ferner Ménérville-Fort-National zur Aufschließung der großen Kabylie und Bougie-Bem-Mansour zur Verbindung des ausgezeichneten Hafens von Bougie mit dem Binnenlande und der Linie Algier-Constantine. Damit ist das Netz in seinen Hauptzügen ausgeführt; man wird in 2 bis 3 Jahren von Tlemcen an der marokkanischen Grenze direkt nach Tunis fahren können; und es bleibt nur noch übrig, durch eine zweite Längslinie die Plateaustädte Tlemcen, Sidi-bel-Abbès, Maskara, Medeah, Aumale, Batna, Tebessa unter sich zu verbinden und die Hafenstädte zweiten Ranges Mostaganem, Tenes, Cherchel, Dellis, Dschidscheli an die Hauptbahn anzuschließen. Algerien hat dann ein so rationell angelegtes Bahnnetz, daß mancher europäische Staat es darum beneiden könnte.

Im Straßenbau hat Frankreich wahrhaft Staunenswertes geleistet. Ausgezeichnete Kunststraßen verbinden alle wichtigeren Punkte, und jedes kleine Kolonistendorf hat wenigstens einen chaussierten Vizinalweg, der es an das Straßennetz anschließt. Die Hauptstraßen sind, wo es einigermaßen möglich war, so angelegt, daß nach beiden Richtungen hin auf ihnen in Trab gefahren werden kann, in dem von tiefeingerissenen Thälern zerschnittenen Lande oft keine Kleinigkeit. Diligencen verkehren auf allen Hauptrouten und man reist in Algerien leichter und bequemer als in Süditalien, von Spanien gar nicht zu reden. Ueberall längs der Straßen und Bahnen entstehen jetzt Ansiedelungen, werden Weinberge angerodet. Die südfranzösische Einwanderung hat aber noch einen Vorzug. Die neuen Ansiedler sind auch mit den sonstigen Kulturarten der Olivenregion vertraut, und jetzt endlich geschieht in großem Maßstabe, was die Regierung seither erfolglos anstrebte: die wilden Oelbäume, die als Reste einer früheren besseren Zeit ganze Distrikte waldartig bedeckten, werden veredelt. In wenigen Jahren wird Algerien, das eben noch Speiseöl in großen Mengen einführen muß und nur aus der Kabylie geringe Quantitäten schlechtester Sorte für die Seifensiedereien in Marseille exportiert,[1] wieder das werden, was es im Altertum war, das wichtigste Oelland am Mittelmeer.

Infolge dieses unerwarteten Aufschwunges ist man aber auch rascher als vorgesehen am Ende der verfügbaren Ländereien angelangt; von gutem bewässerbaren Boden ist wenig genug mehr übrig; auf dem noch vorhandenen kann wohl der genügsame Kabyle noch seinen Lebensunterhalt gewinnen, nicht aber der französische Einwanderer sein Glück machen. Man täuscht sich in Europa überhaupt gern über die Fruchtbarkeit der Länder am Mittelmeer. Wo bewässert werden kann, da bringt freilich der Boden, welchem das Wasser immer neue Düngstoffe zuführt, auch ohne jede Düngung Jahr für Jahr die reichsten Ernten. Wo das aber nicht der Fall ist, wie in weitaus dem größeren Teile der südlichen Länder, da hält der Ertrag des Getreidebaues selbst mit dem der weniger fruchtbaren Länder Europa's keinen Vergleich aus; in dem fruchtbaren Algerien gilt ein achtfacher Ertrag für eine gute Mittelernte und dabei läßt man das Land ein Jahr ums andere oder wenigstens jedes dritte Jahr brach liegen. Algerien befindet sich freilich in einer günstigeren Lage als der ganze Orient. Dort ist das Rindvieh absolut unverkäuflich, da man nur Hammel- und Ziegenfleisch ißt und auch Milch und Butter nicht genossen werden. Stallfütterung und Düngererzeugung sind somit unmöglich, man hält nur das nötigste Zugvieh, und selbst dieses ist förmlich eine Last für den Bauern. In Algerien ist dagegen die Rinderzucht schon jetzt lohnend und wird es von Jahr zu Jahr mehr; Milch und Butter finden in allen europäischen Zentren sehr guten Absatz und somit ist regelmäßige Düngung und überhaupt intensive Bewirtschaftung möglich. Aber die scharfe Konkurrenz Amerika's einerseits und des eingeborenen

[1] Im Jahre 1881 importierte Algerien nach einer guten Ernte 1,980,341 Kgr. Olivenöl und exportierte 765,159 Kgr., in 1882 betrug der Export nur 323,936 Kgr., der Import dagegen 2,711,316 Kgr. Neuere Berichte liegen mir leider nicht vor.

Landbebauers anderseits — für den, da er das Land und seine Zeit nicht zu rechnen braucht, der ganze Erlös für die Ernte nach Abzug der Saatfrucht reiner Gewinn sind — machen es dem Kolonisten unmöglich, auf anderen als ganz fruchtbaren Böden auszudauern. Eine Besserung wäre vielleicht zu erwarten, wenn man, wie neuerdings vorgeschlagen wurde, mit dem Getreidebau mehr Baumzucht verbände und, wie in Südspanien und Süditalien, Oliven- und Maulbeerbäume oder in höheren Lagen Mandelbäume in die Felder pflanzte. Diese würden nicht nur eine doppelte Ernte geben, sondern auch das Getreide vor dem Sonnenbrand und dem gefährlichen Sirocco schützen und nebenbei wenigstens einen Teil der schädlichen Wirkungen der Entwaldung ausgleichen. Die Kabylen befolgen dieses System und stehen sich gut dabei, die Franzosen können sich aber noch nicht dazu entschließen gerade wie sie auch in den Weinbergen durchaus die heimatliche Methode und den in Südfrankreich erprobten Schnitt, trotz der vielfach anderen klimatischen Verhältnisse, beibehalten. Von einer rationellen Verwendung des vorhandenen Wassers durch Anlage kleinerer Barragen und Zisternen sind sie überhaupt noch weit entfernt. Sie sind somit auf die besseren Ländereien angewiesen und die Beschaffung solcher ist die große Lebensfrage, vor welcher in Algerien seit ein paar Jahren alle anderen in den Hintergrund treten.

Seit 1881 wird über eine Maßregel verhandelt, welche ein rascheres Tempo in die französische Besiedelung Algeriens bringen soll. Der algerische Deputierte Thomson hat in einem der Kammer erstatteten Bericht den Vorschlag gemacht, 50 Millionen Franken zu bewilligen, um 300 Dörfer mit ausschließlich französischer Bevölkerung anzulegen, 150 auf noch vorhandenem Regierungseigentum, die andere Hälfte auf neu anzukaufenden Ländereien. Die Frage wurde in Algerien schon vielfach erwogen, als ich 1881 zum erstenmal dort war, und schon damals war die Furcht allgemein, daß man wieder lauter Leute herüberbringen werde, wie in 1848, und daß die für Terrainankäufe auszugebenden Summen ausschließlich den Aktiengesellschaften und Privatspekulanten zu gute kommen würden, welche verstanden hatten, sich für ein Spottgeld rechtzeitig in den Besitz der brauchbarsten Ländereien zu setzen. Seitdem hat die Frage der 50 Millionen beständig auf der Tagesordnung gestanden und zu erbitterten Kontroversen Anlaß gegeben. Auf der einen Seite stehen zahlreiche Algeriner, welche von der offiziellen Kolonisation entweder überhaupt nichts wissen wollen oder doch keine Lust haben, den rücksichtslosen Spekulanten den Gewinn in die Tasche spielen zu helfen; mit ihnen zusammen arbeitet die einflußreiche Société protectrice des indigènes, welche eine Kolonisation überhaupt nicht will und sich mit der utopistischen Hoffnung schmeichelt, den Araber mit der Zeit seßhaft und mit dem Kabylen zusammen zum Freunde Frankreichs zu machen. Auf der anderen Seite finden wir die mindestens ebenso einflußreichen großen Aktienkompagnien und Eisenbahngesellschaften und neben ihnen die Mehrzahl der Kolonisten, welche teils auf die Belebung von Handel und Verkehr durch die Einführung von 15,000—20,000 französischen Familien hoffen, teils aber auch erklären, daß schon die Verausgabung von 50 Millionen für die Kolonie ein großer Vorteil sein werde, auch wenn der Kolonisationsversuch durchaus nicht reüssiere. Die oben zitierte Broschüre des Grafen d'Haussonville stellt die Verhandlungen der algerischen Generalräte zusammen, in welchen sich die verschiedenen Strömungen deutlich spiegeln. Nur in Einem Punkte war man ziemlich einig, daß es nämlich in der alten Weise mit dem unentgeltlichen Verleihen der Konzessionen nicht weiter gehe. Aus dem Bericht des Generalrates von 1881 entlehnen wir der Broschüre folgende offizielle Angaben:

„In Ain Yagout sind auf 28 Kolonistenstellen drei Familien aus vier Köpfen bestehend, geblieben; in Fontaine chaude auf 29 Stellen drei Familien; in Ain Mazuela ist überhaupt kein Haus gebaut worden; in Ain Zsur, das schon 1850 gegründet wurde, existiert überhaupt kein Kolonist; in Ouéd Sedjar, das an einer Eisenbahn liegt und ausgezeichnetes Land hat, ist über die Hälfte an Araber vermietet; Seljar Foulcani mit ganz ungewöhnlich fruchtbarem, gesundem Boden steht fast ganz verlassen und die Häuser stürzen ein;" und so geht es durch eine lange Liste fort. Der Bericht sagt dann weiter:

„Ce système doit être condamné, d'abord parcequ'il oblige le colon à s'aller installer sur une terre qu'il n'a pas choisie, dans un pays dont les conditions de culture ne correspondent pas à ses habitudes, mais surtout à cause de la marche suivie pour le choix des attributaires. . . . Tout le monde sait que dans la concession des lots la faveur a bien plus d'influence que le mérite. Tout le monde sait que l'on est bien plus sûr de réussir avec la recommandation d'un ministre, d'un député, d'un conseiller-général ou même d'un simple ami de nos autorités, qu'avec la qualité de chef de famille, ayant de ressources et possédant l'experience des procédés agricoles. La vérité en tout ceci est que, pour conserver entre leurs mains un moyen d'influence, nos gouvernans, par leurs erreurs, portent à la colonisation des coups mortels. Il en serait tout autrement si l'on vendait les terres."

Der Gedanke, die Kolonistenstellen nicht mehr zu verschenken, sondern auf dem Wege der öffentlichen Versteigerung zu verkaufen, ist sicherlich ein ausgezeichneter. Der Kolonist, der nur einigermaßen mit Mitteln versehen ist, könnte mit Hülfe der algerischen Hypothekenbanken alsbald in den definitiven Besitz seines Grundstückes gelangen und auf demselben wirtschaften wie er wollte. Lebensfähige Zentren würden sich dann rasch entwickeln, bei anderen würde sich die Lebensunfähigkeit rechtzeitig

herausstellen. Aber werden sich die notwendigen Kaufliebhaber finden? Schwerlich, so lange man an der Colonisation française festhält und sogar dem ersten Kolonisten noch die Bedingung auferlegt, wieder nur an einen Franzosen zu verkaufen. Der Mangel an geeigneten bemittelten Kolonisten wird immer und immer wieder im Wege stehen, und man wird sich gezwungen sehen, entweder die Kolonisation überhaupt nur ganz langsam zu fördern oder ungeeignetes Material zu verwenden, oder aber auf den ausschließlich französischen Charakter der Kolonie zu verzichten. Machen ja jetzt schon die Franzosen, einschließlich der Naturalisierten und der eingeborenen Juden, kaum mehr als die Hälfte der europäischen Bevölkerung aus. Ja wenn man auf die Kabylen bauen könnte! Dann hätte man ein ausgezeichnetes und zivilisationsfähiges Menschenmaterial in reichster Menge und Algerien würde schnell wieder den Grad von Wohlstand und Bevölkerungsdichte erreichen, dessen es sich vor der Türkenherrschaft erfreute, aber es wäre damit auch für Frankreich verloren.

Der Hauptwiderspruch erhebt sich aber von allen Seiten gegen die beabsichtigten Terrainankäufe. Es ist offenes Geheimnis in Algerien, daß in erster Linie Ländereien in's Auge gefaßt sind, welche von kühnen und gut unterrichteten Spekulanten blos erworben wurden, um sie dem Staate wieder zu verkaufen, und man streitet erbittert darüber, ob sie wirklich unbedingt nötig seien und ob der Staat nicht noch Domänenländereien genug besitze, um Jahrzehnte hindurch alle Kolonisationsbedürfnisse zu befriedigen. Viele Stimmen verlangen, man solle lieber arabisches Terrain expropriieren. Aber auch das hat seine schweren Bedenken und könnte die Sicherheit der Provinz ernstlich gefährden, denn auch der Araber hängt an dem Lande das er nomadisierend durchzieht, und sieht in der Expropriation eine schwere Rechtsverletzung. Er ist dazu umsomehr berechtigt, als der Verlust eines Teiles seiner ausgedehnten Stammesgebiete ihm die Lebensweise seiner Väter unmöglich macht. Von dem Gelde erhält er ohnehin kaum etwas; ein guter Teil bleibt in den Händen seiner Chefs kleben. Nicht selten auch hält das Gericht sich streng an das unbehülfliche französische Gesetz; es verlangt die Beibringung genügender Besitztitel und läßt bis dahin das Geld in einer öffentlichen Kasse deponieren, unbekümmert darum, ob der seines Grundeigentums beraubte Araber mittlerweile verhungert oder nicht. Fiat justitia, pereat mundus! Es werden in dieser Beziehung haarsträubende Geschichten erzählt und die letzten Aufstände waren zum guten Teil durch solche skandalöse Expropriationen hervorgerufen. Aber auch, wenn ihm der Betrag bald und unverkürzt ausgezahlt wird, nützt er ihm nichts, denn dem Araber zerrinnt das Geld unter den Fingern für nichtigen Tand; für einige Zeit spielt er den großen Herrn, schafft sich ein schönes Pferd mit prächtigem Sattelzeug an und kauft seinen Frauen allerhand Schmuck, und was dann aus ihm wird, das zeigen die verkommenen Banden, welche zigeunerartig das Land durchziehen oder als Lumpensammler u. dgl. in schmutzigen Zelten vor den Thoren der französischen Städte sitzen. Sie sind es, welche das Hauptkontingent für die algerische Verbrecherwelt stellen, in ruhigen Zeiten eine Plage, bei Aufständen eine schwere Gefahr für das Land.

Die Bedenken mannigfachster Art haben das fünfzig-Millionen-Projekt noch nicht zur Ausführung gelangen lassen, obschon die Kammer ihm geneigt war; bei dem gegenwärtigen Stande der französischen Finanzen wird es wohl noch einige Zeit dauern, bis die offizielle Kolonisation in großem Maßstabe aufgenommen werden wird. Einstweilen wird Algerien aber nicht stabil bleiben, und es ist wohl der Mühe wert, einmal zu überlegen, welche Zukunft ihm bevorstehen mag. Vorläufig ist ja zwischen den Eingeborenen noch Raum genug für Europäer. Die Kolonisation leidet gegenwärtig viel mehr unter der amerikanischen Konkurrenz, welche den Waizenanbau unrentabel macht und Algerien in seinen eigensten Produkten, dem Olivenöl und den Agrumen, das Geschäft verdirbt. Das kann aber nicht ewig dauern. Der Raubbau auf jungfräulichem Boden wird ein Ende nehmen und die Farmer werden sich auch nicht ewig die Ausbeutung durch die Eisenbahngesellschaften und die mit ihnen verbundenen Fruchtspekulanten gefallen lassen. Dann aber wird auch ohne Regierungs-Unterstützung die Kolonisation ein anderes Tempo annehmen und dann wird die Frage wegen der Behandlung der Eingeborenen unabweisbar zur Lösung drängen. Sie ist die entscheidende für die Zukunft der Länder zwischen Sahara und Mittelmeer.

Bei ihrer Beantwortung muß man vor allem fest im Auge behalten, daß in Nordafrika zwei durchaus verschiedene Rassen wohnen, die untereinander nicht mehr Aehnlichkeit haben, als die Berge des Dschurdschura und die Wüstenebene der Sahara. In den Bergen sitzen die Kabylen, die Ureinwohner des Landes, iberische Hamiten berberischen Stammes. Sie führen an den Grenzen der Zivilisation ihr eigenes Leben für sich unverändert seit den ersten Anfängen der Geschichte. Nur zweimal sind sie handelnd über ihre Grenzen hinausgezogen und haben der abendländischen Zivilisation schwere Gefahren bereitet, beidemale unter semitischer Führung, einmal unter Hannibal, das anderemal unter den Arabern in Spanien und Sicilien. Sonst haben sie ruhig ihr Oel bereitet und ihre spärlichen Felder bebaut, aber sie sind der Zivilisation absolut unzugänglich geblieben und standen neben den Karthagern, den Römern, den Byzantinern und den Vandalen stets als fremdes, feindliches Element. Zwischen sie schoben sich um die Mitte des 11. Jahrhunderts arabische Wanderhorden, echte Beduinenstämme aus Hedschaz; sie drängten die Ureinwohner aus den Ebenen und offenen Thälern in die Berge und schlugen ihre schwarzen Zelte überall auf, wo ihre Rosse traben konnten. Seitdem wohnen ansässige

Ackerbauer und nomadisierende Hirten nebeneinander. Es ist den Arabern gelungen, den Kabylen ihren Glauben, einzelnen Stämmen auch ihre Sprache aufzudrängen, in verschiedenen Gegenden hat auch eine Vermischung und eine äußerliche Arabisierung der Kabylen stattgefunden, aber im Großen und Ganzen stehen beide Rassen heute noch in entschiedenem, stellenweise sogar feindlichem Gegensatz. Der Zivilisation gegenüber verhalten sie sich grundverschieden. Der Araber denkt nicht im entferntesten daran, die Sitten seiner Väter aufzugeben; sein Zelt genügt ihm, das irdische Leben ist ja nur eine kurze Spanne Zeit, verglichen mit dem ewigen im Paradiese, warum soll er sich überhaupt bemühen, dasselbe bequemer zu gestalten, und dadurch vielleicht sein ewiges Heil zu schädigen? Babylon und Karthago sind vergangen, sagt der Araber, aber das Zelt des Beduinen hält noch heute derselbe Strick, wie in den Zeiten, wo Ibrahim el Khalil, der Freund Gottes, am Jordan auf- und abzog, und er wird es halten, bis der Erzengel zum letzten Gerichte ruft. Nie wird der reinblütige Araber sich zur festen Ansiedelung und zum Ackerbau bequemen. Aber es ist trotzdem kaum nötig, ihn mit Gewalt aus Algerien hinauszutreiben; er weicht von selbst vor der Kolonisation und in weniger als einem Jahrhundert wird er in Algerien nur da noch zu finden sein, wo eine andere Lebensweise als die nomadische überhaupt unmöglich ist, in der Wüste und auf den Hochplateaux.

Ganz anders der Kabyle. Wie er seit Urzeiten an seiner Scholle haftet, so hält er auch zäh an seinem Grundbesitz fest. Arbeitsam, dabei im höchsten Grade genügsam, kommt er nicht leicht in die Lage, verkaufen zu müssen; ein hochentwickeltes Gemeinschaftsgefühl, das sich in der politischen Organisation sowohl, wie in der Bildung aller möglichen Genossenschaften äußert, läßt sie bei Elementarereignissen und Katastrophen für einander eintreten und schützt den Einzelnen vor Verarmung. Seit die Franzosen Frieden im Lande geschafft haben und der einzelne Kabyle auch außerhalb seiner Stammesgemeinschaft Schutz und Sicherheit findet, quillt die Menschenmenge aus den übervölkerten Bergdistrikten, in welche sie die Türkenherrschaft gebannt, heraus, zunächst freilich nur Arbeit suchend, um die zu Hause bleibenden Familienglieder zu unterstützen. Aber der Drang nach dem Besitz eines Stückchens Landes und eines eigenen Herdes, welcher dem Kabylen fast noch tiefer eingepflanzt ist als dem Deutschen, hält gar manchen draußen im ebeneren Lande zurück; er wird Khrammès bei einem Kolonisten, mit der Zeit erwirbt er dann Land als Eigentum, und so wird eine Gegend nach der anderen von kabylischen Ansiedlungen durchsetzt. Auch in den Städten erscheint er immer zahlreicher, anfangs als einfacher Taglöhner für die ordinärsten Arbeiten; aber bald sieht er dem europäischen Handwerker seine Vorteile ab. Handwerksgeist ist in den Kabylendörfern ja von jeher zu Hause gewesen, und schon ist die Zahl der Kabylen nicht mehr gering, die regelrecht ein Handwerk betreiben. Aber auch in den gemischten Stämmen gewinnt das einheimische Blut sichtlich die Ueberhand über den eingedrungenen Araber. Seither zogen sie auch nomadisierend umher, und unterschieden sich von den reinen Arabern nur dadurch, daß sie nebenher etwas Ackerbau trieben. Jetzt gibt ein arabisierter Stamm nach dem andern, durch die Kolonisation im freien Umherziehen ohnehin beschränkt, sein Nomadisieren auf, erwählt feste Wohnsitze und treibt in deren Umgebung neben Viehzucht von Jahr zu Jahr mehr Ackerbau.

Die französische Regierung hat den Kabylen lange Zeit verständnislos gegenübergestanden; sie hat sie wie Araber regieren wollen und ihnen eingeborene Chefs gesetzt, wie diesen. Die freiheitsliebenden, durch und durch demokratischen Bergbewohner, welche nur die von ihnen selbst erwählte Obrigkeit anerkennen, antworteten darauf mit endlosen blutigen Aufständen. Erst die Republik ist ihnen gerecht geworden; sie läßt sie in ihren Bergen nach dem alten Herkommen leben und bemüht sich sogar, die ihnen eigentümlichen politischen Einrichtungen zu befestigen und weiter auszubilden. Seitdem hält der Kabyle Frieden, die arabischen Hetzereien finden bei ihm kein Echo mehr, im Gegenteil, er kehrt sich immer entschiedener gegen den Araber, der Unterschied beider Stämme tritt immer mehr hervor. Das verbürgt den Franzosen den ruhigen Besitz Algeriens; ein Araberaufstand ohne Beteiligung der Bergbewohner ist ein ungefährliches Flackerfeuer; an den Mauern der Städte und dem Schnellfeuer der Karrees zerstieben die Reiterhorden sofort.

Mit Freuden begrüßt der Kabyle sogar den französischen Lehrer in seinem Dorfe, und gern legt er sich selbst eine Steuer auf, um ihn zu unterhalten. Schon besuchen Tausende junger Kabylen und Kabylinnen die Schulen, und immer geringer wird die Abhängigkeit von den Arabern und dem Koran, in dem ja überhaupt der Kabyle niemals sein Gesetzbuch, sondern nur eine Sammlung religiöser Vorschriften gesehen hat, ohne Geltung für das bürgerliche Leben. Bereits beginnt sich eine kabylische Litteratur mit französischer Schrift zu bilden und es scheint, als sollte der modernen Kultur wirklich gelingen, was der mittelalterlichen und antiken versagt blieb.

Aber wird der Kabyle jemals sich dem Franzosen von ganzem Herzen anschließen und vergessen, daß er der alte Herr im Lande ist und der Franzose nur ein Eindringling, der ihm einen Teil seines Erbes genommen? Ich möchte es sehr bezweifeln. Im Kabylen steckt noch eine gewaltige, unverbrauchte Volkskraft; sie kam nicht zur Geltung, weil der Bergbewohner sich noch nicht zu einer staatlichen Organisation erheben konnte, welche über die Verbindung von ein paar Dörfern hinausging. Die Berber haben ja nicht einmal einen eigenen Namen, viel weniger ein Nationalbewußtsein. Aber in den Schulen lernen sie es schon, daß der Kabyle des Dschurdschura, der Schawi der Aurés, die Bergstämme des Uaronsenis und des Dahra zu einer Nation zusammengehören, sie

sehen die Marokkaner, die Uled Rif, die Soheluh, die Amasirgh, die zum Eisenbahnbau immer zahlreicher herüberkommen und ihre Sprache reden und ihre Sitten haben. Kann es da ausbleiben, daß ein Nationalbewußtsein in ihnen erwacht? Von da ab aber wird der Berber ein viel gefährlicherer Feind für den Franzosen als der Araber, und unausbleiblich wird es zwischen ihnen zu einem Kampfe kommen, in dem schließlich das einheimische Element Sieger bleiben muß. Eine Bekehrung zum Christentum, die nicht unmöglich scheint, wird auf diese Verhältnisse nicht den geringsten Einfluß haben, denn die neue Religion wird sich dem kabylischen Volksgeiste ebensogut anpassen müssen, wie der Islam gethan. Von Erfolg könnte nur das Mittel sein, das auch die Araber anwandten, Vermischung der beiden Völker durch Wechselheiraten, aber dazu sind vorläufig noch keine Aussichten, besonders nicht von Seiten der Franzosen. Die Anzahl der gemischten Ehen ist verschwindend gering, und charakteristisch genug, es entschließen sich mehr Französinnen dazu, Arabern ihre Hand zu reichen, als Franzosen eingeborene Frauen heimzuführen. Bringt die Zeit darin keine Wandlung, bleibt der Gegensatz zwischen den beiden Nationen bestehen, so mag Frankreich thun, was es will, Algerien bleibt ihm ein unsicherer Besitz, und der Tag wird kommen, wo es nach verzweifeltem Kampfe aufgegeben werden muß. Aber dann wird der Kabyle nicht wieder die moderne Zivilisation austilgen wie er mit der römischen gethan. Dem Menschenfreund mag es zur Beruhigung dienen, daß, wenn dieser Tag gekommen ist, dann auch die Nachkommen der wilden Bergkabylen so weit vorgeschritten sein werden, daß es für die Menschheit gleichgültig ist, ob Franzosen oder Eingeborene in den schönen Ländern jenseit des Mittelmeeres herrschen.

Die Camorra in Glacé-Handschuhen.

Wir haben in den beiden letzten Artikeln gesehen, daß die Organisation des volkstümlichen Heeres der Camorra den Behörden bekannt ist und daß sogar ein unabhängiger Beobachter des neapolitanischen Lebens einen gewissen Einblick in dieselbe bekommen kann, wenn er dasjenige gelesen hat, was über dieselbe veröffentlicht worden ist, und sich damit begnügt, dieselbe zu beobachten, abzuwarten, bis er die Andeutungen, Winke und Wahrnehmungen, welche er selbst empfängt, mit der bereits veröffentlichten Belehrung vergleichen kann, und ein entsprechendes Quantum von Kritik über die Geschichte der Gegenwart sowohl als der Vergangenheit auszuüben. Da drängt sich nun zunächst die Frage auf: Warum wird dieser Bund nicht unterdrückt? Ihr Name ist sprichwörtlich und ein Schimpfwort. Einen Mann einen Camorristen zu nennen ist eine beinahe ebenso tiefe Kränkung als seiner Urgroßmutter zu fluchen oder den Privatcharakter seiner Großtanten zu schmähen. Jeder Capo paranze ist der Polizei des Bezirkes bekannt, welchen er mit größerer Leichtigkeit, Ruhe und Vollständigkeit in Ordnung hält, als die Polizei es je zu erreichen hoffen könnte. Warum verhaftet man ihn denn nicht, wenn die schon vor langen Jahren erlassenen Ausnahmegesetze doch dies zu thun erlauben? Wenn man einem gebildeten Neapolitaner diese Frage vorlegt, so wird er erwidern: die unteren Volksklassen fürchten sich, Zeugnis abzulegen. Die Wahrheit aber ist dies, daß eine große Menge Lazzaroni mit der Camorra sympathisiert und deren Rechtspflege derjenigen der Gerichtshöfe vorzieht. Dies braucht jedoch die Polizei nicht einzuschüchtern oder abzuhalten, denn seit die Ausnahmegesetze gegen jenen Geheimbund erlassen worden sind, ist kein öffentliches Zeugnis mehr erforderlich, und eine einfache Denunziation, wenn sie den Richter zufriedenstellt, genügt, um einen verdächtigen Camorristen zum domicilio coatto, d. h. zur Konfinierung, zur Ausweisung aus der Stadt und Stellung unter polizeiliche Aufsicht zu verurteilen. Um genau zu sein, werden eigentlich drei Denunziationen erforderlich, allein sie dürfen von derselben Person gemacht werden, und alle Beweise und sogar der Name des Angebers selbst werden angeblich geheim gehalten. Es kann daher keinem Zweifel unterliegen, daß wenn eine irgend beträchtliche Anzahl der Capi verbannt werden würde, der Geheimbund lahmgelegt werden müßte, und dies würde gewiß geschehen, wenn die „Camorristen in Glacé-Handschuhen" nicht vorhanden wären.

Wer sind aber diese? Das ist eine Frage, welche niemand beantworten kann, da diejenigen, welche um die Wahrheit wissen, nicht allein durch die bündigsten Eide, sondern auch durch die stärksten Beweggründe des Eigennutzes und der Selbsterhaltung gebunden sind, dieselbe nicht zu sagen. Wenn man dieselben darüber befragt, so werden sie antworten: es sei thöricht, zu vermuten oder zu argwöhnen, daß irgend eine dauernde Verbindung zwischen der Camorra und den höheren Klassen bestehe. Es möge wohl einen angesehenen Mann geben, welchen die Camorra gelegenheitlich bitte, ihr einen Dienst zu erweisen, und der seinerseits in vorkommenden Fällen auch von ihr eine Gefälligkeit fordern möge; allein dies sei nur ein zeitweiliges, vorübergehendes Uebereinkommen. Man dürfe dem gemeinen Stadtklatsch keinen Glauben beimessen; es gebe in der That keine Camorra in Glacé-Handschuhen.

Gerade die Hartnäckigkeit, womit diese Erklärung von solchen abgegeben wird, welche nach der allgemeinen Annahme die Sachverhältnisse am besten kennen müßten, weckt einen Verdacht, den selbst eine oberflächliche Bekanntschaft mit der Ortsgeschichte und den Zuständen von Neapel bestätigt. Wir wissen nicht, ob die Camorristen ebenfalls, wie früher einige Freimaurer thaten, behaupten, ihr Geheimbund sei schon bei Erbauung des Turms zu Babel und des Salomonischen Tempels zu Rate gezogen worden, und wir haben weder Zeit noch Neigung, darnach zu

forschen, ob der prähistorische Mensch ein Camorrist war, was ja nicht unmöglich ist, da derselbe nach der Behauptung von Autoritäten ein gesellig lebendes Geschöpf war. Wir beschränken uns streng auf die allerneueste Zeitperiode. Es ist gewiß und thatsächlich, daß der Geheimbund im Jahre 1815 existierte. Seit damals und bis in die neueste Zeit herein hat er niemals irgend ein politisches Glaubensbekenntnis angenommen, ausgenommen für einzelne Zeiten und für seine eigenen Zwecke; und gleichwohl ist er aus jeder Krisis und Revolution mit größerer Lebenskraft und weiterem Einfluß hervorgegangen, als er zuvor besessen hatte. Er ist mit der ganzen Polizei-Verwaltung der Stadt betraut worden, und Leben und Eigentum sind in Neapel niemals so sicher gewesen, als sie es unter der Regierung der Camorra waren. Selbst ein Fernstehender kann sehen, daß dieser Geheimbund in den letzten siebzig Jahren mit einer Weisheit, Geschicklichkeit und Mäßigung geleitet worden ist, um welche die Staatsmänner großer Länder ihn beneiden könnten. Läßt sich daher annehmen, daß derartige Eigenschaften an den Tag gelegt werden von einer Bande von Verbrechern, welche so ausgewählt, erzogen und herangebildet werden, wie dies mit den Capi geschieht? In Neapel glaubt niemand im Ernste daran, obwohl jedermann bereit ist, es bei Gelegenheit zu versichern. In Wirklichkeit sind die wahren Leiter der Camorra in der That allgemein bekannt, obwohl ihre Namen nur ganz vertraulich leise und unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit genannt werden. Sie sind Männer in der höchsten Stellung und in vielen Fällen von einem wohlverdienten Rufe, der nicht allein in Italien, sondern in ganz Europa Geltung hat.

Es wäre die gröblichste Ungerechtigkeit, wenn man sie der Mitschuld oder auch nur der direkten Mitwissenschaft an den Willkürhandlungen und Ausschreitungen beargwöhnte, deren sich ihre Untergebenen gelegentlich schuldig machen. Wir wiederholen es: von der Organisation der höheren Stufen der Camorra ist nichts bekannt, als die Namen ihrer Mitglieder; das vollständige System ist wahrscheinlich ein Geheimnis in welches nur sehr wenige von ihnen eingeweiht sind. Jedenfalls ist so viel gewiß, daß in den unteren Graden des Bundes keiner irgend einen Mann von höherer Geltung und Machtstellung kennt, als diejenige seines unmittelbaren Vorgesetzten ist. Durch diesen ergehen die Weisungen und Befehle, denen jeder unbedingt zu gehorchen hat, ohne fragen zu dürfen, von wem sie ausgehen. Auf diese Weise wird die Gefahr des Verrats vermindert und die Autorität jedes Agenten erhöht. Sogar seine Launen, Gelüste und Einfälle erscheinen unterstützt durch die ganze Macht der unsichtbaren Körperschaft, welche der Einzelne vertritt, und so erlangt er den gesetzwidrigen frevlen Einfluß, welchen er bereitwillig durch blinden Gehorsam und absolute Unterwürfigkeit erkauft. Bei ihm haben sich die unmittelbar unter ihm Stehenden zu beschweren und von ihm erwarten sie eine Abhülfe der Unbilden, welche eine unfreundliche gehässige Welt ihnen gelegenheitlich zufügt. Wahrscheinlich herrscht ein ähnliches System auch in den höheren Schichten des Geheimbundes vor, und zwar während jeder, der zu dem Bunde gehört, sich darauf verlassen kann, daß er in seinen Interessen und sogar in seinen Leidenschaften durch die ganze Gewalt der unter ihm stehenden Klassen unterstützt wird. Die Zahl derjenigen, welche nicht zu gehorchen, wie diejenigen, welche nur zu befehlen haben, ist äußerst gering.

Wie findet aber der Verkehr zwischen der Camorra mit langen Messern und derjenigen mit Glacé-Handschuhen dann statt? Die Capi paranze sind selten in gebildeter Gesellschaft präsentierbar, und selbst ihre Privatbesuche könnten leicht die Stellung eines angesehenen oder vornehmen Neapolitaners in Frage stellen, wenn sie häufig genug wären, um Aufsehen zu erregen, und doch muß irgend ein Mittel zu regelmäßigem Verkehr vorhanden sein. Worin dasselbe besteht, ist noch nicht ermittelt worden, noch hat man irgend eine absolut zuverlässige Nachricht darüber. Dasjenige, was wir über diesen Gegenstand nachstehend mitteilen, ist wenig mehr als Vermutung und muß nur für das genommen werden, was es wert ist.

Unter den bekannten Beamten der Camorra ist einer, dessen wir noch nicht erwähnt haben, der Contarulo. Seine Pflichten und Verrichtungen sind verschiedenartig, und jeder Camorrist hat freien Zutritt zu ihm. Er besorgt die Finanzgeschäfte des Bundes, und jeder von dessen Mitgliedern, welcher sich mit dem Gesetz überwirft und von seiten desselben gefährdet sieht, hinterlegt gewöhnlich sein Geld und seine Wertsachen bei dem Contarulo, ehe er in Untersuchung gerät. Ist sein Verbrechen auf Befehl oder Anstiften der Camorra begangen worden, so bezahlt der Contarulo dem Weibe des Verurteilten eine kleine, aber regelmäßige Geldunterstützung aus oder etabliert ihr einen Kramladen oder bemüht sich, irgend ein passendes Unterkommen für sie zu finden, wenn die Dauer der Kerkerstrafe ihres Gatten eine lange ist. Jedenfalls sorgt er dafür, daß ihr Betragen einer strengen Ueberwachung unterzogen wird, und findet Mittel und Wege, dem Gatten hierüber und über andere Familien-Angelegenheiten genauen Bericht zukommen zu lassen. Der Contarulo ist eine weit geheimnisvollere Person als die übrigen Camorristen der unteren Grade, und es ist sogar fraglich, ob er in allen Fällen sogar der Polizei bekannt ist. Die Capi sind stolz auf ihren Beruf und Rang und tragen Sorge, daß letzterer ihren Genossen und Verbündeten bekannt sei, jedoch immer natürlich in einer Weise, welche Angeberei vermeidet. Der Contarulo dagegen ist emsig bemüht, sich der Beobachtung zu entziehen, und hat gewöhnlich neben seinem Amt noch irgend eine andere ostensible Berufsart oder Thätigkeit. Sein Gebahren ist ein geflissentlich ruhiges und stilles, und er läßt sich nur selten oder niemals zu heftigen Worten oder Auftritten hinreißen. Gleichwohl ist er bei den anderen Camorristen nicht sehr beliebt, denn sie sind nur allzu

geneigt, mit einer gewissen Geringschätzung auf einen Mann herabzusehen, dessen Erziehung von der ihrigen so verschieden war. Er ist niemals ein Giovine onorato oder Picciotto di sgarro gewesen, er hat keine Narben aufzuweisen und es ist zweifelhaft, ob er auch nur ein Messer von der verbotenen Länge trägt. Allein mit dieser heimlichen Geringschätzung verquickt sich bei dem gewöhnlichen Camorristen ein widerwilliger, trotziger, hündischer und sozusagen scheuer Respekt vor dem Contarulo, welcher schwer zu erklären ist, außer durch die Annahme, daß derselbe irgend eine geheime Macht über seine Untergebenen besitzt. Sein Rang im Bunde ist unbestimmbar und wird anscheinend von den einen für höher, von den anderen für niedriger angesehen als derjenige der Capi. In der That ist er ein fremdes Element, der einzige Agent der Camorra, von welchem man das Vorhandensein kennt und weiß, daß er gewisse Pflichten zu erfüllen hat, der aber in anderen Beziehungen ein geheimnisvolles Rätsel ist. Wer stellt ihn an? Wem legt er Rechenschaft ab von den Geldern, welche er einnimmt, und von der Art und Weise, wie er sie verausgabt? Und nun wir dem Leser die Thatsachen so deutlich und vollständig wie möglich vorgeführt haben, können wir es ihm selbst überlassen, sich seine Schlüsse daraus zu ziehen.

Dies ist die Camorra, eine geheime Gesellschaft mit unbekannter Macht, ein Staat im Staate. Ihre Ziele und Zwecke sind oft gesetzwidrig, und sie schreckt vor keinen Mitteln zurück, durch welche dieselben erreicht werden können. Allein es wäre ein grober Irrtum, ihre Mitglieder in die Klasse der elenden Verworfenen zu stellen, welche sich des Dynamits bedienen. Ihre Regeln sind allen denen bekannt, von welchem man Gehorsam gegen dieselben erwartet, und sie gibt, wenn ihrer Autorität nicht offen Trotz geboten wird, gewöhnlich ihrem Gegner billig eine vorläufige Warnung. Ist jedoch hernach der Krieg einmal erklärt, so wird derselbe schonungslos und erbittert geführt, aber sein Grimm ist nur gegen den Widersacher allein gerichtet; die Camorra sucht kein Vergnügen in der Zerstörung und Vernichtung an sich selbst oder um ihrer selbst willen und hat keine Freude an unterschiedslosem Hinschlachten. Ihre Mitglieder sind häufig schlechte und im allgemeinen ruchlose, verwegene Menschen, aber keine Feinde des Menschengeschlechtes. Der gebildete Norditaliener mag die Camorra allerdings mit Ekel betrachten und ihre gänzliche Unterdrückung wünschen; für den ausländischen Beobachter jedoch besitzt sie ein gewisses Interesse, als eine Illustration der außergewöhnlichen sozialen Zustände, welche früher in Neapel vorhanden waren und nun rasch verschwinden. (S. R.)

Die jüngsten Ereignisse in Korea.

(Schluß.)

Als am folgenden Tag, dem 6., die Ordnung anscheinend wieder hergestellt war, ließ der japanische Minister dem König durch Hong-Yong-sik abermals den Wunsch unterbreiten, von seinen Pflichten entbunden zu werden; aber der König ersuchte ihn durch Koyeischoku dringend, doch noch zu bleiben, bis die verschiedenen Glieder der königlichen Familie wohlbehalten ihre betreffenden Wohnungen erreicht haben und vollkommene Ruhe und Friede wiederhergestellt sein würden. Herr Takezoye verlängerte daher seinen Aufenthalt bis zum Nachmittag. Er erfuhr nun, daß am Morgen dieses Tages eine Anzahl Ministerernennungen und Beförderungen vorgenommen worden seien; so waren I-tschai-wön, der zweite Staatsminister, zum Premierminister, Tsche-ko-han zum Befehlshaber der beiden Flügel der Armee ernannt und das Kriegsministerium und das Krishokiyoku aufgehoben worden. Um drei Uhr Nachmittags wollte der König soeben dem ersten und zweiten Staatsminister den Befehl geben, ein königliches Dekret zu erlassen, worin er eine Reform des Regierungssystems anzeigte, als man ein heftiges Schießen vernahm. Dies war das erste gegen den Königspalast gerichtete Feuer. Jedermann war von dem Lärm überrascht und der König, besonders erschrocken, fragte mehrmals seine Umgebung, was dies zu bedeuten habe. In diesem Augenblick behändigte einer der Hofbeamten einen von einer unbekannten Persönlichkeit überbrachten Brief dem Herrn Schimamura, welcher ihn dem japanesischen Minister überreichte. Da gerade im selben Moment eine zweite Salve erfolgte, so zog sich der König sehr erschrocken in sein Schlafzimmer zurück. Nach einer erfolgten dritten Salve erfolgte ein heftiges, unregelmäßiges Gewehrfeuer, und Herr Takezoye konnte keine Zeit mehr finden, den Brief zu lesen, welchen er in der Hand hielt, denn der Hauptmann Murakami eilte auf den Minister zu und meldete ihm, die chinesischen Truppen seien mit Gewalt durch das zweite Thor eingedrungen, die dort wachehaltenden koreanischen Truppen seien vor ihnen gewichen und geflohen und einige von ihnen seien gemeinsam mit den Angreifern gegen die japanesische Wache vorgerückt; er fragte den Minister, wie er sich nun verhalten solle. Der Minister erwiderte, da sei nun nicht zu helfen; da er aber hier sei, um den König zu beschützen, so solle der Hauptmann den Palast bewachen, so lange er könne. Murakami erklärte sich sogleich mit dieser Weisung einverstanden und gab den Befehl, auf die Angreifer zu feuern. Die japanesischen Truppen, bereits voll Entrüstung über das anmaßende Gebahren der chinesischen Soldaten und des Befehls ihres Kommandanten geduldig gewärtig, vernahmen den Befehl mit Freuden und eröffneten sogleich ein Schnellfeuer auf den Feind. Die chinesischen und koreanischen Truppen wurden in wenigen Minuten zurück-

geschlagen. Inzwischen begab sich Herr Takezoye nach dem Schlafzimmer des Königs, um sich nach dem Befinden Seiner Majestät zu erkundigen, und wollte eben dort eintreten, wurde aber von Tschiuschokun, dem obersten Beamten von Kyöng-kwai-do, zurückgehalten, welcher behauptete, der König sei vollkommen sicher, und er (Herr Takezoye) brauche nicht um ihn in Sorge zu sein. Der Minister bestand nicht auf seinem Versuch, bis zum König zu dringen, weil er schloß, dies würde unklug sein, in Anbetracht, daß wahrscheinlich die Königin und die Königin-Witwe ebenfalls anwesend seien. Er begab sich daher in Begleitung der Herren Schimamura und Asayama nach dem vordersten Gemach der Zimmerreihe, wo er schießen gehört hatte und Kugeln in Menge einschlagen sah. In der Befürchtung, daß daraus ernste Folgen für den König sich ergeben könnten, falls er länger in einem derartigen gefährlichen Quartiere bliebe, und daß es sozusagen seine Pflicht sei, ihn nach irgend einem sicheren Ort zu begleiten, trat Herr Takezoye nun in das königliche Schlafgemach und fand zu seinem Staunen, daß der König dasselbe verlassen hatte. Der Minister that nun sein möglichstes, um auf die Spur des Königs zu kommen. Zu beiden Seiten des dritten Thores sind kleine Gebäude, und da der Königspalast östlich vom Eingange liegt, so befand sich hinter einem dieser kleineren Gebäude das Schlafgemach der Königin. Die chinesischen Truppen bemächtigten sich nun mittelst einer raschen Bewegung des dritten Thors und der beiden anstoßenden Gebäude und feuerten gemeinsam mit den koreanischen Truppen von drei Seiten her auf den Palast, bis eine Abteilung Japanesen unter dem Fähnrich Kotani sie in die Flucht schlug. Als Herr Takezoye den König aufsuchte, geriet er hinter das Schlafgemach der Königin und ward von der Ostseite her durch die chinesischen Soldaten beschossen, aber Fähnrich Konischi kam ihm sogleich zu Hülfe, griff den Feind an und schlug ihn in die Flucht. Hauptmann Murakami äußerte nun die Ansicht, die Gemächer der Königin-Mutter seien in der vorteilhaftesten Lage zur Verteidigung, und bemerkte, daß wenn die japanesischen Truppen dort hinein geworfen werden würden, nicht zu befürchten sei, daß sie auch von der stärksten Macht daraus vertrieben werden könnten. Der Minister gab zwar zu, daß der Vorschlag ein ganz guter sei, sagte aber, er müsse vorerst alles aufbieten, um den König zu finden. Sie begaben sich nun nach einem kleinen Wäldchen, welches einen Hügel in der Nähe des königlichen Gartens hinter dem Palast krönte, und setzten hier ihre Suche nach dem König fort, vermochten aber nicht die geringste Spur von ihm zu finden. Murakami erkannte die vorteilhafte Lage des Hügels für strategische Zwecke, und bemerkte, es sei ein trefflicher Punkt zu endlichem Standhalten, weshalb er vorschlug, die Hauptmacht der japanesischen Truppen hier zu konzentrieren, die Anhöhe zu befestigen und mit den gewöhnlichen Verteidigungsmitteln zu versehen, um in den Stand gesetzt zu sein, mit seiner Mannschaft auf allen Annäherungspunkten Widerstand zu leisten. Der Minister ging auf diese Vorschläge ein und ermächtigte den Hauptmann, seine Mannschaft nach eigenem Gutdünken aufzustellen. An diesem Punkte zeigte sich ihnen in einiger Entfernung einer der Hofbeamten, winkte ihnen und rief: „Hier ist der König". Herr Takezoye machte sich sogleich auf, den König zu suchen, während Murakami die erforderlichen Befehle an seine Offiziere erließ, sich zum Vorrücken bereit zu halten, sich aber nicht eher von der Stelle zu bewegen, als bis sie Befehle zu diesem Behufe erhalten haben würden. Auch er ging dann, um den König aufzusuchen. Sie fanden Seine Majestät in einem kleinen Schuppen in einem Thälchen zwischen zwei Hügeln, und hier blieb der König einige Zeit, bewacht von Herrn Takezoye und Hauptmann Murakami mit einer halben Kompagnie der japanesischen Truppen. Die chinesischen und koreanischen Truppen machten nun einen Angriff gegen die eine (rechte) Seite der so gehaltenen Stellung, wo ihnen Lieutenant Tsurataka und Fähnrich Ando wirksamen Widerstand leisteten und sie endlich zurücktrieben. Da das Gebäude jedoch für Verteidigungszwecke wenig geeignet erschien, so marschierte die Abteilung mit dem König nach dem Gipfel einer kleinen Anhöhe, wo ein Teppich ausgebreitet wurde und der König sich auf denselben setzte. Weil Herr Takezoye nun einen freien Augenblick hatte, las er den Brief, welchen er einige Stunden zuvor erhalten und von welchem der Beginn des Feuerns gegen den Palast seine Aufmerksamkeit abgelenkt hatte. Der Brief erwies sich als eine amtliche Mitteilung von seiten der chinesischen Militär-Befehlshaber, welche den japanesischen Minister von ihrer Absicht benachrichtigten, mit ihren Truppen nach dem Palast zu ziehen, um denselben zu beschützen. Während Herr Takezoye mit dem Lesen des Briefes beschäftigt war, drückte Murakami seine Besorgnis hinsichtlich der Unruhe des Königs aus und bemerkte, Seine Majestät müsse bei solchen Gelegenheiten gelassen auf den Lärm der Schießgewehre hören und erst weiter gehen, nachdem er sich von der Richtung überzeugt habe, aus welcher eine Gefahr zu befürchten sei. Der König wollte jetzt einen neuen Versuch zum Aufbruch machen und sich diesmal nach einem kleinen Gebäude begeben, welches in der Niederung hinter dem Garten gelegen war. Er war schon im Begriff, auf dem Rücken eines der Hofbeamten sich dorthin zu begeben, als es dem japanesischen Minister und anderen gelang, ihm zu beweisen, daß er dort nur neuen Gefahren begegnen würde, worauf er bedingungsweise einwilligte, sich auf den Gipfel eines Hügels nahe bei dem Hinterpförtchen des königlichen Gartens zu begeben. Bis zu diesem Punkte war das Getöse laut und andauernd gewesen, aber nun brach ein heftiges Gewehrfeuer aus und man sah aus einem dicht beholzten Teile der Oertlichkeit Rauch aufsteigen und den Glut einer Feuersbrunst den Himmel röten. Hierauf hörte das Feuern auf und die Zuschauer nahmen den Eindruck hin, die chinesischen Truppen haben den Palast

angezündet, weshalb das Feuern nun eingestellt sei. Man konnte die koreanischen Truppen an der Hinterpforte haufenweise zusammengedrängt sehen, und man bemerkte nun in bedeutender Entfernung von der Stellung des Königs und seines Gefolges die Königin-Witwe auf der Schulter eines Hofbeamten in der Nähe des Thores. Nach kurzer Zeit gab der König Herrn Takezoye seinen Wunsch zu erkennen, sich näher zu der Königin-Witwe zu begeben, an welcher er mit großer Sohnesliebe hängt. (Er war jederzeit äußerst zärtlich gegen die verwitwete Königin gewesen und während des Ausbruchs des Aufstandes so viel wie möglich in ihrer Nähe geblieben). Um dem königlichen Wunsch zu willfahren, hätte man jedoch einen Durchbruch durch die koreanischen Truppen versuchen müssen, und es war bald ersichtlich, daß diese sich auf die Abwehr eines Angriffs vorbereiteten, indem sie eine günstige Stellung einnahmen, in welcher sie am Boden liegend schießen konnten. Die Japanesen schienen daher genötigt zu sein, gegen eine beherrschende Stellung vorzurücken, und dies erschien mit der kleinen Abteilung, welche die Person des Königs umgab, als eine unlösbare Aufgabe. Der König bat jedoch so oft und dringend, zu seiner Mutter gebracht zu werden, daß die Abteilung endlich dahin aufbrach. Als diese durch das Thor passierte, wurden sie von den Koreanern erkannt, welche nun laut drohten, jeden Japanesen niederzuschießen, welcher herauskomme. Sie begannen jetzt zu schießen, und einer der Begleiter des Königs, welcher in der Nachhut war, wurde durch das Handgelenk geschossen, und das Blut aus der Wunde besudelte das Gewand des Königs. Da man für die Sicherheit des Königs fürchtete, so zog sich die Eskorte innerhalb des Thores zurück und Seine Majestät wurde in einem kleinen Gehölze versteckt. Der König äußerte wiederholt den Wunsch, selbst mit Lebensgefahr zu der Königin-Witwe zu gehen, und schien sogar entschlossen, ohne Bedeckung dorthin zu gelangen. Herr Takezoye glaubte, wenn man den König unter japanesischer Bedeckung zum Thor hinausgehen lasse, würde man nur seine Person in Gefahr bringen. Die chinesischen Truppen waren verschwunden und nur die koreanischen zurückgeblieben, und so brutal die letzteren auch sein mochten, so würde der König wenigstens in ihren Händen sicher sein. Er schloß daher unter diesen Umständen, es dürfte am besten sein, die Bewachung des Königs den Koreanern zu übertragen. Als er seine Ansicht dem König mitteilte, rief dieser „Gut!" und ging endlich nur in Begleitung seines Gefolges zum Thore hinaus.

Da Herr Takezoye nun der Pflicht enthoben war, den König zu beschützen, so beschloß er nach Beratschlagung mit Hauptmann Murakami, sich nach der Gesandtschaft zu begeben. Die über den Flächenraum des Palastes verbreiteten japanesischen Abteilungen wurden jetzt gesammelt und daraus zwei Kompagnien gebildet, welche durch das hintere Thor aus dem Palast hinaus marschierten. Die Dunkelheit brach nun ein und unterwegs konnte die Truppe am Widerschein des Feuers erkennen, daß es in verschiedenen Teilen der Hauptstadt brenne. Als sie den hohen Grund erreichten und Yoku-untei passierten, konnte man im Widerschein der Feuersbrunst noch die Flagge der japanesischen Gesandtschaft wehen sehen und daraus entnehmen, daß das Gebäude noch stehe. Als die japanesischen Truppen durch die Stadt zogen, wurde an den Straßenkreuzungen oder wo nur eine Seitenstraße die Möglichkeit eines Angriffs darbot, vom Pöbel auf sie geschossen oder mit Steinen geworfen und Lieutenant Tsurataka leicht verwundet. Die feindlichen Menschenmassen, welche sich besonders in der Nähe der Gesandtschaft zusammengeschart hatten, wurden zurückgedrängt und so erreichte die Truppe endlich um 8 Uhr Abends ihren Bestimmungsort.

Nachdem der Minister den Palast verlassen, hatten sich niedrige Beamte der Gesandtschaft, Kaufleute und Handwerker, etwa hundert an der Zahl, in dem Gebäude versammelt und es bewacht. Nachdem das Schießen auf den Palast begonnen, hatte eine Abteilung Truppen in chinesischer Tracht das Gesandtschaftsgebäude angegriffen, war aber zurückgeschlagen worden und nicht wieder gekommen. Kurz darauf machten jedoch die koreanischen Truppen zwei Angriffe nacheinander auf das Gesandtschafsgebäude, schleuderten Steine und schossen mit Pfeilen, wurden aber ebenfalls zurückgeschlagen. Während dieses Gefechtes waren mehrere Japanesen getötet und viele verwundet und, wie sich nachher ergab, einige der in der Hauptstadt wohnenden japanesischen Kaufleute grausam ermordet worden.

Nach der Rückkehr des Ministers wurden noch weitere Wachen ausgestellt. Gegen 2 Uhr Morgens sah man aus der japanesischen Kaserne in Nanzan Rauch aufsteigen und vermutete, dieselbe sei angezündet worden, mutmaßlich in der Absicht, sich der daselbst lagernden Vorräte zu bemächtigen. Nachdem die Soldaten etwas mit Speise und Trank erquickt worden waren, wurden Anordnungen für die Sicherheit der Frauenzimmer getroffen, welche sich in die Gesandtschaft geflüchtet hatten. Herr Takezoye mußte jeden Gedanken aufgeben, sich mit dem König oder den chinesischen Beamten in Verbindung zu setzen; er beschäftigte sich nur mit Abfassung eines chiffrierten Telegramms an seine Regierung. Es wurden die nötigen Schritte zur Verteidigung des Gebäudes gethan und die ganze Nacht hindurch schlief niemand. Am andern Morgen in aller Frühe ward von zwei Seiten her auf das Gesandtschaftsgebäude geschossen, eine große Pöbelmenge sammelte sich an, warf Steine gegen die Mauern und machte drei vergebliche Versuche, das Hauptthor zu sprengen. Gegen 8 Uhr gab am vorderen Thor ein Koreaner einen Brief ab und eilte sogleich davon. Als der Minister denselben öffnete, ergab er sich als eine Mitteilung vom Kin-ko-schiu, wonach eine große Feindseligkeit gegen die Japanesen sich geltend mache. Der Minister schrieb sogleich eine Antwort auf diesen Brief und bereitete auch eine Erwiderung auf den Brief der chinesischen Generale

vor, welchen er im Palast erhalten hatte; dieser war an den Kin-ko-schiu addressiert und derselbe gebeten, ihn dem chinesischen General zukommen zu lassen. Es konnte jedoch kein Bote für das Schreiben gefunden werden, denn es war gewiß, daß ein einzelner Japanese unterwegs erschlagen werden würde, und eine größere Abteilung konnte nicht entbehrt werden, ohne die Bewachung der Gesandtschaft allzu sehr zu schwächen. Von den Koreanern im Dienste der Gesandtschaft waren nur noch drei vorhanden und nach vieler Ueberredung ging endlich einer mit dem Briefe ab. Herr Takezoye wünschte auch den amerikanischen Minister und die Vertreter Englands und der anderen Mächte zu Rate zu ziehen, allein die aufrührerische Bewegung draußen verhinderte die Absendung eines Boten und die Aufmerksamkeit des Ministers ward reichlich durch die Angelegenheiten innerhalb der Gesandtschaft in Anspruch genommen.

Das Gebäude der Gesandtschaft war nun besetzt von 140 Mann Soldaten, etwa 30 Dienern, welche zum Hause gehörten, 70 Kaufleuten und Handwerkern und vielen anderen in Söul wohnenden Japanesen. Herr Takezoye vergewisserte sich am Abend des 7., daß nur sehr wenige Lebensmittel vorhanden waren, und daher bekamen nur die Soldaten Reis, die anderen aber nur Fleischbrühe. Nachdem der Minister sich die Lage genau erwogen hatte, hielt er es für das Beste, sich nach Jntschhôn zurückzuziehen und dort die Weisungen seiner Regierung zu erwarten. Man erhielt nun die Nachricht, daß alle Thore von Söul geschlossen seien und überall feindliche Verbereitungen getroffen würden, sowie daß der Pöbel und die koreanischen Soldaten beabsichtigten, mit Einbruch der Nacht die Gesandtschaftsgebäude anzugreifen und in Brand zu stecken. In einer Beratung des Herrn Takezoye mit seinen Beamten kam man überein, daß die einzige Hoffnung die sei, sich einen Durchgang durch das westliche Thor zu erzwingen. Man fand, daß der mit den Briefen an den Kin-ko-schiu betraute Bote noch nicht abgegangen war, und so ward noch ein Brief an diesen Beamten geschrieben und sein Schutz für die Gesandtschaft erbeten. Der Minister erklärte dann in einer Anrede an die im Gesandtschaftsgebäude Versammelten, daß seine Wache am vorigen Tage genötigt worden sei, zum Schutze des Königs auf die chinesischen Soldaten zu schießen, welche in den Palast eingedrungen waren und in die königlichen Gemächer geschossen hatten; daß die koreanischen Truppen und das Volk sich nun gegen die Japanesen verbündet haben, daß die koreanische Regierung offenbar außer Stande sei, sie zu beschützen; daß die Gesandtschaftsgebäude umzingelt seien, so daß es ihm unmöglich sei, seine gesandtschaftlichen Verrichtungen länger fortzuführen, und daß er deshalb beschlossen habe, sich nach Tschemulpo zurückzuziehen und dort weitere Weisungen aus Japan zu erwarten. Hierauf wurden alle vertraulichen Depeschen und alle anderen privaten Urkunden verbrannt und die ganze Gesellschaft verließ um 2 Uhr Nachmittags das Gesandtschaftsgebäude. Der Vortrab des Detachements stand unter dem Befehl des Fähnrichs Ando, gefolgt von dem Fähnrich Onischi; die Nachhut stand unter dem Befehl des Lieutenants Tsurataka und des Fähnrichs Kodani, und der Minister selbst stand unter dem persönlichen Geleite des Hauptmanns Murakami. Der Sekretär und die Unterbeamten der Gesandtschaft waren bewaffnet, und die Handwerker und übrigen Zivilisten trugen die Verwundeten und die Munition. Man schlug die Hauptstraße ein, marschierte nach dem westlichen Thor und wurde unterwegs von den koreanischen Truppen und dem Pöbel angegriffen; allein alle diese Angriffe wurden erfolgreich abgeschlagen und der Weg fortgesetzt. Dem alten Palast gegenüber war ein Detachement vom linken Flügel der koreanischen Armee aufgestellt, welches die Japanesen, als diese vorüberzogen, aus Kleingewehr und Kanonen beschoß, wodurch aber nur einige Personen leicht verwundet wurden.

Auf Tritt und Schritt beunruhigt, erreichten die Japanesen endlich das westliche Thor, fanden es aber geschlossen und von Thorwächtern besetzt, welche mit Schwertern und Büchsen bewaffnet waren. Einige Japanesen zerhieben mit Aexten die Ketten, das Thor wurde gesprengt und der ganze Zug verließ die Stadt. Als man von Mayo aus zurückschaute, konnte man aus der Gegend der Gesandtschaftsgebäude Rauch aufsteigen sehen und wußte nun, daß sie bereits in Brand gesteckt worden waren. Auf dem Marsche nach Tschemulpo wurden die Japanesen mehrmals beschossen, setzten aber ihren Marsch fort und erreichten ihren Bestimmungsort am 8. Dezember, Morgens 7 Uhr, nachdem sie die ganze Nacht marschiert waren.

Am 10. trafen 16 von chinesischen und koreanischen Truppen eskortierte Japanesen in Tschemulpo ein. Unter diesen waren diejenigen, welche in der amerikanischen Gesandtschaft Zuflucht gesucht hatten, vier Soldaten, welche in der Gesandtschaft Schildwache gestanden hatten, und einige Frauen, welche der amerikanische Minister gerettet und auf diese Weise unter Bedeckung hatte nach Tschemulpo führen lassen. Die Eskorte bestand aus 30 chinesischen und 20 koreanischen Soldaten unter dem Befehl eines amerikanischen Flottenoffiziers namens Bernard. —

Am Schlusse des obigen Berichtes wird dann noch eine Liste der während des Aufstandes verwundeten und getöteten Japanesen gegeben, welche sich auf 40 Personen belaufen, worunter drei Soldaten. Wenn der Bericht auch keine genaue Auskunft über die Veranlassung zu diesem Aufstande gibt (welche jedoch seither aus anderen Quellen genügend bekannt geworden ist), so gibt er doch ein anschauliches Bild von den koreanischen Zuständen und dem sehr bescheidenen Grad von Mut und Geistesgegenwart, welchen der König unter diesen Heimsuchungen an den Tag legte, und ergänzt und vervollständigt die in den politischen Zeitungen gegebenen Schilderungen.

Das Saskatschewan-Land.

Der Aufstand der Halbblütigen und Indianer gegen die kanadische Regierung lenkt in diesem Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Gegend am nördlichen Saskatschewan-Fluß, nahe bei dem nördlichen Rand der großen Ebenen. Diese ungeheure Region von Flachland und Prärie, die den ganzen zentralen Teil des Festlandes einnimmt, kreuzt den 49.° n. Br. (welcher die internationale Grenzlinie bildet) in einer Breite von 750 e. Ml., erstreckt sich aber nur etwa 300 e. Ml. nordwärts von der Grenze, weil sie dort vom Saume des großen nördlichen Waldlandes begrenzt wird, das sich mit geringer Unterbrechung bis über den Polarkreis hinaus ausdehnt. Es kommen allerdings auch im Thal des Peace-River Prärien von bedeutender Ausdehnung vor, allein diese sind von den großen Ebenen durch weite Wälder isoliert. Man kann mit allem Fug annehmen, daß der größte Teil des Prärielandes im kanadischen Gebiet dauernd beholzt sein würde ohne die beinahe alljährlich wiederkehrenden Präriebrände, welche die Ausdehnung der Prärien noch zu erweitern streben. Der südliche Rand des Waldes fällt jedoch in der Hauptsache zugleich auch mit demjenigen einer Region reichlichen Regenfalls zusammen. Das ganze kolossale Gelände ist übrigens eines der am wenigsten bekannten Gebiete von Canada und wird es rechtfertigen, wenn wir nachstehend nach den besten Quellen eine Schilderungdavon zu geben versuchen.

Die Nordgrenze des Prärielandes kann man im allgemeinen bestimmen durch einen Strich, welchen man von der Gegend der Stadt Winnipeg im Westen nach dem Zusammenfluß der Flüsse Assiniboine und Qu'Appelle, von da nordwestlich nach dem Zusammenfluß des nördlichen und südlichen Saskatschewan, von da westwärts, so ziemlich dem Lauf des letzteren folgend, bis Edmonton und von diesem Punkte südwestlich nach Calgary am Bow und von hier südwärts dem östlichen Fuße der Felsengebirge entlang zieht. Der so umschriebene Gesamtflächenraum, welcher entweder ganz baumlos oder durch weite Prärietrecken mit eingesprengten Hainen von Espen und anderen Bäumen charakterisiert ist, beträgt annähernd 300,000 e. Q.-Ml. Die südlichen und südwestlichen Teile dieser Region kann man als ganz waldlos bezeichnen, obwohl selbst hier die Flußufer beinahe unwandelbar mit Hainen von kanadischen Pappeln besäumt sind.

Die allgemeine Erhebung der Plains oder Prärien des kanadischen Nordwestens ist bedeutend geringer als diejenige des entsprechenden Teiles des Festlandes weiter südwärts, denn die mittlere Höhe der gesamten oben umschriebenen Region ist wahrscheinlich weniger als 2000 F. über der Meeresfläche. Die ausgesprochenste Neigung jedoch, welche den Flüssen in diesem Teil der großen Ebenen ihre Richtung gibt, ist diejenige von der Basis der Felsengebirge nach Ost oder Nordost. Das Thal des Red-River, das das niedrigste Prärie-Niveau bildet und längs dem Fuße des östlichen Plateau's des St. Lorenzstromes sich hindehnt, hat nur eine Meereshöhe von ungefähr 800 F. Man kann annehmen, daß von diesem Niveau aus die Oberfläche mit geringeren Ausnahmen allmählich und fortlaufend in einem Maßstab von 4 bis 5 Fuß auf die Meile, bis zu den Vorbergen ansteigt. Hier brechen sich die horizontalen und unveränderten Schichten der Kreide- und Laramie-Formation gegen die Basis des alten Gesteins des Gebirgs in einer Reihe von scharfen und beinahe parallelen Biegungen und erzeugen eine wechselvolle und malerische Region mit ganz eigentümlichen Charakteren. Im zentralen Teile des Flachlandes finden sich die ausgesprochensten Ausnahmen von ihren im allgemeinen ebenen und eintönigen Umrissen in jenem äußerst hügeligen Gürtel Landes, den man den Missouri-Côteau nennt, und in einer Reihe von wirren und unbestimmten, dem Côteau beinahe parallellaufenden Erhebungen, welche den Turtle-, den Moose-Mountain und die File- und Touchwood-Hügel einschließt. Diese Hügel oder sogenannten Berge sind in Wirklichkeit Strecken von bedeutendem Umfang mit wellenförmiger oder hügeliger Oberfläche und mehr oder weniger bewaldet. Die nördliche Ausdehnung des Côteau, wo sie unter dem Namen der Eagle Hills, in der Nähe von Battleford, bekannt ist, zeigt sich ebenfalls teilweise bewaldet.

Für denjenigen, der mit dem westlich vom Missouri liegenden Gebiete bekannt ist, liegt vielleicht der bemerkenswerteste Unterschied von einem allgemeinen Charakter, der in dieser nördlichen Erstreckung derselben Region zu beobachten ist, in der außerordentlichen Menge von kleinen Seestrichen oder sogenannten „sloughs", welche allenthalben über die ganze Oberfläche derselben verbreitet sind. Diese Eigentümlichkeit steht offenbar in Verbindung mit dem Mantel von Eis- und Schnee-Niederschlag, welcher hier allgemein und von der unregelmäßigen Ablagerung seines Materials abhängig ist. Die Seen und Teiche sind zwar manchmal in einer unter sich zusammenhängenden linearen Flucht wie an der Schnur aufgereiht, allein gewöhnlich ohne die mindeste scheinbare Regelmäßigkeit verteilt und nehmen seichte Becken ohne Ausfluß ein. Sie werden durch die Schneeschmelze oder die Regen des Frühsommers gefüllt und ein großer Teil von ihnen noch vor dem Herbst durch Verdunstung vollkommen geleert, während das in den anderen stehende Wasser in vielen Fällen mehr oder weniger deutlich salzig ist. Letzteres ist besonders der Fall bei denen im südlichen und dürrern Teil der Region. In der Nähe des nördlichen Randes der Ebene kommen salzige Seen nur ganz ausnahmsweise vor. Der Reisende schlägt gewöhnlich am Rande eines dieser binsen- oder schilfumwogten Wasserpfuhle sein Nachtlager auf; allein während der Ueberfluß an Wasser in einer Beziehung das Reisen im Frühling und Frühsommer erleichtert, kann auch in diesen wie zu anderen Jahreszeiten die feuchte Beschaffenheit des tiefen alluvialen Bodens einen mehr als auf-

wiegenden Nachteil mit sich bringen. Das ernstlichste Hindernis aber, welches man auf langer Reise über die Plains hin begegnet, sind die verschiedenen Flüsse. Der Assiniboine, der Souris, Qu'Appelle und andere Ströme des östlichen Bezirkes können sich um die Zeit des Thauwetters und des Eisgangs und noch eine Zeit lang später in Abwesenheit von Brücken und Fähren als furchtbare Schranken erweisen. Der nördliche und der südliche Saskatschewan, der Red-Deer-, Bow- und Belly-Fluß, welche sich möglicherweise vereinigen, um ihre Gewässer ins nördliche Ende des Winnipeg-Sees zu ergießen, entspringen weit hinten in den Felsengebirgen, sind zwar in manchen Jahren bedeutenden Frühlings-Anschwellungen unterworfen, erreichen aber ihren höchsten Wasserstand gewöhnlich erst im Juni und Juli, wenn der Schnee von den höchsten Bergketten verschwindet und die in der Nähe ihrer Quellen liegenden Schneefelder und Gletscher sehr rasch schmelzen. Diese Flüsse haben sich in die Oberfläche der Plain-Thäler Betten ausgewaschen, die meist 100—300 e. F. tief und 1—2 e. Ml. und darüber breit sind. Alle die als regelmäßige Verkehrsmittel benützten Fährten und Pfade führen nach anerkannten Uebergangspunkten an diesen Strömen, wo die Annäherungen leicht sind und wo man bei niedrigem Wasserstande leicht in einer Furt über den Fluß setzen kann, obwohl in den jüngsten Jahren gewöhnlich auch Fähren irgendwelcher Art für die anderen Jahreszeiten an denselben hergestellt worden sind.

Wie schon oben angegeben, weisen beinahe alle größeren Flußthäler mehr oder weniger Hochwald auf und in dem nördlichen Teil der Region beschränkt sich dies nicht auf die flachen Uferländer (bottom-lands), sondern Gehölze und Dickungen verbreiten sich auch in die Seitenthäler, coulées, und über allen gebrochenen Boden, welcher gewöhnlich in der Nachbarschaft dieser großen Flußmulden sehr häufig ist. Wenn daher den Truppen der gegen die Aufständischen ausgesandten Streitkräfte irgend ein ernster Widerstand entgegengesetzt werden wollte, so wird es wahrscheinlich an dem einen oder anderen dieser Uebergangspunkte geschehen, welche sich von Natur aus zur Verteidigung eignen. Die Flüsse haben, wie sich von der bedeutenden allgemeinen Senkung des Bodens erwarten läßt, einen starken Fall und ein ungewöhnlich seichtes Bett mit zahlreichen Kiesbänken und Riffen von Rollsteinen bei niedrigem Wasserstand. Ueberdies zeigen sie oft außerordentliche Krümmungen und werden infolge dieser Eigentümlichkeiten und weil sie einen beträchtlichen Teil jedes Jahres mit Eis bedeckt sind, nicht in ausgedehnter Weise als Verkehrsmittel benützt, sondern man sieht häufiger Züge von Lastwagen und sog. „Red-River-Karren" zum Reisen oder zur Beförderng von Lebensbedürfnissen oder Waren in der Entfernung von den Eisenbahnen verwendet. Die Hudsons-Bay-Kompagnie läßt jedoch schon seit einer Reihe von Jahren einige kleine Dampfer mit Rädern am Stern zwischen den Grand Rapids, in der Nähe vom Winnipeg-See, und Edmonton, weit oben am nördlichen Saskatschewan, gehen. Einige weitere Dampfer von derselben Klasse befahren neuerdings auch den südlichen Saskatschewan, und man beabsichtigt dieselben in der gegenwärtigen Notzeit zum Transport von Lebensmitteln und Kriegsbedarf von Medicine Hat, wo die kanadische Pacificbahn über diesen Strom setzt, bis in die Nachbarschaft von Prince Albert zu benützen.

In den Tagen der Pelz-Kompagnien wurde dieser Teil des Innern des Kontinents entweder mittelst einer Kahnreise vom Obern See oder durch eine solche von York Factory an der Hudsons-Bay den Nelson-Fluß hinauf, erreicht. Auf dem erstgenannten Wege drang 1870 Sir Garnet Wolseley mit seiner kleinen Streitkraft nach dem Thal des Red-River vor. Als St. Paul ein Handelsmittelpunkt geworden war, begann die Hudsons-Kompagnie den größeren Teil ihrer Waren vom Süden dorthin zu bringen, während in den jüngsten Jahren die im Fernen Westen errichteten Polizeiposten, Niederlassungen und großen Viehzüchtereien vom Fort Benton am Missouri aus versehen wurden. Die kanadische Pacificbahn jedoch, welche, mit beispielloser Geschwindigkeit von Winnipeg aus über die Plains erbaut, gegen Ende 1883 bis zum Gipfel der Felsengebirge vollendet wurde, hat die alten Reiserouten ganz verändert. Man braucht nicht länger mehr der althergekömmlichen Wegspur vom Red-River über die Forts Carleton und Pitt nach Edmonton, eine Reise von beinahe 900 e. Ml., zu welcher man mit beladenen Wägen oder Karren unter den günstigsten Umständen mindestens 40 Tage nötig hatte, zu folgen. Die vorerwähnten Punkte, nebst anderen vereinzelten kleinen Ansiedelungen aus neuerer Zeit längs dem nördlichen Saskatschewan, werden nun auf neuen Wegspuren von den nächsten Stationen der Eisenbahn im Süden aus erreicht, und ein System von Telegraphenlinien, welches die Regierung erbauen ließ und betreiben läßt, verbindet nun die wichtigsten derselben miteinander. Allein auch wenn man die Eisenbahn verlassen hat, sind die in der alten Weise zurückzulegenden Entfernungen immer noch sehr bedeutend, ehe man die entfernteren Ansiedelungen erreicht. So betragen die Entfernungen auf den Wegspuren von Qu'Appelle nach Carleton und Prince Albert respektive 228 und 253 e. Ml., von der Station Swifts Current nach Battleford 202, und von Calgary nach Edmonton 191 e. Ml.

Der Umfang dieser Notiz gestattet uns nicht, auf irgend eine Schilderung dieser und anderer Hauptstraßen einzugehen. Es mag aber bemerkt werden, daß, während die Wegspur von Qu'Appelle nach Carleton und Prince Albert bis zu dem Punkte, wo sie den südlichen Saskatschewan kreuzt, meist durch offenes Gelände hinführt, Haine und Gürtel von Espen in ihrer Nachbarschaft nicht selten sind. Die längste Strecke vollständig baumlosen Geländes sind die nur ungefähr 30 e. Ml. breiten sog. Salzebenen.

Der Landstrich in der Umgebung von Carleton, Prince

Albert und dem Entensee (Duck Lake) ist wellenförmig oder gekennzeichnet durch niedrige Hügel mit zahlreichen und in einzelnen Fällen ausgedehnten lichten Wäldchen (Bluffs) von Laub und Nadelholz. Die Besiedelung ist spärlich und sporadisch, beschränkt sich aber größtenteils nur auf die Landspitze zwischen dem nördlichen und dem südlichen Saskatschewan, wo die gesamte Bevölkerung sich wahrscheinlich auf etwa 3000 Seelen belaufen mag.

Auf der Wegspur von Swift Current nach Battleford ist an der Stelle, wo dieselbe über den südlichen Saskatschewan setzt, eine gute Fähre. Dieser Weg ist bis auf ungefähr 20 e. Ml. von Battleford ganz baumlos. Battleford wurde früher einmal zum Regierungssitz für das Nordwest-Territory ausersehen, ist aber, seit der endgiltigen Festsetzung der Eisenbahntrace, zu Gunsten von Regina aufgegeben worden. In der Nachbarschaft von Battleford sind zerstreute Ansiedelungen von Halbblütigen und Weißen und mehrere Reservationen der Crees. Die Wegspur von Calgary nach Edmonton setzt über die Flüsse Bow, Red Deer und Battle, sowie über mehrere kleinere Flüßchen, die von den Vorbergen und dem Fuße der Berge herabkommen. Fähren sind überall vorhanden, wo sie nötig sind, und falls diese nicht zerstört werden, würde ein rasches Vordringen auf dieser Route leicht sein. Allerdings ist eine Strecke von 60 e. Ml. auf dieser Wegspur baumlos und unbeholzt, allein über diese hinaus ist reichlicher Hochwald vorhanden. Edmonton ist ein ziemlich bedeutender Mittelpunkt, da eine Anzahl von kleinen Ansiedlungen von Weißen und Halbblütigen von ihm abhängt.

Dies ist der Schauplatz des dermaligen Heckenkrieges gegen die Aufständischen, welcher durch die große Entfernung der Operationsbasis für die Regierungstruppen ein ziemlich schwieriger sein wird.

Kleinere Mitteilung.

Die Scheluh im Atlas.

Zuverlässige Angaben über die freien Berberstämme in Marokko sind so selten, daß man jeden Beitrag zu ihrer Kenntnis mit Freude begrüßen muß. Von Marokko aus in ihr Land vorzudringen, ist kaum möglich, denn in Marokko kann man nur mit Erlaubnis des Sultans und in Begleitung einer von den Behörden gestellten Eskorte reisen, und muß somit den Berbern als Spion erscheinen und solche schlägt man aber ohne weiteres tot. Die einzige Möglichkeit wäre, an einem dem Berbergebiete benachbarten größeren Orte ohne offiziellen Schutz seinen Aufenthalt zu nehmen und unter der Hand mit irgend einem einflußreichen Berber, einem Gemeindevorsteher oder Marabut, Verbindungen anzuknüpfen. Könnte man einen solchen dazu bringen, sein Geleite zu versprechen, was besonders für einen Arzt nicht allzu schwer sein würde, so könnte man in voller Sicherheit Gebiete bereisen, welche selbst für die marokkanischen Heere unbetretbar sind. Für das Rif wäre Tetuan der geeignete Platz, für die Länder der Scheluh vielleicht Sela-Rabat, bis an dessen Thore ja das freie Waldgebiet von Mamora heranreicht. Solange sich niemand für ein solches Unternehmen findet, sind wir auf Erkundigungen angewiesen, welche man von den zahlreich in Algerien Arbeit suchenden Marokkanern unschwer einziehen kann. Aus den Angaben, welche Camille Sabatier, einer der genauesten Kenner der algerischen Kabylen, gegenwärtig Administrateur von Fort National in der großen Kabylie, von Gliedern des Stammes der Tiffa eingezogen hat, geht hervor, daß die Scheluh mit den algerischen Kabylen nicht nur die Sprache, sondern auch alle wesentlichen Einrichtungen gemein haben. Die Tiffa wohnen am Oberlauf des Uëd Um-er-Rebia, etwa 70—80 Km. östlich der Stadt Marokko, und sind nominell dem Sultan unterworfen, d. h. sie werden in den zugänglichen Teilen ihres Gebietes zeitweise von seiner Armee gebrandschatzt, was man in Marokko Steuererhebung nennt. Sie sind durch die lange Berührung mit den Stämmen der Ebene einigermaßen arabisiert, gestehen ihren Töchtern ein beschränktes Erbrecht zu — was die echten Berber in schroffem Widerspruch mit dem Koran nie thun — und haben auch die Sitte des Frauenkaufens abgeschafft; der Ehekandidat hat nur noch jedem Mitglied der Familie seiner Erwählten ein neues Paar Schuhe zu liefern. Aber ihre Nachbarn im Gebirge, die Beni-Messäd, haben sich vollkommen unabhängig gehalten und die Berbersitten bewahrt. Wie ihre Verwandten am Djurdjura, wohnen sie einzeln oder zu kleinen Weilern gruppiert; sie zerfallen ebenso in Geschlechter, die aber nicht Khakrouba, sondern Jr'ens heißen und schließen sich in Konföderationen (Jusith) zusammen, welche ganz den Thakebilt der Kabylie entsprechen. Auch die Schwurgenossenschaften, welche jedes Dorf am Djurdjura teilen (Cofs oder kabylisch Taronguit genannt), fehlen nicht; sie heißen hier Tarayout. Das freie Geleite, von dem wir oben sprachen, heißt hier Taïssa (bei den Kabylen Anaïa, bei den Amasirgh vom Stamm der Ait Aïssa im hohen Atlas Kassi); es wird ebenso gewissenhaft gehalten, wie in Algerien. Auch die übrigen Gemeindeeinrichtungen stimmen mit den algerischen völlig überein, ein Beweis, daß sie älter sind als das Eindringen des Islam. Einen echt heidnischen Gebrauch erfuhr Sabatier von den Ait Hamid, einer Abteilung der Tiffa. Diese opfern nämlich einem Dämon oder richtiger Flußgott, der in dem Becken eines Wasserfalles wohnen soll, alljährlich zwei fette Stiere und eine große Schüssel voll Kuskussu, damit er ihnen nicht im Sommer ein tötliches Fieber sende. Das Land der Scheluh ist trotz seiner Unfruchtbarkeit und hohen Lage ebenso sorgsam angebaut und ebenso dicht bevölkert, wie die französische Kabylie, und es wäre für Marokko kein größeres Glück denkbar, als daß der arabischen Herrschaft ein Ende gemacht und das fruchtbare Land den ursprünglichen Eigentümern zurückgegeben würde. Ko.

Litteratur.

Schweiger-Lerchenfeld, A. v.: Afrika. Der Dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit. Mit 300 Illustrationen hervorragender Künstler. In 30 Lieferungen à 60 Pfennige. Wien, A. Hartleben's Verlag, 1885. — Da gegenwärtig aller Blicke auf Afrika gerichtet sind, da man von allen Seiten her bemüht ist, den geheimnisvollen Schleier zu lüften, welcher bisher über dem Dunklen Erdteil lag, und da insbesondere auch die deutsche Nation sich nun an dem kolonisierenden und zivilisierenden Werke beteiligt, welches in Afrika vor sich geht, so ist dies vorliegende neue Werk unbedingt ein sehr zeitgemäßes. Es liegen uns von demselben bis jetzt zwölf Lieferungen vor, deren Inhalt uns einen sehr rationellen Plan, eine gewandte und fleißige Ausarbeitung und eine sorgsame Benützung des reichen neueren

Materials, namentlich der Werke von Livingstone, Cameron und Stanley ꝛc. erkennen läßt. Die sehr schöne Illustration ist kein bloßes Ornament, sondern steht in innigstem Zusammenhang mit dem Text, welcher durch diese genaue Verbindung von Bild und Wort noch instruktiver wird und auch von der weiteren Entwickelung des Werkes nur Günstiges erwarten läßt. Wir sehen dem Erscheinen der weiteren Lieferungen mit Begierde entgegen und werden ausführlicher über diese Arbeit berichten, sobald uns ein größerer Abschnitt derselben vorliegt, müssen aber einstweilen das Unternehmen als ein ebenso verdienstliches und lehrreiches, wie für den weitesten Leserkreis passendes und dankbares anerkennen.

Erman, Dr. Adolf: Aegypten und ägyptisches Leben im Altertum. Mit über 300 Abbildungen im Text und 10 Vollbildern. (Vollständig in 15 Lieferungen à 1 Mark.) Lieferung 1 u. 2. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung, 1885. — Aegyptens Land und Volk und eigenartige alte Kultur, welche ihm in der Entwickelungsgeschichte der Menschheit eine solch hervorragende und bedeutsame Stellung anweisen, müssen jeden Gebildeten auf das höchste interessieren. Die neueren Werke von G. Ebers und andere sind nach ihrem Format und Preis nicht jedermann zugänglich und ihrer Tendenz nach nicht vollkommen befriedigend, und es ist daher ein verdienstliches Unternehmen der rührigen Verlangshandlungen und des Verfassers (welcher Dozent der ägyptischen Sprache und Altertumskunde an der Universität Berlin ist), in dem vorliegenden Werke ein wirklich wissenschaftliches Buch mit sachgemäßer reicher Illustration zu geben, welches uns Geschichte, Leben und Zustände der alten Aegypter in derselben anschaulichen und erschöpfenden Weise schildert, wie dies in dem Werke von Herm. Bender über „Rom und römisches Leben im Altertum" (aus demselben Verlage) geschieht. Soviel sich aus den uns vorliegenden Lieferungen von 96 Seiten entnehmen läßt, haben wir es mit der tüchtigen und gewissenhaften Arbeit eines Fachgelehrten, mit einer gehaltvollen Monographie von echt volkstümlicher Darstellung zu thun, die wir nur willkommen heißen können. Dem Erscheinen weiterer Lieferungen mit Interesse entgegensehend, behalten wir uns vor, dann ausführlicher und eingehender über das Werk zu berichten.

Ruß, Dr. Karl: Die fremdländischen Stubenvögel, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht. Vierten Bandes fünfte Lieferung. Magdeburg, Creutz'sche Buchhandlung, 1884. — Diese jüngste Lieferung des bekannten Werkes schildert die Behandlung und Pflege der Lerchen, Papageien, Sittiche, Tauben, Hühnervögel, und der ausländischen Insektenfresser, die Eingewöhnung frisch gefangener einheimischer Vögel, das Auffüttern der aus dem Nest geraubten jungen Vögel und die Haltung, Verpflegung und regelmäßige Versorgung der Stubenvögel.

Archiv für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen, herausgegeben von den beiden Komités für die Landesdurchforschung. Prag, Franz Rziwnatz. — Von diesem ausgezeichneten Werke, welches zur Erstellung der genauen Landeskunde des reichen Böhmen so unendlich wichtige Dienste leistet, liegen uns wieder verschiedene Lieferungen vor, nämlich vom III. Bande die erste Abteilung, welche das Verzeichnis der in den Jahren 1877—1879 vom K. K. Militärgeographischen Institut trigonometrisch bestimmten Höhen von Böhmen, herausgegeben von Professor Dr. Karl R. v. Koristka und Major R. Doublebsky von Sterneck nebst einer Karte enthält. Ferner vom IV. Bande die Lieferungen 2—6, welche die geologische und die botanische Abteilung enthalten, nämlich die Erläuterungen zur geologischen Karte der Umgebungen von Prag, von Professor J. Krejci und Bergingenieur Professor R. Helmhacker; die petrologischen Studien an den Porphyrgesteinen Böhmens, von Dr. Emanuel Boricky und Jos. Klvana, den Hangend-Flötzzug im Schlan-Rakonitzer Steinkohlenbecken von Karl Festmantel; den vierten Teil des Prodromus der Flora von Böhmen, von Dr. Lad. Celakowsky, und die Flora des Flußgebietes der Cidlina und Mrdlina, von Eduard Pospichal (eine gekrönte Preisschrift). Endlich vom V. Bande die Lieferungen 1 bis 3 der geologischen Abteilung, enthaltend: die Erläuterungen zur geologischen Karte des Eisengebirges und der angrenzenden Gegenden im östlichen Böhmen, von J. Krejci und R. Helmhacker; die Studien im Gebiete der böhmischen Kreideformation und paläontologischen Untersuchungen der Iserschichten, von Dr. Ant. Fric und die mittelböhmische Steinkohlen-Ablagerung von Karl Festmantel. Der hohe wissenschaftliche Wert dieser monographischen Arbeiten ist bekannt und läßt von dem langsam seiner Vollendung entgegenreifenden Sammelwerke eine wahre Fundgrube eingehendster Belehrung über die physikalischen Zustände und die Naturschätze jenes reichen österreichischen Kronlandes erwarten. Das ganze Unternehmen ist ein ehrendes Zeugnis für den patriotischen Eifer und die Munifizenz, womit heutzutage in Oesterreich-Ungarn die praktische Landeskunde gefördert wird.

Meyer, M. Wilh.: Spaziergänge durch das Reich der Sterne. Astronomische Feuilletons. Wien, A. Hartleben's Verlag, 1885. — Der Gedanke, eine Reihe der interessantesten und wichtigsten Fragen der Kosmographie und Astronomie in Gestalt geistreicher Plaudereien und leichter Feuilletons-Essays zu erörtern, ist ein glücklicher und geistreicher und darf in der glücklichen Verwirklichung, die er in dem vorliegenden Buche gefunden hat, doppelt willkommen geheißen werden. Tausende unserer gebildeten Leser, welche sich nicht entschließen könnten, ein solch ernstes Buch, wie Mädler's „Astronomische Briefe" und ähnliche zu lesen, oder welche dieselben vielleicht auch nicht verstehen würden, werden sich von der leichten, graziösen, angenehm plaudernden Form dieser Meyer'schen Briefe zu deren Lektüre verführen lassen und spielend eine Fülle wertvoller Belehrung über astronomische Dinge: über den Mond, die Mondberge, die Acceleration der Mondbewegung, den Kometen Pens, die neuen Sterne, die Vulkanausbrüche von Krakatau, die Erdbeben von 1883, die Elektrizität, das Pendel, die Eigenbewegung des Sonnensystems u. a. m. hinnehmen oder den Lebens- und Entwickelungsgeschichten von Astronomen, wie Klinkerfues und Bessel, einige Aufmerksamkeit schenken. In dieser Richtung wirkt das anziehende Buch belebend, erweckend und werbend für die Wissenschaft und hat in unseren Tagen der Popularisierung der Wissenschaft seine volle Berechtigung.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

So eben ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lehrbuch
der
GEOPHYSIK
und
Physikalischen Geographie
von
Professor Dr. Siegmund Günther.
Zwei Bände. II. Band.
Mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen.
gr. 8. geh. Preis M. 15. —.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 22. Stuttgart, 1. Juni. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa. I. S. 421. — 2. Die Eingeborenen des Bissagos-Archipels. S. 426. — 3. Die deutsche Zeitung in Rio de Janeiro und ihr Redakteur. Von J. v. Binzer. S. 428. — 4. Eine Besteigung des Roraima in Britisch-Guyana. S. 433. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 435. — 6. Kleinere Mitteilungen: S. 439. Artesische Brunnen in der Sahara. Die Akten Torres. Dental-Index.

Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa.

I.

Von der Insel Formosa, auf welche die französische Tonkin-Expedition neuerdings die allgemeine Aufmerksamkeit der westlichen Welt gelenkt hat, wissen wir noch so wenig Verbrieftes, daß uns jede neuere authentische Nachricht über jene reiche ostasiatische Insel hoch willkommen ist. Cuthbert Collingwood, einer der wenigen Europäer, der Formosa früher besucht hat, äußert sich darüber in seinem „Rambles of a Naturalist": „Die Hülfsquellen der Insel sind noch unentwickelt, und doch bleibt es noch irgend einer unternehmenden Nation überlassen, Formosa Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." Dies gedenken nun die Franzosen in ihrer Weise zu thun, wie wir in unserem früheren Artikel über Formosa (Nr. 12. S. 235 dieser Zeitschrift) gezeigt haben. Die neuesten authentischen Nachrichten über die Zustände der Insel erhalten wir in einem Vortrage des Civilingenieurs M. Beazeley, welchen derselbe in der Abendsitzung der Königlich Geographischen Gesellschaft in London am 24. November v. Js. gehalten hat und den wir den Proceedings dieser Gesellschaft hiemit entlehnen. Herr Beazeley bereiste den südlichen Teil der Insel von Ta-kow (Ta-ko) an bis zum Südkap im Jahre 1875 und schildert, nach Voranstellung einer kurzen Skizze der Insel, seine Reise folgendermaßen:

Die neuesten Vorgänge auf Formosa haben die Aufmerksamkeit vorwiegend auf diese Insel gelenkt und ihr ein größeres Interesse verliehen, als sie anscheinend seither besaß. Mit dem politischen Teil dieser Vorgänge haben wir hier glücklicherweise nichts zu thun; dagegen berühren deren wahrscheinliche Ergebnisse für die geographische Wissenschaft uns Geographen sehr nahe, denn ohne Zweifel wird die Besetzung der hauptsächlichsten Häfen der Insel durch eine der größten europäischen Mächte früher oder später zu einer mehr oder weniger systematischen Erforschung der Insel führen. Und da man selbst Unfällen noch eine gute Seite abzugewinnen vermag, wenn man es nur anzugreifen versteht, so kann diese Besitznahme durch die Franzosen schließlich das wohlthätige Ergebnis haben, unsere Kunde von der Geographie, Geognosie und den Naturprodukten der Insel und unsere allgemeine Bekanntschaft mit einer höchst einladenden und seither nur wenig bekannten und beinahe unerforschten Region zu vermehren.

Daß eine so große und wichtige Insel wie Formosa bisher noch so wenig bekannt war, ist merkwürdig, da sie gewissermaßen wie ein Wogenbrecher vor dem Festlande und gerade an der großen Handelsstraße zwischen dem südlichen und nördlichen China liegt, schon im 16. Jahrhundert von den Spaniern[1] und Portugiesen besucht und dem Handel geöffnet wurde, da die Holländer sie im 17. Jahrhundert durch Tausch erwarben und etwa 48 Jahre lang besaßen. Formosa ist durch den Vertrag von Tien-tsin von 1860 dem fremden Handel geöffnet worden, und hätte deshalb längst schon durchforscht worden sein sollen, während

[1] Das äußerst merkwürdige Fort aus roten Backsteinen zu Tamsui, welches dermalen der Sitz des Britischen Konsulats ist, soll von den Spaniern im 16. Jahrhundert erbaut worden sein.

wir beinahe nichts von dem Innern, von dem gebirgigen Teil und von der Ostseite wissen.

Die Gebirgskette im Norden von Formosa ist von dem chinesischen Festland und von den Inseln der chinesischen Küste aus unter 25° n. Br. deutlich sichtbar, und doch sollen die Chinesen angeblich erst in verhältnismäßig neuer Zeit mit der Insel bekannt geworden sein. Dr. S. Wells Williams behauptet in seiner wertvollen Geschichte des Chinesischen Reiches: Die Chinesen haben erst im Jahre 1403, d. h. zu Anfang der Ming-Dynastie, Kunde von Formosa bekommen, und obwohl in den amtlichen Aufzeichnungen der früheren oder Yuen-Dynastie auf die östlichen Barbaren angespielt werde, was auf die wilden Bewohner von Formosa hinzudeuten scheine, so haben die Besitzer des Drachenthrones so wenig von dieser wertvollen Insel gewußt oder sich so wenig um dieselbe gekümmert, daß sie im Jahre 1624 die Insel an die Holländer vertauschten um die kleine Gruppe der Pescadores (Pong-hu), welche die niederländische Regierung in Besitz genommen hatte. Die Holländer fanden damals die Japanesen in Anping niedergelassen, vertrieben diese von der Insel und befestigten sich in Fort Seeland oder Zelandia, wurden aber schließlich 1662 von dem berühmten Seeräuber-Häuptling Tsching-tsching-kung (Koxinga) aus Formosa vertrieben, und der Enkel des genannten Eroberers unterwarf sich der chinesischen Regierung und übertrug ihr die Herrschaft der Insel, wofür er begnadigt ward und große Gunstbezeigungen erhielt.

Die Insel ist vom Festlande durch den Formosa-Kanal geschieden, eine Meerenge, welche an ihrem südlichen Ende und zwischen Breaker-Point und dem Südwestkap 245 e. Ml. breit ist und sich nordwärts verengt, so daß sie an ihrem nördlichen Ende zwischen Turn-about Lighthouse und der Pak-sa-Spitze nur noch 62 ½ e. Ml. breit ist. Der nächste Punkt des Festlandes ist Van-gan, am südlichen Eingang zur Hai-tan-Straße, wo die Entfernung über Meer bis Tongsiau nur 74 e. Ml. ist. Die Insel erstreckt sich von 120° 7 ½′ bis 122° ¼′ ö. L. und von 21° 45 ½′ bis 25° 18 ½′ n. Br., und mißt von der Nordspitze bis zum Südkap 245 e. Ml. Ihre größte Breite ist 76 e. Ml., aber nach Süden hin verjüngt sie sich auf den letzten 30 e. Ml. von 13 bis auf 8 e. Ml., was der Insel auf der Karte das Ansehen eines Hackmessers mit kurzem Handgriff oder eines Fisches gibt. Den Flächeninhalt schätzt die letzte britische Admiralitätskarte auf 14,982 englische oder 705 geographische Quadratmeilen.

Formosa besitzt eigentümlicherweise eine der höchsten Bergketten auf der ganzen Erde, welche sich gleich einem Rückgrat auf dem größten Teil der Insel durch deren Mittelpunkt hinabzieht. Die Gleichartigkeit der Erhebung dieses Gebirgszuges ist sehr merkwürdig, und obschon die einzelnen Höhenpunkte auf der Karte mit resp. 11,300, 12,800 und 12,850 Fuß angegeben sind (und die Erhebung der höchsten Punkte ist noch nicht einmal genügend ermittelt), so erscheint in dem allgemeinen Umriß außerordentlich wenig Ungleichheit. Ich habe von den Pescadores aus monatelang die Gebirgskette Tag für Tag beobachtet und war immer überrascht von dem außerordentlich ebenen Aussehen des Hochgebirgskammes.

Diese Gebirge sind so hoch, daß sie unter Tags immer in Nebel und Wolken gehüllt und nur unmittelbar vor Sonnenauf- und nach Sonnenuntergang eine sehr kurze Zeit hindurch sichtbar sind. Dann sind die Nebel hinweggeschoben und die Gebirgskette bietet dann einen herrlichen Anblick dar. Selbst von den Ebenen aus bekommt man unter Tags nur sehr selten die Bergkette zu sehen, und selbst bei Sonnenauf- oder Sonnenuntergang ist nicht immer der ganze Gebirgskamm zu erblicken. Diese Gebirge sind bis zum Gipfel bewaldet, denn mittelst eines guten Fernrohres vermochte ich an klaren Morgen immer die Sonne hinter den Bäumen aufgehen zu sehen.

Eine Eigentümlichkeit Formosa's ist auch sein Mangel an guten Häfen, denn die fremde Schifffahrt kann sich heutzutage nur dreier derselben bedienen, nämlich Tam-sui und Kelung am Nordende und Ta-kow an der Südwestküste, und sogar von diesen ist keiner für Schiffe von größerem Umfange geeignet. Tam-sui ist ein natürlicher Hafen mit einer Barre an der Mündung eines Flusses und hat bei Tiefebbe nur anderthalb Faden Wasser über der Barre. Die Springfluten steigen um sieben bis zehn Fuß und binnen, dem Zollhause gegenüber, ist Ankergrund von drittehalb Faden Tiefe, aber mit unsicherem Grunde bei frischem Winde oder Böen. Der Hafen von Kelung ist sehr klein und beim Nordostmonsun allzusehr ausgesetzt. Die Springflut steigt hier um drei Fuß und der Ankergrund ist fünf Faden tief. Ta-kow hat eine wechselnde Barre mit nur zwei Faden Wasser darüber; der Eingang ist gefährlich, denn er ist zwischen den Felsen nur eine Drittels-Kabellänge breit. Landeinwärts befindet sich eine seichte Lagune, 6 e. Ml. lang und etwa ¾ e. Ml. breit; aber der Ankergrund ist nur auf das äußere Ende beschränkt und sehr klein. Es findet hier täglich nur eine Gezeit statt und die Springfluten steigen um zwei bis drei Fuß. Wegen der Größe der Lagune und des sehr schmalen Eingangs ergießen sich Ebbe und Flut durch dieselbe wie durch eine Schleuse und machen das Ein- und Auslaufen in den Hafen zu einer schwierigen und etwas gefährlichen Sache. Es gibt noch einen vierten Ort wo fremde Schiffe Ladungen löschen und einnehmen. Das ist Anping, 24 englische Meilen nördlich von Ta-kow, der Hafen für Tsaiwan-fu, die Hauptstadt der Insel. Allein Anping ist nur eine offene Rhede ohne allen Schutz beim Südwestmonsun und kann während der vier oder fünf Monate, wo dieser herrscht, gar nicht besucht werden.

Die Springfluten steigen um drei Fuß und auf der Barre herrscht beinahe immer eine schwere Brandung, durch welche hindurch die Passagiere, in Waschkufen, auf Bambusflößen sitzend (sogen. Tek-pai oder Katamarans), landen

müssen. Die Bootsleute sind aber in der Handhabung dieser primitiven Fahrzeuge so geschickt, daß nur selten Unglücksfälle vorkommen. An der Ostküste befindet sich auch ein kleiner Hafen, Sao- (oder Su-ao-)Bay genannt, ungefähr 50 e. Ml. südlich von Kelung, wo die Springfluten um sechs Fuß steigen, ein guter Ankerplatz und ziemlich gutes Obdach während des Nordostmonsuns ist; aber dieser Hafen ist dem fremden Verkehr noch nicht geöffnet.

Die Ostküste der Insel ist zwar noch nicht erforscht oder vermessen worden, aber nach dem, was wir von derselben wissen, scheint wenig Wahrscheinlichkeit für das Vorhandensein eines guten Hafens auf derselben da zu sein, und somit läßt sich mit Gewißheit sagen, daß Formosa keinen einzigen Hafen besitzt, welcher Schiffen von größerem Umfange Aufnahme oder Schutz bieten kann.

Ebenso ist es eine merkwürdige Thatsache, daß die Häfen von Formosa, so schlecht sie auch gegenwärtig sind und so ungenügend sie sich für Handelszwecke erweisen, sich voraussichtlich auch nicht verbessern werden, da erwiesenermaßen die ganze Insel in einer ziemlich raschen Hebung begriffen ist. Zur Zeit der holländischen Okkupation im 17. Jahrhundert war die Hauptstadt Tsai-wan-fu ein Hafen und Fort Zelandia lag weit draußen auf einer Insel in der See. Der ausgedehnte Hafen und die Bucht, welche beide damals trennten, bilden nun eine flache Ebene von vielen Meilen Ausdehnung, und Güter und Passagiere müssen nun zu Anping, unter den Ruinen des alten Forts, mit bedeutender Mühe gelandet werden. Auch die Küstenlinie in dieser Gegend hat sich seit der Veranstaltung der ersten Vermessung von seiten der Admiralität beträchtlich nach Westen ausgedehnt und man hat gefunden, daß der Strand vor Anping und die Untiefen von Vuloy sich rasch erbreitern. Der Hafen von Ta-kow ist schon lang versеichtet und daher als Hafen beinahe nutzlos.

Am Südkap zeigen sich sehr augenfällige Spuren von der Erhebung der Küsten in den erhobenen Korallenbänken, welche die Küsten umgürten, und über die Versеichtung des Hafens von Kelung, im Norden der Insel, bemerkte schon Herr Cuthbert Collingwood in seinem angeführten Werke (S. 90, 91.):

„Ich zweifle nicht, daß der Hafen von Kelung sich langsam erhebt, obschon ich keine genauen Daten habe, um das Maß der Erhebung zu bezeichnen. Die Beweise für diese Hebung lassen sich zu beiden Seiten des Hafens finden. Blöcke von verwitterter und verwaschener Korallenmasse sind auf der Nordseite über den Strand hin zerstreut und liegen in der Nähe des Ruinenfelsens bunt auf der Hochwassermarke umher. Aehnliche verwaschene Korallenblöcke liegen auf dem Strande zwischen den Flutmarken auf der Südseite, nämlich auf der Palmen-Insel. Die Sandstein-Plattform zwischen der Palmen-Insel und dem Festlande, deren ganze Erscheinung darauf hindeutet, daß sie vom Meere gebildet worden sei, das sich langsam einen Weg durch dieselbe gebahnt habe, liegt nun sehr wenig unter der Hochwassermarke, und über dem Meeresniveau trägt der Sandsteinfels deutlich Spuren davon, daß er da, wo nun Vegetation wächst, von den Wogen ausgewaschen und abgespült worden sei. Jenseit der gegenwärtigen Grenzen des Naturhafens zeigt die flache Ebene hinter der Stadt, daß das Meer sich einst weiter landeinwärts gegen die Hügel hin erstreckt habe, und das innere Drittel des heutigen Naturhafens ist so seicht, daß es jetzt bei tiefstem Wasserstande nur eine Schlammpfütze bildet."

Die benachbarte Inselgruppe der Pescadores besitzt jedoch zwei schöne Häfen, den von Pong-hu und den von Na-kung, und jede fremde Macht, welche sich auf Formosa festsetzen und dieses behaupten möchte, muß sich um dieser Häfen willen auch in den Besitz der Inseln setzen. Allerdings haben die Holländer, denen früher die Pescadores gehörten, diese gegen Formosa vertauscht, aber man muß wohl bedenken, daß, als dies geschah, der nun ganz verschwundene Hafen von Tsai-wan-fu ein schöner, für Handels- und Schifffahrtszwecke vollkommen hinreichender Seehafen war, und daß ihre Schiffe damals an den Mauern der Stadt anlegten.

Die Pescadores-Inseln sind nun dem fremden Handel nicht geöffnet und Amoy ist heutzutage praktisch der Hafen von Formosa. Alle Erzeugnisse der Insel werden in kleinen Fahrzeugen nach Amoy geschickt und von dort entweder direkt weiter versendet und zur Verfrachtung nach Hongkong geschafft, und die Entfernungen von Amoy betragen nach Kelung 228, nach Tan-sui 197, nach Anping 147, nach Ta-kow 168 e. Ml.

Formosa hat jetzt keine thätigen Vulkane mehr, dagegen finden sich auf dem nördlichen, wie auf dem südlichen Teil der Insel noch Spuren von vulkanischer Thätigkeit. Bei Tam-sui ist eine warme Quelle, welche große Mengen von Wasserdampf und Schwefelwasserstoff-Dünsten ausstößt, und unweit des Südkaps treten an einer Stelle brennbare Gase in Menge aus dem verkalkten Boden. Erdstöße und Erdbeben sind auf der ganzen Insel häufig. Ich selbst habe in Anping einen tüchtigen Erdstoß erlebt, welcher stark genug war, um die Dinge im Zimmer übereinander zu werfen, und am Südkap sind solche Erdstöße sehr häufig und zuweilen sehr stark.

Der Zweck der Reise, die ich im Nachstehenden schildern will, war der, das Südkap zu besuchen, eine passende Stelle für einen dort zu erbauenden Leuchtturm auszuwählen und das hiezu nötige Grundstück von den Wilden für die kaiserlich chinesische Zollverwaltung zu erkaufen. Die Reisegesellschaft bestand aus Herrn H. O. Brown, dem Zollkommissär in Ta-kow, Herrn Hastings, dem Unterkontroleur der Zölle, einem jungen Mandarinen, dem Sekretär des Tao-tai von Formosa, welcher eigens von Tsai-wan-fu hergeschickt worden war, um die Expedition

zu begleiten, und mir. Unsere Begleitung bestand aus meinem Diener und Herrn Hastings' Koch, 22 Kulie-Sänftenträgern für die 6 Sänften, meinen beiden Kulie-Sänftenträgern, welche die Instrumente zu tragen hatten, zwei Ruderern des Kommissärs, mit 8 Kulies für das Gepäck und die Lebensmittel, und einem Soldaten, der den Mandarin begleitete — im ganzen aus 41 Personen. Wir hatten anfangs beabsichtigt, in einem der Kreuzer der Zollbehörde zur See nach dem Südkap zu fahren, allein dies galt für allzu gewagt, da die Jahreszeit der Teifune eingetreten und uns absolut kein Zufluchtsort bekannt war, wo wir für den Fall eines Sturmes hätten einlaufen können; wir mußten daher den ganzen Weg zu Lande machen.

Wir verließen Ta-kow in der Morgenfrühe des 18. Juni in 6 landesüblichen, bedeckten Sänften und umgingen die den Hafen bildende Lagune auf der Seeseite. Die etwa 6 e. Ml. lange Sandbank, welche die Lagune vom Meere trennt, besteht aus schwarzem, basaltischem Sande, der sehr fruchtbar und stellenweise gut angebaut ist. Auf den beiden ersten Meilen war der Pfad so schmal und gewunden, daß wir uns am Rande der Küste halten und durch die Mangrovenbüsche zwängen mußten, wobei die Träger häufig bis zu den Knieen im Wasser gingen. In den angebauten Teilen kamen wir an mehreren trefflichen Indigofeldern vorbei, während an anderen Stellen die Landzunge mit einem so dichten Dschungel von Bambusen, Mangroven, Cycaden und Pandangs ꝛc. bedeckt war, daß wir uns unmöglich hätten hindurchzwängen können. Bei unserem Aufbruch begann es zu regnen, und das anhaltende Rollen des Donners nebst dem dumpfen Tosen der Brandung auf dem Strande draußen machte einen großartigen Eindruck. Mehrere tüchtige Regengüsse fielen, während wir die Lagune umgiengen, und jedesmal, wenn ein solcher kam, wurden die Sänften ohne alle Umstände auf den nächsten besten trockenen Fleck niedergesetzt und von den Kulies Halt gemacht. Die Dschungel, welche wir passierten, war so dicht, daß ich nur den Soldaten des Mandarins unterscheiden konnte, der gerade vor meiner Sänfte herging, denn der runde weiße Fleck auf dem Rücken seiner blauen Jacke schimmerte wie ein Stern zwischen den glänzend grünen Büschen. Trotz seines Kriegerstandes führte er statt aller Waffen nur einen sehr friedlichen Sonnenschirm und sein berufsmäßiger Beistand wäre uns im Falle einer feindseligen Begegnung sicher nur von geringem Nutzen gewesen.

Endlich bogen wir, zu unserm großen Troste, nach rechts quer über die sandige Landspitze, traten dann auf den Strand hinaus und vertauschten die dunstige, erstickende Atmosphäre des Mangrovensumpfes mit einer Temperatur von 35° C. gegen die kühle und erfrischende Seebrise. Die Wanderung war jedoch für die Träger eine außerordentlich anstrengende und ermüdende, da der Strand, welchen wir zu überschreiten hatten, ganz aus flachen, abgerundeten, schwarzen Basaltkieseln bestand und von der scheitelrechten Sonne erhitzt war, so daß sie auf dem ganzen Wege den Wasserrand einhielten, um die intensive Hitze der Steine zu vermeiden und ihre Füße kühl zu erhalten. Die Seeseite der erhöhten, sandigen Landspitze war sehr unfruchtbar und es wuchs nicht einmal ein Pandang hier, welche dort beinahe überall gedeihen, wo sie Hitze und Seeluft finden. Um die Träger etwas ruhen zu lassen, hielten wir kurze Zeit unter einigen schönen Banyanen-Bäumen in einem kleinen Fischerdörfchen, Siau-tika, wo wir mehrere hübsche Weiber mit Kindern bemerkten. Vier Bambus-Katamarans fischten draußen gerade außerhalb der Brandung. Die Leute sahen zufrieden und glücklich aus, und die kleine Ansiedelung war ein stilles, friedliches, heimeliges, und äußerst hübsches Plätzchen. Wir wanderten dann weiter nach Twa-na-pu, einem größern Dörfchen und hielten um Mittag mitten in demselben zum Tiffin (Gabelfrühstück). Die Sänften wurden in den Schatten einiger überhängenden Banyanen und Bambus gezogen, und alsbald sammelte sich eine dichte Menge um uns her, um uns essen zu sehen. Es wimmelte hier von Kindern wie in allen den Dörfern, durch welche wir kamen; die meisten waren zwar nackt, sahen aber gesund und kräftig aus. Dann ging es weiter durch eine mit Zucker und Indigo reich bebaute Ebene nach Oh-tschin (Schwarzer Baum), wo wir in dem Dorfe 20 Minuten lang rasteten. Dies schien ein blühendes Dorf zu sein und die Leute erschienen alle wohlhabend; es war hier ein guter Bazar und Fischmarkt und alles war nett und reinlich. Wir bekamen hier einige treffliche Mangos, die uns bei der großen Hitze sehr erfrischten. Die auf Formosa wachsenden Mangos sind die einzigen, welche ich im fernen Osten getroffen habe und die an Aussehen und Geschmack der Bombay-Mango gleichkommen, und man kommt unwillkürlich auf die Vermutung, daß sie einst von den Portugiesen, welche hier Handel trieben, von der Malabarküste hieher verpflanzt worden seien.

Nachdem die Träger gerastet hatten, brachen wir wieder auf und durchwanderten eine kahle, sandige Ebene, welche bei schwerem Regen ein Wasserlauf sein muß, passierten mittelst Furten 5 oder 6 breite Ströme, wo das Wasser den Trägern an die Knice reichte, und kamen an einem Weiler zur Rechten vorüber, welcher von gutbebauten Feldern von Zuckerrohr und Indigo und schönen Hainen von Plantanen, Pisangs, Bambus und Obstbäumen umgeben war. Etwas weiterhin erreichten wir den Hauptstrom und setzten in einer Fähre nach Tan-kang (Ostfluß) über, wo wir um 5 Uhr Nachmittags ankamen und unser Nachtquartier in dem Hause eines Kaufmanns nahmen. Das Erdgeschoß ward, wie gewöhnlich, von der Familie bewohnt und das obere Geschoß diente zu Schlafräumen und ward daher oberflächlich für uns in Ordnung gebracht. Der Koch lieferte uns eine gute Mahlzeit aus Dingen, welche an Ort und Stelle zu bekommen waren, nämlich gebratenen Fisch, süße Kartoffeln und Garneelen-Curry,

wozu wir Fleischbrühe tranken. Wir konnten jedoch unsere Hängematten nicht aufhängen und mußten uns auf etlichen Bettstellen und Pritschen niederlegen, welche für uns hergerichtet worden waren. Die Hitze in diesem Raum war zum Ersticken, aber wir mußten sie ertragen, da es regnete, und nur Mr. Hastings bestand darauf, dem Regen zu trotzen und bettete sich hinaus auf eine Terrasse.

Tan-kang ist eine blühende Stadt von 6—7000 Einwohnern und liegt auf dem linken Ufer eines ziemlich bedeutenden und tiefen Flusses und sehr nahe an dessen Mündung, der die gewöhnliche Barre aufweist. Die Häuser sind meist aus Flechtwerk oder Bambus mit Strohdächern und nur einige wenige sind aus Backstein gemauert und mit Ziegeln gedeckt. Es hat einen lebhaften Küstenhandel, und ich zählte 28 am Strande liegende Dschonken, welche mit Ein- oder Ausladen beschäftigt waren. Ich bemerkte mehrere geräumige Läden mit Thon-, Glas- und Eisen-, sowie auch einige mit Ellenwaren und verschiedene ganz mit Ananasfrüchten gefüllte Magazine. Diese werden hinter der Stadt am Fuß der Hügel in Menge gezogen und für 6 Kash (etwa 2 Pfennige) das Stück verkauft, in Tan-kang aber mit sechs Pfennigen per Stück bezahlt und in ungeheuren Mengen nach Amoy, Hong-kong und anderen Orten ausgeführt. Die Formosa-Ananas ist sehr süß und saftig, hat aber eigentümlicherweise keinen Blätterschopf; ich habe jedoch nicht zu ermitteln vermocht, ob diese Abwesenheit der Krone natürlich oder während des Wachstums der Pflanze künstlich hervorgebracht ist; jedenfalls thut sie dem guten Aussehen der Frucht wesentlich Abbruch.

19. Juni. Wir hätten um Mitternacht aufbrechen sollen, um eine möglichst lange Tagereise zu machen, allein die Kulies weigerten sich, so früh aufzubrechen, und schützten Ermüdung vor. Meine beiden Leute erklärten sich für ganz erschöpft und so mußten sie Kulies mieten, um ihre Lasten zu tragen, und die beiden Bootsleute des Kommissärs hatten wunde Füße und waren sehr unglücklich. Endlich, nach manchem Zanken, Murren und Hadern unter den Trägern, brachen wir etwa nach halb fünf Uhr bei herrlichem Mondschein auf und überschritten zunächst eine schlammige Niederung im Rücken der Stadt, wo der Boden von seltsamen, herumkriechenden, weißen Geschöpfen wimmelte. Auf unserer Rückreise ermittelten wir, daß diese eine sehr große Art von Einsiedlerkrabben waren, die sich in die mannigfaltigsten Muscheln verkrochen hatten. Wir setzten mittelst Fähren über zwei Flüsse in der Nähe ihrer Mündungen und verfolgten dann einen sehr guten Weg, der von Hecken von Pandanen und Cyclantheen besäumt war und an der Seite einer langen Lagune hinlief. Auf diesem Wege fuhren die mit Büffeln bespannten Karren der Eingeborenen. Diese haben je zwei ungeheure solide Räder von 5 Fuß Durchmesser, welche auf die Achse festgekeilt sind, die sich unter dem Boden des Fuhrwerks in rohen Lagern drehte. Wir begegneten verschiedenen chinesischen Soldaten, worunter einem, der ein sehr schönes Artillerie-Maultier ritt. Ueberall sahen wir Mengen von gelbblühendem Hibiscus und eine große Phlox-Art in dichten, mannshohen Büschen, beide blühend.

Um 9 Uhr 30 Minuten verließen wir den Weg, welcher sich zu weit landeinwärts zog und stiegen der Insel Lambay (Lieu-Kieu) gegenüber zum Strande hinab. Diese Insel produziert sehr schöne Custardäpfel (Anona) und es finden sich dort am Strande sehr schöne tropische Meermuscheln. Sie ist von tiefer See umgeben, und zwischen ihr und der Mündung des Tan-kang Flusses befindet sich im Meeresgrunde eine merkwürdige Depression von einer Tiefe von 185 und ganz nahe bei der Flußmündung von 139 Faden.

Wir durchwanderten sodann 6 e. Ml. weit einen Strand mit schwerem Kiese, welcher für die Träger sehr ermüdend war, und gelangten nach Pang-liau, wo wir in einer hübschen, reinlichen, luftigen Yamen (Hütte) abstiegen und unser Gabelfrühstück einnahmen. Jenseit der Straße und dem Eingange der Yamen gerade gegenüber sahen wir die riesige Darstellung eines Tieres angemalt; der Körper glich an Gestalt demjenigen eines riesigen Floh und wir alle zerbrachen uns den Kopf darüber, was für ein Geschöpf wohl damit gemeint sein möge. Ich riet auf einen Büffel, aber auf Befragen erfuhren wir, daß es einen Löwen vorstellen sollte. Nach einer beinahe dreistündigen Rast brachen wir wieder auf und schlugen abermals den Weg über den Strand ein, wo der Kies so grob, steinig und für die Träger ermüdend war, daß sie häufig Halt machen mußten. Wir waren nun sehr dicht an den Hügeln, und die Ebene zwischen ihnen und dem Meere verschmälerte sich desto mehr, je weiter wir vordrangen. Nach einigen Wegstunden passierten wir drei verschanzte Lager chinesischer Truppen mit wehenden Bannern, denn wir hatten nun das Gebiet der Wilden erreicht und kamen zu einer Stelle, wo die Chinesen faktisch gegen die wilden Eingeborenen im Felde standen. Weiterhin ward ein guter breiter Weg durch die Dschungel gefunden und führte auf einen der Hügel hinauf. Auf halbem Wege hinauf war wieder ein verschanztes Lager und ein weiteres oben auf dem Gipfel, sowie ein anderes großes Lager auf einem Hügel weiterhin. Als wir uns dem Flecken Tscha-tong-ka, dem Hauptquartier des Generals Wang und seines Heeres, näherten, hielten wir und ließen den Mandarin vorangehen und unsere Ankunft melden, und als der Soldat des Mandarins zurückkehrte und berichtete, daß alles in Ordnung sei, zogen wir um 5 Uhr Nachmittag in den Flecken ein und nahmen unser Quartier in der Yamen des Wei-yuen oder Bezirksbeamten, eines Mandarins Namens Tschoh, welcher mit Mr. Brown bekannt war, da er die frühere Expedition nach dem Ling Feng begleitet hatte. Tschoh kam uns daher entgegen und hieß uns in seinem Wohnort herzlich willkommen. Er war ein rühriger kleiner Mann mit einem höchst intelligenten Gesicht, einer aufgestülpten Nase und hellen unruhigen Augen, ein Mann von Geist und Mut und einer unermüdlichen Thatkraft.

Mit seinen vielen Fertigkeiten und Talenten verband er auch die Kunst der Photographie und zeigte uns einige Porträts, welche er von sich selbst aufgenommen hatte. Seine Yamen war nur ein einstweiliger Bau und wenig mehr als eine Hütte, mit einem kleinen, verpalissadierten und von Hütten umgebenen Viereck vorne. Hier waren wir mitten im Lagerleben, denn der Flecken war voll Soldaten. Tschoh's eigenes Lager stieß unmittelbar an die Yamen, und in geringer Entfernung davon war ein großes befestigtes Lager oder Fort, wo General Wang residierte. Die Chinesen hatten sich schon seit 6 Monaten, seit dem Abzug der Japanesen, mit den wilden Eingeborenen des Distrikts herumgeschlagen, und zwar mit solchem Erfolg, daß schon mehrere Stämme sich unterworfen hatten, und erst an diesem Morgen waren hundert Wilde nach dem Dorf gekommen, um sich die Köpfe rasieren zu lassen. Die Behörden waren sehr froh, daß die Sache sich so rasch abwickelte, denn Cholera und Typhus richteten große Verheerungen unter den Truppen an und es waren schon über tausend Mann gestorben, seit sie hier waren. Erst vor zwei Tagen war einer der Generale gestorben, und wenn die Chinesen gezwungen worden wären, sich noch während der Regenzeit zu schlagen, so würden sie wahrscheinlich ihre ganze Mannschaft verloren haben. Ehe wir aber Tscha-tong-ka erreicht, hatten wir alle noch aus den Sänften steigen und über einen vorspringenden Hügel klettern müssen, welcher hier steil bis zur See abfiel, und wir bemerkten, daß die ganze Dschungel abgehauen war, um den Weg offen zu halten und den Wilden keinen Versteck darzubieten.

Da wir den Wunsch ausgedrückt hatten, ein Bad zu nehmen, so wurden Mr. Brown und ich mit Pferden und einer Geleitswache von acht Mann versehen und wir ritten nach den Hügeln, wo wir an der Mündung eines Thales mit steil abfallenden, dichtbewaldeten Berghängen ein köstliches Bad in einem Pfuhl des Flusses nahmen. Das Flußbett bestand beinahe ganz aus Kieseln und Stücken von schwarzem Schieferthon. Die Bäume wimmelten von Affen und ich bemerkte viele schöne Schmetterlinge, konnte aber keinen einzigen fangen. Als wir uns wieder angekleidet hatten, wollten wir unsere reinen, weißen Kleider nicht auf den schmierigen Sätteln beschmutzen, kehrten daher lieber zu Fuß nach dem Lager zurück und ließen die Soldaten heimreiten. Diese mußten aber zur Infanterie gehören, denn binnen kurzem waren zwei davon auf die lustigste Weise aus dem Sattel gehoben. Bei der Rückkehr in's Lager speisten wir unter freiem Himmel mit Laternen und wurden von Tschoh mit Baß'schem Ale bewirtet, das er jüngst zum Geschenk erhalten hatte; wir steuerten Brandy bei, welcher den Chinesen sehr mundete, den sie aber sehr stark fanden. Für uns ward innerhalb der Verpfählung ein Zelt aufgeschlagen, unter dem wir uns aus Bambusrahmen, geflochtenen Feldbetten, Matten und unseren Reise- und Wolldecken behagliche Betten herstellten. Der arme Hastings hatte einen Fieberanfall, der ihn schon den ganzen Tag über sehr elend gemacht hatte — die Folge seines leichtsinnigen Uebernachtens unter freiem Himmel im Regen zu Tan-kang. Das unaufhörliche Trommeln der Schildwachen im Lager auf ihren Bambusstücken hielt mich noch eine Zeit lang wach, aber auch dies verlor endlich seine Wirkung und wir alle versanken in einen tiefen Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eingeborenen des Bissagos-Archipels.[1]

Die Bissagos gehören, wie alle Eingeborenen von Guinea, zur äthiopischen oder Neger-Rasse, welche an Aussehen und Sitten so großartige Verschiedenheiten zeigt. Die Schwarzen des portugiesischen Guinea zeichnen sich im allgemeinen durch eine außerordentliche Häßlichkeit und durch einen sehr starken unangenehmen Geruch aus. Wie sehr sie sich auch morgens und abends waschen, reiben und mit Palmöl einsalben, so sind sie doch immer gleich häßlich und riechen gleich widrig, was sie aber nicht hindert, sich für die schönsten Menschen der Welt zu halten und zu glauben, keine Blume könne sich an Wohlgeruch mit der Ausdünstung ihrer Haut messen.

An physischer Kraft kommt der Schwarze von Guinea dem Weißen gleich, denn er ist kräftig und stämmig gebaut; an geistiger Kraft und Intelligenz reicht er aber lange noch nicht an den Weißen hinan; er steht in dieser Beziehung unbestreitbar tief unter ihm und kann sich aus diesem Zustande weder selbst erheben noch kann man ihn aus demselben ziehen. In Wirklichkeit bildet die Unfähigkeit, sich zu vervollkommnen, eine der auffallendsten und, man möchte beinahe sagen, eine der betrübendsten Seiten seiner Natur: der heutige Neger ist um kein Haar mehr oder minder vollkommen, als es derjenige vor tausend Jahren war. Diese Unfähigkeit, sich zu vervollkommnen, erscheint bei ihm übrigens nicht in der Periode der Kindheit — im Gegenteil: ein zweijähriges Negerkind ist beinahe ein Phänomen von Intelligenz im Vergleich mit einem gleichalterigen weißen Kinde. Allein während der Geist des ersteren dann beinahe stationär bleibt, nimmt derjenige des weißen Kindes erst seinen Aufschwung; beim Weißen gehen geistige und physische Entwickelung parallel und gleichsam Hand in Hand; der Schwarze scheint sich in dieser Beziehung mehr dem Tiere zu nähern. Als Beispiel und Beweis nehme man einen jungen Hund von sechs bis acht Monaten; er wird an Intelligenz einem Kinde von diesem Alter überlegen sein, aber der Geist des Kindes

[1] Die Insel Bissago und die umgebende Inselgruppen, den Portugiesen gehörig, an der Guinea-Küste unter 12° n. Br. und 17° w. L. von Gr. liegend, haben eine Negerbevölkerung von etwa 40,000 Köpfen.

wird sich mit dem Körper entwickeln und stärker werden, die Intelligenz des Hundes aber keinen Fortschritt machen.

Man werfe mir nicht dagegen ein, daß dies nur eine Frage des Mediums sei und daß der in seiner Isolierung nicht vervollkommungsfähige Neger dies mitten in der Zivilisation, in unseren großen Städten, nicht sein würde. Hier oder dort, an jedem Ort der Erde, wohin man ihn auch versetzen möge, wird der Neger bleiben wie und was er ist, wird sich nicht modifizieren, er wird die schlechten Instinkte seiner Rasse überallhin mit sich schleppen. Seine Instinkte drängen ihn zur Barbarei und Trägheit — er wird überall faul und barbarisch sein, wenn man ihn nicht in einer besonderen Weise beherrscht, und ihn zwingt, fleißig zu sein. Ich wage es aus Erfahrung zu behaupten, er wird nur unter einer energischen Leitung, unter der aufmerksamen und strengen Ueberwachung eines Gebieters einen physischen und moralischen Wert haben; nur unterworfen wird er ein nützliches Wesen werden. Schenkt man ihm aber die Freiheit, so gibt man ihn seinem natürlichen Zustande, nämlich dem wilden, zurück. Es ist eine in der Wissenschaft anerkannte Thatsache, daß, wenn der Neger sich selbst überlassen wurde, er immer rückwärts geschritten ist. Unter dem intellektuellen Gesichtspunkte wird er dem Weißen nicht eher gleich sein, als bis Esel und Pferd dasselbe Geschirr tragen werden. Man hält mir vielleicht einige seltene ausnahmsweise Individuen in den Vereinigten Staaten und Brasilien als Gegenbeweise entgegen; allein ich verweise auf die drei Neger-Republiken Hayti, San Domingo und Liberia, deren Zustände meine Ansicht nur allzu sehr bestärken.

Sollte es aber kein Mittel geben, den Neger umzuwandeln? Oh, doch. Wie verfährt der Tierzüchter, wenn er eine Rasse verbessern will? Er kreuzt die Individuen dieser niedrigen Rasse mit denen einer höheren derselben Art. Um gute Renner zu erhalten, paart er irgendwelche Pferde mit arabischen oder englischen Pferden. Kraft des Gesetzes der Vererbung fixiert sich dann die gewünschte Eigenschaft in den Nachkommen und bethätigt sich sodann in einer Reihe von Generationen.

Die auf den Menschen angewandte Kreuzung erzeugt dieselben Ergebnisse. In Europa z. B. eingeführt, wird der Neger von Guinea sich mehr und mehr dem Weißen nähern, nicht allein in der Hautfarbe, sondern noch mehr durch die Schädelbildung, durch die Intelligenz; er wird sogar fühlbar den ihm eigentümlichen starken Geruch verlieren. Wenn er sich mit der weißen Rasse vermischt, unter dieser lebt und so ziemlich deren Klima und Lebensweise teilt, so wird er sich mit jeder Generation um einen weiteren Grad nähern, und es wird ein, allerdings noch entfernter, Zeitpunkt kommen, wo man ihn kaum mehr vom Weißen zu unterscheiden im stande sein wird.

Allein wenn es leicht ist, die Kreuzung bei einigen vereinzelten Individuen anzuwenden, so ist dies bei einem ganzen Lande, bei einem Erdteil wie Afrika, welcher eine Bevölkerung von etwa 250 Millionen Menschen hat, nicht thunlich. Soll dies heißen, daß die Neger-Rasse niemals zu dieser Umwandlung gelangen wird? Mit nichten. Sie wird vielleicht erst nach Jahrhunderten, aber auf jeden Fall dazu gelangen. Haben die Eingeborenen der afrikanischen Nordküste in ihrer Berührung mit den Weißen nicht bereits bemerkenswerte Modifikationen erfahren? Wie wird dies erst dann der Fall sein an dem Tage, wo die Lokomotiven der Zivilisation Algerien, die Wüste, den Sudan und den Senegal umschlossen haben werden? wenn nach dem Beispiel der Franzosen auch die anderen europäischen Mächte die verschiedenen Teile des afrikanischen Festlandes mit Eisenbahnen durchfurcht haben werden? Der Handelsverkehr zwischen den Schwarzen und den Weißen wird hinreichen, um die Vermischung der beiden Rassen herbeizuführen, und aus dieser Vermischung wird die Umwandelung entspringen.

Wenn die Neger auch beschränkten Verstandes sind, so kann man ihnen doch einen hohen Grad von Empfindung nicht absprechen. Nährt man sie gut und behandelt man sie passend, so fühlen sie sich glücklich und die innere Befriedigung gibt sich auf ihrem Gesicht und in ihrem Wesen deutlich kund. Sie bethätigen dann eine rückhaltslose Anhänglichkeit und Hingebung. Werden sie dagegen schlecht gehalten oder gar mißhandelt, so nehmen sie sich ihren Kummer sehr zu Herzen und verfallen sogar in Schwermut, und es wäre dann thöricht, auf ihre Treue zählen zu wollen oder sich nicht vor ihrer Rache in Acht zu nehmen.

Die Guinea-Neger erreichen selten ein höheres Alter; mit fünfzig Jahren gelten sie in ihrer Heimat schon für sehr alte Leute und tragen schon mit vierzig Jahren die Spuren des Alters. Die Männer sind meist sehr schön und kräftig gewachsen und von guter Muskulatur und Haltung, und man mißt ihre kurze Lebensdauer hauptsächlich dem zu früh begonnenen und übermäßigen geschlechtlichen Umgange bei. Die Weiber sind außerordentlich fruchtbar und beschenken ihre Männer mit einer Menge von Kindern. Bei ihren Niederkünften bedürfen sie keiner fremden Hülfe. Wenn eine Negerin kreisen will, hat jedermann Zutritt in die Hütte, wo man eine Menge Leute von jedem Alter und Geschlecht: Eltern, Freunde, Nachbarn ꝛc. versammelt findet, welche alle die Ankunft des Neugeborenen erwarten. Aber es gibt keine Hebammen und Aerzte darunter. Auch die Negerin unterliegt dem Fluche, welcher auf das erste Weib gelegt worden ist: auch sie gebiert unter Schmerzen, aber sie läßt keinen Laut der Klage, kein Wimmern hören, denn sie würde sich für lebenslang entehrt halten, wenn sie einen Schmerzensschrei ausstieße. Sobald das Kind geboren ist, reicht man der Mutter in einer Kürbisschale einen Absud aus Reis, Mais, Wasser, Palmwein und Paradieskörnern (Samen von Amomum granum paradisi, Malagutta-Pfeffer); diesen trinkt die Wöchnerin, deckt sich gut zu und versucht zu schlafen. Drei oder vier Stunden später ist alles vor-

bei, sie steht auf, nimmt ein Bad im Meere, wäscht ihren Neugeborenen und geht wieder an ihre Arbeit, als ob nichts geschehen wäre. Merkwürdigerweise kommen die Negerkinder rot zur Welt, wie die unseren; aber zwei oder drei Stunden hernach nimmt ihre Haut eine bräunliche Färbung an, welche etwa um den siebenten Tag in das Schwarz des Schießpulvers übergeht.

Die Neger wissen nichts von unseren Zivilstands-Registern und ähnlichen Einrichtungen und Gebräuchen; es gibt keine Obrigkeit, keine Bevölkerungslisten, keine Standesbeamte u. dgl., welche die Geburten und Todesfälle registrieren. Von einem Ding wie einer Taufe und ähnlichem haben sie keinen Begriff, und der Marabu, welcher in seiner Eigenschaft als Priester, aber nicht als öffentlicher Beamter, sich um Hochzeiten und Beerdigungen bekümmert, macht sich mit den Geburten nichts zu schaffen und wird bei denselben in keiner Weise beigezogen. Ist das neugeborene Kind gewaschen, so geben ihm die Eltern einen Namen. Haben sie von einem Weißen irgend eine Wohlthat empfangen, so geben sie zum Andenken und als Beweis ihrer Dankbarkeit dem Kinde den Namen ihres Wohlthäters; aber die Pathenschaft bringt dort wie bei uns ihre Verpflichtungen mit sich, und der namenspendende Pathe muß zu Ehren der Gevatterschaft einen Vorrat von Branntwein oder wenigstens von Palmwein zum Besten geben und die Wöchnerin beschenken.

Die Mulatten, welche von französischen oder anderen europäischen Vätern abstammen und von diesen nicht anerkannt werden, sind dann portugiesische Unterthanen. Die Portugiesen haben einen Zivilstand, sogar in Guinea, aber sie nehmen die Sache nicht so genau, wie in ihrem Mutterland; viele Kinder werden gar nicht von den Eltern angezeigt, welche die Bedeutung einer solchen Formalität gar nicht begreifen und daher diese versäumen.

Das neugeborne Kind hat keine Wiege, um darin zu ruhen, geschweige denn einen Wagen, um darin spazieren gefahren zu werden, wie bei uns. Man breitet irgend ein Tierfell über Binsen oder Palmblätter und legt den Säugling ganz nackt auf diese ärmliche Unterlage. Diese höchst primitive Behandlungsweise unterscheidet sich allerdings wesentlich von der Sorgfalt, mit welcher unsere Frauen ihre Säuglinge und Kinder umgeben und in Flanell und Flaumfedern betten, aber man darf darum diese Negerinnen nicht für minder zärtliche Mütter halten; im Gegenteil, sie wissen es nur nicht besser, und sie zeigen in allen anderen Stücken die größte Zärtlichkeit für ihre Kleinen und widmen ihnen die hingebendste Pflege; namentlich aber bethätigen sie dies dadurch, daß sie ihre Kinder mit Hals-, Arm- und Knöchelbändern, Gürteln ꝛc. behängen und mit Zweigen vom Fetischbaume bestecken, damit der böse Geist denselben nicht schade. Außerdem waschen sie die Kinder Morgens und Abends sorgfältig (was viele unserer Weiber aus dem Volke nicht thun) und reiben sie mit Palmöl ein, um ihre Glieder geschmeidiger zu machen.

Ist das Kind etwa einen Monat alt, so setzt die Mutter dasselbe auf ihren Rücken, steckt seine Füßchen unter ihren Achselhöhlen hindurch, bindet ihm die Händchen um ihren Hals zusammen und reicht ihm so über ihre Schulter hin die langen Brüste, um es zu säugen; sie trägt das Kleine auf diese Weise den ganzen Tag mit sich herum und legt es nur bei Nacht ab. Daher kommt es, daß die Kinder meist stumpfnasig und dickbauchig werden, denn wenn die Mutter bei ihrer Arbeit sich abwechselnd bückt und wieder aufrichtet, so stößt sie dem Kleinen ruckweise die Nase gegen ihren Rücken; um diesen Stoß zu vermeiden, legen sich die Kinder instinktmäßig zurück, recken den Unterleib vor und bekommen dadurch jenen unförmlichen Dickbauch. Schon mit sieben oder acht Monaten krabbeln die Kinder auf allen Vieren neben der arbeitenden Mutter am Boden herum, wie junge Katzen, und einige Monate später lernen sie sich aufrichten und auf zwei Beinen umhergehen. Mit zwei oder drei Jahren zeigen sie schon eine überraschende Entwickelung. Während unsere Kleinen in diesem Alter weinerlich, schüchtern und ungelenk sind, sich bei der mindesten Angst unter die Schürze der Mutter oder des Kindermädchens flüchten und sich noch nicht die mindeste Handreichung leisten können, weinen diese Negerkinder beinahe niemals, verlangen nie zu essen, verhelfen sich selbst zur Nahrung und zum Trunk, gehen ins Wasser und in den Wald, machen Feuer an, laufen überall herum, fürchten sich vor niemand, belästigen niemand und schlafen in ein Fell gewickelt am nackten Erdboden.

Viele Negerinnen säugen ihre Kinder bis ins vierte oder fünfte Jahr; sind die Kleinen aber sieben oder acht Jahre alt, so entwöhnen sie sich mehr oder weniger von der Mutter, beginnen schwimmen zu lernen und zu fischen und werden alle bald geschickte und gewandte Schwimmer und Taucher. Da sie an den Küsten des Ozeans oder an den Ufern tiefer Ströme geboren sind und aufwachsen, in einem Lande, wo man nichts von Häfen weiß und Gewässer aller Art ohne Brücken oder Kähne passieren muß, so ist ihnen die Schwimmkunst unerläßlich, und das Schwimmen unter dem glühenden Himmel der Tropen eine Erholung und ein Genuß, und die Mehrzahl der Neger bringt daher beinahe die Hälfte ihres Lebens im Wasser zu und besitzt eine wahre Meisterschaft im Schwimmen und Tauchen.

Die Erziehung des Kindes ist je nach dem Geschlecht eine höchst einfache. Wenn der Knabe zehn oder zwölf Jahre alt ist, so nimmt ihn der Vater unter seine Aufsicht und lehrt ihn, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen, bestimmt ihn zu irgend einem Berufe. Ist der Vater Fischer, so nimmt er den Jungen mit auf den Fischfang und lehrt ihn die Handhabung der Netze, Reusen, Angelleinen und Harpunen, die Führung der Ruder, die Steuerung der Pirogue. Ist er Kaufmann, so lehrt er ihn den Handel und weiht ihn in alle Spitzfindigkeiten und Schelmereien desselben ein, stellt ihn allen seinen

Geschäftsfreunden vor und weckt in ihm die Gier nach Gewinn. So geht es bis in das achtzehnte Jahr, wo der Sohn daran denkt, sich auf seine eigenen Füße zu stellen, für seine eigene Rechnung zu arbeiten, um, wenn sein Wunsch dahin geht, sich die nötigen Mittel zum Ankauf eines Weibes zu verdienen.

Bevor das Mädchen noch das zehnte Jahr erreicht hat, muß es der Mutter in den häuslichen Geschäften zur Hand gehen, die Hütte scheuern und rein erhalten, den Reis stoßen, den Mais stampfen, Brot backen, die Mahlzeiten kochen, zu Markt gehen, Körbe und Matten flechten, Baumwolle spinnen, die Kleider der Eltern flicken und sich in jeder Hinsicht nützlich machen.

Die Portugiesen haben für die Bissagos nichts gethan, um sie der Barbarei zu entreißen; sie haben keine Schulen eingerichtet, sondern nur den Missionaren erlaubt, Proselyten zu machen, und so sind die meisten Bissagos neuerdings getauft und dem Namen nach Christen, heimlich aber noch dem Fetischdienst ergeben und voll abergläubischer Vorstellungen; allein diese Neger haben vermöge ihrer Findigkeit doch den Portugiesen manche Handfertigkeit und manche Genüsse abgelernt und stehen im allgemeinen doch um eine Stufe höher als manche andere Stämme dieser Zone. Man bemerkt bei den Negern von Guinea verschiedene Nuancen der Hautfarbe vom tiefsten Ebenholzschwarz bis zu einem schmutzigen Erdbraun, was nicht zu verwundern ist, da hier der Sklavenhandel seit Jahrhunderten einheimisch ist, alle Stämme und Familien der Eingeborenen mit einander vermengt und die umfassendste Rassenmischung hervorgerufen hat.

(Rev. de Géogr.)

Die deutsche Zeitung in Rio de Janeiro und ihr Redakteur.

In seiner Nummer vom 8. Dezember v. Js. brachte das „Ausland" einen Artikel über die Presse in Brasilien von Dr. W. Breitenbach, Göttingen, und man möge mir vergönnen, meinem Aufsatze zunächst die vollste Beistimmung zu allen darin ausgesprochenen Ansichten und Urteilen des Herrn Verfassers vorauszuschicken. Wenn ich trotzdem gewissermaßen einen Nachtrag oder eine Art Ergänzung zu seiner Arbeit bringe, so ist damit nicht gemeint, daß der seinigen etwas fehle. Sagt doch der Verfasser ausdrücklich, daß er hauptsächlich die Verhältnisse in der Provinz Rio Grande im Auge gehabt habe, und es ist nur natürlich und konsequent, daß infolge dessen das eine oder das andere Interessante und Wissenswerte über die Presse der anderen Provinzen des ausgedehnten Kaiserreiches nicht berührt wurde und werden konnte. Dies anerkannt, darf ich es sagen, daß es mir trotz dieses Raisonnements schmerzlich blieb, da, wo andere verdienstvolle Namen genannt wurden, wie Gruber, Blumenau, v. Koseritz, den eines der bedeutendsten Vorkämpfer germanischen Wesens in Brasilien zu vermissen, den Namen Fernando Schmidt's, des Redakteurs der deutschen Zeitung in Rio de Janeiro, der Hauptstadt und dem Brennpunkte aller Strömungen jenes unermeßlichen Reiches. Ihm und seiner Zeitung möchte ich heute diesen Nachtrag widmen, und meine es dabei, dem Breitenbach'schen Artikel gegenüber, nur so wie ein Reisender, der einem anderen Reisenden, seinem Freunde, in der Fremde gesammelte Seltsamkeiten zeigen sieht, und hinzutritt und sagt: Ich habe hier noch ein interessantes Stück. Wollt ihr das nicht auch noch ansehen?

Wenn wir nun erst noch einen flüchtigen Blick auf die rein brasilianischen und in portugiesischer Sprache erscheinenden Zeitungen in Rio werfen sollen, so gilt für sie vollständig das in jenem von vorzüglicher Beobachtung zeugenden Artikel speziell über die Rio Grandenser Blätter Gesagte. Eine wirklich stetige politische Färbung trägt kaum eines derselben (ich zweifle, ob selbst das Diario official), doch bringen einige von ihnen, und besonders das Jornal de Commercio sehr gute Handels- und Schiffsnachrichten. Als nächstbeste nach dieser Zeitung wird gewöhnlich die Gazeta de Noticias angesehen, und dann folgen viele andere, wie Gazeta de Tarde, Diario do Brazil, Cruzeiro und (wenigstens zu meiner Zeit noch existierend) das berüchtigte Schmutz- und Schimpfblatt Corsario, dessen schamloser Redakteur zu Ende des Jahres 1883 oder Anfang 1884 — das genaue Datum ist mir entfallen — in Rio bei hellem Tage niedergestochen wurde, als er eben auf einem der belebtesten Plätze der Stadt aus der Pferdebahn stieg. So wenig man nun im öffentlichen Interesse einer derartigen blutigen selbsthelfenden Rache im allgemeinen das Wort reden kann, so glaube ich doch kaum, daß es in diesem besonderen Falle Viele gegeben hat, die dies Schicksal eines Menschen beklagten der sich nicht gescheut hatte, die intimsten Verhältnisse angesehener Familien in den schmutzigsten Schmutz zu ziehen und in dessen Schandblatt der einfache und edeldenkende Dom Pedro II. nicht etwa in seinen Handlungen als Herrscher kritisiert, ja meinetwegen verurteilt wurde, sondern wo dieser Kaiser, der viel zu groß und zu gut ist für die Mehrzahl seines Volkes, mit den gemeinsten und unflätigsten Schimpfwörtern beworfen und als Privatmann durch die ordinärsten Lügen geschleift wurde, — ein Ding, das doch auch nur in Brasilien bestehen kann!

Neben diesem eklen, widerwärtigen Geschimpfe und Gezeter, worin die ganze Rohheit der absoluten Unbildung zu Tage tritt, schreitet auch in den hauptstädtischen Zeitungen die pomphafte Phrase, das hochtrabende Pathos einher und ist sich in seinem Dünkel anscheinend nicht im geringsten bewußt, wie entsetzlich lächerlich und jämmerlich zwischen all dem Komödianten-Plunder von Worten das Gewand der subalternsten Halbbildung hervorsieht, das

eine grauenvolle innere Hohlheit bedeckt. Wahre Bildung, wahre Zivilisation herrscht nirgends, außer vielleicht in einzelnen zählbaren Köpfen des großen Reiches. Was man an ersterer etwa noch nötig zu haben glaubt (denn zivilisiert ist man, nur anders als wir!), wird durch Anlehnen an französisches Wesen zu erreichen geglaubt, und wir können uns auch hierin wiederum nur dem von Herrn Dr. Breitenbach Gesagten anschließen.

Um aber zu wahrer Zivilisation und echter Bildung zu gelangen, bedarf es doch vor allem einer Eigenschaft, die dem Brasilianer und seiner Presse durchaus abgeht: Ehrlichkeit gegen sich selbst, offene Augen für vorhandene Schäden, freien Blick für die Suche nach ihrer Heilung, kurz ein endliches Fallenlassen eines ganz thörichten Hochmuts, jener sorglosen Gleichgültigkeit und eines entweder natürlichen oder angeeigneten (weil so bequemen) Optimismus, die den Klarsichtigen oder nicht mutwillig Blinden, alle überhaupt, die die Sachen trotz dieses sie umflutenden chauvinistischen Bombastes in ihrer wahren Gestalt erblicken, mit Grauen in die Zukunft jenes Landes blicken lassen muß.

Unter solchen Verhältnissen und unter einem so gearteten Volke, als Gast im Lande, eine deutsche Zeitung redigieren zu sollen, die einigen politischen Einfluß ausüben, dem Wohl und Wehe beider Nationen Rechnung tragen und nicht blos ein Annoncen- und Anekdotenblatt sein will, ist wahrlich eine Aufgabe, die einen ganzen Menschen erfordert, einen scharfen Kopf, ein großes und tapferes Herz und einen weitschauenden Geist ohne Vorurteil und Kleinlichkeit.

Fernando Schmidt, der Redakteur und jetzige Eigentümer der deutschen Zeitung in Rio, hat gesucht, dieses Blatt zu einem solchen Organ zu machen, und strebt unablässig darnach, es auf seiner Höhe zu erhalten. Die Zeitung hat mit dem Jahre 1885 ihren 12. Jahrgang angetreten. Sie hat im Juli 1884 ihren früheren Titel: „Deutsche Allgemeine Zeitung für Brasilien", eine, wie Schmidt sagt, „etwas prätenziöse und nicht immer zutreffende Bezeichnung", aufgegeben und trägt seitdem den ihre Tendenz weit besser charakterisierenden Titel: „Deutsch-Brasilianische Warte für freien Blick auf Land und Meer, und Berichterstattung aus beiden Hemisphären."

Der letztere Teil dieses Programmes ist mit angestrengtem Fleiße behandelt und erspart durch die immer richtig wählende Hand des Sammlers dem Leser viel Zeit des eigenen Suchens. Den bei weitem wichtigeren Teil desselben haben wir jedoch in dem Haupttitel des Blattes zu suchen, indem es sich als Vertreter deutsch-brasilianischer Interessen ankündigt, damit scharf und richtig die Mission betonend, die einem derartigen Blatte in erster Linie obliegt. Eine deutsche Zeitung auf fremdem Boden kann nicht einseitig deutsche Interessen vertreten, es muß dieselben mit denen seines Herbergslandes verschmelzen oder doch diejenigen beider Länder in ihren Beziehungen zu einander betrachten.

Fernando Schmidt selbst ist germanischen Stammes (ein Deutsch-Schweizer), aber er liebt auch sein zweites Vaterland, Brasilien, dessen Gast er bereits länger als ein durchschnittliches Menschenalter gewesen, genug, um ihm, wie er selbst sagt, „ein unentwegtes Studium und seine beste Arbeitskraft zuzuwenden." Sein Zweck ist das Verbreiten weltbürgerlicher Gedanken, die er an dem Verschmelzen germanischen Elements mit dem Volke seiner zweiten Heimat verkörpert sehen möchte. Aber diese philanthropischen Wünsche machen ihn nicht zum blinden Enthusiasten, noch zum gedankenlosen Anpreiser. „Wir lieben Brasilien, aber wir lieben die Wahrheit mehr", ist das Motto eines seiner Werke über das Kaiserreich [1], und demgemäß sondiert er gründlich und unerbittlich die Schäden, an denen Brasiliens Staatskörper krankt. Wie ein ernster und gewissenhafter Arzt sucht er ein oberflächliches, optimistisches und hochmütiges Volk geduldig schon seit Jahren zu überzeugen, daß sein Vaterland ein „kranker Mann" ist, der schließlich unrettbar hinsiecht, oder bei einer Katastrophe plötzlich zugrunde geht, wenn ihm nicht endlich fast schon verspätete Hülfe wird; aber wie die Stimme eines Predigers in der Wüste verhallt die seine fast immer ungehört in dem selbstgefälligen Chor der einheimischen Presse. Wenn man hier in Deutschland einen rechten Begriff hätte davon, wie hoch die schönen Phrasen und hoffnungstrunkenen Reden für die Zukunft des zauberhaften Feenlandes Brasilien anzuschlagen sind, mit denen die brasilianische Presse ihr eigenes Volk dumm füttert, man würde vielleicht seine Ansichten weniger nach ihnen bilden als nach den zwar trüberen, aber ehrlicheren Bildern, die Schmidt davon entwirft; der natürliche Drang des Brasilianers, pomphaft zu deklamieren, mag da für sie manches entschuldigen, darf aber das nüchterne Volk der Denker nicht gefangen nehmen. „Der Brasilianer", sagt Schmidt in einer anderen Broschüre, „will vor allem ‚scheinen und imponieren', will, daß man sein Land (die „terra abençoada" par excellence, wie er glaubt) als ein unvergleichliches Paradies schildere und bewundere; was noch fehlt, denkt er, wird sich von selbst einfinden." Und da wollte der Deutsche ruhig so mitglauben, ruhig so mitvertrauen, daß sich für seine nach dort auswandernden Landeskinder alles Fehlende von selbst einfinde, als da sind: genügende Vorsorge beim Eintritt in das fremde Land, Schutz vor Betrug und Uebervorteilung von seiten gewissenloser Agenten, Schutz des endlich mühsam erworbenen Besitzes oder gar des Lebens,[2] überhaupt vor allem eine geordnete Justiz und eine wirkliche und nicht deklamierte Gleichberechtigung der Fremden vor dem Recht, und dann noch vieles, vieles andere — von dem die Brasilianer zu glauben scheinen, daß es plötzlich für sie aus dem Mond fallen werde. Die Hauptschäden des Landes, die Schmidt in seiner schon

[1] „Handel und Wandel in Brasilien."

[2] Ich erinnere an den Fall Germano Wagners.

erwähnten zweiten Broschüre kurz zusammenfaßt: „Eine sich durch jährliche Unterbilanzen unaufhaltsam vermehrende Schuldenlast, ein zu Gunsten der längst nicht mehr einlösbaren Noten-Emmission stabil gewordenes finanzielles Provisorium, Entwertung des allein kursierenden Papiergeldes um zirka 28%, enorme Zolltarife, mangelhafte Justiz, ungesunde Handelsverhältnisse, Ueberproduktion des einen Exportartikels Kaffee und daraus für den Pflanzer erwachsende, z. T. ruinöse Verluste; in den unteren Schichten der Gesellschaft — mit seltenen Ausnahmen krasse Ignoranz und Abgestumpftheit, in allen übrigen, urteilsfähigen und nicht von theatralischen Effekten Geblendeten — Erschlaffung, Entmutigung, Ratlosigkeit" — das sind nicht etwa Schöpfungen einer pessimistischen Phantasie, sondern Dinge, die jeder, *der drüben gewesen*, hat beobachten können, ja, die sich jedem, *der seinen Fuß in das Land setzt*, geradezu aufdrängen, und die nur aus grenzenloser Oberflächlichkeit oder aus Berechnung übersehen oder verkannt und in ihrer Trübe unterschätzt werden können."

Und soll die Besserung solcher Verhältnisse sich auch etwa „von selbst einfinden?" Sollen sie vielleicht auch durch den Zauberer im Monde mit Zauberschlag in die Vollkommenheit selbst verwandelt werden? Sind sie wegzudeklamieren durch die Erzählung, daß in jenem Lande trotz alledem große Blumen blühen, saftige Früchte reifen, ewiger Sonnenschein herrscht? Und sollte man wünschen, daß der Vertreter der deutschen Presse in Rio einstimmte in diese Dithyramben auf das Land, soweit es der Mensch nicht beeinflussen kann „mit seiner Qual", oder gar in den albernen oder gewissenlosen Chor einheimischer Lobhudler und Schönfärber, deren kindlichem oder durch Hochmut getrübtem Blicke alles rosig und wolkenlos erscheint? Sollte man wirklich wünschen, daß ein Mann mit 40jährigen Erfahrungen in augendienerischer Gefälligkeit die aus diesen Erfahrungen emporgewachsenen Anschauungen beiseite würfe und sich bei brasilianischen Chauvinisten oder oder ihren deutschen Jüngern die Parole holte, wie er über Brasilien denken soll? Man möchte auch in Deutschland jenes große Reich, das noch Platz für Millionen bietet, gern als ganz besonders geeignetes und wünschenswertes Auswanderungsziel hinstellen, und weil man das möchte, will man vielfach nichts von seinen überall bankerotten und faulen Zuständen wissen. Gerade darum aber ist es Pflicht eines ehrlichen Vorpostens drüben, die Dinge genau so herüber zu melden, wie sie stehen. Gibt es doch sogar unter den Brasilianern eine, wenn auch nicht durchschlagende Anzahl von Leuten, welche die Zustände ihres Landes in ihrer ganzen Fäulnis erkennen; warum denn durchaus plus royaliste que le roi?

Daß für das Land, dessen Bevölkerung nur aus Herren und Sklaven bestand, etwas gethan werden mußte, um ihm wenigstens in seiner Bevölkerung frische Lebenskräfte zuzuführen, das war schon lange bei Vielen eine anerkannte Sache, auch für den, der im übrigen noch blind sein wollte; seitdem aber im Jahre 1883 die Sklaven-Emanzipation mit einer gewissen Plötzlichkeit in den Vordergrund trat und in Fluß geriet, ward die Frage allein schon in ihrer Bedeutung als Ersatz der schwindenden *Arbeitskraft* eine so dringende, daß sie von niemandem, auch den bis dahin Verblendetsten, als „die" Frage für Brasilien verkannt werden konnte. Schmidt hatte schon seit Jahren gepredigt, daß das einzige Hülfs- und Heilmittel für das sinkende Land eine *nach geordnetem System geleitete und auf solider Basis beruhende* (freilich aber auch *nur* eine solche!) graduelle Besiedelung des Landes durch germanische Völker sei, bis dasselbe allmählich für Massen-Einwanderung reif sein würde. Mit vollem Recht wies er auf das germanische Element als das geeignetste für agrikolische Besiedelung hin, denn nur da, wo germanische Volksstämme sich setzten, haben die Fremden dem Lande einen sichtbaren Nutzen gebracht; sogar in einem und demselben Dorfe tritt der Beweis hiefür in fast komischer Weise hervor in der durchaus sichtbaren Verschiedenheit der Sitze germanischer Kolonisten mit denen ihrer slavischen oder gar der romanischen Nachbarn! Was hat Brasilien denn gehabt von seinen eingewanderten Stammes-Verwandten, den Portugiesen, oder gar den Italienern, was auch von den Franzosen? Jedenfalls in agrikolischer Beziehung nichts! Alle diese Leute mögen gute Arbeiter sein, sogar gute Landarbeiter sein, sind in der That meist fleißige Menschen; aber wenn sie ihr Geld gemacht haben, kehren sie dem Lande den Rücken, wo es verdient ward, und gehen heim, um es in ihrem Vaterlande zu verzehren. Nicht so der Deutsche. Er trachtet meist nach Erwerb von Grund und Boden, haftet an ihm und wendet dem Lande, das ihn gastlich aufnahm, für alle Zeiten seine und seiner Nachkommen Kräfte zu. Die klaren Köpfe in Brasilien sehen das auch vollständig ein, sprechen es auch aus, aber *Wenige gibt es, denen die Medizin nicht bitter wäre*. Man liebt die Deutschen drüben nicht, man verachtet dort im Grunde alle „estrangeiros" und unter ihnen den Deutschen am meisten, und wenn man ihn nicht haben kann als Ersatz für den Sklaven, als Knecht, dann möchte man ihn eigentlich lieber gar nicht.

Fernando Schmidt, dessen Beobachtungen auch hierin nach Dezennien zählen, hat natürlich auch demgemäß seine Stellung zu der Einwanderungsfrage und Kolonisation Brasiliens durch germanische Elemente genommen. Eine Einwanderung seiner Stammesbrüder kann er nur befürworten, wenn hinlängliche Garantien geboten scheinen, daß sie in dem fremden Lande nicht dem Elend und den Seuchen anheimfallen oder schamlosen Betrügereien zum Opfer werden, wie jene unglücklichen Deutsch-Russen (1876), die durch Zuweisung gänzlich untauglichen Bodens der Habgier einer vornehmen Familie aufgeopfert wurden; nie wird er blind und gewissenlos unter allen Umständen und

trotz jeglicher Verhältnisse seine germanischen Stammesbrüder herbeilocken in das tropische Eldorado.

Brasilien zeigen zu sollen, wie sein einziges Heil in germanischer Einwanderung zu suchen sei, dem germanischen Elemente in Brasilien zu immer größerer Geltung und Würdigung zu verhelfen streben, und doch nicht blind-enthusiastischer Anpreiser oder gar Vorspiegler sein, doch manchmal die Hände abwehrend ausstrecken müssen und rufen: Bleibt jetzt fern! — das ist eine Aufgabe, die so unendlich schwer ist, daß wohl mancher der Tadler hier, die ihr Auswanderungs-Schooßkind nur gelobt sehen möchten, verfehlen dürfte, ihr gerecht zu werden; das ist auch eine Aufgabe, die nicht nur ein tapferes, sondern auch ein reines Herz und eine reine Hand erfordert, ohne Falsch in seinen Absichten und makellos in seinem Thun.

Ich habe einen Augenblick bedauert, daß ich in diesem Artikel den Dichter Dranmor[1] beiseite lassen mußte, dessen Name mir schon lieb und groß in der Seele stand, wie der eines Byron, ehe ich ihn selbst kennen lernen durfte, daß ich den Weltreisenden nicht betonen durfte, der keinen Erdteil unseres Globus unbetreten ließ; aber dem Dichter des „Requiem" und des „Dämonenwalzer" ist sein spezieller Landsmann Honegger in der „Gegenwart" bereits vor Jahren gerecht geworden, und auch des Weltreisenden begebe ich mich leicht und beschränke mich auf den National-Oekonomen und Journalisten, weil ich weiß, daß dieser Mann unter keinem Namen und in keiner seiner Eigenschaften anders sein kann, als groß, edel und gerecht!

Ich fühle, daß ich mich mit dieser unverhohlenen Bewunderung von Fernando Schmidt's Person der Meinung aussetze, als nähme mich eine große persönliche Verehrung für den Menschen auch blind ein für ihn in jeder anderen Eigenschaft. Aber bei Schmidt ist eben der Mensch von keiner der Eigenschaften, in denen er auftritt, zu trennen: erst die besondere Art seiner Menschenhaftigkeit lehrt alles Andere an ihm verstehen. Wie anders wäre manches, was er geschrieben und vertreten, aufgefaßt und beurteilt worden, hätten diejenigen, denen seine ernste Stimme nicht behagte, oder die seine Folgerungen nicht begleiten mochten, ihn persönlich gekannt! Wie manche bittere Kränkung wäre da dem ernsten Arbeiter mit dem illusionsfreien Kopf, wie manche Demütigung in Vieler Augen aber auch seinen Angreifern erspart geblieben!

Ein tüchtiger brasilianischer Schriftsteller und Essayist sagt von ihm in einer längeren Abhandlung, die im August 1883 im Jornal de Commercio erschien: „Er zeigt uns heute das Bild eines tiefruhigen Menschen, eines Taciturnen, aber nicht eines Traurigen. Es ist in ihm, ich weiß nicht was für eine Sicherheit und ein Vertrauen jemandes, der gelebt und genossen hat, der sich zufrieden fühlt mit dem, was er schon gethan hat, und den es nicht quält, was ihm noch begegnen könnte. Er ist ein Mann, der seine Partie gespielt hat, der nichts mehr hofft, der nichts mehr fürchtet, der weiter lebt aus Gewohnheit, aber vollständig ruhig, heiter, ja hoffend dem Tode entgegengeht." Sind einem Mann, der diesen Eindruck macht, kleinlich-ehrgeizige oder gar gewinnsüchtige Motive zuzutrauen? Und doch war es möglich, daß sich Zungen dafür fanden, ihm solche anzudichten. Sein brasilianischer Freund sagt weiter von ihm und seinen Werken als Dichter: „Nichts von Zorn, nichts von Aufgeregtheit. Ruhig, wie ein Forscher, sieht er den Bewegungen seiner eigenen Seele zu, und es ist unmöglich, die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit seiner Gefühle zu verkennen." Und diesem tiefruhigen Philosophen insinuierte man sogar in einer Berliner Zeitung „galligte Gehässigkeit" und „knabenhafte Wut- und Zornausbrüche"!! Wir können nur wiederholen, es wäre auf beiden Seiten viel erspart geblieben, hätten seine Gegner ihn gekannt! Niemand kann diesen Mann kennen und ihn eitler Intriguen fähig halten; ich möchte fast sagen, niemand kann ihn kennen und sein Gegner bleiben, wenn er es war; und es ist mir eine freudige Genugthuung, dafür ein konkretes Beispiel anführen zu können. Herr v. Koseritz in Rio Grande, dessen Zeitung auch in dem Breitenbach'schen Artikel hervorgehoben wird, gehörte früher ebenfalls, wenn auch nicht zu den heftigsten Feinden Schmidt's, so doch zu den Vielen, die ihn und seine Anschauungen mißdeuteten oder mißverstanden, und zwar hauptsächlich wohl darum, weil derselbe mehr einseitig Rio Grandenser Verhältnisse berücksichtigte, während sein Kollege in Rio de Janeiro diese dem großen Ganzen unterordnete. Es kam sogar zwischen beiden zu einigen gereizten Ausfällen einerseits und derben Zurückweisungen anderseits, bis — Herr v. Koseritz einmal nach Rio de Janeiro kam. Da hat er seinen Irrtum eingesehen und, was mehr ist, dies so schön offen und frei ausgesprochen, daß es mir immer noch leid thut, Brasilien verlassen zu haben, ohne ihm gedankt zu haben, wie für einen persönlichen Gefallen dafür, daß er Fernando Schmidt nicht persönlich kennen lernen konnte, ohne ihn zu ehren und sein Streben zu würdigen. Seitdem sind beide Männer freundschaftlich verbunden und die Tochter des Rio Grandensers hat die großartigste Dichtung seines Kollegen in Rio de Janeiro, Dranmor's „Requiem", in's Portugiesische übertragen.

Sollte das nicht einige Berliner Feinde eines solchen Mannes zum Nachdenken bringen? Vielleicht hat es das gethan, denn wir haben seitdem von ganz so häßlichen Anfeindungen wie jene eben beregten nicht vernommen. Sie richteten sich hauptsächlich gegen eine Serie von Leitartikeln, betitelt „Rückblicke auf verunglückte Kolonisationsversuche in Brasilien", die der Verfasser gleich darauf in Broschürenform erscheinen ließ,[1] und wo es u. a. heißt:

[1] Fernando Schmidt's Dichtungen sind unter seinem Pseudonym Dranmor bei Gebr. Paetel in Berlin erschienen.

[1] H. Laemmert u. Co., Rio de Janeiro, 1883.

„Von einer Massen-Einwanderung germanischer Stämme nach hier müssen wir unter obwaltenden Umständen entschieden abraten; das Einzige, woran wir zur Zeit denken können, ist die Kräftigung schon bestehender und die Gründung neuer Ackerbau-Kolonien"; und weiter: „Was ist jetzt noch zu erhoffen? Wir sagen: Nichts; absolut nichts, bis zu dem Augenblick, wo Kaiser und Reich ganz und voll eintreten werden zur Lösung des großen Kolonisationsproblems. Bis dahin ist alles zerfahren und es darf keinem verargt werden, wenn er nicht geneigt ist, als Mantelträger einiger Berliner Herren hierzulande den Narren zu spielen."

Eine Besteigung des Roraima in Britisch-Guyana.

Wir haben in Nr. 1 und 2 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift eine kurze Schilderung von Whiteley's Reise ins Innere von Britisch-Guyana gegeben, welche in dem Versuch gipfelte, die Berge Roraima und Kukenam zu besteigen, was bekanntlich Herrn Whiteley nicht ganz gelang. Aus Anlaß dieses Berichtes erhalten wir soeben die Nummer des in Demerara, der Hauptstadt von Britisch-Guyana, erscheinenden „Argosy" vom 7. Februar 1885 zugesandt, worin die Schilderung einer neuen Expedition nach dem Roraima-Gebirge, die von glücklichem Erfolge gekrönt war, enthalten ist. Die kühne Fahrt ward ausgeführt von Mr. Everard F. Im Thurn, von welchem erst im vorigen Jahre ein gehaltvolles und interessantes Buch über Britisch-Guyana erschienen ist, wohl das erschöpfendste Werk, welches wir seit den Schriften von Schomburgk und Appun über jenes merkwürdige und reiche Tropenland besitzen. Wir geben daher eine deutsche Uebertragung jenes Artikels über die Roraima-Expedition nach dem „Argosy" wie folgt:

Mr. Everard F. Im Thurn und sein Reisegefährte Mr. Perkins vom Departement der Kronländereien sind vergangenen Sonnabend nach der Stadt zurückgekehrt, nachdem sie den Zweck ihrer Expedition, die seither für unmöglich gehaltene Ersteigung des Gipfels des Roraima-Sandsteingebirges, vollständig erreicht hatten. Mr. Im Thurn ist infolge anhaltender Regengüsse, welche ihn auf der Rückreise, während er den Potaro herabfuhr, überfielen und durchnäßten, von heftigem Fieber befallen worden und hat seit seiner Rückkehr in die Stadt sein Zimmer im Tower-Hotel hüten müssen. Er ist übrigens, wie wir mit Vergnügen melden können, wieder so weit auf dem Wege der Genesung, daß er gestern imstande gewesen ist, mündlich die Schilderung der Expedition zu vollenden, welche er in Form von Briefen an den „Argosy" begonnen hatte. Der letzte von diesen Briefen war datiert: „Dorf Terroota, Roraima, 4. Dezember 1884"; wir nehmen den Faden seiner Erzählung da auf, wo er abgebrochen worden war, und lassen Herrn Im Thurn selbst sprechen.

„Ich schrieb zuletzt an den „Argosy" unter dem 5. Dezember vom Fuße des Roraima selbst, wo wir am Tage zuvor angekommen waren. Infolge des scheinbaren Mangels an Lebensmittel-Vorräten hielt ich es für das geratenste, den größten Teil meiner Leute zurückzuschicken und nur noch eine kleine Anzahl bei mir zu behalten. Nachdem uns die Leute verlassen hatten, stiegen wir am Sonntag den 7. Dezember den Berg halbwegs hinauf und schlugen daselbst unser Lager auf. Mr. Perkins und ich hatten daselbst eine Benab (Hütte) für uns, eine zweite war für die Pomeroon-Indianer, die bei uns geblieben waren, eine dritte für die Arecoona-Indianer, die sich uns angeschlossen hatten, und eine vierte für die Orchideen. Herr Siedel, der deutsche Orchideensammler, welcher schon zwei Tage vor uns angekommen war, hatte sich dicht dabei gelagert; er hatte drei Hütten, wohnte aber beinahe allein, da er nur von wenigen Indianern aus der Nachbarschaft begleitet war, deren Dienste er sich zu sichern gewußt hatte. Unsere Gesellschaft dagegen bestand aus meinem Begleiter und mir, vier Pomeroon-Indianern und zwei Knaben, und sieben Arecoonas, im ganzen aus 15 Personen.

Das Dorf Terroota steht am wirklichen Fuße des Bergabhanges, ist aber von dem Berge selbst durch den Kukenam-Fluß geschieden. Vom Fuße des Abhanges bis auf ungefähr 5500 e. Fuß über der Meeresfläche zieht sich eine wellenförmige grasige Böschung hin, welche nur durch gelegentliche Baumgruppen und breite Bänder von Rollsteinen und Felsblöcken unterbrochen wird. In dieser Höhe gelangt man zu einem offenen grasigen Sumpf, dem Orte, welchen Schomburgk so begeistert schildert. Bis zu diesem Punkte sind auch der deutsche Naturforscher Appun (Verfasser des Werkes „Unter den Tropen"), die Herren Boddham-Whetham und McTurk und der Orchideensammler Burke, welcher vor etwa drei Jahren hieher kam, gelangt. Hier nun schlugen wir unser Lager auf. Die Anziehungskraft dieses Sumpfes liegt in den unvergleichlich schönen Orchideen und anderen Pflanzen, welche hier wachsen, und der hier vorkommenden ganz eigentümlichen Vegetation. Ueber diesen Sumpf hinaus wird die Böschung viel steiler und ist dicht mit niedrigen Bäumen, vorzugsweise Palmen von der Art Geonoma, bedeckt. Der waldbedeckte Abhang läuft gerade bis zur Basis der Felswand hinauf, wo er durchkreuzt wird durch einen sehr breiten Gürtel von einem stacheligen Gebüsch einer der englischen Brombeere sehr ähnlichen Rubusart — Rubus Schomburgkii — untermischt mit großen Farnen, welche ebenfalls den englischen auffallend gleichen. Hier kommt auch in großen Mengen eine Pflanze von dem Genus Befaria vor, welche zwar keine wirkliche Ericacee, aber dem englischen Haidekraut außerordentlich ähnlich ist, so daß diese Stelle Einen lebhaft an eine englische Haide erinnert. Ueber dieser Brombeeren-Wildnis steigt die senkrechte Klippe zu einer Höhe von 2000 e. F. an. Nur an einem einzigen Punkte, direkt von dieser Stelle aus, führt eine Leiste diagonal an der Stirn der Felswand hinan. Obwohl die senkrechte Höhe der Klippe nur ungefähr 2000 e. F. betragen mag, so muß die Länge dieser Leiste mindestens um ein Drittel größer sein. Die

ersten zwei Drittel der Leiste sind mit ungeheuren erratischen Blöcken bedeckt, welche durch ein außerordentlich dichtes Netzwerk von Bäumen mit einander verwoben sind. Dann gelangt man zu einem Wasserfall, der vom obersten Rande der Klippe herabkommt, in welche er sich eine tiefe Schlucht eingewühlt hat, worin er nun in einer Reihe von weiteren Fällen bis zum Fuße herabstürzt. Die Hauptschwierigkeit des Anstieges besteht darin, unter diesem Wasserfall hinwegzukommen. Ein Regen von wenigen Stunden schwellt diese Fälle merkwürdig an, und bei nassem Wetter würde es beinahe unmöglich sein, gerade unter diesem besonderen Wassersturze zu passieren. Unter den gegebenen Umständen, wie wir ihn passierten, schien er mehr wie ein schwerer Regen als wie ein Wassersturz auf uns herabzukommen. Ueber diesem Punkt beginnt der Abhang wieder stärker anzusteigen und ist mit einer niedrigen Vegetation bedeckt, welche hauptsächlich aus grobem, hohem Gras und aus jener agavenartigen Pflanze besteht, welche auch die Hauptvegetation der Kayeteur-Savanne bildet — der Brocchinia cordylinoides. Zwischen diesen aber wachsen in großer Menge andere niedrige, aber prachtvoll blühende Pflanzen. Oberhalb des Wasserfalls ist der Pfad ein ziemlich bequemer.

Wir verließen unser Lager, um am 18. Dezember die Ersteigung zu wagen. Wir hatten dieselbe schon am Sonntag den 14. versucht und eine Station am Fuße der Klippe erreicht, wo der Siedepunkt des Wassers auf dem Thermometer uns eine Höhe von ungefähr 6000 e. F. über dem Meere anzeigte. Hier fanden wir einige alte Spuren von Hauern (Faschinenmessern) an den Bäumen und erfuhren auf Befragen von unseren Indianern, daß dies der höchste Punkt gewesen, bis zu welchen Mr. Whiteley emporgestiegen sei. Wir drangen dann weiter vor, wobei wir uns mit bedeutender Mühe unseren Pfad durch das Gestrüpp hauen mußten, und erreichten einen Punkt, welchen uns der Thermometer vermittelst des Siedpunktes des Wassers als über 7300 e. F. hoch angab. Dann aber trat ein solch heftiger Regen und dichter Nebel ein, und unsere Aussicht auf weiteres Vordringen wurde so gering, daß wir wieder umkehrten. Wir hatten hierauf bis zum folgenden Donnerstag, dem 18., auf einen verhältnismäßig hellen Tag zu warten. Wir verließen die Hütte ungefähr um 7 Uhr Morgens, erreichten den Fuß der Felswand um 9 Uhr und setzten unsere Wanderung auf der ganzen Länge der Leiste bis 11 Uhr fort. Die Szenerie auf dem Gipfel war von der überraschendsten Art und ist kaum zu beschreiben. Das Plateau war bedeckt mit Felsgruppen von den außerordentlichsten Gestalten, welche in Haufen übereinander aufgetürmt waren. Die höchsten von diesen Haufen mochten wohl etwa 80 e. F. hoch sein. Zwischen den Felsenhaufen waren einige Strecken ganz mit Pflanzen von niedriger Vegetation ausgefüllt, deren Charakter von demjenigen alles anderen Pflanzenwuchses, den ich bisher in Guyana gesehen hatte, ganz verschieden war. Die Wolken, welche beinahe immer dicht auf dem Berge ruhen, schlagen beständig ihre Feuchtigkeit nieder und sättigen die Felsen und den wenigen hier vorhandenen Boden mit Wasser. Alles, was man berührt, trieft von Wasser und dieses Wasser sammelt sich in kleinen Becken und fließt aus denselben in seichten Rinnen nach dem Rande der Klippe, wo es hinunterstürzt und die zahlreichen Wasserfälle bildet, welche man an der Stirn der Felsenwand in solcher Menge wahrgenommen hat. Zur Verdeutlichung der Schnelligkeit, womit sich diese Fälle bei Regenwettern erbreitern, vergrößern und ausdehnen, möchte ich nur anführen, daß am Weihnachtstage, welcher sehr regnerisch war, ein Wasserfall auf dem Berge Kukenam, der gewöhnlich ganz klein ist und der aus der Entfernung, von wo aus wir ihn betrachteten, uns kaum 50 F. breit zu sein schien, binnen einer Stunde so anschwoll, daß wir seine Breite auf 300—400 F. schätzten.

Da wir es für unmöglich erachteten, auf dem Berge einen längeren Aufenthalt zu nehmen, wegen der Schwierigkeit oder nahezu Unmöglichkeit, Hängematten und Lebensmittel dort hinauf zu schaffen, benützten wir unsere verfügbare Zeit bestmöglich, um das Plateau so weit nur thunlich vom Rande hinein zu erforschen, und kehrten dann zurück. Es gelang uns, noch vor Einbruch der Nacht den Fuß des Abhanges zu erreichen, denn in der Dunkelheit hier hinabzusteigen, wäre rein unmöglich gewesen. Herr Siedel, welchen ich eingeladen hatte, uns zu begleiten und der es abgeschlagen aus dem Grunde, weil er den Weg, auf welchem wir hinanstiegen, für einen offenbar ungangbaren erklärte, machte die Besteigung am Tage nach uns und gab später zu, daß der Anstieg ein verhältnismäßig leichter sei. Er kehrte aber erst einige Zeit nach Einbruch der Nacht zu dem Lager zurück.

Was nun die Sammlungen betrifft, so bemerkten wir von Tierleben auf dem Plateau gar nichts und konnten daher auch nichts erlangen. Es gab dort oben weder Vierfüßler noch Vögel, und die einzigen lebenden Wesen, welche wir sahen, waren einige kleine Schmetterlinge von ganz gewöhnlichem Typus. Diese Abwesenheit der Tierwelt wunderte mich nicht, denn es ist in der That hier nichts, was dieselbe anzuziehen vermöchte. Dagegen nahmen wir von allen Pflanzen, welche wir hier oben fanden, Specimina mit. An der Basis der Felswand und in deren Umgebung sammelten wir viele andere, und zwar sehr viele von seither noch unbekannten Arten. Ich habe eine Theorie, welche ich jedoch noch nicht auszuarbeiten imstande gewesen bin, und die dahingeht, daß die Flora des Roraima-Bezirkes, des Plateau's über dem Kayeteur und einiger der hohen Plateaux von Brasilien sich als von demselben Charakter herausstellen werden.

Als Antwort auf gewisse spezielle Fragen äußerte Mr. Im Thurn nachstehende Einzelheiten: „Ich kann die Dimensionen des ganzen Gebirges nicht angeben. Ich habe das Plateau des Berges nicht umgangen und man

kann wegen der vielen Gruppen und Felsenhaufen, welche überall die Aussicht hemmen, in keiner Richtung über eine kurze Strecke hinaussehen. Vom Gipfel des Roraima hat man eine ausgedehnte Aussicht auf die ganze Umgegend und überschaut eine unzählige Menge Berge von ganz ähnlichem Charakter, welche sich, soweit nur das Auge reicht, nach allen Richtungen hin ausdehnen. Besonders macht sich einer von ganz eigentümlichem Charakter bemerklich, welcher einen breiten flachen Gipfel und eine sehr schmale Basis hat und einem Tisch gleicht. McTurk hat denselben als in der Gestalt einer Kaffeetasse ähnlich beschrieben und er hat vermutlich seine gegenwärtige merkwürdige Gestalt nur der Verwitterung zu danken.

„Appun, McTurk, Boddham-Whetham, Burke, Whiteley und alle anderen haben sich dem Berge von derselben Seite genähert wie wir. Ich vermag nicht zu sagen, warum sie unsere Leiste nicht entdeckten. Es ist jedoch hiebei folgendes in Betracht zu ziehen: alle früheren Besucher sind durch Mangel an Nahrungsmitteln zur Umkehr bewogen worden. Da ich mit dieser Thatsache bekannt war, so hatte ich beschlossen, nicht ohne eine genügende Anzahl Träger aufzubrechen, welche einen hinreichenden Vorrat von Lebensmitteln tragen konnten, um die ganze Reisegesellschaft mindestens einen Monat lang zu erhalten. Die freigebigen Unterstützungen, deren ich mich von seiten der Königlichen Gesellschaft, der Königl. Geographischen Gesellschaft und des Britischen Vereins für die Förderung der Wissenschaft zu erfreuen hatte, setzten mich in den Stand, dies zu thun. Es ist nicht sowohl das wirkliche Reisen selbst als die Beförderung der Lebensmittel, was Kosten verursacht. Ohne einen bedeutenden Vorrat von Lebensmitteln hätten wir nicht so lange in Roraima bleiben können, als wir es thaten. Zu gleicher Zeit fanden wir die Cassava überall in Menge, denn sie wird von den Arecoona-Indianern, welche in jenem Bezirke wohnen, emsig angebaut, und wir hatten keine Schwierigkeit, uns davon jede Menge, die wir bedurften, zu verschaffen.

„Wenn Mr. Jenman uns zu begleiten imstande gewesen wäre, würde er uns eine große Hülfe gewesen sein und mir die botanische Arbeit abgenommen haben, welche den größten Teil meiner Zeit in Anspruch nahm. Es kostete mich oft fünf Stunden am Tage, um das Papier zum Einschlagen der Specimina zu trocknen, noch nicht zu reden von dem Sammeln neuer Pflanzen. Ich werde wahrscheinlich eingehende Schilderungen über die verschiedenen Beziehungen unseres Ausflugs für jede von den Gesellschaften schreiben, welche mich mit Beiträgen unterstützt haben, und vielleicht noch für einige andere."

Geographische Neuigkeiten.

Die jüdische Bevölkerung Rußlands. Das russische statistische Zentralkomité veröffentlicht in einer periodischen Schrift Erhebungen aus dem Jahre 1884 über die israelitische Bevölkerung in den 16 Gouvernements, welche den Juden zum Aufenthalt angewiesen worden sind, nämlich in den Gouvernements Minsk, Grodno, Kowno, Mohilew, Podolien, Bessarabien, Wolhynien, Wilna, Witebsk, Kiew, Cherson, Tschernigow, Pultawa, Katherinoslaw, Taurien und Charkow. Die fraglichen 16 Gouvernements nebst drei Präfekturen zählen nahezu 25 ½ Millionen Einwohner, worunter 2,930,639 Israeliten beiderlei Geschlechts, was mehr als einem Zehntel (11,5 %) der Gesamtbevölkerung gleichkommt. Im Nordwesten, in Lithauen und Weißrußland, ist die israelitische Bevölkerung am dichtesten, in Klein-Rußland am geringsten. Im Gouvernement Minsk bilden die Juden mehr als den fünften Teil aller Einwohner; in den Gouvernements Grodno, Kowno und Mohilew beinahe ein Fünftel. Aehnlich ist es auch in Podolien (19 %). Ein bedeutendes Kontingent (12 bis 15 %) kommt auch auf Bessarabien, Wolhynien und die Gouvernements Wilna, Witebsk und Kiew. Der zehnte Teil der Bevölkerung des Gouvernements Cherson ist israelitisch. Wendet man sich nach dem Osten und dem Süden, so nimmt die Dichte der israelitischen Bevölkerung ab: in den Gouvernements Tschernigow beträgt sie nur noch 4,4 %, in den Gouvernements Pultawa und Katherinoslaw 3,5 und 3,2 %, in Taurien 2,5 % (in einem der Distrikte sogar weniger als 1 %), endlich im Gouvernement Charkow 0,4 %.

Die größte Anhäufung der Juden findet man in den Städten und Flecken. Unter 166 Städten findet man 4, wo die israelitische Bevölkerung 80 % übersteigt; in 14 beläuft sie sich auf 70 bis 80 %, in 68 auf 50 bis 70 %, in 29 von 20 bis 40 % u. s. f. In einem Drittel der Gesamtzahl dieser Städte ist mehr als die Hälfte der Bevölkerung jüdisch, in der anderen Hälfte derselben bilden die Israeliten mehr als 30 % aller Einwohner. In Kiew gibt es 11,000 Israeliten, worunter 1800 Handwerker, 300 Personen, welche die freien Gewerbe ausüben, 112 Faktore, 22 Schenkenbesitzer, 14 Wucherer ꝛc. Was die Flecken anlangt, so hat mehr als ein Viertel derselben eine jüdische Bevölkerung, welche zwischen 60 und 90 % schwankt, und nirgends reicht dieselbe unter 30 % herab. Auf dem Lande ist das israelitische Element minder stark vertreten; in einem einzigen der 162 Distrikte der zum Aufenthalt der Juden bestimmten Region bilden dieselben, in Kanew im Gouvernement Kiew, 15,7 % der ganzen Bevölkerung; sonst überall bilden die Israeliten in den Dörfern nur ein Zehntel bis zu einem Zwanzigstel der Bevölkerung (in 28 Distrikten nur von 5 bis zu 10 %, in 106 Distrikten nur $^1/_{100}$ bis zu 5 %, und in 28 Distrikten sogar weniger als 1 Prozent.

Die israelitische Bevölkerung ist im allgemeinen dichter in den Distrikten, welche den Hauptorten des Gouvernements näher gelegen sind, als in denen der Peripherie. Es gibt aber auch Ausnahmen. In Wolhynien z. B. ist die

Verteilung der Juden in allen Distrikten ziemlich regelmäßig, und man zählt sogar mehr im Distrikt Lutsk als in dem von Jitomir, dem Hauptort der Provinz. Im Gouvernement Kiew gibt es die meisten Juden in den Distrikten Kanew und Berditschew. In Podolien zeigt sich dieselbe Erscheinung in den Distrikten Balta und Mohilew, gerade wie im Gouvernement Pultawa hinsichtlich mehrerer Distrikte, vor allem in dem von Krementschug und in dem von Tschernigow, mit seinem Distrikte Nedschine, wo die Juden 9,5% der Gesamtbevölkerung bilden. In den zehn anderen Gouvernements wird die obenerwähnte Regel nicht übertreten.

In Betreff der Frage des Grundbesitzes und der Bodenpacht-Verhältnisse der Israeliten ist ermittelt, daß in 12 unter diesem Gesichtspunkte untersuchten Gouvernements auf 51 Millionen Dessjätinen Grund und Boden, welche deren Areal bilden, die Juden nur 5,3% innehaben, worunter 1,2% als Eigentum und nahezu 4% in Pacht. Die Juden haben erst infolge der Reformen von 1861 Ländereien als Eigentum erwerben können und haben nun in Wirklichkeit den fünften Teil der verkauften herrschaftlichen Ländereien erworben. In einem einzigen Gouvernement, in Bessarabien, ist der zwanzigste Teil der vom Adel verkauften Ländereien in die Hände von Juden übergegangen. Im Gouvernement Grodno haben die Juden mehr als ein Zehntel der Bodenfläche inne. Die jüdischen Pächter sind weit zahlreicher als die Grundbesitzer derselben Rasse. Uebrigens ziehen die Israeliten es vor, sich in den südlichen Provinzen anzukaufen. (G. g.)

Das Neueste aus Korea. Die „Japan Gazette" veröffentlicht eine kurze Notiz des Herrn Gowland, technischen Beraters an der kaiserlichen Münze in Osaka, über die Wahrnehmungen, welche er auf seiner jüngsten Reise durch einen Teil von Korea gemacht hat. Er verbrachte zehn Tage in Söul, der Hauptstadt, und zwanzig Tage auf dem Ueberlandweg von dieser Stadt nach dem Hafen Fasan. Er nahm keinerlei Anzeichen von einem Reichtum an mineralischen Schätzen wahr; er fand keine Spuren von Bergwerken und nur einige zweifelhafte Anzeichen von Erzgängen an einer oder zwei Stellen. Es gibt keine Berge, deren höchste Erhebungen 4000 Fuß überschreiten, und keine charakteristischen vulkanischen Kegel. Die zentrale Bergkette ward überschritten auf einem Passe, welcher 2200 Fuß über der Meeresfläche liegt. Die Wälder waren von unbedeutendem Umfang, aber sehr ausgedehnte angebaute Landstriche, welche offenbar einen überschüssigen Ertrag von Reis, Gerste und Bohnen hervorbrachten, waren überall zu bemerken. Es war hier ein augenfälliger Mangel an aller größeren gewerblichen Thätigkeit wahrzunehmen und nirgends stieß man auf Andeutungen, daß die Bewohner ihr Augenmerk auf etwas anderes richten, als auf Boden-Erzeugnisse. Der Verkehr auf den Straßen war ein sehr beschränkter, und nirgends waren Anzeichen von Wohlstand, Geld oder auswärtigem Handel wahrzunehmen.

(Science.)

Nord-Korea. Unter den parlamentarischen Urkunden welche das britische Kabinet im Monat April d. J. veröffentlichte, befindet sich auch ein Bericht, welchen Herr Carles vom britischen Konsulat in Söul über eine Reise erstattete, die er gegen Ende vorigen Jahres im Norden von Korea gemacht hat. Diese Reise hat ungefähr 6 Wochen gedauert und der Reisende etwa 3000 Li oder chinesisch-koreanische Meilen (Lün, à 448,19 m.) zurückgelegt. Von Söul aus verfolgte Herr Carles den Weg längs der Westküste, passierte Kaisong, Hang-schang, Pjöng-jang und An-tsju, um nach Ui-tsju, der Grenzstadt zwischen China und Korea, zu gelangen. Nachdem er mehrere Tage lang das Thal hinaufgereist war, welches der bei Ui-tsju mündende Fluß durchströmt, wandte er sich ostwärts, um den Küstenstrich zu erreichen und über Kang-sche und Ham-njöng zu dem offenen Hafen Gensan am Japanischen Meere zu gelangen, von wo man ungefähr acht Tagreisen nach der Hauptstadt hat. Der erstattete Bericht umfaßt zwar nur 32 Oktavseiten, enthält aber interessante Einzelheiten über das durchreiste Land. Hinsichtlich der Bevölkerung ist zu bemerken, daß in Korea die Zahl der Männer beträchtlicher ist, als diejenige der Frauen, wenn auch in einem nicht so starken Verhältnis wie in Japan. In den großen Städten erklärt sich dieses Mißverhältnis durch die Menge der an die Beamten attachierten Diener oder Gehülfen, aber in den Dörfern, wo dieselbe numerische Minderheit zum Nachteil des weiblichen Geschlechts vorhanden ist, kann man es nur der großen Sterblichkeit der jungen Mädchen im zarten Alter beimessen, denn man konstatiert keinen Kindermord an Kindern dieses Geschlechts. Korea gilt für das Land der großen Hüte und Herr Carles berichtet, daß er namentlich in Pjöng-jang, einer bedeutenden Stadt in der Nähe der Westküste, die armen Frauen habe Hüte tragen sehen, welche Körbe von 3 ½ Fuß Länge und 2 ½ Fuß Breite und beinahe ebenso tief waren und die ihnen das Gesicht ebenso vollständig bedeckten, als der weiße Nonnenschleier, welcher den Kopfputz der vornehmen Frauen bildet. Die Männer tragen einen ähnlichen, nur etwas kleineren Korb als Kopfbedeckung. Die Litteratur steht in Korea wie in den anderen Ländern des Orients in Ehren, aber die Denkmäler, welche man auf den Gräbern der Gelehrten und Männer der Wissenschaft errichtet, sind einzig in ihrer Art. Sie bestehen aus einem etwa 30 Fuß hohen Baumstamm, welcher bemalt ist wie die Stöcke, welche den Barbieren in Spanien die Stelle eines Aushängschildes versehen. Gipfel und Aeste des Baumes sind abgehauen und auf dessen oberes Ende stellt man eine aus Holz geschnitzte Figur von hagerer, schlanker Gestalt, ungefähr 20 Fuß lang und mit einem gabelförmigen Schwanz anstatt eines koreanischen Drachenschwanzes; an dem krokodilähnlichen Kopf dieser Figur hängen Stricke mit daran gebundenen kupfernen Schellen und einem holzgeschnitzten Fisch. Da es, selbst in den Provinzial- und den ältesten und bestbekannten Städten, gänzlich an Gegenständen oder Reliquien der

Kunst und Litteratur und an monumentalen Bauwerken fehlt, so neigt sich Herr Carles zu der Ansicht, Korea sei vielleicht in vergangenen Zeiten wenig von dem verschieden gewesen, was es noch heute ist, und man habe seine frühere Zivilisation sehr übertrieben. Herr Carles behauptet, man habe häufige Spuren von dem Vorhandensein mineralischer Schätze konstatiert, während diesen Angaben von anderen Seiten entschieden widersprochen wird. Die allgemeine Annahme geht dahin, daß das Land an Gold, Eisen und Steinkohle sehr reich sei, aber keiner der neueren europäischen oder japanesischen Reisenden hat irgend eine Vorkehrung zur Gewinnung derselben, noch Spuren von Erz-Lagerstätten gesehen. Leider ist dem Berichte des Herrn Carles weder eine Landkarte, noch eine Skizze seiner Route beigegeben, wodurch derselbe sehr an Deutlichkeit und Interesse verliert. (G. g.)

Dr. Karl Gottsche, Privatdozent an der Universität in Kiel, ist von seinen Reisen in Ostasien heimgekehrt. Nachdem derselbe mehrere Jahre an der Hochschule in Tokio Mineralogie und Geologie gelehrt hatte, unternahm er im April 1884 im Auftrage der koreanischen Regierung eine wissenschaftliche Bereisung von Korea, welche im Dezember desselben Jahres beendigt wurde. Auf dieser etwa 3000 Km. langen Reise hat er nicht nur den geologischen Bau festgestellt, sondern auch über Land und Leute Erfahrungen in reichster Fülle gesammelt, die wohl geeignet sind, die bisherigen Kenntnisse über das bisher noch von keinem Europäer wissenschaftlich bereiste Land zu ergänzen und wesentlich zu verbessern. Es steht ein größeres Werk über Korea aus seiner Feder zu erwarten, dem man mit Spannung entgegensehen kann.

(Deutsches Tgbl.)

Die Galapagos-Inseln, welche der Republik Ecuador gehören, bis heute beinahe unbewohnt geblieben sind und nur von Walfischfängern oder Kriegsschiffen besucht werden, die durch Zufall oder unvorhergesehene Unfälle dort anzulegen gezwungen werden, stehen sozusagen am Vorabend ihrer Besiedelung, indem nämlich den Herren Tronchin und Beck eine Konzession zu ihrer Ausbeutung erteilt worden ist. Die Gruppe der Galapagos besteht aus 11 großen Inseln und einer größeren Anzahl kleiner Eilande, welche im ganzen einen Flächenraum von mehr als 600 Quadratlieues und zwei geographische Längen- und Breitengrade einnehmen. Diese Inseln sind von einander durch schiffbare Kanäle getrennt, und auf allen findet man süßes Wasser von großer Reinheit im Ueberfluß. Sie liegen ungefähr 580 Seemeilen von Guayaquil und 690 von Panamá. Ihre geographische Lage ist außerordentlich günstig und der Beweggrund, welcher bisher die Regierung von Ecuador veranlaßt hat, die verschiedenen Gesuche um Ausbeutung dieser Inseln, welche seither an sie gerichtet wurden, abschlägig zu bescheiden, war die Furcht, man könnte sich dieser Inseln bedienen, um die Souveränität der Republik über dieselben und ihr Eigentumsrecht an dieselben zu gefährden. Sie sind besonders in Beziehung auf den künftigen Panamá-Kanal günstig gelegen und bieten sehr günstige Plätze für die Errichtung von Häfen, Arsenalen oder Kohlenstationen dar, wie sie denn überhaupt an guten Häfen und Ankergründen reich sind. Die umgebenden Gewässer sind äußerst reich an Fischen aller Art, so daß der Fischfang künftig eine wesentliche Wohlstandsquelle für die dort sich niederlassenden Kolonien werden könnte. Sie haben ihren Namen von der großen Menge von Schildkröten, welche man dort findet. Auch erlegt man in ihren Gewässern noch Wale und Seekälber. Die Viehzucht verspricht dort sehr einträglich zu werden, denn mehrere jener Inseln ernähren jetzt schon große Heerden wilden Rindviehs, Ziegen und anderen Viehs, welches vor langen Jahren dort ausgesetzt worden und verwildert ist. Der Boden gehört zu den fruchtbarsten; es gedeihen dort beinahe alle Gemüse, Getreide und Obstarten, denn das tropische Klima wird gemildert durch den kalten Meeresstrom, welcher vom Süden des Stillen Ozeans heraufkommt, und durch den Seewind, welche diese Inseln zu einem angenehmen Wohnsitz machen. Der Freibrief, der den Herren Tronchin und Beck verliehen worden ist, bedingt ausdrücklich, daß die neue Kolonisations-Gesellschaft einen rein kommerziellen Charakter haben soll. Die Konzessionäre haben bereits die nötigen Einleitungen getroffen, um Einwanderer nach den Galapagos zu schicken, von denen ohne Zweifel viele aus Europa kommen werden. Bekanntlich haben die Galapagos eine ganz eigeentümlich Flora und Fauna, welche sich von der tropischen des Festlandes durch gedämpftere blassere Farben der Blüten wie der Vögel, Schmetterlinge, Käfer u. s. w. unterscheidet.

(G. g.)

Aus dem Innern des Natal-Landes. Der „Natal Mercantile Advertiser" veröffentlicht eine ausführliche Schilderung der Expedition des Dr. Aurel Schulz ins Innere des Natal-Landes, wo die Gesellschaft am Kabengo-Fluß einen höchst eigentümlichen Stamm, die Makubas, entdeckte. Diese sind wahre Amphibien, denn sie schwimmen wie Fische, sind sehr geschickte Fischer und Kahnfahrer, stämmige, stramme, wohlgebaute Bursche von Zulu-Typus, emsige Getreidebauer am Lande, friedfertig und vor allem voll Abscheu vor Blutvergießen, so daß sie vielfach unter den Einfällen ihrer habsüchtigen und blutgierigen Nachbarn leiden und ein Zulu- oder anderer Kaffer jeden Tag 50 Makubas aus dem Felde schlagen kann. Eine andere interessante Episode dieses Berichts ist die Schilderung des Häuptlings Kama, welcher in Scho-schong, der Hauptstadt des nördlichen Betschuanenlandes, residiert. Er regiert sein Volk gut, und sein höchster Wunsch ist, dasselbe gut mit Gewehren bewaffnet, und im Besitz reichlicher Munition zu sehen. Alkoholische Getränke sind im Bereich seiner Herrschaft nicht geduldet, auch wird kein Kaffernbier gebraut. Jeder weiße Händler, welcher Branntwein verkauft, wird um eine Geldbuße bis zu 100 Pf. St.

gestraft; wer Bier braut, aus dem Lande verbannt. Alle Männer, vom Häuptling abwärts, sind strenge Enthaltsamkeitsfreunde. Kama beansprucht ein Eigentumsrecht auf Ländereien bis zum Tyobe-Fluß hinauf, obwohl die Bewohner dieser Gegenden ihm keinen Tribut entrichten. Er kauft sich Pferde um hohen Preis, bis zu 180 Pf. St., und ist selbst ein trefflicher Reiter. Seine Geschichte ist höchst romantisch und wird, sobald sie in Europa erscheint, mit Interesse gelesen werden. (Sc.)

König Mtesa's Tod. Hierüber teilt Oberst J. A. Grant folgendes mit: „Im Monat Juli 1883 war ein Gerücht vom Tode des Königs Mtesa von Uganda im Umlauf und fand auch seinen Weg in die europäische Presse, ward aber später durch authentische Nachrichten widerlegt, welche man von Sir John Kirk, dem britischen Generalkonsul in Sansibar, erhalten hatte. Jetzt aber ist kein Zweifel mehr, daß dieser merkwürdige Mann gestorben ist. Die in Uganda lebenden Geistlichen der englischen hochkirchlichen Missionsgesellschaft haben berichtet, daß der König am 10. Oktober 1884 gestorben ist. Er war der 35. König von Uganda, hat 27 Jahre regiert und starb in einem Alter von ungefähr 47 Jahren. Er war schon seit mehreren Jahren mit einem schweren inneren Leiden behaftet, das auch seinen vorzeitigen Tod herbeiführte. Mtesa's Name wird in der angenehmen Erinnerung aller derer fortleben, welche jemals mit ihm in Berührung kamen. Er war äußerst volkstümlich und unterschied sich von allen anderen afrikanischen Potentaten, von denen wir lesen und hören, oder die wir kennen lernen. Als ein junger Mann war er heiter, lebenslustig, ein Freund der Musik, ein guter Musiker, ein begeisterter Verehrer aller Leibesübungen im Freien, aber am Hofe immer ernst und gesetzt. Als er älter wurde, behauptete er seine Stellung mit Würde, erhielt Frieden in seinen Landen und bethätigte große diplomatische Geschicklichkeit. In seiner Eigenschaft als König förderte er die Stellung seines Volkes bedeutend durch den freundlichen Empfang und Willkomm, welchen er jenen Händlern und Reisenden bereitete, die zu einem Besuch bei ihm eingeladen wurden. Sein Regierungssystem war in den entferntesten Provinzen so streng, als es in seinem Palaste war. Sein Volk stand unter seiner absoluten Herrschaft und ist doch unter seinem strengen Regiment vielleicht die heiterste und glücklichste Rasse in ganz Afrika. Mtesa hat sich besonders als Freund und Beschützer der Reisenden und Geographen bewährt. Die ersten Weißen, welche je sein Reich besuchten, kamen von Sansibar aus zu ihm und erfragten ihren Weg nach Aegypten vermittelst des Nils. Mtesa willfahrte ihrem Wunsch und dadurch wurde der Ausfluß oder Ablauf aus dem Victoria-Nyanza als der Ursprung des Nils ermittelt. Außerdem befreundete er sich mit den Engländern auch bei anderen Gelegenheiten, wie er denn z. B. Sir Samuel Baker eine Hülfstruppe nach Unyoro zusandte. In Anerkennung dieses Dienstes verpflichtete Baker sich mit seinem Ehrenwort gegen Mtesa, daß Aegypten und Uganda nieniemals mit einander feindlich werden sollten. Mtesa schickte Baker's Briefe an Livingstone durch Fußboten auf eine Entfernung von 600 e. Ml. ab. Die Freundlichkeit und Gastfreundschaft, welche er Stanley erwies, können niemals vergessen werden. Seitdem hat Mtesa vor fünf Jahren durch seine eigenen Leute Geschenke an die Königin von England abgeschickt und Gegengeschenke erhalten und er hat stets diejenigen Mitglieder der englischen hochkirchlichen Missionsgesellschaft, welche bis auf diese Zeit nur eine Flintenschußweite von seiner Residenz wohnten, unter seinen Schutz genommen. Er hat sich bemüht, dem grausamen, aber herkömmlichen Brauche seiner Rasse Einhalt zu thun und die Zahl der mutwilligen und nutzlosen Hinrichtungen zu beschränken und mildere menschlichere Sitten bei seinem Volke einzuführen. Aus diesen Gründen kann er niemals vergessen werden, und wenn er in zivilisierten Kreisen auch ein „Wilder" genannt worden, so werden ihn doch alle, die ihn kannten, mit Wehmut betrauern. Möge sein Nachfolger ihm gleichen, wo nicht ihn übertreffen!

Neue afrikanische Expeditionen. Die Berliner Geographische Gesellschaft hat beschlossen, den Dr. G. A. Fischer nach Ostafrika zu schicken, damit er von Sansibar nach dem Victoria-Nyanza und von hier nach der Region zwischen dem Nil und dem Kongo vordringe. Gleichzeitig bereitet die Wiener Geographische Gesellschaft eine Expedition unter Dr. Oskar Lenz vor, welcher über den Kongo nach derselben Region vordringen und zugleich das Schicksal des verstorbenen Dr. Junker und einiger anderer Forschungsreisenden zu ermitteln suchen soll. Ein Bruder von Dr. Junker hat sich erboten, einen namhaften Beitrag zu den Kosten der Fischer'schen Expedition beizusteuern, welche hauptsächlich auch den Zweck verfolgen soll, Nachforschungen nach diesem russischen Forschungsreisenden und nach den verschollenen Forschern Lupton Bey und Emin Bey (Dr. Schnitzler) anzustellen und dieselben eventuell zu unterstützen.

Patagonien. In den Jahren 1883—84 schickte die Argentinische Regierung mehrere militärische Expeditionen nach Patagonien und mit jeder derselben eine Anzahl wissenschaftlicher Männer, deren Forschungen bedeutend zu unserer Kenntnis eines seither unvollkommen bekannten Landes beigetragen haben. Die ausführlichen Berichte über diese Forschungen werden nach ihrem Erscheinen von hoher Bedeutung für verschiedene Gebiete der Wissenschaft sein. Von dem See Nahuel-Huapi wissen wir bereits; nun aber hören wir, daß es in derselben Region noch viele andere Seen gibt, und erhalten die Versicherung, daß der wissenschaftliche Stab nicht allein die Topographie und die geographischen Züge des Bezirkes, sondern auch dessen botanische, zoologische, mineralogische, geologische und meteorologische Verhältnisse erforscht hat. Oberst Don Lino O. de Roas schreibt zu Anfang 1884 aus der Region des

Rio Chubut: „Die Zone der erforschten Landstriche wird inbegriffen zwischen dem 8. und 13.° w. L. von Buenos-Ayres und dem 40.° und 45.° 20′ s. Br. Mehr als 500 Leguas sind in verschiedenen Richtungen durchstreift worden, worunter 400 nur allein im Innern des Landes und 105 längs dem Laufe des Chubut, recht im Herzen von Patagonien. Man kann sich unmöglich eine Region von mannigfaltigerer Gestaltung und eine wegen ihrer Bodenbeschaffenheit schwieriger zu durchreisende Landschaft denken. Auf allen Seiten erheben sich steile Piks mit abstürzenden Flanken, zwischen denen tiefe und enge Schluchten, unwegsame und ungangbare Hohlwege, große Depressionen verlaufen, welche bald kahl und vulkanisch, bald mit dornigen Wäldern und Gebüsch bedeckt sind. Trümmer von Basalt, Trachyt, Porphyr, Laven und Quarz bedecken alle Teile der Bodenfläche, und gleichwohl findet man inmitten dieses vulkanischen Geländes hie und da geschützte Thäler von einer Ausdehnung von zwei, drei, fünf und sogar 8 Leguas, bedeckt mit reichlichem, trefflichem Waideland und bewässert von Flüssen eisenhaltigen Wassers, deren Ufer mit einem wuchernden Teppich von Wasserpflanzen bedeckt sind."

Port Hamilton. Der Punkt, welchen England jüngst in den koreanischen Gewässern annexiert hat, liegt nicht auf der Insel Quelpaert, sondern 38 e. Ml. nordnordöstlich von derselben. Quelpaert würde wegen des Charakters seiner Küste ganz unpassend für den Zweck gewesen sein, für welchen England eine Station in diesen Gewässern bedurfte. Port Hamilton wird vollständig durch drei Inseln geschützt, deren größte, Sodo, $3\frac{1}{2}$ e. Ml. lang, 1 Ml. breit ist und an ihrem höchsten Punkte eine Erhebung von 656 Fuß hat. Die zweite, Sunhodo, ist etwa halb so groß wie Sodo und hat eine höchste Höhe von 783 Fuß. Diese beiden Inseln sind tief eingeschnitten und ihre nördlichen Spitzen berühren sich beinahe. Die dritte und kleinere Insel (Observatory Island) liegt zwischen den südöstlichen Spitzen, die einen geräumigen und wohlgeschützten Hafen von etwa zwei Meilen Länge, einer Meile Breite und mit einer Tiefe von 9—12 Faden bilden. Die Insel hat eine Bevölkerung von beiläufig 2000 Köpfen, welche sich beinahe ausschließlich mit Hirsebau abgibt. Port Hamilton liegt 365 Ml. nordöstlich von Shanghai und 25 Ml. südlich vom koreanischen Festland und wird als Handels- und Kohlenstation für Großbritannien und seinen Verkehr mit Ostasien von großer Bedeutung werden.

Kleinere Mitteilungen.

Artesische Brunnen in der Sahara.

Die großen Hoffnungen, welche man auf die Brunnenbohrungen in der Sahara gesetzt hat, haben sich nur auf einem verhältnismäßig sehr kleinen Gebiete bewährt. Zwischen Biskra und Tuggurt ergaben im Jahre 1879 die 434 alten arabischen Brunnen der Oasen 64,000 L. Wasser in der Minute, 68 neugebohrte französische dagegen 113,000 L. Die Zahl der Palmen hatte sich von 359,000 auf 517,000 gehoben, die der anderen Fruchtbäume von 40,000 auf 90,000, die der Bewohner von 6672 auf 12,827. Im Winter 1879/80 wurden 12 neue Brunnen mit einem Erträgnis von 22,000 L. pro Minute erbohrt und im Dezember 1881 belief sich nach einer Angabe von Ch. Grad das von allen Brunnen zusammen gelieferte Wasserquantum auf 209,000 L. pro Minute. Aber diese ausgezeichneten Resultate beschränken sich auf eine ganz schmale Zone, welche sich nach Tissot allerdings zirka 200 Km. weit erstreckt. Hier findet man überall in weniger als 100 m. Tiefe Wasser; anscheinend streicht eine Hügelkette aus älterem Gestein, welche von Schichten mit Cardium edule bedeckt ist, von Norden nach Süden und staut das Wasser. Aber auch hier bemerkt man seit 1881 bei Neubohrungen ein Nachlassen älterer Brunnen und scheint an den Grenzen der Leistungsfähigkeit des unterirdischen Reservoirs angelangt zu sein. Schon in geringer Entfernung östlich und westlich der Linie muß man erheblich tiefer bohren und erhält meist nur ungenügende Resultate. Erst bei Wargla glaubt Tissot nach den Tiefen der arabischen Brunnen wieder günstige Resultate vorhersagen zu können. In dem Becken der Hodna und in der Ebene von El Utaja hat man nur wenig günstige Resultate erzielt, ebenso auf der Hochebene von Batna. Tissot stellt übrigens auch den erfolgreichen Bohrungen ein wenig günstiges Prognostikon. Alle werfen viel Sand aus und bilden dadurch am Fuß der Röhre einen Kessel, der schließlich zusammenstürzt und den Brunnen unbrauchbar macht. Da das Kaliber der Röhre ein sehr geringes ist, können sie nicht gereinigt und ausgebessert werden, wie die Araberbrunnen, für die eine eigene Taucherkaste existierte. Tissot hält es für unbedingt nötig, daß man bald mit der Bohrung von Brunnen größeren Kalibers anfange, erwartet aber außerhalb der Sahara nur an ganz wenigen Stellen günstige Resultate. Ko.

Die Akte Torrens,

die möglichste Vereinfachung der Uebertragung von Grundstücken, ist von den Franzosen zunächst einmal probeweise in Tunis eingeführt worden. Von den dort zu machenden Erfahrungen wird es abhängen, ob man das Verfahren auch in Algier einführt und damit einem Zustande ein Ende macht, der auf die Dauer unerträglich wird. Bekanntlich ist schon in Frankreich das Hypothekenwesen eine der schlimmsten Schattenseiten der Gesetzgebung; auf Algerien übertragen, führt es geradezu zu Ungeheuerlichkeiten. Die Oktober-Nummer der Revue géographique internationale führt ein paar Beispiele auf, welche dies schlagend illustrieren. Zwischen Miliana und Affreville bewohnte eine arabische Bevölkerung von 400 bis 500 Seelen ein Terrain von 800 Ha., das, fruchtbar und gut bewässert, zu ihrer Ernährung hinreichte; es gehörte nach arabischer Sitte ihnen allen gemeinsam (sog. melkh). Ein Kolonist, dem das Land bequem lag, erwarb von einigen Arabern ihre Anteile und beantragte dann die Teilung, die nur auf dem Wege gerichtlicher Lizitation möglich war. Die Formen wurden genau gewahrt und die Kosten für die Zustellungen und Vorladungen an die 400 Berechtigten beliefen sich bis zum Tag der Versteigerung auf 22,000 Frcs. Natürlich konnte keiner der Araber diesen Betrag deponieren, der Kolonist war im Termin der einzige Bieter und die Araber erhielten für ihre 800 Ha. zusammen 850 Frcs. In einem andern Falle stritten sich verschiedene Araberstämme um einen Distrikt von 20,000 Ha. zwischen Boghar und Teniet el Haad. Der Prozeß dauerte zwölf Jahre und machte 67,000 Frcs. Kosten. Den Beteiligten blieb schließlich nichts übrig, als das ganze Gebiet einem reichen Juden in Algier, welcher ihnen die Kosten vorgestreckt hatte, für eine Kleinigkeit abzutreten. Fast noch schlimmer stellen sich die Fälle bei Expropriationen,

denn ehe der gerichtlich zuerkannte Preis ausgezahlt werden kann, müssen die Besitzer ihre Besitztitel beibringen, und da das in den meisten Fällen unmöglich ist, ein Aufgebot erlassen, und die expropriierten Eigentümer erhalten erst nach vielen Jahren das, was nach Abzug der Kosten übrig geblieben ist. Bei mehr als einem Aufstande waren solche legalen Beraubungen eine der Hauptursachen der Unzufriedenheit. Die Akte Torrens soll dem abhelfen. Nach ihr macht, wer verkaufen will, einfach Anzeige auf dem dazu bestimmten Bureau. Dieses prüft seine Besitztitel und erläßt, wenn sie in Ordnung gefunden werden, eine öffentliche Ladung in den Zeitungen, durch Anschlag oder sonstwie; erfolgt binnen drei Monaten kein Widerspruch, so gilt das Recht als erwiesen und wird mit allem Zubehör in eine Liste eingetragen; der Besitzer erhält eine Abschrift, die ihm als Besitztitel dient und die er ohne weitere Förmlichkeiten und Kosten nach vorgängiger Identifikation seiner Person vor jedem Maire an einen andern übertragen kann, der sich dann als Eigentümer registrieren läßt. Hypotheken werden von den Banken gegen einfache Deponierung des Besitztitels gegeben, weil der Besitzer ohne sein Dokument das Gut weder verpfänden noch verkaufen kann. Wie man sieht, wäre das die denkbar radikalste Umgestaltung des gegenwärtigen Zustandes, und darum hat man sich in Algerien trotz lebhafter Agitation und obschon der Generalgouverneur Tirman der Einführung nicht abgeneigt ist, noch nicht dazu entschließen können. Tunis dient als Versuchsstation, und die nächsten Jahre müssen zeigen, ob eine spezifisch australische, dort freilich bewährte Einrichtung sich auf die romanischen Kolonien in Nordafrika übertragen läßt. Ko.

Dental-Index.

In der November-Nummer des Journal of the Anthropological Institute of Great Britain schlägt Dr. Flower ein neues Kennzeichen für die Klassifizierung der Menschenrassen vor, nämlich die Länge der Backenzähne, verglichen mit der Länge des Schädels überhaupt. Er bestimmt dieselbe durch Vergleichung der Länge einer Linie vom Vorderrand des ersten bis zum Hinterrand des letzten Backenzahnes mit der Entfernung vom Vorderrande des foramen magnum zum Ansatz der Nasenbeine. Das Verhältnis zwischen beiden nennt er den Dental-Index und drückt denselben in der bekannten Weise wie den Schädelindex aus. Die Ziffer schwankt beim Menschen von 40 bis 48. Rassen mit weniger als 42 nennt Flower mikrodont, mit 42 bis 44 mesodont, über 44 megadont. Eine sorgsame Vergleichung aller Schädel im Museum des Royal College of Surgeons ergab als megadont die Tasmanier, die Australier, die Melanesier und die Urbewohner der Andamanen, als mesodont sämtliche Neger, die amerikanischen Indianer, die Malayen und die Chinesen, als mikrodont die niederen Kasten in Nord- und Zentralindien und die meisten Kaukasier. Die anthropoiden Affen sind in hohem Grade megadont, der Siamang dagegen ist fast so mikrodont wie die Europäer. Ko.

Anzeigen.

Lenchen im Zuchthause.

Ein interessanter Beitrag zur Sittengeschichte des 19. Jahrhunderts. 2. umgearbeitete Auflage. 1884. Mark 6.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und direct von S. Glogau & Comp., Leipzig.

So eben erschien als Seitenstück zum **Andree'schen Handatlas** die 1. Lieferung von

Prof. G. Droysen's

Historischer Handatlas

zu 20 Mark.

In 96 Karten mit erläuterndem Text.

Ausgegeben

von der Geographischen Anstalt von Velhagen & Klasing in Leipzig

unter Leitung von

Dr. Richard Andree.

In 10 monatlichen Lieferungen à 2 Mark.

Als Seitenstück zum Andree'schen Handatlas bietet hiermit die Verlagshandlung einen Historischen Atlas von bewährter Hand, der sich in Preis, Anordnung und Ausführung seinem berühmten Vorgänger anschliesst. Bei seinem eminent billigen Preise von

Zwanzig Mark

ist auch dieser Atlas darauf berechnet, Allgemeingut zu werden; er hofft auf eine günstige Aufnahme überall da, wo neben dem geographischen auch ein grosser geschichtlicher Handatlas Bedürfnis ist.

Wie die Verlagshandlung sich bemüht hat, den Atlas in technischer und geographischer Beziehung möglichst vollendet zu gestalten, so war sie auch bestrebt, denselben durch die Mitarbeiterschaft bedeutender Spezialforscher auf die Höhe der historischen Wissenschaft zu erheben.

Der Text des Atlas bildet eine wichtige Zugabe zu demselben. Jedem Kartenbogen entspricht ein Bogen Erläuterungen, die nach vollständigem Erscheinen einen fortlaufenden Text darstellen, welcher später am Schlusse der Karten angeheftet wird.

Lieferung I liegt in allen Buchhandlungen zur Ansicht auf.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

So eben erschien:

Durch Massai-Land.

Forschungsreise in Ostafrika

zu den Schneebergen und wilden Stämmen zwischen dem Kilima-Ndjaro und Victoria-Njansa in den Jahren 1883 und 1884 von

Joseph Thomson.

Aus dem Englischen von **W. v. Freeden.**

Mit 62 Abbildungen in Holzschnitt und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 23. Stuttgart, 8. Juni. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Norden des europäischen Rußlands. S. 442. — 2. Die Ursachen der andalusischen Erdbeben. Von A. Rzehak. 445. — 3. Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa. II. S. 448. — 4. Nekrologe. Dr. Eduard Rüppel †. Dr. Gustav Nachtigal †. S. 453. — 5. Die deutsche Zeitung in Rio de Janeiro und ihr Redakteur. Von J. v. Binzer. S. 455. — 6. Die Rassen von Zentralasien. S. 458.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Norden des europäischen Rußlands.

Inhalt: Das malerische Rußland. — Die ethnographischen Verhältnisse im Norden des europäischen Rußlands. — Samojeden, Lappen, Russen. — Das Kloster Ssolowezkoje. — Der Ackerbau. — Kampf mit dem Klima. — Fischerei. — Veränderungen in der Tierwelt. — Raubbau. — Ausblick in die Zukunft.

Seit einigen Jahren erscheint in St. Petersburg im Verlage von M. O. Wolff ein Prachtwerk: „Das malerische Rußland." Die Zahl der Mitarbeiter ist sehr beträchtlich. Die Leitung des Ganzen hat der berühmte Geograph P. P. Ssemenow, der verdienstvolle Kenner Asiens und Uebersetzer von Ritter's großem Werke, übernommen. Außerdem ist dieser Gelehrte als Mitarbeiter unmittelbar thätig, indem er diejenigen Monographieen liefert, welche die einzelnen Partieen des Werkes abschließen und die wirtschaftsstatistischen Verhältnisse der verschiedenen Teile Rußlands darlegen. Hervorragende Historiker, wie Slowaiskij, Kostomarow und Sabjelin, Ethnographen, wie Mainow und Maxinow, Zoologen, wie Radde und Mereshkowskij, geistvolle Litteraten, wie Mordowzew und Nemirowitsch-Dantschenko u. a. haben bisher für das große, prächtig ausgestattete und schön illustrierte Unternehmen Beiträge geliefert.

An eine Uebertragung des ganzen Werkes in's Deutsche wäre nicht leicht zu denken. Dazu ist dasselbe zu umfangreich und zu ungleich in seinen verschiedenen Teilen. Dagegen mag es von Interesse sein, in kurzen Skizzen den Hauptinhalt der einzelnen Bände zu reproduzieren, wobei die wirtschaftlichen Verhältnisse der verschiedenen Gebiete des weiten russischen Reiches schon darum die größte Beachtung verdienen, weil ein Gelehrter ersten Ranges, Ssemenow, den Hauptanteil an den betreffenden Abschnitten des Werkes gehabt hat.

In der folgenden Skizze versuchen wir es auf Grund der in dem ersten Teile des „malerischen Rußlands" (St. Petersburg, 1881) enthaltenen Monographieen über den Norden des europäischen Rußlands ein Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Gebiete zu entwerfen. Wir verwerten dabei alle in dem stattlichen Bande enthaltenen Beiträge von Maximow („Urwald, Waldbewohner, Waldstädte", Mainow's („ein vergessener Fluß und das Kloster Ssolowezkoje"), Nemirowitsch-Dantschenko („die Tundren von Mesen, Am Eismeer"), Mereshkowskij („Fischerei"), Ochotschinskij („Nowaja Semlja und Kolgujew") und Ssemenow.

Dasjenige Volk, welches in den jetzigen Gouvernements Archangelsk und Wologda einst eine dominierende Stellung einnahm, die Samojeden, nimmt jetzt die letzte Stelle ein. Sowohl an Zahl, als auch an Bedeutung für die Produktion kommen die Samojeden im Vergleich mit den anderen Elementen der Bevölkerung, den Lappen, Syrjanen und Großrussen, kaum in Betracht. Ihrer sind nur wenige Tausend, welche über ungeheure Strecken zerstreut sind. In dem Maße als die Russen sich an den Rändern der Wälder festsetzten, an den Ufern der Flüsse Landwirtschaft zu treiben begannen, die Fischerei in größerem Maßstabe, mit bedeutenderen Kapitalien zum Aufschwung

brachten, mußten die Jägervölker und Renntiernomaden sich in ihren Bewegungen eingeschränkt sehen. In keinem Stücke waren die Samojeden, deren schon Nestor in seiner Chronik erwähnt, den Russen überlegen. Sie waren früher kriegerischer. Es gab eine Zeit lang blutige Konflikte zwischen ihnen und den Russen; nachdem verschiedene Forts angelegt worden waren, um die Aufstände der Eingeborenen niederzuhalten, gab es u. a. einmal eine Belagerung des Fleckens Pustosersk durch die Samojeden. Man mußte Truppen gegen sie aufbieten. Sie zeichneten sich durch Gewaltthätigkeit aus; es gab Fälle, in denen russische Kaufleute, wenn sie in die Hände der Samojeden fielen, von ihnen grausam verstümmelt wurden. Noch heute leben bei den Bewohnern von Mesen Erzählungen von derartigen Episoden fort. Manche Russen sollen von den Samojeden zu Tode gemartert worden sein. Jetzt sind sie durchaus zahm geworden. Man hat sie von den besten Plätzen vertrieben. Selbst die Tundren gingen zum Teil in den Besitz der Russen und Syrjanen über; es war insbesondere der Branntwein, welcher diese Wandlung bewirkte. Man kann in einzelnen Gebieten die Abnahme der Zahl der Samojeden verfolgen. Während vor etwa 100 Jahren in der Panin-Tundra gegen 2000 Samojeden lebten, sind ihrer dort gegenwärtig kaum mehr 950 zu finden. Der Hungertyphus räumt unter ihnen auf. In kurzer Zeit starben in der Bolschoi-Jezkaja-Tundra 250 Samojeden weg. Die Armut vernichtet sie. Ihre Renntierheerden werden von Seuchen hinweggerafft. Selbst die reicheren Familien verbrauchen jährlich nicht mehr als etwa fünf Pud Korn. Ihre Nahrung besteht aus faulem Fisch. Ihre Leidenschaft ist der Branntwein. „Hat man getrunken," so sagen sie, „so ist man reich, ein angesehener Kaufmann, hat viele Renntiere." So kam es, daß sie die meisten Renntiere verloren. Auch die Lebensweise der Samojeden hat sich infolge dessen geändert. Früher, als die Samojeden mehr Renntiere besaßen, mußten sie größere Wanderungen unternehmen, um neue Weiden zu finden. Jetzt legen sie stets nur kleinere Strecken von wenigen Werften zurück. Die Syrjanen mit ihren unvergleichlich größeren Heerden haben die Samojeden in immer entlegenere Gebiete der Tundra zurückgedrängt, wobei sie, wie erzählt wird, größere Moosstrecken von ihren Renntieren zerstampfen ließen, um den Tieren der Samojeden ihre Nahrung zu entziehen. Auch mit dem Verkauf von Branntwein und Tabak an die letzteren haben die Syrjanen viel ausgerichtet. Früher hatte mancher Samojede 5—6000 Renntiere, jetzt sind sie völlig verarmt. So mancher Samojede hat durch den Branntweingenuß in einer Woche alle seine Tiere verloren. Dazu kamen mancherlei Bedrückungen durch habsüchtige Beamte. So sind denn Hunderte von Samojeden zu willenlosen Knechten der Syrjanen geworden. Einer schon vor einigen Jahrzehnten angestellten Enquête zufolge besaßen 1400 Samojeden kein einziges Renntier mehr. Als Knechte der Syrjanen werden sie schlecht behandelt, wie die Hunde mit Abfällen gefüttert. Auch gegen die Ueberlegenheit der Russen gibt es für sie keinen Schutz. So sehr die Samojeden, welche sich äußerlich zum Christentum bekennen, an die Wunderkraft des heiligen Nikolaus glauben, so wenig meinen sie auf seinen Schutz gegen die Russen rechnen zu können, weil die letzteren mehr Mittel haben und dem Heiligen schönere Kirchen zu erbauen vermögen. In allen Stücken sehen sich die Samojeden von anderen überflügelt. Da, wo früher die Samojeden in den Seen der Tundra Fischfang betrieben, wobei sie recht rationell verfuhren, und, wie erzählt wird, in solche Seen, wo es keine Fische gab, Fische hineinließen, also Piscinen herstellten, da wird der Fischfang jetzt so gut wie ausschließlich von Russen und Syrjanen betrieben. So geht das Volk allmählich zu Grunde.

Viel besser ist es den Lappen ergangen, welche allerdings auf russisch-finnischem Boden weniger gut gedeihen als auf norwegischem Gebiete. Während alle Lappen in Norwegen lesen und schreiben können, haben die schwachen Versuche eines Schulwesens im russischen Lappland völlig aufgehört. Es gibt noch reiche Leute unter den Lappen. Nemirowitsch-Dantschenko erzählte von einem solchen, welcher nicht weniger als 20,000 Renntiere sein eigen nennt, ein Besitz, welcher auf 140,000 Rubel veranschlagt werden kann. Die Lappen haben sich der russischen Kultur zugänglich gezeigt; sie sprechen das Russische ohne Accent; ihre Sittlichkeit wird gerühmt; es ist ein tüchtiges Volk.

Ebenso haben sich die Syrjanen in vielen Stücken der Konkurrenz der Russen gewachsen gezeigt. Dieses Jägervolk ist etwa 70,000 Köpfe stark, hat allerdings mehr und mehr sich auf den Wald beschränken müssen, und durch die Entfaltung des Ackerbaues der Russen hat die Jagd manche Beeinträchtigung erfahren. Auch ihnen ist der Branntwein des russischen Hausierers hier und da verderblich gewesen; aber es ist doch kein wesentlicher Rückgang des Volkes wahrzunehmen, wenn auch allerdings von keinem eigentlichen Fortschritt zu berichten ist und die Technik der Jagd Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben ist. Es gibt keine Vervollkommnung, keine neuen Erfindungen; es herrscht die Routine.

Allen anderen ist der Russe im Norden des europäischen Rußlands dadurch überlegen, daß er je nach der Jahreszeit mit seinen Beschäftigungen wechselt, Fischerei, Jagd und Ackerbau treibt, daß er zu allem mehr Mittel, bessere Werkzeuge besitzt, daß er bei der Jagd die Feuerwaffe einführte. Mehr als die anderen Bewohner hat er es verstanden, die Reichtümer, welche das Meer darbietet, auszubeuten. Er hat sich der Küsten des Weißen Meeres und der Ufer des Polarmeeres bemächtigt, um der Fischerei in größerem Maßstabe obzuliegen. In Genossenschaften, „Arboli", organisiert, betreiben die Russen dieses Gewerbe am Murmanischen Ufer, auf Nowaja Semlja u. s. w. Am Murmanischen Ufer geschieht es wohl, daß die Köpfe der Fische zu einem Pulver zerstoßen werden, welches

Kühen und in dem Dorfe Kusomen an der Warsucha sogar auch Schafen zur Nahrung dient — eine Kombination von Fischerei und Viehzucht, welche auch auf Island vorkommt. Besonders erfolgreich wird der Fischfang an einzelnen Punkten betrieben, so z. B. in der Sforozkaja Guba (Bucht), im Meerbusen von Onega, welche fischreicher ist als irgend ein Punkt am Weißen Meere. In der Bucht von Kandalakscha gibt es Stockfische. Der meiste Lachs wird 12 Werst von der Mündung der Warsucha bei dem obenerwähnten Dorfe Kusomen gefangen. Ebenso vereinigt die Jagd auf Seehunde die Russen zu großen Genossenschaften, so daß auch alles Fangzeug und Gerät der Gesamtheit gehört, daß ähnlich, wie bei dem Fischfange der Kosaken am Ural, die Chancen des Fanges möglichst gleich verteilt werden.

Den Russen verdankt der Norden manche erfolgreiche Neuerung. Der bekannte Minister der Regentin Sophie, in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, Fürst Wassilij Galizyn, hat für die Entwickelung der Pferdezucht gesorgt und die Rasse der „Mesenki" (von der Stadt Mesen) geschaffen. Es sind kleine, anspruchslose, aber zähe und ausdauernde Tiere. Peter der Große hat, indem er holländisches Rindvieh nach Cholmogory importierte, in der Geschichte der Viehzucht im Norden eine neue Epoche eingeleitet. Der Holzexport ist in den letzten Jahren im Steigen begriffen. Im Jahre 1870 gab es 10 Sägemühlen mit 550 Arbeitern mit einem Umsatz von 700,000 R.; im Jahre 1877 war die Zahl der Sägemühlen auf 18, diejenige der Arbeiter auf 1500, der Umsatz auf 1,800,000 R. gestiegen. Die im Jahre 1872 von Pallisen am Murmanischen Ufer errichtete Thransiederei produziert jährlich Ware für die Summe von 30,000 R. Die Geschicklichkeit des gemeinen Mannes beim Bau von Fahrzeugen, bei der Anfertigung von allerlei Gegenständen aus Holz und Rinde ist erstaunlich. Einer besonderen Berühmtheit für den Schiffsbau erfreut sich das Dorf Jemezkoje an der Dwina. Die Holzindustrie floriert namentlich südlich von dem Punkte der Vereinigung des Bug mit der Suchona. Es wird einfaches Geschirr für den Bedarf der Bauern, es werden, insbesondere bei Wologda, Fuhrwerke und Schlitten angefertigt. Eine besondere Industrie blüht in der Nähe der Petschora, bei der „Brußjanaja Gora", dem Schleifsteinberge. Es werden hier Schleifsteine für das ganze Reich gewonnen; der Betrieb beschäftigt Hunderte von Männern, Frauen und Kindern. Schon im Jahre 1638 wurde den Bewohnern der Gegend ein Privilegium für diesen Erwerbszweig erteilt, weil es, wie ausdrücklich hervorgehoben wurde, an Wiesen und Heuschlägen und zum Ackerbau geeignetem Boden fehle. Gelegentlich liefert die Jagd große Erträge. Vor einigen Jahren erlegten fünf Familien an der Petschora im Laufe eines Winters nicht weniger als 43,000 Stück Rebhühner, welche ihnen mit 2—3 Kopeken das Stück bezahlt wurden. Das Dorf Ishma an einem Nebenfluß der Petschora, in einer Gegend, wo der Ackerbau nicht mehr gedeiht, und wo, beiläufig bemerkt, die Russen Syrjanisch sprechen, beschäftigt sich sehr erfolgreich mit Viehzucht. Reiche Wirte besitzen bis zu zehn Kühen. Die Renntierheerden des Dorfes zählen 250,000 Stück. Die industriösen Kapitalisten Latkin und Ssidorow haben mancherlei Etablissements gegründet. In Karkopol wird die Zubereitung von Fellen in großem Maßstabe betrieben; es werden aus Knochen allerlei Arbeiten gefertigt; in Wologda werden Spitzen geklöppelt, im Kodnikow'schen Kreise werden Kämme gemacht, von denen hundert Stück zwischen 40 Kop. und 5 R. kosten. Auf eine gewisse Blüte der Salzgewinnung lassen schon sehr viele Namen der Ortschaften schließen, so Ssoljimytschegodsk, Staroje Ussolje, Ustj-Ssyssolsk, Ssoljzy, Ssolsa u. s. w. Bei Staroji Ussolje finden sich Salzschachte, welche 95 Faden tief sind; ein Teil des Reichtums der Stroganow ist auf diesen Erwerbszweig zurückzuführen.

Eine hervorragende Stellung im wirtschaftlichen Leben des nördlichen europäischen Rußlands nimmt das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Kloster Ssolowezkoje ein. Es wurde bereits im 15. Jahrhundert gegründet. Ein großes organisatorisches Talent bei wirtschaftlichen Unternehmungen entwickelte ein Abt dieses Klosters, Philipp, um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Es entstanden schon damals Dörfer, Fischereien, Salzsiedereien, welche dem Kloster gehörten. Der rührige Geistliche legte eine Renntierzucht an, errichtete auf einer kleinen Nebeninsel eine Milchwirtschaft; er baute Mühlen, Wege, Wasserstraßen. Durch die letzteren wurde eine große Anzahl von Seen, welche sich auf der Insel befanden, miteinander verbunden, wodurch der Fischerei Vorschub geleistet wurde.

Auch jetzt noch blüht die Wirtschaft des Klosters, welches von der kolonisatorischen Fähigkeit der Großrussen Zeugnis ablegt. Da gibt es Ackerbau und Fischerei, Industrie und Handel, alles in bedeutendem Maßstabe. Der Betrieb auf der Insel wird ergänzt durch verschiedene, dem Kloster gehörende Etablissements. Die Fahrzeuge, welche den Verkehr zwischen der Insel und den verschiedenen Punkten am Ufer vermitteln, werden auf den Klosterwerften gebaut. Es gibt Kornmühlen, Tuchwalkmühlen, Gerbereien, Sägemühlen, Schmiedewerkstätten. Die Produkte der Gerberei liefern ein jährliches Einkommen von 50,000 R. Das Kloster führt jährlich Fische aus, deren Wert ebenfalls 50,000 R. beträgt. Es gibt Pechsiedereien, man gewinnt Terpentin u. s. w.

Die Mönche sind je nach Bedürfnis Gärtner und Fischer, Kaufleute und Schiffskapitäne, Architekten und Agronomen. Sehr geschickt versteht man es, die Arbeitskraft der alljährlich dem Kloster zuströmenden Pilgerscharen zu verwenden. Die frommen Reisenden aus den unteren Klassen des Volkes halten es für eine Ehrensache, während ihres Verweilens auf der Insel auf den Gemüsefeldern, bei dem Ackerbau, bei den Fischereien und in den Ateliers des Klosters unentgeltlich thätig zu sein, an Hafenbauten,

an der Errichtung von Docks teilzunehmen u. s. w. Auch die Baareinnahmen, welche das Kloster von den Pilgern bezieht, ist beträchtlich. Man kann dieselbe auf jährlich 200,000 R. schätzen. Indessen soll dieses Einnahmebudget im Rückgange begriffen sein. Auch verringern sich die Umsätze mancher der industriellen Unternehmungen des Klosters, z. B. der Salzsiedereien auf dem Festlande. Man wird bekennen müssen, daß das wirtschaftliche Gedeihen des Klosters bisher zum Teil ein künstliches gewesen ist. Es erscheint als ein Parasit im russischen Volksleben. Die geschenkte Arbeitskraft, die freiwillig dargebrachten Geldopfer der Gläubigen sind die Hauptbedingungen des ökonomischen Gedeihens der Anstalt. Auch hat man bei manchen Unternehmungen hier allzusehr mit der Ungunst der klimatischen Bedingungen zu kämpfen.

Für den Ackerbau bietet der Norden keine günstigen Bedingungen dar. Nur die Gegend am Kubenskischen See ist für die Landwirtschaft geeignet und die Ernten geben hier einen Ueberschuß der Produktion über den Lokalbedarf. Der größte Teil des Areals der beiden Gouvernements Archangelsk und Wologda kann überhaupt dem Ackerbau nicht nutzbar gemacht werden. Von überhaupt 100 Millionen Deßjatinen Land ist dieses nur bei 6 Mill. Deßjatinen möglich. Kein Wunder, daß die Bevölkerung je weiter nach Norden, desto spärlicher ist, bis zuletzt nur durchschnittlich 6 Menschen auf eine Quadratmeile kommen. An Areal bilden die beiden Gouvernements $^1/_5$ des europäischen Rußlands; die Bevölkerung derselben beträgt nur $^1/_{50}$ der Bevölkerung des Reiches. Im Mesen'schen Kreise ist nur $^1/_{5000}$ der Oberfläche für den Ackerbau gewonnen worden. Je nördlicher die Gegend, desto größer der Bedarf an Kornzufuhr. Die Kolonisation dieser Gebiete ist überhaupt nur dadurch möglich geworden, daß durch Niederlegung des Waldes und durch Verbrennung des Holzes in den Lichtungen zeitweilig fruchtbarer Boden geschaffen wurde. Diese Brandwirtschaft besteht bekanntlich darin, daß man im Frühling die Bäume fällt, im Herbste den Stämmen Aeste und Zweige abhaut, die Balken als Bau- oder Brennholz entfernt, die Aeste und Zweige und den Reisig in große Haufen zusammenschleppt und im folgenden Frühling verbrennt, worauf dann auf der Stelle ohne alles Pflügen oder nur nach leichtem Pflügen gesäet wird. Solcher Waldboden ist außerordentlich fruchtbar, aber, ohne Düngung, nur für kurze Zeit, so daß sehr bald, schon nach der ersten Ernte, welche allerdings bisweilen das 30. Korn liefert, die Stelle verlassen und eine neue aufgesucht werden muß. Ein solches Feldbausystem ist nur bei sehr spärlicher Bevölkerung denkbar. Man läßt die Stellen brach liegen, allmählich wächst junger Wald auf denselben und nach etwa 35—40 Jahren kann in derselben Weise dort wieder gesäet und geerntet werden. So ist die im Grunde seßhafte Bevölkerung doch in steter Wanderung begriffen. Weil man nicht düngt und nicht düngen kann, ist man genötigt, nach zwei bis drei Jahren eine andere Stelle aufzusuchen. Bei dem Mangel an Wiesen in diesen Waldgegenden ist nicht daran zu denken, so viel Vieh zu halten, als die Landwirtschaft für einen einigermaßen rationellen Betrieb bedarf. Der Reichtum des Bodens, bemerkt Danilewskij, ein tüchtiger Kenner dieser Verhältnisse, ist so dünn geschichtet, daß man nur durch Wanderung die Möglichkeit einer Existenz gewinnt. Es ist eine harte Arbeit, auf diese Weise in den Urwäldern Raum für den Ackerbau zu erlangen. Der Kampf gegen den Wald, insbesondere gegen den dem Ackerbau feindlichen Nadelwald, hat Jahrhunderte gewährt; er mag in dem Großrussen den Haß gegen die Bäume überhaupt entwickelt haben, einen Haß, welcher sich in der Vernichtung der Wälder auch dort äußert, wo sie dringend notwendig sind, auch bei den Quellen der Flüsse, auch auf den Höhenzügen. Alle Dörfer im Norden Rußlands entbehren der Bäume völlig. Der Bauer hat keinen Sinn für diesen Schmuck der von ihm bewohnten Häuser; er bedarf keines Schattens. Es gibt keine Spur von Waldromantik.

Die Regierung hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ansichten auf dem Gebiete der Forstpolizei in diesen Gegenden vertreten und in der Praxis durchzusetzen gesucht. Im Jahre 1820 wurde in der richtigen Würdigung des Vorteils einer sich entfaltenden Landwirtschaft die schrankenlose Erlaubnis gegeben, die Wälder auszuroden und urbar zu machen; wer es that, sollte das betreffende Grundstück 40 Jahre lang unentgeltlich besitzen. Die Maßregel verfing nicht, vielleicht weil ein so andauernder Besitz keinen Vorteil versprach und nur momentane Gewinne errungen werden konnten. Es geschah sehr wenig, um die Wälder zu lichten. Die Menge der bebauten Fläche nahm nur in unbedeutendem Maße zu. Nur etwa im Schenkurskischen Kreise war ein erheblicherer Fortschritt wahrzunehmen; dieser Kreis und der Süden des Cholmogory'schen Kreises können als Oasen der Landwirtschaft inmitten der Wälder, Sümpfe und Tundren gelten. Später hielt man ein solches Ausroden der Wälder für einen verderblichen Raubbau und verbot diese Landwirtschaft. Die Bevölkerung empfand diese Maßregel sehr schwer. An der Petschora z. B., wo man auf solchem urbar gemachten Waldboden gelegentlich das 50. Korn geerntet hatte, hungerte, wie Mainow berichtet, die Lokalbevölkerung und war genötigt, sich von Rinde zu ernähren. Diese forstpolizeiliche Maßregel erwies sich als unzweckmäßig und unnötig. In einer Gegend, wo auf 30 Mill. Deßjatinen Wald etwa 80,000 Deßjatinen Ackerland kommen, hat man noch keinen Grund den Wald zu schonen. Danilewskij berechnet, daß die ganze Bevölkerung dieser Gebiete, wenn sie alle Arbeitszeit zum Niederlegen der Wälder verwendet, doch nur etwa die Hälfte des jährlichen Nachwuchses zu vernichten vermag. Namentlich das Hungerjahr 1867 zeigte die Verderblichkeit des forstpolizeilichen Verbotes. Als man hierauf das Ausroden der Wälder wieder gestattete, wurden in dem Zeitraum von 1871—77 doch nicht mehr als 17,000 Deßjatinen

für den Ackerbau gewonnen. Am lohnendsten ist der Anbau von Flachs; eine mit Flachs besäte Deßjatine liefert einen durchschnittlichen Reinertrag von 48 R.; der Reinertrag einer mit Roggen oder Gerste besäten Deßjatine, ist 20—24 R., einer mit Hafer besäten 10 R. Diese Erträge sind insbesondere durch die Gefahr von Morgenfrösten im Sommer in Frage gestellt. Da aber die vollendete Thatsache der Mißernte erst im Herbst zur Perzeption gelangt, so ist eine Zufuhr von Getreide aus anderen Gegenden bei dem Mangel an Kommunikationsmitteln, wenn die wohlfeilste Straße der Gewässer ihren Dienst versagt, nicht mehr möglich, und die Bevölkerung ist der Hungerkrisis anheimgegeben. Wenn auch daher in anderen Gegenden des Reiches das System von Kornmagazinen als unpraktisch aufgegeben worden ist, so erweist sich dasselbe für diese Gegenden als ein wirksames Rettungsmittel in Hungerjahren. Weil in den Gouvernements Archangelsk und Wologda, ebenso wie in Finnland, in allen Monaten des Jahres Nachtfröste vorzukommen pflegen, hat der Ackerbau in diesen Gegenden mehr als anderswo den Charakter des Hazardspiels. Um so wichtiger ist der gleichzeitige Betrieb der Jagd und Fischerei und der Hausindustrie für die Bevölkerung dieser Gegenden. Das Wandern ist an der Tagesordnung; in hellen Haufen ziehen die Arbeiter nach Süden in die Hauptstädte, um sich als Handwerker ihren Lohn zu erwerben; in hellen Haufen ziehen andere nordwärts, um in den unwirtlichen Gegenden am Ufer des Weißen Meeres oder des Polarmeeres oder auf Nowaja Semlja, Kalgujem u. s. w. dem gefährlichen Gewerbe der Fischerei und der Jagd auf die großen Tiere der Gewässer obzuliegen.

(Schluß folgt.)

Die Ursachen der andalusischen Erdbeben.

Schon mit Rücksicht auf die wenigen, wissenschaftlich verwertbaren Angaben der Tagesblätter vom Dezember 1884 und Januar 1885 habe ich in einem Anfangs dieses Jahres im „Brünner Lehrerverein" gehaltenen Vortrage die jüngsten Erdbebenerscheinungen in Spanien in die Kategorie der „tektonischen" Beben eingereiht. Die Lage Alhama's an einer Thermalspalte, die sich weithin verfolgen läßt, die zahlreichen Senkungen und Spaltenbildungen in einer Zone, deren gesetzmäßiger Zusammenhang mit der Sierra Nevada sehr bald klar wurde, ließen es schon vermuten, daß hier, wie bei den meisten Erdbeben, der innere Bau der Erdrinde, die „Tektonik", von größter Bedeutung sei. Die zahlreichen Mitteilungen, die, diesen Gegenstand betreffend, in den „Comptes rendus" (Heft 1—4, 6, 16) publiziert wurden, legen den Zusammenhang zwischen dem Erdbeben und dem geologischen Aufbau der iberischen Halbinsel schon ziemlich vollständig klar. Schon die erste Note, ein Brief des Geologen Noguès in Sevilla an Hébert, bringt die Richtung der Stöße in Zusammenhang mit der Bruchlinie der Sierra Morena; noch präziser drückt sich Macpherson, dem wir auch die genauere Kenntnis der geologischen Beschaffenheit der Provinzen Cadix, Sevilla und Malaga verdanken, aus, indem er zugleich hervorhebt, wie verschiedenartig die parallel und transversal zur Stoßrichtung verlaufenden Spalten sich den seismischen Bewegungen gegenüber verhalten. In jüngster Zeit haben auch die von der französischen Akademie delegierten Gelehrten kurze Berichte erstattet, so daß man, die früheren Mitteilungen von Hébert, Macpherson, Noguès, Germain, Botella u. a. mit den neueren Forschungsergebnissen zusammengefaßt, bereits ein recht deutliches Bild von den Beziehungen der Erschütterung zur Tektonik des Landes entwerfen kann.

Nach der geologischen Karte von Spanien, die 1868 von Verneuil und Collomb ediert wurde, tritt in dem uns interessierenden Teile der iberischen Halbinsel eine reich gegliederte Serie von Formationen auf; dem Alter nach reichen dieselben von der archaischen Epoche bis in die Quartärzeit. Die archaischen Massen sind nach Macpherson vorherrschend nach der Richtung NO—SW gefaltet; als Typus dieses Faltensystems kann die Cordillera Carpentana gelten, welche die Halbinsel in sehr bedeutender Längenerstreckung durchzieht. Nach dieser vorpaläozoischen Faltung sind cambrische und silurische Sedimente abgelagert und später in der Hauptrichtung NW—SO, also perpendikular zur vorigen, gefaltet worden. Der gegen das Mittelmeer gerichtete Abfall von Andalusien besitzt zwei krystallinische Massive, nämlich die Serrania de Ronda und die Sierra Nevada; über die geologische Konstitution der ersteren haben wir neuere interessante Details durch Michel Lévy und J. Bergeron, Delegierte der französischen Akademie, kennen gelernt, welche die früheren Arbeiten von Macpherson, Orüeta und Gonzalo y Tarin ergänzen. An der Basis finden wir Gneiß mit zahlreichen Adern turmalinführenden Granulits; Einlagerungen von Amphibolgesteinen und Dolomit mit metamorphischen Mineralien sind ebenfalls zahlreich und so charakteristisch entwickelt, daß man glaubt, hier die Etage des Monte Leone im Simplon-Profil vertreten zu sehen.

Auf den Gneiß folgen chloritische und Serizitschiefer, noch deutlich krystallin und von mineralreichen Granulitgängen durchsetzt. Sie übergehen in serizitische und chloritische, weniger krystallinische Thonschiefer, in welchen zwischen Marbella und Ojen Konglomerate gefunden wurden; spanische Geologen entdeckten in neuester Zeit in derselben Formation nahe bei Chorro Abdrücke von Nereites cambriensis.

Das ganze archaisch-cambrische Terrain ist von nordöstlich laufenden Gängen von Diabas, Diorit und Scherzolith, welch letzterer in Serpentin eruptiver Entstehung übergeht, durchsetzt. Der Serpentin reicht bis in das

Cambrien und steht in genetischer Beziehung zu den Eisenerzgruben von Marbella.

Auf diese Schichtenreihe folgen Sandsteine und Mergel, Gyps und Diabas, welche der Trias, vielleicht auch zum Teile der oberen Permformation angehören. Von Sekundärformationen sind außerdem vertreten: der untere Jura durch graue Mergel mit kalkigen und dolomitischen Bänken und durch weiße oolithische Kalksteine, der obere Jura durch graue und rosenrote Marmore, endlich nach Orñeta das Neocom durch starkgefaltete Mergel.

Die ältere Tertiärformation besteht aus wechselnden Lagern von Mergel und Kalkstein, in den oberen Lagen aus mächtigen gelben Sandsteinen; das Miocän ist durch fossilführende Molasse und sehr mächtige Konglomerate repräsentiert. Thonige und sandige, sehr fossilreiche Mergel gehören dem Pliocän, teilweise dem Quartär an.

Der Hauptkamm der Serrania de Ronda läuft in nordöstlicher Richtung; am südöstlichen Abhange dominieren die krystallinischen Gesteine und zeigen einige deutliche Antiklinalen. Mehrere große Spalten sind hier deutlich nachweisbar. Der nordwestliche Abhang ist von zahlreichen Falten der jurassischen und cretacischen Schichten bedeckt; die Nummulitenschichten treten auf allen älteren Formationen auf und verhalten sich diskordant gegen die mesozoischen Gebilde. Ebenso sind die Miocänschichten gegen das ältere Tertiär diskordant gelagert; sie reichen bis 1200 m. Höhe und sind nicht selten bis unter 30° geneigt, aber niemals gefaltet. Pliocän und Quartär säumen die Mittelmeerränder ein; ersteres tritt in der Umgebung von Malaga in mehr als 100 m. Höhe auf.

Ueber die sekundären und tertiären Formationen Andalusiens haben M. Bertrand und W. Kilian berichtet; diese Formationen sind meist gefaltet und bilden die nördlichen Vorlagen der betischen Kette, bis in das Thal des Guadalquivir sich fortsetzend. Wahrscheinlich hat das gewaltige Naturereignis, welches dem Meere den Eintritt zwischen den afrikanischen Kontinent und das Zentralplateau Spaniens ermöglichte, und welches noch jetzt durch die Bruchlinie des Guadalquivir bezeichnet ist, schon zu Ende der Primärepoche stattgefunden. Die faltenden und pressenden Kräfte haben seither auf den beiden großen Plateaux zu wirken aufgehört, in der Axe der Depression aber die Aufwölbung der betischen Kette einerseits und des Atlas anderseits hervorgebracht; die allmählichen Erhebungen waren auch der Beginn in der Entwickelungsgeschichte des Mittelmeeres.

Sehr interessant ist der Umstand, daß man schon in der Trias eine zweifache Facies unterscheidet, von denen sich die eine, nach von Gonzalo y Tarin gefundenen Fossilien, dem alpinen Typus dieser Formation nähert; eine zweifache Ausbildung wurde auch in den Jura-Ablagerungen konstatiert und mit dem Profil der karpathischen Klippenzone verglichen. Im Jura wurden überdies verschiedene Zonen durch paläontologische Funde, besonders Ammoniten, nachgewiesen.

Die Nummuliten-Schichten sind wesentlich unregelmäßiger gefaltet als die mesozoischen Ablagerungen; sie erreichen nicht die älteren Erhebungen. Gewisse Miocängebilde, wie z. B. die Molasse mit Ostrea crassisima, zeigen deutlich, daß der Ozean einstens mit dem Mittelmeer durch das Thal des Guadalquivir zusammenhing, wie es Verneuil schon vor längerer Zeit behauptete; längs der jetzigen Küste werden Ablagerungen gleichen Alters nicht beobachtet. Nach der Molassenepoche erlitt der südwestliche Teil Europa's eine Hebung; es wurden tiefe Thäler ausgehöhlt und nachher wieder vom Meere bedeckt, wie es die am Fuße der Molassenwände abgelagerten jungtertiären Thonmergel des Genil-Thales beweisen. Die Verhältnisse sind hier genau dieselben, wie im Rhône-Thal bei St. Arlès. Die Thonmergel erreichen 950 m. Seehöhe und werden von Gyps, Lignit und lacustren Kalksteinen überlagert. Die Tertiärausfüllung des Guadalquivir-Thales ist ganz analog der der anderen großen Flußthäler Spaniens. Die möglicherweise der astischen Stufe angehörigen Mergel treten auch längs der Küste auf; sie sind unter 25—30° geneigt und werden von pliocäner Kalkmolasse mit Pecten Jacobaeus, Venus umbonaria 2c. überlagert. Die Lagerung des sehr wenig mächtigen Quartärs läßt weder Faltungen, noch wiederholte Oszillationen des Niveau's erkennen.

Von großer Wichtigkeit ist die geologische Konstitution der Sierra Nevada, der Alpujarras und der S. Almijara, über welche wir durch Ch. Barrois und A. Offret belehrt wurden.

Die Sierra Nevada ist ein Bergrücken von zirka 80 Km. Länge und etwa 40 Km. Breite, welcher sich, fast ostwestlich streichend, bis über 3000 m. Seehöhe (Mulhacen 3481 m.) erhebt; dieser Bergrücken ist durch seine massige Gesamtgestalt und die Steilheit seiner Abhänge, sowie durch seine gleichförmige Zusammensetzung ausgezeichnet. Er ist, wie sich Barrois und Offret treffend ausdrücken, ein wahrer „Monolith" von glimmerigem, teilweise quarzigem und granatführendem Schiefer. Eingelagert finden sich außerdem Eipoline, Dolomit, epidotführende Marmore, Serpentin- und Amphibolgesteine. Die tektonische Grundgestalt der Sierra Nevada ist eine mächtige Antiklinalwölbung, an den Flanken mit kleinen Falten und ausgedehnten Brüchen versehen. Schon Hausmann, v. Drasche und andere Forscher, welche die Sierra Nevada studierten, waren von der Einfachheit des geologischen Aufbaues derselben überrascht.

Die südlichen Vorlagen der Sierra Nevada, die Alpujarras, werden von Schiefern und Kalksteinen gebildet, in denen wilde Thal-Défilés (rambias) eingeschnitten sind. Das Hängende bilden massige oder cavernöse Dolomite von grauer oder bläulicher Farbe; dann folgen fossilführender geschichteter Kalkstein, Schiefergesteine mit dünnen Zwischen-

lagen von Sandstein, Kalkstein und Dolomit, endlich an der Basis bunte Glanzschiefer, die durch Zersetzung in feine Thone übergehen. Alle diese Ablagerungen sind in zahlreiche Falten gebogen; die Falten sind im allgemeinen in ihrer Axe zerbrochen (?), wodurch hie und da der archaische Untergrund, übereinstimmend mit dem Boden der Sierra Nevada, zu Tage tritt. Die Punkte, an denen dies der Fall ist, sind viel zahlreicher, als man bisher geglaubt hat.

Das Alter der Glanzschiefer und Kalksteine ist zum größten Teile noch nicht ganz sichergestellt; nur ein Teil der Kalksteine ist durch in neuester Zeit von Gonzalo y Tarin gemachte Fossilienfunde als triassisch erkannt und dadurch eine ältere Ansicht Verneuils bestätigt worden. Die Gegenwart von Gypsbänken, die Wechsellagerung von Schichten sehr verschiedener Widerstandsfähigkeit und das Zurücktreten des quarzigen Bindemittels werden als die Ursachen angesehen der Thatsache, daß die Schichten der Alpujarras viel stärker dislociert sind, als die der Sierra Nevada, auf denen sie aufruhen. Was endlich die Sierra Almijara anbelangt, so ist diese nichts anderes als die westliche Fortsetzung der Alpujarras; durch die Sierras von Lujar und Guajaras hängt dieselbe auch mit der Sierra Tejeda zusammen. Diese Bergkette bildet die Grenze zwischen den Provinzen Granada und Malaga und wird wesentlich aus Dolomiten von weißer Farbe zusammengesetzt; hie und da enthalten diese Dolomite Einlagerungen von Cipolin, Epidotmarmor, Quarzit, Glimmerschiefer und ähnlichen Gesteinen und erinnern dadurch an die analogen Ablagerungen der Sierra Nevada. Bis auf gewisse Quarzite, die zweifellos silurisch sind, werden alle diese Gesteine für cambrisch angesehen. Die Dolomite von Frigilliana, die sehr an die der Serrania de Ronda gemahnen, dürften der Primitiv-Formation angehören. Die Dolomite von Lentegi ruhen an einigen Orten auf Trias und zeigen oft Querschnitte von Conchylien; sie sind verwandt den Dolomiten von Lucar und Gador und wahrscheinlich jurassischen Alters.

Die Streichrichtung der Schichten in der Sierra Almijara ist im allgemeinen OSO, das Verflachen NNO und SSW, so daß hier ebenfalls faltenförmige Zusammenschiebungen existieren. Nach den Differenzen der verschiedenen Profile und den abnormalen Ueberlagerungsverhältnissen ist man genötigt, ein System paralleler Klüfte anzunehmen, welche der Streichrichtung der Schichten folgen. Ueber die das erschütterte Terrain durchsetzenden Spaltensysteme hat sich besonders Macpherson etwas präziser ausgesprochen; er betrachtet die Serrania de Ronda und die Sierra Nevada als eine Reihe von Falten und Brüchen, die im allgemeinen von NO nach SW laufen; analog gefaltet sind Sierra Tejeda und Almijara. An den Bruchlinien, welche die letztgenannten Erhebungen begrenzen, liegen die stärkst erschütterten Orte, wie auch Noguès hervorhebt.

Das erschütterte Gebiet läßt sich überhaupt in drei Zonen einteilen, nämlich: 1) Die littorale Kette im Süden, am stärksten erschüttert, 2) das eigentliche Andalusien, ebenfalls intensiv erschüttert, und 3) das zentrale Plateau, auf welchem die Erschütterungen nur mehr schwach waren und an der carpetanischen Kette gänzlich erstarben. Diese drei Zonen sind durch Bruchlinien begrenzt; eine sehr große Spalte kann nicht nur längs dem ganzen Abhang der Ronda-Kette, sondern darüber hinausgehend bis in die Gegend nördlich von Malaga verfolgt werden. Im Norden dieser Spalten wurden fast nur jene Orte erschüttert, die nahe oder unmittelbar an Querspalten liegen, wie z. B. Anteguera, Loja, Archedina. Sonst blieben die Erschütterungen in der mittleren Zone ziemlich gleich bis an die Spalte des Guadalquivir, welche das Zentralplateau südlich begrenzt und die zweite Zone von der dritten scheidet. An den großen Spalten, welche südlich der Guadarama-Kette existieren, scheint die Erschütterung bereits ganz aufgehört zu haben.

Bemerkenswert ist es, daß in der Gegend zwischen Cadix und Sevilla auch die Tertiärformation von zahlreichen Spalten durchsetzt ist; da die Ablagerungen von Alhama, Santa Cruz, Arenas del Rey und anderen Orten überdies eine Tendenz zu Rutschungen besitzen, so erklären sich die schrecklichen Verwüstungen an diesen Orten. An der Küste bei Torre del Mar (Provinz Malaga) haben nach einer Mitteilung Germain's die auf losem Boden (Sand) oder am flachen Ufer errichteten Bauten viel weniger gelitten, als die auf festem Untergrund (Granit) oder im höheren Niveau liegenden.

Die Balearen ergeben sich, wie Hébert hervorgehoben hat, nach ihrer geologischen Konstitution als die Fortsetzung des erschütterten Landstrichs; sie tragen marines Diluvium in mehr als 80 m. Seehöhe in horizontalen Schichten, ein Beweis, daß hier in (geologisch) nicht ferner Zeit bedeutende Niveauveränderungen stattgefunden haben. Man kann hier, wie wir aus der geologischen Beschreibung der Balearen von Hermite (1879) ersehen können, deutliche Verwerfungsspalten nachweisen, deren genetischer Zusammenhang mit den auf dem Festlande beobachteten wohl unzweifelhaft sein dürfte. Die Chronik der spanischen Erdbeben ist leider eine sehr lückenhafte; wenn wir aber selbst nur die Aufzeichnungen von Alexis Perrey durchblicken, so finden wir die Orte Malaga, Granada, Valencia, Murcia und andere nicht selten wiederkehrend. Und so dürfte es wohl zweifellos sein, daß man es hier mit habituellen Stoßlinien zu thun habe, die ihrerseits wieder nur aus der Geotektonik des betreffenden Landstrichs sich erklären lassen. Es findet also auf die andalusischen Erdbeben nur jene Theorie Anwendung, welche ausgebildet zu haben das unbestreitbare Verdienst österreichischer Geologen (Sueß, Höfer, Hörnes u. a.) ist; in ihrer heutigen Gestalt ist diese Theorie, welche durch alle genaueren Beobachtungen neue Stützen erhält, durchaus nicht so alt, als es Fouqué in seiner Denkschrift („Ausland", 1885, Nr. 17) ausspricht.

Diese Denkschrift beweist überhaupt, daß man in Frankreich mit der Erdbebenkunde noch etwas zurück ist. Fouqué verspricht sich von Mallet's und Seebach's seismologischen Methoden und Formeln große Dinge; nun ist man aber besonders seit den ausführlichen Monographien des Agramer Erdbebens (M. v. Hantken und F. Wähner) darüber im Klaren, daß Mallet's Konstruktion der Stoßrichtung, des Epicentrums ꝛc. aus der Beobachtung von Rissen an Gebäuden u. dgl. ganz unbrauchbar und zwecklos ist. Seebach's Methode, durch Minnigerode mathematisch formuliert und an sich sehr scharfsinnig, erfordert, wie bekannt, genaue Zeitangaben. Nun sind aber, wie nicht minder bekannt, gerade die Zeitbestimmungen der wundeste Punkt aller Erdbeben-Untersuchungen, so daß es nur in seltenen Fällen möglich ist, wenigstens annähernd die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Bebens zu berechnen. Also auch die Anwendung dieser Methode wird nicht zum Ziele führen. Ist es aber auch das Ziel einer Erdbebenforschung, das sogenannte „Epicentrum", die Stoßrichtung, die Tiefe des „Erdbebenherdes" u. dgl. aufzusuchen? Gewiß nicht! Was das Epicentrum anbelangt, so kann man von einem solchen vielleicht — cum grano salis — bei Vulkanen sprechen; für tektonische Erdbeben gibt es keinen geometrischen „Punkt" der Erdoberfläche, welcher über dem in der Tiefe liegenden Ursprung der Erschütterung, dem „Herde" des Erdbebens, liegen würde, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil dieser letztere auch kein Punkt ist. Der vertikale Stoß wird an vielen Punkten der „Stoßlinie" verspürt werden, zunächst natürlich dort, wo viele Menschen zusammengedrängt leben, also in größeren Orten; selten kommt es vor, daß mehrere Städte oder größere Orte überhaupt an solchen Stoßlinien liegen; die Heftigkeit der Erschütterung wird dann aber an den meisten Punkten der Stoßlinie unbemerkt bleiben, dagegen in den größten Orten scheinbar ihr Maximum erreichen. Das Epicentrum ist also im weiteren Sinne nichts anderes, als der von der Stoßlinie durchzogene Landstrich, im engeren Sinne die Zone der stärksten Erschütterung. Der „Stoß" kann bei einem tektonischen Erdbeben höchstens ausnahmsweise nur von einem einzigen, in der Tiefe gelegenen Punkt kommen; es werden vielmehr in der Regel, der Natur der Sache gemäß, mehrere, auch nicht immer gleich gerichtete Stöße (die Erdrinde ist ja nichts weniger als homogen!) von Einer Linie ausgehen. Es ist deshalb müßig, alle die nach dem ganzen Umfange der Windrose (wie auch sehr begreiflich!) differierenden Stoßrichtungen auf eine einzige Bewegungsrichtung reduzieren zu wollen. Es ist bemerkenswert, daß in Andalusien zuerst immer ein Stoß von unten hinauf (mouvement de trépidation) beobachtet wurde und dann erst das schaukelnde Beben (mouvement d'oscillation) folgte; eine Vertikalbewegung, die an sich nur ganz minimal zu sein braucht, um dennoch an der Oberfläche stark fühlbar zu sein, müssen wir überhaupt als die Grunderscheinung jedes tektonischen Erdbebens hinstellen. Daß solche Bewegungen auch in früheren Zeiten oft stattgefunden haben, beweisen uns die Verwerfungsspalten; die letzte Ursache dieser Bewegungen dürfen wir in jenen nachweisbar vorhandenen interkrustalen Spannungen suchen, welche sich auch als gebirgsbildende Schubkräfte äußern. Der Zusammenhang zwischen Schrumpfung, Falten- und Spaltenbildung ist so einfach zu denken, und anderseits eine fühlbare Erschütterung der Erdrinde von diesen drei Erscheinungen so schwer zu trennen, daß der tektonischen Erdbebentheorie gewiß ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden muß. Das rationellste, was man zur wissenschaftlichen Erforschung der Erdbeben thun kann, besteht demnach vorerst im Studium der Geotektonik des erschütterten Gebietes; von großem Nutzen ist es, wie Hébert ganz richtig hervorhebt, wenn die beobachteten Dislocationen und Bewegungen auf einer Karte von größerem Maßstabe eingetragen werden. Ganz besonders wichtige Resultate dürfte man sich aber versprechen, wenn man genaue Nivellements des erschütterten Gebietes vor und nach der Katastrophe vergleichen könnte; doch dies wird lange noch ein frommer Wunsch bleiben.

Fouqué hat in seiner oben erwähnten „Denkschrift" bezüglich der andalusischen Erdbeben auch an die „Einsturztheorie" gedacht; diese hat jedoch nur eine so lokale Bedeutung, daß sie, von den geologischen Bedingungen abgesehen, zur Erklärung der jüngsten spanischen Erderschütterungen gewiß nicht ausreicht.

Brünn. A. Rzehak.

Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa.

(Fortsetzung.)

20. Juni. Das Lager war bei Zeiten munter und die durch die Reveille geweckten 7000 Mann chinesischer Soldaten vollführten einen Lärm, daß ein fernerer Schlaf unmöglich war. Wir sahen hier einige wilde Weiber, welche entweder gefangen genommen oder zurückgefordert worden waren — hübsche Geschöpfe, die ihre Haare beinahe nach europäischer Weise vorne gescheitelt und gekämmt, hinten aber mit Streifen von rotem Tuch zu langen Zöpfen geflochten und dann wie eine Krone um den Kopf gewunden hatten.

Als wir aufbrachen, ritt der Mandarin Tschoh auf seinem Pferde unserer Gesellschaft voran. Die Hügel dieser Gegend treten beinahe dicht bis an die See heran, und wir waren noch keine halbe Wegstunde weit gekommen, so mußten wir ausbiegen und einen hohen Bergvorsprung überklettern. Einer der ersten Gegenstände, die wir hier sahen, war ein aufgeworfener Hügel neben dem Pfade, wo ein von den Wilden ermordeter Chinese begraben worden war. Etwas weiterhin, halbwegs auf dem Abhang, lagen noch zwischen Felsen und Büschen die Kadaver eines

Pferdes und seines unglücklichen Reiters, welche von denselben grausamen Feinden erschlagen worden waren. Hierauf durchwanderten wir eine andere Strecke kiesigen Strandes, über welchen wir zu Fuß gehen mußten, um unsere Sänftenträger zu schonen, und wo wir Halt machten, um eine Abteilung Soldaten vorüberziehen zu lassen, welche nach Tscha-Kong gingen, um ihrem verstorbenen General die letzte Ehre zu erweisen. Wir passierten eine lange Reihe steinerner Hütten, die zu einem Fischerdorfe der Eingeborenen gehörten. Die Formation an diesem Orte war Sandstein und der Basaltsand des Strandes war einem schweren griesigen Kies gewichen. An einer Stelle senkte sich ein steiler Vorsprung des Gebirges gerade zur See herab, und wir mußten ihn mit Mühe überklettern. Hierauf verließen wir den Strand, bogen links ab und umschritten eine kleine Hochebene, auf welcher wir ein neues verschanztes Lager und eine ältere, nun verlassene steinerne Befestigung fanden. Es wurde 8 Uhr Abends, ehe wir Hong Kong erreichten, wo wir im Hause des Ortsvorstehers ein Unterkommen fanden. Hong Kong ist nur ein Haufe von Grashütten, also ein von der gleichnamigen chinesisch-englischen Stadt wesentlich verschiedener Ort. Die Weiber hier sind meist zurückgerufene Wilde und mehrere von denen, welche wir sahen, waren sehr hübsch. Ganz nahe bei diesem Orte waren fünf Monate früher die eingeborenen Wilden in einem plötzlichen Ueberfall von den Gebirgen herabgekommen und hatten 2—300 Mann chinesischer Truppen in einem Lager in der Dschungel niedergemacht.

Wir rasteten hier einige Stunden und verfolgten dann einen höchst interessanten Weg durch den nach meiner Ansicht schönsten Teil der ganzen Reise. Der Pfad führte durch eine dichte, beinahe ganz aus Vitex Negundo bestehende Dschungel von 8—10 Fuß Höhe, die nun in voller Blüte stand und deren hübsche blaßblaue Blütenähren einen reizenden Effekt machten. Die Formation ist grauer Sandstein, Konglomerat und Thonschiefer, welch' letzterer in Menge in den Betten aller Flüsse vorkommt. Wir hielten mehrfach und ließen Tschoh voranreiten, um auf unsere Ankunft in Tschai-tschêng vorzubereiten, und die Sänftenträger machten sich dies jedesmal zu Nutze, um in den schönen Bergwassern, die wir beständig passierten, zu trinken und zu baden. Als wir aus der Dschungel heraustraten, gelangten wir auf eine Korallenformation, wo Cycadeen und Pandaneen sogleich in Menge vorkamen und wie mit der Scheere abgeschnitten die Grenze zwischen Sandstein und Korallenfels bezeichneten. Die Cycadeen tragen hier Büschel von orangengelben Beeren, erreichen eine Höhe von 12—14 Fuß, und erinnern in Wuchs, Habitus und allgemeinem Aussehen so sehr an Palmen, daß sie häufig damit verwechselt werden. Auch die weiße Mangrove erschien hier wieder. Tschoh, welcher sehr träg und halb schlafend auf seinem Pony vorangeritten war, hatte hier Halt gemacht und wir fanden ihn in einem Gebüsch von Cycadeen und Pandanus stehend und vor Müdigkeit außer stande, weiter zu kommen. Seine Eskorte von vier Soldaten war bei ihm, zwei mit Luntenflinten, der dritte mit einer Pike und der vierte mit einem Dreizack bewaffnet. Mein Diener, welcher am vorigen Abend die Pferde, die die Soldaten in Tscha-tong-ka abgeworfen, heimgeritten und sich den Ruf eines vorzüglichen Reiters erworben hatte, ward nun ohne weiteres aus der Sänfte gezogen, auf Tschoh's Pferd gesetzt und mit des Mandarins breitkrämpigem Hut versehen, um sich gegen die Sonne zu schützen, während Tschoh in die leere Sänfte gelegt und nach Tschai-tschêng vorangeschickt ward, um unsere Ankunft zu melden, während wir Halt machten und einen kleinen Imbiß zu uns nahmen. Wir passierten dann die Ueberreste einiger sehr merkwürdigen Hütten der Wilden, deren Wände teils aus Steinen, teils aus Cycasstämmen bestanden. Weiterhin, näher an der Stadt, kamen wir durch gute Reisfluren, worin die Ernte bereits begonnen hatte, und begegneten zum erstenmale wilden Eingeborenen, welche mit Bogen und Pfeilen und langen Messern bewaffnet waren. Auf einem rauhen Pfade durch dichte Dschungel und an einem seltsamen und kegelförmigen Hügel aus Korallenkalk vorüber, der einige Affen beherbergte, bogen wir plötzlich auf den Strand hinaus und wanderten eine Strecke weit genau westlich durch den Sand. Vier Uhr war vorüber, als wir in Tschai-tschêng ankamen, wo wir in Tschoh's Haus übernachteten. Tschai-tschêng, auf den Karten irrtümlich als Liang-kiau eingetragen, was nur der Name der Bucht ist, bildet eine ummauerte Stadt mit Thoren und einen Ort von ziemlicher Bedeutung. Es war zur Zeit unseres Besuches der äußerste Vorposten, den die Chinesen in diesem Teil von Formosa hatten, und hier waren die Japanesen auf ihrer Expedition von 1874 gelandet und festgesetzt geblieben, bis sie die Insel im Dezember jenes Jahres räumten. Der Name Tschai-tschêng bedeutet „hölzerne Mauern" und rührt davon her, daß die ursprüngliche Station nur durch eine Stockade von Cycasstämmen verteidigt wurde. Die Stadt war von guten Reisfeldern umgeben und in ihrer nächsten Nähe waren zwei befestigte Lager, deren jedes 500 Mann aufnehmen konnte. Die Stadt wimmelte von Offizieren, lauter Nordländern, deren finstere trotzige Gesichter mir nicht gefielen. Sie murmelten: Fan-kwei (fremde Teufel), als wir an ihnen vorüber kamen, wie sie so unter den Thüren standen und uns anstierten. Mr. Brown versicherte mich aber, daß dieser Ausdruck, so unfreundlich er auch klingen mochte, nur eine landesübliche Aeußerung sei und keine beleidigende Absicht enthalte.

Tschoh räumte uns in der gastfreundlichsten Weise sein eigenes Schlafzimmer ein, wo die Hitze und dumpfe Luft aber und der herrschende Gestank, welcher, wie sich ergab, von einem unmittelbar unter dem Fußboden hinlaufenden offenen Abzugskanal herrührte, so unerträglich waren, daß wir ihm für seine Güte dankten und um die Erlaubnis

baten, in dem Hofe hinter dem Hause ein Zelt aufschlagen zu dürfen. Die Schwierigkeit war aber, hiefür den geeigneten Ort auszuwählen, denn der Hofraum war äußerst schmutzig, voll Unrat aller Art, der Tummelplatz der Hausschweine und ein in jeder Hinsicht ekelhafter Ort. Nach längerem Zaudern schlugen wir endlich das Zelt in der oberen Ecke dicht neben der Stadtmauer auf einem Platze auf, welcher zuvor rein gescheuert, mit Wasser abgespült und mittelst eines Strohfeuers abgetrocknet worden war, um das Ungeziefer zu vertilgen, von welchem der Boden wimmelte. Mr. Brown und ich gingen zum Flusse hinab und nahmen ein Bad, hatten dann aber einige Mühe, den Heimweg nach der Stadt durch die schlammigen Reisfelder zu finden, da wir über die Mauern geklettert und einem Seitenwege gefolgt waren, um dem Gaffen der Menge zu entgehen.

Nach dem Abendbrot besuchten uns die beiden Mandarinen in unserem Zelt, und wir plauderten bei einem Glas Sherry und einer Tasse Thee und kamen überein, sehr früh aufzubrechen, um bei guter Zeit die 24 Li nach Sheomalee zurückzulegen, damit wir noch einen Ansiedler träfen, welcher mit dem feindlichen Häuptling befreundet war und durch welchen unser Anliegen in die Reihe gebracht werden konnte.

Der Rest unserer Reise führte angeblich über einen weit rauheren Weg, als wir bisher kennen gelernt hatten, und durch's Gebirge und wilde Gegenden, und wir beschlossen daher, das Gewicht unserer Vorräte und unseres Gepäcks möglichst zu reduzieren und nur so viel Kleider und Lebensmittel mitzunehmen, als wir für fünf Tage absolut notwendig haben würden.

21. Juni. Um fünf Uhr waren wir munter, aber es wurde beinahe acht Uhr, ehe wir die ermüdeten Sänftenträger und Kulies zum Aufbruch bewegen konnten. Nach einem Marsch durch die Reisfelder durchwanderten wir eine dürftig angebaute Ebene; der Regen, welcher schon Nachts begonnen hatte, strömte nun reichlich herab und erschwerte den Trägern das Gehen sehr. Wir passierten zwei Dörfer, wo wir fünf Minuten hielten und wo die Weiber lauter eroberte wilde Eingeborene, die Männer aber Chinesen waren; und ehe wir Ho-tung erreichten, vereinigten sich die Träger und mußten wieder umkehren. Ho-tung war ein Vorposten aus Strohhütten, von einer Stockade umgeben und zur künftigen Hauptstadt des neuen Bezirkes bestimmt. Wir fanden ein Unterkommen in der Hütte des Ortsvorstehers, welcher schon so lange fern von der Zivilisation gelebt hatte, daß er kaum wie ein Chinese aussah. Die Leute waren sehr höflich und aufmerksam, und Scharen von Kindern umlagerten die Thüre, um uns zu betrachten. Mr. Brown unterhielt sie, indem er ihnen Skizzen von Schiffen und verschiedenen Tieren zeichnete, und ich verschaffte ihnen ein großes Vergnügen, indem ich ihnen meine pickende Uhr an's Ohr hielt. Die Erwachsenen bewirteten wir mit Sherry und Gin-grog, die ihnen sehr mundeten. Das Dörfchen liegt in einer Ebene, zwischen den Hügeln, und das Land erschien mir sehr gut und für jegliche Produktion geeignet. Ich sah hier den Ricinus wildwachsend, und das Wasser im Brunnen innerhalb der Stockade reichte beinahe an die Oberfläche.

Nach dreistündiger Rast traten wir die Weiterreise an und verfolgten in nahezu östlicher Richtung zwischen den Bergen eine sehr gute, für die Büffelkarren geeignete Straße, welche die Japanesen während ihres Feldzuges gegen die Wilden im Süden angelegt hatten. Wir befanden uns nun gerade in der Mitte der Halbinsel, welche die Südspitze von Formosa bildet, bekamen, als wir die Gipfel eines Hügels erreichten, zum erstenmale die Südsee zu Gesicht und machten einen kurzen Halt, um diese herrliche Aussicht zu genießen. Vor uns lag ein von hohen Hügeln begrenztes Thal, und durch die Lücken zwischen den Hügeln konnten wir den mächtigen Ozean erschauen, von dem wir seither nur gehört oder gelesen hatten. Zu unserer Linken lagen hohe Berge, ein Teil des mächtigen Gebirgszugs, welcher die Insel wie ein Rückgrat durchläuft, und zu unserer Rechten dehnten sich die Hügel um das Südkap hin, worunter ein eigentümlich geformter spitzer Berg, den ich dem Führer unserer Expedition zu Ehren Brown's Pik taufte.

Nach einem sehr schönen Marsch durch eine herrliche tropische Dschungel, welche mich lebhaft an das Palmenhaus in Kew erinnerte, und nachdem wir an der früher erwähnten Stelle vorübergekommen waren, wo brennbares Gas ausströmt, erreichten wir um 3 Uhr 30 Min. Nachmittags Sheomalee. Tschoh war uns vorausgeritten und hatte uns in dem Hause des Ortsvorstehers Quartier gemacht, wo uns bereits der Thee erwartete. In dem Dorfe herrschten die Pocken, von denen mehrere Kinder befallen waren. Man brachte uns, die man für Aerzte hielt, ein armes kleines Ding in traurigem Zustande, halb blind, und mit einer Geschwulst im Nacken, unverkennbar dem Tode nahe, damit wir es besichtigen sollten; und die Leute waren sehr enttäuscht, als Tschoh ihnen erklärte, wir seien Zivilbeamte und keine Aerzte. Sheomalee war der äußerste Vorposten der chinesischen Ansiedler und wir fanden es teils von Chinesen, teils von Wilden bewohnt. Mehrere der letzteren kamen, um uns zu sehen, bewaffnet mit ihren Bogen und Pfeilen und langen Messern oder Schwertern; sie waren weit dunkler und muskulöser als die früher gesehenen und sie gingen mit Ausnahme eines dürftigen Streifen blauen Tuches um die Lenden ganz nackt.

Wir schickten nach dem schon erwähnten Ansiedler, welcher mit dem Häuptling der Wilden befreundet war, und er kam und kauerte sich im Zelte nieder. Er war durchaus nicht von einnehmendem Aeußern, sondern sah aus wie ein stumpfsinniger und wilder Bursche. Tschoh bat ihn, den Häuptling aufzusuchen und eine Unterredung mit ihm einzuleiten, damit wir durch sein Gebiet ziehen und

um das nötige Land feilschen könnten. Er hörte schweigend und emsig Betel kauend mit einer geringschätzigen, frechen Gleichgültigkeit zu und erwiderte, als der Mandarin zu Ende war, einfach: er werde nicht gehen; die Wilden fürchten sich so sehr vor den Pocken, daß sie weder zu uns kommen, noch uns durch ihr Gebiet ziehen lassen würden, der Häuptling werde ohnedem im Gebirge abwesend sein, und er selbst wolle auf unser Anliegen nicht eingehen, uns in der Sache nicht beistehen und werde gehen; worauf er ohne weitere Umstände aufstand und sich entfernte. Wir hatten unser ganzes Besitztum aus den Sänften genommen und verstaut, weil wir von Mr. Hastings gehört, daß sein Koch erfahren habe, die Leute hier seien nicht gut gesinnt und könnten uns möglicherweise in der Nacht überfallen und ermorden. Ich lag lange wachend und beobachtete die Gestalten, welche im Mondschein umherschlichen, und stand etwa um Mitternacht auf, um das Thor der Stockade zu untersuchen, das ich aber geschlossen und gesperrt fand.

22. Juni. Um 6 Uhr 40 Min. brachen wir auf und folgten dem Lauf des Flusses, welcher zu dieser Zeit ein kleiner Bach war, bis wir über einen weit breiteren, aus Nordost herabkommenden Fluß setzten. Wir passierten ein Dorf der Wilden, namens Pakolut, wo die Einwohner herauskamen, um uns zu sehen. Männer und Weiber gingen hier alle nackt, bis auf eine schmale Lendenschürze. Tokat, der Sohn des Häuptlings von Pakolut, begleitete uns; wir setzten über den Fluß und bogen südwärts in das Land der Wilden ein. Tschoh, welcher die Uferlehne hinaufgeritten war bis zu einem grasbewachsenen Abstieg, kam zurück und meldete uns, die Wilden haben sich mit ihrem Häuptling in einem benachbarten Gebüsch versammelt und wollen uns den Durchzug wehren. Wir hatten uns zu Sheomalee vor dem Aufbruch mit zwei Führern versehen, welche der Sprache der Wilden mächtig waren; wir sandten nun den einen der Führer voraus nach dem Gebüsch und ließen den Häuptling Tauk-e-Tok bitten, behufs einer Unterredung zu uns heraus zu kommen. Er war aber durchaus nicht geneigt darauf einzugehen und hielt uns lange Zeit hin. Er war gar kein hübscher Mann, allein ich mußte doch die leichte Anmut und Würde bewundern, mit welcher er den steilen Abhang herunterstieg und unter uns trat. Er hatte nur ein blaues Tuch um die Lenden, trug einen gestickten Sack um die Schultern, hatte ein Reis von irgend einem grünen Strauch in seinem schwarzen Haar stecken und trug Bogen und Pfeile und ein langes Messer. Sein jüngerer Bruder, welcher mit mit ihm aus dem Busche getreten war, blieb in kurzer Entfernung von uns auf einem steilen Teil des Abhangs bis beinahe zum Ende der Unterredung stehen, und schwang sich an Büschen und Grasbüscheln mit der Geschmeidigkeit eines Affen an dem beinahe senkrechten Abhang herunter.

Es gab ein langes Palaver, und Tauk-e-Tok motivierte seinen Einwand gegen unsern Durchzug durch sein Land mit der Furcht, daß wir ihm die Pocken einschleppen würden. Es wurde nun Betel herumgereicht, welchen die Eingeborenen sehr lieben und den sie alle bis zu einem ekelerregenden Grade kauen. Anfangs schien Tauk-e-Tok geneigt, einigen von uns den Durchgang zu gestatten, unter der Bedingung, daß die Mehrzahl zurückblieb oder den Umweg an der Küste mache; nachdem er aber eine Zeitlang Betel gekaut hatte, schien sein Mut ihn zu verlassen, und er entschied sich dahin, daß wir alle den Weg der Küste entlang nehmen müßten, worauf er mit uns am Südkap oder Wo-lan-pi, wie es genannt wird (und nicht Man-scha, wie es auf den Karten bezeichnet ist, welchen Namen man in ganz Formosa nicht kennt) zusammentreffen wolle.

Da von ihm nichts weiter zu erlangen war, holten wir einigen Sam-schu hervor, den wir für den Häuptling gebracht hatten, und wandten uns in unseren Sänften dem Meere zu, sehr verdrießlich darüber, daß uns der andere Weg verweigert worden war. Nachdem wir uns mit Mühe durch ein Dschungel von Guaven und Pandanus hindurch gewunden hatten, erreichten wir die Mündung des Flusses und wurden nun über den Sand am Strande des Stillen Ozeans hin getragen. Wir passierten dann eine andere Dschungel von Pandaneen, durch welche wir uns vergebens einen Weg für die Sänften zu bahnen suchten, so daß wir dies endlich um eilf Uhr aufgeben und uns nach Sheomalee zurücktragen lassen mußten. Wir nahmen nun alle Kulies, ausgenommen zwei für jede Sänfte, hießen die Träger uns mit denselben auf unserm Rückwege entgegenkommen und brachen nun zu Fuß direkt nach Süden auf. Wir bemerkten einigen Hochwald auf dem linken Flußufer, wo die Hügel sehr gut bewaldet zu sein scheinen. Die Wanderung dem Strande entlang war sehr ermüdend, und bei der furchtbaren Hitze machten wir um Mittag an einem hübschen Flusse Halt, um zu rasten und einen Imbiß einzunehmen. Wir drei Europäer traten in eine Höhle, deren sich die Eingeborenen bedienen, welche den Boden mit Cycaden-Blättern bestreut hatten, und worin wir guten Schutz vor der Sonne fanden. Wir setzten aber unsern Marsch sobald wie möglich fort und holten um 3 Uhr 30 Min. Tschoh ein, welcher bei einigen Grashütten am Strande Halt gemacht hatte und uns vorschlug, hier zu übernachten, da nach der Ansicht der Führer weiterhin kein Wasser anzutreffen sei. Da mir dies aber eine sehr kurze Tagereise zu sein schien, so wollte ich sehen, ob ich nicht über die Hochebene das Südkap erreichen könne, und stieg mit Tschoh, dem alten Führer, einem Kulie, der meine Flinte trug, und meinem Jungen, welcher als Dolmetscher dienen sollte, die Klippen hinan, während Mr. Brown mit dem jungen Führer und der übrigen Gesellschaft weiter der Küste entlang gehen und Wasser aufsuchen sollte. Wir kamen über eine schöne grasige Düne, und ich erblickte, als wir eine Strecke weit auf dieser gegangen waren, die

Wälder um das Südkap etwa eine englische Meile vor uns. Der Führer schien nun sehr zu zaudern, ob er uns weiter führen solle, und da es für den Versuch nachgerade ziemlich spät wurde, beschloß ich wieder von den Klippen herunterzusteigen und mich der übrigen Gesellschaft anzuschließen. Wir hatten Mühe, uns durch das Dickicht von Cycadeen und Pandanus hindurchzuarbeiten, welches am Rand der Klippe wuchs, aber endlich gelang es uns und wir erreichten den Strand, stießen zu den anderen und beschlossen zu den Hütten zurück zu kehren und dort zu übernachten.

Die Wilden, welche Mr. Brown begleiteten, erzählten ihm, gerade hier am Strande sei die an's Land gegangene Bemannung des „Rover" mit Einschluß der Mrs. Hunt, der Frau des Kapitäns, erschlagen worden, und behaupteten, Mrs. Hunt wäre nicht getötet worden, wenn man gewußt hätte, daß sie ein Frau war.

23. Juni. Um zwei Uhr Morgens drangen 26 bewaffnete Wilde in das Zelt. Mr. Hastings richtete sich auf und fragte sie, was sie wollten. Sie sagten, sie wollten den alten Führer sprechen, und gingen dann weg. Der junge Mandarin war nun ganz erschöpft und erklärte, er könne nicht weiter gehen, sondern müsse nach Sheomalee zurückkehren. Ich sah ihn mit Bedauern scheiden, denn der Mann gefiel mir, und ich fürchtete sehr, er möchte unterwegs überfallen und erschlagen werden; aber wir mußten an uns selbst denken, und wir brachen um 6 Uhr 30 Min. auf, um das Südkap zu erreichen. Vor dem Aufbruch baten uns die Führer dringend, wir sollten beisammenbleiben und uns nicht verzetteln. Als wir die Klippen erstiegen hatten, bog der alte Führer nach Norden ab und versprach uns einen besseren Weg zu führen, auf dem wir die Westküste erreichen und leichter vorwärts kommen könnten. Wir passierten ein schönes, parkähnliches Gehölz mit vielen Guavenbäumen, die mit noch unreifen Früchten behangen waren, und vielen stattlichen Hochstämmen. Da wir aber andauernd nordwärts wanderten, anstatt westwärts oder in südlicher Richtung, machten wir Halt und stellten den Führer zur Rede, der einfach behauptete, es sei alles in Ordnung, aber uns das unheimliche Gefühl nicht benehmen konnte, wir seien irregeführt und getäuscht worden. Wir wanderten noch über einige Sandhügel und später durch einen andern Waldgürtel und stiegen dann plötzlich auf eine Strecke schönen, offenen Graslandes hinab, wandten uns hier unmittelbar nach links und durchschritten die gegen Westen liegende Dschungel. Der alte Führer und Tschoh gingen voran und diesmal folgte ich ihnen dicht auf dem Fuße, um ihre Bewegungen genauer zu beobachten. Wir stiegen am Rande des Abhanges durch den Wald hinab und befanden uns dann am Strande der Westküste im Schoße der Kwa-liang-Bucht zwischen den beiden Vorgebirgen. Zu meinem größten Erstaunen sah ich, daß Tschoh und der Führer — anstatt scharf nach links und nach Süden und dem Strande von Wo-lan-pi abzubiegen, in voller Eile die Richtung über den Sand nach dem Südwestkap einschlugen. Ich rief ihnen Halt zu, wandte mich südwärts und setzte mich dann auf ein Felsstück, um die Ankunft Mr. Brown's und der übrigen Gesellschaft zu erwarten. Da ich von dem Führer keine befriedigende Antwort darüber erhalten konnte, weshalb er nach dem Südwestkap gehe, bestand ich darauf, daß er uns sogleich auf den richtigen Weg nach Wo-lan-pi bringe. Wir fanden die Passage um den Sand herum durch Felsen versperrt, kehrten daher wieder um und stiegen bergan durch die Dschungel nach dem Grasland. Hier zauderten die Führer, ob sie uns weiter bringen sollten; als aber der Mandarin sie bedrohte und zur Nachgiebigkeit zwang, schlugen sie endlich ungern einen Pfad ein, welcher genau südwärts durch die Dschungel führte. Dieser Wald war sogar noch schöner als derjenige, durch welchen wir an der Ostseite der Halbinsel gekommen waren. Prächtige Palmen von zwei oder drei Arten, gelber Nepalpfeffer, Caladien, die großblätterige indische Banyane, Rattan- und Guavenbüsche bedeckten hier in Menge den Boden, auf den Bäumen wuchs eine prächtige Orchidee (Phalaenopsis Sanderiana) und wir scheuchten unterwegs eine Menge Affen auf.

Ich war an der Spitze des Zuges, dicht hinter dem alten Führer, um seine Bewegungen genau zu beobachten, weil ich fürchtete, er wolle uns entlaufen, als ich fand, daß wir den anderen weit vorangekommen waren, und nun Halt machte, um die anderen herankommen zu lassen. Ich setzte mich gerade nieder, als ich einen Lärm hinter mir hörte und die Kulies mit ihren Päcken vorwärts eilen sah; ich glaubte, der Mandarin habe ihnen, wie er zuweilen that, einige Peitschenhiebe verabreicht, um sie für ihre Trägheit zu bestrafen, aber Mr. Hastings kam herbei und benachrichtigte mich, daß die Bewohner der Gegend im hellen Haufen hinter uns seien und uns nicht weiter gehen lassen wollten. Ich kehrte um und fand Mr. Brown und Tschoh einer Truppe von etwa 25 stattlichen, athletischen Burschen, wie ich sie seither nicht kräftiger gesehen hatte, gegenüber, welche im Halbkreis durch den Wald gegen uns heranrückten. Viele von ihnen waren mit Luntenflinten bewaffnet und hatten ihre brennenden Lunten in der Hand; die anderen führten Pfeil und Bogen und alle trugen die unheimlichen langen Messer im Gürtel. Ihre Luntenflinten waren sehr reinlich gehalten, die Läufe und Schlösser blank wie Silber und die Schäfte von einem harten weißen Holz wie Stechpalmen. Unter ihnen waren drei Häuptlinge, welche sich dicht vor uns auf den Boden hockten, ihre Leuten bedeuteten, uns zu umzingeln und uns nun erklärten, daß sie uns nicht weiter vordringen lassen würden und daß wir umkehren müßten. Der Mandarin Tschoh sprach sehr energisch mit ihnen und erklärte, unsere Arbeit müsse geschehen und *werde* geschehen; er sei hier auf Befehl des Himmels und seines Gebieters und werde unter allen Umständen weiter vordringen; es liege

ihm nichts daran, wenn sie ihn auch umbrächten, denn er sei entschlossen, seine Pflicht zu thun. Ich weiß nicht, ob der alte Führer dies alles übersetzte, aber die Eingeborenen besprachen sich eine Weile unter einander leise. Endlich sprang der älteste Häuptling auf und winkte so heftig mit der Hand, daß ich wähnte, er gebe seinen Leuten das Zeichen zum Angriff. Es bedeutete aber nur, daß wir weiter ziehen könnten.

Die Wilden teilten sich nun in zwei Haufen, von denen der eine vor, der andere hinter uns marschierte, während einige Plänkler auf den Seiten neben uns durch den Wald gingen. Nach einer schönen Wanderung durch den Wald bogen wir plötzlich links ab, stiegen einen steilen Hang hinan und traten auf die begraste Düne hinaus, wo wir am vorigen Tag gewesen waren. Hier umringten uns die Wilden wieder und erklärten uns, wir müßten umkehren, denn sie wollten uns nicht nach Wolan-pi gehen lassen. Es ward also hier Halt gemacht und wir saßen am Rande der Schlucht und besprachen unsern Vormarsch nach dem Südkap. Da die Wilden wissen wollten, was für eine Art Gebäude wir auf dem Südkap aufrichten wollten, zeichnete ich ihnen eine Skizze von dem Leuchtturm. Einer von ihnen kam heran, berührte Mr. Brown's Revolver und verlangte ihn sehen zu dürfen; und so feuerte dieser im Vertrauen, daß eine Darlegung der Eigenschaften der Waffen nur einen heilsamen Eindruck machen würde, alle sechs Kammern auf einen benachbarten Baum ab und zielte so gut, daß die Eingeborenen uns offenbar für Leute ansahen, mit denen nicht zu spaßen sei. Da es nun spät und die Hitze unerträglich geworden und die Kulies vor Ermüdung, Angst und Durst ganz erschöpft waren, beschlossen wir die Klippen wieder hinabzusteigen, in den Hütten zu übernachten und den Versuch, nach dem Kap vorzudringen, am Morgen wieder aufzunehmen.

Mr. Brown und ich lagen in der Hütte, um etwas auszuruhen. Als ich, noch wachend, aus der Thür derselben schaute, sah ich eine zweite Truppe der Eingeborenen vom Süden her vom Gipfel der Klippe herabkommen; dies war offenbar ein Streifkorps, welches man ausgeschickt hatte, um uns den Weg zu verlegen, falls wir versucht haben würden, auf der Ostseite der Halbinsel nach dem Südkap vorzudringen. Da die Sache nun nachgerade ein ernstes Aussehen annahm, überlegten wir unter uns, ob wir nicht am klügsten sogleich umkehren, nach Tauk-e-Tok schicken, mit ihm zu einer deutlichen Verständigung über die Bestellung eines zuverlässigen Führers und sichern Schutzes nach dem Südkap kommen und ihm erklären sollten, wenn er uns nicht diesen Dienst leisten wollen, so würden wir umkehren und sogleich mit einer Abteilung Soldaten zurückkehren und uns ihm zum Trotz unsern Weg erzwingen. Allein endlich kamen wir überein, nicht eher umzukehren, als bis wir unseren Zweck erreicht haben würden. Tschoh sprach daher mit den Dienern und Führern in der nachdrücklichsten Weise und bedrohte sie mit den schwersten Strafen, falls sie unsern gegenwärtigen Lagerplatz verlassen würden, und bewog sie endlich durch Einschüchterung oder Beschämung zum Dableiben, wozu sie hauptsächlich auch der Einbruch der Nacht bestimmen mochte, da sie sich wohl fürchten durften, allein im Dunkel längs dem einsamen Strande zurückzukehren. Es begann zu regnen und die Nacht brach sehr düster herein, und dies war wohl unser Glück, weil die Furcht vor dem Naßwerden mehrere unserer Leute vom Davonlaufen abhielt.

(Schluß folgt.)

Nekrologe.

Dr. Eduard Rüppell †.[1]

Am 4. Dezember 1884 starb in seiner Vaterstadt, Frankfurt a. M., hochbetagt, der Nestor aller Afrikareisenden, Dr. Eduard Rüppel, zugleich einer unserer verdientesten Naturforscher, dessen hauptsächlichste wissenschaftliche Thätigkeit allerdings in die zwanziger und dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts fiel und der daher der jüngeren Generation kaum dem Namen nach bekannt war. Rüppell war als Sohn des hessischen Oberpostmeisters Simon Rüppell am 20. Nov. 1794 zu Frankfurt a. M. geboren und besuchte bis zu seinem 17. Jahre das Gymnasium in Darmstadt, um sich für ein wissenschaftliches Studium vorzubereiten. Der Tod seiner Eltern im Jahre 1812 nötigte ihn, diesen Plan aufzugeben und sich dem Kaufmannsstande zu widmen, dem er vier Jahre lang angehörte, den er aber gewissermaßen für verlorene Zeit ansah, da er zu diesem Stande keine Neigung hatte und in seinen Mußestunden noch immer an sich fortbildete. Seine geschwächte Gesundheit nötigte ihn 1816, nach Italien zu gehen, wobei er die Insel Elba mineralogisch aufnahm. Im folgenden Jahre ging er nach Aegypten, fuhr den Nil hinauf bis Syene und besuchte auch die Sinai-Halbinsel. Er gewann eine Vorliebe für diese Reisen, welche er seither ohne wissenschaftliche Zwecke gemacht hatte. Nun aber trat an ihn der ernste Drang heran, sich die nötigen Kenntnisse zu erwerben, um auch als Forschungsreisender wirken und namentlich das nordöstliche Afrika erforschen zu können. Da er mittlerweile volljährig geworden und in den Besitz eines namhaften Vermögens gekommen war, so kehrte er im Spätherbst 1818 nach Europa zurück und bezog die Universität Pavia, um Naturwissenschaft und Astronomie zu studieren und sich auf seinen neuen Beruf vorzubereiten. Als er seinen Zweck erreicht hatte, trat er zu Anfang des Jahres 1822 mit dem jungen Frankfurter Wundarzte Michael Hey, welcher ihn als naturwissenschaftlicher Präparator begleitete, jene große Forschungsreise in das nordöstliche Afrika an,

[1] Unliebsam verspätet.

welche ihn bis in die Mitte des Jahres 1827 in jenem Erdteile festhielt. Er durchforschte auf dieser Reise unter mancherlei Gefahren, Schwierigkeiten und Entbehrungen Aegypten, Nubien, Kordofan, die Sinai-Halbinsel und den östlichen Teil des steinigen Arabien, und schilderte dieselbe in einem gediegenen Werke: „Reisen in Nubien, Kordofan und dem peträischen Arabien" (Frankfurt 1829), ausführlich und mit besonderer Berücksichtigung der Geognosie, Botanik, Zoologie und Ethnologie. Zu Anfang 1831 trat er dann mit Theodor Erckel, dem noch lebenden Konservator des Senckenberg'schen Museums in Frankfurt a. M., seine zweite Reise nach Aegypten und Abessinien an, erstieg und maß zunächst den höchsten Gipfel des Sinai, Dschebel Musa (7035 Pariser Fuß), und wandte sich dann nach Abessinien, dem Alpenland unter den Tropen, dessen Inneres er nach allen Richtungen durchforschte und von dem er die erste geognostische Beschreibung lieferte und eine Menge Orte astronomisch bestimmte, sowie wertvolle ethnographische und archäologische Notizen sammelte. Die Schilderung dieser Expedition erschien unter dem Titel: „Reise in Abyssinien" in zwei Bänden, 1838 und 1840. Die ungemein reichen und wertvollen Sammlungen, welche er auf dieser zehnjährigen Reise gemacht hatte, schenkte er dem Senckenberg'schen Museum, seine prächtigen Altertümer, Münzen und seltenen äthiopischen Handschriften der Frankfurter Stadtbibliothek. Ein sehr wertvoller Teil seiner Sammlungen ging Ende 1835 durch Schiffbruch an der französischen Küste verloren. Nach seiner Rückkehr aus Afrika lebte Rüppell still und zurückgezogen in seiner Vaterstadt Frankfurt, nur mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Seine Verdienste um die Wissenschaft wurden allseitig gebührend anerkannt. Die Universität Gießen ernannte ihn zum Ehrendoktor der Medizin, die Stadt Basel verehrte ihm ihr Ehrenbürgerrecht, die Londoner Königliche Geographische Gesellschaft verlieh ihm (dem ersten Ausländer, welchem diese Ehre zuteil wurde) ihre große goldene Denkmünze. Als Frankfurt 1866 preußisch wurde, trat Rüppell aus dem Bürgerverband seiner Vaterstadt, behielt zwar noch seinen Wohnsitz daselbst, zog sich aber vollends ganz aus dem geselligen Verkehr zurück. Die Senckenbergische Gesellschaft gründete ihm zu Ehren 1870 die „Rüppellstiftung" für naturwissenschaftliche Reisen, und viele gelehrte Gesellschaften, worunter auch die Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Am dritten Deutschen Geographentag in Frankfurt a. M., an Ostern 1883, nahm er noch teil. Wenige Tage nach der Feier seines neunzigsten Geburtstages verschied er sanft an Altersschwäche und hinterließ einen großen Teil seines Vermögens dem Senckenberg'schen Museum und der Stadtbibliothek zu Frankfurt.

Am 21. März 1885 starb zu Königsberg Dr. Karl Zöppritz, Professor der Geographie an der dortigen Universität, ein geborener Württemberger, 46 Jahre alt. Verschiedene wertvolle wissenschaftliche Arbeiten und namentlich seine Berichte über die Fortschritte der Geophysik und der Afrikaforschung in Behm-Wagner's „Geographischem Jahrbuch" haben ihm eine geachtete Stellung in Litteratur und Wissenschaft erworben.

Am 25. März 1885 starb in Berlin der bekannte Professor Dr. Gustav Adolph v. Klöden, der Verfasser des geschätzten „Handbuchs der Erdkunde", kurz nachdem er für die vierte Auflage dieses guten Werkes noch die Herausgabe des IV. und V. Bandes besorgt hatte. Er war am 24. Juni 1814 zu Potsdam geboren als der Sohn des bedeutenden Gelehrten und Schriftstellers Karl Friedr. v. Klöden (1786—1856), hatte in Berlin Mathematik und Naturwissenschaften studiert, verschiedene Länder Europa's bereist, wurde 1840 Oberlehrer an der Gewerbeschule in Berlin, 1855 Professor der Geographie und schrieb verschiedene wertvolle Werke über Vulkane ꝛc., übersetzte gediegene englische Werke über Naturwissenschaft, schrieb ein Lehrbuch und einen Leitfaden der Geographie außer seinem Handbuch der Erdkunde, das eines der besten Nachschlagewerke in unserer Litteratur ist und erfand die sehr verbreiteten „Repetitionskarten."

Dr. Gustav Nachtigal.

Am 20. April starb einer unserer verdientesten deutschen Afrikaforscher, Dr. Gustav Nachtigal, auf See an der Küste von West-Afrika, wo er seit Sommer vorigen Jahres die deutsche Flagge in den von unserem Reich beanspruchten deutschen Niederlassungen aufgehißt und von diesen Kolonien im Namen des Reiches Besitz ergriffen hatte. Er war im Begriff, nach Europa zurückzukehren, um seinen Generalbericht abzustatten, und in Berlin soll bereits seine Bestallung zum Minister-Residenten in Tanger auf ihn geharrt haben. Gustav Nachtigal war am 23. Februar 1834 zu Eichstett bei Stendal geboren, bildete sich auf dem Gymnasium zu Stendal für das Studium der Medizin vor, absolvierte dieses in Berlin, Halle, Würzburg und Greifswald und ward nach erstandener Prüfung Militärarzt in Köln. Hier sah er sich durch eine rasch sich entwickelnde heftige Brustkrankheit gezwungen, 1863 nach Algerien zu gehen, um seine Lunge auszuheilen. Er lebte zuerst in Bona, übersiedelte dann nach Tunis, wo er später Leibarzt des Chasnadar des Bey's wurde und diesen auf einem Feldzuge des tunesischen Heeres gegen einen aufständischen Stamm begleitete. Sowohl in Bona als in Tunis und auf gelegentlichen kleineren Ausflügen ins Innere erwarb er sich eine genaue Kenntnis der arabischen Sprache, eine gründliche Kunde von Land und Leuten und namentlich von dem maurisch-arabischen Wesen, Charakter und orientalischen Leben, welche ihm später außerordentlich zu statten kamen. Insbesondre aber erwarb er sich im Verkehr mit den vornehmen Tunesen jene gehaltene Ruhe und Würde, welche dem Orientalen imponieren.

Als daher 1868 Rohlfs mit den Geschenken des Königs von Preußen für den Sultan von Bornu nach Tripolis kam, wurde auf seine Verwendung Nachtigal, welcher hiefür in jeder Hinsicht der geeignetste Mann war, dazu ausersehen, diese Geschenke an den Sultan zu überbringen. Er brach im Januar 1869 von Tripolis auf, erreichte Fezzan und machte von hier jenen gewagten, gefahrvollen und höchst denkwürdigen Ausflug nach Tibbu oder Tibesti, einen Landstrich, welcher noch niemals zuvor von einem Europäer betreten worden war. Hier wurde er von den wilden Tibbus gefangen genommen, in Bandai eingesperrt, mißhandelt und mit dem Tode bedroht, bis es ihm gelang, auf eine merkwürdig kühne Weise seinen Bedrängern zu entspringen und mit Verlust seines ganzen Gepäcks, halb verhungert und erschöpft Ende Oktobers Mursuk zu erreichen. Von hier setzte er seine Reise fort und erreichte am 6. Juli 1870 Kuka, die Hauptstadt von Bornu, wo er freundlich aufgenommen wurde, sein Hauptquartier aufschlug, und von wo aus er in den folgenden Jahren seine höchst interessanten Fahrten nach Bahr-el-Ghazal, Kanem, Borgu und Baghirmi machte und so den größten Teil des zentralen Sudan bereiste, dessen genauere Kunde er der wissenschaftlichen Welt erst erschloß. Im Herbst 1872 machte er im Gefolge einer räuberischen Araberhorde einen höchst kühnen und abenteuerlichen Ausflug nach Borku, und damit nicht zufrieden, entschloß er sich 1873, den Heimweg nach Aegypten durch Wadai zu nehmen, welches seither noch kein Europäer ungestraft betreten hatte. Wider Erwarten fand Nachtigal in dem Sultan von Wadai einen Gönner und kräftigen Beschützer und ward dadurch in den Stand gesetzt, die wichtigsten Erhebungen über Topographie, Geographie und Ethnographie dieses Landes zu machen, welches seit Eduard Vogel's Tod kein Weißer mehr betreten hatte. Von hier aus reiste er über Darfur nach Aegypten, langte im November 1874 in Kairo an, wo er auf das ehrenvollste empfangen wurde, und verweilte dort über den Winter, um sich von den ausgestandenen Strapazen zu erholen.

Im Sommer 1875 kehrte er nach Deutschland zurück, hocherfreut über die politischen Veränderungen, welche während seiner Abwesenheit mit dem Vaterlande vorgegangen waren, und hielt nun in den größeren deutschen Städten Vorträge über seine Reisen, welche sich durch die ihm dargebrachten Huldigungen zu einem wahren Triumphzuge gestalteten. Die von ihm gesammelten Thatsachen machten seine Reise zu einer der wichtigsten neueren Entdeckungsreisen und erwarben ihm die allgemeinste Anerkennung. Die Pariser Geographische Gesellschaft anerkannte Nachtigal's Verdienste im Frühjahr 1876 durch die Verleihung ihrer großen goldenen Medaille, und auf der Brüsseler Konferenz zum Zweck eines internationalen Vereins wurde er, der damals schon Präsident der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft gewesen war, im August 1876 zum Komité-Mitglied ernannt. Nachdem er seine Reisebeschreibung[1] herausgegeben hatte, ward er erst zum Deutschen Konsul in Sansibar und 1882 zum Generalkonsul in Tunis ernannt. Im Mai 1884 ward er berufen, an Bord der „Möve" mit Dr. Max Bucher eine Expedition an die westafrikanische Küste zu machen und über die Wahrung deutscher Interessen zu wachen. Am 1. Juni 1884 verließ er in Gibraltar den Boden Europa's und entwickelte zehn Monate lang eine wahrhaft aufreibende Thätigkeit, um in den neuerworbenen deutschen Gebieten an der westafrikanischen Küste die deutsche Flagge aufzuhissen, mit den einheimischen Häuptlingen Schutzverträge abzuschließen und die einleitenden Schritte zur Einführung einer geordneten Regierung zu thun. Unverkennbar hat er sich dabei zuviel zugemutet, und die Malaria, mit welcher er auf einer Reise von Gogoro nach Mahiu und während des Aufenthaltes in letzterer Sumpfgegend zu kämpfen hatte, erzeugten in ihm das bösartige Fieber, welchem er im Beginne der Rückfahrt am 20. April an Bord der „Möve" erlag, worauf er am Kap Palmas in afrikanischer Erde begraben wurde, einer der kühnsten und unerschrockensten Reisenden, dessen Verdienste sich mit denen der gefeiertsten Namen messen können und der namentlich auch als Schriftsteller durch seine frische, klare und lebendige Darstellung sich unter unseren neuen Forschungsreisenden auszeichnete.

Die deutsche Zeitung in Rio de Janeiro und ihr Redakteur.

(Schluß.)

Gott weiß es, wie sehr dieser Pessimismus brasilianischen Verhältnissen gegenüber gerechtfertigt ist! Und doch mußte Schmidt ihn einen aus der Luft gegriffenen und blinden schelten hören, und das doch aller Wahrscheinlichkeit nach von Leuten, deren Erfahrungen wohl kaum halb so alt sind, wie seine und womöglich gar — in Europa gesammelt! Wenn einige französische und englische Blätter aus optischer Täuschung oder weil sie ihre Rechnung dabei finden, den Chor der Chauvinisten in Brasilien vervollständigen helfen, so ist das doch wohl noch kein Grund, weshalb eine vierzigjährige Erfahrung sich trotz ihrer selbst daneben stellen und den Claqueur spielen sollte. Wie? Bilden sich Ansichten und Ueberzeugungen nur dazu in uns aus, um jede andere, die sich uns zeigt, als vollständig gleichartig zu bekomplimentieren? Warum, wenn man jede Anschauung für annehmbar hielte, hätte man nicht eine andere gewählt, als vielleicht gerade eine so vielfach angefochtene, warum wäre unsere Meinung gerade die unsere, wenn wir sie nicht für die beste hielten? Und darum wird auch Schmidt niemals von der seinigen weichen. Es ist wahr, die Wahrheit ist lange nicht immer bequem zu sagen oder

[1] „Sahara und Sudan" u. a. m.

angenehm zu hören; aber was auch von hyper-enthusiastischer oder von unwissender oder gar selbstisch-interessierter Seite sich ihm angreifend nahte, niemals hat etwas den klaren Blick dieses Mannes beeinflussen können, nie wird er aus unangebrachter Rücksicht oder gar aus serviler Beflissenheit vertuschen, was gewußt werden muß. Was Sylvio Romero von dem Dichter des „Requiem" sagt: „Der Dichter ist unerbittlich; er vernichtet, eine nach der anderen, alle unsere Illusionen und erinnert uns an die ernsten Wahrheiten, die wir alle gern vergessen möchten", das gilt auch von dem Schreiber der klargedachten und unerbittlich gefolgerten Leitartikel der „Deutsch-Brasilianischen Warte". Die Illusionen mochten schön sein, aber was bedeutet das, wenn das Ernste ihnen gegenüber Wahrheiten sind!

Um so recht die Thätigkeit Schmidt's in den letzten Jahren und die große Schwierigkeit seines Standpunktes veranschaulichen zu können, vergönne man mir, dies an der Hand eines vielleicht nicht ganz uninteressanten Resumé brasilianischer Politik, und zwar besonders Einwanderungs-Politik in dieser Zeit, zu thun.

Zu Ende des Jahres 1883 machten die Verhältnisse plötzlich eine Bewegung zu einem Schritt vorwärts. Ich wage nicht zu sagen: einen ganzen Schritt. Nachdem man nämlich von der verzweifelten Idee, dem kranken Lande durch eine Massen-Dosis von Kulies neue Lebenskraft zuzuführen, noch glücklich abgestanden war, warf man sich mit einer plötzlichen Eingebung den Deutschen in die Arme. Die „Gesellschaft für Einwanderung und Kolonisation" wurde gegründet auf die Initiative deutscher Männer hin, mit deutscher Arbeitskraft, und Namen wie Blumenau, Gruber, v. Koseritz, standen auch hier wiederum an der Spitze, trotzdem ihre Träger schon so oft Märtyrer ihrer edlen und uneigennützigen Bestrebungen geworden waren.

Auch Fernando Schmidt begrüßte diese Gesellschaft, deren Inaugurierung der Kaiser beiwohnte, zwar nicht mit übertriebenem Entzücken, wohl aber mit einer fast zuversichtlichen Freude und Befriedigung: schien doch nun der Zeitpunkt endlich gekommen, daß man sich wirklich einmal aufraffen wolle aus der ewig-alten Lethargie und daß der Morgen einer helleren Zeit heraufdämmere. Ein feuriger Enthusiasmus war von dem alten Beobachter brasilianischen Charakters und brasilianischer Verhältnisse wohl nicht zu erwarten gewesen, und hätte ihm auch schlecht angestanden, aber das hier Gewollte und zugleich Mögliche zurückweisen, wäre doch nur eine elende Prinzipienreiterei gewesen.

Das Programm der Gesellschaft: ein allmähliches aber ebenso stetiges und systematisches Nachschieben agrikolonisierender Elemente, zumal (aus bereits angeführten Gründen) germanischen Stammes, war auch das, womit sich Schmidt, wie die Dinge einmal lagen, allein einverstanden erklären konnte, oder sollte er etwa auch dieses zurückweisen, weil er die Massen-Einwanderung vorläufig verwerfen mußte, und also handeln wie ein eigensinniges Kind, das gar nichts will, weil es nicht alles haben kann? Und doch scheint man ihm das von vielen Seiten zugetraut oder gar sich berechtigt geglaubt zu haben, an ihm diesen Eigensinn zu erblicken. Für seine vernunftgemäße Stellung zur Sache, der er als Schatzmeister der Gesellschaft beitrat, mußte der unwandelbar Ehrlichste wiederum allerlei Vorwürfe hinnehmen über Verrat an seinen Prinzipien, merkwürdiges Umschlagen der Meinung u. s. w., Insinuationen, die doch nur durch ein höchst oberflächliches Studium der Schmidt'schen Haltung oder durch Böswilligkeit erklärt werden konnten. Ich habe hierbei ganz besonders die (deutsche) „Kolonie-Zeitung" in Joinville im Sinne, die sich in den gehässigsten Ausfällen gegen Schmidt erging und dabei die aller-unlogischsten Sprünge machte. Sie meint, derselbe sei zuerst ein erbitterter Gegner der Einwanderung nach Brasilien gewesen (hatte wohl das „unter den obwaltenden Umständen" ganz übersehen?) und habe alles aufgeboten, um Brasilien in den europäischen Auswanderungs-Zentren in Mißkredit zu bringen. (Dies hatte Brasilien schon selbst besorgt, besonders durch die Geschichte mit den Deutsch-Russen.) Plötzlich sei aber aus dem erbittertsten Feinde ein feuriger (?) Streiter für Anbahnung von Einwanderung und Kolonisation in Brasilien geworden, und zwar — in der Hoffnung, zum Propaganda-Organ erhoben zu werden, womit denn ein aus öffentlicher oder Privatkasse fließender materieller Vorteil verbunden gewesen wäre ꝛc. Es widert Einen an, diese Auslassungen weiter anzuführen, und wir können nur nochmals auf das hinweisen, was wir schon einmal in Bezug auf Schmidt's Persönlichkeit sagten: Wir wünschen seinen Feinden seine persönliche Bekanntschaft! Hinzufügen wollen wir aber nur unser Erstaunen, wie eine so zurückhaltende Freude, wie die des Redakteurs der „Deutschen Zeitung" in Rio de Janeiro, als „feuriger" Enthusiasmus aufgefaßt werden konnte von Leuten, die Deutsch verstehen, was doch von Redakteuren deutscher Zeitungen im allgemeinen angenommen ward. Diese Insinuationen und Verdächtigungen hinderten aber durchaus nicht, daß er von anderer Seite wieder des grundsätzlichen Pessimismus beschuldigt wurde. Als Monate vergingen, ohne daß die mit soviel Eklat ins Lebens getretene Gesellschaft etwas Wesentliches geleistet hätte, schrieb die „Deutsche Post" in San Leopoldo: „Wenn einmal pessimistische Gedanken auftauchen wollen, deren Hauptvertreter der bekannte Redakteur der „Allgemeinen Deutschen Zeitung für Brasilien", Herr F. Schmidt, ist, so weiß Herr Taunay durch trostreiche Worte und neue begeisterte Thätigkeit den sinkenden Mut zu heben." Herr Taunay d'Escragnolle ist der Vizepräsident der Einwanderungsgesellschaft, ein begabter und von bestem Patriotismus erfüllter Mann und trefflicher Redner — aber Worte, was sollen die? und was die begeisterte Thätigkeit anbetrifft, wo sind ihre Resultate? Das Erste und Notwendigste zum Kolonisieren ist wohl das Land, der Grund

und Boden, und kaum wollte die eben entstandene Gesellschaft anfangen zu arbeiten, als sie mit dem entsetzten Ruf: „Es ist kein Land da, alles hat schon seinen Herrn" die Arme auch schon wieder sinken ließ. Vermessenes Land mag freilich nicht dagewesen sein, war es nie, wenn es gebraucht wurde, aber im übrigen konnte eigentlich wohl kaum ein größerer Unsinn ausgesprochen werden in einem Lande von 150,000 Q.-Ml. Flächeninhalt, von denen etwa 3000 Q.-Ml. angebaut sind, und mit nur zirka 12 Millionen Einwohnern. Darüber zog sich nun alles wieder in die Länge und blieb bei Schreibereien und parlamentarischen Debatten, ohne sich vorwärts zu bewegen, so daß auch andere Blätter als die „Deutsche Zeitung" in Rio de Janeiro ihre optimistischere Färbung sich unwillkürlich abnutzen sahen. „Das ewige Hin- und Herschreiben dürfte nach und nach nicht so sehr die elastischen Federn als die ungeduldigen Gemüter abstumpfen", klagt der in Curityba erscheinende „Pionier", als nach vier Monaten noch nichts geschehen war.

Herr v. Koseritz und Fernando Schmidt suchten nun ernstlichst jene fast komische Verleugnung eines sonst so eingefleischten Chauvinismus zu bekämpfen, indem sie fortwährend auf disponible Landstriche hinwiesen, nicht etwa im allgemeinen und verschwommenen, sondern geographisch und mit ziffermäßigen Belegen. In einer außerordentlichen Sitzung der Einwanderungs-Gesellschaft wurde von Herrn Fernando Schmidt (der inzwischen wegen Vielbeschäftigtheit und Kränklichkeit sein Amt als Kassenwalter hatte niederlegen müssen, den Zwecken des Vereins aber noch treu ergeben blieb) dringend zum Handeln aufgefordert und vor allem, damit die Sache aus der stubenpolitischen Luft herausträte, auf die Absendung eines Delegierten nach Europa, speziell Deutschland, und solcherweise auf die Herstellung einer lebendigen Beziehung herüber und hinüber.

Wieder mißverstanden, wieder angegriffen!

Nun war der frühere „Pessimist" wieder „übereilt", ja „grausam", daß er Leute herbeirufen wolle, ehe noch die nötigsten „Vorarbeiten" (oh, über diese „Vorarbeiten" in Brasilien!) gemacht seien, der landesübliche Schlendrian kam in Gefahr, das alles tötende Wort Paciencia! das erste, das der Fremde drüben lernt, wäre um sein Recht gekommen — das war weit unmöglicher, als die „Vorarbeiten", d. h. das Vermessen von Land und die Aufnahmedispositionen für die erwarteten Gäste, etwas zu beschleunigen. Es beliebte darum, das, was Schmidt verlangte, nämlich die Besiedelung neuer Landstriche vorzüglich da, wo sie sich an bereits bestehende Ackerbau-Kolonien anlehnten, das einzige, was er befürworten konnte, aber auch immer befürwortet hatte, als etwas ganz anderes, viel gewaltigeres anzusehen, und es hätte ja wohl nicht viel gefehlt, so hätte man ihm, dem Warner, dem ewig Vorsichtigen, Seelenverkäuferei vorgeworfen! Wahrlich, dabei nicht in vollständige Apathie zu versinken oder in hellem Zorn alles hinzuwerfen, dazu gehört eine wahrhaft philosophische Ruhe!

Der Erfolg jener Sitzung war eine Niederlage; besonders der Plan, einen Delegierten zu schicken, für den Herr Hugo Gruber in Aussicht genommen war, fand erbitterte Widersacher und mußte schließlich an der Aufstellung eines auf die Gesellschaftskasse bezüglichen Paragraphen scheitern, der ein empörendes Mißtrauen in einen Mann setzen zu wollen schien, welcher Brasilien ein Vermögen geopfert. Was man wohl beabsichtigt hatte, geschah: Herr Gruber verzichtete auf die Reise im Auftrage der Gesellschaft, aber was man wohl weniger gewollt hatte, geschah auch: er trat sie auf eigene Hand an, während die Einwanderungs-Gesellschaft fortfuhr, sich in Vorbereitungen zu bewegen oder vielmehr zu stagnieren, und das Land, sich in einer „Uebergangsperiode" zu befinden.

Dieser Zwischenfall mit Herrn Gruber aber machte klarer, was man schon vorher hätte sehen können, daß man nämlich, wenn irgend möglich, das germanische Element aus der Angelegenheit hinausdrücken möchte. Daß die ganze Gesellschaft deutscher Initiative zu danken war, vergaß der Undank, und daß man doch laut genug anerkannt hatte, germanische Einwanderung sei die ersprießlichste, darauf kam es ja wohl nicht an, das ging so neben anderen Inkonsequenzen mit durch. Oder wenn dem nicht so war, wohin zielten denn alle die Schläge, die man den Hauptvertretern deutschen Elementes in Brasilien zum Teil in rohester Weise austeilte, respektive bereits ausgeteilt hatte. Die plötzliche Entlassung des greisen Direktors jener blühenden Kolonie, die nach ihm ihren Namen trägt, Herrn Dr. Blumenau's, kann doch wohl selbst von dem Optimistischsten kaum als Zeichen übergroßer „Bruderliebe" angesehen werden; daß die Entschädigungs-Angelegenheit der deutschen Aussteller in Porto Alegre (ich brauche ja an die Brandlegung des Ausstellungsgebäudes nicht zu erinnern) en bagatelle behandelt nnd fortwährend vertrödelt wurde, kann auch nicht als Zeichen großen Respektes angesehen werden, und wenn es noch etwas bedurft hätte, um die wahre Gesinnung den Deutschen gegenüber klar zu stellen, so war es doch wohl das über jeden Begriff empörende Verfahren unserem berühmten Landsmann Herrn Dr. Fritz Müller gegenüber. Aus „ökonomischen" Rücksichten sollte diesem plötzlich sein Amt als Versorger des hauptstädtischen Museums, das mit 2400 Milreis (nach heutigem Kurs etwa 4500 M.) besoldet war, genommen werden, und als diese Blamage durch Vermittlung der besser denkenden brasilianischen Vorstands-Mitglieder der Einwanderungs-Gesellschaft glücklich von dem brasilianischen Ministerium abgewendet worden war, erhielt der greise Forscher ein Schreiben des Museums-Direktors, worin dem berühmten Freunde Darwin's die Ahasver-Rolle zubefohlen ward: „Jahraus, jahrein, die beiden Provinzen San Catharina und Paraná sowohl die Küste entlang, als von Osten nach Westen zu bereisen, mit

der Erlaubnis, hie und da zu stationieren, doch niemals auf längere Zeit, und nicht in bevölkerten Ortschaften oder gar in Städten und Dörfern, wo keine Raritäten zu erbeuten seien."

Es ist dem ja weiter nichts hinzuzufügen, aber wir fragen wieder, ob sich eine begeisterte Propaganda für Brasilien in Deutschland geziemt angesichts derartiger Erfahrungen! Das anfängliche, dem germanischen Element gewidmete Entgegenkommen brasilianischerseits war, wie es schien, entweder überhaupt nur eine pathetische Geste gewesen, oder aber man erschrak vor dem Ernste des angerufenen Arztes und acceptierte zwar das germanische Rezept, aber um es sich von seinen romanischen Stammesbrüdern applizieren zu lassen, kurz man krönte die Verläugnung der ersten Freunde dadurch, daß man das französische Blatt Rio's zum Organ der Gesellschaft machte und alle ihre Beschlüsse ꝛc. in drei Sprachen druckte, nur nicht in deutscher, zu gleicher Zeit den Namen des Herrn d'Escragnolle-Taunay an Stelle der deutschen Urheber des Heilungswerkes setzend und preisend! Wenig half's, daß der Blumenauer „Immigrant" und die deutsche Zeitung in Rio bei aller Verehrung für den betreffenden Herrn und aller Anerkennung für seine Verdienste doch auf's entschiedenste hiergegen protestierten und zu Gunsten unserer beiseite geschobenen Landsmänner das „Ehre, dem Ehre gebührt", auf das energischste betonten! Aenderung in diese alles Deutsche abwehrende Haltung zu bringen, gelang erst — der Cholera. Sie veranlaßte Brasilien zur Hafensperre gegen die südeuropäischen Länder und, von seinen geliebten Stammesverwandten vorläufig abgeschnitten, drehte man sich, wahrscheinlich mit der Reserve: bis auf weiteres, lächelnd wiederum den Deutschen zu. Glauben Sie, daß es leicht sei, sein Zeitungsschifflein stets konsequent und sich selbst getreu durch solche Verhältnisse hindurch zu steuern? Muß nicht dieses launische und unwürdige Hin- und Herspringen im brasilianischen Lager auch den deutschen Vorposten zu ebenso oft sich ändernden Signalements veranlassen? Wahrlich, wer das verkennt, den beneide ich nicht um seinen Scharfsinn, und daß auf diese Weise ein Rat von dort vielleicht gerade nach Europa gelangt, wo in dem Augenblicke die veränderten Verhältnisse wohl gar den gegenteiligen diktieren, das ist wohl für niemanden peinigender als für den gewissenhaften Vorposten selbst.

Wir wollen jetzt nur noch hinzufügen, daß im Dezember des verflossenen Jahres, also ein volles Jahr nach Gründung der Gesellschaft, noch nichts von einer geordneten gesellschaftlichen Einwanderung zu spüren war, und daß Herr Gruber daher, diesmal als Delegierter der Gesellschaft, eine zweite Reise nach Europa antrat, auf der er vielleicht noch begriffen ist? Indem wir diesem Unermüdlichen und Trefflichen, obgleich er außerhalb des Rahmens unserer Betrachtungen liegt, unsere Bewunderung zollen für den hohen Glauben an sein gutes Werk, der ihn unzählige, im Laufe der Jahre erlittene Kränkungen vergessen läßt, wo es sich um das Wohl seines zweiten Vaterlandes und um das Ausführen philanthropischer Ideen handelt, schließen wir hiemit ab.

Was wir beabsichtigten zu sagen, haben wir gesagt, und wir hoffen, nicht vergebens. Wir wollten hinweisen auf die namenlosen Schwierigkeiten, die sich dem gewissenhaften Redakteur eines deutsch-brasilianischen politischen Blattes in Rio de Janeiro entgegenstellen, wollten aber auch zeigen, wie unendlich wichtig es wiederum sei, gerade in der Hauptstadt jenes Landes, das bestimmt sein soll, so viele deutsche Landeskinder aufzunehmen, eine ehrliche Stimme zu haben, die unbeeinflußt und unabhängig die Wahrheit spricht. Eine deutsche Zeitung in Rio ist für uns hier wegen des Zentralisations-Systems jenes Landes von ganz besonderer Wichtigkeit überhaupt, mehr als das im ganzen hüben anerkannt wird, wo man so leicht geneigt ist, das ganze Land nach den (besonders günstigen) Verhältnissen der Provinz Rio Grande zu beurteilen. Wenn man aber einen Vertreter germanischer Interessen dort an der Arbeit weiß (ganz abgesehen davon, daß er einer unserer eminentesten Köpfe überhaupt ist) der nicht angesteckt wird von dem chauvinistischen Optimismus des Volkes, unter dem er lebt, sondern unbeirrt das thut, was sein Gewissen ihm diktiert, dann sollte man ihm diese seine Arbeit auf jede Weise von hier aus erleichtern und ihr vor allem die Beachtung zuwenden, die sie verdient.

Und wenn wir hiermit an unserem kleinen Teile dazu beigetragen haben würden, den Beobachtungen und Wetterprognosen der „Deutsch-Brasilianischen Warte" in der Heimat mehr Geltung zu verschaffen, so würden wir das als ein großes Glück empfinden.

Vor allen Dingen aber rufen wir allen Denen hüben und drüben, die mit Schmidt's Anschauungen und Urteilen nicht harmonieren, die dringende Bitte, ja in ihrem eigenen Interesse den Mahnruf zu: „Befehdet, wenn es recht dünkt, seine Ansichten; weist, wo ihr es zu können glaubt, seine Folgerungen zurück, widerstreitet meinetwegen jeder einzelnen seiner Thesen — nur greift nicht mit verleumderischer Hand an die reinen Beweggründe dieses Mannes, nur beschmutzt nicht Eure eigene Seele, indem Ihr ihn mit niederen Verdächtigungen beschleudert; schaut Euch um und seht, daß er unter denen, die ihn kennen, wohl noch sachliche Gegner haben mag, aber keine persönlichen Feinde bewahrt; laßt Euch gesagt sein und erinnert Euch, daß Unzählige hinter ihm stehen, die von ihm urteilen wie Schreiber dieses: Was er auch sein mag, nie kann dieser Mann etwas anderes sein als groß, edel und gerecht!"

J. von Binzer.

Die Rassen von Zentralasien.

Afghanistan ist von verschiedenen Stämmen und Rassen bewohnt, von denen die Afghanen unzweifelhaft die

herrschende Rasse sind; aber die Ausdehnung ihrer Herrschaft hängt zu irgend einer Zeit mehr von der Geschicklichkeit oder Energie des jeweiligen afghanischen Häuptlings oder Emirs, als von irgend einer verjährten Satzung oder Ueberlieferung ab. Es gibt in Wirklichkeit in den gebirgigen Gegenden des Landes selbst in diesem Augenblick noch nicht-afghanische Stämme, welche niemals unterworfen worden sind. Auch die auf der großen zentralen Hochebene lebenden Hazara sind dem Herrscher von Kabul nur so lange tributpflichtig, als dieser Potentat zu Hause hinlänglich stark ist, um Soldaten entbehren zu können, welche den Tribut oder die Steuern eintreiben. Es gibt keine geordnete und feststehende Regierung im Lande, denn die Autorität des Emirs wird nur geachtet, solange er die Mittel besitzt, sich Respekt zu verschaffen. Jeder Stamm und Clan handhabt seine eigenen unmittelbaren Geschäfte durch einen Rat der Aeltesten und nach Maßgabe der seit unvordenklichen Zeiten bestehenden Bräuche des Stammes. Der Emir ist nur ein lebenslänglicher Diktator, und jeder Versuch zur Einführung einer feststehenden Regierungsform oder zur Errichtung einer Dynastie ist in neueren Zeiten alsbald und vollständig fehlgeschlagen. Gerade dieser Mangel an Zusammenhang unter den Afghanen selbst hat die Einmengung der Engländer in ihre einheimischen und fremden Beziehungen herbeigeführt. Die eigentlichen echten afghanischen Stämme leben in den Thälern zwischen Kabul und Peschawer und Kabul und Kandahar. Sie sind ein kräftiger, stämmiger, kühner Menschenschlag und ihre Züge tragen einen etwas jüdischen Typus. Letztere Eigentümlichkeit hat einige gelehrte und enthusiastische Ethnologen zu der Erklärung veranlaßt, die Afghanen seien, wie alle anderen Stämme von unbekanntem Ursprung, die Abkömmlinge der zehn verlorenen Stämme Israels. Wie dem nun auch sein mag, so viel ist gewiß, daß sie ihre Herrschaft früher einmal bis über Peschawer im Süden hinaus ausgedehnt haben und vom Anfang dieses Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag beständig ein Pfahl im Fleische des Vizekönigs von Indien gewesen sind.

Um die veränderliche Beschaffenheit der afghanischen Herrschaft darzuthun, wollen wir in Kürze die Geschichte des Landes von 1842 bis auf das gegenwärtige Jahr überblicken. Im Jahre 1842 gaben die Engländer den Versuch auf, den Afghanen einen Herrscher aufzudrängen, und erkannten Dost Mohamed wieder als Emir von Kabul an. Acht Jahre später eroberte dieser Häuptling wieder Balkh zurück, welches damals die bedeutendste Stadt nördlich vom Hindu Kusch war, und zwischen 1850 und 1860 dehnte er seine Herrschaft über das ganze afghanische Turkestan aus und brachte Badakschan in die Lage einer tributpflichtigen Provinz zurück. 1855 nahm er Kandahar ein und stellte so seine Autorität im Süden her, allein erst 1863 eroberte er Herat. Dadurch war, zum erstenmal seit den Tagen Timur's, ein einziger oberster Herrscher im Lande vorhanden. Zwei Wochen später starb er und sein Sohn Schir Ali ward sein Nachfolger. Allein es standen damals viele Nebenbuhler im Feld, worunter auch Abdurrahman Khan, der gegenwärtige Emir, und deshalb ist Schir Ali vor 1868 auch nicht der unbestrittene Herrscher über Afghanistan gewesen. Sein Bestreben war damals darauf gerichtet, die Engländer zu überreden, daß sie ihm, als Entgelt für wertvolle Einräumungen, die Emirschaft für sich selbst und seine Nachkommen verbürgen und ihn ebenfalls mit Geldmitteln versehen sollten, um damit angesichts der Unbeliebtheit seiner Reformen in Afghanistan ein Heer aufzustellen und zu unterhalten. Dies gelang ihm nur teilweise und im Jahre 1878 wandte er sich an die Russen. General Stolietoff ward in Kabul als Gesandter empfangen und General Grodekoff durch das afghanische Turkestan nach Herat geleitet, während der englische Gesandte nicht einmal die Grenze überschreiten durfte. Dies führte zum Kriege mit England, und in wenigen Monaten starb Schir Ali als Flüchtling in Mazar-i-Scharif. Sein zweiter Sohn, Jakub Khan, wurde von den Engländern als Emir anerkannt, und nachdem er 1879 den Vertrag in Gandamak unterzeichnet hatte, räumten die Engländer das Land. Durch diesen Vertrag wurden die auswärtigen Beziehungen Afghanistans unter die Kontrole der Engländer gestellt, welchen erlaubt wurde, einen „Residenten" nach Kabul zu schicken. Dieser Resident, Major Cavagnari, wurde kurz nach seiner Ankunft ermordet. Die Engländer drangen abermals in's Land ein, setzten Jakub Khan ab und erkannten dessen Vetter Abdurrahman Khan, welcher viele Jahre in Bokhara und Samarkand gelebt hatte, als Emir an. Hierauf wurde Kabul im Jahre 1880 und Kandahar im Jahre 1881 geräumt. Im Jahre 1883 vertrieb der neue Emir den Ayub oder Eyub Khan, einen anderen Sohn von Schir Ali, aus Herat und wurde nun Alleinherrscher in Afghanistan.

Nördlich vom Hindu Kusch und zwischen dieser Gebirgskette, dem Oxus-Strom und der Turkmenen-Steppe, liegen Badakschan und das afghanische Turkestan, wie die Provinzen Kunduz, Khulm, Balkh, Sir-i-pul, Schibi-khan, Andkhui und Maimana heutzutage passender genannt werden. Die große Masse der Bevölkerung gehört der Usbegen-Rasse welche zu demselben Turkistamme gehören, wie die usbegischen Bewohner des russischen Turkestan. Die beste Schilderung dieser mittelasiatischen Länder in neuerer Zeit findet sich in General Grodekoff's „Ritt von Samarkand nach Herat", wovon Charles Marvin auch eine englische Bearbeitung veranstaltet hat.

Vor 1872 war Balkh, in der Nähe der Ruinen des alten Baktra gelegen, die Hauptstadt des afghanischen Turkestan; allein in jenem Jahre wütete dort die Cholera mit solcher Heftigkeit, daß der Sitz der Regierung nach dem einige Meilen südlicher gelegenen Mazar-i-Scharif verlegt wurde, wo nach den Traditionen der Usbegen das Grab Ali's sich befindet. Balkh ist jetzt ein unbedeutendes Dorf. General Grodekoff verbrachte 1878 einige

Wochen gezwungener Muße zu Mazar-i-Scharif, und seinem russischen Auge erschienen die Usbegen sehr geneigt, sich dem Zar in die Arme zu werfen, dessen Heere durch ihren Vormarsch zwar Afghanistan und Indien bedrohten, aber sicher Gesetz und Ordnung nach Zentralasien und insbesondere nach den Usbegen-Ländern Bokhara und Khiwa gebracht haben. Ueber die gegenwärtigen Zustände des Landes weiß man in diesem Augenblicke beinahe nichts, allein die Usbegen unterstützten Abdurrahman Khan in seinem Kampf gegen die Söhne Schir Ali's. Daß ihnen die Kabuliten nun mehr Vertrauen schenken als im Jahr 1878, geht aus der Thatsache hervor, daß, während sie damals entwaffnet wurden, jüngst ein usbegisches Reitergeschwader die Eskorte des Emirs zu der letzten Konferenz in Rawal Pindi bildete.

Der Ursprung der Turkmenen ist in Dunkel gehüllt, allein man kann als gewiß behaupten, daß im Jahre 1830 die Tekke-Turkmenen die Akhal-Oase inne hatten, die Sarik-Turkmenen unter den Ruinen von Merw wohnten und die Salor-Turkmenen ihren Wohnsitz in und um Saraks hatten. Sie waren insgesamt Diebe, Menschenräuber und Sklavenhändler, aber die Tekke scheinen weitaus die wildesten und thatkräftigsten gewesen zu sein. Sie gediehen und vermehrten sich so sehr, daß ihnen die Akhal-Oase zu klein wurde; es trennte sich daher ein Teil von ihnen ab und ließ sich am Tajand nieder. Die Perser überfielen im Jahre 1833 die Salors in Saraks und alle, welche dem Gemetzel entgingen, suchten einen Zufluchtsort unter den Sariks in Merw. Die Tekkes zogen hinauf nach Saraks, nahmen allmählich an Macht und Kopfzahl zu und dehnten ihre Raubzüge nach Chiwa, Bokhara und nach jedem Teil des persischen Khorassan aus. Dadurch zogen sie sich die Rache der Perser zu, welche sie im Jahre 1857 von Saraks nach Merw vertrieben. Da nun diese Oase für eine so große Bevölkerung nicht Raum genug bot, so zwangen die Tekke die Sariks, weiter am Murghab hinaufzurücken; sie ließen sich in Yulatan und Pendschdeh nieder und vertrieben die Salors und, wie der russische General Petrusewitsch versichert, auch einige afghanische Nomadenstämme, welche ihre Heerden in der Nähe des letzteren Ortes waideten. Nun die Tekkes im Besitz von Merw waren, errichteten sie einen ungeheuren Damm in Benti und vergrößerten vermittelst Seitenkanälen den anbaufähigen Flächenraum der Oase namhaft, bis sie imstande war, eine Bevölkerung von ungefähr einer Viertelmillion Menschen zu ernähren. Von diesem sichern Rückhalt und Zufluchtsort aus veranstalteten die Tekkes von Merw unaufhörliche Raubzüge nach den Grenzprovinzen von Persien und Afghanistan an, bis ganze Distrikte entvölkert wurden. Im Jahre 1861 zog ein persisches Heer, etwa 30,000 Mann stark und reichlich mit Artillerie versehen, gegen sie aus, allein anstatt die Tekkes von Merw zu schlagen, wurden die Perser von den Merwli überwältigt, mehr als die Hälfte von jenen gefangen genommen und in die Sklaverei verkauft. Nachdem die Russen Khiwa und Bokhara im Jahre 1873 unter ihre Herrschaft gebracht hatten, hoben sie die Sklaverei an diesen Orten auf, schlossen die großen Sklavenmärkte und entzogen den Tekkes den Antrieb zu Menschenraub und Sklavenjagd.

Der Grund, welchen die Russen nun vorschützen, um ihre Besetzung von Pendschdeh und Saraks zu rechtfertigen, liegt nun klar zu Tage, nämlich wenn wir zugeben, daß die Sariks den Tekkes von Merw tributpflichtig waren. Bei denen von Yulatan war dies unbestreitbar der Fall, denn sie konnten nicht anders, da sie in der Oase wohnten. Der Fall ist nicht so klar bezüglich der Sariks von Pendschdeh, welche nach der Behauptung der Engländer und Afghanen ihren Tribut nach Herat bezahlen. Die Russen entgegnen, der Tribut werde nur vor den Bayonnetspitzen bezahlt, und Pendschdeh müsse daher schon aus ethnologischen Gründen mit Merw gehen (schon deshalb, weil es nicht rätlich wäre, den Stamm der Sariks hälftig den Russen und hälftig den Afghanen zuzuweisen). Daß der Tribut erzwungen werden muß und bei der neuen Grenzabteilung Zwang nötig ist, läßt sich nicht in Abrede ziehen — dies geben auch die Afghanen zu. Allein der Soldat ist nicht blos in Pendschdeh, sondern in ganz Zentralasien der Steuereinnehmer und -Einsammler. Und schließlich läßt sich nicht leugnen, sondern muß unparteiisch anerkannt werden, daß das ganze Afghanistan nördlich vom Hindu Kusch in seinen vorliegenden Ausläufern sowohl in geographischer, wie in ethnographischer Hinsicht eher zum russischen Asien als zu Afghanistan gehört.

Edward Channing.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland.

Von

Th. von Bayer*.

Oktav. X u. 616 S. Mit 6 Illustrationen und 2 Karten.

Preis M. 8. —

Elegant gebunden M. 10. —

Die Verfasserin, hinter deren Pseudonymität sich, nur leicht verhüllt, ein Mitglied eines deutschen, durch Pflege von Kunst und Wissenschaft ausgezeichneten Fürstenhauses verbirgt, beschreibt in anmutigster, reizendster Weise eine Reise durch das europäische Rußland, das in seinem ganzen Umfang, von Petersburg bis zur Halbinsel Krim, von Warschau bis in die asiatische Steppe hinein, zur Anschauung kommt. In herrlichen Schilderungen, in bildsamer, dem jeweiligen Gegenstand angemessener Sprache werden uns die verschiedenen Volksstämme, Stadt und Land, politisches und kirchliches Leben, Industrie und Kultur, Kunst und Literatur vorgeführt, im lebendigsten Zusammenhang mit der historischen Entwicklung dieses weiten merkwürdigen Reiches. Das Buch darf nach sachkundigem Urteil als das beste und umfassendste Werk über Rußland, das in Deutschland erschienen ist, bezeichnet werden.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 24. Stuttgart, 15. Juni. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Kohlenlager Bosniens und der Herzegowina. Reisebericht von Professor S. Franges, Agram. S. 461. — 2. Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Norden des europäischen Rußlands. (Schluß.) S. 463. — 3. Die Werkstätten für Herstellung der Steinwerkzeuge in der ostägyptischen Wüste. Auszug aus einem Vortrage, welchen Dr. G. Schweinfurth im Institut des Khedive zu Kairo gehalten hat. S. 468. — 4. Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa. (Schluß.) S. 470. — 5. Zwei Mitteilungen aus Chile. 1. Nicht glasierte Kochtöpfe. 2. Der von Dr. Güßfeldt in Chile entdeckte Gletscher. Santiago, Dr. R. A. Philippi. S. 474. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 475. — 7. Der australische Bund. S. 478. — 8. Kleinere Mitteilungen: S. 479. Neuigkeiten von Oberst N. M. Prschewalsky. — 9. Notizen. S. 480.

Die Kohlenlager Bosniens und der Herzegowina.

Reisebericht von Professor S. Franges, Agram.

Bosnien ist seines Erzreichtums wegen schon im Altertum bekannt gewesen und Hunderte von alten Halden und Pingen, die man im Lande zerstreut findet und auf die wir namentlich in der Zec Planina, dem Stit und der Radovan Planina stießen, geben Zeugnis, daß zur Zeit der Römer der Bergbau auf Gold und Silber hier schwunghaft betrieben wurde. Im Mittelalter betrieb Ragusa unter dem Schutze bosnischer Bane noch ergiebigen Bergbau auf Silber, doch gegenwärtig werden Edelmetalle nirgends im Lande gewonnen, obwohl das Vorkommen derselben zweifellos ist. Dagegen bestehen eine Unzahl von kleinen Eisenwerken — sogenannte Wolfsöfen — die noch heute, besonders in Vares, bei Fojnica und im nordwestlichen Teile von Bosnien viele Hundert fleißige Hände beschäftigen. Selbst zur Zeit der otomanischen Herrschaft wurde der Bedarf an Eisen im Lande selbst gedeckt und das gewonnene Material war von vorzüglicher Güte. Die Eisenerzlager sind denn auch von sehr großer Ausdehnung und stehen an Qualität dem norischen Eisen um nichts nach.

Von allen Mineralreichtümern ist es aber die Mineralkohle, welche im österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiete unstreitig den ersten Rang einnimmt und vermöge welcher das Land berufen ist, dereinst unter den europäischen Industrie-Ländern eine wichtige Rolle zu spielen. Wenn auch das Vorkommen von Kohle schon vor der Okkupation bekannt war, so wurde dieselbe doch bis zum Jahre 1878 keiner Beachtung gewürdigt. Erst nachdem das Land im Jahre 1879 durch die Wiener Geologen bereist und erst nachdem in neuester Zeit Schürfungen vorgenommen wurden, die ein befriedigendes Resultat ergaben, fängt die Mineralkohle an, hier mehr Beachtung zu finden. Steinkohle ist im Okkupationsgebiete zwar bis jetzt unseres Wissens noch nicht entdeckt worden; gleichwohl läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit auf das Vorkommen „alter Kohle" schließen, nachdem, wie auch die geologische Karte zeigt, im ganzen Gebiete nicht nur tertiäre Ablagerungen, sondern auch Kalke, Sandsteine und paläozoische Schiefer in bedeutender Ausdehnung vorkommen, somit die Bedingnisse für das Vorhandensein der älteren Kohle nicht fehlen.

Die bosnisch-herzegowinischen Kohlenvorkommnisse finden sich meistens in den Thalmulden und in den Hügeln, welche den neogenen Süßwasserbildungen und der mediterranen Neogenstufe, somit der tertiären Formation angehören.

Die geologische Karte[1] weist solche Thalmulden und Hügel, resp. die tertiäre Formation, die nun allerdings nicht überall Kohle führt, in nachstehenden Gegenden richtig auf, und zwar:

In Bosnien:

Im Kreise Bihać: bei Peći, wo sich die meisten Congerien-Kalke und Braunkohlen als schmale Zungen

[1] Unserer Beschreibung kann man auf jeder beliebigen Karte des Okkupationsgebietes folgen.

zwischen Trias- und Jura-Kalken vom genannten Orte in südlicher Richtung gegen Prosječenikamen ziehen; bei Cazin, wo ein solches Süßwasserbecken den Trias-Kalk überlagert; bei Krupa, wo das Braunkohlen-führende Becken, von Trias-Kalken begrenzt, in nordwestlicher Richtung die Una übersetzt; das Braunkohlen- und Süßwasserbecken bei Jezerski; das Becken bei Izačić, hier teils Kreide, teils Jura-Kalk überlagernd, längs der Landesgrenze und längs der Una über Bihać bis Ripac; ebenso bei Kulen-Vakuf, und endlich das Becken am Unac-Bache bei Drvar.

Im Kreise Banjaluka erscheint zunächst ein solches Becken zwischen Novi und Kostajrica in drei abgerissenen Partien. Dasselbe wird nordwestlich durch den Una-Fluß und südlich von dem Flysch-Komplexe der Kozara Planina begrenzt. Eben dasselbe ist zwischen Bosn. Kostajnica und Bosn. Dubica der Fall. Von letzterem Orte ausgehend, ziehen sich die mediterranen Schichten als weite Muldenausfütterung zwischen der Kozara und Prozora Planina bis in die Nähe von Bosn. Gradiška (Berbir) und bis an die Ebene des Vrbas. Ferner überlagern dieselben die Serpentinzüge der Kozara zwischen Bosn. Dubica und Prjedor, erstrecken sich von da einerseits gegen Ljubia, wo sie sich an den paläozoischen Schiefer der Majdan- und Cemernica Planina abstoßen, und andererseits längs der Gomjorica über Motike und Pavlovići bis in's Vrbas-Thal Banjaluka.

Zwischen Prjedor und Banjaluka werden diese jungen tertiären Schichten zum Teil von Flyschen und Serpentinen und zum Teil von den paläozoischen Schiefern begrenzt. Von Banjaluka aus finden sie ihre weitere Fortsetzung in südöstlicher Richtung als schmaler Streifen im Vrbarja-Thale zwischen jurassischen Aptydien-Kalken, Flyschen und Serpentinen und ziehen sich von da, das Vrbarja-Thal ausfüllend, bis gegen Orahovac.

Ein ähnliches Becken tritt ferner bei Sanskimost zwischen Tomina und Kamengrad (hier Kohle führend) längs des Sana-Flusses auf, sowie ein solches — hier allerdings von weit geringerer Ausdehnung — auch bei dem Han Cadjavica zwischen Ključ und Varcar-Vakuf vorkommt.

Außer den bisher erwähnten Mediterranschichten sind solche Ausfütterungsmassen auch bei Dubočac an der Save zu erwähnen. Dieselben erstrecken sich von hier aus in südöstlicher Richtung über Dervent bis an die Bosna (Kotorsko), abgesehen davon, daß die eigentlichen neogenen Süßwasserbildungen nördlich vom ersteren Becken, durch zwei jurassische Streifen von einander getrennt, in bedeutender Ausdehnung den südlichen Teil der Motaica Planina bilden und sich von der Vrbas-Niederung über Prnjavor bis an die Ukrina und von hier (Smrtić) aus bis Tešanj und Maglaj erstrecken, um von Maglaj längs der Bosna thalaufwärts bis Zepče (hier Kohle führend) und von letztgenanntem Punkte in Hufeisenform sich über Osovo, Ozimice bis nach Ponjevo-Pire, wo sie gleichfalls Kohlen führen, und bis Novišeher zu ziehen.

Im Kreise Travnik sind es meist schmale langgestreckte Nester, in denen daselbst die tertiären Gebilde auftreten. — Zunächst umfassen sie das Sumpf-Terrain von Sevarevo Blato nordwestlich und nördlich und teils ziehen sie sich nordöstlich von Kazanci über Crnilug bis Celebić. Ferner ist das Becken von Glamoč, welches sich hier gabelnd einerseits bis an die Quelle von Jezero und andererseits bis an die Staretina Planina fortgesetzt; sodann das Becken von Skoplje und Bugojno, das hier beiderseits den Vrbas umfaßt, sich nördlich und östlich an die paläozoischen und südlich an die triassischen Gebilde anlehnt und von Prusa bis Gornji-Vakuf reicht. Südlich von dem letzterwähnten begrenzt das Becken von Prozor in seinen vielfachen Verzweigungen und in einer langgestreckten Ellipse die Werfener Schichten, die roten Sandsteine, Quarzite und die triassischen Kalke von Ploča, Kopčići, Stit, die Radovan Planina, die Hochebene von Draževo, Prozor, Krainčići, Duge, Lug, Serinpotok und Celice und umlagert Rama inselförmig.

Im Kreise Travnik sind ferner zu erwähnen die beiden Becken nordöstlich und südwestlich von Zupanjac; weiters die ausgedehnte neogene Süßwasserablagerung, welche, unweit südöstlich von dieser bei Jašanica beginnend, sich in südöstlicher Richtung längs dem Rieina Potok bis Poklečari und Rakitro, von da gegen Vučipolje, Zagorje, Vranjača Vrelo, Krnin, Bušići bis zum Ausgangspunkte Jašanica zieht; südlich von dieser Ablagerung das Becken von Rastovac, beginnend bei Vranić, südlich von der Radovan Planina, bis an die Landesgrenze bei Podsusje; das Becken von Ljubunčić und das zwischen Kreidekalk eingelagerte Becken von Livno, welches sich von hier längs der Livno-Sinjer Straße bis Han Prolog und von Bila in südöstlicher Richtung gegen Podhum und weiter hinabzieht; endlich das Kohlenvorkommen von Rastello di Grab.

Von ganz besonderer Bedeutung ist das sogenannte Zerica-Sarajevo-Kohlenbecken, welches teils im Kreise Travnik, teils im Kreise Sarajevo liegt. Dasselbe hat sich die bosnische Landesregierung vorbehalten. Es zieht sich bis Sarajevo, also auf eine Erstreckung von mehr als 80 Km., in südöstlicher Richtung, indem es das Bosna-Thal umfaßt und seiner Breite nach die dieses Thal begleitenden Hügelreihen und Schluchten in sich schließt. Im Zenica-Sarajevo-Becken treten an vielen Punkten Braunkohlen zu Tage. Auf einem in der Nähe des Zenicaer Bahnhofes vorkommenden Flötze wird bereits seit fast zwei Jahren Kohle gewonnen. Es ist dies bis heute der einzige Punkt, wo der Bergbau auf Kohle in Bosnien thatsächlich eröffnet wurde, und zwar hat der Wiener Kohlen-Industrie-Verein den Betrieb des Kohlenwerkes bei Zenica vom bosnischen Aerar gepachtet und liefert den Kohlenbedarf für den Bahnbetrieb der Brod-Sarajevoer Eisenbahn.

Eine andere Tertiärablagerung tritt im Kreise Sarajevo in der Gegend von Pazarić und Tarčin auf; ebenso eine solche bei Hotovlje und Jasika, und außerdem sind in diesem

Kreise zu erwähnen die Becken von Glasinac in der Pod-Romanja und endlich jene von Rogatica. Ob die letzteren Kohlen führen, ist uns unbekannt.

Im Kreise Zvornik (Amtssitz Dolnji-Tuzla) sind zu erwähnen: die Becken der neogenen Süßwasserbildung und der mediterranen Neogenstufe, welche sich von der Bosna (bei Kotorsko) als schmaler Streifen in der Richtung gegen Sokol, nördlich von Gračanica und von hier über Orahovica gegen Dubošnica hinziehen, indem sie auf dieser Strecke anfänglich Werfener, sodann von Sokol nördlich Serpentin und des weitern Flysche überlagern.

Nördlich von dem ebengenannten Becken befindet sich ein solches bei Gradačac. Diese mediterrane Ablagerung ist westlich- und südlicherseits durch Werfener Schiefer und nördlicherseits durch die Sarmatische und Neogenstufe markiert.

Von der östlichen Begrenzung der soeben beschriebenen Tertiärmulde ausgehend, legt sich im Osten ein weit ausgedehnter Komplex von neogenen Süßwasserbildungen an. Derselbe gabelt sich in der Nähe von Srebrenik, ist hier von Flyschen durchbrochen und zieht sich von da aus einerseits parallel der Save und entlang der Majevica Planina, deren nördliche kohlenreiche Ausläufer er bildet, bis an die Drina, und andererseits in südlicher Richtung längs des Baches Velika-Tinja über Dragavić bis hinter Tokanj, erstreckt sich sodann, nach Umsetzung der von Tokarj westlich hervortretenden Flysch-Zungen, über Gornji-Bistorac; wo sehr bedeutende Kohlenmassen abgelagert sind, ferner über Han Pirkovac und Moluka bis an die Jala und Caklovica indem er bei Dolnja und Gorrja-Tuzla die salzführenden mediterranen Neogen- und sarmatischen Gebilde umschließt.

Von der Jala und Caklovica Planina aus läßt sich diese Tertiärablagerung weiter bis in das Spreča-Quellengebiet in der Nähe von Zvornik verfolgen. Von da dehnt sich das in Rede stehende Becken über Kamenica und Paprač aus, worauf sich dessen südwestliche Begrenzung im Quellengebiete der Spreča längs dem Flysch-Gebilde bis Han Djurdjević und von da weiter nordwestlich über Ravna-Trešnja mit einer südlichen Ausbeugung gegen die Spreča bis zur Villa Sunšibeg und bis Han Birkovac verfolgen läßt.

In der Herzegowina:

Im Kreise Mostar sind nachstehende Tertiärmulden erwähnenswert:

Das Kohlenbecken in der Umgebung von Konjica, welches sich nördlicherseits über Podhum und Omalj, in westlicher Richtung über Ostrožac, Gostović, in südlicher Richtung über Orahovac und Celebić und in östlicher Richtung gegen Ovréi erstreckt; ferner das Kohlenbecken von Buna umfaßt die Neogen-Ablagerung, welche von da gegen Mostar, Podbine, Sliepčići und Niemačkobrdo geht; sodann das Kohlenbecken von Rotimlje, Domanović und Trebanj; weiters das sich von Morine bis an die montenegrinische Grenze bei Izgori, längs der Neretva (Narenta) erstreckende Becken; sodann das Tertiärbecken bei Gacko (Metokia), das bei Nevesinje, das bei Dobromani; die beiden Becken bei Lisa und Kočerija und endlich das nördlich der Cabulja Planina, welches sich in nordwestlicher Richtung von Ploča über Crnić bis nach Dolnji-Gradac erstreckt.

Zwar bedingt, wie schon bemerkt, das Vorhandensein dieser Tertiärablagerungen nicht, daß jede derselben auch kohlenführend sei, immerhin ist die Kohle aber bei den meisten aufgezählten thatsächlich vorhanden. Namentlich ist Kohle abgelagert: bei Peći, Krupa, Jezerski, Bihać (Kozara), Prjedor, Pavlović, Banjaluka, Kamengrad, Zepče, Ponjevo, Pire, Jajce, Travnik, Livno, Rokitro, Rastello di Grab, Zenica, Kakarnj, Sevce, Sutjesko, Bukovica-Koritrik, Kobiljaglava, Rakovica, Gradačac, Ugljevik, Bjelina Majevica Planina, Zvornik, Gornij-Bistorac, Moluka, Dolnja-Tuzla, Konjica, Mostar, Buna und Trebanj. Was das Vorhandensein reicher, abbaufähiger Kohlenlager in Bosnien besonders wichtig macht, ist die glückliche Situierung derselben in unmittelbarer Nähe von unerschöpflichen Eisenerzlagern.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse im Norden des europäischen Rußlands.

(Schluß.)

Hat man bei der Landwirtschaft mit der Gefahr der Nachtfröste zu kämpfen, sieht man bei der Viehzucht seinen Reichtum oft in kurzer Zeit eine Beute der Epizootieen werden, so hat man bei der Jagd und Fischerei nicht selten von zeitweiligem periodischem Mangel an Wild und Fischen zu leiden oder man erleidet Verluste durch eine ungünstige Bewegung der Eismassen auf dem Meere, oder man leidet Schiffbruch, oder man wird ein Opfer der übergroßen Kälte oder des Skorbuts. Auch die südwärts in die Hauptstädte zu zeitweiliger Arbeit Auswandernden sind vielen Gefahren ausgesetzt; die Morbilität und Mortalität St. Petersburgs erklärt sich zum Teil durch die Schwierigkeit des Akklimatisationsprozesses, durch die Armut und das Elend der wandernden Arbeiter aus dem Norden. Eine solche, z. T. stets auf der Wanderung begriffene Bevölkerung, entzieht sich leicht einer exakteren statistischen Kontrole, wie aus folgendem Beispiel zu ersehen ist. Mit Ausnahme der allerschlimmsten Hungerjahre weisen die Bevölkerungs-Enquêten in den Gouvernements Archangelsk und Wologda durch Vergleichung der Zahl der Geburten und Sterbefälle stets eine Zunahme der Bevölkerung auf. Demnach hätte das Gouvernement Archangelsk in den acht Jahren, von 1870—77, einen Bevölkerungszuwachs von 8% gehabt, das Gouvernement Wologda sogar einen solchen von 12%. Thatsächlich findet eine solche Zunahme nicht statt. Sehr

viele Sterbefälle gelangen nicht zur Perzeption, weil die zeitweilig Auswandernden häufig fern von ihrer Heimat zu Grunde gehen, ohne daß man davon Kunde erhält. Während alle Geburten notiert werden, ist dieses bei den Todesfällen unmöglich. So ergab denn, trotz jenes Vergleiches der Geburten mit den Todesfällen, die Bevölkerung des Gouvernements Archangelsk im Jahre 1870 278,800 Menschen; zum 1. Januar 1875 hätte sie jenen Aufstellungen zufolge betragen müssen 288,000 Menschen, betrug aber effektiv 278,800 Menschen, war also stationär geblieben. Somit hatten sich ungefähr 10,000 Sterbefälle in wenigen Jahren der Beobachtung entzogen.

Das Leben im Norden ist ein fast ununterbrochener Kampf mit der Unbill der Witterung, voll von allerlei Gefahren, Drangsalen und Entbehrungen. Bei dem Dorfe Ponoi am Weißen Meere sinkt das Thermometer im Sommer bei Nordwind bisweilen auf 2° Kälte hinab. Im Juli bedecken sich die kleinen Gewässer mit Eis. In den wärmsten Sommern thaut die Erde nicht tiefer als drei Fuß auf. Alle vier Jahre trat, wie man früher anzunehmen pflegte, ein Hungerjahr ein. Die Chroniken berichten von erschütternden Vorgängen dieser Art. Im Jahre 1371 ging die Ernte infolge von Dürre zugrunde, im Jahre 1429 gab es am 14. September einen so massenhaften Schneefall, daß alles Getreide verloren ging; eine furchtbare Sterblichkeit war die Folge. Im Jahre 1519 regnete es wochenlang, so daß alles verdarb, im Jahre 1533 gab es wieder eine verhängnisvolle Dürre. In Hungerjahren ist das schlechte Brot, in welchem die Rinde einen Hauptbestandteil abgibt, gesundheitsschädlich. Unter den mit der Fischerei beschäftigten, den sogenannten Promyschlenniks, räumt der Skorbut sehr häufig furchtbar auf. Versuche der Gründung von Kolonien auf Nowaja Semlja haben zahlreiche Opfer erfordert. So ging im 16. Jahrhundert eine ganze Familie, Stroganow aus Nowgorod, welche sich hierher geflüchtet hatte, zugrunde; zwei halbverfallene Hütten und einige Grabkreuze erinnerten noch zu der Zeit, als Lepechin die Insel besuchte, an dieses Ereignis. Eine Familie von Sektirern, Paikatschew, zwölf Personen stark, welche 1763 aus der Bucht von Kemj nach Nowaja Semlja auswanderte, starb in zwei Monaten am Skorbut aus. Im Jahre 1823 thaten Samojeden, denen alle Renntiere gefallen waren, das Gelübde, auf Nowaja Semlja zu überwintern. Im Frühling wurden ihre Leichen gefunden. Als eine Schar von gegen 40 Roskolniks zu Ende des 18. Jahrhunderts nach Kalgujew auswanderte, starben alle bis auf einen oder zwei in ganz kurzer Zeit weg. Hunderte von Promyschlenniks verschwinden spurlos. Wenige haben eine solche Fähigkeit des Widerstandes gegen die Unbill der Witterung, wie ein Bauer aus Mesen, Fedor Rachmanin, welcher von seinem 17. Jahre an, 40 Jahre hindurch, alljährlich in See ging, 26mal auf Nowaja Semlja und 6mal auf Spitzbergen überwinterte, 5mal zum Jenissei reiste 2c. Bei einem Leuchtturm am Weißen Meere, bei Ssossnowez, starb vor kurzem in einem Winter die ganze, aus 15—20 Personen bestehende Besatzung aus; man erfuhr es erst im Frühling, als die Leichen aufgefunden wurden. Dasselbe geschah auf der Insel Shishmui. Den das Weiße Meer und den Polarozean Befahrenden droht der Untergang durch Stürme und Eismassen. Besonders gefahrvoll ist die Seefahrt am Ausgang des Weißen Meeres, wo, namentlich im Frühling, ungeheure Eismassen sich anzusammeln pflegen. Es gibt sehr wenig Leuchttürme, ein Umstand, welcher die Zahl der Unglücksfälle erhöht. Im Jahre 1868 fanden hier 86 Schiffbrüche statt. Einen wohlthuenden Gegensatz zu solchen Schrecknissen bildet das relativ mildere Klima am Murmanischen Ufer, wo, namentlich gegen Westen, vom Kap Ssjwiatoi-Noß, der Einfluß des Golfstroms fühlbar ist und z. B. bei Tiriberka, unter dem 69. Breitengrade, Gras von Manneshöhe wächst. Ebenso gibt es in Lappland, welches reich ist an Naturschönheiten verschiedener Art, in manchen Gegenden herrliche Wiesen, welche einer in großem Maßstabe zu betreibenden Viehzucht Vorschub leisten könnten. Im ganzen aber ist die Natur des Nordens der Produktion nicht günstig. Auch ist verhältnismäßig wenig geschehen, um die Schwierigkeiten, welche sie einer gedeihlichen wirtschaftlichen Thätigkeit darbietet, zu überwinden.

Alle Beobachter, welche den Norden bereisten und über die wirtschaftlichen Verhältnisse dieser Gegenden berichteten, haben ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß manche günstige Bedingungen für die Produktion aus Mangel an Strebsamkeit und Industriösität nicht verwertet werden. Von den oben angeführten Schriftstellern ist es besonders Mainow, welcher in seiner Abhandlung „Ein vergessener Fluß" darthut, daß das Gebiet der Petschora für eine wirtschaftliche Entwickelung sehr viele Vorteile biete, daß man es aber bisher nicht verstanden habe, daraus Nutzen zu ziehen. Die Petschora, eine herrliche Wasserstraße, an deren Ufer in ihrem oberen Laufe der Ackerbau noch sehr wohl möglich und lohnend ist, so daß etwa erst bei der Mündung des Nebenflusses Schtschugor die Möglichkeit des Ackerbaues aufhört, erscheint dem bekannten Ethnographen als „vergessen" und „schlafend". Es müssen Unternehmer, Kapitalisten, tüchtige Haushalter hier erscheinen, um die Schätze zu heben, welche die Gegend darzubieten vermag. Mainow zeigt, wie in der Periode der Nowgoroder Kolonisation das wirtschaftliche Leben von dem Gebiete der Petschora in dasjenige der Dwina hinübergeleitet worden sei, wie sich auch der Staat Moskau nicht um das Gedeihen des Petschora-Gebietes gekümmert habe und eine Menge schwache Versuche, hier der Produktion einen Aufschwung zu verleihen, keinen Erfolg hatten. So z. B. waren im Jahre 1491 in der Nähe der Petschora Kupfergruben entdeckt worden, aber die Bauern verheimlichten die Existenz dieser Kupferlager aus Furcht, zu der Sklavenarbeit in den Bergwerken gezwungen zu werden. Peter der Große ließ im Jahre 1697 von den Ufern

der Petschora eine Art Steinkohle nach Holland schaffen, um sie dort auf ihre Brauchbarkeit prüfen zu lassen. Indessen hatte dieser Versuch keine weiteren Folgen. Im Jahre 1745 errichtete ein Kaufmann, namens Nabatow, eine Naphtha-Destillierfabrik. Sie bestand einige Jahrzehnte, ging aber sodann ein, als der Besitzer starb. Im Jahre 1864 hatte der Kaufmann Sfiderow eine Art Steinkohle zu gewinnen begonnen und eine Sendung von 6000 Pud als ersten Versuch nach Frankreich befördern lassen; die Ware erwies sich als durchaus brauchbar für die Produktion von Gas, aber der Transport auf ausländischen Schiffen kam, wie Herr Mainow bedeutet, zu teuer zu stehen und an russischen Schiffen fehlte es. So schlief das Unternehmen wieder ein. Der Verfasser der Abhandlung „Ein vergessener Fluß" klagt darüber, daß die Technik bei der Bereitung von Holzprodukten, von Theer u. dgl. durchaus nicht fortschreite. Er klagt bitter über die Indolenz der Bewohner dieses Gebietes und geht so weit, einen Ausspruch Kotoschichin's aus dem 17. Jahrhundert zu zitieren, die Russen seien „stumpfen Verstandes" und wollten nichts lernen.

Alle Schriftsteller klagen ferner darüber, daß auch bei dem Fischfange, bei der Jagd auf die Pelz- und Thrantiere des Meeres nach durchaus veralteten Methoden verfahren werde, daß die Mittel zu einem erfolgreichen Betriebe fehlten. So sind denn die Norweger unter gleichen äußeren Bedingungen für diese Erwerbszweige den Russen weit überlegen. Das Elend der russischen Promyschlenniks, von denen in jeder Campagne 35—54 % zu erkranken pflegen, so daß nicht selten ganze Lagerstätten aussterben, ist unbeschreiblich. Trotz aller Organisation der „Arteli", welche auch dem gewöhnlichen Arbeiter einen Gewinn sichern sollen, befindet sich der letztere in völliger Abhängigkeit von dem Unternehmer, welcher seinen Leuten Rum zu verkaufen pflegt. Die unerschöpflichen Vorräte von Stockfischen, welche an der norwegischen und russischen Küste erscheinen, werden in viel größerer Menge von den Norwegern als von den Russen gefangen, weil die letzteren in ihren kleineren und schlechteren Fahrzeugen nicht so weit auf's Meer hinausfahren können, als der Zug der Stockfische nicht selten erfordert. Die Norweger mit ihren unvergleichlich besseren Schiffen haben ein unbegränztes Fanggebiet. Ebenso können die Russen nur eine kleinere Art von Haifischen fangen und müssen, oft zu Gunsten der Norweger, auf den Fang der größeren Gattung verzichten, weil sie in kleineren Booten ohne Verdeck mit einer Mannschaft von 4 Personen auf dem Meere erscheinen, während die Norweger größere Fahrzeuge mit Verdeck auszustellen und mit zahlreicherer Mannschaft auszurüsten pflegen. Die Russen können sich nicht weit vom Ufer entfernen, haben in ihren kleinen Booten wenig Raum für ihre Operationen und sind nicht selten der furchtbaren Gefahr ausgesetzt, daß die in dichten Scharen herandrängenden Haifische die Fahrzeuge zum Kentern bringen, in welchem Falle die Besatzung sogleich von den Tieren zerrissen zu werden pflegt. Auf den Walfischfang müssen die Russen aus Mangel an geeigneten Fahrzeugen durchaus verzichten. Während die Norweger explodierende Harpunen anwenden, gibt es nichts dergleichen bei den Russen. Nur wenn Walfische an's Ufer geworfen werden, gibt es für die Russen eine Ausbeute an Thran. Auch die Ausnutzung der Fischprodukte ist bei den Russen im Vergleich mit dem Verfahren der Norweger eine unvollkommene. Während z. B. die Russen in der Regel die Köpfe der Stockfische fortzuwerfen pflegen, werden dieselben bei den Norwegern in besonderen Mühlen gemahlen, der daraus bereitete Guano wird nach Hamburg verkauft (Mereschkowskij).

Ein großer Uebelstand bei der Fischerei im Norden ist der Salzmangel. Die Salzproduktion liegt im Argen. Die an den Ufern des Weißen Meeres gelegenen Salzsiedereien, z. B. in den Dörfern Nanoxa und Sjusma, arbeiten nach veralteten Methoden, nachlässig und unsauber. Die Röhren und Kanäle, durch welche das Seewasser in die Reservoirs geleitet wird, werden nie gereinigt; der sich dort anhäufende Unrat verdirbt das Salz, welches stets eine Beimischung von schlechten Stoffen enthält und daher zum Salzen der Fische nicht geeignet ist, während der Wohlstand der Gegend von der Technik auf diesem Gebiete abhängt und die mit schlechtem Salze zubereiteten Fische faulen. Will man gutes Salz haben, so kauft man es bei den Nachbarn, den Norwegern; es ist vorzüglich und kommt noch dazu billiger zu stehen als das russische Produkt. Das Accisewesen verteuert es leider in einem Maße, welches dem Schmuggel sehr große Vorteile bietet. Längs der ganzen Murmanküste gibt es sehr günstige Bedingungen für die Salzgewinnung, der Salzgehalt des Wassers etwa bei dem Kap Sjmajatoi-Noß ist besonders stark, aber das Gewerbe liegt darnieder. Die Zahl der Salzsiedereien am Weißen Meere hat im Laufe des letzten Jahrhunderts bedeutend abgenommen; so z. B. produzierten zur Zeit, da Lepechin diese Gegenden bereiste, bei Nanoxa 10 Siedereien nicht weniger als 135,000 Pud Salz jährlich. Seitdem ist das Gewerbe in Verfall geraten (Mereschkowskij).

Kein Wunder, daß schon das Aeußere der russischen Ansiedelungen im Norden, im Vergleich zu dem Wohlstande und der Sauberkeit der norwegischen Dörfer und Städte, einen ungünstigen Eindruck macht. Kola gewährt einen kläglichen Anblick; da gibt es nur jämmerliche Hütten, windschiefe Vorratsräume, große Haufen faulender fortgeworfener Stockfischköpfe; in dem Orte ist kein Arzt zu finden; eine Schule ist in einem kleinen, ganz unscheinbaren Hause untergebracht; die Moral der Einwohner läßt viel zu wünschen übrig. Tromsö nimmt sich ganz anders aus. Ebenso besteht der Flecken Onega aus baufälligen oder halbverfallenen Häusern. Auf den Straßen wächst Gras. Der Ort kommt herab. Viele Einwohner haben ihn verlassen.

Auch die Jagd wird in Norwegen schwunghafter

betrieben als auf russischem Gebiete. Es soll Tage geben, an denen auf dem Markte in dem Flecken Alten bis zu 10,000 Rebhühner zum Verkaufe angeboten werden, während auf russischem Gebiete eine Abnahme des Wildes sich bemerklich macht. So ist denn auf manchen Gebieten ein Rückgang wahrzunehmen. Während früher das Gewerbe der Anfertigung von allerlei Gegenständen aus Knochen in der Stadt Kargopol gegen hundert Meister beschäftigte, soll dieser Industriezweig sich jetzt im Verfall befinden. So mancher Betriebszweig in Archangelsk ist aus den Händen der Russen (Pogow, Krylow, Plotnikow) in die Hand ausländischer Firmen (Brandt, Clark, Fontaines) übergegangen; eine Werft, welche dem russischen Kaufmann Prugamin gehörte, ist gegenwärtig im Besitz eines deutschen Hauses; eine Werft Krylow's ist eingegangen; eine russische Fabrik von Ankertauen ebenfalls; der großartig angelegte Kaufhof, dessen Plan noch auf den Zaren Alexei Michailowitsch zurückgeführt wird, liegt in Trümmern; man sieht in derselben Stadt die Ruinen eines Münzhofs. Viele sogenannte Städte im Norden sind wie Dörfer mit baufälligen Hütten, von denen Maximow bemerkt, sie seien ein Mittelding zwischen Höhlen und Häusern, zwischen den Zelten der Nomaden und den Wohnungen der Kulturmenschen. Eine Bouillonfabrik, in welcher man auch Wildkonserven zubereitete, wurde 1870 in Pinaga von einem Techniker, Kletschkowskij, gegründet; einige Jahre arbeitete die Anstalt, da starb der Besitzer und die Arbeiten wurden eingestellt. Nicht umsonst äußert Ssemenow seine Entrüstung darüber, daß für den Konsum des Nordens aus Norwegen alljährlich Fische für die Summe von 1 ½ Millionen Rubeln importiert werden müssen, weil die Russen die unermeßlichen Reichtümer, welche das Meer und die Flüsse darbieten, nicht auszubeuten verstehen. Nicht umsonst klagt der berühmte Geograph darüber, daß die russischen Industriellen nicht genug Bildung hätten, schlechte Fahrzeuge bauten, keinen Kredit genössen, und nicht imstande seien mit den Norwegern und anderen ausländischen Unternehmern zu konkurrieren, so daß die Exploitation des Meeres thatsächlich einen Verfall aufweise. Da wo Peter der Große einen Badeort angelegt hatte, sind die Reste seines Palastes kaum noch wahrzunehmen; es wächst Wald darauf. Viele Städte im Norden, deren in den Chroniken erwähnt wird, sind nicht mehr aufzufinden; von anderen, wie z. B. Orlez, Tscharonda haben sich nur ganz schwache Spuren erhalten. Andere Städte sind zu Dörfern herabgesunken, wie z. B. Ustj-Wynij u. a.

Auch in der Tierwelt des Nordens im europäischen Rußland sind Veränderungen vorgegangen, welche Nachteile brachten. Der Zobel ist fort nach Sibirien und dorthin ist ihm der Zug der Kolonisation gefolgt. Ebenso sind die wilden Renntiere weiter östlich zum Ural gezogen. Der Renntierbestand hat z. B. in Lappland bedeutend abgenommen, z. T. auch infolge der Wölfe, welche hier entsetzlich hausen. Früher erlegte jeder Lappländer jährlich etwa 150 Renntiere, jetzt kaum 10—15. Ebenso sind Biber, Füchse, Vielfraße u. dgl. verschwunden. Auf dem Gebiete der Fischerei hat der Russe hier wie anderswo seine Geneigtheit zum Raubbau an den Tag gelegt. K. E. v. Baer hat gezeigt, wie derselbe mit einem solchen Leichtsinne eine große technische Gewandtheit in diesem Erwerbszweige verbindet, die besten Plätze an Flüssen und Seen besetzt, zeitweilig bedeutende Gewinne erzielt, aber auch, unbekümmert um die Zukunft, in Flüssen und Seen den Stamm des Fischkapitals angreift und die Quelle seines Reichtums versiegen macht. In Ostpreußen, wohin infolge des Nordischen Krieges 1721 russische Fischer auswanderten, machte sich sehr bald nach ihrem Erscheinen eine Abnahme der Fische bemerklich und das Fischen wurde den Russen untersagt, da sie zu feinmaschige Netze gebrauchten, in denen die kleinen Fische nutzlos umkamen. Die nachteiligen Folgen des Gebrauches solcher feinmaschigen Netze auch in Bezug auf den Peipussee und andere Seen der Ostseeländer hat Baer dargethan. Wie unbekümmert um die Zukunft die Russen der Fischerei und Jagd obzuliegen pflegen, zeigt u. a. der Umstand, daß sie im Laufe von 27 Jahren (1741—1768) im Beringsmeere die Seekühe vollkommen, bis auf das letzte Exemplar der Gattung, vertilgten. Aehnliche Erscheinungen begegnen uns im Norden des europäischen Rußlands. So z. B. herrscht beim Lachsfang am Onegafluß der ärgste Raubbau, indem die Fische durch Zäune im Wasser verhindert werden, höher hinaufzu schwimmen, um dort zu laichen. Die Erfahrung lehrt, daß im Meere die Menge der Tiere periodisch ab- und zunimmt. Gibt es an einer Stelle eine größere Menge derselben, so wird Raubbau getrieben und die dem Fange entronnenen Tiere flüchten in andere Teile des Meeres. Ißlawin, der beste Kenner der Tundra, sagt, daß die Samojeden den Eisfuchs zu gewissen Jahreszeiten schonen, bis er eine gewisse Größe erreicht hat. Die Russen fangen den Eisfuchs schonungslos zu allen Jahreszeiten, fangen auch die kleinen Füchse weg, nehmen aus den Höhlen ganze Familien, bis zu 15 Stücken zugleich, aus, indem sie die kleinen Tiere durch Rauch vertreiben. Ein solches Verfahren ist um so schädlicher, als die Füchse sich nie wieder in einer solchen ausgeräucherten Höhle niederzulassen pflegen. Für einen ausgewachsenen Fuchs erhält der Jäger 2—3 Rubel; die kleinen werden mit 40 Kopeken bezahlt. Kein Wunder, daß die Zahl der Tiere rasch abnimmt.

Daß niemand den Wald schont, ist selbstverständlich. Montesquieu sagt, es sei für den Wilden charakteristisch, daß er einen Baum fälle, um eine Frucht zu pflücken. Etwas ähnliches ist im Petschora-Gebiet üblich. Dort gibt es 36 Millionen Deßjatinen Wald, in welchen das Holz meist ohne Nutzung verkommt. Die Lokalbewohner gehen aber auch barbarisch damit um. Man fällt die Bäume, um etwa 1000—1500 Stück oder 1—1 ½ Pud Cedernüsse von jedem Baume zu ernten. So gewinnt manche Familie,

wenn sie etwa 100 ganz alte Bäume vernichtet, 100,000 Nüsse, von denen das Pud mit 2—2½ Rubeln bezahlt wird (Mainow). Cedernüsse werden in letzter Zeit nach Norwegen ausgeführt. Am Onega-Flusse werden die Wälder durch eine englische Gesellschaft exploitiert. Dieses geschieht seit mehr als 120 Jahren, indem der Monopolist Peter Schuwalow im Jahre 1760 seine Rechte dem englischen Hause Home abtrat; jetzt leitet die Firma Morgan das Geschäft. Maximow verurteilt dieses System als einen Raubbau und bemerkt, daß in dem Onega-Fluß infolge der Verwüstung des Waldes eine Wasserabnahme wahrgenommen werde.

Man erzählt von unermeßlichen Quantitäten von Wild und Pelztieren, welche es früher gegeben haben solle. Die Bauernweiber hätten die Zobel mit Stöcken erschlagen, die Knaben hätten ganze Boote mit Vogeleiern anfüllen können; in allen Flüssen seien Biber zu finden gewesen; die Netze wären oft gerissen, weil sie die Menge der Fische nicht zu fassen vermocht hätten u. s. w. Mögen auch manche derartige Hyperbeln dem üblichen nicht wörtlich zu nehmenden Lob und Preise der „guten alten Zeit" zuzuschreiben sein, so ist an der Thatsache einer Abnahme der Tiere nicht zu zweifeln. Der Bauer denkt eben nicht an die Zukunft. Es war ein Deputierter von den Bauern des Archangelsk'schen Gouvernements, Tschuprow, ein sonst tüchtiger Mann, welcher im Jahre 1767 als Mitglied der von Katharina berufenen gesetzgebenden Kommission auf einen Vorschlag, man solle ein Wildschutzgesetz redigieren, entgegnete, es hänge ja ganz ausschließlich von dem Willen der Vorsehung ab, ob es viel Wild gebe oder wenig.

Auch sonst ist man nicht besonders darauf bedacht, die Naturgabe zu schützen und vor jeder Schädigung zu bewahren. So z. B. werden die Ufer der Dwina durch die schweren Flöße verdorben, welche sehr oft stranden und nur mit der allergrößten Anstrengung flott gemacht werden können. Tragikomisch wirkt die Erzählung, daß die unglückliche Mannschaft solcher festgefahrener Flöße, wenn keine anderen Mittel helfen, sich am Ufer Ruten schneidet, und den Floß züchtigt. Die Flüsse des Nordens versanden stellweise durch Beschädigung der Ufer; das Fahrwasser wird gefährlich dadurch, daß untergegangene Fahrzeuge am Grunde stecken bleiben (Maximow). Wollte man, meinte Namirowitsch-Dantschenko, in Lappland die vielen Seen und Flüsse durch Kanäle verbinden, was leicht zu bewerkstelligen wäre, so würde man für Viehzucht, Fischerei und Jagd, insbesondere für den Absatz der Produkte dieser Gewerbe, sehr günstige Bedingungen gewinnen. Die Perlenfischerei in manchen Flüssen des Nordens, meint derselbe Reisende, könnte einen bedeutenden Ertrag liefern, aber sie wird bisher nur gelegentlich, zum Vergnügen betrieben.

Manche der Ereignisse der politischen Geschichte haben dem Norden des europäischen Rußlands Schaden zugefügt. Boris Godunow verfolgte die Einwohner von Kargopol, weil sie angeblich die Romanows unterstützt hatten: sie mußten nach Sibirien auswandern. Die Einwohner von Uglitsch wurden bei Gelegenheit der Ermordung des Zarewitsch Dimitrji nach Sibirien verbannt. Viele Einwohner der im Norden gelegenen Städte sind freiwillig nach Sibirien übergesiedelt. So entfaltete sich Sibirien auf Kosten des Nordens des europäischen Rußlands. Dort haben sich Kaufleute aus Ustjug, Wologda, Ustj-Waga, Totjma u. s. w. angesiedelt. Im Norden des europäischen Rußlands, klagt Maximow, sind die Dörfer klein und unansehnlich, während in Sibirien die Ansiedelungen mehrere Werst lang sich längs den Flüssen ausdehnen. Die Städte im Norden des europäischen Rußlands, bemerkt derselbe Schriftsteller, verfallen, Wologda macht einen kläglichen Eindruck, Ustjug ist heruntergekommen, Cholmogorz, Sfoljwytschegodsk sind menschenleer. Statt dessen sind andere Städte, andere Gebiete Rußlands zur Blüte gelangt; namentlich im Süden hat ein Aufschwung stattgefunden; es florieren Taganrog, Rostow am Don, Odessa.

Sollte aber dem Norden gar keine Zukunft winken? Ist der weitere Verfall nicht aufzuhalten? Mainow meint, es könne eine bessere Zeit für die Gegend der Petschora aufblühen, der „vergessene" Fluß aus seinem tiefen Schlafe erwachen, der Reichtum an Naturschätzen erschlossen werden; es käme nur darauf an, daß geniale Unternehmer, ökonomische Helden aufträten. Ebenso hofft Namirowitsch-Dantschenko auf bessere Zeiten für die Gegenden im Norden des europäischen Rußlands. Sfemenow hält dafür, daß die Herstellung neuer Kommunikationsmittel als eine wesentliche Bedingung einer Aenderung zum Besseren angesehen werden müsse. Es ist nicht genug, daß die Eisenbahn Jaroßlaw-Wologda die Industrieprodukte aus dem Zentrum nach dem Norden und die Rohprodukte des Nordens, insbesondere Fische und Wild, nach dem Zentrum befördert, es ist nicht genug, daß der Kanal des Herzogs von Württemberg den Norden in den Sommermonaten mit dem Marienkanalsystem verbindet, es müssen noch andere Straßen geschaffen werden. Im Jahre 1870 wurde eine Wjatka-Dwina-Eisenbahn geplant; sie blieb ein Entwurf. Es sei nicht daran zu zweifeln, meint Sfemenow, daß die Regierung, sobald andere, dringendere Bedürfnisse befriedigt sein würden, ihre Aufmerksamkeit dem Norden zuwenden werde, welchen es bisher als Stiefkind behandelt habe. Die Wjatka-Dwina-Bahn, die Regulierung mancher Flüsse des obern Dwina-Systems, die Subventionierung mancher industrieller Unternehmungen, wissenschaftliche Expeditionen in größerem Maßstabe als bisher, eine genaue Kenntnis des Landes, eine Steigerung der Mittel zur Ausbildung von Seeleuten, Schiffsbauern und Fischern, Kreditinstitute — solcher Art sind die Maßregeln, welche nach der Ansicht des bewährten Geographen und Statistikers dem Norden des europäischen Rußlands zu einem Aufschwunge verhelfen können. Ist dem so, dann wäre zu wünschen, daß diese Maßregeln bald und energisch in Angriff genommen würden. A. B.

Die Werkstätten für Herstellung der Steinwerkzeuge in der ostägyptischen Wüste.

Auszug aus einem Vortrag, welchen Dr. G. Schweinfurth im Institut des Khedive zu Kairo gehalten hat.

Schon während meiner früheren Reisen in den Jahren 1876 und 1877 hatte ich in den Wadi Warag und Sanur, südöstlich von Kairo, künstliche Splitter von Kiesel und Feuerstein und die denselben entsprechenden Steinkerne gefunden. Meine Zweifel über das Vorhandensein einer sogenannten prähistorischen Steinzeit in Aegypten, worüber man sich lange bezüglich der Thatsachen und des Wertes der von vielen neueren Reisenden gefundenen Beweise gestritten hatte, schwanden alsbald angesichts meiner eigenen Funde. Das Geschichtliche dieser Forschungen in Aegypten läßt sich in wenige Worte zusammenfassen.

Herr Arcelin war der erste, welcher sich im Jahre 1869 zu Gunsten einer Steinzeit in Aegypten aussprach. Zur selben Zeit entdeckten die Herren Hamy und Lenormant bei den Königsgräbern von Theben zahlreiche Werkzeuge, welche die Erzeugnisse einer sehr primitiven Kunst waren. Während Martillet und P. Broca den Ansichten dieser Gelehrten beitraten, zögerte Pruner, sich darüber auszusprechen oder wollte seine Meinung nicht abgeben; allein verschiedene der ersten Aegyptologen: Lepsius, Chabas, Dümiken, Ebers und vor allen Brugsch, wollten die gefundenen Gegenstände nicht als die Erzeugnisse eines menschlichen Gewerbfleißes anerkennen, weil die Menge jener Kieselsplitter, welche man bei Theben und anderwärts aufgehäuft findet, ihnen allzu groß erschien. Ich teilte dieselbe Befürchtung und dieselbe Ungewißheit angesichts einer mit Kieselsplittern übersäeten Ebene, welche ich 1874 in der großen Oase gefunden hatte.

Indessen wissen wir seit Herodot, daß sich die alten Aegypter für gewisse Operationen, die sich auf den Kultus bezogen, der steinernen Klingen oder Messer bedienten, wie man denn auch ähnliche Werkzeuge häufig in den Gräbern gefunden hatte. Allein diese Klingen haben eine ganz besondere Form und dürfen nicht mit den Werkzeugen verwechselt werden, welche man der Steinzeit zuschreibt. Auch Brugsch glaubte unbedingt, die prähistorische Epoche in dem Sinne, wie man ihn in Europa anwendet, leugnen zu müssen.

Gleichwohl hatte man in Wirklichkeit nicht allein das Vorhandensein der Splitter und Steinkerne in Aegypten konstatiert, sondern auch das Vorkommen der Klopfer oder der die Stelle von Hämmern vertretenden Steine zum Zerschlagen der Kerne, sowie der Pfeil- und Speerspitzen, der Schaber und Streichmesser, deren man sich zum Zubereiten der Tierfelle bediente, der Bohrer und Ahlen, der Sägen und sogar der Kelte oder Arthäupter.

In Betreff der Pfeilspitzen von Kiesel oder Feuersteine, welche man bisweilen in den alten Gräbern findet, hatte schon Wilkinson die Verwendung derselben bei den Alten konstatiert und behauptet, daß dieselbe bis zu den verhältnismäßig modernen pharaonischen Zeiten heruntergereicht habe, d. h. daß dies einigermaßen bei der 18. Dynastie der Fall sei, als die Metallwerkzeuge schon überreich vorhanden und alle Künste schon zu einem höheren Grade der Entwickelung gelangt waren.

Eine Verkettung zwischen der prähistorischen Zeit und der Epoche der alten Zivilisation in Aegypten ist leicht durch diese einzige Thatsache zu konstatieren, daß die Alten sich steinerner Klingen sowohl zur Beschneidung, wie zum Oeffnen der Leichen derjenigen bedienten, welche zur Einbalsamierung bestimmt waren. In allen Ländern beherrscht ein großer konservatorischer Charakter die Geister in Dingen, wo eine sich auf den Kultus beziehende Gewohnheit oder Brauch in's Spiel kommt, und das gewissenhafteste Volk in solchen Dingen waren unverkennbar die Aegypter. Auch haben wir keinen Grund zur Verwunderung darüber, daß wir sie in einer Zeremonie von solch geheiligter Natur den Gebrauch ihrer primitiven Werkzeuge beibehalten sehen.

Der erste, welcher sich dem Wahrspruch der Aegyptologen widersetzte, war Sir John Lubbock nach dem Besuch, welchen er 1875 in Aegypten gemacht hatte, und er konstatierte die überraschende Analogie, welche die ägyptischen Gegenstände aus Kiesel mit denjenigen aus Europa darboten, insbesondere mit jenen, welche den Funden von Prestigny, Grimes, Gravers u. s. w. angehören. Zuletzt kam Dr. Reil mit seiner berühmten Entdeckung der Kiesel von Helwan. Zahlreiche Besucher veranstalteten dort mit Erfolg Nachsuchungen, und unter ihnen veröffentlichten Professor W. Haynes und F. Browne Beschreibungen und detaillierte Abbildungen davon im Jahr 1878.

Heutzutage kennen wir um ganz Aegypten herum: im Sinai-Gebirge in Syrien, im Lande Miriam, in den Oasen von Lybien, an der Somali-Küste ꝛc., zahlreiche Oertlichkeiten, wo Erzeugnisse einer wirklichen Steinzeit gefunden werden. Ebenso wenig dürfte dies in Bezug auf Aegypten in Zweifel gezogen werden können. Meine jüngste Reise bot mir Gelegenheit zu einem neuen Besuch an den erwähnten Oertlichkeiten im Wadi Sanur und Warag, und diesmal ist es mir gelungen, eine reichere Ausbeute von Steinkernen zu machen und die topographischen Verhältnisse der Umgebungen dieser Orte zu erforschen.

Um die Lage der beiden Oertlichkeiten genau zu schildern, werden nachstehende Andeutungen genügen: der Wadi Sanur stellt ein großes hydrographisches System im westlichen Teil der Ostwüste unter dem 29.° n. Br. dar. Dieses Thal zieht von dem nordwestlichen Teile der Hochebene von Galala im Norden herab. Da, wo die nach dem Thal Arabah und den koptischen Klöstern der Ostwüste führende Karawanenstraße durch den Wadi Sanur führt, genau ostwärts von Beni-Suef und in einer Entfernung von etwa 50 Km. von dieser Stadt, befindet sich der Ort, wo die alten Werkstätten für die Steingeräte standen.

Die Oertlichkeit der Kiesel im Wadi Warag ist in ihrem oberen Teile gerade da, wo dieser Wasserlauf sich in Gestalt einer Terrainfalte auf den Höhen des westlichen Teils der nördlichen Galala deutlich zu machen beginnt. Der Wadi Warag verfolgt seinen Lauf gen Westen und ergießt sich in den Nil bei Kafr-el-Ayat. Die Quelle ist 80 Km. südöstlich von Kairo entfernt und liegt genau auf halbem Wege zwischen dem Nil und dem Roten Meere.

Meine Vermutung, daß diese beiden Oertlichkeiten Stellen aufweisen, wo sich ehedem Werkstätten für die Herstellung von Steinwerkzeugen befanden, gründet sich auf die Anhäufung der Steinkerne im Grunde des Bettes der beiden Thäler und auf die Nähe der Kieselschichten, welche das hier verwendete Rohmaterial enthalten. Der geologische Horizont dieses Lagers gehört der Formation des oberen Nummulitenkalks an, welcher demjenigen entspricht, der hinter der Stadt Kairo über dem durch die Labocarcinus-Krabben charakterisierten Kalkstein der Steinbrüche liegt. Die Kiesel sind nicht gleichmäßig verteilt, sondern in dieser Schicht von einer ganz lokalen Agglomeration; so sind sie bei Kairo selten, und dasselbe findet auch bei den großen Pyramiden statt; aber bei Abu-Roach haben sie von neuem eine große Entwickelung angenommen, und gerade hier bietet uns das Dorf Kerdassé noch heute das Schauspiel eines allerjüngsten Zweiges dieser Kiesel-Industrie, nämlich der Fabrikation der Flintensteine, dar. Die in den Schichten über der erwähnten reichlich vorhandenen Kiesel gehören eher dem jüngeren Eocän und dem Miocän an und besitzen die von dieser Industrie erheischten Eigenschaften nicht.

Das Interesse, welches der Wadi Sanur mit seinen Steinkernen und den in seinem Bett angehäuften Kieselsplittern hinsichtlich der Steinzeit darbietet, erhöht sich noch, wenn man sieht, daß sich ganz nahe dabei ein ungemein großes Feld neuester Ausbeutung befindet. Hier unterhielt nämlich die ägyptische Regierung vor kaum 30 Jahren große Werkstätten zur Herstellung ihrer Flintensteine, womit die Heere Mehemet Ali's versehen wurden. Drei Kilometer nördlich von dem Orte, wo die Karawanenstraße das Sanur-Thal überschreitet, sieht man noch das Haus des Inspektors, welches auf eine Erstreckung von mehreren Quadrat-Kilometern von Haufen und kleinen Hügeln der von den Arbeitern abgeschlagenen Kieselsplitter umgeben ist. Ueberall findet man dort noch große in den Boden gewühlte Löcher, wo die Kiesel aus der sie umgebenden Schicht gegraben wurden.

Eine aufmerksame Prüfung dieser Oertlichkeiten hat mir gestattet, die vollkommene Abwesenheit der Formen zu konstatieren, welche sich an die alten Kiesel anschließen. Die Splitter sind von derselben Gestalt, wie diejenigen, die man bei dem Dorf Kerdassé, westlich von Kairo sieht. Sie sind platt und groß und bieten sich niemals unter jener Gestalt eines Prisma's, mit den in einer plankonvexen Richtung angeordneten Facetten, welche ein unterscheidendes Merkmal der Erzeugnisse der Steinzeit ist. Auch fehlten gänzlich die Steinkerne, welche den Splittern dieser letzteren Kategorie angehörten. Gleichwohl wäre es schwierig zuzugeben, daß diese Gegenstände von augenfälliger Gestalt mir entgangen wären, wenn sie hier wirklich existiert hätten. Die Splitter und Steinkerne finden sich nur im Bachbette des kleinen sekundären Nebenthales, welches bei dem obenerwähnten Haus vorüberführt, und 3 Km. weiter südlich sich in den großen Wadi Sanur mündet. Weiter unten in dem großen Thal sind diese Gegenstände seltener. Die Araber der Wüste bezeichnen dieses kleine Nebenthal mit dem Diminutivnamen Wadi Senenir. Die Steinkerne und Kieselsplitter finden sich hier fest zwischen dem Kies und den Geschieben des Bettgrundes eingeschlossen. In der Tiefe liegen sehr wahrscheinlich noch weitere unter den Ablagerungen des Wassers vergraben. Die Splitter sind infolge ihrer Leichtigkeit von den Gewässern des Flusses davongeführt worden und finden sich heutzutage nur noch in geringer Anzahl.

Dieselben Bedingungen und Verhältnisse fanden sich auch an der Quelle des Wadi Warag. Auch hier geht man auf dem Grunde des Flußbettes auf einem mit Steinkernen und natürlichen Kalkstein-Geschieben vermischten Schutt, während die prismatischen Splitter selten sind. Die Ebenen auf der Höhe des anstoßenden Plateau's, wo die kieselhaltige Schicht zu Tage geht, haben mir kein künstliches Kieselprodukt dargeboten.

Ich habe diesen Teil der Hochebene zu vier verschiedenen Malen und während vier Reisen durchzogen und es sind mir niemals Steinkerne aufgestoßen, obwohl meine Augen beständig auf den Boden gerichtet waren. Ist das Steinzeitalter für Aegypten schon vorüber gewesen vor seiner historischen Epoche, als noch ein Urvolk das Nil-Thal bewohnte, oder hat es sich mit seiner stufenweisen Entwickelung zu einer sehr hohen Kultur verschmolzen, so daß wir uns nicht in der Lage sehen würden, von einer prähistorischen Kultur in europäischem Sinne reden zu können? Für mich ist die Frage nicht so leicht zu lösen, als man glaubt, in Anbetracht der oben erwähnten Feststellungen Wilkinson's.

Allein das zivilisierte Aegyptervolk ist stets von barbarischen und Urvölkerschaften umgeben gewesen, welche vielleicht früher Herren des Nil-Thales waren, alsdann die Wüste bewohnten und sich dort unwandelbar in ihrem Zustand der Barbarei erhielten. Es waren gewiß im Osten Hamiten, den heutigen Ababde ähnlich, welche von dieser Seite her sich erst seit einem Jahrhundert oder anderthalb jenseit der Parallele von Keneh zurückgezogen haben. Die Hamiten der ostwärts vom Nil gelegenen Wüsten stellen das Vollblut dieses hauptsächlichsten Faktors im Kryställisationsprozeß der afrikanischen Völker und zugleich das vollständigste Verharren in einem Urzustande dar. Die Ababde allein haben ihn etwas modifiziert infolge ihrer Berührung mit

den Hamiten, welche von Norden her ins Land eindrangen. Aus diesem Grunde scheinen meine letzten Funde zu beweisen, daß diese Feuerstein-Industrie in Aegypten in ein sehr hohes Altertum hinaufreicht. Zur Begründung dieser Behauptung führe ich folgende Thatsachen an: Die Steinkerne finden sich nur am Grunde der Flußbetten; daneben auf den hochgelegenen Ebenen fehlen sie; die fortdauernde Arbeit der Natur, welche alles nivelliert, hat sie seit langer Zeit verschwinden gemacht. Die leichten Gegenstände, die Splitter, sind durch die Regenwasser, welche diese Thäler beständig aushöhlen und vertiefen, weiter geführt worden.

In dieser Hinsicht muß ich noch einmal die Oertlichkeit von Helwan erwähnen. Dies ist eine Ebene, wo sich nur kleine Gegenstände auf dem Boden jener zum Nil abgesenkten geneigten Ebene angehäuft haben — eine Schöpfung durch die Strömungen der Gewässer und der Winde. Die Thatsache, daß dort bis auf den heutigen Tag kein Kern von großem Umfange gefunden worden ist, scheint mir deutlich zu beweisen, daß die Feuerstein-Werkstätten sich nicht dort befanden, sondern daß man sie weiter oben im Gebirge suchen müßte. Nach dem, was ich davon gesehen habe, erschien mir diese Oertlichkeit nur eine Art neuerer Niederlage von künstlichen Splittern, welche durch die Erosion der Gewässer und der Winde hieher geführt und mit anderen leichten Trümmern angehäuft worden sind; der umfangreichste Splitter, den ich in den Umgebungen von Helwan gefunden habe, wiegt nur 100 Gramm und ist zu gleicher Zeit das größte Stück gespaltenen Kiesels, das aus dieser Oertlichkeit stammt. Man sieht in Helwan in der That nach einem tagelangen Gewitterregen zahlreiche derartige Stücke auf der Erdoberfläche an Stellen erscheinen, wo der emsige Fleiß der Sammler am Tage zuvor nichts zurückgelassen hatte. Die Kiesel von Helwan sind im allgemeinen auch an der Oberfläche zersetzt und von der Zeit stark mitgenommen. Nach diesen Thatsachen zu urteilen, darf man füglich zugeben, daß die Kiesel von den prähistorischen Formen im angenommenen Sinne Aegyptens einen Teil der heutigen Bodenbildung ausmachen und gewissermaßen einer der jüngeren geologischen Epochen angehören.

General Pitt Rivers hat einen ähnlichen Stand der Dinge für die Schichten nachzuweisen gesucht, welche sich am Eingang zum Thal der Königsgräber zu Theben finden und überreich an Kieselsplittern sind. Ich vermag nicht aus eigener Anschauung über die Beschaffenheit dieser Kiesel zu urteilen; aber nach einem kompetenten Besucher, der überdies noch ein ausgezeichneter Geologe ist, Herrn Dawson, handelt es sich hier nicht um Kunsterzeugnisse. Herr Dawson hat in einem vor Jahr und Tag veröffentlichten Aufsatz nachgewiesen, daß die dort gefundenen Splitter zwar in der Form sehr unregelmäßig, aber doch nur Produkte des Zufalls sind und nur von der Zersetzung der Kiesel herühren, welche in einer sehr fernen Epoche durch die Wildwasser fortgeführt wurden und zur Bildung dieser Niederlagen beigetragen haben.

Man hat bis in den Mittelpunkt von Afrika hinein Werkzeuge und Geräte gefunden, welche auf eine Steinzeit hindeuten und eine überraschende Analogie der Formen im Vergleich mit den Funden in Europa aufweisen. Allein die neuerdings gefundenen Steinkerne verraten einen speziellen Typus. Ich habe nicht die Sammlungen zu meiner Verfügung, um unter den europäischen Fundstücken analoge Formen zu suchen; allein die Steinkerne von Wadi Warag und Sanur erscheinen mir als deutlich verschieden von den bekannten Formen durch die Thatsache, daß die Facetten sich gewöhnlich nur auf Einer Seite befinden und daß man sie sehr selten um den ganzen Kern herum sieht. Auch gleichen diese Gegenstände mehr oder weniger einem sehr abgeplatteten Pferdehuf, und die Araber vergleichen sie mit den Hufen eines Zuchtesels. Bei uns haben die Steinkerne gewöhnlich die Gestalt einer abgestutzten Pyramide. Dieser Umstand könnte einiges Licht auf die Fabrikationsweise der Steinkerne und auf die Art und Weise werfen, in welcher der Arbeiter der Vorzeit den Kiesel in der Hand hielt, um die Splitter davon abzuschlagen.

Reiseskizzen aus dem südlichen Formosa.

(Schluß.)

24. Juni. Es regnete die ganze Nacht hindurch, und als um 7 Uhr 15 Min. Morgens der Regen aufhörte, traten wir unsern Vormarsch auf Wo-lan-pi an. Nachdem wir die Klippen erstiegen hatten, rückten wir über die Grasdüne in südwestlicher Richtung vor, durchwanderten dann einen Strand von Korallenbildung, welcher schöne Exemplare von Schwämmen und Muscheln, nebst großen Stücken roter Korallen, enthielt, bogen dann links ab durch die Dschungel und traten auf ein schönes, offenes Stück Grasland heraus, welches sich allmählich bis zum Ende des Südkaps hinabsenkte.

Der Punkt war so schön, wie man sich ihn nur denken kann. Der Rasen war frisch und dicht und glich mehr einem wohlgepflegten künstlichen Rasenstück als einem gänzlich wilden und unfruchtbaren Orte. Auf beiden Seiten der sanft abfallenden Grasländer war ein dichter Waldsaum und am Fuße desselben trennte ein Dschungelgürtel, von hohen Cycadeen (bis zu 25 Fuß Höhe) gleich Palmen überragt, die Grasländer von der niedrig liegenden Spitze des Südkaps. Ebenholzbäume von beträchtlicher Höhe wuchsen hier und der Wald enthielt mancherlei Arten von hartholzigen Bäumen. Es wimmelte von Affen und wir konnten hören, wie die Feldhühner im Busch sich zusammen riefen. Die Führer ermahnten uns zur Eile, damit wir weiter kämen, und nachdem wir das erforderliche Land vermessen und die notwendigen Winkel aufgenommen

hatten, traten wir den Rückweg an. Wir erfuhren später, daß wir die ganze Zeit über von den im Walde versteckten Wilden belauert worden waren, welche ohne Zweifel unsere Führer durch Zeichen bedeutet hatten, wir sollten uns aus dem Staube machen.

Der Rückweg über den weißen Korallenstrand war infolge der Hitze und des Reflexes sehr anstrengend, und um so dankbarer fühlten wir dann die erfrischende Seebrise vom Stillen Ozean her, als wir die begraste Düne droben wieder erreicht hatten.

Während wir rasteten, stellte sich Tauk-e-Tok mit acht von seinen Wilden wieder ein, und entschuldigte sich täppisch, als wir ihn fragten, warum er uns sein Wort gebrochen habe. Um 2 Uhr Nachmittag brachen wir auf, um nach Pakolut zurückzukehren. Tauk-e-Tok gab uns das Geleite und wir hatten eine ziemlich angenehme Wanderung längs dem Strande des Stillen Ozeans, da der Regen der vergangenen Nacht den Sand hart gemacht hatte. Wir übernachteten in Pakolut und erhielten einen sehr herzlichen Willkomm von Tokat und seinen freundlich gesinnten Wilden. Zu unserem Vergnügen bemerkten wir, daß die Waffen von Tauk-e-Tok's Leuten rostig waren, was uns bewies, daß sie eine sehr unbehagliche Nacht in den Büschen verbracht hatten.

Bei unserer Rückkehr erörterte Mr. Brown den Preis des Landes mit Tauk-e-Tok und seinen Häuptlingen, welche erst 300 Dollars verlangten, sich dann mit 100 Dollars begnügten und einwilligten, uns für diese Summe ein großes Stück vom Südende der Halbinsel abzutreten. Eine Ratsversammlung von etlichen zwanzig Häuptlingen und Aeltesten unter Tauk-e-Tok's Vorsitz ward auf dem freien Platz des Dorfes abgehalten, um die Bedingungen zu erwägen; sie willigten ein, uns das Land zu verkaufen und uns bei der Arbeit Schutz und Beistand zu gewähren. Die Eintracht des Vorgehens ward einigermaßen gestört durch die Ankunft der Häuptlinge eines feindseligen Stammes, welche auf die Nachricht, daß der Stamm Koalut Geld einnehmen sollte, gekommen waren, um von Tauk-e-Tok Entschädigung zu verlangen für einige Stücke Rindvieh, welche ihnen vor einigen Monaten durch seine Leute gestohlen worden waren und wofür sie mit Wiedervergeltung drohten. Da uns dies jedoch nicht berührte, nahmen wir unser Abendbrot vor der Hütte, worin wir übernachten sollten, beim Scheine von Talgkerzen ein. Die Hitze war beinahe unerträglich. Wir hatten uns unsere Betten auf dem Boden, d. h. auf einigen Brettern mit Matten darüber, zurecht gemacht, wurden aber noch lange wach erhalten durch Hundegebell und das Hin- und Hergehen der Wilden und das unaufhörliche Schwatzen Tschoh's, welcher sein möglichstes that, um die Häuptlinge von den Vorzügen der chinesischen Herrschaft und Sitten zu überzeugen.

25. Juni. Tschoh setzte den Kaufvertrag über das Land mit den Wilden auf und mein Junge machte drei schöne Abschriften davon, worauf Tauk-e-Tok und fünf von den angesehensten Häuptlingen ihn unterzeichneten, indem sie die Spitzen ihrer Zeigefinger in die chinesische Tusche tauchten und am Fuße der Urkunde einen Abdruck davon machten. Die 100 Dollars wurden dann an Tauk-e-Tok und an einen andern Häuptling ausbezahlt und Mr. Brown verteilte unter die Männer und Weiber einige Glasperlen und etwas rotes Tuch, das er für diesen Zweck mitgebracht hatte. Als alles zu unserer Befriedigung erledigt war, verließen wir um 8 ½ Uhr Morgens Pakolut und traten in unseren Sänften den Rückweg an. Beim Verlassen des Dorfes sahen wir Tauk-e-Tok's Leute in einem weiten Halbkreise außerhalb in den Büschen aufgestellt, jeder mit seiner Luntenflinte und doppelten brennenden Lunten in der Hand. Wir waren kaum in Scheomalee angekommen, so hörten wir Gewehrfeuer in der Richtung von Pakolut und erfuhren von den Führern, daß der Kampf wegen des Rindviehs begonnen habe. Wir erreichten Tschai-tschêng erst um 4 Uhr Nachmittags, da der Weg infolge des Regens sehr lehmig war und die Träger sehr ermüdete. Die Leute in dem Dorfe hatten erwartet, uns nicht mehr wiederzusehen, da ihnen ein Gerücht zugekommen war, wir seien von den Wilden angegriffen und erschlagen worden, und einige der finsteren Offiziere schauten drein, als bedauerten sie förmlich, daß das Gerücht sich als unwahr erweise.

Am 26. Juni brachen wir um 7 Uhr Morgens von Tschai-tschêng auf und trafen nach mehrfachem Halt um 4 Uhr Nachmittags in Tscha-tong-ka ein, wo wir uns am 27. von Tschoh verabschiedeten. Ich verließ ihn mit Bedauern, da sein heiteres Wesen und seine unermüdliche Rührigkeit und Thatkraft ihn für uns zu einem ebenso nützlichen als angenehmen Reisegefährten gemacht hatte. Als wir Tscha-tong-ka verließen, kamen wir an einer langen Reihe nach Süden marschierender Soldaten mit einem Geldtransport vorüber, übernachteten in Tan-kang und zogen am andern Morgen um 5 Uhr 30 Min. weiter nach Takow, wo wir um 2 ½ Uhr Nachmittags nach einer Abwesenheit von 11 Tagen wieder eintrafen.

Seit der eben geschilderten Reise sind nun 9 Jahre vergangen. Die chinesische Herrschaft hat sich über ganz Formosa ausgedehnt; in Ho-tung, wo wir nur Grashütten und eine Stockade gefunden hatten, ist eine große, mit Mauern umgebene Stadt entstanden; auf dem Vorgebirge, welches wir nur mit so vieler Mühe erreicht hatten, ist ein großer Leuchtturm ersten Ranges entstanden, bei dessen freundlichem Lichte der Seefahrer nun diese früher so gefürchtete Stelle umschifft. Es ist nun wenig Gefahr mehr vorhanden, daß eine schiffbrüchige Bemannung ermordet wird, und die Segnungen der chinesischen Zivilisation haben die Herrschaft des Wilden verdrängt, welcher, so malerisch und interessant er auch sein mag, im besten Falle ein grausames verräterisches Geschöpf ist. —

Als der Präsident Mr. Beazeley vorstellte, sagte er, der zu erwartende Vortrag schildere eine Ueberlandreise

auf der Insel Formosa, von Takow nach dem Südkap. Mr. Beazeley habe diese Reise in amtlicher Eigenschaft unternommen, als er noch im Departement der öffentlichen Arbeiten im Dienste der chinesischen Regierung angestellt und mit der Errichtung von Leuchttürmen betraut war, wo er längere Zeit mit der Erbauung eines solchen auf einer der Pescadores beschäftigt gewesen sei. Die Küste von Formosa sei wegen der Menge der daselbst vorkommenden Schiffbrüche berüchtigt gewesen, bei deren einem die dort gescheiterten Personen von den Wilden erschlagen worden seien. Der Zweck von Mr. Beazeley's Reise sei die Errichtung eines Leuchtturms auf dem Südkap gewesen. Dieser Vortrag sei der dritte, welcher in der Gesellschaft über Formosa gehalten werde; der erste sei 1861 von Herrn Konsul Swinson gehalten worden und habe sich beinahe ausschließlich mit dem Norden der Insel befaßt; aber der zweite, 1871 von Mr. Thomson gehaltene, habe eine interessante Reise in das Innere nach dem großen Gebirgszuge geschildert. Mr. Thomson sei ein geschickter Photograph gewesen und habe an jenem Abend eine Anzahl schöner, von ihm aufgenommener Photographien vorgelegt. Der Name Formosa sei nicht der chinesische der Insel, sondern derselben in Anerkennung ihrer Schönheit von den ersten Entdeckern verliehen worden, und nicht mit Unrecht gelte die Insel für eine der schönsten auf der Erde. Er habe, wie gewöhnlich, das Vorrecht gehabt, den Vortrag zu lesen, und er verdanke der Güte des Mr. Beazeley noch gewisse weitere höchst interessante Nachrichten und Thatsachen über die Insel, welche leider in dem Vortrage nicht haben erwähnt werden können. Formosa nehme bekanntlich in diesem Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch, weil die französische Regierung sich derselben zu bemächtigen und sie als Pfand für die Bezahlung der von der chinesischen Regierung verlangten Entschädigung zu behalten gedenke, in der Absicht, sich durch die Erträgnisse der Zölle und der Kohlenbergwerke im Norden der Insel bei Kelung bezahlt zu machen. Wenn aber dies die Quelle der Deckung für die sehr bedeutenden Entschädigungsansprüche der französischen Regierung sein sollte, so werde es mit der Abtragung derselben sehr langsam gehen, denn der Gesamtbetrag der Einfuhr auf fremden Schiffen stelle sich für das Jahr 1883 in runder Summe auf 758,000 Pfund Sterling, der der Gesamt-Ausfuhr auf 1,178,000 Pf. St., der des ganzen ausländischen Handels also auf 1,936,000 Pf. St. Von dieser Summe bestehe ein Drittel in Ulang-(Oolung-)Thee, im Werte von 640,000 Pf. St. Dieser zunächst an Bedeutung ist der Zucker mit 473,000 Pf. St., während die gesamte Ausfuhr an Kohle sich nur auf 32,000 Tonnen im Werte von 17,000 Pf. St. belief. Von den übrigen, minder bedeutenden Ausfuhrartikeln waren Turmeric im Werte von 14,000 Pf. St. und Kampher mit 11,000 Pf. St. die wichtigsten. Die Insel ist wegen Mangels an guten Häfen nur schwer zugänglich und die Geologen behaupten, daß sie sich langsam emporhebe, was den Zugang zu den Häfen immer schwieriger machen würde. Mr. Beazeley versichert, selbst verschiedene Oertlichkeiten gesehen zu haben, wo man deutlich bemerken konnte, daß das Meer zurückgewichen sei und das Land sich gehoben habe. Formosa sei etwa halb so groß wie Irland. Mr. Beazeley habe zwar die zu schildernde Reise schon vor einigen Jahren gemacht, aber jene Gegenden im vergangenen Jahre wieder besucht, um sich von der Vollendung seines Werkes zu überzeugen, so daß er vielleicht die zuverlässigste Auskunft zu geben vermöge.

Mr. E. Colborne Baber meinte, er möchte die Gestalt der Insel, welche Mr. Beazeley einer Hacke mit kurzem Stiel verglichen habe, lieber einem Fisch vergleichen, dessen Nase Japan zugekehrt und dessen Schwanz das von Mr. Beazeley besuchte Südkap sei. Der Rückgrat dieses Seeungeheuers sei ein Gebirgsrücken, der mitten durch die Insel verlaufe und dessen hervorragendste Wirbel der Mount Sylvia im Norden und der Mount Morrison etwas südlich von der Mitte der Insel, beide ungefähr 12,000 F. hoch, seien. Mr. Beazeley habe dieselben zwar bis zum Gipfel mit Wäldern bekleidet geschildert, welche Angabe auch gar nicht bezweifelt werden solle; aber er (Mr. Baber) habe noch spät im Juni auf den nördlichen Teilen des Gebirges Schnee gesehen. Wenn er die Gestalt der Insel mit einem Wal vergleiche, was allerdings nicht genau zutreffe, so könne er wenigstens an der Insel gewissermaßen die Spritzlöcher des Wals in Gestalt von heißen Schwefelquellen und Dampfhöhlen nachweisen, welche fortwährend einen großen Strom schwefeliger Dünste ausstoßen. Der britische Konsul in Tamsui wohne nur einen Morgenspaziergang weit von einem unthätigen Vulkan, dessen Gipfel einen Krater von 400 Yards Durchmesser aufweise, und nur 10 e. Ml. davon sei ein ähnlicher Ort, das Ziel häufiger Ausflüge der europäischen Residenten, mit einem Strom heißen Wassers, etwa 15 Yards breit und 5 bis 6 Fuß tief, und einem kalten Wasserfall, der sich aus einer Höhe von 50—60 Fuß herabstürze. Der umgebende Landstrich sei natürlich verbrannter Boden ohne eine Spur von Vegetation; allein nur eine Viertelmeile davon finde man eine üppige Vegetation und die besten Ananas auf Formosa, welche er ohnedem für die vorzüglichsten in der ganzen Welt halte und die förmlich am Rande des Avernus gezüchtet werden. Die meist aus Ebenen bestehende Westseite der Insel sei von Chinesen bewohnt; das Gebirge aber und die östliche Seite seien der Aufenthalt von Stämmen, welche man im allgemeinen und sehr unhöflicherweise als Wilde bezeichne, und die ohne Zweifel von malayischer Abkunft seien. Zwischen diesen beiden Rassen herrsche ein Krieg bis aufs Messer; allein es sei noch ein dritter Volksstamm vorhanden, welcher bei den Chinesen den Namen der Pepohuans oder Fremden der Ebene führe, sich mit beiden Parteien freundlich stelle und von dem es gewiß erscheine, daß aus ihm die

Bewohner der Ebenen während der Besetzung der Insel durch die Holländer im 17. Jahrhundert bestanden haben. Diese Ureingeborenen seien im Besitze von Handschriften, die schon von Europäern gesehen, über welche aber noch keine genügenden Auskünfte veröffentlicht worden seien. Mr. Beazeley werde ohne Zweifel mit dieser Thatsache bekannt sein und mit ihm bedauern, daß bisher noch keine Schritte gethan worden seien, um sich Abschriften davon zu verschaffen. Er bezwecke mit der Erwähnung derselben nur zur Entdeckung und Sammlung jener Urkunden anzuregen, welche sich als unschätzbar für die Förderung der Kunde der Ethnologie und Linguistik erweisen dürften. Er möchte sich die Frage erlauben, warum niemand eine Monographie über die Insel schreibe, wofür doch so viel Material vorhanden sei. Man besitze eine große Menge alter holländischer Nachrichten und dürfte noch viel mehr in den holländischen Archiven finden. Während der 20 Jahre des Aufenthalts einer englischen Gemeinde auf Formosa seien schon mehrere Vorträge über diese Insel in der Kgl. Geographischen Gesellschaft gehalten worden. Ein Herr, welcher nun im britischen kolonialen Dienste eine hervorragende Stelle bekleide, habe lange unter jenen Wilden gelebt und rede angeblich mindestens zwei von ihren Sprachen, und dennoch wisse das allgemeine englische Publikum wenig mehr von dieser Insel als in den Tagen jenes scharfsinnigen Betrügers George Psalmanazar. Er wolle die Gesellschaft nicht mit einer Schilderung seiner eigenen Reise unter den Wilden an den unteren Abhängen des Mount Sylvia belästigen, aber mit einer Anekdote schließen, welche für die Sitten und Bräuche jener sogenannten Wilden bezeichnend sei. Eine Gesellschaft englischer Offiziere von einem Kriegsschiffe landete auf der Insel, begegnete einem Trupp mit Luntenflinten bewaffneter Wilden und forderte diesen zu einem Wettschießen heraus. Man befestigte eine Scheibe an einem etwa hundert Schritte entfernten Baum und die Offiziere schossen nach ihrer Ansicht ziemlich gut darauf, ohne jedoch die Eingeborenen zum Staunen zu bringen, die nun, als die Reihe zum Schießen an sie kam, wie Ein Mann sich in die Büsche schlugen, durch das Unterholz auf dem Bauch bis auf etwa drei Schritte von der Scheibe hinkrochen und diese dann aus solcher Entfernung natürlich genau ins Zentrum trafen. Als nun die Engländer sich verwahrten, daß eine derartige Methode der Ausführung der Wettbewerbung kaum billig sei, erwiderten die Eingeborenen: „Wir verstehen nicht, was ihr unter billig meint, aber jedenfalls ist dies die Art und Weise, wie wir die Chinesen niederschießen.“ — Er habe beabsichtigt, die europäischen Nationalitäten zu schildern, welche Formosa besetzt gehalten hätten. Eine derselben waren natürlich die Holländer; auch die Spanier hätten einen Teil der Insel besessen, und ebenso, wenn er nicht irre, auch die Portugiesen 2c.

Dr. Collingwood äußerte, er habe mit großem Interesse dem gehaltenen Vortrage zugehört, welche die abenteuervolle Reise Mr. Beazeley's nach dem Süden der Insel schildere. Er selbst habe sich einige Zeit unter der Bevölkerung des Nordens aufgehalten. Es könne nicht bezweifelt werden, daß die Insel in der Hebung begriffen sei, und aus dem Ansehen eines Riffs (Pratas), das er besucht, scheine ihm hervorzugehen, daß auch der Meeresgrund sich zu heben scheine. Es gebe nur vier Häfen auf Formosa: Takow, Tamsui, Kelung und Su-ao, und er habe sie alle in dem britischen Kriegsschiff „Serpent“, Kapitän Bullock, besucht. Der Hafen von Takow sei äußerst eng, der von Tamsui habe eine ungeschickte Barre; Kelung habe einen sehr großen und geräumigen Hafen, bestehend aus einer Aushöhlung, welche das Meer in den Sandsteinfelsen gemacht habe, deren Schichtung noch an den Seiten des Hafen zu sehen sei. Er habe die Schwefelquellen bei Tamsui besucht und sie in den Verhandlungen der Kgl. Geographischen Gesellschaft vom Juni 1867 geschildert. Er habe auch die sog. Kohlenbergwerke zu Kelung besichtigt, welche übrigens unter chinesischem Betrieb von keiner großen Bedeutung seien; der Kohlensaum sei an der Stelle, wo er zu Tage streiche, nur 2 ½ Fuß mächtig, es seien keine Schachte abgeteuft, sondern der Abbau ein ganz ebener, und 300 Häuer fördern täglich etwa 80 Tonnen. Die Kohle sei eine sehr magere, von einer tertiären Art, sehr unrein und werde den Schiffen ungefähr zu 15 Sh. per Tonne geliefert. Su-ao sei der einzige Hafen auf der Ostküste und es sei nicht vielen Personen vergönnt gewesen, diesen interessanten Ort zu besuchen. Als er in Tamsui gewesen sei, habe der Vizekonsul Mr. Gregory in der Meinung, daß einige Erkundigungen bezüglich der Leichtigkeit des Einlaufens in den Hafen von Su-ao gestellt werden könnten, den Kapitän Bullock veranlaßt, denselben zu besuchen und eine Vermessung und Aufnahme desselben vorzunehmen. Sie seien also dorthin gegangen und haben sich einige Tage in einem von den Kibalan, den gezähmten Eingeborenen, bewohnten Dorfe aufgehalten. Diese seien ganz verschieden von den Chinesen, von kräftigerer physischer Gestalt, mit langem Haar und ganz hübsche Leute. Auch ihre Sprache sei vom Chinesischen ganz verschieden, und sie leben überdies mit den Chinesen auf freundlichem Fuße. Seine Gesellschaft sei begierig gewesen, einige wirkliche Wilde zu finden, und habe deshalb von der Bucht aus einen Ausflug ins Innere machen wollen. Sie seien in Gesellschaft, bewaffnet mit Flinten, Pistolen und Säbeln, aufgebrochen und haben einige der Kibalan als Führer mitgenommen, welche aber sehr ungern mitgegangen seien, da sie erschlagen zu werden fürchteten. Die Gesellschaft habe sich eine ziemliche Strecke weit in die Dschungel hineingewagt, aber wieder umkehren müssen, ohne die Wilden zu sehen. Er habe eine Anzahl Worte aus ihrer Sprache gesammelt, welche in einem vor der Ethnographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag des Mr. Crawford enthalten seien. Die Kibalan seien sehr ruhig und freundlich. Der Präsident habe vergessen, eines

dritten Vortrags über Formosa zu erwähnen, welcher vor der Geographischen Gesellschaft gehalten worden sei, nämlich der Schilderung einer kleinen Reise, welche er (Dr. Collingwood) zu Flusse von Tamsui nach Kelung gemacht habe. Zwischen Tamsui und Kelung habe seine Gesellschaft es absolut unmöglich gefunden, in den Busch zu schießen, weil sie in jeder möglichen Richtung, wohin sie nur blickten, Gesichter gesehen habe, meist von Weibern und Kindern. Die ganze Küste zwischen Tamsui und Takow sei sehr niedrig, aber man bekomme gelegentlich eine sehr schöne Aussicht auf das Gebirge. Der erste Anblick desselben sei ihm beim Einlaufen in den Hafen von Takow geworden und habe ihn durch seine Pracht auf das höchste überrascht.

Zum Schluß der Erörterung drückte der Präsident (Lord Aberdare) sein Bedauern darüber aus, daß zwei Herren, auf deren Anwesenheit er gerechnet habe, nicht gekommen seien, nämlich Mr. Thomson, der zwar in London, aber leider durch Unpäßlichkeit verhindert sei, und Mr. Pickering, der Herr, dessen Mr. Baber erwähnt und der lange auf Formosa gelebt und sich mit den Sprachen mehrerer Stämme bekannt gemacht habe, aber genötigt gewesen sei, nach Singapore zurückzukehren, wo er die Stelle eines Protektors der chinesischen Kulies bekleide. Die Bevölkerung von Formosa scheine teils aus Chinesen, den Eindringlingen und Eroberern des Landes, teils aus Malayen, welche auf den meisten Inseln jener Region gefunden werden, teils aus eingeborenen Stämmen gleichviel von welcher Rasse, und teils aus Mischlingsrassen aus der Kreuzung aller dieser Völkerschaften zu bestehen. Mr. Baber habe von dem Vorhandensein schriftlicher Urkunden unter den eingeborenen Stämmen gesprochen und Mr. Beazeley scheine von denselben gehört zu haben; es würde sich daher der Mühe der auf der Insel wohnenden Europäer verlohnen, sich einige jener Schriften zu verschaffen zu versuchen. Es bestehe ein Zweigverein der Asiatischen Gesellschaft in Shanghai und er möchte diesen bitten, daß er über diesen Gegenstand sichere Nachrichten einzuziehen versuche. Man habe neuerdings viel von Formosa gehört und er glaube, ohne auf das Gebiet der Politik überzugreifen, daß man künftig noch mehr davon hören werde. Einer der Vorteile eines Kriegszustandes sei, daß die öffentliche Aufmerksamkeit sorgfältiger auf Oertlichkeiten gerichtet werde, mit deren Namen man längst vertraut gewesen sei, ohne daß der Geist bestimmte Begriffe damit verbunden habe. Er erwarte, daß man in einigen Jahren soviel von Formosa wisse, als man nun vom Sudan zu erfahren beginne. Mr. Beazeley scheine mit den die Insel bewohnenden Rassen, von denen einige furchtbar genug und von den von Dr. Collingwood im Norden getroffenen sehr verschieden seien, nicht immer in angenehmen oder behaglichen Verkehr gekommen zu sein. Man habe bisher keine Kunde über die spezielle Familie in den Nationen der Welt gehabt, zu welcher die eingeborenen Bewohner Formosa's gehörten, und er möchte die Reisenden im fernen Osten freundlich bitten, der Gesellschaft den Vorteil irgend welcher Kunde über diesen Gegenstand zukommen zu lassen, welche sie aufzubringen imstande sein würden.

Zwei Mitteilungen aus Chile.

1. Nicht glasierte Kochtöpfe.

Herr Hauptmann E. Böttticher sagt in seinem Aufsatz „Ueber die Beziehungen der Bauerntöpferei zur Keramik der Nekropolen" Seite 53: „Das Mindeste, was von einem Gefäß verlangt werden muß, das Flüssigkeiten aufnehmen soll, ist wohl Wasserdichtigkeit. Wasserdicht können aber die unpolierten und unglasierten, kaum halbgebrannten Thongefässe von Hissarlik und anderen Orten unmöglich sein, denn wie uns jedes Handbuch der Keramik sagt, macht erst die Glasur Gefässe aus poröser Irdenware wasserdicht. Somit können (beiläufig bemerkt) auch die famosen unglasierten und unpolierten Pithoi aus ordinärem Ziegellehm unmöglich Wasser-, Wein- oder Oel-Vorratskrüge gewesen sein."

Daß beide Behauptungen irrig sind, kann man in Chile in jeder Küche und fast auf jedem Landgut sehen. Alles ordinäre Kochgeschirr, alle irdenen Näpfe, Schüsseln und Teller werden in Chile noch heutigen Tages, wie vor der Ankunft der Spanier, aus freier Hand gemacht, und werden nicht glasiert, sondern einfach gebrannt, und zwar ziemlich schwach, oft nur in einem Feuer von Stroh. Sie werden inwendig geglättet oder poliert mit einem von Natur glatten Stein, dem Bruñidor, von schwarzblauer Farbe, welcher meist ein Rollkiesel von Kieselschiefer ist. Um darin kochen zu können, müssen sie noch „kuriert" werden (curado). Dieses geschieht auf folgende Weise. Man setzt die Töpfe auf das Feuer und schüttet, wenn sie recht heiß geworden sind, Milch hinein, die man darin umschwenkt. In Ermangelung der Milch kann man auch ein Fett oder Seife nehmen; es sind also in jedem Falle fettige Substanzen, welche bewirken, daß die innere Fläche des Topfes kein Wasser durchlassen kann. Jede Köchin versteht es, das neue, auf dem Markte oder von einem auf der Straße herumreitenden Händler erkaufte Irdengeschirr zu kurieren, und die Handbücher der Keramik haben Unrecht, wenn sie behaupten, die Glasur sei das einzige Mittel, Irdenware wasserdicht zu machen.

Was die großen, zum Aufbewahren von Wein, Wasser, Oel bestimmten Gefässe betrifft, so sind es in Chile dieselben wie in Süditalien und Sicilien, wo man sie im Anfang der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts häufig in Gebrauch sehen konnte, und ist ihre Verfertigung unstreitig aus Spanien nach Chile gebracht. Jetzt werden sie in Chile kaum mehr gemacht und sind sie, seitdem man den Wein

rationeller bereitet, durch hölzerne Fässer ziemlich verdrängt, allein als ich vor etwas mehr als 30 Jahren nach Chile kam, sah man sie fast in jeder Landwirtschaft im Gebrauch, um darin den Wein aufzubewahren. Sie heißen Tinajas. Sie werden jedes Jahr innen gewaschen und mit Gyps überzogen und so lassen sie auch ohne Glasur keine Flüssigkeit durch. Wenn man keinen Gyps zum Ausschmieren der großen thönernen Dolia nehmen will, so wendet man zu diesem Zwecke Pech oder irgend ein Harz an, und so mögen es auch die alten Trojaner, Griechen und Römer gemacht haben.

2. Der von Dr. Güßfeldt in Chile entdeckte Gletscher.

Ich lese im „Ausland" dieses Jahres, Seite 69 (letzte Zeile): „Dr. Güßfeldt entdeckte[1] übrigens einen Eisstrom, ... das obere Ende eines Seitenthals des Cachapual, der sogenannte Cajon de los Cipreses, ist von einem prächtigen, gegen 18 Km. langen Gletscher, dem sogenannten Adagletscher, angefüllt." Einige Jahre früher hatte diesen Gletscher bereits Mr. Charles Wiener entdeckt, und seine Entdeckung in einer belgischen Zeitung bekannt gemacht. (Beiläufig gesagt, hat derselbe Herr auch die Zeichnungen, welche sich auf einem der beiden mit hieroglyphischen Figuren bedeckten Steine des Cypressenthales befinden, und welche F. Toribio Medina in seinem vortrefflichen Werke: Aborijenes de Chile, Figur 232, abgebildet hat, entziffert und gefunden, daß sie ein Denkmal der großen Schlacht sind, welche das erobernde Heer der Incas den Chilenen [in dieser Sackgasse der hohen Cordillere, wo gar kein Heer Platz hat!] geliefert und hat selbst dort noch Knochen der Gefallenen gesammelt, die er aber dem Dr. Heinrich v. Dessauer nie zeigen wollte. Er machte die Exkursion nach dem Gletscher in Gesellschaft der Herren Henningsen und Benedetti von hier.) Frankreich und Deutschland können sich also um den Ruhm streiten, diesen Gletscher entdeckt zu haben. Weiter im Süden z. B., bei Talca, gibt es noch mehr Gletscher, welche ich zukünftigen Reisenden zur „Entdeckung" empfehlen kann.

Armer, bedauernswerter Gletscher des Cypressenthales! Wir kennen ihn wenigstens seit 20 Jahren; jedes Jahr machen Badegäste von Cauquenes Vergnügungstouren nach diesem Gletscher und der nicht weit unterhalb desselben sprudelnden Agua de la Vida; wir machen jeden Reisenden, der sich dafür interessiert, auf dieses Thal mit seinen Gletschern aufmerksam, wie es auch mit den Herren Wiener und Güßfeldt geschehen ist, und doch mußte er erst von den Herren Wiener und Güßfeldt entdeckt werden!! Die Beschreibung einer Exkursion, die ich mit meinem Sohne im Jahre 1875 hauptsächlich in botanischer Beziehung in das Cypressenthal bis zum Fuße des Gletschers gemacht habe, findet sich in den Anales de la Universidad de Chile, tom. 47, p. 651. Der Entdecker des Gletschers ist Don Dingo Barros Arana; er besuchte ihn im Jahre 1872 mit mehreren Freunden. Vorher hielt man ihn für einen bloßen banco de nieve, wie ihn die Hirten dort nennen.[1]

Santiago, 27. März 1885. Dr. R. A. Philippi.

[1] Wenn diese Behauptung unrichtig ist, so trifft die Schuld davon weder Herrn Dr. Güßfeldt noch uns, sondern den Berichterstatter der Proceedings of the Royal Geographical Society in London, denen unser Bericht entlehnt ist.

Anm. d. Red.

Geographische Neuigkeiten.

Iwanoff über das Hochland Pamir. Der bekannte russische Reisende Iwanoff, welcher seit einigen Jahren Mittelasien bereist, hat in einer neuern Nummer der St. Petersburger „Iswestiya" weitere Einzelheiten über die Topographie, die Bewässerung und die Berge von Pamir gegeben, denen wir hier das Wesentlichste entlehnen. Die hauptsächlichsten Schlüsse, zu denen er nach einem umfassenden Studium des Gegenstandes gelangt, sind folgende: Der Name Pamir wird gewöhnlich auf die ganze Region angewendet, welche an den Quellen des Amu-Darja liegt; er gilt nicht für bestimmte Teile derselben, wie Groß- und Klein-Alichur, Khargoschi und die Serez-(Sares-)Pamirs. Diese Oertlichkeiten sind bei ihren Bewohnern nur unter einem einzigen Namen und ohne das Wort Pamir bekannt. Das Pamir ist, nach den besten Autoritäten und nach den Aussagen der Eingeborenen selbst, eine so hohe Hochebene, daß auf ihr nur noch Gras wächst, eine Region, worin weder Getreide noch Bäume gedeihen und deren einzige Bewohner die Argali oder wilden Bergschafe, die Yaks (Poëphagus grunniens) und einige arme Kirgisen sind. Das Wort „Pamir" wird abgeleitet von bam, Dach, und bildet mit der persischen Endung i oder vielleicht mit dem kirgisischen „ir", d. h. Ort, Erde, das Wort Pamir oder Pamilo, nach der gewöhnlichen Auffassung soviel wie „Dach der Erde". Das Pamir erstreckt sich in Hufeisenform von Nord nach Süd, d. h. vom Taldyk-Paß im Alai-Gebirge nach dem Almayan (dem oberen Vakhan-Darja) nördlich vom Hindukusch, 200 e. Ml. weit; von Ost nach West, d. h. von dem kaschgarischen Tasch-kurgan im Osten bis Sardym in Shighnan im Westen, etwa 170 e. Ml. weit. Innerhalb dieser

[1] Dr. Heinrich v. Dessauer hat sich in drei aufeinanderfolgenden Sommern mit Untersuchung dieses Gletschers beschäftigt, und wollte eine erschöpfende Arbeit über denselben liefern. Sein plötzlicher Tod hat ihn wahrscheinlich verhindert, das Werk zu vollenden, sonst würde es gewiß von seiner jetzt in München lebenden Witwe bekannt gemacht worden sein. Ich habe übrigens den Gletscher nie „Ada" nennen hören; möglich ist es, daß die Hirten der Hacienda Cauquene ihn so benennen. Wir kennen ihn nur unter dem Namen: „Gletscher des Cypressenthals", Ventisquero del Cajon de los Cipreses.

Grenzen, welche einen Flächenraum von 67,000 Quadratwersten umschließen, ist das Pamir in allen Richtungen durchkreuzt und im Maßstab von fünf Werſten auf den Zoll vermessen worden, und zwar mit Hülfe von elf astronomisch festgestellten Punkten. Seine östliche Grenze wird genau durch die kaschgarischen Gebirge bestimmt, von denen die Hänge plötzlich zu der unten liegenden Ebene abstürzen. Im Norden und Süden sind seine Grenzen ebenso deutlich durch die Gebirgszüge des Alai und Hindukusch bezeichnet. Im Westen findet sich jedoch keine natürliche Grenze. Herr Iwanoff schlägt daher vor, hier eine Linie anzunehmen, welche in beinahe meridionaler Richtung von Kala-i-Pandj, dem westlichsten Punkte von Wakhan, durch die erste bebaute Fläche, durch Sardym Charpan am Khund, Sarez, Tasch-kurgan am Murghab und Altyn mazar am Muk-su hindurch gehen und den Alai zu Daraut-kurgan berühren sollte. Unmittelbar westlich von einer derartigen Linie würde ein Gürtel von Gebirgsland liegen, welcher sich in allen seinen Charakterzügen wesentlich von den grasbedeckten Flächen des eigentlichen Pamir unterscheiden würde. In Bezug auf die vielumstrittene Frage einer meridionalen Polar-Gebirgskette mag bemerkt werden, daß der Name in seiner Anwendung auf eine deutlich geschiedene Bergkette, welche den Hindukusch und den Thian-schan verbindet, längst aufgegeben worden ist. Die Geologen wandten diesen Namen alsdann auf die meridionale Erhebung des Tafellandes, auf die hohe Autorität des Baron v. Richthofen und des verstorbenen Professors Severtsoff hin, an welch letzterer Zeugnis genug zur Begründung seiner Theorie sah. Herrn Iwanoff's eigene Beobachtungen führen ihn aber zu einer entgegengesetzten Ansicht, während er andererseits Severtsoff's Ansichten über die Erscheinungen einer Gletscherperiode auf dem Pamir bestätigt, weil er ganz unverkennbare Beweise für eine solche fand. (Proc. R. G. S.)

Die Entwaldung Rußlands. Eine Original-Korrespondenz aus Odessa im Berliner „Export" vom 7. April über die Wälder in Abchasien gibt interessante Einzelheiten über die üblen Folgen, welche die massenhafte Ausrodung der Wälder auf das Land im allgemeinen hat. Es wird behauptet, die Waldverwüstung umfasse einen Flächenraum von 18,000 Q.-Km. jährlich. Schon die außerordentliche Lichtung der Wälder in den nördlichen Gouvernements Archangelsk, Olonetz, Wologda und Perm, welche allerdings die erstarrende Wirkung der kalten Nordwinde wesentlich mildert, hat nicht nur die landwirtschaftlichen Hülfsquellen des südlichen Rußlands geschädigt, sondern auch das allgemeine Aussehen des Landes modifiziert. Noch vor sechzig Jahren wuchs erwiesenermaßen das Gras in den Steppen dicht und manns-hoch; heutzutage findet sich von diesem Gras keine Spur mehr. Schlechte Ernten bis auf 200 Km. von der Küste herein sind die Regel, und unter sechs Jahren sind gewöhnlich fünf regenlos.

Krasnowodsk. Zwanzig Stunden von Baku und beinahe unter demselben Breitengrade, aber am östlichen Gestade des Kaspi-Sees steht seit 1870 eine Stadt, welche als Ausgangspunkt einer Eisenbahn nach Mittelasien hin und als Handelsplatz und Militärstation eine große Zukunft zu haben scheint und sich rasch entwickelt; sie hat wegen ihrer Lage am Eingang in die Bucht der „roten Wasser" den Namen Krasnowodsk erhalten. Sie steht durch die Boote der sog. Kaukasischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft mit den Hafenstädten am westlichen und nördlichen Ufer des Kaspi-Sees in regelmäßiger Verbindung und diese legen an einem aus Stein und Holz gebauten Molo an. Die Lage der Stadt selbst ist jedoch eine traurige; man sieht nur Steine, Felsen, Sand, eine weite Fläche ohne alles Grün der Vegetation, nur Hügel am fernen Horizont und die Fläche des Sees. Der Hafen ist gut, denn das Wasser bleibt tief bis an das Ufer; aber es fehlt an Trinkwasser, welches, wie in Aden, durch Kondensatoren geliefert werden muß. Die Bucht, die alle Flotten der Welt aufnehmen könnte, ist im Westen durch eine Landzunge geschützt; aber man sieht dermalen dort nur zwei oder drei Dampfer der Schifffahrts-Gesellschaft und einige turkmenische Fahrzeuge oder Boote. Am Strande steht das Regierungsgebäude, umgeben von einer zinnengekrönten Mauer zur Verteidigung gegen etwaige Angriffe der Turkmenen. Die Häuser der Stadt sind aus Stein und nur einstöckig; die Bevölkerung ist ein Gemenge von Armeniern, Persern und Turkmenen. Das materielle Leben daselbst muß ein ziemlich kostspieliges und schwieriges sein, denn außer den Schafen und Schweinen, welche die Turkmenen liefern, muß man alles von Baku oder von der Wolga kommen lassen, und dies ist vielleicht eine der Ursachen, welche die Entwickelung von Krasnowodsk hemmen und den Aufschwung hindern können, welchen die Russen erhoffen. Diese versprechen sich nämlich, Krasnowodsk werde eine wichtige Station jener Eisenbahn werden, die künftig London über Köln, Wien, Odessa, Batum, Tiflis, Baku, Askabad, Saraks, Herat und Kandahar mit Quettah verbinden und dem Suezkanal Konkurrenz machen soll. Man hat nämlich berechnet, daß elf Tage hinreichen würden, um die gewaltige Strecke zwischen London und dem Indus mittelst des Schwarzen Meeres und des Kaspi-Sees zu durcheilen, und man hofft deshalb, daß ein wesentlicher Teil des Verkehrs mit Indien sich dieses Weges bedienen würde. (G. g.)

Die Halbblütigen in Canada. Da der jüngste und, wie vorauszusehen war, so rasch unterdrückte Aufstand der Halbblütigen und Indianer in Canada die Aufmerksamkeit der Gebildeten ganz besonders wieder auf diesen Teil der Bevölkerung des fernen Nordwestens gelenkt hat, so lassen wir unserem früheren Artikel über die „Halbblütigen" („Ausland" 1885, Nr. 2) nachträglich noch einige Bemerkungen folgen. Es ist nicht allgemein bekannt, daß in den Adern der Männer, welche sich dem Auf-

stande Riel's angeschlossen, teilweise das reinste und vornehmste Blut Frankreichs strömt. Wie wir schon erwähnt, kamen im 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert die jüngeren Söhne der besten französischen Adelsfamilien nach Canada, um Abenteuer aufzusuchen oder sich Vermögen zu erwerben, und haben die Zahl derjenigen vermehrt, welche unter dem Namen der Coureurs de bois die Vorläufer, Pfadfinder und Bahnbrecher der Zivilisation in diesem Teile des ungeheuren Landes gewesen sind. Jene kühnen Männer thaten sich in Banden zusammen, wählten sich einen Häuptling, drangen in die Urwälder und Ebenen ein, jagten den Hirsch und Büffel und die Pelztiere und trieben zugleich Handel mit den Wilden, mit denen sie Friedensverträge schlossen. Der von Longfellow erwähnte Baron de Saint-Castin war ein gutes Beispiel von jenen Edelleuten, welche bei Errichtung der Nordwest-Kompagnie (jener Schöpfung von Kaufleuten aus Montreal, welche erstand, um der Hudsons-Bay-Gesellschaft Konkurrenz zu machen) die Leitung von Posten im Norden des Saskatschewan übernahmen. Die Namen Le Camarade de Mandeville, de Saint-Georges, de Laporte, de Saint-Luc, de Lépinais (Lépine), de Chaumont-Racette, Charlais ꝛc., welche viele jener Mestizen noch heute führen, beweisen, daß dieselben von den besten Familien Frankreichs abstammen, die sich damals in Canada niederließen. Diese Coureurs de bois und die Kinder, welche ihnen die eingeborenen Weiber geboren hatten, besaßen lange Zeit keine festen Niederlassungen. Sie durchstreiften jenes unermeßliche Land, und tausend Meilen Wegs dünkten ihnen eine kurze Reise; sie lebten vorzugsweise in der Wildnis und besuchten nur selten die zivilisierten Orte und Ansiedelungen und meist nur, um ihr gewonnenes Pelzwerk zu verkaufen. Sie vergeudeten dann binnen wenigen Tagen in wilden Gelagen die Frucht von jahrelangen Gefahren und Reisen. Als sie sich aber an Zahl bedeutend vermehrten, begannen sie auch Niederlassungen zu gründen, welche bald einige Bedeutung erlangten. Mit Hülfe der katholischen Priester und Missionare, die sich unter ihnen niederließen, gründeten sie bald Kirchspiele an den Ufern des Saskatschewan und des Red River (des Nordens), wo man jetzt die Gemeinden Saint-Boniface, Saint-Vidal, St.-Norbert, Ste.-Agathe, Ste.-Anna, St.-François-Xavier, St.-Laurent, St.-Georges und die Bucht St.-Paul findet und noch überall Spuren von ihnen antrifft. Der Name Qu'Appelle z. B., den heute ein Fluß und eine Stadt führen, rührt von einem Mestizen her, welcher eines Tages im Kahn den Fluß herabfuhr, ein Echo das von seinem Ruder hervorgebrachte Geräusch wiederholen hörte, sich von irgend jemand angerufen glaubte und ausrief: „Qu'appelle?“ Hievon erhielt der Fluß seinen Namen, und an diesem Fluß, welcher sich bei Fort Ellice in den Assiniboine, einen Nebenfluß des Red River, ergießt, den im Süden der Winnipeg-See aufnimmt, gründete im Jahre 1794 ein Beamter der Nordwest-Kompagnie namens Poitras, einen Posten und die Halbblütigen dieses Flußthales sind die Abkömmlinge der Voyageurs und der Kommis und französischen Canadier dieses Postens. — Das Fort La Corne, welches östlich von Prince Albert liegt, wurde 1754 von einem gewissen de la Corne erbaut, der ein höherer Beamter der Nordwest-Kompagnie war und ursprünglich dem Fort den Namen Nigawee, d. h. feuchter Ort, gab. Da wo heute die Stadt Battleford steht, war früher das Fort Brûlé. Im Jahre 1790 führten die Dickbauch-Indianer oder Gros-Ventres einen blutigen Krieg gegen die Beamten der Hudsonsbay-Kompagnie und versuchten, sich des Forts Brûlé zu bemächtigen, welches ein Posten der Nordwest-Kompagnie war, wurden aber mit großem Verlust zurückgeschlagen. Wohin man sich daher in dem unabsehbaren fernen Nordwesten auch wenden mag, überall darf man sicher sein, auf die Spuren und Fährten jener abenteuernden Mestizen zu stoßen. Calgary ist auf der Stelle des früheren Forts Jonquières erbaut worden, Carleton war früher das Fort Quesnel u. s. f. Manche dieser alten Handelsposten sind zerstört worden und zerfallen. Die ehemaligen Ansiedelungen der Halbblütigen sind mit dem Lande groß geworden und sind heutzutage gerade jene blühenden Orte am südlichen Saskatschewan, wo Riel seine Anhänger gesammelt hat, um durch seine neueste vereitelte Schilderhebung denselben politische Rechte zu erkämpfen. Die von den Halbblütigen französischer Herkunft gegründeten Posten und Städte kennzeichnen sich durch ihre französische Namen, während die von der Hudsonsbay-Kompagnie in diesem Landesteile errichteten Forts ꝛc. natürlich nur englische oder schottische Namen führen, wie Carleton, Manchester, Edmonton, Fort George, Cumberland u. s. w. Die Stadt Qu'Appelle, am gleichnamigen Flusse gelegen, ist 32 e. Ml. westlich von Winnipeg, dem Hauptorte der Provinz Manitoba. Ungefähr e. 19 Ml. nördlich von dem Städtchen Qu'Appelle liegt noch ein Fort, welches denselben Namen trägt und von wo aus man in fünf Tagen Clarke's Crossing erreicht. Da durch den Eisenbahnbau, die Vermessung der Ländereien und deren Einteilung in Provinzen viele der Halbblütigen dieser Gegenden ihren früheren Grundbesitz infolge versäumter Meldung verloren haben und mit ihren Reklamationen teils ganz abgewiesen, teils auf den Beschwerdeweg vor Gericht verwiesen worden sind (was für sie mit Abweisung identisch ist), so ist unter der farbigen Bevölkerung der Provinz jene Unzufriedenheit hervorgerufen worden, welche der Schilderhebung Riel's Anhänger und Teilnehmer zugeführt hat. (G. g.)

Punta Arenas. Ueber die chilenische Ansiedelung Punta Arenas in der Magellans-Straße berichtet ein Brief von einem Missionar, der dieselbe besucht hat, im South American Missionary Magazine folgendes: Punta Arenas ist eine Stadt von 4000 Einwohnern und weit größerer Wichtigkeit, als man gewöhnlich ahnt. Es ist durch seine Lage dazu bestimmt, der Zentralmarkt für Feuerland und seine Inseln und für Patagonien von

Santa Cruz bis zum Süden zu werden. Es ist von prächtigen Ländereien umgeben, welche reichlich Wasser, gute Waiden und schöne Wälder enthalten. Hinter einer Ebene, welche sich in sanfter Neigung zum Hafen herabzieht, erhebt sich ein Hügel, welcher die Stadt vor den im Winter herrschenden kalten Winden schützt und ihr eine malerische Lage gibt; ihr Klima wird von den dort ansässigen Aerzten für vorzüglich erklärt. Die eigentliche Stadt besteht aus 18 Häuserquadraten, welche durch meist macadamisierte Straßen von 60 Fuß Breite getrennt sind. Alle Gebäude sind aus Eichenholz aufgeführt; man zählt sechs große Straßen, mehrere Kaffeehäuser und Hotels, sowie Läden verschiedener Art. In der Umgebung liegen 16 Ranchos, welche zusammen einen Viehstand von 40,000 Schafen, 6000 Stück Rindvieh, 2000 Pferden und 2000 Schweinen besitzen. (Proc. R. G. S.)

Der australische Bund.

Es ist schon seit geraumer Zeit die Rede von einer Verbindung, in welcher sich die englischen Kolonien in Australien und Neuseeland vereinigen wollen. Schon zu wiederholten Malen sind besondere Abgeordnete von jeder dieser Kolonien zu einer Versammlung zusammengetreten, um zu ermitteln, auf welche Grundlagen hin diese Vereinigung sich verwirklichen lasse. In ihrer letzten, zu Sydney stattgehabten Versammlung ist nach mühsamen Erörterungen ein Entwurf angenommen, dessen Hauptzweck die Schaffung eines Bundesrats war, dessen Kompetenz sich nur auf fest bestimmte Materien, namentlich auf die Beziehungen der englischen Kolonien zu den Inseln der Südsee, auf die Gesetze über die Freibriefe, wie auf andere Gegenstände, erstrecken würde, welche eine gleichförmige Gesetzgebung notwendig machen; dagegen sind noch keineswegs die Finanzen und noch weniger ein gemeinsames fiskalisches System zur Sprache gekommen.

Angesichts des Interessen-Widerstreites, welchen die Anwendung des Freihandels und des Zollschutzes in zweien der wichtigsten Kolonien geschaffen, haben die Abgeordneten begriffen, daß es unmöglich wäre, das fiskalische System durch den Bundesrat zu regeln, und daß der Bund, wenn er ins Leben treten sollte, einen Zollverein nicht zulassen könnte. Sie scheinen sich ferner eine genaue Rechenschaft von den Wünschen ihrer Mandanten gegeben zu haben, welche durchaus nicht geneigt zu sein scheinen, auf die Vorteile zu verzichten, die ihnen die beinahe vollkommene Freiheit, deren sie genießen, verschafft, oder sich in anderen Dingen als der blos örtlichen Verwaltung der Kontrole einer Zentralgewalt zu unterwerfen.

Dieser beschränkten Vereinigung hat das englische Parlament jüngst seine Sanktion erteilt, ohne derselben jedoch weder in der Form noch im Wesen einen obligatorischen Charakter zu geben. Es wird daher in letzter Instanz noch zu bestimmen bleiben, zu welcher Epoche die Dispositionen der Bill werden in Anwendung gebracht werden können, und gewisse Regeln aufzustellen, welche zur Festsetzung der Vollmachten und Befugnisse wie zur Art und Weise der Thätigkeit des Bundesrats bestimmt sind.

Der neue Stand der Dinge, welchen der Gesetzentwurf für die australischen Kolonien Englands herzustellen strebt, ist daher noch weit davon entfernt, unter die vollendeten Thatsachen eingereiht werden zu können; man darf sich vielmehr fragen, ob derselbe jemals in die Praxis übergehen wird, umsomehr als er unter anderen Klauseln auch eine enthält, welche jeder Kolonie die Befugnis läßt, nach ihrem Belieben von dem Bunde zurückzutreten. Diese Klausel, welche die englischen Kammern unbeanstandet und ohne Verbesserung haben passieren lassen, figuriert sozusagen nur mit prekärem Rechtsanspruch in dem Gesetzentwurf, da nur drei Kolonien, Victoria, Queensland und Tasmanien, die Streichung derselben beantragt, zwei andere dagegen, Süd- und Westaustralien, auf dem Bestehen der Klausel beharrt, und zwei andere, Neu-Südwales und Neuseeland, ihre definitive Entscheidung hierüber nicht abgegeben haben, um sich noch eine Bedenkzeit zu sichern. Diese Abstimmung beweist auf jeden Fall die Unschlüssigkeit, welche bezüglich des föderalen Systems noch unter den Kolonien herrscht und welche hauptsächlich über die Grenzen, in welche man dasselbe einzuschließen beabsichtigt, besteht.

Es ist bei dem ganzen dermaligen Sachverhalt durchaus nicht wahrscheinlich, daß die britische Regierung den Vollzug des Gesetzentwurfes übereilte, welchen das Parlament jüngst gutgeheißen hat, denn die Gründung einer vollständigen und ernsthaften Verbindung der Kolonien in Australien könnte in einer mehr oder minder fernen Zukunft die Losreißung dieser Kolonien vom Mutterlande herbeiführen. Dieselbe scheint im Gegenteil eher dazu angethan, die Bande fester zu schlingen, welche nicht allein Australien sondern, sondern alle anderen Kolonien mit Großbritannien verbünden. Die Bewegung zu Gunsten einer Föderation der verschiedenen Teile des britischen Reiches scheint sich zu beleben, weil sie von mehreren allgemeinen Agentien der Kolonien selbst gefördert wird.

Man darf sich jedoch keine Illusion in Betreff des endlichen Zieles und Zweckes machen, welche man mit diesem Bund zu erreichen strebt; es handelt sich nicht um eine Vereinigung der verschiedenen Legislaturen, sondern um eine innige Uebereinstimmung der vollziehenden Gewalten. Der Wunsch der hauptsächlichsten Förderer dieser Idee geht dahin: die Kolonien über alles, was die Verteidigung und die Politik des gesammten Reiches betrifft, mit zu Rate zu ziehen und im Einverständnis mit ihnen in allen Fragen des allgemeinen Interesses und der gemeinen Wohlfahrt zu handeln; und zu diesem Zwecke schlagen sie die Zulassung von Vertretern der Kolonien

im Parlamente des Vereinigten Königreichs, welches in Wirklichkeit die kaiserliche vollziehende Gewalt kontroliert, vor. Sie veranlassen die Schaffung einer neuen kaiserlichen gesetzgebenden Versammlung, welche für alle Fragen, die die allgemeinen Angelegenheiten des Reiches betreffen, über dem Parlament des Vereinigten Königreichs und der Kolonien stehen solle und in deren gemeinsamem Interesse handeln könne; endlich die Ausstattung der Kolonien mit einem direkteren Anteil von Einfluß auf die kaiserliche vollziehende Gewalt, woneben die verschiedenen Parlamente noch geschieden und unabhängig bleiben sollen. In jedem Falle wird diejenige Verfassung, welche etwa zu adoptieren wäre, nur allmählich und stufenweise angenommen werden, und es würde ohne Zweifel einer langen Zeit bedürfen, um dieselbe festzustellen.

Ueberdies hat das britische Ministerium erst vor kurzem durch eines seiner angesehensten Mitglieder seine Ansichten, wie sie sich wenigstens vorläufig über diese Vorschläge einer Verbündung oder Föderation gestalten, öffentlich kundgeben lassen. Bei einem Festmahle, welches am 9. Mai dem jüngst zum Gouverneur der Kolonie Neu-Südwales ernannten Lord Carrington gegeben wurde, nahm Lord Derby in ganz natürlicher Weise Veranlassung, seine Ansicht über diesen Gegenstand auszusprechen. Der Lord wünscht allerdings, daß die zwischen England und seinen Kolonien bestehenden Bande dauerhaft seien; allein das beste Mittel zur Erreichung des Zweckes ist seiner Meinung nach, diese Bande sehr elastisch zu lassen, ohne sie zu fest zusammenzuziehen; sie sollen auf eine mehr moralische als mechanische Einheit hin arbeiten — auf eine Einheit, welche mehr durch eine Sympathie der Empfindungen und eine allgemeine Gemeinsamkeit der Interessen, als durch eine strenge administrative Organisation geschaffen würden, welche unter gewissen, noch nicht vorhergesehenen Umständen nur eine Quelle von Störungen werden könnte. Nach einer Anspielung auf die alten nordamerikanischen Kolonien sprang der Redner dann auf einen anderen Ideengang über und gab zu bedenken, daß die Kolonien in einem Parlament des gesamten Reiches leicht durch die Ueberzahl erdrückt und ihre Abstimmung von der Majorität erstickt werden könnte, was ebenso viel heiße, als wären sie gar nicht darin vertreten. Er hoffte, daß im Parlament, infolge der angenommenen Reformen, das System der großen Kommissionen unter den weitesten Bedingungen wieder in Kraft gesetzt werden und daß es in der Zahl dieser großen Kommissionen auch eine geben werde, der die Ordnung der kolonialen Angelegenheiten zu übertragen sei. Er fragt daher: ob, wenn die Generalagenten der Kolonien das Recht haben, sich bezüglich der sie betreffenden und interessierenden Angelegenheiten vor dieser Kommission Gehör zu verschaffen, die Kolonien nicht einer ebenso nützlichen und ausgedehnten Vertretung genießen werden, als es die bestehenden Institutionen nur erlauben? Mit Einem Worte: der Minister zieht den Schluß, daß es ratsam sei, das gegenwärtige Regime alle die Entwickelung verfolgen zu lassen, deren es nur fähig ist.

(Die Ansichten der Parteien im britischen Mutterlande über den Bund der australischen Kolonien und seine Tragweite sind zwar geteilt, allein sie begegnen sich doch in der Befürchtung, daß eine derartige Organisation eine wichtige Stütze und Vorbereitung für einen etwaigen Versuch der Emanzipation der australischen Kolonien und ihrer Losreißung vom Mutterlande sein würde, und im Stillen sind auch alle Parteien davon überzeugt, daß bei dem angeborenen Hang und Drang des Briten nach Selbstregierung die Ablösung der großen Kolonien vom Mutterlande nur eine Frage der Zeit ist. Es liegt daher sicher nicht im Wunsch und Interesse der staatsmännischen und gesetzgebenden Gewalten des Mutterlandes, durch Begünstigung der innigeren Föderationen der Kolonien einer solchen Eventualität begünstigend vorzuarbeiten.) G. g.

Kleinere Mitteilungen.

Neuigkeiten von Oberst N. M. Prschewalsky.

Von dem unermüdlichen Reisenden und Forscher N. M. Prschewalsky sind am 21. Mai neue Nachrichten in St. Petersburg eingetroffen, die wir freundlichst ermächtigt worden sind, zu publizieren. Der Brief datiert vom Lob-Nor, 29. Januar, trägt auf dem Kouvert den Poststempel Osch im Ferghana-Gebiet, 20. April a. c., und lautet in deutscher Uebersetzung: Rasch sind die anderthalb Jahre seit meiner Abreise von St. Petersburg verflossen. In diesem Zeitraum haben wir 2 Drittel unserer Expedition absolviert, d. h. wir haben in Zentralasien 5200 Werst zurückgelegt und dabei mit Erfolg Gegenden untersucht, die bisher völlig unbekannt waren. Wenn wir nun auch eine reiche Ausbeute in geographischer Beziehung erlangt haben, so ist die naturhistorische Ausbeute etwas ärmer, obgleich immerhin noch sehr beträchtlich Am wenigsten reich ist unsere Ausbeute an Vögeln, deren wir zwar über 1000 Stück gesammelt haben, darunter aber nur eine einzige neue Art, einen Fink, Leucosticte Roborowskyi (von roter Farbe). Mit der Säugetier-Ausbeute steht es bedeutend besser; so haben wir 33 Exemplare von Ursus lagomyiarius in allen möglichen Altersstufen. Ferner sind auch Novitäten vorhanden, so 4 neue Katzen-Arten, nämlich 2 Unzen Irbis superbus n. sp. und Irbis humilis n. sp., und 2 Luchse, Lynx aygar n. sp. und Lynx unicolor n. sp., dann ein neues Reh, Capreolus magnus n. sp., ein neues Wildschaf, Ovis Dalai-Lamae n. sp., eine neue Antilope, Antilope Cuvieri, endlich verschiedene wahrscheinlich neue Arten von Hasen und Pfeifhasen (Lepus und Lagomys). Fische und Kriechtiere sind ziemlich viele gesammelt worden, darunter wahrscheinlich viele neue Arten. Den verflossenen Herbst und Winter haben wir im westlichen Zaidam und im nördlichen Tibet verbracht und daselbst in geographischer Beziehung manches Neue entdeckt. Gestern sind wir am Lob-Nor angelangt und werden den ganzen Februar hier zubringen, um den Vogelzug zu beobachten. März und April benutzen wir zur Reise nach der Stadt Kiria, im Sommer gehen wir in die Gebirge des nördlichen Tibet und im Herbst betreten wir Turkestan. Unsere Sammlungen bleiben für die Zeit der Sommerreise nach Tibet in Kiria; diese bilden 10 Kameel-Ladungen und darunter befindet sich auch ein vorzüglich erhaltener Schädel vom wilden

Yak. Wir sind alle ganz wohl und leben gut und in Freundschaft. Die Soldaten und Kosaken der Expedition sind vortreffliche Leute; natürlich herrscht bei uns eine unerbittlich strenge Disziplin. Ueber die Vorgänge in Europa sind wir fast ein ganzes Jahr ohne Nachricht, ja in den letzten 3 Monaten der Reise sind wir überhaupt keinem einzigen Menschen begegnet — stets nur Wüste. Entschuldigen Sie, daß ich mich so kurz fasse, aber es mangelt mir an Zeit und außerdem bin auch keineswegs sicher, ob dieser Brief überhaupt in Ihre Hände gelangt.

Notizen.

Das Gold am obern Niger. Die Gelände am obern Senegal und namentlich am obern Niger umschließen metallurgische Schätze von einem Umfang und Wert, welche man vorerst noch nicht annähernd berechnen kann. Das Wassulu, das Sankaran, das Bambuk und Burré sind schon längst als goldführende Länder bekannt. Im Lande Kong bildet das Gold die einzige übliche Münze. Die verhältnismäßig kleine Landschaft Burré, ungefähr 20 Lieues südlich von Niagassola gelegen, umfaßt kaum 6000 Einwohner, die sich auf verschiedene Dörfer verteilen, wovon nur fünf, nämlich Didi, Setignian, Kintinian, Baloto und Fatoia von einiger Bedeutung sind. Eine so schwache Bevölkerung erschürft nicht all das Gold, welches unter dem Namen Burré auf die Märkte des Sudan und an die Westküste von Afrika kommt. Diesen Namen geben ihm die eingeborenen Händler, welche den Wert des von ihnen mitgebrachten kostbaren Metalls noch steigern wollen, weil sie wissen, daß die Schwarzen das von Burré kommende Gold für das reinste des ganzen Sudan halten. Sie holen es jedoch häufig auch ans Wassulu oder einfach in Bambuk. Den jährlichen Goldertrag von Burré kann man annähernd ungefähr folgendermaßen berechnen: von den 6000 Einwohnern arbeiten 1000 in den Bergwerken; die Dauer dieser Arbeit erstreckt sich nur auf die Trockenzeit, d. h. auf etwa sechs Monate. Andererseits kann ein glücklicher Arbeiter wöchentlich 3—4 Gros gewinnen, aber die durchschnittliche Ausbeute überschreitet nicht Einen Gran per Tag oder Ein Gros alle vier Tage. Ein Arbeiter gewinnt daher während seiner Campagne 45—50 Gros, was bei 1000 Arbeitern 45—50,000 Gros ausmachen und nach europäischem Geldwert ungefähr 500,000 Franken betragen würde.

* Kapitän W. E. Armit, früher Polizeiinspektor in der Kolonie Queensland, welcher um Mitte des Jahres 1883 eine von den Besitzern des „Melbourne Argus“ nach Neu-Guinea geschickte Expedition leitete, ist nach einer Abwesenheit von sieben Monaten von einer zweiten Reise nach Guinea wieder in Sydney eingetroffen. Er berichtet darüber an die dortige Geographische Gesellschaft, wie folgt: „Ich habe die Inseln Moresby und Basilisk, an der südöstlichen Spitze von Neu-Guinea, die Redlich-Gruppe und den Louisiaden-Archipel, sowie Milne-Bay und East-Cape erforscht. Mit Ausnahme von Basilisk Island hatte kein Weißer diese Orte zuvor betreten, ich habe es ganz allein ohne Begleitung gethan. Ueberall wünschten die Häuptlinge und ihre Leute, daß gute Weiße zu ihnen kommen sollten. Nur von den „shooner men“, wie sie die labour-vessels nannten, welche für die Plantagenbesitzer in Queensland Eingeborene als Arbeiter engagieren oder richtiger rauben, wollten sie nichts wissen. Ich habe eine sehr angenehme und vergnügliche Reise gehabt. Nirgends hatte ich die geringste Schwierigkeit mit den Eingeborenen zu bestehen. Als ich Moresby-Island verließ, versammelten sich 500 Eingeborene, um mir das Geleite zu geben, und beluden mich mit Geschenken von Lebensmitteln u. s. w. H. Gr.

Die New-Yorker Handelskammer rät amtlich von der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ab. In einem an alle Konsulate im Ausland adressierten Rundschreiben sagt die Kammer, es liegen dermalen 45,000 Familien, aus 180,000 Köpfen bestehend, müßig in New-York und der dortigen Munizipalität zur Last, das Elend im Innern sei fürchterlich, und gegenwärtig nach Amerika auswandern, heiße direkt in Armut und Elend sich stürzen. Der Generalkonsul für Oesterreich-Ungarn hat beinahe in denselben Ausdrücken an seine Regierung berichtet.

Die Juden in Deutschland. Nach der Volkszählung von 1880 befanden sich in Deutschland 561,612 Israeliten. In den großen Städten befanden sich: in Berlin 53,949, in Breslau 17,543, in Frankfurt a. M. 13,843, in Hamburg 12,875, in Posen 7063, in Königsberg 5082, in Köln 4523, in München 4144, in Mannheim 4031, in Straßburg 3521, in Hannover 3450, in Leipzig, Mainz und Fürth je 3300, in Nürnberg 3000, in Stettin 2400, in Dresden, Stuttgart und Würzburg je 2300, in Mülhausen im Elsaß, Beuthen in Schlesien und Kempen in Polen je 2100, in Altona 2100 Individuen u. s. w. Nach einzelnen örtlichen Berichten soll diese Ziffer in mehreren Städten seither um 20 bis 22 Prozent gestiegen sein.

Entdeckung der wirklichen Quellen des Mississippi. Kapitän Glazier, von der Marine der Vereinigten Staaten, hat der Englischen Königl. Geographischen Gesellschaft mitgeteilt, daß er die wirklichen Quellen des Mississippi entdeckt habe. Wo dieser gewaltige Strom entspringe, ist lange eine verwickelte Frage gewesen, und Kapitän Glazier organisierte deshalb im Juni 1881 eine Expedition und brach mit derselben auf in der Absicht, sich über diesen Punkt Gewißheit zu verschaffen. Die Expedition begab sich über den Blutegel-See nach dem Itaska-See und drang unter der Führung eines alten Indianers gegen Süden vor. Der Kapitän sah sich für seine Mühe belohnt durch die Entdeckung eines anderen Sees, welcher sich ohne einen Schatten von Zweifel als die eigentliche Quelle des Mississippi erwies. Er liegt unter 47° 13′ 25″ und um 3 Fuß höher als der Itaska-See, welchen man bisher für die Quelle des Mississippi hielt. Man kann daher nun sagen, der Mississippi entspringe in einer Höhe von 1578 Fuß über dem Atlantischen Ozean und seine Länge könne, wenn man frühere Daten als Basis annehme, auf 3184 e. M. angenommen werden. Der Landstrich, worin der Fluß entspringt, ist eine entlegene, unbesuchte und unbevölkerte Region.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

So eben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Handbuch
der
Ausübenden Witterungskunde.
Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Wetterprognose.
Von
Dr. W. J. van Bebber,
Abteilungsvorstand der deutschen Seewarte.
Zwei Theile.
I. Theil: Geschichte der Wetterprognose.
Mit 12 Holzschnitten. gr. 8. geh. Preis M. 8. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 25. Stuttgart, 22. Juni. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Faktoren des Weltverkehrs. (Maß, Zeit, Gewicht und Wert.) Von Wilhelm Bosse. S. 481. — 2. Die Shetlands-Inseln und ihre Bewohner. Eine Reiseskizze. S. 486. — 3. Kirgisische Totenfeier. S. 489. — 4. Die Verbrecherkolonie in Neu-Kaledonien. Von H. Greffrath. S. 491. — 5. Die Häringsfischerei auf Island. S. 493. — 6. Die Westküste von Holstein und die Nordsee-Sturmfluten. S. 495. — 7. Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky. S. 497. — 8. Kleinere Mitteilungen: Der Florida-Kanal. S. 500. — 9. Litteratur. S. 500.

Die Faktoren des Weltverkehrs.

(Maß, Zeit, Gewicht und Wert.)

Seit dem Entstehen der Eisenbahnen, Dampfer- und Telegraphenlinien hat sowohl der lokale, wie der internationale Verkehr einen Aufschwung genommen, den man im Vergleich zu irgendwelchen früheren Perioden unseres geschichtlichen Zeitalters beinahe als unerhört bezeichnen kann. Dabei ist heute noch gar nicht abzusehen, in welchem Maße sich derselbe auch fernerhin noch entfalten wird, da wir uns allem Anschein nach vorläufig noch in den Anfangsstadien eines Zeitabschnittes befinden, welchen man voraussichtlich einmal als den der Erfindungen bezeichnen wird.

Wir wollen uns hier nun keineswegs mit weiteren mutmaßlichen Betrachtungen beschäftigen, sondern einfach konstatieren, daß eben infolge der berührten Umstände allenthalben das Bedürfnis sich gezeigt hat, der Regelung jener Faktoren eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, in welchen einerseits der Verkehr selbst, andererseits das materielle Interesse an demselben zum ziffermäßigen Ausdruck gelangt. Es ist hier das Münz-, Maß- und Gewichtswesen gemeint, in welchem sich seit einigen Dezennien auch thatsächlich namhafte Veränderungen im Sinne der größeren Einheitlichkeit vollzogen haben.

Wenn wir nun auch die Zustände glücklich überwunden haben, wo fast jede Stadt ihr besonderes Maß oder Gewicht, jedes Duodezländchen seinen besonderen Münzfuß aufwies, so zeigen sich auf diesem Gebiete doch noch so mannigfache traditionelle Absonderlichkeiten, die als ebenso viele Fesseln und Erschwerungen des Verkehrs anerkannt werden müssen und größtenteils auch thatsächlich anerkannt werden. Betrachten wir z. B. nur die Währungsverhältnisse: Seit Jahr und Tag kämpft man und überbietet sich in Argumenten, daß hier eine einheitlichere Organisation Platz greifen müsse. Man beruft Kongresse, faßt Resolutionen u. dgl., aber trotz alledem sind die Dinge nicht in Fluß zu bringen. Es fehlt hier offenbar an der genügenden Klarstellung eines großen und allgemeinen Gesamtinteresses, einer in großen Zügen allerseits befriedigenden Grundlage, welche es der Mühe wert erscheinen läßt, derselben Konzessionen zu machen. So lange jeder paktierende Teil Gründe und Ursachen hat, seine bestehenden Verhältnisse als den jeweiligen Umständen am besten angepaßt zu halten, so lange eben nichts vorliegt, aus welchem jeder jener paktierenden Teile einen greifbaren Vorteil für sich sowohl, wie für die Gesamtheit erkennen kann, so lange kann man auch an keinen derselben die ernstliche Zumutung stellen, seine eingelebten Systemisierungen zu Gunsten der nächstbesten anderen abzuändern, da dergleichen nicht allein mit erheblichen materiellen Opfern, sondern auch mit dem Aufgeben der mannigfaltigsten Gebräuche oder Gewohnheiten und der daraus resultierenden Bequemlichkeiten verknüpft ist. Man hat sich die Dinge, jeder in seiner Art, nach den bestehenden Formen zurecht gelegt, und soll das, was man gewohnheitsmäßig mit spielender Geläufigkeit übersieht, zu Gunsten einer neuen Ordnung über Bord werfen! Wenn diese Auffassung der Dinge im Interesse der Gesamtheit auch

als eine kleinliche bezeichnet werden muß, so ist sie nichts desto weniger vorhanden, und wo man mit Durchschnittsintelligenzen zu rechnen hat, jedenfalls in sehr beträchtlicher Zahl. Zu derlei schwerwiegenden Umständen, zu denen sich gelegentlich auch wohl noch ein Teil nationaler oder historischer Ehrgeiz gesellt, treten aber auch noch andere Schwierigkeiten, deren Ursache wohl hauptsächlich in der überaus jähen und rapiden Entwickelung des Verkehrs selbst zu suchen ist. In dem großen fortschrittlichen Reigen, der mit den ersten Dezennien unseres Jahrhunderts begann, hat man wohl, gedrängt von der Macht der neuen Verhältnisse, bald hier dem Münzwesen, bald dort dem Maß- und Gewichtswesen eine neuere, mehr entsprechende Ordnung verliehen, aber man hat allem Anschein nach noch gar nicht die genügende Muße zu einer wirklich objektiven Betrachtung jener Fragen in ihrem notwendigen Zusammenhange und der sich daraus ergebenden Konsequenzen gefunden.

Stellen wir uns einmal die Cardinalfrage: in welchen Punkten das materielle Interesse an irgend einer Art des Verkehrs überhaupt zum ziffermäßigen Ausdruck gelangen kann? so kann die Antwort korrekterweise nur auf vier Hauptmomente hindeuten, und diese sind Maß, Zeit, Gewicht und Wert. In den mannigfaltigen Beziehungen dieser vier Faktoren untereinander konzentriert sich alles, was bei realem Verkehr überhaupt in Betracht kommt, und darum ist es unstreitig von der größten Wichtigkeit, daß die gegenseitigen Beziehungen derselben untereinander derart organisiert sind, daß sie sich nicht in komplizierten Verhältnissen, sondern als Einheiten gegenüberstehen, bei denen man ohne weitläufige Rechnungsexempel von der einen auf die anderen schließen kann. Bestände irgendwo ein derartiges System, bei welchem die sich daraus ergebenden unzähligen Vorteile und Vereinfachungen ad oculos zu Tage treten müssen, man würde zweifellos dieser Art der Systemisierung bereits größere Aufmerksamkeit geschenkt, ja dieselbe vielleicht in den weitesten Kreisen bereits zur Aufnahme gebracht haben, während gegenwärtig z. B. die Währungsfrage und die Maß- und Gewichtsfrage noch ziemlich unabhängig von einander behandelt werden und die Zeit als ebenso integrierender Teil noch gar nicht in Betracht kommt. Trotzdem weiß man heutzutage sehr gut, daß Zeit sowohl, wie Maß und Gewicht, in irgend einem Sinne auf den Verkehr angewendet, sich stets als bestimmte Werte einstellen, und es ist fast als eine unerklärliche Thatsache zu betrachten, daß die Wichtigkeit möglichst einheitlicher und praktischer Beziehungen dieser vier Hauptfaktoren des Weltverkehrs untereinander noch nirgends zu einem prägnanten Ausdruck gelangt ist. Umsomehr Gewicht sollte deshalb darauf gelegt werden, daß bei etwa bevorstehenden Aenderungen in den bisherigen Systemisierungen der hier angezogene Gesichtspunkt in denkbar möglichstem Sinne berücksichtigt und alles darauf bezügliche mit der weisesten Vorsicht untersucht und klargestellt werde, denn auf die Ersparung unzähliger Mühe und Arbeitskraft werden jederzeit alle internationalen Hebel gerichtet sein, und welches System in dieser Beziehung das Beste zu leisten vermag, dem wird naturgemäß die Palme der Stabilität zufallen.

Nun dürfte hier auf jeden Fall die Bemerkung gemacht werden, daß mit Einführung des Metersystems bereits ein nicht unbedeutender Schritt in der beabsichtigten Richtung geschehen sei. Dies hat allerdings den Anschein der Thatsächlichkeit für sich; indessen bei genauerer Prüfung der Dinge stellt sich alsbald heraus, daß jener erste Schritt von Haus aus ein verfehlter war, und daß eben infolgedessen eine organische Anreihung der übrigen Verkehrsfaktoren an diesen zu Unzukömmlichkeiten und Halbheiten, d. i. zum Gegenteile einer Erleichterung oder Vereinfachung des Verkehrs, führen würde. Bei aller Genialität in der ersten Konzeption des Metersystems, soweit dies nämliche die sicheren Grundlagen und der Aufbau im Dezimalwege betrifft, erkennt man sofort, daß diese beiden Eigenschaften auch die einzigen Gesichtspunkte seiner Begründer bildeten. Dies möge nun keineswegs als Vorwurf gedeutet werden, denn wenn man bedenkt, zu welcher Zeit und gegenüber welchen Zuständen dasselbe geschaffen wurde, so erscheint damit nicht nur der Gesichtspunkt gerechtfertigt, sondern auch die Idee für die damalige Zeit gewiß als ein bedeutender Schritt nach vorwärts. Daß wir jetzt bei dem inzwischen erfolgten kolossalen Aufschwung des Verkehrs auch noch andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen haben als solche, die am Ende des verflossenen Jahrhunderts maßgeblich waren, wird jedermann einleuchten. So wenig heute jemand die Inkonsequenz begehen würde, gerade den Quadranten einer Größe zur Grundlage eines Dezimalsystems zu machen, ebensowenig möchte es demselben einfallen, in der zufällig üblichen Länge eines Corporalstockes das Ideal einer Maßeinheit zu erblicken. Es handelt sich heute nicht mehr allein um die sichergestellte Grundlage einer Maßeinheit, sondern auch um die praktische Form, wie sich dieselbe zu der einheitlichen Organisation der übrigen Verkehrsfaktoren stellt. Für den ausschließlichen Akademiker mag es immerhin ganz gleichgültig sein, ob diese oder jene Größe zum Range der offiziellen Einheit erhoben wird, wenn nur die dekadische Teilung, d. h. die rechnungsmäßige Bequemlichkeit, gewahrt ist; für den praktischen Verkehrsmanipulanten hingegen (und hiezu zählt jeder, der sich nicht bloß mit abstrakten Zifferreihen, sondern auch mit deren Anwendung auf reale Dinge beschäftigt) treten auch noch gewichtige andere Momente in den Vordergrund, wie z. B. der einer leichten Abschätzung und Uebersicht, die handliche und technisch-praktische Anwendbarkeit der Einheitsgröße auf die mannigfaltigen Manipulationsobjekte, mit einem Worte, das günstige Anpassungsvermögen der Einheiten an die Gegenstände des Verkehrs, der Industrie u. s. w., wie dieselben den praktischen

Bedürfnissen entspringen, und nicht etwa so, daß die letzteren sich meist widerstrebend dem Einheitsprinzipe unterordnen müssen, wie dies hauptsächlich beim Metersystem zu Tage tritt. Die möglichst internationale Einheitlichkeit irgendwelcher Systemisierungen bietet jedenfalls große und unverkennbare Vorteile für die Gesammtheit; die letzteren können aber auch illusorisch oder sogar zum Gegenteile werden, wenn aus Gründen der Einheitlichkeit jedem Einzelnen der Gesamtheit eine größere Mühe und Arbeitslast zudiktiert wird, als überhaupt notwendig ist. Aus diesem gewiß schwerwiegenden Grunde ist es keineswegs gleichgültig, ob nur eine zufällige Opportunität oder eine tiefere und ernste Erwägung das entscheidende Wort über Institutionen von internationaler Tragweite zu sprechen haben, und da dürfte wohl das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in erster Linie Anspruch darauf erheben, daß dessen Organisation nicht nur von zufälligen und oberflächlichen Gesichtspunkten geleitet werde.

Das Metersystem ist vor allem als eine mathematische Errungenschaft zu bezeichnen, indem dadurch die bequeme Rechnungsmethode mit Dezimalen auf das Gebiet des praktischen Verkehrs übertragen wurde. Diese wertvolle Eigenschaft hat demselben auch thatsächlich vielseitige Anerkennung zugeführt, aber populär in dieses Wortes eigentlicher Bedeutung ist es trotz aller offizieller Unterstützung bis heute nirgends geworden, weil seine Einheit als ausschließlich mathematisches Abstraktum durchaus keine Anlehnung an irgend einen menschlich naheliegenden Begriff findet, mit welchem dasselbe, wenn auch nur für den oberflächlichen Beurteilungsfall, identifiziert werden könnte. Da nun außerdem auch die Gliederung der gesamten vier Verkehrsfaktoren untereinander bei diesem System keineswegs eine durchaus einheitliche und leicht übersichtliche ist, so wäre es in der That ein gefährlicher Mißgriff, wenn man diese Unvollkommenheit zum Dogma erheben und damit einem bedeutenden Fortschritt auf diesem Gebiete den Weg abschneiden wollte. Als ein Zeichen der Zeit und der reiflichen Erwägung muß es jedenfalls auffallen, daß die großen Verkehrszentren von Großbritannien und Nordamerika trotz vielseitigen Drängens noch immer zaudern, sich dem Metersystem anzuschließen, und vielleicht dürfen wir die Bedenken, von welchen jene Staaten geleitet sind, als ein Glück, als eine Vorsehung für die Wahrung allgemeiner Interessen betrachten.

Waren es bis hieher fast ausschließlich nur die negativen Seiten in dem gegenwärtigen Stand der Dinge, deren Skizzierung in kurzen Umrissen hier versucht wurde, und deren kritische Beurteilung darum nach jeder Seite hin empfohlen sein möge, so ist damit unwillkürlich der Anstoß gegeben, nunmehr auch mit positiven Ansichten zu Tage zu treten, um zu zeigen, wie man sich ein Münz-, Maß- und Gewichtssystem der Zukunft etwa vorstellen soll; es lassen sich daran leichter die Vorteile demonstrieren, welche der fortschrittgeneigten Menschheit dabei zu gute kommen möchten.

Man wird der Idee des Metersystems kein besseres Denkmal setzen können, als wenn man dessen Ausgangspunkt ebenfalls zur Grundlage einer neuen Ordnung der Dinge nimmt, und in der That, was läge uns näher, als die Größe unserer Mutter Erde, deren Oberfläche wir nach allen Richtungen hin durchstreifen, und an deren Größenverhältnisse wir mit unzähligen Interessen geknüpft sind? Nehmen wir also, um die Dezimalteilung korrekt aufrecht halten zu können, den ganzen Umfang der Erde, also z. B. den Aequatorgürtel, zur Basis eines Normalsystems und teilen denselben, nach Osten vorwärtsschreitend, genau in 1000 Meridianabschnitte und je einen solchen Meridianabschnitt wiederum in 10 Normal-Meilen, so wird auf einen solchen Meilenabschnitt eine Strecke von zirka 4 Km. entfallen, und gerade diese Größe trifft zufällig mit dem zusammen, was man in der Durchschnittsannahme als eine menschliche Gehstunde bezeichnet. Es ist hiemit eine Minimalleistung fixiert, die man unter allen Umständen von einem normalen Menschen verlangen kann, auch wenn es sich um Zurücklegung größerer Wegstrecken, d. h. mehrerer Gehstunden hintereinander, handeln sollte, daher auf alle Fälle auch eine willkommene Richtschnur für militärische Instruktionen. Ueberall, wo es sich um längere Wegstrecken handelt, ist es gewiß angezeigt, wenn der Längeneinheit zugleich eine bestimmte Zeiteinheit entspricht, weil dieselben dadurch unserer Beurteilung bei weitem näher gerückt sind. Jeder simple Landmann wird die Entfernungen seiner Umgebung möglichst annähernd in Wegstunden bezeichnen können; man frage aber einmal selbst bei Leuten höheren Bildungsgrades nach, ob sie im stande sind, dergleichen Angaben in Kilometern zu machen. Thatsächlich kommt es bei Bemessung größerer Entfernungen fast niemals darauf an, zu wissen, wie viel Meter oder Klafter eine solche Strecke lang sei, sondern innerhalb welcher Zeit dieselbe entweder zu Fuß oder mittels irgend eines Transportmittels passiert werden kann. Wozu also jede überflüssige Umrechnerei, wenn mittels der Längeneinheit auch ohne Weiteres eine bestimmte Zeiteinheit ausgedrückt werden kann? Wie einfach und übersichtlich lassen sich bei der Normalmeile Vergleiche mit unseren modernen Beförderungsmitteln anstellen. Es heißt z. B.: ein Eisenbahntrain fährt 10 Normalmeilen pro Stunde (was annähernd für den Personenverkehr zutreffen dürfte), so ist damit gleichzeitig ausgedrückt, daß ein Fußgänger diese Strecke in 10 Stunden zurücklegen kann; ist hingegen die Fahrgeschwindigkeit in Kilometern angegeben, so wissen wir vorläufig nichts als die betreffende Kilometerzahl, und können uns das weitere ausrechnen, vorausgesetzt, daß wir auch die nötigen Reduktionstabellen im Kopfe haben. Daß solche und vielfach ähnliche Vergleiche im praktischen Leben häufig vorkommen, wird niemand in Abrede stellen, und ebensowenig den Nutzen, der aus so einfacher und korrekter Lösung für die allgemeine Intelligenz erwächst.

Um ein vieles anschaulicher würde sich unter anderem

auch der geographische Unterricht in unseren Volksschulen darstellen lassen, wenn demselben ebenso die Normalmeile zu grunde gelegt werden könnte! Man denke sich nur, welchen Begriff sich so ein Schulknabe von den riesigen Ziffern in Kilometern und Quadrat-Kilometern bilden soll, nachdem er denselben durchaus nichts leicht Faßbares zu Grunde legen kann. Daß man für diesen Zweck auch noch den Myriameter anwendet, ist weder eine Erleichterung für das Gedächtnis noch für die begriffliche Auffassung. Um wie vieles verständlicher hingegen wird eine geographische Größe erscheinen, wenn dieselbe in Wegstunden ausgedrückt ist, da hiedurch sofort ein zweiter Beurteilungsfaktor, man könnte sagen eine plastische Anschauungsweise, gegeben ist. Wir sehen nun schon aus diesen wenigen Beispielen, daß der Kilometer für seine Zwecke einerseits ein viel zu kleines, andererseits auch noch ein möglichst unbequemes Maß ist, dessen interessanteste Seite vielleicht noch seine relative Neuheit ist.

Verfolgen wir nun die weitere Teilung der Normalmeile, so gibt uns $^1/_{10000}$ derselben einen Abschnitt von zirka 40 cm. Länge; wir wollen diese Größe der beiläufigen Aehnlichkeit halber einstweilen als einen Normalfuß bezeichnen, wenngleich uns die moderne Generation für diese Zumutung kaum Dank wissen wird. Dafür geben jedoch zwei solcher Normalfuß genau das geeignete Maß für einen Distanzschritt, welcher in dieser Eigenschaft auch zugleich das etwa notwendige Ellenmaß zu vertreten hat. Als übliches Werk- und Arbeitsmaß hat selbstverständlich der Normalfuß mit dekadischer Teilung zu gelten. Für größere Längen wären dann noch zu nominieren etwa 1 Normalrute = 10 Fuß, oder für Ackerflächen 1 Normaljoch = 100 Quadratruten u. s. w. — Man wird nun aus dieser Zusammenstellung sofort erkennen, daß der Normaleinheit des Fußes wiederum ein sehr zweckmäßiges Beurteilungsmaß, nämlich der Distanzschritt, zur Seite steht, mittelst welches wir jederzeit in der Lage sind, uns einen annäherungsweisen Begriff über eine größere Zahl von Normalfuß oder -Ruten zu verschaffen, ohne uns mit Maßstab und Umrechnungsformeln beschäftigen zu müssen. Welche Schwierigkeiten liegen dagegen vor, eine größere Länge in Meter zu bestimmen? Wer vermag sich auf kurzem Wege einen Begriff über die Länge von 15 oder im Unterschiede von 20 m. zu machen? Höchstens ein Fachmann, der sich schon eine besondere Uebung in dieser Beziehung angeeignet hat. — Zu diesem allem gesellt sich noch der schwer in's Gewicht fallende Umstand, daß der Meter insbesondere für die gewerblichen Bedürfnisse, also z. B. für Tischler, Schlosser, Maurer ꝛc. viel zu groß ist. Seine Einheit kann nur in zufälligen Ausnahmefällen mit den üblichen Einheiten des Materials oder der zu produzierenden Erzeugnisse zusammenfallen und bedingt daher fast stets die Rechnung mit Bruchteilen desselben. Ist hingegen die Einheit eine kleinere, wie in diesem Falle der Normalfuß, so ist es viel leichter möglich, die gebräuchlichen Formen und Dimensionen mit derselben in Einklang zu bringen und dadurch den Verkehr einfacher und übersichtlicher zu gestalten; unter allen Umständen wird sich jeder die Zahlen $1 — 1^1/_2 — 2$ leichter merken können als das Aequivalente in 40 — 60 —80.

Wir kommen nun zur Fixierung einer geeigneten Gewichtseinheit, und können uns auch hier wiederum der erprobten metrischen Methode anschließen, indem wir das Gewicht eines Normalkubikfußes Wasser = 1 Normal-Zentner und diesen letztern = 100 Normalpfund festsetzen. Ein solcher Zentner würde mithin ein Gewicht von zirka 64 Kgr. repräsentieren, das Gewicht eines Normalpfundes also um ein Geringes schwerer als die früher üblichen ausfallen. Der bedeutende Vorteil, welchen der Normalzentner als Einheit ergibt, liegt darin, daß derselbe zugleich ein willkommenes Manipulationsgewicht ist: ein Mann kann denselben heben oder tragen, was sich bei einem Meterzentner wohl selten zumuten läßt. Wer dem praktischen Verkehr nicht allzu fern steht, dem wird es auch kaum entgangen sein, welche Bedeutung die Einheit des halben Meterzentners sowohl, wie die des halben Kilogramms im Detailverkehr noch fortwährend einnimmt. Es ist aber auch noch ein anderer wesentlicher Grund vorhanden, welcher in sehr zutreffender Weise für die genannten Normaleinheiten spricht: der Normalkubikfuß als Gewichtseinheit bildet gleichzeitig die Einheit für das Hohlmaß; wir können dasselbe seiner Aehnlichkeit halber als Normaleimer bezeichnen. Teilen wir diesen Eimer in 100 Normalmaß, so erhalten wir eine Größe, die mit ziemlicher Genauigkeit dem durchschnittlichen Inhalte unserer üblichen Weinflaschen gleichkommt, und die, auf Wasser bezogen, also wiederum das Normalpfund repräsentiert.

Hält man es schon für notwendig der usuellen Größe der Weinflaschen eine Ausnahmsstellung gegenüber dem Metersystem zu wahren, um wie viel bequemer und einfacher für den Verkehr wird es sein, wenn dieses Maß gleichzeitig als eine präzise Einheit gilt, mit welcher man ohne weiters rechnen kann; der Normaleimer wird eben 100 Flaschen oder Maß enthalten.

Gegenüber einem möglicherweise lebhaften Interesse, wie sich unter solchen Umständen etwa die Regelung unserer Durstverhältnisse zu gestalten habe, sei die Bemerkung beigefügt, daß eine halbe Normalmaß fast nahezu den gegenwärtig gebräuchlichen $^3/_{10}$ Litern, eine ganze Normalmaß ebenso der alten österreichischen Halben entspricht; wir würden es also wahrscheinlich mit Normalseideln und Normalschoppen zu thun haben, oder für den Hygieniker mit Quantitäten von $^1/_2$ und 1 Normalpfund.

Man wird aus diesen wenigen Bemerkungen bereits entnehmen, wie übersichtlich und ineinandergreifend sich die Maß- und Gewichtsverhältnisse gestalten können, wenn man überhaupt dem Fortschritte Konzessionen auf diesem Gebiete machen will.

Wir wollen uns in unseren Ausführungen nun der

Werteinheit, d. i. derjenigen Einheit zuwenden, durch welche dieselbe im Verkehr repräsentiert wird, nämlich die Münzeinheit. — Wir begegnen hier vor allem einer Schwierigkeit, die sich namentlich erst in den letzten Dezennien zu einer gewissen Kalamität gestaltet hat: Es ist dies das schwankende Verhältnis in der Relation zwischen Gold und Silber. Der Wert des letzteren ist gegen den des ersteren bedeutend herabgegangen, oder wie man dies in einer modernen Umschreibung auszudrücken beliebt: die Kaufkraft des Silbers ist geringer geworden. Es würde jedenfalls über den Rahmen des Vorliegenden hinausgehen, hier die Ursachen und Bedingungen zu rekapitulieren, unter denen sich diese Thatsache bisher vollzogen hat und voraussichtlich noch weiter vollziehen wird; ohne daher direkt in den Streit eingreifen zu wollen, welcher die Goldwährungspartei von den Bimetallisten trennt, mögen die folgenden Bemerkungen immerhin am Platze sein:

So wenig es zu leugnen ist, daß das Gold als wertvolleres Metall bei der Abwickelung von größeren Transaktionen jedenfalls bequemer und angenehmer ist und daher für diesen Zweck immer gesucht sein wird, ebenso wenig wird man für den millionenfältigen Kleinverkehr, welcher sich täglich von Hand zu Hand vollzieht, und auf welchen zweifellos die meisten Existenzen begründet sind, einer minderwertigen Münzeinheit entbehren können, und zwar soll dieselbe nicht als Scheidemünze nur durch einen Zwangskurs bewertet sein, sondern in sich selbst einen derartigen Wert tragen, den weder politische noch sonst irgendwelche Finanzkatastrophen erheblich alterieren können. Da für diesen Zweck doch nur das Silber in Betracht kommen kann, so fragt es sich nur, welche Relation aufzustellen sei, damit auch die fernere Zukunft für deren Stabilität einige Garantien bietet. Hier wird eben nichts anderes übrig bleiben, als sich auf den reinen Zweckmäßigkeitsstandpunkt zu stellen und dem Umsichgreifen eines Uebels dadurch Einhalt zu thun, daß man demselben die nächste Nahrung abschneidet. Bei dem gegenwärtigen Kurswerte des Goldes gegen Silber wird der Sprung nicht mehr allzu groß sein, wenn man die gegenseitige Relation von 1 : 20 festsetzt und damit einen Zustand herbeischafft, der, nicht allein durch die Thatsachen gerechtfertigt, sich auch noch durch das einfache und praktische Verhältnis zu einem lebenskräftigen Bedürfnisse stempelt und damit weitergehenden, schwankenden Tendenzen ein natürliches Ziel setzt. Da die festzustellende Wert- und Rechnungseinheit nur als Silbermünze zirkulieren kann, so wird ein Uebergang zu der genannten Relation auch kaum zur Folge haben, daß man um den gleichen Silberwert alsdann weniger erhält, sondern man wird für Gold entsprechend mehr bekommen. Das Gold erhält einen höheren Wert und dagegen wird sich wohl niemand sträuben, der zufällig einiges besitzt. In letzter Instanz kommt es eigentlich nur darauf an, ob eine ausschlaggebende Initiative vorhanden ist, die eine Verbesserung der bestehenden Verhältnisse für notwendig erachtet, und die gewillt ist, mit entschiedenem Schritte dafür einzutreten. Durch die Anwendung der so vereinfachten Beziehungen wird dann jeder auch leicht die größere Zweckmäßigkeit und die darin liegende fortschrittliche Tendenz erkennen, welche einer derartigen Abänderung selbstverständlich zu Grunde liegen muß.

Ein weiterer Punkt, der hier noch einer besonderen Erörterung bedarf, ist die Frage des Feingehaltes der betreffenden Münzsorten. Jedermann weiß, daß eine Legierung der beiden Edelmetalle aus technischen Gründen notwendig ist. Diese Legierungen sind gegenwärtig quantitativ sehr verschieden. Während man z. B. bei Münzsorten möglichsten Feingehalt anstrebt, werden bei der Herstellung von anderweitigen Objekten aus den betreffenden Metallen auch deren Dauerhaftigkeit und selbstverständlich wohl auch Gründe der größeren Billigkeit mit in Berücksichtigung gezogen. Auf alle Fälle bestehen hier sehr differierende Verhältnisse, welche dem gewöhnlichen Laien immerhin als sehr verwickelte erscheinen müssen. Diesen zwecklosen Divergenzen und den daraus resultierenden Umständlichkeiten wäre am einfachsten dadurch zu begegnen, wenn man eine allen praktischen Zwecken Rücksicht tragende Legierung, und zwar in diesem Falle $^8/_{10}$ Feingehalt als sogenanntes Standardmetall sowohl für die Ausprägung von Münzen, wie auch für industrielle Zwecke, als maßgebend annehmen würde. In diesem Sinne wären dann jene Industriegegenstände, welche einen Feingehalt von $^8/_{10}$ aufweisen, mit einer amtlichen Punzierung zu versehen, hingegen solche von minderem Feingehalt einfach von der Punzierung auszuschließen. Es wären auf diese Weise der Industrieverwertung keinerlei Schranken gestellt, aber wenigstens die Ermittelung des realen Wertes für punziertes Metall durch einfache Gewichtsvergleichung mit der entsprechenden Münzsorte ohne jede weitläufige Prozedur möglich gemacht. — Es ist gar nicht ausgeschlossen, daß eine derartige Bestimmung möglicherweise ein geeignetes Motiv zur Hebung der Gold- und Silberwaren-Industrie bilden kann, weil der reale Wert der punzierten Ware für jedermann so leicht zu erkennnen ist, daß dieselbe gewissermaßen als merkantiles Wertzeichen fungieren kann.

Nehmen wir nun die Relation von 1 : 20 und den Feingehalt von $^8/_{10}$ als Grundlage, so gibt uns $^1/_{1000}$ Normalpfund Standardgold den Wert einer geeigneten Rechnungseinheit = zirka $1^3/_4$ Frank. Demnach wären auszuprägen in Gold: Stücke im Gewichte von $^1/_{100}$ Normalpfund im Werte von 10 Rechnungseinheiten; sodann in Silber: Stücke im Gewichte von $^2/_{100}$ Normalpfund im Werte von 1 Rechnungseinheit; außerdem selbstverständlich kleinere Stücke im Werte von $^1/_2$ und $^1/_{10}$ und Kupfermünzen im Werte von $^1/_{100}$ Rechnungseinheiten.

Die auf diesem Wege ermittelte Rechnungseinheit dürfte ihrem Werte nach um so angenehmer allen Anforderungen entsprechen, als sie erheblich geringer als die Guldeneinheit ist, aber auch größer als der Frank, dessen

$^1/_{100}$, der Centime, bereits zu einer fiktiven Minimalgröße herabsinkt, so daß in der Praxis des Kleinverkehrs der Sou à 5 Centimes sich mit wenigen Ausnahmen schon als die niedrigste Wertstufe giriert und damit der Vorteil einer kleinen Münzeinheit illusorisch wird. Als ein wesentlicher und wichtiger Fortschritt dürfte es unstreitig zu bezeichnen sein, daß das Gewicht der Münzen sich vollkommen einheitlich zum Normalgewicht verhält, da die Goldmünze à 10 Rechnungseinheiten $^1/_{100}$ Normalpfund und die Silbermünze à 1 Rechnungseinheit $^2/_{100}$ Normalpfund wiegt. Demnach repräsentiert 1 Normalpfund Standardgold einen Wert von 1000 Rechnungseinheiten und 1 Normalpfund Standardsilber einen solchen von 50 Rechnungseinheiten; einfacher und klarer dürften sich derartige Verhältnisse wohl kaum stellen lassen.

Hiermit sind nun auch die elementaren Faktoren, in denen sich unser gesamtes Verkehrsleben abspiegelt, in einen derart organischen Zusammenhang gebracht, und auf so einfache und klarliegende Motive zurückgeführt, daß alles darauf bezügliche Wissen bereits in den untersten Klassen der Volksschule absolviert werden kann, während heutzutage geradezu Fachstudien notwendig sind, um über Münz-, Maß- und Gewichtswesen sachgemäß unterrichtet zu sein,

Man schreibt bogenlange Abhandlungen über die Ueberbürdung der Schüler: eine Reform auf diesem Gebiete würde genügen unzählige zwecklose Mühe und Arbeit zu beseitigen und klare, lebendige Vorstellungen an Stelle abstrakter und toter Ziffernbegriffe zu setzen. Am Wissen selber können und dürfen wir uns nichts ersparen, wohl aber vieles durch die ökonomische Form, wie wir uns dasselbe aneignen! In dieser Richtung ist hier ein Gebiet erschlossen, auf welchem noch ungezählte Erfolge zu erringen sind, und welches bisher wohl nur im Drange der mannigfaltigen speziellen Fortschrittsbestrebungen einer eingehenden Würdigung entgangen ist.

Zum Schlusse möge hier noch eine übersichtliche Zusammenstellung aller jener Einheiten Platz finden, welche den organischen Aufbau einer modernen Maß-, Zeit-, Gewicht- und Münzordnung markieren, und einen Vergleich mit dem gegenwärtig bestehenden erleichtern. Hoffentlich wird es noch der lebenden Generation vergönnt sein, sich von der Wahrheit dessen zu überzeugen, was hier in kurzen Umrissen darzulegen versucht worden ist.

Längenmaß:	Der Umfang der Erde, resp. dessen Aequatorlänge, eingeteilt in 1000 Meridianabschnitte,		
	1 Meridianabschnitt	=	10 Normalmln. (Wegstunden).
	1 Normalmeile	=	10,000 Normalfuß, wobei 2 N.-Fuß = 1 Distanzschritt.
	1 Normalfuß	=	10 Zoll ꝛc.
Flächenmaß:	1 □-Rute	=	100 □-Fuß.
	1 Acker	=	100 □-Ruten.
Hohlmaß:	1 Kubikfuß	=	1 N.-Eimer o. Faß.
	1 Normaleimer	=	100 Maß o. Flaschen.
Gewicht:	1 Kubikfuß Wasser	=	1 Normal-Zentner.
	1 Normal-Zentner	=	100 Normal-Pfund.
	1 Normal-Pfund	=	100 Normal-Lot ꝛc.
Münzwerte:	1 Normallot $^8/_{10}$ f. Gold	=	1 Goldmünze à 10 Rechnungseinheiten.
	2 „ $^8/_{10}$ f. Silber	=	1 Silberm. à 1 Rechnungseinheit.
	1 „ $^8/_{10}$ f. „	=	1 Silberm. à $^1/_2$ Rechnungseinheit.

Scheide- und Kupfermünzen im Rechnungswerte von $^1/_{10}$ und $^1/_{100}$ Rechnungseinheiten.

Wien, im April 1885. Wilh. Bosse.

Die Shetlands-Inseln und ihre Bewohner.

Eine Reiseskizze.

Es ist zwei Uhr Morgens, aber hell wie am Tage. Das Meer glänzt wie ein polierter Spiegel und der Himmel ist klar und unbewölkt. Ein rosiges Licht, das mit jedem Augenblicke wächst, überglüht die Gipfel der fernen Berge. Ueber Erde, Meer und Himmel lagert eine Grabesstille, die nur von dem eintönigen Schlag der Schaufelruder unseres Dampfers oder den kläglichen Schreien einer einsamen Möve unterbrochen wird, welche niedrig über die Wasserfläche hinstreicht. Vom Deck des guten Schiffes „St. Magnus" aus beobachten wir die rasch sich entfaltende Landschaft. Wir haben die Insel Fair, mit ihren Ueberlieferungen vom Schiffbruch der „Armada", weit hinter uns; wir sind wohlbehalten durch die tosenden Fluten des Sumburgh Roost und an der Insel Mousa vorübergekommen, welche mit ihrem piktischen „Broch" einem riesigen Würfelbecher gleicht. Vor uns liegt das blitzende, bald rot, bald weiß scheinende Licht des Leuchtturms von Kirkabister. Auf der anderen Seite der Bucht und etwas nach links hütet der Knab, eine kegelförmige Masse von verwittertem Fels und sonnenverdorrtem Grün, den Eingang zum Hafen von Lerwick, und gerade vor unserem Bug erstehen die grauen Giebel und hohen Schornsteine der neuen Stadt Lerwick, und die gedämpften Lichter hinter ihren Fenstern blinzeln wie halbwache Augen. Einige Minuten später verkündigen der heisere Pfiff der Dampfpfeife und das Rasseln und Poltern des fallenden Ankers unsere Ankunft im Bressay-Sund.

Wir liegen in einer anscheinend von Land umschlossenen Bucht, gebildet von der Insel Bressay und dem Mainland (wie man die große Insel Shetland hierzulande nennt), in deren geräumigem, nahezu 3 e. Ml. langem und 1 $^1/_2$ Ml. breitem Hafen die größte Flotte, die man je auf Erden gesehen hat, einen bequemen und hinreichend tiefen Ankergrund finden könnte. Flotten aller Nationen haben sich früher in diesen Gewässern gewiegt. Hier lag König Hakon Hakonson mit der Flotte von Norwegen auf der unglücklichen Expedition, welche mit seiner Niederlage zu Largs im Jahre 1263 endigte. Zweimal im 17. Jahrhundert, nämlich 1653 und wiederum 1655, haben englische Flotten,

die eine von 94, die andere von 92 Segeln, hier verweilt. Im Jahre 1861 ward der Hafen von der britischen Kanalflotte, im Jahre 1883 von dem Reservegeschwader besucht, und Sommer um Sommer seit Jahrhunderten hat die holländische Fischerflotte — allerdings in allmählich sich verringernder Zahl — ihre Gewässer mit den braunen Segeln ihrer Heringsbüsen und der buntbemalten Fischerboote und stämmigen Lugger belebt, in deren Takelwerk man an einem Sonntagmorgen rote Flanellhemden, Beinkleider aus Segeltuch, wasserdichte Röcke und schwere Schifferstiefeln herabhängen sehen kann, um in der Sonne zu trocknen. Selbst eine große Seeschlacht ward einmal hier geschlagen: im Sommer 1640 lag nämlich ein Convoy von vier niederländischen Kriegsschiffen hier im Sunde und erwartete die Heimkehr der holländischen Gewürzflotte aus Ostindien, als er plötzlich von einem furchtbaren Geschwader von zehn spanischen Kriegsschiffen überfallen wurde. Ein hitziges Gefecht entspann sich: zwei von den holländischen Schiffen wurden in den Grund gebohrt, ein drittes trieb auf den Strand und ward von seiner eigenen Bemannung in die Luft gesprengt, und das vierte fiel in die Hände des Feindes. Bei zwei weiteren Anlässen wurde die holländische Fischerflotte von den Franzosen in diesen Gewässern verbrannt; und einmal — es war im Jahre 1778 — soll sich ein verdächtig-aussehendes Schiff am Eingang der Bucht gezeigt haben, dessen überhängendes Takelwerk und trotziges Gebahren in den Gemütern der Einwohner von Lerwick die stärksten Befürchtungen erregte. Auch verringerte sich ihre Angst nicht, als sie ermittelten, daß es der berüchtigte Kaper „Paul Jones" selbst war, zu jener Zeit die Geisel und der Schrecken der ganzen britischen Küste. Als sich diese Kunde verbreitete, eilte die gesamte Einwohnerschaft der kleinen Stadt — Lerwick zählte damals kaum tausend Seelen — in's Freie, um das fremde Schiff zu sehen. Die schwerfälligen alten Geschütze des Forts, welches damals noch nicht den Namen des Forts Charlotte führte, sondern von Oliver Cromwell errichtet war, und die rostigen Kanonen der Strandbatterie wurden in Bereitschaft gesetzt, um dem Kaperschiff einen warmen Empfang zu bereiten, und alle Weiber der Stadt in den scharlachroten Unterröcken von shetländischem „Wadmal", zogen hinaus auf den Knab, um ihre Neugierde zu befriedigen, vielleicht aber auch um außer dem Bereich der Gefahr zu sein. Als sie aber näher hinschauten, sahen sie die Brigg ihre Segel kürzen, dann drehte diese plötzlich bei und segelte mit einem frischen Wind gen Süden, ehe die erstaunten Inselbewohner sich noch erklären konnten, was das zu bedeuten habe. Aber bis auf den heutigen Tag glauben die Shetländer noch steif und fest, daran seien nur die roten Unterröcke der Weiber schuldig gewesen, denn „Paul Jones" habe dieselben irrtümlich für die roten Uniformen der tapferen Soldaten des Königs Georgs gehalten und sich zweimal besonnen, ehe er einen Hafen mit einer so starken Garnison angriff.

Wenden wir uns nun aber nach diesem kleinen geschichtlichen Exkurse zu den physischen und politischen Verhältnissen dieser höchst interessanten Shetlands-Inseln, dieser Gruppe von einigen größeren und mehr als 100 kleineren felsigen und beinahe baumlosen Eilanden, welche einen Flächenraum von ungefähr 1590 Quadrat-Kilometern einnehmen und wegen ihres wilden, landschaftlichen Charakters berühmt sind. Von den 117 Inseln und Eilanden sind kaum 40 bewohnt; die größte ist das unregelmäßig gestaltete Mainland, 11 1/3 geogr. Ml. lang, mit dem 450 m. hohen Berg Rona. Die nächsten größten sind Yell, Unst, Fetlar, Whalsey, Brassey ꝛc.; die merkwürdigste aber ist das nur 2 1/2 Km. lange, stark 1 1/2 Km. breite Noß, das von Westen gesehen den Anblick eines sanft ansteigenden grünen Hügels, von Osten gesehen aber den Anblick einer ganzen Reihe schroffer Klippen bietet, welche in einer Höhe von 100—150 m. unmittelbar aus dem Meere emporsteigen und bis zur Höhe von 220 m. aufragen. Südöstlich von Noß und nur durch einen furchtbaren gähnenden, nur 20 m. breiten Schlund von dessen Klippen getrennt, ragt beinahe senkrecht aus dem Meere ein einzelner Felsen von ungefähr 50 m. Höhe, auf welchem Hunderttausende von Meeresvögeln nisten, welche, wenn sie erschreckt auffliegen, ordentlich wimmelnde Wolken von Vögeln bilden. Der allgemeine Charakter dieser Inseln ist derjenige von schroffen Felsen, welche namentlich an der Westseite hohe, von der Brandung des Meeres in den seltsamsten Gestalten ausgewaschene Abstürze bilden, und ein unfruchtbarer Boden von traurigem Haideland mit Felsenblöcken, Mooren und Seen, und ein naßkaltes nebeliges Klima, so daß sie lange vernachlässigt und von Forschern aus südlicheren Ländern gemieden wurden.

Erst im Jahre 1832 erschien das erste Dampfschiff auf der Höhe der Küste der Shetlands-Inseln und versetzte die Bewohner derselben in nicht geringen Schrecken, da diese in sehr begreiflicher Weise ein brennendes Schiff zu sehen glaubten. Erst 15 Jahre später wurden die abgeschlossenen Bewohner der nördlicheren Inseln zuerst mit den durch Dampf getriebenen Schiffen bekannt. Dr. Cowie sagt in seinem trefflichen „Führer zu den Shetlands-Inseln": „Im Sommer 1847 lief der verstorbene Herr Arthur Anderson, damals Kandidat für die Vertretung des Landes, in seiner Dampfyacht in eine gewisse kleine Bucht der Insel Yell ein. Das Auslassen des Dampfers verursachte bei den Eingeborenen Erstaunen und Schrecken. Zwei harmlose Eingeborene, welche soeben Napfschnecken am Strande sammelten, betrachteten das Feuerschiff mit unverhohlenem Staunen und Mißtrauen. Endlich reichte der geistesstärkere der beiden sein Bockshorn mit Schnupftabak, welches den leidenschaftlich schnupfenden Shetländern die Stelle der Dose vertritt, mit der resignierten Ermahnung: ‚O Jamie, Jamie! nimm noch eine Prise, denn du wirst mit mir nicht mehr schnupfen, bis wir miteinander in der Herrlichkeit sind!' Er hatte geglaubt, der jüngste Tag sei gekommen und an Bord des

Dampfers befinde sich der Engel, der die Posaune des Weltgerichts blase."

Seither hat sich jedoch der Ideenkreis der Shetlands-Bewohner beträchtlich erweitert und sie sind der europäischen Zivilisation um ein gutes Stück nähergerückt worden. Die Shetlands-Inseln haben nun eine regelmäßige Dampfschiffverbindung mit Schottland, welche im Sommer dreimal, im Winter zweimal wöchentlich stattfindet; sie haben ferner einen kleinen unermüdlichen lokalen Dampfer, welcher beständig die Runde um die einzelnen Inseln macht und jede Bucht und kleine Bay und jedes Flüßchen anläuft. Und mit der Hebung der Erziehung und der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse und einer gewissen Aufklärung hat sich unter den Bewohnern dieser Inseln auch ein Geist der Thatkraft, des Selbstvertrauens und der Nacheiferung entwickelt, der nicht die unbedeutendste merkwürdige kennzeichnende Eigenschaft des modernen Shetlands ist und alle Spuren der Vergangenheit rasch verdrängt.

Nirgends gibt sich dieser Fortschritt vielleicht deutlicher zu erkennen, als in der Hauptstadt Lerwick selbst, so jung diese auch verhältnismäßig noch ist. Lerwick war ursprünglich ein Handelsposten der holländischen Fischerflotte, wo erst vor etwa 200 Jahren das erste Haus errichtet wurde. Im Jahre 1800 hatte das Städtchen ungefähr 13 Einwohner, im Jahre 1881 zählte es deren 3854. Seine mit Steinplatten aus Bressay gepflasterten Hauptstraßen, seine steilen Gassen, seine mit Häusern dichtbesetzten Feldwege, welche zu den neueren Stadtteilen auf Hill Head hinaufführen, seine Läden, an deren Fenstern die Erzeugnisse der Strumpfwaren-Industrie der Insel Fair hängen, die ganze Häusermasse, über deren holperiges Pflaster nie ein größerer Wagen oder Räderfuhrwerk gerasselt ist, als eine einspännige Postkarriole, geben Lerwick ein in seiner Art einziges Aussehen. Es gleicht eher einer ganz fremdländischen Stadt, etwa Reykjavik auf Island oder einem abgelegenen, weltvergessenen holländischen Marktflecken, als einem britischen Städtchen; an bunten Straßenszenen aber hat es vielleicht im ganzen britischen Reiche nicht seinesgleichen. Struppige Ponies mit strohgeflochtenen Körben, sog. Maisies, auf dem Rücken, welche mit Kartoffeln, Geflügel, Eiern und anderen ländlichen Erzeugnissen angefüllt sind; Weiber, welche gebückt unter gewaltigen Körben voll Torf einherkeuchen, mit schmutzigen Wolltüchern um die Köpfe, ihre krummen, einwärts gebogenen Füße in Sandalen von ungegerbtem Leder, sog. Rivlings, steckend, und welche im Gehen emsig stricken, wie ihre Schwestern auf Jersey; dann andere Weiber mit Tragkörben, Keysies, auf dem Rücken, aus denen bald ein blonder Kinderkopf, bald die vier Beine eines Kalbes herausschauen; Männer mit kreisrunden Netzen auf den Schultern, auf ihrem Wege nach den Docks, um Sillocks zu fischen; hier eine Gruppe von Fischern in Kleidern von geteertem Segeltuch und in Südwestern, welche in behaglicher Ruhe ihre Pfeifen rauchen, während ihre Weiber die Boote ausladen und an die Anlände anbinden; dort eine Schaar barfüßiger Kinder, Mädchen und Knaben, welche mitten auf der Straße spielen. Hier und da wird eine Heerde einheimischer Schafe, schwarzer, weißer, grauer und geschäckter, in die Stadt getrieben, um an Bord des „St. Magnus" verschifft zu werden, oder eine Schaar Gänse watschelt bedächtig über den Weg des Vorübergehenden, oder ein Trupp Enten durchstöbert die Gassen an den Straßenseiten nach Futter unter dem Unrat. Besonders aber sind es die Menschen, welche die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich lenken; ihre persönliche Erscheinung, der Schnitt ihrer Gesichter, hat etwas Fremdartiges, Unenglisches; dazu ihr weicher Dialekt mit dem deutschanklingenden Du und Di für thou und you, mit Ji und Nä für yes und no in der gewöhnlichen Unterhaltung, die norwegischen Namen an den Hausschildern und über den Ladenthüren, besonders aber die kühnen, scharfgeschnittenen Züge der Männer und die ungewöhnliche Schönheit und Lieblichkeit von vielen der Kinder — all' dies gibt der Szene einen skandinavischen Anstrich, welcher nebst dem alles durchdringenden Geruch der Torfhaufen und des Torfrauchs dem Reisenden aus dem Süden einen durchaus nicht unangenehmen Eindruck macht. Thatsache ist, daß die Shetlands-Inseln ursprünglich von dem benachbarten Norwegen aus besiedelt wurden, und daß die Shetländer trotz der vierhundert Jahre, während deren sie schon der Krone Schottland unterworfen, doch im innersten Herzen Norweger geblieben sind. Altnorsische Bräuche walten noch immer unter ihnen vor, altnorsische Worte bilden die Grundlage ihrer Sprache. Die Namen ihrer Lochs (Seen), Gehöfte, Berge und Thäler sind Norsisch. Es gibt noch ebenso viele Saeters in den shetländischen Ortsnamen, wie in Norwegen selbst. Gords, Dales, Nesses und Wicks sind in dem einen Lande so gewöhnlich wie in dem anderen, und selbst die bedeutendste Stadt Shetlands hat ihren Namen Leirvick, Lehmbucht, mit einem in Norwegen vorhandenen Namen gemein.

Das angeborene Skandinaviertum des Shetländers, welches ihn veranlaßt, die Benennung als Schotte zurückzuweisen und insgeheim die Bräuche und den Aberglauben seiner Vorfahren fortzupflanzen, gibt sich alljährlich auch in den hohen Festlichkeiten kund, womit er nach alter Weise die Weihnachten zu feiern fortfährt. Bis in die allerjüngste Zeit herein hing er in seiner Beobachtung dieser Festlichkeiten noch hartnäckig an dem alten Stil. Am Weihnachts- und am Neujahrsabend, wie am Uphelya, dem 24. Tag nach Weihnachten und demjenigen, an welchem nach altem Brauche die Weihnachtsfeiertage zu Ende zu gehen pflegten, ließen es sich die jungen Leute von Lerwick nicht nehmen, ihren Fasching zu feiern; verkleidet, vermummt oder in phantastischem Aufzuge liefen sie bandenweise in der Stadt herum, besuchten ihre Freunde und Verwandten und führten im Kleinen den Karneval südlicherer Länder auf. Bei der einen oder anderen dieser

Gelegenheiten bildet ein Fackelzug einen Teil der Lustbarkeit. Früher wurden brennende Teertonnen in der Stadt herumgeführt und nachher, mit dem ersten Morgengrauen, vom Knab hinab in's Meer gerollt; allein dieser alte und gefährliche Brauch hat glücklicherweise nun aufgehört. Die Verkleidungen und Vermummungen bei diesem Fasching sind oft von der kostspieligsten und phantastischsten Art. Hochländer, Spanier, Griechen, Negerminstrels, Soldaten in dreieckigen Hüten, Zopfperrücken, Kaschmirhosen und roten, mit Sammt aufgeschlagenen Röcken aus der Zeit Georg's II., Räuber und andere Masken finden sich in der buntscheckigen Menge. Viele karikieren mit einer Kühnheit, welche des Aristophanes selber würdig wäre, die Kleidung, den Gang oder irgend eine andere Exzentrizität der angesehensten Persönlichkeiten der Stadt, andere persifflieren wohlbekannte politische Persönlichkeiten, denn der Hang zur politischen Satire ist selbst zu diesen einfachen Hyperboräern gedrungen. Jede Gruppe von Vermummten hat ihren Fiedler, welcher vorausmarschiert und irgend eine bekannte Volksmelodie spielt. Unter solcher Führung und mit einem Horn, dessen Tuten ihre Annäherung verkündet, treten die Maskierten in die Thüren aller Häuser, welche sie offen finden, machen ein Tänzchen mit den Insassen desselben, bewirten diese mit Erfrischungen oder werden bewirtet, und ziehen dann ab, um ihre Artigkeiten anderwärts zu wiederholen. Gegen Tagesanbruch ertönt dann das Horn des allerwürdigsten Maskenmeisters, einer mysteriösen Maske, deren Persönlichkeit, Name und Verrichtungen in das tiefste Geheimnis gehüllt sind; dieses Signal beruft alle Banden zusammen, ihren Lustbarkeiten ein Ende zu machen, und wenn dann der kalte graue Wintermorgen dämmert, so erwachen die ehrsamen Bürger von Lerwick wieder vernünftig zu ihrem gewohnten Tagewerk, und nirgends sieht man mehr eine Spur von den Saturnalien der vergangenen Nacht.

Wie es kommt, daß in einer so nüchternen, rührigen, geschäftigen und auf Erwerb bedachten Stadt wie Lerwick diese Spuren und Ueberbleibsel längst vergangener Zeiten und Sitten noch sich erhalten haben und bestehen können, das läßt sich nur aus der ungeheuren Zähigkeit erklären, womit jeder dieser echten und treuherzigen Shetländer an den Ueberlieferungen der Vorfahren hängt. In den ländlichen Bezirken, wo das Leben so ruhig im gewohnten stillen Geleise verläuft, daß hundertjährige Personen gar nichts Seltenes sind, erhalten sich natürlich alle Bräuche, Aberglauben und Vorurteile so hartnäckig wie die Flechten, die die verwitterten Felsen und die Moose, die das Dach des Bauernhauses bedecken. Jeder Bezirk in Shetland hat seine besonderen Eigentümlichkeiten und seinen eigenen Spitznamen. Die Bewohner von Weisdale galten schon vor mehr als einem Jahrhundert, als George Low (1774) seine „Tour durch Orkney und Shetland" beschrieb, für die abergläubischesten sämtlicher Inselbewohner. Die letzten Ueberbleibsel der alten Udallers finden sich noch unter den „peerie lairds" (kleinen Grundherren) von Fladdabister. Die Leute von Cunningsburgh sind, nach Low, „auf jeden Fall die wildesten in Shetland" und ihre Ungastlichkeit war 1774 sprichwörtlich — ein Makel, der aber längst ausgelöscht ist. „Es ist finster im Schornstein, aber hell auf der Haide; es ist Zeit für den Fremdling zum Aufbruch", war die Formel, durch welche sie einem Gast zu bedeuten pflegten, daß er seine Zeit des Willkommenseins überschritten habe. In Papa Stour wurde noch bis in die jüngsten dreißig oder vierzig Jahre herein an den Winterabenden jener Schwertertanz, welchen Walter Scott in seinem „Seeräuber" beschreibt, regelmäßig aufgeführt. In Unst, dem Garten von Shetland, war eine Art Rundtanz oder Ringelreigen, bei welchem ein Dutzend Personen sich an den Händen hielten, während einer von der Gesellschaft ein norwegisches Tanzlied, Norn Visick „sang", eine ganz gewöhnliche Unterhaltung bei den Vergnügungen der Weihnachtstage. Die Bewohner der Insel Foula — des „Thule" des Tacitus, des abgelegensten von den mehr als hundert Eilanden, welche den Archipel der Shetlands-Inseln bilden — sprachen zu Ende des vorigen Jahrhunderts nur Norwegisch. Und sogar noch heutigen Tages findet man unter den Shetländern noch alte skandinavische Lieder und Reime, welche schon seit Jahrhunderten von allen andern als den Nachkommen von Norna mit dem launischen Kopf vergessen worden sind. „Die meisten oder alle diese Geschichten beziehen sich auf die Vorzeit Norwegens; sie scheinen das übrige Europa kaum dem Namen nach zu kennen, aber norwegische Thaten und Verhandlungen sind ihnen ganz geläufig. Noch vor kaum einer Generation war die Lieblingsunterhaltung dieser Inselbewohner am Sonntag Nachmittage das „Steinstoßen." Während die jungen Männer daran ihre Kraft erprobten, saßen die alten als Zuschauer dabei, ermutigten die Wettbewerber, wie ihre alten Vorbilder in den Sagas, durch „Hersagen der alten Kampfspiele" und klagten in wahrhaft heldenmäßigem Stile über die Entartung ihrer Söhne. Wenn aber diese armen Bewohner von Foula im Herzen Norweger und Heiden waren, so lag die Schuld wahrlich nicht an ihnen, denn sie bekamen kaum mehr als ein- oder zweimal im Jahre einen Geistlichen zu Gesicht. Gegenwärtig sind sie besser daran und haben ihren eigenen Geistlichen. Sie sahen damals kaum einen Fremden, und wenn sie einen sahen, so wußten sie kaum, was sie aus ihm machen sollten. Sie überhäuften Low und seinen Begleiter mit Fischen, Hühnern, Milch, Butter und Eiern, und als Low sie für das Empfangene bezahlen wollte, „waren sie sehr entrüstet und erklärten mir, das sei in Foula noch gar nie vorgekommen, daß jemand Nahrungsmittel bezahlt habe." (Schluß folgt.)

Kirgisische Totenfeier.

Aus der Fülle des Neuen und Interessanten, welches das soeben (im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig)

erschienene Werk des Kasaner Professors Dr. Wilh. Radloff betitelt: „Aus Sibirien", darbietet, führen wir den Lesern des „Ausland" einen Bericht des erwähnten Verfassers über eine Gedächtnisfeier aus der Kirgisensteppe vor, welche ein anschauliches Bild von den Sitten dieses berühmten und berüchtigten Reitervolkes gewährt:

Bei der großen Horde habe ich einem Jahresfeste, das der Kirgise Ata Bek zu Ehren seines Vaters nördlich vom Flusse Meikä gab, beigewohnt. Dasselbe dauerte, wie alle diese Gedächtnismähler, vier Tage. Am ersten Tage, an welchem man die Kochherde herrichtet, d. h. wo man in einer Reihe Löcher für die Feuerstellen ausgräbt, auf die man die Kessel zum Fleischkochen stellt, versammeln sich nun die Verwandten und die Bewohner der nächsten Aule. Wir langten am zweiten Tage Abends an, an welchem man die zum Gastmahle nötigen Tiere schlachtete und die Jurten (Zelte) für die am nächsten Tage eintreffenden Gäste aufstellte.

Wir fanden hier schon nahe an 100 Jurten für die Gäste aufgestellt und etwa 4—500 Menschen versammelt, welche damit beschäftigt waren, die Jurten herzurichten und das Vieh zu schlachten. Die Jurten waren alle mit weißen Filzdecken und im Innern mit gestickten Teppichen oder Filzen bedeckt; im allgemeinen waren dieselben leer, nur in einzelnen, die für die hohen Gäste hergerichtet waren, waren am Fußboden Teppiche ausgebreitet. Es wurde mir eine solche angewiesen, in der wir uns ganz häuslich einrichteten. Wir begaben uns zu den Schlachtstellen und fanden dort Berge von Fleisch bei den Kesseln aufgeschichtet. Es sollten hier im ganzen 30 Pferde und 150 Schafe geschlachtet werden. Dieser Schlachtplatz bot ein buntes Bild, an einigen Stellen wurden Tiere geschlachtet, an anderen war man mit dem Abhäuten beschäftigt oder zerlegte das Fleisch und häufte es in der Nähe der Kessel auf. Haufenweise umstanden Zuschauer diese Schlachtstellen. Hunderte von Hunden schlichen umher, um einen Anteil an der Beute zu erhaschen. Eingeweide und schlechtere Stücke wurden sogleich an die Armen verteilt, die mit ihren Schätzen beladen davonzogen.

Spät am Abende langten schon einige angesehene Gäste an, die mir noch ihren Besuch abstatteten. Der mit mir hier angekommene berühmte Sänger der Kara-Kirgisen pries nach einer Aufforderung die hohen Gäste in einem wohlgesetzten Lobliede und entzückte die Zuhörer, die hier fast alle der karakirgisischen Sprache mächtig sind, so sehr, daß der Sultan Adam Kul voller Freude seinen seidenen Schappan von den Schultern zog und ihn dem Sänger als Geschenk für das Loblied zuwarf. Erst spät in der Nacht verließen die Gäste meine Jurte.

Am dritten Tage begannen früh vor Sonnenaufgang die Gäste einzutreffen. Sultan Tesek und Sultan Ali mit ihren Verwandten waren schon in der Nacht angekommen. Es strömten immer neue Scharen herbei, denn die Einladungen waren an beide Sultanschaften der großen Horde und an das Geschlecht Bugu von den schwarzen Kirgisen ergangen. Bis Mittag hatten sich wohl bis 5000 Menschen versammelt. Alle Jurten waren mit vornehmen Gästen gefüllt, während das gemeine Volk rings um den Jurten lagerte. Das Fleisch und die Speisen wurden in großen Holzschüsseln zu den Jurten gebracht, große Schläuche voll Kumys wurden verteilt und man aß und trank bis zum späten Abend. Mein Sänger hatte eine gute Einnahme, überall forderte man ihn zum Singen auf, und jedesmal brachte er reiche Ehrengeschenke nach Hause. Er hat wenigstens 10 Röcke erhalten. Da er ein armer Kerl war, so kamen ihm die Geschenke sehr zu statten. Das Speisen ging ganz in der gewöhnlichen Weise vor sich. Der höchste Gast hatte an der Ehrenstelle der Jurte Platz genommen und einer der Verwandten des Gastgebers vertrat bei ihm die Stelle des Wirtes. Der Ehrengast verteilte den Bäsch-baimak an die übrigen Gäste. Nach dem Mahle wurden Kumys und Airan gereicht, dann wurde überall geschwatzt und gescherzt. Es herrschte eine so animiert fröhliche Stimmung, daß auch nicht das geringste Anzeichen an die traurige Ursache des Festes erinnerte. Am Abend bot das ganze Lager einen eigentümlichen Anblick; rings umgaben uns ganze Reihen von Feuern, so daß trotz der Dunkelheit der Nacht die ganze Ebene erleuchtet schien. Um und zwischen den Feuern sah man die ganze Nacht hindurch ein reges Leben. Bis spät in die Nacht trafen immer noch neue Gäste zum Hauptfeste ein.

Am vierten Tage des Festes erhoben wir uns sehr früh, da das Wettrennen (Baiga) schon bald nach Sonnenaufgang beginnen sollte. Als wir aus der Jurte traten, sahen wir ringsumher zahlreiche Gruppen mit dem Festmahle beschäftigt. Wir nahmen zuerst die Preise in Augenschein, die am Ende der Jurtenreihe aufgestellt waren.

Es waren im ganzen zehn Preise für die Wettrennen. Der erste Preis bestand aus einer kleinen Jurte aus rotem Tuche mit allem nötigen Hausrate; vor derselben saß auf einem gesattelten Pferde ein Mädchen im Brautschmucke mit dem Säükälä auf dem Kopf, außerdem befanden sich bei der Jurte je 50 Tiere jeder Gattung (Kameele, Pferde, Kühe und Schafe). Der zweite Preis bestand in zehn Jamben Silber und je zehn Tieren jeder Gattung u. s. w. Der letzte Preis bestand aus fünf Pferden. Das als Preis aufgestellte Vieh war offenbar in weniger als einem mittelmäßigen Zustande, auch die Braut des ersten Preises zeichnete sich nicht gerade durch Schönheit aus.

Bald versammelte sich das Volk zum Rennen. Das ganze Publikum stieg zu Pferd und stellte sich in zwei lang hingezogenen Haufen zu beiden Seiten der Rennbahn, die durch Stangen bezeichnet war, auf. Abgesondert von den Zuschauern sammelten sich die Rennpferde, meist prächtige, große Tiere, die von kleinen 6—10jährigen Knaben geritten wurden. Zuerst zogen die Rennpferde in einer Reihe langsam durch die Zuschauer und wurden überall

mit Beifallsrufen empfangen. Ueber jedes schöne Pferd geriet das Publikum in Entzücken. Ueberall bildete das berittene Publikum eifrig sprechende Gruppen und von allen Seiten hörte man Urteile und Vermutungen über die Pferde. Der Zug der Rennpferde setzte sich dann langsam in Bewegung und ritt zu dem etwa 25 Werst entfernten Ausgangspunkte der Rennbahn. Eine Anzahl der Zuschauer sah man in einiger Entfernung die Tiere begleiten.

Nachdem sich die Rennpferde einige Werst entfernt hatten, füllte sich der Platz vor den Jurten wieder mit Publikum und es begannen Wettkämpfe verschiedener Art. Rechts von meiner Jurte fanden an einer mit einem Seile umzäunten Stelle die Ringkämpfe statt. Es traten wohl 50 Ringer in die Arena; sie hatten alle Kleidung bis auf die Hose, deren Beine sie hoch aufgerollt hatten, abgeworfen und nur einen breiten Gürtel von Zeug um die Hüften gewunden. Die Ringenden traten dicht aneinander, faßten sich mit beiden Händen bei den Gürteln und suchten nun einander niederzuwerfen. Die herkulischen Gestalten mit ihren angespannten Muskeln boten einen prächtigen Anblick. Es kämpften immer drei Paare zu gleicher Zeit. Die Niedergeworfenen verließen die Arena, die Sieger erhielten gute Preise: seidene Röcke, ein Schaf, Gürtel, Sättel, silberbeschlagenes Zaumzeug u. s. w.

An einer anderen Stelle fanden andere Spiele statt: eine silberne Jambe wurde auf den Boden gelegt; der Reiter mußte im Trabe vorbeireiten, sich plötzlich auf der einen Seite herablassen und mit der Hand das Silberstück ergreifen. Es erregte jedesmal ein allgemeines Gelächter, wenn einer der Reiter im Augenblicke, wo er die Münze ergreifen wollte, vom Pferde stürzte; ich habe nur zweimal gesehen, daß es einem Reiter gelang, das Silberstück zu erhaschen; nach jedem Gelingen ertönten laute Beifallsrufe, und der Glückliche durfte die Silbermünze als Lohn behalten.

An einer anderen Stelle wiederum wurden Kraftproduktionen ausgeführt. Ein Reiter ergriff vom Pferde herab ein am Boden stehendes Schaf beim Hinterschenkel, warf es mit geschwungenem Arm in die Luft, und schnellte es von sich, so daß er den einen Fuß und einen Teil des Felles in der Hand behielt, während das Tier tot fortgeschleudert wurde. Auch dieses höchst rohe Schauspiel wurde von lauten Jubelrufen der Zuschauer begleitet.

Die ganze Szenerie glich einem Jahrmarkttreiben in einer größeren europäischen Stadt, nur das gab der ganzen Szene ein eigentümliches Gepräge, daß alles Publikum beritten war. Plötzlich ertönte überall der Ruf: At kälä (die Pferde kommen). Nun stürzte alles zur Rennbahn und bald sammelten sich zu beiden Seiten der Bahn dichte Zuschauerhaufen. Ein kleiner Teil der Zuschauer ritt den Pferden entgegen, um, wie man mir mitteilte, dieselben anzufeuern.

In der Ferne waren jetzt mehrere Punkte zu erkennen; es waren etwa 25 Pferde, die die übrigen weit überholt hatten. Jetzt begann eine wilde Szene. Kaum hatten sich die Pferde auf ein Werst dem Ziele der Rennbahn genähert, als die Besitzer der Pferde nebst ihren Verwandten sich den laufenden Tieren näherten und die nachbleibenden mit Pfeifen, Steinwürfen, Schreien und Knutenschlägen zur Eile antrieben. Als dieser wilde Haufe sich dem Ziele näherte, war nichts mehr zu erkennen, als ein Knäuel von über 100 Pferden, die unter dem heftigsten Getöse daherflogen, so daß ich nicht imstande war, die Rennpferde mit den Augen zu verfolgen.

Man riet mir, mich zur Seite zu begeben, da bald eine Szene entstehen werde, der beizuwohnen nicht ohne Gefahr wäre, und in der That dankte ich später meinem Begleiter für den guten Rat, denn es begann ein so wildes Durcheinanderreiten, daß man leicht von den daherstürmenden Reiterhaufen vom Pferde geworfen und zerstampft werden konnte. Der ganze Zuschauerhaufe stürzte nämlich zu den Preisen, teils um an dem Schauspiele teilzunehmen, teils um dem, der gewonnen hatte, die Beute zu entreißen. Ich war nicht imstande, das Gewirr vor meinen Augen zu enträtseln. Man hörte Schreien, Toben, Schimpfen, man sah, wie Leute von den Pferden gerissen wurden, wie das Publikum sich auf die Preise warf und wie die letzteren in wenigen Augenblicken unter dem Gewühle verschwanden. Man erzählte mir später, daß die Gewinner nur wenig von ihren Preisen erhalten hätten, der größte Teil sei dem anwesenden Publikum zugefallen und im Triumphe entführt. So soll es stets beim Wettrennen hergehen. Des Preises wegen schicke niemand sein Pferd zum Wettrennen, denn denselben erhalte der Herr des Pferdes nie. Es sei nur der Ehrgeiz des Besitzers, der den Ruhm, ein gutes Rennpferd zu haben, jedem Preise weit vorziehe. Aber wenn es selbst dem Herrn des Pferdes gelingt, den ganzen Preis zu erhalten, so muß er der Sitte gemäß alles Gewonnene den Verwandten und den Aulnachbarn überlassen, sonst wird er überall als der größte Geizhals verschrieen.

Die Verbrecherkolonie in Neu-Kaledonien.

Neu-Kaledonien wurde am 4. September 1774 von Kapitän Cook entdeckt. Das dortige Klima ist ein gesundes und gilt als eines der besten auf den verschiedenen Inseln in der Südsee. Der Boden, mit Ausnahme in den gebirgigen Distrikten, ist außerordentlich fruchtbar, und Neu-Kaledonien würde, ohne die Einführung von Deportierten, unzweifelhaft eine vorzügliche Kolonie geworden sein, was sie jetzt nicht ist. An vielen Stellen existieren wertvolle Mineralien, namentlich Nickel. An guten und sicheren Häfen, unter denen sich der von Nouméa mit einer Tiefe von 42 Fuß auszeichnet, fehlt es auch nicht. Oft

genug hatten Seefahrer die englische Regierung aufgefordert, Neu-Kaledonien unter englische Oberhoheit zu stellen und zu kolonisieren. Im Jahre 1848 übernahm der damalige Gouverneur von Neu-Seeland, Sir George Grey, eine Bereisung des zu dieser Kolonie gehörigen Gebietes, wozu, wie er meinte, auch Neu-Kaledonien gehöre. Als er bei der Fichteninsel, Isle of Pines, ankam, erfuhr er zu seiner Verwunderung, daß dort kurz zuvor die französische Flagge aufgehißt worden war. Er berichtete darüber sofort an den damaligen englischen Kolonialminister, den Earl of Grey, und wies in einem Memorial auf die bedenklichen Folgen hin, welche aus dieser Okkupation sowohl in kommerzieller, wie in militärischer Hinsicht für britische Interessen resultieren müßten. In gleicher Weise erhob auch die Regierung der Kolonie Neu-Südwales Einspruch. Allein es ward keine weitere Notiz davon genommen, und der Admiral Febvrier Despointes konnte, wie bekannt, am 24. September 1853 im Namen des Kaisers Napoleon feierlichen Besitz von Neu-Kaledonien und dessen Zubehör und bald darauf auch von den Loyalty Islands nehmen.

Es war im Jahre 1864, als der erste Transport französischer Verbrecher in Neu-Kaledonien eintraf, und von da ab langte, trotz aller Remonstration von Seiten der australischen Kolonien, in rascher Folge ein Transport nach dem andern an. Es ist jetzt in Frankreich Gebrauch geworden, alle Individuen, welche zu travaux forcés, Zwangsarbeit, verurteilt wurden, nach Neu-Kaledonien zu deportieren. Bis zum 1. Juli 1884 waren 17,300 Sträflinge dahin geschafft worden. Um diese Zeit befanden sich dort ihrer 10,500; die übrigen 6800 waren, mit Ausnahme derer, welchen es gelungen war, nach Australien zu entwischen, und der Wenigen, die begnadigt worden, mit Tod abgegangen. Es ist erwiesen, daß seit dem Jahre 1874 nicht weniger als 247 Deportierte aus Neu-Kaledonien nach den australischen Kolonien entkommen sind, ganz abgesehen von denen, gegen welche der Beweis nicht erbracht werden konnte, deren Zahl aber eine noch viel größere sein soll. Daß diese Zufuhr von Verbrechern in Australien viel böses Blut gemacht hat und macht, umsomehr als dieser soziale Kehricht nach der Landung immer sehr bald sein altes Metier wieder aufnimmt, läßt sich denken.

Der Transport der Sträflinge nach Neu-Kaledonien geschieht meistens auf gemieteten Kauffahrteischiffen, deren innerer Raum zu Abteilungen für je 50 bis 70 Personen eingerichtet wird. Während der Fahrt erhalten sie täglich truppweise die Erlaubnis, sich eine halbe Stunde auf dem Verdecke des Schiffes aufzuhalten. Bei ihrer Ankunft in Nouméa haben sie sich sofort in einen befestigten Lagerplatz zu begeben, wo sie die Sträflingskleidung erhalten und in Rotten eingeteilt werden.

Es bestehen fünf Klassen:

1. Zur ersten Klasse gehören die, welche beständig ein gutes Betragen gezeigt haben. Sie können ein Stück Land zur freien Bearbeitung und Ausnützung erhalten, bei freien Kolonisten in Dienst treten oder auch zu Aufsehern über die arbeitenden Rotten bestellt werden.

2. Zur zweiten Klasse zählen die, welchen öffentliche Arbeiten leichterer Art zugewiesen werden und die dafür einen geringen wöchentlichen Lohn empfangen.

3. Die dritte Klasse wird in gleicher Weise beschäftigt, erhält aber keinen Lohn, wenigstens nur in Ausnahmefällen.

4. Die vierte Klasse hat schwere Arbeiten ohne Lohn zu verrichten, doch wird etwas Wein und Tabak verabreicht.

5. Die fünfte Klasse endlich erhält bei gleich schwerer Arbeit weder Wein noch Tabak.

Die Neuankommenden werden der fünften, ausnahmsweise auch der vierten Klasse zugewiesen. Eine Versetzung in eine höhere Klasse erfolgt entweder auf Befehl des Gouverneurs oder auf Empfehlung des Gefangenendirektors, aber immer erst nach Verlauf von sechs Monaten. Nachdem die Rotteneinteilung vorgenommen, werden sie ins Zuchthaus auf der Ile Nou abgeliefert, wo sie den Anfang ihrer Strafzeit zu verbringen haben. Die Einteilung in Rotten geschieht ohne alle und jede Klassifikation. Auf das Alter und den Grad der sittlichen Verkommenheit wird nicht die geringste Rücksicht genommen. Auf einem Schiffe trafen einmal nicht weniger als 164 Deportierte unter 25 Jahren ein. Diese jugendlichen Verbrecher gehen in Neu-Kaledonien sittlich vollständig unter, sie gelangen hier in die hohe Schule für Verbrechertum. Alle werden durch einander zu je 50 in Baracken eingepfercht, in denen kaum so viel Raum ist, um die Hängematten zum Schlafen aufzuhängen. Eine Beaufsichtigung findet nur bei der Arbeit statt, sonst nicht. Daß aus solchen Verhältnissen sehr böse Folgen resultieren müssen, liegt auf der Hand, aber alle Vorstellungen sind dagegen bisher höheren Orts unbeachtet geblieben.

Wenn ein Sträfling die halbe Strafzeit ohne Tadel verbüßt hat, so mag ihm die andere Hälfte verkürzt oder auch ganz erlassen werden. War die Strafe auf weniger denn acht Jahre bemessen, so mag der Betreffende, sobald er nach Abbüßung noch eine gleich lange Zeit in Neu-Kaledonien zugebracht hat, auf seine Kosten nach Frankreich zurückkehren, was aber nicht gestattet ist, sobald das Strafmaß über acht Jahre hinausging. Wer auf Lebenszeit nach Neu-Kaledonien deportiert wurde, kann erst nach zehnjähriger untadelhafter Aufführung auf Ermäßigung der Strafe rechnen. Als Strafe kommen in Anwendung: Entziehung gewisser Vorrechte, Tragen von eisernen Ketten, Versetzung in eine niedere Klasse und eine lächerliche Verlängerung der Strafzeit weit über das Lebensende hinaus. Prügelstrafe ist nicht gestattet, aber ein um so freierer Gebrauch wird von dem Revolver gemacht, mit welchem die 300 militärischen Aufseher versehen sind. Eine Verurteilung zum Tode muß immer erst dem Präsidenten der französischen Republik zur Bestätigung vorgelegt werden.

Es sind sechs von Sträflingen zu bearbeitende Staatsfarmen angelegt worden, welche aber bei der schlechten Bewirtschaftung wenig produktiv sind. Hat ein Verbrecher die erste Klasse erreicht, was in zwei oder drei Jahren möglich ist, so kann er eine bedingte Freilassung beanspruchen. Seine Frau und Kinder können ihm aus Frankreich nachgeschickt werden oder, wenn er unverheiratet ist, mag er sich aus dem weiblichen Verbrecherpersonal in Neu-Kaledonien oder, aufs Geratewohl, in Frankreich eine Frau wählen, resp. wählen lassen. Ein Stück Land wird ihm zur selbständigen Bearbeitung übergeben, oder er mag sich in freier Weise Arbeit und Verdienst in der Kolonie suchen.

Neu-Kaledonien ist in fünf Distrikte geteilt. Den Liberés oder bedingt Freigelassenen wird einer derselben zum Aufenthalt angewiesen, doch wird dabei immer der eigene Wunsch möglichst berücksichtigt. Die vielen, welche bei den ungefähr 1000 freien Kolonisten vergeblich nach Arbeit suchen, finden in Noumea ein Refugium. Der Staat gibt ihnen hier Arbeit gegen einen täglichen Lohn von 50 Centimes oder sie können für eigene Rechnung arbeiten und, was sie fabrizieren, verkaufen. Alle haben sich zweimal des Tages zum Appell zu versammeln.

Die Deportation nach Neu-Kaledonien ist nicht nur eine sehr kostspielige, sondern sie leistet auch dem Verbrechen nur Vorschub und erzieht Verbrecher. Sie wirkt in keiner Weise abschreckend, da die Sträflinge im Vergleich zu der Einsperrung in den Gefängnissen Frankreichs ein verhältnismäßig leichtes Leben führen. Sie ist der freien Kolonisation hinderlich und hemmt den Verkehr. Sie übt einen gefährlichen Einfluß auf die Rasse der Eingeborenen und beschimpft die Menschheit.

Henry Greffrath.

Die Häringsfischerei auf Island.

So arm die Insel Island an Bodenprodukten ist, da sie nur das Gras zum Unterhalt eines mäßigen Viehstandes erzeugt, so reich sind die Flüsse und Seen der Insel und die dieselbe umgebenden Gewässer des Meeres an Fischen der verschiedensten Art. Der Fischfang auf Lachse, Stockfische, Häringe, Haie und Wale wird von den Isländern mit vielem Eifer, obwohl mit wechselndem Erfolge, betrieben. Allein zum Nachteil für den Wohlstand der Insel sind diejenigen, welche sich mit diesen Fischereien befassen, zum geringsten Teil Eingeborene, sondern meist Ausländer. Der Stockfischfang der Franzosen an den Küsten von Island ist ein sehr ausgedehnter und wird in großen Schoonern und chasse-marées (schnell segelnden Fischerbooten) betrieben, die von ihrer Regierung eine Prämie für alle erwiesenermaßen dort gefangenen Fische erhalten. Dadurch erhält sich Frankreich noch eine tüchtige Pflanzschule für seine künftigen Seeleute. Nicht minder werden die isländischen Gewässer von vielen Häringsbüsen aus England, Schottland, von den Shetlands-Inseln und den Färöern 2c. besucht.

Während die geborenen Isländer bis 1874 gezwungen waren, nur in kleinen offenen Booten zu fischen, sind sie nun von diesem sklavischen Drucke befreit, worin sie unter den von der dänischen Regierung den dänischen Handelsgeschäften gewährten Monopolen gehalten worden waren, und sie haben nun auch einige gedeckte Fahrzeuge angeschafft; allein es wird noch einige Zeit bedürfen, bis dieser Zweig ihres Gewerbsfleißes sich kräftig entwickelt. Sie haben außerdem auch noch den Haifisch- und den Lachsfang in den Händen, allein der erstere gilt nicht für einträglich und für den Absatz der Lachse sind sie von den Ausländern abhängig und vermögen auf diese Weise nicht den vollen Vorteil der Märkte auszubeuten. Der Walfischfang, welcher den Betrieb wohl verlohnen würde, war in den Händen der Amerikaner; allein diese haben seit etwa 15 Jahren den sog. „schwarzen Wal" an der Küste ganz ausgerottet, und die anderen Varietäten verlohnen kaum die Mühe des Fanges.

Die Häringsfischerei in den isländischen Gewässern ist von jeher in den Händen der Norweger gewesen, und seltsamerweise ist der Häring, obwohl er unter allen Nationen des nördlichen Europa als Nahrungsmittel so gesucht und beliebt ist, noch niemals bei den Isländern als Nahrungsmittel eingeführt gewesen und ist es noch heute nicht. Der einzige plausible Grund, welcher hiefür angeführt werden kann, ist die Abneigung des Isländers gegen Salz, weil er den Skorbut so sehr fürchtet. Alle ihre präservierten Nahrungsmittel werden nämlich entweder durch Trocknen und Räuchern süß oder durch Sauergährung sauer haltbar gemacht; den Häring aber kann man wegen seines hohen Gehaltes an Thran nicht ohne Salz haltbar machen.

Bekanntlich macht der Häring häufige und vielfache Wanderungen von und nach verschiedenen Teilen der Küste; zuweilen verläßt er die Küste eines Landes für eine Zeit lang ganz, wie es vor vielen Jahren an den norwegischen Fjorden der Fall war. Irgend ein derartiger Vorfall mag in der That auch die erste Veranlassung gegeben haben, daß die Norweger in den isländischen Gewässern auf den Fischfang gingen, obwohl der genaue Zeitpunkt, wo damit begonnen wurde, nicht mehr ermittelt werden kann. Die Norweger konnten dort fischen wie in ihren eigenen Fjords, denn (wie der auf eigene Rechnung in den isländischen Gewässern fischende norwegische Kapitän Otto Wathne gegen mich äußerte) sie — die Norweger — fangen die Fische, wenn sie ihnen bis vor die Thüre kommen, als bäten sie ordentlich, daß man sie fangen solle; aber sie haben nicht den Unternehmungsgeist der schottischen Fischer, welche sich weit in die See hinauswagen, um dort unter großen Gefahren bei jeder Witterung die Fische aufzusuchen." Allein trotzdem sind die Norweger kühne und tüchtige Seeleute.

Die Häringe der isländischen Gewässer werden alle in den Fjords und keine auf hoher See gefangen. Die nach Island kommenden norwegischen Fahrzeuge sind meistens Schooner, welche die nötige Ausrüstung an Salz und Fäßchen an Bord haben. Nach ihrer Ankunft werden sie teilweise abgetakelt und vor Anker gelegt, nachdem man zuerst das Material zum Einpökeln an ihre verschiedenen Stationen gebracht hat. Diese Stationen sind einfache hölzerne Schuppen, die man am Strande erbaut hat und die teilweise in's Wasser hineinragen, mit einer Plattform oder Anländе an der Seeseite, um die Fischerboote ausladen zu können. Sie liegen immer an Stellen, wo das tiefe Wasser bis dicht an die Küste heranreicht, so daß die Fahrzeuge mittelst einer Laufbrücke von der Anländе aus und noch immer schwimmend geladen werden können, da das Steigen und Fallen der Flut im Norden und Osten von Island nur drei Fuß beträgt.

Die aus Norwegen kommenden Fischerboote sind kleiner als die an den britischen Küsten üblichen, aber größer als diejenigen der Isländer, und sind mit Mast, Spritsegel und Klüver versehen und sehr leicht, da man mit ihnen kein sehr schweres Wetter zu bestehen beabsichtigt. Das Netz ist aus Einem Stück, ein Schlagnetz, mit welchem die Häringe nach der Küste gefegt werden. Sollte es mehr Häringe enthalten, als die Boote tragen können, so werden die Enden des Netzes am Strande verankert und die Boote mit so vielen als sie nur tragen können, aus dem Innern des Schlagnetzes heraus mittelst Sacknetzen an langen Stangen beladen. Die übrigen Fische bleiben dann, wohlbehalten und alle lebend, Tage lang in dem großen Netz eingeschlossen, bis man sie bedarf oder bis der Inhalt des letzteren erschöpft ist. Die Netze sind von verschiedener Größe, von 20 Faden lang und 5 Faden breit, bis zu 150 Faden lang und 20 Faden breit, und werden je nach Maßgabe der Tiefe des Wassers an der Küste, an welcher man fischt, gebraucht. Die Maschen der Netze sind nur einen halben Zoll weit und werden in Norwegen für Sprotten und Häringe gleicherweise gebraucht.

Wenn man die Fische gelandet hat, werden sie sogleich ganz, d. h. ohne daß man die Eingeweide herausgenommen hat, mit Salz in die Tönnchen eingepökelt und nicht erst ausgeweidet, wie dies in Schottland geschieht. Obwohl dies Einpökeln nicht so gut ist, wie das schottische und holländische, so verursacht dieses Verfahren doch weniger Arbeit und weniger Behandlung des Fisches, wodurch weniger zerbrochen werden. Die Norweger beschäftigen dabei viele Isländer, aber nur als Taglöhner, sowohl in den Booten als beim Laden der Fahrzeuge auf den Stationen.

Der Zeitpunkt der Ankunft und die Richtung des isländischen Häringszuges scheinen mit denjenigen des schottischen ganz identisch zu sein, nämlich vom Mai und Juni bis September und Oktober und von der Westküste um den Norden herum nach der Ostküste. Der nördlichste Teil des Zuges führt zu Zeiten innerhalb, zu Zeiten außerhalb der Linie des Polarkreises hin, die Häringe dringen aber auf ihrer Marschlinie nicht in die Fjorde ein und scheinen diejenigen ganz zu vermeiden, welche entweder einen allmählich sich verflachenden Strand oder Hindernisse in Gestalt von Sandbänken, Felsen oder Eilanden haben. Ihr Lieblingsaufenthalt sind Fjorde, welche bis an die Küste heran einen klaren Strich tiefen Wassers haben. Zur ersten gemiedenen Klasse gehören Hrutafjord, Skagafjord und Eyafjord im Norden, an welchen sich keine Fischerstationen befinden; doch liegt im Hrutafjord die Handelsstation Bordeyri (nach welcher das Fjord zuweilen benannt wird), und hier sah Kapitän John Coghill, der reisende Agent für das Handelshaus der Herren Slimon von Leith, das einen höchst ausgedehnten Handelsverkehr zwischen Großbritannien und Island hergestellt hat, vor einigen Jahren bei einer Gelegenheit den Strand des Fjords meilenweit mit toten Häringen bedeckt. Die Fische waren von einer Scholle Wale das Fjord hinauf getrieben worden und vor Angst an's Land gegangen. Ein ähnlicher Fall ereignete sich vor 40 oder 50 Jahren einmal zu Craig am Firth of Forth, und da es noch vor der Zeit der Eisenbahnen war, so konnten die Fische nicht alle aufgebraucht und mußten als Dünger weggeführt werden.

Eyafjord ist kein Lieblingsaufenthalt des Härings, allein trotzdem sah ich am 29. Juni 1880 zu Akureyri, der nördlichen Hauptstadt von Island, unmittelbar den Hotelfenstern gegenüber einige Dutzende frisch aus dem Wasser ziehen. Dies geschah am südlichen oder oberen Ende des Fjords, gegen 5 geog. Meilen vom Arktischen Ozean und in vergleichsweise seichtem Wasser. Die Fische waren klein, nur 7—8 Zoll lang, aber sehr zart und von feinem Geschmack.

Die Häringe erscheinen zuerst im Mai oder Juni auf der Höhe von Isafjord im Nordwesten von Island, allein die Zeit wechselt in den verschiedenen Jahren. Der Zug nähert sich dann der Insel und streicht an der Nordküste hin, biegt um Langanaes (Langnase), die nordöstliche Spitze von Island, herum und zieht an der Ostküste herab, berührt aber niemals die südlichen und südwestlichen Küsten. Bisweilen finden sich die Häringe schon Ende Augusts, dagegen im September immer, beinahe in allen östlichen Fjords, besonders im Eskifjord und Seydisfjord, an welch' letzterem Fjord ich in der ersten Oktoberwoche 1880 die Operationen des Häringsfanges zu beobachten Gelegenheit hatte.

Seydisfjord ist $^5/_4$—$1^1/_2$ e. Ml. breit, verläuft auf 10—12 e. Ml. westlich, wendet sich in seinem Schooße oder obersten Teil südlich und ist auf dem ganzen Wege zu beiden Seiten von steil abstürzenden Bergen von 2500 bis 3000 Fuß Höhe eingeschlossen, mit tiefem Wasser bis dicht an die Küste heran, ausgenommen an seinem landwärts gekehrten Ende und seiner nordwestlichen Ecke, wo die Küste sich etwas verflacht, weil die aus den Bergen herunter kommenden Flüsse hier ihren Schutt abgelagert haben.

Die ruhigen, die steilen Berghänge widerspiegelnden Gewässer zeigen auf den ersten Blick keine Spur von Leben in ihnen. Nur da und dort am Lande ein Flug weißer Meeresvögel oder das gelegentliche Lärmen einiger Häringswale oder junger Finner (Norquale), welche nicht sehr hoch spritzen, ist alles was darauf hindeutet, daß das Wasser von Fischen aller Art wimmelt. Man sieht keine Scharen von Booten, welche am Abend aus- oder am Morgen einlaufen, man hört kein Geschrei oder Gelächter an den Landungsplätzen, kein Hasten und Schreien, keine Eile der Fischer, denn die Beute ist in ihrer Hand und sie können ihre Arbeit nach Belieben regeln — sie können die Netze einziehen, die Fische pökeln, die Tönnchen verschiffen, ganz wie es ihnen paßt, alles sehr ruhig, mit großem Fleiß, aber ohne Lärm und Eile. Auch an Bord unseres Dampfbootes sind alle die nur eine Angelleine und ein Stück Häring als Köder besitzen, emsig beschäftigt, so schnell als sie nur können, Stockfische, Flundern, Heilbutten, Schellfische u. s. w. an Bord zu ziehen. Selbst ein schöner Seewolf wird bisweilen gefangen. Einige der Offiziere des Schiffes in einem Boote fingen in kurzer Entfernung von dem Dampfer binnen drei Stunden 40 bis 50 große Stockfische mit vier Angelhaken. Allein das ist nur eine Kleinigkeit. Das Wasser wimmelt von Häringen, und dort wo jene Meeresvögel sitzen und gemächlich fischen, da stehen sie absolut in festem Wasser, eingeschlossen von den ungeheuren Netzen, welche 150 Faden lang und 20 Faden breit sind. Die Fischer haben alle ihre großen Netze ausgesetzt und suchen die Zahl derselben noch zu vermehren, indem sie einige von den kleinen zusammennähen; allein diese sind nur 5 Faden breit und reichen nicht tief genug hinab, um auf den Grund zu gehen und sind daher von keinem sonderlichen Nutzen. Segelfahrzeuge laufen ein, allein sie sind zu langsam. Am 26. September gingen drei Dampfer hier vor Anker, um Häringe einzunehmen, wurden geladen und fuhren wieder ab; der erste Dampfer eines weiteren Geschwaders fuhr am 9. Oktober das Fjord hinan und so ging es fort, bis die ganze Ernte eingethan war.

Die isländischen Häringe sind sehr groß, 13—14 Zoll lang, genau gemessen, und je 12—14 Unzen englisch wägend. Die Möven haben einige Mühe, um sie zu packen und zu verschlingen. Wenn sie sie beim Kopf erfassen können, so ist es gut, allein sie haben selbst dann noch Not, sie hinunterzuwürgen. Man findet oft Fische, denen von den Schnäbeln der Vögel die ganze Haut vom Rücken gestreift worden ist, in dem vergeblichen Versuch sie zu verschlingen.

Auf meine Frage, ob denn der Fisch nicht an Güte einbüße, wenn er so lange, nämlich 6 Wochen, in Gefangenschaft gehalten werde, zwar wirklich noch lebend, aber ohne Nahrung, erwiderte man mir, diese Häringe seien alle so fett, daß man keinen wirklichen Unterschied wahrnehme, wenigstens in kommerziellem Sinne. Sie sind allerdings sehr fett und wohlschmeckend, haben aber nicht den feinen Geschmack und die zarte Textur der kleineren isländischen oder schottischen Häringe. Wenn die norwegischen Fischer solche kleine zarte Häringe bekommen, so weiden sie dieselben ebenso sorgfältig aus und pökeln sie so vorsichtig ein wie die Schotten, denn die Norweger sind in ihrer Vorliebe für Häringe wahre Epikuräer.

Neuerdings haben aber auch die eingeborenen Isländer sich aufgerafft, um sich auf eigene Kosten am Häringsfang zu beteiligen, und sie würden hierin noch mehr Eifer und Thatkraft entfalten, wenn ihre Mittel ihnen erlaubten, sich größere Fahrzeuge und die erforderliche kostbare Ausrüstung an Netzen ꝛc. anzuschaffen. (C. J.)

Die Westküste von Holstein und die Nordsee-Sturmfluten.

Bespült von den zur Nordsee eilenden gelblich-grauen Gewässern der Elbe und Eider, erstreckt sich in einer Länge von etwa 7 Ml. und in einer Breite von zirka $^1/_2$ bis reichlich 2 Ml. der fruchtbare Saum der holsteinischen Westküste, der Marschdistrikt der Kreise Süder- und Norderdithmarschen, welcher im Lauf der Jahrhunderte allmählich entstanden ist aus einer mit Sand und einigen anderen Bestandteilen vermischten thonigen Erdart, dem Schlick, den jene Flüsse und die zweimal innerhalb 24 Stunden von der Nordsee heraufsteigenden Flutwellen mit sich führen.

Auf den Watten, d. h. dem mit Gras noch nicht bewachsenen Lande, entwickelt sich bald der Quendel (Salicornia herbacea), im Volksmunde Queller genannt, eine Pflanze, welche später dem Andel (Poa maritima) Platz macht, das in Verbindung mit dem sogenannten Drückdahl (Juncus bottnicus) dem Graswuchs einen ergiebigen Boden bereitet.[1]

Als in alten Zeiten das angeschwemmte Land zuerst mit üppigen Gräsern sich bedeckte, trieben die Bewohner der benachbarten Geest ihre Heerden in diese fruchtbare Ebene hinab und warfen, da von Zeit zu Zeit hohe Fluten das Land überschwemmten, Erdhügel (Wurthen) auf, die zunächst als Zufluchtsstätten für Hirten und Heerden und später als feste Wohnplätze zu dienen hatten.

Dieser Urzustand der Marsch ist es, den Plinius in der bekannten Stelle seiner Naturgeschichte beschreibt, wo es heißt: „Dort wogt das unermeßliche Meer, stets zum Kampfe bereit, und man weiß nicht, ob man auf dem Lande oder auf dem Meeresboden sich befindet. Da wohnt ein armseliges Volk auf Hügeln oder vielmehr auf Wurthen, die von Menschenhand bis zur Höhe der höchsten Flut aufgeworfen sind. Darauf haben sie ihre Hütten errichtet, Schiffenden gleich, wenn das Wasser die Gegend bedeckt, Schiffbrüchigen ähnlich, wenn die Flut zurückgetreten ist,

[1] v. Reventlow, „Marschbildung", 1869.

Um ihre Wohnungen herum fangen sie die mit der Meereswelle fliehenden Fische. Vieh zu halten und sich mit Milch zu nähren, wie ihre Nachbarn, ist ihnen nicht vergönnt und, da es in dortiger Gegend keine Wälder gibt, auch nicht einmal mit wilden Tieren zu kämpfen. Aus Schilf und Binsen flechten sie Stricke zu Netzen für die Fische, und mit dem mit ihren Händen aufgefangenen und mehr am Winde als an der Sonne getrockneten Schlamm kochen sie ihre Speisen und erwärmen ihre vom Nordwind erstarrten Körper. Ihr einziges Getränk ist Regenwasser, welches sie in Gruben bei ihren Wohnungen auffangen. Und doch würde dieses Volk, wenn es heute von den Römern besiegt würde, sich geknechtet fühlen."

Zu Anfang des 12. Jahrhunderts sollen eingewanderte Friesen zum Schutze gegen die Salzflut die ersten Erdwälle (Deiche) um das angeschwemmte Land herum aufgeführt haben. Deus mare, Friso littora fecit. Die Deiche waren jedoch zu niedrig und zu schwach, um ihren Zweck vollständig zu erfüllen, und es erfolgte daher eine Ueberschwemmung nach der anderen. Nach und nach hat man höhere und stärkere Deiche aufgeführt, die in einer Höhe bis zu zirka 6 m. über ordinäre Flut und bei mehr oder minder flacher Abdachung nach der Wasserseite, an den gefährlichsten Stellen durch davorliegende Steindecken geschützt, den Marschbewohnern eine größere Sicherheit gewähren. Das mit einem Deich umgebene Gebiet wird Koog genannt. Einige dieser Koege sind über 1000 Ha. groß. Der jüngste Koog ist der in einer Größe von 1051 Ha. 01 A. 96 Q.-m. in den Jahren 1872—73 eingedeichte, an der Elbmündung belegene Kaiser Wilhelm-Koog. Während das außerhalb der Deiche belegene Vorland hie und da dem Abbruch ausgesetzt ist, findet an anderen Stellen ein unaufhörlicher und zum Teil starker Anwachs statt.

Menschenhand sucht dem Abbruch vorzubeugen und die Aufschlickung zu befördern, und in nicht allzu ferner Zeit wird wieder ein größeres Areal an wertvollem Marschboden zur Eindeichung reif sein.

Einstweilen sind hier kleinere, dort größere Stücke mit einem niedrigen sogenannten Sommerdeich umgeben, über den die gewöhnliche Flut nicht mehr hinweggeht. Das sind die Sommerkoege, welche mit den unbedeichten Vorländereien vom Fiskus zur Grasung verpachtet werden.

Wer heutzutage an einem klaren Sommertage auf dem Seedeiche entlang geht, vor dessen Augen entrollt sich ein anmutiges Bild. Anstatt der armseligen Menschen, welche zu den Zeiten des Plinius hier ein kümmerliches Dasein fristeten, bewohnt jetzt ein kräftiger Volksstamm von durchschnittlich wohlhabenden Ackerbauern und Viehzüchtern diese Gegend. Das innerhalb der Deiche belegene Land ist übersäet mit kleineren und größeren Bauernhöfen und Arbeiterwohnungen. Ein wohlgepflegter Garten reiht sich an den anderen. Dazwischen prangt in üppigster Fülle das Korn und tummelt sich auf grasreicher Waide das wohlgenährte Vieh. Außerhalb der Deiche aber sieht man, soweit das Auge reicht, auf dem saftiggrünen Teppich der Sommerkoege und des angrenzenden Vorlandes im bunten Durcheinander Tausende von Rindern, Pferden, Schafen und Gänsen, am Strande wimmelt es von Seevögeln aller Art, und fern am Horizont glänzt die Silberfläche des Meeres mit seinen Schiffen.

Wenn aber das Wasser, vom Sturme gepeitscht, das Vorland und die Sommerkoege überflutet, bis an den Fuß des Seedeichs hinan und höher und immer höher steigt, wenn der weiße Schaum der wildbewegten Wogen über den Kamm des Deiches hinüberspritzt, — dann wehe, wo der Deich nicht stark genug ist, um dem Anprall der empörten See zu widerstehen, die dem Menschen zu entreißen droht, was sie selbst ihm geschenkt hat!

Von verheerenden Sturmfluten finden wir in der Geschichte eine große Zahl verzeichnet.[1]

Die erste größere Flut des 2. Jahrtausend unserer Zeitrechnung, von der die Chronisten uns näheres mitteilen, soll im Jahre 1102 eingetreten und es soll bei dieser Gelegenheit ein Teil der Insel Helgoland weggerissen worden sein. Dann folgen hohe Fluten 1135 und 1164. Die letztere überschwemmte alle Marschländereien an den Ausflüssen der Weser und Elbe und verschlang viel Vieh und Tausende von Menschen. Weitere Unglücksfälle sind 1170, 1173, 1176, 1178, 1202. Als eine schreckliche Flut wird die von 1204 bezeichnet. Im Jahre 1216 sollen in Dithmarschen, Eiderstedt und auf Nordstrand 100,000 Menschen ertrunken und wieder ein Stück von Helgoland abgebrochen sein. Auch 1230 wurden an vielen Stellen die Deiche durchbrochen, wobei abermals viele Tausend Menschen ihr Leben eingebüßt haben sollen. Fernere Ueberschwemmungen werden aus den Jahren 1231, 1241, 1287 gemeldet. Im Jahre 1300 hat nach Neocorus das Wasser die höchsten Deiche um mehr als 2 m. überstiegen und in Friesland, Eiderstedt und Dithmarschen 28 Kirchspielen den Untergang bereitet. Dann folgen die Jahre 1313, 1316, 1334, 1338, 1342, 1354. Die Flut von 1338 soll die Eidermündung bedeutend erweitert haben. Im Jahr 1362 trat die große Sturmflut ein, welche den Namen Mandrenke führt. Die Zahl der bei dieser Gelegenheit an der Küste von der Elbe bis nach Rügen hinauf umgekommenen Menschen wird auf 200,000 veranschlagt. Die Vermutung, daß damals die Inseln Föhr und Sylt sich gebildet haben, wird durch die Thatsache widerlegt, daß Föhr und Sylt schon um das Jahr 1240 in den dänischen Katasterbüchern als zwei für sich bestehende Inseln aufgeführt werden.

Nun folgen Sturmfluten in den Jahren 1374, 1393, 1399, 1405, 1412, 1420, 1421, 1423, 1426, 1427, 1428, 1436 (auch mit dem Namen Mandrenke benannt), 1446, 1471, 1476, 1482, 1490, 1501, 1508, 1521, 1532, 1550,

[1] Neocorus, „Chronik von Dithmarschen aus dem Anfang des 17. Jahrhundert"; Kuß, „Jahrbuch 1825"; Hemsen und Wolf, „Chronik des Landes Dithmarschen", 1833.

1561, 1570. Im Jahre 1573 wurde die Insel Helmsand durch eine Ueberschwemmung arg verwüstet und auch Büsum stark beschädigt. Verheerende Fluten ereigneten sich ferner 1582, 1586, 1597, 1598. Aus dem 17. Jahrhundert sind als Sturmjahre aufgeführt 1602, 1615, 1618, 1624, 1625, 1628, 1634, 1655. Bei der Flut 1625 stieg das Wasser in Hamburg so hoch, daß man in Kähnen auf dem Hopfenmarkt fuhr, und durchbrach, wie auch 1615, die Deiche in beiden Dithmarschen. Bei der Flut von 1634, die in der Nacht vom 11./12. Oktober eintrat, ertranken auf der Insel Nordstrand und den umliegenden Halligen, im Amt Tondern, in Eiderstedt und in Dithmarschen 9498 Menschen. Kaum hatte man die Deiche wieder hergestellt, da wurden durch eine neue Flut im Jahre 1635 fast alle Arbeiten zerstört.

Je mehr im Laufe der Zeit die Deiche verstärkt wurden, desto seltener wurden die Ueberschwemmungen.

Aus dem 18. Jahrhundert werden an Hochfluten, die erheblicheren Schaden verursacht haben, nur wenige angeführt. Es sind dies die Fluten in den Jahren 1717, 1718, 1756 und 1791. Die erste, welche am Weihnachtsabend eintraf, zerstörte auf einer großen Strecke die Deiche Süderdithmarschens. Ueber die Flutschäden aus den Jahren 1717 und 1718 wird folgendes berichtet:

In Süderdithmarschen wurden 20,000 Tonnen Getreide fortgespült, in Süder- und Norderdithmarschen ertranken 3463 Pferde und Rinder, über 3067 Schafe und Schweine, 279 Gebäude wurden weggerissen und 1067 beschädigt, an 78 Stellen entstanden Grundbrüche, von dem 10,440 Ruten langen Deich Süderdithmarschens waren nur 903 Ruten unbeschädigt geblieben, und hatten 468 Menschen ihr Leben eingebüßt. 1756 ging das Wasser mannshoch über die Deiche.

Die größte Ueberschwemmung des gegenwärtigen Jahrhunderts fand in der Nacht vom 3. auf 4. Februar des Jahres 1825 statt. Das Wasser erreichte eine Höhe von mehr als 5,20 m. über ordinäre Flut. In Norderdithmarschen wurden an 60 Stellen die Deiche und 6843 Morgen Landes überflutet und stieg in den niedrig gelegenen Häusern das Wasser bis an das Dach. Der durch diese Ueberschwemmung dem Kreise Norderdithmarschen angerichtete Schaden wird auf 540,000 M. angegeben. Im Kreise Süderdithmarschen wurden die Deiche stark beschädigt und der kaum eingedeichte Dieksunder Koog, der jetzige König Frederik VII. Koog, zerstört.

Nach jenen Schreckenstagen haben Hochfluten allerdings noch wiederholt Schaden in den Vorländereien und an den Deichen angerichtet, ohne indessen Deichbrüche zu bewirken. Hoffen wir, daß die Deiche auch in Zukunft stark genug bleiben werden, um den elementaren Gewalten mit Erfolg Widerstand leisten zu können.

Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky.

(1883—1885.) [1]

Vom Lob-Nor, 29. Januar 1885.

Nach einem fast einmonatlichen Aufenthalte in Zaidam brachen wir westwärts nach Gasch auf, wurden aber nach einigen Tagen Weges von einem unerwarteten Mißgeschick betroffen. Von den 73 Kameelen unserer Karawane erkrankten plötzlich 53 an einer besonderen, von den Mongolen „Chassa" genannten Krankheit, welche in einer starken Schwellung der Sohlen aller vier Füße des Tieres besteht, das gleichzeitig am ganzen Körper von großer Hitze befallen wird und völligen Appetitmangel bekundet. Außer den Kameelen sind dieser Krankheit, welche vermutlich durch die große Hitze und den festen Salzmoorboden bedingt ist, auch die Pferde, Kühe und Schafe, kurz das gesamte Hausvieh der dortigen Mongolen, unterworfen. Gleichzeitig mit uns passierte Zaidam eine von Tibet nach Sining ziehende Karawane mit 2000 beladenen Yaks und fast alle Tiere dieser Karawane erkrankten an der Chassa. Diese Krankheit hat selten tötlichen Ausgang, sondern zumeist gesundet das Tier je nach der Kraft seines Organismus in mehr oder minder langer Zeit. Zum Glück waren unsere Kameele durchweg ausgezeichnet — jung und stark, so daß wir nur sieben Kameele aufgeben mußten, während die übrigen nach 18 Tagen gesundeten. Diese ganze Zeit brachten wir in unfreiwilligem Stillstand zu und in der aufregenden Erwartung eines günstigen Ausganges der Krankheit der Kameele, von denen der ganze weitere Erfolg unserer Reise abhing.

Am 18. September konnten wir bereits unseren Weg fortsetzen und zogen nun längs dem südlichen Zaidam am Fuße des Kuen-Lün hin, der als hohe, steil abfallende Wand das Tibet-Plateau von Norden begrenzt. Ganz Südzaidam hat einen gleichmäßigen Charakter. Es ist eine weite Salzmoorebene, welche einst den Boden eines See's bildete und heute auf den in nächster Nähe der äußeren Berge belegenen Landstrichen mit Tamariskensträuchen und Gräsern bewachsen ist. Weiter ab von den Bergen liegen kahle Salzmoräste und zieht sich in schmalem, aber recht langem Streifen von Osten nach Westen der Salzsee Dobassun-Nor hin. In diesen See fallen die vom Kuen-Lün kommenden und für diesen Landstrich recht bedeutenden Flüsse Bajan-Gol, Naidmin-Gol und Umu-Muren. Außerdem bilden vom Kuen-Lün unterirdisch vordringende Wasser in dem mit Sträuchen und Gräsern bestandenen Landstrich nicht selten Quellen und kleine schilfbewachsene Moore. In diesem Schilf halten sich sehr viel Fasanen auf, deren wir in einigen Jagden etwa 250 Stück erlegten. Sonst sind Vögel in Südzaidam selten, und zwar gilt dieses auch von Zugvögeln. Auch Tiere sind sehr selten anzutreffen, was wohl in dem stein-

[1] Siehe „Ausland" 1884, S. 221, 245 und 264 und 1885, S. 101 und 479.

harten Salzboden seinen Grund hat, der die Hufe und Sohlen der Tiere verdirbt. Nur im Herbst, wenn die Tamariskenbeere reif wird, kommen aus Tibet Bären in großer Zahl hierher. Infolge früher Fröste gelangte die Beere in diesem Jahre nicht zur Reife und die im September eingetroffenen Bären, von denen wir nur drei erlegten, gingen wieder nach Tibet zurück.

Zur Zeit von Tschingis-Chan soll, wie die hiesige Ueberlieferung sagt, in Süd- und Ostzaidam ein sich Mongassy nennender Volksstamm gelebt haben, der an den hierzu geeigneten Stellen Ackerbau trieb. Die Reste der alten Bewässerungsanlagen sind auch jetzt noch beim Kuen-Lün sichtbar. Gegenwärtig bewohnen ganz Zaidam ausschließlich Mongolen, deren es übrigens in Südzaidam sehr wenig gibt. Die hiesigen Mongolen führen ein träges Leben und betreiben nichts außer Viehzucht. Sowohl in der Kleidung, als auch in der ganzen Einrichtung und Umgebung herrscht unglaublicher Schmutz, vor dem sie auch nicht den geringsten Abscheu haben. Als wir bei diesen Mongolen Butter kauften und ihnen vorhielten, daß die Butter voller Schmutz und Wolle sei, erwiderten uns die Verkäufer mit voller Ueberzeugung: „Man hat so zu leben, wie es Gott befiehlt. Gott schickt den Schmutz und da hat man ihn auch anzunehmen. Ein guter, rechtlicher Nomade hat im Laufe eines Jahres mindestens drei Pfund Wolle von seinen Heerden zu verzehren und der chinesische Ackerbauer ebensoviel Erde von seinem Felde."

Dieselben Mongolen teilten uns eine Legende über die Herkunft der Russen mit. „In alter Zeit", sagte sie, „lebte irgendwo in Mittelasien als Eremit in einer Höhle ein tugendhafter Lama, der fern von den Menschen seine ganze Zeit im Gebete mit dem Herrn verbrachte. Der Zufall brachte es mit sich, daß an der nämlichen Stelle eine aus einem alten Mütterchen und deren Tochter bestehende Nomadenfamilie ihr zeitweiliges Heim aufschlug. Ihr Vieh weidend, stieß die Tochter eines Tages auf die Höhle, in welcher der um diese Zeit gerade erkrankte heilige Lama wohnte. Das vom Mitleidsgefühl bewegte Mädchen brachte dem Kranken saure Milch, doch wollte der Lama von dieser Speise nicht kosten. Den Bitten des Mädchens nachgebend, aß er schließlich aber doch die ihm gebrachte Milch und setzte den Genuß dieser Speise alle Tage fort bis zu seiner Genesung. Aus Dankbarkeit für seine Lebensretterin ehelichte er das mitleidige Mädchen. Als der Herrscher jenes Landes hiervon Kenntnis erhielt, sandte er Truppen aus, welche den Lama töten sollten, der durch seine Verehelichung schwer gesündigt hatte. Wie sich diese Truppen dem Wohnsitz des Lama zu nähern begannen, las er sich ein Bund Schilf zusammen und steckte die einzelnen Schilfrohre rings um seine Jurte in die Erde. Nach einem Gebet verwandelte er all' diese Rohre in Krieger, welche die Truppen des Herrschers töteten. Der erzürnte König sandte ein zweites und sodann auch ein drittes Heer aus, beide aber wurden gleichfalls geschlagen, da die durch das Gebet des Lama geschaffenen Krieger nun ihrerseits Schilfhalme brachen und in Menschen verwandelten, so daß der Lama in kürzester Frist ein zahlreiches Heer hatte. Nach der Niederlage des dritten Heeres ließ der Herrscher den Lama in Ruhe; der letztere wollte aber nicht länger auf der Erde bleiben und fuhr durch die obere Oeffnung seiner Jurte zusammen mit dem Herdrauch gen Himmel. Seiner auf Erden zurückgebliebenen Gattin überließ der Lama die Herrschaft über das aus Schilf geschaffene Volk, von welchem die Russen ihre Abstammung herleiten, welche dem Schilfe gleich weißen Körper und häufig blondes Haar haben."

Der Umu-Muren bildet die äußerste Westgrenze der Salzmoor-Ebenen von Südzaidam. Weiterhin nach Norden und Nordwesten zieht sich bis zu dem an den Tarim-Kessel grenzenden Altyn-Tog-Höhenzug eine weite wasserlose und unfruchtbare Ebene hin, deren Boden aus Lehm und Sand besteht. Viele Stellen hat hier noch nie der Fuß eines Menschen betreten, und nur ab und zu irren wilde Kameele umher. Auf unserem Wege fanden wir nur zwei an Quellwasser und Weide genügend reiche Plätze — Gansy und westwärts davon Gasch, in dessen Nähe sich der 45 Werst im Umfang messende See gleichen Namens befindet. In Gasch, wo wir Anfang November eintrafen, sollte unser Depot für die in der Richtung auf Tibet geplante Winterexpedition errichtet werden. Vorher war aber eine Erforschung des Weges zum Lob-Nor nötig, zu dem es von hier nicht mehr sehr weit war. Zum Auffinden dieses Weges wurden von mir zwei Kosaken mit einem Mongolen abgesandt. Sie ritten zwei Wochen hindurch, irrten mehrere Tage in den Engpässen des Altyn-Tog umher, erforschten aber immerhin den Weg bis zu der Stelle, wo ich vom Lob-Nor aus im Jahre 1877 gewesen war. Jetzt, wo wir den Weg zum Lob-Nor in unserer Hand hatten, konnte man sich an die Erforschung der Umgegend von Gasch machen.

Im Depot wurden unter dem Oberbefehl des ältesten Urjadnik Grintschinow, meines ständigen treuen Begleiters auf allen meinen Reisen in Zentralasien, 7 Kosaken, das gesamte entbehrliche Gepäck nebst Kameelen und Pferden zurückgelassen. Wir selbst aber begaben uns, 13 Mann stark, mit 25 Kameelen und 4 Reitpferden westwärts durch das umfangreiche Thal, welches sich auf einer Strecke von 225 Werst zwischen dem Altyn-Tog von Norden und dem Kuen-Lün von Süden hinzieht. Gen Westen allmählich ansteigend, hat dieses Thal an der Stelle, wo es sich auf den Knotenpunkt der beiden obengenannten Gebirgszüge stützt, eine absolute Höhe von 14,000 Fuß. Dieses Thal, in welchem infolge seiner Lage das ganze Jahr hindurch Westwinde wehen, erhielt von mir den Namen „Thal der Winde". Der Abstieg von diesem Thal über den Altyn-Tog nach Tschertschen ist äußerst bequem, so daß dieses hier gewiß der Passagepunkt des alten Weges von Chotan nach China gewesen ist. Ein zweiter, minder bequemer

Weg führte gleichfalls von Chotan über den Lob-Nor zur Sfa-Tschemen-Oase. Andere Verkehrswege können zwischen den alten Reichen am Kuen-Lün und China nicht vorhanden gewesen sein, da überall riesige, undurchdringliche Gebirge oder wasserlose Sandwüsten die Passage hemmen.

Zu unserer von Gasch aus unternommenen winterlichen Exkursion brauchten wir 54 Tage und legten in dieser Zeit etwa 800 Werst in bisher absolut unbekannten Landstrichen zurück, welche eine völlige, an Flora und Fauna gleich arme Wüste repräsentieren. Von Tieren erlegten wir nur etwa 100 Antilopen und ein Exemplar einer neuen Gattung Bergschaf, welches ich Ovis Dalai-Lama benannte. Dafür hatten wir aber auf jedem Schritte geographische Entdeckungen; die wichtigsten derselben entfielen auf den zentralen Kuen-Lün. Dieser Gebirgszug, welcher, wie oben erwähnt, die Grenzscheide des Tibet-Hochplateau's bildet, steigt hinan in der mächtigen, in ewigem Schnee befindlichen Dshin-Ri-Berggruppe, welche über 20,000 Fuß absoluter Höhe hat und den Knotenpunkt des zentralen Kuen-Lün bildet. Ostwärts von diesem Punkt läuft der Marco-Polo-Gebirgszug aus und ihm parallel die Gorynga-, Dsucha-, Toroi-Gebirgszüge. Nordwestlich von Dshin-Ri zieht sich gleichfalls ein auf seinen Höhen mit ewigem Schnee bedeckter Gebirgszug hin, den ich Kolumbus-Gebirgszug nannte, und noch weiter in derselben Richtung bis zur Vereinigung mit dem Altyn-Tog steht ein ebenfalls neuer und bisher nicht bekannter Gebirgszug, den ich den Moskauer Gebirgszug nannte. Direkt westwärts von Dshin-Ri läuft noch ein mächtiger Gebirgszug aus, den wir nur aus der Ferne besichtigten und daher den „rätselhaften" nannten. Der höchste Punkt dieses Gebirgszuges wurde von mir seiner Form wegen „Monomach's Fürstenhut" benannt und dürfte nicht niedriger sein als der Dshin-Ri. Der „rätselhafte" Gebirgszug stößt wahrscheinlich auch an den Altyn-Tog und bildet so mit den nördlichen Gebirgszügen einen hohen Kessel, in welchem ein auch im Winter ohne Eisdecke bleibender See von annähernd 54 Werst Länge und nur 10 Werst Breite, den ich den nicht gefrierenden See nannte.

Außer den aufgezählten wichtigsten Entdeckungen haben wir während der Winterforschungsreise auch noch andere wichtige Entdeckungen gemacht, wie z. B. den Zaidam-Gebirgszug, das Thal der wilden Kameele 2c. Das Klima der von uns gegenwärtig passierten Landstriche zeichnet sich durch seine große Rauheit aus. Im Dezember überschritten die Fröste den Gefrierpunkt des Quecksilbers; dabei wehten unausgesetzt, bei Tag und bei Nacht, Westwinde, die sich nicht selten in Stürme verwandelten, welche die Luft mit Staub- und Sandwolken füllten. Schnee fiel äußerst selten und zudem so spärlich, daß der Erdboden die ganze Zeit über kein winterliches Gewand aufwies. Ebenso müssen hier auch im Sommer, nach der Unfruchtbarkeit der Berge und Thäler zu schließen, äußerst selten Niederschläge stattfinden, so daß sich also dieser Teil des tibetanischen Hochlandes außerhalb dieses Rayons des südwestlichen indischen Mussons befindet, der das Naß in solchen Mengen auf Nordosttibet ergießt. Infolge des Reichtums an Bergspitzen, die im ewigen Schnee stehen, macht sich in dieser Gegend immerhin kein Wassermangel fühlbar. Hier stößt man auf ganz ansehnliche Flüßchen, welche beim Verlassen der Berge und Niederströmen in's Thal, infolge der schroffen Senkung, im Erdboden Versteck suchen, um einige 20, 30 Werst weiter, wo die Neigung geringer ist, wieder an der Oberfläche zu erscheinen. An den Ufern dieser Flüßchen, sowie auch an allen Gebirgsbächen, fanden wir die sommerlichen Standorte von Bewohnern aus Turkestan, welche sich hier mit Goldwäscherei beschäftigten. Der Goldreichtum von Nordwesttibet ist nicht geringer als der von Nordosttibet.

Mitte Januars nach Gasch in unser Depot zurückgekehrt, brachen wir nach einigen Tagen von dort zu dem von uns noch 252 Werst entfernten Lob-Nor auf. Die Anwohner des Sees erschraken beim Anblick unserer Karawane, da sie nicht wußten, was für Leute zu ihnen kämen, und verbargen sich im Schilf, mit welchem der ganze See bewachsen ist oder, richtiger gesagt, der durch den Ausfluß des Tarim gebildete See. Als die Sache sich aber aufklärte, ritt der Regent vom Lob-Nor, Kuntschikon-Bek, nebst seinem Gefolge uns entgegen und wir wurden als alte Bekannte sehr gastlich aufgenommen. Im Lob-Nor und unteren Tarim fanden wir diesmal viel weniger Wasser vor, als 1877 beim ersten Besuch dieser Gegend. Wiewohl der Januar noch nicht zu Ende ist und die Nachtfröste bis zu 20° Celsius erreichen, sind hier doch schon aus Indien kleine Scharen Schwäne und Enten eingetroffen. In etwa 10 Tagen wird auf dem Lob-Nor bereits ein undurchdringliches Gewimmel von Wasservögeln sein.

Den ganzen Februar werden wir am Lob-Nor verbringen, um den Strich der Vögel zu beobachten. Im März und April gehen wir dann über Tschertschen nach Keria, wo ich alle meine Sammlungen und das überflüssige Gepäck zu lassen gedenke. Wir selbst aber wollen möglichst unbepackt auf den Nordwesttibet, wofern uns die Chinesen nicht daran hindern. Im August kommen wir dann nach Keria zurück, von wo wir über Chotan und Axu zum Issyk-Kul vordringen, um in die heimischen Gefilde zurückzukehren. Lassen uns aber die Chinesen, was leicht möglich ist, nicht nach Tibet, so treffen wir am Issy-Kul um so früher ein und werden uns mit der Erforschung des zentralen Tjan-Schan beschäftigen. Mit dem Vordringen zum Lob-Nor ist die dritte Linie unserer Wege in Zentralasien abgeschlossen worden.[1] Wenn es jetzt gelingt, über Tscher-

[1] Der erste dieser Wege führt von Kiachta über Urga, Alaschan, Kuku-Nor und Zaidam nach Nordtibet; der zweite — aus Saissan über Chami, Sfa-Tschem und Tibet, und der dritte — von Kuldsha über Korla und den Lob-Nor, gleichfalls nach Tibet.

tischen, Keria, Chotan und Aru vorzudringen, so wird ein vierter Weg hinzukommen von verschiedenen Orten unserer sibirischen und turkestanischen Grenze aus.

Kleinere Mitteilung.

Der Florida-Kanal.

Nordamerika verläuft an seinem SSO-Ende in die große Halbinsel Florida, welche den südlichsten und zugleich heißesten und am mindesten bevölkerten Staat der Union bildet. Die weit gegen die Insel Cuba vorspringende Halbinsel bietet eine sehr große Küsten-Entwickelung dar, und ihre herrliche und blütenreiche Vegetation scheint ihren Entdecker Ponce de Leon, welcher dieses Land im Jahre 1512 entdeckte, veranlaßt zu haben, ihr den Namen Florida zu geben. Das Land ist von einer Menge Seen und Sümpfe durchbrochen, besonders an der Atlantischen Küste und und gegen die Südspitze der Halbinsel hin. Aus dieser Fläche voll Sümpfen und Seen erheben sich inselartig unzählige Hügel und Hügelwellen, welche man „Hammocks" nennt, mit einer dichten Vegetation von Buschwerk und Cedern. Die Gefahren, denen die Schifffahrt an den Küsten Florida's ausgesetzt ist, namentlich beim Umfahren der Halbinsel, auf einer Strecke von 334 Km., welche mit einer Unzahl von Sandbänken, Riffen und Eilanden besetzt ist, haben längst schon die Aufmerksamkeit der Rheder auf sich gelenkt und zur Bildung einer amerikanischen Kompagnie für die Erbauung eines Schifffahrtskanals durch den nördlichen Teil der Halbinsel geführt. Dieser Kanal soll von einem bestimmten Punkte am Fluß Suwannee ausgehen, der in den Mexicanischen Meerbusen mündet, und in Jacksonville am St.-John-Fluß in den Atlantischen Ozean münden. Die Entfernung der beiden Punkte von einander würde ungefähr 221 Km. betragen. Auf der ganzen Strecke bieten sich nur wenige oder gar keine Hindernisse dar, denn das Land ist beinahe vollkommen eben und zum Teil sumpfig. Die Kosten sind auf 230 Millionen Franken veranschlagt, wovon 180 Millionen für den eigentlichen Kanal und für die Erbauung zweier Häfen und das Uebrige für unvorhergesehene Ausgaben. Das New-Yorker Handelsamt schätzt den Verkehr durch die Florida-Bucht auf das dreifache des Verkehrs durch den Suez-Kanal. Die Entfernung von New-York nach Pensacola, dem bekannten Kriegshafen an der gleichnamigen Bucht des Mexicanischen Meerbusens, unweit der Grenze des Staates Mississippi, würde um 1100 Km. abgekürzt, die bis New-Orleans um 900 und die Entfernung von letzterer Stadt nach Liverpool um 763 Km. Nach den amerikanischen statistischen Quellen haben in den jüngstvergangenen fünf Jahren 362 Schiffbrüche stattgefunden, bei denen an Waren effektiv 15 Millionen Franken zu grunde gingen, während man nur für einen Wert von 55 Millionen retten konnte (abgesehen vom Wert der Fahrzeuge selbst). Die Versicherungsprämie für die Schifffahrt in diesem Teil von Nordamerika ist sehr hoch; die aus den Nordstaaten kommenden und nach den Küsten Florida's fahrenden Schiffe bezahlen 2500—4000 Fr. täglich mehr als die nach Südamerika fahrenden Schiffe. Der jährliche Verlust, welchen die Schifffahrt an den Küsten von Florida sowohl an Fahrzeugen als an Waren erleidet, beläuft sich auf 25 Millionen Franken. (G. geogr.)

Litteratur.

W. Werner: Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer. Nach den Reisen der Gebrüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Dem Andenken von Hermann Schlagintweit-Sakünlünski gewidmet. Mit 12 Landschaften in Thondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, H. Costenoble, 1884. — Dieses neue umfangreiche Werk füllt eine schmerzlich gefühlte Lücke in unserer Litteratur aus. Das englisch-indische Reich ist nun zu einer Ausdehnung und politischen, kommerziellen, geographischen und ethnographischen Bedeutung gestiegen, daß wir einer eingehenden Spezialschilderung und eines Nachschlagebuchs darüber in Hunderten von Fällen dringend bedürfen. Diesem Zweck kommt nun das vorliegende, auf die neuesten Forschungs- und Reiseergebnisse gegründete und mit Liebe bearbeitete Werk möglichst nahe, und gibt uns von Land und Leuten, von Naturprodukten, Altertümern, Kunstdenkmälern und Sehenswürdigkeiten eine ziemlich eingehende Beschreibung, so daß es beinahe jedem Bedürfnisse entgegenkommt und in jedem kaufmännischen Komptoir und in der Hausbibliothek jedes Gebildeten eine Stelle verdient, für Schulbibliotheken und für Geographen vom Fach aber unentbehrlich ist. Die letzten Kapitel, namentlich diejenigen, welche einen Ueberblick über die Geschichte der Reisen in Ostindien und Mittelasien bis auf die neueste Zeit (Ujfalvi, Häckel 2c.) darbieten, sind besonders lehrreich. So empfiehlt sich das Werk für einen ziemlich großen Leserkreis und wir können ihm, bei der Fülle von Stoff, welche hier zu bewältigen war, nur unsere wärmste Anerkennung zollen und möchten dem Verfasser und Verleger für eine hoffentlich bald erscheinende zweite Auflage nur zwei Winke ans Herz legen, nämlich in derselben den ethnographischen Teil noch mehr auszuführen, und dem Buche eine gute Uebersichtskarte beizugeben.

Segelhandbuch für den Atlantischen Ozean. Mit einem Atlas von 36 Karten. Herausgegeben von der Direktion der deutschen Seewarte. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten und neuen Steindrucktafeln. Hamburg, L. Friederichsen u. Co., 1885. — Dem vor drei Jahren erschienenen Atlas über den Atlantischen Ozean läßt nun die Direktion der Deutschen Seewarte das vorliegende Segelhandbuch folgen, das erste offizielle, welches wir in Deutschland besitzen und von einer wissenschaftlichen Gediegenheit und Zuverlässigkeit, die ihm in der ganzen Litteratur der Nautik eine hervorragende Bedeutung zu sichern vermag. Das Buch zerfällt in zwei Teile, deren Inhalt sich folgendermaßen gliedert: der I. Teil gibt in der Einleitung die physikalischen Verhältnisse, die Meerestiefen, Temperatur-Verteilung, das spezifische Gewicht des Meerwassers und die Strömungsverhältnisse, und schildert dann in den folgenden acht Abschnitten: die allgemeine Uebersicht der Windverhältnisse auf dem offenen Ozean, die mittleren Windverhältnisse und die Windkarten der verschiedenen Jahreszeiten; die Winde und die Witterungsverhältnisse, an den Küsten des Atlantischen Ozeans; den Luftdruck und dessen Beziehungen zu den Luftströmungen; die Temperatur der Luft und den Wassergehalt der Atmosphäre; die Stürme des Atlantischen Ozeans; die Ebbe- und Fluterscheinungen. Der Anhang hiezu behandelt die Anwendung der Lehre vom Magnetismus in der Navigation, das Schiffs-Chronometer, dessen Gebrauch und Behandlung auf See, und die wichtigsten Wale des Atlantischen Ozeans und ihre Verbreitung in demselben. Der II. Teil handelt nur von den Segelanweisungen über den Atlantischen Ozean, von Europa ausgehend und nach Europa zurückkehrend. Die ganze vortreffliche Ausstattung des Buches, welches aus der gemeinsamen Thätigkeit der Herren Professor Dr. Börgen, Direktor Dr. Bolau, Köppen, der Kapitäne Dinklage und Koldewey, des Dr. Krümmel, des Herrn Eylert und des Herrn Dr. Neumayer Direktors der deutschen Seewarte, entstanden ist, zeigt, daß wir es hier mit einem standard work, einem Denkmal deutschen Wissens und Fleißes, zu thun haben, das eine Bereicherung der seemännischen Litteratur ist.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 26. Stuttgart, 29. Juni. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Südafrikanische Laterite. Von Dr. Pechuel-Loesche. S. 501. — 2. Ueber die deutschen Schutzländer im südwestlichen Afrika, nach eigener Anschauung. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 504. — 3. Das Klima im Kamerun-Gebiet. Von unserem Spezialberichterstatter. S. 506. — 4. Die Shetlands-Inseln und ihre Bewohner. Eine Reiseskizze. (Schluß.) S. 507. — 5. Ueber den Einfluß der direkten Besonnung auf die Vegetation. Von M. Buysman. S. 510. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 514. — 7. Nekrolog. Professor Robert v. Schlagintweit. S. 516. — 8. Aus Mittelasien. Von O. Hahn. S. 518.

Südafrikanische Laterite.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

In dem im vergangenen Jahre veröffentlichten Aufsatz „Westafrikanische Laterite“ [1] bemerkte ich, daß nach Mr. Voysey sich auch am Kap der guten Hoffnung Laterite finden sollen. Während einer seitdem nach Südwest-Afrika unternommenen Reise fand ich Gelegenheit mich von dem Vorhandensein des fraglichen Gesteins wenigstens in der nächsten Umgebung der Kapstadt zu überzeugen.

Das am Fuße des Tafelberges im Bau begriffene große Reservoir, das sogenannte Molteno-Bassin, welches in Zukunft der Kapstadt den notwendigen Wasservorrat sichern soll, ist mit Lateritwällen umschüttet, die vermöge ihrer lebhaften Färbung die Aufmerksamkeit des zu Schiff Ankommenden schon von weitem erregen. In wechselnder Mächtigkeit und an den nicht zu steilen Hängen bis zu bedeutender Höhe lagern Laterite allenthalben an dem Löwenberg, Tafelberg und der Teufelsspitze, füllen die Einsenkungen zwischen denselben nnd verlieren sich erst am Strande des Meeres, sowie an den sogenannten Kap-Flächen. In der Nähe der letzteren sind verschiedene Ziegeleien errichtet, welche das mürbe und hier in sekundärer Lagerung auftretende Gestein für ihre Zwecke verwenden, obwohl die gefertigten Ziegel sich nicht durch besondere Güte auszeichnen.

Die Kapstadt nebst ihren Vororten ist in der That nicht nur gänzlich auf, sondern zum Teil auch aus Laterit erbaut, und leidet wie andere Wohnplätze in Lateritgegenden in höchst unangenehmer Weise unter dem charakteristischen Staube.

Als das älteste Gestein des Gebietes ist der Thonschiefer zu betrachten, der wie, nach A. G. Bain,[1] wohl alle in so bedeutender Ausdehnung auftretenden Schiefer des Kaplandes, keine Schieferung besitzt. Seine größte Erhebung erreicht er in dem über 300 m. hohen nördlichen Teile des Löwenberges, in dem sogenannten Rumpfe des Löwen. Unmittelbar südlich von Kapstadt ist er von mächtigen Granitmassen durchbrochen worden, welche den Sockel des Löwenkopfes, des Tafelberges und der Teufelsspitze bilden. Der Thonschiefer ist bei dieser Eruption außerordentlich zerklüftet, in Schollen gehoben, in Blöcken mitgerissen und umschlossen, auch allenthalben in der Kontaktzone in Knotenschiefer umgewandelt worden. Selbst die feinsten Spalten und Sprünge des durchbrochenen Gesteins sind vom Granit ausgefüllt, der unter diesen besonderen Verhältnissen vielfach eine mehr porphyrische Struktur angenommen hat. Die Gipfel der genannten Berge bestehen aus einem erst später in bedeutender Mächtigkeit abgelagerten Sandstein, welcher ursprünglich für untersilurisch, dann für devonisch gehalten wurde und gegenwärtig mit größerer Wahrscheinlichkeit der karbonischen Formation eingereiht wird. Sowohl diese wie andere

[1] Siehe „Ausland“, 1884, Nr. 21 und 22.

[1] On the Geology of Southern Africa. Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Vol. VII. Part the Fourth. London 1856. p. 180.

in nördlichen und östlichen Teilen des Kaplandes vorkommenden isolierten Sandsteinmassen sind als Reste eines ungeheuren Plateau's zu betrachten, welches dem Ansturm der Meereswogen erlegen ist. Wahrscheinlich können ihnen auch die Sandsteinmassen zugerechnet werden, welche weit im Norden, im Hererolande, die Schichten der archäischen Formationsgruppe überlagern und teilweise wie ehemalige Steilküsten emporragen.

Alle hier aufgeführten Gesteine haben sich unter dem Einfluß der Atmosphärilien an der Oberfläche in Laterit verwandelt und sind auch in der Gegenwart noch dem nämlichen Prozeß unterworfen. An einigen Stellen hat die auf dem gesunden Felsen ruhende Decke eine sehr große Mächtigkeit erlangt und bietet ein ausgezeichnetes Beispiel für den (nach Herrn v. Richthofen) ‚accumulierende Zersetzung' genannten Vorgang. An anderen Orten sind und werden die Verwitterungsprodukte teilweise oder gänzlich von Regenwasser und heftigen Winden hinweggeführt und vornehmlich auch in der Einsenkung abgelagert, in welcher die Kapstadt sich ausbreitet.

Die in Ausführung begriffenen neuen Hafenbauten bieten am Fuße des Löwenberges vorzügliche Aufschlüsse und lassen alle Zwischenglieder vom vollkommenen in situ befindlichen Laterit der Oberfläche bis zu dem gesunden Muttergestein, dem Thonschiefer, erkennen. Interessanter ist das Auftreten des Laterits in der Einsattelung zwischen dem Löwenkopf und dem Tafelberg, in der sogenannten Kloof. Hier ist der harte Granit mehr als 20 m. tief bis auf vereinzelte Quarzgänge vollständig zersetzt, so daß das mürbe gelbliche Gestein allenthalben ohne Anstrengung mit den Fingern abgelöst und zerkrümelt werden kann. Von den Höhen zu beiden Seiten sind Schollen und Blöcke des anstehenden Sandsteins und Granits herabgestürzt und finden sich sowohl der Masse aufgelagert als auch oberflächlich in dieselbe eingebettet, und zwar teilweise so vollständig in Laterit übergegangen, daß ihre ursprüngliche Gestalt und nachträgliche Umwandlung nur noch an den verschiedenfarbigen Umrissen, sowie bei den ehemaligen Sandsteintrümmern auch an der abweichenden Struktur, zu erkennen ist.

Wo auf stark geneigten Hängen die Regenwasser nicht überall sogleich von dem porösen Boden verschluckt wurden, sondern, etwa vorhandenen Pfaden folgend, abflossen, haben sie in früher beschriebener Weise tiefe Risse und Schluchten mit steilen, wunderbar modellierten Wänden eingeschnitten, welche nicht nur für Lößgebiete, sondern auch für Lateritgebiete so charakteristisch sind.[1] Eine derartig an der Kloof oberhalb Kapstadt entstandene Schlucht hat Herr Professor G. Fritsch photographiert und in seinem Reisewerk abgebildet.[2] Offenbar nur eine Kopie dieses Holzschnittes ist die mehrere Jahre später von Herrn Dr. Holub in seinem Buche verwertete Abbildung derselben Schlucht, wobei durch willkürlich eingezeichnete menschliche Figuren die Größenverhältnisse unrichtig dargestellt werden.[1]

Ein höchst interessantes Auftreten von Lateriten untersuchte ich unter freundlicher Führung von Herrn Professor Dr. P. D. Hahn entlang des Wasserleitungsbaches von Kapstadt, bis hinauf nach Plat-Klip, einem bekannten Aussichtspunkte. Vom unteren Hange des Tafelberges ziehen sich mächtige Trümmerwälle in leichter Neigung bis in die Nähe der Stadt. Sie erstrecken sich gerade über die Kontaktzone des Granits und Thonschiefers und sind aus Blöcken aller in dem Gebiete vorkommenden Gesteine zusammengesetzt. Der bezeichnete Bach hat, gleich anderen Wasserläufen, sein Bett in das ehemalige Trümmerfeld bis auf das anstehende gesunde Gestein eingeschnitten und ein enges Thal geschaffen, in welchem man wie zwischen gewaltigen Seitenmoränen entlang geht.

Diese mit Blöcken übersäeten und von spärlichem Gestrüpp bedeckten Wälle scheinen bis in das Herz in Laterit verwandelt zu sein, welcher, wo immer durch Abstechen der Hänge Raum geschaffen worden ist — wie an dem Klärbassin und unterhalb desselben an der alten Mühle — in senkrechten Wänden ansteht. Die Entstehung desselben aus in situ zersetzten Trümmern verschiedener Gesteine ist vielfach noch sehr deutlich aus den bereits erwähnten Farbenbändern, welche die Umrisse ehemaliger Blöcke andeuten, und dem verschiedenen Gefüge unmittelbar benachbarter Partien zu erkennen. Hier liegen demnach, im mannigfaltigen Wechsel zu einer kompakten Masse vereint, Granit-, Thonschiefer- und Sandstein-Laterite, so daß diese Abstiche nicht nur den interessantesten Aufschluß in der Umgebung der Kapstadt, sondern überhaupt in allen mir bekannten Lateritgebieten bilden. Besonders lehrreich sind die Handstücke von durchaus gesundem, von Granitbändern durchzogenem Knotenschiefer, und deren genaue Gegenstücke in vollkommen ausgebildetem Laterit, in welchen die Struktur der Muttergesteine überraschend deutlich erhalten ist.

Die natürliche Vegetation kennzeichnet sich genügend durch ihre Beschaffenheit und ihre Verteilung den Boden, auf welchem sie sich entwickelt hat. Die Wälder fehlen; bloß an einigen wasserreichen Orten findet sich ein üppigerer Pflanzenwuchs. Nackte Bodenstrecken sind nicht selten und wechseln ab mit anderen, welche so spärlich bewachsen sind, daß sie an unsere abgeweideten Anger erinnern. Stellenweise, namentlich an den Berghalden, tritt niederes und wirres Gestrüpp auf. Zwischen diesem ragen die Proteaceen hervor; unter den buschförmigen besonders die durch überraschend große und schöne Blütenköpfe ausgezeichnete Protea cynaroides, während der Mittelgröße erreichende Silberbaum (Leucodendron argenteum) in einer Region von bestimmter Höhe sogar lockere Bestände bildet. Die

[1] „Ausland" 1884, S. 403.

[2] Gustav Fritsch: „Drei Jahre in Südafrika", S. 11.

[1] Dr. E. Holub: „Sieben Jahre in Südafrika", S. 16.

einst auf den Rat von Sir John Herschel aus Südeuropa eingeführten Nadelhölzer (Pinus pinea und P. pinaster) gedeihen in der Umgebung von Kapstadt ziemlich gut und sind an verschiedenen Oertlichkeiten zu kleinen geschlossenen Wäldern aufgewachsen,

Grisebach's für das Kapland im allgemeinen geltender Ausspruch, daß die Landschaft sogar in noch höherem Grade dürr, ärmlich und unfruchtbar erscheine, als nach den meteorologischen Thatsachen zu erwarten wäre, findet seine bedeutungsvolle Erklärung gerade in dem Vorhandensein der Laterite. Denn vermöge ihrer physikalischen Konstitution schwächen diese die günstige Einwirkung der Regenzeit ab und verschärfen die ungünstige der Trockenzeit und der hohen Insolation des unbeschatteten Landes. Das Vorkommen der Laterite ist daher wohl auch als eine der Grundursachen zu betrachten, warum die eigentümliche Kap-Flora bei einem außerordentlichen Reichtum an Arten einer überraschenden Beschränkung hinsichtlich der Verbreitung der Standörter unterliegt.

Wie zu erwarten, treten Laterite nicht ausschließlich in der Umgebung der Kapstadt auf. Nach mündlichen Angaben und Bemerkungen in Reisewerken finden sie sich auch nicht bloß im engeren Kaplande, sondern ebenfalls in Kaffraria, Natal, Griqualand West, in Zululand, in dem Oranje-Fluß-Freistaate wie in der Transvaal-Republik. Weit im Nordwesten, im Hererolande, habe ich sie wiederum selbst beobachtet. Damit darf die Verbreitung der fraglichen Gesteine, auch sofern sie der Neuzeit angehören, über die Tropenzone hinaus als erwiesen gelten. Der in der früheren Arbeit aufgestellte Satz, daß die Laterite den Gebieten innerhalb der Wendekreise eigentümlich seien, ist folgerichtig dahin zu erweitern, daß sie, zunächst wenigstens in Afrika, auch außerhalb derselben, und zwar bis zur Südspitze des genannten Festlandes, auftreten.

Der Neuzeit angehörende Laterite werden wahrscheinlich auch in ektropischen Gebieten anderer Erdteile vorkommen, wo die vorausgesetzten Bedingungen ihres Entstehens gegeben sind: also in Ländern, in welchen eine mehr oder minder strenge Scheidung von Regenzeit und Trockenzeit die Regel ist, wo die größte Wärme zugleich mit den stärksten Niederschlägen, namentlich rasch sich bildenden Gewittern, eintritt. Allerdings scheint eine der angeführten Bedingungen für die südlichen und westlichen Striche des Kaplandes, wo vorzugsweise Winterregen fallen, nicht streng zuzutreffen; die Temperatur und die Insolation ist jedoch in dieser Zone von verhältnismäßig unbedeutender Ausdehnung trotz der Winterregen noch hoch genug, die Trockenzeit ausgebildet genug, um die Entstehung der Laterite zu befördern.

Die ausgedehnten, zum großen Teil als Oedländereien zu betrachtenden, mehr oder minder ebenen Landstriche des besiedelten Südafrika's, die Karroo und die verschiedenen Veldts, scheinen nach allen Beschreibungen nicht blos Sand- und Grus-, sondern auch Lateritboden zu besitzen. Doch ist das Vorkommen des eigenartigen Gesteins nicht lediglich auf diese Flächen beschränkt. Wie in der Nähe der Kapstadt der sehr harte eruptive Granit bis zu bedeutender Tiefe in Laterit umgewandelt ist, so sind auch Erhebungen des in sehr ausgedehnter Entwickelung auftretenden Thonschiefers dem gleichen Prozesse unterlegen. A. G. Bain weist in seinem Berichte[1] besonders auf diese Thatsache hin und führt als Beispiele an, daß an Bain's Kloof ein 400 Fuß langer Tunnel in einfachster Weise mittels Haue und Spaten durch den verwitterten Thonschiefer ausgehöhlt worden sei. Der Thonschiefer zeigte sich vollständig zersetzt zu einem weichen Thon von gelber, blauer, roter, weißer und brauner Farbe. Die gegebene Beschreibung ist charakteristisch für die in situ befindlichen Laterite.

Demnach ist auch Südafrika wenigstens zum Teil als ein Lateritgebiet zu betrachten, in welchem während und nach unergiebigen Regenzeiten, besonders aber bei den gefürchteten, zeitweilig eintretenden Dürren (droughts) die verhängnisvollen Eigenschaften der Laterite sich in nachteiligster Weise offenbaren.

Die natürliche Vegetation des Landes legt dafür ein höchst beachtenswertes Zeugnis ab. Die Regenwälder, welche ich so benannte im Gegensatze zu den auf Uferleisten der Wasserläufe oder über verborgenen Wasserzügen gedeihenden Galeriewäldern, fehlen, mit Ausnahme einiger meistbegünstigten Gegenden an der Süd- und Ostküste, dem ungeheuren Ländergebiete gänzlich. Der landschaftliche Charakter des größten Teiles desselben entspricht dem der Savanne, Steppe, Wüste. Das Wasser ruht tief verborgen unter den durchlässigen Gesteinsschichten, blos an vereinzelten Stellen tritt es zu Tage und kann an anderen bestenfalls nur durch Ausgraben von Löchern erreicht werden, in denen es zusammensickert. Nach reichlichen Niederschlägen mag es sogar eine Zeit lang in sonst trockenen Betten entlang fließen; bei anhaltendem Regenmangel wird der unterirdische Vorrat durch die außerordentlich kräftige Verdunstung derartig vermindert, daß er selbst an den wohlbekannten zuverlässigsten Wasserplätzen kaum noch durch Eingraben zu erreichen ist. Da überdies große Gebiete namentlich des Innern und des Westens entweder gar keinen oder nur mangelhaften Abfluß besitzen, ist daselbst das Wasser teils eine ungenießbare Mutterlauge, teils mehr oder minder brackig.

Begünstigter sind die dem Indischen Ozean näher gelegenen Gebiete, soweit sie unter der Herrschaft der mit Feuchtigkeit beladenen Seewinde des noch nicht ausgetrockneten Südostpassates stehen. Sie besitzen während des ganzen Jahres ausdauernde Wasserläufe und senden große Flüsse zum Meere. Ihnen haben sich die vom Kaplande ausgehenden Einwanderer zugewendet.

Was in dem früheren Aufsatz über den Kulturwert der Laterite gesagt wurde,[2] gewinnt für Südafrika eine

[1] On the Geology of Southern Africa. p. 180.

[2] „Ausland" 1884, S. 426.

um so größere Bedeutung, als hier nicht allein lässige und unbedachtsame Eingeborene hausen, sondern auch europäische Ansiedler ihre Kräfte einsetzen. Selbst in den bevorzugteren Ländern sind sie jedoch in der Wahl ihrer Heimstätten durch die klimatischen Verhältnisse beschränkt worden. Trotz des gleichwertigen Bodens liegen weite Landstriche verödet und andere werden höchstens als Weideländer benützt, weil sie nur durch künstliche Bewässerung für die Kultur gewonnen werden können, zu deren Anlage wohl den meisten Kolonisten die entsprechend großen Mittel fehlen. Die in Südafrika oft zu hörende Ansicht, daß die Buren nicht rührig genug wären, zu altfränkisch den Dingen ihren Lauf ließen, dürfte in Anbetracht der Umstände nicht wohl begründet sein. Die Buren sind allenthalben die Pioniere der Bodenkultur gewesen und haben seit Generationen Erfahrungen gesammelt, die für sie bei der Bewirtschaftung des Landes maßgebend sein müssen. Es ist noch zu erproben, ob Andere unter den obwaltenden recht primitiven Verhältnissen besseres zu leisten vermögen.

Ausnehmend begünstigte Gebiete empfangen wie im tropischen so auch im südlichen Afrika vermöge ihrer Lage und Höhengestaltung allerdings so reichliche Niederschläge und in so glücklicher zeitlicher Verteilung, daß selbst der Lateritboden befriedigt und fruchtbar wird. Aber gerade diese meist begünstigten Länder, wie zum Beispiel Natal — „Fair Natal“ der Südafrikaner — ist mit üppiger Vegetation auf Kosten unendlich größerer Gebiete des Hinterlandes geschmückt, denen es einen großen Teil der periodischen und wohl die gesamten nichtperiodischen Niederschläge entzieht.

Wenn in ausgedehnten Landstrichen Südafrika's, ganz abgesehen von den eigentlichen Wüsteneien, die Niederschläge unter das durchschnittliche Maß herabsinken oder in zu ungünstiger zeitlicher Verteilung erfolgen, dann tritt auch hier ein, was ich in dem früheren Aufsatze näher ausgeführt habe: die Lateritgebiete werden zu Hungergebieten, und zwar um vieles schneller, als sie es unter gleichen Umständen bei anderer Bodenbeschaffenheit werden würden. Die leider nicht selten eintretenden Dürren werden auch ein ebenso großes Elend wie in anderen Lateritgebieten im Gefolge haben, wenn nicht die Eingeborenen in den am härtesten betroffenen Gegenden weniger zahlreich und notgedrungen dem Ackerbau abhold sowie von jeher gewöhnt wären, ihr Leben mit den einfachsten Gaben der Natur zu fristen; wenn nicht die europäischen Besiedler bevorzugtere Gegenden bedachtsamer bewirtschafteten und im Notfall ihren Bedarf rechtzeitig durch Zufuhren ergänzen könnten. Immerhin sind die Dürren ein sehr schwerwiegender Nachteil für Südafrika und ein Schrecken für seine Bewohner, um so gefürchteter, als in vielen Gegenden der Wassermangel bald so groß wird, daß auch eine beschränkte künstliche Bewässerung nicht ausführbar ist.

Bei der bereits vorgeschrittenen Besiedelung jener Länder ließe sich mit Glück untersuchen, unter welchen natürlichen Bedingungen und unter welcher Behandlung der Lateritboden lohnende Ernten liefert. Es wäre namentlich die zeitliche Verteilung der Niederschläge zu beobachten, um feststellen zu können, auf wie lange Zeit die verschiedenen Kulturgewächse in Lateritgebieten den Regenmangel ohne Schädigung ertragen können, welches Maß von künstlicher Bewässerung andernfalls ihre Erträge sichert.

Aus derartigen Beobachtungen würden sich Erfahrungssätze ableiten lassen, deren Beachtung bei Kultivationsversuchen manche herbe Enttäuschung verhindern würde. Vor allen Dingen wird man die Wahrheit beherzigen lernen, daß in Ländern mit ausgebildeter Regen- und Trockenzeit, besonders aber in Lateritgebieten, die Grundlage aller erfolgreichen Kultivation die künstliche Bewässerung ist.

Ueber die deutschen Schutzländer im südwestlichen Afrika, nach eigener Anschauung.

Von unserem Spezialberichterstatter.

In der am 10. Juni zu Köln abgehaltenen Generalversammlung des „Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export“ berichtete der bekannte Afrikaforscher Herr Dr. Pechuel-Loesche aus Jena über die deutschen Schutzländer im südwestlichen Afrika nach eigener Anschauung, und seine interessanten Mitteilungen dürfen für um so bedeutsamer gehalten werden, als gerade über diese Gebiete in falschem Kolonialeifer manches Uebertriebene und Verkehrte verbreitet worden ist, dessen Zurückführung auf das richtige Maß nicht nur im Interesse der wissenschaftlichen Wahrheit, sondern auch der praktischen Verhältnisse unseres deutschen Handels und Gewerbes liegt. Um so mehr wird unseren Lesern ein eingehender Bericht über diese Mitteilungen erwünscht sein.

Herr Dr. Pechuel-Loesche gab zunächst einen kurzen Abriß der Geschichte dieser Gebiete, welche zuerst 1485 von den Portugiesen betreten wurden, denen dann zwei Jahrhunderte später Holländer und Franzosen folgten. Er gedachte ferner der Besitzergreifung durch die Engländer im Jahre 1806, der Forschungsreisen des Engländers Alexanders, des Schweden Anderssson und des Mitte der fünfziger Jahre auftretenden Kupferfiebers, das vielfach schlimmere Folgen hatte, als die im tropischen Afrika gefürchtete Malaria. Er erwähnte ferner die Reisen des bekannten Schweden Erikson, der eine Menge toller Köpfe aus Europa in diese Gebiete zog, welche als Jäger gegen den Wildstand des Landes so arg wirtschafteten, daß das Land in wenigen Jahren völlig zur Einöde wurde. Er gedachte endlich des segensreichen Wirkens der englischen Missionare, welche ein bedeutendes Stück Kulturarbeit an den Herero-Völkern geleistet haben.

Er ging sodann unter Vorzeigung einer großen An-

zahl vorzüglicher Aquarelle zur Schilderung des Landes selbst über.

Die Gebiete gehören der ursprünglichsten Erstarrungskruste der Erde — Urgneis und krystallinische Schieferformation — an. Ursprünglich hat das Land unter dem Meeresspiegel gelegen und ist dann bei dem allmählichen Auftauchen unter den Einflüssen der Witterung und der Bearbeitung durch die Meereswogen so eingeebnet worden, daß die früheren Erhebungen meistens unter Sand und Kies versteckt liegen und nur die höchsten Spitzen, sog. Coppys, darüber hervorragen. Der Kies ist von der Größe der Erbse bis Haselnuß und überall mit Sand vermischt. Die Form des Gebirges ist die einer allmählich bis auf 1500 m. bis zur Wasserscheide des Ngami-Sees aufsteigenden Ebene, von welcher alle Gewässer sehr schnell nach dem Meere zu ablaufen. Das Land ist meteorologisch in Bezug auf die Regenverteilung so ungünstig als möglich gelegen, weil die vom Indischen Ozean kommenden feuchten Winde (Passate) ihre Feuchtigkeit an der Ostküste bereits abladen, wenn sie die Erhebungen überschreiten, während die über die kalten Meeresströmungen von Südwesten kommenden Winde beim Aufsteigen über die erhitzten Ebenen immer trockener werden. Das Land erhält vorzugsweise jene Zenithalregen; weil es aber an der Grenze liegt, erhält es davon nicht so viel, als ihm nach seiner geographischen Breite zukommen müßte. Die Temperaturen auf den Höhen sind ganz bedeutenden Schwankungen unterworfen, so daß vom Vortragenden in einem Falle eine Differenz zwischen Tages- und Nachttemperatur von nicht weniger als 43° C. konstatiert werden konnte. Da nun die Niederschläge gering, die Luft im größten Teil des Jahres sehr trocken und die Bodenverhältnisse für die Bewahrung des Regens so ungünstig als möglich sind, so wirken die geringen Regenmengen, welche das Land erhält, weniger, als wenn sie auf guten Boden fielen. Der Regen schlägt nämlich einfach durch den Sand und Kies, sammelt sich in den Vertiefungen und strömt nach den Flüssen. Letztere laufen bei starkem Regen gleich den Rinnsteinen unserer Städte voll Wasser, trocknen aber gleich wieder aus, wenn der Regen vorüber ist. Den größten Teil des Jahres über liegen die Flußbette trocken. An den Flußufern oder auch im Flußbette ist Kulturland vorhanden, auf dem namentlich Weizen vortrefflich gedeiht; aber nur zu oft wird durch das plötzlich in großer Fülle vorhandene Wasser die Ernte zu zwei Dritteln vernichtet. Diesen Verhältnissen entspricht die Vegetation; von der Westküste an, wo sie fast gleich Null ist, verbessert sie sich zusehends bis zur Wasserscheide des Ngami-Sees.

Jede Pflanze ist gezwungen, den Kampf ums Dasein unterirdisch zu führen, und beherrscht infolge dessen für sich ein gesondertes kleines Gebiet. Es gilt dies zunächst vom Grase, das in einzelnen großen Büscheln vorkommt und von den Wüstenochsen, die bei dieser Nahrung sehr fett werden, gern gefressen wird, während deutsches Rindvieh dasselbe nicht genießen würde. Es gilt dies ferner von den mimosenartigen Dorngebüschen, die zahlreich vorhanden sind. An den Flußufern kommt vereinzelt Baumwuchs vor. Das Land macht infolge dieser armen Vegetation den Eindruck einer grandiosen Einförmigkeit.

Das Einzige, was im Lande zu gewinnen sein wird, sind die Mineralschätze, deren Ausbeutung rentabel sein wird, wenn man eine Verbindung mit der Küste herstellt, die bequemer und billiger ist, als die jetzige.[1] Bei gründlicher Durchforschung des Landes wird man ferner auch in die Lage kommen, die für Kulturzwecke günstigsten Fleckchen Bodens für Garten- und Ackerbau in kleinem Maßstabe auszunutzen. Da europäisches Gemüse vorzüglich gedeiht, so würden sich auf diese Weise im Laufe der Jahre für einige Hundert Leute kleine Häuslerwirtschaften anlegen lassen, in denen nebenbei Viehzucht betrieben werden könnte. Nicht genug kann aber vor allzu großen Hoffnungen gewarnt werden, damit nicht schon jetzt etwa die Leute mit allen möglichen Erwartungen haufenweise hinströmen, Erwartungen, welche niemals erfüllt werden können.

Bei gründlicher Erforschung des Landes werden sich die Verhältnisse zweifellos bessern; aber jene große Dornbuschöde, welche die Hauptfläche des Landes bedeckt, wird niemals unter Kultur gesetzt werden können; diese wird sich vielmehr nur auf die einzelnen Ufersäume der Flüsse zu beschränken haben. Auch alle jene großartigen Ideen, durch Fangdämme und ähnliche Einrichtungen eine günstige Bewässerung der Hochfläche zu erzielen, muß man von vornherein fallen lassen, weil dieselben nicht durchzuführen sind. Das sind Pläne, die im Studierzimmer ausgeheckt sind und deren Verfasser besser thäten, darüber nachzudenken, wie die großen Oedländereien unseres Vaterlandes, z. B. die Lüneburger Haide, in fruchtbares Ackerfeld zu verwandeln seien.

Die Exportfähigkeit jener Gebiete in marktfähigen Artikeln (Elfenbein und Straußfedern) ist im Laufe der Jahre sehr gesunken. In der Mitte der siebziger Jahre wurden jährlich etwa 15,000 Kgr. Elfenbein und 3000—5000 Kgr. Straußfedern exportiert, die zusammen einen Wert von etwa 1,000,000 Mk. hatten. Die Ausfuhr erreichte in diesem Zeitraum jene ziemlich beträchtliche Höhe, weil die Fauna rücksichtslos vernichtet wurde. Selbstverständlich ist die Ausfuhr infolge dieses Ausrottungssystems sehr rapide zurückgegangen und beträgt jetzt pro Jahr höchstens 1500 Kgr. Elfenbein und 500—700 Kgr. Straußfedern.

Eine Zukunft eröffnet sich durch diese Gebiete insofern, als bei allmählichem und besonnenem Vorgehen nach Nordosten hin und über das Zambesi-Gebirge hinaus immerhin Handel betrieben werden kann. Letztere Gebiete sind freilich ungesund, der schlimmste Feind des weißen Mannes, das

[1] Von technischer Seite werden nach dieser Richtung hin Seilbahnen als rentabelste, weil billigste und bequemste Anlage empfohlen. Der Referent.

Fieber, herrscht in ihnen, der Weg dahin ist weit und Schwierigkeiten aller Art stellen sich dem Handel in den Weg.

Auf der anderen Seite ist aber nicht zu vergessen, daß das Herero-Land ein wertvolles Eingangsthor in das Innere von Zentral-Afrika bildet und daß das Klima in den Küstengebieten jener Breiten als ein gesundes bezeichnet werden darf.

Noch ein Nachteil für die Kulturarbeit unserer Pioniere ergibt sich aus der Thatsache, daß seit Menschengedenken die braunen Völker Südafrika's, die Bantu, mit den gelben Menschen, den Hottentotten, oder wie sie sich selbst nennen, Namas, in einem mörderischen Rassenkampfe liegen. Die Hottentotten sind aus dem Paradies jenes Landes, Natal, verdrängt worden durch die Kaffern und Dschuanen. Ihnen kamen die Hereros entgegen, die bis an die Grenze des Nama-Landes kamen. In das Nama-Land geht kein Herero, weil er weiß, daß dort für seine Heerden alle Existenzbedingungen fehlen: das Wasser mangelt, das Gras ist selten und stellenweise fehlt selbst der Dornbusch.

Die armen Hottentotten aber sitzen, aus ihrem Paradies herausgedrängt, in der Wüste und ergreifen, teils aus Not, teils aus Lust das Räuberhandwerk, zu dem sie überdies von weißen Händlern, von denen sie mit guten Waffen und Munition versehen werden, aufgestachelt sind. Ihnen bringen sie die von den Hereros zu Hunderten und Tausenden geraubten Rinder, nachdem sie deren Hirten samt Weibern und Kindern erschlagen haben. Man könnte heute die Knochen der von den Namas erschlagenen Hereros frachtwagenweise zusammenfahren lassen.

Jener Rassenkampf kann erst aufhören, wenn die Weißen keine Waffen und Patronen mehr liefern und wenn jeder Nama gehenkt wird, der Räubereien im Herero-Gebiet begeht. Nur führe man einmal angedrohte Maßregeln aufs Strengste durch; jede nicht oder halb ausgeführte Maßregel vernichtet die Autorität über die Wilden für immer.

Die einzigen Leute, welche in diesen Gebieten mit Erfolg bisher Kulturarbeit verrichtet haben, sind die rheinischen Missionare, welche seit Mitte der vierziger Jahre dort thätig sind. Als im Jahre 1880 der Krieg ausbrach, flohen sämtliche englische Beamte aus dem Lande und überließen dasselbe seinem Schicksal. So ist es denn die Thätigkeit der deutschen Missionare allein, auf Grund deren das Deutsche Reich ein Recht an diese Gebiete hat; denn sie haben den Kulturzustand der Eingeborenen gehoben und aus den Einwohnern, soweit das überhaupt möglich, ordentliche Menschen gemacht.

Eine Hauptaufgabe unserer Reichsregierung wird darin bestehen, die Kämpfe der Eingeborenen unter einander zu verhindern und pacificierend thätig zu sein, indem zwischen die Hereros und Namas ein Keil geschoben, eine Art von Militärgrenze gelegt wird, um auf diesem so zu sagen polizeilichen Wege den Herero ihren Besitz an Viehstand zu sichern.

Bei der ganzen Zivilisationsarbeit in Afrika darf aber nicht nach Jahren, sondern nur nach Jahrzehnten und Generationen gerechnet werden. Es ist eine Arbeit für die Zukunft, und wer sich dabei beteiligt, der muß bedenken, daß wir für unsere Nachkommen arbeiten, die aus dem dunklen Erdteil erst den rechten Nutzen haben werden.

Das Klima im Kamerun-Gebiete.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Der Weltreisende der „Kölnischen Zeitung", Herr Dr. Hugo Zöller, ist vor wenigen Tagen aus dem Kamerun-Gebiete nach Deutschland zurückgekehrt und nahm als Gast an der „Generalversammlung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export" teil, die am 10. Juni zu Köln abgehalten wurde. Mit minutenlangem Beifall von der Versammlung begrüßt, erklärte er sich bereit, einige Mitteilungen über das Klima in den von ihm bereisten Tropengebieten Afrika's zu machen, die auch in unserem Leserkreise mit Interesse aufgenommen werden dürften.

Es kann nicht geleugnet werden, so etwa begann der Redner, daß, wenn ich etwa im Sinne der Lebensversicherung sprechen wollte, beim Aufenthalt in Afrika die Aussicht zu sterben 25—30% größer sein wird, als in Europa. Trotzdem ist bei den Angriffen auf das Klima der afrikanischen Tropengegenden viel Uebertreibung untergelaufen, und ich möchte versuchen, einiges davon zu widerlegen.

Vor allem hat man anfangs darauf gefußt, daß Westafrika für die Auswanderung überhaupt in Frage kommen könnte. Für solche, welche seit Dr. Fabri's Broschüre: „Bedarf Deutschland der Kolonien?" die Veröffentlichungen über Kolonialpolitik verfolgt haben, kann es eigentlich außer Zweifel sein, daß man nach Westafrika nicht auswandern soll. Ein solches Land, und selbst das Kamerun-Gebiet mit eingeschlossen, kommt nur in Betracht für die Kaufleute und die wenigen Beamten. Außerdem ist Westafrika in mancher Hinsicht schlechter, aber auch in mancher Hinsicht besser, als andere Tropenländer. Es ist auffallend, daß ein Mann, wie Professor Dr. Virchow, dessen Name nur mit größter Verehrung genannt werden kann, Westafrika mit anderen Tropenländern ziemlich gleich beurteilt hat. Er erwähnt unter anderem, daß Europäer, die zu den Tropenländern übersiedeln, blos etwa bis zur dritten Generation dort gedeihen könnten. Ich könnte aber Stammbäume von Familien aufführen, die sechs bis sieben Generationen hindurch sich in Indien und in Niederländisch-Indien sehr wohl befunden haben. Wenn ich vorhin sagte, daß Westafrika in mancher Beziehung besser sei, als andere Tropenländer, dann bezieht sich dies hauptsächlich darauf, daß epidemische Krankheiten mit Ausnahme einiger weniger Fälle niemals dort vorgekommen sind. Das gelbe Fieber ist mit Gewißheit blos zweimal in Senegambien festgestellt

worden. Andere Epidemien, Pocken, Dyphtheritis u. s. w., haben sich niemals von den Eingeborenen auf die Europäer übertragen.

Dann haben die Aerzte, die in Westafrika leben und die ich fast alle persönlich kennen gelernt, mir stets versichert, daß sie von Europäern nur wegen Fieber und Hautkrankheiten zu Rate gezogen worden seien, was wohl auch meist daher rühren mag, daß die Mehrzahl der Leute, die dorthin geht, in den besten Lebensjahren steht. Tuberculose, wenn sie nicht von Haus aus mitgebracht war, hat in Westafrika nicht festgestellt werden können. Die schlechteste Seite des Klima's in Westafrika besteht darin, daß ausnahmslos jeder Europäer vom Fieber befallen wird, ohne Ausnahme jeder, der längere Zeit dort lebt. Nach der Aussage von Aerzten ist mir wenigstens kein Fall bekannt, daß irgend ein Europäer völlig vom Fieber verschont geblieben wäre. Diese Fieber sind aber nicht so schlimm, wie man sich dies nach den letzten Schreckensnachrichten, die nach Europa gelangt sind, vielfach vorstellt. In den meisten Fällen ist es nichts weiter, als ein gewöhnliches Wechselfieber, das in dieser Form wohl niemals zum Tode führt. Eine zweite schlimmere Form ist das biliöse, eine dritte das perniciöse Fieber.

Es wird Sie vielleicht interessieren, zu hören, wie es mir selbst in Bezug auf das Fieber ergangen ist. Sechs Monate bin ich in Afrika völlig ungestraft geblieben. Ich habe mich dort fast ebenso wohl gefühlt als in Europa. Das erste Zeichen des Fiebers war etwa derart, als ob ich einen starken Rheumatismus bekommen hätte; ich sollte aufs Pferd steigen und fühlte Schmerzen dabei. Dann folgte eine große Nervosität. Nach einer starken Dosis Chinin ließ die Krankheit wieder nach, aber einige Tage nachher bekam ich Schüttelfrost und das Fieber wurde wieder sehr stark. So geht es allen Leuten. Das erste Fieber pflegt ziemlich stark zu sein; dann folgen schwächere, und erst, wenn keine Rücksicht auf die Gesundheit genommen wird, pflegt dann später ein biliöses oder perniciöses Fieber einzutreten.

Hand in Hand mit dem Fieber gehen andere Krankheitserscheinungen. Vor allem ist das die Blutarmut. Es gibt keinen in Westafrika lebenden Europäer, der nicht in gewisser Zeit blutarm würde. Ferner äußert sich diese Form der Erkrankung in Wunden, namentlich an den unteren Extremitäten. Die Betreffenden versicherten, daß, so lange sie diese Wunden besaßen, kein Fieber sich einstellte, daß es aber, sobald die Wunden sich schlossen, in ein bis zwei Tagen wieder auftrat. Diese Wunden lassen braunschwarze Flecken zurück, und es gibt Leute, deren Extremitäten durch solche Flecken beinahe so schwarz geworden sind, wie diejenigen des Negers.

Diese Erkrankungen hindern nicht, daß einzelne Leute sehr lange Zeit in Afrika gelebt und sich verhältnismäßig wohl dabei gefühlt haben.

Ich nenne vor allem den bekannten und hochverdienten Vorsteher der Basler Missionsgesellschaft in Christiansburg, ferner den Bischof Sieber in Gabun, der 33 Jahre in Westafrika gelebt hat.

Während, wie gesagt, die Erkrankungen der Europäer sich fast ausschließlich auf Fieber und Hautkrankheiten beschränken, gibt es bei den Negern eine Unzahl von Erkrankungen, die, wie die Aerzte versichern, zum Teil noch gar nicht studiert sind.

Zum tropischen Westafrika rechnet man die Küste von der Südseite Marokko's an, wo schon wieder ein gesundes Klima herrscht. Es ist durchweg derartig, wie ich es geschildert habe, was allerdings nicht ausschließt, daß einzelne Strecken mehr, andere weniger ungesund sind. Im allgemeinen nimmt man an, daß die Niger-Mündung der ungesundeste Teil von ganz Westafrika sei; in zweiter Linie würden dann Senegambien und Liberia folgen. Zu den gesünderen Teilen des tropischen Westafrika gehören sowohl das Togo-Gebiet als auch das Kamerun-Gebiet und Gabun, bis zu einem gewissen Grade auch noch der Kongo.

Wenn ich als Nichtarzt über solche Dinge zu Ihnen spreche, so geschieht dies aus mehreren Gründen, zunächst weil ich die meisten Tropenländer aus eigener Anschauung kennen gelernt habe, dann aber, weil ich gerade dieses Thema auf das Eingehendste mit Dr. Nachtigal besprochen und aus dessen Tagebüchern eine große Menge statistischen Materials entnommen habe.

Redner fügt dann diesen Ausführungen unter lautloser Stille der Versammlung noch einige Mitteilungen über die letzten Lebenswochen Dr. Nachtigal's hinzu, schildert die Liebenswürdigkeit, Opferwilligkeit und Berufstreue des Verstorbenen, mit dem nicht allein einer der größten und edelsten Geister Deutschlands dahingegangen sei, sondern auch ein Mann, dessen Stellung ganz wie er auszufüllen, augenblicklich keiner vorhanden ist. Durch diese Rede gestaltete sich, wie hier noch hinzugefügt sein mag, die genannte Versammlung zu einer erhebenden Totenfeier für den nur zu früh verstorbenen Pionier deutscher Kolonisation im dunklen Erdteil.

Die Shetlands-Inseln und ihre Bewohner.

Eine Reiseskizze.

(Schluß.)

Ihr einziger Erwerb bis in die jüngste Vergangenheit herein bestand in dem Sammeln der Federn und Eier der Myriaden von Meeresvögeln, von denen das Eiland seinen Namen hat. Der Vogelfänger wird an einem um den Leib befestigten Seil von seinen Gefährten 30—40 Klafter tief an der Stirne der Klippen hinuntergelassen, um die in den Ritzen und auf den Leisten der Felsen liegenden Vogelnester auszunehmen — eine lebensgefährliche Arbeit; allein der Bewohner von Foula war von Jugend auf gewöhnt, den tötlichen Sturz von den Felsen hinab als

sein natürliches Schicksal zu betrachten. „Mein Vater verstürzte vor mir, mein Großvater verstürzte vor meinem Vater, und ich muß erwarten, ebenfalls über den Sneug hinab zu stürzen", sagten sie. Und so war es beinahe jedem vorbehalten, endlich einmal an den Klippen des 1369 Fuß hohen Sneug zu verunglücken.

Alle Fischergemeinschaften sind abergläubisch, aber der Shetländer hat hierin durch seine norwegische Abkunft noch etwas voraus. Alte Mythen haften noch immer an abgelegenen Oertlichkeiten und beeinflussen das Gebahren und regeln das Treiben mancher Fischerfamilie. Alte Lieder, alter Aberglaube, verklungene Sagen vererben sich durch mündliche Ueberlieferung noch heute von einem Geschlechte zum anderen.

Der häusliche Aberglaube der Shetländer ist genau von demselben Typus, wie er sich unter anderen isolierten und ungebildeten Gemeinschaften findet. Der Glaube an böse Geister, Elfen, Meerweibchen und Meermänner waltet überall vor. Jedermann glaubt an Ahnungen, Prophezeiungen 2c. Viele von denen, welche die große Sturmflut vom 20. Juli 1881 überlebten, versichern, daß sie ihre Rettung nur den Warnungen verdankten, welche sie empfangen hatten. Ein Weib z. B., welches die Beinkleider ihres Gatten in einem Bache wäscht, und dieselben sich mit Wasser füllen sieht, entnimmt daraus die Verkündigung seines nahen Todes.

Die letzten Hinrichtungen von Hexen und Hexenmeistern auf den Shetlands-Inseln kamen noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vor, als Barbara Tultoch und ihre Tochter Ellen King auf dem Galgenberge zu Scalloway lebendig verbrannt wurden. Ein berüchtigter Hexenmeister früherer Zeit, namens Luggie, welcher auf dem sog. Knop von Kebister, einige Meilen nördlich von Lerwick, wohnte, teilte dasselbe Schicksal. „Wie seine Landsleute in unseren Tagen, zog auch er seine Ernte aus dem Meere", sagt Dr. Cowie; „aber unähnlich diesen setzte ihn sein Beruf keiner der Gefahren der Tiefe aus, denn so oft er Fische haben wollte, warf er seine Angelleine nur durch ein Loch in den Knowe und zog seinen Fisch sogleich an einem unterirdischen Feuer gebraten heraus." Dies erklärte Brand, der würdige Missionar von Anno 1700, als „sicherlich durch die Einwirkung böser Geister geschehen, mit denen er in einem Bund und Vertrag stund; aber der Haushalt des Reiches der Finsternis ist sehr wunderbar und uns wenig bekannt." Wahrsagerinnen, Händler mit Amuletten und Teufelsbeschwörer betreiben noch heute ein blühendes Geschäft und manche trunksüchtige alte Hexe in Lerwick verdient sich noch jetzt ihren Lebensunterhalt leicht durch Ausbeutung der Leichtgläubigkeit unwissender Seeleute und dummer Dienstmädchen.

Der Einfluß des bösen Blickes ist in Shetland ebenso bekannt und gefürchtet als in irgend einem anderen Teile der Welt. Allein eine böse Zunge in dieselbe Kategorie mit böser Zauberkraft oder verhängnisvoller Wirkung zu setzen, ist eine Verfeinerung des Aberglaubens, welche in dem Sagenkreis und Volksglauben der meisten Nationen noch unbekannt ist. „Niemand darf ein Kind oder irgend einen anderen Gegenstand, der jemanden wert ist, loben, denn sonst begegnet demselben irgend ein Unglück", und dies wird der Zunge dessen zugeschrieben, welcher es lobte. Dies nannte man „voraus besprechen", und derartige voraus besprochene Personen konnten von dem auf sie gelegten Bann nur befreit werden, wenn man sie in einem Wasser wusch, dessen Bereitung als ein tiefes Geheimnis bewahrt wird. Ein Ueberrest aus früherer Zeit liegt wohl auch noch dem Aberglauben zugrunde, kraft dessen früher die Leute aus dem Volke an Sonntagen nicht eher als nach dem Gottesdienste aßen oder tranken. Sehr schwer läßt sich aber ein Grund oder Anlaß für den Glauben finden, daß, wenn zwei Kinder, welche noch keine Zähne haben, in derselben Stube sich begegnen, das eine davon unmittelbar darauf sterben muß. Wenn man fischen geht und einem irgend jemand, namentlich aber der Geistliche begegnet, so hat man unbedingt Unglück. Bei den Beerdigungen in den ländlichen Bezirken war es üblich, drei Erdschollen aufzuheben und eine um die andere der Leiche nachzuwerfen. Viele alte Leute sammeln noch heute Treibholz oder Schiffstrümmer, um sich ihren Sarg daraus zu verfertigen — ein Brauch, welcher ohne Zweifel mehr aus Not als aus Empfindung entstand.

Man muß zugeben, das alte Shetland war unendlich malerischer und romantischer als das moderne, denn selbst der mit reichster Phantasie und Gestaltungsgabe ausgerüstete Mensch vermag solche prosaische Dinge und Persönlichkeiten wie Gemeindepfleger, Polizisten, Armenverwalter und moderne Schulmeister nicht mit einem Hauch von Romantik zu bekleiden. Sogar der heutige Geistliche entbehrt jenes eigenartigen Duftes der Lokalfarbe und der am Boden haftenden Ursprünglichkeit, welche seinen Vorgänger vor 70 bis 80 Jahren zum Propheten, Priester und König seines Sprengels oder Bezirks machte. Selbst der Vorsänger unserer Zeit ist ein farbloses Geschöpf im Vergleich zu seinem Vorgänger der letzten Generation. Man erzählt sich eine seltsame Geschichte von einem dieser Würdenträger in einem abgelegenen Orte von Mainland. Es hatte dort ein Schiffbruch stattgefunden und da die Ladung eine wertvolle war, hatte man einen Taucher aus dem Süden kommen lassen. Er und seine Taucherglocke, welche Erfindung dort noch niemand gesehen hatte, waren daher Gegenstände der lebhaftesten Neugier für die ganze Umgegend. Der Taucher selbst war ein schmucker, junger Bursche und eroberte schnell das Herz der örtlichen reichen Erbin, welche sehr zum Kummer ihrer Familie darauf bestand, ihn zu heiraten. Als daher eines Sonntags die Gemeinde in der Kirche von Lunnasting versammelt war, stand der Vorsänger auf, um die Heirat zu proklamieren: „Stille in der Kirche von Lunnasting!" rief er; „es ist zu verkündigen die bevorstehende Verheiratung unserer

Leddy[1] von L. mit N. N., dem Taucher und Hauptarbeiter an dem wundervollen Ding, der Maschine da draußen!"

Wenn jene Bräuche und Lebensbedingungen, welche Walter Scott uns in seinem Seeräuber geschildert und idealisiert hat, jemals wirklich existiert haben, so läßt sich in unserer verfeinerten und jedenfalls praktischeren Zeit keine Spur mehr davon nachweisen. Der Udaller sitzt nicht mehr in seinem mit Robbenfell überzogenen Stuhle, den irgend ein Hamburger Zimmermann aus massivem Eichenholz gezimmert hat, in der behaglichen Wärme und Fülle des Herrenhauses von Burgh-Westra. Er verbringt seine Tage nun auf einem rauchgeschwärzten tannenen Schemel in einer rohen Hütte aus Feldsteinen mit einem Dach von Rasen, worin der Rauch vielleicht durch ein Loch im Dache abzieht. Er kleidet sich nicht länger „in einen blauen Rock von altertümlichem Schnitt, der mit Scharlach gefüttert und bis auf den Saum und die Knöpfe und an den weiten Aermelenden mit Gold verschnürt und besetzt ist", sondern er trägt heutzutage einen alten Zylinderhut, eine kurze schwarze Jacke ohne Knöpfe, ein paar Beinkleider, welche einst schwarz waren und ohne Zweifel nun weiß und an den Knieen ausgebogen worden sind, und in aller Wahrscheinlichkeit ein paar Sandalen aus roher Tierhaut. Seine einst in Seide gekleideten und perlengeschmückten Töchter wetteifern nicht mehr im Dichten von Akrostychen mit Claud Halcro oder vertändeln ihre Zeit nicht mehr mit Mordaunt Merton oder mit Cleveland. Sie sind heutzutage in groben grauen Wollstoff und an Sonn- und Feiertagen in die hellsten Nuancen von blauem oder purpurnem Merino gekleidet und ziehen, wenn sie Sonntags zur Kirche des Sprengels gehen, ihre Schuhe und Strümpfe aus und tragen sie in der Hand. Ihr Haar duftet nach Ochsenmark-Pomade und ihre ganze Kleidung riecht nach dem Torfrauch ihrer elterlichen Heimstätte.

Noch lange nachdem die Shetlands-Inseln in den Besitz der schottischen Krone gekommen waren, blieben auf denselben die alten norwegischen Gesetze und das alte skandinavische Gerichtsverfahren in Geltung. Dies rührte daher, daß die Leute überzeugt waren, Norwegen werde von seinem Rückkaufsrecht Gebrauch machen, den Brautschatz zurückbezahlen, für welchen die Inseln verpfändet waren, und diese wieder in ihre ursprüngliche Stellung als ein Leibgedinge der skandinavischen Krone zurückversetzen. Das alte Laweting oder Parlament von Shetland hatte seinen hauptsächlichen Versammlungsort auf einer kleinen Insel in dem Tingvall-Loch, einem See ungefähr 6 e. Ml. von Lerwick. Das Ting wurde immer unter freiem Himmel abgehalten. Der große Fowd (Vogt) oder Lagman von Shetland, der höchste vollziehende und richterliche Beamte der Inseln, führte den Vorsitz, und um ihn scharten sich, auf steinernen Bänken sitzend, die Untervögte und Rancelmänner oder niedrigen vollziehenden Beamten. Zu dieser primitiven Versammlung kamen alle Udallers oder Freisassen der Vogtei zu Pferde und betrugen sich mit der Würde und dem Ernst, welcher sich für die Bedeutung des Anlasses geziemte. Da die kleine Insel nur für eine beschränkte Anzahl von ihnen Raum bot, so versammelten sich die andern am Ufer des Sees. Allein der Schaden, welchen das Waiden so vieler Pferde auf den anstoßenden Ländereien verursachte, war so groß, daß die Eigentümer derselben durch die Gewährung eines Anteils der Scat oder Grundsteuer von den benachbarten Gemeinden Quauff und Dunroßneß entschädigt werden mußten. Wenn das Ting als Gerichtshof saß und einen Verbrecher zum Tode verurteilt hatte, so verlieh angeblich ein alter skandinavischer Brauch demselben noch eine Chance, sein Leben zu retten; er durfte nämlich zwischen einer von den Zuschauern gebildeten Doppelreihe Spießruten laufen. Wenn er die ungefähr 200—300 Schritte entfernte Kirche wohlbehalten erreichte, ward ihm das Leben geschenkt, allein er kam nur selten so weit. Welcher Art aber auch immer das Ergebnis war, die Volksstimme galt immer für Gottes Stimme. Der Vollzug der Entscheidungen des Laweting und der niedrigeren Gerichte der Bezirksvögte war den Rancelmännern anvertraut, welche auf den Orkaden law-rightmen hießen und neben ihren rechtlichen und verwaltenden Verrichtungen auch noch geistliche versahen. Als die Orkaden 1614 zu den Stewart-lands oder Privat-Domänen des schottischen Königs gemacht wurden, Patrik Graf von Orkney, ihr seitheriger Oberer, die Herrschaft verwirkte und der Obervogt durch den Oberkämmerer des Königs ersetzt ward, behielt man die Dienste dieser Rancelmänner noch bei, und es wurden in den noch vorhandenen Landesakten sehr genaue und zugleich sehr primitive Bestimmungen über deren amtliches Gebahren erteilt. Sie hatten sich nach dem Leben und den Gesprächen der Leute zu erkundigen, ob irgend welcher Zwist oder unschickliche Aufführung zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern, Herren und Dienern oder irgend ein anderes unchristliches oder widerrechtliches Gebahren in der Familie vorkomme. Sie sollten alle Händel und Schimpfreden, so viel in ihrer Macht stand, verhindern, „indem sie den streitenden Parteien Frieden zu halten geboten" und sie im anderen Falle dem Fiskal oder Gerichtsschreiber anzeigen sollten. Sie hatten darüber zu wachen, daß die Armen in ihren bezüglichen Quartieren versorgt wurden, und durften dieselben nicht umherschweifen lassen, durften keine Bettler und Stromer aus anderen Gemeinden durch ihre Grenzen ziehen lassen. Sie mußten alle Hunde in ihren Bezirken untersuchen und darauf sehen, daß niemand Hunde hielt ohne Genehmigung des Amtmanns. Sie mußten nachforschen in Betreff aller Personen, welche sich irgend einer Art von Hexerei, Zauber, Bann oder irgend welcher teuflischen Kunst bedienten, und dieselben treulichst und pflichtlichst angeben, damit sie zur verdienten Bestrafung gebracht werden könnten. Sie hatten alle Kaufleute

[1] Erbinnen mit eigenem Vermögen und die Gattinnen der größeren Grundbesitzer wurden immer mit dem Höflichkeitsprädikat „Lady" ausgezeichnet.

und Händler in ihrem Bezirk zu überwachen, daß dieselben richtiges Maß und Gewicht hielten und nicht in ihren Preisen betrogen. Schließlich wurden sie noch ermahnt, sie sollten, da sie mit der Aufsicht über das Leben und Betragen der anderen betraut seien, danach streben, daß sie durch ihr eigenes Leben und Wandel den anderen ein gutes Beispiel gäben, „daher müßt ihr", setzt die Akte mit einem schlichten feierlichen Ernste hinzu, der noch an die „gute alte Zeit" erinnert, „darauf achten, daß ihr nicht selbst derjenigen Vergehungen schuldig befunden werdet, welche ihr an anderen zu rügen berufen seid; denn so ihr das thut, soll eure Strafe die doppelte von derjenigen der anderen sein."

Derartige Berichte erläutern besser als die eingehendste Schilderung, von welcher Art die Vorfahren der heutigen Shetländer waren, ja noch mehr: sie werfen sogar ein Licht auf die kennzeichnendsten Eigentümlichkeiten der heutigen Generationen. Sie spiegeln die Einfachheit, Wahrhaftigkeit, Gastlichkeit und die wohlwollende Gesinnung, die Achtung vor dem Gesetze, vor aller Autorität und die innige Liebe der Inselbewohner zu ihrem „alten, nackten Felsen", ihre Sitten, Gebräuche, Gewohnheiten und Ueberlieferungen. Sie spiegeln aber auch ihre Laster, ihre Trägheit, ihren Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit und ihre Unwahrheit — Laster, welche vielleicht der Fremde, der seinen Besuch nur auf Lerwik und dessen Umgebung beschränkt, nicht sogleich bemerkt, welche aber in den minder erforschten Landesteilen nicht unbekannt sind. Und doch müssen wir, wenn derartige Laster dem shetländischen Bauer zur Last gelegt werden sollen, die mehrhundertjährige Unterdrückung in Rechnung nehmen, deren Opfer er gewesen ist. Niedergedrückt von Monopolisten, unter dem Druck des demoralisierenden Truckſystems, immer ausgebeutet vom Grundherrn und von Kaufleuten und mit Schulden gegen dieselben beladen, hat er sich doch noch eine gewisse sittliche Haltung bewahrt, und man muß zu seiner Ehre geltend machen, daß, wie in früheren Zeiten, so auch heute Verbrechen auf den Shetlands-Inseln beinahe unbekannt sind. (Good Words.)

Ueber den Einfluß der direkten Besonnung auf die Vegetation.

Den Einfluß der direkten Sonnenstrahlen auf die Vegetation ist bis jetzt, soweit uns bekannt, noch nicht speziell behandelt worden. Wir werden nun versuchen, einige Thatsachen in Beziehung auf diesen Gegenstand zu beschreiben. In erster Reihe wird der Einfluß der direkten Besonnung in den tropischen Regionen und dann derjenige in den gemäßigten und kalten Himmelsstrichen untersucht werden.

Die fortwährend hohe Temperatur zwischen den Wendekreisen ist Ursache, daß die Pflanzen hier nicht so von der direkten Beleuchtung der Sonne abhängig sind, wie solches in der gemäßigten und kalten Zone der Fall ist; doch gibt es auch in tropischen Klimaten Pflanzen, welche zu einem üppigen Wachstum und zum Reifen ihrer Samen oder Früchte die Insolation bedürfen.

Von allen tropischen monocotyledonischen Gewächsen sind ohne Zweifel die Palmen die wichtigsten, und von diesen liefert die Dattelpalme (Phoenix dactylifera L.) die tägliche Nahrung der Bewohner des nördlichen Afrika's. Bekannt ist, daß das natürliche unterirdische Wasser die einzige Ursache der Vegetation in der Sahara-Wüste ist; so bald ein Brunnen entdeckt ist, erscheint in kurzer Zeit die Dattelpalme und es bildet sich darnach eine Oase. Weil nun die Hauptbedingung für das Wachstum der Palme ein feuchter Boden ist, so dürfte es etwas sonderbar erscheinen, daß eben die Sahara Arten dieser Pflanzengattung erzeugt; allein, wie die Araber sagen, „taucht diese Königin der Oasen ihr Haupt in das Feuer des Himmels und ihre Füße in Wasser" und diese bildliche Vorstellung veranschaulicht die Ursache des schnellen Wachstums dieser Pflanze.[1] Das Wasser steigt durch die Wurzeln bis in das innere Gewebe, erniedrigt hier die Temperatur und mäßigt den Einfluß der glühenden Sonne. Die Verdunstung nach außen hin bewirkt ebenfalls eine Abkühlung, und so erträgt die Palme eine Temperatur-Differenz von 54° C. (von 52° bis —3°) welche in der Wüste beobachtet wurde.[2]

Obwohl, wie gesagt, diese Pflanzen in erster Reihe Feuchtigkeit für ihre Wurzeln bedürfen, so ist durch die Thatsache, daß im wilden Zustande die Stämme immer sehr weit von einander gefunden werden, so daß niemals dichte Wälder davon angetroffen wurden, ein Beweis, daß auch das Sonnenlicht für die Palmen sehr notwendig ist. Die Dattelpalme ist jedoch in der großen Wüste einheimisch; nirgends wächst dieser Baum so schnell als hier. Wenn er irgendwo mit Erfolg kultiviert wird, ist es immer nur in einem Wüstenklima, wie z. B. das von Murcia in Spanien (der Dattelwald von Elche), die hohen Tafelländer von Afghanistan u. s. w. Die Ursache, warum ihre Kultur im Mittelmeergebiete keine Früchte erzeugt, ist der trockene Sommer, weil hier kein unterirdisches Wasser sich vorfindet, wie in der Wüste.

Das Zuckerrohr (Saccharum officinarum L.) ist ebenso eine Pflanze, welche die Insolation bedarf. Zu feuchte Klimate sind seiner Kultur nachteilig. Daher ist das Klima China's mit heftigen Niederschlägen im Mai und Juni,[3] aber weniger Regen im Herbst, wenn die Früchte reifen sollen, sehr geeignet für die Kultur dieses Gewächses. Es ist bekannt, daß die Quantität des Zuckergehaltes von der Dauer der Insolation abhängt.

In der warmen gemäßigten Region sehen wir die

[1] Grisebach, „Die Vegetation der Erde". Teil II. S. 87.

[2] Martins, „Le Sahara". „Revue des deux mondes." 1864. Vol. 52. p. 613.

[3] Dove, „Klimatologische Beiträge" I. S. 102.

Citrus-Arten kultiviert im sonnigen Klima Süditaliens, wo sie eben durch die Kultur die herrlichsten Früchte erzeugen, weil sie während des Sommers fast fortwährend unter dem Einfluß der Sonnenstrahlen stehen. Auf der Malayischen Halbinsel, der wahrscheinlichen Heimat dieser Pflanzen, werden sie an offenen Stellen und nicht in den „Jungles" gefunden; sie verlangen ebenfalls einen feuchten Boden, jedoch in erster Reihe das Sonnenlicht zum Reifen ihrer Früchte; dies erklärt auch, warum man eben die größten und feinsten Früchte erhält, wenn die Bäume an Mauern oder Häusern gezogen werden, wie solches stellenweise in Süd-England beobachtet wird.

Die Weinrebe (Vitis vinifera L.) braucht zum Reifen ihrer Früchte die Wärme des Spätsommers, das Klima Süd-Frankreichs und Italiens, ist daher sehr geeignet für die Kultur dieser Pflanze; im Kontinentalklima Turkestans, in Buchara (unter 40° n. Br.), wo die Hitze des Bodens am Oxusstrom bis zu 62° C. steigt,[1] wird die Rebe im freien Felde kultiviert und die Winterbedeckung erst Ende Mai abgenommen; die Temperatur ist jedoch schon im April sehr hoch und steigt im Juli bis zum Unerträglichen.[2] Die Trauben sind Ende Juni oder Anfangs Juli reif und der Boden wird hier künstlich bewässert.

Ein Klima mit plötzlichen Temperatursprüngen, wie z. B. das der Vereinigten Staaten, kann die Pflanze nicht ertragen. An den Ufern des Ohio faulen die Früchte und fallen ab, bevor sie reif sind, und zwar trotzdem, daß die mittlere Temperatur aller Monate in Cincinnati höher ist als in Pest; die amerikanischen Vitis-Arten werden in ihrer Heimat mit Erfolg kultiviert.

In Californien, wo die Differenzen der Temperatur durchs ganze Jahr sehr unbedeutend sind, wird die Rebe kultiviert, ungeachtet daß die mittlere Temperatur in San Francisco viel niedriger ist, als in Europa unter derselben Breite; der trockene californische Sommer wird jedoch nicht in den Vereinigten Staaten östlich vom Felsengebirge gefunden, wo in dieser Jahreszeit heftige Niederschläge stattfinden.

Ueberall, sowohl in der warmen als in der gemäßigten Zone, wird der Kornbau mit Erfolg betrieben, wo nur genügend direktes Sonnenlicht im Sommer die Körner zum Reifen bringen kann: auf den Tafelländern Afghanistans und Mexico's, im südlichen Rußland ꝛc., denn diese Pflanzen brauchen vor allem die direkte Besonnung. Der Kornbau gelingt unter dem wolkenlosen Himmel von Californien, wo San Francisco eine mittlere Sommertemperatur von nur 12° hat[3] und alle Gemüsearten ihre Samen zur vollkommenen Reife bringen, wogegen von der Gerste keine reifen Körner geerntet werden können, wenn sie in einem extremen See-Klima, wie z. B. auf den Faröer, kultiviert wird, wo zu Thorshavn eine mittlere Sommertemperatur von 13° beobachtet wird, jedoch unter fortwährendem Sturm und Regen. Dies alles ist Beweis genug, daß die Insolation für das Getreide notwendig ist.

Auf Hochebenen steigert sich der Einfluß der direkten Besonnung; zu Leh in Klein-Tibet (10,800 Fuß) sah man im Juli das Thermometer bis zu 62° steigen, wenn es den direkten Sonnenstrahlen ausgesetzt wurde, und selbst im Winter zeigte es noch 29° C. in der Sonne, obwohl die mittlere Sommertemperatur nur 16° und die des Winters −9° C. beträgt. Frost wird hier schon im September beobachtet und dauert bis Ende Mai.[1] Die Gerste wird in der zweiten Hälfte des Mai gesäet und in der ersten Hälfte des Septembers geerntet. Allein in dem eingeschlossenen Thale von Pituk (10,000 Fuß), wo die Insolation noch mehr gesteigert ist, wurde schon 2 Monate nach der Saat geerntet.

In erster Reihe ist jedoch die Sonnenwärme des Spätsommers notwendig zum Reifen der Früchte; für die Weinrebe wird angenommen, daß eine September-Temperatur von 15° C. unbedingt nötig ist.[2] Wenn nun die September-Temperaturen gewisser Orte in Süd-England mit anderen auf dem Kontinent verglichen werden:

Greenwich	13°	Isle of Wight	14°
Penzance	13°	Lüttich	16°
Chiswick	13°	Mannheim	16½°,

so ist es deutlich, daß die Ursache, weshalb die Rebe in England nicht allgemein kultiviert werden kann, nicht in der mittleren Temperatur zu suchen ist, sondern nur in dem ungenügenden Sonnenlichte.

Die Grenze des Getreidebaues erreicht auf dem Kontinente eine viel höhere Breite als an der Küste (Jakutsk 62°, Fort Norman, Amerika, 65° n. Br.) Die Thatsache, daß dieselbe in Norwegen bis zu 70° emporsteigt (Alten), und die Unmöglichkeit des Ackerbaues in Grönland und Island, wenn auch die mittlere Sommer-Temperatur von Alten und Reikiavik ungefähr dieselbe ist,[3] kann nur erklärt werden durch die starke Insolation in nördlichen Gegenden, weil die Sonne sich im Sommer fortwährend über dem Horizont befindet. Dies letztere ist nun allerdings auf Island nicht der Fall, aber das feuchte Klima und der bedeckte Himmel wird verursacht durch die Nähe des barometrischen Minimums, welches das ganze Jahr hindurch zwischen Grönland und Schottland oder an der Südspitze Grönlands lagert. Das Getreide verfault, ohne daß die Samen reifen.[4] Die Wachstumsperiode zu Alten ist dieselbe wie in Sibirien (Jakutsk) und doch ist die mittlere Temperatur hier 9° niedriger.

[1] Basiner, „Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa".

[2] Mittlere Temperatur in Samarkand unter 39° 39′ n. Br. in 1881. 1. p. m.: Juni 30° C., Juli 34°, August 33°.

[3] Das Binnenland Californiens hat allerdings ein viel wärmeres Klima und ist die Differenz zwischen dem Küstenklima und z. B. dem des Sacramento-Thales sehr bedeutend.

[1] Moorcroft, „Travels in the Himálayan Provinces.

[2] Grisebach, „Die Vegetation der Erde". Teil I. S. 126.

[3] Sommertemperatur zu Alten 11½°, zu Reikiavik 12°.

[4] Martins, „Essai sur la végétation de l'archipel de Féroé". p. 388, 392.

Ein Klima, wie das des nördlichen Norwegens, wo die Küsten das ganze Jahr hindurch eisfrei bleiben, verursacht durch die Nordost-Verzweigung des Golfstromes, wird aber nirgends auf der Welt unter solch hoher Breite wiedergefunden. Auf der Nordost-Küste Amerika's und Asiens geht die Grenze des Getreidebaues bis zu 50° n. Br. herunter, auf der asiatischen Küste ist die Ursache das Eis in dem Ochotskischen Meer; der Wind ist hier im Sommer meist SO. oder S., also der Küste entlang; dadurch werden hier viel niedrigere Sommertemperaturen hervorgerufen als im Binnenlande.[1] An den Nordost-Küsten Amerika's ist die Ursache das Eis in der Hudsons-Bay der Labrador-Küste entlang und auch von Neu-Fundland.[2] Aber es ist wiederum nicht allein die niedrige mittlere Temperatur, sondern das ungenügende Sonnenlicht, wodurch die Grenze der Cerealien so herabgedrückt wird.[3]

In der Nähe des Polarkreises und überhaupt unter hohen Breiten wird der Einfluß der Insolation in erster Reihe auf dem Kontinente bemerkt: In Turuchansk unter 65° 55′ werden Gurken kultiviert, obwohl von nur einigen Zoll groß.[4] Die mittlere Temperatur war hier in 1881: im Juni 9°, im Juli 15° und im August 13°. Die beiden letzten Monate haben fast gleiche Temperatur mit Valentia in Irland unter 51° 55′ (Juli 15°, August 15°), aber in Turuchansk wurden im Juni 7 Tage beobachtet mit einer Temperatur, die um 1 p. m. zwischen 20° und 23°, im Juli 15 Tage zwischen 20° und 28° und im August 16 Tage zwischen 18° und 24° schwankte. Anzahl der Tage mit ganz bedecktem Himmel: Juni 6, Juli 9, August 3, Schnee kam vor bis zum 15. Juni und wurde schon am 29. August wiederum beobachtet.[5] In Norwegen erstreckt sich die Kultur der Gurken (Cucurbita Pepo L.) bis 59° 55′ n. Br.

In Nordamerika, z. B. zu Cumberland-House unter 53° 57′ n. Br., wird Zucker geerntet von Negundo fraxinifolium Nutt. (Acer Negundo L.) mittelst Einschnitte in den Baum, aber das Fließen des Saftes wird sehr beeinflußt durch die Sonnenstrahlen und ist am ergiebigsten, wenn nach einem ziemlich starken Nachtfroste die Pflanze am Tage der Insolation ausgesetzt ist.[1]

Im Sommer verursacht das direkte Sonnenlicht die tropische Mittags-Temperatur in der gemäßigten und manchmal auch in der kalten Zone, aber die täglichen Differenzen in der Temperatur sind in Amerika viel größer als in Asien; selbst in der Nähe der Ostküste sind tägliche Differenzen von 10° sehr gewöhnlich, wenn auch in Mitte des Sommers.

Das asiatische Festland erreicht das Eismeer als eine ununterbrochene Masse und bietet also der Sonne eine viel größere Oberfläche zur Erwärmung dar als Nordamerika, wo das Eis in der Hudsons-Bay und dem Arktischen Archipel den größten Teil der Sonnenwärme verbraucht und dabei auch die Ursache der plötzlichen Temperatursprünge ist, wenn der Wind sich nach N. oder NW. dreht. Demungeachtet werden beinahe alle europäischen Gemüsearten und auch das Korn mit Erfolg in den Vereinigten Staaten gebaut. Aber die Weinrebe und die Citrus-Arten können den Temperatursprüngen nicht widerstehen; die Kultur der letzteren erreicht nur 30° n. Br. (Florida).

Nirgends ist der Einfluß der Insolation so deutlich zu bemerken, als in den arktischen Gegenden. Es ist bekannt, daß unter hohen Breiten die Sonnenwärme (d. h. die der direkten Sonnenstrahlen) oft sehr bedeutend ist; Richardson bemerkt, daß er unter, etwa 60° n. Br., niemals unter der vertikalen Besonnung zwischen den Wendekreisen, die Hitze so drückend gefunden hatte, wie er manchmal unter dem nördlichen Himmelsstrich beobachtete.[3]

Die folgenden Beobachtungen können einigermaßen eine Vorstellung von dem Unterschied der Temperatur im Schatten und in der Sonne geben: Zu Fort Franklin am Großen Bären-See, Nordamerika, unter 65° 12′ n. Br., ist die mittlere Temperatur der letzten Hälfte des März oder der ersten Woche des April ungefähr —18°; die Einwirkung der Sonnenstrahlen auf den geschwärzten Thermometer ist jedoch genügend, um das Quecksilber bis 32° emporzutreiben.

Beobachtungen in Pawlowsk, Rußland, 59° 41′ n. Br.:

Datum 1881	Temperatur im Schatten	Radiations-Thermometer	Differenz	Relative Feuchtigkeit
8. Febr.	—17°	21°	38°	75%
18. „	—6°	31°	37°	74%
21. „	—11°	31°	42°	82%

[1] Juli-Temperatur von Ochotsk (59° 21′ n. B.) 13° C., August 13½°, September 8,40°, von Nikolajewsk (53° 8′ n. Br.) Juni 12°, Juli 16°, August 16°, September 10°. Schrenck, „Reise im Amur-Lande", Bd. IV. S. 405.

[2] York-Factory (57° n. Br) mittlere Temperatur in 1876: Juni 10°, Juli 14°, August 13°. Moose Fort, Ontario (51° 16′ n. Br.), mittlere Temperatur in 1880: Juni 13°, Juli 15°, August 13°, September 11°. Report of the Weather Service in Canada.

[3] Ochotsk: Bewölkung (in Prozent) Juli 53%, August 51%, Nikolajewsk (Amur) Juni 58%, Juli 59%, August 63%. Schrenck, „Reise im Amur-Lande". Bd. IV. S. 476. Moose Fort, Ontario, in 1880: Juni 66%, Juli 62%, August 62%. Number of rainy days: Juni 15, Juli 15, August 20. Report of the Weather Service in Canada.

[4] Middendorf: „Sibirische Reise", Bd. IV. Teil I. S. 701.

[5] „Annalen des Physik. Zentral-Observatoriums in St. Petersburg."

[1] Richardson, „Searching Expedition through Ruperts-Land." Vol. II. p. 236.

[2] Größte Tages-Differenz in Winnipeg (49° 55′ n. Br.) am 2. Juli 1881 Maximum 37°, Minimum 7°, Differenz 30°; in Poplar Heights, Manitoba (50° 5′ n. Br.), am 20. Mai 1881 Maximum 30°, Minimum —3°, Differenz 33°; in Blagoweschtschensk, Sibirien (50° 15′ n. Br.), am 25. Mai 1881 Maximum 26°, Minimum 9°, Differenz 17°; in Akmolinsk (51° 12′ n. Br.) am 25. Mai 1881 Maximum 20°, Minimum 10°, Differenz 10°.

[3] Richardson, Vol. I, p. 144.

Datum 1881	Temperatur im Schatten	Radiations-Thermometer	Differenz	Relative Feuchtigkeit
21. Febr.	— 11°	33°	44°	76%
25. „	— 8°	36°	44°	71%
28. „	— 13°	33°	46°	73%
14. März	— 7°	41°	48°	73%
16. „	— 3°	44°	47°	66%
22. „	— 7°	43°	50°	65%
25. Mai	20°	53°	33°	39%
8. Juni	28°	60°	32°	40%
29. „	23°	56°	33°	33%
2. Juli	27°	59°	32°	30%
10. Aug.	18°	55°	37°	72%
8. Sept.	19°	51°	32°	57%
15. „	17°	51°	34°	66%
10. Okt.	11°	42°	31°	63%
4. Nov.	0°	30°	30°	78%.

Verglichen mit Beobachtungen in der heißen Zone, sehen wir, daß die Differenz zwischen dem Maximum in der Sonne hier und in den nördlichen Gegenden nicht sehr groß zu nennen ist: Maximum-Temperatur in der Sonne, 1882, Calcutta 72°, Bombay 66°, Colombo (Ceylon) 69°, Barbados 69°.

Nur in einem trockenen Klima ist das Maximum größer: Melbourne 76°, Adelaide 82°.

Die mittlere relative Feuchtigkeit war in Adelaide nur 58%, höchste Temperatur im Schatten 44°.

Selbst in der kältesten Gegend der bekannten nördlichen Halbkugel, in Smith's-Sund unter 78° 30′ n. Br., mit einer mittleren Sommertemperatur von nur +0,5°[1] beobachtete Kane mit dem geschwärzten Thermometer in den Sonnenstrahlen folgende Temperaturen: vom 16. Mai bis zum 4. Sept. Temperatur fortwährend über dem Gefrierpunkt (nur am 22. Mai war dies nicht der Fall); am 15. Juni erreichte das Quecksilber 9°, am 26. 12°, am 5. Juli 21° und am 11. August 19°.

Es ist deutlich, daß der Einfluß der direkten Besonnung mit der hohen Breite zunimmt, weil die Sonne während der Sommermonate hier gar nicht untergeht.

Jetzt kommen wir zu der Hauptsache unserer Betrachtungen, nämlich dem Einfluß der Insolation auf die Vegetation im hohen Norden.

Auf Nowaja Semlja gleicht die Vegetation an Orten, welche den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, z. B. am Fuße des Gebirges, manchmal einem sorgfältig unterhaltenen Blumenbeet, weil hier der Boden nicht mit Gras bewachsen ist, wie solches in der gemäßigten Zone beobachtet wird. Auf dieser Insel und selbst auf Spitzbergen verschwindet im Sommer, durch die Einwirkung der Sonne, der Schnee von den Hügeln und Gebirgen, welche dieser Einwirkung ausgesetzt sind; jedoch hat man oft bemerkt, daß derselbe auf den Ben Nevis, obwohl volle 20° südlicher, das ganze Jahr liegen bleibt. Dieselbe Vegetation hat auch die Tundra des Hochnordens an Orten, die vor dem Winde geschützt sind und wo die Sonnenstrahlen vertikal einwirken können (Gebirgsabhängen).[1] Aber diese prächtig gefärbten Blüten werden nicht in der Ebene beobachtet, worüber das Sonnenlicht nur horizontal hinweggleiten und also sehr wenig direkten Einfluß auf die Vegetation haben kann.

Die Insolation ist auch die Ursache des üppigen Pflanzenwuchses in Gebirgen der gemäßigten Zone. Selbst in den bis jetzt erreichten nördlichsten Gegenden kann an geschützten Oertlichkeiten eine üppige Vegetation hervorgerufen werden. Parry entdeckte auf Walden-Insel unter 80° 30′ n. Br. das Löffelkraut (Cochlearia) in solch einem kräftigen Wachstum, wie er es nirgends gesehen hatte. Unter 74° 30′ n. Br. beobachtete Middendorff am Taimyr-See in Sibirien am 2. August eine Temperatur im Schatten von 11°; ein Heliothermometer unter Glas, das er den Sonnenstrahlen aussetzte, zeigte jedoch 40°, ein unbedeckt in der Sonne hängendes 21°. Bei dieser Temperatur floß das Pech in seinem Boote wie Wasser.[2] Die größte Differenz zwischen der Temperatur im Schatten und derjenigen in der Sonne wird jedoch, wie es auch in der gemäßigten Zone der Fall ist, im Frühling bemerkt. Am 16. Juni befand sich Middendorf an den Abhängen des Thales der Solurnaja in der Nähe des Kammes vom Stanowaj-Gebirge und fand dort eine blühende Alpenrose. Als er jedoch einige Blütenzweige davon für sein Herbarium pflücken wollte, konnte er nur einen kurzen Stummel erhalten, weil nicht allein die Wurzeln sondern auch der Stamm im Eise fest eingefroren waren. Die Lufttemperatur variierte zwischen 6° und 12°; des Nachts sank dieselbe aber einige Grade unter den Gefrierpunkt.[3]

Die von verschiedenen Botanikern ausgesprochene Ansicht, daß der Inhalt der Pflanzenzellen, sobald derselbe gefriert, die Zellwand zerbricht und dadurch den Tod der Pflanze verursacht, wurde schon früher von Nägeli verworfen; die wichtigen Entdeckungen Middendorffs, dieses gründlichen Kenners der Gewächse Sibiriens, haben nicht allein das Falsche dieser Meinung bestätigt, sondern auch genügend bewiesen, daß die strengste Kälte des asiatischen Kontinents, wodurch die Bäume bis zu den innersten Teilen durch und durch gefrieren und in diesem Zustande hart wie Eisen sind, keinen nachteiligen Einfluß auf das Gewebe ausübt, wenn die Kälte nur *langsam* zunimmt; nur wenn die Temperatur *plötzlich* unter den Quecksilber-Gefrierpunkt fällt, entstehen unter donnerndem Krachen Frostspalten, welche dem Baumwuchs im Sommer nachteilig sind, weil dann an diesen Stellen gewöhnlich Fäulnis entsteht. Im hartgefrorenen Zustande bleibt der Baum, bis im Frühling die obersten Gipfel von den Sonnenstrahlen berührt werden und dadurch das Pflanzenleben in *diesen Teilen* erweckt wird, während der Stamm und die Wurzeln stets gefroren bleiben.

[1] Juni-Temperatur im Schatten —1°, Juli +3,4°, Aug. —0.2°.

[1] Middendorff, S. 733.
[2] Middendorff, S. 657.
[3] Middendorff, S. 654.

Die schlagendste Erfahrung in dieser Hinsicht wurde von Middendorff unter 69° 30′ n. Br. am 14. April unweit des Kirchdorfes Dudino gemacht: ungeachtet des klaren Himmels und hellen Sonnenscheins vermochte sich die Temperatur während der wärmsten Mittagsstunde nicht über —20° bis —25° zu erheben; vor und nach dieser Stunde stand das Thermometer regelmäßig zwischen —31° und —37°. Indem er nun auf Schneeschuhen über den Schnee hinglitt, hielt er plötzlich überrascht inne, denn vor ihm, etwa 1 ½ Zoll über die Schneefläche hervorragend, sah er silberweiße Weidenkätzchen im Glanze vollendeter Entwickelung. Ein paar Zoll tiefer waren nicht allein die Aeste, die diese Kätzchen trugen, sondern auch der ganze untere Teil des im Schnee vergrabenen Strauches steif gefroren.[1] Also waren hier nur die obersten Teile der Zweige einer Pflanze in Vegetation, hervorgerufen durch die direkte Besonnung, während das übrige noch im tiefsten Winterschlafe versunken lag.

Dieselbe Temperatur-Differenz wurde auch am Boden beobachtet: unter 74° 30′ n. Br. war die Temperatur auf dem unmittelbar von der Sonne beschienenen Boden 30°, in zwei Zoll Tiefe 15°, in vier Zoll Tiefe 4° und auf einen Fuß Tiefe blieb die Temperatur beständig auf und unter dem Gefrierpunkte.

Aus dem oben Gesagten geht also hervor, daß den Pflanzen im hohen Norden während ihrer Vegetationszeit mehr Wärme zu Gute kommt als gewöhnlich aus den mittleren Temperaturen abgeleitet werden kann; 1) durch direktes Sonnenlicht, und 2) durch den erwärmten Boden. Weil der Schnee und der Eisboden im Sommer genügendes Wasser liefern, so kann es an Feuchtigkeit nie fehlen; eben dieses Schneewasser ist die Ursache des üppigen Wachstums der Gräser an einigen Stellen in der Tundra, weil es seine Wärme nach und nach dem Boden mitteilt und auch die nächtliche Radiation hemmt.

In der gemäßigten Zone erwacht das Pflanzenleben im Frühling, wenn die Differenz in der Temperatur zwischen Tag und Nacht am größten ist; im arktischen Gebiete wird diese Differenz im Sommer durch das fortwährende Verweilen der Sonne über dem Horizonte ausgeglichen. Hier hat aber der Boden während der warmen Jahreszeit eine viel niedrigere Temperatur als die Luft und es kann das rasche Wachstum der Pflanzen, die an geschützten Oertlichkeiten den Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, nur dadurch erklärt werden.[2]

Daß die mittlere Temperatur im Schatten für eine Kenntnis der wirklichen Temperatur, wobei das Pflanzenleben erwacht, gar nicht ausreicht, glauben wir genügend angezeigt zu haben.

Zum Schluß müssen wir noch bemerken, daß die oben erwähnten Thatsachen beweisen, wie sehr ein neues System von bio-meteorologischen Beobachtungen erforderlich ist zur Erforschung der wirklichen Quantität Wärme und Sonnenlicht, die notwendig ist zum Erwachen der Vegetation von Pflanzen, wovon so viele von äußerster Wichtigkeit im Leben des Menschen sind.

Vlissingen. M. Buysman.

[1] Middendorff, S. 653.

[2] Selbst unter 50° n. Br. am Amur-Fluß, wo die Verhältnisse mit Beziehung auf den Eisboden im Frühling dieselben sind wie im Taimyr-Lande, wurden Nasturtium- und Calamagrostis-Pflanzen beobachtet, die jeden Tag um einen halben Fuß wuchsen. (Radde in „Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reiches". XXIII. S. 547.)

Geographische Neuigkeiten.

Das Niveau der Ostsee. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts erhob sich ein Streit zwischen dem berühmten schwedischen Astronomen Celsius und einigen deutschen Gelehrten über das Niveau der Ostsee. Celsius vertrat die Ansicht, daß dieses Niveau sinke; die Deutschen dagegen behaupteten, dasselbe hebe sich. Etwa um das Jahr 1750 errichtete man längs der Küsten von Schweden eine Reihe von Merkzeichen, welche seither in genauen Zwischenräumen sorgfältig beobachtet worden sind. Aus diesen Beobachtungen geht hervor, daß die Niveau-Unterschiede des Meeres im Verhältnis zu den Küsten einer Niveau-Veränderung dieser letzteren zugeschrieben werden müssen. Das ganze schwedisch-norwegische Niveau scheint eine Hebung zu erleiden, welche einer Rotation verglichen werden kann, welche sich um eine durch die Inseln Bornholm und Laaland verlaufende Linie vollzieht. In der Nähe der finnländischen Grenze erreicht die seit 1750 konstatierte Erhebung 2 m.; sie vermindert sich in demselben Maßstabe, wie man nach Süden vordringt, wo sie einen Fuß beträgt, während sie auf Bornholm gleich Null wird. Der in der Nähe von Pinta stehende, unter dem Namen Stora Reppen bekannte Felsen erhob sich in 1851 94 cm. über das Meer und im August 1884 fand man, daß er sich seither um weitere 50 cm. gehoben hatte; er bewies hierdurch einen merklich größeren Maßstab oder Betrag der jährlichen Hebung, als für die vorhergehende Periode; die Rotationsbewegung scheint also seit den jüngsten 30 Jahren sich stärker geltend zu machen. (G. g.)

Die Schwammfischerei und der Handel mit Badeschwämmen. Einem Bericht des Herrn Watbled, französischen Vizekonsuls im Piräeus, über die Schwammfischerei und den Handel mit Badeschwämmen, entnehmen wir nachstehende Notizen: Der Badeschwamm ist einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel Griechenlands, welches hiefür jährlich gegen 3 Mill. Franken Einkünfte bezieht. Die Inseln Aegina und Hydra und Hermione, an der Küste des Peloponnes, sind die drei großen Niederlagen der hellenischen Schwammfischer, welche im Becken des Mittelländischen Meeres beinahe ein Monopol ausüben durch die Ausbeutung der Untiefen des Archipels, des syrischen Küstenstrichs,

Kandias, Cyperns, Aegyptens, Tripolitaniens, Tunesiens und gewisser Teile des Adriatischen Meeres. Die Schwammfischerei ist zu allen Zeiten von kühnen Tauchern betrieben worden, welche in Tiefen von 40 m. hinuntersteigen, um den Badeschwamm vom geheimnisvollen Meeresgrunde zu holen. Die zu dieser schweren Arbeit geeigneten Leute sind selten, denn hierzu gehört eine besondere Organisation und ungewöhnliche Kraft und es kommen dabei viele Unglücksfälle vor, und auch die geschicktesten Taucher vermögen nur eine sehr kurze Zeit — längstens zwei Minuten — unter Wasser zu bleiben, und reißen daher auf's Geratewohl die guten oder schlechten Schwämme aus, welche ihnen in die Hände fallen. Manchmal ersticken sie, bleiben auf dem Meeresgrunde und haben nicht einmal mehr die Kraft, an der Signalleine zu ziehen, welche mit der Barke in Verbindung steht. Die Fischer von Kalymnos und Symi (an der Küste von Kleinasien, südlich vom Golf von Smyrna), die mit den Eingeborenen von Aegina und Hydra für die geschicktesten Taucher des ganzen Mittelländischen Meeres gelten, teilen sich in die Klassen der Kapendarides, Eixossidarides, Trientarides und Sarantarides, je nach ihrer Befähigung, 15, 20, 30 oder 40 m. tief zu tauchen.

Heutzutage wird die Schwammfischerei auch mittelst Taucherapparaten betrieben, deren Anwendung bei den Rhedern von Aegina und Hydra immer mehr in Aufnahme kommt. Die Fischer von Kalymnos und Symi sträuben sich mehr gegen dieses neue Verfahren, und ihr Widerstand gab sich vor etwa 12 Jahren durch Gewaltthätigkeiten und durch die Zerstörung einer Anzahl von Taucher-Apparaten kund. Allein dieses Tauchergewand ist ein unbestreitbarer Fortschritt, denn es erlaubt, ohne irgendwelche Gefahr bis in eine Tiefe von 45 m. hinabzusteigen, und muß die Fischerei einträglicher machen als früher, weil die Fischer nun behaglich die unterseeischen Schwammfelder abernten und die Schwämme nach Größe und Güte wählen können. Allein hier entspringt das Uebel aus dem Uebermaß des Guten, denn der Fischer im Taucher-Apparat, welcher im allgemeinen nicht sonderlich gewissenhaft, aber sehr auf den Gewinn erpicht ist, begnügt sich nicht mit den schönsten Schwämmen, sondern erntet vollständig alles ab, was ihm aufstößt, ohne an die Erhaltung und Fortpflanzung der Art zu denken. Aus diesem Grund und Gesichtspunkt klagen verschiedene Rheder von Aegina und Hydra über die Anwendung der Taucher-Apparate, welche die Schwammfischerei durch die unkluge und unvorsichtige Zerstörung der jungen Exemplare zu vernichten droht. Die Fischerei geschieht auch mittelst dreizackiger Harpunen, mit welchen man die Schwämme abreißt; allein dieses primitive und fehlerhafte Verfahren wird nur für die gewöhnlichen Arten angewendet.

Die Schwammfischerei beginnt in der Levante im Monat Mai und endigt im September, wird also während der ganzen schönen Jahreszeit ausgeübt. Sobald das Meer unter dem Einfluß der ersten warmen Sommerbrisen den Schiffern günstig wird, laufen ungefähr 300 leichte Ruder- und Segelboote, sog. Balancellas, aus den Häfen von Aegina und Hydra und Hermione aus und verbreiten sich über das ganze Becken des Mittelländischen Meeres. Das Geschwader von Hydra zählt etwa 60, das von Aegina etwa 40 Taucher-Apparate. Die mit einem derartigen Apparate versehenen Balancellen haben eine Bemannung von 10—12 Köpfen; in den einfachen Taucher-Barken befinden sich nur je 5 oder 6 Mann. Die Ausrüstung geschieht gewöhnlich in Gestalt einer Association zwischen dem Eigentümer des Bootes und der Bemannung. Der erste erhebt vorweg ein Drittel des Ertrages; die beiden anderen Drittel werden, nach Abzug der Verpflegungs- und sonstigen Kosten, unter die Leute der Bemannung verteilt. Die Schwammfischerei soll alljährlich der Insel Hydra eine Einnahme von nahezu 2 Mill., der Insel Aegina 700,000 und der Insel Hermione eine von 400,000 Franken verschaffen.

Die Qualität der Schwämme richtet sich nach dem Aussehen, der Geschmeidigkeit, Feinheit und Elastizität des Gewebes und ihrem Ursprung. Die griechischen Rheder erkennen fünferlei Qualitäten von Schwämmen an. Die erste, Melato (Honig) genannt, ist die allerfeinste und gesuchteste; der geringste Preis, welcher für die Okka (1250 Gramm) der getrockneten Ware bezahlt wird, kann sich auf 100 Franken und mehr belaufen. Die zweite Qualität, Petra (Stein) genannt, weil man sie nur auf felsigem Grunde sammelt, wird um etwa 25 Franken die Okka verkauft. Die dritte, Phikiada (Tang, phykos, fucus) genannt, weil man sie in den Tang- und Algenfeldern findet, wird auf 15 Franken per Okka geschätzt. Die vierte, Tsimuha (die flache) genannt, kostet 5 Franken die Okka. Die fünfte Qualität, Barbaria genannt, weil sie an den Küsten von Tripolitanien und Tunesien, also der Berberei, gefischt wird, kostet einen Franken per Stück, unabhängig von der Größe desselben. Im europäischen Handel werden die levantinischen Schwämme in drei verschiedene Kategorien geschieden: 1. Die fein-weichen oder superfeinen; 2. in die fein-harten oder chimousses; und 3. in die gewöhnlichen groben, die sogenannten Marseiller oder Venezianischen.

Die erste Qualität der fein-weichen Schwämme aus Syrien oder dem Archipel sind wesentlich Luxus- oder besser gesagt Toiletten-Schwämme. Die an der syrischen Küste gefundenen kennzeichnen sich durch ihre Leichtigkeit, schöne semmelblonde Farbe und die Gestalt, welche die eines flachen Bechers oder kegelförmiger oder halbkugeliger Mütze, mit manchmal verdünnten oder noch häufiger mit abgerundeten Rändern ist. Sie erzielen sehr hohe Preise und die schöngerundeten, kernigen und zugleich zarten werden mit eigentlichen Phantasie- oder Liebhaberpreisen, manchmal bis zu 150 Franken, bezahlt. Der fein-weiche Badeschwamm des Archipels ist nur eine Varietät des

ersten, etwas schwerer, von minder feiner Textur, mit größeren und minder zahlreichen Löchern; seine Wurzel ist gewöhnlich weniger groß und weniger mit Felssplittern und Sand durchwachsen. Er ist übrigens ebenfalls blond, ganz auf ein Stück zusammengedrängt und von schöner Gestalt. Er ist ebenfalls ein Toilettenschwamm und wird auch in der Lithographie, Porzellanmanufaktur, Gerberei 2c. angewendet.

Die fein-harten Schwämme oder sog. chimousses werden in denselben Gewässern Syriens und des Archipels gefischt. Sie sind von geringerer Qualität als die feinweichen, haben ebenfalls ein feines, dichtes und nervöses Gefüge, sind aber für die Toilette weniger gesucht. Man verwendet sie in der Hauswirtschaft und in einigen Gewerben.

Die gemeinen groben Schwämme, die sog. Marseiller oder Venezianer, werden an den Küsten der Berberei: Tripolitaniens und Tunesiens, sowie im nördlichen Adriatischen Meere gefunden. Sie eignen sich sehr gut zum Waschen, zur Reinigung der Zimmer, Kutschen und Wagen, zum Gebrauch in Stallungen u. s. w.

Die Schwammfischerei findet gewöhnlich im vollen Meere, 2—7 Km. von der Küste und vorwiegend auf Felsenbänken statt, welche ihre Bildung den Trümmern von Mollusken verdanken. Die schönen Schwämme finden sich nur in der Tiefe von 15—20 Faden und die im seichteren Wasser gefischten sind immer von geringerer Qualität. Man konstatiert auch, daß die auf felsigem Grunde gewachsenen Schwämme von einer weit besseren Qualität sind, als die auf sandigem Grunde wachsenden.

Die Schwammernte ist an den Küsten der Berberei am ergiebigsten, aber die Schwämme sind von geringerer Qualität. Ihr Gewebe ist schwach und nur von geringer Dauer und sie sind mit zuviel Sand belastet.

Wenn der Badeschwamm aus dem Meere kommt, bietet er einen wenig verführerischen Anblick dar, denn er ist mit einem schwärzlichen, gallertartigen Stoff überzogen, welchen die griechischen Fischer dadurch entfernen, daß sie ihn im Wasser mit Füßen treten und wiederholt in reinem Wasser auswaschen. Dies ist die einzige Manipulation, die mit dem Badeschwamm vorgenommen wird, ehe er in den europäischen Handel kommt. Dieser unterwirft ihn dann später einer künstlichen Bleiche, welche allzu oft nur zum Nachteile der Qualität vorgenommen wird. Man bedient sich hierzu kaustischer Alkalien, Laugen oder Säuren, welche das Gewebe angreifen und seine Dauerhaftigkeit beeinträchtigen. Auch muß man die Qualität eines Schwammes niemals nach seiner Weiße beurteilen, denn die Färbung muß von Haus aus immer gelblich-braun sein.

Nur wenige Handelsprodukte haben bei geringem Gewicht einen so hohen Wert, und es ist daher nicht zu verwundern, daß die levantinischen Speicherbesitzer im allgemeinen alle möglichen Kniffe und Betrügereien anwenden, um den Käufer an der Quantität zu betrügen; sie waschen die Schwämme in einem Gemenge von feinem Sand und Wasser, so daß der Sand in die Poren eindringt, aus welchen er nur sehr schwer wieder zu entfernen ist, und wodurch das Gewicht der Ware oft um ein Viertel oder um ein Drittel erhöht wird. Diese Schwämme nennt man gesandelte, diejenigen dagegen, welche keinen Sand enthalten, heißen Jungfernschwämme und werden zu einem höheren Preise berechnet. Von gesandelten Schwämmen gehen ungefähr 18, von Jungfernschwämmen gegen 30 auf eine Okka. Die feinen Schwämme gehen vorzugsweise nach Paris und London, und mehrere Handelshäuser daselbst halten in Aegina, auf Hydra, im Piräus eigene Agenten, welche die Schwämme an Ort und Stelle einkaufen und nach Europa expedieren müssen. — Der Schwammhandel ist in Griechenland freigegeben. (G. g.)

Forschungen in Arabien. Der österreichische Forschungsreisende Eduard Glaser, unser verehrter Mitarbeiter, hat eine neue Reise in das südliche Arabien angetreten; er wird sich zunächst von Sanaa nach Marib begeben, dann das Wadi-Dawassir, das Nedschd, das Oman und Hadramaut besuchen. Herr Glaser hat bekanntlich schon früher eine Reise nach Arabien gemacht und von derselben eine bedeutende Menge Altertümer, worunter 276 sabäische Inschriften, mitgebracht. Die Sabäer galten zur Zeit der Ptolemäer und des römischen Kaiserreiches für das reichste Volk von Arabien. (G. g.)

Nekrolog.

Professor Robert v. Schlagintweit.

Am 6. Juni Nachts starb in Gießen der dritte der Brüder Schlagintweit, welche früher durch Alex. v. Humboldt's Vermittelung auf Kosten der Ostindischen Kompagnie nach Indien gingen und jene berühmte Reise in Mittelasien ausführten. Robert, der jüngstverstorbene der fünf Brüder und zuletzt Professor in Gießen, war als der dritte Sohn des berühmten Operateurs und Augenarztes, wirklichen Rats Dr. Joseph Schlagintweit, in München am 27. Oktober 1837 geboren und hatte sich, gleich seinen beiden älteren Brüdern Hermann und Adolf dem Studium der Medizin und der Naturwissenschaften gewidmet. Bevor Robert aber noch seine Studien vollendet hatte, wurde auch er dazu berufen, an den ernsten wissenschaftlichen Arbeiten seiner Brüder teilzunehmen. Diese, Hermann, geboren 13. Mai 1826, und Adolf, geboren 9. Januar 1829, waren, wie erwähnt, auf Humboldt's Empfehlung im Jahre 1854 von der Ostindischen Gesellschaft mit dem Auftrage betraut worden, die ausgedehnten Besitzungen der Kompagnie wissenschaftlich zu bereisen und besonders Untersuchungen und Beobachtungen über den Erdmagnetismus anzustellen, und Robert wurde von den Brüdern als Gehülfe mitgenommen und hat sich denselben in mannigfacher Beziehung nützlich zu machen gewußt. Die

außerordentlichen Erfolge, welche die drei Brüder auf den in den Jahren 1854—57 ausgeführten indischen Reisen und besonders im Himâlaya und Tibet erzielten, sind bekannt, und vornehmlich der umsichtigen Arbeitsteilung unter den Brüdern zu verdanken. Während die beiden Brüder sammelten und beobachteten, ordnete und verpackte der jüngste Bruder, welchem seine Jugendkraft dabei einen schätzenswerten Vorsprung gab, die Sammlungen, verwaltete dieselben und brachte sie in Kataloge. Sein Aufenthalt und der Stapelplatz für alle Sammlungen der Brüder war die Stadt Rawal Pindi in Afghanistan, woselbst erst vor einigen Monaten die Zusammenkunft zwischen dem Vizekönig von Indien und dem Emir von Afghanistan stattgefunden hat. Damals gab es in jenem Teile Indiens noch keine Eisenbahnen, und so war es von seiten Roberts kein kleines Unternehmen, die zusammengebrachten Sammlungen mittelst einer Karawane von Hunderten von Kameelen, Pferden und Menschen unter unsäglichen Strapazen, Gefahren und Abenteuern durch die sandigen Steppen von Radschputana nach dem Indus und dann auf einem weiteren einmonatlichen Landmarsch über Katsch und Gudscherat nach Bombay zu bringen, von wo die Sammlungen nach Europa verschifft wurden. In Rawal Pindi fand auch der ahnungsvoll wehmütige Abschied der Brüder Hermann und Robert von Adolf statt, als dieser, welcher in Indien zu bleiben gedachte, sich nach Kaschmir und Zentralasien wandte, wo er seine geologischen Forschungen fortsetzen wollte. Bekanntlich aber wurde Adolf in der Nähe von Yarkand von Turkmenen aufgegriffen und nach Kaschgar gebracht, wo der damalige Khan, ein echt tartarischer, blutdürstiger Wüterich, ihn am 26. August 1857 aus reinstem Uebermut hinrichten ließ, blos damit der Kopf eines weißen Fremdlings die Schädelpyramide schmücke, welche dieses tartarische Scheusal als Denkmal seines Sieges über die Chinesen errichtet hatte.

Die beiden Brüder Hermann und Robert kehrten über Aegypten nach Europa zurück, landeten am 8. Juni 1857 in Triest, ließen sich nach ihrer Rückkehr zuerst in Berlin nieder, kauften dann das Schloß Jägersburg bei Forchheim und stellten daselbst ihre reichen wissenschaftlichen Sammlungen auf; beide wurden mit Ehren und Auszeichnungen überhäuft und in Anerkennung ihrer bedeutenden Leistungen für die Wissenschaft durch König Maximilian II. in den erblichen Adelsstand erhoben. Ihre Sammlungen wurden im Mai 1877 auf Weisung König Ludwigs II. von Bayern auf die Burg zu Nürnberg übergeführt. An der Verarbeitung der wissenschaftlichen Resultate der indischen Reise war Robert wesentlich beteiligt und lieferte insbesondere einen großen Teil des englischen Berichtes und im zweiten Bande desselben einen interessanten und genialen Versuch, die ermittelten Höhenbestimmungen in Indien und im Himâlaya mit den Hebungsverhältnissen der übrigen Gebirge der Erde zu vergleichen. Hermann Schlagintweit, der wegen seiner Ersteigung des Küenlün den Beinamen Sakünlünski erhielt, schrieb nicht nur seinen Teil an dem bedeutungs- und gehaltvollen englischen Reisewerke und seine deutsche Reisebeschreibung: „Reisen in Indien und Hochasien" (3 Bde., Jena 1869—72), sondern auch zahlreiche Abhandlungen für die bayerische Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er geworden war, und war ungemein thätig, soweit es seine von den Reisestrapazen untergrabene Gesundheit erlaubte. Robert aber mußte sich eine neue Lebensstellung suchen. Durch die Kränklichkeit seines Bruders Hermann war das Erscheinen des Reisewerks etwas ins Stocken geraten und Robert wollte aus Rücksichten der Achtung und Pietät dem älteren Bruder nicht durch eine litterarische Ausbeutung der Reise-Ergebnisse vorgreifen. So verlegte er sich denn auf die Form von öffentlichen Vorträgen, in denen er in gemeinfaßlicher fesselnder Darstellung und höchst anregendem Vortrag von seinen Reise-Erlebnissen erzählte. Einer dieser Vorträge, welchem auch der Großherzog Ludwig III. von Hessen-Darmstadt anwohnte, flößte demselben ein solch lebhaftes Interesse für den strebsamen jungen Gelehrten ein, daß er denselben bewog, sich 1864 als Professor der Geographie an der Universität Gießen zu habilitieren. Die neue ehrenvolle Stellung füllte aber Robert's Thätigkeit nicht ganz aus, und so setzte er seine öffentlichen Vorträge fort, welche ihn nach der Schweiz, Ungarn, Siebenbürgen und Rußland führten und der akademischen Wirksamkeit mehr und mehr entzogen. Unter der Aussicht, im Auftrage der russischen Regierung eine Reise durch das asiatische Rußland machen zu können, hatte Robert im Winter 1867—68 eine beschwerliche Reise durch Livland nach St. Petersburg unternommen, um das Nähere hierüber zu vereinbaren; allein bevor hierüber noch ein definitives Abkommen getroffen ward, trat ein anderweitiger Ruf an ihn her, welcher seinen Wünschen mehr entsprach und ihm Gelegenheit gab, seinen längst gehegten Lieblingswunsch einer Reise nach Nordamerika zu verwirklichen.

Robert erhielt nämlich zu Anfang 1868 von Mr. John Amory Lowell, dem Kurator des Lowell-Institute in Boston, eine Einladung, im Winter 1868—69 an dieser berühmten wissenschaftlichen Anstalt einen Zyklus von zwölf Vorträgen über Britisch-Indien in englischer Sprache zu halten, und griff dieses Anerbieten begierig, aber nach seiner Eigenart auf, wie aus seinen Tagebuch-Notizen hierüber, welche die „Kölnische Zeitung" jüngst mitteilte, hervorgeht; er sagt nämlich hier: „Neunundneunzig unter hundert Personen hätten diese Einladung einen Ruf genannt und sie ausposaunt; ich schwieg gegen jedermann, traf aber im stillen eifrig meine Vorbereitungen. Unter Leitung eines gebildeten jungen Engländers, den ich in Wiesbaden ausgemittelt hatte, übersetzte ich meine bisher Deutsch gehaltenen Vorträge, über die ich ausgeführte Manuskripte besaß, ins Englische, das ich dann unter Einübung der richtigen Aussprache und Betonung auswendig zu lernen hatte. Wage sich niemand, der nicht wie ich sich eines

ausgezeichneten Gedächtnisses zu erfreuen hat, an eine so riesige Aufgabe: Im English Club zu Köln hielt ich probeweise zwei Vorträge, von denen ich selbst den größten Nutzen zog; sie müssen aber auch gefallen haben, denn man überraschte mich mit einem Honorar, überreichte mir einen Lorberkranz und ernannte mich zum Ehrenmitglied."

Diese Vorträge in Boston hatten einen nicht minder glänzenden Erfolg, und nach Beendigung derselben, welche von der gesamten amerikanischen Presse beeifert anerkannt wurden, begab sich Robert nach New-York und unternahm trotz aller Abreden den kühnen, aber gleichwohl erfolgreichen Versuch, seine Vorträge abwechselnd Deutsch und Englisch zu halten. Unter wachsendem Beifall der Zuhörer und der Presse durchzog er 10 Monate lang als Vorleser die bedeutendsten Städte der Union bis nach Californien und hielt 78 Vorträge, worunter 21 in englischer Sprache, rege unterstützt von dem Generalkonsul des Deutschen Bundes und von allen gebildeten Deutschen. Er erwarb sich ein Vermögen und erschloß sich Amerika und die genaueste Kunde von dessen gesamten Zuständen.

Nach Europa zurückgekehrt, verwertete Robert zunächst seine neuesten Beobachtungen und Anschauungen litterarisch in den Schriften „Die Pazifik-Eisenbahn (Köln, 1870), „Californien" (daselbst, 1871), „Die Mormonen" (ebendas.) „Die Prairien" (daselbst, 1877) u. s. w., und äußerte sich in der lehrreichsten Weise namentlich über den Westen der Vereinigten Staaten und dessen Zukunft, machte aber zugleich auch seine gewonnenen Erfahrungen zum Gegenstande zahlreicher öffentlicher Vorträge, welche am 2. April 1878 die Zahl von Eintausend erreichten, wie er in seinem „Bericht" hierüber von 1878 sagt, worin er diesen Teil seiner öffentlichen Thätigkeit mit größtem Freimut und eingehend bespricht und die Absicht äußert, auch noch das zweite Tausend voll zu machen. Da dies seine Kräfte zu sehr angriff und ihn die Suche nach Stoffen und Gegenständen zu solchen Vorträgen viel zu sehr aufregte, so redete man ihm zwar davon ab, allein er blieb unerschütterlich und brachte die Zahl seiner Vorträge effektiv auf 1353.

Im Sommer 1880 ging Robert v. Schlagintweit zum zweitenmal nach Amerika, welches auf ihn einen unbeschreiblichen Reiz ausübte; er wollte seine Erfahrungen hierdurch erweitern und neue Stoffe zu Vorträgen sammeln, allein diesmal hatte er seinen Reiseplan zu umfassend angelegt und er scheint in der Ausführung desselben seine Kräfte überboten zu haben; er litt von da an infolge einer Lungenentzündung, von welcher er schon auf der Reise befallen worden war. Am 19. Januar 1882 starb sein Bruder Hermann in München; bald darauf erkrankte Robert auf einer Reise in Schlesien an einer Brustfellentzündung und kehrte krank nach Gießen zurück. Kaum von den Nachwehen dieser Krankheit erholt, ward er im September 1883 von einem heftigen Gelenk-Rheumatismus befallen, der sich mehrmals wiederholte. Diese Anfälle und wiederkehrende Lungenleiden untergruben langsam, aber sicher seine eiserne Konstitution und machten ihm in den beiden jüngstvergangenen Wintern das Halten von Vorträgen unmöglich, und er ersetzte diese durch seine unermüdliche litterarische Thätigkeit, durch die Ordnung seiner Tagebücher und seiner ausgebreiteten Korrespondenz, deren verschiedene Jahrgänge er zu besonderen Bänden (im Ganzen 41) vereinigte. Der zuletzt abgeschlossene trägt als Schlußdatum den 23. April 1885 und als charakteristisches, für ihn so bezeichnendes Motto, das schon eine leise Ahnung der nahenden Katastrophe enthält, die Zeilen:

„Es ist das seligste Vergnügen,
Wenn man sich selbst genug gethan;
Wie mit geliebten Kindeszügen
Sieht Dich der Geist der Arbeit an.
Du kannst in ihrem Wert Dich trügen,
Doch nie an Deiner Lust daran."

Die Hoffnung, daß eine bessere Jahreszeit ihm Erleichterung bringen werde, erwies sich als trügerisch. In den rauhen Maitagen verschlimmerte sich sein Zustand und nach einer mehrwöchentlichen Krankheit erlöste ihn am 6. Juni der Tod von seinen Leiden. An seinem Sterbelager weilte tröstend der einzig überlebende von seinen vier Brüdern, Emil (geboren 1835), bayerischer Justizbeamter, aber ebenfalls ein tüchtiger Gelehrter, namentlich in der asiatischen Länder- und Völker-, Religions- und Sprachenkunde, und Verfasser einer Reihe gediegener und gründlicher Werke. Der vierte Bruder, Eduard (geboren 1831), hatte 1860 als bayerischer Oberlieutenant an der spanischen Expedition nach Marokko teilgenommen und dieselbe in dem Werke: „Der spanisch-marokkanische Krieg 1859—1860" (Leipzig 1863) geschildert; er ist als Hauptmann im kgl. bayerischen Generalstab am 10. Juli 1866 in dem Gefecht bei Kissingen gefallen.

Robert war sein Leben lang mit seinem überlebenden Bruder Emil eng verbunden, der ihm in allen Lagen mit seinem besonnenen Rat zur Seite stand. Als Schriftsteller war Robert v. Schlagintweit gewissenhaft, in seinen Fächern gut unterrichtet, strebsam, unermüdlich fleißig. Der Sinn für schöne Sprache und Darstellung stand ihm weniger zu Gebote, auch in seinen mündlichen Vorträgen, welche dagegen den Reiz großer Anschaulichkeit für sich hatten. Er war immer redlich bestrebt, sich selbst genug zu thun, und dies wird ihm auch bei allen, welche ihn kannten, ein ehrendes freundliches Andenken erhalten.

Aus Mittelasien.

Das „wirkliche Mitglied" der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft, P. M. Lessar, hat in der Sitzung der Gesellschaft im Dezember 1884 interessante Mitteilungen über Merw und die an Afghanistan gränzenden Turkmenenstämme gemacht, welche wir hier nach einem Referat im „Regierungsanzeiger" mitteilen.

Die Mehrzahl der Bewohner der Oase von Merw sah nach der Einnahme der Festung Gök-Tepe durch die Russen wohl ein, daß die Lage der Dinge sich bei ihnen verändern müsse; diese Ueberzeugung griff noch mehr um sich, als die Chane von Merw zur Krönung nach Moskau reisten. Sie, wie die Mehrzahl ihrer Unterthanen, sahen die Unmöglichkeit der Fortsetzung des Kampfes mit Rußland ein. Ungeachtet dieser im allgemeinen friedlichen Stimmung befanden sich in Merw noch einige Hundert Räuber, welche fortfuhren, Diebstähle und Raubanfälle in der die Oase umgebenden Steppe auszuführen. Als im Jahre 1883 die Raubanfälle begannen, war die ganze Steppe in Aufregung, und als dieselben im Herbste desselben Jahres immer mehr überhand nahmen, wandten sich die friedlichen Bewohner der Oase nach Aschabad und meldeten, daß aus Merw nach allen Richtungen hin Räuberbanden ausgezogen seien. Selbst in der Oase war es nicht mehr geheuer; es herrschte eine völlige Anarchie. Diese Zustände veranlaßten die friedlichen Bewohner, Erlösung von dieser unerträglichen Lage der Dinge zu suchen. Einige machten sich daran, umzusiedeln, andere erschienen in Aschabad und baten um die Erlaubnis, sich bei Alt-Serachs niederlassen zu dürfen. In Aschabad liefen aus der Umgebung beständig Klagen ein, daß die Raubanfälle sich häufen. Die Absendung eines Expeditionskorps nach Karri-Bend im November 1883 hatte die Folge, daß die Friedenspartei in Merw die Oberhand gewann und eine Deputation von dort abgeschickt wurde, welche freundschaftliche Gesinnungen gegen Rußland ausdrücken sollte; endlich sprach sogar die Mehrzahl einflußreicher Personen in der Oase den offenen Wunsch aus, in den russischen Unterthanenverband zu treten. Als die Genehmigung des Kaisers eintraf, schwuren vier der Hauptchane und 24 der angesehendsten Männer in der Oase dem weißen Zaren den Huldigungseid.

Das Expeditionskorps, welches von Karri-Bend ausgeschickt war, um die Oase zu besetzen, gelangte unangefochten nach Merw, obgleich das Gerücht von einem beabsichtigten Widerstand verbreitet war. In der That widersetzte sich nur eine kleine Schar Unzufriedener, zu denen sich noch einige schwankende Gemüter gesellten. Natürlich konnte im Falle einer kleinen Schlappe der Russen dieser Widerstand einen drohenden Charakter annehmen. Aber alles ging gut und nach drei unbedeutenden Scharmützeln begann das Expeditionskorps am 4. März 1884 unangefochten die Errichtung einer Befestigung bei Kouschut-Chan-Kala. Die Verluste der Russen betrugen im ganzen einen (!) toten Soldaten. Auf diese Weise vollzog sich die Vereinigung Merws mit Rußland.

Die Eroberung Merws gab Lessar die Möglichkeit, die Niederlassungen der Ssaryk-Turkmenen am Flusse Murghab kennen zu lernen und die Erforschung des südwestlichen Turkmeniens, welche er im Jahre 1882 begonnen hatte, zu vollenden. Das südwestliche Turkmenien liegt zwischen den Flüssen Murghab und Heri-Rud, in einer Ausdehnung von N. nach S. von 250, von W. nach O. von 100 Werst. Das Gebirge Borchut, welches dieses Gebiet im Süden durchzieht und die Fortsetzung der Kette Sephid-Kuch bildet, ist von letzterem durch eine bedeutende Niederung getrennt; hier stellt die ganze Kette nur eine Reihe von Hügeln dar, über welche einige bequeme Straßen führen. Weiter nach Westen nähert sich das Borchut-Gebirge dem Flusse Heri-Rud und erreicht eine Höhe von 3000 bis 4000 Fuß; aber auch dort führen mehrere Pässe über die Berge. Etwa unter dem 36.° n. Br. ziehen vom Fluß Heri-Rud fast direkt in östlicher Rechtung die Lehmhügel von Elbirin-Kyr und teilen Südwestturkmenien in zwei, dem äußeren Ansehen und Klima nach ganz verschiedene Hälften. Südlich von den Hügeln ist die Landschaft wellig, der Grund überall sandig-lehmig, mit Steppengras und stacheligen Pflanzen bewachsen; durchaus sandiges Terrain ist hier selten und niemals von großer Ausdehnung. Der im Norden von Elbirin-Kyr liegende Teil der Landschaft ist anfangs der südlichen ähnlich, aber weiter nach Norden werden die Hügel immer niedriger, Sandstrecken erscheinen häufiger, die Landschaft nimmt den Charakter einer Sandwüste, ähnlich der Kara-Kum, an.

Zwei große Flüsse bewässern Südwestturkmenien — die Flüsse Heri-Rud und Murghab. Die Quellen des ersteren liegen 350 Werst östlich von Herat, da wo sich die Gebirge Sephid-Kuch und Sija-Kuch vereinigen. Nahe bei Kusan, dem letzten afghanischen Dorf am Fluß Heri-Rud, wendet er sich nach Norden und fließt durch eine Schlucht, welche das Borchut-Gebirge von dem Kargal-Gebirge trennt. Die Ufer des Flusses eignen sich nicht überall zum Ackerbau, da die Anhöhen an manchen Stellen bis an den Fluß herantreten und eine Bewässerung nicht zulassen. Von Anfang Januar bis Ende März hat der Fluß hohen Wasserstand. Die Strömung hört Anfangs August nördlich von Kjafir-Kale auf und erneuert sich nur da, wo der Zufluß Kara-Ssu einfällt. Erst im November oder Dezember erscheint überall im Fluß neues Wasser. Nördlich von Serachs erhält der Fluß Heri-Rud den Namen Tedschen; hier trocknet er zuweilen im Sommer ganz aus und stellenweise bleibt noch Wasser zurück. Der Murghab-Fluß entspringt auf dem nördlichen Abhang des Sephid-Kuch und tritt bei Bala-Murghab in die Ebene. Die Ufer des Flusses werden größtenteils durch Hügel gebildet, welche an einzelnen Stellen bis an's Wasser herantreten; nur bei der Vereinigung des Murghab und Kuschk erweitert sich das Flußbett etwas und hier liegt die Oase Pendeh. Weiter nach Norden zieht sich zu beiden Seiten des Flusses ein schmaler Streifen hin, wo früher bebaute Felder waren. Hoher Wasserstand hat hier im Frühjahre und Anfangs Sommers statt. Die Ufer des Murghab eignen sich besser zu Ansiedelungen als die Ufer des Heri-Rud, und wenn bis jetzt hier nur drei Ansiedelungen sind, so ist der Grund dafür in den räuberischen

Streifzügen der Turkmenen zu suchen. Der Murghab hat drei Zuflüsse: Kuschk, Kasch und Kaisor.

Das Klima des nördlichen Teiles von Südwestturkmenien gleicht dem der Sandwüste Kara-Kum; im südlichen Teil weht fast beständig Südwind; nach den Aussagen der Bewohner ist hier niemals gutes Wetter.

Längs den Flußufern wachsen hier Pappeln, Weiden und verschiedene Sträucher, welche aber kein Bauholz liefern. Der südliche Teil von Südwestturkmenien hat eine weit ärmere Vegetation; gute Viehweiden finden sich nur in der Nähe der Flüsse; im nördlichen Teil dagegen, wo schon der Sand beginnt, wächst sehr gutes Gras; selbst das im Sommer verbrannte Gras liefert gutes Viehfutter.

Im Innern von Südwestturkmenien sind wenige zum Ackerbau geeignete Plätze, dagegen viele, welche sich in hohem Grade zur Viehzucht eignen.

Die Ansiedelungen der Sfaryk und Sfalor erstrecken sich längs der Flüsse Murghab und Heri-Rud. Der Stamm der Sfaryk, welcher die Oasen Jol-Otan und Pendeh bewohnt, teilt sich in fünf Zweige. Das Regierungssystem in diesen Oasen war ganz das gleiche wie in Merw, d. h. jeder konnte thun, was er wollte, und nur im äußersten Notfall nahmen sie irgend einen Beschluß an, der die ganze Oase anging. Dieser wurde durch die Aksakali (die Aeltesten) gefaßt. Die Macht der Chane war sehr gering. Die Sfaryk selbst geben ihre Zahl auf 20,000 Kibitken an, aber das ist ohne Zweifel eine Uebertreibung; sie wird kaum 12,000 Kibitken betragen. Ein Drittel dieser Zahl, d. h. etwa 4000 Köpfe, wohnt in Jol-Otan, die übrigen in Pendeh, an den Flüssen Kuschk, Kasch und Kaisor. Unter den Sfaryk leben einige wenige Juden. In Gewohnheiten, Beschäftigungen und Lebensweise unterscheiden sich die Sfaryk wenig von den Tekinzen. Sie wohnen alle in Kibitken, in Ansiedelungen von 30 und mehr, selbst bis zu 100 Kibitken, welche auf gänzlich offenen Plätzen stehen. Sie sind, Dank der sehr entwickelten Viehzucht, recht bemittelt. Ihre Kleidung unterscheidet sich wenig von der der übrigen Turkmenen. Die Frauen tragen Hemden und Hosen, meistenteils blau, und auf dem Kopfe hohe Filzmützen, die zur Hälfte mit einem feinen, farbigen Turban umwunden sind, der hinten als Schleier bis zum Gürtel hinabreicht und vorn noch das Kinn bedeckt.

Die Hauptbeschäftigungen der Sfaryk sind Ackerbau und Viehzucht. Die Viehzucht ist bei ist bei ihnen mehr entwickelt als bei allen anderen turkmenischen Stämmen, obgleich Räuberbanden es unmöglich machten, entferntere Waiden zu benützen. Die Heerden werden nicht durch Hirten bewacht, sondern es werden heimliche Wachen ausgestellt, welche den Bewohnern der Oase die Annäherung von Räubern verkünden. Der Ackerbau ist in einer weniger günstigen Lage, da ohne Bewässerung nichts wächst und die Einrichtung einer solchen sehr schwierig ist.

Da die Bedürfnisse der Sfaryk sehr bescheiden sind, so ist auch der Handel bei ihnen ein sehr unbedeutender. Aus Buchara und Jol-Otan werden Zitze, allerlei Tücher, Eisen, Kessel, Thee und Seide eingeführt; aus Herat kommen Thee, Seide, Zuckerkandel und Indigo, welche dann nach Buchara und Chiwa weitergehen. Den Hauptausfuhrartikel bilden Schafe, die nach Buchara, und Pferde und Kameele, die nach Herat gehen. Außerdem verkaufen die Sfaryk Teppiche eigener Fabrikation, Filzdecken und Gespinnste aus Kameelhaaren.

Die Sfalor zerfallen in drei Stämme; sie wohnen jetzt in der Nähe von Alt-Serachs, am Murghab, bei Tschardschui, Maimene und Herat. Dieser Stamm ist infolge der Unterdrückung durch andere Stämme jetzt sehr arm, sie haben nicht einmal Kibitken und wohnen in Hütten aus Schilf; auch haben sie fast keine Heerden, ihre einzige Beschäftigung ist Ackerbau.

Am Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nach der Zerstörung Merws durch den Emir von Buchara besetzten die Sfaryk-Turkmenen die Landschaft am Murghab. Ende der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts wurden sie von den Chiwinzen unterworfen, erhoben sich aber öfters gegen dieselben. Endlich, in den fünfziger Jahren, rückten die Turkmenen, durch die Perser verdrängt, gegen Merw und verjagten von dort die Sfaryk, welche sich nach Pendeh wandten.

Die Sfalor wohnten noch in den dreißiger Jahren bei Alt-Serachs; aber im Jahre 1832 nahmen die Perser die Stadt mit Sturm und plünderten sie; die am Leben gebliebenen Bewohner wurden vom Chan von Chiwa zurückgekauft. Dieser vernichtende Schlag traf die Sfalor so stark, daß sie, als 25 Jahre nachher die Sfaryk in ihrem Lande erschienen, keinerlei Widerstand leisten konnten und sich nach Persien zum Sfur-abad wandten, von wo sie nach Merw zogen, aber im Jahre 1881 wieder zurückkehrten zum Teil nach Alt-Serachs, zum Teil aber am Sfur-abad sich ansiedelten.

Tiflis. O. Hahn.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Bewölkung in Württemberg.

Mit Zugrundelegung der Beobachtungen von 1878—82 und mit besonderer Berücksichtigung meteorologischer Gebiete.

Von

Dr. L. Meyer,

Assistent für Meteorologie etc.

gr. 8°. 81 Seiten. Mit einer lithogr. Karte. M. 2.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 27. Stuttgart, 6. Juli. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ueber die gegenwärtige Erdbebenperiode im östlichen Mittelmeer-Gebiete. Von Dr. Bernhard Ornstein. S. 521. — 2. Ein weibliches Trappisten-Kloster. S. 525. — 3. O'Neill's Reise durch Lomwe nach dem Schirwa-See. S. 528. — 4. Die Eiszeit und die Küstenbildung. Ein Kapitel aus der Geschichte unserer Erde. S. 530. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 535. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. S. 537. — 7. Kleinere Mitteilung: S. 539. Scheik-Said. — 8. Litteratur. S. 540.

Ueber die gegenwärtige Erdbebenperiode im östlichen Mittelmeer-Gebiete.

Von Dr. Bernhard Ornstein.

Es sind nun nahezu sechs Monate, daß der Telegraph die erschütternde Kunde von dem Beginne der Erdbeben-Katastrophe in Andalusien nach Athen brachte. Der beträchtliche Flächenraum, über welchen dieselbe sich verbreitete, veranlaßte einen Fachmann, den Herrn J. MacSherson, in einem von der „N. Fr. Presse" veröffentlichten Schreiben zu der Aeußerung, daß weder die Einsturztheorie noch etwa der Vulkanismus als Erklärungsursachen so ausgedehnter Erderschütterungen zulässig seien. In Ansehung der Einsturzbeben nehme ich keinen Anstand, dieser Ansicht beizupflichten, da die Thatsachen zu Gunsten derselben sprechen, dagegen vermeine ich in Bezug auf das zweite ätiologische Moment, die vulkanische Thätigkeit, mich zu einer anderen Anschauungsweise bekennen zu müssen, welche ich später anzudeuten mir vorbehalte, wiewohl ich weiß, daß ich mich dadurch mit der vorherrschenden Meinung von der beschränkten Aktionssphäre der vulkanischen Erdbeben in Widerspruch setze. Schon gelegentlich meines in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatzes über das Erdbeben, welches Chios und die erythräische Halbinsel am 15. Oktober 1883 heimsuchte, habe ich eine derartige Auffassung durch die Mitteilung zum Ausdruck gebracht, daß eine von dem Epizentrum Casamicciola auf Ischia ausgehende Erschütterungswelle auf Mytilene fühlbar wurde.[1] Als einen Beleg für die Ausdehnung des Schüttergebietes, in welchem die Wirkungen des Elementarereignisses wahrnehmbar wurden, führt der Madrider Seismologe den Umstand an, daß ein am 18. Dezember v. Js. auf dem Wege nach Nordamerika befindliches Schiff unter dem 38°. 51′ n. Br. und 29°. 55′ w. L. von Gr. von einem heftigen Meerbeben betroffen wurde, sowie ein anderes an der spanischen Küste hinfahrendes im 33°. n. Br. und 15°. w. L. eine ähnliche stoßartige Erschütterung an sich erfuhr.[1] Hierher gehört noch ein aus Triest datierter Bericht, nach welchem in der Nacht vom 21.—22. Dezember das vom Kapitän Backhaus geführte Bremer Schiff „Carl" eine Erschütterung auf See erlitt. Das zu meiner Kenntnis gelangte letztere Beispiel von Meerbeben, welches ich der „Magdeburgischen Zeitung" vom 23. Januar c. entnahm, hatte unter dem 36°. 34′ n. Br. und 22°. 26′ w. L. bei ruhiger See und leichtem östlichen Winde statt und dauerte an 5 Minuten.

Außer diesen submarinen seismischen Manifestationen gaben sich nach Herrn Sherson auch auf Madeira und den Azoren Bodenschwingungen als Vorläufer der erst in der Nacht des 25. Dezember erfolgten Katastrophe kund. Wenn letztere im hohen Grade unheilvoll über das südöstliche Spanien hereingebrochen ist und auf der azorischen

[1] Siehe „Ausland" 1883, S. 951.

[1] Auch ich habe eines Abends im Juni 1883 zwischen Rhodos und Mersinea in einer Entfernung von zirka 15 Seemeilen von letzterer Rhede an Bord des französischen Dampfers „Seyne" Gelegenheit gehabt, dieses Phänomen bei ruhiger See und günstigem Winde zu beobachten. Das große schöne Schiff stand mit einem gewaltigen Ruck wohl 3 bis 4 Minuten lang unbeweglich still.

Inselgruppe, auf Madeira und schließlich in den die portugiesisch-spanischen Küsten bespülenden Gewässern des Atlantischen Ozeans dem Vernehmen nach ohne nennenswerte Schädigungen in die Erscheinung trat, so ist der östliche Teil des Mittelmeer-Bassins von Schrecknissen der letzteren Art nicht verschont geblieben. Der Schauplatz derselben waren und sind noch fortwährend in erster Linie die schon im Altertum wie in der Neuzeit durch vulkanische Vorgänge gekennzeichneten Ränder der westlichen Depressionszone des korinthischen Meerbusens, dann einzelne der in die südliche vulkanische Zone Griechenlands fallenden Inseln des Aegäischen Meeres, sowie einige Punkte des alluvialen kleinasiatischen Küstengebietes. Es handelt sich hier thatsächlich um eine Reihenfolge von Erdbeben, welche mit den diesseit und jenseit der Meerenge von Gibraltar zu Tage getretenen seismischen Phänomenen auf verschiedenen von einander mehr oder weniger entfernten Punkten, fast gleichzeitig oder doch in kurzen aufeinanderfolgenden Zwischenräumen, wahrgenommen wurden. Die einzelnen Bodenkonvulsionen hatten seither keine bemerkenswerten Verheerungen in ihrem Gefolge und hierin liegt wohl der Grund, daß derselben in der europäischen Presse keine Erwähnung geschah. Diese Voraussetzung hat umsomehr für sich, als die Repräsentanten der letzteren im Hinblick auf die Dimensionen der spanischen Katastrophe es vielleicht nicht für angezeigt gehalten haben dürften, die weniger Interesse darbietenden Mitteilungen über die diesseitigen vulkanischen und atmosphärischen Vorgänge aus den griechischen Blättern in die ihrigen überzuführen. Abgesehen von Verlusten an Leben und Eigentum, welche Bodenzuckungen zeitweilig verursachen, haben der Peloponnes wie einige Inseln der Archipels anderen, mit der vulkanischen Thätigkeit wahrscheinlich im Zusammenhang stehenden Naturkräften, wie Stürmen und ungewöhnlich starken Niederschlägen, hierorts ihren Tribut zu entrichten gehabt. Nachdem ich die im östlichen Gebiete des Mittelmeeres vom 30. November ab bekannt gewordenen Erderschütterungen Ihren geehrten Lesern in chronologischer Reihenfolge vorgeführt haben werde, behalte ich mir vor, in derselben Weise auf die eben angedeuteten Störungen im Luftkreise als wahrscheinliche Vorläufer der 12 Tage später eingetretenen Erdbebenperiode mit einigen Worten zurückzukommen.

A. Erdbeben.

1. Der *Αἰών*, ein angesehenes Athener Abendblatt, bringt in seiner Nr. 4643 die Nachricht, daß am 30. Nov.[1] v. Js. kurz vor Mitternacht auf Zante ein zwar kurzer, doch heftiger Erdstoß verspürt wurde.

2. Mehrere hiesige Journale berichteten Anfangs Dezember, daß im Bezirke von Inapat (Eparchie Aïdin in Kleinasien, südlich von Smyrna) am 30. November von 1—4 Uhr Nachmittags, also in 3 Stunden, vierzehn Bodenschwankungen gezählt wurden. Obgleich, heißt es, dieselben lange anhielten und gerade nicht schwach waren, so verursachten sie doch keinen weiteren Schaden als den Einsturz einiger alten Mauern.

3. In der Nacht vom 30. November auf 1. Dezember wurden die Einwohner von Dermintziki, Distrikt von Smyrna, durch anhaltende Erderschütterungen erschreckt, von denen vier ziemlich stark waren (*Ἐφημερὶς*).

4. Am 4. Dezember v. J., um 10 Uhr Abends, wurde in Smyrna ein starker vertikaler Erdstoß verspürt. („Neue Zeitung", 9. Dezember).

5. Am 8. Januar d. J. wurde nach verläßlichen Mitteilungen aus Volo daselbst um 7 ½ Uhr Abends ein leichter Stoß empfunden.

6. In Vostizza (*ἄιγιον*) fanden vom 28.—31. Jan. d. J. Bodenzuckungen statt, von denen die anfänglichen stärker als die nachfolgenden waren. In der Zeitung „*Λαὸς*" vom 8. Februar las man: „Die Erdbeben in Aigium dauern fort. Jeden zweiten oder dritten Tag werden die Einwohner durch dieselben in Unruhe versetzt; manchmal sind sie stärker, manchmal schwächer."

7. In Kardamyle, einem großen Dorf im nördlichen gebirgigen Teile von Chios, wurden nach Zeitungsberichten und Privatmitteilungen am 5. Februar wiederholte Erderschütterungen beobachtet, während in der Stadt Chios selbst nur eine von mittlerer Stärke gefühlt ward. (Beiläufig bemerke ich, daß in neuester Zeit die Erdbeben in Chios selten und schwach sind.)

8. In Nr. 33 der *Ἐφημερὶς* wurde aus Patras gemeldet, daß daselbst am 11. Februar Abends 10 Uhr ein schwaches Erdzucken verspürt wurde.

9. In Tinos wurde nach übereinstimmenden Zeitungsberichten am 14. Februar eine starke Schwankung mit unterirdischem Getöse wahrgenommen.

10. Die „Neue Zeitung" vom 26. Februar berichtet: Die Bevölkerung von Patras wurde am 20. Februar Nachmittags 5 Uhr durch zwei Erdstöße erschreckt, deren zweiter ungemein heftig und andauernd war, so daß eine Anzahl von Häusern dadurch leicht beschädigt wurde.

11. In Lepanto (dem alten Naupaktos auf der Nordküste des Korinthischen Golfs), berichtet das obige Blatt, waren die Wirkungen des Erdbebens vom 20. Februar bedeutender. Verluste an Menschenleben hatte man zwar nicht zu beklagen, doch stürzten 2—3 Magazine ein und die Mauern vieler Gebäude bekamen Risse. Nach einer späteren Meldung desselben Blattes liegt das Gemeindeschulhaus des Ortes in Trümmern, welches glücklicherweise die Schulkinder nach beendigtem Unterricht kurzvorher verlassen hatten.

12. Nach einer telegraphischen Depesche der *Ἐφημερὶς* vom 22. Februar wurde die Insel Kythnos (ein besuchtes Bad, neugriechisch: *Θερμιὰ*) am 20. Februar Abends 9 Uhr 40 Min. von einem so heftigen Erdstoß erschüttert, daß die älteren Bewohner des vulkanischen Eilandes sich eines ähnlichen nicht erinnern.

[1] Ich bediene mich nur der Gregorianischen Zeitrechnung.

13. Der Αἰὼν vom 3. März meldet, daß auf Korfu am 24. Februar ein kurzer, aber heftiger Erdstoß sich fühlbar machte.

14. Am 10. März um 8 Uhr früh machte sich in Patras wieder eine schwächere Erschütterung bemerkbar (Ἐφημερὶς).

15. Am 16. März fanden in Patras wieder zwei schwache Bodenzuckungen statt (Ἐφημερὶς). Und schließlich

16. in der Nacht vom Sonntag auf Montag (dem 22.—23. März) wurde hier in Athen um 12 Uhr 55 Min. ein mäßig starkes, von einem donnerähnlichen Geräusch begleitetes und die Richtung von Westen nach Osten [1] einhaltendes Erdbeben empfunden, welches, wie verlautet, von keinerlei Verheerungen gefolgt war.

B. Störungen im Luftkreise.

1. Am 18. November wurde die Ortschaft Kermen auf der Insel Kos, in der Nähe von Knidus, von einem schweren Gewitter mit Hagel heimgesucht, wodurch mehrere Häuser zerstört und 155 Bäume entwurzelt wurden. (Palingenesia.)

2. Ein orkanartiger Sturm wütete am 20. November an der Südküste des Peloponneses. Auf der Rhede von Kalamata strandete ein Schiff, die Landungsbrücke wurde beschädigt (Ἐφημερὶς).

3. Mehrere mir nicht mehr genau erinnerlichen Athener Zeitungsblätter berichteten, daß am 4. Dezember die Hafenbauten von Katakolo, die Scala von Pyrgos und Olympia, an der Westküste des Peloponneses, von einer gewaltigen Sturmflut an mehreren Stellen zerstört wurden. Nach dem Λαὸς ist der Schaden zu einer halben Million Francs veranschlagt.

4. Die „Neue Zeitung" vom 9. Dezember berichtet, daß infolge von heftigen Regengüssen der Fluß Selenus aus seinen Ufern getreten ist und eine Wegstrecke von 250 m. zwischen Korinth und Vostizza zerstört hat.

5. Am 27. Dezember stürmte es so heftig in den Gewässern von Cypern, daß viele große Transport-Barken (Chalands) und zwei kleinere Segelschiffe von der Insel Syme zugrunde gingen; die Equipagen konnten gerettet werden (Ἐφημερὶς).

6. Nach Zeitungsberichten hat bei dem Dorfe Stavrakion auf Kreta, Distrikt Malevysi, am 28. Januar ein Hügelrutsch stattgehabt, welcher eine Strecke urbaren Landes mit 20 Obstbäumen bedeckt hat. Bei dem Dorfe Pentamodi wurde dadurch eine Wassermühle stark beschädigt und außer Betrieb gesetzt.

7. Bei dem vom 16.—19. März anhaltenden Sturm sind mehrere Segelschiffe an der Südküste des Peloponneses gescheitert. Wie verlautet, sollen zwei Steamer Havarien erlitten haben. Der italienische Postdampfer hat wahrscheinlich zwischen Brindisi und Piräus in irgend einem Hafen Schutz gesucht (Ἐφημερὶς).

8. Die Insel Karpathos (bei Homer Κράπαθος genannt) ist neulich durch einen Orkan so schwer heimgesucht worden, daß eine aus drei der angesehensten Bewohner derselben bestehende Deputation nach einigen Tagen in Athen eingetroffen ist, um angesichts dieser Kalamität der griechischen Regierung ein Unterstützungsgesuch zu unterbreiten.

Aus den oben zusammengestellten 16 Fällen von Erdbeben ergibt sich:

a) daß die unter 1, 2 und 3 aufgeführten nahezu gleichzeitig stattgefunden haben und daß dieselben in die von Griechenland nach Kleinasien (Smyrna) hinüberreichende mittlere vulkanische Zone fallen;

b) daß der unter 4 aufgeführte Erdstoß in Smyrna gleichzeitig mit der Sturmflut in Katakolo stattfand;

c) daß die unter 6 in Vostizza am 28. Januar zuerst beobachteten Erdstöße im Causalnexus mit dem an demselben Datum bei dem Dorfe Stavrakion auf Candia konstatierten Erdrutsche zu stehen scheinen;

d) daß die unter 10 vermerkten, am 20. Februar in Patras wahrgenommenen Bodenerschütterungen ihren unmittelbaren Widerhall in Lepanto finden. Die beiden Städte sind durch den Korinthischen Golf von einander geschieden, so daß die submarine vulkanische Kommunikation in die Augen springt. Erstere liegt auf einer aus weichem Alluvialboden gebildeten Strandebene, während letztere auf einem ebenfalls alluvialen schmalen und fruchtbaren, einem der südwestlichen schroff abfallenden Ausläufer des Pindus vorliegenden Küstenstreifen erbaut ist;

e) daß die unter 15 aus Patras angezeigten zwe schwachen Erdstöße zu gleicher Zeit mit dem Beginn des in den peloponnesischen Gewässern vom 16.—19. März beobachteten Sturmes angekündigt wurden.

Nach Vorstehendem läßt sich wohl nicht bezweifeln, daß ein Wechselverhältnis zwischen einer Anzahl der oben angeführten seismischen Erscheinungen und den mit dieser zu gleicher Zeit wahrgenommenen atmosphärischen Anomalien besteht, so daß es gerechtfertigt erscheint, in ersteren die Kundgebungen einer wenngleich räumlich sehr ausgedehnten doch in Anbetracht der zeitlichen Uebereinstimmung deutlich ausgesprochenen Erschütterungszone zu erblicken. Die bald nach dem Auftreten der, vom 30. November v. J. bis März andauernden Merkmale der vulkanischen Thätigkeit in Griechenland über das südöstliche Spanien hereingebrochene Katastrophe legte die Vermutung nahe, daß beide Erdbebengebiete auf einer und derselben, bis zu dem östlichen Gestade Nordamerika's hinüberreichenden allerdings ungewöhnlich breiten Schütterlinie liegen, deren Stoßpunkte zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Entfernungen von einander sich kundgeben. Dieselbe dürfte zwischen dem 33.^{0}—39.^{0} n. Br. zu suchen sein, was mit der Beobachtung übereinstimmt, daß das Lissaboner Erdbeben von 1755 auf Malaga,

[1] Die Richtung, in welcher die obigen Erdbeben stattgehabt hatten, war in keiner der Zeitungsnachrichten angegeben worden.

Madeira und Lesbos zur selben Zeit furchtbare Verwüstungen anrichtete. In der Hauptstadt Mytilene stürzten beispielsweise zirka 2000 Häuser ein und eine nicht festzustellende Anzahl von Menschen verlor ihr Leben dabei. Die Tradition von dieser Katastrophe hat sich auf letzterer Insel, wie ich mich persönlich zu überzeugen Gelegenheit hatte, bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Erschütterungen des eben angedeuteten furchtbaren Erdbebens vom Jahre 1755 pflanzten sich in südlicher Richtung bis Fez, in nordöstlicher bis Schottland und Skandinavien und im Westen bis an die nordamerikanische Küste fort. Eine lange Schütterlinie läßt Erklärungen wie die Einsturz- und Dislokationstheorie nicht zu, noch können Explosionsphänomene hiebei in Betracht kommen. So klingt es recht schön, wenn Alexander v. Humboldt die Vulkane als Sicherheitsventile der Erde bezeichnet; doch hält der demonstrative Ausspruch des großen Physikers nicht Stand vor den gewichtigen Gegengründen, welche wir aus den Katastrophen von Ischia und Krakatau, sowie aus dem auf Sicilien in Zafferana am Aetna am 12. März stattgehabten Erdbeben schöpfen. Meines Erachtens ist die gelegentlich des letzten spanischen Erdbebens abgegebene Erklärungsweise Sherson's, nach welcher die seismischen Vorgänge eine Aeußerung der Spannung sind, in welcher sich die Felsmassen der großen Tiefen befinden und die sich in die überlagernden Massen fortpflanzt, eine logisch befriedigende und so sachliche, als die Natur des Problems es zuläßt. Mit anderen Worten: je nach dem Zustande der relativen Widerstandskraft des betreffenden Teils der Erdrinde erlangen die Erscheinungen einen geringeren oder größeren Grad von Heftigkeit.

Was ich jüngst in einer Korrespondenz aus Ala gelesen habe, dürfte geeignet sein, hier Platz zu finden. „Im Innern des Monte Baldo, auf der südtirolisch-italienischen Grenze, berichtet man, gährt und arbeitet es, und zwar so geräuschvoll, daß selbst weiter entfernte Städte, wie Verona, Ala, Roveredo und selbst Mailand dasselbe in Form von Erderschütterungen zu verspüren bekommen haben. Der heftigste Erdstoß wurde in den genannten Orten am 21. Februar, kurz vor Mitternacht, ein zweiter am 26., um 10 Uhr Abends, und andere schwächere in den letzten 8 Tagen wahrgenommen . . . . ."

Drängt sich hier nicht unwillkürlich die Frage auf, ob das Zentrum der am 20. Februar in Patras, Lepanto und Kythnos beobachteten Erdkonvulsionen, sowie das des am 24. Februar in Korfu empfundenen Stoßes mit jenem von Mailand nicht ein und dasselbe sei?

Wenn, wie nach meinen obigen Ausführungen mit Grund angenommen werden darf, die vulkanischen Herdezentra unter dem weiter oben angedeuteten Breitengrade von besonderer Ausdehnung und Stärke sind, so ist es erklärlich, daß die aus denselben aufsteigenden und gegen die Erdkruste drückenden Gase je nach der durch die geologische Struktur der letzteren bedingten Widerstandskraft auf der Erdoberfläche oder auf dem Meeresgrunde schwächere oder heftigere Wirkungen äußern. Die letzteren treten auch nach Sherson's und nach einer persönlich von mir gemachten Erfahrung in auffallender Weise hervor, wenn die auf einer Schütterlinie befindlichen Stoßpunkte parallel mit Störungslinien primitiver Gebirgsstöcke laufen. So hat sich die Erdbebenperiode, von welcher die Parnassside im Jahre 1869 acht bis neun Monate hindurch der Schauplatz war, ganz besonders in dem alten Krissa (jetzt Chryson) und in dem dem Apollo-Kultus gewidmeten Delphoi (modern Kastri) als eine zerstörende gekennzeichnet. Beide Ortschaften liegen in der tiefen am südwestlichen Abhange des Parnaß sich hinziehenden, 10 Stunden langen Felsschlucht, welche von jeher die einzige Verkehrsstraße zwischen Amphissa und Lebadeia (jetzt Livadia) war und heute noch ist.

Bevor ich die Feder aus der Hand lege, will ich mein seismisches Glaubensbekenntnis einigermaßen bündig in folgenden Thesen zusammenfassen:

1. Die Erdbeben sind die Folge einer Gleichgewichtsstörung zwischen dem glühenden Erdkern und der festgewordenen Erdrinde. Hieraus erhellt, daß dieselben auf allen Punkten der Erdoberfläche auftreten können.

2. Wenn dessenungeachtet die Wirkungen dieser mysteriösen Naturkraft sich als mehr lokalisierte kundgeben, so scheint dies von der ungleichen Dicke der Erdkruste, der Struktur derselben und dem Drucke abzuhängen, welchen die auf der Grenzscheide des Erdinnern und der Erdrinde sich entwickelnden heißen Wasserdämpfe auf letztere ausüben.

3. Die Widerstandskraft der äußeren Rinde des Erdkörpers an einer gegebenen Stelle scheint den Grad der Heftigkeit der Bodenschwankungen zu bedingen.

4. Es ist anzunehmen, daß der häufige Wechsel in der Stärke der Erderschütterungen besonders in dem geologischen Bau des Terrains, in dem sie sich äußern, und in den Formverhältnissen desselben begründet ist.

5. Obgleich alte Massengebirge und namentlich Kettengebirge erfahrungsgemäß am häufigsten heftige Schwankungen erleiden, so sind sie doch den zerstörenden Wirkungen derselben ungleich weniger ausgesetzt, als ihre gegen beckenförmige und schluchtenartige Einsenkungen oder gegen Küstenstriche gerichteten Abdachungen.[1]

6. Größere Unterbrechungen alter Gebirgszüge bilden dem Anschein nach vorzugsweise Schütterzonen, deren Radien da als die intensivsten Schütterlinien zu Tage treten, wo, wie ich bereits angedeutet, ein Parallelismus zwischen diesen und Gebirgsstörungen beobachtet wird.

7. Die im Vorstehenden geäußerten Ansichten schließen selbstverständlich unter gewissen Umständen die Opportunität

[1] Als Beleg hierfür beziehe ich mich auf die verheerenden Wirkungen der ebenerwähnten Erdbebenperiode der Parnassside von 1869, durch welche außer den zwei angeführten Ortschaften auch die Dörfer des 2 ½ Stunden langen und ¾—1 ⅘ Stunden breiten alluvialen Thaleinschnitts von Amphissa zerstört wurden.

von Bezeichnungen wie Einsturzbeben, Dislokationsbeben oder tektonische Erdbeben nicht aus.

* * *

Als ich am Sonnabend — den 28. März — obigen Aufsatz zur Post trug, vermochte ich nicht vorauszusehen, daß fast der ganze Peloponnes, einige Küstenstädte des griechischen Festlandes und Zante 3—3 1/2 Stunden später der Schauplatz eines zwar nicht sehr folgenschweren doch weitverbreiteten Erdbebens werden würden. Wie gesagt, zwischen 8—8 1/2 Uhr desselben Abends wurden in Athen, Piräus, Korinth, Vostizza, Lepanto, Messolonghi, Kyparissia, Navarin, Messene, Sparta und Argos, sowie auf Zante, leichte Erderschütterungen verspürt, wogegen Patras, Tripolitza, Kalamata und Megalopolis schwerer heimgesucht worden sind, besonders die beiden letzteren Städte. So bestand die von Athen in einer von vielen Personen gar nicht einmal bemerkten wellenförmigen Bewegung in der Richtung von Osten nach Westen. In Kalamata bekam eine Anzahl Häuser Risse, einige stürzten zusammen. Das Telegraphenamt, das Gefängnisgebäude und die Kaserne des 6. Jägerbataillons mußten geräumt werden. Die Dörfer Janitza und Janitzanika sollen sehr gelitten haben und das Kloster Vanalidas eine Trümmerstätte geworden sein. Auch in Megalopolis sind einige Wohnstätten in Ruinen verwandelt und die meisten haben mehr oder weniger Beschädigungen erlitten. In dem nahen Dorfe Karyais waren die Verheerungen ungleich größer, auch hat dort die Mehrzahl der Bewohner Kontusionen oder Wunden davongetragen. Unter solchen Umständen ist es kaum begreiflich, daß kein einziges Menschenleben zu beklagen ist. „Griechenland hat seinen eigenen Gott", pflegte der Major v. Gropper von den bayerischen Freiwilligen zu sagen. Der Selige, der sonst gerade nicht zum Propheten veranlagt schien, hatte in diesem Punkte recht. (Obige Nachrichten sind sämtlich offiziellen Drahtdepeschen entnommen.)

Fast zu gleicher Zeit mit diesem Zyklus von Erdkonvulsionen wurden in Marathókampos auf der Insel Samos wolkenbruchähnliche Regengüsse beobachtet, wie die ältesten Insulaner sich nicht erinnern, dergleichen schon gesehen zu haben. Hierdurch schwollen kleine und seichte Wasserläufe zu gefährlichen Sturzbächen an, welche alles, was sie auf ihrem Wege fanden, wie Tiere, ländliche Wohnhäuser, Brücken u. s. w., mit sich fortrissen und überdies angebaute Landstrecken überschwemmten. Der daraus erwachsende Schaden wird auf 250,000 Frcs. veranschlagt (*Εφημερὶς*).

Außerdem melden unsere Zeitungen: Am 23. März gegen 1 Uhr Nachts weckte die Bewohner Athens ein ungewöhnlich heftiger, zwei Sekunden andauernder Erdstoß in der Richtung von Südost nach Nordwest aus dem Schlafe. Derselbe war von einem donnerähnlichen, längere Zeit andauernden Getöse begleitet und wurde ganz schwach auch in Korinth verspürt. Am 27. d. M. um 7 Uhr 58 Min. Abends spürten wir hier in Athen ein ganz schwaches Erdbeben, das sich aber über den ganzen Peloponnes ausgebreitet hatte. Im Piräus, Korinth, Missolunghi, Patras, Naupaktos und Zante waren die Stöße etwas stärker, sehr stark jedoch in Argos, Tripolis, Kalamas und Megalopolis, wo auch Häuser Risse bekamen und baufällig wurden. Das Dorf Karna bei Megalopolis ist fast gänzlich zerstört worden. Glücklicherweise ist dabei niemand getötet oder verwundet worden. In Kalamas und Megalopolis wiederholten sich die Stöße bis gegen Morgen. Auch aus Ikonion in Kleinasien und aus Chios wird von gleichzeitigen Erdstößen berichtet.

Ein weibliches Trappisten-Kloster.

In der Nähe von Biarritz befindet sich eine merkwürdige und in ihrer Art einzige geistliche Gemeinschaft, welche unter dem Namen Notre Dame du Refuge bekannt ist. Die Gemeinschaft hat zwei Zweige; der eine derselben, Notre Dame, unterscheidet sich wenig von einem gewöhnlichen Kloster mit der üblichen Schule, Krippe und dem Waisenhaus; die Nonnen heißen Servantes de Marie. Der andere Zweig ist ein weibliches La Trappe; die Nonnen heißen sich Bernardinerinnen und sind lauter Weiber, welche früher ein ausschweifendes Leben geführt haben und dann, nachdem sie unter der Aufsicht der Servantes de Marie eine lange strenge Prüfungszeit erstanden, als Mitglieder des Ordens zugelassen worden sind. Beide Anstalten erhalten sich selbst durch eine im ausgedehntesten Maßstabe und nach den wissenschaftlichsten Zügen betriebene große Landwirtschaft. Die Arbeit wird ausschließlich von Frauen besorgt, und einige Methoden ihres landwirtschaftlichen Betriebes sind ganz originell, da der größte Teil ihres Bodens Sand ist, welcher dem Meere abgewonnen und durch ihre geduldige Sorgfalt fruchtbar gemacht worden ist. Das ganze System rührt von einem einzigen Mann, dem Abbé Cestac her, welcher in einem merkwürdigen Grade das Talent für Organisation und den hohen praktischen Verstand besessen zu haben scheint, welche man so oft in den besten Klassen des Priesterstandes der römisch-katholischen Kirche findet. Dieser ausgezeichnete Mann war im Jahre 1801 in Bayonne geboren, erhielt seine Erziehung zu Tarbes und Aire und wurde später auf Kosten der Diözese Bayonne nach St. Sulpice in Paris geschickt, um seine theologischen Studien zu vollenden. Von hier kehrte er als Professor an das Petit Seminaire de Larressore zurück, wo er seine vielseitige Brauchbarkeit und Gewandtheit bewährte, indem er die Pflichten eines Lehrers der Musik und Mathematik mit denjenigen eines Bursars der Anstalt verband. Nachdem er 1831 auf den Lehrstuhl der Philosophie erhoben worden, wurde er zum Vikar an der Kathedrale von Bayonne befördert. Bald

darauf begann er seine Lebensaufgabe durch Gründung eines Waisenhauses, durch Stiftung eines Vereins von frommen jungen Frauenzimmern für Erziehungszwecke, aus denen später die Servantes de Marie entstanden, und eines Zufluchtsortes für Büßerinnen, welche später Bernardinerinnen wurden. Das Haus in Bayonne war bald zu klein für die rasch anwachsende Gemeinde, und dazu kam noch, daß Abbé Cestac immer der Ansicht gewesen war, ein Landleben mit reichlicher Feldarbeit unter einer klösterlichen Zucht und Regel sei das wahre Leben für seine Büßerinnen. Es wurde daher ein kleines Landgut in der Gemeinde Anglet, in der Nähe von Bayonne, angekauft und bald darauf fiel dem Konvent durch Vermächtnis ein anderes Stück Land oder vielmehr Sand dicht am Meere zu. Der Abbé beschloß sogleich, daß dies der Sitz seines Refugiums werden solle, wozu es durch seine vereinzelte Lage und Umgebung von öden kahlen Sandhügeln und fern von Häusern und Landstraße geeignet erschien. In 1842 wurden die Servantes de Marie von der römisch-katholischen Kirche als religiöse Körperschaft anerkannt, und 1851 nahmen die Bernardinerinnen die Gelübde und und die geistliche Kleidung an. In 1868 starb Abbé Cestac, nachdem er Domherr von Bayonne und Ritter der Ehrenlegion geworden war, und hinterließ als Denkmal seines Wirkens und Wesens eine der erfolgreichsten und gemeinnützigsten klösterlichen Anstalten, welche in der römisch-katholischen Kirche in neuerer Zeit gegründet worden sind.

Die erste der von Abbé Cestac in Anglet gegründeten Anstalten ist in soweit merkwürdig, als sie wahrscheinlich das einzige große landwirtschaftliche Etablissement ist, worin die Handarbeit gänzlich von Frauen besorgt wird, nämlich von den Büßerinnen in Rotten, welche immer je von einer Servante de Marie oder von einem Mitglied des unteren Grades dieses Ordens, einer sog. Oubrière de Marie, beaufsichtigt werden. Das Kloster ist ein großes weitschichtiges Gebäude, das eher einem Pachthofe als einem Kloster gleichsieht. Es besitzt eine große Heerde bretagnischer Kühe, für deren Erhaltung in der Rasse besonders emsig gesorgt wird. Auch die Zucht von Schweinen und Kaninchen wird mit großem Erfolg betrieben und besonders der letzteren wird eine große Bedeutung beigelegt wegen des Düngers, der von hohem Werte für den eigentümlich sandigen Boden ist, mit welchem die Nonnen auf einem großen Teile des Gutes zu thun haben. Als Bewirtschafterinnen von Sandboden haben diese Klosterfrauen in der That nicht ihresgleichen. Sie teilen ihren Sand in drei Klassen: 1. braunen oder kalten Sand, 2. weißen oder heißen Sand, auf Gascognisch Mourets genannt, und 3. grauen oder toten Sand. Der erste ist dem Wasserspiegel am nächsten und für die Pflanzenkultur am geeignetsten. Der zweite ist sehr zerreiblich und gut für die Obstbäume. Der dritte überlagert in dünnen Schichten unmittelbar den Fels und kann für Ackerbauzwecke nicht benützt werden. Die Nonnen bedienen sich eines von Abbé Cestac erfundenen befruchtenden Agens für Sand und leichte Böden, welches unseres Bedünkens ganz originell ist. Für guten fetten Boden kann es nicht benützt und sogar hier nur für den sög. „kalten Sand" verwendet werden. Das Rezept zu seiner Herstellung ist folgendes: Nimm eine gegebene Menge guter Erde, womöglich Schlamm aus einem Teich oder Graben, trockne ihn gut und wirf ihn durch ein Sieb; hierzu füge die halbe Menge gepulverter Kohlenschlacke, vermischt mit Seifenwasser aus der Waschküche, die halbe Menge Holzasche, die halbe Menge grobes Salz (den Abfall vom Verdunsten des Boy- oder Seesalzes) und die halbe Quantität Kalk. Diesem kann man noch Guano, verfaulte Fische oder wollene Lumpen beifügen. Das Ganze wird dann mit Seifenwasser und flüssigem Dünger getränkt, tüchtig umgearbeitet und unter Dach 2 Monate stehen gelassen. Endlich wird das Gemenge zu gleichen Teilen mit Stalldünger von der Farm vermischt und eine Zeit lang der Gährung überlassen, worauf es zur Verwendung fertig ist.

Der interessanteste Teil der Anstalt ist jedoch das Kloster der Bernardinerinnen, ungefähr 1000 Schritte von Anglet, inmitten eines stillen Föhrenwaldes gelegen, welcher erst auf den Sandhügeln angepflanzt wurde, als die Bernardinerinnen sich in 1846 hier niederließen. Die Büßerinnen — denn sie waren damals noch kein geistlicher Orden — errichteten hier eine gewisse Anzahl von Zellen und eine Kapelle aus Stroh und begannen ihre Arbeit, den Sand zu bepflanzen und kulturfähig zu machen, der jetzt so fruchtbar gemacht ist, daß er wie eine Rose blüht. Der Orden ist demjenigen der Trappisten ähnlich, allein die Regeln unterscheiden sich von denjenigen von La Trappe in manchen Stücken, namentlich durch geringere Strenge, und zeigen auch hierin, wie in allem, den hohen, praktischen, gesunden Menschenverstand des Stifters. Die Bernardinerin verbringt ihr Leben unter freiem Himmel, eine Trappistin verläßt niemals das Kloster, welches für sie ein Grab ist. Die Bernardinerin darf ihre Freunde und Verwandten einmal im Monat sehen, die Trappistin sieht dieselben niemals wieder. Das erste Frauenkloster, welches der berühmten Abtei Clairvaux entsprang und der Ordensregel der Cisterzienser folgte, wurde ungefähr um 1125 in der Diözese Langres gegründet und hieß „Notre-Dame de Tart". Diese Abtei wurde im Jahre 1623 nach Dijon versetzt unter der Aebtissin Jeanne de Courcelle de Pourlan, welche die strengen Regeln des heiligen Bernard wieder aufleben machte und zur Geltung brachte, deren Beobachtung unter dem erschlaffenden Eindruck der Sitten und Bräuche der Feudalzeit nachgelassen hatte. Es wurden nun mehrere andere Klöster dieser Art gegründet, namentlich das zu Port Royal in Paris, und vor der Revolution waren mehrere Häuser für die Aufnahme von Büßerinnen vorhanden, eines zu Marseille, eines zu Metz und zwei in Paris, allein die Revolution zersprengte sie alle. Das „Mutterhaus" des Ordens der Trappistinnen befindet sich nun

zu Val Sainte, im Kanton Freiburg in der Schweiz, und wurde im Jahre 1791 durch die Kolonie La Trappe du Perche gegründet, von welcher der Orden seinen Namen herleitet. Es gibt nur sieben Mannsklöster in Frankreich, von denen Notre-Dame de la Trappe in der Diözese Séez das bedeutendste ist, und neun Frauenklöster. Den Namen Trappistinnen erhielten sie erst nach der Revolution, als das Edikt gegen die Frauen-Kongregationen der Cisterzienser erlassen wurde, welche sich hierauf nach dem Val Sainte zurückzogen, den Cisterzienser-Orden annahmen, dieselbe Observanz befolgten wie die Mönche und 1796 den Namen Trappistinnen erhielten.

„Quid petis (Was suchst Du)?" ist die Frage, welche der Priester der Novize vorlegt, welche in den Orden von La Trappe treten möchte. — „Misericordiam Dei et vestram (das Erbarmen Gottes und das eurige)", ist die Antwort und die Novize legt nun die weiße Kaputze, die Tunica, den ledernen Gürtel und den Schleier an und bewahrt hinfort ein absolutes Stillschweigen. Die Bernardinerinnen von Notre-Dame du Refuge befolgen dieselbe Regel, nur ist sie nicht so streng. So dürfen sie z. B. am Sonntag sprechen und ebenso, wie schon erwähnt, den Besuch von Freunden und Verwandten empfangen und haben noch gewisse andere Vorrechte; aber im allgemeinen ist ihre Regel diejenige der Trappisten. Den Zugang zum Kloster bildet eine sandige Straße durch einen Waldgürtel; dann gelangt man zu der großen Lichtung, welche das Kloster und seine Gärten einnehmen, und betritt durch das Thor (über welchem ein Brett mit der Bitte angebracht ist, leise zu sprechen) eine lange sandige Allee von Kiefern, wo der Fuß leise auftritt. Hier trifft man eine junge Servante de Marie, deren Interesse an der Welt das drückende Schweigen unterbricht, wenn sie den Besucher in den Klosterhof führt, wo zwei weißgekleidete Gestalten Veilchen pflücken und andere Holz aufschichten unter Begleitung einer Art Litanei. Die Klostergebäude an sich zeigen nichts Merkwürdiges oder Ungewöhnliches und bestehen aus einem niedrigen einstöckigen Bau, welcher einen Garten umgibt. Dem Besucher zeigt man die Kapelle mit dem durch einen weißen Vorhang abgeschlossenen Flügel, wo die Bernardinerinnen sitzen, das Refektorium, die erste aus Stroh erbaute Kapelle mit einem sandigen Boden, und ein Exemplar der Strohzellen, worin die Nonnen vor der Erbauung des Klosters wohnten. Die Kleidung der Bernardinerinnen besteht aus einem groben weißwollenen Rock mit einem Strick um die Hüfte und einem großen schwarzen Kreuz auf dem Rücken, die Kaputze über das Gesicht hereingezogen, und einem ehernen Kreuz auf der Brust. Sie stehen morgens um halb fünf Uhr auf, beten dann und lesen Messe bis 7 Uhr, erhalten $^1/_4$ nach 7 Uhr ihr Frühstück, welches aus Suppe, trockenem Brot und Wasser besteht, sagen um $^1/_2$8 Uhr ihr Miserere her und gehen dann an ihre verschiedenen Geschäfte in Haus und Feld. Jede Stunde gibt eine Glocke das Zeichen zum Gebet. Wenn sie weit draußen im Felde arbeiten, so gibt die beaufsichtigende Schwester ein Zeichen und jede verharrt nun im Gebet in der Haltung eines Arbeiters, der sich auf seinen Spaten stützt. Ein Viertel nach 11 Uhr begibt sich die ganze Gemeinschaft in die Kapelle bis 12 Uhr, worauf sie sich im Gänsemarsch nach dem Refektorium zum Mittagessen begeben, welches aus Suppe und Einem Gericht, zuweilen Fleisch, zuweilen Gemüse besteht. Während des Mittagsbrots wird ein Kapitel aus der Schriften der Heiligen oder der Kirchenväter laut vorgelesen, und das Mahl gelegentlich unterbrochen durch ein Zeichen mit einer kleinen Glocke als Signal für jede der Frauen, mit dem Essen eine Zeit lang innezuhalten. Alle Freitage nehmen die Nonnen ihre Mahlzeit knieend ein. Nach dem Essen folgt ein gemeinsames Gebet in der Kapelle und Erholung bis 1 Uhr; diese besteht in Spazierengehen oder in der Pflege ihrer kleinen Privatgärten. Um $^1/_2$2 Uhr wird eine religiöse Andacht oder Vorlesung gehalten, und um 2 Uhr kehren alle aufs Feld zu ihren Arbeiten zurück. Um 6 Uhr kommen sie zum Abendbrot, welches aus Gemüse und Wasser besteht; um $^1/_2$7 Uhr ist Gebet in der Kapelle. Hierauf im Sommer noch weitere Feldarbeit bis 8 Uhr, im Winter häusliche Arbeiten im Zimmer bis zur selben Stunde. Um 8 Uhr Gebet in der Kapelle und um 9 Uhr zu Bette. An Sonn- und Festtagen werden die Arbeitsstunden mit Gebet ausgefüllt. Die Bernardinerinnen des Klosters zählen nur 50 Schwestern und stehen unter der Aufsicht von einer Mutter-Aebtin und vier Servantes de Marie. Alle erscheinen gesund, heiter, sinnig-ernst und zufrieden und arbeiten mit einem rührigen Fleiß und Wetteifer, so daß es eine Freude ist, ihnen zuzusehen.

Was man auch gegen das klösterliche Leben und System einwenden möge, so muß doch jeder Unbefangen- und Billig-denkende nur das wohlthätige Werk und die umsichtige Fürsorge anerkennen, durch welche der Abbé Cestac einen Zufluchtsort für diese armen, unglücklichen, gefallenen Frauenzimmer geschaffen hat, von denen man, wohlgemerkt, ein Eintrittsgeld oder eine Mitgift weder verlangt noch annimmt und die bei dieser gesunden körperlichen Bewegung und steten Arbeit im Freien auch die Strenge dieser Regeln und das Opfer des Schweigens, das namentlich für Frauen aus dem Volke eine so große Entbehrung ist, mit Freuden oder wenigstens mit Resignation ertragen lernen und dankbar anerkennen, daß sie in diesem stillen klösterlichen Heim den Verführungen und Gefahren der Welt entrückt und zu einem stillen, friedlichen und Genügebietenden Leben gelangt sind. Man hat uns merkwürdigerweise versichert, daß der bei den Trappisten nicht seltene Fall der Entweichung eines Novizen oder neu eingetretenen Ordensmitgliedes bei den Bernardinerinnen noch nie vorgekommen sei, obwohl sie die Flucht aus dem Kloster leicht bewerkstelligen könnten, da die Kontrole keine so strenge ist, wie in den Mannsklöstern. (S. R.)

O'Neill's Reise durch Lomwe nach dem Schirwa-See.

Für die Kartographen Afrika's muß jede neue Forschungsreise in den dunklen Kontinent eine gehörige Dosis Verzweiflung enthalten; kaum haben sie mit Benützung des besten Quellenmaterials Flüsse, Gebirge, Ortsnamen auf das sorgfältigste eingetragen und eingegraben, so kommt ein neuer Reisender oder gar der altbekannte, nur mit verbesserten Meßinstrumenten, daher und sagt: „Das, was Sie gezeichnet haben, ist wahr gewesen, jetzt aber ist es falsch." Und leider handelt es sich dabei nicht immer um eine geringe Verbiegung irgend eines Flußlaufes oder um die millimetergroße Verschiebung einiger Negerhütten, nein, das ganze geographische Gesicht einer Landschaft von der Größe des Deutschen Reiches wird verändert und das kaum und mühsam enträtselte Bild entschleiert sich in ungeahnter Weise.

Nehmen wir die vorzügliche Karte von Andree und Scobel vom März 1884 zur Hand, um das Stückchen Ostafrika anzusehen, in welchem der Schirwa-See liegt, so erkennen wir, daß der nach Nordost fließende Lujende und der nach Süden gerichtete Schire einen großen Teil der Küstengegend abgrenzen; das bleibt richtig. Innerhalb dieses Teiles sehen wir eine Unzahl von Flußläufen stromaufwärts nach dem Innern konvergierend gerichtet; wir vermuten daher einen Zentral-Gebirgsstock und finden wirklich das Inagu-Gebirge mit dem Namuli, nördlich des 15. Parallelkreises; der Schirwa-See liegt so nebenbei. Das ist jetzt nicht mehr richtig, obwohl die Reisen O'Neill's im Jahre 1881 die Grundlagen dafür gegeben. O'Neill hat 1883/84 fast dieselbe Reise wiederholt, aber diesmal mit Instrumenten versehen, die eine genaue astronomische Ortsbestimmung erlaubten. Das ganze Flußsystem vom Luri (oder Luli) südlich mit sämtlichen Gebirgszügen muß um einen ganzen Breitengrad nach Süden verschoben und dadurch der Kopf aller Wasserscheiden in gleiche Höhe mit dem oberen Teil des in seiner Länge wesentlich verkürzten Schirwa-Sees gerückt werden. Alle bisher sonderbar erscheinenden Konfigurationen des Terrains sind weggewischt. Schön eingebettet liegt der Schirwa-See von den Zombe- (Chikala-), den Melandje- und den Lukasi-Bergen. Diese stehen nicht mehr isoliert, sondern stellen sich als die Ausläufer eines nahe und östlich gelegenen mächtigen Gebirgsstockes dar, des Namuli. Der Namuli, welcher zwar kein Schneeberg, wie früher vermutet wurde, ist, aber sich zu der beträchtlichen Höhe von 2500 m. erhebt, ist der Grundstock eines Gebirgslandes, das sich abflachend nach allen Himmelsgegenden ausbreitet und in seiner Längsachse eine ununterbrochene Wasserscheide längs des 15.° s. Br. bis auf kurze Entfernung von der Küste entsendet. Dem höchsten, am westlichsten gelegenen Teil des Gebirges entspringt der nach Ostnordost abfließende Luri und der nach Südsüdost strömende Likugu oder Likungu. In den niedrigeren östlichen Höhenzügen, den Inagu- und Chiga-Bergen, haben im Norden die Zuflüsse des Luri und der Mkubure ihre Quellen, im Süden der Ligonya und der Mluli (beide vollkommen von einander getrennt). Der Kizungu, der sich als ein Riesenwurm durch die Ravenstein'sche Karte schlängelt, scheint seinen Ursprung in einem Hügelgelände südlich vom 15.° s. Br. zu nehmen.

Um dies neu entdeckte Gebiet des Lomwe näher kennen zu lernen, wollen wir der Reiseroute O'Neill's folgen. Er verließ am 11. Juni 1883 Ngambo, gegenüber von Mozambique, und betrat die Handelsstraße, die über Mbadu, Shalawe nach Namurola führt. Je mehr ein Karawanenweg der Küste sich nähert, um so gefährdeter ist die Umgegend; räuberische Häuptlinge entreißen den Händlern die im Innern gesammelten Schätze an Elfenbein und Sklaven und verwüsten Ortschaften und Kulturen. So wütete acht Jahre lange der Häuptling Namaralo von der Mokamba- bis zur Mwemba-Bay, da die Portugiesen sich auf eine Verteidigung zur See beschränkten; erst in neuester Zeit hat der Gouverneur von Mozambique Ruhe und Ordnung in den bedrohten Distrikten hergestellt. Nachdem O'Neill diese Zone einer wüsten und entvölkerten Gegend durchschritten, kam er zu den rührigen und friedliebenden Bewohnern von Shalawe und fand, von seiner ersten Reise her bekannt, die gastfreundlichste Aufnahme. Den lukrativen Handel nach der Seenregion haben außer Arabern auch Banians und Hindus versucht, aber nicht mit glücklichem Erfolg; sie fielen zum Teil in die mörderischen Hände der Makuas. Denn die in ihren Dörfern vollkommen unabhängigen kleinen Makuafürsten haben gelegentlich soviel Gemeingeist, daß sie sich nach einem üblichen Palaver oder „Milando" zu einem Kriegszug vereinigen und dann eine von einer jeden Karawane zu fürchtende Macht repräsentieren. Nach Ueberschreitung der 660 m. hohen Chiga-Berge und nach Durchquerung der Thäler von Namurola, in welchen auch Tabakbau betrieben wird, kam O'Neill in die an Ortschaften reiche und wohlkultivierte Landschaft des Inagu-Gebirges. Es ist sehr bemerkenswert, daß mit Ausnahme eines halben Tagmarsches O'Neill auf seiner ganzen Reise eine außerordentliche Dichtigkeit der Bevölkerung und damit verbunden eine fleißige Bebauung des Bodens vorgefunden hat. Daß sich die Zunahme der Bevölkerung in den Gebirgsgegenden steigert, hat seine Ursache darin, daß diese die natürlichen Zufluchtsstätten für alle bilden, welche aus der Ebene durch Krieg oder Sklavenjagden vertrieben wurden.

Das Inagu-Gebirge besteht aus zwei von Süd nach Nord parallel laufenden Höhenzügen, welche das schöne, 8—9 Km. breite Thal des Natalea einschließen, und erhebt sich in dem Okikitika, dem Quellgebiet des Ligonya, bis zu 1460 m. Getrennt durch den breitströmenden Malema, den bedeutendsten südlichen Zufluß des Luli, steigt das Massiv des Namuli majestätisch bis etwa zu 2500 m. empor. Alle hohen und höchsten Berggipfel

werden von dem Stamme der Lomwe als geheimnisvolle Gegenden verehrt und mit Sagen umgeben.[1] So wird auf dem Okikitika den Vögeln das Futter zugetragen und diese werden niemals getötet; auch wichtige Volksversammlungen werden dort abgehalten; das erste Menschenpaar soll der Spitze des Namuli entstiegen, das erste Getier aus den nördlich liegenden Bergen gekrochen sein. Die Landschaft muß hier wirklich entzückend genannt werden; sie ist gesund und wohl geeignet für europäische Niederlassungen, seien es Handels- oder Missionsstationen; schattige und fruchtbare, 1100—1300 m. hoch gelegene Thäler, durchrieselt von den reinsten und süßesten Wassern, gibt es in Menge. Die Bevölkerung ist nicht, wie aus den Erzählungen der Karawanenführer bisher angenommen worden, verräterisch und feindselig, sondern friedlich und thätig im Weben der Baumwolle und in der Verarbeitung des Eisens. Die Lomwe unterscheiden sich in ihrer Sprache wesentlich von den Makuas; nur in den Grenzgebieten haben sie sich im Osten mit diesen, im Westen mit den Maravi vermischt, welche zuerst am Schirwa-See ansässig, von den Mangoni in die Berge zurückgetrieben worden waren und dann später in ihre alten Wohnsitze zurückkehrten.

Ueberschreitet man nach Westen die Mrubu-Berge (15° 15′ s. Br. und 36° 9′ ö. L.), das eigentliche Quellgebiet des Luli, so verändert sich die Gegend vollständig. Die Thäler werden weiter, die Hügel niedriger und ragen vereinzelt; man fühlt, daß man aus der Gebirgsregion in das Bassin der afrikanischen Seen herabgestiegen ist. Am 2. Oktober erreichte O'Neill die westlichen Ufer des Schirwa-Sees bei Mkanyea und hatte damit eine neue Route von der Ostküste nach dem Innern als erster Europäer beschritten und erforscht. Mit Rücksicht auf geographisches Interesse, auf Sicherheit und Bequemlichkeit kann sie es mit jeder der drei anderen aufnehmen. Der Weg von Sansibar nach dem Tanganika führt wochenlang durch sumpfreiche und wüste Strecken und unterliegt den Räubereien und den Erpressungen eines Mirambo und der Häuptlinge von Ugogo; der zweite, von Sansibar nach dem Nordende des Nyassa, wird durch den mörderischen Stamm der Gwangwara gefährdet und der dritte von Kiloa zum mittleren Nyassa ist eine trostlose, mühselige, unsichere Reise durch verwüstetes, von Raubgesindel durchzogenes Land.

Wir kommen nun zum zweiten Teil der Expedition O'Neill's, welche das geographische Problem des Ausflusses des Schirwa-Sees und des Ursprungs des Lujende definitiv zu erledigen scheint. O'Neill umging den See und fand ihn im Norden, fast genau unter dem 15. Parallel, durch eine dichtbewaldete Hügelreihe von mindestens 11 m. Höhe begrenzt. Keine Spur war zu finden, daß dieselbe in der gegenwärtigen Periode von Fluten des Schirwa-Sees überspült worden; ja O'Neill traf in der Nordwestecke, welche den niedrigsten Teil repräsentiert, einen Bach, der in den, nicht aus dem See fließt; endlich ist das Wasser des Schirwa ausgesprochen brackisch, während jenes der dicht nördlich von den Hügeln abrinnenden Bäche rein und süß ist. Jenseit der Wasserscheide sammelt der längliche Chiuta-See die Quellen und Flüsse des westlich gelagerten Mangoche-Gebirges und führt sie durch den Msambiri nach dem langhingestreckten Amaramba-See, und diesem entströmt endlich und erst der Lujende und zwar unter 14° 19′ s. Br. An dieses Nordende des Amaramba war Johnson gekommen und stehen geblieben; und glaubte, hier den Schirwa-See vor sich zu sehen. Seine Beschreibung der Umgegend paßt genau auf den Amaramba, aber ganz und gar nicht auf den Schirwa-See.

Mag gelegentlich durch besonders starke Regenmengen oder in früheren Jahrhunderten häufiger ein Uebertreten des Schirwa-Sees durch die oben angeführte Nordwestecke stattgefunden haben, gegenwärtig entsenden alle umgebenden Höhen ihre Wasser konvergierend in den Schirwa-See. Ein eigentümliches Verhalten der westlichen Ufer zu den östlichen gibt dem Grund des Sees ein besonderes Relief. Die Formation des Sees kann im allgemeinen ein Rhomboid genannt werden, dessen westliche Seite von einem Gebirge und dessen östliche von einer 11 Km. breiten, wenig geneigten Fläche begrenzt wird. Während durch diese die wenigen Bäche sich träge schleichen, stürzen von den Chikala-Bergen des Westufers unzählige Quellen und Flüßchen jäh herab, reichlich Erde und Sand mit sich führend. Da der See keinen Ausfluß hat, so lagern die Bergwasser ihren Schlamm nach dem östlichen Ufer ab, und indem sie in früheren Perioden weit hinein das Land überschwemmten, schufen sie die jetzt bestehende östliche Ebene, die sich allmählich aus den ablaufenden Wassern emporhob. Die in nordwestlicher Richtung den See durchziehende Reihe von kleinen Inseln markiert die Grenzlinie zwischen dem tieferen und seichten Teil.

Am 3. November 1883 machte O'Neill sich auf den Heimweg nach der Meeresküste im Südosten; er schlug eine vollkommen neue Route ein. Er durchzog zuerst das Gebiet der Mihavani, eines Mischvolkes von Lomwe und Maravi, das eine intelligentere, heller gefärbte und schöner gestaltete Rasse repräsentiert, als die reinen Lomwe. Im Thale des Likugu, welcher nach Süden dem Meere zuströmt, fand er den höchsten Grad von Bevölkerungsdichtigkeit, den er jemals in Afrika kennen gelernt; in 7 Stunden kam er durch 6 gutgebaute Ortschaften; mit dem Ende des einen Dorfes begann beinahe schon der Anfang des nächsten. Auch die Art des Hüttenbaues fiel dem Reisenden auf;

[1] Maples hatte in Mwalia von einem sehr hohen Berg, Frati geheißen, gehört und erhielt die Lage desselben in der Richtung des Namuli angedeutet. Zur Identifizierung dieser beiden Berge könnte vielleicht beitragen, daß im Makua-Dialekt der „Donner" Etari oder Itari heißt, woraus durch Lautverschiebung sehr leicht Frati werden kann. Mit dem Begriff des Donners würde die heilige Verehrung des Berges gut übereinstimmen.
Anm. d. Verf.

sie bildeten ein längliches Viereck, mit einer Frontseite von 15—20 Fuß, mit hohen Thüren und einer Veranda. Das überall herrschende Gefühl der Sicherheit, die friedliche Gesinnung der Eingeborenen bewies, daß in diesen glücklichen Winkel Afrika's noch keine arabischen oder portugiesischen Händler eingedrungen. Bei Nikula verließ O'Neill die fröhlichen und pittoresken Ufer des Likugu und wandte sich in direkter Richtung nach Osten. Die reizende Hügellandschaft war verschwunden; nur vereinzelte Kuppen und dürftige Waldstreifen fesselten den Blick, der über sumpfige, leicht gewellte Ebenen schweifte. Je näher O'Neill der Küste kam, desto öfter bezeugten zerstörte Ortschaften den blühenden Betrieb des Sklavenhandels und der Sklavenjagden. Es ist natürlich, daß ein Handel, welcher seit 1645 besteht, sich hartnäckig in dem Lande eingenistet und der Bevölkerung seinen Stempel aufgedrückt hat. Der Wahrheit entspricht es nicht, wenn jetzt behauptet wird, er sei durch die portugiesischen Behörden ausgerottet worden; im Gegenteil, richtiger ist die Vermutung, er habe in den letzten 2—3 Jahren östlich und westlich vom Nyassa-See zugenommen. Alle Häuptlinge betreiben ihn mehr oder weniger. Maples begegnete im Lande Meto im Jahre 1882 einer Karawane von 2000 Seelen; zur selben Zeit trafen zahlreiche Partien in Masimbwa, zwischen der Insel Ibo und dem Kap Delgado, und kürzlich in Angoche (zwischen Mozambique und Quelimane) ein Trupp von 500 Schwarzen ein. Auch O'Neill begegnete mehrfach auf seiner Reise hilfesuchenden Eingeborenen, die einem solchen Schicksal entflohen waren. Wer entkommt, eilt nach der Küste, fällt aber hier in die Hände jener Häuptlinge, die einen Erwerb daraus machen, die Flüchtigen einzufangen. Aus der Anwesenheit und der Herrschaft dieser Sklavenjäger erklärt sich auch der auffallende Umstand, daß die Küstendistrikte im Gegensatz zum blühenden Binnenland so gering bevölkert sind und weite Strecken verödeten Landes darbieten. Der Sklavenhandel bildet den wesentlichen Bestandteil der Sitten und der Lebensweise der einheimischen Bevölkerung. Alle Kaufleute, die Geschäfte nach dem Innern machen, richten ihr Augenmerk hauptsächlich darauf; ihre bitterste Feindschaft und ihr gefürchteter Einfluß auf alle kleineren Fürsten muß von denen in Betracht gezogen werden, welche daran denken, das Innere zu kolonisieren oder dort einen legitimen Handel einzubürgern.

O'Neill's achtmonatliche Reise, auf welcher er eine Strecke von 2240 Km. durch meist gänzlich unbekannte Länder zurücklegte, endete mit der Ankunft am 24. Januar 1884 an der Mündung des Mluli. Er schließt seine einfache, prunklose Beschreibung mit folgendem Rückblick: Unstreitig bewohnen die Lomwe den reichsten und für Europäer anziehendsten Teil des ganzen zwischen Mozambique und Nyassa-See gelegenen Landes; aber die Erschließung desselben ist schwierig. Kein schiffbarer Wasserweg führt hinein; auch die von ihm eingeschlagenen Routen erlauben keinen direkten, unausgesetzten, leichten Karawanenverkehr; der nördliche, wenn auch praktikablere, wegen der zahlreichen Pässe und rauhen Gebirgspfade, der südliche wegen der vielen schwer zu überschreitenden Flüsse und der während der Regenzeit andauernden Ueberschwemmungen. Die eigentliche Pforte bleibt mittels des Sambesi der Schire. Von seinen Ufern aus, sei es von Blantyre oder einem anderen Orte aus, ist am leichtesten und sichersten der Schirwa-See und von ihm das Namuli-Gebirge und das Thal des Likugu zu erreichen. B. F.

Die Eiszeit und die Küstenbildung.

Ein Kapitel aus der Geschichte unserer Erde.

Die neuesten Forschungsergebnisse in der Geologie haben dargethan, daß die Veränderungen, welche in der Periode des sogenannten Diluviums oder der Eiszeit mit unserer Erdoberfläche, namentlich in der gemäßigten Zone der nördlichen Erdhälfte, vor sich gegangen sind, unendlich umfangreicher und tiefgehender waren, als man noch vor wenigen Jahren anzunehmen geneigt war. Es ist jüngst nachgewiesen worden, daß die Gletscher der Alpen ehedem weit über den Bodensee herüber bis in die Mitte von Württemberg, Baden, Elsaß und Bayern hereinreichten, und es wird nun zu beweisen unternommen, welch einen ungeheuren Einfluß jene Veränderungen in der sog. Eiszeit auch auf die Küstenbildung im nördlichen Europa ausgeübt haben. Zu den wichtigen Entdeckungen und Forschungs-Ergebnissen, welche im nördlichen Europa gewonnen wurden, sind nun auch die Resultate der Forschungen hinzugekommen, welche einer der bedeutendsten Geologen der Neuzeit, der verstorbene Professor Agassiz, von der in seinen letzten Lebensjahren unternommenen großen Forschungsreise nach Südamerika mitgebracht hat und die zu den interessantesten Vergleichen auffordern. Agassiz hat auf der genannten Reise das Feuerland, das Kap Horn und die Umgebungen der Magelhaens-Straße wissenschaftlich genau untersucht. Ueber das Ergebnis dieser Erforschungen hat er sich in einem langen Briefe an den Professor Benjamin Pierce, den Direktor der nordamerikanischen Kommission der Küstenvermessung, eingehend geäußert und, wie in verschiedenen wissenschaftlichen Zeitschriften jüngst zu lesen war, am Schlusse jenes Briefes nachfolgende Erklärung abgegeben: „Ich bin bereit, zu behaupten, daß die Gestaltung des ganzen Südens und des amerikanischen Festlandes wesentlich von Eismassen beeinflußt worden sei. Die großen geologischen Agentien sind nicht bloß Wasser und Feuer, wie allgemein angenommen wird, sondern auch das Eis hat einen Anteil an der Arbeit gehabt, und dies wird in kurzer Zeit von allen anerkannt werden. Ich weiß wohl, daß die Ergebnisse meiner Forschung in Frage gestellt und ich von den Geologen aller Schulen als ein Phantast werde verschrieen werden. Aber ein alter Jäger verwechselt nicht leicht die Spur eines Fuchses mit der eines

Wolfs. Ich bin ein alter Jäger auf Gletscherspuren und erkenne die Fußtapfen von Gletschern, wo ich sie finde."

Diese Behauptung eines Mannes, der für die Bereicherung der Natur- und Erdkunde so viel und so Bedeutendes geleistet hat, stimmt mit einer Menge von Forschungsergebnissen überein, zu welchen europäische Geologen im Laufe der beiden jüngstvergangenen Jahrzehnte an verschiedenen Punkten Europa's und der Erde überhaupt gelangt sind, und welche darauf hinauslaufen, daß die sog. „Eisperiode" unserer Erdgeschichte einen höchst wesentlichen Anteil und Einfluß auf die Bildung der Kontinente, namentlich aber der Küstenstriche unserer Erde gehabt hat. Diesen Anteil und Einfluß näher zu schildern, soll der Gegenstand unserer nachstehenden populären Darstellung sein.

Einer der angenehmsten Züge in dem prachtvollen Anblick, den der Ozean darbietet, und zugleich ein Zug, der einen dauernden Eindruck auf das Gemüt ausübt, ist die harmonische Kurve, welche die Küste bildet. Diese sanft nach einwärts gekrümmten Linien sind oft durch eine wunderbare Schönheit ausgezeichnet, welche dem Auge Ruhepunkte gewährt und es entzückt; sie leiten den Blick weiter in den Raum hinaus durch die natürliche Anmut ihrer geometrischen Entwickelung; und in der Betrachtung derselben liegt eine instinktive behagliche Empfindung, welche die taktmäßige Bewegung der Wogen, wenn sie an der Küste branden, noch sanfter und anmutiger macht. An jeder Küste findet sich die große Kurve des von den Wogen bespülten Sandes, die in mehr oder minder bedeutender Entfernung ein regelmäßiges Profil verfolgt bis zu dem Punkte, wo die Brandung tost; jenseit der vorspringenden Felsenecke liegt dann eine andere gleich anmutige Bucht, und in der weiteren Entfernung eine ganze Reihenfolge anderer, welche in unklarer Ferne dem Blick entschwinden. Diese Harmonie gerade leiht auch der eintönigsten Küste einen Reiz; wir erkennen die Macht jenes gewaltigen Arbeiters, des Ozeans, und stehen ganz verdutzt bei dem Gedanken an die Jahrhunderte, welche die Naturkräfte gebraucht haben mögen, um eine solch' vollkommene Beziehung zwischen Woge und Küste, zwischen See und Festland herzustellen. Unter der unabläßigen Einwirkung des Wassers sind die Umrisse des Landes immer von neuem ausgezackt und gebildet und in regelrechte Wellenlinien und Kurven verarbeitet worden, welche man oft mit einer von Säule zu Säule aufgehängten Blumenguirlande vergleichen kann. Jede Bucht stellt wieder in großem Maßstab die Gestalt der Woge dar, wie sie sich ausbreitet und auf dem Sande eine elliptische Kurve von Schaum bezeichnet.

Die Küsten der gebirgigsten Länder, an welche die See seit Jahrtausenden brandend anschlägt, sind nicht weniger anmutig gezeichnet, als die Küstenstriche der Tiefländer. Merkwürdige Beispiele davon sind an den felsigen Küsten des Mittelländischen Meeres: in Spanien, in der Provence, in Ligurien und Griechenland u. s. w., zu sehen. Dort steigt jedes Vorgebirge, der Ueberrest einer alten, vom Meere hinweggerissenen Bergkette, in einer hohen steilen Klippe an; jedes nach dem Meere sich absenkende Thal endet in einem Strich feinen Sandes von einer vollkommen gerundeten Kurve. So wechseln steile Klippenfelsen und sanft geneigte Thäler der Küste entlang, während im Innern die Gipfel und Abhänge der Berge und die darunter liegenden Ackerfelder, die über die Anhöhen zerstreuten Ortschaften und der ewig abwechselnde Lauf der Flüsse nach dem Meere hin die reizendste Mannigfaltigkeit in die Landschaft einführen.

Nun aber drängt sich uns die Frage auf: wie ist der Bogenteil eines Kreises die unwandelbare Gestalt einer Bucht geworden? und warum teilt sich das Land zur Linken und zur Rechten in unzählige kleine Seitenthäler? Wir können beobachten oder uns vergegenwärtigen, wie, durch ein rasches Steigen der Meeresgewässer um mehrere Hundert Fuß über ihren gewöhnlichen Stand, das Wasser die Niederungen und Flußbetten weit in's Innere hinein überschwemmen, rasch tiefe Buchten und Golfe in den tiefer liegenden Geländen der Erdfeste bilden und die engen Seitenthäler oder Schluchten in Baien verwandeln würde. Sobald diese Veränderung in dem Küstenprofil zustande gebracht wäre, würde die Arbeit in umgekehrtem Sinne beginnen: die Flüsse würden das Alluvium, die Anschwemmungen, herunterführen, allmählich die höher gelegenen Thäler ausfüllen und stufenweise und allmählich die Eroberungen des Meeres verringern. Andererseits würde der Ozean seine Arbeit verrichten, indem er seine Küstenlinie ziehen, seine Striche von Sand und Kieseln anspülen und so alle die neuen Baien, welche das plötzliche Anschwellen seiner Gewässer gemacht hatte, von seiner Oberfläche abteilen würde. Nach Verlauf von unbestimmbaren Zeitaltern würde dann die Küste die sanft gewellte Gestalt unserer gegenwärtigen Erdperiode erlangen.

Es gibt übrigens noch viele Länder, wo diese doppelte Arbeit der Binnengewässer und des Ozeans soeben erst begonnen hat. Diese Küsten, welche noch ihre frühere Gestalt bewahren und von tiefen Klüften eingeschnitten sind, liegen in jedem Falle weit vom Aequator entfernt und innerhalb der Polarzonen oder in der Nähe derselben. In Europa ist z. B. die ganze Westküste von Skandinavien, vom Vorgebirge Lindesnäs bis zum Nordkap hinauf, durch eine Reihe von sogen. Fjords oder verzweigten Golfen gekennzeichnet, und zwar ist es nicht allein die Küste des Festlandes, sondern es sind auch alle jene Inseln, welche gleichsam eine Art den Norwegischen Hochebenen paralleler Ketten bilden, in Halbinseln ausgefranst und in kleinere Fjords ausgemeiselt, welche man ungeheuren Alleen oder Anfahrten vergleichen könnte. Diese verdoppeln die Länge der Küstenlinie und geben der Erdfeste einen Rand von endlosen Landspitzen, die mehr oder weniger in einer geraden Linie liegen. Einige davon tragen ein gleichartiges Aussehen und

gleichen tiefen Gräben, die aus der Masse des Festlandes herausgewühlt sind; andere teilen sich in Seitenfjorde und machen das Binnenland zu einem beinahe unentwirrbaren Labyrinth von Meerengen, Kanälen und kleinen Buchten. Diese Auszackungen haben die Gesamtausdehnung der Küste von Norwegen um so viel gesteigert, daß man ihre gesamte Erstreckung auf das Dreizehnfache der Länge der geraden Linie zwischen Kap Landesnäs und dem Nordkap berechnet hat. Würde ein Fahrzeug sämtliche Ein- und Ausbuchtungen der Küste von Norwegen zu umfahren haben, so hätte es ungefähr denselben Weg zurückzulegen wie von Christiania bis Japan. Die Berge, welche diese düsteren Engpässe umgeben, sind beinahe alle sehr steil; einige davon steigen wie senkrechte Wände aus dem Meere auf, andere hängen über und dienen hohen Bergen zum Fußgestelle. Thorsnuten, südlich von Bergen, am Rande des Hardanger-Fjords gelegen, erhebt sich wenige Kilometer vom Meere zu einer Höhe von mehr als 1800 m. In mancher Bucht des westlichen Norwegen stürzen die Wasserfälle an den Klippen herab in einem einzigen Strahl in's Meer, so daß die Boote zwischen der Felswand und dem tosenden Wassersturz hindurchfahren können. Unter dem Wasserspiegel aber stürzen die steilen Felsen noch zu einer bedeutenden Tiefe ab, so daß in manchen dieser Wasserengpässe das Senkblei kaum erst bei 600 m. Boden findet. Der Lysa-Fjord mag als eine der schauerlichsten und düstersten unter diesen dunklen Meerbucht-Schluchten erwähnt werden, weil kein Sonnenstrahl wegen der umgebenden hohen Felsenwände in dasselbe fällt. Mit nahezu vollkommener Regelmäßigkeit schneidet der Lysa-Fjord 5—6 deutsche Meilen weit in's Innere des Festlandes hinein, obwohl er an manchen Stellen nicht viel über 700 m. breit ist und seine felsigen Wände beinahe senkrecht bis zu einer Höhe von 1200 m. aus dem Wasser ragen.

Die Insel Spitzbergen, die Faröer- und Shetlands-Inseln haben ebenfalls eine Unzahl ähnlicher Fjorde aufzuweisen wie diejenigen Skandinaviens. Auch Schottlands Küsten sind, jedoch nur auf der Westseite, in gleicher Art tief eingeschnitten, und die denselben vorliegenden Inseln zeigen in ihren Labyrinthen von Vorgebirgen und Buchten die verjüngten Ebenbilder des benachbarten Festlandes. Auch der dem Atlantischen Ozean zugekehrte Teil von Irland entwickelt sich zu einer Reihenfolge von felsigen Halbinseln, welche durch schmale Golfe von einander getrennt sind. Die südlichen und östlichen Küsten von Großbritannien sind von minder markierter Gestalt und weisen meistens die vorbesprochenen Kurven auf. Frankreich zeigt in seiner Küstengestaltung kaum eine Spur von diesen tiefen Einschnitten, und nur am äußersten Ende der Küste der Bretagne etwas Analoges. Dagegen sind Island, Labrador, das westliche Grönland, die Inseln des Polar-Archipels, die amerikanische Küste des Stillen Ozeans von der langgestreckten Halbinsel Alaska bis zu dem Labyrinth von Vancouver's Island herab ebenso reich an jenen Gebilden, welche wir Fjorde nennen. Verfolgt man von Vancouver's Insel ab den Küstenstrich von Amerika nach Süden, so findet man nichts ähnliches mehr, bis man die lange, gleichförmige Küste von Chile passiert hat. Nun aber kommt die Insel Chiloe mit ihren zahlreichen Buchten und das Netzwerk von Fjorden, Meeresarmen, Vorgebirgen und engen Schluchten längs der Magellansstraße und dem Feuerland, denn die südliche Erdhälfte ist die einzige Region unserer Erdkugel, wo man die außerordentliche Erscheinung vielgewundener und tiefeingeschnittener, mit Meerwasser gefüllter Thäler findet.

Diese prüfende Untersuchung der Küsten verschiedener Länder führt uns auf eine Bestätigung der Thatsache, daß man Fjorde nur in kalten Ländern und weit zahlreicher an den gegen West als an den gegen Ost gekehrten Küsten findet. Warum tritt nun dieser seltsame geographische Kontrast bei den Küsten je nach der Lage, welche sie einnehmen, hervor? Und warum sind diejenigen Küsten, welche sich eines warmen oder gemäßigten Klima's erfreuen, in jene sanftgewellte Gestalt gemodelt worden, welche wir in der warmen und gemäßigten Zone vorwiegen sehen? Warum haben die Hochebenen Skandinaviens und anderer Länder ihre ursprüngliche Gestalt beibehalten? Eine teilweise Lösung dieser Frage, welche in gleicher Weise an den Endpunkten der beiden Festländer in den eisigen Regionen um die Magellansstraße wie im Norden Europa's sich geltend macht, läßt sich in der großen geologischen Umwandlung nachweisen, welche über das Weltgebäude in einer fernen Vorzeit unseres Planeten hingegangen ist. Die Ursache ist keine andere als die außerordentlich starke Kälte, welche sich in einer früheren Zeit auf der Oberfläche unseres Erdballs fühlbar gemacht und die Gipfel der Hochgebirge mit Eisströmen überflutet hat. Auf diese Weise erhellt, wie die Fjorde, diese alten Schluchten und Einschnitte der Küste, durch die langanhaltende Fortdauer der Gletscher in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten worden sind. Die sog. Eis-, d. h. die Kälte-Periode, von welcher wir noch heutzutage unzweideutige Spuren und Zeugnisse sogar in den Tropen, unter dem Aequator, am Fuße der Andes und im Thale des Amazonenstromes finden, hat natürlich in der Nähe der Pole länger gedauert, als in der heißen und selbst in der gemäßigten Zone. Diese Eisperiode endete an den glühend heißen Küsten von Brasilien und Peru schon vor Millionen Jahren, im mittleren Europa und England aber erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit.

Betrachten wir uns einmal beispielsweise die Wirkungen, welche die Eiszeit auf England ausgeübt, und einige der merkwürdigen Veränderungen, welche sie dort hervorgebracht hat, denn England liefert vermöge seiner insularen Lage ein besonders lehrreiches Beispiel. Die ganze britische Insel vom Norden Schottlands bis zur Breite von London herab ist mit derjenigen Schicht bedeckt, welche durch die Gletscher herbeigeführt worden ist und von den Geognosten

Drift oder Flötz genannt wird. Die südlichen Grafschaften Englands von Cornwall bis Kent sind die einzigen, welche nicht von jener einhüllenden Kruste des Schwemmlandes bedeckt sind, dessen sämtliche Bestandteile und Stoffe dem Boden fremd, worauf sie abgelagert sind. Diese Erscheinung ist jedoch ziemlich verwickelt, weil das Land sich vielfach gesenkt hat. Die Geologen sind nämlich der Ansicht, England und Schottland haben einst zum europäischen Festland gehört, seien mit Deutschland und Frankreich zusammengehangen und von Norwegen nur durch eine schmale Meerenge getrennt gewesen. (Die verhältnismäßig geringe Tiefe des größten Teiles der Nordsee scheint diese Annahme sehr zu bestätigen.) Die Pflanzenwelt des Festlandes drang zu jener Zeit zum ersten Mal über den größten Teil der britischen Insel vor, deren heutige Küsten damals von Wäldern bedeckt waren, gleich denjenigen Deutschlands. Die Braunkohlenlager der Lignit-Formation von Cromer, die man längs der ganzen Küste von Norfolk verfolgen kann, weist noch die Ueberreste jener ursprünglichen Pflanzenwelt nach, und man kann dort bei tiefer Ebbe und nach heftigen Stürmen noch unter See die Baumstämme erblicken, welche mit ihren Wurzeln in ihrem alten Boden haften. Unter diesen Bäumen sind nur einige Pinus-Arten, welche in Schottland heimisch, dagegen häufig Rottannen, welche in England nicht mehr heimisch sind. Die Ueberreste von Wasserpflanzen liefern ferner den Beweis, daß jene Wälder einst sumpfig gewesen sein müssen, denn die weißen und gelben Seerosen waren hier einst in Fülle vorhanden. Auch die fossilen Tierreste gleichen denjenigen der Schweiz aus derselben Periode: man findet den Mammuth, zwei Arten von Elephanten, ein Nashorn, ein Flußpferd, eine große Hirschart, den gemeinen Wolf, das Wildschwein und den Biber.

Setzt man die Untersuchung der Küste da fort, wo jene Lignitlager die Base bilden, so kann man die Ueberreste von großen Meerestieren finden, z. B. vom Walroß, Narwal, den Rückgrat verschiedener Arten von Walen ꝛc. neben den Schalen von Weichtieren des Meer- wie des Süßwassers. Ueber diesen liegt eine Lehmbank, deren Letten voll spitzer und scharfer, oft abgeriebener oder gestreifter Kieseln ist, in Begleitung von Wanderblöcken von Syenit, Granit und Porphyr, die von den Gebirgen Norwegens kommen und offenbar durch Gletscher hier abgelagert worden sind. Die Küstenklippen von Norfolk sind für den Geognosten höchst lehrreich, denn sie zeigen, daß zu einer gewissen Epoche der Boden Englands um mehr als zweihundert Meter höher lag und einen Teil des europäischen Festlandes bildete. Auf diesen Zeitraum folgte dann eine Periode der Bodensenkung; diejenigen Landesteile, welche aus dem Meere herausgeragt hatten, sanken langsam und unvermerklich, und so wurden nach Verlauf von Jahrhunderten, deren Zahl die Einbildungskraft nicht einmal mutmaßlich zu schätzen wagt, England, Schottland und Irland wieder Inseln. Während dieser Zeit hatten sich die ebengenannten Lettenschichten mit Kieseinschlüssen gebildet und nach Maßgabe der Lage in den Hügeln, wo Schalen von Meeres-Weichtieren gefunden werden, muß die Einsenkung etwas über 500 m. betragen haben. Die gebirgigen Teile von Schottland, Wales, Cumberland und Irland waren das einzige über dem Meere befindliche Land, und die heutigen britischen Inseln waren auf einen Archipel von vier großen und vielen kleineren Eilanden beschränkt. Legionen von Treibeismassen lösten sich von den Gletschern in Grönland und Norwegen ab, trieben an die britischen Küsten heran und führten die von den Gebirgen des Nordens auf sie herabgefallenen Steinblöcke mit sich. Das eisige Meer ernährte nur noch die Schaltiere des hohen Nordens; die Flora war vollständig verschwunden, mit Ausnahme solcher Gewächse, welche die Kälte ertragen konnten, und diese gediehen noch nebst einigen Tieren auf dem über dem Wasser befindlichen hohen Erdboden.

Nach dieser ersten Eisperiode hob sich das Land noch einmal, die Inseln vereinigten sich wieder und auf den über den Wasserspiegel emporgetauchten Landstrichen machte sich wieder Pflanzenwuchs geltend. Die Untersuchungen des britischen Geognosten Jamieson bei Blair-Drummond haben eine regelrechte Reihenfolge von Schichten nachgewiesen, deren spezielle Aufzählung den Laien nicht interessieren würde, die aber deutlich darthun, daß das Land sehr hoch über seinem gewöhnlichen Niveau stand und ein zweites Mal mit dem europäischen Festlande vereinigt wurde. War das Land höher, so war es folgerichtig auch kälter; die Gletscher stiegen von den Bergen herab und füllten die Thäler aus, welche das Meer verlassen hatte. Dies war die zweite Eisperiode, diejenige unserer Erdgletscher, im Gegensatz zu derjenigen der schwimmenden Eisberge, welche wir oben beschrieben haben. Die Geognosten haben in den Thälern Schottlands Spuren von abgeschliffenen und gefurchten Felsen, sowie gestreifte Steine gefunden, die deutlichen und zuverlässigen Zeichen ehemaliger Gletscher. In der Umgegend von Edinburgh findet man an den Pentlandhügeln und am Arthurssitze Spuren von einem Gletscher, welche in den Firth of Forth sich hinunter erstrecken. Moränen oder Schuttwälle von jenen Gletschern sind selten und nicht deutlich zu erkennen, aber die vorhandenen erratischen Blöcke sind offenbar aus großen Entfernungen gekommen.

Eine andere merkwürdige Spur von dem Durchgang jener Gletscher über die britischen Inseln hin, welche einen langen Zeitraum hindurch die Einbildungskraft des Volkes und das Erstaunen der Gelehrten angeregt hat, läßt noch nachweisen: im westlichen Schottland unweit vom Ben Nevis und dem Caledonischen Kanal ist Glenroy, ein Thal, durch dessen ganze Länge drei vollkommen wagrechte Terrassen verlaufen, welche sich zu beiden Seiten des Thales genau entsprechen. Die Bergschotten hielten diese Terrassen für künstlich angelegte, für Wildbahnen, welche Fingal und seine Gefährten hier hergerichtet, um desto

leichter den Hirsch zu jagen. Die Untersuchungen der Geologen haben jedoch die Thatsache festgestellt, daß jene Terrassen die ehemaligen Ufer ausgetrockneter Seen sind, wiewohl man sich nicht zu erklären vermochte, wie diese aufeinander folgenden Terrassen entstanden. Die gänzliche Abwesenheit von Muscheln und sonstigen Petrefakten und das Vorhandensein kleiner, deutlich erkennbarer Deltas schlossen die Annahme aus, als ob jene Terrassen einst die Meeresküste gewesen wären, wie sie sich durch das Einsinken Schottlands gebildet und hinterher wieder erhoben habe. Buckland und Agassiz hingegen äußerten einstimmig ihre Ansicht dahin, die einzige Lösung dieses Rätsels sei darin zu suchen, daß einst Gletscher aufeinanderfolgend das eine oder das andere Ende des Thales verschlossen und daß die von denselben herunterfließenden Ströme die Terrassen gebildet hätten. Agassiz fand hier auch die gekerbten Felsen und Steine und die alten Moränen oder Schuttwälle wieder, welche er in den Alpen so genau studiert hatte, und seine Ansichten haben seither durch die Untersuchungen von Jamieson ihre vollständige Bestätigung erhalten. Die Entstehung dieser straßenähnlichen parallelen Terrassen kann vielleicht auf das Ende der zweiten Eisperiode zurückgeführt werden und mag von der Oszillation der Gletscher herrühren, welche vom Ben Nevis und den umgebenden Bergen herabstiegen. Die in ihrem Laufe aufgehaltenen Gewässer bildeten nämlich Seen von verschiedenem Niveau, deren jedes sich nach der Höhe des Hügels bestimmte, welche das Thalende gegenüber dem durch den Gletscher versperrten schloß.

Wenden wir uns zu einer unserer geschichtlichen Zeit näher liegenden Periode zurück, so vermögen wir an den Fjords von Norwegen das nachzuweisen, was vor längerer Zeitfrist auf den britischen Inseln sich zutrug. Es gibt in den antarktischen Regionen noch Länder, wo die Eisströme bis ins Meer herabsteigen und sich über die Golfe ausbreiten. Der Gletscher der Madelinen-Bucht springt weit in den Fjord hinein vor und die durch das Gewicht der höheren Schneemassen vorwärts geschobene Endklippe von Eis weist eine gekrümmte Linie auf, welche ihre konvexe Seite der offenen See zukehrt. An den kälteren Küsten Grönlands sind sogar die Buchten mit Eis gefüllt und bilden ein regelmäßiges Profil der Küste entlang; die Wogen branden an diesen krystallenen Wänden, aber die Eisniederschläge verhehlen die eigentliche Gestalt der Architektur dieser Festlande; und wenn dann, in irgend einem künftigen geologischen Zeitalter, das Eis verschwunden ist, werden die tiefen Einschnitte ihrerseits Fjorde werden. Zur Zeit, da die Küstenbuchten Norwegens noch in solcher Weise mit Eis gefüllt waren, wurden gewaltige Steine und Felsblöcke nebst Massen von Geschieben, Kies und Erde durch das Thauwasser von den Berghängen heruntergespült und bildeten Moränen, wie wir sie noch heute am Fuße von jedem Gletscher sehen. Sie gelangten dann nach dem offenen Meere an der Mündung der Fjorde hinaus und schlugen sich mit losgerissenen Eismassen inmitten der Wogen nieder. Die reihenweise sich folgenden allmählichen Niederschläge wuchsen dann im Lauf der Zeit so an die Oberfläche der See herauf, daß sie, wie sich dies in allen norwegischen Fjords vorfindet, wie ein Wall aus der Tiefsee aufstiegen. Die norwegischen Seeleute nennen diese natürlichen Barren, welche die Grenze oder Erstreckung der ehemaligen Gletscher zeigen, Seebrücken, und behaupten, dieselben bilden das Stelldichein und den Lieblingsaufenthalt für die Fische der benachbarten Gewässer, welche sich daselbst in großer Mehrzahl einfinden. An der Westküste von Schottland und in den kleineren Buchten des Finistère kann man noch heutzutage unterseeische Kiesbänke und Riffe finden, welche wahrscheinlich nur die Ueberreste von alten Gletscher-Moränen sind.

Nach der Eisperiode, welche früher auf unserem Erdball herrschte, zogen sich die Gletscher Skandinaviens allmählich ins Innere der Fjorde zurück, hörten dann auf, den Meeresspiegel zu berühren, und stiegen endlich, sich zurückziehend, immer höher in die offenen Thäler an den Gehängen der Gebirge zurück. Nun begann die riesige geologische Arbeit der Ausfüllung der Buchten für die Bergströme und das Meer: die Süßwasserflüsse trugen ihre Alluvionen heran und schlugen sie auf dem Strand am Fuße der Hügel nieder; die Wogen des Ozeans aber spülten den Sand und Schlick der Tiefsee in die Buchten herein und verteilten diese gleichmäßig. Diese Umgestaltung der Tiefe in Land hat in manchen Fjorden fühlbare Fortschritte gemacht, und wäre der Maßstab für das Wachstum des Festlandes bekannt, so vermöchte man den Zeitpunkt zu berechnen, wo die Thäler von Eis befreit sein würden. Auf der Ostseite Skandinaviens ist ein ähnliches Werk im Gange: hier sind die Gletscher durch Seen ersetzt worden, welche an Umfang und Tiefe in demselben Maßstabe abnehmen, wie die Flüsse und Wasserfälle die von ihnen mitgeführten Geschiebe in dieselben ablagern. Ganz derselbe Vorgang läßt sich auch in der Kette der Schweizer Alpen erkennen: manche tiefe Einsenkungen oder Vertiefungen, welche ehedem die Betten gewaltiger Gletscher waren, sind nun eine Art binnenländischer Fjorde geworden, wie z. B. der Lago Maggiore, der Luganer, Comer-, Orta- und Garda-See. Die Seebecken derselben sind gegen Süden von großen Moränen geschlossen, gleich den Seebrücken Norwegens, und die Gewässer jener Seen werden mit Zeit und Weile durch die Alluvionen der Alpenflüsse verdrängt und ausgefüllt werden.

Die Buchten Schottlands waren ohne Zweifel lange vor denjenigen des hohen Nordens vom Eise befreit, Dank dem Golfstrome und der warmen, von den Antillen herkommenden Meeresströmung, und noch weit früher müssen die Küsten Irlands und der Bretagne aufgehört haben, Lagerstätten für Massen festen Schnees zu sein. Die Ostseite der englischen Küste wurde zuerst vom Eise befreit infolge der Thatsache, daß die vom Atlantischen Ozean

her wehenden Süd- und Westwinde mit der zur Bildung von Gletschern nötigen Feuchtigkeit geschwängert waren. Darum sind auch in Südamerika, weil die Regenmenge an der Westküste von Patagonien beträchtlicher ist, die Gletscher hier tiefer in die Thäler hinabgestiegen, und die vom Eise in ihrem ursprünglichen Zustande erhaltenen Fjorde bilden deshalb ein wahres Labyrinth an den Küsten. Die Gestalt der Festlande kann nur aus der Atmosphäre erklärt werden. Wenn die Gletscher einmal verschwunden sind, geht die Nivellierung der Küste mehr oder minder rasch vor sich, je nach Maßgabe der Gestalt des Festlandes, der Tiefe der Fjorde und anderer geographischer Erscheinungen. In manchen Ländern mit unbedeutenden Flüssen, wie in Dänemark und Mecklenburg, werden die Fjorde zu langen schmalen Lagunen, welche durch sandige Ebenen von dem Meere geschieden sind.

Wie mannigfaltig aber auch immer die Mittel sein mögen, welche die Natur zur Ausfüllung früherer Buchten anwendet, so viel ist gewiß, daß in den Aequatorialregionen unserer Erde die Kurven der Meeresküste eine immer zunehmende Regelmäßigkeit haben. Anstatt wie in unseren Breiten dem Schiffer in den unzähligen kleinen Schlupfhäfen und Bayen ein sicheres Obdach zu bieten, wird das Küstenland der Aequinoctial-Gegenden immer ungastlicher für den Seefahrer aus Mangel an Einbuchtungen, worin ein Schiff eine Zuflucht suchen kann, und in der heißen Zone kann man Hunderte von Seemeilen der Küste entlang fahren, ohne ein derartiges Obdach zu finden. Südamerika, Afrika und Australien besitzen die größte Gleichförmigkeit der Küstenlinie und die wenigsten Buchten.

Geographische Neuigkeiten.

* Der Ehrw. William E. Fay von der westlichen zentralafrikanischen Mission teilt im „Missionary Herald" drei kleine Karten der Route zwischen Benguela und Bisé mit. Die Wegspur wurde mittelst eines prismatischen Kompasses vermessen, die Entfernungen mittelst des Podometers bestimmt und die Höhen längs der Linie durch Beobachtungen des Siedpunktes ermittelt. Die Route ward viermal passiert, und die Landkarten, welche zwar nur für annähernd richtig erklärt werden, bilden einen wesentlichen Fortschritt gegenüber von den Rekognoscierungen Cameron's, welche seither als einzige Autorität für diese Gegend galten. Die neuen Skizzen bedecken einen Flächenraum von etwa 60 e. Ml. von Nord nach Süd, welcher sich ungefähr über vier Längengrade erstreckt. Die Veränderungen zwischen Benguela und dem Innern sind zahlreich und höchst überraschend. Der Weg führt zuerst über die Sandflächen der Küste unter einer tropischen Sonne hin. Von Catumbella an biegt er landeinwärts ab, steigt sogleich in's Hochland hinan und führt durch eine felsige Wüste, welche die Küste von den fruchtbaren Landstrichen darüber trennt, welche im reichsten tropischen Grün prangen. Noch immer ansteigend, sieht der Reisende dann auf allen Seiten die wohlbekannten Züge der gemäßigten Zone. Da wo er zum östlichen Fuße der Bergkette herabsteigt, sieht er die ersten menschlichen Wohnungen. Ungefähr 100 e. Ml. von der Küste ist der Fluß Bailombo in der nassen Jahreszeit mit einer rohen Brücke der Eingeborenen überspannt, deren Erbauer einen Brückenzoll erheben, wie in zivilisierten Ländern. Das Missionsdorf liegt etwa unter 16° ö. L. und 12° 15′ s. Br., südöstlich von der Ombola Kwikwi's, des Beherrschers der Bailundu-Region. Diese ist ein schönes, breites, dicht bevölkertes Thal, welches ostwärts einer Bergregion liegt, deren höchste Gipfel sich von fünf- bis achttausend Fuß Höhe erheben mögen und die Quellen zahlreicher wichtiger Flüsse enthalten. Diese Flüsse verlaufen von den Reservoirs im Gebirge aus wo sie entspringen beinahe nach allen Richtungen des Kompasses.

* Die neuesten Nachrichten aus Sansibar besagen, daß die vier von der Deutschen Kolonisations-Gesellschaft nach Ussagara ausgeschickten Forscher sehr unglücklich gewesen seien. Sie machten Halt zwischen Mpuapua und Condoa, wo einer von ihnen starb. Dr. Peters und Herr Baumann wurden von bösen Fiebern befallen und mußten in gefährlichem Zustand nach Sansibar zurückkehren, während der Führer der Gesellschaft allein und in ziemlich verlassenem Zustande und beinahe von allem entblößt an Ort und Stelle zurückblieb. Die deutschen Kaufleute in Sansibar schickten ihm sogleich Unterstützung zu, welche hoffentlich seine Lage verbessern wird.

* Zwei andere deutsche Forscher, die Gebrüder Denhardt, von der Berliner Geographischen Gesellschaft ausgesandt, sind in Sansibar angekommen, wo sich ihnen Herr Schlumke anschloß, der in den letzten fünf Jahren Herrn Dr. Fischer auf seinen Forschungsreisen begleitet hat. Die Gesellschaft beabsichtigt den Samburo-See zu besuchen und die Region der Borani-Gallas, sowie die Geologie und Botanik der oberen Teile des Kilima'ndscharo und Kenia zu erforschen.

* Die algerischen Mönche haben für ihre Mission eine gesunde Oertlichkeit am westlichen Ufer des Tanganyika-Sees, in einem Dorfe namens Chonsa, etwa unter 7° 30′ s. Br., ausersehen. Die Eingeborenen sind freundlich und das Land gesund und sicher.

* Neuere Nachrichten über Crevaux sind aus dem Gran Chaco über Bolivia in Paris eingetroffen und besagen, daß einige auf der Reise im Innern befindliche Eingeborene in den Wäldern Papier- und Leinwandfetzen gefunden haben, auf welche jemand von Crevaux's Reisegesellschaft seinen Namen und eine Bitte um Hülfe mit Blut geschrieben habe, nebst der Angabe, er sei wegen seiner Geschicklichkeit als Musiker von den Tobas verschont und gezwungen worden, seit der Niedermetzelung seiner Gefährten der Bande zu folgen, welche ihn gefangen halte. Die Geschichte ist zwar in den Verhandlungen der Pariser

Geographischen Gesellschaft abgedruckt worden, aber trotzdem wahrscheinlich nur eine Erfindung jener „im Innern reisenden Eingeborenen."

* Ostrumelien. Der Berliner Kongreß vom 1878 gab den Namen Ostrumelien dem südlichen Teile Bulgariens, welcher sich vom Balkan südwärts bis zu den Grenzen des Vilajets Adrianopel erstreckt. Dieses Gebiet, welches vor dem Krieg von 1877—78 aus den beiden Sandschaks Pliwno und Plowdiw bestand, hat einen Flächenraum von ungefähr 42,000 Quadrat-Kilometer und eine Bevölkerung von 815,513 Seelen. Diese Zahl verteilt sich folgendermaßen: Bulgaren 573,231, Türken 174,759, Griechen 42,516, Zigeuner 19,524, Juden 4177, Armenier 1306. Dies ist das Ergebnis der Volkszählung vom Juli 1880. Das Resultat der Volkszählung vom Januar 1885 ist noch nicht veröffentlicht worden. Wie die obenangeführten Ziffern beweisen, ist die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung bulgarisch. Ostrumelien ist eingeteilt in sechs Departements und 28 Kantone. Die Departements sind diejenigen von Plowdiw, Tatar-Bazardschik, Hasköw, Eski-Sagra, Sliwno und Burgas. Bekanntlich ist Rumelien innerhalb der durch den Berliner Traktat (Art. 14) festgesetzten und durch das Tracé der europäischen Delimination-Kommission berichtigten Grenzen als eine in administrativer Hinsicht autonome, unter die unmittelbare politische und militärische Autorität des Sultans gestellte Provinz errichtet worden. Den Sultan vertritt in der Provinz ein christlicher Generalgouverneur, welchen er mit Zustimmung der Signatar-Mächte des Berliner Traktats auf die Dauer von fünf Jahren ernennt. Die Hauptsprachen Ostrumeliens sind Bulgarisch, Türkisch und Griechisch. Sie werden durch die öffentlichen Verwaltungen und durch die Privaten in deren Beziehungen zu diesen Verwaltungen nach folgenden Regeln angewendet: Die Verwaltungs- und Justizbehörden der Departements, Kantone und Gemeinden bedienen sich in ihren Akten, Urkunden, Urteilssprüchen, Korrespondenzen und Veröffentlichungen der Sprache derjenigen Bevölkerung, welche in den respektiven Bezirken die relative Mehrheit hat, ausgenommen wenn eine der Hälfte dieser Mehrheit gleiche Minorität vorhanden ist, in welchem Falle die von dieser Minderheit gesprochene Sprache gleichzeitig mit derjenigen der Majorität angenommen wird. Die zentralen und kommunalen Verwaltungen, sowie die gerichtlichen Behörden bedienen sich in ihrem schriftlichen Verkehr mit den ihnen untergeordneten Verwaltungen oder Behörden derjenigen Sprache, welche von der Mehrheit der Bevölkerung in dem Amtsbezirk der ihnen untergebenen Behörden gesprochen wird. Die zur Verkündigung in der Provinz bestimmten Gesetze, Verordnungen und Rundschreiben, sowie die Veröffentlichungen des Generalsekretärs und der Direktoren, welche die ganze Provinz interessieren, werden in bulgarischer, türkischer und griechischer Sprache redigiert. Vor den Gerichten können die Privaten je nach Belieben sich einer der drei Hauptsprachen des Landes bedienen. Jedes Urteil oder jeder gerichtliche Spruch muß amtlich in diejenige der drei Sprachen übersetzt werden, welche von der interessierten Partei, die die Uebersetzung dieser Urkunde verlangt, bezeichnet wird. Das Türkische ist die amtliche Sprache der Behörden in ihrem Verkehr mit der Pforte.

* Die Bevölkerung von Macedonien. Die Unruhen, welche jüngst in den Balkangegenden stattgefunden haben und von den Zurückforderungen ihrer Rechte von seiten der verschiedenen Rassen der Bevölkerung herrührten, gibt denjenigen Aufklärungen, welche über das so verwickelte Problem des wahren ethnographischen Charakters der Provinz einiges Licht verbreiten, ein ganz besonderes Interesse. Die kroatische Zeitung „Sloboda" veröffentlicht nach ganz unparteiischen Quellen die nachstehende Verteilung der Bevölkerung nach den verschiedenen Nationen: 1,124,288 Bulgaren, 360,626 Türken und andere Mohamedaner, 422,357 Personen von verschiedenen Rassen und 59,853 Griechen.

* Die Robben-Insel. In letzterer Zeit war in der Presse recht viel von den Kommandor-Inseln die Rede, wo hauptsächlich der Kotik-(Seebären-)Fang betrieben wird; von der sogenannten Robben-Insel, wo die amerikanische Kompagnie Hutchinson und Cole das Privilegium des Kotik-Fanges besitzt, ist bisher nur wenig bekannt geworden. Im vorigen Jahre wurden dahin zum Beginn des Sommers der russ. Lieutenant Schamow mit einer Abteilung Marinesoldaten zur Bewachung der Insel und zur Fernhaltung der daselbst heimlich jagenden ausländischen Schiffe kommandiert. Diesem Offizier verdankt man einzelne Nachrichten über die Robben-Insel. Dieselbe liegt im Ochotskischen Meere, dem östlichen Ufer der Insel Sachalin gegenüber. Auf der Insel hält sich keine seßhafte Bevölkerung auf; nur im Sommer treiben daselbst Aleuten, die von den Kommandor-Inseln auf den der Kompagnie gehörigen Schiffen übergesetzt werden, Jagd auf Kotiks. Ende August pflegen die Jäger mit ihrer Beute wieder die Insel zu verlassen, die dann den ganzen Winter über unbewohnt bleibt. Lieutenant Schamow begab sich mit seiner Mannschaft auf dem Klipper „Rasboinik" am 21. Mai nach dem „Geduldshafen". Am Ufer fand Herr Schamow zwei halb verfallene Scheunen und einen Japanesen als Wächter vor. In diesen Scheunen lagerten etwa 400 Pud Salz, zirka 6 Pud Nägel, einige Seile, Bretter, Kessel, Eimer, zirka 200 Stück Ziegel und 3 Boote mit flachem Boden. Es war unmöglich, aus dem Japanesen herauszubringen, wem diese Vorräte gehörten. Ein Teil der Ziegel wurde sofort zu einem Backofen verwandt; die übrigen Vorräte wurden in einer der Scheunen abgestellt, während die Mannschaft in der anderen Scheune untergebracht wurde. Lieutenant Schamow wohnte in einem Zelt. Der Dampfkutter des Herrn Schamow wurde in einem in der Nähe in's Meer fallenden Flüßchen untergebracht, wo er ganz geschützt vor den in dieser Jahres-

zeit ziemlich hochgehenden Wogen lag. Am 28. Mai legte ein Wellboot mit vier Japanesen ans Ufer an. Dieselben sagten aus, daß die Scheunen und die darin enthaltenen Vorräte einem japanesischen Schooner unter dem Kommando eines gewissen Johnson gehörten. Am anderen Tage gingen drei der Japanesen gegen Norden. Von den zurückgebliebenen Japanesen wurde in Erfahrung gebracht, daß Kapitän Johnson in diesem Jahre nicht dagewesen sei, daß er aber im künftigen Jahre herzukommen beabsichtige; das Wellboot sei noch vom vorigen Jahre her zurückgeblieben, als sie im Sommer Wale und Fische fingen. Obschon der Japanese nicht zugab, daß er auf der Robben-Insel gewesen war, glaubte Lieutenant Schamow doch, daß er die Insel genau kennt. Unter anderem erklärte der Japanese, daß auf der Insel weder Wasser noch Brennmaterial zu finden sei. Als diesem Japanesen eine Karte von der Bai vorgewiesen wurde, wies er viele Inkorrektheiten derselben nach. Seine Angaben stellten sich in der Folge genau übereinstimmend mit der Wirklichkeit heraus. Aus allem diesem schloß der Lieutenant, daß der Japanese mit der Gegend sehr vertraut und schon mehrmals hier gewesen sein mußte. Durch Vermittelung desselben Japanesen gelang es dem Lieutenant sich ein großes Wellboot zu verschaffen. Am 20. Juni begab sich Herr Schamow mit einem Teil seiner Leute auf dem Dampfkutter zur Robben-Insel, woselbst er den russischen Schooner „Leon" vor Anker liegen fand. Der Schooner gehörte der Kompagnie Hutchinson und Cole und war auf der Jagd auf Kotiks begriffen. Gleich beim ersten Jagdzug gelang es 68 Tiere zu erlegen. (Im Laufe der ganzen Jagdzeit werden bis zu 5000 Stück erlegt.) Nachdem Herr Schamow einen Wachtposten auf der Insel hinterlassen hatte, kehrte er unter Mitnahme von zirka 5000 Vogel-Eiern zurück. Am 31. Juli war er wiederum auf der Insel. Der dort zurückgebliebene Posten war so zufrieden mit seinem Aufenthalt, daß er sich nur ungern ablösen ließ; die Leute waren außerordentlich fett geworden bei ihrer aus Kotikfleisch und Eiern bestehenden Kost. Auf dem Rückwege landete Herr Schamow am „Geduldskap". Das Ufer ist hier gebirgig und abschüssig. Längs demselben sieht man bis 200 Faden vom Ufer entfernt hie und da Klippen aus dem Wasser hervorragen. Das Klima ist sehr rauh: am 23. Juni lag noch Schnee am Ufer. Die mittlere Temperatur betrug im Juni $+9^0$ R. Im Juli betrug die mittlere Tagestemperatur $+13\frac{1}{2}^0$ R. Während dieser zwei Monate waren nur 12 klare Tage, an den übrigen herrschte Regen oder Nebel. Die Bevölkerung ist sehr spärlich, sie besteht aus Ainos, Orotschen und Tungusen, die sich hauptsächlich mit Fischfang beschäftigen. Getreide wird nicht gebaut; Brot wird nur gelegentlich gegessen. (Herold.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

Wie unter dem Einfluß von Feuchtigkeit und Wärme in dem so fruchtbaren Boden Guiana's eine an Form und Farben so reiche Vegetation sich bildete, so entstand auch eine ihr an Farbenpracht und Verschiedenheit ebenbürtige Fauna. Vierfüßler, Vögel und Reptilien bewohnen die unermeßlichen Waldungen und wohlschmeckende Fische von den sonderbarsten Formen die Gewässer. Ebenso reich ist die Insektenwelt an den manchfaltigsten Arten, die durch Größe und Schönheit das Auge entzücken, wie das zahlreiche, Tiere und Menschen plagende Ungeziefer, als da sind: Kakerlakken, Skorpione, Sandflöhe, Muskitten u. s. w.

Man findet unter den Wendekreisen beider Hemisphären mit wenigen Ausnahmen dieselben Pflanzengeschlechter, und auch die Tierwelt zeigt überall verwandte Typen. Doch ist die Fauna der östlichen Tropenländer, wo doch eine viel dichtere Menschenbevölkerung schon seit Jahrtausenden ihr gegenüber steht und sie beeinflußt, hauptsächlich in ihren Säugetieren kräftiger und wilder als im tropischen Amerika, denn während dort die großen Katzenarten den Menschen und Tieren gleich gefährlich sind, Elefanten, Nashorne und Büffel in den Wäldern hausen und gar oft die Aecker der Eingeborenen verwüsten, die diesen Kolossen gegenüber machtlos sind, Flußpferde und Krokodile die Flüsse beherrschen, durch giftige Schlangen Tausende von Menschen jährlich das Leben verlieren und selbst die Fratzen unseres Geschlechts, die Affen, durch manche Arten in drohender Gestalt auftreten, finden wir hier nur eine einzige Katzenart, die selten den Menschen angreift, und statt der riesigen Pachydermen den furchtsamen Tapir und die zierlichen Nabelschweine, die durch ihr gutes Fleisch dem Eingeborenen von großem Nutzen sind. An der Stelle des plumpen Flußpferdes bewohnt der ebenso unförmliche Manati die Flüsse und Lagunen, und wiewohl in manchen Strömen die für Menschen und Tiere gefährlichen Krokodile sich aufhalten, so ist auch dieses in Afrika und Ostindien so gefürchtete Tier hauptsächlich auf das Geschlecht der kleineren Alligatoren beschränkt.

An Schlangen ist das tropische Amerika sehr reich, doch sind es meist unschädliche, d. h. nicht giftige Arten. Die giftigen, die wohl kaum 5% betragen werden, sind träge und selten hört man, daß ihr Biß jemand getötet habe. Auch die Affenarten der neuen Welt sind kleiner und zierlicher; durch eine reichliche Nahrung, die sie in den Wäldern finden, werden sie dem Menschen nicht schädlich und dienen ihm blos zur Belustigung. So steht die ganze Tierwelt des tropischen Amerika an Originalität und Kraft unter derjenigen der alten Welt, nur an Schönheit ist sie ihr vielleicht ebenbürtig.

Wie das tropische Amerika an Arten ärmer ist als die zwischen den Wendekreisen liegenden Länder Afrika's

und Asiens, deren Ausdehnung wohl drei- bis viermal größer ist als jenes, so ist auch die Zahl der Säugetiere an Individuen eine viel geringere, und dies ist in Guiana sehr bemerkbar und um so mehr auffallend, als dessen üppige Vegetation jahraus jahrein eine Fülle von Nahrung für alle Tierarten trägt, die in dem so menschenleeren Lande ungestört sich fortpflanzen können.

Die Ursachen sind wohl darin zu suchen, daß gewisse Gattungen, wie in Afrika Antilopenarten, in Asien Hirsche und Pferde, in Nordamerika Büffel, nicht vorkommen, weil ein massenhaftes Zusammenleben einiger Gattungen nur durch Prairien und Savannen begünstigt wird, wo gewisse Kräuter und Grasarten ein gemeinschaftliches Futter bieten, diese aber in Guiana fehlen, so daß in den Waldungen beinahe jedes Tier, unabhängig von anderen, blos auf sich selbst angewiesen ist. So kommen in Guiana, außer den gesellig-lebenden Affen, in großen Rudeln blos die Nabelschweine, in kleineren Truppen aber kommen die Wasserschweine (Capybara), die Nasenbären (Coatis) und die Fischottern vor, die gemeinschaftlich ihr Futter suchen, während die Fledermäuse, die in ungeheurer Anzahl beisammen wohnen, bei einbrechender Nacht ihre Schlupfwinkel verlassen, und einzeln ihrer Nahrung nachstreichen. Sehr viele Vierfüßler gehen nur des Nachts ihrem Futter nach und verbergen sich über Tag auf oder in hohlen Bäumen, so daß oft der geübte indianische Jäger, besonders wenn er keine zur Jagd dressierte Hunde hat, nach tagelanger Mühe seiner Familie nichts mitbringt, als ein paar Eidechsen, oder daß er ohne alle Beispeise sein Cassava-Brot nur mit der Pfeffersauce gewürzt essen muß.

Auch an Vogelgattungen sind die Tropenländer der alten Welt reicher als die Amerika's, vermutlich weil aus dem großen, außerhalb der Wendekreise und an sie grenzenden Kontinente viele Arten eingewandert oder durch Mischung mit den einheimischen entstanden sein mögen. So fehlen die Paradies- und Nashornvögel, Fasanen, Kasuare und andere Gattungen der alten Welt, während wieder hier die reizende Gruppe der Kolibris auftritt, die sich nicht leicht an eine andere anschließen läßt. Außer Papageien, von denen manchmal Flüge von Hunderten gesehen werden, einigen Cassicus- und Sperlingsarten, welche die Reisfelder plündern, teils gesellig leben oder gemeinschaftlich nach ihren Futter- und Schlafplätzchen ziehen, sieht man nur größere Flüge von Wasservögeln, als Enten, Flamingos, Reiherarten und rote Ibise, in erstaunlicher Menge aber einige Arten Strandläufer, die bei niederem Wasser auf den Schlammbänken der See ihrer Nahrung nachgehen. Ich habe mehreremale Flüge von Hunderttausenden derselben Art gesehen.

So reich auch die Klasse der Amphibien in Gattungen ist, so sind doch Krokodile und Schlangen nirgends eine Landplage, wie in Afrika oder Ostindien, und der Schade, den einige dem Menschen zufügen, von wenig Bedeutung. Die vielen Gattungen von Schildkröten, die sowohl auf dem Lande als in der See leben, werden allgemein gegessen und könnten von großem Nutzen sein, wenn das Land mehr bevölkert wäre.

Ueberreich aber sind die Gewässer an Fischen. Wie im Amazonenstrom, dem Orinoko und ihren Nebenflüssen noch immer neue Arten gefunden werden, so sind in den Flüssen Guiana's nur die größeren Gattungen bekannt, weil in das Innere des Landes nur selten ein Europäer kommt. In Surinam werden die Fische nach ihrem Wohnplatz in drei Klassen eingeteilt: in Meerfische, die im Meere leben, aber auch zeitweise durch die Flußmündungen in süße Wasser kommen; in Flußfische, die blos im reinen klaren Flußwasser, und in Wald- oder Buschfische, welche in Sümpfen sich aufhalten, die in den Trockenzeiten austrocknen. Letztere halten dann teilweise im Schlamm eine Art Winterschlaf. Diese sind meist klein und selten über ein Pfund schwer. Trotz dieser reichen Fischfauna, unter welcher Arten vorkommen, die an Wohlgeschmack alle europäischen übertreffen, wird für den Bedarf der arbeitenden Klassen gesalzener Fisch massenhaft aus Nordamerika eingeführt.

Mannigfaltiger aber als alle anderen ist die Klasse der Insekten. Wenn sie auch, auf einen kleineren Raum beschränkt, an Arten ärmer sein wird als die der östlichen Hemisphäre, so ist sie ihr gewiß an Schönheit und Farbenpracht gleich. — Mit den Insekten macht gewöhnlich der Fremdling im Tropenland zuerst Bekanntschaft, entweder durch bunte Schmetterlinge, die auf das Schiff fliegen, durch die schrillen Töne der Cicaden, wenn sie nach Sonnenuntergang ihr Abendlied singen, oder durch das Gefunkel der Feuerfliegen in den Gärten und Savannen; unangenehm aber durch die Stiche der nach europäischem Blute lüsternen Muskitten. Später erst lernt man den großen Schaden kennen, den viele Arten dem Landbau und der Haushaltung zufügen.

Crustaceen, die, wie der Hummer und Languste, im Wasser leben, kommen, da sie meist klares Wasser und Felsenboden lieben, nur in wenigen Arten in dem trüben Wasser der Küste fort; dagegen von Krabben einige Arten in unglaublicher Menge. Aus demselben Grunde sind Muscheln und Schaaltiere weniger zahlreich. Auch Landschnecken sind sonderbarer Weise nicht in der Menge zu finden, wie in gemäßigten Ländern, wo sie in nassen Jahrgängen zur Plage werden können. Quallen aber sind in dem trüben Seewasser sehr häufig und werden zeitweise bei Millionen an den Strand geworfen, wo sie sich nach und nach auflösen oder eintrocknen.

Obgleich die Gesamtheit dieser Tierwelt an Arten und Zahl weniger reich ist, als die der vielfach gegliederten östlichen Tropenländer und Inseln, so hat sie doch im Verein mit der großartigen Vegetation für den Naturfreund so viele Reize, daß er gern die Genüsse entbehrt, die Kunst und Geselligkeit in nördlicheren Ländern bieten.

Wie entzückte mich, als ich in meinem 21. Jahre ganz allein mit einem Neger, dessen Sprache ich noch nicht verstand, auf dem verlassenen Posten Nepheusburg lebte, dieser freie Umgang mit der Natur!

Unser Wohnhaus war teilweise von den Termiten so zerfressen, daß man zolldicke Bretter mit dem Finger durchstoßen konnte. Zwei Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt, lag dieses Haus auf einem kleinen Flecken Hochland, umgeben von sumpfigen Pina- und Mauritien-Waldungen, einer kleinen Savanne und Hochwald. Im Dache des Hauses und in einer alten Zisterne hatten sich Hunderte von Fledermäusen eingenistet. In den Zitronenhecken, Orangen- und Sauersack-Bäumen hingen Dutzende der sackförmigen Nester der gelben und roten Cassicusarten, die beständig beim Bau ihrer Nester oder beim Füttern der Jungen die verschiedenartigsten Stimmen nachahmten, bald wie Hühner gackerten und krähten, bald wie Hunde bellten oder wie Affen schrieen, dabei die Augen verdrehten und allerlei Possen machten, Vögel, die an Possierlichkeit und Nachahmungsgabe den Papageien gleichkommen. Schon ehe der Tag anbrach hörte man auf der Savanne den gellenden Ruf eines Buschhuhns, Wakago (Ortalida parraqua)und das Brummen des viel größeren Hokko (Crax Alector), welchem mit Sonnenaufgang das Geschrei der Arras und Papagaien folgte, die in dem Mauritienwäldchen nisteten, oder der Pfefferfresser, die von den Gipfeln der höchsten Bäume herab, unter immerwährendem Hin- und Herwenden des Kopfes, ihre gellende Stimme ertönen ließen. Aus dem Walde hörte man von Zeit zu Zeit die Glockentöne der Männchen einer Ampelisart (Lipangus plumbea), denen das Weibchen mit einem hellen Gurren antwortete, den Lärm, den streitende Affen miteinander führten oder manchmal den einer verstimmten Posaune ähnlichen Ruf eines taubengroßen Fliegenschnäppers mit oliven-braunem Gefieder und blau-schwarzem kahlem Kopfe (Gymnocephalus calvus), eine Stimme, so gewaltig, daß sie Tote auferwecken könnte. So laut es auch am Tage in dieser Wildnis zuging, so kann keine Feder das Konzert beschreiben, das in den Nächten der Regenzeit uns zuweilen ergötzte; denn kaum war die Sonne untergegangen, als aus den das Haus umgebenden Fruchtbäumen die schnarrenden Stimmen großer Laubfrösche ertönten, begleitet von dem tiefen Baß einer Kröte, die im Sumpf hauste und ihren Gesang mit einem schallenden Gelächter schloß. Kleine Kröten, die in den Löchern der Gräben sich aufhalten, quakten unaufhörlich im höchsten Diskant, und Scheerenschleifer (Cicada tibicen), die an den Bäumen saßen, sangen ihr Lied so hell und rein, daß man es wohl eine Viertelstunde weit hören konnte.

Von Zeit zu Zeit erklang aus der Ferne der melancholische Gesang einer Nachtschwalbe (Nictibius leucopterus), der sechs Töne der abwärts gehenden Skala umfaßt und mit einem lauten Brummen endigt, oder der schauerliche Ruf einer Rohrdommel (Tigrisoma brasiliensis), die fünfmal hintereinander mit laut klagender Stimme ‚o Gott, o Gott!' ruft, und dann wieder einige Minuten lang schweigt. Zählt man hierzu die schrecklichen Stimmen von einem Chor Brüllaffen, deren Geheul an Stärke die aller Raubtiere übertrifft, so hat man ein Orchester, wie man nicht leicht ein zweites findet. Nie hörte ich wieder ein ähnliches Konzert, wie auf Nepheusburg, dessen niedrige, ganz von Wald und Sumpfland umgebene Lage diese Schreier besonders begünstigte.

Ganz anders und stiller sind die Nächte im Innern des Landes an einem der Ströme; da wird die Stille nur zuweilen unterbrochen durch den Schrei der kleineren Nachtschwalben, den Gesang des Ruderfrosches, der täuschend ähnlich im Takte den Schlag der Ruderer eines Bootes nachahmt, oder aus weiter Ferne durch das Geheul der Brüllaffen. Manchmal ertönen die silber-glockenhellen Töne des Tintin, das eine Eidechsenart sein soll. Man fühlt um sich das Schwirren der Fledermäuse und sieht durch den Wald die großen Leuchtkäfer wie rote und gelbe Lichter fliegen, über sich den funkelnden Sternenhimmel oder das silberhelle Mondlicht in einer milden, von Wohlgerüchen duftenden Luft. Was ist an Schönheit und Poesie mit diesen Nächten Guinea's zu vergleichen!

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

Scheik-Said.

Auf die Nachricht hin, daß die französische Handelsgesellschaft welche das kleine Gebiet von Scheik-Said am Roten Meere besitzt, im Begriff stehe, dasselbe an eine deutsche Gesellschaft zu verkaufen, hat sich in der französischen Presse ein Entrüstungssturm erhoben, um zu verhindern, daß dieses kleine Fleckchen Erde in die Hände der Deutschen übergehe. Die öffentliche Meinung hat sich zu Gunsten der Beibehaltung dieser Besitzung, beziehungsweise der Erwerbung derselben durch die französische Regierung, ausgesprochen und die Regierung, geneigt, diesem Andrängen nachzugeben, hat sich mit den gegenwärtigen Besitzern wegen der Abtretung ins Benehmen gesetzt und die Unterhandlungen so weit eingeleitet, daß nur noch der Preis und der Zahlungsmodus zu regeln sind, nachdem eine abgesandte spezielle Kommission sich für die Zweckmäßigkeit dieser Erwerbung ausgesprochen haben wird. Die französischen Ministerien der Marine und der Kolonien haben nämlich den Schiffskapitän de Boissoudy und den Ingenieur-Hydrographen Caspari nach Scheik-Said am Roten Meere abgesandt mit der Mission, den dortigen Landbesitz des Hauses Rabaud zu untersuchen und über das Ergebnis ihrer Forschungen Bericht zu erstatten, bis wohin das Geschäft in der Schwebe bleibt. — Einstweilen dürfte es unseren Lesern nicht unwillkommen sein, über das fragliche kleine Gebiet eine kurze Auskunft zu erhalten. Die Straße Bab-el-Mandeb zerfällt in drei Teile: 1. den schmäleren, nur 1800 m. breiten und 12 bis 19 m. tiefen Paß zwischen Scheik-Said an der asiatisch-arabischen Küste und der von den Engländern besetzten Insel Perim; 2. den großen ungefähr 20 Km. breiten, 98, 155 und 200 m. tiefen Paß zwischen Perim und den drei Suba-Inseln, und 3. den 4—6 Km. breiten 17, 29 und

mehr Meter tiefen Kanal zwischen den Suba-Inseln und der Nordküste des afrikanischen Gebietes Obock. Die Schiffe befahren gewöhnlich den ersten Paß, was zu der Mutmaßung Anlaß gegeben hat, der zweite breitere und tiefere Paß sei nicht schiffbar. Die Felsenkuppen des Vorgebirges Bab-el-Mandeb haben eine Höhe von 240 m., während die höchste Spitze der Insel Perim nur 65 m. hoch ist und die beiden Buchten, welche von derselben beschützt werden, tief sind und außer dem gefährlichen Bereich der englischen Kanonen liegen. Es regnet in Scheik-Said niemals und doch hat diese Küste Trinkwasser. Es ist unter dem Boden eine Grundwasserschicht vorhanden, welche man mittelst artesischer Brunnen leicht ausnützen könnte; den besten Beweis für das Vorhandensein dieser unterirdischen Wasserschicht liefern die Palmen, welche den Strand bedecken und die nach dem bekannten Sprichwort zu ihrem Gedeihen die Füße im Wasser und das Haupt im Feuer haben müssen. Dieses Wasser kommt wahrscheinlich aus dem arabischen Binnenlande und quillt an manchen Orten, besonders in Sakeya in der Nähe von Scheik-Said, freiwillig zu Tage. Da das in Menge anstehende Gestein leicht zu bearbeiten ist, so wäre unschwer und mit geringen Kosten ein Wogenbrecher und Hafendamm zu erbauen, welcher die Rhede von Scheik-Said vervollständigen, sie gegen die Nordwinde schützen und in geringer Entfernung vom Gestade einen Ankergrund von 9 m. Tiefe einschließen würde. Zwischen den Bergen und dem Gestade liegt eine sehr fischreiche, durchschnittlich 3 m. tiefe Lagune von etwa 10 Q.-Km. Flächenraum, der durch einen Kanal mit dem Roten Meer in Verbindung steht. Die Vegetation besteht in Palmen, Kapernsträuchern, Euphorbien, bitteren Coloquinten, Aloës ꝛc.; die Tierwelt in Gazellen, Antilopen, Hasen in der Ebene, und Trappen, Wachteln, Turteltauben, grauen Lerchen ꝛc., auf der Lagune in Möven und anderen Wasservögeln. (Dem Streit um Scheik-Said ist nun ein Ende gemacht, indem die Türken es besetzt haben.)

Litteratur.

E. F. Theod. Moldenhauer: Das Weltall und seine Entwickelung. Darlegung der Ergebnisse der kosmologischen Forschung. Zwei Bände. Köln, Ed. Heinr. Mayer, 1885. — Kein Gebiet der Naturwissenschaft ist umfassender, vielseitiger und tiefer, als die Kosmologie, keines aber ist für den wirklich Gebildeten anregender, lehrreicher und fortbildender. Kein Gebiet der Wissenschaft ist aber schwieriger mit wirklicher Gemeinfaßlichkeit für diejenigen darzustellen, welche sich ohne spezielle Vorkenntnisse damit beschäftigen wollen. Wir gestehen daher, daß wir mit einiger Befangenheit und Besorgnis an die Lektüre dieses Buches gingen, welches auf etwas über tausend Seiten gr. 8° das Ganze des chemisch-geologischen, astronomischen und astrophysikalischen Wissens populär darzustellen verspricht. Wir bekennen aber mit Vergnügen, daß das Moldenhauer'sche Werk uns sehr angezogen und in hohem Grade befriedigt hat. So vielfältig der Inhalt, so schwierig zu erfassen und so umfangreich der Gegenstand ist, so ist es dem Verfasser doch gelungen, nicht nur den ganzen Bereich der Kosmologie nach der Höhe der heutigen Kunde in seinem Buche zusammenzufassen, sondern er hat dies auch in einer so knappen, anschaulichen und bündigen Form und in solch edler und gemeinfaßlicher Sprache gethan, daß wir ihm dafür nur dankbare Anerkennung zollen müssen. Besonders befriedigend erscheinen uns jene Partien des Buches, worin er die höchsten Probleme der Kosmologie: die Sternschnuppen und Kometen, den Einheitsgedanken im Sonnensystem, die Entfaltung der Planetenwelt, die Gestaltung des Mondes und unserer Erde, den Sonnenvulkanismus, den Erdvulkanismus in seiner ganzen historischen und quasi biologischen Entwickelung, die Eiszeit u. s. w., so klar und verständlich schildert. Dem Studierenden, dem angehenden Lehrer und Naturforscher und dem denkenden und strebenden wirklich Gebildeten, welcher sich mit dem erhabenen Gegenstande des lehrreichen Buches beschäftigen will, kann kein lehrreicheres und dankbareres Mittel der Belehrung geboten werden, als das Moldenhauer'sche Buch, welches für alle Zeiten eine hervorragende Stelle in unserer Litteratur behaupten wird, denn es gehören nicht nur gediegene und vielseitige Kenntnisse, sondern auch Geist, Mut und Ausdauer dazu, um ein solches Buch zu schreiben.

Schweiger-Lerchenfeldt, Am. Frhr. v.: Von Ozean zu Ozean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. 21.—30. Lieferung. Wien, A. Hartleben, 1885. — Diese zehn Lieferungen führen das schon früher von uns mehrfach angekündigte schöne und lehrreiche Werk zu seinem Ende und enthalten die Schilderungen von Walfischfang und Robbenschlag, der Fischer und Schiffer im Indischen Ozean und in der Südsee, und den Abschnitt V., „das Meer im Kulturleben" mit den Unterabteilungen: Kosmogonien, Sagen, Geschichte, Seebad und Seeluft, und Aesthetik des Meeres. Das Werk liegt nun vollständig vor und bildet mit seinem reichen Schmuck von schönen Illustrationen und guten Karten ein Hand- und Lehrbuch, welches in jedem gebildeten Hause eingebürgert und fleißig studiert zu werden verdient, da es in unserer Litteratur bis jetzt einzig dasteht.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des
Grafen Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brosch. M. 15. In 6 eleg. Einbänden M. 20.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Hiezu ein Prospectus der Verlagshandlung Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 28. Stuttgart, 13. Juli. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes. Eine Kritik der Hypothese Torrels. Von Theodor Overbeck in Hamburg. S. 541. — 2. Die Gefahren der indischen Dschungel. S. 544. — 3. Die Kara-kum oder die Turkmenen-Wüste. Von Paul Lessar. S. 548. — 4. Einiges über den Ursprung des topographischen Namens Crnagora. Von J. Stefanovic Vilovski. S. 552. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 554. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 555. — 7. Litteratur. S. 559.

Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes.

Eine Kritik der Hypothese Torrels.

Von Theod. Overbeck in Hamburg.

Wohl keinem Gebiete des kultivierten Europa's ward bis auf die neuere Zeit eine geringere Beachtung seitens der Geologen geschenkt als unserem Norddeutschland, unserer sogenannten „norddeutschen" oder richtiger gesagt „baltischen" Ebene, eine auf den ersten Blick auffallende Thatsache, die allerdings bei näherer Betrachtung sich aus verschiedenen Gründen unschwer erklärt. Erstens bietet diese oft sehr unebene Tiefebene zu Tage liegender, für sammelnde Geologen interessanter Objekte nur wenige; ihr Studium erfordert eine viel größere Anstrengung als das der Gebirgsgegenden, deren scharf ausgeprägter geologischer Charakter, deren Bergwerke, Steinbrüche und Flußbetten förmlich zu geologischen und mineralogischen Beobachtungen anreizen; ihr Studium erfordert vor allen Dingen große, zähe Ausdauer, trotz derer die viele aufgewandte Mühe nur mit spärlichen Resultaten belohnt wird. Dafür ist sie aber gewissermaßen ein Bild von Sais, dessen Schleier zu lüften selbst bis in die neueste Zeit nur sehr lückenhaft geglückt ist.

Der Erforschung der rätselhaften und dunklen Vorgänge, welche diese mächtigen Trümmerhalden schufen, wohnt infolge dessen für den näher Eingeweihten ein ganz besonderer Reiz inne, und ist dieses auch wohl die Ursache, daß das ehemalige Stiefkind in neuester Zeit fast ein Schooßkind der Geologen geworden. Die Ansicht der meisten Geologen ist augenblicklich die, daß die Eiszeit und die Gletscher derselben die Hauptfaktoren bei der Entstehung und Umbildung unserer norddeutschen Ebene gewesen; es ist dieses die Hypothese des schwedischen Geologen Torrel.

Es ist nun der Zweck dieser Abhandlung, kritisch und vorurteilslos zu untersuchen, inwieweit diese Ansicht begründet ist. Da diese Zeilen aber für einen größeren Kreis und nicht nur für Geologen von Fach bestimmt sind, so muß ich, um allseitig klar verstanden zu werden, leider etwas ausholen und ab und zu Dinge berühren, die für Fachleute nicht zu erwähnen nötig wären; ich hoffe, daß die letzteren mir dieses verzeihen werden.

Wie bekannt, existiert unser Erdkörper nicht von jeher in derselben Weise wie heute: er hatte von seiner Entstehung bis zu unseren Zeiten eine lange Reihe von großartigen Veränderungen und Umwälzungen durchzumachen. Die Belege hierfür liefern in erster Linie die Ueberreste früherer, zum größten Teil längst ausgestorbener Tier- und Pflanzenformen. Dringt man in die Erdrinde, in die Erd-, Sand-, Thon- und Felsmassen unserer Erdoberfläche durch Bauten, Steinbrüche, Bergwerke und Bohrungen ein, so findet man sie zum Teil erfüllt mit einer unendlichen Anzahl organischer Ueberreste, oft prachtvoll erhaltener Ueberreste einstmals lebender Wesen. Zum Teil sind diese infolge ihrer Einbettung in mineralische Substanzen und der unberechenbar langen Zeit, während welcher sie deren Einwirkungen ausgesetzt waren, in Stein verwandelt, *versteinert*, zum Teil, besonders in den obersten, also jüngsten Ablagerungen, noch in ursprünglicher Substanz

vorhanden, also noch als Knochen, Muscheln, noch mit Perlmutterglanz, ja in Torf und Braunkohle mumifiziert, oder sogar, wenn auch unendlich selten, völlig frisch, mit Haut und Haaren in Eis eingefroren, wie schon das Mammuth oder der urweltliche langhaarige Elephant und ein ebenfalls in dieser Art nicht mehr lebendes Nashorn gefunden wurden. Die Geschöpfe nun, deren Ueberreste man in den jüngsten Ablagerungen findet, gleichen den jetzt lebenden oder sind ihnen doch sehr ähnlich; je tiefer man eindringt oder je ältere Bildungen man untersucht, desto unähnlicher der jetzt lebenden Tier- und Pflanzenwelt findet man ihre Einschlüsse.

Zu oberst findet man, außer einer unendlichen Anzahl niederer Formen, die in allen Schichten, wenn auch in verschiedenen Arten, auftreten, Säugetiere und Vögel, gleich denen der Jetztwelt oder ihnen doch sehr ähnlich; je tiefer, desto unähnlicher und sparsamer werden sie, bis sie zuletzt ganz verschwinden; alsdann in älteren Zeiten sind die höchsten Geschöpfe riesige und wunderbar gestaltete Reptilien; auch diese verschwinden und roh gestaltete Fische sind das höchste Produkt der Schöpfung. Noch ältere Schichten enthalten gar keine organischen Spuren mehr, wenigstens hat man bis jetzt keine darin gefunden, dennoch muß man in ihnen aber die Reste der ersten lebenden Wesen suchen. Diese Urwesen waren aber wahrscheinlich gleich den niedrigsten Geschöpfen der Jetztwelt, den sogenannten Protisten, von schleimiger oder gallertartiger Masse; sie konnten also wohl nur unter den günstigsten Bedingungen undeutliche Spuren ihrer einstmaligen Existenz hinterlassen.

Alle diese Ueberreste finden sich selbstredend nur in den durch Wasser abgelagerten sogenannten Sedimentgesteinen, den Thon-, Schiefer-, Kalk- und Sandsteinen; diejenigen Gesteine, welche ihr Entstehen der Glut des Erdinnern, der vulkanischen und plutonischen Thätigkeit des Erdkörpers, verdanken, wie z. B. Granit, Diorit, Basalt u. dgl., also die sog. Urgesteine, welche einst gleich der Lava aus dem Erdinnern hervorbrachen, richtiger gesagt, herausgepreßt wurden, enthalten keine Spuren von Organismen. Eine nähere Untersuchung, vorzugsweise der ausgestorbenen Pflanzenwelt, liefert nun den unwiderleglichen Beweis, daß bis in eine verhältnismäßig neue Zeit, etwa bis zur Mitte der Tertiärzeit, während welcher schon eine große Anzahl hochorganisierter Säugetiere existierte, ja wahrscheinlich die roheste Urform des Menschengeschlechts zuerst unter den übrigen Tierformen auftrat, ein heißes Klima bis zu den Polen der Erde herrschte. Man hat auf Spitzbergen die prachtvollsten Farne und Palmen, auf diesen lagernd, also aus einer neueren Zeit stammend, Formen eines gemäßigten Klimas, im Norden Grönlands, woselbst jetzt alles im ewigen Eise erstarrt liegt, Reste einer Pflanzenwelt, alles natürlich in Stein verwandelt, aufgefunden, die der heutigen Flora Mitteleuropa's fast genau gleicht. Deutlich erkennt man, daß in den ältesten Zeiten es dort am heißesten auf unserer Erde war, daß das Leben auf unserer Erde, gerade wie jetzt auch das Erlöschen des Lebens, an den Polen begann und nach dem Aequator sich ausdehnte.

Bis zu der vorhin erwähnten Tertiärzeit blieb das Klima allgemein noch ein heißes oder doch sehr warmes, darnach aber treten deutliche Spuren zunehmender Erkaltung und Bildung klimatischer Zonen ein. Man sieht an den organischen Resten deutlich, daß es auf der Erde fortdauernd und langsam kälter und kälter geworden ist. Daß diese zunehmende Erkaltung, wenn auch erst in unberechenbar langer Zeit, mit allgemeiner Erstarrung, mit dem völligen Untergange alles Lebens auf der Erde enden muß, ist unzweifelhaft; es ist dieses nur eine Frage der Zeit. Die Ursache dieses fortdauernden Kälterwerdens liegt unzweifelhaft in der beständig fortschreitenden Erkaltung des glühenden Erdinnern, in der hiemit Schritt haltenden Verringerung des freien Wassers und der Luft an der Erdoberfläche durch Einsickerung, Aufsaugung und Oxydierung, sowie der Verkleinerung des Licht, Wärme und chemische Kraft spendenden Sonnenkörpers infolge ebenfalls zunehmender Erkaltung.

Also müßte es eigentlich augenblicklich so kalt auf der Erde sein, wie noch nie vorher, und eine noch niedrigere Temperatur nur in der Zukunft sich einstellen!

Nun ist aber, wie schon vorhin erwähnt, vor verhältnismäßig nicht gar langer Zeit — nach einer allerdings sehr zweifelhaften Schätzung vor ungefähr 25,000—50,000 Jahren — eine erheblich kältere Periode gewesen, die sog. Eiszeit. Auch während dieser fanden noch beträchtliche Temperaturschwankungen statt; anscheinend waren es zwei durch eine kurze wärmere Zeit getrennte Perioden: eine kältere längere und eine etwas weniger kalte kürzere Periode. Diese Eiszeit macht nun scheinbar einen fatalen Strich durch die Rechnung und Theorie von der allmählichen Abkühlung und sie hat infolge dessen den Geologen schon viel Kopfzerbrechen verursacht. Es sind zu ihrer Erklärung verschiedene, zum Teil gewagte Hypothesen aufgestellt worden, deren wichtigste wir, ehe wir die wirklichen Ursachen betrachten werden, einer kurzen Erörterung unterziehen müssen. Man hat angenommen, daß unsere Erde bei ihrer Wanderung durch den Weltenraum durch Regionen gekommen, in denen eine erheblich niedrigere Temperatur herrschte, wie in den Regionen, in denen sie sich jetzt befindet, und daß dadurch die Eiszeit hervorgerufen worden sei. Wäre dieses der Fall gewesen, so hätte sich diese Kälteperiode über die ganze Erde und nicht nur über bestimmte Gegenden der Erdoberfläche erstrecken müssen. Es ist auch behauptet worden, daß in Ebenen Brasiliens Gletscherspuren entdeckt seien. Diese vermeintliche Entdeckung ist aber bis jetzt von keiner Seite bestätigt worden. Sämmtliche bis jetzt aus den Tropen oder suptropischen Gebieten bekannt gewordenen Versteinerungen erweisen sich als Formen

heißer Zonen. Ich selbst besitze eine Anzahl Versteinerungen von Pflanzen sowohl wie von Tieren aus verschiedenen Ablagerungen Neuseelands, die ein Freund von mir dortselbst gesammelt. Alle Formen aber deuten auf ein dort ehemals heißes Klima. Was über eine Eiszeit in den Tropen gesprochen wird, ist alles eitel Fabel. Mit dieser Annahme ist es also nichts.

Dann wies der französische Geologe J. Adhémar darauf hin, daß infolge des langsamen Vorrückens der Apsiden oder großen Achse der Erdbahn die Jahreszeiten der Erde nur alle 21,000 Jahre demselben Punkte der Erdbahn entsprechen und daß einmal am Nordpole, nach 10,500 Jahren aber am Südpole die Dauer des Herbstes und Winters diejenige des Frühjahrs und Sommers jährlich um 8 Tage übertreffe; wo dieses der Fall ist, muß die Jahreswärme abnehmen, das Polareis zunehmen, zuletzt einen Radius von 300 Meilen, eine Dicke von 12 Meilen bekommen und auf dem Boden des nicht sehr tiefen Polarmeeres aufsitzen; durch das Gewicht dieser Eismassen wird der Schwerpunkt der Erde gezwungen, vom Aequator sich in der Richtung nach dem kälteren Pole hin zu bewegen, wird eine große Wassermasse des Ozeans nach sich ziehen und die Länder der betreffenden kälteren Zone ganz oder zum Teil überfluten. Gleichzeitig muß der entgegengesetzte Pol sich immer mehr erwärmen, sein Eis verringert sich an Ausdehnung und Dicke, es muß ein großer Teil in einzelne Stücke zerbrechen und müssen die durch die Schmelzung des Eises gelieferten Wassermassen dem Aequator zu fortgeführt werden; hierdurch werden Sand und Geröllmassen und die auf dem Eise etwa ruhenden Gesteinsstücke aus den polaren Gegenden fort- und wärmeren Regionen zugeschwemmt.

Wenn auch diese Ansicht manches für sich hat und vielleicht manche Diluvialerscheinungen erklärt, so ist doch die Wirkung obiger Ursache sicherlich überschätzt worden. Vor allen Dingen ist zu bedenken, daß die Vereisung nicht über die ganze Nordhälfte der Erde sich erstreckte (das heutige Sibirien zeigt keinerlei Spuren ehemals größerer Vereisung); dann aber auch, daß man den jetzigen Zustand der Erdsüdhälfte durchaus nicht den einer Eiszeit nennen kann, wenn auch der Süden wegen der größeren Wassermassen und der ungehinderten Verschleppung der Eisfelder und Eisberge erheblich unwirtlicher ist, als der Norden. Während der Eiszeit war aber auch unser Gebiet durchaus nicht so sehr überflutet, wie heutzutage die Südhälfte der Erde, wenn auch die Meere jener Zeit vielleicht eine etwas größere Ausdehnung hatten, als die heutigen. Die wirklichen Ursachen der Eisperiode waren sicherlich nicht so fern liegende; eine von der heutigen abweichende Verteilung des Festlandes und des Meeres auf der Nordhälfte der Erde ist völlig ausreichend zur Erklärung. Wir erfreuen uns jetzt eines ziemlich angenehmen Klima's, haben durchschnittlich feuchte und nicht zu kalte Winter. Begeben wir uns auf demselben Breitengrad aus unseren Gegenden nach Osten, nach Rußland oder gar bis in das Innere Asiens, so finden wir dort kurze heiße Sommer und lange kalte Winter, kurzum ein unwirtliches Klima. Die Ursache davon, daß wir ein für unsere hohe Breite so angenehmes Klima besitzen, ist die Nähe des Meeres, welches durch die aus den Tropen kommenden warmen Gewässer des Golfstromes erwärmt wird. Wie unendlich wichtig dieser Faktor ist, beweist ein Blick auf das heutzutage so gut wie völlig vereiste Grönland. Noch vor zirka 500 Jahren war Grönland größtenteils, vorzüglich an den Küsten, wie auch der Name andeutet, ein „grünes Land"! Seine derzeitige, von normannischen Einwanderern abstammende Bevölkerung wohnte in 40 Dörfern, denen ein Bischof vorstand. Seit Jahrhunderten und wohl für immer ist Grönland aus der Reihe der bewohnbaren Länder gestrichen, denn die geringe Zahl von Menschen, welche sich an einigen besonders günstig gelegenen Orten angesiedelt hat, ist kaum als eine Bevölkerung zu betrachten.

Diese mächtige Veränderung ist lediglich bewirkt durch die Verlegung der Richtung des Golfstromes infolge der Vergrößerung der Bank von Florida. Es ist diese letztere ein Gewirr von Felseninselchen, gewissermaßen die Verlängerung der Halbinsel Florida, welches sich durch Anschwemmungen, Korallenbauten und Ablagerungen von Diatomeen täglich, vorzüglich in seiner Längsrichtung, vergrößert, dadurch sich dem aus dem mexikanischen Meerbusen hervorbrechenden, durch den Erdumschwung erzeugten warmen Golfstrom mehr und mehr in den Weg legt und seine Richtung verändert. Vor zirka 500 Jahren war diese Bank noch so klein, daß größere Mengen des warmen Golfstromes über sie hinweg und durch ihre Lücken dringen und sich in nördlicher Richtung bis nach Grönland ausdehnen konnten.

Heutzutage ist durch die Bank ein Riegel vorgeschoben, der Golfstrom ist von seiner nördlichen Richtung weiter nach Osten verdrängt, Grönland vereiste, Nordeuropa wird stärker erwärmt, die Insel Island aber bietet augenblicklich das für die Geologie hoch lehrreiche, sonst aber doch sehr traurige Bild einer rapide zunehmenden Verödung. In 50—100 Jahren wird Ackerbau und Viehzucht auf Island so gut wie nicht mehr vorhanden sein. Im Laufe der Zeit wird aus diesem Grunde auch unser Nordeuropa unwirtlicher werden, vielleicht schneller als man erwartet, weil nicht nur die Masse des unser Gebiet treffenden warmen Golfstrom-Wassers abnehmen, sondern auch zugleich größere Mengen der jetzt in unserer Nähe doch immerhin seltenen nordischen Eisfelder und Eisberge bis in unsere Meere vordringen und hier auftauen werden.

Sogar in der Jetztzeit macht sich diese Erscheinung in unseren Gegenden im Frühling und Hochsommer bei nordwestlichen Winden durch schnelles Sinken der Temperatur oft recht empfindlich bemerkbar.

Professor Sadebeck in Hamburg machte deshalb vor Jahren schon allen Ernstes den Vorschlag, man möge

unsere Waldbäume allmählich durch an ein rauheres Klima gewöhnte Arten ersetzen, da unsere Bäume wohl in einigen Hundert Jahren nicht mehr kulturfähig sein würden. Daß uns ein rauheres Klima infolge der Richtungsveränderung des Golfstromes bevorsteht, ist unzweifelhaft; ob dieser Fall aber schon so schnell eintreten wird, ist augenblicklich wohl noch sehr schwer mit annähernder Gewißheit zu entscheiden; ebenso wenig aber ist auch das Gegenteil zu behaupten.

Am Schluß der Tertiärzeit und beim Beginn der Eiszeit war nun, wie sich annähernd ermitteln läßt, eine völlig andere Verteilung von Festland und Wasser wie heute. Die jüngste Tertiärflora unseres Mitteleuropa's ist fast gleich der heutigen von Nordamerika. Eine Menge Gattungen, die zur Tertiärzeit hier wuchsen und vielleicht erst durch die Eiszeit vernichtet wurden, leben jetzt noch in Nordamerika. Aehnlich ist es mit der Tierwelt.

Es ist als gewiß zu betrachten, daß ehemals eine jetzt im Ozean versunkene Landbrücke zwischen Europa und Amerika, also entweder ein Festland oder eine Reihe größerer Inseln, existierte. Die mit einer ganz eigenartigen Tier- und Pflanzenwelt bedeckten Azoren, die noch jetzt oft ein Bild großartigster vulkanischer Thätigkeit zeigen, darf man ziemlich sicher als die Reste dieser ehemaligen Verbindungsbrücke betrachten. Eine derartige Verbindung mußte aber den ganzen Golfstrom oder, wenn diese Landbrücke aus Inseln bestand, doch den größten Teil desselben von unserer Gegend abhalten. Bedenkt man nun, daß diese jetzt verschwundene Ländermasse sehr vulkanisch war, worauf die Azoren heute noch hindeuten, so ist sehr leicht erklärlich, daß — je nach dort stattfindenden Hebungen oder Senkungen — hier die Temperatur bald auf längere Zeit sinken, steigen und wieder sinken konnte. Möglichenfalls ergoß sich auch ein Teil des Golfstroms aus dem damals an Wassermasse unsern jetzigen Ozean übertreffenden Meere über die Landenge von Panamá in den stillen Ozean.

Ein anderer Faktor von höchster Bedeutung war das ungehinderte Herantreiben großer nordischer Eismassen an unsere Küsten; heutzutage vernichten die warmen südlichen Gewässer dieselben längst, ehe sie unser Gebiet erreichen. Dann stand höchst wahrscheinlich die jetzige Ostsee durch den Bottnischen und Finnischen Meerbusen mit dem Weißen Meere und Eismeere in Verbindung. Untersuchungen an Ort und Stelle haben dies als höchst wahrscheinlich, ja gewiß hingestellt.

Ein Blick auf die Landkarte zeigt deutlich die Richtung der früheren Hauptverbindungen. Die eine umfaßt Finnland nördlich, die andere südlich. Die großen Seen, der Ladoga- und Onega-See, sind als die Reste zu betrachten. Außerdem von größtem Einfluß war das damals noch vorhandene Sahara-Meer. Fast ganz Nordafrika besteht aus Sand- und Felswüsten, die an den verschiedensten Stellen deutlich zeigen, daß sie ehemals Meeresboden gewesen. Heute ist Nordafrika für Europa's Erwärmung von höchster Bedeutung; über den kahlen Flächen erhitzt sich die Luft am Tage im höchsten Grade; die nördlich davon liegenden und daher kälteren Länder tauschen ein ganz riesiges Quantum heißer Wüstenluft gegen ihre kalte Luft ein. Zur Zeit, als die Sahara noch Meeresboden war, konnte sich dort die Luft nicht so erwärmen wie heute, folglich auch nicht so viele Ueberschüsse abgeben. Heute bringen südliche Winde Wärme, früher brachten sie kühleres Wetter und Niederschläge. Schließlich ist auch noch darauf hinzuweisen, daß unsere Gebirge, vor allem die Alpen, damals noch eine viel erheblichere Höhe hatten, da sie seit jener Zeit durch Verwitterung, Auswaschung und Abschwemmung schon einen nicht unbedeutenden Bruchteil ihrer ehemaligen Höhe verloren haben.

Wir haben also als die bedingenden Ursachen der Eiszeit zu betrachten:

Das Fehlen des Golfstroms und sonstiger warmer, südlicher Gewässer.

Das ungehinderte Herantreiben großer nordischer Eismassen, sowie das Zuströmen nordischer kalter Gewässer.

Das Sahara-Meer.

Die ehemals größere Höhe der Gebirge.

Diese vier Punkte sind völlig ausreichend zur Erklärung dieser Periode.

Nachdem also jetzt die Ursachen der Eisperiode besprochen, müssen nunmehr auch deren Wirkungen, sowie die Spuren, welche sie hinterlassen, einer näheren Betrachtung unterworfen werden. Wie schon erwähnt, war vor allen Dingen die Gletscherbildung eine weit ausgedehntere als heute. Die größeren Alpengletscher erstreckten sich auf Meilen weiter in die Thäler hinab als jetzt, ebenso die Gletscher Skandinaviens. In Schottland, am Harz im Bode-Thal, am Fichtelgebirge, ja sogar in unserer norddeutschen Ebene, auf den Rüdersdorfer Kalkbergen bei Berlin, bei Uelzen und im Mecklenburgischen, sind Spuren ehemaliger Gletscherthätigkeit entdeckt worden.

Zum Verständnis dieser hochinteressanten Gletscherspuren, sowie auch einer Menge anderer Erscheinungen, welche im ferneren Verlaufe unserer Betrachtung unterzogen werden, und welche für die Erforschung des Vorganges der Entstehung und Umbildung unseres norddeutschen Flachlandes von höchster Wichtigkeit sind, ist es erforderlich, eine genauere Schilderung der Gletscherbildung und Gletscherthätigkeit einzuschalten. (Forts. folgt.)

Die Gefahren der indischen Dschungel.

Die Regierung von Indien veröffentlicht von Zeit zu Zeit Berichte über den jährlichen Verlust an Menschenleben durch den Biß von Giftschlangen und die Verheerungen durch wilde Tiere — Berichte, welche noch immer eine furchtbare Sterblichkeit, die von diesen Landplagen

der indischen Provinzen herrühren, zeigen und, wie wir uns nicht verhehlen dürfen, den deutlichen Beweis liefern, daß die gegenwärtigen Vorkehrungen und Bemühungen der Regierung von Indien in dieser Richtung ihrem Zwecke noch lange nicht entsprechend sind. Die neueste Uebersicht, welche die Gazette hierüber veröffentlicht, berichtet die furchtbar schauerliche Thatsache, daß im Jahre 1883 gegen 22,000 Menschenleben an den obengenannten Ursachen zu Grunde gegangen sind. Ueberdies kann man die von den Distriktsbehörden aufgestellten Verzeichnisse nicht einmal als ganz vollständig und zufriedenstellend betrachten, weil infolge der Apathie der Eingeborenen Indiens und des unter denselben herrschenden beinahe allgemeinen Glaubens an das Kismêt oder die Vorausbestimmung und Schickung von oben viele Todesfälle durch Schlangenbisse gar nicht angezeigt werden und der Kenntnismahme der Behörden ganz entgehen. Ferner muß dabei noch in's Auge gefaßt werden, daß die Aufzeichnungen von der Regierung, welche die Anzahl der durch Schlangenbisse und reißende Tiere herbeigeführten Todesfälle geben, nur die im Britischen Indien vorgekommenen Fälle verzeichnen, dagegen die aus denselben Ursachen herrührende Sterblichkeit in den großen unabhängigen Staaten wie Jeypore, Gwalior, Rewah und vielen anderen, ganz unberücksichtigt lassen. Das britische System, reißende Tiere und schädliche Reptilien niederzuhalten, ist in diesen großen Ländergebieten, welche unter unabhängigen Radschahs oder Fürsten stehen, noch nicht eingeführt. Die Eingeborenen werden in diesen Ländern noch nicht durch Prämien und Belohnungen zur Ausrottung von Tigern, Panthern und sonstigen großen Katzentieren, wie von Cobras (Brillenschlangen) und anderen giftigen Reptilien ermutigt, was im Britischen Indien vielfach zu einem Gewerbe und Lebensunterhalt geworden ist. Daher kommt es denn, daß es in den abgelegeneren Teilen Indiens, welche der britischen Verwaltung und Rechtspflege noch nicht unterworfen sind, mit der Sterblichkeit aus den oben gedachten Ursachen noch gerade so bestellt ist, wie es vor der britischen Eroberung von Indien der Fall war, und jene Sterblichkeit gar keine oder nur eine kaum bemerkbare Abnahme zeigt.

Unter den für das menschliche Leben so verderblichen Tieren steht natürlich der Tiger obenan, und der Bericht von 1883 legt ihm den Tod von nicht weniger als 985 Menschen zur Last, und doch wird dieses Tier, wenn es unbelästigt bleibt und nicht in irgend einer Weise gereizt wird, im allgemeinen nur selten menschliche Wesen angreifen. Es ist Thatsache, daß die Tiger in der Regel feig sind und sich bei der Annäherung des Menschen nur allzu gern davon stehlen. In früherer Zeit — und dies gilt hauptsächlich von den Provinzen des Britischen Indien — wo Tiger noch weit häufiger waren als sie es heutzutage sind, waren die sog. „Menschenfresser" unter ihnen keineswegs selten. Menschenfresser nannte man nämlich diejenigen Tiger, von welchen man behauptete, daß sie, nachdem sie einmal Menschenfleisch verkostet hätten, kein anderes Fleisch mehr fräßen. Es war zu jener Zeit nichts ungewöhnliches, daß man von gesperrten Landstraßen, von unbebaut gelassenen großen Landstrichen und von verlassenen Dörfern hörte, die nun in Trümmer fielen, weil die Verheerungen jener gefürchteten Tiere die Menschen vertrieben. Heutzutage sind diese Menschenfresser allerdings beinahe ausgerottet; wenn man gelegentlich von einem solchen hört, so lenken seine Unthaten bald die Aufmerksamkeit des Zivilbeamten des Distrikts auf ihn, man organisiert eine Jagd auf ihn und dabei wird gewöhnlich das Tier von der Büchse eines europäischen Waidmannes oder der Luntenflinte irgend eines einheimischen Schikarie (Jäger) getötet.

Da drängt sich denn die natürliche Frage auf: wenn die Menschenfresser so selten sind, wie kommt es nun, daß in einem einzigen Jahre beinahe 1000 Menschen ihr Leben durch Tiger verlieren? Zunächst kann es, obwohl die nur Menschen fressenden Tiger jetzt glücklicherweise selten sind, nicht bezweifelt werden, daß der Tiger, wenn er in seinem Lager überrascht wird oder auf seinen Wanderungen einem Menschen Auge in Auge begegnet, unter dem Drang des Augenblickes, und vielmehr mehr aus Furcht als aus irgend einem anderen Beweggrunde, den Menschen niederschlägt, der ihm den Weg vertritt, und dann das Weite sucht. Derartige Unfälle kommen in waldigen Landesteilen oft vor. Eine Tigerin mit Jungen ist besonders gefährlich und greift oft ungereizt wütend denjenigen an, der sich dem Orte nähert, wo ihre Jungen sind.

Wiederum büßen die Rinderhirten oder Gwallas, wie man sie in Bengalen nennt, häufig ihr Leben ein, wenn sie in dem Bemühen, ein Stück ihrer Heerde den Krallen des Zerstörers zu entreißen, sich zu sehr aussetzen. In solchen Fällen ist der Tiger besonders gefährlich; er hat vielleicht schon Blut gekostet und will häufig seine Beute nicht ohne Kampf wieder loslassen. Wenn daher eine Anzahl dicht zusammengehaltener Männer auf ihn eindringt, wie er hinter dem von ihm niedergerissenen Bullen sprungfertig am Boden kauert, so wird er vielleicht manchmal langsam und widerwillig den Rückzug antreten, oft aber auch, wütend gemacht durch die nach ihm geschleuderten Knüttel und Steine und durch das Geschrei seiner kühnen Angreifer, mit Wutgebrüll und blitzendem Auge zum Angriff hervorbrechen und einen oder mehrere seiner Angreifer niederschlagen.

Die überwiegende Ursache des Todes durch Schlangenbisse ist die unter den ärmeren Klassen der Eingeborenen beinahe allgemeine Gewohnheit, in der heißen Jahreszeit bei Nacht zu reisen ohne Fackeln oder Laternen. Der Europäer in Indien thut dies nie; wenn er bei Nacht in seinem Bangaloh (Landhause) oder seinem Garten umhergeht, so läßt er sich immer ein Windlicht oder Laterne, auf nächtlichen Reisen oder Wanderungen eine brennende Fackel vortragen, welche notorisch die Schlangen verscheucht. Namentlich Cobras sind vorwiegend Nachttiere; bei Tage

begegnet man ihnen selten, aber nach Sonnenuntergang kommen sie aus ihren Verstecken hervor, um auf Nahrung auszugehen. Der Eingeborene nun geht im allgemeinen barfuß oder trägt nur einen niedrigen Schuh, welcher weder Knöchel noch Bein schützt. In der Dunkelheit tritt oder stößt er auf irgend eine giftige Schlange, wird sogleich gebissen oder vielmehr geschlagen und liegt dann wahrscheinlich noch vor Tagesanbruch als Leiche an der Straßenseite.

Dieselbe leichtfertige Gewohnheit, nach Sonnenuntergang durch Dschungeln zu wandern, welche von wilden Tieren aller Art bewohnt sind, ist, wenn auch in einem geringeren Grade, eine beständige, nur zu häufig den Tod herbeiführende Quelle von Gefahr. Wie schon bemerkt, wird der Tiger, wenn er unbelästigt bleibt, bei Tage nur selten den Menschen anfallen, sondern weit häufiger, wenn ungereizt, mit einem mürrischen Gebrüll der Furcht davonschleichen. Diese Regel trifft aber bei nächtlichen Begegnungen nicht ganz zu. Die reißenden Tiere gehen alsdann alle auf Beute aus und scheinen sich vollkommen des Vorteils bewußt zu sein, welchen sie durch ihre schärfere und der dichten Dunkelheit der Nacht angepaßte Sehkraft über den Menschen besitzen. Es ist daher für die Reisenden nicht allein die größere Wahrscheinlichkeit vorhanden, gefährlichen Raubtieren zu begegnen, wenn sie bei Nacht durch den Wald gehen, sondern der Tiger und die anderen reißenden Tiere des Waldes sind alsdann auch kühner und mehr zu fürchten; und obwohl der Tiger eigentlich von Natur feig ist, so mag ihn doch, unter dem Schutze der Dunkelheit und dem Drange des Hungers, der Schall menschlicher Stimmen in der nächtlichen Stille näher an die Straße heranlocken und ein Haufe wehrloser Eingeborener, welcher nur wenige Armslängen von seinem Lauerplatze vorübergeht, seine schlimmen Instinkte noch weiter wecken. Die Versuchung erweist sich dann als zu groß, mit einem einzigen Satz springt er auf einen der unglücklichen Reisenden ein und trägt sein angstschreiendes Opfer davon.

Wir entnehmen dem Bericht der „Gazette", daß im Jahre 1883 nicht weniger als 47,487 Stücke Rindvieh von wilden Tieren zerrissen worden sind, und es kann nicht bezweifelt werden, daß der Tiger in dieser Beziehung besonders verderblich ist und daher eine sehr schwere Steuer den in den Dörfern in der Nähe großer Wälder wohnenden Eingeborenen auferlegt. Ein Paar Königstiger wird wahrscheinlich binnen Monatsfrist 10 bis 12 erwachsene Ochsen oder Kühe töten und verzehren, und eine Tigerin mit zwei oder drei nahezu ausgewachsenen Jungen ist vielleicht sogar noch verheerender, denn sie begnügt sich nicht damit, nur um der Nahrung willen Rinder niederzureißen, sondern wird oft aus reinem Mutwillen mehrere zu gleicher Zeit töten.

Es gibt Tiger, welche beinahe ausschließlich nur von großem Wild wie Hirschen und Wildschweinen leben und nur selten den Dörfern oder menschlichen Ansiedelungen sich nähern; leider aber hängt die Mehrzahl von ihnen nur von Hausvieh als Nahrung ab, und das ist nicht zu verwundern. Die Wiederkäuer des Waldes sind scheue ruhelose Geschöpfe, immer auf der Hut vor Gefahren und so vorsichtig, daß es dem Tiger trotz seiner List und seines lautlosen Anschleichens doch nicht immer gelingt, ein solches Stück Wild anzuspringen und mit Erfolg niederzureißen. Der Tiger hat dann mehr Glück, wenn er sich in der Nähe eines Wassertümpfels in der Dschungel niederthut und in den Hinterhalt legt; die Hirsche kommen dann, nach einem langen, heißen Tag, vor Durst halb erschöpft, gegen Einbruch der Nacht ungeduldig und unvorsichtig heran, um das ersehnte Wasser zu erreichen, bemerken den lauernden Feind nicht und fallen ihm zur Beute.

Allein der Tiger ermittelt bald, daß er sich mit weit geringerer Mühe und Anstrengung Nahrung verschaffen kann, wenn er sich an Rinderheerden anpirscht. Dies ist nicht allein leichter, wenn die Heerde am Saum einer Dschungel waidet — ganz unähnlich den Hirschen, welche immer sichern und im Nu flüchtig werden, wenn sie den lauernden Feind wittern, — sondern eine Rindviehheerde wird, von Furcht gelähmt, wie festgebannt stehen bleiben und ihre ganze Aufmerksamkeit auf den gestreiften Räuber richten, wenn er am Boden herankriechend sich rasch bis auf Sprungweite nähert. Dann allerdings, wann es zur Flucht zu spät ist, versuchen die thörichten Tiere, zu entkommen, aber der Tiger ist mit einem einzigen Sprunge unter ihnen, erfaßt mit gewaltigem Griff sein Opfer, reißt es nieder und tötet es mit einem einzigen Biß seiner mächtigen Kinnladen.

Der asiatische oder indische Löwe, welcher noch in einzelnen Provinzen, in Cutch, Guzerat und an einigen Stellen der Präsidentschaft Bombay verkommt, aber ziemlich selten ist, galt früher bei den Naturforschern wegen einiger kennzeichnenden Eigentümlichkeiten, z. B. des beinahe gänzlichen Mangels einer Mähne beim Männchen und seiner geringeren Größe, für eine vom afrikanischen Löwen verschiedene Spezies; nun aber betrachtet man beide als identisch. Von der Lebensweise und den Gewohnheiten des indischen Löwen weiß man wenig. Jäger, welche ihn schon angeschossen und verfolgt haben, schildern ihn als ein in diesem Zustande gefährliches Tier; allein auch er scheint, wie der Tiger, wenn er nicht gereizt oder angegriffen wird, sich der Begegnung des Menschen so viel wie möglich zu entziehen; auch ist er anscheinend nach Einbruch der Nacht nicht so kühn und gefährlich, wie es der afrikanische Löwe ist. Dagegen ist ein im langen Grase oder im Busch am Boden anschleichender Löwe selbst in verhältnismäßig offenem Gelände weit schwieriger zu unterscheiden als ein Tiger, weil seine erdbraune Farbe sich genau der Färbung der Umgebung anpaßt. Es sei hier noch angeführt, daß man irrtümlich glaubt, der männliche Löwe in seinem wilden Zustande trage die lang-

wallende Mähne, welche wir an den in Käfigen gehaltenen Exemplaren sehen. Der Löwe haust oft in dichten, dornigen Dickichten, und seine Mähne wird durch das beständige Kämmen an den Dornen und die Abnützung beim Passieren solcher stacheligen Büsche einigermaßen dünn und kurz und ermangelt so der wallenden Ueppigkeit des Haares, die uns an den eingesperrten Exemplaren so sehr auffällt. Der indische Löwe reißt zwar, wie der Tiger, eine Masse Rindvieh nieder, frißt aber nur selten oder niemals Menschen.

Panther und Leopard zeigen in vielen Stücken einen ähnlichen Charakter wie der Königstiger; sie greifen selten den Menschen an, wenn sie nicht gereizt, in die Enge getrieben oder verwundet werden, wo sie dann, wie alle die größeren Katzentiere, höchst gefährlich werden und die sie zu Fuß verfolgenden Jäger oft zerreißen. Es kommen hie und da, jedoch glücklicherweise selten, Fälle vor, daß die beiden genannten Tiere eine ungewöhnliche Wildheit zeigen und Menschenfresser werden. Für viele erfahrene europäische und auch für die einheimischen Jäger gilt sogar der zentral-asiatische Panther, ein großes gewaltiges Tier, für einen weit gefährlicheren Gegner als sogar der Königstiger, und beide, Panther und Leopard, klettern mit Leichtigkeit, welche Fähigkeit glücklicherweise dem Tiger und Löwen versagt ist. Erst vor wenigen Jahren kam der Fall vor, daß ein englischer Offizier und ein eingeborener Jäger von einem Hochsitz auf einem Baum aus auf einen Panther feuerten und ihn nicht schwer verwundeten. Der Panther kletterte am Stamme des Baumes hinauf, zog den unglücklichen Waidmann von dem Hochsitz herab und verstümmelte ihn so sehr, daß er bald darauf starb, stieg dann zum zweitenmal hinauf und tötete auch den Schikarie.

Der Panther richtet gleich dem Tiger große Verheerungen unter den Rindviehheerden an; der Leopard belästigt vorzugsweise die Schaf- und Ziegenheerden der Dorfbewohner und nimmt seinen Standort oft nur wenige Hundert Schritte vom Dorfe. Namentlich seit der indischen Meuterei, wo das Land entwaffnet wurde, haben sich in vielen, besonders gebirgigen Gegenden, die Leoparden ungemein vermehrt. Früher besaß jedes Dorf zwei oder drei Gewehre; jetzt bekommen nur gewisse Leute von der Regierung einen Waffenpaß, und deshalb werden nicht genug Raubtiere erlegt. Der Leopard hat es besonders auch auf Hunde abgesehen, die er mit Beeiferung davonträgt; offen tritt er einem starken Hund nicht gegenüber, allein indem er sich unbemerkt anschleicht und auf eine günstige Gelegenheit lauert, gelingt es ihm, den Hund unversehens zu packen und sich ihm an den Hals anzuklammern, und er läßt ihn selten los, ehe die Kraft seines Opfers erschöpft ist. Trotz der breiten eisernen, zum Schutz noch mit eisernen Spitzen versehenen Halsbänder, welche die großen wertvollen Schäferhunde tragen, werden diese in den Thälern des Himâlaya sehr oft von Leoparden fortgeschleppt.

Unter den indischen Raubtieren figurieren auch drei Arten von Bären. Zwei von ihnen, der braune und der schwarze Himâlaya-Bär, sind nur auf die Gebirge des nördlichen Indien beschränkt. Die dritte Art, der Lippen-Bär, Ursus labiatus, findet sich nur in den Ebenen Indiens oder in den niedrigeren Bergzügen, z. B. in den Neilgherries von Madras; dieser ist kein Fleischfresser, sondern lebt hauptsächlich von wildem Obst, verschiedenen Wurzeln, Getreide, Termiten und Honig. Die beiden Himâlaya-Bären dagegen sind unbezweifelbar Raubtiere und töten und verzehren gelegentlich Schafe, Ziegen und Kühe. Eine große Anzahl Todesfälle werden jährlich dem Bärengeschlecht zur Last gelegt. Holzhauer werden oft furchtbar zerrissen und verstümmelt heimgebracht, und bisweilen kommen einzelne Fälle vor, wo der Bär einen Menschen ohne die mindeste Herausforderung angreift. Namentlich ist eine Bärin mit Jungen noch eifersüchtiger als jedes andere Tier darauf bedacht, den Menschen nicht in die Nähe ihrer Kinder kommen zu lassen; sie wird daher jeden, der ihren Jungen nahe kommt, wütend angreifen und verfolgen und ihm mit ihren Zähnen und Tatzen oft furchtbare Wunden beibringen; allein nie hat man davon gehört, daß sie (wie dies in Büchern so oft erzählt wird) mit ihrem Opfer handgemein werde und es in ihrer mächtigen Umarmung zu erdrücken versuche. Die drei genannten indischen Bärenarten sind zwar vorwiegend Nachttiere, aber man begegnet ihnen häufig auch bei Tage, besonders während der Regenzeit, wo das Gras und die Dschungel dicht und verwachsen sind. In diesen Zeiten und an abgelegenen Orten, wo die Wälder noch wenig betreten sind, kann man dem schwarzen Himâlaya-Bären leicht begegnen, wenn er unter den Gruppen von Eichen nach Eicheln sucht, oder die Aeste herabbiegt, um zu den Früchten zu kommen, und es ist gar nicht selten, daß man auf der offenen Landstraße ein schwarzes Tier auf sich zu trollen sieht. Läßt man ihn aber ungeschoren, so wird der Bär in der Regel nur selten einen Menschen belästigen.

Zur Vervollständigung des Verzeichnisses ist hier noch ein anderes vierfüßiges Raubtier anzuführen, nämlich der Bhéria oder indische Wolf, welcher mit Recht als reißendes Tier sehr verrufen ist und dem viele Menschen und Tiere zum Opfer fallen. Es liegt etwas ganz besonders Scheußliches in dem Charakter des indischen Wolfes, denn er wagt sich kaum jemals an einen erwachsenen Mann oder Frau, sondern macht nur Kinder zu seiner besonderen Beute. In einigen der nördlichen Provinzen von Indien, hauptsächlich in Oude und in einigen Teilen des Rohilkund und ebenso auch in den sämtlichen nordwestlichen Provinzen Bengalens, ist der Verlust an Menschenleben durch Wölfe sehr groß. Während die größeren Katzentiere, wie Tiger, Löwe, Panther und Leopard, vorwiegend Nachttiere sind, ist der Wolf als ein zum Hundegeschlecht gehöriges Tier ein Tagräuber und streift den ganzen Tag nach Beute umher. Bei Nacht holt er oft kleine Kinder aus ihren Betten oder von der Seite ihrer Eltern hinweg, wenn sie im Freien schlafen.

Die Eingeborenen behaupten speziell vom Wolf, daß, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet habe, er darnach besonders lüstern sei und beinahe keine andere Nahrung mehr berühre. Der Wolf pflegt sich in der nächsten Nähe eines Dorfes in einem Maisfelde oder einem Streifen Zuckerrohrland in den Hinterhalt zu legen, und hier wartet das grimmige Tier seine Zeit ab und beobachtet ein Häuflein armer nackter Kinder beim Spiel, bis sich eines derselben zufällig etwas von seinen Kameraden entfernt und dem lauernden Feinde nähert. Dann hört man einen plötzlichen Angstschrei und sieht noch einen braunen Gegenstand in aller Eile flüchten; allein nur selten kann man das geraubte Kind noch retten, denn der Wolf erwürgt sein Opfer gewöhnlich lange bevor ihm noch Hülfe geleistet werden kann. Nach der Erklärung der Eingeborenen ist der indische Wolf auch so schlau und vorsichtig, daß er weder in Gruben noch in Fallen gefangen werden kann.

(C. J.)

Die Kara-kum oder die Turkmenen-Wüste.

Von Paul Lessar.[1]

Die Region, welche durch den Ust Urt, Khiwa, Buchara, das afghanische Turkestan, Attok und Akhal begrenzt wird, führt den allgemeinen Namen Kara-kum (schwarzer Sand), obwohl sie gar nicht durchaus sandig ist und ein namhafter Teil davon aus Kyrs, Takirs und Schors besteht, welche im weitern Verlauf dieser Blätter geschildert werden sollen.

Das Aussehen des Landes. Die Sandflächen der Kara-kum werden auf den Landkarten durch ein gemeinsames konventionelles Zeichen bezeichnet, sind aber in der Wirklichkeit sehr verschieden und mannigfaltig. Man kann sie in dreierlei Hauptarten teilen. In der ersten ist der Boden lehmig, reichlich mit Sand gemischt; seine Oberfläche besteht aus kleinen Hügeln, welche selten mehr als sieben Fuß hoch und im allgemeinen dicht mit Buschwerk überwachsen sind. In dieser Art von Wüste ist das Reisen nicht schwer, weder zu Pferd noch im Wagen, bei gutem wie bei schlechtem Wetter. Zu dieser Art gehören alle die Sandflächen zwischen Merw und Attok, sowie diejenigen zwischen Sarakhs und Chacha.

Die zweite Art besteht aus wirklichem Sand, jedoch nicht aus Treibsand, sondern aus solchem, welcher überall durch Büsche von 10—15 Fuß Höhe zusammengehalten wird. Nur auf den Gipfeln der Hügel, welche höher sind als die der ersten Art, findet man etwas Treibsand, welcher von einem Orte zum anderen geweht wird. Hie und da trifft man den Sand unterwegs zu Rücken oder Hügelwellen von 70—100 Fuß Breite, selten mehr, aufgeweht. Im allgemeinen gibt es in der Wildnis der Kara-kum keine hohen Erhebungen, und die Niveaux unterscheiden sich nur um 140 Fuß, selten um höchstens 200 Fuß zwischen den Extremen, während nur sehr wenige Punkte ganz vor dem Winde geschützt sind. Wo sie dem Winde ausgesetzt sind, da können zwei Fälle eintreten: 1. in jenen sandigen Strecken, welche ganz frei von Büschen sind, bilden sich Barkhans, welche wir weiter unten schildern werden. 2. Mit der allmählichen Erhärtung der Sandmasse bleiben die leichteren Partikeln nicht in den Höhlungen; sie werden entweder von den Wurzeln der Büsche erfaßt oder nach höherem Grunde getragen, wo sie von einigen Winden durch den Hügelrücken geschützt werden. Der Wind führt sie dann über die Hügelwelle hin, ist aber nicht imstande, sie in der dahinter liegenden Vertiefung niederzulegen. Ein Wind, welcher aus einer entgegengesetzten Richtung bläst, kann die Partikeln dann in gleicher Weise nach der anderen Seite der Anhöhe treiben, aber nicht weiter. Dies erklärt die kleine Menge von Treibsand, den man auf den Straßen trifft und sein rasches Verschwinden.

In Sandflächen der zweiten Art kommen Karren nur mit Mühe fort, während Pferde und Kameele, und besonders die letzteren, sich auf denselben frei bewegen. Diese Art umfaßt alle Sandflächen, welche man auf den Straßen zwischen Khiwa, Akhal, Attok und Merw, zwischen der Mikhailow-Bay und Mulla Kari, sowie denjenigen auf der Halbinsel Dardjar trifft, obwohl letztere von einer loseren Konsistenz sind und ein verbindendes Glied mit der dritten Art bilden. Sie kommen auch zwischen Merw und Sarakhs vor, aber nur auf einer Strecke von etwa fünf Kilometern, wo die Straße sie an einem Ort namens Kutsche-kum kreuzt. Die Sandflächen zwischen Annau und Gawars nehmen eine Zwischenstelle zwischen der ersten und zweiten Art ein.

In den eben erwähnten Sandflächen ist kein Sturm zu fürchten; da die Menge des Treibsandes so klein ist, kann sie nicht gefährlich werden, bereitet aber dem Reisenden mancherlei Unannehmlichkeiten, in dem sie seine Effekten bedeckt, ihm die Augen füllt u. s. w.

Dies ist jedoch nicht der Fall mit Sandflächen der dritten Art, sogen. Barkhans. Hier ist kein Baum, Busch oder auch nur Grashalm zu sehen; der ganze Sand ist von beweglicher Beschaffenheit; der leichteste Windstoß verweht die frischen Spuren einer Karawane, und man hat daher einem Orte im Khanat Buchara, wo ganze Karawanen begraben worden sind, den Namen „Adam Krilgan" (Zerstörung der Menschen) gegeben.

Zwischen dem Oxus und der Kaspi-See kommen solche Treibsande nur sehr selten vor und gewöhnlich in besonderen Anhöhen oder Hügelwellen. Man trifft sie nur im südöstlichen Winkel der Wüste, und auch hier nur in der Nähe des Flusses; je weiter von Chardjui in nördlicher Richtung und je tiefer in die Steppe hinein, desto seltener

[1] Aus der russischen „Iswestiya" Bd. XX. übersetzt. Herr Lessar ist der bekannte russische Kommissär, welcher zu Anfang dieses Jahres nach London geschickt wurde, um die Vorbedingungen der afghanischen Grenzbereinigung zu vereinbaren, und aus eigener Anschauung einer der gründlichsten Kenner Mittelasiens.

werden diese Treibsandwehen. Längs der Straße von Merw nach Kavakla ist der Sand auf eine kurze Strecke von ähnlichem Charakter, mit wenig Pflanzenwuchs, obwohl dieser nur aus wenigen einzelnstehenden Bäumen von Saksaul besteht und die Gestalt der Hügel ganz verschieden von denen längs der Straße zwischen Merw und Boyun-uzün ist, welche kahl sind. Wo noch einiger Pflanzenwuchs ist, da hängt die Lage des Sandes und Gestaltung nicht allein vom Winde, sondern ebensowohl von den Büschen ab, und das Zusammentreffen dieser beiden Ursachen erzeugt eine große Mannigfaltigkeit in den Gestalten der Hügel. In den Barkhans auf der Straße von Merw nach Boyun-uzün ist dies nicht der Fall; hier, wie auf allem leicht wellenförmigen Boden gibt es keine Fernsicht, und wenn der Sand die im Boden wachsenden Büsche bedeckt, so ist der Horizont auf allen Seiten durch niedere, graulich-gelbe Hügel begrenzt, welche vom Winde allein gebildet sind. Dieser übt auf die ganze Sandmasse eine ähnliche Wirkung aus und bildet die Hügel nach eigenem Muster und Gutdünken. Die dem Winde (Nord) zugekehrte Seite bietet einen allmählich erhöhten Kegel da, die entgegengesetzte Seite eine scharfe Kurve, während ein Durchschnitt genau mit einer Rippe verglichen werden kann. Die Achse der Barkhans verläuft von Nordost nach Südwest und bildet einen Winkel von 20 Grad mit dem Meridian.

Die Reise über diese Sandfläche ist sehr mühsam, denn die Pferde sinken darin ein und sind kaum imstande, ihre Füße herauszuziehen. Man muß mit der größten Behutsamkeit vordringen, um nicht seinen Weg zu verlieren; es ist nichts vorhanden, was als Landmarke, Signalpfosten oder Wegweiser dienen, nichts woran man Kameele anbinden kann, als gelegentlich von vorüberziehenden Karawanen ausgesteckte Pfähle; der Wind weht sie nieder, der Sand bedeckt sie. Jede folgende Karawane pflanzt sie wieder am passendsten Orte aus. Diesen Stöcken und Pfählen muß man auf dem Marsche folgen, denn wenn der leiseste Wind weht, können nur die geschicktesten und erfahrensten Führer die Richtung des Weges bestimmen.

Die Barkhans wechseln von Stelle zu Stelle; jeder Reisende zwischen Merw und Buchara bekommt einen deutlichen Beweis von ihrer veränderlichen Natur. Auf der Straße nach Kavakla sind die Wurzeln der Bäume bis zu einer Tiefe von zwei bis drei Fuß blosgelegt, welche die Mächtigkeit der entfernten Sandschichte darstellen sollte, weil die Wurzeln der Bäume beinahe an der Oberfläche beginnen. Ich habe niemals mehr als viertehalb Fuß tief Wurzeln blosgelegt und kaum jemals umgestürzte Bäume gesehen. Dies erklärt sich durch den Umstand, daß der durch den einen Sturm entführte Sand durch einen anderen Sturm wieder hingetragen und der Baum in der Zwischenzeit von seinen tieferen Wurzeln gehalten und gestützt wird. Ich sah ein anderes Beispiel von der Wanderung der Barkhans in einem Schor zwischen Adil Well und Boyun-uzün. Zur Zeit meiner Reise kreuzte der Barkhan eine gut betretene Wegspur, welche früher als Straße diente; um ihn zu vermeiden, war bereits eine zweite Spur eingetreten worden. Diese Versetzung eines ganzen Barkhan über ein weites Schor in einer einzigen Masse und ohne irgend welche Veränderung in der Gestalt zu erleiden, ist eine höchst interessante Thatsache, und besonders auffallend ist die Langsamkeit der Bewegung; auf diese Weise war eine zweite Spur eingetreten worden, ehe die zuvor innegehabte wieder freigelegt worden war.

Neben den drei obengeschilderten Arten von Sandflächen gibt es natürlich noch viele Zwischenformen, allein die bereits bezeichnete Unterscheidung reicht genügend hin, um den Charakter der Kara-kum deutlich zu machen, und zwar umsomehr, weil beim Ueberblick des Gegenstandes unserer Mitteilungen ihre Klassifikation in die eine oder andere dieser Arten vollständig den Grad von Leichtigkeit bestimmt, mit welchem sie durchreist werden mögen.

Wie bereits erwähnt, gibt es außer den Sandflächen in der Kara-kum auch noch Kyrs, Takirs und Schors. Feste, lehmige, mit Sand gemischte Flächen, welche gelegentlich mit Sandhügeln bedeckt, durch Pflanzenwuchs befestigt und erhärtet sind, werden von den Eingeborenen mit dem Worte Kyrs bezeichnet. Sie sind nichts weniger als flach, sondern bestehen gewöhnlich aus einer Reihe von Thälern, welche mit Anhöhen von 140 und nicht über 210 Fuß Höhe abwechseln. Der Boden erleichtert die Bereisung bei jedem Wetter.

Der Takir ist eine sehr harte, von Pflanzenwuchs entblößte Fläche, auf allen Seiten umgeben von beinahe horizontalen oder zum mindesten kaum merklichen Senkungen.

Von außen bieten sie nachstehende Unterscheidungsmerkmale von den Kyrs dar: Während die letzteren große Strecken der Steppen einnehmen, namentlich nördlich vom Unguz, wo sie in einer beinahe parallel mit ihr laufenden Linie in einer Entfernung von 20 Kilometer begrenzt werden, erstrecken sich die Takirs dagegen nur über beschränkte Räumlichkeiten in den Sandflächen, und niemals da wo es Kyrs gibt. Der Boden der Takirs ist thonig, für Wasser gänzlich unzugänglich, bildet während der Regen eine schlüpfrige Oberfläche und hemmt das Vorwärtskommen, obwohl er gewöhnlich nicht so sehr mit Wasser gesättigt ist, als er erscheint und ich niemals Hufspuren gesehen habe, welche sich tiefer als 7—9 Zentimeter eindrückten. Von der Bedeutung der Kyrs und Takirs hinsichtlich der Frage der Wasserzufuhr werden wir später reden.

Schors sind von den Takirs durch die Beschaffenheit des Bodens leicht zu unterscheiden: wie diese, sind sie zwar ohne Pflanzenwuchs und frei von Sand und bieten ein ähnliches Aussehen dar; ihr Boden ist aber nicht Thon oder Lehm, sondern eisenhaltiger Sand und an vielen Stellen Gyps, welcher zu Tage steht. Schors sind bisweilen trocken, zuweilen kothig und in keinem Fall schwer zu passieren. Da sie stets in den tiefsten Teilen der Wüste

liegen, so kann man in ihnen immer in einer Tiefe von anderthalb bis zwei Fuß Wasser finden, aber es ist unwandelbar brackisch.

Diese Schilderung der Kara-kum wäre jedoch unvollständig, wenn wir es versäumten, der sog. trockenen Kanäle zu erwähnen, welche man in verschiedenen Richtungen trifft und von denen zwei — der Uzboi und der Unguz — wohlbekannt sind.

Der Uzboi ist mehrere Jahre lang der Gegenstand spezieller Untersuchungen und Forschungen von seiten einer Expedition gewesen, welche zu diesem Zwecke ausgeschickt worden war. Diese hat jetzt ihre Arbeit beendigt, und es ist in Anbetracht der ungemeinen Mittel, welche ihr zu Gebote standen, zu hoffen, daß die Ergebnisse ihrer Forschungen die Frage vollkommen klarstellen werden. Im Verlauf meiner Arbeiten in den transkaspischen Regionen habe ich den Uzboi nur stellenweise berührt. Teils aus den so erhaltenen Daten, teils aus der dürftigen Belehrung, welche mir aus anderen Quellen zuteil geworden ist, halte ich nachstehendes für die wahrscheinlichste Erklärung seiner Anwesenheit.

Wir wissen, daß der Aibughir-Golf so zu sagen unter unseren Augen ausgetrocknet ist; es ist überdies höchst wahrscheinlich, daß der Aralsee noch in vergleichsweise neuer Zeit bis Chaischli und über Bala-ischem hinausreichte in einem Golf, wie derjenige von Aibughir (Chaischli liegt 224 Fuß, Bala-ischem ungefähr 200 Fuß über dem Niveau des Kaspi-Sees oder etwas unter dem Niveau des Aral-Sees). Zwischen Sari-kamysch und Bala-ischem gibt es keine Art von Kanal, sondern nur Unebenheiten im Boden, welche das Ansehen von Seebetten haben; es bildeten sich natürlich ebenfalls nach der Austrocknung des Golfs des Aral-Sees, als das Delta des Amu-Darja sich nordwärts wandte, Wasserläufe zwischen ihm und Sarikamysch.

Nur von Bala-ischem nach Igdi existiert ein Kanal, der unverkennbar Spuren davon trägt, daß er ehedem ein Flußbett gewesen sei, längs welchem die überflüssigen Gewässer des Aral in Jahren außerordentlicher Schwellung einen Ablauf nach der Kaspi-See gehabt haben mögen. Nivellements werden zeigen, wie weit dieser Strom gegangen sein mag; allein schon bei Aidin wird ein Niveau erreicht, welches unter demjenigen der Kaspi-See liegt, und es ist daher nicht zu bezweifeln, daß dieser ganze Teil des Uzboi das Bett eines Busens dieses Meeres bildet, dessen Austrocknung wahrscheinlich durch die Schwankungen in seinem Niveau und den Einfluß atmosphärischer Ursachen auf den seichten Golf erklärt werden kann.

Allein was für wissenschaftliche Ergebnisse man auch immer von den Arbeiten dieser Expedition erlangen mag,[1] so kann nicht länger mehr ein Zweifel darüber bestehen, daß die Benützung des Uzboi zur Verbindung des Aral mit der Kaspi-See unausführbar ist. Dies ist so zu verstehen, daß wir hier von der Bewerkstelligung einer derartigen Verbindung durch bloße Ableitung des Flusses sprechen. An vielen Stellen ist absolut kein Kanal auf Hunderte von Kilometern vorhanden; an anderen würden riesige Arbeiten für den Durchgang von Wasser erforderlich sein. Mit Vergeudung von vielen Dutzenden von Millionen könnte man vielleicht ein künstliches Flußbett schaffen, allein seine Verwendbarkeit für praktische Zwecke würde außer Frage sein. Angenommen, es würde sich hier ein Handel entwickeln oder die wahrscheinliche Entwickelung desselben von der Erbauung mühevoller Verkehrsmittel abhängen, so würde selbst dann die Wahl zwischen einem Kanal und einer Eisenbahn liegen, und der eine wie die andere würde noch unberechenbar weniger kosten als ein künstlicher Fluß.

Von dem Unguz oder sog. Charjui-Kanal werde ich noch ausführlicher sprechen. Bis zum Frühjahr 1883 beruhte die ganze Kunde über ihn und den größten Teil der Kara-kum beinahe nur auf Hörensagen, obwohl sie die Frage der Verbindungen zwischen Akhal, Khiwa und Buchara sehr nahe berührte. Nur ein Teil der Wüste westlich von Scheikh war von den Topographen der Expedition zur Untersuchung des alten Bettes des Amu-Darja vermessen und in Karten eingezeichnet und nur 20 Kilometer des Unguz waren von Lieutenant Kalitin geschildert worden. Ich organisierte daher auf Weisung des obersten Befehlshabers der transkaspischen Region im März 1883 eine Expedition, um den Unguz und verschiedene Routen in der Kara-kum zu untersuchen. Als Geleite und zur Leistung der Handarbeit wurden mir zehn Reiter von der Tekke-Miliz und ein Dolmetscher, zum Transport des Gepäcks und der Lebensmittel zehn Kameele nebst drei Treibern zugewiesen.

Das vom obersten Befehlshaber mir aufgegebene Programm war folgendes:

A. Vermessung und Schilderung 1. des Unguz von Bala-ischem am Uzboi bis zum Amu; 2. des Weges von Kizil-arwat über Sansys und Bestem-Schah nach Kurtysch

[1] Es ist sehr zu wünschen, daß diese Ergebnisse in extenso veröffentlicht werden und nicht blos in Gestalt eines einfachen Auszuges oder irgend eines Planes, den Amu-Darja in die Kaspi-See zu leiten. Personen, welche mit dem speziellen Auftrage betraut werden, ein Projekt für die Verbindung oder Vereinigung der beiden Seen auszuarbeiten, mögen natürlich von der Großartigkeit der Idee hingerissen werden, und die günstigen und ungünstigen Umstände nicht unparteiisch abwägen. In Anbetracht der hohen Wichtigkeit dieser Frage sollte dieselbe aus jedem Gesichtspunkte erwogen werden; die ermittelten Thatsachen sollten daher allen denen, welche sich für diese Arbeit interessieren und nicht blos den damit Beschäftigten zugänglich sein, denn wie sehr auch die Resultate sich in praktischem Sinn als getäuschte Erwartung erweisen mögen, so würden die Vermessungen im Verein mit denen in der Kara-kum vorgenommenen und noch vorzunehmenden unschätzbar sein. Mögen endlich auch die Kosten der Veröffentlichung noch so hoch sein, so würde ihr Betrag ganz unbedeutend sein neben dem ungeheuren Aufwand für die Vermessung.

am Uzboi; 3. des Weges von Khiwa nach dem Tedschend und Askabad. Diese Vermessungen würden von mir nach Weisung ausgeführt und mit dem auf einem Dreifuß aufgestellten Stephan'schen Kompaß bewerkstelligt. Berittene dienten als Ziele, Entfernungen wurden mit einem Odometer gemessen, welcher am Vorderteil eines zu diesem Zwecke mitgenommenen Munitionswagens angebracht war; da dieser nicht schwer war, wurde er ohne Schwierigkeiten von einem der beladenen Kameele sogar durch den Treibsand gezogen.

B. Barometrische Höhenmessungen allen diesen Wegen entlang mit gleichzeitig vorgenommenen korrespondirenden Aneroid-Ablesungen. Zu diesem Zweck rückten wir in zwei Abteilungen von je fünf Mann in einem Abstand von je vier bis fünf Werften (Kilometern) oder einer Stunde Ritts vor und zeichneten zu bestimmten Zeiten die Aneroid-Ablesungen auf; um die Stelle zu bezeichnen, wo eine Beobachtung mit dem vorausgehenden Aneroid gemacht worden war, wurde eine Signalflagge zurückgelassen, in deren Nähe der zweite Beobachter Halt machte und die er mitnahm, wenn er weiterging. Die ersten Ablesungen vom Aneroid wurden von mir, die zweiten von meinem Gehülfen, Lieutenant Khabaloff, vorgenommen. Die Höhenmessungen wurden dem Wege von Kizil-arwat nach Kurtyschi und dem Unguz entlang vorgenommen. Auf dem Rückweg von Khiwa nach Askabad hinderten uns die Hitze und der Wassermangel am gemeinsamen Zusammenreisen. Herr Khabaloff begab sich daher über Bala-ischem nach Akhal, wobei er diesen Teil des Weges von Sansys nach Bami zum erstenmal beschrieb. Ich kehrte, wie es beabsichtigt war, über Mirza-chilef und Tedschend zurück, so daß auf dieser Linie nur einzelne barometrische Beobachtungen gemacht wurden.

Wir begaben uns nach der Kara-kum von Kizil-arwat aus; ich will hier zunächst nur von jenem Gürtel derselben sprechen, durch welchen der Unguz verläuft, und zur Schilderung dieses Teils der Wüste nun Auszüge aus meinen Tagebüchern geben.

„Am 12. April brach ich von Bala-ischem auf; es waren 500 Werften bis zum Amu-Darja zu durchwandern, die ganze Strecke ohne Straßen. Der schwierigste Teil war die Reise am ersten Tag, nämlich zwischen Bala-ischem und Islam-kui, weil hier die Sandrücken zum größten Teil lose sind und auf jeder Seite steile Steigungen haben. Nachdem wir 22 Werften zurückgelegt hatten, wanden wir uns aus denselben hinaus, stiegen zum Unguz hinab und wanderten längs der Seebetten weiter, welche nach den durchmessenen unregelmäßigen Sandflächen den Eindruck eines mit Treibsand bedeckten Kanales oder Flußbettes machten. Diese Illusion schwand jedoch schnell, denn beim Ausblick nach rechts und links begegneten unserem Auge überall genau ähnliche Aushöhlungen. Zwischen Bala-ischem und Laila waren nach der Aussage unseres Führers fünf Unguse, und in Wirklichkeit waren — nach dem zu urteilen, was wir sahen — deren noch viel mehr. Die ganze Bodenfläche ist hier in Höhlungen und Vertiefungen gebrochen, und wenn man eine Anzahl derselben vermißt und auf eine Karte von kleinem Maßstabe überträgt, so erhält derselbe das Aussehen eines Kanals. Die Seiten dieser Abhänge sind 100 Fuß hoch und bestehen aus Thonmergel mit Sandsteinschichten; der Boden ist eisenhaltiger Sand mit häufigen zu Tage streichenden Gypslagern längs der Seiten und am Boden. Die Aushöhlungen sind durch hohe Bänke von einander geschieden, und diese sind ebenso mit kleinen Rücken belastet, welche sich wie Dämme quer über denselben hinziehen und gelegentlich aus entgegengesetzten Richtungen zusammentreffen. Nachdem wir dieselben etwa eine Stunde lang durchritten hatten, hielten wir für die Nacht in Islam-kui. Hier sind sieben Brunnen vorhanden; früher waren es noch viel mehr, aber die übrigen sind nun verstopft. Wasser erhält man 38 Fuß unter der Oberfläche, und es ist ungefähr 14 Zoll tief mit einem brackischen Geschmack, welcher aber nach schwerem Regen beinahe süß wird. Es hat eine Temperatur von 11,5° R. und wird von Schafen und Kameelen gierig getrunken. Von Islam-kui führt ein Weg nach Laila und Kurtyschi.

Fünfunddreißigig Werst östlich von Islam-kui wird die Bodenfläche abermals durch eine Reihe von Seebetten unterbrochen, deren Grund selten einen Takir bildet. Schors dagegen sind häufig, und ebenso zeigen sich gelegentlich sog. Kaki oder Regenrinnen, Wasserrunsen, welche sich schon aus der Entfernung durch die sie umgebende üppige Vegetation bemerkbar machen, während zwischen den Aushöhlungen sehr bedeutende Kyrs liegen. Weiterhin veränderte der Kanal gänzlich sein Aussehen und wir bemerkten keine Seebecken mehr. Nordwärts von unserem Wege strich eine Linie von steilen Felsenklippen hin, zerrissen von Querthälern, welche von Nord nach Süd verlaufen. Südlich von uns waren Sandflächen und der zwischen diesen und den Klippen liegende Raum ward immer größer, je weiter wir vordrangen, und die letzteren wichen weit nach Norden zurück, während die Sandflächen von Süden uns aus dem Auge entschwanden.

Wir wanderten über Kyrs hin, aus welchen sich gelegentlich kegelförmige Hügel erheben, welche, wie die Klippen den ganzen Unguz entlang, aus Thonmergel mit dazwischen liegendem Kalkstein bestanden.

Diese Hügel sind besonders zahlreich in der Nähe der Brunnen von Scheikh und haben sogar der Oertlichkeit ihren Namen Kyrk-gulbeh, d. h. 40 Hügel, gegeben. Mehrere von ihnen enthalten in der Kalksteinformation große Mengen Schwefel, und diejenigen z. B., welche etwa 20 Kilometer nördlich von Scheikh (am Wege nach Laila) liegen, sind durch das ganze Land bekannt als die Hügel von Dervaz-kyr, wo die sämtlichen Turkmenenstämme und die Khiwaner sich seit langen Jahren ihren Schwefel zur Bereitung des Schießpulvers verschafften und welche in ausgedehntem

Maße abgebaut worden sind. Je näher bei den Brunnen von Scheikh, desto weniger häufig sind die Kyrs, welche hier durch Sand ersetzt und gelegentlich durch Takirs unterbrochen werden. Diese von Saksaul-Gehölzen umsäumten Brunnen sind nun alle bis auf einen verstopft; man erhält 21 Fuß unter der Oberfläche Wasser mit einer Tiefe von $4\frac{1}{2}$ Fuß in reichlicher Menge und von guter Qualität. Sie liegen auf einem ausgedehnten Takir, haben eine nordwestliche Richtung und bilden die Fortsetzung einer Reihe von Seebetten und einem im allgemeinen sandigen Boden, welcher aber mit einem Flußbett nichts gemein hat.

Auf halbem Wege zwischen Scheikh und Kamla durchwanderten wir Sandflächen und gelegentlich Takirs, wo die Sandhügel das umgebende Gelände in einer Höhe von 56—70 Fuß überragten.

Hier stiegen wir wieder zu einer Reihe von Schors hinab, welche nordwärts von vielen, 150 bis 200 Fuß hohen Klippen begrenzt waren, gleich denen, welche wir passiert hatten, und gen Süden an Sandflächen stießen. Die aus eisenschüssigem Sand bestehenden Schors waren von sehr verschiedenartiger Färbung: gelb, rot, violett ꝛc. Ueberall stand Gyps zu Tage, an einigen Stellen kristallinisch, an anderen amorph und zerteilt, so daß unsere Pferde drei bis vier Zoll tief einsanken. Der kristallinische Gyps bildet an vielen Stellen eine sehr dicke Schicht auf der Oberfläche, mit dünnen Schuppen, welche den Blättern eines halboffenen Buches gleichen, und erscheint an anderen als große Kristalle oder in kleinen funkelnden Körnern über die Oberfläche verteilt.

Einige von diesen mit Sand bedeckten Schors dehnen sich Werften-lang hin und sind meist sumpfig, aber einige auch trocken, und man kann in ihnen schon auf eine Tiefe von anderthalb bis zwei Fuß brackisches Wasser bekommen. Nördlich von den Klippen ziehen sich auf eine beträchtliche Entfernung Kyrs hin, zum größten Teil von tiefen Schluchten durchrissen, wo wir den Unguz verließen, und eine nördliche Richtung einschlugen, z. B. in Mirza-chileh, Daschadji, Edi-kulatch und an anderen Orten. Im allgemeinen bietet hier und weiterhin der Unguz durchaus nicht das Aussehen eines Flußbettes, sondern könnte eher mit dem Fuß irgend einer Klippe, wie etwa mit der Spalte oder Böschung des Ust Urt, verglichen werden, dem er auch in Höhe ziemlich gleichkommt, da beide sich ungefähr 200 Fuß über das umgebende Gelände erheben. Die Klippen des Unguz sind durch atmosphärische Ursachen abgeböscht und zersetzt, und ihr Schutt trägt zur Bildung der Sandflächen bei, welche sich südwärts von ihnen ausdehnen.

Die Thatsache aber, daß die losesten Sandflächen in der Nähe des Amu-Darja gefunden werden, führt zu dem Schlusse, daß dieselben zum Teil durch Ueberschwemmungen des Flusses niedergeschlagen worden sind.

Die Lage der Schors in den tiefsten Stellen am Fuße der Klippen rührt wahrscheinlich von der obenerwähnten Ursache her, welche auf alle tiefliegenden Gründe inmitten von Sandflächen anwendbar ist; wenn der Sand allen Winden ausgesetzt ist und nichts hat, woran er sich halten kann, so wird er nach den Gipfeln hin geweht, und so bleibt in offenen tiefliegenden Strecken dem Unguz entlang ein Gürtel von nackter Oberfläche. Hier sammelt sich die vom Regen herrührende Feuchtigkeit an und bildet sumpfige Schors, während an vielen anderen, vor gewissen Winden geschützten Stellen die Sandflächen bis an Klippen selbst heranreichen.

Diese beiden Formationen, Kyrs und Sand, wechseln längs der ganzen Erstreckung der Böschung bis Chalganak, während diese Spalte je weiter nach Osten desto mehr zersetzt ist, bis sie endlich in eine Reihe vereinzelter Hügel gebrochen wird, welche 70 bis 100 Fuß hoch und kaum durch Rücken von weniger als 20 Fuß untereinander verbunden sind, wobei die Vorberge immer schmäler und die Thäler breiter werden. Beinahe unmittelbar jenseit Chalganak treten die Klippen zurück, erst in genau nördlicher Richtung, und verlaufen hernach parallel mit dem Amu.

Die Sandflächen bis Chalganak gehören zur zweiten und gelegentlich zur ersten Ordnung; nur auf einer Strecke von zirka zwölf Werften zwischen diesen Brunnen und dem Flusse liegen die Barkhans, welche ganz aus Treibsand bestehen. Es ist höchst merkwürdig, daß alle die Straßen, welche von Merw nach dem Amu-Darja führen, solche Barkhans kreuzen; und sehr wahrscheinlich gehören sie zu einem fortlaufenden Gürtel, welcher dem Amu-Darja parallel liegt und durch die Ablagerungen seiner Fluten gebildet worden ist. Diese wurden dann vom Wind zu Barkhans aufgeweht und erhärteten allmählich, als sie sich nach Westen bewegten.

Nach alle dem oben Gesagten ist es kaum der Mühe wert, noch von der praktischen Bedeutung des Unguz, d. h. von der Unmöglichkeit zu sprechen, denselben als einen Flußweg für den Amu nach der Kaspi-See zu benutzen. Kaum ein einziger Abschnitt desselben gleicht einem Flußbett oder ist ohne ungeheure Mühe für einen Wasserlauf passend zu machen, während die Unebenheit des Bodens und die großen Sandstrecken für das Graben eines Kanals Hindernisse darbieten, welche als praktisch unüberwindlich betrachtet werden müssen. (Proc. R. G. S.)

Einiges über den Ursprung des topographischen Namens „Crnagora“.

In dem 1883 erschienenen Buche von Dr. Bernhard Schwarz über „Montenegro“ ist ein eigenes Kapitel dem Ursprunge des Namens dieses Landes gewidmet worden. Mit großer Belesenheit ausgerüstet, beleuchtet der Autor den Gegenstand mit Geist und Scharfsinn von allen Seiten. Mir dünken folgende zwei Sätze auf Seite 360 und 361

die treffendsten und der Sache am nächsten stehend zu sein:

„Unzweifelhaft aber kommen wir weiter, wenn wir überhaupt darauf verzichten, jenes Epitheton (Crna) wörtlich zu nehmen und lieber eine tropische Deutung heranziehen. Das Einfachste ist dann, das „schwarz" im Sinne des „öde", „wild", „schauerlich erhaben", „unwirtlich", „unheilvoll" aufzufassen, ähnlich wie dies schon die Alten thaten, wenn es in einer ihrer Dichtungen heißt: ‚Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto' — oder wie wir noch heute von einem „schwarzen" Herzen, einem „schwarzen" Verhängnis u. dgl. sprechen.

„Nimmt man nun noch hiezu die Sympathie für das physisch Gewaltige, das wild Erhabene, das Düstere und Geheimnisvolle, die, wie allen Naturvölkern, so auch den alten Slaven eigen war, dann wird man begreifen, daß Cernebog sogar die populäre Gottheit war. Zahlreiche Opferstätten wurden für seinen Kultus angelegt, von denen wohl viele auch seinen Namen erhielten. Beispielsweise dürfte die Benennung eines Berges in Sachsen, des Tschernebogs in der Lausitz, auf diese Weise entstanden sein".

Ich habe vor mehreren Jahren im „Ausland" es versucht, die Entstehung des Namens Berlin auf Grund des vor 13 Jahrhunderten an der Spreva herrschenden wendoserbischen Idioms zu erklären, was mir von mancher Seite Zustimmung und Gutheißung gebracht hat. Dadurch ermutigt, will ich hier meine Studie bezüglich des Namens Crnagora veröffentlichten.

Ursprünglich hieß Montenegro in Schrift und Wort: *Tscharna* gora, dann *Tscherna* gora, und zuletzt im Volksmunde *Crna*gora, welcher Laut, seit Vuk Karatschitj die lebendige Volkssprache zur Schriftsprache erhob, auch in die Litteratur Eingang fand.

Unsere erste Aufgabe ist es nun, den Ursprung der Wurzelsilbe tschar zu suchen und zu finden.

Der Sanskrit ist die Urquelle der vier Hauptäste der arischen Völkerfamilie und in dieser wollen wir daher jene Wurzelsilbe suchen.

Tschar bedeutet im Sanskrit Zauber, zauberisch.

Ein Sänger besingt vor 2000 Jahren sein Mädchen am Sind mit „*tscharul*-otschana" (im serbischen würde heute dieses Epitheton heißen: „*tscharno*-otschna" devojka; wir würden es heute freilich ins Deutsche mit schwarzäugig übersetzen; indessen ist es nach dem Sanskrit identisch mit „bezaubernd-äugig").

Die sanskritische Wurzelsilbe tschar finden wir heute noch in dem Russischen *otschar*ovanie, im Serbischen *tschar*ovno, *tschar*obno, im Englischen *charm*, im Französischen *charm*ant, im Türkischen *kara*, das k wie *tsch* ausgesprochen und *Schara*-planina (bei Prilip).

Dr. Schwarz hat daher vollkommen Recht, wenn er den Namen Crnagora auf das „physisch Gewaltige, das wild Erhabene, das Düstere und Geheimnisvolle" zurückführt. Es ist daher nicht damit das optisch Schwarze, das Gegenteil von weiß, sondern offenbar der Abgang alles Lichtes, das Unergründliche, Unsichtbare, Geheimnisvolle, Schauerliche, Zauberische gemeint.

Ich wäre fast versucht, die beiden deutschen Worte „Zauber" und „schwarz" euphonistisch in gewisse Beziehung mit jenem sanskritischen Wurzellaute tschar zu bringen.

Indessen gehen wir in unserem Grübeln weiter. Die alten Griechen suchten und fanden die Pfade zu allen Völkerstämmen, welche damals auf der Balkan-Halbinsel lebten. Sie kannten diese Halbinsel genau durch Bereisung zu Lande. Von Saloniki folgten sie den Varda aufwärts über Skoplje, kamen ins Kosovopolje und an die Ufer der Sitnitza; von da abwärts zum Ibar-Flusse; längs diesem aufwärts gelangten sie zum Quellgebiet des Lim und von da in das nahe Thal der Tara, wo heute Kolaschin liegt.

Jetzt galt es weiter in nordwestlicher Richtung vorzudringen. Sie machten denselben Weg, den Dr. Schwarz von hier in jener Nacht nach Kloster Moratscha und in das Thal der Moratscha machte, und der vom Sattel der europäischen Wasserscheide hinab so schauerlich, so furchtbar, pfadlos war. Die Griechen hatten vor sich ein tief in Felsen und Zerklüftung eingeschnittenes Thal der heutigen Moratscha, in welches kein Pfad führt. Drüben am rechten Ufer alles öde, zerklüftet, wild, leblos, gewaltig und geheimnisvoll.

Dr. Schwarz beschreibt uns ganz richtig die felsigen Gebirgslehnen auf der Süd- oder Sonnenseite als nacktes Steingerölle (was ich in meiner Theorie über die Ursachen des seitlichen Rückens der Flüsse schon vor Jahren geschrieben habe).

„Bis hierher und nicht weiter", mögen sich die alten Griechen gedacht haben. „Dort drüben ist die Welt (wohl nicht mit Brettern allein) mit Steinen beschlagen." So erzählten sie bei ihrer Heimkehr, und so mag die heutige Moratscha damals ihr Styx geworden sein, den nur Dahingeschiedene mit Hülfe Charons übersetzen können, um in die Unterwelt, in das „physisch Gewaltige, das wild Erhabene, das Düstere und Geheimnisvolle" — zu gelangen.

Wir brauchen dann beim Fährmann der Seligen, Charon nur das Ch wie Tsch auszusprechen, so ist *Tscharon* identisch mit *Tscharna* gora, dem ursprünglichen Namen des Landes nach Laut und Buchstabenzahl, und wir finden in dem *Tscharon* jene sanskritische Wurzelsilbe *tschar*, ebenso das russische, englische *charm*, das französische *charm*-ant, wie das serbische *tschar*-obno und *tscharno* wieder, womit das jenseitige Moratscha-Ufer als öde, wild, schauerlich-erhaben, unwirtlich, unheilvoll aufzufassen ist.

Wien. J. Stefanovic Vilovski.

Geographische Neuigkeiten.

— Die nordamerikanischen Indianer. Die alte Streitfrage, ob die Kopfzahl der nordamerikanischen Indianer wirklich im Abnehmen begriffen sei oder sich so ziemlich auf ihrer bisherigen Höhe erhalte, wird neuerdings wieder lebhaft erörtert. In einer der letzten Sitzungen der Pariser Geographischen Gesellschaft machte Herr v. Quatrefages nachstehende Mitteilung über die nordamerikanischen Indianer und über die Mestizenbevölkerungen in den Vereinigten Staaten und in Canada: „Da ich verhindert war, den Sitzungen vom 20. März und 10. April 1885 anzuwohnen, so habe ich der Erörterung nicht beigewohnt, welche sich zwischen den Herren Simonin und de Semallé über den gegenwärtigen Zustand und die Zukunft der indianischen Völkerschaften in Nordamerika entsponnen hat. Allein die Lektüre des Berichtes hat mich auf meine Reflexionen geführt und ich bitte um die Erlaubnis, dieselben der Gesellschaft mitzuteilen. — Herr Simonin, auf die allgemeinen amtlichen statistischen Erhebungen gestützt, erklärt: Die indianische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten sei in beständigem Rückgang begriffen; er schließt daraus, sie sei dazu bestimmt, in einer nicht sehr entfernten Zukunft vollends zu verschwinden. Herr de Semallé andererseits beruft sich auch auf die amtlichen Ziffern und hat gezeigt, daß eine gewisse Anzahl von Stämmen im Fortschreiten begriffen war; er hat die Anzahl der Geburten mit derjenigen der Todesfälle während dreier Jahre verglichen und konstatiert, daß die Geburten die Sterbefälle überwiegen — eine Thatsache, welche mit einer Abnahme der Bevölkerung unverträglich ist. Gleichwohl erkennt er an, daß seit 1876 die Anzahl der als Mitglieder der eingeborenen Stämme eingeschriebenen Individuen sich zu vermindern vermocht hat. Er erklärt dieses Ergebnis durch die zutreffende Bemerkung, daß viele Indianer die ihnen angewiesenen Reservationen verlassen, um sich unter die weißen amerikanischen Bürger zu mischen, mit denen sie sich verschmelzen und unter denen einige von ihnen sich hohe und geachtete Stellung zu verschaffen gewußten haben.

„Herr de Semallé hat hierin ganz Recht. Derartige Thatsachen haben sich stetig vermehrt und nachgerade mit Recht die Aufmerksamkeit der Vereinigten Staaten auf sich gezogen. So liest man in einem „Bericht über die Zivilisation und Erziehung der Indianer", welcher in 1877 zu New-York erschienen ist: ‚Es ist nun konstatiert, daß die Indianer — weit entfernt zum Aussterben binnen einer kurzen Zeit verurteilt zu sein — sich im allgemeinen an Kopfzahl nicht vermindern. Sie sind vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach dazu bestimmt, einen bleibenden Faktor und ein dauerndes Element unserer Bevölkerung zu bilden.'

„Die amtlichen statistischen Aufzeichnungen tragen nämlich nur selten demjenigen Rechnung, was man die Auswanderung der Indianer ins Innere nennen kann. Hiervon ein Beispiel: „Im Jahre 1855 zählte die Statistik des Staates New-York 3935 Irokesen, die in ihren Reservationen untergebracht waren, und 253, welche unter den Weißen lebten. Zehn Jahre später belief sich die Bevölkerung der Reservationen auf 3392 Individuen, aber es ist nicht die Rede von Individuen, welche ihre Stämme verlassen hatten. Man kann daher unmöglich zugeben, daß die Wanderung ins Innere plötzlich aufgehört habe, sondern es ist weit wahrscheinlicher, daß sie zugenommen hat, und wenn die Statistik diejenigen Indianer nicht in Rechnung genommen hat, welche sich mit den Weißen vermischt hatten, so geschah es wahrscheinlich nur, weil die Nachforschung nach denselben eben ihrer Menge wegen ohne Zweifel allzu schwierig geworden war. Diese Zerstreuung der Eingeborenen, welche sich unter die Weißen mengen und unter ihnen verschwinden, würde allein schon hinreichen, um begreiflich zu machen, daß die Frage von der Vermehrung oder Verminderung der Kopfzahl der Rothäute durchaus nicht so einfach ist, wie man es auf den ersten Anschein glauben möchte.

„Es gibt aber noch eine andere sehr wichtige Thatsache, auf welche ich schon oft die Aufmerksamkeit hinzulenken versucht habe und über welche die amtlichen Erhebungen, die man angerufen hat, in der Regel ganz stumm sind. Ich will nämlich von der Kreuzung reden, welche einerseits die Bevölkerung umwandelt und andererseits die statistischen Aufzeichnungen in verhängnisvoller Weise schädigt. Nachstehend ein Beispiel, welches ich, gleich den vorangehenden, der trefflichen Denkschrift des Herrn Daniel Wilson, Professor an der Universität Toronto in Canada, entlehne. Im Jahre 1809 hatten die Tschirokies noch eine Kopfzahl von 12,395 Individuen, und die offizielle Urkunde gibt zu, daß nahezu die Hälfte dieser Bevölkerung aus Mestizen bestand. Im Jahre 1825 zählte dieser Stamm 13,563 Individuen, im Jahre 1876 belief sich die Zahl der Tschirokies auf 21,072; der Stamm hatte sich also in 67 Jahren um 8677 Individuen vermehrt. Allein es ist leicht zu begreifen, daß ein großer Teil dieser Bevölkerung Mestizen waren. Das weiße Blut, welches schon seit 1809 unter seinen Mitgliedern vorhanden war, hatte sich nur immer mehr ausbreiten können, und außerdem hatten neue Kreuzungen stattgefunden, denn im Jahre 1825 zählte der Stamm 68 Indianer, welche mit weißen Frauen, und 147 Weiße, welche mit Indianerinnen verheiratet waren.

„Was daher auch gewisse Anthropologen gesagt haben mögen, die Fruchtbarkeit wird keineswegs bei den Mestizen von weißen oder indianischen Müttern beeinträchtigt. Ich entlehne abermals Herrn Wilson eine genaue Thatsache in dieser Beziehung: Ein kleines Mädchen wurde von den Mohawks geraubt, erzogen und später unter denselben verheiratet. Die direkte Nachkommenschaft dieser Weißen zählte 80 Individuen, als einer ihrer Enkel Herrn Wilson seinen genealogischen Stammbaum gab. Man sieht, mit welcher Geschwindigkeit zuweilen die Rassenkreuzung voranschreitet.

Aber alle diese Nachkommen Stenah's, obwohl Mestizen, figurierten sicherlich in den statistischen Aufzeichnungen als Vollblutrothäute.

„Die Rassenkreuzung spielte und spielt noch heutzutage in den Vereinigten Staaten eine sehr bedeutende Rolle. Man kann dieselbe allerdings nicht in den alten Staaten beobachten, welche beinahe ganz von der weißen Rasse bevölkert sind. Allein in den neuen Staaten, wo die Zahl der Männer beständig diejenige der Frauen überwiegt, und namentlich in denjenigen des fernen Westens, wo es an weißen Frauen fehlt, durchdringen die beiden reinen Rassen sich gegenseitig, und die Mestizenrasse muß am Ende für sich allein weit zahlreicher sein, als ihre beiderseitigen Elternrassen miteinander.

„Herr Wilson hat über die Vorgänge bei der Rassenkreuzung in Canada analoge und noch genauere Nachweise gegeben. Man sieht die Irokesen am Grand River und die Mohawks an der Quinte-Bucht an Kopfzahl zunehmen anstatt abzunehmen. Allein auch hier ist die Rassenkreuzung in einem großen Maßstabe vor sich gegangen. Bis in die Umgebungen von Quebec, im Becken des Ottawa, gibt es vielleicht keine einzige Familie der unteren Volksklassen, welche nicht ihren Anteil an Indianerblut aufwiese, und man findet die Spur davon bis in die höchsten Stufen der Gesellschaft hinauf. Ich will übrigens nicht auf diese Thatsache einen besonderen Wert legen und begnüge mich, noch einmal an einem passenden Beispiel zu zeigen, wie unzuverlässig und trügerisch die statistischen Aufzeichnungen sind, wenn es sich um ethnologische Fragen handelt.

„Tahourhentsche, der Häuptling der zu Jeune-Lorette kantonnierten Huronen, hat vier Kinder: drei Töchter und einen Sohn. Die Töchter haben Weiße geheiratet und ihre Kinder, obwohl Mestizen, werden in derselben Liste figurieren, wie ihre Väter. Der Sohn hat sich mit einer Weißen verheiratet; seine Kinder, Mestizen, wie ihre Vettern, werden aber trotzdem zu den Rothäuten gezählt werden. So werden, bei sonst ganz gleich bewandten Umständen, die drei Viertel von Tahourhentsche's Enkeln als Weiße angesehen und nur ein Viertel derselben unter die Vertreter der indianischen Rasse gerechnet werden. In Wirklichkeit werden sie alle Halbblütige sein. Ja noch mehr, die Töchter dieses Häuptlings werden aus der Qualität ihrer Gatten Vorteil ziehen und forthin auf der Liste der Weißen verzeichnet stehen; der Sohn dagegen ist allein auf der Liste der Rothäute geblieben. Wenn man die Statistik hiernach beurteilt, wird man also daraus schließen müssen, Tahourhentsche habe von seinen vier Kindern drei verloren, während sie noch alle gesund und am Leben sind.

„Herr Wilson hat auch noch Nachrichten über achtzehn Heiraten erhalten, welche neuerdings in der Nouvelle-Lorette vollzogen wurden. Zwölf Weiße hatten ebenso viel Huroninnen geheiratet, und diese werden bei der nächsten Volkszählung von der Liste der Rothäute verschwunden sein. Wenn man daher nun die Statistik zu Rate zieht, so wird man diese zwölf Weiber für gestorben halten müssen, während sie nur hingegangen sind, um die Ziffer der weißen Bevölkerung unverdienterweise zu vermehren.

„Die von mir angeführten Thatsachen und viele weitere, welche ich noch vorführen könnte, rechtfertigen die Schlüsse, welche ich schon oft formuliert habe und welche mit denjenigen des Herrn Wilson vollständig übereinstimmen.

„In Nordamerika hat die Berührung der Weißen mit den Eingeborenen für diese letzteren niemals jene verhängnisvollen Folgen gehabt, welche man in der ozeanischen Welt so sehr beklagt. Der bewaffnete Kampf und das Elend, welches derselbe herbeiführt, haben wohl die Verminderung, ja sogar die mehr oder minder vollständige Vernichtung gewisser Stämme zur Folge haben können; allein niemals hat man auf dem amerikanischen Festland irgend etwas bemerkt, das demjenigen gliche, was ich das europäische Uebel genannt habe, nämlich das gänzliche Hinschwinden der einheimischen Rassen unter der Berührung mit den Europäern, wie dies in Australien und Polynesien vorkommt.

„In günstige Verhältnisse versetzt, haben sich die Rothäute vermehrt, anstatt sich zu vermindern, und vermehren sich immer, aber sie haben sich ihre Reinheit als Charaktervolk nicht bewahrt. Die Mischung mit dem weißen Blut ist in ihre entferntesten Stämme eingedrungen, und die Zahl der Eingeborenen von ganz reiner Rasse ist vielleicht forthin eine ganz unbedeutende. Dagegen vermischen die Eingeborenen mehr und mehr ihr Blut mit demjenigen der für weiß geltenden Bevölkerung, und diese nimmt von Tag zu Tag leichter die Rothäute und die Mestizen in allen Graden als die ihrigen auf.

„Aus dieser doppelten Strömung wird sich ergeben, daß in einer mehr oder minder nahen Zeit die reine rote Rasse in Canada wie in den Vereinigten Staaten verschwunden sein wird. Allein sie wird nicht untergegangen und ausgestorben sein wie die tasmanische, sondern sie wird sich mit der herrschenden Rasse verschmolzen haben; sie wird in jenen unzähligen Mestizen wieder aufleben, welche forthin jener wichtige und dauerhafte Faktor der Bevölkerung sind, von der der obenerwähnte Bericht sprach. Wenn diese Mischlingsrasse ihr Blut mit demjenigen von europäischem Ursprung vermischt, wird sie diesem ihre eigenen besonderen Fähigkeiten zubringen und wahrscheinlich neue Instinkte in der künftigen wahrhaft anglo-amerikanischen Rasse erwecken."

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Ich beginne mit der dem Menschen am nächsten stehenden Tierklasse, wovon sich im Holländischen Guiana acht ver-

schiedene Spezien aufhalten, den Affen. Unter diesen ist der Brüllaffe, Mycetes seniculus, einer der bekanntesten und größten. In der Kolonie nennt man ihn Babun, im französischen Guiana Singe hurleur, die Karaiben heißen ihn Alouatte, die Arowakken aber Itoli. Er ist aufrechtstehend bei drei Fuß hoch und bei zwanzig Pfund schwer, lebt sowohl in den Küstenwäldern als im Innern des Landes und frißt Baumfrüchte, hauptsächlich aber Blätter und Knospen; der dicke, wenig behaarte Bauch, der dichte rotgelbe Pelz des Rückens, der am Hinterhaupt und an den Füßen ins Purpurbraune übergeht; das schwarze Gesicht mit starkem Gebiß, der Kropf unter dem Halse bedeckt mit einem langen gelben Bart, machen ihn zu einem der häßlichsten Affen des tropischen Amerika's. Er lebt in kleinen Trupps von selten mehr als zehn Individuen, worunter aber immer ein altes ausgewachsenes Männchen sich befindet, das auf den Bäumen einen höheren Sitz als die anderen einnimmt und das schauerliche Konzert leitet, wodurch sich diese Affen vor allen anderen so sehr auszeichnen. Die Luftröhre des Männchens ist schon an sich viel stärker und entwickelter als bei allen übrigen Affen und steht mit einer Stimmkapsel in Verbindung, die von Knochen-Substanz und beinahe von der Größe eines Gänse-Eies ist und in der Höhlung der unteren Kinnlade hängt. Sie sieht von außen wie ein Kropf aus, dient als Resonanzboden und kann die Stimme ganz unglaublich verstärken. Die Weibchen haben einen ähnlichen, aber bloß zollgroßen Apparat. Was dem Tiere den Anlaß zu diesem Geschrei gibt, weiß ich nicht. In der Kolonie glaubt man, es schreie nur, wenn die Meeresflut anfängt; das ist aber irrig, denn diese Affen schreien zu jeder Tageszeit, ebenso auch im Innern des Landes, wohin die Meeresflut nicht mehr dringen kann. Es mögen wohl eigene atmosphärische Eindrücke sein, die das Männchen zum Schreien bestimmen, wozu dann auch die Weibchen einstimmen. Geschlechtliche Triebe können es nicht sein, denn sonst würden nicht Alte und Junge mit einander schreien. Ich habe dieses Geheul mehrere Male anzuhören und die Schreier aus nächster Nähe zu beobachten die Gelegenheit gehabt. Jedesmal saß ein altes Männchen oben im Baum, hielt sich mit den Vorderfüßen und hatte den langen Greifschwanz, der auf der inneren Seite von der Spitze an etwa 9 Zoll aufwärts ganz unbehaart, schwarz und glatt wie eine Hand ist, um einen Ast geschlungen, während andere Männchen, Weibchen und Junge in verschiedenen Stellungen etwas niederer saßen. Plötzlich hob der Alte ein entsetzlich röchelndes „Rochu, Rochu" an, das, nachdem es sich fünf- bis sechsmal wiederholt hatte, in ein Gebrüll überging, in das alle übrigen einstimmten, und zwar so stark, daß man befürchten mußte, das Gehör zu verlieren. Es ist von einer solchen Stärke, daß man es in stillen Nächten wohl zwei Stunden weit hören kann, weil es etwa zehn Minuten lang anhält und dann verstummt. Das Gebrüll der Tiger, das Pichegru und seine Genossen auf ihrer Flucht von Cayenne nach Surinam so sehr entsetzte, war offenbar nichts als das Geschrei der Brüllaffen, das wohl jeden, der es zum erstenmale hörte, und nicht weiß, daß es von diesen harmlosen Affen herkommt, mit Furcht erfüllen muß. Der Brüllaffe ist träge und melancholisch, er springt bloß, wenn er verfolgt wird, sonst klettert er bedächtig, sich stets mit dem Schwanz haltend, auf den Bäumen umher. Jung gefangen, wird er sehr zahm und zutraulich, spielt auch mit Katzen und Hunden, ist aber meist traurig, und entfernt sich die Person, die er lieb hat, so ist sein immerwährendes Röcheln und Geschrei höchst unangenehm. Es glückte uns nie, einen derselben aufzuziehen. Sie haben einen eigentümlich widerlichen Geruch, so daß man die Nähe von Brüllaffen im Walde leicht riecht. Sie bringen, wie alle Affen, nur ein Junges zur Welt. Ihr Hauptfeind ist der Haubenadler, Falco destructor.

Eben so groß, doch schlanker und nicht so träge ist der Kwatta, Ateles paniscus, der nicht an der Küste, sondern nur im höheren Lande vorkommt, wo er, wie der Brüllaffe, dem Buschneger das beliebteste Wildpret ist. Kopf, Leib, Schwanz und Füße sind mit langen, glänzend schwarzen Haaren bewachsen; das beinahe nackte, schmale, rötliche Gesicht hat viel Aehnlichkeit mit dem einer alten Indianerin. Der fast drei Fuß lange Schwanz ist auf der Unterseite wie beim Brüllaffen auf etwa neun Zoll Länge ganz nackt, und er hat das feinste Gefühl in dieser Schwanzspitze, mit der er Sachen an sich zieht, und deren er sich oft wie einer Hand bedient. Wo er geht oder klettert, dient die Schwanzspitze ihm zur Stütze und zum Anklammern. Sind diese Affen im Klettern begriffen, so weiß man oft nicht, was Schwanz oder Fuß ist, und sie tragen den Namen Spinnenaffen mit Recht, weil sie, wenn sie in den Zweigen hängen, wie eine ungeheure Spinne aussehen. Sie werden sehr zahm, sind aber viel weniger lebhaft und possierlich als der Kapuzineraffe. Sie leben bloß von Pflanzen, was man schon an ihrem Gebiß sehen kann, dem die Reißzähne fehlen. Sehr gerne fressen sie Baumknospen, aber nie Insekten. Der Kwatta wird sehr von Läusen geplagt, die genau den Läusen der Neger gleichen, und, wenn er in Gefangenschaft ist und deshalb auf dem Boden herumläuft, auch von Sandflöhen, die sich in seinen Fingern und in der Schwanzspitze einnisten. Wie von den Brüllaffen mehr Männchen geschossen werden, so bekommt man vom Kwatta meist Weibchen. Weil er stets seinen Schwanz um einen Ast geschlungen hat, so bleibt er, wenn er geschossen wird, manchmal an demselben hängen und fällt erst herab, wenn er in Verwesung übergeht. Die Indianer des Innern schießen deshalb den Brüllaffen und den Kwatta mit Pfeilen, die mit dem Ouraligift bestrichen sind, das in neuerer Zeit mit Erfolg gegen Tetanus gebraucht wird. Die Muskeln erschlaffen und das Tier fällt sogleich nach der Verwundung herab.

Der gelehrigste von allen Affen Guiana's und der auch am meisten nach Europa gebracht wird, ist der

Kapuzineraffe, Cebus appella. In Surinam heißt man ihn Kesi Kesi, in Cayenne Macaque, die Karaiben nennen ihn Meku, die Arowakken aber Pfuiti. Er kommt teils paarweise, teils in Truppen von höchstens 30 Individuen vor, bei welchen sich immer einige steinalte Männchen befinden, deren Stirnhaar emporsteht, so daß es manchmal aussieht, als hätte das Tier kleine Hörner; die Farbe ist dunkelolivenbraun, das Gesicht etwas heller. Hände, Füße und der behaarte Wickelschwanz sind beinahe schwarz. Die Kapuzineraffen haben die Größe einer Katze, sind sehr scheu und suchen eiligst die Flucht, wenn sie Unrat wittern. Sie haben einen eigentümlich flötenartigen Ruf und Gewinsel, das die Indianer täuschend nachzumachen wissen, wodurch sie sie herbeilocken und schießen. Man hört sie oft im Walde Nüsse aufschlagen oder Händel mit einander führen. Sie leben von Früchten, auch Vogeleiern und vielleicht auch jungen Vögeln, fressen aber weder Laub noch Insekten. Jung gefangen, werden sie bald zahm, sind äußerst possierlich und fassen zu dem, der sie gut behandelt, eine leidenschaftliche Zuneigung, die sich durch Liebkosungen und selbst Thränen zu erkennen gibt. Tabakrauch lieben sie sehr und gibt man ihnen Tabak, so pissen sie darauf und reiben sich damit am ganzen Leibe ein. Wird ein Weibchen geschossen, das ein Junges trägt, so nimmt eine Indianerfrau dieses auf den Kopf und säugt es. Es gibt mehrere Abarten des Kapuzineraffen. Eine helle, sehr gelehrige Art, Cebus fatuellus, kommt mehr im Innern des Landes vor. Man findet bei diesen Affen immer mehr Männchen als Weibchen.

Der schönste, bloß im gebirgigen Innern vorkommende Affe, Pithecia Satanas, gleicht so ziemlich in der Gestalt dem vorigen, ist etwas kleiner und hat einen buschigen Schwanz, der schlaff herabhängt und wird von den Indianern Hiu genannt. Er ist selten und mir nur ein Beispiel bekannt, daß er im gezähmten Zustande einige Jahre gelebt habe. Die Farbe des Rückens ist gelbbraun, Gesicht schwarz, Kopf, Füße und Schwanz aber dunkelschwarzbraun. Er lebt in kleinen Familien von vier bis sechs Stück, ist nicht lebhaft und schwierig zu bekommen. Am Maroni erhielt ich ein junges Weibchen, es starb aber bald. Ebenso hatte ich ein angeschossenes Männchen, das sich zwar erholte, aber nie zahm wurde und an der englischen Küste mit dem Schiff, das es nach Amsterdam bringen sollte, unterging. Was diesen Affen so merkwürdig macht, ist seine wunderschöne Frisur und sein Bart, denn das dicke Kopfhaar ist beim Männchen in der Mitte der Stirne aufs schönste gescheitelt und ein prächtiger dicker, zwei Zoll langer Backenbart zieht sich unter dem Kinn von einem Ohr zum andern. Kein Stutzer könnte Bart und Haar besser in Ordnung halten, als dieses schöne Tier.

Der niedlichste der Surinam'schen Affen aber ist der Eichhorn-Affe, Chrysobryx sciurea. In der Kolonie nennt man ihn Monki, in Cayenne Sapajou, die Karaiben heißen ihn Akalima, die Arowakken aber Kabuanama. Ich hatte 26 Jahre lang immer drei dieser Aeffchen, und so bald eines starb, sorgte ich, daß wieder ein anderes an seinen Platz kam. Eines derselben lebte in seiner Gefangenschaft 13 Jahre lang. Sie sind bedeutend größer als ein Eichhörnchen, der Leib ist gegen 12 Zoll lang, von grünlichgrauer Farbe und weißem Bauche, Vorder- und Hinterbeine sind bis zum Ellbogen goldgelb, Gesicht und Ohren weiß, die Schnauze schwarz, Augen groß und braun. Der behaarte schlaffe Schwanz ist an der Spitze schwarz und etwas länger als der Leib, und dient dem Tierchen bei seinen Sprüngen wie eine Art Balancierstange. Im Schlafe oder in der Ruhe schlägt er den Schwanz über die Schultern. Diese Aeffchen sind sehr lebhaft, immer in Bewegung, obgleich sie über Tag auch ein Schläfchen machen, und äußerst empfindlich gegen Kälte. Sie legen sich oft in die Sonne, und will man sie in Europa am Leben erhalten, so müssen sie beständig eine Wärme von nicht unter 20° R. haben. Sie leben meist in großen Truppen von hundert und mehreren nicht im Hochwalde, sondern im Strauchwerk am Saume der Waldungen, und nähren sich von Früchten, Insekten und Vogeleiern. Ich bekam sie immer ganz jung, und sie gewöhnten sich bald an Milch, Brot und reife Bananen, bei denen sie gut gediehen. Die erste Zeit ließ man sie frei im Zimmer herumlaufen, wo sie dann stundenlang wie ein kleines Kind an ihrem Daumen saugten. Das niedliche, weiße Gesichtchen, mit dem scharf begrenzten Kopfhaar, der schwarze Mund, die großen lebhaften Augen und ihr munteres, zutrauliches Wesen machten sie zu Jedermanns Liebling. Sie haben nicht das Falsche, das sonst vielen Affen eigen ist, kommen zwar leicht in Zorn, sind aber ebenso schnell wieder gut, benehmen sich überhaupt wie kleine Kinder. Sie suchen ungereizt nie zu beißen, und sind bei guter Behandlung die harmlosesten, fröhlichsten Tierchen, die man finden kann. Unter der Galerie meines Hauses waren sie an kleine Schnüre angebunden, und wurden über Nacht mit einander in ein kleines Häuschen gesperrt, denn frei durfte man, wenn sie älter wurden, sie nicht mehr im Hause laufen lassen, weil sie alles betasten und verderben. Liefen sie manchmal frei umher, so setzten sie sich auf die Schweine und ließen sich durch dieselben in den Savannen herumtragen. Jeden Abend um fünf Uhr, nachdem man die Fensterläden der besseren Zimmer im oberen Stockwerk geschlossen hatte, wurden sie losgelassen, dann gab es ein tolles Treiben und Jagen auf dem Brotfruchtbaum und den Kokospalmen hinter dem Hause, das so lange dauerte bis es dunkelte und sie von selbst kamen, um in ihr Häuschen eingesperrt zu werden. Obgleich sie Insekten fressen, so scheinen sie die giftigen nicht zu kennen; darum starben mir einst drei dieser Aeffchen, weil sie die Schmetterlinge der Kokosraupe (Brassolis sophorae) gefressen hatten. Wir hatten in unserer Einsamkeit am Maroni diesen lieben Tierchen manche Unterhaltung zu verdanken, wie mich denn die Tierwelt für gar manches

entschädigte. Gelehrig sind diese Aeffchen nicht, und stehen an Intelligenz trotz ihrem verhältnismäßig großen Gehirn weit unter dem Kapuziner-Affen. Fühlen sie sich behaglich, so schnurren sie ein wie Kätzchen; erschreckt, lassen sie einen kurz abgestoßenen schrillen Gaumenlaut hören, im Zorne ein Geschrei wie Elstern. Die meisten wurden mir vom Seestrande gebracht, wo sie mit Leichtigkeit auf den Awarra-Palmen herumspringen, obgleich diese über und über mit drei Zoll langen, nadelscharfen Stacheln bedeckt sind. Die Indianer schießen die Mütter, wenn sie ihre Jungen noch auf dem Rücken haben, oder schütteln auch wohl die Jungen von den Bäumen, wenn diese von den Müttern abgesetzt sind. Selten bekommt man ein Männchen; beinahe alle, welche man erhält, sind Weibchen.

Etwas kleiner als das Eichhornäffchen ist der Sagoin oder Tamarin, Hapale midas, von den Karaiben Srlrle genannt. Sie leben in kleinen Truppen von etwa 20 Stück beieinander, aber während der vorige durch Pfeifen, Schreien und Springen sich bemerkbar macht, hält sich der Sagoin still, läßt sich nicht von einem Zweig auf den anderen fallen, sondern klettert lieber, wobei ihm auch seine kleinen Krallen sehr zu statten kommen, und ist viel weniger neugierig. Der Sagoin ist etwa acht Zoll lang, der Rücken schwarz mit grau gemischt, das Haar seidenweich, die vier Füße bis an die Ellenbogen orangegelb, der Schwanz anderthalbmal so lang als der Leib, schwarz und dünnbehaart. Die sonderbar ausgeschweiften, schwarzen, nackten, fleischigen Ohren geben dem ebenfalls schwarzen Gesichtchen ganz den Ausdruck einer Fledermaus. Er wird sehr zahm, ist aber viel weniger lebhaft und possierlich als der vorige. Wir ließen die unserigen immer frei im Zimmer herumlaufen, wo sie sich dann meist bei den angebundenen Sapajous aufhielten. Auch im Walde findet man beide Affenarten und manchmal noch den Cebus apella beieinander. Diese drei Arten leben miteinander in Eintracht, während Brüllaffen und Kwattas oft arge Händel miteinander haben sollen.

Mehrere Male hatte ich einen anderen niedlichen Affen, den Wanaku, Pithecia leucocephala, von den Franzosen Maman Dinan, von den Karaiben Arighi genannt. Er ist nicht größer als der Eichhornaffe, sieht aber wegen seines langhaarigen Pelzes wohl zweimal so dick aus. Das Männchen ist schwarzgrau und mit langen Haaren bedeckt, der etwa zehn Zoll lange Schwanz dick behaart und buschig, das Tierchen läßt ihn hängen. Das weißgelbe, stark behaarte Gesicht sieht wie eine Maske aus, unter der die schwarze Nase und das Maul stark abstechen. Das Weibchen ist bräunlich. Er wird leicht zahm, ist aber immer schüchtern und traurig. Er lebt in kleinen Truppen von höchstens zehn Stücken im Hochwald, ist aber ziemlich selten.

Diese acht Affenarten sind die einzigen, die im Holländischen Guiana leben, andere sind auch den Indianern nicht bekannt. Die breiten Ströme, wie der Amazonas, Orinokko, Rio Negro und andere mögen wohl die Ursache sein, daß gewisse Säugetiere unter gleichen vegetabilischen Verhältnissen auf dem einen Ufer fehlen, während sie auf dem andern vorkommen.

Was durch ungeheure Anzahl jedem in die Augen fällt, an Arten und Individuen die der gemäßigten Zone vielleicht um das Zehnfache übertrifft, auch wohl in keinem Tropenlande in größerer Anzahl gefunden werden wird, sind Fledermäuse. Obgleich sie gesellig leben, d. h. Löcher oder Orte bewohnen, wo sie in großer Anzahl beisammen sind, ihre Jungen haben und wohin sie stets wieder zurückkehren, so kann man sie doch nicht zu den gesellig lebenden Tieren rechnen, wie die wilden Schweine, Rinder, Nager, die meist einem Führer gehorchen und im Einverständnis mit der übrigen Heerde ihre Wanderung unternehmen. Die Fledermaus ist ein Raubtier, fliegt ihrer Nahrung nach, wo sie dieselbe zu finden hofft, und wählt daher ihre eigenen Wege, ohne sich um ihresgleichen zu bekümmern. Man findet diese unheimlichen Tiere beinahe in jedem Hause, unter Heliconien- und Bananenblättern, in Felsenlöchern und in hohlen Bäumen, ja manche sitzen sogar an Baumstämmen, wo sie der Sonne ausgesetzt sind. In den Zuckermühlen hängen in den Dachsparren Klumpen von Fledermäusen, die ihren Unrat in die offenen Zuckerfässer fallen lassen oder in den Zuckersaft der in den Kesseln kocht. Geht die Sonne unter, dann kriechen sie aus allen Ritzen und Spalten der Dächer hervor, umschwirren den Wanderer und verbreiten überall ihren unangenehmen Geruch. Alle kehren gesättigt in ihre Behausung zurück, denn sie vertilgen täglich Millionen von Schnaken und andere Insekten, die sonst das Land unbewohnbar machen würden. Sie sind deshalb vom größten Nutzen, und der Schade, den sie durch Auffressen einiger Früchte und durchs Blutsaugen verursachen, kommt dagegen kaum in Betracht. Die Früchte, denen sie nachstellen, sind in den Waldungen hauptsächlich die Fruchthülle der Tongabohne (Dipterix odorata), auf den Pflanzungen die Fruchthülle der Mandelbäume (Terminalia catappa), die man zur Zierde pflanzt, ohne auf die Früchte einigen Wert zu legen, und besonders die köstlichen Sapodillen und reife Bananen. Ueber das Blutsaugen einiger Arten ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Ich habe nun darin hinlängliche Erfahrung und kann sagen, daß diese Tiere zu manchen Zeiten und an manchen Orten eine wahre Plage sind, zwar weniger für den Menschen, der sich dagegen schützen kann, als für das Vieh. In meiner militärischen Laufbahn waren die drei Posten des Innern: Armina am Maroni, Victoria am Surinam und Saron am Saramacca, in dieser Beziehung sehr verrufen, und auf ersterem Posten mußten die Soldaten, um nicht von den Fledermäusen gebissen zu werden, die ganze Nacht Licht brennen. Unterließ man dieses aus Sparsamkeit, denn der Soldat mußte das Licht von seinem Solde bezahlen, so fand man am Morgen unter mancher Hängematte Blutlachen, entstanden

durch die kleinen, kaum bemerkbaren Bisse in die Zehen der Schlafenden. Die erste Bekanntschaft mit den Fledermäusen, von denen man mir schon früher erzählt hatte, machte ich im Jahre 1837 als Soldat auf dem einsamen Posten Nepheusburg. Als ich eines Nachts in meiner Hängematte erwachte, fühlte ich meine Brust und meinen Hals durchnäßt. Nachdem ich Licht gemacht hatte, sah ich, daß Hemd und Hängematte von Blut trieften. Ich fühlte nicht den mindesten Schmerz, begriff aber die Ursache dieses Blutverlustes sogleich und fand, daß es aus der Nasenspitze rann, wo ein kaum zwei Millimeter langes und halb so breites Stückchen Haut abgerissen war. An dem benachbarten Kreek wusch ich mich rein, schnitt eine Zitrone entzwei, steckte meine Nase hinein und stillte so das Blut. Später wurde ich nie mehr in die Nase gebissen, sondern bloß in die Zehen, wie es denn auch höchst selten vorkommt, daß die Fledermäuse den Menschen irgendwo anders beißen als in die Zehen. Unter ärmeren Leuten, die meist barfuß gehen, sind Strümpfe nicht in Gebrauch, die Nächte überdies so warm, daß man oft ohne jegliche Bedeckung in der Hängematte liegt. Ich gebrauchte, wenn ich auf meinen Reisen im Freien schlief, stets Strümpfe und wurde dann nie wieder gebissen. Als ich im Juni 1853 mit meinen württembergischen Landsleuten auf Albina ankam, wo früher nie ein Fall vorgekommen war, daß Fledermäuse Menschen gebissen hätten, stellte sich plötzlich diese Plage ein. Ich mußte deshalb mehrere meiner Leute auf dem Speicherraum meines wohlverschlossenen Wohnhauses schlafen lassen, aber dennoch wurde einmal ein junger Mann so gebissen, daß sein Blut mir durch die Spalten des Speicherbodens auf den Tisch lief. Vermutlich wurden die Tiere durch die Ausdünstung der neuangekommenen Europäer angelockt, wie denn auch diese viel mehr von Sandflöhen und Muskitten zu leiden haben als akklimatisierte Personen. Etwa zwei Monate lang dauerte diese Plage, dann verlor sie sich nach und nach. Die Fledermäuse stellten sich aber wieder ein, als ich mir Vieh anschaffte, das bis auf die letzte Zeit viel von ihnen zu leiden hatte. Rindvieh, Pferde, Esel und auch Schweine werden besonders in die Ohren und den Rücken gebissen. Diese Wunden sind viel größer als beim Menschen, und das Tier leidet sowohl durch den Blutverlust als dadurch, daß Fliegen Eier in die Wunden legen, woraus wieder Maden entstehen und sich Geschwüre bilden, an denen das Tier nach und nach zugrunde geht. Auch Hühner werden in den Kamm oder die Füße gebissen, magern ab und sterben. Nie aber haben zahm gemachte Tiere von ihnen zu leiden, wie Tapir, Nabelschweine, Hirsche, Affen, die wie Waldvögel, Hokkos, Agamies oder Marais im Freien auf meinem Hofraum schliefen. Wird Vieh gebissen, so soll ein recht stinkender Bock in demselben Stalle die Fledermäuse vertreiben. Auch eine Liane, die stark nach Knoblauch riecht, soll ihnen zuwider sein. Die verstorbene Königin der Niederlande ließ mich ersuchen, einige dieser Vampyre zu senden, von denen ich bestimmt wisse, daß sie Blut saugen. Ich habe, wenn ich an Plätzen übernachtete, die dafür bekannt sind, daß man da gebissen wird, mir alle Mühe gegeben, einen dieser Blutsauger zu erhaschen. Ich dämpfte das Feuerchen, das man immer unter der Hängematte unterhält, hielt mich todstille, lag unbekleidet und unbedeckt, trug keine Strümpfe und legte mich so, daß ich ohne Bewegung des Körpers an meine Zehen greifen konnte. Ich hörte die Fledermäuse um mich herumfliegen, ja an den Schnüren der Hängematte herabklettern, machte ich aber die leiseste Bewegung, so flogen sie weg, und nie konnte ich mich einer bemächtigen, um mit Bestimmtheit sagen zu können, daß es ein Vampyr sei. Ja, einmal schlief ich bei meinen Beobachtungen ein, und da ich keine Strümpfe trug, so ward ich auch tüchtig gebissen, ohne des Thäters habhaft geworden zu sein. Wahrscheinlich sind es mehrere Spezies und nur kleine, welche Blut saugen, da die Wunden unmöglich von einem größeren Gebiß herrühren können. Daß die Fledermaus, während sie saugt, ihrem Opfer Kühlung zuwehe, ist wohl eine Fabel, denn sobald das Tier sitzt, muß es seine Flügel zusammenfalten und es kann sie deshalb nicht zum Fächeln gebrauchen. Die Zahl der Arten ist sehr groß, doch scheinen keine ausschließlich pflanzenfressenden vorzukommen wie in Ostindien, denn die größte, Molossus rufus, hat kaum 15 Zoll Flugweite. Fledermäuse scheinen wenig Feinde zu haben: außer einer kleinen Boa kenne ich nur einen kleinen Falken (Falco albigularis), der ihnen auflauert und sich von ihnen nährt. Er zeigt sich nur nach Sonnenuntergang, und sein Flug gleicht genau dem einer großen Fledermaus, wenn er die kleineren fängt. (Forts. folgt.)

Litteratur.

F. Günther: Der Harz in Geschichts-, Kultur- und Landschaftsbildern. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1885. — Wir begrüßen mit Freude ein Werk über den Harz, welcher einer derartigen eingehenden Monographie bisher noch entbehrte. Es liegen uns zwar zunächst nur die Lieferungen 1 und 2 dieses auf 7—8 Lieferungen à 6 Bogen gr. 8° berechneten Unternehmens vor, deren Inhalt sich mit der Schilderung der alten Gau- und Diözesan-Einteilung, der vorgeschichtlichen Grabstätten, Wohnplätze und Befestigungen, der Geschichte der Besiedelung des Harzes und der Beschreibung der Reste und Spuren des Heidentums im Harze ꝛc. befaßt; allein das Vorliegende gestattet wenigstens einen Einblick in die gute logische Gliederung des Stoffes und in die bündige Darstellung und sorgliche Bearbeitung und berechtigt zu guten Hoffnungen für das Ganze. Wir werden auf eine eingehende Besprechung zurückkommen, sobald uns weitere Lieferungen des Werkes vorliegen.

Von dem Unternehmen „Ueber's Meer, Taschenbibliothek für deutsche Auswanderer, herausgegeben von Richard Lesser und Richard Oberländer" liegen uns die Bände XI und XII vor, welche die Schilderung der Provinz „Rio Grande do Sul, von Dr. Hermann Ihering", Gera, Weltpostverlag (Paul Genschel) 1885, enthalten. Das Buch kommt sehr zeitgemäß in einem Augenblick, wo jeder Besonnene dem Auswanderungslustigen von der Uebersiedelung nach den Vereinigten Staaten abraten

muß, und wo man sich nach anderen Zielen der deutschen Auswanderung umzusehen genötigt ist. Hier bietet sich nun in erster Linie Südbrasilien dar, wo in den beiden Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catherina jetzt schon gegen 300,000 Deutsche oder deren Nachkommen leben; allein wenn dort auch der einzelne Einwanderer, namentlich der Landmann oder Handwerker, welcher nicht mit leerem Geldbeutel dorthin kommt, sich mit Fleiß, Geduld und Ausdauer leicht eine Existenz zu gründen vermag, so warnen doch wohlmeinende, gewichtige und kompetente Stimmen vor einer Massenauswanderung dorthin, solange nicht durch Kolonisationsvereine ꝛc. für die baldige Unterbringung einer größeren Menge von Einwanderern dort gesorgt ist. (Vgl. die jüngst von uns besprochene kleine Schrift von Dr. W. Breitenbach in Göttingen.) Es ist jedoch ein dankenswertes Unternehmen von Dr. Ihering, daß er sich die Mühe gegeben hat, in der vorliegenden gedrängten Schilderung das Ergebnis seiner eigenen Anschauungen daselbst mit der Zusammenstellung des besten litterarischen Materials über dortige Verhältnisse und Zustände zu verbinden und die letzteren nicht allzu sanguinisch und verlockend zu schildern. Die objektive Darstellung der gegebenen Verhältnisse in dem Buche in Verbindung mit der beigegebenen Karte der Provinz setzt jeden Auswanderungslustigen in den Stand, die dortigen Zustände und Aussichten im Voraus kennen zu lernen und sich darüber klar zu werden, ob sie ihm konvenieren, und in diesem Sinne verdient das Buch allgemeine Anerkennung. Wer den Inhalt desselben aber genau prüft und erwägt, der wird es dem Verfasser nur danken, daß er neben den Lichtseiten, welche etwa dorthin locken, auch die Schattenseiten nicht verhehlt und besonders durch die gegebene Geschichte der Provinz und ihrer Besiedelung dem Auswanderungslustigen noch bedeutsame Winke gegeben hat, seinen definitiven Entschluß und Schritt wohl zu erwägen. Das kleine Buch ist jedenfalls ein wertvoller Beitrag zu unserer Auswanderungs-Litteratur und einer der besten Bände von „Uebers Meer".

F. H. Schlöffing's Handelsgeographie, Kultur- und Industrie-Geschichte. Zweite Bearbeitung im Auszuge. Stuttgart, A. Brettinger, 1884. — Der Titel verspricht zuviel auf einmal und gemahnt an den französischen Spruch: Qui trop embrasse mal étreint. Die Absicht ist gut, aber die Ausführung läßt manches zu wünschen übrig, denn der Versuch, drei solche umfangreiche und wichtige wissenschaftliche Disziplinen in einem Bändchen von 350 Seiten kl. 8° übersichtlich und nur einigermaßen erschöpfend zu behandeln, ist ein sehr gewagter, und so weiß man denn auch nicht, für welche Leser der Verfasser geschrieben hat, denn zu einem Leitfaden für Handelsschüler bietet das Buch zuviel und doch nicht einmal einen allgemeinen Teil, und als Handbuch für Lektüre und Nachschlagen bietet es wieder zu wenig. Die europäischen und nordamerikanischen Verhältnisse sind ziemlich richtig behandelt; aber in der Schilderung der anderen Erdteile und ihrer Länder begegnen wir manchen Unrichtigkeiten und Mängeln. Bei der Schilderung von Formosa S. 232 z. B., wird Taiwanfu als Hafenstadt bezeichnet, was sie infolge der Hebung der Küste längst nicht mehr ist; bei der Schilderung von Queensland ist ein Hauptprodukt der Kolonie, der Zucker, anzuführen vergessen und mehrere bedeutendere Hafenorte sind nicht erwähnt; und so könnten wir noch eine Menge von Mängeln angeben, wenn wir streng urteilen wollten.

Klöden, G. A. v.: Handbuch der Erdkunde. Vierte Auflage. Vierter und fünfter Band. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1884. — Mit dem zu Ende vorigen Jahres erschienenen fünften Band ist die vierte Auflage dieses klassischen Handbuchs der Erdkunde begonnen worden, welche infolge des mächtig anwachsenden und gewissenhaft benützten Stoffes auf fünf Bände hat ausgedehnt werden müssen. Der vierte Band enthält die politische Geographie, die Länder- und Staatenkunde von Asien und Australien, der fünfte Band diejenige von Amerika und Afrika. Beide haben eine durchaus neue Bearbeitung erfahren, welche das vorzügliche, eminent brauchbare Werk auf die Höhe der Zeit erhebt und zu einem Handbuche macht, um dessen reichen und gediegenen Gehalt uns alle Kulturvölker beneiden müssen, weshalb es eigentlich in keiner gebildeten Familie fehlen sollte. Die ersten drei Bände dieser vierten Auflage erscheinen später und werden wohl durch den jüngst (11. März) erfolgten Tod ihres Verfassers von einem anderen überarbeitet werden müssen.

Dr. F. L. Jaworskij: Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Bukhara in den Jahren 1878 bis 1879. Autorisierte Ausgabe aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von Dr. Eduard Petri. Zwei Bände, mit 3 Vollbildern und einer Karte. Jena, H. Costenoble, 1885. — Afghanistan und die kleinen Turkmenenstaaten im Norden und Nordosten von diesem sind das Gebiet, wo die Rivalität Rußlands und Großbritanniens in ihrem Wettbewerb um die Gebirge Zentralasiens sich begegnen und das früher oder später der Schauplatz eines Krieges zwischen den Mächten werden dürfte, wenn auch der allerjüngste Streit durch den politischen Rückzug des zuvor so anspruchsvollen Englands vermieden worden ist. Jene Gebiete Mittelasiens gehören zu den mindest bekannten und zu den nach ihrer Konfiguration und ihren ethnographischen und politischen Verhältnissen interessantesten; sie sind in den jüngsten vier Jahrzehnten mehrfach durch Kriege in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt worden und werden in nicht ferner Zeit noch mehr unsere Beachtung in Anspruch nehmen, wenn der Kampf um den Besitz des Paropamisus und seiner Pässe entbrennt. Zur Kunde dieser Gebiete nun trägt das vorliegende Werk eines vielseitig wissenschaftlich gebildeten, fein beachtenden jungen russischen Arztes wesentlich bei. Er begleitete 1878 die russische Gesandtschaft nach Kabul und hatte somit Gelegenheit Taschkent, Samarkand, Karschi, das afghanische Turkestan und Kabul auf das gründlichste kennen zu lernen und Gegenden zu bereisen welche beinahe kein Europäer von Bildung vor ihm betrat. Dann machte er den Besuch beim Emir von Afghanistan in Masari-Scherif und die Reise nach Buchara nebst dem Aufenthalt daselbst mit und schildert lebensvoll, frisch und anschaulich alles, was er dort erschaute und beobachtete: das malerische aber meist steinige unfruchtbare Land, seine grandiosen Gebirge, Steppen und Wüsten, die zahlreichen Spuren und Trümmer einer untergegangenen alten Kultur, die Despotie, Hinterlist, Verschwendung und Prunksucht an den Höfen der Afghanenfürsten, ihre gegenseitige Eifersucht und ihren Mangel an Einheit, das Leben und Wesen der wilden Afghanen- und Turkmenen-Stämme, ihre Schwäche durch Uneinigkeit, ihre Bestechlichkeit und sittliche Korruption bei wilder persönlicher Tapferkeit u. dgl. m. Gerade darin bewährt unser Autor seine Meisterschaft, daß er dem Leser ein hohes Interesse für jene Völkerschaften abzugewinnen weiß, wenn wir dieselben auch in keiner Weise achten können, und so dürfen wir unser Urteil über das vortrefflich übersetzte Buch in Kürze dahin abgeben, daß es das beste und lehrreichste ist, welches wir über Afghanistan und die angrenzenden Länder besitzen, und daß wir in ihm einen der gehaltvollsten Beiträge zur Kunde von Mittelasien besitzen.

Hiezu ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 29. Stuttgart, 20. Juli. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Tiefsee-Forschungen der Neuzeit. S. 561. — 2. Untersuchungsreise auf dem Fluß Amberno in Nord-Neu-Guinea. S. 564. — 3. Ueber einige Aufgaben der historischen Kartographie für das deutsche Mittelalter. Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu München, von E. Richter-Salzburg. S. 566. — 4. Geographische Neuigkeiten. S. 572. — 5. Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes. Eine Kritik der Hypothese Torrels. Von Theodor Overbeck in Hamburg. (Fortsetzung.) S. 575. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler.* (Fortsetzung.) S. 578. — 7. Litteratur. S. 580.

Die Tiefsee-Forschungen der Neuzeit.

Die „Wunder der Tiefsee" sind kein dichterischer Tropus, sondern eine greifbare Thatsache. Das Meer hat von jeher einen geheimnisvollen Reiz auf den Menschen ausgeübt und zu allen Zeiten die Neugier des Naturforschers in hohem Grade angeregt. Das Studium seiner Produkte vermochte zu allen Zeiten die forschenden und wißbegierigen Geister leidenschaftlich anzuregen, denn es erschloß denselben eine neue, wunderbare, eigenartige Welt organischen Lebens, und wenn die Männer der exakten Wissenschaft auch über die Auswüchse der dichterischen Phantasie lächelten, welche im Schooß der unergründlichen Tiefe von krystallenen Palästen mit Wänden voll Perlen und Perlmutter, von Wäldern aus Korallen- und Madreporen-Stämmen und herrlichen Höhlen mit den wunderbarsten Gebilden träumten, so fanden sie doch Anregung genug in den seltsamen organischen Wesen der Tiefe, deren unerwartete Gestaltung und Art des Daseins so weit von den uns umgebenden organischen Formen und Lebensbedingungen abweichen. Die Naturforscher lernten in den Geschöpfen des Ozeans allmählig neue organische Gebilde kennen, in welchen Tier- und Pflanzenleben in der überraschendsten und erstaunlichsten Weise in einander überzugehen und die Grenzen beider auf das Rätselhafteste sich zu verwischen schienen und wo Tiere in Gestalt wahrer lebender Blumen erschienen, deren bunter Farbenschmelz kaum hinter demjenigen unserer Kinder Flora's zurückblieb. Jener Ausspruch des Columbus, die Sprache sei zu arm und ohnmächtig und die Feder zu unfähig, um alle Wunder des Meeres zu beschreiben, erschien nur allzu berechtigt. Seit den ersten Anfängen einer wissenschaftlichen Erforschung der Natur gewannen unsere Forscher mehr und mehr die Ueberzeugung, daß der Ozean ein Reich oder eine Welt für sich sei und eine eigene, unendlich mannigfaltige Schöpfung von Wesen beherberge, die zum Teil für den Menschen und seine Forschung noch unerreichbar seien. Der geheimnisvolle Schleier, der über dieser Welt der Tiefe liegt, lüftet sich nur allmählig, allein jede neue Enthüllung auf diesem Gebiete, jedes neue Geschöpf der Tiefe, welches irgendein Zufall in die oberen Regionen des Ozeans und an unsere Küsten verschlägt, steigert unser Erstaunen und unsere Wißbegierde über jene eigenartig fremde organische Welt am Meeresgrunde, die in Bau, Form, Anordnung und Verrichtungen immer interessantere und überraschendere Abweichungen von dem zeigt, was wir seither von den Geschöpfen des Ozeans wußten. Die Erforschung des Ozeans, seiner physischen Beschaffenheit, seiner Konfiguration, seiner Tiefen und seiner organischen Wesen ward in den Brennpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit gerückt und zu einer speziellen Aufgabe der Wissenschaft, und so bildete sich von selbst die neue und höchst interessante Disziplin der Ozeanographie, welche zwar noch im Kindesalter steht, allein selbst in ihren Anfängen schon ebenso überraschende als bedeutende Ergebnisse geliefert hat.

Die ersten physikalischen Resultate waren die Thatsachen, daß der Meeresgrund stellenweise ebenso tief unter den Meeresspiegel hinabreiche, als sich die höchsten Gebirge

über denselben erheben; daß man mittelst Lothungen, welche man unter Benützung der neuesten Errungenschaften der Physik und Mechanik veranstaltete, bereits Meerestiefen bis zu 7000 m. nachgewiesen hat, und daß in den verschiedenen Tiefen des Ozeans je nach den Klimaten und der geographischen Länge und Breite deutliche Zonen mit wesentlich verschiedenen, eigenartigen und spezifischen organischen Geschöpfen wahrzunehmen sind. Dies regte zu den sogenannten Tiefsee-Forschungen an, welche heutzutage eine Aufgabe der Wissenschaft geworden sind und, von den Regierungen von Großbritannien, Frankreich und der Vereinigten Staaten angestellt und unter der Aufsicht tüchtiger Gelehrten rationell und methodisch vorgenommen, bereits die wichtigsten Ergebnisse geliefert haben.

Die wichtigeren Entdeckungen über die Naturgeschichte des Meeres datieren erst vom Beginn unseres Jahrhunderts. Der Horizont unseres Wissens in dieser Richtung war bis dahin noch beschränkt und durch theoretische Grübeleien und Folgerungen noch mehr eingeengt. Man hatte sich bis dahin begnügen müssen, diejenigen Wesen zu studieren, welche an den Küsten leben und um die Landfeste eine Art belebten Gürtels bilden. Ihre Merkmale, ihre Organisation, ihre Lebensweise wurden der Gegenstand eingehender Untersuchungen, und man konnte bald glauben, daß man nun alles über ihre Geschichte erfahren habe. Dann aber erstand die berechtigte Frage: was gibt es unterhalb der Grenze, welche mittelst der gewöhnlichen Hülfsmittel der Forschung zu erreichen ist? Wird dort das Meer unfruchtbar und öde? Sind seine großen Tiefen, welche man mit dem Senkblei kaum ergründen kann, zur Einsamkeit, Unbeweglichkeit, zum Mangel an allem organischen Leben verurteilt oder werden sie ebenfalls von Tieren und Gewächsen bevölkert, welche den an den Küsten lebenden mehr oder weniger ähnlich sind?

Lange mußte man sich in dieser Beziehung mit Vermutungen begnügen, denn die Mittel zur Vergewisserung darüber fehlten. Weder die geschicktesten Taucher noch die Taucherglocke vermochten zu einer beträchtlichen Tiefe unter dem Meeresspiegel zu gelangen. Ueberdem machte man sich, infolge unvollständiger Beobachtungen und einseitig theoretischer Schlüsse, mit dem Gedanken vertraut, die Meerestiefen für ein ungeheures Grab anzusehen, in welchem alles sich verliert und nichts leben kann. Man redete sich ein, es könne nicht anders sein, und fand unanfechtbare Gründe zum Beweis dafür und um zu zeigen, daß auch die Theorie das erkläre, was die praktischen Studien konstatiert hatten. Man sagte: das Licht vermag nur durch dünne Wasserschichten zu dringen; in einer Tiefe von mehr als fünfzig Meter bleiben auch die empfindlichsten photographischen Platten unverändert; wie vermöchten also lebende Wesen sich einer vollständigen Finsternis anzubequemen und sich inmitten derselben zu leiten? Ferner mußte ja der ungeheure Druck, welchen sie zu ertragen hatten, ihre Gewebe zerreißen, denn in einer Tiefe von 1000 Metern hat ja ein Quadratzentimeter des Grundes eine Wassersäule von mehr als 100 Kgr. auf sich. Ein Fisch von 1000 Zentimeter Oberfläche würde unfehlbar von dieser Last von 100,000 Kgr. erdrückt werden. Ferner erstreckt sich der Wogenschlag nur etwa auf 150 m. Tiefe, und in den großen unterseeischen Thälern liegen die Wasserschichten ohne Zweifel nach ihrem spezifischen Gewicht übereinander, so daß die schwersten und dichtesten unten sein und die leichteren darüber stehen müssen. Die tiefste Schichte hat daher nur eine Temperatur von 4° C., welche das Maximum der Dichte des Wassers darstellt; keine Strömung vermag die Wassermassen zu erneuern; sie bleiben da in einem Zustand Jahrhunderte-langer Unbeweglichkeit und gänzlich unverträglich mit der Atmung, welche die Folge des Lebens ist.

Diese gewichtigen Gründe verketteten sich durch logische Deduktionen und erschienen unumstößlich, und dennoch haben die Fortschritte, welche man in den jüngsten fünfundzwanzig Jahren gemacht hat, diesen ganzen Aufbau von Vermutungen über den Haufen geworfen. Allein diese haben nur allzu lange ihren Einfluß fühlbar gemacht und die Naturforscher gehindert, mancherlei Beobachtungen in Erwägung zu ziehen, welche zu verschiedenen Zeiten von Seefahrern gemacht worden waren. Man glaubte daher, die Tiere, welche an der Leine eines in große Tiefen versenkten Senkloths sich angeklammert hatten, kämen nicht vom Meeresgrunde, sondern aus den zwischenliegenden oder gar oberflächlichen Wasserschichten, und hätten sich nur durch Zufall an die hänfene Leine des Senkblei's angehängt.

Etwa um das Jahr 1860, als man die Idee der transatlantischen elektrischen Telegraphen-Kabel zu verwirklichen begann, schenkte man der Untersuchung des Meeresgrundes, auf welchen die elektrischen Kabel gelegt werden sollten, größere Aufmerksamkeit und nahm die sorgfältigsten Peilungen (Untersuchungen mit dem Senkblei) vor. Zunächst war die Bodengestaltung des Meeresgrundes allein der Gegenstand der Forschungen der Ingenieure und Seeleute. Man fand im Bett des Ozeans Gebirgsketten, steile und abstürzende Felsen, zerrissene Klippen, tiefe Thäler und hohe und niedere Plateaux; man nahm Veränderungen in der Beschaffenheit des Meeresschlamms wahr, welche nur vom Andrang der Meeresströmungen herrühren konnten. Da es jedoch den Ingenieuren nur darum zu thun war, möglichst schnell ein praktisches Resultat zu gewinnen, so erstreckten sie das Feld ihrer Beobachtungen nicht weiter. Der berühmte französische Chemiker Dumas hat sehr richtig bemerkt: „Die Wissenschaft hat die Industrie umgebildet, und die Industrie ihrerseits hat die Wissenschaft modifiziert", denn die eine arbeitet der anderen in die Hand. Den transatlantischen Kabeln haben wir eine wesentliche Bereicherung unserer Kunde des Meeres und seiner Bewohner in den tieferen Schichten zu verdanken.

Ein Unfall, welcher dem Telegraphen-Kabel zwischen Sardinien und Algerien zustieß, führte zur Enthüllung ganz unerwarteter Thatsachen, deren Gegenstoß sich bald fühlbar machen mußte. Im Jahre 1861 zerriß dieses Kabel, dessen abgerissene Stücke aus einer unterseeischen Thalsenkung in einer Tiefe von mehr als 2000 m. heraufgeholt wurden. Sie fanden sich mit verschiedenen Tieren bedeckt, welche meist den Naturforschern ganz unbekannt waren, während andere ihre bekannten Vertreter nur in den vorweltlichen Geschöpfen hatten, die uns in fossilem Zustande in den alten Schichten unserer Erdrinde aufbewahrt worden sind. Dies war der Anfang eines neuen Kapitels in der physischen Geschichte unserer Erde. Unsere Gelehrten sahen sich auf der Schwelle einer neuen Welt der Forschung und gewannen die Ueberzeugung, daß, wenn man diese Erforschung des Meeresgrundes mit Eifer und Methode fortsetzen würde, man Ergebnisse von allerhöchster Wichtigkeit erlangen müsse.

Aehnliche Entdeckungen waren auch in England und Amerika bei den mehrfach erfolgten Beschädigungen des amerikanischen Telegraphenkabels gemacht worden und führten auf die Idee der Tiefsee-Forschungen, eine der wichtigsten Fragen der heutigen Naturwissenschaft. Allein die Veranstaltung derartiger Forschungen war keine leichte Sache; man bedurfte dazu gewaltiger Hülfsmittel — eines großen mit Dampfmaschinen versehenen Schiffes mit einer starken Bemannung u. s. w. Man konnte die Mitwirkung der Regierung, die Hülfe des Staates dabei nicht entbehren, und diese ließ lange auf sich warten. Wir wollen die Entstehungsgeschichte dieser wichtigen Forschungs-Expeditionen hier nicht schildern, weil sie uns zu weit führen würde, sondern sogleich konstatieren, daß England hierin voranging und die Vereinigten Staaten und Frankreich folgten, und wir wollen nur beispielsweise schildern, in welcher Weise Frankreich in dieser Sache vorging. Der bekannte französische Zoolog Adolph Milne-Edwards nahm die Sache in die Hand und regte sie in der wissenschaftlichen Welt, in der Presse, in der Akademie, beim Präsidenten und dem Ministerium der französischen Republik an und bezeichnete sie als Ehrensache für die französische Nation und Marine. Die Regierung stellte denn auch einen Raddampfer, den „Travailleur", befehligt erst von Kapitän Richard, dann von dem Schiffslieutenant Parfait, zur Verfügung, welcher von 1880 bis 1882 unter der Leitung von Gelehrten Tiefsee-Forschungen im Mittelländischen Meere und im Atlantischen Ozean anstellte, die eine höchst interessante Ausbeute lieferten. Im Jahre 1883 wurde der Kommission ein größeres und schneller segelndes Fahrzeug, der Kreuzer „Talisman", unter dem Befehl des zum Fregattenkapitän vorgerückten Herrn Parfait, anvertraut, welches den östlichen Teil des Atlantischen Ozeans bis zum Senegal untersuchte und längere Stationen bei den Canarien, den Inseln des Grünen Vorgebirges und den Azoren machte. Der wissenschaftliche Stab, mit welchem sich Herr Milne-Edwards für diese Expedition umgab, bestand aus lauter erprobt tüchtigen Fachmännern: Zoologen, Botanikern, Physikern ꝛc., und war mit den vortrefflichsten Instrumenten versehen. Die Beobachtungen, welche auf diesen verschiedenen Fahrten gemacht wurden, sind vom höchsten Interesse; die Sammlungen, welche gewonnen wurden, sind überraschend reichhaltig und nun in dem öffentlichen Museum der Naturgeschichte der Rue de Buffon in Paris so übersichtlich aufgestellt, daß man sie in ihrer Gesamtheit und im Zusammenhange studieren kann. Von allen Tieren, welche durch die Aufbewahrung in Alkohol entfärbt sind, wurden Zeichnungen nach der Natur und mit ihren ursprünglichen Färbungen gemacht, und ebenso sind nun daselbst auch einige der Apparate aufgestellt, mit welchen die Untersuchungen des Meeresgrundes vorgenommen wurden. Sie geben einen ungefähren Begriff von dem riesigen und komplizierten Apparat von Werkzeugen, Schleppnetzen, Kätschern u. dgl. m., mit welchen der „Talisman" ausgerüstet war. Diese Untersuchungen des Meeresgrundes erheischen in der That die mannigfachsten und verwickeltsten Vorrichtungen, Werkzeuge und gewaltigen Maschinen, denn es galt dabei, Netze bis in Tiefen von mehr als 5000 m. hinabzulassen und dieselben dann wieder an Bord zu ziehen, nachdem sie sich mit Steinen, Schlamm und Tieren gefüllt hatten. Die Gelehrten konnten sich für die unbeschreibliche Mühe und Arbeit, welche mit diesen Bagger-Arbeiten verbunden waren, und für die Enttäuschungen, welche ihnen mancher unergiebige Zug bereitete, nur durch den Reichtum an zoologischen Schätzen entschädigt finden, welche sie aus jenen jungfräulichen Tiefen hoben. Milne-Edwards schildert uns in einem seiner Berichte mit ergreifender Anschaulichkeit die Empfindungen, welche diese Männer der Wissenschaft bei ihrer Arbeit bewegten; er sagt: „Wann nach stundenlangem Warten das schwere Schleppnetz langsam wieder heraufstieg, so suchten wir in lebhafter Aufregung durch das durchsichtige Wasser hindurch die Ueberraschungen zu erraten, welche uns bevorstanden. Wir haben grausame Täuschungen erfahren, und niemals werde ich den Unglückstag vergessen, wo das Schleppnetz, fast bis zum Rand mit Schlamm und Steinen gefüllt, allmählich dem Meere entstieg: schon konnten wir die seltsamen und unbekannten Tiere unterscheiden, die sich in den Maschen des Netzes verfangen hatten, als es, plötzlich von einer ungeheuren Woge erfaßt, mit seinem ganzen Gewicht wieder zurückfiel, die Taue zerriß, woran es befestigt war, und mit seinem ganzen Inhalt unwiederbringlich in die Tiefen hinabsank, denen es eben erst entstiegen war! .... Andere Tage dagegen lohnten uns reichlich für alle unsere Mühen und mehr als ein glücklicher Netzzug hat uns die Enthüllung von so viel neuen Thatsachen gebracht, daß wir inmitten unserer Reichtümer nicht wußten, wohin wir zunächst unsere Aufmerksamkeit richten sollten.

„Es wimmelt von Leben in diesen unterseeischen

Thälern, welche so lange der Forschung verschlossen waren. Hier finden sich keine Küstentiere, die dorthin hinabsteigen, um sich eine Zuflucht zu suchen; sie sind von ganz anderen Arten bewohnt, deren seltsame Gestalten den Naturforscher in Erstaunen versetzen. Die tierischen Bevölkerungen der Abgründe des Ozeans haben nichts mit denen der Meeresoberfläche gemein. Es gibt hier zwei übereinander liegende soziale Schichten, die sich je in ihrem Reiche halten, ohne sich zu kennen und ohne sich zu vermengen. Die unteren Schichten haben kein Verlangen emporzusteigen, um die Stelle der oberen Schichten einzunehmen, und die oberen Schichten können ihr Medium nicht verlassen, weil ihre Organisation es ihnen verbietet. Die Lebensbedingungen der einen sind ganz verschieden von denen der anderen, und dies macht ihr Studium doppelt lehrreich."

In jenen tiefen Meeresgründen zählen die neugefundenen Arten nach Hunderten; viele erreichen ungeheure Dimensionen im Vergleich zu denjenigen derselben zoologischen Gruppe, welche die Schichten der Oberfläche bewohnen. Manche dieser Tiere sind blind und haben zu ihrer Leitung nur den Tastsinn; andere sind mit Einrichtungen versehen, mittelst deren sie ein phosphoreszierendes Licht ausstrahlen. Die Gestalten der Fische sind von der seltsamsten Art und übertreffen an Bizarrerie alles, was man an den schon bekannten Seefischen gefunden hat. Das Merkwürdigste aber ist, daß in diesen düsteren, lichtlosen Abgründen die Tiere oft die lebhaftesten Färbungen zeigen. Es wimmelt dort unten von ungeheuren Krabben und Krebsen von blutroter Farbe; Seesterne vom zartesten Rosa oder feurigsten Orange mengen sich dort unter grüne Seeigel oder andere Kriechtiere von wunderbar violetter Farbe. Algen und Tange gibt es da unten keine; sie sind in einer Tiefe von mehr als 250 m. nicht mehr zu finden; dagegen können Tiere noch unter dem Druck einer Wassermasse existieren, welche mehrere Kilometer hoch ist.

Der „Talisman" hat auf seiner Fahrt auch jenen Teil des Atlantischen Ozeans erforscht, welcher wegen seiner ungeheuren Massen schwimmender Tange unter dem Namen des Sargasso-Meeres bekannt und ein Brutort und eine Zuflucht für eine Menge niederer Tiere ist. Ein Fisch baut dort sein Nest, indem er mit Fäden aus seinem klebrigen Speichel ganze Ballen von Tangen zusammenwebt, welche dann frei auf den Wogen treiben und die auf ihre Oberfläche gelegten Eier tragen. Alle Tiere, welche in diesen treibenden Massen von Sargasso-Tang hausen: Fische, Krabben, Krebse, Mollusken 2c., sind ganz in dieselbe Färbung der Tange gekleidet und ähnlich gefleckt, so daß sie kaum von denselben zu unterscheiden sind und ihre Farben vollkommen mit denen ihrer Umgebung harmonieren. In diesen Gewässern wurde der „Talisman" beständig von Scharen von Haifischen umschwärmt, denen immer jene kleinen Fische voranschwammen, welche man ihre „Lootsen" nennt. Viele dieser Haie wurden von den Matrosen erlegt und ihr Mageninhalt lieferte dann meist eine Ausbeute an interessanten niederen Tieren.

Auch die Berichte über die Tiefsee-Forschungen der Engländer und Amerikaner in anderen Gewässern des Ozeans, namentlich die Untersuchungen des Schiffes „Challenger", haben höchst interessante Ergebnisse geliefert, auf welche wir aber hier nur deshalb nicht eingehen, weil darüber schon viel geschrieben worden ist und sie unseres Wissens bereits in Buchform erschienen sind.

Untersuchungsreise auf dem Fluß Amberno in Nord-Neu-Guinea.

Der holländische Missionar van Hasselt schreibt aus Doreh auf Neu-Guinea:

„Am 15. Juli 1884 kam hier auf der Rhede das Dampfschiff „De Havik" an mit dem Residenten von Ternate an Bord, außerdem Dr. . . ., der als Ethnograph und Geograph die Reise mitmachte, ein Marineoffizier, der von dem untersuchten Gebiet die Karten aufnehmen sollte, und ein Beamter der Handelsmaatschappy. Der Zweck der Reise war, den noch unbekannten Fluß Amberno hinauf zu fahren und so viel als möglich eine Karte von demselben herzustellen, zugleich auch Verbindungen mit den dortigen Eingeborenen anzuknüpfen.

„Es ist dies der größte Fluß von Holländisch-Neu-Guinea, an seiner Mündung wohl eine englische Meile breit; die Eingeborenen nennen ihn Mamberaminu, d. h. das große Wasser. Der Resident fragte mich, ob ich nicht Lust habe, mitzugehen, namentlich auch meiner Sprachkenntnis wegen. Wenn ich auch die dortige Sprache nicht verstände, so könnte doch leicht sein, daß ich zwischen unserem hiesigen Rufoorschen Dialekt und dem dortigen Vergleichungen anstellen könnte. Da ich außerdem nun dachte, daß eine kleine Seereise für meine Gesundheit ganz zuträglich sein würde, so nahm ich den Vorschlag an und so gingen wir in der Nacht zum 17. Juli auf die Reise. Zunächst steuerten wir nach Ansus, um dort für die weitere Reise einen Lotsen oder Dolmetscher zu finden. Es hieß, dort sei ein Mann, dessen Frau aus jener Gegend stamme, und wir fanden den Betreffenden auch wirklich auf; bei näherer Untersuchung stellte sich indes heraus, daß er mit der dortigen Sprache nicht bekannt war. So wurde denn die Reise fortgesetzt und Sonnabend den 19. Juli erreichten wir die Mündung des Flusses. Meilenweit sah dort das Wasser gelblich, schmutzig aus, sich deutlich unterscheidend von dem hellgrünen oder bläulichen Meerwasser. Man versuchte sofort, in die Mündung hineinzudampfen, indes das ging nicht; weil wir wegen etwaiger Barren oder Untiefen nur mit halbem Dampf fahren konnten, so wurde der heftige Strom dem Schiffe zu stark und darum war der Kapitän ganz froh, als er einen guten Ankerplatz fand. Am folgenden Tage lagen wir noch da vor Anker. Es

war zum Verzweifeln, das Land und den Fluß, denen die Expedition galt, so vor sich zu haben und doch nicht erreichen zu können! Man wollte mit der Schaluppe einen Versuch machen, jedoch war der Strom zu stark und hätte dieselbe leicht ganz abgetrieben werden können. Endlich wurde die Jolle und die kleinste Schaluppe zu Wasser gelassen, mit vier Ruderern bemannt und der Resident und ich nahmen darin Platz; für mehr Personen war das Schiff zu klein. Die See ging tüchtig hoch und an Dünung war auch kein Mangel, wie das gewöhnlich vor Flußmündungen der Fall ist, aber unsere Ruderer hielten sich gut; zweimal mußten wir indes vor Anker gehen, um ihnen etwas Ruhe zu gönnen. Es war so heiß in der Sonne ohne Sonnenzelt oder Schirm und es dauerte recht lange, bis wir endlich das Ufer erreichten und dasselbe betreten konnten. Das Nadelgehölz am Ufer erinnerte mich unwillkürlich an unsere heimischen Föhren. In Indien hatte ich diesen Baum noch nie gesehen. So betreten wir also ein Land, das, wenigstens so weit bekannt ist, noch nie von einem Europäer besucht worden ist. Wie unser Steuermann nachher als seine Schätzung angab, ist der Fluß eine englische Meile breit, vielleicht auch etwas weniger, aber auf jeden Fall verdient er den Namen „König der Ströme von Papuas-Land". Die Ufer waren mit einem Pflanzen- und Baumgewirr vollständig zugewachsen, so daß ein Stamm den anderen zu verdrängen schien, darunter eine Menge Sagobäume, im übrigen waren sie niedrig und flach; die feierliche Stille des Waldes wurde nur von dem Gesang der Vögel unterbrochen, unter denen sich die tiefen Baßtöne des Nashornvogels am meisten bemerklich machten. Ueber umgestürzte Baumstämme, bald durch Sumpf, bald durch Wassertümpel watend, setzten wir unseren Weg am Strande entlang fort, unter Begleitung von ein paar bewaffneten Matrosen und unserem Ansuscher Führer, der sich aber der Sicherheit wegen ganz nett im Hintertreffen hielt und nur ab und zu auf unsere Aufforderung hin laut rief, wir seien Freunde, um dadurch etwa vorhandene Menschen herbeizulocken. Wir fanden ein paar Hütten, in deren Umgebung die gefällten und schon ihres Markes beraubten Sagobäume deutlich die Beschäftigung ihrer Bewohner anzeigten; diese selbst waren wohl geflohen. Kein lebendiges Wesen war zu erspähen. Wir untersuchten einige dieser Hütten. Viel besonderes war nicht da, wir sahen nur einige Säcke, Sagosiebe und eine Art Haken, wie sie hier beim Lenken der Kähne im Gebrauch sind. Einige Korallen und Messer, die wir in den Hütten zurückließen, sollten den Bewohnern sagen, daß wir gekommen seien, nicht um irgend etwas zu holen, sondern vielmehr um was zu bringen. Endlich konnten wir nicht weiter vordringen, auch kam allmählich die Zeit der Flut heran. Inzwischen waren auch die mit dem anderen Boot angekommen und alle eifrig an der Arbeit mit Loten und Untersuchen, um einen Weg ausfindig zu machen, durch den der „Havik" in den Fluß einlaufen könnte. Nachdem wir uns mit einigen mitgebrachten Vorräten etwas erquickt, und unseren Durst gestillt hatten, ging es mit unserer kleinen Jolle wieder nach dem Schiffe zurück und hier stellte es sich durch Vergleichung der gefundenen Resultate heraus, daß das Wasser tief genug war für unsern „Havik", um in den Fluß einzulaufen. Gegen halb vier Uhr nahm dann unser schlankes Schiffchen den Kurs nach der Mündung und dampfte ganz prächtig und ohne Unfall den Amberno hinauf. Ein Ehrentrunk und eine kurze kräftige Ansprache, des Residenten, dem Kapitän und den Offizieren des ersten niederländischen Schiffes auf diesem Flusse gewidmet, verliehen diesem wichtigen Moment einen festlichen Anstrich. Bis zum Abend dampften wir weiter; des Nachts mußten wir auf dem Fluß jedesmal vor Anker gehen; die Ufer behielten noch immer ihren oben beschriebenen Charakter auch den ganzen folgenden Tag. Inzwischen hatte unser braver Marineoffizier alle Hände voll zu thun, um jede Krümmung, und daran war kein Mangel, auf seine Karte zu bringen: er hatte in der That während der ganzen Reise wenig Ruhe. Am Dienstag Morgen hatte ich ein Schauspiel, das ich in Indien noch nicht gehabt, nämlich dicken Nebel, so daß von dem doch so nahe gelegenen Ufer absolut nichts zu sehen war. Es ist eine eigentümliche Empfindung, wenn man so mit einem Mal aus dem sonnigen Indien sich in unser nordisches Klima versetzt glaubt; ich hörte indes von unserem Steuermann, daß man dergleichen auf Flußfahrten öfters hat.

Allmählich veränderte sich die Umgebung, das Land wurde höher, hie und da zeigte sich etwas Strand. Der Wald wich mehr zurück und mit Rohr oder Bambus bewachsenes Flachland zeigte sich, dazwischen wieder flaches und morastiges Terrain. Hie und da bildete der Fluß Inseln, und Dienstag Mittag sahen wir Hügel, Berge kann man sie kaum nennen. Die Fahrt wurde nun interessanter, indem der Fluß in zahllosen Windungen sich durch das Hügelland hinwand; einzelne Partien waren wirklich malerisch, sehr im Gegensatz zu den flachen, eintönigen Ufern am Anfang unserer Fahrt. Aber unsere Reise sollte nun bald ein Ende nehmen. Schon den ganzen Dienstag war es schwieriger gewesen mit dem Fahren. Sandbänke fingen an, sich zu zeigen, alle Augenblicke mußten Signale für die Dampfmaschine gegeben werden — aber plötzlich trotz des fortwährenden Lotens, das natürlich während der ganzen Flußfahrt geschehen war, saß der „Havik" auf dem Grunde, auf einer Kiesbank. Infolge der Bauart unseres Schiffes legte es sich so arg auf die Seite, daß man befürchten mußte, es werde umschlagen. Alles eilte nach der in die Höhe stehenden Seite des Schiffes, um falls die Katastrophe einträte, doch die beste Aussicht auf Rettung zu haben. Alle Gesichter waren bleich; ich habe noch nie solch einen gefährlichen Augenblick erlebt, wo man dem nahen Tode so ins Gesicht sieht, und noch dazu einem solchen entsetzlichen Tode. Alle Bemühungen, das Schiff wieder flott zu machen durch Auswerfen von Anker ꝛc., waren

vergeblich. Es wurde Abend, die Nacht brach herein, ich saß noch bis spät auf Deck, aber da ich keine Lust verspürte, die ganze Nacht in der feuchten, kühlen Atmosphäre zuzubringen, begab ich mich in der Kajüte zur Ruhe — meine eigene Kabine lag zu weit unten — das Schiff lag auch schon wieder etwas weniger schief. Am andern Morgen war es jedoch wieder gerade so schief wie im Anfang und so beschloß der Resident am Ufer ein Unterkommen einrichten zulassen. Die Lebensmittel und Getränke wurden in die Boote gepackt und so verließen wir das Schiff. Die Seeleute sollten so lange als irgend möglich an Bord bleiben. Im schlimmsten Falle hoffte der Resident, daß wir nach Verlust unseres Fahrzeuges im folgenden Monat abgeholt werden würden. Wir würden uns also mit unserem Proviant so einzurichten suchen müssen, daß wir es so lange aushalten könnten. Das Ausschiffen und Landen lief glücklich ab, obwohl es wegen des heftigen Stromes keineswegs leicht damit ging, das Wasser hatte eine eigentümliche Bewegung, fast wie ein Maelstrom. Am Ufer wurde nun zuerst mit Hülfe des Segeltuches, das als Sonnenzelt auf dem Schiffe gedient hatte, ein Dach über die schnell aufgerichtete Hütte hergestellt. Auch die Wände bestanden aus Segeltuch. Bis wir alles hergerichtet, eingerichtet und untergebracht hatten, war es wieder Abend geworden.

„So waren wir denn nun glücklich unter Dach, aber was für ein Dach war das! Am Abend kam ein tüchtiger Regen und es zeigte sich, daß unser Dach bedeutend leckte. Feucht und kalt drang die Nachtluft in unser Zelt herein. Auch das Terrain hatte seine besonderen Bedenklichkeiten: hinter uns der hohe, dichte undurchdringliche Wald, unter uns der sumpfige Boden. Ich fürchtete, daß wenn wir hier länger zu bleiben haben sollten, allerlei Krankheiten nicht ausbleiben würden. Es wurden Nachtwachen eingerichtet, ein jeder von uns mußte in Gesellschaft seines Dieners und eines Matrosen je eine Stunde wachen. Mir fiel die Wache von 11—12 Uhr zu. Ich hatte meinen guten, treuen Aquila mitgenommen, der unterwegs auch als Lotse gedient hatte; so wandelte ich denn vor unserem Zelte auf und ab; Aquila meinte, ich werde von dem Herumgehen im Nassen gewiß krank werden, ich erwiderte ihm jedoch, daß wir ja gewohnt seien, Lieb und Leid miteinander zu teilen. Der Matrose klagte und sprach seine Befürchtungen aus, daß der „Havik" nicht wieder flott werden würde. Um 12 Uhr löste der Doktor mich ab und ich legte mich auf meiner improvisierten feuchten Lagerstatt zur Ruhe. Beim Morgengrauen des folgenden Tages wurde ich geweckt durch die Freudenrufe: „Das Schiff ist flott!" Alles eilte sofort zum Wasser und in der That, da sahen wir unser Schiff flott und frei sich im Wasser bewegen. Alsbald stieg auch die Rauchsäule wieder aus dem Schornstein empor und nach wenigen Stunden dampfte es an unserer Lagerstelle vorbei, um einen sicheren Ankerplatz zu suchen. Der Morgen wurde dazu verwandt, um die ganze Reisegesellschaft und die Hütte zu photographieren, einige der Herren gingen auch noch auf die Jagd aus, dann wurde ein Teil der Güter wieder an Bord gebracht. Arbeit gab es genug und dabei regnete es tüchtig, aber man hörte doch kein Murren der Schiffsleute, denn alle waren froh, mit unserem geretteten Schiff diesen gefährlichen Ort wieder verlassen zu können.

„Am folgenden Tage wurde das niederländische Wappen an einem mächtigen Baume angenagelt und mit drei Salutschüssen begrüßt. So ist also nun auch das Stromgebiet des Amberno offiziell den niederländischen Besitzungen einverleibt. Schon am Nachmittag traten wir unsere Rückreise an, zur großen Freude unseres Kapitäns, Herrn S. Das hatte ich auch nicht gedacht, als ich diesen Herrn vor Jahren zum ersten Mal in Holland kennen lernte, daß ich noch einmal als sein Passagier solch' eine gefährliche Reise mit ihm machen würde. Denn gefährlich war sie, namentlich auch noch die Rückreise. Flußaufwärts hatten wir gegen den starken Strom mit voller Dampfkraft fahren müssen, flußabwärts wurde das Fahrzeug von dem Strom getrieben und es erforderte einen tüchtigen Steuermann, um alle Untiefen und Bänke, auf welche der Strom uns fortwährend zutrieb, zu vermeiden. Bald mußte vorwärts, bald rückwärts gedampft, bald der Anker ausgeworfen werden, und trotz alledem spürte man doch zuweilen, wie das Schiff über den Grund streifte. Der Resident gab dem Kapitän das Zeugnis, daß er das Schiff ganz ausgezeichnet lenke, aber er wolle doch froh sein, wenn wir erst wieder glücklich aus dem Fluß heraus seien. Das letzte Stück der Fahrt, mehr in der Nähe der Mündung, ging leichter von statten, denn hier war der Fluß breiter und tiefer. Wir fuhren dann ganz ungehindert durch die Mündung und richteten den Kurs zunächst wieder nach Ansus. Dort hielten wir uns nur ganz kurz auf und kamen dann am folgenden Tage wohlbehalten hier in Doreh wieder an. Ich habe mich dann sofort hingesetzt, diesen Reisebericht so weit niederzuschreiben, muß mir aber für ein andermal versparen, auch noch von unseren Begegnungen mit den dortigen Papua zu berichten; nur soviel sei vorläufig schon bemerkt, daß diese Begegnungen durchaus friedlicher Art waren und zur beiderseitigen Befriedigung abliefen."

Ueber einige Aufgaben der historischen Kartographie für das deutsche Mittelalter.

Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu München von E. Richter-Salzburg.

Alle Karten, welche über die Darstellung des Terrains hinausgehen, insbesondere unsere Spezialkarten, sind bekanntlich vorzügliche Hülfsmittel zur Erkenntnis und höchst wirksame Ausdrucksmittel zur Darstellung der politischen und statistischen Zustände unserer Gegenwart.

Geben sie uns ja die Namen und Lage sämtlicher menschlichen Ansiedelungen, die Kommunikationsmittel an Straßen, Eisenbahnen und Brücken, sämtliche politische und administrative Abgrenzungen, die Ausdehnung der Wälder und anderen Kulturen, kurz so viele Verhältnisse und Einzelheiten, daß bekanntlich die Zeichenschlüssel wohl an die Hunderte von Zeichen zu erklären haben. Und vollends erst die zur Versinnlichung einzelner Verhältnisse gezeichneten Karten, in denen Bevölkerungsdichte, Nationalität, Religion und so viele andere Beziehungen dargestellt zu werden pflegen. Es ist nun ein sehr natürlicher Schritt gewesen, daß man ein Hülfsmittel, welches sich für die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes so ausnehmend gut bewährt, auch für die Vergangenheit, soweit als möglich anzuwenden bestrebt war. Unsere Nachkommen werden in unseren politischen und statistischen Karten für die Erkenntnis ihrer eigenen Vorzeit einen unvergleichlichen Schatz besitzen, und der Historiker der Gegenwart müßte sich in ein Reich der Glückseligkeit versetzt fühlen, wenn ihm solche Arbeiten aus der Vergangenheit erhalten wären. Welchen Wert selbst ein so unvollkommenes Werk wie die Peutinger'sche Tafel für die römische Provinzialgeographie besitzt, ist ja bekannt. Da uns nun unsere Vorzeit in dieser Beziehung so überaus stiefmütterlich gehalten hat, so lag der Versuch nahe, aus den uns sonst überlieferten Quellen selbst so weit als möglich kartographische Bilder der früheren Zustände herzustellen.

Die Frage stellt sich also so: sind wir überhaupt imstande, für irgend eine Geschichtsperiode Karten herzustellen, welche unseren gegenwärtigen politischen oder statistischen Karten an Reichhaltigkeit und Verläßlichkeit des Inhaltes irgendwie an die Seite gestellt werden können?

Wir müssen diese Frage in ihrer Allgemeinheit mit Nein beantworten. Wir sind das nicht imstande, selbst nicht für die letzten zwei Jahrhunderte, wo doch reiches Aktenmaterial und eigene kartographische Leistungen eine solide Basis abgeben, welche wir für frühere Zeiten entbehren. Der Hauptgrund liegt natürlich in der Mangelhaftigkeit der Quellenüberlieferung. Es fehlen uns die Daten, aus denen wir die Karten konstruieren könnten. Sie sind uns in zu geringer Menge, zu einseitig, in zu wenig präziser Form überliefert. Man darf nicht vergessen, daß die Karte nur ganz positive Daten verwerten kann, daß da Vermutungen und Einschränkungen keinen Platz finden können.

Aber hierin liegt nicht die einzige, nicht einmal die Hauptschwierigkeit, wenigstens insoweit es sich um die Verhältnisse unserer eigenen deutschen Vorzeit handelt. Es gibt wichtige, für gewisse Zeiten ganz vorwiegende politische und rechtliche Gestaltungen, welche der kartographischen Festlegung außerordentliche innere Schwierigkeiten entgegensetzen, es drängt sich eine ganze Reihe von Problemen auf, welche erst gelöst werden müssen.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die Ergebnisse um so befriedigender sind, je größere und allgemeinere Verhältnisse auf historischen Karten überhaupt dargestellt werden. Ueber die Abgrenzungen der Hauptstaaten und Nationen und ähnliche Dinge sind wir doch eher unterrichtet als über die Details der administrativen, ethnographischen oder wirtschaftlichen Verhältnisse. Auch verdeckt der kleinere Maßstab der Karten unsere Unsicherheit oder Unwissenheit im einzelnen. Je mehr wir aber in dieses letztere eingehen, um so schwankender wird der Boden unter unseren Füßen; das Material wird immer kärglicher und hiermit auch die Art, wie wir es verwenden können und sollen, immer fraglicher. Und doch baut sich alles allgemeine Wissen aus Detailstudien auf. Hier muß der Fortschritt gesucht und gefunden werden, wenn überhaupt einer möglich sein soll.

Das, was ich also nun zu bringen beabsichtige, soll nicht etwa eine Kritik der bisherigen Arbeiten sein, am allerwenigsten des großen und imponierenden Werkes von Spruner-Menke. Die Richtung meiner Studien war eine viel mehr in das Detail gehende. Dr. Menke hat sich zwar einmal darüber beklagt, daß ein sehr berufener Rezensent (nämlich Herr Oberbibliothekar Riezler) ihm zugemutet habe, bei der Bearbeitung seiner mittelalterlichen Karten sich des direkten Quellenstudiums zu entschlagen und sich mit der Ausbeutung der abgeleiteten Arbeiten und Darstellungen zu begnügen, und hat für seine Arbeit durchaus das direkte Quellenstudium als Grundlage bezeichnet. Wenn man dies auch gerne zugeben kann, so erschöpft doch das von Menke Gebotene das Quellenmaterial nicht im entferntesten, kann das auch nach Zweck und Anlage des Werkes gar nicht wollen. Die Menge topographischer und rechtsgeschichtlicher Einzelheiten, welche uns in den Urkunden, Urbarien und anderen Quellen des Mittelalters, besonders vom 13. Jahrhundert ab, überliefert ist, ist so groß, daß man bei einigem Vertrautsein mit dem Material sich klar wird, daß sich aus demselben doch weit mehr für die kartographische Verarbeitung muß verwenden lassen, als bisher geschehen ist, und speziell in Spruner-Menke vorliegt. Vollends aber kommt man zur Ueberzeugung, wie notwendig eine umfassende und bis ins Einzelne gehende Neubearbeitung des Stoffes ist, wenn man einmal dahintergekommen ist, auf wie schwachen Grundlagen die Angaben der Gaugrenzen und selbst der Grenzen der Reichsfürstentümer u. dgl. stehen, welche z. B. in den Menke'schen Karten verwendet werden mußten. Menke beklagt sich mit vollem Rechte, daß die Studien in der historischen Geographie des Mittelalters ungebührlich zurückgeblieben sind; ungebührlich, besonders im Vergleiche zu der ungeheuren Mühe, welche auf die philologische und diplomatische Herstellung der Ausgaben der Urkunden verwendet zu werden pflegt. Eine große Menge unverarbeitetes Material liegt also vor, und es fragt sich nur: was können wir aus demselben für die historische Geographie gewinnen?

Schon zur Zeit, als man überhaupt anfing, mittel-

alterliche Urkunden zu wissenschaftlichen Zwecken abzudrucken, besaß man eine mehr oder weniger deutliche Vorstellung davon, daß sich aus ihnen eine Ausbeute topographisch-historischer Natur müsse gewinnen lassen. Als um die Mitte unseres Jahrhunderts mit der Gründung der Wiener Akademie der Wissenschaften eine neue Aera historischer Studien in Oesterreich begann, hat der wackere Chmel, der die Seele der damaligen Bewegung war, im Notizblatt der Akademie eine eigene Rubrik unter dem Titel „Historischer Atlas" eröffnet, und in demselben solche Urkundensammlungen und Güterverzeichnisse geistlicher Stifter veröffentlicht, in welchen recht viele Namen von Oertlichkeiten vorkommen. Es hat ja stets einen gewissen Reiz, auch für den an solchen Studien nicht Beteiligten, wenn er hört, daß ein Dorf oder ein einzelner Hof, den er in sehr unhistorischer Gegenwärtigkeit vor sich liegen sieht, schon vor tausend und mehr Jahren bestand, und einen höchst altertümlich klingenden Namen getragen hat, als dessen entstellten Abkömmling er den gegenwärtigen mit Erstaunen erkennt. Die Art und die Möglichkeit der Verwendung dieses großen Namenmateriales in einer wissenschaftlichen Weise ist aber keineswegs so klar und selbstverständlich, wie man leicht glauben könnte.

Sehen wir zunächst, wie Menke die alten Namen verwertet. Der Maßstab seiner Karten nötigt ihn von vornherein, sich auf eine Auswahl zu beschränken. Denn keine Karte des Atlasses hat einen größeren Maßstab als 1 : 1,000,000; und dieses ist nur bei den sog. Gaukarten der Fall, welche die Einteilung des Deutschen Reiches in Gaue darstellen, wie sie etwa vom 8. bis 11. Jahrhundert bestanden hat. Wir sehen hier also von den Namen, welche uns aus dieser Zeit überliefert sind, eine Auswahl, welche inerseits von dem Grundsatze ausgebt, die durch historische Wichtigkeit hervorragenden Oertlichkeiten, z. B. die Aufenthaltsorte der Könige und Fürsten, zu bringen, andererseits von kartographischen Gründen eingegeben ist, nämlich von dem Bedürfnis, das Kartenfeld möglichst gleichmäßig mit Namen zu überdecken. Da die Zahl der geschichtlich bemerkenswerten Orte eine verhältnismäßig sehr geringe ist, so wird der weitaus größere Teil der Namen nur aus dem zweiten, so zu sagen zufälligen Grunde aufgenommen worden sein. Es wäre also durchaus falsch, etwa anzunehmen, daß die in den Gaukarten vorkommenden Namen etwa sämtliche überhaupt überlieferte sind. Die Auswahl selbst hat aber ihre außerordentlichen Schwierigkeiten. Einmal gibt die Ueberlieferung nur selten über die relative Wichtigkeit und Größe der erwähnten Ortschaft Aufschluß; andererseits ist die Ueberlieferung selbst eine ungemein ungleichmäßige. Wir haben also gar keine Garantie, daß die Auswahl irgendwie der damaligen relativen Wichtigkeit der Oertlichkeiten entspricht; wir nehmen vielleicht einen unbedeutenden Weiler auf, und lassen eine große und wichtige Ortschaft weg.

Sind diese Uebelstände zum Teil durch den kleinen Maßstab bedingt, welcher bisher für historische Karten stets nur Anwendung gefunden hat, so würden dieselben auch keineswegs schwinden, wenn wir den Versuch machten, in eine Karte von entsprechend großem Maßstab sämtliche Namen einzutragen, welche uns etwa aus der Zeit vor dem Jahre 1000 nach Christi Geburt erhalten sind. Denn dann würde der zweite Uebelstand um so greller hervortreten; nämlich die Ungleichmäßigkeit der Ueberlieferung. Wie schon angedeutet, besteht unser Material für die ältere Zeit hauptsächlich aus den Aufzeichnungen, welche in den größeren Klöstern und bei den Bischofsitzen über ihre Güter und die mit denselben vor sich gehenden Veränderungen geführt wurden. So überaus ausgedehnt nun dieser Besitz auch war — hatte ja das Kloster Fulda angeblich 15,000 Bauernhöfe — so ist doch diese Ueberlieferung nur eine einseitige, indem über den nichtgeistlichen Besitz uns so gut als nichts erhalten geblieben ist. Eine Karte von Bayern z. B. würde in der Nähe der Bischofssitze Freising, Regensburg, Passau und Salzburg oder in jenen Gegenden, wo dieselben besonders viele Besitzungen hatten, z. B. bei Mühldorf und weiter westlich an der Isen, wo Salzburg begütert war, eine überraschende Fülle von Ortsnamen aufweisen; dazwischen aber eine große Anzahl leerer oder halbleerer Stellen. Nichts wäre nun unrichtiger, als hieraus irgend einen Schluß auf die Dichte der Besiedelung oder überhaupt auf die Zahl der bereits mit Namen bezeichneten Oertlichkeiten ziehen zu wollen. Letzteres ist um so weniger gestattet, als einzelne Gegenden, bei welchen die Ueberlieferung besonders reich ist, uns beweisen, daß die Besiedelung unseres Landes — ich spreche da im Sinne des früh-mittelalterlichen Bayerns bis zur Enns — zur Zeit, da die Urkunden etwas häufiger werden, der Hauptsache nach bereits vollendet war, d. h. daß die meisten jetzigen Ortschaften, selbst die kleineren, die nur aus 2, 4 oder 6 Höfen bestehen, damals bereits bestanden haben.

So kommen sämtliche gegenwärtig in der Nähe von Salzburg existierenden Ortsgemeinden, mit einziger Ausnahme des bekannten Aigen, schon vor dem Jahre 934 urkundlich vor, nämlich Maxglan, Liefering, Siezenheim, Wals, Grödig, Anif, Puch, Ober- und Niederalm, Elsbethen, Gnigl, Itzling, Bergheim, Lengfelden u. s. f. Ja bei Einzelnen läßt sich nachweisen, daß sie bereits zur Zeit Karls des Großen ebenso groß gewesen sind als gegenwärtig, wenn ich auch das letztere nicht als Regel, sondern eher als Ausnahme betrachten möchte. Denn bei vielen, jetzt aus 2, 4, 6 oder 8 Höfen bestehenden Weilern ist es entweder urkundlich überliefert oder sonst leicht einzusehen, daß sie aus der Teilung eines ursprünglichen größeren Hofes in zwei oder mehrere kleinere — Halbe oder Viertel-Höfe, wie sie noch bis zum Anfang unseres Jahrhunderts genannt wurden — entstanden sind, wie eben die Verdichtung der Bevölkerung es verlangte und die intensivere Bodenbewirtschaftung es gestattete.

Aber nicht blos die Namen der Ortschaften stammen bereits aus einer so alten Zeit, auch die anderer Lokalitäten, der Berge und Hügel, Alpen und Gräben, können nicht jünger sein. Und dies sogar in Gegenden, von denen die Quellen überliefern, daß sie zu den am spätesten angebauten gehörten. So erzählt uns die Gründungsgeschichte von Berchtesgaden, daß bei dem Einzug der Mönche in das Ländchen, am Anfang des 12. Jahrhunderts, das ganze Gebiet eine nur von vielen wilden Tieren belebte Waldwüste gewesen sei, so daß die Mönche nach kurzer Zeit aus diesem unwirtlichen Aufenthalt wieder entwichen. Trotzdem besitzen wir aber eine nur wenig jüngere Grenzbeschreibung dieses Berchtesgadener-Waldes, welche beweist, daß damals bereits die abgelegensten Teile des Hochgebirges Namen hatten, und zwar dieselben wie jetzt. In dieser Beschreibung erscheint nämlich nicht nur zum erstenmale der Name des hohen Göll, sondern auch der des Schwalber, des letzten Bauernhofes einwärts vom Gollinger Wasserfall, ferner des öden und einsamen Landthales, das zwischen Gotzen und Kahlersberg herabzieht, dann der Alpe Fischunkel hinter dem Königssee, des Dießbaches in den Pinzgauer Hohlwegen u. s. w. — Beweis genug, wie alt auch unsere Bergnamen sind, und daß nur der Zufall darüber entschieden hat, ob sie uns erhalten sind oder nicht.

Eine historische Karte, welche also nur die Absicht verfolgte, das in den Quellen einer bestimmten Periode vorkommende Namenmaterial darzustellen, wäre somit vielleicht als Beigabe der Quellenausgaben recht schätzbar. Eigenwert für statistische oder kulturgeschichtliche Zwecke könnte sie nicht beanspruchen.

Diese können nur dann aus dem Namenmateriale bedeutenderen Gewinn ziehen, wenn dasselbe einer Bearbeitung unterworfen wird.

Diese kann eine verschiedene sein. Ich sehe ab von der rein sprachlichen Seite. Um die Namen als Sprachdenkmäler zu verwerten, bedarf es keiner Karte, da ist ein Verzeichnis viel bequemer. Die Ortsnamen sind aber auch ethnographisch-historische Denkmäler. Ich brauche hier in dieser Gesellschaft nur den Namen unseres verehrten Ludwig Steub zu nennen, um klar zu machen, was ich meine. Allerdings sind die Verhältnisse nicht überall so interessant und so dankbar als in Tirol, wo bekanntlich die Ortsnamen drei sprachlich und ethnographisch ganz verschiedenen Perioden angehören; einer vorrömischen (rhätischen), einer romanischen und einer deutschen. Aber auch auf rein deutschen Gebieten läßt sich in dieser Richtung etwas sehr merkwürdiges erzielen, wie der vor zwei Jahren verstorbene Arnold in seiner Bearbeitung der hessischen Ortsnamen gezeigt hat. Ich möchte nun keineswegs für alles einstehen, was Arnold gefunden haben will — es fehlt mir ja das Recht, in sprachwissenschaftlichen Dingen mitzureden, — jedenfalls ist aber die aufgefundene Methode der Nachahmung und Beachtung im hohen Grade wert. Arnold glaubte nämlich die einstige Ausdehnung verschiedener deutscher Stämme aus dem Vorkommen gewisser, ihnen eigentümlicher Namenformen nachweisen zu können, so zwar, daß z. B. die Namen mit .... weiler oder .... wyl allenthalben für allemanischen Ursprung beweisend wären, die mit .... hausen für fränkischen u. s. w. Ferner aber klassifizierte er auch die einem Volke angehörigen nach ihrem Alter, indem gewisse Wurzeln nur der ältesten Periode anzugehören, andere auf immer spätere und spätere Zeiten hinzuweisen scheinen. So stammen die Orte mit mar, z. B. Geismar, aus der ältesten Zeit, der römischen Periode, die aus Eigennamen mit ...dorf zusammengesetzten, z. B. Gebhardsdorf u. dgl., aus dem 11. oder 12. Jahrhundert.

Ich will nun keineswegs behaupten, daß diese Methode überall anwendbar ist und zu entsprechenden Resultaten führen muß. Aber der Versuch würde sich gewiß lohnen. Freilich möchte ich denselben nur unter einer Bedingung angestellt sehen. Nämlich unter der Bedingung, daß sich der betreffende gelehrte Verfasser dazu entschließt, seinem Werke eine Karte beizugeben. Es ist wirklich merkwürdig, zu sehen, welchen Werken heutzutage noch immer keine Karten beigegeben werden, Werken, die auf jeder Seite so zu sagen darnach schreien, wie z. B. das genannte Arnold'sche. Wie schön wäre es z. B. auch, wenn wir Steub's vorzügliche Sortierung der Tiroler Ortsnamen in mehrfarbigem Druck auf einer Karte von Tirol reinlich und sauber mit einem Blicke überschauen könnten! Wer weiß was für interessante Folgerungen sich da noch ergeben würden; ja ich möchte fast vermuten, daß in einer bekannten litterarischen Fehde eine solche Karte als Waffe in der Hand des Autors von durchschlagender Wirkung gewesen wäre.

Ich bin hiermit auf ein Thema gekommen, das sich immer wieder jedem Arbeiter auf diesem Gebiete aufdrängt, nämlich auf die Klage über die zu wenig ausgedehnte Verwendung historischer Karten, nicht als selbständige Unternehmungen, sondern als Begleitstücke, als Erläuterungen zu historischen Werken, vor allem zu Urkundenausgaben. Ich kann es fast nur aus der Unbekanntschaft der Historiker mit dem Kartenwesen überhaupt erklären, daß man den Urkundenbüchern zwar lange und ausführliche Register der Ortsnamen beigibt, es jedoch meistens unterläßt, mit einem einfachen Kärtchen eine große Anzahl von Verhältnissen klar und deutlich zu machen, welche niemals durch Worte, sondern stets nur durch das Kartenbild verständlich gemacht werden können. Vielleicht ist das eine Folge unserer philologischen Vorbildung, welche eine mit Geringschätzung gemischte Scheu vor allen diesen technischen Dingen zu erzeugen pflegt. Gegenwärtig gehört die Herstellung einer Karte zu einem Urkundenbuche zu den allereinfachsten Dingen. Unsere großen Landesaufnahmen geben uns Karten in die Hand, auf welchen wir alle gegenwärtig existierenden Ortsnamen verzeichnet finden; der Herausgeber selbst muß ja doch über die Lage und Identität der

Oertlichkeiten in Klarheit sein; und das kartographische Institut versteht es, aus einem auch mit Verachtung der Rondeschrift angelegten Entwurf ein nettes und sauberes Kärtchen herzustellen, dessen Kosten schließlich nicht viel größer sind, als die von einem oder zwei Druckbogen.

Neben dem Rechts- und eigentlichen historischen Inhalt ist es ja doch die Rücksicht auf den historisch-topographischen Gehalt der Urkunden, welche es lohnend erscheinen läßt, auf Kosten von Regierungen und gelehrten Gesellschaften umfangreiche und kostspielige Urkundenwerke herauszugeben. Dabei aber die historische Karte wegzulassen, ist eine vollständige Verläugnung dieser Rücksicht, welche daher auch als der Grund angesehen werden muß, warum die Verwertung des historisch-topographischen Inhaltes der Urkunden gegenüber der Herausgeber-Thätigkeit noch so sehr im Rückstande ist.

Ich verstehe unter dieser Verwertung allerdings nicht allein die Eintragung sämtlicher in einer Quellengruppe vorkommenden Namen in die Karte (obwohl selbst diese allein schon neben der Orientierung auch noch wertvolle Aufklärungen, z. B. über die Ausdehnung und den Zusammenhang der kirchlichen Besitzungen u. dgl., bieten wird), sondern es sollen auch jene rechtlichen und politischen Verhältnisse zum Ausdrucke gebracht werden, welche sich aus den Quellen ergeben und *welche überhaupt kartographisch darstellbar sind*.

In dieser Darstellbarkeit liegt nämlich bei der mittelalterlichen Kartographie eine Hauptschwierigkeit; eine Schwierigkeit, die sehr bedeutend ist und die sowohl beim Altertum, als bei der Neuzeit und Gegenwart fehlt, worauf auch schon Menke hingewiesen hat. Es läßt sich das nicht ohne ein gewisses Eingehen auf den rechtlichen und politischen Zustand des Mittelalters besprechen, und ich bitte, mir daher diesen kleinen Exkurs gefälligst zu gute halten zu wollen.

Gegenwärtig stehen die einzelnen Reiche und Staaten mit vollkommen genau bestimmten scharfen Grenzen nebeneinander. Nichts ist leichter als sie auf der Karte nebeneinander hinzuzeichnen. Und mit der Eintragung dieser Grenzen ist auch alles geschehen, was überhaupt geschehen kann. Ein Uebergreifen des einen Staates in die Machtsphäre des anderen ist nicht vorhanden. Auch bei einem Bundesstaate, wie das Deutsche Reich oder die Schweiz, treten keinerlei Schwierigkeiten ein. Ebenso sind die administrativen Unterabteilungen territorial abgegrenzt, und es gibt nirgends ein Uebergreifen und Ineinandergreifen.

Ganz anders im Mittelalter. Das Lehenswesen hatte bekanntlich den Begriff des Staates, wie ihn das Altertum besaß und wie wir ihn heute wieder besitzen, als einer territorial abgeschlossenen Gemeinschaft von Personen, die unter einer gewissen Regierung stehen, aufgelöst und an Stelle dieses Verhältnisses das der persönlichen Abhängigkeit der Einzelnen von einander gesetzt. An diesem persönlichen Verhältnis nahm aber auch der im Besitze der Personen befindliche Grund und Boden Anteil, ja dieser war sogar die Grundlage und Voraussetzung dieses persönlichen Verhältnisses. Das heißt also, für den einzelnen, sei es bäuerlichen oder ritterlichen Grundbesitzer, war nicht seine Ansässigkeit an ein einem bestimmten Orte dafür maßgebend, zu welchem politischen Gemeinwesen er gehörte, wie heute, sondern seine Lehensabhängigkeit von einem bestimmten Herrn, der auch in weiter Ferne hausen konnte. Für die Macht und Bedeutung der höheren Glieder dieses Systems, nämlich der Reichsfürsten, Reichsbischöfe und schließlich des Königs selbst, war nun entscheidend, eine wie große Zahl von einzelnen niederen Gliedern sich in dem lehensmäßigen Abhängigkeitsverhältnisse von ihnen befanden. Ist es nun möglich, diese Gliederung kartographisch zum Ausdruck zu bringen? Ich glaube nicht. Und zwar aus zwei Gründen. Einmal dürfte wohl nirgends die Ueberlieferung reich genug sein, um die nötigen Daten zu liefern. Selbst so genaue Aufzeichnungen, als z. B. das berühmte Habsburg'sche Urbar, geben nur Angaben über das Erträgnis der einzelnen Güter, keineswegs jedoch über den territorialen Umfang derselben. Zweitens ist aber das ganze Verhältnis nicht rein und konsequent genug entwickelt, um in dem Schema einer Karte darstellbar zu sein. Das Abhängigkeitsverhältnis war nämlich ein mannigfach abgestuftes, es wurde durch andere Beziehungen durchkreuzt und gestört. Bauerngüter, welche ursprünglich Kirchen gehörten, waren durch Vogteiverhältnisse weltlichen Herren verpflichtet; ein und derselbe rittermäßige Grundbesitzer hatte Lehen von verschiedenen Herren; es gab auch freien Besitz, dessen Eigentümer aber wieder für andere Güter lehenspflichtig war. Dazu dauerten die ursprünglich nicht dem Lehenswesen angehörigen Einrichtungen der Grafengewalt und des Herzogsamtes fort und es entwickelte sich später das Territorialfürstentum, welches bald anfing, über das Lehenswesen hinausgreifende, rein staatliche Befugnisse in Anspruch zu nehmen. Versucht man, sich die Machtmittel, die Grundlagen der Stellung eines mittelalterlichen Kirchenfürsten oder Herzogs oder Grafen klar zu machen, so sieht man bald, daß hier Verhältnisse obwalten, welche jeder kartographischen Fixierung spotten. Wir besitzen bekanntlich gerade aus Bayern eine ausgezeichnete Quelle hierfür in dem berühmten Codex Falkensteinensis, einer Aufzeichnung sämtlicher Besitzungen, Rechte, Einkünfte des Grafen Siboto von Falkenstein aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, welches höchst wertvolle Dokument gelegentlich des Jubiläums des Wittelsbacher Hauses im Jahre 1880 in ausgezeichneter Weise neu herausgegeben worden ist. Man sieht hier ganz deutlich, worauf die Stellung eines solchen Grafen beruhte. Der Eigenbesitz ist verhältnismäßig gering; hingegen hat er Lehengüter von fast allen südostdeutschen Bischöfen und Fürsten; von den Herzogen von Bayern und Oesterreich, von den Bischöfen von Salzburg und Chiemsee, von mehreren anderen Grafen, Vogteien über Kirchengüter, Zölle, dann endlich auch die

Grafengewalt, d. h. das Landrichteramt in mehreren Gerichten. Diese Besitzungen — auch die Grafschaften — sind aber über ganz Oberbayern zerstreut, reichen nach Tirol hinein und ein Teil liegt sogar in Nieder-Oesterreich.

Nicht anders ist es mit den Besitzungen der eigentlichen Reichsfürsten. Bayern war stets eines der geschlossensten deutschen Herzogtümer; aber genau anzugeben, welches eigentlich der Besitz eines bayerischen Herzogs vor dem Interregnum, z. B. des ersten Wittelsbachers, war und zwar so anzugeben, daß man es in einer Karte einzeichnen kann, dürfte kaum möglich sein. Gab es nämlich eine Anzahl Gebiete, von denen es überhaupt fraglich ist, ob man sie in den Umfang des Herzogtums noch aufnehmen darf, nämlich die Marken, deren Zugehörigkeit wenn nicht überhaupt fraglich, so doch nur nominell war, so würde es auch noch eine falsche Vorstellung erzeugen, wenn man etwa für das 12. Jahrhundert den zweifellosen Umfang des Herzogtums sich dem Herzoge in dem Sinn unterstehend vorstellen würde, wie später die Fürstentümer ihren Dynasten zugehören. Denn innerhalb eines solchen Herzogtums gab es viele Grafengeschlechter, welche eine gewisse Selbständigkeit in Anspruch nahmen; es gab Reichsbischöfe, die zahlreiche Besitzungen und viele ritterliche Vasallen besaßen und den Herzogen im Range ebenbürtig waren, so zwar, daß der Umfang des Herzogtums für die Macht und Stellung des Herzogs noch nicht entscheidend ist. Seine Würde und sein Rang wurden allerdings durch seine Eigenschaft als Herzog bedingt; seine *Macht* hing aber zumeist von der Ausdehnung seiner eigenen Besitzungen, besonders der ihm unmittelbar unterstehenden Grafschaften ab. Und selbst innerhalb dieser Grafschaften konnten sich noch sehr ausgedehnte Besitzungen anderer von ihm unabhängiger Mächte, z. B. von Reichskirchen, befinden.

Wenn daher auf der Karte von Spruner, welche Deutschland zur Zeit der Hohenstaufen darstellt, innerhalb des Umfanges des Herzogtums Bayern oder Sachsens noch speziell die Besitzungen der Welfen angegeben sind, so hat das seinen guten Grund; es erschöpft aber die Wirklichkeit keineswegs. Wenn man auf einem Schulkärtchen, das ich unlängst gesehen, die Besitzungen der Habsburger in der Schweiz dargestellt findet, wie sie fast die ganze ebene Schweiz umfassen, so muß das geradezu unrichtige Vorstellungen erwecken. Nicht dieses ganze Gebiet gehörte den Habsburgern, sondern *innerhalb* dieses Gebietes besaßen sie Güter und übten sie Grafschaftsrechte; es war aber nicht ein zusammenhängendes Herrschaftsgebiet, wie etwa *später* Oesterreich oder Bayern, sondern das Charakteristische an diesem Fall ist gerade, daß es den Habsburgern *nicht* gelungen ist, aus ihren zerstreuten, wenn auch zahlreichen schweizerischen Besitzungen ein geschlossenes Herrschaftsgebiet, ein Reichsfürstentum zu bilden.

Ich darf kaum hoffen, daß es mir gelungen ist, in der kurzen Zeit, die mir hier zu Gebote steht, die Eigenart dieser mittelalterlichen Verhältnisse klar zu machen, und muß mich mit der Hoffnung bescheiden, mehr an Bekanntes erinnert, als neues mitgeteilt zu haben.

Jedenfalls wird deutlich geworden sein, daß jeder Versuch, die Verteilung der Macht und des Besitzes, auf welche es doch damals so gut ankam als später, in ihrer räumlichen Ausdehnung darzustellen, für diese Periode auf außergewöhnliche Schwierigkeiten stößt. Die Folgerung, welche sich ergibt, wird daher zunächst nur eine negative sein. Es ist jede Mühe vergeblich, für die Zeit vor dem Interregnum vollkommen entsprechende Karten der Reichsfürstentümer und Reichskirchenbesitzungen herstellen zu wollen. Die Fürstenmacht beruht eben damals noch nicht auf dem Besitz eines geschlossenen Herrschaftsgebietes, es gibt noch keine Landeshoheit, daher auch keine Landeshoheitsgebiete. Erst von dem Augenblick an, wo sich die Landeshoheit entwickelt, ergeben sich für die mittelalterliche Kartographie wieder Anknüpfungspunkte. Und da glaube ich nun gefunden zu haben, nicht bloß, daß hier noch ein dankbares und wenig ausgebeutetes Arbeitsgebiet für die Spezialforschung vorhanden ist, sondern daß es möglich ist, von dem festen Grunde, der da gewonnen wird, auch in das Wirrsal der früheren Periode einiges Licht zu werfen.

Wie bekannt, ist von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis zur Gegenwart das bestimmende politische Verhältnis für uns Deutsche die Zugehörigkeit zu dem betreffenden Territorialfürstentum geworden und geblieben. In den einzelnen Reichsfürstentümern spielte sich das politische und rechtliche Leben ab, ihre Abgrenzungen sind also auch das wichtigste Objekt der kartographischen Darstellung. Nach welchen Prinzipien hat sich aber die Abgrenzung dieser Teilfürstentümer vollzogen? Das entscheidende Moment war wenigstens hier im Südosten der Erwerb der höchsten Gerichtsbarkeit, der Grafengewalt. Soweit als die Herzoge von Bayern oder die Erzbischöfe von Salzburg die höchste Gerichtsgewalt, den Blutbann, erwarben, so weit reichte Bayern oder Salzburg, und zwar blieben diese Grenzen vom 13. Jahrhundert bis zu den Verschiebungen der napoleonischen Zeit unverändert; ja sie gelten zum großen Teil noch heute.

Es fragt sich nun: sind wir vielleicht imstande, schon für den Beginn der Periode, also für das 13. Jahrhundert, den Umfang der einzelnen Grafschaften oder Gerichte anzugeben? Die Frage glaube ich mit *ja* beantworten zu dürfen.

Nicht als ob für diese Zeit die Quellen plötzlich so reichlich flössen, daß wir aus zeitgenössischen Mitteilungen alle diese Details erfahren könnten. Wer sich aber mit dem massenhaften und zum guten Teil noch ganz unbenützten Material beschäftigt hat, welches uns aus der zweiten Hälfte des Mittelalters an Grenzbeschreibungen, sogenannten Gerichtsrügungen, dann aus der neueren Zeit an Grenzkarten, Grenzstreit-Akten und ähnlichen Sachen erhalten geblieben ist, der wird mit immer wachsendem

Staunen die Beobachtung machen von der unglaublichen Dauerhaftigkeit, ja völligen Unveränderlichkeit aller dieser auf das Gerichtswesen bezüglichen Abgrenzungen. Was anfangs Staunen und Ueberraschung hervorrief, das wird endlich zu einem Erfahrungssatze: Die Grenzen der Landgerichte, wie sie in den letzten Jahrhunderten bestanden haben und zum Teile noch bestehen, sind etwas Uraltes und stets Gleichbleibendes, sie sind gewissermaßen das Gerippe aller Territorialverhältnisse. Ihnen muß sich also meiner Meinung nach die Aufmerksamkeit der Detailforschung auf unserem Gebiete in erster Linie zuwenden. Wir gewinnen durch ihre Feststellung nicht nur ein sehr interessantes Material für die spätere Zeit, da sie ja die administrative Gliederung der Territorialstaaten darstellen, sondern, was weit wichtiger ist, mit der Annahme ihrer Unveränderlichkeit in früherer Zeit sehen wir uns in der Lage, auch für die Periode des Lehenswesens wenigstens einige Territorialbeziehungen festzulegen.

Ich glaube nämlich annehmen zu dürfen, daß die Landgerichte, wie sie mit unveränderten Grenzen vom 13. bis zum 19. Jahrhundert gedauert haben, nichts anderes sind, als die Zenten, das sind die Unterabteilungen der Gaue der Urzeit. Wir wissen nämlich, daß schon in der ältesten, der Völkerwanderung folgenden Periode unserer nationalen Geschichte bis zum Ausgang der Karolingerzeit das höchste Gericht nach gewissen territorialen Abgrenzungen geübt worden ist, welche als Unterabteilungen der Gaue erscheinen; an bestimmten Malstätten, bei denen sich die Eingesessenen der Zent an den regelmäßigen Gerichtstagen einzufinden hatten. Ueber mehrere dieser Zenten war ein Graf gesetzt. Mit der Zeit wurde die Grafenwürde erblich und ein Lehen der Herzoge oder Könige, zugleich auch die Amtsgewalt der Grafen durch viele Exemptionen zu Gunsten der Reichskirchen eingeschränkt. Doch gänzlich aufgehört hat die Grafengewalt nicht; und schließlich können wir an einer ganzen Anzahl einzelner Beispiele nachweisen, daß die Grafschaften, welche von den Fürsten nach dem Aussterben der Grafengeschlechter erworben worden sind, als Landgerichte fortexistiert haben. Es führt also ein ununterbrochener Faden des Zusammenhanges von den alten Zenten zu den späteren Landgerichten, und zwar nicht bloß in dem Sinne, daß der spätere Landrichter ein direkter Nachfolger des einstigen Richters in der Zent ist, wie das Sohm und Riezler ausgesprochen haben, sondern auch in territorialer Beziehung; die späteren Landgerichte sind dem Umfange nach im allgemeinen identisch mit den alten Zenten.

Ist diese Anschauung, welche ich wohl als das Resultat einer sehr langen und eingehenden Beschäftigung mit diesen Fragen bezeichnen darf,[1] richtig, so ist der Spezialforschung auf unserem Gebiete ein sehr reiches neues Feld eröffnet, nämlich das Studium der alten Gerichtsgrenzen, das sowohl im staubigem Archiv manchen interessanten Fund liefert an primitiven kartographischen Versuchen, welche zwischen Karte und Landschaftszeichnung naiv hin und her schwanken, als es auch erwünschte Veranlassungen genug bildet, an blumigen Feldrainen und im alten Hochwald den Spuren unserer Väter nachzuziehen. Wir dürfen aber auch hoffen, auf diese Weise verschiedenen Fragen, welche die ältere Zeit betreffen, besser gerüstet entgegenzutreten. Das ist erstens die Frage nach den Gaugrenzen. Wenn die späteren Landgerichte gleich den alten Zenten sind, so können die Gaugrenzen nicht quer durch die Landgerichte durchlaufen, sondern der Gau — sofern er überhaupt die Bedeutung einer gerichtlichen Einheit besessen hat und nicht nur eine allgemeine Benennung der Gegend gewesen ist — muß eine Mehrheit von Zenten gewesen sein, seine Grenzen müssen also stets mit Gerichtsgrenzen zusammenfallen.

Ferner können diese letzteren auch Aufschlüsse über den sonst so sehr im Unklaren befindlichen Umfang der Grafschaften in der Periode des Lehenssystems gewähren, wodurch wenigstens eines der vielen verwickelten Verhältnisse jener dunklen Zeit etwas erhellt werden könnte. Schließlich geben dieselben für die Geschichte der Entstehung und Ausbildung unserer Landesfürstentümer die sichere territoriale Basis.

Wenn ich also in kurzen Worten das zusammenfassen soll, was ich — neben den bereits von Menke-Spruner größtenteils in mustergültiger Weise gelösten allgemeineren Aufgaben der historischen Geographie — als Gegenstände wünschenswerter Spezialstudien aufstellen möchte, so wäre dieses:

1. Kartographische Darstellung der Resultate der Ortsnamenforschung.

2. Regelmäßige Ausstattung der Urkundenbücher und anderer Quellenausgaben mit Begleitkarten, auf welchen die vorkommenden Ortsnamen, und zwar mit möglichster Hervorhebung der Rechtsverhältnisse, der Art des Besitzes und aller anderen Beziehungen, welche sich hiezu eignen, eingetragen sind.

3. Genaue Bearbeitung des spätmittelalterlichen und neueren Materials zur Feststellung der alten Gerichtsgrenzen, nach deren Ergebnissen, dann

4. eine Revision der in früherer Zeit so schlecht behandelten Gau- und Grafschaftsgeographie stattfinden sollte.

[1] Vergl. des Verfassers: „Untersuchungen zur historischen Geographie des Erzstifts Salzburg;“ 3. Ergänzungsheft der Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Innsbruck, Wagner, 1885.

Geographische Neuigkeiten.

Die Juden im Kaukasus. Wir finden über die israelitischen Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukasus, welche unter dem Namen Dagh-Tschufut bekannt sind, im „Caucase“

folgende Notizen. Die Dagh-Tschufut leben in kleinen besonderen Gemeinden in den Provinzen Daghestan, Terek und Kuban. Sie geben sich für Abkömmlinge von persischen Israeliten aus, welche im 15. Jahrhundert nach Daghestan gekommen seien und sich später unter den Kumyken niedergelassen haben, deren Fürsten ihre Gewandtheit im Handel und Wandel und ihre Geschicklichkeit im Anbau von Krapp, Wein und Reis sehr zu schätzen wußten. In einer Periode, welche noch lange vor die Eroberung des Kaukasus durch die Russen fiel, hatten diese Israeliten sich in dem Aul Andrejewski, auf der Hochebene von Kumyk, und später am Terek niedergelassen in einer Oertlichkeit namens Poetytsch, zwischen den heutigen Stanitzen Schelkozawodskaja und Stschedrinkaja. Um den Ueberfällen der Bergbewohner zu entgehen, hatten sie sich nachher in den Auls Andrejewski, Taschketschi Kisi-Jurt, Khossow-Jurt, Kostell, Grozny und Valtschik festgesetzt, welche sie noch heutzutage bewohnen. Ihre Kopfzahl beläuft sich auf ungefähr 500 Familien. Sie reden verschiedene Idiome der kaukasischen Bergbewohner, sprechen und schreiben aber lieber die Sprache von Farsistan, welche sie aus Persien eingeführt haben. Auch der Talmud, den sie lesen, ist in diese Sprache übersetzt. Mit den russischen Israeliten haben sie nichts gemein als ihre Religion, welche selbst wieder gewisse Eigentümlichkeiten darbietet. Ihre Rabbinen sind dem Großrabbinen von Derbent untergeordnet. Die Dagh-Tschufut befassen sich mit Handel und Ackerbau und sind die ersten Bergbewohner vom Terek gewesen, welche die fernen russischen Städte und Jahrmärkte besucht haben, und ihr Beispiel hat viel zur gewerblichen Entwickelung der Bergbewohner beigetragen. Gegenwärtig genießen diese israelitischen Gebirgsbewohner alle Rechte der übrigen, sind Grundeigentümer und bezahlen dieselben Steuern, wie die Bergbewohner von anderen Religionen. (G. g.)

* Der Sohn des Königs Mtesa, namens Müango, hat nach den aus Uganda eingetroffenen Berichten die Regierung als Nachfolger seines verstorbenen Vaters angetreten. Er soll ein intelligenter junger Mann und, gleich seinem Vater, den Europäern gewogen sein. Er war in den Jahren 1880 und 1881 der Zögling des Paters Livinhac, welcher jüngst durch den Kardinal Lavigerie zum Bischof geweiht und dazu ausersehen worden ist, nach Uganda zurückzukehren und die Direktion der Missionen zu übernehmen, welche man nun dort in definitiver Weise gründen will. (G. g.)

* Der Alaska-Gletscher verrückt sich (nach dem Courrier de San Francisco) langsam um eine Viertelmeile jährlich. Er stellt sich von vorn als eine Eismauer von 500 Fuß Mächtigkeit dar; seine Breite wechselt von drei bis zehn englischen Meilen und erstreckt sich rückwärts und landein auf eine Länge von nahezu 150 e. Ml. Beinahe jede Viertelstunde fallen Hunderte von Tonnen Eis von dem gewaltigen Block und regen in ihrem Sturze das Wasser bis zu seinen tiefsten Tiefen auf. Die Wogen sind dann so stark, daß die größten Fahrzeuge, welche sich dem Gletscher nähern, so heftig erschüttert und herumgeworfen werden, wie die schwächlichen kleinen Boote, welche den Kindern zum Spiele dienen. Das Eis ist ungemein rein, es blendet das Auge und hat Färbungen, welche vom zartesten Lichtblau in's dunkelste Indigoblau übergehen. Der Gipfel des Gletschers ist sehr uneben und zerrissen, wimmelt von kleinen Hügeln, welche man Bergketten en miniature vergleichen könnte. Der ungeheure massive Eisblock von mehr als tausend Fuß Mächtigkeit, ist in stetem Vorrücken gegen das Meer begriffen. (G. g.)

* Die große Pilgerfahrt nach Mekka und Medina. In das gegenwärtige Jahr 1885 fällt eines der größten Feste der mohamedanischen Religion, nämlich das berühmte Hadsch el Akbar oder der große Pilgerzug, weil der Haupttag des muslimischen Jahres auf einen Freitag (19. September) fällt. Man erwartet daher, daß in diesem Jahre doppelt so viel Pilger als sonst die heiligen Stätten des Islam besuchen werden. Aus Konsul Jago's Bericht über den Handel von Dscheddah für 1884 erfahren wir, daß die Gesamtzahl der Pilger, welche sich im vorigen Jahr auf dem Berg Arafat versammelten, 65,000 betrug, oder 5000 mehr als im Jahre 1883. Von diesen kamen 31,157 zur See (62,5% in britischen Schiffen), gegenüber von 28,883 im Vorjahr; 3000 kamen mit der Karawane aus Damaskus, mit Einschluß vieler Bagh, Dadis und anderer unterwegs aufgelesener Pilger; 5000 waren Beduinen und Araber aus dem Yemen; 5000 waren Kameel- und andere Treiber, und 21,000 waren Einwohner des Hedschas. Voriges Jahr kam der ägyptische Mahmet direkt zur See von Suez, anstatt die gewöhnliche vierzigtägige Reise durch die Wüste zu machen, wodurch den Hadschis oder Pilgern viele Unkosten und noch mehr Strapazen und Entbehrungen erspart wurden. Von den zur See angekommenen Pilgern waren 9262 aus Britisch-Indien und Mohamedaner aus Zentralasien, welche Zahl einen Ausfall im Betrage von 2504 Individuen ergab; 7716 kamen aus dem niederländischen Ostindien, den Malayen-Staaten und Indo-China; 6348 waren Türken und Syrier und 2387 waren Aegypter. Die anderen umfaßten 1351 Sansibaris, 1329 Tripolitaner und Tunesier, 969 Yemenis, 268 Perser, 268 Sudanesen, 377 Araber und 882 von unbekannter Nationalität, welche mit einheimischen Küstenfahrzeugen angekommen waren. Herr Jago bespricht die Thatsachen, welche den Handel der Pilger betreffen, vom kommerziellen Standpunkte aus. Er sagt, die Einfuhr von Dscheddah, der Hafenstadt von Mekka, bestehe in dem, was zur Kleidung und Nahrung der fluktuierenden und dauernden Bevölkerung des Hedschas nötig sei, während die Ausfuhr nur in Häuten, etwas Gummi und Perlmutter-Muscheln bestehe, welche im Roten Meere gefischt werden; da ferner die überwiegende Mehrheit der Bewohner der Provinz gänzlich von dem Gewinn abhänge, welchen sie an den Pilgern machen, so bedinge eine gute oder schlechte „Pilger-

saison" denselben Unterschied in dem örtlichen Wohlstand, wie gute oder schlechte Ernten in Ländern, welche von der Natur mehr begünstigt seien, als die unfruchtbaren Sandwüsten Arabiens. Man klage jedoch allgemein, daß heutzutage selbst dann, wann die Pilger in Menge eintreffen, der an ihnen zu machende Gewinn sich bedeutend vermindert habe im Vergleich zu demjenigen in früheren Jahren, was hauptsächlich davon herrühre, daß die Mehezahl derselben sich auf die ärmeren Klassen oder diejenigen beschränken, welche mit Rücksicht auf die strengste Sparsamkeit auf die Pilgerfahrt gehen und schon von Hause so viel Lebensmittel mitnehmen, als sie für die ganze Dauer ihrer Pilgerfahrt und ihres Aufenthalts in Hedschas nötig haben; zum anderen aber auch von der jetzt äußerst selten gewordenen Ankunft reicher Gläubigen aus der muslimischen Welt, denen ihre Stellung es zur Pflicht macht, unter allen Klassen von Hedschas und namentlich unter den zahlreichen Beamten und Dienern der heiligen Stätten reichlich Geschenke auszuteilen. Endlich gedenkt der Konsul noch eines neu aufgetauchten Planes, die Hafenstadt Dscheddah mit reinem Wasser zu versehen mittelst eines Röhrenstranges, welcher dasselbe aus einer Oertlichkeit in den benachbarten Bergen herbeiführe und dessen Kosten auf 12,000 Lstrl. berechnet sind. In den jüngsten drei Jahren ist nur wenig Regen gefallen, und der Wasservorrat in den Teichen und Zisternen der Wüste ist beunruhigend klein und schlecht geworden. (Sc. g. Mag.)

* Port Hamilton und Quelpart. Als vor kurzem das Gerücht ging, daß England von der Insel Quelpart (an der Küste von Korea) Besitz ergriffen habe, erhob sich in den Organen der russischen Regierung hiegegen ein lebhafter Widerspruch, indem es die letztere durchaus nicht dulden wollte, daß England sich hier vor den Thoren von Korea festsetze und seine Fänge auch in dieses Reich einschlage. Daraufhin ward von britischer Seite erwidert: es handle sich nur um die Gründung einer Kohlenstation in Port Hamilton, als Dépôt für die britische Flottenstation in den ostasiatischen Gewässern. Jetzt verlautet, daß die Flagge des Deutschen Reiches auf Quelpart aufgehißt werden solle, um auch unserer Nation einen Punkt in jenen Gewässern zu sichern, von wo aus unsere Verbindungen und unser Verkehr mit Korea gefördert werden können. Da nun diese beiden Punkte in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerichtet sind, so wollen wir über beide einige kurze Nachrichten nach englischen Blättern geben. 1) Port Hamilton: Die Inselgruppe Nan-how oder Nagn-hau liegt ungefähr 38 e. Ml. in NNO von dem nordöstlichen Ende von Quelpart und besteht aus zwei größeren, tief eingebuchteten Inseln, deren nördliche Spitzen sich beinahe berühren, so daß sie mit einer dritten und kleineren Insel, Observatory-Island, welche zwischen den südlichen Spitzen jener liegt, einen geräumigen und wohlgeschützten Hafen namens Port Hamilton bilden, zu welchem der Eingang am südöstlichen Teil der Gruppe liegt. Man kann diese Inseln leicht von den zahlreichen Haufen von Eilanden und Felsen in der Nachbarschaft durch ihren größeren Umfang und ihr massives kühnes Aussehen, sowie durch ihre eigentümliche Lage, unterscheiden. Ausgenommen aus großer Entfernung von Südosten her erscheinen sie unfehlbar als eine einzige Insel. Innerhalb des Observatory-Island kann ein Fahrzeug gesichert zur Ausbesserung gekielholt werden. Holz ist selten, Süßwasser ist reichlich vorhanden und gut und kann leicht eingenommen werden. Die Gewässer sind reich an Fischen, welche man mit dem Schlagnetz fangen kann. Das größte Dorf liegt im nordwestlichen Teile des Hafens und zählte im Jahre 1859 etwa 250 Einwohner. Nach den Ergebnissen der Untersuchungen von Seiten des Vermessungsschiffes „Saracen" im Jahre 1856 ist die Gruppe von Port Hamilton von allen Seiten frei von Gefahr, aber von Südost her am leichtesten zu erreichen. Man kann auch ohne Gefahr in den Hafen bei Nacht einlaufen, wenn Nebel oder Regen nicht zu dicht sind. Die Gruppe erhielt ihren Namen 1845 durch Belcher, dem damaligen Admiralitäts-Sekretär zu Ehren. — 2) Die Insel Quelpart liegt 60 e. Ml. von der südlichen Küste von Korea und beherrscht die Meerengen zwischen dieser Halbinsel und Kiu-schiu, der südlichsten Insel von Japan, welche man nicht unverdient das „Sizilien oder Italien des Ostens" genannt hat. Quelpart ist ungefähr 40 e. Ml. lang und an seiner breitesten Stelle ungefähr 17 e. Ml. breit, es stellt sich dar als eine eirunde felsenumgürtete Insel, bedeckt mit unzähligen kegelförmigen Hügeln, die in vielen Fällen erloschene vulkanische Krater tragen und sich gleichsam alle vor einem ungeheuren aufragenden Riesen beugen, dessen Fuß in der Mitte der Insel wurzelt und dessen Haupt sich in den Wolken verliert. Dieser kulminierende Pik, der Mount Auckland (Aula oder Han-ra-san, wie die Eingeborenen ihn nennen) hat eine Höhe von 6500 Fuß und seine weißen Felsen haben ein Aussehen, als seien sie mit ewigem Schnee bedeckt. Auf dem Gipfel desselben sind drei erloschene Krater, jeder mit seinem eigenen See von reinem Süßwasser, in welchen nach der koreanischen Volksüberlieferung die drei erstgeschaffenen Menschen noch residieren. Die dichten Wälder und hohen Piks machen die Landschaft durch die ganze Insel hin sehr schön und malerisch. Der vorherrschende Baumwuchs besteht aus Kiefern und einem Baum, dessen hartes, rotes Holz dem Mahagoni gleicht. Der reiche vulkanische Boden wird sorgfältig angebaut und bringt Weizen, Gerste, Mais, Rüben, russische Rettige u. dgl. hervor. Es gibt große Heerden Rindvieh und zahlreiche kleine Pferde, welche auf dem Festlande sehr begehrt sind. Die Bewohner der Insel betreiben auch Fischfang und das Flechten von Strohhüten, womit ein bedeutender Handel zur Ausfuhr nach Korea betrieben wird. Die Insel soll drei ummauerte Städte und eine Anzahl Flecken enthalten. Die Hauptstadt ist Moggun (Mon-gan) oder Tse-tsiu, ungefähr in der Mitte der

Nordküste, nach Belcher in einem breiten Thale gelegen, auf der Ostseite von einer weithin sichtbaren flachen Anhöhe, im Westen von einem wasserreichen Flüßchen begrenzt. Die Stadtmauer auf der dem Meere zugekehrten Seite nimmt eine Linie von etwa 500 m. ein und hat sieben Bastionen. Die Mauer ist etwa 28 Fuß hoch und anscheinend von europäischem Entwurf. Quelpart ist schon von alten Zeiten her bekannt, wo es das für sich bestehende Königreich Tamna bildete. Hier strandeten im Jahre 1653 holländische Schiffe, denen wir die erste Schilderung von Korea durch Hamel verdanken. Weitere Beschreibungen finden sich in Belcher's „Voyage of H. M. S. Samarang" 1848; im „Nautical Magazine" 1879; in Oppert's „A forbidden Land", 1880; in Griffi's „Corea, the Hermit Nation" 1882, und in „Nature", 1885, S. 541. Der Verfasser des Artikels in der „Nature" sagt, die beste Schilderung des Landes sei in einem in China gedruckten englischen Journal veröffentlicht worden und stamme aus der Feder eines Engländers, welcher zur Zeit des Schiffbruchs des „Narwhal" im Jahre 1851 die Insel gemeinsam mit dem französischen Konsul von Schanghai besucht habe. Wir haben aber auch eine Schilderung eines deutschen Gelehrten, des früheren Kieler Privatdozenten Dr. Gottsche, zu erwarten, welcher einige Jahre an der Universität zu Tokio in Japan angestellt gewesen war und von dort aus die Insel und das nahe Korea besucht hatte. Besitzen wir Deutsche erst die Insel Quelpart, so werden wir bald einen lebhaften Verkehr mit Korea anknüpfen können. (Sc. G. M.)

Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes.

Eine Kritik der Hypothese Torrels.

Von Theod. Overbeck in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Die uns nächsten Gletscher sind die der Alpen; dieselben können in jeder Hinsicht als Beispiel dienen, da die Gletscherbildung und Gletscherthätigkeit, sowie die sie bedingenden Ursachen auf der ganzen Erde die gleichen sind. Die Geburtsstätten der Gletscher sind die großen Ablagerungen sogen. ewigen Schnees in den über der Schneegrenze liegenden Thälern. Hier ist es wohl angebracht, darauf hinzuweisen, wie inkorrekt sehr häufig die Sprache des alltäglichen Lebens ist. Allgemein spricht man von ewigem Schnee, der die Abhänge der Alpen bedeckt und ihre hochliegenden Thäler erfüllt, und doch ist nichts unrichtiger als dieses. Wenn man das Wort „ewig" auch nicht in seiner verwegensten Bedeutung auffaßt, sondern darunter nur eine sehr lange Zeit versteht, so ist auch dann diese Bezeichnung noch völlig unrichtig. In jenen hohen Regionen liegt nicht ewiger Schnee, sondern „ewig" Schnee. Der dort fallende Schnee bleibt im allgemeinen nicht lange liegen und auch nicht lange Schnee, sondern es geht ein fortwährender Umwandlungsprozeß mit ihm vor; fortwährend wird der sich umwandelnde Schnee durch frisch gefallenen ersetzt. Auf den höchsten Kuppen der Alpen fällt wenig Schnee, der häufigste in einer Höhe von 7000 bis 8000 Fuß über dem Meeresspiegel. Dieser, „Hochschnee" genannt, besteht aus sehr kleinen und harten Schneekrystallen und ist daher das Spiel der Winde, die in den hochliegenden Thälern große Massen davon zusammentreiben. Indem er nun dem täglichen Wechsel von Wärme und Kälte ausgesetzt ist, verwandelt sich der Hochschnee, dabei in der Masse langsam thalabwärts gleitend, in immer größer werdende, eisige Körner. In diesem Zustande heißt der Schnee Firn und der Teil der Ursprungsstätte des Gletschers, wo diese Umwandlungsstufe ruht, die Firnmulde. Indem die Firnmasse, dem Gesetze der Schwere folgend, mehr und mehr bergab sich bewegt, schreitet das Zusammensinken der Firnkörner immer mehr vor, dieselben werden zuletzt zu größeren Eisstücken, die sich durch ihren eigenen Druck dicht aneinander schließen und allmählich in Gletschereis verwandeln.

An heißen Tagen laufen über die Firnmulde oft zahlreiche feine Wasserfäden hinab, welche von geschmolzenem frisch gefallenem Schnee oder durch das oberflächliche Schmelzen der die Firnkörner zusammenbackenden Eismasse entstehen.

Dieses Schmelzwasser, das während der Nachtkälte immer wieder gefriert, durchdringt bis tief hinab die ganze Masse und hilft deren Vereisung und Umwandlung in Gletschereis vollenden. Auf diese Weise entsteht nun das Gletschereis aus Verkittung von immer größeren, doch nicht über faustgroß werdenden Eisstücken, dem sog. Gletscherkorn. Diese, immer nach der wechselnden Wärme, abwechselnd fest aneinander haftenden oder durch Schmelzung der feinen Kittschicht lose werdenden Gletscherkörner sind außerdem noch von Luftblasen und, durch den Frost, von feinen Haarspalten durchzogen. Erinnern wir uns nebenbei, daß das nächtliche Gefrieren des bei Tage in die Haarspalten eingesickerten Schmelzwassers Ausdehnung im Innern der Gleschermasse bewirkt, so finden wir es ganz begreiflich, daß der Gletscher kein fester, in sich innig zusammenhängender Körper, sondern eine in ihrem Gefüge verschiebbare, plastische Masse ist.

Dabei wird das Zerfallen des Gletschereises bei Tage dadurch verhindert, daß die Eiskörner nicht gerad-, sondern krummflächig und daher vielfältig in einander verschränkt sind. Deshalb sieht die Schmelzfläche eines Gletscherblockes einer Landkarte nicht unähnlich. Es ist also ganz natürlich bedingt, daß der Gletscher vorwärts schreitet, gewissermassen wie ein halb erstarrter Strom den Windungen des Thales folgend, sowie sich seinen Ufern, den Thalrändern, anschmiegend und anpassend, langsam bergab sich bewegt, bis er in Regionen kommt, in denen es ihm zu warm wird und seine Eismassen sich zu Wasser auflösen.

Eine Hauptbedingung für die Entstehung eines Gletschers ist auch selbstredend die Neigung seiner Unterlage; das Gefälle muß stets ein ziemlich erhebliches sein, da der Gletscher, wenn auch in sich beweglich, doch nur sehr langsam und schwer beweglich ist. Das geringste Gefälle, bei dem noch eine Bewegung stattfindet, sind 3°; auf ganz kurze Strecken kann, wenn die obere Gletschermasse nachpreßt, unter ganz günstigen Umständen auch bei geringerem Gefälle wohl noch eine Vorwärtsbewegung stattfinden, doch ist diese von keinerlei Bedeutung.

Dieser Punkt ist von der höchsten Wichtigkeit, und viele neuere Geologen haben ihn bei der Erklärung der Entstehung unseres norddeutschen Tieflandes völlig übersehen; hierauf werde ich später noch ausführlich zurückkommen.

Die Geschwindigkeit, mit der sich die Gletschermasse thalabwärts schiebt, ist nun je nach den lokalen Verhältnissen eine sehr verschiedene; ein Felsblock, welcher auf dem Unteraargletscher lag, der Hugiblock, machte von 1827 bis 1836 6568 Fuß bergab, obgleich der Unteraargletscher auf 100 Fuß nur 5 Fuß Gefälle hat. Vom März bis August 1851 dagegen wanderte er sogar 1000 Fuß weit. Bei einigen grönländischen Gletschern von allerdings sehr bedeutendem Gefälle hat man neuerdings sogar Bewegungen von 20—30 Fuß pro Tag beobachtet. Eine derartige, oft Tausende von Fußen mächtige, in fast fortwährender Bewegung befindliche Eismasse birgt nun in sich eine wahrhaft gigantische Gewalt. Seine Oberfläche, vorzugsweise an den Rändern, bedeckt sich mit Trümmern aller Art, meistens Felstrümmern, die, von den den Gletscher überragenden Felswänden durch die Verwitterung losgelöst oder durch die Winterkälte abgesprengt, auf sie herniederstürzen. Kein Block ist für den Gletscher zu groß oder zu schwer; Blöcke von Hunderttausenden von Zentnern bewegt er mit Leichtigkeit thalabwärts. Die Felsmassen, über welche der Gletscher sich hinabbewegt, sowie seine Ufer glättet er ab, schleift und poliert sie, auch wenn sie aus dem härtesten Material bestehen; etwa an seinen Rändern oder an seinem Grunde eingebackene und festgefrorene Steine polieren den Fels, an dem sie sich bei ihrer Vorwärtsbewegung reiben, und sie kratzen tiefe Rillen in denselben ein. Das infolge des Aufthauens aus dem Gletscher hervorbrechende Eiswasser ergießt sich mit Heftigkeit in die vorhandenen Vertiefungen, wirbelt die hier befindlichen Steine im Kreise herum und schleift so allmählich große zylindrische Löcher, die sog. Riesentöpfe, aus. Bei weicheren Felsmassen bohrt auch wohl das Gletschereis, welches in kleinere Höhlungen eingedrungen und infolge der Vorwärtsbewegung des Gletschers in eine drehende Bewegung versetzt ward, sich selbst einen solchen Riesentopf aus.

Am Fuße des Gletschers, an dem Punkte, wo er aufthaut, bleiben alle hertransportierten Blöcke liegen. Sie bilden zuletzt einen hohen Trümmerwall, die Endmoräne. Seine beiden Ufer sind mit Längswällen von Trümmern, den sog. Seitenmoränen, eingefaßt. Sie bestehen natürlich nur aus den Felsbrocken, welche das Gebirge in nächster Nähe des Gletschers auf diesem abgelagert hat. Auch unter den Eismassen des Gletschers, vorzugsweise an seinem unteren Endpunkte, bilden sich Ablagerungen, meistens von festem Thon und kleinen, scharfkantigen, auch geritzten und polierten Gesteinsbrocken; diese hat man zuweilen auch Grundmoräne genannt; ihre Masse erreicht jedoch wohl nie, auch nur annähernd, die Massen der End- und Seitenmoränen. Letztere erreichten zur Eiszeit stellenweise eine fast unglaubliche Größe.

Aus der Ausmündung des Aosta-Thales bei Ivrea in Savoyen, welches Thal nach den hinterlassenen, deutlichen Spuren einst gänzlich von einem Gletscher erfüllt war, erstrecken sich noch meilenweit zwei alte Seitenmoränen in die savoyische Ebene hinaus, zwischen sich ein Thal einschließend, welches unverkennbar die Bahn des ehemaligen Gletschers ist. Diese Moränen erreichen eine Höhe von 2000 Fuß und bestehen, wie alle anderen Moränen, aus scharfkantigen, einzelnen, wild übereinander getürmten Blöcken.

Auf eine hochwichtige Thätigkeit der Gletscher muß ich hier noch besonders hinweisen, nämlich auf die Bildung der Eisberge. Strömt ein Gletscher, anstatt wie fast alle unsere Alpengletscher auf das Land, in die See aus, so schiebt sich seine Eismasse weit in das Meer hinaus, wird, da das spezifische Gewicht des Eises geringer als das des Wassers ist, gehoben, bricht ab und schwimmt als Eisberg davon. Auch einer der Alpengletscher, welcher seinen Fuß in einen Alpensee taucht, erzeugt auf gleiche Weise Eisberge, allerdings nicht sehr große.

Die Spuren also, welche ein Gletscher hinterläßt, sind: Moränen oder riesenhafte Trümmerwälle von Felsbrocken, Ritzung und Abschleifung der Felsen, besonders seiner Basis, polierte und geritzte Steine und Riesentöpfe oder von Gletscherwasser und kreiselnden Steinen oder dem Gletschereise selbst ausgedrehte, zylinderförmige Löcher. Wo man diese Spuren findet, ohne daß jetzt sich dort ein Gletscher befindet, kann man mit absoluter Sicherheit auf das ehemalige Vorhandensein eines Gletschers schließen. Derartige Spuren hat man nun in den Alpen und in Skandinavien in dem Gletschergebiet, aber an Stellen gefunden, bis zu welchen heutzutage die Gletscher nicht mehr reichen. Das Rhone-Thal z. B. ist noch meilenweit unterhalb des heutigen Rhone-Gletschers mit riesigen Felsblöcken, sog. Findlingen oder erratischen Blöcken, übersäet, deren Gesteinsart deutlich beweist, daß sie aus den höchsten Regionen des Rhone-Thales herstammen. Sie wurden zu einer Zeit, während welcher der Gletscher sich noch Meilen weiter erstreckte als heute, auf seinem Rücken bis zu ihrer jetzigen Lagerstätte geschleppt, woselbst sie beim Aufthauen und Zurückweichen des Gletschers infolge der bedeutenden Wärmezunahme

bei Beendigung der Eiszeit liegen blieben. Derartige Spuren bieten nun aber, wie bereits erwähnt, nicht nur die Alpen und Skandinavien, sondern auch erheblich niedrigere Gebirge — die Berge Schottlands, in Deutschland das Fichtelgebirge, der Harz; ja sogar niedrige Höhenzüge, die Rüdersdorfer Kalkberge bei Berlin, die Umgebung von Uelzen, einige Punkte Mecklenburgs, haben mehr oder weniger deutliche Spuren aufzuweisen. Diese letzteren Entdeckungen haben leider vorzugsweise dazu beigetragen, einer unter den Geologen augenblicklich modernen Lehre über die Entstehung und Neubildung unseres norddeutschen Tieflandes fast allgemein Eingang zu verschaffen, welcher ich im ferneren Verlaufe dieser Betrachtung mit schwerwiegenden, wohl unwiderleglichen Gründen auf das entschiedenste entgegentreten werde. Nach der Hypothese des schwedischen Geologen Torrel nämlich gingen zur Eiszeit von den skandinavischen Gebirgen riesenhafte Gletscher, richtiger Eisströme, eine Eisflut aus, welche ganz Nordrußland, die Ostsee und unser ganzes norddeutsches Tiefland fast völlig überfluteten und hierbei durch die ihnen innewohnende Gletscherbewegung unendliche Mengen von Felstrümmern, Sand, Thon u. dgl. aus dem fernen Skandinavien nach hier transportierten und ablagerten. Nach dieser Lehre sind unsere tiefliegenden blaugrauen Diluvialthone nichts weiter wie die Grundmoräne dieses riesigen nordischen Gletschers, unsere ganzen mächtigen norddeutschen Diluvialablagerungen, unsere Thon-, Sand- und Gebirgsschuttmassen sind lediglich durch diese Eisflut aus dem fernen Norden nach hier transportiert; die Gletschertöpfe bei Uelzen, die Felsschrammen, Polierungen und Riesentöpfe bei Rüdersdorf, die Felsblöcke mit eingekratzten Rillen, den sog. Diluvialschrammen, wie sie sich auch häufig bei Harburg und Hamburg, vorzüglich am Elbstrande zwischen Blankenese und Schulau, finden, werden als sichere Beweise für die riesige Ausdehnung jenes fabelhaften nordischen Gletschers betrachtet.

Diese kühne Hypothese ist nach meiner Ansicht ein großer Trugschluß, obgleich sie augenblicklich unter den Geologen wunderbarer Weise sehr viele Anhänger zählt.

Ehe wir uns jedoch eingehend dieser Hypothese und den wahren Ursachen der Ablagerung unserer mächtigen Diluvialschichten zuwenden, haben wir noch einen Blick auf die Tier- und Pflanzenwelt der Eisperiode zu werfen. Diese bietet des Interessanten und Wichtigen so viel, daß sie unmöglich mit Stillschweigen übergangen werden kann. Das Material, welches vorliegt, ist ein so bedeutendes und dabei vorzüglich neuerdings so gründlich erforschtes, daß wir imstande sind, ein ziemlich vollständiges Bild jener Zeit zu entwerfen.

Selbstredend mußte eine derartige Temperatur-Erniedrigung, wie die Eiszeit sie mit sich brachte, von dem größten Einflusse auf die vorher hier befindliche, nach den Resten zu urteilen, an ein wärmeres, gemäßigtes Klima gewöhnte Tier- und Pflanzenwelt sein. Die höhere Pflanzenwelt ging wohl meistens zu Grunde, die Tierwelt, in soweit sie dazu imstande war, wanderte nach südlicheren, milderen Gegenden, eine hochnordische, sowie stellenweise eine Steppenflora und Fauna nahmen allmählich Besitz von dem verödenden Terrain.

Die Pflanzenwelt war fast dieselbe, wie wir sie jetzt im höchsten Norden Europa's, in Lappland und Finnland, finden. Als Waldbäume finden wir vorzugsweise Kiefer, Birke, Zwergbirke und Erle; auch die jetzt in den Alpen und in den höheren süddeutschen Gebirgen bis zum Erzgebirge sich findende Krummholzkiefer oder Laatsche (Pinus montana) findet sich als Mumie in Torflagern Hannovers und Oldenburgs, und zwar diejenige Spielart derselben, welche man Hakenkiefer (Pinus uncinata) genannt hat. Auch unser gemeiner Haselstrauch scheint sich in großen Mengen gefunden zu haben, wenigstens beobachtete ich 1870 beim Bau der Elbbrücke zu Harburg, daß der Vertikalbagger aus erheblicher Tiefe nebst vielem vermoderten Holze eine unzählbare Menge von Haselnüssen, manchmal ganze Baggereimer voll, zu Tage förderte. Dieselben waren natürlich alle schwarz und vermodert und zerfielen wenn sie in der Luft austrockneten. Es war in diesem Falle jedoch, da die Fundstelle sich direkt am Elbufer und unter dem Wasserspiegel befand, nicht sicher festzustellen, ob die Nüsse wirklich aus Diluvialschichten herstammten. Diese großen Gewächse begleitete dann noch eine Anzahl niederer Formen, von denen wir wahrscheinlich einige als Bürger hier behalten haben.

Wenn die Pflanzenwelt, allerdings viel ärmer an Arten als jetzt, doch annähernd so war, wie wir sie heute noch in öden Distrikten Norddeutschlands finden, so war die Tierwelt dagegen ganz erheblich anders. Von jetzt ausgestorbenen Tieren bevölkerten die Wälder und Steppen jener Zeit das Mammut oder der langhaarige Elefant (Elephas primigenius), einige Nashornarten, der Riesenhirsch (Cervus megaceros), der Höhlenlöwe (Felis spelaea), der Höhlenbär (Ursus spelaeus), letzterer vielleicht identisch mit dem noch heute lebenden, ihm nahestehenden grauen Bären aus Nordamerika, die Höhlenhyäne (Hyaena spelaea) und einige andere. Dann von noch heute lebenden, bis auf einige Waldstiere, wahrscheinlich Auerochsen, hochnordischen Formen vor allen Dingen das Renntier, der nordische Vielfraß, Halsbandlemming, Pfeifhase und wunderbarer Weise auch der jetzt nur in dem höchsten Norden Amerika's und in Grönland sich findende Moschusochs (Ovibos moschatus), eine Art Uebergangsform vom Rind zum Schafe. Das Vorkommen dieses Tieres deutet mit ziemlicher Sicherheit auf eine ehemalige Landverbindung zwischen Grönland und Nordeuropa und zwar unter hohen Breiten hin. Ein jetzt im Lübecker Museum befindlicher Schädel dieses Tieres ward vor einigen Jahren in einer Kiesgrube bei Dömitz gefunden. Außer diesen fanden sich noch einige verkümmerte Formen, wie

die sog. Torfkuh und das Torfschwein. Zuletzt blieb noch das Pferd der Eiszeit, das sog. quaternäre Pferd, nach den vielen gefundenen Resten eine mittelgroße, gedrungene, struppige Form, zu erwähnen, welches in großen Heerden gelebt haben muß und dadurch vorzugsweise wichtig war, daß es nebst dem Renntier die Hauptnahrung des damals bereits lebenden Urmenschen bildete.

Von diesen Urmenschen sind neuerdings vielfache Spuren entdeckt worden, meist allerdings Waffen, Geräte und Schmuckgegenstände. Reste von ihnen selbst gehören zu den größten Seltenheiten. Daß der Mensch jener Zeit sich aber schon eine gewisse Bildung, ja Kunstfertigkeit angeeignet hatte, beweisen seine oft recht gut gearbeiteten und mit Zierraten versehenen Waffen und Geräte. Man fand sogar auf Renntiergeweihen und Stoßzähnen von Mammut eingekratzte Zeichnungen, darunter ein, wenn auch rohes, so doch deutlich erkennbares Bild eines Mammut, letzteres ein sicherer Beweis für die gleichzeitige Existenz des Menschen und des Mammut.

Wir sehen also, daß zu jener Zeit, trotz des rauhen Klima's, ein sehr reiches Tierleben sich entfaltete; besonders beweisen dieses die vielen Funde von Resten der großen Raubtiere. In wahrhaft erstaunlicher Anzahl muß vor allen das Pferd vorhanden gewesen sein. Man fand in der Nähe des Felsens von Solutret bei Lyon Hunderttausende von Skeletten dieses Tieres, merkwürdigerweise aber fast alle mit zerbrochenen Bein- und sonstigen Knochen, auch zum Teil angekohlt, also dem Feuer ausgesetzt, was sich nur durch menschliche Thätigkeit erklären läßt.

Eine höchst geistreiche Vermutung ist über diesen Felsen von Solutret geäußert worden, die sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich hat. Der Gipfel dieses sich auf einer Ebene erhebenden, zirka 100 Fuß hohen Felsens ist nämlich nur von einer Seite vermittelst einer sanft geneigten Fläche zu ersteigen, die anderen Seiten sind völlig senkrechte Felswände. Höchst wahrscheinlich ward dieser Felsen nun von den Urbewohnern jenes Landes als bequeme Falle zum Pferdefang benutzt. Es wurden die scheuen Tiere einfach eingekreist und die schiefe Ebene hinaufgetrieben, von wo ihnen alsdann nichts weiter wie der Sturz in die Tiefe übrig blieb. Durch den Sturz zerschmettert, wurden sie eine leichte Beute des Menschen. Auf diese Weise erklären sich ungezwungen die meistens zerbrochenen Gebeine und die ungeheure Anzahl von Skeletten als das Resultat eines vielleicht mehrtausendjährigen Fanges. Spezieller auf diesen Punkt, auf die Tier- und Pflanzenwelt und den Menschen jener Zeit einzugehen, ist heute, trotz der Wichtigkeit des Gegenstandes, nicht angebracht, da es zu weit führen dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Fleischfresser, Carnivora, kommen verhältnismäßig wenige in Surinam vor; da sie in den Wäldern und in den Flüssen reichliche Nahrung finden, so ist der Schaden, den sie dem Menschen zufügen, von geringer Bedeutung. Selbst das größte dieser Raubtiere, der Jaguar, zieht sich vor dem Menschen zurück, und schlägt nur manchmal ein Stück Vieh oder ein Schwein. Sehr häufig und besonders im Küstenlande und in der Nähe der See schleicht des Nachts ein Raubtier von der Größe des Fuchses herum, das Vögel, Eidechsen, Hühner und Früchte frißt, aber hauptsächlich von Krabben leben soll, nach denen es auch den Namen Krabben-Dago, Procyon cancrivorus, hat. In der Form gleicht er dem Waschbären, ist aber etwas höher, die Farbe ist grauschwarz, unten gelblich, das Gesicht schwärzlich, mit einem gelblichen Fleck über jedem Auge. Der fußlange, buschige Schwanz ist grauschwarz und gelblich geringelt. Er ist, wie der Waschbär, ein Sohlengänger, frißt und sauft wie dieser. Er wird, wie dieser sehr zahm, hat aber einen übeln Geruch, der selbst die Indianer abhält, sein Fleisch zu essen.

Während dieser einsam und nur bei Nacht herumstreicht, findet man seinen Verwandten, das Kwassi oder den Nasenbär, Nasua socialis, bei Tag und in Rudeln von einigen Dutzenden in den Waldungen, indem es unter immerwährendem Winseln und Pfeifen die auf dem Boden liegenden Holzstücke und das Laub umdreht, um nach Larven und Insekten zu suchen, während andere auf den Bäumen nach Vogeleiern spüren. Sie sind in immerwährender Bewegung und scheinen einem Führer zu folgen. Ueberrascht man sie auf ihren Zügen, so springen oder purzeln sie von den Bäumen herunter, und der ganze Haufen macht sich unter immerwährendem Pfeifen aus dem Staube. Das Kwassi ist etwa anderthalb Fuß lang, mit einem beinahe ebenso langen Schwanz, kurzen, mit Klauen versehenen Füßen und einem spitzen Kopfe, mit anderthalb Zoll langer, rüsselartiger, sehr beweglicher Nase. Kopf, Füße und Oberleib sind graubraun, Hals und Bauch aber rotgelb. Der stark behaarte Schwanz ist graubraun und gelb geringelt. Ohren einen Zoll lang, rundlich, über jedem Auge ein gelber Flecken. Jung gefangen werden sie sehr zahm, ja durch ihre große Zudringlichkeit lästig, indem sie beständig bei dem Menschen bleiben und mit ihm spielen wollen. Sie lecken Gesicht, Nase und Ohren und lassen sich nicht vertreiben. Es sind äußerst possierliche Tiere, haben aber wenig Intelligenz. Sie fressen Früchte, Insekten, Brod ꝛc.; man darf sie aber nicht frei laufen lassen, weil sie den Hühnern nachstellen. Sie werden sehr fett, aber trotz ihres eigentümlichen Geruchs von den Indianern gegessen.

Ein Nachttier ist der Wickelbär, Cercoleptes

caudivolvula; er hat etwa die Größe eines Marders und einen fünfviertel Fuß langen behaarten Wickelschwanz, wie der Cebus apella, und bedient sich dessen ebenso gut wie dieser. Die Farbe des sehr feinen, seidenartigen Felles ist gelbbraun, am Bauche etwas heller. Er hat einen kurzen Kopf mit runden Ohren und nackte Sohlen wie das Kwassi. Der Wickelbär ist ein Nachttier, schläft den Tag über in hohlen Bäumen, und kommt erst, wenn es dunkel wird, zum Vorschein. Er lebt bloß von Früchten und wird, wie alle diese kleinen Sohlengänger, äußerst zahm. Ich bekam von Indianen einen jungen, der ganz frei herumlief. Niemand wußte, wo er über Tag sich aufhielt. Sobald wir uns abends zu Tische setzten, kam Wawa, wie wir ihn hießen, und ergötzte uns durch seine possierlichen Liebkosungen, worunter auch gehörte, daß er mir sein langes Züngchen in Mund, Ohren und Nase zu strecken suchte. Er fraß reife Bananen und andere Früchte. Wenn man das Haus schloß, wurde Wawa vor die Thüre gesetzt und bestieg dann die Brotfrucht-, Kokos- oder Avogado-Bäume, denn auf dem Boden hielt er sich nicht gerne auf. Ich hatte ihn über ein Jahr, als er plötzlich starb. Sie sind ziemlich selten.

Zwei Marder- oder Vielfraß-Arten kommen viel häufiger, aber immer einzeln in den Wäldern vor, wo sie auf Bäumen leben, Früchte fressen, jungen Vögeln und Vogeleiern, aber besonders dem Honig nachstellen, deshalb oft mit Wachs beschmutzt geschossen werden. Wenn sie den Menschen erblicken, so entfliehen sie; ihre Flucht ist aber so langsam und unbeholfen, daß man meinen sollte, die Furcht lähme sie. Man heißt sie in der Kolonie Aira. Sie sind etwas größer wie die Marder, haben runde Ohren und einen etwa neun Zoll langen behaarten Schwanz. Der eine, Gallictys barbata, ist schwarzgrau, mit hellgrauem Kopf und Hals, auf der Stirne ein länglichter gelber Flecken; der andere, Gallictys vittata, ist fahlgelb, mit dunklerer Schnauze und stärker behaartem Schwanz, und seltener als der erstere. Beide werden jung gefangen zahm, behalten aber stets etwas Scheues und Unstätes an sich, und da sie dem Federvieh nachstellen, so kann man sie nicht frei laufen lassen.

Ein wilder Hund, Ictycion venaticus, soll im Innern vorkommen und in Rudeln jagen. Ich bin ihm zwar nie begegnet, doch brachte man mir einen halbgewachsenen lebend. Er war äußerst wild, fraß nichts, und klaffte und knurrte, sobald man sich dem Käfige näherte, so daß ich ihn tötete. Er war außer dem sechs Zoll langen, kurz behaarten Schwanze bei zwei Fuß lang und einen Fuß hoch, dunkelgrauschwarz von Farbe, Hals und Kopf gelbbraun.

In dem so wasserreichen Guiana sind auch die Fischottern sehr häufig. Man begegnet zwei Arten, wovon die eine, Lutra brasiliensis, in Rudeln von oft 20 Stücken lebt, sehr neugierig ist und die Boote umschwimmt, besonders wenn man keine Miene macht, sie anzugreifen. Sie ist etwas größer als die europäische, olivenbraun mit rotgelben Wollhaaren und weißlicher Brust. Die Indianen heißen sie Awalebuia und wissen ihren knarrenden Schrei täuschend nachzuahmen, essen aber das Fleisch nicht. Die andere, Pteronura Sandbachii, lebt, wie die Indianen mir sagten, einzeln, hat dieselbe Farbe, mit zwei länglichten weißen Flecken unter dem Halse, ist viel größer, und ich habe manche erhalten, die von der Schnauze bis zur Schwanzspitze volle sechs Fuß lang war und wohl 60 Pfd. schwer gewesen sein konnte.

Viel seltener als die Fischotter ist der Nörz, Lutreola Putorius, Sumpfotter, den ich bloß einmal, aber Männchen und Weibchen zugleich, erhalten habe. Er hält sich meist auf dem Lande auf, lebt aber von Fischen, die er selbst fängt, und soll gut schwimmen und untertauchen. Er ist etwas größer, wie ein Iltis, etwa zwanzig Zoll lang, mit sieben Zoll langem Schwanz, Unterleib, Füße, Schwanz und ein Teil des Kopfes sind schwarz, der Rücken und die Oberseite des Kopfes hellgrau, an der Stirne ein weißer Streifen, so daß es aussieht, als wäre das Tierchen mit einer Schabracke bedeckt, die Haare sind aber, wie bei allen Marderarten, steif und grob. Es lebt in selbstgegrabenen Höhlen an den Flußufern.

Von den beiden großen Katzen, die in Guiana zu Hause sind, dem Jaguar und Kuguar, ist der erstere, Felis onça, den man allgemein Tiger nennt, sowohl an der Küste als im Innern des Landes ziemlich häufig. Man hat übrigens bis auf einen einzelnen neueren Fall kein Beispiel, daß er in Surinam einen Menschen angefallen oder getötet hätte, wiewohl er auf den Pflanzungen oft Vieh und Schweine schlägt. Er findet übrigens in den Wäldern eine reichliche Nahrung an Nabelschweinen, Hirschen, Capybaren, Cavias und dergleichen, und frißt, wie ich selbst sah, auch das Stachelschwein (Cercolabes prehensilis), dessen Stacheln er sich dadurch entledigt, daß er das getötete Tier so oft an einen Baum schlägt, bis die Stacheln abgefallen sind. Am Seestrande lauert er den großen Seeschildkröten auf, die des Nachts an das Land kommen, um ihre Eier zu legen, weiß sie auf den Rücken zu drehen und frißt sie aus, ohne daß er den Bauchschild losreißt. Er wird zuweilen sehr groß, und ich habe selbst im Jahre 1838 auf dem Posten Nickerie am Correntin von Indianern ein Fell gekauft, das von der Schnauze bis zur Schwanzspitze neun rheinländische Fuß lang war. Uebrigens sind die Tiere nieder, und selten mehr als zwei Fuß hoch. Die Grundfarbe des Felles ist gelblichbraun, etwas dunkler auf dem Rücken und Kopf, weiß am Bauch. Auf den Seiten eine Menge schwarzer, rundlicher, innen offener Flecken, die auf dem Rücken voll und länglicht sind; Füße, wie Bauch und Kopf sind schwarz gefleckt. Der Schwanz, unten grau mit schwarzen Ringen, geht weiter oben ins bräunliche über, mit langen schwarzen Flecken; Ohren braun mit weißer Spitze, Augen grau, Nase rötlich. Es besteht aber kein Zweifel, daß entweder

mehrere Arten des Jaguars vorkommen oder die Zeichnung seines Felles sich durch Alter oder Standort sehr verändert. Es kommen ganz schwarze mit noch schwärzeren Flecken und gelben Augen vor, doch habe ich nie ein lebendes Tier davon gesehen. Es besteht aber eine größere Katzenart in dieser Färbung, wovon ich selbst im Jahre 1843 zwei lebende Junge von der Größe einer kleinen Katze besaß, die aber immer wild blieben und bald starben. Wird der Jaguar verfolgt, so steigt er auf Bäume; sonst hält er sich meist im Dickicht auf, und scheint bloß am Abend oder im Mondschein auf Raub auszugehen. Er liebt sehr, seine Klauen zu schärfen, und zieht zu diesem Zwecke die Bollotree-Bäume (Sapota Milleri) vor, deren Rinde auf eine Höhe von sechs Fuß oft ganz zerkratzt ist. Man macht jetzt weniger Jagd auf den Jaguar, weil schon längst keine Prämie (früher acht Gulden) mehr bezahlt wird. Wenn er auf den Pflanzungen Vieh oder Schweine schlägt, so lauert man ihm auf, weil er in der Nähe bleibt, Er wird dann auch meist geschossen. Hunde werden zu dieser Jagd nicht mitgenommen, weil sie immer dem Jaguar unterliegen, ja man hält es für eine große Untugend des Hundes, wenn er einen Jaguar verfolgt. So häufig sie sind, so habe ich doch in der langen Zeit meines Aufenthaltes und bei meinen vielen Reisen in ganz unbewohnten Gegenden nur fünf große Jaguare im Freien gesehen. Die Karaiben nennen den Jaguar Kaikusi, die Arowaken aber Aroa.

Der Kuguar oder rote Tiger, Felis concolor, ist weniger häufig, kleiner und schlanker als der Jaguar, von rötlicher Hirschfarbe mit weißlichem Bauche. Er wird selten viel über drei Fuß lang, der Schwanz zwei, hat einen kleineren Kopf als der Jaguar, auch minder starke Füße, so daß es ein in jeder Beziehung schwächeres Tier ist. Doch wird er mehr gefürchtet, als der Jaguar. Im Walde bin ich ihm nie begegnet. Die Indianer nennen ihn Kusaliwara, weil sein Fell die Farbe eines Hirsches, Kusali, hat.

Die Tigerkatze, Felis pardalis, ist überall häufig. Ihr prächtiges Fell ist dunkler als das vom Jaguar, die schwarzen Flecken liegen näher beieinander, der Bauch ist grau und wie die Füße schwarz betupft; auf den runden Ohren ist ein weißer Flecken. Die Augen sind bläulichgrau, und die Nase fleischfarbig. Sie wird mit dem Schwanze bei viertehalb Fuß lang, aber kaum anderthalb Fuß hoch. Etwas größer, aber in der Färbung so ziemlich gleich ist Felis macroura, die die Indianer Maracaya nennen. Sie unterscheidet sich von der vorigen nur durch einen längeren Schwanz.

Eine hochbeinige, schlanke, langschwänzige, graue Katze mit kleinem Kopfe und gelben Augen besucht auch manchmal die Hühnerställe, ist aber selten. Ich bin nicht sicher, ob es Felis jaguarundi ist, denn wie beim Jaguar, so scheint es von ihr mehrere Arten oder Varietäten zu geben, die noch nicht bestimmt sind. Alle diese Katzen leben von kleinerem Wild: Waldhühnern, Pacas, Agutis und Amphibien, und besuchen auch gelegentlich die Hühnerställe. Ganz jung gefangen werden sie sehr zahm und ich hatte längere Zeit eine, die ich mit Milch und Fleisch aufzog. Sie lief frei im Hause herum, spielte mit den Affen und der Hauskatze und war gegen jedermann zutraulich. Leider konnte man ihr nicht abgewöhnen, sich jeden Tag ein Huhn zu fangen, und da ich mich nicht entschließen konnte, das so zutrauliche Tier einzusperren, so gab ich sie weg. (Forts. folgt.)

Litteratur.

Kirchhoff, Alfred: Unser Wissen von der Erde. Allgemeine Erdkunde oder astronomische und physische Geographie, Geologie und Biologie; ferner im Anschluß hieran Spezielle Erdkunde oder Länderkunde der fünf Erdteile. Leipzig, G. Freytag, 1884—85. — Von dem I. Bande dieses großartig angelegten Sammelwerkes: der Allgemeinen Erdkunde von Dr. J. Hann, Dr. Ferd. v. Hochstetter und Dr. A. Pokorny, liegen uns die Lieferungen 24—30 vor, welche vorwiegend die Geologie behandeln und durch ihren gedrungenen knappen Text und ihre reiche Illustration an Karten und Holzschnitten sehr lehrhaft sind. Wir sehen dem Erscheinen des Schlusses dieses ersten Bandes mit Begierde entgegen und werden dann eine resumierende Besprechung des Ganzen geben.

Geinitz, Dr. E.: Der Boden Mecklenburgs. Stuttgart, Engelhorn, 1885. — Die vorliegende geognostische Beschreibung Mecklenburgs aus der Feder des bekannten Rostocker Professors der Mineralogie und Geologie bildet die erste Lieferung des großen verdienstvollen Sammelwerkes: „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde", welches die Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland herausgibt und worüber der vorjährige Geographentag in München seine speziellen Beratungen und Winke erteilt hat. Die Sammlung erscheint in zwanglosen Heften und läßt nach dem, was Professor Geinitz in der vorliegenden ersten Lieferung des ersten Bandes bietet, etwas Gediegenes und in hohem Grade Gemeinnütziges erwarten. Wir werden über die weiteren Lieferungen nach deren Erscheinen gerne berichten und verweisen unsere Leser auf den der ersten Lieferung beiliegenden Prospekt des ganzen Unternehmens.

Eine Orientreise, beschrieben vom Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. Wien, Verlag der k. k. Hof- und Staatsbuchdruckerei, 1885. — Die äußerst frische und lebendige Schilderung, welche der Kronprinz Rudolf von Oesterreich von seiner Fahrt in's Morgenland geliefert, hat bei ihrem Erscheinen im vorigen Jahre so großen Beifall gefunden, daß eine neue Auflage von diesem Prachtwerk nötig geworden ist, welche nun in einer populären Volksausgabe (in 20 Lieferungen à 50 Pfg.) erscheint und wovon uns die beiden ersten Lieferungen vorliegen. Die ausgezeichnet schöne Ausstattung und der interessante, lehrreiche und unterhaltende Text, sowie das stoffliche Interesse, welche das Werk darbietet, besonders aber die Pracht der Illustrationen nach den Naturaufnahmen des Malers Franz v. Pausinger, machen das Werk zu einer der wertvollsten litterarischen Erscheinungen der Gegenwart und werden ihm viele Abonnenten sichern. Wir werden von dem weiteren Erscheinen desselben Bericht erstatten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 30. Stuttgart, 27. Juli. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Rumänien und seine Zustände. Von Fernand Hue. S. 581. — 2. Annam, Land und Volk. S. 587. — 3. Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes. Eine Kritik der Hypothese Torrels. Von Theodor Overbeck in Hamburg. (Fortsetzung.) S. 591. — 4. Die Verbreitung der Batrachier auf der Erde. S. 594. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 595. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 597. — 7. Kleinere Mitteilung: 600. Thatsächliche Berichtigung zur Halloren-Frage. Von A. Kirchhoff. — 8. Litteratur. S. 600.

Rumänien und seine Zustände.

Das Königreich Rumänien datiert erst von 1881; am 26. März des genannten Jahres ward der seitherige Fürst Carol (Prinz Karl von Hohenzollern) als König proklamiert und man machte aus den 1879 für unabhängig erklärten Donaufürstentümern ein Königreich, welches die Moldau, die Walachei und die Dobrudscha umfaßt. Da das Land zwischen Rußland, Oesterreich und die Türkei eingekeilt und von denselben umschlossen ist, so gab man ihm zur politischen Begrenzung natürliche Grenzen. Sein Gebiet ward daher heutzutage im Norden und Westen begrenzt durch die Siebenbürgischen Alpen und die Karpathen, im Osten durch den Pruth und das Schwarze Meer und im Süden durch die Donau und eine eingebildete Linie, welche von Silistria ausgeht und etwas unterhalb Mangalia endet.

Der ganze nördliche Teil von Rumänien ist gebirgig, von der großen Alpenkette gehen im rechten Winkel Gräte aus, deren letzte Strebepfeiler in die Ebene vortreten; dies ist eine der malerischesten Gegenden: tief eingeschnittene Thäler scheiden die Höhenzüge, deren Gipfel mit ungeheuren Wäldern von Eichen, Buchen, Kastanien ꝛc. bedeckt sind, oft undurchdringlichen Urwäldern, welche der Mangel an Wegen vor den Verheerungen bewahrt hat, die auf anderen Punkten durch habgierige und gewissenlose Spekulanten darin angerichtet wurden. Am Fuße dieser strebepfeilerartigen Vorberge dehnt sich eine fruchtbare, von den Nebenflüssen der Donau bewässerte Ebene hin. Diese Nebenflüsse sind sehr wasserreich, denn überall kommen ergiebige Wasserläufe von den Bergen herab und schwellen diese, welche die Wassermasse der Donau vermehren, bis zu der sich die Ebene ausdehnt. Nach Osten, gegen die Gestade des Schwarzen Meeres hin, ist das außerordentlich flache Gelände oft sumpfig, hauptsächlich in der Nähe der Donau-Mündung. Dies ist die Region der Seen und auch das Land der Sumpffieber, welche die vom Schwarzen Meere her wehenden Winde, die sogenannten Bâltarets, bis in die Mitte des Königreichs hereintragen und die glücklicherweise nur in seltenen Zwischenräumen wehen. Die herrschenden Winde sind der Crivets und der Austru, der erstere eisig, der zweite glühend heiß. Rumänien hat übrigens eine höchst extreme Temperatur: im Sommer steigt der Thermometer bis auf 34° C., im Winter fällt er zuweilen bis auf 26° unter 0 C.

Die Gesamtoberfläche Rumäniens umfaßt 12,758,000 Hektaren, wovon kaum die Hälfte, nämlich ungefähr sechs Millionen urbar gemacht und in Kultur sind. Drei Millionen davon bilden ungeheure Waiden, worauf zwei Millionen Stück Rindvieh und vier Millionen Schafe von edler Rasse sich äsen; leider herrscht aber seit einigen Jahren eine heftige Viehseuche, die diesen Viehstand stark dezimiert und bezüglich deren man seither noch keine Schritte gethan hat, um ihrer weiteren Verbreitung zu steuern. Die Ziegen und Schweine sind derselben beinahe schon ganz erlegen und verschwunden, und wenn diesem Uebel nicht bald Abhülfe geschafft wird, so werden die prächtigen Merino-Heerden bald nicht mehr vorhanden sein, welche diese ländlichen Schäfer züchten. Eine Area von 85,000 Ha.

ist mit Reben bepflanzt und liefert jährlich einen durchschnittlichen Ertrag von 600,000 Hl. Wein, welche Ziffer jedoch um ein Namhaftes abgenommen hat, denn die Reblaus ist auch in den rumänischen Weinbergen aufgetreten und verursacht daselbst furchtbare Verheerungen. Dem Getreidebau ist ein Flächenraum von ungefähr zwei Millionen Hektaren Feld gewidmet; man kultiviert Mais, Weizen, Gerste, Roggen 2c., in einem Gesamtbetrag von jährlich 640 Millionen Franken, eine Summe, welche noch bedeutend hinter derjenigen zurückbleibt, welche man einem so fruchtbaren und so vortrefflich bewässerten Boden abgewinnen könnte; allein die Ackerbauer halten sich noch immer hartnäckig an den uralten herkömmlichen Betrieb des Ackerbaues und sträuben sich absolut gegen alle neueren Prozeduren und Neuerungen. Sie leben dort genau so wie ihre Vorfahren gelebt haben; nur leben sie besser als diese, denn sie haben nicht mehr dieselben Lasten zu tragen. Der Bauer hat wenig Bedürfnisse, er begnügt sich mit dem Erträgnis seines Bodens, der ihm übrigens nicht mehr als 20 Franken per Hektar einbringt. Es ließe sich über diesen Gegenstand viel sagen: Der rumänischen Regierung läge die Pflicht ob, den Ackerbau zu entwickeln, und zu diesem Behufe bedürfte es nur einer Revision der Agrargesetze, welche für die Bauern so ungünstig sind. Es sollte daher in diesem Lande, dessen Verfassung die Gleichheit Aller zum obersten Grundsatze macht, der Landbewohner auf demselben Fuße behandelt werden, wie der Bewohner der Städte; es sollten die Beschränkungen aufgehoben werden, welche dem Ausländer die Erwerbung von Grundeigentum verbieten, gleich denjenigen, welche ihm den Erwerb von städtischem Eigentum verboten.

Der Grundbesitz wird in der That durch besondere Gesetze geregelt, welche man mit Erstaunen noch in einem Lande trifft, das seit einigen Jahren solche Fortschritte im Sinne freiheitlicher Entwickelung gemacht hat. Bis 1832 waren die Bauern noch Leibeigene der Bojaren und konnten von denselben samt dem Grund und Boden verkauft werden. An die Scholle gebunden, konnte der Bauer dieselbe unter keinem Vorwande verlassen; wenn ein Gut den Eigentümer wechselte, so wechselte der Bauer auch den Herrn; alles was er mit Fleiß und Mühe dem Schooße der Erde abgewann, kam nicht ihm zu gute. Zu jener Zeit wurde — und das war schon ein großer Fortschritt — der Verkauf des Leibeigenen durch den Bojaren aufgehoben, allein auf dem Bauern ruhten noch immer dieselben schweren Lasten, und man sah sie daher massenhaft auswandern. Die einen begaben sich in die Städte, die anderen gingen nach Serbien, und das platte Land ward entvölkert.

Der Staatsstreich des Fürsten Kusa vom 2. Mai 1864 veränderte die Lage vollkommen. Ein Gesetz erklärte die Bauern für Besitzer des Grund und Bodens, auf welchem sie saßen, und eine Summe von 13,987,715 Franken wurde zur Entschädigung der früheren Besitzer bestimmt. 407,000 Familien teilten sich in ein Achtel des rumänischen Gebietes. Allein dasselbe Gesetz, welches dem Ackerbauer den Boden gab, verbot ihm zugleich die Veräußerung desselben auf die Dauer von 30 Jahren. Im Jahre 1879 wurden alle Verkäufe für null und nichtig erklärt, welche unter Mißachtung dieser Klausel abgeschlossen worden waren, und 1884, bei Gelegenheit der Verfassungs-Revision, wurde der Zeitraum der Unveräußerlichkeit noch um 22 Jahre verlängert; gleichzeitig entschied die Versammlung, daß nur die Rumänen allein Grundbesitzer sein können, und verbot in absoluter Weise den Ausländern die Erwerbung von Ländereien und Landgütern im Königreiche. Um aber die beklagenswerten Folgen dieser Entscheidung zu mildern, entschieden die Gesetzgeber, daß alljährlich die jungen Ehepaare, welche eine neue Familie gründeten (insuratei) elf Pogones Land erhalten sollten, welche von dem Besitztum der Krone im Voraus zu erheben und in Annuitäten abbezahlbar sein sollten.

Man begreift leicht die Ergebnisse, welche diese beschränkenden Maßregeln, hervorbrachten: der Mangel an aller Möglichkeit den Besitzer zu wechseln, hat dem Boden jede Art von Wert genommen und der Preis des Grund und Bodens schwankt nun zwischen 140 und 300 Franken für den Hektar. Der Ausschluß der Fremden vom Grundbesitz an ländlichen Gütern hat die Gründung größerer landwirtschaftlicher Betriebe und Ausbeutungen und ebenso die Gründung von Gesellschaften verhindert, welche die unterirdischen mineralischen Reichtümer und Schätze Rumäniens zu Wert und Ertrag gebracht haben würden und die zur Entwickelung derselben nötig gewesen wären, denn auf die Eingeborenen darf man nicht rechnen, die vor allem was Handel und Industrie betrifft, einen tiefen Widerwillen hegen.

Die Siebenbürgischen Alpen und die Karpathen enthalten Gold, Silber, Eisen, Blei, Kobalt; ferner Lignit, Anthracit und Steinkohle. Bis zum Fuße der Gebirge zieht sich ein mächtiges Erdöllager hin und vereinigt sich durch die Bukowina hindurch mit den reichen Lagern Galiziens. Alle diese Schätze werden kaum ausgebeutet, nur das Erdöl wird aus verschiedenen Brunnen gewonnen, allein das angewandte Bohrverfahren ist ein so primitives, daß es nicht den zehnten Teil von dem ergibt, was es ergeben sollte. Hier ist noch eine merkwürdige Thatsache zu verzeichnen: das gesamte rohe Petroleum Rumäniens wird nach Oesterreich geschickt, um dort raffiniert zu werden, einfach deswegen, weil sich noch niemand gefunden hat, welcher eine Raffinerie an Ort und Stelle errichtet hätte. Das einzige ernstlich ausgebeutete Bodenprodukt ist das Salz, das man aus den Lagerstätten von Telega, Slanic, Ocnae und Ocnelemari gewinnt, welche überdies noch von Kettensträflingen abgebaut werden.

Vom Standpunkt der Verwaltung aus ist Rumänien eingeteilt in 32 Distrikte (judete), welche von Präfekten geleitet werden, und in 163 Arrondissements oder Oberämter, an deren Spitze Unterpräfekten stehen. Die Arrondissements in der Region der Ebenen heißen plâsi, die im

Gebirgslande plaiuri; sie teilen sich wieder in 3070 Gemeinden. Die Gemeindeverwaltung besteht in einem erwählten Gemeinderate, einem Maire oder Schultheiß und dessen Adjunkten oder Beigeordneten, welche von dem Munizipal- oder Gemeinderat gewählt werden. Die finanziellen Interessen und Geschäfte der Arrondissements werden von Generalräten geleitet, von denen eine Abteilung von drei Mitgliedern in Permanenz sitzt.

Es ist sehr schwierig, die Ziffer der Bevölkerung von Rumänien genau zu bestimmen; es hat niemals eine ernsthafte Volkszählung stattgefunden, und die im Jahre 1873 angenommenen Grundlagen derselben sind notgedrungen modifiziert worden infolge der Umlegung des Gebietes nach dem Berliner Traktat, wo Bessarabien den Russen gegeben worden war und man Rumänien durch die Dobrudscha entschädigt hatte. Gleichwohl kann man die Einwohnerzahl auf 5 Millionen schätzen, und nach den neuesten statistischen Erhebungen liegt aller Grund zu der Annahme vor, daß die Bevölkerung des Landes in beständiger Zunahme begriffen ist; in der That betrug im Jahre 1883 die Gesamtheit der Geburten 203,304, und die Todesfälle beliefen sich nur auf 123,644. Bemerkenswert war jedoch die furchtbare Kindersterblichkeit: in diesem selben Jahre 1883 zählte man von den Kindern unter zehn Jahren 66,864 Todesfälle, worunter 54,079 auf dem Lande.

Um die echte und jeder Beimischung bare rumänische Rasse wieder aufzufinden, muß man in die Gebirgsregion gehen: diese Bergbewohner sind die Abkömmlinge jener stolzen Barbaren, der Dacier, welche, in ihre unzugänglichen Berge eingeschlossen, die römischen Legionen so lange im Schach hielten. Sie haben sich noch ganz die Sitten und den Typus ihrer Vorfahren bewahrt; es ist noch dasselbe lange schwarze, bis in die Mitte der Stirn herunterreichende Haar, die gerade Nase, der wohlgespaltene Mund und die dichten Augenbrauen, welche die Augen mit ihrem abwechselnd lebhaften und schwermütigen Ausdruck einfassen. Die Aehnlichkeit wird noch vervollständigt durch die Tracht: ein Hemd von grober Leinwand, an der Hüfte umschlossen durch einen Gürtel von Leder oder roter Wolle; ein Beinkleid aus demselben Stoffe, das an den Schenkeln sehr weit und vom Knie bis zum Knöchel sehr anliegend ist; als Fußbekleidung Sandalen von Büffel- oder Pferdeleder, und statt der Kopfbedeckung eine Schaffellmütze mit langen, gekräuselten Haaren. An Sonn- und Festtagen fügt der Bauer seiner Tracht noch eine Jacke von Schaffell zu, die in lebhaften bunten Farben gestickt ist; im Winter trägt er einen großen Mantel oder einen langen Kapuzmantel von weißer Wolle, einen Kaftan, welchen sein Weib gewoben hat, denn den Weibern liegt die Sorge für das Spinnen und Weben und die Verfertigung der Kleidungsstücke ob. Das ist der Bauer, der Bergbewohner aus den Alpen oder Karpathen, welcher nur wenig Verkehr mit den Leuten der Ebene und der Städte hat. Diese haben ihre Tracht modifiziert und ihre Sitten haben sich geändert, aber ihre Rasse hat sich ebenso gemischt in der Berührung mit den Griechen, Bulgaren und Serben, und sie haben mit den einfachen Bräuchen ihrer Vorfahren auch ihren primitiven Typus verloren.

Die Tracht der Bäuerinnen ist überall reinlich und zierlich; „sie tragen ein Hemd, das auf der Brust, am Hals, an den Handgelenken und auf den Schultern mit Stickereien von roter, schwarzer oder blauer Wolle verziert ist; ein farbiger Gürtel umschließt das Hemd, welches nach unten einen Unterrock bildet und niemals den Knöchel bedeckt. Vorn und hinten fällt eine doppelte Schürze von ziemlich dichtem Stoff hinab, welcher mit blauen, roten oder gelben Zeichnungen gestickt ist. Diese Tracht, deren Zeichnung und Schnitt je nach der Provinz wechseln, ist manchmal sehr reich.“ Die Kopfbedeckung der Frauen besteht aus einem Stück leichten Stoffs, das wie ein Schleier über den Rücken hinabfällt; die jungen Mädchen gehen barhäuptig.

Bei den Bauern ist das materielle Leben eines der armseligsten, das man sich denken kann: die Häuser aus Holzprügeln und gestampfter Erde sind wahre Schuppen, im Innern gar keine oder nur wenige Geräte: einen Tisch, eine Truhe, eine Bank und eine Matte, auf welcher alle ganz bekleidet schlafen. Die Nahrung besteht beinahe ausschließlich in einem dicken Maisbrei, der mamaliga, und als Getränke aus Wasser oder rakiu, einem Branntwein, worin sie sich nur zu oft betrinken.

Der rumänische Bauer ist sanft, gastfreundlich und tapfer, aber er ist nicht auf die Zukunft bedacht und träge; ein sehr charakteristisches Zeichen seines Mangels an Fürsorge für sich und die Seinigen ist die Menge der Feiertage, an denen er jährlich nicht arbeitet und die ihm wenigstens drei Monate von seinem Jahr hinwegnehmen; er hat zunächst zwölf große Hauptfeste, dann zehn kleinere Feste, dazu eine Menge Heiligentage, dazu noch die Tage vor und nach den Festen, welche Ruhetage sind, eine Menge herkömmlicher Jahresfeste und Gedenktage und endlich die unglücklichen Tage, an denen der Bauer nicht arbeitet, und ist daraus zu ersehen, wie viele Tage im Jahre dem Ackerbau und Gewerbe verloren gehen.

Der Fremde, welcher diese so ärmlich aussehenden Landschaften durchreist, der dieses unwissende und allem möglichen Aberglauben sich hingebende Volk sieht, hat Mühe zu glauben, daß dies jene so demokratische, von einer wesentlich freien Verfassung regierte Nation ist — einer Verfassung, welche alle Standesunterschiede aufgehoben, alle Freiheiten proklamiert, den unentgeltlichen Unterricht in allen Graden und die Schulpflicht für die Volksschule dekretiert hat.

Die gegenwärtige Verfassung wurde am 1. Juli 1866 verkündigt, kurze Zeit nachdem der Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürsten von Rumänien erwählt worden, welcher Fürstenstuhl infolge der Abdankung des Fürsten Kusa, Alexander Joan I., erledigt worden war. Seither hat

dieselbe zwei Revisionen erfahren, die eine im Jahre 1879, nachdem Rumänien durch seine Teilnahme am Balkankrieg auf Seite der Russen und unter dem Befehl seines Fürsten seine Unabhängigkeit erlangt hatte, und dann im Jahre 1884. Die Rumänen genießen Freiheit des Unterrichts, Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht und Gewissensfreiheit. Es besteht kein Klassen- oder Standesunterschied und alle Privilegien und Monopole sind auf alle Zeiten im Staate abgeschafft. Die vollziehende Gewalt ist dem König und verantwortlichen Ministern anvertraut. Die gesetzgebenden Gewalten gehören den beiden Kammern, der Abgeordnetenkammer und dem Senat. Die 183 Abgeordneten werden durch das Stimmrecht im dritten Grade auf vier Jahre gewählt; die 120 Senatoren werden durch das Stimmrecht im zweiten Grade gewählt und ihr Mandat dauert acht Jahre. Die Metropolitanen, die Diözesanbischöfe und der Thronerbe sind von Rechtswegen Senatsmitglieder.

Die Mitglieder der gesetzgebenden Versammlung haben sich den Code Napoléon zum Vorbild genommen, als sie die Grundlagen der rumänischen Gesetzgebung aufgestellt haben. Die Einteilung der niederen und höheren Gerichtshöfe, der Friedensrichter ꝛc. ist dieselbe wie in Frankreich, mit einem Kassationshof als letztem Ressort. Die Zivilehe ist obligatorisch und die Ehescheidung besteht nach den Bestimmungen des französischen Gesetzbuches; aber hiermit hat die Aehnlichkeit auch ein Ende. Im rumänischen Gesetz ist alles, was die natürliche Abstammung betrifft, vom römischen Rechte entlehnt: es gibt keine natürliche Vaterschaft, nur eine einzige Art natürlicher oder, wie man sie nennen möchte, legitimer Mutterschaft, und das Gesetz gestattet weder die Erforschung noch die Anerkennung der Vaterschaft; der Vater ist den Kindern nicht einmal die Alimentation schuldig. Was die Mutter und ihre Eltern anlangt, so haben alle Kinder, natürliche wie legitime, die gleichen Rechte, Alimentations- wie Erbrechte. In Rumänien ist der gesetzliche Brauch derjenige der Ausschließung der Gütergemeinschaft; alle anderen Vereinbarungen sind erlaubt, aber die Gütergemeinschaft wird beinahe ignoriert.

Das Zivilgesetzbuch ist einfacher als das französische; es gibt keine Advokaten, sondern die Parteien wenden sich selbst auch an die zuständigen Behörden. Es gibt keine Notare, sondern die Tribunale versehen die Verrichtungen derselben. In Bukarest besteht eine spezielle Kammer für freiwillige Gerichtsbarkeit. Das Strafgesetzbuch ist fast identisch mit dem französischen Code pénal, abgesehen von der Todesstrafe, welche nicht existiert; das Strafsystem ist von einer ausnehmenden Milde; die zu Zwangsarbeit Verurteilten arbeiten in den Salzbergwerken. Wir müssen konstatieren, daß die Verbrechen ziemlich selten sind; in 494 vor den Assisen abgeurteilten Fällen im Jahre 1883 wurden 281 Individuen wegen Verbrechens des Raubes, 65 wegen Mordes, 2 wegen Kindsmordes und 2 wegen Diebstahls mit Einbruch verurteilt. Das Handelsgesetzbuch ist ebenso unvollständig, veraltet und voll Mängeln wie das französische. Die Rumänen scheinen die Aehnlichkeit beider absichtlich oder unabsichtlich auf die Spitze getrieben zu haben, denn sie hatten kein Gesetz über die anonymen Aktiengesellschaften, und wir erfahren, daß eine Abteilung des Parlaments soeben mit einem Gesetzentwurf über diesen Gegenstand beschäftigt ist. Außer den Friedensrichtern, denen sehr ausgedehnte Machtvollkommenheiten und Befugnisse zustehen, besitzt jede Gemeinde noch ein besonderes Dorfgericht, welches in erster Instanz nach Billigkeit und über Summen aburteilt, welche 50 Franken nicht überschreiten.

Der in allen Graden unentgeltliche und für die primären Klassen obligatorische Unterricht wird durch das Gesetz von 1864 geregelt. Die Unterrichtsprogramme sind nach den französischen kopiert, und auch die von den Fakultäten erteilten Grade sind die gleichen. Trotz der seit mehreren Jahren gemachten lobenswerten Anstrengungen, Unterricht und Bildung im Volke und namentlich unter den Landbewohnern zu verbreiten, bleibt noch viel zu thun; die Zahl der Primär- und Volksschulen ist ungenügend und viele Gemeinden entbehren derselben noch ganz. Man zählt in Rumänien 2618 Primärschulen, welche von 116,358 Knaben und 13,464 Mädchen besucht werden, 19 Gymnasien und 7 Lyzeen, welche 4532 Kinder aufnehmen, 9 Seminarien mit 1512 Zöglingen, und 80 Normalprimärschulen, welche von 830 jungen Leuten besucht werden, 5 Handelsschulen mit 772 Schülern, und 31 Spezialschulen, deren Kurse von 2515 Zöglingen besucht werden. Zwei Universitäten von je vier Fakultäten verleihen die höheren Grade.

Zum Unterhalt aller dieser Schulen, worin der Unterricht von 5563 Lehrern und Lehrerinnen erteilt wird, ist das Ministerium des öffentlichen Unterrichts und des Kultus auf dem Budget mit 12,786,239 Franken eingeschrieben; dies ist nach dem Kriegsministerium, dessen Budget sich auf 30 ½ Millionen Franken beläuft, dasjenige, dessen Kredite die höchsten sind. Die rumänischen Finanzen befinden sich in einem verhältnismäßig guten Zustande. Die Ausgaben, welche den Einnahmen so ziemlich das Gleichgewicht halten, betrugen im Jahre 1883 130,269,433 Fr., und die öffentliche Staatsschuld beträgt nur 50,130,063 Fr. 87 Centimes. In einem so wenig bedeutenden Budget ist die dem Kriegsministerium gegebene Wichtigkeit, mit dem Fünfteil der Gesamtausgaben, eine enorme.

Das Heer ist verhältnismäßig groß und seine Organisation nahezu derjenigen des deutschen Heeres gleich. Es umfaßt das permanente oder aktive Heer mit seiner Reserve, das Territorialheer oder die Landwehr und die Milizen. Die Rekrutierung der aktiven Armee und der Dorobanzen findet durch Loosziehung statt. Die Dienstzeit in der aktiven Armee ist vier Jahre, und diese besteht: aus 8 Regimentern Linien-Infanterie, 4 Jäger-Bataillonen, 2 Regimentern Husaren, 5 Artillerie-Regimentern, 2 Bataillonen

Genie-Truppen, 1 Regiment Gendarmen, 2 Regimentern berittener Gendarmen, 4 Schwadronen Fuhrwerks-Train und 2 Sanitäts-Kompagnien. In der Reserve der permanenten Armee, welche 30 Regimenter zählt, ist die Dauer der Dienstzeit vier Jahre.

Die Territorialarmee oder Landwehr umfaßt 30 Regimenter Dorobanzen, welche 8 Jahre im aktiven Dienst und 3 Jahre in der Reserve bleiben, und 8 Regimenter Calarasi, welche eine aktive Dienstzeit von 5 Jahren haben und 3 Jahre in der Reserve bleiben. Die Miliz endlich besteht aus 30 Regimentern Infanterie und 30 Regimentern Reiterei.

Das Budget des öffentlichen Unterrichts begreift in sich auch den Aufwand für die Unterhaltung des Kirchendienstes und beläuft sich auf 2,528,361 Fr. Es gibt in Rumänien keine Staatsreligion; gleichwohl ist der Souverän gehalten, obwohl er römisch-katholisch ist, seine Söhne in der griechisch-katholischen Kirche erziehen zu lassen. Alle Kulte sind frei, und der Staat anerkennt und beschützt sie alle. Die Aufhebung der religiösen Unterschiede reicht nur bis auf 1879 zurück; bis zu diesem Zeitpunkte (und erst seit 1866) besaßen die Juden keine politischen Rechte. Die Anwendung dieser Maßregel war gewissermaßen der konstituierenden Versammlung auferlegt worden, welche in der unverhältnismäßig großen und immer noch wachsenden Zahl der Juden eine soziale und ökonomische Gefahr erblickte. Massen von israelitischen Proletariern aus Galizien, Polen und Preußen hatten alle Dörfer der Moldau überschwemmt, und die Regierung mußte Prohibitivmaßregeln ergreifen, um die Eingeborenen vor dieser Ueberflutung zu beschützen. Der Artikel 44 des Berliner Vertrags legte Rumänien als ausdrückliche Bedingung der Anerkennung seiner Unabhängigkeit die Abschaffung des Artikels 7 der Verfassung auf, welcher die Juden betraf; man hob nun zwar den religiösen Unterschied auf, allein das Recht des Erwerbs von Grundeigentum wurde für ein politisches Recht erklärt und die Juden, in ihrer Eigenschaft von Ausländern, wurden gleich den anderen desselben beraubt.

Die orthodoxe, d. h. die griechisch-katholische Religion zählt die meisten Anhänger, nämlich über 4 Millionen; dann kommen die Juden mit 144,168 Anhängern; dann die Römisch-Katholischen, welche 126,428 Seelen stark sind. Protestanten zählt man in ganz Rumänien 28,000.

Die oberste Autorität der orthodoxen Religion liegt in den Händen des Heiligen Synods, einer Art Konsistorium, welches aus dem Metropolitan-Erzbischof von Ungarn-Walachei, Primas von Rumänien, als Vorsitzenden, aus dem Metropolitan der Moldau, sechs Diözesan-Bischöfen und acht Bischöfen in partibus besteht. Die Einkünfte der Metropolitane betragen je 36,996 Fr., die der Diözesan-Bischöfe 18,492 Fr.; die Bischöfe in partibus haben weder Diözese noch Honorare. Die Metropolitane und die Bischöfe werden durch die Senatoren und die Abgeordneten erwählt und unter den Bischöfen in partibus ausgelesen; diese werden vom Heiligen Synod gewählt. Klöster gibt es genug in Rumänien, nämlich 168 mit 1429 Mönchen und 2709 Nonnen; sie hängen von der Diözese ab, in welcher sie liegen. Der freien Ausübung der übrigen Kulte wird nichts in den Weg gelegt, und sie werden sogar noch vom Staate unterstützt.

Nachdem das Königreich die soeben geschilderte Verfassung erhalten hatte, beschäftigte sich die Regierung mit der kommerziellen Frage. Um die Verhandlungen mit den Nachbarländern zu erleichtern, und namentlich mit Oesterreich-Ungarn, welches Rumänien von zwei Seiten umgibt, und mit dem Rumänien durch seine Eisenbahnen zusammenhängt, wurde ein auf Freihandelsprinzipien gegründeter Handelsvertrag zwischen den beiden Mächten abgeschlossen. Dieser Vertrag garantiert Rumänien die freie Schifffahrt auf der Donau, den freien Aus- und Eingang der allernotwendigsten Erzeugnisse: Getreide, rohes und raffiniertes Petroleum, Eisenerze, Maschinen aller Art ꝛc. Die übrigen Artikel sind von den beiden vertragenden Mächten nach dem Tarif der meistbegünstigten Nation angesetzt. Allein Rumänien hat, wie schon erwähnt, keine Industrie, es ist wesentlich ein konsumierendes Land und deshalb ist sein Handel notgedrungen sehr beschränkt; aus den von uns angegebenen Ziffern der Aus- und Einfuhr kann man nicht die gewöhnlichen Folgerungen ziehen; denn abgesehen von dem Getreide, den Gemüsen und dem Vieh, welche zum Verkauf ausgeführt werden, gehen alle anderen Artikel in rohem Zustande aus Rumänien hinaus, um fabriziert wieder eingeführt zu werden, wie es z. B. beim Petroleum thatsächlich der Fall ist. Die Aeußerung, welche Fürst Ghika im „Convorbirile economice“ über Bukarest thut, läßt sich auf das ganze übrige Königreich anwenden: Bukarest ist ausschließlich eine Verbrauchsstadt; man sieht daselbst nur fremde Waren: Kalk und Ziegelsteine, Glaswaren und Holz, Butter und Gemüse kommen uns aus dem Auslande zu. In der anspruchslosesten Wohnung und im prunkvollsten Palaste würde man vom Fußboden bis zur Decke nicht ein Bett, ein Glas, einen Stuhl, eine Serviette, einen Stiefel, eine caciula finden, die nicht aus dem Auslande käme. Im Lande des Hanfs bezieht man die Säcke und die Stricke und Seile aus Oesterreich. ... Die im Lande gewonnenen Erzeugnisse werden roh in's Land geschickt, von wo sie uns nach einem oder zwei Jahren gereinigt und verarbeitet zurückkommen und wir sie fünfzigmal teurer bezahlen, als wir sie verkauft haben, denn sie sind nun belastet mit dem Aus- und Einfuhrzoll, der Accise, den Transportkosten hin und her, der Lagergebühr, Kommissionen und Spesen aller Art, den natürlichen Folgen des Handelsverkehrs. Während im Jahre 1873 der Betrag der vereinigten Aus- und Einfuhr kaum die Summe von 256 Millionen erreichte, stieg sie binnen 10 Jahren, d. h. im Jahre 1883, auf 513,582,000 Fr., worunter für 268 Mill. Einfuhr und 245 Mill. Ausfuhr. Die hauptsächlichsten Ausfuhrgegenstände sind Getreide für

eine Summe von 198 Mill., Vieh für 10 Mill., Obst, Gemüse und andere pflanzliche Produkte für 8 Mill. Die bedeutendsten Einfuhrprodukte sind exotische Früchte für 14 Mill., Häute, Pelzwerk, Leder, Schuhwerk für 38 Mill., Webestoffe für 15 ½ Mill., Metalle und Metallarbeiten 47 Mill. Der Handel mit Oesterreich ist der wichtigste, denn er beläuft sich auf 209 Mill. Fr. Dann kommt England mit 143 Mill., Frankreich mit 50 Mill., Deutschland mit 35,700,000 und die Türkei mit 22 Mill. Fr.

Die beiden Städte, wo der Geschäftsverkehr mit dem Ausland am bedeutendsten ist, sind Braila und Galatz; in der ersten beläuft sich der Transit auf 410,000, der in der zweiten auf 258,000 Tonnen. Dann kommen Itizni mit 171,798 und Giurgewo mit 170,834 Tonnen.

Die bedeutendsten Städte Rumäniens sind durch ein Eisennetz unter einander verbunden, dessen Linien das Königreich in seiner ganzen Ausdehnung durchlaufen und die großen Mittelpunkte in direkte Verbindung mit der Donau, den großen Verbindungsstraßen Oesterreichs und Rußlands und mit dem Schwarzen Meere bringen. Die gesamte Länge des gegenwärtig dem Betrieb übergebenen Eisenbahnnetzes beträgt 1204 Kilometer. Die Eisenbahnen gehören dem Staat und werden von diesem verwaltet. Vier Hauptlinien bilden das rumänische Netz: Das erste, von Bukarest ausgehend, wendet sich nach Westen, passiert Piteschti, Krajowa, Tschernetzi, dringt über Orsowa in Oesterreich ein und schließt sich an die Linie nach Pest und Wien an. Ein zweites geht ebenfalls von Bukarest aus und führt südwärts an die Donau bei Simnitza. Das dritte wendet sich nach Norden, passiert Plojetschi und tritt durch die Transsylvanischen Alpen in Ungarn ein. Das vierte endlich beginnt bei Plojetschi, wendet sich nordöstlich nach Braila und Galatz, läuft dann von diesem Punkte nördlich über Bakau und erreicht die galizische Linie durch die Bukowina. Eine Zweigbahn verbindet Jassy mit dieser Linie und setzt sie in Zusammenhang mit den russischen Bahnen; eine ähnliche Zweigbahn führt auch von Galatz nach Bessarabien hinein.

Die Lokomotiven der rumänischen Bahnen werden mit Holz und Kohlen geheizt, allein seit kurzer Zeit macht man auch Versuche, sie mit Petroleum zu heizen wie in Rußland.

Man kann Bukarest, die Hauptstadt des Königreichs, ungefähr dem Mittelpunkte dieses Eisenbahnnetzes vergleichen; es besitzt zwei Bahnhöfe, den nördlichen, Gara Tirguwesti, und den südlichen, Gara Filaretu, welche sehr weit von der Stadt entfernt und durch eine Gürtelbahn, aber nicht für Personenverkehr, verbunden sind. Will man von den Bahnhöfen den Mittelpunkt der Stadt erreichen, so muß man eine Menge enger schlecht gepflasterter Gäßchen passieren, wie übrigens die Mehrzahl der Straßen von Bukarest sind, welche einen Wirrwarr verschlungener und gewundener Gäßchen, ein wahres Labyrinth, bilden, worin der Fremde sich nur mit Mühe zurechtfinden kann. Die einzigen großen Straßen sind die Cala Victoriei, die vom Quai der Dumbowitza (des Flüßchens, welches Bukarest durchströmt und über welches 15 Brücken geschlagen sind) nach der Chaussee Kisseleff führt und die man die Hauptstraße der Stadt nennen könnte, und die Cala Liptzcani, welche ihren Namen daher führt, weil die in derselben liegenden Magazine früher ausschließlich mit den von der Leipziger Messe gebrachten Waren versehen waren, sowie etwa noch die Boulevards, von denen aber erst zwei nahezu fertig sind. In der Straße Victoriei konzentriert sich die ganze geschäftliche Rührigkeit und das öffentliche Leben der Hauptstadt; sie ist von europäischem Aussehen, gut gepflastert, mit Trottoirs und Magazinen versehen und hat mehrstöckige Häuser, was eine Ausnahme ist, denn die Häuser, von Backsteinen erbaut, mit Zink oder Blech gedeckt und bunt bemalt, sind meist niedrig und haben nur selten zwei Stockwerke.

Bukarest ist arm an Denkmälern und hat nur einige Statuen, worunter die bronzene des Fürsten Michail II., von dem französischen Bildhauer C. Belleuze, und die des Dichters Heliades Radulescu. Dagegen sind die Kirchen sehr zahlreich, nämlich gegen 300, aber meist klein und sehr einfach. Früher gehörten dieselben zu Klöstern, welche Lehen der heiligen Orte waren, aber seit 1864 sind sie Eigentum des Staates geworden, welcher die Kosten des Kultus bestreitet. Das Innere dieser Kirchen ist sehr merkwürdig: vor dem Tempel steht eine von bizzar skulptierten Säulen umgebene Vorhalle. Im Inneren bildet eine große Tribuna einen Portikus, unter welchem sich die Gläubigen aufhalten. Das Schiff ist vom Heiligtum durch eine Art reich vergoldeter Wand getrennt, worin drei Thüren, mit Vorhängen verschlossen, aufgespart sind, so daß den Kirchenbesuchern die Feier des Gottesdienstes entzogen wird und nur im Augenblicke der Kreuzerhebung die Vorhänge sich öffnen und den Priester im Halbdunkel des Heiligtums erscheinen lassen. Unter den Baudenkmälern ist jedoch die neuerbaute katholische Hauptkirche anzuführen. Die öffentlichen Gebäude sind das königliche Palais an der Hauptstraße (ohne allen monumentalen Charakter), der Palast der Akademie oder Universität mit vier Fakultäten, worin auch der Senat haust, das Theater, das Museum, die Bibliothek und das Finanzministerium. Noch im Mittelpunkt der Stadt liegen zahlreiche Gärten und Spaziergänge; der schönste ist der von Tschismedji, mit einem prächtig entworfenen Parke. Noch vor wenigen Jahrzehnten war Bukarest eine Stadt von ganz orientalischem Aussehen; selbst heutzutage ist sie trotz ihrer 230,000 Einwohner eine ziemlich unbedeutende Stadt, welche keinerlei großartigen Eindruck macht und deren neue Quartiere der ersten besten deutschen oder österreichischen Stadt gleichen.

Neuere Angaben setzen die Einwohnerzahl von Bukarest nur auf 177,246 Seelen, worunter viele Ausländer. Außer den Leuten aus dem Volke, welche eine besondere Landestracht tragen, welche aber mit derjenigen der Bauern keine

Aehnlichkeit hat, kleidet sich jedermann nach europäischer Mode und es macht sich überhaupt in der äußeren Erscheinung viel französisches Wesen bemerkbar. Will man die dem Brauch und Wesen des Morgenlandes entlehnte Nationaltracht in ihrem ganzen Reichtum und in ihrer Schönheit sehen, so muß man einem Hofball beiwohnen; auf diesen trägt die Königin immer das rumänische Kostüm und verlangt, daß auch alle Damen dasselbe tragen sollen; die Herren aber erscheinen im schwarzen Frack.

In allen Klassen der Gesellschaft spricht man nur Rumänisch, obwohl der König ein Deutscher ist. Das Rumänische ist eine alte Mischsprache und hat vielerlei Umwandlungen erlitten; seine Grundlage ist ein vulgäres Latein, welchem einige hellenische, slawische und deutsche Elemente zugemischt worden sind. Im 17. Jahrhundert nach der Ankunft der Fanarioten, überschwemmte die griechische Sprache das ganze Fürstentum; am Hofe, in der Stadt, sprach man nicht mehr Rumänisch und nur das Landvolk bediente sich noch der einheimischen Sprache. Die Wiedergeburt des Rumänischen datiert von 1820, und dies ist auch der Zeitpunkt der Wiedergeburt der rumänischen Litteratur, an deren Spitze sich Lazaru und Heliades stellten. Die Sprache war ganz neu wieder aufzubauen, allein man verständigte sich nicht über Grundlage und Ausgangspunkt; die einen wollten alles vom Lateinischen, die anderen vom Italienischen, viele vom Französischen ableiten, und daher kommt es, daß noch heute die in Rumänien gesprochene Sprache weder syntaktische Regeln, noch eine feste Orthographie hat. Rumänien hat übrigens ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller, z. B. Alexandreanu, Dem. Bolintineanu, B. Alexandri, Joan Ghika und den Journalisten Rossetti, den Herausgeber des Romanul. Bukarest besitzt 41 Zeitschriften, worunter 18 täglich erscheinende Zeitungen; davon sind zwei deutsch, eine ungarisch, zwei griechisch und eine französisch gedruckt, letztere die Indépendance Roumaine, deren Redakteur Frédéric Dann schon vieles über Rumänien geschrieben hat und ein Jahrbuch über diesen Staat herausgibt. Unter den 17 wöchentlichen Zeitschriften ist eine französische und eine italienische. Fünf Revuen erscheinen monatlich, eine halbmonatlich. Drei rumänische Tagesblätter erscheinen in Galatz, drei Wochenblätter in Braila.

Die bedeutendsten Städte Rumäniens nach Bukarest sind: Braila, mit einer Bevölkerung von 30,000 Seelen, eine sehr alte Stadt an der Donau; sodann Galatz, die wichtigste Hafen- und Handelsstadt des Königreichs und die Niederlage aller Waren, welche für das Schwarze Meer bestimmt sind; es zählt etwa 40,000 Einwohner, worunter 17,000 Juden, in deren Händen sich beinahe der ganze Handel der Stadt befindet. Auch Jassy, die frühere Hauptstadt der Moldau, in der Nähe der russischen Grenze, ist eine sehr bedeutende Stadt mit einer Bevölkerung von ungefähr 70,000 Seelen.

Das ist der heutige wirkliche Zustand von Rumänien; es bedürfte wenig, um daraus ein fruchtbares und einträgliches Land zu machen, um den Ackerbau zu entwickeln, um die Reichtümer auszubeuten, womit es die Natur überhäuft hat — man brauchte nur die Gesetze zu revidieren, welche das Grundeigentum ordnen, die auf den Fremden lastenden Verbote aufzuheben oder auf gewisse mäßige Grenzen zu reduzieren und den ernstgemeinten industriellen Gesellschaften zu gestatten, daß sie die ungeheuren Wälder, die Goldgruben, die Lager von Silber und Eisenerz, die reichen Petroleumlager des Landes ausbeuten. Man braucht nur die Initiative der Privaten zu wecken und anzuregen, die künftig hereinströmenden Kapitalien zur Gründung einer nationalen Industrie zu verwenden, und der Wohlstand des Landes wird sich rasch entwickeln. (G. g.)

Fernand Hue.

Annam, Land und Volk.

Kaum ist der erfolglose Krieg in Tongking, welcher Frankreich neben einem Aufwand von mehr als 400 Mill. Franken solch kolossale Opfer an Menschenleben und Material gekostet, anscheinend durch einen faulen Frieden beigelegt, so bedrohen die Ereignisse vom 5. und 6. Juli in Hüé Frankreich mit einem neuen Krieg gegen Annam, in welchem Lande es durch seine Verträge vom 21. August 1883 und 6. Juli 1884 seine gewichtige Schutzherrschaft dauernd gegründet zu haben glaubte. Da Annam bisher noch eines der wenigst gekannten Länder Indo-China's war, so wollen wir unseren Lesern eine kurze Schilderung desselben nicht vorenthalten, welche soeben der dem französischen Minister-Residenten Lemaire in Hüé beigegebene Lieutenant der Marine-Infanterie L. Schillemans in der „Gazette géographique" gegeben hat und die wir hier in deutscher Uebertragung wiedergeben, dem französischen Autor die Verantwortlichkeit für die gebrachten Ziffern und Thatsachen überlassend.

Konfiguration, Ausdehnung. Wenn wir den allgemeinen Bau der indo-chinesischen Halbinsel untersuchen, so sehen wir, daß sie eine ungeheure Hochebene bildet, welche ihrer Länge nach vom Mekong durchfurcht wird und in unmerklichen Ansteigungen vom Meerbusen von Siam zum Chinesischen Meere reicht. In der Nähe des letzteren sieht man die Hochebene sich plötzlich senken und zwischen ihren letzten Abhängen und dem Meer einen langen Streifen Landes von etwa sechs Meilen mittlerer Breite lassen, welcher das eigentliche Gebiet Annam bildet. Umschlossen vom 10.° und 20.° n. Br. und dem 103.° und 107.° ö. L. von Paris, sieht Annam seine politischen Grenzen bestimmt im Norden durch das Tongking, im Süden durch Cochinchina, im Westen durch unbekannte Gebiete mit unbestimmten Grenzen und mit wilden Völkerschaften als Bewohnern. Zu der Zeit, wo die annamitische Rasse in einer Periode der Eroberung stand, hat sie die

begrenzenden Bergketten überstiegen, sich einige jener wilden Völkerschaften unterworfen und ist sogar bis zum Mekong vorgedrungen; heutzutage aber kann man sie als absolut zwischen das Gebirge und das Meer eingeklemmt betrachten. Daraus folgt, daß Annam eine Art Band bildet, welches, der Konfiguration der Küste folgend, beinahe die Gestalt eines S annimmt. Die Gesamtausdehnung des Gebietes mag ungefähr 220,000 Q.-Km. betragen (nach dem Gothaer Hofkalender 263,300 Q.-Km.).

Geologische Formation und Klima. Annam läßt sich geologisch in drei Teile scheiden und wir werden uns daher forthin der Bezeichnungen: nördliches, zentrales und südliches Annam bedienen. Das nördliche Annam erstreckt sich von der Provinz Nigue-Bigne bis zum Kap Wuong-Ghia und bildete früher einen integrierenden Teil des Tongking. Es umfaßt zwei Flußbecken: Das des Thagna-Hoa und das des Nge-Ane. Ersteres bildet eine Gebirgsregion, gebildet aus schieferartigen Erhebungen, welche aus einem Boden von stark eisenschüssigem rotem Thon aufsteigen; von Zeit zu Zeit sieht man Granit, Gneis und Glimmerschiefer zu Tage treten; allein das Vorhandensein dieser Gesteinsarten ist nur durch vereinzelte Blöcke und Findlinge und durch den Kies der Bergströme konstatiert worden, und man hat noch keine genügende Beobachtungen gemacht, um zu bestimmen, in welche Verhältnisse sie zu der Zusammensetzung des Gebirgsmassivs treten. Das Becken des Nge-Ane erstreckt sich tief in das Land Laos hinein, wo es an dem Fürstentum Trâne Nigna seine Grenze findet. Im obern Thale herrschen Eisenerzlager und eisenschüssige Gesteine vor; im mittleren Teile soll das Steinkohlengebiet dem Thal des Hieon entlang sich erstrecken, und im unteren Teile endlich bieten sich Kalksteinfelsen mit ausgefressenen, gezackten und gezähnelten bizarren Formen dar, welche oft plötzlich mitten aus dem Boden der Ebene aufsteigen, ohne merkliche Undulationen um sich her zu lassen. Diese Typen von Kalksteinen sind aus einem dichten, sehr harten Fels, welcher unter dem Hammer ganz metallisch klingt. Das obere Thal des Nge-Ane gilt für ungesund, wie alle gebirgigen und waldreichen Gegenden, allein es fehlt an gesundheitlichen Beobachtungen, denn die einzelnen Europäer, welche in jenen Gegenden gewohnt haben, sind die Missionare, welche anscheinend von dem Klima sehr mitgenommen worden sind. Der Ausläufer des Deo-Ngan schließt im Süden das nördliche Annam ab, welches in meteorologischem Sinne dasselbe Klima hat, wie das Tongking.

Das mittlere oder zentrale Annam erstreckt sich von Süden des Deo-Ngan bis an die nördliche Grenze des Huang-Ngai, eines Landstrichs von Lagunen und sandigen Alluvionen. Der terrassenförmige Bergzug, welcher dasselbe im Westen abschließt, besteht im allgemeinen aus Schiefern von violetter Farbe, zum wenigsten Teil aus granitischem Gestein. Höher hinauf jenseit der ersten Kette mit abgerundetem Rücken bemerkt man eine andere, der ersten parallele, welche sehr hoch erscheint. Die von einer Reihe gebrochener gerader Linien gebildeten Kämme bieten jene charakteristischen, winkeligen Buchten und Einschnitte dar, unter denen sich die Kalkformation gewöhnlich darstellt. In den Thälern, wo dieselbe infolge der Senkung des Gebirges nunmehr den Untergrund bildet, stellt sie sich in Gestalt eines schwarzen, weiß oder rosa geäderten Marmors dar, welcher vermöge der Feinheit seines Korns sich nötigenfalls polieren läßt. In den Thälern von Kam-Lô, Da-Han, Ba-Trü 2c. erreichen die Brunnen von 5—6 m. Tiefe diesen Marmor an vielen Stellen und er ist daher leicht zu gewinnen. Auf der Seite von Turan und den Quellen des Flusses Gianh steht derselbe in Gestalt einzelner Höcker oder Vorsprünge in der Ebene zu Tage und bietet unter seinen gebrochenen und von Strebebogen gestützten Schichten prächtige Grotten dar. Früher erstreckte sich das Meer über den größten Teil der Ebene, ein Terrain, welches von Zeit zu Zeit durch die Auszackungen der alten Küste eingeschnitten ist. Die Flüsse, welche die Ebene wirklich bewässern, haben an ihrer Mündung Sandbarren gebildet, die sich in Dünen verwandelt haben und auf diese Weise die Gewässer zwingen, sich durch Lagunen ins Meer zu ergießen. Die Lagunen selbst haben sich nach und nach ausgefüllt, neue Barren haben sich an neuen Mündungen der Flüsse gebildet, und so setzt sich die Arbeit seit Jahrhunderten fort und schafft ununterbrochen dem zentralen Annam neue Sandebenen und ungeheure Einöden, welche höchstens mit dürftigem Graswuchs und verkrüppelten Sträuchern bedeckt sind. Das ist ein trauriges Geschenk für ein ohnedies schon armes Land. Da dieser Teil des annamitischen Gebietes ein ihm passendes Klima hat, so werden wir dasselbe mit gewissen Entwickelungen behandeln. Die mittleren Temperaturen, auf welche wir uns stützen, rühren von den gewissenhaftesten Beobachtungen her, die von den Doktoren Philip und Maugin bei der Gesandtschaft in Hüé gemacht worden sind. Sie beziehen sich zwar nur auf die beiden Jahre 1882 und 1884, aber sie werden hinreichen, um einen ziemlich deutlichen Begriff von der Klimatologie des Landes zu geben.

Das Klima des zentralen Annam umfaßt zwei Jahreszeiten: eine nasse, vom September bis April, und eine trockene, vom April bis zum September, von denen die eine dem Nordost-, die andere dem Südwest-Monsun entspricht. Die Regen beginnen ziemlich regelmäßig um die Mitte September, die Zeit des Umschlags des Monsun. Sie heben an mit furchtbaren Gewittern, welche in verhängnisvoller Weise Ueberschwemmungen über die sämtlichen Niederungen hin herbeiführen. Man hat in dieser Periode bis zu m. 1,248 Wasser in zehn Tagen fallen sehen. Der Uebergang der trockenen Jahreszeit in die Regenzeit ist gewöhnlich für den Europäer sehr schädlich; die Durchweichung des seit mehreren Monaten durch die Sonne ausgetrockneten Bodens ruft häufige gastrische Störungen, bösartigen Durchfall, Ruhranfälle und selbst

verderbliche Fieber hervor. Die Regen dauern noch im Oktober fort, gehen aber vom Gewitterzustand in den des einfachen Regens über; der Gesundheitszustand bessert sich. Der Monat November führt meist eine Aufheiterung herbei, und dieser folgt dann eine Reihe feiner Regen, welche allmählich an Heftigkeit abnimmt bis zum April. Dies ist die kühlere Jahreszeit, während deren man sich etwa wie in Mitteleuropa kleiden kann. Diese Jahreszeit, obwohl zuweilen unangenehm, weil sie Regenperioden von 12 bis 15 aufeinanderfolgenden Tagen mit sich bringt, ist die Schutzwehr des Europäers, weil sie ihm erlaubt, seine durch die große Sonnenhitze geschwächten Kräfte wieder zu ersetzen. Der Anfang der zweiten heißen Jahreszeit kennzeichnet sich durch einige Gewitter, welche von der Umsetzung des Monsun herrühren; dann kommt die Trockenheit und mit ihr die glühende Hitze. Die gewöhnliche Kleidung des Europäers wird dann zur Qual und die weißen Kleider sind die einzig praktischen; im Juli, August und September wird es zur Unvorsichtigkeit, zwischen acht Uhr Morgens und fünf Uhr Abends auszugehen, sogar mit dem Sonnenhelm; dieser Gewohnheit unterwirft man sich jedoch sehr leicht, so sehr macht die Notwendigkeit sich fühlbar. Jeden Nachmittag gegen drei Uhr sieht man schwarze Wolken am südlichen Horizont sich ansammeln; die elektrische Spannung wird ungeheuer, Blitze zucken aus den Wolken und man erwartet, daß ein Gewitter ausbrechen und eine Frische herbeiführen würde. Allein diese Hoffnung trügt; das Gewitter zieht über die Ebenen hin und kommt in den Gebirgen von Laos zum Ausbruch, ohne durch ein Sinken der Temperatur die entnervende Wirkung beruhigt zu haben, welche seine Bildung auf den menschlichen Organismus hervorgebracht hatte. Zum Glück sind die Nächte im allgemeinen erträglich, der Appetit erhält sich ziemlich gut, und wenn die äußeren Lebensverhältnisse und Einrichtungen so gut sein werden, wie in Cochinchina, dann wird der Gesundheitszustand gewiß ein besserer sein. Die Ruhr liefert durchschnittlich zwei Drittel aller Todesfälle und die drei Drittel der evacuierten Kranken in den externen Spitälern. Es ist die dem Klima des zentralen Annam eigene Krankheit und zeigt sich in einem solch heftigen Charakter, wie man ihn anderswo nicht findet; die Kranken sind sehr zu Rückfällen geneigt, und der Rückfällige sieht sich verurteilt, ohne Aussicht auf Genesung sich mühsam hinzuschleppen. Ortsveränderung ist vielleicht das einzige Heilmittel, welches auf seinen Zustand Einfluß haben könnte.

Das südliche Annam ist vorwiegend Gebirgsland, hat keine Lagunen und unermeßlichen Sandebenen, sondern die große Gebirgskette sendet zahlreiche Ausläufer bis zum Meer; auch ist die Küste stark ausgezähnt und zeigt nicht mehr den niedrigen und beinahe geradlinigen Strand des zentralen Annam. Die geologischen Schichten stellen sich im allgemeinen in derselben Ordnung dar, wie im Norden: 1. Sandstein und rötliche permische Schiefer; 2. Steinkohlenterrain oder Sandstein und Schiefer von roter oder grauer Färbung; 3. darüber die Bergkette, welche die Stufe des Kalksteins bildet. Dr. Neis, welcher auf seiner Forschungsreise von 1881 die Bergkette von hinten herum bereiste, hat im oberen Teile des hohen Dong-Nai die Stufe der Sandsteine und devonischen Schiefer gefunden. Man kann daher im allgemeinen sagen, das Plateau von Indo-China senke sich gegen das Meer und stelle theoretisch vier Stufen dar, welche der gewöhnlich angenommenen petrologischen Reihenfolge entsprechen — einer Reihenfolge, welche sich übrigens äußerlich nur an Punkten zeigt, wo die Bergkette nicht einsinkt, um wichtige Thäler zu bilden, wie diejenigen des Nga-Ane, des Song-Gianh, von Ba-Trü 2c.

Flüsse und Kanäle. Das nördliche Annam ist der wasserreichste Teil des Landes, denn es wird durch zwei ziemlich bedeutende Flüsse bewässert: den Song-Ma, welcher die Provinz Tsagne-Hoa, und den Song-Ka, welcher die Provinz Nge-Ane durchströmt. Der Song-Ma nimmt auf seiner rechten Seite als wichtigen Zufluß den Song-Kai auf, dessen oberes Thal noch ebenso unbekannt ist, wie dasjenige des Song-Mai. Dieser Fluß steht mit dem Meere durch mehrere Mündungen, welche die Namen Kua-Diö-Ho, Kua-Chung, Kua-Hiao und Kua-Môm tragen, in Verbindung. Ein merkwürdiges Kanalsystem verbindet alle diese Arme unter einander und sogar das Thal des Tsagne-Hoa mit demjenigen des Nge-Ane, so daß das Land buchstäblich von Wasserläufen durchfurcht ist. Der Song-Ka nimmt auf der rechten Seite zwei Nebenflüsse auf, welche ihre Gewässer miteinander vereinigen, ehe sie sich in ihn ergießen; diese sind der Song-Sao und der Nhan-pho. Ersterer entspringt in den Ausläufen des Deo-Ngan, letzterer in den Gebirgen von Laos. Der Song-Ka ergießt sich ebenfalls durch mehrere Mündungen, welche Kua-Bang, Kua-Huën, Kua-Thoi, Kua-Van, Kua-Lo, Kua-Hoi, Kua-Schott, Kua-Ninong und Kua-Ang heißen, ins Meer. Sein unterer Teil scheint auf diese Weise eine Art Delta zu bilden, welches sich der Küste entlang erstreckt. Sein oberes Thal ist noch wenig bekannt, entwickelt sich nach der Seite des Fürstentums Bran-Nigne zu und soll angeblich durch einen unterirdischen schiffbaren Kanal mit dem Hin-Tonn, einem Nebenflusse des Mekong, in Verbindung stehen, welcher 1868 von der Expedition Doudard de Lagré teilweise erforscht worden ist und unweit Saniaburi einmündet. Kurzum, das nördliche Annam bietet der kleineren Flußschifffahrt eine sehr vollständige Reihe gangbarer Wasserwege.

Das zentrale Annam weist fünf Hauptthäler auf: die des Song-Gianh, des Dong-Hoi, des Wiete, des Hué und des Kwang-Nam, letztere beide die kleineren. Der Song-Gianh ist von den vorgenannten der bedeutendste und entspringt in höchst merkwürdigen Höhlen, welche man in Kähnen befahren kann und deren Wände mit Inschriften in einer verlorengegangenen Sprache und Schrift bedeckt sind. Die Bergkette zeigt an diesem Orte eine bedeutende Einsenkung

und bietet als geognostisches Muster nur Kalkstein dar. Ein Zufluß des Song-Gianh von der linken Seite her ist der Song-Naï, welcher im Deo-Ngan entspringt; von den Zuflüssen von der rechten Seite ist nur der Song-Son bekannt. Vier kleinere unbedeutende Flüßchen ergießen sich direkt ins Meer, in das Becken des Song-Gianh. Der Dong-Hoï ist nur etwa 60 Km. lang, aber sehr breit und nimmt vor seiner Ausmündung in's Meer zwei Nebenflüßchen von der linken Seite her auf. Nach seiner Orientierung und der sandigen Beschaffenheit des Landes zu urteilen, scheint er eigentlich nur eine alte Lagune zu sein, welche das allmähliche Vorrücken der Küste im Nordwesten mitten im Lande zurückgelassen hat. Das Flußthal des Wiete entspricht ebenfalls einem merklichen Einsinken der laotischen Gebirgskette; der Fluß heißt in seinem Oberlauf Do-Han und nimmt als hauptsächlichste Zuflüsse auf seiner rechten Seite den Do-Giong und Song-He-Lan, von seiner Linken den Kam-Lô auf; der Wiete teilt sich vor seiner Mündung ins Meer in zwei Arme, deren einer unmittelbar ins Meer sich ergießt, während der andere erst durch einen langen, der Küste parallelen Kanal fließt, die Gewässer des Flüßchens Tung aufnimmt und dann beim Kap Lay ausmündet. Der Fluß Hué teilt sich in seinem Oberlaufe in zwei Arme, und ergießt sich dann in eine große Lagune, welche an manchen Stellen sehr breit ist und im Kwa-Tsuan-An und Ba-Tsuyen besondere Abläufe hat. Die Arme oder Kanäle, durch welche er mit dieser Lagune in Verbindung steht, sind im Norden der von Kwang-Kua und der Hauptarm des Flusses und im Süden der Königskanal, ein kleiner vom Fluß Legen ausgehender Arm, und das kanalisierte Flüßchen Phu-Kam. Seine Zuflüsse sind: von links der Bak-Trük, von rechts der Van-Dsuong, der Legen und der Phu-Kam. Mittelst dieses Systems von Wasserläufen kann Hué mit dem etwa 100 Km. nordwärts liegenden Kap Kay und mit dem 50 Km. südlich davon liegenden Kan-Haï verkehren. Eine neue unbedeutende Kanalisations-Arbeit könnte Hué mit Hanoi in Verbindung setzen und ist ein Projekt, welches der Erwägung wert wäre. Südlich von Turan liegt noch eine sehr bedeutende Lagune, welche drei Verbindungspunkte mit dem Meere hat: einen in der Bucht von Turan, den zweiten bei Faï-fo und einen dritten, welcher Kwa-Hiep-Hoa heißt. In diese Lagune ergießen sich zahlreiche kleine Wasserläufe, welche in eigentümlicher Weise die Ausbeutung von Kwang-Nam, der an Mineralien und Erzen reichsten Provinz von Annam, erleichtern.

Wenn man gegen Cochinchina herunterkommt, trifft man im südlichen Annam nur noch kleine Wasserläufe, welche drei Vierteile des Jahres hindurch wilde Gießbäche sind und sich in die Ein- und Ausbuchtungen der Küste ergießen. Die zwei einzigen von einiger Bedeutung sind die Flüsse Kin-Hon und Ba- oder Da-Lang. Ganz im Süden bildet der Tuan-Phong die Grenze zwischen Annam Cochinchina. Man behauptet (und es ist nach den eingeholten Erkundigungen nicht unwahrscheinlich), daß die Flüsse von Annam nicht mit Dampfschiffen befahrbar sind, denn alle zeigen nur geringe Tiefe oder sehr ungleiche Betten; an der Mündung derselben machen Barren oder Sandbänke einen großen Teil des Jahres hindurch (während des Nordost-Monsuns) den Kauffahrteischiffen jeder Größe den Zugang unmöglich oder wenigstens gefährlich. Meine letzten Ausflüge haben mir die Nichtschiffbarkeit des ganzen Wassernetzes von Zentral-Annam selbst für mittlere Kanonenboote bewiesen; dieselben könnten sich nicht über höchstens 4 Km. von den Mündungen entfernen, welche, wie, schon erwähnt, nur bei günstiger Witterung zugänglich sind. Sogar die allgemein übliche Schleppschifffahrt mit Schaluppen ist im größten Teil dieses Netzes von Wasserläufen unmöglich und sogar die landesüblichen Boote sehen sich während der trockenen Jahreszeit häufig aufgehalten. In normaler Zeit ist die Strömung der Flüsse in Annam nicht sehr heftig, aber sie sind starken Anschwellungen (um 5 bis 6 m.) unterworfen, welche drei bis vier Tage dauern. Man kann während der Regenzeit im Mittel auf vier derartige Anschwellungen rechnen.

Allgemeine Einteilung. Das Königreich Annam ist in zwölf Provinzen geteilt, nämlich:

Nord-Annam: 1) in Thagne-Hoa mit der gleichnamigen Hauptstadt; 2) Nge-Ane mit dem Hauptorte Binh; 3) Hatingne (eine Enclave von Nge-Ane) mit dem gleichnamigen Hauptort;

Zentral-Annam: 4) in Kwang-Binh mit der Hauptstadt Don-Hoï; 5) Kwang-Tri mit der gleichnamigen Hauptstadt; 6) Kwang-Duck, Hauptstadt Hué; 7) Kwang-Nam mit dem gleichnamigen Hauptort;

Süd-Annam: 8) in Hwang-Ngaï mit der gleichnamigen Hauptstadt; 9) Binh-Dinh mit der Hauptstadt Kin-Hon: 10) Phu-Yên mit gleichnamiger Hauptstadt; 11) Hanj-Hoa, ebenso, und 12) Binh-Thuan, ebenso.

Jede dieser Hauptstädte besitzt eine Zitadelle, worin der annamitische Gouverneur mit dem Range eines Ton-Dok, Tüao-phu, Kwan-An, Kwan-Bô oder Kwan-Das wohnt. Die Phu (Präfekturen) und Hujên (Unterpräfekturen) sind nicht mit Befestigungen umgeben, wie im Tongking, und auch die Dörfer haben nicht jene undurchdringlichen Gürtel von Bambus, welche man im Delta des Roten Flusses trifft.

Die Mittelpunkte der Bevölkerung bilden keine Gruppierung, wie man sie gewöhnlich begreift, und die Ausdehnung eines Dorfes von einigem Namen ist zuweilen bedeutend, so daß man in einem gegebenen Augenblick ein Dorf durchschreiten, in ein anderes übertreten und beim Austritt aus diesem die Fortsetzung des ersten wieder betreten kann. Jedes Dorf hat einen Rat von angesehenen Einwohnern und einen Schulzen, dem nur die Vollziehung der vom Gemeinderat beschlossenen Anordnungen und Befehle obliegt und der in den Augen der annamitischen Regierung das verantwortliche Werkzeug der Gemeinde-

Verwaltung ist. Der Schulze ist nur der verpflichtete Vermittler zwischen den Bittstellern und dem erwähnten Rat.

Gegenwärtig existieren französische Residenten nur in Hué und Kinhon. Frankreich darf jedoch nach dem Vertrag vom 6. Juni noch zwei weitere derselben aufstellen, den einen in Turan in der Provinz Kwang-Nam, den andern in Hüan-Day in der Provinz Phu-Yên.

(Schluß folgt.)

Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes.

Eine Kritik der Hypothese Torrels.

Von Theod. Overbeck in Hamburg.

(Fortsetzung.)

Mit der rückkehrenden Wärme, mit der Beendigung der Eiszeit, nahm allmählich auch die Flora und Fauna eine andere, ihre jetzige Gestalt an. Die Geschöpfe der Eiszeit wurden nördlich und in die höheren Gebirge zurückgedrängt oder gingen zu Grunde. Unsere heutige Tier- und Pflanzenwelt hat noch einige Formen aufzuweisen, die wir als zurückgelassene Reste, als ein Vermächtnis jener fernen Zeiten betrachten dürfen. Von höheren Tieren sind diese der Schneehase und das Murmeltier. Von niederen Tieren gibt es hier eine ganze Anzahl von Arten, die sich auch im hohen Norden oder fernen Osten finden; bei diesen aber ist es eben schwieriger zu ermitteln, ob sie hier als heimatsberechtigt oder als sitzengebliebene Mieter aus der Eisperiode zu betrachten sind. Ein leider kürzlich verstorbener Freund von mir, der als Entomologe in der wissenschaftlichen Welt allgemein bekannte Kaufmann E. Wehncke in Harburg, entdeckte vor einigen Jahren in einer mit Wasser gefüllten Kiesgrube bei dem Dorfe Ehestorf bei Harburg eine Schwimmkäferart, die bisher nur aus dem höchsten Norden Europa's, vorzüglich aus Lappland, bekannt war. Von Pflanzen können wir das Alpenwollgras (Eriophorum alpinum), sowie den schwedischen Hartriegel (Cornus suecica), welche beiden Pflanzen sich sehr selten in unseren norddeutschen Torfmooren finden, sowie die auf dem Brocken, im Erzgebirge, Böhmerwald und auf den Alpen vorkommende Zwergbirke (Betula nana), als Repräsentanten der Eiszeit betrachten; vielleicht auch noch die zu Ehren Linné's benannte nordische Linnäa (Linnaea borealis), eine im dichtesten Walde an der Erde kriechende, reizende, in Deutschland sehr seltene Verwandte unseres Gaisblattes.

Vorzugsweise diese, trotz der Kälte und Unwirtlichkeit des Klima's, reiche Tierwelt ist nun schon ein schwerwiegender Einwurf gegen die, wie bereits erwähnt, moderne Hypothese von der ehemals völligen Vergletscherung und Vereisung Norddeutschlands.

Wenn ganz Norddeutschland unter Gletscherströmen vergraben lag, wo war dann Platz für die Pflanzenwelt, die doch unbedingt erforderlich war, um diese unendliche Menge der verschiedensten großen und kleinen Säugetiere zu ernähren? Grönland, dessen heutiger Zustand stets mit dem Mitteleuropa's zur Eiszeit verglichen wurde, ist sehr arm an Landtieren. Wenn die niedrigeren skandinavischen Gebirge auf Hunderte von deutschen Meilen ihre Eisflut aussandten, weshalb überfluteten nicht die viel höheren Alpen Süd- und Mitteldeutschland in gleicher Weise?

Aber es kommt noch besser.

Wir sahen vorhin, daß eine Bewegung der Eismasse eines Gletschers nur noch stattfindet bei einem Gefälle von mindestens 3°; gegen diese Thatsache wird auch der eifrigste Verfechter der Torrel'schen Lehre nichts zu sagen wagen. Da wir die Entfernung der skandinavischen Hochgebirge von uns ganz genau kennen, so ist es leicht zu berechnen, wie hoch derzeit dieselben gewesen sein mußten, um Gletscherströme bis zu uns zu entsenden. Die unanfechtbare Berechnung ergibt die Kleinigkeit von 80—100,000 Fuß, also eine stark dreimal größere Höhe, als das Himâlaya-Gebirge sie heute besitzt.

An diesen Punkt haben die Vertreter dieser Lehre einfach nicht gedacht, sonst würden sie doch wohl etwas stutzig geworden sein. Die Annahme, daß Gletscher von Skandinavien bis an den Fuß der mitteldeutschen Gebirge sich einst ausdehnten, ist einfach widersinnig! Da aber auch nach dieser Annahme die Hunderte, ja Tausende von Fußen mächtigen Diluvialablagerungen, Lager von Felstrümmern, Thon und Sand durch die Gletscherthätigkeit von dem fernen Skandinavien nach hier geschafft und hier abgelagert sein sollen, so müßte nicht nur dort ein Gebirge sich befunden haben, dessen einzelne Gipfel sich bis auf 80,000 Fuß erheben, nein, ein ganzes Hochland, das gesamte hier abgelagerte Diluvialmaterial, müßte sich in dieser enormen Höhe befunden haben, da ein Gletscher doch eigentlich nur das von oben auf ihn herabfallende Material transportieren kann. Aber gegen den Transport und die Ablagerung unseres Diluviums durch Gletscher sprechen noch eine ganze Reihe von anderen Gründen, von denen jeder einzelne eigentlich schon genügend wäre, die ganze Torrel'sche Hypothese über den Haufen zu werfen.

Erstens sind die Felstrümmer, großen und kleinen erratischen Blöcke und Geschiebe fast ausnahmslos gerundet, abgeschliffen, folglich lange gerollt; auch dem oberflächlichsten Beobachter muß dieses sofort auffallen. Flachpolierte Stücke, wie sie sonst alle Gletscher in Menge zeigen, welche dadurch entstehen, daß ein am Rande oder Grunde des Gletschers eingefrorenes, etwas hervorstehendes Felsstück über den Felsboden geschleift wird, finden sich gar nicht, ausgenommen vielleicht in der Nähe von Rüdersdorf; wenigstens habe ich unter den Millionen von Stücken, welche ich musterte, noch keins gesehen. Die erratischen Blöcke und Gebirgstrümmer aber, welche alle noch heute existierenden Gletscher transportieren und ablagern, zeigen

sich völlig scharfkantig und nicht gerollt. Die sich hie und da in Norddeutschland findenden Blöcke mit sogen. Diluvialschrammen, meistens weichere zähe Thon- und Kalkgesteine, welche die Anhänger Torrel's als eine Hauptstütze ihrer Lehre betrachten, haben nur für denjenigen Beweiskraft, der sie nicht aus eigener Anschauung kennt. Eine genauere Betrachtung dieser meistens nicht sehr großen Blöcke, welche sich im Gebiete der Unterelbe gar nicht selten finden und von denen mir viele vor Augen kamen, beweist gerade das Gegenteil. Diese Blöcke sind nämlich erstens abgerundet, abgeschliffen und außerdem allseitig mit einer Menge Schrammen, meistens nicht sehr tiefen, aber doch sehr deutlich erkennbaren, die nicht etwa parallel laufen, sondern sich in allen möglichen Richtungen kreuzen, bedeckt. Da diese Erscheinung sich nur bei weicheren, zähen Gesteinen findet (ich habe wenigstens noch keinen Granit, Porphyr, Basalt u. dgl. mit Diluvialschrammen gesehen), so liegt deren Erklärung auf der Hand. Diese Blöcke wurden in Wasser- oder Schlammströmen mit einer Menge Genossen gerollt und vorwärts gestoßen, hierbei rundeten sie sich ab, erhielten aber zugleich durch Reibung an den anfänglich noch scharfen Kanten ihrer härteren Genossen eine Menge Ritzen und Schrammen.

Es bedarf kaum eines Hinweises, daß, wären diese Schrammen, wie die Anhänger Torrel's behaupten, dadurch hervorgerufen, daß der betreffende Stein, im Gletschereise eingefroren, an den Felswänden seiner Basis oder seiner Ufer entlang geschleift worden, dieselben alle parallel oder doch nahezu parallel sein und sich nur an einer Seite des Steins befinden müßten, da die anderen Seiten durch das umschließende Gletschereis gegen jede Verletzung sicher geschützt waren. Ferner ist es eine bekannte Erscheinung, daß in den durch Gletscher gebildeten Ablagerungen in mineralogischer Hinsicht immer eine große Eintönigkeit herrscht, wie es ja auch gar nicht anders zu erwarten ist, da ein Gletscher nur aus den Thälern seines Laufes, also aus einem sehr engbegrenzten Gebiete sein Material entnehmen kann.

Julius Quaglio in seiner Broschüre „Die erratischen Blöcke und die Eiszeit" behauptet auch diese Einförmigkeit für die Ablagerungen der norddeutschen Ebene. Jedenfalls kennt er diese Ablagerungen nicht aus eigener Anschauung. Sie zeichnen sich gerade durch eine außerordentliche Vielseitigkeit aus. Auf den Bahrenfelder Höhen bei Hamburg und der öden, stellenweise fast nur aus Felstrümmern bestehenden Haide des Falkenberges bei Harburg z. B. kann man ohne sonderliche Mühe in einer halben Stunde mindestens 100 Gesteinsarten und Mineralien sammeln.

Hochinteressant war es für mich, in den Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen (6. Band, 1. Heft 1879) eine ausgezeichnete, gründliche Arbeit von H. O. Lang über erratische Gesteine aus dem Herzogtum Bremen zu finden. In den musterhaften Beschreibungen der sich dort findenden Gesteinsarten entdeckte ich sofort Diagnosen einer Menge alter Bekannten aus unserem Gebiete; ich fand, daß die Mineralien aus Hamburgs und Harburgs Umgebung den Bremern, letztere vorzugsweise bei Wellen gesammelt, fast genau gleichen. Was dieser Arbeit aber ganz besonderen Wert verleiht, ist der Nachweis, daß unsere Gesteinstrümmer, unsere erratischen Blöcke überhaupt, nicht skandinavischen Ursprungs sind. Herr Lang hatte Gelegenheit, unsere Gesteine mit einer Menge nordischer Gesteine, die ihm zur Verfügung gestellt waren, zu vergleichen, später sogar Schweden und Norwegen selbst zu besuchen und an Ort und Stelle die Verhältnisse zu studieren und Vergleiche anzustellen.

Das klare Resultat war: „Fast alle unsere norddeutschen erratischen Gesteine finden sich nicht in Skandinavien, sondern sie gleichen genau denjenigen, welche die Expeditionen der letzten Jahre aus hohen nordischen Breiten, von den Inseln des Nord-Polargebietes zurückbrachten."

Die früheren gegenteiligen Behauptungen beruhen alle auf oberflächlicher Beobachtung. Selbstredend finden sich vereinzelt auch skandinavische Geschiebe, das Gros stammt aber nicht von dort.

Dieses Resultat ist für die Geologie hochwichtig; es ist geeignet, die bisher landläufigen Anschauungen über das noch immer rätselhafte Diluvialphänomen vollständig umzugestalten.

Ganz überraschend kam es mir nicht, ich vermutete etwas ähnliches schon aus verschiedenen Gründen, vorzugsweise aus dem sehr häufigen Vorkommen des Basaltes zwischen unseren Geschieben, für den in Finnland und Skandinavien eigentlich gar keine Ursprungsstätte zu entdecken, da in bekannten Regionen nördlich von uns nur bei Anneklef und Gjelleberg in Schonen und bei Holmestrand in Norwegen ganz kleine Basaltkuppen entdeckt worden sind. Die Ursprungsstätte unserer Basaltbrocken liegt also auch sicher im höchsten Norden. Wenn nach allem diesem die Entstehung und Umbildung unserer baltischen Ebenen durch riesenhafte Gletscher nun in das Reich der Fabeln zu verweisen, so tritt damit die Notwendigkeit einer anderweiten Erklärung des gewaltigen und rätselhaften Diluvialphänomens an uns heran und wir haben zu dem Endzwecke noch folgende drei Fragen einer Erörterung zu unterziehen:

1. Woher stammen denn aber die vereinzelten, unzweifelhaften Gletscherspuren in unserem norddeutschen Tieflande?

2. Welche Ursachen waren es, die aus den höchsten nordischen Breiten dieses ungeheure Quantum großer Felsblöcke, Gerölle und Schlammmassen nach hier führten, die Felsblöcke und Gerölle abrundeten und dann alles auf einer Fläche von vielen Tausenden von Quadratmeilen als Diluvium absetzten?

3. Welche Schlüsse lassen sich aus der Diluvialflora und -Fauna und der Existenz einiger noch bei uns lebender Vertreter derselben ziehen?

Was nun den ersten Punkt anlangt, so ist eine Beantwortung der Frage verhältnismäßig leicht.

Zwei Ursachen konnten es sein, welche die Gletscherspuren in unserem norddeutschen Flachlande hervorriefen. Wie noch heute im hohen Norden, so konnten auch derzeit in dem kalten und feuchten Klima, in welchem die Schneegrenze sehr tief lag, unter besonders günstigen Umständen, z. B. bei einem hohen Hügellande mit hoch liegenden, kalten Sümpfen, sich kleine lokale Gletscher bilden. Die Expeditionen in hohe Breiten haben gelehrt, daß sehr oft ganz niedrige Höhenzüge Gletscher bergab senden. Dann aber, und dieses ist nach meiner Ansicht die näherliegende weitere Ursache, mußten die aus hohem Norden, durch die damals nach Norden zu mit dem Eismeere in Verbindung stehende Ostsee heranbrausenden gewaltigen Schlammfluten, welche, wie wir später sehen werden, unsere mächtigen Diluvialablagerungen schufen, mit immensen Eismassen und Gletschertrümmern beladen sein. Diese Eisberge und Eisfelder mußten selbstverständlich an allen hochliegenden Kuppen stranden und sich dort zu großen Massen auftürmen, welche nach dem sehr schnell eintretenden Fallen der Gewässer liegen blieben und allmählich, vielleicht erst nach Jahren, völlig auftauend, die im höchsten Norden begonnene Gletscherthätigkeit hier fortsetzten und zu Ende führten.

Hierfür spricht sehr die Thatsache, daß vorzugsweise die Höhen und die Abhänge der bedeutenderen Höhen in unserer Haide mit erratischen Blöcken bedeckt sind. Vorzüglich schön zeigen dieses die zirka 600 Fuß hohen Wilseder Berge, einige Meilen östlich von Tostedt,[1] deren Kuppen förmlich mit erratischen Blöcken umkränzt sind.

Was nun die zweite Frage anlangt, so ist eine eingehende Erörterung bei ihrer hohen Wichtigkeit geboten. Daß unsere Diluvialmassen nicht durch einen oder mehrere große Gletscher von Skandinavien bis hierher transportiert und hier abgelagert worden, glaube ich zur Genüge nachgewiesen zu haben. Sind aber Gletscher nicht die Transporteure gewesen, so können es nur Wasserfluten gewesen sein, und zwar, da eine jede Wirkung einen Rückschluß auf die Ursache gestattet, *Fluten von solcher Mächtigkeit, daß die größten Ueberflutungen, von denen wir geschichtliche Ueberlieferungen besitzen, dagegen winzige Erscheinungen zu nennen sind.*

Man muß bedenken, daß fast ganz Holland, der größte Teil Norddeutschlands und die riesigen Flächen eines großen Teiles von Nordrußland das Resultat dieser Katastrophe sind!

[1] Tostedt (in alten Urkunden Todtstedt), ein uraltes Dorf, zirka 4 Meilen südlich von Harburg in der Lüneburger Haide, woselbst der Sage nach Hermann, der Besieger der Römer, von seinen eigenen Landsleuten ermordet ward. Diese, bei den Landsleuten in der Umgebung von Tostedt allgemein verbreitete Sage erwähne ich nur, da ihr wohl Wahrheit zu Grunde liegen wird und sie unseren Geschichtsschreibern völlig unbekannt zu sein scheint.

Wer mit eigenem, nicht durch vorgefaßte Meinungen getrübtem Blicke unsere Diluvialgebilde, unsere norddeutschen Kies-, Sand- und Thonlager, wie sie uns Eisenbahndurchstiche, Ziegeleien, sowie am schönsten die hier und da sich findenden, abgewaschenen Steilufer der Flüsse, z. B. der Elbe zwischen Blankenese und Schulau, darbieten, beobachtet, wird keinen Augenblick bezweifeln, daß nur das Wasser diese Massen heranschwemmte und auftürmte. Es sind fast stets Ablagerungen mit völlig horizontaler Schichtung, richtige Sedimentgebilde, die sich im Laufe langer Zeiten in Thon- und Sandsteine umwandeln werden.

Eine Ausnahme hiervon machen viele, nur aus feinem Sande bestehende Ablagerungen welche sich meistens an den Abhängen und Rändern der größeren Hügelketten finden. Diese zeigen eine höchst eigentümliche Lagerung. Sie machen den Eindruck, als ob ursprünglich horizontale Schichten durch vulkanische Kräfte in Hunderte von einzelnen Stücken zerbrochen und diese dann bunt durcheinander gewürfelt seien. Hunderte von einzelnen Schichten, diese oft nur wenige Fuß lang, wechseln in allen möglichen Neigungen, von der horizontalen Linie bis zu einem Gefälle von 45 Grad, miteinander ab. Sie sind, wie ich in einer Abhandlung, betitelt: „Die Umgestaltung unserer Gegend durch Wasser und Wind und die Abnahme des Wassers in unserem Gebiete",[1] näher begründete, das Resultat der Stürme der Urzeit, die Schichtung ist Schichtung durch Luftströmungen; die Sandberge sind eben Sandwehen.

Die Geologen bezeichneten diese Ablagerungen bisher als „oberes, geschiebefreies Diluvium", eine nach vorstehendem sicherlich unglücklich gewählte Benennung.

Die Diluvialfluten brachten die Sandmassen allerdings ursprünglich zu uns, der Sturmwind warf sie aber seitdem oftmals hin und her, jedenfalls so lange, bis die sich allmählich bildende Pflanzendecke diese leicht beweglichen Massen in feste Banden schlug.

Aber nicht allein der Ansicht muß ich entgegentreten, daß unsere Gegend das Erzeugnis riesiger Gletscher sei, sondern auch der in der Geologie noch fest als Thatsache betrachteten Meinung, daß dieselbe zur Eiszeit periodenweise *längere Zeit* Meeresboden gewesen, welche Perioden man zur Erklärung der Rundung unserer Gerölle nicht entbehren zu können glaubte. Als Hauptbeweis für diese Ansicht ward eben die fast allgemeine Abrundung und Abschleifung der Gerölle und erratischen Blöcke betrachtet.

Aber wie hat man sich diese abschleifende Thätigkeit denn eigentlich gedacht?

Die Strömungen der Meere sind so schwach, da etwa entstehende größere Niveauunterschiede sich stets sehr schnell ausgleichen, daß sie nicht imstande sind, irgend welche größeren Geschiebe und Steintrümmer in eine Bewegung, am wenigsten aber in eine stark rollende Bewegung, zu versetzen. Auf dem Meeresboden entstehen keine Gerölle;

[1] Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung. Hamburg, 1882.

diese bilden sich nur direkt an der Küste in der Brandung. — Die schwache Strömung des Wassers auf dem tiefen Meeresgrunde allein, ohne eine Rollung und Abnutzung des einen Steines an dem anderen, würde, vorausgesetzt daß sie überhaupt auf so harte Gesteine eine irgendwie erhebliche Wirkung äußerte, doch nur die an der Oberfläche liegenden Steine, sowie die Oberseite dieser Steine, dagegen nie die geschützte Basis derselben und die in Thon und Sand vergrabenen verändern können. Unsere nordischen Geschiebe sind aber stets allseitig stark abgeschliffen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Verbreitung der Batrachier auf der Erde.

Die kurze Skizze, die Boulenger im Katalog der Sammlung des Britischen Museums (2. Auflage) von der Verbreitung der Batrachier geliefert, ruft Parallelen mit den übrigen terrestrischen Verbreitungsgesetzen hervor. Leider ist das hiezu vorhandene Material sehr ungleichwertig, und speziell bei Schlangen und Eidechsen thäte eine neue Uebersicht wohl am meisten Not.

Die erste Frage ist wohl, ob überhaupt für alle Wirbeltiere eine gleichmäßige Regioneneinteilung zulässig sei.

Hier ist entscheidend, daß fast alle Caudata bisher auf der Nordhälfte der Erde zu Hause sind. Denn die 3 Spelerpes der Anden (2 in Columbien, der südlichste ist S. altamazonicus cope in Nauta) sind wohl montane Formen, so wie die 2 in Hinterindien (Tylotriton verrucosus in Jünnan, Amblystoma persimile (Plethod. p. Gray) in Siam — beide nordischer Herkunft, wie Boulenger selbst zugibt.

Das hohe geologische Alter dieser Ordnung macht dies umso interessanter, als auch hier früher eine größere Gleichförmigkeit der Verbreitung angenommen werden kann (z. B. der fossile europäische Andrias ist verwandt dem indochinesischen Megalobatrachus Sieboldia) und dem nordamerikanischen Cryptobranchus. Ja es sind in dieser Ordnung drei merkwürdige Reste alter gleichmäßigen Diffusion! Die bereits erwähnte Amblystoma persimile in Siam aus einem jetzt ganz nordamerikanischen Genus — 2 Spelerpes fuscus in Italien und Frankreich, das ganze Genus sonst amerikanisch, und 3 der bekannten Proteus der Karsthöhlen aus einer sonst amerikanischen Sippe.

Es ist dies darum so auffällig, weil es bereits südlichere Gegenden sind, die die Aehnlichkeit besitzen — keineswegs arktische Gegenden, wo dergleichen bekanntlich häufig ist. Es erinnert an die amerikanischen Cyprinodonten des Mittelmeeres, die bekanntlich auch geologisch alt sind, wie Platanus, Liquidambar.

Es ist vielleicht nicht zufällig, daß so wie Günther bei den Fischen, so Tistleton-Dyer bei den Pflanzen auch nur eine Dreiteilung der Erde vorschlugen (Nord, Tropen, Süd), Huxley schon 1871 nur eine Zweiteilung (Arctogea und Notogea), die Boulenger in Nord und Süd (Tropen) modifiziert, da die Südhälfte hier (bei Batrachiern) keine besonderen Formen aufzuweisen hat (außer etwa den Mangel der tropischen Apoda). Die Abwesenheit der Cypriniden in Australien, auf die noch Günther ein System baute (seine Acyprinoid Region 2) wird von Castelnau und MacLeay bestritten, die Spezies von Leuciscus (australis Castelnau) und das Genus Neocarassius von dort aufstellen. Boulenger gibt zu, daß Sclaters Einteilung besser nur für die Eidechsen passe.

Verfasser hat in der Zeitschrift der Wiener Ornithologischen Gesellschaft die Existenz einer nearktischen Hauptregion bei den Vögeln bekämpft, die aber bei Schildkröten, Batrachiern entschieden existiert, während bei den Fischen die Einheit Amerika's schon stärker betont ist, die Säugetiere endlich bekanntlich nach Sippen verschieden sind.

Sehr beachtenswert, was in neuerer Zeit Baker über Madagaskar als die alte tropische Urflora geschrieben hat, in der sich alle Typen erhalten haben. Verfasser hat schon früher auf den Reichtum Madagaskars an verschiedenen Formen der Reptilien (nach Böttger, in der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften) hingewiesen.

Boulenger erklärt (S. 110), Madagaskar besitze in seinen Batrachiern ein Gemenge von afrikanischen, indischen und neotropischen Formen, denn die Discophideen bilden eine indomadegassische Sippe (1 : 6), die Dendrobatiden sind neotropisch und durch Mantella madagassisch. Madagaskar und Australien haben gar keine verwandten Arten, das erste sogar bloß Firmisternia, das zweite bloß Arcifera, aber beiden fehlen Caudata, Apoda (auf den Seyschellen ist Hypogeophis (Coecilia rostrata) und die sonst kosmopolitischen Bufo. Die einst so beliebte Migrationstheorie wäre wohl wirklich in Verlegenheit, anzugeben, warum die geologisch alten Caudata oder die jetzt so weit verbreiteten Bufoniden beiden Ländern fehlen.

Der Reichtum Madagaskars an Batrachiern (Boulenger hat 43 Spezies) ist groß, wenn man nimmt, daß Europa nur 18 Spezies hat (22 Caudata), Nordasien nur 8 (und 13 Caudata), die ganze palearktische Region 60, Nordamerika nur 53 Batrachier und 55 Caudata, Australien nur 75 sensu latiori, das Festland nur 47, der Rest ist in Melanesien); ja das geologisch so alte Neuseeland hat nur eine Spezies (Liopelma Hochstetteri aus der sonst europäischen Sippe der Discoglossiden). Dieses letzte Faktum ist wohl einem Migrationisten rein unerklärlich — aber man erinnere z. B. sich der Zeit, wo Ceratodus von England über Indien nach Australien reichte, und es wird klar sein, daß die versprengten Spezies eben Remanenzen sind. Gleich auffällig ist z. B. das Vorkommen einer Spezies (P. platensis Esp.) im Laplata-Beken des sonst nordamerikanischen Geschlechts Plethodon oder einer Spezies des sonst neotropischen Genus der Coeciliiden Dermophis in Westafrika (Siphonops Thomensis Bocage brevirostris Peters.

Das letzte Faktum ist allerdings auch nicht isoliert (Humiriaceen), wie das frühere (die Grubenculen, Prosopis, Larrea. Libocedrus.)

Auch das Erscheinen eines tropischen afrikanischen Bufo (B. regularis) vom Kap bei Luxor in Aegypten, ja in Midian (Burton coll.) ist nicht auffällig — man denke an die Chromideen des Jordan-Flusses, die Nectarinia osea in Jericho, den Amydrus tristamii ebendort. Da eine Salamandralarve (wohl S. maculosa) bei Alexandria (Letourneux) gefunden worden ist, so übergreifen hier südliche und nördliche Formen — man denke aber an die Pinarochroa (Ruticilla) Mourieri (Bonaparte), in Spanien 1853 geschossen, die (nach Sharpe-Seebohm) eine indische Thamnobiine ist! (Nr. 3158 der Handlist of Birds of B.M.) Mit Recht macht Boulenger bei den Discoglossiden z. B. auf das Wiederkehren der Salmoniden in den antarktischen Wässern (Retropinna) aufmerksam, während z. B. neulich Podostemonaceen und Hamamelideen in Australien aufgefunden wurden (Zensus F. Müller).

Einem sehr häufigen Gesetz folgen hier die Speziszahlen: von 800 Fröschen, 101 Caudata, 31 Apoda, sind 375 Spezies in der neotropischen, 108 in der nearktischen Region — Indien hat 168, Afrika 141, Australien 75, Europa mit Nordafrika und Westasien 60. Es zeigt sich, daß die Variabilität bestimmten Gesetzen folgt, deren Zusammenhang mit geologischen Erscheinungen erst zu erforschen ist.

Was die (19) Sippen betrifft, so sind 6 Sippen nur in einer dieser 6 Regionen — 4 neotropisch, 1 nearktisch (Siseriden), 1 afrikanisch (Dactylathren, ohne die Salamandriden), 5 Sippen je in 2 Regionen, bereits alle erwähnt, 2 Familien in je 3 Regionen; die Coeciliiden in den Tropen, Cystignathiden australisch, neotropisch und nearktisch (1 Spezies wie die sonst tropischen Eugystomatiden), kosmopolitisch sind die Bufoniden und Raniden. Diese fehlen in dem südlichen Australien (Rana papuana ist am Kap York.) Die Hyliden fehlen in Afrika, die Pelobatiden dort und im tropischen Amerika.

Leider ist das bisherige fossile Material an Batrachiern so arm, daß man hieraus keine sicheren Schlüsse ziehen kann, wie etwa ihre Verbreitung in der Tertiärzeit beschaffen war. Es scheint, daß die europäischen jetzigen Formen auch schon das damals existierten (Triton, Salamander, Rana, Bombinator, Protopelobates, Protriton), doch ist die Bestimmung nicht überall sicher.

Marsh, der die Labyrinthodonten der Kohle und des Trias (Nordamerika's) hieherzieht, hat keine Arten im Perm, Jura und in der Kreide Nordamerika's gefunden (1878, Addreß) und erklärt, daß die wenig zahlreichen Amphibien des nordamerikanischen Tertiärs den modernen ähneln. Auch Hayden führt aus dem Westen keine fossile Formen an, ebensowenig Etheridge oder M'Coy aus Australien; auch aus Neuseeland wissen wir nichts von ihnen. Südafrika (Karrothone) und Südamerika (Pampaslehme) dürften am ehesten noch hier einen Aufschluß bringen.

Geographische Neuigkeiten.

Die Erforschung des Kasai. Der Kasai ist ohne alle Zweifel der bedeutendste unter den großen Zuflüssen des Kongo. Er entspringt ungefähr unter 12° s. Br., in der Nähe der Quellen des Kuanza, des Kuango und des Liba, eines Nebenflusses des Sambesi. Der Oberteil seines Laufes ist durch die Forschungen von Livingstone, Magyar, Buchner, Schutt, Wißmann und Dr. Pogge bereits bekannt geworden, und der letztgenannte Reisende hat den nördlichsten Teil seines Laufes, nahe bei 5° s. Br., beim Zusammenfluß mit dem Lulua, einem der größten Zuflüsse von der rechten Seite her, berührt. Dagegen ist der untere Teil dieses Stromes noch ganz zu erforschen, und wir wissen noch nicht einmal, unter welchem Namen oder an welchem besonderen Punkt er sich in den Kongo ergießt. Stanley glaubte zur Zeit seiner ersten Reise ihn mit dem Ikelemba identifizieren zu dürfen, welcher sich etwas nördlich vom Aequator in den Kongo ergießt. Später aber gab er dem Lulemgu den Vorzug, welcher etwas nördlicher einmündet. Lieutenant van Gèle neigt sich zu der Ansicht es sei der Ruki, ein anderer großer Zufluß, welcher sich einige Kilometer von der Aequator-Station mit dem Kongo vereinigt. Falls die eine oder die andere dieser Theorien sich bewährt, wie es wahrscheinlich ist, so würde der Kasai eine totale Länge von 1200 e. Ml. haben. Ein kürzlich in Brüssel eingetroffener Brief meldet, die Expedition des Lieutenant Wißmann, im Dienst der Internationalen Kongo-Association, sei am 12. Oktober 1884 wohlbehalten in Molemba am Chikapa angekommen und man habe von ihr erwartet, sie erreiche fünf Tage später den Kasai. Lieutenant Wißmann verließ Europa im November 1883 und ihm folgten einen Monat später seine Kollegen, die beiden Lieutenants Meyer und Dr. Wolff. Der Zweck seiner Expedition war die Erforschung des Unterlaufes des Kasai und das unbekannte Gebiet, welches der Fluß durchläuft. Im folgenden Februar trafen sich die Mitglieder der Expedition in Malange, einer kleinen portugiesischen Station am oberen Kuanza, nicht weit von der Kolonie Angola. Hier starb der ältere Meyer bald nach seiner Ankunft an der Ruhr. Gleich darauf langte Dr. Pogge in Malange an auf der Rückkehr von seiner großen Reise quer durch das Reich des Muata-Yamwo. Auf dem Rückwege hatte er einen Abstecher nach dem Orte gemacht, wo der Lulua in den Kasai fällt, und sagt darüber in seinem Bericht: „Der ganze Weg führt durch nahezu undurchdringliche Urwälder; ich habe auch erfahren, daß die Ufer des Kasai auf eine große Strecke flußabwärts mit ähnlichen Wäldern von großer Dichte besäumt sind." Die unerwartete Rückkehr der Karawane des Dr. Pogge kam sehr gelegen, da sie den Lieutenant Wißmann in den Stand setzte, seine eigene unter günstigen Umständen zu organisieren, weil jeder Träger mit einem kleinen Vermögen in Gummi und Elfenbein zurückkehrte. Ohne Verzug wurden

alle wieder angeworben und, was noch weit wichtiger war, die beiden Dolmetscher von der vorherigen Reise entschlossen sich wieder, Dienste zu nehmen. Die Expedition wurde zu Anfang Juli 1884 organisiert; 400 Träger wurden angeworben und Zimmerleute und andere Handwerker vervollständigten den Stab von weißen Männern, worunter auch der Zimmermann Busihloh, welcher im Jahre 1880 mit Major Mechow den Kuango hinabgefahren war. Die Expedition führte einen Kahn aus Stahlblech mit sich, welcher 10—12 Männer zu halten vermochte. Die Abreise von Malange fand am 17. Juli statt. Der Weg, welchen Lieutenant Wißmann verfolgte, war von Kuango nach dem Kasai so ziemlich derselbe, welchen Buchner, Schutt und Pogge auf ihren Rückreisen eingeschlagen hatten; er ging über Kabembo und Kabocco am Fluß Luchico. Hier angekommen, fuhr Lieutenant Meyer mit einem Dutzend Leute den Fluß hinab in der Richtung auf Kumbana, und der Rest der Expedition, anstatt gegen Kaungula im Osten weiter zu wandern, schlug in Muene-Tombé, am Flusse Chikapa, den alten Weg ein, und von diesem Punkte aus schreibt Lieutenant Wißmann unter dem Datum des 12. Okt. Bei seiner Ankunft am Kasai will Lieutenant Wißmann den Lauf des Stromes bis zu seiner Vereinigung mit dem Lulua verfolgen und hier eine Operationsbasis errichten; er will einen Vertrag mit Lukengo, dem König der Bakuba, machen, eine Station an den Ufern des Flusses errichten und diese unter dem Schutz von drei Weißen und einer Anzahl Soldaten zurücklassen und mittelst eines kleinen Geschwaders von Kähnen, welche die Zimmerleute der Expedition herstellen sollen, dem ganzen Lauf des Stromes bis zu seiner Vereinigung mit dem Kongo folgen. Lieutenant Wißmann schreibt, er erwarte diesen Punkt gegen Anfang April 1885 zu erreichen. Seither sind keine weiteren Nachrichten von ihm eingetroffen.

(Mouv. géogr.)

Das Britische Nordborneo war der Gegenstand eines eingehenden Vortrages, welchen Sir Walter Medhurst in einer Versammlung der Mitglieder des Königl. Kolonial-Instituts in London am 12. Mai hielt. Die Gestalt der Insel Borneo gleicht nach Medhurst ungefähr einer Birne, deren Stiel nordwärts gegen China deutet und deren Basis südwärts den äquatorialen Inseln des Sunda-Archipels zugekehrt ist. Angenommen, man würde das Stielende dieser gewaltigen Birne etwa bis zum Betrag von einem Achtel der ganzen Länge der Frucht abschneiden, so würde das so abgetrennte Stück ungefähr denjenigen Teil des Gebietes darstellen, welcher der Britischen Nordborneo-Kompagnie abgetreten worden ist. Diese besitzt daher in drei Richtungen, nämlich am Stiel- oder Nordende und an der östlichen und westlichen Schulter, eine Seeküste. An der Westküste von Borneo und beinahe dicht an dem südlichen Ende der Westgrenze des Gebietes der Kompagnie liegt Brunei, ein von einem Sultan regierter, beinahe unabhängiger Staat, und über diesen hinaus das Gebiet des Radschah von Saráwak. Die ganze der Kompagnie gehörende Küstenlinie soll 600 e. Ml. lang sein, und wird an verschiedenen Punkten von großen und kleinen Buchten eingeschnitten, von welchen manche als sichere und bequeme Zufluchtsorte für Schiffe kaum ihres gleichen haben. Die bedeutendsten Stationen, welche bisher von der Kompagnie eröffnet wurden, sind Silam und Sandákan an der Ostküste, Kudat an der Nordspitze und Gaya Papar und Kimanis an der Westküste. Silam ward hauptsächlich als landwirtschaftliche und für Gartenbau bestimmte Versuchsstation gegründet. Das Zuckerrohr war schon von den Eingeborenen in ausgedehntem Maßstabe eingeführt worden und gedieh so reichlich und vorzüglich, daß man zu einer gewissen Zeit sich große Hoffnungen darauf machte, es werde das Haupterzeugnis der Kolonie werden. Es hat sich jedoch ergeben, daß das Klima und der Boden von Nordborneo sich auch ganz besonders für den Tabaksbau eignen. Das Auspflanzen der Setzlinge findet im April oder Mai statt, und die Blätter können schon nach Verlauf von ungefähr siebzig Tagen gesammelt werden. Sandákan ist der hauptsächlichste Handelsplatz in großartiger und außerordentlich günstiger Lage; es liegt unmittelbar innerhalb der Mündung einer ebenso malerischen als bequemen Bucht, in welche angeblich siebzehn Flüsse sich ergießen. Die Lage der Ansiedelung umfaßt eine Front von ungefähr 5000 Fuß oder nahezu einer englischen Meile, mit genügender Wassertiefe, daß selbst große Schiffe längs seiner künftigen Anländen anlegen können, die in diesem Augenblicke nur erst durch einen einzigen gutgebauten hölzernen Hafendamm von 500 Fuß Länge dargestellt werden, an welchem Schiffe von 20 Fuß Tiefgang vor Anker gehen können. Hinter der Ansiedelung dehnt sich ein unbegrenzter Strich Landes hin, welcher zur Anlage von Landhäusern, Vorstädten und Pflanzungen ganz geeignet ist. Trinkwasser ist in Fülle und in vorzüglicher Beschaffenheit vorhanden. Der Handel scheint beinahe gänzlich in den Händen der Chinesen zu sein, welche mit den Eingeborenen Tauschverkehr treiben. Die Einfuhr besteht aus baarem Geld, Lebensmitteln, Reis, Mehl, Tuch, Spirituosen, Opium, Eisen- und Messingwaren, Tabak, Zucker, Oel, Rindvieh, Glas- und Töpferwaren und verschiedenen anderen Dingen. Die Ausfuhr umfaßt Vogelnester, Rattans, Guttapercha, Damarharz, Trepang, Perlmutterschalen, Haifischflossen, Kampher, Gewürze und andere Gegenstände und Produkte. Kudat liegt am Strande eines kleinen, aber sicheren und tiefen Hafens, der eine der Einbuchtungen an der Westseite der Marudu-Bucht, des großen, in die Nordspitze von Borneo hereinlaufenden Meeresarms, bildet. Der Boden in der Nachbarschaft wird von europäischen und chinesischen Pflanzern als sehr gut und ergiebig gerühmt, und die ganze Umgegend ist reich an Wäldern von mehreren guten und großen Holzarten, welche nur bekannt zu werden brauchen, um auf chinesischen und anderen Märkten eine hervorragende Stelle einzunehmen.

Die Bevölkerung wird auf 1250 Seelen geschätzt, worunter mehr als die Hälfte Chinesen sind. Gaya ist zwar erst im September 1882 eröffnet worden, hat aber bereits Spuren von materiellem Fortschritt und Erfolg gezeigt. Papar und Kimanis sind Stationen weiter südlich an der Westküste, wo die Bevölkerung zahlreicher ist als in irgend einem andern Teil des Gebietes, weil der Boden gut und das Land besser zum Anbau derjenigen Produkte geeignet ist, für welche die Eingeborenen eine Vorliebe haben, wie Reis, Zucker, Sago, Pfeffer und andere Erzeugnisse der Niederungen.

Die Kompagnie hat jüngst durch Abtretung des Sultans von Brunei einen wertvollen Landstrich erworben, welcher ihre Grenze von Kimanis an der Westküste bis zum Sipitong ausdehnt, einem kleinen Fluß, welcher im Mirapoke-Gebirge entspringt und sich in die Brunei-Bucht ergießt. Diese Erwerbung vermehrt das Gebiet der Kompagnie um etwa 60 e. Ml. Küstenstrich und um einen Flächenraum von 4000 e. Q.-Ml. Die oben geschilderten Stationen bilden die Hauptpunkte, an welchen die Kompagnie sich niedergelassen hat, und gleichsam die Vorposten, von welchen aus die Einflüsse der Zivilisation und kommerziellen Entwickelung in dem ausgedehnten und bis jetzt nur teilweise erforschten Inneren zur Geltung gebracht werden.

Unter den Einfuhr- und Einnahme-Gegenständen ist gegenwärtig Opium noch der bedeutendste Artikel; ihm zunächst kommen die Prämien für die Ausfuhr, den Verkauf von eßbaren Vogelnestern, der Gewinn am Ausmünzen des Geldes u. s. w. Der hauptsächlichste Fundort für die Salanganen- oder eßbaren Vogelnester sind einige riesige Höhlen, Gormanton genannt, welche in der Nähe Nähe des Kinabatangan-Flusses liegen und zugleich seit unvordenklichen Zeiten der Aufenthalt zahlloser Generationen von Fledermäusen sind, deren Excremente in Falten und Winkeln ein Lager von Guano von noch unermittelter Mächtigkeit und Ausdehnung, am Boden gebildet haben. Die Tiefe derselben muß außerordentlich sein, da man an den untersuchten Stellen mit einer Stange von 20 Fuß Länge den festen Grund noch nicht zu erreichen imstande war. Noch ausgiebigere Guanolager und reichere Höhlen sind in der Nachbarschaft der Darvel-Bucht, in der Nähe der Station Silam, entdeckt worden. Neuerdings hat man auch in dem Alluvialboden des Segama-Flusses Waschgold gefunden, von welchem Proben bei der Analyse einen Wert von 72 Schilling per Unze ergeben haben, und an mehreren Oertlichkeiten auch Steinkohlenlager entdeckt.

Das Klima wird von den Aerzten als günstig geschildert; es ist natürlich tropisch und erfordert gewisse Vorsichtsmaßregeln, welche gegen Witterungseinflüsse getroffen werden müssen. Die Periode des Nordostmonsuns ist die Regenzeit des Jahres, aber auch während der trockeneren Monate vergeht kaum je ein Tag ohne einen erfrischenden Regenschauer. Die gleichmäßig warme Temperatur, gepaart mit dem Reichtum an Feuchtigkeit, hat die Folge, daß sich das Land mit einem beständigen Grün bedeckt. Palmen verschiedener Arten, unter denen die Nipa- und die Sago-Palme die wertvollsten sind, wachsen allenthalben üppig, und Kampher, Guttapercha, Damarharz, vegetabilischer Talg und verschiedenartige Oele sind hier nur um die Mühe der Arbeit zu bekommen.

Die Flora in Nordborneo ist ebenso zahlreich, mannigfaltig, zart und schön, als die Wälder großartig und imposant sind. Die schönsten und durch den Reichtum an Arten und Individuen augenfälligsten Gewächse sind die Orchideen und die verschiedenen Arten von Nepenthes und Rhododendron. — Nicht minder reich ist die Tierwelt an Gattungen, Arten und Individuen; Elefanten und Nashörner sind in gewissen Teilen noch in Menge vorhanden und die entlegeneren Wälder wimmeln von Büffeln und wildem Rindvieh; das Hirschgeschlecht ist in mehreren Arten vertreten. Wildschweine und Affen gibt es massenhaft und der berüchtigte Orang-utan ist ein Charaktertier von Borneo und kommt häufig vor. Krokodile sind in allen Flüssen und Buchten reichlich, und die Zahl der Reptilien und Insekten, unter letzteren viele prächtige Schmetterlinge und Käfer, ist im ganzen Lande Legion.

(In dem kürzlich erschienenen Bericht über die Versammlung der British Association vom vorigen Jahr in Montreal findet sich ein Auszug aus einem Vortrag von Mr. E. P. Gueritz, welcher ebenfalls drei Jahre lang auf Borneo gelebt, vieles beobachtet und mehrere amtliche Berichte gelesen hat. Der Inhalt seiner interessanten Schilderungen bietet eine Gelegenheit zur lehrreichen Vergleichung mit dem gehaltvollen Vortrag des Sir Walter Medhurst.) (Sc. G. Mag.)

Die Malaische Halbinsel ist in ihrem nördlichen Teile neuerdings durch Herrn Delonnell, einen französischen Forscher, bereist worden, welcher kürzlich in einer Versammlung des Pariser Geographischen Vereins darüber berichtete. Während er die Landenge von Krao vermaß, entdeckte er einen großen See, namens Tabé-Sab, der von fruchtbaren Ebenen umgeben ist, welche von Büffeln und Elefanten wimmeln. Die Bewohner dieser Region sind bisher unbekannt gewesen und scheinen Blendlinge, halbe Siamesen, zu sein, die sich Samsams nennen.

(Sc. G. Mag.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Das Geschlecht der Beuteltiere, das die Indianer Awari nennen, besteht in Surinam aus etwa sieben bis acht Arten, von der Größe einer Katze bis zu der einer große Haselmaus. Sie leben sämtlich von Fleisch, Blut und Insekten, sind dumme, ungelehrige Tiere, was auch

schon ihr schiefer Gesichtswinkel zeigt, haben, wie die Ratten, schwarze hervorstehende Augen, starke Barthaare, die immer in Bewegung sind, und sind nächtliche, mit ein paar Ausnahmen ekelhafte, unheimliche Tiere. Sie zeichnen sich hauptsächlich dadurch aus, daß die Weibchen am Bauche Hautfalten haben, die über den Zitzen sich zusammenschließen und so eine Art Sack bilden, wo die sechs bis acht Jungen, die ganz klein, nackt, blind und unvollkommen zur Welt kommen, so lange an den Zitzen bleiben, bis sie sehend, behaart und so groß geworden sind, um selbständig leben zu können. Werden sie größer, so verlassen sie den Beutel, bleiben aber stets bei der Mutter und flüchten sich bei jeder Gefahr wieder hinein, bis sie endlich zu groß sind, um darin Platz zu finden. Sie haben alle einen langen nackten Wickelschwanz, der meist so lang als das Tier selbst ist, Füße, deren sie sich wie Hände bedienen können, große nackte Ohren und schlappen das Wasser wie die Hunde. Das durch seine Größe und Einbrüche in die Hühnerställe bekannteste ist die große Beutelratte, Didelphis dorsigera, bei den Franzosen Pian oder Puant genannt, von der Größe einer Katze mit einem etwa sechzehn Zoll langen, nackten, spitz zulaufenden Wickelschwanze und großen nackten Ohren. Sie ist gelblich-fahl von Farbe und die langen Stachelhaare haben schwarze Spitzen, hält sich bei Tag in Löchern auf Bäumen verborgen und geht nur des Nachts auf den Raub aus, um Vögel und kleine Vierfüßler zu erhaschen; kann sie in einen Hühnerstall kommen, so richtet sie eine große Verheerung an, hauptsächlich um das Blut zu saufen, denn von dem Fleische frißt sie wenig. Ein einziges Awari bringt oft ein Dutzend Hühner um. Kommt man mit dem Lichte, so sieht man das Tier unter der Masse von Hühnerleichen wie betrunken herumtaumeln, und vom Licht geblendet, ist es leicht zu fangen oder totzuschlagen. Es hat aber ein sehr zähes Leben und wehrt sich noch, wenn schon Hirn und Eingeweide herausgenommen sind. Die kleinste Beutelratte, Didelphis brachiura, von der Größe einer Haselmaus, ist ein zierliches Tierchen von kaum vier Zoll Länge und einem halb so langen Wickelschwanze. Das feine Pelzchen ist auf dem Rücken grau, Bauch, Hals und Füße sind rostfarben. Sie lebt von Insekten und vielleicht jungen Vögeln und kam von den Kokosbäumen, die mein Haus umgaben, häufig des Nachts in meine Zimmer.

Eine der merkwürdigsten Klassen der Vierfüßler in den Tropenländern ist die der Edentaten oder Zahnlosen, die fast ausschließlich von Insekten lebt und durch die Vertilgung von Ameisen, Termiten und Larven ꝛc. wie die Fledermäuse von großem Nutzen ist. Die Zahnlosen teilen sich in drei Sippen, wovon die ersten zwei, die Ameisenfresser und Gürteltiere, nur von Insekten, die dritte aber, die Faultiere, nur von Blättern leben. Alle drei Arten haben große und scharfe Krallen, die ersteren, um die Nester der Termiten und Ameisen zu öffnen, die zweite zu demselben Zwecke und um sich Höhlen unter der Erde zu graben, die dritte aber um auf Bäume zu klettern und Zweige an sich ziehen zu können. Obgleich sie alle furchtsame und friedliebende Tiere sind, so dienen ihnen diese Klauen auch zur Verteidigung, besonders gegen die Katzenarten, die einzigen Raubtiere, von denen sie etwas zu fürchten haben. Der Mensch aber, der schonungslose Mörder, vertilgt diese nützlichen Geschöpfe, so daß sie stellenweise schon selten geworden sind.

Von den Ameisenfressern kommen drei Arten in Surinam vor. Der erste, der Tamanoa, Myrmecophaga jubata, ist so groß wie ein großer Schäferhund, kann 70 bis 80 Pfund schwer werden, und von der Spitze des Kopfes bis zur äußersten Schwanzspitze eine Länge von acht Fuß erreichen. Seine Höhe beträgt alsdann zwei und dreiviertel Fuß. Man kann nicht leicht ein sonderbareres Tier sehen. Sein fünfviertel Fuß langer Kopf läuft so spitzig zu, daß er einem langgezogenen Kegel gleicht, dessen vier Zoll dicke Basis sich am Halse anschließt, während der Mund am Ende des röhrenförmigen Rachens nicht ganz einen Zoll Oeffnung hat. Der nur fünf Zoll lange Hals ist dicker als der Kopf, und die anderthalb Fuß langen Beine sind ungemein dick und muskulös. Er hat an den Hinterfüßen fünf, an den Vorderfüßen vier Klauen, wovon die zwei innersten viel länger als die anderen und manchmal vier Zoll lang sind. Mit diesen zerhaut das Tier die Termiten- und Ameisen-Nester und sie sind seine Verteidigungswaffen. Seinen drei Fuß langen aus steifen Haaren bestehenden, einem Roßschweif gleichenden Schwanz schlägt das Tier in der Ruhe und wenn es schläft über sich und es gibt ihm dieser, trotz seiner wunderlichen Figur, ein imposantes Aussehen. Der Rücken, Bauch und Schwanz, sowie die Hinterfüße sind grauschwarz, die Haare lang, steif und borstenartig. Kopf, Hals und Vorderfüße sind grau und kurz behaart. Von der Mitte des Rückens bis zur Brust läuft ein schwarzer, weiß eingefaßter Streifen, ein ebensolcher auf den Vorderfüßen. Die Augen sind klein und dunkelbraun, die sehr kurzen Ohren rund, der Mund gerade so groß, daß man den kleinen Finger bis ans dritte Glied hineinstecken kann. Er hat keine Zähne, dagegen eine zwei Fuß lange, wurmartige, klebrige Zunge, die er in die aufgewühlten Ameisennester steckt und schnell wieder einzieht, wodurch er in kurzer Zeit ungeheure Mengen Ameisen verschlucken kann. Ich habe in seinem Magen nie etwas anderes gefunden als Ameisen, Termiten und kleine Käfer. Er lebt im dichten Walde, besucht aber häufig die Savannen, wo er besonders viele Termitennester, manchmal von drei bis vier Fuß Höhe, findet. Er flieht vor dem Menschen, kann aber, wenn der Wald nicht zu dicht ist, leicht eingeholt werden, denn seine Füße sind nicht zum Schnelllaufen eingerichtet. Eingeholt, setzt er sich auf die Hinterfüße und sucht mit den Vorderfüßen den Gegner zu ergreifen. Es ist deshalb nicht unmöglich, daß ihm schon ein Jaguar erlegen ist, denn seine Muskelkraft ist furchtbar, und was er faßt, läßt er

nicht los. Das erfuhr vor etwa 25 Jahren ein weißer Aufseher einer Pflanzung in Surinam. Dieser, ein junger Israelite und in Surinam geboren, begegnete, als er die Arbeit der Sklaven nachgesehen hatte und nach Hause zurückkehren wollte, auf dem Damm der Pflanzung einem großen Tamanoa; das Tier nahm Reißaus, der Aufseher aber, der keine andere Waffe bei sich trug, als den in der Kolonie gebräuchlichen Hauer (eine Art Säbel), glaubte es damit überwältigen zu können, aber der Säbelhieb glitt an dem dicken, haarigen Felle ab, und der Tamanoa packte den jungen Mann so fest, daß alles Ringen vergeblich war, und beide zuletzt den Damm hinabpurzelten. Auf das stundenlange Hülferufen kamen endlich Neger und fanden den armen, furchtbar zugerichteten Burschen, den das Tier, sobald es die Neger ankommen sah, losgelassen hatte, worauf es ungehindert in den nahen Wald entkam. Der Aufseher wurde nach der Pflanzung getragen und sogleich ins Hospital nach Paramaribo geschickt, das er nach einigen Monaten wieder geheilt verlassen konnte; nun hatte er aber den Spott der Negerinnen von Surinam zu ertragen, als habe ihn der Tamanoa gebissen. Jung gefangen, werden sie sehr zahm, lassen sich auch mit Rauchfleisch füttern und haben jedenfalls mehr Intelligenz als die übrigen Edentaten. Sie kommen jetzt nicht selten lebend nach Europa. Das Fleisch ist dunkelrot, grobfaserig, und wird nur von Negern und Indianern gegessen.

Die zweite Art, Myrmecophaga tetradactyla, bei den Karaiben Walidi genannt, ist bei zwei Fuß lang, mit einem etwas kürzeren behaarten Wickelschwanz, mit dem es sich, wie die Beuteltiere, überall festhält. Der Kopf ist weniger länglich als der des Tamanoa, die Ohren klein und rund, die Füße sehr muskulös und mit großen Krallen versehen. Da aber das Tier sich stets auf Bäumen aufhält und klettert, während der große Ameisenfresser stets auf dem Boden bleibt, so ist er auch im Widerrist kaum einen Schuh hoch. Die Farbe des Tieres ist gelblich-fahl, die Haare wie Borsten und auf dem Rücken über zwei Zoll lang. Er frißt, wie der große, Termiten und Ameisen, deren Nester er aufhackt und die er mit seiner klebrigen Zunge einschluckt.

Die dritte Art, Myrmecophaga didactyla, den die Karaiben Walidiau nennen, ist ziemlich selten und ein niedliches Tierchen von der Größe eines Eichhörnchens, mit langen seidenartigen, gelb und braun melierten Haaren und sieben Zoll langem Wickelschwanz, der an der Spitze nackt ist. Die Vorderfüße haben zwei lange Krallen wie die Klauen des Tigers. Nase, Mund und Fußsohlen sind fleischrot. Es ist ein Nachttier, das von Ameisen und Wespenlarven lebt und über Tag wie eine Kugel geballt auf einem Aste sitzt.

Von der zweiten Sippe der Zahnlosen, den Gürteltieren, sind mir in Surinam fünf Arten bekannt, wovon das große Gürteltier, Dasypus gigas, der Armadill, karaibisch Manuraima, in vielen Exemplaren als Balg und Skelett von mir nach Europa geschickt wurde. Es lebt, wiewohl überall selten, im Hochwald in Höhlen, die es, wie alle Gürteltiere, sich mit seinen scharfen Klauen selbst gräbt, und scheint nur Insekten zu fressen, denn in seinem Magen habe ich immer nur Käferlarven, Raupen, Maden und Würmer gefunden. Es wird mit dem zwanzig Zoll langen Schwanz bei vier und einen halben Fuß lang und bei anderthalb Fuß hoch. Der etwa acht Zoll lange Kopf läuft spitzig zu und ist mit unregelmäßigen Platten bedeckt. In beiden Kiefern sitzen ganz lose etwa 72 Zähne, die, plättchenartig, ohne Wurzel, leicht ausfallen. Die Ohren sind groß und spitz. Der Panzer ist dunkelbraun, mit einem zwei Zoll breiten, gelblichen Rande. Zwischen dem Vorder- und Hinterpanzer sind zwölf bewegliche Gürtel, auf denen viereckige, hornene Plättchen sitzen, während die des Panzers sechseckig sind. Der Schwanz ist sehr regelmäßig mit hornenen Plättchen oder Knöpfen besetzt, die gegen das Ende zu kleiner werden und dichter beisammenstehen. Füße und Bauch sind ebenso, nur letzterer sehr weitläufig mit diesen Plättchen bedeckt. An den Vorderfüßen hat das Tier fünf Klauen, die mittlere, sichelförmig und vier und einen halben Zoll lang, ist so gestellt, daß der konkave Rand nach auswärts gestellt ist, an den Hinterfüßen fünf kurze breite Klauen wie Hufe. Füße, Bauch, Brust und Ohren sind gelblich, die Platte auf dem Kopfe ebenfalls dunkelbraun. Das Tier hat einen so starken moschusartigen Geruch, der übrigens in geringerem Grad allen Gürteltieren eigen ist, so daß die Indianer es nicht essen. Es kann bei 90 Pfund schwer werden. Wenn es gejagt wird, sucht es sogleich in seine Höhle zu kommen, aus der man es herausgraben muß. Es gräbt aber unter fortwährendem Fauchen so schnell weiter, daß ein Mann mit dem Spaten ihm kaum nachkommen kann. Erreicht und an dem Schwanze gepackt, sind drei Männer nicht imstande, es aus seinem Loche herauszuziehen, die Indianer bedienen sich deshalb, wie die Russen in Sibirien, eines Mittels, wodurch der Balg nicht beschädigt wird, und man auch die Ursache des Todes von außen wenigstens nicht errät, das zwar entsetzlich grausam ist, aber doch schnell zum Ziele führt; sie stecken nämlich dem Tiere den Ladstock des Gewehres oder einen zugespitzten harten Stock durch den After in den Leib. Die Gürteltiere heißen in Surinam Capassi, in Cayenne aber Tatou.

Das am häufigsten vorkommende sechsbindige Gürteltier, Dasypus sexcinctus, hält sich meist in der Savannenregion und in sandigen Wäldern auf, wo es die Indianer meist mit kleinen Hunden jagen, die auf diese Tiere, wie auf Schildkröten und Agutis abgerichtet sind. Es ist bei zwei ein halb Fuß lang, wovon der Schwanz beinahe die Hälfte beträgt, ist blauschwarz von Farbe und hat zwischen dem Vorder- und Hinterpanzer acht Gürtel. Der Schwanz besteht aus knöchernen Ringen, die beim Leibe etwa zwei Zoll dick, wie in einander geschachtelt nach und nach immer kleiner werden und in eine dünne Spitze enden; Ohren groß und

nackt, ebenso Bauch, Brust und Hals. Das Fleisch wird auch häufig von Europäern gegessen, denn wenn man es über Nacht in eine Lauge von Salz und Zitronensaft legt, verliert es den Moschusgeruch.

Eine kleine und seltene Art ist Dasypus unicinctus, das die Indianer Katuberu nennen. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem Dasypus gigas, doch ist es kaum einen Fuß lang, mit einem dünnen, häutigen, sieben Zoll langen Schwanz. Sein Fleisch hat einen üblen Geruch und wird nicht gegessen.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilung.

Thatsächliche Berichtigung zur Halloren-Frage.

Vor einiger Zeit ist in der vorliegenden Wochenschrift zweimal unseren Halloren Aufmerksamkeit geschenkt worden. Die wackere Zunft unserer Hallischen Salzsieder ist sehr empfänglich für den Ruhm, auch ethnisch in der hiesigen Stadtbevölkerung etwas ganz besonderes, womöglich eine Kelteninsel mitten im Deutschtum, darzustellen, daß sie sich über die dieser Entscheidung zuneigende Ausführung des Herrn Heyn (S. 178 f. d. Jahrg.) viel mehr freuen wird, als über diejenige des Herrn A. Berghaus (in Nr. 51 des vorigen Jahrg.), welcher in ihnen Abkömmlinge einer in den Stürmen der Völkerwanderung bei den Hallischen Salzquellen sitzengebliebenen germanischen Gewerkschaft, weder aber Kelten noch Slaven sieht. Die Wahrheit möchte wieder einmal in der Mitte dieser beiden sich widersprechenden Ansichten liegen. Zunächst ist bis zur Stunde noch gar nichts Undeutsches an unseren Halloren nachgewiesen worden. Daß sie nicht alle „hellrötlichblond, blauäugig, rein weißhäutig und dolichokephal" sind, beweist nichts gegen ihr Deutschtum; denn wer dürfte in der Summe dieser Merkmale heute noch die conditio sine qua non der Zurechnung zu echt deutscher Nationalität erkennen? Von einer im Verhältnis zur übrigen Bewohnerschaft von Halle auffallenden Dunkelheit der Komplexion, etwa gar von „bräunlicher Haut" nimmt man an den Halloren nichts wahr. Die Brachykephalie aber teilen sie mit der sonstigen Bevölkerung hiesiger Gegend (übrigens wohl auch der weiteren Umgebung, z. B. Thüringens bis in seinen kaum von ganz vereinzelten Slawensiedelungen des frühen Mittelalters berührten Westen); dolichokephal ist überhaupt der deutsche Typus im Mittel durchaus nicht. Halle hat ferner niemals Debrogora geheißen, sondern Dobrogora oder Dobrosol lautete sein Name, als an der thüringischen Saale Slawen wohnten, also vom 6. bis zum Beginne des 9. Jahrhunderts. Schon das Nebeneinander jener beiden Namen bezeugt, daß auch der erstere slawisch ist, denn daß Dobrosol „Gutsalz" bedeutet und sich vom slawischen dobru = gut, sol = Salz herleitet, läßt sich nicht anzweifeln. Schon Viktor Hehn deutete Dobregora völlig vertrauenswürdig aus dem slawischen dobru und jara (= Ertrag); aus letzterem Namen entstand nachmals die interessante volksetymologische Anähnlichung „Gutjahrsbrunnen", wie man einen unserer vier Salzborne nennt, die der Stadt Halle den Ursprung gaben, und hieraus wieder die Legende, der Born sei im besten Jahr der Welt, nämlich im Jahre der Geburt des Heilands, aufgesprudelt. Von keltischer Wortwurzel befindet sich mithin nichts im Namen Dobrogora. Da obendrein die Dobrogora-Quelle nachmals „Wendischer Born" hieß, eine andere in nächster Nähe „Meteritz", so wird man zugestehen müssen, daß das Hallische Salz wahrscheinlich einst von wendischen, nämlich von sorbischen (den Böhmen verwandten) Siedern versotten worden sein mag. Nun heißen aber unsere Halloren so bereits seit uralter; eine glückliche Emendation eines arabischen Reiseberichts hat jüngst diesen Namen mindestens für das 10. Jahrhundert nachgewiesen (vgl. „Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle", 1883, S. 242). Und er ist weder slawisch noch deutsch, sondern so gewiß wie der Name der Stadt Halle und speziell des Stadtbezirks „der Halle", in welcher die Soole quillt, abzuleiten vom keltischen hal, d. h. Salz. Demnach werden wir uns die Sache wahrscheinlich so zu denken haben, daß die auch anderwärts durch ihren Salzbergbau und ihre Salzsiedekunst wohlangesehenen Kelten klugerweise von den Germanen bei der Versiedung der Hallischen Soole belassen wurden, als sie die Kelten allmählich weiter und weiter gen Süden, zuletzt über die Donau drängten, daß wohl aber schon in den Jahrhunderten vor der Völkerwanderung diese keltischen Salzknechte nicht reinblütig blieben, vollends bei der Rückeroberung der Stadt durch die Deutschen (im Jahre 806) vermutlich rein wendische Salzsieder vorgefunden wurden, welche nachmals entweder durch Deutsche ersetzt oder doch gründlich germanisiert wurden. Darf man also auch wohl behaupten, daß die Hallorenzunft ursprünglich keltisch, später zeitweise slawisch war, so sind dennoch die heutigen Halloren echte Deutsche.

Halle a. S. A. Kirchhoff.

Litteratur.

Umlauft, Dr. Friedr.: Geographisches Namenbuch von Oestereich-Ungarn; eine Erklärung von Länder-, Völker-, Gau-, Berg-, Fluß- und Ortsnamen. Wien, Alfred Hölder, 1885. — Angesichts der im Kaiserstaate herrschenden Völker- und Sprachenmosaik ist eine derartige Erklärung geographischer Eigennamen und ihres Ursprungs ein höchst dankenswertes Unternehmen, welchem der bekannte Wiener Professor mit gewohnter Umsicht und Gewissenhaftigkeit nachgekommen ist. Die uns vorliegenden drei Lieferungen reichen bis „Meinhaeting" und weisen in interessantester Weise den Ursprung der meisten Namen aus dem Magyarischen, den slawischen Mundarten und dem Althochdeutschen ꝛc. nach. Wir werden auf das Buch nach seiner Vollendung zurückkommen.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des
Grafen Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.

Brosch. M. 15. In 6 eleg. Einbänden M. 20.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 31. Stuttgart, 2. August. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Adolf Friedrich Graf von Schack und seine Reisen. S. 601. — 2. Von Neapel nach Korinth. Reiseskizze von O. Luckhardt. S. 602. — 3. Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes. Eine Kritik der Hypothese Torrels. Von Theodor Overbeck in Hamburg. (Schluß.) S. 607. — 4. Annam, Land und Volk. (Fortsetzung.) S. 610. — 5. Eine einsame Insel. S. 613. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 614. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 617. — 8. Nekrolog. N. V. Posthumus. S. 619. — 9. Kleinere Mitteilung: S. 619. Die Eskimos. — 10. Litteratur. S. 620.

Adolf Friedrich Graf von Schack und seine Reisen.

Am 2. August d. J. legt ein Mann, welcher als Dichter, Kultur- und Literarhistoriker zu den bedeutendsten unserer Zeit gehört, nämlich Herr Adolf Friedrich Graf von Schack in München, sein siebzigstes Lebensjahr zurück. Die dichterischen und literarischen Leistungen des Herrn Grafen sind im allgemeinen besser bekannt, als seine Reisen, welche ihm zu so vielen seiner Werke Anstoß und Anregung gegeben haben und deren Ergebnisse und Früchte er in der edelsten poetischen Form in seinen schwungvollen Dichtungen, in der lebhaftesten und vollendetsten Darstellung in seinen literar- und kulturhistorischen Werken niedergelegt hat. Auf diese Weise hat er denn indirekt die Wissenschaft bereichert und die schätzbarsten Beiträge zur Länder- und Völkerkunde geliefert, so zwar, daß es der Geograph nur bedauern kann, daß ein Mann von so reichem, hochgebildetem Geiste, von solch feiner Beobachtungsgabe, von einer so prägnanten Gabe der Schilderung sich nicht auch gedrungen gefühlt hat, die Menge seiner Wahrnehmungen, Eindrücke und Anschauungen von Land und Leuten der vielen von ihm bereisten Gegenden in Form von Reiseschilderungen und Länderbeschreibungen niederzulegen. Die Wissenschaft der Länder- und Völkerkunde würde hieraus unstreitig einen bedeutenden Gewinn gezogen haben. Allein vielleicht ist es auch hiezu noch nicht zu spät und Graf Schack bequemt sich dazu, einen Teil seiner Reisetagebücher und Reisenotizen noch zu veröffentlichen. Welche außerordentlich günstigen Gelegenheiten zu genauen Studien und Beobachtungen dem Herrn Grafen durch Stand, Bildung und Vermögen geboten waren, das leuchtet ja jedem ein, der mit dem Lebensgang dieses genialen Dichters nur einigermaßen bekannt ist. Adolf Friedrich Freiherr v. Schack, aus einer alten Familie des grundbesitzenden mecklenburgischen Adels, ist bekanntlich am 2. August 1815 zu Brüsewitz bei Schwerin geboren, erhielt eine vorzügliche standesgemäße Erziehung, studierte zu Bonn, Heidelberg und Berlin die Rechte, aber daneben auch Geschichte und die neuere Litteraturgeschichte, da er sich von frühe auf für die höchsten geistigen Interessen ungemein interessierte. Nachdem er, noch als Student, ganz Italien durchreist hatte, arbeitete er eine Zeit lang beim Kammergericht in Berlin, bereiste dann in den Jahren 1839 und 1840 Sicilien, Griechenland und einen bedeutenden Teil Kleinasiens, wandte sich hierauf nach Aegypten, besuchte den Sinai und die alte Felsenstadt Petra, ging von hier nach Palästina, Damascus und dem Libanon und schiffte über Malta nach Spanien. In den tief empfundenen phantasievollen Gedichten des Grafen Schack gewinnt uns in nicht geringem Maße der Zauber der Anschaulichkeit, der (wenn wir so sagen dürfen) Lokalfarbe, welcher über seine Schilderungen fremder Länder, Menschen und Zustände ausgegossen ist, der Widerschein des Selbsterschauten, der Reiz der vollen Wirklichkeit, welchen seine Dichtungen mit denen des Lord Byron (besonders „Childe Harold") gemein haben. Herrn v. Schack's längerer Aufenthalt in Spanien, wo er bald in den Bibliotheken arbeitete und sammelte, bald Land und Leute studierte

und den Ueberresten der alten Maurenzeit nachforschte, rief zwei seiner gediegensten litterarhistorischen Werke hervor, mit denen er, sozusagen, in der Litteratur debütierte, nämlich seine rühmlichst bekannte „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien" (3 Bde., Berlin 1845—1846, und die „Nachträge" dazu, Frankfurt 1855) und das gehaltvolle Werk „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien" (2 Bde., Berlin 1865), beide in wiederholten Auflagen erschienen; ferner seine trefflichen Uebertragungen spanischer Dramen in „Spanisches Theater" (2 Bde., Frankfurt 1845).

Nach der Heimkehr von seinen Reisen trat Herr v. Schack in mecklenburgische Dienste, begleitete den Großherzog als Kammerherr und Legationsrat auf dessen Reisen nach Italien und Konstantinopel und ward dann Attaché bei der Bundesgesandtschaft. Im Jahre 1849 machte er abermals eine Reise nach Italien und dem Orient und ging dann als Geschäftsträger nach Berlin, wo er seine schon früher aus Liebhaberei begonnenen Studien der orientalischen Sprachen, insbesondere des Arabischen, Persischen und des Sanskrit, fortsetzte. Früchte dieser Studien sind seine „Heldensagen des Firdusi" (Berlin 1851), seine „Epischen Dichtungen aus dem Persischen des Firdusi" (2 Bde., Berlin 1853), beide später in zweiten vermehrten Auflagen erschienen, für welche er vom Schah von Persien 1865 durch Verleihung des Sonnenordens ausgezeichnet wurde, und die „Stimmen vom Ganges" (Berlin 1857 und 1877). Nach dem Tode seines Vaters 1852 nahm Baron v. Schack als Geheimer Legationsrat seine Entlassung aus dem Staatsdienst, verweilte eine Zeit lang auf seinen Gütern in Mecklenburg und verbrachte dann die Zeit bis 1854 in Spanien und Portugal, um sich mit der ganzen Energie seines Charakters auf weitere eingehende Forschungen über Dichtkunst und Kultur der spanischen Araber zu verlegen. Die Früchte davon sind die zweite Auflage der beiden obigen erstgenannten Werke und der „Romanzero der Spanier und Portugiesen", welchen er 1860 gemeinsam mit Geibel herausgab. Von Lissabon aus schiffte sich Baron Schack 1854 auch nach Südamerika ein, verweilte zunächst einige Zeit auf Madeira, mußte dann aber auf den Canarischen Inseln Halt machen, weil seine wankende Gesundheit ihm die Fortsetzung der Seereise nicht gestattete. Seit 1855 wohnt Baron v. Schack in München, wo er sich ein elegantes stilvolles Haus erbauen ließ und seine berühmte Sammlung von Gemälden neuerer Meister anlegte, welche nach seinem Tode, seiner großmütigen Bestimmung gemäß, an die Nationalgalerie in Berlin fallen soll. Von München aus begleitete Herr v. Schack den Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg 1865 auf einer Reise nach Spanien und 1872—73 auf einer solchen in den Orient, wohin Baron v. Schack auch 1870 wieder gereist war. Im Jahre 1876 wurde Baron v. Schack vom Deutschen Kaiser in den Grafenstand erhoben. Seit Anfang der sechziger Jahre ist Graf Schack auch mit seinen eigenen Dichtungen hervorgetreten, deren Gedankentiefe, Geist, Kraft, Frische und Wohllaut die Kritik längst nach Verdienst anerkannt hat. In vielen derselben finden wir die Eindrücke seiner Reisen und Beobachtungen in edlem dichterischem Reflex, so namentlich in seinen größeren, wie „Nächte des Orients", „Durch alle Wetter", „Lothar" 2c., ebenso in vielen seiner tiefempfundenen schwungvollen und formvollendeten lyrischen Gedichte. Besonders aber hat der Graf zum Verständnis und zur Wertung der spanischen dramatischen und lyrischen Poesie, der Dichtkunst und des geistigen Lebens der Mauren in Spanien, zur allgemeineren Kunde des Orients durch seine Sammlung und Verdeutschung indischer Sagen (in den „Stimmen vom Ganges") und der arabischen Dichter („Strophen des Omar Chijam") und endlich durch seine lichtvolle Arbeit über das „iranische Epos" beigetragen.

Graf Schack pflegt seit einer Reihe von Jahren den Winter in Italien, Sicilien oder Spanien zu verbringen und mehr oder weniger ausgedehnte Reisen zu machen, auf denen er, neben wiederholtem längerem Aufenthalt in England und Frankreich, auch Algerien, Marokko, Schweden und Norwegen 2c. besucht und jene mannigfaltigen Eindrücke gewonnen hat, welche uns in seinen Dichtungen in solch frappanter Weise begegnen.

Sind nun diese Reisen zunächst auch nur für die Charakteristik des dichterischen und litterarischen Wirkens des Grafen von Schack von Belang, so ist doch eine der Länder- und Völkerkunde gewidmete Zeitschrift wie unser „Ausland" nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet, von diesen fruchtbringenden Reisen Akt zu nehmen und anknüpfend an den einundsiebzigsten Geburtstag unseres allverehrten Dichters coram publico an dieselben zu erinnern, welche hoffentlich auch für die Wissenschaft der Erdkunde nicht ganz verloren gehen werden, denn was sich im Geiste eines solch hochgebildeten genialen und welterfahrenen, dichterisch hochbegabten Mannes von Eindrücken und Beobachtungen widerspiegelt, das hat gewiß auch Wert für die Wissenschaft und sollte derselben nicht verloren gehen!

Von Neapel nach Korinth.

Reiseskizze von O. Luckhardt.

Der ungarische Ingenieur- und Architekten-Verein unternahm im April 1884 eine Gesellschaftsreise über Italien nach Korinth, um dort die von ungarischen Ingenieuren geleitete Durchstechung der Landenge von Korinth zu besichtigen. An dieser Reise, welche die Stelle der alljährlichen Wanderversammlung des Vereins vertreten sollte, beteiligten sich 152 Herren, welche zum Teil auch anderen Lebensstellungen und Berufsarten angehörten. Die Chronik dieser Reise ist in frischer anschaulicher Weise von dem Ingenieur O. Luckhardt in Kronstadt beschrieben worden, und dieser entnehmen wir den nachstehenden Auszug. Nachdem die Reisegesellschaft per Eisenbahn in 32 Stunden von Budapest nach Florenz gefahren war,

dann Rom und Neapel besucht hatte, fuhr sie zur Eisenbahn nach Brindisi und schiffte sich hier nach Korinth ein, und diesen Teil der Gesellschaftsreise schildert der nachstehende Auszug.

Um 11 Uhr Morgens setzte sich unser Extrazug von Neapel nach Foggia in Bewegung.

Die Fahrt über Aversa bis Maddaloni gestattete uns, jetzt auch die herrliche Umgebung von Neapel nach dieser Richtung hin zu überblicken, was bei der Herfahrt die Dunkelheit der Nacht verhindert hatte. Ueberall Weinreben an Feigenbäumen sich aufrankend, Orangen- und Zitronenbäume voll der weithin leuchtenden Früchte, und dazwischen der sorgfältigste Gemüsebau. Weiterhin auf den ausgedehnten Feldern nach Caserta zu waren statt der Feigenbäume Pappeln, statt der Gemüse Feldfrüchte angebaut.

Bei Maddaloni unterfährt die Bahn einen 65 m. hohen Aquädukt, Ponti della Dalle, der Caserta mit Wasser versorgt, und erreicht bald darauf das breite und schöne Thal des Volturno, welchem sie bis zur Mündung des Calore folgt, um dann in letzterem bis Station Apice sich zu halten. — Die Landschaft gestaltet sich immer gebirgiger, das Thal verengt sich mehr und mehr, und verschiedene Tunnels sind notwendig gewesen, um die Bahnanlage zu ermöglichen. Von den eben nicht zahlreichen, aber meist durch schöne Lage sich auszeichnenden Ortschaften auf dieser Strecke ist besonders Benevent, das alte Beneventum der Römer, hervorzuheben. Von der Station Apice wird der Charakter der Gebirgsgegend noch wilder und dauert in mannigfacher Abwechslung, bis die Bahn das enge Thal des Cervaro verläßt und in die Ebene von Foggia tritt. Diese bis ans Adriatische Meer reichende Niederung gleicht etwas einer ungarischen Puszta. Baumlos, wie diese, dient sie größtenteils auch nur als Viehweide.

Von Foggia über Orta nach Cerignola geht das Waideland nach und nach in Ackerland über, und ausgedehnte Saatfelder zeigen sich in ihrem ersten grünen Schmuck. Von Cerignola an sieht man auch wieder Bäume, und zwar Pfirsiche, Oliven und Feigen; letztere von besonderer Größe. Der Wein, der sich eines sehr guten Rufes erfreut, wird hier meist unter kurzem Schnitt gehalten, und sorgfältig behäufelt.

Nach einiger Zeit werden bereits Segel am Horizont sichtbar, und nachdem der Offranto überschritten, wo in der Nähe Trümmerreste von Cannä an die schreckliche Niederlage der Römer durch Hannibal (216 v. Chr.) erinnern, nähert sich die Bahn immer mehr dem Meere, bis sie dasselbe bei Barletta erreicht. Ungefähr vier Stunden hatten genügt, von Italiens einer Küste zur anderen zu gelangen.

Die Fahrt von Barletta bis Bari geht durchwegs der Küste entlang, im Angesicht der blauen Adria, zwischen Weingärten, abwechselnd mit Anpflanzungen von Oelbäumen, Mandel- und Pfirsichbäumen, letztere schon mit ziemlich großen Früchten, an den schönen Städtchen Trani, Bisceglie, Molfetta vorbei, und gewährte einen besonders hohen Genuß.

Von Bari aus, wo uns ein gutes Abendbrot erwartete, bis Brindisi fährt zwar auch die Bahn ununterbrochen an der Küste hin, die hereingebrochene Nacht verhinderte jedoch, die Gegend zu übersehen. Um 11 Uhr kam der Zug in Brindisi an und fuhr unmittelbar bis an den Hafen, wo der Dampfer „Saturn" des österreichischen Lloyd für unsere Weiterbeförderung schon geheizt war. Die flinken Boote desselben bewerkstelligten die Einschiffung fast ebenso schnell, als das Aussteigen aus den Waggons erfolgte, und bald wimmelte es auf dem Schiff wie in einem Ameisenhaufen, bis jeder die Nummer seiner Schlafstelle gefunden und von letzterer Besitz ergriffen. Manche Enttäuschung, aber noch mehr angenehme Ueberraschung, wurde dabei den Betreffenden zu Teil. Die Plätze in den Kabinen hatte man sich allgemein als die besten vorgestellt, und es waren dieselben unmittelbar nach der Verlosung sogar ein gesuchter Tauschgegenstand mit hoher Aufzahlung geworden. Der beschränkte Raum in den für mehrere Personen eingerichteten derselben beeinträchtigte jedoch sehr ihre sonstige Annehmlichkeit, und gehörten die Insassen verschiedenen Gruppen oder Lebensstellungen an, wie dies trotz aller diesbezüglichen Rücksichtnahme infolge der Verloosung der Plätze auch wirklich hie und da stattgefunden, so mußte in diesem Falle unbedingt der sog. II. Klasse der Vorzug zuerkannt werden. Als solche galt der untere Schiffsraum, der seinem gewöhnlichen Zwecke entzogen, zu großen Sälen hergerichtet war, in denen rings an den Wänden herum Abteilungen zu je zwei Betten mit dazwischen liegendem Gang sich befanden, die, bequem, luftig ohne Zug, die möglich größte Annehmlichkeit boten. Der nach innen gelegene Raum diente als Speisesaal. Von einer solchen Schlafstelle war auch dem Verfasser das Loos zugefallen.

Nachdem die üblichen Signale gegeben und hinlänglich konstatiert war, daß „alle Mann an Bord", wurden die Anker aufgezogen, die Maschine fing an zu arbeiten, und scharf seine Richtung nach Osten nehmend, durchschnitt der „Saturn" die in herrlichem Mondschein erglänzenden Fluten der schönen Adria. Unterdessen war von den schwarzbefrackten Kellnern Thee serviert worden, und man gab der Einladung hierzu um so lieber Folge, als Thee mit Rum oder, nach dem Geschmacke der Heine'schen Göttin, Rum ohne Thee, als ein vorzügliches Präservativ gegen Seekrankheit gerühmt wurde. Wer hierauf noch nicht ermüdet, brachte wohl noch einige Zeit auf dem Deck zu, bis die Kühle der Nacht ein längeres Verweilen daselbst nicht mehr rätlich erscheinen ließ. Dann wurde es allmählich ruhig auf dem Schiffe, und das eintönige Geräusch der arbeitenden Maschine vermochte nicht lange der Befriedigung des allgemeinen Bedürfnisses nach Schlaf hinderlich zu sein.

Vom Grauen des Tages an wurde es aber auch schon

wieder lebendig auf dem Schiff, und noch bevor die Schiffsglocke ertönte, um die Bedienung zur Arbeit zu rufen, waren schon manche der Reisenden zur Beobachtung des Sonnenaufgangs auf dem Deck. So prachtvoll aber der Morgen auch im allgemeinen war, vor der Sonne lagerten Wolken.

Nach kurzer Zeit kamen links die albanischen Berge in Sicht, und bald gerade vor uns Korfu. Mit ziemlicher Schnelligkeit dampfte der „Saturn" darauf los, und immer deutlicher zeigten sich die Umrisse der Insel. Um dem Reisenden später keinen Augenblick des Genusses, welchen der Anblick der prächtigen Lage der Stadt in der Nähe bietet, verlieren zu lassen, wurde jetzt schnell das Frühstück angeordnet. Die Seeluft hatte ohnehin den Appetit mehr als gewöhnlich erregt, und es fand die vorzügliche Küche des Schiffes dem-entsprechend gebührende Anerkennung. Gleichzeitig bot sich dabei auch die erste Gelegenheit, die nähere Bekanntschaft mit dem Kapitän und den übrigen Offizieren zu machen und alsbald zu sehen, daß wir auch in dieser Beziehung uns nur Glück zu wünschen hatten. Die liebenswürdige Zuvorkommenheit des Kapitäns hat nicht wenig dazu beigetragen, uns den Aufenthalt auf dem Schiffe so außerordentlich angenehm zu machen. Auch der freudigen Ueberraschung ist hier zu gedenken, welche eine umsichtige Fürsorge allen Freunden in Apoll bereitet hatte. Schon in Neapel waren die mitgenommenen Zigarrenvorräte größtenteils erschöpft gewesen, und es hatte die liebgewordene Gewohnheit sich bereits mit verschiedenen unbekannten Blättern behelfen müssen. Da erschien plötzlich Hülfe auf offener See. Der „Saturn", der von Triest ausgelaufen war, um uns in Brindisi an Bord zu nehmen, hatte eine Kiste mit 8000 heimatlichen Zigarren mitgebracht. Der Jubel darüber war außerordentlich und bald stieg eine zweite Rauchwolke von unserem Dampfer auf. Mittlerweile war derselbe im Hafen von Korfu eingelaufen, und kaum daß Anker geworfen, auch von Kähnen umschwärmt, die ihre Dienste für die Ausschiffung anboten. Unsere Matrosen waren jedoch nicht minder behend mit der Herablassung der Boote gewesen, um die Gesellschaft für einen dreistündigen Besuch der Stadt ans Land zu setzen. Von der Landungsstelle führt links längs des Meeres eine schöne Straße auf einen großen Platz, umgeben teils von den hervorragenderen Gebäuden der Stadt, teils von Gartenanlagen, deren blühende und Früchte-tragende Orangen- und Feigenbäume Zeugnis gaben von dem milden Klima der Insel, welches sie zu einem geschätzten Kurort macht.

Von jenem Platze aus gelangt man zu der auf einem vorspringenden Felsen liegenden Festung, deren Anlage vielleicht gleichzeitig mit der ersten griechischen Kolonisation auf Corcyra erfolgte. Zur Zeit des peloponnesischen Krieges mag dieselbe wohl als formidable Position gegolten haben, und in der Zeit der venezianischen Herrschaft dürften die mit vierfachen Eisengittern versehenen Gefängnisse auch noch gefürchtet gewesen sein, heute dienen ihre Kanonenläufe als Gaskandelaber und sie selbst als als Wachlokal der kleinen griechischen Besatzung. Vom höchsten Punkte derselben hat man eine sehr schöne Rundsicht, welche die kleine Mühe des Aufstieges reichlich lohnt.

Der übrige Teil der Stadt, die im allgemeinen schon von orientalischem Gepräge ist, besteht aus meist engen, aber gut chaussierten Straßen mit schmalen und auch wenig tiefen Häusern, und bietet nichts besonders Interessantes. Es traf daher die Gesellschaft auch noch vor Ablauf der für den hiesigen Aufenthalt bestimmten Zeit wieder auf dem Schiffe ein, und nachdem durch namentlichen Aufruf die Anwesenheit sämtlicher Reisegefährten festgestellt war, drehte der „Saturn" aus dem Hafen hinaus.

Der Himmel hatte sich umzogen, und plötzlich erhob sich auch ein Sturm, der das Meer ziemlich stark in Bewegung brachte. Den sicheren Lauf unseres von 400-pferdiger Maschine getriebenen Schiffes konnte er nicht beeinträchtigen, aber er genügte bei einem Teile der Gesellschaft, die wiederholt angewandten Mittel gegen die Seekrankheit als wirkungslos erscheinen zu lassen. Glücklicherweise dauerte er nicht lange, und es war die von ihm angerichtete Niederlage hauptsächlich nur auf diejenigen beschränkt geblieben, die sich am meisten davor gefürchtet hatten; immerhin blieb mancher Platz bei dem bald darauf stattfindenden Diner leer. Die dem tückischen Feind tapfer Widerstehenden ließen es sich um so besser schmecken und verbrachten noch einige Abendstunden in der heitersten Stimmung; da jedoch die stark abgekühlte Luft den Aufenthalt auf Deck unangenehm machte, wurde bald von allen die Nachtruhe aufgesucht.

Die Fahrt ging während derselben an Paxos, Ithaka, Kephalonia ꝛc. vorbei auf Zante zu, das bei Tagesanbruch in Sicht war.

Wieder etwas bewegte See war den gestrigen Patienten nicht günstig und hielt auch noch manch anderen vom Deck des Schiffes zurück, das eben an der Küste Arkadiens — wo man so gern geboren sein möchte — hindampfte. Welch trauriger Anblick! Kahle steinige Abhänge, an denen nur ganz vereinzelt ein ärmliches Dorf zu entdecken ist; und dies bleibt ununterbrochen so bis Athen; auch wo Gelegenheit war, weiter ins Innere des Landes zu blicken, sah man nur dieselbe Oede. Die Vorstellung von den schönen Gefilden Griechenlands war gründlich zerstört — eine Verkarstung der ganzen Halbinsel, wie sie schlimmer gar nicht gedacht werden kann. Durch Jahrhunderte-lange Vernichtung der Wälder, um als Hirten ein Schlaraffenleben zu führen, haben die entarteten Nachkommen des ersten Kulturvolkes des Altertums das ganze Land zu einer Steinwüste gemacht, auf welcher in ebensoviel Jahrtausenden die rationellste Bewirtschaftung nicht wieder die verloren gegangene Humusschicht zu bilden vermag. — Wir kommen an Navarin und mehreren kleinen Inseln — Sapienza, Kabrera ꝛc. — vorbei, erblicken dann noch

die mit Schnee bedeckten Gebirge im Inneren des Landes und rechts noch mehrere kleine Inseln, gleichfalls Felseneilande wie die zuvor genannten.

Dieser einförmige und traurige Anblick konnte das Interesse der Gesellschaft nicht lange fesseln, und nachdem man auch die längste Zeit, über den Schiffsrand gebeugt, in den klaren Fluten der See den Bewegungen der Schaaren von Delphinen gefolgt war, welche das Schiff begleiteten, um die über Bord geworfenen Küchenabfälle und Speisereste zu erschnappen, machte sich das Bedürfnis nach anderweitiger Unterhaltung geltend. Auch hierfür war ja vorgesorgt worden. Der Zimbalschläger und eine Anzahl Tarok- und Whistkarten verkürzten bald einem großen Teil in gewünschter Weise die Zeit, während andere Gruppen sich bildeten, um alte Bekanntschaften zu erneuern oder neue anzuknüpfen.

Bis jetzt hatte die überall so kurz zugemessene Zeit keine Gelegenheit geboten, sich untereinander näher zu treten, denn bei den Eisenbahnfahrten und dem gemeinschaftlichen Essen hatten sich selbstverständlich stets nur dieselben kleinen Kreise zusammengefunden. Auf dem Schiff gestattete nun die freie Bewegung eine allseitige Berührung, und das schöne Wetter, das eingetreten, begünstigte jetzt den Aufenthalt auf Deck, so daß die ganze Gesellschaft in buntem Durcheinander daselbst verweilte. Jetzt zeigte es sich auch bald, daß dieselbe nichts weniger als aus gleichartigen Gliedern bestand, wie man von einem Fachverein geneigt sein möchte vorauszusetzen. Wenn auch die Techniker die überwiegende Mehrheit bildeten, so waren doch auch Aerzte, Advokaten, Beamte, Kaufleute in merklicher Anzahl dabei, die natürlich alle auch Mitglieder des Vereins, aber dies doch erst zum Zwecke der Teilnahme an dieser Reise geworden waren.

Nachdem wir am Busen von Koron vorbei, erreichten wir den südlichsten Punkt unserer Fahrt — Kap Matapan, wo eben ein Leuchtturm errichtet wurde. Der Kurs setzte jetzt ganz nach Ost um, und so an der Bucht von Marathon vorbei, zwischen den Inseln Cerigo und Servi hindurch bis Kap S. Angelo, von wo in rein nördlicher Richtung sozusagen die Rückfahrt begann. Von menschlichen Wohnungen war nichts mehr zu erblicken gewesen, als die armselige Station eines Einsiedlers, der hier kümmerlich sein Leben verträumt. Die hereinbrechende Nacht verhinderte, den Lauf des Schiffes weiter zu verfolgen, dessen Führung wir in so guten Händen wußten, daß wir uns sorglos erst den Freuden der Tafel und dann der nächtlichen Ruhe überlassen konnten.

Beim Erwachen am anderen Morgen, den 14. April, lag Aegina bereits hinter uns und Kalamaki in Sicht. Auch hier rechts und links das Land verödet, wenn auch nicht so sehr wie an der Westküste. Der Himmel war rein, das Meer glatt wie ein Spiegel, der Aufgang der Sonne wunderbar schön, ein prachtvoller Morgen. Wir nähern uns dem, sozusagen offiziellen Ziele unserer Reise, welches derselben den Namen gegeben.

Einen so großartigen Bau, wie die Durchstechung der Landenge von Korinth, in voller Arbeit begriffen zu sehen, hatte an und für sich schon als ein Hauptanziehungspunkt für die Beteiligung an der Reise gedient; daß aber dieses Unternehmen von einem Compatrioten angeregt und ins Werk gesetzt worden, und unter der obersten Leitung eines solchen, der selbst Mitglied unseres Vereins ist, ausgeführt wird, ließ auch den Lokalpatriotismus, der bei uns überhaupt stets eine Rolle spielt, ein besonderes Interesse an diesem Programmpunkte der Reise nehmen. In beiden Beziehungen wurden die damit verknüpften Erwartungen, Wünsche und patriotischen Gefühle in ausgiebigstem Maße zufrieden gestellt. Eine Menge Kähne und ein kleiner Dampfer mit ungarischer Flagge kamen alsbald zu unserer Abholung und ungarische Worte begrüßten uns bei der Landung. Dies und die ringsum herrschende Thätigkeit konnte einen Augenblick vergessen machen, daß man so fern der Heimat in einem öden Winkel eines unbekannten Landes war.

Um nach Möglichkeit der Gesellschaft die Besichtigung der Arbeiten auf der ganzen Strecke zu erleichtern, waren alle vorhandenen Beförderungsmittel in Bereitschaft gesetzt, und derart die Anordnung getroffen, daß für die älteren Herren die aus der ganzen Kolonie beigestellten Wagen, für die zweite Altersklasse aber ein Schotterzug und die freie Benützung der selbsteigenen Fortbewegungsmittel dienen sollten, von welch' letzteren übrigens teilweise auch alle Gebrauch machen mußten, wo die Unebenheit des Terrains eine Annäherung zu Wagen nicht erlaubte. So gelangten wir, begünstigt vom schönsten Wetter, ohne sonderliche Beschwerde bis zum anderen Ausgangspunkte des projektierten Kanals am Korinthischen Meerbusen.

Hier war von der Bauunternehmung, als deren Gäste wir betrachtet wurden, für eine kleine Labung durch vorzügliches Schwechater Bier, feine Liköre und Südfrüchte Sorge getragen, nach welcher — in formeller Erledigung der programmmäßig hier abzuhaltenden Wanderversammlung — vom Vereinsmitglied Bela Gerstner, Ingenieur-en-Chef und Vertreter der Kanalgesellschaft, ein Vortrag über die Geschichte des Kanalbaues gehalten wurde, dem in kurzem folgendes zu entnehmen war:

Die Verbindung des Aegäischen und Jonischen Meeres wurde schon im Altertum zu wiederholtenmalen geplant, und von Nero auch in Angriff genommen. Seitdem ruhte die Idee 1800 Jahre, bis der ungarische General Türr dieselbe im Jahre 1856 wieder aufnahm, und im Jahre 1881 von der griechischen Regierung die Konzession zur Durchstechung der Landenge erhielt. 1882 konstituierte sich unter dem Vorsitz des genannten Generals die „Internationale Gesellschaft des Kanals von Korinth" (Société Internationale du Canal Maritime de Corinthe) mit einem Kapital von dreißig Millionen Franken in 60,000 Aktien à 500 Fr., welche die innerhalb vier Jahren zu erfolgende Ausführung der Arbeiten einer französischen Generalunternehmung für den Pauschalbetrag von 24,600,000 Fr. übergab.

Die für die Anlage des Kanals gewählte Stelle ist dieselbe, welche Nero in Aussicht genommen hatte, wie eine Anzahl noch von damals herrührender Schachte bezeugt, und hat eine Länge von 6342 m. Die Breite der Kanalsohle ist auf 22 m., die Tiefe unter dem niedrigsten Wasserstand auf 8 m. bestimmt. Die Einfahrtstellen werden eine Breite von 100 m. an der Sohle erhalten. An beiden Ausmündungen des Kanals sind die Meere ruhig und schon 200 m. vom Ufer von genügender Tiefe. Die Schwankungen betragen auf der Seite von Korinth nur 12—60 cm., im Golf von Aegina nur 4—20 cm.

Die Höhe des ganzen Durchstiches ist sehr verschieden. Bei Kalamaki zuerst eine Ebene von 600 m. Anschwemmung und Felsen; weiterhin 4,5 Km. ein Bergrücken von 40 bis 80 m. Höhe, zur Hälfte aus Sandstein und weichem Kalk bestehend; nach Korinth zu wieder eine Ebene von 1,25 Km. Die größte Höhe über der Sohle 86,79 m., im Mittel 45 m.

Die Böschungen werden von $^2/_1$—$^1/_{10}$, je nachdem Sand oder massiver Felsen, der infolge der herrschenden Trockenheit an der Luft erhärtet, wie an den vor 1800 Jahren getriebenen Schachten des Nero zu sehen.

Die aus dem bergigen Teile zu fördernde und auf weite Entfernung zu transportierende Materialmenge beläuft sich auf zirka 8 Mill. Kubikmeter. Die ganze Erdbewegung auf 9,835,000 Kubikmeter.

Die Arbeiten, die an vielen Stellen in vollem Zuge, sind wesentlich zweierlei Art. An den Endpunkten verrichten große Baggermaschinen die Aushebung des Materials, nachdem dasselbe, wo nötig, zuvor mittelst Dynamits bis zur Sohle abgesprengt worden. In der Höhe von 50 m. sind zwei Längsstollen geschlagen mit Eisenbahnanlagen auf denen 4 Lokomotiven mit einigen Hundert Wagen den Abraum wegschaffen, der meist durch eine große Anzahl senkrechter Schachte direkt in die Waggons gestürzt und von den Zügen an die Ablagerungsplätze geführt wird.

Bei Benützung des Kanals von Korinth werden die aus dem Adriatischen Meere kommenden Schiffe 342 Km., diejenigen aus dem Mittelmeer 178 Km. gewinnen. Die letzteren werden hierfür 50 Centim per Tonne, die ersteren 1 Fr. per Tonne, und für die Reisenden auch je 1 Fr. zahlen. —

Reichlicher Dank lohnte den Vortragenden, und nun wurden beim Rückweg mit doppeltem Interesse die Arbeiten betrachtet, durch welche ein neues Baudenkmal des 19. Jahrhunderts und nicht der geringsten eines, hergestellt werden wird.

Vor der Rückkehr wurde jedoch auch noch der Kulturarbeiten gedacht, die bereits vor Jahrtausenden hier ausgeführt worden, leider aber nur noch in wenigen Trümmerresten zu erkennen sind. Korinth gehörte zu den ältesten Staatenbildungen Griechenlands und war eine der fruchtbarsten in Gründung von Kolonien, durch welche griechische Bildung sich über den damaligen Erdkreis verbreitete.

Akrokorinth, von den Römern im Jahre 146 v. Chr. erobert, und, nachdem die schönsten Kunstwerke gerettet, um sie nach Rom zu schaffen, zerstört, wurde 1000 Jahre später durch ein Erdbeben in einen Trümmerhaufen verwandelt. Einige Kilometer nördlich davon ist seitdem Neukorinth entstanden.

Bei der Rückkunft nach Kalamaki erwartete uns ein Gabelfrühstück, bei dem die gegenseitigen Begrüßungen in ungarischer und französischer Sprache mit den üblichen Toasten stattfanden, in denen ja die Ungarn von keiner Nation der Welt übertroffen werden. Die gehobene Stimmung steigerte sich dabei zur Begeisterung, wenn es galt, die Frauen und Töchter zu lobpreisen, welche ihre Männer in diese Einöde begleitet hatten, und jetzt gleichfalls bei der Tafel erschienen waren.

Nach dem Frühstück zerstreuten sich die Reisenden, um ihren besonderen individuellen Neigungen entsprechend die Nachmittagsstunden zu verbringen. Ein Teil studierte jetzt eingehender die verschiedenen Maschinen und Vorrichtungen, welche hier für die kolossale Erdbewegung in Anwendung waren; ein anderer Teil suchte auf verschiedenen Wegen die Stellen auf, wo vor Jahrtausenden die berühmten isthmischen Spiele gefeiert wurden, oder die Reste der einst von Meer zu Meer geführten Mauer; einige dehnten ihren Spaziergang selbst nochmals bis Korinth aus; die Rüstigsten waren auch wohl an allen drei Orten nach einander zu treffen. — Die größte Anziehung übte aber doch die historisch-denkwürdige Stelle aus, wo zu Poseidons Feste sich ganz Griechenland versammelte.

Wenige Mauerreste nur bezeichnen dieselbe, die keine Möglichkeit bieten sich darnach ein Bild von den vorhanden gewesenen Bauten zu machen. Die Lage des Theaters allein glaubt man noch bestimmen zu können:

Wo Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da.

Alles jetzt baumlose Steinwüste. Aufmerksam gemacht von befreundeter Seite, versäumte der Verfasser nicht, den die Umgebung überragenden Bergkegel zu besteigen, von wo man nach beiden Seiten die Meere übersieht. Aber von dem, was den Blick der alten Griechen hier entzückte, keine Spur:

„Nicht winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wanderers Blicken
Und in Poseidons Fichtenhain"

kann niemand mehr von frommem Schauder erfaßt werden. Dagegen könnte es einem einsamen Wanderer auch heute noch widerfahren, „plötzlich von Räubern oder Mördern seinen Weg gesperrt zu sehen," und ist, es jedenfalls ratsamer, statt „eines leichten Stabes", wie weiland Ibykus, einen sechsläufigen Revolver bei sich zu führen, denn:

„Man ruft die Menschen an, die Götter,
„Das Flehen dringt zu keinem Retter
„Wie weit man auch die Stimme schickt,
„Nichts Lebendes wird dort erblickt."

Konzentrieren wir uns auch wieder nach rückwärts, und zwar sofort bis unter das gastliche Dach unserer freundlichen Wirte, wo beim splendiden Diner die heitere Stimmung bald wieder in launigen und schwungvollen Toasten zum Ausdruck gelangte. Für den Abend war die ganze Gesellschaft von den Damen zum Thee geladen.

Etwas entfernt vom Arbeitsplatz, dicht am Meere, lag die mit allem Komfort versehene Wohnung des Gastgebers, die bei Anbruch der Dunkelheit, durch bunte Lampions erleuchtet, sich prächtig vom Meere abhob und in demselben widerspiegelte. Eine stattliche Anzahl der Mitglieder war in den hell erleuchteten Räumen der hübschen Wohnung erschienen, wo bald nach den Klängen der Zimbal die Paare zum Csardás antraten. Wer nur aus Höflichkeit der Einladung gefolgt, zog es vor, sich bald wieder zu verabschieden und auf das Schiff zurückzukehren. Die Uebrigen aber hielten Tanz und Becherklang bis in die Morgenstunden hinein gefesselt und nur die auf früh 4 Uhr festgesetzte Abfahrt hatte vermocht, dem Vergnügen eine Grenze zu setzen.

Beim ersten Morgengrauen lichtete der „Saturn" die Anker.

Die Eiszeit und deren Beziehungen zu der Bildung des norddeutschen Tieflandes.

Eine Kritik der Hypothese Torrels.

Von Theod. Overbeck in Hamburg.

(Schluß.)

Gegen die Annahme, daß unsere Gegend längere Zeit Meeresboden gewesen, spricht außerdem die auffallende, sonst gar nicht zu begreifende Thatsache des gänzlichen Fehlens von Meeresorganismen. Man hat allerdings bei Blankenese, Stade und an vereinzelten anderen Punkten im Diluvium alte Austernbänke mit Ostrea, Cardium, Mytilus ꝛc. entdeckt, aber alle diese Punkte liegen der heutigen Küstenregion so nahe, daß sie eigentlich nicht zu rechnen sind. Das Gleiche gilt von einem sporadischen Funde bei Bromberg. Alle diese Fundorte liegen im Gebiete großer Ströme, an alten Meeresbuchten.

Niveauschwankungen haben seit jener Zeit sicher einige stattgefunden, aber verhältnismäßig geringe würden auch auch heute noch die Ost- und Nordsee stellenweise in den Flußbetten tief in das Land einschneiden lassen. In dem eigentlichen Innern Norddeutschlands findet man keine Spur einer ehemaligen marinen Fauna.

Die nordischen Eismeere bergen auch heute noch in ihren Fluten ein so reiches Leben, daß unser Gebiet, wäre es wirklich zu jener Zeit Meeresboden gewesen, mit Trümmern förmlich übersäet sein müßte.

Ich habe reichlich 20 Jahre lang unser nordwestdeutsches Diluvium, vorzugsweise die Lüneburger Haide bis Harz und Deister, die Unterelbe, Lauenburg und Teile von Mecklenburg untersucht, habe Hunderte von Kiesgruben und Durchstichen bei Eisenbahn- und Wegebauten, Ziegeleigruben ꝛc. hinsichtlich ihrer Bildung, Lagerung und ihrer Einschlüsse auf das genaueste durchforscht, aber, außer den vorhin erwähnten Austernbänken ꝛc., nie eine Spur von diluvialen Meeresorganismen gefunden. Versteinerungen älterer Formationen finden sich dagegen in Menge. Auch Gletscherspuren finden sich, wie bereits erwähnt, allerdings nur an einzelnen Stellen und nur nahe an der Oberfläche. Sehr oft dagegen fand ich unwiderlegliche Beweise einer sehr starken Wasserströmung aus nördlicher Richtung.

Im Inneren der horizontalen Diluvialschichten, oft 40 bis 50 Fuß unter der heutigen Oberfläche, fanden sich nämlich durch Rollung scharf abgeschliffene, erratische Blöcke, die unter sich oft Hunderte von kleinen Steinen lagern hatten. Diese Haufen kleiner Steine setzten sich stets zungenartig in südlicher Richtung von dem großen Blocke fort. Es liegt klar auf der Hand, daß nur stark, aber allmählich langsam strömendes Wasser diese Erscheinung hervorrief. Anfänglich rollte der heftige Strom den großen Block auf dem Grunde des Wassers hin; nach einiger Zeit war die schwächer werdende Strömung hierzu nicht mehr imstande, der Block blieb liegen, aber die leichteren Sand- und Schlammmassen seiner Umgebung und Unterlage wurden noch losgelöst und fortgeführt. Infolge der Fortwaschung seiner Basis senkte sich der Block immer tiefer, hierbei aber sämtliche kleinere Steine, die im Schlamm und Thon unter ihm eingebettet lagen, durch Pressung gegen den Grund festhaltend. Während die leicht beweglichen Massen fortgeführt wurden, blieben die Steine, festgeklemmt, notgedrungen liegen. Hinter dem Block, also in der Richtung nach welcher das Wasser strömte, bildete sich ein Dreieck oder richtiger gesagt ein Halbkegel ruhigen Wassers; auch hier mußte sich selbstredend eine Anhäufung von Steinen erzeugen.

Den instruktivsten dieser Blöcke fand ich im Herbst 1882 auf dem Ostende des Schwarzenberges bei Harburg, woselbst das Diluvium behufs Anlage einer neuen Straße zirka 10 m. tief abgetragen ward. Im Ganzen habe ich diese Erscheinung 15—20mal beobachtet; undeutliche Spuren finden sich sehr häufig. Soviel mir bekannt, ist auf diese wichtige und hochinteressante Erscheinung noch niemals hingewiesen worden; sie ward wohl meistens übersehen.

Durch Vorstehendes erklärt sich auch ungezwungen die eigentümliche Schichtung des sog. mittleren, Geschiebe führenden Diluviums. Mächtige Schichten von Lehm, Thon und Sand mit gar keinen oder doch nur wenigen Geröllen wechseln meistens ab mit Schichten von geringer Mächtigkeit, welche fast nur aus Rollsteinen bestehen. Diese Rollsteine lagen ursprünglich regellos in den Thonlagern locker eingesäet; solange die Fluten mächtig strömten, wirbelte alles durcheinander, zu einer Schichtung kam es nicht; sobald aber die Gewalt der Strömung sich derart gemäßigt hatte, daß sie nicht mehr fähig war, die

Steine fortzurollen, ward nur noch der leichte Sand und der geschlemmte Thon fortgeführt, oft wohl Lager von großer Mächtigkeit; alle oder doch fast alle darin ursprünglich befindlichen Steine aber senkten sich mehr und mehr und lagerten sich zuletzt in einer Ebene, dem Grunde der Gewässer bei Beendigung der Katastrophe, ab. Daraus aber, daß derartige, meistens wenig dicke, horizontale Steinschichten mehrfach mit Sand- und Lehmschichten von meistens erheblicher Mächtigkeit wechsellagern, folgt wieder, daß es nicht eine einmalige gleichmäßig zu- und abnehmende Ueberflutung war, welche unser Diluvium auftürmte, sondern daß verschiedene, auf einander folgende Wasserstöße dieses bewirkten.

Das sogen. untere Diluvium besteht meistens, wenigstens in unserem Nordwestdeutschland, aus dunklen, oft felsenharten Thonlagern von 400—500 Fuß und mehr Mächtigkeit, der vermeintlichen Grundmoräne des Riesengletschers Torrels. Ein mir befreundeter Fabrikant abessinischer Brunnen, welche jetzt in unserer Gegend vielfach angelegt werden, hat oft versucht, diese im Innern völlig wasserlose Thonschicht zu durchbrechen, was ihm meistens erst bei 400 Fuß Tiefe, zuweilen auch gar nicht gelang. Diese Thonmassen sind mit Bruchstücken von Steinen und Versteinerungen aus fast allen Formationen, von der Grauwacke bis zur Tertiärformation, dicht besäet. Daß wir es hier nicht mit einer Grundmoräne zu thun haben, beweist wohl schon ihre Mächtigkeit; die Grundmoränen der größten Alpengletscher haben durchschnittlich nur eine Mächtigkeit von wenigen Metern bei einer verhältnismäßig sehr geringen Breite. Ich halte unser unteres Diluvium für das Resultat des ersten gewaltigen Anpralles der nordischen Fluten, welche das Material großer Länderstrecken fortführten und bei uns ablagerten.

Das mittlere Diluvium ward durch die später folgenden kleinen Katastrophen gebildet; das obere, geschiebefreie Diluvium ist kein Diluvium, ist nicht durch Wasser, sondern durch Luftströmungen aufgetürmt.

Es ist wohl kaum nötig, zu erwähnen, daß diese Einteilung in unteres, mittleres und oberes Diluvium in der Praxis oftmals nicht klar durchzuführen ist, da die verschiedenen Etagen in einander übergehen, an verschiedenen Orten nicht selten aus verschiedenem Materiale zusammengesetzt oder durch spätere Einflüsse verändert sind; immerhin halte ich diese alte Gruppierung noch für die brauchbarste, den Thatsachen am meisten Rechnung tragende.

Da ich glaube, mit gutem Rechte die Torrel'sche Lehre von dem Riesengletscher, der allgemeinen Eisbedeckung des nördlichen Mitteleuropa's, in das Reich der Fabeln verweisen zu können, auch glaube sehr triftige Gründe gegen die Lehre, nach welcher dieses Gebiet lange Zeit Meeresboden gewesen, vorgebracht zu haben, die Wirkungen einer großen Gewalt in unseren Diluvialbildungen aber klar vor Augen liegen, so bleibt offenbar nur noch die vorhin bereits erwähnte eine Ursache über eine oder wahrscheinlich mehrere, verhältnismäßig nur kurze Zeit währende, ganz riesenhafte Fluten, die aus den arktischen, damals durch eine Landbrücke nach Grönland eingeengten und von dem Atlantischen Ozean getrennten Meeren durch das Weiße Meer und die jetzige Ostsee hervorbrachen. Diese Gewässer überfluteten das auch damals wohl schon tief liegende Gebiet, welches sie hierbei so gut wie völlig zerstörten, hierbei sogar kleinere Gebirge, einige Ostsee-Inseln, Rügen, speziell bei uns die Rüdersdorfer, Segeberger und Lüneburger Kalkberge, teilweise durchbrachen und abtrugen, worauf sie erst am Fuße des mitteldeutschen Gebirgslandes Halt machten. Daß eine derartige Flut keine Flut klaren Wassers, sondern mehr eine mit unendlichem Materiale und, da sie aus hohen nordischen Breiten kam, auch mit großen Eismassen, Eisfeldern und Eisbergen beladene, in den unteren Partien dick-, an der Oberfläche dünnflüssige Schlammflut von hohem spezifischem Gewichte war, braucht eigentlich wohl kaum erwähnt zu werden.

Eine derartige Flut erklärt alle sonst rätselhaften Erscheinungen leicht und ungezwungen: die starke Schleifung und Rollung fast aller unserer norddeutschen Geschiebe, die riesigen Thon- und Sandablagerungen, die völlig wagrechte Schichtung, welche eintreten mußte, und zwar sehr schnell eintreten mußte, sobald eine Stauung und Beruhigung des Wassers eintrat. Da die Gewässer aus einer verhältnismäßig geringen Einströmungsöffnung sich mehr und mehr über große Gebiete ausdehnten und demnach schnell an Gewalt abnahmen, so mußte ihr Abströmen nach der Nordsee langsam und ruhig, wenigstens viel langsamer und ruhiger wie ihr Zuströmen, erfolgen.

Als Zeitpunkt dieser Ueberflutung ist das Ende der Eiszeit zu betrachten. Beweisend hierfür sind die Reste der Tier- und Pflanzenwelt der Eiszeit, welche sich in Norddeutschland finden. Es ist ganz unzweifelhaft eine im höchsten Grade auffallende Erscheinung, daß, soweit sich die eigentlichen nordischen Diluvialbildungen erstrecken, unbeschädigte Reste von Tieren der Eiszeit sich so gut wie gar nicht finden, wenigstens weit seltener finden als in Mittel- und Süddeutschland, Frankreich und der Schweiz.

Pflanzenreste finden sich weit häufiger, doch ist es gerade bei diesen wegen der Uebereinstimmung der Arten mit denen der heutigen Flora meist kaum möglich, bestimmt zu behaupten, daß sie dem Diluvium angehören.

Meistens werden dieselben wohl einem alten Alluvium entstammen. Findet man aber einmal Reste von Tieren, so sind es fast stets Trümmer, zu Geröllen abgeschliffene Knochenfragmente, ab und zu wohl einmal einzelne Knochen und Zähne.

Diejenigen Punkte Norddeutschlands aber, welche schöne und viele Stücke lieferten, z. B. Westeregeln bei Magdeburg, liegen schon so hoch und geschützt und dem mitteldeutschen Gebirgslande nahe, daß die eigentlichen Diluvialfluten sie entweder gar nicht mehr oder doch nur in sehr geringem Maße erreichen konnten. Die am besten

erhaltenen, aber immerhin doch sehr defekten Reste von Landtieren der Eiszeit fanden sich im eigentlichen Tieflande noch in der Nähe ehemaliger Gletscher, also an den höchsten Punkten, z. B. Cervus megaceros bei Uelzen. Die hohen Punkte gewährten selbstredend den Tieren längere Zeit Schutz gegen die heranbrausenden Fluten als die tieferen Stellen. Sobald auch die Höhen durch die steigenden Gewässer überspült wurden, häuften sich an diesen strandende Eismassen auf, welche den Körpern ertränkter Tiere Schutz, wenigstens mehr Schutz gewährten, als es das von tosenden Gewässern überflutete, mit durcheinander wirbelnden Stein- und Schlammmassen überdeckte tiefere Land vermochte.

Die Reste der Tiere und Pflanzen jener Zeiten sind demnach, wie schon erwähnt, im eigentlichen echten Diluvialgebiete sehr selten. Vergebens sieht man sich nach Knochenhöhlen, Knochenlagern, ganzen und unverletzten Schädeln und Skeletten vom Mammut, Riesenhirsch, Bären u. s. w. um.

Am häufigsten, wenn auch immer noch sehr selten, finden sich Reste vom quaternären Pferde. Ich besitze aus unserer Gegend einen Atlas, einige Zähne und einen Oberschenkel; hinsichtlich des letzteren ist es jedoch noch zweifelhaft, ob er wirklich dem Diluvium und nicht etwa dem Alluvium entstammt. Unzweifelhaft echt diluvial ist dagegen ein schön erhaltener Kiefer von Hypudaeus amphibius, welcher dem unteren, felsenharten Diluvialthone des Wilstorfer Berges bei Harburg (20 m. unter der alten Oberfläche) von mir selbst entnommen ward.

Nach diesem erscheint, oberflächlich betrachtet, das noch jetzige Vegetieren einiger Pflanzen der Eiszeit in unseren norddeutschen Meeren, z. B. von Cornus suecica, rätselhaft. Man sollte meinen, eine derartige Katastrophe müsse, gerade wie die Tierwelt, auch die Pflanzenwelt, vor allem der tiefliegenden Moore, zerstört haben. Diese Annahme ist jedoch entschieden nicht richtig. Eine im Schlummer befindliche Pflanze ist erheblich widerstandsfähiger als ein atmendes Tier, welches sehr schnell getötet wird. Eine ziemliche Anzahl nordischer lebender Pflanzen wird sicherlich auch auf schwimmenden Eisfeldern und Eisbergen geschützt mitgeführt, hier abgelagert und nach dem Schmelzen der Eismassen eingesamt sein.

Ich kann bei diesem Punkte nicht umhin, noch darauf hinzuweisen, wie sehr die augenblicklich modernen Lehren der Geologie über unsere norddeutsche Ebene der Logik entbehren. Erstens nämlich muß ein Riesengletscher herhalten um das Material Norddeutschlands herbeizuschleppen; die ältere, allerdings ebenfalls nicht korrekte Hypothese einer langen Bedeckung durch das Meer, des Herantreibens und Auftauens großer, mit Schutt und Trümmern bedeckter Eisfelder wird als völlig unhaltbar hingestellt und als Hauptargument das Vorkommen nordischer Pflanzen, welche durch eine Ueberflutung mit salzigem Meereswasser sicher und vollständig ausgerottet sein würden, hingestellt. Nun ist aber ein Gletscher leider nicht imstande Gerölle zu erzeugen; man nimmt, um dieses zu erklären, da man sich eben nicht anders zu helfen weiß, eine mehrmalige lange Meeresüberflutung an. Also heute spricht man so und morgen anders, gerade wie man es für den Augenblick bedarf. Ich hätte wohl kaum nötig, nochmal ausdrücklich zu erwähnen, daß ich das Vorkommen nordischer Pflanzen als einen wirklichen Beweis gegen die Hypothese einer ehemaligen, längere Zeit währenden Meeresbedeckung Norddeutschlands, die Lehre von einer solchen Ueberflutung aber als mit den Beobachtungen und Thatsachen völlig unvereinbar betrachte.

Bis hierher wird wohl kein unparteiischer, die vorliegenden Verhältnisse aus eigener, gründlicher Anschauung kennender Geologe ernsthafte Einreden erheben, denn selbst die Größe mancher Gerölle ist ohne irgend welchen Belang, da einesteils, wie bereits erwähnt, nicht klare Wasserströme, sondern mächtige Schlammströme von großer Tragfähigkeit in Frage kamen und dann auch noch Eisfelder und Eisberge eine große Rolle spielten. Aber jetzt kommt der noch dunkle Punkt und das ist die Ursache dieser großen, plötzlichen Fluten. An der Ueberflutung selbst ist nach vorstehendem nicht zu zweifeln, ihre Spuren liegen zu offenkundig vor Augen.

Aber was gab den Anstoß zu dieser mächtigen Wasserversetzung?

Ich muß offen gestehen, daß ich unter den drei nur möglichen Faktoren bis jetzt keinem einen bedeutenden Vorzug einräumen möchte, wenngleich mir ein Vorgang, ähnlich wie ihn d'Adhemar in seiner Lehre von der Periodicität der Eiszeiten darstellt, als der wahrscheinlichste vorkommt. Es dreht sich um eine für uns bis jetzt noch unerklärte großartige Erscheinung, zu deren Aufklärung ganz eingehende Untersuchungen an den nördlichsten Punkten Europa's und in hohen nordischen Breiten, im Eismeere und auf dessen Inseln, unbedingt erforderlich sind.

Außer dieser erwähnten Ursache können auch noch gewaltige plutonische Vorgänge, ähnlich denen des vorigen Jahres in der Sundastraße, im Eismeere stattgefunden haben; daß die vulkanische Thätigkeit im hohen Norden noch durchaus nicht erloschen ist, beweist die Insel Island; auch die Hunderte von Fußen über- und voneinander abliegenden, alten Strandlinien Norwegens deuten nach neueren Untersuchungen mehr auf ein sprungweises als ein allmähliches Steigen und Fallen der Wassermassen des Ozeans hin, da bei langsamem Steigen oder Fallen an den Abhängen der Gebirge sich nicht eine oder zwei Strandlinien, sondern eine richtige Strandfläche mit deutlichen Spuren der ehemaligen Brandung hätte bilden müssen. Derartige sprungweise Verschiebungen des Meeresniveau's oder des festen Landes um Hunderte von Fußen in vertikaler Richtung können aber nur durch erhebliche plutonische Vorgänge hervorgerufen sein.

Die dritte Theorie ist die des Dänen Forchhammer,

welcher unser Diluvialphänomen auf den in südlicher Richtung erfolgten Durchbruch eines an der Stelle unseres jetzigen Weißen Meeres und der nördlichen Ostsee befindlichen, hochliegenden Binnenmeeres von zirka 4000 Q.-M. Fläche ableitet. Wie bereits erwähnt, wage ich nicht, mich bestimmt für eine dieser drei Hypothesen auszusprechen; unsere Kenntnis ist in dieser Hinsicht noch zu lückenhaft, doch scheint mir die beachtenswerteste die erste zu sein, wenigstens diese der Wahrheit am nächsten zu kommen.

Es wird vielleicht auffällig erscheinen, daß ich die Gletscherspuren, welche sich in riesenhaftem Maße in Nordamerika finden sollen und von Torrel als eine Hauptstütze seiner Hypothese betrachtet werden, bis jetzt ganz mit Stillschweigen übergangen habe. Als gewissenhafter Berichterstatter kann ich aber nicht anders. Ich selbst kenne weder die in Frage kommenden Gebiete Nordamerika's aus eigener Anschauung, noch kenne ich die Entdecker dieser Gletscherspuren anders als den Namen nach. Ich habe mich leider überzeugen müssen, daß auch über unser Norddeutschland vieles berichtet ward, was den Thatsachen durchaus nicht entspricht; derartige Erfahrungen machen vorsichtig. Weit entfernt, an der Wahrheitsliebe jener Berichterstatter zu zweifeln, kann ich doch nicht umhin, zu bemerken, daß es mir wegen der großen Entfernung und des nötigen Gefälles von 3° sehr unwahrscheinlich erscheint, daß Nordamerika einst durch eine Eisflut von Grönland aus überströmt ward. Es ist deshalb wohl richtig, wenn ich das Glazialphänomen Nordamerika's hier nicht weiter berühre.

Ich bin fest überzeugt, den der Torrel'schen Hypothese huldigenden Geologen eine Anzahl Gegengründe vor die Augen geführt zu haben, deren Widerlegung wohl sehr schwierig, ja nach meiner, vielleicht fehlerhaften Ansicht unmöglich sein dürfte. Mein Hauptbestreben ist, die Wahrheit zu ermitteln, und es wird mir deshalb eine jede sachliche und logische Kritik — und sei sie noch so abfällig — erwünscht sein. Damit sich aber eine derartige Kritik auch gegen die Hauptpunkte und nicht, wie man das so häufig findet, gegen Nebensachen unter Umgehung der Hauptpunkte wendet, halte ich es für nötig, diese Hauptpunkte nochmals kurz aufzuführen. — Es sind:

1. Das Gefälle der Gletscher von mindestens 3 Grad.

2. Allgemeine Schleifung und Abrundung unserer nordischen Geschiebe.

3. Mächtigkeit des unteren Diluviums, der sogen. Grundmoräne.

4. Fehlen wirklicher Moränen mit kantigen, sowie einseitig abpolierten oder geritzten Stücken.

5. Seltenheiten von Tierresten der Eiszeit im nördlichen Deutschland.

Diese fünf Punkte betrachte ich als die Hauptgründe gegen die Hypothese der ehemaligen allgemeinen Vergletscherung Norddeutschlands und Rußlands und für die Entstehung derselben durch riesige Fluten, und ich bitte deshalb Andersdenkende, auf diese ihr Hauptaugenmerk zu richten. Sollten dieselben mich durch wirkliche Gründe und logische Schlüsse eines besseren belehren, es würde mir recht sein. Sollten sie aber hierzu nicht imstande sein — und ich bin von der Unmöglichkeit, Torrel's Hypothese aufrecht zu erhalten, überzeugt — so würde ich mich glücklich schätzen, das Unhaltbare einer solchen Lehre, die bei ihrer fast allgemeinen Anerkennung der Klarheit der Anschauung bei einer solch' wichtigen Frage so störend entgegentritt, nachgewiesen zu haben.

Annam, Land und Volk.

(Fortsetzung.)

Bevölkerung. Man schätzt die Bevölkerung von Annam auf etwa 2 Millionen, was ungefähr 99 Menschen auf den Quadratkilometer machen würde. Sie ist sehr dicht in der Nähe der Hauptstadt und in den Reisgegenden, aber auch sehr dünn gesäet in den Berggegenden, und in gewissen sandigen Regionen gleich Null. Die Annamiten sind vorwiegend Fischer und Ackerbauer. Jede Familie hat gewöhnlich mehrere Kinder, aber die Pocken, welche alljährlich in einer gewissen Zeit herrschen, raffen diese in Menge im zartesten Alter hin. Man hofft durch Einführung der Impfung, gegen welche die Eingeborenen nur wenig Abneigung bethätigen, diesem Uebel steuern zu können.

Im Gebirge leben noch Stämme von Wilden, welche von den eigentlichen Annamiten sehr verschieden sind, denen sie lange tributpflichtig waren. Die einzigen ethnographischen Messungen, welche wir seither besaßen, sind diejenigen, welche Harman in 1877 im zentralen Teile des Gebirges vorgenommen hat, und diejenigen des Dr. Neïs in den Bergen von Binh-Thuanh vom Jahre 1882. Diese Moïs, welche je nach den Stämmen verschiedene Namen tragen, scheinen zu derselben, mit der malayischen Rasse einigermaßen verwandten Menschenfamilie zu gehören. Sie haben einen kräftigen Wuchs, geschmeidige Glieder, freie breite Brust, geradestehende Augen und kupferrote Haut, sie reden Sprachen, welche vom Sanskrit abgeleitet sind; einige haben sogar eine Silbenschrift. Im Norden von Annam bezeichnet man sie mit dem Sammelnamen der Müongs. Ihre Sitten sind je nach den Stämmen sehr verschieden; die einen sind von einer an Schüchternheit grenzenden Sanftmut; andere dagegen bethätigen einen kriegerischen Geist, welcher ihre Nachbarn, die Annamiten, schon oft beunruhigt hat; so die Stämme der Giaharis und Banharen, diejenigen von Kwang-Nam und die Stämme der Müongs von Tran-Ninh und Tehanh-Hoa.

Die Chinesen waren vor dem Vertrag von 1882 in Annam sehr häufig und hatten den ganzen auswärtigen Handel in Händen; seit der Erklärung der Küstenblokade haben sie zwar sehr abgenommen, aber es ist noch eine ziemliche Menge von ihnen vorhanden.

Als hauptsächlichste Mittelpunkte der Bevölkerung kann man in Annam zunächst die Hauptstadt Hüé und die Handelsstadt Faï-fo, Provinz Kwang-Nam, bezeichnen. Außerdem scheinen noch die Hauptorte der Provinzen bedeutend zu sein, allein es fehlt ganz an statistischen Anhaltspunkten über diesen Gegenstand. Hüé ist eine befestigte Stadt, bestehend aus der Zitadelle und der Handelsstadt; die Bevölkerung lebt beinahe ganz innerhalb der Stadtmauern und wird auf 40,000 Seelen geschätzt. Sie besteht 1) aus dem Hof und seinen Beamten; 2) aus den annamitischen Soldaten, welche weitaus die Mehrzahl bilden, und 3) aus den Handelsleuten, welche sich vorzugsweise mit dem Verkauf der fremden Einfuhrartikel befassen. Die Stadtmauer von Hüé ist etwa um 1795 durch den Genie-Obersten Ollivier begonnen worden, der zu der Kommission von Ingenieuren gehörte, welche Ludwig XVI. 1787 nach Gia-Long gesandt und die Annam und Tongking mit den aus Backsteinen erbauten bastionierten Zitadellen versehen hat, sicherlich ohne zu ahnen, daß diese Vesten dereinst gegen ihre Landsleute gebraucht werden würden. Hüé hat eine beinahe viereckige Gestalt; jede Seite der aus vorzüglichen Backsteinen erbauten Stadtmauer hat eine Länge von 2 ½ Km. und umfaßt sechs Bastionen. Diese einfache Thatsache vermag einen Begriff von der Wichtigkeit der Riesenarbeit zu geben, welche die Annamiten in weniger als fünf Jahren vollendet haben.

Faï-fo ist die bedeutendste Handelsstadt von Annam und vorzugsweise ein Zentrum der chinesischen Bevölkerung, welche ungefähr 12,000 Seelen umfaßt. Sie verdankt ihr Gedeihen ihrer ausnehmend günstigen Lage an einem Wasserlauf, welcher für die großen Dschonken hinreichend tief ist und sich durch drei sehr voneinander entfernte Mündungen in's Meer ergießt, nämlich durch den Hüa-Hiep-Hoa, den Gua-Dai und die wichtigste von den dreien diejenige, die sich in die Bay von Turan ergießt, weil sie in einen der besten Ankergründe von Annam mündet. Faï-fo ist überdies der Mittelpunkt des Beckens der Bergwerksregion. Die Punkte, welche offenbar berufen sind, zur größten Bedeutung zu gelangen, sind diejenigen, welche die Franzosen bereits besetzt haben oder noch besetzen dürfen, nämlich Hué, Turan, Kin-Hon und Hüan-Day.

Häfen und Rheden. Das nördliche und das zentrale Annam haben mit Ausnahme von Turan beinahe gar keine Rheden. Die bei Aufzählung der Flüsse schon von uns erwähnten Häfen oder Mündungen sind alle für höhere Kanonenboote und sogar die meiste Zeit für gewöhnliche Kanonenboote unbefahrbar. Die zur Verbesserung dieser Mündungen erforderlichen Arbeiten würden sehr kostspielig sein und ihr Nutzen keineswegs dem Aufwande entsprechen, welchen sie verursachen würden. Im südlichen Annam dagegen gibt es sehr gute Häfen: im nördlicheren Teil finden wir zunächst die Bucht von Kin-hon oder Kwin-hon, welche gegenwärtig ziemlich praktikabel ist, aber sich von Tag zu Tag mehr auszufüllen scheint; weiter hinunter haben wir die kleine Bucht von Kon-Mong und dann diejenige von Hüan-Day, welche von den Franzosen besetzt werden soll, nach der Aussage aller Seeleute ein vorzüglicher Ankergrund, welcher alle nur irgend wünschenswerten Bürgschaften für seine Sicherheit darbietet. Weiter südlich gegen Cochinchina finden wir dann noch die sechs Rheden von Hu-Coh, Binh-Hang, Nai-Trang, Kam-Ranh, Rang und Pamrang, von denen die vier ersten gute Zufluchtshäfen für die Schiffe bilden.

Annam's Zukunft vom kommerziellen Standpunkte aus. Der Handel in Annam läßt sich in drei Hauptzweige teilen: 1) in den örtlichen Handel; 2) in den Tauschhandel mit den Laos-Stämmen, und 3) in die Ein- und Ausfuhr zur See.

Auf allen von mir besuchten Märkten habe ich immer dieselben Proben des örtlichen Verkehrs gesehen: 1) Nahrungsmittel und Landesprodukte, wie Eier, Fische, Hühner, Enten, Schweine, Hunde, Salz, Bataten, Ignamen, Zuckerrohr, Farinzucker, Zuckerwerk, Huoknam, Fadennudeln, Mandelkuchen, Oelkuchen, geschälten Reis, und an einheimischem Obst: Bananen, Mandarinen, Orangen, Kokosnüsse, Brotfrüchte ꝛc. 2) Töpferwaren: gewöhnliches irdenes Geschirr ohne Glasur, gemeines Steingut mit blauer Zeichnung, Krüge, kupferne Kochtöpfe. 3) Kleidungsstücke: Hüte von verschiedener Form, rohe und gefärbte Seidenstoffe, Krepons, Frauenpantoffel, Mäntel aus Strohgeflecht. 4) Verschiedenes: nichtgeschälten Reis, Betel- und Areka-Nüsse, Färberrinde, Büchsen und andere kleine Arbeiten aus Holz, Tabak, Matten und Stricke aus Kokosfasern, plump eingelegte Arbeiten, Kopfkissen aus Tang, Särge — lauter Waren, welche mit Ausnahme von Seidenstoffen und Krepons im allgemeinen nicht ausgeführt werden.

Der Tauschhandel mit den Stämmen der Laos findet auf gewissen Märkten an der Grenze statt, welche von der annamitischen Regierung bestimmt werden. Der wichtigste davon ist der von Kam-lô in der Provinz Kwang-Tri. Die Wilden bringen in den annamitischen Handel Wachs, Honig, Elfenbein, Hörner und Felle von Nashorn, Harz, Fackeln, Adlerholz, Erdnüsse, Sesam, Linsen, Bohnen, Kürbisse, Wassermelonen, Mais u. s. w. Sie nehmen in Tausch dagegen Salz, Reis, Töpferwaren, Mam, Branntwein, Opium, Hacken und andere eiserne Werkzeuge, Glaswaren, Glasperlen u. dgl. m.

Der auswärtige Handel wird meist von den Chinesen betrieben und besteht in englischen Baumwollzeugen, rohen, gefärbten und gedruckten, in Toiletten-Gegenständen, chinesischem Thee, Porzellan, Heilmitteln und Zündhölzchen, Opium u. s. w. Alles dies kommt zum größten Teil aus Hongkong.

Die annamitische Küstenschifffahrt, welche zwischen Tongking, Nge-Ane, Kwang-Nam und dem übrigen Königreiche stattfindet, besteht hauptsächlich in der Einfuhr von Reis nach Annam aus den gedachten Gegenden. Nge-Ane erzeugt auch trefflichen Zimmt, welcher hoch im Preise steht.

Annam scheint zu keiner großen kommerziellen Zukunft bestimmt zu sein, falls man nicht durch einen wohlverstandenen Dienst öffentlicher Arbeiten jene Straßen und Wege entwickelt, deren es noch absolut entbehrt. Die Quelle des künftigen Handels besteht in der Ausbeutung der Schätze des Gebirges an Hölzern, Erzen, Mineralien, Marmor u. s. w. und insbesondere in den Erleichterungen, welche man dem Verkehr mit den Laoten verschafft. Wenn das Land seither unproduktiv geblieben, so ist das vorzugsweise dem Mangel an Verkehrsmitteln zuzuschreiben.

Post- und Telegraphenwesen. Der Postverkehr ist in Annam durch einen Dienst von Postzügen auf der großen Heer- oder Kaiserstraße gesichert, welche, von Saigun bis Hanoi führend, das Land seiner ganzen Länge nach durchschneidet. Diese Route ist in Relais mit Wechselpferden eingeteilt und der Verkehr wird, soweit der Zustand der Straße es erlaubt, durch berittene Kuriere besorgt. Das schon seit langen Jahren bestehende System fungiert ziemlich gut, und man wird sogar überrascht von der Schnelligkeit, mit welcher die Annamiten die Neuigkeiten aus der Ferne erfahren. Der Briefverkehr mit dem Auslande geschieht durch die Paketboote, welche in Turan und Kwin-hon anlegen. Thuan-An wird durch das unterseeische Kabel bedient, welches Haiphong mit Saigun verbindet; ein oberirdisches Kabel verbindet Thuan-An mit Hué. Es gibt also schon gegenwärtig in Annam zwei Telegraphenbureaux und es ist sogar von der Einrichtung eines dritten in Turan die Rede, welches durch eine oberirdische Telegraphenleitung mit Hué verbunden werden soll. Eine Dampferlinie, welche alle vierzehn Tage von Saigun abgeht, bedient die Häfen Turan und Kwin-hon und geht von hier nach Tongking und umgekehrt. Von Saigun gehen die aus Annam kommenden Waren und Korrespondenzen nach Kambodscha durch die Flußpost von Cochinchina oder nach Europa mit den chinesischen Postschiffen. Außerdem können sie von Haiphong aus auch nach China und Japan geleitet werden.

Münzsystem. Die in Annam geltende Münzeinheit ist die Schnur Kupfermünzen, welche 600 Sapeken enthält und sich in 10 Tibus à 60 Sapeken einteilt. Die Schnur Zinkmünzen hat einen viermal geringeren Wert als die Schnur Kupfer, obwohl sie die gleiche Zahl Sapeken enthält. Die Chinesen hatten seit mehreren Jahren falsche Kupfersapeken in Annam eingeführt. Die annamitische Regierung drückte lange wegen der Einführung dieser Münze ein Auge zu, hat sich aber neuerdings anders besonnen und diese Schnüre um ein Drittel ihres Wertes herabgesetzt.

Der spanische oder mexicanische Piaster (amerikanische Dollar) hat seit vielen Jahren hier Kurs; aber sein Wert schwankt je nach der Nachfrage und ebenso je nach der Ruhe des Landes, so daß man sagen kann: Der Kurs des Piasters ist der Barometer der politischen Lage. Der mittlere Wert des Piasters ist 7 ½ bis 8 Schnüre. Weitere Münzen sind die Taëls und ihr Vielfaches die Barren. Ein Silber-Taël hat einen Wert von 15 Schnüren, eine Barre gilt zehn Taëls. Der Goldtaël hat einen Wert von 300 Schnüren; es sind auch Goldbarren im Umlauf, welche zwei und drei Goldtaëls wert sind.

Es gibt im Handelsverkehr keinerlei gesetzlichen Zinsfuß; der übliche mittlere Zinsfuß ist 15 Prozent per Monat.

Die Maßeinheit ist der Tuok = m. 0,472 bis m. 0,487.

Die Flächenmaßeinheit ist das Quadrat-Mau, dessen Seite 150 Tuoks hat und das daher 22,500 Quadrat-Tuoks = ungefähr ½ Hektar, enthält.

Die Gewichtseinheit ist der Pikul, welcher je nach den Provinzen zwischen 62 und 63 Kilos schwankt.

Die Einheit des Flüssigkeitsmaßes ist das Luong-kho, welches 35 Litern gleichkommt und in 26 Teile geteilt ist.

Oeffentliche Arbeiten. Diese sind seither in Annam in der Frohne hergestellt worden, und dieses an sich treffliche System kann die besten Ergebnisse erzielen, wenn es ernstlich angewandt wird. Von den hiermit zu erreichenden Resultaten hat Cochinchina die besten Beweise abgelegt; nur ist es unerläßlich, die Anwendung desselben ernstlich zu beaufsichtigen. Dies wird gegenwärtig folgendermaßen betrieben: ist eine Arbeit beschlossen, so werden alle Dörfer der Umgebung zusammenberufen, um dieselbe auszuführen; die Reichen streiten sich mit dem die Arbeit beaufsichtigenden Mandarin um den Preis herum, durch dessen Bezahlung sie von der Arbeit entbunden werden sollen; von den 25 zusammenberufenen Dörfern sagen sich dann 20 auf diese Weise von der Frohne los und nur die vier oder fünf ärmsten müssen die Arbeit ausführen. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß der Staat niemals einen Pfennig von den erhobenen Loskaufsgeldern sieht. Man begreift, daß bei einem derartigen System die vollendeten Arbeiten immer in der elendesten Weise ausgeführt werden und nur selten ihrem Zweck entsprechen. Wenn man daher hinfort irgend ein kommerzielles Resultat erreichen will, so muß jede unternommene öffentliche Arbeit von einem Europäer kontroliert werden. Die Anforderungen des Kriegs, der Geldmangel und die überwiegende Unthätigkeit der annamitischen Regierung haben seit mehreren Jahren jede Art von Arbeit im allgemeinen Interesse verhindert. Die vorhandenen Brücken fallen in Trümmer, die große Heerstraße, der Kaiserweg, wird nicht mehr unterhalten, die schlechten Nachbarwege existieren nur noch in der Erinnerung, und man findet nur am Eingange der Dörfer noch einige Spuren davon, aber sie sind die meiste Zeit über nur armselige Pfade.

Die erste Arbeit, deren gebieterische Notwendigkeit sich jedem aufdrängt, ist die Herstellung einer fahrbaren Straße für die Waren zwischen Hué und Turan. Der gegen-

wärtige über drei sehr steile Höhen (worunter eine von 470 m. Meereshöhe) hinwegführende Weg kann nicht für eine Handelsstraße gelten. Bei der Unbrauchbarkeit des Hafens von Thuan An und der Menge der Truppen, welche Frankreich an diesem Punkte und in Hüé unterhalten muß, ergibt sich die gebieterische Notwendigkeit, einen Straßenzug aufzusuchen, welcher die Garnisonen und das Personal der französischen Zivilbeamten zu verproviantieren erlaubt. Es kommt in der That sogar nicht selten vor, daß man während der Dauer des Nordost-Monsuns zwei Monate nach einander von jeder anderen Verbindung mit dem Auslande als demjenigen der Briefpost abgeschlossen ist.

Um die innere Entwickelung von Zentral-Annam zu fördern, ist es unerläßlich: 1. aufs neue einen Kanal zu graben, welcher die Verbindung des Beckens des Hüé-Flusses mit Fluß Wiéte herstellt; 2. einen Kanal zwischen dem Becken des Flusses Wiéte mit demjenigen des Dong-Hoi durchzustechen. Auf diese Weise würde ganz Annam von einem schiffbaren Wasserwege für die Sampans oder Boote durchfurcht, und der Abfluß der Landeserzeugnisse nach dem Ausland ließe sich mittelst der Einrichtungen von Decauville über den Hafen von Turan bewerkstelligen.

Der Kanal, welcher das Becken des Wiéte-Flusses mit demjenigen des Hüé-Flusses in Verbindung setzt, ist schon seit 26 Jahren gegraben, aber gegenwärtig auf eine Länge von 200 m. versandet durch ein Flüßchen, das sich in denselben ergießt und den Sand und Kies auf der Höhe der Dörfer Hoi-yen und Ko-hoan in den Kanal herunterführt. Es würde nur geringe Mühe kosten, diesen Fehler zu beseitigen, indem man die Mündung des Flüßchens verstopfen und dasselbe zwingen würde, sich einen andern Ablauf zu verschaffen. Die Aushöhlung des versandeten Teils wäre nur ein Kinderspiel; die Arbeit könnte in der Frohne besorgt werden, ohne der französischen Regierung einen Heller zu kosten. Die zweite Arbeit befriedigt die Anforderungen für den Absatz der Produkte von Kwang-Bing, welche diese Provinz nicht verlassen können. Die Einwohner fördern diesen Kanal schon seit Jahren, welcher nur eine Strecke von 10 Km. Länge zwischen Ho-Kho und Kuan-Kate in einem Terrain erfordern würde, das halb aus rotem, kiesigem Lehm und halb aus Sand besteht. Später, wenn einmal das Land besser bekannt sein wird, dürfte man auch an die Verbesserung der Wege gehen müssen, welche nach dem Mekong führen. Die Wege, auf welchen man zunächst Untersuchungen anstellen sollte, sind: 1. der von Tran-Nigne gegen Luang-Prabang; 2. derjenige, welcher von den Quellen des Il-Gianh nach Takhôn führt; 3. derjenige von Kam-Lo nach Schong und Kemmerat über Aï-Lo; 4. die Wege, welche von Batrük und Hüé in der Richtung nach dem Attopö ausgehen; 5. der Weg, welcher von Kwang-Nam in der vorerwähnten Richtung ausgeht; 6. wäre der Lauf des Bla von dem Lande der Boharen bis nach Stung-Treng zu rekognoszieren. Dies ist die Aufsuchung und Verbesserung jener Wege, auf denen die wirkliche kommerzielle Zukunft von Annam beruht.

(Schluß folgt.)

Eine einsame Insel.

Nahezu fünf geographische Meilen gerade nördlich von Island, liegt noch eine kleine Felseninsel einsam im nördlichen Ozean — das Eiland Grimsey — welche ebenfalls zu Dänemark gehört, aber bisher noch kaum nach seiner physischen Beschaffenheit erforscht war. Das dänische Ministerium hat daher im vorigen Jahre der Regierung von Island den Auftrag gegeben, die Insel Grimsey genauer untersuchen zu lassen, und mit diesem Auftrag wurde ein Herr Thoroddsen betraut, welcher demselben pflichtlich nachgekommen ist und die Insel nach ihrer physischen Beschaffenheit und ihren naturgeschichtlichen Beziehungen erforscht hat. Er fand dieselbe von 88 menschlichen Wesen bewohnt, welche von jedem Verkehr mit der Hauptinsel (Island) abgeschnitten sind, ausgenommen wenn es ein- oder zweimal im Jahre den Eingeborenen gelingt, unter großen Gefahren in ihren kleinen offenen Booten Island zu besuchen.

Nachdem Herr Thoroddsen in seinem Bericht die Flora und Meteorologie dieser einsamen, abgelegenen Insel geschildert hat, erzählt er uns, daß der Geistliche dieser Insel, Herr Pjetur Gudmundsson, hier schon seit vielen Jahren mit der Aufnahme äußerst sorgfältiger meteorologischer Beobachtungen beschäftigt ist, mit welchen ihn das Meteorologische Institut in Kopenhagen betraut hat. Dieser höchst würdige Mann lebt hier in unverhohlener Armut wie ein von der Welt abgeschiedener Einsiedler, obwohl er den Trost hat, eine vortreffliche Gattin als Lebensgefährtin zu besitzen; er wird aber von der kleinen Gemeinde seiner Beichtkinder nicht nur als Vater angesehen, sondern genießt noch überdies den Ruf, einer der ersten dermaligen Dichter geistlicher Lieder in isländischer Sprache zu sein.

Ueber die Lebensweise der Bewohner von Grimsey äußert sich Herr Thoroddsen folgendermaßen: „Die Einwohner erringen sich ihren Lebensunterhalt zum größten Teil durch Vogelfang, Eiersammeln und Tiefsee-Fischerei. Die Abstürze, welche die Ostseite der Insel bilden, werden von Myriaden verschiedener Arten von Meeresvögeln belebt. Auf jeder Felsenleiste sieht man die Vögel und ihre Nester dicht zusammengepackt; die Felsen sind ganz weiß von Guano oder bedeckt mit grünen Büscheln von Scharbockgras (Skorbutkraut). Hier ist alles in unaufhörlicher Bewegung, Rührigkeit und Flattern, begleitet von einem tausendstimmigen Konzert der umherfliegenden Schreier, der Vögel, welche auf den Felsenleisten sich über häusliche Angelegenheiten unterhalten, und von dem Kreischen

und Geschrei des Liebesparlaments draußen in der See, deren Oberfläche unterhalb der Felsen zu dieser Jahreszeit buchstäblich bedeckt ist mit den werbenden Flügen dieses glücklichen Vogelfreistaates. Wird der Friede gestört durch einen von den Abstürzen herunterrollenden Stein oder durch den Knall eines Flintenschusses, so wird die Luft buchstäblich verdunkelt durch die auffliegenden Wolken der erschreckten Vögel, welche, von den Felsen aus gesehen, dann sozusagen riesigen Schwärmen von Bienen oder Mücken gleich anzuschauen sind.

„Das Eiersammeln aus den Nestern wird in folgender Weise betrieben: Neun oder zehn stämmige Männer begeben sich, mit einem starken Tau versehen, nach dem Absturz der Klippen, wo derselbe etwa 300 Fuß hoch ist, und einer von ihnen gibt sich freiwillig oder durch Wahl dazu her, den Sig zu machen, d. h. sich an den Felsen hinunter zu lassen. Um seine Schenkel und Lende mit Säcken ausgerüstet, welche mit Federn oder Heu ausgefüllt sind, bindet sich der Sigamadr oder Einsammler in solcher Weise an das Tau, daß er, hinuntergelassen, in sitzender Lage im Tau hängt. Am Leibe trägt er eine Jacke oder einen Sack von grobem Baumwollstoff, der an der Brust offen und um die Taille mit einem Gürtel festgebunden ist und in dessen weiten Falten er die gesammelten Eier unterbringt. Die geräumige Jacke ist weit genug, um 100—150 Eier aufzunehmen. In der einen Hand hält der Eiersammler eine Stange von ungefähr 16 Fuß Länge, an deren einem Ende sich ein Löffel befindet, mittelst dessen er die Eier aus den Nestern holt, welche er nicht mit der Hand erreichen kann. Wenn der Zweck seines schwindelerregenden Einsammelns am Tau erfüllt ist, wird der Einsammler auf ein gegebenes Zeichen wieder in die Höhe gezogen und von einem anderen abgelöst. Dies ist, wie sich denken läßt, ein höchst gefährliches Unternehmen, wobei auf Grimsey schon manches Menschenleben zugrunde gegangen ist, weil dem Tau gar zu leicht ein Unfall zustößt.

„Zum Betrieb des Fischfangs besitzt die Insel 14 kleine offene Boote, in welchen die Männer sich 6—10 Km. weit auf den Stockfischfang in die hohe See hinauswagen. Aber auch das ist ein höchst gewagter Erwerb sowohl infolge der plötzlichen Anschwellungen der See, welche manchmal den wandernden Stürmen weit vorausgehen, als wegen der Schwierigkeit, auf der hafenlosen Insel eine Landung zu bewerkstelligen.

„Nur selten wird das eintönige Leben dieser Inselbewohner durch den Besuch von Fremden, meist von isländischen Haifischfängern oder englischen oder französischen Fischern, welche vorübergehend auf Grimsey anlegen, unterbrochen.

„Von Haustieren besitzen die Bewohner von Grimsey nur einige Schafe. Früher gab es auch fünf Kühe auf der Insel; allein der strenge Winter von 1860 nötigte die Bewohner, diese Tiere zu schlachten und seit dieser Zeit, 24 Jahre hindurch, mußten die Leute sich ohne eine Kuh behelfen. Es gab im Jahre 1884 nur zwei Pferde auf der Insel. Aber merkwürdigerweise scheint die Gesundheit der Bewohner im ganzen einen billigen Vergleich mit günstiger gelegenen Oertlichkeiten auszuhalten. Der früher allgemein vorherrschende Skorbut ist jetzt beinahe verschwunden, und ebenso auch eine eigentümliche Kinderkrankheit in Gestalt von Krämpfen oder konvulsivischen Anfällen, welche früher unter den kleinen Kindern große Verheerungen anrichtete.

„Auf der ganzen Insel gibt es keinen Baum, ja keinen Strauch, welcher über einen Meter hoch wäre. Als Nutzholz und Brennmaterial dient nur das Treibholz, welches allerdings an den Küsten in ziemlicher Menge geborgen wird.

„Das Leben dieser Menschen im Winter muß unaussprechlich einsam sein, da sie alsdann von allem Verkehr mit der Außenwelt ganz abgeschnitten sind und, soweit ihr Auge nur reichen kann, nichts als das Polareis vor sich haben. Das Dasein auf dieser Insel scheint von Geschlecht zu Geschlecht nur in einer fortlaufenden und unergiebigen arktischen Expedition hingebracht zu werden. Die einzige Abwechslung und Zerstreuung, welche die Natur darbietet, besteht in den wechselnden Farben des flackernden Nordlichts, im Blinken der Sterne am Firmament, und in den phantastischen Gestalten vorübertreibender Eisberge. Kein Wunder daher, daß derartige Eindrücke aus diesen Menschen eine ernste, ruhige, fromme, sanfte und niedergeschlagene Rasse machen, in welcher Hinsicht die Bewohner von Grimsey vielleicht eine typische Gruppe unter ihren Landsleuten bilden. Um jedoch die schwere Langweile und Eintönigkeit ihrer langen Winternächte zu vertreiben, suchen sie ihre Unterhaltungen im Lesen von Sagas, im Schachspiel und in derartigen sanften Zerstreuungen, in gegenseitigen Zusammenkünften zur Weihnachtszeit, wie sie ihnen ihre ungemeine Bedürfnislosigkeit und unleugbare Armut gestattet."

(Ch. Ed. J.)

Geographische Neuigkeiten.

— Die Eingeborenen von Formosa. Diese Insel ist durch die kriegerischen Absichten der Franzosen aufs neue der Beachtung der gebildeten Welt empfohlen worden, verdient jedoch schon um ihrer selbst willen sowohl vom geographischen, als vom kommerziellen Gesichtspunkte aus weit mehr Aufmerksamkeit, als ihr seither geschenkt worden ist.

Der frühere britische Gesandte in Peking, Sir H. Parkes, hat einen früheren englischen Residenten auf Formosa, Mr. L. C. Hopkins, beauftragt, „aus offiziellen und sonstigen Quellen" eine genaue Schilderung des Landes zusammenzustellen, und aus dieser entnehmen wir einige wichtige dankenswerte Bereicherungen unserer vorerst noch ziemlich dürftigen Kunde dieser reichen und schönen Insel.

Mr. Hopkins gibt die größte Länge der Insel auf 235 e. Ml., ihren Flächenraum auf 14,000 Q.-Ml., ihre gesamte Bevölkerung schätzungsweise auf 2—3 Millionen an, was er aber selbst als eine „wahrscheinlich zu hohe Schätzung" bezeichnet. Der auswärtige Handel, welcher über die beiden Häfen Tamsui und Tai-wan betrieben wird, soll kaum 2 Mill. Lstrl. per Jahr betragen und sich größtenteils in britischen Händen befinden. Mount Morrison, der höchste Punkt des Gebirgszugs, welcher in der Längenachse der Insel liegt, erreicht eine Höhe von 12,000 Fuß; die Abhänge und waldbedeckten Berge und die Ostküste sind noch immer im Besitz der wilden Eingeborenen Stämme. Mr. Hopkins gibt interessante Notizen über die Geschichte, das Klima und die Produkte von Formosa und sagt: „ihre Naturerzeugnisse sind noch einer Entwickelung fähig, welche in der Praxis nur durch die Nachfrage nach ihren Produkten im Ausland beschränkt ist. Abgesehen von ihren mineralischen Hülfsquellen, worunter Steinkohlen, Schwefel und Petroleum, von deren Vorkommen in den noch sehr unvollkommen erforschten Gebieten man sichere Kunde hat, würde die Insel noch Reis, Zucker, Thee, Indigo, Kampherholz, Tabak, Rattan (spanisches Rohr), Hanf, harte Hölzer, Turmerik, Kassia und Zimmet produzieren." Er beschreibt dann die beinahe unglaubliche Gewalt der Tornados, welche die Gewässer von Formosa heimsuchen, und sagt: „Die Wolkenbrüche und Regenstürme erscheinen wie Massen von Dampf, welche dem Boden entlang hinfegen, während die Oberfläche der Flüsse in Wirklichkeit oder scheinbar in Güssen körperlich emporgehoben und auf das Land geworfen zu werden scheint." Allein derjenige Teil des Berichts, welcher mit besonderem Interesse gelesen werden dürfte, ist derjenige, welcher von den eigentümlichen Elementen der Bevölkerung von Formosa handelt. Deren sind es vier: die unabhängigen Wilden, die Pepohuans oder bekehrten Wilden, die Hakka oder vom Festlande eingewanderten und die nicht Hakka-Chinesen, welche ebenfalls vom Festland herüberkamen. Die erstgenannten gehören, nach Hopkins' Versicherung, „vielleicht der malaiischen Rasse an. Sie teilen sich in eine große Anzahl von Clans oder Sippen und bewohnen die ganze Region der waldbedeckten Berge des zentralen und östlichen Formosa. Sie verbringen ihre Zeit mit Jagen, führen aber kein Wanderleben und sind für ihren Unterhalt auch nicht ganz auf die Erträgnisse der Jagd angewiesen. Diejenigen Männer nämlich, welche wegen Alters oder Kränklichkeit nicht mehr zu jagen imstande sind, bebauen mit den Weibern das Feld und gewinnen Ernten von Hirse und anderen Nahrungspflanzen für den Rest des Stammes. Die Weiber weben auch zweierlei Arten von Tuch oder Zeuch, welche unter den Namen „Wildenzeuch" und „Ananaszeuch" bekannt sind; ersteres eine Art Grastuch, das andere ein Gewebe aus gesponnenen Ananasfasern. Diese Menschen leben in Dörfern beisammen und sind von Haus aus höflich und gutartig — der außerordentlichen Feindseligkeit zum Trotz, welche sie auf nicht unnatürliche Weise gegen die chinesischen Eindringlinge hegen. In den fortwährenden Kämpfen und Scharmützeln zwischen den chinesischen Grenzbewohnern und den Eingeborenen ist der Sieg keineswegs immer auf Seiten der letzteren; vielmehr scheinen die Wilden häufig den verlorenen Boden wieder zurück zu erobern." — Die Pepohuans oder bekehrten Wilden finden sich beinahe über die ganze Länge der Insel zerstreut, bewohnen aber hauptsächlich das unfruchtbare hügelige Land am Fuße der großen Gebirgsketten, wo sie, wie Mr. Hopkins sagt, „weder vor der Habsucht der Chinesen, noch vor den Angriffen der ganz wilden Eingeborenen sicher sind." Auf Grund der von ihm gesammelten Erkundigungen sieht Mr. Hopkins in ihnen die „alten vor-chinesischen Bewohner der Niederungen und Flachländer, aus denen sie allmählich durch die Hakka und andere chinesische Ansiedler vertrieben wurden, bis sie nun bis zum äußersten Saum des Gebietes der Wilden verdrängt worden sind. Sie sind groß und physisch wohlgebaut, von sanftem, harmlosem Charakter und scheinen von den Holländern im 17. Jahrhundert das Christentum und etwas Kultur angenommen zu haben." Fünfundzwanzig englische Meilen von Kelung und sich bis zur Bucht von Suao hindehnend, ist das schöne Thal von Kapsulan, ein von Bergen umschlossenes und mit Dörfern der Pepohuans besäetes großes Reisfeld, unter dessen Bewohnern sich nach den neuesten Berichten das Christentum rasch ausbreitet.

Die eingewanderten Hakka bilden einen stark gezeichneten, wichtigen Zug der formosanischen Bevölkerung. „Sie sind es, welche den Tauschverkehr mit den Wilden betreiben, diesen Gewehre, Schießpulver und Messer, meist von ihrem eigenen Fabrikat, liefern und dagegen Felle, Kampher, harte Hölzer und die von den Eingeborenen gefertigten Zeuche annehmen. Sie bereiten auch den Kampher und besitzen viele wohlhabende Dörfer an diesen Grenzmarken, wo sie ganz von der chinesischen Verwaltung unabhängig leben. Bis zum Jahr 1874 verwehrten sogar viele von den großen Hakka-Dörfern den chinesischen Beamten den Eintritt in ihre befestigten Bezirke. Diese unabhängigen Dorfgemeinschaften betrieben den Tauschverkehr mit den Wilden und ließen keinen Fremden daran teilnehmen. Sogar der amtliche Verkehr mit den Wilden fand in den meisten Fällen nur mittelst der unabhängigen Wilden und den Pepohuans statt. Seither ist hierin übrigens eine Veränderung eingetreten und man kann sogar die Eingeborenen in geringer Anzahl in der Hauptstadt und an anderen großen Orten treffen. Das vierte und letzte Element sind die chinesischen Kolonisten oder Ackerbau treibenden Fuhkien's, welche keiner besonderen Erwähnung wert sind.

(Sc. G. M.)

Neuestes über Korea. Da die Deutschen gegenwärtig in Korea Fuß zu fassen suchen, so machen die Engländer erneuerte Versuche, denselben dort zuvorzukommen, und schenken dem Lande eine besondere Aufmerksamkeit.

Dies ersehen wir aus den Berichten des britischen Generalkonsuls Aston, welche in den parlamentarischen Blaubüchern abgedruckt worden sind und den wunderbaren Fortschritt konstatieren, welcher in den beiden jüngstvergangenen Jahren in der Eröffnung des Handelsverkehrs mit jenem seither in sich abgeschlossenen Lande zu verzeichnen ist. Die hauptsächlichsten Ereignisse von 1883 waren die Oeffnung des Hafens Chemulpo für den fremden Handel (Chemulpo ist der Hafen für Söul, die Hauptstadt, welche in der Nähe des höchsten Punktes an dem südlichen Arm des Flusses Han liegt, der für Seeschiffe ziemlich befahrbar ist); die Unterzeichnung von Handelsverträgen mit Großbritannien, dem Deutschen Reich und den Vereinigten Staaten; die Errichtung einer britischen Handelsagentur und eines Dampferdienstes nach dem neuen Hafen und eines regelmäßigen Systems der Erhebung der Zölle. Das Ergebnis davon war eine Steigerung des gesamten Ein- und Ausfuhrverkehrs von Korea um die Hälfte, nämlich von etwa 2 Millionen auf mehr als 3 Millionen Dollars. Den Hauptgewinn davon hatte aber Chemulpo, welches aus einem schmutzigen Dorf von 15 Hütten ohne allen Handel, alsbald die Stellung eines hauptsächlichen Mittelpunktes des Einfuhrhandels erlangt hat, während die beiden früheren Handelshäfen Pusan und Wönsan, seit seiner Eröffnung bedeutend eingebüßt haben. Die „Palast-Revolution" vom Dezember 1884 soll angeblich aus den dem Verkehr mit dem Ausland abgeneigten Ansichten des Regenten Tai Wön-Kue, des Vaters des Königs, entstanden sein und zur Wirkung gehabt haben, dem raschen Fortschritt des Handelsverkehrs mit dem Auslande ein zeitweiliges Hindernis in den Weg zu legen. Unter den bewandten Umständen beweist aber die Thatsache, daß trotz Kriegslärm und Geschäftsstörung der Gesamthandel keine fühlbare Verminderung erlitten hat, genugsam, daß man noch eine Fortsetzung und Erweiterung der kommerziellen Entwickelung erwarten darf. Mr. Aston überschickte dem verstorbenen Sir H. Parkes (dem früheren britischen Gesandten in China) einige interessante Notizen über eine Reise, welche er im letzten August von Söul nach Song-do, der früheren Hauptstadt von Korea, gemacht hat, welche er als eine noch immer rührige Handelsstadt von etwa 40—50,000 Einwohnern schildert. Die bereiste Route ging durch Koyang-Phaju und Changdan und setzte über den schönen tiefen Strom Injingang an einer Stelle, wo derselbe 3—400 m. breit ist und von kleinen Fahrzeugen befahren wird, welche von verschiedenen Orten am Flusse Salz, Brennholz und landwirtschaftliche Erzeugnisse nach der Hauptstadt schaffen. Eine solide Mauer aus Granit umgibt den Landungsplatz und trägt die klangvolle Inschrift: „Thor für die Beruhigung des Westens", und die unten von orangefarbigen Lilien glühenden und oben dicht bewaldeten Uferfelsen „bilden entschieden das malerischeste Stück Land auf der ganzen Reise." Die Entfernung zwischen Söul und Song-do ist 160 Li, d. h. über 50 e. Ml, und der Weg durch diese große Verkehrsstraße nach den Nordprovinzen und China ist von äußerst ungleichem Charakter, bald eine breite, wohl unterhaltene, schattige Landstraße zwischen Reihen von schattigen Bäumen, bald wieder eine nahezu ungangbare Wegspur über Felsen und an Flußbetten hin. In der Nähe von Koyang sind aus einem Felsen zwei kolossale, roh gearbeitete Büsten von überraschendem Anblick ausgehauen worden, von denen die eine den Himmel oder das männliche Element, die andere die Erde oder das weibliche Element der chinesischen Philosophie oder Mythologie darstellt, und die Zugänge zu Songho sind mit Denkmälern besetzt, welche, teilweise von hübschem Aussehen, „pflichttreuen Söhnen oder treuen Gattinnen errichtet sind oder die weise Verwaltung der Gouverneure und anderer städtischen Beamten verewigen." Die Koreaner haben keine eigentliche Religion, wie schon die holländischen Besucher des Landes im 17. Jahrhundert berichtet haben. Die örtliche Verwaltung ist selbst in den kleinen Dörfern von Korea mit großem Pomp und Zeremoniell verbunden. Von Phaju, einem Flecken von etwa 200 strohgedeckten Hütten, sagt Mr. Aston: „Die Wohnung des Schulzen und die öffentlichen Kanzleien waren, wie gewöhnlich, Gebäude von ziemlicher Prätension, aber in sehr verwahrlostem Zustande. Wir wohnten in einem Lokal, welches unverkennbar eine Kanzlei war, wie die an den Wänden angeklebten offiziellen Proklamationen und Erlasse aller Art und die in Reihen aufgestellten und mit Vorlegeschlössern verschlossenen Aktenkisten, welche zum Teil schön mit Silber eingelegt waren, bewiesen. Dutzende von gutgekleideten Beamten waren zu sehen, und alles geschah mit einem gewissen Grad von Pomp und Zeremonie, welcher wohl berechnet war, den Bewohnern der umgebenden Hütten zu imponieren. Die Befehle des obersten Beamten wurden durch einen Ausrufer wiederholt, dessen verlängerte Noten in hoher Fistelstimme mit einem abfallenden Tone auf bedeutende Entfernung hin gehört werden konnten, während die Soldaten oder Diener, welche die Befehle empfingen, im Chor in einer tiefen Stimme antworteten und mit einem Schrei endigten. Die Zeremonie des Thorschlusses an der Wohnung des Gouverneurs am späten Abend nahm eine halbe Stunde in Anspruch und umfaßte lange Signale auf der Trommel und dem Horn, dessen Noten die Sackpfeifen und ein anderes Instrument wiederholten, was ein unterbrochenes schnarchendes Geräusch hervorbrachte, gleich demjenigen, welches der Wind in der Ritze einer Thüre oder eines Fensters verursachte. Der Boden wird besser bebaut, als Mr. Aston nach seinen Erfahrungen in anderen Landesteilen erwartet hatte. In Song-do befinden sich bedeutende Fabriken jenes chinesischen Oelpapiers, welches aus der innern Rinde des Papiermaulbeer-Baums bereitet wird; aber das wertvollste Produkt dieses Teiles von Korea ist die unter dem Namen Ginseng bekannte Drogue, welche in der chinesischen Pharmakopöe eine so hervorragende

Stelle einnimmt. Von den mineralischen Hülfsquellen Korea's spricht Herr Aston nicht gerade in ermutigendem Tone, denn die seither angestellten Schürfungen liefern bis jetzt noch keine sehr bedeutende Ausbeute.

(Sc. G. M.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

An der dritten Gattung der Edentaten, den Faultieren, sehen wir so recht ein Gegenstück der das fröhliche Tierleben der Tropen so charakterisierenden Affen, denn während diese an Beweglichkeit und Mutwillen alle Tierklassen übertreffen, kommt dem Faultiere an Trägheit, Stumpfsinn und Gleichgültigkeit kein anderes Tier gleich. Hat es seinen Hunger gestillt, so hängt es tagelang an einem Ast mit auf dem Bauch gebeugten Kopfe. Nur bei Nacht stößt es zuweilen einen klagenden Pfiff aus, vermutlich um sein Weibchen zu locken. Es kommen in der Kolonie zwei Arten vor, wovon das dreizehige, Bradypus cucculiga, bei den Karaiben Kubirisi, bei den Franzosen Mouton paresseux genannt wird. Es hat die Größe einer Katze, obgleich es sich der Form nach mit dieser gar nicht vergleichen läßt, denn es ist nicht zum Gehen, sondern nur zum Klettern eingerichtet. Die langen dünnen Vorderfüße sind, wie die kurzen Hinterfüße, mit je drei 2½ Zoll langen Klauen bewaffnet. Der dicke, stumpfe Schwanz ist nicht viel über einen Zoll lang. Auf dem ziemlich langen Hals sitzt ein nicht viel dickeres rundes Köpfchen, und in dem gelblichen Gesicht mit brauner Zeichnung ein paar stupide hellbraune Augen und ein kleiner Mund mit schwarzen Lippen. Die Farbe des Tieres ist grau mit weiß, und der Pelz ein Mittelding von Wolle und Haaren, die dicht, lang und etwas wollig sind. In diesem dicken Pelze leben als Parasiten eine Art Schaben, die, wenn das Tier tot ist, bei Dutzenden aus dem Felle kriechen und davonfliegen. Männchen und Weibchen haben ganz dieselbe Färbung; nur hat das Männchen auf dem Rücken einen gelben Flecken von kurzen borstigen Haaren mit einem dunkelbraunen Flecken in der Mitte. Es lebt ausschließlich von den Blättern verschiedener Bäume, wie Spondias, Cecropia und anderer. Seine Excremente sind wie die der Ziege. Trotz seines Stumpfsinnes wird es doch zahm und lernt seinen Herrn kennen. Ein französischer Marine-Arzt hatte längere Zeit ein Faultier, das er mit Brot und Milch fütterte, und das die Speise ziemlich geschickt mit seinen Klauen ans Maul brachte; die einzige rasche Bewegung im Mechanismus des Faultiers zeigt, wenn es frißt, das kleine Mäulchen, indem es mit seinen braunen Backenzähnen die Blätter zerkaut. Uebrigens hat man die Trägheit des Faultieres bedeutend übertrieben. Es ist bloß zum Dasein auf den Bäumen geschaffen, denn die Stellung seiner Füße erlaubt ihm nicht, auf dem Boden zu gehen, sondern nur zu kriechen, deshalb sucht es immer mit den Vorderfüßen etwas zu ergreifen, woran es sich weiter ziehen kann. Dieses gelingt ihm um so besser, je rauher und unebener der Boden ist. Da kann es 15 bis 20 Fuß in der Minute zurücklegen. Einen Baum von 50 Fuß Höhe erklettert es leicht in 8 bis 10 Minuten. Es hängt sich am liebsten an einen Ast, den es umfassen kann, und gleicht so, unbeweglich hängend, einem Termitennest. Es schwimmt ziemlich gut und manchmal über breite Flüsse. Indianer und Neger essen das Fleisch und brauchen das Fell zu Regenkappen über ihre Gewehrschlösser.

Die zweite Art, Bradypus didactylus, der Aibaura der Karaiben, ist bedeutend größer, hat fahlgelbes, langes zottiges Haar und bloß zwei Klauen an den Füßen, wovon, wie bei dem vorigen, die vorderen viel länger sind. Der Kopf ist mit Ausnahme der dicken schwarzen Nase ganz behaart, die Lippen schwarz, die Augen dunkelbraun. Es ist ein wildes, schwer zu bändigendes Tier, das, obgleich ihm die Vorderzähne fehlen, mit den stahlharten Backenzähnen zu beißen versucht, und wie der Tamanoa seine Klauen nicht losläßt, wenn es jemand gepackt hat. Es lebt ganz wie das vorige, ist aber rascher in seinen Bewegungen, auch viel stärker. Sein Fleisch wird von den Eingeborenen gegessen und schmeckt, obgleich es nicht fett ist, wie Hammelfleisch. Sein Hauptfeind ist der Haubenadler, der auch dem Brüllaffen nachstellt.

Es sind in der Kolonie nur drei Arten Hirsche bekannt, wovon das Catinga-Hirschchen, Cervus simplicicornis, bei den Indianer Kariakou genannt, das kleinste ist und kaum 30 Pfund schwer wird. Es ist ausgewachsen bei drei Fuß lang und im Widerrist zwei Fuß hoch. Seine Farbe ist graubraun, unten weißlich mit vier Zoll langem, weiß besetztem Schwanze. Die zwei einfachen Zinken des Bockes sind bei vier Zoll hoch. Es ist ein niedliches, scheues Tierchen, das stets einsam in den Wäldern lebt. Die zwei anderen Arten, Cervus rufus und Cervus savannorum, von den Indianern Kusali genannt, sind rotbraun, der erste mit etwas hellerem Unterleibe, einfachen, gegen sechs Zoll langen Zinken und weiß behangenem Schwanze, der andere mit weißem Unterleib und sechszinkigem Geweih. Cervus rufus lebt einsam im Hochwald, Cervus savannorum aber am liebsten in der Nähe der See, wo große Striche mit einem sehr saftigen Portulak bewachsen sind, den sie abwaiden, und wo man manchmal ein Dutzend bei einander findet. Man jagt die Hirsche mit Hunden, die eigens zu dieser Jagd dressiert werden. Während der Hund der Fährte eines Hirsches im Walde nachspürt, fährt der Jäger auf dem Flusse in seinem Boote dem Gebell nach, das der Hund hören läßt, wenn er einen Hirsch verfolgt. Dieser läuft dann immer dem Flusse zu und sucht sich durch Schwimmen zu retten, wird aber vom Jäger mit dem Säbel totgeschlagen oder geschossen. Das Fleisch ist wohlschmeckend, jedoch trocken. Ich habe nie

einen Hirsch erhalten, der über 100 Pfund schwer gewesen wäre. Beide Arten sind kaum drei und einen halben Fuß lang und im Widerrist drittehalb hoch, die Jungen sind weißgefleckt, und werden erst nach dem zweiten Jahre ganz braun.

Unter der Gattung Nagetiere ist das Wasserschwein, Hydrochoerus capybara, bei den Indianern Cabiai genannt, das größte. Es lebt in Flüssen des höheren Landes in Rudeln bis zu 20 Stücken und geht meist des Nachts seiner Nahrung nach, die aus saftigem Grase und anderen Wasserpflanzen besteht. Seine Excremente gleichen in Größe, Form und Farbe den Oliven. Es ist der größte Nager und wird über 100 Pfund schwer, hat eine Länge von beinahe vier Fuß, aber bloß anderthalb Fuß Höhe, da seine mit kleinen Schwimmhäuten versehenen Beine so kurz sind, daß beim Gehen der Bauch beinahe den Boden berührt. Es hat keinen Schwanz, die Ohren sind klein und abgerundet, der Hals kurz und dick, der Kopf lang, plump, mit breiter Schnauze; die vier beinahe zollbreiten Nagezähne haben lange Furchen, sind stahlhart und es kann das Tier damit Knochen durchbeißen. Angeschossen wird es den Hunden sehr gefährlich, sonst ist es aber ein sehr furchtsames Tier, das sich, sobald es Gefahr wittert, ins Wasser begibt. Es stößt einen scharfen, durchdringenden Schrei aus, den man weit hören kann. Es wird, jung eingefangen, ganz zahm, ist aber wie in der Freiheit, wo ich es einige Male des Nachts beim Mondschein auf Strominseln herumlaufen sah, ein langweiliges Tier, das nie spielt. In der Gefangenschaft frißt es Gras, Früchte und Wassermelonen. Die Farbe der Haut ist gelblichbraun, die Haare sind steif, beinahe borstenartig und lang; die ziemlich dicke Haut ist schwammig und reißt gern; das manchmal sehr fette Fleisch gleicht dem Kalbfleisch, hat aber einen eigentümlichen unangenehmen Geruch und Geschmack. Neger und Indianer essen es, auch manche Europäer. Der Hauptfeind des Wasserschweins ist die Boa murina; auch der Jaguar stellt ihm nach.

Sein nächster Verwandter ist das Paca, Coelogenys paca, in der Kolonie Hase, bei den Karaiben Ourana, bei den Arowaken Laba genannt. Es ist gegen zwei Fuß lang und bei neun Zoll hoch, sehr nieder auf den Füßen, mit länglich rundem Kopfe, kleinen abgerundeten Ohren und langen Barthaaren. Seine Farbe ist braun, an den Seiten mit länglich weißen Flecken, wie ein junger Tapir. Das Fell ist so schwammig, daß man es, ohne es zu zerreißen, kaum abziehen kann; es wird deshalb, wie die Schwarte des Schweins gegessen. Das Fleisch ist weiß und fett, und übertrifft alle mir bekannten Fleischarten an Wohlgeschmack. Der Schädel des Paca hat außerordentlich breite Jochbögen, so daß dadurch eine ungemein große Erweiterung der Mundhöhle entsteht, die wie eine Backentasche gebraucht werden kann. Das Paca ist ein Nachttier, das sich von Gras, Früchten und Wurzeln nährt und oft in die Kostäcker kommt, um süße Bataten und andere Knollengewächse auszugraben. Es kann bei 18 Pf. schwer werden und lebt in Höhlen unter dem Boden, die es sich selbst gräbt und die zwei Ausgänge haben. Wird es gejagt und kann es diese Höhlen nicht mehr erreichen, so springt es ins Wasser, wo es untertaucht und so lange bleibt, bis sein Verfolger sich entfernt hat. Vermutlich schwimmt es unter dem Wasser weiter. Die Indianer jagen es mit kleinen Hunden, die, wie oben gesagt, auch auf Agutis, Gürteltiere und Schildkröten abgerichtet sind. Sie werden zahm, sind aber wie das Cabiai langweilige Tiere.

Viel lustiger und possierlicher aber ist das Aguti, Dasyprocta aguti, ein kaninchenartiges Tier, das aber in seiner Gestalt dem ostindischen Zwerghirschchen Kanchil viel ähnlicher ist. Es ist ziemlich hochbeinig, etwa anderthalb Fuß lang und einen Fuß hoch, rotbraun von Farbe und die viel längeren Haare des Rückens sind mehr gelb. Der Schwanz ist kaum einen Zoll lang und abgerundet, der Kopf wie beim Eichhörnchen, Ohren klein, Augen groß und schwarz. Die Füße sind dünn und zierlich, haben vorne vier, hinten drei Zehen; sie fressen wie die Eichhörnchen, leben in hohlen Bäumen, graben aber keine Baue. Das Aguti frißt Wurzeln, Palm- und andere Früchte, wirft mehrere Junge, die leicht zahm werden, immer spielen, sehr zutraulich sind, aber im Hause alles zernagen. Im Zorn und in der Furcht sträuben sich die Hinterhaare in die Höhe, und das Tier stampft mit den Hinterfüßen. Seine Stimme ist ein heller Pfiff und, wenn es überrascht wird, ein knarrender Schrei. Man ißt sein Fleisch, es ist aber trocken und unschmackhaft. Seltener als dieses ist Dasyprocta acouchy, viel kleiner, rotbraun, mit vier Zoll langem, dünn behaartem Schwänzchen. Diese beiden Arten gehen nur über Tag ihrer Nahrung nach.

Ein nächtliches Tier aber ist das Kletter-Stachelschwein, Cercolabes prehensilis, bei den Karaiben Muruiu genannt. Es wird gegen anderthalb Fuß lang, mit fußlangem, starkem, mit größeren und kleineren Stacheln bedecktem Greifschwanz, der Kopf ist dick, die aufgestülpte Schnauze hat starke Barthaare. Die großen Nasenflügel sind immer in Bewegung, denn sein Geruch ist sehr scharf. Nase und Lippen allein sind nackt, der ganze Leib und die dicken Füße mit dunklen Wollhaaren und drei Zoll langen, gelb und schwarzen, sehr spitzigen Stacheln bedeckt, die sehr lose sitzen und leicht ausfallen, wodurch die Meinung entstanden sein mag, daß das Tier sie auf seinen Angreifer schleudert. Die kleinen Ohren sind so unter den Stacheln versteckt, daß man sie kaum sieht. Das Tier wird leicht zahm, weiß aber niemand zu unterscheiden, und versucht trotz seiner starken Nagezähne nie zu beißen. Es nährt sich von Früchten, die es wie ein Eichhörnchen zum Munde bringt, frißt häufig, aber nie viel und ist ein dummes langweiliges Tier. Die dicken Füße haben breite Sohlen und scharfe Krallen und es hat eine eigentümliche Art zu sitzen, nämlich auf einem Zweig nicht der Quere,

sondern der Länge nach, den es mit seinen zwei Hinterfüßen umklammert, oft auch mit dem Schwanz, welchen es aber meist hängen läßt. Die Vorderfüße hält es gegen den Kopf und so bleibt es in dieser Stellung manchmal den ganzen Tag. Es wird vom Jaguar gefressen, der es beim Schwanz packt und mehrere Male um einen Baum schlägt, um sich der Stacheln zu entledigen. Sein Geruch ist sehr fein. Eines Abends, im Jahre 1870, wurde mir von einem Indianer ein großes weibliches Stachelschwein gebracht, das durch und durch mit einem Pfeil geschossen war, aber noch lebte. Ich ließ das arme Tier sogleich töten, und legte es unter die Galerie meines Hauses, um es am andern Morgen zu präparieren. Abends um neun Uhr bei schönem Mondenschein sah ich ein Tier um das Haus herum laufen, das ich für eine Beutelratte hielt, und das mein Neffe mit einem Stock totschlug. Es war aber ein Stachelschwein und wir glaubten einen Augenblick, es sei das am Abend getötete vielleicht bloß scheintot gewesen, aber jenes lag noch tot unter der Galerie, und das eben erlegte war ein Männchen, das, obwohl der nächste Wald wenigstens 300 m. vom Hause entfernt war, doch das tote Weibchen gerochen haben muß.

Von Stachelratten sind mir zwei Arten bekannt; die eine, überall in der Kolonie vorkommende, Loncheres brachyura, hat die Größe einer Ratte, ist aber viel dicker, sieben bis acht Zoll lang, mit nur drei Zoll langem, schwach behaartem Schwanze. Sie ist graubraun von Farbe mit weißlichem Bauche. Ueber den feinen Wollhaaren liegen die platten biegsamen Stacheln, die nicht stechen, weil ihre Spitze in ein Haar ausläuft. Die Stachelratten leben von Früchten und Körnern und sind meist sehr fett, weil es ihnen nie an Nahrung fehlt. Nach den Beschreibungen sollen sie ihre Höhlen unter der Erde haben; ich fand sie aber immer auf Bäumen, und sie scheinen auch in hohlen Bäumen zu leben, und zwar im dichten Hochwald, meist nahe am Wasser. Indianer und Neger essen das fette Tier sehr gerne. Eine andere schwarze Stachelratten-Art, mit gelben, vorstehenden Haaren am Halse, wurde mir nur einmal gebracht und ist sehr selten.

(Fortsetzung folgt.)

Nekrolog.

N. W. Posthumus.

Am 29. Juni 1885 starb in Amsterdam Schuldirektor N. W. Posthumus, der erste Sekretär der Holländischen Geographischen Gesellschaft und Redakteur der Zeitschrift derselben, 47 Jahre alt, einer der tüchtigsten und fleißigsten niederländischen Geographen. Er war einer der Mitbegründer der genannten Gesellschaft und hat von Anfang an einen wesentlichen Teil der Arbeit in derselben mit seltener Treue und Pünktlichkeit der Pflichterfüllung auf sich genommen, so namentlich die ausgedehnte Korrespondenz, die mühseligen und zeitraubenden Redaktionsarbeiten u. s. w. und in seiner unermüdlichen Thätigkeit und Thatkraft selbst die Zeit gefunden, neben seinem Lehramte auch noch eine Reihe gehaltvoller und interessanter Beiträge über Zentralasien, die Polarregionen und die Entdeckungsgeschichte von Afrika beizusteuern. Er war es, welcher den innigsten Anteil an der wieder auflebenden Aufmerksamkeit und Teilnahme für die Erforschung der Polarwelt nahm, der am eifrigsten mitwirkte, um die Thätigkeit der Geographischen Gesellschaft so viel wie möglich auch im Auslande bekannt zu machen und einen Tauschverkehr anzuknüpfen, und der sich andererseits keine Mühe verdrießen ließ, die Errungenschaften anderer Nationen auf geographischem Gebiet in den Mitteilungen seiner Zeitschrift möglichst schnell und vollständig zur Kunde seiner sich dafür interessierenden Landsleute zu bringen. In den Ausschußsitzungen der Gesellschaft zeichnete er sich durch sein gesundes Urteil, seinen klaren Blick und seinen praktischen Rat aus. Auch in der auf seine Anregung bestellten Kommission zur Herausgabe der Vereinspublikationen wird sein Verlust schmerzlich empfunden werden. Betrachtet man, wie sein unermüdlicher Fleiß auf diesem Gebiete seiner Berufswirksamkeit als Vorsteher einer Schule von mehr als 200 Zöglingen parallel ging, wie er dabei fortdauernd einen Teil seiner Kräfte dem Unterricht künftiger Lehrer, der Verbesserung des geographischen Unterrichts und der Verbreitung seiner so klaren Ansichten widmet, wie er sich durch emsige Studien auf der Höhe der Wissenschaft zu erhalten wußte, und wie leider die Kräfte eines schwachen gebrechlichen Körpers durch eine solch aufreibende Thätigkeit in Anspruch genommen wurden, so kann man es ihm nicht hoch genug als dankenswertes Verdienst anrechnen, daß er seine Zeitschrift zwölf Jahre hindurch mit solcher Liebe, Umsicht und Aufopferung redigiert hat.

Kleinere Mitteilung.

Die Eskimos.

Die Europäer geben den Namen Eskimos (von dem mohikanischen eskimantsik, Rohfleisch-Fresser) einem Vereine von sehr homogenen Völkerschaften, welche sich selbst den Namen Innuit, Männer, beilegen und gegenwärtig die polaren Regionen Nordamerika's und eines Teils derjenigen von Asien bewohnen. Sie erstreckten sich früher weiter nach Süden hinab, und die Isländer trafen dieselben im 11. Jahrhundert im sog. Winland, welches man für das heutige Massachusetts hält. — Man kann die Eskimos in drei Gruppen teilen: in die Grönländer, die bestbekannten und zivilisierten von ihnen, zu denen noch die 1500 Eingeborenen von Labrador gehören dürften; in die Eskimos, westlichen oder großen Eskimos, die zahlreichen Stämme umfassend, welche von der Hudsons-Bay bis zur Behringsstraße wohnen und zu denen noch die Onkilonen der Anadyr-Bucht gehören; und die Tschuktschen an der Nordküste Sibiriens, von der Behringsstraße bis zum Kap Schelagskoj, welche sich in nomadische Renntier-Tschuktschen und seßhafte, Fischfang treibende Hunde-Tschuktschen scheiden, in welch letzteren allerdings mehrere Ethnographen keine wahren Eskimos sehen. Die Eskimos sind von niedrigem Wuchs, durchschnittlich

1,58 m. hoch, obgleich manche Individuen an der Morton-Straße bis zu 1,82 m. Höhe erreichen; ihre Handspitzen klaftern nicht soviel als ihre Höhe beträgt; sie sind dick, untersetzt, breitschulterig. Ihre Dolichokephalie (Langschädeligkeit) ist außerordentlich (71.4); sie sind die stärksten Leptorrhinier (Dünnnasigen) mit 42.2 bis 42.3, und von mittlerem Prognathismus. Ihre Hautfarbe ist ein trübes, schmutziges Gelb, das platte Gesicht ist beinahe kreisrund, das Haar schwarz und starr, wie der sehr dünne Bart; die Augen sind eng zusammenstehend. Die Eskimos leben nur vom Fischfang und der Jagd; den ersteren betreiben sie mittelst Kähnen, welche 5 m. lang, 40 cm. breit sind und in der Mitte eine kreisrunde Oeffnung haben, welche sich genau dem Leibesumfang eines Mannes anpaßt. Die Fische fangen sie mittelst Harpunen, woran luftgefüllte Blasen angebunden sind, welche als Schwimmer den Ort bezeichnen, wo die Harpune sich befindet, oder mittelst Netzen, die aus zusammengedrehten Därmen geflochten sind. Größere Reisen oder Transporte über Wasser macht man in getheerten Booten, Umiaks, Weiberkähne genannt, welche auch von Weibern gerudert werden, größere Fahrten und Reisen zu Lande auf Schlitten mit Läufen von Knochen und mit Hundegespann. Die Hütten oder Wohnungen sind mindestens zum Teil aus Walfischknochen und Treibholz erbaut und das Ganze mit Erde bedeckt. Lange bedeckte Gänge oder Galerien stellen die Verbindung der Hütten untereinander und mit dem Freien her. Früher waren alle ihre Werkzeuge nur von Knochen oder Holz, allein die Verwendung von Eisen zu denselben nimmt rasch überhand. Die Eskimo sind sanft und gastfreundlich, aber schmutzig und von einer außerordentlichen Gefräßigkeit; ihre gesellschaftliche Organisation ist eine äußerst seltsame und zeigt eine höchst ausgesprochene Gütergemeinschaft. Die grönländischen Eskimos haben undeutliche Begriffe von einem künftigen Leben, welche von einer kindischen Verdolmetschung von Träumen herzurühren scheinen. Wenn sie im Kampf ums Dasein nicht unterliegen, so scheinen diese Eskimos zu wirklichen Fortschritten berufen, denn sie bethätigen eine seltene Empfänglichkeit für die geographischen Wissenschaften und haben seit 1860 in Godhaab eine Buchdruckerei, in welcher in grönländischer Sprache Sammlungen von Volkssagen und lehrreichen Traktaten und eine illustrierte Zeitung unter dem Titel „Atnagaglinti“ („die Lektüre“) erscheinen, deren Texte und Bilder ganz von Eingeborenen herrühren.

Litteratur.

Hugo Zöller: Das Togo-Land und die Sklavenküste, Leben und Sitten der Eingeborenen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Faktoreien auf Grund eigener Anschauungen und Studien geschildert. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1885. — Der Verfasser, von welchem bereits zwei gehaltvolle Werke: „Die Deutschen im brasilianischen Urwald“ und „Pampas und Anden“, als Früchte seiner eigenen Forschungsreisen in demselben Verlage erschienen sind, bereiste bekanntlich bis jüngst im Auftrage der „Kölnischen Zeitung“ die westafrikanische Küste und die dortigen deutschen Ansiedelungen und lieferte für die „Kölnische Zeitung“ jene frischen anziehenden Berichte, welche die Leser derselben in solch hohem Grade fesselten und belehrten. Diese Berichte und Schilderungen gibt er nun in zwanglosen Bänden heraus unter dem Titel: „Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste“ und das vorliegende Buch bildet den ersten Band dieser Sammlung. Mit Karten und Holzschnitten zweckmäßig und lehrreich illustriert, bietet uns dieser handliche Band eine Fülle von Belehrung und Unterhaltung über die Franzosen in Senegambien, die Negerrepublik Liberia, das Togoland und dessen Umgebungen, die drei „Königreiche“ Klein-Povo, Aguc und Groß-Povo, die Naturerzeugnisse, den Handel und das Klima, das Menschenleben und die Rechtszustände in den Negerreichen der Sklavenküste und das Leben auf einer westafrikanischen Faktorei. Das Buch hat dieselben Vorzüge, wie die früheren Schriften Zöller's: frische Unmittelbarkeit und Anschaulichkeit, feine Beobachtungsgabe und einen eminent praktischen Blick, und deshalb ist dieses Buch eines der zweckmäßigsten Mittel, sich mit den deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste vertraut zu machen.

Höck, Dr. F., Die nutzbaren Pflanzen und Tiere Amerika's und der alten Welt, verglichen in Bezug auf ihren Kultureinfluß. Leipzig, W. Engelmann, 1885. — Die Ermittelung des Zusammenhangs der Geographie und der Verbreitung der Tiere und Pflanzen mit der Kulturgeschichte und die sich hier ergebenden Schlüsse auf Naturgeschichte, Menschenleben, und menschlichen Haushalt geben dem Verfasser Material und Anlaß zu einer kleinen geistvollen und äußerst lehrreichen Monographie, welche jeden Geographen und Naturkundigen in hohem Grade interessieren wird.

Cammermeyers Reisekart over det sydlige Norge. 2. Bl. 1 : 800,000 von Premierlieutenant Per Nissen. Diese praktische Reisekarte, die in ihrer früheren Ausgabe keine Terraindarstellung enthielt, erschien vor kurzem in neuem Gewande, und zwar nun mit einer sechsfach gegliederten Höhenschichtendarstellung von 0—500, 500—1000, 1000—1500, 1500—2000, 2000—2500 und über 2500 m. Diese dankenswerte Arbeit ist umsomehr zu begrüßen, als damit eine sehr empfindliche Lücke in der Kartographie dieses nordischen Berglandes ausgefüllt wird, das längst der kritischen Bearbeitung in dieser Hinsicht harrte. Der Verfasser bewährt sich mit dieser Arbeit als ebenso tüchtigen Kartographen, wie er sich uns mit seiner „Oversigt over de vigtigste topografiske og kartografiske arbejder in Europa“ als gewiegten Kenner und bewußten Kritiker der hervorragendsten europäischen Karten vorgestellt hat. Eine neue Ausgabe dieser trefflichen Uebersicht, die zum erstenmal 1879, allerdings mit kürzeren Nachträgen 1881 und 1883, erschienen ist, wäre umsomehr zu wünschen, als die Litteratur in dieser Beziehung seit E. v. Sydow sehr spärlich und oft sehr unzuverlässig ist, wie z. B. R. Schworella's Arbeit, die mit dem prätenziösen Titel „Kritischer Leitfaden der Kartographie“ geradezu das Mitleid herausfordert. E. M.

Im Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung** in **Stuttgart** sind jetzt vollständig erschienen:

Gesammelte Werke
des
Grafen Adolf Friedrich von Schack.
In sechs Bänden.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage mit dem Bildniß des Dichters nach einem Gemälde von Franz von Lenbach.
Brosch. M. 15. In 6 eleg. Einbänden M. 20.

Inhalt: Nächte des Orients oder die Weltalter. — Episoden. — Weihgesänge. — Gedichte. — Lotosblätter. — Die Plejaden. — Lothar. — Tag- und Nachtstücke. — Drei Erzählungen. — Durch alle Wetter. — Ebenbürtig. — Die Pisaner. — Gaston. — Timandra. — Atlantis. — Heliodor. — Kaiser Balduin. — Der Kaiserbote. — Cancan.

Einzelne Bände aus dieser Gesammtausgabe werden nicht abgegeben.

Zu beziehen durch jede solide Buchhandlung des In- und Auslandes.

☞ **Hierbei ein Prospektus der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart über A. F. von Schack's gesammelte Werke.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 32. Stuttgart, 10. August. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. H. Stanley's Kongo-Werk und sein geographischer Inhalt. Von Dr. A. Oppel. S. 621. — 2. Die Spiele der Wilden. S. 626. — 3. Annam, Land und Volk. (Schluß.) S. 629. — 4. Der Wal und seine kommerziellen Produkte. S. 631. — 5. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 635. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 637. — 7. Litteratur. S. 639.

H. Stanley's Kongo-Werk und sein geographischer Inhalt.

Von Dr. A. Oppel.

Die Spannung, mit welcher in weiten Kreisen das neueste Werk[1] des berühmten Entdeckers und Kongo-Staat-Begründers H. Stanley erwartet wurde, war groß und voll berechtigt; durfte man sich doch auf die ausführliche Darstellung eines kühn entworfenen und thatkräftig durchgeführten Unternehmens gefaßt machen, das in seiner Art einzig in der Geschichte der Kultur dasteht. Auch war es berechtigt, wenn man sich von dem Manne der That eine entsprechende schriftstellerische Leistung versprach, deren Inhalt in den verschiedensten Beziehungen ein tiefes Interesse erwecken mußte, nicht am wenigsten deshalb, weil bisher wenig Authentisches von Stanley selbst bekannt geworden war, so daß man bereits von manchen Seiten über Geheimnisthuerei sich zu beklagen begonnen hatte.

Jetzt liegt der erste Band des erwarteten Werkes fertig vor und es ist gestattet, einerseits einen Einblick in die Vorgänge selbst zu nehmen, andererseits sich ein Urteil über den schriftstellerischen und wissenschaftlichen Wert des Buches zu bilden. Zu welchem Zwecke Stanley es verfaßte, das hat er in dem Vorworte klar und deutlich ausgesprochen. „Sie werden," so schreibt er an den Verleger der deutschen Ausgabe, „aus dem Geiste derselben (der Vorrede) ersehen, daß ich alle Unternehmungslustigen darauf hinzuweisen suche, wie Afrika von einem kommerziellen Gesichtspunkte aus anzuschauen ist. Ich wünsche nicht, irgend welche müssige Gemälde zu schaffen, sondern sie anzuleiten, den interessantesten Gegenstand im Hinblick auf ihren Nutzen zu studieren. Die ganze Schilderung ist mit strenger Rücksicht auf Wahrheit geschrieben worden." Dieses Programm, die Geschichte seiner Thätigkeit am Kongo darzustellen, auf die Notwendigkeit und Möglichkeit der Verwertung des Gebietes für europäische Interessen hinzuweisen, demgemäß vielerlei praktische Fingerzeige zu geben, hat Stanley in dem vorliegenden ersten Bande, worauf sich unser Urteil natürlich beschränkt, ausgeführt, ja in manchen Stücken allzu genau befolgt.

Demgemäs trägt das Buch in erster Linie einen historisch-persönlichen Charakter; historisch ist er insofern, als nicht nur alle die vorbereitenden und ausführenden Handlungen, welche mit der ihm von dem Comité d'études du Haut-Congo gestellten Aufgabe zusammenhingen, in erschöpfender und allseitig aufklärender Weise und in streng chronologischer Reihenfolge beschrieben werden, sondern auch der Geschichte des Kongo-Gebietes Berücksichtigung geschenkt wird; demnach findet man in den einleitenden Kapiteln über die Entdeckung, Missionsgeschichte und politische Gestaltung des unteren Kongo-Landes Mitteilungen, die zwar nicht erschöpfend sind, aber doch immerhin das Wesentliche enthalten; daß sich der praktische Sinn

[1] Der Kongo und die Gründung des Kongo-Staates von Henry M. Stanley. Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit über 100 Abbildungen, zwei großen und mehreren kleineren Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1885. 1. Band, 15 Mark.

Stanley's soweit auf vergangene, also auch für die Gegenwart nicht praktisch verwendbare Thatsachen einließ, muß konstatiert werden mit dem Bemerken, daß diese Abteilung den Eindruck eines Anlaufs macht, von dem sich befreien zu können, dem Verfasser offenbar eine Wohlthat war.

Ebenso kräftig, wie das historische, tritt das persönliche Moment hervor; in allererster Linie betrifft dies Stanley selbst. Mag es Absicht sein oder nicht, das Buch ist so verfaßt, daß der Leser beständig unter dem Eindruck steht, daß mit Stanley das Werk stand oder fiel. Ueberall sehen wir ihn thätig eingreifen, sei es, daß es sich um die Bewegung der Schiffe handelt oder daß der geeignetste Platz für die Anlegung einer Station gesucht wird; bei der Auffindung der Richtung der anzulegenden Straße, bei den Palavers mit den Eingeborenen, bei den Anordnungen für den Transport der Waren ist er die erste, ausschlaggebende Person; er entscheidet in höchster Instanz die Streitigkeiten der Schwarzen unter sich und ihre Mißhelligkeiten mit den weißen Mitarbeitern; setzt die Aspirationen, Forderungen und Erwartungen der letzteren auf ein bescheideneres Maß herab. Begreiflich, daß auf die europäischen Mitglieder der Expedition Urteile und Streiflichter fallen, die nicht selten einen unangenehmen Beigeschmack haben. Denn Stanley hält weder Lob noch Tadel zurück; ja der letztere artet zuweilen in Unmut und Bitterkeit aus. „Diese Leute," sagt er z. B. S. 494 von einer gewissen Klasse seiner europäischen Mitarbeiter, „hatten mir schon mehr Unannehmlichkeiten bereitet, als alle afrikanischen Stämme zusammen und mir einen solchen Abscheu eingeflößt, daß ich lieber verurteilt sein möchte, mein ganzes Leben Schuhputzer, als Vormund über Geschöpfe zu sein, welche keine höheren Ansprüche an Männlichkeit haben, als daß sie die hübsche äußere Gestalt eines Mannes besitzen." Und wie Stanley auf die Personen seiner europäischen und afrikanischen Mitarbeiter eine scharfe Beleuchtung fallen läßt, so geht es auch den ansässigen Eingeborenen. Hin und wieder finden sich zwar kleine Betrachtungen allgemeiner Art eingestreut, in der Regel aber werden die maßgebenden Persönlichkeiten mit großer Bestimmtheit in den Vordergrund gerückt. Dies geschieht nicht nur dadurch, daß die Verhandlungen zwischen Stanley und den Häuptlingen in direkter Rede, meist in Form von Zwiegespräch geführt, sondern auch dadurch, daß die persönlichen Vorzüge und Mängel der auftretenden Leute scharf charakterisiert werden. In Bezug darauf thut allerdings der Autor, auch wenn man seine praktischen Zwecke berücksichtigt, entschieden des Guten zu viel. Das Buch zeigt daher unbestreitbar ermüdende Längen; das gilt sowohl von den Dialogen, die hin und wieder dem Bericht eine gewisse Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit verleihen, schließlich aber doch stereotyp werden, als auch von der Darstellung der Verhandlungen und der damit verknüpften Schwierigkeiten. Am fühlbarsten wirkt dieser Umstand bei der Gründung von Leopoldville am Stanley Pool, wo es galt, den gefährlichen Einfluß des anmaßenden, verschlagenen, mit allen Ränken und Verstellungskünsten vertrauten Großhändlers Ngaljema von Kintamo zu paralysieren. Diese letztere Angelegenheit nimmt nahezu 100 Seiten, also beinahe den fünften Teil des ganzen Bandes, ein und hätte entschieden kürzer abgethan werden können; sicher hätten, um alle die Machinationen des Ränkeschmieds, die Minen Ngaljema's und die Kontreminen Stanley's mit aller Anschaulichkeit zu Nutz und Frommen praktischer Leute zu schildern, 25 Seiten voll genügt. Wir glauben, vermuten zu dürfen, daß die wenigsten Leser, auch wenn sie sich nicht mit „Geographie, Geologie und anderen ologien" (siehe Brief Stanley's an Brockhaus) beschäftigen, sondern durchaus nach Stanley's Wunsch sind, diese endlosen Tagebuchauszüge über Ngaljema lesen werden; sie werden einfach zum nächsten Kapitel übergehen, dem Verfasser gern glaubend, daß Ngaljema ein großer Schurke ist.

Abgesehen von den hervorgehobenen Längen hat die Hervorkehrung des persönlichen Elements eine entschieden belehrendere Kraft als ausführliche Schilderungen oder theoretische Vorschriften, denn das einzelne Beispiel prägt sich besser ein und erleichtert die eigene Thätigkeit, weil sie die Nachahmung nahelegt. Da nun Stanley auch zeigt, was man am Kongo findet, wie man es gewinnt und verwertet, so ist das Buch als ein praktischer Handweiser für diejenigen zu empfehlen, welche in Afrika in irgend einer Richtung erwerbsfähig auftreten wollen; die Betreffenden können besonders zwei wichtige Dinge von Stanley lernen, einmal, wie man sich dem Klima anpaßt sodann, wie man sich den Eingeborenen gegenüber zu verhalten hat; in beiden Dingen ist er Meister; wer außerdem seine durch nichts zu erschütternde Ruhe, seine stetige Energie und die ihm durch die Assoziation zur Verfügung gestellten Mittel besitzt, dem wird es wohl an Erfolg nicht fehlen.

Gemäß der eigenen, auf's bestimmteste ausgesprochenen Absicht des Verfassers ist zwar das rein geographische Element aus dem Buche ausgeschlossen; trotzdem aber ist es vorhanden, nur spielt es eine sekundäre Rolle, es ist gewissermaßen latent. Das kann auch gar nicht anders sein; denn bei Gebieten, die entweder gar nicht oder nur oberflächlich bekannt sind, kommt eine Angabe, die sich auf Land und Leute bezieht, selbst wenn sie mit einer bestimmten praktischen Absicht gemacht wird, auch der Wissenschaft zu gute. Das schließt nicht aus, daß jeder Geograph wünschen muß, Stanley hätte sich damit etwas eingehender befaßt, denn umgekehrt ist der Satz auch richtig, daß jede wissenschaftlich stichhaltige Sache auch ihre praktische Verwendung finden kann. Aber wenn man auch den rein geographischen Standpunkt nicht als maßgebend erachtet, so sind doch einige Mängel an dem Buche namhaft zu machen. Der wesentlichste besteht in einer zu kärglichen Beigabe von Karten. Der erste Band enthält drei nicht graduierte Karten; die eine stellt den Unterlauf des Kongo

bis Vivi, die andere den Gebirgslauf von Nokki bis zu den Jellala-Fällen, die dritte den Stanley Pool dar; es fehlt also für die ganze Strecke von den Jellala-Fällen bis zum Stanley Pool an einer Karte und der Leser kann alle die detaillierten Ortsangaben, welche in dem Text vorkommen, nicht rekognoszieren; es ist aber rein unmöglich, sich ohne Karte ein richtiges Bild von den Vorgängen zu machen. Ferner fehlt auch eine Karte für den Mittellauf des Kongo und des Kwa nebst dem Leopold-See. Der Geograph von Fach wird diesen Mangel nicht so schwer empfinden, da er eine andere Karte zu Rate ziehen kann; aber der Homo practicus, für den ja die ganze Darstellung in erster Linie berechnet ist, hätte doch besser versorgt werden sollen. Die Karten fehlen eben gerade da, wo sie am nötigsten wären. Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß von den beigegebenen Karten die Abteilung für den Unterlauf von Banana bis nach Ponta da Lenha auf den englischen Admiralitätskarten beruht, d. h. der Hauptsache nach auf der Medlycott'schen Aufnahme von 1875; für die Strecke von Ponta da Lenha bis nach Boma ist Dr. J. Chavanne's neueste Karte benutzt worden. Daher weicht diese Abteilung von den früheren Darstellungen erheblich ab: der hier im Fluß befindliche Archipel hat ein ganz anderes Aussehen erhalten. Für die Teilstrecke von Boma bis nach Vivi konnten drei neue astronomische Breitenbeobachtungen benutzt werden, diejenigen für Boma und Mussiko wurden von Kapitän Thomson, die für Vivi von H. Stanley ermittelt. Die Abteilung endlich von Nokki bis zu den Jellala-Fällen, sowie die Skizze des Stanley Pool sind nach Kompaßaufnahmen orientiert. In wieweit die Darstellung des Gebirgslaufes, soweit er eben gegeben ist, von den älteren Karten, wie der Chavanne'schen und besonders derjenigen von Capello und Ivens, abweicht, vermag ich nicht zu beurteilen, da sie mir nicht zugänglich sind. Was aber den Stanley Pool anbetrifft, so unterscheidet sich Stanley's Darstellung nicht unwesentlich von der Skizze, welche Johnston seinem Kongo-Werke beigegeben hat. Die Küsten sind bei Stanley sowohl im Norden bei Malima und den Doverklippen, als im Süden zwischen Kinschassa und Mikunga tiefer ausgebuchtet; ferner befindet sich inmitten des Pool bei Stanley die große bewaldete Insel Bamu, während Johnston an deren Stelle mehrere annähernd gleich große, länglich-schmale Eilande gezeichnet hat. Eine nicht nebensächliche Rolle spielt bei der Darstellung geographischer Verhältnisse die Illustration, insofern es möglich ist, mit deren Hülfe alle rein räumlichen, resp. körperlichen Formen, besser auszudrücken als durch bloße Worte. Von der richtigen Auswahl und der technischen Herstellung der Bilder hängt meines Erachtens die Kraft der Anschaulichkeit eines Werkes mit ab. An Bildern ist nun in Stanley's Buch kein Mangel, aber dieselben heben sich in Bezug auf ihren technischen Wert nicht über das Niveau der Mittelmäßigkeit empor; eine nicht geringe Anzahl derselben ist geradezu schlecht und hätte ohne Schaden wegbleiben können; der allgemeine Fehler der englischen Holzschnitte, die dunklen Partien ganz schwarz und ohne Zeichnung zu geben, macht sich auch hier wieder recht fühlbar. Dem Gehalt nach sind die Bilder offenbar mit der besonderen Absicht ausgewählt, Stanley's Arbeitsfeld und — Thätigkeit zu illustrieren. Demnach findet man gar keine Bilder von Pflanzen und, mit Ausnahme einiger Jagdszenen, auch keine Darstellungen von Tieren, wie sie z. B. Johnston gibt. Das kleine Drittel der Bilder illustriert nämlich die Landschaft, das andere die Menschen, mit denen die Expedition zu thun hatte, das dritte und größte stellt die Arbeiten dar, welche vollzogen wurden, also die Stationen, den Transport der Waren, Wagen, Schiffe u. dgl. m.

Aus dem Vorstehenden geht hervor, daß der Hauptwert des Werkes bei weitem im Text selbst beruht. Die Form, in welche Stanley diesen kleidete, ist von ungleicher Art. Bald ist sie berichtend und schildernd, bald ausführlich und glatt, bald skizzenhaft und schwerfällig; bald gibt der Verfasser einfach Auszüge aus dem Tagebuche, bald schiebt er lange Briefe ein, die er nach Europa, zumeist an den Vorsitzenden der Assoziation, den Obersten Rauch, gerichtet hat. Ohne Zweifel gewinnt durch eine solche Methode das Buch an Abwechselung, aber doch nur äußerlich, denn dabei lassen sich einerseits Wiederholungen nicht vermeiden, andererseits kommen auch nebensächliche, für den Hauptgegenstand selbst wertlose Dinge zur Erwähnung. Auch hier muß, was schon oben angedeutet wurde, hervorgehoben werden, daß das Buch unbeschadet seines Inhaltes kürzer hätte ausfallen können. Eine größere Zusammenziehung des Stoffes hätte auch dem vom Verfasser selbst aufgestellten Zwecke entsprochen, denn kurz und praktisch sind Eigenschaften, die zusammengehören. Daß indeß Stanley die Fähigkeit besitzt, fesselnd zu schreiben und den drei Hauptaufgaben eines Reisewerkes, dem Berichte, der Schilderung der Landschaft und der Beschreibung der Bevölkerung resp. einzelner Personen, durchaus gewachsen ist, das hat er auch diesesmal wieder bewiesen. Der Bericht über die Anlegung der Station Vivi ist ansprechend und anschaulich; die Schilderung der vereinsamten, verödeten Landschaft am unteren Kongo wirkt packend, manches andere ist gelungen und stimmungsvoll. Hier wird der nüchterne Weg- und Stationserbauer zum Dichter, der berechnende Kaufmann zum Maler.

Untersuchen wir nun endlich, welche Resultate und positiven Thatsachen sich aus dem Kongo-Werke Stanley's für die Geographie gewinnen lassen, so muß zu diesem Zweck der ganze Raum, auf den sich der erste Band bezieht, in zwei Teile zerlegt werden; der erste derselben umfaßt den Hauptstrom nebst seiner unmittelbaren Umgebung von der Mündung bis nach Bolobo, der andere enthält den Unterlauf des Kwa oder Kuango mit dem Leopold-See und dessen Ausfluß.

In Bezug auf den Kongo selbst kommt das Werk im

allgemeinen post festum. Der Unterlauf ist ja längst bekannt und, wie Stanley selbst anerkennt, schon von Tuckey im Jahre 1816 genau beschreiben. Auch für den Gebirgslauf sind mehrere Arbeiten vorhanden, welche Stanley's Beschreibung vorgreifen. In erster Linie sind Dr. E. Pechuel-Loesche's Mitteilungen zu erwähnen, welche eine treffliche Vorstellung von der Orographie, Geologie und Hydrographie vermitteln; das Klima hat durch eine Veröffentlichung des Herrn v. Dankelmann eine eingehende und fachmäßige Darstellung gefunden; eine mehr populäre, aber auch wissenschaftlichen Gesichtspunkten Rechnung tragende Reisebeschreibung, welche sich über den Pool hinaus bis nach Bolobo erstreckt, hat der mehrfach erwähnte H. H. Johnston im vorigen Jahre erscheinen lassen. An neuen Anschauungen allgemeiner Art läßt sich also aus Stanley's Buche so gut wie nichts gewinnen; was man daraus lernen kann, sind Einzelheiten, die in Bezug auf Exaktheit größeren Anforderungen als die Mitteilungen seiner Vorgänger entsprechen und daher in manchen Punkten zu deren Korrektur dienen können.

Von diesen Einzelheiten möge einiges Wenige hier Platz finden. Erwähnenswert ist in erster Linie die Beobachtung eines für die Tropen wenig warmen Tages. Am 7. Juli 1880 nämlich am Büffelflusse zwischen Vivi und Isangila wechselte das Thermometer zwischen 17° und 21° C. und die Europäer konnten hier in der That das Gefühl des Frierens empfinden; „die durch die Schlucht und über und durch das Lager fegenden Winde, wenn sie den Thermometerstand auch nicht verringern, erhöhen noch das Gefühl der bitteren Kälte." Beachtenswert ist auch das Résumé, welches sich aus Stanley's Mitteilungen über die Thalbildung des Kongo von Boma bis nach Bolobo gewinnen läßt. Von Boma bis Vivi umgeben nämlich den Fluß zwei gebirgsartige Höhenzüge; zwischen Vivi und Isangila geht er durch eine spaltenförmige Mulde, zwischen Isangila und Manjanga durch ein gewundenes, schluchtenartiges Thal, zwischen Manjanga und dem Stanley Pool wälzt er sich mit beständigem Tosen durch einen tiefen Riß des Hochplateau's. Jenseit der seeartigen Ausweitung des Stanley Pool wird der Kongo aufs neue eingeengt von zwei Höhenzügen von mehr oder weniger malerischer Schönheit bis zu der Felsenspitze oberhalb Tschumbiri. Hier beginnt eine zweite seeartige Ausweitung, durch die ungestümen Gewässer aus den niedrigen Vorlanden und Ebenen herausgespült, die sich ohne irgendwelche wahrnehmbare Erhöhung oder Hügelbildung nach beiden Seiten weithin bis an den Fluß Bijerre ausdehnen. „Diese fruchtbare Zentralregion," sagt Stanley, „deren unbegrenzter und unvergleichlicher Bodenreichtum die Mühe und Arbeit, sie in den Bereich Europa's zu bringen, vollauf bezahlt machen wird, ist das eigentliche Herz des äquatorialen Afrika."

Anders steht es mit dem von mir aufgestellten zweiten Teile, mit dem Unterlauf des Kwa und dem Leopold-See; hier gewinnt Stanley's Buch für die Geographie den Wert einer Originalquelle. Denn wenn auch die Thatsache der Entdeckung, sowie einige orientierende Angaben über die Lage und Beschaffenheit dieses Gebietes, schon seit Herbst 1882 bekannt geworden waren, so fehlte es doch bis zum Erscheinen des Kongo-Werkes an genauen Nachrichten. Die Unsicherheit unseres Wissens davon liegt ja auch schon in dem Umstande ausgedrückt, daß der See selbst mit seinem Ausflusse auf den Karten eine verschiedene Lage erhielt; erst erschien er südöstlich von der Mündung des Kwa, dann nordöstlich parallel mit dem Kongo-Laufe. Diese Verschiebung trat zuerst auf einer im Oktoberheft der „Proceedings" 1883 veröffentlichten Karte hervor, da Johnston, deren Verfasser, von Stanley erfahren hatte, daß der See sich nordwärts bis 1° 40′ erstrecke. Eine fernere Abweichung von den ursprünglichen Angaben Stanley's ergab sich über den Lauf des Kwa selbst nach den Berichten der Missionare Comber und Grenfell, welche ebenfalls eine Strecke in diesen Fluß hineingefahren sind. Zur Klärung dieser Verhältnisse, wie überhaupt zur Darstellung des ganzen fraglichen Gebiets, bietet nun Stanley ausreichende Belehrungen, welche in folgendem auszugsweise mitgeteilt werden sollen.

Die Expedition, welche ein hübsches Stück unbekanntes Land erschließen sollte, trat Stanley von Leopoldville aus am 19. Mai 1882 an; er hatte sich zu diesem Zweck drei einheimische Führer verschafft und den für das Unternehmen bestimmten Dampfer „En avant" für eine Abwesenheit von höchstens 9 Tagen ausgerüstet; 14 von seinen eigenen Leuten gingen mit.

Die Mündung des Kwa liegt 111 Km. von dem oberen Ende des Stanley Pool entfernt. Der Fluß selbst, von Nordosten kommend, ist hier tief, reißend und 410 m. breit, seine Gewässer zeigen ein dunkleres Braun als die des Kongo, seine Ufer steigen wie Mauern aus rötlichem Gestein und Thon fast senkrecht gegen 75 m. auf. Stromaufwärts aber erweitert sich der Kwa ein wenig und umschließt eine Insel, bei welcher die steilen Ufer, vom Flusse zurücktretend, schmalen ebenen Terrassen Raum machen. Hier finden sich Gärten, in denen Cassave mit riesigen Knollen und Zuckerrohr von riesiger Höhe und vorzüglichem reichen Zuckergehalt gedeihen. Weiterhin erweitert sich der Fluß beträchtlich und hat am linken Ufer eine breite, dem Anschein nach sehr fruchtbare Alluvial-Ebene, oberhalb der Ortschaft Mabua ist er mehr als 3 Km. breit und umfaßt unzählige grasbewachsene Inselchen, durch schmale Kanäle von einander getrennt, aus denen, aufgeschreckt durch den Lärm des Dampfers, Scharen von Silberreihern, Enten und Pelikanen sich erhoben, während die Flußpferde sich nur schwer aus ihrem Gleichmut aufstören ließen. Zu beiden Seiten des Flusses dehnen sich hier mit üppigem Gras bedeckte Ebenen bis zu den fernen dunkelblauen Hügeln aus. Es folgt weiterhin die baumbewachsene heilige Insel Kemeh, auf welcher die Könige

und Königinnen der Wabuma begraben liegen und ein reiches Tierleben herrscht; Massen von Papageien, Turteltauben, Wasserjungfern und Viehfliegen wurden gesehen; auch die Tsetsefliege fehlte nicht. Das Wasser des Flusses zeigt hier zwei verschiedene Farben; die rechte Hälfte, dunkelbraun wie Kaffee, strömt aus dem Mfini, die linke, hellgrau, dem Kalkwasser ähnlich, rührt von dem Mbihe her; die von beiden genannten Wasseradern begrenzte Fläche ist vollständig flach. An dieser so wichtigen Stelle der Vereinigung zweier mehrere Tagereisen aufwärts fahrbaren Gewässer liegt die Niederlassung von Musije, und zwar 6—12 m. über dem höchsten Wasserstand auf einer fruchtbaren, steinlosen Terrasse, hinter welcher sich in beträchtlicher Entfernung ein niedriger, grasbewachsener Hügel erhebt. Die Dörfer von Musije dehnen sich am rechten Ufer in einer Entfernung von 7 1/2 Km. ohne Unterbrechung von Mfini bis zum Kwa aus. Die Herrscherin dieses Teiles des Wabuma-Stammes, dessen Zahl Stanley auf 5000 Seelen schätzt, ist die Königin Gankabi, die zur Zeit von Stanley's Besuch abwesend war; ihr Sohn Buguku ist Häuptling über beide Ufer des Kwa.

Zur Fortsetzung der Expedition wählte Stanley den Mfini, dessen Umgebungen anfangs ganz niedrig und meilenweit von übermannshohem, grünem Rispengras sich bedeckt zeigten. Weiterhin folgte in einiger Entfernung vom Flusse zur Linken eine fortlaufende Kette niedriger Hügel, deren Gipfel zum Teil, deren Seiten und Fuß ganz bewaldet sind; zur Rechten ist die Hügellinie 20 bis 30 Km. entfernt, der Zwischenraum zwischen den Anhöhen und dem Flusse erscheint als eine niedrige, hie und da von Baumwollbäumen unterbrochene Grasfläche. Aus diesem Grase verstehen die Eingeborenen ein salpeterartiges Salz zu gewinnen; sie schneiden, trocknen und verbrennen nämlich große Massen davon; die gesammelte Asche wird ausgekocht, läßt im Bodensatz das schmutzig-graue Salz zurück. Auf der Weiterfahrt begegnete Stanley der Wabuma-Königin Gankabi, die außer Haar und Farbe nichts negerartiges an sich hat. „Man stelle sich", sagt er, „eine Figur mit einem Martha Washington-Gesicht von dunkler Bronzefarbe mit kurzem, krausem Negerhaar vor . . . Gibt man jener eine Größe von 1,70 m., kräftige, vierschrötige Gestalt und feste Formen mit einem weiten aus Gras gewebten Tuche um die Hüften, unbekleidete Büste, Füße und bloßen Kopf mit keinen anderen Schmucksachen als einem schweren Kupferring um das Handgelenk, so sieht man das leibhaftige Ebenbild der Königin Gankabi vor sich." Der Ton, mit sie dem zu Bula Matari redete, war ihrer harten, männlichen Erscheinung entsprechend, der reine kategorische Imperativ. Ihr Versuch aber, Stanley von der Weiterabfahrt abzuhalten, mißlang, nur soviel konnte sie von ihm erlangen, daß er in der Nähe des Dorfes Ngete an Land ging, wo sie ihm eine Ziege und einige Bananen schenkte. Die Bewohner von Ngete sind wild aussehende Bursche, die Frauen tragen wie die Weijansi schwere Messingkragen im Gewicht von 10—60 Pfd um den Hals und an den Beinen und Armen ebenso massive Ringe. Das Haar wird zu einem hohen Knoten verschlungen. Ihre Speere haben Aehnlichkeit mit den Assegai der Zulu und „wunderhübsch geschnitzte lange und dünne Schäfte." Holz war in der nächsten Umgebung des Flusses so wenig vorhanden, daß für die Maschine welches gekauft werden mußte; dagegen gibt es viele Fische, welche die Eingeborenen teils in frischem, teils in getrocknetem Zustande verzehren. Weiter stromaufwärts gelangte der Dampfer zu einem Stamme der Basassa, deren Dörfer unmittelbar am Flusse liegen; in Ndu Kumbi gab es Brot zu kaufen, das in 20 cm. langen und 2 1/2 cm. starken Rollen gebacken ist. Ein Ort folgt hier auf den andern. Die Breite des überall schiffbaren Flusses schwankt zwischen 250—400 m., die Strömung fließt mit 2 1/2 Knoten Geschwindigkeit ohne treibende Baumstämme oder Sandbarren, ohne Wirbel, Strudel oder Gegenströmung; kurz der Mfini wäre das wahre Ideal eines schiffbaren Flusses, wenn er an seinen Ufern Holz zum Heizen der Maschine böte. Leider ist dies aber nicht der Fall. Die Szenerie bleibt dieselbe: auf beiden Seiten liegt ein etwa 3/4 Km. breites Röhricht, hinter welchem sich eine niedrige Hügelkette hinzieht; diese ist jedoch nur für schmale Kanoes erreichbar, welche durch die fußbreiten Kanäle im Schilf geschoben werden können.

Nach einiger Zeit gelangte die Expedition in den dörferreichen Distrikt Mutumba, wo der Mfini sich in zwei Kanäle teilte; Stanley wählte den rechten, und je weiter er auf demselben vordrang, destomehr gewann er die Ueberzeugung, daß er unerwartet einen See aufgefunden habe. Und diese Meinung bestätigte sich; es war derselbe Wasserspiegel, den Stanley „König Leopold II. See" nannte. Die tintenfarbige Oberfläche desselben trug eine dünne Staubschicht, welche der Farbe nach fast wie Schwefelblumen aussah, während das Kielwasser des Schiffes einem langen, glatten Spiegel in breitem, vergoldetem Rahmen glich. Im Glase gegen das Licht gehalten, hatte das Wasser die Farbe von Branntwein, in der Tiefe sah es wie Tinte aus. Die Ufer, überall waldbekleidet, steigen „in harmonischen Umrissen vom Rande des Sees zu den Gipfeln der bis 90 m. hohen Hügel" auf. Ein reiches Vogelleben entfaltete sich an dem See. Bachstelzen, Strandläufer, Elstern, Papageien, Webervögel und Taucher wurden sichtbar. Hie und da krochen auch Krokodile dem Wasser zu. Aus dem die großen kurvenartigen Einbuchtungen ununterbrochen umsäumenden Walde traten hier und dort einige hohe säulenförmige Baumwollenbäume oder einzelne Palmen hervor, aber nirgends zeigte sich eine Lichtung, nirgends wurden Spuren menschlichen Daseins sichtbar. Erst am zweiten Tage der Seefahrt wurde ein Dorf entdeckt, Kanoes und Eingeborene wurden sichtbar, aber nur einen der letzteren gelang es, einzuholen, einen in höchster Aufregung und Furcht begriffenen Mann, der froh war,

als er wohlbeschenkt die Fremden wieder verlassen konnte. Auch weitere Annäherungsversuche, in einem anderen Dorfe gemacht, mißglückten. Nachdem nun festgestellt war, daß das Ende des Sees erreicht, unter 1° 28′ s. Br. liegt, kehrte der „En avant", um das südliche Ufer zu explorieren; immer fühlbarer werdender Mangel an Lebens- und Tauschmitteln zwang die Expedition, sich zu beschleunigen. (Neues von Belang wurde nicht beobachtet; auch hier zahlreiche unregelmäßige Buchten, hie und da ein Dorf, dichter Wald oft von einmündenden Flüssen durchrauscht.) Am 31. Mai Mittags 3 Uhr war die Umsegelung des Leopold-Sees vollzogen, am 26. Mai hatte sie begonnen. Der See bedeckt nach Stanley ein Areal von etwa 1860 Quadrat-Kilometer, also beinahe soviel wie der Wetter-See (1964 Quadrat-Kilometer Strelbitzky); die durchschnittliche Tiefe beträgt 5 m., die größte gemessene 7,3 m., in der trockenen Saison 1 ½—2 m. weniger; nur ein Fluß von Bedeutung ergießt sich in denselben, den Stanley 7 ½ Km. hinauffuhr. Das südliche Ufer des Sees ist sehr unregelmäßig und zerrissen; es besteht aus hartem Sandstein, ist wie Bimsstein von Löchern durchzogen und mit Eisenerz geadert. Das nördliche Ufer dagegen wird von einer starkbewaldeten Hügelkette gebildet, besitzt offene Buchten und einige sichere kleine Häfen. Nach der Angabe von Stanley's Führer sind Angolaholzpulver, Kautschuk, Fische und Elfenbein die wichtigsten Produkte der Gegend. Mangel an Proviant und eine rasch sich entwickelnde Krankheit zwangen Stanley, mit möglichster Eile nach Leopoldville zurückzukehren; daher sind weitere Thatsachen über die Verhältnisse des neuentdeckten Gebietes nicht verzeichnet.

Das allgemeine Ergebnis der eben beschriebenen Entdeckungsfahrt ist in mehrfacher Beziehung interessant, einmal zeigt sich, daß im unteren Stromgebiet des Kuango im wesentlichen ein von niedrigen Hügelketten unterbrochenes Flachland vorhanden ist; die Thäler sind weit und offenbar nicht in dem Plateau mit prallen Abhängen eingesetzt, wie es weiter südlich bei allen Flüssen von den deutschen Reisenden beobachtet wurde; ferner ist es wichtig, daß der Boden aus Alluvium besteht, eine Erscheinung, die in Aequatorialafrika bisher nicht zu häufig gefunden wurde. Das ganze Gebiet ist überall verhältnismäßig dicht bewohnt und, wo keine Ortschaften sind, gleichmäßig bewachsen. Also hat Stanley hier einen Bezirk entdeckt, der, wie das mittlere Kongo-Becken, vermöge seines fruchtbaren Bodens und seiner starken Bevölkerung zu den besten Distrikten des zentralen Afrikas gehört und den Europäern, mögen sie als Kaufleute oder als Kultivatoren dahin kommen, günstige Aussichten bietet.

Die Spiele der Wilden.

Wenn die Entwickelung unserer Spiele die gleiche war, wie die unserer Gesellschaft, unserer Gesetze und unserer meisten Bräuche, dann haben sich unsere Spiele aus irgend etwas entwickelt, was dem Zeitvertreib der Wilden ähnlich war. Spiele wurden ebenso wenig ganz fertig erfunden, als Gesetze, Mythen oder Sitten. Die Lydier glaubten, nach Herodot, ihre Vorfahren haben die Spiele während einer Hungersnot erfunden, um ihren Geist von dem Hunger ihrer Leiber abzulenken. Ist nun der Hunger der Vater der Erfindung von Spielen, dann müssen Spiele zuerst von Wilden geübt worden sein, welche in abwechselnden Perioden von Hungersnot und Sättigung lebten. Wir können uns aber nicht denken, daß irgendjemand je ein Spiel von der Art, wie wir sie heutzutage kennen, in einem einzigen Augenblick erfand, wie Thoth, nach Plato, in der sagenhaften Ueberlieferung der Aegypter, das Damen-, das Schach- und das Puff-Spiel erfunden haben soll. Alle bekannten Spiele sind die Ergebnisse von Jahrhunderten der Entwickelung und allmähligen stufenweisen Verbesserung. Bisweilen vermögen wir die Bedingungen und die Umgebung zu ermitteln, unter und in welchen irgend ein gewisses Spiel erfunden worden ist; allein meistens entsteht ein Spiel aus einem schon vorhandenen, wie wir es bei den verschiedenen modernen Ball- und sonstigen Spielen der Engländer, Lawn-Tennis, Cricket und Crocket, Polo u. s. w., nachweisen können. Spiele können keinerlei wertvolle Art von Ausarbeitung, Scharfsinn und Kompliziertheit in einem Gesellschaftszustand erlangen, wo sie nur von Kindern gespielt werden. Cricket stünde noch in seinem Urzustande eines Kinderspieles, wenn sich nicht Männer von gereiftem Verstande, ernstem Charakter und reichlicher Muße in einem ruhigen, rationellen und würdigen Geiste desselben angenommen hätten. Nun aber finden sich jene Eigenschaften des Intellekts, welche zur Entwickelung eines wirklich guten Spieles, wie Cricket, Tennis, Golf 2c. erforderlich sind, bei Wilden gewiß nicht; denn diese besitzen weder den geistigen Ernst, noch den Fleiß und die Ausdauer, um feste Spielregeln aufzustellen, obwohl sie ein Spiel der zivilisierten Völker, wenn sie es gelehrt werden, zu schätzen wissen und es sehr gut spielen. Wir müssen daher in den Spielen der Wilden bedeutende Einfachheit erwarten; wir müssen ihren Mangel an mechanischer Geschicklichkeit in Rechnung nehmen. Kein Laie weiß, wie ein Cricketball gestopft oder genäht wird, denn diese Prozesse sind, wenigstens teilweise, ein Handwerksgeheimnis. Der Wilde vermag sich keine Billiardkugel, keinen Cricket- oder Golfball herzustellen; seine Ausrüstung ist auf diese Weise eine dürftige, und er muß sein Möglichstes zu thun versuchen mit den rohen Stoffen und Mitteln, welche ihm zu Gebote stehen. Allein gleichwohl dürfen wir die Spiele der Wilden nicht verachten, denn so wenig sie auch bisher von den Anthropologen beachtet und studiert worden sind (wenn auch Tylor die ursprünglichen Formen von einigen derselben zu untersuchen versucht hat), so verdienen sie doch, mit Achtung behandelt und erforscht zu werden.

Die Anordnung solch' unbestimmter Dinge, wie Spiele der Wilden, ist nicht sehr leicht. Man kann sie vielleicht in nachahmende, auf Gewinn berechnete und zu bloßer Belustigung oder Leibesübung dienende einteilen, obwohl die drei Einteilungen oder Klassen naturgemäß ineinander übergreifen und verlaufen. Mit der ersten Kategorie, den nachahmenden, brauchen wir uns nicht lange aufzuhalten. Von den wilden wie von den zivilisierten Kindern kann man sagen: „ihre ganze Beschäftigung ist endlose Nachahmung." Eine Hochzeit oder ein Leichenbegängnis unter Erwachsenen, wird von den Kleinen im kindlichen Spiele nachgeahmt. Die Eskimokinder bauen kleine Schneehütten und beleuchten sie mit Stücken von Lampendochten, welche sie von ihren Müttern betteln. Australische Kinder haben ihre kleinen Bumerangs und leichte, aber doch gefährliche Speere, welch' letztere aus einem langen Rohr mit einer Spitze aus hartem, schwerem Holze bestehen, und üben sich im Werfen derselben. Die Alten lehren die Kinder diese kleinen Waffen geschickt zu handhaben: eine aus Rinde geschnittene Scheibe wird auf dem Boden fortgerollt und die Knaben schleudern ihre Speere nach ihr, wenn sie mit unregelmäßigen Sprüngen dahinhüpft. „Gehorsam, Standhaftigkeit, Selbstbeherrschung und redliches Spiel werden auf den Spielplätzen, im Busch, den Jungen von den Zuschauern beigebracht." Die nachahmenden Spiele der jungen Wilden gleichen also genau denjenigen anderer Kinder und sind nur in den nachgeahmten Gegenständen mannigfaltiger. Unter die Spiele können wir kaum die Tänze der Erwachsenen rechnen, in welchen die Bewegungen und Sitten von Tieren nachgeahmt werden, denn diese Tänze haben gewöhnlich einen religiösen Sinn (wie wenn die athenischen Mädchen bei der Verehrung der Artemis den Bären nachahmten) oder sie sind magische Zeremonien, durch welche man sich Glück auf der Jagd sichern will.

Wenden wir uns von den nachahmenden Spielen zu den auf Gewinn abzielenden, so finden wir bekanntlich, daß die Wilden entschlossene leidenschaftliche Spieler sind. Die Arten und Weisen, wie sie Wampum, Wolldecken, Glasperlen, Muscheln, Waffen, Pferde u. a. bewegliche Eigentum verlieren, erscheinen uns kindisch, sind es aber wesentlich nicht mehr als andere reine Glücksspiele, wie Roulette oder Trente et quarante. Auf Neuseeland wird eine Art Morra gespielt, „Ti" genannt, wobei ein Spieler eine Zahl nennt und „augenblicklich den richtigen Finger berühren muß" — ob seinen eigenen oder denjenigen des Gegners im Spiel, ist nicht gesagt. In seinem Werke über Tonga gibt Mariner eine sehr ausführliche Schilderung von dem Spiele, welches Liagi genannt wird und worüber er sagt: „Liagi ist das erste und wichtigste aller Spiele auf Tonga. Man erwartet, daß jeder Häuptling und Mataboole damit genau vertraut ist; andere versuchen gar nicht, es zu lernen. Es wird entweder von zwei oder von vier Personen gespielt. Der Einfachheit wegen wollen wir zunächst annehmen, daß nur zwei es spielen. Sie sitzen einander gegenüber und machen gleichzeitig Zeichen mit den Händen. Der Eine, an welchem die Reihe zum Zählen ist, macht eines oder das andere von drei Zeichen, d. h. mit einem plötzlichen Ruck seines Armes bietet er entweder seine offene oder geschlossene Hand oder den ausgestreckten Zeigefinger (die anderen samt dem Daumen werden eingeschlagen) dar; sein Gegner macht im selben Augenblick ebenfalls ein Zeichen, und wenn es zufällig dasselbe ist, so kommt die Reihe zum Spielen an ihn und der Erste gewinnt nichts; wenn es ihm aber gelingt, das eine oder andere dieser drei Zeichen zu machen, ohne daß sein Gegner dasselbe macht, und zwar fünf verschiedenemale unmittelbar hintereinander, so wirft er einen kleinen Stock hin, von denen er fünf in der linken Hand hält. Nun kommt an den anderen die Reihe zum Spielen und er muß versuchen, dasselbe zu thun; und wer nun immer auf diese Weise seine fünf Stöcke zuerst los wird, der gewinnt das Spiel; wenn aber sein Gegner ihn nachahmt, ehe er fünf Zeichen nacheinander gemacht hat (wir wollen annehmen beim viertenmale), so hat er ein Recht zu fragen, welche die drei anderen Bewegungen auf jeder Seite gewesen seien. Kann sein Gegner dieselben nicht in der Reihenfolge angeben, wie sie vorfielen, und kann er einen falschen Grund für jede einzelne Bewegung auf beiden Seiten in der technischen Sprache des Spieles, nach einem gewissen, unwandelbar festgestellten System bezeichnen, so darf er sein Zählen von vorn beginnen. Diese vermeintlichen oder künstlichen Gründe für jede Bewegung anzugeben, ist weitaus der schwierigste Teil des Spieles, weil dasselbe nach der Ordnung von jeder der vorangegangenen Bewegungen wechselt. Wenn vier miteinander spielen, so sitzen sie wie bei unserem Whist, aber jeder ist der Gegner des ihm Gegenüber-sitzenden, und wenn der eine seine fünf Stöckchen los geworden ist, so hilft er seinem Partner, indem er einen oder zwei von dessen Stöcken nimmt und weiter spielt. Die Geschwindigkeit, mit welcher diese Bewegungen gemacht werden, ist beinahe unglaublich, und kein ungeübtes Auge vermag eine derselben zu erfassen."

Natürlich kann das Spiel oder der Gewinn bei einem derartigen Sport nach Belieben festgestellt werden, und die verwegenen Matabooles spielen ohne Zweifel ziemlich hoch, um Aexte aus Nephrit oder um Kähne. Im Liagi und Ti können alle möglichen Variationen eingeführt werden. Viele Spiele der Wilden gleichen unserm Kinderspiele: „Bock, Bock, wie viel Hörner (Finger) streck' ich aus?" oder dem „Bucca, Bucca, quot sunt hic?" des Petronius Arbiter. Ein anderes unserer Kinderspiele, worin der eine einen Knopf, Kreisel, Bohne oder Schusser auf die eine Handfläche legt, dann die andere darüber deckt und, den Gegenstand in der einen oder anderen Hand hinter seinem Rücken bergend, den Mitspieler erraten läßt, in welcher Hand er den Gegenstand habe, worauf der Erratende gewinnt oder durch einen raschen Austausch der Hände

genarrt wird — ist auch in Schottland unter dem Namen Neevie Nick Nack üblich und bei einer Menge wilder Stämme im Brauch, namentlich bei vielen wilden Indianern im fernen Westen. Nach einer Notiz, welche wir vergangenen Winter in einem amerikanischen Blatte lasen, haben einige wilde Stämme im Westen eine Art dieses Spieles bei einer ihrer Tauschverkehr-Versammlungen gespielt und viele von ihnen ihre ganze Jagdbeute oder deren Ertrag auf diese Weise verloren. Auserwählte Spieler von jeder Seite halten dabei gezählte Holzstäbchen in Händen, verbergen ihre Anordnung hinter ihrem Rücken, und die Umstehenden wetten in wahnwitziger Aufregung und meist mit ungünstigem Erfolg.

Ein anderes Spiel der Wilden auf Tonga heißt „Laffo" und gleicht jenem Spiele unserer Kinder, wobei das eine Bohnen zerstreut auf eine Matte wirft und das andere mit Bohnen darnach schleudert und die ersteren zu treffen sucht. Dieses Prinzip kann natürlich noch in anderer Weise erweitert werden bis zum Steinschieben und Eisscheiben, und kommt daher in den verschiedensten Modifikationen bei allen möglichen wilden Völkern vor. Wenn auf Tonga Streitigkeiten beim Spiel entstehen, so schlichten die Männer dieselben durch einen Ringkampf, die Weiber durch ein Loosen mit Cocosnüssen. Dadurch werden zwar Händel verhütet, aber ein geübter starker Ringer muß beim Liagi immer im Vorteil sein. Spiel um Gewinn kann auch in die Erratspiele der Wilden eingeführt werden, wie dies schon in den ältesten Zeiten mit Simson der Fall war, welcher den Philistern im Erratenspiel einen bedeutenden Einsatz abnahm. In einem Errateſpiele der Samoa-Insulaner zieht sich der eine Teil der Spieler zurück, der andere Teil legt einen aus seiner Mitte in einen Korb, bedeckt ihn mit einer Matte und alle von dieser Partie, bis auf drei, verstecken sich im Busch. Hierauf wird die Gegenpartei herbeigerufen, um zu erraten, wer im Korbe ist, und das erfolgreiche Erraten zählt als Punkt in diesem äußerst harmlosen Spiele.

Aehnliche Errateſpiele haben auch die Woloffen am Senegal und verwandte Rätselspiele sind auch unter den französischen, bretonischen, schottischen und anderen europäischen Bauern im Schwang. Die Samoas-Insulaner haben auch noch ein anderes Spiel, welches einigermaßen an unsere Reimspiele, Leberreime u. s. w. erinnert. Die eine Partie soll die Namen von Bäumen wählen, die andere die Namen von Menschen; dann sagt einer von der Partie, welche die Baumnamen aufstellt: „dies ist der Baum Fau; nenne uns einen Namen, welcher sich darauf reimt." Die Antwort darauf wäre beispielsweise: „Tulsfau", ein sehr unschuldiger Reim. Man ist aber dabei nicht sehr streng und begnügt sich auch mit Assonanzen, z. B. wenn die eine Partie Namen von Fischen wählt und die andere mit Vogelnamen antworten soll und einer dem Fisch Tupe den Vogel Une gegenüberstellt, läßt man es auch gelten. Von allen Gewinnspielen der Wilden ist das merkwürdigste das „Pachisi oder Patullo", eine Art Puff, worin die Bewegung der Steine auf dem Brett durch das Werfen von Würfeln, Knöpfen, Bohnen oder irgend einem anderen rohen Ersatzmittel für Würfel bestimmt wird. Herrn Tylor's Aufsatz über dieses Spiel, welches er als in Indien, Asien, Amerika (unter den Azteken) und in Europa vorkommend nachweist, ist uns leider in diesem Augenblick nicht zur Hand, sonst würden wir es eingehender besprechen. Herr Tylor neigt sich zu der Annahme, das Spiel sei durch Einwanderer von Asien aus nach Amerika verschleppt oder sonst eingeführt worden. Wir selbst möchten eher glauben, daß das Spiel unabhängig irgendwo von Wilden in seiner rohesten Form erfunden und später in demselben Verhältnis, wie die Zivilisation voranschritt, durch Rassen und Geschlechter, welche keinen Verkehr miteinander hatten zu Gestaltungen ausgebildet worden ist, die viele gegenseitige Aehnlichkeit hatten. Allein dieser Punkt der Erbschaft, Uebertragung oder unabhängigen Entwickelung ist ebenso schwer aufzuhellen, wenn man die Verteilung der Spiele, wie wenn man die Verteilung der Mythen, Märchen und Bräuche erörtert. Eine große Menge Menschen wird immer glauben, eine Identität in derartigen Dingen zwischen verschiedenen Rassen deute auf irgendeine entfernte Einheit des Ursprunges hin. Andere werden sich zu der Annahme oder Behauptung hinneigen, die Spiele seien durch Eindringlinge oder Verschlagene nach anderen Ländern verschleppt oder im Verlaufe des ursprünglichen Handelsverkehrs in Umlauf gesetzt worden. Eine dritte Abteilung wird sich, als Regel, lieber zu der Theorie unabhängiger Entwickelung aus irgendwelcher einfachen, zu Tage liegenden ursprünglichen Gestalt bekennen. In diesem Falle des primitivsten Puffspieles möchten wir es, nach gebührender Erwägung von Tylor's Zeugnis und Beweisen, eher mit der dritten Abteilung halten.

Von diesen früheren Formen des Spieles um Gewinn gehen wir zu den Spielen über, welche rein athletischem Sport oder körperlichen Uebungen gewidmet sind, obwohl diese in den Wettläufen, Wettrennen und Wettfahrten sich auch mit den vorigen Klassen berühren. Zu den sogen. Sportspielen, wie Ballschlagen, Fußball, Federball, Cricket u. s. w. finden wir überall ein Analogon in den vielleicht etwas roheren Spielen der Wilden. Von ihnen haben wir wohl nur wenige entlehnt, und das bedeutendste ist das von den nordamerikanischen Rothäuten überkommene La Crosse-Spiel, welches auch unter den Europäern Anklang gefunden hat. Dieses Spiel gründet auf dem Prinzip von Ballschlagen, Fußball und Polo, wo jeder Teil der Spielenden einen Ball durch das Ziel, nach dem Ziel oder über dasselbe hinaus, welches vom Gegner verteidigt wird, zu treiben versucht. Die Eigentümlichkeit dieses Zeitvertreibs ist die lose Raquette oder das Netz an einem Stock, mit welchem der Ball geworfen oder worin er getragen und aufgefangen wird. Es fragt sich nun, woher kam

dieses Racket? Haben die Irokesen das Muster des alten französischen Ballschlägels modifiziert, welcher ja selbst, wie wir annehmen möchten, eine Modifikation des Handschuh's war, dessen man sich beim früheren Ballschlagen, dem jeu de la paume, bediente? Oder ist die Art von Racket, deren man sich beim La Crosse bedient, nur eine scherzhafte Modifikation des irokesischen Schneeschuh's mit seinen netzförmig geflochtenen Tiersehnen? In Ermangelung genaueren Zeugnisses neigen wir uns zu dieser Ansicht, daß Ballschlagen mit regelmäßigen Racketten von den früheren französischen Ansiedlern in Amerika wohl nur wenig gespielt worden sein dürfte, und daß dasselbe, wenn es auch gespielt wurde, den Rothäuten kaum einen Begriff davon gegeben haben mag. Das La Crosse-Spiel der Eingeborenen ist von Catlin am besten beschrieben worden. Große Wettspiele darin waren Freudentage für die Weiber, welche dann ihre Männer mit Zweigen schlagen und so zu größeren Anstrengungen anfeuern durften.

Das Ballspiel der australischen Eingeborenen heißt „Mare Gruk"; der Ball ist aus Opossumfell verfertigt und wird von irgend einem angesehenen Manne ausgesetzt. Er wird mit der Hand geschlagen und nicht geworfen, und beide Parteien bemühen sich, ihn wechselsweise zurückzuschlagen, wobei manche Spieler bis zu fünf Fuß hoch vom Boden emporspringen, um ihn abzufangen. Ziele scheint es dabei nicht zu geben. Um den Ball recht elastisch zu machen, verfertigt man ihn zuweilen aus einem Knäuel Schnur, welche man von Opossumhaaren zusammengedreht hat. Ein anderes Spiel derselben Eingeborenen ist das Werfen des Wî-wît, eines seltsamen Spielzeuges, welches auf eine beinahe unglaubliche Weite geworfen werden kann. Die Narrinyeri haben ein Ballspiel (mit einem Balle, der zuweilen aus der Blase eines Känguruh gemacht ist), das darin besteht, daß man den Ball einem von der eigenen Partie zuschlägt, der ihn einem anderen zuzuschlagen versucht, während die Gegner sich des Balls zu bemächtigen streben, woraus ein regelmäßiges Handgemenge entsteht, wie beim Fußball. — Dies sind die unverfälschten Spiele der Wilden, rein rudimentäre Sports, die jeder Art von Ausbildung fähig sind; dies die rohen, primitiven Formen von Spielen, welche ihre Ausbildung besonders von den Engländern, dem spielwütigsten aller Völker, empfangen haben. In einem einzigen Spiele allein, dem sogenannten cat's-cradle, übertreffen die Dayaks die zivilisierte Welt.

Annam, Land und Volk.

(Schluß.)

Der Ackerbau beschäftigt vier Fünftel der Bevölkerung. Die Ackerbauer teilen sich in zwei Kategorien: die Grundbesitzer und die Pächter. Beide beuten mehr oder minder bedeutende Bodenstrecken aus, allein die Kleinbauern überwiegen und die Zerstückelung von Grund und Boden ist im Lande schon weit gediehen. Grundbesitzer von einem Areal von nur 50 Ha. sind schon sehr selten und ziehen es in diesem Falle vor, ihre Ländereien in kleinen Stücken zu verpachten.

Die anbaufähigen Schwemmländer in den niedrigsten Teilen der Ebene, besonders den Wasserläufen entlang, teilen sich in zwei Kategorien, deren erste aus allen überschwemmten oder bewässerbaren Ländereien besteht, welche ganz dem Reisbau vorbehalten sind; die zweite Kategorie umfaßt die Ländereien, welche zu hoch liegen, um mit anderen Kulturen bepflanzt zu werden als trockenem Reis, Zuckerrohr, Maulbeerbäumen, Indigo, Hülsenfrüchten, Betel- und Arekanüssen, landesüblichem Thee, Bananen u. s. w.

Der Ertrag der alluvialen Böden ist sehr bedeutend. Trotz einer ziemlich fahrlässigen Kultur leben manche Familien ziemlich behaglich von dem Ertrag eines halben Hektar Gartenland, den sie mit Areka-, Maulbeerbäumen, Theesträuchern, Ananas 2c. angepflanzt haben. Den besten Ertrag liefert der Reis, nämlich in den besten Reisfeldern 40 bis zu sogar 50 Prozent.

Steigt man gegen das Gebirge an, so findet man ungeheure Hochebenen, welche teils noch gar nicht urbar gemacht, teils wieder verlassen worden sind, nachdem sie es gewesen waren. Meist sind es Böden von vorwiegend thoniger und lehmiger Beschaffenheit, welche sich (einige sumpfige Stellen ausgenommen) sehr schlecht zur Lieblingskultur der Annamiten, zum Reisbau, eignen. Auch findet man sehr große öde Strecken, welche nur mit Gestrüpp oder einer mageren Grasnarbe bewachsen sind, und auf den man vorzugsweise Wurzelgewächse, wie Ignamen und Bataten, sowie Erdnüsse, Sesam, Tabak, Ananas 2c. baut. Der Ertrag dieser hochgelegenen Ländereien ist ziemlich schwer zu schätzen, denn die Eigentümer bauen nur kleine Parzellen davon an und die wenig einträglichen Erzeugnisse werden in der Haushaltung verzehrt.

Die annamitische Regierung bemüht sich, in diesen Gegenden die Entwickelung des Ackerbaues auf mehreren Punkten der Gebirgskette, namentlich in dem Kwang-Tri und in dem Bigne-Digne, zu begünstigen, hat aber bisher nur mittelmäßige Resultate erzielt, da die Annamiten keinerlei Kultur zu ihrer Verfügung haben, welche sie für die aufgewandte Mühe reichlich zu belohnen vermöchte. Das Streben der Europäer muß daher zunächst dahin gehen, auf eine derartige Kultur zu denken. Schon vor 200 Jahren sind die portugiesischen Missionare auf den Einfall gekommen, den Kaffeebau in der Provinz Bai-Trèn einzuführen, welche in jenen höheren Landstrichen gelegen ist. Ihre Bemühungen wurden von Erfolg gekrönt; die Kaffeesträucher gediehen vortrefflich und warfen reiche Ernten ab, und wachsen seit dieser Zeit an verschiedenen Orten dieser Provinz wild ohne alle Kultur und liefern den Missionen ihren ganzen Bedarf an Kaffee.

Die europäischen Pflanzer könnten hierin eine bedeutende Wohlstandsquelle finden und man könnte Annam

leicht zu einem der einträglichsten kaffee-erzeugenden Länder machen.

Die Versuche mit dem Anbau von chinesischem Thee und von Pfeffer sind ebenfalls gelungen, aber erst in kleinem Maßstabe angestellt worden. In den höheren Lagen der Ebene dürfte sich auch der Versuch der Baumwollenkultur lohnen, sowie auch der Anbau der Kautschuk-Bäume, des Indigo's und des Zuckerrohrs. Die Zimmt-Kultur ist schon jetzt in Annam eingeführt und bietet große Vorteile, welche durch eifrigere Förderung derselben in den Provinzen Nge-Du und Tanh-Hoa noch bedeutend gesteigert werden könnten.

Die Grundsteuer wird je nach der Bodenbeschaffenheit umgelegt. Die erste Kategorie, die trockenen, nicht bewässerbaren Ländereien, bildet nur eine einzige Klasse, welche eine Zehntelschnur per Mau bezahlt. Die zweite Klasse, die der sogenannten Reisfelder, umfaßt vier Klassen und bezahlt die Steuer in Reis nach folgenden bestimmten Beträgen: die erste Klasse $^{40}/_{26}$ des Maßes, die zweite Klasse $^{30}/_{26}$, die dritte $^{20}/_{26}$, die vierte $^{10}/_{26}$ des Maßes.

Das amtliche Maß ist, wie schon erwähnt, das Luong-kho, welches 35 Liter beträgt; dies ist die monatliche Ration des Soldaten.

In Beziehung auf das Eigentumsrecht teilen sich die Ländereien in drei Kategorien: 1. die sogen. Kwun-phong oder Domanialgüter, welche der Regierung gehören und sich nur in der Nähe der Hauptstadt befinden; 2. die Kong-diö oder Kommunalländereien, die den Dorfgemeinden gehören und im allgemeinen alle drei Jahre unter den eingeschriebenen Ortsbürgern zur Benützung verteilt werden, und 3. die Tü-diö oder Privatgüter.

In der Provinz Hüé ist die Steuer auf die Gemeinde-Reisfelder um $^{3}/_{10}$ vermindert worden wegen der Frohnen, welche durch die Nachbarschaft des Hofes verursacht werden.

Bezüglich der Bergwerke begnügen wir uns hier mit der Aufzählung der bekannten und früher ausgebeuteten Lagerungen, ohne uns auf deren beziehungsweisen Wert einzulassen. Die gegenwärtig vorhandenen Schätzungen aus chinesischer Quelle sind allzu unzuverlässig, denn nur ein Europäer ist imstande, den Reichtum eines Erzlagers mit genügender Genauigkeit zu schätzen. 1. Die Goldgrube von Schien-Dan in der Provinz Kwang-Nam; 2. die Goldgrube von Hoi-Ngwoien, Provinz Nge-An; 3. die Silbererzgruben von Lu-Thuong, Lu-Ha-An-Khwong und Ba-Dong, Provinz Tan-Hoa; 4. die Kupfererzgruben von Tasch-Kiö (Rotkupfer) und von Duc-Bo, beide in der Provinz Kwang-Nam; 5. die Zinkerz-(Galmei-)Gruben von Phong-Mien-Thwong, Provinz Kwang-Nam; 6. die sehr reichen Magneteisenerz-Lagerstätten von Sedans, Provinz Bigne-Digne; 7. die Eisenerzgruben am Oberlauf des Hüé-Flusses und 8. die in den Bergen vom Kam-Lô, Provinz Kwang-Tri; 9. die Kohlengruben von Nong-Son, welche, auf 29 Jahre an einen Chinesen verpachtet, in 1882 von dem Bergingenieur Fuchs erforscht und analysiert worden sind.

An Steinbrüchen sind zunächst zu nennen die Brüche auf weißen Marmor mit braunen und rosa Adern von Turan, und die auf grauen Marmor in den Bergen von Kam-Lô, Provinz Kwang-Tri.

Die Wälder in den langen bewaldeten Bergketten von Annam sind bei der Menge der darin entspringenden Flüßchen zur Ausbeutung ihres Holzreichtums ganz besonders geeignet und enthalten vorzügliche Bau- und Nutzhölzer. Die in den laotischen Bergen geschlagenen Hölzer können ohne Mühe in zwei Tagen bis in's Meer geflößt werden und in den Buchten des südlichen Annam zahlreiche und bequeme Verschiffungsplätze finden. Infolge der mittelmäßigen Beschaffenheit der Wälder und Hölzer des Tongking und der Schwierigkeiten von deren Ausbeutung wird dieses Land im Verlauf seiner weiteren Ausdehnung und Entwickelung genötigt sein, seinen Holzbedarf von Annam zu beziehen und so eine gute Absatzquelle dafür zu werden.

Von lokalen Gewerben in Annam ist kaum die Rede, denn die Bevölkerung im allgemeinen ist arm. Sobald ein Arbeiter für geschickt gilt, wird er eingezogen, um als Soldat im Dienst des Königs zu arbeiten, wo er dann als Arbeitslohn nur seinen gewöhnlichen Sold, anderthalb Schnüre und zwei Körbe Reis per Monat erhält. Da es also ein Unglück ist, ein guter Arbeiter zu sein, so hüten sich die Annamiten sehr davor.

Der einzige Gewerbszweig, welcher noch einigermaßen blüht, ist die Seidenmanufaktur, welche leicht einen Absatz nach außen findet und einen Teil der Hausindustrie bildet, denn es gibt keine großen Fabriken. Einem Europäer dürfte es wohl leicht gelingen, diese Industrie zu höherer und einträglicherer Entwickelung zu bringen. Auch die Zuckerindustrie wäre sicher noch einer größeren Entwickelung fähig, entweder indem man sie in ihrem vollen Umfange betriebe oder indem man sich auf das Raffinieren des auf den annamitischen Märkten verkauften Farinzuckers beschränkte. Eine sichere Zukunft in Aussam haben ferner alle Baugewerbe. Die Annamiten verstehen sich noch nicht auf die Ziegel- und Backstein-Brennerei; die von ihnen gefertigten Ziegel sind so schlecht gebrannt, daß sie vom Regen zerfallen und nicht zu dauernden Bauten verwendet werden können. Sie verstehen sich nicht auf den Kanalbau, nicht auf die Herstellung von Steinplatten zum Fußbodenbelag oder zu Treppen, nicht auf den Treppenbau, nicht auf Steinmetzarbeit; sie bereiten den Kalk nur in ganz ungenügenden Mengen; sie sind durchaus nicht imstande, die Bautischlerei für europäische Häuser, z. B. Fenster, Thüren, Fußböden u. s. w., noch Möbeln, Jalousien ꝛc. herzustellen. Der geschickte europäische Bauarbeiter, welcher allen Anforderungen entsprechen kann, die man nur selbst in jenem Lande an bauliche Arbeiten macht, dürfte daher in Annam sein gutes Fortkommen finden, denn so lange man jene Artikel nicht dort herstellen kann, wird man sie alle vom Ausland beziehen müssen.

An Arbeitskräften fehlt es in Annam nicht. Man kann die einheimischen Arbeiter zu allen Geschäften verwenden, welche keinen großen Fleiß und Aufmerksamkeit erfordern. Beim Bau z. B. können sie den Transport der Rohstoffe, die Erdarbeiten, die Mörtelbereitung, das Kantigbeschlagen der Balken, das Sägen der Bohlen ꝛc. besorgen. Verlangt man aber jene sorgfältige Arbeit, welche ein europäisches Haus erheischt, so kann man dies von ihnen nicht verlangen. Den Bau gewöhnlicher Hütten mit Strohdächern kann man ihnen wohl überlassen, und auch zum Bau von Straßen und Kanälen sind sie unter Aufsicht und Leitung verwendbar. Der gewöhnliche Arbeitslohn für irgend welche Arbeit ist eine Schnur per Tag beinahe ohne Unterschied. Daraus geht hervor, daß gute europäische Handwerker und namentlich Vorarbeiter und Aufseher in Annam einen Wirkungskreis für ihre Thätigkeit und ein gutes Auskommen finden würden. Ohne daher zur Auswanderung dahin zu ermutigen oder auf Einzelheiten einzugehen, wollen wir hier nur noch untersuchen, unter welchen Daseinsbedingungen sich ein in jenem Lande ankommender Europäer hinsichtlich der Wohnung, Nahrung und Kleidung befinden würde.

Eine Wohnung müßte sich derselbe selbst beschaffen, denn die annamitischen Häuser können uns kein Unterkommen auf Dauer geben. Der ankommende Arbeiter wird sich daher selbst ein Haus bauen und dabei so viel wie möglich den nachstehenden Anforderungen zu entsprechen suchen müssen:

Eine der Fassaden des Hauses muß in der Richtung Südwest—Nordost liegen, so daß es vollauf den Südost-Monsun empfängt, welcher der erfrischende Sommerwind ist.

Da das Klima von Annam nur aus zwei sehr von einander verschiedenen Jahreszeiten besteht, so müssen die Wohnhäuser und Wohnräume sich im Winter sehr gut schließen und im Sommer sehr gut lüften lassen; auch muß die Rückstrahlung der Sonne in die Zimmer, der Reflex der Sonnenstrahlen in dieselben, als etwas sehr Gefährliches vermieden werden. Zu diesem Zwecke sollten alle Seiten des Hauses mit einer Veranda von mindestens 2 1/2 m. Breite umgeben und diese Veranda mit Jalousien versehen werden und die Thüren und Fenster des Hauses selbst mit Glasscheiben versehen sein. Im Winter, wo die Witterung sonnenarm, kühl und feucht ist, wird man die Jalousien der Veranden vollständig öffnen und die verglasten Thüren und Fenster werden dann erlauben, die Zimmer ganz hell zu machen und dennoch jeden Zugwind von außen abzuhalten. Im Sommer dagegen müssen die Jalousien geschlossen, die inneren Thüren und Fenster jedoch mittelst Haken offen gehalten werden. Auch ist ein Kamin in den Zimmern sehr nützlich, wenn auch nicht unerläßlich.

Das Dach sollte unbedingt aus Ziegeln bestehen und muß sehr steil sein, um den großen Regengüssen zu widerstehen; die Terrassenform und die flachen Dächer sind unbedingt zu verwerfen. Die Wohnräume müssen notgedrungen Plafonds haben, denn die von der Sonne des Tages erhitzten Ziegel behalten ihre Wärme bis zu einer sehr vorgerückten Nachtstunde.

Das Zimmerwerk des Hauses sollte womöglich von Eisen sein, denn die weißen Ameisen verzehren rasch auch die größten Holzstücke. Die einzige Holzart, welche ihnen zu widerstehen vermag, ist das Holz des Brotfruchtbaums (Artocarpus), welches aber teuer zu stehen kommt. Alle Häuser müssen mindestens einen Meter über den Boden erhoben sein — eine Vorsicht, welche man in den Tropenländern niemals vernachlässigen darf.

Da es in Annam keine Gasthöfe und Wirtshäuser gibt, so muß man sich selbst mit der Verpflegung befassen. Außer demjenigen, was man auf den Märkten findet, sind aber die Nahrungsmittel sehr teuer; man muß sich Geflügel, Schweine, Tauben, Bienen ꝛc. selbst halten und sich mit europäischen Konserven behelfen, welche hier um ein Drittel teurer sind als in Europa, aber in demselben Verhältnis billiger werden dürften, als die europäische Bevölkerung und der Konsum daselbst steigt.

Für alles was die Kleidung anbelangt, ist der Europäer absolut dem Auslande zinsbar und muß seinen ganzen Bedarf mitbringen.

(Die Eingeborenen in Annam sind den Europäern im allgemeinen nicht gewogen. Sie anerkennen zwar seine Ueberlegenheit, allein vielleicht eben deshalb lieben sie ihn nicht und sehen in ihm einen Eindringling. Nach allem, was wir von zuverlässigen Berichterstattern anderer Nationen hören, sind namentlich die Franzosen in Annam nicht beliebt und werden besonders seit ihrem Kriege mit den Tongkinesen von den höheren Ständen in Annam sehr gehaßt, was ja die Veranlassung zum Ueberfall der Franzosen in Hüé von seiten der Annamiten am 5. und 6. Juli gegeben und den Beweis geliefert hat, daß es trotz aller Staatsverträge den Franzosen doch seither noch nicht gelungen ist, ihre Schutzherrschaft über Annam zu befestigen oder für die Annamiten annehmbar zu machen.)

Der Wal und seine kommerziellen Produkte.

Die reichste Ausbeute von der ganzen Ernte des Meeres liefert der Wal oder Walfisch, der in weit beträchtlicherer Menge vorkommt, als gemeinhin angenommen wird, denn von diesen Riesen des Meeres kommen weit mehr Arten vor, als die zwei oder drei, welche im Handel bekannt sind. Wale gibt es nämlich in Menge in allen Meeren, so weit dieselben seither untersucht worden sind. Wir wollen aber hier auf die Naturgeschichte dieser Cetaceen nicht weiter eingehen, als zum Verständnis ihrer kommerziellen Bedeutung notwendig. Ebenso wenig aber wollen wir uns mit den Gefahren aufhalten, welche mit dem

Walfischfang verbunden sind und mit deren Schilderung man ganze Bände füllen könnte. Furchtbare Schiffbrüche, von Eisbergen und Eisschollen ohne vorgängige Warnung zerdrückte Schiffe oder von den Walen selbst zerschmetterte Boote, entsetzliche Bootreisen, welche oft Tod infolge von Hunger und Durst verursachten, Schiffbrüche, Fahrzeuge, welche im Sturm vom Meere verschlungen wurden und mit Mann und Maus zu Grunde gingen — dies sind ja Zu- oder Unfälle, welche von Anbeginn den Fortschritt des Walfischfangs begleitet haben. Außerdem hat die damit verbundene Sterblichkeit nicht allein in den eisigen Regionen der Polarmeere, sondern auch in denjenigen des Stillen Ozeans, in welchem die Seeleute das ganze Jahr hindurch den Wal mit unabläßiger Rührigkeit und mit einer Gefahr verfolgen, von der der Binnenländer kaum eine Ahnung hat, längst die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt.

„Um schnödes Gold durchschifft der Kaufmann den Ozean", und es gibt Leute, welche versichern, die Gefahren des Walfischfangs seien nicht größer als diejenigen in den meisten Zweigen der Handelsschifffahrt, und welche meinen: wenn sich der Walfischfang bezahlt mache, warum sollte man ihn dann nicht betreiben? Allein was man auch darüber sagen mag, der Walfischfang ist von jeher eine Art Glücksspiel gewesen, in welchem nur Wenige Preise gewonnen, die meisten aber Nieten gezogen haben.

Die Schicksale beim Walfischfang sind ungemein wechselvoll: das eine Schiff mag zehn oder zwölf Wale[1] fangen, ein anderes bringt es kaum auf vier oder sechs, und wieder andere gehen ganz leer aus. Es liegen uns mehrere Aufzeichnungen über die finanziellen Ergebnisse des Walfischfanges vor, worin die Gewinne oder Verluste der Waljäger in der Südsee auffallende Unterschiede ergeben. Ein Schiff z. B. schreibt sich während seiner Fahrt 132,000 Dollars Reingewinn gut, während den Eigentümern der Walfänger-Flottille aus New-Bedford in den Vereinigten Staaten in der Kampagne von 1858 ein Verlust von mehr als einer Million Dollars erwuchs. Und wiederum war ein schottischer Walfänger von Peterhead in Aberdeenshire so glücklich in einer einzigen Saison 44 Wale zu fangen, was wohl die größte Zahl ist, welche je von einem einzigen Fahrzeug aufgebracht wurde. Der Wert der Ladung an Thran und Fischbein überschritt den Betrag von 10,000 Lstrl. beträchtlich. Eine der größten jemals ans Land gebrachten Ladungen hatte der Dampfer „Arctic" von Dundee, befehligt von Kapitän Adams, einem der geschicktesten Polarfahrer, mit nach Hause gebracht, denn sie bestand aus dem Produkt von 37 Walen, welche neben dem Thran noch beinahe 18 Tonnen Fischbein ergaben.

[1] Da die Wale ihre Jungen säugen und darum mit Recht zu den Säugetieren gerechnet werden, widerstrebt es uns, den gemeinüblichen Ausdruck „Walfisch" zu gebrauchen, obwohl er auch unter den Seeleuten adoptiert ist.

Die einzigen beiden für den Handel wichtigen Arten von Walen waren früher der große Potwal, Spermwal der südlichen Breiten, und der echte oder Grönlandwal, beide Tiere von riesiger Größe und Kraft, der letztere aber unbedingt der größere. Am Fange des Spermwals im Stillen Ozean und den antarktischen Meeren beteiligen sich heutzutage keine britischen Schiffe mehr, sondern diese beschränken sich nur auf die arktischen Regionen, wo der Grönlandwal und seine Verwandten vorkommen. Der Hafen, aus welchem gegenwärtig die meisten Schiffe, nämlich 16 jährlich, auf den Walfang an den Küsten Grönlands auslaufen, ist Dundee. Der Grönland- oder Bartenwal, welchem die britischen Schiffe unter so vielen Gefahren nachstellen, ist selten über 60 Fuß lang und hat einen Umfang von ungefähr 30 Fuß. Ein Exemplar von mittlerer Größe wiegt etliche und siebzig Tonnen oder mehr und bildet eine Stoffmasse, welche ungefähr derjenigen von 200 gemästeten Ochsen gleichkommt. Ein von einem schottischen Walfängerschiff erbeutetes Individuum hatte eine Länge von 72 und einen Umfang von 45 Fuß und man berechnete sein Gesamtgewicht auf etwa 100 Tonnen (200,000 Pfund). Das Hauptprodukt des Spermwals und des Grönlandwals ist der Thran, welcher durch das Auskochen ihres Specks, blubber, gewonnen wird.

Merkwürdigerweise ist bei diesen beiden Walen der Kopf in Anbetracht der Größe der wertvollste Teil. Beim Spermwal ist die im Kopf befindliche Höhlung mit einer fettigen Substanz gefüllt, welche man Walrat, sperma ceti, nennt und die einen sehr hohen Marktwert hat. Dieser Walrat findet sich außerdem in einer vom Kopf bis zum Schwanz verlaufenden Röhre und in vielen kleinen im Fleisch und Fett zerstreuten Säckchen. Ein solcher Riese der Tiefe gibt zuweilen eine ganze Tonne von dieser wertvollen Substanz, welche beim Tode des Tiers eine ölige helle Masse ist; sie erstarrt aber teilweise nach dem Herausnehmen aus dem getöteten Tier, scheidet sich in eine flüssige (Walratöl) und in eine feste talgartige Substanz und gerinnt durch die Zubereitung allmählich zu einer wachsartigen körnigen Masse. Ein einziger großer Potwal liefert zuweilen 1800 bis 2000 Zentner Thran und 300—400 Zentner Walrat. Am Grönlandwal ist der besonders wertvolle Teil das Fischbein, das ebenfalls in seinem Kopfe gefunden und heutzutage mit dem ungeheuren Preise von 2250 Lstrl. per Tonne bezahlt wird; der Preis des Fischbeins ist in Amerika noch höher, denn die Tonne wurde daselbst in den jüngsten Auktionen mit 2500 Lstrl. bezahlt. Man gewinnt nur vom echten Grönland- oder Bartenwal diesen wertvollen Stoff. Der Potwal, Physeter macrocephalus, und seine Verwandten haben nämlich Zähne in den Kinnladen und heißen daher in der Naturgeschichte denticeti; der Grönland- oder Bartenwal aber hat statt der Zähne Barten oder Platten im Oberkiefer, welche das sogenannte Fischbein des Handels bilden (daher heißt dieser Wal Mysticetus). Dieses Fisch-

bein dient bekanntlich zu mannigfaltigstem und von der Mode gebotenem Gebrauche, so daß sein Preis seit 100 Jahren sich ungemein oft geändert, aber immer gesteigert hat. Einer amerikanischen Schilderung des Walfischfanges entnehmen wir, daß der Preis des Fischbeins vor 100 Jahren noch so niedrig war, daß nur wenige Schiffe es mit nach Hause nehmen wollten, weil der Raum, welchen das Fischbein im Schiffe einnahm, einen weit größeren Wert hatte, wenn er mit Thran ausgefüllt wurde. Lange Zeit konnte man das Pfund Fischbein um 30 Pfennige unseres Geldes erhalten; nun wird das Pfund mit 20 Mark und mehr bezahlt und der Wert desselben übertrifft daher denjenigen des Thrans weit. Der Ertrag an Fischbein stellt sich im Verhältnis auf acht bis zehn Pfund auf jedes Faß Thran; ein Schiff, welches 100 Tonnen Thran heimbringt, hat also durchschnittlich sechs Tonnen Fischbein an Bord.

Der Potfisch liefert aber auch noch ein besonderes Produkt, welches wertvoller ist als Walrat oder Fischbein, nämlich das Ambra, Amber oder Ambergries, Ambra grisea, einen eigentümlich grauen, fettartigen Körper von starkem nicht unangenehmem Geruch, den man teils auf dem Meere schwimmend, teils im Körper des Potwals findet, und der früher in der Heilkunde vielfach verwendet wurde, jetzt aber nur noch zu Zwecken der Parfümerie dient. Lange Jahre hindurch herrschte ein hitziger Streit darüber, was denn dieser wertvolle Stoff eigentlich sei, und es wurden die verschiedensten Ansichten über seine Herkunft, Zusammensetzung und seinen Nutzen aufgestellt. Heutzutage betrachtet man die Ambra für eine Art Gallen- oder Darmsteins oder sonstigen Sekrets des Potwals, was allerdings nicht ganz glaublich ist, weil thatsächlich schon Fälle vorkamen, wo ein einziger Potwal bis zu 360 Pfund Ambra gab, welche damals mit 25 Mark per Unze bezahlt wurde. Die Hauptbestandteile der Ambra sind Fett und ein flüssiges Oel, der Träger des Geruchs. Gewöhnlich findet sich die Ambra in einer Blase oder Cyste in den Eingeweiden des Potwals in einer Masse bis zu 20 Pfund und scheint eine krankhafte Ausscheidung zu sein, wird aber im Handel ihres hohen Preises wegen oft verfälscht.

Früher beruhte der Gewinn des Walfischfangs vorzugsweise auf dem Thran, und dieser bildete den Erfolg oder Mißerfolg des Unternehmens. Jetzt aber ist der Fall ein anderer, seit man für das Fischbein solch ungeheure Preise erzielt, zumal da es unserem Erfindungsgeist bis jetzt noch nicht gelungen ist, ein genügendes Ersatzmittel für das Fischbein und seine Verwendung in gewissen Industriezweigen zu finden oder herzustellen.

Der Kopf des Potwals nimmt ungefähr den dritten Teil von der ganzen Körperlänge des Tieres ein und sein Hohlraum ist durch eine knöcherne Wand in zwei Teile geschieden, deren eine mit dem wertvollen Walrat angefüllt ist. Beim Grönlandwal ist, wie wir schon erwähnt haben, nur ein vergleichsweise kleines Gewicht Fischbein in dem Oberkiefer jedes Tiers enthalten; allein so klein dasselbe ist, so trägt seine Menge doch dazu bei, den Ertrag des Fanges zu steigern und die Dividende zu erhöhen. Die Walfischfang-Unternehmungen werden gewöhnlich von Handelsgesellschaften (als sogenannte Kompagnie-Geschäfte) gemacht, und beinahe jedermann, der sich an dem gewagten Unternehmen beteiligt, hat einen Anteil an dem Ertrage; nämlich die Mannschaft bezieht außer ihrer Heuer (Löhnung) noch einen Gewinnanteil. Die Walfischfänger verdienen ihren Gehalt mühevoll und schwer. Die Arbeit, abgesehen von den damit verbundenen Gefahren, findet immer unter den höchsten Aufregungen und Anstrengungen statt und ist nichts weniger als angenehm. Die Verfolgung und der Fang eines Wals sind gewöhnlich sehr aufregend, und viele Wale sind sehr schwer zu töten, selbst wenn die Boote nach einer langen Verfolgung ihnen so nahe kommen, daß sie von den Harpunen Gebrauch machen können. Die Abenteuer, welche gelegentlich der Tötung eines Wales stattfinden, sind höchst mannigfaltig, obwohl die meisten Tiere schließlich unterliegen. Dann aber beginnt erst die Arbeit, sich die Beute zu sichern und die Produkte, welche dieselbe liefert, in eine Ware von kommerziellem Werte zu verwandeln. Der tote Wal muß entweder dicht an das Schiff heranbugsiert oder das Schiff muß dicht an den Wal herangebracht werden, was in den eisigen Gewässern der hohen arktischen Breiten immer eine große Menge Strapazen mit sich bringt, weil der Wal bisweilen in großer Entfernung von dem Schiff getötet wird. Bei manchen Gelegenheiten kann ein ganzer Tag darüber vergehen, bevor man wissen kann, daß der Wal ohne Zweifel die Beute derjenigen wird, welche ihn gefunden haben, und oft müssen mehrere Boote sich an der Tötung eines harpunierten Wals beteiligen. Oft legen sich vier Boote zugleich an demselben Tiere fest, d. h. es ist allen vier gelungen, ihre Harpunen in das Tier zu werfen. Allein die Harpune, selbst wenn sie aus einem kleinen Geschütz oder einem Raketenrohr abgeschossen worden ist, tötet den Wal noch nicht und er muß erst mit Lanzen abgefangen werden, ein Geschäft, das ebenso schwierig wie gefährlich ist, denn das harpunierte Tier wehrt sich auf jede Weise gegen die Boote, welche nahe genug herankommen wollen, um die Lanzen zu gebrauchen, und zertrümmert gar leicht ein solches mit einem einzigen Schlage seines mächtigen Schwanzes, daß es mit Mann und Maus zugrunde geht. Man hat daher auch schon versucht, den harpunierten Wal mittelst Sprenggeschossen abzufangen, welche man aus Büchsen von sehr großem Kaliber auf ihn abschießt — mit welchem Erfolg, darüber ist uns allerdings nichts Genaues bekannt. Erst wenn der Wal glücklich getötet ist, kann man die Mühe seines Fanges der oft von zwei bis zu zehn Stunden in Anspruch nimmt, als gesichert betrachten. Man kennt aber auch Beispiele, wo die Boote bis zu fünfzig Stunden an dem Wal festgelegen haben, bevor es gelang, ihn zu töten.

Der Wal wird gewöhnlich von den Booten, welche

bei seinem Fang beschäftigt waren, nach dem Schiffe bugsiert. Man schneidet Löcher in seinen Schwanz und schlingt Taue hindurch, worauf der mühevolle Prozeß beginnt, den riesigen Leichnam im Schlepptau nach dem Schiffe zu bringen. Sobald er an der Langseite des Schiffes liegt, wird die Arbeit des Abspeckens sogleich in's Werk gesetzt, welche die ganze Mannschaft in die höchste Aufregung versetzt und den Eifer derselben immer mehr steigert. Man kann die Mannschaft jenen Tieren vergleichen, welche, wenn sie einmal Blut gekostet haben, nur noch erpichter darauf werden. Die erste Operation ist die, die Knochen vom Kopf eines Wales zu entfernen; sie wird von einem Offizier beaufsichtigt, den man den Spectionier heißt und der für diesen Teil der Arbeit verantwortlich ist. Wenn der Kopf sorgfältig entfernt und abgespeckt ist, so wird der Speck vom Köper in langen Streifen abgeschnitten, welche mittelst eines Flaschenzuges oder Krahnens an Bord gehißt werden. Hier werden die Streifen zuerst in große Vierecke zerschnitten und in diesem Zustande liegen gelassen, bis das Seewasser davon abgelaufen ist — ein Prozeß, der, je nach Umständen oder nach der Menge der vorliegenden Arbeit, einige Stunden oder selbst einen oder zwei Tage dauern kann. Sodann wird die Haut abgeschält und der Speck in kleine Stücke zerhackt, welche in Fässern oder großen Behältern verstaut werden, um ihn in diesem Zustande entweder nach Hause zu nehmen, wo er dann in den Thransiedereien ausgeschmolzen und in marktgute Ware verwandelt wird, oder um ihn selbst gelegentlich an Bord oder am Lande auszuschmelzen. Wenn der Wal sein sämtliches wertvolles Produkt hergegeben hat, so wird der abgespeckte Kadaver den Wogen preisgegeben. Zuweilen werden auch die schweren Kinnladen aufbewahrt; wenn dies der Fall ist, so werden sie aus dem Kopfe herausgeschnitten und an Bord gehißt. Die Speckstreifen schwanken in der Dicke von 10 bis 16 Zoll und darüber, je nach der Größe und Fettigkeit des Fisches. Die Dicke des Specks über den ganzen Körper hin beträgt im Durchschnitt 12 Zoll; am stärksten ist sie am Hals, wo der Speck zuweilen 22 Zoll hoch ist. Der Ertrag an Thran steht daher im Verhältnis zu der Größe und Beschaffenheit des Wals und beträgt von 5 bis zu 25 Tonnen. Ein Wal, welchen die Mannschaft des Walfischfängers „Prinzessin Charlotte" aus Dundee vor vielen Jahren erlegt hatte, ergab 32 Tonnen Thran, was aber eine seltene Ausnahme war. Auch die Prüfung einiger alten Berichte über den Walfischfang ergibt einen Ertrag von 1500 Tonnen Thran auf die 135 Wale, welche die Aberdeener Walflotte von 11 Fahrzeugen in einem Jahr erlegt hatte, während die ebenfalls aus 11 Schiffen bestehende Walflotte von Peterhead (drei Schiffe waren verloren gegangen) 1243 Tonnen aus 88 Walen und 3000 Seehunden, die sie erlegt, gewonnen hatten.

Beim Potfischfang ist der Prozeß des Abspeckens und des Preisgebens des Kadavers ganz derselbe wie beim Fang des Bartenwals in der Davis-Straße. Wenn der Wal seines Speckes beraubt ist, wird er aus dem Schlepptau genommen und treiben gelassen, um die Beute von Haien und Meeresvögeln zu werden, welche meist schon darauf warten. Beim Zerlegen des großen Südseewales ist der Kopf gewöhnlich der letzte Teil, an welchen man kommt. Er wird abgehauen, im Schlepptau sicher mitgeführt und flott erhalten, bis man ihn gebraucht. Der wertvolle Inhalt der Kopfhöhle, welcher den Walrat gibt, wird dann in Eimern an Bord geschafft und sehr sorgfältig aufbewahrt, um auf Walratöl und festen Walrat verarbeitet zu werden. Ein großer Südseewal gibt von 70 bis 90 oder gelegenheitlich sogar 100 Fässer Thran, welcher wertvoller ist, als der vom Grönlandwal gewonnene. In einem neueren uns vorliegenden Preiskourant finden wir „crude sperm", also rohen Potfischthran, zu Lstrl. 64 10 Schillings per Tonne (20 Zentner) angeboten, während der Thran des Grönlandwals nur mit Lstrl. 27 bis Lstrl. 32 per Tonne angesetzt ist; allein die Preise schwanken fortwährend je nach Angebot und Nachfrage. Walrat wird etwa zu einem Schilling (Mark) per Pfund angeboten.

Die von Schottland aus auf den Walfischfang in den arktischen Regionen auslaufenden Schiffe machen jährlich eine Fahrt, welche fünf bis neun Monate dauert. Sie schmelzen ihren Speck schon auf der Fahrt aus, während sie nach Beute kreuzen, oder wenn der Speck sich so angesammelt hat, daß er zu diesem Verfahren zwingt, so legt das Schiff an irgend einer passenden Insel an, wo das Ausschmelzen des Specks in Thran bequem besorgt werden kann.

Wir haben dermalen keine statistischen Nachweise über die Anzahl der Schiffe und Mannschaften, welche mit dem Walfischfang in der Südsee beschäftigt sind; da aber das Aufregende dieses Berufs für viele Personen einen besonderen Reiz hat, so fehlt es nie an Mannschaften, wenn Schiffe für den Potfischfang in der Südsee ausgerüstet werden. In früherer Zeit war der Walfischfang in Großbritannien ein sehr wichtiges Unternehmen und wurde von Seiten der Regierung besonders ermutigt durch Geldprämien, welche den auf den Walfischfang auslaufenden Schiffen gewährt wurden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts, vor der Kontinentalsperre, liefen jährlich noch 150 britische Schiffe auf den Walfischfang aus; im Jahre 1828 war jedoch die Zahl derselben schon bis auf 89 herabgesunken, wovon 49 in schottischen Häfen ausgerüstet worden waren. In jener Saison wurden 1179 Wale erlegt, deren Ertrag sich auf 11,966 Tonnen Thran und 802 Tonnen Fischbein belief; allein schon seit einer Reihe von Jahren laufen einige von diesen Schiffen auch auf den Robbenschlag aus, der sich zuweilen als ein sehr gewinnbringendes Unternehmen erweist. Der Gesamtertrag des Robbenschlages und des Walfischfangs, soweit beide die Flotte von Dundee betreffen, belief sich im Jahre 1883 auf 108,583 Lstrl., im Jahre 1882 auf 110,200 Lstrl., während sie im Jahre 1881 noch 130,900 Lstrl. betrug.

Ueber den Robbenschlag besitzt man keine authentischere Statistik als die in den Zeitungen enthaltene; allein aus den uns vorliegenden Zahlen über die Periode von 1849 bis 1859 geht hervor, daß innerhalb dieses Zeitraums über eine Million Robben nur allein von schottischen Schiffen erlegt wurden, und man kann den Erfolg, welchen einzelne Schiffe auf dem Robbenschlag hatten, beinahe wunderbar nennen. Der Robben-Thran steht an Güte demjenigen des Grönlandwals nicht nach und der Wert der Robbenfelle ist von einer großen kommerziellen Bedeutung. Es war ein glücklicher Umstand, daß der Zeitpunkt des Rückgangs des Walfischfangs gerade mit dem Aufkommen der Gasbeleuchtung zusammentraf und der Thran als Beleuchtungs-Material aus der Mode kam. Die verschiedenen Arten von Thran werden noch immer in der Gerberei, der Jute-Manufaktur und in anderen Gewerben verwendet und sind für dieselben gewissermaßen unentbehrlich; allein für Beleuchtungszwecke, für welche der Thran früher in vielen Ländern massenhaft gebraucht wurde, ist er nun durch die verschiedenen Mineralöle verdrängt worden, die gegenwärtig in solcher Menge gefunden werden.

(C. J.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Von Eichhörnchen kenne ich nur eine Art, Sciurus aestuans, bei den Karaiben Krengren genannt. Es hat ganz die Form des europäischen, ist aber viel kleiner, olivenbraun mit gelbem Unterleib und hat keine Ohrpinsel. Den buschigen Schwanz legt es beim Fressen auf den Rücken. Ich hatte im Jahre 1840 auf dem Militärposten Prins Willem Frederik am Maroni ein zahmes Eichhörnchen. Es lief ganz frei herum, schlief in meinem Bette, das es aber schon mit Tagesanbruch verließ, fehlte aber beim Kaffee nie, um seine Milch zu bekommen. Eines Tages fand ich es wohl eine halbe Stunde weit vom Posten entfernt am Seestrande, wo es den Sandkrabben nachjagte, aber sogleich an mir hinaufsprang, als es mich erblickte. Es nagte alles durch, wenn man es einschloß.

Unter den wenigen Pachydermen, die in Surinam vorkommen, ist der Manati, Trichechus manatus, von den Holländern Seekuh, den Franzosen Lamantin, den Karaiben Jarva, den Arowaken Gujemorro genannt, der Länge und Masse nach das größte. Diese pflanzenfressende Cetacee kommt in allen größeren Flüssen der Ostküste und besonders häufig in den Lagunen zwischen dem Amazonen-Fluß und dem Oyapok vor und soll dort eine Länge von 15—20 Fuß erreichen, während von den 40 Manatis, die ich im Laufe vieler Jahre nach Stuttgart sandte, keiner über 3 m. Länge hatte. Er ist in den Surinam'schen Flüssen gerade nicht sehr selten; da aber diese Flüsse schon acht bis zehn Meilen oberhalb ihrer Mündung durch Bänke und Felsen beengt werden, die das schwerfällige Tier nicht zu überschreiten vermag, so mag der bezüglich kleine Bezirk, in dem sie sich aufhalten und ihre Nahrung finden müssen, vielleicht Ursache sein, daß sie hier nicht größer werden; möglich ist es, daß der Manati der Lagunen eine andere Spezies ist. Sie kommen nicht an der Küste, sondern nur in den Flüssen selbst vor und halten sich stets im Wasser auf, das sie auch nie verlassen können. Der Manati hat die Form eines Walfisches mit horizontal liegendem, breitem abgerundeten Schwanze. Der Kopf ist klein, rund und die sehr dicke Oberlippe oder Schnauze mit starken Borsten besetzt. Nahe dem Kopfe oder den Schultern sitzen zwei einen Fuß lange, bei fünf Zoll breite Flossen, Hände oder Füße, denn man weiß nicht, wie man sie nennen soll. Diese dienen ihm zum Fortrudern oder Anklammern und haben, wie der Schwanz, einige hufartige Ansätze. Die Haut ist sehr dick, aschgrau, fühlt sich etwas fettig an, und hat einzelne zolllange Haare. Unter den Stummeln, mit welchen sie ihr Junges hält, sitzen beim Weibchen die Zitzen. Die Augen sind sehr klein, nicht größer als eine Erbse, und schließen sich durch Zusammenziehen der Haut, in welcher sie ohne Augenlider sitzen. Die Nasenlöcher sind groß, halbrund und öffnen sich mit Geräusch, wenn das Tier Atem holen will, was etwa alle vier Minuten einmal geschieht, wobei es dann den Kopf einige Augenblicke über das Wasser emporstreckt. Oft bleibt es auch länger unter Wasser, denn die beiden über drei Fuß langen, sechs Zoll breiten Lungenflügel sind sehr schwammig und können einen großen Vorrat Luft aufnehmen. Ihre Hauptnahrung sind eine mit krummen Dornen besetzte Papilionacee mit violetten Blüten, die ein undurchdringliches Gebüsch am Ufer bildet und deren Zweige und Ausläufer ins Wasser hängen, sowie die Blätter und Früchte des Caladium arborescens, in der Kolonie Mokko-Mokko genannt. Vermutlich frißt es noch verschiedene andere Blätter der in das Wasser hängenden Pflanzen und Tange. Der Manati klammert sich mit den zwei Stummeln oder Händen an den Zweigen an und reißt mit der starken beweglichen Oberlippe die Blätter ab. Dabei kommt der Kopf nur halb aus dem Wasser. Der über 100 Fuß lange Darm des Manati ist, wie der Magen, strotzend voll von zerkauten Blättern, und ihr Mist gleicht so ziemlich dem der Pferde. Das Fleisch ist schmackhaft, dem Kalbfleisch ähnlich und manchmal sehr fett. Die meisten Manatis wurden mir durch portugiesische Indianen gebracht, die, ehe sie am Maroni sich niederließen, den Manati-Fang in den Lagunen der Küste betrieben. Zu diesem Zwecke haben sie einen vier Fuß langen Stock, an dessen Ende eine acht Zoll lange eiserne Spitze mit Widerhaken sich befindet. An einem Oehr dieser Spitze ist ein über 100 Fuß langes, aus Bromelienflachs gedrehtes Seil befestigt, an dessen anderem Ende ein hohler Kürbis oder runder aus leichtem Holz geschnitzter Block hängt. Sobald der Jäger das

Tier sieht, fährt er so leise als möglich an dasselbe, wirft ihm dann die Harpune in den Leib, und läßt das Seil auslaufen, gerade wie man es beim Walfischfange macht. Der obenauf schwimmende Kürbis zeigt an, wo das Tier sich befindet, das sobald es wieder an die Oberfläche kommt, mit Lanzen neue Stiche erhält, und so nach kurzer Zeit an Blutverlust verendet. Mit der Harpunleine wird es möglichst nahe an's Land gezogen. Um den manchmal 700 bis 800 Pfund schweren Manati in's Boot zu bringen, wird dasselbe unter das Tier gebracht, dieses hineingelegt, und dann das Boot möglichst hoch ans Land gezogen. Man schöpft dann das Wasser aus dem Boote, zieht dasselbe wieder in den Fluß oder wartet, bis die Flut es flott macht. Ich war beinahe so glücklich, eines dieser Tiere lebend nach Europa zu senden, denn in den ersten Tagen von 1865 wurde mir mit der harpunierten Mutter ein lebendes Junge gebracht, das ich in einem Reservoir aufbewahrte und mit Milch und später mit reifen Bananen anderthalb Jahre lang aufzog. Es war für die Zoological Society in London bestimmt, wurde im Juni 1866 abgeholt und in einem großen hölzernen Behälter, der über 500 Liter Wasser hielt, von Demerara aus per Dampfboot verschifft. Es starb aber einen Tag ehe es in Southampton ankam, wahrscheinlich in Folge des zu kalten Wassers, das man mit warmem zu vermischen unterlassen hatte.

Die am häufigsten vorkommenden Arten der Pachydermen, sind die Nabelschweine, von denen zwei Arten vorkommen. Das eine Dicotyles labiatus, in der Kolonie Pingo, bei den Franzosen Cochon maron, bei den Karaiben Puingo, bei den Arowaken aber Dodele genannt, lebt stets in Heerden von 20 bis 200 Stück und durchstreift die Waldungen, indem es mit seinem Rüssel die Erde durchschnobert und aufwühlt und nach Insekten und Larven sucht. Die Hauptnahrung aber sind Palm- und andere Früchte, wodurch es wenn diese reifen, recht fett wird, und einen fingerdicken Speck bekommt. Es ist kaum drei Fuß lang, anderthalb hoch, hat einen Zoll langen Schwanz, kurze steife Ohren, dünne, zierlich geformte Füße und einen kleinen zollbreiten Rüssel. Es ist mit dunkelbraunen, heller gefleckten Borsten bedeckt, die auf dem Rücken länger sind, und hat zwei dicke Fangzähne, mit denen es sich gut verteidigen kann. An der Spitze der Heerde ist stets ein alter Eber, der den Zug leitet. Finden sie auf ihren Wanderungen eine Pfütze, so wälzen sie sich darin, wahrscheinlich, um sich der Zecken zu entledigen, von denen sie arg geplagt werden, denn zahm herumlaufend thun sie es nicht. Wird auf die Vordersten in einer Heerde geschossen, so entsteht ein entsetzlicher Wirrwarr und alle stürzen sich auf den Jäger, der dann nichts eiligeres zu thun hat, als sich auf einen Baum zu flüchten, wo er Stunden lange belagert wird. Wird aber einer von dem Nachtrab getötet, so ergreifen sie die Flucht, ebenso wenn sie jemand erblicken. Das Weibchen wirft zwei Junge, die im Zuge stets unter der Mutter laufen. Jung gefangen, werden sie bald sehr zahm, schreien wie ein kleines Kind, grunzen auch zuweilen und wollen stets bei ihrem Herrn und von ihm am Kopf gekratzt und geschmeichelt sein. Sie haben eine stinkende Drüse auf dem Rücken, die man fälschlich für den Nabel ausgab, und die, wenn ein Nabelschwein geschossen wird, sogleich herausgeschnitten werden muß, weil sich sonst der Geruch dem Fleische mitteilt; dieses ist sehr gut, besonders am Anfang der trockenen Jahreszeit. Ein großer Pingo gibt bei 30 Pfund Fleisch; die Pingo-Heerden setzen, ihren Führer voran, über breite Ströme und werden da durch Säbelhiebe leicht getötet. So stieß ich, als ich an einem Sonntag Mittag in einem kleinen Kahne ganz allein über den mehr als 2 Km. breiten Maroni fuhr, um auf dem französischen Ufer meinen Freund zu besuchen, mitten im Flusse auf eine Pingo-Heerde von wenigstens 200 Stück, die vom holländischen nach dem französischen Ufer schwammen. Als ich sie sah, beschleunigte ich meine Fahrt, um womöglich vor ihnen ans Land zu kommen. Noch ehe ich dieses erreichte, rief ich meinem Freunde, der am Ufer stand, zu, sein größeres Boot in's Wasser zu ziehen zur Verfolgung der Pingo-Heerde. Pfeilschnell war das Boot im Wasser, besetzt mit sechs Negern. Mein Freund und seine Frau saßen am Steuer; ich, mit einem scharfen Hauer (Säbel) bewaffnet, hatte meinen Platz vorn im Boote, und so ging es rasch unter die Tiere, wovon einige schon den Wald erreicht hatten. Die armen, sonst auf dem Lande so mutigen Tiere konnten sich im Wasser nicht verteidigen und schwammen mit den Zähnen klappernd nach allen Richtungen auseinander. Einem um den anderen schlug ich mit dem Hauer den Schädel ein und zog das Tier ins Boot, wo in weniger als einer halben Stunde 26 große Pingos lagen. Obgleich ich kein Freund der Jagd und von Natur mitleidig bin und mir jedes Blutvergießen zuwider ist, so kam ich bei dieser Metzelei, wo so gar kein persönlicher Mut nötig war, so in Eifer, daß ich erst auf das wiederholte dringende Mahnen meines Freundes, daß das Boot nicht mehr fassen könne, vom Morden abließ.

Die andere Art, Dicotyles torquatus, der Pakir, ist etwas kleiner, zierlicher und hat ein hellgeflecktes Band um den Hals. Er lebt in Rudeln von sechs bis acht und flüchtet sich, wenn er verfolgt wird, in hohle Bäume. Seine Lebensart ist übrigens ganz wie die des vorigen. Beide Arten spielen im gezähmten Zustande mit den Schweinen, begatten sich aber nicht mit ihnen und sind überhaupt nicht so schmutzig wie sie. Die Hauptfeinde der Nabelschweine sind der Jaguar und die Boa murina.

Der größte Vierfüßler Guiana's ist der Tapir, Tapirus americanus, in der Kolonie Büffel, bei den Karaiben Maipuri, bei den Arowaken aber Gamma oder Gadororo genannt. Wiewohl er zuweilen in den Wäldern der Küste herumstreicht, so ist er doch mehr in den bergigen Gegenden des Innern zu Hause. Er wird manchmal bei sechs Fuß lang, ist aber dann kaum drei Fuß hoch, mit

einem drei Zoll langen Schwänzchen. Die kurzen, dicken Füße haben vier Hufe beinahe wie das Wasserschwein. Der lange schweinsähnliche Kopf hat einen etwa vier Zoll langen, sehr beweglichen Rüssel, der bis zur Spitze dicht aber kurz behaart ist und mit dem er Laub und Zweige abbricht. Er lebt bloß von Blättern und Früchten, von denen er die Spondias-Pflaumen allen anderen vorzieht. Die Ohren sind drei Zoll lang, grauschwarz und oben weiß besäumt. Das kurz aber dicht behaarte Fell ist grauschwarz und hat von der Stirne bis an den Hinterhals eine drei Zoll lange Mähne von schwarzen borstenähnlichen Haaren. Das Junge ist in der ersten Färbung hellbraun mit weißen Längsstreifen und Flecken beinahe wie das Paka und wird, so gefangen, schon nach einigen Tagen zahm. Nach etwa zehn Monaten bekommt es nach und nach die Farbe der Alten. Ich hatte verschiedene Male junge Tapire, verschenkte sie aber stets, ehe sie groß wurden, denn durch die große Zutraulichkeit waren sie sehr lästig. Werden sie im Alter von einem Jahr oder wenn ihr Jugendkleid dunkel zu werden anfängt, gefangen, so sind sie schwer zu zähmen. Ich hatte einen solchen über ein Jahr lang; er war bloß gegen meine Frau zutraulich und nur von ihr nahm er sein Fressen an. Ich sah auf zwei Pflanzungen alte zahme Tapire, die mit Bataten und reifen Bananen gefüttert wurden. Einer kam einmal an den Tisch, wo man am Essen war, und zog, ehe man es verhindern konnte, das Tischtuch mit allem, was darauf stand, auf den Boden. Auch Leinwand, die auf der Bleiche liegt, zerren sie oft in Stücke. Der Tapir lebt einsam in den Waldungen, und die Indianer verstehen es, ihn durch einen Pfiff herbeizulocken. Er soll meist des Nachts seine Nahrung suchen, doch bin ich oft bei Tag Tapiren im Walde begegnet und habe sie auch bei Tag über Flüsse schwimmen sehen. Im Innern des Landes sind sie viel häufiger, und die Indianer, die die Gebirgsländer zwischen dem zweiten Grad nördlicher Breite und dem Aequator bewohnen, richten Hunde auf die Jagd des Tapirs ab. Diese Hunde werden von den Buschnegern nach der Kolonie gebracht und hier teuer verkauft; sie gleichen den Schäferhunden, sind aber ganz kurzhaarig und hochbeinig, mit halbstehenden Ohren und sechs Zoll langem Schwanz. Sie sind meist weiß, braun- oder schwarzgefleckt, immer knurrig und dauern selten lang. Sie sind bloß auf die Jagd der Tapire, Nabelschweine und der Hirsche abgerichtet, welche Dressur ihnen von den Indianern des Innern beigebracht wird, denn die Buschneger verstehen es nicht, und es kostet solch ein Hund, den der Neger um einige Messer und Perlenschnüre kauft, in der Kolonie manchmal bei 150 Gulden. Das Fleisch des Tapirs ist zart, saftig, schmackhaft und sehr nährend und wird allgemein als beliebtes Wildpret gegessen.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

Die dänische wissenschaftliche Expedition nach Westgrönland von 1884. Die Dänen haben natürlich das unmittelbarste Interesse an der Erforschung ihres ungeheuren, aber nicht sehr wertvollen Landbesitzes im polaren Ozean. Ihre wissenschaftliche Expedition nach der Westküste von Grönland im vorigen Jahre beschäftigte sich vorwiegend mit Hydrographie, mit dem Studium der Tiefsee-Temperatur und mit der Sammlung der Fauna und Flora der Küste und der Küstengewässer. Das vorwiegende Hauptquartier der Expedition war Holsteinborg an der Davis-Straße, einen halben Grad vom Polarkreis entfernt. Eine besonders merkwürdige Beobachtung bezüglich der Temperatur des Meeres bei Holsteinborg war, daß für Tiefen von nicht über 200 Faden die kälteste Wasserschicht nicht die am Meeresgrunde, sondern die zwischen 30 und 100 Faden war. So ergab sich bei einer Gelegenheit, als die Temperatur der Oberfläche 2,2° C. war, daß sie in einer Tiefe von 30 Faden sich auf 0,7° C. stellte, weiter nach unten noch stieg und am Meeresgrund, in einer Tiefe von 362 Faden, sogar 3,5° C. betrug. Eine andre Reihe von Temperaturen zeigte an der Oberfläche nahezu 6° C., bei 50 Faden Tiefe 0,7° C. und am Grunde in 264 Faden Tiefe 1,7° C. Letztere Beobachtungen wurden in den beschränkten Gewässern der Disko-Bucht gemacht, wo die Wasserschicht an der Oberfläche weit wärmer ist und die Luft über derselben zu Zeiten im Schatten 8,3° C. hat. Es wurden zahlreiche Specimina von phanerogamischen Gewächsen und von höheren Kryptogamen gesammelt, und viele noch weit nördlicher als an ihren seither bekannten Standorten. Da die Expedition im Juni in Godthab ankam und dieses erst im August wieder verließ, so hatte man auch Gelegenheit, das Leben und die Sitten der dortigen Eingeborenen, sowohl Grönländer als dänische Kolonisten, kennen zu lernen. Die dänische Regierung scheint im allgemeinen bei den Grönländern nicht beliebt und der Verkehr der letzteren mit Dänemark ein „gezwungener" zu sein. Der Handel mit Grönland ist ein Monopol der Regierung, aber die Amerikaner, welche auf der Höhe dieser Küsten fischen, sollen sehr viel Schleichhandel treiben. Als ein Gerücht umging, daß ein dänisches Kriegsschiff komme, um die Amerikaner zu vertreiben, äußerten die Grönländer offen und laut den Wunsch und die Hoffnung, das Kriegsschiff möchte untergehen, ehe es Grönland erreiche. Sie zeigen die größte Abneigung gegen die Erlernung der dänischen Sprache, schnappen aber mit Begierde so viel Englisch auf, als sie nur von den Amerikanern lernen können. Sie sind, wie die meisten Jägervölker, gar nicht auf die Zukunft bedacht; im Sommer haben sie Fische und andere Nahrungsmittel in Ueberfluß und sind dann glücklich aber sorglos, müssen jedoch dann gewöhnlich im Winter Mangel leiden und hungern. Sie anerkennen gern den Wert derjenigen Gemüse und Nährpflanzen,

welche sie sich ohne Mühe verschaffen können, allein sie lassen sich durchaus nicht bewegen, dieselben anzupflanzen. Das Renntier ist nun sehr selten geworden, denn man hat es in großen Bezirken nur um seines Felles willen ausgerottet; ebenso sind auch viele von den Vögeln, welche früher hier in Menge vorkamen, seltener geworden und aus ihren früheren Standorten in beinahe unzugängliche Wildnisse vertrieben worden. Der Fischfang wird ziemlich rührig, aber nicht systematisch betrieben, sondern nur für den augenblicklichen Bedarf. Während der Expedition wurde das helle und mäßig warme Wetter nur selten durch Regen oder Schnee unterbrochen. Leichte Brisen waren häufig und wurden sehr freudig begrüßt, weil sie dazu dienten, die Stechmücken zu vertreiben, welche bei windstillem warmem Wetter eine Qual sind. Die Tagestemperatur war gewöhnlich zwischen 3,5 und 8° C. und stieg selten an sehr warmen, windstillen Tagen auf 16° C. (Siehe „Globus" Bd. XLVII. Nr. 9.) (Sc. G. M.)

Die Volkszahl von Persien. Eine Volkszählung in Persien ist noch immer ein Projekt für die Zukunft, falls diese Frage überhaupt einmal zu einem Projekte heranreift. Die seither vorgenommenen Schätzungen sind zugegebenermaßen alle nur annähernd gemacht worden und die aus einheimischen Quellen zu beschaffende Belehrung ist daher ernsten Zweifeln ausgesetzt. Neuerdings hat nun Mr. Dickson, der Sekretär der Britischen Gesandtschaft in Teheran, in einem Bericht über den Handel Persiens einige Ziffern über diesen Gegenstand gegeben, welche vielleicht der Beachtung würdiger sind, als alles, was seither zu erlangen war. Diese Notizen wurden ihm von dem deutschen Reisenden Schindler geliefert, welcher den größten Teil von Persien bereist und, nach M. Dickson's Behauptung, sich große Mühe gegeben hat, um die Lage und die Hülfsquellen des Landes zu ermitteln. Der Flächenraum Persiens wird auf 1,647,070 Q.-Km., die Gesamtbevölkerung auf 7,653,000 Seelen angegeben, welche sich folgendermaßen verteilen: 99 Städte enthalten 363,630 Familien oder 1,963,800 Individuen; Dörfer und Distrikte ohne Städte 3,780,000 Einwohner; Nomaden: Araber 52,020 Familien, Türken 144,000 Familien, Kurden und Leken 135,000 Familien, Beludschen und Zigeuner 4140 Familien, Bachtiaren und Lurs 46,800 Familien, insgesamt 381,960 Familien oder 1,909,800 Individuen; Gesamtsumme wie oben 7,653,600. Nach Religionen eingeteilt, stellen sich nachstehende Zahlen heraus: Schiiten 5,860,000, Sunniten und andere mohamedanische Sekten 700,000, Parsi 8000, Juden 19,000, Armenier 43,000 und Nestorianer und Chaldäer, 23,000. Von der armenischen Bevölkerung sind 52,8% männlichen und 47,2% weiblichen Geschlechts; unter der mohamedanischen Bevölkerung stellt sich das mittlere Verhältnis auf 50,5% weiblichen und 49,5% männlichen Geschlechts. Das nachstehende Verzeichnis gibt die hervorragenderen Städte Persiens und ihre respektive Bevölkerung:

Tabris	164,630	Kermanschah	30,000
Ispahan	60,000—70,000	Hamadan	30,000
Jezd	40,000	Maraghe	13,250
Kerman	41,700	Sudschulak	55,000
Schiras	30,000	Sendschar	24,000
Schaster	unter 20,000	Kaßwin	40,000
Dizful	25,000	Resht (mit Einschluß der umlieg. Dörfer)	40,000
Burudschird	20,000	Astrabad	11,000
Nischapur	11,000	Kûm	20,000
Sebsewar	12,000	Mianeh	7000
Mesched	60,000	Mohammera	51,000
Kaschan	30,000		

Nimmt man die Mitte zwischen den erlangten höchsten und niedrigsten Zahlen, so schätzt Herr Dickson die Bevölkerung von Teheran auf etwa 120,000. Oberst Roß schätzt diejenige von Buschire auf 10,000.

(Sc. G. M.)

* Die canadische Pacific-Eisenbahn. Heutzutage, wo die moderne Zivilisation und der Unternehmungsgeist solch wichtige Faktoren in den Geschicken der Nationen bilden, muß jede neue und glücklich vollendete Unternehmung vom Staatsmann und Nationalökonomen in Rechnung genommen werden. Die Briten bewillkommnen daher jedes verbesserte Verkehrsmittel zwischen dem Mutterlande und seinen fernen Kolonien oder alle strategischen Punkte, welche zum Schutze derselben vorzugsweise geeignet sind, nicht allein als eine Bürgschaft für bessere kommerzielle Aussichten, sondern auch als ein Mittel zur Verbreitung abendländischer Zivilisation und Kultur nach entfernten Gegenden und als ein Medium zur Befestigung ihres Reiches und um die imperiale Föderation nicht bloß zu einem idealen Ziele, sondern zu einer sehr möglichen Wirklichkeit zu machen. Die jüngst angekündigte Vollendung der canadischen Pacific-Eisenbahn wird nun forthin eine fortlaufende, nirgends das britische Gebiet verlassende Verkehrslinie von Halifax in Neu-Schottland, einer der hauptsächlichsten Militär-Positionen, welche die Ecksteine des Britischen Reiches bilden, bis nach Fort Moody in Britisch-Columbien bilden und so den Atlantischen Ozean und den Stillen Ozean mit einander verbinden. Man berechnet daß die Zeit, während deren es möglich sein würde, Truppen von einem Punkte zum anderen zu schaffen, sich auf sieben Tage beschränken dürfte. Da die Entfernung zwischen Liverpool und Halifax nur 2855 statute miles (69,121 auf einen geographischen Grad) beträgt, so würde es nun möglich sein, den Seehafen am Stillen Ozean zu einer Operationsbasis für Zwecke des Angriffs oder der Verteidigung zu machen. Die Vorteile davon sowohl für das Gesamtreich wie in anderen Beziehungen sind zu augenfällig, als daß sie hier erörtert zu werden brauchten. Es ist jedoch interessant, einige der Bedingungen hervorzuheben, welche dieser vermehrte Transitweg nun darbietet. Die canadische Pacific-Eisenbahn hat Vorteile, welche die gewöhnliche Kartographie wegen der Illusion der Projektion nicht ganz deutlich darzulegen vermag. Aus den meisten

Karten des nordamerikanischen Festlandes scheint hervorzugehen, als ob die canadische Eisenbahnlinie nach dem Stillen Ozean um ein bedeutendes länger sei, als die mit ihr rivalisierenden südlicheren Linien, welche durch das Gebiet der Vereinigten Staaten verlaufen. Die Entfernung von Montreal nach Port Moody beträgt jedoch nur 2870 e. Ml., während die Entfernung von New-York nach San Francisco auf der kürzesten Eisenbahnlinie der Vereinigten Staaten 3331 e. Ml. beträgt. Nicht allein Halifax, sondern auch New-York und Chicago sind dem pacifischen Endpunkt der canadischen Linie näher als der Stadt San Francisco. Die Route über den Atlantischen Ozean nach Halifax und von da mit der canadischen Pacificbahn zu Lande nach dem Stillen Ozean und von Britisch-Columbien über den Stillen Ozean nach China oder Japan muß in der That, sobald die Sache einmal gehörig organisiert ist, dieser eine bedeutende Zeitersparnis vor jeder der seitherigen Routen sichern. Die bedeutendsten Städte auf der Hauptlinie zwischen dem Obern See und dem Felsengebirge sind Port Arthur, welches vermöge seiner Lage am Nordwest-Ufer des Obern Sees der Haupt-Stapel- und Speditionsplatz für den auf den Seen betriebenen Handels- und Schifffahrts-Verkehr sein wird; dann Fort William etwa 6 e. Ml. von Port Arthur; Rat Portage, welches, im Besitz unbeschränkter Wasserkräfte, sich mit Zeit und Weile seine Stellung als einer der Hauptsitze der Fabrikthätigkeit auf dem nordamerikanischen Kontinent sichern wird; Winnipeg, die Hauptstadt von Manitoba, der große Scheidepunkt für das ganze Land zwischen dem Red River des Nordens und dem Felsengebirge; Portage La Prairie, Carbery, Brandon-Virden, Moosomien, Broadview, Indian Head, Qu'Appelle; Regina, die Hauptstadt von Assiniboia, wo der gefangene Rädelsführer des Aufstandes, Riel, nun seine Verurteilung erwartet, Moosejaw, Medicine Hat und Calgary. Die Reichtümer des Landes, welche die Hauptlinie erschließen wird, sind bis jetzt noch nicht genügend erforscht, allein daß sie bedeutend sind, darüber ist gar kein Zweifel. Auf der Seite des Stillen Ozeans gibt es ungeheuere und noch nicht entwickelte Fischereien, kolossale Wälder und reiche Bergwerke, am Fuße der Felsengebirge gewaltige Vieh-Ranchos, im Prärielande viele Tausend Hektaren des besten Weizenbodens, und in der an die großen Seen grenzenden Region — so öde und menschenleer und wüstenartig sie ist — findet sich ein ungeheurer Reichtum an Bauholz und Mineralien. Die „Times" sagt bei Besprechung dieses Gegenstandes: Das Mutterland muß das Heranwachsen einer Art von Vereinigung zwischen seinen Kindern immer als eine Quelle von Kraft betrachten, und diese Eisenbahnverbindung von Ozean zu Ozean wird nicht nur um alle Bewohner des dazwischen liegenden Landes ein inniges Band schlingen, sondern diese auch mit dem Mutterlande desto inniger verknüpfen."

In Beziehung auf Britisch-Columbia und seinen verhältnismäßig noch unentwickelten Zustand drängt sich Einem bei näherer Betrachtung unwillkürlich die Frage auf: Was für einen Verkehr wird die canadische Pacific-Eisenbahn in diesem Lande haben? Nach der Ansicht Vieler, welche das Land kennen, gibt es nur wenige, wenn überhaupt irgendwelche Distrikte von der Größe des britischen Columbia, für welche die Mannigfaltigkeit und Menge ihrer natürlichen Hülfsquellen eine glücklichere Zukunft versprechen. Die Steinkohlenlager jenes Landes liefern ein Feuerungsmaterial, welches allgemein als das beste am ganzen Küstengebiet des Stillen Ozeans anerkannt ist, ein Umstand, welcher genügend durch die starke Ausfuhr dieser Kohle nach San Francisco und anderen amerikanischen Häfen bestärkt wird. Von dem Reichtum an Bauholz brauchen wir gar nicht zu sprechen, denn Britisch-Columbia hat heutzutage weitaus die größten und bei weitem die schönsten Wälder in der ganzen Welt. Seine Fischereien sind schöner und ergiebiger als irgendwelche an der Ostküste von Amerika oder irgendwo in Europa, während über die wichtigste von seinen Hülfsquellen, seinen Reichtum an Mineralien, alle Sachverständigen dahin einig sind, daß derselbe nur der Hebung harre und die Beachtung der Kapitalisten in höherem Maß verdiene, als seither der Fall gewesen sei. Die Ausdehnung seines anbaufähigen Bodens ist allerdings beschränkt, allein was von demselben vorhanden ist, das ist gewöhnlich von dem fruchtbarsten alluvialen Charakter. Auch das Waideland beschränkt sich nur auf gewisse Distrikte, wo aber treffliches Büschelgras und ein mildes Winterklima vorwalten. In einigen Thälern, z. B. dem oberen Kootenay-Thale, in dem anziehenden Bezirk Kootenay, durch welchen die canadische Pacific-Eisenbahn nun gebaut wird, findet man (nach W. A. Baillie-Grohmann in der Pall-Mall-Gazette) eine seltene Verbindung dieser drei Arten von Land, und außerdem ist der ganze Landkomplex ein solcher, wo das Leben nicht durch Extreme der Temperatur unangenehm gemacht wird. (Sc. G. Mag.)

Litteratur.

Dr. med. Reinhold Bernhard Brehm: Das Inka-Reich. Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserreichs Tanhuantinsuyu. Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet. Mit einer Karte in Chromodruck und Holzschnitten. Jena, Fr. Manke's Verlag, 1885. — In einem stattlichen Bande von 880 Seiten groß Oktav präsentiert sich uns das vorliegende mit großem Fleiß gearbeitete Werk über die Geschichte der Eroberung von Peru und die Schilderung seiner Kultur und Sitten nach Quellen, welche teils vergessen und verschollen, teils niemals benützt worden sind und aus deren Inhalt nun der Arzt der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Madrid, Dr. R. B. Brehm, einige kostbare Schätze gehoben und in diesem Werke gesammelt hat. Er entwirft uns ein tief ergreifendes Bild von dem großen Inka-Reich und seinem Volke, das ohne eine Schrift im Besitz einer sehr entwickelten Schriftsprache, einer ziemlichen Kulturstufe und einer eigenartigen geordneten staatlichen Organisation war und nun im Kampfe mit den raubgierigen, habsüchtigen und blutdürstigen spanischen Conquistatoren gestürzt und vernichtet wurde.

Mit inniger Teilnahme verfolgen wir das tragische Geschick dieses sanften, milden und treuherzigen Volkes in dem blutigen Streite mit den fanatischen spanischen Räuberhorden, welche sich Christen nannten und alle Ränke, Kniffe, Tücken und Grausamkeiten aufboten, um die Gegner zu überwältigen. Zuerst schildert uns der Verfasser das Volk der Inkas nach Sitten, Religion, Gesetzgebung, Verwaltung, Heerwesen und staatlichen Zuständen, sodann die Entdeckung des Inka-Reiches und seine Vorgeschichte und die Geschichte der frühesten peruanischen Könige und ersten neun Kaiser sowie des Inka Yupanki Patschakutek Inka des Großen und der drei letzten Kaiser vor Ankunft der Spanier, hierauf die Zustände im Inka-Reiche bei Ankunft der spanischen Eroberer, und damit beginnt die tieferschütternde Schilderung des beginnenden Krieges, welcher zur Gefangenschaft und Hinrichtung Atahuallpa's und dem Sturze des Inka-Reichs unter dem leidenschaftlichen wilden Pizarro führte. Dann werden die ersten vier Jahrzehnte der spanischen Herrschaft mit allen ihren wilden Greueln unter Pizarro und Almagro, der Bürgerkrieg unter den Eroberern, die Ermordung des tyrannischen Pizarro und das Ende der Inka-Herrschaft uns vorgeführt — eine Reihe von blutigen Greueln und Gewaltthaten, welche eine der düstersten Seiten der blutigen Annalen der spanischen Eroberung von Amerika füllen. Die Darstellung ist im hohen Grade beredt, anschaulich und ergreifend und die erzählten Thatsachen werden durch die beigegebenen zahlreichen Aktenstücke konstatiert. Das Buch ist in großem Maße interessant, ein hochwichtiger Beitrag zur Sitten-, Kultur- und politischen Geschichte im Anfang des 16. Jahrhunderts und ein furchtbar ergreifendes Bild der spanischen Gier nach Gold und Ländereien, welche unter dem heuchlerischen Deckmantel der versuchten Ausbreitung des Christentums sich in Blut und Unthaten wälzte und den Ruhmeskranz der castilianischen Ritterlichkeit für alle Zeiten zerpflückte und beschmutzte — grauenhaft, aber lehrreich für den denkenden und fühlenden Leser!

Neueste Karte unserer Südsee-Besitzungen. Die ungerechtfertigte, abfällige Kritik, welche L. Friedrichsen's treffliche Karte von Zentralafrika 1 : 5,000,000, bearbeitet und gezeichnet im Auftrag des Auswärtigen Amtes, seitens der Redaktion der „Petermann'schen Mitteilungen" (1885, V., S. 185) erfahren, hat den Autor keineswegs abgeschreckt, soeben wieder, und zwar gleichfalls „im Auftrag des Auswärtigen Amts" eine Karte des westlichen Teiles der Südsee. Maßstab 1 : 3,000,000. Hamburg 1885. L. Friedrichsen u. Co., herauszugeben. Dieselbe steht durchweg auf dem neuesten Standpunkt unserer Kenntnisse jener Gegend, die sich allerdings bis jetzt auf wenig mehr als die Küstenränder erstreckt. Selbstverständlich finden wir darauf die neuesten Benennungen, wie Bismarck-Archipel und Kaiser Wilhelms-Land, für welch letzteres der Verfasser nach den nunmehr mit England vereinbarten Grenzen einen Flächenraum von 178,200 Quadrat-Kilometer, also genau nochmal so groß als Portugal, berechnet. Als ein enormer Gebirgsstock des Kaiser Wilhelmslandes erscheint unter dem 6. Breitengrad das Mana-Boro-Boro-Gebirge (Finistère-Gebirge), das im Schopenhauer-Berg mit 6118, im Kant-Berg mit 5725 m. gipfelt, Höhen, welche in diesem Teile der Erde bisher unbekannt geblieben! Eine erwünschte Beigabe sind die im vergrößerten Maßstabe angebrachten Kartons der York-Inseln, der Nordwest-Küste von Neu-Irland, der Astrolabe-Bay mit den Friedrich Wilhelm- und Prinz Heinrich-Häfen, der Blanche-Bay und des Finsch-Hafens, sämtliche nach den Aufnahmen, welche unsere deutschen Kriegsschiffe „Elisabeth", „Gazelle", „Habicht" und „Hyäne" in der jüngsten Zeit in jenen Gewässern ausführten. Die Nomenclatur ist soviel wie möglich deutsch, was vornehmlich da angezeigt erscheint, wo deutsche Schiffe neu entdeckte und vermessene Strecken mit deutschen Namen benannten, so daß wir nicht Emperor Range statt Kaiser-Gebirge oder Empress Augusta-Bay statt Kaiserin Augusta-Hafen zu lesen brauchen. Die technische Ausführung ist die photo-lithographische Reproduktion der Originalzeichnung — ein Verfahren, welches dem Zweck der raschen und billigen Herstellung jedenfalls am besten entspricht, ohne daß die Deutlichkeit darunter zu leiden hat. Laie wie Fachmann werden sich der Karte mit gleicher Genugthuung bedienen. E. M.

Les Alpes françaises, Revue hebdomadaire des montagnes du Sudest. — Unter diesem Titel erscheint seit Ende August 1884 in Grenoble unter der Redaktion von Henri Vinent eine Wochenschrift des französischen Alpenklubs und des Vereins der Touristen des Dauphiné, die sich mit lobenswerter Vorliebe der Pflege der Kunde ihrer heimatlichen Gebirge annimmt und auch selbst in jeder Weise dem praktischen Alpensport dient. Da wir gerade von jenem westlichsten Teil der Alpen und seiner Natur sonst so äußerst wenig erfahren, so heißen wir diese Zeitschrift herzlich willkommen, welche unter ihren Artikeln mehrere sehr interessante Bergbesteigungen, ferner Aufsätze über die Hirten, die Hunde, die Führer in den Alpen, über Tarifwesen für Führer, alpine Feste, Schutzhütten 2c. bringt und überhaupt mit Liebe, Begeisterung und Geist redigiert zu sein scheint.

Löwenberg, J.: Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen in der neueren Zeit, von Magellan bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. Mit mehr als 100 Abbildungen, einer Karte und einem Titelbilde. Leipzig, Otto Spamer, 1885. — Der erste Teil dieses wertvollen Werkes, welcher den größeren Leserkreis in die Geschichte der geographischen Entdeckungsreisen im Altertum und Mittelalter bis zu Magellans erster Erdumsegelung mit Glück und Geschick einführt, erschien im Jahre 1881. — „Unüberwindliche Hindernisse" haben das Erscheinen dieses zweiten Teils verzögert, welcher das lehrreiche Werk abschließt und durch ein namenerklärendes und ein alphabetisches Register und tabellarische Uebersichten der chronologischen und synchronistischen Folge der Entdeckungen den Wert des Buches noch erhöht. Das erste Buch des vorliegenden zweiten Bandes schildert die ozeanischen Entdeckungen der Seefahrer der verschiedenen Nationen bis auf Cook; das zweite und folgende die Entdeckungen und Forschungsreisen zu Lande in Asien, Afrika und Amerika 2c. Die äußerst vollständige Darstellung ist klar, anschaulich und übersichtlich und gibt eine höchst ansprechende Geschichte der Entwickelung unseres gesammten geographischen Wesens in der Form eines anziehenden Lehr- und Lesebuchs für Schule und Haus, das in keiner gebildeten Familie fehlen sollte und dem Studium der Länder- und Völkerkunde ein höchst wesentliches Förderungsmittel darbietet, da Verfasser und Verleger durch eine trefflich gewählte Illustrierung, welche Wort und Bild in rationeller Weise verbindet, für Erhöhung des lehrreichen Inhalts eifrig gesorgt haben.

Ausland 1873—81, **Globus** Bd. 23—34, beide fast wie neu und solid gebunden, **zu verkaufen.** Kaufsanbietungen mit Preis sub **H. M.** an **Haasenstein & Vogler, München.**

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Buchta, Richard, Der Sudan und der Mahdi. Das Land, die Bewohner und der Aufstand des falschen Propheten. Mit zwei Karten und drei Abbildungen. 8°. M. 1. 20 Pf.

Riehl, W. H., Die Pfälzer. Rheinisches Volksbild. 2. unveränderter Abdruck. gr. 8°. M. 6. —

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 33. Stuttgart, 17. August. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der Atlas von China. Von Dr. Albrecht Penck. S. 641. — 2. Dr. Jaworskij über Afghanistan und Buchara. Von Dr. E. Petri. S. 644. — 3. Die Buschneger in Holländisch-Guiana. S. 647. — 4. Wild und Jagd an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Von Dr. R. v. Seidlitz. S. 650. — 5. Ethnographische Skizzen. S. 652. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 656. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 658. — 8. Notizen. S. 659.

Der Atlas von China.

I.

Die zahlreichen Leser von Baron v. Richthofen's Werk über „China" haben auf mancher Seite von einem Atlas gelesen, welcher zur Erläuterung der Reiseroute dienen soll und welcher trotz der ungemein anschaulichen und klaren Schilderung im Texte unentbehrlich zum Verständnis mancher Profile, dieser oder jener Lagerungsverhältnisse oder eines Reiseabstechers erschien. Langersehnt war daher eine Veröffentlichung des reichen kartographischen Materials, welches der ausgezeichnete Reisende heimgebracht zu haben schien, und so mußte denn das Erscheinen von Richthofen's Atlas zunächst von den zahlreichen Freunden der Erdkunde erwartungsvoll begrüßt werden, die im Werke des Reisenden Belehrung über den unbekannten Osten, die in den Auseinandersetzungen des Gelehrten eine wahre Fundgrube neuer Ideen erblickten. So hochgespannt daher die Erwartungen waren, so werden sie durch das nunmehrige Erscheinen des Atlas übertroffen, welcher durch seinen ganzen Plan und seine Ausführung sein spätes Erscheinen völlig rechtfertigt.

Richthofen's Atlas von China ist nicht bloß eine peinliche Niederlegung des mehrere Tausend Kilometer betragenden Itinerars, es enthält zugleich auch das reichliche Material, welches ein aufmerksamer Reisender namentlich in jenen Ländern zu erkunden vermag, in welchen ein ausgedehntes Straßen- und Wegnetz durch die Arbeit von Jahrhunderten ausgebildet ist, und welches zwar abgeschlossen gegen außen, aber doch im Inneren bekannt ist. Allein diese Erkundigungen sind nicht bloß angedeutet, sondern kritisch mit den Ergebnissen anderer Untersuchungen verarbeitet, und so ist ein Werk entstanden, welches ganz einzig in seiner Art dasteht, ein Atlas von einem bisher unbekannten Lande in einem Maßstab, in welchem es selbst schwierig ist, manche Teile Europa's darzustellen, ohne die Lückenhaftigkeit des Materials allzusehr durchblicken zu lassen.

Man vergleiche zu diesem Behufe die eben im Erscheinen begriffene Uebersichtskarte von Mitteleuropa, welche das Militärgeographische Institut in Wien herausgibt. Für Deutschland gibt dieselbe zwar eine äußerst klare und scharfe, wenn auch leider nicht überall exakte Darstellung, aber in der Balkanhalbinsel wird die Zeichnung augenscheinlich unsicherer, und große dürftig bekannte Flächen treten entgegen. Im Maßstab dieser Karte nun ist der Atlas von China entworfen, das will sagen, das Deutsche Reich würde nach dieser Darstellungsweise 9 Blätter erfordern; kein Wunder also, wenn Richthofen für Kartierung der von ihm bereisten Gebiete 21 Blätter nötig hat. Allein nicht diese Zahl ist es, welche in Erstaunen setzt, sondern die Ausführung der einzelnen Karten ist das Bewundernswerte. Die ganze Fläche der Kartenblätter ist mit einem reichen Flußnetz und einer eingehenden Terraindarstellung versehen, so daß man von großen Teilen eines bisher

[1] Ferd. Frhr. v. Richthofen: „Atlas von China". I. Abt. Das nördliche China. Erste Hälfte. 12 Karten. Gr.-Fol. Berlin 1885. Dietrich Reimer.

unbekannten Landes mit einem Male eine Karte erhält, die die Bezeichnung Spezialkarte verdient. Das aber muß gerechte Bewunderung erregen, wie ein Einzelner einen Raum zu kartieren vermochte, in welchem das Deutsche Reich 2 ½ Mal Platz finden könnte. Augenscheinlich muß derselbe über Material verfügt haben, welches ihm die Arbeit erleichterte.

China ist keine geographische Terra incognita, es gehört zu denjenigen Ländern, welche von Alters her einiges für seine geographische Erforschung gethan haben, und vor 200 Jahren war es sogar den Chinesen besser bekannt, als viele Teile Europa's den Kulturmächten daselbst. Damals nahmen die Jesuiten zahlreiche Ortsbestimmungen im Innern vor, und gewannen so ein bestimmtes Netz, in welches die einzelnen älteren chinesischen Aufnahmen eingezeichnet wurden. d'Anville konstruierte hiernach einen Atlas im Maßstab 1 : 2,000,000, welcher die Grundlage aller späteren Darstellungen ward, welcher aber notgedrungenerweise zwei Mängel birgt, einerseits nämlich Fehler der Ortsbestimmungen, andererseits aber dürftige Eintragung des in China bereits bekannten Materials. In beiden Beziehungen hat die Zeit mancherlei genützt. Die Küsten China's sind neu aufgenommen und im Innern sind Ortsbestimmungen wiederholt und ausgedehnt, wenn auch nur in bescheidenem Maße; die Chinesen selber versuchten in den von den Jesuiten geschaffenen Rahmen ihre eigenen Kenntnisse einzuzeichnen, und 1863 wurde von ihnen eine Karte ihres Reichs im Maßstabe 1 : 1,000,000 in 32 Bänden herausgegeben. Dieses immerhin anerkennenswerte Werk Ta-Tsing yi-tung yü-tu, die „vollständige Generalkarte des Reiches der Ta-Tsing", entspricht nur dürftig europäischen Anforderungen. Flüsse und Ortschaften sind zwar eingezeichnet, allein die ersteren als breite Bänder und die letzteren nur mit ihren Namen. Unter der sichtenden Hand des Reisenden konnte jedoch diese Karte sich zu einer richtigen Grundlage gestalten, er konnte nach derselben die abseits seines Weges befindlichen Flüsse zeichnen und sich an jeder Stelle seines Weges orientieren, welches Glied des Flußnetzes er vor sich hatte; kurz es ermöglichte diese Karte, an das vom Reisenden sorgfältig aufgenommene Itinerar die Situation der Nachbarschaft zu knüpfen, zugleich aber gestattete sie, eine große Zahl von Ortschaften auf der Karte zu fixieren.

Diese Arbeit darf man sich nicht zu leicht vorstellen. Denn wenn auch auf der chinesischen Karte die Ortsnamen verzeichnet sind, so gehört bekanntlich ein außerordentliches Geschick dazu, die chinesischen Schriftzeichen lesen zu können, und ist dies gelungen, so heißt es, sie auch wieder mit den lateinischen Schriftzeichen zu schreiben. Die Schwierigkeit besteht aber nicht bloß darin, wie z. B. beim Russischen, aus einem Alphabet ins andere umzuschreiben, sondern mit den unzureichenden Mitteln unseres Alphabets Laute wiederzugeben, die in demselben überhaupt nicht vorkommen, wozu sich noch die Schwierigkeit gesellt, daß die einzelnen Lettern des lateinischen Alphabets in den verschiedenen europäischen Sprachen verschieden ausgesprochen werden, so daß chinesische Namen in lateinischen Buchstaben geschrieben aus der Feder eines Engländers eine ganz andere Form annehmen als in der Niederschrift eines Franzosen.

Bereits in seinem Werk über China hat Richthofen eine strenge Transkription chinesischer Namen versucht, welche sich im wesentlichen an Sir Thomas Wade's Lehrbuch „Tzu-erh-chi" anlehnt, und nur in Bezug auf die Schreibweise mancher Konsonanten von demselben abweicht. Dasselbe System, welches der deutschen Orthographie sich ungemein anpaßt, ist auch auf den Karten angewendet; mit der Unterstützung von Karl Himly hat sich Richthofen der Mühe unterworfen, alle die zahlreichen, auf der chinesischen Karte befindlichen Namen zu übertragen, welche Arbeit um so verdienstlicher ist, als die Holzschnitte des Originals verbrannt sind und dasselbe daher bald zu den Seltenheiten gehören wird. Monatelanges Studium muß dazu gehört haben, allein diesen Teil der Arbeit zu besorgen, allein hiermit war die Aufgabe nur teilweise gelöst, denn die Situation von Richthofen's Karte ist nicht eine bloße Kopie der chinesischen Generalkarte, sie ist vielmehr gegenüber der letzteren um all' das Material bereichert, welches durch europäische Reisende gewonnen wurde. Längs seiner Reiseroute konnte Richthofen zunächst alle die von ihm berührten Ortschaften einzeichnen, und ein Blick auf den Atlas lehrt, daß damit eine wesentliche Verschärfung des Kartenbildes gewonnen wurde, andererseits konnten auch die von anderen Reisenden angegebenen Namen verwertet werden. Dieses selbstverständliche Vorgehen birgt größere Schwierigkeiten als gewöhnlich angenommen wird, denn die vom Reisenden berührten Ortschaften und Flüsse werden demselben im Provinzialdialekte genannt, welcher vom klassischen Chinesisch oft durchaus abweicht, aber nur dies letztere kann für die endgiltige Schreibweise maßgeblich sein. Wo dies nicht beobachtet ward, konnten wichtige Ortsbestimmungen wertlos werden, wenn der vom Reisenden berichtete Name auf der chinesischen Karte nicht aufzufinden war, und Richthofen selbst konnte häufig die ihm angegebenen Namen nur dann mit solchen auf der Karte identifizieren, wenn er deren Schriftzeichen kannte.

Kurz, die Kompilation der Karte nach den vorhandenen Materialien war an und für sich schon eine ebenso mühsame wie schwierige Arbeit, an die nur ein Mann herantreten konnte, welcher der chinesischen Schrift und Sprache gleich kundig war, und selbst der im Lande Vielgereiste konnte hier der Mithülfe eines kundigen Sinologen nicht entbehren; aus alledem war aber nur die Situation der Karte zu gewinnen, für die Terrain-Darstellung geben die chinesischen Karten gar keinen, bisherige Reisewerke nur einen äußerst dürftigen Anhalt, ja es kann gesagt werden, daß die Bodenplastik China's vor Richthofen nicht einmal in den Hauptzügen bekannt war,

und darin besteht das größte Verdienst des vorliegenden Atlas, daß derselbe eine äußerst eingehende Terrain-Darstellung darbietet, welche grundlegend für alle nunmehrigen Karten des chinesischen Reliefs sein dürfte.

Es bedarf kaum einer Erwähnung, daß die auf der Karte entgegentretende Gebirgsschummerung weder auf ausgedehnten hypsometrischen noch zahlreichen klinometrischen Beobachtungen beruht; einer solchen Aufgabe ist der Einzelne nicht gewachsen. Es will auch die Terrain-Darstellung im Atlas von China nur eine Charakterisierung des Reliefs versuchen, nicht eine genaue Wiedergabe desselben; ein solcher Versuch kann aber nur mit Freuden begrüßt werden, und demjenigen, welchem vielleicht scheinen möchte, als ob hier der Verfasser zuweit ginge und Regionen darstelle, die er nie gesehen, die er also nur ganz nach Gutdünken schummern könne, dem sei entgegengehalten, daß eine Karte nichts anderes bezweckt, als eine Beschreibung des Reliefs irgend eines Landes zu geben, und daß, wenn es Touristen, die einige Wochen in China oder Japan sich aufgehalten haben, gestattet ist, weitschweifende Monographien jener Länder zu schreiben, es dem Reisenden, welcher jahre-lang in einem Gebiete wandert, entschieden erlaubt sein muß, sein Wissen und seine Ansichten vom Relief des erkundeteten Landes kartographisch niederzulegen. Thut er es nicht, verzeichnet er nur sein eigenes Itinerar, so legt er dem kompilierenden Kartographen doch immer nur nahe, die Lücken zwischen den Routen nach eigenem Gutdünken auszufüllen, wobei nicht zu vermeiden ist, daß ein Bild zustande kommt, welches nach dem Urteile des Kenners entschieden unrichtig ist. Der von Richthofen eingeschlagene Weg, Beobachtetes, Erkundigtes und Schematisiertes zu einem Kartenbilde zu vereinigen, gibt daher für Uebersichtskarten zunächst eine möglichst umfassende Grundlage, für kommende Reisende aber den Gesamtschatz der Erfahrungen, den jahrelanges Wandern und unausgesetztes Nachforschen einem aufmerksamen Beobachter gewähren. Der Kritiker aber findet in dem auf der Karte verzeichneten Itinerar leicht die Linie, längs deren die unmittelbaren Wahrnehmungen des Reisenden verzeichnet sind, und schließlich ist zu beachten, daß der zwischen diesen Linien gelegene Raum keineswegs nach bloßem Gutdünken ausgefüllt ist.

Zwei wichtige Anhaltspunkte boten sich Richthofen, die längs seiner Routen gemachten Wahrnehmungen schematisch auf die zwischen den ersteren gelegenen Flächen zu übertragen; einmal ist auf der chinesischen Generalkarte das Flußnetz mit einiger Genauigkeit angegeben, und dieses gewährt immerhin schon einige Anhaltspunkte für eine weitergehende Terrain-Darstellung; dann aber hat Richthofen mit geologisch geschultem Blick die Gegend durchwandert, er sah die Grundzüge ihres inneren Baues, und an der Hand der wichtigsten Strukturlinien des Landes war ihm möglich, auch die Leitlinien von dessen orographischem Bau zu verfolgen. Zudem aber wurde er dadurch in den Stand gesetzt, über Einzelheiten in Berg- und Thalbildungen hinwegzublicken, und diese lediglich als örtliche Entwickelungen in einer Gesamterscheinung zu deuten. Ein Topograph weiß in welligem Terrain häufig nicht, ob er auf einem Plateau oder in einem Gebirge sich befindet, der Geologe ist sich darüber keinen Augenblick im Unklaren, und wo der Topograph vielleicht viel Zeit aufwendet, um den Wechsel von Berg und Thal genügsam zu erforschen, richtet der Geologe seine Aufmerksamkeit auf die Umgrenzung einer gehobenen Scholle oder das Streichen eines Faltengebirges, und während jener wohl anerkennenswertes Detail liefert, überblickt dieser sofort das Ganze. Es wird dieses Verhältnis leider noch viel zu wenig gewürdigt; der Umstand, daß keines der anerkannten geographischen Lehrbücher die deutschen Mittelgebirge präzis und richtig charakterisiert, ist der sprechendste Ausdruck dieser Thatsache.

So ist denn der Atlas von China eine Leistung, die einzig in ihrer Art steht. Zum unmittelbar Beobachteten gesellt sich einerseits eine äußerst fleißige Kompilation nach vorhandenen Quellen, namentlich solchen, welche aus naheliegenden Gründen in Europa wenig zugänglich sind, andererseits aber wird die Darstellung getragen von einer weitblickenden Erkenntnis des inneren Baues des Landes und bringt neben der Beobachtung zugleich das Gesamtergebnis derselben scharf und deutlich zum Ausdrucke; es faßt der Atlas von China unser gegenwärtiges topographisches Gesamtwissen vom Reiche der Mitte zusammen, und erst im Vergleiche mit älteren tüchtigen Leistungen, namentlich der Karte von Heinrich Berghaus (1843), läßt sich entnehmen, in welch hohem Maße Richthofen in diesem Werke unsere Kenntnisse bereichert.

Nähert sich der Atlas von China durch seinen Maßstab zwar den europäischen Spezialkarten, so ist er doch, wie aus den angeführten Daten leicht zu entnehmen ist, ganz anderer Art als dieselben. Die Spezialkarten der einzelnen Teile Europa's sind verkleinerte topographische Karten, und mit der Verkleinerung sind namentlich etwaige Fehler reduziert; jeder Strich basiert förmlich auf einer Messung, die Genauigkeit erreicht das erstrebbare Maximum. Der Atlas von China hingegen basiert auf wenigen festen Punkten und zwischen denselben erkannten Linien; er bezweckt nicht die Generalisierung zahlreicher Einzelheiten, sondern die Spezialisierung einer Gesamterkenntnis, gleichsam die Nutzanwendung derselben. Er teilt daher mit einem Spezialatlas im Grunde genommen nur den Maßstab; seine Einteilung in einzelne Blätter, seine Projektion und Technik sind anderer Art.

Richthofen's Atlas von China basiert zunächst auf den Reisen des Verfassers, er stellt nicht ganz China, sondern nur die bereisten Teile des Landes dar; er zerfällt daher nicht in einzelne Sektionen, sondern in einzelne Blätter, von welchen jedes ein Individuum für sich ist, und nach einer einfachen zylindrischen Projektion entworfen

ist. Man hat daher parallele Meridiane und Breitengrade, die Hauptrichtungen erscheinen als gerade Linien, was für Peilungen ungemein entsprechend ist. Diese einzelnen Blätter, deren jedes 33,5 cm. hoch und 41,5 cm. breit ist, sind entsprechend der Reise Richthofens aneinander gereiht, sie folgen von Süd nach Nord einer Linie von Kanton nach Peking, und von Ost nach West dem Yangtse aufwärts bis in das Herz von Sz-tshwan. Die beiden oberen Winkel dieses Kreuzes werden überdies durch weitere Blätter größtenteils ausgefüllt, so daß vom eigentlichen China nur der Südosten und Südwesten, sowie das weit ausgestreckte Kansu nicht dargestellt werden.

Die einzelnen Blätter erscheinen in doppelter Gestalt, einerseits als eine oro-hydrographische, andererseits als geologische Karte. Bei Anfertigung der ersteren sah sich Richthofen wesentlich durch die Mitwirkung von Richard Kiepert gefördert, dessen gewandte Hand unter steter Kontrole zunächst das Flußnetz und die Küstenlinie entwarf. In diese Situation trug Richthofen die Schrift und Gebirgsschummerung ein, welch letztere vor allem die Charakterisierung des Terrains erstrebt, daher in Einzelheiten in allen den Gebirgsfalten und Buchten nicht auf absolute Genauigkeit Anspruch erhebt. Diese Charakteristik ist trotzdem, daß sie, laut des Verfassers Mitteilung, durch die verschiedene Technik der beiden Lithographen, denen sie anvertraut war, gelitten hat, gut gelungen; Hochgebirgsformen und Mittelgebirgsrücken treten in Gegensatz zu einander, und heben sich auch dort, wo sie durcheinander vorkommen, wie z. B. in Liau-tung, deutlich voneinander ab. Diese Schummerung erscheint in braunem Tone, grün sind die Ebenen ohne Rücksicht auf den Grad ihrer Erhebung dargestellt, lichtblau ist das Meer, die Situation schwarz.

Die geologischen Karten enthalten die gesamte orographische Karte als Grundlage, nur ist natürlicherweise der grüne Ton für die Ebenen in Wegfall gekommen, während die Gebirgsschummerung in fast zu lichtgrauem Tone durch die Farben der einzelnen geologischen Gebilde durchblickt. Letztere sind nicht konform den Beschlüssen des Geologenkongresses zu Bologna koloriert; denn einerseits fehlt in dem von letzterem entworfenen Schema das in China herrschende sinische System und wurde daher auch nicht mit einer Farbe bedacht, während andererseits die Mehrzahl der in Europa herrschenden geologischen Systeme in China fehlt. Technische Erwägungen waren daher wie früher für die Farbenwahl maßgeblich, und so wird es wohl auch in Zukunft trotz den Beschlüssen des Kongresses bleiben, zumal das von demselben angenommene Farbenschema keineswegs das Auge erfreuende Bilder liefert, wie namentlich die Neuauflage von von Dechen's Karte der Rheinlande lehrt. Richthofen koloriert nach altem Herkommen die Urgneiß rot, die Glimmerschiefer erscheinen grau, das sinische System ist durch violette Töne, Silur und Devon durch braune dargestellt. Das weit verbreitete Carbonsystem erscheint mit seiner unteren Abteilung blau, mit der oberen grau. Die mesozoische Gruppe, welcher der Geologenkongreß die schönsten Farben widmete, fehlt fast gänzlich und erfordert daher nur einen geringen Farbenaufwand, so daß das Gelb gänzlich dem Löß und verwandten Gebilden gehören kann, während Alluvialflächen grün erscheinen.

(Schluß folgt.)

Dr. Jaworskij über Afghanistan und Buchara.

Von Dr. E. Petri.

Rußland und England, das sind die Großmächte des Orients! Eine Rivalität zwischen den beiden Machthabern ist natürlich; ihr Zusammenstoß erscheint unvermeidlich. Daß wir aber bei der gegenwärtigen politischen und wirtschaftlichen Situation nichts weniger als unter Verhältnissen stehen, die für ein endgültiges Austragen dieses Riesenkampfes geeignet wären, ist jedem tiefer blickenden Beobachter klar genug. Die für ein derartiges Unternehmen nur allzu mangelhaften Vorbereitungen beider Staaten sind ja genügend bekannt, nicht minder aber auch die Schwierigkeiten und häuslichen Sorgen, mit denen diese Staaten ohnehin zu rechnen haben. Die Engländer haben ihren Sudan, Südafrika, Ostindien, Irland und die Bedenken angesichts des Eingreifens der übrigen europäischen Staaten in die Kolonialpolitik. Jede neue Verwickelung wäre hier einer Niederlage gleich!! Rußland hat ebenfalls genügend mit den inneren Gefahren und Kämpfen zu schaffen und weitgehende Befürchtungen für den Fall eines Mißerfolges zu hegen.

Welcher Art wird schließlich das Geschick sein, das dem vielumworbenen Afghanistan bevorsteht? Ist ein neutraler Staat zwischen England und Rußland eine positive Notwendigkeit? Ist ein solcher Staat im Orient möglich? Gibt's etwa eine afghanische Neutralität?

Das vorliegende Werk,[1] dessen Verfasser die Gelegenheit gehabt hat, Afghanistan zweimal zu besuchen und die afghanischen Angelegenheiten in einer ungemein charakteristischen Epoche kennen zu lernen, gewährt einen tiefen Einblick in das Gewirre der anglo-russischen Politik und führt uns in objektiver Weise in eine Reihe von Fragen ein, die dem Interesse der Gegenwart entsprechen.

Allerdings ist der Verfasser ein ausgesprochener russischer Patriot und sein Werk von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das russische Regime den Zentralasiaten entschieden mehr zusage als das englische. Immerhin dürfen

[1] Dr. Jaworskij, „Reise der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79." Autorisierte Ausgabe. Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Dr. Ed. Petri, Dozent für Geographie und Anthropologie an der Universität Bern. Zwei Bände. Mit drei Vollbildern und zwei Karten. Jena. Hermann Costenoble. 1885.

wir uns hierdurch nicht beirren lassen. Ein näheres Studium der asiatischen Zustände überzeugt uns, daß der Verfasser nicht so ganz im Unrecht ist. Die Vorzüge der Russen in dieser Beziehung sind übrigens durchaus passiver Natur: die Russen lassen die eigentümlichen Institutionen der von ihnen unterworfenen Völker nach Möglichkeit unberührt bestehen; die Engländer haben in Ostindien vielfach umgestaltend eingegriffen, den Gemeindebesitz aufgelöst 2c. Die Russen belassen den Eingeborenen ihr Gerichtswesen, insofern sich die Fälle nicht auf Russen beziehen; die Engländer haben das Gerichtswesen der ihnen unterworfenen Völker nach eigenem Ermessen verändert. Die Russen haben keinerlei wesentliche Veränderung in dem ökonomischen Leben der Zentralasiaten veranlaßt; die Engländer haben durch Gewaltmaßregeln die in Ostindien einheimische Industrie abgeschwächt, um einen Markt für ihre eigenen Industrie-Erzeugnisse und einen billigen Lieferanten für Rohprodukte zu gewinnen. Die Abgaben, welche die Eingeborenen den Russen zu entrichten haben, sind bedeutend geringer, als sie zur Zeit der Chanate waren; die Engländer beziehen von den Eingeborenen sehr bedeutende Revenuen (allerdings bereitet der Besitz von Zentralasien Rußland bedeutende jährliche Defizite, währenddem Ostindien für England eine Schatzkammer ist). Die Russen kümmern sich nicht um die Religion der Eingeborenen; die Engländer betreiben eine eifrige religiöse Propaganda und haben andererseits aus politischen Gründen den Mohamedanismus auf Unkosten des Brahmanismus begünstigt. Schließlich wäre auch das ungemein günstige, den fremden Sitten und Bedürfnissen sich mit Leichtigkeit anpassende Naturell der Russen zu erwähnen, das in einem entschiedenen Gegensatze steht zu dem bekannten stolzen Wesen der Engländer. Allerdings wollen wir nicht außer Acht lassen, daß die russische Macht in Zentralasien keineswegs von idealer Beschaffenheit sei: es fehlt hier keineswegs an administrativen Uebergriffen, Unredlichkeiten und politischen Fehlern, wie sie von den Russen selber mit unvergleichlicher Offenheit und zum Nutzen der Schriftsteller vom Schlage Schuyler's anerkannt werden.

Auch unser Verfasser macht in Bezug auf die letzterwähnten Verhältnisse keine Ausnahme seinen Landsleuten gegenüber. Die Schilderungen, die er von der russischen Politik entwirft, deren Charakteristik ja seine eigentliche Aufgabe ist, zeichnen sich durch eine geradezu überraschende Freimütigkeit aus.

Es war das eine düstere und gefährliche Epoche, in welcher die Gesandtschaft, an der sich unser Verfasser beteiligte, ihre Rüstungen zum Aufbruch nach Afghanistan traf. In Europa wüteten noch die Stürme des russisch-türkischen Krieges. Rußland fühlte, daß die schwere Hand Englands im Spiele sei. Man stand am Vorabend des Berliner Kongresses und ahnte bereits, daß die Bestimmungen der Großmächte ungünstig für Rußland ausfallen werden. Da griffen die russischen Diplomaten zu einem entscheidenden Mittel, um ihrerseits einen Druck auf England auszuüben. In Zentralasien wurden Anstalten zu einem Feldzuge nach Indien getroffen. Das war die Achillesferse von England! Auf dem Wege nach Indien aber liegt die unzugängliche Bergfeste Afghanistan — ein Schutz für Indien von russischer Seite, ein Schutz für Rußland von indischer Seite. Der Emir von Afghanistan mußte für Rußland gewonnen werden. Eine Gesandtschaft sollte nach Afghanistan gehen, um diese schwierige diplomatische Aufgabe zu lösen. Die Gesandtschaft war gering: der Chef, General Stolettow, bekannt durch seine hervorragenden Leistungen im russisch-türkischen Kriege; sein Adlatus Oberst Rasgonow; ein Topograph; ein Arzt (Dr. Jaworskij, der Verfasser des Werkes); ein Dolmetscher für das Persische, die Umgangssprache der höheren Klassen; ein Dolmetscher für die turkmenischen Dialekte, die Volkssprachen; ein Dolmetscher für die westeuropäischen Sprachen, namentlich das Englische; eine Eskorte von 22 Mann Kosaken. Es war dies eine kleine und schwache Schaar, welche in das gefährliche Land der Afghanen vordringen sollte, das, wie man wähnte, entschieden unter englischem Einfluß stand. Die Mitglieder der Gesandtschaft waren aber nicht nur gering an Zahl, sondern auch mit sehr mangelhaften Kenntnissen ausgerüstet über das Land, in welches sie sich zu begeben hatten. Der Verfasser charakterisiert den Stand seiner Kenntnisse über Afghanistan in folgenden Worten: „Wir" — er spricht für die Mehrzahl seiner Genossen — „zogen in ein Land, von welchem wir so gut wie nur eine Phrase wußten, aus der Geographie von Obodowskij nämlich, die wir vor Jahren studiert hatten: „Afghanistan wird von einem räuberischen Stamme bevölkert. Hauptstädte: Kabul und Herat."" Der Chef der Gesandtschaft war mit besseren Kenntnissen über Afghanistan ausgestattet: er konnte seinen Genossen auf der Reise dieses und jenes über Afghanistan erzählen und rückte schließlich auch mit einigen Büchern hervor, aus welchen die Mitglieder der Gesandtschaft einige Vorkenntnisse über die Terra incognita schöpfen konnten. Die Geldmittel ferner, die der Gesandtschaft für ihre Ausrüstung zur Verfügung gestellt waren, fielen so gering aus, daß diese Ausrüstung nur mangelhaft sein konnte und es gewissermaßen rätselhaft erschien, wie sich die Gesandtschaft auf der Reise durchschlagen sollte. Der Hauptfehler war jedoch der, daß die Gesandtschaft zu spät ausgerückt war: bevor sie die Strecke von 1386 Km. zwischen Taschkent, ihrem Ausgangspunkt, und Kabul, dem Endziel der Reise, zurückgelegt hatte, waren bereits die Würfel auf dem Berliner Kongreß gefallen.

Die Gesandtschaft verließ Ssamarkand, den Sammelplatz der Mitglieder der Gesandtschaft, am 2. Juni 1878, begleitet von einem allgemeinen Bedauern: die Befürchtung, daß die Gesandtschaft wohl kaum mit heiler Haut aus Afghanistan zurückkehren werde, schien nicht unbegründet zu sein. Die Reise durch das bucharische Gebiet bis zum

Amu-Darja gestaltete sich im höchsten Grade angenehm. Die Gastfreundschaft der Bucharen den Russen gegenüber grenzt an Selbstaufopferung: die schlauen Asiaten wissen es nämlich recht wohl, daß ihre geringe Selbständigkeit nur so lange noch bestehen werde, bis sie sich als ergebene Freunde der Russen aufspielen werden. In Karschi wurde die Gesandtschaft von dem Emir von Buchara, Mosafar-ed-Din-Chan, in festlicher Audienz empfangen und reich mit Pferden und Chalats beschenkt. Aber schon in Schirabad stieß die Gesandtschaft auf einige afghanische Boten, von denen ihr die überraschende Eröffnung gemacht wurde, daß der General-Gouverneur des Vilajets Tschaar (Afghanisch-Turkestan) sie ersuche, die afghanische Grenze vorläufig nicht zu überschreiten: er besitze vom Emir von Afghanistan noch keinerlei Anweisung, um der Gesandtschaft freie Passage durch afghanisches Gebiet zu gewähren. Selbstverständlich machte diese Mitteilung auf die Gesandtschaft einen recht deprimierenden Eindruck, ja die Fatalität dieser Zurückweisung wurde noch dadurch erhöht, daß der Anführer der afghanischen Boten einem Engländer ungemein ähnlich aussah. Die Gesandtschaft, die sich von vornherein darauf gefaßt gemacht hatte, in Afghanistan mit englischen Agenten kämpfen zu müssen, glaubte in diesem ersten Gruße der afghanischen Machthaber, der ihr von einem verkappten Engländer überbracht wurde, eine englische Intrigue zu erkennen. Die Russen beschlossen unter derartigen Umständen nicht nachzugeben: sie rückten mutig vorwärts. Am 17. Juni passierte die Gesandtschaft, den Abmahnungen des afghanischen Boten ungeachtet, den mächtigen Amu, den Oxus der Alten, und betrat somit das afghanische Gebiet. Das Hinübersetzen über den Amu wurde in einem höchst primitiven Fährboote veranstaltet. Dem Boot war ein Pferd vorgespannt, das im Wasser schwimmend das Boot leitete. Allerdings eine prähistorische Manier, wie sich unser Verfasser ausdrückt.

Jenseit des Ufers gab es zwar Schwierigkeiten mit der afghanischen Grenzwache; immerhin aber konnte die Gesandtschaft bis Masari-Scherif, der Residenz des General-Gouverneurs von Afghanisch-Turkestan, vordringen, nachdem eine Ehreneskorte aus Masari-Scherif eingetroffen war. In Masari-Scherif mußte die Gesandtschaft übrigens 11 Tage sitzen bleiben, bis die erforderliche Erlaubnis des Emirs zur weiteren Reise eintraf. Die Aufnahme der Gesandtschaft in Masari-Scherif war eine feierliche. Die Afghanen erwiesen sich nicht minder gastfreundlich als die Bucharen.[1] Der Unterhalt der Gesandtschaft wurde auch hier, gerade so gut wie in Buchara, von den Eingeborenen bestritten. Die Russen hatten die Nachteile ihrer mangelhaften Ausstattung keineswegs zu verspüren. Der Aufenthalt in Masari-Scherif, der angeblichen Grabstätte des Khalifen Ali, bot ein geringes Interesse. Masari-Scherif gewährte das monotone Bild einer typischen zentral-asiatischen Stadt. „Schadhafte Lehmmauern, die die Straße von beiden Seiten einengen, Lehmhütten, eine Menge von Gärten, in welchen unter allen Bäumen ganz besonders der häßlich zugestutzte Maulbeerbaum auffiel, ein paar leere Karawanserais, stille und menschenleere Straßen — das war es, was man in der Stadt zu sehen bekam. Ein reges buntes Leben macht sich nur auf dem Bazar bemerkbar, dem Lebenszentrum, dem Puls der Stadt." Unweit von Masari-Scherif befinden sich die traurigen Ruinen des einst so großartigen Balchs (Baktra), der „Herrscherin über tausend Städte", wie es in der Epoche der griechisch-baktrischen Monarchie genannt wurde, der „Kuppel der Wissenschaft" — „des Islams", „das irdische Paradies", als welches es in der Blütezeit des Islams gepriesen wurde.

Die Reise von Masari-Scherif nach Kabul führte die Gesandtschaft zumeist auf Gebirgswegen. Es ist das die berühmte Königsroute, die Route, auf welcher die großen asiatischen Eroberer Salmanasser, Alexander der Große, Tamerlan, Tschingis-Chan, Nadir-Schah u. s. w. nach dem fabelhaften reichen Indien strebten. Der Verfasser widmet der Route, deren Passierbarkeit allerdings eine Frage vom höchsten politischen Interesse ist, eine außerordentlich genaue Beschreibung. „Was die Pässe auf dieser Route betrifft (der Verfasser gibt ihrer über 10 an)" — lesen wir Band I, S. 424: „so bietet die Mehrzahl von ihnen keinerlei Schwierigkeiten." Uebrigens sind einige von ihnen recht unbequem. „Zu den unbequemsten Pässen gehören der 9000 Fuß hohe Deschti-Haschak (d. h. eigentlich der Dendan-Schikener Aufstieg zu ihm) und der 10,500 F. hohe Kara-Kotel (eigentlich der Niederstieg zum Thal Mader)." In Bamjan stießen die Reisenden wiederum auf die Ueberreste einer denkwürdigen und großartigen Zeit. Die Stadt Bamjan, nicht minder alt als Balch, spielte eine Rolle in der asiatisch-griechischen Epoche, war aber von größter Bedeutung, namentlich für den Buddhismus. Zu einer Zeit als der mächtige Islam seinen Kampf mit dem Buddhismus begonnen hatte, schrieb noch der arabische Geograph Ibn-Abi-Jakub: „An diesem Ort wurde viel Blut vergossen; es kam vor, daß an 50,000 Mann ihr Leben den Götzen zu Opfer brachten." Diese Götzen, ungeheure, in dem Felsen ausgehauene Kolossalstatuen, von denen die eine eine Höhe von 140 F., die andere von 120 F. besitzt, haben sich noch jetzt erhalten, wenngleich sie durch die Kanonenkugeln der fanatischen Mohamedaner einigermaßen beschädigt worden sind. Der Verfasser, der die Kolosse

[1] Der vermeintliche Engländer, welcher der Gesandtschaft in Schirabad eine so unangenehme Botschaft zugebracht hatte, entpuppte sich als ein Vollblutafghane, der den Russen späterhin manchen treuen Dienst erwies und überhaupt eine bedeutende Rolle in unserem Werke spielt. Dem Referenten der „Russischen Revue" (XII. Jahrgang, Heft VIII) ist leider diese beruhigende Metamorphose des „Engländers" entgangen. Er schreibt in seinem umfangreichen Bericht über das russische Original unseres Werkes S. 176 a. a. O.: „Sehr charakteristisch ist der Umstand, daß der Bote, der sich Mahmet-Chan nannte, ein verkappter Engländer war."

genau beschreibt, konnte auf einer halb in Verfall geratenen Wendeltreppe, die durch zahlreiche Höhlen führte, einen derselben besteigen und das Haupt des Kolosses betreten; die eingeborenen Begleiter suchten ihn zwar davon abzuhalten und behaupteten, daß „der Schaitan (der Teufel) die Leute, die es wagen, auf das Haupt der Schach-Mania (offenbar das korrumpierte Schakjamuni [Buddha]) zu treten, schwindelig mache." In der Umgegend der Kolosse befinden sich in den Bamjaner Felsen angeblich an 12,000 Höhlen, die den gläubigen Buddhisten zum Aufenthalt dienten. Eine Stadt Bamjan existiert gegenwärtig nicht, sondern nur einige Dörfer, die in den verschiedenen Teilen des Thales zerstreut sind. Die Zitadelle der Stadt Bamjan glaubt unser Verfasser in den Ruinen der Stadt Gul-Gulé erkennen zu dürfen. In Koti-Aschru wurde die Gesandtschaft von dem Serdar Abdullah-Chan, dem Minister des Hofes von Kabul, empfangen. Vor Kalja-i-Kasy stießen sie auf den Vezier, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten von Afghanistan, der ihnen mit Elefanten entgegengekommen war. Vor Kabul selber schließlich trafen sie einen leiblichen Bruder des Emirs, der ihnen ebenfalls auf einem Elefanten entgegengeritten war. Der Einzug in Kabul am 29. Juli gestaltete sich ungemein feierlich. Die Mitglieder der Gesandtschaft ritten auf Elefanten und wurden von einer großen Menge reichgeputzter Soldaten empfangen; unter Salutschüssen der Kanonen, den Begrüßungsrufen einer vieltausendköpfigen Menge und unter den Klängen der Militärmusik wurde die Stadt betreten. Am Abend gab es Illumination. Die Gesandtschaft hatte in der Zitadelle Bala-Hissar Unterkunft gefunden. Bald darauf kam es zur Audienz bei dem inzwischen verstorbenen Emir Schir-Ali-Chan. Der Emir erwies sich als ein ungemein unterrichteter und aufgeweckter Mann, der, wie der Verfasser sich ausdrückt, „nicht auf die Zunge gefallen war"; er verstand es, jedem Mitgliede der Gesandtschaft etwas Angenehmes zu sagen.

(Schluß folgt.)

Die Buschneger in Holländisch-Guiana.[1]

Die Buschneger wohnen in „Loos" oder Dörfern, welche in geringer Entfernung von einander in den gebirgigen Gegenden am Oberlauf der Hauptströme von Surinam liegen. Den ersten Anstoß zur Existenz der Buschneger gaben jene Sklaven, welche die aus Brasilien vertriebenen portugiesischen Juden mitbrachten, als sie sich in Surinam niederließen, wo ein Landstrich nach ihnen noch heute die „Judensavanne" heißt. Die Kolonialregierung erhob nämlich damals (zu Anfang des vorigen Jahrhunderts) und noch lange hernach ein Kopfgeld von ungefähr zehn holländischen Gulden von jedem Neger, welcher in die Kolonie eingeführt wurde. Als diese Kopfsteuer von den portugiesischen Juden erhoben werden sollte, schickten diese, um die Steuer zu umgehen, einen Teil ihrer Sklaven in den Wald, um sich daselbst zu verstecken, so lange die Steuerbeamten in der Nähe seien. Die Negersklaven aber benützten die Gelegenheit, sich in die Wälder zu flüchten und zu ranzionieren, und ihre Eigentümer hatten das Nachsehen; denn jene befestigten sich in den Sümpfen und Wäldern und trotzten jeder Verfolgung. Die Sklaven der Holländer in der Kolonie wurden damals sehr hart behandelt und benutzten daher jede Gelegenheit, um sich in die dichten Wälder und die unzugänglichen Einöden des höher gelegenen Binnenlandes zu den anderen Buschnegern zu flüchten, in deren Versteck keine Verfolgung eindringen konnte. Hier bekamen sie immer mehr Zulauf, besonders im Jahre 1712, als der Admiral Cassard Paramaribo belagerte und die Pflanzer ihre Sklaven in den Busch schickten, damit sie nicht dem Feinde in die Hände fielen. Von diesen entwichen damals viele, und die übrigen weigerten sich nach dem Frieden natürlich, in die Sklaverei zurückzukehren, schlossen sich den Buschnegern an, gründeten ihre eigenen Dörfer und bearbeiteten etwas Feld. Daher die verschiedenen Stämme von Buschnegern, welche noch heute existieren.

Der Ertrag ihres geringen Feldbaues reichte mit demjenigen der Jagd und des Fischfangs zu ihrem Unterhalte hin, und je günstiger die materiellen Bedingungen sich gestalteten, unter denen sie lebten, desto größer ward der Zulauf zu ihnen von seiten der von den Plantagen entlaufenden Sklaven.

Die Buschneger, welche auf diese Weise ihre Freiheit wieder erlangt hatten, begnügten sich bald nicht mehr mit ihren versteckten Zufluchten im Busch. Sie unterhielten fortwährend Verbindungen mit ihren Landsleuten, die noch auf den Plantagen arbeiteten und verhalfen namentlich den Sklavinnen zur Flucht. Sie machten häufig Ueberfälle auf den Plantagen, plünderten diese und töteten alle diejenigen, welche ihnen Widerstand zu leisten versuchten; sie befreiten die schwarzen Sklaven und führten sie mit

[1] Der Prinz Roland Bonaparte hat die einheimische Bevölkerung von Holländisch-Guiana zum Gegenstand einer höchst interessanten anthropologischen und sozialen Studie gemacht und diese durch ein geschichtliches und ökonomisches Bild vervollständigt, dessen Elemente er aus den besten niederländischen Quellen geschöpft hat. Der Gegenstand dieser Studie zerfällt in drei Gruppen: die rothäutigen Indianer oder Karaïben, die Buschneger oder ehemaligen flüchtigen Sklaven, welche zum wilden Leben zurückgekehrt sind, und die seßhaften Neger oder befreiten Sklaven. Die Pariser „Gazette géographique" teilt aus dem Werke des Prinzen, das demnächst erscheint, einen Auszug mit, welchen wir nachstehend im Auszuge geben. — Prinz Roland Napoleon Bonaparte, Enkel von Lucian, geboren 19. Mai 1858, vormals Lieutenant der Infanterie, heiratete am 7. November 1880 Fräulein Marie Blanc (geboren 1859), die Tochter des früheren Spielpächters von Monaco ꝛc., welche aber schon am 1. August 1882 starb und ihm eine Tochter, Marie (geboren 2. Juli 1882) hinterließ. Anm. d. Red.

sich davon. Dadurch wurde die Kolonialregierung genötigt, einen langen, kostspieligen Krieg gegen die Buschneger zu führen, welcher dennoch nicht zu den gewünschten Ergebnissen führte, denn durch die Expeditionen und sog. Buschpatrouillen wurden die Neger nur tiefer in ihre Urwälder hineingetrieben, aus denen sie von neuem hervorbrachen, um die Niederlassungen der Europäer zu überfallen. Mehrmals wurden jedoch auch einige der zwischen der Suriname und der Saramakka liegenden Dörfer der Buschneger entdeckt, überfallen und niedergebrannt. Obschon die Kolonie damals sehr reich war, so verursachten diese Expeditionen doch solch' bedeutende Kosten, daß die erzielten Ergebnisse in gar keinem Verhältnis zu den darauf verwendeten namhaften Opfern standen.

Im Jahre 1761 schloß die Kolonialregierung auf der Pflanzung Auka einen Friedensvertrag mit denjenigen Buschnegern, welche an den Ufern der Tempati-Creek wohnten, und infolge davon übersiedelte ein Teil derselben nach der Marowyne. Dieser Vertrag beendigte einen Krieg, welcher für beide Teile sehr blutig gewesen war. Durch diese Uebereinkunft wurden die Buschneger als Verbündete anerkannt und durften sich an den Ufern der Flüsse niederlassen, und seither ward der Friede nicht mehr gestört. Von dieser Uebereinkunft her führt dieser Stamm der Buschneger den Namen Aukaner oder Aukaneger; sie selbst nennen sich Joëki, und seither beziehen sie von der Kolonialregierung einen förmlichen Tribut. Im Jahre 1762 ward ein ähnlicher Vertrag auch mit den Buschnegern an der oberen Saramakka geschlossen, welche sich dann an die obere Suriname begaben. Unter sich nennen sich diese Buschneger Wousie oder Monjéré. Aehnliches geschah dann später mit den Matuari- oder Musinga-Negern.

Die Bonis konnten erst 1793 mit Hülfe der Aukaner unterworfen werden. Die letzteren behandelten die Boni als Sklaven bis 1763, wo die Regierung die Aukaner zwang, denselben die Freiheit zu geben. Ihren Namen verdankten sie einem Häuptling, welchen sie während ihres Krieges mit den Holländern an ihre Spitze gestellt hatten.

Diese Buschneger bilden gegenwärtig vier Hauptgruppen:

1. Die Aukaner, welche an drei verschiedenen Punkten der Kolonie: am Oberlauf der Marowyne (Maroni), an der Jokac-Creek, dann am Oberlauf der Cottica, von wo sie durch die Wane-Creek mit der Marowyne verkehren, ansässig sind; endlich an der Sara-Creek, an der oberen Suriname.

2. Die Bekons und Moesingas oder Mentoeari, die am Oberlauf der Saramakka, zu Maripaston und an der Mindrinitie-Creek wohnen.

3. Die Saramakkaner, welche gegen zwanzig Dörfer an der oberen Suriname, ungefähr 50 französische Meilen von der Hauptstadt entfernt, bewohnen; diese Dörfer gruppieren sich hauptsächlich um den Wasserfall Arafubarija, bei Gjengjen und Prakicki; man findet deren auch denselben Fluß entlang an der Koüloegron-Creek und in Kassipara. Ihr Gebiet hat keinen besonderen Namen; sie nennen es Kondré (country), d. h. Land.

4. Die Boni-Neger, welche an der oberen Marowyne, resp. deren Quellflüssen, wohnen.

Die Zahl der in der Kolonie Surinam wohnenden Buschneger beträgt ungefähr 8000, welche sich folgendermaßen verteilen: Aukaner 3000, Bekoes und Moesingas 1900, Saramakkaner 3500 und Bonis 500.

Jeder dieser Stämme wird durch einen von der Regierung eingesetzten Häuptling oder Granman regiert; allein diese Neger wollen sich zu keinem Fortschritt herbeilassen, so daß sie, obwohl sie schon beinahe 200 Jahre dieses reichgesegnete Land bewohnen, trotzdem noch auf der niedrigsten Stufe gesellschaftlicher Entwickelung stehen und sich kaum über die Barbarei erheben.

Die Buschneger sind meist sehr schwarz, prognath, haben ein plattes Hinterhaupt, eine breite, stark abgeplattete Nase, dicke, wulstige und herabhängende Lippen, schwarze, wollige Haare und keinen oder nur sehr wenig Bart. Sie sind gewöhnlich etwas besser gebaut als die Neger auf den Plantagen, weit kräftiger und von stärkerer Muskulatur, und haben auch freiere Manieren, als natürliche Folge ihres verschiedenen Zustands. Von Charakter sind sie eifersüchtig, mißtrauisch und rachgierig und außerdem sehr träge, namentlich die Männer, welche sich bis auf den heutigen Tag noch nicht an eine regelmäßige Arbeit haben gewöhnen können. Den Herrnhuter Missionären (mährischen Brüdern) ist es nur mit der größten Mühe gelungen, einige von ihnen zu bekehren, und zwar auch dies nur sehr oberflächlich. Die Weiber haben in der Jugend tadellos schöne Formen, und um die Zartheit und Weichheit ihrer Haut, trotz der Farbe, könnte manche Europäerin sie beneiden. Allein diese Schönheit ist nur von äußerst kurzer Dauer, denn das harte und mühevolle Leben, welches ihr Loos ist, wie bei den meisten Negerinnen, zerstört sehr bald ihre Reize; sie bekommen bald Runzeln, und selbst die letzten Spuren ihrer vergangenen Schönheit verschwinden unwiderruflich nach dem zweiten oder dritten Kinde.

Obwohl diese Neger einer ganz anderen Rasse angehören, als die rothäutigen Eingeborenen, so unterscheiden sie sich unter dem Gesichtspunkt des Lebens und der Sitten nur wenig von den Indianen, nehmen aber gleichwohl in der gesellschaftlichen Hierarchie eine höhere Stufe ein als jene. Außer der Jagd und dem Fischfang ist der Holzschlag die einzige Beschäftigung der Männer. Sie kommen nur selten in die Städte, um Waffen, Pulver und Blei, Spirituosen und die wenigen anderen Gegenstände oder Waren zu kaufen, deren sie zu ihrer Kleidung bedürfen.

Man kann sagen, daß sie vorwiegend von Pflanzennahrung, hauptsächlich von Reis und Kassawa-Brot, leben, die ihre regelmäßige Tageskost sind und denen sie das Wenige hinzufügen, was sie an tierischer Nahrung und

kleinem Wildpret durch Jagd und Fischfang erbeuten. Die Besorgung ihrer Kostäcker, Felder und Gärten liegt den Weibern ob. Diese bauen das ganze Jahr hindurch Yamswurzeln, süße Bataten (Convolvulus Batatas *L.* und Batatas edulis *Chois.*), Taijers (die Wurzelknolle von Arum esculentum) und Kassawa. Auch während der trockenen Jahreszeit erzeugt der Boden noch in den Monaten September bis November eine sehr mehlreiche und wohlschmeckende Knollwurzel, die sog. Naphi (Dioscorea sativa und Dioscorea alata *L.*). Von Zeit zu Zeit machen die Buschneger Reisen nach den benachbarten Plantagen, um die von ihnen zu diesem Behuf geschlagenen Baumstämme gegen Bananen zu vertauschen, nach denen sie sehr lüstern sind. Sie bereiten sich eine Art wohlschmeckenden und lange haltbaren Brots auf sehr einfache Weise, indem sie Couac oder Kassawamehl mit Wasser zu einem Teig anrühren und auf einer erhitzten Eisenplatte backen. Sie würzen alle ihre Nahrungsmittel und Speisen mit einer großen Menge einheimischen Pfeffers. Salz ist bei ihnen ein sehr begehrter Artikel. Sie lieben besonders eine Art Suppe, welche sie aus im Walde gesammelten, wildwachsenden Hülsenfrüchten bereiten, denen sie entweder feine, zerquetschte Bananen (a foefoe), Kassawabrot oder Reis zusetzen. Auch die Pinda oder Erdnuß (Arachis hypogaea) lieben sie sehr und bereiten aus derselben eine Menge leckerer Speisen. Als ein besonderes Glück betrachten sie es, wenn sie Speck bekommen, und kaufen daher, so oft sie in die Stadt oder auf einen Handelsposten kommen, große Mengen von gesalzenem oder geräuchertem Speck, führen dieselben in Fäßchen nach ihren Dörfern und gehen damit sehr sparsam um. Mehl kaufen sie nur, wenn ihre Reisernte schlecht ausgefallen ist. Ihr gewöhnliches Getränke ist Wasser, aber sie lieben auch den Branntwein sehr, namentlich die in der Kolonie bereitete geringere Sorte Rum, welche man Dram nennt, und bereiten sich ein demselben ähnliches Getränke teilweise selbst, indem sie den Zuckerrohrsaft, den sie sich von den Pflanzungen verschaffen, mit Wasser vermischen und gähren lassen, was einen angenehmen und sogar berauschenden Trunk gibt. Bei ihren Festen vertilgen sie bedeutende Mengen von diesem und von gekauftem Dram. Auf Wein legen sie keinen besonderen Wert, sondern ziehen ihm Genever und Bier vor. Die Weiber aber,sind außerordentlich lüstern nach Liqueurs.

Die Loos oder Dörfer der Buschneger liegen beinahe immer an Flüssen und meist nicht weit von einander entfernt. Es ist sehr schwer, in die von ihnen bewohnten Gegenden zu gelangen, weil die Oberläufe der Ströme so voll Felsen, Untiefen und Stromschnellen oder Wasserfällen sind, welche die Buschneger selbst nur mit Lebensgefahr befahren können. Sie bedienen sich hier der landesüblichen Korjale, d. h. Kähne aus einem einzigen Baumstamme, sog. Einbäume. Die Landeszone, worin ihre Dörfer liegen, ist ungefähr 200 Kilometer vom Meere entlegen. Ihre Behausungen oder vielmehr Hütten, stehen ohne alle Ordnung am Ufer des schiffbaren Flusses oder Creek, den sie sich erwählt haben, und sind von der einfachsten Bauart. Diese Hütten sind alle von Holz, erheben sich kaum mannshoch über den Boden und wechseln in der Länge von 4 bis zu 15 m. Alle Materialien dazu liefert der benachbarte Wald; gewöhnlich sind sie mit den Wedeln zweier Palmen, der Euterpe oleracea oder der Manicaria saccifera, gedeckt, haben meist zwei Thüren, aber keine Fenster und eine dünne Scheidewand, welche den Hüttenraum in zwei Gemächer teilt, deren jedes eine Thüre hat. In dem einen Raum schläft die Familie, der andere dient als Wohngelaß, Speisezimmer und Küche. Hier brennt fortwährend, selbst bei Nacht, ein Feuer. Sie schlafen in Hängematten, meist Männer und Weiber beisammen. Ihre Waffen sind über dem Orte aufgehängt, wo sie schlafen. Ihre paar Kleidungsstücke (!), Putzartikel und einige andere Kleinigkeiten sind in einer Art Körbe untergebracht, welche sie Pagale nennen.

Als Geschirre zur Aufbewahrung von Wasser, geistigen Getränken, Zuckerrohrsaft, Reis, Salz u. s. w. dienen ihnen Kalebassen und Godos, nämlich ausgehöhlte Kürbisfrüchte von Crescentia Cajete *L.* und Cucurbita Lagenaria *L.*, zwei Cucurbitaceen, welche überall wildwachsen. Manche Neger besitzen auch kleine Koffer, um ihre Effekten darin aufzubewahren; wenn diese Koffer ihnen aber gefallen sollen, müssen sie reich mit Messing beschlagen sein. Bisweilen zeigen die Neger dem Reisenden mit Stolz auch kleine Liqueurflaschen-Schränke mit vergoldeten Flaschen und Kelchen, auf welche sie sich viel zugute thun. Jede Hütte ist meist nur von einer einzigen Familie samt Weibern und Kindern bewohnt und wird nicht eher verlassen, als bis sie nicht mehr bewohnbar ist.

Die Buschneger gehen in ihren Dörfern meist nackt bis auf einen kleinen Lendenschurz, welchen sie nach van Menteren „Calimbe" nennen. Wenn sie sich ankleiden und schön machen wollen, so setzen sie einen breitrandigen Hut auf, welcher oft mit sehr bunten Farben bemalt und mit einem breiten Bande besetzt ist, dessen Enden herabhängen. Ihr Haar ist gewöhnlich in kleine Schnüre oder Zöpfchen geflochten, die ganz um den Kopf herum hängen. Um diese Zöpfchen zu flechten und haltbar zu machen, beschmieren sie sich das Haar mit Carápa-Oel (von Carapa guianensis). Arme und Beine behängen sie mit verschiedenen Zierraten, am Handgelenke und Vorderarm tragen sie eiserne Ringe, um den Hals ein Halsband von Tigerzähnen, von Hauzähnen der Dicoteles und anderen Tieren ihrer Jagdbeute. Auch an den Kniebändern tragen sie zuweilen ähnliche Zierraten nebst einer Muschel, einem Stück Kupfer, Eisen oder Blei. Ebenso schmücken sie sich mit Papageien- und sonstigen Federn und mit Troddeln aus Baumwolle, welche sie „Obia", d. h. Zauber, nennen und für Amulette oder Talisman ansehen.

Diese Buschneger tätowieren sich auch Gesicht und Gliedmassen, wie viele ihrer Landsleute aus dem äquatorialen

Afrika; aber diese Tätowierung geschieht nur mit dem Messer, ohne alle Anwendung von Farbe. Wenn das Wachstum der Haut die Narben mehr oder weniger zum Verschwinden gebracht hat, macht man an denselben Orten neue Einschnitte. Männer, Weiber und Kinder unterwerfen sich dieser Operation des Tätowierens, aber gleichwohl würde ein Mensch, welcher sich mit derartigen Zeichnungen allzu sehr bedeckt hätte, ungefähr mit derselben Geringschätzung betrachtet werden, wie in Europa ein allzu verweichlichter oder weibischer Stutzer. Es gibt in der That Männer, welche ganz mit Tätowierung bedeckt sind, allein die Gescheidteren und Rührigeren unter den Buschnegern schauen mit einer gewissen Verachtung auf sie herab und betrachten sie als Tagediebe, die nur ihre Zeit an die Herstellung dieses eitlen Schmuckes vergeuden.

Männer und Weiber tragen farbige Taschentücher um den Hals, und die Tracht der Weiber gibt an Einfachheit derjenigen der Männer nichts nach. Sie wickeln sich ein Stück farbiger Leinwand oder von jenem Baumwollenzeug, den sie „Bort" nennen, etwa 1,50 m. lang und 0,80 m. breit, um die Lenden, und dieses Kleidungsstück, welches Coster „Pange" und van Menteren „Camisa" nennt, hängt gewöhnlich bis zum Knie hinab; es ist identisch mit dem spanischen Wort paño und dem französischen pagne für Negerschurz. Der Oberleib bleibt ganz nackt. Um die Handgelenke, den Hals und die Fußknöchel tragen sie Schnüre von Glasperlen, welche sie sehr lieben. Ihr Haar flechten sie in eine Menge kleiner Zöpfe, von deren Enden kleine baumwollene Bänder herabhängen; zuweilen tragen sie die Haare auch lang herabhängend. Auf Halsbänder von roten Korallen legen sie einen sehr großen Wert und tragen dieselben besonders bei festlichen Gelegenheiten, wo sie dann ihrer gewöhnlichen Toilette noch ein farbiges Taschentuch um den Hals und eiserne oder kupferne Ringe um die Handgelenke, nach Art der Armbänder der europäischen Frauen, hinzufügen. An den Fingern und sogar am Daumen tragen sie kupferne Ringe, bisweilen zehn an einem einzigen Finger.

Im allgemeinen sind die Buschneger faul und verbummelt; sie arbeiten nur, wann die Not sie dazu treibt, d. h. wenn sie geistige Getränke, Schießpulver, Blei u. s. w. gebrauchen. Manche von diesen Buschnegern, z. B. die an der Saramakka wohnenden, kommen zuweilen nach den benachbarten Plantagen, um fertige Kähne, Pinda-Nüsse, Tonka-Bohnen (die Früchte von Dipteryx) u. s. w. gegen geistige Getränke zu vertauschen. Ihr Haupttauschwert aber ist das Holz, welches sie in solcher Menge um ihre Hütten und Dörfer herum finden und worunter sich die wertvollsten Nutz- und Luxushölzer befinden.[1] Sobald sie ihre Vorräte an Lebensbedürfnissen erneuern müssen, begeben sie sich in den nächsten besten Wald, schlagen die nötigen Bäume, entästen sie, schleppen sie bis zum Fluß und machen daraus Flöße, welche von der Strömung bis zu den Pflanzungen, wo sie die Stämme verkaufen wollen, oder sogar bis nach der Hauptstadt Paramaribo getragen werden.

[1] Vergl. „Surinam und seine Vegetation", Ausland 1885, Nro. 5 ff.

Wild und Jagd an der Ostküste des Schwarzen Meeres.

Die zwanzig Jahre, die seit der Eroberung des jetzigen Tschornomorskij Okrug und der Auswanderung der Tscherkessen vergangen sind, genügten vollkommen, um diesen von Natur zerrissenen, gebirgigen Landstrich in eine auf Tagereisen weit völlig unbewohnte Waldeinöde zu verwandeln.[1] Wo in unzugänglichen waldigen Felsschluchten die Weiler und Dörfchen der Hakutschiner, Ubychen und Schapssugen ihre genügsamen Einwohner bargen und nährten, sind die alten Felder und Gärten längst vom üppigsten Baumwuchse überwuchert und bedeckt worden. Nur mit großer Anstrengung erwehren sich heute die neuen Ansiedler, die Bewohner der auf Tagereisen weit von einander entfernt im Waldgebirge zerstreuten Dörfer der Russen, Tschechen, Griechen, Armenier oder Deutschen der in ihre Gehöfte eindringenden und ihren Mais, ihre Obstbäume, Bienenstöcke und ihr Hausgeflügel zerstörenden Wildschweine, Schakale und Bären. Im Thale des Flüßchens Tuapssé, durch welches gegenwärtig eine Chaussee zur Verbindung des Fleckens Tuapssé, am Schwarzen Meere, mit der Stadt Maikop, im Kubanlandstriche, gebaut wird, leben seit einigen Jahren im kleinen Dorfe Georgiewsk, in 15 Werst Entfernung von der Küste, Russen, die aus der ihnen aufgezwungenen Jagd auf wilde Tiere sich einen bedeutenden Erwerbszweig geschaffen haben. So vermochte auch die Kommission,[2] die im Sommer 1880 im Auftrage der Regierung die Ländereien in den Flußgebieten des Tuapssé, Aschsche, Pseuapé und Schaché einer genauen Untersuchung behufs der Feststellung ihrer Anbaufähigkeit unterzog, sich monatelang mit ihrem Convoi von 12 bis 15 Menschen vom Ertrage der Jagd zu ernähren, trotzdem solche nur zufällig, ganz nebenbei und unter den ungünstigsten Umständen betrieben wurde, da der Lärm der Masse von Menschen und von 20 Pferden das Wild weithin hätten verscheuchen müssen. Trotz alledem wurden in zwei Monaten außer vielem Kleinwild 16 Eber von 4 bis 10 Pud Gewicht, 3 Rehe und 2 Bären erlegt. Die Einwohner des Dorfes Georgiewsk sehen die Jagd nicht für

[1] Wie wenig bevölkert dieser Landstrich ist, ersieht man daraus, daß er im Jahre 1883 nach Abzug der zwei Städte (Noworoschisk mit 3334 und Anapa mit 5357 Einwohnern) auf dem flachen Lande 8605 Einwohner beiderlei Geschlechts oder 90 auf die geographische Quadrat-Meile zählte. S-y-z.

[2] Dem Rechenschaftsberichte ihres Präsidenten, des Astronomen Heydeck, entnehmen wir diese Schilderung aus dem Leben der Anwohner der Küste des Schwarzen Meeres.

ein Vergnügen, sondern für einen Erwerbszweig an, der ihnen die nötige Fleischspeise, eine Masse Schweineschmalz, das ihnen jegliche Butter ersetzen muß, sowie Leder zum Schuhwerke bietet, außer dem daß diese Leute beträchtliches Geld für das Schweinefleisch, den Schweinespeck, Bärenschinken und -Felle u. dgl. Gegenstände erlösen, die sie im Flecken Tuapssé verkaufen. Solcher Waren hatte ein gewisser Tschikalof, der der obenerwähnten Kommission auf ihrer Reise als ortskundiger Führer diente, im Laufe des Winters von 1879 auf 1880 für 160 Rubel abgesetzt, indem er allwöchentlich 2—3 Eber schoß und deren Fleisch zu 3—5 Kopeken das Pfund in der Stadt verkaufte. So rechnete er nach, daß er in jenem Winter 27 Eber und Säue, 5 Rehe, 3 Bären außer anderen Tieren erlegt habe, während einer seiner Nachbarn, nach Aussage aller Einwohner von Georgiewsk, deren noch sehr viel mehr erbeutet hatte.

Die Ausdauer und Geduld dieser Leute sind bewunderungswürdig: auf 2—3 Tage, blos mit einem Stücke trockenen Brodes im Sacke, sich in entfernte Einöden zu begeben und ganze Nächte im Regen, blos von einem alten Filzmantel (Burka) geschützt, auf der Lauer zu verbringen, ist für sie kein besonderes Ereignis.

Im Herbste, wenn die Tiere feist werden und ihr Pelz wollig, dann beginnt Tschikalof's Erntezeit. Von da an lebt er den ganzen Winter über im Gebirge unter den wilden Tieren und kehrt in's Dorf blos, um seine Beute abzulegen, heim. Daher nimmt es kein Wunder, daß er mit der Lebensweise, den Gewohnheiten und dem Charakter der Tiere mehr vertraut ist als ein Jäger von Profession. Leider liebt er es nicht, aus seinen reichen Erfahrungen und Erlebnissen Mitteilungen zu machen, und wenn er dieses dennoch thut, so atmen seine ungeschminkten Erzählungen Wahrheit und aus jedem Worte derselben hört man es heraus, daß alles so und nicht anders geschehen konnte und mußte. Ueberall sieht man Tschikalof's ungewöhnliche Kühnheit und Erfahrung im Jagdgewerbe.

Die Wildschweine, berichtet unser Gewährsmann, laufen jetzt an der Naûshi (einem Quellarme des Aschsche-Flusses) in Heerden von 200 Köpfen herum, doch blos im Frühlinge und zu Anfang des Sommers, bis das Obst reif wird. Dann beginnen die Heerden sich in Rudel von 10—20 Stück zu zerteilen, die sich über den Wald, Birnen und Aepfel lesend, zerstreuen. Gegen Herbst, wenn die Kastanien und Bucheckern reifen, werden die Schweine schnell fett, und je fetter sie werden, desto weiter zerstreuen sie sich und stoßen dem Jäger dann vereinzelt im Walde auf. Zu dieser Zeit werden sie läufisch und die meisten Ferkel werden im März und April geworfen. Auf die Frischlinge schießen die Ansiedler von Georgiewsk nicht einmal, da solche keinen Schuß Pulver wert seien. Daher fängt Tschikalof sie mitunter lebend, abwartend, bis die Sau sich von ihnen zur Aesung oder Tränke entfernt. „Doch ist solches nicht ohne Gefahr," fährt Tschikalof fort; „fast hätte ich einmal dafür gebüßt. Die Leute von Tuapssé hatten Ferkel lebend gewünscht. Zugestanden. Ich that die Tiere in den Sack, sie aber quiekten; im Umsehen kam ein Dutzend alter Wildschweine herbei. Die Flinte vermochte ich in der Eile nicht gleich zur Hand zu nehmen; Tage lang hielten mich nun die Vertrackten auf einer Eiche, solche rundum zerhauend und zerstoßend, wie in der Absicht, sie umzuwerfen."

„An Rehe denke ich nicht einmal," fährt Tschikalof fort; „diese halten sich stets unter dem Passe der kaukasischen Hauptkette; ihnen nachzugehen ist zu weit, es sei denn, daß eines selber vor das Rohr käme. Doch was hat man vom Reh? Sein Fell ist nichts wert, und blos ein Pud Fleisch, das man des Sommers kaum nach Tuapssé bringt, da es schon unterwegs verdirbt."

„Ein Eber ist ein anderes Ding; der lohnt, daß man ihm nachgehe, besonders im Winter. Es kommt dann vor, daß man allein an Fett drei Pud erhält, Fleisch und Haut sind auch von Nutzen, und die Schinken bringt man nach Tuapssé."

Die gebirgigen Waldeinöden des dem Tuapssé-Flusse benachbarten Pseuapé-Bassins sind besonders reich an wilden Tieren, vornehmlich an wilden Schweinen, zumal diese Gegend überall reich an wilden Aepfeln, Birnen, Pflaumen und Nüssen ist und ganze Wälder von Buchen und Kastanien birgt, die ihnen eine reichliche und leckere Nahrung bieten. Gegenwärtig laufen die Wildschweine hier in Rudeln von Dutzenden und Hunderten herum, so daß von ihnen alle mit Farnkraut und anderen Gewächsen bestandenen Felder durchwühlt sind, da sie sich bis zur Reife des Obstes von Wurzeln nähren. Uebrigens lieben diese gefräßigen Tiere Mannigfaltigkeit der Nahrung, sind nach allen Arten von Brotfrüchten lüstern und haben besonders einen nicht zu bezwingenden Hang nach Mais. Um es nicht zur Vernichtung der Pflanzen des letzteren kommen zu lassen, müssen z. B. die Einwohner des Dorfes Alexandrowsk an der Aschsche ihre Felder nicht blos umzäunen, sondern zur Zeit der Fruchtreife sie beständig, vor allem aber Nachts, sorgfältig hüten. Oft aber geschieht es, daß, während der Landmann sein Gut an einem Ende des Grundstückes hütet, die Säue am anderen in seinen Garten einbrechen, ohne einmal der Rufe des Wächters zu achten.

So geschah es z. B. im Sommer 1880, während die Regierungskommission an der Pseuapé in Boshia Woda (gleichwie das tscherkessische Tscha-Chaps „Gotteswasser" bedeutend) weilte, daß die Wildschweine einem zeitweilig in diesem Dorfe angesiedelten Tscherkessen eine halbe Deßjatine ausgezeichneter und eingezäunter Maispflanzung in einer Nacht, als gerade der Besitzer keine Möglichkeit hatte sein Feld zu behüten, völlig vernichteten. Einem Landmann, dem es in der Familie an erwachsenen Söhnen fehlt, bildet das Bewachen seines Feldes eine schwere Aufgabe: er muß sich im Laufe von 6 bis 8 Wochen des

nächtlichen Schlafes entschlagen und darf blos auf 2 Stunden sich vom Schlafe übermannen lassen, um die Frucht seiner schweren Mühen einzubüßen. Den Herbst über sieht man in Gegenden, die sich unter ähnlichen Bedingungen befinden, allnächtlich auf den Feldern Scheiterhaufen brennen und hört vom Abend bis zum Morgen beständig die gedehnten Rufe der in den umliegenden Gärten auf besonderen Wachttürmen verteilten Hüter ertönen. Von Zeit zu Zeit hört man dann Flintenschüsse und das Schlagen von tönenden Geschirren, wie Kupferpfannen, Kesseln, Eisenblechen u. dgl. Durch Feuer, Geschrei, Lärm und Schüsse suchen die Wächter den heranschleichenden Feind zu verscheuchen, damit gleichzeitig ihre eigene Herzhaftigkeit aufrecht erhaltend.

Von ganz besonderer Wichtigkeit sind für den Ansiedler dieser Gegend unter den jagdbaren Tieren die Marder, die vornehmlich die der kaukasischen Hauptkette (wie an den Bergen Autl, 4400 Fuß über dem Meer und Koschcha) benachbarten alten Wälder bewohnen. Ihre Felle finden hier zu Lande leicht zu 4—6 Rubel das Stück Käufer. Rehe finden sich im ganzen Bassin des Pschuapé, doch sind ihre Hauptstandorte der Berg Autl und der Fluß Hadshuko, wo sie in ganzen Rudeln auftreten. Bären, Panther, Luchse, Füchse, wilde Katzen, Wölfe und Schakale hausen hier in Menge und werden, wie die Eber, noch lange die spärlichen Bewohner dieses Landstriches zu meist unfreiwilliger Jagd zwingen.

Tiflis. N. v. Seidlitz.

Ethnographische Skizzen.

Die Gebirgsbewohner des Tongking.

Die jüngst erschienenen „Bemerkungen über einige wilde, vom Tongking abhängige Völkerschaften" von Pater Pinabel sind eine sehr zeitgemäße und willkommene Erscheinung. Dieser Missionar schildert die Bergbewohner aus den Thälern der Flüsse Maa und Chou, die sogenannten Phu-Tays oder Tays, welche von den Annamiten gewöhnlich als „Wilde" bezeichnet werden. Sie wohnen in Dörfern und sind in Stämme geteilt, deren jedem ein Häuptling vorsteht, welchem sie große Ehrfurcht und Gehorsam erweisen. Es sind zwar seit 1834 jedem Stamme annamitische Missionare zugeteilt, allein die Tays tragen die Entscheidung aller Streitigkeiten ihren Häuptlingen vor, deren Ansehen sie als ein demjenigen der Mandarinen überlegenes erkennen. Die Heilkunde als Kunst kennen sie nicht, allein beinahe jede Familie besitzt das Rezept von irgend einem Heilmittel, dessen Bereitung und Zusammensetzung sie auf das eifersüchtigste geheim halten.

Die Häuser sind aus Bambus errichtet, die Dächer mit Palmblättern gedeckt; das Ganze steht auf Pfeilern, welche sich etwa 4 Fuß über den Boden erheben. Unter dem Hause befindet sich der Hühnerhof, worin der Besitzer, wenn er reich ist, neben dem Geflügel noch Ochsen, Schafe und Büffel hält. Die viereckige Feuerstelle besteht aus Brettern, welche mit Lehm bedeckt sind. Ein Schornstein ist nicht verhanden. Auf dem Herde liegen drei große Steine, welche die Stelle des Dreifußes versehen; auf diesen steht, wenn die Essenszeit herankommt, immer ein Topf mit siedendem Wasser, über welchem eine mit Reis gefüllte Bambusröhre liegt. Diese Röhre ist so durchlöchert, daß der Wasserdampf durch den Reis hindurchzieht, wodurch derselbe äußerst zart weichgekocht wird. Die Weiber halten sich um das Kochfeuer herum auf, während die Männer sich um eine andere, in tieferem Niveau liegende Feuerstelle lagern. Wenn sich irgend jemand ein Haus zu bauen wünscht, so leisten ihm alle Einwohner des Dorfes dabei Beistand, ohne eine andere Entschädigung zu erwarten, als das übliche Fest nach der Vollendung des Hauses. Zu dieser Festlichkeit schlachtet das Haupt der Familie ein Schwein oder einen Ochsen und sorgt für eine Art Wein, welcher aus Reis und Kleie bereitet und etwa einen Monat lang in einem hermetisch verschlossenen Kruge gähren gelassen wird. Wenn man den Krug öffnet, so wird Wasser hinzugefügt und die Gäste setzen sich alsdann um denselben und saugen die Flüssigkeit durch lange Schilfrohre ein. Der Wein schmeckt säuerlich, aber angenehm und enthält so wenig Alkohol, daß man ausnehmend selten jemand schwer betrunken sieht. Wenn die Gäste den Wein getrunken haben, so scharen sie sich meist zu vieren um kleine Tische und essen, worauf sie dann Thee trinken und rauchen.

Diese Leute sind zwar freundlich und versöhnlich, aber ziemlich fahrlässig, stumpf und apathisch und machen sich keine Sorgen für den andern Tag. Sie stehen mit Tagesanbruch auf, rauchen, vertändeln dann einige Zeit im Haus, gehen nüchtern ins Feld und arbeiten bis zehn oder zwölf Uhr, worauf sie nach Hause zurückkehren, um zu essen. Ist diese Mahlzeit vorüber, so ruhen sie aus, halten im Sommer eine Siesta und kehren am Nachmittag für einige Stunden auf ihre Felder in den Bergen zurück, oder fischen, jagen, schlagen Bambus und machen daraus Palissaden um ihre Felder, damit die Büffel den neugepflanzten Reis nicht auffressen. Der Abend wird ruhig am Herdfeuer verbracht und ungefähr um acht Uhr Abends das Abendbrot aufgetragen, denn es gibt hier nur zwei tägliche Mahlzeiten. Die häuslichen Geschäfte und Pflichten der Frau sind mühevoller und mannigfaltiger als diejenigen des Mannes, denn sie hat nicht nur die ganze Haushaltung zu führen, sondern muß den Reis säen, jäten, ernten, nach Hause schaffen und aufbewahren und noch das Brennholz aus den Bergen herbeischleppen.

Die Toten werden mit einer gewissen Pietät behandelt; die Leiche wird gewaschen und gebadet, angekleidet und in eine Bettdecke und eine Matte eingeschlagen; man steckt ihr Zuckerrohr, Reis und Salz in den Mund — das Zuckerrohr, um die Manen des Verstorbenen seinen Hinter-

bliebenen günstig zu stimmen, das Salz, um das Herz des Verstorbenen seinen Verwandten gewogen zu erhalten. Hierauf wird ein roher Sarg oder Totenbaum verfertigt, indem man einen Baum fällt, von dem Stamm desselben ein entsprechendes Stück abschneidet, in der Mitte spaltet und beide Hälften etwas aushöhlt. Tag und Stunde, wo die Leiche in den Sarg gelegt werden soll, wird sorgfältig gewählt, aus Furcht vor üblen Folgen für die Ueberlebenden, falls eine unglückliche Wahl getroffen werden sollte. Bevor man den Sarg verschließt, wird die Leiche aufgedeckt und ihr die Augen geöffnet, damit sie den Himmel erblicken kann, worauf man den Totenbaum zunagelt. Sind die Mittel zur Bestreitung der Beerdigung nicht vorhanden, so wird der Sarg im Hause aufbewahrt, wo er zuweilen viele Monate lang stehen bleibt.

Am Tage der Begräbnisfeier wird, wenn die Familie reich ist, ein Büffel geschlachtet und unter die Verwandten und die Bewohner des Dorfes ausgeteilt, um daraus Kohle zu bereiten. Diese tierische Kohle dient dazu, in das Grab geschüttet zu werden, um den Sarg vor Feuchtigkeit zu bewahren. Sodann wird ein zweiter Büffel geschlachtet, um die Leidtragenden in den Stand zu setzen, eine kleine zeltartige Hütte über dem Grab zu errichten. Den dritten Büffel schlachtet man zum Leichenschmaus für diejenigen, welche dem Begräbnis anwohnen. Der Ort des Grabes wird in einem Wald ausgewählt, worin es streng verboten ist, Bäume zu fällen, Buschwerk abzuhauen, Früchte zu sammeln, oder irgend etwas, das hier gewachsen ist, hinwegzunehmen, weil man fürchtet, die Manen der Verstorbenen könnten diese Beschimpfung oder Entweihung rächen. Nach Beendigung dieser Zeremonie begeben sich die Verwandten an das Ufer des nächsten Bergstromes; hier hat ein Wahrsager zwei Schilfrohre so in den Boden gesteckt, daß sie einen spitzigen Bogen bilden, unter welchem jeder der Verwandten hindurch gehen muß. Die sämtlichen Verwandten werden nun mit dem Wasser besprengt, worin der Reis gewaschen wurde; sie selbst waschen dann ihre Kleider und kehren nach Hause zurück. Bevor sie die Behausung des Verstorbenen betreten, zerraufen sie sich am Fuße der Leiter das Haar. Die Leidtragenden essen gekochten Reis aus einer Art Korb und lassen alles im Hause in Unordnung, um ihren Kummer zu bethätigen. Dem Wahrsager, welcher sie darüber tadelt, geben sie zur Antwort: „Unser Vater ist tot, und wir wissen nicht mehr, was wir sagen oder thun sollen.“ Der Wahrsager bringt dann das Haus wieder in Ordnung und besprengt es mit verschiedenen Kräutern, um böse Geister zu vertreiben, damit künftighin Glück und Friede im Hause wohnen möge.

Die Neschilluk-Innuits.

Die Neschilluk-Innuits sind ein Eskimostamm, welcher die Küsten der Halbinsel Adelaide, der Insel King-Williams-Land und der benachbarten Meeresbuchten nördlich von der Hudsons-Bay, zwischen dem 67. und 69.° n. Br., wohnt und in mehreren Beziehungen sich nicht unwesentlich von den übrigen Eskimo unterscheidet. Man nennt sie auch Neitschilluk, Netschilli, Nachilli und Nachilluk, denn die Schreibart ihres Namens wechselt bei den verschiedenen Schriftstellern, wie uns Fr. Schwatka versichert, welchem wir im wesentlichen die nachstehende Schilderung derselben verdanken. Der Name stammt von dem Worte Netschuk oder Neitschuk, womit die Eskimo die kleine Robbe der Polarmeere bezeichnen; er rührt ohne Zweifel daher, daß diese Völkerschaft für ihren Unterhalt und ihre Bedürfnisse vorzugsweise auf Robben angewiesen ist. Der Magen des Eskimo ist ein solch wichtiger Faktor, daß seine Kost häufig seinen Stammesnamen bedingt; aber die Bedeutung des Namens ist in manchen Fällen entweder infolge der Wanderung der Stämme oder wegen der Ausrottung der Tiere, auf welche der Stamm angewiesen war, verloren gegangen.

Schwatka fand die Netschilluks im Jahre 1879 auf dem Festland gegenüber von King Williams-Land und längs der Inseln in der Nachbarschaft von Simpsons-Strait wohnend. Besonders zahlreich waren sie den Nordküsten der Halbinsel Adelaide entlang, wo sich ihre Dörfer immer einige englische Meilen von einander längs der ganzen Küste von den Montreal-Inseln bis nach Smith's Point zerstreut vorfanden. Weiter ostwärts waren die Pelly-Bay-Eskimo, mit denen die Netschilluk auf ziemlich gutem Fuß stehen und durch deren Land einige von ihnen bis zur Hudsons-Bay gewandert sind. Gegen Südosten waren die Ooguensik-Salik-Innuits, ein nahezu ausgestorbener Stamm, dessen wenige überlebende Mitglieder an den „Gefährlichen Stromschnellen“ des Backs-River und an den Lachsfällen von Hayes-River wohnen. Zwischen ihnen und den Netschilluk herrschte die größte mißtrauische Spannung. Von Smith's Point nach der Maclaughlic-Bucht, der Westküste der Halbinsel Adelaide entlang und im King-mick-took (Dogs Inlet) wohnen die Ukdschulik (Dokjoolik oder Dojoolik), mit denen die Netschilluks eng befreundet und verbündet sind. Noch weiter westlich sind die Kidnelik (Kupfer-Eskimo), und zwischen diesen und den sämtlichen erwähnten Stämmen herrscht offene Feindschaft — der einzige Fall, welchen man in der ganzen Völkerfamilie der Eskimo kennt. Diese Feindschaft nimmt jedoch mehr die Gestalt einer beeiferten Bemühung aneinander auszuweichen, als Zusammenstöße herbeizuführen, an, obwohl gelegentlich solche vorkommen.

Die Netschilluks stehen an Gewicht und Statur über der kaukasischen Rasse. Die grönländischen Eskimo sind schon so oft beschrieben worden und im allgemeinen so untersetzt, daß man dieses charakteristische Merkmal auf die ganze Rasse übertragen hat. Unter den Eskimo im Norden der Hudsons-Bay findet man gelegentlich einen Mann von sogar augenfällig hoher Gestalt und einer von diesen war der einzige voll entwickelte Netschilluk, welchen Schwatka an der Küste der Bucht traf und veranlaßte, ihn auf seiner

Schlittenreise nach King-Williams-Land zu begleiten, weil derselbe ihm dort als Empfehlungsbrief dienen würde. Dieser Mann hieß Ikguensik, war mindestens sechs rheinische Fuß hoch, mochte ein Gewicht von 220—230 Pfund haben und war Zoll für Zoll nur kräftige leistungsfähige Muskel, schien jedoch keineswegs ein ausnahmsweises Exemplar seiner Rasse zu sein, denn Schwatka begegnete später einem andern, der noch mehr als einen halben Fuß höher war. Diejenigen von niedrigerer Statur waren ausnehmend gedrungen und stämmig gebaut, mit breiter Brust und starken Gliedmaßen. Auch ein leichenhaft aussehender Bursche, welchen Schwatka zum erstenmale traf, als er im November von dessen Heimat aufbrach, konnte kaum eine Ausnahme genannt werden, wenn man seine Geschichte erfuhr. Sein Stamm nämlich verläßt, sobald im Juli das Eis in den Süßwasserseen schmilzt, die Küste, um Renntiere zu jagen. Dieser Eskimo nun hatte sich für seine sommerliche Renntierjagd eine sehr selten besuchte Wasserfläche ausersehen, wo er eines Tages mit seinem Kayak auf einer Insel strandete, zurückblieb und erst nach vielen Tagen wieder befreit wurde, als er schon auf dem Punkte war, Hungers zu sterben. Er wurde nun im Herbst nach der Küste gebracht, wo er, als Schwatka ihn sah, zwar noch nicht im stande war, allein zu gehen, aber diese Schwierigkeit dadurch überwunden hatte, daß er einen starken Hund an die Leine nahm, sich die Leine um den Leib band und so mit einem langen Stocke in der Hand zu Fuße noch rüstig ausschreiten konnte.

Die Netschilluks kennen den Gebrauch von Feuerwaffen noch nicht. Ihre Bogen werden aus zerschlitzten Stücken von Hörnern des Moschusochsen oder aus Treibholz verfertigt und können mit denjenigen der amerikanischen Indianer nicht verglichen werden. Ihre Art und Weise, das Renntier zu jagen, besteht darin, daß sie eine Reihe von mannshohen steinernen Pfeilern oder Steinmännchen, je 50 bis 100 Schritte von einander entfernt, auf irgend einer, oft 2 bis 3 e. Ml. langen Hügelwelle errichten und die Linie dieser Steinpfeiler schräg nach irgend einem großen See oder breiten Fluß hinrichten. Wenn nun eine Renntierheerde zwischen der Reihe der Steinmännchen und dem Wasser bemerkt wird, so entwickeln sich die Eingeborenen in einer Plänklerlinie quer von dem letzten Steinpfeiler bis zum Flusse und nähern sich langsam den Renntieren, nachdem sie ihre Waffen und Kayaks in der Nähe des Wasserrandes versteckt haben. Sobald die Renntiere nun ihren Feind sehen, so trollen sie weiter, bis sie die Reihe von Steinmännchen erblicken; dann wähnen sie sich umzingelt und flüchten ins Wasser. Dorthin folgen ihnen die Innuits in ihren Kayaks und holen leicht die eingeschüchterten Tiere ein. Wird aber eine Renntierheerde nicht beunruhigt, so wird sie wiederholt in der Nähe einer solchen Reihe von Steinmännchen waiden, ohne davon weiter als durch einige argwöhnische Blicke Notiz zu nehmen.

Da die Netschilluks von einer derartigen prekären Jagd abhängen, so sind sie dürftig gekleidet, und da sie überdem in der nächsten Nähe des Pols in der niedrigsten Temperatur leben, so ist es interessant zu beobachten, auf welche Weise sie sich der Kälte erwehren. Ihre Iglus oder Erdhütten sind die wärmsten, die man im ganzen Polarkreis sehen kann. Sie bilden ein Bogensegment, das im höchsten Teil nur eine Pfeilhöhe von etwa 7 Fuß bei einem ebenso großen Radius hat; um den größeren Teil der Peripherie läuft am Boden eine aufgesparte bankartige Erhöhung, welche die Stelle von Tisch, Bank und Bett vertritt und mit Moos und Fellen bedeckt ist. Innerhalb dieses krampfhaft engen Raumes wird natürlich die Wärme von der Thranlampe und von den Körpern der Innuits auf das äußerste zusammengehalten und gespart.

Zur Speisung ihrer Lampen, welche die Zwecke der Beleuchtung und der Heizung gleichzeitig erfüllen, haben sie einen unbegrenzten Vorrat von Thran von der kleinen und der großen Robbe, während sie gleichzeitig ungeheure Mengen von Robbenspeck als Nahrung verzehren. Ihr Konsum an Fett war selbst während der Sommer- und Herbstmonate, wo Schwatka sie sah, größer als derjenige anderer Stämme. Sie behandeln ihre Kinder gut, namentlich die Knaben, aber bis zu einem gewissen Grad ist unter ihnen noch immer der Mord der Kinder weiblichen Geschlechts üblich. Sie hegen die gewöhnlichen abergläubischen Vorstellungen der Wilden, allein man glaubt von ihnen, sie haben irgend eine Theorie zur Erklärung einer physischen Erscheinung ersonnen. Sie haben niemals Holz wachsen sehen, denn es gibt in ihrer Heimat keinen Baum noch Strauch, und sie kennen nur das Treibholz, welches an ihren Küsten strandet. Sie sehen die Baumstämme und Blöcke im Eise eingefroren, bevor dieselben an den Strand geworfen werden, und glauben daher, die Bäume wachsen auf dem Meeresgrund und werden, wenn sie eine gewisse Höhe erreicht haben, von dem Eise abgebissen und ans Land getragen. Auf einem ihrer Ausflüge zum Sammeln von Treibholz entdeckten die Netschilluks das Wenige, was sie über das Schicksal der unglücklichen Franklin-Expedition ermittelten. Derartige Ausflüge machen sie in seltenen Zwischenräumen und sichern sich dadurch einen genügenden Holzvorrat für fünf bis sechs Jahre, da dieser Teil des Landes beinahe gar kein Wild besitzt.

Die Furcht der Netschilluks vor ihren westlichen Nachbarn ließ sich genau an dem Empfang erkennen, welchen sie der Reisegesellschaft Schwatka's bereiteten. Sobald sie nämlich die Annäherung derselben entdeckten, flüchteten sich die Weiber und Kinder nach den Schneehütten, während die Männer mit gespanntem Bogen, einem aufgelegten Pfeil und dem nach vorn geschobenen und zurecht gerichteten Köcher in einer Reihe aufzogen. Auf die Bitte seines Führers feuerte Schwatka eine Flinte in die Luft ab, um ihnen zu zeigen, daß sie weiße Männer seien; allein dies schien sie noch mehr zu erschrecken als zuvor. Endlich

wurde ein altes Weib vorangeschickt, um Ikguensik zu begegnen, welcher den Innuits entgegengesandt worden war, und die alte Hexe kam zitternd heran und suchte durch eine wahrhaft überwältigende Geschwätzigkeit ihren rasch sinkenden Mut zu stärken, worauf allmählig ein gegenseitiges Verständnis angebahnt wurde.

In ihren ehelichen Beziehungen unterscheiden sich die Netschilluks nicht wesentlich von den besser bekannten Stämmen der Eskimos. Der Heiratsvertrag wird von den Eltern schon ziemlich frühe, für ihre Kinder verabredet, obwohl Ikguensik für seinen beinahe erwachsenen Bruder welcher ebenfalls zu Schwatka's Begleitern gehörte, ein Weib gegen ein großes Einschlagmesser, wie es die Walfischjäger führen, erkaufte.

Sie belustigen sich mit Ringen und Faustkämpfen, welch letztere gewöhnlich zwischen den tüchtigsten Kämpen von verschiedenen Dörfern und hauptsächlich von verschiedenen Stämmen aufgeführt werden, so daß sämtliche Eskimo in Schwatka's Begleitung dazu herausgefordert wurden. Da diese aber gegenüber von den riesigen Netschilluks wahre Schneider waren, so verbot Schwatka seinen Begleitern den Wettkampf. Bei diesen Faustkämpfen wird meist folgendermaßen verfahren: einer der Kämpfer stellt sich dem andern gegenüber, beugt den Oberleib vorwärts und stützt sich mit beiden Händen auf seine Kniee, worauf ihm der Gegner mit der geballten Faust einen so kräftigen Schlag, als er nur vermag, an die Seite des Kopfes gibt. Der erste Streich wird übrigens meist mit nur mäßigem Kraftaufwand erteilt. Nun kommt die Reihe an den andern, sich vorwärts zu beugen und dem Gegner seinen Schlag heimzugeben, und zwar womöglich einen kräftigeren, als er selbst empfangen hatte; und so geht dies wechselweise fort, bis entweder der eine besinnungslos zu Boden stürzt oder vor reiner Erschöpfung hülflos wird.

Eine andere Gefahr, welche den Eskimo aus Schwatka's Begleitung drohte, war keine geringere, als das Unterfangen, einen von der Gesellschaft oder möglicherweise einen Weißen zu ermorden, falls sich die Gelegenheit dazu darbieten würde. Unter diesen Eskimo herrscht nämlich gewissermaßen noch eine Art Blutrache. Wenn nämlich in einer der ziemlich häufigen Familienfehden ein Mann erschlagen wird, so fühlt sich jeder männliche Verwandte des Erschlagenen verpflichtet, dessen Tod zu rächen, indem er irgend einen Mann vom Stamme des Mörders erschlägt, wobei er es besonders auf den Mörder selbst oder auf einen nahen Anverwandten desselben absieht. Diese Rache kann auf ganz unbestimmte Zeit verschoben und einstweilen ein freundlicher Verkehr gepflogen werden; allein so langsam dies auch geht, die Blutrache wird dennoch früher oder später ausgeführt.

Schwatka erlebte einen Fall, wo ein derartiger Mörder kaltblütig seinen Aufenthalt unter seinen Feinden nahm und in jeder Hinsicht einer der Stammesangehörigen wurde. Unter den Netschilluks traf Schwatka in einem der letzten Dörfer, welche er besuchte, einen riesig gebauten Mann dieses Stammes namens Tuluah. Viele Jahre zuvor, so lange sogar, daß derselbe die Jahre nicht mehr an seinen Fingern abzählen und daher den Zeitpunkt nicht mehr genau bestimmen konnte, war ein Verwandter von Tuluah durch einen Iwillik erschlagen worden und seither noch nicht gerächt worden. Obgleich nun unter Schwatka's Begleitern kein Iwillik war, so fürchteten seine Eskimo doch, es könnte einer von ihnen zum Sühnopfer für jenes verjährte Verbrechen ausersehen werden. Sie sagten daher Schwatka, sie seien überzeugt, daß viele von den Eingeborenen, welche am Morgen von Schwatka's Abreise dem Aufladen der Schlitten zuschauten, lange Messer in ihren Aermeln versteckt hätten, um nötigenfalls den Netschilluk Tuluah zu verteidigen, der sich noch immer mit seinen Racheplänen trage, falls sich ihm eine Gelegenheit dazu darbieten würde. Allein der gefürchtete Racheakt blieb aus, denn der Anblick der vielen Schießgewehre und vollkommeneren Waffen in den Händen der Gäste mochte den Tuluah etwas eingeschüchtert und zu einem friedlichen Gebahren bewogen haben. Eigentümlicherweise bauschen sich aber diese Fehden der Einzelnen niemals zu Fehden der ganzen Stämme auf.

Die Eskimo der Hudsons-Bay.

In dem Bericht der Expedition zur Erforschung der Hudsons-Bay wird erwähnt, daß die einzigen Bewohner der Hudson-Straße und des nördlichen Teils der Bay die Eskimo sind, welche mit den Vorteilen der Zivilisation schon einigermaßen vertraut geworden sind. Ihre Familien sind klein und die Mütter haben selten mehr als zwei oder drei Kinder, welche infolge des Mangels an mehlhaltiger Nahrung drei bis vier Jahre lang gesäugt werden. Die Kopfzahl der Eskimo scheint in der Abnahme begriffen und überall begegnet man Spuren, daß ihre Volkszahl früher weit bedeutender war. Ungefähr 6 e. Ml. südlich von Port Burwell findet man die Ueberbleibsel einer großen Niederlassung mit unterirdischen Wohnungen, worin noch Reste und Trümmer von irdenen Töpfen und sonstigen Gerätschaften, gemischt mit denen von jüngerem Datum, vorkommen. Zu Port de Bucherville finden sich noch deutliche Ueberreste eines sehr alten Eskimo-Lagers in Gestalt von Steinhaufen und Steinkreisen im Schooße einer ehemaligen kleinen Bucht aus einer Zeit, wo der Meeresspiegel ungefähr noch 30 Fuß höher stand als gegenwärtig. An einer anderen Stelle in derselben Gegend sind neuere Ueberreste, bestehend aus Zeltsteinen, aus mehreren Mauern von wenigen Fuß Höhe und sogenannten Caches oder etwa sechs Fuß hohen, bienenkorbförmigen Vorratshäusern, wie sie noch heutzutage teils zum Aufbewahren von Fleisch, teils zum verdeckten Anstehen auf verschiedenes Wild gebraucht werden. Um Port Laperrière herum befinden sich mehrere Lagerplätze, welche — nach ihrer Höhe über dem Strande, nach dem zerfallenen Zustande der größeren

umherliegenden Knochen und nach der Art und Weise, wie die Steinkreise nun im Moos eingebettet und von Flechten überwachsen sind — schon hundert bis dreihundert Jahre alt sein müssen. Noch weit ältere Werke von Eskimo wurden in dem Thale entdeckt, welches vom Lande her sich gegen den Hintergrund der kleinen Bucht absenkt. Diese bestehen aus einer Reihe von Steinen, welche dammartig quer über den Bach an einer verengten Stelle des Thals verlaufen und auf eine eskimoische Methode des Forellen- und Lachsfanges hinzudeuten scheinen, als das Meer noch 80 Fuß höher stand als gegenwärtig.

Der Labrador-Küste entlang sammeln sich die Eskimo in kleinen Niederlassungen um die Missionsstationen der mährischen Brüder und Herrnhuter; die größte derselben ist Nain, mit einer Bevölkerung von ungefähr 200 Köpfen. Hier erhalten sie ihre Erziehung, denn die Missionen erhalten sich selbst. Die Missionäre versehen die Eskimo mit ihren Lebensbedürfnissen, kaufen denselben ihren Fang ab, verschiffen denselben nach Europa und verkehren mit Neufundland zur Sommerszeit mittelst eines Postdampfers, welcher seine Fahrten gelegentlich bis Nain ausdehnt. Lieutenant Gordon zollt den Eskimo das höchste Lob für ihre Ehrlichkeit und Gelehrigkeit.

Geographische Neuigkeiten.

* Manitoba. Nach der Canadian Gazette vom 7. Mai ist in der Staatsdruckerei der Vereinigten Staaten ein Band Konsularberichte erschienen, deren einer, von Konsul Taylor in Winnipeg, besonders interessante Angaben über den Nordwesten enthält. Er stellt fest, daß die Weizenausfuhr aus jener Provinz, hauptsächlich nach Ost-Canada, im Jahre 1884 um eine Million Dollars gegenüber von der Ausfuhr von 1882 zugenommen hat. Die effektiv höhere Ausbeute des Jahres 1883—84 betrug eine Million Bushels gegenüber der Hälfte dieses Betrags in 1882 bis 1883. Den Zuwachs für 1885 schätzt man auf drei Millionen Bushels. Die Verhältnisse, Bedingungen und der Maßstab des Zuwachses sind denjenigen der ersten Ernte von Minnesota gleich, und Mr. Taylor behauptet, daß Manitoba auch für kleinere Getreidearten sich als dank- und fruchtbarer Boden erweisen werde. Das sind schlechte Aussichten für unsere deutschen Landwirte, denn dieses canadische Korn wird bald, trotz aller Kornzölle, auch den Weg auf unsere deutschen Märkte finden.

(Sc. G. Mag.)

* Wladiwostok. Ueber diesen Punkt, welcher an den Grenzen Rußlands im fernsten Osten gelegen ist, veröffentlicht die „Gazette de Saint-Pétersbourg“ folgende Einzelheiten: In dem Augenblick, wo Rußland jenes Land annektierte, erwartete man, daß die ausnahmsweisen Zustände, worin sich dasselbe befand, seine Nähe beim Eismeer und dem Stillen Ozean, seine vorzüglichen Häfen und die Nachbarschaft der starkbevölkerten Reiche China, Japan und der Vereinigten Staaten, seiner Handelsthätigkeit ein ungeheures Feld darbieten würden. Seither sind 25 Jahre vergangen, und jene Hoffnung hat sich als eine Illusion erwiesen.

Allerdings war der Zeitpunkt damals schlecht gewählt, um die gefaßten Pläne zu verwirklichen, und Rußland war allzusehr mit inneren Reformen beschäftigt, um der neuen Provinz die nötige Aufmerksamkeit schenken zu können. Allein wie dem auch sei, die Lage der Vorkämpfer in dem neuen Hafen war keine beneidenswerte in einer Lokalität, welche auf mehrere Werften in der Runde von einer Wüste umgeben war. Die ersten, welche die neue Stadt überfielen, waren desertierte Soldaten, entsprungene chinesische und koreanische Verbrecher; in der Folge begannen daselbst europäische Schiffe einzulaufen, welche mit geistigen Getränken und schlechten, anderwärts nicht anzubringenden Waren beladen waren. Diese gründeten hier Depots und Comptoirs und breiteten ein ungeheures kommerzielles Netz über das ganze Land aus. Die russische Bevölkerung war sehr klein, und da die Russen keine Kapitalien noch spezielle Kenntnisse mitbrachten und sich schwer an die Bedingungen eines ganz neuen Daseins gewöhnten, so vermochten sie sicher nicht vorteilhaft mit den fremden Kaufleuten zu konkurrieren, welche Kapitalien und Erfahrung für sich hatten.

Die Bevölkerung von Wladiwostok beläuft sich auf 9000 Seelen. Die militärischen Beamten des Heeres und der Flotte mit ihren Familien bilden mehr als die Hälfte dieser Ziffer, nämlich 4564; die Zivilbeamten und ihre Familien belaufen sich auf 62 Köpfe. Die ansässigen russischen Unterthanen zählen 705 Personen und es gibt außerdem noch 805 vorübergehend sich dort aufhaltende Unterthanen. Man zählt 2845 Ausländer, worunter 71 Europäer beinahe von allen Nationen. Die Asiaten, 2763 an der Zahl, teilen sich in 200 Koreaner, 194 Japaner, 69 Chinesen und 2300 Manzes oder chinesische Sträflinge.

Dies ist die buntscheckige Bevölkerung von Wladiwostok. Das chinesische Element überwiegt in derselben so sehr, daß man in einer von russischen Truppen besetzten chinesischen Stadt zu sein wähnt. Einen ganz ähnlichen Eindruck macht daselbst das Meer; man sieht während der Schifffahrtszeit eine Menge Barken und Schaluppen, welche mit Chinesen und Koreanern bemannt sind und die Buchten Peters des Großen und des Goldenen Horns durchfurchen. Die Einheimischen und Fremden haben bis zu 600 großen und 2000 kleineren Fahrzeugen, während die Russen nur 2 Dampfboote und 10—12 Ruderbarken besitzen.

Die Arbeitskräfte konzentrieren sich auf die Hände der Manzes, welche sich mit dem Garten- und Gemüsebau, mit dem Handel in Eiern, Geflügel u. s. w. befassen und

Gewerbe treiben, wie namentlich Gerberei. Die Küstenschifffahrt, der Fischfang und andere Gewerbe gehören ihnen ausschließlich an und sie allein beuten die natürlichen Reichtümer des Landes aus. Die russische Bevölkerung versteht sich nicht auf die örtlichen Gewerbe und befaßt sich aus Gewohnheit mit Beschäftigungen, die ihr vertrauter sind, wie mit dem Kleinhandel, dem Holztransport ꝛc.; es gibt unter ihr nur sehr wenige Handwerker, so daß man in Wladiwostok nur eine Schreinerwerkstätte, fünf Schmieden und eine Bäckerei zählt, welche Russen gehören.

* Aus Südost-Afrika. Der Volksraad der südafrikanischen Republik ist am 4. Mai in Pretoria durch eine Rede des Präsidenten Krüger eröffnet worden, worin er konstatierte, daß die Beziehungen zu den fremden Mächten vorzüglich geblieben sind; gleichwohl nahm er doch Veranlassung, auf eine sehr kitzliche Angelegenheit hinzuweisen, nämlich daß die Bestimmung der Grenze der Republik gegen Betschuana-Land noch nicht habe verwirklicht werden können, weil die englischen und transvaalischen Kommissäre noch nicht imstande gewesen seien, sich zu verständigen. Glücklicherweise habe die in London unterzeichnete Uebereinkunft diesen Fall vorgesehen und der Präsident des Oranje-Freistaates einen Schiedsrichter bezeichnet, Herrn v. Vallier, dessen Entscheidung souverän sein wird. Auf einem andern Punkt von Südafrika, im Basuto-Lande, läßt die Ruhe noch immer viel zu wünschen übrig, und Herr Brandt, der Präsident des Oranje-Freistaates, hat in dieser Hinsicht dringende Beschwerden an den englischen Oberkommissär gerichtet. In der Kolonie Natal könnte eine Bewegung, welche eine ziemliche Bedeutung annimmt, leicht neue Verwickelungen herbeiführen. Es handelt sich nämlich um nichts geringeres, als um die Annexion von Ost-Griqua-Land, Pondo-Land, Swasi-Land und Sulu-Land an diese Kolonie. Diese Annexion würde der Einwilligung der Bewohner dieser Landstriche und der Errichtung einer verantwortlichen Regierung unterworfen werden. Es sind in Ost-Griqualand bereits Bittgesuche im Umlauf, welche diesen Anschluß fordern, während dagegen ein gewisser Teil der Bewohner von Natal sich für die Aufrechterhaltung der gegenwärtigen politischen Organisation ausspricht. Das Gleiche findet jedoch, wie man erwarten durfte, in demjenigen Teil von Sulu-Land statt, welcher sich auf Andringen der Buren oder holländischen Ansiedler vor einigen Jahren als Freistaat aufgethan hat. Der neue Staat, welcher auf einem teilweise von dem Häuptling Dinisulu erkauften Gebiet gegründet worden ist, stößt an jene St. Lucienbucht, von wo aus die Buren von Transvaal gern eine Eisenbahn ausgehen lassen möchten, welche Prätoria, die Hauptstadt des südafrikanischen Freistaats, mit dem Meere in Verbindung setzen würde. Der Präsident dieses in der Bildung begriffenen Staates hat vor kurzem im „Bloemfontein Express“ eine Verwahrung gegen den Anschluß der fraglichen Bucht an England veröffentlicht, den der Lieutenant Moore vom britischen Kanonenboot „Goshawk“ versuchen wollte. Die Verwahrung sagt: Diese Annexion ist ungesetzlich. Kraft der Zustimmung aller Sulu-Häuptlinge erklären wir die St. Lucien-Bay für das Eigentum des neuen Freistaates, dessen Machtvollkommenheit sich über das ganze Königreich Dinisulu erstreckt, und entscheiden, daß diese für alle Nationen ohne Ausnahme Freihafen bleiben soll.“ Zur Vervollständigung der Darstellung der so kritischen Lage in Südafrika wollen wir nur noch hinzufügen, daß bekanntlich die Kapregierung sich in vollständigem Zerwürfnis mit dem Oberst Warren befindet, welcher in diesem Augenblick bemüht ist, die westlich vom Transvaal-Freistaat gelegenen Länder, über welche die Engländer ihre Oberherrschaft geltend machen möchten, zur Ordnung zurückzuführen.

* St. Petersburg als Seehafen. Durch die jüngst erfolgte Eröffnung des maritimen Kanals in der Bucht von Kronstadt, des seichten oberen Endes des Finnischen Meerbusens, wird St. Petersburg ebenso gut ein Seehafen wie London. Bevor dieses große Werk vollendet wurde, konnte St. Petersburg, obwohl es ganz nahe am Meer liegt, nicht den Vorteil eines Seehafens genießen, weil alle größeren Schiffe genötigt waren, ihre Ladungen in Kronstadt zu löschen, da sie wegen der außerordentlichen Seichtigkeit des Wassers nicht imstande waren, näher an die Hauptstadt heranzufahren; die Tiefe der Newa an ihrer Barre beträgt nämlich nur 9 Fuß und diejenige des schiffbaren Fahrwassers überstieg nirgends 12 Fuß. Nun ist der Kanal, dessen Entwurf von General Putiloff herrührt, durch den seichten Meeresgrund des Finnischen Meerbusens von Kronstadt nach St. Petersburg eingeschnitten und verläuft in nordwest-südöstlicher Richtung ungefähr 7 Km. von der Küste. Der Kanal berührt St. Petersburg an dessen westlichem Ende, wo die große Newa sich in den Meerbusen ergießt und wo sich eine Anzahl Inseln befinden, auf welchen der neue Hafen erbaut werden soll. Der Hafen erhält eine bedeutende Größe und steht in Verbindung mit dem gesamten russischen Eisenbahnsystem. Die ganze Länge des Kanals ist ungefähr 27—28 Km., der offene Kanal ist 350 Fuß breit und die Wassertiefe beträgt ungefähr 22 Fuß. Die Kosten des Unternehmens waren auf etwa 20 ½ Mill. Mark veranschlagt.

* Das britische Protektorat in Südafrika. Die Proklamation des britischen Protektorats über Betschuana-Land ist ohne Zweifel das bemerkenswerteste Ereignis, welches seit geraumer Zeit in Südafrika stattgefunden hat. Sie fesselt die Aufmerksamkeit sowohl wegen ihrer großen politischen Tragweite, wie wegen der ungeheuren Ausdehnung des davon betroffenen Landes. Zunächst wurde durch Sir Charles Warren ein provisorisches Protektorat über ein Gebiet verkündigt, welches ungefähr den Flächenraum von Spanien hat, im Süden durch die Kapkolonie, im Osten durch das Transvaal, im Norden durch die Linie des 22.° n. Br. und im Westen durch die

Linie des 20.° ö. L. von Greenw. begrenzt wird. Dieses Gebiet umschließt das vielumstrittene Stella-Land und Goschen und einen Teil der Ländereien von Khama, dessen Besitz sich in einer Richtung bis zum Ngami-See und in einer anderen bis zum Sambesi erstreckt. Für die deutsche Ausbreitung nach Osten hin durch Groß-Namaqua-Land und Damara-Land ist noch Raum gelassen bis zum 20.° ö. L. Darauf beschränken sich aber Sir Charles Warren's Unternehmungen nicht, sondern die neuesten Nachrichten aus jenen Gegenden besagen: Am 12. Mai sei das britische Protektorat auch noch über das ganze Khama-Land ausgedehnt worden. Die Wichtigkeit dieses Aktes kann nicht wohl übertrieben, geschweige denn unterschätzt werden, da derselbe den ganzen Weg des Handelsverkehrs von der Kapkolonie nach dem Innern unter britische Gerichtsbarkeit stellt. Der Häuptling steht bei allen, die ihn kennen und geschäftlich mit ihm zu thun hatten, in einem guten Ruf und gilt für einen wohlgezogenen Mann, der ernstlich bestrebt ist, seinem Lande durch eine gerechte und duldsame Regierung Vorteil zu bringen. Der Nationalökonom Mr. Baden Powell hat den Auftrag erhalten, über die Hülfsquellen und Beschaffenheit des Landes Bericht zu erstatten.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Ich komme nun zu den in Guiana einheimischen Vögeln, und fange mit der Gattung an, die dem Fremden sogleich in die Augen fällt, wenn er das Schiff verlassen hat und Städte oder Dörfer betritt. Es ist die des kleinen schwarzen Geiers, in Surinam Stinkvogel, bei den Franzosen Corbeau (Cathartes foetens *Ill.*) genannt. Man sieht ihn in den Straßen und Plätzen ebenso vertraut herumlaufen wie Hühner oder Tauben; auf den Dächern sitzen die Geier nach starken Regengüssen oft stundenlang mit ausgespannten Flügeln, um ihre Federn zu trocknen, und beschmutzen mit ihren Excrementen die Schieferziegel, von denen das Regenwasser, das zum Trinken und Kochen benützt wird, in die Zisternen abfließt. Wie der Marabu in Ostindien allen nur erdenklichen Unrat frißt und dadurch dem Lande, wo bei der großen Hitze alles schnell in Verwesung übergeht, von großem Nutzen ist und deshalb auch durch die Gesetze beschützt wird, so genießt auch der Stinkvogel in Guiana ebendeshalb den allgemeinen Schutz. Er hat die Größe einer Truthenne, ist schwarz von Körper und Schwanz mit nacktem, grauem runzligem Hals und Kopf. Die ziemlich langen nackten Füße sind ebenfalls grau. Er läuft schnell, mit großen Schritten, hüpft auch bisweilen, doch weicht er kaum aus, wenn man an ihm vorbeigeht. Man findet die Stinkvögel überall, wo sie etwas zu fressen wittern, besonders häufig auf dem Fischmarkt in Paramaribo und an der Küche der Soldaten, wo es manchmal vorkommt, daß, wenn der Koch sich auf kurze Zeit entfernt, Stinkvögel durch die Fenster in die Küche fliegen, Stücke Fleisch vom Anrichttische nehmen und damit aufs Dach fliegen. Selten fressen sie lebende Tiere, doch habe ich gesehen, daß sie kleine Hühnchen töteten und auffraßen. Sie haben einen sehr feinen Geruch und wissen das Aas im dichtesten Walde zu finden. Wenn in großen Trockenzeiten die Sümpfe austrocknen und die Fische darin sterben, so sieht man oft Hunderte dieser Vögel, worunter auch Geierkönige, im Schlamm herumwaten und die toten Fische fressen. Wenn am sandigen Seestrande die Indianer nach Seeschildkröteneiern suchen, so fliegen sogleich einige Stinkvögel herbei, um die beim Ausgraben zerstochenen Eier aufzufressen; sind sie damit fertig, so fliegen sie voraus, und setzen sich auf ein anderes Nest, das sie dadurch den Suchenden zeigen und wo sie jedesmal als Lohn die beschädigten Eier erhalten. Mittags, wenn die Hitze am größten ist, kreisen sie einige Tausend Fuß hoch in der Luft umher, minutenlang ohne den mindesten Flügelschlag. Sie schlafen auf hohen Bäumen, meist dem Bombax Ceiba, zu Hunderten beieinander und verbreiten einen unangenehmen Geruch. Niemand weiß, wo sie nisten, noch wie viel sie Eier legen. Es gibt noch eine etwas größere, schwärzere Art, mit nacktem orangefarbigem Kopf, die aber nie Wohnplätze der Menschen besucht und viel seltener ist.

Dieselbe Lebensart führt der Geierkönig Sarcorhamphus papa, *Lin.* Obgleich er nicht sehr selten ist, so bekommt man ihn doch nur in meist ungeheurer Höhe zu sehen, wenn er herumkreist, um einen Fraß zu erspähen. Er hat dann durch seine eigentümliche Färbung viel Aehnlichkeit mit einem Storch. Er ist beinahe so groß wie ein Truthahn, Brust-, Bauch- und Deckfedern sind gelblich-weiß, Halskrause grau, Schwungfedern und Schwanz aber schwarz. Der nackte Kopf und Hals sind orangefarb mit hochroten Schwielen. Schnabel und Wachshaut gelb, die Fleischlappen auf dem Schnabel rot, die Iris weiß, die Füße grau. Legt man ein Aas auf einen freien Platz, so kommen bald Geier, und unter ihnen auch die Geierkönige, die obwohl sie größer und stärker sind, als die Stinkvögel, doch mit diesen in größter Eintracht fressen, so daß von einem Standesunterschied, wie man früher faselte, keine Rede ist. Wie mich Indianer versichern, soll der Geruch eines toten großen Rochen sie besonders schnell herbeilocken. Man weiß nicht, wo sie nisten.

Besonders reich an Arten ist die Klasse der Raubvögel. Vom gewaltigen Haubenadler „Conini", der alle Adler Europa's an Größe und Stärke übertrifft, bis zum taubengroßen Kwabibi (Falco bidentatus *Lath.*), der sich bloß von kleinen Krabben nährt, findet man sie überall. Manche, wie der Buschhahn, Ibicter nudicollis, der die Größe einer Weihe, ein schwarzes Gefieder, weißen Bauch und nackte rote Kehle hat, leben von Wespenlarven. Oft sitzt ein halbes Dutzend dieser Vögel auf einem Baum

und läßt zugleich ihre krähende Stimme erschallen, nach der man diesen Vogel Buschhahn nennt. Ebenso in Gemeinschaft zerreißen sie die an den Bäumen hängenden Wespennester und scheinen von den Stichen der Insekten nicht zu leiden.

Der schöne, oben stahlblaue, am Körper weiße Naucleros furcatus mit Gabelschwanz lebt ebenfalls in Gesellschaften von oft einem Dutzend, und umkreist in leichtem Fluge die Bäume, eine Guttifere, von deren Früchten er lebt, ist aber besonders lüstern nach den geflügelten Ameisenweibchen, der Atta cephalotes, die, wenn im Dezember die ersten starken Regen fallen, von den anderen Ameisen aus dem Neste vertrieben werden und dann unbehülflich umherfliegen, bis sie eine Beute dieser Vögel werden.

Viele, selbst ein kleiner Haubenadler, Spizaëtos, stellen den Hühnern nach, und manche sind so stark, daß sie das größte Huhn mit forttragen. Diese sind für einen Hühnerhof eine große Plage, und tagelang besoldete ich Indianer, um solchen Räubern aufzulauern, wenn sie sich in der Nähe meines Hauses aufhielten, um regelmäßig jeden Tag ihr Huhn wegzunehmen; eine gute Belohnung erhielt der, welcher diese Raubvögel wegschoß. Sehr häufig sind die kleineren Raubvögelarten am Seestrande, wo auf den Schlammbänken Millionen von Strandläufern sich aufhalten und wo sie sich ohne alle Mühe die fettesten auslesen können, denn in den Waldungen ist es den Raubvögeln nicht so leicht, der Tiere habhaft zu werden, da Schlingpflanzen und Schmarotzergewächse ein so dichtes Laubwerk bilden, daß jeder kleinere Vierfüßler und Vogel leicht dem größeren entfliehen kann.

Der schönste und stärkste aller Raubvögel Guiana's ist der Haubenadler, Conini, Falco destructor *L.* Wie den Geierkönig, sieht man ihn oft in großer Höhe herumkreisen, um seine Beute zu erspähen, oder stundenlang unbeweglich auf hohen Bäumen am Saume der Wälder sitzen. Er ist vom Kopf bis zur Schwanzspitze über drei Fuß lang, und kann gegen acht Fuß Flugweite erreichen. Die Farbe des Rückens und Mantels ist graubraun, die des Bauches und der Brust weiß, die Schenkel weiß und schwarz gewellt, Hals, Kopf und die Hinterfedern des Schopfes, die der Vogel im Affekt aufrichtet, so daß er wie von einer Haube umgeben aussieht, sind dunkelgrau; die Füße sind bis zum befiederten Teile sieben Zoll hoch, mit einer gelben, schuppenartigen Hornhaut überzogen und bei fünfviertel Zoll dick, so daß kein europäischer Adler diesem an Stärke gleicht. Die bei sechs Zoll weiten Griffe sind mit zwei Zoll langen Krallen bewaffnet. Der schwarze Schnabel ist drei Zoll lang. Nach der Aussage aller Indianer und Buschneger lebt der Conini hauptsächlich vom zweizehigen Faultier und dem Brüllaffen. Dies ist nun freilich nicht so zu nehmen, daß er ausschließlich von diesen beiden Tierarten lebe; er nimmt auch mit anderen kleineren Vierfüßlern vorlieb, und ein Karaibe erzählte mir, daß, als er im Walde durch einen Pfiff (man nimmt dazu das Blatt einer Arundinacee) ein Aguti habe anlocken wollen, ein großer Haubenadler auf ihn zugeflogen sei und ihn am Arm gepackt habe. Er zeigte mir noch die Narben der Krallen-Eindrücke. Ich denke mir, daß er den ziemlich trägen Brüllaffen und das zweizehige Faultier, die beide auf den höchsten Bäumen leben und deshalb mehr sichtbar sind, eher entdeckt, als die viel flinkeren kleineren Affenarten, die ihm auch leichter entkommen können. Immerhin ist aber die Bewältigung des Brüllaffen und des zweizehigen Faultiers ein Beweis von der großen Kraft des Vogels. Der Conini nistet in den höchsten Bäumen und ist im inneren Lande häufiger als an der Küste. Die schönen weißen Flaumfedern der Brust gebrauchen die Karaiben bei ihren Festen, um sie in den Teig von Roku, Bixa orellana, womit sie ihr Haar besalben, einzudrücken.

Unter den Raubvögeln, die außer diesen in Surinam vorkommen, führe ich an: Ibicter ater *Viell.*, Milvago chimachima, *Viell.*, Ichtioborus nigricollis *Lath.*, Ichtioborus meridionalis *Lath.*, Leucopternis melanops *Lath.*, Leucopternis albicollis *Lath.*, Spizaëtus braccata *Sp.*, Morphnus uribitinga *Gm.*, Morphnus guianensis *Dand.*, Morphnus nigricollis *Lath.*, Morphnus meridionalis *Lath.*, Pandion italiactus *Lin.*, Falco peregrinus *Lin.*, Falco albigularis *Dand.*, Harpagus bidentatus *Lath.* Harpagus diodon *Tem.*, Rostramus homatus *Ill.*, Rostramus leucopygus *Spix.*, Cymindis cayennensis *Gm.*, Cymindis uncinatus *Tem.*, Geranospiza gracilis *Tem.*, Micrastur semitorquatus *Viell.*, Micrastur xanthotrax *Tem.*, Accipiter loopie *Gray.*, Accipiter tinus *Lath.*

Unter den Eulen ist eine kleine, nach ihrem Rufe Urukuku, Scops brasiliensis *Gm.*, genannt, sehr bekannt; sie ist braun und schwarz gefleckt und unserm Käuzchen sehr ähnlich; sie besucht des Nachts die Gärten und lebt wahrscheinlich auch von Insekten, denn Feldmäuse, die in Europa zuweilen eine Plage sind, kommen hier kaum vor. Eine große Ohreule, Bubo crassirostris *Wd.*, bei den Karaiben nach dem Geschrei Abirigigi genannt, hält sich am Seestrande auf und soll, wie mich die Indianer einstimmig versichern, bloß von Krabben leben, ist braun mit weißgeflecktem Bauche. Auch die Schleiereule, Strix flammea *Lin.*, die in der ganzen Welt vorkommt, wird zuweilen in Surinam gefunden. Die anderen Eulen-Arten sind: Ciccaba lineata *Schw.*, Ciccaba hulula *Dand.*, Athene dominicensis *Gm.*, Athene torquata *Dand.*, Ephialtes nudipes *Viell.*, Lephostrix cristata *Dand.*, Otus crassirostris *Viell.*, Rhinostrix mexicanus *Gm.*

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Cordillere der Andes. Wer seither nach den Landkarten gewöhnt war, die Andeskette sich nach der Magellan-Straße hinab erstrecken zu sehen, wird (nach der „Revue sudamericaine")

mit einiger Ueberraschung erfahren, daß in dieser Gebirgskette eine Lücke vorhanden ist, welche dieselbe buchstäblich durchschneidet. Diese für die Zukunft Patagoniens so wichtige Entdeckung ist von zwei jungen Marine-Offizieren, Moyano und Loqui, gemacht und ein Bericht darüber von dem Chef der Expedition an das französische Marine-Ministerium gerichtet worden. Der Minister hat der Würdigung des Kabinets die Frage unterbreitet, zu ermitteln, ob die Argentinische Republik das Recht habe oder nicht, Ländereien westlich von der Achse der Andes zu besitzen. Die betreffende Expedition hat Santa Cruz am 30. November 1883 in der Richtung nach Südwest verlassen; ihr Zweck war, die Quellen der Flüsse Gallegos und Coile zu rekognoszieren; sie bestand aus 14 Personen und 60 Pferden. Einige Meilen oberhalb seiner Mündung fließt der Gallegos in einem engen Thale, eröffnet sich einen Durchgang durch eine Reihe basaltischer Gebilde und verfolgt eine beinahe gerade Linie, welche mit dem 51.° s. Br. zusammenfällt, bis er in die Ebenen von Diane gelangt, welche auf den Seekarten verzeichnet sind und die Ostküste eines der Kanäle des Stillen Ozeans bilden, der die Cordillere unter 75° 50′ w. L. von Gr. schneidet. Die Erforscher haben den Lauf des Flusses, der mindestens 50 g. M. lang ist, bis zu seiner Quelle verfolgt. Am 28. Januar 1884 befanden sie sich am Gestade des Stillen Ozeans und hatten zu ihrer Rechten in einem fernen Horizont die weißen Kämme der Cordillere und vor ihnen die Unendlichkeit.

* Auch von Serpa Pinto's Expediton sind nach dem Juniheft der „L'Afrique" schlimme Nachrichten mittelst Briefen aus Mozambik eingetroffen. Major Serpa Pinto's erster Versuch, in das Innere einzudringen, ist gescheitert. Am 14. Februar traf er mit seiner Eskorte von Sulus in einem höchst kläglichen Zustande in Kisango an der Küste an, da er auf seinem Marsche nach Norden in die Regenzeit gekommen war. Er und seine Leute waren fünf Tage lang ohne alle Nahrung und der portugiesische Forscher selbst hatte einen Fieberanfall. Der Zweck von Major Pinto's Rückkehr nach Kisango war, 250 neue Träger anzuwerben, mit denen er dann binnen ungefähr sechs Wochen nach dem Bangweolo-See aufbrechen zu können hoffte.

Preisausschreibung
des Verbandes der Schweizerischen Geographischen Gesellschaften.
Erstellung eines geographischen Lehr- und Lesebuches.

Die Gegenwart verfügt über eine Reihe bedeutender wissenschaftlicher Arbeiten auf diesem Gebiete. Es mangelt jedoch immerhin an einem im Geiste der wissenschaftlichen Geographie ausgearbeiteten und im wahren Sinne des Wortes allgemein zugänglichen geographischen Handbuche. Diesem Bedürfnis der Zeit entgegenzukommen und ein den vorhandenen Vorarbeiten würdiges Werk zu schaffen, ein Werk, welches dem Lehrer als praktisches Hilfsmittel beim Unterricht, dem Schüler und dem nach Aufklärung strebenden Leser als Anregung zu weiteren Studien und zur Orientirung in der geographischen Lektüre dienen könnte, das ist die dankbare Aufgabe, welche der Verband der Schweizerischen Geographischen Gesellschaften durch vorliegende Preisausschreibung hofft fördern zu können. Das Programm, welches sich im Genaueren über die bei der Preisausschreibung verfolgten Absichten ausspricht, ist durch die Sekretariate der Geographischen Gesellschaften in Amsterdam, Antwerpen, Berlin, Bordeaux, Bremen, Brüssel, Halle, Hamburg, Jena, Leipzig, Lübeck, Marseille, München, Paris, Rochefort s. M., Rom, Wien, Aarau, Bern, St. Gallen, Genf, Herisau und Neuenburg zu beziehen.

Bedingungen.

1. Zur Bewerbung sind *berufen:*
   a) die in der Schweiz niedergelassenen Autoren ohne Unterschied der Nationalität;
   b) die im Auslande wohnhaften Schweizerbürger.
   Von der Bewerbung *ausgeschlossen* sind auch die Mitglieder der Beurtheilungskommission.
2. Die Arbeiten sind in deutscher oder französischer Sprache zu verfassen und in gut leserlicher Handschrift einzureichen. Sie sollen den Umfang von 24 Druckbogen Grossoktav-Formats nicht überschreiten.
3. Die Arbeiten sind mit einem Motto versehen und unter Anschluss eines von aussen das gleiche Motto tragenden, im Innern den Namen und die Adresse des Verfassers enthaltenden, versiegelten Couverts bis spätestens am **1. Februar 1887** an den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft von Bern, Herrn *Professor Dr. Theophil Studer* in *Bern,* einzusenden.
4. Es werden **drei** Preise im Betrage von **1500, 1000** und **500 Franken** ausgesetzt.
5. Sollten die einlangenden Arbeiten den im Programme gestellten Aufgaben nicht genügend entsprechen, so bleibt entweder eine verhältnismässige Reduktion der Höhe und der Anzahl der Preise, oder eine neue Preisausschreibung vorbehalten.
6. Die Geographische Gesellschaft von Bern übernimmt Namens des Verbandes der Schweizerischen Geographischen Gesellschaft die Publikation der ersten Auflage der ihr für die Drucklegung geeignetst erscheinenden prämiirten Arbeit. Gewinn und Verlust, die sich aus weiteren Auflagen ergeben, bleiben Sache des Autors.
7. Die nicht prämiirten Arbeiten werden längstens binnen *vier Wochen* nach Veröffentlichung des Beschlusses der Beurtheilungskommission auf anonymes Verlangen der betreffenden Einsender unter einer beliebig anzugebenden Adresse zurückgestellt werden. Nach diesem Termine werden die Couverte eröffnet und die mit diesen eingelangten Manuskripte an die Verfasser unter strikter Geheimhaltung ihrer Namen zurückgestellt werden.
8. Die Veröffentlichung des Beschlusses der Beurtheilungskommission erfolgt noch im Laufe des Jahres 1887 und wird durch dieselben Pressorgane mitgetheilt werden, welche die gegenwärtige Preisausschreibung enthalten.
9. Die aus *sieben* Mitgliedern bestehende Beurtheilungskommission wird von der Geographischen Gesellschaft von Bern Namens der Schweizerischen Geographischen Gesellschaften in der Weise zusammengesetzt werden, dass sie auf Grund der von den dermalen bestehenden sechs schweizerischen geographischen Gesellschaften einzuholenden *Doppelvorschläge* sechs Mitglieder der Kommission wählt. Diese sechs Mitglieder wählen sodann frei das siebente Mitglied, welches zugleich Obmann der Kommission ist.

Bern, am 13. Juli 1887.

Namens des Verbandes der Schweizer. Geographischen Gesellschaften.
Die Geographische Gesellschaft von Bern:
Der Präsident: **Prof. Dr. Th. Studer.** Der Generalsekretär: **G. Reymond-le Brun.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 34. Stuttgart, 24. August. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Indianerherkommen und Wanderungen; die Azteken- und Comanche-Sprache. Von E. v. W. S. 661. — 2. Der Atlas von China. Von Dr. Albrecht Penck. (Schluß.) S. 666. — 3. Der interozeanische Tehuantepec-Kanal. S. 669. — 4. Dr. Jaworskij über Afghanistan und Buchara. Von Dr. E. Petri. (Schluß.) S. 672. — 5. Symbolische Mounds in den Vereinigten Staaten. S. 674. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 676. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 678. — 7. Notizen. S. 680.

Indianerherkommen und Wanderungen; die Azteken- und Comanche-Sprache.[1]

Von E. v. W.

I.

Alles deutet darauf hin, daß die amerikanischen Indianer aus Asien über die Behringsstraße oder über die Aleuten nach dem amerikanischen Kontinente übergesetzt sind und nach und nach Amerika bevölkerten; daß die Indianer Zentral- und Südamerika's zuerst diesen Weg eingeschlagen haben. Yukatan mit seinen kolossalen Pyramidenbauten und 54 alten Ruinenstätten scheint der älteste Kultursitz prähistorischer Völker Amerika's gewesen zu sein. Die Inkas sind der Sage nach von Norden her in Peru eingewandert. Sämtliche indianische Wandervölker und Schwärme zogen von Norden nach Süden und von Westen nach Osten. Es fanden nur selten Rückwanderungen statt. Von Bedeutung ist nur die der Natchez. Diese Sonnenanbeter lichterer Farbe stiegen von den Plateaux und aus den Thälern der Anden nach der Landenge von Darien herab und wanderten der Küste des Golfs entlang nach Mexico und Texas. In Mexico erschienen sie auf ihrem Durchzuge nach Norden noch eher als die Einwanderung der Tolteken und der nahuatlischen Stämme erfolgte. In Texas, wo sie geraume Zeit wohnten, traf sie 1528 n. Chr. Narvaez, welchen Cortez zum Kriege gegen sie ausgesandt hatte. Der abenteuerliche General, welcher die erste Bekanntschaft von Texas machte, kehrte aber unverrichteter Dinge wieder nach Mexico zurück. Schließlich ließen sich die Natchez im Mündungsgebiete des Mississippi oder Mesipi nieder, wo sie La Salle antraf. Ihre Sprache war eine ganz besondere, von allen nordamerikanischen Indianerdialekten verschiedene. Auf dem linken Ufer des Mississippi legten sie ihre Stadt Natchez an, und hier wurde der Stamm 1735 von den Franzosen, weil er sie verräterischerweise angegriffen, vernichtet oder in die Sklaverei verkauft.

In uralter Zeit wanderten die Páduchka, ein großer Völkerverein, vom hohen Norden her südwärts. Auf den Bisonrevieren, östlich der Felsengebirge, blieben von ihnen die Schoschonen oder Schlangen-Indianer sitzen, welche später von ihren Feinden, den Schwarzfüßen, bis in und über das Gebirge nach Westen verscheucht wurden, wohin sie durch den Southpaß gelangten. Der Nebraska-Fluß hat die Form einer Gabel. Oberhalb Fort Kearney spaltet sie sich in spitzem Winkel in zwei Zinken. Die nördliche Zinke oder der nördliche Flußarm, der North-Fork, ist unter dem Namen Platte-River bekannt; der südliche Arm, South-Fork, heißt heute noch Páduka, auch südlicher Platte-Fluß. Der östlich der Felsengebirge fortwandernde Schwarm, der große Haufen der Páduchka, ließ ferner weiter südlich am Abhange der Rocky-Mountains in den oberen Thälern des Arkansas die Kiowähs zurück, welche das Bindungsglied zwischen Schoschonen und Páduchka abgeben. Die Kiowähs werden nördliche Comanchen genannt. Der

[1] In meinem Aufsatze handelt es sich blos um das geschichtlich Bekannte der verflossenen 1300 Jahre.

Hauptstamm der Páduchka bevölkerte Texas, wo sie, wie schon gesagt, seit uralter Zeit wohnen und jagen, und von den Mexicanern Comazes, von den Amerikanern Comanches genannt wurden. Soweit Menschenerinnerung reicht, sind die Comanchen die Ureinwohner von Texas gewesen.

Die Stammverwandtschaft der Kiowähs und der Schoschonen mit den Comanchen ist eine erwiesene Sache. Der größte Kenner der indianischen Sprachen unter den Deutschen, Buschmann, hat die Sprachverwandtschaft der Comanchen und Schoschonen dargethan. Bei den Kiowähs, ihren nördlichen Bundesgenossen und Nachbarn, erholten sich die Comanchen noch bis in die Mitte unseres Jahrhunderts in allen wichtigen Kriegs- und Friedensangelegenheiten Rat. Jahrhunderte hindurch waren die Comanchen nun die eigentlichen Herren von Texas. Den anderen texanischen Indianerstämmen blieben sie immer überlegen. Die Einwanderung der Mexicaner und Weißen schritt nur sehr langsam von den Rändern von Texas, von Süden, von Osten und Nordosten nach dem Binnenlande vor, und es räumten die Comanchen erst nach langen, hartnäckigen Kämpfen schrittweise das Jagdgebiet.

Das erste Volk, welches sich nach geschichtlicher Ueberlieferung bleibend im heutigen Mexico niederließ, war das der Olmeken. Sie wurden um das Jahr 648 n. Chr. von den hochbegabten Tolteken, d. h. Baumeistern, unterjocht und vertrieben. Diese waren aus Ostasien durch innere Notstände und durch die Hiongnus weggedrängt, welche letzteren auch den Anstoß zu der europäischen Völkerwanderung gegeben hatten. Die Tolteken kamen, wie alle amerikanischen Zugvölker, von Norden her und zogen über Texas und Chihuahua — sprich Schiwahwa — nach dem Inneren Mexico's. Wie sie in Texas bereits die Páduchka, so fanden sie „im Norden Mexico's, in der Wüste Bolson, schon die Apatsches, d. h. Wilde der Steinwüste, vor." (Siehe Reisen und Abenteuer im Apachenlande von R. Brown. Deutsch bearbeitet von Dr. Hertz. Jena, Costenoble, 1871.) Nach neueren Forschungen stellt sich heraus, daß die Apachen Abkömmlinge der großen, den hohen Norden bewohnenden Nation der Chippewäer oder Athabasken sind. Die Tolteken gründeten auf dem Hochlande Anahuak den Staat Mexico und die Stadt Tollan. Sie lehrten die bereits dort wohnenden Indianer, die Olmeken oder Pueblos[1], den Bau der Feldfrüchte, den Bau und die Kultur der Baumwolle, deren Samen sie mit aus Asien gebracht oder welche Pflanze sie wildwachsend in Mexico gefunden hatten, die Anfertigung von Baumwollenzeugen nnd Kleidern, das Färben, die Bearbeitung des Goldes und Silbers; sie hatten eine Bilderschrift, ein Sonnenjahr, genauer berechnet als das der Griechen und Römer. Ihre Pyramiden sind aufs Genaueste nach den vier Weltgegenden gerichtet. (S. Länder- und Völkerkunde von Dr. W. F. A. Zimmermann. Berlin, G. Hempel. 1867). 1170 n. Chr. verfielen sie dem kriegslustigen Stamme der Chichimeken, welche allerdings roher als die Tolteken, aber doch nicht ohne Kultur waren und ebenso wie die Tolteken das Nahuatl sprachen. Die erste ihrer in Anahuak einbrechenden Horden war die der Culhuakas, welche in Mexico das Reich Culhuakan stifteten und die Stadt Culiakan, im Norden des Staates Sinaloa, gründeten. 30 Jahre später erschienen die Akolhuaner oder Tezkukaner, die Gründer von Tezkuko, d. h. Ort der Ruhe, und die nahuatlischen Republikaner, die Tlaskalteken.

[1] Albrecht v. Roon zählt in seinen „Anfangsgründen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" die sogenannten Pueblosindianer zu den vor-toltekischen Völkern von Mittelamerika, neben und zwischen den Resten der aztekischen Völker. Ueber die „Halbgeschichte" Amerika's ergeht man sich bis heute noch in bloßen Vermutungen. Colonel Whittlesey sucht sogar in einer, im Jahre 1868 verfaßten Denkschrift nachzuweisen, daß es in Amerika vier verschiedene Rassen, älter als die heutigen Indianer, gab, und daß die sog. neue Welt auf grund fossiler Zeugnisse eigentlich die alte genannt werden muß.

II.

Vor mehr als 300 Jahren drangen der mongolische Welteroberer Dschengischan und seine Nachfolger in Ostindien und in China ein, besetzten dieses und vertrieben unter anderen das Volk der Azteken von da. Ungefähr 1325 wanderten dieselben aus dem „fernen Lande" Azatlan, Asatlan oder Asien durch das Gebiet der Schoschonen und Kiowähs über Texas und Chihuahua nach Mexico ein, indem sie die von den Páduchka, den Tolteken und anderen bereits angegebene Richtung und ausgetretenen Pfade einschlugen. Die Massen aller dieser Wandervölker zogen sich östlich, entlang der Felsengebirge, weil auf den östlichen Ebenen und Prärien die großen Büffelheerden weideten, überhaupt das meiste Hochwild anzutreffen war; dann, weil dort das Terrain sich ununterbrochen ebener von Norden bis nach Mexico darstellt, als das von jähen Ravinen durchzackte und von einzelnen Gebirgsreihen, Sierras (Sägen), durchstrichene oder durchkreuzte westlich der Felsengebirge. An Wasser fehlte es am Gebirge in den Quellengebieten der zahlreichen Flüsse nicht; ebenso wenig an Holz, und es waren die Gewässer in ihrem obersten Teile leicht zu überschreiten. Pferd und Rind hatten die Indianer aus Asien über See mitzubringen nicht verstanden, ihre Kanoes oder Baumkähne reichten zu diesem Transport nicht aus — bekanntlich sind Pferd und Rind zuerst von den Spaniern in Amerika eingeführt worden.[1] Einmal von der Heimat losgerissen, verwilderten alle diese Zugvölker auf der unstäten, überaus langen Wanderschaft, wo sie sich nur durch fortwährenden Kampf mit Menschen und Tieren den Weg zu bahnen vermochten, und es konnte blos der Teil von ihnen, welcher an günstiger Stelle wieder seßhaft geworden war, die zur Wiedergewinnung der Kultur unerläßliche Ruhe und Sammlung erlangen; der andere Teil verfiel dem Jägerleben, denn

[1] Das fossile, urweltliche Pferd, dessen Knochen man in Menge in Amerika gefunden, stellt eine von dem unseren verschiedene Spezies dar.

die Bedingungen zu einem asiatischen Nomadenleben: Rindvieh, Kameel, Pferd, Schafe, waren in Nordamerika nicht gegeben. Diese Jäger zogen sich an den großen nordischen Seen entlang immer weiter nach Osten, dem Atlantischen Ozean zu, füllten die unermeßlichen Räume zwischen dem Felsengebirge und Mississippi, überschritten den Strom, dann die Alleghanies oder Appalachen, bis sie den Atlantischen Ozean erreichten, wo ein Teil von ihnen sogar in beschränktem Maße Acker-(Mais-)bau zu betreiben und ständige Weiler zu errichten begann. Auf beiden Seiten der Appalachen verblieben die Indianermassen, daher der Gesamtnamen „appalachische Indianer."

„Die Algonquins des Nordostens, insbesondere ihr Hauptstamm, die Delawaren, glaubten fest, daß ihre Voreltern von Westen nach Osten gekommen." (S. Theodor Waitz, Studie: „Die Indianer Nordamerika's. Leipzig, Friedrich Fleischer, 1865, S. 11 und 12.) Prichard sagt, daß unter stammverwandten Völkern der Nordstaaten Amerika's immer die westlicher wohnenden von den östlicheren als ihre älteren Brüder bezeichnet wurden.

An dem Hauptsee des neuen Landes gründeten die Azteken im Jahre 1329 die Stadt Mexico, Tenochtitlán von ihnen genannt, anfangs ein ärmliches Fischerdorf, später ein zweites Venedig mit 300,000 Einwohnern. Die Azteken wurden die Erben der toltekischen Kultur, nahmen nach und nach die Sprache der Tolteken, das Nahuatl an, welches die Hofsprache unter Montezuma II. (dem Majestätischen) war, sowie den Toltekenkalender mit einem Jahre von 365 $^1/_4$ Tagen. Auch zu den Sitten, Künsten und Wissenschaften der verfeinerten, städtebauenden Tolteken bequemten sie sich, zu deren aus Agaveblättern verfertigtem Papier, zu deren Büchern aus Blattstreifen. Montezuma ließ sich alljährlich 1000 Ballen Schreibmaterialien als Abgabe liefern. Als die Spanier ins Land kamen, kannten die Azteken bereits Baumwollenzeuge, Mais, Ananas, feine Konfituren, eingemachte Vanilleschoten, Chocolade (Chokolatl), Pulque oder Meskal (Spirituosen aus der Agave), sie schnupften und rauchten Tabak. „Auch Montezuma rauchte regelmäßig nach der Mahlzeit und blies den Qualm durch Mund und Ohren." (Siehe Dr. H. O. Lenz, das Pflanzenreich. Gotha, E. F. Thienemann, 1867, S. 118.) Auf den Märkten vertraten Cacaobohnen die Stelle des Geldes. „Der Reichtum des Aztekenreiches wurde ein fabelhafter; niemals bediente sich Montezuma zweimal derselben Goldschüssel; er überließ sie den Großen seines Hofes. Er liebte sehr frischen Seefisch; täglich wurde an der Küste für die kaiserliche Tafel gefischt; kaum gefangen, wurde der Fisch einem Läufer übergeben, der erst an der nächsten Station anhielt, um ihn einem anderen Läufer anzuvertrauen." (Siehe Louis und Georges Verbrugghe: „Reisen und Jagden in Nordamerika," Bremen, 1881.) Die Azteken betrieben besonders Bergbau auf Zinn, Blei, Kupfer und Silber. Sie hatten steinerne Tempel, Wasserleitungen, Brücken, Kunststraßen und Kourierposten oder Schnellläufer. Zur Zeit der Conquista regierte noch ein Nebenkönig in Tezkuko in Anahuak, welcher zugleich der erste Dichter seiner Zeit war, Yetzahualkojote; seine Oden, Klagelieder und Sprüche, welche ins Spanische übersetzt wurden, stehen keineswegs den Psalmen Davids und den Sprüchen des Apostels Paulus nach. Sie sind in der Nahuatlsprache verfaßt und es ist im Sommer 1883 eine Sammlung zur Errichtung eines Denkmals für den gekrönten Dichter in Tezkuko veranstaltet worden.

Nur der Lust an Menschenopfern, dem Vitzliputzli dargebracht, entsagten die Azteken nicht. Dieser Gebrauch gehörte zu ihrer aus Asien überkommenen Religion, welche die sühnende Kraft des auf den Steinaltären vergossenen Blutes als Dogma lehrte. Ihre Hauptgottheit war ein allgewaltiges, unsichtbares, deshalb nicht darstellbares Wesen, Teotl, Gott, genannt. Dagegen hatten sie auch ein böses, dem Menschen feindliches Gottwesen und dann noch eine Menge Untergötter, sowie Hexen (Naualli). Die Seelen waren unsterblich, auch die der Tiere. Nach ihrer Tradition von der Sintflut entkam blos ein Menschenpaar, welches die Erde von neuem bevölkerte. — Alles offenbar asiatische Ueberlieferungen und Anschauungen. Ihren scheußlichen Kriegs- und Schutzgott, den Vitzliputzli, streckte Cortez mit ein paar Schüssen und Schwerthieben ein für allemal nieder. Man wirft Cortez vor, er habe die mit Hieroglyphen beschriebenen Steine und anderen Geschichtsbelege zerstört; andererseits wird behauptet, die mexicanischen Priester und Schriftkundigen hätten diese Aufzeichnungen selbst vernichtet, um ihr Geheimnis sicher mit ins Grab zu nehmen. Auch nach der Conquista finden sich ausgezeichnete Menschen aus der Aztekenrasse: einige Abkömmlinge des Kaiserhauses von Montezuma unter den Vizekönigen von Mexico, einige der ältesten und gelehrtesten Geschichtsschreiber. Der letzte Sprößling Montezuma's ist erst neulich verstorben. Mehrere würdige Geistliche trugen Namen, welche edlen Familien von Tenochtitlan und Tezkuko angehörten. Das mexicanische Wappen, auf den Pesos ausgeprägt, stammt noch von den Azteken her, ein Adler, der, auf einer Feigendistel oder Cactus sitzend, eine Schlange zwischen den Krallen hält und seine Schwingen der aufgehenden Sonne zu entfaltet.

III.

In Texas hatten die Azteken längere Zeit gerastet und sich mit den im Binnenlande, in den Jagdrevieren wohnenden zahlreichen Páduchka gut oder schlecht zurecht gefunden; die Natchez und die von Fischfang lebenden Karankahuas und Towakhanis hatten sie an ihrem Küstensaume unbehelligt gelassen; dann brachen sie mit neuen Kräften in Mexico ein. Die aztekischen Worte und Anklänge sind in dem Comanche-Idiom nicht zu verkennen und es zeugen noch heute manche Orts- oder vielmehr Wasser- und Flußnamen von ihrer dortigen längeren

Anwesenheit. Indianische monumentale Denkmäler und Inschriften finden sich in ganz Texas nicht vor. „Wo wir aber Orts- oder Flußnamen finden, müssen diejenigen, auf welche sie lauten, auch längere Zeit verweilt, dann das Land verlassen haben," sagt Oskar Peschel („Ausland" 1868). In Bezug auf die aztekischen (nahuatlischen) Ortsnamen bemerkt derselbe, daß sie nach Norden zu über das heutige mexicanische Reich verbreitet sind, jedoch mit Ausnahme von Coahuila. Sie treten aber wieder auf in Texas.

Die mir größtenteils aus der Anschauung bekannten Orte und Gewässer aztekischen Namens in Texas sind, von Nordost nach Südwest gehend: Rio Roxos de Natchitoches (Red-River), in diesen einmündend die beiden Kiamichekreeks oder Bäche, Nacogdoches, Neches und seine Zuflüsse Atoyak und Ayischebairu, Tenoxtitlan mit der Furt über den Brazos, Keriatsche-Bach, kleiner Zufluß des oberen Brazos, Muchique-Bach, Zufluß des oberen Colorado, Anahuak (Galveston-Bai), der Sequihe- und der Quihe-Bach, der Klete-, der Choclate-, der Papelote-Bach.

Comanche-Namen dagegen sind: der in die Sabine mündende Gacho-Bach, der Coschatte-Bach, in den Trinity mündend; die drei Jagua-Bäche, in den Brazos fließend, in noch wüsten Gebieten die Jnoque-, Onoque-, Tatebäche, kleine Zuflüsse des oberen Brazos, Tosehunova-, Tahcajunova-, Ontejunova-Bäche, ebenfalls dem oberen Brazos zufließend; der Navosoto-Fluß, in den mittleren Brazos mündend, der Pasigono-Fluß, der Pisapejunova- und der Pecan-Bach, in den oberen Colorado mündend, der Navidad-Fluß, der Paß Capote, der Cibolo- oder Büffel-Bach, ein Zufluß des San Antonio-Rivers, die Tschapitulas-Waterholes, eine der ergiebigsten Felsenquellen von Texas, unweit Leonasprings und San Antonio, Aransas-Bach und -Bai, die Copano-Bucht, der Chiltepin- oder Pfefferbach, der Atascosa- und der Aronosa-Bach; Tejana, die nordwestliche liebliche Bucht der la Vacca-Bai, und der Pekos-Fluß. Auffallend ist, daß der Red-River in seinem unteren Laufe den aztekischen Namen des roten Flusses der Natchitoches führt, während der Fluß in seinem Ursprunge den Comanche-Namen Keschekehono hat.

Buschmann hat entdeckt, daß die aztekischen Worte in den Sprachen der Comanchen und Schoschonen vorkommen.

Oskar Peschel sagt: „Es saßen Kulturvölker im Norden des heutigen Mexico's bis zum 35.° n. Br. und versprengte aztekische (nahuatlische) Wasser- und Ortsbezeichnungen kommen noch unter dem 50. Parallel vor."

Alle diese Namen zeugen von dem einstigen längeren Aufenthalt der Azteken oder Abteilungen derselben in den nördlicheren Gegenden, als sie von Asien oder Azatlan aus von Norden nach Süden durch Amerika, das Felsengebirge entlang, nach Mexico wanderten. Ein Tenochtitlan, mitten in Texas gelegen, hatten die Azteken noch früher in Texas, als ihr Tenochtitlan auf dem Hochlande Anahuak. Anahuak (Bezeichnung für Galveston-Bai) in Texas deutet auf die einstige Anwesenheit der Tolteken daselbst.

Im Jahre 1852 wurde ich auf der von Behr'schen, später Neubert'schen Farm in Sisterdale an der Guadaloupe mit Klocke, ehedem stud. philol. in Breslau, befreundet. Er hatte dem Jndian-trading-house am Llano vorgestanden, vielfach mit Jndianern verkehrt und gehandelt. Klocke ist ein Kenner der texanischen Jndianerdialekte und spricht einige. Seiner Mitteilung verdanke ich folgende Sprachproben der Comanche-Idioms: Páduchka nannten sich die Comanchen. Der Accent liegt bei mehrsilbigen Wörtern der „appalachischen" Jndianer auf den ersten Silben, bei dreisilbigen auf der vorvorletzten. Ausnahmen von dieser Regel sind selten. Wábanarke nannten sich die in Texas im Ver. Staatendienste als Späher befindlichen Delawaren. Der nordische Völkerkomplex der Algonquins oder Rehethavas, deren Hauptstamm die Delawaren bildeten, nannte sich Vapanachki. Die Kikapuhs in Texas nannten sich Sékabu; die Wakoos, Túchkana; die Tonkowähs oder Tonkahuas, Tóonkowa; die Käddus, Chattu; die Lipans, Lippani; die Wichitahs, Witchita. Man sagt richtig Chéroki, Chickasa. Arkansas wird zu Lande indianisch Arkánsa ausgesprochen und weiter nennen sich die Seminolen Séminole; die Schahnies, Anándoka; die Crows, Absároka; die Foxes, Ottigami; die Sioux oder Nadoweſſier, Dákota; die Arrapahoes aber Arpohés.

Tékumseh hieß der berühmte Schawanoe-Häuptling, Brigadegeneral in englischen Diensten; Elsquátawa sein Bruder, der Zauberer; Oscéola der Seminolen-Häuptling.

Man sagt Niágara-Falls. Kánada ist ein indianisches Wort; die Ableitung von dem spanischen Cabo de Nada, d. h. Vorgebirge um Nichts, ist eine willkürliche. Dagegen heißt es Labradór, Schiwáhwa (Chihuahua), Dajáka, Sinalóa, Sonóra, Granáda, Panamá, Mazatlán, Yukatán mit spanischer oder mexicanischer Betonung.

„Eine so abstrakte Vorstellung, wie das Zeitwort „sein" ausdrückt, fehlt den meisten indianischen Sprachen ganz." (S. Theodor Waitz' „Studie".) Auch die Comanches entbehrten dieses Zeitworts. Mit einem: „Páduchka schiária (hungrig)", luden sie sich anfangs der fünfziger Jahre, als es mit ihnen bedenklich rückwärts ging, die Büffel nach Norden hinzogen, die Jagd auf Hochwild in den Grenzdistrikten sehr einschrumpfte, bisweilen bei den Kolonisten in Deutsch-Westtexas zu Gast ein, wo ihnen dann ein Stück Vieh zum Schlachten angewiesen wurde. Eingedenk des Winters von 1846, als die Comanchen interesselos den Friedrichsburgern in ihrer äußersten Not hülfreich zur Seite standen, gaben die deutschen Ansiedler auch wohl noch ein Stück Maisbrot zu und es waren die Comanchen auf die Deutschen, ihre buen amigos, damals noch gut zu sprechen. Bei den Amerikanern und Mexicanern wurden sie nur zu häufig mit dem „no hay nada" (ich habe nichts) kurz abgefertigt, da diesen das viele Backen zu lästig war.

Mózetaibos, nannten die Comanchen die Deutschen, d. h. große Bartmänner, im Unterschiede zu den glattrasierten Amerikanern, den Miutaibos, d. h. kleine Bartmänner.

Schówek, d. h. Topp, der Handel ist gemacht, pflegten die Comanchen zu sagen, wenn ein einzelnes Handelsgeschäft abgeschlossen war, indem sie, ähnlich wie unsere Vieh- und Pferdejuden, mit den Händen über einander wegrieben. Die fünf Finger der Hand erwiesen sich als besonders passende Zahlzeichen, obwohl die Comanchen auch eigene Worte für die niederen Zahlen hatten. Als Zahlung nahmen sie nur Silbergeld (Plata) an, und es waren ihre Häuptlinge, welche die Einkäufe en gros für ihren Klan in den Stores machten, erprobte Warenkenner. Doch auch die Comanchen hielten die Biber und die Weißen für die klügsten Leute auf Erden.

Najókone, lieben, gern haben, ich mag, ich will haben, gleich dem spanischen quiero, gebraucht; páha (alt-yukatanisch há) Wasser, páham Tabak, pahájoke, der das Wasser liebt, baden, pahámjoke, der den Tabak liebt, gern raucht, rauchen, ein Raucher.

„Die amerikanischen Sprachen unterscheiden sich von allen übrigen am wesentlichsten dadurch, daß sie neue, zusammengesetzte Wörter aus einer Anzahl von Fragmenten einfacher Wörter bilden und diese Zusammensetzungen, die den Sinn eines ganzen Satzes haben, werden von ihnen selbst wieder wie einzelne Wörter behandelt." (S. Theodor Waitz, „Studie".) Ein Beispiel dieser Polysynthetik aus der Comanchesprache habe ich eben geliefert. Das Fragment jok, aus najókone bildet in Verbindung mit paha, paham neue Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörter.

Mózetaibo und miutaibo enthalten taibo Bart, bärtig. Hánewichte, Salz und húnawichte, Messer enthalten wichte. Échapitte und tóchapitte, weiß und rot, enthalten chapitte. Zahatte, gut, und késchuat, schlecht, enthalten at.

Tékuan, der Häuptling, ist synonym mit dem japanischen taikoon, Kaiser, ein Beleg für die asiatische Herkunft der nordamerikanischen Indianer, speziell der Comanchen. „Die am frühesten und am weitesten nach dem Süden und der Landenge von Darien zu eingewanderten Indianerstämme haben asiatische Elemente am reinsten erhalten," sagt Oskar Peschel. Medizinmann, Priester und Arzt zugleich, auch Zauberer, heißt Powáh bei den Comanchen. Bei den Azteken hieß der Priester Papá. Theodor Waitz zeigt in seiner „Studie", S. 136, 137, wie ähnlich die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von Südamerika im ganzen denen der nordamerikanischen Indianer sind und führt an, daß die Künste und Gaukeleien der Zauberer bei den Patagoniern ganz an die sibirischen Schamanen erinnern. Auch die Hauptzierde der Comanchen, ihr langer Zopf, ihre Tänze, die bei ihnen, wie bei den meisten nordamerikanischen Indianern, herrschende Sage von der Sintflut, deuten auf asiatische Gebräuche und Herkunft.

Bel, Büffel; matl, Bär; typ, Pferd; árika, Hirsch; kóhare, Antilope; pëccari, mexicanisches oder texanisches Wildschwein; tschíkari, Eichhörnchen; kúchonichte, Puter.

„Die amerikanischen Sprachen besitzen immer nur sehr wenige abstrakte Wörter, also z. B. keinen Ausdruck für Baum oder selbst für Eichbaum, sondern nur mehrere verschiedene Worter für die verschiedenen Arten von Eichbäumen ꝛc." (S. Theod. Waitz, „Studie".) Auch folgende altindianische Namen in Texas für wildwachsende Pflanzen mögen ursprünglich Comanche-Worte sein: Chinkepiu, die narkotische Zwergkastanie; chiltepiu, grüne und rote Pfefferschoten; pecan, Pekannußbaum; mesquit, Muskitakazie; pawpaw, indischer Feigenbaum; nopal, Cochinillecaktus (Opuntia coccinellifera); sassafras, Sassafraslorbeer; maguey, Agave; sumach, Firnißsumach (wird besonders in Japan und Nordamerika auf sumpfigen Wiesen wild angetroffen); jawpan, wilder Theestrauch (Hindeutung auf Japan, die Heimat des Thee's überhaupt).

Comanche-Worte aus dem gewöhnlichen Leben sind ferner: tóchpa, Kaffee; tochpa zahatte, der Kaffee ist gut, schmeckt mir; navahac, Pulver und Blei; narrino, Sattel; teschatta, Brot; pina, Honig, Zucker und süß; pózewa, Whiskey; Tejas, Land der Jäger.

Nach meinem Dafürhalten sind unter den von mir erwähnten Comanche-Worten matl, bel, typ, kuchonichte, hanewichte, hanawichte, aztekische Worte. Soviel von der mit Azteken-Worten gemengten Comanchen-Sprache.

IV.

Auch die texanischen Indianer sind Verzweigungen des „appalachischen" Stammes, welcher den weiten Raum der Vereinigten Staaten erfüllte. Ein Typus, eine Rassenphysiognomie ist bei allen zu erkennen. Die engere Verwandtschaft der Sprachen aller dieser Völkerschaften haben die Kenner derselben dargethan, so daß eine gemeinschaftliche Quelle für alle anzunehmen ist, und ich habe versucht, Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, als den Ausgangspunkt derselben zu setzen. Catlin sagt zwar in seiner, 1867 bei Trübner in London erschienenen Schrift, über die religiösen Zeremonien und andere Gebräuche der Mandans: „Es ist schwer zu glauben, daß alle roten Menschen eine und dieselbe Abstammung haben, wofern man die Vaterschaft nicht auf eine ungeheuer weit rückwärts gelegene Zeit beziehen will", und er hat bei diesem Ausspruch wohl an alle Indianer ganz Amerika's gedacht. Albrecht v. Roon teilt in seinen „Anfangsgründen der Erd-, Völker- und Staatenkunde" aus sprachlichen Gründen die Menschen in sieben Hauptvölker und -Sprachenstämme, von welchen der „sechste, der amerikanische, in ganz Amerika lebt, vielleicht auch auf den benachbarten Inseln und Halbinseln Asiens." Dann sagt er: „Es findet sich bei den Ureinwohnern ganz Amerika's, Westindien mit eingeschlossen, bei großer Gleichförmigkeit der äußeren Gestalt und der inneren Seelenstimmung in sprachlicher Hinsicht neben einer ganz ungemeinen Mannigfaltigkeit der Sprachbildungen selbst eine überraschende Gleichartigkeit der Sprachbildungsgesetze." Im grammatischen Bau, im inneren Mechanismus, zeigen nach Alexander

v. Humboldt alle amerikanischen Sprachen eine überraschende Aehnlichkeit.

Die Eskimos nun stellen die sprachliche Brücke zwischen den Indianern Nordamerika's und den Tschuktschen Asiens, weiter den Mongolen dar. Mit den Idiomen der Apachen und Comanchen schließen die Sprachen der stammverwandten „appalachischen" Indianer nach Süden hin ab. Die Azteken-Sprache war eine ganz aparte; nur einzelne Worte derselben sind in die Comanche-Sprache aufgenommen; die Wurzeln der aztekischen Worte sind von denen der Comanchen gänzlich verschieden. Wie oben ausgeführt, fand die aztekische und Comanche-Sprachmengung statt, als die Azteken noch in Texas weilten; in Mexico wurde ihre Sprache in das Nahuatl umgeformt. Wie sich nun einzelne aztekische Worte, Orts- und Wassernamen in den nördlicheren Indianersprachen vorfinden, so trifft man solche, sogar sogenannte Sprachinseln, auch nach Süden zu in Guatemala, aber nicht in Yukatan, wo das reine Maya gesprochen wird.

Der Atlas von China.

II.

Die erste Lieferung des Atlas von China führt an die Ufer des Gelben Meeres und die große Ebene von Peking. Auf sechs Doppelblättern ist hier ein Teil jenes Areales dargestellt, welches in übersichtlicher Weise auf Tafel VI und VIII des zweiten Bandes von China wiedergegeben ist, zwei von denselben sind der bisher so gut wie unbekannten Halbinsel Liau-tung gewidmet, zwei andere umfassen das gegenüberliegende Bergland von Shantung, während der Rest die inneren Gestade des Gelben Meeres reproduziert, und so ist denn diese erste Lieferung geeignet, eines der interessantesten Kapitel von Richthofens China zu illustrieren.

Unsere Kenntnis von China ist immer nur zeitweise förmlich sprunghaft gefördert worden, und in dem Bestreben, die zahlreichen Einzeldaten zu verknüpfen, wurden namentlich die kartographischen Darstellungen des Landes von den jeweilig herrschenden Theorien beeinflußt. Das unregelmäßig entwickelte Flußsystem Tibets erscheint auf älteren Karten als geknüpft an große Seen, von welchen allseitig Wasseradern ausstrahlen; die unvollkommenen chinesischen Darstellungen und sagenhaften Berichte schienen den Ideen von Athan. Kircher und Riccioli eine Stütze zu gewähren, und als später d'Anville sein Kartenwerk über China herausgab, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem und trennte die einzelnen Flußgebiete durch wasserscheidende Gebirge. Die Mehrzahl der späteren Reisenden endlich war zu wenig vertraut mit der Unterscheidung von Bergland und Gebirge, und so ist denn heutzutage das orographische Bild China's in den meisten Atlanten ein äußerst ungenügendes. Noch laufen die Gebirgsraupen quer durch das Land, sich fingerförmig zwischen die einzelnen Flußgebiete drängend, während thatsächlich das Relief China's ganz anderen Regeln gehorcht.

Im eigentlichen China ist nur ein einziges echtes Gebirge zu nennen, welches von der Umrahmung des zentralasiatischen Plateau's sich nach Osten erstreckt; dies ist der Tsing-ling-stan, eine Fortsetzung des Kren-lun, das östliche Glied jenes mächtigen Gebirgssystemes, welches Zentralasien quert, früher gewöhnlich Peling genannt. Es ist ein Scheidegebirge ersten Ranges; zwischen Yang-tsekiang und Hoang-ho gelegen, trennt es Nordchina und Südchina von einander, welche in vieler Beziehung denselben Gegensatz aufweisen, wie Mittel- und Südeuropa, und wie das Land nördlich der Alpen im wesentlichen Schollenland ist, so besteht auch das Gebiet nördlich des Tsing-ling-shan aus einzelnen Feldern, welche gegeneinander mehr oder weniger verschoben sind; die einen, gehoben scheinenden, könnte man mit Sueß Horste nennen, während andere als tiefgesunkene Senkungsfelder entgegentreten; an die ersteren knüpfen sich die Unebenheiten des Landes, sie bilden die „Gebirge"; die letzteren hingegen stellen die Ebenen zwischen den einzelnen Erhebungen dar. Ganz unabhängig von dieser Verteilung von Hoch und Niedrig ist das Flußsystem in dem Bestreben, die einzelnen Becken durch tiefe Thäler mit einander zu verknüpfen, queren die Flüsse häufig Horste, und anstatt zwischen den einzelnen Gebirgen zu fließen, durchmessen sie dieselben, so daß auf weite Thalbecken schmale Thalengen, in welchen der Fluß allein Raum findet, folgen.

China besitzt eine große Anzahl innerer Ebenen, die allseitig von Erhebungen umrahmt sind; dazu gesellt sich die große Ebene im Osten, welche ein Senkungsfeld von ganz besonderer Ausdehnung repräsentiert. Nicht nur ist hier das Land nördlich des östlichen Kren-lun auf große Strecken eingesunken, sondern dieser selbst ist, ähnlich den Alpen an ihrem Ostrande zwischen Wien und Graz, eingebrochen, so daß sich die Ebene durch das Gebirge quer abschneidet und sich nördlich und südlich von demselben ausdehnt, sich über neun Breitengrade erstreckend, nach Westen zu weit in das Innere, bis an den Südfuß des Tsing-ling-shan reichend, im Osten hingegen im Meere sich verflachend.

Es ist aber nicht der offene Ozean, dessen Ufer die große chinesische Ebene bildet, sondern dieselbe wird nur von einem inneren Meere bespült. Es grenzt die Ebene zunächst an das Gelbe Meer, dieses aber öffnet sich gegen das ostchinesische Meer und letzteres erst kommuniziert mit dem offenen Ozean. Durch Halbinseln und Inselschnüre sind die Grenzmeere der chinesischen Ebene vom Ozean abgesondert, und schon Buffon, später namentlich Steffens, deuteten dies eigentümliche Eingreifen des Meeres in das Land als einen gewaltigen Einbruch, als eine große Versenkung und erklärten die Halbinseln und Inseln als die Gebirge des gesunkenen Areales. Nach dieser Anschauungsweise wäre nun die große chinesische Ebene die

besondere Form eines Senkungsfeldes, und ein Pendant zu den Landbecken des Inneren, das lediglich durch seine Größe ausgezeichnet wäre, das im einzelnen aber wieder aus einzelnen Becken bestünde.

Ein solches Becken wird zunächst durch die gebirgigen Halbinseln Liau-tung und Schan-tung abgegliedert. Es wird teilweise von dem Golfe von Pe-tschi-li eingenommen, welchen Richthofen vorschlägt, inneres Gelbes Meer, im Gegensatze zum äußeren Gelben Meere, zu nennen. Dazu gesellt sich die Niederung des Liau in Schöng-king und die Ebene von Peking. Im Süden hängt die letztere mit der mächtigen Anschwellung der großen Ebene zusammen, die mit dem äußeren Gelben Meere ein weiteres, von Korea, Quelpart und den Gebirgen von Tshe-kiang gebildetes Becken bilden würde. Am dritten Becken endlich würde die Ebene gar nicht mehr teilnehmen, dasselbe wird ausschließlich vom ostchinesischen Meere eingenommen. In staffelförmig abgebrochenen Senkungsfeldern grenzt China, wie ganz Ostasien, gegen den Großen Ozean, die inneren Felder sind ganz oder teilweise mit den Anschwemmungen der großen Ströme aufgeschüttet, die mittleren fallen in das Bereich der 100-Fadenlinie und die äußeren erscheinen als tiefe, allseitig umwallte Meeresbecken. Soweit der Eindruck der Oberflächenform, der sich, wie erwähnt, schon Gelehrten des vorigen Jahrhunderts aufdrängte.

Allein es hat sein Bedenkliches, nach dem Kartenbilde allein urteilen zu wollen, und manche irrtümliche Ansicht ist schon auf diesem Wege gewonnen. Ebensogut, wie die ostasiatischen Inseln als die Spitzen versunkener Gebirge angenommen werden dürfen, könnten sie auch als Gipfel sich hebender Gebirge betrachtet werden, und dieselbe Karte, welche die Ebenen und Binnenmeere als gesunkene Schollen betrachten lehrt, zeigt dieselben auch als Meeresteile, die durch zusammenfallende Gebirge gegliedert worden sind. Nicht die orographische Karte klärt die Frage, sondern lediglich die innere Struktur, der geologische Aufbau der scheidenden Erhebungen ist in Betracht zu ziehen. Darin nun besteht die große theoretische Bedeutung der ersten Lieferung von Richthofen's Atlas von China, daß derselbe eine Gegend orographisch und geologisch zur Darstellung bringt, welche den äußersten Ausläufer eines der ostasiatischen Binnenmeere umrandet, und zwar dasjenige, welches zumeist die Verwandtschaft von Meer und Ebene erkennen läßt, nämlich das seichte innere Gelbe Meer mit der angrenzenden Ebene, und mit Spannung mustert man die herausgegebenen sechs Blätter, von welchen vier die das Gelbe Meer nach außen abgrenzenden Halbinseln Shantung und Liau-tung darstellen, während die beiden übrigen den westlichen Grenzgebirgen der Ebenen gewidmet sind.

Schon der erste Blick überzeugt davon, daß Shan-tung und Liau-tung keine sich hebenden Gebirge, sondern uralte Gebirgskerne darstellen, deren Bildung schon seit der archäischen Aera vollendet ist; denn über den gefalteten Gneißen und Schiefern lagern in fast ungestörter Stellung die ältesten paläozoischen Schichten, das präkambrische und kambrische sinische System. Ganz ebenso, wie die westliche Umrandung der Ebene, sind deren östliche Grenzen Schollenland, welches seit präkambrischen Zeiten keine Faltung mehr erlitten hat. Es ist die nördliche chinesische Ebene mit dem inneren Gelben Meere ein Senkungsfeld, und nicht etwa ein durch Gebirgsbildung vom Meere abgetrennter Arm. Allein ihre beiden Begrenzungen nehmen eine etwas verschiedene Stellung ein. Im Westen treten lediglich sinische Schichten zu Tage, deren Grundlage nirgends entblößt ist; im Osten hingegen hebt sich diese gefaltete Basis mehr und mehr hervor und kommt endlich in Liau-tung und im östlichen Shan-tung ausschließlich zur Herrschaft, während sie im westlichen Shan-tung unter mächtiger Bedeckung von sinischen Schichten ruht. Es erscheint die Ostbegrenzung der Ebene als das am meisten gehobene Gebiet, sie bildet den höchsten Horst, aber dementsprechend ist auch in ihr die Abtragung des Gebirges am weitesten fortgeschritten. Im großen und ganzen erhalten noch heute Ost-Shan-tung und Liau-tung einen plateauartigen Charakter durch die annähernd gleiche Erhebung ihrer Gipfel, allein das Gewirre ihrer Bergformen wird ausschließlich beherrscht von dem Wechsel härterer und weicherer Gesteine, wie er von Anfang an durch die Ungleichheit der Schichten veranlagt, aber durch die Zusammenfaltung erst völlig zum Ausdruck gebracht worden ist. Die Gneiße von Ost-Shan-tung und Liau-tung sind zunächst in nordwest-südöstlich streichende Falten zusammengelegt worden, in dieser Richtung streichen daher auch die Gneißbergzüge; später nach Ablagerung von wahrscheinlich huronischen Schiefern und Quarziten erfolgte ein Zusammenschub in nordöstlich streichende Falten, und in dieser Richtung streichen nun die eingekneteten Quarzitmulden, die vermöge ihres harten Materials oftmals riffförmig aufragen. Unregelmäßig gelegene Flächen nimmt endlich der Granit ein, und ein jedes dieser Gesteine zeigt seine charakteristischen Oberflächenformen, welche, entsprechend der eben skizzierten Verteilung, sich an keine besondere Regel binden, namentlich keine raupenförmigen Gebirgsketten bilden, wie solche auf den gewöhnlichen Karten Shan-tung und Liau-tung durchsetzen. Die vorliegenden Blätter bringen die spezifischen Eigentümlichkeiten deutlich zum Ausdruck, wohl charakterisiert sind die schroffen Felsformen des quarzitischen Lou-tsze-shan und des granitischen Fong-hwang-shan an der koreanischen Grenze; auch die des Gneißgebirges, welches nach den Ureinwohnern von Ost-Shantung Lai-Gebirge heißt, erscheinen recht deutlich, während der Gesamtcharakter der Bergformen von Ost-Shan-tung und Liau-tung, welche trotz der geringen, nur an 1500 m. reichenden absoluten Höhe den Hochgebirgstypus zeigen, in der Schummerung einigermaßen verloren geht. Dies aber ist ein ungemein wichtiger Zug in der Gestaltung des Landes, welcher unwillkürlich daran mahnt, in den vorliegenden Formen die eines gesunkenen Hochgebirges zu

erblicken, wenn auch nicht vergessen werden darf, daß manche Mittelgebirge der mediterranen Länder bei niederer Erhebung gleichfalls Hochgebirgsformen zeigen, ohne daß sich eine neuerliche Senkung derselben begründen ließe.

Von wesentlich anderer Beschaffenheit ist der Westrand der Ebene von Peking. Hier erhebt sich, jäh abbrechend, der Abfall des mongolischen Plateaus, welches in der Art einer Gebirgskette schroff ansteigt und an seinem Abbruch eine Höhe von fast 3000 m. im Hwa-tsau-shan, einem Rücken des Nan-kóu, erreicht. Das Plateau selbst ist ein Schichtplateau, welches im allgemeinen von nahezu söhlig liegenden sinischen Straten aufgebaut ist; an seinem Abfalle gegen die Ebene von Peking sollte man daher erwarten, beim Ansteigen das sinische System von unten nach oben zu durchmessen. Statt dessen aber findet man am Fuße des Plateau's die oberen sinischen Schichten, während seine Höhe von den unteren eingenommen wird. Es ist das mongolische Plateau also geologisch nicht unmittelbar gegen die Pekinger Ebene abgebrochen, vielleicht ähnlich wie der Schwäbische Jura gegenüber der Neckarlandschaft, sondern es sinkt vielmehr steil, durch eine intensive Schichtbiegung, unter die Ebene ein. Es liegt am Abfalle des mongolischen Plateau's eine ausgedehnte Flexur vor, der Zusammenhang zwischen der stehengebliebenen und gesunkenen Scholle ist nicht gänzlich gebrochen, sondern beide hängen durch eine schräg gestellte Platte zusammen. An Stelle einer einzigen Verwerfung finden sich zwei Schichtknickungen, die eine, untere, liegt am Fuße des Plateau's und die andere, obere, bildet die Plateaukante. Letztere Bruchlinie hat ausgedehnten Granit-Eruptionen die Wege gebahnt; mächtige Granitstöcke besetzen daher den Rand des Plateau's, und diese sind es, welche, durch die Denudation der umgebenden sinischen Schichten herauspräpariert, nunmehr als schroffe Bergformen bis zu 3000 m. Höhe aufragen.

Dieser Abbruch des mongolischen Plateau's erfolgt aber, wie es unter ähnlichen Umständen häufig geschieht, nicht mit einem Male, er geschieht vielmehr staffelförmig, d. h. unmittelbar gegenüber der abbrechenden Scholle ist dieselbe wiederum gehoben, so daß der Gesamtabbruch zickzackförmig geknickt erscheint und vor dem mongolischen Plateau noch ein schmaler Zug sinischer Schichten liegt, welche an der Biegungsstelle gleichfalls von Graniten durchsetzt sind. Das ist der Zug des Höng-shan. Derselbe ist angesichts des Nan-kóu-Gebirges auf etwa 90 Km. Entfernung in die Tiefe gesunken, so daß hier die Ebene unmittelbar bis an den Fuß des ersterwähnten Pseudo-Gebirges reicht, und sich eine Strecke weit förmlich in das mongolische Plateau drängt. Inmitten dieser Einbuchtung liegt Peking, dessen Horizont demnach auf drei Seiten von Gebirgen umrahmt ist.

Von besonderem Interesse ist die Schichtenfolge, welche den schmalen Raum zwischen dem Nan-kóu und Höng-shan, den beiden Absenkungsstaffeln des mongolischen Plateau's, einnimmt. Hier verfolgte Richthofen ungemein mächtige, kohlenführende Gebilde. Die Basis derselben gehört unzweifelhaft dem Carbon an, während das jüngste Glied der über 3000 m. mächtigen Ablagerung eine lianische Fauna birgt. Augenscheinlich ist das ganze europäische Perm und die Trias in dieser Folge vertreten, welche keinen Wechsel ihres petrographischen Charakters aufweist, und hieraus resultiert eine äußerst wichtige Thatsache, nämlich die, daß in dem Raum zwischen Nan-kóu und Höng-shan durch ganze geologische Perioden hindurch dieselben äußeren Bedingungen herrschten. Es fand hier eine kontinuierliche Senkung des Landes statt; die zwischen beiden Gebirgen gelegene Scholle ist ein permanentes Senkungsfeld und der in jüngster Zeit erfolgte Einbruch der Ebene von Peking ist nur das Endglied einer Reihe von Senkungsvorgängen, welche am Rande des mongolischen Plateau's stattfanden.

Mit dieser Erkenntnis ist auf ein wichtiges mehrfach wiederkehrendes Verhältnis hingewiesen. Permanente Senkungsfelder sind namentlich auch im fernen Westen Nordamerika's nachgewiesen, wo zwischen den Rocky-Mountains und der Sierra Nevada manche Gebiete während der ganzen Kreide- und Tertiärperiode in Senkung begriffen waren, so daß sich hier sehr mächtige monotone Schichtfolgen ablagern konnten. Gleiches gilt von manchen Teilen des europäischen Mediterrangebietes; namentlich aus der alpinen Schichtfolge läßt sich entnehmen, daß trotz enormer Sedimentanhäufung doch manche Gebiete durch ganze geologische Perioden unter das Meer getaucht blieben. Kurz, mehrfach kehren auf der Oberfläche Stellen wieder, welche periodenlang sich senkten und währenddem ungemein mächtige Schichtfolgen aufnahmen, welch letztere in ihrer ganzen imposanten Stärke gewöhnlich eine überraschend einheitliche petrographische Zusammensetzung aufweisen. Vielfach zeigen geologische Systeme in ihrer petrographischen Ausbildung durch ganze Perioden lokal gleichbleibende petrographische Charaktere; hierin fußt im wesentlichen die Differenz zwischen alpiner und mitteleuropäischer Ausbildungsweise, hierin dokumentiert sich die homogene Zusammensetzung gewisser Süßwasserbildungen, die ganze Perioden lang an gewissen Stellen anhalten. Sieht man nun, daß es gerade die am mächtigsten angeschwollenen Komplexe sind, welche die einheitlichste Zusammensetzung aufweisen, so erhält man vielfach den Eindruck, als ob hier eine gewisse innere Beziehung obwalten müsse, und kann sich des Gedankens nicht erwehren, als ob gerade in der Sedimentanhäufung die Ursache für jene gleichbleibenden äußeren Umstände zu erblicken sei, welche sich in der konstanten petrographischen Zusammensetzung spiegeln. Bemerkt man ferner noch, daß gerade an den Stellen, wo heute die mächtigsten Schuttmassen abgelagert werden, Senkungsprozesse vor sich gehen, daß die Deltas des Mississippi, Po und Ganges Senkungserscheinungen aufweisen, dann will es möglich dünken, daß in der Accu-

mulation von Gesteinsmaterial, d. h. in der Belastung des Senkungsfeldes, die Ursache der fortdauernden Senkung derselben zu erblicken sei.

Die Ebene von Peking im engeren Sinne des Wortes bildet nur einen Teil der das Gelbe Meer umrahmenden Ebene, nämlich eine Ausbuchtung derselben in das mongolische Plateau, aber auch die letztere selbst in ihrem gesamten Umfange erscheint nach v. Richthofen's Darstellung als ein permanentes Senkungsfeld, und zwar ein solches, das noch in der jüngsten geologischen Vergangenheit merklich gesenkt worden ist.

Die westlichen Gestade des innern Gelben Meeres werden von mächtigen Lößablagerungen umsäumt, die äußeren hingegen, die Gebirge von Ost-Shan-tung und Liau-tung entbehren dieser Bedeckung, die genau an der Grenze des westlichen und östlichen Shan-tung abschneidet. Hiernach ist die östliche Umsäumung des inneren Gelben Meeres als ein altes Binnengebiet zu betrachten, welches allmählich in das Bereich der peripherischen und schließlich der litoralen einbezogen ist. Die Ursache hiefür erblickt v. Richthofen in dem Einsinken des früher zusammenhängenden Gebirges von Liau-tung und Ost-Shan-tung, welches in jüngster Zeit erfolgt ist, so daß noch die Formen des Gebirges an seinen ehemaligen Hochgebirgscharakter mahnen. Damit ist die mächtige Scheide gefallen, welche einst die Monsune hinderte, ihre Feuchtigkeit bis an den Abfall des mongolischen Plateau's zu tragen, und das dahinter gelegene Gebiet genießt nunmehr der früher entbehrten Niederschläge; es ward aus der Binnensteppe ein Lößgebiet, und entsprechend der fortdauernden Senkung tauchte es schließlich teilweise unter das Meeresniveau, so daß nunmehr die Flut über den ehemaligen Steppenboden rollt, und derselbe größtenteils von dem flachen Schuttkegel bedeckt ist, welchen der Hoang-ho anschwemmt.

Es gestatten die in der ersten Lieferung des Atlas von China dargestellten Regionen einen wichtigen Einblick in die Umwandlung von Binnengebieten in peripherische und von diesem in litorale und maritime. Die ehemalige Steppe ist teilweise zum Meere geworden, und zwar dadurch, daß derselbe Prozeß, welcher das Binnengebiet schuf, schließlich auch das innere Gelbe Meer herausbildete. Dies ist die permanente Senkung eines bestimmten Feldes, und dieser Faktor ist es auch, welcher der Ostküste Asiens ihre charakteristische Gliederung verleiht. So klärt sich denn die Frage nach der Entstehung der dortigen Randmeere befriedigend auf. Zugleich aber wird eine Erweiterung der Auffassung der Küstenregionen überhaupt gewonnen. Wenn sich zeigt, daß eben dieselben Senkungsprozesse, welche gestaltend auf die Oberfläche Zentralasiens gewirkt haben, der Ostküste des Kontinents ihre charakteristische Gliederung verleihen, die sich in den dortigen Randmeeren scharf und deutlich ausspricht, dann kann es nicht wundernehmen, daß die letzteren in ihrer Gesamterscheinung weit abweichen von den Randmeeren Europa's. In diesen überflutet das Meer lediglich einen Teil der kompakten Kontinentalmasse, in den ostasiatischen Randmeeren erfüllt es Senkungsfelder. Ingredierend schreitet das Meer hier, transgredierend dort vorwärts, und in beiden Fällen werden ähnliche Küstengliederungen erzeugt, die jedoch im Grund aus verschieden, und nicht scharf genug in Ingressions- und Transgressionsmeere geschieden werden können. Gemeinsam ist beiden, daß sie auf Kosten des Landes entstanden sind; andere Küstengliederungen entstehen dort, wo das Land aus den ozeanischen Räumen Zuwachs erhält, wo echte Faltungsgebirge sich aufstauen; jäh, ungegliedert, fällt hier das Land gegen das Meer ab, wie an der Westküste Amerika's; und nur dort, wo sich eine Falte eben an die anderen anzulegen bestrebt ist, erstreckt sich zwischen ihr und den letzteren ein schmaler Meeresarm, wie der Californische Golf. So hängt die große Gliederung von Wasser und Land im wesentlichen ab von den in der Erdkruste erfolgenden Prozessen, während die Küstenlinie selbst nur je durch den wechselnden Stand des Ozeans ihre Gliederung erhält, indem sie bald, bei Senkungserscheinungen, als eine Isohypse der reichgestalteten Landoberfläche oder bei Hebungsphänomenen als eine solche des durch Abrasion entstandenen Meeresgrundes erscheint. So lenkt sich der Blick aus dem Atlas von China unwillkürlich auf die großen Konturen von Wasser und Land.

Der interozeanische Tehuantepec-Kanal.

Während die sogenannten inneren Kanäle, welche verschiedene Teile desselben Landes miteinander verbinden, heutzutage immer mehr in Abgang kommen, selten mehr neu gebaut, sondern häufig durch Eisenbahnen verdrängt werden, gewinnen nun die großen und interozeanischen Kanäle für Seeschiffe immer größere Bedeutung und stehen auf der Tagesordnung. Die Eröffnung des Suezkanals hat dem Mittelländischen Meer den Handel mit dem Morgenlande wiedergegeben. St. Petersburg ist nun durch einen Schifffahrtskanal nach dem Finnischen Meerbusen hinaus zum Seehafen geworden. Griechenland erhält nun seinen Kanal durch die Landenge von Korinth mit dem Ausgange nach dem Piräus von Athen. In England soll ein Kanal vom Meere bis Manchester gebaut werden, um diese Fabrikstadt zu einem Seehafen zu machen und auf diesen einen großen Teil des Handelsverkehrs von Liverpool zu übertragen. Die Holländer wollen einen Kanal für Seeschiffe erbauen, um Amsterdam direkt mit dem Meere zu verbinden. Im Deutschen Reiche rückt der Plan, die Nordsee mit der Ostsee durch einen Kanal für Seeschiffe zu verbinden, seiner Verwirklichung immer näher. In Frankreich ist die Erbauung eines Kanals zwischen dem Mittelländischen Meer und dem Biscayer Golf vorgeschlagen, und in Massachusetts baut man einen Kanal quer durch das Kap Cod.

Die großartigsten Pläne dieser Art sind aber diejenigen, welche den Stillen Ozean mit dem Atlantischen in Verbindung setzen sollen, denn sie beschäftigen die gesamte Handelswelt. Außer dem Panamá-Kanal, über dessen Ausführbarkeit und Vollendung die Ansichten noch immer geteilt sind, werden noch zwei Projekte für die Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ozean empfohlen: die Tehuantepec-Route, befürwortet von Kapitän Eads, dem Erbauer der großen Eisenbahnbrücke in St. Louis, Mo., und des Wasserweges an der Mississippi-Mündung, und der Nicaragua-Kanal nach dem Vorschlage des Kapitän Bedford Pim von der britischen Flotte, welcher schon seit lange in der wissenschaftlichen Welt rühmlichst bekannt ist. Er war der erste, welcher durch die Baffins-Bay zu Schiff die Behringsstraße erreichte, also zum erstenmale das Problem der Nordwestdurchfahrt löste und zugleich deren Unbrauchbarkeit für Handelszwecke bewies. Später war er der erste, welcher per Lokomotive von Kairo aus in Suez ankam und mit dem verstorbenen Robert Stephenson eine sorgfältige Studie über die ganze Landenge von Suez und über die hydrographischen Qualifikationen der Häfen zu Suez und Port Said machte; später verbrachte er drei Sommer damit, unter großer Mühe und Aufwand und in Begleitung eines großen Stabes ein Profil des Nicaragua-Kanals von Greytown aus durch den Nicaragua-See nach dem Stillen Ozean zu entwerfen.

Graf Lesseps will den Panamá-Kanal breit und tief genug machen, um auch den größten Seeschiffen die Durchfahrt vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean zu gestatten. Herr Eads will einen Kanal und eine Eisenbahn über die Landenge von Tehuantepec erbauen und auf Schlittenschienen, welche ungeheuren Eisenbahnwägen angepaßt sind, mittelst dieser Eisenbahn die ganzen Schiffe von Ozean zu Ozean führen. Kapitän Pim's Projekt geht dahin, einen acht Fuß tiefen Kanal zu graben, die Schiffe mittelst hydraulischer Hebemaschinen emporzuheben und sie in einem seichten Dock auf Pontons, die nur sechs Fuß tief im Wasser gehen, schwimmen zu machen, weil er behauptet, daß auf diese Weise ein Fahrzeug ebenso leicht und schnell über die Landenge gesetzt werden könne, als mittelst eines Tiefwasser-Kanals, wobei man noch den Schiffsboden während der Fahrt von Entenmuscheln reinigen und dadurch noch eine weitere Zeitersparnis erzielen könnte.[1]

Kapitän Pim macht gegen den Panamá-Kanal geltend, daß der Unterschied in der Höhe des Wasserspiegels in Aspinwall und Panamá es den Fahrzeugen schwierig und ohne Schleusen sogar unmöglich machen werde, in den Kanal ein- und aus demselben auszulaufen; daß Panamá im Gürtel der äquatorialen Windstillen liege, wo die periodischen Windstillen zehn oder elf Monate im Jahre dauern (sein eigenes Fahrzeug, die „Herald", wurde 700 Meilen weit vom Lande hinweggeschleppt, bevor es einen Windzug erreichte), daß es deshalb Segelschiffe eine längere Zeit kosten würde, um durch den Panamá-Kanal nach San Francisco zu kommen, als wenn sie um das Kap Horn fahren würden. Er behauptet ferner, man habe, als man die Panamá-Eisenbahn zu bauen begonnen, erwartet, daß mittelst derselben große Mengen Thran verschifft werden würden, aber es sei noch kein einziger Walfischfänger in Panamá eingelaufen. Ferner schätzt er die Kosten der Erbauung des Panamá-Kanals auf mindestens 150 Millionen Dollars oder den doppelten Betrag des Nicaragua-Kanals nach seinem Plane, dessen Baukosten er auf 82 Millionen Dollars anschlägt und der eine Gesamtlänge von 173,57 e. Ml. bekommen würde.

Nicaragua ist San Francisco um 600 Meilen näher als Panamá, und Segelschiffe müssen, wie schon erwähnt, von Panamá aus einen langen Umweg machen, um sich der Vorteile der Monsune zu bedienen, was einen Unterschied von 2100 Meilen oder 14 Tagen zu Gunsten von Nicaragua ausmacht, obwohl der Unterschied auf der Rückfahrt nur 600 Meilen oder 4 Tage betragen würde. Obwohl die Tonnenzahl der Dampfschiffe im Steigen begriffen ist, überschreitet die Tonnenzahl der Segelschiffe diejenige der Dampfschiffe noch bedeutend, in den Vereinigten Staaten um mehr als ein Drittel. Gegenüber von Panamá ist der Unterschied zu Gunsten des Weges von Nicaragua nach Japan, China und den Sandwichs-Inseln mehr als 800 e. Ml., während er auf dem Rückwege nur 600 Ml. beträgt, und nach Indien und Australien 400 Ml. Auch ist behauptet worden, Schiffe könnten in einer kürzeren Zeit von Nicaragua nach Valparaiso und Callao fahren, als von Panamá aus, obwohl die Entfernung bedeutend größer ist. Die Ersparnis für Dampfboote wird jedoch nicht ganz so groß sein und nur die direkte Entfernung der beiden Endpunkte am Stillen Ozean voneinander, d. h. ungefähr 1300 Ml., für die einfache Fahrt zwischen Panamá und San Francisco, oder fünf Tage in einem Zehn-Knoten-Dampfer betragen.

Obiges vorauszuschicken, war notwendig, weil alles dasjenige, was für das Pim'sche Nicaragua-Projekt spricht, auch im selben, wo nicht in erhöhtem Maße, dem Tehuantepec-Projekt zugute kommen würde, denn wir wollen in dem vorliegenden Artikel die wissenschaftlichen und kommerziellen Gründe aufzuzählen versuchen, weshalb die Schiffseisenbahn über die Landenge von Tehuantepec sowohl dem Panamá-Meeresniveau- als dem Nicaragua-Schleusenkanal vorzuziehen sein dürfte.

Man hat berechnet, daß eine Summe von 50 Mill. Dollars hinreichen würde, um die Schiffseisenbahn in solcher Wirksamkeit herzustellen, daß sie den Transport von Fahrzeugen bis zu 5000 Tonnen Last übernehmen könnte, während die Baukosten des Nicaragua-Kanals

[1] Wir müssen hiebei hervorheben, daß dieses Pim'sche Projekt nicht mit demjenigen Projekt des Nicaragua-Kanals, welches wir in Nr. 7 und 8 dieses Jahrgangs besprochen haben und welches in den Vereinigten Staaten so großen Widerspruch erfahren, zu verwechseln ist.

nach neueren Erhebungen und auf der Basis der Baarzahlung auf 140 Millionen Dollars und diejenigen des Panamá-Kanals nach den bisherigen Erfahrungen auf 350 Millionen geschätzt werden.

Die Route von Liverpool nach San Francisco über Panamá ist ungefähr 700 Ml. länger als diejenige über Tehuantepec, die zwischen New-York und San Francisco etwa um 1200 Ml. und die zwischen New-Orleans und San Francisco etwa um 2000 Ml. länger. Die größere Entfernung darf daher wahrscheinlich im Durchschnitt auf 1000 Ml. geschätzt werden.

Die Durchgangszeit über die Landenge selbst würde sowohl für einen Dampfer, wie für ein Segelschiff in Tehuantepec noch um 3 Tage kürzer sein als in Nicaragua. Der Suez-Kanal ist 100 e. Ml. lang, und die Durchfahrt hält einen Dampfer 48 Stunden auf, d. h. der Dampfer legt auf seiner Fahrt ungefähr zwei Meilen per Stunde zurück; zwei Drittel der Entfernung führt durch die Seen, wo keine Schleusen sind. Beim Nicaragua-Kanal führt nur ungefähr ein Sechstel der Strecke durch einen offenen See, und das Schiff muß von 12 bis zu 20 Schleusen passieren, bei deren jeder es mindestens eine Stunde lang aufgehalten werden wird. Die zur Durchfahrt erforderliche Zeit wird daher ungefähr vier Tage betragen, so daß, obwohl die gesamte Entfernung kürzer ist als die in Panamá, die für einen Dampfer erforderliche Zeit ungefähr dieselbe sein würde.

Im Eingange unseres Artikels ist bereits der günstigen Lage von Tehuantepec hinsichtlich der Passatwinde gedacht worden. Außerdem ist zu hoffen, daß die jährliche Unterhaltung der Schiffseisenbahn weit weniger kosten würde, als diejenige der beiden Kanäle. Da der Panamá-Kanal unter dem Meeresspiegel und die Abhänge und Böschungen seiner ungeheuren Einschnitte der Abspülung durch die tropischen Regen ausgesetzt sind, so wird die Schwierigkeit der Entfernung des in sein Prisma hineingespülten Materials und die Beherrschung des Chagres-Flusses die Unterhaltung des Schifffahrtskanals ebenso schwierig und mühsam wie kostspielig machen. Beim Nicaragua-Kanal sind die Bedingungen beinahe ähnlich.

Die Schiffseisenbahn wird an keinem Punkt den Verheerungen durch Gewässer ausgesetzt sein. Sie wird ihrer ganzen Länge nach auf dem soliden Boden erbaut werden und treffliches Material zum Bau und zur Unterhaltung zur Hand haben. An beiden Seiten stößt sie je an einen natürlichen Hafen, welcher mit geringen Kosten durch Erbauung von Hafendämmen in einen guten, sichern Hafen verwandelt werden kann. Das Klima ist merkwürdig gesund und einheimische Arbeitskräfte sind im Ueberfluß und wohlfeil zu haben. Die Eisenbahn liegt in einem Lande, das eine vergleichsweise starke Regierung hat.

Der veranschlagte Kostenaufwand für die Unterhaltung und Operation im Emporheben, Schleppen und Wiederflottmachen des Schiffes samt seiner Ladung im Wasser dürfte weniger als 30 Cents für die Tonne der geführten Last betragen. Der große Zweifel, welcher sich dem Geiste des Lesers aufdrängen muß, liegt in der Möglichkeit, ein großes beladenes Fahrzeug emporzuheben, auf den Schlitten zu stellen und mit Lokomotiven fortzuschleppen. Die beabsichtigte Art und Weise geht in Kürze dahin: das Schiff in einem gewöhnlichen Hebedock emporzuheben, das Gewicht des Fahrzeugs mittelst eines Systems von hydraulischen Pressen vollständig zu verteilen und auszugleichen, bevor das Schiff auf den Wagen gebracht wird, welcher es zu transportieren hat. Dies alles geschieht unter dem Wasser, da das Schiff aus demselben hervorragt und in einer solchen Weise, welche für das Fahrzeug vollkommen sicher und leicht ist. Das Schiff wird endlich in solcher Weise auf den Wagen gebracht, daß nicht mehr Gewicht auf ein einzelnes Rad oder auf einen Teil des Wagens in seiner ganzen Länge und Breite kommt, als auf einen andern. Das Gewicht auf das einzelne Rad wird acht oder neun Tonnen nicht überschreiten, obwohl Rad und Achse, wenn hergestellt, auf 20 Tonnen geprüft sein werden. Die ganze Ladung wird mittelst gewaltiger Federn, die ebenfalls auf 20 Tonnen erprobt und auf deren keine in Praxis ein Gewicht von mehr als acht und eine halbe bis neun Tonnen gelegt werden wird, übertragen. Diese Federn geben nicht allein ein vollkommenes Kissen für das Fahrzeug und den Wagen während des Transports, sondern dienen auch dazu, irgend welche kleine Unregelmäßigkeiten auf sich zu nehmen, welche auf der Bahnspur vorkommen könnten. Das geschilderte System der Stütze leiht dem Fahrzeug eine Area der Stütze, welche 50—77mal so groß ist, als diejenige in dem besten Hebedock der Welt, und überdies richten sich diese Stützen in jedem einzelnen Falle vollständig nach dem Modell des Fahrzeuges. Wie es von praktischen Sachverständigen beim Zeichnen und Bau von Docks und bei der Handhabung von Schiffen in denselben schon oft gesagt worden ist, so geht das Erfordernis dahin, eine hinreichende Anzahl passender und passend zu machender Stützen zu haben, und dieser Forderung ist in den entworfenen Plänen und im ganzen Betriebssystem dieser Schiffseisenbahn zu entsprechen versucht worden.

Die Bettung für die Eisenbahn wird ungefähr 50 Fuß breit, die Breite zwischen den äußeren Schienen ungefähr 30 Fuß sein. Das Geleise besteht aus 6 solcher Schienen, welche per Yard Länge etwa 100—125 Pfund wiegen. Alle sechs Schienen werden durch einen langen, mit einer Stahlplatte versehenen Spannriegel verbunden sein, der je nach Umständen in zwei Fuß zerschlagenen Stein oder Beton eingesenkt ist. Die zur Bewegung bestimmte Kraft besteht aus Lokomotiven von 75—100 Tonnen Gewicht, welche je ein Gewicht von mindestens 3000 Tonnen auf einer Steigung von 40 Fuß auf eine englische Meile schleppen wird, so daß zwei oder höchstens drei solcher Maschinen die größte Last

ziehen werden. Die Steigungen sind sehr gering; der höchste Neigungswinkel, welcher nur auf einer einzigen Strecke von ungefähr 12 Meilen vorkommt, ist ein Prozent oder 52,8 Fuß per e. Meile. Die Uebergänge oder Veränderungen der Steigung werden durch die gewöhnliche vertikale Kurve, aber eine sehr flache, eine welche auf 400 Fuß 2 Zoll von einer geraden Linie abweichen wird, gebildet. Die Eisenbahn ist in Wirklichkeit und praktisch eine gerade, denn der geringste Radius beträgt 20 Ml. Die über die Landenge gezogene Linie hat Kurven von 20—53 Ml. Radius. An fünf Punkten auf der ganzen Linie wird, um sehr tiefe Bergeinschnitte oder sehr hohe Aufdämmungen zu vermeiden, eine Richtungsveränderung durch schwimmende Drehscheiben bewerkstelligt werden — ein sehr einfaches und ökonomisches Auskunftsmittel in ursprünglicher Anlage und Betrieb, auf welchem die Fahrzeuge herumgedreht werden, während sie auf einem Kissen Wasser ruhen. Die ganze Linie ist sehr sorgsam vermessen und mit praktischer Umsicht angelegt worden. Man hat genaue Untersuchungen gemacht, um sich von dem Charakter der Fundationen sowohl für die Straßenbahn, wie für die aus Mauerwerk zu errichtenden Bauten zu überzeugen. Das Ergebnis dieser Untersuchungen zeigt, daß man es nirgendwo zwischen den beiden Endpunkten mit schlechtem oder selbst nur fragwürdigem Grunde zu thun hat.

Aus dem Obigen geht hervor, daß das Fahrzeug, wenn es aus dem Wasser emporgehoben wird, buchstäblich auf einem System von Wassersäulen unter Druck vom Wasser getragen wird, und daß es in der Lage, welche ihm durch dieses hydraulische System gegeben ist, über die Landenge transportiert wird. Es wird auch von jeder an Seereisen gewöhnten Person erkannt und gewertet werden, daß die Spannung und Kraftanstrengung, welche dem Fahrzeug durch die vorgeschlagenen Methoden gegeben wird, niemals so groß sein kann, als diejenige, welche dasselbe jedesmal erleiden muß, wenn es in See geht. (Sc.)

Dr. Jaworskij über Afghanistan und Buchara.

Von Dr. E. Petri.

(Schluß.)

Bisher hatte die Reise für die Gesandtschaft mancherlei Anziehendes geboten, aber nur gar zu bald trat auch wieder der Ernst der Situation an sie. Die Reisenden bildeten ja eine Gesandschaft und dieser Gesandtschaft lag eine außerordentlich schwierige Mission auf dem Herzen. Schon auf dem Wege nach Kabul hatten die Reisenden es unangenehm empfinden müssen, daß sie einer Gesandtschaft angehörten. Man suchte sie geflissentlich jedem Verkehr mit der Bevölkerung fern zu halten; an ihren Rasttagen war die Gesandtschaft so gut wie eingeschlossen in ihren Zelten oder, wie das in Masari-Scherif der Fall war, in einem langweiligen Lehmquadrat, das den stolzen, aber unverdienten Namen „Palast" führte.

Es hieß, die englischen Agenten, deren viele im Lande wären, könnten das Volk gegen die Reisenden aufwiegeln. Eine der Gesandtschaft angethane Beleidigung hätte aber selbstverständlich Anlaß zu schweren politischen Verwickelungen gegeben. Dr. Jaworskij allein fand noch Gelegenheit, mancherlei von dem bunten Menschengewühl auf den Bazaren und von dem eigenartigen Leben der Eingeborenen zu sehen. Er wurde als Arzt zu Besuchen bei einigen hochgestellten Patienten aufgefordert. In Kabul wurde ihm unter anderem die Behandlung des schwer erkrankten Thronfolgers anvertraut. Der Jüngling, der allem Anschein nach vergiftet war, verschied jedoch mehrere Stunden nachdem der Arzt zu ihm berufen war. Zu der isolierten Lage der Gesandtschaft trug auch der Chef derselben nicht wenig bei. Stolettow befürchtete einerseits einen Zusammenstoß mit der von den Engländern fanatisierten Bevölkerung und bestrebte sich andererseits, seine Unterhandlungen mit den Afghanen vor den Genossen möglichst zu verheimlichen.

Immerhin mußten die Mitglieder der Gesandtschaft bald genug erfahren, daß der Emir von Afghanistan ihrem Chef eine entscheidende Frage vorgelegt habe. Die Engländer hatten auf die Nachricht von dem Vorrücken der russischen Gesandtschaft ihrerseits eine Gesandtschaft in Aussicht gestellt. Es handelte sich für den Emir darum, ob er diese Gesandtschaft zu empfangen habe oder nicht. Er befragte Stolettow um Rat. Der Chef der russischen Gesandtschaft mußte sich der Schwere der auf ihm lastenden Verantwortung bewußt sein. Am Vorabend des Einrückens der russischen Gesandtschaft in Kabul hatte Stolettow von General Kaufmann die Nachricht erhalten von dem für die Russen so ungünstigen Entscheid des Berliner Kongresses und gleichzeitig auch die Weisung, dem Emir gegenüber mit doppelter Vorsicht aufzutreten, namentlich in Bezug auf Versprechungen. Stolettow riet jedoch dem Emir mit Entschiedenheit, daß er die Engländer zurückweisen möge. Die Bedenken des Emirs wußte er durch Versprechungen zu beschwichtigen, daß er, im Fall daß die Engländer die Sache ernst nehmen würden, mit 30,000 Mann erscheinen werde.

Der Emir befolgte den Rat des russischen Bevollmächtigten. Die Engländer machten böse Miene. Die Motive der Zurückweisung wurden von ihnen nicht unrichtig ausgelegt. Ein Uebergewicht des russischen Einflusses in Afghanistan konnte von ihnen nicht zugelassen werden.

Da plötzlich verließ Stolettow am 11. August Kabul. Er erklärte nach Livadia gehen zu müssen, dem damaligen Aufenthaltsorte des russischen Kaisers, um mit diesem persönlich Rücksprache über die afghanischen Angelegenheiten zu nehmen. Einige Tage vor seiner Abreise war ein Schreiben des General Kaufmann's eingetroffen, in welchem

über die bevorstehende Abrüstung der für den Feldzug nach Indien bestimmten Truppen berichtet wurde. Die Gesandtschaft wurde in Kabul zurückgelassen mit der Versicherung, daß sie höchstens nach ein paar Wochen ihrem Chef zu folgen haben werde. Den Arzt nahm der Chef mit sich. Die Strecke zwischen Kabul und Taschkent wurde in größter Eile zurückgelegt.

Stolettow kehrte nicht mehr zurück. Ende September 1878 wurde der Gesandtschaft der Befehl erteilt, bis auf weitere Anordnung in Kabul zu verbleiben. Oberst Rasgonow, der Adlatus des Chefs, wurde zum Chef derselben und zum General befördert. Indessen blieb die Gesandtschaft in Kabul ohne ärztliche Hülfe bei herrschendem Malariafieber, bei einer in Kabul ausgebrochenen Typhusepidemie; am Typhus war bereits ein Kosak erkrankt. Auch der Emir von Afghanistan, der an einem Halsleiden laborierte, wünschte einen russischen Arzt um sich zu haben. Dr. Jaworskij erhielt somit den Befehl, wiederum nach Kabul aufzubrechen. Er trat seine Reise am 17. November an. Die Ausrüstungen zu dieser Reise waren, soweit dies der äußerst geringe Kredit gestattete, aufs Sorgfältigste getroffen. Die vorgerückte Jahreszeit bot mancherlei Schwierigkeiten. Es galt zwölf Pässe zu passieren, von denen einige ihre 12,000 bis 13,000 F. hoch und von der Hälfte November bis April mit Schnee bedeckt waren; letzteres war jedoch, wie sich's späterhin erwies, nicht jedes Jahr der Fall. Zu alledem hatte unser Reisender die Aussicht, daß der Krieg zwischen den Afghanen und Engländern bei seiner Ankunft in Afghanistan bereits in vollem Gange sein werde.

Am 9. Dezember traf Jaworskij in Masari-Scherif ein. Weiter sollte er nicht kommen. Der Krieg war bereits ausgebrochen. Man erzählte sich, daß die Afghanen geschlagen wären und daß die Familie des Emirs auf der Flucht nach Masari-Scherif begriffen sei. Der Emir selber, der darauf gefaßt sein mußte, Kabul zu verlassen, hieß den Arzt vorläufig in Masari-Scherif zurückzubleiben. Wie groß aber war die Sorge unseres Reisenden um seine Genossen! Die russische Hülfe, die Stolettow in Aussicht gestellt hatte, war nicht eingetroffen. Die Afghanen waren den siegreichen Engländern preisgegeben. In ihren Händen aber befand sich die russische Gesandtschaft, die ja doch solidarisch sein mußte mit ihrem ehemaligen Chef. Wie leicht konnte die Rache der leidenschaftlichen und verzweifelten Afghanen sich gegen die Russen wenden. Erst am 24. Dez. erhielt Jaworskij die Erlaubnis nach Taschkurgan zu gehen, woselbst ihm seine Landsleute, in zottige Kabuler Pelze und Filzstiefel gekleidet, entgegenkamen. Die Gesandtschaft hatte ja keine Ahnung davon gehabt, daß sie in Kabul überwintern werde; man hatte sich bloß auf ein paar Sommermonate gefaßt gemacht.

Die Mitteilungen, die dem Arzt von seinen Genossen gemacht wurden, waren sehr bedenklicher Natur. Stolettow hatte seinem Vertreter und Nachfolger keinerlei Instruktionen zurückgelassen. Der Emir bestürmte jedoch die Gesandtschaft mit Anfragen über die in Aussicht gestellte militärische Hülfe; ja er wollte selber nach St. Petersburg ziehen, sich dem Kaiser als Vasall (!) unterwerfen und ihn um Schutz gegen die Engländer anflehen. Was sollte Rasgonow, der keinerlei Instruktionen besaß, hierauf antworten? Er hielt die Reise des Emirs nach St. Petersburg für zulässig. Vielleicht war er es, der dem Emir diesen Gedanken eingegeben hatte. Der General-Gouverneur Kaufmann schrieb seinerseits bloß einige wenige Briefe, in denen lediglich leere Freundschaftsversicherungen und ungewisse Aussichten enthalten waren. Die fatale Stellung der Gesandtschaft und mithin auch die Konfusion in den diplomatischen Unterhandlungen mit dem Emir erreichten ihren Gipfelpunkt, als der Emir zwei an ihn von Kaufmann gerichtete Briefe, von ein und demselben Datum erhielt; in einem dieser Schreiben hieß es, daß der Emir unter keinerlei Umständen sein Land verlassen möge, die russische Regierung werde ihm lediglich auf diplomatischem Wege beistehen; in dem anderen Schreiben aber wurde der Emir aufgefordert, nach Taschkent zu kommen. Allerdings stellte es sich heraus, daß der erste Brief zurückgeholt werden sollte, was jedoch durch einen Zufall vereitelt wurde. Angesichts der unerfüllten Versprechungen und der ausweichenden und sich widersprechenden Aussagen der Russen hatte der Emir, der sonst stets freundlich und ritterlich der Gesandtschaft gegenüber auftrat, wohl das Recht zu fragen: wem er denn zu glauben habe, dem General-Gouverneur v. Kaufmann, dem General Stolettow oder dem General Rasgonow? Die Gesandtschaft in Kabul war unhaltbar geworden. Ein weiteres Verweilen derselben ohne Instruktionen wäre nicht nur zwecklos, sondern auch gefährlich gewesen. Die Gesandtschaft wurde am 18. Januar entlassen.

Dr. Jaworskij wurde von dem Emir vorläufig zurückgehalten. Ein anfänglich durchaus ungefährlich erscheinendes Fußübel des Emirs hatte eine sehr schlimme Wendung genommen. Der Zustand des Emirs wurde allmählich immer bedenklicher. Zudem schwankte er beständig zwischen den Anordnungen des Arztes und denen der einheimischen Quacksalber, von deren medizinischen Anschauungen Jaworskij ein höchst interessantes Bild entwirft. Die falsche Kur der Quacksalber führte zu einem Brand. Eine Amputation des Beines wurde von der Umgebung des Emirs verhindert, da ja der Emir kein gewöhnlicher Sterblicher sei, dem man ein Bein abnehmen dürfe.

Der Emir starb am 8. Februar in Masari-Scherif. Sein tragisches Geschick hatte ihn zu einer Zeit erreicht, wo er noch in voller ungebeugter Manneskraft stand. Der schlimmen Situation, in welche er durch die Engländer geraten war, mochte er durchaus gewachsen sein. Als echter orientalischer Herrscher hatte er, wie wir das aus seiner von dem Verfasser erzählten Biographie ersehen, ein ungemein abenteuerliches Leben hinter sich, ließ sich

jedoch nie durch den schroffen Wechsel seiner Geschicke beugen. Nach dem Tode des Emirs brach eine furchtbare Anarchie in Masari-Scherif aus. Der von dem Emir ernannte Thronfolger Serdar Mahmet-Haschim-Chan wurde nicht anerkannt; hingegen gelang es dem talentvollen Sohne des Emirs, Jakub-Chan, der durch Hofintriguen verfolgt und zurückgesetzt war, die Macht an sich zu reißen. Er befand sich jedoch in Kabul. In Masari-Scherif gab es momentan keine Regierung. Es wurde unbestraft geraubt und gemordet. Die Soldaten rächten sich an ihren unbeliebten Befehlshabern. Der Palast des General-Gouverneurs von Afghanisch-Turkestan wurde ausgeplündert; der General-Gouverneur selber war entflohen. Dr. Jaworskij mit seinen 10 Mann Kosaken war in seinem Hause eingeschlossen und belagert worden. Den Russen drohte nicht nur eine Ausplünderung, sondern auch der Tod..... Alles schien sich zu ihren Ungunsten vereint zu haben. Zu der Verantwortung, die sie als Russen für die Mißgeschicke der Afghanen auf dem Kriegsfelde traf, gesellte sich noch das unsinnige Gerücht, daß der verstorbene Emir dem russischen Chakim, dem Arzt, seine Schätze anvertraut habe. Die Russen hatten es nur der Energie und Treue der afghanischen Offiziere ihrer Wache, die von dem angeblichen Engländer von Schirabad befehligt wurde, zu verdanken, daß die Räuber durch Loskaufssummen und Versprechungen für einige Zeit ferngehalten wurden. In der Nacht auf den 11. Februar flüchteten die Russen, unterstützt von dem neuen Befehlshaber der Truppen, aus Masari-Scherif. Auf dem Wege zum Amu-Darja wurden die Flüchtlinge von einem furchtbaren Sandsturm überrascht, der sie wiederum der Todesgefahr nahe brachte, aber gleichzeitig auch jeder Verfolgung die Möglichkeit abschnitt. Erst als die Russen den Amu hinter sich hatten und von den gastfreundlichen Bucharen empfangen wurden, waren sie sich dessen gewiß, daß sie gerettet seien.

Indessen durfte Jaworskij vorerst noch nicht nach Taschkent zurückkehren. Auf Anordnung des Generals Kaufmann mußte er noch dem Emir von Buchara einen Besuch abstatten, da dieser sich seit längerer Zeit seinen ärztlichen Beistand erbeten hatte. Allerdings scheute Mosofar-Chan als echter Orientale nunmehr davor zurück, sich von einem Arzt behandeln zu lassen, der das Unglück hatte, unmittelbar vom Todeslager des afghanischen Thronfolgers und des Emirs von Afghanistan selber zu kommen. Jaworskij wurde jedoch mit größter Liebenswürdigkeit empfangen und fand Gelegenheit genug, die alte Wunderstadt Buchara kennen zu lernen. Er mußte sich förmlich mit Gewalt losreißen von der bucharischen Gastfreundlichkeit, um nach Taschkent zu gelangen. In Taschkent, woselbst er am 25. März eintraf, wurde er wie ein vom Tode Erstandener begrüßt; man war allgemein überzeugt gewesen, daß er mit seinem kleinen Geleit der Rache der Afghanen zum Opfer gefallen sei.

Symbolische Mounds in den Vereinigten Staaten.

So ziemlich in allen, jedenfalls in den meisten Staaten der amerikanischen Union finden sich Ueberreste eines untergegangenen, eines prähistorischen Volkes, aber nur einzelne Bauwerke und Gerätschaften, welche es hinterlassen, geben Kunde von seiner Existenz. Vor allen Dingen kommen in dieser Richtung die in verschiedener Größe und Gestalt vorkommenden massenhaften Erdhügel in Betracht und sie drängen uns die Frage auf, wer diese Bauten errichtet haben mag und welchem Zweck sie gedient. Die Frage ist bisher nur wenig und nur ungenügend beantwortet worden, obgleich namentlich in neuester Zeit die archäologische Forschung schon manches aufgehellt. Wir sprechen von den sog. „Mounds".

Ganz besondere Beachtung unter ihnen nahmen diejenigen Mounds in Anspruch, welche zweifellos eine symbolische Bedeutung haben; ihre Mehrzahl tritt in der Form von Tieren auf und man findet sie überwiegend im Staate Wisconsin. Die Litteratur derselben ist schon ziemlich angeschwollen; das „Smithsonian Institute" in New-York hat eine Reihe von Berichten darüber gesammelt, der englische Archäologe Phéné, eigens zu den betreffenden Forschungen nach Amerika gekommen, hat eine stattliche Anzahl bisher noch unbekannter Mounds aufgefunden und die „Historical Society" in Madison hat eine mit Abbildung der Mounds in genauer Lage und Berechnung versehene Abhandlung (des Rev. St. D. Peat) über die „Emblematic Mounds" in Wisconsin erscheinen lassen.

Das Resultat aller bisherigen Forschungen über die Bedeutung und den Zweck dieser Mounds beruht lediglich auf Mutmaßungen, nur ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß den „animal shaped" Mounds eine religiöse Bedeutung inne wohnt; ähnlich wie die Kulturvölker des Altertums ihre Gottheiten auch in großartigen Bauwerken und Statuen verherrlichten, dürften auch die Mound-Builder durch Aufwerfung von Erdhügeln den von ihnen verehrten göttlichen Wesen ihre Huldigung dargebracht haben.

Alle die zahlreichen Mounds, die im ganzen Staate Wisconsin zerstreut liegen, weisen Tiergeschlechter und zwar die verschiedensten Geschlechter auf. Unter den Säugetieren finden wir den Elefanten, den Büffel, das Kameel, den Hirsch, den Wolf, den Bären, den Fuchs, den Panther und die Wildkatze vertreten; die Vögel zeigen uns den Adler, den Habicht, den Kranich, die Gans, die Ente und die Taube; unter den Amphibien begegnen wir meist der Schildkröte, doch fehlt auch die Schlange und die Eidechse nicht.

Fassen wir zunächst diejenigen Orte ins Auge, an welchen — und das ist die Regel — die Mound-Gestalt der Schildkröte vorherrscht. Diese Orte liegen, wie überhaupt die meisten Mounds, in der Nähe eines Gewässers, hauptsächlich an den Ufern der Flüsse und Seen. Eine besonders große Zahl der Schildkröten-Hügel, mehr als irgendwo anders, befindet sich um Belvit herum, einzelne

in erhöhter Lage mit herrlicher Aussicht, andere an dem seichten Ufer des nahen Baches. Dicht bei Geneva existierten früher zwei „Turtle"-Mounds, und zwar am Ufer des Sees, beide den Kopf nach dem Wasser gekehrt. Der umfangreichste Schildkröten-Mound, ein glänzendes Zeugnis für die Kunstfertigkeit und die Ausdauer seiner Erbauer, erhebt sich bei Wankesha; er läßt uns die Schildkröte in ihrer natürlichen Stellung erkennen und zwar in einer Länge von 56, mit einem Schwanz von 250 und in einer durchschnittlichen Höhe von 6 Fuß. Aehnliche Mounds in verschiedener Größe finden sich an den Ufern des Hoskonong-, des Monona-, des Mondota-, des Horicon-, des Winnebago-, des Green-, des Ripley-, des Silver- und des Wingra-Sees. Ein Mound bei Green-Lake zeigt die besonders naturgetreue Gestalt einer aus dem Wasser kommenden Schildkröte; der Kopf derselben — der Mound liegt am Uferabhang eines kleinen Flusses — befindet sich am oberen Rande des Abhangs, der Körper am Abhange selbst, der Schwanz teilweise im Flußbett. Daß diese Mound-Arten bisweilen als Opfer-Altäre dienten, beweist der Mound beim Wingra-See, der, als er geöffnet wurde, Ueberreste menschlicher Knochen, Asche und verbrannte Tuchstücke enthielt. Mehrere Mounds in Schildkröten-Form finden sich auch am Ufer des Milwaukee-Flusses, 6 e. Ml. nördlich von Milwaukee.

Eine andere, vielfach vorkommende Mound-Form ist die des Panthers, von einzelnen Archäologen auch für eine Nachbildung von Löwen und Tigern gehalten; das schönste Exemplar derselben befindet sich bei Wankesha, andere sieht man bei Belvit und — diese in sonderbarer Stellung gegeneinander gerichtet — am westlichen Ufer des Turtle-Creek. Am Ufer des Fox-Flusses sieht man mehrere große Erdhügel, welche die Form des Wolfes erkennen lassen; zwei ähnliche Mounds bei Green-Lake und um denselben scheinen, mit einem Zwischenraum von etwa 15 Fuß, in feindlicher Stellung gegeneinander zu stehen; eine gleiche Stellung haben zwei Mounds am Ufer des Ripley-Sees, die Körper der einen parallel mit dem See, die Köpfe der anderen dem See zugewendet. Zwischen dem Monona- und Wingra-See liegen wieder zwei gleichgestaltete Mounds. Den Prärietwolf repräsentierten eine Menge Mounds, die sich ehedem in der Stadt Milwaukee befanden; sie sind in den „Antiquities of Wisconsin" beschrieben. Auch an den Ufern des Winnebago-Sees trifft man sie, und zwar in Verbindung mit anderen formlosen Erdhügeln. Wieder eine andere Art dieser symbolischen Hügel stellt den Fuchs dar, der, wenn auch in den verschiedensten Stellungen aufgefaßt, doch immer leicht zu erkennen ist; die Erbauer der Mounds waren überhaupt mit den Eigenschaften und Gewohnheiten der Tiere sehr vertraut, und so waren sie imstande, dieselben nach dem Leben nachzubilden. Am Flusse Wisconsin liegt ein solcher Mound in Fuchs-Form. Zweien Nachbildungen begegnet man am Ufer des Wingra-Sees, und zwar in entgegengesetzter Stellung: der kleinere Fuchs ist dem See zugewandt, der größere kehrt dem See den Rücken, der eine befindet sich auf flachem Grund, der andere ist an der Seite eines Hügels angebracht. Auch am Horicon-See und in Dane Co., 10 Meilen westlich von Madison, liegen solche Erdhügel. Der Bär, in sehr ausgeprägter Form, kommt ebenfalls häufig vor, am Honey-Creek, bei Muscada und in Moundsville am Neenah-Flusse; in Richland Co. ist ein solcher Mound von 56 Fluß Länge und 20 Zoll Höhe. In der Nähe von Blue-River, English Prairie, kommen sie zahlreich vor, besonders schön geformt und mit großer Regelmäßigkeit konstruiert, die einzelnen Hügel je 15 Fuß von einanderliegend; eine andere Gruppe gleichgestalteter Mounds befindet sich 28 Meilen westlich vom Michigan-See, an dem Indianer-Pfad, der nach dem Mississippi führt, die Länge dieser Mounds zwischen 90 und 100 Fuß variierend.

Auch den Hirsch und das Reh finden wir durch Erdhügel verherrlicht. Am deutlichsten ausgeprägt ist die Gestalt des Hirsches in einem Mound in der Nähe von Madison; am Honey-Creek befindet sich ein ähnlicher Mound, aber das Tier hat nur ein halbes Geweih. Den Büffel, stellenweise von gigantischer Größe, trifft man vielfach, meistens in Verbindung mit anderen symbolischen Mounds, am Rock-River, ihrer drei am Kickapoo-Fluß und in der Nähe von Belvit, die ausgedehntesten in Grant County. Die gewöhnlichste Begleiterin des Büffels ist die Antilope, die bis in die neuere Zeit hinein zahlreich in den Urwäldern Wisconsins hauste. Auch der Waschbär (racoon) ist — so am Green Lake — in Erdhügeln ausgeprägt. Die Gestalt des Eichhörnchens findet sich sehr selten, immer in merkwürdiger Stellung, am Horicon-See und bei Mayville; im Mound nahe bei Madison, noch gut erhalten, zeigt das kleine Tier einen Schwanz von 250 Fuß Länge. Der größte Elefanten-Mound in Wisconsin liegt am Mississippi, etwa 8 e. Ml. unterhalb der Mündung des Wisconsin-Flusses. Dieser kolossale Erdhügel ist 135 Fuß lang, 60 Fuß breit und durchschnittlich 5 Fuß hoch. Ein Mound, für welchen die Archäologen sich besonders interessieren, ist ein Kameel-Mound, und allerdings ist diese Erscheinung sehr merkwürdig. Nach den klimatischen und lokalen Verhältnissen konnte das Kameel hier sicher nicht existieren; soll man vielleicht annehmen, daß die Ur-Bewohner des Landes aus der Heimat des Kameels gekommen? Die Vögel kommen fast immer in Verbindung mit anderen Mounds vor; es finden sich solche Mounds am Wingra-See, am Koshkonong-See und am Kickapoo-Fluß. Es kann nicht befremden, daß auch die menschliche Gestalt in den symbolischen Mounds erscheint, und dieselbe ist besonders charakteristisch durch die ungewöhnliche Länge der Arme. Eine Menschengestalt gibt es bei Blue Mounds, Arme und Beine sind ausgestreckt, die Länge beträgt 125 Fuß, die Ausdehnung vom Ende des einen Armes bis zum Ende des anderen 140 Fuß. In Grant County existiert ein Mound in Menschenform mit zwei Köpfen,

die den Schultern zugeneigt sind; auch hier sind, während die übrigen Körperteile sich schön abgerundet zeigen, die Arme unverhältnismäßig lang. Bei Black Earth gibt es einen Mound, in welchem jeder Arm 350 Fuß, der Körper 100 Fuß und jedes Bein 600 Fuß lang ist, der Kopf mißt 25 Fuß im Durchmesser, die Höhe beträgt 5 Fuß. Weitere solche Erdhügel liegen am Ufer des Cat-Fish-Flusses, südwestlich von Madison und am Ufer des Wingra-Sees in unmittelbarer Nähe des Friedhofes. In Verbindung mit anderen symbolischen Mounds findet sich die Form einer Frau am Wisconsin-Flusse ausgeprägt. Noch eine große Zahl von Mounds, ebenfalls symbolischen Charakters, existiert, verschiedene Gerätschaften darstellend, welche den Erbauern der Hügel geläufig waren. Auch die Form des Kreuzes ist nicht selten, namentlich 6 Ml. von Milwaukee gibt es in dieser Richtung eine interessante Gruppe mit Skeletten und einer Masse von Pfeilspitzen (arrow-heads) und anderen Steinwerkzeugen. Der Stab oder das Szepter scheint bei den Urbewohnern als ein Zeichen der Würde im Gebrauch gewesen zu sein; ein Hügel dieser Form lag früher innerhalb der Stadtgrenze von Madison und ein solcher Hügel befindet sich noch jetzt am Ufer des Koshkonong-Sees. Ebenfalls die Kriegskeule fehlt nicht; östlich vom Monoma-See bei Madison liegt ein Mound dieser Art, der Schaft der Keule 135 Fuß, der Kolben 36 Fuß messend. Ein Erdhügel bei Sheboygan hat die Gestalt eines Ochsen-Joches in der Länge von 200 Fuß. Oft kommt es auch vor, daß in einem und demselben Hügel zwei Tierformen ausgeprägt sind, so am Wingra- und am Koshkonong-See. Zeichnungen solcher Mounds hat man an den Felsenwänden in Colorado und Neu-Mexico gefunden.

Wir haben im Vorstehenden nur einen kleinen Teil der Mounds genannt, die zu Tausenden durch ganz Wisconsin zerstreut liegen und ihre Masse sowohl als ihr Umfang läßt darauf schließen, daß hier in der Vorzeit ein überaus reges Leben geherrscht. Der Fleiß und die Ausdauer, welche die betreffenden Arbeiten bedingten, fordern geradezu zur Bewunderung heraus.

Geographische Neuigkeiten.

Togo-Land und das deutsche Schutzland an der Sklavenküste. Dr. Hugo Zöller, der Reise-Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", welcher vom Oktober 1883 an bis vor einigen Monaten auf einer Forschungsreise im Togo-Land, einem Gebiet an der Sklavenküste, beschäftigt war, hat die Schilderung seiner Erlebnisse und Beobachtungen früher in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlicht und dieselben neuerdings auch in einem hübschen Oktavband (Stuttgart, W. Spemann) erscheinen lassen, den wir bereits besprochen haben, der viel Lehrreiches und Interessantes enthält und namentlich einen Teil der Vorgänge erzählt, durch welche diese Landstriche unter deutschen Schutz gekommen sind. Aus seiner Darstellung geht anscheinend hervor, daß diese „Annexation" eine unvorbedachte war. Deutsche Händler, die in Groß- und Klein-Popo etabliert waren, wandten sich an den Befehlshaber des deutschen Kriegsschiffes „Sophie" mit der Bitte um Schutz gegen die willkürlichen Zölle, welche die eingeborenen Häuptlinge erhoben. Es war deshalb im Februar 1884 mit dem Häuptlinge von Klein-Popo ein Abkommen getroffen, wonach fortan nur die gewöhnlichen Abgaben gefordert und alle hemmenden Zollschranken entfernt werden sollten. Der Neger Lawson aber, welcher als Dolmetscher des Gouverneurs von Sierra Leone einen Jahresgehalt von 300 Lstrl. bezieht und zugleich einer der Prätendenten um die Krone von Klein-Popo ist, widersetzte sich dieser Anordnung und ward als Geisel an Bord der „Sophie" weggenommen. Später, im Juni, drang ein Haufe Haussa-Polizei in das fragliche Gebiet ein und drang der Küste entlang bis Porto Seguro vor. Herr Firminger, der Anführer dieser Truppe, soll den Häuptlingen den Rat gegeben haben, die deutschen Händler zu vertreiben, deren rührige Geschäftigkeit die Zolleinkünfte des benachbarten britischen Gebietes erheblich schädigte. Bald darauf erschien Dr. Nachtigal in der „Möve" an der Küste, und auf die Bitte der deutschen Kaufleute und nach einem „Palaver" mit den Häuptlingen wurde das ganze dem König von Toko lehenspflichtige Gebiet unter deutschen Schutz gestellt. Der Vertrag wurde am 5. Juli in Bagidà unterzeichnet und im Verlauf des Monats die deutsche Flagge an den bedeutendsten Orten des Schutzlandes aufgehißt.

Die Küste, welche sich vom britischen Gebiet westwärts bis Whyda, dem einzigen Hafen von Dahome, hinzieht, teilt sich in vier sog. Königreiche, nämlich Togo, Klein-Popo, Ague und Groß-Popo. Togo, das deutsche Schutzland, hat einen Küstenstrich von 12 e. Ml. Breite und erstreckt sich ungefähr 10 e. Ml. landein; es umschließt einen „Strand", beach, und ein „Festland", mainland, welche durch eine seichte, aber schiffbare Lagune von einander getrennt ist. Der „Strand" ist nirgends über 1 e. Ml. breit; auf eine Entfernung von 50 bis 200 Schritten besteht derselbe aus grauem oder gelbem Sand, der an vielen Stellen mit den gebleichten Ueberresten von Tintenfischen bedeckt ist. Jenseit desselben liegt ein Streifen von dichtem Dorngebüsch, und wenn man sich durch dieses hindurchgearbeitet hat, betritt man roten Lehmboden von mannigfaltigerem Aussehen, auf welchem Binsen, Schilfgras, Gebüsche, Gruppen von Cocos- und Oelpalmen mit breiten Savannen abwechseln. Dem inneren Abhang des Strandes entlang liegen die hauptsächlichsten Dörfer, denn die Orte an der Küste sind nur Handelshäfen. Unter diesen ist Lome oder Bé Beach, obwohl erst 1881 gegründet, nächst Klein- und Groß-Popo der wichtigste Ort längs

der Küste zwischen dem britischen Gebiet und Whyda, denn es hat einen jährlichen Umsatz zwischen 40—50,000 Lstrl. Hier sind sieben Faktoreien etabliert, einschließlich zweier deutschen und einer englischen und dreier Häuser von Eingeborenen, welche britischen Unterthanen gehören. Bè oder Bey, die Stadt, von welche Bè Beach der Hafen ist, liegt ungefähr eine Meile landein, hat gegen 3000 Einwohner und genießt einen gewissen Ruf wegen eines Fetischtempels, welcher Njikpla, dem Gott des Kriegs und der Sternschnuppen, gewidmet ist. Der Fetisch ist dargestellt als Reiter zu Pferde und in europäischer Kleidung, allein Europäer haben keinen Zutritt in der Stadt, wenn sie sich nicht zuvor entkleiden, und Dr. Zöller und seine Begleiter durften sich für besonders begünstigt halten, da man ihnen erlaubt hatte, ihre Beinkleider, Stiefeln und Hüte anzubehalten. Die Häuser von Bè sind, ganz im Gegensatz zu der im Innern gewöhnlichen Bauart, kreisrund mit hohen, kegelförmigen Dächern und vorspringenden Traufen; sie sind erbaut aus rotem, mit Binsen vermengtem Lehm. Cocospalmen und Bananen und Gebüsche schauen über die Hecken hervor, mit welchen jedes Heimwesen umgeben ist.

Bagidà Beach hat fünf Faktoreien, nämlich zwei deutsche, eine englische (F. und A. Swanzy, welche aber von einem Neger repräsentiert wird) und zwei, welche Negern aus Sierra Leone gehören. Der Weg nach der Stadt Bagidà führt durch einen Wald von exogenen Bäumen, welcher von Affen und Vögeln wimmelt. Bagidà ist heutzutage ein Platz von geringer Bedeutung mit nur einigen Hundert Einwohnern; doch genießt sein Häuptling, „König Gasu", einige Achtung, und ein in Leinwand gewickelter Ochsenschwanz, welchen er Dr. Zöller als Wahrzeichen lieh, wurde von den Dorfbewohnern auf dem Festlande mit Ehrerbietung behandelt.

Porto Seguro war zu Zeiten des Sklavenhandels ein Ort von bedeutender Wichtigkeit, ist jedoch heruntergekommen, seit der König von Togo es einem seiner Bootsleute schenkte, der sich nun König Mensa nennt, und zählt kaum 1200 Einwohner. Es wird geschildert als weitaus der schmutzigste Ort an der ganzen Küste, mit Haufen von Unrat, die in den engen Gäßchen um seine kreisrunden oder viereckigen Hütten herum aufgeschichtet liegen. Es ist der einzige Ort des Gebietes, wo Vieh gehalten wird. Es sind hier farbige Vertreter von zwei französischen Häusern und von einer Firma in Sierra Leone stationiert. Bgun Kope oder Gum Koffi, das Grenzdorf, ist ein unbedeutender Ort.[1]

[1] Die europäischen Firmen, welche Faktoreien im Schutzgebiete haben, sind die Herren F. und A. Swanzy (in Bè Beach und Bagidà), C. Godelt (in Bè Beach), F. M. Vietor und Wölben und Brohm (beide in Bè Beach und Bagidà). Die französischen Häuser C. Fabre und Comp. und Regis Aîné und Comp. werden durch eingeborene Agenten in Porto Seguro vertreten. Die eingeborenen Händler, alle aus Sierra Leone, sind G. B. Williams, Tommy Williams, G. B. Cole, Gebrüder Hooper und Acansey.

Die Lagune, welche den Strand oder die Nehrung vom Festlande trennt, hat eine mittlere Breite von 1 e. Ml., erweitert sich aber im Mittelpunkt des Gebietes zu der Lagune Avon der Admiralitätskarte, welche nach dem an ihrem nördlichen Ende in sie fallenden Strom geeigneter die Hakko-Lagune genannt wird. Die Lagune war, als Dr. Zöller sie befuhr, nur 10 Fuß tief, und die Eingeborenen ruderten ihre Boote mittelst 20 Fuß langer Bambusstangen. Nach schweren Regengüssen steigt das Wasser in derselben bis zu 16 Fuß und sie bekommt dann das Aussehen eines Sees, während sie in der trockenen Jahreszeit durch zahlreiche Strecken von Röhricht, mit gewundenen Kanälen dazwischen, worin Kähne fahren können, versperrt wird. Sie ist reich an Fischen und an vielen Stellen erstrecken sich die Fischzäune von einem Ufer zum andern, wo dann die Eingeborenen, im Wasser stehend, die Fische korbweise herausschöpfen. Der Fluß Hakko oder Haho ist tief, aber träg fließend, wechselt an Breite zwischen 65 und 130 Fuß und seine Ufer sind mit dichten Wäldern bedeckt, in welchen die Oelpalme vorwiegt; der Fluß ist von zahlreichen Zäunen zum Fischfang versperrt.

Das Festland ist wellenförmig und steigt in Anschwellungen zur Höhe von 200—300 Fuß an; vereinzelte Hügel gibt es aber nicht. Ein zäher grauer Lehm nimmt die Thäler ein, welche häufigen Ueberschwemmungen unterworfen sind, während das höhere Gelände aus einem fruchtbaren roten Thon besteht, welcher Eisenstein-Nieren enthält. In zweien dieser Thäler beobachtete Dr. Zöller zahlreiche in den grauen Letten gegrabene Brunnen bis zu einer Tiefe von 80 Fuß. Der Pflanzenwuchs dieser tieferliegenden Bezirke beschränkt sich beinahe nur auf Schilf, Röhricht und Bambus, während das höhere Gelände mit grobem Gras und Gebüsch und riesigen Affenbrotbäumen bedeckt ist, welche hervorragende Züge in der Landschaft bilden. Um die Dörfer herum findet man Pflanzungen von Cocos- und Oelpalmen, von Papayabäumen, Bananen, Ananas und Orangenbäumen; allein die Haupternten bilden Mais und Cassada, neben welchen auch noch Pfeffer, Indigo und Baumwolle gebaut wird.

Das Land ist sehr bevölkert. Die zahlreichen Dörfer zeichnen sich durch ihre große Reinlichkeit aus; die Straßen werden besser gekehrt als sogar in Berlin, und aller Abfall und Unrat wird in große Löcher geworfen und diese zugedeckt, sobald sie voll sind. Die Häuser sind rechtwinkelig mit Wänden aus großen lufttrockenen Ziegeln mit Lehm, Schilf und Stroh; das weit über die offene Seite des Hauses vorspringende Dach ist mit Stroh gedeckt, der Fußboden ein Estrich von rotem Lehm. Zuweilen ist das Innere in zwei oder mehr Gemächer geteilt und diese haben dann Fenster mit hölzernen Läden oder Gittern; manchmal ist auch noch ein oberes Stockwerk vorhanden, zu welchem eine gangbare Treppe hinaufführt. Gewöhnlich stehen mehrere Häuser beisammen innerhalb einer aus Maisstroh hergestellten Einfriedigung. Das Hausgeräte

besteht aus Strohmatten, um darauf zu schlafen, aus Kalebassen und verschiedenen irdenen Geschirren mit Einschluß gewaltiger Amphoren zur Aufbewahrung von Wasser, welche zum Teil in den Boden gegraben sind, und aus seltsam geformten niedrigen Schemeln. Jedes Dorf hat seinen „Gerichtshof", gewöhnlich einen offenen, von einem bedeckten Bogengang umgebenen Hof, seinen Fetisch-Tempel, der von außen bunt bemalt ist, und seinen Palaverplatz. Fetischhütten trifft man häufig an den Wegen; sie enthalten meist priapische Figuren mit sorgfältig geschnitzten menschlichen Gesichtern, neben welchen Kauries und andere Opfergaben niedergelegt oder an Pfählen aufgehängt sind. Die Eingeborenen sind geschickte Töpfer, gerben Leder, spinnen Garn und weben Zeuge; sie sind mit Schwertern, Messern, Speeren und Gewehren bewaffnet.

Die Kleidung der jungen Mädchen beschränkt sich auf ein leichtes Lätzchen; aber verheiratete Weiber tragen gewöhnlich eine lange Schürze und zuweilen selbst eine Toga, wie die Häuptlinge sie tragen. Die Männer tragen Badehosen oder eine Toga und als Kopfbedeckung eine Nachtmütze oder einen breitkrämpigen Strohhut. Das Haar wird meist kurzgeschnitten getragen, allein Stutzer beiderlei Geschlechts verwenden große Sorgfalt darauf, es in ausschweifendster Weise herauszuputzen.

Beide Geschlechter tragen Zierraten und Schmuck, welche aus Halsbändern und Ringen um Arme oder Beine bestehen. Die Eingeborenen lieben den Trunk, betrinken sich aber selten im Uebermaß, und rauchen leidenschaftlich. Ihre Felder sind reinlich gehalten, und obwohl Pflüge und Hacken unbekannt sind und der Boden nur mit dem Ende eines Stockes gelockert wird, so sind die Ernten doch reichlich. Schafe, Ziegen, Schweine und Geflügel werden beinahe in jeder Familie gehalten.

Togo, die Hauptstadt, besteht aus einer Gruppe von fünf Dörfern, welche am Fuße einer steilen Wand von rotem Lehm inmitten von Cocospalmen, Bananen und Büschen liegen und zusammen 2500—3000 Einwohner enthalten mögen. Gbome, ein Dorf auf der Westseite der Lagune, wird nur von Eingeborenen aus dem Innern bewohnt. Wo, im Nordosten, ist nur ein kleines Dorf, allein alle fünf Tage wird sein Markt von ungefähr 6000 Menschen besucht und oft 3000 Gallonen Palmöl an einem einzigen Markttage verkauft. Europäische Händler besuchen aber niemals diese Märkte im Innern.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Die Familie der Nachtschwalben ist reichlich vertreten. Ihr Gefieder ist stets grau oder bräunlich, so daß man sie nicht leicht auf dem Boden, wo sie ohne jegliches Nest brüten, noch auf den Bäumen, wo sie immer der Länge nach auf den Zweigen geduckt sitzen, gewahr wird. Von den kleineren Arten, die auf dem Boden oder in Felsenlöchern brüten und nie über zwei, ja oft nur ein Ei legen, habe ich oft die Eier gefunden, und kann mit Bestimmtheit sagen, daß der Vogel, wenn ihm sein Brüteplatz nicht mehr gefällt oder er verjagt wird, sein Ei in den Schnabel nimmt und anders wohin legt, um da sein Brutgeschäft fortzusetzen. Auf einer kleinen Fußreise nach dem Para-Distrikt fand ich auf dem schmalen Waldwege, den ich zwei Tage zuvor begangen hatte, bei meiner Zurückkunft eine Nachtschwalbe, die von ihrem Ei wegflog. Als ich dieses ausblasen wollte, fand ich einen beinahe ausgebildeten Vogel darin. Das Ei mußte also kaum zwei Tage vorher durch den Vogel dahin gebracht worden sein. Häufig brüten die kleineren Nachtschwalben-Arten auf Strominseln in Felsenlöchern, wo eine Backofenhitze herrscht. Die Jungen sind aber immer flügge, wenn die Regenzeit anbricht und diese Inseln überströmt werden. Die bekannteste der Nachtschwalben ist Nyctidromus albicollis, *Gm.*, etwas größer wie die europäische Nachtschwalbe, dunkelbraun und schwarz geädert, mit weißem Halse und Schwanzfedern. Sie setzt sich in hellen Nächten in die Wege und freien Plätze und läßt ihren gellenden Ruf O-heio erschallen, den die Engländer in Whip-poor-Will übersetzt haben. Man kann sich ihr bis auf wenige Schritte nähern, ehe sie davon fliegt; sie fängt im Fluge Nachtschmetterlinge, Käfer und besonders Feuerfliegen (Lampyris), die man, wenn man den Vogel schießt, noch durch den Kropf leuchten sehen kann.

Eine größere Art (Nyctibius leucopterus, *Wd.*) ist dunkelgrau und beinahe so groß wie eine Taube, hat den so wunderbaren Gesang der abwärtsgehenden Skala, von dem ich am Eingange sprach, und den man fälschlich dem Faultier zuschrieb. Ich übersetzte ihn meinen Indianern in der Negersprache als Mi no ka sli bi o (ich kann nicht schlafen) und es ist gewiß der eigentümlichste, so ganz der Tonleiter ähnliche Laute den man in der Tierwelt findet. Nicht selten brachte man mir den Riesen der Nachtschwalben, den Kwau der Karaiben, Nyctibius grandis *Gm.*, der, hellgrau von Farbe, mit den Schwingen über drei Fuß klaftert. In sein ungeheures Maul kann man ohne Mühe eine Mannsfaust hineinstecken. Er lebt nur von Insekten und sein dumpfer Schrei klingt wie sein indianischer Name.

Ich komme nun zu den Kolibris, einem Geschlecht, das einzig und allein nur in Südamerika zu Hause ist, und durch seine vielen Arten, das Winzige seiner Erscheinung, das Zierliche seiner Formen, die barocken Anhängsel seines Gefieders, die als lange Schwanzfedern, Schöpfe, Hauben, Krägen, Hals- und Ohrzierraten sich darstellen, den eigentümlichen Flug, der, so ganz von dem der übrigen Vogelwelt abweichend, zum Verwechseln dem der Abendschmetterlinge, Sphingiden, gleicht, die Bewunderung verdiente,

wenn es nicht durch seine Farbenpracht, die in Glanz und Schimmer polierten Metallen und Edelsteinen gleichkommt, und durch streng abgegrenzte Zeichnung des Gefieders wieder an die Schmetterlinge erinnerte, in Entzücken versetzen müßte. Ich war wie festgebannt, als ich zum erstenmal diese fliegenden Juwelen sah, die wie Taubenschwänzchen an den Blüten eines Melonenbaumes saugten. Abwechselnd funkelte in der Morgensonne die prachtvolle violettblaue Brust, dann wieder der smaragdgrüne Kopf und Rücken des Thaluriana furcata *Gm.* Etwas später lernte ich den Topas-Kolibri kennen, Trochilus mosquitos, der ebenfalls häufig vorkommt. Mit olivenbraunem Leib, rötlichem Schwanz, glänzt sein Hals wie hellpoliertes Gold, während die Oberseite des Kopfes in feurigstem Rubinrot prangt. Erst allmählich machte ich Bekanntschaft mit den verschiedenen Arten, die aber weniger zahlreich sind, als in dem benachbarten Brasilien, dessen verschiedene Gebirgsstriche und abwechselnde Temperatur mehreren Arten Raum gibt. Ich kenne 14 Arten, als: Pygmornis amaura *Bud.*, Pygmornis pygmaeus *Sp.*, Campylopterus latipennis *Lath.*, Thaluriana columbica *Br.*, Florisuga mellivora *L.*, Lophornis ornatus *Gm.*, Heliothrix auritus *Gm.*, Polytmus viridissimus *Vieill.*, Eucephala coerulea *Vieill.*, Hylocharis cyanea *Vieill.*

Doch sah ich oft Arten, die entweder nur zeitenweise als Strichvögel die Kolonie besuchen oder äußerst selten sind. So fand ich mich, als ich einst meinen Kostacker besuchte, einem Kolibri gegenüber, der keine drei Schritte Abstand von mir wohl eine Minute lang wie bewegungslos in der Luft schwebte. Brust, Hals, Kopf und Rücken waren vom feurigsten Sapphirblau, die Schwungfedern aschfarb, alles übrige aber blendend weiß. Blitzschnell verschwand der Vogel, als ich eine Bewegung machte und nie habe ich wieder einen ähnlichen gesehen. Im Frühjahre 1843 fing ich mehrere Male in der Umgegend von Paramaribo mit dem Schmetterlingsnetze einen kleinen grünlichen Kolibri mit einem purpurroten Häubchen, stets an den Blüten der Asclepias curassavica, und er flog nie höher als die Pflanze wächst, nämlich drei Fuß vom Boden, und nie sah ich ihn aus anderen Blüten saugen. Bei der Menge von Arten, aus denen diese wunderbare Gruppe besteht, bei mancher Aehnlichkeit mit den Schmetterlingen, wäre es wohl möglich, daß, wie die Raupe ihre Nahrung nur in einer bestimmten Pflanze findet, einzelne Arten Kolibri's sich ausschließlich von Insekten nähren, die nur im Blütenstaube gewisser Blumen vorkommen. Uebrigens sind ihre Nahrung nur kleine, fast mikroskopische Käferchen, die sie mit der doppelten Zunge, die Aehnlichkeit mit dem Rüssel einer Sphinx hat, im Fluge von den Staubfäden der Blüten abstreift und verzehrt. Vermutlich kommt auch auf diese Weise etwas Blütenstaub und Honig in den Magen; die Hauptnahrung sind aber immer kleine Insekten, denn immer fand ich den Magen davon vollgefüllt. Ich sah eines Morgens mehrere Kolibris an einem großen Spinnennest die kaum ausgekrochenen Jungen im Fluge verspeisen.

So viele Gattungen es gibt, so scheint in dem Bau ihrer Nester wenig Verschiedenheit zu herrschen. Ich kenne nur zwei Arten Nester; der kleine Pygmornis pygmaeus *Sp.*, baut sein Nest an die innere Spitze eines Palmblattes, und kaum fünf Fuß vom Boden, und befestigt es mit feinen Fasern daran, so daß das Blatt eine Decke bildet und dieses, wie der Wind es auch hin und her weht, doch stets das Nestchen gegen Sonne und Regen beschützt. Uebrigens ist dieses Nestchen, das aus Moos, Flechten und anderen Pflanzenfasern besteht und mit der Seidenwolle von Asclepias oder der des Bombax ceiba ausgefüttert ist, immer im dichten Gebüsch. Die Nester anderer Arten sind meist in die Gabeln dünnerer Zweige von Bäumen und Sträuchern gebaut. Die Haupt- oder innere Masse dieser Nester, die durch Flechten und Fasern an die Gabeln befestigt und so fest damit verbunden sind, daß man meinen sollte, sie wären durch eine klebrige Substanz mit dem Holze vereinigt, besteht aus dem zunderartigen Stoffe des Nestes schwarzer Ameisen, die auf den Zweigen der höchsten Bäume ihren Bau anlegen, der an Masse manchmal wohl ein Oxhoftfaß beträgt. Dieser schwammartige Stoff wird in der Kolonie, wo Neger und Indianer sich noch allgemein der Zunderbüchsen bedienen, als Zunder verkauft und verbraucht und wird von allen Kolibris als besonders gutes Material für ihre Nester verwendet. Ich kenne viele Arten, die alle auf dieselbe Weise bauen, und nie mehr als zwei bohnengroße weiße Eier legen. Der gemeine grüne Kolibri baut immer auf ganz entlaubte, wie Reiser aussehende Zweige von ins Wasser gefallenen Bäumen, denn er hofft da seine Brut vor den Nachstellungen von Aeffchen und Baumschlangen sicher zu stellen; diese Nester haben wie alle Uebrigen in der Rundung anderthalb Zoll Durchmesser und sind ebenso mit der Seidenwolle des Bombax ceiba oder der Asclepia ausgefüttert. Das Bebrüten seiner Eier über Tag überläßt dieser Kolibri der Sonne und sitzt vermutlich nur des Nachts auf seinen Eiern. Auch die jungen Vögelchen sitzen ganz schattenlos in der Sonne, und man begreift nicht, daß diese kaum Maikäfer-großen nackten Tierchen nicht verdorren. Daß kleine Kolibris eine Beute der Vogelspinne werden können, ist wohl möglich, doch scheinen mir die kleineren, schwarzblauen Vogelspinnen, die sich auf den Bäumen aufhalten, wohl dazu zu schwach; die größere, Mygale Blondii, aber lebt bloß in Löchern im Boden, wohin der Kolibri nie kommt. Uebrigens sind die Kolibris sehr mutig und verfolgen oft Vögel, wie Würger und Cassicus-Arten. Ich hatte vor meinem Hause auf Albina einen Blumengarten, worin eine Art kleiner Orangenbäume mit buchsartigen Blättern wohl vier- bis sechsmal im Jahre blühte und dann über und über mit weißen wohlriechenden Blüten bedeckt war; daneben waren Gehege von Passifloren und Ipomaeen, so daß ich jeden Morgen Dutzende von Kolibris beobachten konnte. Bei-

nahe alle lieben die Sonne und nur selten setzen sie sich in den Schatten mit Ausnahme des langschwänzigen (Topaza bella), der in schattigen Kreeken herumfliegt und an Inga-Blüten seine Nahrung sucht. Die Kolibris putzen sich wie andere Vögel, singen oder zwitschern besonders am Abend, wo sie sich auf Sträucher setzen, um die Nacht zuzubringen. Sie sind überall häufig, und man schießt sie nicht, um sie zu albernem Frauenputz zu verwenden.

Unter der großen Menge der Vögel, die im weiteren Sinne die Familie der Sperlinge (Passerinae) ausmachen, zeichnen sich in Guiana die meisten durch buntes Gefieder oder eigentümliche Stimmen aus. Zu den ersten gehören die Gattungen der Seidenschwänze, unter denen Ampelis cotinga *L.*, der prachtvollste ist. Er hat die Größe der Amsel, ist türkisblau mit schwarzen Schwanz- und Schwungfedern und kirschroter Kehle. Er ist ein Strichvogel, der nur zeitenweise die Waldungen besucht und, wie die folgenden, die aber Standvögel sind, von Beeren, hauptsächlich der Melastomen, lebt. Ziemlich häufig und von derselben Größe sind Ampelis rubricollis, ganz schwarz mit roter Kehle, und Ampelis pompadura, purpurfarben mit weißlichen Schwungfedern, der prächtige Phoenicircus carnifex *L.*, mit karminrotem Leibe, rotbraunen Flügeln, Brust und Rücken, karminrotem Schwanz und einer kleinen Haube auf dem Kopfe. Nahe mit diesen verwandt ist das schöne Felsenhuhn, Rupicola, das am Tumucumac-Gebirge in kleinen Flügen vorkommt und dessen eigentümliche Tänze Schomburgk so hübsch beschrieben hat. Ich sah es nie lebend, aber erhielt den Balg mehrere Male von Indianern aus dem Innern. Es ist ziemlich so groß wie ein Häher, hat einen beinahe zollhohen Kamm von orangefarbigen Federn auf dem Kopfe, der vom Hinterkopfe bis zur Schnabelspitze sich ausstreckt. Schwingen und Schwanz sind schwarz und weiß gefleckt, Brust, Leib und Rücken aber prächtig orangefarben. In den buntesten Farben zeigen sich mehrere Arten Tanagra und Pipra, die kaum die Größe des europäischen Sperlings erreichen, während andere in großen Flügen die Reisfelder besuchen, aber nie so zahlreich angetroffen werden, wie in Ostindien, woher auch jährlich Hunderttausende nach Europa ausgeführt werden. Sonderbar nimmt sich unter den prächtig gefiederten Bewohnern der Wälder der Glockenvogel (Casmarhynchus carunculata *Spix.*), von den Arowakken Dala genannt, aus. Er ist etwas größer als eine Amsel und schneeweiß. Am Halse hat er einen nackten Flecken von grünlicher Farbe und auf dem Oberschnabel einen anderthalb Zoll langen, schwarzen, spärlich mit weißen Federchen bewachsenen Fleischzipfel, der wie beim Truthahn über den Schnabel herunterhängt, aber aufrecht stehen soll, wenn der Vogel seine sonderbare Stimme erschallen läßt. Diese ist sehr laut und klingend und gleicht dem Schlage eines Hammers auf ein metallenes Becken. Der Dala kommt zuweilen bis an die Küste, kommt aber nicht im inneren Lande vor, wiewohl er auch da nicht sehr häufig ist. Was Reisende von gellenden wie Metall klingenden Vogeltönen, wovon die Wälder im Innern zuweilen erschallen sollen, erzählen, rührt vermutlich von dem viel häufigeren Lipangus plumbea *Lith.*, einem grauen in dieselbe Familie gehörenden Vogel, her, dessen sonderbaren Gesang ich schon früher erwähnte. Durch diese ebenfalls glockenreinen schmetternden Töne, die das Weibchen mit einem wohlklingenden Gurren beantwortet, entsteht ein Konzert das stundenlang dauert, und deren Urheber, im dichtesten Laub versteckt, man wegen ihres unscheinbaren Gefieders nicht zu sehen bekommt.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Ein unterseeischer Tunnel. Nach englischen Blättern ist eine englische Gesellschaft im Entstehen begriffen, welche sich mit der Absicht trägt, einen unterseeischen Tunnel zwischen Port Patrick in Schottland und Donaghaden in Irland zu erbauen. Die Kosten dieses Unternehmens sollen nur 7 Millionen Lstr. betragen. Der Tunnel würde eine Länge von etwa 21 e. Ml. haben. Die größte Tiefe des St. Georgs-Kanals an der Stelle, wo der Tunnel erbaut werden soll, beträgt 780 Fuß rheinl. Die nächste bedeutende Stadt in Irland wäre Belfast, das mit Donaghaden durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Die Bevölkerung von Los Angeles (Süd-Californien) betrug in 1880 etwa 11,000 Einwohner; gegenwärtig zählt es ungefähr 35,000, also binnen fünf Jahren eine Vermehrung um mehr als 200 Prozent.

Die Ausfuhr von Holländisch-Guiana von 1884 in den Hauptprodukten betrug: Zucker 7,250,284 Kilo gegen 8,678,621 in 1883 und 9,421,615 in 1882, Kakao 1,450,046 Kilo gegen 1,876,178 in 1883 und 1,155,837 in 1882; Melasse (Zuckersyrup) 526,980 Liter gegen 1,032,481 in 1883 und 1,347,498 in 1882; Rum und Dram 469,020 Liter gegen 604,139 in 1883 und 708,228 in 1882. Der Wohlstand der Kolonie geht bedeutend zurück, teils infolge von Arbeitskräften, teils infolge von Betriebskapital und wegen der Zuckerkrise, und es ist daher kein Wunder, daß die holländische Regierung gesonnen ist, diese Kolonie zu verkaufen.

Die „Oil Trade Review" berichtet von der Entdeckung reicher Petroleum-Quellen in Deli (auf der Ostküste von Sumatra). Nach versuchsweisen Bohrungen ergab sich, daß man in einer Tiefe von 30 m. eine Quelle fand, welche ungefähr 360 Gallonen Erdöl in einer Stunde lieferte. Als die letzte Erdschichte durchbohrt war, stieg das Oel in einem starken Strahl bis zu einer Höhe von 2 m. über das Bohrloch.

Der Weinbau in Deutschland. Nach der letzten, im Jahre 1883 aufgenommenen Ackerbau-Statistik beträgt die Gesamt-Oberfläche der Weinberge in Deutschland 134,618 Ha., gegen 133,845 im Jahre 1878, und verteilt sich folgendermaßen: Elsaß-Lothringen 36,686 Ha., Bayern 23,487, Pfalz 13,388, Württemberg 23,357, Baden 21,624, Preußen 20,271, Hessen 11,316, Sachsen 1014, Sachsen-Weimar 428, kleinere Staaten 75 Ha.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 35. Stuttgart, 31. August. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die heidnischen Stämme Mindanao's und die Jesuiten-Mission. S. 681. — 2. Skizzen aus Palästina. S. 686. — 3. Die ehemalige Vergletscherung der Zentralkarpathen. Von A. Rzehak. S. 689. — 4. Von Suakin nach Berber und die Sudan-Eisenbahnen. S. 691. — 5. Unabhängige Indianer in Mexico. S. 694. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 696. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 698.

Die heidnischen Stämme Mindanao's und die Jesuiten-Mission.

Vorliegende Arbeit enthält den offiziellen Bericht des Gouverneurs von Davao (anno 1878) Commandante Villabrille, an den Kapitän-General nebst einem beigefügten Privatbriefe desselben an den General. Der Bericht interessiert insofern, als er von einem höheren spanischen Beamten ist und weil sein Original aus dem spanischen Archive durch die Jesuiten entfernt wurde. Bei meinem Aufenthalt in Mindanao wurde mir durch befreundete Seite das zufällig noch vorhandene Konzept zugänglich gemacht; obwohl ich Gelegenheit und Zeit hatte, mir selbst ein Urteil über die dortigen Verhältnisse zu bilden, enthalte ich mich desselben hier vollständig, da ich überhaupt Gegner einer derartigen Mission bin, und berichte genau nach dem spanischen Texte.

„Ich habe so lange als möglich gezaudert, Ew. Exzellenz mit diesem Bericht zu belästigen, aber die wunderbaren Mitteilungen, welche der Padre Superior der Jesuiten Ewr. Exzellenz macht behufs Bekehrung und Reduktion der Heiden, welche die Distrikte Surigao und Davao bewohnen, mögen meine Freiheit entschuldigen.

„Der erwähnte Bericht handelt über die Manobas und Mandayas, über ihren Charakter, ihre ausgesprochene Hinneigung zum Christentum und die Bekehrungsweisen, welche die Missionare einschlagen, um sie zu taufen und in Dörfern zu vereinigen. In diesen Distrikten, Exzellenz, gibt es viele Stämme Eingeborener; sowohl in Religion wie in Sprache, in Kleidung und Sitten herrscht Verschiedenheit, und so gestatte ich mir deshalb, einen kurzen Bericht über diese Stämme voranzuschicken und werde mich zugleich aussprechen über die Mittel und Wege, welche eingeschlagen werden, um diese Eingeborenen dem Heidentum zu entreißen, da es entschieden von großer Wichtigkeit ist, daß Ew. Exzellenz darüber genauen Aufschluß erhalten.

„Die Rasse, welche früher den meisten Einfluß auf die anderen ausübte, waren unzweifelhaft die Moros, welche wie bekannt ihren Regierungssitz in unserem jetzigen Davao hatten; von da aus dehnte sich ihre Macht auf die sämtlichen Strandbewohner der Senos aus, die ihnen tributpflichtig waren. Nach der Einnahme Davao's durch die Spanier verzogen sich die Moros nach den Mündungen der Flüsse Tagun und Hijo und weiter nach dem Masiao und Sumblug. Ihre Niederlassungen gehen dann die Ostküste entlang eine Strecke noch um das Cabo de St. Agustin, um dann bald aufzuhören. An der Westküste der Senos sind die Moros weit zahlreicher; ihre erste Niederlassung ist Daron, gar nicht weit von Davao, in kleinen Gruppen ziehen sich ihre Hütten bis zur Bahia de Sarangani, dort ist der Hauptsitz dieser Rasse und dahin hat sich auch der Datto, welcher früher in Davao residierte, zurückgezogen; derselbe nennt sich noch heutigen Tages Datto von Davao. Diese Moros, welche an der Bahia de Sarangani leben, üben über die in den nahen Bergen hausenden Mandayas und Vilanes eine gewisse Autorität und Herrschaft aus.

„Diese Moros haben die mohamedanische Religion bewahrt und üben dieselbe bis zum heutigen Tage; in ihrem

Charakter und Wesen zeigen sie dieselbe Hinterlist und Falschheit, die man bei allen anderen Moros von Mindanao und Jolo antrifft; aber isoliert, wie sie sind, ohne Reichtum und ohne Waffen, finden sie keinen Anhang bei den die Berge bewohnenden Stämmen, sie erregen also bis zum Augenblick nicht die geringste Besorgnis; aber das wäre nicht, um was es sich handelt. In anderer Beziehung bieten sie ein großes Hindernis für die Zivilisation der in den Bergen lebenden Stämme, zumal sie jeden Versuch, sie in geordnetere Lebensverhältnisse zu bringen, mit wunderbarer Hartnäckigkeit abweisen, und auch jeden Versuch, den in den Bergen hausenden Heiden Zivilisation zu bringen, zu vereiteln suchen. Die kleine Insel Samal, im Osten Davao's gelegen, mag etwa 800 Einwohner haben, die den Namen der Insel tragen; dieselben ähneln in Sprache, Tracht und Art und Weise zu schiffen den Moros, haben aber nicht die Religion derselben, sie sind Heiden und legen bei jeder Gelegenheit eine große Abneigung gegen die Moros an den Tag, denen sie direkt feindlich gesinnt sind. Die Samales waren die ersten, welche sich unserem Gouvernement freundlich anschlossen; schon als unser bekannter Oyanguren Davao nahm und besetzte, leisteten sie ihm nicht zu unterschätzende Hülfe; in gleicher Weise später als der Gouverneur von Davao, Don Jose Maria Pinzon, durch die Moros von Tagun ermordet wurde, erboten sie sich freiwillig zur Verfolgung der Mörder.

„Mandayas heißen die Bewohner der an den Flüssen Tagun und Hijo liegenden Berge; sie erstrecken sich nach dem Innern in östlicher Richtung; durch ihre helle Farbe erinnern dieselben etwas an Europäer, wodurch der Glaube entstand, sie seien Abkömmlinge von einst an diese Gestade verschlagenen Holländern. Da diese Annahme aber jeglichen Beweises entbehrt, kann ich mich derselben auch nicht anschließen. Infolge der langen unbewohnten Strecken und durch das Entgegentreten von seiten der Moros, die jeden Tauschhandel, den die Mandayas nach auswärts versuchen wollen, unterdrücken und an sich reißen, haben dieselben mit Christen sehr wenig Verkehr. Wo die Mandayas können, offenbaren sie ihren Moro-Haß, und mehr als einmal haben sie es versucht, sich von ihren Bedrückern loszureißen, und man könnte, wie ich glaube, mit verhältnismäßig geringer Hülfe diese Mandayas von dem Moro-Joche befreien und zu guten Unterthanen und Anhängern der spanischen Krone machen.

„Die Bagobos und Guiangas bewohnen die Gebirgszüge, in denen sich der Vulkan Apo befindet; in Religion, Tracht, Sitten und Gebräuchen stimmen diese beiden Stämme so ziemlich überein und unterscheiden sich nur durch gewisse Dialektfärbungen. Die Bagobos wohnen mehr dem Meere, die Guiangas mehr dem Innern zu; beide pflegen ab und zu an das Meer hinab zu kommen und trotzdem sie keine Freunde vom Wasser sind, zeigen sie sich doch als geschickte Schiffer. Die Bagobos und Guiangas sind die tapfersten Stämme der Senos; nebenbei sehr gastfrei und unter Umständen großmütig; sie sind ungemein arbeitsam und erfreuen sich infolge dessen des besten Wohlergehens, aber ihr eingefleischter Hang zur Unabhängigkeit, der Mangel an bürgerlicher und politischer Organisation, die Irrtümer, in denen sie noch leben, lassen in ihrer Mitte Thaten unerhörter Grausamkeit und Gewaltthätigkeit aufkommen. An die Bagobos und Guiangas grenzen mehr landeinwärts in der direkten Umgebung des Apo und dem ihm gegenüber liegenden Gebirgszuge die Ataas, welche sich wieder durch ihr Idiom unterscheiden; dieselben sind wenig bekannt, da sie nur ausnahmsweise ihre Wohnsitze verlassen.

„Bei dem Busen von Casilaran, nicht weit von der Küste weg, wohnen die Balanganes, ein wenig zahlreicher Stamm, die in Bezug auf die Moros durchaus die Ansichten der Samales teilen und die unserer Regierung sehr zugethan sind.

„Von den Bergen von Casilaran und Malalag bis zur Bahia de Sarangani, nach dem Innern sich bis zur Laguna von Buluan hinziehend, wohnen Manobos, Tagacaoles und Vilanes; jeder dieser Stämme unterscheidet sich durch seinen Dialekt.

„Die Manobos differieren von den anderen Stämmen durch ihre Wildheit; sie wohnen entfernter von Davao als alle anderen; haben einen ganz besonderen Charakter und sind die am wenigsten zivilisierbaren; sie sind die Bedrücker der Tagacaoles und Vilanes, von denen sie auch ihre Sklaven holen. In der Umgebung des Kap St. Agustin wohnen gleichfalls Manobos und Tagacaoles, welche wahrscheinlich von den gegenüberliegenden Küsten dahin gekommen sind.

„Die Sanguiles, welche die Islas de Sarangani innehaben, stehen in Beziehungen zu den Vilanes, mit denen sie sich gemischt haben; sie stammen ursprünglich, wie ihr Name besagt, von der Insel Sanguil; durch den vielen Verkehr mit den Moros haben sie viel von denselben angenommen.

„In einzelnen Sitten und Gebräuchen stimmen alle diese Stämme überein, es sind dies z. B. die Vielweiberei und Sklaverei; das Vermögen, resp. der Reichtum, eines Individuums zählt nach der Anzahl der Weiber und Sklaven, die es sein eigen nennt; alle die genannten Stämme, mit Ausnahme der Moros, bringen Menschenopfer. Die Moros allein haben eine nach festen Regeln geordnete Religion, die ihre Basis im Koran hat; ihre Priester, die Panditas, lehren meist nach Ueberlieferungen, weshalb die Lehren des Koran vielfache Verstümmelungen erlitten haben. Die anderen Stämme haben keinen bestimmt abgegrenzten Kultus; ihre Religion ist ein Gemisch von Götzendienst und Aberglaube, und ihr Glaube an ein ewiges Leben besteht auch nur in ziemlich oberflächlichen Begriffen. Menschenopfer bringen sie bei Vorgängen von Wichtigkeit, z. B. um dem Tode eines Familienmitgliedes vorzubeugen, nach dem Tode desselben, um böse Folgen abzuwenden, nach dem Reis-säen, um gute Ernte

zu erhalten, bei Lustbarkeiten 2c. Die Vorgänge bei einem solchen Opfer sind schaudererregend: Das Opfer wird an einen Baum gebunden, den der ganze Stamm mit Einschluß der Weiber und Kinder umsteht. Der Aelteste, resp. der, welcher den meisten Einfluß genießt, fängt zuerst an, dem Opfer mit seinem Kries oder Kampilan Wunden beizubringen, dann folgen die anderen je nach Alter und Rang, zuletzt schlagen noch Weiber und Kinder ihre kleinen Messer in den Leib des Angebundenen, der unter diesen Folterqualen endlich sein Leben aushaucht.

„Alle diese Stämme leben zerstreut im Gebirge und bleiben nicht all zulange an derselben Stelle; keine Niederlassung traut der anderen, nie verlassen die Einwohner ihre Hütten, ohne ihre Waffen zur Verteidigung mitzunehmen; der, welcher die meisten Totschläge vollbracht hat, steht bei ihnen im Ansehen am höchsten; durch Kopftücher von verschiedenen Farben wird die Anzahl der Totschläge markiert. Infolge dieser Zustände leben natürlich verschiedene Stämme in steter Fehde und das Totschlagen steigert sich in einem Maße, daß ganze Familien zugrunde gehen. Man soll nicht glauben, daß dieses Töten im ehrlichen Kampfe stattfinde, im Gegenteil; um einen solchen Streich auszuführen, vereinigen sich Leute, die sich beleidigt glauben, und schleichen sich auf geheimen Wegen bis in die Nähe der zu überfallenden Hütte, warten dann die Nacht ab, attaquieren und töten dann alle Erwachsenen und führen die Kinder als Sklaven mit sich fort.

„Diese Stämme haben keine bestimmten Gesetze, ihre zahlreichen Häupter regieren nach Gutdünken und lassen sich beeinflussen; bei wichtigen Sachen tritt ein Rat, bestehend aus den Aeltesten des Stammes, zusammen, um das Urteil zu fällen, welches aber auch dann ganz von dem Einflusse, den die Klagenden, resp. ihre Familien haben, abhängig gemacht wird; dem geschädigten Teile wird also meist keine Gerechtigkeit, er sucht sich also selbst schadlos zu halten, die Blutrache ist fertig und wird in infinitum fortgesetzt. — Seit Beginn der Wirksamkeit unserer Herrschaft hat sich die Notwendigkeit erwiesen, diese Stämme in Dörfern, ähnlich denen der Christen, zu vereinigen, und wenn man die voluminösen Aktenstücke mit ihren Berichten darüber nachliest, möchte man glauben, daß diese Stämme sämtlich mit Freuden sich in Dörfern seßhaft gemacht hätten; je nach den Berichten der Jesuiten hätten diese Niederlassungen ihre offiziellen Gobernadocillos (Schulzen), die den Treue-Eid geleistet hätten. Dennoch wurden in den Jahren 1870/71 eifrige Verhandlungen gepflogen; man belegte sogar die neuen Dörfer mit Steuern, die im kommenden Jahre gezahlt werden sollten. Alle diese verlockenden Aussichten, welche dem Distrikt Davao eine brillante Zukunft versprachen, kamen niemals zur Verwirklichung; man verfolgte eben nicht die günstigen Gelegenheiten, weder diejenigen, welche mir als Gouverneure vorangingen, noch die Missionare, und infolgedessen gründete man weder Dörfer, noch konnte man Tribut einziehen. Durch Zaudern und unentschlossene Bedächtigkeit ist eben gar nichts erreicht worden und die Notwendigkeit, sofort eine regelmäßige Verbindung zu Wasser oder zu Lande herzustellen und die Stämme oft zu besuchen, um sie durch Gewöhnung zu treuen Anhängern unseres Gouvernements zu machen, hat niemand gefühlt. In Beschlag genommen durch Egoismus und viele erdachte Erfolge anführend, fingen die Jesuiten an, die Eingeborenen mit ihren Religionslehren zu bearbeiten; wenn man aber ohne jeglichen Uebergang die Eingeborenen sofort taufen und ihren alten Kultus gänzlich vernichten will, dann kommt man zu den gleichen Resultaten, wie auf der Insel Samal. Um nicht ungerecht zu sein, gebe ich ja zu, daß die Jesuiten nach ihrer Niederlassung in diesem Distrikt (1868) mit Enthusiasmus vorgingen, das Evangelium den heidnischen Stämmen zu bringen; aber je zelotischer ihr Eifer sich zeigte, desto weniger Erfolge konnten sie aufweisen, ja noch mehr sogar: ein Teil bereits bekehrter Heiden kehrte wieder zu ihrer alten heidnischen Religion zurück. Auf der Insel Samal hatten früher Recoletos gelehrt; dieselben waren sehr beliebt und machten mit ihren Lehren große Fortschritte; bald waren die Samales in Dörfer vereint, zahlten Tribut und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Da kamen die Jesuiten und brachten es dahin, daß die Dörfer verlassen wurden, kein Tribut ging ein und die ganze Mission auf Samal flog von selbst auf und nur nach und nach gelang es den Bemühungen des Gouvernements, nachdem die Jesuiten fort waren, die Samales wieder zu beruhigen.

„Betrachten wir Sigaboy, so geschah daselbst das nämliche; nachdem die Missionsstation auf Samal aufgeflogen war, versetzten sie die Jesuiten nach dem genannten Orte; sie fanden jedoch auch da so wenig Gegenliebe, daß die Station nach kurzem Bestehen in sich selbst erstarb. Es steht ganz unzweifelhaft fest, daß nur der zelotenartige Eifer der Missionare, die in ihrem Bestreben, für das Evangelium Propaganda zu machen, nicht auf Natur, Gewohnheit und Lebensart der Eingeborenen Rücksicht nehmen, dieses große Fiasko zu Wege gebracht hat.

„Daß nichts erreicht wurde, dafür spricht weiter, daß in diesem Distrikt im Anfang vier Missionare thätig waren, jetzt sind es nur noch zwei. Die vielen Expeditionen, die ich selbst in das Land hinein unternahm, boten mir gute Gelegenheit, mich von den Wirkungen der Thätigkeit der Missionare zu überzeugen. Ich sah, daß das, was mir meine Vorgänger angedeutet hatten, keine Uebertreibung war. Die Eingeborenen haben große Angst, sich taufen zu lassen, alle Uebel fürchten sie von diesem Akte und glauben, man wolle sie nur deshalb in Dörfer vereinigen, um sie dann mit Gewalt zu taufen; von diesem Gedanken sind sie schwer abzubringen, und läßt sich in einer Niederlassung derselben einer der Missionare sehen, so verlassen sie dieselbe und flüchten sich in die Berge.

„Weiter muß man in Betracht ziehen, daß diese Stämme

an ihre Religion seit langen Zeiten gewöhnt sind, daß sie frei sind von jeglichem Kulturzwange und zu rohe Begriffe und Verständnis haben, um auf einmal von der Erhabenheit unserer Religionslehre überzeugt zu sein, zumal sie sich überhaupt einem Religionswechsel abgeneigt zeigen und ihnen unsere Religion die Vielweiberei, Sklaverei und verschiedene andere Gewohnheiten verbietet, denen sie seit Alters huldigen. Das hier Gesagte gilt sowohl von der heidnischen Bevölkerung im allgemeinen, als auch im speziellen von den Moros, deren muselmännischer Fanatismus ja zur Genüge bekannt ist, und die mit Widerwillen und Verachtung auf jede Religion herabsehen, die nicht die ihrige ist.

„Alle diese hier erwähnten Thatsachen, für welche klare Beweise vorliegen, strafen die Berichte des Padre Superior der Jesuiten, die von Tauferfolgen wimmeln, direkt Lügen. Wenn die Jesuiten meinen, der Tribut an die Regierung, resp. die an Stelle seiner zu leistenden persönlichen Dienste, seien ein großes Hindernis, die Eingeborenen in Dörfer zu bringen und zu zivilisieren, so mag das vielleicht hie und da passen; ungleich stärker aber lastet moralischer Druck und religiöser Zwang, der den an Freiheit gewöhnten Leuten durch die Padres auferlegt wird, und verhindert direkt ihre Zivilisation. Der Padre Superior der Jesuiten bezeichnet weiter als großes Hindernis der Unterwerfung den Handel, welchen Europäer, Chinesen und christliche Indier mit den heidnischen Stämmen treiben, und entwirft davon ein sehr düsteres Gemälde, welches in den Worten gipfelt: der unbezwingliche Durst nach Gold macht ihre Augen blind (also unsere), die armen Heiden wurden nach allen Regeln der Kunst übervorteilt und auf sie (die Jesuiten) wurde keine Rücksicht genommen. Zugegeben, daß sich in dem gegenseitigen Handelsverkehr hie und da Mißbräuche eingeschlichen haben mögen, so haben unter denselben beide Teile zu leiden. Die ganze Existenz der Christen hängt aber von dem Handel ab; sie suchen die Heiden in ihren Bergen auf und nehmen Tauschwaren mit; von beiden Teilen werden diese Unternehmungen gern gesehen; sowie also solche Tauscherpeditionen ankommen, versammelt sich die betreffende Rancherie, und bald sind die Handelsgeschäfte erledigt. Dabei machen die Wilden, durch den Anblick der europäischen Kunstprodukte berauscht, oft Schulden, indem sie Sachen auf Borg entnehmen und sich verpflichten, in bestimmtem Zeitraume das Tauschobjekt zu liefern; erfüllen sie ihre Verpflichtungen dann nicht, so kommt es allerdings vor, daß sich die Christen später an den Agones (eine Art Tam-Tam aus Bronze) 2c. schadlos halten. Andererseits bringen aber auch die Heiden den Christen großes Vertrauen entgegen und übergeben ihnen häufig ihr Wachs, Mastix 2c. ohne gleich Gegentausch in Empfang zu nehmen, und da kommt es auch vor, daß sie von den Christen übers Ohr gehauen werden und nichts erhalten.

„Die Wilden pflegen übrigens den Haupttauschartikel, das Wachs, fast stets mit Steinen, Sand 2c. zu untermengen, wogegen die Christen sie wieder mit falschem Gewicht bedienen. Der Padre Superior behauptet, daß Christen, Europäer und Nichteuropäer, sogar Morde nicht gescheut hätten, um sich in den Besitz von Sklaven zu bringen. Ich muß dem direkt widersprechen, es sind im Gegenteil Sklaven, die in ihren Stämmen dem Opfertode geweiht waren, diesen von den Christen entrissen worden, andere wurden gekauft und fanden in Diensten der Spanier ein weit besseres Leben; sie wurden nach und nach zivilisiert, dann Christen und frei. Nur einzelne Fälle sind zu verzeichnen, daß Christen den als Sklaven übernommenen Leuten nicht die Freiheit gaben, sondern sie weiter verkauften; aber auch in diesen seltenen Fällen wurden dieselben durch gute Behandlung der Zivilisation teilhaftig. Man glaube nicht, daß ich hier der Sklaverei das Wort reden will, ich nehme nur die Verhältnisse, wie sie zu nehmen sind.

„Werfen wir einen Blick in die Geschichte, so finden wir, daß der Handel das beste Agens ist, um Zivilisation bei einem Volke einzuführen. So erließ der damalige Generalkapitän Nozagaray die wichtige Verordnung vom 7. Juli 1857, welche von der Bekehrung der Wilden im engen Anschluß an den kaufmännischen Verkehr handelt. Infolge derselben ließ der damalige Gouverneur von Davao, Don Ant. G. de Canto, eine Art Halle daselbst errichten, verbot, um dem Handel seiner Ansicht nach eine möglichst solide Basis zu geben, den Christen, auswärts Handel zu treiben, und ließ die Stämme benachrichtigen, daß sie ihre Sachen zum Tausch stets nach der Stadt und zwar nach der genannten Halle, bringen sollten. Diese Art und Weise sagte aber weder den Christen noch den heidnischen Stämmen zu und das Gebäude verfiel wieder, ohne je genützt zu haben. Die wenigen Märkte, die zustande kamen, boten den Wilden nur Artikel der größten Notwendigkeit, und dieselben entsprachen nicht den ganz verschieden angelegten Wünschen der Eingeborenen, denen es auch meist zu weit war, von ihren oft sehr entfernten Rancherien sich nach Davao, resp. sich überhaupt in die Niederlassung der Europäer zu begeben, und man konnte die Leute doch nicht gut zwingen, ihre Tauschgegenstände, Wachs, Mastix 2c., meilenweit auf ihrem Rücken bis nach unserer Niederlassung zu bringen.

„Der ganze Handel liegt also sozusagen noch in den Windeln, ja er wird, wie ich weiter oben klarlegte, direkt schlecht gehandhabt, und man könnte diesem Uebelstande aber leicht abhelfen, wenn man vertrauenswerte Leute unter die Stämme senden möchte, welche sie nicht ausbeuten, sondern ihnen lauteren Handel und besseren Feldbau, diese Basis des ganzen Reichtumes des Landes, lehren würden; man dürfte also diesen Verkehr nur Kaufleuten erlauben, welche wirklich in Davao etabliert sind und durch ihre Leute wieder mit den Wilden verkehren, so daß man sich bei eingeschlichenen Mißbräuchen sofort an dieselben halten

könnte, um mit aller Strenge zu strafen. Um dies jedoch bewirken zu können, dazu genügen nicht die Quadrilleros, denn sie sind eine durchaus undisziplinierte Truppe mit erbärmlicher Ausrüstung, sondern Linientruppen müßten ihre Stelle einnehmen. Auf militärische Hülfe greift sogar der Padre Superior der Jesuiten in seinen Berichten schließlich zurück. Er möchte: unsere Soldaten sollen den Padres nicht allein den Weg zu ihren Missionstouren ebnen, sondern sollen sich auch noch von ihnen direkt Befehle geben lassen, welch' letzterer Brauch sich auch vor mir effektiv eingefressen hatte, und dabei üben diese Jesuiten nicht den geringsten moralischen Einfluß auf die Heiden aus; dieselben verlieren sogar durch den Jesuiten-Einfluß die guten Eigenschaften, welche sie besaßen.

„Ich will den Bericht nicht schließen, ohne noch einen kurzen Entwurf meiner Ansicht anzufügen: Vereinigung der Heiden in Niederlassungen unter Kapitänen oder sonstigen Vorstehern, welche mit Unterstützung der Regierung jegliche etwa ausbrechenden Differenzen verhüten oder schlichten. Durch Güte, mit Strenge gepaart, zeige man den Heiden die Vorteile der Zivilisation und lehre sie einen regelrechten Feldbau mit Viehzucht treiben. Gefahren für uns würden aus solchen Heiden-Niederlassungen nicht entstehen, denn Feuerwaffen haben sie nicht und fürchten im Ernstfall umsomehr die unseren. Haben sich die Heiden in dieser Weise an das Wohnen in geordneten Niederlassungen gewöhnt und gesehen, daß sie allgemeiner Vorteile dadurch teilhaftig werden, dann wird ihr Uebertritt zum Christentum fast von selbst, jedenfalls ohne Schwierigkeit geschehen, während sie jetzt das Getauftwerden fürchten und sich häufig genug den aufgedrungenen Lehren der Jesuiten durch Flucht entziehen. Haben wir auf dieser von mir hier klargelegten Basis Niederlassungen gegründet, dann wird Verkehr und Handel zwischen Surigao, Misamis und Cottabato zur Blüte gelangen, denn Wege sind vorhanden, bekannt sind sie auch, nur der Impuls des Verkehrs fehlt. Der Gouverneur Oyanguren importierte schon von Misamis Carabaos (Büffel), die wir heute noch in unserem Distrikt finden."

Hier schließt der offizielle Bericht des Commandante und Gouverneur von Davao, Villabrille, er fügte noch einen Privatbrief an den Generalkapitän bei; derselbe lautete:

„Mein hochverehrter General, indem ich die Ehre habe, Ihnen meine Untersuchungen betreffs des Berichtes des Padre Superior der Gesellschaft Jesu mitzuteilen, welcher die Bekehrung der Heiden behandelt, habe ich Ihnen meine Ansichten und Erfahrungen, die ich in und außer Dienst machte, klargelegt, denen ich mir hier noch meine Privatansichten beizufügen erlaube: Von den Padres de Jesu ist es ein wahnsinniges Unternehmen zu nennen, unserer Regierung aufbinden zu wollen, daß sie allein alle Schwierigkeiten überwunden hätten, welche sich der Zivilisierung der Wilden entgegenstellten, in Wirklichkeit jedoch thun die Padres blutwenig, denn auch einmal angenommen, sie hätten wirklich so viel moralischen Einfluß auf die Eingeborenen, wie sie sagen und wie es eigentlich sein sollte — zu was fordern sie dann so viele Vorrechte und so viele Beschützung? Die Jesuiten haben aber weder Einfluß noch Erfolge; ich mache mich anheischig, ihnen direkt Betrügereien nachzuweisen; die Eingeborenen laufen vor ihnen was sie können, und hassen sie; die wenigen, die sie taufen, sind solche, welche bei ihrem Stamme in keinem Ansehen stehen und mithin auch keinen Einfluß ausüben können, die Getauften werden dann sofort von ihnen angehalten, Kirchen und Klöster zu bauen, und deshalb machen sie den Heiden unsere Religion so verhaßt, da diese ihnen sofort Mühen und Lasten und ein gebundenes Leben zur Pflicht macht. Von den Dialekten der Eingeborenen verstehen die Jesuiten nur Brocken oder gar nichts, haben keine Ahnung von den herrschenden Gebräuchen und verstehen deshalb auch nicht, die Leute zu behandeln; ihre Hauptforce besteht in Drohungen, Ankündigung ewiger Verdammnis ꝛc. Daß dieselben einen sehr schlechten Effekt machen, ist selbstredend. Es ist ein großes Unglück, wenn man sieht, daß die Eingeborenen nur aus Furcht, getauft zu werden, sich nicht in Dörfern vereinen wollen; es wird mir dies wieder bewiesen durch einen Brief des Padre Missionars dieses Distrikts, Frate Domingo Boré, den ich beilege; er teilt mit, daß die Mandayas nur deshalb sich nicht in Dörfern vereinigten, weil sie Furcht hätten, getauft zu werden. Ich besuchte auf einer Dienstreise die Mandayas in Mati, ich verhandelte mit den Leuten und hatte dieselben bereits dazu gebracht, ein Dorf zu gründen, da kamen die Jesuiten mit ihren Taufgelüsten dazwischen, und fort waren die Mandayas. — Dies ist in kurzen Umrissen die Thätigkeit der Jesuiten auswärts; was ihre Thätigkeit in christlichen Ortschaften anbelangt, so ist dringend geboten, dieselben ernstlich wegen ihrer Ungebührlichkeiten und Uebergriffe zu verwarnen; sie üben ein Spionierſystem aus, das nach allen Richtungen vorzüglich geordnet ist; sie mischen sich in das engste Familienleben, verraten dem Manne die Fehler seiner Frau, der Mutter die der Tochter; ihre Anordnungen gipfeln in öffentlichen Bußen, Vorladungen vor den Konvent, wo sie die Irrenden grob abkanzeln; kurzum, sie sind durch ihr jetziges Betragen die Ursache zu den größten Händeln und Unzuträglichkeiten für den einzelnen wie für die Familien.

„In ihren zügellosen Predigten konzentrieren sich alle ihre Unklugheiten; sie beleidigen und drohen in einer Weise und Beharrlichkeit, daß die Gläubigen einfach aufhören, die Kirche zu besuchen; und dieses weiß ich nicht etwa nur vom Hörensagen, sondern auch aus eigener Erfahrung: „zu mir selbst, dem Gouverneur, sind sie gekommen und haben mir offiziell mitgeteilt, ich hätte (!) regelmäßig in die Messe und Beichte zu gehen, um meine Fehler zu bekennen", über die sie dann keinen reinen Mund gehalten hätten. — Sie erlaubten sich die Forderung zu stellen, „ich

solle ihnen Papiere, mit meinem Namen unterzeichnet, geben, damit sie dann Verordnungen darüber schreiben könnten, also thun und lassen, was ihnen beliebe". Diese Zumutung klingt unglaublich, aber ich kann auf mein Wort versichern, daß sie geschah, und zwar bei einer Visite, die mir der Padre Superior in Gesellschaft zweier Jesuitenpadres machte. Im Verkehr mit den Kaufleuten machen sich die Jesuiten der gröbsten Verstöße, die sich faktisch zur Unglaublichkeit steigern, schuldig, und gerade der Kaufmannsstand ist auf den Philippinen eine der Hauptstützen unserer Regierung, welche die Kaufleute in uneigennützigster Weise in ihren Bestrebungen unterstützt und die infolge dessen ja von der Regierung ihren Schutz empfängt, während die Jesuiten sie (die Kaufleute) bis aufs Blut aussaugen.

„Was überhaupt diesen Punkt anbelangt, so müssen Maßregeln getroffen werden, den Handel zu heben, und zu diesem Zweck müssen Europäer herangezogen werden, welche die reichen Produkte des Landes exportieren. Sind solche Häuser vorhanden, dann werden sich ungezwungen regelmäßige Märkte ganz von selbst einrichten; denn Verkehrswege sind genug vorhanden. Die Jesuiten meinen zwar, sie hätten den Landweg von Surigao bis Davao erst entdeckt, aber es ist zur Genüge bekannt, daß die Padres erst solche Wege gehen, wann dieselben gut und bekannt sind, und der Weg von Surigao nach Davao ist längst bekannt.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten, mich Ewr. Exzellenz gegenüber so offen auszusprechen, und versichere Sie nochmals, daß nichts übertrieben ist, sondern daß alle aufgeführten Thatsachen mit der Wahrheit übereinstimmen.

Davao 1878. gez. Villabrille,
Commandante y Gobernador
de Davao."

Skizzen aus Palästina.[1]

Aus Sidon.

In Sidon, dem heutigen Saida, residiert jetzt auch ein Vizekonsul des Deutschen Reiches. Derselbe, Herr Eijub Abela, hat, durch Herrn G. vom Rath, geh. Bergrat und Professor zu Bonn (der im Jahr 1882 „Reisebriefe" durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen Lande" hat erscheinen lassen), sowie durch andere Gelehrte ermuntert, eine aus dem Volksmund geschöpfte Sammlung abergläubischer Gebräuche, in Syrien zusammengestellt, von Gebräuchen, welchen die Muslimen den Namen „Ilm er-rukke", d. i. die Spinnrockenwissenschaft, geben und die man allgemein auch als „Buch der Frauen" (weil nur Frauen dieselben kennen) bezeichnet. Diese Sammlung ist in Band VII der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins" (vom Jahre 1884) der Oeffentlichkeit übergeben worden. Parallelen dazu hat endlich Herr M. Grünbaum in München in Band VIII der genannten Zeitschrift beigebracht. Unter den 250 Nummern dieser Sammlung begegnen wir nicht wenigen, welche Verwandtschaft mit in Deutschland verbreiteten abergläubischen Meinungen und Sitten haben. Dahin gehören, z. B. Nr. 37: „Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Hund vor einem Hause heult, besonders wenn ein Kranker sich darin befindet. Um Unheil abzuwenden, muß man sogleich im Zimmer des Kranken einen Schuh verkehrt hinlegen und den Hund sofort wegjagen." Nr. 76: „Wenn ein Brautpaar sich zur Trauung in die Kirche begibt, muß die Braut vorausgehen. Ebenso muß, wenn die Trauung im Hause des Bräutigams stattfindet, derselbe es verlassen, damit die Braut zuerst hineingehen könne und er dann nachfolge; dadurch behält er für immer die Oberhand über seine Gattin." Nr. 96: „Wenn der Hahn am Abend kräht, so zeigt dies eine baldige Aenderung des Wetters an." Nr. 121: „Eine Frau, welche an Herzklopfen leidet, muß, um davon befreit zu werden, sich einen Schmuck aus Carneol anhängen." Nr. 134: „Wenn eine Katze sich den Bart putzt, so ist das ein Zeichen, daß man bald einen Gast begrüßen wird." Nr. 166: „Wenn jemand etwas erzählt und einer der Zuhörer nießt, so ist das ein Zeichen, daß das Erzählte wahr ist." Nr. 246: „Eine schwangere Frau soll alles essen, wonach es sie gelüstet; denn wenn sie sich etwas versagt, könnte das Kind, das sie gebiert, am Körper ein Mal bekommen, ähnlich dem Gegenstand, dessen sie sich enthalten hat." Von den abergläubischen Meinungen eigentümlicher Art mögen folgende angeführt werden: Nr. 22: „Man hütet sich, mit einem Gewehr zu spielen, selbst wenn dasselbe nicht geladen ist; denn Satan könnte es geladen haben." Nr. 43: „Es ist nicht erlaubt, im Zimmer einer Wöchnerin zu stricken, da sonst das neugeborene Kind sterben könnte." Nr. 61: „Es dürfen nicht beide Eltern der Taufe ihres Kindes beiwohnen, sondern bloß entweder die Mutter oder bloß der Vater. Wenn das Kind während der Zeremonie nicht schreit, so muß die Pathin es kneifen, damit es schreie, da sein Stillschweigen als schlimme Vorbedeutung angesehen wird." Nr. 86: „Wenn eine längere Trockenheit eintritt, so nimmt man zwei Stöcke, bindet dieselben kreuzweise zusammen und zieht ihnen die Kleider eines kleinen Kindes an. Diese Art Puppen, welche man „Schoschballi" nennt, muß von einem Derwisch durch die ganze Stadt getragen werden. Eine Schaar Kinder folgt hinten nach, welche singen: ‚Schoschballi, schoschballi', wir gehen nicht weg, bevor wir naß geworden sind." Wir erinnern hier an eine abergläubische, in Saida herrschende Sitte, über welche Dr. Lortet in seinem Prachtwerk: „La Syrie d'aujourd'hui. Voyages dans la Phénicie, le Liban et la Judée. 1875—1880. Paris 1884" (siehe „Allg. Zeitung", 1884, Nr. 216) in folgenden Worten berichtet hat: „In der Nähe von Saida sahen wir über 200 weißgekleidete Mohamedanerinnen nach einem Wali (dem Grabmal eines

[1] Siehe „Ausland", 1885, Nr. 18 und 19.

mohamedanischen Heiligen) wallfahrten, und von da an das Meer ziehen, um badend ihre Sündenschulden von einem ganzen Jahr in dasselbe zu werfen. Als dieselben bei der Rückkehr vom Meeresbade meine Frau gewahrten, versäumten sie nicht, die ins Meer geworfenen Sündenschulden pantomimisch auch noch auf meine Frau zu werfen, denn unter den muslimischen Frauen von Sidon herrscht der Glaube, daß die wirksamste Art der Sündenentlastung die sei, daß man die Last auf eine Christenfrau werfe."

Sidon, welches auf der Landseite mit einer Mauer umschlossen ist, liegt auf einem Hügelvorsprung, das Kastell der Stadt ragt, wenn auch zerfallen, stolz ins Meer hinaus. Unter der Masse ihrer unansehnlichen Häuser finden sich auch einige von stattlichem Ansehen. Eines dieser besseren Häuser ist der Wohnsitz eines amerikanischen Missionars, ein anderes das des amerikanischen Konsularagenten. Die Hauptzierde der Stadt sind die sie umgebenden Baumgärten, in welchen, wie in Jaffa, die Orangenbäume vorherrschen. Sie ist vermöge der Wasserleitungen von den Bergbächen her reichlich mit Wasser versorgt. Wegen dieser Wasserfülle ist überall, wohin das Auge sieht, frisches Grün; die schönsten Akazien und Tamarisken reichen bis an den Fuß des Gebirges. Die Bevölkerung der Stadt, aus Muslimen, Juden, uniierten und nicht uniierten Griechen sowie aus Maroniten bestehend, ist seit etlichen Jahren in stetigem Wachstum begriffen, sie überschreitet bereits die Zahl 12,000. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist, wie zu den alten Zeiten, der Handel. Die ersten Handelsleute der Stadt sind jetzt Griechen, unter welchen der Name Catafago oben ansteht. Sidon nimmt übrigens gegenüber von Beirut, das sich zum Seehafen von Damaskus emporgeschwungen hat, nur eine untergeordnete Stelle ein. Seine Hauptausfuhr ist Seide, Baumwolle und Galläpfel. Unter seinen sechs Warenmagazinen (Khan) trägt das bedeutendste den Namen „französisches". Die Franzosen hatten nämlich früher in Sidon eine Faktorei. Die Ueberreste des Altertums sind von nicht hoher Bedeutung. Es sind zumal Gräber alter sidonischer Könige. Der merkwürdigste Fund in neuerer Zeit ist der Marmorsarg des Königs Eschmunazar, welcher im Jahre 1855 von Franzosen unter Renan in einem ausgemauerten Felsengrab gemacht wurde und der nun im Louvre untergebracht ist. In der Grabschrift fordert der König unter Hinweis auf seine Verdienste um den sidonischen Staat und unter Androhung der Rache der Götter, daß man seine Gebeine in diesem Sarge ungestört ruhen lasse. Dieser König hat wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts v. Chr. regiert.

Tyrus,

einst „die Königin der Meere" genannt, weil es zur Zeit des phönizischen Altertums die Beherrscherin des Handels gewesen ist, ist jetzt unter dem arabischen Namen Sûr[1] eine unbedeutende Handelsstadt, doch auch seit neuerer Zeit wie Sidon stark im Aufschwung begriffen. Die ursprüngliche Stadt, Palätyrus, auf dem festen Lande gestanden, ist spurlos verschwunden. Sie ist vielleicht in der Nähe der Quelle Ras-el-ain zu suchen. An diese Altstadt hatte sich bald als Neustadt die prächtige, durch Meer und Felsen wohl beschützte Inselstadt gereiht. Die heutige Stadt ist eine Halbinselstadt, da das Meer vermittelst eines Dammes mit dem Festlande verbunden wurde; sie steht da, wo die Insel und die Landenge zusammenstoßen, auf dem östlichen Teile der früheren Hauptinsel. Unter den Ruinen der Stadt, welche durch ein Erdbeben im Jahre 1837 hart mitgenommen worden ist, sind besonders die einer Kathedralkirche in der südöstlichen Ecke der Stadt, wegen der Nähe des Leuchturmes, „Kirche des Manâra", d. i. des Leuchtturms, genannt, und ein Rest des alten Molo nebst vielen kolossalen Granitsäulen merkwürdig. Die Hauptausfuhr des Platzes besteht jetzt in Tabak, Baumwolle, Holzkohlen und Holz. Was der unansehnlichen Stadt einige Zierde verleiht, sind die darin befindlichen ziemlich zahlreichen Palmbäume. Während in Tyrus früher ein von dem Patriarchen in Jerusalem abhängiges lateinisches Erzbisthum war (einer der lateinischen Erzbischöfe war der berühmte Geschichtsschreiber der Kreuzzüge Wilhelm von Tyrus), residiert jetzt dort ein Erzbischof der uniierten Griechen. Die Lateiner oder römischen Katholiken besitzen daselbst ein Kloster der Franziskaner mit Schule und ein Frauenkloster. Aus der Kirchengeschichte wissen wir, daß der große Kirchenlehrer Origenes im Jahr 253 zu Tyrus entschlafen ist. Hier sollen auch die Gebeine des im Calycadnus ertrunkenen Kaisers Friedrich Barbarossa beigesetzt worden sein. Bekanntlich haben sich zur Aufsuchung derselben im Jahre 1874 die Professoren H. Prutz und J. N. Sepp im Auftrag des Reichskanzlers dahin begeben.[1] Der letztere hat in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" Nr. 233 vom Jahre 1874 kundgegeben, daß sich heute Tyrus nach einer Kolonie, und zwar von Deutschland aus, sehne. Im Band VII der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins" hat Professor Gildemeister in Bonn eine von den Medschlis (der Ratsversammlung) in Tyrus ausgestellte Urkunde über den Ankauf der Hütten auf dem Ausgrabungsterrain der genannten Forscher beigebracht.

Aus Nazareth.

Zunächst möge darauf aufmerksam gemacht werden, daß Nazareth ein in der Nähe von zwei Waldgebieten, einem nahen und einem ferneren, gelegener Ort ist und daß einen großen Teil der Gebirge bei Nazareth ansehnliche Waldungen bedecken. (Näheres hierüber hat Dr. Anderlin

[1] Der hebräische Name ist Zor, der assyrische Surru.

[1] Siehe darüber: Sepp, „Meerfahrt nach Tyrus zur Ausgrabung der Kathedrale mit Barbarossa's Grab". Leipzig 1879. — Prutz: „Kaiser Friedrichs I. Grabstätte. Eine kritische Studie." Danzig 1879. Und dazu A. Socin im III. Band der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins". S. 65 f.

in dem Artikel der „Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins“ „der Einfluß der Gebirgswaldungen im nördlichen Palästina auf die Vermehrung der wässerigen Niederschläge daselbst“, Band VIII., mitgeteilt.) Die Stadt ist auf der westlichen Seite eines tiefen ovalen Beckens in der Richtung von SSW gegen NNO gelegen. Die Häuser stehen auf dem unteren Teile des westlichen Bergabhanges, dessen höchste Spitze Nebi Ismain ist. Gegen den Berg hin stehen dieselben terrassenförmig übereinander, gegen das Thal hin, in südöstlicher Richtung, ist die unterste Terrasse, auf welcher das lateinische (römisch-katholische) Kloster und die Kirche mit dem Zimmerplatze Joseph's steht, sehr breit. Bei der maronitischen Kirche und der lateinischen Kirche des Steintisches Christi, teilt eine tiefe Schlucht die Stadt in zwei Hälften. Der nördliche Teil bildet das griechische, der südliche das lateinische Quartier. Im erstgenannten steigt der Berg von der letzten Häuserreihe ununterbrochen sehr steil bis zum Nebi Ismain hinauf. Der südliche Teil ist ein kleiner, schön gewölbter Bergvorsprung, der durch zwei Schluchten begrenzt ist; die nördliche Schlucht ist die erwähnte bei der maronitischen Kirche; die südliche liegt aber außerhalb der Stadt südwestlich. Jener Bergvorsprung hat das Eigentümliche, daß er oben 150 Schritte lang und 150 Schritte breit beinahe flach ist und daher einen deutlichen und scharfgezeichneten Rand hat. Bei der maronitischen Kirche ist der Felsrand am steilsten und am auffallendsten, weil die Häuser sich nicht unmittelbar an den Fels anlehnen. Dieser Felsrand zieht sich eine Strecke weit an der westlichen Seite des Bergvorsprunges hin, wird aber durch die an ihr gebauten Häuser verdeckt. Daß hier die alte Lage der Stadt sei, das zeigen die vielen alten Zisternen, deren sich fünf auf der Fläche des Bergvorsprunges befinden.

Die Hauptbeschäftigung der Nazarener, deren Zahl sich auf 6000 belaufen mag, ist der Ackerbau. Beiläufig mag hier bemerkt werden, daß die Franziskaner denselben in der Ebene Jesreel bis auf 40 Joch Ochsen ausgedehnt haben („Ausland“, 1863, S. 238).

Die Thätigkeit der verschiedenen christlichen Kirchengenossenschaften ist in Nazareth eine sehr große. Durch die Bemühungen des anglikanischen Missionsgeistlichen J. Zeller (aus Württemberg) ist es zum Bau einer evangelischen Kirche in geschmackvollem Spitzbogenstyl gekommen. Den Riß zu derselben hat der Züricher Architekt Stadler gemacht. Ueber dem Portal der silberweißen Kirche stehen in arabischer Sprache die Worte: Gott ist ein Geist u. s. w. Joh. 4, 24. Die Einweihung ist durch Bischof Gobat im Jahre 1871 am 1. Okt. erfolgt. Mit englischem Geld ist im Anfang der siebziger Jahre das Waisenhaus auf der Höhe des einen der nördlich aufstrebenden Hügel erbaut worden. Die Zahl der darin aufgenommenen Mädchen ist 150. Auf dem Scheitel eines von diesem Waisenhaus östlich aufstrebenden Hügels ist ein Spital im Bau begriffen. Ein anderes Spital ist auf einer niedrigeren Anhöhe im Südosten der Stadt von Seiten des Ordens der barmherzigen Brüder in Angriff genommen worden. Weitere Projekte sind ein Knabenwaisenhaus und ein Kloster für Clarissinnen.

Bemerkenswert ist, daß zu dem katholischen Spitalbau deutsche Arbeiter von der Tempelkolonie in Haifa berufen worden sind und daß die Schreinerarbeit von einem in Nazareth wohnenden Mitglied dieser Gemeinde ausgeführt wird. Das gegenüber dem lateinischen Kloster gelegene Hospiz, das gewöhnliche Absteigquartier für die Abendländer, ist jetzt recht hübsch und bequem eingerichtet; es enthält 16 Zimmer für Reisende.

Es mag hier noch daran erinnert werden, daß der einst um den Tabor hausende Beduinenhäuptling Akil Aga, der im Jahre 1848 den nordamerikanischen Kapitän Lynch auf seiner wissenschaftlichen Expedition zum Toten Meer begleitet hat, im Jahre 1860 sich um die Christen in Nazareth und Galiläa besonders verdient gemacht hat, indem er den wutentbrannten Drusen und Metaweli des Gebirges die Ausdehnung ihrer Feindseligkeiten nach der Ebene mit wahrer Aufopferung wehrte. Da von Nazareth aus hierüber nach Paris berichtet worden, hat der Kaiser Napoleon dem edlen Christenbeschützer die Auszeichnung des Ehrenlegion-Ordens verliehen, wozu der denselben überreichende französische Offizier seinerseits noch einen Ehrensäbel fügte. (Weiteres über diesen Akil Aga siehe im „Ausland“ 1873, S. 1150.)

Aus Bethlehem.

In neuerer Zeit sind auf einem der zwei Hügel, auf denen Bethlehem liegt, so viel neue Häuser, sämtlich von Stein und mit platten Dächern versehen, erbaut worden, daß man von einem Neu-Bethlehem sprechen kann. Am westlichen Ende der Stadt, ganz auf der Höhe, weshalb eine prächtige Rundschau bietend, ist das evangelische Missionshaus mit Schule und Kirche, das der Berliner Jerusalems-Verein hat erbauen lassen. Die im Jahre 1873 vorgekommenen, wiederholten blutigen Reibereien in der Geburtskirche zwischen Mönchen des lateinischen und des griechischen Ritus haben zur Erbauung einer türkischen Kaserne in der nächsten Nähe dieser Kirche, der ältesten Basilika der Welt, Veranlassung gegeben. Seit dieser Zeit wissen die Mönche sich in den Schranken der Ordnung halten. Wie früher, ist die Beschäftigung der Bethlemiten immer noch neben Feldbau und Viehzucht die Verfertigung von allerlei Kunstgegenständen aus Perlmutter und Asphalt und von Rosenkränzen allerlei Art. Die Fabrikation der letzteren wird vorzugsweise von Frauen und Kindern auf offener Straße vor den Haustüren betrieben. Nicht unbedeutend ist in Bethlehem die Bienenzucht. Aus den Trauben Bethlehems wird ein sehr gewürziger und starker Wein gewonnen.

Aus Hebron.

Hebron hat von jeher als eine besonders fanatische Stadt gegolten; sie ist mit ihren 17,000 bis 18,000

Mohamedanern für Christen bisher als unnahbar erschienen. Man mußte sein Absteigequartier bei den Juden, von denen gegen 1000 dort wohnen, suchen, wenn man nicht Zelte bei sich führte, um in denselben, die man auf dem heiligen Gebiet der uralten Abrahamseiche aufschlagen kann, zu wohnen. Es ist etwas besser geworden. Die Mohamedaner sind nicht mehr so feindselig und aggressiv wie vor 20 Jahren. So konnte denn im vorigen Jahre in Hebron eine Missionsstation von einem Deutschen errichtet werden. Die Missionsthätigkeit daselbst wird vorerst von einem Arzt und einem Lehrer ausgeübt. Beide sind geborene Araber, die in den christlichen Lehranstalten Beiruts ihre Bildung erhalten haben. In der Klinik des Arztes haben sich bald der hülfesuchenden Mohamedaner nicht wenige eingestellt. Die Schule zählt bis jetzt sechs Kinder. Die Beziehungen des Arztes und Lehrers zu den maßgebenden Persönlichkeiten in der Stadt haben sich freundlich gestaltet. Was bis jetzt in Hebron fabriziert wurde, waren Glaswaren aller Art, namentlich gläserne Arm- und Fingerringe für die Weiber und Kinder von Fellachen, und Wasserschläuche. Zu diesen Manufakturen sind nun auch Töpfereien gekommen, wie sie schon seit längerer Zeit in Gaza bestehen. Wie die Töpfer von Gaza verfertigen die von Hebron Trinkkrüge aller Art, Wasserkrüge, die von den Frauen auf dem Kopfe getragen werden, Brunnenkrüge, Schüsseln u. s. w.

Aus Jerusalem.

Jerusalem wird immer mehr eine viel aufgesuchte Stadt. Der langjährige amerikanische Reise-Unternehmer Cook hat auf die Osterzeit dieses Jahres über 200 Fremde gebracht, der Berliner Stange auch eine ansehnliche Zahl. Andere Fremde kamen unter der Anführung der neuen Reise-Unternehmer Howard und Floyd. Die Zahl der frommen Pilger aus Frankreich, Deutschland u. s. f. wird jedes Jahr größer. Das größte Kontingent solcher Pilger liefert Rußland. Die Vorstadt Jerusalems vor dem Jaffa-Thor erweitert sich immer mehr. Viele der neuen stattlichen Häuser verdanken ihren Aufbau jüdischer Industrie. Der Besitzer des ersten Gasthofes, des „Mediterranean Hotel", hat weitere Wohnungsräume für seine Gäste in dem seinem Gasthof gegenüberliegenden Hause (das einst Bischof Gobat und nach ihm Bischof Barclay bewohnt haben) eingerichtet. Wo sich das neue deutsche Konsulatsgebäude erheben und wann zur Erbauung desselben geschritten werden wird, läßt sich noch nicht sagen. Das frühere durch den Konsul Dr. Schultz erworbene und dann durch seinen Nachfolger Dr. Rosen verschönerte ist in den Besitz eines Juden übergegangen. So läßt sich auch nicht sagen, wann es zu der Erbauung des Kirchengebäudes kommen werde, zu dem Professor und Baurat Adler in Berlin den Entwurf gemacht hat. Zu der außerkirchlichen Geburtstagsfeier des Deutschen Kaisers hat sich auch heuer wieder der Gouverneur der Stadt, Ra'uf Pascha, eingefunden. Diese fand, da sie wegen Regenwetters nicht im Freien stattfinden konnte, in dem neu erweiterten Versammlungssaal der deutschen Tempelgemeinde auf der Rephaim-Ebene statt. Daraus, daß Ra'uf Pascha im vorigen Jahr ein Verbot gegen den Besuch christlicher Lehranstalten von seiten mohamedanischer Kinder hat ergehen lassen, wollte man schließen, daß derselbe seine Gesinnung gegen die Christen geändert habe, die immer eine freundliche und wohlwollende gewesen ist; aber dem ist nicht so; er hat mit diesem Verbot wohl nur gewisse muslimische Eiferer etwas beschwichtigen oder beruhigen wollen.

Zu berichten ist noch, daß im Osten der Grabkirche ziemlich bedeutende Ausgrabungen vorgenommen worden sind. Dieselben sind von der neuen orthodoxen Palästina-Gesellschaft in Rußland ausgegangen, die über große Mittel zu verfügen hat und die von großem Eifer beseelt ist.

Die ehemalige Vergletscherung der Zentralkarpathen.

Die ersten Beobachtungen über Gletscherwirkungen in den Zentralkarpathen stammen von Sonklar, aus dem Jahre 1857. Er hat unter anderm auch die ausgedehnten Trümmerhalden des Kohlbachthales für glazialen Ursprungs erklärt, während wenige Jahre später F. Fuchs derselben Ablagerung eine andere Entstehung zuschrieb, für andere Bildungen aber ebenfalls die Thätigkeit von Gletschern in Anspruch nahm. F. v. Hauer erklärte in den „Erläuterungen zur geologischen Karte von Oesterreich-Ungarn" die Block- und Schuttanhäufungen der Zentralkarpathen für Gletscherdiluvium, und mit ihm haben zahlreiche andere Forscher das Vorhandensein von Gletscherspuren in den Karpathen als eine unbestreitbare Thatsache hingestellt. Die hieher bezüglichen Angaben waren aber bisher immer nur ganz aphoristisch; niemand versuchte es, für die Behauptung, daß eine oder die andere Ablagerung wirklich nur als Glazialdiluvium aufgefaßt werden könne, genügende Beweise beizubringen. Erst in neuerer Zeit hat Dr. Samuel Roth das hierauf bezügliche Material gesammelt und so zahlreiche neue Beobachtungen gemacht, daß man jetzt an der einstigen Vergletscherung der Zentralkarpathen wohl nicht mehr zweifeln kann. Bevor noch Roth seine Erfahrungen publiziert hatte, erschien das Partsch'sche Werk „Die Gletscher der Vorzeit" (1882), welches in einem eigenen Abschnitte auch die einstigen Gletscher des Tátra-Gebirges behandelt; die Studien Partsch's waren insofern sehr erfolgreich, als derselbe auch auf der Nordseite des Gebirges deutliche Gletscherspuren nachwies. So verdienstvoll und ausgedehnt auch die Untersuchungen des Breslauer Gelehrten sind, so kann durch dieselben der Wert der Roth'schen Studien durchaus nicht beeinträchtigt werden; die letzteren bieten vielmehr eine solche Fülle von Daten, daß sie wesentliche Ergänzungen des bislang immer noch unvollkommenen Bildes der einstigen Karpathengletscher

ermöglichen. In einem in der Januarsitzung der Königl. Ungarischen Geologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage (siehe Supplement zu Földtani Közlöny, 1885, 1. und 2. Heft, Seite 53 ff.) gliederte Roth das gesamte Beobachtungsmaterial in so übersichtlicher Weise, daß wir uns über die Anzahl, den Verlauf und die Mächtigkeit der einstigen Tátra-Gletscher eine recht deutliche Vorstellung zu machen imstande sind. Roth unterschied: Moränen, erratische Blöcke, Schlifflächen, Schrammen und Rundhöcker, und besprach schließlich auch die Konfiguration der Thäler, soweit dieselbe mit dem Glazialphänomen zusammenhängt.

a) Moränen.

Es wurden Seiten-, Mittel-, Grund- und Endmoränen konstatiert, sehr deutlich im Weißwasser-, Kohlbach-, Felka-, Mengsdorfer- und Mlinica-Thale. Die 60—70 m. über dem Niveau des Weißwasser-Baches sich erhebende „Weiße Wand" wird als eine teilweise zerstörte Endmoräne aufgefaßt; thalaufwärts geht sie deutlich in eine Seitenmoräne über, während sie thalabwärts steil abfällt. Nachdem einzelne von dem einstigen Gletscher transportierte Gerölle noch in 100 m. über der Thalsohle gefunden wurden, ist auch ein Schluß auf die bedeutende Mächtigkeit dieses Gletschers zulässig. Gegen den „Grünen See" zu beobachtet man auf der Thalsohle moränenartige Schuttmassen, die als Grundmoräne aufgefaßt werden, während dem mächtigen Schuttdamme, welcher am „Grünen See" seinen Anfang nimmt und gegen die „Vordere Fleischbank" zieht, der Charakter einer Mittelmoräne zukommt. Die Richtung der Mittelmoräne beweist, daß der Grünsee-Gletscher den benachbarten kleineren Weißsee-Gletscher zur Seite drängte; von dem letzteren stammen die Granitfindlinge, welche auf der aus sedimentären Gesteinen bestehenden Weidau gefunden werden." Der Weißsee-Gletscher ließ auch eine zweite Stirnmoräne zurück, die den einstigen Rückzug des Gletschers markiert. Sehr schön ausgebildete Moränen beobachtet man besonders in jenem Teile der Weidau, der am Fuße der Vorderen Fleischbänke und des Stirnberges liegt und sich nach Ost bis zum Renias und Roten Lehm erstreckt. Den Beobachtungen zufolge stieg der Weißwasser-Thal-Gletscher bis zu etwa 1000 m. Höhe hinab. Im (kleinen) Kohlbach-Thale ist besonders die große Stirnmoräne hervorzuheben, welche oberhalb des Feuersteines einen riesigen Querdamm von stellenweise mehr als 60 m. Höhe bildet. Der sich zurückziehende Gletscher hinterließ auch eine Seitenmoräne, welche sich als eine 3—4 m. hohe, 15—20 m. breite Welle, ziemlich entfernt von der Berglehne, durch das Thal zieht; es sind auch Spuren einer höher gelegenen Moräne zu beobachten, die offenbar aus einer Zeit stammt, in welcher der Gletscher mächtiger und größer war. Sehr bedeutend sind jene Moränenwälle, welche den unteren Teil des Thales halbkreisförmig abschließen.

Auch das kleine Felka-Thal hatte seinen Gletscher, wie die Moränenreste am Felker See und Langen See beweisen; die Endmoräne des Felker Thales ist in sehr instruktiver Weise aufgeschlossen.

Im Mengsdorfer-Thale kann man mehrere übereinanderliegende Seitenmoränen unterscheiden, welche aber thalaufwärts in der Regel ein und dasselbe Niveau annehmen. Das ist z. B. der Fall mit den beiden Seitenmoränen am Popper-See, von denen die eine 68 m. über der Thalsohle, die andere 50 m. tiefer liegt, während am Fuße der steilen Wand des Froschsee-Beckens beide in gleicher Höhe liegen. Auch eine ausgedehnte Mittelmoräne, teilweise Sümpfe und Moore tragend, wurde im Mengsdorfer Thale nachgewiesen und die basteiartige Erhebung, die man von der Csorber Station aus sehr deutlich sehen kann und die den Csorber See enthält, als das gemeinsame Werk des Mengsdorfer und des Mlinicaer Gletschers erkannt. Der letztere ließ im Mlinica-Thale bedeutende Moränen zurück.

Im Koprova-Thale, dem größten und entwickeltsten Thale auf der Südseite des Tátrastockes, sind die Moränen in viel beschränkterer Ausdehnung vorhanden als in den anderen Thälern; dies liegt wohl hauptsächlich darin, daß dieses Thal zu tief, größtenteils unter 1400 m. liegt.

b) Erratische Blöcke.

Als solche sind aufzufassen die Blöcke von Kalkstein, Sandstein und Quarzit, die im Weißwasser-Thal vorkommen, die Granitblöcke der Moränen auf der aus sedimentären Gesteinen bestehenden Weidau und die Glimmerschiefer des Felka-Thales. Die allenthalben vorkommenden, oft gigantischen Granitblöcke können gleichfalls nur durch Gletscher transportiert sein.

c) Schlifflächen, Schrammen, Rundhöcker.

Bezüglich der glazialen Schlifflächen der Tátra finden wir viele divergierende Ansichten; Kolbenheyer beobachtete solche im Kohlbach-Thale, Roth im Weißwasser- und kleinen Kohlbach-Thale; die von Sonklar angeführten Schliffe im Felka-Thale sind nach Partsch nicht unzweifelhaft, was auch Roth zugibt.

Als Rundhöcker können die abgerundeten Kalkrücken auf der Nordostseite des Weißsee-Beckens und ähnliche Formen im Mengsdorfer Thale und in der Nähe des Langen See's aufgefaßt werden.

d) Konfiguration der Thäler.

Fast alle Thäler des Tátra-Gebirges, in welchen glaziale Spuren nachgewiesen werden konnten, zeigen eine analoge Ausbildung, die sich besonders in den am oberen Ende oder auch an den Seiten der Thäler ausgehöhlten, rundlichen und von steilen Felswänden eingeschlossenen Becken ausprägt. Diese Becken enthalten meist Seen, und kommen in ähnlicher Form vor in fast allen Gebirgen, die vormals mit Gletschern bedeckt waren. Die genetische Beziehung dieser Becken zu den Gletschern ist demnach sehr

wahrscheinlich. Nicht minder charakteristisch ist für die Tátra-Thäler das Vorkommen steiler Stufen, auf welche Becken folgen, die von Trümmerwällen umgeben sind. Diese Becken enthalten zum Teile Seen, zum Teile sind sie bereits trocken gelegt, und dürften durch den sich zurückziehenden Gletscher entstanden sein.

Die Mündung der Seitenthäler liegt fast immer hoch über der Sohle des Hauptthales. Diese auch in den Glazialgebieten Norwegens wiederkehrende Eigentümlichkeit wird mit den Gletschern in Zusammenhang gebracht. Dieselbe Erscheinung tritt übrigens auch im Colorado-Gebiete auf, indem die Seitencañons mitunter über der Sohle des Hauptcañons münden. Hier ist diese Erscheinung gewiß nur durch fließendes Wasser bedingt, welches die Erosion im Seitenthale früher einstellte oder auch später begann als im Hauptthale. Die Thalsohlen sind sanft geneigt und von steilen Wänden begrenzt, die erst in einer gewissen Höhe eine mäßigere Neigung annehmen. Vor der letzten Endmoräne liegt gewöhnlich ein gewölbter, aus Schotter aufgebauter Rücken, der in seinem unteren Teile als Grundmoräne, im oberen Teile als Ablagerung des zurückweichenden Gletschers aufzufassen ist.

Es ist zweifellos, daß die einstigen Tátra-Gletscher weit tiefer hinabreichten, als wo man jetzt ihre Endmoränen findet. Roth hält es für wahrscheinlich, daß sogar die den Fuß der Tátra umzäunende Schotterlehne glazialen Ursprungs ist; diese Lehne enthält Blöcke von solchen Dimensionen, daß ein Wassertransport derselben kaum angenommen werden kann. Die Annahme des Eistransportes involviert die weitere Annahme, daß die ganze Oberfläche der Tátra in einer bestimmten Zeit von Eis bedeckt gewesen sein müsse. Diese Annahme hat nichts Ungeheuerliches oder auch nur Unwahrscheinliches an sich, und erübrigt nur, entsprechende Belege dafür zu sammeln.

A. Rzehak.

Von Suakin nach Berber und die Sudan-Eisenbahnen.

Seit die britischen Truppen auf ihrem Vormarsch gegen Khartum den Nil entlang zurückgeschlagen worden sind, haben sich die Engländer genötigt gesehen, eine Eisenbahn von Suakin nach Berber zu erbauen, teils um eine neue sichere Operationsbasis gegen den Mahdi und seine Anhänger zu gewinnen, teils auch um ihre Stellung im Sudan für immer zu befestigen. Die Bahnstrecke von Suakin nach dem Nil, mit einer Länge von etwas über 250 e. Ml., würde die mancherlei wertvollen Produkte des Sudan nach einem Seehafen abführen und dem ganzen Handelsverkehr mit Inner-Afrika einen ungemeinen Aufschwung geben. Die Gründe, weshalb diese schon vor Jahren von Baker und Gordon beantragte Eisenbahn nicht gebaut worden ist, sind einfach die, daß Aegypten keine Flotte, die ägyptische Regierung kein Geld für solche Zwecke hatte und der Khedive einen solchen Schlüssel zum Sudan nicht in die Hände des Sultans oder irgend einer anderen Macht, z. B. Englands oder Italiens, kommen lassen, noch den Handel mit dem Sudan vom Nilthale ablenken wollte. Jetzt haben die militärischen Notwendigkeiten der Lage aber alle Bedenken überwogen und England veranlaßt, den Bau dieser Eisenbahn zu unternehmen und zu beginnen, und es ist wohl selbstredend, daß dieser kostspielige Bau nicht unternommen worden wäre, würde nicht die ernstliche Absicht vorhanden gewesen sein, diese Eisenbahn, wenn einmal vollendet, in dauerndem Betriebe zu erhalten und sich so den Schlüssel zum Sudan und zu Inner-Afrika zu sichern. Hierauf deutete auch die Wahl der angenommenen Spurweite von 4 Fuß 8 1/2 Zoll, welche der in beinahe ganz Europa allgemein üblichen gleichkommt und welcher man den Vorzug vor denjenigen der gewöhnlichen Sekundärbahnen, von 3 Fuß und 3 1/2 Fuß ꝛc., gegeben hat, sowie die Wahl der eisernen, lange dauernden Schwellen, anstatt der hölzernen, welche von den Ameisen rasch zerstört werden würden.

Eine der wichtigsten bei dieser Eisenbahn in Betracht kommenden Fragen war diejenige der Wasserversorgung auf dieser Route. Hierüber hat schon früher ein amerikanischer Ingenieur, Oberst H. G. Prout, welcher vormals unter General Stone als Chef der geographischen und topographischen Abteilung des Generalstabs-Bureaus in Kairo in den Diensten des Khedive stand, eine Rekognoszierung des Weges von Suakin nach Berber gemacht und im April 1875 eine Karte aufgenommen, welche auch von den englischen Ingenieuren benützt ward. Dieser Bericht samt Karte gilt für den besten vorhandenen. Die Vermessung ist mit großer Sorgfalt gemacht, die Längengrade der Endpunkte sind aus den besten Landkarten entnommen und mittelst des Chronometers erprobt, die Breitengrade von Oberst Prout durch eigene Beobachtungen bestimmt worden. Die Linie der Route ist durch prismatische Kompaß-Visierlinien und durch Marschzeit eingehalten, die Höhenbestimmungen sind mit zwei Aneroid-Barometern gemacht und sorgfältig reduziert worden. Da die Vermessung im April vorgenommen wurde und da zu jener Zeit zwei Jahre lang kein Regen gefallen war, so mochten die Engländer nun die Verhältnisse ziemlich genau so finden, wie Oberst Prout dieselben schildert. Wir geben daher nachstehend die von ihm ermittelten thatsächlichen Verhältnisse in einem gedrängten Auszuge.

Zwei englische Meilen landeinwärts von Suakin sind Brunnen, welche das einzige Wasser für die Stadt liefern. Weitere 15 e. Ml. weit führt die Straße über eine kiesige, steinige Fläche voll Geschiebe und steigt auf dieser Strecke ungefähr um 1850 Fuß über die Meeresfläche an. Diese Fläche ist durchfurcht von einer Anzahl seichter Betten von Wasserläufen, welche meist trocken sind, ausgenommen in sehr kurzen und unhäufigen Perioden, da oft zwei oder drei Jahre lang hier kein Regen fällt. Es fehlt aller

Pflanzenwuchs außer einigen Akazien von 6—12 Fuß Höhe. Auf dieser Strecke finden sich nur an zwei Stellen Quellen, welche je für drei- bis fünfhundert Mann und deren Tiere ausreichen. Hierauf tritt die Linie ins Gebirge und führt 5 e. Ml. weit durch ein Thal, dessen Breite zwischen einer und zwei englischen Meilen wechselt, nach dem mit Rollsteinen bedeckten Bett eines Bergstroms. Hier in Sinkat, etwa 1000 Fuß über dem Meere, sind die Brunnen von Hambuk, drei Fuß tiefe Wasserlöcher, welche sich langsam füllen und von zweihundert Menschen und ihren Pferden und von dreihundert Kameelen bald trocken gelegt werden. 32 e. Ml. von Suakin ist die Wasserscheide zwischen den Thälern von Sinkat und O-Mareg, 1600 Fuß über dem Meere, wo sich einem Eisenbahnbau die größten Schwierigkeiten entgegenstellen, da der Paß mehrere Meilen weit eng und gekrümmt ist und die Seitenwände steil abfallen. Hier werden große Aufmauerungen, um den Bahnkörper vor den Wildwassern des Bergstromes zu schützen, und große Felsensprengungen erforderlich werden. Der Hohlweg ist angesichts einer feindlichen Macht sehr schwer zu passieren. Von hier führt der Weg durch kleine Thäler, welche auf einer Strecke von beinahe 30 e. Ml. einen Anflug von niedrigen Bäumen und Büschen zeigen, und an Brunnen vorüber, welche nur zum Tränken von ein- bis zweihundert Menschen genügen, und erreicht ungefähr 60 e. Ml. von Suakin, jenseit Wady Ahmed, den Gipfelpunkt der Linie, 3000 Fuß über dem Meere — einen kurzen, aber steilen und engen Paß und das furchtbarste Hemmnis auf dem ganzen Wege. Hier werden einige tiefe Einschnitte unerläßlich sein, wenn man nicht einen andern Paß finden kann. Brunnen auf eine Entfernung von 62 und 75 e. Ml. von Suakin liefern eine Menge guten Wassers. Dieser Teil des Weges führt durch kahle baumlose Thäler, welche mit Trümmern von Trapp und Porphyr bestreut sind. Auf 87 e. Ml. von Suakin ist ein steiler gewundener Paß, welcher ungefähr 2500 Fuß über dem Meere liegt und den letzten, einige Schwierigkeit für den Eisenbahnbau darbietenden Punkt bildet. 9 e. Ml. weiter ist der gute Brunnen von Abd-el-Hab, dann aber findet man — zwei oder drei unbedeutende Wasserlöcher ausgenommen — nur öde kahle Ebenen und niedrige Granithügel bis zum Wady Ariab, 118 e. Ml. von Suakin und 1900 Fuß ü. M. Hier ist eine echte Oase mit gutem Waidegrund. 12 e. Ml. weiterhin senkt sich der Bergzug und der Weg führt 42 e. Ml. weit über unfruchtbare Ebenen nach den Sanddünen von O-Baëk, die etwa 5 e. Ml. breit sind, und hier kann man etwas Wasser bekommen, nachdem man auf den 54 vorhergehenden Meilen kein Wasser gefunden hat. Von O-Baëk nach dem Nil erstreckt sich, 68 e. Ml. weit, eine steinige Ebene ohne Baum und Kraut, und ohne alles Wasser außer an einem guten Brunnen zwei tüchtige Wegstunden vom Nil. Auf 75 e. Ml. von Suakin aus könnte eine Streitkraft von zwei- bis dreitausend Mann mit ihren Tieren an keinem Punkte einen genügenden Wasservorrat finden und eine solche würde, nachdem sie Bir-Ariab verlassen hatte, auf zwei absolut wasserlose Strecken von je 50 e. Ml. stoßen.

Um den während des Eisenbahnbaues erforderlichen Wasservorrat für die Arbeiter und die zum Schutze derselben notwendigen Truppen und die zum Betriebe der Eisenbahn nötige Wasserzufuhr zu beschaffen, müßte sogleich eine Röhrenleitung von zwei Linien vierzölliger Röhren gelegt und es müßten je auf alle 25 bis 30 e. Ml. Stationen und auf diesen Pumpen errichtet werden, mit einem genügenden Druck von ungefähr 1000—1200 Pfund auf den Quadratzoll an den Pumpen, um einen Erguß von etwa 150 Gallonen per Minute zu ergeben. Die Röhren würden in Kurven gelegt werden, um der Ausdehnung durch die ungeheure Hitze Rechnung zu tragen. Die Pumpen sollten von H. R. Worthington in New-York geliefert werden, welcher im Heraufpumpen von Petroleum in Röhrenleitungen in Pennsylvanien unter ähnlichen Umständen bezüglich der Ueberwindung der Schwierigkeiten von Höhe und Entfernung große Erfolge erzielt haben soll. In einigen Fällen sollen die Worthington'schen Pumpen Erdöl über hundert Meilen weit ohne die Hülfe von Zwischenstationen gefördert haben. Die Pumpen sollten binnen 30 Tagen vom Datum der Bestellung in London abgeliefert werden. Dem Vernehmen nach ist ein Vertrag über die Legung der Röhrenleitung einem in derartigen Arbeiten erfahrenen Akkordanten angeboten worden und ein Herr in Winnipeg, der früher als Offizier unter Wolseley gedient und einige Erfahrung in dem raschen Verfahren des amerikanischen Eisenbahnbaues sich erworben hat, soll sich erboten haben, die Eisenbahn von Suakin nach Berber zu erbauen und sich verbindlich zu machen, daß dieselbe binnen fünf Monaten von der Unterzeichnung des Vertrages eröffnet werden könne.

Gleichzeitig drangen die englischen Kaufleute und Schiffsbauer in die britische Regierung, eine Anzahl kleiner leichter Dampfboote mit Sternrad und von geringem Tiefgang, wie solche bereits auf den Flüssen im westlichen Nordamerika üblich sind, für die Nilfahrt erbauen zu lassen, wo sie von ungemeinem Nutzen sein würden. Diese Boote sind mit mächtigen Gangspillen und Wergtrossen (Schlepptauen) versehen, um die Fahrzeuge die Stromschnellen und Katarakten hinaufzuziehen, sowie mit Derricks (Krahnenvorrichtungen), um die Fahrzeuge über Sandbänke hinüber oder von denselben herunterzuarbeiten; solche Dampfer könnten in den Häfen des westlichen Englands leicht gebaut und in zerlegtem Zustande verschifft oder nach Plänen auswärts erbaut werden.

Aus allen diesen schönen Plänen der englischen Regierung ist aber nichts geworden. Nachdem man mit ungeheuren Kosten Schienen, Schienenstühle, Eisenschwellen und alles mögliche Bahnmaterial nach Suakin geschafft, einen Vertrag über die Erbauung der Eisenbahn von Suakin nach Berber mit einer der ersten Bahnbau-Firmen

in London gemacht, einige Hundert britischer Eisenbahnarbeiter nach Suakin geschafft und den Bahnbau begonnen hatte, wurde das Projekt von Seiten der englischen Regierung vollständig aufgegeben. Die Einnahme von Khartum und der Tod des schmählich im Stiche gelassenen und verratenen Gordon veranlaßte das planlose, willensschwache britische Ministerium, den ganzen Sudan aufzugeben. Von der Eisenbahn Suakin-Berber war die Bahnstrecke etwa 35 Km. weit traciert und etwa 7—8 Km. weit nahezu fahrbar gemacht, als die sämtlichen Bahnarbeiten eingestellt, das gesamte Baumaterial und die Maschinen und Werkzeuge samt den Arbeitern wieder eingeschifft und der vollendete Teil der Bahn dem Zerfall preisgegeben wurde. Hiermit scheiterten alle die kühnen Hoffnungen und Erwartungen, welche man an die Eisenbahnen im Sudan geknüpft hatte, die das Thor zu den Reichtümern von Inner-Afrika hätten werden sollen! Unter den zahllosen Enttäuschungen und vereitelten Hoffnungen, womit das ohnmächtige, wankelmütige Ministerium Gladstone die Welt überrascht hat, war diese eine der bedeutendsten, und hat dem politischen Ansehen wie dem Handel Englands in Afrika und im Orient überhaupt einen kolossalen Stoß gegeben. Von der Ausführung der projektierten Eisenbahnen im Sudan sind wir heutzutage weiter entfernt als je, und diese unsere Ansicht wird auch von maßgebenden Persönlichkeiten geteilt. Es ist aber nicht zu bezweifeln, daß über kurz oder lang diese Eisenbahn dennoch gebaut werden muß, gleichviel von wem, um den Handel mit dem Inneren zu erschließen. Zum Belege dafür entnehmen wir dem jüngsten „Bulletin de la Société de Géographie du Caire“ nachstehende Notizen aus einem Bericht von Mason-Bey, dem Inspektor des ägyptischen Katasterwesens:

„In Anbetracht der finanziellen Schwierigkeiten ist das Unternehmen der Eisenbahn beinahe ganz aufgegeben und es bleibt von diesem großartigen Projekt nichts übrig als die Pläne, Bauriſſe, Ueberschläge ꝛc. und ein kleiner bis zum Wady Karaß eröffneter Stumpf von 5 Km. und die auf einer Strecke von 40 Km. begonnenen Erdarbeiten. Von diesem Punkte aus verfolgt die Route der Eisenbahn auf einer Strecke von etwa 100 Km. immer ein ausnehmend schwieriges Terrain bis Amara, ungefähr 200 Km. von Wady Halfa; an diesem Punkte angelangt, kann man den Fluß benützen bis Meroë, wenn man zwei Pferdebahnen erbaut, um die Stromschnellen zu umgehen. Die längere von diesen Pferdebahnen wird nur ungefähr 12 Km., die kürzere nicht ganz 1000 m. lang werden. Auf dem Flusse selbst werden nur zwei Gerinne als Fahrstraßen erforderlich sein, nämlich von Amara bis Kagbar in einer Länge von 100 Km. und das von Kagbar nach Hannek von 30 Km. Sobald man das letzte Hindernis passiert hat, ist der Fluß schiffbar bis Meroë auf eine Strecke von 375 Km. Geht man südlich von Dongola weiter, d. h. den Strom hinan, so ist das Land wenig fruchtbar und im weiteren Verlauf des Wegs über Meroë hinaus wird das Land so unfruchtbar und öde, wie auf der Strecke zwischen Wady Halfa und Amara.

„Von Dongola aus werden drei Wege möglich: man kann den Nil in Debbeh verlassen, um sich nach Khartum oder nach Schendy zu begeben, man kann ihn auch in Meroë (Dschebel Barkal) verlassen, um sich nach Berber zu wenden. Letzterer Weg ist vorzuziehen und wird mit wenigen Kosten für Räderfuhrwerke befahrbar gemacht werden können. In sechs Tagreisen wird man dann nach Berber an den Fluß gelangen, welcher sodann bis zum 5.° n. Br. bei Lado oder bis Karkog am Bahr-el-Azrek unter dem 13.° n. Br. schiffbar ist.

„Das einzige, einiger landwirtschaftlichen Entwickelung fähige Gelände auf diesem Wege ist dasjenige von Dongola. In dieser Provinz können mehr als 120,000 Feddans (à 4200,8 Q.-m.) Land anbaufähig gemacht werden. Bei Ardeh hat man auf beiden Seiten des Nils ein Nilschlamm-Terrain, welches sich in einer Länge von 50 Km. und einer Breite von 5 Km. auf jedem Ufer von Handak bis Hannek ausdehnt. Dann kommen die großen Ebenen zu Soleb und bei Wady Hanidsch; um diese Ländereien der Kultur zu unterwerfen, müßte man ein Mittel finden, um große Eisenmassen dorthin zu schaffen. Die Aufstellung von Dampfpumpen und der Anbau von Zuckerrohr und Baumwolle würden diese Provinz binnen kurzer Zeit zu einer der reichsten in ganz Aegypten machen.

„Ein anderer Ausfuhrartikel, der für Aegypten von einem sehr hohen Wert wäre, wird Rindvieh sein. Die Araber in der Bahiuda-Wüste und im Kordofan schicken eine große Menge Vieh nach Dongola, wo sie es um sechs Realen per Kopf verkaufen. Ein Paar Ochsen, welches auf die Göpelarbeit an einer Sakieh (Wasserschöpfmaschine) abgerichtet ist, kostet nur 25 Realen. Nur die große Unfruchtbarkeit des Landstrichs zwischen Amara und Wady Halfa und sogar bis Assuan verhindert die Ausfuhr dieses Viehes, denn auf dieser Strecke fehlt es vollkommen an Futter.

„Hat man einmal den Nil bei Berber erreicht, so hat man ein Land vor sich, welches jeder Art von Entwickelung fähig ist. Würde man einen Kanal von Atbarah bis El Abeideh graben, so würde ein ungeheurer Landstrich anbaufähig werden, d. h. man könnte alljährlich eine Ernte erzielen. Im oberen Sudan fehlt es nur an Arbeitskräften, Maschinen und einem Absatz der Erzeugnisse.

„Um den zwischen dem Atbara und dem Weißen Nil gelegenen Teil des Sudan mit der übrigen Welt in Verbindung zu setzen, wird man eine Eisenbahn bauen müssen, welche von Tokar bei Suakin ausgehend, das Khor Baraka hinanführen, Kassala berühren und in Abu Haras am Blauen Nil endigen oder direkt nach Khartum führen würde. Der erstere Punkt ist vorzuziehen, damit er auch Gedarif berühren und dem ungeheuren, an den östlichen Abhängen Abessiniens liegenden Ländergebiet und dem Gallafat Verkehrs-, Transport- und Abfuhrmittel zuführen würde.

„Die Länge einer solchen Eisenbahnlinie dürfte sich auf 800 Km. belaufen, aber das Land ist verhältnismäßig günstig; das Khor Baraka kann angebaut werden und wird immer einen Beitrag zur Bestreitung der Kosten liefern, und zwischen Kassala und Khartum würde stets ein lebhafter Handels- und Personenverkehr in beiden Richtungen stattfinden. Bei diesen erleichterten Transportmitteln wird dieses Land in wenigen Jahren wunderbar blühend werden und reiche Erträgnisse an Zucker, Kaffee, Baumwolle, Indigo und Reis liefern. Die Transportkosten bis ans Meer werden niemals diejenigen von China oder Indien nach Aden überschreiten.

„Die Einwohner des Sudan gelten im allgemeinen für äußerst träge: allein dies beruht, meines Bedünkens, auf einem großen Irrtum. Da sie keine Absatzwege für ihre Produkte kennen, so begnügen sie sich, deren im Ueberfluß für ihren eigenen Bedarf zu erzeugen und führen verhältnismäßig ein sehr üppiges Leben; allein für die wenigen Waren, welche die Transportkosten ertragen können, wie Gummi, Federn, Heilgewächse und Elfenbein, geben sie sich eine ungemeine Mühe und diese können beim Merissa-Trinken nicht herbeigeschafft werden, sondern erheischen ein Quantum redlicher und emsiger Arbeit.

„Die einzige Schwierigkeit ist die, daß dieses Land beinahe gar nicht bevölkert ist; man sollte daher Leute einführen, welche an strenge Arbeit gewöhnt sind. Diese Leute findet man nur in China oder Indien, wenn man sich nicht Neger aus den Vereinigten Staaten kommen lassen will, gegen welche aber stets der Einwand erhoben werden würde, daß sie keine Mohamedaner sind; allein man könnte in Indien und China noch Millionen guter Mohamedaner haben, welche bald die Landessprache erlernen und in keiner Weise sich gegen Ansichten und Bräuche der Landesbewohner verstoßen, die dann durch den Drang der Umstände gezwungen werden würden, aus Nomaden und Hirten Ackerbauer zu werden.

„Es ist hier übrigens noch etwas anderes zu bemerken: In Aegypten herrschte von jeher der Brauch, alle verurteilten Verbrecher unter die Soldaten zu stecken oder nach dem Sudan zu schicken. Viele derartige Leute stehlen oder plündern aus Not oder aus Arbeitsmangel. Wenn nun die Regierung, anstatt die Schuldigen allein nach dem Sudan zu schicken und in das Heer zu stecken, wo vor ihnen eine ebenso schwierige Zukunft liegt, wie ihre Vergangenheit, dieselben mit ihren Familien in diese prächtigen Länder schicken würde, so dürften aus ihnen gute Bürger und rechtschaffene Menschen anstatt noch schlechterer Burschen werden. Man müßte sie allerdings im ersten Jahre unterstützen; allein zwei oder drei Ardebs (à 10 ½ Liter) Durrah zu zwei Realen das Ardeb und einige Kühe sind keine große Summe, und das heutzutage unangebaute und wertlose Land, das man ihnen gäbe, würde in wenigen Jahren einen großen Ertrag liefern.

„Alle diese Fragen verknüpfen sich mit derjenigen der Eisenbahn. Die von den Engländern begonnene würde, wenn durchgeführt, der Provinz Dongola einen großen Aufschwung geben. Die geeignetste Route für den Sudan ist aber die über Khor Baraka, und ihr Gedeihen hängt von der Entwickelung des zwischen dem Atbara, dem Weißen Nil und Abessinien gelegenen Landes ab. Aegypten muß den Sudan immer als seine Zukunft und als die Quelle seiner Reichtümer betrachten und, damit dies wahr gemacht werde, irgend ein Mittel finden, um den Ueberfluß seiner Bevölkerung nach dem Sudan abzuführen. Hiezu gibt es zwei Mittel: entweder gibt man den ausgedienten Soldaten das Recht, ein bestimmtes Quantum Grund und Boden, etwa 100 Feddans, zu erhalten, um sich mit ihren Weibern und Kindern und einigen Verwandten darauf niederzulassen, oder man deportiert dorthin die Verbrecher und gibt ihnen ihre Familien mit. Auf diese Weise würde man bald eine arbeitsame, rührige, feste Bevölkerung auf Wüstenstrichen erstehen sehen, wo gegenwärtig nur rauhes Gras sproßt."

Unabhängige Indianer in Mexico.

Vielleicht ist vor etwa zwei Monaten ein Telegramm nach drüben gekommen, daß die Jaquis in Sonora sich gegen die Regierung empört haben. Gönnen Sie mir etwas Raum, um über diese Jaquis und ihre Empörung ein paar Worte zu sagen, die abermals bestätigen werden, daß in diesem Lande die größten Gegensätze unvermittelt nebeneinander stehen, und daß es hier noch Zustände gibt, die an das Mittelalter erinnern.

Im Staate Sonora leben erbansässig zwei Indianerstämme, die Jaquis (am Jaqui-Flusse) und die Mayos (nicht zu verwechseln mit den Mayas oder Ureinwohnern von Yukatan) am Mayo-Flusse. Was von den Jaquis geschildert wird, gilt mit wenig Unterschieden auch von den Mayos. Die Jaquis haben ihre Besitztitel von den spanischen Königen und haben bis heute der mexicanischen Regierung sich nicht unterworfen und der Republik nie Steuern oder Abgaben bezahlt. Sie sind kräftige, abgehärtete Landleute. Viele von den Männern ziehen nach der Hafenstadt Guaymas und arbeiten dort einen Teil des Jahres als Wasserträger, Gärtner, Lastträger. Der Wohnsitz des Stammes aber sind die fruchtbaren Ländereien längs des Jaqui-Flusses. Gelegentlich stehlen sie Rinder und Pferde; aber seit Jahren haben sie sich ruhig verhalten und es sind namentlich keine Mordthaten vorgekommen. Cajeme, ihr Kazike, ist ein Mann von ziemlich guter Erziehung, die er in den Vereinigten Staaten erhielt. Er ist ein gestrenger Herr und übt eine unbeschränkte Gewalt über seinen Stamm. Cajeme hat eine Art Leibwache von 400—500 ausgewählten Männern, die beritten sind. Das Land der Jaquis erstreckt sich längs des Flusses etwa 90 e. Ml. in einer durchschnittlichen Breite von

20 e. Ml. Hier befinden sich ihre Dörfer, deren jedes seinen Richter hat, der unter dem Kaziken steht. Die Jaquis bauen Feld- und Gartenfrüchte und züchten viele Hühner, Ziegen, Schweine u. s. w., die nach Guaymas zu Markt gebracht werden. Alles Brennholz, Matten, Gemüse, Austern und viele andere Lebensbedürfnisse, die man in Guaymas verbraucht, kommen vom Jaqui-Fusse. Der Verkehr mit den Jaquis beträgt in Guaymas über 36,000 Dollar im Jahre und bildet einen großen Teil des Handels dieser kleinen Stadt.

Die Jaquis und die Mayos haben sich nie viel um die Weißen gekümmert, solange man sie in Ruhe ließ. Nachdem sich Mexico unabhängig gemacht hatte und die Bürgerkriege begannen, hatten die Weißen den unglücklichen Einfall, die Indianer zu bewaffnen und in ihre Parteikämpfe zu ziehen. Dadurch kamen sie zum Bewußtsein ihrer Bedeutung. Lange Zeit kämpften die Jaquis mit einer Partei und die Mayos mit der anderen. Später lernten die beiden Stämme sich vertragen und wandten sich gelegentlich gemeinsam gegen die Weißen. Sie sollen zusammen über 5000 erwachsene, das ist waffentragende Männer zählen. Viele führen Feuerwaffen, andere Bogen und Pfeile, Speere und dreikantige Keulen aus Eichenholz.

Wenn immer in den letzten Zeiten Schwierigkeiten mit den Indianern in Sonora entstanden, so war es, weil die Regierung suchte, sich den Indianern fühlbar zu machen. Der Grund des letzten Ausbruches soll folgender sein: In Ausübung seiner Souveränetät erhob Cajeme an einer bestimmten Stelle des Jaqui-Flusses einen Zoll von jeder passierenden Barke. Ein Boot der Regierung weigerte sich, den Zoll zu bezahlen, und wollte die Durchfahrt erzwingen. Das führte zur Empörung der Jaquis und der mit ihnen verbündeten Mayos. Alle Jaquis haben Guaymas verlassen, das nahezu ausgehungert und zu Grunde gerichtet ist. Hunderte von Menschen sind erschlagen, Tausende von Tieren getötet oder weggetrieben, Dörfer und Weiler verwüstet und verlassen. Der ganze Staat Sonora ist in Angst und Aufruhr und sein Wohlstand für Jahre zerstört. Cajeme soll in seinem Gebiete eine sehr feste Stellung einnehmen, und macht von dort seine Raubzüge und Ausfälle. Die Staatsregierung von Sonora und die Zentralregierung haben einige Tausend Mann Truppen aufgeboten. Bei jedem Zusammenstoße werden, den offiziellen Berichten zufolge, die Jaquis geschlagen und die Mexicaner konzentrieren sich dann nach rückwärts. Die mexicanischen Generale haben auch ihre geheimen Pläne, und Bulletins versteht man auch hier zu schreiben. Wie die Sachen stehen, haben die Truppen noch keinen Vorteil errungen und die Jaquis und Mayos, auf ihrem Gebiete, sind der ganzen mexicanischen Armee gewachsen. Das Ende wird sein, daß man den Frieden von Cajeme erkauft mit einigen Tausend Thalern und daß alles in den vorigen Zustand zurückkehrt.

Aehnliche Zustände bestehen in anderen Teilen des Landes. Im Kanton von Tepic, im Staate Jalisco, etwa 50 e. Ml. landeinwärts von der Hafenstadt San Blas, herrschte bis vor wenigen Jahren unbeschränkt ein gewisser Lozada. Man vertrug sich immer wieder mit ihm, gab ihm sogar noch Titel und Gehälter für sich und seine Anhänger und ließ ihn ungestört hausen, damit er nur ruhig blieb. Dieser Lozada war ein Räuber und Mordbrenner, ein wahres Scheusal, von dem man fast Unglaubliches erzählen könnte. Erst unter dem Präsidenten Lerdo gelang es, sich Lozada's durch Verrat und Mord zu entledigen. Keiner seiner Leute hat seitdem denselben Einfluß unter den dortigen Indianern gewinnen können. Nichts destoweniger haben sowohl der Präsident Gonzalez, als auch Porfirio Diaz wieder dort zu schaffen gehabt. Gonzalez fand sich wieder mit Geld und Titeln ab, da er keinen Feldzug machen wollte, weil die Wahlen vor der Thüre standen. Präsident Diaz hat vor einigen Monaten dort einen Aufstand niedergeworfen und einige der Rädelsführer erschießen lassen. Nichts desto weniger haben die Leute erreicht, daß Tepic vom Staate Jalisco losgetrennt und zu einem unabhängigen Territorium gemacht wurde, wobei freilich zu bemerken ist, daß es der Zentralregierung paßt, den großen und kräftigen Staat Jalisco zu zerreißen und zu schwächen.

Eine ähnliche, wenn auch nicht so schändliche Rolle spielten im Staate Guerrero Don Juan Alvarez und seine Familie. Alvarez hatte zur Zeit der Unabhängigkeitskriege eine leitende Stellung in seinem Staate gewonnen und dieselbe bis zu seinem Tode behauptet. Nicht nur, daß die Zölle von Acapulco und andere Einkünfte in seine Tasche flossen, sondern die Regierung machte ihn fast zum beständigen Gouverneur und bezahlte ihm wiederholt Subsidien, um ihn ruhig und bei guter Laune zu erhalten. Versuche, ihn mit Gewalt zu unterwerfen, mißlangen immer. Er war der Abgott seiner Indianer; das Land ist höchst gebirgig, ungesund und ohne Hülfsmittel. Daran scheiterte Santa Ana im Jahre 1855. Der Feldzug, unternommen mit großen Mitteln, mißlang und kostete ihm die Präsidentschaft. Etwas änderte sich das Verhältnis zur Zeit der französischen Intervention. Da sie über Schiffe verfügte, konnte sie ihm die Hülfsquellen unterbinden, die ihm sonst der Hafen von Acapulco bot. Als Juarez wieder ans Ruder kam, hatte die Zentralregierung mehr Ansehen und Gewalt als je, auch starb der alte Alvarez. Sein Neffe und Nachfolger genießt nicht mehr dasselbe Ansehen und die Regierung hat es auch versucht, gegen ihn eine Regierungspartei zu bilden.

Ein Bergland, die Huasteca geheißen, begreift einen Teil der Staaten Veracruz, Queretaro und San Luis Potosí. Dort hauste durch viele Jahre General Mejia, ein Indianer, Ehrenmann, steifer Klerikaler und treuer Anhänger Maximilian's, mit dem zusammen er in Queretaro gefangen und erschossen wurde. Neben ihm genoß großes Ansehen ein anderer Indianer, General Olvera,

der sich gleichfalls dem Kaiser angeschlossen hatte, aber noch bei rechter Zeit umsattelte und sich der liberalen Regierung zur Verfügung stellte. Er ist im Herzen immer klerikal und Imperialist, hat sich aber die gegenwärtigen Machthaber verbunden und ist jetzt Gouverneur des Staates Queretaro. Man behauptet, daß Olvera, wenn er wollte, in 2—3 Tagen 5—6000 Mann aufstellen könnte, für die es auch nicht an Waffen fehlt.

Eine sehr gebirgige Gegend im Norden des Staates von Puebla ist die Sierra del Norte. Dort lebten friedliche und arbeitsame Indianer. Eines Tages, im Jahre 1854, weigerten sie sich, Frohndienste zu leisten zum Baue einer Kirche. Man wollte sie zwingen; da liefen sie weg in die Wälder und Berge und setzten sich zur Wehre und mit Erfolg. Sie gründeten neue Dörfer, nahmen Ländereien mit Gewalt in Besitz und behaupteten sie. Es mögen ihrer etwa 6—800 waffenfähige Männer sein. Ihr gegenwärtiger Führer ist Juan Francisco Lucas. Sie haben immer stramm zu den Liberalen gehalten, da ihre Gegner Klerikale sind. Alle Versuche, die Leute mit Gewalt zu unterwerfen, sind so schwierig und kostspielig, daß man immer wieder schließlich vorgezogen hat, ein Abkommen zu treffen und das Geld spielen zu lassen.

Auch die Franzosen und die Oesterreicher haben sich seinerzeit dort versucht. Die Indianerdörfer Tlatlauquitepec und Xochiapulco spielten eine hervorragende Rolle in den Siegesbulletins. Dieselben wurden im Verlaufe einer Campagne wiederholt genommen und zerstört. Jedesmal beglückwünschte Marschall Bazaine die Truppen zu ihrer glänzenden Waffenthat und der Kaiser belohnte die Führer mit Kreuzen und Orden. Das Dorf bestand eben aus Rohrhütten. Was eine solche Indianerfamilie besitzt: einen Stein zum Mahlen des Maises, ein paar Lappen, ein Beil und eine Flinte, das tragen Mann und Weib unter den Armen fort. Wenn die tapferen Truppen ankamen, fanden sie die Hütten leer und das Dorf verlassen. Sie nahmen es also ein und steckten es in Brand. Am Abend mußten die Truppen abziehen, da sie sich keine Lebensmittel verschaffen konnten. Dann kamen die Indianer wieder und in zweimal 24 Stunden war das Dorf in seiner früheren Herrlichkeit wieder aufgebaut und so fort. Während dieses ganzen Feldzuges haben die Oesterreicher keinen Gefangenen gemacht und keinen toten Feind aufgelesen. Der Grund ist dort furchtbar gebrochen, die Schluchten sind steil und tief, die Wälder dicht, die Flüsse nach jedem Regen reißend, die Wege beschwerlich selbst für Fußgänger und oft so, daß kein Maultier mehr klimmen kann. Wie sehr muß dort der fremde Soldat im Nachteil sein gegen den Eingeborenen, der alle Pfade und Schliche kennt, der kein Gepäck hat und keine Beschuhung braucht und seine Nahrung für mehrere Tage in einem Säckchen mit sich trägt. In den Schluchten und Thälern wurden die Truppen stundenlang von den gegenüberliegenden Abhängen beschossen, ohne je einen Feind zu sehen. Wenn sie dann nach großen Mühen die Höhen einnahmen, fand sich kein Gegner mehr vor. Das einzige, was auf die Indianer einigen Eindruck machte, waren die leichten Berggeschütze. Diese Indianer heißen Cuautecomaken, was anfangs ein Spottname war, dann aber von ihnen selbst angenommen wurde.

Major Schönovsky, seinerzeit im Oesterr. freiwilligen Korps in Mexico, hat im Jahrgange 1873 der „Oesterreichischen militärischen Zeitschrift" einen lesenswerten Aufsatz über diesen Feldzug veröffentlicht. Diese Arbeit gibt eine handgreifliche Schilderung der Kriegsführung in solchen Gegenden.

Aehnlich wie in Sonora erging es in Yukatan. Während der Parteikämpfe wurden auch die Indianer zu denselben herangezogen. Diese Indianer, die Mayas, die Ureinwohner von Yukatan, sind verhältnismäßig weniger fügsam und haben zum Teil die Waffen nicht wieder niedergelegt, sondern unter der Führung einiger Häuptlinge sie gegen die Weißen im allgemeinen gekehrt. So wütet in Yukatan seit 40 Jahren ein Kasten- oder ein Rassenkampf. Die ganze östliche Hälfte der Halbinsel ist der Kultur entrissen und in den Händen verwilderter Indianer, gegen welche die Mexicaner nur einen matten Verteidigungskrieg zu führen imstande sind. Diese Indianer haben einen großen Rückhalt an der englischen Kolonie Belize, wohin sie Holz und andere Gegenstände zum Verkaufe bringen und wo sie sich mit Waffen und Schießbedarf versorgen.

Was soll ich endlich sagen von den Indianern an der Grenze zwischen Mexico und Guatemala? Dort ist der Boden so zerrissen, daß kein Maultier mehr gehen kann, und die einzige Art zu reisen ist zu Fuß, kletternd oder angebunden auf dem Rücken eines Indianers, der dann zumeist auf allen Vieren kriecht. So reiste durch Monate die mexicanische Kommission zur Feststellung der Grenze. In vielen Dörfern ist nicht ein einziger Mensch, der Spanisch versteht. Dort ist die Heimat der Lacadonen, heutigen Tages weniger bekannt, als das Innere Afrika's. Nie ist ein Weißer dort hineingedrungen oder vielmehr nie ist ein Weißer von dort zurückgekommen.

Mexico, Juni 1885. F. S.

Geographische Neuigkeiten.

* Eine neue wichtige Reise im Innern des Argentinischen Bundes ist jüngst im Auftrag desselben durch eine von Feilberg geleitete Gesellschaft ausgeführt worden. Der Zweck derselben bestand in der Erforschung der Handelsstraße zwischen Argentinien und Bolivia mittelst des Pilcomayo. Sie umfaßte 62 Personen mit Flachbooten, welche von zwei kleinen Dampfern bugsiert wurden, und war 55 Tage lang abwesend. Die wirkliche Entfernung

in gerader Luftlinie betrug wahrscheinlich 9 d. Ml.; in Anbetracht der Windungen des Flusses aber befuhr die Gesellschaft eine Strecke von etwa 80 Leguas. Bis zu diesem Punkte war die Schifffahrt nicht schlecht, außer durch treibende, im Schlamm festgerannte oder im Fahrwasser versunkene Baumstämme; von jenem Punkte an wurde sie aber unmöglich wegen einer Reihe von Stromschnellen, welche mit einem nur wenige Zoll hohen Wasserstand sich über eine felsige Fläche herabstürzen, obwohl der Fluß Hochwasser hatte. Die Frage wegen einer Handelsstraße auf diesem Wege ist deshalb definitiv verneinend beantwortet. Die Gesellschaft fand, daß unterhalb der Stromschnellen, 60 Leguas oberhalb der Mündung, sich ein großer Nebenfluß, welcher ebenso viel oder vielleicht noch mehr Wasser enthielt, aber auf keiner Karte zu finden ist, in den Pilcomayo ergießt. Dieser war zwar durch versunkene Baumstämme versperrt, zeigte jedoch außerdem keine Hindernisse und ward 12 Leguas weit hinangefahren. Feilberg hofft, denselben noch weiter erforschen zu können. Das Gelände diesen Flüssen entlang erschien gesund und reich an schönen Waiden. Es erscheint nun so gut wie gewiß, daß die einzig praktikable Handelsstraße eine zu Lande geführte sein wird.

* Richards' Reisen in Ost-Afrika, westlich von Inhambane. Herr E. H. Richards, von der amerikanischen östlichen zentralafrikanischen Mission, machte im Oktober 1884 eine Reise von Inhambane nach dem Limpopo-Strom und durchquerte dabei eine Region, die auf unseren Karten gegenwärtig noch eine weiße Stelle ist. Er war begleitet von seinem Sulu-Gehilfen Cetewayo, acht Trägern und einem Pferd, und der Zweck seiner Reise war, soviel wie möglich von einem angeblich die Sulu-Sprache redenden Volke zu entdecken, welches Umzila unterworfen und dessen bedeutendste Stadt Baleni, am Limpopo, war. Die Reisegesellschaft verließ Inhambane am 8. Okt. und setzte am folgenden Tag über den Fluß Bombom, der die westliche Grenze des portugiesischen Gebiets bildet. Dieser Fluß führt die Gewässer ab, welche vom östlichen Abhang der Makwakwa-Gebirgskette herunterkommen, und ist der Abzugskanal eines großen Landstrichs westlich von Inhambane. Er fließt gen Süden, ist nicht mehr als 2 m. breit und fließt in einem Kanal, welcher ungefähr 2 m. tief ist. Man erreichte am dritten Tag die Amakwakwa, einen trägen müßigen Stamm, welcher vorzugsweise von dem in jener Gegend reichlich vorhandenen wilden Obst lebt und sich häufig in Palmwein betrinkt, den man von einem nur 4—5 Fuß hohen, über den ganzen Landstrich hin massenhaft verbreiteten Palmbaum gewinnt. Dieser Stamm hat keine Gärten und ist beinahe ganz entmutigt, da er so häufig von Umzila's Kriegern überfallen und ausgeplündert wird. Viele Kraals waren verlassen und ein Landstrich von 75 e. Ml. Breite und noch größerer Länge, welcher westwärts vom Makwakwa-Gebirge liegt, war beinahe öde. In dieser halbverlassenen Gegend bemerkte man zuerst die Tsetse-Fliege. Der Weg führte in westnord-westlicher Richtung längs der nördlichen Grenze des Makwakwa-Landes hin. Am vierten Tage erreichten die Reisenden einen Süßwassersee, welcher ungefähr 5 e. Ml. lang und nahezu ebenso breit war — der erste und größte, welchen sie passierten. 5 e. Ml. darüber hinaus war das Land eine einzige ungeheure Fläche vom Makwakwa-Gebirge bis zum Limpopo-Flusse. Am fünften Tage traf man einen langen schmalen Sumpf, welcher in der Regenzeit ohne Zweifel ein Fluß, jetzt aber dicht mit Schilf und Binsen bewachsen war. An dem Punkte, wo man das Wasser zuerst erreichte, war das Wasser süß, aber auf dem Rückwege, etwa 30 e. Ml. weiter gen Süden, setzte man über einen ähnlichen, schilfbewachsenen See, dessen Wasser auf der einen Seite salzig, aber in der Mitte und weiterhin süß war. Dies ist wahrscheinlich der von Baines erwähnte Fluß Umtschefu. Das Wasser war keine drei Fuß tief und auf dem Rückwege konnte man ziemlich leicht über den Fluß setzen. Man erblickte hier viele Antilopen, obwohl nicht heerdenweise, und ebenso Fährten von Elefanten und Flußpferden. Am 16. Oktober gelangten die Reisenden nach einem Marsche von 22 e. Ml. zu einem Kraal der Ama-gwasa, Umzila's eigener Leute, welcher ungefähr 60 Hütten und 300 Einwohner enthielt. Der Name dieses Ortes und ebenso der des Häuptlings war Ama-gunyana, und die Reisenden fanden von seiner Seite eine herzliche Aufnahme, als der Häuptling erfuhr, daß Richards und seine Begleiter keine Portugiesen seien. Der Limpopo ist der einzige Abfluß für den Ueberlauf der vielen Seen dieser Region. Von den Bergen, welche St. Vincent Erskine in seiner jüngst erschienenen Karte hier verzeichnet hat, war weit und breit nichts zu sehen oder zu hören. Die Gesellschaft erreichte den Fluß an einem Punkt, welcher in westlicher Richtung 22 e. Ml. von Inhambane entfernt liegt. Baleni war noch 75—90 e. Ml. weiter nach Süden und Umzila's Hauptstadt eine Monatsreise weiter nach Norden. Der Heimweg ward durch ein dünn bewaldetes Gelände angetreten, wo die Bäume reichlich in Kränze und Festons von einem grauen Baummoos gehüllt und schöne Vögel in Menge vorhanden waren. In drei Tagen wurde die Wasserscheide zwischen dem Meer und dem Limpopo erreicht, welche von einem freundlichen fleißigen Völkchen bewohnt war, das Rindvieh, Schafe und große Gärten besaß. Man ermittelte mit dem Pedometer, daß dieser Höhenzug 57 e. Ml. vom Meer und 78 e. Ml. vom Limpopo entfernt war. Einige allgemeine Bemerkungen in Betreff der drei einzelnen Stämme oder Nationen, welche man auf dieser Reise traf, dürften von einigem Interesse sein. Die Ama-tonga bewohnen die Provinz Inhambane; der Fluß Bombom, welcher etwa 30 e. Ml. vom Meere entfernt liegt, ist ihre westliche Grenze; ihre Sprache ist einzig in ihrer Art und verschieden von derjenigen der Ama-gwasa. Sie nennen sich selbst die Tonga der Portugiesen und die Gwasa die Tonga

Umzila's. Es könnte scheinen, daß die Tonga- und die Gwasa-Sprache ursprünglich eine und dieselbe waren, allein die vierhundertjährige Herrschaft der Portugiesen und der Verkehr mit den arabischen Händlern haben die eine so modifiziert und der Einfall und die Besitzergreifung der Sulu die andere so umgebildet, daß sie gegenwärtig einander zwar ähnlich, aber verschiedene Dialekte zu sein scheinen. Die Tonga leben in volkreichen Dörfern; ihre Kraals sind groß und ihre Gärten gut bebaut. Die Makwakwa oder Ama-kwakwa bewohnen den Landstrich vom Bombom-Flusse bis zur Westseite des Makwakwa-Elefantenbusches, welcher in gerader Linie eine Länge von 90 e. Ml. hat. In physischer Beziehung und ihrer Sprache nach gleichen sie mehr den Sulu als den Tonga, jedoch nicht so sehr wie die Gwasa. Die Ama-gwasa oder Umzila's Leute bewohnen oder beherrschen die Region vom Sambesi im Norden bis zum Limpopo im Süden und, mit Ausnahme der portugiesischen Besitzungen Chiluan und Inhambane, vom Meere im Osten bis zum Matabele-Land im Westen. Baleni liegt am westlichen Ufer des Limpopo und war eine Zeit lang die Heimat Umzila's. (Proc. R. G. S.)

* Die mutmaßliche Zahl der Juden auf der Erde. Das Bulletin der Geographischen Gesellschaft in Marseille für den Monat Juni enthält einen Artikel über die dermalige jüdische Bevölkerung der Erde und gibt Zahlen, welche der mutmaßlichen Kopfzahl der Israeliten in den verschiedenen Ländern angeblich am nächsten kommen. Darnach zählt man:

In Europa:

		Uebertrag	2,354,131
Deutschland	561,612	Holland	81,693
England	60,000	Italien	36,289
Oesterreich-Ungarn	1,643,708	Luxemburg	600
Belgien	3,000	Portugal	200
Dänemark	3,946	Rumänien	260,000
Spanien	1,900	Rußland	2,552,145
Frankreich	70,000	Serbien	3,492
Griechenland	2,652	Schweden u. Norw.	3,000
Schweiz	7,373	Europäische Türkei	116,000
	2,354,131	zusammen	5,407,610.

In Asien:

		Uebertrag	165,000
Türkei (Palästina, Syrien, Kleinasien, Arabien	150,000	Asiatisch. Rußland Turkestan, Afghanistan	47,000 14,000
Persien	15,000	Indien u. China	19,000
	165,000	zusammen	245,000.

In Afrika:

		Uebertrag	204,000
Algerien	35,000	Abessinien	200,000
Marokko	100,000	Kap der guten Hoffnung	1,000
Sahara	8,000	Aegypten	8,000
Tunis	55,000		
Tripoli	6,000		
	204,000	zusammen:	413,000.

In Amerika: 300,000.

In Ozeanien: 12,000.

Wir haben also in:	Europa	5,407,000
	Asien	245,000
	Afrika	413,000
	Amerika	300,000
	Ozeanien	12,000
	im Ganzen	6,377,000.

Die Juden hatten sicherlich in den glänzendsten Epochen ihrer Geschichte als Nation keine so hohe Kopfzahl. (In einem Artikel im „Journal of the Society of Biblical Archaeology" von 1876 wurde eine ähnliche Aufstellung versucht, deren Ergebnis aber nur eine Gesamtzahl von 5,226,858 Seelen war.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Auch die Würger zeichnen sich durch hübsches Gefieder und gellende Stimme aus und sind überall häufig. Der bekannteste ist Saurophagus sulfuratus *L.*, von der Größe einer Lerche, mit gelbem Leibe, braunem Rücken und Flügeln, schwarzem Kopf mit weißem Band. Die Kopffedern kann der Vogel etwas erheben und man sieht dann einen orangefarbenen Flecken. Er sitzt oft stundenlang auf einem Zweig, um auf ein Insekt zu lauern, und läßt dabei seine gellende Stimme „piet te veel" ertönen. Er ist gar nicht scheu, sehr mutig und verfolgt Vögel, die viel größer sind, als er selbst. Meistens ist sein Weibchen in der Nähe, und sie bauen ihr Nest, das wie ein großer Laubballon aussieht, in die Astgabel eines Baumes, nicht sehr hoch vom Boden.

Ebenso hübsch als gesellig und durch den künstlichen Bau ihrer Nester merkwürdig, sind die Cassicus-Arten oder Beutelstaare, von denen ich ebenfalls schon gesprochen habe. Man nennt sie in Surinam Bananenbeck, ungeachtet sie diese Frucht nicht fressen und meistens von Beeren und Misteln leben. Der größte, Cassicus cristatus, von den Karaiben Jaap genannt, hat beinahe die Größe eines Raben, ist schwarz von Farbe mit bräunlichem Rücken und langem, gelbem Schwanz. Auf dem Hinterkopfe sind einige lange Federn, die eine Art Zopf bilden, doch auf dem Rücken anliegen, so daß man sie nicht bemerkt. Sie leben immer in großen Gesellschaften und hängen ihre drei Fuß langen zylinderförmigen, beutelähnlichen Nester, deren Oeffnung oben mit einem Schirmdach versehen ist, an die äußerste Spitze hoher Bäume, wo sie vom Winde hin und her geschüttelt werden. Diese Nester sind sehr kunstreich aus den biegsamen Fasern von Palmen und Tillandsien geflochten und bilden eine Art Filz, der schwer zu zerreißen ist. Sie sind in der Mitte etwa vier, am abgerundeten Ende aber, wo die Eier liegen, sechs Zoll dick. Man sieht oft einige Dutzende dieser Nester auf einem Baume, und die Vögel,

die regelmäßig zusammen in gleichmäßigen Flügelschlägen wegfliegen und heimkehren, beleben durch ihr Geschrei und die Grimassen beim Bau ihrer Nester und dem Füttern ihrer Jungen die ganze Umgegend. Obgleich sie allerlei Töne hören lassen, so ist doch der häufigste eine Art Knarren, wie ein vom Sturm gebeugter Baum. Eine andere Art derselben Größe, Cacicus viridis, ist gelblich-grün mit gelbem Schwanze, und hat ganz dieselbe Lebensweise; beide Arten nisten blos im Hochwalde, während die beiden anderen Arten Cassicus oder Cacicus oriolus *L.* und haemorrhous, die etwas größer wie eine Amsel sind, und in ähnlicher Weise wie die vorigen Nester von anderthalb Fuß Länge bauen, sich gerne in der Nähe von Menschenwohnungen ansiedeln. Die Nester dieser beiden Arten hängen selten höher als 20 Fuß vom Boden, ja sie hängen diese an Bäume, die an oder in Flüssen stehen, manchmal so nieder, daß bei hohem Wasserstande die Nester beinahe bespült werden; Cacicus oriolus ist glänzend schwarz mit gelben Schwanz- und Deckfedern, Flügelbug und Schnabel hellgelb, die Augen hellbraun; Cacicus haemorrhous ebenso, nur statt des Gelben feuerrot. Es sind sehr gesellige Vögel, die ebensowohl durch die Mannigfaltigkeit ihrer Laute, als das Possierliche ihres Benehmens jedermann belustigen. Mehrere Jahre lang hielt sich wohl ein Dutzend des gelben Oriolus auf einem Spondiasbaum auf, der eines meiner Häuser beschattete, und wir alle hatten unsere Freude an dem munteren Treiben dieser Vögel, bis ohne mein Wissen ein Franzose nach ihnen schoß, worauf sie sogleich den Baum verließen. Trotz ihrer guten Nester werden die Jungen dieser Vögel sehr oft von Muskittenwürmern (Stercus homini) geplagt, die oft von Zolllänge und wie eine Federspule dick, im Rücken dieser Vögel sitzen. Was aber bei den Cassicusarten besonders merkwürdig ist, ist ihr Freundschaftsverhältnis zu mehreren Hornissen- (Polister-)Arten, welches jedem Indianer und Neger bekannt ist. Nie sieht man die Nester dieser Vögel, ohne daß sich in unmittelbarer Nähe derselben auch Wespennester befinden und selbst so nahe, daß der Vogel, wenn er in sein Nest schlüpft, die Waben der Wespen berühren muß, worum aber das Insekt sich nicht im mindesten bekümmert. Wehe dem, der es wagen wollte, die Beutelnester der Cassicusse zu berühren, er würde jämmerlich zerstochen. Ich kenne drei Arten Polister, die in dieser Sympathie zu den Vögeln stehen. Etwas größer als diese Cassicus ist der Agelaius nigerrimus *Ort.*, der sich gerne auf Waideplätzen in der Nähe des Viehes herumtreibt, dem er die Zecken abliest. Er ist schwarz, mit anliegendem glänzendem Gefieder. Den Saatfeldern wird er sehr schädlich, weil er Reis und Mais, sobald sie keimen, ausscharrt und frißt.

Eine Staarenart, Leistes militaris *L.*, wovon das Männchen schwarz mit scharlachroter Brust, das Weibchen aber bräunlich mit rötlicher Brust, hält sich immer beim Vieh auf, scheint nur von Insekten zu leben und schadet den Saatfelder nnicht. — Ein merkwürdiger Vogel ist Anabates rufifrons *Gm.* Er ist kaum von Sperlingsgröße, bräunlich, Bauch heller, Kopf rötlich, lebt meist im Dickicht an Creeken und Sümpfen, und baut in Sträucher, die am oder im Wasser stehen, ein Nest von einer solchen Größe, daß man kaum begreift, daß ein so kleiner Vogel es zustande bringen konnte. Es ist aus Reisern geflochten, die so ineinander stecken, daß man das ganze, manchmal drei Fuß breite und ebenso hohe Nest, wenn man erst die Zweige, um die es angelegt ist, abgeschnitten hat, abnehmen kann, ohne daß es auseinander fällt. Ein mehr als Fuß-langer, kaum zwei Zoll weiter Gang, durch den der Vogel schlüpft, führt ins Innere, das mit Laub und Moos ausgefüttert ist.

Klein und unscheinbar von Gefieder, aber der lieblichste Sänger in Guiana, ist eine Art Zaunkönig, Thryothorus platensis. Er hält sich meist an und in den Wohnungen auf und ist überall ein willkommener Gast, dem selbst Neger und Farbige, die so wenig Sinn für Natur haben, die Anlage seines Nestes dadurch erleichtern, daß sie leere Bierkrüge, denen der Boden eingeschlagen ist, unter den Dachbrettern horizontal aufhängen, worauf der Vogel nicht versäumt, sogleich kleine Reiser und Federn herbeizuschaffen, um sich in dem hohlen Krug häuslich einzurichten. Der Vogel ist nicht viel größer als ein Zaunkönig, zu dessen Geschlecht er auch gehört, grau, am Bauche heller, der Schwanz bräunlich und grau gefleckt. Man hört von Tagesanbruch bis Sonnenuntergang seinen lieblichen Gesang, und er ist so wenig scheu, daß er ins Zimmer kommt, in allen Ecken nach Insekten spürt, sich auf einen Stuhl setzt und singt. Ich hatte auf Albina über meinem Schreibtisch ein Nest; tötete ich eine Fliege oder Spinne, so holte sie der Vogel, während ich schrieb vom Tische weg. An der Decke meines Ladens hingen mehrere kupferne Kaffeekessel, welche die Buschneger kauften. Einen derselben, dessen Deckel am Kessel hing, hatte dieser Zaunschlüpfer zu seinem Nest erwählt. Als ich den Kessel eines Tages abnahm, fand ich in ihm über ein Pfund kleiner Drahtstifte, die der Vogel statt Reiser unter dem Ladentische, wo die Drahtstifte aufbewahrt waren, geholt und in sein Nest getragen hatte. Ein anderer nistete in einer Kukuksuhr, deren Schlagwerk defekt war, ohne von dem Geknarr des Räderwerks Notiz zu nehmen. Sie leben blos von Insekten und schlüpfen überall herum.

Die weiteren Arten sind: Querula purpurata *Müller*, Gymnoderus fötidus *L.*, Gymnoderus nudus *Gm.*, Pipra atronitens *Lath.*, Pipra manaues *L.*, Tylira cinerea *Bodd.*, Tylira surinamus *L.*, Elainia albicollis *Vieill.*, Tricus maculatum *Desm.*, Fluvicola picca *Bodd.*, Arundinicola leucocephala *L.*, Coporus poecilonatus *Cab.*, Dendrocaliptes giganteus *Mull.*, Thamnophilus doliotus *L.*, Taraba major *Vieill.*, Hylolophus canadensis *L.*, Myrmotherula surinamensis *Gm.*, Perinostola rufa *Bodd.*, Myrmeciza ferruginea *Mull.*, Hypacnemis can-

tator *Bodd.*, Hypacnemis peccilonatus *Cab.*, Hypacnemis leucophrys *Tschud.*, Hypacnemis erythrophris *Sclot.*, Formicarius nigrifrons *Cab.*, Emberizoides sphenura *Vieill.*, Tiaris jacarina *L.*, Orizoborus torrida *Gm.*, Orizoborus maximiliana *Cab.*, Gyrimorhynchus minutus *L.*, Gyrimorhynchus plumbeus *Mac.*, Nemosia guira *L.*, Traupis coelestis *Spix*, Tachyphonus melaleucus *Spar.*, Tachyphonus penicilatus *Spix*, Saltator olivascens *Cab.*, Pitylus grossus *L.*, Euphonia violacea *L.*, Euphonia cayana *L.*, Polioptila Buffoni *Sclat.*, Turdus artopedus *Vieill.*, Dacnis cayana *L.*, Dacnis spiza *L.*, Hirundo porveorum, Hirundo albiventer *Bodd.*, Hirundo cyanoleuca *Vieil.*, Atticora fasciata *Gm.*, Cotyle flavigastrum *Vieill.*, Cyphorhinus musicus *Bodd.*, Donacobius atricapillus *L.*, Parus atrocapillus *L.*, Pendulinus chrysocephalus *L.*, Pendulinus cayanensis *L.*, Xanthosomus icterocephalus *L.*, Molothrus ater *Bodd.*, Quiscalus minor *Cab.*, Cassidix ater *Vieill.*, Cyanurus cayanus *L.*

Wie die vorige Klasse der Sperlingsarten durch Farbenreichtum, Gesang, Lebhaftigkeit, Kunst im Verfertigen ihrer Nester ꝛc. sich auszeichnet, so herrscht in der Klasse der Coccygomorphae oder Kukuksvögel, Leichtschnäbler, ein mehr ruhiger und stiller Charakter bei weniger Kunstfertigkeit und Sorge im Bau der Nester vor, wiewohl einzelne Arten, wie die der Toucanes, Crotophagae, Opisthocomi und andere, durch ihre Lebhaftigkeit und ihr Geschrei die einsamen Flußufer beleben, die sie bewohnen. Um so langweiliger sind trotz ihres schönen Gefieders die Trogones, Galbulae, Buccos, die im Dickicht der Waldungen stundenlang auf einem Zweige sitzen. Die verschiedenen Arten der Eisvögel werden trotz ihrer Größe und Zeichnung vom europäischen an Farbenpracht übertroffen, und nur beschäftigt ihrer Nahrung nachzugehen, lassen sie von Zeit zu Zeit einen knarrenden Laut hören; sie alle bauen kein Nest, sondern nisten in Löchern in hohlen Bäumen oder unter der Erde. Nur die Gattung Crotophaga macht davon eine Ausnahme, indem viele Weibchen gemeinschaftlich ein großes Nest aus Reisern bauen und in demselben ihre Eier gemeinschaftlich bebrüten.

Die sonderbarsten Vögel dieser Klasse sind die Toucans oder Pfefferfresser, deren leichter, ungeheurer Schnabel mit der gezähnten hornigen Zunge in keinem Verhältnis zu dem übrigen Körper steht. Der große Ramphastos Toco *Mull.*, wie die übrigen Arten der Pfefferfresser in der Kolonie Kujaké genannt, hat die Größe eines Raben, ist schwarz, mit schneeweißer Brust, Augenring gelb, Bürzel blutrot. Der bei fünf Zoll lange Schwanz ebenfalls schwarz, Füße bläulicht-grau. Der große, leichte, über sieben Zoll lange, zwei Zoll hohe, und an der Wurzel anderthalb Zoll breite Schnabel ist gelblich, gezähnt, an der Wurzel und Spitze schwarz, innen rot, mit sechs Zoll langer, schmaler, hornartiger, auf beiden Seiten gezackter Zunge. Diese Vögel sitzen Morgens und Abends auf den höchsten Bäumen, und lassen, während sie ihren Kopf auf und ab und zur Seite bewegen, ihr gellendes Geschrei „Kujake, ke, ke" erschallen, das man besonders häufig hört, wenn es geregnet hat. Sie nisten in hohlen Bäumen und leben von Früchten; es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß sie auch junge Vögel verschlucken. Sie werden sehr zahm und äußerst possierlich, und führen, wie die Agamis, eine Herrschaft über die Haustiere aus, die sich vor dem großen Schnabel fürchten. Sie töten, wie der Agami, im Uebermut junge Küchlein, fressen sie aber ebenso wenig, wie dieser. Besonders geschickt wissen sie reife Bananen und andere Früchte, die man ihnen zuwirft, aufzufassen. Sie gehen nicht, sondern hüpfen, können auch nicht besonders weit fliegen und fallen oft, wenn sie über breite Ströme fliegen wollen, vor Entkräftigung ins Wasser. Obgleich sie eine Gegend nie ganz verlassen, so scheinen sie doch mehr Strichvögel zu sein, denn alle Arten Pfefferfresser kommen zuweilen plötzlich in großer Anzahl vor, besonders wenn die Oenocarpus- und Euterpe-Früchte reifen; sie werden dann schnell fett, und von den Indianern massenhaft geschossen. Ich sah im Boote zweier Indianern, die von einer vierstündigen Jagd heimkehrten, über 50 Pfefferfresser verschiedener Arten und wohl ebenso viele Papageien, die sie geschossen hatten. Ihr dunkelrotes, beinahe schwarzes Fleisch schmeckt nicht übel. Viel häufiger als der große Toko, aber ganz mit derselben Lebensart und Stimme ist Ramphastos erythrorhynchus *Gm.* Er ist etwas kleiner, aber ebenfalls schwarz, mit hochgelber Brust und rot und schwefelgelbem Bürzel. — Es gibt noch eine dritte Art, Ramphastos vittelinus *Ill.*, mit rotem Bauche, weiß und gelber Brust.

Kleiner als diese und von Elsterngröße sind die Pteroglossus-Arten, deren Schnabel nicht so dick und mehr gezähnt ist. Sie sind nicht im Hochwald, sondern mehr im im Gebüsch, am Saum der Wälder zu finden und selten sieht man sie auf hohen Bäumen. Ich kenne drei Arten, wovon der gemeinste, Ptereglossus viridis *L.*, dunkel grün-gelb, mit rotem Bürzel, ist und auf dem Bauche ein purpurrotes breites Band hat; der vier Zoll lange, ausgezackte Schnabel ist oben weiß und unten schwarz. Die beiden anderen Arten sind Ptereglossus atrocollis *Mull.*, und Ptereglossus piperivorus *L.*

(Fortsetzung folgt.)

☞ Hiebei ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung **Ferd. Hirt & Sohn, Leipzig.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 36. Stuttgart, 7. September. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Kunst unter den Haida-Indianern der Königin-Charlotte-Inseln. Von med. Dr. W. J. Hoffmann in Washington. S. 701. — 2. H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo. S. 704. — 3. Waldbilder aus Indien. S. 707. — 4. Einige Worte über die gerechte Würdigung astronomischer Beobachtungen bei Lösung geologischer Probleme. Von H. Habenicht. S. 711. — 5. Aus Mingrelien. Von A. G. Freiherrn v. Suttner. S. 713. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 716. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 718. — 8. Kleinere Mitteilungen: S. 720. Unglasiertes Geschirr. Von C. Birndt. Ueber Namengebung. Von Albert S. Gatschet. Herat.

Die Kunst unter den Haida-Indianern der Königin-Charlotte-Inseln.

Von med. Dr. W. J. Hoffmann in Washington.

Vergangenen Sommer hatte ich Gelegenheit, meine anthropologischen Forschungen auch auf die Küste des Stillen Ozeans auszudehnen, allein erst unter den Haida-Indianern der Königin-Charlotte-Inseln bot sich mir genügender Anlaß, eine ziemlich klare Idee von der Bedeutung der geschnitzten hölzernen oder aus Schiefer ausgehauenen Totem-Pfosten und ebenso von derjenigen der korrespondierenden Figuren zu erlangen, mit denen sich die Indianer selbst ihre Körper und Extremitäten tätowieren. Es sind bereits hinlänglich viele, zuweilen illustrierte Schilderungen der geschnitzten Pfosten erschienen, welche vor oder bei den von diesen Indianern bewohnten Behausungen aufgerichtet sind, und ich will mich daher einzig auf den Zweck derselben beschränken und die Geschichte zu erklären suchen, welche dieselben dem Beobachter vorzuführen bestimmt sind.

Wir entdecken unter beinahe allen nordamerikanischen Indianern Spuren von Einteilungen in Gentes, d. h. dasjenige, was wir unter Clans oder Sippen (septs), Geschlechtern verstehen. Diese Gemeinschaften sind im allgemeinen nach einigen beseelten Geschöpfen benannt. Unter den Haidas gibt es gegenwärtig nur drei augenfällige Gruppen, nämlich die Raben (Hooyeh), die grauen Bären (Hoorts), und die Salmen oder Lachse. Ob diese Körperschaften die Ueberbleibsel einer größeren Anzahl von Gentes oder ob sie zusammen unter einer Regierungsform gruppiert waren, von welcher sie in der heutigen späten Zeit keinen Begriff mehr haben, das ist von ihnen nicht mehr zu ermitteln.

Die schon erwähnten hölzernen Pfosten sind je aus einem Baumstamm ausgehauen und von verschiedener Länge; einige von ihnen sind kaum sechs Fuß hoch, während andere eine Höhe von fünfzig Fuß oder mehr erreichen. Diese Pfosten werden vor dem Hause desjenigen aufgerichtet, welcher sie anfertigen läßt. Die oberste Figur ist gewöhnlich das Tier oder der Vogel, dessen Gestalt das adoptierte Wahrzeichen oder Totem des Clans ist, welchem sich der Indianer angeschlossen hat oder in welchem er geboren wurde. Das verworrene oder zusammengesetzte Gemenge von Charakteren unmittelbar unter jener, welches sich bis zum Boden herunter erstreckt, stellt die hauptsächlichsten Züge eines Mythus oder einer Sage dar.

Um daher die Bedeutung dieser Pfosten zu verstehen, muß man mit den Mythen des Stammes vollkommen vertraut sein; tierische Formen und groteske Gestalten folgen sich in solch rascher Reihe, daß sie außerdem nur als eine verworrene Masse seltsamer Wesen erscheinen.

Den Namen eines Vierfüßlers, Vogels oder Reptils zu haben, heißt dessen Kräfte besitzen. Deshalb nehmen die Indianer gewöhnlich den Namen irgend eines belebten Wesens an. Was nur immer geheimnisvoll und abstrakt ist, muß unter mythologische Gestalten und Einflüsse gebracht werden. Vögel und Vierfüßler müssen sprechend gemacht werden, und ebenso bilden die Wolken, die in

glänzenden Farben und beständig wechselnden Gestalten einander am Himmel jagen, eine Art wilder Piktographie, welche eine Verdolmetschung zuläßt. Die Phänomene der Stürme, Gewitter und meteorologischen Veränderungen verbinden sich im abergläubischen Gemüt mit irgend einem einnehmenden und tiefwirkenden Mythos oder Symbol.

Die nachstehenden Illustrationen sind, wo nichts anderes angegeben ist, genaue Kopien von indianischen Zeichnungen, welche ich von den Indianern selbst bekommen habe. Figur A. z. B. stellt Cirrhus-Wolken dar, die

A

sicheren Vorläufer einer Wetterveränderung. Die mittlere Figur ist T'kul, der Gott der Winde. Zur Rechten und Linken sind seine Füße, angezeigt durch lange, fliehende Wolken; darüber sind die Schwingen und zu beiden Seiten die verschiedenen Winde, jeder bezeichnet durch ein Auge und dargestellt durch die Flecke von Cirrhus-Wolken. Wenn T'kul bestimmt, welcher Wind wehen soll, so gibt er den Befehl und die anderen Winde ziehen sich zurück. Der Wetterveränderung folgt gewöhnlich Regen und dieser ist angedeutet durch die Thränen, welche aus T'kuls Augen fließen.

Fig. B. stellt den Raben (Hooyeh) innerhalb des Leibes eines Wals (Koone) dar. Die Haida sind keine Walfischjäger wie die Makahs vom Kap Flattery,

B

allein gelegentlich treibt bei ihnen ein toter Wal ans Land, welcher entweder von einem Walfischfänger oder einem Schwertfische getötet worden oder aus irgend einer anderen Ursache gestorben ist. Die Haidas bemühen sich nun nicht, die natürlichen Ursachen zu ermitteln, sondern adoptieren das mythologische Dogma, daß der Rabe ins Meer hinausfliege, vom Wal verschluckt werde, eine andere Gestalt annehme und dann dem Wal in seinem Bauche ein furchtbares Kneipen verursache, so daß dieser nun, vor Schmerz ganz rasend, auf den Strand laufe, worauf der unsichtbare Hooyeh ruhig herausspaziere und zu einem anderen Abenteuer bereit sei.

Fig. C. stellt den Totschläger (Orca ater) dar, welchen die Haidas für einen Dämon halten, der „Skaua" heißt. Sie glauben er könne jede beliebige Gestalt annehmen, und viele Sagen beziehen sich auf sein Gebahren. Eine derartige Geschichte z. B. erzählt, die Haidas seien vor vielen Jahren einmal auf die Robbenjagd gefahren. Das Wetter war schön und der Ozean ruhig. Einer dieser Totschläger oder Schwarzfische (eine Meerschweinsart) hielt sich an der Langseite eines Kahns und die jungen Männer belustigten sich damit, Steine aus dem Ballast des Boots zu nehmen und den Totschläger damit an die Rückenflosse zu werfen. Nachdem der Fisch durch

C

einige Steinwürfe ziemlich hart getroffen worden war, schwamm er nach der Küste, wo er strandete. Bald darauf bemerkten die Leute im Boote einen Rauch und die Neugier trieb sie, die Ursache desselben zu ermitteln; sobald sie aber den Strand erreicht hatten, bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß nicht der Skaua, sondern ein großer Kahn auf dem Strande lag und daß daneben ein Mann sich seine Mahlzeit kochte. Dieser fragte sie, warum sie mit Steinen nach seinem Kahn geworfen hätten. „Ihr habt ihn zerbrochen", sagte er, „und nun müßt ihr in den Wald gehen und Cedernäste holen, um ihn auszubessern." Das thaten sie denn, und als sie den Kahn ausgebessert hatten, sagte der Fremde: „Wendet nun dem Wasser den Rücken und bedeckt eure Köpfe mit euren Fellmänteln und schaut nicht eher auf, als bis ich euch rufe." Sie thaten wie ihnen geheißen war und hörten bald den Kahn auf dem Strande kratzen, als er nach der Brandung hinuntergeschoben wurde. Dann rief der Mann: „Nun schaut auf!" Sie schauten hin und sahen den Kahn gerade von der ersten rückbrandenden Woge davongetragen und den Mann im Sterne sitzen; als der Kahn aber von der zweiten rückbrandenden Woge erfaßt ward, tauchte er unter das Wasser und kam gleich wieder an die Oberfläche als Totschläger und nicht als Kahn, und der Mann oder Dämon war in dem Bauche desselben.

Diese Geschichte findet sich noch unter vielen anderen Stämmen an der nördlichen Küste des Stillen Ozeans sowohl, als im Binnenlande; nur nimmt in der Sage von einigen der Stämme der Lachs die Stelle des Totschlägers ein. Einige Eingeborene des südlichen Alaska schnitzen Figuren des Lachses, in deren Innerem eine vollständige Gestalt eines nackten Indianers dargestellt ist, welche das Aequivalent des Skaua der Haida ist.

Ein gelegentlicher flüchtiger Beobachter, welcher mit der Mythologie der Eingeborenen nicht vertraut ist, würde natürlich versucht sein, in dieser Sage das Ergebnis des Unterrichts der Missionare zu sehen und sie für die Geschichte von Jonas und dem Walfisch zu erklären. Ich brauche aber wohl nicht anzuführen, daß diese Geschichte und alle ihre übrigen Mythen weit älter sind, als die Ankunft des weißen Mannes.

Die vorstehenden Illustrationen sind im allgemeinen auf jeder Seite des Bugs eines Kahns, auf dem Schaufelruder des Boots und auf der Vorderseite der Häuser angemalt, aber häufig sind die Zeichnungen auch sehr künstlich auf Säulen oder Pfosten eingeschnitten, um das Andenken derartiger mythischer Vorfälle zu verewigen.

Fig. D. stellt eine Säule aus Schiefer dar, welche ein Haida-Indianer ausgehauen und die ich mehrere Wochen lang in Port Townsend, im Washington-Territorium, untersucht habe. Der Charakter am Gipfel, den man als Totem bezeichnet, ist der Rabe, welcher auf einer Figur sitzt. Diese stellt des Raben Oheim, Kaga, dar, mit welchem jener einen Streit hatte, und dem er einmal mit solcher Wucht auf den Kopf herabfuhr, daß er ihm den Schädel sprengte. Unter Kaga's Kopf ist Keetki, die junge Krähe, in einem medaillenförmigen Schnitzwerk sichtbar. Unter diesem und zwischen den Ohren des Bären sitzend, ist die Kootkoonese oder Eule. Hierauf folgt die große Figur des Hoort oder grauen Bären, welcher zwischen seinen Hinterbeinen die Stlakumma oder den Schmetterling hält. Diesen überragt die untere Figur, nämlich ein anderer grauer Bär, welcher in seinem Rachen einen Frosch und zwischen seinen Hinterbeinen die Mamatonthlona oder Wasserjungfer, Libelle, hält. Die Legende, welche einige dieser mit einander verbundenen Charaktere verdeutlicht, ist folgende: Vor vielen, vielen Jahrhunderten besuchte der Hooyeh oder Rabe das nördliche Ende der Grahams-Insel, um sich nach gutem Lande umzusehen, da der südliche Teil gebirgig und felsig ist. Der Schmetterling, ein ungeheures Geschöpf, schwebte über dem Kopfe des Raben und deutete mit seinem langen Rüssel daraufhin, so oft er irgend ein gutes Land sah.

D

Die auf die Libelle bezügliche Sage zielt dahin, daß sie von Hooyeh ausgesandt worden sei, um die Muskitos umzubringen, welche in früheren Zeiten so groß wurden, daß sie auf einen Indianer herabstoßen und ihm alles Blut aus dem Körper saugen konnten. Die Libelle verfolgte und tötete sie alle, und ihre Abkömmlinge, die heutigen Muskitos, sind nun in Größe so reduziert, daß sie einen Indianer nur durch das summende Schwirren ihrer Flügel und ihren Stich belästigen, aber ihm nicht so viel Blut abzapfen können, um ihm Schaden zuzufügen.

Der übrige Teil der Säule veranschaulicht eine Sage von Toivats, einem Indianer, welcher bei einer Gelegenheit die Hütte des Bärenkönigs besuchte. Dieser war abwesend, aber sein Weib war zu Hause und Toivats liebelte mit ihr. Als der Bär nach Hause kam, fand er sein Heimwesen in Unordnung und beschuldigte sein Weib der Untreue, welche sie leugnete. Der Bär stellte sich beruhigt, beobachtete aber insgeheim das Treiben seiner Frau und bemerkte bald, daß sie regelmäßig jeden Tag zu einer gewissen Stunde ausging, um Holz und Wasser zu holen. Eines Tages befestigte er einen bezauberten Faden an ihr Gewand und folgte ihr nach, nachdem sie weggegangen war, und fand sie in den Armen des Jägers Toivats. Dies empörte ihn so sehr, daß er den Zerstörer seines Glückes ergriff und ihm mit seinen scharfen Klauen die Brust aufriß.

In manchen Schnitzwerken ist der Bär in aufrechter Stellung abgebildet, wie er den Jäger in seinen Armen hält und ihm die Brust aufreißt, anstatt den Kopf des Jägers zwischen seinen Zähnen zu zermalmen. Fig. E. ist derselbe Gegenstand, nur in anderer Gestalt, in ein Stück Walroßzahn von den Thlinkit- oder Kolosch-Indianern eingegraben.

E

Die oben erwähnten Schiefersäulen wechseln in der Höhe von anderthalb bis zu zwei Fuß und sind nur verjüngte Kopieen der noch vorhandenen größeren hölzernen. Die Arbeit verdient das höchste Lob und die Regelmäßigkeit und Symmetrie der Figuren ist überraschend und staunenswert, wenn wir die Verfertiger und ihre dürftigen Werkzeuge in Betracht ziehen. Ich untersuchte viele außerordentlich interessante Spezimina davon an verschiedenen Oertlichkeiten im Washington-Territorium und im Britischen Columbia, wo sie als Zierraten und zum Verkauf aufbewahrt werden, allein die obigen Bemerkungen werden hinreichen, um ihren Zweck zu veranschaulichen.

Wenn man heutzutage einen Haida-Indianer in seinem Anzuge von europäischem Stoff und Schnitt begegnet, würde man kaum glauben, daß er tätowierte Zeichen und Zeichnungen verschiedener Art und Größe an seinem Leibe trage, die seinem Rücken, seiner Brust, seinen Armen und Beinen unzerstörbar und unauslöschlich eingegraben sind. Bei genauerer Untersuchung werden aber seine Hände auf der Außenseite die Umrisse eines Tieres oder eines Vogels zeigen, welche, wenn man den Aermel zurückstreift und sie den Arm hinauf verfolgt, sich beinahe bis zum Ellbogen erstrecken werden. Die für die Brust und den Rücken angenommenen Zeichnungen beziehen sich gewöhnlich auf den Totem oder das Wahrzeichen der Bande oder Sippe, welcher der Indianer angehört. Die Zeichnungen bestehen nur aus Umrissen, die Linien messen einen Achtels- bis zu einem Viertelszoll in der Breite, sind vollkommen regelmäßig und künstlerisch vollendet. Häufig wird dazu rote Farbe verwendet, welche aus Zinnober besteht, der von den Händlern gekauft wird. Die gewöhnliche Farbe ist schwarz und bestand früher aus gepulverter bituminöser Kohle oder aus Holzkohle, aber neuerdings verwendet man dazu Schießpulver. Das Tätowieren ward zu einer

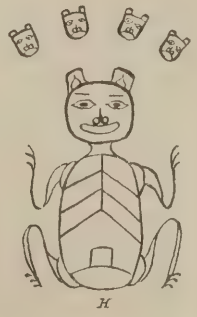
gewissen Zeit ausgeführt, indem man die Umrisse in Farbe auftrug, dann die Haut mit Knochensplittern oder spitzen Fischgräten von den Rückenflossen einritzte. Heutzutage bedient man sich dazu eines Bündels Nadeln. Ich habe auf der Brust von Indianern Zeichnungen gesehen, welche teilweise verwischt waren, was von der darauffolgenden Entzündung und Eiterung herrührte. Die Zeremonie des Tätowierens findet vor dem ganzen Stamme während des großen Herbstfestes statt, welches eigens zu diesem Zwecke benützt wird, und die Verzierung der verschiedenen Kandidaten erstreckt sich über einen Zeitraum von mehreren Monaten. Es wird bei jeder Person immer nur ein Teil des Körpers auf einmal und bei einer Zeremonie eingeritzt und die übrigen Teile von Jahr zu Jahr hinzugefügt.

Ein interessantes Beispiel hievon, welches mir zu Gesicht kam, dürfte wohl erwähnenswert sein. Die Brust eines Indianers zeigte einen doppelten Donnervogel, einen

F

mythologischen Vogel, welcher sich quer über die ganze Brust verbreitete (siehe Fig. F.). Auf dem Rücken war der Hundsfisch, dessen Kopf zwischen den Schulterblättern angebracht war; die Brustflossen erstreckten sich auswärts gegen beide Schultern, der Körper des Fisches zog sich den Rücken hinab, und der Schwanz breitete sich quer über die Lenden des Mannes aus (siehe Fig. G.). Auf der äußeren

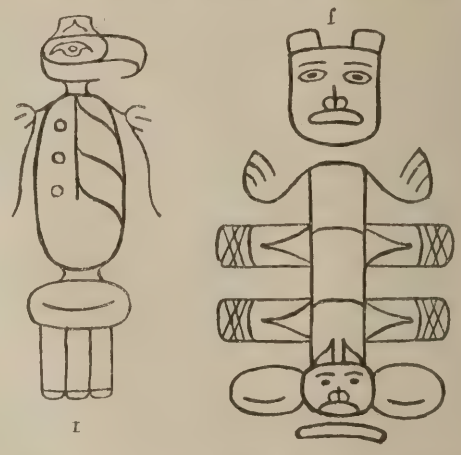
G



H

Seite jedes Vorderarmes war der Bär, und auf den Rücken der Finger Bärenköpfe eingeritzt (siehe Fig. H.). Auf den Schenkeln waren der Squid und auf den Schienbeinen die Umrisse von Fröschen eingeätzt. Die Weiber sind ähnlich tätowiert, aber die Besichtigung der Zeichnungen wird häufig ziemlich erschwert.

Ein einköpfiger Donnervogel ist in Fig. I. dargestellt, dessen Original von dem rechten Vorderarm eines Weibes



I

kopiert wurde. Eine Abbildung der Libelle, welche ich in Fig. J. gebe, wurde ebenfalls von dem rechten Vorderarm einer Haida-Indianerin kopiert.

Alle die Charaktere, welche zur Tätowierung auf den Armen verwendet werden, erstrecken sich von der Nähe des Ellenbogengelenks über den Rücken der Hand hinab bis in die Nähe der Fingerknöchel. Wenn die Beine tätowiert werden, so wird das mittlere Drittel der Beine oder es werden auch die Schenkel und Schienbeine von der Zeichnung eingenommen. Die Brust bietet gewöhnlich die schönste Entfaltung künstlerischer Arbeit und Geschicklichkeit dar, und die Figuren erstrecken sich bisweilen von der Gegend der einen Achselhöhle zur anderen und vom oberen Ende des Brustbeins bis zur epigastrischen Region herab. Die mit Tätowierungen bedeckte Fläche auf dem Rücken wechselt mehr als an einem anderen Körperteile. Manche Individuen haben nur ganz kleine Figuren an sich; es sind aber auch entgegengesetzte Fälle bekannt, welche den vorerwähnten ähnlich sind. Die Tätowierung scheint jedenfalls mit einem alten religiösen Gebrauche zusammen zu hängen, von dessen Ursache, Ursprung und Bedeutung man heutzutage nichts mehr weiß.

H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo.

In der Monatsversammlung der Königl. Geographischen Gesellschaft in London vom 26. Januar ds. Js. trug Herr H. H. Johnston den summarischen Bericht über seine Reise nach dem Kilima'ndscharo vor. Zur Einleitung derselben äußerte der Präsident (Lord Aberdare): „Diejenigen, welche bei der denkwürdigen Gelegenheit anwesend gewesen, wo Herr Johnston in Gegenwart des Herrn v. Lesseps seine Schilderung des Kongo und seiner Nachbarländer zum besten gegeben, werden wohl den Genuß nicht vergessen haben, welchen ihnen das Anhören

dieses Berichtes bereitete. Seither habe Herr Johnston auch die Gegend des Kilima'ndscharo besucht, welche in Herrn Thomson's großer Reise durch das Massai-Land eingeschlossen gewesen sei. Herr Johnston sei dorthin gegangen im Auftrag der Königl. Geographischen Gesellschaft und des Britischen Vereins für die Förderung der Wissenschaft. Da er erst vor kurzem zurückgekehrt sei, so dürfe man die von ihm mitgebrachte Belehrung als eine ganz frische betrachten und jedenfalls in ihr eine wichtige Ergänzung der durch Herrn Thomson erlangten Belehrung sehen. — Herr Johnston hielt dann nachstehenden Vortrag:

„Ich brauche Sie nicht durch eine eingehende Schilderung meiner Gründe zu der Reise nach dem Kilima-'ndscharo, dem Alpenland des östlichen Afrika, zu ermüden; es wird genügen, wenn ich in Kürze anführe, daß der Britische Verein und die Königl. Geographische Gesellschaft aus naheliegenden wissenschaftlichen Gründen wünschten, dieses merkwürdige Massengebirge möchte einer vollständigeren Erforschung gewürdigt werden, als durch die eiligen Besuche früherer Reisenden geschehen war, und daß diese Gesellschaften mehrere ihrer Mitglieder delegiert hatten, um ein Kilima'ndscharo-Komité zu bilden, sowie daß sie zusammen die Summa von 1000 Pfund Sterling zur Bestreitung der Kosten einer Expedition nach Ostafrika zusammengesteuert hatten. In Erwägung der eigentümlichen Schwierigkeiten afrikanischer Reisenden nahm das Kilima-'ndscharo-Komité Anstand, irgend jemand nach dem Kilima'ndscharo zu senden, der zwar erfahrener Naturforscher, aber nicht durch vorherige eigene Erfahrung mit dem Klima und der Lebensweise in dem dunklen Kontinente vertraut sei. Ich verstand mich unglücklicherweise nicht auf das naturwissenschaftliche Sammeln, aber ich war vorher in Westafrika gereist, und in dem Gedanken, daß die dort erworbenen Kenntnisse und namentlich meine Bekanntschaft mit den Kiswahili mir auch auf der Ostküste zu statten kommen dürften, bewarb ich mich bei dem Komité um die Stelle eines Führers dieser Expedition und ward nach gebührender Erwägung meiner Bewerbung angenommen. Unglücklicherweise wollte die mir zur Verfügung gestellte Summe von 1000 Pfd. St., obwohl bei pflichtgetreuer Sparsamkeit zur Bestreitung der gewöhnlichen Kosten der Expedition hinreichend, mir die Mitnahme europäischer Sammler nicht gestatten, da die Kosten der Ueberfahrt, das Gehalt und der Unterhalt von zwei Männern sich allein auf die Hälfte jener Summe belaufen haben würden. Uebrigens bekümmerte mich diese Schwierigkeit damals nicht sehr, da mir einer oder zwei Sammler vom botanischen Garten in Kalkutta zugesagt waren, deren Reisekosten ihr Auftraggeber gegen einen Anteil an den gesammelten Pflanzen bestritten haben würde. Als ich aber in Sansibar ankam, ward meine Hoffnung auf ihre Mitwirkung vereitelt, denn es hatte sich im letzten Augenblick als unmöglich ergeben, irgend einen der indischen Sammler zu bewegen, daß er sich einer Expedition nach Zentralafrika anschließe. Sir John Kirk (der britische Generalkonsul in Sansibar), welcher gegen mich wie gegen die meisten Afrikareisenden der wohlwollendste und nützlichste Freund gewesen war, bemühte sich so viel wie möglich, diese Lücke auszufüllen, und verschaffte mir zwei Swahili-Männer, welche den Dr. Fischer begleitet und sich einige Kenntnisse im Abbalgen von Vögeln und Trocknen von Pflanzen erworben hatten. Um wie viel diese Männer die auf meine Schultern gelegte Last erleichtert haben würden, vermag ich nicht zu sagen, denn kurz nach meiner Ankunft und Niederlassung am Kilima'ndscharo entliefen sie mir unter einem nichtigen Vorwand, nämlich daß die Kälte auf den oberen Abhängen des Berges ihrer Gesundheit schädlich sei, und ließen sich am Hofe eines örtlichen Häuptlings nieder, wo sie sich dazu hergaben, seine Sklavenkarawanen nach der Küste zu organisieren, worauf ich in dieser Reiseschilderung später zurückkommen werde.

Die Folge dieser getäuschten Erwartungen und Desertionen war, daß bald nachdem ich meinen Aufenthalt am Kilima'ndscharo genommen hatte, ich mich mit einer Menge Aufgaben aller Art überbürdet sah. Ich hatte als Botaniker, Zoolog, Entomolog, Feldmesser, Baumeister, Ingenieur und erster Koch der Expedition zu wirken. Wenn es galt, Friedens- und Freundschaftsverträge abzuschließen, so mußte ich die Rolle eines Diplomaten spielen. Ich kann Sie versichern, ich habe am Kilima'ndscharo einer oder zwei Konferenzen beigewohnt, deren Ausgang für das Geschick der Expedition eine Lebensfrage war. Als der Krieg unvermeidlich erschien, fielen die Vorbereitungen zu Verteidigung oder Angriff, die bescheidenen Versuche in militärischer Strategie ebenfalls meiner Initiative anheim, und so dürfen Sie mir glauben, daß ich keine Gelegenheit hatte, meine Zeit unter den Schönheiten des Kilima-'ndscharo zu verbummeln. Ich darf mir im ganzen noch Glück wünschen, denn da ich niemals Zeit hatte krank zu sein, so war ich genötigt, mich im besten Wohlsein zu befinden.

Ich hielt mich für befugt, die Erwähnung dieser Umstände der Schilderung meiner Reise und meines jüngsten Aufenthalts auf dem Kilima'ndscharo voranzuschicken, um eine etwaige Kritik zu entwaffnen, und um einen Begriff von der Schwierigkeit zu geben, welche ich hatte, auch nur die kleinen Ergebnisse zu erzielen, die meine Expedition aufzuweisen hat.

Ich verließ Mombasa Ende Mai's an der Spitze einer Karawane von 120 Mann. Von diesen entlief mir ungefähr ein Viertel unterwegs, aber ich erreichte mit einem kleinen Verlust an Gepäck das Gebirge zu Anfang Juni. Ich will meine Reise zwischen Mombasa und Taveita nicht ausführlich beschreiben, da dieser Weg schon oft von Herrn Joseph Thomson und den früheren Afrika-Reisenden zurückgelegt worden ist. Bei meiner Ankunft in Taveita hielt man mich für Herrn Thomson's jüngeren Bruder und bereitete mir als solchen einen herzlichen Empfang, denn Herr Thomson hatte einen sehr guten Eindruck zurück-

gelassen. Die zufällige Aehnlichkeit in unseren Namen, und das Zusammentreffen, daß wir beide Weiße waren, ließ im Geiste der Eingeborenen keinen Zweifel, daß wir nach ihrem eigenen Ausdruck, Mamá moja, d. h. von einer Mutter, seien, und infolge davon verlangte man mir keine Landsteuern ab, da mein älterer Bruder bereits für mich bezahlt habe.

Ehe ich Taveita erreichte, hatte ich in der Morgendämmerung eine wirklich großartige Ansicht vom Kilima-'ndscharo, und aus einer Entfernung von 40 e. Mln. war die kraterartige Gestalt der größeren Kuppe weit augenscheinlicher als aus größerer Nähe; denn infolge davon, daß der südliche Abhang des Kraters sehr stark gerundet ist, bekommt man nicht eher einen geeigneten Begriff von seiner eigentlichen Formation, als bis man seinen Gipfel entweder von einem gleich hohen Punkte aus erblickt, oder ihn auf größere Entfernung wahrnimmt.

Bis zu Thomson's Rückkehr aus Ostafrika war so wenig über die politischen Zustände am Kilima'ndscharo bekannt, daß man allgemein annahm, es herrsche dort nur ein alleiniger oberster Gebieter des ganzen Bezirks, und dieser sei Mandara, der Häuptling der Moshi. Ich lenkte daher in erster Instanz meine Schritte nach seinem Reich und seiner Hauptstadt in der Meinung, ich brauche mir nur die Gunst dieser Persönlichkeit zu sichern, um imstande zu sein, frei und ungestört das ganze Gebiet dieses afrikanischen Alpenlandes zu durchschweifen. Dies war jedoch ein großer Irrtum, weil Mandara nur über einen sehr kleinen Landstrich herrscht und sein Gebiet nur bis zu einer Höhe von 6000 F. hinaufreicht; und da er beständig mit seinen Nachbarn im Kriege liegt und sein kleines Königreich sich in einem fortwährenden Blokade-Zustande befindet, so war sein Schutz, sofern derselbe einen friedlichen Aufenthalt auf den oberen Abhängen des Berges betraf, schlimmer als wertlos. Wäre die Jahreszeit, die ich notgedrungen in Mandara's Land verbringen mußte, für naturgeschichtliche Studien nicht fast ganz nutzlos gewesen — ich konnte nämlich nicht vergessen, daß ich hauptsächlich in der Absicht hierhergekommen war, den Alpenbezirk in der Nähe der Schneegrenze zu studieren, und nicht die reichere, aber mehr typische Fauna und Flora in tieferen und niedrigeren Regionen, — so würde ich die in Moshi verlebten paar Monate wenig bedauern, denn ich betrachte Mandara für einen der merkwürdigsten Afrikaner, die ich jemals kennen gelernt habe. Er ist ein Mann, dessen Bild neben einigen anderen seiner Zeitgenossen: Rumanika, Mtesa, den Kasongo u. a. m., deren Züge leuchtend aus der Dunkelheit des wilden Afrika hervortreten, auf ein Piedestal gestellt werden sollte, und deren mit den Pionieren der afrikanischen Forschung verbundene Namen nicht mehr in Vergessenheit geraten werden.

Mandara war früher der einzige Häuptling auf dem Kilima'ndscharo, welcher der Außenwelt bekannt war. Er vermag sich noch jedes weißen Mannes zu erinnern, der jemals den Berg besucht hat. Rebmann durchreiste sein Land, als Mandara noch ein kleiner Knabe war. Von der Decken (dessen man noch als des „Baroni" gedenkt) kam hierher, als der Häuptling von Moshi noch ein Jüngling war und unter der Vormundschaft seiner Mutter stand. Mandara nahm den Missionar New auf und beraubte ihn bei seinem zweiten Besuch in aller Artigkeit vieler Wertstücke. Herrn Thomson's Besuch bei diesem merkwürdigen Manne ist Ihnen allen noch gegenwärtig, und endlich schlug ich selbst, auf jedermanns Rat, den Weg zu seinem Hofe ein, ehe ich irgend einen anderen Teil des Berges besuchte. Ich hatte einen wichtigen Brief von Sir John Kirke bei mir, welcher mich in amtlicher Weise Mandara zu freundlicher Aufnahme empfahl, da dieser Häuptling schon früher in freundliche Beziehungen zu unserem Generalkonsul in Sansibar getreten war und den Wunsch ausgedrückt hatte, daß ein Weißer in seinem Lande seinen Aufenthalt nehmen möge.

Zu Anfang Juni's langte ich in Moshi an, nach einer vierzehntägigen Reise von der Küste aus, und Mandara nahm mich mit vieler Leutseligkeit auf. Da der Brief von Sir John Kirke an ihn mit arabischen Buchstaben geschrieben war, so hatte ich große Mühe, ihm denselben vorzulesen — in der That äußerte Mandara später, er habe kein Wort davon verstanden, allein gleichwohl wurde das amtliche Siegel pflichtlich anerkannt, und ich übersetzte ihm, so gut ich konnte, die wichtigsten Klauseln desselben in die Landessprache. Nach dem verhältnismäßig kurzen Aufenthalt von einem ganzen Tag wurden die vorläufigen Unterhandlungen wegen der Wahl und des Ankaufs einer geeigneten Oertlichkeit für meine Niederlassung beendigt, und in der ersten frischen, köstlichen Morgenfrühe eines schönen Tages, als der Thau noch dicht auf den Farnwedeln der Feldwege und Pfade der Chaga[1] lag und die Sonne lange blaue Schatten auf den feuchten Rasen der Dorfstraßen warf, packten wir unser Zelt und unser Gepäck auf und folgten zwei Kriegern Mandara's, welche den den Auftrag hatten, uns unser neuerworbenes Besitztum zu zeigen. Nachdem wir ungefähr 2 e. Ml. nordostwärts von Mandara's Wohnsitz gewandert waren, eine furchtbare Schlucht umgangen, über einen hübschen tosenden Bergstrom gesetzt und einen anderen Hügel erstiegen hatten, waren wir an Ort und Stelle und durften uns nun innerhalb gewisser Grenzen die Oertlichkeit für unsere künftige Niederlassung wählen. Ich entschied mich bald für einen gewissen Teil der Hügelkuppe, welche ein verlängerter Ausläufer des Hauptberges war, so daß dieselbe eine Art natürlichen Plateau's bildete, und beschloß, hier meine Hütten zu bauen. Ein kleiner Wasserlauf (künstlich von dem Bache des Thales abgeleitet und in bedeutend größerer Höhe abgezweigt und in einem künstlichen Kanal am Berghang

[1] Tschaga, bei Thomson Dschagga geschrieben, ist der Name der weiten Landschaft des Südabhangs und Fußes des Kilima-'ndscharo.

herunter geführt, während der ursprüngliche Strom unter uns den Berg hinunterrauschte) führte glücklicherweise einen niemals versiegenden Wasservorrat auf unsere Hügelkuppe. Ein großer, breitkroniger Baum gewährte am heißen Mittag angenehmen Schatten und schützte außerdem mein Zelt vor den gelegentlichen starken Winden, während endlich — und dies war für mich der größte Anziehungspunkt — von hier sich eine Ansicht darbot, wie sie in ganz Chaga unerreicht dastand. Im Norden erhob sich über mich der Kilima'ndscharo, westwärts lag der hohe Pik von Meru, und gen Süden und Osten dehnten sich bis in duftige Ferne die ungeheuren Ebenen im Thale des Ruvu hin. „Man kann die ganze Welt von deinen Fenstern aus sehen", sagte Mandara später zu mir, und wenn diese Behauptung natürlich auch nicht gerade wörtlich genau war, so war sie doch plausibel angesichts eines solchen herrlichen Landstrichs, eine wahre Landkarte von Ostafrika, wie man sie hier von der Lage meiner ersten Niederlassung in Chaga aus überschaute.

Ich war kaum eine Woche an Ort und Stelle gewesen, die, wie ich nun erfuhr, Kitimbiriu hieß, so hatte ich in dem Thal meines Flüßchens schon ein großes Stück Land gelichtet und mit einer mannigfaltigen Menge europäischer Gemüse besäet, sowie mit den von der Küste gebrachten Zwiebeln, Kartoffeln, Mais, süßen Bataten ꝛc. und mit den Bananen bepflanzt, welche mir die Chaga-Gärtner lieferten, die sich für meine landwirtschaftlichen Operationen sehr interessierten. Zugleich ließ ich durch einige meiner Leute Häuser bauen und Wege herrichten, so daß binnen kürzester Zeit meine kleine „Stadt", wie die Eingeborenen sie voll Respekt nannten, ein ganz blühendes Aussehen angenommen hatte und sich mit mehr als zwanzig Häusern für meine Leute brüsten konnte, während ich selbst eine behagliche kleine Residenz, eine Küche, einen Kuhstall und ein Hühnerhaus hatte. Ich muß hier nachträglich erwähnen, daß von den 122 Mann, welche beim Aufbruch von der Küste meine Karawane gebildet hatten, nur noch ungefähr 90 den Berg erreichten; 60 von diesen, nämlich alle Rabai-Leute, die ich bei mir hatte, wurden unmittelbar, nachdem meine Waren zu Kitimbiriu in Mandara's Land angekommen waren, entlassen, so daß ich nach den paar ersten Tagen meines Aufenthalts in Chaga nur noch die 30 ursprünglichen Sansibari bei mir zurückbehielt, welche ich in Sansibar gedungen hatte. Sobald die erste Woche meines Verweilens vorüber war und ich Vertrauen in Mandara's Schutz setzte, schickte ich 20 von den Sansibaris nach Teita zurück, um einiges Gepäck zu holen, welches ich dort in dem Hause eines Missionärs zurückgelassen hatte. Sie waren etwa drei Wochen abwesend, und ihre Rückkehr ward durch einen unangenehmen Zwischenfall bezeichnet.

Indem ich meinen Aufenthalt bei Mandara nahm, hatte ich mir, wie es scheint, die übrigen Potentaten des Gebirges zu Feinden gemacht, von denen mehrere mir ewige Freundschaft geschworen hatten. Meine von Teita zurückkehrende Karawane wurde daher auf der Grenze von Mandara's Reich angegriffen. Glücklicherweise gelang es dem Führer derselben, einem früheren Begleiter Stanley's auf dem Kongo, die Feinde bis zum Einbruch der Nacht im Schach zu halten, und, da er wußte, daß sie nach Einbruch der Nacht nicht kämpfen würden, ihnen um Mitternacht zu entkommen, worauf er am frühen Morgen endlich in meiner Niederlassung ankam. Der Feind aber verfolgte ihn hitzig, drang in Mandara's Land ein und verwüstete vieles mit Feuer und Schwert. Mandara machte in einem Geiste echter Gastfreundschaft den Streit seines Gastes zu seinem eigenen und rückte aus, um die Horden der Eindringlinge zurückzutreiben. Die Folge davon war ein blutiges Gefecht, welches für Mandara's Streitkräfte mit einem zweifelhaften Siege endete. Ich war jedoch mittlerweile imstande, eine kleine Streitmacht von 20 Mann aufzubieten und zu bewaffnen, mit denen ich auf den Kampfplatz abging. Wir erreichten diesen am späten Nachmittage. Beide Streitkräfte waren erschöpft. Mandara's Leute kauerten hinter einem tiefen Graben, welcher ihres Gebieters Land umgab; der Feind hatte sich auf einem benachbarten Hügel aufgestellt. Glücklicherweise hatte ich mir einen Plan ausgereift, um meinen thörichten Feinden, welche nur aus Unwissenheit irrten und deren Blut ich nicht vergießen wollte, einen tüchtigen Schrecken einzujagen. Sobald wir nämlich an Ort und Stelle ankamen, hieß ich meine Leute starke Pfosten in die Erde rammen und eine Art roher Platform von Aesten errichten, über welche wir eine glatte Haut ausspannten; ich traf in Wirklichkeit alle Vorbereitungen für eine großartige Feuerwerksvorstellung. Sobald die Dunkelheit eingebrochen war, gab ich den erstaunten Wilden das Abbrennen von bengalischem und rotem Feuer, von Leuchtkugeln, römischen Lichtern, Feuerrädern, Schwärmern und zuletzt eine prachtvolle Garbe von Raketen zum Besten. Der entsetzte Feind wartete die letzte von diesen gar nicht ab; als die erste Rakete feuersprühend und mit lautem Rauschen in die Höhe fuhr und dann in eine Menge flammender Sterne ausbrach, flohen Freund und Feind im wildesten Schrecken und wir befanden uns allein auf dem Felde, von wo wir im Lichte des aufgehenden Mondes friedlich nach Hause marschierten.

(Fortsetzung folgt.)

Waldbilder aus Indien.

I.

Die Affen und der Tiger.

Die Affen im wilden Zustande sind vielen Zufälligkeiten und Wechselfällen unterworfen, von denen nur diejenigen einen Begriff haben, welchen die Gelegenheit geworden ist, ihre Lebensweise und Gewohnheiten in den Wäldern und Dschungeln zu studieren. Sie leben mit

einigen wenigen Ausnahmen gesellig und verweilen an derselben Oertlichkeit so lange, als sie daselbst Nahrung und Sicherheit finden; allein der Mangel der einen oder der Verlust der anderen veranlaßt gar oft die Auflösung oder Zerstreuung einer Kolonie, so daß es nicht ungewöhnlich ist, bisweilen nur zwei oder drei Individuen beieinander zu treffen, und bei derartigen Gelegenheiten darf man unbedingt vernünftigerweise den Schluß ziehen, daß einem Stamme irgend ein Unfall zugestoßen, daß diese vereinzelten Wanderer einst Glieder einer zahlreichen Schar oder Gemeinde gewesen seien, und daß sie nun den Kern bilden, aus welchem aller Wahrscheinlichkeit nach in irgend einer künftigen Zeit wieder eine große zahlreiche Familie erstehen wird. Unter allen im eigentlichen Indien gefundenen Arten — und das Affengeschlecht ist dort einigermaßen reichlich vertreten — ist der grünlich-graue Affe, Macacus rhesus, der Bunder, wie er in den nordwestlichen Provinzen bei den Eingeborenen heißt, der interessanteste; seine Gelehrigkeit, wenn er jung gefangen und mit Sorgfalt und Milde aufgezogen wird, ist merkwürdig, und er ist einer der zuthunlichsten Affen und teilt sich daher beinahe zu gleichen Teilen mit dem Hulman oder Hanumân, Semnopithecus entellus, dem heiligen Affen, in die Verehrung der Hindus.

Unter diesen Bunder befand ich mich nun eines Tages bei meiner Ankunft in meinem Zelte an den Ufern des Flusses Kuriâli in Ober-Indien, und erfuhr auf mein Befragen, daß ein Waldgürtel von ungefähr 30 Km. Länge und mehr als 4 Km. mittlerer Breite am Ufer des Flusses von zahllosen Familien dieser Geschöpfe bewohnt sei. Jede dieser Familien, oft aus 30 und mehr Mitgliedern bestehend, behauptete genau ihre eigene Individualität und beschränkte sich auf eine bestimmte Grundfläche, auf welcher sie sich bei Tag herumtummelte und wo sie bei Nacht schlief. Jeder Trupp suchte vom Morgengrauen bis Sonnenuntergang nach Samen, Früchten, nach den eßbaren Wurzeln gewisser Pflanzen, unter der eifersüchtigen Hut seines graubärtigen Patriarchen, und es war unterhaltend, die Angst zu beobachten, welche dieses Individuum an den Tag legte, wenn zufällig seine Familie in allzu nahe Berührung mit derjenigen eines anderen Leitaffen kam. Auch war es kein ungewöhnliches Vorkommnis, die älteren Familienhäupter in einer großen Schlägerei um eine schmucke, kokette, junge Aeffin begriffen zu sehen, auf welche alle leidenschaftlich Anspruch machten und die dann in der Hitze des Gefechtes meist in mehr oder weniger zerzaustem Zustande entkam und mit außerordentlicher Behendigkeit zu ihrem eigenen Stamme zurückkehrte, um übrigens nun von ihren gesetzteren und vorsichtigeren Verwandten herumgejagt und geknufft zu werden.

Affen im allgemeinen und die vorerwähnten Arten insbesondere hegen den größten Widerwillen gegen Tiger und Leoparden, was auch gar nicht zu verwundern ist, denn diese Raubtiere allein belästigen und verfolgen sie, und der Tiger soll besonders lüstern nach Affenfleisch sein. Wenn daher der tückische Tiger sich in den Standort der Bunder wagt und seine Anwesenheit entdeckt wird, so kennt der Ingrimm der Affen keine Grenzen. Hoch oben außer dem Bereich ihres Feindes lassen sie ihrer Entrüstung freien Lauf und versammeln sich mit lautem Geschrei in hellen Haufen auf den Bäumen, unter denen der Tiger lauert, schütteln die Aeste aus aller Macht und schleudern auf ihren Verfolger eine solche Menge von dürren Stecken, Zweigen und Blättern herab, daß der Tiger gezwungen wird, mit einem grimmigen Gebrüll sein Lager zu verlassen und ein anderes ruhigeres Quartier zu suchen. Allein auch hier wird er nicht in Ruhe gelassen, so lang er noch in der Nachbarschaft der Affen bleibt, und sollte darüber Dunkelheit einbrechen, so suchen diese klugen, scharfsinnigen Tiere am folgenden Morgen emsig nach ihm, um sich zu überzeugen, ob ihr Feind wirklich abgezogen ist oder nicht.

Ich habe selbst ein sehr bezeichnendes Beispiel von dieser Antipathie in einem seltsamen Vorfalle erlebt. Ich mochte etwa eine Woche am Kuriâli gelagert gewesen sein, als man mir berichtete, es mache sich schon seit einigen Tagen und noch jetzt eine ganz ungewöhnliche Bewegung unter einer großen Affenschaar in einem entfernten Teile des Waldes geltend, und diese Unruhe müsse von der dauernden Anwesenheit eines Tigers oder Leoparden in deren unmittelbarer Nachbarschaft veranlaßt werden. Vermöge meiner vorherigen Kenntnis der Gewohnheiten der Affen wußte ich, daß sie alle anderen Tiere, wie Wildschweine, Hirsche ꝛc., mit vollkommener Gleichgültigkeit behandelten, und der Zustand, über welchen die Eingeborenen berichteten, war daher wahrscheinlich nur auf jenen gemutmaßten Grund zurückzuführen. Leider hatte ich keinen Elephanten bei mir, auf welchem ich mich mit vollkommener Sicherheit auf die Erforschung jener Oertlichkeit hätte wagen können, die im Schoß des Waldes und mit einem dichten Unterholz von Büschen verwachsen war. Gleichwohl entschloß ich mich, nach Kräften mein Heil zu versuchen, nahm mir also einen durchaus verlässigen Waffenträger mit, welcher meine zweite Büchse tragen sollte, und brach nach dem Schauplatz jenes Ereignisses auf.

Nach einiger Zeit gelangten wir in ganz geringe Entfernung von dem Orte, wo eine ungeheure Menge Affen sich versammelt hatte und unter betäubendem Geschrei und Geschnatter auf einigen nahe beisammenstehenden Bäumen herumsprang und an denselben auf und ab kletterte und einen höllischen Lärm verursachte. Ich kannte die Gefahr, welcher ich mich aussetzte, wenn ich mich unter solchen ungünstigen Umständen tollkühn an einen Tiger oder Leoparden anpürschte, und in der That warnte mich schon die Natur der Aufregung selbst, welche sich auf den Gesichtern der Affen abmalte, die ich von Zeit zu Zeit durch ein scharfes doppeltes Opernglas genau beobachtete, vor der Wildheit und Größe des Tieres, das ihren Zorn erregte.

Ueberdies fühlte ich mich bei der Abwesenheit aller kreisenden Geier und alles Aasgeruchs in der Atmosphäre überzeugt, daß der Gegenstand ihrer Angst noch am Leben war und darum drang ich so langsam und vorsichtig wie möglich vor. Die ganze Zeit über quälte ich mich mit vergeblichen Grübeleien, mir darüber klar zu werden, warum das Tier hartnäckig an Ort und Stelle blieb, da es doch unzweifelhaft durch das fortwährende Geschrei der Affen über ihm beunruhigt sein mußte.

Allmählich näherten mein Begleiter und ich uns bis auf etwa 50 Schritte der aufgeregten Affenschaar; dann aber sträubte ich mich, ohne abermalige genaue Ermittelung des Sachverhalts weiter vorzugehen. Mit einiger Mühe hob ich den Eingeborenen, einen leichten schlanken Mann, soweit in die Höhe, daß er imstande war, einen Ast zu erfassen und sich zu einer Stelle hinaufzuschwingen, von wo er eine beherrschende Aussicht hatte; hier bemühte er sich mit Hülfe meines Opernglases, genau zu ermitteln, wie die Sache stand. Der Bursche war aber kaum eine Minute auf dem Baumast gewesen, so glitt er schnell wieder herunter.

„Kommt mit, Sahib!" rief er, „er ist tot."

„Was ist's mit ihm?" fragte ich begierig; allein der Eingeborene drang so rasch durch die Dschungeln vorwärts, daß mir seine Antwort in dem betäubenden Geschrei der Affen verloren ging, obwohl ich ihm beinahe auf dem Fuß folgte. Ich war daher ganz unvorbereitet auf den seltsamen Anblick, welcher mir in wenigen Minuten zu Teil wurde. Ein ausgewachsener Tiger hatte sich unentwirrbar zwischen zwei starke junge Stämme des Sâl-Baumes (Shorea robusta) eingeklemmt, welche aus demselben Wurzelstocke ausgetrieben und so auseinander gewachsen waren, daß sie an dem Punkte, wo der Tiger hinter den Schultern gefaßt und festgehalten wurde, und in einer Höhe von etwa fünf Fuß über dem Boden nicht mehr als sechs Zoll voneinander standen. Der Tiger war ganz tot und, nach seinem abgemagerten Zustande zu schließen, offenbar dem Hungertode erlegen.

Natürlich vermag ich den genauen Hergang, mittelst dessen der Tiger in diese außerordentliche Lage gekommen war, nicht zu beschreiben, aber die wahrscheinlichste Lösung des Rätsels dürfte die sein: Zunächst mußte er in den Bereich des Standortes der Affen geraten und dafür von diesen einige Tage lang beständig gequält worden sein; endlich muß ein Affe, der kühner und boshafter war als alle die anderen, an einem der jungen Stämme ziemlich tief heruntergeklettert sein, um den Tiger noch weiter zu necken und zu belästigen; dann mag der Tiger darin eine Möglichkeit gesehen, gleichzeitig seine Rachgier zu befriedigen und seinen Hunger mit einem ausgewählten Bissen zu stillen, und sehr wahrscheinlich einen Sprung nach ihm gemacht haben, dem der Affe gewandt entging. Der Tiger dagegen war weniger glücklich gewesen und offenbar in die Gabel zwischen den beiden glatten jungen Stämmen hineingefallen und zwischen denselben gefangen worden; je verzweifelter nun seine Anstrengungen wurden, sich aus dieser Lage zu befreien, desto tiefer sank er in die Gabel hinein und desto enger und unnachgiebiger hielten ihn die beiden jungen Stämme fest. Auf diese Weise unauflöslich eingekeilt, von den zahllosen Scharen schreiender Affen belästigt, vom Hunger gepeinigt, vom Durst gefoltert, hatte das gewaltige unglückliche Tier gefangen bleiben müssen, bis der Tod es von seinen Qualen erlöste.

II.

Die Wanderungen der Affen.

Ungefähr drei oder vier Wochen nach den oben erzählten Ereignissen nahm ich wahr, daß große Mengen von Affen sich auf den Bäumen zu sammeln begannen, welche dem Rande des Kuriâli-Flusses entlang wuchsen. Allmählich wurde das Innere des Waldes ganz von den Affen verlassen, und jetzt erfuhr ich zum erstenmal, daß eine jährliche Wanderung derselben stattfand, da es zu dieser Jahreszeit denselben an Nahrung im Walde fehlte, denn diese intelligenten und in solchen Dingen äußerst fleißigen und findigen Tiere hatten mittlerweile hier jede Spur von eßbaren Dingen aufgesucht und verzehrt. Gleichwohl konnte ich kaum glauben, daß die Affen sich mit dem Gedanken trügen, über den Strom zu setzen, der sogar hier an seinem schmalsten Teile, wo sich die Affen in solcher Menge versammelten, noch sehr breit war.

Diese Auskunft bekam ich von einem halbnackten Jogee oder frommen Hindu, welcher halb vom Betteln, halb vom Wahrsagen lebte, sich für einen Sternkundigen ausgab und den größten Teil seines Unterhaltes sich dadurch erschwang, daß er die Leichtgläubigkeit und den Aberglauben seiner Landsleute ausbeutete.

„Ich habe seit vielen Jahren diese Waldstriche durchzogen", erwiderte er mir auf meine Frage, „und ich bin verpflichtet, dabei gegenwärtig zu sein, wenn diese meine Kinder (und dabei deutete er auf die Scharen von Affen) über den Kuriâli setzen, denn sie werden dabei meine Dienste nötig haben."

„Wirklich?" versetzte ich. „Bitte, sagt mir doch, in welcher Weise Ihr denselben zu helfen gedenkt!" Denn ich schloß natürlich, daß ihm während seines langen Aufenthaltes in den Dschungeln, wo die wilden Tiere gleichsam seine Nachbarn und beständigen Gegenstände der Beobachtung waren, gewisse Umstände bezüglich derselben bekannt geworden sein müßten, welche ebenso interessant und merkwürdig als im allgemeinen unbekannt waren.

„Das will ich gern, Sahib", gab mir der Hindu zur Antwort. „Ihr seht, daß gerade jetzt eine Hungersnot in dem Lande herrscht, welches meine Kinder bewohnen. Diese wird ungefähr zwei Monate dauern, d. h. bis die Regen eintreten; dann werden die Wurzeln der Pflanzen und die Früchte, von denen sie leben, wieder in Menge vorhanden sein. Mittlerweile werden diejenigen, welche wohlbehalten

über den Fluß kommen können, drüben auf jenem sandigen Landstrich, den ihr dort in der Entfernung mit niedrigen, dornigen Büschen bedeckt seht und der zu dieser Jahreszeit die süßschmeckenden Bhêr-Beeren (Aegle marmelos, eine Quitten-Art) in Menge hervorbringt, ihre Nahrung finden."

„Aber Ihr habt mir nicht gesagt, wie Ihr solch ungeheuren Mengen helfen wollt," wandte ich ein. „Ich bin überzeugt, daß viele zugrunde gehen werden."

„Manche werden allerdings ihr Leben verlieren," erwiderte der Mann, „denn der Fluß wimmelt von Krokodilen, welche zu wissen scheinen, daß meine Kinder sich an den Ufern versammeln, und die immer darauf aus sind, einige von ihnen zu verschlingen, wenn sie zur Tränke ans Wasser herunterkommen; aber es ist Thatsache, daß die armen Geschöpfe nur auf meine Erlaubnis warten, um über den Fluß zu setzen. Ich werde ihnen die Weisung dazu geben, sobald ich einen günstigen Augenblick ermittelt habe, in welchem beinahe alle Krokodile schlafend sein werden, und sie werden dann imstande sein, in verhältnismäßiger Sicherheit an das andere Ufer hinüber zu schwimmen."

„Ihr seid in der That ein merkwürdiger Mann," sagte ich etwas ironisch. „Vielleicht seid Ihr so gut, es mich wissen zu lassen, wann Ihr den Affen dies Zeichen gebt, denn ich wäre äußerst begierig, ein solch merkwürdiges Schauspiel mit anzusehen; und ein gutes Backschisch soll Euch nicht entgehen.

„Ich werde nicht ermangeln, Euch davon in Kenntnis zu setzen, Sahib," entgegnete mein dunkelhäutiger Freund mit großer Artigkeit, und hiermit verließ er mich mit wichtigthuender Miene.

Wahrscheinlich hatte der schlaue Bursche in früheren Jahren mindestens ein Dutzend derartiger Uebergänge mit angesehen, und deshalb erschien es mir sehr wahrscheinlich, daß er durch genaue Beobachtung gewisser Anzeichen in dem Treiben der Affen imstande war, mit ziemlicher Zuverlässigkeit den richtigen Augenblick anzugeben, wo die Tiere ins Wasser gehen würden. Diese Kunde beutete er nun zu seiner eigenen Verherrlichung aus und behauptete daher, mit übernatürlichen Kräften begabt zu sein; ich hatte nicht den mindesten Zweifel, daß die unwissenden und abergläubischen Eingeborenen der Nachbarschaft vollkommen überzeugt waren, der Flußübergang finde unter seiner unmittelbaren Aufsicht und seinem ausdrücklichen Befehl statt.

Am andern Morgen bei Tagesgrauen, als kaum die ersten Streifen der Dämmerung den Himmel röteten, ward ich aus meinem Schlafe geweckt, durch eine gellende Stimme, die „Sahib! Sahib!" rief.

„Was gibt es?" rief ich mürrisch und noch halb schlaftrunken.

„In ungefähr einer Viertelstunde werde ich meinen Kindern den Befehl zum Uebersetzen geben. Wenn Ihr das Schauspiel mit ansehen wollt, so müßt Ihr eilen."

In den obigen Sätzen erkannte ich die Stimme meines Freundes vom gestrigen Tage, sprang daher aus dem Bett und kleidete mich möglichst rasch an. Bald darauf trat ich aus meinem Zelte und eilte nach dem Uferrand hinunter, welcher nur etwa hundert Schritte entfernt war.

Der alte Fakir stand voll Wichtigkeit am Wasserrand, umgeben von einem Dutzend Eingeborener. Als ich herzu trat, erhob er einen Arm mit nachdrücklicher Geberde und deutete zu meiner Erbauung dahin und dorthin, und der Anblick war in der That ein höchst überraschender. Rechts und links von uns war das Ufer auf eine Entfernung von je tausend Schritten mit einer zahllosen Menge, ja von Tausenden und aber Tausenden struppiger brauner Affen von jeder Größe, vom ausgewachsenen und bärtigen Patriarchen der Familie bis zum kleinsten Jungen, bedeckt, welche alle erwartungsvoll dasaßen. Ueberdem vermochte ich in den Bewegungen und Gestikulationen dieser Affen die Symptome einer mächtigen, wenn auch unterdrückten Aufregung nicht zu verkennen. Offenbar standen sie vor einem Schritte, welchen sie selbst als einen hochwichtigen betrachteten. Von den Affen wanderte mein Blick zunächst zu dem Bettler zurück. Er beobachtete seine Kinder, wie er sie nannte, sehr aufmerksam und mit einem Blick gespannter Erwartung. Nun wandte ich meinen Blick dem Flusse zu: ein dünner leichter Nebel lag auf der Oberfläche des Wassers, das an diesem besonderen Punkt am schmälsten, aber ziemlich tief war und eine starke Strömung hatte. Ich versuchte zu ermitteln, ob ich irgend ein lauerndes Krokodil darin entdecken könne, als die laute Stimme des alten Fakir über das Wasser hin scholl.

„Springt hinein, meine Kinder! springt!" rief er mit der vollen Kraft seiner Lungen und in der That sprang, wie seinem Befehle gehorsam, die lange, dichtgedrängte Schar der Affen beinahe gleichzeitig in den Strom hinein. Das fortwährende Plätschern, welches sie verursachten, klang den Fluß hinauf und hinab wie das Getöse einer atlantischen Brandung an einem kiesigen Strande. Dann sah man im nächsten Augenblick Tausende und aber Tausende brauner Arme in der Luft wirbeln, wie ebensoviele verjüngte Windmühlenflügel in voller Bewegung, denn die Affen schwimmen gewissermaßen Hand über Hand, wie man es zu nennen pflegt.

Anfangs kamen sie ziemlich schnell vom Fleck und hielten gut zusammen, aber bald verminderte sich ihre Schnelligkeit durch die heftige Strömung und die schwächeren Tiere begannen zurückzubleiben. Jetzt gewann das Schauspiel ein neues und schmerzliches Interesse. Die Krokodile schienen gewahr zu werden, daß sich in dem Element, das sie für ihr besonderes Eigentum ansahen, etwas Ungewöhnliches begebe, und der Fluß belebte sich plötzlich mit denselben. Da und dort sah man zuerst nur eine Wellenbewegung vom plötzlichen Emportauchen eines dieser Reptilien aus der Tiefe, um nach einem der zappelnden Affen zu schnappen; dann hörte man einen gellenden kurzen

Angstschrei, wenn das ergriffene Tier, von irgend einem der gefräßigen Ungeheuer hinunter gezerrt, beinahe augenblicklich verschwand, und endlich konnte das beobachtende Auge einen scharlachroten Fleck an die Oberfläche aufsteigen sehen, der sich aber schnell mit der trüben Strömung vermischte und wieder verschwand.

Es mußten auf diese Weise viele Opfer zugrunde gegangen sein, allein die Hauptmasse erreichte natürlich am Ende das jenseitige Ufer, offenbar in sehr schwachem und erschöpftem Zustande, da die meisten von ihnen sich mit Mühe das niedrige Ufer hinanschleppten, wo sie aus dem Bereiche der Kinnladen ihres entsetzlichen Feindes waren.

Die armen Affen mußten dann, wann die Früchte auf dem jenseitigen Ufer aufgezehrt waren und der Hunger sie nach ihrem alten Standort zurücktrieb, dieselbe gefährliche Prüfung noch einmal bestehen, indem sie über den Fluß zu ihrem Walde zurückschwammen. (C. J.)

Einige Worte über die gerechte Würdigung astronomischer Beobachtungen bei Lösung geologischer Probleme.

Von H. Habenicht.

Das große Ziel der Naturforschung ist das Auffinden einer vernünftigen, einheitlichen und zwanglosen Erklärung für alle wissenschaftlich beglaubigten Thatsachen oder Wirkungen der Naturkräfte, sowie für alle Spuren, welche die Vorgänge der Vergangenheit hinterlassen haben, für alle gegenwärtigen Veränderungen, sowie für die Entwickelung aller Formen und Eigenschaften der unorganischen und der organischen Welt.

Die Erkenntnis der natürlichen Entwickelungsgeschichte des Kosmos, das Auffinden eines einheitlichen, natürlichen und vernünftigen Systems, in welches sich alle durch exakte Forschung erkannten Naturgesetze nicht nur zwanglos einfügen lassen, sondern in welchem ihre Naturbedingtheit, ihre Wechselwirkungen, ihr Ineinandergreifen logisch zu Tage treten, ist das gemeinsame Endziel aller Detailforschung.

Die Entwickelungsgeschichte der Formen, welche unseren Sinnen wahrnehmbar in der Natur entgegentreten, ist gewiß ein wesentlicher Teil der Entwickelungsgeschichte der ganzen uns umgebenden Welt. Bilden doch Gestaltung und Aufbau vielfach die einzigen, fast immer die wichtigsten Spuren, welche das Wirken der Naturkräfte aus längst vergangenen Zeiten hinterlassen hat.

Bei dem Streben nach Erkenntnis der Wahrheit erscheint es durchaus logisch, zuerst eine Erklärung für die Entstehung der Formen der unorganischen Welt anzustreben, bevor man an diejenige der organischen Wesen geht; weisen doch alle Forschungsresultate darauf hin, daß letztere sich aus ersterer entwickelt haben.

Wir, die Bewohner der Erde, sind von der Natur darauf angewiesen, die Form unseres Planeten, der Mutter aller uns bekannten organischen Wesen, zunächst zu erklären; wir sind gezwungen, auf dem Wege nach dem großen Ziele zunächst die Entwickelungsgeschichte der Erde zu ergründen, ehe wir mit einiger Aussicht auf Erfolg daran gehen können, für den ungeheuren Formenreichtum der Tier- und Pflanzenwelt, vom Einfachsten bis zum Kompliziertesten, vom Niedersten bis zum Höchsten, vom Kleinsten bis zum Größten, befriedigende Erklärungen zu suchen, ehe wir daran denken können, solche zu finden.

Wohl ist der streng induktive Weg der einzig richtige, nur der Vergleich von Wirkungen beobachteter Thatsachen mit den Spuren von solchen aus der Vergangenheit kann zum Ziele führen; die Richtigkeit dieses Prinzips ist unanfechtbar und kann nicht genug betont werden.

Anders verhält es sich aber mit dem Grundsatz, den v. Hoff, Lyell und mit ihnen die meisten neueren Forscher vertreten haben und vertreten, welcher — sich darauf stützend, daß viele geologische Denkmale sich natürlich und zwanglos aus den noch jetzt (in dem relativ verschwindend kleinen Zeitraum der historisch beglaubigten Vergangenheit) an der Erdoberfläche wirkenden Naturkräften erklären lassen — behauptet, für alle Spuren aus der geologischen Vergangenheit in diesen Kräften genügende Erklärungen zu finden, indem er die große Kategorie exakter Beobachtungen, welche die Männer der Wissenschaft an anderen Gestirnen gemacht haben, unberücksichtigt läßt. — Sollte nicht eine Methode wissenschaftlicher genannt zu werden verdienen, welche eine gerechte Würdigung aller bezüglichen Thatsachen anstrebt, welche sich bemüht, diejenigen naturhistorischen Denkmale, welche sich befriedigend nach Lyell's Grundsatz erklären lassen, kritisch zu sondern von solchen, bei denen das nicht der Fall ist, die vielmehr leicht und natürlich ihre Erklärung aus Analogie von an anderen Gestirnen beobachteten Vorgängen finden? Sollte es nicht rationeller sein, aus den auf anderen, in den verschiedensten Entwickelungsstufen befindlichen Weltkörpern beobachteten Vorgängen, sowie aus Vergleichen des Baues dieser mit dem unserer Erde, ein allgemeines Entwickelungs- und Abkühlungsgesetz für Himmelskörper abzuleiten? Sollte es nicht richtiger, wenn auch schwieriger sein, nicht nur aus den jetzt auf der Erdoberfläche wirkenden Naturkräften, sondern zugleich aus den auf anderen Gestirnen (Individuen derselben Gattung) wirkenden, eben die Art und Weise zu ergründen, in der die Naturkräfte früher auf der Erde wirkten, als a priori einen auf einseitiger Basis stehenden Satz als unumstößlich hinzustellen und nur nach Beweisen für ihn zu suchen?

Jedermann wird das unrichtige einer Methode einleuchten, welche aus dem Leben und Bau eines ausgebildeten organischen Wesens allein auf seine Entwickelungsgeschichte schließen wollte, weil jedermann weiß, zu welch total falschen Resultaten eine derartige Methode führen

müßte. Nur wenn wir andere Individuen derselben Gattung in ihren verschiedenen Entwickelungsstadien beobachten, können wir zu richtigen Resultaten gelangen.

Sowie wir nicht imstande sind, ohne astronomische Beobachtungen genaue geographische Positionen zu bestimmen, so wie wir die Bewegungen unseres Planeten nur durch Beobachtung anderer Gestirne richtig erkennen können, so wird es auch den Geologen nicht gelingen eine annähernd richtige Entwickelungsgeschichte der Erdkruste zu ergründen ohne Berücksichtigung der Vorgänge, welche die Astronomen an anderen Weltkörpern beobachten, ohne Vergleiche des Baues der letzteren auf ihren verschiedenen Entwickelungsstufen mit dem der Erde. Die Richtigkeit dieser Gedanken wurde früher, zu Humboldt's Zeiten, von Gelehrten allgemein anerkannt; seit Lyell wird sie aber so allgemein verkannt, daß es an der Zeit sein dürfte, darauf hinzuweisen.

Es kann nicht Aufgabe einer freien Wissenschaft sein, einem Prinzip zu liebe, weil es die bequemste Art exakter Beobachtung bietet, alle Erklärungsweisen in eine Schablone zu zwängen, andere Erklärungsversuche gewaltsam zu unterdrücken, resp. totzuschweigen.

Wenn die Geologie dem Prinzip Lyell's große Fortschritte in gewisser Richtung verdankt, so dürfte eine kritische Sonderung und gerechte Würdigung aller bezüglichen bekannten Thatsachen diese Wissenschaft in anderer Richtung vorwärts bringen.

Die Astronomie lehrt uns, daß auf Gestirnen, die weniger vorgeschritten in der Abkühlung sind als unser Planet, gewaltige allgemeine Veränderungen in kurzen Zeiträumen, großartige allgemeine Katastrophen stattfinden. So das plötzliche Aufleuchten von Gestirnen, an denen früher kein eigenes Licht beobachtet wurde, die gewaltigen Eruptionen auf der Sonne, die Entstehung des großen roten Fleckes auf dem Jupiter, die gewaltigen Revolutionen, welche sich innerhalb weniger Sekunden in der Atmosphäre dieses Planeten vollzogen u. s w.

Die Naturgesetze, welche bei Umbildung der Weltkörper thätig sind, waren und bleiben gewiß immer dieselben, daß sie aber an der Oberfläche eines sich abkühlenden Körpers durch unendliche Zeiträume genau in derselben Weise wirkten, ist eine Hypothese, welche mit den bekannten physikalischen Gesetzen in Widerspruch steht, das zeigt jeder Versuch im Kleinen.

Entwickelung, Veränderung ist die allgemeine Losung in der Natur, und nur hier sollte ewiger Stillstand, ewiges Einerlei herrschen?

Nehmen doch die Geologen an, daß sich die starre Erdkruste durch Abkühlung aus dem glutflüssigen Zustand gebildet habe, da man ähnliche Zustände an anderen Gestirnen beobachtet. Es dürfte wohl wenige Geologen geben, welche nicht der Ansicht wären, daß, als die Erdkruste nur erst wenige Hundert Fuß stark war, die damaligen säkularen Hebungen und Senkungen durch dieselben Kräfte verursacht wurden, wie die heutigen, aber wohl ebenso wenige, die nicht zugeben würden, daß sie damals in anderer Weise, d. h. rascher, vor sich gingen, da die dynamischen Kräfte so viel leichteres Spiel hatten als heute.

Der von Hoff und Lyell angebahnte Weg hat, so groß einerseits seine Vorzüge sind, die Naturwissenschaft der Lösung vieler der wichtigsten Probleme nicht näher gebracht, sondern davon abgelenkt. Solche Probleme sind das Auffinden befriedigender Erklärungen für die Entstehung der Kontinentalformen, Verteilung von Wasser und Land, Entstehung der Lage, Richtung und Höhe der großen Kettengebirge, vieler der verbreitetsten Eruptivgesteine und sedimentären Formationen mit ihren Lagerungsverhältnissen u. s. w.

Die Bildung der sich durch ganze Kontinente hinziehenden Verwerfungsspalten, wie sie in den großen Kettengebirgen vorkommen, deren Material zur Zeit des Bruchs erwiesenermaßen spröde war, läßt sich wohl kaum ohne allgemeine Katastrophe denken. Der Bau der großen Kettengebirge läßt klar erkennen, daß lange Perioden der Ruhe mit Epochen der Gebirgsbildung abwechselten, und zwar ist bei den meisten annähernd dieselbe Reihenfolge der Perioden zu erkennen; die höchste Stauung der Kettengebirge fand gegen Ende der Tertiärzeit statt, die Gebirgsbewegungen in der ganzen Quartärzeit sind, was Stauung anlangt, fast gleich Null. Die Lagerungsverhältnisse des weitaus größten Teiles der sedimentären Formationen haben keine Aehnlichkeit mit denen der Ablagerungen an den recenten Flußdeltas und Küstenstrichen, sie bilden vielmehr weitverbreitete, gleichmäßige, versteinerungslose Schichtenkomplexe von großer Mächtigkeit, wie der Tertiär-Sandstein Südamerika's. In den ältesten, mächtigsten Schichten (die älteren paläozoischen sind mächtiger als alle jüngeren zusammengenommen) finden sich Reste nur weniger Arten, in den jüngeren von viel geringerer Mächtigkeit dagegen die der mannigfaltigsten Species; ist es da nicht natürlicher, eine raschere Bildung der Sedimente zu früherer Zeit anzunehmen, als sich der Deutung einer geringeren Wandelbarkeit der Arten gerade in der Jugendperiode der Erde zuzuneigen?

Die organischen Reste sind fast durchweg in Schichten von geringer Mächtigkeit, in derselben Reihenfolge der Entwickelung, mit denselben charakteristischen Formen, mit annähernd den gleichen Lücken in den Entwickelungsreihen vertreten, sie lassen überall annähernd dieselben Perioden und Intervallen erkennen. Sollte dieser Umstand nicht auf sehr allgemein verbreitete, epochemachende, gewisse Perioden abschließende Veränderungen hindeuten? Im gefrorenen Diluvium Nordeuropa's und Sibiriens finden sich massenhafte, mit allen Weichteilen gut erhaltene Leichen von seit vielen Jahrtausenden ausgestorbenen Elefanten-Arten; läßt sich dieser Umstand aus der Art jetzt wirkender Naturkräfte, aus den Gewohnheiten ähnlicher jetzt lebender Tiere befriedigend erklären?

Darwin, der große wissenschaftliche Begründer der Entwickelungslehre, hat selbst hervorgehoben, daß Kampf ums Dasein, Zuchtwahl und Anpassung nicht ausreichen zur Erklärung der Entstehung der Arten, daß viele Thatsachen diesen Faktoren entgegenstehen; liegt es da nicht nahe, an mächtige äußere Einflüsse zu denken, welche mit umbildend wirkten?

Selbst eifrige Anhänger Lyell's, wie Prof. Dr. Ed. Süß, sind nach langen Studien über die säkularen Hebungen und Senkungen und über die Spuren der Eiszeiten zu dem Schluß gelangt, daß Verteilung und Fortschreiten dieser Bewegungen kurz vor und während der Eiszeit genau entgegengesetzt waren denjenigen der recenten Periode, daß also in einer geologisch sehr jungen Periode die Naturkräfte anders wirkten als in der Gegenwart. Während man in der recenten Periode ein allgemeines Austrocknen der Kontinente konstatiert hat, während es nicht an Anzeichen fehlt, daß es dieser vollkommen ähnliche Perioden in der Erdgeschichte gab, weisen andere geologische Denkmale darauf hin, daß diese Kontinentalperioden mit solchen allgemeinen Ueberhandnehmens eines maritimen Klima's abwechselten (siehe die Schrift des Verfassers: „Die recenten Veränderungen der Erdoberfläche", sowie die ausführliche Besprechung der „Theorie der sphärischen Kraterbecken" in den „Grenzboten" 1882, S. 346).

Jede Sache hat zwei Seiten. Dies Sprichwort bestätigt sich auch in der Wissenschaft. Die Geologie ist schon oft das Feld der widersprechendsten Anschauungen gewesen, es hat sich fast immer herausgestellt, daß die Wahrheit in der Mitte liegt.

Sowie in der Natur jeder Kraft ein Gegengewicht gesetzt ist, so hat auch jede geistige Richtung einen berechtigten Gegensatz, und nur in dem glücklichen Gleichgewicht zweier einander entgegengesetzter Kräfte oder Prinzipien liegt der gedeihliche Fortschritt.

Wenn wir das große Ziel nicht aus dem Auge verlieren sollen, wenn unser Forschen ein Eindringen in den Kern des großen Rätsels „Natur" werden soll, so müssen wir uns vor Einseitigkeit hüten und eine möglichst gerechte Würdigung aller Thatsachen anstreben.

Aus Mingrelien.

Von A. G. Freiherr v. Suttner.

Die Völker des Kaukasus sind so mannigfaltig vertreten, in Sitten, Sprache und besonders Charakter oft so grundverschieden, daß von einem allumfassenden ethnographischen Studium durchaus nicht die Rede sein kann. Oft finden wir einige Dutzend Familien, eine Gruppe Häuser wie vom Himmel in eine der Provinzen herabgefallen, äußerlich wohl der Stelle adaptiert, wohin sie der Wind getragen, aber dem Typus, dem Sprachaccent und hauptsächlich den Charaktereigenheiten nach — ich möchte fast sagen — von ganz anderem Fleisch und Blut, ... kurz, nicht nur jede Provinz, sondern oft jedes Dorf ist von dem anderen streng geschieden; eine Gemeinsamkeit des Charakters oder des Typus gibt es nicht, obwohl man in Europa immer von kaukasischem Typus im allgemeinen spricht und gern alle Kaukasier in einen und denselben Topf wirft. Tscherkesse, Kosake, Kaukasier, gilt in der Regel für ein Sammelwort, mit dem der Durchschnittseuropäer seinen jenseit des Schwarzen Meeres lebenden Nachbarn bezeichnet. ... „Sind sie Heiden, Muselmänner, Feueranbeter, sprechen sie russisch oder türkisch, ist es wahr, daß sie den Leuten Ohren und Nasen abschneiden?" Solche und ähnliche Fragen sind uns mehr als einmal gestellt worden, ... und was darauf antworten, ja, oder nein? Der Fragesteller glaubt, ein einziges großes Volk vor sich zu haben, das nur einer Nation und einem Glauben angehört, und er ahnt nicht, daß auf jenem Fleckchen Erde mehr Rassen und Religionen zusammengewürfelt sind, als das ganze große Europa in seinem Inneren birgt. An wem liegt die Schuld dieses mangelhaften Wissens? Am einzelnen Individuum gewiß nicht, denn der Betreffende hat gelernt, was er lernen hat müssen, er ist seinerzeit sogar einer der Ersten in „Geographie" gewesen, indem er die Karten des alten Italiens, Griechenlands, Phöniziens, Persiens u. s. w. vollständig im Kopfe mit sich trug, aber wenn er heute in jenen Ländern allein seinen Weg finden sollte, wohin käme er da! Ich meine, etwas mehr modernes Wissen und etwas weniger klassisches würde nicht nur dem Einzelnen selbst, sondern der Allgemeinheit weit mehr zum Nutzen gereichen, und ebenso auch vielleicht etwas fleißigere Besuche bei den Nachbarn, statt der Expeditionen nach dem fernen Norden, die regelmäßig schwere Opfer an Menschenleben und Geld kosten, und welche immer an demselben Eisblock scheitern, auf dem es eingegraben steht: „Bis hieher, und nicht weiter!" ...

Doch der Zweck dieser Zeilen ist nicht der, an dem bekannten harten Fels der Katheder unfehlbarkeit eine Lanze zu zersplittern, sondern meine einleitenden Worte sind vor allem dazu bestimmt, einem Vorwurf der Einseitigkeit vorzugreifen, der dadurch entstehen könnte, daß ich mir aus den vielen Völkern des Kaukasus ein einziges zum Gegenstand eingehender Besprechung wähle. In zweiter Linie erst beabsichtige ich, den Reisenden, insbesondere den Forschern, in Erinnerung zu bringen, daß der leicht zugängliche Kaukasus noch viele Schätze birgt, die zu heben der Wissenschaft vorbehalten bleibt; der Ethnograph, der Geologe, der Mineraloge, der Botaniker, der Zoologe, der Archäologe, sie alle finden dort ein reiches, dankbares Feld, um ihr spezielles Wissen und das der Allgemeinheit zu vervollkommnen. Ich für meinen Teil will mich, wie gesagt, darauf beschränken, einige ethnographische Skizzen über Mingrelien niederzulegen, einer Provinz, in welcher ich Jahre hindurch gelebt, und über die zu schreiben ich mich mithin berechtigt glaube.

Um über den gesamten Kaukasus ein Werk zu verfassen, dazu reicht die Kraft des Einzelnen nicht aus, dazu wäre ein volles Dutzend notwendig, natürlich, wenn man den Ehrgeiz hat, Gutes zu leisten; „Impressions de voyage", „quer durch", „dreißig Tage in", und wie diese Blitzzug-Erzeugnisse noch benannt sein mögen, sind ohne Zweifel recht durchblätternswert, aber da sie unmöglich auf selbstgemachten Beobachtungen beruhen können, so ist der Nutzen, den sie bringen, doch füglich als ein sehr geringer zu bezeichnen.

Mingrelien könnte das „Gelobte Land" im wahren Sinne des Wortes heißen, wenn es dort keine Mingrelier gäbe. Der prächtige Boden, die herrlichen Wälder, die mannigfaltigen unterirdischen Schätze, das fruchtbare Klima, alles das ist an Unwürdige verschwendet. Ein Land, das eine solche Produktionskraft hat, daß der nächstbeste abgeschlagene Baumast, den man in die Erde steckt, Wurzeln schlägt und in fünf Jahren zu einem stattlichen Baum wird, verdiente es, in verständige Hände zu kommen, welche die Gaben zu würdigen vermöchten, und die nicht nur zu nehmen, sondern auch zu geben wissen. Dieses Verständnis geht dem Mingrelier total ab; er säet und erntet, ohne daran zu denken, daß dem Boden wenigstens ein Teil der entzogenen Kraft ersetzt werden sollte; drei, fünf, zuweilen auch sieben Jahre hindurch baut er seinen Mais auf demselben Fleck, dann, wenn das Feld total erschöpft ist, brennt er das nächste Stück Wald nieder, um dort seine sogenannte Kultur in Angriff zu nehmen.

Die Pflüge sind dieselben, wie sie zu den Zeiten der Patriarchen in Gebrauch gestanden: ein abgeschälter Baumstamm, an dem man einen in spitzem Winkel stehenden Ast auf etwa Schuhlänge gekürzt und scharf zugespitzt hat. Von einem wirklichen Umarbeiten des Feldes kann natürlich mit diesem primitiven Instrumente nicht die Rede sein, es ist ein oberflächliches Wühlen in der Art des Maulwurfs; dann, wenn diese Längsrinnen gezogen sind, geht es einmal über quer, und der Acker ist vorbereitet. Trotz solcher geringfügiger Bearbeitung der Erde schießt der Mais lustig in die Höhe, setzt prächtige Kolben an und gibt reichlichen Ertrag. — Diese Fruchtgattung ist die meistkultivierte in Mingrelien; außerdem baut man noch Tabak, Baumwolle und eine Hirsegattung, welche Chomi heißt.

Da der Mingrelier ungemein nüchtern ist, genügt ihm das vollkommen zum Lebensunterhalt, was ihm seine Feldwirtschaft bietet. Seine vorzüglichste Nahrung ist ein Polenta-artiger Brei aus Maismehl, der an besonderen Festtagen aus Chomi bereitet wird, weshalb man dem Gerichte selbst den Namen Chomi beigelegt hat. Ein jeder ißt davon sehr bedeutende Portionen, und zwar Morgens, Mittags und Abends. Dieser Brei ersetzt ihm das Brot, das Fleisch, und die einzige Zugabe, die er sich dazu gestattet, ist entweder getrockneter Fisch oder Käse oder saure Bohnen. Nur an besonderen Festtagen genießt der Bauer Fleisch, es muß schon ein ganz bedeutendes Ereignis sein, eine Hochzeit; eine Taufe, ein Leichenbegängnis oder ein Lotzna, bis er sich entschließt, ein Stück Vieh zu schlachten oder gar beim Fleischer Geld auszugeben.

Lotzna, ein Opfer! Eben darum weiß ich nicht, ob ja oder nein zu antworten, wenn man mich frägt: sind die Leute dort Heiden? ... Dem Bekenntnis und ihren Beteuerungen nach sind dieselben ausgezeichnete Christen, und sie mögen wahr sprechen, denn wo hört der Christ auf und wo fängt der Heide an? Dieses Bedenken kommt einem unwillkürlich, wenn man dort sieht, wie die verschiedensten Dinge unter dem goldstrotzenden Deckmantel der Kirche geheiligt werden. Das Lotzna ist ganz ohne Zweifel eine unverändert erhaltene Ueberlieferung aus den Zeiten, wo der Mensch von einem Christentum noch keine Ahnung hatte; als Dank-, Schuld- und Sühnopfer, genau so, wie es in der heidnischen und mosaischen Religion vorgeschrieben war, finden wir es heute noch angewandt: Krankheit oder Heilung derselben, Versöhnung mit der Gottheit, Unternehmung eines wichtigen Geschäftes, Zutreffen irgend eines erhofften Ereignisses — das und noch vieles andere sind die Gründe, aus welchen man ein Lotzna begeht. Selbst die Einteilung in Brand-, Speise-, und Trankopfer wird noch streng eingehalten, und es wird keinen richtigen Bauer in Mingrelien geben, der nicht alle die Gelegenheiten und insbesondere die Zeitepochen auf den Fingern herzählen kann, wann ein solches Opfer darzubringen ist. So z. B. sind gewisse Tage des Jahres dazu bestimmt, durch Gebet und allerlei Zeremonien den kostbarsten Schatz des Landmannes, die Haustiere, vor Krankheit zu bewahren; da beim Mingrelier das Pferd die erste Rolle spielt, so gilt auch diesem der vorzüglichste Kultus. Man bäckt kleine Brote, denen man die Gestalt von Pferden gibt (meist von trächtigen Stuten) oder von Hufeisen, Schenkelknochen u. s. w., natürlich alles sehr roh geformt, etwa in der Art wie wir die Bronzearbeiten prähistorischer Künstler kennen. Diese Brote werden unter Gebet und Beschwörungen in einen hohlen Baum geworfen, mit Wein übergossen und gleichzeitig vom Priester gesegnet, während die Hauptbeteiligten um den Baum herumhüpfen, und das Wiehern sowie die Kapriolen von Pferden imitieren.

Auch für die Krankheiten der Menschen hat man fest vorgeschriebene Zeremonien, die genau eingehalten werden müssen, sollen sie von Wirkung sein. Beispielsweise muß bei den Masern das Krankenzimmer rot verhängt, der Kranke und dessen Wärter in dieselbe Farbe gekleidet sein, rote Blumen sollen auf dem Tisch stehen, und man hütet sich, irgend ein schneidendes Instrument ins Gemach zu bringen oder einen Hund hineinzulassen, denn die „Krankenengel" würden sich über diese Dinge gar sehr alterieren, und den Zustand des Leidenden zu verschlimmern suchen.

Ist jemand mit einer Krankheit der Sehorgane behaftet, so verfertigt man kleine runde Brote, in welche

man Pupillen klebt, und die man unter bestimmten Gebetsformeln vor den Augen des Patienten im Kreise dreht.

Solche und hundert andere Lotznas kann man in ganz Mingrelien finden, und in der Regel werden sie unter der Aegide des Popen gefeiert, der selbstverständlich die besten Stücke des Opfergegenstandes als Tribut erhält und mit sich nach Hause nimmt. Diese armseligen, unwissenden Landpriester sind so schlecht bestallt, daß ihnen nichts anderes übrig bleibt, als zu den mannigfaltigsten Mitteln zu greifen, um sich und ihre meist zahlreiche Familie am Leben zu erhalten; abgesehen von Ablaßverkauf [1] und gesetzwidriger Trauung, geben sie sich auch noch zu allerlei Vermittler-, selbst Teilnehmerrollen her: es ist kein seltener Fall, daß bei den Pferdediebstählen der Priester in irgend einer Art, besonders als Hehler, beteiligt ist.

Das Volk zeigt sich wohl äußerlich sehr devot, Bekreuzigungen ohne Ende, Gebete und fromme Sprüche sind an der Tagesordnung, alles dies ist, jedoch streng genommen, nur Schein, denn die Priester nehmen nicht den Standpunkt ein, der notwendig wäre, um ihnen, sowie den von ihnen gepredigten Lehren, einen wahren, ernstgefühlten Respekt zu sichern.

Obwohl man im allgemeinen sehr abergläubisch ist, und aus den geringsten Dingen mystische Bedeutungen herauszufinden sucht, so gibt sich das Volk doch bedeutend seltener dem Gespenster- und Hexenglauben hin, als in Europa. Den mingrelischen Rübezahl, Otschikotschi, und die Waldkobolde (Devis) findet man in den Märchen [2] erwähnt, aber kein Mensch glaubt an die Existenz jener übernatürlichen Wesen. Man liebt es eher leblosen Wesen gewisse Wunderkräfte beizulegen, als daß man Menschen oder Geistern irgend eine Zaubergewalt zugestehen wollte. Machriche, die Wahrsagerin, ist nur das Medium, durch dessen mechanisches Hinzuthun gewisse Konstellationen zustande gebracht werden, welche die Zukunft verkünden, Konstellationen, die gewiß noch Ueberreste des alten Orakeltums sind, ohne daß jedoch die moderne Pythia dasselbe Ansehen genösse, wie ihre berühmte Namensschwester griechischen Andenkens.

Krankheitsfälle in der Familie oder im Viehstand, Mißernte, Mißglücken eines Unternehmens sind die Hauptgründe, aus welchen man zu Machriche geht. Diese nimmt allsogleich ihr Bohnentöpfchen zur Hand und streut den Inhalt über den Tisch; aus der Konstellation der Bohnen teilt sie nun dem Klienten den Grund mit, warum ihm der Himmel übel wolle; in der Regel ist die Auskunft eine und dieselbe: „Jemand wurde von dir beleidigt, und sein böser Blick ist's, der deinen Angehörigen, oder dein Vieh, mit Krankheit geschlagen hat!"

Das einzige Mittel ist die Versöhnung; da es aber oft vorkommt, daß der Klient (im Augenblick wenigstens) mit allen seinen Bekannten auf vortrefflichem Fuße steht, so gerät er dann natürlich in nicht geringe Verlegenheit, wie den Beleidigten aus der Zahl seiner Freunde herauszufinden! Vom Wunsch beseelt, die Versöhnung so rasch als möglich zustande zu bringen, geht er mithin von Haus zu Haus, bis er doch schließlich auf irgend einen Schlaukopf stößt, der die Frage, ob er gekränkt worden, mit einem „Ja" beantwortet. Nun geht das Feilschen an: Ein Stück Vieh, ein bestimmtes Maß Feldfrüchte, auch oft Baargeld, stellt den Preis vor, um welchen die Beleidung verziehen und vergessen wird. Stirbt trotz dieser Opfer der Kranke, so ist man weit entfernt, Machriche's Künste für Schwindel zu erklären, sondern es existiert einfach irgendwo noch jemand, der unbewußt beleidigt worden und mit dem man sich zu versöhnen übersehen hat. In dieser Beziehung ist der Mingrelier ungemein borniert; so schlau und spitzfindig er sich sonst in allen Dingen erweist oder so groß und oft unberechtigt sein Mißtrauen gegen Fremde ist, ebenso gläubig und denkunfähig ist er, wenn es sich darum handelt, bei der alten Hexe Rat zu erholen.

Gewisse religiöse Zeremonien erinnern auffallend an jene, welche bei unseren deutschen Vorfahren in Gebrauch standen, so z. B. die Massenopfer in den heiligen Hainen, wo sich die Gläubigen in großer Anzahl versammeln, um irgend einem heiligen Georg oder einer heiligen Nina zu Ehren Tiere zu schlachten. Auf dem Berge Urta ist so ein heiliger Hain, ein prachtvoller uralter Eichenwald, wo man sich zum Gregor-Feste in großer Menge einfindet. Nachdem das Blut der Tiere vor dem kleinen improvisierten Altar, am Fuß des ehrwürdigen Baumes, geflossen und die zahlreichen Wachslichter in Brand gesteckt worden, setzt sich alles zum fröhlichen Mahle. Der Tag hat mit Gebet begonnen und endet mit Gelage, Gesang und Tanz; die Schädel der Opfertiere werden im Halbkreise um den Baum aufgestellt, um dort als Wahrzeichen zu bleiben.

Alles dies ist aber, wie gesagt, nicht ein Ausdruck wirklich-gefühlter Religiosität; der Bethätigung seines Glaubens widmet der Mingrelier nur solche Stunden, wo er absolut nichts anderes zu thun hat, und hauptsächlich dann, wenn er im Hinblick auf irgend einen zu erfüllenden Wunsch es für geraten hält, mit dem Himmel auf gutem Fuß zu stehen. Geht ihm trotz alles angewandten Hokuspokus etwas in die Quere, so muß oft der Heilige dafür büßen, um dessen Fürbitte man sich beworben hat, so daß dieser Heilige dann Epitheta zu hören bekommt, die nichts weniger als schmeichelhaft sind.

Vor einem Moralgesetze hat der Mingrelier eigentlich nicht die geringste Achtung, da er es willig ignoriert, sobald es sich irgendwie um seinen individuellen Vorteil handelt; knauserig und habgierig, wie er ist, geht ihm der Gelderwerb über alles; wo es daher blanke Münze zu

[1] Nicht im katholischen Sinne zu nehmen, sondern einfach als Vergebung gewisser Vergehen (auch bürgerlicher) gegen Erlag eines Tributs in Geld oder Lebensmitteln.

[2] „Mingrelische Märchen", von A. v. Suttner. „Magazin für die Litteratur des Aus- und Inlandes". September 1883. April und Juni 1884.

gewinnen gibt, dort hört alles Bedenken für ihn auf, dort kennt er keine Skrupel: er wird zum Dieb, zum Räuber, zum Mörder, zum Verräter an den Seinen, zu allem, was man will; auch das weibliche Geschlecht huldigt in seiner Art dem Mammon; Gattenliebe, eheliche Treue, selbst die Liebe zum Kind weicht dem gefährlichen Verlocker, dem blinkenden Golde.

Dies hat wohl teilweise seinen Grund darin, weil das Land total verarmt, aus seiner einstigen Pracht in eine wirkliche Misere verfallen ist. Der Bauer ist freilich relativ besser daran, seitdem er frei geworden und das Erwerbsrecht erlangt hat; dafür ist aber der Adel (mit Ausnahme weniger Individuen) gänzlich heruntergekommen, so daß er sich gezwungen sieht, die Existenz durch die verschiedensten erlaubten und auch unerlaubten Mittel zu fristen, und da im allgemeinen Arbeit für den Edelmann als erniedrigend gilt, so greift er zum Gelderwerb, der nach seiner Ansicht kavaliermäßig ist; dazu gehört in erster Linie der Pferdediebstahl. Die „Herren von der Straße" erfreuen sich heutzutage noch desselben Ansehens, welches ihre Kollegen zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts in England genossen haben, und da diese Herren nicht selten zu den angesehensten Familien des Landes gehören, so bleibt der Polizei (die leider meist aus Eingeborenen rekrutiert ist) nichts anderes übrig, als zum Ganzen ein, auch oft beide Augen zuzudrücken.

Ueberhaupt wird man in Mingrelien ein ganz sonderbares Gemisch von mittelalterlichen und modernen Zuständen finden: oft glaubt man Szenen aus Walter Scotts „Ivanhoe" oder „Abt" vor sich in lebenden Bildern zu sehen, und nur gewisse Errungenschaften der Neuzeit, die da unerwartet dazwischentreten, entreißen uns wieder diese romantischen Bilder vergangener Zeiten; hier eine Kavalkade reichgekleideter Frauen und Männer, vom Troß der Diener und Falkner gefolgt, Knechte, die zottigen Windhunde an der Leine führend, dazwischen plötzlich eine neue Pariser Toilette oder gar ein frisch aus Europa bezogener Zylinderhut; dort ein zerlumpter Sackpfeifer, ein echter Barde, der allerlei altüberlieferte Heldengesänge vorträgt oder Loblieder auf die Frauen improvisiert, und da, unversehens neben ihm, ein Musiker mit der nervenangreifenden Errungenschaft des 19. Jahrhunderts — der Drehorgel!

Alles dies wechselt wie in einem Kaleidoskop; der Fremde hat kaum Zeit, diese raschen Veränderungen zu fassen und zu begreifen.

Da der Mingrelier eine große Imitationsgabe besitzt, so eignet er sich ungemein rasch alles das an, was er von anderen, besonders von Fremden, sieht; bedauerlicherweise versteht aber dabei nicht, das Nützliche vom Schädlichen zu sondern. Europäischer Luxus sticht ihm z. B. in die Augen und scheint ihm sehr nachahmenswert, die Frau gibt viel, oft alles darum, einen Pariser Hut, ein modernes Kleidungsstück oder Schmuck zu besitzen, und auch der Mann gefällt sich darin, seine kleidsame Tracht abzulegen, um in Kleidern wie ein Franki[1] einherzustolzieren, aber gewisse gute Eigenschaften vieler Frankebis, die ins Land gekommen, nachzuahmen: Fleiß, Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, das fällt ihm nicht ein. Was die Sprachen Europa's betrifft, so hält man sehr darauf, sich dieselben anzueignen und die Eingeborenen haben darin ein so merkwürdiges Talent, daß sie mit Leichtigkeit und in kurzer Zeit die verschiedenen Idiome beherrschen. Schade, daß dieses begabte Volk keine höhere Stufe erklimmen will, als jene, auf welcher es schon vor Hunderten von Jahren gestanden.

Geographische Neuigkeiten.

* Ueber die russische Kolonisation in Zentral-Asien äußerte sich eine Stimme im Journal des Débats neulich folgendermaßen: „Die Russen haben seit ihrem Eindringen in Turkestan, d. h. seit 1851—54, sich fortwährend bemüht, das Land zu kolonisieren. Wo sie nur immer eine anbaufähige Oase gefunden haben, da haben sie sich alsbald daran gemacht, eine Stadt oder ein Dorf zu gründen. Da das anbaufähige Land in Zentralasien nur auf dem alluvialen Boden am Fuß der Gebirge gefunden wird, so ging daraus hervor, daß die Kolonien nur längs der großen Gebirgsketten aufgereiht sind. Die Regierung fördert die Besiedelung dadurch, daß sie durch eine Zession den Kolonisten passende Oertlichkeiten ohne Bezahlung zur Verfügung stellt, nur unter der Bedingung, daß der Grund und Boden unverweilt in Anbau genommen wird. Nach zehn Jahren wird der Ansiedler Eigentümer seines Grundes und Bodens; sollte er jedoch denselben vor Ablauf dieses Zeitraums verlassen, so fällt derselbe an den Staat zurück und kann sogleich wieder an einen anderen Kolonisten von russischem Ursprung vergeben werden. In dieser Weise sind zahlreiche Kolonien hergestellt worden, nicht allein in den Steppen der nomadischen Kirgisen, welche sich nicht auf Ackerbau verlegen, sondern auch in jenem Teil des Landes, welcher von den Tadschiks und Usbeken bewohnt wird, welche seit Jahrhunderten feste Wohnsitze und einige Zivilisation angenommen haben. So findet man in der Provinz Syr Darja eine Reihe von Kolonien, welche der russischen Herrschaft in dieser Region eine solide Grundlage geben. Die größte derselben ist natürlich die von Taschkend, der „Russenstadt", welche über 12,000 Einwohner zählt. Es wohnen übrigens daselbst nur die Kaufleute und Regierungsbeamten mit ihren Dienern; die ackerbauende Gemeinde, das Dorf Nikolajewka, in der Nähe von Taschkend, ist auf dem Schlachtfeld erbaut worden, wo Tschernajeff 1865 eine Niederlage erlitt. Mehr als 7400 c. Acres fruchtbaren Bodens, welche früher nur mit

[1] Franken, Europäer im allgemeinen.

Gebüsch bewachsen waren, sind in blühende Pflanzungen verwandelt worden, welche 300 russischen Bauern gehören. Eine Verwaltungsbehörde, welche den Auftrag hatte, zum Anbau passendes und noch nicht von den Eingeborenen in Besitz genommenes Land ausfindig zu machen, hat in der Provinz Syr Darja etwa 500 e. Q.-Ml. von solchem Boden aufgefunden, worauf man 6500 Familien unterzubringen beschlossen hat. Einwanderer haben nicht ermangelt, in beträchtlicher Anzahl einzutreffen, und haben außer Nikolajewka noch sieben andere Niederlassungen gegründet, welche sämtlich mehr oder weniger gedeihen. Diese sind: Sarg Komar, gegründet 1875 (30 Familien, mit 5800 Acres), Chaldavar (40 Familien, mit 3000 Acres), Atschi, gegründet 1878 (50 Familien, mit 3000 Acres), Pokrowsk, 1881 gegründet (55 Familien, mit 3700 Acres); vier Weiler von Mennoniten, ebenfalls 1881 gegründet, bestehend aus 95 Familien auf 5000 Acres; und zwei Dörfer von Dunganen, umfassend 120 Familien auf 2500 Acres. Die letzteren, chinesischer Abkunft, sind aus der Gegend von Kuldscha, welche sie 1882 verließen, weil sie lieber auswandern als sich den chinesischen Mandarinen unterwerfen wollten. In der Provinz Semiretschensk, wo sich die russische Kolonisation schon vom Jahre 1854 her datiert, ist die Zahl der russischen Städte und Dörfer noch weit beträchtlicher, und die Gesamtzahl der Kolonisten beläuft sich auf mehr als 30,000 Individuen, welche in ihrer neuen Heimat eine gewisse Unabhängigkeit genießen. Unter ihnen befinden sich mehrere Tausend Kosaken. Im Thale von Serafschan, wo die eingeborene Bevölkerung sehr dicht ist, war die russische Kolonisation beinahe unmöglich, aber trotzdem sind in Samarkand mehr als 2000 russische Kolonisten, welche die seßhaften Einwohner des europäischen Quartiers dieser berühmten Stadt bilden. Außerdem zählt man noch Tausende, welche zu der fluktuierenden Bevölkerung gehören: Soldaten, Regierungsbeamte, Händler, Handelsreisende und Agenten u. s. w. Im Oxus-Delta sind einige Kolonien uralischer Kosaken errichtet worden, welche wegen einer Empörung verbannt wurden und sich nun vorwiegend mit Fischfang und Ackerbau fortbringen. Endlich finden wir in den transkaspischen Wüsten eine wichtige russische Kolonie in Askhabad und andere minder bedeutende in Michailowsk, Kizil-Arwat, Merw ꝛc. Man findet in diesen Oertlichkeiten auch viele armenische Kaufleute aus Moskau und andere Händler, allein diese Kolonisation muß wegen der beschränkten Ausdehnung des anbaufähigen Landes für immer sehr beschränkt bleiben.

* Italienische Kolonien in der Provinz Rio Grande do Sul, Südbrasilien. Bekanntlich ist diese Provinz und die benachbarte, Santa Catharina, von Deutschen sehr stark besiedelt, neben welchen sich nun auch italienische Einwanderer dort niederlassen, welche von den Brasilianern sogar noch lieber gesehen werden, weil sie Katholiken sind. Die italienische Masseneinwanderung in die Provinz Rio Grande do Sul begann im Jahre 1875 mit der Gründung der Kolonien Caxias, Conde d'Eu und Donna Isabel, wozu später noch Silveira Martins kam. Nach dem Zensus, welchen Dr. Pasquale Corte, der italienische Konsul in Porto Alegre, im Jahre 1884 aufnahm, betrug die Zahl der in Südbrasilien angesiedelten Italiener 37,101 Köpfe, nämlich in Caxias 13,680, in Conde d'Eu 6287, in Donna Isabel 9595, in Silveira Martins 6001; die übrigen in den deutschen Niederlassungen zerstreut. Diese italienischen Kolonien entwickeln sich gedeihlich, haben schon viel Land gerodet und zeigen bereits einen großen Viehstand und einen reichen Ertrag an Roggen, Hafer, Bohnen, Mais, Reis und Wein. Im Laufe dieses Jahres werden noch über 12,000 italienische Einwanderer in der Provinz Rio Grande do Sul erwartet, was ihre Zahl binnen zehn Jahren auf 50,000 bringen wird, während man die Gesamtzahl der in den jüngsten 60 Jahren dort eingewanderten Deutschen auf 25,000 berechnet (was offenbar viel zu niedrig ist). Der Ein- und Ausfuhrhandel ist allerdings vorerst noch in der Hand der Deutschen, allein das rasche Wachstum der italienischen Niederlassungen dürfte über kurz oder lang die kommerzielle Ueberlegenheit der Deutschen ernstlich schädigen, umsomehr als die einwandernden Italiener meist aus dem nördlichen Italien und aus den italienischen Distrikten von Tirol kommen, sehr fleißig und ausdauernd sind und es ihnen bald gelingt, sich zu einem gewissen Wohlstand und zu recht behaglichen Verhältnissen hinauf zu arbeiten. Die Italiener besitzen bereits verschiedene gewerbliche Anlagen, wie Mühlen, Bierbrauereien, Sägmühlen u. s. w. Es mangelt ihnen nur an Transportmitteln nach der Küste, denn die Straßen nach Porto Alegre sind ebenso unbequem wie schlecht und die Laguna de Pato, welche zwischen dem Festland und der Küste liegt, ist der Schifffahrt gar nicht günstig. Außer dem Weinbau, welcher in den produktiven Hülfsquellen der Provinz eine beträchtliche Summe einzunehmen verspricht, betreiben die italienischen Einwohner auch Seidenkultur und Tabaksbau. In Porto Alegre erschien eine Zeit lang auch eine italienische Zeitung, und das brasilianische Ministerium des Innern, sowie der Hof, nehmen an dem Gedeihen der Kolonie großen Anteil. Unser geehrter Mitarbeiter Dr. Wilhelm Breitenbach in Göttingen spricht in einem erst jüngst im „Globus" veröffentlichten Aufsatz und in der kürzlich von uns besprochenen kleinen Schrift die Befürchtung aus, daß die italienischen Niederlassungen in Südbrasilien denen unserer dortigen Landsleute eine ernsthafte Konkurrenz bereiten werden.

* Die spanische Regierung hat jüngst eine geologische Kommission unter dem Vorsitz des Señor Abellay Casariego ernannt mit der Bestimmung, nicht allein geologische und geognostische Untersuchungen auf den Philippinen anzustellen, sondern sich auch mit der Geographie und Topographie derselben zu befassen und namentlich eine vollständigere und genauere Karte dieser Inseln zu entwerfen, als die bisher vorhandenen waren. (G. g.)

* Der Mono-See oder das Tote Meer des Westens, in Mono-County, Californien, ist neuerdings wissenschaftlich untersucht worden. Das Wasser dieses Sees ist so sehr mit Alkalien gesättigt, daß, wenn man die Hand nur einige Minuten lang hineintaucht, man sie voll Sprünge und Schrunden und mit angefressener und oft bis zum Fleisch zerbissener Haut zurückzieht. Kein lebendes Wesen kann darin fortkommen. Nur nach einem heftigen Winde bemerkt man an dem unter dem Winde liegenden Ufer eine Schicht Würmer von mehreren Fuß Länge. Das Wasser hat die Eigenschaft, augenblicklich die Leinwand zu bleichen, allein man muß den Stoff sogleich wieder zurückziehen, damit er nicht angegriffen wird. Die Gestade des Sees sind rot, düster und öde, und nur einiges wenige verkrüppelte Gestrüpp bedeckt den Boden. Die größte Länge des Sees beträgt etwa 90, die größte Breite ungefähr 18 e. M. Aus einer gewissen Entfernung gesehen, macht er mit seiner riesigen Umgebung der Mauern des Bloody Cañon einen großartigen Eindruck; aus der Nähe gesehen, ist sein Anblick ernst, eintönig und düster. (G. g.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

An diese munteren, schöngefiederten Pfefferfresser reiht sich der einsam im Dickicht der Wälder lebende Prionites momota *Vieill.* Er ist etwas größer als der Häher, hat einen anderthalb Zoll langen gezähnten, schwarzen Schnabel, olivenfarbenen Leib mit einem schwarzen Flecken auf der Brust, Kehle und Brust braun, Wirbel schwarz mit hellblauem Bande, der Schwanz grünlich, staffelförmig und die zwei äußeren, meist abgeriebenen Federn über fußlang. Er nistet in Löchern unter dem Boden und läßt von Zeit zu Zeit seinen dumpfen Ruf „Hutu" hören.

Von den prächtigen, goldgrünen Galbulas, die bloß von Insekten leben, kenne ich vier Arten: Galbula viridis *Lath.*, Galbula albirostris *Lath.*, Galbula leucogaster *Vieill.* und Galbula paradisea *L.* Sie sind von der Größe eines Staars, etwa acht Zoll lang und in der Form ein Mittelding zwischen Kolibri und Eisvogel. Ihr weiches, grünes Gefieder glänzt wie Gold. Die verschiedenen Arten unterscheiden sich durch die Farbe der Brust und des Bauches, die rotbraun, grün, weiß oder gefleckt ist, und alle haben dieselbe faule und stille Lebensart. Sie bleiben stundenlang auf einem Zweig in nicht großer Höhe vom Boden sitzen, um auf Insekten zu lauern und sollen, wie der Eisvogel, in Löchern in der Erde nisten.

Schöner durch mehr grelle Farben, doch ebenso langweilig sind die Trogone, die sich von Insekten nähren und ganz die Lebensart der vorigen führen. Sie sind so wenig scheu, daß man sie beinahe mit Stöcken totschlagen kann. So leicht sie übrigens zu schießen sind, so schwierig sind sie abzubälgen, denn die Federn sitzen in der sehr dünnen Haut so leicht, daß ein Schuß mit dem feinsten Hagel oft so viel Federn aus der Haut treibt, daß der Balg ganz unbrauchbar wird. Der schönste ist Trogon curucui *L.*, etwas kleiner als eine Elster, mit weichem, goldgrünem Rücken, blauschwarzem Kopf und Hals und karminrotem Bauch, Schwanz grün, die Seitenfedern schwarz und weiß gestreift. Außer diesem kenne ich noch zwei Arten, Trogon viridis, etwas größer, Rücken und Deckfedern grün, Kopf und Brust blaugrau, Bauch hochgelb, und Trogon albiventer *Vieill.* Sie nisten in Baumlöchern und scheinen auch Früchte zu fressen.

Dieselbe stille Lebensart führen auch die Bartkukuke, die nur im Dunkel der Waldungen zu finden, aber nirgends häufig sind. Ich kenne drei Arten, Bucco collaris *Lath.*, Bucco tectus *Bodd.* und Bucco tamatia *Gm.* Der letzte, von der Größe einer Lerche, hat einen dicken Kopf mit Borsten am Schnabel, ist oben rotbraun, am Bauche weiß und schwarz gefleckt, am Hals ein schwarzes Band. Sie sitzen immer ganz nieder am Boden und scheinen hauptsächlich die Insekten zu belauern, die nicht fliegen können.

Auf freien Plätzen, Aeckern und Savannen findet man die Monasa nigra *Mull.*, von der Größe einer Ammer, schwarz, mit weißer Brust und braunem Bauch. Sie sitzt auf niederem Gebüsch und lebt von Insekten; aber während die vorigen im dunklen Walde sich aufhalten, liebt die Monasa die Sonne und offene Plätze, wo man oft mehrere beieinander sieht, und wo sie in fußlangen Höhlen unter dem Boden ihre zwei weißen Eier legt.

Im Gebüsch am Flußufer sieht man oft eine Kukuks-Art durch die Zweige schlüpfen, die von der Größe einer Amsel ist und einen beinahe fußlangen Schwanz hat. Flügel und Rücken sind rotbraun, der Unterleib grau. Es ist dies Coccygus rutilus *Ill.* Weiter gehören noch hierher Diplopterus mexicanus *Vieill.*, Diplopterus punctatus *Gm.* und Cuculus flavus *L.*

In dem so wasserreichen Guiana kommen auch die Eisvögel in mehreren Arten vor und hat der größte derselben, Ceryla torquata *L.*, beinahe die Größe eines Raben; er ist stahlgrau, mit rostfarbener Brust und Bauch und weißem Halsband, und kann die Stirnfedern ein wenig erheben, so daß sie eine kleine Haube bilden. Er ist nicht scheu, doch bekommt man ihn nicht leicht zum Schuß. Er sitzt oft stundenlang am Wasser, um mit seinem Schnabel ein Fischchen zu erhaschen, und fliegt mit einem schnarrenden Schrei weiter. Weil die Eisvögel immer mit eingezogenem Halse sitzen, werden sie von den Indianern Saka Sakali oder Bucklige genannt. Sie haben ihre Nester oder Höhlen in steilen Abhängen am Ufer. Nicht halb so groß ist Ceryla inda *L.*, mit rotbrauner Brust, schwarzem Kopf und dunkelgrünen Flügeln. Kaum so groß wie der europäische Eisvogel aber ist Ceryla

superciliosa *L.*, oben dunkelgrün mit roſtfarbenem Leibe und weißer Platte auf der Bruſt.

Zwei Arten beſchließen das große Genus der Coccygomorphae und zeigen, obſchon von einfärbigem Gefieder, doch wieder das Geſellige und Lebhafte der erſten Familien. Es ſind die Zecken- und Madenfreſſer, Crotophagae. Es kommen zwei Arten in Surinam vor, und man findet die Crotophaga ani *L.*, beinahe immer in der Nähe der Pflanzungen, meiſt am Waſſer und wo Vieh ſich aufhält, dem ſie die Zecken abpicken, und von welchem ſie daher gerne gelitten ſind. Sie ſind etwas kleiner als eine Elſter, ſchwarz, mit bläulichem Schimmer, glatt anliegenden Federn und einem ſieben Zoll langen abgerundeten Schwanz, den ſie immer, wie Elſtern oder Bachſtelzen, bewegen. Der dicke Schnabel iſt nach oben zu ſpatelförmig zuſammengedrückt, die Augen ſind hellgrau. Die etwas größere Art, Crotophaga major *L.*, iſt ebenfalls ſchwarz mit grünlichem Schimmer, und in der Lebensart der kleineren ganz gleich. Man findet ſie oft nebeneinander niſtend, doch iſt die größere Art mehr im oberen Lande zu Hauſe. Beide Arten ſind nicht ſcheu und ſchreien, ohne weit wegzufliegen, „A-i-A-i". Sie brüten auf gleiche Weiſe, nur ſind bei der kleineren Art die Geſellſchaften größer. Sie machen aus Reiſern und Schlingpflanzen auf einer Höhe von 5 bis 10 Fuß vom Boden ein großes flaches Neſt ins Gebüſch am Waſſer, in das alle Weibchen eines Fluges, vielleicht ein Dutzend, ihre Eier legen, ſo daß oft 30 Stücke darin liegen. Dieſe ſind von der Größe der Taubeneier, an beiden Seiten abgerundet, hellblau, aber mit einer weißen Kalkkruſte überzogen, auf der durch die Krallen der Brütenden allerlei Striche und Zeichnungen entſtehen, wodurch die blaue Schale ſichtbar wird. Wie ſie in Gemeinſchaft legen, ſo brüten ſie auch zuſammen, und wenn ein ſich dem Neſte nahender Menſch oder ein Tier ihre Aufmerkſamkeit erregt, ſo laſſen ſie einen murmelnden Ton hören, den man mit dem Gebet in einer Judenſchule verglichen, weßhalb man den Vogel und vielleicht mehr noch wegen ſeines eigentümlich geformten Schnabels Smouſens- oder Judenvogel nennt. Es ſind ſehr nützliche Vögel, die viel Ungeziefer vertilgen. In der Stadt Port Spain auf der Inſel Trinidad haben ſie ſich ebenſo eingebürgert wie der kleine Aasgeier in Surinam.

Von Spechten kenne ich elf Arten. Der kleinſte, Picumnus minutus *L.*, iſt nicht größer als ein Zaunkönig, grünlichgelb und braun gewellt, mit roten Flecken am Halſe. Der größte, Dryocopus Lineatus *L.*, mit ſchmutzigweiß, braungeſtreiftem Bauche, ſchwarzen Flügeln, Schwanz, Bruſt und Hals, weißem Flügelbug und Zügel, hochrotem Kopf und gelben Augen, hat die Größe des europäiſchen Grünſpechts. Die übrigen ſind: Compephilus melanoleucus *G.*, Compephilus rubricollis *Bodd.*, Celeus elegans *Müll.*, Celeus flavus *Müll.*, Celeus torquatus *Bodd.*, Celeus undatus *Gm.*, Chloronerpes flavigula *Bodd.*, Chloronerpes sanguineus *Bodd.*, Melanerpes rubifrons *Spix.*

Kommen wir nun zur intereſſanteſten Gattung der Vogelwelt, den Papageien, die, obwohl ſie uns von keinem Nutzen ſind, wie die Inſektenfreſſer, Hühner und Enten, doch auch keinen Schaden verurſachen wie die Raubvögel und viele Sperlingsarten. Nicht ſowohl durch die Schönheit ihres Gefieders, als durch das Zutrauliche ihres Weſens, durch ihren Verſtand, ihre Fröhlichkeit und die Gabe, Wörter nachſprechen zu lernen, haben ſie unſere Zuneigung erworben, und während ſie im freien Zuſtande ſich nur zwiſchen den Wendekreiſen aufhalten, findet man ſie gezähmt und als liebe Zimmergenoſſen in allen Teilen der Erde. In keinem anderen Lande ſind die Lebensbedingungen, unter denen ſie proſperieren können, beſſer als in Guiana: Ueberfluß an Futter, das zu jeder Jahreszeit reift, unermeßliche Palmen-Wälder, deren Stämme von den Spechten ausgehöhlt werden, geben ihnen die beſte Gelegenheit zur Anlage ihrer Neſter. Scharfe Krallen und ein gewaltiger Schnabel halten ſelbſt größere Raubvögel von ihnen ab, dienen ihnen ſowohl zum Schutz, als zum Klettern und Zerbeißen der härteſten Früchte. Dieſe Vorteile, die ihnen die Natur gewährte, ſind ſichtbar in der großen Menge der Individuen einzelner Arten, die blos einmal im Jahre und ſtets nur zwei Eier legen, woraus ein Männchen und ein Weibchen kommt. Meiſt leben ſie in großen Geſellſchaften beieinander, fliegen zuſammen zum Freſſen aus und kehren auch wieder zuſammen zurück; aber ſo viele es auch ſein mögen, ſtets fliegen ſie paarweiſe, ſelten ſieht man drei, und wenn je, ſo muß der einzelne Vogel ein Wittwer oder eine Wittwe ſein, die ſich ihrer Familie anſchließen. Ihre Anhänglichkeit an den Menſchen iſt bekannt, ebenſo ihre Abneigung gegen gewiſſe Perſonen. Ich hatte in ſpäteren Jahren auf Albina einen ſehr zahmen Papagei (Psittacus menstruus), den wir ſelbſt aufgezogen hatten und der frei umhergehen und fliegen konnte. Er war gegen jedermann zutraulich; kam aber ein kleines Mädchen von zwei Jahren, das Kind eines meiner Württemberger, ins Haus, ſo war der Vogel ganz ausgelaſſen vor Freude; er lief um das Kind herum, ſang, ſprach und pfiff, was er konnte, und ſuchte auf alle Art ſeine Freude auszudrücken und dem Kinde zu ſchmeicheln, das aber den närriſchen Vogel fürchtete und manchmal weinend weglief.

Die größten Papageien ſind die Arras mit langen Keilſchwänzen und nackten Backen, und es kommen zwei Arten, Sittace ararauna *L.*, und Sittace macao, überall häufig vor. Erſterer iſt mit dem Schwanze bei drei Fuß lang, Oberſeite und Flügel ſind prächtig hellblau, Bauch, Bruſt, Unterſeite der Flügel und des Schwanzes orangengelb, Schnabel ſchwarz, die weißen Backen mit kleinen ſchwarzen Federchen beſetzt. Der zweite iſt von gleicher Größe, ſcharlachrot, Flügel und Deckfedern blau, grün und gelb, Schnabel weiß, die weißen Backen mit Reihen kleiner weißer Federchen beſetzt. Füße bei beiden Arten ſchwarzgrau. Sie halten ſich hauptſächlich in den Mauritien-

Waldungen der Küste auf, wo sie auch brüten und jeden Morgen paarweise, wie alle Papageien, nach weit entfernten Fruchtbäumen ziehen. Im Fluge lassen sie immer aus großer Höhe ihr Gekrächze hören, das demjenigen eines Raben ähnlich klingt. Haben sie aber den Baum erreicht, dessen Früchte sie fressen wollen, so sind sie ganz still, so daß man blos an den herabfallenden Fruchtschalen ihre Anwesenheit gewahr wird. Am liebsten fressen sie die Palmnüsse der Mauritien, Oenocarpus und Euterpe, und die Nüsse der Butholatien- und Lecythis-Arten, der Hura crepitans und anderer. Es sitzen manchmal ein paar Dutzend dieser Vögel auf einem Baum, so daß man zwei bis drei auf einen Schuß erlegen kann. Sie sind aber sehr scheu und es ist schwierig, ihnen beizukommen. Wittern sie Gefahr, so fliegen sie mit lautem Geschrei davon. Im Spätjahre sind sie sehr fett, doch ist ihr Fleisch, wie das aller Papageien, dunkelrot und zäh, gibt aber gute Suppen. Sie legen stets nur zwei weiße Eier in hohle Palmen und haben im Februar Junge. Eine andere Art, Sittace severa *L.*, ist viel kleiner, mit schwarzem Schnabel, weißen Backen, mit schwarzer Besäumung; sie ist ganz grün, mit rotem Flügelbug; sie sind ziemlich selten, lernen aber besser sprechen als jeder Papagei. Andere dieser Pfeilschwänze, Sittace macaverana *Gm.*, fliegen in großen Schwärmen wellenförmig und dicht beieinander über die Waldungen. Da ihr sehr schneller Flug bald hoch, bald nieder geht, dann sich bald die gelbe Unter-, dann wieder die grüne Oberseite ihres Gefieders von der Sonne beschienen zeigt, so gewährt solch ein Flug Papageien einen wunderbar schönen Anblick.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Unglasiertes Geschirr.

In Nr. 24 des „Ausland" finde ich einen Artikel über nicht glasierte Kochtöpfe, durch welche ich mich zu einer Mitteilung angeregt fühle, die vielleicht manchem etwas Neues bieten dürfte. In den Dörfern um Chalkis auf Euboea, wie wahrscheinlich auch in anderen Gegenden Griechenlands, benützt man noch jetzt unglasierte Thongefäße mit Vorliebe zum Aufbewahren von Trinkwasser. Ein Teil des Wassers sickert allerdings durch die Poren der Gefäße und setzt sich in Tropfen an der Außenseite an; dies hat aber das Angenehme, daß infolge der Verdunstung dieser Tropfen sich das in den Töpfen enthaltene Wasser weit frischer erhält als in glasierten Gefäßen. C. Birndt.

Ueber Namengebung.

Eine eigentümliche Klasse von Namengebungen besteht aus Stammes- und Völkernamen, die nach gewissen Ausrufen und Sprechweisen gebildet sind, welche die Nachbarn von den Angehörigen dieser Stämme oft hörten. Bei den Amerikanern finden wir die Iroquois, deren Namen nach Garneau, („Hist. du Canada"), aus hiro-konē, einem Ausrufe der Mohawks, entstanden ist. Diese heißen wirklich in den ältesten Nachrichten Herechenes und nicht Iroquois. Die Phrase bedeutet: „Dahin geht (meine Rede, Erzählung)" oder „soweit geht es", und diente als Anfangswort oder Abschluß bei Reden, die in Ratsversammlungen gehalten wurden. Wurde das Wort konē gedehnt ausgesprochen so zeigte dies Freude oder Zufriedenheit des Vortragenden an; kurz, so wollte er dadurch Mißfallen oder Schmerz, Bedauern ausdrücken. Noch jetzt beginnen die Mohawks ihre mythologische Geschichtserzählungen mit akára īre: „Die Erzählung sagt." — Ferner scheinen die Pima in Arizona und Sonora nach ihrer Weise, Fragen zu verneinen, benannt zu sein, indem pi und pima in ihren Dialekten nein bedeutet. Die polynesischen Bewohner von Tabuan, südlich von Tonga, nennen einen Franzosen vúivui nach seinem Bejahungspartikel oui. Die Zariba-Neger an der Sklavenküste, Westafrika, werden zuweilen Aku genannt, weil sie mit diesem Worte zu grüßen pflegen. Ebenso sind die Edíya auf der Insel Fernando Póo unter einem zweiten Namen, Bubi, nach der Form ihres Grußes, bekannt. Im mittelalterlichen Frankreich haben wir die langue d'oc und die langue d'oil von der Art der Bejahung: oc, lat. hoc, „dieses, so ist es"; oil, o-il, lat. hoc illud; und diese Namen gingen auch auf das Volk und eine Provinz über. So heißt auch die italienische Sprache la lingua del si. Alb. S. Gatschet.

Herat.

General Zelenoy, von der russischen Regierung zum Leiter der afghanischen Grenzregulierungs-Kommission ernannt, hat der kaukasischen Sektion der Russischen Geographischen Gesellschaft eine Schilderung Afghanistans mitgeteilt. Interessant ist, was er über Herat schreibt: Der fruchtbarste Teil auf dem ganzen Iranischen Plateau ist die Provinz Herat mit ihrem vorzüglichen Boden und ihren vielen Flüssen. Zwei Ernten jährlich, welche bis zum 40. Korn geben, sind ganz gewöhnlich. Getreide und Früchte produziert das Land im Ueberfluß. Auch zwei Tabak-Ernten können im Jahr gewonnen werden. Von der Baumwolle werden zwei Arten angebaut, eine weiße und eine braune. Die hieraus gearbeiteten Stoffe werden nach Indien und auch nach England ausgeführt. Die Hazaras-Pferde sind weit und breit bekannt und sogar vorzüglicher als die Turkomanenpferde. Seide wird nur zum Selbstgebrauch gewonnen; Eisen und Blei wird dagegen auch ausgeführt. Herat ist der Zentralpunkt des Handels nach Indien, Persien, mit dem Kaspischen Meer, Orenburg und Samarkand. Von Herat gehen Fahrstraßen nach Kandahar, Mesched, Seistan, Merw und Maimena. Daß der Weg nach Mesched fahrbar, geht schon daraus hervor, daß zu verschiedenen Zeiten persische Truppen denselben mit Artillerie passiert haben. Wie alle afghanische Städte und Dörfer, ist auch Herat durch eine Lehmmauer von 40 Fuß Höhe geschützt und von einem wassergefüllten Graben umgeben. Die sechs Eingangsthore werden durch aus Ziegeln erbaute Türme verteidigt. Im nordwestlichen Teile der Stadt ist eine Zitadelle, ebenfalls aus Ziegeln erbaut und Chakhar-Bagh genannt, aufgeführt. Das nach hier geleitete Wasser entstammt dem Heri-Rud. — General Zelenoy schließt seine Schilderung mit dem Spruche aus dem Khorasan: „Wenn Ispahan's Boden, die lauen Winde Herat's und das Wasser Khwaresm's vereint werden könnten, würde der Mensch nie sterben." Die Provinz Herat wird auf 176,000 Q.-Km. mit 1,500,000 Einwohner geschätzt. Die Hauptstadt Herat hat 45,000 Einwohner. E. B.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 37. Stuttgart, 14. September. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. H. Stanley's neuestes Kongo-Werk und sein geographischer Inhalt. Von Dr. A. Oppel. S. 721. — 2. Die Pirte. Von Dr. A. Berghaus. S. 727. — 3. Italienische Kolonien in Südbrasilien. Von Dr. Wilhelm Breitenbach. S. 729. — 4. H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo. (Fortsetzung.) S. 731. — 5. Deutsche Frauen als Ammen von Vierfüßlern. Von W. Oesterhaus. S. 734. — 6. Die Silberlager in den Barrier- oder Stanley-Ranges (Australien). Von H. Greffrath. S. 735. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 736. — 8. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) 738. — 9. Notizen. S. 740.

H. Stanley's neuestes Kongo-Werk und sein geographischer Inhalt.

Von Dr. A. Oppel.

II.

Nach kurzem Verzuge ist auch der zweite und letzte Band der deutschen Ausgabe von H. Stanley's Werk: „Der Kongo und die Gründung des Kongo-Staates" erschienen. Derselbe ist nicht nur etwas weniger umfangreich als der erste Teil, sondern unterscheidet sich auch seinem inneren Wesen und Gehalte nach in einigen Punkten von seinem früher besprochenen Vorläufer. Stanley schildert zwar auch hierin den Fortgang und den Abschluß seiner im Interesse und im Auftrage der Kongo-Gesellschaft entwickelten Thätigkeit und läßt, wie früher, das historisch-persönliche Moment auf das stärkste in den Vordergrund treten, aber er erzählt gleichmäßiger und zusammenhängender, ohne lange Tagebuchsauszüge mehr einzuschieben und den Verlauf der Darstellung durch Briefe, Aktenstücke u. dgl. zu unterbrechen. Sodann, was im ersten Bande gar nicht vorkam, behandelt er hier einige wichtige Angelegenheiten abgesondert; diese betreffen, nach den Kapitelüberschriften mitgeteilt, „Europäer in Afrika", das „Klima" und den „Kern des Ganzen". Den Beschluß des ganzen Werkes bilden Erörterungen über die Berliner Konferenz, Auseinandersetzungen über „das Handelsbecken des Kongo", wie es von dem Verfasser der Berliner Konferenz beschrieben worden ist, und Mitteilung der Protokolle Nr. 9 und 10, sowie der General-Akte.

Was die illustrativen Beigaben anbelangt, so bewegen sich dieselben auf dem gleichen Gebiete, wie die Bilder des ersten Bandes; doch ist als neuer Gesichtspunkt die Darstellung einiger ausgewählter Beamten, welche Stanley im Texte zu den besten seiner Mitarbeiter zählt, hinzugetreten. Eigentümlich aber berührt es dabei, daß die meisten dieser Porträtköpfe, wie die von Hanssens, Coquilhat, Vangelé u. a., keine Originalbilder, sondern offenbar dem vor einiger Zeit erschienenen Buche von Wauters, „Les Belges au Congo" entlehnte Zinkographien sind. Man muß diesen Umstand bedauern, denn von einem Werke, das 30 Mark kostet, darf der Käufer wohl ausschließlich Originalbilder erwarten, keinesfalls aber entlehnte Zinkos, von denen übrigens einige, z. B. das Bild des wackeren Kapitän Hanssens, sehr schlecht ausgefallen sind. Ueberhaupt muß das Bedauern darüber wiederholt werden, daß der Verfasser dem illustrativen Teile nicht die genügende Beachtung geschenkt hat; denn auch unter den eigens gezeichneten Bildern sind einige, die ohne Schaden hätten wegbleiben können. Unter diese Klasse ist der Holzschnitt „Tod des Lieutenants Janssen und des Abbé Guyot" zu rechnen, eine Darstellung, welche in der gegebenen Form eher komisch als mitleiderregend wirkt.

Dagegen muß im Hinblick auf eine bei Besprechung des ersten Bandes gemachte Bemerkung hervorgehoben werden, daß eine große Karte unter dem Titel „Karte des Kongobeckens und der angrenzenden Gebiete, zugleich Darstellung der Ausdehnung des Kongostaates" dem Schlußbande beigegeben ist. Der gewählte Maßstab derselben,

1 : 2,900,000, ist groß genug, um sowohl alle in Frage kommenden europäischen Stationen und einheimischen Orte, als auch die Gestalt des Hauptflußlaufes erkennen zu lassen. Eigentümlich aber berührt der Umstand, daß in dem Gebiete, welches der Gebirgslauf des Kongo durchschneidet, die Terrainzeichnung fehlt, während sie anderwärts gegeben ist; nicht minder muß es auffallen, daß die notierten Höhenzahlen mit Fußen bezeichnet sind, ohne daß beigefügt wäre, welche Fuße gemeint sind; im Texte dagegen werden ausschließlich Meterzahlen angeführt. Auch von Willkürlichkeiten ist das sauber ausgeführte Kartendoppelblatt nicht frei; abgesehen von den eingezeichneten, zum größten Teil gänzlich in der Luft liegenden nördlichen Kongo-Zuflüssen erscheint z. B. in geringer Entfernung südlich von dem Reisewege Pogge's und Wißmann's ein See namens Iki, über dessen Entdeckung oder Erkundung sich im Texte keinerlei aufklärende Bemerkung vorfindet. Füglich mag noch gesagt sein, daß Stanley nach wie vor an der Verbindung des Bijerre (Aruwimi) mit dem Uëlle festhält; auf die Prüfung der Stichhaltigkeit seiner im Text dafür vorgeführten Gründe kommen wir im Verlauf dieser Besprechung noch einmal zurück.

Unterscheidet sich somit der zweite Band des Kongo-Werkes in einigen Punkten von der Darstellungsweise des ersten, so ist dagegen Stanley's Verhalten zu den geographischen Aufgaben im engeren Sinne das Gleiche geblieben; sie stehen ihm eben in zweiter Linie, und werden nebensächlich behandelt, wenngleich anerkannt werden muß, daß sich aus den von ihm gemachten Angaben manches herauslesen läßt, was für die Bildung der Oberfläche, die Gestalt und den Verlauf der Gewässer, sowie für die Eigentümlichkeiten und Zustände der einheimischen Bevölkerung wichtig und teils wirklich neu ist, teils zur Ergänzung oder zur Verbesserung des älteren Materials zu dienen vermag. In erster Linie gilt dies von der im zweiten Bande gegebenen Darstellung über die Gestalt des Kongo-Laufes auf der Strecke vom Stanley-Pool bis zu den Stanley-Fällen. Wie Stanley in dem Vorwort zum ersten Bande angibt, sind während der „successiven Reisen den Kongo auf- und abwärts" nahezu 400 Breite- und Länge-Beobachtungen gemacht worden, deren Resultate zwar nirgends mitgeteilt sind, die aber nach des Verfassers ausdrücklicher Versicherung für die zitierte Karte Verwendung gefunden haben. Daher hat man diese als eine Art vermehrter und verbesserter Auflage der dem Werke „Durch den dunklen Weltteil" beigegebenen Karte, anzusehen und nichts ist wohl mehr geeignet, den außerordentlichen in Zentralafrika gewonnenen Fortschritt aufs kürzeste vor die Augen zu führen, als eine Vergleichung der beiden, nur durch einen Zeitraum von sieben Jahren getrennten Arbeiten. Soweit die daraus ersichtlichen Veränderungen und Verbesserungen mit Stanley's Wirksamkeit zusammenhängen und nicht schon anderweitig erwähnt sind, betreffen sie zunächst die große, über den Aequator hinausgreifende Kurve des Kongo. Auf der alten Karte erreichte dieselbe nirgends den 2.° n. Br., während nach der neuen Darstellung an zwei Stellen der ganze Lauf sich nördlich des genannten Grades befindet und im übrigen auf lange Strecken von demselben durchschnitten wird. Auch die sieben Stanley-Fälle haben eine ziemlich veränderte Lage erhalten: die neue Karte zeigt sie etwas mehr nördlich und in ihrer oberen Abteilung etwas mehr westlich als die alte. Auch die Strecke von dem höchsten Norden der Kurve nach dem Stanley-Pool erscheint in anderer Form; ihre allgemeine Richtung ist wegen der nach Westen verschobenen Position des Pool mehr rein südwestlich als früher und auch in den Einzelheiten zeigen sich manche Abweichungen gegen früher. Wie die Hauptrichtung des Kongo, so hat auch die Gestalt des Strombettes manche Veränderung erfahren, da Stanley bei seinen Hin- und Herfahrten, die sich für die westliche Abteilung der in Frage stehenden Strecken, besonders zwischen dem Pool und Lukolela, mehrfach wiederholten, schon wegen seines speziellen Zweckes eine besondere Aufmerksamkeit auf die Zahl und Gestalt der Inseln, sowie auf die Formation der Ufer wendete, wobei er, wenn irgend möglich, die beiden Ränder der ungeheuren Wassermasse mit gleicher Sicherheit festzustellen sich bemühte. Allerdings war er nicht in der Lage, diese Arbeit für die ganze Stromstrecke zu vollziehen, und besonders das äußere rechte Ufer zeigt noch mehrere, zum Teil recht lange Striche, die unbesucht und unbestimmt geblieben sind; als solche bezeichnet die Karte besonders die Abteilung gegenüber der Linie zwischen Ngombe und Urange.

Von den auf den Fluß bezüglichen positiven Thatsachen mögen hier einige Platz finden. Die Länge der Strecke vom Stanley Pool bis zu den Stanley-Fällen beträgt nach der Angabe des Verfassers 1718 Km., das Gefälle etwa 10 cm. auf 1 Km., das von derselben und den einmündenden Nebenflüssen entwässerte Gebiet wird auf rund 2,822,000 Q.-Km. veranschlagt. „Der Reichtum des äquatorialen Afrika", sagt Stanley, „liegt in dieser Sektion. Dieselbe wird durch den Aequator in zwei Hälften geschnitten, auf welche die Regenzone während 10 Monaten ihre Schauer herabgießt. Je weiter man sich von der äquatorialen Linie nach Norden oder Süden entfernt, von desto längerer Dauer werden die trockenen Perioden. Auf 4° s. Br. währt die lange trockene Jahreszeit vier Monate, von Mitte Mai bis Mitte September, die kürzere sechs Wochen, von Mitte Januar bis Ende Februar. Auf 6° s. Br. herrscht noch etwa drei Wochen länger Trockenheit."

Die Szenerie am Kongo ist nach Stanley's ausdrücklichem Geständnis uninteressant. Wenn man nämlich die oberhalb des Stanley-Pool befindlichen hohen Bergketten hinter sich hat, geht es beständig an kleinen Inseln, niedrigen Ufern, mit Gras bewachsenen Ebenen oder mit Wald und dichter Vegetation bedeckten Küsten vorbei; Langeweile muß sich daher einstellen. Das Gefühl des Ueberdrusses und der Ermüdung aber rührt, wie der Verfasser meint, davon

her, daß der Raum so beschränkt ist, „daß wir den ganzen langen Weg an einer Stelle sitzen oder stehen müssen und die Augen, das einzig arbeitende Organ, übersättigt werden." Im beschränkten Maße gesehen, dürfte also die Kongo-Landschaft eines gewissen Reizes nicht entbehren. Der rasch dahinströmende Fluß, das ungeheure Himmelsgewölbe, die drohenden Wolken am Horizont, das rötliche Blau, sowie die düsteren, geisterhaft erscheinenden Inselchen, Grabesdunkel unter dem undurchdringlichen Laubwerk des Waldes, das schwankende Rohr, die grasbewachsene grüne Ebene, die graue Thonbank, von den roten Wurzeln irgend eines Gesträuches durchzogen, der schmale Waldpfad, alle diese Erscheinungsformen würden des Eindrucks auf das menschliche Gemüt nicht verfehlen, wenn sie in rascherer Aufeinanderfolge an dem Auge des Reisenden vorbeizögen oder mit den Gebilden einer höheren Kultur abwechselten.

Die immerhin seltenen Dörfer und rohen Anbauversuche der Eingeborenen vermögen freilich eine solche Wirkung nicht auszuüben.

Der Umstand, daß Stanley außer auf Erwerbung von Boden und Anlegung von Stationen auch auf die natürlichen Reichtümer der Kongo-Ufer seine Aufmerksamkeit wendete, veranlaßte ihn, außer anderem, die Vegetation der von ihm gründlicher als bei dem ersten Besuche erforschten Gebiete zu beschreiben. Die vegetabilischen Erzeugnisse desselben bezeichnet er wegen der 10 Monate dauernden Regen und der den Pflanzenwuchs mit außerordentlicher Kraft nährenden feuchten Wärme als reich und mannigfaltig. Von den Palmen fand er eine große Zahl. Die für den Handel wichtigste ist die Oelpalme (Elaëis guineensis); in keiner Baumgruppe, ja kaum auf einer Insel fehlt dieses wunderhübsche und nützliche Gewächs, und in einigen Bezirken, wie in dem Gebiete zwischen dem unteren Lumani und dem Kongo, stehen ganze Wälder derselben. Am Bijerre tritt an ihre Stelle die Raphia vinifera, welche die meisten Inseln dieses Flusses bedeckt. Dem Handelswerte nach kommt den beiden Palmen die gummiliefernde Kautschukpflanze, die Landolphia florida, am nächsten. Auch mehrere Arten von Trachylobum und Guibourtia sind vorhanden, von denen gleichfalls Gummi gewonnen wird. Ferner fehlt es nicht an der Erdnuß, der Oelbeere und der Ricipflanze, welche bekanntlich vegetabilische Oele enthalten. Vom fossilen, durchsichtigen, weißen und roten Kopalgummi kennen die Eingeborenen „ungeheure Ablagerungen." Stanley selbst fand im Gebiete der Wenja große, mehr als 45 cm. im Durchmesser haltende Kuchen von rein weißem Kopal. Die Orseilleflechte umhüllt ungeheure Waldstrecken; zwischen Iboko und Langa-Langa ist ein fast 100 Km. langer Waldgürtel damit wie mit einem grünen Schleier drapiert. Desgleichen sind zahlreiche Pflanzen vorhanden, welche bastartige Stoffe enthalten; als solche nennt Stanley verschiedene Aloë-Arten, den Papyrus, die Stipa tenacissima, den Calamus indicus, die Phoenix spinosa u. a. Der Baumwuchs ist an vielen Stellen sehr stattlich; so trägt in der Nähe von Ikelengo, 75 Km. oberhalb Irebu, das Ufer einen fast ununterbrochenen Wald mit den herrlichsten Bäumen, wie Teak-, Mahagoni-, Guajak-, Rot- und Gelbholz-, Gummi-, Pisang- und Wollbäumen, oft von ganz enormem Umfange. Die langen Inseln daselbst sind ebenfalls von üppigen hohen Hainen bedeckt und an den Seiten mit niedrigerem Gehölz und Dickicht von verschiedenen Arten Palmen und Rohr umgeben.

Berücksichtigt also der Verfasser außer den nutzbaren Pflanzenstoffen auch die übrige Vegetation, so beschränkt er sich dagegen hinsichtlich der Mineralien und der Tierwelt auf die Erwähnung dessen, was er etwa für den Export oder den Bodenbau für wichtig hält. Nach seinen Angaben kommt Eisen im Ueberfluß vor; der südöstliche Teil des Kongo-Gebietes liefert zahlreichen Karawanen die Vorräte an geschmolzenem Kupfer; Graphit ist in Menge vorhanden und Gold findet sich in den Betten der Flüsse. Unter den Produkten, welche das Tierreich gewährt, nimmt das Elfenbein die erste Stelle ein. Stanley glaubt annehmen zu dürfen, daß es zur Zeit im Kongo-Becken etwa 200,000 Elefanten gibt, welche in ihren Stoßzähnen — jeder im Durchschnitte zu 50 Pfund gerechnet — ein Kapital von 100 Mill. Mark mit sich herum tragen würden. Von minderem Werte sind die Felle-liefernden Tiere, wie Affen, Ziegen, Antilopen, Büffel, Löwen und Leoparden; auch kommen die Hippopotamus wegen der Stoßzähne, zahlreiche Vögel wegen der prächtig bunten Federn, die Schildkröten, Bienen und manches andere in Betracht.

Viel inhaltreicher sind die Mitteilungen, welche Stanley über die Eingeborenen des inneren Kongo-Gebietes macht; dieselben müssen um so mehr Beachtung finden, als ja das in Rede stehende Buch neben dem älteren Reisewerke für manche Stämme die einzige vorhandene Quelle ist und der Verfasser aus naheliegenden Gründen der einheimischen Bevölkerung der von ihm besuchten Gegenden die größte Aufmerksamkeit schenkte. Da er die Ufer des Kongo vom Stanley-Pool bis zu den Stanley-Fällen zum größtenteile gesehen hat, so konnte er wohl eine Schätzung der dort ansäßigen Bevölkerung, welche er, einschließlich der ihm bekannt gewordenen Bezirke der Nebenflüsse, auf 806,300 Seelen beziffert, wagen; nimmt man nun mit ihm an, daß die Dichtigkeit im ganzen inneren Kongo-Gebiete die gleiche wie an den Flußufern sei, so würde man eine Gesamtzahl von 29 Millionen erhalten, eine Summe, wofür, mit Ausnahme der von anderen, hauptsächlich den deutschen Reisenden, besuchten Gegenden, zur Zeit jede Kontrole fehlt; letztere aber bilden doch immer nur einen kleinen Teil des ganzen Raumes. Man wird sich also jener von Stanley angegebenen Summe von 29 Millionen gegenüber sehr vorsichtig verhalten müssen.

Die Bevölkerung der Kongo-Ufer, soweit sie von Stanley gesehen wurde, hat eine braune Hautfarbe, ist fast unbekleidet und entspricht auch im übrigen dem Typus

der Kongo-Neger; sie ist durchweg in Ortschaften, in Form von Dörfergruppen, angesiedelt, welche nicht selten einen gewissen Grad von Vollendung in ihrer Weise verraten. Die Niederlassung von Irebu z. B. dehnt sich auf dem linken Ufer des Kongo und des Lukanga 7 1/2 Km. weit aus und erstreckt sich 3 Km. weit ins Innere. Die einzelnen Dörfer stehen so nahe aneinander, daß ein Fremder schwerlich die Grenzen derselben entdecken wird; die Zahl der Einwohner schätzt Stanley auf 15,000; doch meint er, daß dieselben wohl doppelt so zahlreich sein würde, wenn man die Vororte mitrechne. Als Ortschaften von ähnlicher Bedeutung am rechten Ufer weiter in das Innere sind Bumba und Jambinga zu bezeichnen. Die Eingeborenen kennen überall den Bodenbau in einem gewissen Umfange; jedes Dorf besitzt Zuckerrohr- und Maisfelder; Bananen und Pisang gedeihen trefflich; bittere und süße Arten der Cassave- und Maniokstauden liefern mehlhaltige Stoffe, aus denen eine Art Brot bereitet wird; von den Hülsenfrüchten findet man allgemein die schwarze Feldbohne, von Gemüsen Yams, süße Kartoffeln, Gurken, Melonen, Kürbisse, Tomaten u. a. Am Ostrande des Gebietes, wo der Einfluß der Araber sich geltend macht, z. B. in Wane-Kirungu, werden der großkörnige Hochlandreis und der Weizen mit bestem Erfolge gebaut. Lukolela ist ein weithin bekannter Exportplatz von Tabakrollen. Auch gewisse Gewerbe verstehen die Eingeborenen mit Geschicklichkeit auszuüben. So sind die Bewohner von Jalulmin, Iboko, Irebu und Ubangi tüchtige Schwertschmiede; die ersteren machen auch lange einfache und doppelte Alarm- und kleine zierliche Tanzglocken, welche die Anhänger des Fetischdienstes an ihren Gürteln aus Schlangen- und Eidechsenhaut zu befestigen pflegen. Die Jakusu und Basoko leisten Hervorragendes in der Anfertigung von Speeren; sie machen solche mit Spitzen von 180 cm. Länge und 10 cm. Breite. Die Iboko fertigen hübsche Matten aus Palmfibern, die Irebu Sonnendächer und Fußbodenmatten aus Calmusfibern.

Leider sind die Kongo-Ufer, welche den Europäern so lange unzugänglich blieben, von den verheerenden Zügen der von Osten her kommenden arabischen Sklavenjäger nicht verschont worden, und Stanley war selbst Zeuge eines empörenden Vorgangs, der östlich der Mündung des Bijerre erfolgte. Er fand daselbst die dem grausamen Schicksale Entgangenen, mit den Kanoes sich zwischen den Inseln hinschleichend, die Ortschaften niedergebrannt, die Palmen umgehauen, die Bananen versengt, viele Aecker weit alles dem Erdboden gleich gemacht; vor den schwarzen Ruinen kauerten aber ein paar Hundert Leute, welche traurig und trostlos die Ankommenden mit stupider Gleichgültigkeit betrachteten. Zwölf vollständig verwüstete Ortschaften zählte man auf einer Strecke von etwa 70 Km. Auch die Urheber der grausigen Zerstörung fand Stanley; es war, wie er erfuhr, eine „Banditenhorde" von 300 kampfbereiten, mit Steinschloß-, doppelläufigen Perkussions-Gewehren und einigen Hinterladern bewaffneten Männern, nebst einem gleichgroßen Gefolge von Leibsklaven und Frauen unter der Führung mehrerer Häuptlinge, welche vor 16 Monaten von Wane-Kirundu, etwa 45 Km. unterhalb Vinja-Ndjara, aufgebrochen, 11 Monate lang das Gebiet am linken Ufer zwischem dem Kongo und dem Lubiransi ausgeplündert und dann dasselbe grausame Werk auf der rechten Seite zwischen dem Bijerre und Wane-Kirundu begonnen hatte. Das von den Räubern überfallene Gebiet mochte wohl 70,000 Q.-Km. umfassen, aus dem sie nach eigener Angabe gegen 2300 Gefangene weggeführt haben. Die Zahl der an Ort und Stelle Getöteten läßt sich natürlich nicht feststellen. Den Zustand, in welchem sich jene Gefangenen in dem improvisierten Lager der Räuber befanden, schildert Stanley als schaudererregend. Und doch war diese Horde nicht die einzige, welche am Kongo gehaust hatte; unmittelbar vor ihr waren fünf gleich große Abteilungen dagewesen, die mit ähnlichem Erfolge ihr entsetzliches Gewerbe ausgeübt hatten und mit ihren Opfern bereits in Njangwe eingetroffen waren. Für Stanley war es gewiß ein unsäglich bitteres Gefühl, solchem Unwesen zusehen zu müssen und nicht steuern zu können; aber er war zu schwach, um jene Räuber mit Aussicht auf Erfolg anzugreifen.

Die vorstehenden Mitteilungen beziehen sich hauptsächlich auf die Uferverhältnisse des Kongo; Stanley aber beschränkte, wie bekannt, seine Untersuchungen nicht auf diese allein, sondern er suchte nach Kräften auch die weitere Umgebung des Hauptstromes zu erforschen, wobei es ihm gelang, einige ganz neue Entdeckungen zu machen; mit diesen wollen wir uns im folgenden ein wenig näher befassen.

Die erste dieser Abschweifungen bestand in einer Fahrt auf dem Schwarzen Flusse, der in der Nähe der Aequatorstation dem Kongo von Süden her zufällt. Dieser Tributär, von den Eingeborenen Mohindu genannt und durch sein tintenschwarzes Wasser ausgezeichnet, hatte in der Nähe des Ausflusses eine Breite von 900 m., verengte sich aber nach und nach zu 550 m., schließlich zu 350 m., letzteres in einer Entfernung von ungefähr 140 Km. von der Mündung, bis zu welchem Punkte die im Juni 1883 mit dem Dampfer „En avant" unternommene Expedition vordrang. Anfangs zeigten sich die beiderseitigen Ufer flach und wegen der morastigen Beschaffenheit unbewohnbar, allmählich wurde die Umgebung höher und bald kamen auch bewohnte Dörfer in Sicht, deren Bewohner über den seltsamen Anblick des mit 7 Knoten Schnelligkeit fahrenden Dampfers in eine ekstatische Aufregung gerieten. Die Versuche, mit denselben in Verkehr zu treten, mißlangen, ja die Uferbewohner bewarfen das umwendende Fahrzeug mit Stöcken, Erdklumpen und Steinen.

Ein anderer Ausflug, der noch in demselben Monate gleichfalls mit dem „En avant" unternommen wurde, führte zur Entdeckung des Matumba-Sees. Derselbe

sendet seine Gewässer dem Kongo von links, etwa mitten zwischen Lukolela und Aequatorstation, zu und stellt, wie der See Leopold II., eine flache Vertiefung in dem südlichen Kongo-Becken dar; als größte Tiefe wurden 9,75 m. ermittelt. Nach Stanley's Mutmaßung ist er entstanden durch ein plötzliches Versinken der unteren Eisensteinschicht, von der an vielen Stellen der zackige, scharfe Bruchrand noch deutlich hervortritt. In einiger Entfernung wird das Seebecken von niedrigen, mit prachtvollen Rotholzwäldern bestandenen Hügeln umrahmt; die Ufer selbst sind teils bebaut, teils mit dichtem Wald bedeckt; das südliche dagegen ist sehr niedrig und mit Binsen bewachsen. Der Matumba-See, welcher etwa 1000 Q.-Km. Boden bedeckt, steht durch den 300 m. breiten Lukanga mit dem Kongo in Verbindung; aus dem Umstande, daß der Wasserspiegel um 4 1/2 m. über das gewöhnliche Niveau steigt, hält es Stanley nicht für unmöglich, daß er in der Mitte der Regenzeit mit dem nur 35 Km. entfernten See Leopold II. in Verbindung steht; eine Annahme, welche auch auf der dem Werke beigegebenen Karte zum Ausdruck gebracht ist.

Der interessanteste Abstecher, den Stanley machte, betrifft den Unterlauf des Bijerre, des früheren Aruwimi, und wenngleich die Thatsache der Entdeckung, sowie einige nähere Einzelheiten schon seit mehr als Jahresfrist durch eine Mitteilung des „Mouvement géographique" bekannt geworden sind, so scheint es doch angezeigt, das Ereignis auf Grundlage der eigenen Angaben des Forschers an dieser Stelle nochmals zu beleuchten. Die Mündung des Bijerre, welche am 17. November 1883 erreicht wurde, liegt unter 1° 14′ n. Br. und etwa 23° 48′ ö. L. und ist 1480 m. breit; darauf verengt sich der Fluß für eine kurze Strecke auf fast die Hälfte, dehnt sich aber bald wieder zu 1280 m. aus und schließt zahlreiche Inseln ein. Er macht einige beträchtliche Windungen, behält aber eine fast genau östliche Richtung; denn diejenige Messung, welche als die nördlichste zu gelten hat, zeigte 1° 16′ n. Br. In dieser Gegend verschwinden auch die Inseln und der Fluß zieht sich zu einer Breite von 730 m. zusammen, welche er bis in die Nähe des äußersten von Stanley erreichten Punktes beibehält. Dieser liegt an den Stromschnellen bei Jambuga, welche, 146 Km. von der Mündung entfernt und etwa 400 m. breit, sich von der tiefen Krümmung am rechten Ufer im Bogen nach einer niedrigen vorspringenden Spitze auf der linken Seite erstrecken. Das nördliche Ufer des Flusses trägt zahlreiche Dörfer der Basoko oder Basongo, das südliche ist weniger bewohnt. Die Einwohner dieser Ortschaften sind von prächtiger, muskulöser Körperbeschaffenheit, nur wenige Individuen waren häßlich, von dunkler Hautfarbe und kleiner Statur. „Ihre Ruder, Messer und Speere zeugen von bemerkenswerter Geschicklichkeit. Die Ruderblätter sind mit einer unendlichen Menge von Schnitzereien verziert, deren rohe Zeichnungen große Aehnlichkeit mit Eidechsen, Krokodilen, Kanoes, Fischen, Büffeln u. s. w. haben; ihre Messer sind ihrer Größe und Form nach wie breite Schwerter und so blank wie Rasiermesser geschliffen, während ihre Speere so scharf und glänzend sind, als hätten sie soeben die Fabrik in Sheffield verlassen." Fast jeder Mann besitzt eine Art Kopfschmuck, der entweder aus Palmenfasern geflochten oder aus Affen- und Antilopenfell angefertigt ist; über der Schulter tragen die meisten einen geräumigen geflochtenen Proviantsack. Die Leute speziell in Mokulu machten überhaupt auf Stanley den Eindruck großen Fleißes; ihre Fischerboote kamen und gingen beständig und selbst während sie mit den Europäern handelten, arbeiteten sie stets und flochten ihre Proviantbeutel, Hüte, Fischnetze oder drehten Bindfaden. Etwas aufwärts bei dem Orte Bandeh machte sich eine ganz neue Bauart der Häuser bemerkbar. Neben den niedrigen Gebäuden im gewöhnlichen Stil ragten nämlich hier viele kegelförmige Hütten von geringem Durchmesser hervor, welche fast die Form eines Lichtauslöschers hatten.

Wie schon früher angedeutet, hält Stanley an der Annahme, daß der Bijerre mit dem Uëlle in Verbindung steht, fest, und es gewährt ein gewisses Interesse, die von ihm angegebenen Gründe kurz zu beleuchten. Zunächst wiederholt er die bekannte Aehnlichkeit der Namen — Bijerre einerseits, Ware, Werre, Meri oder Beri andererseits — welche, objektiv betrachtet, nicht als ein Grund gelten kann, denn selbst wenn die Worte identisch wären, so könnte dies nicht hinreichen, um die Identität von Flüssen zu beweisen, deren äußerste rekognoszierte Stellen mindestens 300, nicht 250 Km., wie Stanley annimmt, von einander sind und deren Lauf, soweit bekannt, in derselben Hauptrichtung sich bewegt — beide fließen nämlich von Ost nach West, und in dieser Richtung genommen sind ihre äußersten bekannten Punkte Jambuga am Bijerre und Bandiah am Uëlle — nur durch etwa 150 Km. getrennt. Um über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen, nimmt Stanley die Terraingestaltung zu Hülfe. „Ueber den Stromschnellen," sagt er, „sehen wir, daß die Hügelkette, welche das Hindernis im Flusse bildet, die Richtung von Nordwest nach Südost verfolgt. Der Fluß wird durch die Hügel in seinem Laufe abgelenkt, er muß aus nordwestlicher Richtung herkommen und fließt, nachdem er um den südöstlichen Ausläufer herumgeströmt, direkt westlich dem Kongo zu. Man darf annehmen, daß es oberhalb dieser Stromschnellen noch weitere gibt und die vielen Krümmungen des Flusses, welche wir passiert haben, lassen es möglich erscheinen, daß er noch viele andere Windungen macht.". Im Anschluß an diese Auseinandersetzungen bringt Stanley die Wassermenge des Uëlle in Vergleich zu der des Bijerre und sucht auf indirektem Wege zu erweisen, daß nur der Bijerre imstande sei, das Volumen jenes zu fassen. Man wird billigerweise besonders dem letzten Moment eine gewisse Beachtung schenken müssen und die allgemeine Möglichkeit der behaupteten Stromverbindung zugeben dürfen, daß aber dieselbe stattfinden müsse, das nachzuweisen vermag Stanley nicht.

Die Mitteilungen, welche im Vorstehenden über die Entdeckungen und Resultate Stanley's gemacht sind, mußten zum größten Teil aus dem fortlaufenden Reisebericht zusammengetragen werden, da ja den rein geographischen Angelegenheiten keine zusammenhängenden Kapitel gewidmet sind. Soweit solche überhaupt vorkommen, beschäftigen sie sich mit praktischen Rücksichten und sollen daher an dieser Stelle nicht weiter verfolgt werden. Nur ein Gesichtspunkt möge noch eine kurze Beleuchtung finden, nämlich die Auseinandersetzung über das Klima und seine Gefahren für den Europäer. Was darüber im Kongo-Werke steht, verdient die vollste und allseitigste Beachtung, weil es herrührt von einem Manne, der nach seiner Versicherung mehr als 120 Fieberanfälle bestanden und daher eine wohl einzig dastehende Erfahrung besitzt. Von höchster Wichtigkeit ist es zu konstatieren, daß nach Stanley's Ansicht der Europäer am Kongo in durchaus angenehmer Weise zu leben und kräftig zu arbeiten vermag, vorausgesetzt, daß er die Art und Weise seines Lebens und Arbeitens den Verhältnissen des örtlichen Klimas unterzuordnen versteht. Die zufällige oder absichtliche Nichtbeachtung dieser Notwendigkeit ist es, welcher die meisten Europäer zum Opfer fallen. Die klimatischen Forderungen bestehen aber nicht nur in angemessener Kleidung und Kost, in entsprechenden Wohnungen und Arbeitsräumen, sondern auch — und das ist es, was Stanley zuerst in nachdrücklicher Weise betont — in der Vermeidung von Zugluft und Erkältung, sowie in der sorgfältigen Beachtung der von ungünstigen Luftströmungen bestrichenen Oertlichkeiten. Das oft tötlich wirkende Fieber entsteht nämlich nach Stanley's Beobachtungen in vielen Fällen dadurch, daß die davon Befallenen, nachdem sie durch die Arbeit oder den Marsch stark transpiriert und durchfeuchtete Kleider erhalten, am Bestimmungsorte angekommen, es unterlassen hatten, frische Kleider anzulegen oder noch während der Anstrengung sich der Zugluft ausgesetzt hatten. Nicht minder sei es gefährlich, aus dem offenen Fenster eines heißen Zimmers zu schauen und einige Zeit in einer Thür zu stehen, durch die ein zugiger Wind weht; ein langwieriger Katarrh, eine schmerzhafte Luftröhrenentzündung oder eine anhaltende Brustaffektion könne leicht aus solcher Unachtsamkeit entstehen. Beachtenswert ist sodann vor allem der Umstand, daß nach Stanley's Erfahrungen die verschiedenen Oertlichkeiten und Jahreszeiten von sehr verschiedenem Einflusse auf die Gesundheit des Menschen sein können; es gibt je nachdem gesunde, minder gesunde und ungesunde Gegenden. Dabei spielen die Windverhältnisse eine große Rolle. Auf den hohen, exponierten Stellen ist die Regensaison die gesündeste Jahreszeit, weil dann keine kalten Winde wehen und eine mehr gleichmäßige Wärme herrscht. Umgekehrt ist die gleiche Jahreszeit an tiefgelegenen Orten von beckenartiger Beschaffenheit die allerungesundeste; denn unmittelbar nach dem Regen ist die Atmosphäre klar, und da sie somit der direkten Macht der Sonne den geringsten Widerstand setzt, so wird die Hitze, die schon auf den Hügelspitzen stark ist, in den kesselartigen Vertiefungen zu röstender Glut; eine Wolke warmer Dünste steigt aus der feuchten Erde auf und hüllt den Wanderer auf Schritt und Tritt ein; und diese heiße, dumpfe, modrige Luft ist eben der Gesundheit verderblich. Aber es ist auch nicht jedes offen und hochgelegene Land ohne weiteres für gut zu erachten; z. B. nicht solche Plateaux oder Ebenen, deren Oberfläche von dichtem Graswald und alles versperrendem Gestrüpp bedeckt ist. „Das tropische Gras überragt nämlich den erwachsenen Menschen um mehrere Fuß an Höhe, und je kleiner das ausgerodete Areal ist, auf welchem man sich befindet, desto ungesunder ist der Standpunkt." Also von hoch und frei gelegenen Orten können auch nur solche als gut bezeichnet werden, welche frei von Zugluft und häufigen Windveränderungen, ohne Sumpf, Lagune oder stagnierendes Wasser sind und auf denen das Gras beseitigt ist.

Wie kann aber der Europäer, der sich in einem so wenig bekannten Gebiete niederlassen will, die günstigen Lagen aus den ungünstigen herausfinden? Er lasse sich, so rät Stanley, das Beispiel der Eingeborenen zum Vorbild dienen, welche ja den schädlichen Wirkungen des örtlichen Klima's in ähnlichem Grade ausgesetzt sind, wie die Europäer. Jene vermeiden es, in ungesunden Gegenden zu wohnen. Sie haben es z. B. unterlassen, die ganze Kongo-Schlucht von Mussuko bis nach Msuaka zu besiedeln, und von welch richtigem Gefühle sie sich dabei leiten ließen, das war Stanley in der Lage, aus eigener Erfahrung kennen zu lernen; denn er gelangte durch zahlreiche Krankheiten und mehrere Todesfälle seiner Mitarbeiter, sowie durch den Vergleich mit den Zuständen auf anderen Stationen zu der Ueberzeugung, daß er in sanitärer Beziehung mit der Auswahl der Oertlichkeit der Hauptstation Vivi einen vollständigen Mißgriff gethan hatte. Die unleugbare und kürzlich auch von Dr. Allard bestätigte Insalubrität dieser in jeder Beziehung und mit allen Hülfsmitteln am besten ausgestatteten Niederlassung der Kongo-Gesellschaft ist zunächst und hauptsächlich der mangelhaften Lage auf einem Vorsprung in dem Halse eines Gebirgstrichters zuzuschreiben, dessen Mündung, etwa 21 Km. breit, dem Atlantischen Ozean zugekehrt ist, aber gleich oberhalb Boma sich auf etwa 1 ½ Km. und bei Vivi auf 1200 m. verengert. Das Plateau nun, auf welchem das alte Vivi angelegt war, ragt gegen 300 m. in diese Breite hinein und empfängt daher die kalte südwestliche Seebrise, die in Banana mit 5 Knoten Geschwindigkeit weht, in Vivi aber in der Gewalt von 14 Knoten gespürt wird. Stanley vermag nachzuweisen, daß der Aufenthalt auf verschiedenen günstigen Stationen eine deutliche Wirkung auf das Befinden der Beamten der Gesellschaft ausgeübt habe und gibt daher entsprechende Ratschläge, die jedenfalls die vollste Beachtung verdienen. Trotz der zahlreichen Erkrankungen, die er selbst durchmachte und von denen seine Mitarbeiter

befallen wurden, glaubt er aber sein Gesamturteil in folgender, im allgemeinen günstiger Weise zusammenfassen zu dürfen:

„Ich behaupte," sagt er, „daß ein Europäer, namentlich wenn die Umgebungen günstig sind, an einem offenen Orte, der soweit wie möglich von allen Ablagerungen und den ungesunden Einflüssen verwesender Vegetationsreste entfernt liegt, wo die Luft frei zirkulieren kann, bei sorgsamer Vorsicht gegen durch große Hitze entstehende Unfälle, aufmerksamer Beobachtung der Temperaturveränderungen, bei guter Nahrung und den Geist zerstreuender und interessierender Arbeit, genügenden Mitteln, um den Einflüssen entgegenzuwirken, welche aus dem durch das tropische Klima bedingten gänzlichen Wechsel der Lebensweise entstehen, und bei gehöriger moralischer Haltung wohl imstande ist, im heißen Klima ebenso gut zu gedeihen wie in Europa oder in irgend einem anderen Teile der Welt."

Die Pirte.

Von Dr. A. Berghaus.

In einem Lande, wie Deutschland, mit seinem wechselnden Klima, ist das Leben ohne Ackerbau eine Unmöglichkeit. Deutschland und Gallien hatten schon zur Zeit der Römer eine überaus reiche Bevölkerung, trieben Gewerbe in den Städten, Ackerbau und Viehzucht auf dem Lande. Der Irrtum, der sich in unseren Geschichtsbüchern findet, resultiert lediglich aus der Schrift des Tacitus, die alle Historiker mehr oder weniger abschreiben. Tacitus war ein römisches Stadtkind, eine Geheimratsjöhre, mit einem redlichen Willen im Busen, aber immerhin von echt römischer Begrenztheit der Ansicht. Die Thatsache der Ueberkultur in Rom, die obendrein sich ihrem Verfalle zuneigte und mit dem Sinken der Macht jene natürlichen Dimensionen der Feilheit, Bestechlichkeit, Trägheit, Unsittlichkeit annehmen mußte, bewegte ihn lebhaft; er suchte nach einem Ideal der Zustände, um dieses den Römern als Spiegelbild vorzuhalten, und so entstand jene „Germania", die lediglich ein Tendenzgedicht ist, aus welcher die Historiker vom Fach denn auch die pathetischen Tendenzphrasen herausnahmen, dagegen alles, was den wirklichen sozialen Zuschnitt direkt oder indirekt erkennen läßt, entweder übergingen oder gar falsch auslegten.

Hunderte von Jahren hindurch erhalten sich Gebräuche und Einrichtungen auf dem Lande, und viele derselben, welche wir jetzt noch antreffen, waren schon bei der Abfassung der „Germania" üblich, deren Autor, offenbar vom Rhein kommend, ein Stück Deutschlands gesehen hat, alles andere aber aus anderer Munde berichtet. Auch in Ostpreußen findet man mehrere auffallende Belege für diesen Konservatismus. Vor allem dürfte hier die ostpreußische Zoche angeführt sein. Dieses wichtige Ackergerät der dortigen Landwirte wird wahrscheinlich heute im großen Ganzen wohl in Preußen östlich der Weichsel in derselben Form allgemein angewendet, in welcher es die heidnischen Preußen benutzten, als die deutschen Ritter in das Land einzogen, und die mit ihnen hierher kommenden Einwanderer ihre „deutschen Pflüge" einführten. Diese deutschen Pflüge haben seit jener Zeit, nun schon über ein halbes Jahrtausend, einen Kampf gegen die preußische, uralte Zoche geführt; immer wieder von Neuem im Laufe der Jahrhunderte kamen bis auf diesen Tag Ansiedler aus allen deutschen Gauen nach Preußen und sie haben alle die altgewohnten Ackergeräte ihrer früheren Heimat vergessen, haben sich an die kunstvoll gebaute und schwer zu führende Zoche gewöhnt. Deshalb wird auch mit einer gewissen Berechtigung die Behauptung ausgesprochen, die Zoche sei den eigentümlichen Bodenverhältnissen Ostpreußens ganz besonders anpassend; jedenfalls hat man in ihr einen klaren Beweis, daß die heidnischen Preußen einen ziemlich vollkommenen Ackerbau betrieben haben, worauf auch Tacitus schon hindeutet, wenn er von den Aestiern, den damaligen Bewohnern des jetzigen Ostpreußen, berichtet: „Sie bauen Getreide und andere Früchte mit emsigerem Fleiße als es sonst bei den trägen (?) Germanen geschieht."

Einen anderen ländlichen Gebrauch, der einst in Ostpreußen allgemein verbreitet gewesen ist, deuten heute nur noch ganz vereinzelte Ueberreste der Vorzeit und einige Nachrichten älterer Schriftsteller über den früheren Zustand dieser Gegenden an. Man muß zu den östlichen und namentlich nördlichen Nachbarn, in das russische Reich, gehen, um sich über die Gewohnheit, die Garben vor dem Dreschen in geheizten Räumen zu trocknen, genauer zu unterrichten. In Preußen war dieser Brauch vor drei Jahrhunderten nach Hennenbergers Bericht noch weit verbreitet. In der ‚Erklärung' der Landtafel sagt derselbe von den um Insterburg wohnenden littauischen Bauern seiner Zeit: „Sie haben keine Scheunen, sondern bewahren das Getreide in hohen Haufen im Freien auf, wobei sie die Garben mit den Aehrenenden nach einwärts legen. Bei jedem Hofe befinden sich mehrere kleine Häuserchen, z. B. eines, darin man Korn trocknet und drischt. . . . . ."

In jenen Tagen gehörte die bei weitem größte Mehrzahl der Bewohner der Umgegend von Insterburg dem Stamm der alten Littauer an, und sie bewahrten vorzugsweise treu die alten Sitten und Einrichtungen ihrer Heimat. Genau hundert Jahre nach Hennenberger schrieb Lepner in Budwethen bei Ragnit sein Buch über die preußischen Littauer und gibt in demselben eine ausführliche und sehr anschauliche Beschreibung des Gebäudes, welches in seiner Gegend zum Dreschen diente und mit einem heizbaren Trockenraum versehen war. Er nennt dieses Gebäude „Jauge"; den Trockenraum benutzte man nach seiner Angabe auch als Badestube, welche die Littauer „Pirte" nannten. Die alten Littauer pflegten damals ganz allgemein alle zwei bis drei Wochen einmal ein Dampfbad

zu nehmen, welche Sitte heute noch in Rußland weit verbreitet ist. Das Trocknen der Getreidegarben in der nächsten Nähe des Ofens war ungemein feuergefährlich, da in dem backofenartigen Feuerraum ein Holzfeuer brannte, über welchem sich ein mit mehreren kleinen Oeffnungen versehenes Gewölbe befand, auf dem zur besseren Verteilung und Erhaltung der Wärme noch eine starke Lage mäßig großer, loser Feldsteine ausgebreitet wurde. Ganz ähnlich waren die Heizvorrichtungen über den Fußböden der Remter (Säle) in den Ordensburgen, z. B. in Marienburg, nur daß hier ein Schornstein den Rauch ableitete, welcher in den Jaugen sich in den Trockenraum sich verbreitete und durch eine seitwärts angebrachte Oeffnung in den Dachraum zog, wo er durch zufällige Oeffnungen in's Freie entwich.

Wegen der bei den Jaugen oft vorkommenden Brandschäden hatten die Behörden schon zu Lepners Zeit, d. h. um 1690, das Trocknen der Garben in geheizten Räumen gänzlich untersagt; die Littauer kehrten sich jedoch damals wenig daran, und erst nach der großen Pest von 1709 kamen die Jaugen auch in dem preußischen Littauen in Vergessenheit und werden im vorigen Jahrhundert nicht mehr erwähnt. Mit der Zerstörung der Oefen in den Scheunen hörte auch die bequemere Gelegenheit der Dampfbäder auf, und auch sie werden seitdem nicht mehr in Ostpreußen landesüblich vorgekommen sein. Nur zum Flachsbraken errichtete man wohl nach der Pest, abgelegen von den Dörfern, die sogenannten Brakstuben, von den Littauern „Pirten" genannt, welche Benennung darauf hinzudeuten scheint, daß diese Gebäude wenigstens Anfangs noch als Badestuben gedient haben. Da sie aber von den Wohnungen zu entfernt waren, so wurde das Baden in ihnen vielfach beschwerlich und man benutzte sie bald nur noch zu dem Flachsbraken, wozu sie an manchen Orten noch heute dienen mögen. Im südlichen Littauen, d. h. in der Gegend von Stalupönen bis Insterburg, wo die sogenannten Pirten vor einigen Jahrzehnten noch öfter anzutreffen waren, sind sie gegenwärtig schon sehr selten geworden; in anderen Gegenden Ostpreußens mögen sie noch öfter vorkommen. In dem benachbarten Szamaiten nennt man das Gebäude zum Trocknen und Ausdreschen der Garben ebenfalls Jauge; in Kur- und Livland wird es dagegen Riege genant, und die Stadt Riga soll ihren Namen von einer solchen Riege herleiten.

Die Benutzung der Jaugen und Riegen ist in jenen Ländern noch vor einigen Jahren — und sicherlich noch jetzt — allgemein verbreitet gewesen; diese Art des Dreschens gewährt nämlich unter Umständen manche nahmhafte Vorteile. Durch die in jenen Gegenden Rußlands noch allgemein beliebte Aufbewahrung der Garben in großen Haufen[1] auf freiem Felde, wodurch ein bedeutender Teil der kostspieligen Scheunen entbehrlich wird, sind die zum Dreschen eingebrachten Garben, namentlich bei wechselnder Witterung, mehr oder weniger feucht und würden sich in diesem Zustande schwer oder doch nur mangelhaft ausdreschen lassen; deshalb ist das Trocknen notwendig, und da dies in trüben Herbst- und Wintertagen nicht im Feien, „an der Sonne", ausführbar ist, so benutzte man dazu den in dem ost-ostpreußischen Klima auch sonst unentbehrlichen Ofen. Die mäßige Wärme von 30—50° R. benachteiligte die Keimfähigkeit der Körner nicht im mindesten, die trockene Beschaffenheit bewahrte sie aber vor dem Dumpfigwerden und machte sie vorzüglich geeignet zur weiteren Versendung, namentlich auf Schiffen. Endlich hielt der Rauch, welcher die auf Stangengerüsten um den Ofen ausgebreiteten Garben durchzogen hatte, später alle Insekten (Kornwurm 2c.) von den Körnern fern, ohne dem Geschmack des Mehles zu schaden.

Jener Gebrauch beim Dreschen ist in keiner anderen Gegend Deutschlands üblich, und man muß ihn daher für eine besondere Eigentümlichkeit des Gebietes halten, in dem einst der lettische Sprachstamm herrschend war, d. h. Ostpreußen bis zur Weichsel, das preußische Littauen, Kur- und Livland. Genau denselben Verbreitungsbezirk hat auch die preußische Zoche und die ihr nahestende livländische Stagutte. Wie die Anwendung der Zoche, so deutet auch die beschriebene uralte Weise des Dreschens unverkennbar einen über die ersten Anfänge der Kultur weit vorgeschrittenen Betrieb des Ackerbaues an, und man darf mit einer gewissen Berechtigung einen solchen annehmen, da eine bereits zwei Jahrtausende alte Nachricht über die Provinz Preußen darauf Bezug nimmt. Bekanntlich sind aus dem Reiseberichte des Massiliers Pytheas unter anderen wenigen Resten auch ein paar Stellen über seinen Besuch der Küsten des Bernsteinlandes erhalten; den früheren Geschichtsforschern waren mehrere in jenen zerstreuten Nachrichten enthaltene Widersprüche mit der gegenwärtigen Beschaffenheit der Küstenländer Preußens unerklärlich und sie bezweifelten deshalb früher überhaupt, daß Pytheas bis zu den Küsten Ostpreußens gekommen sei; sie nahmen dagegen an, er habe nur die Westküste Schleswig-Holsteins erreicht. Vor einigen Jahren hat aber Pfarrer Rogge in der „Zeitschrift für preußische Geschichte und Handelskunde" mit Hülfe alter Urkunden und bis dahin unbeachtet gelassener Hinweise auf die natürliche Beschaffenheit des Landes selbst eine Erklärung jener einst ungelösten Widersprüche in den Nachrichten des alten Massiliers gegeben. Pytheas erwähnt aber in der uns von Strabo erhaltenen Stelle auch der bei den Bewohnern des Bernsteinlandes üblichen Art des Dreschens; er sagt nämlich: „Da sie nicht reine Sonnenstrahlen haben, so dreschen sie in großen Häusern, nachdem die Aehren dahin zusammen-

[1] Solche Getreidehaufen, ähnlich den in England und auch bei uns landesüblichen Feimen, die man in Kurland etwa von 100—300 Garben setzt, nennt man dort Tugen; die preußischen Littauer nennen ebenso die großen Heuhaufen, welche mehrere Fuder enthalten und auf entlegenen oder im Sommer schwer zugänglichen Wiesen zur Winterabfuhr aufgesetzt werden.

gebracht sind. Tennen auf freiem Felde würden hier unbrauchbar sein wegen des Mangels an Sonnenschein und wegen Regengüssen." Man sieht in diesen Worten einen bestimmten Hinweis nicht auf die Aufbewahrung der Garben in Scheunen, welche ja noch zu Hennenbergers Zeiten den preußischen Littauern und heute noch den Bewohnern benachbarter Landschaften Rußlands unbekannt ist, sondern auf die Häuser, darin man das Korn trocknet und drischt, auf die Jaugen, an welche die Pirten noch erinnern. Die Aufbewahrung der Garben in Scheunen, wenn sie Pytheas auch vielleicht nicht in seiner Heimat an den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres kennen gelernt hatte, würde ihm bei seiner Küstenfahrt an den Ufern des Atlantischen Meeres und der Nordsee längst bekannt geworden sein, und er hätte sie nicht erst im Bernsteinlande bemerkt; doch hier fand er ein ganz eigentümlich eingerichtetes Gebäude zum Dreschen des Getreides, in welchem die Garben wegen des Mangels an heiterem Sonnenschein an einem Ofen getrocknet wurden. Diese ganze Einrichtung war ihm durchaus neu und erschien ihm so beachtenswert, daß er sie in seinem Berichte erwähnt hat. „Es darf uns kaum auffallen", sagt K. Käswurm in der „Altpreußischen Monatsschrift", „daß Pytheas nicht auch der Heizung selbst erwähnt; er sah jedenfalls die Küsten des Bernsteinlandes zu einer Jahreszeit, in welcher eben nicht gedroschen wurde; im Spätherbst wäre für ihn die Fahrt an das „äußerste Ende der Welt", wozu schon damals Ostpreußen gerechnet wurde, unausführbar gewesen, und so war er außerstande, uns ein so klares Bild von dieser ländlichen Arbeit zu geben, wie wir es von Augenzeugen aus viel späteren Zeiten erhalten haben."

Italienische Kolonien in Südbrasilien.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

In der letzten Zeit, in der so viel über Kolonien und Kolonisation geschrieben und gesprochen worden ist, hat sich die allgemeine Aufmerksamkeit mehr denn früher dem Süden Brasiliens zugewandt, als einem Lande, welches im höchsten Grade geeignet sei für deutsche Ackerbaukolonisation. Seit etwa 60 Jahren schon bestehen hier ausgedehnte deutsche Niederlassungen, welche sich im allgemeinen in blühendem Zustande befinden, wirtschaftlich mit dem alten Stammlande in Zusammenhang geblieben sind, indem sie gute Käufer unserer Industrie-Produkte sind, und die nun schon drei, vier Generationen hindurch sich ihr Deutschtum, namentlich ihre deutsche Sprache, treuer bewahrt haben, wie das sonst an irgend einem Punkte der Erde der Fall ist. Es ist das um so anerkennenswerter, als infolge des fast einem Auswanderungsverbote gleichkommenden preußischen Ministerial-Reskripts vom 3. November 1859 die deutsche Auswanderung nach Südbrasilien fast gänzlich gestockt hat.

Der Hauptsitz der deutschen Kolonisation und des deutschen Handels in Südbrasilien ist die Provinz Rio Grande do Sul. Im Laufe der 60 Jahre, also seitdem die deutsche Kolonisation ihren Anfang genommen, sind in die Provinz nur etwa 25,000 Deutsche eingewandert. Wenn nun trotz dieser doch sehr geringen Zahl die deutschredende Bevölkerung der Provinz über 100,000 Seelen beträgt, wenn fast der ganze Importhandel in den Händen deutscher Kaufleute liegt, wenn in der Provinz jährlich für etwa 30 Millionen Mark deutscher Waren konsumiert werden, so dürfte das wohl am besten für die Entwickelungsfähigkeit und den blühenden gegenwärtigen Zustand der deutschen Niederlassungen in Rio Grande do Sul sprechen.

Von vielen Seiten aus ist man in Deutschland bemüht, wenigstens einen Teil der gewaltigen, nach Nordamerika gehenden Auswanderermassen nach Südbrasilien zu lenken. Auf nordamerikanischem Boden gehen die Auswanderer uns wirtschaftlich sofort, national in kurzer Zeit, meist schon in der nächsten Generation, verloren. In Südbrasilien dagegen bleiben sie uns nach beiden Richtungen hin erhalten, so daß es möglich ist, hier sehr ausgedehnte deutsche Niederlassungen zu gründen, die voraussichtlich dauernd deutsch bleiben und einen vorzüglichen Markt für die Produkte unserer so absatzbedürftigen Industrie bilden werden. Aus diesem Grunde hat man sich bei uns in der letzten Zeit mehr denn je mit der Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien beschäftigt, und es sind denn auch in der letzten Zeit eine Anzahl von Schriften über diesen Gegenstand erschienen, namentlich über die Provinz Rio Grande do Sul. Will man aber die Frage der deutschen Kolonisation in Rio Grande do Sul nach allen Seiten hin diskutieren, so darf man einen Punkt nicht übersehen, der meines Wissens in Deutschland kaum bekannt ist, jedenfalls aber nicht gebührend beachtet worden ist: das ist die große italienische Kolonisation daselbst. In der Provinz Rio Grande do Sul gibt es schon jetzt ausgedehnte italienische Kolonien und jährlich wandern Tausende von Italienern ein, um — die Konkurrenten der deutschen Kolonisten zu werden. Vor kurzer Zeit ist über diese italienischen Kolonien ein offizieller Bericht des italienischen Konsuls in Porto Alegre, des Herrn Dr. Pascale Corte, erschienen, auf grund dessen wir einen genügend klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der italienischen Kolonien gewinnen können. Dr. Pascale Corte ist die erste italienische Autorität in Auswanderungs-Angelegenheiten, und wenn die italienische Regierung diesen Mann als Konsul in die Provinz Rio Grande do Sul schickt, so dürfte das wohl am besten zeigen, welchen Wert sie auf die Kolonisation daselbst legt. Sie hat erkannt, daß ihr und dem Lande aus der Auswanderung nach Südbrasilien (und den La Plata-Staaten) nur Vorteile erwachsen; denn die Kolonisten, welche innerhalb eines Zeitraumes von etwa zehn Jahren zu einem gewissen Wohlstand sich emporgeschwungen haben, verbrauchen drei- oder

viermal soviel vaterländische Waren, als wenn sie in elenden, beschränkten Verhältnissen zu Hause geblieben wären.

Sehen wir uns nun aber zunächst die italienischen Kolonien auf grund der Angaben Dr. Corte's etwas näher an. Die italienische Einwanderung in Rio Grande do Sul begann im Jahre 1875 mit der Gründung der drei Kolonien Caxias, Conde d'Eu, Donna Isabel, denen sich später dann die Kolonie Silveira Martins anschloß. Diese Kolonien sind fast ausschließlich von Italienern bewohnt, und außer auf diesen Kolonien haben sich auch auf deutschen Kolonien eine Anzahl Italiener angesiedelt. Der gegenwärtige Bevölkerungsstand der italienischen Kolonien ist folgender:

Caxias	13,680	Seelen.
Donna Isabel	9,595	„
Conde d'Eu	6,287	„
Silveira Martins	6,001	„
Provinzial-Kolonien	1,538	„
	37,101	Seelen.

Von den 13,680 Bewohnern von Caxias sind 315 Deutsche und 62 Franzosen, auf Donna Isabel sind nur zwei Franzosen als Fremde; auf Conde d'Eu finden wir 404 Deutsche, 56 Franzosen und 128 Angehörige anderer Nationalitäten; auf Silveira Martins gibt es keine Deutschen, dagegen 56 Russen, d. h. wahrscheinlich deutsche Russen, von denen sich in der Provinz eine ganze Anzahl befindet.

Das Territorium der Kolonie Caxias ist in 3866 einzelne Kolonie-Loose eingeteilt. Von diesen sind nur noch 193 unbesetzt. Die Kolonie zählt bereits 3373 Wohnungen. Donna Isabel besitzt 1323 Kolonieplätze, von denen 40 devolut sind. Auf der Kolonie befinden sich 1552 Wohnungen. Die 819 Kolonieplätze von Conde d'Eu sind sämtlich besetzt und weisen insgesamt 1395 Wohnungen auf, Silveira Martins endlich hat 991 Kolonieplätze, die sämtlich besetzt sind. Auf denselben befinden sich aber nur 750 Wohnungen.

Ueber die Ernte einiger Hauptartikel im Jahre 1883 und über den Viehbestand der Kolonien hat Dr. Corte ebenfalls Erhebungen angestellt, die deutlich zeigen, wie schnell die Entwickelung der jungen Ansiedelungen vor sich gegangen ist.

Nach Dr. Corte betrug auf Caxias

die Ernte im Jahre 1883:

Roggen	1,200,000	Kilogramm
Hafer	600,000	„
Bohnen	1,600,000	„
Mais	3,200,000	„
Wein	2,900,000	Liter.

Der Viehbestand:

Maulesel	4,800
Pferde	5,900
Kühe	3,500
Schweine	12,000
Ziegen	1,500

Auf Donna Isabel.

Die Ernte im Jahre 1883:

Roggen	1,444,800	Kilogramm
Hafer	1,384,000	„
Bohnen	1,736,400	„
Mais	3,011,000	„
Reis	44,000	„
Wein	4,986,000	Liter.

Der Viehbestand:

Maulesel	5,700
Pferde	6,000
Kühe	3,800
Schweine	12,000
Ziegen	8,000

Auf Conde d'Eu.

Die Ernte im Jahre 1883:

Roggen	791,500	Kilogramm
Hafer	1,433,000	„
Bohnen	1,608,600	„
Mais	3,556,400	„
Reis	42,000	„
Wein	2,759,600	Liter.

Der Viehbestand:

Maulesel	1,046
Pferde	686
Kühe	701
Schweine	8,422
Ziegen	547

Auf Silveira Martins.

Die Ernte im Jahre 1883:

Roggen	1,200,000	Kilogramm
Hafer	600,000	„
Bohnen	1,600,000	„
Mais	3,200,000	„
Reis	200,000	„
Wein	2,900,000	Liter.

Der Viehbestand:

Maulesel	500
Pferde	1,500
Kühe	1,000
Schweine	10,000

Neben diesen Hauptartikeln der Landwirtschaft, welche wir in den obigen Tabellen aufgeführt haben, werden natürlich noch eine große Menge anderer erzeugt, z. B. Tabak, Weizen, Gerste, ferner Kartoffeln, Gemüse, Orangen, Melonen ꝛc. Bei der Aufzählung des Viehes sind z. B. die Hühner nicht berücksichtigt, deren es auf allen Kolonien eine sehr große Anzahl gibt. Nichts desto weniger zeigen aber die obigen Zahlen, daß die Italiener es im Verlaufe von 10 Jahren in Rio Grande do Sul weit gebracht haben. Es gibt auf ihren Kolonien eine Menge industrieller Etablissements, wie Mühlen, Holzschneidereien, Schmieden und Schlossereien, Maccaronifabriken, Bierbrauereien ꝛc.; relativ gut eingerichtete Gasthäuser mit Billard u. s. w. sorgen für die Bequemlichkeit des Reisenden.

In den letzten 10 Jahren sind in Rio Grande do

Sul 30,000 Italiener eingewandert, also mehr wie Deutsche in 60 Jahren. Für dieses Jahr allein werden etwa 12,000 weitere Italiener erwartet. Wenn das einige Jahre so weiter geht, dann werden die Italiener die Deutschen bald überflügelt haben und damit ist dann eine große Gefahr für die deutsche Kolonisation und namentlich auch für den deutschen Handel die notwendige Folge. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Handel zumeist in den Händen desjenigen Volkes ist, welches das Hinterland in Kultur genommen hat. Dank der deutschen Kolonisation ist auch der Handel in Rio Grande do Sul zum überwiegenden Teil in deutschen Händen. Von Jahr zu Jahr hat der Konsum an deutschen Fabrikaten zugenommen, nicht nur bei der deutschen Bevölkerung, sondern überhaupt. Dies wird aber zweifellos anders werden, wenn die Italiener den Deutschen an Zahl erst gleichkommen oder sie gar übertreffen. Dann werden zahlreiche italienische Geschäfte entstehen, und die Italiener werden italienische Industrie-Erzeugnisse konsumieren. Schließlich werden selbst die Deutschen gezwungen sein, italienische Waren zu kaufen oder die deutschen doch nur durch Vermittelung des italienischen Geschäftes. Das sind freilich traurige Aussichten, und doch werden sie sich erfüllen, wenn es den Italienern gelingt, die Deutschen zu überflügeln. Daß sie dazu auf dem besten Wege sind, ist nicht zu bezweifeln, denn während aus Deutschland jährlich nur etwa 200 Menschen nach Rio Grande do Sul auswandern, kommen aus Italien viele Tausende. Während man in Berlin Augen und Ohren zu verschließen scheint, um die Vorteile einer deutschen Kolonisation in Südbrasilien nicht zu erkennen, während man der Auswanderung nach dorthin die größten Schwierigkeiten in den Weg legt, unterstützt die italienische Regierung die Auswanderung nach dorthin. Sie schickt ihre ersten Autoritäten als Konsuln ins Land, um sich über alle den Gegenstand betreffenden Angelegenheiten genau unterrichten zu können. Ganz gewiß würde die Regierung das nicht thun, wenn sie sich und dem Lande von der Kolonisation in Rio Grande do Sul nicht bedeutende Vorteile verspräche.

Wollen wir, daß uns das südbrasilianische Kolonisationsgebiet, ohne Zweifel eines der besten, die es überhaupt gibt, nicht verloren geht, wollen wir nicht, daß die blühenden deutschen Niederlassungen allmählich ihrem Untergang entgegengehen, so müssen wir bald Anstalten machen, um das zu verhindern. Die Deutschen in Südbrasilien brauchen einen starken Zuwachs aus dem alten Vaterlande. Hunderttausende haben in jenem gesegneten Lande noch Platz, und hier ist uns noch die Gelegenheit — vielleicht die letzte — geboten, ein großes deutsches Kolonisationsgebiet uns zu verschaffen, welches, wenn auch nicht politisch, so doch wirtschaftlich und national im innigsten Zusammenhang mit dem Mutterlande bleiben wird. Und der wirtschaftliche und nationale Zusammenhang der Kolonien mit dem Mutterlande ist doch entschieden wichtiger als der politische.

Es müßte eine der wichtigsten Aufgaben unserer Kolonialvereine werden, die Verhältnisse der deutschen Kolonisation in Südbrasilien objektiv zu prüfen und, wenn die Entscheidung — woran wir nicht zweifeln — für das Land günstig ausfällt, offen Farbe zu bekennen und alles aufzubieten, damit der Auswanderung nach dorthin keine Schwierigkeiten mehr bereitet werden. Das rührige Vorgehen der Italiener sollte uns doch aufmerksam machen auf das, was wir in Südbrasilien zu gewinnen und zu verlieren haben.

H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo.

(Fortsetzung.)

Nach diesem Zwischenfall wurden Mandara und ich dicke Freunde, und ich glaubte nun aus diesem glücklichen Stand der Dinge Vorteil ziehen und 20 von meinen Leuten mit den gesammelten Naturalien nach der Küste zurücksenden zu können, damit sie mir auf dem Rückwege eine Anzahl Träger und noch mehr Waren für den Tauschhandel und zu Geschenken mitbrächten. Als ich daher ungefähr einen Monat in Mandara's Lande gewesen war, schickte ich diese kleine Karawane nach Sansibar ab und blieb mit nur 10 Begleitern in Chaga. Nun begannen meine Schwierigkeiten und Mühsale und zuerst wurden meine beiden angeblichen Sammler, welche ich von der Küste mitgebracht hatte, mit ihrer Lage unzufrieden und begannen mit Mandara zu intriguieren. Sie wollten nicht mehr auf den Abhängen droben wegen der Kälte und nicht mehr in der Ebene drunten, aus Furcht dort auf feindliche Eingeborene zu stoßen, sammeln. Endlich verließen sie meinen Dienst und begaben sich an Mandara's Hof, wo sie mit ominöser Gunst aufgenommen wurden. Der Häuptling der Moshi gab jedem ein Weib und mehrere Kühe und lieh ihnen einige Flinten, welche er von Thomson erhalten hatte. Als Erwiderung dieser Gunstbezeigungen — denn in Afrika gilt immer das quid pro quo — erboten sie sich Mandara, den Verkauf seiner Sklaven an der Küste günstig zu leiten und ihn über seinen Verkehr mit den Weißen weiter aufzuklären. Die erste Benachrichtigung über irgend einen Umschlag in der Stimmung Mandara's gegen mich erhielt ich durch einen barschen Befehl von ihm, sogleich und unter Gefahrung der Vertreibung ihm meine sämtlichen Gewehre und Munition auszuhändigen, und dieser Befehl ward begleitet von einem mündlichen Verzeichnis meiner Rüstkammer, welches er nur von meinem ehemaligen ersten Sammler, der meine Gewehre in Verwahrung gehabt hatte, erhalten haben konnte. Ich erwiderte Mandara entschieden, daß ich ihm kein einziges Gewehr, noch irgend etwas zwangsweise geben und durchaus nicht das Land verlassen werde. Wie hätte ich dies auch zu thun vermocht, da ich nur 8 Träger und 57 Mannslasten hatte. Mandara benachrichtigte mich nun, daß ich jeden

Augenblick darauf gefaßt sein müsse, daß man mir den Hals abschneide, meine Häuser niederbrenne und sogar mein Andenken — meine Seele, wie er sich ausdrückte — ausrotte. Ich beantwortete diese angenehme Ankündigung mit der Versicherung, daß wenn mir auch nur ein Haar auf dem Haupte gekrümmt würde, der „Baloza" (Sir John Kirk) mit einem großen Heere kommen und mich rächen werde. Diese eitle leere Drohung nahm Mandara wörtlich, so daß er keine Gewalt gegen mich wagte; allein ich wurde doch auf seinen Befehl vollständig in Verruf gethan. Jeder seiner Unterthanen, welcher mir Lebensmittel verkauft und darüber ertappt ward, wurde ergriffen und als Sklave verkauft. Er hungerte mich aber durch diese Maßregel nicht aus, denn ich hatte glücklicherweise einen großen Vorrat von Lebensmitteln und Geflügel eingethan und den ersten in einer hastig erbauten festen Hütte mit starken Lehmmauern sicher untergebracht.

Einen ganzen Monat verbrachte ich übrigens in einem elenden Zustande von bangen Sorgen, beständig bedroht von Mandara, dessen Gemüt durch die erbärmlichen Swahili-Sammler vergiftet wurde; ich war beinahe nicht imstande, irgend etwas für Naturgeschichte zu leisten, da das Sammeln von Pflanzen und das Schießen von Vögeln Mandara's feinfühligen Unterthanen Aergernis bereitete und ihnen allzu sehr nach Zauberei zu schmecken scheint. Endlich ward Mandara, der von Natur aus nicht bösartig war, dieses thörichten und für ihn so wenig ersprießlichen Mißverständnisses müde; er sehnte sich nach den langen und interessanten Gesprächen, welche wir in unseren freundschaftlichen Tagen miteinander gepflogen hatten, und verlangte nach einer anderen Unterhaltung. Die beiden entlaufenen Swahilis hatten sich als sehr unwissende und unnütze Bursche erwiesen, welche lieber ein behagliches träges Bummlerleben führten als hart arbeiteten, und Mandara sah sich durch ihren Aufenthalt an seinem Hofe um nichts reicher. Einige Unternehmungen im Sklavenhandel hatten ein schlechtes Ende genommen, Mandara ward ihrer vollständig überdrüssig und sehr begierig, sich mit dem weißen Manne wieder zu befreunden. Sein friedfertiges Entgegenkommen ward von meiner Seite freundlich aufgenommen. Mandara machte mir einen feierlichen Besuch in meiner Stadt und nahm meine letzte Blechblüchse voll Biscuits unter seinem Arme mit. Hierauf wurde ein großer Markt in meiner Niederlassung abgehalten, meine Leute durften wieder die Dörfer der Eingeborenen besuchen, und ich kann den Rest meines Aufenthalts in Mandara's schönem Lande als meine glücklichsten Tage auf dieser Reise bezeichnen; allein ich vermochte diese friedliche Periode niemals wieder ruhig zu genießen. Ich konnte den Zweck meiner Mission nicht vergessen und heftete jeden Morgen einen gierigen Blick auf die Schnee- und Eiskrone des Kilima'ndscharo, der sich anscheinend so nahe bei meiner Wohnung erhob und doch von mir durch ernste, von Menschen bereitete Hindernisse getrennt wurde.

Um diese Zeit nämlich wurde Mandara's Gebiet einfach durch seine vielen Feinde blockiert; jeder Ausgangspunkt aus seinem Reiche war sorgfältig bewacht, und wer nur irgend die Grenzen von Moshi zu verlassen versuchte, wäre es auch nur um etwas Brennholz zu holen, ward alsbald ergriffen und niedergemacht. Trotzdem machte ich während des Monats September viele verzweifelte Anstrengungen, den Berg bis zur Schneegrenze zu ersteigen, hatte jedoch niemals Erfolg, obwohl Mandara mir jedesmal Führer und Soldaten lieh. Nur ein einzigesmal erreichte ich wirklich eine Höhe von 14,000 F., allein gerade als ich meine Mappe ruhig mit Pflanzen füllen wollte, sah man eine große Bande von Wa-kiboschos — den bittersten Feinden Mandara's und den Anführern der Koalition, welche sich gegen ihn gebildet hatte — in raschem Trabe herankommen, sich mit ihren Schilden decken und ihre Speere in der Luft schwingen. Ich hatte nur eben noch Zeit, mein kleines Häuflein von 16 Mann zu einem Viereck zusammen zu stellen, und erwartete mit Herzklopfen den feindlichen Angriff. Glücklicherweise machten die Wa-kibosho mitten in ihrem Anlauf Halt. Dort, zwischen uns und ihnen, stand, von mir unbeachtet, mein Theodolit auf seinem dreibeinigen Gestell. Schon vor der Ankunft des Feindes war das Instrument dort aufgestellt worden, um einige Beobachtungen zu machen, und dort stand es noch und war ohne Zweifel genau noch so gerichtet, wie ich es vorhin verlassen hatte. Dieses harmlose Instrument erfüllte die Wa-kibosho mit einer plötzlichen Angst. Es war für sie ohne Zweifel irgend ein so mächtiges Hexenwerkzeug, daß ich es nur zwischen mir und meinen Feinden aufzustellen brauchte und ihren Angriff nun mit Gleichmut erwarten konnte: Die Wa-kibosho machten daher Halt, stellten ihr Kriegsgeschrei ein, starrten unbehaglich den Theodolit an und zogen sich dann, zu meinem unendlichen Troste, langsam nach einem benachbarten Hügel zurück, von dessen Gipfel aus sie unser Treiben überwachten. Nach einer Viertelstunde beiderseitiger Unbeweglichkeit verließen die Wa-kibosho ihren Lauerposten im Dauerlauf und verschwanden in einem darunter liegenden Wald. Ich hielt eine kurze Beratung mit meinen Leuten, welche darauf bestanden, sogleich zu Mandara zurückzukehren, weil sie vorgaben, die Wa-kibosho würden in größerer Anzahl wieder kommen, uns unsern Weg unten verlegen und uns dadurch von unseren Lebensmittelvorräten abschneiden. Ich machte hierauf den Vorschlag, anstatt direkt nach Mandara's Land zurückzukehren, lieber unsere Erforschung des Berges fortzusetzen, dann durch Useri in die untenliegenden Ebenen hinabzusteigen und auf diese Weise Taveita zu erreichen. Dies ward jedoch überstimmt und vielleicht zu unserem Glück, da ich nun überzeugt bin, daß wenn unser kleines Häuflein das Gebiet von Mandara's volkreichen Feinden passiert hätte, wir alle 16 sicher erschlagen worden wären. Endlich wurde ich meiner Verlegenheiten rasch enthoben durch Mandara's Krieger, welche ihre Waffen

aufnahmen und den Heimweg mit der Erklärung einschlugen, ich könne ihnen folgen oder nicht, je nachdem es mir beliebe. Es blieb mir nichts anderes übrig als umzukehren, und es war gut, daß ich nicht länger zögerte. Der letzte Teil unserer Heimwanderung artete in ein förmliches Rennen, in ein furchtbares sauve qui peut, aus, denn die Wa-kiboscho waren in größerer Anzahl wiedergekehrt, wie meine Leute prophezeit hatten, und verfolgten uns beeifert; hätte daher nicht Mandara durch einen seiner Späher Wind von dem beabsichtigten feindlichen Einfall bekommen und uns eine Streitkraft von 200 Mann zu Hülfe gesandt, so wäre es sicher um uns geschehen gewesen, denn an eine solch rasche Flucht über schlüpfrige glatte Baumstämme und schlammige Abhänge nicht gewöhnt, ward ich bald erschöpft und das ferne Kriegsgeschrei der Wa-kiboscho tönte mir immer näher in das ängstlich lauschende Ohr. Meine Leute waren vor Furcht ganz demoralisiert, aber mein indischer Diener Virapan hielt tapfer bei mir aus. Mandara's Krieger hatten ein kurzes Scharmützel mit dem Feind, um uns den Rückzug zu decken, und geleiteten mich dann zu meiner Niederlassung zurück, wohin ihr Gebieter seine Salaams und eine schöne Ziege schickte, um mir seine Freude über meine glückliche Rückkehr zu bezeugen.

Als Gegenstück zu dieser Episode darf ich noch erwähnen, daß, als ich kurz darauf allein mit meinem Diener in den Ebenen unterhalb Moshi wanderte, wir auf einen Haufen von 14 bis 15 Mann desselben Volkes stießen, welche sich, vermutlich in Handelszwecken, nach Kahé begaben. Ich griff schweigend nach meiner Doppelflinte und rüstete mich, mein Leben teuer zu verkaufen; allein der Anführer der Truppe, in vollem Kriegsschmuck von Colobusaffenfellen, betrachtete mich nur einigermaßen verlegen und fragte zögernd: „Oh, Du bist der Mzungu (weiße Mann) von Mandara, nicht wahr?" — „Der bin ich", erwiderte ich; worauf er „guten Tag" murmelte, welchen Gruß ich höflich erwiderte, und wir von einander schieden. Ich traf später, als ich mich mit seinem Häuptling befreundet hatte, denselben Mann wieder und fragte ihn, warum er damals an mir vorübergegangen sei, ohne mich anzugreifen, worauf er entgegnete: „Oh, ich glaubte nicht, daß Du so weiß seiest."

Endlich, nach langer ängstlicher Erwartung, kehrte mein Führer von der Küste zurück mit weiteren Waren und einer Verstärkung von 50 Mann, welche, nebst einem oder zwei Ausreißern von Swahili-Karawanen, meine verfügbare Streitmacht von 8 bis über 60 Mann erhöhten. Ich war nun in der Lage, mich von der Hülfe der Eingeborenen unabhängig zu machen. Ich verließ Mandara's Land, nachdem ich einen beinahe zärtlichen Abschied von dem merkwürdigen Manne genommen, welcher trotz seiner Drohungen und Prahlereien und trotz der ihm zu Gebote stehenden Uebermacht bewaffneter Männer mich doch niemals um eines Pfennigs Wert beraubt hatte. Ich teilte Mandara den Grund meines Weggehens mit, nämlich daß ich, so lange ich mich bei ihm aufhalte, niemals mit den anderen Herrschern des Gebirges in Frieden leben könne, versprach ihm aber, gewissenhaft wiederzukommen und ihm dann einen eisernen Stuhl, eine eiserne Bettstelle und einen europäischen Hund mitzubringen. Dann drückte ich ihm die Hand und schied beinah mit Bedauern von dem interessantesten Charakter, den ich in Afrika getroffen habe.

Ich beeile mich nun, zu demjenigen Teile meines Vortrags zu kommen, welcher insbesondere vom Kilima'ndscharo handelt. Indem ich mein Hauptquartier von Moshi nach Taveita verlegte, schuf ich mir in dieser Waldveste eine höchst angenehme Heimat, worin ich meine Waren sicher aufbewahrte und wohin ich nach jeder ermüdenden Wanderung zurückkehrte, um mich wieder auszuruhen und zu erholen. Hierher, nach Taveita, lud ich mir eine Versammlung von Abgeordneten der bedeutendsten Häuptlinge des Gebirges, und wir schlossen nach einer feierlichen Konferenz förmliche Freundschaften und tauschten Geschenke aus, welche von seiten der Wa-Chaga in fetten Schafen und Ochsen bestanden, worauf ich abermals zur Besteigung des Kilima'ndscharo aufbrach. Diesmal begab ich mich zu Marang'a, dem Häuptling, welcher trotz seiner Versicherungen aufrichtiger Freundschaft noch maßlosere Forderungen stellte, als Mandara jemals gethan hatte. Er war jedoch naiv genug sich mit unbestimmten Versicherungen künftiger Freigebigkeit zu begnügen, wann ich meine Aufgabe vollendet haben würde. Er gab mir daher Führer mit, für welche ich schwere Hülfsgebühr bezahlte, und mit diesen und 40 von meinen eigenen Trägern wandte ich mich nochmals der Schneeregion zu. Wir durchquerten die angebaute Zone, welche hier ungefähr mit 5500 F. endigt, betraten ein haidenartiges Gelände mit angenehmen grasigen Hügeln und vielen Wasserläufen und schlugen unser Lager nach einer sehr allmählichen Ansteigung an einem lieblichen, mit Farnen umgürteten Bache auf.

Am folgenden Tage durchwanderten wir verkrüppelten Wald, wo die Bäume jedoch mit unbekannten Farnen und Schlingpflanzen behangen waren und wo köstlich duftende schmarotzende Begonien ihre hochroten Blütenglocken von Ast zu Ast schwangen. Die Dracänen, aus welchen die Wa-Chaga Hecken anlegen, wuchsen hier wild. Hübsche Baumfarne (Lonchitis pubescens) kamen hier in Menge vor. In einer Höhe von mehr als 7000 F. schmückte das Orchilla-Moos die Waldbäume in langen grauen Gewinden. Elefantenfährten waren hier sehr häufig; die übrigen bemerkenswerten Waldbewohner waren dunkelblaue Turacos und Baumdächse. Warzenschweine trafen wir gelegentlich bis zur Höhe von 8000 F. In 9000 F. Höhe lagerten wir für die Nacht bei einer kleinen Quelle, inmitten eines Forstes von Hochwald, wo die Bäume nicht den verkümmerten Charakter trugen, welcher die niedriger gelegeneren Wälder kennzeichnete. Ich fing hier ein Chamäleon und verschiedene Käfer und schoß auch Turacos und Tauben. Am folgenden Tage wanderten wir mehrere Meilen ostwärts, um

einen günstigen Platz zu einer Niederlassung in der Nähe von Wasser zu finden, welcher zugleich nicht allzu hoch war, so daß meine fröstelnden Begleiter nicht allzu sehr unter der Kälte leiden würden. Ich wählte eine wunderschöne Stelle auf einer grasigen Anhöhe über dem Flusse Kilema, welcher nahe beim Fuße des Kimawenzi entspringt. Die Höhe dieses Punktes war nahezu 10,000 F.; er war in gerader Linie ungefähr 4 e. Ml. vom Kimawenzi und etwa 7 vom Kibô entfernt. Hier errichteten meine Leute mit wunderbarer Geschwindigkeit etwa 15 behagliche, mit Haidekraut gedeckte Hütten, welche trefflich vor Regen und Kälte zu schützen geeignet waren. Die ganze Ansiedelung wurde mit einem starken Zaun oder Boma umgeben, als weise Vorsichtsmaßregel gegen einen möglichen Angriff oder Ueberfall. Nachdem ich dafür gesorgt hatte, daß jedermann untergebracht und vor der für uns strengen Kälte geschützt war (denn das Thermometer fiel beinahe jede Nacht auf einen oder zwei Grad unter den Gefrierpunkt), verlegte ich mein eigenes Quartier nach einem höhern Punkte und begann emsig zu sammeln. Mittlerweile trafen ganze Züge von Eingeborenen, unseren früheren Feinden, aus Kiboscho ein und brachten gute und wohlfeile Lebensmittel zum Verkaufe, so daß ich aller Sorgen bezüglich unserer Verpflegung enthoben und sogar imstande war, mir an köstlichen Beefsteaks mit einem wütenden Appetit in einer Meereshöhe von 11,000 F. gütlich zu thun.

Leider hatte ich beim Sturz von einigen glatten Findlingsblöcken herab mir die Kniescheibe stark verletzt und mußte mehrere Tage in gezwungener Muße verbringen, war aber bald wieder imstande aufzustehen und begann meine Streifzüge den Berg hinan. Mein erster Ausflug galt dem Fuße des Kimawenzi. Der furchtbare orkanartige Wind aber, welcher diese Reihe von zackigen Lavagipfeln umtoste, hinderte an der Fortsetzung der Besteigung, und ich bezweifle, ob es irgend jemand bei dem Mangel an Fußhalt möglich ist, den Gipfel zu erreichen. Die Schneemenge auf dem Kimawenzi wechselt sehr. Zuweilen ist der ganze Pik bis zu dem unteren Höhenzug herab ganz mit Schnee bedeckt, so daß nur die steilen Felsenspalten schwarz aus dem weißen Schneemantel hervorschauen. Zu anderen Zeiten beschränkt sich der Schnee nur auf einen unbedeutenden Fleck und legt den rötlichen Sand, welcher die Spalten und Runsen und Geröllhalden zwischen den Lavafelsen ausfüllt, dem Blicke bloß. Dieser Wechsel von einer beinahe beständigen Schneehaube zu beinah gar keinem Schnee kann sich binnen zwölf Stunden vollziehen.

Obwohl ich eine Menge Naturalien um den Kimawenzi herum sammelte, so ging doch mein Hauptbestreben dahin, den Schnee und womöglich den Gipfel des Kibô zu erreichen. Zu diesem Zweck aber würde es — wegen der großen Zeit, welche die Ersteigung kostete — notwendig sein, unterwegs zu übernachten und zu schlafen. Ich konnte daher nicht allein gehen, sondern mußte einige meiner Leute veranlassen, daß sie mich begleiteten, um mir die erforderlichen Hülfsmittel zu tragen. Mein indischer Diener, welcher nie vor etwas zurückschreckte, erbot sich natürlich dazu, allein ich mußte ihn zurücklassen, da er wegen Geschwüren an den Füßen marode war und ich mich auch scheute, die Ansiedelung ohne die Aufsicht irgend einer verantwortlichen Person zu lassen. So wählte ich denn drei von meinen Leuten, welche rüstig und stark aussahen und nicht feiger waren als die übrigen — unter feig verstehe ich furchtsam vor dem Unbekannten und Unerschauten, denn angesichts der gewöhnlichen afrikanischen Gefahren waren diese Leute tapfer genug — versah jeden mit einer warmen Wolldecke, belud sie mit meinen eigenen Decken und Kleidern, Lebensmitteln und Werkzeugen zum Sammeln und Beobachten. Dann wartete ich bis die Morgennebel sich etwas verzogen hatten, nahm einen liebreichen Abschied von dem Rest meiner Karawane, welche meine Begleiter und mich für tollkühne, sich mutwillig in Lebensgefahr begebende Menschen hielten, und wandte mein Gesicht jener Himmelsgegend zu, wo die Konzentration schwerer Wolkenmassen die Anwesenheit des großen Kibô andeutete.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Frauen als Ammen von Vierfüßlern.

Ainoweiber auf Jesso sollen wunderlicherweise junge Bären säugen, und wenn diese, halberwachsen, zu einem festlichen Schmause getötet werden, dieselben wie ihre leiblichen Kinder beklagen. Bewohnerinnen der Südsee ziehen, wenn sie sich ihres eigenen Fleisches und Blutes durch Kindsmord entledigt haben, an ihrer Brust junge Hunde auf, Negerinnen aus Mittelafrika und Indianerinnen aus dem mittäglichen Amerika kleine Affen, letztere auch Beutelratten und sonstiges Getier; Eskimoweiber säugen junge Hunde selbst, wenn die Hundemütter umkommen; aber daß sich deutsche Weiber zu Ammen von Vierfüßlern hergegeben haben und vielleicht noch hergeben, dürfte vielen etwas neues sein.

Im lippischen Hügellande zwischen Osning und Weser wandernd, um plattdeutsche Wörter, Redewendungen, Redensarten, vor allem aber Pflanzennamen und Gebrauchsanwendungen von Kräutern kennen zu lernen, traf ich einst auf einem Fußpfade einen Landmann an. Da ich etwas vor ihm war, so blieb ich stehen, um mit ihm ein plattdeutsches Gespräch anzuknüpfen. Da dieses dem oft beargwöhnten Städter nicht immer leicht wird, so zog ich, um sicherer zum Ziele zu gelangen, aus dem Leinfelde nebenan einige Halme von Lolium linicolum (arvense) und sagte, als der Bauer neben mir war, kopfschüttelnd: „Wat en Leidherl, buino nenn Luin!“ (wörtlich: „Was ein Lolch, beinahe kein Lein!“) Wie ich erwartete, blieb der andere stehen, sah mich groß an und fragte neugierig: „Kennt Heu den auk? (Kennt Er den auch?) „Oho“, war

die Antwort, „Twalk und Klüngelweuten und anner Tuig ollerdinge!" (Taumellolch, Lolium temulentum, und Trespe, Bramus, und ander Zeug allerdings.")

Hiemit war eine längere Unterredung im gemeinsamen Weitergehen eröffnet, die meinen Begleiter schließlich veranlaßte, seinerseits stehen zu bleiben, mich anzusehen und zu fragen: „Es Heu deu Mann, deu jümmer van den Mösmersken in den Bleërn schrifft? („Ist Er der Mann, der immer von den Massenbergern — den lippischen Schildbürgern — in den öffentlichen Blättern schreibt?) Als ich dieses bejahte, fuhr er fort: „Séu will 't Uehr auk wat vertellen" (wörtlich: „So will ich Ihr auch was erzählen.") Nun folgte eine Geschichte, die der Verständlichkeit wegen in Hochdeutsch wiedergegeben werden mag.

„Drüben im Dorfe lag eine Bauersfrau im Kindbette und klagte dem Gatten, daß sie Ueberfluß an Milch in der Brust fühle, so daß diese sie beläftige. ‚Da kann ich Rat schaffen', sagte der Bauer, ging in den Stall und holte ein kleines Ferkel in die Stube. ‚So', rief er schmunzelnd, ‚unsere junge Sau hat neun Kleine geworfen, nimm Du eins an die Brust, so ist euch beiden geholfen.' Die Frau war damit einverstanden und legte an die eine Saugwarze den kleinen Heinrich, an die andere das Schweinchen. Als eines Tages der kleine Junge in der Wiege schlummerte und das Schweinchen „schmackend" am Busen der Pflegemutter lag, kam eine halbblinde alte Nachbarin die Wöchnerin zu besuchen. ‚Ei', sagte sie, als sie des Tierchens ansichtig wurde, ‚wie der kleine Anerbe schon saugen kann, wie er es sich schmecken läßt, und wie allerliebst er aussieht. (Hiemit meinte sie das Ferkel.) Guckt man nur seine Nase an, so weiß man gleich, wem er nachartet. ‚Sui hen, et es deu luike Teite!' (wörtlich: Sieh hin, es ist der gleiche Vater!)

Bei weiterem Nachforschen brachte ich in Erfahrung, daß ein solches Gerede im Lande mehrfach geht, wenn auch ohne den letzten Teil der Erzählung; doch konnte ich niemand bewegen, mir den Namen einer Frau so zu nennen, daß ich mit Bestimmtheit behaupten könnte, diese oder jene habe wirklich ein Ferkel gesäugt; eine wohlhabende Frau aber kenne ich genau, und kann verbürgen, daß diese ein Tier mit der Milch ihrer Brust aufgezogen hat.

Frau Ne. verlor ein Mutterschaf, welches ein kleines Lämmchen hinterließ. Da sie selbst ein Kind stillte und Ueberfluß an Nahrung für dasselbe hatte, reichte sie auch dem Schäfchen die Brust und dieses gedieh prächtig. Als es aber größer wurde, ward es der Frau sehr läftig, indem es ihr stets folgte, wenn es konnte, am Kleide zerrte, an ihr emporsprang, nach dem Busen griff u. s. w. Schlachten mochte sie es nicht und sah sich deshalb, um den Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, genötigt, es wegzugeben.

Wohl lohnte es sich der Mühe, nachzuforschen, ob Aehnliches auch in anderen deutschen Gauen sich ereignet hat.

Detmold. W. Oesterhaus.

Die Silberlager in den Barrier- oder Stanley-Ranges (Australien).

Im Nordwesten der australischen Kolonie Neu-Südwales liegt der große, 2822 deutsche Quadratmeilen umfassende, aber gerade nicht sehr wertvolle Albert-Pastoraldistrikt. An seiner westlichen Grenze gegen die Kolonie Südaustralien erstrecken sich von Nordnordost nach Südsüdwest, ungefähr zwischen 30° 35′ ö. L. und 32° 10′ s. Br., die öden und wüsten Barrier- oder (nicht „und") Stanley-Ranges, in deren trostloser Umgebung weit umher keine Ansiedelung irgend einer Art besteht, noch bestehen kann. In diesem Gebirge wurden in neuester Zeit silberhaltige Erzlager aufgefunden, über deren anscheinend allerdings nicht unbedeutenden Reichtum von interessierten Seiten sehr übertriebene Berichte verbreitet werden. Man ist in Australien an derartige hochgradige Reklame gewöhnt, und das Publikum im großen und ganzen ist durch bittere Lehren der Erfahrung nachgerade auch etwas gewitzigt worden. Analysen werden, natürlich von ausgewählten Erzstücken, auf Bestellung gemacht, und der hochgeschraubte Prozentsatz wird dann publiziert und wandert aus einer Zeitung in die andere, als ob eine solche Analyse irgendwie den eigentlichen Wert der gepriesenen Entdeckung repräsentierte. Die Spekulation ging diesmal nur eine kurze Zeit lang in Melbourne, vielleicht auch in Sydney hoch, an anderen Orten Australiens verspürte man wenig davon. Die Regierung der Kolonie Neu-Südwales schickte nun ihren Geologen und Feldmesser Mr. C. S. Wilkinson im August 1884 an die Fundstätte, um dieselbe zu untersuchen. Sein im September an den Honor. Joseph P. Abbott, Minister des Minenwesens in Sydney, eingesandter Bericht, lautet wie folgt:

„Die Erzgänge ohne Ausnahme sind, sowohl in ihrer longitudinalen wie vertikalen Ausdehnung, in der Stärke sehr veränderlich. Manche hören schon nach wenigen Yards (ein Yard ist gleich 0,91 m.) vollständig auf. Die Gänge, welche sich in den ursprünglichen Fugen der Strata entlang gebildet haben, scheinen eine größere Tiefe zu besitzen, wenngleich auch sie in der Stärke immer sehr variieren. An solchen Stellen ist dann allerdings Aussicht, daß die Arbeit auf Silber und Blei längere Zeit anhalten werde. Es kommen aber sehr wichtige Fragen in Betracht. Zunächst die Wasserfrage. Offenes Wasser existiert im Distrikte nirgends. Es liegen in einigen der größeren Thäler sandige Alluvialflächen und hier ist es wenigstens wahrscheinlich, daß sich ein gewisser Vorrat ziemlich guten Wassers werde finden lassen. Eine andere Frage ist die des Transports der Erze nach einem Schmelzwerke. Da das gefundene Silbererz immer eine nicht unbedeutende Beimengung von Blei enthält, so ist eine Schmelzung nötig. Diese kann aber wegen Mangels an Brennmaterial an Ort und Stelle nicht bewirkt werden. Gegenwärtig wird das Erz 480 bis 530 Km. weit nach Port Adelaide

in Südaustralien, und zwar mit einem Kostenaufwande von 5 Pfd. St. pro Tonne, geschafft, und von da mit dem Schiff nach England. Nur der Bau einer leichten Eisenbahn von Silverton, wie man den Ort genannt hat, wo eine regellose Menge von Zelten und hölzernen Buden errichtet wurde, nach dem 125 Km. entfernten kleinen Orte Menindie, am westlichen Ufer des schiffbaren Darling-R. und in 32° 30′ s. B. und 142° 25′ ö. L. v. Gr., könnte dem jetzigen großen Uebelstande abhelfen. Bei Menindie existiert schon gutes Holz als Brennmaterial in Ueberfluß und ebenso auch gutes Wasser, so daß sich hier Schmelzwerke mit Leichtigkeit anlegen ließen. Das metallische Silber und das Blei könnten dann von Menindie entweder nach Sydney versandt werden oder auf dem Darling nach Viktoria oder Südaustralien. Diese Eisenbahn würde auch in anderer Beziehung von großem Nutzen für die Silbererzminen sein. Das nötige Holz könnte von Menindie bezogen werden, und im schlimmsten Falle auch Wasser."

Daß es unter solchen Verhältnissen ein großes Wagnis, wenn nicht geradezu Thorheit wäre, nach dieser öden und wüsten Gegend auf's Geratewohl zu wandern, wo die Kosten des Unterhalts ganz enorm sind, liegt klar zu Tage. Die Aufregung über diese Entdeckung war übrigens in Australien auch nie eine so ungeheure, wie manche Zeitungen berichten, wenigstens nicht im entferntesten mit der zur Zeit der Entdeckung der Goldfelder zu vergleichen.

Henry Greffrath.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Gletscher der Alpen. Das kürzlich in Lausanne erschienene Annuaire du Club Alpin Suisse veröffentlicht einen fünften Bericht des Prof. F. A. Forel in Morges über die periodischen Schwankungen der Gletscher in den Alpen. Er hat sich, wie in den früheren Jahren, an seine Kollegen, die Mitglieder des Alpenklubs, an die Naturforscher, Führer, Bergbesteiger und Bergbewohner gewandt, um Beobachtungen über den Zustand der Verlängerung der Gletscher zu erhalten. Nachstehend geben wir die interessantesten der gesammelten Thatsachen:

Die große Periode der Verminderung und des Rückganges der Gletscher, welche vor einigen Jahren das Publikum in Erstaunen und sogar in Unruhe versetzte, hat aufgehört. Während man in den Jahren 1871—75 in der ganzen Alpenkette keinen einzigen Gletscher kannte, welcher nicht in Abnahme begriffen war, hat man seit 1875 am Bossonsgletscher (Montblanc) den Beginn einer neuen Zunahme wahrgenommen; im Jahr 1878 zeigten der Brenva-Gletscher (südlich vom Montblanc), im Jahre 1879 die Gletscher des Trient (Montblanc-Massiv) und Zigiorenove (im Val d'Arolia) deutliche Verlängerungslinien; aus dem vorigen Jahre zitierte Professor Forel 16, aus diesem Jahre zählte er 34 Gletscher auf, welche ihre Vorrückungsperiode begonnen haben oder in voller Zunahme begriffen sind.

Diese 34 Gletscher gehören der Mehrzahl nach dem östlichen und zentralen Teile der Alpenkette an. Drei derselben sind in dem Massiv des Pelvoux (Alpen des Dauphiné); acht in denjenigen des Montblanc und Dent-du-Midi, einer in dem des Grand-Paradis (Piemont), sieben in den Massiven des Monterosa und der Mischabell-Gruppe, fünf in den Berner Alpen, nur drei in den Graubündener Alpen und kein einziger in den österreichischen Alpen. Die Gletscher, welche während der vorangehenden 20 oder 30 Jahre in erstaunlicher Weise abgenommen und sich zuweilen in ungeheuren Proportionen verkürzt, in ihrer Länge um mehrere Hunderte und sogar um Tausende von Metern abgenommen, so daß ihr Volumen sich um mehrere Millionen Kubikfuß vermindert hatte — diese Gletscher beginnen allmählich einer nach dem andern eine neue Periode der Verlängerung und wachsen an Länge, Breite, Dichte und Volumen. Die rascheste Verlängerung weisen die Bossonsgletscher und der von Zigiorenove auf. Damit soll nicht gesagt sein, daß alle Gletscher der Alpen an dem kritischen Augenblick angekommen sind, wo sie aus dem Zustand der Abnahme in denjenigen der Zunahme übergehen. So ist z. B. nach den Beobachtungen des Herrn Held, Ingenieurs am eidgenössischen topographischen Bureau, welchen der Schweizerische Alpenklub mit den Vermessungen des Rhonegletschers betraut hatte, dieser Gletscher noch gegenwärtig im Zustand der Abnahme; ebenso der Aargletscher, welcher sich während der ganzen Zeit vom Anfange dieses Jahrhunderts bis gegen 1871 beinahe ununterbrochen vermehrt hatte und der in der jüngstvergangenen Periode der letzte im Rückgang gewesen war; er ist in Wirklichkeit noch immer im Zustand der Abnahme begriffen, wie auch die Mehrzahl der Gletscher in den Glarner und Graubündener und die Gesamtheit der Gletscher in den österreichischen Alpen.

Auf welchen Gesetzen beruhen nun diese Schwankungen in den Dimensionen? Die jährlichen Berichte des Herrn Forel bezwecken die Bestimmung und Feststellung dieser Gesetze. Einige derselben haben bereits nachgewiesen werden können, aber viele dieser Gesetze dürften wohl erst nach einem lange fortgesetzten Studium und nach Anhäufung eines zahl- und umfangreichen Beobachtungsmaterials entdeckt werden können. Diese Untersuchungen sind wichtig, nicht allein vom wissenschaftlichen und theoretischen Standpunkte aus, sondern auch um der Alpenwirtschaft willen. Die Mehrzahl jener großen Katastrophen, welche die Thäler der Alpen verwüstet haben, entstanden durch das außerordentliche Wachstum der Gletscher, so diejenigen von Bagnes in den Jahren 1545, 1606 und 1818 infolge der Anhäufung der Eismassen des Giétroz; die Unfälle von Randa in den Jahren 1636, 1737, 1786 und 1819, verursacht durch den Einsturz des Bièsgletschers; die Ueberschwemmungen des Saasthales 1633, 1686 und 1772 durch das

plötzliche Ueberlaufen des vom Allalin-Gletscher versperrten Mattmark-Sees; der Absturz des Triolet-Gletschers von 1717 in das Ferret-Thal von Cormayeur; die Ueberschwemmungen des Sees des Ruitor in Piemont 2c. — lauter Unglücksfälle und Naturereignisse, deren Ursprung auf die in der Wachstumsperiode übertriebene Entwickelung der Gletscher zurückzuführen war. Es ist deshalb von Wichtigkeit, die Gesetze dieser Erscheinungen zu studieren, und wir empfehlen daher diese Forschungen dem Interesse der Bergbesteiger und Alpenforscher. (G. g.)

* Die Fortschritte der Argentinischen Republik. Bei Gelegenheit der Eröffnung des Kongresses der Argentinischen Republik am 7. Mai d. J. hielt der Präsident Roca eine Botschaft, welcher wir folgende Nachweise entlehnen:

Die Eisenbahnen fahren fort, sich in allen Richtungen auszudehnen. Die Andinische Bahn ist in Mendoza und San Juan eröffnet worden, und diese Linie, welche sich von Villa-Maria bis zur letzteren Stadt erstreckt, hat eine Länge von 777 Km. Die Strecke von Tucuman nach Vipos, 47 Km., ist im Januar vollendet worden und hiermit sind die Schwierigkeiten, welche die steilen Wege des Nordens dem Verkehr bereiteten, teilweise beseitigt. Wenn die Zufuhr des in Rosario lagernden Materials keine Verzögerung erleidet, wie man mit Fug hoffen darf, so wird die Strecke von San Jose de Metan noch vor Ablauf dieses Jahres in Dienst gestellt werden können. Die Linie von Chumbicha wird in einigen Monaten vollendet sein und die Provinzen Rioja und Catamarca werden sich dann der Vorteile dieses Werkes erfreuen, welches dazu bestimmt ist, die soziale und wirtschaftliche Lage dieses Teils der Republik vorteilhaft zu modifizieren. Die Verlängerung der Eisenbahn von Campana schreitet rasch voran, hat schon den Baradero erreicht und dürfte noch in diesem Jahre bis an den Rosario ausgedehnt werden. Die Eisenbahnen haben sich in der Provinz Buenos-Aires in erheblicher Weise entwickelt. Santa Fé hat im vorigen Jahr die Bahn Oeste-Santafecino, welche den Rosario mit der Kolonie Candelaria verbindet, eingeweiht und in diesem Jahre schon drei Abschnitte der von der Stadt Santa Fé ausgehenden Linie bis zu den Kolonien San Carlos und Esperanza und in der Richtung der im Westen dieser Provinz liegenden Kolonien eröffnet. Zu Anfang des Jahres 1881 hatte das ganze Land 2394 Km. Eisenbahnen in Betrieb und es erreicht noch in diesem Jahr die Zahl von 4128 Km., in Bau bleiben noch 1968 Km., welche Ende 1886 sicher vollendet sein und die Republik in den Besitz von 6400 Km. Eisenbahnen mit einem beiläufigen Aufwand von 120 Mill. Dollars setzen werden. Die Einwanderung ist noch immer im Steigen begriffen, angezogen durch die Vorteile, welche das Land darbietet. Während des Vorjahres hat sich, trotz der durch die Cholera in Europa hervorgebachten Störung, welche die Argentinische Republik zwang, ihre Häfen den aus den infizierten Ländern kommenden Schiffen zu verschließen, die Zahl der Einwanderer auf 81,541 Köpfe belaufen. Diese haben hier alle Freiheiten, welche das Gesetz ihnen gewährt, und eine rasche und vorteilhafte Verwendung gefunden. In den vier ersten Monaten des gegenwärtigen Jahres sind 46,415 Einwanderer angekommen, und berechnet man hienach auch das Ergebnis der weiteren acht Monate, so kann man hoffen, daß die Gesamtzahl der im Jahre 1885 angekommenen Einwanderer sich auf etwa 139,000 Köpfe belaufen wird. Die im vergangenen September von der Regierung nach dem Gran Chaco veranstaltete Expedition ist vollständig gelungen. Diese mit Verständnis ausgeführte wichtige militärische Operation entsprach allen Absichten des Kriegsministers. Der General, welcher sie geleitet, und das Armeekorps, das an diesem Feldzuge teilgenommen, haben der Republik einen wichtigen Dienst geleistet. Die Schranken, welche das Barbarentum an der südlichen und an der nördlichen Grenze der Republik aufgerichtet hatte, sind nun gefallen, und wenn man forthin von Grenzen sprechen wird, so handelt es sich nur um Grenzen, welche uns von benachbarten Nationen scheiden, und nicht von solchen, welche der Republik Menschenleben, Blutvergießen, Schaden und Schande gebracht haben. Gleich den Pampas sind nun auch das Gebiet Lymay, Patagonien, das Feuerland, der Gran Chaco mit seinen herrlichen Feldern und seinen hundertjährigen Urwäldern das wirkliche, gesicherte und positive Besitztum der Nation geworden. (G. g.)

* Das Heiraten bei den Turkmenen. Die Londoner Königl. Geographische Gesellschaft hat am 22. Juni dieses Jahres eine Abendversammlung gehalten, in welcher der kürzlich aus Afghanistan zurückgekehrte britische Grenzkommissär General Sir Peter Lumsden einen Vortrag über die Sitten der turkmenischen Völkerschaften hielt, die nordwärts von Herat wohnen. Nach seiner Schilderung werden die turkmenischen Weiber schon frühzeitig ans Arbeiten gewöhnt. Wenn sie sich verloben, so verfertigen sie sich selbst ihre Ausstattung und soviel wie möglich die Gegenstände ihrer künftigen Haushaltung, selbst Decken, Teppiche und Möbel mit inbegriffen. Der örtliche Brauch verlangt, daß noch vor der Hochzeit der Verlobte den Eltern seiner Zukünftigen ein Pfand erlege, welches gewöhnlich in einem Geschenk von hundert Schafen besteht; allein der künftige Schwiegersohn kann auch in baarem Geld und auf ein- oder mehreremale bezahlen. Nachdem der Zukünftige sich hierüber mit den Schwiegereltern verständigt hat, veranstaltet er zur Feier seiner bevorstehenden Heirat Wettrennen oder andere Festlichkeiten, zu denen er seine Freunde einladet. Hierauf putzt er ein Kameel auf, welches er seiner Zukünftigen schickt, und das am Hochzeitstage eine gewisse Rolle zu spielen bestimmt ist. An diesem Tage setzt sich die Verlobte, von den Gliedern ihrer Familie umgeben, auf einen Teppich vor einem Zelte. Die Mitglieder der Familie des Zukünftigen kommen dann, um sie abzuholen, allein die Freundinnen der Verlobten

widersetzen sich dem Fortführen des jungen Mädchens, stoßen die Verwandten des Zukünftigen zurück und werfen ihnen rohe Eier und andere Geschosse an den Kopf; die ältesten Weiber nehmen teil an dem Kampfe, werfen Zitronen und Weintrauben in den Haufen hinein und das Handgemenge wird allgemein. Mitten in dem Kampfgewühl erscheint der Verlobte zur der Stelle, stürzt sich in die Gruppen der Streitenden, befreit seine Verlobte und hebt sie auf das vorerwähnte Kameel. Alsbald strecken alle die Waffen und der Verlobte führt seine Geliebte unter den Glückwünschen und dem Freudengeschrei der Umstehenden mit sich fort. (G. g.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Unter den kurzschwänzigen Papageien ist einer der schönsten der Psittacus accipitrinus *L*, von den Indianern nach seinem Geschrei Hia-hia genannt. Er ist ziemlich selten, lebt mehr im Inneren des Landes und kommt in Flügen von höchstens einem Dutzend vor. Er ist etwas kleiner als der Amazonen-Papagei, Flügel und Rücken schön grün, Hals und Stirne gelblichgrau und braun gerändert, Bauch blutrot, mit blau geränderten Federn. Die langen Halsfedern sind ebenfalls rot und blau gerändert und der Vogel kann sie aufrichten, so daß er aussieht, als hätte er einen Halskragen oder eine Haube. Er nistet nicht in Palmen, sondern in abgestorbenen Bäumen, und wird sehr zahm. Pionias violaceus *Gm.*, der einzige der surinam'schen kurzschwänzigen Papageien, hat nichts Grünes an sich. Er ist etwas größer als eine Amsel, violettblau, Schwungfedern blau, Bürzel rosenfarbig, wird sehr zahm und lernt auch etwas sprechen. — Die am häufigsten vorkommenden Papageien sind Pionias amazonica *L.* und Pionias menstruus *L.* Beide kommen in großen Schwärmen vor, sowohl in der Nähe der Seeküste als im Innern, wo sie meist auf Strom-Inseln schlafen. Beide sind allgemein bekannt und verbreitet. Der Amazonen-Papagei hat beinahe die Größe eines Raben, ist grün mit grauem Schimmer, gelben Flecken auf dem Kopfe und roten Schultern. Der andere, etwas kleinere, ist grün, mit blauen Flecken auf der Stirne und gelben Backen und hat in den Flügeln und dem Schwanze blau, rot und gelb gefleckte Federn. Manchmal bringen Indianer nach Cayenne Papageien dieser Art, die statt grün beinahe gelb sind, aber keine regelmäßige Färbung, sondern nur große gelbe Flecken haben. Ich hörte, daß diese Färbung entstehe, wenn man die jungen, beinahe federlosen Vögel mit dem Blute eines gewissen Laubfrosches einreibe. Ob aber die Federn nach der ersten Mauser wieder grün werden, weiß ich nicht.

Junge Papageien aufzuziehen, ist eine wahre Geduldsprobe, denn sie lernen, wenigstens in der Gefangenschaft, viel später allein fressen, als andere Vögel, und wollen noch gestopft sein, wenn sie schon fliegen können. Der kleinste der surinamischen Papageien ist Psittacula passerina *Gm.*, der kaum die Größe eines Sperlings hat. Er ist grasgrün, mit fleischfarbenem Schnabel. Die mittleren Schwungfedern sind ultramarinblau. Sie nisten in hohlen Bäumen, kommen in die Gärten, wo sie besonders gerne die trockenen Samen des Hibiscus esculentus, junge Bohnen und Mais fressen. Die Negerknaben fangen sie in Fallen und verkaufen sie für 25 Cent das Stück. Sie werden bald zahm, leben aber nicht lange, besonders wenn ein Pärchen getrennt wird. Eine andere Art, Psittacula tiriacula, ist etwas größer, ebenfalls grün, weiß um die Augen und die inneren Schwungfedern der Flügel orangenfarbig. Sie sind im oberen Lande sehr häufig und werden ebenfalls in Fallen gefangen. Außer diesen kommen noch vor: Sittace nobilis *L.*, Conurus pertinax *L.* und Conurus cyanopterus *Bodd.*, Brotogeris tuipara *Gm.*, Pionias histrio *Bodd.* und Pionias melanocephalus *L.*, Chrysotis farinosa *Bodd.*

Von Tauben kenne ich nur sechs Arten, wovon Turtus passerina *L.*, die kleinste, auch im südlichen Nordamerika vorzukommen scheint. Sie hat die Größe einer Ammer, ist grau mit braunen Flügeln, der Hals geperlt und irisierend, und findet sich in kleinen Flügen von höchstens einem Dutzend auf Savannen und Grasplätzen, wo sie auf dem Boden nistet. Die Franzosen heißen sie Ortolan. Die schönste ist Columba speciosa, von der Größe einer Feldtaube, Rücken, Leib und Schwanz rotbraun, Hals und Brust besäet mit grünschillernd-weißen, tropfenartigen Flecken. Alle Tauben nisten an offenen Stellen, in Savannen, am Saume der Wälder, am Meeres-Ufer, aber keine in den Waldungen selbst. Sie sind überhaupt nicht sehr zahlreich. Die anderen sind: Columba nigrirostris *Scl.*, Columba tolpacati *L.*, Peristera montana *L.*, Peristera rufaxillo *Bch.*

Von viel größerer Bedeutung als die Tauben sind die Baumhühner und die rebhühnerartigen Vögel, wiewohl auch hierin Guiana mit Ostindien sich nicht messen kann. Die größte und auch in Europa bekannteste Art, weil sie in keinem Tiergarten fehlt, ist die Powis, Crax alector *L.*, von den Karaiben Hokko, von den Arowaken Hitsi genannt. Sie ist ziemlich hochbeinig, von der Größe einer Truthenne, Kopf, Hals, Schwanz und Flügel sind schwarz, Bauch und Bürzel weiß; der Kopf und die Backen sind mit schwarzen, samntartigen Federn bewachsen, die, auf dem Scheitel nach vorne gekrümmt, eine Art Kamm oder Haube bilden, bei dem Männchen ganz schwarz, bei dem Weibchen aber weiß meliert sind. Der Schnabel ist schwarz und von einer gelben Wachshaut umgeben, aus der das große schwarze Auge wunderschön hervorsieht. Die Powisen leben auf Bäumen, auf denen sie auch ihre Nester

bauen, und, wie es scheint, paarweise, weil man nicht mehr Weibchen als Männchen bekommt, obwohl manchmal ein Dutzend beieinander ist. Sie leben von Früchten und Körnern, die sie teils auf den Bäumen, teils auf dem Boden finden, scharren aber nicht. Gibt man ihnen ganze Maiskörner, so geben sie sie unverdaut von sich. Sie gehen in der Frühe und noch vor Sonnenaufgang auf den Boden und man hört um diese Zeit und am Abend ein Gebrumm, mit dem sie ihre Weibchen locken. Erschreckt, stoßen sie einen knarrenden Schrei aus und fliegen auf Bäume, aber nie weit, so daß es nicht schwierig ist, sie zu beschleichen. Wenn sie den Jäger nicht sehen, so kann man manchmal zwei bis drei vom Baum herunterschießen, ehe sie sich bequemen, wegzufliegen. Sie werden sehr zahm, ungemein zutraulich, wollen immer gestreichelt sein, und stoßen dabei einen winselnden Laut, „Hi-ui-si", aus. Sie sind im oberen Lande sehr häufig, in der trockenen Zeit fett und geben dann einen delikaten Braten. — Ein anderes Baumhuhn, Ortalida paraqua *Gm.*, oder Wakago genannt, lebt ebenfalls paarweise, im Gesträuche aber mit mehreren gesellig zusammen. Es hat die Form eines Fasans, ist aber nur halb so groß, olivenbraun mit rotbraunem Schopfe, Füße grau, Schwanz acht Zoll lang, am Halse ist ein roter Hautflecken, der sichtbar wird, wenn der Vogel seine gellende Stimme ertönen läßt. Dieses geschieht lange vor Tagesanbruch und ist so stark und knarrend, daß man sie wohl eine halbe Stunde weit hören kann. Sie lautet wie sein Name. Obgleich sein Fleisch gut schmeckt, so wird es doch nicht geachtet. — Ebenso häufig ist im Walde der Marai, Penelope marail *Gm.*, er ist von der Größe eines Fasans, olivenfarbig mit einem nackten roten Flecken am Halse, der sich aufbläht, wenn der Vogel seine Stimme hören läßt. Er hat auf dem Kopfe ein Schöpfchen von grünlichen Federn, eine weißlich getupfte Brust, braunen Unterleib und rote Füße. Im oberen Lande findet sich häufiger als dieser der Crala, Penelope cristata, von derselben Größe und Form, ebenfalls olivenbraun, mit rötlichem Schimmer und weißem Schopfe. Beide Arten halten sich meist auf Bäumen auf und leben wie die Powisen von Palmfrüchten und Körnern. Die Indianer verstehen es, sie durch einen Pfiff anzulocken und zu schießen.

In den Waldungen finden sich vier Arten Hühner, die mit Rebhühnern einige Aehnlichkeit haben, auf dem Boden leben, brüten und sich durch ihre Stimme und besonders große, schöngefärbte Eier auszeichnen. Es ist die Gattung Tinamus, in der Kolonie Anamu genannt. Sie haben keinen Schwanz und machen ihr Nest von 6—8 Eiern in die auslaufenden Wurzeln an Baumstämme. Das große Tinamus major *Vieill.*, etwas niedriger, aber der Masse nach wie ein Haushuhn, ist graugelblich gewellt, mit hellem Bauch und bräunlichen Flügeln, lebt meist einzeln oder paarweise, und legt etwa acht schöne türkisblaue Eier, die größer als Hühnereier, aber mehr rund von Form sind. Läßt man die Eier durch Hühner ausbrüten, so laufen die Jungen alle davon. Das Fleisch ist weiß wie das der Fasanen, aber trocken. Tinamus cinereus *Gm.* und Tinamus pileatus *Bodd.*, scheinen bloß Abarten zu sein. Ein kleines, Tinamus variegatus *Gm.*, ist etwas größer als ein Rebhuhn, rötlichbraun, mit schwarzen, wellenartigen Flecken, unten weiß und schwarz gefleckt. Seine länglichten Eier sind violettfarbig. Das Fleisch ist weiß, saftig und viel besser als das der vorigen. Abends, wenn die Sonne untergeht, läßt es einen weitschallenden Flötenton hören. In kleinen Flügen von etwa 12 Stück trifft man in den Waldungen eine Art Rebhuhn, Odontophorus guyanensis *Gm.*, von den Indianern Dokoro genannt. Es ist so groß wie unser Rebhuhn, Bauch grau, Oberseite und Flügel braun, durchaus schwarz gewellt, am Halse zwei rote Flecken. Ueberrascht man sie, so laufen sie erst auseinander, bis sie nach und nach in verschiedenen Richtungen auffliegen. Weitere Arten dieser Waldhühner sind Bonasa umbellus *L.*, Odontophorus stellatus *Gld.* und Ortyx sonnii *Temm.*

Wie die Zünfte allmählich in einander übergehen, so gleichen auch die Trompetervögel, die in den Sumpfvögeln, Grallä, den Anfang machen, mehr den Hühnerarten als den später folgenden Reihern. Wie Hühner, suchen die Trompetervögel ihr Futter, das aus Insekten, Würmern und Körnern besteht, im Dickicht der Wälder und in der Nähe von Sümpfen und Creeken auf dem Boden, und zwar in kleinen Truppen von 10—20 Stück, wo sie erschreckt mit einem knarrenden Schrei teils durch Laufen sich zu retten suchen, teils niedrig über den Boden hinfliegen. Der Trompetervogel oder Agami, Psophia crepitans *L.*, in der Kolonie Kami-Kami, bei den Arowaken-Indianern Walacaba genannt, hat die Form eines Pfauenweibchens, ist aber viel kleiner, wegen seiner langen grünlichen Füße zwar höher wie ein Huhn, aber der Masse nach nicht so groß. Kopf, Hals und Bauch sind schwarz, die Flügel braun und dicht bedeckt von grauen flaumigen Deckfedern, die, wie beim Casuar, an der Seite und der Stelle des Schwanzes herunterhängen. Die Federn am Kopf und Hals sind kurz und sammtartig, wie beim Pfau, an der Brust länger und metallisch grün und blau glänzend, das große Auge dunkelbraun, beinahe schwarz; der Schnabel etwas gebogen und einen Zoll lang. Sie nisten auf dem Boden und brüten manchmal, aber selten, 10 Eier aus, die blaßblau von Farbe sind. Die Jungen laufen mit der Mutter wie junge Rebhühner, sind grau mit braunen Streifen und werden schon am zweiten Tage zahm, so daß sie immer hinter dem, der sich ihrer annimmt, herlaufen, und in Gefahr geraten, zertreten zu werden, welche Gewohnheit sie auch im Alter beibehalten. Sie fressen besonders gern Insekten und Regenwürmer, die sie aus der Erde herausziehen, scharren aber nicht. Es ist der zierlichste, lustigste und zahmste Vogel, der einem tausend Spaß, aber durch seine Gewaltthätigkeit und Neu-

gierde auch vielen Aerger machen kann. Ich hatte mehreremale zwei dieser Vögel, die mein Haus besser bewachten als ein Hund. Abends 6 Uhr flogen sie auf einen Spondias-Baum, der neben meinem Wohnhause stand, um auf den höchsten Aesten zu schlafen. Bei dem geringsten Geräusche auf dem Flusse oder Umkreise des Hauses erweckte uns ihr sonderbares Gebrumme. Diese eigentümlichen Laute, die dem Vogel den Beinamen Crepitans gaben, sind ein starkes hohlklingendes Brummen, das, ohne daß der Vogel den Schnabel öffnet, aus seinem Bauche hervorzukommen scheint. Während er in Furcht einen schmetternden Schrei ausstößt, läßt er dieses Brummen bei jeder anderen Gemütsbewegung hören. Jeden Morgen umtanzten mich unter lautem Gebrumm meine Agamis, flogen dann zu den Hühnern, an deren Streite sie sich beteiligten, wobei ihnen die Leichtigkeit ihres Gefieders sehr zu statten kam. Oft warfen sie Blätter in die Luft und fingen sie wieder auf, jagten den jungen Schweinen nach, entfernten sich aber nie weit vom Hause. Sie wollen gerne gestreichelt sein, lassen sich aber nicht anfassen. Glänzende Dinge lieben sie sehr und einer entführte einer Chinesenfrau einen Ohrring aus Nephrit und flog damit auf einen Baum, wo er ihn liegen ließ, so daß ein Indian das Kleinod herabholen mußte. Auf meinen Reisen vom Maroni nach Paramaribo übernachtete ich oft bei den gastfreundlichen Herrnhuter Missionären der Pflanzung Charlottenburg, wo auch einige Jahre lang zwei solcher Vögel waren. Am frühen Morgen steht immer unter der Veranda das Frühstück bereit, von dem man aber nicht früher Gebrauch macht, als nachdem einige Kapitel aus verschiedenen Gebetbüchern gelesen und zum Schlusse einige Verse gesungen sind. Als ich einst da am Morgen der Andachtsübung beiwohnte, und die zwei Frauen und der Missionär ihren Gesang anfingen, ertönte plötzlich unter dem Tisch der tiefe Baß der Agamis, die ich noch nicht gesehen hatte, mit solcher Kraft, daß meine Andacht eine ganz andere Richtung nahm, als sie eigentlich des Ernstes der Sache wegen hätte nehmen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Die Korallen-Industrie. Der britische Konsul in Livorno macht in seinem vorjährigen Berichte einige interessante Bemerkungen über das Vorkommen der Korallen im Mittelländischen Meere und deren Verarbeitung. Vor einigen Jahrhunderten wurde die Korallenfischerei im Mittelmeer ausschließlich von den Spaniern betrieben, und die bedeutendsten Etablissements zur Herstellung der Schmuckgegenstände aus Korallen befanden sich in den Händen von Juden, welche in Spanien ansässig waren. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts übersiedelte ein Teil derselben nach Livorno, um den Verfolgungen der Jesuiten und der Inquisition in Spanien zu entgehen und sich das sichere Asyl zu Nutz zu machen, welches die freisinnigen Verfügungen Ferdinando's di Medici den Flüchtlingen gewährten. Diese geflüchteten Juden verschafften sich Schiffsmannschaften zum Korallenfang von der neapolitanischen Küste, besonders von Torre del Greco, und infolge davon wurde dieser Ort schon in verhältnismäßig früher Zeit der Hauptsitz der Korallenfischerei, und noch heute werden die meisten der auf diesen Fang auslaufenden Boote in diesem Hafen ausgerüstet, obwohl die Verarbeitung der Korallen und die Herstellung der Schmuckgegenstände und Halsbänder aus Korallen vorzugsweise in Livorno und Genua betrieben wird, von wo sie nun nach allen Gegenden der Welt gehen, denn in vielen Ländern, selbst in Europa, legt man den Korallen einen ganz besonderen Zauber oder wenigstens geheime Kräfte bei. In Asien und Afrika betrachtet man den Korallenschmuck mit einer Art religiöser Verehrung, während man sich seiner in Indien hauptsächlich zur Verzierung der Leichen bedient, welche verbrannt werden sollen. Gegenwärtig liegt der Korallenhandel sehr darnieder. Im Jahre 1880 wurde in der Nähe der Insel Sciacca an der Küste von Sicilien eine Korallenbank von mehreren Kilometern Länge entdeckt und die Ausbeute an Rohmaterial überstieg daher die Nachfrage weit, und das Riff ist noch lange nicht erschöpft. Hieraus entstand eine große Entwertung und ein Rückgang der Preise und infolge davon ein ausgedehnter Handel mit Korallen nach Afrika, wo die Eingeborenen jetzt lieber Korallenschmuck anstatt Glasperlen von deutscher oder venezianischer Manufaktur kaufen. Die rohe Koralle kommt von Neapel und wird in Livorno von Frauenhand zu Halsbändern verarbeitet, welche besonders in Indien und Aegypten einen starken Absatz finden. (Sc.)

* Aus dem äquatorialen Ostafrika melden Depeschen aus Sansibar und ein Brief aus Karema, daß die ostafrikanische Expedition unter Dr. Böhm und Reichard, welche einen so günstigen Verlauf zu nehmen schien, vollständig gescheitert ist. Böhm selbst starb in Mna (?) am 27. März 1884, Reichard wurde gerettet, allein die ganze Ausrüstung und die Vorräte der Expedition sind verloren gegangen. Es ist jedoch nicht ermittelt, ob der Unfall durch einen Zufall veranlaßt wurde oder die Folge eines Kampfes mit Eingeborenen ist.

Vereine, Gesellschaften, Museen ꝛc.

* In Hamburg hat sich neuerdings eine Gesellschaft von Freunden der Geographie gebildet mit dem Zweck, die Kenntnis der geographischen Wissenschaft unter ihren Mitgliedern zu fördern und das Interesse für dieselben zu beleben durch Vorträge, Lesungen, Referate, Kartensammlung, Anknüpfung passender Verbindungen mit Freunden der Geographie im Auslande u. s. w. Mitglied kann jeder werden, welcher sich zur Leistung eines vierteljährigen Beitrags von zwei Mark verpflichtet. Die Gesellschaft versammelt sich alle 14 Tage Abends 8 Uhr und die erste Sitzung in den Monaten Juni und Dezember wird als Hauptversammlung angesehen. Auch Auswärtige können beitreten. Sekretär der Gesellschaft ist dermalen Herr Carl Lüders, Steinwärder, Grevendamm 2, Hamburg.

Aufforderung.

Der Einsender des Aufsatzes: „Untersuchungsreise auf dem Flusse Amberno in Neu-Guinea", „Ausland" 1885, Nr. 29, S. 564, wird höflichst gebeten, der Redaktion gefälligst seinen Namen und Adresse anzugeben, da sein Begleitebrief vermißt wird. D. Red.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 38. Stuttgart, 21. September. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. S. 741. — 2. H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo. (Fortsetzung.) S. 744. — 3. Die canadischen Indianer und ihre Zustände. Von Emil Jung. S. 748. — 4. Norwegen im Winterkleid. Von einem Norweger. S. 751. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 754. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 756. — 7. Kleinere Mitteilungen: S. 758. Der Ambon'sche Volkscharakter. Von B. G. F. Riedel. Russische Goldkarawanen. Thermalquellen in Queensland entdeckt. Von H. Greffrath. Zur urzeitlichen Kultur in der Südsee. — 8. Litteratur. S. 759. — 9. Notizen. S. 760.

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

Die folgenden Blätter würden sich den Wert größerer Vollständigkeit, vielleicht auch denjenigen größerer Irrtumlosigkeit erwerben, wären bei ihrer Zusammenstellung andere Hülfen in Anspruch genommen worden als ein Tagebuch, eine Karte und ein lebendiges Erinnern.

Schreiber hat es aber wohl erfahren, wie verführerisch es ist, sich mit fremden Federn zu schmücken, wenn sie bequem zur Hand liegen, oder, wie leicht man an seinen eigenen Aufzeichnungen und Eindrücken zweifelhaft werden kann, wenn man Berichte anderer zu Rate zieht.

Gelangen wir nicht auch am sichersten zur Kenntnis fremder Länder, wenn jeder Reisende in denselben seinen eigenen Weg geht, nur seinen eigenen Augen und Ohren vertraut? Was er dann heimbringt, mag manches auch vielen nicht neu sein, er füllt mit anderem doch vielleicht eine Lücke aus oder berichtigt einen Irrtum; jedenfalls kann er ein Bild der Gegenwart bieten, ein Blatt, das besonders da von höherem Interesse wird, wo es sich, wie hier, um ein Land handelt, das, unter den erfahrenen Händen eines klugen Meisters und mit tüchtigen Gesellen, in dem Hebungsprozesse aus den rohesten Zuständen begriffen ist.

Java hatte ich auf sehr gewundenen Wegen von Batavia im Westen bis auf die Höhen des Tengger-Gebirges im Osten durchzogen, und war nun im Soerabaja eingetroffen, um dort den monatlich einmal von Batavia über Samarang kommenden, nach Celebes und den Molukken laufenden Postdampfer zu besteigen.

Dem Reisenden für Makassar, dem westlichsten Hafen auf Celebes, bieten sich auch wohl andere Dampfer, namentlich chinesischen Kaufleuten in Singapore gehörige; wer aber ohne allzu großen Zeitverlust von dort in das östliche Celebes oder nach den Molukken will, dem ist leider keine Wahl gelassen; er hat der „Niederländisch-Indischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft", die das Monopol der Post-, der Beamten- und Truppen-Beförderung für das große Inselreich in Händen hat und dasselbe in rücksichtslosester Weise ausbeutet, Passagepreise zu zahlen, die mir nur einmal noch auf einer konkurrenzlosen chinesischen Küstenlinie vorgekommen, sonst aber diejenigen aller der zwölf Dampferlinien, die ich bis dahin auf dieser Reise benutzt hatte, um 50, um 100, ja um noch mehr Prozente übersteigen. In den Frachtsätzen soll das Ausbeutungsgelüste hie und da wohl durch das Erscheinen eines fremden Dampfers gehemmt werden. Noch im Laufe dieses Dezenniums geht der Kontrakt der Gesellschaft zu Ende, und die Klagen des Publikums sind so allgemein und so laut, daß die Regierung wohl kaum an eine Erneuerung desselben denken kann. Aber die Aktien dieses Unternehmens sind natürlich ein wundervoller Besitz, und ich hörte wohl die Befürchtung äußern, daß derselbe leicht dort etwas befangen im Urteile machen könnte, wo die Entscheidung in dieser Sache fallen muß. Doch sollte man in Holland bereits für die Konstituierung einer neuen Gesellschaft bemüht sein.

Die Bauart der Dampfer ist ganz übereinstimmend,

jedoch, nach meiner Ansicht, für die Reisen in tropischen Meeren nicht sehr geeignet. Salon und Schlafkabinen liegen nämlich unter Deck, und bei nur etwas bewegter See müssen die Fenster der letzteren geschlossen werden. Man wird ermessen können, welche Temperatur alsdann in diesen Räumen entstehen muß, zumal an der abendlichen Tafel im Salon, über der nicht einmal die nach der Meinung der Holländer der Gesundheit schädliche, im übrigen tropischen Asien allgemein vorhandene Punka die Luft in Bewegung erhält.

Die Verpflegung habe ich zwar immer reichlich gefunden; da sie aber Sache des Kapitäns ist, der für jede Klasse gewisse Tagessätze von der Gesellschaft erhält, so schien es mir darauf anzukommen, welche Ansprüche der jedesmalige Machthaber an die Genüsse der Tafel stellt, oder, ob nicht bei ihm der Wunsch allzu lebhaft ist, durch dies, auf frequenten Linien sehr reichlich lohnende Geschäft möglichst rasch in die behagliche Ruhe des Rentners zu gelangen.

Kapitän und Offiziere sind, mit geringen Ausnahmen, reinen holländischen Blutes, die Mannschaft Malaien. Mag es nun die erschlaffende Wirkung der Tropen auf den ja sonst so reinlichkeits- und ordnungsliebenden Holländer sein oder verträgt der malaiische Seemann und Diener keine strenge Zucht, kurz, auf fast allen Schiffen hätte ich in beiden Richtungen Klagen erheben mögen.

Vor Soerabaja gabelt sich der Fluß Kali-Maas, und sein östlicher Arm, der sich in seiner Geradlinigkeit fast wie ein künstlicher Durchstich ansieht, führt aus dem Herzen der Geschäftsstadt hinab zur Meeresbucht. Hinter der den Wasserweg einfassenden Backsteinmauer liegen, von gleichem Materiale erbaut und weiß getüncht, mit rotem Ziegeldache, die Häuser da, wie in der holländischen Heimat. Bekanntlich ist die Nordküste Java's in Hebung begriffen, und wo am Ende des östlichen Ufers des Flusses jetzt die Werkstätten der Niederländisch-Indischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft sich weitläufig ausdehnen, spielte früher das Meer.

Es ist eine weite schöne Bucht, die nun vor mir lag! In einer Entfernung von etwa 3—4 Seemeilen liegt gerade nach Norden hinaus die Insel Madoera in ihren westlichen flachen Ausläufern und gestattet mit denselben den engeren Ausweg zum Meere in nördlicher Richtung, während gen Osten ein weiterer, zunächst in den „Trechter" und dann in die weite „Straße von Madoera" führt.

Madoera, das mit einer ganzen Reihe kleiner Inseln, nahe seiner Südküste und weit nach Osten hinaus, eine eigene Residentschaft bildet, muß noch Ueberfluß von unkultiviertem oder unkultivierbarem Boden haben; denn sie ist mit ihrem großen Viehstande eine Fleischbankversorgerin bis nach Batavia hinaus. Ihre Bewohner sind ein thatkräftiges, aber auch gewaltthätiges Volk. Die sanfter geartete Bevölkerung von Soerabaja hat heillosen Respekt vor diesem Nachbar, so daß derjenige, welcher zahlreiche Arbeiter zu beschäftigen hat, ihn schätzt als Anführer oder Beaufsichtiger derselben. Zu Hause sollen sie der Kriminaljustiz mit dem ihnen sehr locker sitzenden „Kris" viel zu schaffen machen, auch, wenn sich es so paßt, etwas Piraterie auf ihren Fahrten nach Java treiben.

Bei dem häufigen Wechsel der Beamten, Offiziere und Garnisonen gehört die Majorität der Reisenden auf einem Dampfer in diesen Gewässern jenen Kreisen an; Geschäftsleute, oder gar Touristen, sind verschwindende Elemente in der Masse, und so war es auch auf dem „General Pel". Es muß erstaunliche Summen verschlingen, dieses beständige Hin- und Herschieben von meistens Familien mit Kind und Kegel, und auf welche Entfernungen oft! So führten wir den dritten Residenten im Laufe von sechs Jahren hinab nach Menado; so ging ein Ingenieur mit zahlreicher Familie aus dem äußersten Osten Java's, wo er nur ein Jahr gewesen, nun auf ein zweites, wie er schon wußte, weit hinaus auf eine Molukken-Insel.

Um 8 Uhr eines Tages im Mai, wurden die Anker gelichtet, um 11 Uhr passierten wir das östliche Leuchtschiff, neben dem die Masten seines Vorgängers aus dem Wasser ragten, den ein holländisches Kriegsschiff in den Grund gebohrt. Erst am nächsten Morgen ließen wir das letzte in der Reihe flacher Eilande gen Norden im Rücken und nahmen nunmehr nördlichen Kurs, auf dem wir dann am folgenden Morgen in Sicht der Südküste von Celebes gelangten. Immer belebter wird es um uns her von Fischerbooten, mit ihren oblongen, quer am Mast aufgezogenen Mattensegeln, und man sagt mir, daß der „fliegende Fisch" hier in großer Menge vorkomme. Gegen Mittag liegen wir in sengender Sonnenglut an der Quaimauer von Makassar. An den ersten Repräsentanten der Makassaren und Buginesen, die in Hafenarbeitern und in einer zu Taucherkünsten bereiten, lärmenden Knabenschaar sich an uns drängten, waren die durchgreifenden Merkmale der malaiischen Rasse sofort erkennbar, und doch war der erste Eindruck ein neuer, fremdartiger. Es war nicht allein das tiefere Braun der Hautfarbe, es lag, wenn ich mich recht entsinne, auch in der Mundpartie das Fremdartige beim ersten Anblicke.

An der offenbar etwas zu schmal angelegten Hafenstraße liegen Komptoirs und Warenlager der größeren Firmen des Platzes, und unter ihnen auch diejenigen des deutschen Konsuls. Ist es, um den Geschmack der Eingeborenen nicht zu beirren? — kein Vertreter einer fremden Macht darf in den holländischen Kolonien die Flagge seines Landes wehen lassen. Makassar ist ein Freihafen, wie alle Häfen der Insel und der Molukken. Einem Versuch der Regierung für Makassar, diese Stellung zu ändern, setzten die Importfirmen eine so energische Drohung mit Aufgabe ihrer Geschäfte entgegen, daß man den Plan fallen lassen mußte. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Kaffee, Rotang, Copalgummi, gedörrte Cocosnüsse

(Kopra). Ein Blick auf die Karte zeigt Makassars bevorzugte Lage vor allen des Imports für die große Inselwelt nach Norden, Osten und Südosten hinaus, und wer dem Kommen und Gehen der Dampfer nur einen Tag lang zugesehen hat, wird sich einen Begriff machen können von diesem Singapore im Kleinen.

Die Stadt, mit einem sehr beschränkten Gebiete, ist vom Sultan von Gowa den Holländern abgetreten, der damit für sein übriges Reich eine nur wenig verkümmerte Selbständigkeit gerettet hat. Ich sah den Fürsten zuerst im Hause unseres Konsuls, mit dem er wohl in Geschäftsverbindung stehen mochte, da er ein jährliches Quantum von zirka 5000 Pikol Kaffee auf den Markt zu bringen hat. In einem Ueberfluß von weißer, bauschiger Gewandung, aus der der Kopf mit dem braunsaftigen Munde wie aus einer Wolke hervorragte, durchschritt er würdevoll die Räume des Hauses, und es schien oft schwer zu halten, ihn in aller Liebenswürdigkeit von dem Gedanken zu befreien, daß das ihm Neue und Gefällige auch das Seine werden müsse. Bei einer späteren Anwesenheit in Makassar sollte ich auch Gelegenheit haben, den Sultan in seiner Residenz zu sehen. Seines Reiches Grenze machte sich, ohne den Grenzpfahl zu sehen, sichtbar an dem Aufhören einer gebahnten Straße, so daß es uns in der Sorge um die Federn unseres Wagens geraten schien, unseren Weg zu Fuße fortzusetzen. Derselbe brachte uns zunächst in ein Dorf, in dem der zukünftige Thronerbe seinen Sitz hat; ein großer Holzbau mit hochaufragendem Dache, unter dessen weiter Ausladung im ersten Stockwerke eine offene Verranda den ganzen Bau umzog, der ohne umgebenden Garten oder Abgrenzung am Rande des Dorfes lag. Der Prinz war nicht zu Hause, und der hölzerne Dreizack an langem Stabe, den die Sendboten des Prinzen tragen, stand in beschaulicher Ruhe zu Seiten des Aufganges. Während der Sultan ein guter Haushalter ist und seine Ersparnisse in zahlreichen Grundstücken in Makassar gut plaziert, soll der Prinz sich mehr leichtlebig entwickelt haben. Eine kleine halbe Stunde heißer Wanderung durch Ackerland ließ uns das Dorf des Vaters erreichen. Seine noch nicht ganz beendete neue Residenz lag, von elenden Bambushütten und Stallungen umgeben, auf einer Lichtung im Cocosnußhaine. Seine Hoheit saß auf den Stufen der Aufgangstreppe zum geräumigen, luftigen Bau, umspielt von seiner jüngeren Nachkommenschaft, die mit goldenem und silbernem Geschmeide förmlich beladen waren. Weite Sarongs und kleine, schwarze, geflochtene Kappen trugen alle. Der Raum, in den wir von der Stiege zunächst traten, nahm den ganzen vorderen Teil des Bauwerkes ein, und recht geschmacklose Glaswände umgaben drei seiner Seiten; die Rückwand jedoch strahlte in vergoldetem, hölzernem Schnitzwerke. In einem dahinter gelegenen kleinen Gemache wurden wir vor einen Wandschrank geführt, in dem ganze Reihen gläserner Pokale mit goldenen und silbernen Deckeln mit gebührender Bewunderung betrachtet werden mußten. Unter der Decke lagen auf Latten eine stattliche Menge blankgeputzter europäischer Hinterlader. Dieselben dürften wohl nur zur Bewaffnung der Leibwache ausreichen. Auf meine Frage: über wie viel bewaffnete Männer er verfügen könne? gab der Sultan 2000 an. Den Wunsch, noch mehr von der Residenz zu sehen, unterdrückte der Laut weiblicher Stimmen, der aus den anstoßenden Räumen vernehmbar wurde. Das Anerbieten des Fürsten, uns in seinem, für seine Wege besser geeigneten Wagen zu dem unserigen führen zu lassen, nahmen wir, bei knapp bemessener Zeit, gern an.

Im Rücken jener weißen Häuserreihe, die dicht an den Quai herantritt, zieht sich die Bazarstraße hin, in der die Söhne des Reiches der Mitte die Mehrzahl der Inhaber offener Geschäfte bilden. Bei der geringen Anlage und Neigung für den Handel, welcher der malaiischen Rasse eigen, müßten diese rührigen Vertreiber eingeführter Ware oder Vermittler beim Einkaufe einheimischer Produkte dem europäischen Kaufmanne sehr erwünscht sein, wenn sich nicht der Chinese (es ist das eine Klage, die man jetzt überall in Ostasien hören kann) auch im Import wie Export als sehr lästiger Konkurrent zeigte. Jeden Nichtholländer trifft ja im Geschäfte der Neid und die Mißgunst derjenigen, die das Bett bereiteten, in das sich der Eindringling legt; aber auf den Chinesen konzentriert sich dies Gefühl aller, wenn auch wohl besonders der holländischen Kreise.

Das begreife ich, denn des Eindruckes habe ich mich doch überall hier nicht erwehren können, daß eine gewisse, unseren Stammesvettern anhängende Behaglichkeit es dem Deutschen oder Engländer und nun gar dem Chinesen nicht allzu schwer macht, sie etwas bei Seite treten zu lassen. Zu gesteigerter Rührigkeit, auch mit kleinerem Gewinne, gab außer dem Fremden auch die Regierung die Aufforderung, indem sie, wie unlängst geschehen, auch auf den europäischen Kaufmann eine Einkommensteuer ausgeschrieben.

Einige kleine Notizen meines Tagebuchs mögen mir helfen, die Animosität zu illustrieren, die gegen die Chinesen herrscht! In Soerabaja verfügte die Regierung, daß den Söhnen der vermögenden Chinesen, die für dieselben eine bessere Schulbildung wünschen und bezahlen können, eine höhere holländische Schule der Stadt nicht zugänglich sei. Einige wollten diese harte Maßregel dadurch begründen, daß die vorhandenen Lehrkräfte ohnehin für die europäische Jugend schon knapp bemessen seien. Die Chinesen aber antworteten: „Dann schicken wir unsere Söhne nach Europa!" Da käme ja allerdings die Regierung vom „Regen in die Traufe." — Als an einem anderen Hafenorte eine Feuersbrunst den ganzen chinesischen Bazar vernichtete, setzte ein holländischer protestantischer Geistlicher eine schriftliche Aufforderung zu milden Beiträgen in Umlauf. Der Bogen gelangte nach einiger Zeit wieder in seine Hände; aber es war auf demselben nur das Schärflein verzeichnet, das

der tolerante und menschenfreundliche Absender darauf gesetzt hatte. — Auf Java hielt, als ich dort reiste, ein neuer Resident seinen Einzug in seinen Amtssitz. Die anständigste Equipage des Ortes gehörte einem Chinesen, der die Aufmerksamkeit hatte, sie dem Residenten an den Bahnhof zu senden. Der Herr aber ließ sie unbeachtet und fuhr in einem öffentlichen Fuhrwerke ein. So erzählte mir eine Zeitung.

Südwestlich an die Geschäftsstadt schließt sich derjenige Teil an, in welchem die bessergestellten Europäer wohnen, durch das Fort „Rotterdam" getrennt. Lagen in jener die Häuser Schulter an Schulter gestellt, wie zum vereinten Kampfe um den Erwerb, so trägt hier alles den Stempel eines behaglichen, üppigen Ausruhens nach der Arbeit. Wie das der Plan bei vielen der holländischen Städte, ist es zunächst ein weiter, quadratischer Rasenplatz, um den eine wohlgepflegte breite Fahrstraße unter mächtigen Bäumen in tiefem Schatten sich zieht; und auf sie blicken aus dem üppigsten Grün ihrer Gärten die weißgetünchten Villen. Wie der Holländer in den Tropen nie eine luftige Höhe benutzen wird, um sein Haus darauf zu stellen, so kenne ich auch keinen Ort, wo öffentliche Gärten, Promenaden oder Straßenanlagen das Bedürfnis verrieten, nach der Hitze des Tages den frischen Luftzug des Meeres zu suchen. Selbst um die Häuser hemmt man selten der üppigen Triebkraft des Strauchwerkes, das dem Luftzuge wehrt, und in die Räume hat die luftbewegende Punka keinen Eingang gefunden.

Was nun die Häuser selbst betrifft, so ist die Frage, wie man dieselben, dem Klima und Geschmacke entsprechend, zu erbauen habe, so endgültig entschieden, daß an dem Style fast nirgends mehr gerüttelt wird. Häuser mit einem zweiten Stockwerke sind eine Seltenheit, eine säulengetragene offene Vorhalle nimmt gewöhnlich die Vorderseite ein, und nur bei sehr großen Häusern liegt noch ein Zimmer auf jeder Ecke derselben. Von der Vorhalle führt eine, bei größeren Bauten eine zweite Flügelthüre in den Salon, der ausnahmslos die volle Breite des Hauses hat. Zur Rechten und Linken eines in die Tiefe führenden Korridors legt man die Schlafzimmer, und durch ihn gelangt man in die nach rückwärts sich öffnende Halle, die zum Speisen dient und fast immer drei offene Seiten hat. Weiß getüncht sind Wände und Säulen, und grauweißer Marmor, der aus Europa bezogen wird, deckt den Boden. Teppiche, gepolstertes Mobiliar, Bilder, Vorhänge ꝛc. würden teils dem Klima wenig entsprechen, teils wenig Raum finden bei den großen offenen Flächen, die dem freien Luftzutritte geboten werden müssen. Auf Geflecht von Rotang oder Bambus, schaukelnd oder liegend, versammelt man sich um den runden Tisch der Vorhalle, über dem die Hängelampe (sie ist fast immer eine Stobwasser'sche aus Berlin) abendlich entzündet wird, wenn das Haus bereit ist, Gäste zu empfangen, die sich, wenn sie demselben nicht sehr nahe stehen, schriftlich anmelden lassen müssen. Ein solcher Besuch hat um die Zeit stattzufinden, wenn die Gesellschaft von der Wanderung oder der Ausfahrt im kurzen Zwielicht der Tropen heimgekehrt, und hat zu enden, wenn um 8 Uhr die Essenszeit gekommen. Zur Promenade, wie zum Besuche, hat der Herr ein weißes Beinkleid zu einem schwarzen Oberkleide anzulegen, dazu eine kleine schwarze Cravatte. Eine Kopfbedeckung zu tragen, ist am Abend nicht Sitte, aber unumgänglich notwendig sind beim Besuch die weißen Handschuhe. Während auf Java der schwarze Rock zu einem Röckchen werden darf, das wenig über die Hüftknochen hinabreicht, war in Menado ein längeres derartiges Kleidungsstück eingeführt, so daß mein fraglicher Wirt ernste Bedenken trug, mich in meinem Anzuge, mit dem ich doch auf Java keinen Anständen begegnet war, zu meinem Besuche beim Gouverneur gehen zu sehn, da man hier in dieser Hinsicht sehr strenge sei. Die abendliche Toilette der Damen, die sich bis dahin mit einem Minimum von Kleidung außer dem malaiischen Sarong um den Unterkörper und die weiße Kabaai für den oberen begnügen, muß von dunklerem und, wie mir scheinen wollte, nicht gerade leichtem Stoffe sein.

(Fortsetzung folgt.)

H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo.

(Fortsetzung.)

Um 9 Uhr aufgebrochen, stieg ich unter nur wenigen Pausen bis 1 Uhr 30 Minuten bergan. Anfangs wanderten wir über wellenförmige begraste leichte Anhöhen, wo der Weg ziemlich gut war. Dann betraten wir einen haideartigen Strich Landes, welcher durch neuliche Buschfeuer versengt und verbrannt war, aber höher hinauf, wohin der Brand nicht gereicht hatte, noch im üppigen grünen Gras- und Pflanzenschmucke stand. Der Boden wimmelte von Mengen kleiner, hochroter Gladiolen, und gelegentlich reckte sich auch ein größerer Gladiolus mit grell scharlachroter Blüte über das büschelige Gras empor. In etwa 12,000 Fuß trafen wir auf einen hübschen, kleinen nach SSW fließenden Bach, welcher sich weiter hinab den Weg durch eine furchtbare Schlucht bahnte, deren Seitenwände aber dick mit Pflanzenwuchs bekleidet und heiter mit den glänzendroten Blattscheiden des Proteenstrauches, Protea abyssinica, geschmückt waren. An der Stelle, wo wir über den Bach setzten, waren die Ufer abschüssig und über der kleinen Furt stürzte das Wasser in hübschen Kaskaden durch eine Spalte in der höheren Felsleiste herab. Ungefähr an dieser Stelle hatte die Umgebung viel von ihrer gewohnten Herbheit und Strenge verloren. Auf dem jenseitigen Ufer des Baches war eine grüne Rasenfläche, etwas zertreten von den Büffeln, welche hierher zur Tränke und Waide kamen und schon viel von diesem kleinen Rasengrund zerstampft und in Morast verwandelt hatten. Hier

wuchsen in Menge stiellose Disteln von je nahezu 5 Fuß Umfang, eine Carduus-Art, wenn ich nicht irre Carduus chamaecephalus, sowie auch eine außergewöhnliche Lobelie, Lobelia Deckeni, 3—4 Fuß hoch mit einer kardendistelartigen Krone von silberglänzenden grünen Deckblättern und hellblauen Blüten. Andere merkwürdige Pflanzen waren das liebliche Cynoglossum amplifolium mit prächtigen ultramarinblauen Blüten und eine außergewöhnliche baumartige Senecio Johnstoni, welche aus der Entfernung wie eine Banane aussah, aber in Wirklichkeit aus einem hohen, schwarzen, glatten Schaft von 20—30 Fuß Höhe und überragt von einer gewaltigen Krone breiter Blätter bestand, zwischen und über denen sich gelbe Blütenbüschel erhoben. Diese eigentümliche Pflanze wuchs massenhaft in dem Bachbett, und ihr Stengel war so schwach bewurzelt und die Wurzel so faul, daß ich das ganze Gewächs trotz seiner Höhe und seines Umfangs mit Einer Hand herausziehen konnte.

Büschel von Kerbel und anderen hohen Umbelliferen und Polster von hellgrünem Moos überhingen das Wasser, das in seiner absoluten Klarheit, seinen hellen spiegelnden Wellen und den Schaumstreifen, die seinen raschen Fall bezeichneten, an sich schon einen lieblichen erfrischenden Anblick gewährte. In dieser Höhe von 13,000 Fuß waren noch Bienen und Wespen zu sehen und ihre Anwesenheit schien die lebhaften Farben der Flora zu erklären: buntfarbig-schimmernde kleine Sonnenvögel (afrikanische Zuckerfresser) flatterten von Busch zu Busch und holten sich ihre Mahlzeit an Honig. Als wir am jenseitigen Ufer des Baches das Thal hinanstiegen, kamen wir zu einigen seltsamen erratischen Blöcken oder geglätteten Felsmassen, welche einigermaßen unterhöhlt waren und kleine Höhlungen zeigten, groß genug, daß sich ein Mensch darin verkriechen konnte. Ich untersuchte das Innere von mehreren, entdeckte aber keinerlei Spur davon, daß sie einst oder jetzt von Tieren bewohnt waren. Den letzten Farn, welchen ich auf dem Kilima-'ndscharo im Hinaufweg sah, pflückte ich in dem geschützten Standort einer dieser Höhlen. Jenseit dieser riesigen Steinplatten und um dieselben herum wurde der Boden sumpfig oder morastig von Wasser, und unter und zwischen den Felsen entsprangen in der That auch drei oder vier kleine Quellen, welche zum Auswühlen der Höhlungen unter denselben beigetragen haben mögen. Als ich an den Boden griff, um eine kleine Pflanze mit der Wurzel auszuziehen, stutzte ich nicht wenig, das Wasser warm zu finden. Anfangs hielt ich es für eine Illusion und rief einen meiner Leute herbei, um es ebenfalls zu probieren, aber auch er stieß einen Ausruf der Verwunderung aus über die unerwartete Wärme. Als ich meinen Thermometer hervorholte, fand ich, daß die Temperatur des herausickernden schlammigen Wassers 25° R. betrug.

Je höher ich über den Bach hinaufstieg, desto ernster und strenger wurde die Szenerie. Als wir die Höhe von 13,000 Fuß passierten, sahen wir nur noch auf einzelnen Stellen einen verkrüppelten Pflanzenwuchs und der Boden war mit mehr oder weniger großen, wirr und ohne irgend eine bestimmte Ordnung umherliegenden erratischen Blöcken bedeckt. Sie waren jedoch nicht schwer zu überklettern und schienen sogar als unregelmäßige Treppenstufen zu dienen. In ihren Spalten wuchsen Haidekräuter in Form von großen Büschen mit einer wahren Ueppigkeit, und aus dem kahlen Boden sproßten da und dort die schön gelb blühenden Euryops, während hin und wieder mein Auge mit Vergnügen auf lieblichen Büschen von rosarot blühenden Perennien ruhte, welche an ihren Standorten in solcher Masse dicht beieinander standen, daß sie ganze Polster von allerliebsten roten Blüten bildeten. In einer Höhe von ungefähr 13,700 Fuß bemerkte ich den letzten hier vorkommenden Vogel, anscheinend eine Art Steinschmätzer, der hier in kleinen lärmenden Flügen herumflatterte und so wenig Furcht zeigte, daß ich vor dem Schusse ein Stück weit zurücktreten mußte, um nicht mein Exemplar zu zerschmettern. Nach diesem sah ich keinen andern Vogel mehr, als gelegentlich eine hochschwebende Gabelweihe oder einen langschnäbeligen Raben.

Als ich eine Höhe von etwa 14,000 Fuß erreichte, machte ich wieder Halt, um mein Thermometer behufs der Höhenbestimmung zu kochen und mich mit einem kleinen Imbiß zu laben. Das Ergebnis meiner Beobachtungen war eine Meereshöhe von 14,117 Fuß. Während dieser Besteigung, welche wenig zu klettern gab, empfand ich absolut nichts von Atemnot, Schwindel oder Bergkrankheit, obwohl meine drei Sansibari-Begleiter keuchend und erschöpft zurückblieben und über Schmerzen in Kopf und Lunge klagten. Außerdem machte jeder Windstoß, welcher die Stille dieser Bergeinsamkeit unterbrach, daß sie sich mit aschfahlen Gesichtern umschauten und offenbar überzeugt waren, daß die Berggeister des Kilima'ndscharo hinter ihnen her seien und jeden Augenblick in eigenster Person kommen könnten, um sie für ihre kühne Anmaßung zu züchtigen. Ich fürchtete oft, ihr panischer Schrecken würde sie so übermannen, daß sie umkehren und mir mit meinen gesammelten Gegenständen, Instrumenten und Lebensmitteln davonlaufen würden. Ueberdies hörten wir um diese Zeit das gelegentliche ferne Rollen des Donners und dessen vielfältiges Echo zwischen ungesehenen Klippen, Schluchten und Thälern und obgleich diese schaurigen unheimlichen Töne nur auf jene Ursache zurückzuführen waren, so bekenne ich doch, daß sie einigermaßen dem anhebenden Murren eines bösen Geistes glichen oder wenigstens in der regen Einbildungskraft meiner Leute so erschienen, denn da ich selbst niemals das ängstliche Murren eines zürnenden Gespenstes gehört hatte, so war ich auch nicht in der Lage darüber zu urteilen. Ich beschloß jedoch, ihre Kraft der Ausdauer nicht länger auf die Probe, zu stellen und entschloß mich, als wir die Stelle erreicht hatten, wo ich Halt machte, um meinen Imbiß einzunehmen — eine geschützte und von gewaltigen flachen Steinen umgebene

Einsenkung — diese zum Nachtlager zu bestimmen. Ich hieß daher meine Leute die trockenen Wurzeln des Haidekrauts und anderes größeres Buschwerk als Brennmaterial sammeln, an einem in der Nähe entspringenden Bache unsere Kürbisflaschen füllen und dann einen Mackintosh zeltartig aufspannen, damit wir wenigstens einigen Schutz gegen möglichen Regen und Wind haben würden. Auch wurden noch andere Weisungen gegeben, um unser Obdach so behaglich zu machen, als die ungünstigen Umstände es erlauben würden, und nachdem ich so meine Leute in anscheinend bessere Stimmung versetzt hatte, beeilte ich mich, meine Ersteigung fortzusetzen, so lang das Wetter es erlauben würde.

Ich stieg noch einige Hundert Fuß höher als die letzte Haltstelle, umging eine ungeahnte und tiefe Schlucht und gelangte dicht an den Fuß eines kleinen Pik, welcher mir auf meiner ganzen Reise von der Station aus ein fortwährender und nützlicher Zielpunkt gewesen war. Ich war nun in einer Höhe von 15,150 Fuß und auf dem zentralen verbindenden Kamm des Kilima'ndscharo und konnte ein wenig auf beiden Seiten hinabsehen, obgleich der nebelige Zustand der Atmosphäre mir keinen guten Ausblick in die Landschaft verstattete. Dieser Kamm, der von unten so einfach und gerad aussieht, ist in Wirklichkeit mit einigen kleinen Bergchen besetzt und in viele kleinere Kämme geteilt, deren allgemeine Richtung hier auf der Südseite von Nordost nach Südwest geht. Ostwärts vermochte ich den größeren Teil des Kimawenzi zu sehen, der sich mit seinen zackigen Piks und seinen glatten Geröllhalden von goldgelbem Sande großartig erhebt. Im Westen schaute ich noch immer vergebens in die aufgetürmten Wolken, denn der Monarch des Gebirges hielt sich noch immer hartnäckig verborgen und ich wußte noch immer nicht, wie ich mich am besten seiner schaurig erhabenen Krone von Eis und Schnee nähern könne. Endlich aber traten die Wolken so plötzlich nnd flüchtig auseinander, daß ich kaum Zeit hatte, die Majestät des schneeigen Domes des Kibô vollkommen in mich aufzunehmen, und ich schaute auf eine unter dem kurzen Aufleuchten des Sonnenlichts glänzende Schneemasse von solch blendendem Weiß, daß ich wenig Einzelnes sehen konnte. Ich hatte seit dem Sonnenaufgang an diesem Morgen nichts mehr vom Kibô gesehen, und nun war mir plötzlich sein Anblick mit einer überraschenden plötzlichen Nähe zu teil geworden. Allein ehe ich noch mein Skizzenbuch hervorholen und meine Bleistifte spitzen konnte, hatten die Wolken in der That wieder alles verborgen und mich in eine Art Londoner Nebel eingehüllt, der für mich wahrhaft deprimierend war, denn die Abnahme an Licht war ordentlich erschreckend für jemand, welcher sich auf einer Bergspitze von nahezu der Höhe des Montblanc allein und von der übrigen Welt abgeschnitten fühlte. Da ich aber jetzt die Richtung meines Zieles kannte, stand ich von den klebrigen Steinen auf, erfaßte mit froststarren Händen mein Skizzenbuch und begann in westlicher Richtung weiter zu steigen. Da ich in dem dichten erstickenden Nebel nur wenige Schritte vor mich hinsehen konnte, so kam ich nur langsam vom Fleck; gleichwohl stieg ich unausgesetzt an einem sanftgeneigten höckerigen Kamm hinan, wo die Spalten und Zwischenräume der Felsmassen mit feinem gelblichen Sand gefüllt waren und viele Steintrümmer umherlagen, von denen ich einige in meinem Rucksack mitnahm. Die Steinplatten waren von dem feuchten Nebel so schlüpfrig, daß ich sehr oft beinahe meinen Fußhalt verlor und mit Schaudern daran dachte, was ein verrenkter Fußknöchel hier zu bedeuten haben würde. Obwohl mir aber Verstand und Nachdenken sagten, es wäre klüger, um- und zu meinen Gefährten zurückzukehren und morgen die Ersteigung von neuem zu beginnen, so wanderte ich doch mit thörichter Hartnäckigkeit weiter, stieß plötzlich nach einem steileren Hinanklettern an dem nun glätteren und schärfern Abhang auf Schnee, welcher unmittelbar vor meinen Füßen lag, und stürzte beinahe kopfüber in eine große schneegefüllte Spalte, die hier anscheinend quer in den Abhang einschnitt und ihn unterbrach. Der dichte Nebel verzog sich teilweise ein wenig, und ich sah nun zu meiner Linken den schwarzen Fels sanft zu einem solch ungeheuren und tiefen, fürchterlichen Abgrund von Schnee abfallen, daß ich seine Grenzen vor Nebel nicht sehen konnte. Ueber mir war eine Schneelinie kaum zu unterscheiden, und zugleich war die Aussicht mit ihrem alles umgebenden Vorhang von düsteren Wolken und ihren kahlen, unwirtlichen und unbewohnten Schnee- und Felsenwüsten eine so düstere, daß mir ob meiner Einsamkeit der Mut entsank. Trotzdem dachte ich: Nur noch etwas weiter hinauf, und vielleicht steige ich dann über die Wolken empor und schaue von seinem Schneekranze in den Krater des Kilima'ndscharo hinab. So umging ich denn alsbald nordwärts die Schneespalte und schleppte mich, nun atemlos und keuchend und mit schmerzenden Gliedern, den schlüpfrigen Abhang von nacktem Fels entlang, welcher immer höher anstieg. Dies setzte ich beinahe eine Stunde fort und sank dann erschöpft zu Boden, offenbar mutmaßlich in einem gewöhnlichen Anfall von Bergkrankheit. Ich will mich über meine damaligen Empfindungen nicht weiter verbreiten; es sind ja ohne Zweifel heute Abend hier viele Herren anwesend, welche die riesigen Bergspitzen von Südamerika, Indien, Armenien ꝛc. erstiegen haben und über die geringen Schwierigkeiten lachen würden, welche der Kilima'ndscharo darbietet, den man ohne Beihülfe eines Spazierstockes erklimmen kann und wo die ernsthaftesten Schwierigkeiten nur von Kälte und Nebel herrühren. Allein die Empfindung, welche mich überkam, als ich in dieser großen Höhe auf den nassen schlüpfrigen Steinen saß und nach Atem schnappte, war ein Gefühl überwältigender Verlassenheit. Mir war zu Mute, als würde ich niemals wieder die Kraft erlangen, mich zu bewegen, und müsse hier inmitten dieser fürchterlichen Einöde von Fels und

Schnee bleiben und sterben. Ein Schluck Grog aus meiner Feldflasche erwärmte mich wieder und gab mir etwas Mut. Ich fror elendiglich, denn der dichte feuchte Nebel hatte mich bis auf die Haut durchnäßt und die Temperatur, die ich hier oben ablas, war + 1,3 R. Ich kochte meinen Thermometer und die angenehme Wärme der Weingeistlampe belebte meine erstarrten Finger wieder. Das Quecksilber stieg beim Siedpunkt nur auf 67,1° R., und wenn man diese Beobachtung richtig berechnet und die für die Temperatur der umgebenden Luft erforderliche Verbesserung hinzufügt, so ergibt dies eine Höhe von 16,315 Fuß für den höchsten Punkt, den ich auf dem Kilima'ndscharo erreichte. Ich kam auf diese Weise bis auf ungefähr 2000 Fuß dem Gipfel nahe, den man gewöhnlich auf eine Höhe von 18,800 Fuß schätzt.

Nachdem ich auf meine Uhr gesehen und gefunden hatte, daß es nun beinahe halb fünf Uhr war, beschloß ich so rasch wie möglich zu meinem improvisierten Nachtquartier zurückzukehren, denn das Gewölk verdichtete sich und es begannen dünne Schauer von leichtem Schnee zu fallen. Ein starker Wind erhob sich und peitschte mir den eisigen Regen in's Gesicht, so daß ich Mühe hatte, auf dem schlüpfrigen Gehänge meinen Fußhalt zu bewahren. Endlich erreichte ich die erratischen Blöcke und den Sand, stieg dann leichter hinab und betrat in einer ungefähren Höhe von 15,000 Fuß die Region des Pflanzenwuchses wieder. Da ich den kleinen Hügel fest im Auge behielt, den ich schon einmal als eine so nützliche Landmarke erwähnt habe, so fand ich mich zuletzt nach dem Punkt zurück, wo ich meine Leute gelassen hatte. Allein wie furchtbar ward ich erschreckt, als ich beim Durchforschen der geschützten Einsenkung diese öde und verlassen fand! Ich zögerte nicht lange. Lieber als hier ohne Feuer, Wolldecken und Lebensmittel zu bleiben, wollte ich mich bemühen, meine Station zu erreichen, wenn ich auch die ganze Nacht über die einsamen Hänge des Berges hinunter wandern müßte. So brach ich denn mit der niedersinkenden Dämmerung auf und eilte über die nun leichteren Abhänge in einem Schritt hinab, welcher bald in ein unregelmäßiges Rennen überging. Ich setzte an der mir noch wohl erinnerlichen Furt über den Fluß; vom Anblick der alten Landmarken erfreut und durch die heftige körperliche Anstrengung erwärmt, marschierte ich in der Richtung meines kleinen Dorfes weiter. Die Nebel zerrannen, der Mond schien hell, ich vermochte bekannte Bergkuppen deutlich zu unterscheiden, und als ich erst die Ufer meines eigenen Flüßchens erreicht hatte, brauchte ich nur diesem unfehlbaren Führer zu folgen, bis die glimmenden Wachtfeuer meiner Niederlassung aus unserer buschigen Stockade hervorschienen und die lauten Stimmen der Männer durch die stille kalte Nacht schallten. Als ich durch die Palissade eintrat und vor meinen entsetzten Leuten erschien, sah ich, daß sie mich erst für ein Gespenst hielten; allein als ich erst in gehobenem und energischem Tone die drei Schuldigen getadelt hatte, welche mir davongelaufen waren, so umdrängten mich die anderen in ekstatischer Freude, küßten mir die Hände, betasteten mich am ganzen Leibe, um sich zu überzeugen, daß ich wirklich lebend zurückgekehrt sei, und versicherten mich, daß wenn ich sie mitgenommen hätte, sie mir niemals davongelaufen wären, um mich in den schneeigen Einöden umkommen zu lassen — nein! und selbst nicht, wenn der böse Geist des Gebirges leibhaftig mit all' seinen Schrecken vor sie getreten wäre. Es schien, als ob meine drei Begleiter nur etwa eine Stunde an der Stelle geblieben wären, wo ich sie verlassen hatte, und daß, als sie mich nicht zurückkehren sahen, sie von einem unwiderstehlichen Schrecken ergriffen, ihre Lasten aufgerafft hatten und in kopfloser Eile nach der Station zurückgekehrt waren. Glücklicherweise hatten sie meine Sammlungen nicht verloren, und nachdem ich sie daher eine Weile tüchtig ausgezankt hatte, fühlte ich mich geneigt, ihnen ihren Fehler umsomehr zu verzeihen, als ich selbst seelenvergnügt und von Herzen dankbar dafür war, daß ich wieder zu Wärme und Obdach und bekannten Gesichtern zurückgekehrt war und keine Lust hatte, die Nacht mit einem nutzlosen Schelten hinzubringen.

Am anderen Tage war ich so von Müdigkeit erschöpft, daß ich nicht weit über die Niederlassung hinausgehen konnte und deshalb meine Zeit damit verbrachte, mit den Männern von Uru und Kiboscho zu feilschen, welche gekommen waren, um wieder einen Markt abzuhalten. Den nächsten Morgen machte ich, diesmal allein, wieder einen Versuch, die Schneeregion des Kibô zu erreichen, was mir auch gelang; aber das Wetter war abermals schlecht und die bittere Kälte zwang mich schon zu früher Stunde zur Umkehr, damit ich nicht fern vom Lager durch die Nacht überfallen würde. Der Regen hörte ungefähr um 5 Uhr auf, und ich hatte auf dem Heimweg noch einen herrlichen Anblick vom Kibô, dessen frische dichte Schneedecke von den Strahlen der untergehenden Sonne mit einem rosigen Schimmer verklärt wurde. Ich staunte über die Menge der großschnäbeligen Raben, welche im Verein mit einem einzigen Falken in der Nähe des Schnees hoch oben in den Lüften kreisten. Vielleicht war dort irgend ein abenteuernder Büffel zu Schaden gekommen und jene Raubvögel beobachteten nun aus der Höhe seinen Todeskampf in der Fanggrube eines Eingeborenen. Ich fand die Fährten und Losung dieser Büffel noch bis zu einer Höhe von 14,000 Fuß, und es ist möglich, daß sie über den mittleren Kamm zwischen den nördlichen und südlichen Abhängen des Kilima'ndscharo hin und her wechseln. Ich bemerkte auch Fährten einer großen Antilope, nach der Schilderung der Eingeborenen möglicherweise eines Kudu. Ich möchte hier bemerken, daß ich trotz eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in diesen bedeutenden Höhen (abgesehen von den früheren Besuchen zu anderen Zeiten) nie imstande war, ein einziges Exemplar eines Büffels oder einer großen Antilope, die in ihren Wanderungen bis zur Schnee-

region vordringen, zu Gesicht zu bekommen, obwohl ich infolge der Frische und Deutlichkeit ihrer so häufig angetroffenen Fährten und des Vorkommens der nur wenige Stunden alten Losung an ihrem Vorhandensein nicht zweifeln darf. Auch steigen die Eingeborenen bis zur Höhe von 12,000 und 13,000 F. nur einzig zu dem Zwecke hinan, Gruben zum Fang dieser Tiere anzulegen. Ich habe mich bei den Eingeborenen oft und eingehend erkundigt und den Bescheid erhalten, daß der Büffel und der Kudu mit denen identisch seien, welche die Ebenen drunten bewohnen. Die Schilde der Einheimischen sind oft aus ungegerbter Büffelhaut und ihre Pulverhörner aus Büffelhörnern verfertigt. Ferner muß ich hier erwähnen, daß der Elefant, zu allen Zeiten ein vorzüglicher Bergsteiger (ich habe ihn in den Chellah-Gebirgen von Angola in 8000 F. Meereshöhe getroffen), den Kilima'ndscharo bis zu derselben Höhe hinansteigt, wie der Büffel. Ich habe nicht nur seine frischen Fährten gefunden, sondern sah in einer Höhe von 13,000 F. in der That drei von diesen Tieren eiligst ein Flußthal überqueren und dessen steile Hänge über dem Wasser behend erklimmen. Auch konnten wir häufig bei Nacht ihr lautes gellendes Trompeten um unsere Niederlassung herum hören. Auch eine Gattung von Klippdachs oder Hyrax — wahrscheinlich der Baumdachs oder Baum-Klippschliefer, Dendro-hyrax — bewohnt die Abhänge des Kilima'ndscharo bis zur Höhe von 11,000 F., und liebt immer die Nähe von Bäumen. Nachts rufen diese Tiere im Walde einander laut zu, die jungen Klippschliefer weisen sogar in der Gefangenschaft eine große Modulationsfähigkeit ihrer Stimmen auf und ihr lauter Schrei gleicht beinahe menschlichen Tönen.

Ich darf jedoch nicht eingehender bei dem interessanten Gegenstand der diese hohen Regionen bewohnenden Fauna verweilen, sondern muß mich nun beeilen, auch meine letzten Reisen um den Berg herum und meine Rückkehr nach der Küste zu beschreiben.

(Schluß folgt.)

Die canadischen Indianer und ihre Zustände.

Von Emil Jung.

In einem früheren Aufsatze („Ausland", 1885, Nr. 17) habe ich einige Mitteilungen gebracht über die Indianer Nordamerika's im allgemeinen, ihre Zahl, die gegenwärtig bei ihnen herrschenden Zustände und die sich ihnen in der Zukunft eröffnenden Aussichten. Heute liegt mir eine Reihe von Daten vor, welche, teils offiziellen, teils privaten Quellen entstammend, unter den obwaltenden Verhältnissen nicht ohne Interesse sind.

Einem jeden, welcher die Entstehung und den Verlauf des jüngsten Aufstandes in Canada, wie aller früheren Erhebungen der Half-Breeds, der Halbblut-Indianer, über welche das „Ausland" erst ganz kürzlich berichtete, mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, wird es als besonders bemerkenswert aufgefallen sein, daß die Indianer in Britisch-Amerika sich nur zu einem sehr kleinen Teile an die Aufständischen angeschlossen haben. In der benachbarten Union hätte ein Anlaß, wie der vorliegende, den niemals ausgelöschten Funken der Unzufriedenheit sicherlich zur hellen Flamme angefacht. Waren doch die an der Grenze wohnenden Stämme sehr gern bereit, zur Unterstützung Riels auf britischen Boden überzutreten, sie hätten diese Absicht auch sicherlich ausgeführt, wären sie nicht durch die Wachsamkeit der Unions-Regierung daran verhindert worden.

Die Indianer Canada's gehören in der Hauptsache zwei großen Stämmen an. Als die Europäer zuerst an diesen Küsten erschienen, wurde das Becken des St. Lorenzstromes und das ganze weite Gebiet an den Ufern der großen Seen nach der Hudsons-Bay, dem Saskatschewan, dem Mississippi, dem Ohio und den atlantischen Ufern von den großen Indianervölkern der Algonkin und der Irokesen bewohnt, die beide wieder sich in zahlreiche kleine Stämme zersplitterten. Das kriegerische und gefürchtete Volk der Irokesen, von den Franzosen Iroquois genannt, wohnt auf einem verhältnißmäßig engbegrenzten Raum, es wurde von den viel zahlreicheren Horden der Algonkin, mit denen es beständig im Kriege lag, vollständig eingeschlossen. Seine Jagdgründe erstreckten sich an den Ufern der Seen Huron, Erie, Ontario und an beiden Ufern des St. Lorenzstromes südlich bis zum See Champlain hin. Von einem Stamme der Irokesen, den Erieh oder Eriga, hat der Erie-See seinen Namen empfangen. Auch die Huronen oder Wyandot, deren wahrer Name Ononda ist, welche im Norden des Erie-Sees wohnen, gehören zu ihnen. Es war dies ein mächtiger Stamm, hochgeehrt von allen ihren übrigen Nachbarn, von denen sie lange Zeit mit dem Ehrentitel „Väter" begrüßt wurden, bis sie, von der Conföderation der „Fünf Nationen" besiegt, es sich gefallen lassen mußten, fernerhin nur noch als „ältere Brüder" angeredet zu werden. Diese „Fünf Nationen", welche sich um 1700 zu einem Völkerbund zusammenschlossen, sind es, welche vornehmlich als Irokesen bezeichnet werden. Es waren dies die großen Stämme der Onondaga, Mohawks, Oneida, Cayuga und Seneca — Namen die nach dem Vorgang der Engländer allmählich allgemein gebräuchlich wurden und die Namen, welche ihnen von den Franzosen gegeben wurden: der Onontagués, Ogniés, Onnoyoutes, Goyogouins und der Ontouoronnons oder Tsonontouans völlig verdrängten. Die wahren indianischen Namen sind in derselben Reihenfolge: Nundageke, Koningione, Oniyutke, Senanda-Wanandune und Nundawake. Zu diesen fünf Völkern trat um 1712 als sechstes das Volk der Tuscarora hinzu, die aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen in Nord-Carolina nach einem unglücklichen Kriege mit den dortigen Ansiedlern nach Norden auswanderten.

Die Algonkin hatten ein weit größeres Gebiet inne. Sie reichten von den Felsengebirgen und den Quellen des Mississippi an beiden Seiten der canadischen Seen bis weit nach Osten hin, die Irokesen inselartig umschließend. Unter ihnen ist der Fünfvölker-Bund der Leni-Lenape, dem auch die Mohikaner angehörten, am meisten bekannt geworden. Heute finden sich noch Reste dieser ehemals so mächtigen Völkerfamilie in der Umgebung des Michigan-Sees und des Oberen Sees und von da in nordwestlicher Richtung nach dem Winnipeg-See zu. In der Nachbarschaft der beiden erstgenannten Seen beschäftigten sich nach einer offiziellen Publikation aus Ottawa im Jahre 1851 gegen 15,000 Indianer mit Ackerbau.

Im großen canadischen Westen haben die Algonkin die Distrikte von Norway-House, des Rainy-Sees, des Red River und von Cumberland ausschließlich inne, in denen des Saskatschewan und Cygne-Flusses sind sie in der Majorität, auf der Halbinsel Melville konkurrieren sie mit den Eskimo, vereinzelt findet man sie auch am Churchill und bis zum Athabaska. Vom Oberen See bis zu den großen Barren Grounds im Norden leben sie in einer Stärke von etwa 30,000 Köpfen in drei großen Stämmen: den Saulteux oder Odschibwäh, den Maskegons oder Swampis und den Kri oder Knistino. Auch die Schawni gehörten zum Volk der Algonkin.[1] Man wird die Zahl des ganzen Volkes zur Zeit der ersten Kolonisierungsversuche der Franzosen gewiß nicht zu hoch auf 90,000 Köpfe veranschlagen, die Zahl der Irokesen dagegen als 20,000 nicht übersteigend annehmen dürfen. Ein offizieller Bericht aus dem Jahre 1763, der sich gegenwärtig im englischen Staatsarchiv in London befindet, schätzt die Zahl der Indianerkrieger im „Lande des Sankt Lorenzstromes" auf 12,000, was einer Bevölkerung von etwa 60,000 Seelen entsprechen würde.

Wirkliche Zählungen sind erst in jüngster Zeit angestellt worden. Nach dem Zensus von 1861 lebten in Ober-Canada 7841, in Nieder-Canada 4876 Indianer, also in ganz Canada 12,717 Indianer. Allein diese Zählung war, wie man allerseits zugab, weit davon entfernt, vollständig zu sein, selbst für das beschränkte Gebiet von Britisch-Amerika, das man der Operation unterworfen hatte.

Unter den schwierigen Verhältnissen, welche bei einer so unsteten Bevölkerung wie die Indianer eine korrekte Zählung ganz unmöglich machen, darf der nächstfolgende Zensus von 1871 zwar auf eine vollständige Genauigkeit ebensowenig einen Anspruch erheben, aber man kam der Wahrheit doch näher, auch wurden nun Manitoba, die Prinz Edwards-Insel, Britisch-Columbia und die Hudsons-Bay-Länder herangezogen. Nun ergab sich folgendes Resultat. Man fand als Zahl der Indianer:

Alte Provinzen	23,035
Manitoba	558
Prinz Edwards-Insel	323
Britisch-Columbia	30,000
Hudsons-Bay-Länder	85,000
Summa	139,000

Zur selben Zeit zählte man in Manitoba 5757 französische und 4083 englische Mischlinge, von denen die ersteren sich stets eher den Indianern als den Weißen anschlossen, während die englischen Mischlinge eine entschiedene Neigung haben, sich mit den Engländern zu identifizieren. Obschon die offizielle Statistik die Mischlinge stets zu den Weißen zählt, so darf man doch die französischen Mischlinge den Indianern zurechnen. Schon damals waren wenigstens die Indianer der alten Provinzen völlig seßhaft geworden, wie aus dem zur Zeit publizierten „Yearbook of Canada" und den Berichten des französischen Reisenden H. de Lamothe (im „Tour du Monde" und im „Globus", Bd. XXXV, 1879) deutlich hervorgeht.

Lamothe traf erst 3000 Km. von der Mündung des St. Lorenzstromes indianische Frauen und Kinder (die Männer waren gerade auf der Jagd oder beim Fischfang abwesend), welche weder Englisch noch Französisch verstanden, und alle waren reinlich auf europäische Weise gekleidet. „Die Liebhaber von Indianergeschichten," sagt Lamothe bei dieser Gelegenheit, „mögen sich das merken: nur in Romanen oder ganz abgelegenen Winkeln der Felsengebirge wird noch skalpiert, und alle die berühmten Krieger, die Rote Wolke, der Adler mit dem flammenden Auge und wie sie sonst heißen mögen, kleiden sich wie der gemeinste irische Auswanderer."

Die berühmten Huronen von Jeune Lorette bei Quebec, führt der offizielle Bericht aus, welche 200 Köpfe zählen, arbeiten auf den Feldern oder als Taglöhner und verfertigen Mokassins oder andere „indianische Objekte". Die 1350 Irokesen von Sault St. Louis oder Caughnawaga sind Kanoeschiffer, Matrosen oder Lotsen auf dem St. Lorenzstrom. In ähnlicher Weise, wie die vorigen, beschäftigen sich die gleichfalls irokesischen Indianer, etwa 450, von St. Régis. Die 416 Indianer von Oka oder dem See der beiden Berge bauen Kanoes, sind Pelzjäger oder treiben Ackerbau. In Ober-Canada werden 2300 Tuscarora in der Grafschaft Brant an den Ufern des Grand River, der dem Erie-See zufließt, aufgezählt; mehr als 2000 Indianer im Territorium Algoma, das an den Oberen See stößt, mehr als 1500 in der Insel Manituline am Huron-See, nahe an 1300 in der Grafschaft Middlesex, 900 in der Grafschaft Bothwell u. s. f.

Nach den Zensusberichten (1870—71 und 1880—81) und den jährlich erscheinenden, auch im „Yearbook and Almanac of Canada" mitgeteilten Berichten des Indian-Department in Ottawa, denen ich bereits einige der vorhergehenden Daten entnommen habe, sind auch die nachfolgenden Angaben über die indianische Bevölkerung der

[1] Vgl. Hermann Ludwig, „The Literature of American Aboriginal Langnages." London 1858.

einzelnen Distrikte von mir zusammengestellt. Darnach war die Zahl der Indianer in:

	Zensus 1871 [1]	Ende 1874	30. Juni 1878	Zensus 1881
Prinz Edward-Insel	209	302	306	281
Neuschottland	2091	1837	2122	2125
Neubraunschweig	1440	1629	1450	1401
Quebec	10,804	10,991	10,947	7515
Ontario	15,549	14,606	15,731	15,325
Manitoba	25,945	31,908	29,602	6767
Nordwest-Territorium				49,472
Ruperts-Land	4370	4370	4370	
Britisch-Columbia	32,020	28,520	35,153	25,661
Summa	92,518	94,163	99,681	108,547

Diese Zahlen beweisen also eine stetige Zunahme der Indianer-Bevölkerung, wenn schon ein Teil dieser Zunahme wohl auf Rechnung größerer Genauigkeit und weiterer Einbeziehung vorher nicht berücksichtigter Gebiete zu schreiben sein dürfte. Bei einigen Provinzen macht sich eine positive Abnahme bemerklich. Die Regierungsagenten schreiben diese Abnahme bei den Indianern der Prinz Edwards-Insel auf Rechnung der vielen Krankheiten, welche sie hinraffen, bei den Küsten-Indianern auf Rechnung des Branntweins, der am Puget-Sund, wie es scheint, sehr leicht zu erhalten ist. Die sonst noch auffallende Abnahme in der einen Provinz, die ebenso bemerkenswerte in der anderen ist jedenfalls auf Verschiebungen zurückzuführen. So geben offizielle Berichte von 1874 die Indianer-Bevölkerung von Manitoba auf 558 Seelen an. Es ist klar, daß die jetzige sehr hohe Bevölkerungsziffer durch natürlichen Zuwachs in dem vorliegenden Zeitraum nicht erreicht werden konnte. Die auffallenden Schwankungen der Bevölkerung von Britisch-Columbia können ebenfalls nur durch Zu- resp. Wegzüge erklärt werden. Leider lassen die Berichte darüber völlig im dunkeln.

Das erfreuliche Resultat eines stetigen Anwachsens der Bevölkerung ist wohl nicht am wenigsten den strengen Maßnahmen zuzuschreiben, mit denen die canadische Regierung in gewissen Distrikten gegen diejenigen vorgeht, welche den Indianern Spirituosen verkaufen. Freilich bleibt das Gesetz oft genug ein toter Buchstabe. Für einige Gegenden wurde der Spirituosenverkauf, gleichviel ob an Weiße oder Rote, absolut verboten. „Der Erfolg," sagt Lamothe, „war der beabsichtigte. Die 300 ‚Voyageurs' und Arbeiter, welche zur Sommerszeit in diesen Wildnissen sich aufhalten, können unbewaffnet ruhig ihre Obliegenheiten erfüllen, während zehnmal stärkere Banden von bis an die Zähne bewaffneten Indianern um sie umherstreifen; könnten sich letztere Feuerwasser verschaffen, so wäre es schon längst zu blutigen Kämpfen gekommen."

Dabei ist hier einer der Gründe entfernt worden, welche in den Vereinigten Staaten so häufigen Anlaß zu Blutvergießen gegeben haben, Dort ist es nur zu oft vorgekommen, daß der Indianer, von dem Feuerwasser des Weißen berauscht, seine Zustimmung zu dem Verkauf von Land gegeben hat, den er später bitter bereute und der ihn zur Rachenahme an seinem Uebervorteiler aufstachelte. Die Indianer Britisch-Amerika's können ohne Zustimmung der Regierung keinen Acker ihres Landes verkaufen. Vor 1876 war das freilich anders. Wie ein Bericht des Ingenieurs Youle Hind, welcher die Territorien am Red River 1875 bereiste, uns lehrt, waren bis dahin folgende Verkäufe zwischen Indianern und Weißen abgeschlossen worden:

Indianerstamm	Verkauftes Land Acres	Durchschnittspreis per Acre Cent
Odschibwäh	7,373,000	0,25
Missassagas	6,757,750	0,08 ½
Utauäh, Pottautami, Chippewäh, Huronen	2,001,078	0,01 ½
Saugeen	1,500,000	0,35

Die Delawaren, die Odschibwäh am Obern See, sowie die am Huron-See hatten gleichfalls große Landstrecken verkauft, von denen Hind aber das Areal nicht ermitteln konnte; er konstatierte nur, daß die Delawaren 2,50 Cent pro Acre, und daß die Odschibwäh bestimmte runde Summen für ihr Land empfangen hatten, die am Oberen See 500, die am Huron-See 600 Pf. St. Man sieht wohl, daß es hohe Zeit war, die Indianer vor gänzlicher Ausraubung zu schützen.

Die Lage der Indianer in Britisch-Amerika ist keineswegs eine glänzende; sie leben fast alle in größter Armut, obschon die canadische Regierung ihnen gewisse Unterstützungen gewährt, die sie auch wirklich empfangen, während solche Subventionen in der Union zum größten Teil auf dem Wege von Washington bis zu den Indianeragenturen da und dort hängen bleiben. Nach den zu verschiedenen Zeiten abgeschlossenen Verträgen haben die einzelnen Indianerstämme ihr Land an die englische Regierung abgetreten, indem sie sich bestimmte Striche reservierten und nun als Gegenleistung stipulierte Zahlungen in Geld und Nahrungsmittel periodisch empfangen. Nach diesen Verträgen erhält der Häuptling eines jeden Stammes jährlich 25 Dollars, die vier Ratmänner je 15 Dollars und alle übrigen, Männer, Weiber und Kinder, 1 Dollar pro Kopf. Außerdem erhalten sie regelmäßige Lieferungen von Mehl, Tabak, Zucker, Thee u. a.; Ackerwerkzeuge und Vieh werden ihnen gleichfalls geliefert, um sie zum Ackerbau anzuregen. Wer ein Handwerk erlernen will, wird darin von der Regierung unterstützt. Die Gesamtausgabe der canadischen Regierung für die Indianer belief sich am Ende des mit dem 30. Juni 1876 abschließenden Jahres auf 267,277 Dollars, wovon 203,295 Dollars allein auf Manitoba und die Nordwest-Territorien entfielen.

Damals lebten in den fünf ältesten Provinzen 23,013 Indianer, welche 69,792 Acres unter Kultur hatten und

[1] Die Zahlen dieser Kolumne sind offiziell. Dagegen geben Behm und Wagner, „Bevölkerung der Erde", VI, S. 74, mit Anführung der Zahlen für die einzelnen Gebiete, die Gesamtzahl 81,136, was jedenfalls, mit 1874 verglichen, viel zu niedrig ist.

von Gebäuden 4120 Häuser nebst 1133 Scheunen und Ställe besaßen. Der Wert der gewonnenen Produkte: Fische, Pelzwerk u. a. (Ackerbauprodukte ausgenommen), wurde auf 50,837 Dollars geschätzt. Am Frazer-Fluß waren 997 Acres vornehmlich mit Kartoffeln bebaut; der Wert der auf den dortigen Agenturen gefangenen Fische wird mit 36,429 Dollars, der des Pelzwerks mit 78,367 Dollars angegeben. Der Regierungsbericht berechnet ferner den Wert des Eigentums jener 23,013 Indianer und von 3712 Indianern der Seeküste auf 102,680 Pf. St. an beweglicher Habe und auf 1,603,020 Pf. St. an unbeweglichem Gut.

Ursprünglich war die fast ausschließliche Beschäftigung der Indianer die Jagd. Wenn Jacques Carlins auf seiner Reise in Canada im Jahre 1534 bei den Irokesen um Montreal schon Mais, Bohnen, Kürbisse und Tabak wirklich angebaut fand, so muß doch daran erinnert werden, daß der Ackerbau ausschließlich den Frauen überlassen blieb. Der Mann verachtete denselben, da er ihm keine Entschädigung für die Aufregungen und Reize der Jagd zu bieten vermochte. Allein das Wild ist, wie in den Vereinigten Staaten, durch die massenhaften Schlächtereien aus vielen Gegenden schon völlig verschwunden, in anderen so gelichtet, daß es den Jägern genügende Subsistenzmittel nicht mehr zu bieten vermag.

Auch in Britisch-Amerika ist der Büffel, dieses für den Indianer so überaus nützliche Tier, schon nahezu ausgerottet worden. Manche Gegenden Britisch-Amerika's waren übrigens niemals sehr wildreich, auch war der Ertrag der Jagd häufig ein recht mißlicher. Am Rainy-See im Gebiet der Saulteux ist, so erzählt Lamothe, das Hauptwild der amerikanische Hase, der mitunter in solchen Massen auftritt, daß man kein guter Schütze zu sein braucht, um an einem Tage an hundert Stück zu schießen, während man bei Anwendung von Schlingen noch viel höhere Ziffern erreicht. Zeitweilig aber verschwindet dieser kleine Nager fast vollständig, um dann 3—4 Jahre lang an Zahl stetig wieder zuzunehmen. An Größe und Geschmack steht er dem europäischen Hasen nach und auch sein Fell ist nicht viel wert. Aber den Indianern liefert er doch Nahrung und Kleidung; die Felle werden in Streifen geschnitten und letztere zu sehr warmen Decken und Kleidern ineinander geflochten. Im Herbst 1868 war dieses wertvolle Tier in dem ganzen Gebiet zwischen den Felsengebirgen und Labrador fast ganz verschwunden, und so trat dann, da es sich bis zum Winter 1870—71 noch nicht genügend vermehrt hatte, eine Hungersnot ein, welche namentlich viele Kinder der Saulteux hinwegraffte.

So lehrte denn die Not auch hier die vorher gering geschätzte Erwerbsquelle sorgfältiger zu pflegen. Die canadische Regierung unterstützt diese Bestrebungen auf alle Weise. Wir haben schon erwähnt, daß Werkzeuge und Vieh den Indianern geliefert werden, die Regierung läßt aber die Indianer auch alljährlich durch dazu geeignete Leute im Gebrauch der Werkzeuge und in der Bestellung der Felder unterweisen. Als Professor Tanner aus London im Herbst 1884 Canada bereiste und dabei auch die Indianer-Agenturen besuchte, bemerkte er bei einer Prüfung der für die nächste Ernte gepflügten Felder, daß einige weniger gut als die übrigen aussahen. Das hätten „nur die Squaws" gemacht, sagte man ihm. Der indianische Mann hat also bereits die ehemals alleinigen Bebauer des Ackers überholt.

Auch die Bemühungen der Agenten, die Indianer dazu zu veranlassen, ihre Kinder zur Schule zu schicken, bleiben nicht ohne Erfolg. Mir liegen freilich nur für das Jahr 1876 Zahlen vor; damals besuchten in:

Ontario	1857
Quebec	394
Neuschottland	68
Prinz Edwards-Insel	30
Manitoba	106
Britisch-Columbia	497

also im ganzen 2952 Kinder, die für sie errichteten Schulen. Mit welcher Regelmäßigkeit dies geschieht und welche Fortschritte die Kinder machen, welchen Einfluß der Schulbesuch auf die Gestaltung des nachherigen des Lebens der Indianer hat, das ist leider nicht ersichtlich.

Auf alle Fälle scheinen die Engländer in Canada es verstanden zu haben, sich die Zuneigung der Indianer in nicht geringem Grade zu erwerben. Der schon mehrmals genannte Lamothe gibt dafür einige schlagende Belege. Man sieht hier die Indianer nicht als red vermin, als rotes Ungeziefer, an, das so schnell und so gründlich wie möglich von der Erde zu vertilgen ist. Auch vollzieht sich hier immer mehr eine Verschmelzung der einheimischen und der einwandernden Rassen. Die 9840 Mischlinge, welche man schon 1870 allein in Manitoba zählte, sind dafür ein deutlicher Beweis. Daß auch Mißbräuche der Beamten vorgekommen sind, hat der letzte, noch nicht ganz unterdrückte Aufstand gezeigt, der aber auch bewiesen hat, daß die Indianer Canada's in überwiegender Mehrzahl eine durchaus loyale Gesinnung gegen die englische Regierung hegen.

Norwegen im Winterkleid.

Von einem Norweger.

Seid ihr schon im Winter in Norwegen gewesen? Nicht? Jenun, wißt ihr, was 45° C. unter Null bedeuten? — Nicht genau! Es freut mich, daß ihr die Verneinung modifiziert. Ihr wollt sagen, ihr habt schon in Reiseschilderungen von der Winterkälte in Sibirien und Amerika, von negativen Temperaturgraden erzählen hören, wo Pferde zugrunde gehen und Vögel tot aus der Luft herunterfallen. Ich habe auch schon von solchen gelesen, aber sie noch niemals praktisch erfahren, entweder weil unsere norwegischen Kältegrade geringer sind als andere,

oder weil wir in unserem norwegischen Winter sozusagen einen anderen „Zug" in der Luft haben. Wie dem nun auch sein mag, wir haben jedes Jahr eine derartige Temperatur, und gerade dann freuen wir Norweger uns. Ich will daher einen Wintertag in Norwegen bei einer Temperatur von — 45° C. zu schildern versuchen.

Du gehst am Abend warm und behaglich zu Bette, Deine letzte Daseinserinnerung sind heißer Punsch, glänzende Augen, ein rauschendes Klotzfeuer in dem Ofen Deines Schlafzimmers; Du träumst vom Sommer, von balsamischen Lüften, von Spaziergängen in der Dämmerung eines nordischen Sommerabends mit dem Mädchen Deines Herzens, vom Geruch frischen Heues, vom würzigen Duft der Bergkräuter, und Du wirst aus diesem ätherischen Dasein rauh geweckt durch scharfe knallende Laute. Wenn Du jedoch diese Knalle kennst, so weißt Du, daß dies nur der Vorbote eines ungewöhnlichen Frostes ist. Du hörst die alte Treppe krachen, hörst ein splitterndes Geräusch in Fensterrahmen, und Dein Bettpfosten scheint die Gicht in die Beine bekommen zu haben; allein schlaf nur weiter, denn es ist nur die „natürliche Empfindlichkeit" des Holzes für Kälte. Der Tag bricht an und Du erwachst an einem kitzelnden, aufregenden Gefühl an Deinem Schnurrbart und findest, daß dieser wirklich an die Bettdecke angefroren und weiß bereift ist; allein halt Dich nur warm unter dem Federbett aus weichen Eiderdunen von den Lofoden und Du wirst finden, daß Du im ganzen, allem äußeren Anschein zum Trotz, Dich ausnehmend wohl befindest.

Ein Pochen an der Thüre und herein tritt, nach Landessitte, ein hübsches, frisches, blauäugiges norwegisches Mädchen, fragt Dich heiter, wie Du geschlafen hast, und sagt Dir, es sei die „kälteste Nacht, welche wir diesen Winter gehabt haben." Sie bringt Dir eine treffliche Tasse Kaffee und laues Wasser zum Waschen, da die Badetonne Dich heute nicht in Versuchung führt. Was jedoch anscheinend einen stärkeren Reiz auf Deine Phantasie ausübt und Dir die zärtlichsten Gefühle der Dankbarkeit gegen das junge Mädchen abnötigt, das ist der Armvoll Reisig und Klötze, welche sie mitbringt und die bald in dem geräumigen Ofen aufflackern und Dir ein Gefühl des Behagens bis in das innerste Herz hinein erwecken. Du stehst nun eilends auf, schaust auf den Thermometer an Deinem Fenster und siehst, daß derselbe noch auf —35° C. steht; Du reibst Dir die Hände vor Freude bei dem Gedanken: es hat heute Nacht wirklich —45° C. gehabt, es ist nun wirklich kalt!

Die ganze Familie versammelt sich in dem bequemen Speisezimmer des Hauses, wo ein prasselndes Klotzfeuer seine erheiternde Wirkung bis in den fernsten Winkel des Zimmers sendet und wir das phantastische Spiel der Strahlen der Wintersonne auf der brasilischen Flora der eisbedeckten Fensterscheiben bewundern. Wir plaudern und lachen während des Frühstücks, besprechen das Tänzchen vom vorigen Abend und machen Pläne, wie wir den kurzen Wintertag verbringen wollen. Du scheinst niemals mehr geneigt gewesen zu sein, Deine Freunde zu besuchen; Du schwankst noch, ob Du sie alle auf den Nachmittag zu Dir einladen oder zu einem Tänzchen auf einem benachbarten Gaard (Gehöfte) gehen sollst, wo eine Gesellschaft sich einfindet, und da in derselben das junge Volk zahlreich vertreten ist, so entscheidest Du Dich für das letztere.

Aber treten wir einmal in das Freie! Du trittst aus der Hausthüre, bis an das Weiße der Augen in Pelze gehüllt, und hörst mit einem angenehmen Gefühl der Befriedigungen das „Knirken", wie man in Norwegen sagt, oder Krachen des gefrorenen Schnees unter Deinen Füßen. Alles sieht frostig, hell und klar aus, nur der arme Sperling, der auf dem nach norsischem Brauch für ihn hergerichteten Busch Roggenähren sitzt, zirpt traurig, während die schlaue Elster unter dem Dachvorsprung wie ein alter Philosoph aussieht und sich das Ansehen zu geben sucht, als habe sie nicht die mindeste Ahnung davon, wohin die Frühlingsküchlein, die Eier, die jungen Vögel, die Kirschen und all die anderen guten Dinge gekommen sind, welche auf solch geheimnisvolle Weise während der Sommerszeit unter dem Adlerauge der Hausfrau verschwunden sind. Allein in jener, vom Reif silberweiß überdufteten Birke herrscht Leben und Frohsinn! Ein Flug Auerhühner hat sich am frühen Morgen dort eingeschwungen, und während der stramme stattliche Hahn nach Pfauenart herumstolziert und sich mit seinem hübschen Schweife brüstet, welcher im Sonnenschein in allen Farben des Regenbogens glänzt und schillert, gibt sich seine Lieblingshenne ganz das Ansehen unbewußter Naivetät, wie sie sich durch die filigran-artigen Aeste windet, eine wunderliche Illustration der Sinnesart gar mancher Vertreterin des schönen Geschlechtes. Du betrachtest Dir diesen Auftritt voll Interesse und Liebe zur gesamten Schöpfung; Du vergissest sogar Deine Flinte, denn das Bild ist allzu lieblich. Jenun, vielleicht erweckt die Gelegenheit auch die Waidwerkslust in Dir und die Zerstörungswut überwältigt Dich — Du eilst nach Deinem Gewehre, ziehst es aus dem Futteral, lässest es aber im Nu mit einem Aufschrei fallen: der Lauf fühlt sich zwischen Deinen Fingern an wie ein rotglühender Schürhaken, die Haut Deiner Handfläche ist verloren durch die Berührung mit dem kalten Eisen; und die Elster dort, welche Dich die ganze Zeit hindurch unter ihrem Flügel hervor beobachtet hat, rüttelt sich plötzlich auf und streicht mit einem boshaften Warneruf langsam davon.

Nun kommt das große Ereignis des Tages, das Gabelfrühstück oder eigentlich das Mittagessen, und bis, nach norwegischer Sitte, der Kaffee genommen und die Zigarren mit den Damen geraucht sind, blicken bereits die Sterne wieder von dem dunkelblauen Himmel. Wir hören das Stampfen und Wiehern der Pferde, wenn die Schlitten an der Hausthüre vorfahren. Du legst die Zigarre beiseite, denn es ist zu kalt um im Freien zu rauchen, schlüpfst in Deinen Pelzrock aus norwegischem Wolfsfell, in die mit

Schaffell gefütterten Pelzstiefeln, ziehst die Bärenfellmütze über die Ohren und fühlst Dich nun imstande, eine Fahrt nach dem Nordpol zu machen.

Du überzeugst Dich, daß die Damen und Kinder in dem großen Familienschlitten tüchtig in Bärenpelze und Fußsäcke eingehüllt sind; allein Dein Interesse konzentriert sich noch mehr auf Deine eigene Schlittengefährtin, ein Mädchen, aus dessen Augen Du gestern Abend beim Tanze jene wonnigen, aber halb schmerzlichen Ahnungen werdender Neigung schöpftest und das sich nun wieder Deinem führenden Arme anvertraut, und zwar diesmal um Dich das launenhafte Temperament eines norwegischen Schlittentrabers zügeln zu sehen. Sorgsam verstaust Du sie in dem letzten Schlitten, spids slaete, untersuchst die kräftigen Deichseln und das Pferdegeschirr mit großer Sorgfalt, streichelst des Pferdes schön gebogenen Hals mit einem ermutigenden Worte und setzest Dich dann auf den schmalen Hintersitz. „Laß los, Gustaf!" rufst Du und in sausendem Trabe fliegst Du mit der Geschwindigkeit einer Lawine über die hartgefrorene Straßenbahn hin, während die kalte Luft um Dich her pfeift und auf einen Augenblick Dir das Blut in die Wangen treibt, und Du fühlst, durch die rasche Bewegung, ein Vergnügen, ein inneres Aufwallen von Mut und Lebenslust, welches in gleicher Weise von Deiner hübschen Gefährtin geteilt wird, während ihr so über den glitzernden Schnee hinfliegt. Wie segnet Ihr den Erfinder dieses Fuhrwerkes, dessen Genius diese angenehme kleine Schneegondel für Euer individuelles Beste geschaffen hat, in welcher Du den Gegenstand Deiner Neigung so nahe hast, jedes Spiel ihrer launenhaften Natur in ihren beschatteten Augen beobachten und jenen süßen Duft einatmen kannst, welcher jedem Liebenden so köstlich und so berauschend ist. Ja, wie manche Geständnisse treuer Liebe sind nicht in einem norwegischen Spitzschlitten abgelegt und von der holden Lauscherin für immer bewahrt worden!

Und auf welcher Szene, auf welchem eindrücklichen Atom der weiten Schöpfung weilt Dein Blick! Hoch über Dir spannt sich das hohe Himmelsgewölbe, dessen prächtiges Dunkelblau Du nur in der Nähe des Polarkreises sehen kannst und das mit unzähligen silbernen Sternen besetzt ist. Dort gerade über Dir funkelt lustig der Polarstern, um welchen der „Große Bär" seine nächtliche Runde macht, in feierlicher Prozession gefolgt von dem tapferen Orion, der sein funkelndes Schwert gegen das Stirnband des trotzigen Stiers erhebt, während dort, gerade über den Föhrenwipfeln in jenem Walde, ein glänzender Stern emporsteigt, ein Besucher einer milderen Zone, den man nicht immer am nordischen Himmel sieht: Der Hundsstern, der wachsame Sirius der Griechen, und quer über den Himmel sich ein breites Band hindehnt, von Myriaden unsichtbarer Welten glänzend, die Milchstraße, auf welcher die tapferen skandinavischen Kjemper, die wackeren Krieger der Saga, nach Walhalla ritten, dessen Portal Du von dem gekrümmten Segment des Nordlichts umkreist siehst, dessen feurige Strahlen zuckend den Himmel mit tausenderlei Farben und phantastischen Gestalten flüssiger Flamme überfluteten. Und rings um Dich her ist die Szenerie einer nordischen Landschaft, Berg und Thal in jungfräulichen Schnee gehüllt, in welchem die fernen Berge in kühnem Relief sich vom dunklen Hintergrunde abheben und der auch die ersten Formen, unter deren schneebelasteten Kronen und Aesten wir soeben hinfahren, mit einem geheimnisvollen Reize bekleidet, welcher uns über die zahllosen Gespenster- und Elfen- und Gnomenmärchen nachdenken macht, woran Norwegen so reich ist.

Spute dich, mein flinkes Roß! treibe weiter, dahin wo Lichter mit fröhlichem Willkomm aus jedem Fenster scheinen! In der geräumigen, mit Jagdtrophäen, mit dem Bärenschädel, den Elennsschaufeln geschmückten Halle erwartet uns ein herzlicher Willkommen und der übliche Trunk aus dem Liebesbecher, welchen niemand verschmähen darf. Während die Damen ihr leicht verwirrtes Gefieder wieder ordnen, durchwandern wir die festlichen, von einer fröhlichen Menge belebten Räume. Hier ist ein Zimmer den Kartenspielern vorbehalten, wo das schweigsame Gebahren und der düstere Ernst der Spieler zeigen, daß es sich um hohe Einsätze handelt; in einem anderen Zimmer werden Geschäfte verhandelt; man hört nur von Geldgewinn und Geldverlust, von Vermögen, welche an einem einzigen Tage durch Kauf und Verkauf von Wäldern gewonnen oder verloren oder ebenso schnell wieder vergeudet worden sind; man hört Geschichten von Jagd und Sport, von Liebe und Heimat, und die Decke widerhallt von der Heiterkeit und dem Gelächter des stolzen norwegischen Bauers, der keine Aristokratie des Bluts und der Geburt, keine vererbte Auszeichnung kennt, sich aber trotzdem einer mehr als tausendjährigen Abkunft von den Königen und Jarls des alten Skandinavien rühmen kann. Laß uns auch nicht vergessen, in den Speisesaal hineinzuschauen! Der lange „Saal", wie er auf Norwegisch heißt, mit seiner ungeheuren, mit schneeweißem Tuch bedeckten Tafel, an welcher Zierraten, Geschirre und Krystall- und Silberzeug aller Art, der Stolz der guten Hausfrau, prangen, ist gewiß ein sehenswerter Anblick, und hier sind auch Branntwein und Bier und die gebratene Gans nicht zu vergessen, mit welchem der Norse jede festliche Mahlzeit eröffnet.

Eilen wir nach dem Ballsaal, wo unter duftigen Fichtenzweigen, welche an den Wänden mit brennenden Wachskerzen abwechseln, der Tanz in vollem Schwange ist und wo man ebenso zierliche Füßchen und Knöchel und ebenso weiße Nacken und Schultern von Tänzerinnen trifft, als in irgend einem Ballsaale in Paris oder London. Es ist Winter und draußen harter Frost; allein der Tanz geht drinnen ununterbrochen fort und das junge Blut strömt vermöge der Kontraste rascher durch die Adern. Der Tanz dauert bis Tagesanbruch, wo dann die ersten schwachen Strahlen der kalten Wintersonne uns forttreiben zu Schlaf und holden Träumen.

So ist Norwegen im Schnee und Wintergewand. Ein Leben im eigentlichen Mittelpunkt des Todes! Des arktischen Winters rauhe Starrheit erweckt die kräftige, skandinavische Natur zur Entfaltung des höchsten Grades ihrer Lebenskraft und erfüllt so das Gemüt mit tröstlicher Freude! —

Geographische Neuigkeiten.

* Gustave Le Bons' Reisen in Indien. Das Bulletin de la Société de géographie de Paris veröffentlicht nachstehende Uebersicht der Reise, welche Herr Gustave Le Bon in Indien gemacht hat infolge eines ihm von der französischen Regierung übertragenen speziellen Auftrags vom 8. Mai 1884: die hauptsächlichsten Denkmäler der Baukunst von den Urzeiten bis auf die mongolische Periode und mit Inbegriff dieser aufzunehmen, zu studieren und zu beschreiben. Herr Le Bon sagt darüber:

„Um diese Aufgabe zu lösen, mußte ich Indien nach allen Richtungen durchreisen und in die unzugänglichsten Regionen, wie das geheimnisvolle Nepal dringen, dessen Betreten noch immer den Europäern, gleichviel ob Engländer oder andere, streng verboten und das noch von keinem Franzosen betreten worden ist. Die bedeutendsten Etappen des Weges, der uns der Reihe nach vor die interessantesten Denkmäler Indiens geführt hat, sind folgende:

„Von Bombay ausgehend, haben wir zunächst das Radschestan studiert, d. h. jene wunderbare, aber beschränkte Region, welche uns durch das schöne Werk von Rousselet („L'Inde des Rajahs") bekannt geworden ist. Nachdem wir Ahmedabad, Udepur, Nagda (wo wir wunderschöne Tempel getroffen haben, welche noch nie beschrieben worden sind), Chittor, Aymir, Amritsir und Lahore besucht hatten, wandten wir uns dem zentralen Indien zu und haben uns in den hauptsächlichsten Städten des frühern Mongolenreichs, in Delhi, Mattra, Bindraband, Futtehpur, Sigiri, Agra, Gwalior, Indur, Omkargi und Ambernath, aufgehalten und begaben uns dann nach den großen geheimnisvollen Felsenhöhlen und -Tempeln von Karli, Ajunta, Ellora u. s. w.

„Wir begaben uns alsdann von Neuem nach dem Norden von Indien, besuchten Bhopal, Bhilsa und jene berühmten Denkmäler von Samhi, welche des Vergleichs mit den schönsten Werken von Griechenland und Rom würdig sind. Wir haben sodann das Bundelkhund, eine der wildesten und mindest besuchten Regionen, und insbesondere die Städte Mahoba, Banda, Makerkai, Naupong und vor allem die alte Stadt Kadschurao besucht. Vierzig Tempel, worunter einige von derselben gewaltigen Größe wie unsere alten gothischen Kathedralen und mit wundervollen Wandbildern bedeckt, zeugen von der erstaunlichen Pracht dieser nun verödeten, einst so berühmten Hauptstadt eines großen Reiches.

„Nach einem kurzen Besuch der Denkmäler von Benares und der minder berühmten, aber um vieles älteren von Buddha Gaya haben wir die ersten Ketten des Himálaya überstiegen und sind in das Nepal eingedrungen, dessen bedeutendste Städte: Kathmandu, Bratgare, Patun, Buddnath 2c., wir erforscht haben. Wir haben in denselben eine phantastische Architektur gefunden, wie sie sich nur in den Träumen eines Opiumessers darstellen kann.

„Man kann die Städte dieses seltsamen Landes unter diejenigen vom frappantesten Eindruck unter all denen rechnen, welche wir in Europa, Afrika und Asien gesehen haben. Sie wären würdig, von dem berühmten Jaquemont geschildert zu werden, welcher einst vergebens versuchte, ihnen einen Besuch abzustatten.

„Nach der Rückkehr aus Nepal begaben wir uns über Kalkutta an die Küsten von Orissa. Diese wenig gastlichen Gestade werden von halbwilden Horden bewohnt, allein die alten Pagoden von Dschaggernat, Bhuwaneswar 2c. verdienen ihren Ruf. Beim Verlassen der Küsten von Orissa schifften wir uns nach Indien ein, dessen sämtliche bedeutende Pagoden wir studiert haben mit Inbegriff derjenigen, welche infolge der mißglückten Versuche der Europäer, in jene Gegenden einzudringen, kaum bekannt sind, wie diejenigen von Tri-petty-Kondscheverau, Tschikambaram, Tritschinopoli, Tandschur, Madura u. s. w. und die uns ihre bezaubernden Wunder gezeigt haben.

„Wir stiegen nun von Neuem gegen den Mittelpunkt Indiens hinan, besuchten Hyderabad, die merkwürdige Hauptstadt des Nizam und eine prachtvolle Stadt, welche an die orientalischen Städte aus der Zeit der Khalifen gemahnt, Golkonda, welches einst wegen seiner Reichtümer berühmt war und das heutzutage nur noch Gräber und seine Festung aufzuweisen hat, Bidschapur, eine jener toten Städte, welche einst die Hauptstädte großer Reiche waren, und worin es mehr Paläste und Moscheen als Häuser gibt. Noch weiter gen Süden vorrückend, haben wir die so schwer zugänglichen Regionen des Dharwar erforscht, wo wir Badami und besonders Widschnagor bemerkt haben. Letztere Stadt hat die Größe von Paris, war früher die Hauptstadt eines mächtigen Reiches und ist voll Ueberbleibseln von Pagoden und wundervollen Palästen, deren einzige Bewohner nun Tiger, Panther und Schlangen sind. Der Eindruck, welchen ich davon hinnahm, als ich eines Abends im prachtvollsten hellen Mondschein eine dieser Alleen hinabschlenderte, welche die Länge der großen Pariser Boulevards hat und von großartigen Baudenkmälern besäumt ist, gehört zu denjenigen, welche sich meinem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt haben.

„Von den Denkmälern selbst will ich hier nicht reden, denn nur Photographien allein vermögen einen Begriff von den erstaunlichen Wundern zu geben, welchen man in Indien begegnet und welche an Großartigkeit, Kunst und Pracht gewiß von keinem der Werke der klassischen Baukunst übertroffen werden können. Es ist nur zu

bedauern, daß die merkwürdigsten derselben in Regionen liegen, die nur äußerst schwer zugänglich sind.

„Die Zahl der Denkmäler, welche wir studiert haben, beläuft sich auf 173 und verteilt sich über 60 verschiedene Oertlichkeiten. Um zu ihnen zu gelangen, mußten wir mehr als 4000 Meilen Weges in den Regionen zurücklegen, welche oft aller Wege entbehren und von zahlreichen Wasserläufen durchschnitten sind. Trotz der Unterstützung welche mir die eingeborenen Fürsten auf die gütige Empfehlung der englischen Behörden zu teil werden ließen und unter denen ich mit besonderem Danke unseres Freundes, des Generals Littleton Annesley, gedenke, und trotz der fürstlichen Gastfreundschaft, welche ich überall genossen habe, ist die Reise doch sehr mühsam gewesen und wir haben manche Nacht unter freiem Himmel in der Dschungel verbringen müssen. Dagegen haben mir übrigens viele Engländer erklärt, daß keiner ihrer Landsleute so viele Regionen Indiens durchreist habe als wir.

„Um an der Zeit zu ersparen, welche uns durch die Regenzeit und durch die Periode der großen Trockenheit, die alles Reisen unmöglich machen, leider schon sehr beschränkt wurde, habe ich sehr oft die Nacht zum Reisen verwenden müssen. Ungefähr acht Stunden täglich wurden dem Studium der Denkmäler gewidmet, was eine ziemlich ermüdende Arbeit war, denn man mußte in der vollen Sonnenglut arbeiten bei einer Temperatur, welche oft + 53° C. erreichte. Trotz der Gewöhnung der Hindu an das Klima habe ich doch einen meiner Diener an einem der in Indien so furchtbaren Sonnenstiche verloren und selten die sumpfigen Dschungeln durchwandert, ohne einige Leute meines Geleites am Fieber erkranken zu sehen. Diese Schwierigkeiten und diejenigen, welche vom Mangel aller Verkehrsmittel außerhalb der großen Eisenbahnlinien herrühren, sowie die Notwendigkeit, eine ganze Küchen- und Lager-Einrichtung mit sich zu führen, sind stets ein ernstes Hindernis für das Studium der Denkmäler in Indien gewesen. Einer der unerschrockensten Erforscher jener Gegenden, Mr. Eastwick, drückt sich in der 1879 erschienenen zweiten Auflage seines „Handbook for Madras Presidency" folgendermaßen aus: ‚Unter den wahrhaft furchtbaren Schwierigkeiten, welche das Studium der Denkmäler in Indien darbietet, machen sich besonders die ausnehmende Höhe der Temperatur und die Malaria fühlbar. Sie sind große Hindernisse auch für die eifrigsten Forscher. Viele der merkwürdigsten Oertlichkeiten in Indien liegen in den dichten, gefährlichen, mit giftigen Ausdünstungen geschwängerten und von Schlangen und wilden Tieren wimmelnden Dschungeln.'" (G. g.)

* Westsibirien und seine Bewohner. Ueber diese veröffentlicht der „Messager officiel de St. Pétersbourg" folgende Notizen: Der noch so wenig erforschte nördliche Teil dieses Landes wird von nomadischen Völkerschaften, von Ostjäken und Samojeden bewohnt. Es wäre schwierig, die Einwohnerzahl genau anzugeben, denn die über diesen Gegenstand gemachten Erhebungen sind sehr unbestimmt, besonders wegen der fortwährenden Wanderungen der Eingeborenen. Die verhandenen Ermittelungen verzeichnen innerhalb der Landesgrenzen 10,000 Samojeden und 30,000 Ostjäken. Letztere wurden früher von eigenen Fürsten regiert, und noch heutigen Tages gibt es jenseit Obdorsk einen ostjäkischen Fürsten namens Tayschin, welcher mehrere Patente der moskowitischen Zaren und der Kaiserin Katharina II. bewahrt, die dem Stamme der Tayschins den Fürstentitel gewährleistet. Kaiser Nikolaus I. hat den Fürsten mit einem goldgestickten sammetnen Kaftan beschenkt, welchen dieser jedesmal anlegt, wenn höhere Beamte sein Land besuchen. Er läßt sich dann bei diesen Gelegenheiten von den Notabeln des Orts begleiten, welche ihm ein Kästchen mit den fraglichen Dokumenten nachtragen.

Die Ostjäken und Samojeden wohnen gewöhnlich unter Hütten, welche im Sommer mit Birkenrinde, im Winter mit Fellen gedeckt sind. Ihre Lebensweise und die Mittel ihres Unterhaltes richten sich nach der natürlichen Beschaffenheit des Landes. Die Samojeden befassen sich vorzugsweise mit der Renntierzucht, und ziehen mit ihren Heerden auf den Abhängen des Uralgebirges und in den längs der Küste sich hinziehenden sumpfigen Ebenen umher. Sie nähren sich vom Fleisch, Blut und Fett ihrer Renntiere, deren Haut ihnen überdies ihre Kleidung und ihr Schuhwerk liefert. Die Ostjäken sind vorzugsweise Fischer, machen aber auch auf Haar- und Federwild Jagd; außerdem sammeln sie die sogen. Cedernüsse, d. h. die eßbaren Samen einiger Koniferen, verschiedene eßbare Beeren, Pilze und Wurzeln, sowie Putiet, woraus sie Brei und Brot bereiten. Sie wohnen gleich den Samojeden unter zeltartigen Hütten und kleiden sich in Felle oder groben Zeug aus Nesselfasern.

Die Produktionskräfte der Gegenden, welche die Bewohner von Westsibirien gegenwärtig inne haben, könnten durch ihre Mannigfaltigkeit und ihren Reichtum denselben sehr reichliche Mittel des Daseins liefern, allein die primitive Art und Weise, in welcher die Eingeborenen jene Kräfte ausbeuten, erlaubt ihnen nicht, daraus den ganzen Nutzen zu ziehen, den dieselben gewähren könnten. Die unabsehbaren Wälder längs der sibirischen Flüsse und Ströme wimmeln von Wild aller Art, namentlich von Eichhörnchen und Füchsen, und auch der Zobel, der blaue und der schwarze Fuchs sind nicht selten. Die im Herbste stattfindende Ernte der Cedernüsse gibt eine großartige Ausbeute, denn eine einzelne Person sammelt davon oft bis zu hundert Pud.

Das gewinnreichste Gewerbe der Ostjäken ist der Fischfang. Der Obi, einer der größten Ströme der Erde, ist sehr fischreich; im Bett desselben und seiner zahlreichen Zuflüsse sind zahlreiche Sandbänke, welche die günstigsten Orte für den Fischfang bilden und schon seit unvordenklichen Zeiten den Eingeborenen gehören. Mit dem Steigen der Gewässer im Frühjahr kommen die Fische den Obi

und seine Zuflüsse herauf, und kehren im Herbste wieder in das Meer zurück, allein eine große Menge derselben hält sich auch im Winter in den Untiefen des Flusses auf. Der Fischfang geht daher das ganze Jahr hindurch fort, und der Winterfang, zu welchem man weder Boote noch kostspielige Vorrichtungen bedarf, ist der vorteilhafteste, denn der Fisch gefriert unmittelbar, nachdem er aus dem Wasser kommt und bedarf daher keines Einsalzens.

Die zum Fischfang günstigen Oertlichkeiten sind unter den Eingeborenen nicht gleich ausgeteilt. Da sie nicht die hinreichenden Mittel für die Anschaffung von Netzen besitzen, welche zuweilen bis auf tausend Rubel zu stehen kommen, so können sie daraus keinen großen Vorteil ziehen. Auch pachten sie zuweilen solche Orte um geringe Vergütung und erhalten dadurch das Recht, hier mit ihren eigenen Netzen oder mit denen ihrer Gefährten unter der Bedingung, daß sie sich mit denselben in die Beute teilen, zu fischen. Die Menge der alljährlich nach Tobolsk zu Markte gebrachten Fische beläuft sich auf eine halbe Million Pud und bringt ungefähr eine Million Rubel ein.

Der Hauptmittelpunkt des Handels mit den Eingeborenen ist Obdorsk, ein im nördlichsten Teile der Gegend und nur vier Werst vom Obi gelegenes russisches Dorf, wo alljährlich im Januar ein großer Jahrmarkt stattfindet, auf welchen die Eingeborenen ihre Jagdbeute bringen.

Die Beziehungen der Eingeborenen zu den Russen und die Bemühungen der Missionare haben bisher noch keine ersichtlichen Wirkungen auf die Lebensweise und die moralische Entwickelung der Samojeden und Ostjäken gehabt. Diese bleiben noch immer in einem halbwilden Zustande, und die Bedingungen ihres Daseins sind nicht derartig, um sie zum Heraustreten aus demselben zu veranlassen; selbst im Winter ertragen sie die dichtgeschlossenen Wohnungen und das gekochte Fleisch nicht; sie bedürfen die Kälte, die gefrorenen Fische, das rohe Fleisch und das frische heiße Renntierblut. Ihre Religion ist und bleibt das herrschende Schamanentum.

Man findet in jeder Hütte ein Kistchen mit den Götzenbildern, welche gewöhnlich von Holz, bisweilen mit einem Menschengesicht, und mit Zink oder Silber verziert und mit farbigen Hemden und Flittern bekleidet sind. Beim Fischfang führt man gewöhnlich den Lieblingsgott in der Tasche mit. Außer den Penaten oder Hausgöttern gibt es auch öffentliche Gottheiten, welche gewöhnlich im Walde aufgestellt, groß und mit mehreren Wollhemden und Pelzwerk bekleidet sind. Man legt neben ihnen Geld, Marder- oder Zobelfelle nieder. Vor besonders verehrten Göttern oder Götzen werden Opfer dargebracht, und man opfert am häufigsten Hähne, Renntiere und Pferde. In Zeiten der Hungersnot entlehnen die Eingeborenen bei den Göttern Geld und zahlen es gewissenhaft zurück, denn nach ihrer Ansicht wird der treulose Schuldner für seine Unpünktlichkeit schwer bestraft.

Das Familienleben dieser Völkerschaften gleicht einigermaßen demjenigen der Tataren. Sie heiraten sehr jung und ein Mädchen von 12 bis 13 Jahren gilt schon als heiratsfähig. Der Vater sucht schon im Voraus seinem Sohn eine Gattin zu sichern und kauft häufig für seinen noch jungen Sohn eine alte Frau. Vielweiberei ist unter den Ostjäken nicht selten. Die Weiber bedecken sich das Gesicht wie die Tatarinnen, und auch ihre Tracht ist eine genaue Kopie von derjenigen der tatarischen Weiber. Sie sind sehr geschickt in allen Arten von Handarbeiten und liefern namentlich hübsche Stickereien, denen es nicht an Geschmack und Zierlichkeit fehlt. (G. g.)

* Neufundland hat dermalen eine Bevölkerung von 193,000 Seelen. Im Jahre 1874, wo die vorletzte Volkszählung stattfand, belief sich die Volkszahl nur auf 163,374 Individuen. Während dieses Zeitraums ist die Zahl der Katholiken um 16, die der Protestanten um 31 Prozent gestiegen. Die Insel besitzt nun 83 e. Meilen Eisenbahn von kleiner Spurweite; das Eisenbahnnetz beginnt bei St. John und endet im Westen in Grace-Harbour oder Havre-de-Grace im Anschluß an die kontinentalen Linien. St. John, die Hauptstadt, enthält nun 25,000, Grace Harbour nur 5000 Seelen.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Echte Bewohner der Sümpfe und auf diese durch ihre großen Zehen, mit denen sie die breitblätterigen Wasserpflanzen überschreiten können, angewiesen, sind die Sporn flügler. Den ersten, Parra jacanna *Gm.*, sieht man häufig in kleinen Flügen von höchstens einem Dutzend in Süßwassersümpfen und Creeken, wo er auf den Nymphäen herumläuft und ohne jegliche Anstalt auf die Blätter derselben seine Eier legt, die, über Tag der Sonnenhitze blosgestellt, vom Vogel vermutlich bloß in der Nacht bebrütet werden. Er ist von der Größe einer Turteltaube, mit acht Zoll langen grünlichen Füßen mit vier Zehen, die bei sechs Zoll spannen. Der Körper und der ziemlich lange Hals sind schwarz, die Schwungfedern und der zollange Schnabel gelb, die dreilappige Wachshaut blutrot, Flügel und Mantel aber zimmtbraun. Sie fressen Samen und Insekten, sind nicht sehr scheu, fliegen aber, wenn man sich ihnen nähert, mit einem Schrei, der wie ein helles Gelächter lautet, weiter. Auf dem Bug der Flügel sitzt ein dreiviertel Zoll langer, gelber, horniger Stachel. — Der zweite, Palamedea cornuta *L.*, heißt bei den Karaiben Kamiki, bei den Arowaken Amuku, hat die Größe eines Truthahns und gleicht diesem so ziemlich in Form und Farbe. Bauch und Brust sind schwärzlichgrau gewellt und grünlich schillernd, Hals und Kopf schwarz und

grau meliert, mit sammtartigen Federn bedeckt, Rücken und Mantel rötlich, Schwungfedern schwarz, Füße etwa sechzehn Zoll hoch, grau und schuppig. Die vier Zehen spannen über einen Fuß. Auf dem Kopfe und blos an der Haut angewachsen, ist ein dünnes, vier Zoll langes Saitenartiges, mit kleinen Federchen besetztes Horn, dessen Zweck man nicht errät, weil es zur Verteidigung nicht dienen kann. Eine bessere Waffe sind die auf dem Flügel sitzenden knöchernen Stacheln, wovon der obere am Bug dreiviertel Zoll dick, spitz und zwei Zoll lang, der weiter nach außen stehende bloß halb so lang ist. Die Augen sind orangenrot und lebhaft. Sein Schrei ist wie das Kollern einer Taube, nur viel stärker. Der Vogel läßt ihn in der Freiheit jeden Morgen hören und verrät sich dadurch. Ich erhielt ihn mehreremale lebend und es kam einer in den Tiergarten von Amsterdam, wo er einige Jahre lebte. Dieser war, als man ihn mir brachte, am Flügel verwundet, genas aber und entkam eines Abends und flog in den Wald. Da es schon ziemlich spät war, konnte man seiner nicht mehr habhaft werden. Die Indianen, die ich ausgesandt hatte, ihn zu fangen, versicherten mich aber, daß er mit Tagesanbruch schreien und sich so verraten werde. So war es auch, und da er nicht recht fliegen konnte, so wurde er wieder gefangen. Er hatte beinahe sechs Fuß Flugweite. Obwohl er nie ganz zutraulich wurde, fraß er mir doch aus der Hand, und wurde mit gekochten Bataten gefüttert. Seine Lieblingsnahrung war aber ein kleines, an Gräben wachsendes Kraut mit klettenartigem Samen. Fische und Fleisch rührte er nicht an. Gegen wen dieser Vogel, der nur von Pflanzen lebt, seine Waffen braucht, weiß man nicht, denn Vierfüßler, wie Tigerkatzen und Marderarten können sich in den Sümpfen, die er bewohnt, nicht aufhalten. Er baut nach Aussage der Indianen sein Nest auf niedere Bäume aus Reisern wie die Reiher und legt zwei Eier von der Größe eines Gänse-Eies. Er lebt paarweise, ist aber überall selten, und nur wenig bekannt. Sein beinahe schwarzes Fleisch wird nicht gegessen.

Die Anzahl der Schnepfen- und Rallen-artigen Vögel, die die Felder, Sümpfe und Grasplätze besuchend, sich von Sämereien und Insekten nähren, ist zwar an Arten reicher, an Zahl der Individuen aber nicht zu vergleichen mit der ungeheuren Menge der Strandläufer, die bei Ebbe die Schlammbänke des Meeres bedecken, um da ihre Nahrung zu finden. Ihre Anzahl übersteigt allen Glauben, und man sieht oft Flüge von Hunderttausenden bestehen. Solche Schwärme wählen trockene Schlammbänke zum Uebernachten, wo sie dann gedrängt aneinander sitzen, und sobald der Tag anbricht, wieder ihrer Nahrung nachziehen. So begab ich mich einst am späten Abend vom Posten Oranje nach meinem Boote, das in einem Creek am Seestrande lag und kam über eine trockene Schlammbank, auf der sich ein solcher Schwarm „Schnepfen", wie man sie in der Kolonie nennt, zum Schlafen niedergelassen hatte. Da es stockfinster war, so flogen die in ihrem Schlafe gestörten Vögel in allen Richtungen umher, so daß ich wohl Hunderte mit den Händen niedergeschlagen oder mit den Füßen zertreten haben mag, ehe ich mich außerhalb der erstickenden Hitze dieser Schnepfenwolke befand. Ein Schuß mit feinem Vogeldunst in einen solchen Schwarm schlägt Hunderte nieder. Ich kenne drei Arten, wovon die kleinste, Actitis macularius *Bomp.*, kaum von Sperlingsgröße, weiß an Bauch und Brust, mit grauem Kopf, Flügel und Oberleib, ist. Die zweite, Calidris arenarius *L.*, ist von Lerchengröße und beinahe eben so häufig, und hat beinahe dieselbe Farbe. Die dritte Art aber, Tringa, von Taubengröße, zeigt sich nur in Flügen von etwa fünfzig Stück und mehr innerhalb der Sümpfe als auf den Bänken. Sie sind manchmal sehr fett, und geben einen delikaten Braten.

Ehe ich zu der artenreichen Familie der Reiher übergehe, will ich eines kleinen, diesem Geschlechte nahe verwandten Vogels erwähnen, der paarweise, aber ziemlich selten an den Flußufern und feuchten, schattigen Plätzen des inneren Landes gefunden wird, und nur von Insekten lebt. Es ist der Sonnenvogel, Eurypyga helias *Poll.* Er gleicht so ziemlich einem kleinen Reiher, hat aber kürzere Füße und Hals und ist kaum zehn Zoll hoch. Er ist dunkelbraun und gelblich, schwarz und grau gewellt, Füße und der zollange Schnabel sind gelb, Kopf schwarz mit über und unter den Augen laufenden weißen Streifen. Er wird zahm, ist aber ein langweiliger Vogel, der sich gern an dunklen Plätzen aufhält und im Zimmer alle Fliegen wegfängt. Nähert man sich ihm, so schlägt er aus Furcht oder Stolz ein Rad wie ein Truthahn, indem er Flügel und Schwanz im Halbkreise ausbreitet, wodurch die prächtigen Flecken, Streifen und Schattierungen der Flügel und des Schwanzes in Rotbraun, Gelb, Weiß, Grau, Schwarz und Violett sichtbar werden. Sie haben blos wenige Junge, die, wenn Gefahr droht, unter den Flügeln der Mutter sich anhängen, und so im Fluge weggetragen werden, wie ich selbst gesehen habe. Trotz seiner großen Flügel fliegt er nicht gerne, und schlüpft durchs Gebüsch, wenn man ihn nicht zu rasch verfolgt.

Der größte in Surinam vorkommende Reiher ist der Negerkopf, Mycteria americana L., der bei fünf Fuß hoch wird und in großen Flügen sowohl die Gewässer des Inneren besucht, als in den Sümpfen der See sich aufhält. Füße, sowie der nackte Kopf und ein Teil des Halses sind grauschwarz, ebenso wie der fußlange, dicke Schnabel, mit dem er gefährlich verwunden kann, wenn man ihn blos angeschossen hat und sich seiner bemächtigen will; Leib und Hals sind weiß. Er lebt von Fischen und anderen Wassertieren, und man findet ihn in den Sümpfen mit anderen Reiherarten zusammen.

Unter den vielen Arten von Reihern, die in Surinam vorkommen, ist Ardea agami *Gm.*, der schönste. Er ist etwa anderthalb Fuß hoch, findet sich an den Flußufern

des inneren Landes, ist aber selten. Der Leib ist rotbraun, der Rücken und die Flügel sind bläulicht, Hals hellbraun, mit zarten grauen Querstreifen, unter der Kehle weiß, Kopf grau, Stirne schwarz.

Die gemeinsten aber, die auch in den wärmeren Ländern der ganzen Welt zu Hause zu sein scheinen, denn ich sah sie in Aegypten, Syrien, am Salzsee in Utah, in Japan, China, Cochinchina und Java, sind die weißen Reiher, von denen in Surinam drei Arten vorkommen und neben den Strandläufern in Guiana die häufigsten Wasservögel sind. Als ich im Jahre 1838 als Korporal auf dem Posten Nickerie, an der Mündung des Correntin, detachiert war, war ich neugierig, einer Jagd auf Wasservögel beizuwohnen, die, wie man sagte, mit so großen Strapazen verknüpft wäre, daß nur ein Soldat des Postens von Zeit zu Zeit sich damit abgäbe, und viel Geld durch den Verkauf des Wildes verdiene. Obgleich ich nie Freude an der Jagd hatte, so schloß ich mich doch eines Tages diesem Manne, einem Franzosen, an, und wir übernachteten auf der zwei Stunden östlich vom Posten gelegenen Baumwollenpflanzung Providence. Mit Sonnenaufgang waren wir auf dem Damme, der die Baumwollenfelder von der Savanne schied, in der wir unsere Jagd anstellen sollten. Links von uns war die See, verborgen durch mit Mangroven, Avicennia und Portulak bewachsene Schlammbänke, rechts aber eine Stunden-weite Ebene, teilweise mit falbem Grase, Schilf und niederem Gesträuch bedeckt, über welches trockene und halbverbrannte Baumstämme hervorragten, die traurigen Ueberreste eines Waldbrandes, der vor mehreren Jahren Tausende von Hektaren Waldes zerstört hatte. Bei sehr hohen Springfluten stand die ganze Ebene unter Wasser, das in den niederen Stellen Pfützen bildete, die den widerlichsten Geruch von abgestandenen Fischen und Krabben aushauchten, während man an andern Stellen knietief in teigartigem Schlamm waten mußte. Beinahe ohne Schatten, litt man unter der glühenden Sonnenhitze, und flüchtete man sich ins Gebüsch, unter den Stichen von Myriaden von Muskitten. So arm auch die Vegetation in dieser traurigen Ebene sich zeigte, um so reicher war das Tierleben. Große weiße Reiher, hier Sabacou (man nennt in Surinam alle Reiher Sabacou), rote Ibise, Schnepfen und Enten, mannshohe Störche (Mycteria) suchten in den Pfützen nach ihrer Nahrung. Viele Spechte hämmerten an den trockenen Bäumen nach Insekten, und große und kleine Raubvögel erspähten den günstigen Augenblick, um die eine oder andere fette Schnepfe zu packen und auf einem trockenen Baum zu verspeisen; aber auch von Vierfüßlern sah man die Fußspuren auf dem Boden, denn man fand die gewaltigen Tatzen des Jaguars, die zierlichen Pfoten der Krebshunde, der Beuteltiere und die Hufe der Hirsche abgedrückt im weichen Lehm. Obwohl mein Jagdgenosse Gelegenheit genug hatte, rote Ibise, Enten, Schnepfen und Negerköpfe zu schießen, so wollte er sein Pulver nicht an so geringes Zeug vergeuden. Wir marschierten also in größter Stille wohl eine kleine Stunde weit durch Pfützen und über umgefallene trockene Bäume, bis wir auf einmal, als wir um die Ecke eines kleinen Busches kamen, die ganze Fläche, so weit das Auge reichte, mit Reihern wie beschneit sahen. Der Lärm der Stimmen von so vielen Tausenden war betäubend, und mit donnerähnlichem Getöse flogen sie auf, als wir näher kamen. Hier war nun das Jagdrevier. Auf die Reiher wurde nicht geschossen, denn diese sind so mager, daß sie keinen Schuß wert sind, und Federbetten braucht man im Lande nicht. Der erste Schuß war auf ein Häufchen roter Ibise, deren siebzehn auf einen Schuß fielen. Mit Verwunderung sah ich, wie mein Kamerad eine Anzahl Schnepfen, die zerstreut herumliefen durch einen eigentümlichen leisen Pfiff, so zusammenlockte, daß, als er in den Haufen schoß, bei 40 Stück fielen. Sie hatten die Größe einer Taube und waren sehr fett. In der Kolonie nennt man sie Pluvière (Tringa). Weiter landeinwärts stieß man auf große Flüge wilder Enten, von welchen einige Dutzend geschossen wurden. Die Geschicklichkeit meines Genossen im Schießen bewunderte ich nicht so sehr, als daß er so nahe an die Vögel kroch, daß er sie beinahe mit der Hand hätte ergreifen können, was bei der Menge der Muskiten keine Kleinigkeit war. Nachdem er mir zu Gefallen noch einige Negerköpfe geschossen hatte, traten wir um Mittag unsern Rückweg an. Es war uns leider nicht möglich, diese Masse Vögel, die alle zusammen wohl 150 Pfund schwer sein mochten, nach dem Posten zu tragen, sondern wir mieteten auf der Pflanzung einen Neger, der den größeren Teil schleppen mußte, und so kamen wir mit Beute reich beladen nach Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Der Ambon'sche Volkscharakter.

Herr H. O. Forbes, Mitglied der Königl. Geographischen Gesellschaft in London, hat in seinem Werke „A Naturalist's Wanderings in the Eastern Archipelago" (1885) eine Reihe von Ungenauigkeiten mitgeteilt, welche der Kenner indonesischer Ethnographie ohne weiteres herausfinden und berichtigen wird. Deshalb will ich mich hiebei auch weiter nicht aufhalten. Ich möchte nur eine Bemerkung machen über einen Ausspruch Forbes auf Seite 292 seines Buches, wo er die Ambon'schen Christen faul nennt. Mit dieser Behauptung zeugt Herr Forbes gegen sich selbst. Der Ambonner ist nur faul, wenn er gegen geringen Lohn arbeiten soll — er ist unausstehlich indolent und widerspänstig, wenn er umsonst arbeiten muß oder für einen geringen Lohn, den man später noch verkürzt, zum Arbeiten gezwungen wird. Würde Herr Forbes seine Leute gut gezahlt haben, so wäre eine so verkehrte Bezeichnung des Volkscharakters nicht aus seiner Feder gekommen, denn wer den Ambonner gut und wie es sich gehört bezahlt, hat keinen Grund zur Klage. Indes gereicht es mir zum Vergnügen, konstatieren zu können, daß Herr Forbes eigentlich dieselbe Ansicht hat. Aus seinem eigenen Vorgehen erhellt, daß er seinem Ausspruch selbst keinen Glauben schenkt. Warum wäre

er sonst wohl nach Ambon gegangen, um aus solchem „lazy, untruthful and arrogant“ Volke Begleiter für seine Neu-Guinea-Expedition zu werben? Hätte er die Wahrheit gesprochen, so wäre er wohl der Letzte, Ambon'sche Christen in Dienst zu nehmen. Allein er hatte jetzt mehr Mittel zur Verfügung als auf seinen früheren Reisen. Abgesehen hievon aber hat Herr Forbes nicht das Recht, diese Menschen anzuzapfen, denn alles, was er nach Europa mitbrachte, haben seine Jäger gesammelt, weil er lieber bei seiner Frau zu Hause blieb, als im Urwald herumzustreifen, Er befolgt in dieser Hinsicht eine bequemere Methode als A. R. Wallace, A. B. Meyer, N. de Miklucho-Maklay und andere, welche selbst zum Sammeln ausgingen und Beschwerden und Gefahren nicht scheuten.

Utrecht. B. G. F. Riedel.

Russische Goldkarawanen.

Ein solche traf kürzlich, aus den Bergwerken des Gouvernements Irkutsk kommend, in St. Petersburg ein, 346 Pud (oder 5667,48 Kilo) reines Gold im Wert von 7,000,000 Rubel (ein Pud Gold wird auf 20,000 Rubel taxiert) mit sich führend. Dieses Gold wurde an die kaiserliche Münze in der Peter-Paul-Festung abgeliefert zur Prägung von Halbimperialen à 5 Rubel 15 Kop. und Dukaten à 3 Rubel. Interessant ist die Art und Weise der Verpackung und des Transports solcher Goldsendungen. Erst werden die einzelnen Goldbarren in kleine Kisten verpackt und diese Kisten darauf in größere solche gelegt, welche mit starken Eisenbändern nach allen Richtungen hin beschlagen werden. Die Kisten werden dann an die zum Transport bestimmten Wagen mit Eisenstäben und Ketten festgeschmiedet. Zum Eskortieren solcher Karawanen werden nur die zuverlässigsten Offiziere und Mannschaften der sibirischen Kosakenregimenter auserkoren. Die erwähnte Karawane wurde vom Stabskapitän Kermal (ein geborner Deutscher), welcher Chef des Scheragaul'schen Konvoi-Kommando's ist, befehligt. Tag und Nacht mußte sich derselbe in unmittelbarer Nähe des Transportes aufhalten. Die Reise von Irkutsk nach St. Petersburg wurde in 40 Tagen zurückgelegt. Jährlich werden 4—6 ähnliche Goldtransporte nach St. Petersburg dirigiert und wird zur Zeit eine neue Karawane, welche 700 Pud Gold bringen soll, also 14,000,000 Rubel repräsentiert, erwartet. Diese Goldsendung ist Privateigentum des kaiserlichen Hauses und kommt aus den Gruben, welche demselben gehören. E. B.

Thermalquellen in Queensland entdeckt.

Daß im Zentrum der Nordinsel der Kolonie Neuseeland eine Reihe ausgezeichneter Thermalquellen existiert, welche von Patienten mit bestem Erfolge viel besucht werden, dürfte wohl bekannt sein. Auf dem australischen Kontinente waren dergleichen bisher nicht aufgefunden worden und dort Leidende mußten sich zur Reise nach Neuseeland bequemen. Um so wichtiger ist eine Entdeckung, welche kürzlich in Queensland gemacht wurde. Man fand im Norden dieser Kolonie am Junot Creek, ungefähr 5 Km. von seiner Mündung in den Herbert River, welcher 18° 35′ s. Br. und 146° 15′ ö. L. von Gr. ins Meer fällt, und 32 Km. südlich von dem kleinen Orte Herberton, in 17° 30′ s. Br. und 145° 29′ ö. L. von Gr., zwei ausgezeichnete Thermalquellen. Die eine befindet sich an einer moderigen Stelle des Creek, die andere liegt 10 m. vom Ufer entfernt. Beide sind metallreich, namentlich an Lithium und Schwefel, und das ganze Jahr über in halbsiedendem Zustande. Ein Ei wird darin in fünf Minuten gesotten. Die Quellen sollen denen von Baden-Baden gleichen. Ein früherer deutscher Badearzt, welcher sie untersuchte, versichert, daß sie die meisten der berühmten europäischen Quellen an Wert übertreffen. Der Ort liegt 915 m. über dem Meeresspiegel und hat ein sehr gesundes Klima. Seine romantische Lage — der Lauf des Junot Creek bis zur Mündung in den Herbert bietet die schönsten landschaftlichen Bilder mit Wasserfall u. s. w. — empfiehlt ihn umsomehr zur Anlegung einer Heilanstalt und dazu wird es sicherlich auch bald kommen. Gegen 40 Personen, welche bisher die Quellen benutzten, haben von acuten und chronischen Formen des Rheumatismus Heilung gefunden. Die Ufer des Creek enthalten viel Wismuth und Lithium, und eine Arbeit darauf würde lohnend sein. Eine Eisenbahn von dem Seehafen Cairns in 16° 53′ s. Br. und 145° und 45′ ö. L. von Gr. nach dem vorgenannten Orte Herberton ist im Bau begriffen.

Henry Greffrath.

Zur urzeitlichen Kultur in der Südsee.

Bemerkenswerte Nachrichten von der Oster-Insel (Rapanui) bringt „The Antiquary“, ohne aber dessen, was unsere Marineoffiziere schon früher dort ermittelt haben, Erwähnung zu thun. Ein Herr Dr. Charles Holland, der mit einem Walfischfänger auf die Insel gelangt war, und kürzlich über Südamerika nach England zurückgekehrt ist, berichtet über seine Wahrnehmungen wie folgt: Fast auf jedem Vorgebirge rings um die Insel befinden sich riesige Stein-Plattformen. Anfänglich hatte man dieselben für massiv gehalten, nun aber ist festgestellt, daß sie hohl sind. Dr. Holland entdeckte dies an Stellen, wo Erdbeben Risse verursacht hatten, die Einblick in ein weites Gewölbe oder in Reihen von Gewölben gestatteten. In diesen Räumen stehen Hunderte von Statuen, sorgfältig ausgehauen und mit verschiedenen Dingen von Bronze und Silber geschmückt, in regelmäßiger Ordnung auf Terrassen, wodurch eine über der anderen sichtbar ist. Auf der Brust einer jeden Statue sind merkwürdige Hieroglyphen eingegraben, dazu sind auch die Wände mit symbolischen Zeichen bedeckt. Einige dieser Gestalten sind tätowiert, andere nicht, und fast alle waren mit einer Art dickem Zeuge umhüllt, der ziemlich schön aus Pflanzenfasern gewebt und gefärbt ist. Kriegsgerät wurde nicht gefunden, wohl aber eine Menge irdener und bronzener Becken und Schüsseln. „Die Gesichter“, sagt Dr. Holland, „haben ausgesprochene Aehnlichkeit mit den Maoris, und die Statuen, als Kunstwerke betrachtet, zeugen von wunderbarer Geschicklichkeit, besonders sind Adern und Muskeln mit großer Treue und Genauigkeit ausgeprägt.“ Herr Holland konnte keine Werkzeuge finden, außer einigen wenigen Meißeln von Stein, und ist natürlich überzeugt, daß jene Arbeiten mit ihnen allein nicht haben ausgeführt werden können. Große Urnen wurden mitten in dem vornehmsten Raum auf einem erhöhten Podium von Steinen gefunden, aber sie enthielten nichts als Staub. Wir geben diese Nachricht, um womöglich ihre Bestätigung, jedenfalls ihre Kontrolle herbeizuführen. Die Inseln der Südsee gelten zum Teil als Reste, also als die Hochländer eines etwa zur Tertiärzeit versunkenen Kontinents. Um so bemerkenswerter ist es, daß in den obenbeschriebenen Funden die Hauptzüge ost- und westindischer Urzeit hervortreten. Dies mahnt freilich auch zur Vorsicht dieser Nachricht gegenüber; indessen sind rätselhafte Steinmonumente unter freiem Himmel auf der Osterinsel schon bekannt; auch das benachbarte Eiland Sala y Gomez besitzt solche, und auf anderen Südsee-Inseln hat man kunstvolle Terrassenbauten und Bewässerungsanlagen einer untergegangenen Kulturepoche entdeckt; kurz, es ist nicht unglaublich, daß die Wahrnehmungen des Herrn Dr. Holland dazu beitragen, das große Geheimnis der Südsee zu enthüllen, freilich kaum im Sinne der Darwinisten. E. B.

Litteratur.

* *Revue coloniale internationale*, fondée par l'Association Coloniale Néerlandaise à Amsterdam. Direction: le Dr. C. M. Kan, professeur à l'université d'Amsterdam, le Dr. P. A. van der Lith, professeur à l'université de Leide, et le

Dr. D. Josephus Jitta, Avocat et Conseilleur communal à Amsterdam. Livr. 1 et 2. Amsterdam, J. H. de Bussy, 60 Rokin, 1885. — Wir begrüßen mit großer Freude diese neue Revue, welche den glücklichen Gedanken verwirklicht, durch die gemeinsame Mitarbeit der erleuchtetsten Geister und vornehmlichsten Fachmänner der ersten Nationen Europa's zur gedeihlichen Entwickelung und Förderung der kolonialen Interessen beizutragen. Der Wetteifer in der Gründung kolonialer Unternehmungen hat in den drei letzten Jahrhunderten den Angelpunkt der Kulturgeschichte und die Ursache der bedeutendsten geographischen Entdeckungen, den Sporn zu den gewaltigsten Anstrengungen auf den Gebieten des Handels und der Schifffahrt gebildet, aber auch den Zankapfel unter den Mächten Europa's abgegeben und neun Zehntel der geführten Kriege derselben unter einander veranlaßt. Der früheren engherzigen und selbstsüchtigen Kolonialpolitik ist nun ein humanerer und uneigennützigerer Standpunkt gefolgt, welcher allen Mächten das Recht zuerkennt, sich durch Gründung von Kolonien an dem allgemeinen Bemühen zu beteiligen, in fremden Weltteilen wilde und feindliche Stämme der Kultur zuzuführen und in denselben Tochterstaaten zu schaffen, in welche man die Erzeugnisse des einheimischen Gewerbfleißes absetzen und wohin man den Ueberfluß der einheimischen Bevölkerung abführen kann. Die Gründung von Kolonien in herrenlosen Ländern fremder Weltteile ist nun freigegeben und freier und friedlicher Wettbewerbung eröffnet, um unter dem Banner des Friedens die Mission der allgemeinen Zivilisation zu verwirklichen, und diesem Prinzipe dient die erwähnte neue Revue, die durch internationalen Austausch jenes zum künftigen Frieden und Gedeihen führende Werk der allgemeinen Kultur fördern soll. Die beiden vorliegenden Hefte bekunden deutlich dieses löbliche Streben und lassen uns das beste von der Zukunft dieses literarischen Unternehmens erwarten, unter dessen Banner wir die bedeutendsten Gelehrten der Gegenwart versammelt finden. Die erste Lieferung bringt einen englischen Aufsatz über „Imperial Federation" von Sir Richard Temple, worin er ausführt, daß von all den seither vorgeschlagenen Plänen zur Föderation der einzelnen Kolonialländer untereinander bis jetzt kein einziger hinlänglich praktisch sei, daß aber der Gedanke sichtlich an Macht und Verbreitung gewinne, und daß bereits eine Art moralischer Verbrüderung und Föderation nach Geist und Herz zwischen dem britischen Mutterlande und seinen Kolonien bestehe. Dr. Fr. Fabri weist in seinem Aufsatz über „Deutsche Kolonialpolitik" nach, daß Fürst Bismarck in der dermaligen kolonialen Bewegung in Deutschland nicht die Initiative ergriffen hat, sondern daß dieselbe aus sozialen und wirtschaftlichen Zuständen und namentlich aus der enormen Bevölkerungszunahme des Deutschen Reiches herausgewachsen ist, die in den Jahren 1872–1882 nicht weniger als sechs Millionen Seelen betrug. Ein französischer Aufsatz von E. Levasseur über die „Produktivkräfte des Britischen Australasien" vereinigt in einer sorgfältigen Studie alle Resultate und Thatsachen, welche die Forscher auf dem Gebiete der australasiatischen Völkerkunde seither ermittelt und durch verschiedene graphische Methoden anschaulich gemacht haben. Professor Dr. Kan, einer der Herausgeber der Revue, gibt eine höchst dankenswerte bibliographische Uebersicht der seit 1883 erschienenen, auf die holländischen Kolonien bezüglichen Werke und macht anschaulich, wie viel die Holländer für die allgemeinere Kunde ihrer indischen Besitzungen gethan haben. Kommodore Cameron bespricht in verdienter wohlwollender Weise Stanley's neues Werk über den „Kongo", und läßt dessen Verdiensten Gerechtigkeit widerfahren. — Die zweite Lieferung eröffnet ein lehr- und geistreicher Aufsatz über „Kolonialen Fortschritt" von E. J. Payne Esq., eine eingehende Würdigung der „politischen Bedeutung des Islam in Niederländisch-Indien" von Dr. A. Schreiber, die Fortsetzung des Essay über die „Produktivkräfte des britischen Australasien" von E. Levasseur, einen Bericht über die „Neu-Guinea-Kompagnie in Berlin", nämlich zunächst der Wortlaut des kaiserlichen Freibriefes und des Erlasses des Reichskanzlers; sodann aus der Feder unseres geehrten Mitarbeiters Emil Metzger eine in englischer Sprache geschriebene kritische Würdigung des bekannten neuen Werkes: „A Naturalist's Wanderings in the Eastern Archipelago, by Henry O. Forbes"; und die Fortsetzung des Kan'schen bibliographischen Vierteljahrsberichts über die niederländischen Kolonien; sodann noch interessante Notizen über Verwaltung, Handel, Ackerbau ꝛc. der letzteren und über Versammlungen von geographischen Gesellschaften. Der Inhalt der beiden vorliegenden Lieferungen ist mannigfaltig, lehrreich, unterhaltend, interessant und vor allem gehaltvoll. Die Liste der bereits gewonnenen Mitarbeiter enthält eine Menge der bedeutendsten Gelehrten von Deutschland, Oesterreich, England und Schottland, Frankreich, Italien, Belgien, Spanien, Rußland und Holland, und ihre Zahl wird sich mit der Zeit unbedingt noch vermehren, so daß wir diesem Unternehmen eine glückliche und gedeihliche Zukunft prophezeien dürfen.

Notizen.

Expedition nach Neu-Guinea. Am 14. Juni 1885 begab sich von Sydney ab eine Expedition nach Neu-Guinea, um von dem in 7° 45′ s. Br. und 144° 15′ ö. L. von Gr. mündenden Aird-Flusse aus den Westen des von England okkupierten südöstlichen Teiles dieser größten Insel der Erde zu erforschen. Sie wurde von der Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne, an welche sich jetzt ähnliche Gesellschaften in Adelaide und Brisbane angeschlossen haben, ausgesandt und steht unter der Führung des Kapitäns H. E. Everill. Als Fachmänner sind beigegeben die Zoologen Dr. Haacke (ein Schleswiger) und Foggat, der Arzt und Geolog Dr. Bernays, der Botaniker Bauerlen, der Sammler Broadbent, der Photograph Shaw u. s. w. Nach den neuesten Nachrichten wäre Broadbent als erkrankt nach Australien zurückgekehrt. Wir fürchten, daß das böse Fieber auch noch andere Mitglieder der Gesellschaft zurücktreiben wird.

H. Greffrath.

* Die Bevölkerung von Italien ergibt nach den soeben veröffentlichten offiziellen Berichten über die Volkszählung von Ende 1884 folgende Resultate: Die Gesamtbevölkerung zu diesem Zeitpunkt betrug 29,361,032 Einwohner; diese Zahl konstatiert eine Zunahme gegenüber derjenigen vom vorangehenden Jahre mit 29,000,652 Seelen. Die Zahl der Geburten während des Jahres 1884 berechnet sich auf 1,130,741 (ungerechnet die totgeborenen Kinder), und zwar auf 581,413 männlichen und 549,328 weiblichen Geschlechts. Die Gesamtsumme der Todesfälle betrug 790,361, und das Uebergewicht der Geburten über dieselbe beträgt daher 340,380. (G. g.)

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist so eben erschienen:

Aus England.

Aphoristische Skizzen über Land und Leute

von

Bernard Ellis.

Preis 2 M. 40 Pf.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 39. Stuttgart, 28. September. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Carolinen. Von Ferdinand Hué. S. 761. — 2. Nord-Atlantische Eisberge. S. 763. — 3. H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo. (Schluß.) S. 766. — 4. Eine Korallen-Insel. S. 771. — 5. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. (Fortsetzung.) S. 773. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 775. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 777. — 8. Zur Abwehr. S. 779.

Die Carolinen.

Von Ferdinand Hué.

Die Besetzung und Besitzergreifung einiger Inseln der Carolinen durch die deutschen Kriegsschiffe und die von der deutschen Regierung kundgegebene Absicht, ihr Protektorat über den ganzen Archipel auszudehnen, hat in Spanien eine gewaltige Aufregung hervorgerufen. Die spanischen Zeitungen berufen sich auf die viel hundertjährigen Besitzrechte ihres Landes auf den Carolinen- und Palaos- (Palau-, Peliu- oder Pelew-)Inseln; sie erinnern daran, daß diese Inseln von spanischen Seefahrern (um 1526 von D. de Rocha) entdeckt worden seien, und daß, wenn Spanien niemals offiziell Besitz von diesen Inseln ergriffen, wenn es niemals durch Aufhissung seiner Flagge seinen effektiven Besitz kundgegeben, doch seine Missionare Niederlassungen auf jenen entfernten Inseln gegründet und deren Einwohner zur katholischen Religion zu bekehren versucht haben.

Auf diese Begründungsversuche erwidert Deutschland, daß die einfache Thatsache der Entdeckung eines Landes kein Eigentumsrecht auf dasselbe begründe, daß ein überdies mißglückter Versuch, wie ihn jene spanischen Geistlichen unternahmen, nicht als eine Besitzergreifung, als eine effektive Okkupation angesehen werden könne. Als Spanien im Jahre 1875 zum erstenmale ein Eigentumsrecht an die Philippinen geltend gemacht hat, sind diese Ansprüche von Deutschland und England zurückgewiesen worden. Ueberdies haben, wie man von deutscher Seite mit Recht geltend machte, die Spanier anscheinend die Carolinen- und Palau-Inseln völlig aufgegeben und die protestantischen amerikanischen Missionare sich auf mehreren derselben niedergelassen, was schon auf mehr als 20 Jahre zurückreicht. Ferner ist beinahe der ganze Handel mit den Produkten des Archipels in den Händen deutscher Häuser; es residiert ein deutscher Konsul auf den Inseln, und das Deutsche Reich erstreckte sein Protektorat über die Carolinen- und Palau-Inseln nur auf die Bitte seiner dort ansässigen Angehörigen.

Unsere nachstehenden Spalten bezwecken nicht, die politische Seite dieses Streites zu berühren, sondern begnügen sich, nur unparteiisch die Geschichte der Entdeckung dieser Inseln zu erzählen und eine möglichst vollständige Beschreibung derselben zu geben.

Nach dem Eingeständnis der spanischen Schriftsteller hat ein portugiesischer Seefahrer, Diego Roche oder de Rocha, im Jahre 1526 zum erstenmal das Vorhandensein einiger Inseln in diesen Gewässern nachgewiesen; er besuchte sie zwei Jahre später auf einer zweiten Forschungsreise wieder. Im Jahre 1529 erkannte Saavedra auf der Reise, welche er unternahm, um von Ostindien durch den Stillen Ozean nach Neuspanien zu gelangen, eine Inselgruppe, welche nach dem allgemeinen Dafürhalten diejenige der Ulithi-Inseln (die Mac-Kensie-Gruppe) war. Dieser Saavedra ist derjenige, welcher zuerst auf den Gedanken kam, einen Kanal durch die Landenge von Darien zu graben und hierzu den Nicaragua-See zu benützen; er hätte vielleicht diese Riesenarbeit unternommen, wenn ihn

nicht kurz nach seiner Abreise von den Marshall-Inseln, die er die Inseln der Guten Gärten genannt hatte, den der Tod ereilt hätte. Im Jahre 1543 erhielt Villalobos und 1565 Legaspi, zwei spanische Seefahrer, Kunde von zahlreichen Inselgruppen, wahrscheinlich den Palau-Inseln und einigen Eilanden vom westlichen Teile der Carolinen.

Der Engländer Francis Drake, der die spanischen Kolonien und den spanischen Handel so sehr schädigte, verfolgte im Jahre 1579 den von Magellan vorgezeichneten Weg, durchschiffte den Stillen Ozean und entdeckte südlich von Cap (Yap) einige namenlose Inseln, welche er „Diebs-Inseln" nannte, ohne Zweifel die heutige Gruppe der Makelotas. Im Jahre 1595 sah Queroſa eine große Insel im Osten des Archipels, welche mutmaßlich Ponape oder Ascension war, und Lorenzo Barrito bemerkte nicht weit davon einige unbewohnte Eilande. Etwa ums Jahr 1626 durchschiffte Nassau's Flotte den Stillen Ozean auf der Jagd nach spanischen Fahrzeugen und entdeckte auf dieser Fahrt zwei Inseln, welche Cap (Yap) und Tromelin (Fais) gewesen sein müssen. Sechzig Jahre später rekognoscierte der Lotse Francesco Lezcano zahlreiche Eilande in diesen Gewässern, vermochte jedoch ihre genaue Lage nicht anzugeben, und man weiß daher bis heute nicht, um welche Gruppe es sich handelte. Er nannte sie dem König Carl II. zu Ehren, der damals regierte, Carolinen, und dieser Name ging auf den ganzen Archipel über; später jedoch nannte man sie die neuen Philippinen, welcher Name aber nie allgemeine Geltung erlangt hat. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts erlangten die auf den Philippinen und den Marianen angesiedelten Spanier Nachrichten über die Carolinen und die Beschaffenheit jener Inseln, welche die widrigen Winde und der Sturm aus ihrem Wege geworfen hatten; um 1705 vermochte ein gewisser Serano eine allerdings sehr unvollkommene Karte von dem Archipel zu entwerfen und sie dem Papst Clemens IX. zu übersenden. Zu jener Zeit beabsichtigten die Jesuiten von der Mission zu Manila sich auf den Carolinen niederzulassen. Im November 1710 gingen Missionare in Begleitung einiger Soldaten von den Philippinen ab, erreichten nach einer langen und gefährlichen Fahrt Sansoral, ein in der Gruppe der Palau-Inseln gelegenes kleines Korallen-Eiland. Die Priester, welche ans Land gingen, wurden von den Eingeborenen niedergemacht. Ein anderer, von dem Pater Cantova um 1731 veranstalteter Versuch hatte einen gleichen Erfolg. Derselbe Geistliche landete mit dem Pater Victor Falter auf der Insel Ulithi, blieb drei Monate bei seinem Begleiter und sandte denselben dann nach Manila, um weitere Hülfsmittel zu holen; als aber Pater Falter nach Verlauf eines Jahres dorthin zurückkehrte, war das ganze Personal der Mission niedergemetzelt worden. Pater Cantova hat in einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Brief interessante Einzelheiten über die Eingeborenen gegeben, und man verdankt ihm auch eine Karte von Ulithi.

Bis zum Jahr 1817 wurden die Carolinen und die Palau-Inseln von den Seefahrenden aller Nationen besucht; allein die Zahl der Inseln, ihre genaue Lage und die Hydrographie der Gewässer, welche dieselben bespülen, waren noch durchaus unbekannt. Um diese Zeit erforschte Kotzebue mehrere derselben und stellte ihre Breite fest. Die Herren de Freycinet an Bord der „Urania", Duperrey, der Kommandant der „Coquille", Dumont d'Urville mit seiner „Astrolabe", und Lütke, Kapitän des „Senjavin", durchfuhren den ganzen Archipel, besuchten alle seine Eilande und erstatteten den ersten zuverlässigen Bericht über die Carolinen und ihre Bewohner.

Alles zusammengefaßt: ein portugiesischer Seefahrer hat zuerst die Carolinen bezeichnet, und wenn auch in der Folge die Mehrzahl dieser Inseln von spanischen Seefahrern entdeckt worden sind, so ist doch erwiesen, daß die Spanier nichts gethan haben, um sich den Besitz derselben zu sichern. Erst den Arbeiten von drei französischen Kapitänen und zwei russischen Offizieren verdankt man die genaue Kenntnis dieser Inseln, deren Eigentumsrecht die Spanier nun für sich in Anspruch nehmen.

Der Archipel der Carolinen bildet einen Teil jenes Abschnittes des Stillen Ozeans, welchen man wegen seiner unberechenbaren Menge von Inseln, Eilanden und Riffen mit dem Namen Mikronesien bezeichnet. Er liegt im Süden der Marianen oder Ladronen, im Westen der Marshall-Inseln und im Norden von Neu-Guinea. Vier Grade westlich von den Carolinen liegen die Palaos- oder Peliu-Inseln. Die Carolinen erstrecken sich von West nach Ost zwischen dem 134. und 162.° ö. L. von Paris. Der 10.° n. Br. läuft gerade durch die nördlichste von ihnen, Ulithi oder Ulusi, die südlichste liegt unter dem 4.° n. Br. Der Archipel besteht aus mehr als 500 Eilanden, wovon die meisten nur Atolls, Korallenriffe, sind, erzeugt durch Jahrhunderte-lange Arbeit von Milliarden von Zoophyten. Die Zahl der eigentlichen Inseln beläuft sich nur auf 48; da aber jede derselben von einer Anzahl von Eilanden umgeben ist, so kann man sagen, der Archipel besteht aus 48 Gruppen; 43 derselben bestehen nur aus niedrigen Korallenbildungen; 5 bestehen aus Basalt auf einer Unterlage von Korallenfels. Der Flächenraum der ganzen Inseln und des dazwischenliegenden Meeres beträgt eine Oberfläche von 45,000 Quadrat-Lieues. Man kann den Archipel in drei große Gruppen teilen, welche durch zwei breite Kanäle geschieden sind: Die östliche Gruppe, deren Hauptinsel Ponape oder Ascension ist; die Mittelgruppe, welche den unter dem Namen Hogoleu bekannten Inselkomplex enthält, und die westliche Gruppe, deren größte Insel Cap oder Yap ist, wo die deutsche Flagge aufgehißt worden ist.

Der Verein von niedrigen Inseln, welche, wie wir gesehen haben, die zahlreichsten sind, bietet einen nahezu gleichförmigen Anblick dar; sie sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt und machen, vom Meer aus gesehen, den Eindruck eines aus dem Schoße des Meeres aufsteigenden

undurchdringlichen Dickichts von Grün. Die hohen Inseln dagegen erscheinen als Felsblock, dessen Gipfel eine Höhe von nahezu 3000 Fuß erreichen. Um die Mehrzahl dieser Inseln herum erheben sich Riffe, welche sich zuweilen weithin erstrecken und ungeheure Lagunen bilden, die wieder an andere Eilande anstoßen; ihr Mittelpunkt ist von hohen Korallenriffen umgeben, und einer oder zwei oft sehr enge Pässe gewähren den Proas und Fahrzeugen von geringem Tiefgange Zutritt; bei stürmischem Wetter gehören diese Seen voll Klippen und Riffen zu den gefährlichsten und waren lange Zeit der Schrecken der Seefahrer.

Die Hauptinseln in der östlichen Gruppe sind: Ponape oder Ascension, Kusai oder Strong, und Mokil oder Duperrey. Ponape liegt unter 6° 55′ n. Br. und 156° 5′ ö. L. von Paris und ist eine der wichtigsten unter den hohen basaltischen Gruppen des Archipels; es ist beinahe kreisrund und hat 50—60 Lieues im Umfang, und in der Mitte einen Pik von 2860 Fuß Höhe. Die Ponape-Gruppe besteht aus mehreren, von einem Riff von 70 bis 80 Lieues Umfang umgebenen Inseln; im Mittelpunkt erhebt sich die Hauptinsel und um sie herum liegen in geringer Entfernung 12—15 kleinere basaltische Eilande. Von Norden gesehen erscheint diese Gruppe von zerrissenen Felsen und Riffen, um welche sich die langen Linien weißen Schaumes von der heftigen Brandung abzeichnen, sehr malerisch, und ihr Eindruck wird noch frappanter gemacht durch den reichen Pflanzenwuchs, welcher die Insel bedeckt. Er zeigt sich nämlich von den höchsten Piks bis zum Meere herab, wo ein Wald von Mangle-Bäumen und anderen Rhizophoren sproßt, mit einer so dichten Decke von Grün bewachsen, daß man ohne den aus den Behausungen aufsteigenden Rauch und die zahlreichen Piroguen oder Kähne, welche von den Eingeborenen gerudert werden, sie für unbewohnt halten würde. Die Einwohnerzahl der Inseln mag sich auf 5000 Seelen belaufen. Die amerikanischen protestantischen Missionare von den Sandwichs-Inseln haben eine Niederlassung auf dieser Insel gegründet und besitzen auch ein kleines Fahrzeug, mittelst dessen sie die verschiedenen Eilande der Gruppe besuchen. Hier ist auch der Sitz eines bedeutenden deutschen Handelshauses.

Ponape besitzt in Port Metalanien merkwürdige Ruinen, deren Ursprung für die Ethnologen bis heute noch ein unlösbares Rätsel sind. Am Rande eines Flüßchens erhebt sich eine Mauer aus basaltischen Prismen, ungefähr 100 m. lang und 11 m. hoch. Eine Art Portikus mündet auf das Flüßchen; er ist 4 Fuß hoch und wird gebildet durch einen ungeheuren, der Quere nach gelegten Basaltblock. Wenn man diesen überschreitet, so tritt man in einen ungeheuren Hof, der mit einer 10 m. hohen Mauer umgeben ist. Rings um diese Einfriedigung herum und innerhalb derselben führt eine ebenfalls aus Basalt-Stücken aufgeführte Terrasse von 2 m. Höhe auf 4 m. Breite. Auf den ersten Blick umfaßt man, wegen der hier wuchernden Vegetation nur schwer auf einmal das Ganze des Hofs; gelingt es Einem aber, die Terrasse zu erklimmen, so unterscheidet man einen viereckigen Raum, welcher durch sehr niedrige, von Nord nach Süd verlaufende Mauern in drei gleiche Teile geschieden ist. Im Mittelpunkt jeder dieser Abteilungen befindet sich ein geschlossenes Gemach von etwa 4 m. ins Geviert, das ebenfalls von Basalt-Säulen erbaut und mit solchen gedeckt ist. An ihrer Basis und mit Inbegriff der Terrasse hat die kreisrunde Mauer eine Dicke von ungefähr 6 m. und überragt an Höhe die Terrasse noch um 2 m. Von den zum Bau dieser Mauern und besonders zu dem der Fassade verwendeten Basalt-Säulen haben viele eine Länge von 8 und einen Umfang von 2 m.

Man findet in der Umgebung dieses Baues keine Basalt-Felsen, sondern diese kommen nur in der zentralen Bergkette des nördlichen Teils der Insel vor, mindestens 12 Lieues vom Port Metalanien, und um dorthin zu gelangen, muß man eine bergige und oft dichtbewaldete Gegend passieren. Um diese Steinmassen herbeizuschaffen, mußte man sie bis an die Küste herunterschaffen und zu Wasser hierher bringen. Die Ansicht einiger Gelehrten über diese Bauten, daß sie das Werk der gegenwärtigen Bewohner oder das der spanischen Buccaniere sei, ist ganz unhaltbar; der Ursprung dieser Bauten ist ebenso unbekannt, als derjenige der ungeheuren Figuren, welche man auf Salas y Gomez, der Osterinsel und auf anderen Archipelen des östlichen Ozeans gefunden hat. Auf den anderen Inseln der Carolinen findet man ähnliche Denkmäler und Mounds oder aufgeworfene Hügel von 50 m. Länge und 4 m. Höhe; allein die Denkmäler von Ponape sind weitaus die bedeutendsten.

(Schluß folgt.)

Nord-Atlantische Eisberge.

Wir lesen häufig in den Zeitungen von Eisbergen, an welchen Schiffe auf der Fahrt zwischen deutschen und nordamerikanischen Häfen vorübergekommen sind, und hie und da hören wir auch von Schiffbrüchen, die oft mit schwerem Leiden und Verlust von Werten und Menschenleben verbunden sind und einfach daher rührten, daß irgend ein unglückliches Schiff mit einem Eisberg zusammenstieß und mitten auf hoher See unterging. Von Zeit zu Zeit verläßt irgend ein stolzes, mit allen modernen Verbesserungen versehenes Schiff unter dem Befehl eines tüchtigen Seemanns und mit einer kostbaren Fracht von heiteren Menschen, welche erwartungs- und hoffnungsvoll ihrem Eldorado im fernen Westen entgegensehen, unsere Häfen, und man hört nichts mehr von ihm! Nach kurzer Zeit wird es als verloren und verschollen erklärt, die darauf

haftende Versicherungssumme wird bezahlt und mit Ausnahme einiger trauernden Herzen in der Heimat, welche einen Verlust zu beklagen haben, verfällt sein Schicksal der Vergessenheit.

Die wenigsten Landmenschen aber würden imstande sein, aus den notwendigerweise rohen und fragmentarischen Nachrichten der Zeitungen auf die großen Gefahren zu schließen, welche Passagiere und Mannschaften zu jeder Jahreszeit im Nord-Atlantischen Ozean laufen. Die bedeutendsten Gefahren sind: Eisberge, Nebel und herrenlose Fahrzeuge. Eisberge trifft man in diesem Ozean hauptsächlich von Mitte Februar bis Anfang Juli. Die Schranke des nordischen Eises wird gebrochen durch die steigende Kraft der Strahlen der Sonne, wenn diese auf ihrem scheinbaren Wege zum Sommer-Solstitium weiter wandelt und Tag um Tag eine größere nördliche Deklination annimmt. Hoch bis zum Norden hinauf, in jenen fürchterlichen eisgefesselten Regionen innerhalb des Polarkreises, wo schon so mancher wackere Mann zugrunde gegangen ist, reckt jeder Gletscher eine Eismasse über das Land hinaus und ruht mit seinem Ende auf dem Wasser. Im Verlauf der Zeit wird dieses äußerste Ende durch den sich aufbäumenden Druck des Meeres und seiner Dünung heftig abgedrückt. Nach einigen krampfhaften Purzelbäumen schwimmt der auf diese Weise ins Dasein gerufene Eisberg in seiner ganzen Großartigkeit friedlich in seinem neuen Element und läßt nun die Kräfte des Windes und der Strömung frei auf sich einwirken. Die Eisberge werden von der großen arktischen oder Labrador-Strömung südwärts getragen, denn dieser ungeheure Wasserkörper bespült die Ostküste von Nordamerika von Labrador bis Florida und bildet das, was den Meteorologen unter dem Namen der „kalten Mauer" bekannt ist. Gewaltige Eismassen und Eisinseln, vermischt mit kleineren Eisbergen und Eisfeldern werden auf seinem breiten Rücken weiter getragen. Eisberge und Feldeis bilden sich in gänzlich verschiedener Weise. Ein Eisberg leitet, wie wir gesehen haben, seinen Ursprung von einem Gletscher her, der wahrscheinlich weit drinnen im Binnenlande liegt, und rückt allmählich als Bestandteil des Gletschers weit nach dem Meere hinab. Das Feldeis dagegen bildet sich auf der Oberfläche des Meeres während des Polarwinters. Dicht neben der arktischen Strömung fließt das wärmere Wasser des Golfstromes. Die Richtung des Golfstromes ist jedoch derjenigen der arktischen Strömung entgegengesetzt und liegt von der amerikanischen Küste entfernter. Die Veränderung in der Temperatur der Meeresfläche, wenn sie durch diese Strömungen gekreuzt wird, ist jedoch eine so plötzliche, daß man die Temperatur an den entgegengesetzten Enden eines Schiffes schon von zwanzig bis zu dreißig Grade hat betragen sehen. Der Einfluß dieser beiden großen Strömungen im Ozean ist sehr bemerkenswert, wenn wir die Klimate der beiden gleichweit vom Aequator entlegenen, aber durch die weite Fläche des Atlantischen Ozeans von einander getrennten Stellen miteinander vergleichen. Die Amerikaner haben die kalte Strömung, welche ihre Küsten umspannt und so die Strenge ihres Winters steigert, während das wärmere Wasser des Golfstromes sich vom Kap Hatteras in nordöstlicher Richtung gegen die Westküste von Irland hinzieht und dort mittelbar oder unmittelbar die Strenge des irischen Klima's zu mildern bestrebt ist. Im März 1883 erreichten Walfischfahrer aus Dundee einen Punkt in 74° 30′ n. Br. und 4° 30′ ö. L. von Gr., während zur gleichen Zeit die Häfen Amerika's an der Ostküste bis zur Breite von Bordeaux herab durch Eis unzugänglich gemacht waren. Man hat auf den Bänken von Neufundland schon Eisberge auf dem Grunde festsitzen sehen an Stellen, wo die Peilung mit dem Tiefseelot zeigte, daß derselbe in einer Tiefe von 650 Fuß den Meeresgrund erreichte.

Während der jüngsten paar Jahre haben die Seefahrer viele große Eisberge und Eisflächen von Hunderten von Meilen in der Ausdehnung, in der Breite von 42° begegnet. Viele dieser Berge erreichten eine Höhe von 300 Fuß über dem Meeresspiegel. Wenn wir uns daher des Erfahrungssatzes erinnern, daß nur der neunte Teil vom Volumen eines Eisberges dem Blicke ausgesetzt ist, so würde daraus hervorgehen, daß man die gesamte Höhe eines solchen füglich auf 2700 Fuß veranschlagen darf. Man hat dieselben schon oft im Nord-Atlantischen Ozean im Januar und bis in den September hinein getroffen. Im März ist schon manchmal ein Fahrzeug unter 44° n. Br. so fest ins Eis eingeklemmt worden, daß sein Kapitän sich den Luxus erlauben konnte, mitten im Ozean auf dem Eise herumzuspazieren. Man hat Eisberge schon reich beladen mit Steinen, Erde und anderen Substanzen gesehen, welche sie allmählich auf dem Meeresgrunde so ablagern, daß vielleicht die Geologen künftiger Jahrhunderte sich darüber den Kopf zerbrechen werden.

Die Eisberge sind gelegentlich die Träger noch interessanterer Gegenstände. Im Juni 1794 passierten die britischen Kriegsschiffe „Dädalus" und „Ceres" eine sehr hohe und gefährliche Eisinsel, auf welcher ein Schiff gestrandet war. Im Juni 1845 passierte der „Perthshire" unter 46° n. Br. und 47° w. L. eine 30 e. M. lange Eisinsel, auf deren nördlichem Ende ein Schiff mit seiner Bemannung hoch und trocken stand; man vermochte denselben jedoch keine Hülfe zu leisten. Im April 1851 begegnete die „Renovation" unter 45° 30′ n. Br. am Rande der Großen Bank einem gewaltigen Eisberg, auf welchem zwei dreimastige Schiffe hoch und trocken lagen, welche offenbar in irgend einem früheren Winter als Winterquartier in den arktischen Regionen hier behaglich und sicher verankert worden waren. Manche vermuteten, diese beiden Schiffe seien der „Erebus" und „Terror" von Franklin's längst verschollener Expedition, obwohl spätere Nachrichten diese Mutmaßung nicht bestätigt haben. Im Mai 1883 passierte die „City of Lincoln" unter 44° n. Br.

und 48° w. L. siebenundzwanzig große Eisberge mit vielen Eisbären darauf. Zehn Tage zuvor war die „Magdalena" zwei Grade weiter östlich an furchtbaren inselartigen Eisbergen vorübergekommen, auf welchen viele arktische Tiere waren. Im April wurde ein großer Eisberg beobachtet, auf welchem eine Hütte stand, und am 28. April kam der „Glamorgan" an mehr als hundert Bergen vorüber, auf welchen zahlreiche Eisbären waren. Das Eis war 260 e. Ml. breit. Wahrscheinlich lebten die darauf befindlichen Tiere nur von Fischen und Robben. Dr. Scoresby zählte einmal gleichzeitig gegen fünfhundert Eisberge in den Polarmeeren, und neuerdings hat ein Postdampfer auf seiner Fahrt über den Atlantischen Ozean deren nicht weniger als dreihundert gezählt.

Man kann sich kaum etwas großartig Schöneres und majestätisch Eindrucksvolleres denken, als einen großen Eisberg, den man unter günstigen Umständen sieht. Es ist ein Anblick, der sich weder als Bild noch in Worten entsprechend getreu schildern läßt. Seine stattlichen Kuppeln, seine glänzenden Zinnen und Gipfel, sein feenhafter Aufbau, seine eigentümliche meergrüne Färbung, die von ihm herunterströmenden kleinen Wasserfälle — alle tragen dazu bei, die Sinne mit einem Gefühle ehrfurchtsvollen Grauens zu bestricken. Die Eisberge sind jedoch ebenso trügerisch als schön und die Annäherung an sie, gebührende Entfernungen ausgenommen, äußerst gefährlich. Infolge des beständigen Abschmelzens des Eises verändern die Eisberge stetig ihre Gestalt; ihr Schwerpunkt wird verändert, sie stürzen über den Haufen, und wehe dem unglücklichen Schiffe, welches dann in der Nähe eines solchen Eisberges ist! Wären die Eisberge leicht zu unterscheiden, so würde der Seefahrer wenig von ihnen zu befürchten haben. Dies ist aber nicht der Fall, denn sie sind meist in Nebel eingehüllt und finden sich nur in Breiten, wo dichter Nebel herrscht. Der Thermometer gibt nur in nächster Nähe Anzeichen von dem Vorhandensein des Eises, und selbst bei der äußersten Wachsamkeit sind Eisberge dicht beim Schiffe, ehe sie bemerkt werden. Der Passagier in seiner warmen Koje hat kaum eine Ahnung von der gewaltigen Anspannung der Nerven beim Kapitän und den Offizieren in derartigen Fällen.

Das Britische Meteorologische Amt wird durch Telegramme aus Amerika von der genauen Lage der Eisberge benachrichtigt, welche von Dampfern auf ihrer Ausfahrt nach New-York passiert worden sind. Diese Nachrichten werden in England zum unmittelbaren Besten der Seeleute in den Zeitungen veröffentlicht. Die Admiralität verzeichnet auf ihren Karten die Grenzen, innerhalb deren man möglicherweise Eis trifft, während die amerikanische Regierung monatliche Karten herausgibt, worin alle Berichte über das Eis, welches man bis zum Datum des Druckes trifft, bekannt gegeben werden. Es ist ein Gegenstand der Verwunderung und des aufrichtigen Dankes in diesem eisernen Zeitalter, wo Zeit mehr als jemals Geld ist, daß bei der großen Menge von Schiffen, welche Reisende über die Fährten dieser unwillkommenen eisigen Ungetüme des Meeres hinübertragen, doch nur so wenige Unfälle vorkommen.

Auch in diesem Jahre sind die Eisberge ungewöhnlich zahlreich und für die Jahreszeit sehr weit östlich erschienen. In Quebec trafen am 10. Mai nicht weniger als drei Dampfer verspätet ein infolge der Thatsache, daß das ungewöhnlich schwere Eis den Eingang zum St. Lorenz-Golf versperrt hatte — eine Begebenheit, welche bisher in den Annalen jenes Hafens nicht vorgekommen war. Sechs nach Quebec bestimmte Segelschiffe gingen gänzlich verloren und acht Dampfer wurden durch den Zusammenstoß mit Eisbergen ernstlich beschädigt. Das Barkschiff „Maranee" scheiterte mit der ganzen Bemannung außer dem Kapitän und zwei Matrosen. Die Ueberlebenden hatten nur etwas Zwieback zum Lebensunterhalt und waren achtzehn Tage in einem offenen Boot, von Eisbergen umgeben, den Unbilden eines beinahe arktischen Himmels ausgesetzt. Der Schraubendampfer „Sarmatian" geriet am 1. Mai ins Eis und blieb in demselben stecken bis zum 6. Soweit nur das Auge sehen konnte, war festes Eis, welches sich vollständig über den Eingang des St. Lorenz-Golfs erstreckte. Der Schraubendampfer „City of Berlin" rannte am 19. Mai 35 Minuten nach 3 Uhr Morgens mit dem Vorsteeven gegen einen ungeheuren Eisberg und erlitt Beschädigungen, welche auf 5000 Lstr. geschätzt wurden. Viele Tonnen Eis fielen auf sein Verdeck und schlugen hindurch bis in den Raum; es herrschte dabei ein dichter Nebel. Am 28. Mai stieß, ebenfalls bei dichtem Nebel, der Schraubendampfer „Brooklyn" mit einem großen Eisberg zusammen, wobei viel Eis auf das Verdeck fiel, glücklicherweise ohne jemand zu beschädigen. Einige Stunden später, als der Nebel nimmer dicht war, entdeckte man, daß das Schiff zwischen zwei großen Eisbergen hindurch gefahren war. Diese sämtlichen Dampfer entgingen dem Scheitern nur dadurch, daß sie in wasserdichte Gemächer eingeteilt waren.

Die Furcht vor dem Zusammenstoß mit den Eisbergen hat neuerdings die Seeleute erfinderisch gemacht in dem Bemühen, irgend ein Mittel zu entdecken, um von der Nähe von treibenden Eisbergen oder Eisfluen zeitig benachrichtigt zu werden, was ja namentlich bei dichten Seenebeln von besonderer Wichtigkeit ist. Hiezu dienen z. B. sehr empfindliche Thermometer, welche das rasche Sinken der Temperatur beim Nahen von Eisbergen sogleich anzeigen. Nun ist aber der Eisberg meist schon in allzu gefährlicher Nähe, wenn er sich durch den Thermometer bemerklich macht, und dieser gibt bei starkem Nebel kaum über die Richtung Auskunft, aus welcher sich der Eisberg nähert, und so hat dieses Mittel bei Nebel kaum die gewünschte Wirkung, und man ist daher auf ein anderes, ebenso einfaches als entschieden wirksameres gekommen. Man hat nämlich die Bemerkung gemacht, daß wenn man gegen einen schwimmenden Eisberg hin schreit oder einen Schuß abfeuert, derselbe ein Echo gibt, was bei einem

Schuß auf offener See niemals der Fall. Hier verhallt der Knall des Schusses, indem er über die Wogen hinrollt, ohne im Echo zurückgeworfen zu werden, wie das von einem Eisberg her geschieht. Auf diese zufällige Entdeckung hin hat nun ein erfinderischer Kopf von Seemann es probiert, bei starken Seenebeln innerhalb des Gürtels der Eisberge ein Gewehr von großem Kaliber in kurzen Zwischenräumen nach verschiedenen Richtungen hin abzufeuern und auf das etwaige Echo aus der Richtung her zu horchen, aus welcher ein Eisberg herantreibt. Der Versuch gelang, und das Echo hat jeden nahenden Eisberg verraten. Daraufhin hat der Entdecker dieser Thatsache oder ein anderer ein eigenes Gewehr konstruiert, welches diesem Zweck noch vollständiger entspricht, indem er die Mündung dieses Hinterlader-Gewehres mit einem trichterförmigen Schallbecher von Messingblech, ähnlich demjenigen einer Trompete oder Posaune, umgeben hat, um die vom Schusse erzeugten Schwingungen noch zu vermehren und sie lauter und weiter tragend zu machen. Dieses Lärmgewehr hat sich als Eisberg-Verkünder vollkommen bewährt, ist nun beinahe auf allen zwischen Europa und Nordamerika fahrenden Schiffen behufs der Erspähung von Eisbergen bei nebeligem Wetter eingeführt worden und hat schon manchem Zusammenstoß von Schiffen mit Eisbergen vorgebeugt, indem man denselben aus dem Wege gehen konnte.

H. H. Johnston's Expedition nach dem Kilima'ndscharo.

(Schluß.)

Am 18. Oktober sah ich mich, sehr gegen meinen Willen, gezwungen, unsere hohe Niederlassung zu verlassen und nach Taveita zurückzukehren. Die verhältnismäßig strenge Kälte, welche wir erlitten, hatte sehr ungünstig auf die Gesundheit meiner Leute eingewirkt, so daß ich fürchtete, bei einem längeren Verweilen möchten sie unfähig werden, Lasten zu tragen. Ich beabsichtigte daher meine Rückreise ganz durch eine neue und seither noch unbereiste Gegend zu machen, und dieser Plan tröstete mich einigermaßen dafür, daß ich die Gipfel des Kilima-'ndscharo noch unerstiegen lassen mußte.

Als alles für den Aufbruch bereit war und unsere eingeborenen Führer noch immer unter dem Eindruck standen, wir wollten zu ihrem räuberischen Gebieter zurückkehren — sie bildeten sich nämlich ein, wir könnten ohne ihre Hülfe nirgends hingehen — verließen wir unsere alpine Niederlassung mit ihren begrasten Hügelhängen und Wäldern von baumartigem Haidekraut und schlugen den Pfad ein, welcher ostwärts um die oberen Abhänge des Berges herumführt. Nachdem wir um einige Hundert Fuß herabgestiegen waren, befanden wir uns in einem vergleichsweise dichten und üppigen Wald mit einem reichen Unterholz, welches stark mit den nur etwas höher gelegenen, öden, grasigen Steppen kontrastierte. Weiterhin gelangten wir an einen alten Lagerplatz unseres früheren Besteigungsversuchs in einer Höhe von 9000 Fuß. Hier schossen wir viele Turacos (Helmvögel, Corythaia oder Turacus leucotis) und Tauben und blieben an diesem lauschigen schattigen Plätzchen bis zum frühen Nachmittag; dann kam der kritische Zeitpunkt: wir beabsichtigten nämlich nicht mehr zu Marang'u zurückzukehren und wünschten uns von unseren Führern zu trennen. Ich unternahm es, mittelst Kompaß und Landkarte meine Leute nach Taveita zurückzuführen. Ohne mich daher um das Schreien und Hohnlachen meiner Führer zu kümmern, schlugen wir kühn einen nur schwach erkennbaren ostwärts führenden Pfad ein. Anfangs ging alles gut, aber dann hörte der Pfad auf, und da ich nicht Halt zu machen oder zu zaudern wagte, so drang ich kühn in den pfadlosen Busch ein. Die Leute folgten mir demütig, aber der Mangel an jeglichem Wege machte die Wanderung sehr mühsam und unangenehm. Nachdem wir uns ungefähr eine Stunde lang durch das dichte wirre Unterholz des Waldes hindurch gezwängt hatten, während welcher Zeit ich mir meiner Verantwortung peinlich bewußt ward, traten wir auf eine kleine grasige Lichtung heraus, wo alle uneingeladen ihre Last ablegten und sich eine sehr freie Kritik unserer Art zu reisen erlaubten. Zur Steigerung unseres Unbehagens hatte es seit 2 Uhr unaufhörlich geregnet. Während wir hier hielten, um zu rasten und eine Beratung abzuhalten, lud ich — wie ein despotischer Monarch, welcher seine Macht bedroht sieht und seine Unterhanen durch Verleihung einer Verfassung zu beschwichtigen versucht — alle meine Leute ein, an unseren Erwägungen teilzunehmen und das beste Verfahren für uns vorzuschlagen. In diesem kritischen Augenblick kamen die eingeborenen Führer, welche uns auf dem Fuße gefolgt waren, aus Neugierde, das Ergebnis unseres führerlosen Marsches kennen zu lernen. Da ich meine Verantwortlichkeit auf andere Schultern zu übertragen wünschte, so bot ich ihnen ein Geschenk an Tuch an, wenn sie uns durch den pfadlosen Wald nach dem Bezirk Rombo führen würden, von wo wir ohne Beihülfe unseren Weg nach Taveita finden könnten. Sie willigten ein und wir betraten abermals die dunklen Wälder und folgten einem Zickzackwege mittelst der rohen Pfade, welche die Elefanten so eben gemacht hatten. Häufig stießen wir auf die noch dampfenden Excremente dieser Herren des Waldes, aber sie selbst bekamen wir nie zu Gesicht.

Die Hochstämme in diesen Wäldern waren außergewöhnlich gerad und schön. Zu unserem allgemeinen Troste verließen wir diese düstere Region von dichtem feuchtem Wald gegen halb sechs Uhr und traten auf ein schönes parkartiges Gelände von grasigen Anhöhen, wellenförmigen Ebenen, munteren raschen Flüssen, farnbedeckten Niederungen und zierlichen Hainen heraus. Inmitten dieser Gegend lagerten wir uns, und entzückt von der herrlichen Landschaft und der prachtvollen Aussicht (denn wir waren

in einer Höhe von 8500 F. und ich konnte beinahe die ganze Umgebung des Berges überschauen), machte ich mich daran, mir im Geiste eine hübsche zivilisierte Stadt aufzubauen, welche auf diesen grasigen Abhängen erstehen und die darunter liegenden angebauten Gefilde beherrschen sollte. Hier auf diesen beiden Hügeln würde ich mein Zwillingsfort erbauen, dort sollten meine terrassierten Weinberge, hier meine Getreidefelder und Gärten sein, und dort sollte sich ein hübsches steinernes Haus, mein vorläufiger Palast, erheben. Während ich so wach träumte, trat die untergehende Sonne hinter einem Wolkenvorhang hervor und goß einen wundervollen rosigen Schein über die herrliche Szene. Das ferne Ruvu-Thal mit seiner gewundenen Linie von grünem Wald, die Bergmasse von Ugweno, die Hügel und Anhöhen in allen Richtungen, die näheren Wälder, die natürlichen Rasenflächen (welche nur noch der Ballspieler als Staffage zu harren schienen), und endlich der großartige, schauerlich erhabene, zerrissene, von Streifen und Feldern leuchtenden Schnees bedeckte Kibô, welcher sich gen Norden erhob — alles war von einem zarten, warmen, lachenden Lichte überglüht, dessen Schatten sogar gedämpft und gemildert waren. So stand ich denn bis zu Einbruch der Dunkelheit auf einem der sieben Hügel meines afrikanischen Rom und grübelte über die Möglichkeiten seines Daseins.

Am folgenden Tage in aller Frühe fanden wir, daß unsere Führer uns wirklich davongelaufen waren, so daß wir ganz auf unsere eigenen Hülfsquellen angewiesen wurden, um den Weg nach Taveita zu finden. Ich war jedoch zuversichtlich und meine Leute nicht minder, denn gleichviel, wie entfernt unser Ziel auch sein mochte, wir mußten es endlich in dem Thale vor uns sehen können. Da ich aber keinen Weg einschlagen wollte, welcher uns durch Mamba, Mwika oder die unbewohnten Regionen an der südwestlichen Flanke des Kimawenzi führen würde, so mußte ich mich mehr nach Norden und daher vom geraden Wege nach Taveita ab wenden. Wir wanderten stundenlang durch eine entzückende, wie zu einer europäischen Niederlassung geschaffene Gegend, an eine englische Landschaft erinnernd, mit offenen Grasfluren, welche aus der Entfernung rötlichen Getreidefeldern glichen, und mit schattigen Wäldern und Hainen der schönsten Hochstämme. Eine Menge kleiner raschströmender Flüßchen und Bäche vom reinsten Wasser durchschnitten diese sich sanft abdachende, beinahe flache Hochebene, welche trotz ihres vielversprechenden idyllischen Charakters nur von Büffeln und Elefanten bewohnt war. Die mittlere Erhebung dieser Gegend war zwischen 7000 und 8000 Fuß und die Temperatur deshalb beinahe kühl, indem sie zwischen 7° R. bei Nacht und 17° um Mittag schwankte. Nach einer mehrstündigen Wanderung von unserem Lager aus überschritten wir den langen Rücken, welcher die südliche Flanke des Kimawenzi bezeichnet, und begannen den östlichen Abhang des Berges hinabzusteigen. Wir bogen bald auf eine Art weiter Haide heraus und hatten dann eine prachtvolle Aussicht, welche sich von Mwika nach den Bergen von Bura und Ukambani (dem Kiulu-Gebirge) mit Jipe einer- und dem Flusse Tzavo andererseits erstreckte. Gerade zu unseren Füßen lagen die Bananenhaine des bewohnten Gürtels von Useri und Rombo, nach welch letzterem wir im Hinabsteigen unsere Schritte lenkten. Bald begegneten wir im Busche einigen seiner zerstreut lebenden Bewohner, wild aussehenden Burschen, die wahrscheinlich hier als Spähwachen aufgestellt waren, um vor Angriffen des gefürchteten Mandara zu warnen, welcher diese Gegenden oft auf seinen menschenräuberischen Expeditionen heimsuchte. Diese Männer flohen bei unserer Annäherung eilig und warnten durch ihr Geschrei die unten wohnenden, was zur Folge hatte, daß als wir ihr Gebiet betraten, wir sie bis an die Zähne bewaffnet und fest entschlossen fanden, sich unserem weiteren Vordringen zu widersetzen. Nach einigem Parlamentieren, welches aber unter Schwierigkeiten stattfand, denn sie sprachen offenbar eine von der gewöhnlichen Ki-chaga-Sprache sehr verschiedene Mundart, reichten wir ihnen ein kleines Geschenk an Tuch und baten sie, uns den Weg nach Taveita zu zeigen. Sie nahmen mein Geschenk ziemlich mürrisch an und machten keine Anstalt uns den Weg durch ihr Land nach Taveita zu zeigen. Ich behielt jedoch meine Leute gut in der Hand, setzte meinen Weg bergab fort und behielt nur immer die fernen grünen Streifen drunten im Thal im Auge, welche die Windungen des Lumi-Flusses bezeichneten. Unser Fortkommen ward zu wiederholtenmalen gehemmt und zum Halten gebracht durch die immer mehr anwachsende lärmende Schaar der Wilden, welche unsere Flanke bedrängte und eine Teilung unserer Waren verlangte. Ich warf ihnen einige Ellen roten Tuches als Geschenk für ihren Sultan zu, allein dies wirkte gerade wie die Artikel, die man einer Schaar Wölfe zuwirft, welche einen Schlitten verfolgen: es diente nur dazu, für einen Augenblick ihr Andringen aufzuhalten. Ich hatte aber Zeit, meine etwas zerstreute Mannschaft in Linie aufrücken zu lassen und entschlossen nach der Ebene vorzudringen. Die Eingeborenen folgten mir mit vermehrten Feindseligkeiten und hielten irrtümlich unseren entschlossenen Vormarsch für eine feige Flucht. Natürlich fürchtete ich sie trotz ihrer Ueberzahl nicht sehr, da sie keine Gewehre führten und nur mit schlechtgemachten Speeren bewaffnet waren, so daß ich im Falle einer Feindseligkeit ohne Zweifel eine Anzahl von ihnen hätte niederschießen können; allein mein Bestreben während meines ganzen Aufenthaltes am Kilima'ndscharo ging dahin, Krieg und Blutvergießen zu vermeiden. Wenn man nämlich in einem geordneten Gefecht auch den Sieg davontragen mag, so verbreitet sich doch die Nachricht, daß man zur zur Erreichung seiner Zwecke Gewaltmaßregeln angewandt habe, mit Blitzesschnelle durch ein Land, und man wird überall mit tiefem Mißtrauen oder offener Feindseligkeit aufgenommen. Ich bin der Ansicht des Herrn Thomson,

daß man sich lieber manche Unwürdigkeit gefallen lassen als zuerst Blut vergießen solle, stimme aber auch darin überein, daß es Wahnwitz wäre, in Afrika unbewaffnet zu reisen. Nirgend anderswo ist der Spruch wahrer: Si vis pacem para bellum. So verfolgten wir denn entschlossen und ruhig unseren Weg und achteten der lauten Herausforderungen der Wa-Rombo nicht. Als wir endlich in das offene Gelände heraustraten, wandte ich mich um und begrüßte sie mit einigen kräftigen Ausdrücken in Ki-chaga, und sie zerstreuten sich für eine Weile, folgten uns dann aber eine Strecke weit auf dem Fuß wie Hyänen, die bereit sind, über jeden Nachzügler oder Zerstreuten herzufallen. Mit Einbruch der Nacht erreichten wir übrigens den hübschen Lumi-Fluß und setzten uns in einem alten Lager Thomson's fest. Die Nacht hindurch lauerten die Wa-Rombo in unserer Nachbarschaft, scheuten sich aber glücklicherweise vor einem Ueberfall. Am folgenden Tage kam es in der That zu Feindseligkeiten mit diesen lästigen Wilden und wir mußten zur Notwehr uns unserer Gewehre bedienen, wobei einem Mrombo der Arm mit Schrot zerschmettert und einer meiner Träger von einem Speere leicht verwundet wurde. Bei der ersten Gewehrsalve flohen jedoch die Wa-Rombo, und wir erreichten Taveita ohne weitere Schwierigkeit.

Zu meiner Freude kann ich beiläufig noch bemerken, daß einige Tage später, als wir in der Nähe ihres Landes vorüberzogen, sich eine Abordnung der Bewohner von Rombo bei mir einstellte und mir ihr Bedauern über das Vorgefallene und den Wunsch ausdrückte, mich zum Freunde zu haben; ich nahm ihr Entgegenkommen an, tauschte Geschenke mit ihnen und ward forthin nicht mehr belästigt. Ich blieb einige Tage in meiner hübschen Niederlassung zu Taveita und trat dann einen Ausflug an, welchen ich um den ganzen Berg herum auszudehnen beabsichtigt hatte, aber wegen der kleinen Zahl meiner Mannschaft nicht auszuführen vermochte, weil die Masai mich zu belästigen gedachten und ich nicht Waren genug hatte, um ihren Forderungen zu willfahren. Ich drang nur einige Meilen weit über Useri hinaus, auf Thomson's Route, vor, und da diese Reise bereits von Thomson selbst geschildert wurde, so will ich ihre bekannten Eigentümlichkeiten hier nicht wiederholen. Ich kehrte nach Taveita zurück, ließ hier einige Leute als Besatzung meiner Niederlassung und ging an den Jipe-See, wo ich einige Tage verbrachte und ein leichtes Fieber bekam. Als ich sodann fand, daß meine Vorräte und Mittel mir den Unterhalt der Expedition nicht über Ende Novembers hinaus gestatten würden, beeilte ich meine Reise nach der Küste über Pare, Usambara und den Rufu-Fluß nach Pangani. Ich fand diese Route sehr angenehm, denn sie ist reich an Wasser, die Lebensmittel sind reichlich und wohlfeil zu haben, und das Herabsteigen von dem 2000 F. hohen Plateau des Binnenlandes nach der Küste ist so allmählig, daß man füglich auf dem ganzen Wege von Pangani hinauf bis an den Fuß des Kilima'ndscharo ohne jegliches Hindernis in einem Wagen hätte fahren können. An einem Orte, Ngurungani, stießen wir unversehens auf eine Bande von tausend Masai, welche auf einem Raubzuge nach der Küste begriffen waren. Anfangs umringten sie uns drohend, und mein kleines Häuflein von 60 Mann, welches nur etwa 10 brauchbare Schützen aufweisen konnte, schien zu jedem Widerstand unfähig; ich nahm daher zur einzigen Waffe der Schwachen, zu List und Täuschung, meine Zuflucht. Ich sagte den Masai, wir haben einige schwere Fälle von Pocken unter uns und führte ihnen zum Beweis einen Albino-Neger vor, welchen ich zufälligerweise in meiner Karawane hatte. Die Masai glaubten mir unbedenklich, zogen sich voll Entsetzen zurück und verlangten nur eine einzige Vergünstigung von mir, nämlich, daß ich ihnen nicht zu dicht auf dem Fuße folgen soll. Dies versprach ich gerne, und nach Verlauf von einer Stunde war von den 1000 Masai und ihren Heerden von Rindvieh, Ziegen und Eseln auch keine Spur mehr in unserer Nachbarschaft zu sehen. Wir trafen später auf unserem Wege nach der Küste noch einige andere Banden von diesem seltsamen Volke, allein sie belästigten uns nie, da ihr Mut infolge der Niederlagen gebrochen zu sein schien, die ihnen das Volk von Rufu jüngst beigebracht hatte. Ich habe von Anfang bis zu Ende ein gutes Teil von den Masai bei Mandara und zu Taveita und in der Gegend von Useri gesehen, allein nach Mr. Thomson's wunderbarer Studie über dieselben würden alle Bemerkungen von meiner Seite überflüssig sein.

Als ich in Sansibar keine neuen Mittel vorfand, welche mich zur Rückkehr nach Kilima'ndscharo in den Stand setzten, so lohnte ich die letzten meiner treuen Begleiter ab, von welchen mehrere Herrn Thomson auf seiner großen Reise begleitet hatten, und nahm mir ein Billet zur Fahrt nach Suez auf einem britisch-indischen Dampfer in einer trüben gedrückten Stimmung, da es mir leid that, meine schönen Berge zu verlassen. Von Suez reiste ich über Land nach Kairo und Alexandria und erreichte London binnen nicht mehr als sechs Wochen, nachdem ich zum letztenmale den Schnee des Kilima'ndscharo erblickt hatte.

Ich darf Ihnen vielleicht zum Schlusse noch einige Notizen über die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Expedition geben. Ich habe ungefähr 300 Spezies von Pflanzen gesammelt, von denen etwa 20—30 der Wissenschaft neu sind; ich kann mich nicht bestimmter darüber aussprechen, weil die Untersuchung und Vergleichung der Sammlungen in Kew noch im Fortgang begriffen ist. Ich habe zu verschiedenen Malen 130 Vögel zurückgeschickt, worunter einige neue Spezies, sodann einige Hundert Schmetterlinge und etwa ebenso viel Käfer und andere Insekten, Süßwasserkrebse, Frösche, Eidechsen, Chamäleone, Schlangen, die Häute und Hörner verschiedener Säugetiere und endlich geologische Spezimina und Exemplare von den Waffen und Ausrüstungsgegenständen eingeborener Rassen. Ich habe Wörterbücher von vier verschiedenen Sprachen gesammelt und

grammatikalische Studien von zweien gemacht. Ebenso habe ich mich bemüht, die Szenerie und Naturgeschichte soviel wie möglich durch Zeichnungen nach der Natur zu illustrieren. Da mein Chronometer bald nach meiner Abreise ins Innere zerbrach, so hinderte mich dies an der Vornahme irgendwelcher astronomischer Beobachtungen außer einer oder zweien wegen der Breite; weil mich aber diese Gesellschaft freigebig mit einer Anzahl Instrumente ausgerüstet hatte, so bin ich imstande gewesen, einige rohe Vermessungen mit prismatischem Kompaß und dem Siedpunkt-Thermometer zu machen, welche behufs der Ausfüllung der Details in einer Karte vom Kilima'ndscharo von Nutzen sein mögen. Diesen Beobachtungen will ich noch einige Bemerkungen über das Klima anfügen. Während der drei Monate meines Aufenthalts in Moschi, in einer Höhe von 5000 Fuß, zeigte der Thermometer im Schatten durchschnittlich folgenden Stand: um Mittag 16,8° R., um 8 Uhr Abends 12,4°, um 6 Uhr Morgens 11,5°. Der niedrigste Stand um Mittag war 15,1°, der höchste 21,3°. Der niedrigste Stand um Mitternacht war 9,7°. der höchste 13,3°. Auf meinen höheren Stationen in 10,000 und 11,000 Fuß war die niedrigste verzeichnete Nachttemperatur — 1,3°, die höchste Mittagstemperatur + 14,6°. In Taveita war die höchste verzeichnete Temperatur um 3 Uhr Nachmittags 25,7°, die niedrigste um 4 Uhr Morgens 12,4° R.

Während des Monats Juni hatten wir 6 Regentage, während des Juli 8, im August 9, im September 7, im Oktober 8, in der ersten Hälfte des November 5. Die eigentliche Regenzeit ist vom November bis Mai; aber auf dem Kilima'ndscharo und in seiner Umgebung regnet es gelegentlich das ganze Jahr hindurch.

Nach Schluß des Vortrags äußert Mr. Thomson: er sei beinahe um den ganzen Kilima'ndscharo herum gereist und habe Gelegenheiten gehabt, den Berg zu studieren, wie sie kein anderer Reisender jemals gehabt habe. Die Erfahrung, die er mit dem Häuptling Mandara gemacht, sei merkwürdigerweise derjenigen des Mr. Johnston ganz ähnlich. Es gab eine Zeit bei Mandara, wo er kindlich und sanft war und seine Besucher wahrhaft königlich und gastfreundlich behandelte, und es gab dann wieder eine Periode, wo er die Schraube zuzudrehen begann und dies sehr wirksam und unter den blutdürstigsten Drohungen that. Sein Bellen war übrigens schlimmer als sein Beißen, denn wenn er erlangt hatte, was er wollte, oder soviel als er bekommen konnte, so begann er nachgerade zu bereuen, daß er es gethan hatte, und ward dann wieder einmal der ideale fürstliche Wilde, der seinen Besuchern in der gastfreundlichsten Weise begegnete. Er zwang ihn (Thomson) ihm viele Dinge zu geben, welche er gewiß nicht wegzugeben wünschte, besonders europäische Artikel. Er wünschte einen vollkommenen Anzug zu haben, selbst bis auf die Stiefeln, und er (Thomson) wünschte nur, daß Mandara gezwungen werden möchte, die Stiefeln zu tragen. Die von Mr. Johnston vorgezeigten Skizzen geben zwar eine treue Ansicht vom Kibo und Kimawenzi, gewährten aber einen eher irrigen Begriff vom ganzen Bergstock des Kilima'ndscharo. Man könnte die beiden eben erwähnten Erhebungen schildern als bloße Auswüchse auf einem ungeheuren Berge, welcher in seiner größten Achse beinahe 60 und in seiner kürzeren Achse über 30 Meilen breit sei. Der Berg imponiere den Reisenden besonders durch seine Einfachheit und Großartigkeit. Es seien sehr wenige malerische Einzelheiten an ihm; er bestehe aus einer Kuppe und einem Pik und dies sei beinahe alles, was man von seinem allgemeinen Anblick sagen könne. Einer der merkwürdigsten Züge an ihm sei die Menge der Wasserläufe, welche von seiner Südseite herabfließen, während es auf der Nordseite nicht einmal einen einzelnen Bach gebe. An der Ostseite kommen allerdings mehrere Flüsse von dem Gebirgsstock herab, allein alle gehen in vollem Volumen vom Fuße desselben aus und entspringen nicht auf dem Berge selbst, wie sie in Chaga thun. An der Südseite habe sich Chaga zu einer Reihe von Terrassen oder Plattformen gebildet, welche dem Aussehen des Berges Eintrag thun, obwohl sie seinen reichsten und fruchtbarsten Teil bilden. Diesen Zug bemerke man am Norden vom Kilima-'ndscharo nicht, denn er erhebe sich hier in einem gleichartigen Winkel von 3000 bis 18,000 F. ohne eine Unterbrechung irgend welcher Art. Es sei kein Thal oder Rücken oder Hügel auf ihm zu sehen, und man könne den ganzen Berg in seiner vertikalen und horizontalen Ausdehnung mit Einem Blick überschauen. Eine der interessanten Thatsachen in dem gehörten Vortrage sei die Erwähnung einer heißen Quelle in bedeutender Höhe über Meer. Dies deute natürlich darauf hin, daß die vulkanischen Kräfte in dem Berge noch immer vorhanden, jedoch schlafend seien, aber zu jeder Zeit hervorbrechen könnten. Mandara habe ihm gesagt, es habe vor ungefähr vier Jahren ein Erdbeben den Berg so sehr erschüttert, daß die Leute kaum zu stehen imstande gewesen seien. Die ganze Region sei merkwürdig vulkanisch, und man finde über das ganze Masai-Land hin und noch im Westen des Kilima'ndscharo ungeheure Anhäufungen von Lava und Tuff. Der Berg Buru sei ein noch thätiger Vulkan, und Ueberlieferungen wissen noch von Lavaströmen zu erzählen, welche man vom Berge habe herunterfließen sehen, während der kleine Chala-See, an der Ostseite des Kilima'ndscharo, ein Krater-See sei, und die in der Nachbarschaft desselben wohnenden Leute erzählen, es habe an der Stelle desselben einmal ein Masai-Dorf gestanden, welches in die Luft gesprengt worden sei. Sie fügten hinzu, wenn jemand am Rande des Sees stehe, der äußerst schön und malerisch sei, so könne er noch immer das Blöcken der Rinder und das Bellen der Hunde hören, welches von den Geistern jener Tiere ausgehe, die in jener Katastrophe zugrunde gegangen seien. Zum Schlusse drückte er noch das ausnehmende Vergnügen aus, mit welchem er dem reizenden Vortrage des Mr. Johnston zugehört habe.

Der hochwürd. Archdeacon Farler sagte: Es seien beinahe zehn Jahre her, seit er nach dem Lande Usambara, südöstlich vom Kilima'ndscharo, gegangen sei, um dort seine Missionsarbeit zu beginnen. Er habe das Land der Länge und Breite nach durchreist und es als ein wunderschönes Gelände mit Urwäldern voll herrlicher Bäume und einem ungeheuren Wachstum von Orchideen und Farnen aller Art befunden. Nach demjenigen, was er von den Herren Thomson und Johnston gehört habe, müssen sich ähnliche Szenen von Usambara bis zum Kilima'ndscharo hinauf erstrecken. Besonders sei ihm aufgefallen die Schilderung, welche der Vortrag von den grasigen Abhängen in einer Höhe von ungefähr 5000 F. um die Basis des Kilima-'ndscharo herum gegeben habe. Da man gegenwärtig viel von neuen Ländern spreche, wo Europäer sich niederlassen könnten, so bilde er sich ein, jene Grasflächen könnten in irgend einer zukünftigen Zeit angebaut werden, denn Usambara sei von der Küste bis zum Kilima'ndscharo hinauf eine gesunde Region. Vor einigen Jahren habe ihm der junge Sultan von Usambara einen Besuch gemacht und die Begleiter desselben haben ihm gesagt, sie könnten ihn nicht länger als zwei oder drei Tage im Tiefland verweilen lassen, damit er nicht das Fieber bekomme, während in den Hochlanden niemand jemals vom Fieber befallen werde. Dies sei ein Zeichen, daß die Hochlande besonders gesund seien. In Folge der Blattkrankheit der Kaffeepflanzen herrsche dermalen ein großer Notstand auf den Kaffeepflanzungen in Zeylon, aber Usambara warte auf die Pflanzer, und die Eingeborenen haben schon da und dort Kaffeepflanzen, welche beweisen, daß der Kaffee in jenen Gegenden wachsen würde. Nach dem, was er gelesen habe, glaube er, daß man dort auch Thee, Cinchona und Cacao bauen könnte. Auf einem großen Teil der Entfernung könnten die Schwierigkeiten des Transports überwunden werden, wenn man den Flüssen Luvu und Zigi[1] folge, wovon der eine nach Pangani fließe, der andere in die Bucht von Tanga münde. Die letztere sei ein großer natürlicher Hafen, welcher beinahe alle Kauffahrteischiffe, die jemals nach der Ostküste gingen, aufzunehmen vermöchte. Wenn er sich erinnere, daß dort nur 30 e. Ml. von der Küste ein reiches, fruchtbares Land auf den Anbau warte, so könne er sich nur denken, daß dasselbe binnen weniger Jahre erschlossen werden würde; dann würden die Schönheiten des Kilima'ndscharo erreichbar gemacht werden, und er hoffe es zu erleben, noch ehe er Afrika verlasse, daß Vergnügungszüge zu den Höhen des Kilima'ndscharo veranstaltet werden.

Der Rev. Chauncy Maples gab das Vergnügen zu erkennen, mit welchem er den Vortrag angehört habe. Missionare in Afrika seien immer froh, wenn solche Männer wie Thomson und Johnston das Land besuchen. Sie behandelten die Eingeborenen gut und seien daher diejenige Art von Reisenden, welche den Missionaren angenehm und willkommen seien. Herr Johnston habe erzählt, man habe ihn für einen Geist gehalten, und er selbst sei in Afrika oft für einen Geist gehalten worden, und nur durch den Gebrauch seiner Stimme imstande gewesen, die Leute zu überzeugen, daß er kein Geist sei. Die Art und Weise, wie er die Leute davon überzeugt habe, sei das Verlangen nach Nahrung gewesen, denn die afrikanische Vorstellung von einem Geiste sei eine schattenhaft dünne Kreatur, welche nicht essen könne. Er vermöge sich noch mehrerer Gelegenheiten zu erinnern, wo er den Leuten den Gedanken, daß er ein Geist sei, nur dadurch abgewöhnt, daß er auf ihre Kosten eine tüchtige Mahlzeit eingenommen habe. Er sei niemals so weit nach Norden gelangt, um den Kilima-'ndscharo zu sehen; aber während seines Aufenthaltes im Süden von Rovuma habe er vom Vorhandensein eines Schneeberges gehört. Er habe mit Vergnügen vernommen, daß Herr Thomson seine Missionsstation besucht habe. Die Nachrichten, welche er von einem Schneeberg erhalten habe, seien nicht alle wirklich bestätigt worden; allein Lieutenant O'Neill habe die Namuli-Peaks gesehen. Es sei kein Berg von dem Umfang gewesen, welchen er nach den erhaltenen Schilderungen erwartet habe, und er habe nicht gewußt, daß derselbe in die Reihe der Schneeberge gehöre. Besonders interessiert habe ihn, von dem Klippschliefer (Hyrax) und anderen Tieren zu hören, von deren Vorhandensein noch in solchen Höhen Spuren gefunden worden seien. Der gewöhnliche Klippschliefer, von welchem Herr Johnston gesprochen, sei das Kaninchen der Heiligen Schrift; auf seiner Station habe er sie oft von Fels zu Fels schreien gehört und in ihre Löcher und Baue in den Granitfelsen geschaut. Er dankte Herrn Johnston, daß er sich so günstig über Mandara geäußert; er habe nicht das Vergnügen gehabt, diesem Häuptling zu begegnen, aber er kenne einen andern, welchen er für den merkwürdigsten Mann halte, den er jemals in Afrika getroffen habe, und dessen Güte und uneigennützigem Wohlwollen er es verdanke, daß er dieser Versammlung habe anwohnen können, denn dieser Häuptling, von welchem Herr Johnston ebenfalls günstig gesprochen und dessen Name Matoba sei, habe ihm das Leben gerettet. Es gebe noch gute und wahre Menschen in Afrika, welche von den Europäern nur freundlich und gerecht behandelt zu werden brauchten, um der Welt im allgemeinen zu beweisen, daß sie wirklich ein schöner Menschenschlag seien. Im Namen der Mission der Universitäten und anderer danke er Herrn Johnston für seinen wertvollen Vortrag.

Der Präsident beantragte ein Dankvotum für Herrn Johnston und erklärte, daß die Gesellschaft selten einem anschaulicheren und interessanteren Vortrag gelauscht habe,

[1] Der Luvu läuft vom Kilima'ndscharo nach Pangani, der Zigi aus dem Herzen der Gebirge von Usambara nach der Bucht von Tanga. Die Eingeborenen sagen immer „Luvu", die Araber aber haben kein v, sondern verwandeln v in f und gewöhnlich L in R. Kein Eingeborener spricht jemals von Wakwafi, sondern immer von Wakwavi.

welcher ihr nicht allein die Szenen, sondern auch die Menschen, unter denen der Verfasser gelebt, vorgeführt habe. Seinem Vergnügen thue nur die Befürchtung Abbruch, es könnte bei der dermaligen erwerbsüchtigen Stimmung der Welt und nachdem man die Schilderung solcher herrlichen Punkte, wie Taveita und die Abhänge des Kilima'ndscharo, vernommen habe, von dem einen oder dem anderen Lande eine Expedition dorthin gesendet werden, um Besitz von einem Bezirk zu ergreifen, welcher für das übrige Afrika ein Vergnügungs- und klimatischer Kurort zu werden verspreche. In Herrn Thomson's Buch werde eine herrliche Schilderung dieses Paradieses von Taveita erscheinen. Allerdings habe Herr Thomson jene Region nur durch eine öde Wüste erreicht, wo er und seine Begleiter viel zu leiden gehabt hätten; allein die Reise dorthin auf dem längeren Wege von Pangani aus führe den Reisenden an Strömen vorüber und lohne für ihre größere Länge durch eine sehr fühlbare Verringerung der Mühsale und Beschwerden.

Eine Korallen-Insel.

Leute, welche niemals Korallen-Inseln gesehen haben, schildern dieselben, als wenn solche einem irdischen Paradiese gleichen würden. Vergebens sucht man sogar in den Büchern wirklicher Forschungsreisenden eine wahrheitgetreue und ungeschminkte Schilderung derselben. In der Regel liegen sie außerhalb der betretenen Wege der Reisenden und sind auf den gewöhnlichen Routen selten, denn auf eine einzige im Indischen Ozean kommen fünfzig in der Südsee. Reist man von England oder Deutschland nach Amerika oder von Aden nach Australien, so bekommt man selten irgend ein Land zu Gesicht. Man kann vom Kap Guardafui bis zum Kap Leevin, von Lissabon bis Rio de Janeiro reisen, ohne in landschaftlicher Hinsicht etwas Festeres zu sehen, als eine Regenwolke oder eine berghohe See. Da aber neuerdings transatlantische Dampfer und Kriegsschiffe an der südlichsten Insel des Chagos-Archipels anlegen, wo eine Kohlenstation errichtet worden ist, und da die Schifffahrtskunst trotz der Schwierigkeit, die man voraussetzen kann, eine Insel mitten im Ozean zu bemerken, deren höchster Punkt nur sieben Fuß über der Hochwassermarke liegt, doch zu einer solchen wissenschaftlichen Sicherheit gediehen ist, daß ein Dampfer in Diego Garcia einlaufen kann, ohne nur eine Meile von seinem genommenen Kurs abzuweichen, so ist die Chance bedeutend erhöht, Korallen-Inseln zu besichtigen. Die Insel Diego Garcia liegt möglichst genau unter demselben Längengrade wie Bombay, aber mehr als 7 Breitengrade südlich vom Aequator. Sie liegt auf diese Weise in einem der heißesten Punkte der Welt, gerade auf dem Saum des vergleichsweise gemäßigten und wolkigen Gürtels, welcher auf beiden Seiten der Linie existiert. Sengende Sonnenglut wechselt hier täglich mit schweren Regenschauern, das ganze Jahr hindurch herrscht hier sowohl Tag wie Nacht eine Temperatur zwischen 26 und 32° C. beinahe in allen Jahreszeiten gleichmäßig, ausgenommen, daß es im Juni etwas mehr Wind gibt, als im Januar. Dies ist das Klima. Der ganze Chagos-Archipel ist nur eine weite Korallenflur, welche von dem Spanier Diego Garcia entdeckt und nach ihm benannt, nun in britischem Besitz ist und der Verwaltung nach als Dependenz von Mauritius behandelt wird. Als Landschaft kommen hier die drei Millionen Cocos-Palmen und das wechselnde Blau des Binnenmeeres in Betracht. Es gibt keine Spaziergänge, keine Straßen und Wege, keine Städte und Dörfer, keine Läden, keine Vergnügungen, ja man möchte sagen, es gibt hier keine Beschäftigung, außer wenn ein Schiff einläuft, um Kohlen einzunehmen, und von diesem Vorwurf gegen Diego Garcia kann man nur einen Esel ausnehmen, welcher nebst einigen von seinen Brüdern Jahr-aus Jahr-ein im Göpel läuft, um Cocos-Nüsse zur Oelbereitung zu malen.

Früh am Morgen des Tages, wo der Dampfer auf Diego zu landen erwartet, hört der Reisende den ungewohnten Ruf „Land in Sicht." Vom Bug des Dampfers aus kann er nun durch einen blendenden Regenschauer hindurch etwas unterscheiden, was wie das Gespenst eines wallenden Waldes aussieht, und wenn das Wetter sich aufhellt und der Regen einem ebenso blendenden Sonnenschein weicht, so entdeckt er eine Reihe grüner Palmbäume, die alle vom Wind nach Einer Seite geneigt sind und auf einem grünen Strande wachsen, welcher nur um einige Fuß aus der grünen Brandung ragt. Dies sind die sechs Inseln. Sie liegen in einem Kreise und sind nur durch Korallenriffe unter einander verbunden, welche sich der Oberfläche des Meeres nähern, aber nicht über dieselbe erheben. Obwohl unbewohnt, hat doch jede derselben ihren Namen, z. B. Egmont, l'Isle des Rats, Sipaille, Lubine, Carre-patte oder Tattamuca. Eine Handelsbrigg kommt ein- oder zweimal im Jahre von Mauritius und sammelt eine Schiffsladung Cocos-Nüsse. Der Ankergrund innerhalb des Ringes von Inseln ist gut, und die Einfahrt an der Westseite ungefähr sieben Faden tief. Etwas weiter südlich liegt ein anderer dieser seltsamen Ringe — die Gelehrten nennen dieselben „Atolls" — die sehr gefährliche Pitt-Bank, welche nirgends über die Hochwassermarke sich erhebt. Etwas weiter nach Norden gibt es etliche und dreißig Eilande und eine zum Mindesten ebenso große Anzahl von Bänken und Felsen, von Untiefen und Riffen, alle von derselben Korallenformation. In dieser Gruppe ist die vorherrschende Benennung Spanisch anstatt Französisch, z. B. Chagos und Peros Banhos; aber die britischen Vermesser haben Namen ausgeteilt wie Speeker's Bank, Blenheim-Riff, der Ganges, der Centurion, die Victory, der Adler und die beiden Brüder, jeder dieser Punkte entweder benamst nach dem Schiffe, welches diese Insel zuerst besuchte, und in einigen Fällen nach dem Schiff, welches

daselbst zuerst strandete. Die Seeleute weichen in der Regel derartigen Punkten weit aus; da sich aber diese Korallenbildungen mit einer Unterbrechung von nur wenigen Stellen von den Malediven und Lakediven im Süden von Indien bis zu den Komorren an der afrikanischen Küste erstreckten, so ist das für Segelschiffe nicht immer zu vermeiden. Beinahe jeder Kapitän kommt mit der Idee nach Hause zurück, daß er Brandungen wahrgenommen, wo keine auf den Karten verzeichnet stehen, oder ein Riff gestreift habe, wo eine Wassertiefe von 200 Faden angegeben ist. Man hat neuerdings ermittelt, daß das Bridgewater-Riff, welches viele Jahre ein Schrecken für die Seefahrenden war, gar nicht existiere; allein vulkanische Kräfte und andere Ursachen, welche nicht vorausgesehen werden können, verändern unter diesen Breiten so oft das Bett des Ozeans, daß man besser 50 nur vermeintliche Felsen auf den Karten angibt, als nur einen einzigen übersieht, und das Londoner Hydrographische Amt ist aus Uebermaß von Vorsicht zur Leichtgläubigkeit geneigt. Es ist natürlich oft sehr schwierig, einen Atoll von einem anderen zu unterscheiden, denn die geographischen Charakterzüge sind dieselben. Ein Ring von Korallen umgibt eine Lagune; auf der Nordwestseite findet sich ein Eingang; wo die Koralle sich nur einen oder zwei Fuß über die Flutmarke erhebt, da bedeckt ein dichter grüner Ueberzug von Clematis den weißen Fels und über diesem wallen hohe Palmen. Draußen ist das Meer mindestens 200 Faden tief und innen wechselt es von drei Faden in einigen Atollen bis zu einer beinahe unergründlichen Tiefe bei anderen. Darwin und andere Naturforscher haben hübsche Theorien über die Bildung dieser seltsamen Inseln aufgestellt. Nach einigen derselben sind sie von einer Korallenbildung und haben sich allmählich von dem Meeresgrunde erhoben. Wenn dies der Fall war, so müssen sie zu ihrem Wachstum zahllose Jahrhunderte gebraucht haben, da sie seit Menschengedenken oder seit sie zuerst entdeckt worden sind, keine bemerkbare Veränderung in ihrer Höhe gezeigt haben.

Die Korallen-Bänke sind noch immer Bänke und die Eilande ragen nicht höher aus dem Wasser als es vor 50 Jahren der Fall war.

Viele erklären sich wiederum das Dasein der Atolle durch die Annahme, Vulkane könnten kreisrunde Krater bis auf einige Fuß an die Oberfläche emporgetrieben und die vermehrten Arbeiten der Korallentiere das Uebrige gethan haben. Die Einwendungen gegen diese Theorie sind die Abwesenheit irgendwelcher Zeichen von vulkanischer Thätigkeit auf den Inseln des Chagos-Archipels und der große Umfang einiger der Ringe, welche in manchen Fällen auf einen Krater im Voraus schließen lassen müßten, der viele hundertmal größer wäre, als derjenige des Vesuv. Eine sehr sinnreiche Hypothese möchte die Atolle durch die galvanische Wirkung erklären, welche zwischen dem Salzwasser und gewissen Mineralien stattfinde, allein diese Hypothese ist bis jüngst kaum klar dargestellt worden. Eine vierte Theorie ist diejenige, welche die Inseln Madagaskar, Mauritius, Reunion, die Chagos-Gruppe und andere im Indischen Ozean für Teile eines großen südlichen Kontinents ansieht, welcher sogar einen Namen — Lemuria — erhalten hat und für dessen Existenz der hauptsächlichste Beweis in dem Vorhandensein eines eigentümlichen Typus von Fauna auf gewissen Inseln und keinen andern spricht. Der große Vorzug dieser kühnen Idee ist der, daß während sie einerseits eine gute, weiter zu verfolgende Theorie liefert, sie andererseits, eben wegen ihrer Unbestimmtheit, nur sehr schwer deutlich zu widerlegen ist. Im Stillen Ozean ist die Erhebung und das Sinken von Atollen und anderen Inseln schon längst ein Gegenstand sorgfältiger Beobachtungen. Man glaubt z. B., daß die Fidschi-Inseln, nicht figürlich, untersinken, während die Neu-Hebriden sich langsam heben. Der einzige praktische Unterschied soll darin bestehen, daß die sich hebenden Gruppen mehr örtlichen Fiebern unterworfen seien als die versinkenden, was vielleicht den Bewohnern der letzteren zum Nutzen gereichen mag.

Diego Garcia ist eines der besten und lehrreichsten Beispiele von dem Typus der Atolle, welches man nur finden kann. Es hat einen Umfang von vollen 30 e. Ml. Wenn wir uns die Insel Wight ganz ins Meer versunken denken könnten bis auf seinen sandigen Strand, so hätten wir eine gute Vorstellung von Diego. Es ist ein See mit einem Strande, und sonst nichts. Der Strand, an einigen Stellen nur wenige Fuß, an anderen nur wenige Meter, aber nirgends über 400 m. breit, ist ganz mit Bäumen bedeckt. Diese sind meist Cocos-Palmen, aber auch verschiedene Arten von Baumfarnen, und einige wenige blühende Sträucher. Um die Häuser der paar kreolischen Ansiedler von Mauritius herum stehen Orangen-Bäume; allein der ganze Ertrag der Inseln besteht aus Cocos-Nüssen und sonst nichts. Diese Insel war früher in ein halbes Dutzend Güter geteilt, allein diese sind nun unter derselben Verwaltung vereinigt. Zweimal im Jahre kommt eine obrigkeitliche Person von Mauritius herüber, um Streitfälle zu schlichten; da jedoch die gesamte Bevölkerung aus weniger als tausend Köpfen, vorwiegend Negern, mit nur drei weißen Familien besteht, so bietet sich wenig Gelegenheit zu derartigen Besuchen. Die örtlichen Namen geben einigen Anhaltspunkt oder Beiträge zu der früheren Geschichte der Insel. Der westliche Arm des Hufeisens endet in dem „Point-Marianne-Estate", auf welchem der Hauptort blüht, eine Kulie-Niederlassung namens Puren. Der gegenüberliegende Arm heißt „Minny-Minny"; zwischen diesen liegen das „Widow's-Estate" und „L'Anse-David" (Davidsbucht). Mit solchem Material einer Korallen-Insel, einem sapphiernen Ozean, einer türkisblauen Lagune, einer Marianne, Minny-Minny, einer Wittwe und einem tapferen L'Anse David bieten sich uns gewissermaßen von selbst Stoffe zu einem neuen „Paul und Virginie". Allein alle derartigen Geschichten leiden an dem

Mangel an Wirklichkeit und dem wirklichen Leben. Die dortige Wirklichkeit ist sehr unpoetisch; nur Flöhe und hie und da Hundertfüße. Die Armseligkeit des Lebens auf einer Korallen-Insel kann kaum übertrieben werden. Eine auf Diego stationierte englische Familie wohnt auf einem kleinen Eiland östlich vor der Einfahrt. Es regnet täglich; die Moskitos haben nirgends ihresgleichen an Größe und Wildheit. Das einzige frische Nahrungsmittel ist ein gelegentlich gefangener Fisch, sonst nur Gemüse und Fleischkonserven in Blechbüchsen aus England. Die Entönigkeit des Daseins wird nur durch den gelegentlichen Besuch eines Schiffs oder durch einen Sturm unterbrochen, welcher das Haus abdeckt. Für die einsamen Bewohner ist es gleichgültig, daß am Strande schöne Muscheln und zierliche Korallenzweige gefunden werden, daß fremde Vögel mit buntem Gefieder über den Ozean herüberkommen, um ihre Nester in die Cocos-Palmen zu bauen, oder daß das Meer jenseit des Riffes von einem solch' reinen Aetherblau ist, wie es sich niemand denken kann, der es nicht gesehen hat. Der einzelne seltene Besucher sogar zieht weiter, enttäuscht von dem Leben auf einer Korallen-Insel, und zieht gern die Unbehaglichkeiten der Zivilisation, die Beschränkungen der Gesellschaft und Kleidung, die Qualen der Post und Telegramme den grünen Inseln im blauen Meere mit der obligaten Begleitung von Ratten, Gewitterstürmen, Moskitos und Landkrabben und einem Thermometer vor, welcher immer Hundstagshitze anzeigt. (S. R.)

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

(Fortsetzung.)

Jede holländische Niederlassung hat ihre „Societät", oft wahre Prachtbauten, wo die Herren vor dem Abendessen am zahlreichsten sich einfinden, um an einer großen runden Tafel oft recht zahlreiche Gläschen Genever mit Bitter zu trinken. Während man überall, wo sonst hier im Osten Europäer sich niedergelassen, unter oft weit erschwerenderen klimatischen Verhältnissen, die Jugend und das reifere Alter, oft beiderlei Geschlechts, in der Kühle des Morgens ihre Pferde tummeln läßt oder in flottem Gespann dahin eilt, und gegen Abend zu allerlei munteren Spielen sich zusammenfindet, wo Wasser zur Hand rudert oder segelt; wenn längere Muße zur Verfügung, die Männer dem edlen Waidwerk nachgehen; sind es deutsche Landsleute, eine Kegelbahn nie fehlen wird. Unter Holländern ist von solchen heilsamen körperlichen Bewegungen keine Rede. Als wäre es in festen Statuten vereinbart, bewegt sich das tägliche Leben außer dem Hause und in demselben dahin. Die Stunden für die Mahlzeiten, was man bei ihnen genießt, und wie es gereicht wird, wann man das Bad nimmt, wann die mehrstündige Nachmittagsruhe einzutreten hat, das alles steht so fest, daß mir ein holländischer Herr sagen konnte, daß, sollte es ihm beschieden sein, noch zehn Jahre an seinem jetzigen Wohnorte bleiben zu müssen, sein heutiges Tagesprogramm sich dann noch bis ins kleinste Detail als zutreffend erweisen würde. Ganz besonders strenge, wie ich schon oben andeutete, sind die Paragraphen über die Toilette. Eine junge Wienerin hatte sich zu ihrer Aussteuer in der Heimat malaiische weiße Jacken (Kabaai) in großer Menge machen lassen, durfte es aber nicht wagen sie zu tragen, weil sie in der Form etwas abweichend von derjenigen, die hier draußen üblich. Ein Herr meinte, er würde befürchten müssen, am anderen Tage es unter den Neuigkeiten vom Platze im Ortsblatte zu finden, wenn er eine seiner farbigen Cravatten anzulegen sich erkühnte.

Abgesehen von solchen und anderen kleinen äußerlichen Pedanterien hat es mir denn doch den Eindruck machen müssen, als wenn die geschilderte Lebensweise, so wenig ich auch trotz aller mir entgegengebrachten Liebenswürdigkeit Lust verspürt habe, sie länger als ein flüchtiger Reisender zu führen, doch wohl die richtige sein muß. Bei dem fast unbekannten Institute sog. „Sanitarien" in der leichteren Luft der Berge, wie selten hört man unter den Holländern die unter Engländern in heißen Orten nie verstummende Klage: „I feel overworked" oder das Sehnen: „to go home" oder „I want a change of air!" Trotzdem fand ich sehr viele kräftige Männergestalten, trotz einer stattlichen Reihe ihrer kolonialen Dienstjahre, und in den Familien zahlreichen Nachwuchs, der, trotzdem man ihn nicht so ängstlich hütet und verhätschelt wie englische Eltern in Indien, ein ungleich besseres Gedeihen zeigt, wenn auch die roten Bäckchen unserer Kinder fehlen. Hätte ich der Abstammung nachforschen können, so wäre ich allerdings in vielen Fällen auf eine Mutter reinen oder gemischten malaiischen Blutes gekommen; denn die Holländer halten es nicht für eine unauslöschliche Schande, wie die Engländer in Indien, Ehen mit Töchtern des Landes einzugehen, und Kinder aus denselben — gibt man ihnen auch den Spottnamen „Liplaps" — sind nicht ausgeschlossen aus den Kreisen, die sich die „besseren" oder die „besten" nennen, und eine so beklagenswerte Klasse, wie die sogen. „Eurasians" sie in Englisch-Indien ist, findet man im holländischen Kolonialreiche nicht, und tüchtigen Männern ist der Aufstieg in hohe Stellungen nicht verschlossen; ist doch z. B. der im leidigen Atschinkrieg rühmlich genannte General van Heyden ein Halbblütiger. Der unglückliche „Eurasian", dem mit dem „touch with the tar-brush" (dem Wisch mit dem Theerpinsel), wie die Engländer es nennen, das Verdammungsurteil auf die Stirne geschrieben, trägt außer der Lieblosigkeit und Intoleranz der Engländer noch meistens schwer an dem Makel illegitimer Geburt und noch schwerer an der Erbschaft der gemeinsamen Fehler der mütterlichen wie väterlichen Rasse. Da muß ich denn, halte ich den Charakter des Hindu gegen den des Malaien,

die Erbschaft, die der „Liplap" anzutreten hat, für leichter erachten und es erklärlich finden, daß ihm das Loos lieblicher gefallen als dem englisch-indischen Mischlinge.

Nach fast zweitägigem Verweilen setzte der „General Pel" seine Reise fort. Während den einen Monat der Postdampfer von Makassar ab, mit Amboyna beginnend, zuerst die Stationen in den Molukken anläuft und dann über Menado an der Westküste zurückkehrt, macht er im anderen Monat die Sache umgekehrt. Bis zum Frühjahre des Jahres 1883 waren auch die Inseln am Südrande der „Banda-See" in seinem Kurs mit einbegriffen; jetzt hat man eine besondere, sich in Makassar abzweigende Linie für dieselben eingerichtet. Wir gingen auf der sog. „kurzen Fahrt" in den Norden von Celebes und wanden uns zunächst mehrere Stunden mäandrisch durch die Korallenriffe und Koralleninseln, die der Küste vorgelagert sind. Auf einigen der Inseln sieht man die Hütten der Eingeborenen auf hohem Pfahlwerk sich hart am Strande hinziehen, während das Innere ein Dickicht von Palmen oder einem Baume ist, dessen breite, lichte Blätter mich in ihm den Teakbaum (malaiisch Jati, d. h. dauerhaftes Holz) vermuten ließen. Andere Eilande haben sich schon mit Buschholz überzogen, schienen aber unbewohnt; noch anderen fehlt noch jede Vegetation. Gegen Mittag gewannen wir reines Fahrwasser und genossen den klaren Blick auf Celebes. Mit geringen Lichtungen zieht sich das Waldesdickicht von der Küste ins Innere, erst über Hügel dann zu einem höheren Kettengebirge hinauf.

Während um das Sultanat Gowan sich ein sogen. „Südlicher", ein „Nördlicher" und ein „Oestlicher Distrikt" als direkter holländischer Besitz darstellen, treten wir nun schon in den Bereich der Territorien eingeborener Fürsten, die nur in sogenannten „Kontrakten" die Oberhoheit der holländischen Regierung anerkannten. Langsam aber sicher, wenn möglich jede Gewaltsamkeit vermeidend, wird die Selbstherrlichkeit bläßer und bläßer gemacht, bis sie nur noch ein farbloser Schatten ist.

Zunächst war es der Sultan von Pare-Pare, vor dessen an einer tiefen, nach Süden offenen Bucht gelegener Dorfresidenz wir erschienen. Die Postdampfer sind zu solchem Erscheinen auf ihren Fahrten verpflichtet und haben sich vom Fürsten bescheinigen zu lassen, daß es geschehen. Ein Austausch von Gütern oder Passagieren fand nicht statt. Die Eingeborenen besorgen auf eigenen Segelschiffen ihren Handel, und fremden Schiffen ist überall nur dort ein Handelsverkehr oder gar nur ein Anlaufen gestattet, wo ein holländischer Beamter stationiert ist. Nach einigem Warten erschien der erste Offizier des Dampfers wiederum an Bord und übergab dem Kapitän ein großes, in lichtgelbe Seide genähtes Schreiben des Sultans für die Regierung.

Den Rest des ersten Reisetages und den zweiten bis zu später Abendstunde näherten wir uns der Küste nicht wieder. Die Szenerie des Landes erlitt in dieser Zeit keine Aenderung: Wald und immer Wald, so weit das Auge reichte; nur schienen mir die abschließenden Berge höher und ragten schon hie und da mit kahlen Scheiteln aus der Waldregion hervor. Es war der Fürst von Dongola, dem wir unseren kurzen Abendbesuch durch einen Kanonenschuß anmeldeten. Der Kapitän kaufte hier für unseren Bedarf 15 elend genährte Schafe für 5 Gulden das Stück; ihr Haar zeigte nur wenig Neigung zur Kräuselung.

Als ich mich einmal, um mir das Verhältnis solcher Fürsten zur holländischen Regierung klarer machen zu lassen, an einen der mitreisenden Herren wendete, war seine Antwort: „Dies alles kann Fürst Bismarck noch haben." Wie es nirgends im Auslande verständlich ist, daß das Deutsche Reich noch immer zögert, sich irgendwo Kolonien zu sichern, wo noch keine andere Macht sich ältere Rechte erworben,[1] so sind thörichte Aeußerungen im Sinne der eben angeführten auf meiner Reise durch die holländischen Kolonien allzu häufig gegen mich gemacht worden, als daß mir nicht der Gedanke hätte kommen müssen, man habe hier draußen Sorge vor einem Mißbrauche seiner Macht von Seiten des geeinigten Vaterlandes, und daß diese Sorge in jedem deutschen Reisenden einen ausgesandten Kundschafter wittere. Bei der Bereisung dieses Inselreiches kommt man erst zur Erkenntnis seiner ungeheuren Ausdehnung und des kühnen Geistes, der das kleine Mutterland zur Aufrichtung eines solchen Kolonialreiches trieb; zugleich aber im Anblick so weiter Länderstrecken, die fast noch kaum erforscht sind, zu der Ansicht, man habe holländischerseits entweder die eigene Kraft überschätzt, als man die Flagge über ein so weites Gebiet aufhißte, oder der Geist der Vorväter sei den Lebenden abhanden gekommen, und das Gefühl des Unvermögens, das Erworbene notgedrungenen Falls auch zu verteidigen oder durch eigenen Unternehmungsgeist nutzbringend zu machen, sei die Mutter der Sorge, mit der man namentlich auf Deutschland blickt, das sich eine stattliche Flotte geschaffen, und dessen tüchtige Söhne sich überall unbequem machen und mit den Erzeugnissen heimischen Fleißes auf hiesigen Märkten mehr und mehr diejenigen Hollands zu verdrängen drohen. Kriegsgefahr von außen steht ja zur Zeit außer Frage, Handelskonkurrenzen müssen entweder besiegt oder ertragen werden.

Was nun die innere Sicherheit betrifft, so hat im Osten die Welt von kleinen Inseln, und auf der größten unter ihnen, Celebes, die Menge kleiner Staaten für dieselbe Sorge getragen. Auf Borneo, wo bis jetzt die Holländer nur im äußersten westlichen Zipfel unbestrittene Herren sind, im übrigen Teile nur einige Küstenpunkte halten, scheinen sie gewaltsames Vorgehen zu vermeiden, sich nur auf die Defensive gegen die Bewohner des Innern zu beschränken und gelegentliche Züchtigungen derselben zu

[1] Dies wurde geschrieben wenige Monate bevor die Deutsche Reichsregierung ihre Kolonialpolitik einleitete.

unternehmen. So riet man mir ab, nach Bandjermassin hinüber zu gehen, da ich das Innere nicht würde betreten können. Ich hörte, daß kürzlich Truppenverstärkung von Java dorthin abgegangen, um die Sicherheit wieder herzustellen.

Auf Java sitzen nur noch zwei Sultane, die von Soerakarta und Djokjokarta, auf ihren Thronen. Als mächtige, reiche Herren haben sie den Holländern schon sehr viel Opfer und Sorge gebracht. Es bedarf großer Klugheit und Wachsamkeit auf diesen beiden Punkten. Man läßt ihnen alle Ehre eines Fürsten angedeihen, gestattet ihnen das Spielzeug eigener Armeen neben europäischen Truppen in den Forts, die den Residenzen unheimlich nahe stehen, und neuerdings hat man sogar ein befestigtes Lager in Angriff genommen, von dem aus die Truppen in einem halben Tagesmarsche auf den Territorien der beiden unsicheren Freunde erscheinen können, von denen namentlich der von Soerakarta mir als den Europäern nur wenig geneigt bezeichnet wurde. Bei dem großen Anhang, den der Reichtum dieser Fürsten ihnen in ihren Reichen sichert, und bei der oft zahlreichen Familie wird es hie und da nötig, unruhige und unternehmende Geister in derselben scharf zu überwachen, auch wohl durch List in eine Falle zu locken und dann zu verbannen. So widerfuhr es der Sultan-Mutter während meiner Anwesenheit in Djokjokarta. Sie war eine thatkräftige Dame, die für ihren ältesten, aber regierungsunfähigen Sohn den Thron anstrebte. Lästiger Palastintriguen müde, ließ man sie überreden, denselben heimlich zu verlassen, um im Lande ihren Anhang für ihren Plan auf die Beine zu bringen. Schon am nächsten Tage fing man erst den Prinzen, dann die Mutter wieder ein, brachte sie ins Fort und der nächste in Soerabaja fällige Dampfer für die Molukken entführte sie in die Verbannung nach Menado.

Außer diesen örtlichen Beunruhigungen für die Regierungen muß dieselbe aber einer von außen drohenden Gefahr hier besonders ein wachsames Auge leihen; es ist die seit dem Niedergange des Islams in Europa und Vorderasien erwachte panislamitische Bewegung, die auch auf Java und Sumatra ihre Fäden spinnt, wo sie durch den in Atschin geführten Vernichtungskrieg noch unterstützt werden muß. Ob dieselbe bis zu einer ernsten Gefahr sich verdichtet, weiß ich nicht, aber mir ist bekannt geworden, daß man jene Klasse arabischer Kaufleute scharf überwacht, denen man überall im Innern der Inseln begegnet, und die, wie mir Kaufleute sagten, mit überraschend großen Summen baaren Geldes in den Hafenstädten Importe zum Vertriebe im Lande einkaufen. Sie sollen in vielen Fällen überführt sein, ihre malaiischen Glaubensbrüder gegen ihre christlichen Herren aufgereizt zu haben. Als das Unglück des vulkanischen Ausbruchs in der Sundastraße, furchtbaren Andenkens, hereinbrach, soll die eingeborene Bevölkerung der betroffenen Gegenden in bedenklich aufgeregter Stimmung gewesen sein, und die Katastrophe, bei der ja auch zahlreiche Holländer und viel holländisches Gut zugrunde gingen, als ein Strafgericht Allah's über die Ungläubigen hingestellt haben.

Als ich mich einige Monate später auf einer Tabaksplantage auf Sumatra aufhielt, gelangte an den Besitzer derselben von der Behörde die Aufforderung, einen Araber festnehmen zu lassen, der sich, unter dem oben angegebenen Verdachte stehend, im Lande umhertreibe. Da erschien denn auch eines Tages ein solcher in reicher Kleidung und bot dem Besitzer einen Posten Reis zum Kaufe an. Ich will nebenbei bemerken, daß derselbe nicht geneigt war, der Behörde zu Willen zu sein, da er die Mißstimmung im Volke fürchtete und ohnehin gegen Diebe und Räuber einen harten Stand hatte, weil die Behörde eine fast unbegreifliche Milde gegen dieselbe walten lasse.

Mekka ist ja das Zentrum, wo die Parole ausgegeben und in wenigen Monaten durch die Pilger in die islamitische Welt hinausgetragen wird. Da ein zurückkehrender Pilger als „Hadschi" ein einflußreicher Mann in seinem Kreise wird, so überwacht neuerdings die Regierung auch diese Pilgerbewegung sehr aufmerksam. Sie ist dahinter gekommen, daß ärmere Pilger, die Mekka nie erreichen konnten, oder andere, die es gar nicht wollten, wieder im Lande als „Hadschis" auftraten. Nun wird der Nachweis von, ich glaube, 500 Gulden Reisegeld gefordert, bevor der Reisepaß ausgestellt wird, der dann von einem in Dschedda eingesetzten holländischen Konsul bei der Wiedereinschiffung visiert werden muß. Niemals bin ich laueren Moslims begegnet, als den Malaien auf den niederländischen Besitzungen, und eine Belebung des religiösen Eifers würde weniger bedenklich sein, vermutete man nicht, daß das Gebot Mohameds hier politischen Zwecken oft als Deckmantel diene.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Das Fürstentum Bulgarien. Dieser Staat hatte nach der Volkszählung vom 1. Januar 1881 eine Bevölkerung von zwei Millionen Seelen und einen Flächenraum von 63,072 Q.-Km., welcher in 14 Bezirke, 56 Oberämter oder Arrondissements und 716 Gemeinden in folgender Weise eingeteilt war:

Bezirk Sofia (226,490 Einwohner), gebildet aus 8 Oberämtern: Sofia, Samokoff, Novo-Selo, Petritsch, Slatitza, Zaribrod, Tren und Breznik mit 68 Gemeinden.

Bez. Tirnovo (216,731 Einwohner), gebildet aus 5 Oberämtern: Tirnovo, Elena, Kessarowo, Travna und Gorna-Rahowa, mit 98 Gemeinden.

Bez. Schumla (178,725 Einwohner), gebildet aus 5 Oberämtern: Schumla, Novi-Bazar, Eski-Dschumar, Osman-Bazar und Preslaw (Eski-Stambul); 53 Gemeinden.

Bez. Warna (169,270 Einwohner), gebildet aus 5 Oberämtern: Warna, Baltschik, Dobritsch (Hadschi-Oglu-Basardschik), Provadi und Novo-Selo; 53 Gemeinden.

Bez. Wratza (160,503 Einwohner) gebildet aus 4 Oberämtern: Wratza, Rahowo, Bela-Slatina und Orchanje; 58 Gemeinden.

Bez. Kustendil (143,172 Einwohner), gebildet aus 4 Oberämtern: Kustendil, Dubnita, Radomir und Bossiligrad, 55 Gemeinden.

Bez. Rustschuk (132,613 Einwohner), gebildet aus 4 Oberämtern: Rustschuk, Bjela, Bal-Punar und Totrakan; 32 Gemeinden.

Bez. Rasgrad (121,412 Einwohner), gebildet aus 3 Oberämtern: Rasgrad, Poppowo und Kemanlar; 59 Gemeinden.

Bez. Lom-Palanka (102,983 Einwohner), gebildet aus 3 Oberämtern: Lom, Berkomitz und Kutlowitza; 40 Gemeinden.

Bez. Silistria (101,225 Einwohner), gebildet aus 3 Oberämtern: Silistria, Ak-Kadinlar und Kurt-Punar; 41 Gemeinden.

Bez. Widdin (99,925 Einwohner), gebildet aus 3 Oberämtern: Widdin, Kula und Belogradschik; 31 Gemeinden.

Bez. Sewliewo (119,254 Einwohner), gebildet aus 3 Oberämtern: Sewliewo, Gabrowo und Trojan; 50 Gemeinden.

Bez. Sistow (76,680 Einwohner), bestehend aus 2 Oberämtern: Sistow und Nicopoli; 33 Gemeinden.

Bez. Plewna (155,039 Einwohner), gebildet aus 4 Oberämtern: Plewna, Loftscha, Tetewen und Lukowit; 45 Gemeinden. (G. g.)

* Die Gletscherperiode in Australien. In einem Vortrage über diesen Gegenstand, welcher jüngst in der Geologischen Gesellschaft in London gehalten wurde, äußerte Dr. R. v. Lendenfeld: Obwohl mehrere Schriftsteller vor ihm die Ansicht ausgesprochen, daß Kiesel, Rollsteine und Findlingsblöcke, welche in verschiedenen Teilen von Australien gefunden werden, von Gletschern herrührten, sei doch der Beweis ein vager und es sei noch kein einziger deutlicher Beweis von Vergletscherung beigebracht worden. Während der jüngsten Ersteigung der höchsten Gebirgsketten Australiens, eines Teils der australischen Alpen, wo er den 7256 Fuß hohen Pik Mount Clarke entdeckte, fand er Spuren von Vergletscherung in Gestalt von roches moutonnées über einen Flächenraum von ungefähr 100 e. Q.-Ml. hin. Die besterhaltene dieser vom Eis abgeschliffenen Oberflächen fand sich in dem vom Verfasser so getauften Wilkinson-Thale, welches unmittelbar südlich vom Müller's Peak und der Abbot Range von Nordost nach Südwest verläuft. Keinerlei Spuren der Eiswirkung fanden sich tiefer als 5800 Fuß über der Meeresfläche. Die Felsen, welche Eiswirkung zeigen, sind lauter Granit und, die Thatsache, daß die Oberflächen durch Gletscher abgeschliffen worden, soll durch den großen Umfang solcher Schliffflächen, durch ihr Vorkommen auf Ausläufern und vorspringenden Punkten (von denen manche zu demselben allgemeinen Niveau abgescheuert worden sind) und dadurch bewiesen werden, daß sie in der Richtung nicht mit den Fugen übereinstimmen, welche den Fels durchqueren. Lendenfeld's Vortrag schloß mit einer Vergleichung des Zeugnisses der Gletscher-Thätigkeit in Australien mit derjenigen in Neuseeland.

Professor T. G. Bonney meinte, es bedürfe noch mehr Zeugnis, um den von Dr. v. Lendenfeld bestrittenen Punkt festzustellen. Alle seine Beweise seien auf den Granit gegründet, welcher ein konstantes Bestreben zur Bildung abgerundeter Kuppen habe. Die Thatsache, daß die angeblichen roches moutonnées auf Ausläufern vorkommen, mache die Sache noch zweifelhafter in Anbetracht, daß man in kleinen vergletscherten Gebirgsstrichen derartige Schliffflächen sonst vorzugsweise in Thälern finde. Es sei eine merkwürdige und für ihn sehr verdächtige Thatsache, daß keine Moränen oder sitzengebliebenen Blöcke bemerkt worden seien; in Wirklichkeit sei der einzig wichtige, zu Gunsten der Ansicht des Verfassers beigebrachte Punkt anscheinend der Unterschied in der Richtung der Fugenflächen und der gerundeten Oberflächen, und diesen halte er für ungenügend.

Herr W. T. Blanford stimmte mit Prof. Bonney überein und führte Beispiele von dem Vorkommen von Granitflächen, welche roches moutonnées glichen und von größeren Dimensionen waren, als die vom Vortragenden angeführten, in den Ebenen von Indien an, und bei denen Gletscherwirkung außer Frage war. Es erschien ihm nicht unmöglich, daß Dr. v. Lendenfeld Recht habe, aber der vorgebrachte Beweis sei sicher nicht zureichend. Der zumeist zu Gunsten eines glazialen Ursprungs für die vermeintlichen roches moutonnées sprechende Umstand sei ihre Beschränkung auf eine gewisse besondere Höhe. (Sc.)

* Neuigkeiten aus Korea. In den Umgebungen der Hauptstadt sind eine Glashütte, eine Porzellanfabrik, eine Ziegelei und eine Seidenspinnerei errichtet und die Anpflanzungen von Thee- und Maulbeer-Sträuchern bei Fusan bedeutend erweitert worden. Außerdem ist die Errichtung einer Tabak- und Zigarren-Manufaktur, einer Strohgeflecht-, einer Zündhölzchen-Fabrik und einer Bierbrauerei beabsichtigt, und vor allem wird Söul mit einer großen Wasserleitung versehen. Das Telegraphenkabel, welches zwischen Fusan und Söul gelegt wird, fügt sich in das japanesische Telegraphennetz ein. Der Postdienst zwischen Söul und den dem Handel geöffneten Häfen ist schon am 28. November 1884 eröffnet worden. Eine Uebereinkunft der Regierung mit einem englischen Handelshaus in Schanghai sichert dem Lande eine regelmäßige Dampfschiff-Verbindung zwischen Schanghai, Nagasaki, Fusan und Chemulpo. In Söul ist eine englische Schule

gegründet worden, welche nur von den Stipendiaten des Staates besucht wird. Das Hospital derselben Stadt ist der Leitung eines amerikanischen Arztes unterstellt worden. Ein Gewerbemuseum, für welches zahlreiche Geschenke aus Europa und Amerika eingetroffen sind, ist in der Bildung begriffen.

* Die Commodore-Inseln. Nach einer Mitteilung, welche Dr. Dybrowskij der russischen Geographischen Gesellschaft gemacht hat, scheinen die Commodore-Inseln, deren wir schon in Nr. 27 erwähnten, nämlich die Inseln Behring- und Copper-Island und zwei kleinere, welche ungefähr 300 e. Ml. östlich von Kamtschatka liegen, von der Natur mehr begünstigt zu sein, als man bisher angenommen hat. Die Behrings-Insel ist mit trefflichen Waiden bedeckt und soll nach Dr. Dybrowskij's Versicherung zum Ackerbau geeignet sein; im südlichen Teil der Insel findet man Höhenzüge von geringer Erhebung, welche an eine der alpinen Regionen von Kamtschatka erinnern. Es gibt zwar keine Wälder auf diesen Inseln, wo nur Rhododendron, Sorbus und ähnliche Sträucher wachsen, allein die von Dybrowskij gemachten Versuche zur Anpflanzung von Waldbäumen sollen vollkommen gelungen sein. Die höher gelegenen Gelände bieten sehr gute Weiden für die Renntiere, welche man 1882 in großer Anzahl auf der Behrings-Insel eingeführt hat und die sich hier sehr gut akklimatisiert haben. Auch die schmalen Teile der Kupferinsel gelten für sehr anbaufähig. Die Commodore-Inseln bestehen aus krystallinischen Felsen, welche von tertiären Ablagerungen bedeckt sind, und enthalten Steinkohlenflötze und reiche Gänge von Kupfererz, welche natürlich nicht ausgebeutet werden. Alles Brennmaterial muß aus Kamtschatka eingeführt werden. Das Klima ist weit milder als auf der Halbinsel, und während auf Petropawlowsk im Monat Mai der Boden noch mit einem metertiefen Schneelager bedeckt ist, wachsen auf diesen Inseln die Hülsenfrüchte schon in ziemlicher Reichlichkeit. Der Schnee ist hier sogar so wenig häufig und reichlich, daß die Pferde, welche man auf der Behrings-Insel eingeführt hat, den ganzen Winter hindurch auf den Prärien waiden. Dybrowskij hat die Fauna und Flora dieser Inseln, welche sich derjenigen der Alpenregionen Kamtschatka's nähern, sorgfältig studiert. Die Einwohner, 514 Köpfe stark, sind Aleuten, zum Christentum bekehrt, und können sämtlich lesen; sie wohnen in hölzernen Häusern, zu denen sie das Treibholz am Strande sammeln. (G. g.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Während die Reiher sowohl in Süß- als in Salzwasserlachen und an Flüssen sich aufhalten, ist von den zwei einheimischen Ibisarten, die eine, Ibis rubra *Vieill.*, nur an der See, die andere, Geronticus cayenensis *Gm.*, meist im höheren Lande und wo süßes Wasser vorwaltet. Der rote Ibis, den man in Surinam ebenso fälschlich Flamingo nennt als er in Cayenne „Flammant" genannt wird, fällt durch sein prächtiges scharlachrotes Gefieder zuerst in die Augen, und staunend sieht man beim Einlauf in die Mündungen der Flüsse in dem Grün der Bäume die schneeweißen Reiher und den hochroten Ibis sitzen, oder schaarenweise am Strande auf und ab spazieren. Während der erstere so mager ist, daß selbst der Indianer sich nicht die Mühe nimmt, einen Pfeil auf ihn abzuschießen, ist der rote Ibis wohl einen Schuß wert, denn, obgleich weniger groß als ein Huhn, ist er sehr fleischig und fett. Ibise, weiße und graue Reiher bauen an unzugänglichen Stellen am Meeresstrand auf niedrigen Bäumen ihre kunstlosen Nester aus Reisig, und legen je zwei Eier. Die des roten Ibis sind spitzig, grünlich mit braunen Flecken, die der Reiher rundlich, heller und ebenfalls braun gefleckt. Die Jungen der Reiher bekommen gleich weiße Federn, die der Ibise aber sind erst weiß mit schwarzen Flügeln, bekommen in der ersten Mauser ein graues, in der zweiten ein blaßrotes, und in der dritten erst ihr scharlachrotes Gefieder, bei dem allein die äußeren Schwungfedern schwarze Spitzen haben. Beine und Schnabel des roten Ibis sind fleischfarbig, die ersteren etwa acht Zoll hoch, der sichelförmig gebogene Schnabel aber sechs Zoll lang. Beide Vogelarten nisten auf denselben Bäumen und wählen zu ihrem Schlafplatze einen hohen Baum, auf dem sie zu Hunderten dicht aneinander gedrängt sitzen. Die zweite Ibisart fliegt auch häufig bei Nacht und wird nach ihrem Geschrei Kraukrau genannt. Sie ist so groß wie Ibis rubra, hat dieselbe Form, aber ein schwarzgrünes Gefieder mit dunkelgrauen Beinen und Schnabel, und wird nur einzeln oder in Paaren gesehen. Eine Rohrdommel, Tigrisoma brasiliensis *L.*, habe ich wegen ihrer grauenvollen Stimme schon erwähnt. Sie ist braun und schwarz gefleckt, Bauch weiß und schwarz, Füße, Schnabel und Augen gelb. Sie steht manchmal stundenlang mit in die Höhe gestrecktem Hals am Wasser, läßt aber ihre schreckliche Stimme bloß des Nachts hören.

Eine ihr an Form und Größe ganz gleiche, dunkelolivenbraun, mit schwarzer, linienartiger Zeichnung, ist Tigrisoma lineata *Gm.* Nicht weniger seltsam sieht der Nachtreiher, Cancroma cochlearia *L.*, aus, den die Karaiben Arapapa nennen. Er ist kaum zwei Fuß hoch, hat die Gestalt des Reihers, aber einen kürzeren Hals, breiten Kopf und große dunkle Augen. Der zweieinhalb Zoll lange und anderthalb Zoll breite, löffelartig auslaufende Schnabel ist gewölbt, hat in der Mitte einen Rand, der in eine Spitze endet, der Unterschnabel ist häutig. Er hat einen grauen Hals, weißen Unterleib, rötlichbraune Flügel und Mantel und schwarzen Kopf, von dem, wie bei den weißen Reihern, einige schmale,

lange Federn als Zopf auf den Rücken hängen. Er sitzt über Tag in dichtem Gebüsch am Ufer und lebt von Fischen, von denen er halbpfundschwere mit Leichtigkeit verschlucken kann.

Die in die große Abteilung der Grallä noch gehörigen, in Surinam vorkommenden Vögel sind: Charadrius americanus *Schlag.*, Philohela minor *Gm.*, Gallinago gigantea *Net.*, Gallinago frenata *Ill.*, Limosa leucophaea *Vieill.*, Numenius hudsonicus *Lath.*, Aramus carua *Vieill.*, Rallus maculatus *Bodd.*, Aramides maximus *Puch.*, Aramides rufficollis *Gm.*, Rallina castanea *Cuv.*, Porzana albicollis *Vieill.*, Porzana exilis *Tom.*, Porzana melanophaia *Vieill.*, Gallinula porphis minor *B.*, Gallinula paron *Bodd.*, Gallinula galeata *Licht.*, Tantalus coculator *L.*, Ardea leucogaster *Gm.*, Ardea cyanopus *Gm.*, Ardea pileata *Lath.*, Ardea ludoviciana *Gm.*

Den Schluß der Vögel macht die Klasse der Anseres oder der mit Schwimmfüßen versehenen, die im Wasser ihre Nahrung suchen und meistens auch bloß von Wassertieren leben, mit Ausnahme der eigentlichen Gänse oder Enten. Beinahe alle können schwimmen, bloß der Flamingo und die Löffelente schließen sich in ihrer Lebensart an die Reiher oder Strandläufer an, indem sie, im Schlamme watend, Mollusken, kleine Fische und Crustaceen zu ihrer Nahrung suchen. In den gänzlich unzugänglichen Schlammstrichen kommt auch der Flamingo, Phoenicopterus ruber, von den Indianern wegen seiner Stimme Dokoko genannt, vor. Er wird bei fünf Fuß hoch, ist rosenfarbig, die Unterseite der Flügel aber karminrot, Füße und Schnabel sind fleischfarbig. Man sieht sie manchmal in Zügen von mehr als fünfzig Stück längs der Küste im Dreieck fliegen, und ihre sonore Stimme klingt aus hoher Luft herab ganz feierlich, wie denn auch ihr prächtiges Gefieder und der regelmäßige Flug einen wundervollen Anblick gewährten. Man weiß nicht, ob sie in der Kolonie nisten. In ihrer Gesellschaft sieht man häufig die Löffelente, Platalea ajaja, langbeinig und von etwa zwanzig Zoll Höhe. Sie ist lichtrosenrot von Farbe, mit plattem, spatelförmigem, braungeflecktem Schnabel, mit dem sie auf den Bänken laufend immer im Zickzack und wie eine Ente nach ihrer Nahrung schnuppert. Ueber die Lebensweise der Löffelente ist mir nichts bekannt.

Von den verschiedenen Entenarten zeichnet sich vorab die Moschusente, Cairina moschata *L.*, durch ihre Größe aus. In der Nähe der See sieht man sie wohl in größeren Flügen, wo sie in den Salzwassersümpfen mit anderen Wasservögeln ihrer Nahrung nachgeht. In den Flüssen aber kommt sie nur vereinzelt vor. Sie hat beinahe die Größe einer Gans, ist grün mit bräunlichem Metallschimmer, weißem Bug und solchen Flecken in den Flügeln. Der Schnabel ist schwarz, mit hellen Flecken, mit mehreren kleinen, rötlichen Moschusdrüsen. Sie nistet auf Bäumen und ist ein sehr beliebtes Wildpret. In der Trockenzeit des Jahres 1849 zeigten sich die Moschusenten in Surinam und Cayenne besonders häufig. Es wurden in Paramaribo mehr zu Markt gebracht, als seit Menschenleben geschah. In der ganzen Kolonie herrschte dieser Ueberfluß. Dabei waren die Enten so fett und schwer, daß sie einer Gans so ziemlich gleichkamen. Die Indianen brachten mir viele, sowohl frisch, als geräuchert. Auf Mana (Negerdorf und Kloster im französischen Guiana) ließen die Neger alle Arbeit liegen und schossen Enten, die man zuletzt nicht mehr kaufen wollte. Dennoch ist die Moschusente kein Zugvogel und ich kann mir diese zeitweilige Menge nur dadurch erklären, daß vielleicht in anderen Gegenden des tropischen Amerika eine ungewöhnliche Regen- oder Trockenzeit diese Vögel nötigte, ihre Nahrung anderswo zu suchen. Die Moschusente ist in Europa gezähmt und verbastert; auch in Surinam wird sie als Haustier gehalten, kommt dann braun, grün, weiß oder gefleckt vor, ist viel größer und plumper, und es entwickeln sich die roten Drüsen am Schnabel viel mehr als in der Freiheit.

Zwei Entenarten, Dendrocygna autumnalis *L.* und Erismatura dominica *Lath.*, sind kleiner als die Wildenten und man hört sie mit Tagesanbruch in großen Flügen pfeifend nach den Sümpfen ziehen. Die erstere ist hochbeinig, mit gelben Füßen, grauem Leib und Brust, braunen Flügeln und Kopf, die andere hellbraun mit dunkel gewellt.

In den Flüssen sieht man manchmal zwischen dem im Wasser wurzelnden Gesträuche einen kleinen, kaum taubengroßen entenartigen Vogel schwimmen, der sich nur einzeln zeigt, eine kurze Strecke fliegt und wieder ins Wasser fällt, um längs dem Ufer weiter zu schwimmen. Man würde ihn für eine kleine Ente halten, wenn er nicht einen spitzen Schnabel hätte. Es ist Podoa surinamensis, der zwar in allen Flüssen vorkommt, aber doch ziemlich selten ist. Die Schwimmfüße sind lappig wie beim Steißfuß, braun und gelb gefleckt, der Bauch ist gelblichweiß, Rücken und Flügel dunkelolivenbraun, Kopf braun, Hals schwarz mit zwei weißen Flecken, und ein solcher Streifen läuft durch die Augen. Er lebt wahrscheinlich von Insekten. Häufiger als dieser ist der Taucher, Plotus melanogaster *Gm.*, von den Indianern Crara genannt. Er sitzt wie der Eisvogel stundenlang auf überhängenden Zweigen am Flusse, um auf seine Leute zu spähen, stürzt dann plötzlich ins Wasser und taucht unter, um an einer anderen Stelle wieder hervorzukommen. Er schwimmt lange Zeit unterm Wasser fort, doch meistens so, daß der Schnabel und ein Teil des Halses herausieht, und gleicht so auf's täuschendste einer über den Fluß schwimmenden Schlange. Der Taucher hat die Größe einer Ente, hat aber einen viel längeren schlangenförmigen Hals, länglichen Kopf mit vier Zoll langem, sehr spitzigem Schnabel und einen sieben Zoll langen, schwarzen, abgerundeten Schwanz. Er hat ein glattanliegendes Gefieder, von dem kleine Schrote leicht abprallen. Hals, Brust und

Leib sind fahlbraun, Flügel und Schwanz schwarz, der Mantel weiß und hellgrau geperlt. Es ist ein scheuer, schwer zu beschleichender Vogel, der, wenn er verwundet wird, mit seinem spitzigen Schnabel wütend um sich schlägt. Ein verwundeter hieb nach meinem Indianen, der ihn mit dem Pfeile aus dem Wasser zog, traf aber nicht ihn, sondern ein Brett des Bootes, in das der Schnabel mehr als einen halben Zoll tief eindrang, so daß wir ihn mit einem Messer herausgraben mußten. Die übrigen Wasservögel, als Raubmöven-Arten, wie Stercorarius crepidata *Temm.*, Larus atricilla *L.*, Sterna thalassus *Boje*, Sterna magnirostris *Licht.*, Sterna guttata *For.*, scheinen bloß gelegentlich die Küsten von Guiana zu besuchen, und mehr auf den Antillen zu Hause zu sein. Ebenso erscheint auch zeitenweise ein brauner Pelikan in Surinam, der bei der Insel Trinidad und am Delta des Orinoko häufig vorkommt. Die See an der Küste von Guiana unterliegt meilenweit hinaus dem Einfluß der vielen Ströme, die ihre Wassermassen in sie ergießen und ihren ursprünglichen Salzgehalt bedeutend schwächen, ebenso wie sie durch die Menge Schlamm, den sie derselben zuführen, ihre Klarheit trüben und ihren Gehalt verändern. Da aber diese Beschaffenheit des Seewassers an der Küste nach den Regen- und Trockenzeiten bedeutende Veränderungen erleidet, so ist es wahrscheinlich, daß letztgenannte Gattungen bloß die Küste besuchen, wenn die Jahreszeiten ihnen günstig sind. So sah man schon in lange anhaltenden Trockenzeiten den roten Ibis, der sonst nie weiter als zwei Meilen weit landeinwärts von der Küste sich entfernt, bis zur Juden-Savanne streichen, die über fünfzehn Meilen weit von der Küste am Surinam-Flusse liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Abwehr.

Ich glaube es den Lesern dieser Zeitschrift schuldig zu sein, einen Aufsatz des Obermedizinalrats v. Hölder nicht unbeantwortet zu lassen, den das „Ausland" schon in seiner Nummer 15 gebracht hat, den ich aber erst vor kurzer Zeit gelesen habe. Er handelt von einem Funde in der Bocksteinhöhle bei Ulm und sucht meine Deutung desselben zu bestreiten und wendet sich gegen mich und meine wissenschaftliche Thätigkeit. Es ist die bekannte Kampfesweise gewisser Leute, die, wenn sie ihren Gegner nicht sachlich widerlegen können, ihn lächerlich zu machen und dem Gespötte Preis zu geben suchen. In wissenschaftlichen Verhandlungen ist ein solches Verfahren bisher nicht üblich gewesen, und man darf sich wundern, daß ein württembergischer Obermedizinalrat eine solche Waffe gewählt hat, um, wie er sagt, meinen Angriff abzuwehren. Hat denn der Herr Obermedizinalrat die prähistorische und kraniologische Wissenschaft in Württemberg für sich allein gepachtet, so daß es ein Vergehen ist, eine andere Meinung zu haben wie er? Der Altertumsverein in Ulm sandte mir die in jener Höhle gefundenen menschlichen Gebeine mit dem Ersuchen um eine Meinungsäußerung darüber und legte ein von Herrn v. Hölder bereits abgegebenes Gutachten bei. Ich konnte diesem in Bezug auf das Alter der Begrabenen nicht beitreten und schätzte dieses eher auf 2000 Jahre als auf 300, wie v. Hölder angenommen hatte.[1] Meine Ansicht wurde in der schonendsten Weise durch Beobachtungen begründet, die von denen des letzteren abwichen oder die er überhaupt nicht angestellt hatte. Im Anfang dieses Jahres wurde mir die Nummer einer Stuttgarter Zeitung zugeschickt, worin über eine Sitzung des dortigen Anthropologischen Vereins, in der v. Hölder über jenen Fund sprach, in einer Weise berichtet war, wie man eine Karnevals-Sitzung zu schildern pflegt. Der Redner belustigte die Anwesenden durch Späße, welche die heiterste Stimmung hervorriefen. Das Publikum durch Witze zum Lachen zu bringen, das ist keine wissenschaftliche Leistung.

Hierauf gab v. Hölder im „Ausland" Nr. 15 eine ausführliche Darstellung des Fundes, in der er sein erstes Gutachten zu retten und meine Ansicht zu widerlegen suchte. Hierzu bringt er alle Mittel zur Anwendung, die ihm zu Gebote stehen, wenn sie auch mit der Sache, um die es sich handelt, gar keinen Zusammenhang haben. Um die hockende Stellung des weiblichen Skelettes zu beseitigen, ersinnt er eine Hypothese, womit er kein Glück machen wird. Er hat von Verschiebungen der Gebirgsmassen gehört und nimmt nun an, daß die Erdschichten des Höhlenbodens sich so verschieben können, daß ein liegendes Skelett aufgerichtet und in eine sitzende Lage gebracht werden kann. Um meine, aus dem chemischen Verhalten der Knochen gezogenen Schlüsse zu entwerten, führt er eigene Untersuchungen an, welche die von Bibra und Scheurer-Kestner entdeckte wichtige Thatsache der Leimbildung in alten Knochen, die, wie ich schließen muß, dem Verfasser ganz unbekannt war, in Frage stellen sollen. Darüber mag er mit den Chemikern streiten. Was er über den Humus sagt, ist deshalb nicht zutreffend, weil es sich um die Humusschichte des Höhlenbodens gar nicht handelt, sondern um den Moder, der aus der Verwesung der Weichteile entsteht und die Umgebung mehrhundertjähriger Skelette noch dunkel färbt. Wenn er meine Bestimmung des kubischen Inhaltes des Schädels nicht will gelten lassen, weil der Schädel Löcher habe, so vergißt er, daß man diese mit Wachs oder Papier verschließen kann. Seine Entgegnung hat keine meiner Beobachtungen beseitigt und meine Ansicht über den Fund, wie er richtig vorausgesetzt hat, nicht im mindesten geändert. Es genügt ihm aber nicht, meine den Fall selbst betreffenden Beobachtungen anzugreifen, sondern er bemüht sich, zu zeigen, daß von meinen wissenschaftlichen Leistungen überhaupt nicht viel zu halten sei. Aber er selbst, nicht ich, zeichnet die ungeheuerlichen Bilder eines „Höhlenromans"! Was haben solche Geschichten mit der Altersbestimmung des Fundes zu thun?

[1] Vergl. „Verhandlungen des Naturhistorischen Vereins in Bonn," Sitzungsbericht, 1884, S. 224.

Einen Höhlenroman kann man ebenso gut vor 300 als vor 2000 Jahren spielen lassen. Ferner sagt er, nur in nicht sachverständigen Kreisen würde ich für eine Autorität gehalten. Dann müßte er mich dafür halten, denn, wie ich noch weiter zeigen werde, er ist kein Sachverständiger. Mit der Schätzung der Größe der Schädel soll ich kein Glück haben, weil ich den Raphaels nicht für auffallend groß, Welcker ihn aber für auffallend klein erklärt habe. Soll dies eine Kritik meiner Schrift sein, über die Welcker selbst mit Anerkennung berichtet? Ich soll von anthropoiden Fischen geredet haben, während ich nur anthropomorphe Mißbildungen eines Fisches und einer Ziege beschrieben habe. Welche Verwirrung der Begriffe!

Was der Verfasser über meine Beziehungen zu den Herren Broca und v. Quatrefages sagt, ist ungerechtfertigt. Beide Forscher haben den rohen Typus der Neanderthaler Schädeldecke anerkannt. Es kann sich aber nicht darum handeln, wie ich mich zu den Forschungen dieser Männer gestellt habe, da meine Untersuchungen die älteren sind. Der Verfasser fabelt, ich hätte mich anfänglich den wohlthätigen Einflüssen des Herrn Broca hingegeben, dann hätte ich mich dem Herrn Quatrefages angeschlossen, von dem ich mich wegen der Aehnlichkeit der beiderseitigen Ansichten in hohem Grade angezogen gefühlt hätte. Wo das erstere geschehen sein sollte, ist mir unbekannt; ich habe aber in Stuttgart und in Brüssel mit dem Neanderthaler Schädelrest mehrere andere alte Schädel verglichen und aus denselben Schädeln haben v. Quatrefages und Hamy später ihre Race de Cannstadt gebildet. Quatrefages ist ein Gegner der fortschrittlichen Entwickelung und ich habe bei vielen Gelegenheiten den Unterschied seiner und meiner Anschauungen hervorgehoben. Ich soll allmählich zu der Partei hinabgedrängt worden sein, die den Neanderthaler als eine niedere Rasse ansieht. Ich habe meine Ansicht über denselben nie geändert. In meiner ersten Arbeit über denselben habe ich die rohen Merkmale seiner Bildung hervorgehoben und ihn ein Denkmal der ältesten Bewohner Europa's genannt. Herr v. Hölder sagt ferner: „Quatrefages war so verblendet, daß er ein Schädelbruchstück aus den alemannischen Reihengräbern bei der Uffkirche in der Nähe von Kannstadt für den Rest eines Zeitgenossen des Mammut erklärt!" In einer so wichtigen Sache eine bloße Vermutung als eine Thatsache hinzustellen, das ist doch unerhört. Niemals ist eine solche Schädelbildung in einem Reihengrabe gefunden worden, wohl aber stammen ähnliche aus älteren Ablagerungen. Jäger, der erste Berichterstatter über den Fund, nimmt an, der Schädel sei mit den Resten urweltlicher Tiere an die Stelle des gemeinsamen Fundes geschwemmt worden. Wenn der Verfasser weiter sagt, man hätte denken sollen, ich hätte die Lehre Darwin's sofort und ganz angenommen als willkommene Unterstützung meiner Anschauungen, so weiß er wieder nicht, daß ich die Umwandlung der Arten sieben Jahre vor Darwin's Schrift gelehrt habe und Darwin diese meine Abhandlung als die einzige deutsche Arbeit anführt, die ein gleiches Ziel verfolgt hat. Die natürliche Zuchtwahl habe ich als einzige Ursache der fortschrittlichen Entwickelung stets bestritten, und Darwin selbst hat in letzter Zeit zugestanden, daß er ihren Einfluß überschätzt habe. Wenn v. Hölder die Neanderthaler Schädeldecke eine pathologische und die Platyknemie der Schienbeine eine individuelle Bildung nennt, so bin ich begierig, den Beweis für diese Behauptungen zu hören.

Bald nennt er meine Arbeiten populär, bald wirft er mir unklare Ideen vor und führt von mir zwei Sätze an, für die er eben kein Verständnis hat. Ich kann ihn versichern, daß sie ihre vollste Berechtigung haben; der eine besagt, daß die Darwin'sche Zuchtwahl auf den geistigen Fortschritt der Menschheit, wie er sich in der Wissenschaft kundgibt, keine Anwendung findet, und wenn ich in dem anderen sage, daß in die menschliche Seele das Vermögen gelegt ist, über die Schranken der Organisation hinaus nach idealen Zielen zu streben, so ist damit nur die Thatsache bezeichnet, daß wir nach Ideen unsere Organisation weiter bilden können, daß wir z. B. für die Muskelbewegung zuerst eine Vorstellung haben und den ungeschickten Körper erst durch Uebung dahin bringen, die gewollte Bewegung auszuführen. Darauf beruht alles Lernen.

Was bleibt nach allen diesen Berichtigungen, auf die ich mich beschränken will, von diesem Angriff übrig? Hölder's Schriftstück ist so voll Irrtum, daß es wohl nicht dazu beitragen kann, sein Gutachten über jenen Fund in einem vorteilhaften Lichte erscheinen zu lassen, wie er sich das gedacht hat. Er führt, um seine Bekanntschaft mit meinen Ansichten zu zeigen, einige Schriften von mir an, die er aber entweder nicht gelesen oder nicht verstanden hat. Nicht einmal meinen Namen weiß er richtig zu schreiben.[1] Wenn er geglaubt hat, seinem Aufsatze das Motto vorsetzen zu dürfen:

„Wie froh sind sie, einen Irrwahn zu erfinden,
Und ihn als neue Lehre zu verkünden,"

so schließe ich mit den Worten des Horaz:

„Odi profanum vulgus et arceo!"

Im September 1885. H. Schaaffhausen,
z. Z. Vorsitzender der Deutschen
Anthropologischen Gesellschaft.

[1] Dieser Vorwurf ist ungerecht, denn die falsche Schreibweise des Namens Schaaffhausen ist ein reiner Druckfehler.
Anm. d. Red.

☞ **Hiebei ein Prospektus des Bibliographischen Instituts in Leipzig.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 40. Stuttgart, 5. Oktober. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Jubelfeier von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. S. 781. — 2. Die „Orang bukit" oder Bergmenschen von Mindai in Südost-Borneo. Von Fritz Grabowsky. S. 782. — 3. Die Carolinen. Von Ferdinand Hué. S. 786. — 4. Die Insel Yap. Nach Franz Hernsheim. S. 790. — 5. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. (Fortsetzung.) S. 793. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 796. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 798.

Die Jubelfeier von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha.

Am 11. September ds. Js. wurde in Gotha ein Fest gefeiert, welches seine Bedeutung weit über das Weichbild jener Stadt und sogar über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus erstreckte. Es galt, das hundertjährige Jubiläum der berühmten Verlagsfirma Justus Perthes, welche in der ganzen zivilisierten Welt einen guten Klang hat und deren Bücher und Karten alljährlich bis zu den fernsten Grenzen unseres Erdballs dringen. Eine Zeitschrift, welche, gleich der unsrigen, der Länder- und Völkerkunde speziell gewidmet ist, hat vor allem die Pflicht, der hohen Verdienste zu gedenken, welche sich dieses, mit so viel Geist und Takt seit einem Jahrhundert geleitete Verlagsgeschäft um die Förderung des modernen geographischen Wissens erworben hat, und so wollen wir dieselben denn an der Hand der von diesem Etablissement ausgegebenen, ebenso bescheidenen als gediegenen Festschrift „Justus Perthes in Gotha, 1785—1885" hiemit in Kürze aufzuzählen versuchen. Diese Verlagshandlung, welche heutzutage zu den größten und geachtetsten des deutschen Buchhandels zählt, wurde am 11. September 1785 durch Johann Georg Justus Perthes aus Rudolstadt, den Sohn des fürstlichen Leibarztes daselbst, in Gotha gegründet. Justus Perthes, geboren 11. September 1749, war Kaufmann, verband sich aber 1778 mit Karl Wilhelm Ettinger und Johann Friedrich Dürfeldt zum gemeinsamen Betriebe der damals in großer Blüte stehenden Ettingerischen Buchhandlung in Gotha und ihres Filialgeschäfts in Langensalza. Aus diesem Geschäfte schied Perthes, der dasselbe bis dahin beinahe ausschließlich geleitet hatte, im September 1785 aus und begründete sein eigenes Verlagsgeschäft, welches sich anfangs nur auf den Verlag und Vertrieb des „Gothaer Hofkalenders" und des „Almanac de Gotha" konzentrierte, von denen der erstere damals schon in seinem 24. Jahrgang stand. Beide bestehen bekanntlich noch heute und sind die zuverlässigsten Quellen der gesamten Genealogie und Statistik. An diese Verlagsartikel reihte Perthes später den bekannten Schlichtegroll'schen „Nekrolog, enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger verstorbener Deutschen", welcher von 1791 bis 1806 in 28 Bänden erschien und in erster Linie zum Bekanntwerden von Perthes' Verlag beigetragen hat. Diesen beiden Verlagswerken reihten sich noch einige andere zeitgeschichtliche Unternehmungen und medizinische, philosophische und theologische Werke an, bis 1801 der Verlag eine bewußte und entschiedene geographische Richtung einschlug mit dem „Handatlas" von Heusinger und der Herausgabe einiger geographischen Werke, z. B. Pigafetta's „Beschreibung von Magellan's erster Reise um die Welt", v. Hoff's „Teutschem Reich" u. a. m. Aus dem Heusinger'schen „Handatlas über alle bekannte Länder des Erdbodens" in 24 Karten in Kupferstich, je 45×60 cm. groß, welcher 1809 erschienen war, bildete sich unter der Leitung des Legationsrats Stieler (geb. 1775 in Gotha), eines Dilettanten der Geographie, allmählich der „Stieler'sche Handatlas"

heraus, welcher 1817 zum erstenmal erschien und seither ein Hauptartikel des Perthes'schen Verlages geblieben ist.

Justus Perthes hatte die Vollendung dieses Atlas, der pièce de resistance seines Verlagsgeschäftes, nicht mehr erleben dürfen; er war am 1. Mai 1816 im 68. Lebensjahre gestorben, nachdem ihm sein ältester Sohn Wilhelm Perthes schon seit zwei Jahren helfend zur Seite gestanden war. Dieser übernahm nun die Leitung des Geschäftes und dehnte es beinahe von Jahr zu Jahr allseitig weiter aus. Dem Handatlas von Stieler folgte der Stieler'sche Schulatlas, welchem wir Aelteren beinahe alle die ersten Rudimente unseres geographischen Wissens verdanken, und damit war das Gebiet des wissenschaftlichen wie des populären Kartenverlages betreten, welches seither von der Perthes'schen Verlagshandlung mit ebenso viel Geschicklichkeit wie Erfolg ausgebeutet worden und trotz aller Konkurrenz das größte und bedeutendste Verlagsgeschäft dieser Art in ganz Europa geblieben ist. Mit großer Liberalität und Munifizenz und ebenso großer Gewissenhaftigkeit wie Umsicht engagierte das Institut die tüchtigsten Geographen und Kartographen und entfaltete bei allen seinen Unternehmungen eine wissenschaftliche Tüchtigkeit und Genauigkeit, welche beinahe jeden Wettbewerb ausschlossen und das Institut an die Spitze der gesamten geographischen Bewegung stellten. So entstanden im Laufe der Zeit der Berghaus'sche große Atlas der außereuropäischen Erdteile, der kleine Atlas der deutschen Bundesstaaten, der Schulatlas der alten Welt, der Taschenatlas, Spruner's Historisch-geographischer Atlas in 118 Karten, Berghaus' Physikalischer Atlas in 93 Karten, Sydow's Methodischer Atlas für das wissenschaftliche Studium der Erdkunde und Sydow's Schulatlas.

Es war Wilhelm Perthes vergönnt gewesen, nicht nur 39 Jahre hindurch das vom Vater gegründete Geschäft zu erweitern und zu hoher Blüte zu bringen, sondern auch den übrigen Verlag zu leiten, als er am 10. September 1853 starb und nun sein ältester Sohn, Bernhard Perthes, geb. 5. Juli 1821, an seine Stelle trat und durch Einführung der Galvanoplastik und anderer Hülfsmittel der modernen Wissenschaft, sowie durch Gewinnung neuer wissenschaftlicher Kräfte, wie Dr. August Petermann u. a. m., dem Geschäfte einen noch größeren Aufschwung gab. Leider aber wurde auch er schon am 27. Oktober 1857 seinem Beruf durch den Tod entrissen, und die Leitung des Geschäfts ging nun für Rechnung der Bernhard Perthes'schen Erben an die Herren Adolf Müller und Rudolf Besser über, welch letzterer erst vor einigen Jahren gestorben ist. Zu den früheren großartigen Unternehmungen der Firma hatten sich noch unter Bernhard Perthes die „Petermann'schen Mitteilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt“ gesellt, welche eine der gediegensten deutschen Zeitschriften für Erdkunde repräsentieren und sich gleich den übrigen Unternehmungen einen Weltruf erworben haben. Heutzutage umfaßt das Perthes'sche Geschäft folgende Branchen: die Verlagshandlung mit 11 Personen, die Redaktionen mit 8 Personen, 17 Kartographen, 18 Kupferstecher, 7 Lithographen, eine Kupferdruckerei mit einem Faktor und 16 Arbeitern, eine galvanische Anstalt, eine Steindruckerei mit 7 Arbeitern, eine Kolorieranstalt mit einem Dirigenten, 9 Arbeitern, 80 Arbeiterinnen und eine Buchbinderei mit einem Werkführer, 11 Arbeitern und 2 Arbeiterinnen. Um den ganzen gewaltigen intensiven und extensiven Aufschwung des Geschäftes zu begreifen, muß man die älteren Ausgaben und Jahrgänge der verschiedenen Verlagswerke mit den gegenwärtigen vergleichen und die Geschichte des ganzen Etablissements in der bescheidenen, streng sachlichen und objektiven Darstellung lesen, wie die ausgegebene Festschrift sie liefert, um die Masse von wichtiger Kulturarbeit und ernster gedeihlicher Wirksamkeit zu begreifen, welche aus der genialen, gewissenhaften und umsichtigen Leitung des Geschäftes und dem Zusammenwirken so vieler fleißiger und tüchtiger Männer hervorgegangen ist. Dann wird sich aber jedem Leser der herzliche innige Wunsch aufdrängen, daß diese Schöpfung des seligen Justus Perthes noch lange blühen, wachsen und gedeihen und sich auf der Höhe des geographischen Wissens erhalten möge!

Die „Orang bukit“ oder Bergmenschen von Mindai in Südost-Borneo.

Von Fritz Grabowsky.

Zu dem am wenigsten bekannten Stamm der Bewohner Südost-Borneo's gehören die „Orang bukit“, d. h. Hügel- oder Bergbewohner. In der älteren Litteratur fertigt sie Schwaner (“Borneo“, Bd. I., S. 55) mit folgenden Worten ab: „Der übrige Teil der Bevölkerung (des Reichs von Bandjermasing) besteht aus Dajaks, die, in den Gebirgen der östlichen Wasserscheidung und längs dem Oberlauf der Flüsse Batu Api (Hapu) und Karangintan zerstreut, ein menschenscheues, unterdrücktes und freudeloses Leben führen.“ In der neueren Litteratur erwähnt sie Carl Bock in seinem Werk: „Unter den Kannibalen auf Borneo“, S. 278 ff.

Während die Glieder der übrigen Stämme Südost-Borneo's, als Oloh ngadju, Ot danom, Olon maanjan und zum Teil auch die Olon lowangan, in Dörfern vereinigt wohnen, leben die Bukits meist familienweise oft Tagereisen voneinander entfernt. Sie bewohnen das von Süd nach Nord streichende Meratus-Gebirge in allen seinen Teilen von etwa 3° 30′ bis 1° 30′ s. Br. Zum erstenmal sah ich zirka 30 Männer und einige Frauen der Bukits im Kampong (Dorf) Sungei Pinang, am Flusse Riam Kiwa, eine Tagereise oberhalb Pengaron. Dann begegnete ich ihnen in Rantau budjur, zwei Tagereisen nördlich von Pengaron, doch in beiden Fällen nur flüchtig. Endlich lebte ich vierzehn Tage unter ihnen in Mindai

im Pramassan-alai-Gebirge, östlich von Gunung (Berg) Titi, beim Riam (Katarakt) Lebaru pandjang, des Sungei (Fluß) Pitanakan, welcher ein Nebenfluß des Batang-alai-Flusses ist, und hatte dort Gelegenheit etwas über ihre Sitten und Gebräuche zu erfahren.

Schon bei dem flüchtigen Zusammentreffen mit ihnen, war mir ihre Aehnlichkeit mit den Olon maanjan im Distrikt Dusson-Timor aufgefallen (siehe „Ausland" 1884, Nr. 23 und 24); wie diese, haben auch viele Bukits leichtgekrümmte, meist schön geformte Nasen und sind, wie die Maanjan, heller von Farbe und schlanker von Wuchs als die meisten der Oloh ngadju und Ot danom. Dennoch unterscheiden sich die Bukits von den Maanjan durch Sprache und Sitten. Denn während die Olon maanjan eine eigene Sprache haben, bedienen sich die Bukits der malaiischen Sprache, mit im Verhältnis wenig eigenen Wörtern und auch solchen der Maanjan-Sprache untermischt. Dieser Umstand, sowie die Uebereinstimmung in einigen Gebräuchen, die ich weiterhin andeuten werde, brachten mich zu der Ueberzeugung, daß die Bukits vor Jahrhunderten, zur Zeit der Hindu-Dynastie, einen Unterstamm der Olon maanjan bildeten, und daß die als Eroberer vordringenden Malaien sie von dem Hauptstamm, der sich nach der Ueberlieferung von Rantau aus nordwärts zurückzog, abschnitten und in die Berge seitwärts (östlich) drängten. Die Nachkommen dieses versprengten Stammes sind die Orang bukit, die im Laufe der Zeit, weil familienweise lebend, ihre Sprache mehr und mehr vergessen und die ihrer Verfolger, welche ihnen bis in die Berge folgten, angenommen haben, wenn sie auch einige Worte ihrer früheren Sprache ganz oder assimiliert beibehielten. Die malaiische Sprache sprechen sie übrigens in einem eigentümlich singenden Tone, so daß man die Bukits sofort an der Aussprache des Malaiischen erkennen kann.

Die Bukits sind Reisbau-treibende Nomaden, die jährlich mindestens zweimal ihren Wohnsitz wechseln. Aus diesem Grunde sind ihre Häuser höchst primitiv gebaut, fast immer auf den Gipfeln der Hügel. (Auch die Maanjan bauen ihre Dörfer stets auf den Gipfeln der Hügel, oft mehrere Hundert Schritte vom Flusse ab.) Das Haus steht auf Pfählen von Holzarten, die gerade in der Nähe zu finden sind, mit Wänden von Baumrinde und gedeckt mit den Blättern der Heping- und Ulang-Palme (Fächer-Palme). Solch ein Haus heißt Tilong und steht am Rande des Reisfeldes, welches selbst an den steilsten Abhängen angelegt wird; ist das Feld sehr groß, so steht darin auch wohl noch eine ganz kleine Hütte (Rungko), worin 1—2 Personen sitzen können, um zur Zeit der Reife die Reisvögel (meist Padda oryzivora und Munia atricapilla) zu verscheuchen. Das Innere des Hauses bildet einen großen Raum, in dessen einer Ecke ein großer runder Behälter (Culung), aus Rinde vom Dammar-Baum, steht, in welchem der Reis aufbewahrt wird. In einer anderen Ecke befinden sich auf einer dünnen Lage von Lehmerde die Feuerstelle und die wenigen Kochgeräte, die sie von den Malaien eingetauscht haben; viele kochen noch mit Vorliebe in grünen Bambusköchern.

Sie pflanzen den Reis im Januar und ernten im Juni zirka fünfzigfache Frucht. — Wenn sie auf ihren täglichen Kreuz- und Querzügen im Gebirge eine Stelle gefunden, die ihnen für ein Reisfeld (Humah) geeignet erscheint, so reinigen sie zu bestimmter Zeit den Boden zuerst vom Gestrüpp (Manabas) und schlagen dann den Hochwald nieder (Batabang). Nach zirka zwei Monaten wird der Platz angezündet (Salukut), der Rest des Holzes auf Haufen gebracht und nochmals angezündet (Pandok), so daß nur die großen Stämme und die zirka $1\frac{1}{2}$ m. hohen Baumstümpfe übrig bleiben. Nun werden durch die Männer mit spitzen Stöcken aus Eisenholz, Asak genannt, in Entfernungen von etwa einer Spanne 3—4 cm. tiefe Löcher in die Erde gestoßen und durch die Frauen aus einiger Entfernung mit großer Sicherheit 3—5 Reiskörner (Bani) in die Löcher geworfen, die sich durch Regengüsse mit Erde füllen. Nach zwei Monaten wird das Feld gejätet (Menjalunjong), nach 5—6 Monaten geerntet; inzwischen ist eine neue Tilong gebaut, die man mit Beginn der Ernte bezieht; das frühere Haus wird dann verlassen, denn der Reisvorrat ist dann in der Regel verzehrt und nichts fesselt weiter den Bukit an seinen alten Wohnplatz. Die wenigen Knollenfrüchte oder Bananen, welche er vielleicht dort gepflanzt hat, holt er gelegentlich ab.

Das Ernten (Magantas) geschieht in dieser Weise, daß jede einzelne Aehre vermittelst eines kleinen Bambusringes (Kumpit), der an einer Seite angeschärft ist, abgekniffen wird, indem man den Ring auf den Daumen steckt und gegen den Halm drückt. Man sammelt die Aehren zuerst in kleinen Körben (Kadungan), die an einer Schnur um den Hals getragen werden und entleert sie in größere Tragkörbe oder Ankutans, in welchen der Reis nach der Tilong gebracht wird. (Alle Geräte, aus Flechtwerk bestehend, werden durch die Frauen angefertigt.) Durch Treten mit den Füßen werden die Körner von der Aehre gelöst und in den oben genannten Lulungs aufbewahrt. Der Reis auf dem Halm hat viel durch Mäuse zu leiden und es werden darum rund um das Feld Hunderte sehr sinnreich konstruierte Fallen (Silong) aufgestellt, in denen die Mäuse durch Erwürgen getötet werden. Bei einer Mißernte des Reis, des Hauptnahrungsmittels, nähren sich die Bukits von allen möglichen wilden Knollengewächsen und wildem Gemüse, woraus sie eine Art Gemüse-Suppe (Gangan) bereiten, die auch gewöhnlich zum trocken gekochten Reis gegessen wird. Außer dem gewöhnlichen, bauen sie auch eine Art Klebreis (Lakatan), der jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten gebraucht wird.

Die Jagd auf Vögel betreiben sie vermittelst Leimruten und auch mit dem Blasrohr (Laras) auf dem meist eine Lanzenspitze (Sangko) befestigt ist. In dem Pfeilköcher, der mit eingeritzten Figuren schön verziert ist, führen

sie gewöhnlich zwei Arten vergiftete Pfeile, den Damak Sangkap mit kupferner Spitze, mit Widerhaken versehen, und den einfach glatt zugespitzten Damak Lanjep; das Gift (Ratus) erhandeln sie von den Malaien, die es von den Stämmen am Oberlauf des Borits beziehen. Außer den Pfeilen enthält ein Köcher gewöhnlich noch ein sehr eigen gearbeitetes Instrument, Sanggatan, zum Anfertigen der Windfänger (Hulo) der Pfeile; sie werden aus dem Mark (Pihaung) des Hampulur-Baumes geschnitzt. Ferner sind im Köcher Talismane, Ligan und Tumpuhan genannt, bestehend aus Bündeln feiner Stäbchen, an deren einem Ende ein Kopf ausgeschnitzt ist; von Zeit zu Zeit werden solche Talismane mit Hühnerblut bestrichen. Endlich findet man zuweilen eine niedliche, Garipai genannte Flöte, mit nur zwei Oeffnungen.

Zur großen Jagd gebrauchen sie Lanzen und bedienen sich auch besonders auf Wildschweine der im Archipel einheimischen kleinen Hunde, von denen man bei jedem Hause eine ganze Anzahl, meist ungemein vermagert, findet. Nebst Schweinen und Hühnern sind sie die einzigen Haustiere.

So armselig wie ihr Haus und Hausgerät, ist auch die Kleidung der Bukits. Sie besteht bei den Männern aus einem schmutzigen Lappen als Kopftuch (Laung) und einem Lendengurt aus geklopfter Baumrinde (Tjawat) oder aus blauem Kattun (Anggan). Selten tragen sie eine Art Schwimmhose (Slawar). Auch tragen sie zuzuweilen Socken, die sie dann von den Malaien eingetauscht haben. Die Frauen tragen auch ein Kopftuch, eine Jacke mit Aermeln und entweder einen langen Sarong (Saput) oder bei der Arbeit einen kurzen (Sukurung). Der Sarong wird durch einen Bauchgürtel (Ajat) kleiner, aneinandergereihter Muscheln festgehalten. Als Zierrat tragen beide Geschlechter bunte Perlen an einer Schnur um den Hals, oder auch eine zugleich als Amulett dienende geknotete Schnur um Hals, Hand- oder Fußgelenk. Bei den Frauen sieht man wohl auch von den Malaien erhandelte, sehr große, plumpe Ohrringe (Sobang). Die Kinder laufen nackt umher, mit einigen durchlöcherten alten Silbermünzen an einer Schnur gereiht, um Hals oder Lenden; alle aber, Eltern wie Kinder, sind unbeschreiblich schmutzig, obwohl sie das herrlichste Bergwasser überall in unmittelbarer Nähe haben.

Die Orang bukits sind gastfrei und ein Malaie findet bei ihnen einen Monat lang Wohnung und den nötigen Reis für ein wenig Salz und Tabak als Gegengeschenk, beide Artikel von den Bukits sehr geschätzt. Sie erhalten diese Artikel, sowie andere Waren, im Tauschhandel für Eisenholz, Wachs und Goldstaub, werden dabei aber von den malaiischen Händlern tüchtig betrogen.

Wie die meisten Heiden, sind die Bukits sehr abergläubisch. Sie glauben auch an einen guten, allmächtigen Gott, Bahatara, der die Menschen, wenn sie Unrecht thun, mit Krankheit straft, nie mit Tod; diesen bewirken die Djukuts, böse Geister, die im Walde in der Nähe der Begräbnisplätze (Pasamaän) leben. Früher, so versicherten mir die ältesten Leute, verbrannten die Bukits ihre Leichen mit besonderen Zeremonien (wie die Olon maanjan), doch schon seit langer Zeit können sie die Kosten für die Feste, die dann zur Ehre der Toten gefeiert werden mußten, nicht mehr aufbringen und haben deshalb die weiter unten beschriebene Art der Bestattung angenommen.

Sobald ein Mensch gestorben ist, versuchen die Djukuts in das Haus zu kommen, um auch andere bei dieser Gelegenheit zu töten; darum wird im Hause, in dem eine Leiche sich befindet, die Nacht hindurch eine längliche Trommel (Gandang) geschlagen, um die Djukuts fern zu halten. Die Leiche wird in ein Stück Kattun und darauf in eine Rottan- oder Bambusmatte gewickelt.

War der Verstorbene begütert, so wird ihm auf Augen, Ohren und Mund je ein Ringgit (Silbermünze von $2\frac{1}{2}$ holl. Gulden) gelegt; oder man legt in das Grab eine kupferne Trommel (Agong), die manche Bukits zwar besitzen, doch nie zur Musik benutzen. Am frühen Morgen wird die Leiche auf einen Sarong gelegt, durch den der Länge nach zwei Stöcke gesteckt sind, und so auf dieser primitiven Bahre von zwei Männern zum Begräbnisplatz getragen, der sich meist auf einer Bergspitze im Urwalde befindet und Pasamaän heißt. Vom Eintritt des Todes bis zum Begräbnis wird von Zeit zu Zeit ein Klagegeheul angehoben, wobei die Worte „tudjuh gunung Allau-Allau“ gerufen werden, d. h. gehe zum Berge Allau-Allau. Von dieser vielleicht höchsten (zirka 6000 Fuß) Spitze des Meratus-Gebirges, die, sehr weithin sichtbar, in der Nähe des Berges Kilai liegt, glauben die Bukits, führe der Weg in den Himmel (Surga).

Ein hülfreicher Gott ist den Bukits der Njaro (bei den Maanjan heißt der Donnergott Nanju). Er hat die Gestalt eines Bären; der Blitz ist das Leuchten seiner Augen, der Donner seine Stimme. Will der Bukit z. B. ein neues Feld abbrennen (siehe oben), so stellt er mitten in das Feld ein geschlachtetes Huhn, einen Bambusköcher voll schwarzen Klebreis (Lamang) und ein Ei, zündet das Feld an und ruft Njaro, das Opfer in Empfang zu nehmen. Njaro erscheint nun in Gestalt eines Windes und facht das Feuer an. Der Bukit gelobt ihm ein Fest von acht Tagen, wenn Njaro den Reis gedeihen läßt; dieses Fest heißt Buanang und wird nach vollendeter Ernte gefeiert. Bei diesen Festen treten Männer als Vermittler zwischen dem Volke und den Göttern auf. Sie werden Blians genannt und verzieren, wenn sie in Funktion sind, den Körper mit verschiedenen Abzeichen und tragen ein weißes Stück Kattun um die Lenden. (Auch bei den Maanjan treten zuweilen Männer als Priester „Wadian“ auf; sie sind aber nicht, wie die Basiks der Oloh ngadju nur Priester, die alle zugleich der scheußlichen Unsitte der Päderastie ergeben sind, sondern, wie auch die Blian der Bukit, verheiratete Männer ohne besonderes Ansehen, nur mit den Ritualgebräuchen vertraut.) Am vierten Tage dieses Festes

werden Schweine und Hühner geschlachtet, deren Blut die Blians aus der Stichwunde saugen; dann fährt der Njaro in sie, sie geraten in Ekstase, führen Tänze aus und rezitieren Gesänge.

Nach beendeter Ernte werden auch in der Regel die Heiraten geschlossen. Die Eltern suchen dem Sohne ein Mädchen aus, mit deren Eltern vereinbart wird, wann die Trauung stattfinden soll. Der Brautschatz beträgt zirka 20 bis 30 holl. Gulden, der selten in Geld, meist in verschiedenen Kattunen, Geräten ꝛc. bezahlt wird. Am Hochzeitstage begibt sich der Bräutigam mit Eltern und Verwandten in das Haus der Braut, setzt sich neben dieselbe und beide werden von einem Blian mit einem Stück Kattun bedeckt. Mehrere Stunden müssen die Heiratskandaten so bewegungslos nebeneinander sitzen, dann wird das Zeug von ihnen gezogen und sie sind Mann und Frau. Der Coitus wird mit Vorliebe im Freien vollzogen. Stirbt eine Frau bei der Geburt des Kindes, so haben ihre Eltern das Recht, dem Manne alles zu nehmen, bis auf Blasrohr, Hackmesser (Isau) und Sirihbehälter, weil — er ihre Tochter getötet hat.

Die Bukits erkennen den Aeltesten ihres Distrikts als Häuptling an, dem vom holländischen Gouvernement ein Malaie beigegeben ist, der die Kopfsteuer von 1—2 Gld. in Empfang nimmt und auch in anderen Fällen als Zwischenperson dient; selten bringen die Bukits ihre Rechtsfälle selbst vor den holländischen Beamten, der denn auch oft viele Tagreisen entfernt wohnt. Dieser Umstand trägt leider dazu bei, daß die armen, dummen Bukits von den schlauen Malaien arg betrogen werden, und es sind mir Fälle bekannt, wo die Steuer in einem Jahre viermal erhoben, dreimal natürlich unterschlagen wurde. Die Aeltesten des Stammes schlichten in den meisten Fällen die Rechtshändel. Sind zwei Personen desselben Vergehens verdächtig, so werden parallele Gehege gemacht, dazwischen auf einem Reisstampfblock, zu dessen Seiten die Verdächtigen stehen, einem Huhn der Kopf abgeschlagen; nach wessen Seite hin das Huhn in seinen Todeszuckungen springt, der ist schuldig. Als Zeichen des Schwurs hacken sie einen Rottan (spanisches Rohr) durch.

Wollen die Bukits sich zu irgend einem Zwecke versammeln, so sendet der Aelteste einen der Jüngeren aus, der die rund umher Wohnenden auf einem allen bekannten Platz vereinigen muß. Eines Tages mußte ich für einen Ausflug 5 Träger haben. Der alte Häuptling schnitt flugs in ein zirka 6 Zoll langes, dünnes Brettchen fünf Kerben und oben daran einen Kopf (er selbst) und sandte damit einen jüngeren Bukit weg, der mir nach einigen Stunden fünf seiner Genossen mitbrachte; solch ein Brief heißt „Limpang"; wird eine Schnur unter den Kopf gebunden, so bedeutet dies „Eile".

Ueber ihre Abstammung erzählte mir der alte Häuptling von Mindai das folgende: „Bahatara schuf, weil er mächtig, zwei Brüder, Dajuhan und Intingan. Dajuhan (Adam?) der Aeltere, erbat sich von Bahatara eine Frau; Bahatara sagte zu ihm, sieh nur unter deine linke Achsel. Dajuhan that's und Tihawa (Eva?) stand neben ihm. Lange Zeit mußte er aber der Rechte eines Gatten entsagen, weil Tihawa infolge seiner eisernen Geschlechtsteile nichts von ihm wissen wollte. Auf dringendes Bitten wurde dies störende Glied durch ein zweckmäßigeres ersetzt und die Folge dieser Operation war ein günstigeres Verhältnis zwischen dem Ehepaar. Tihawa gebar einen Sohn Sampehato und eine Tochter Putri Bungo, die einander heirateten. Aus dieser Geschwisterehe entsproßten ein Sohn „Bambang basuara" und eine Tochter (ihr Name war meinem Gewährsmann entfallen), die wiederum heirateten und zwei Söhne und zwei Töchter zeugten, von denen die Orang bukit abstammen. Bambang basuara war ein Wesen mit riesiger Kraft. Einst wollte er fischen; um einen Hempeng (Versperrung im Fluß durch Bambuslatten) zu machen, fällte er Bambus im Gebirge und kehrte mit einer schweren Last heim; doch als er ins Flachland kam, sprang das Band, mit dem er den Bambus gebunden hatte, und ein Teil fiel zu Boden; er ließ ihn voll Zorn liegen und dieser Haufen bildet jetzt den Gunung Patjah (ein sehr zerklüfteter Kalkfelsen) und Gunung Punch. Als Bambang basuara nämlich alt war und sterben wollte, verwandelte er alles, was er im Leben gemacht und sich selbst in Stein; der Hempeng wurde der jetzige Batu sawar, ein zirka 2 Km. langer Kalkfelsen; der Berg Titi ist eine Brücke, die Bambang basuara gebaut hatte: er selbst liegt im Batang alai-Flusse, wo man im Riam (Katarakt) Pakaratan in der Nähe des heutigen Kampongs Tain mir den Stein zeigte und ihn „Batu orang kali" nannte.

Der Islam findet bei den Bukits, wenn auch langsam, Eingang, besonders, wo einige von ihnen sich auf Anraten der Malaien in kleinen Dörfern in der Nähe der äußersten Malaien-Dörfer gefestigt haben, z. B. in Kumpa und Labuan in den Distrikten Labuan Amas und Batang alai. Die malaiische Sprache sprechen die Bukits mit einem singenden näselnden Tone, womit die Malaien sie häufig necken. „Die Bukits lügen nicht", hörte ich einst einen viel mit ihnen in Berührung kommenden Malaien sagen, wage aber nicht zu entscheiden, wie weit dies auf Wahrheit beruht. Wahrscheinlich infolge des Berglandes, das sie bewohnen, und der damit verbundenen Weise des Lasttragens an einem Stirnband sind Cretins unter den Bukits sehr häufig; ebenso findet man viele Augen- und Hautkranke; Krüppel sehr selten. Muskulöse Männer, besonders mit außerordentlichen starken Wadenmuskeln, sind häufiger als magere und große. Die Frauen unschön, klein, aber stark gebaut, haben schlecht entwickelte Brüste und scheinen nicht sehr fruchtbar zu sein; mehr als zwei Kinder sieht man selten in einer Familie. Wie die Frauen der Olon Maanjan sind sie gegen Fremde durchaus nicht furchtsam, im Gegensatz zu den Frauen der Oloh ngadju und Malaien. Auf mich machten die Orang bukits,

deren Gesamtzahl im Meratus-Gebirge ± 5000 Seelen betragen dürfte, den Eindruck des am wenigsten entwickelten Stammes der Eingeborenen Südost-Borneo's.

Zum Schluß noch einige Worte ihrer Sprache, die von dem Bandjer-malaiisch, das sie sonst sprechen, abweichen und an einigen die Verwandtschaft mit der Maanjan-Sprache zeigen.

	Orang bukit	Bandjer-malaiisch	OlonMaanjan
Wasser	aïng	banju (ajer)	rano
kalt	muhut	dingin	marisak
Rauch	marak, palak	asap	ilelelap, atok
Sachen	aba-aba	barang-barang	milik
Ratte	wagang	tikus	alawau
Schwein	baï	babi	iwek
Tier auf der Erde	laba	binatang	eha
Hund	kujuk	hidopan	antaho
schwimmen	bakunjung	bernang	katamba
er ist tot	inja mati	dia mati	hanje matäi
er ist wohl	maïh	dia baik	maäh ele
faul	pambuliran	malas	mawulä
schmutzig	rigat	badaki	mning
Ohr	talinga	kuping	silo
Mund	montong	mulut	wawa
schön	maëh	bagus, baïk	maëh
rufen	basaro	kiau (panggil)	nerau
Blasrohr	laras	sumpitan	hipet
Sage	pituturan	tjerita	tanahoi
halten	maïmbing	pegang	negäi
kommen	hampai	datang	hawi
komm herein	puruk	masok	suluk
nicht mehr	bada lagi	kada lagi	anga-an lagi
nahe	topo	parak (dekat)	tetä

Die Carolinen.

Von Ferdinand Hué.

(Schluß.)

Kusai oder Strong ist die östlichste der Carolinen und liegt unter 5° 20′ n. Br. und 160° 40′ ö. L. von Paris. In ihrem Mittelpunkt erheben sich drei Piks, die so von einander getrennt sind, daß man drei von einander getrennte Insel zu sehen glauben würde, und erst beim Näherkommen die Niedernngen gewahrt, welche dieselben mit einander verbinden. Wie Ponape, ist auch die Insel Strong mit einem dichten Mantel von Grün bedeckt, welcher von den drei, je etwa 600 m. hohen Gipfeln herabsteigt. Die Insel mißt in ihrer größten Länge von SO. nach NW. 20 Lieues und in ihrer mittleren Breite 6 Lieues und hat ungefähr die Gestalt einer Birne. Rings um sie herum erhebt sich in einem Umkreis von zwei Meilen ein Gürtel von Riffen, durch welchen nur zwei Pässe führen, und dem nordöstlichen Passe gegenüber befindet sich Port Weather, der Wetterhafen, welchen man für einen ungeheuren erloschenen und versunkenen Krater hält, welchen auf drei Seiten ein in scharfe Spitzen und Zacken zerrissener Basaltwall umgibt. Kusai's Bevölkerung, welche man 1838 noch auf 1300 Köpfe schätzte, soll heutzutage nur etwa 700 betragen. Die Insel wurde erst 1804 durch den amerikanischen Kapitän Crozer entdeckt und ihre Hydrographie von Duperrey beschrieben. (Der Flächenraum der Insel, die auch den Namen Ualan führt, wird von v. Klöden auf 112 Q.-Km., die Einwohnerzahl auf 200 angegeben, die Höhe der höchsten Berge Buache auf 515 und Crozer auf 307 m.) Die Bewohner waren früher wenig gastfreundlich und erschlugen die Bemannungen der Schiffe, welche der Sturm an diese Küsten warf. Die alten Leute erzählen noch von der Niedermetzelung der Mannschaften des „Waverley" und des „Honduras", welche in diesen Gewässern scheiterten. Zu Lela, im Norden der Insel, findet man noch Bauten, welche denen von Ponape ähnlich, aber minder umfangreich und bedeutend sind. Nach der Aussage neuerer Reisenden soll Dumont d'Urville die Wichtigkeit dieser Ruinen bedeutend übertrieben haben.

Die Insel Mokil oder Duperrey besteht aus einem ungeheuren Kreis von Riffen, in deren Mitte sich zwei Eilande von ungleicher Größe erheben, welche unter 6° 40′ n. Br. und 157° 29′ ö. L. von Paris liegen und von Duperrey im Jahr 1824 entdeckt und besucht worden sind, und deren Einwohnerzahl 80 Köpfe nicht überschreiten soll.

N'Gatik oder Raven oder die sieben Inseln ist 1773 von einem spanischen Seefahrer entdeckt und bald darauf von einem Engländer Namens Thomson besucht worden; der Mittelpunkt des Atolls, der aus sieben Eilanden besteht (woher sein Name), liegt unter 5° 17′ 30″ n. Br. und 155° 7′ ö. L. von Paris. Der Atoll beschreibt einen Kreis von 22 Lieues Durchmesser und hat nur einen einzigen, sehr engen Zugang an seiner Ostseite. Schon in einer fernen Vorzeit haben Fremde auf dieser Gruppe gewohnt und ihre Anwesenheit hat den Typus ihrer Urbewohner etwas verändert und in ihren Gemütern eine Erinnerung an Mord und Verbrechen zurückgelassen; sie haben daher auch eine ausnehmende Furcht vor den Weißen sich bewahrt. Auf einer dieser Inseln ist noch ein merkwürdiges Baudenkmal vorhanden, nämlich eine Art Pyramide von je 4 m. Basis an jeder Seite, an welcher plumpe Stufen ausgehauen sind. Auf dem Gipfel derselben liegt eine Steinplatte von fünf Fuß ins Geviert, auf welcher sich eine mit einem prächtigen Stück Koralle gekrönte Säule erhebt. Es ist ein Heiligtum der Inselbewohner, welche dorthin kommen, um vor der Gottheit der Insel ihre Andacht zu verrichten.

Die bedeutendsten Inseln in der zentralen Gruppe sind Rug oder Hogoleu, die Mortlock- oder Sotoan-Inseln und Nukuor oder Monteverde. Die Hogoleu-Gruppe besteht aus einer ungeheuren Linie von Riffen in Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, dessen Basis sich nach Süden entwickelt und dessen Gipfel nach Norden gerichtet ist; eine große Menge Eilande krönen den Kamm der Korallenriffe selbst, und aus der Mitte erheben sich

sechs Inseln von einiger Ausdehnung und nahezu ein Dutzend Eilande, von denen die größeren Quiros, Dublon, Rug, Udot, Toll und Umoll heißen. Sie sind hoch und die Gipfel von einigen erreichen 700 m. Der Mittelpunkt der Gruppe liegt unter 149° 24′ ö. L. von Paris und unter 7° 40′ n. Br. Die Gesamtbevölkerung wird auf 5000 Einwohner geschätzt.

Die Mortlock-Inseln sind 1793 durch den englischen Kapitän Mortlock, Kommandanten des „Young William", entdeckt worden. Sie bestehen aus drei Atolls, welche durch einen Kanal von 5—6 Lieues Breite von einander getrennt werden, und heißen Sotoan, Etal, Lukuor, Namaluk, Losap und Nama. Die bedeutendste ist davon Sotoan in 5° 27′ n. Br. und 151° 26′ ö. L. von Paris. Zwei Pässe, einer im Süden und einer im Norden, vermitteln den Zugang zu der Lagune, deren mittlere Tiefe ungefähr 5 m. beträgt; auf dem Kamm der Riffe erheben sich sechzig Eilande, welche beinahe alle mit einer reichen Vegetation bedeckt sind. Die Einwohnerzahl derselben mag zirka 1500 Köpfe betragen. Wenn diese Eingeborenen auch den Fremden ziemlich freundlich begegnen, so darf man ihnen doch nur ein sehr beschränktes Vertrauen schenken, und der amerikanische Missionar Doane, welcher neuerdings alle diese Inseln besuchte, äußert darüber, daß auch die Bewohner der Inseln einigen Grund zum Mißtrauen haben, weil es schon oft vorgekommen sei, daß Schiffe, sogar unter deutscher Flagge, hier gelandet und Dutzende von Männern mit List oder Gewalt von hier weggeschleppt haben, um sie als Plantagen-Arbeiter nach Queensland zu bringen, wo sie zu förmlichen Sklavendiensten verwendet werden.

Etwa sieben Seemeilen NNO von Sotoan liegt Etal unter 5° 39′ n. Br. und 151° 12′ ö. L.; die Insel ist von einem prächtigen Riff umgeben, das mit kräftigen Mangrovenbäumen bedeckt und undurchdringlich ist; es gibt keinen Zugang; die Einwohnerzahl mag sich auf 600 Köpfe belaufen und die Eingeborenen stehen in häufigem Verkehr mit denen von Sotoan. 25 Seemeilen nordöstlich liegt Namaluk, aus drei dicht beieinander liegenden hohen und gut bewaldeten Eilanden bestehend, unter 50° 55′ n. Br. und 150° 57′ ö. L., mit 300—500 Einwohnern. Losap liegt unter 7° 3′ 40″ n. Br. und 150° 22′ ö. L. nordöstlich von Namaluk, mit welchem es in Höhe und Pflanzenwuchs große Aehnlichkeit und eine Bevölkerung von ungefähr 500 Köpfen hat. Zehn Seemeilen nordöstlich von Losap liegt das Eiland Nama, beinahe kreisrund und von einem Cocospalmen-Walde bedeckt und mit höchstens 150 Einwohnern. Lukunor, einige Minuten von Sotoan, unter 5° 30′ n. Br. und 151° 35′ ö. L. gelegen, ist die schönste Koralleninsel von ganz Mikronesien; der Riffgürtel, welcher sie umgibt und nach innen und außen steil zur Tiefsee abfällt, ist fruchtbar; die Zugänge und der Ankergrund sind frei von jenen Korallenfelsen, die gewöhnlich als Wellenbrecher vor diesen Inseln eine heftige Brandung verursachen und das Landen auf denselben so erschweren; es führt nur ein einziger Paß von Süden her zu der Insel, aber der Einlauf ist leicht. Die Insel kann ungefähr 18 Lieues im Umfang haben; nahe bei ihr liegen noch vier andere unbewohnte, aber ebenfalls fruchtbare Eilande; die Bevölkerung von Lukunor mag sich auf 1500 Köpfe belaufen.

Nukuor oder Monteverde nimmt den südlichen Teil des Archipels der Carolinen ein, liegt unter 3° 27′ n. Br. und 152° 21′ ö. L., wurde 1806 von einem Spanier Namens Monteverde entdeckt. Sie ist von geringer Ausdehnung und hat nur einen Umfang von 12—15 Lieues. Das umgebende Riff ist mit etwa 30 grünbewachsenen und bewaldeten Eilanden bedeckt. Die gesamte Einwohnerzahl mag sich auf 150 Köpfe belaufen, ist aber seit einigen Jahren notorisch in starker Abnahme begriffen. Die Eingeborenen dieser Insel sind eine ganz besondere Rasse und scheinen zu derjenigen der Samoa-Inseln zu gehören, deren Sitten und Religion sie auch bewahrt haben. (Manche Schriftsteller behaupten, die ganze Gruppe der Carolinen sei von den Samoa-Inseln aus besiedelt worden.) Sie sind die einzigen Inselbewohner Mikronesiens, welche Götzenbilder anbeten, die in plumpen geschnitzten Figuren aus Holz und Stein bestehen.

In der östlichen Gruppe, welche fünf kleine Gruppen umfaßt, erwähnen wir Yap oder Eap unter 9° 35′ n. Br. und 135° 48′ ö. L., von etwas verlängerter elliptischer Form, in ihrer größten Länge ungefähr 20 Lieues lang, umgeben von einem Gürtel hoher Brandung, welcher dieselbe Gestalt hat, wie die Insel. Sie ist wahrscheinlich um 1625 von der Nassau-Flotte entdeckt und von jener Zeit bis 1835 nur zufällig besucht worden. Man schätzt die Zahl ihrer Einwohner auf etwa 2000. Nach dieser Insel sind die spanischen Kriegsschiffe geschickt und ist der jüngst ernannte Statthalter der Carolinen dirigiert worden, und auf ihr haben auch die Deutschen Kriegsschiffe ihre Flagge aufgehißt. Die Gruppe von Ulitsi besteht aus 36 Eilanden, von denen nur acht bewohnt sind; diese Inseln sind im allgemeinen sehr fruchtbar und enthalten genügend Dammerde, daß man alle möglichen Kulturen darauf versuchen könnte; sie liegen genau unter dem Strich des 10.° n. Br. und unter 137° 20′ ö. L. und wurden von Pater Cantova mit dem Namen der Garbanzos bezeichnet. Sie gehören zur Gruppe der Mackenzies-Inseln.

Obwohl in der Nähe des Aequators gelegen, genießen die Carolinen doch einer sehr erträglichen Temperatur und eines angenehmen und gesunden Klima's. Bei Tage hält sich der Thermometer immer zwischen 25 und 28° C., bei Nacht zwischen 20 und 24°. Die Luft wird fortwährend durch den frischen Seewind abgekühlt und die Sonne ist, wenn auch heiß, doch niemals gefährlich; Sonnenstiche sind nicht zu befürchten. Die Regenzeit teilt sich in zwei Perioden: die erste tritt im Januar ein, und die zweite dauert vom Mai bis August; während dieser beiden

Perioden fallen häufige und reichliche Platzregen. Bei dieser fortwährenden Besonnung und dem häufigen Regen müssen diese Inseln natürlich eine erstaunliche Fruchtbarkeit haben. Ihre hauptsächlichsten Erzeugnisse sind der Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa und integrifolia) und die Cocospalme, aus deren Früchten die Kopra, der vorwiegende Handelsartikel der Inseln, gewonnen und von den hier angesiedelten deutschen und englischen Häusern ausgeführt wird; ferner mehrere andere Palmen, der Bambus, der Gewürznelkenbaum, der Orangenbaum, das Zuckerrohr, der Betel, die süßen Bataten und mehrere Arten von Arum (Arum esculentum ꝛc.). Auf mehreren Inseln des Archipels findet man auch den Weinstock in wildem Zustande, aber mit vortrefflichen Früchten. Da aber diese Inseln nur von geringer Ausdehnung sind, so bieten sie meist keinen genügenden Raum für große Kulturen.

Die Bevölkerung der Carolinen, die man auf ungefähr 20,000 Seelen schätzt, gehört zu jener Rasse, welche die Ethnologen die mikronesische nennen und die zuverlässig der mindest interessante Typus von allen denen ist, welche die Inseln des Stillen Ozeans bevölkern. Diese Eingeborenen bieten keine wohl unterschiedenen Merkmale dar und bilden eine der gemischtesten Rassen des Erdballs. Die bedeutendsten Elemente, welche zur Bildung dieses Typus beigetragen haben, sind die Malaien und die Maoris; dazu kommt aber gewiß noch eine Zumischung von Negrito und Papúa, welcher sich später noch ein japanesisches und ein chinesisches Element zugesellt haben, eine Thatsache welche offenbar von den Dschonken herrührt, welche von den Westwinden verschlagen worden und an diesen Inseln gescheitert sind. Die Sprache dieser sämtlichen Völkerschaften mag einem gemeinsamen Urstamm angehören, aber die einzelnen Idiome derselben sind ebenso gemischt wie ihre Rassen; die grammatikalischen Konstruktionen sind diejenigen des Maori; allein der malaiische Einfluß enthüllt sich durch die Menge der j, ch, sch ꝛc., während eine gewisse Härte der Endkonsonanten den Einfluß der schwarzen Rassen bekundet, welche mutmaßlich früher diese Archipele bevölkerten. Auf einigen dieser Inseln, z. B. den Palaos, gibt es zwei Sprachen, wie auf Java, nämlich eine Volks- und eine Sprache der gebildeten Stände.

Vom physischen Gesichtspunkte aus zeigt der Carolinier folgende Eigentümlichkeiten: abgesehen von einigen Ausnahmen, hat er eine hellbraune Haut, schwarze, straffe, zuweilen etwas gewellte, aber niemals gelockte Haare, einen kräftigen stämmigen Wuchs, etwas unter dem mittleren des Europäers, eine ziemlich lange Büste, aber dabei etwas kurze Beine, wie bei den Eingeborenen von Neuseeland; Männer von hohem Wuchs sind selten. Der Carolinier ist meist wohlproportioniert und zuweilen zierlich. Die Entwickelung des Gehirns ist normal. Die Stirnregion tritt selten in einem sehr ausgesprochenen Grade zurück und die Stirn ist schön hervortretend. Der Schläfendurchmesser ist eher klein. Der Schnitt des Gesichts ist angenehm, der Umriß desselben regelmäßig, obgleich etwas breit; die Augen sind schwarz und offen, die Nase nieder und etwas gequetscht, ohne unangenehm zu sein, die Zähne schön, wenn sie nicht durch das Betelkauen geschwärzt sind, die Ohren klein und wohlgebildet, wenn sie nicht verzerrt sind durch ein ins Läppchen gebohrtes Loch, worin die Eingeborenen schwere Gegenstände, wie z. B. bisweilen einen Stein oder ein Messer, tragen.

Die Weiber sind wohlgebaut und anmutig und manche unter ihnen können sogar für anziehend und hübsch gelten; sie tragen ihr Haar in langen, über den Rücken hinabhängenden Zöpfen. Ihre Kleidung besteht in einem Stück Zeug, das sie um die Hüften binden und das bis zu den Knien hinabfällt. Die Männer tragen eine Art Schürze von sorgfältig gebleichten und an einer Schnur aufgereihten Cocosblättern, welche um die Lende gebunden wird.

Bezüglich ihrer sittlichen Zustände haben diese Völkerschaften seit einigen Jahrzehnten unter dem Einfluß der europäischen Typen gelitten, mit denen sie in Berührung gekommen sind. Ihr Geist ist lebhaft und mehr aufgeweckt als tief; sie sind ein Volk von Kindern, verdorben durch die Laster der Zivilisation, welches die Unbefangenheit und die sittliche Kraft der Urvölker verloren hat. Die Grundsätze der Ehrlichkeit und Tugend sind ihnen ganz unbekannt; sie lassen sich in allen ihren Handlungen nur vom Interesse oder von der Leidenschaft leiten. Von den Malaien haben sie die Treulosigkeit und Hinterlist, von den Maori die Weichlichkeit und Wollust angenommen. Die Männer raffen sich nur beim Fischfang zu ihrer Energie auf: auf ihren zerbrechlichen Kähnen, in denen sie sich dem Ungemach des Ozeans aussetzen, verbringen sie ganze Tage mit dem ihnen zum Vergnügen gewordenen Fischfang; der rohe oder kaum auf erhitzten Steinen gebackene Fisch bildet ihre Hauptnahrung. Die Kinder werden auf nahezu tierische Weise erzogen: bis zum Alter der Mannbarkeit nackt, kriechen sie erst und gehen dann ohne jede Art von Zwang herum, unterliegen jeder Notwendigkeit und gehorchen allen Instinkten, welche nur der menschlichen und der tierischen Natur gemeinsam sind. Die Kinder der Carolinier erhalten keine Spur von Erziehung und Unterricht, und wenn das Alter vorüber ist, während dessen man sie unterrichten könnte, bleiben sie absolut unwissend. Diese Rasse ist deshalb auch im allgemeinen schwer zu zivilisieren, und die Missionare haben daher noch nicht viele Bekehrungen bewerkstelligt.

Die Carolinier wohnen in sehr niedrigen Hütten, die eigentlich nur auf den Boden gesetzte Dächer sind, in welche man beinahe hineinkriechen muß; unter diesen Hütten lebt die ganze Familie. Ihre Mahlzeiten werden außerhalb der Hütte zubereitet, und große, mehreren Familien gemeinsam angehörende Schuppen vertreten die Stelle von Magazinen und Versammlungsorten. Diese Völker haben eigentlich keine Religion, sondern glauben an Anuts, Geister oder Seelen

ihrer verstorbenen Eltern und Verwandten, denen sie einen großen Respekt und eine Art Kultus für die Toten bezeugen, deren Leichen sie bei sich behalten, bis das Fleisch vor Fäulnis von den Knochen fällt; dann sammeln sie die fleischlosen Knochen und bewahren sie sorgfältig auf. Wie auf allen Inseln des Stillen Ozeans, findet man auch auf den Carolinen den Gebrauch des Tabu, d. h. des heiligen und unverletzlichen Ortes oder Gegenstandes, wie z. B. die Hütte eines Abwesenden, die niemand zu betreten wagt.

Jede Inselgruppe wird von einem Häuptling oder König (Tamol) beherrscht, dessen Autorität sich über alle umgebenden Inseln erstreckt; seine Macht ist in Friedenszeiten eigentlich nur nominell, aber alles beugt sich vor dem König. In Kriegszeiten — und dieser Fall ist häufig — liefern sich die kleinen Könige oft blutige Kämpfe, denn die königliche Autorität ist schrankenlos, und jedermann unterwirft sich derselben blindlings.[1]

Die Palaos-, Palau- oder Peliu-Inseln. Obwohl die meisten Geographen die Palau-Inseln und die Carolinen in zwei gesonderte Gruppen scheiden, scheinen doch die spanische und die deutsche Regierung sie zusammenzuwerfen. Die Palau-Inseln bilden die westlichste Gruppe von Mikronesien; sie liegt 600 Seemeilen östlich von den Philippinen und besteht aus zehn Hauptinseln und einer bedeutenden Zahl von Eilanden. Babelthuap, die größte Insel, liegt unter 7° 41′ n. Br. und 132° 23 ö. L., ist 30 Meilen lang und in ihrem nördlichen Teile mit hohen Bergen bedeckt. Alle Inseln der Gruppe sind dicht bewaldet, und ihre Bewohner verwenden die Bäume zur Erbauung von großen Kähnen, welche bis zu 30 Personen enthalten können. Außer den Ignamen und Cocosbäumen, welche in Menge vorhanden sind und die Hauptnahrungsmittel der Bewohner liefern, findet man hier noch Bananen, Orangenbäume und eine Menge nahrhafter Wurzelgewächse. Die ca. 3000 Menschen, welche diese Inseln bewohnen, gehören einer Rasse an, welche von derjenigen der Carolinen und der im Osten von Polynesien vorherrschenden ganz verschieden ist. Sie sind von mittlerer Größe, kleiner und dunklerer Hautfarbe als die Carolinier, und bieten alle Merkmale der malaiischen und papuasischen Rasse dar; sie sind wahrscheinlich das Ergebnis der Mischung eines höheren malaiischen Stammes mit einer niedrigeren eingeborenen Rasse und zeigen Verwandtschaften mit den Papúas und den Negritos. Die früheren Reisenden wissen von diesen Eingeborenen sehr viel Günstiges zu erzählen; Kapitän Wilson, welcher 1773 auf den Palaos Schiffbruch litt, berichtet, „diese Menschen seien in ihren Empfindungen zart, in ihrem Entgegenkommen angenehm, und machen überhaupt dem Menschengeschlecht Ehre.“ Kapitän Cheyne fand sie intelligenter, artiger und liebenswürdiger als die Carolinier. Allein neuere Reisende entwerfen von den Eingeborenen der Palaos ein minder schmeichelhaftes Bild. Rührt dieser Unterschied wohl von ihrem häufigeren Verkehr mit den Europäern her?

Der deutsche Reisende Dr. Karl Semper, welcher erst jüngst diese Inseln besuchte, hat über ihre Einwohner sehr merkwürdige Einzelheiten bekannt gegeben. Er sagt: trotz des Nachlassens in ihren Sitten wissen diese Insulaner in ihrer Haltung noch eine gewisse Etikette zu bewahren, die sich in dem Ganzen ihrer vorwiegend aristokratischen Organisation zu erkennen gibt. Ein wohlerzogener Mann, z. B. wird sich niemals dem Badeplatz der Frauen nähern, und man wird ihn ebenso wenig jemals mit seinem Weibe öffentlich treffen. Um mit dem König zu sprechen, bedient man sich einer besonderen, von der gewöhnlichen Umgangssprache abweichenden Sprache; ebenso wenn sich der Niedrigere an den Höhergestellten wendet; der Mann von höherem Rang dagegen bedient sich der Sprache des gemeinen Volkes, wenn er mit seinen Untergebenen redet. Der König hat einen Orden errichtet, welchen er nach Belieben verleiht oder zurückzieht; er heißt Klilt und seine Abzeichen sind der erste Rückenwirbel des Dugong (Halicore Dugong). Die Investitur oder das Zurückziehen dieser Auszeichnung hat etwas Grausames: der Finger wird mit Gewalt in den Knochen des Wals hineingezwängt, und das Mindeste, was einem Patienten geschehen kann, ist, daß ihm das Fleisch vom Finger gerissen wird; wann ein Unterthan bei seinem Souverän in Ungnade fällt und man ihm den Orden entzieht, so reißt man ihm oft den Finger samt dem Knochen ab. Gleichwohl muß er dem Staat für diesen Orden eine große Steuer bezahlen. Männer und Weiber tragen als einziges Kleidungsstück einen kurzen Rock von Blättern, der von der Hüfte bis zu den Knieen reicht und mittelst einer Schnur umgebunden wird.

Dies ist in Kürze die Beschreibung jener seither unbekannten fernen Inseln, um deren Besitz der jüngste Streit zwischen Spanien und dem Deutschen Reich entbrannte.[1]

[1] Wir fügen dieser Schilderung noch einige Bemerkungen als Ergänzung aus anderen Quellen an: Obwohl Vielweiberei unter diesen Völkern erlaubt ist, begnügen sich die Männer meist nur mit einem einzigen Weibe. Die Eingeborenen ziehen vorwiegend ihren Lebensunterhalt aus dem Meere und sind daher gewandte Fischer und kühne Schiffer. Wo sie durch den Besuch und Einfluß zuchtloser Seeleute noch nicht verdorben sind, da sind diese Insulaner freundlich, herzlich und zutraulich. Die Bewohner der flachen Inseln sind vorzugsweise freundlich, zutraulich, friedlich, gelehrig, geschickt und begabt, und stehen seit einem Jahrhundert im Verkehr und Austausch mit den Bewohnern der Ladronen. Die Bewohner der hohen Inseln dagegen gelten für wilder, unruhiger und kriegslustiger, und ihre Verbindungen mit den Europäern stammen erst aus neuerer Zeit.

[1] Die meisten unserer deutschen geographischen Handbücher wissen nichts davon, daß die Carolinen und Palaos der Krone Spanien gehören. Das treffliche „Handbuch der Länder- und Staatenkunde“ von G. A. v. Klöden erwähnt kein Wort davon; ebenso wenig das Meyer'sche Konversations-Lexikon, dritte Auflage, Balbi's Erdbeschreibung von Arendts, und Stein's Erdbeschreibung. Nur Rich. Andree's Geographisches Handbuch zu

Das Journal des Débats bringt ein geographisches Gutachten von E. T. Hamy über die Carolinen, dem wir folgendes entnehmen: Die Carolinen, eine aus zahlreichen Inseln und Inselchen bestehende, leicht gekrümmte Kette, erstrecken sich vom 13. bis 21.° n. Br., wo die Mariannen sich anschließen; letztere waren von Magellan zuerst Velas (Segel)-Inseln genannt, weil man dort viele Segelboote fand; er nannte sie auch Ladrones (Diebsinseln), wegen der Geschicklichkeit, womit die Insulaner ihm ein Boot stahlen. Später wurden sie nach Philipps IV. Witwe, der Königin D. Marianna von Oesterreich, Regentin während der Minderjährigkeit des Don Carlos II., Mariannen genannt und von den Spaniern nicht bloß in Besitz genommen, sondern auch besetzt. Ganz anders mit den Carolinen: die spanische Regierung hat ihre Anrechte nicht von neuem bethätigt und bezeugt. „Dieser Archipel bildet geschichtlich einen Teil des spanischen Kolonialbesitzes, aber die spanische Regierung hat nur selten eine amtliche Thätigkeit in demselben gezeigt." Die 48 Gruppen der Carolinen sind fast sämtlich bewohnt und haben zusammen 21—22,000 Einwohner. Seit 1731, wo die Mission von Cantova ein blutiges Ende nahm, hat Spanien keine dauernde Einrichtung auf diesen Inseln angelegt. Der Entdecker der Carolinen war Alvaro de Saavedra, der die erste von Mexico nach den Philippinen abgeschickte Expedition führte. Saavedra war ein Verwandter von Ferdinand Cortez, der von diesem am 28. Mai 1527 Weisung erhielt, amtlich von allen Inseln oder Erdteilen Besitz zu nehmen, die er entdecke, im Namen des Kaisers, „por el Emperador nuestro señor", also für den Kaiser des heiligen römischen Reiches. Saavedra entdeckte aber kein Land von einiger Bedeutung, bis zu den Mariannen, die er am 29. Dezember 1527 erreichte. Als er 1529 zum zweitenmale diese Gegenden berührte, wurde er von einem Sturme nach Nordwest verschlagen und passierte so wider Willen einen Teil der Carolinen, und wie Herrera, der amtliche Geschichtsschreiber der spanischen Unternehmungen zur See, behauptet, wurde dieses Inselgebiet nach Cortez' Weisungen in Besitz genommen. Ob aber die Besitznahme erfolgte, ist fraglich, da alle solche Länder „von vornherein als als Eigentum Sr. katholischen Majestät dentro de los limites de nuestra demarcacion" betrachtet wurden. Die Expedition zur Bekehrung der Insulaner erreichte am 30. November 1710 Sonsorol, wo die Patres Duberron und Cortil mit 14 Mann von der Schiffsmannschaft ans Land gesetzt wurden; da das Schiff aber keinen Hafen fand, wurde es fortgetrieben und die 16 Spanier wurden ihrem Schicksal überlassen und es ward nie wieder etwas von ihnen gehört. Am 19. Juni 1721 wurden 2 Barken von den Carolinen nach den Mariannen verschlagen und der Jesuit Cantova benutzte das, um Nachforschungen zu halten, eine Karte zu entwerfen und eine zweite Expedition „in diese ungläubigen Lande" zu stande zu bringen, die im März 1722 von den Mariannen auslief und die Insel Mogmog erreichte. Die Mannschaft bestand aus den Jesuitenvätern Cantova und Viktor Valter, 12 Soldaten und 8 Matrosen, teils Spanier, teils Tagalen. Diese Mission gründete auf Falalep, einer Nebeninsel von Yap, eine Hütte, eine kleine Kapelle und ein Magazin, aber die Jesuiten wurden Ende Mai 1731 überfallen und sämtliche Spanier und Tagalen getötet, Kapelle und Hütte verbrannt; erst 1733 wurde nach Falalep Hülfe gesandt, aber die Missionare waren fortan abgeschreckt und die Gouverneure weigerten sich, neue Besetzungsversuche zu machen. Aber sie hielten die Carolinen für spanischen Besitz und noch 1804 besuchte Luis de Torres die Carolinen und suchte Verbindungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen; 1816 gestattete ein anderer Gouverneur der Philippinen, Medinilla, einem Häuptling von Lamoursek, Kaoutao, eine Niederlassung auf Saypan, einer der Mariannen, und noch öfter im Laufe dieses Jahrhunderts wurden Bewohner der Carolinen, die nach den Mariannen verschlagen waren, freundschaftlich aufgenommen und heimbefördert. Das sind die geschichtlichen Thatsachen, die Hamy zusammengestellt hat; die Fragen des internationalen Rechtes zu erörtern, erklärt er, sei nicht seines Amtes.

seinem Handatlas führt die Carolinen und Palaos S. 111 als spanische Besitztümer an, und der Gothaische Genealogische Hofkalender für 1885 zählt S. 1011 beide unter den spanischen Kolonien auf.

Die Insel Yap.

Nach Franz Hernsheim.

In den „Südsee-Erinnerungen" des früheren Konsuls Franz Hernsheim, dessen Handlungshaus im Südsee-Archipel eines der ersten ist, findet sich eine Schilderung der jetzt vielgenannten Insel Yap. Hernsheim hat Yap innerhalb der Jahre 1875—80 besucht. Auf Yap nahm unseren Reisenden der geräumige Hafen von Rul auf; der Weg führte auf gut gepflasterter Straße den Strand entlang; breite Steindämme laufen weit ins Wasser hinein, auf ihnen sind die großen Versammlungshäuser errichtet, nach denen sich die Insulaner des Nachts begeben, wenn in ihren im Dickicht der Wälder gelegenen Wohnungen die Moskitos allzu lästig werden. Auch wichtige Beratungen oder Kriegszeiten versammeln in diesen auf drei Seiten durch Wasser geschützten Häusern das Volk in ihren Räumen, die vor einer Ueberrumpelung sicher sind. Wir wandern, fährt Hernsheim fort, landeinwärts an zahlreichen Wohnungen vorüber, die hier in Gruppen von 8—10 Hütten zusammenstehen und von kleinen Rohrzäunen umgeben sind, und gelangen in einen dichtbestandenen Cocoswald, in dem nach Landessitte die Wurzeln der Palmen mit den abgefallenen reifen Nüssen umgeben sind. Aus dem Walde heraustretend, erblicken wir tiefliegende, halb unter Wasser

stehende Felder, in denen Taro gezogen wird, der aus dem fetten, mit Laub und Abfällen gedüngten Schlamm seine dunkelgrünen Riesenblätter an mannshohen Stielen emporsendet; etwas weiter, auf einer mäßigen Anhöhe, rankt sich an hohen Stangen, die in regelmäßigen Reihen das Feld bedecken, eine Schlingpflanze hinauf, deren Knollenwurzel Yam oft 60—70 Pfund schwer wird. Eine halbstündige Wanderung bringt uns vor die Wohnung des höchsten Königs Foneway. In der Mitte einer großen Terrasse, die mit flachen Steinen eben ausgelegt und mit kleinen Bäumen und Ziergewächsen bepflanzt ist, steht das Haus, auf einem Unterbau von Holz, am Kopf mit einer Veranda versehen. In dieser empfängt uns Foneway. Wir begrüßen uns mit einfachen, herzlichen Worten. Dabei geben wir uns die Hände und setzen uns, um einen Freund reicher geworden, nieder. Mit Hülfe des mitgebrachten Dolmetsch entspinnt sich bald eine lebhafte Unterhaltung, in der uns Foneway manche belehrende Mitteilung macht. Fische und andere Salzwassertiere und hie und da ein junges Schwein bilden die einzige animalische Kost der Bewohner Yaps. Yams, Taro, die süße Kartoffel, sowie die Brotfrucht, werden in der Asche geröstet oder auch häufig mit Schildkröte in Wasser gekocht. Man bedient sich hierzu eines roh aus Thon verfertigten Topfes und benützt aus Schildpatt geschnitzte Löffel. Salz und Gewürze sind unbekannt. Um die ganze Insel herum sind auf dem Riff Carrés aus Steinen oder Bambusgeflechten erbaut, in denen die Fische bei abfließendem Wasser zurückbleiben; sie werden dann mit Speeren erlegt oder in Netzen leicht gefangen. Kurz ehe das Wasser seinen niedrigsten Stand erreicht, strömt die ganze Bevölkerung, Jung und Alt, nach dem Riff. In der Linken den nie fehlenden Korb, die Rechte mit dem Speer bewaffnet, jagen die Männer den größeren Fischen nach, während die Weiber mit zwei kleinen Netzen die Hohlgänge versperren, die durch die größeren Korallenblöcke führen. Dort halten sich die Fische und Hummer mit Vorliebe auf und können mit Leichtigkeit gefangen werden. Knaben und Mädchen suchen Muscheltiere und zurückgebliebene Krabben; alle aber kehren nach kurzer Zeit mit wohlgefülltem Korb zurück. Den jungen Mädchen legt die Sitte keinerlei Zwang auf, frei folgen sie den Neigungen des Augenblicks. Ist das Mädchen zur Jungfrau herangereift, so muß sie sich zwei bis drei Monate lang dem Blick der Männer entziehen, damit ihr die Zähne schwarz gebeizt werden. Mit diesem Zeichen der Heiratsfähigkeit geschmückt, wartet sie, bis sich ein Liebhaber findet, der ihrem Vater die üblichen Geschenke macht und ihr einen Platz unter seinen Frauen anweist. Einen Monat ehe sie Mutter werden, müssen sich die Frauen in kleine, auf Pfählen im Wasser errichtete Hütten zurückziehen. Einsam und allein erwarten sie in diesen niedrigen Hütten, in die sie nur kriechend gelangen und worin sie sich nicht aufrichten können, ihre Entbindung. Weder der Ehegemahl noch eine hülfreiche Frau oder Freundin besucht sie: durch lautes Schreien macht die Wöchnerin die Anzeige von der erfolgten Geburt eines Kindes. Schnell versammelt sich das Volk am Strand und treibt mit lautem Geheul die Mutter mit ihrem Neugeborenen dreimal hinaus in die salzige Flut. Nun erst darf sie wieder unter das häusliche Dach zurückkehren. In 67 unabhängigen Dörfern wohnt die etwa 10,000 Seelen starke Bevölkerung; fast immer stehen sich einige Dorfschaften feindlich gegenüber. Wochenlang liegen sich dann die bewaffneten Horden gegenüber und werfen Erdwälle auf. Wer sich unvorsichtig hinter denselben hervorwagt, wird mit wohlgezielten Speeren empfangen; doch sind die Wunden, da die Speere nicht vergiftet, nur selten tötlich, hinterlassen aber tiefe, häßliche Narben der vielen Widerhaken wegen, mit denen die Speere versehen sind und deren eingedrungene Spitzen nur herausgeschnitten werden können. Im übrigen schießen die Kämpfer mit wahrer Todesverachtung aus alten Schiffskanonen und rostigen Musketen so lang, bis durch einen unglücklichen Zufall von der einen oder anderen Seite ein paar Mann gefallen sind. Vier bis fünf Tote gelten schon für einen schweren Verlust, der gewöhnlich den Kampf beendet und dem stolzen Sieger das Recht verleiht, eine Kriegsentschädigung zu fordern. Weit verheerender aber als diese Schlachten sind die epidemisch auftretenden Krankheiten. Neben einer Halsentzündung ist es vor allem ein bösartig ansteckender Husten, der meist schon nach wenigen Tagen mit dem Tode endet. Wird ein Dorf von dieser Seuche heimgesucht, so rotten sich die Bewohner der nächstliegenden Ortschaften zu einem Ueberfall zusammen. Die schon von der Erkrankung Ergriffenen werden getötet, alle Hütten niedergebrannt und die verschont gebliebenen nach den Bergen gejagt. Mit diesem etwas herben Mittel gelingt es fast durchgehends, dem Umsichgreifen der Krankheit Einhalt zu thun. Ihre größte Leidenschaft ist der Tanz. Das kurze, lockige, öltriefende Haar der Mädchen wird mit weißen Blüten geziert, frische Blätter werden an der Stelle der verwelkten in die Ohren gesteckt und die Perlenkette um den Hals geschlungen. Der gelbe Faserrock fällt und nur ein ganz kurzes Röckchen, das täglich neu aus Blättern hergestellt wird, bleibt den Tänzerinnen. Anfangs setzen sie sich mit untergeschlagenen Beinen in zwei Reihen einander dicht gegenüber, jede ein kleines Bambusstöckchen in der Hand, das sie nach dem Takt des nun angestimmten Gesangs auf alle nur denkbaren Arten drehten und aneinanderschlugen. In langsamem Tempo begann der Gesang und gravitätisch bewegte sich mit dem Bambusstöckchen der schlanke Oberkörper hierhin und dorthin in einfachen Beugungen; doch kurz und kürzer wurde der Takt, schnell und schneller flogen die Stöckchen aneinander, rasch und rascher wandten sich in verwickelten Drehungen die beweglichen Tänzerinnen, bis sie plötzlich aufsprangen, die Stöckchen mit bereitliegendem, großem, dickem Bambus vertauschten und nun immer noch singend im Schnelllauf

allerlei Gruppen formierten und die schweren Stöcke dröhnend aneinanderschlugen. Bald wandten sie sich in kreisförmiger Kette, wie Schlangen, eine um die andere, bald erwartete die eine Hälfte knieend den Ansturm der andern und fing auf dem weit vorgestreckten Bambus den im Sprung geführten wichtigen Schlag der Gegnerin auf. Immer lebhafter wurde Gesang, immer rasender die Sprünge und immer toller fielen die Bambusstreiche; doch bis zum letzten Moment ward der Takt genau eingehalten. Merkwürdig war, wie selbst die alten Weiber, die sich anfänglich mit gekrümmtem Rücken und hängendem Kopf in die Reihen der Tänzerinnen stellten, in der Hitze des Gefechts bald so lebendig und beweglich wurden, daß sie den Gelenkigsten gleichkamen, ja sie manchmal übertrafen.

(Schw. M.)

* * *

Ueber die Karolinen schreibt der „Köln. Ztg." ein erst vor wenigen Tagen aus Ozeanien zurückgekehrter Kaufmann, der für eine dortige Niederlassung mehrere Jahre thätig gewesen ist, folgendes:

Auf Yap ist eine nicht unbedeutende Anzahl von Handeltreibenden ansäßig, die deutsche Plantagengesellschaft, die deutsche Firma Hernsheim u. Comp., der Amerikaner Holcombe und der Engländer O'Keefe, welche sich sämtlich dem Kopra-Handel widmen. Das bedeutendste Haus ist das der deutschen Plantagengesellschaft, welche auch eine Hauptstation auf Ponapi besitzt und auf vielen der zahlreichen Inseln europäische Händler unterhält. Das Geschäft ist reiner Handel, kein Pflanzungsunternehmen. Die Kopra wird von dem Produzenten unmittelbar gekauft. Klima und Boden sind gut, der Ertrag an Kopra bedeutend; die Bevölkerung auf allen Inseln ziemlich dicht. Yap hat 12,000 Einwohner. Die Leute sind sehr arbeitsam, ihre Bedürfnisse gering. An Nahrung liefert ihnen das Land: Schweine, Fische, Hühner, Taro, Brotfrucht, süße Kartoffeln, Yams, Bananen; sie sind nur mit einem Schurz bekleidet und lieben keine Spirituosen. Die Einfuhr beschränkt sich daher auf Tabak, Pfeifen, Aexte, Sägen, Hämmer und ähnliche Werkzeuge, Angelhaken, Pulver, Blei, Zündhütchen, Gewehre und Kanonen. Die Einfuhr von Waffen ist nicht unbedeutend und das Hauptabsatzgebiet ist Yap selbst. Das Volk dieser Insel wird von vielen Häuptlingen beherrscht, die alle unter einander in fortwährendem Kriege leben und daher Wert darauf legen, mit den besten Schußwaffen ausgerüstet zu sein. Die Residenzen dieser Häuptlinge sind mit Kanonen, worunter große Armstrongs, umspickt. Die Europäer sind keiner Herrschaft unterworfen und es ist leider nur zu wahr, daß sie untereinander nicht einträchtig leben und daß namentlich der Engländer O'Keefe ein gewaltthätiger Mensch ist, der, wo immer es seinen Interessen dienlich ist, das rücksichtsloseste Faustrecht ausübt und so seinen Konkurrenten das Dasein schwer macht. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn diese die Annexion der Gruppe durch eine gesittete Regierung herbeiwünschen. Dasselbe scheinen auch die Häuptlinge zu thun und sie haben deshalb Mitte vorigen Jahres ein Schreiben an den Generalgouverneur nach Manila gelangen lassen, worin sie um Aufpflanzung der spanischen Flagge bitten. Infolge dessen hat der dortige Gouverneur vor einigen Monaten ein Kriegsschiff nach den Karolinen-Inseln geschickt. Jenes Schiff (der „Velasco") hat bei jenem Besuche, der Mitte März stattfand, nur Yap und die Palao-Inseln angelaufen, um die Oertlichkeit in Augenschein zu nehmen, dagegen muß ich bestreiten, daß Unterhandlungen mit den Häuptlingen oder die Hissung der Flagge stattgefunden habe; davon war gar keine Rede. Wie ich auf meiner Rückreise vor einigen Wochen auf Manila erfuhr, sollte der Dampfer „Carriedo" im August den Auftrag erhalten, über Zamboenga im Südwesten von Mindanao, wo angelaufen werden sollte, nach den Karolinen abzugehen. Zum Gouverneur für diese und die Palao-Inseln ist Schiffslieutenant Enrique Capriles ernannt. Ihn sollte ein Infanterielieutenant als Sekretär begleiten. Mit ihnen sollten sich 25 Soldaten von den eingeborenen Manilaer Regimentern unter Befehl eines europäischen Sergenten nebst 2 eingeborenen Korporalen und 25, meistens aus Bauhandwerkern bestehenden Sträflingen nach den Palaos begeben. Außerdem sollten auch noch 4 spanische Mönche zur Bekehrung der Eingeborenen mitgehen. Inwieweit diese Expedition zur Ausführung gekommen ist, vermag ich nicht zu beurteilen, da mir seit meiner Rückkehr in die Heimat weitere Nachrichten nicht mehr zugegangen sind.

Ich will nur noch bemerken, daß, was die Palao-Inseln anbetrifft, dieselben weniger Bedeutung haben als die Karolinen, weil auf ihnen nur wenig gewonnen wird. Es befindet sich jedoch auf der Inselgruppe ein eingeborener Händler der Firma Hernsheim u. Comp. und des Herrn Holcombe. Wenn man in Deutschland auf die Frage der Karolinen-Inseln keinen großen Wert legt, so will ich dieser, wie ich sehe, allgemein von Regierung und Volk geteilten Auffassung nicht widersprechen. Jedenfalls ist diese Angelegenheit nicht von der Bedeutung, daß sich zwei große Nationen darüber verfeinden sollten. Dagegen möchte ich von meinem Standpunkt als deutscher Kaufmann bitten, auch darauf Gewicht zu legen, daß es vorzugsweise deutsche Forschung, deutscher Fleiß und deutsche Betriebsamkeit waren, welche den Karolinen-Archipel mit seinen Inseln überhaupt erst der menschlichen Kenntnis und dem Handel eröffnet haben, und daß gerade dieser deutsche Fleiß und diese so opfervolle Hingebung und Mühseligkeit einen Anspruch auf einen besonderen Schutz durch die Regierung haben. Wenn demjenigen das Land zustehen sollte, der es der Gesittung erschlossen hat, dann käme gar kein Zweifel darüber auf, daß Deutschland den ersten Anspruch hat, und daß dem gegenüber der Umstand, daß die Carolienen von den Spaniern entdeckt sein

sollen, welche sich nie seit Jahrhunderten um die Inseln gekümmert haben, keine Bedeutung für sich in Anspruch nehmen kann. Für uns deutsche Kaufleute ist die Frage, unter welche Herrschaft die Karolinen gelangen sollen, nicht ohne Bedeutung, zumal es sich nur darum handeln kann, ob sie zu Deutschland oder zu Spanien gehören sollen. Ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugen können, wie die spanische Herrschaft auf den Marianen-Inseln Handel und Wandel vernichtet und die Bevölkerung, statt sie zu den Segnungen der Gesittung zu bringen, vollständig zugrunde richtet. Von diesen Marianen-Inseln zählt Guam (Guamay) 7000 Einwohner, zwei andere 2000, der Rest ist unbewohnt. Das Klima ist herrlich, der Boden reich, der Menschenschlag kräftig, schön und intelligent. Vor etwa 20 Jahren stand der Produktenbau (Kopra und Zucker) in großer Blüte, das Volk lebte in Glück und Wohlstand; durch die Unterdrückung der spanischen Gouverneure und Beamten ist es aber jetzt dahin gekommen, daß niemand mehr arbeitet, daß die Pflanzungen in Urwald verwandelt sind und die europäischen Kaufleute sich zurückgezogen haben. Die Gouverneure betrachten diese Eilande als eine ihnen überlassene Domäne, in der ihnen Land und Leute zu Dienst sein müssen; sie erheben für ihre Tasche eine Kopfsteuer, rufen das Volk zu Fronarbeiten, wann immer es ihnen beliebt, auch wenn die Ernte im Gange ist, treiben ihr Mastvieh zur Waide in die jungen Zuckerrohr-Pflanzungen, verbieten den Fischfang und verpachten ihn als Monopol, zwingen die Eingeborenen, das Cocosöl für einen billigen Preis ihnen zu überlassen, und verkaufen es dann wieder für das Zehnfache. Durch diese systematische Aussaugung und Unterdrückung ist das Volk ganz demoralisiert worden. Dumpfe Gleichgiltigkeit hat sich auch der energischeren Naturen bemächtigt. Man läßt geschehen, was nicht zu ändern ist, und lebt in stoischem Nichtsthun in den Tag hinein. Dasselbe Schicksal steht den Karolinen bevor, wenn sie unter spanische Herrschaft geraten. In wenigen Jahren werden die europäischen Handelshäuser eingegangen und der Hafen von Yap verödet sein; es hat deshalb seinen guten Grund, wenn auch die Engländer sich gegen eine solche Unterwerfung wehren.

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

(Fortsetzung.)

Am Nachmittage des dritten Tages liefen wir in die prachtvolle Bucht von Toli-Toli ein, und warfen Anker dem Sitze des Sultans gegenüber. Zur Rechten und Linken treten die dicht bewaldeten Berge nahe ans Meer heran, während sie gerade vor uns im Rücken des Dorfes ein kleines Flachland vor sich lassen. Ich fuhr mit dem Offizier des Dampfers ans Land, der es hier nicht mit dem Sultan, sondern mit einem holländischen Beamten, einem sog. „Posthalter", der untersten Staffel auf der Leiter des kolonialen Verwaltungsapparates, zu thun hatte, und dessen Einsetzung für den Fürsten natürlich eine rückgängige Bewegung seiner Macht bedeutet. Wenn nicht hie und da ein Regierungsdampfer erscheint, um Kohlen dem Depot zu entnehmen, das am nördlichen Ufer der Bucht eingerichtet, so tritt der einsame Mann regelmäßig doch nur einmal im Monat auf eine Stunde etwa mit der zivilisierten Welt in Berührung. Sein kleines Bambushäuschen lag, einen umzäunten Grasanger mit der Flaggenstange in seiner Mitte vor sich, freundlich und wohlgeordnet da. Buntgefiederte Waldbewohner schaukelten sich zahlreich unter der Veranda; aber mit größerem Interesse noch betrachtete ich eine junge grasende Antilope und ein zwerghaftes Rind mit steilaufgerichteten Hörnern und dunkelbraunem, feinem Haare (Anon depressicornis, mal. sapi uthan, Gemsbüffel). Mit dem Sultan sei hier nicht viel los, meinte der freundliche Holländer; es würde sich ein flüchtiger Gang durch das Dorf mehr lohnen. An einem gut gehaltenen Wege, der durch dasselbe führte, erkannte ich sofort den kleinen Anfang der Kultur. Die Bewohner des Dorfes waren eingewanderte mohamedanische Malaien, während die eingeborene Bevölkerung des Inneren noch Heiden sind. Alfuren nennt sie der Holländer, sie selbst sich aber nicht. Ohne Hofplatz oder Gärten, lagen die Häuser auf hohen Pfählen ungeordnet im Schatten der Cokosnußpalmen da; leichte Bauten aus Bambus mit Palmenblättern gedeckt und von meistens so bedeutendem Umfange, daß sie für ganze Familienverbände Raum gaben.

Das weibliche Geschlecht und die ganze Jugend suchten bei meinem Nahen das Weite oder den nächsten Versteck, und nur beherztere Männer hielten Stand. Zu einem der Häuser stieg ich auf der Leiter von Bambus, die man Nachts einzieht, hinauf und sah nun zum ersten Male solchen schwankenden Bau mit seinem Fußboden von gespaltenem Bambus, der sich unter dem Tritte senkt und hebt und damit seine Reinigung fast selbst übernimmt, indem Staub und Flüssigkeiten ihren Ausweg finden. In dem vorderen, größeren Raume saßen sich festlich buntgekleidete Männer in zwei Reihen gegenüber, die unter Führung einiger Hadschis, welche durch bunte, turbanartig gewundene Kopftücher erkennbar sind, Gebete für einen im Hause Gestorbenen verrichteten. Die Stimmung der Gesellschaft war übrigens so heiter, daß mir dieser Zweck ihrer Vereinigung nicht in den Sinn gekommen wäre. Zur Seite eines rückwärtigen, beschränkteren Raumes lagen kleine Schlafkammern. Neben einem Ehebette hingen von Palmblättern zierlich geflochtene Amulette gegen Krankheit und sonstigen bösen Zauber.

Auch hier besorgen sich die Bewohner ihren Handel selbst. Auf dem Strande lagen europäisch gebaute und bunt getakelte Fahrzeuge, auf denen sie mit ihren Produkten im Spätherbst, wenn der Nordost-Monsun günstig,

um die Nordspitze Borneo's hin nach Singapore schiffen, um im nächsten Frühjahr mit dem dann einsetzenden Südwest-Monsun um den Süden Borneo's her wieder die Heimreise zu machen.

Toli-Toli war der letzte Ort gewesen, der an dieser Küste unter die Regierung des den Titel Gouverneur führenden Residenten von Mangkasar gehört; das gleich östlich davon gelegene Land (meine Karte nennt es Boewool) ist schon ein Teil der Residentschaft Menado. Eine köstliche südöstliche Brise, denn wir waren ja nur 1^0 nördlich des Aequator und schon unter der Herrschaft der Windgesetze der südlichen Halbkugel, zog erfrischend über unser Deck den ganzen nächsten Tag, der uns noch zu später Stunde in die Bucht von Amoerang brachte, eine erst neuerdings eingefügte Station für die Postdampfer in der Landschaft Minahassa und Sitz eines königlichen Kontroleurs. Hier sollte vorläufig meine Seereise abschließen, die von Java für die zurückgelegten 1208 Seemeilen (44 sind es noch von hier bis Menado) 8 Tage und 7 Nächte in Anspruch genommen hatte.

Der Reisende ist ja in diesen Gegenden, wo Gasthäuser kein sich lohnendes Geschäft sein können, auf die Gastfreundschaft angewiesen. Mir gewährte sie hier der Kontroleur in liebenswürdigster Weise. Mit unklaren Vorstellungen war ich am Abend der Laterne gefolgt, die mich zunächst auf die Veranda des Kontroleurs zu einem Willkommtrunke in deutschem Weine, und dann in den kleinen Holzbau zur Ruhe geführt, der getrennt auf dem grünen Anger des Hofplatzes stand. Nun lag am Morgen eine fremde Welt vor mir! Die breite, geradlinige Dorfstraße auf und ab zog sich zu Seiten derselben der stets unter der Scheere gehaltene lichtgrüne Zaun aus Ricinus communis (mal. Djarak) hin, der in allen holländischen Niederlassungen diesem Zwecke dienstbar gemacht ist. Hinter ihm liegen auf immer rein und ordentlich gehaltenen Höfen die Häuser auf 4—5 Fuß hohem Pfahlwerk. Ob es das umfangreichere eines Beamten oder Kaufmanns oder die Hütte eines kleinen Mannes ist, immer tritt das Dach an der Front über eine offene Veranda vor; die weiße Tünche fehlt vielleicht nur auf der Rückseite. Hat das Haus ein Vorgärtchen, so wird in demselben nie der Croton fehlen, von dem man an jedem Orte des Ostens neue Formen, Farben und Zeichnungen findet. Auf Java wird für eine neue Varietät namentlich von den Mohamedanern ein hoher Preis, man sagte mir bis zu 200 Gulden hinauf, gezahlt und man erzählte dazu ein amüsantes Geschichtchen. Ein reicher, aber übelbeleumundeter Moslim sei gestorben, aber an der Schwelle ewiger Freuden von dem Hüter schroff zurückgewiesen worden. Dem jammernden Ratlosen aber habe derselbe dann den Rat erteilt: sich eingehüllt in die Blätter seltener Crotons, die Allah's Augen besonders erfreuten, wieder einzufinden, und er glaube ihm alsdann den Zutritt in sichere Aussicht stellen zu können! Und siehe! Der Hüter soll Recht gehabt haben. So mag denn mancher große Sünder ruhiger abscheiden im Blick auf seine schönen Crotonvarietäten!

Die Palme und der Bambus, dieses hülfreiche Freundespaar der Tropenbewohner, wie die liebende Mutter Natur keinen anderen den Erdenbewohnern zugesellt, sie bauen ihnen das Haus und richten es ein, sie speisen und tränken sie, füllen den Beutel für weitere Bedürfnisse, und in ihre kühlenden Schatten tritt man, sobald man das Haus verläßt; denn Palmen zunächst füllen den Rest des zu demselben gehörigen Dorfareals.

Und nun die Menschen, die mich so neugierig betrachteten, wie ich sie. Er ist der lichthäutigste Zweig am malaiischen Völkerstamme, den ich bisher gesehen, und dazu erscheinen sie mir auch der kleinste von Wuchs. Unter den ersten Eindrücken erwähnt mein Tagebuch noch: eine auffallend runde Schädelbildung und darauf ein kurzgehaltenes schwarzes, straffes Haar bei den Männern. Während das weibliche Geschlecht den Sarong trägt, und darüber ein weißes oder farbiges, bis über die Kniee hinabreichendes Obergewand von leichtem Baumwollenstoffe, so tragen die Männer in überwiegender Zahl statt des Sarongs ein weites Beinkleid, das bei der arbeitenden Landbevölkerung nur etwas über das Knie reicht, und die weiße Kabaia. In den Orten wird das Haupt selten bedeckt getragen oder nur mit einem kleinen Tuch umwunden; draußen aber ist es ein aus Blättern, die oft bunt gefärbt sind, in der Form eines flachen Kegels erscheinender, oft sehr breiter Hut, den man sieht.

Die Mehrzahl der eingeborenen Bevölkerung von Amoerang sind Christen, und aus dem Schulhause, das dem Sitze des Kontroleurs gegenüberlag, erschallte bald am Morgen der Gesang, zu dem den Bewohnern der Minahassa eine ganz besondere Begabung eigen ist; und wie seltsam bewegten sie mich unter den Palmen, die Klänge aus der räumlich und zeitlich so fernen Jugendzeit: „Mit dem Pfeil und Bogen." Auch chinesische Knaben fand ich in der geräumigen Schulstube, denn ihre Väter haben auch hier, wie überall, wo Handel sich zu regen beginnt, sich niedergelassen und bewohnen, wie immer einen eigenen Teil des Ortes, die China-Kampong. Wie, unbekümmert um alle sich irgendwo vorfindenden Sprachen, Idiome und Unteridiome, die Regierung die malaiische Sprache zur herrschenden zu machen bemüht ist, sie zur offiziellen Sprache gemacht und in ihr in Schule und Kirche reden läßt, so fand ich auch hier die Schulbücher in ihr, und zwar mit unseren Schriftzeichen gedruckt, während ja sonst das Malaiische die arabischen Schriftzeichen hat.

Ein größeres Wirrsal von Sprachen, wenn ich nicht den Daghestan des Kaukasus ausnehmen muß, dürfte kaum irgendwo unter einem Häuflein von zirka 120,000 bis 125,000 Menschen — soviel zählte 1867 die Minahassa etwa Bewohner — vernehmbar sein. Ich will sie hier aufführen, wie ich sie einem Aufsatze des Hülfspredigers Schwarz in Sonder über „die Volkssprache der Minahassa"

in den „Mitteilungen der Niederländischen Missionsgesellschaft" entnommen habe.

Im Ganzen führt der Verfasser acht Hauptdialekte auf und zwar:

1. Bentennang; 2. Tonsawang; 3. Tompakîwa; 4. Tondano; 5. Tonsea; 6. Tomboeloe; 7. Bantik; 8. Ponosakkan. Das Tompakîwa ist dazu noch gespalten in die Subdialekte: Mantanai, Makelar, Kakas und Rêmbokkîu.

1	sprechen	4100	Menschen
2	„	3200	„
3	„	43,000	„
4	„	25,000	„
5	„	18,000	„
6	„	24,000	„

(4 inklusive der Subdialekte Kakas und Rêmbokkîu.)

Das Bantik und das Ponosakkan sind Dialekte der gleichnamigen noch heidnischen Stämme, deren Zahl ich in dem Aufsatze nicht finde. Außerdem ist noch das Häuflein der Badjo, im Distrikt Sonder in zwei Ortschaften ansässig, mit eigenem Dialekt mit 700 Seelen aufgeführt. Ob dem Vorschlage des Verfassers Folge gegeben ward, das Neue Testament zunächst in das mit der größten Ziffer erscheinende Tompakîwa zu übersetzen, ist mir nicht bekannt geworden; ich weiß aber, daß verschiedentlich löblicher Eifer gezeigt wird, die natürlich mehr und mehr verschwindenden Dialekte nicht allein in der Minahassa, sondern auch auf den Inseln der Molukken, durch Sammlung ihrer Wortschätze der Sprachenkunde zugänglich zu machen und zu erhalten. So gab mir der Kontroleur Jellisma seine Veröffentlichung über den Hauptdialekt unter den dreien, die auf der Insel Boeroe gesprochen werden, und sprach mir von seiner Arbeit über den hier in Amoerang herrschenden.

Vor den Holländern, die erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts sich in diesem Teile von Celebes festsetzten, waren kurze Zeit die Spanier und vor ihnen auch die Portugiesen Herren im Lande oder doch an einigen Punkten der Küste ansässig. Von den letzteren, die schon 1515 erschienen und bis 1660 sich hier gehalten haben sollen, mag wohl das Fort unweit des Meeres errichtet worden sein, dessen Substruktionen noch erhalten sind. Schwarzer vulkanischer Sand bildet den Strand der schönen Meeresbucht, der sehr bald in große Tiefen abfällt. • Dort steht auch nicht fern von ihm die neuerrichtete „Markthalle" in der anspruchslosen Form eines von Bambus getragenen Palmblätter-Daches. Geräuschlos drängte sich die Menge um die Stände der Verkäufer; Chinesen mit dem kleinen Tand europäischer Fabrikate, Einheimische mit den Produkten des Meeres und des Landes. Ehrfurchtsvoll entblößten die Männer das Haupt, als der Kontroleur unter sie trat, und bedeckten es erst wieder, als wir den Rundgang beendet. Im Monat sind 30 Cents für jeden Stand zu zahlen.

Zahlreich bemerkte ich das nützliche Schwein in den Hofstellen, zahlreich auch den Hund. Aber ich kann ihm nicht das Beiwort „nützlich" geben, da er dem Menschen den Dienst der Wachsamkeit nur ungenügend leistet; scheu sich zurückziehend, hat er mir nie den Eintritt in eine Hofstelle erschwert, nie mich kläffend verfolgt, wenn ich meine Straße zog, aber auch, und deshalb preise ich sein sanftes, schüchternes Wesen, nie die Nachtruhe gestört.

Die Minahassa, an deren Eingangspforte ich in Amoerang stehe, bildet den äußersten Zipfel des nördlichsten der vier, durch die tiefen drei Golfe von Bone, Toli und Tomini gebildeten großen Landzungen der Insel Celebes. Von der Grenze des bis jetzt nur noch durch Protektorat gebundenen Reiches des Radjah's von Bolaang-Mogondo im Süden bis hinaus zum Kap Polihang im Norden beträgt die Ausdehnung nicht mehr als einen geographischen Grad, und da die durchschnittliche Breite kaum einen halben beträgt, so berechnet sich der Flächeninhalt auf etwa 90 Q.-Ml. Sie ist ein durch und durch vulkanisches Bergland mit nur sehr beschränkten Ebenen und eine Reihe von unthätigen Vulkanen durchsetzen es, die mit dem 1793 m. hohen Sapoetan, hier in unserer Nähe, beginnt und in dem zu 2108 m. aufsteigenden Klabat, der höchsten Erhebung, im Norden schließt.

Die Minahassa mit den nahen Inseln Talisin, Bangka und Lembeh bildet den Hauptbestandteil der Residentschaft Menado. Zu derselben gehört dann noch der vom Sultanat Ternate (Molukken) in den direkten holländischen Besitz eingeführte Distrikt von Gorontalo, westlich am Golfe von Tomini gelegen, und eine Reihe von kleinen Archipelen, ebenfalls früher jenem Sultan unterthan, die von Süd nach Nord durch drei Breitengrade in der Richtung auf die spanische Insel Mindanao sich in folgender Weise aneinander setzen: der von Sangi mit den drei Hauptinseln Tagoelanda, Siawoeh und Sangi, und der von Taloer mit Kabroeang, Salibaboe und Karkelung. Einen halben Grad von diesem letzteren nordöstlich entfernt, liegt dann noch der kleine Archipel von Nanoessa mit sechs Inselchen, von denen aber nur vier mir bewohnt erschienen.

Administrativ teilt sich die Residentschaft in die Minahassa mit den vier „Abteilungen" Menado, Kema, Tondans und Amoerang mit einem „Kontroleur"; Gorontalo mit einem „Assistent-Residenten", und endlich jene zahlreichen Inseln wieder mit einem „Kontroleur" als leitenden Beamten. Die Bedeutung des Wortes „Minahassa" soll „Verbrüderung" sein, und zwar die der zahlreichen kleinen Stämme, die sich nach den mündlichen Ueberlieferungen vollzogen haben soll, um den mächtigen Nachbarn, den schon erwähnten Radjah Bolaang-Mogondo, endlich, nachdem er lange eine Geißel für die Schwächeren gewesen, über den Fluß Poigar zurückzudrängen, der noch heute den Grenzfluß bildet, und einen nun dauerhaften Frieden herzustellen. Die alte Stammeseinteilung (jetzt „Distrikte" genannt) ist bei der administrativen Organisation des Landes berücksichtigt worden, und mit ihren, den Titel

„Major" führenden Nachkommen der alten Stammeshäupter an der Spitze, unterstehen sie (es gibt ihrer 18 in der Minahassa) den verschiedenen Abteilungschefs. So fest fühlt sich das Volk noch in den alten Verbänden, daß es z. B. vollkommen unthunlich wäre, Leute aus dem dichtbevölkertsten Zentrum der Landschaft in solchen Teilen sich ansiedeln zu lassen, wo noch große Strecken Waldland unberührt liegen.

Dies wollte ich einleitend vorausschicken, bevor ich in den Sattel steige, um meinen Ritt ins Innere zu beginnen, dessen nächstes Ziel in gerader westlicher Richtung der Sitz des einzigen noch lebenden der deutschen Missionare war, die in den vierziger Jahren im Dienste der holländischen Missionsgesellschaft von Neuem die Verkünder der evangelischen Lehre waren, nachdem die Spuren der spanischen Missionsthätigkeit im Lande verwischt.

Auf Java ist der Wald der Kultur schon so weit zum Opfer gefallen, daß der Reisende weit abwegs gehen muß, um ihn in Freiheit zu sehen. Hier aber hatte ich kaum die letzten Häuser im Rücken, so zog sich die neue Straße, nachdem sie mir noch einen kurzen Ausblick auf den stahlblauen Golf gestattet, hinein in den tropischen Wald. Wie soll ich dem Entzücken Worte geben, mit dem ich da um mich blickte, mit dem ich da lauschte? War das ein seliges Freiheitsleben, war das ein Kämpfen und Drängen und Treiben und Klettern über den Leibern modernder Generationen nach Luft und Licht! Wie Patriarchen im Reiche des Waldes, gestützt auf ihre mächtigen Luftwurzeln, wie auf ein kräftig nachwachsendes Geschlecht, stehen die Baringibäume (Ficus benjamina) da, und blicken aus ihrer Höhe ruhig herab auf den Kampf der Palmen, Bananen und Rankengewächse, die zu ihren Füßen eine undurchdringliche Mauer, Leib an Leib, bilden! Und welch ein Leben der Vögel- und Insektenwelt herrscht da drinnen! Fremdartige Rufe nah und fern, obwohl nur selten mit Wohllaut; und dazu ein Zirpen, oft so laut, daß man sich die Schläfen halten möchte, und sich freundlich nach den schillernden Schmetterlingen umblickt, die in lautloser Geschäftigkeit sich ihres kurzen glanzvollen Lebens freuen.

Hier kann man mit ruhigem Behagen in diese Wildnis blicken; sie dient keinem gefährlichen Getier zum Aufenthalte, denn mit Celebes haben wir im Osten die Reviere all' des großen Raubgesindels verlassen, das im Westen auf der Insel Bali, die südlichsten, besitzt. Von Affen sah ich nur eine nicht große, schwarze, ungeschwänzte Pavian-Art (Cynopithecus niger), die sich dann mit lautem Wehgeschrei, begleitet von dem Knittern und Rauschen der Zweige, ins Dunkel des Waldes flüchtete. Von Reptilien soll die der Boa verwandte Riesenschlange (Python reticulatus) hier die größte Vertreterin sein. Sie stößt einen Ruf aus, wie das ferne Bellen eines kleinen Hundes, und ich glaubte sie auf meinem Ritte einmal gehört zu haben. Sie stellt gerne den Schweinen nach und soll dem Menschen nur gefährlich werden, wenn er sie überrascht. Die Eingeborenen essen ihr Fleisch, das dem Aal ähnlich schmecken soll. Es ist behauptet worden, die Minahassa besitze überhaupt keine giftigen Schlangen. Dem entgegen muß ich eine mir gewordene Mitteilung setzen, daß es allerdings eine schwarze Schlange mit roten Flecken zur Seite des Kopfes gibt, deren Biß von rasch tötlicher Wirkung ist. Ich sprach später einen „Doctor Java", wie man die eingeborenen auf Java gebildeten Aerzte nennt, der vor zwei Jahren zu zwei jungen Mädchen gerufen wurde, die beim Wasserschöpfen am Flußrand von einer solchen gebissen wurden, und nach zwei Stunden starben. Von zwei anderen Arten wurde mir berichtet, von denen die eine mit einem grünlichen Rücken, durch ihren Geifer eine örtliche Entzündung hervorrufe; die andere, plattköpfige, durch den Stich mit ihrem in hornartiger Spitze auslaufenden Körper dieselbe Wirkung hervorbringe.

Nur ein Dorf passierte ich auf diesem 15 paal (Pfahl = 1505 m.) langen Ritt und sah in dessen Nähe am Waldesrande die ersten Alfuren, die auch hier noch zerstreut unter den Christen wohnen. Ihre Kleidung war die einfachste, nur ein Stück Baumbast war um die Hüften gelegt.

So näherte ich mich denn dem Hause des greisen Landsmannes. Herzlich war der Willkommen, den er mir bot, aber niederschlagend die Entdeckung, daß der Arme an so kompleter Taubheit litt, daß ein Verkehr nur durch Papier und Bleifeder möglich war, mit dem er mich sofort versorgte. Eine erwachsene Tochter, seine einzige Gefährtin, obwohl auch ihre Mutter eine Deutsche gewesen, verstand wohl die Sprache der Eltern, sprach sie aber nicht. So habe ich denn aus dem reichen Schatze von Erfahrungen und Kenntnissen, der hier vorhanden sein mußte, in den wenigen Tagen, auf die ich meinen Aufenthalt unter solchen Umständen natürlich beschränken mußte, verhältnismäßig weniges, und das nicht eben mühelos, heben können. (Forts. folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die Metall-Industrie in Rußland. Dem Bericht des belgischen Generalkonsuls in Moskau, erstattet im „Recueil consulaire belge", entlehnen wir nachstehende Notizen über den Mineralreichtum und die Metallindustrie des russischen Reiches:

Rußland besitzt viele und ergiebige Lagerstätten von Gold, Platin, Silber-, Blei-, Kupfer- und Eisen-, sowie auch einige Lagerstätten von Zink- und Zinn-Erzen.

Das Gold findet sich vorzugsweise in Ostsibirien und in den Gouvernements des Ural. Die Zahl der in Betrieb befindlichen Goldgruben beträgt 1226, worunter 99 mittels Schächten betrieben werden. Die reichsten Gruben liegen in dem Amtsbezirke Jakutsk, wo die Ausbeute an Gold auf 100 Pud sich auf $3\frac{1}{4}$ Solotniks beläuft. Infolge der höchst primitiven Art der Ausbeutung entwickelt sich die Goldproduktion nur langsam. Die Mehrzahl

der Goldwäschereien entbehrt noch der mechanischen Vorrichtungen und Apparate und liegt allzu entfernt von den Schmelzwerken oder den Maschinenfabriken, welche ihnen das erforderliche Material liefern könnten, um eine größere Ausdehnung der Gold-Industrie herbeizuführen.

Das Platin findet sich in reinem Zustande in 47 Bergwerken und mit Gold legiert in 39 weiteren. Der größte Teil des gewonnenen Platins kommt von der Ausbeutung der Bergwerke von Nischney-Tagilsk, welche im Gouvernement Perm liegen. Das Auswaschen von 20,127,774 Pud Sand, welcher im Mittel 5 Solotniks und 68 Teile Platin auf 100 Pud ergab, hat 249 Pud, 11 Pfund und 94 Solotniks Metall ergeben. Bis 1875 ging der gesamte Ertrag des gewonnenen Platins ins Ausland, allein seit in St. Petersburg eine Fabrik eingerichtet worden ist, die sich speziell mit dem Gusse dieses Metalls befaßt, wird der größte Teil des Ertrags in Rußland verarbeitet und die verarbeiteten Gegenstände nach Deutschland, Frankreich, England und Amerika ausgeführt.

Vom Silber befinden sich die bedeutendsten Lagerstätten im Altai-Gebirge, im Gouvernement Tomsk, in Sibirien. Die Provinz Transbaikalien, der Kaukasus und der Ural haben nur einen geringen Anteil am Gesamtertrage. Die Ausbeutung der silberführenden Erzgänge in Rußland hat eine Neigung zur Abnahme infolge des schwachen Silbergehalts der Erze, deren Wert kaum zur Deckung der Transportkosten nach den Verarbeitungswerken hinreicht.

Das Blei findet sich am häufigsten mit dem Silber verbunden. Die allzu große Entfernung der Bergwerke von dem Mittelpunkt der Industrie und des Handels macht den Transport äußerst mühsam und kostspielig, so daß man glauben möchte, das ausländische Blei werde noch lange nicht von den russischen Märkten verdrängt werden. Die Menge des gewonnenen einheimischen Bleis beträgt nur etwa $3\frac{1}{2}$ Prozent des gesamten Konsums. Der Gesamtertrag beläuft sich für 1884 auf 34,957 Pud, wovon 14,890 allein von den Bergwerken im Altai geliefert werden, also ungefähr 42 Prozent des Gesamterträgnisses.

Das Kupfer gehört unter die Hauptprodukte des Ural; die Bergwerke dieser Region haben gegen 59 Proz. der Gesamt-Produktion, die sich auf 219,280 Pud belief, geliefert. Der Ertrag der Kupferwerke im Altai ist jedoch von Jahr zu Jahr im Sinken begriffen und hat um 17,000 Pud abgenommen. Neuerdings haben Schürfungen in den Kirgisen-Steppen stattgefunden und ausgezeichnete Erfolge ergeben. Man zählt 59 Bergwerke im Betrieb, aus denen man 4,041,247 Pud Erze gewonnen hat. Der Gesamtertrag des Rohmetalls verteilt sich folgendermaßen: Ural 128,934 Pud, Kaukasus 48,538 Pud, Kirgisen-Steppen 19,100 Pud, Altai 16,800 Pud, Finnland 5988 Pud, zusammen 219,360 Pud.

Die Lagerstätten von Zink konzentrieren sich auf Polen. Im Gouvernement Petrokow baut man den Galmei ab und in den Gruben von Keltz und Olkuschy findet man viele Gänge von Blende. Auch Finnland besitzt einige Zinkerzgruben, besonders zu Orierwi im Gouvernement Abo. Seit einigen Jahren besteht auch eine Zinkweißfabrik in Sosnowitz, Bezirks Bendinsk im Gouvernement Petrokow, welche im Jahre 1882 dem Handel 87,235 Pud geliefert hat. Die Menge des gewonnenen Zinks beträgt ungefähr zwei Drittel des gesamten Konsums.

Das Eisen ist das Material, dessen Erze beinahe über das ganze Reich verbreitet sind; die bedeutendste Ausbeute davon findet im Ural statt. Man rechnet mit Inbegriff von Finnland 760 in Betrieb befindliche Eisenerzgruben, deren Gesamt-Produktion von 65,752,630 Pud sich folgendermaßen verteilt: Ural 37,685,945 Pud, Polen 9,836,236 Pud, Moskauer Becken 7,913,619 Pud, die südlichen und westlichen Gouvernements 7,206,636 Pud, Finnland 1,975,656 Pud, Sibirien 868,274 Pud, die nördlichen Gouvernements 265,697 Pud. Die berühmtesten Ausbeutungen der Eisenerze finden sich in den Gouvernements Perm, Wjatka, Orenburg und Ufa. Im Moskauer Becken sind die am besten erforschten Lagerstätten diejenigen von Nischnij, Tula und Kaluga, und die Zahl der in Betrieb befindlichen beträgt 86. In Polen findet der Abbau auf Eisenerze in den Gouvernements Petrokow, Ketze, Radom und Kalisch statt. Die Gruben von Jekaterinoslaw und Wolhynien liefern den größten Teil der Produktion der südlichen und westlichen Gouvernements. Die von den Seen Finnlands und aus den sibirischen Lagerstätten kommenden Erze sind sehr geschätzt.

Das russische Gußeisen erfuhr seither eine sehr ernste Konkurrenz von seiten des ausländischen, zumeist aus England kommenden Gußeisens. Man schätzt die einheimische Produktion davon in Rußland in den letzten Jahren nur auf 9—10 Prozent des Gesamt-Konsums. Die im Jahre 1884 eingetretenen Modifikationen im Zolltarif bezüglich dieses Artikels werden aber sicher zur Entwickelung der Gußeisen-Industrie beitragen; allein die Schwierigkeiten und hohen Kosten des Transports, welche von der ziemlich fernen Lage einiger Hüttenwerke von dem Mittelpunkt des Verbrauchs herrühren, werden den Absatz des ausländischen Gußeisens nicht so bald ganz lahmlegen. Die meisten Hochöfen werden mit Holz gefeuert, ausgenommen jedoch diejenigen der sogen. Neu-Russischen Gesellschaft, welche im Gouvernement Jekaterinoslaw gelegen sind. Die rasche Ausrottung der Wälder und die hohen Holzpreise an gewissen gewerblichen Oertlichkeiten, welche keine Steinkohlengruben besitzen, machen jedoch schon jetzt ihren Einfluß auf die Stagnation der Gußeisen-Industrie geltend.

Der Hauptmittelpunkt der Stabeisen-Fabrikation ist der Ural. Man zählt im ganzen Reiche über 200 Eisenwerke, welche dem Handel 18,151,810 Pud Eisen aller Art geliefert haben. Diese Menge verteilt sich nach Regionen folgendermaßen: Ural-Eisenwerke der Regierung

506,870 Pud, Privat-Eisenwerke 10,007,003 Pud, gewerblicher Bezirk von Moskau 2,744,010 Pud; Polen: Eisenwerke der Regierung 5804 Pud, Privat-Eisenwerke 1,518,423, Pud, Eisenwerke des Nordens 1,519,925 Pud, Finnlands 1,000,082 Pud, der westlichen und südlichen Gouvernements 670,695 Pud, Sibiriens 178,118 Pud. Die Eisen-Produktion nimmt in weniger fühlbarer Weise zu, in Anbetracht der Bedürfnisse des Konsums. Das russische Eisen ist allerdings im allgemeinen von vorzüglicher Qualität, steht jedoch höher im Preise als das ausländische. Eine der Ursachen, welche zum hohen Preis des russischen Eisens beitragen, ist die große Entfernung der Zentren der Fabrikation von den inländischen Märkten.

An Stahl produziert Rußland 15,120,242 Pud nach vier verschiedenen Fabrikationsmethoden, nach dem Bessemer'schen und nach dem Martin'schen Verfahren, Tiegelstahl und Zementstahl. Die Einfuhr der stählernen Eisenbahnschienen nimmt von Jahr zu Jahr ab.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Unter den fünf Klassen des Tierreichs ist die der Amphibien diejenige, mit der sich der Mensch am wenigsten befreunden konnte. Ohne die Intelligenz der Säugetiere und Vögel, wodurch beide Klassen in freundschaftliche Beziehungen zu uns kommen, hat schon ihre Erscheinung etwas Abschreckendes: das Nackte, Kalte und Klebrige der Kröten und Frösche, das Lautlose, Schleichende der Schlangen, von denen viele Arten durch ihren Biß den Tod bringen, der unheimliche Blick der größeren Eidechsen-Arten, machen auf den Menschen einen widrigen Eindruck. Außer den Kröten und Fröschen, die durch ihr Gequack eine Gemütsstimmung kundgeben, sind die meisten beinahe laut- und teilnahmslos, nie sieht man sie spielen oder ihren Jungen schmeicheln, die schon vom Ei ab selbständig für sich leben. Wenn sie auch dem Menschen von keinem besonderen Schaden sind, so ist auch der Nutzen, den sie durch Vertilgung von Ungeziefer leisten, nicht von großer Bedeutung. Nur eine Zunft, die der Schildkröten, macht davon eine Ausnahme, indem das Fleisch und die Eier vieler Arten zur Nahrung dienen, und die hornigen Platten ihrer Schalen als Schildpatt in den Handel kommen.

Auch in Guiana sind die Amphibien reichlich vertreten, aber, wie ich schon früher anführte, sind die dem Menschen schädlichen Arten, wie giftige Schlangen und größere Krokodile, selten, ja letztere kommen in den Flüssen Surinams gar nicht vor; so ist auch, wie in der ganzen Tierwelt, das wirklich Schädliche, Furchtbare meist nur in der alten Welt in größerer Menge zu finden. Die große Zunft der Schildkröten teilt sich in Land-, Sumpf- oder Süßwasser- und Seeschildkröten. Von Landschildkröten sind mir vier Arten bekannt, wovon die Testudo tabulata *Wol.* oder Waiamu der Indianer am häufigsten vorkommt. Sie findet sich überall, am meisten aber im Hügel- und Savannenland, und wird bei anderthalb Fuß lang; doch findet man auch, wiewohl selten, einzelne Exemplare, die über zwei Fuß Länge erreichen, deshalb ein hohes Alter haben müssen, was, wenn ein Buschneger solche Riesen findet, für ihn ein böses Omen ist. Sie wachsen sehr langsam, und nähren sich bloß von Vegetabilien, Blättern und Früchten, hauptsächlich von den Spondias-Pflaumen, die besonders im Januar und Februar reifen und wovon sie sehr fett werden. Ich hatte immer einige Dutzend in einem Stalle und fütterte sie mit gekochten süßen Bataten, reifen Bananen und jenen Pflaumen. Wenn sie fett sind — und sie werden es bei guter Nahrung bald — so ist die Leber ein Leckerbissen, überhaupt das Tier selbst eine gute und gesuchte Speise. Ein langweiligeres Tier ist nicht leicht zu sehen; ist es gesättigt, so sitzt es in einer Ecke und bleibt mit eingezogenem Hals und Füßen wochenlang an derselben Stelle. Sie begatten sich im Stalle, welches Geschäft tagelang dauert, und wobei sie so erbärmlich klagende Töne von sich geben, daß man meint, ein Mensch liege im Sterben. Sie legen 5—6 große, harte runde Eier, die sie nicht verscharren. Ihr Oberschild, worauf die einzelnen dunkelbraun gerippten Schilder sitzen, ist länglich oval und stark gewölbt. Diese fallen, wenn das Tier tot ist, nach und nach ab. Sie werden so zahm, daß sie aus der Hand fressen, und haben außer dem Menschen keinen Feind als den Jaguar, der mit seinen Klauen das Fleisch aus der Schale ziehen soll. Sie leiden viel von Zecken, die sich unter dem After an die Schale ansetzen.

Ich kenne zwei Arten, die eine mehr rund, mit gelben Flecken am Kopfe und den Füßen, die andere mehr eckig, mit roten Flecken. In den Eingeweiden beider Arten sind immmer massenhaft Würmer. Die Indianen haben kleine Hunde, die auf ihre Jagd abgerichtet sind. Die zweite Art, Testudo carbonari *Spix*, hat einen mehr gewölbten, am Rande etwas aufgebogenen grauen Oberschild, legt längliche harte Eier, ist kaum einen Fuß lang und ziemlich selten. Noch seltener ist die Klappenschildkröte, Swanka scorpioides *Wgbr.* Sie kann den Vorder- und Hinterteil des Brustpanzers bewegen, zum Schutz für die Füße und den Kopf, die ganz von diesen Schildern bedeckt werden. Sie wird kaum acht Zoll lang. Die sonderbare Sumpfschildkröte Matamata, Chelys libriata *Schw.*, ist zwar in Surinam nicht einheimisch, aber in den Flüssen Aprouac und Oyapok im französischen Guiana um so häufiger. Sie kann bei zwei Fuß lang werden, ist ziemlich platt und der hellbraune Rückenschild hat drei länglichte Vertiefungen. Auf dem langen, dicken, gefransten Halse, den das Tier seitwärts unter den Rücken birgt, sitzt ein flacher, breiter, dreieckiger Kopf, dessen Verlängerung oder Nase eine Art Rüssel bildet, dem Kopfe der Pipa-Kröte ähnlich. Die Füße

haben Schwimmhäute und starke Krallen. Das Tier lebt in Sümpfen und soll sich bloß von Pflanzen nähren. Ich bekam mehrere von Cayenne, sie fraßen aber nie etwas und blieben stets wild. Ihre Eier sind rund und haben eine harte Kalkschale. Das Fleisch soll gut schmecken. Von einem üblen Geruch habe ich nie etwas bemerkt.

Von Wasserschildkröten kenne ich drei Arten, die größte und bissigste ist Hydraspis raniceps *Gray.*, die Waiurubeta der Karaiben. Sie ist in den Flüssen des oberen Landes sehr häufig, lebt bloß von Fischen und Wassertieren, wird bei fünfviertel Fuß lang und neun Zoll breit, ist platt, oben eisengrau, unten weißlich-gelb, mit sechs Zoll langem, rundem Halse, den sie auf die Seite des Schildes biegt. Der Kopf ist rundlich mit hervorstehender Nase und kleinen lebhaften Augen. Sie ist sehr bissig und wild, und was sie mit ihrem starken Maule erfaßt, läßt sie nicht wieder los. Sie reißt den Fischen den Bauch auf, während ihr der Pirai manchmal die Füße abbeißt. Da die Seeküste der Kolonie meist sehr schlammig ist, so gibt es nur wenige Stellen, wo die Seeschildkröten ans Land kommen, um ihre Eier zu legen. Solch eine Stelle ist die Mündung des Maroni, dessen linkes Ufer von der Mündung an beinahe sechs Stunden lang eine Sandbank ist, die dann in Mangroven- und Schlamm-Ufer sich verliert. Im Jahre 1840 hatte ich als Kommandant eines kleinen Detachements Soldaten auf dem militärischen Seeposten Prins Willem Frederik die beste Gelegenheit, mit diesen riesigen Tieren bekannt zu werden. Die größere Art, Chelonia viridis *Schw.*, die berühmte Green Turtle, aus der man die Schildkrötensuppe bereitet, wird von den Karaiben Kataru, den Arowaken Portoka genannt, aber von beiden Stämmen nicht gegessen. In der Kolonie nennt man sie Kalpé und auch da wird das Fleisch nur gegessen, wenn die Butter wohlfeil ist, denn die Sauce ist, wie bei so manchem Gericht, die Hauptsache; das Fleisch ist grobfaserig und schwammig, und das grüne Fett hat einen unangenehmen Geschmack, der nur durch die Menge verschiedenartiger Gewürze verhüllt wird. Die Begattungszeit der Chelonia viridis fällt in den Januar und Februar, und dann sieht man oft diese kolossalen Tiere aneinander hängend tagelang im Meere herumtreiben. So fand ich in späteren Jahren, als ich mit meinem Boote in die Mündung des Maroni einfuhr, einst ein solches Liebespärchen. Da es ganz stilles Wasser war, fuhren wir so nahe an dasselbe, daß ich einen Vorderfuß des Männchens, mit dem es den Oberschild des Weibchens umklammert hatte, emporheben und in eine Schlinge stecken konnte. Erst als diese sich gut zuzog, und wir dem Lande zuruderten, merkten die Tiere den Spaß, und unter Fauchen und Schlagen machte das Weibchen sich los, das Männchen aber wurde ins Boot geladen und nach Albina gebracht. Die Männchen unterscheiden sich von den Weibchen nur dadurch, daß sie etwas größer sind, und daß der Schwanz, womit sie sich bei der Begattung am Weibchen festhalten, anderthalb Fuß lang ist, während er beim Weibchen kaum eine Länge von sechs Zoll hat. Die Schale ist herzförmig, oben mit dünnen, durchscheinenden, braun und gelblich gefleckten, anderthalb Fuß langen, acht Zoll breiten Hornplatten bekleidet, die ihrer Dünne halber nicht verwendet werden. Sie ist über drei Fuß lang und am breitesten Teile gemessen ebenso breit, und bei anderthalb Fuß hoch; der Bauchschild ist gelblich. Die zwei Fuß langen, flossenartigen Vorderfüße sind, wie der acht Zoll lange Kopf, mit dünnen hornartigen Schildern bedeckt, die Hinterfüße sind weniger lang und rundlich, und der dicke Hals wie die fleischigen Teile der Unterseite, die die Füße umgeben, mit einer gelblichen, chagrinartigen Haut überzogen. Die Kiefer sind hornig und so stark, daß das Tier, das sich bloß von Seetang nährt, den stärksten Stock durchbeißen kann. Ihrer Gestalt nach ist die Chelonia viridis nur für den Aufenthalt im Wasser geschaffen, das sie auch nie verläßt, als um ihre Eier zu legen, weshalb auch nie ein Männchen am Lande gefangen wird. Die Legezeit fängt schon im Februar an und zwar nur bei toter Ebbe und Flut, d. h. im ersten und letzten Mondsviertel, wenn die Flut viel weniger hoch kommt, als beim Neu- und Vollmond. Diese schwerfälligen Tiere klimmen dann, wenn die Nacht anbricht, mühsam den steilen Strand hinauf und lassen eine vier Fuß breite Spur im Sande hinter sich, die man nach mehreren Tagen noch sieht, wenn das Wasser nicht zu hoch steigt und der Wellenschlag sie nicht verwischt. Sie untersuchen, indem sie manchmal einige Hundert Schritte weit kriechen, das Ufer, auf dem bloß hartes rauhes Gras, kleines Gesträuch, durchflochten mit der Passiflora fötida, und Cactuse (Cereus), wachsen, scharren, wenn sie eine passende Stelle gefunden haben, mit den Hinterfüßen ein anderthalb bis zwei Fuß tiefes Loch und legen darein ihre weißen runden, nur mit einer pergamentartigen Schale umgebenen Eier, die die Größe einer Billardkugel haben. Die Zahl der Eier kann bei jedem Legen von 60 bis über 200 betragen. Das Nestmachen und Eierlegen dauert bei zwei Stunden und die Weibchen legen drei- bis viermal in einer Saison. Es müßte deshalb die Vermehrung der Seeschildkröten eine ungemein große sein, wenn nicht viele der Eier von Menschen und Tieren weggenommen und auch die ausgekrochenen Jungen zum Teil ein Raub der Fische würden. Das Weiße im Ei ist wie eine krystallhelle Gallerte, wird beim Kochen weißlich aber nicht hart, und deshalb auch nicht genossen. Der Dotter ist gelb, wird hart und eine gute Speise, doch sind Hühnereier besser. Zerschlägt man die Eier und setzt sie in flachen Geschirren der Sonnenhitze aus, so sondert sich ein sehr feines Oel ab. Die jungen Schildkröten kommen im Juli oder August aus dem Ei und graben sich nicht nach der Höhe, sondern horizontal heraus. Sie sind schwärzlich von Farbe und der Schild noch ziemlich weich. Sie laufen sogleich dem Meere zu und müssen, wenn sie sich wie die Alten von

Tangen nähren, wohl zwei Stunden weit schwimmen, ehe sie dahin kommen, wo auf dem tieferen Meeresboden Pflanzen wachsen. Die Nester, wo die Eier liegen, sind gar nicht schwierig zu finden, weil die Spuren im Sande dazu hinführen; auch findet man immer ausgerissene Wurzeln und einen Platz von oft mehr als 30 Q.-m. umwühlt. Auf dieser Fläche ist nun das anderthalb bis zwei Fuß unterm Boden befindliche Nest zu suchen. Um es zu finden, sticht man mit einem indianischen Pfeil oder glatten Stock so lange an verschiedenen Stellen in den Boden, bis man durch den oberen härteren Sand in die weicheren Stellen eindringt, wo die Eier liegen. Da die Indianen das Fleisch und die Eier nicht essen, so wurde den Seeschildkröten am Maroni erst nachgestellt, als die Franzosen sich auf dem rechten Ufer des Flusses ansiedelten. Außer dem Menschen lauert auch der Jaguar auf sie, und ich habe schon manche Schale gefunden, die von diesem Raubtier rein ausgefressen war. Gegen April und Mai kann man am sandigen Meeresufer des Maroni in jeder Nacht bei niederer Flut wohl ein halbes Dutzend dieser Schildkröten fangen, die man bloß auf den Rücken zu werfen braucht, um es ihnen unmöglich zu machen, sich umzuwenden, wenn sie sich nicht mit den Füßen an eine Wurzel oder dergleichen anstemmen können. Ich habe manche allein umgedreht; es gehört aber Kraft und Vorsicht dazu, denn sie schlagen, sobald sie umgedreht werden, wütend mit den Füßen um sich. Das Schlachten dieser Tiere (wie überhaupt aller Schildkröten) ist ein peinliches Geschäft. Man schneidet dem auf dem Rücken liegenden Tiere erst die Kehle durch, dann wird mit einem scharfen Messer der Bauchschild vom Rückenschild abgelöst und Eier und Eingeweide herausgenommen, wobei, wenn auch alles Blut ausgelaufen ist, doch das Herz noch stundenlang fortschlägt und die Füße sich hin und her bewegen. Gegen Mai und Juni kommt eine kleinere, nur etwa 60 Pfund schwere, der großen ziemlich ähnliche Schildkröte bisweilen in so großer Anzahl an das Land, daß man in mancher Nacht wohl 30 Stück fangen könnte. Die Indianer nennen sie Warana, Chelonia corticata *Rand.* Diese kommen auch an den Strand, ohne gerade ihre Eier legen zu wollen, obgleich ich unter den herumspazierenden nie Männchen gesehen habe. Ihre Eier sind kleiner als die der vorigen, besser und die Dotter gelber, das Fleisch aber wird nicht gegessen. Viel seltener und meist nicht vor Juni kommt die Carett-Schildkröte, Chelonia imbricata *L.*, ans Land. Sie ist größer als die Warana, etwa hundert Pfund schwer, über zwei Fuß lang und beinahe ebenso breit. Auf diesem Schilde liegt ziegelartig übereinander in etwa dreißig fünf bis sechs Zoll langen Platten das durchscheinende gelb und rotbraun gefleckte Schildpatt, von dem ein Tier 1 ½—2 ½ Kilo geben kann. Auch der Rand des Schildes ist damit eingefaßt. Um es von dem Schilde loszumachen, wird derselbe über einem Feuer erwärmt, oder mit heißem Wasser begossen, worauf die einzelnen Platten sich leicht ablösen. Obgleich es sehr schön ist, so wird es viel weniger geschätzt als das aus Ostindien kommende. Ihr Oberkiefer hat einen Haken beinahe wie ein Papagei-Schnabel, mit dem sie vermutlich Schaltiere von Felsen ablöst. Das Fleisch wird nicht gegessen und gilt sogar für giftig. Die Eier sind wie die der Warana. Die Karaiben heißen die Carett-Schildkröte Cracca. Sie kommt an der surinamischen Küste selten vor und man erkennt ihr Nest an der Spur, die der hakenförmige Oberkiefer im Sande macht. Eine andere, Caretta onechochelys Kraussi *Gray*, ist dieser in Form und Farbe ganz gleich, aber so dünnschalig, daß sie durchaus keinen Wert hat. (Forts. folgt.)

Verlag von L. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Palau-Inseln im Stillen Ocean.

Reiseerlebnisse

von

Karl Semper,

Professor der Zoologie und vergl. Anatomie an der Universität Würzburg.

Mit einer Karte. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M. 20 Pf.

Ein deutsches Werk, in dem die jetzt so viel genannten Carolinen-Inseln und deren eigenartige Bewohner geschildert werden. Der Verfasser hat sich fast ein Jahr daselbst aufgehalten und theilt das von ihm Beobachtete und Erlebte in lebhafter, farbenfrischer Darstellung mit.

Ein neues Abonnement auf

KETTLER-MÜLLER'S

Wandkarte von

AFRIKA

beginnt am 30. September d. J.

4 Lieferungen à 2 Mark. Alle 14 Tage 1 Lieferung.

Geograph. Institut, Weimar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Freie Vorträge

von

W. H. Riehl.

Zweite Sammlung.

gr. 8. X und 532 Seiten. M. 7. 50 Pf.

Inhalt:

Nord und Süd in der deutschen Kultur. Zwei Vorträge. — Der Kampf der Wissenschaften in der Neuzeit. — Ein Gang durch die Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. — Die statistische Krankheit. — Der Sieg der Renaissance in der Gegenwart. — Das Gesetz der Ergänzung in den Künsten. — Arcangelo Corelli im Wendepunkte zweier musikgeschichtlicher Epochen. Novelle und Sonate. — Zwei Rektoratsreden: I. Lessing als Universitätsfreund. II. Die Heimat der Universität.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 41. Stuttgart, 12. Oktober. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das Tote Meer. Von Richard Fritsche. S. 801. — 2. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. (Fortsetzung.) S. 806. — 3. Pamir-Reisen im Jahre 1883. Von Wilhelm Geiger. S. 809. — 4. Geographische Neuigkeiten. S. 813. — 5. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 815. — 6. Litteratur. S. 818.

Das Tote Meer.

Von Richard Fritsche.

Das Tote Meer ist gewiß einer der merkwürdigsten Seen der Erde. Die ungeheuer tiefe Lage desselben, die alles Leben zerstörende Beschaffenheit seines Wassers, die großartige Landschaft an seinen Ufern, die wilde Bevölkerung der Wüstensöhne, die hier zelten, sowie endlich die tragische Geschichte des einst fruchtbaren Thales Siddim, dessen Städte Sodom und Gomorrha, wie uns schon in den Tagen der Kindheit erzählt ward, so schrecklich untergingen, haben über diesen an der Südostgrenze Palästina's gelegenen See die wunderlichsten Fabeln erdichtet. Welch' grausige Sagen gingen Jahrhunderte hindurch über das Tote Meer im Schwange von Aristoteles, Diodors, Seneca's, Strabo's, Josephus, Plinius und Tacitus Tagen an bis auf Pococke und die neuere Zeit! Schreibt doch Strabo darüber: „Die Erde gleicht da der Asche, die Ufer sind heiß und ein Pestgeruch verbreitet sich weithin. . . . Man sagt, daß dieses Meer, dessen Boden auch Asche ist, durch Erdbeben und Feuer entstanden sei." Seneca erzählt gar, daß Ziegelsteine, ins Meer geworfen, nicht untersänken. Und Tacitus berichtet: „Der Untergang der Städte in diesem Thale brachte es mit sich, daß heute nichts mehr in dieser einst fruchtbaren Gegend wächst, da der Boden durch das Erdpech ganz verdorben wurde, wie auch die Luft verpestet ist." In dem biblischen Buche der Weisheit Salomo's heißt es davon: „Der Gottlosen verwüstet Land rauchet noch und die Bäume tragen da unreife Früchte." Später erzählte man, daß Vögel, die über den See fliegen, von dem ihm entströmenden Pesthauch betäubt, sterbend ins Wasser hinunterfallen, daß ein gräßlicher Rauch ihm entsteigt und darüber sich lagert, als ob noch der Ofen in Thätigkeit wäre, den Abraham von Hebrons Höhen hier dampfen sah. Das Wasser, so berichtet noch Pococke, wäre so heiß, daß Schiffe, die den See befahren wollten, auf der Fahrt verbrennen würden, weshalb auch kein Mensch es wagen dürfe, darin ein Bad zu nehmen, da er seinen Leib dabei versengen möchte. Es sehe wie eine weit hingegossene Bleimasse aus, in der die Sonne totenbleich sich spiegle. In dem vom Fluch getroffenen Boden Sodoms habe sich ein Schwefel- und Pechpfuhl gebildet, der wie ein Höllenkamin fortwährend rauche und der umgeben sei von schauerlichen schwarzen Felsen und Erdpechgruben, die hier in ungeheurer Menge anzutreffen wären. Darum finde sich an dieser vergifteten Flut, in dieser verpesteten Luft keine süße Quelle, die den Wanderer labte, kein Baum, unter dessen schattigem Dache er sich erquickte, kein Ackerfeld, keine Wohnung der Menschen, wohl aber alle Schrecken und Schauer einer höllischen Region.

Alle diese Mythen und Fabeln hat erst im Anfange des 19. Jahrhunderts Ulrich Jasper Seetzen beseitigt. Er hatte in den Jahren 1806 und 1807 sowohl das West- als auch das Ostufer des Sees durchwandert. Im Dezember 1806 kam Seetzen auf fünf Tage an das Westufer des Asphaltsees und erforschte im nächsten Jahre den ganzen Januar hindurch das Ostufer desselben. Er hatte bei dieser Reise, die er im Gewande eines Derwisch unter

dem Namen Hadschi Musael-Gäkim unternahm, unzählige Schwierigkeiten zu überwinden. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es ihm endlich, einen Begleiter dafür zu gewinnen. Er durfte aber weder Geld noch Wertsachen mitnehmen, um damit nicht die Raublust der Beduinen zu erwecken. Sein Proviant bestand fast nur aus einem Mehlsack, von dessen Inhalt Morgens und Abends Brot gebacken wurde. Er wurde auch überfallen und seines arabischen Mantels, sowie der silbernen Uhr, die ihm zur Angabe der Entfernung der einzelnen Wadis so nötig war, beraubt; er erhielt zwar zufälligerweise bald darauf alles zurück, aber die Uhr in verdorbenem Zustande. Im ganzen liefen jedoch beide Reisen glücklich ab und er kehrte endlich mit den für die Kenntnis des Toten Meeres überaus wichtigen Entdeckungen wohlbehalten nach Jerusalem zurück.

Im Jahre 1812 kam der berühmte Reisende Ludwig Burckhardt an das Tote Meer, stieg jedoch von den an der Ostseite sich erhebenden Bergen nicht ans Ufer herab. — Nur nebenbei sei erwähnt die romantische, aber unbedachte Fahrt des Irländers Costigan, der 1836, von einem einzigen Diener begleitet, das Tote Meer mit einem Kahne befuhr, das Südende desselben erreichte, aber zwei Tage hindurch ohne Süßwasser blieb, mit größter Anstrengung wieder am Nordende fieberkrank anlangte und nach Jerusalem transportiert werden mußte, wo er im Franziskanerkloster bald darauf verstarb.

1837 brachte der Münchener Professor Dr. v. Schubert das erste Barometer ans Tote Meer. Er konnte sich nicht genug wundern, daß, am Gestade des Sees angelangt, die Quecksilbersäule weit über die daran angebrachte Skala hinaufstieg und sogar ans obere Ende des Instrumentes anstieß. Er hielt dasselbe anfänglich für verdorben, fand es jedoch bei seiner Ankunft in Jerusalem wieder ganz in Ordnung. Als er nun in deutschen Blättern die Vermutung aussprach, daß daß das Tote Meer tief unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegen müsse, fand er zu seiner großen Freude diese Ansicht bestätigt durch den Engländer Becke, der in demselben Jahre mit seinem Reisegefährten Moore am Toten Meere gewesen und, ganz unabhängig von Schubert, dieselbe Entdeckung gemacht hatte.

Im Jahre 1838 war der österreichische Bergrat Josef Russegger am Toten Meere, der von den Fürsten Lobkowitz und Metternich an die Spitze jener Expedition gestellt wurde, die im Auftrage Mohammed Ali's von Aegypten dessen Länder in montanistischer Hinsicht untersuchen sollte. Er war der erste Geologe, der das Tote Meer sah, und so sind seine Berichte in geognostischer Beziehung von größter Bedeutung. In demselben Jahre besuchte in Gesellschaft des Missionars Eli Smith das Salzmeer Eduard Robinson, dessen Name als Palästinaforscher in Europa und Amerika gleich bekannt ist.

In neuerer Zeit haben die seefahrenden Nationen eigens ausgerüstete nautische Expeditionen nach dem Jordan und dem Toten Meere ausgesandt. So schickte England 1841 den Schiffslieutenant Symonds dahin, der die ersten Triangulierungen am Tiberias-See ausführte und das Gefäll des Jordan, sowie die Tiefe des Toten Meeres zu messen hatte. 1847 sandte abermals England den Schiffslieutenant Molineux dahin, der den Jordan schon mit einem Boote befuhr. Aber Boot und Lager wurden ausgeplündert und die Gesellschaft in die Wüste zersprengt. Molineux sammelte trotzdem die Reste der Expedition und befuhr nun, nur von zwei Gefährten begleitet, das Tote Meer bis in die Nähe der Südbai. Er that dies leider im August; die Hitze war fürchterlich, nach zwei schrecklichen Tagen erreichte er in krankem Zustande das Nordende wieder und erlag kurze Zeit darauf seinen Leiden. — Im Jahre 1848 sandte Amerika zur Erforschung der Jordanspalte ein mit Instrumenten und zwei metallenen Booten ausgestattetes Schiff unter den Oberoffizieren Lynch und Dale über den Ozean. Die Boote wurden von Akko aus mittelst Kameelen nach Tiberias geschafft. Unter unglaublichen Hindernissen fuhr nun Lynch über die vielen Stromschnellen die mäandrischen Windungen des Jordan hinunter und stellte dann durch 20 Tage Untersuchungen am Toten Meere an. Das Hauptquartier wurde zu Engedi, in der Mitte des Westufers, aufgeschlagen, von wo aus die von überaus wertvollen Resultaten begleiteten Fahrten nach allen Richtungen unternommen wurden.

Die letzte Expedition nach diesem fabelhaften See führte 1864 Frankreich unter der Leitung des Herzogs von Luynes aus. Er ließ einen in Marseille gebauten, für vierzehn Personen bestimmten kleinen Dampfer von Jaffa aus an das Nordende des Toten Meeres bringen und bestieg ihn hier mit fünf Gefährten, die ihm bei der Erforschung des Sees behülflich waren. Er nahm auch einzelne Schechs der am See zeltenden Beduinen mit, so daß er mit ihren Stämmen gut auskam. Das Resultat dieser Reise ist das 1874 herausgegebene Prachtwerk, das über die genauesten Tiefmessungen und Sondagen im See Bericht erstattet. In neuester Zeit besuchte endlich das Tote Meer der bekannte Geologe Dr. Oskar Fraas in Stuttgart, der in seinen über den Orient erschienenen Schriften die wichtigsten Aufschlüsse über die Lage desselben, die Eigentümlichkeit des Wassers und die geognostische Beschaffenheit der den See umgebenden Berge gegeben hat.

Betrachten wir nun den See selbst. Zum erstenmale sah ich die Nordbucht des Toten Meeres und die Berge zu beiden Seiten desselben vom Oelberge bei Jerusalem. Es war ein herrlicher Anblick: nach Westen hin die heilige Stadt auf Moria und Zion sanft geneigt entgegengebreitet, nach Osten der wüste Abfall des Gebirges Juda, in wild durcheinander geworfenen Kalksteinbergen der Jordan-Spalte zueilend, um hier zum Teil im weiten Bogen in die Au von Jericho, zum Teil in schroffen Felswänden in den See herabzustürzen. Noch genauer sieht man die Nordbucht des Sees von der Terrasse des Klosters zu Bethlehem, wo das reiche

Grün um die Davidsstadt von den öden Bergen der Wüste Juda gar lieblich absticht und wo man infolge der außerordentlichen Reinheit der Luft den See ganz nahe vor sich zu haben meint. Einen wirklichen Genuß bietet der Blick auf diesen Teil des Sees von der Ostwand des Gebirges Juda, wo das Auge erfreut herniederschaut in die anmutige, vom Jordan durchströmte Ebene von Jericho, mit Entzücken ruht auf dem ins grünliche spielenden Wasser des Sees und mit Lust hinüberschweift auf die von blaurotem Licht umwobenen Berge, welche an beiden Ufern des Sees, doch besonders auf der Ostseite, zu beträchtlicher Höhe sich erheben. Steigt man von hier in die Ebene hinab, so gelangt man auf die teilweise sehr fruchtbare, aber meist unbebaute Jericho-Au, überschreitet den Elisa-Bach, dessen Ufer von prächtigen Oleandern, die in ihrem Blütenschmuck wie eine rote Schlangenlinie an ihm sich hinziehen, eingefaßt sind, stößt dann auf das ärmliche Lehmhüttendorf Riha, dessen Name an die alte Stadt Jericho erinnert und kommt endlich nach etwa zwei Stunden an merkwürdig gestalteten konischen Sandhügeln vorbei über meist salzthonigen, sumpfigen, schwachgewellten Boden, der hier und da mit Salzpflanzen und Weidengesträuch besetzt und so glatt ist, daß die Pferde leicht ausgleiten, an die Mündung des Jordan und das Nordende des Toten Meeres.

Fast jeder Reisende trifft mit bestimmter vorgefaßter Meinung hier ein, meint wirklich einen düstern See hier zu finden, und ist nun nicht wenig erstaunt über das im Frühling geradezu erfreuende Aussehen desselben. Denn der Jordan ist an seiner Mündung von allerlei Bäumen umgrünt, und ich sah am Einfluß derselben ins Meer eine Schaar Reiher sitzen, die wohl aufpaßten, bis ein Fisch in die Lauge des Sees sich verirrte, wo er, mit dem Tode kämpfend, sich bald auf den Rücken legt und so leicht erfaßt werden kann. Und am Nordrand des Sees ist starkes Gebüsch, in das bei unserer Ankunft ein wilder Eber flüchtete, in dem der Gesang der syrischen Nachtigall erscholl und Hunderte Tauben lustig girrten, die, aufgeschreckt, mit ihrem schönen Fluge die Luft ringsum durchkreisten. Wir sahen vor uns ein freundliches Wasser, zu beiden Seiten von dunklen Kalksteinfelsen eingefaßt, die im Norden des Sees weit auseinandertreten, bald aber wieder dem Ufer zuziehen, um dasselbe endlich mit jähen Wänden einzuschließen. Selbst diese Felsen waren in den Ritzen mit etwas Grün bekleidet und an ihrem Fuße hie und da mit einem Pflanzengürtel umgeben — und das sollte wirklich das Tote Meer sein, das die Phantasie der Abendländer oft so schauerlich ausgemalt hat! Da war nichts zu sehen von einer bleiernen, trägen Masse, die so schwer ist daß sie niemals Wellen schlägt, sondern klares, am Strande grünliches, weiterhin dunkelblaues Wasser, in dem sich der wolkenlose Himmel und das grüne Ufer spiegelte, ohne Schlamm auf dem Grunde und zum Baden einladend. Da flogen die Vögel fröhlich über den See, ohne sterbend in die Tiefe hinabzufallen. Da spürte man nichts von Schwefeldämpfen, die das Herannahen des Wanderers hindern, so daß selbst Araber, wie Pococke erzählt, sich die Nasenlöcher mit kleinen Zwiebeln verstopfen; da lagen über dem See nur die Morgennebel und der Rauch, der von dem Feuer der Beduinen stammte, die hinter jenen Bergen ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Nach der Wanderung durch die Wüste Juda, wo das Auge durch die Einförmigkeit kahler Felsberge ermüdet wird, bot der See einen erquickenden Anblick, von dem man sich gar nicht trennen wollte. Und so ist an allen Stellen des Ufers, wo nur eine süße Quelle entspringt, liebliche Vegetation zu finden. So bei Engedi in der Mitte des Westufers, so gerade gegenüber im Wadi Modschib am Ostufer und nördlich davon im Wadi des Zerka Maïn, wie auch am Südende des Sees.

Die bald an den See herantretenden Berge lassen ihn nicht seiner ganzen Länge nach überblicken. Von der Ferne gesehen laufen diese Berge als Fortsetzung des cis- und transjordanischen Gebirges von Norden nach Süden als eine ziemlich gleichhohe, ausdruckslose Kette ohne hervorragende Gipfel am West- und Ostufer hin. In der Nähe sieht man jedoch einzelne Kuppen, wie Ras Feschka, el-Merseb, Engedi und Sebbeh im Westen und vornehmlich Kerak im Osten über den Kamm aufsteigen. Man wird auch, so von der Höhe Engedi's aus, der gewaltigen Einschnitte des Wadi Modschib und des Zerka Maïn am Ostufer gewahr, wie auch der scharfen Zacken des Salzberges Usdum im Südwesten, so daß von der dem Kalkgebirge eignenden Einförmigkeit hier kaum die Rede sein kann. Die Felsenschrofen sind im Westen bis 400 m., im Osten etwa 700 m. hoch, aber die scharfe Beleuchtung des Südens läßt sie noch viel höher erscheinen. Das Westufer besteht aus feuersteinhaltigem, bituminösem Kalkstein, der in regelmäßigen Bänken ohne Sprung, Bug und Knick übereinander aufgeschichtet ist. Im Südwesten erhebt sich der merkwürdige, $1\frac{1}{2}$ Stunden lange und etwa 50 m. hohe Dschebel Usdum, dessen Namen an das alte Sodom erinnert, der aus purem Salz besteht, doch so, daß das Salz meist nicht zu Tage liegt, sondern von einer Kreideschichte oben überdeckt ist. Der Fuß des erst in neuerer Zeit von Lartet, dem Begleiter des Herzogs von Luynes, und Dr. Otto Kersten, früherem Kanzler des deutschen Konsulates in Jerusalem, genauer erforschten Ostufers gehört der Sandsteinformation an. Im Wadi des Zerka Maïn und im oberen Wadi Modschib zeigen sich augit-basaltische Ergüsse. Ueber denselben sind dann wieder die Kalksteinschichten der westlichen Berge gelagert. Die große Landzunge, die an der Südostküste in den See hineinragt, besteht aus mit Kalksinter und Gyps verkittetem Gebirgsschutt, den aber auch Bänder von Salz und Thon durchziehen. Wie alle Kalkgebirge, sind auch diese Berge voller Höhlen. Dazu sind sie von den Winterregen ausgewaschen und zerrissen und nehmen so oft phantastische Gestalten

an. Hie und da entspringen in den Wadis warme Quellen, so die von Kalirrhoë im oberen Zerka Maïn und nördlich davon die Quellen von Suweimeh. Rings um den See trifft man Spuren früherer Ansiedelungen; zerfallende Mauern, Wasserbehälter, Zisternen und Keller. In der Regenzeit lagern hier die Beduinen unter ihren Zelten; im Frühjahr ziehen sie wieder auf die Berge, wo sie frische Weide für ihre Heerden finden. Sowohl am West-, als am Ostufer, so auf den Höhen des alten Moab, stößt man auf Dolmen oder Denksteine über Gräbern, die zum Andenken an irgend einen Schech hier aufgestellt wurden. Sie bestehen gewöhnlich aus vier größeren, unbehauenen Steinen, von denen der eine flach auf den Boden gelegt ist, während je ein Stein an seinen Enden aufrecht steht, die wieder den größten Stein tragen. Als Seetzen seine erste Reise an das Westufer des Sees unternahm, sah er vor Engedi einen solchen Steinhügel, zu dem seine Begleiter mit Andacht sich nahten, ein kurzes Gebet sprachen und schließlich den obersten Stein küßten. Manchmal schmückt das Grab auch ein Steinpfeiler, ein einziger, größerer, aufrechtstehender, roher Stein. Man fand auch einen vollständigen Steinkreis auf, der ursprünglich zur Abgrenzung eines heiligen Bezirkes diente. An einzelnen Steinen, Felswänden und Ruinen sind rund um den See und bis ins peträische Arabien seltsame Zeichen angebracht: ein kleines Rechteck, ein Kreuz oder ein Kreis und daran wieder ein Kreuz. Sie sind auch den Kameelen und der sonstigen Habe der Beduinen eingebrannt. Es sind Grenzmarken und Bezeichnungen des Eigentums, an denen die Beduinen sofort erkennen, welchem Stamme diese Gegend gehört.

Fassen wir die den See einschließenden Berge noch etwas genauer ins Auge. Da ragt zuerst auf der westlichen Seite das Vorgebirge el-Feschka, das die Aussicht nach Süden versperrt, in starrer Schönheit empor. Am nördlichen Fuße der Felswand entspringt dem sumpfigen Thonboden eine von grünem Buschwerk umgebene schwachsalzige Quelle. Nach Süden hin stürzt die Klippe in so abrupter Weise unmittelbar in den See ab, daß er hier durch die westlichen Berge auf eine weitere Strecke hin umgangen werden muß, während sonst ein schmaler oder breiterer, hie und da höchst unbequemer Uferrand gestattet, den See auch längs seiner Küste zu bereisen. Einen fast noch imposanteren Anblick als el-Feschka, gewährt wegen der ungewöhnlichen Nacktheit und Oede ihrer Wände die Klippe el-Mersed. Die daran sich reihende, gewaltige, im Sommer durchaus trockene Schlucht des Kidron, der von Jerusalem her, am Kloster Saba vorbei, in den Kalkfelsen sich ein tiefes Bett gegraben, um endlich ins Tote Meer zu münden, kann in ihrem letzten Teile weder von Mar Saba, noch vom See aus begangen werden, indem der Wadi da in senkrechten Escarpen von 10—20 Fuß Höhe abfällt. In der Mitte der Westseite ist seit alter Zeit berühmt die Quelle Engedi, arabisch 'Aïn Dschidi, d. h. Bocksquelle, in den Erzählungen der Kreuzfahrer „der Demant der Wüste" genannt. Die Berge sind hier mindestens 1300 Fuß hoch. Von der Höhe führt ein schwieriger Pfad ans Gestade hinab. Auf demselben begegnet man oft von zerlumpten Wüstensöhnen geführten Schaf- und Ziegenheerden oder Beduinenweibern, die riesige Bündel Reisig auf dem Rücken tragen, oder mit Salz beladenen Eseln, das aus den südlich von Engedi am Ufer sich bildenden Laken nach Verdunstung des Süßwassers gewonnen wird. Etwa 65 m. über dem See entspringen unter einer Felsplatte zwei süße klare Quellen, mit freilich lauem Wasser, die sich bald vereinigen und ein liebliches, von reizendem Grün umsäumtes Bächlein bilden, das lustig den Abhang hinunterrauscht, im Sommer jedoch den See nicht erreicht, sondern in den Geschiebmassen des Ufers versiegt. Ueber das Buschwerk an der Quelle erhebt sich auch der Sodom-Apfelbaum, die zu den Asclepiadeen gehörige Calotropis gigantea, ein größerer, sonst in den Tropen heimischer Strauch, dessen büschelförmig beisammenstehende Früchte die Form und Farbe eines Apfels haben, die gedrückt zerplatzen und nichts als Fetzen der Schale, die dünne Samenhülse und die Fäden, welche diese mit jener verbunden hatten, in der Hand zurücklassen, eine Eigentümlichkeit, die bei den Alten die Sage veranlaßte, daß diese Frucht, die auf dem vom Strafgerichte Gottes getroffenen Boden wächst, nur Asche und Staub enthalte. Auch der Gummi-Baum (Acacia Seyal), der Lotus-Baum (Zizyphus Lotus), sowie Pistazien und Mimosen entzücken in dieser Oase um so mehr das Auge, als ringsum das Felsgebirge ganz dürr ist.

Hier in Engedi, wo die süße Quelle all dieses Leben hervorgezaubert, hört man denn auch den Morgen- und Abendgesang munterer Vögel, im Gebüsch die flötende Nachtigall, in den Lüften den Triller der Lerche, auf der Klippe den Lockruf des Rebhuhns der Wüste und am Strand den fröhlichen Schlag der Wachtel. Schmetterlinge, Libellen, Heuschrecken, Käfer und Bienen summen und schwirren um duftende Blümchen, Eidechsen bergen sich in den Felsritzen, Schnecken hängen an den Blättern, und so hat sich auch der Mensch da angesiedelt. Wie noch heute die Beduinen am Uferrand hier Gerste bauen, so zeugen die drei großen, nun trockenen und zerfallenen Reservoirs, sowie die Ruinen von Gebäuden in der Nähe der Quelle und unten in der Ebene, daß Engedi ein uralter Ort ist und einst stark bewohnt war. Als Kleopatra sich Jericho's bemächtigte, baute man, wie dort, auch hier Balsam, eine nun verschwundene Staude; auch Palmen waren hier angepflanzt, die ebenfalls an der Westseite des Sees nicht mehr vorkommen, endlich Wein, wie ja auch Sulamith im Hohen Liede ihren Freund mit den Weinbergen von Engedi vergleicht.

Auf halbem Wege von Engedi nach dem Salzberg Usdum erblickt man die pyramidale Klippe Sebbeh, deren Höhe nur unter großen Schwierigkeiten erreicht werden

kann. Als die französische Expedition dahin einen Ausflug machte, mußten die Pferde bald zurückgelassen werden, endlich blieb auch der Herzog von Luynes zurück und nur die jüngeren Gefährten kletterten auf den Gipfel hinauf, auf dem noch die Ruinen der alten jüdischen Festung Masada zu sehen sind. Aber selbst auf dieser steilen Höhe war nicht alles Leben erstorben. Um den Herzog sproßten mancherlei Blumen, über sich entdeckte er auf einer Felskante drei Geier, und unter ihm ließ sich eine Schar entenartiger Vögel auf dem See nieder. Seine arabischen Begleiter erspähten auch bald auf dem Felskamme drei Beden, Steinböcke der Wüste, ein hier ziemlich häufiges Wild. Die Araber lauern den Tieren, im Rohr versteckt, an den süßen Quellen um den See auf und erlegen sie, wenn sie zur Tränke kommen. Auch die Franzosen schossen ein Tier, dessen festes Fleisch sehr wohlschmeckend ist. Von Zeit zu Zeit werfen die Tiere ihre Hörner ab. Die Beduinen bringen diese auf den Markt nach Jerusalem, wo Messer- und Dolchhefte daraus verfertigt werden.

Südlich von Sebbeh stehen auf einem Hügel, dessen Hintergrund höhere Berge bilden, die Ruinen der Burg Kalaât-es-Zuweirah, an deren Seite eine malerische Schlucht mit zahlreichen Mimosen, deren gewundene Aeste wagrecht sich ausbreiten, erfüllt ist. Im Südwesten endlich zieht sich der Salzfelsen Usdum hin, zackig und klippig und mit senkrechtem Absturz nach der Küste. Darin ist eine ungemein interessante Höhle mit Stalaktiten von reinem weißen Salz zu sehen. Ein breiterer Gang führt in einen mäßig großen, kegelförmigen, natürlichen Saal, der durch eine Oeffnung in der Decke sein Licht empfängt. Am Fuße des Salzberges liegen mächtige Blöcke umher. Merkwürdig ist vornehmlich eine fast 40 Fuß hohe, von den Atmosphärilien zernagte, aufrechtstehende Salzsäule, die sich durch einen alten Abrutsch von dem Flötz losgelöst hat und, in der Nähe der Küste isoliert, den Blick auf sich hinzieht. Die Araber, deren Prophet die biblische Erzählung von der Zerstörung Sodoms in den Koran aufgenommen, nennen diesen Block das Weib Lot's, in den sie verwandelt wurde, weil sie bei der Flucht der Familie Lot's aus dem untergehenden Sodom aus Neugierde sich umgedreht habe. Im Süden ist der Boden am Toten Meere wie im Norden eben, steigt aber bald über das Niveau des Mittelmeeres hinan, so daß der See gewiß niemals mit dem Roten Meere zusammenhing. In der Mitte der Thalsohle hat sich eine süße Quelle mit erfrischendem Wasser eine Rinne gegraben, deren Rand von dichtem Rohr besetzt ist. Der Sodoms-Apfelbaum wächst hier in Menge; auch Tamarisken und der Zakun-Baum, von dem die Araber das Zachäus-Oel gewinnen, zieren die Landschaft. Die französische Expedition erfreute sich hier des Anblicks von Scharen von Jordan-Kolibris, schreckte mehrere Gazellen auf und entdeckte auch die Fährte eines Panthers. Die Aussicht auf die Zacken des Salzberges im Westen, auf die dunklen Berge Edoms im Süden und auf die ernsten Höhen Moabs im Nordosten wird als genußreich gepriesen.

Die Berge an der Ostküste sind, wie gesagt, weit höher als die der Westküste, und die Vegetation ist da eine viel reichere, weil hier weit mehr süße Bäche durch die Wadis dem See zurauschen. Vornehmlich zwei tiefe Einschnitte mit perennierenden Bächen bestimmen den Charakter der östlichen Berge: der Wadi Modschib, der Arnon der Bibel, der die Nordgrenze Moabs bildete und heute die Belka im Norden vom Distrikt Kerak im Süden scheidet, und nördlich davon der Wadi 'des Zerka Maïn, d. i. des blauen Wassers von Maïn. Im Wadi Modschib rauscht der klare Fluß zwischen wild zerklüfteten, bunten Sandsteinfelsen mit starkem Fall schäumend über sein Felsenbett, um endlich 80 Fuß breit und 4 Fuß tief durch ein natürliches, pittoreskes Felsenthor in den See zu münden. Große Steinblöcke liegen mit kleinerem Gerölle an seinen Ufern. Auf denselben erblickt man hie und da kleine Steinhaufen, Wegweiser, die dem Wanderer die Richtung nach der Höhe und längs des Strandes zeigen. Kein Araber geht an ihnen vorüber, ohne einen Stein hinzuzulegen. An seiner Mündung bildet der Fluß ein kleines Delta, aus dessen Rohr auch trockene Stämme von Pappeln, Nabak und Palmen, Treibholz des Jordan, auftauchen. Weiden, Tamarisken, Mimosen und weiter oben Rosenlorbeer mit seinen Purpurblüten bezeichnen den Lauf des Bergstromes. Eber und Hyänen bergen sich in der Schlucht und der Habicht kreist in der Höhe. Ebenso sind die Ufer des Zerka Maïn, der ein starker Bach ist und der sich durch ein ähnliches Felsenthor den Weg zum See bahnt, mit mancherlei Gebüsch bestanden. Zwischen diesen beiden Wadis liegt ein sanft aufsteigender Streifen fruchtbaren Landes, auf dem die Araber Durrha, Gerste und Tabak bauen. Ein ähnlicher Thaleinschnitt in das östliche Bergland ist der Wadi Kerak im Süden des Wadi Modschib, wo Seetzen im Januar sogar mehr Wasser als im Modschib fand. Auch hier sind dieselben Pflanzen und dieselben steilen Sandsteinwände, grau, braun und rot gefärbt, zu sehen, zwischen denen der Fluß sich herabgießt. Etwa 25 Kilometer vom See krönt die Höhe die Stadt Kerak, die von allen volkreichen Städten des Moab allein sich erhalten hat. Ein aus der Kreuzfahrer-Zeit stammendes Kastell mit fünf Thürmen, Galerien, Sälen, Gewölben, Höfen, Zisternen und zum Teil zerfallenen Mauern beherrscht den Ort. Je höher man nach dieser Feste hinaufsteigt, desto öfter trifft man Olivenhaine, Gerste- und Waizenfelder und zahlreiche Heerden von Klein- und Großvieh. Außer diesen Hauptwadis gibt es noch andere Thaleinschnitte im Osten, in denen auch die Dattelpalme, „die Königin der Gräser", wie der Hindu sagt, ihre edle Krone auf schlankem Stamme wiegt. Viel häufiger kommt an der ganzen Ostküste die Zwerg-Palme vor, deren Anblick auch reizend und anmutend ist. Noch andere Arten der Flora und Fauna sind hier vertreten.

Ricinus, Arum, Crocus, die Jericho-Rose, die rote Anemone und vornehmlich Salzpflanzen mit fleischigen, klebrigen Blättern und rötlich-grünen Blüten schmücken den Strand. Um das Zelt des Beduinen grasen die Haustiere, der steinfarbige Hase versteckt sich unter dem Felsblock, die Störche wandern über den See und Schwalben und Möven schaukeln sich in der Luft. All dieses Leben entwickelt sich jedoch nur in der Nähe der süßen Wasser der Ostwand. Im Ganzen türmt sich auch diese Gebirgskette kahl und wild auf und schließt als ernste Mauer den Horizont ab. Der nördliche Teil derselben, Jericho gegenüber, heißt in der Bibel das Gebirge Abarim mit der Gruppe Pisga, über welche sich der berühmte Berg Nebo erhebt.

(Schluß folgt.)

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

(Fortsetzung.)

Im Frieden des Waldes lag das stattliche Holzhaus des alten Herrn über dem Abfall einer sich in ein ansehnliches Thal vorschiebenden Anhöhe dominierend da, und vorne jenseit eines kleinen Gärtchens und im Rücken der seitlich gelegenen Wirtschaftsbaulichkeiten blickte man in tiefe Waldesschluchten. Ging man hinter dem Hause nur einige Minuten auf der Höhe fort, so betrat man ein niedliches, christliches Dorf. So war einstmals die Wohnstätte fast wie eine Zwingfeste des christlichen Bekenntnisses kühn hinausgebaut in ein feindliches, heidnisches Land.

Es waren, wenn ich mich recht entsinne, vier Landsleute, die auf Antrieb der Regierung von der Missionsgesellschaft in Rotterdam für die Arbeit in diesem Landstrich bestimmt wurden. Jetzt sind aus ihren Nachfolgern übrigens von der Regierung besoldete „Hülfsprediger" geworden. Die Wirkung spanischer Missionsthätigkeit war, wie ich schon bemerkte, zu jener Zeit vollständig verwischt, ein Ahnen- und Geisterkultus herrschte. Aber der Reisende von heute vermag sich im Anblick dieses Volkes in seinem ruhigen, sanften, gesitteten Wesen nur schwer eine Vorstellung von den Zuständen zu machen, in denen dasselbe noch vor wenig mehr als einem Menschenalter sich befunden haben muß. Fast nackt umherlaufende Menschen, Sklavenhalter rohester Art, lechzend nach dem Blute Jedes, der nicht seinem Stamm oder seinem Familienverbande angehörte. Nicht in offenem Kampfe wurde der Blutdurst gestillt, sondern im Dunkel der Nacht oder der Wälder schlich der Mensch sein Opfer an und trennte den Kopf vom Rumpf. Menschliche Schädel waren ein Schmuck des Hauses und eine Ehre für den Mörder; die Pfähle desselben auf die Schädel setzen und ihr warmes Blut trinken, oder gar die Sklavenkinder lebendig in die Pfahllöcher zu werfen, galt für segenbringend für das Haus; mit ins Grab wurden sie gegeben, mehr oder weniger, je nach Rang im Stamme oder Stellung in der Familie, und zwar in dem Wahne, daß die Geister der Gemordeten dem Geiste des Gestorbenen im jenseitigen Zustande dienstbar sein würden.

Blut und immer Blut, und sei es auch das unschuldigste! So mußte mein Gewährsmann, der Missionar, Weib und Kinder von ferne überwachen lassen, wenn sie zum Bade in den Wald zum nahen Bache hinabstiegen.

Furchtlos sind die Missionare in den Kampf gegen diesen unheimlichen, furchtbaren Wahn gezogen, und ihrem Eifer und ihrer germanischen Ausdauer ist es in der verhältnismäßig kurzen Spanne Zeit in wahrhaft überraschender Weise gelungen, ihn auszurotten mit Stumpf und Stiel. Mit Bestimmtheit glaube ich das sagen zu können von den heidnischen Eingeborenen, die noch zerstreut in christlichen Gemeinden oder in kleinen Gemeinwesen in deren Nähe wohnen; dort regt sich gewiß keine Hand mehr zu einer blutigen That, die auf jenen Wahn zurückzuführen ist. In der europäischen Gesellschaft, der nichtoffiziellen, sprach man allerdings davon, daß unter den östlich von Menado noch in kompakter Masse lebenden heidnischen Bantiks noch blutige Opfer fallen sollten, aber bestimmte Fakten wußte niemand anzuführen. Von tierischen, noch heute an hohen Festen üblichen Schlachtopfern der Alfuren der Umgegend berichtete mir mein Gastherr; die Opfernden bestreichen mit dem Blut zunächst ihre Stirnen und dann einen bestimmten Teil des Gebälkes in ihrer Hütte, als der Stätte in derselben, „wo der große Geist wohnt, der alles weiß". Der ist, nach ihrem Glauben, zu erhaben, als daß der Laie ihm mit seinen Gebeten nahen könne, und so sind es denn die Geister der Ahnen, an die sich dieselben wenden müssen.

Es darf uns nicht befremden, daß selbst die christlichen Gemüter noch vielfach beunruhigt werden durch allerlei Aberglauben und Geisterfurcht. Die Missionare eifern nicht mehr dagegen, überlassen der wachsenden Aufklärung ihr Verschwinden. So ist es der Ruf gewisser Vögel, den sie ängstlich belauschen. Ich weiß denjenigen nicht zu nennen, der zweierlei Rufe hören läßt, von denen dem einen eine gute, dem andern eine böse Vorbedeutung zugeschrieben wird. Es ist Sitte, in den holländischen Kolonien, daß für den Besuch eines höheren Beamten oder des Geistlichen im Dorfe die Straßen und Hofstellen gesäubert und geordnet werden. Eines Tages machte mein Gewährsmann, ohne seinen Hausgenossen selbst vorher davon Mitteilung gemacht zu haben, sich frühe auf den Weg, um einen Schullehrer zu überraschen, von dessen pflichtvergessenem Gebahren er gehört. Als er so ganz unvermutet ins Dorf einreitet, bemerkt er in einigen Hofstellen die Weiber mit dem Kehrbesen in Thätigkeit. „Welchen Beamten erwartet ihr denn heute?" redete er sie an. „Keinen Beamten, Herr, sondern Sie!" war die Antwort; „die Vögel haben es uns gesagt, daß Sie kommen würden."

In den Wäldern von Menado hatte ein Bauunternehmer an zwei verschiedenen Stellen Arbeiter beschäftigt, die er noch am Morgen aufgesucht. Am Abend erscheinen erst von der einen, dann auch von der anderen Seite die Arbeiter vor dem Hause ihres Arbeitgebers. Befragt nach der Ursache ihres Erscheinens, wird ihm die Antwort: „ihm werde in der Nacht noch ein Unglück widerfahren; die Vögel hätten es ihnen verkündet." In seiner Beunruhigung eilt der Gewarnte zum Residenten, der dann die Arbeiter für die Nacht ins Fort abführen läßt. Bald nachher geht ein im Bau begriffenes Haus in Flammen auf! Da die Witwe jenes Bauunternehmers, wie ich erfuhr, noch in Menado lebte, suchte ich dieselbe in Gesellschaft des Hülfspredigers Schwarz auf, und hörte nun die Bestätigung des Vorganges, wie ich ihn mitgeteilt.

Läuft beim Antritt einer Wanderung jemandem eine Schlange über den Weg, so kehrt er erschreckt sofort wieder heim. Betritt er ein fremdes Haus, und es fällt ihm dabei eine jener kleinen lichtbraunen Eidechsen vor die Füße, die in den Tropen in jedem Hause an den Wänden und Decken geschäftig umherlaufen, so wird er seinen Besuch in der Besorgnis unterlassen, daß derselbe dem Hause ein Unglück bringe. Dem Kaiman (Alligator), der in den stillen Gewässern zahlreich gefunden, wird eine Art Verehrung gezollt; wenigstens ist die Verfolgung dieses bösen Menschenfeindes so lange unstatthaft, als er einer Ortschaft keinen Grund zur Klage gibt. Sobald er jedoch sich eines Frevels schuldig gemacht, wird ihm der Krieg erklärt, bis das Opfer gerächt ist, dann ist der Friede wieder hergestellt. Ein Haus (doch dies wohl nur noch bei den Alfuren) wird niedergerissen, wenn sein Haupt gestorben ist. Ist dieser Gebrauch, dem der Wahn zum Grunde liegt, der Geist des Abgeschiedenen könne noch seinen Unmut über Vorgänge in demselben in allerlei Schabernack Ausdruck geben, durch die Missionare beseitigt, so scheint der Wahn dennoch fortzuleben, und man hört noch von solchen Häusern, in denen die Bewohner, angsterfüllt natürlich, beisammensitzen, daß Steine in den Hof oder die Fenster geflogen, Hängelampen herabgefallen seien oder sonstiges kleines Unglück sich ereignet. Ich will hier einschalten, daß ich den nämlichen Gebrauch auch bei den Ainos auf der japanischen Insel Yesso gefunden habe.

An einem Sonntage wohnte ich dem Gottesdienste in der Dorfkirche an. Der Geistliche sprach seine Predigt malaiisch, worauf dann der eingeborene sogen. „Helfer" dieselbe in der Volkssprache für solche wiederholte, die, wie meistens die älteren Leute, des Malaiischen nicht mächtig sind. Kenner des Volkes hier und auf Java messen dem ersteren eine weit höhere geistige Begabung zu. So meinte denn auch der alte Missionar, es habe ihn in früheren Jahren oftmals in Erstaunen gesetzt, wenn er seine Helfer die eigene Predigt habe so getreu wiedergeben hören. An anderer Stelle sagte mir ein Geistlicher, der die Einrichtung getroffen, daß sein Helfer in einer Abendandacht der Gemeinde seine Morgenpredigt in der Sprache des Ortes zu wiederholen hat, dies besser thue, als er selbst dazu imstande sei. Nicht ohne Bewunderung, sagte der hiesige Geistliche, habe er oft dem wohlgesetzten, klaren, ohne Stocken und Versprechen fließenden Vortrage der schlichten Männer aus dem Volke zuhören können. Was Wunder da, daß mit solcher Gabe in vielen Dörfern die Uebertritte zum Christentum ohne direktes Eingreifen der Missionare sich vollzogen haben! In diesem Dorfe sollten nur noch vier heidnische Familien sich finden, die übrigens auch häufig in der Kirche erschienen.

Kein Auge wandte sich vom Prediger, während er sprach; tiefe Andacht drückte sich auf den Zügen aller aus, und wie wohlgeschult klang der Gesang? Manches Väterchen und Mütterchen, gebeugt vom Alter, waren eingetreten; aber ich sah kein weißes Haupt, und erfuhr, daß das Alter den Eingeborenen wohl ein ergrautes, aber höchst selten ein weißes Haupthaar bringe. Als ich dann durch die Dorfstraße ging, welche Ordnung, welche Reinlichkeit und welcher Grad von Gesittung sprach aus dem Benehmen der Leute! Die Männer boten mir einen freundlichen Gruß, Weiber und Mädchen zogen sich züchtig, aber nicht furchtsam eilend zurück.

Es ist wohl eine weise Anordnung der holländischen Kolonial-Regierung, daß, wo sie sich der Unterstützung der Missionsthätigkeit bedient, um milderen Sitten Eingang zu verschaffen, Achtung und Gehorsam gegen die Obrigkeit zu lehren, Ordnungssinn, Liebe zur Arbeit zu wecken und im Vorbilde eines auf gegenseitige Liebe und Achtung gegründeten Hauswesens das Weib zu heben, sie jedem der christlichen Bekenntnisse seinen Wirkungskreis anweist und es nicht duldet, daß, wo das eine Fuß gefaßt, das andere sich eindränge. Ich habe es auf anderen Gebieten erfahren, wie dieses Drängen nach Einfluß zu den profansten Mitteln, zu Uneinigkeit in Familie und Gemeinde und zur Herabwürdigung der Sache selbst führt.

Menschen gehen ja selten idealer Zwecke wegen in die Kolonien hinaus, sondern um Geld zu verdienen, und dies Bestreben muß ja mehr oder weniger überall im herrschenden Geiste seinen Ausdruck finden; aber in so roh materieller Form war ich ihm denn doch bisher noch nicht begegnet. Namentlich auf religiösem Gebiete, das man überall mit Vorliebe in der Unterhaltung betritt, um dann mit Indifferentismus, Unglauben, ja, ich sage nicht zu viel und spreche nicht zu hart, um mit Haß und Verachtung gegen das Christentum förmlich prunken zu wollen, habe ich einen Zustand geistiger Verwilderung gefunden, der mich wahrhaft in Erstaunen gesetzt hat. Wenn auch sichtlich ungern, zugestanden hat man es mir doch vielfach in der Kolonie, daß den Missionaren in der Minahassa ein hohes Verdienst nicht abzusprechen sei. Von einer Seite hörte ich, daß man beabsichtige, die Arbeit solcher Männer nun auch für den Staat Volang-Mogondo sich zu Nutze zu machen, und an hoher Stelle wurde mir gesagt, daß

man gerne eine Anzahl deutscher Missionare für erledigte und neue Stellen in den Archipeln der Residentschaft annehmen würde, und daß Gesuche um solche Verwendung an den Kolonialminister in Holland zu richten seien.

In südlicher Richtung setzte ich nach einigen Tagen meinen Ritt fort, um zunächst der Einladung eines Landsmannes Folge zu leisten, der Administrator und zugleich Teilhaber einer jungen, ausgedehnten Kaffeepflanzung ist. Ein enger und stellenweise etwas gefahrvoller Waldpfad entzog mir bald den Anblick des Dorfes. Wo man dort links durch die Palmen eine geräumige Lichtung bemerkte, stand das alte heidnische Dorf. Die Anlage eines solchen war nicht die einer geradlinig verlaufenden Straße, sondern die Häuser standen dichtgedrängt im Kreise, wie im Gefühle der Unsicherheit für Leben und Besitz. Aus dem Walde kamen am frühen Morgen die Männer uns entgegen, in langen Stücken Bambus den Saft der Palme Arenga saccharifera zum Dorfe tragend. Er wird dem Baume an der Wundstelle abgezapft, die durch die Entfernung des Blütenbündels entstanden. Anfangs ein schwach süßlicher, trüber Saft, bringt ihn ein kleiner Zusatz des Tags zuvor gewonnenen, schon nach zwölf Stunden in einen leicht säuerlichen Zustand und ist dann ein angenehm erfrischender Trank, „Sagower“ genannt, den ich gern zum Rotwein gemischt habe. Um rascher und müheloser den Saft sammeln zu können, hat man die Kronen, wo mehrere solcher Palmen nicht fern von einander stehen, durch einen oder zwei Bambusstücke für den Fuß und einen zum Geländer mit einander in Verbindung gebracht.

Wir kommen zu einer Waldstrecke, die erst vor zwei Jahren der Reis-Kultur entzogen worden, und schon ragen wieder 6 Zoll starke Baumschäfte am Wege empor. Der Wald war früher Eigentum der Stämme oder Distrikte, seit 1877 aber hat sich die Regierung, indem sie die Summe der Einzelrechte in sich vereinigte, auch in dieses Eigentum gesetzt und in ihre Kasse fließen jetzt die geringen Leistungen für die Benutzung. Diese Maßregel machte damals einen bösen Eindruck auf die Distriktshäupter, hatte aber den Beifall der Bauern, die nun nicht mehr zur Erlangung von Gründen Erpressungen oder Parteilichkeiten zu befürchten haben.

Je nach dem Verhältnisse, in dem die Zahl der Haushaltungen zum Waldareal einer Gegend steht, kann der Turnus, in welchem dasselbe zur Kultur des Bergreises herangezogen wird, ein längerer oder kürzerer sein. Der Bauer baut dann sein Hüttchen auf die ihm übergebene Parzelle, da die Klärung durch Niederbrennen, die Kultur und dann ihr Schutz seine und seiner Familie Sorge für 5 bis 6 Monate bildet. Die Unbill der Witterung in diesen kümmerlichen Behausungen, die oft, wie z. B. auf meinem heutigen Wege, bis 3000 Fuß über dem Meere gelegen sind; die geringe Milch, die die hart arbeitende Mutter dem Säugling zu bieten vermag, und die sie dann demselben durch allerlei unverdauliche Nahrung zu ersetzen sucht, hat eine große Sterblichkeit unter der zarten Jugend zur Folge. Diese wurde mir als ein Hauptgrund für die überaus schwache, nur 1 Prozent per Jahr betragende Zunahme der Bevölkerung angegeben. Ein anderer, hoffentlich nur vorübergehender, ist der unglückselige Krieg in Atschin. Ein hohes Werbegeld, ich glaube 700—800 Gld., verlockt die kräftigste Jugend nun schon seit Jahren, das Land zu verlassen, um es in überwiegender Mehrzahl nicht wiederzusehen.

Nach einigen Stunden Reitens senkt sich der Pfad, lenkt in breite, geradlinig ausgehauene Straßen ein und Wegweiser an ihren Kreuzungen bringen mich sicher zum Kampong Bojong, wo mich der Landsmann mit wohlthuender Herzlichkeit empfängt. Vor zwei Jahren hat sich derselbe den Pfad von der Küste herauf in dieses dichtbewaldete Hügelland bahnen lassen, wo ein Areal von 240 Banu (à 7900 Q.-m.) durch einige Kapitalisten von der Regierung erworben worden, um auf den höheren Lagen desselben eine auf 800,000 Sträucher veranschlagte Kaffeepflanzung, auf der niederen, gegen das Meer hin, sodann Cocosnuß-Palmen zu kultivieren.

Wo auf der einen Seite ein munterer Bach das dem Europäer in den Tropen unentbehrliche Bad sicherte und auf der anderen ein herrlicher Quell sprudelte, war eine Lichtung gehauen worden. Diese Arbeit hatte das Material geliefert zu den leichten Bauten, die sich in wenigen Monaten schon erhoben. Das Haus des Dirigenten, ein kleines Fremdenhaus daneben, ein Vorratshaus, ein Haus für einen Unteraufseher, Arbeiterwohnungen und nun neuerdings sogar eine Schule mit Lehrerhaus. Die Michelia menado (alfurisch: Vinoa) mit ihrem harten, gelblichen Holze gibt das Pfahlwerk von 3 bis 4 Fuß Höhe, auf dem das Haus sich erhebt, und das man, soweit es im Boden steckt, in die gegen die Feuchtigkeit sehr widerstandsfähige schwarze Faser hüllt, die die Blattscheide der Palme Attalea funifera bildet. Wie schon ihr Spezies-name sagt, wird sie namentlich zur Anfertigung von Stricken und Schiffstauen benutzt, und in Amoerang hat eine Firma von Menado eine Fabrik für die letzteren eingerichtet. Zu Fußböden, Wänden und Decken liefert die Palme Ptychosperma punicea in einfachster Weise das Material, indem man den Stamm in der erforderlichen Länge einspaltet und dann die Rinde in Tafeln abtrennt. Deckmaterial für das Dach ist das Palmblatt, das man zusammenbiegt, und parallel dem First mit den Rippen durch Rotang an die Sparren bindet.

Das alles ist wie hingezaubert in den Urwald, der sich dicht hinter den kleinen Hausgärten noch in Majestät erhebt. Ein wundervolles, freies Pflanzerleben habe ich da durch Wochen gekostet, und die Freude und die Genugthuung aufs lebhafteste mitempfunden, die meinen trefflichen Landsmann wohl erfüllen durfte, wenn er durch die langen Reihen seiner üppig gedeihenden Pfleglinge dahinschritt oder unter der großen Schar von Arbeitern, denen

er ein auf strenge Ordnung haltender, gerechter und doch milder Herr war. Beim Eintritt in dieses Unternehmen war es eine sehr heikle Frage, ob es gelingen würde, für dasselbe aus einer nur schwach bevölkerten Gegend einen hinreichenden Stamm ständiger Arbeiter heranzuziehen. Dank einer guten und regelmäßigen Bezahlung und einer humanen Behandlung ist dies in überraschendster Weise gelungen, so daß durch die Wochen meines Aufenthaltes die Zahl der Arbeiter zwischen 200—300 nur geringen Schwankungen unterworfen war. Allerdings hatte man auch aus dem dichtbevölkerten Gorontalo aus Vorsicht einen Zuzug veranstaltet, der durch seinen Fleiß und sein Betragen durchaus befriedigte. Es sind Moslemin, die durch ihren scharf markierten malaiischen Typus leicht von den Minahassaern zu unterscheiden waren. Während dieser meist barhaupt und in weißer Hose und Jacke erschien, liebt der Gorontalese lebhafte Farben und vergißt nie, auch den Kopf mit einem kleinen farbigen Tuche zu umwinden. Sie hatten in der Ansiedelung ihr eigenes Haus angewiesen, und seltsam kontrastierte am Abend der näselnde langgezogene unharmonische Gesang, der von dort herübertönte, gegen die prächtigen Stimmen der christlichen Arbeiter, die sich Abends in der Schule um den Lehrer versammelten, um lauter altbekannte Klänge aus der Heimat in den Wald hinauszusenden.

In die Tage meines Aufenthaltes fiel der Monatsschluß und mit ihm die Auszahlung der nicht auf Tage-, sondern auf Monatslohn aufgenommenen Arbeiter. Alle erschienen dazu in reingewaschenen Kleidern am Zahltische, und das ganze beträchtliche Geldgeschäft wickelte sich in ruhigster Weise ab. Nur mit gedämpften Stimmen sprach man in der Menge unter einander; mit höflichem Gruß trat jeder Aufgerufene an den Tisch und strich den Lohn ein, von dem ihm der Betrag für den dem herrschaftlichen Magazin entnommenen Reis und Salz in Abzug gebracht worden war. Jeder Arbeiter (auch der kleine Grundbesitzer) hat eine Kopfsteuer von 6 ½ Gulden per Jahr zu zahlen, wenn sein Lohn 30 Gulden per Monat nicht übersteigt; von da ab schon tritt eine Einkommensteuer von 2 Proz. ein. Außerdem hat hier der Arbeitgeber es übernommen, jeden seiner Arbeiter aus der Minahassa mit 2 ½ Gulden per Jahr von der Leistung des sog. „Herrendienstes" loszukaufen, einer Institution, auf die wir später noch zurückkommen werden. Sagt sich die Familie des Arbeiters gänzlich von seiner Negorei (Dorf) los und läßt sich auf der Pflanzung nieder, so erhebt die Regierung keinen Anspruch auf Leistung von Herrendienst mehr an dieselbe.

Die Erwerber des Terrains, deren Erbpachtsvertrag, wenn ich nicht irre, auf 75 Jahre lautet, haben in den ersten fünf Jahren 1 Gulden per Bau zu zahlen, dann tritt ein höherer Grundzins ein. Die Kaffeebohne muß (wohl der leichteren Kontrole halber) auf dem Grund und Boden der Produktion für den Versandt zubereitet werden, der nur nach Amsterdam zu geschehen hat. Ich schalte hier ein, daß die dortigen Kosten dem Produzenten sehr hoch in Ansatz gebracht werden sollen. Mohn zu bauen ist nicht gestattet, da der ganze Opiumverbrauch in den Kolonien Monopol der Regierung ist, die denselben von Smyrna bezieht. Ein dazu konzessionierter Chinese kauft den Opium für den Vertrieb in der Minahassa auf Java ein.

Der Boden des ganzen für die Pflanzung bestimmten Areals bestand aus einem vulkanisch humosen Sande von solcher Tiefe und Lockerheit, daß der Dirigent die Abfuhrstraßen zwischen den Parzellen sich begrasen lassen mußte damit die Pferde festen Fuß fassen könnten. Auf diese Bodenbeschaffenheit mußte bei der Auswahl des Areals, das in einer durchschnittlichen Meereshöhe von 1500 bis 2000 Fuß gelegen, in sanften Abhängen sich darstellt, Rücksicht genommen werden, da in steileren Lagen die vehementen Regenfälle der Tropen eine Abschwemmung des Erdreiches herbeiführen müßten. Oestlich an der Grenze der Pflanzung stieg der Lalem (?) Boelang schroff zu 4000 Fuß auf.

(Fortsetzung folgt.)

Pamir-Reisen im Jahre 1883.

Von Wilhelm Geiger.

Schon im Winter 1837/38 hatte der Engländer Wood von Wachan aus den See auf der Großen Pamir besucht. 1874 kreuzten Mitglieder der unter Forsyth nach Kaschgar geschickten englischen Gesandtschaft die südlichen Teile des Pamir-Plateau's. Unmittelbar darauf begannen von Norden her die Forschungen der Russen Kostenko, Korostowzew, Mushketow, Oschanin und Sjäwerzow. Gleichwohl blieb ein großer Teil des Hochlandes eine Terra incognita. Auch Sjäwerzow drang auf seiner an wichtigen Resultaten reichen Reise, im Jahre 1878, nur eben in nahezu meridionaler Richtung in die zentralen Teile der Pamir vor; was abseits von seiner Route lag, mußte unerforscht bleiben. Die Resultate der Forsyth'schen Expedition aber konnten nicht als vollständig befriedigende gelten, weil die Engländer im Winter gereist waren, wo die Schneedecke alle Einzelheiten des Terrains und den originellen Charakter des Lebens jener Hochsteppen verhüllte.

Erst das Jahr 1883 hat das Pamir-Plateau, man kann wohl sagen, vollständig erschlossen. Eine russische Expedition unter dem Hauptmann Putjata und dem Geologen Iwanow in Begleitung des Topographen Benderskij durchzog das Hochland in den verschiedensten Richtungen und zur günstigsten Jahreszeit. Eine Reihe von Positionen wurde bestimmt, und an mehreren Punkten der Großen und der Kleinen Pamir die Verbindung mit den englischen Forschungen hergestellt.

Es mag sich verlohnen, auf grund des ausführlichen Berichtes Iwanow's in den „Iswässija" auf den Verlauf und die Resultate jener Reise näher einzugehen.

Am 8./20. Juni brachen Iwanow und Putjata von Osch auf und überstiegen mittels der Pässe Toldyk und Kysyl-art das Alai- und das Transalai-Gebirge. Vom Großen Karakul-See wandten sie sich ostwärts zum Kara-art-Paß (4900 m.) und gelangten über denselben in das gleichnamige Querthal. Dasselbe ist fast ganz von Moränen überdeckt und nur stellenweise mit Gras bewachsen. Weiter abwärts geht es in eine Engschlucht über, welche nicht das ganze Jahr hindurch passiert werden kann, und mittelst welcher der Fluß das Gebirge gegen Kaschgar hin durchbricht. Die Reisenden folgten dem Lauf des Flusses in nordöstlicher Richtung bis dahin, wo er sich mit dem von links kommenden Koksai vereinigt und nun den Namen Markansu erhält. Von dieser Stelle stiegen sie gegen Osten zum Passe Kuschbel (4100 m.) empor, von welchem aus sich ein interessanter Blick in das für die östliche Pamir sehr charakteristische Thal des Ges-Flusses eröffnete. Vor den Augen der Reisenden dehnte sich ein breites Thal in OSO-Richtung aus. In einer Entfernung von 70 Km. vom Paß aus wendet es sich nach Süden. Zur Rechten ist es begrenzt von niedrigen Hügeln, zur Linken von dem Kaschgarischen Randgebirge, das sich dem Auge darbietet als eine scharf umrissene zackige Linie mit hohen Schneepiks und tiefen Einsattelungen. Das ganze Gebirge — es trägt hier den bezeichnenden Namen Kürk-ku „Vierzig Gipfel" — ist von ewigem Schnee bedeckt. In den Schluchten lagern Gletscher, die bis an den Fuß der Berge herabreichen und mächtige Moränenwälle aufgehäuft haben, aber keine Bäche entsenden. Deutliche Spuren sind vorhanden, daß früher die Gletscher weiter in das Thal vorgerückt waren als gegenwärtig.

Vom Kuschbel-Passe gelangte die Expedition in südöstlicher Richtung durch eine dürre Steppe in das Thal des Kijak-baschi. Hier traf sie wieder auf Wasser. Dasselbe quillt unmittelbar aus dem Boden hervor und bildet einen Morast, aus welchem der Fluß heraustritt.

Die Reisenden folgten dem Kijak-baschi bis zum Distrikt Muschi, dem Lieblingsaufenthalt der Kaschgarischen Kirghisen, wo auch der Beg derselben wohnt. Von hier wandten sie sich nach Süden. Am See Buljun trennten sie sich. Putjata zog südostwärts zum Kleinen Kara-kul und am Tagharma oder Mustagh-ata vorüber durch die ganze Tagharma-Steppe bis Taschkurgan. Hier erreichte er die Route der Forsyth'schen Expedition. Dem nämlichen Wege folgend wie diese, stieg er über den Nesatasch-Paß an den Aksu hinüber, dessen Lauf er bis zur Einmündung des Akbaital folgte, wo er sich mit der Abteilung Iwanow's wieder vereinigte.

Iwanow hatte vom Buljun-See aus die südliche Richtung weiter verfolgt. Ueber den Paß Oi-balgyn, von welchem aus sich ein prächtiger Blick auf das Becken des Kleinen Kara-kul und auf den hinter den benachbarten Bergen emporragenden Mustagh-ata eröffnete, gelangte er in die Thalmulde des Rangkul, den schon Sjäwerzow besucht hatte.

Das Rangkul-Becken, berichtet Iwanow, enthält viel Salz und Sand, besonders Flugsand. Dazwischen dehnen sich auch einzelne, als Waide für die nomadisierenden Kirghisen geeignete Strecken aus. Im Sommer fließt kein Bach in den See. Wahrscheinlich wird derselbe von unterirdischen Quellen gespeist, welche bis zu ihm durchsickern.

Iwanow stieg nun in östlicher Richtung zum Tokterek-Passe (4720 m.) empor. Einige Kilometer jenseit der Paßhöhe eröffnete sich ein großartiger Ausblick auf den Mustagh-ata, den Bergriesen der Kysyl-art-Kette. Zwar hat schon Gordon eine Skizze dieses Berges, wie man ihn von Ssirikul aus sieht, entworfen, aber kein Europäer vor Putjata und Iwanow war in seine unmittelbare Nähe gelangt.

Der Mustagh-ata erhebt sich mehr als 3800 m. über den Spiegel des an seinem Fuße liegenden Kleinen Karakul. Seine absolute Höhe beträgt 7600 m. Drei Gipfel steigen kegel- oder kuppelförmig aus dem Gletschermeer empor, welches die Basis des Gebirgsstockes bildet. Ewiger Schnee bedeckt sie, Wolken verhüllen fast immer ihr Haupt. Mächtige Moränen, die am Fuße des Berges aufgehäuft sind, lassen schließen, daß die Entwickelung der Gletscher des Mustagh früher eine noch bedeutendere war. Gegenwärtig steigen sie bis auf 4100—4200 m. herab.

Vom Fuß des Mustagh bis zum Ufer des Kleinen Kara-kul dehnt sich eine mit Gras bewachsene Ebene aus. Der See selbst hatte ursprünglich eine größere Ausdehnung. Jetzt ist nur mehr der nördliche Teil seines früheren Beckens mit Wasser gefüllt. Seine Thalmulde ist von niedrigen Schieferhügeln eingefaßt; jenseit desselben aber erhebt sich im NO des Sees eine gewaltige Mauer von Schneebergen, die nördliche Fortsetzung des Kysyl-art-Gebirges. Auch der Mustagh-ata ist nicht ein isolierter Berg. Er bildet nur den höchsten nördlichen Ausläufer einer Schneegruppe, welche sich als eine kurze Kette längs des Tagharma-Flusses nach SSO erstreckt.

Außer dem Mustagh erwähnt Iwanow noch eine zweite Kette, Schwakta mit Namen, welche das Thal des südlichen Ges begleitet. An Massiigkeit und Großartigkeit steht sie dem Mustagh nicht nach; ihre Gipfel sind um 450 m. niedriger. Beim Schwakta, wie beim Mustagh, bedecken Gletscher Schluchten und Abhänge und am Fuß des Gebirges sind riesige Moränen aufgeschüttet. Leider sind Lage und Richtung des Schwakta nicht ganz klar, weil der Lauf des südlichen Ges nicht in die Iwanow's Vorbericht begleitende Karte eingetragen ist.

Vom Becken des Kleinen Kara-kul kehrte Iwanow über die Pässe Ulug-rabat (4195 m.) und Gulma (4360 m.) und durch das in seinem unteren Teile vollständig wasserlose Thal des Kosch-agyl an den Aksu zurück. Das Thal des Aksu (Murghab) bis zur Mündung des Akbaital beschreibt er als eine öde und wasserlose Ebene, von niedrigen Bergen eingefaßt. Sand bedeckt den Boden, Vegetation fehlt. Im Gegensatz dazu hebt er, wie auch schon

Gordon, den reichsten Graswuchs im oberen Aksu-(Aktasch-)Thale ausdrücklich hervor. („It is thickly covered with grass, and is a pasture resort of the Kysyl-art-Kirghises. Willow grow abundantly in it and the adjacent ravines where streams run." Gordon, Pameer, the Roof of the World. S. 126.)

Am Akbaital teilte sich die Expedition nach einem Besuch des Rangkul-Beckens abermals. Putjata erforschte die Alitschur-Pamir. Iwanow und Benderskki stiegen in südlicher Richtung ins Thal des Isstyk, eines linksseitigen Nebenflusses des Aksu, hinüber. Von hier gelangten sie in langsamem aber beschwerlichem Anstieg, weil der Weg oft über ausgedehnte Moränen-Halden führte, zum Paß Urtabel. Derselbe senkt sich in steilen Stufen zu dem Thale des oberen Aksu hinab, das mit seinem frischen Grün und mit seiner zusammenhängenden Seenkette von der Paßhöhe aus einen lieblichen Anblick bietet.

Im Quellgebiete des Aksu, d. h. im Gebiete der Kleinen Pamir, traf nun auch Iwanow auf die Route der Forsyth'schen Expedition. Unter weit günstigeren äußeren Umständen konnte er seine Aufmerksamkeit der interessanten Frage nach der Wasserscheide zwischen dem Aksu und dem südlichen Quellfluß des Pandsch oder Amur, dem Wachan-darja (Kleinen Pamir-Fluß) zuwenden. Diese Frage war bis auf ihn ungelöst geblieben. Da nämlich die Fläche der Kleinen Pamir in ihren mittleren Teilen ganz horizontal ist, so ist die Bestimmung des Laufes der Gewässer äußerst schwierig. Erst nach genauer Untersuchung gelangte Iwanow zu folgendem Ergebnisse:

„Das Flüßchen Kul-airyk, welches aus dem Wachan-Gebirge im Norden des Thales kommt, zerteilt sich auf der Wasserscheide fächerförmig. Einer der Arme wendet sich nach Westen, dem Wachan-darja zu, die anderen fließen nach Osten, in den nicht unbedeutenden See Tschak-maktyn, welcher zum Quellgebiet des Aksu gehört."

Der eigentliche Quellfluß des Wachan-darja ist aber der Almajan. Iwanow war der erste Europäer, welcher sein Thal besuchte. Dasselbe hat wegen der Steilheit der Thallehnen eher den Charakter einer Schlucht. Ueber dem linken Ufer, im Süden, erheben sich die Granithäupter des Hindukusch, der den Südrand der Pamir bildet. Ewiger Schnee bedeckt seine in den Himmel ragenden Gipfel; mächtige Gletscher in den mannigfachsten Formen steigen an den Abhängen herab und füllen die Schluchten aus. Sie endigen sämtlich ziemlich gleichmäßig bei etwa 4300 m. Höhe.

So trägt das Thal des Almajan hochalpinen Typus. Wie deutlich erkennbare Spuren beweisen, war es ehedem in seiner ganzen Ausdehnung von einem gewaltigen Gletscher ausgefüllt, welcher vom Hindukusch zahlreiche Eisströme in sich aufnahm. Leider konnte Iwanow den Lauf des Almajan nur auf eine Strecke von 30 bis 35 Werst verfolgen und nicht bis zu dessen Quellen vorzudringen.

Inzwischen hatte Iwanow in der Wachan-Kette rekognoszieren lassen, um einen Uebergang über dieselbe nach der Großen Pamir ausfindig zu machen. Es stellte sich jedoch heraus, daß das Gebirge nicht passierbar war. Iwanow kehrte daher zum Urtabel-Paß zurück und wandte sich von diesem westwärts zu den Quellen des Pamir-Flusses.

Die Hochsteppe der Großen Pamir mit dem Viktoria-See, wie Wood ihn benannte, ist durch die Forschungen der Engländer leidlich bekannt. Immerhin konnte Iwanow einiges Neue hinzufügen. Als einheimischen Namen für den See der Großen Pamir gibt er „Sor-kul" an. Damit erledigt sich eine Streitfrage, welche Gordon in seinem Buche über das Pamir-Plateau behandelt, ob nämlich die von Wood erwähnte Bezeichnung Sfirikul für den Viktoria-See existiert. Wir wissen nunmehr, daß es sich um eine Verwechselung handelt, d. h. daß Wood den Namen „Sor-kul" fälschlich mit dem auch sonst vorkommenden Sfiri-kul zusammenstellte.

Auf der Wasserscheide zwischen der Großen Pamir und dem nach Osten abfließenden Isstyk fand Iwanow zwei Seen. Der eine derselben ist ohne Abfluß und ohne Zufluß und heißt Kurup-kuntei (Trockenthal?); der zweite, westlicher gelegene See entsendet ein Flüßchen, welches in den Sor-kul sich ergießt und aus dessen Westende unter dem Namen des Pamir-Flusses heraustritt. Die Zuflüsse nun, welche jener Verbindungsarm und der Sor-kul aufnehmen, kommen nicht, wie die englischen Forscher behaupten, aus den Bergen nördlich der Großen Pamir, sondern aus den südlichen, welche sie von der Kleinen Pamir trennen, d. h., um die von Iwanow vorgeschlagenen Bezeichnungen anzuwenden, nicht aus dem Pamir-, sondern aus dem Wachan-Gebirge. Letzteres ist durch tiefe Schluchten mit Gletschern und Schneefeldern charakterisiert; ersteres hat nur kurze Schluchten ohne Schneefelder, und es entströmen ihm daher auch nur wenige und unbedeutende Bäche.

Um das Pamir-Gebirge näher kennen zu lernen, überstieg es Iwanow in seinem felsigsten Teil, etwas westlich vom Großen Pamir-See, mittelst des Baschgumbes-Passes. Es war dies der höchste Paß, welchen Iwanow überhaupt auf dem Pamir-Plateau besuchte. Seine Höhe beläuft sich auf 5200 m., während sonst die Pässe, mit einziger Ausnahme des Kara-art (gegen 4900 m.), durchschnittlich 4500 m. Seehöhe haben.

Iwanow schildert den Uebergang über den Baschgumbes als höchst beschwerlich, stellenweise sogar gefährlich. Schließlich läuft der Pfad in die grasbewachsene Alitschur-Ebene aus, die einen rein pamir'schen Typus hat.

In der Alitschur-Pamir traf Iwanow wieder mit Putjata zusammen, welcher inzwischen den Lauf des Schachdarra bis auf eine Tagereise vor seiner Einmündung in den Gunt erforscht hatte. Die vereinigte Expedition stieg nunmehr über den Chargosch-(Hasen-)Paß nach der Großen Pamir hinüber. Putjata und Benderskij besuchten von hier aus die Kleine Pamir und wollten über den

Baroghil-Paß nach Tschitral, südlich des Hindukusch, vordringen. Die vorgeschrittene Jahreszeit hinderte sie jedoch, ihren Plan auszuführen, und nötigte sie, nach den nördlichen Teilen der Pamir zurückzukehren.

Die zweite Abteilung unter Iwanow folgte dem Lauf des Großen Pamir-Flusses bis zur Einmündung eines kleinen rechtsseitigen Tributärs, des Maß. Längs dieses Flüßchens überschritt sie abermals das Pamir-Gebirge und gelangte in das Thal des Schach-darra und von hier aus mittels des Koitesek-Passes an den Jaschyl-kul. Nun folgte Iwanow dem Ausflusse dieses Sees, dem Gunt, bis zu dessen Vereinigung mit dem Schach-darra und kehrte, an dem letzteren Flusse aufwärts ziehend, zur Alitschur-Pamir zurück. Von hier gelangte er zum Ak-baital und in westlicher Richtung über den Pschart-Paß, längs der Flüßchen Pschart und Tschot-tokir an den Murghab. Diesem Flusse folgte er bis zu dem Kischlak Sferes, von wo aus er nordwärts über den Kara-bulak das Mussku-Thal erreichte. Nun zog er südwestlich, längs der Schlucht Schurala nach dem Bezirk Kokjär am Tachta-korum, dem Oberlauf der Kudara, wo auch Putjata schon eingetroffen war.

Iwanow überstieg sodann nordwärts die Pässe Tachta-korum und Kaindu und gelangte in das Thal des Mukssu; von hier schließlich über den Terres-agar nach Daraut-kurgan in der Alai-Steppe.

Inzwischen waren Putjata und Benderskij der Kudara bis zu ihrer Einmündung in den Murghab gefolgt. Weil sie jedoch an diesem Flusse nicht, wie sie beabsichtigt, bis zu seiner Einmündung in den Amu vordringen und so Roschan erreichen konnten, kehrten sie wieder um. Ueber den äußerst schwierigen Dschangi-dawan-Paß stiegen sie zum Fedtschenko-Gletscher und dem Quellgebiet des Mukssu hinüber und über den Terssagar nach Daraut-kurgan.

Ich habe damit kurz den Verlauf der Expedition von dem Zusammentreffen der beiden Abteilungen in der Alitschur, bis zur Ankunft in Daraut-kurgan beschrieben. Es erübrigt nun, noch nachzutragen, was Iwanow in seinem ausführlichen Berichte über einzelne Teile dieser Reisen angibt.

Der Jaschyl-kul, den schon Sfäwerzow im Jahre 1878 besucht hatte, erstreckt sich 20 Werst von Ost nach West. Er ist rings von Bergen eingeschlossen und hat beträchtliche Tiefe. Da, wo der Alitschur in sein östliches Ende einmündet, ist die obere Grenze des Baumwuchses. Die Ufer des Sees sind hoch und steil und stellenweise selbst für geübte Fußgänger unzugänglich. Am westlichen Ende verengert er sich. Schließlich scheint ein Ausläufer des Alitschur-Gebirges, das im Norden der Alitschur-Pamir und des Jaschyl-kul sich ausdehnt und deren Becken vom Thale des Murghab und der Sferes-Pamir scheidet, ihn vollständig abzusperren. Man möchte glauben, daß der Jaschyl-kul überhaupt keinen Abfluß hat und der Gunt-Fluß erst jenseit des Querriegels Buraman-bel seinen Anfang nimmt. Allein die Forschung hat ergeben, daß der Buraman-bel, über den ein sehr mühsamer und mitunter gefährlicher Paß führt, von einem aus dem Jaschyl-kul austretenden Flüßchen durchbrochen wird, welches in engem Bett durch die Felsen sich windet.

Hat man den Buraman-bel überschritten, so dehnt sich vor dem Auge des Reisenden das Gunt-Thal mit seiner reich entwickelten Baumvegetation aus. Der Anblick ist doppelt reizvoll nach langen Märschen durch die öden Regionen der Pamir. Durch zusammenhängenden Wald erreicht man, den Gunt entlang ziehend, das Kischlak Sfardym. Hier vereinigt sich der Gunt mit dem Schach-darra. Beide Flüsse bilden den Sutschan, der bei Kalai-Bar-Pandscha in den Amu sich ergießt. Die Klarstellung der hydrographischen Verhältnisse des Jaschyl-kul, Gunt und Schach-darra gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der Expedition. Noch die große Pamir-Karte Sfäwerzow's, welche dem Werke Kostenko's über Turkestan beigegeben ist, läßt den Ausfluß des Jaschyl-kul in den Murghab münden. Ueber den Lauf des Gunt und Schach-darra wußte man überhaupt nichts.

Die Thäler der beiden letztgenannten Flüsse hatte übrigens schon im Spätjahr 1882 der Botaniker Regel besucht. Ich trage hier aus einem Bericht in den „Iswästija" einiges nach. Das Thal des Schach-darra ist bis zu seinen höchsten Teilen mit dichten Wäldern von Weiden bedeckt; er folgte ihm bis zu dem nach dem Pamir-Thale führenden Passe Maß. Die Gebirge sind reich an Bergziegen, weiter gegen Osten, nach den Pamir-Gebieten hin, an riesigen Bergschafen. Die Natur des Gunt-Thales, welches Regel bis halbwegs zum Jaschyl-kul bereiste, schilderte er als ärmlich. Die Bewohner dieser zu Schugnan gehörigen Gebiete sind von einheitlicher Rasse, sie haben einen besonderen Typus und sprechen ihre besondere Sprache.

Den Chargosch-Paß beschreibt Iwanow als bequem. Er gehört zu den am meisten besuchten Uebergängen von der Alitschur- zur Großen Pamir. Man geht aus von den Seen, welche im Süden des Jaschyl-kul liegen. Sobald man sich von hier nach Süden wendet, betritt man eine von jenen für das Pamir-Gebirge so charakteristischen Schluchten. Ihre Passage bietet jedoch keine Schwierigkeiten. Der Süd-Abstieg führt wieder an zwei oder drei kleinen Seen vorüber, aus welchen ein Flüßchen hervorkommt, das in hübschen Kaskaden über die grün bewachsenen Thalstufen fließt. Der Große Pamir-Fluß fließt von seinem Austritt aus dem Sor-kul an zwischen steilen Ufern. Zur Linken sind gewaltige Moränen aufgehäuft, welche das Thal versperren; zur Rechten tritt eine hohe Granitwand so nahe an den Fluß heran, daß nur ein schmaler Streifen von 1 $^1/_2$—2 m. Breite längs des Wassers frei bleibt, wo sich auch der Pfad hinschlängelt.

Weiter abwärts, bei Jul-masar, wird das Thal breiter. Ein schmales Wiesenband zieht sich am Flusse hin. Der pamirische Typus ist jedoch verschwunden. Buschwerk und

Bäume gesellen sich zu der krautartigen Vegetation. Je weiter man nach Südwesten vordringt, desto tiefer erscheint das Thal in die Berge eingeschnitten.

Der Uebergang über den Maß-Paß bietet nur am Anfang Schwierigkeiten. Der Maß-Fluß fließt hier, ehe er in den Pamir-Fluß mündet, in einer furchtbar steilen und ungefähr 500 m. tiefen Felsenspalte. Um diese zu umgehen, steigt man einen überaus steilen Pfad hinan, der hart über der Schlucht hinführt und selbst für schwindelfreie Fußgänger beängstigend ist. Bequemer ist der Weg, der von Kalai-Pandsch, dem Hauptorte Wachans, in direkt nördlicher Richtung zum Maß-Passe führt. Man bleibt hier beständig auf der hohen, rechts des Pamir-Flusses sich hinziehenden Ufer-Terrasse. Der Abstieg von der Paßhöhe nach dem Thal des Schach-darra ist ohne Schwierigkeiten. Ueber einige steile Stufen gelangt man rasch in die breite, ebene Thalsohle. 12—16 Werst weiter abwärts am Schach-darra stößt man bereits auf die Spuren ehemaliger Ansiedelungen, die jetzt verlassen sind. Das erste Dorf ist gegenwärtig Sseis, eine Tagereise weiter unten am Flusse gelegen.

Durch die uninteressante Schlucht Kok-bai steigt man vom Schach-darra zu dem Plateau empor, welches sich bis zur Alitschur-Ebene hin erstreckt. Im Zentrum des Plateau's liegt der See Drum (Turum-tai), welchen Regel besucht hat. Vor 25 Jahren noch dienten seine Ufer zahlreichen Kirgisen-Horden als Wanderaufenthalt.

Der Weg vom Ak-bai-Thal nach Sseres, den Iwanow weiterhin genauer beschreibt, führt am Flüßchen Pschart empor, dessen Thal ein Lieblingsaufenthalt der Kirgisen im Sommer ist. Hat man den Pschart-Paß hinter sich, so wird der Charakter der Gegend ein ganz anderer. Man steigt nun in die Engschlucht des Flüßchens Tschot-tokai hinab, durch welche man in zwei Tagen an den Murghab gelangt. Die Strecke, welche man noch längs des Murghab bis Sseres zurückzulegen hat, ist sehr beschwerlich. Man muß mehreremale den Fluß überschreiten, weil der Weg immer wieder auf Felsen stößt, welche über das Wasser überhangen und welche man nur auf dem jenseitigen Ufer umgehen kann. Der Uebergang über den Murghab ist aber nur bei niedrigem Wasserstande möglich; selbst Ende August bereitete derselbe dem Detachement Iwanow's wegen der bedeutenden Tiefe und der reißenden Strömung des Wassers mehrfach große Schwierigkeiten. Einmal vermochte Iwanow während eines ganzen Tages nur zehn Werst zurückzulegen, infolge der ungünstigen Terrainverhältnisse. Ebenso schlimm scheint der Weg längs des Murghab unterhalb Sseres zu sein. Sseres selbst hat eine höchst malerische Lage. Man baut hier noch Getreide.

Der Weg von Sseres nach Norden zum Kara-bulak-Passe ist wieder recht anstrengend, obwohl letzterer nur ungefähr 4700 m. hoch ist. Hat man aber den Paß erstiegen, so nimmt die Landschaft wieder den spezifischen Charakter der pamirischen Hochsteppen an. Die weiten, grasbewachsenen Ebenen sind der Aufenthalt zahlreicher Archare oder wilder Ziegen. Man findet kleine Seen auf ihnen zerstreut, die belebt sind von Scharen von Gänsen und Enten. Nach Norden zu gehen sie allmählich über in die südlichen Teile des Thalbeckens des Großen Karakul, nach Westen in das Thal des östlichen Schurala, längs dessen Iwanow zu dem Distrikte Kokjär gelangte.

Der Tachta-korum, zu welchem Iwanow von Kokjär aus emporstieg, ist ein viel begangener Paß zwischen der Pamir und dem westlichen Alai. Er trennt zwei sanft gegen ihn ansteigende Schluchten. Kommt man vom Süden her, so erreicht man eine lotrechte Felsenwand, welche eben jene beiden Schluchten von einander scheidet. Mittels eines ziemlich bequemen Zickzackpfades gelangt man zur Paßhöhe, um jenseits den mit mächtigen Platten von Schiefer und Sandstein bedeckten Abhang hinabzusteigen. Ueberaus schwierig ist der Uebergang über den nun folgenden Kain-du-Paß. Derselbe ist übereist und man mußte auf dem glatten Eise des Kain-du-Gletschers die Pferde am Zügel führen, was höchst anstrengend und gefährlich war.

Das Thal des Mukssu und den Terssagar-Paß kennen wir schon durch die Beschreibungen von früheren russischen Reisenden. In Daraut-kurgan, im westlichen Teil der Alai-Steppe gelegen, traf die Expedition wieder zusammen. Nach einer längeren Rast, welche hauptsächlich durch die Erkrankung Benderskij's veranlaßt war, brach Iwanow nach Karategin auf, um noch im Spätjahre die westlich an die Pamir angrenzenden Gebiete zu erforschen.

Geographische Neuigkeiten.

* Ueber die neueste Statistik von Berlin gibt die „Vossische Zeitung" folgende Einzelheiten: Die Stadt Berlin, welche einen Flächenraum von 24,500 Morgen einnimmt, zählt nach dem jüngsten statistischen Jahrbuch eine Bevölkerung von ungefähr 1,300,000 Seelen. Im Jahre 1861 zählte sie nur etwa 500,000 Einwohner und die Bevölkerung hat in den jüngsten vier Jahren allein um 150,000 Seelen zugenommen. Unter dieser Zahl sind nur 20,000 Personen ohne Beruf, und unter diesen wieder 10,000, deren Berufslosigkeit durch Alter herbeigeführt wird.

Unter dieser Bevölkerung befinden sich etwa 17,000 Siebzig- und 3000 Achtzigjährige. Trauungen haben jährlich im Durchschnitt 12,000 stattgefunden, wovon die meisten im April und Oktober. Unter diesen „Neuvermählten" waren 74 Siebzigjährige und sogar ein Achtzigjähriger.

Berlin besteht aus 52,000 Häusern, welche an Grundsteuer 5,660,000 Mark eintragen und einen Steuerwert von ungefähr 150 Millionen Mark haben. Es befinden sich darin 256,000 bewohnte Wohnungen mit 590,000 Zimmern, worunter 73,000 unheizbare. 950 Wohnungen

sind im fünften Stockwerk und von 3000 Personen bewohnt. 40,000 Menschen wohnen in Mansarden und Dachstuben, 130,000 im vierten Stock und über 100,000 in Kellerwohnungen. 63,090 Familien müssen sich mit Wohnungen von einem Zimmer begnügen.

Vier einzelne Häuser sind je von mehr als 400, zehn von mehr als 300, 160 von 200—300 Personen, 2600 von 100—200, und 6000 von 50—100 Personen bewohnt. Es soll sogar in der Ackerstraße ein Gebäude geben, das über 1000 Bewohner hat.

Der Mietswert aller Berliner Wohnungen beläuft sich auf 176 Millionen Mark, von denen 4,800,000 alljährlich durch Leerstehen von ungefähr 12,000 Wohnungen verloren gehen. In den jüngsten zehn Jahren hat der Mietwert des Grundeigentums um beiläufig 70 Millionen Mark zugenommen.

Die Kosten der Abfuhr des Straßenkehrichts beliefen sich auf 421,000 Mark, die von Schnee und Eis ungefähr 100,000 Mark, so daß jeder Schneefall der Stadt mehr als 5000 Mark kostet. Der Gesamtaufwand für die Kosten der Reinigung und Besprengung der Straßen beläuft sich auf 1,416,000 Mark.

Die Pferdebahnen haben jährlich über 65 Millionen Menschen befördert; hievon kommt der größte Teil auf die große Pferdebahn, welche auf ihren Linien von 152 Km. Länge 56,300,000 Personen befördert und davon eine Einnahme von 7,200,000 Mark bezogen hat.

* Die israelitische Bevölkerung der Schweiz. Die Zahl der in der Schweiz niedergelassenen Israeliten hat sich seit der Volkszählung von 1870 etwas erhöht und ist von 6696 Personen, welche sie damals zählte, auf 7373 Köpfe gestiegen. Dagegen hat sie in den Kantonen Aargau und Schaffhausen abgenommen und ist von 1565 auf 1267 gesunken. In den Städten St. Gallen, Zürich und Basel ist die Zunahme am merklichsten. Die israelitische Bevölkerung sucht übrigens vorzugsweise den Aufenthalt in den bevölkertsten Städten auf, wo die Handelsgeschäfte leichter sind und das Leben angenehmer ist. Die Gesamtbevölkerung der Schweiz verhält sich zur israelischen Bevölkerung wie 285 zu 1. Die drei aargauischen Dörfer Endingen und Ober- und Unter-Lengnau sind beinahe ganz von Israeliten bewohnt und zählen miteinander beinahe 3000 Einwohner. (G. g.)

* Die Stämme an der afghanischen Grenze. General Sir Peter Lumsden, der Vorstand der früheren britischen Kommission zur Grenzbereinigung in Afghanistan, hat kürzlich in einer Versammlung der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London einen Vortrag über Land und Leute in der Nachbarschaft der Gebirgskette Koh-i-Baba gehalten. Er erzählte, wie am letzten 25. Nov. die Grenzkommission den Koh-i-Baba mittelst des Tschaschma-Sebi-Passes überschritten habe, lenkte die Aufmerksamkeit auf das Land und auf die Stämme, welche die Abhänge dieser Gebirgskette bewohnen, und erklärte: er wolle sich zunächst auf die Schilderung solcher Verhältnisse beschränken, welche bisher noch nicht allgemein bekannt seien. Zunächst berührte er die Schwierigkeiten, welche sich dem Geographen in einer derartigen Region darbieten und daß es denjenigen, welche glücklicherweise mit den Greueln eines Alamanen- oder Turkmenen-Raubzuges unbekannt sind, schon schwer werde, eine Karte des Landstriches zu verstehen, welcher von jenen Raubzügen betroffen wird. In einem derartigen Distrikt bedeuten die Namen auf der Karte nicht Dörfer oder Städte, sondern nur die Stellen, wo solche einst vorhanden waren, vielleicht noch bezeichnet durch Schutthaufen, welche den Grundriß von Forts, Karawanserais, Häusern oder Teichen angeben, von denen aber gar keine anderen Spuren mehr vorhanden sind. Ueber die früheren Bewohner geben häufig allein noch die Grabsteine auf deren Begräbnisplätzen Auskunft, aus deren Inschriften man einige Daten über die Zeit entnehmen kann, wo sie niedergemacht oder in die Sklaverei hinweggeschleppt worden sind. In dem Bezirke zwischen den Flüssen Gulran und Kuschk z. B. waren die letzten Einwohner Usbegen und Hazara, und die Inschriften auf ihren Grabsteinen geben Daten an, welche sich ungefähr über ein Jahrhundert, nämlich über die Jahre von 1650 bis 1750 erstrecken. Eine andere Schwierigkeit bietet dem Geographen die Thatsache, daß jeder Fluß und jede Oertlichkeit zwei Namen führt, nämlich den ersten überlieferten, der den Afghanen und Persern bekannt und häufig arabischen oder persischen Ursprungs ist, und den zweiten, unter dem die Stelle den turkmenischen Hirten oder Sirdars bekannt sein mag, welche allein auf diesen wenig besuchten Straßen verkehren. Dem nördlichen Fuße des Koh-i-Baba entlang liegt eine Reihenfolge fruchtbarer Thäler mit fließenden Gewässern, welche früher zu Zwecken der Bewässerung benützt wurden. Die Spuren der Wasserläufe deuten noch die Linien der früheren Kanäle an, während an vielen Stellen Kar-zes (d. h. unterirdische Kanäle) auf einen Zustand einstiger Wohlhabenheit und ausgedehnten Anbaues deuten. Türme und Mauern noch vorhandener Vesten zeigen, daß selbst in jenen fernen Tagen der Vorzeit das Eigentum Schutz bedurfte, und die Schädel, Skelette und Knochen, welche stellenweise noch den Boden bedecken, wie in der Umgebung des alten Schlosses Gulran, scheinen darauf hinzudeuten, daß schonungslose Metzeleien häufig die Zerstörung längst unbewohnter Städte und Wohnsitze an jenen Stellen begleitet haben müssen. In Bala Murghab, Karawal Khana, Merutschak, Pendsch Deh und noch an mehreren anderen Orten findet man noch die Grundmauern, welche auf das Vorhandensein früherer stehender Brücken über den Murghab deuten, und ausgedehnte Ueberreste von großen Städten in Pendsch Deh, Killa-i-Maur, Merutschak und Karawal Khana zeugen von einem ehemals in diesen Thälern vorhandenen Wohlstand und Gedeihen, welches nun längst verschwunden ist.

Von den physikalischen Zügen des Landes zur Schilderung des Charakters und der Lebensweise der Bevölkerung übergehend, behauptet er, es bestehe ein deutlicher Unterschied zwischen den Afghanen und Turkmenen. In Pendsch Deh, dem Hauptthale des Bagdis, sah man kaum jemals einen Bewaffneten, und fand die Sariks, welche nicht das gefürchtete, auf Raub ausziehende und mit Sklaven handelnde Volk sind, welches man zu finden erwartete, sondern eine fleißige, streng arbeitende Rasse, die damals vom Morgen bis in die Nacht an dem Graben und Ausmauern ihrer Bewässerungskanäle beschäftigt war und die man auf Schritt und Tritt beinahe nicht anders sah, als mit ihrem Spaten von eigentümlich dreieckiger Gestalt auf der Schulter. Die Sariks waren stattliche stämmige Männer von kräftigem Bau und gutem Aussehen, die an Charakter sehr den Türken glichen; sie sind ein schlaues, hartköpfiges, praktisches Volk, das beständig nur das Verlangen nach Sicherheit und dauernder Niederlassung zu erkennen gab. Diese Sariks und die ihnen verwandten Stämme der Tekke, Salor und anderer Turkmenen waren ein Jahrhundert lang die Geißel des nördlichen Persien: sie hatten am ganzen Heri-Rud hinunter die Einwohner aus einem Thal nach dem andern bis Setstan und noch weiter westwärts bis auf 30 g. Ml. von Teheran vertrieben. Durch den Sklavenhandel und die Beute, welche sie in diesen Raubzügen gemacht, hatten sie einen verhältnismäßig großen Wohlstand angesammelt und befanden sich anscheinend gewiß in besseren Umständen als die meisten asiatischen Rassen. Da durch die Einwirkung der Russen und die Schließung der Sklavenmärkte der Sklavenhandel und die Raubzüge nun gänzlich abgeschafft sind, so suchen diese Turkmenen jetzt begierig nach einer anderen Quelle, vermittelst deren sie sich ihren Unterhalt erwerben und sich in ihren gegenwärtigen Wohlstand erhalten können. Sie besitzen große Mengen von Schafen, deren Gesamtzahl sich im Jahre 1884 auf 194,250 Stücke belief, welche in Heerden von 700 bis zu 1500 Stücken eingeteilt waren. Sie haben seither gewöhnlich ihre Schafe auf den Märkten in Buchara und Urgendsch abgesetzt. An Ort und Stelle wechselt der Preis eines Schafes je nach Alter und Beschaffenheit zwischen 4—8 1/2 Mark; letztere Summe wird für ein vierjähriges Mutterschaf erlöst. Kameele kosten ungefähr 130 Mark, Pferde von 260 bis bis 500 Mark, Bullen 50 bis 60 Mark, Kühe 40 bis 50 Mark und Ziegen 4 1/2 bis 6 Mark. Hinsichtlich der turkmenischen Pferde kamen die Offiziere der britischen Kommission zu der auch von den Russen geteilten Ansicht, daß das turkmenische Pferd überschätzt worden und in mannigfacher Hinsicht unter den zahlreichen Pferdeheerden steht, welche in den gebirgigeren Gegenden gezüchtet werden, wie das Kuttighani im afghanischen Turkestan. Die Turkmenenweiber werden mit Arbeit überbürdet; sie verfertigen Teppiche, Wolldecken, Purdahs für Thüren, Arbeitstaschen, Zaum und Sattelzeug für Pferde, Numads u. dgl. Wenn ein junges Mädchen sich verlobt, so erachtet man es für passend, daß es vor der Verehelichung noch alle Teppiche, Decken und sonstigen häuslichen Einrichtungen für die Kibitka selbst verfertige. Heiratet die Verlobte aber, ohne daß sie diese Aufgabe erfüllt hat, so erwartet man von ihr, daß sie, sobald wie möglich, durch ihre eigene Arbeit ihrem Gatten in Baar oder in Ware den Preis wieder ersetze, welchen er bei der Heirat ihren Eltern für sie bezahlt hat. Dieser Preis besteht gewöhnlich in hundert Schafen und 40 Tillas, die der Bräutigam den Eltern der Braut entweder in Bausch und Bogen auf einmal oder in Abschlagszahlungen entrichtet. Der Handel von Pendsch Deh ist ganz in den Händen von Juden, von denen nur etliche zwanzig Familien, die Abkömmlinge der Judenkolonie von Herat, hier ansässig sind. Die letztere zählt ungefähr 350 Familien und hat beinahe den ganzen Handel mit Balkh, Buchara, Khiwa und Merw in Händen.

Nachdem er zahlreiche Auszüge aus Kapitän Maitland's Schilderung des seither noch wenig bekannten Landstrichs zwischen den Flüssen Murghab und Heri-Rud längs der Gumbegli-Straße, sowie auch Kapitän Yate's Schilderung der interessanten natürlichen Beschaffenheit der Nomaksar oder Salzseen von Yar-oilan zitiert hatte, faßte General Lumsden seine Ansicht in dem Ausspruch zusammen, daß jener Landstrich über große Hülfsquellen verfüge. Das Klima ist gut, der Winter kalt, große Stürme und Schneegestöber sind im Winter nicht selten, und die Kommission selbst erlebte einen solchen noch am 2. April; Frühling und Herbst sind jedoch sehr schön; der Sommer ist zwar heiß, hat aber lange nicht jene ungemeine Hitze, an welche man in den Ebenen Indiens gewöhnt ist. Es ist selbst dann noch möglich, in Zelten oder Kibitkas zu wohnen, und unter dem Schutze eines Daches würden Bequemlichkeiten, wie diejenigen einer Punka oder eines großen Fächers ein überflüssiger Luxus sein. Es liegt keinerlei Grund vor, zu zweifeln, daß mit einer befestigten strammen Regierung, einem dauernden Frieden und einer vermehrten Bevölkerung jenes Land einer der wohlhabendsten und fruchtbarsten Striche von Zentral-Asien werden könnte.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Bloß dreimal in der langen Zeit meines Aufenthalts am Maroni brachte man mir und stets in großen ausgewachsenen Exemplaren die sonderbare Lederschildkröte Sphargis coriacea *Rand.*, von den Karaiben Caouana genannt. Die erste, welche mir im Jahre 1866 gebracht wurde, hatte von der Spitze des Schwanzes bis zu der des Oberkiefers eine Länge von über 7 Fuß rhein. und klafterte beinahe ebenso viel. Die Vorderfüße waren 3 1/2, die

Hinterfüße beinahe 2, der Schwanz 1 Fuß lang. Der Kopf, dessen Oberkinnladen zackig waren, vermutlich um Pflanzen, Muscheln und Austern von den Felsen abzureißen, war 1 ¼ Fuß lang, und die Höhe des auf dem Boden ruhenden Tieres betrug 21 Zoll. Die Farbe ist blauschwarz mit langen gelblichen Flecken; längs der Seiten laufen erhabene Ränder mit Buckeln; das Gewicht des Tieres kann acht bis zehn Zentner betragen haben. Beim Ablösen des Brustschildes, das jederzeit eine entsetzliche Metzelei war, schrie das Tier beinahe wie ein Ochse, und die Präparation des Oberschildes war ein äußerst schwieriges Geschäft, da die fette knorpelige Substanz, aus der er zum größten Teile bestand, abgelöst werden mußte, so daß zuletzt, als auch die Rippen herausgeschnitten waren, der ganze Schild kaum die Dicke von 6 mm. hatte und sich wie ein Pappendeckel zusammenrollen ließ. Die Letzte dieser Art, die ich im Mai 1879 erhielt, hatte etwa 100 große, vollkommene, mit der weißen, kalkartigen Schale versehene, und über 500 kleine gelbe Eier im Leibe. Wir schmolzen über sechs Gallonen Oel aus, obgleich nicht alles Fett benützt wurde. Das Tier kommt sehr selten an unsere Küste, ist im französischen Guiana aber häufiger, vermutlich, weil da schon Felsen im Meere vorkommen.

Nach den Schildkröten, den einzigen Amphibien, die durch ihr Fleisch, Fett und Eier, sowie durch ihre Schalen dem Menschen von Nutzen sind, kommen wir an die Eidechsen oder Saurier, deren gefährliche Arten, die Krokodile, in Surinam nur durch zwei Spezien, Jacare punctatus *Spic.*, und Caiman palpreposus *Cuv.*, vertreten sind. Bei den Karaiben heißen beide Arten Agale, bei den Arowaken aber Kaikutschi. Die Farbe des Oberleibes ist schwärzlich-grün, mit schwarzen Flecken und Bändern, die des Unterleibes gelblich-weiß, der Schwanz auf der Oberseite zackig, mit schwarzen Querbändern. Der Rachen, von innen weißlich-grau, hat oben und unten etwa 72 ungleich große, spitzige Zähne. Sie sind in allen Flüssen, Creeken, Sümpfen sehr häufig, liegen am Ufer meist im Wasser, aus dem sie nur die Schnauze hervorstecken, finden sich aber auch in den Gräben der Zucker- und Baumwollpflanzungen, und leben von Fischen, Kröten, Wasservögeln und kleineren Säugetieren. Selten werden sie bis sechs Fuß lang, und nie habe ich auf meinen vielen Reisen einen längeren gesehen, doch besteht bei den Indianen des Maroni die Sage, daß ein sehr großer Kaiman in der Gegend des verlassenen Postens Armina am oberen Maroni gelebt habe, nach dem noch eine Insel Agale Ibao den Namen führt. Der große Kaiman, der oft 20 Fuß lang wird, und schon in dem von dem westlichen Grenzposten Nickerie kaum 8 Stunden entfernten Berbice-Fluß zu Hause ist, ist hier ganz unbekannt. Es ist dieses abermals ein Beweis dafür, daß Surinam keinen Wasserweg nach dem Amazonen-Fluß hat, wie das britische Guiana, wodurch letzteres mit solchen liebenswürdigen Bestien bevölkert worden sein mag. Der Kaiman legt gegen 20 länglichte, drei Zoll lange, mit einer porösen Schale überzogene Eier, die er mit verfaultem Reisig und Blättern überdeckt und, in deren Nähe er bleibt, wie die Indianen mich versichern, um das Nest von Zeit zu Zeit zu besuchen. Die Indianen essen das Fleisch des Kaimans, das wegen zweier kleiner Drüsen am After nach Moschus riecht, sehr gerne; auch die Franzosen in Cayenne bereiten aus dem Schwanze die so beliebte Pimentade, in Surinam macht niemand Gebrauch davon. Ungleich beliebter als das Fleisch des Kaimans ist bei den Indianen und auch bei den Europäern, die keinen Widerwillen gegen Amphibien-Fleisch haben, der Leguan, Iguana tuberculata *Laur.*, bei den Karaiben Waiamaka geheißen. Diese harmlose Eidechse, die mit dem langen, geißelartigen Schwanz manchmal über sechs Fuß lang wird, lebt bloß auf Bäumen von deren Laub und Blüten. Sie ist grünlich-grau von Farbe, der Bauch heller, hat graue Augen, einen häutigen, zwei Zoll langen Sack am Halse und auf dem Rücken einen Kamm von aufrechtstehenden zackenförmigen Schuppen, die nicht ganz zolllang sind. Die Weibchen legen am Anfang der Trockenzeit im August ihre Eier in den Sand, in den sie lange Höhlen graben und worin sie bleiben, bis die Eier, 25—40 an der Zahl, gelegt sind. Diese sind etwas größer als Taubeneier, länglicht und, wie die der Seeschildkröten, von einer pergamentartigen Schale umgeben. Sie bestehen bloß aus Dotter und übertreffen an Wohlgeschmack alle Vogel- und Amphibien-Eier, die ich kenne. Der Leguan hat ein feines, weißes, dem der Hühner ähnliches Fleisch. Ein Weibchen mit seinen Eiern ist ein Gericht, das dem Besten Europa's nicht nachsteht. Der Leguan ist an den Flußufern des so menschenleeren Guiana noch ziemlich häufig, und das Weibchen legt hauptsächlich seine Eier in den Sand der Strominseln, wo die Jungen im Oktober und November ausschlüpfen. Wenige Wochen alt, sind sie etwa vier Zoll lang, vom lebhaftesten Grün mit gelblichen Bauch und einem rot und blau marmorierten Säckchen unter dem Halse. In diesem Alter sind es die niedlichsten Eidechsen, die man sehen kann. Sie nähren sich von jungen, kaum entkeimten Pflanzen, und ich hatte jedes Frühjahr, wenn ich Bohnen oder Blumen pflanzte, meine liebe Not mit diesen Tierchen, denn kaum war das Gepflanzte aufgegangen und hatte einige Blättchen, so kamen sie, wenn die Sonne am heißesten brannte, in den Garten und fraßen die jungen Schößlinge auf. Ich stellte deshalb Indianenknaben auf, die sie mit Pfeilen schießen mußten. Doch sind die Tierchen schlau und lassen sich nicht sehen, wenn sie Unrat merken. Sie scheinen schnell zu wachsen, denn im Mai findet man schon fünfviertel Fuß lange. Während die Jungen auf niederem Gesträuch sich aufhalten, um leicht die aus dem Boden keimenden zarten Pflänzchen in der Nähe zu haben, sitzen die Alten auf dicht belaubten Zweigen der Bäume und sind wegen ihrer grünlich-grauen Farbe schwer zu entdecken; das geübte Auge des Indianen aber, der sie allem anderen

Wildpret vorzieht, sieht sie doch, allein häufig ehe er nur den Pfeil anlegt, läßt sich das schlaue Tier ins Wasser fallen, sinkt wie ein Stein oder schwimmt unter dem Wasser fort und entkommt.

Eine andere große Eidechse ist der Sabacarra, Pejus nigropunctatus *Spix*. Er ist drei, höchstens vier Fuß lang, glattglänzend, gelbbraun und schwarzgefleckt, und hält sich am liebsten in der Nähe von Wohnungen auf, wo er von Insekten, Vögeln, Eiern lebt und jungen Hühnern und Enten gerne nachstellt. Er hat eine schwarze gespaltene Zunge, die er wie die Schlangen häufig herausstreckt, und schnüffelt mit der Nase im Boden nach Insekten und Würmern. Wird er aufgescheucht, so streckt er den Schwanz etwas in die Höhe, sonst zieht er ihn auf der Erde nach sich. Er lebt in selbstgegrabenen Höhlen unter Baumwurzeln. Man stellt ihm überall nach, nicht des Fleisches wegen, das selbst die Indianen nicht gern essen, obgleich es etwa so wie das des Kaimans schmeckt, sondern weil er, wie gesagt, dem jungen Federvieh nachstellt. Will der Sabacarra seine Eier legen, so wählt er sich dazu ein großes Termiten-Nest auf einem etwas niedrigen Baume, den er leicht erklimmen kann, denn sonst hält er sich immer auf dem Boden auf, macht mit seinen starken Krallen ein Loch in dieses Nest und legt darein 20—40 Eier, die denen des Leguans gleichen, aber ihnen an Wohlgeschmack nicht gleichkommen. Die sonst so gefräßigen Termiten, die, wie mich Indianen versicherten, während der Sabacarra ihr Nest aushöhlt, massenhaft von ihm gefressen werden, lassen die Eier ganz ruhig an ihrem Platz liegen, umgeben sie wieder mit einer schützenden Decke und dulden ebenso, wenn die jungen Eidechsen auskriechen, die abermalige teilweise Zerstörung ihrer Wohnung.

Die unseren europäischen Eidechsen am meisten gleichkommende ist Ameiva surinamensis *Laur*. Sie wird über einen Fuß lang, ist auf dem Rücken grün, mit blauen, schwarz und gelb getupften Seitenstreifen, Füße und Schwanz sind hellbraun, die Unterseite aber gelblichweiß. Sie sind auf hochgelegenen sandigen Plätzen und um die Wohnungen sehr häufig, schnüffeln beständig im Sande nach Insekten, verjagen manchmal junge Hühner und haben oft untereinander Streit, so daß sie sich den Schwanz abbeißen oder sonst verwunden, wobei manchmal beim Wiederwachsen der abgebissenen Schwänze ziemlich lange Doppelschwänze entstehen. Sie sind gar nicht scheu und nehmen hingeworfene Insekten vom Boden auf. Ihre länglicht runden Eier verscharren sie in den Sand.

In dunklen feuchten Waldungen findet man häufig an den Bäumen Eidechsen mit chagrinartiger Haut, manchmal mit Stacheln an dem Kopf; sie sind selten über einen Fuß lang, mit geißelförmigem dünnen Schwanze, braun oder grau von Farbe mit schwärzlichen Flecken. In der Kolonie nennt man sie Chamäleon, Polychrus marmoratus *Cuv.*, die Indianen heißen sie Agoma und essen sie, so wenig auch daran ist. Will man sie fangen, so springen sie schnell den Baum hinauf, aber immer spiralförmig, so daß man sie nicht sieht, als bis sie oben sind. Sie verändern, wie das afrikanische Chamäleon, äußerst schnell ihre Farbe, von Braun oder grau in Gelb oder Grün, welche Veränderung wahrscheinlich vom Einatmen oder Ausstoßen von Luft entsteht, denn bald sind sie dünn und mager und bald darauf wieder dick und anders gefärbt. Sie leben von Insekten.

Eine der niedlichsten Eidechsen ist die kaum sechs Zoll lange Doryphorus azureus *L.* Sie ist lebhaft gelblichgrün mit schwarzen Querbändern; der zwei Zoll lange Schwanz ist kegelförmig und dicht mit Dornen besetzt. Sie hält sich in hohlen Bäumen auf und lebt von den Insektenlarven, die sie in dem Mulm der Bäume findet.

Eine häßliche, überall gefürchtete, doch gänzlich unschädliche, ja durch die Vertilgung von Ungeziefer selbst nützliche Eidechse ist eine Art Gekko, Thecadactylus rapicaudatus *Cuv.*, die sich häufig in alten Wohnungen einnistet und in der Nacht ihre Stimme Toké-Toké erschallen läßt; die größten werden kaum neun Zoll lang, sind hellgrau von Farbe mit dunkleren Flecken und Wellen auf einer feinen chagrinartigen Haut, haben einen ziemlich platten Kopf und große graue Augen, deren Pupille gegen das Licht sehr empfindlich ist. Der kaum drei Zoll lange dicke Schwanz bricht leicht ab, ersetzt sich zwar bald wieder, schwillt aber an der Wurzel rübenförmig an. Die Unterseite seiner Fußzehen besteht, wie die Kopfplatte der Remora, aus einer Menge beweglicher Plättchen, wodurch, wenn sie auf einer glatten Fläche anliegen, ein luftleerer Raum entsteht, der es dem Tiere ermöglicht, an Glasfenstern, an Wänden und an der Decke herumzulaufen. Man heißt diese Eidechse Kwakwa sneki (Entenschlange) und meint, ihr Biß erzeuge die Lepra.

Unter die eidechsenartigen Tiere werden auch die Blindschleichen gezählt, von denen ich drei Arten kenne. Man nennt sie in der Kolonie zweiköpfige Schlangen, weil der Schwanz ebenso dick ist wie der Kopf, dessen sehr kleine Augen noch überdies mit einem feinen Häutchen bedeckt sind, so daß man sie kaum bemerkt; der Mund ist, wie bei den Eidechsen, klein, und sie können sich deshalb nur von Würmern, Insekten u. dgl. nähren. Die größte ist die bei zwei Fuß lange und daumendicke Amphisbaena alba *L.*, geringelt und weißlich von Farbe. Die zweite, Amphisbaena fuliginosa, ist etwas kleiner, bläulichschwarz mit unregelmäßigen weißlichen Flecken. Sie soll bisweilen in den Ameisennestern der Atta cephalotes gefunden werden, wohin sie ohne Zweifel durch die vielen Gänge kriecht, die die Ameisen anlegen, um ihre Raubzüge auszuführen. Sie lebt wohl von diesen Ameisen. Ich habe Hunderte dieser Nester zerstören und bis auf den Grund ausgraben lassen, aber nie eine dieser Schleichen gefunden, doch ist die allgemeine Meinung, dieses Tier sei der Ameisenkönig, welcher Glaube in ganz Südamerika verbreitet zu sein scheint.

Die ersten Gattungen in der Ordnung der Schlangen haben sowohl durch ihre Lebensart, denn sie halten sich bloß auf der Erde und nie auf den Bäumen auf, als ihren Körperbau, kurzen Schwanz, kleine Augen und dicken Hals, viele Aehnlichkeit mit den Amphisbaenen oder Blindschleichen. Die erste Art, Typhlops reticulatus *D. B.*, ist nicht über kleinfingerdick, schwarz, weiß und brennendrot geringelt, Kopf und Schwanz sind beinahe gleich dick und abgerundet, und wird selten über zwei Fuß lang gefunden. Es ist ein ebenso schönes als unschädliches Tier, das auf dem Boden der dunklen Waldungen sich prächtig ausnimmt.

Die andere ist Tortrix scytale *Lapp.*, hat dieselbe Lebensweise und wird über drei Fuß lang und stark daumendick. Sie hat einen rundlich zulaufenden Kopf, der kaum dicker als der Hals ist. Auch der kurze Schwanz ist rundlich abgestumpft. Sie ist ebenfalls brennend zinnoberrot mit abwechselnd schwarzen Ringen und vermutlich ebenso wenig giftig wie die erstere. Ich habe mehrere große Exemplare dieser Schlange gefangen und mich stets über ihre Muskelkraft gewundert, die viel bedeutender ist, als die jeder Schlange derselben Größe.

Unter den Nattern-Arten sind verschiedene meist grau oder rotbraun, die eine Länge von 3 bis 4 m. und eine Dicke von 5 cm. erreichen und, obgleich sie nicht giftig sind, dem Wanderer keinen geringen Schrecken einjagen, wenn sie dicht an seinen Füßen lautlos über den Weg ins Gebüsch flüchten. Es sind Rhabdosoma badium *Baje.*, Rhabdosoma varium *Jaw.*, Homalocranum melanocephalum *L.*, Liophis cobella *D. B.*, Liophis reginae *D. B.*, Erythrolambrus venustissimus *Schl.*

Viel zahlreicher als diese ist die Familie der Baum- und Peitschenschlangen. Meistens sehr dünn mit geißelartigem Schwanz, spitzigem Kopfe, großen lebhaften Augen, werden sie selten über sechs Fuß lang und fingerdick. Oben glatt und mit Schuppen bedeckt, der Bauch mit Schienen, sind sie meist sehr lebhaft gefärbt, grün, blau, braun, gelb oder gefleckt und gestreift und vor allem äußerst rasch und zierlich in ihren Bewegungen. Man sieht sie beinahe nie auf der Erde, sondern nur im Gebüsch, und sie kriechen so schnell und geräuschlos auf die höchsten Bäume, daß das Auge ihnen kaum folgen kann. Sie leben von jungen Vögeln, Mäusen, Fröschen, vermutlich auch von Insekten, und kommen oft in die Wohnungen, um solchem Wildpret nachzujagen. Auf Albina, wo mein Wohnhaus auf drei Seiten von Cocospalmen und einem Brotfruchtbaum umgeben war, kamen nicht selten Baumschlangen durch die des Nachts über offenen Fenster in die Zimmer, wo ich sie dann auf einen Stock kriechen ließ und in die Aeste des Brotfruchtbaumes warf. Auch eine größere Art, die zu den Nattern gehört, Spilotes corais *Cuv.*, besucht manchmal die Häuser und Hühnerställe. Sie wird bei 12 Fuß lang aber kaum $^5/_4$ Zoll dick, ist blauschwarz und gelb gefleckt. Kann sie in einem Zimmer nicht entfliehen, so richtet sie sich einige Fuß hoch in die Höhe, bläst den Hals auf und sucht zu beißen. Uebrigens ist es ein harmloses Tier, das sogleich sich auf die Bäume flüchtet, von denen man sie manchmal in ihrer ganzen Länge, um sich zu sonnen, herunterhängen sieht. Die Hauptarten der Baumschlangen sind: Spilotes variabilis *Wied.*, Spilotes poecilostoma *Wied.*, Dromicus lineatus *L.*, Dromicus melanotus *Shaw.*, Herpetodryas carinatus *L.*, Herpetodryas cuprea *L.*, Herpetodryas dendrophis *Schl.*, Herpetodryas Boddaerti *Secz.*, Philodryas viridissimus *L.*, Xenodon severus *L.*, Xenodon rhabdocephalus *Wied.*, Calopisma Martii *Wglr.*, Calopisma plicatile *L.*, Helicops angulatus *L.*, Ahaetulla liocerus *Wied.*, Dryophis fulgidus *Dand.*, Dryophis acuminatus *Wied.*, Dryophis argenteus *Dand.*, Leptognatus nebulatus *L.*, Leptognatus Catesbyi *Wglr.*, Dipsas leucocephala *Mikav.*, Leptodeira annulata *Lin.*, Scytale coronatum *Schn.*, Brachyrutum plumbeum *Wied.*

(Fortsetzung folgt.)

Litteratur.

* Hugo Zöller: Das Togo-Land und die Sklavenküste. Leben und Sitten der Eingeborenen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Faktoreien auf Grund eigener Anschauung und Studien geschildert. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1885. — Der weltkundige, fein beobachtende Reisende Hugo Zöller, welcher schon in seinen früheren Büchern „Die Deutschen im brasilischen Urwald" (zwei Bände) und „Pampas und Anden" die frischen und lebendigen Eindrücke und Ergebnisse seiner Wanderungen als einen höchst schätzbaren Beitrag zur Länder- und Völkerkunde veröffentlichte, hat hier seine Anschauungen und Erlebnisse auf einer Forschungsreise an einem der interessantesten Punkte der afrikanischen Westküste geschildert. Er machte diese Reise bekanntlich im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" und veröffentlichte die Briefe, die den Inhalt des vorliegenden Bandes bilden, zuerst in der genannten Zeitung. Herr Zöller ist nicht nur der erste Deutsche, welcher diese Gegenden zu wissenschaftlichen Forschungszwecken bereist hat, sondern er hat auch an der Besitzergreifung derselben praktisch teilgenommen und ist der Historiograph derselben geworden. Es war daher ein dankenswertes Unternehmen der Verlagshandlung, diese interessanten und höchst anziehenden Schilderungen vor dem Papiergrab, welches das Los der Zeitungsartikel ist, zu retten, indem sie dieselben als ersten Band eines Sammelwerkes über die „Deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste" herausgab. Zöller's Talent der anmutigen, fesselnden und wirklich populären Darstellung verleugnet sich auch in dem vorliegenden Bande nicht, und er schildert uns in demselben zunächst die Franzosen und ihre Kolonisationsversuche in Senegambien, die Neger-Republik Liberia und das Togo-Land mit seinen Ansiedelungen, Faktoreien und Handelsorten, seinen Lagunen und Flüssen, seinen Bewohnern, Produkten und seinem Handel, und erzählt uns in der lebendigsten Weise nicht nur wie Togo deutsches Schutzgebiet wurde, sondern auch seine eigenen Beobachtungen und Erlebnisse, in denen er seine Persönlichkeit immer hinter dem Thatsächlichen und Allgemeinen zurücktreten läßt. Er macht uns mit den drei Königreichen Klein- und Groß-Popo und Ague, mit Handel, Klima und Rechtszuständen in den Negerreichen der Sklavenküste bekannt und entwirft uns

ein höchst anschauliches Bild von dem Leben auf einer westafrikanischen Faktorei. Mit großem Genuß, hoher Befriedigung und reicher Belehrung legen wir diesen ersten Band nach der Lektüre aus der Hand und sehen mit gespannter Erwartung dem nahe bevorstehenden zweiten entgegen, welcher das Kamerun-Gebiet und die Geschichte seiner Besitzergreifung schildern wird, und woran Herr Zöller, der krank aus Afrika zurückgekommen ist, dermalen arbeitet. Bei dem hohen Interesse, welches heutzutage jedermann an unseren deutschen Kolonisationsversuchen nimmt, ist dieses Werk besonders erwünscht und empfehlenswert.

* Josef Zaffauk, Edler von Orion: Die Erdrinde und ihre Formen. Ein geographisches Nachschlagebuch in lexikalischer Anordnung nebst einem Thesaurus in 37 Sprachen. Erster Teil. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1885. — Der Verfasser dieses Werkes, k. k. Major und Lehrer an der technischen Militär-Akademie in Wien, hat sich zum Zwecke gesetzt, alle Fremdwörter und technischen Ausdrücke in Geographie, Geologie, Topographie, Terrainstudien 2c., welche in wissenschaftlichen Werken der verschiedenen Kultursprachen vorkommen, zu erläutern und zu erklären — ein Plan, welchen wir nur mit herzlichem Danke und mit Freude begrüßen können, da uns die meisten Lexika und Encyklopädien hierüber im Stich lassen. Das vorliegende, sorgfältig und fleißig bearbeitete Buch umfaßt die Nomenclatur und Terminologie der die Erdrinde bildenden wichtigsten Gesteine und der ihrer Oberfläche angehörenden Gebilde, Erscheinungen; letztere mit Einschluß der gebräuchlichsten Provinzialismen und Lokalismen im deutschen, mitunter auch fremdsprachlichen Gebiete. In dem folgenden zweiten Teil finden wir dann den Thesaurus und im dritten ein Kompendium, worin jedem deutschen Ausdruck die Uebersetzung in fremde Sprachen folgt. Das Werk, wie es uns nun vorliegt, verdient alle Anerkennung und ergibt ein Hülfs- und Nachschlagebuch, welches kein Gelehrter und Naturfremd entbehren kann, in der bestmöglichen gediegenen Ausstattung.

* Dr. J. Hirschberg: Eine Woche in Tunis. Tagebuchblätter. Leipzig, Veit und Co., 1885. — Tunis und seine Zustände sind unserem Interesse durch die Ereignisse der jüngsten Jahre wieder sehr nahe gerückt worden und dürften es in den nächsten Jahren durch Aenderungen, welche sich unverkennbar vorbereiten, noch mehr werden. Die vorliegende kleine Schrift (113 Seiten Oktav) des Professors der Medizin an der Universität Berlin, Dr. J. Hirschberg, welche das Ergebnis eines kurzen Aufenthalts in Tunis im Frühjahre 1884 ist, darf daher ein besonderes Interesse beanspruchen, denn sie enthält die Eindrücke und Anschauungen eines scharf beobachtenden, hochgebildeten und vorurteilslosen Gelehrten, welcher vorzüglich zu schildern versteht und uns nicht nur Land und Leute, Natur, Handel, Industrie, Sitten und Zustände treu vorführt, sondern auch manches über Gegenwart und Zukunft Tunesiens zwischen den Zeilen lesen läßt und in der gerundetsten feuilletonistischen Form eine Fülle von Belehrung und manches dankenswerte Neue bietet.

* Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom Kaiserlichen Statistischen Amt. Sechster Jahrgang 1885. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht. — Der neue 6. Jahrgang des Statistischen Jahrbuchs zeugt aufs neue wieder von dem mustergültigen Fleiß und der Gewissenhaftigkeit, womit das Kaiserliche Statistische Amt für die Zusammenstellung dieses Jahrbuches sorgt, welches uns das treueste Bild von der ganzen Bewegung unseres wirtschaftlichen Lebens entwirft und in seinen authentisch erhobenen Ziffern unwiderleglich beweist. Die Nation kann nicht dankbar genug sein für die Mühe, Beharrlichkeit, Umsicht und ängstliche Sorgfalt, welche von Reichswegen unter der genialen Leitung des Herrn Geheimen Oberregierungsrates Dr. K. Becker gerade auf dieses Jahrbuch verwendet wird, das an Uebersichtlichkeit, Reichhaltigkeit und Genauigkeit von ähnlichen Werken in anderen Staaten kaum erreicht, geschweige denn übertroffen wird und ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für jeden geworden ist, der sich für das öffentliche und wirtschaftliche Leben unserer Nation und für den Gang unseres nationalen Wohlstandes interessiert. Es ist nur zu beklagen, daß der Wert dieses Jahrbuchs noch nicht so allgemein anerkannt noch dasselbe so verbreitet ist, wie es zu sein verdient, denn diese 222 Seiten Lexikon-Oktav in ökonomischem aber klarem Druck enthalten eine Fülle von solider und nützlicher praktischer Belehrung für jeden Gebildeten und Denkenden und leisten Zeugnis für unsern Fortschritt in jeder Hinsicht, enthalten die beste Widerlegung der hohlen Deklamationen und müßigen Beschwerden unserer Reichsanbeller und Feinde nationaler Einheit, und zeigen uns die solide Fort- und Ausbildung unseres nationalen Staatswesens und unserer öffentlichen und wirtschaftlichen Zustände. Der neue Jahrgang ist wesentlich reicher als die früheren, zeigt in allen einzelnen Zweigen der Statistik zeitgemäße Erweiterungen und Vertiefungen, größere Uebersichtlichkeit in der vergleichenden Zusammenstellung und bietet in drei Karten eine interessante bildliche Darstellung: a. der Produktion der Bergwerke im Jahre 1883; b. der Salzproduktion im deutschen Zollgebiet im Etatsjahr 1883—84, und c. die Hüttenproduktion in Rohmetall im Jahr 1883. Wir empfehlen dieses Statistische Jahrbuch ganz besonders auch den Geschäftsleuten, Fabrikanten 2c. unter unseren Lesern auf das angelegentlichste.

Dr. Hugo Töppen: Hundert Tage in Paraguay. Reise ins Innere, Paraguay im Hinblick auf deutsche Kolonialbestrebungen. Mit einer Karte von Paraguay. Separat-Abdruck aus den Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1884. Hamburg, L. Friederichsen und Comp. 1885. — Ein sehr gehaltvolles und lehrreiches Buch, welches wir als einen wichtigen und willkommenen Beitrag zur genaueren Kunde von Südamerika begrüßen. Der Verfasser benützte einen sechsmonatlichen Urlaub, welcher ihm von seiner vorgesetzten Behörde zur Kräftigung seiner Augen bewilligt worden war, zu einer Reise nach und in Paraguay, in der Absicht, dieses zum Teil wenig bekannte Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen und dasselbe hinsichtlich seiner Brauchbarkeit für deutsche Kolonisationszwecke zu prüfen. Die geographische Gesellschaft zu Hamburg gewährte ihm dazu bereitwilligst Unterstützung, und so trat er am 2. Oktober 1883 seine Reise an. Unbefangen und unparteiisch, mit klarem besonnenem Geiste, bereit, jede Thatsache, wenn sie nur eine solche war, gewissenhaft zu verzeichnen, wandte er sich an seine Aufgabe, und sein Bericht zeigt eine frische Unmittelbarkeit, eine objektive geschäftsmäßige Treue, ohne jeden Versuch, malerisch, unterhaltend und schönrednerisch zu sein, ist hierdurch um so ansprechender und lesenswerter und verrät überall den hochgebildeten Gelehrten und tüchtigen Geographen; er stellt sich vorwiegend auf des Verfassers eigene Beobachtungen, bezieht sich aber, zum Zweck der Bestätigung und Berichtigung, auf das Zeugnis früherer Forscher. Wir begleiten ihn zunächst auf der Hinreise, dann auf seinem Aufenthaltsort zu Asuncion und San Bernardino, auf der Reise nach Paraguary und von da nach Süden bis Villa Rica und in dessen Sierra, von hier nach Süden an den Cerro Tatuy bis zum Corrientes und Igabimi, zum Panadero, zu dem Fall des Aguaray, zur Fahrt auf demselben, auf der Rückkehr nach Asuncion bis zur Heimreise. Dem Hauptprodukte des Landes, dem Maté oder Yerba Maté von Ilex paraguayensis, und der Hydrographie des Landes hat der Verfasser besondere Aufmerksamkeit gewidmet und so namentlich allen früheren bildlichen Darstellungen des Flußsystems eine wesentliche Verbesserung und Berichtigung angedeihen lassen. Die beiden Karten, welche er bei sich hatte, die von Wisner von Morgenstern und von Keith Johnston, erwiesen sich nicht nur in unbedeutenderen Einzelheiten, sondern auch in manchen wichtigeren Punkten, wie die Lage der hauptsächlichsten Wasserscheiden, ungenau.

Das Untersystem des Jejuí z. B. weicht nach Töppen's Beobachtungen in Wirklichkeit nicht allein von den beiden genannten Karten, sondern auch von den Schilderungen von Rengger, Page, Azara und du Graty ab, und er sagt: „Das Flußsystem des Jejuí entwickelt sich in seinen Hauptwasserläufen wie folgt: in ziemlich ansehnlicher Entfernung östlich vom Iguabimí entspringen der Jejuí-guazú und der nördlichere Jejuí-mi; sie sind unter dem Meridian von Iguabimí nicht mehr als drei Leguas von einander entfernt und vereinigen sich drei bis vier Leguas westlich von Iguabimí, der vereinigte Fluß führt den Namen Jejuí, wird aber auch nicht selten Jejuí-guazú genannt. Er empfängt von links zwei Hauptnebenflüsse, den Curuguaty und den Capivarí; ersterer muß östlich von Curuguaty, letzterer nicht allzu weit nördlich oder nordnordwestlich von San Joaquin entspringen. Die Hauptrichtung beider im Unterlauf muß annähernd nordwestlich sein. Der Curuguaty empfängt links den Carimbatuy und weiter unterhalb den Rio Corrientes, dessen Quelle von der des Capivarí eben nicht weit entfernt sein kann. Auf der rechten Seite empfängt der Jejuí drei Hauptnebenflüsse, den Paray, den Itanará-mi und den Aguaray-guazú. Der Paray empfängt links den Arroyo-guazú, der Itanará-mi rechts den Upoy; in den Jejuí münden beide *oberhalb* der Mündung des Curuguaty." Mit dem Laufe des Aguaray-guazú wurde Töppen genau vertraut. Am 1. Febr. 1884 brach er vom Panadero (einer Niederlassung auf dem linken Ufer, welche noch aus der spanischen Zeit stammt und einer der Orte war, wo Lopez sich eine Zeit lang gelagert hatte) auf, um im Boote den Fluß hinabzufahren. An diesem Orte war die Breite von Ufer zu Ufer ungefähr 45 Fuß und die Tiefe genügend für große Boote, sog. Chatas, welche zwei Fuß Tiefgang haben und höchstens ungefähr 2000 Arrobas tragen. Einige Meilen höher hinauf ist ein bedeutender Wasserfall von 40 Fuß Höhe, welchen Töppen den Paoli-Fall zu nennen vorschlägt, nach dem Yerbapflanzer in Panadero, welcher sein Vorhandensein im Jahre 1879 entdeckte, während er den Fluß als Wasserweg bis zur Verbindung mit dem Ñu-guazú nutzbar zu machen suchte. Am Morgen des sechsten Tages vor Sonnenaufgang erreichten die beiden Boote vom Panadero die Stadt San Pedro, einen Hafen am Paraguay, einen stillen, halbverkommenen Ort. Von der deutschen Kolonie San Bernardino, welche er schon im Anfang seiner Reise besuchte, entwirft Töppen kein allzu günstiges Bild. Der den Kolonisten angewiesene Bezirk an der Nordseite des Sees Ipecaray bedeckt 440 Q.-Km. oder 8 d. Q.-Ml., welche sich vom Seeufer bis zum dahinter liegenden Plateau hinaufziehen. Neben dem „Stadtplatz" oder der eigentlichen Stadt, in der Niederung, ist noch ein Dorf vorhanden, wegen seiner Lage auf den Bergen „Altos" genannt, welches bisweilen irrig als der Sitz einer zweiten deutschen Kolonie beschrieben wird. Die Kolonisten beliefen sich zur Zeit von Töppen's Besuch auf 200, und mehrere Familien beabsichtigten, nach der Ernte wegzuziehen, denn man kann in San Bernardino ebenso wenig rasch ein großes Vermögen erwerben, als in irgend einer anderen unentwickelten Ackerbau und Viehzucht treibenden Niederlassung, welche keinen genügenden Markt in der Nähe hat. Ueber den Wert von Paraguay als ein Feld für deutsche Einwanderung äußert sich Töppen sehr vorsichtig, trotz aller vorhandenen natürlichen Vorteile; allein wir verweisen hierüber auf das gehaltvolle Buch selbst, welches wir seiner ungemeinen Lehrhaftigkeit und Anschaulichkeit wegen unseren Lesern auf das angelegentlichste empfehlen können.

Anzeigen.

Herder'sche Verlagshandlung in Freiburg (Baden).

Illustrierte

Bibliothek der Länder- und Völkerkunde.

Eine Sammlung illustrierter Schriften zur Länder- und Völkerkunde, die sich durch zeitgemäßen und gediegenen Inhalt, gemeinverständliche Darstellung, künstlerische Schönheit und sittliche Reinheit der Illustration, sowie durch elegante Ausstattung, auszeichnen sollen.

In neuer Auflage ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Kaulen, Dr. Fr., Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. **Dritte,** abermals erweiterte Auflage. Mit Titelbild, 78 in den Text gedruckten Holzschnitten, 6 Tonbildern, einer Inschrifttafel und zwei Karten. gr. 8°. (XII u. 266 S.) M. 4. In Original-Einband M. 6.

Trotz Vermehrung des Umfanges und Hinzufügung von 36 neuen Illustrationen hat der Preis der neuen Auflage keine Erhöhung erfahren. Somit empfiehlt sich dieses Werk in Bezug auf Inhalt, glänzende Ausstattung und mäßigen Preis zur weitesten Verbreitung. — Früher sind erschienen:

Jakob, A., Unsere Erde. Astronomische und physische Geographie. Eine Vorhalle zur Länder- und Völkerkunde. Mit 100 Holzschnitten, 26 Vollbildern und einer Spektraltafel in Farbendruck. gr. 8°. (XII u. 485 S.) M. 8. In Original-Einband M. 10.

Schütz-Holzhausen, Dr. von, Der Amazonas. Wanderbilder aus Peru, Bolivia und Nordbrasilien. Mit 31 in den Text gedruckten Holzschnitten und 10 Vollbildern. gr. 8°. (XV u. 243 S.) M. 4. In Original-Einband M. 6.

Kayser, Dr. E., Ägypten einst und jetzt. Mit 85 in den Text gedruckten Holzschnitten, 15 Vollbildern, einer Karte und einem Titelbild („Die Pyramiden von Gizeh," aus den berühmten „Nilbildern" von K. Werner) in Farbendruck. gr. 8°. (XII u. 237 S.) M. 5. In Original-Einband M. 7.

Kolberg, J., Nach Ecuador. Reisebilder. Dritte, umgearbeitete und mit der Theorie der Tiefenkräfte vermehrte Auflage. Mit 122 Holzschnitten, 15 Tonbildern und einer Karte von Ecuador. gr. 8°. (XX u. 550 S.) M. 8. In Original-Einband M. 10.

Paulitschke, Dr. Ph., Die Südländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis. Mit 59 Holzschnitten, 12 Tonbildern, zwei Lichtdrucken und einer Karte. gr. 8°. (XII u. 311 S.) M. 7. In Original-Einband M. 9.

Die Einbände sind in weißer, grüner oder brauner Farbe zu beziehen.

Ein neues Abonnement auf

KETTLER-MÜLLER'S

Wandkarte von

AFRIKA

beginnt am 30. September d. J.

4 Lieferungen à 2 Mark. Alle 14 Tage 1 Lieferung.

Geograph. Institut, Weimar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 42. Stuttgart, 19. Oktober. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ungarns Waldgebiet. Von Professor J. H. Schwicker. S. 821. — 2. Das Tote Meer. Von Richard Fritsche. (Schluß.) S. 827. — 3. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. (Fortsetzung.) S. 831. — 4. Analogien zwischen Stämmen Borneo's und der Philippinen. Von Fritz Grabowsky. S. 835. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 836. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 838.

Ungarns Waldgebiet.

Von Professor J. H. Schwicker in Budapest.

Wer auf den windesschnellen Flügeln des Dampfes durch die meeresähnliche, baumlose ungarische Tiefebene dahineilt, der ahnt es gar nicht, daß dieses Land trotz der hier auf Tagereisen sichtbaren Baumarmut dennoch zu den waldreichsten Gebieten von Mitteleuropa gehört. Ungarns Wälder sind in geographischer, klimatischer, national-ökonomischer und selbst ethischer Hinsicht noch viel zu wenig gekannt und gewürdigt, und doch drängt die allenthalben wahrnehmbare Verminderung der Holzbestände in Europa mit Unwiderstehlichkeit zur Aufsuchung und Ausnützung der noch vorhandenen Waldgebiete hin. Ein Gang durch den Forst-Pavillon der jüngsten ungarischen Landes-Ausstellung in Budapest und durch die sich daran schließenden Nebenpavillons mit den ringsum aufgeschichteten oder entsprechend gelagerten Proben und Mustern an Holz- und sonstigen Waldprodukten gibt dem Besucher schon eine ungefähre Vorstellung von dem großen Reichtum und der Mannigfaltigkeit der ungarischen Wälder.

Das Königreich Ungarn besitzt ein Waldgebiet von 15,868,136 Katastral-Joch à 1600 Q.-Klafter oder 9,132,748 Hektar; dieses Waldterrain kommt 29,73% oder nahezu 30% des gesammten Kulturbodens (53,370,321 Joch) gleich. Davon entfallen auf das eigentliche Ungarn (mit Siebenbürgen) 13,202,614, auf Kroatien 914,396, auf Slavonien 594,864 und auf die frühere kroatisch-slavonische Militärgränze 1,154,664 Katastral-Joch. Ungarn übertrifft mit seinem Waldgebiet den relativen Waldbestand des Deutschen Reiches, der nach Brachelli („Die Staaten Europa's", 4. Aufl. 1883 S. 112—113) nur 25,7% beträgt, es kommt dem österreichischen Teile der habsburgischen Monarchie (31,4%) nahe und steht mit Württemberg (30,8%) und Elsaß-Lothringen (30,6%) ungefähr auf gleicher Stufe. Von den mitteleuropäischen Staaten wird es in Bezug auf den Waldreichtum nur noch von Bayern (33,0%), Baden (36,2%) und Hessen (31,3%) übertroffen. Der Westen und Süden von Europa (hier nur Bosnien = 44,6% ausgenommen) sind bekanntlich waldarme Gebiete (Frankreich 15,8, Italien 15,7, Spanien 20,8, Belgien 15,1, Schweiz 18,7 Portugal 8,0, Niederlande 6,5, Dänemark 4,6, Großbritannien 3,6%). Der Norden und Osten unseres Kontinents ist die eigentliche Heimat des Holzreichtums in Europa (Schweden 37,8, Rußland 38,0, Finnland 57,1%).

Ungarn nimmt somit auch in diesem Punkte eine Mittelstellung zwischen den Extremen ein. Nur ist auch hier der Wald im Lande sehr ungleichmäßig verteilt. Das hängt zum Teil von der orographischen Beschaffenheit des Bodens, teils vom Klima und teils von den Kultureinwirkungen der Menschen ab. Ungarns Vegetation zeigt im allgemeinen den Charakter der mitteleuropäischen Binnenflora, doch macht sich neben den Höhen- und Breiten-Unterschieden hier auch noch das Zusammentreffen der osteuropäischen Flora mit der des Occidents bemerkbar und bringt eine große Mannigfaltigkeit hervor. Dazu kommt noch die geologische Verschiedenartigkeit des Bodens und

der wechselnde Feuchtigkeitsgrad der Luft und des Untergrundes. In Bezug auf die Flora teilt man das Königreich Ungarn in vier Hauptstriche ein: 1) die karpathische Berg- und Hochgebirgsgegend; 2) das Hügelland und die isolierten Bergzüge; 3) das Alföld (große niederungarische Tiefebene) und 4) das adriatische Küstenland mit dem kroatisch-dalmatinischen Karstgebiet.

In der ersten Zone beginnt die Waldregion in der Höhe von 300 m. und reicht bis 1000 m. Seehöhe; hier ist das Gebiet der Laubwälder; von 1000—1500 m. reicht die subalpine Region der Nadelhölzer; über 1500 m. verschwinden auch diese und es gedeihen bloß Zwergbäume und Sträucher; über 1800 m. hört aller Baum- und Holzwuchs auf. Das Hügelland, dessen Boden meist kalkig, sandig und trümmerig ist, hat keine besonders üppige Vegetation; der Wald kommt nur strichweise vor; vielen Orts sind die Hügel nur mit Gesträuch bewachsen oder sie zeigen nackte Felsen. Im Alföld dominieren die einjährigen Pflanzen, der Wald ist verschwunden; nur in spärlichen Beständen begegnet man einzelnen bewaldeten Flecken; am häufigsten ist die Stieleiche, die Erle, dann das luftige Baumgesindel der Birken, Akazien (Robinien) und der Kopfweide; an Nadelhölzern trifft man bloß den melancholischen Wachholder. An der Adria und im kroatischen Karstland hat sich noch reichlicher Waldbestand erhalten; Slavonien, Syrmien und namentlich die frühere kroatisch-slavonische Militärgränze gehören zu den waldreichsten Gegenden des Landes.

Ueberblickt man die geographische Verteilung des Waldgebietes, so tritt vor allem die Thatsache ins Auge, daß Ungarns Wälder hauptsächlich an der Peripherie des Landes vertheilt sind. Im eigentlichen Ungarn findet man den relativ stärksten Waldbestand in den Landesteilen am rechten Theißufer (29—48% der Kulturfläche), dann auf dem linken Ufer der Donau (19—58%), auf dem rechten Theißufer, auch hier schon mit namhaften Unterbrechungen, also im Norden, Nordosten und Osten des Landes, und endlich in Siebenbürgen, das noch immer ein echtes Waldland ist (18—61%). Kroatien hat 40, Slavonien und die frühere kroatisch-slavonische Militärgränze je 37% ihres Kulturgebietes als Wald.

Das Landesmittel von 30% (29,7%) überschreiten oder kommen gleich a) auf dem linken Donauufer: die Komitate Arva (34), Bars (38), Hont (34), Liptau (55), Trencsin (36), Turócz (49) und Sohl (58); b) auf dem rechten Theißufer: die Komitate Abauj-Torna (39), Bereg (42), Borsod (30), Gömör (50), Saros (37), Zips (46), Ung (48); c) auf dem linken Theißufer nur das Komitat Marmaros (57); Bihar und Szilágy (je 29) kommen nahe; d) zwischen Theiß, Maros und Donau: die Komitate Arad (32) und Krassó-Szörény; endlich in Siebenbürgen; die Komitate Bistritz-Nassod (45), Kronstadt (44), Csik (44), Fogaras (40), Háromszék (61), Hunyad (47), Kolozs (31), Maros-Torda (48), Groß-Kokelburg (32), Hermannstadt (45), Szolnok-Doboka (31), Udvarhely (40); nahe kommt Torda-Aranyos mit 29%.

Unter 10% Waldboden haben die Komitate Stuhlweißenburg, Raab, Wieselburg, Tolna, Bács-Bodrog, Csongrád, Jazygien-Großkumanien-Szolnok (nur 0,5%!), Hajdu, Szabolcs, Csanád und Torontál. Ueberhaupt erreicht in den Landstrichen auf dem rechten Donauufer (Westungarn), dann zwischen Donau und Theiß (eigentliches Alföld) kein einziges Komitat mit seinem Waldbestande das Landesmittel; am nächsten kommen noch Eisenburg (29) und Szala (27). Die inneren Landstriche von Budapest an bis Großwardein, Temesvár, Pancsova und Neusatz können als waldlose Gebiete bezeichnet werden.

Die Ursache dieser Konfiguration des ungarischen Waldgebietes ist in erster Linie selbstverständlich eine natürliche und beruht zunächst in der geologischen Gestaltung des Bodens. Es zeigt sich nämlich, daß die Waldungen im allgemeinen in den Gebirgsgegenden, und zwar vorwiegend in den Regionen der krystallinischen Gesteinen, vorherrschen. In dieser Beziehung macht die Entstehungszeit der Gesteine keinen Unterschied; denn es sind die primären krystallinischen Gebilde ebenso bewaldet, wie die Regionen der Trachyt- und Basalt-Eruptionen. Wo die krystallinischen Gebirge in andere sedimentäre Bildungen übergehen, dort werden die Waldungen immer seltener und hören im Alföld endlich ganz auf.

Es lassen sich darnach im eigentlichen Ungarn (mit Siebenbürgen, doch ohne Kroatien-Slavonien) folgende vier Waldkomplexe unterscheiden. Den Mittelpunkt des ersten bildet in Nordungarn das Zips-Gömörer-Sohler krystallinische Massengebirge, dem sich die Sohler Trachyt-Masse anschließt. Hier sind die oben angeführten waldreichen Komitate Sohl, Liptau, Gömör, Turócz und Zips. Rings um diesen aus fünf Komitaten gebildeten Waldkern liegt im geschlossenen Kreise eine ununterbrochene Kette von Komitaten, in denen, wie wir gesehen haben, das Waldgebiet im allgemeinen die Durchschnittsziffer des ganzen Landes übersteigt. Diese Ziffer sinkt nur dort tiefer herab, wo das Gebiet sich der Ebene nähert.

Den zweiten Mittelpunkt des Waldgebietes bildet im nordöstlichen Winkel des Landes das Marmaroser Komitat mit 57% Waldboden. Um dieses Centrum, das gleichfalls aus Gebilden der Primärperiode besteht und dem sich ebenfalls als unmittelbare Fortsetzung Gebirge trachytischen Charakters anschließen, zieht sich das Waldgebiet, den Linien dieser Gebirge entsprechend, in drei auseinander laufenden Radien hin; zwischen diesen Radien nehmen die Wälder ab. Den ersten Radius bezeichnet das nordöstliche Grenzgebiet, die Region der karpathischen Sandsteinkette und die darüber liegenden Trachyt-Eruptionen in den Komitaten Marmaros, Bereg, Ung und Zemplin. Es ist dies das „karpathische Waldgebirge", das durch die Linie der Eperies-Tokajer Trachyt-Kette mit dem oberungarischen Waldkomplex zusammenhängt.

Der von Marmaros ausgehende zweite Radius läuft auf der ungarisch-siebenbürgischen Grenze von Ost nach West und faßt die Gebirge der Komitate Szolnok-Doboka, Szatmár, Szilágy und Bihar in sich. Schließlich geht der dritte Radius von Marmaros an der Ostgrenze Siebenbürgens nach Südost und erstreckt sich auf die Komitate Bistritz-Naszód, Maros-Torda und Csik, greift also schon vollständig auf das siebenbürgische Waldgebiet hinüber.

Ein dritter Waldkomplex findet sich an der Südwestspitze von Siebenbürgen in den Komitaten Háromszék und Kronstadt; derselbe schließt sich den Waldungen von Csik unmittelbar an; unterscheidet sich aber von dem Marmaroser Komplexe insofern, als der Wald hier nicht auf krystallinischem Gesteine, sondern auf Kreidebildungen ruht.

Als viertes großes Waldcentrum sind die Forste an der südöstlichen Spitze von Ungarn in dem Komitate Krassó-Szörény zu betrachten. An diesen schließen sich die siebenbürgischen Wälder von Hunyad, Hermannstadt und Fogaras, dann die von Unter-Weißenburg, Torda-Aranyos und Kolozs und stehen mit denen zu Arad und Bihar in Verbindung. Der Untergrund ist hier ebenfalls krystallinisches Gestein, doch neben den primären und trachytischen Bildungen findet man auch Porphyr, Syenit, Diabas und Dicoit, Melaphyr, Augitporphyr, krystallinischen Kalk u. s. w. Das Innere von Siebenbürgen zeigt eine durchschnittlich mäßige Bewaldung.

Dasselbe gilt, wie schon angedeutet, auch von dem westlichen Ungarn, wo die Berge und Hügel als Ausläufer der waldbedeckten Alpen nur die Uebergangsregion zum waldlosen Tieflande bilden. Als Mittelpunkt der Bewaldung ist hier das Komitat Eisenburg zu betrachten, dem sich die bewaldeten Striche in Szala, Somogy und Baranya in abnehmender Stärke anschließen; über Gran berührt sich dieses Gebiet mit der Waldregion am linken Ufer der Donau. Am meisten bekannt ist der heute allerdings schon stark gelichtete „Bakonyer-Wald" mit dem daran schließenden Vértes-Gebirge.

Kroatien-Slavonien steht, wie wir gesehen haben, im allgemeinen hoch über dem Landesmittel der Bewaldung. Am waldreichsten sind die an Steiermark und Krain angrenzenden Teile; ferner die größeren krystallinischen Gebirgsinseln in den slavonischen Komitaten Poschega und Veröcze. In Poschega beträgt der Waldbestand 53% des Kulturbodens. Ebenso großartige Waldungen besitzt das Gebiet der frühern kroatisch-slavonischen Militärgrenze, und zwar nicht nur in den Gebirgsgegenden, sondern zum Teil auch in der Ebene.

In den ungarischen Wäldern sind die Buche, verschiedene Nadelbäume und die Eiche die vorherrschenden Holzarten. In den Staatsforsten besteht hierin folgendes Procentual-Verhältnis: Eichenwälder 15%, andere Laubhölzer, namentlich Buchen 58% und Nadelwaldungen 26,5% des ganzen Waldgebiets. Die Eichenwälder nehmen zumeist die flacheren und hügeligen Gegenden, besonders deren südliche Abhänge, die Buchenwälder die nördlichen Hänge der Hügel und die unteren Regionen der Gebirge ein; die Nadelhölzer bedecken die höheren Berge. Doch fehlt es auch an Ausnahmen nicht, namentlich infolge künstlicher Forstkultur.

Die wichtigsten Waldbäume in Ungarn sind:

A) Nadelhölzer: Fichte (Abies excelsa), Tanne (Abies pectinata), Weißkiefer (Pinus silvestris), Krummholz (Pinus mughus), Zirbelkiefer (Pinus cembra), Lärche (Larix europaea), Wachholder (Juniperus communis) und die Eibentanne (Taxus baccata).

B) Laubhölzer: Stieleiche (Quercus pedunculata), Steineiche (Qu. robur), flaumige Eiche (Qu. pubescens), ungarische Eiche (Qu. hung.), Zerreiche (Qu. cerris), Rotbuche (Fagus silvatica), Weißbuche (Carpinus betulus), Esche (Fraxinus excelsior), Feldahorn (Acer campestre), Spitzahorn (Acer platanoides), Bergahorn (A. pseudoplatanus), kleinblättrige Linde (Tilia parvifolia), großblätterige Linde (T. grandifolia), Feldräster (Ulmus campestris), Korkulme (U. suberosa), Weißbirke (Betula alba), Weißerle (Alnus incana), Schwarzerle (A. glutinosa), Alpenerle (A. alpina), Akazie (Robinia pseudo-acacia), Götterbaum (Ailanthus glandulosa), Edelkastanie (Castanea vesca), türkische Haselnuß (Corylus colurna), gemeine Haselnuß (C. avellana), Zitterpappel (Populus tremula), Schwarzpappel (P. nigra), Weißpappel (P. alba), Pyramidenpappel (P. pyramidalis), kanadische Pappel (P. canadensis), Weißweide (Salix alba), Salweide (S. caprea), Bruchweide (S. purpurea), Korbweide (S. viminalis), Eberesche (Sorbus aucuparia), Wallnußbaum (Juglans regia) ꝛc.

Der größte Teil der ungarischen Forste befindet sich im Privatbesitze Einzelner oder ganzer Gemeinden, Korporationen (Kapitel, Klöster) oder Institutionen. Der Staat besitzt (Ende 1884) an Waldungen im eigentlichen Ungarn (mit Siebenbürgen) 2,883,898 Katastral-Joch; außerdem ist er in den Komitaten Marmaros und Arva bei 431,217 Katastral-Joch Mitbesitzer. Ferner haben die in staatlicher Verwaltung befindlichen (katholischen) Religions-, Studien- und Universitäts-Fonds einen Waldbestand von 94,835 Joch.

Die Forstverwaltung, welche seit 1881 dem Ministerium für Ackerbau, Gewerbe und Handel untersteht, wird in Ungarn insbesondere in den Staatsforsten auf rationelle Weise betrieben. In den Privat- und Gemeinde-Wäldern herrschte allerdings bis auf die neuere Zeit zumeist eine schlechte Wirtschaft. Doch seit dem Gesetz-Artikel 31 vom Jahre 1879 und der weit strengeren Kontrole von seite der exekutiven Gewalt wurde der Waldverwüstung Einhalt gethan. Nach diesem Gesetze darf in den Staats-, Gemeinde-, Fideikommiß-, Fundational-, Kirchen-, Korporations- und Komposessorats-Wäldern jährlich nur so viel Holz geschlagen werden, als dem Jahreszuwachs der betreffenden Wälder entspricht. Dieser Zuwachs wurde mit 2 Raummeter per Joch

bemessen. Bei der Bewirtschaftung der Staatsforste wird das Hauptgewicht auf die Erziehung der Eichenbestände gelegt, ferner auf jene der Lärche, der Fichte und der Tanne, letztere Holzarten in entsprechend gemischten Beständen. Eine Hauptsorge der staatlichen Forstverwaltung besteht in der Wiederaufforstung früherer Waldflecken, die zu keiner anderen Kultur verwendet werden können. Zu diesem Behufe verteilt diese Forstverwaltung jährlich zahlreiche Setzlinge an die Privat-Waldbesitzer. Im Jahre 1883 wurden aus den Aerarialbaumschulen 1,508,000 solche Setzlinge den Privat-Eigentümern überlassen; für das Jahr 1884 standen 4,350,000 Setzlinge zur Verfügung.

Die frühere Waldverwüstung trägt wesentlich auch an der Baumlosigkeit des ungarischen Tieflandes die Schuld; denn deutliche Spuren im Boden des Alföld sowie Ortsnamen und Urkunden beweisen es deutlich, daß z. B. die heute ganz waldlosen Striche der Nyir, dann des Gebietes zwischen Donau und Theiß ehedem bewaldet waren. Hier hat der Mensch den Wald vertrieben. Gegenwärtig ist man bemüht, den Flugsand der Ebene durch Bewaldung zu binden. Man bedient sich dazu mit Erfolg der Akazie und der Pappel. Diese Bewaldung wird freilich niemals das Holzbedürfnis der Ebene decken. Diese muß sich ihren Bedarf an Bau-, Brenn- und Werkholz zumeist aus weiter Ferne und mit großen Kosten verschaffen.

Vom national-ökonomischen Standpunkte aus muß konstatirt werden, daß die Forstwirtschaft in Ungarn bis heute noch wenig einträglich ist. Das Durchschnitts-Erträgnis eines Joches für ganz Ungarn beträgt blos 64 Kreuzer, in welcher Summe selbstverständlich nicht bloß das sich aus der Verwertung der Holzproduktion ergebende Reinerträgnis, sondern auch der Wert aller Nebennutzungen, besonders jener der Weide, der Eichelmast u. s. w., mit inbegriffen ist. Schätzt man diese Nebennutzungen auf durchschnittlich 22 Kreuzer per Joch, so würde für den jährlichen Holzzuwachs von 2 Kubikmeter per Joch bloß 44 Kreuzer übrig bleiben, d. h. der Wert eines Kubikmeters Holz auf dem Stamme würde nicht mehr als 22 Kreuzer betragen. Das ist ein um so geringerer Wert, als in diesem Durchschnitte auch das kostspieligere Kunst-, Bau- und Werkholz mit inbegriffen ist. Dieser Waldwert erreicht darnach kaum die Summe der Schlagkosten; ja in einzelnen Gegenden des Landes bleibt das durchschnittliche Erträgnis per Joch noch weit unter dem Landesmittel zurück. Es ist dies der Fall in den Komitaten Bereg (36 Kreuzer), Sáros (35 Kr.), Ung (28 Kr.), Zemplin (24 Kr.), Bihar (51 Kr.), Marmaros (19 Kr,), Szatmár (46 Kr.), Szilágy (26 Kr.), Arad (54 Kr.), Krassó-Szörény (31 Kr.); am schlimmsten steht es mit dem Erträgnisse in Siebenbürgen, wo von 15 Komitaten nur vier das Landesmittel überschreiten; im Komitate Csik beträgt das Durchschnittserträgnis per Joch gar nur — acht Kreuzer. In Kroatien-Slavonien und in der Militärgrenze schwankt das Erträgnis zwischen 72—83 Kr. Das Maximum des Erträgnisses mit 3 Gulden 37 Kreuzer per Joch zeigt das Komitat Békés.

Dieses geringe Erträgnis der Waldungen steht in keinem Verhältnisse zu dem ihnen innewohnenden wirklichen Werte. Wenn in Betracht gezogen wird, daß der Waldboden allein, im Verhältnisse zu anderen Wirtschaftsgebieten, nach der allerniedrigsten Berechnung 300—350 Millionen Gulden wert sein müsse und daß die am Stocke befindlichen Holzbestände durchschnittlich das Resultat eines wenigstens 40 jährigen Wachstums sind und daher die Zinseszinsen der bezeichneten ebenso langen Zeit hindurch kapitalisirten Summe ausmachen — was bei dem landesüblichen Zinsfuß von 5—6% schon an und für sich 2100—2800 Millionen Gulden beträgt, so ist leicht zu berechnen, daß der Gesamtwert der ungarischen Wälder etwa 2400—3100 Millionen Gulden ausmachen müßte, denen gegenüber das rund auf 10 Millionen Gulden zu veranschlagende Jahreserträgniß kaum 1/3% Zinsen repräsentiert.

Ungarns Wälder bilden also in national-ökonomischer Hinsicht heute noch zum größten Teil ein totliegendes Kapital, das erst künftige Generationen in rechter Weise zu verwerten berufen sein werden. Trotzdem ist Ungarns Forstproduktion im internationalen Handelsverkehre auch heute schon entschieden aktiv. Es war nämlich die Ein- und Ausfuhr der Forstprodukte aus dem Jahre 1883

	Einfuhr:		Ausfuhr:	
	Meterzentner	Gulden	Meterzentner	Gulden
Brennholz	98,694	49,347	641,912	385,147
Hartes Bau- und Werkholz	30,727	152,182	640,462	1,921,388
Weiches Bau- und Werkholz	313,115	939,346	431,401	1,035,363
Dauben	600,000	49,994	994,159	12,115,220
Bahnschwellen	32,222	64,445	698,012	1,256,422
Gesägte Holzwaren aus hartem Holze	11,978	47,915	685,028	2,740,113
Gesägte Holzwaren aus weichem Holze	822,708	2,468,126	620,837	2,171,529
Weidenruthen	231	4,166	1,390	20,858
Holzkohle	13,370	96,740	127,209	254,419
Lohe	52,515	787,733	337,837	5,067,569
Knoppern	2,844	42,668	51,870	778,063
Harze	8,140	28,491	1,352	12,168
Zusammen	1,986,544	4,731,153	5,231,170	27,758,259

Der Gesammtverkehr in den Waldprodukten Ungarns beträgt somit 7,217,714 Meterzentner im Werte von 32,489,412 Gulden. Mit Ausnahme der gesägten Holzwaren aus weichem Holze, worunter insbesondere Kinderspielwaaren zu verstehen sind, und der Harze, ist Ungarn in allen Zweigen der Holzproduktion am internationalen Verkehr aktiv betheiligt.

Der Wald hat aber noch eine sozial-ethische Bedeutung. Der Gegensatz von Feld und Wald, von zahmer und wilder Kultur des Bodens besteht in Ungarn in seiner vollen Breite und wenn W. H. Riehl sagt, daß „ein

Volk aussterben müsse, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen rohen Volkstums zu holen," so befindet sich Ungarn in dieser Beziehung in günstiger Situation. Es hat noch den Wald, das Land ist noch nicht der einseitigen Kultur des Ackerpfluges verfallen und darum ist auch sein Volkstum in seiner Gesamtheit noch vielgestaltig, lebenskräftig, zukunftsreich.

Man darf jedoch nicht außer Acht lassen, daß auch in Ungarn der „Krieg gegen den Wald" vorhanden ist; diesem Kriege sind namentlich die ehemaligen Forstbestände in den weiten Tiefebenen des Landes zum Opfer gefallen und diese Landstriche sind es auch, wo der einseitige Getreidebau, die gleichförmige Viehzucht vorwiegt und die extremen Witterungsverhältnisse auf mehr denn anderthalbtausend Geviertmeilen die Bevölkerung und die landwirtschaftliche Produktion auf die gleiche Weise bedrohen. Die Eintönigkeit und Einförmigkeit, welche hier in der Plastik und in der Bewachsung des Bodens sich ausprägt, spiegelt sich auch in dem nationalen Wesen, im Charakter, in den Ansichten und in der Lebensführung der daselbst lebenden Menschen wieder.

Vor allem ist es interessant, das Verhältnis der einzelnen Volksstämme in Ungarn zum Walde zu betrachten.[1] Der Magyar ist im eigentlichen Ungarn diesseit des Königssteiges kein Freund des Waldes, überhaupt kein Beförderer des Baumwuchses. Treffend bemerkt hierüber Dr. Ditz in seinem Buche über „Die ungarische Landwirtschaft" (Leipzig 1867): „Der Magyar ward auf der asiatischen Hochebene an die baumlose Steppe gewöhnt; sie sagte auch seiner Nomadenwirtschaft am meisten zu; der Baum, der Wald nahm ihm die Waide, und deshalb suchte er das Waldrevier zu meiden oder es einzuschränken. Ein Bedürfnis nach Holz fühlte er nicht; er schlief in einem Zelte von Schilf oder er baute sich eine Hütte von Kot und er wärmte sich an dem Herde, auf welchem er seine fetten Speisen über dem Auswurfe seines Viehes kochte oder briet (wie das in den waldlosen Strichen des Alföld bis heute noch der Fall ist). Darum war ihm der Wald nur ein Hindernis, wo er ihn fand, und als er den Entschluß faßte, die Ebene an der Theiß und Donau zu seinem Wohnsitz zu machen, da machte er diese auch recht heimisch für sich und die Seinen; er trieb den Wald aus dem Lande und wo ein Ueberbleibsel sich erhielt, da fiel dieses späteren Angriffen zum Opfer. Der Magyar fühlt eine seltsame Lust, einen Baum anzuhauen und ihn vertrocken zu lassen. Was die Axt verschonte, bewirkte untergelegtes Feuer und erst dann hat der Wälderstürmer Ruhe, wenn der Baum seine dürren Finger vergebens in die Luft hinaufstreckt, um den Sturmwind zum Einhalt aufzufordern und die Wolke vergebens um Regen für das Volk zu bitten, welches ihn ewig verfolgt."

[1] Ich verweise dabei auch auf meine „Statistik des Königreichs Ungarn" (Stuttgart bei Cotta), S. 279 ff.

Wie wenig Anziehendes der Wald dem Magyaren geboten, beweist auch die Thatsache, daß derselbe die dichtbewaldeten Teile des Landes niemals als Wohnstätte aufgesucht hatte. Noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts war ganz Oberungarn, namentlich aber die Zips, ein riesiger Urwald; ebenso Siebenbürgen. Menschenleer und öde waren diese Waldgebiete, wohin König Geisa II. und dessen Nachfolger die hereingerufenen deutschen „Gäste" ansiedelten, und diese echten Waldleute wandelten dann die Wildnis in eine freundliche Wohnstätte für Menschen um.[1] Und auch heute pflanzt der Deutsche in Ungarn den Baum nicht bloß als Fruchtbaum in Hof und Garten, sondern er liebt und schätzt ihn auch als kühlenden Schattenspender vor dem Wohnhause, wo dann in arbeitsfreien Stunden das ganze Haus zu geselligem Vereine versammelt ist.

Der Magyar verherrlicht den Wald nicht im Liede, er hat auch keine Waldmärchen, kennt überhaupt die lauschige, reizende Poesie des Waldes nicht. Wer durch das Alföld wandert, der vermag schon an der äußeren Baumlosigkeit das magyarische Dorf von anderen zu erkennen. Der Deutsche umrahmt auch in der Ebene Dorf und Haus mit dichtem Laube; die breiten Gassen der deutschen Ortschaften im Banate zeigen zu beiden Seiten fortlaufende Baumreihen; beim Magyaren sieht die Puszta überall in das baum- und zaunlose Gehöft hinein. Nur in gemischtsprachigen Gegenden hat diese Nomadensitte des Magyaren schon mancherlei Abänderungen erfahren.

Es ist nicht uninteressant, die Majorität der Bevölkerung in den einzelnen Komitaten mit den Waldbeständen daselbst in Vergleich zu setzen. Die Magyaren sind in der Majorität in den Komitaten des eigentlichen Ungarn (ohne Siebenbürgen).

	mag. Bevölkerung %	Waldboden %
Jazygién-Großkum.-Szolnok	98.86	0.5
Heves	98.40	18.0
Csongrád	98.06	3.0
Hajdu	97,75	6,0
Raab	96,40	8,0
Borsad	92,64	30,0
Szabolcs	90,83	6,0
Somogy	88,19	23,0
Stuhlweißenburg	85,03	9,0
Komorn	84,35	13,0
Weszprim	82,36	25,0
Gran	79,40	19,0
Csanád	72,74	1,0
Szala	72,69	27,0
Pest-Pilcs-Soll-Kleinkum.	71,82	12,0
Békés	69,84	15,3
Tolna	66,73	9,0
Neograd	64,02	29,0
Abauj-Torna	62,64	39,0
Szatmár	58,83	22,0
Bihar	54,03	29,0
Baranya	52,17	18,0
Gömör	50,95	50,0

[1] Vgl. mein Buch: „Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen". Wien und Teschen 1881.

Unter 23 Komitaten mit magyarischer Majorität in der Bevölkerung erreichen oder überschreiten das Landesmittel des Waldbestandes (= 30 % des Kulturbodens) nur drei, und drei Komitate kommen dieser Durchschnittszahl nahe, die übrigen bleiben größtenteils hinter dieser Zahl weit zurück; in acht derselben erreicht der Waldbestand nicht einmal zehn Prozente des Kulturbodens. Beachtenswert ist, daß die meisten dieser Komitate zu den umfangreichsten im Lande gehören und daß das Minimum des Waldbestandes mit dem Maximum der magyarischen Bevölkerung in den Komitaten Jazygien-Großkumanien-Szolnok zusammenfällt, denen sich dann die weiteren waldleeren Alföld-Komitate unmittelbar anschließen. Mit der Zunahme der nichtmagyarischen Bevölkerung wächst dann auch das Wald-Terrain. Man vergleiche oben die Komitate Neograd, Abauj-Torna, Szatmár, Bihar, Gömör.

Eine eigentümliche Erscheinung ist der Székler in Siebenbürgen. Obgleich echter Magyar bewohnt er dennoch die meist bewaldeten Teile dieses Landes. So haben die Székler-Komitate Udvarhely (magyarische Bevölkerung 92,79 %), Csik (86,92 %) und Háromszék (86,57 %) einen Waldbestand von 40, 44 und 61 % des Kulturlandes. Das Komitat Háromszék weist das Maximum der Bewaldung in Siebenbürgen auf. Diese Thatsache beweist gleichfalls die unfreiwillige Besiedelung des rauhen, waldigen Székler-Landes durch magyarisches Volkselement. Wie der ungarische Gelehrte und Akademiker Dr. Paul Hunfalvy in seinen, auch in dieser Zeitschrift mitgeteilten Forschungen über die Herkunft der Székler überzeugend nachgewiesen hat, wurden diese Magyaren erst später von den Ungar-Königen als Grenzwächter jenseit des Waldes angesiedelt. Die Székler sind auch heute keine eigentlichen Waldleute geworden. Sie wohnen drunten im Thal in geschlossenen Wohnplätzen, betreiben wohl Holzindustrie, laufen aber gerne in die Fremde und sind gerade in dieser Eigenschaft als Diener, Kleinhändler, Knechte, Mägde 2c. außerhalb des Székler-Landes, namentlich in Rumänien, allgemein bekannt und auch geschätzt.

Der Siebenbürger Sachse hat dem Walde die Pietät bewahrt und gerne zieht er denselben auch heute noch in seine Nähe. Die Sachsenstädte, Hermannstadt, Kronstadt, Bistritz, Schäßburg u. a. haben einen respektablen Waldbesitz, den sie in trefflicher Weise bewirtschaften. Als Muster hierin dient Kronstadt, das gegen 80,000 Joch an Wald, Gebirgswaide und Wiese sein Eigen nennt.

Die rechten Waldsassen in Ungarn sind aber heutzutage die Slovaken, die Ruthenen, dann die Rumänen und Serbokroaten. Einige vergleichende Daten werden dieses sofort klar machen. Eine slovakische Majorität in der Bevölkerung haben die Komitate:

	Slovaken %	Waldboden %
Arva	96,26	34
Trencsin	93,96	36
Liptau	93,67	55
Sohl	93,50	58
Turócz	76,58	49
Neitra	73,91	24
Sáros	70,84	37
Zips	57,99	46
Bars	57,05	38

Dazu kann man noch Hont mit 48,56 % slovakischer Bevölkerung und 34 % Waldboden rechnen. Also: mit Ausnahme des Komitates Neitra stehen alle slovakischen Komitate hinsichtlich ihres Waldbestandes weit über dem Landesmittel. Nun weiß man aber auch, daß der slovakische Holzschläger, Kohlenbrenner, Flößer, Holzschneider, Holzschnitzer 2c. eine bedeutende Rolle im oberungarischen Volksleben spielt.

Die Ruthenen wohnen relativ am stärksten in den Komitaten Bereg (49,57 %), Marmaros (48,23 %), Ugocsa (47,17 %) und Ung (34,25 %). Der Waldbestand in diesen vier Komitaten macht 42, 57, 23 und 48 % des Kulturbodens aus.

Die Rumänen bewohnen zumeist die Komitate:

	rum. Bevölkerung %	Waldboden %
Fogaras	90,92	61
Hunyad	90,28	47
Unter-Weißenburg	78,79	25
Krassó-Szörény	78,35	54
Szolnok-Doboka	77,73	31
Torda-Aranyos	73,15	29
Bistritz-Nassód	67,47	45
Hermannstadt	66,27	45
Arad	63,36	32
Szilágy	61,97	29
Kolozs	59,31	31
Klein-Kokelburg	49,92	18

Der Rumäne hat lange Zeit als vereinsamter Hirte im waldigen Hochgebirge gelebt, bevor er allmählich in die nieder gelegenen Thalgegenden und Abhänge herabgestiegen ist und sich hier auf dem mittlerweile von Magyaren, Széklern und Sachsen besetzten Boden angesiedelt hat. Deshalb blieb der Rumäne ohne politische Rechte, außerhalb des Sachsenbodens auch ohne liegenden Besitz; er war der unterthänige Hintersasse der übrigen politisch allein berechtigten „drei Nationen" Siebenbürgens bis in die neuere Zeit geblieben. Auch heut noch liebt der Rumäne das Leben und Treiben der herumschlendernden Hirten in Berg und Wald. Dabei bekundet er jedoch dem Walde gegenüber keine Pietät. Er ist ein leichtsinniger Holzverschwender und nicht selten ein böswilliger Waldverwüster. Waldbrände, durch rumänische Frevlerhand oder durch rumänische Sorglosigkeit hervorgerufen, verursachen in jedem Jahre bedeutenden Schaden. Dem Rumänen gilt der Wald in erster Linie nur als Waidegebiet; in anderer Art weiß er denselben noch wenig zu schätzen.

Die Serbokroaten treten zumeist in Kroatien-Slavonien und in der Militärgrenze als Waldbewohner auf. Hier, wo das serbokroatische Volkselement 88,79—97,24 % in der Bevölkerung ausmacht, weist auch der Waldbestand

eine Höhe von 37—40% des Kulturbodens auf. Dem Serben und Kroaten war der Wald jedoch von jeher mehr Schutzwall als eigentliche Wohnstätte. Wie die alten Slaven gerne einen breiten Wald als Grenzhut zwischen sich und den Nachbarvölkern erhielten, so diente in Kroatien und der Militärgrenze das Dickicht der Wälder als Zuflucht und Schutz gegen die vielhundertjährigen Türkeninvasionen. Damals legten die Serbokroaten ihre zerstreuten Blockhäuser auch gern in waldige Verstecke an, um den Späherblicken der verheerenden türkischen Räuber und Mordbrenner leichter zu entgehen. Auch war der Wald ein trefflicher Ort zur Entwickelung jenes gesetzesscheuen Haiduckentums, das wir in Bosnien und der Herzegowina, sowie in den angrenzenden Balkanländern zum Teil heute noch in Blüte sehen. Es bedurfte zu Ende des vorigen Jahrhunderts, als die Türkengefahr für immer beseitigt worden war, aller Strenge der Militärbehörden, um vom Jahre 1770 an die Auflassung der zerstreuten serbokroatischen Wohnhäuser und deren Zusammenlegung in geschlossene Wohnorte an der Straße in Kroatien-Slavonien und in der Militärgrenze zu bewerkstelligen.

Wie die verschiedenen Völkerschaften Ungarns den Wald in ihren Liedern, Sagen, Märchen, Sprichwörtern ꝛc. behandeln, das zu erörtern, wäre eine ganz lohnende Aufgabe, die jedoch außer dem Bereiche dieses Aufsatzes liegt. Sicher ist, daß die eigentlichen Waldsassen im heutigen Ungarn zugleich den niedrigsten Grad der materiellen und geistigen Kultur zeigen; allein es wohnt doch in den meisten dieser Waldläufer eine frische Kraft und aussichtsfrohe Zuversicht. „Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes," meint Riehl, „daß es die verschiedenartigsten Entwickelungen gleichzeitig umfasse." Das finden wir auch im heutigen Ungarn. Neben hochentwickelter, westeuropäischer Kultur waltet hier noch viel natürliche Roheit und Unberührtheit; dazwischen liegen aber zahlreiche Abstufungen gleichwie in der Bewaldung des Landes von der baumlosen, sonndurchglühten Fläche des Alföld bis zu dem ungebrochenen Urwald der Hoch- und Ost-Karpathen und des siebenbürgischen Waldlandes. Und so möge man in Ungarn fortdauernd den Wald pflegen, nicht nur als einen wichtigen Zweig der Volkswirtschaft und als einen Erhalter und Regulator der Boden- und Luftfeuchtigkeit, sondern auch als einen sozial-politischen Faktor uud als eine mächtige Quelle zu gemütlicher Erhebung und zu künstlerischer Anregung und Produktion.

Das Tote Meer.

Von Richard Fritsche.

(Schluß.)

Steigen wir nun von den Bergen an den See herab. Das Gestade, sowie der Grund des Sees in dessen Nähe, besteht aus kleinen Steinen, die nur Splitter und Schutt des nahen Gebirges sind. Daran reiht sich gröberes Geschiebe, große Felsblöcke, die im Osten und Westen eine Art Wall bilden. Oberhalb desselben liegt hie und da wie im Süden von Engedi und zwischen dem Wadi Modschib und dem Zerka Maïn, ein Streifen bebauten Landes, von dem dann die Berge aufsteigen. Der älteste Name, der dem See in den Mosesbüchern beigelegt wird, ist „Salzmeer". Sonst heißt es in der Bibel auch „Meer im Blachfelde" oder „Meer am Gefilde", endlich „Meer gegen Morgen" oder „Oestliches Meer", sofern es die Grenze gegen Moab und Edom bildete. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus nennt es „Asphaltitis", Asphalt-See, Pausanias schon das „Tote Meer", welcher Name seit den griechischen Schriftstellern der im Abendlande gebräuchliche geworden ist. Bei den Arabern heißt der See „Bachr Lut", Meer Lots, zur Erinnerung an diesen frommen Nomadenschech, der sich hier niedergelassen und von hier fliehen mußte. Ein Meer nach unseren Begriffen ist die Salzflut freilich in keiner Weise. Auf diesen Namen kann sie höchstens mit Bezug auf ihren außerordentlich reichen Salzgehalt Anspruch machen. Es ist ja nur 73 Kilometer lang und in der Mitte 17,8 Kilometer breit. Durch die Landzunge (Lisän-Zunge) an der Südostküste wird es in einen großen nördlichen und einen kleinen südlichen Teil geschieden. Diese Landzunge verdankt ihre Entstehung dem Gebirgsstrome des Wadi Kerak, der einst den Schutt der Moab-Berge mit sich fortgerissen und hier abgelagert hat. Sie ist in der Mitte über 10 m. hoch und fällt nach beiden Seiten wie ein faltenreiches Zeltdach ab. Sie erstreckt sich so weit in den See hinein, daß er hier nur 3,5 Km. breit ist. Hier ist er auch nicht mehr tief und die davon südlich gelegene Bai ist nur Lagune, die höchstens 2 bis 3 m. Tiefe erreicht und bei niedrigem Wasserstande am Ende des Sommers wohl auch durchwatet werden kann.

Die merkwürdigste Eigenschaft des Toten Meeres ist seine außerordentlich tiefe Lage. Der See liegt nämlich 394 m. unter dem Spiegel des Mittelmeeres und füllt somit die bedeutendste bekannte Depression des Erdbodens aus. Wie der Everest im Himalaya der höchste Berg der Erde ist, so ist das Tote Meer die tiefste Kluft derselben. Steigt man, von der Küste von Jaffa und Ramleh aus, das Juda-Gebirge hinan, so erreicht man bei Jerusalem die Höhe von 760 m. Von hier geht es dann zum Toten Meere 1154 m. hinab. Bei dieser Wanderung wird man jedoch dieser ungeheuren Einsenkung der Erdrinde durchaus nicht gewahr, und so ist es erklärlich, daß man bis in unser Jahrhundert hinein, ja bis zum Jahre 1837, wo Dr. v. Schubert und die Engländer Beke und Moor diese interessante Entdeckung gemacht haben, von dieser tiefen Lage des Sees gar keine Ahnung hatte. Dieser Seeabsturz ist ein in seiner Art einziger Erdspalt, ein riesiges Felsenloch, ein wunderbarer Kessel, wie wir ihn sonst nirgends finden. Es gibt wohl auch Seen, welche bis 100 m. unter dem Niveau der damit zusammenhängenden

Gewässer liegen. So der Kaspi- und Elton-See in Asien und die Bitterseen bei Suez, aber was sind 100 m. gegen den Abgrund des Toten Meeres? Und dazu beträgt die größte Tiefe des Sees gerade in der Mitte zwischen der Jordan-Mündung und der Landzunge Lisân noch 350 m. Nach Dr. Oskar Fraas war der See ursprünglich noch viel tiefer und also auch größer, indem die alten Flutmarken am Ufer mehrere Meter hoch deutlich zu erkennen sind. Noch heute steigt das Wasser im Winter, wo der See ein Reservoir der atmosphärischen Niederschläge der Gegend ist, ein Sammelbassin der Winterbäche, um 2—3 m. höher als zur Sommerszeit.

Die zweite merkwürdige Eigenschaft dieses Sees ist die Abwesenheit alles Lebens in ihm. Keine Spur von animalischem oder vegetabilischem Leben ist darin zu entdecken. Kein Fisch, kein Schaltier, keine Koralle, keine Alge kann darin existieren. Während das große Meer eine reichere Tierwelt birgt, als auf der Erde und in den Lüften wimmelt und schwirrt, und während sonst das Wasser das umliegende Land befruchtet, verdirbt diese Flut alles Leben. Die Muscheln, die Reisende manchmal an ihrem Strande fanden, waren vom Jordan hineingespült und wieder ausgeworfen worden. Selbst Seefische können da nicht fortkommen. Schon der Herzog von Ragusa brachte Seefische von Alexandrien dahin. Sobald er sie in das Wasser des Toten Meeres versetzte, starben sie augenblicklich. Der Herzog von Luynes fand in den Salzquellen im Südwesten des Sees eine Menge ganz kleiner Fische. Als er sie nun in eine mit Wasser aus dem Toten Meer gefüllte Schüssel gab, gingen sie sofort zu Grunde. Dazu erblickt man heute am See kein Haus, keine bleibende Ansiedlung der Menschen. Kein Schiff durchfurcht seine schweren Wellen und es ist zweifelhaft, ob der See in den Tagen Jesu oder früher befahren wurde, wenn damals auch seine Ufer bewohnt waren. Nur zur Zeit der Kreuzfahrer, die im Lande Moab die Festung Kerak innehatten, schwammen die Boote der Ritter von Ufer zu Ufer. Aber früher und später lagerte Totenstille über dem See. Das Treibholz, das der Jordan in den See schwemmt, das hohe Strauchwerk und ganze Bäume mit all ihren Aesten, wird von diesem Wasser seiner Blätter und selbst seiner Rinde in kurzer Zeit gänzlich entblößt, so daß die Stämme wie gebleichte Skelette und Totengerippe aus der Flut am Ufer emportauchen oder am Strande umherliegen. Auch der Jordan, die Hauptader des Landes, findet in dem tiefen Schlund des Sees, dem dritten und größten Becken, das er im Ghor ausfüllt, sein Grab. Nachdem er durch die Felsklüfte unter dem Hermon, wo er in drei starken Quellen entspringt, wildrauschend sich den Weg in die Ebene gebahnt, zwei Becken auf seinem Wege gebildet und in einer tiefen Rinne, an deren meist grünen Ufern allerlei Tiere nisten, nach Süden geeilt ist, hört bei seiner Mündung ins Tote Meer mit einemmale alles Leben, das sein Wasser hervorrief, auf und er selbst findet in dieser Felsenkluft sein Ende. Die alles organische Leben zersetzende Eigenschaft dieses Wassers, dieser Tod in seinen Fluten, und die Wildheit der es umschlingenden Berge, die Einsamkeit und Stille rings umher haben diesem See den Namen des Toten Meeres gegeben.

Worin liegt die Ursache, daß in den Tiefen dieses Sees der ewige Tod herrscht? Das Wasser ist eine so gesättigte Salzlauge, daß in ihr jedes Wesen ersterben muß. Deshalb ist der See auch seit alten Zeiten unter dem Namen des „Salzmeers" bekannt. Er enthält ja bis 27 Prozent gelöste Salze, Chloride und Bromide, indem Chlor und Brom mit Natrium, Magnesium, Kalium und Calcium Verbindungen eingegangen sind. In einer so gradierten Soole kann weder ein Tier, noch eine Pflanze aufkommen. Man hat die Unmöglichkeit jedes Lebens im See auf die Anwesenheit des Brom in ihm zurückführen wollen, doch ist dies nicht nötig. Diese Lauge übt auf Fische und Schaltiere denselben Einfluß, den in unseren Gewässern der Abfluß chemischer Fabriken, der ebenfalls die Fische tötet, bewirkt. Die Ursache davon ist in sämtlichen genannten Salzen zu suchen. Uebrigens ist das Tote Meer nicht überall gleich salzig. Schon Kapitän Lynch fand, daß sich die weniger salzhaltige Strömung des Jordan in der Mitte des Sees weithin nachweisen läßt. Ebenso ist das Wasser in der Lagune bei Usdum an der Oberfläche sehr wenig salzig, da sich hier süße Bäche von Süden her in den See ergießen. Und wie sonst im Meere die Salzhaltigkeit des Wassers mit der Tiefe zunimmt, so trifft dies auch hier zu. In der Mitte des Sees und in der Schwemmfläche im Süden fand der Herzog von Luynes an der Oberfläche, wie im großen Meer, durchschnittlich nur 3—4 Prozent Salze. Der Herzog hat aber auch zuerst mit einem vortrefflichen Apparate aus allen tiefer gelegenen Schichten Wasser geschöpft und gefunden, daß es bei 20 m. Tiefe bereits 20 Prozent, bei 120 m. Tiefe 26 Prozent und bei 300 m. Tiefe 27,8 Prozent Salze enthält. Der Herzog sondierte auch den Seeboden, schöpfte aber nur bläulichen Schlammgrund mit zierlichen Salzkrystallen heraus.

Wie ist der außerordentliche Salzgehalt des Wassers zu erklären? Gewöhnlich leitet man ihn vom Salzberg Usdum im Südwesten des Sees ab, aus dem einige Quellen dem See gelöstes Salz zuführen und von dem die Regen des Winters eine Menge Salz abwaschen. Allein der Salzberg ist vom Ufer ziemlich weit entfernt und die erwähnten Quellen erreichen den See im Sommer nicht. Zudem bewies der Herzog von Luynes, daß gerade die Südbay sehr wenig salzhaltig sei. Nichtsdestoweniger ist wohl die Ansicht am einleuchtendsten, daß die Meteorwasser das Salz aus den umliegenden Bergschichten lösten und damit die Flut so sättigten, daß sie infolge tausendjähriger Konzentration zu einer Mutterlauge wurde.

Mit diesem ungewöhnlich reichen Salzgehalt des

Wassers hängt seine Tragfähigkeit, beziehungsweise sein großes spezifisches Gewicht, zusammen. Wenn ein Schiff aus dem Meer ins Flußwasser kommt, wie etwa aus der Nordsee in die Elbmündung, so sinkt es hier beträchtlich tiefer ein, als dies auf hoher See der Fall gewesen, weil die Tragfähigkeit des süßen Wassers eine weit geringere als die des Meerwassers ist. Wie bedeutend muß so die Tragfähigkeit des Wassers des Toten Meeres sein, das, wie gesagt, 27 Prozent Salze enthält. Sein spezifisches Gewicht ist schwerer als das eines mittelstarken Mannes, 1 1/4 mal schwerer als gewöhnliches Wasser. Der menschliche Körper schwimmt darin wie Kork und das Tauchen ist für den Einzelnen fast ein Ding der Unmöglichkeit, während es um so leichter ist eine sitzende Stellung darin einzunehmen oder sich auf den Rücken zu legen. Nichtschwimmern gelingt es übrigens nicht immer, sich über Wasser zu erhalten. Dies konnte z. B. Dr. L. A. Frankl aus Wien nicht fertig bringen. Ein frisches Ei sinkt kaum zwei Drittel seiner Länge nach ein, während die hierher gehörigen Bemerkungen des Aristoteles und Seneca's übertrieben und Fabel sind.

Wohin kommt nun aber das süße Wasser, das der Jordan, aus dem sich in je 24 Stunden 6 Millionen Tonnen (à 1000 Liter) in den See ergießen, und die Bäche der Ostberge dem Todten Meer zuführen? Der See hat keinen Abfluß und sein Niveau bleibt sich doch im allgemeinen gleich. In alter Zeit fabelte man von einem unterirdischen Kanal nach dem Roten Meer oder dem Mittelmeer, wie die Beduinen noch heute glauben, durch den das Wasser wieder abfließe. Später suchte man diese Meinung damit zu begründen, daß der Druck der Atmosphäre in diesem tiefen Kessel das Hineinströmen des Wassers vom Roten Meere aus verhindere, das Zufließen aus dem See aber ermögliche. Allein ein solcher unterirdischer Abfluß existiert nicht und so muß diese enorme zugeströmte Wassermasse verdunsten. Auch der freilich weit größere Tschaad-See in Afrika hat von mehreren Flüssen starken Zufluß und keinen Abfluß und seine Wassermenge bleibt die gleiche. Die Verdunstung hält also dem Zufluß das Gleichgewicht und dasselbe findet auch beim Toten Meere statt. Eingeengt in diese gewaltige Felsenkluft, die die Sonne erhitzt und ihre Strahlen von den Wänden zurückwirft und durch neun Monate jährlich dem unbewölkten Himmel, den trockenen Südwinden und einer Flut von Licht ausgesetzt, da es hier schon im Anfang Mai im Schatten 32° R. gibt, erreicht die Verdünstung einen so hohen Grad, wie man ihn sonst kaum kennt. Da aber bloß das Süßwasser verdunstet und dabei nur ganz geringe Mengen von Salz mit entführt werden, so wird die Salzlauge des Sees immer gesättigter.

Uebrigens ist der See in Bezug auf seinen reichen Salzgehalt auch anderen Seen der Erde zu vergleichen. In der Salzflut des Utah-Sees in Nordamerika, an dem die Mormonenstadt liegt und in den auch ein Jordan mündet, kann ebenfalls weder ein Fisch noch ein Schaltier leben. Der Urumia-See im persischen Armenien, der von einem Kranz feierlicher, schneebedeckter Berggipfel umringt ist, macht sich weithin im Umkreis durch seinen penetranten Salzgeruch bemerkbar. Vom Elton-See im südlichen Rußland, der jährlich 4 Millionen Pud besten Kochsalzes liefert, vom Bitter-See von Indersk, links vom Uralfluß in der Kirgisen-Steppe, sowie von dem nicht weit davon entfernten Bogdo-See gilt dasselbe.

Endlich heißt das Tote Meer seit Josephus auch Asphalt-See von dem Erdpech, das die Kalkberge an seinen Ufern durchdrungen hat. Die Sage hat freilich auch darüber gar wunderliche Erzählungen erdichtet. Selbst ein Tacitus hat von diesem Erdpech die abgeschmacktesten Dinge berichtet. Dem Reisenden Seetzen logen die Beduinen vor, daß das Erdpech aus einem Felsen am Ostufer hervordringe und herabträufle, mußten aber bald darauf eingestehen, daß sie darüber nichts genaues wüßten. Andererseits bestätigt es sich jedoch allerdings, wenn schon die Heilige Schrift die Erdpechgruben am Salzmeer erwähnt. Das Erdpech ist ja dem ganzen Jordan-Thale vom Libanon bis zum Roten Meere eigen, und noch die Reisenden neuester Zeit haben in Hasbeya am Anti-Libanon eine Asphaltgrube in Betrieb gesehen. Ebenso wird noch heute aus den Theergruben am Roten Meere Petroleum gewonnen. In allen Uebergängen und Zuständen, als flüssiger petroleumhaltiger Theer, als reiner, fester Asphalt, oder mit Mergel und Kreide vermischt, ist das Erdpech hier anzutreffen. Letzteres ist das im Altertum berühmte Bitumen, das bei Flamme brennt, mit dem man die Schiffe kalfaterte und die Leichen balsamierte. Das Gebirge am Westufer ist von Ras Feschka bis Dschebel Usdum von diesem schwarzen Stein durchzogen, so daß diese ganze Kette bituminös duftet. Molineux und Lynch verspürten besonders zur Nachtzeit diesen Geruch, meinten jedoch, es seien Schwefeldämpfe. Molineux glaubte schon, der Geruch steige aus dem See auf, fand aber dann wieder das Wasser durchaus geruchlos; derselbe kam von dem Asphalt im Gebirge her. Es mag auch nicht gerade Unwahrheit sein, wenn Josephus dem Diodor nacherzählt, daß zu Zeiten stierähnliche Klumpen Asphalts aus der Tiefe auf der Oberfläche des Sees erscheinen, und von der Woge ans Ufer geworfen werden. Dies traf nämlich nach großen Erdbeben ein, wie ja Aehnliches auch noch in neuerer Zeit geschah. So erzählt der Reisegenosse Robinsons, der Missionar Eli Smith, daß nach dem Erdbeben im Jahre 1834 ein ungemein mächtiger Asphaltblock auf dem See zu sehen war, und nach dem Erdbeben am 1. Januar 1837, das die ganze Jordanspalte und die Umgegend erschütterte, zeigte sich auf dem See eine so ungeheure Menge Asphalt, daß die Beduinen auf dem Markt zu Jerusalem dafür nach und nach 6000 Gulden lösten. Darnach bergen auch der Seeboden oder die Felswände, die unter Wasser stehen, Asphaltschichten, die sich nach Erderschütterungen losreißen

und da der Asphalt noch spezifisch leichter als das Wasser des Toten Meeres ist, auf die Oberfläche steigen. Heute ist der Hauptfundort für Asphalt der südliche Teil des Toten Meeres, besonders der Wadi Mohawat am westlichen Abhang des Dschebel Usdum, wo eine mächtige, 1000 Fuß lange Bank Bitumen das Salz, das sich ja so oft mit Asphalt verbunden vorfindet, durchzogen hat. Die Beduinen bringen den Asphalt, der im Mittelalter als Judenpech bekannt war, weil er aus Palästina bezogen wurde und den sie Mosesstein nennen, nach Bethlehem und Jerusalem, wo Näpfe, Becher, Schalen, Kreuze und Rosenkränze, welche Gegenstände man an die Pilger verkauft, daraus verfertigt werden.

Asphalt kommt also wohl in Menge am Toten Meere vor, doch deshalb sind die Berge am See keineswegs ausgebrannte Krater. Weil die Heilige Schrift von der Katastrophe, die über Sodom und Gomorrha hereinbrach, erzählt, machte man das Tote Meer zu einem Schwefelpfuhl und fabelte von alten Lavaströmen und schauerlichen schwarzen Wänden, die am Ufer noch zu sehen wären. Nun enthalten zwar die heißen Quellen im Wadi des Zerka Maïn auch Schwefel, aber nur in geringem Maße. Man hat überhaupt nirgends am See Schwefelgruben entdeckt. Fand man trotzdem dann und wann am Ufer oder im Wasser ein Stückchen Schwefel, so stammte dies gewiß von dem Lager am Jordan, wo wirklich Schwefel gebrochen wird und das freilich nicht weit von der Nordbucht des Sees entfernt ist. Aber die Berge am See zeigen keine Spuren einstiger vulkanischer Thätigkeit. Dies fiel schon dem Geologen Russegger auf, und Lynch erzählt, daß die einzelnen Schichten der Berge in so regelmäßigen Bänken übereinanderliegen, daß sie von weitem wie eine wunderbare Stadt voller Wälle und Kastelle aussehen, während sie in der Nähe zum merkwürdigen Felsgebirge mit vorspringenden Lagen werden. Und Dr. Fraas erzählt, daß er nie so enttäuscht war, als bei seiner Ankunft am Toten Meer. Denn während er nach den Berichten der Reisenden mindestens phlegräische Felder hier zu sehen hoffte, fand er, daß die Schichten nicht schöner übereinander liegen konnten. Aber auch Fraas sagt, daß in solch tiefen Erdspalten die heftigsten Erderschütterungen nichts Seltenes sind, wie die großen Erdbeben von 1834 und 1837, bei denen 6000 Menschen in den Städten Tiberias und Safed umkamen, beweisen. Auch 1759 erschütterten vom 30. Okt. an drei Monate hindurch immer neue Erdbeben die Jordan-Spalte, wobei mehrere Tausend Menschen in Syrien zugrunde gingen. So mag auch einst Sodom und Gomorrha mit den anderen hier gelegenen Städten durch eine ähnliche Katastrophe vernichtet worden sein, wobei der Boden, auf dem diese Städte einst standen, sich so tief senkte, daß er von den Wassern des Sees überflutet wurde.

Betrachten wir noch schließlich die Geschichte der am See gelegenen Orte. Im Nordwesten des Toten Meeres erhob sich schon zu Josua's Zeiten in der Nähe des heutigen elenden Dorfes Riha die Festung Jericho, deren Mauern unter dem Geschmetter der priesterlichen Trompeten im Kriegslärm fielen, und zur Zeit Jesu stand hier die Priester- und Palmenstadt, die Herodes I. mit einem römischen Aquädukt und Sykomoren-Alleen versehen, in deren Nähe er die berühmten Balsam-Gärten pflanzte und wo er sein mit wasserreichen Parkanlagen umgebenes Winterschloß erbaut, das er zu Ehren seiner Mutter Kypros genannt hatte. Engedi wird in der Geschichte Davids erwähnt und in den Tagen Jesu wohnten hier die Essäer, dieser jüdische Mönchsorden, der ehelos und nur von Pflanzen lebte, dessen Mitglieder beim Volke im Rufe von Wahrsagern, Aerzten und Heiligen standen, die jeden Morgen badeten, die aufgehende Sonne mit einem Hymnus begrüßten, mit Engeln verkehrten, durch Umstellung der einzelnen Buchstaben des Gottesnamens in kabbalistischer Weise allerlei wunderbare Dinge vorauszusagen wähnten und deren ganzes Wesen vor Uneingeweihten in ein mysteriöses Dunkel gehüllt war. Der ältere Plinius sagt von ihnen: „Auf der westlichen Seite des Toten Meeres, so nahe als es die ungesunden Ufer gestatten, wohnen die Essäer, ein einsames und vor allen anderen des ganzen Erdkreises wunderliches Volk, das, der Ehe entsagend, ohne Weiber, ohne Geld und nur in Gesellschaft seiner Palmen lebt. Durch die täglich Hinzukommenden pflanzt sich diese Gesellschaft immer gleichmäßig fort, denn die Zahl der Lebensmüden, welche sich durch die Stürme des Schicksals zur Annahme ihrer Sitten gedrungen fühlen, ist bedeutend. Auf solche Weise dauert, was gewiß unglaublich erscheint, ein Volk, bei dem niemand geboren wird, durch Jahrhunderte fort. So ergiebig ist für jene der Lebensüberdruß anderer." — Auf der Klippe Sebbeh stand einst die jüdische Burg Masada, die Herodes I. als festen Platz gegen die Araber und als Zufluchtsstätte in eigener Gefahr errichtet, weshalb er hier einen ungeheuren Waffenvorrat aufgespeichert hatte. Nachdem sich die Juden im Jahre 66 n. Chr. derselben bemächtigt hatten, war es ihnen erst möglich geworden, den Krieg gegen die Römer zu beginnen, und hier hat auch der Krieg mit einem grausamen Totenopfer geendet. Nach Masada, das auch Dichter besungen haben, hatte sich nach dem Fall Jerusalems eine Schar Zeloten unter Eleasar zurückgezogen. Lange belagerten die Römer das Felsennest vergebens. Endlich machten die Geschosse ihrer Katapulte und Ballisten in die Mauer eine Bresche und sie drangen in die inneren Höfe ein. Doch welches Schauspiel bot sich ihnen da dar! Unheimliche Stille empfing sie, denn die Juden hatten der Ergebung in Feindeshand den Tod durchs eigene Schwert vorgezogen. Nur eine alte Frau und fünf Knaben wurden noch lebend aus dem Leichenhaufen hervorgezogen. Vor dem Salzberg Usdum breitet sich die seichte Süd-Bay des Toten Meeres aus, an deren Stelle einst Sodom und Gomorrha standen im schönen Thale Siddim, das Lot sich zum Waideplatz für seine Heerden ausersehen, „weil es

fruchtbar war, wie das Land Aegypten und lieblich anzusehen wie ein Garten Gottes."

Im Süden des Sees zieht sich das Salzthal hin, wo David die Edomiter einst schlug und das zu der wunderbaren Felsenstadt Petra führt. Die teilweise ruinenhafte Kreuzfahrerburg Kerak auf den östlichen Bergen beherrscht heute die Stadt, die zur Zeit der jüdischen Könige Kir Moab hieß. Als Verbindungsort zwischen Syrien, Arabien und Aegypten war diese Feste von großer Wichtigkeit. Nach dem Fall Jerusalems durch Nebukadnezar kam Kir Moab unter die Herrschaft der Babylonier, dann unter die der Perser, Seleuciden und Lagiden. In der Kreuzfahrerzeit verteidigte Reinald von Chatillon den Ort fünf Jahre hindurch gegen Saladin, bis er endlich ausgehungert in dessen Hände fiel. Hier in Moab entdeckte der Missionar Klein 1868 bei den Ruinen von Dibon die Siegessäule des Königs Mesa, der in Kir Moab, nachdem er seinen Sohn auf den Stadtmauern dem Gotte Chamos geopfert, der Belagerung Josaphats von Juda, Jorams von Israel und des Königs von Edom um das Jahr 900 v. Chr. trotzte. Es ist der sogen. Mesa-Stein, ein schwarzer Basalt, eines der wichtigsten Denkmäler der semitischen Epigraphik mit dem uns erhaltenen ältesten semitischen Alphabet. Er berichtet im biblischen Stil in der der hebräischen ähnlichen Quadratschrift die Siegesthaten dieses moabitischen Königs. Leider erregten die geräuschvollen Bemühungen des deutschen Konsulats in Jerusalem, um in den Besitz dieses Denkmals zu kommen, den Verdacht der abergläubischen Araber, die in dem Wahne, daß ein Schatz darin verborgen wäre, den Stein endlich zerschlugen, in welchem Zustande man ihn erst erhielt. Die Gelehrten haben indes, soweit dies möglich war, seine Inschrift entziffert und mehrere Abhandlungen darüber veröffentlicht. Das Denkmal ist auch ein wertvolles Zeugnis für die Entwickelungsgeschichte der Schrift, sowie dafür, daß die Moabiter ein den Israeliten nahe verwandtes Volk waren. In neuester Zeit machte das Land Moab wegen der angeblich hier in einer der vielen Höhlen des Landes entdeckten moabitischen Altertümer viel von sich reden. Ein arabischer Schwindler, Nelûn-al-Gâri, verstand es, zwei deutsche Gelehrte und das preußische Kultusministerium mit den von ihm selbst verfertigten thönernen Götzenbildern, Urnen, Lampen und Vasen, auf die er unenträtselbare Inschriften eingrub, irrezuführen und zu betrügen. Die Mystifikation ist von den deutschen Orientalisten Kautsch und Socin längst aufgedeckt worden.

Bei den warmen Quellen von Kalirrhoë (Schönbrunn) im oberen Wadi des Zerka Maïn hat Herodes I., fast siebzigjährig, für seinen siechen Körper Heilung gesucht, aber nicht gefunden. Todkrank wurde er von hier nach Jericho geschafft, wo der Sterbende seinen Sohn Antipater, der ihm früher nach dem Leben getrachtet, im Gefängnisse erdrosseln ließ, aber auch noch den Befehl gab, die siebzig Aeltesten in Jerusalem hinzumorden, damit bei seinem Tode nicht Freude, sondern Ursache zur Trauer in Israel sei. Glücklicherweise starb er bald darauf und dieser grausame Befehl blieb unausgeführt. Die Leiche wurde in einen reich vergoldeten Sarg gelegt und von der königlichen Leibgarde, zu der auch Germanen und Gallier gehörten, nach dem Marmorschloß Herodium bei Bethlehem gebracht, wo sie beigesetzt ward. Oberhalb der warmen Quellen von Kalirrhoë steigen die schroffen Wände, auf, auf deren Platte die unbedeutenden Ruinen der Festung Machärus, heute Mkaur genannt, liegen, wo Herodes Antipas, der Sohn Herodes I., den Wüstenprediger Johannes den Täufer enthaupten ließ und die, wie Masada, erst nach der Zerstörung Jerusalems in die Hände der Römer fiel. Der Felsberg von Machärus gehört schon zu dem Jericho gegenüber gelegenen alten Gebirge Abarim mit der Gruppe Pisga, als dessen höchsten Gipfel die Bibel dem Berg Nebo bezeichnet. Vom Nebo sah Mose, der Befreier seines Volkes aus der Knechtschaft Aegyptens, sein Gesetzgeber und religiöser Reformator, durch den der Hirtenstamm der Hebräer erst das Volk der Juden geworden, hinab in das Gelobte Land, wo Milch und Honig fließt, auf den gewaltigen Wall seiner Berge, auf die fruchtbare Au von Jericho und auf das Salzmeer zu seinen Füßen, in das der Jordan rauschend sich ergoß. Hier starb er dann, indem es ihm nicht gegönnt war, den Boden Kanaans zu betreten, in erhabener Bergeseinsamkeit, wie die Rabbiner sagen, mit dem Kusse Jehova's, und niemand, sagt die Bibel, hat das Grab des Propheten gesehen bis auf den heutigen Tag, damit die Nachwelt nicht seine Gebeine göttlich verehre. Von dieser Höhe herab werfen auch wir noch den letzten Blick auf den merkwürdigen See und seine Berge, diese tiefste Einsenkung der Rinde unseres Planeten, von dem Jahrhunderte hindurch Juden, Griechen, Römer und die Völker des Abendlandes so grauenhafte Fabeln sich erzählt und dessen wahre Beschaffenheit uns erst durch den deutschen Reisenden Seetzen und durch die nautischen Expeditionen Englands, Amerika's und Frankreichs bekannt geworden ist.

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

(Fortsetzung.)

Augenblicklich — wir standen im Juni — war es die Anlage der Samenbeete für 250,000 Pflänzlinge, die man mit Eifer betrieb. Der Boden muß dazu auf große Tiefe aufs sorgsamste gereinigt werden, und das ist keine geringe Arbeit auf Urwald-Boden mit solcher Vegetation! Bevor der Same, den man vorher in angefeuchtete Asche gelegt hat, um ihn in dieser Umhüllung gegen tierische Liebhaber zu schützen, gesäet wird, müssen die ganzen Beete mit einer Bedachung versehen werden. Während ich eine solche

sonst als ein von 4 Fuß Höhe ab sanft verlaufendes, dichtes Schutzdach gemacht gesehen hatte, ließ sie der Landsmann in der Art herstellen, daß er die „Attaps", wie man das Palmenblatt fürs Dach nennt, in 6 Zoll Abstand quer über das Beet aufhängte. Die schädliche Sonnenglut, so sagte er, halte er in dieser Weise ebenfalls ab, und der an den Blättern niedertröpfelnde Regen, der auf diesem leichten Boden so notwendig, verteile sich gleichmäßiger über das Beet.

Während nun unter sorgsamstem Reinhalten der Pflänzling sich entwickelt, beginnt die Niederlegung der Waldstrecke für seine Aufnahme. Es war ein wahrhaft imposanter Anblick, einen der Waldriesen, er wird seine 60—70 m. Höhe gemessen haben, in das Dickicht niedersinken zu sehen. Mit furchtbarem Gekrache zog er alles mit sich ins Verderben, was er ergreifen konnte, und schlug dann so heftig auf den Boden, daß derselbe auf Hunderte von Fuß weit erzitterte. Holz, wenn es nicht die stachelige, rankende Rotangpalme oder die sonst zum Bau der Wohnungen und Wirtschaftsvorrichtungen verwendeten Arten dieses Baumes, hat keinen Wert, und bis auf die großen Stämme, denen man ihre störenden Aeste genommen, läßt man das Feuer den Boden bloßlegen. Sah ich doch selbst Stämme Ebenholz in den Pflanzungen umherliegen! Feuchtigkeit mit Wärme beschleunigen die Vermoderung selbst so harten Holzes in verhältnismäßig kurzer Zeit. Wo das Ebenholz hier ganz in der Nähe des Meeres vorkommt (und dieser Baum liebt solchen Standort vorzugsweise), da wird sein Holz wohl exportiert, und zwar besonders nach China, wo die Bevölkerung, wenigstens der Küstenplätze, mit Vorliebe ihr Mobilar daraus fertigt. Die hier auf den Inseln vorkommende Art hat übrigens kein Holz von der Schwere und von dem tiefen Schwarz, wie ich es auf Ceylon finden sollte. Ich habe hier die Waldarbeiter den Staub von Ebenholz unter ihren Tabak mischen sehen, den sie in Zigaretten rauchen, gefertigt aus der die Maiskolben umgebenden feinen Faser, oder aus dem Blatte der Nipapalme.

Aber einem Baume hatte der Landsmann dennoch das Leben geschenkt — er nannte ihn seinen „Kölner Dom". Es war dies ein Baringibaum von ungewöhnlicher Höhe und Umfang der Krone. In einem Kreise von 18 m. Radius gingen seine Luftwurzeln in den Boden nieder, und auf dem Stamme und Kronengewölbe zählte ich acht verschiedene Orchideen und andere Schmarotzer, die die Rippen der Wölbung üppig umgrünten.

Die Pflanzung wurde hier in Reihen von 9 Fuß Abstand gemacht; in ihnen der Pflänzling auf 6 Fuß Entfernung gebracht und auf 36 Fuß der breitblätterige, raschwachsende Schattenbaum, eine Erythrina (malaiisch: Dadap) gepflanzt. Nach drei Jahren kann man schon den ersten nennenswerten Ertrag erwarten. Viel Arbeit verursacht im ersten und zweiten Jahre die Bewältigung des den Pflänzling mit Erstickung bedrohenden Grases. Aber eine dreijährige Pflanzung war dieser Gefahr schon vollständig entwachsen, und weit aus griffen die zwei gegenständigen Aeste, die über zwei gegenständigen Blättern das Stämmchen treibt. Neben der sich rötenden Frucht steht schon die neue Blüte und das Auge des Herrn überwachte sie sorgenvoll, ob nicht die schweren Regen den Befruchtungsprozeß stören möchten. Die so rasch erscheinende Rente und der hohe Preis, den die Bohne von Menado auf den Auktionen in Amsterdam erzielt, macht eine gut geleitete Kaffeekultur in der Minahassa zu einer ganz außerordentlichen Kapitalanlage. Es sollen allerdings einige unredlich und unverständig betriebene Anlagen in Kaffee, der ganz verunglückte Tabaksbau, die manchenorts erkrankte Muskatnuß die heimischen Kapitalisten wohl etwas kopfscheu gemacht haben; aber als Hauptgrund gibt man mir die fast unbegreifliche Unkenntnis an, die noch zu Hause über diese Gegenden herrschen soll. Wie selten soll ein Holländer aus Wißbegier oder zum Vergnügen in diesen fernen Osten kommen! Statt mit den reichen, vorhandenen Mitteln die ungeheuren Länderstrecken dieser Inseln in Kultur zu setzen, legt man dieselben lieber in amerikanischen Eisenbahnpapieren an! Noch befremdlicher ist es, wie selbst im „Rat von Indien", der dem General-Gouverneur in Batavia zur Seite steht, noch ganz unsichere Vorstellungen über den östlichen Archipel hie und da zu Tage treten sollen. Es setzt sich derselbe nicht etwa aus Männern zusammen, die in den verschiedenen Teilen des Kolonialreiches in hohen Stellungen sich Erfahrungen erworben haben, sondern die Herren werden in der Regel direkt aus Holland in ihre Stellung befördert. So konnte denn einmal von Batavia die Anordnung erlassen werden oder nach Menado als Vorschlag gelangen: der dortige Geistliche habe den Morgengottesdienst in Menado, auf Ternate aber den des Nachmittags zu versehen. Nun liegen aber 200 Seemeilen zwischen diesen Orten! Mehr als die geographische Unkenntnis beklagt man unter den Kolonisten die liberalen Ideen, die unter einem liberalen Ministerium in Europa auch hier draußen dann zum Ausdruck kommen, und nach ihrer Ansicht noch nicht zeitgemäß und den Eingeborenen unverständlich sind und von ihnen als Schwäche gedeutet werden.

Während der Preis des Java-Kaffees sich zwischen 30 und 40 Gulden per Pikol bewegt, bewilligt man für den von Menado bis über 60 Gulden und für die Marke „dunkelgelb" sogar bis 90 und mehr. Nun sagt man mir, daß diese besonders geschätzte Sorte nur durch längeres Halten auf den Lagerhäusern entstände, und auf Java ebenso gut erzielt werden könnte. Java liefert aber eine andere kostbare Sorte, obwohl in sehr geringer Quantität. Es gibt dort eine hier auf Celebes nicht vorkommende Marder-Art (Paradoxurus mussanga), die sich die schönsten Früchte vom Strauche holt, sie nicht benagt, sondern ganz verschlingt, so daß man die unverdaute Bohne in den Excrementen des Tieres wiederfindet. Hier ist es eine

Ratte, die der Frucht des Kaffee-Strauches eifrig nachgeht, dieselbe aber nur benagt, so daß man die Bohne leichter und appetitlicher erlangen kann. Ich will noch bemerken, daß der Menado-Kaffee zum größten Teile von Amsterdam seinen Weg nach Oesterreich nehmen soll.

Die große Regenmenge, die während der beiden herrschenden Moussone in den Bergen der Minahassa fällt (in Sonder rechnet man 267 Regentage, in Tondano hatte man im vorigen Jahre in 175 Regentagen eine Wassermenge von 2846 mm.), die gegen die Küsten hinab aber bedeutend abnimmt und dort mehr mit den Moussonen periodisch fällt, wird es seinerzeit hier ratsam erscheinen lassen, die Ernten an die untere Grenze des Besitzers zum Dörren zu schaffen. Man gedenkt zu der schon auf Java üblichen einfachen Prozedur einer Röhrenanlage zu greifen, in der ein hindurchgeleiteter Wasserstrom die Beförderung übernimmt. Dort unten wird man alsdann der Sonne das Dörren überlassen können. Wo die Lage eines Kaffeegartens im Innern eine solche Schwemmanlage nicht zuläßt, müssen Darröfen hergestellt werden. Mit großer Regelmäßigkeit stieg am Vormittag das regenschwangere Gewölke in Südost auf und schüttete bald prasselnd seine Wassermassen nieder. Munter schreitet der Arbeiter im Schutze des mächtigen Blattes der Palme Livingstonia rotundifolia auf das in den Wald hinausgegebene Muschelhorn-Signal zu seiner Mittagszeit heimwärts; munterer wenn es ihm gelungen, sich eine Ratze zu erjagen, die dann bald mit Haut und Haar über dem Feuer hängt zum köstlichen Bissen. Auch Affen werden gerne genossen, und an den Mondscheinabenden mußte manche der großen braunen Fledermäuse ihr Leben für die Küche lassen. Eines Tages war der Jubel groß, als ein Beuteltier, eine Cuscus-Art (Cupé, wie es die Eingeborenen nennen) aus hohem Baume, wo es, von Blättern und Früchten sich nährend, sein Dasein führt, erlegt worden. Mehrere Kugeln waren schon dem dort oben sehr behenden, auf der Erde aber sich nur schwerfällig bewegenden Tiere nachgesendet worden. Der starke Körper mit kleinem Kopfe auf kurzem Halse maß etwa 2 Fuß in der Länge; das grauschwarze, glanzlose Haar stand aufrecht, ein zur Hälfte unbehaarter Schwanz hatte die Länge des Körpers; die Tatzen waren wie die des Affen gebildet. Reis ist übrigens die Grundlage jeder Mahlzeit, und wird am schmackhaftesten in einem Stück grünen Bambus, ohne Zuthat von Wasser, in dessen Saft gedünstet.

Neigte sich der Tag, so stieg ich mit meinem Gastherrn in den Wald hinauf zu einer dominierenden Anhöhe. Wir ließen dann den Grenzpfeiler hinter uns, der nach Landessitte umpflanzt ist mit der Dracaena feria (alfurisch: Taivari), jener geheiligten Pflanze, die die Hand des heidnischen Priesters schwingt, um die Geister zu rufen. Am Wege lag dort auch eine Sassafrassia; sie hat dem Garten weichen müssen, dessen Rinde ein aromatisches Oel enthält, das die Eingeborenen als Medikament verwenden. Solcher Kenntnis wohlthätiger pflanzlicher Stoffe mag man sich freuen, aber es beklagen, daß die pflanzlichen Gifte einem Volke nicht entgangen sind, dessen Charakter zur Befriedigung der Rache heimliche Wege dem offenen Kampfe vorzieht. Auf Java schon hörte ich es beklagen, daß der freie Handel mit Giften dort so leicht jedem die unheimliche Waffe liefert, um sich rasch eines Feindes zu entledigen. Teuflischer noch ist das Mittel, die feinen mit Häkchen versehenen Haare, die das Blatt des Bambus an seiner Wurzel umgeben, in die Speise zu mischen; sie setzen sich an der Magenwandung fest und erzeugen dort Geschwüre, die ein langsames, aber sicheres schmerzvolles Ende herbeiführen. Das betrogene malaiische Mädchen kennt ein Mittel, das dem Treulosen die Freuden der Ehe verkümmert. Hier im Lande ist es ein dem Europäer noch unbekannter Baum, dessen Blätter, Blüten und Früchte ein in einer Stunde sehr tötlich wirkendes Gift liefert. Das bekannte Aconitum mit Nux vomica sollen ein wirksames Gegengift dafür sein.

Wir sitzen auf der Höhe des Hügels auf überdachter Ruhebank. Von den höheren Bergen im Rücken senkt und hebt sich die Landschaft in leichter Wellung zur Bucht von Amoerang nieder. Die übersehbare neue Kultur zur Seite sieht sich von hier nur wie ein schwacher Versuch an, diesen Wald zu bändigen, der noch unabsehbar alles deckt bis an die Küste hinab, und wiederum jenseit der Bucht. Keine Rauchsäule, kein Segel will auf der weiten Meeresfläche erscheinen, um den Faden der Gedanken daran aus dieser Verlassenheit hinüberzuspinnen zu befreundeten Gestaden! Wie selten erscheint auch nur ein Fischerboot da unten! Denn der Strand ist verödet geworden durch die Seeräuber aus dem Sulu-Archipel, die nur zu lange seine Geißel gewesen sind und so manche schöne Beute mit hinweggeführt haben. Der Strand fällt auch hier gleich zu großer Tiefe ab, und in Amoerang muß der Dampfer sich an die Bäume am Ufer befestigen lassen. War es klar, so konnten wir von unserer Warte die Minahassa bis zum Klabat hinaus überblicken.

Aber immer von neuem ist es das Leben des uns umgebenden Waldes, so reich an Interesse, zu dem Aug' und Ohr zurückkehren. In hohem Fluge sah ich mehrere der großen Nashornvögel vorüberziehen und hatte eines Tages auch einen erlegten in Händen. Bis auf die weißen Schwanzfedern war sein Gefieder schwarz; der mächtige Schnabel mit seinem gerillten Aufsatze war rot und ist in der Jugend gelb. Das Fleisch erinnerte im Geschmack an unseren Hasen.

Den Hühnervogel Moleo, der dort unten an der Küste seine Eier zum Ausbrüten in den schwarzen Sand vergräbt, sah ich zwar nicht, habe dagegen das Ei genossen, das so groß ist, wie dasjenige unseres Schwanes. Später erfuhr ich von einem Missionar auf der Insel Sanguir, daß der Moleo seine Eier dort hoch am „Feuerberge" hinauf in die Asche legt, wo er in 5 Fuß Tiefe bis 100 Stücke fand.

Einmal kam ein Vogelruf aus dem Dickicht, als wenn man an eine Eisenstange schlage; dann schrie ein Papagei, daß man einen kleinen Hund bellen zu hören glaubte, und begann es zu dunkeln, so wurden die Eulen lebendig und ließen ihre pfeifenden Laute hören. Einen heillosen Lärm, ein scharf schrillendes Zirpen vollführt Tag und Nacht ein großes schwarzbraunes Insekt (eine Hymenopteree), akkompagniert von einem zweiten und nicht minder seltsamen Lärmen, als wenn man grobe Sandkörner in einer Blechbüchse schüttele. Das klingt alles so gewaltsam, urwüchsig, man möchte sagen feindselig, als wenn die erboste Tierwelt den Menschen, der sie in ihrem Frieden gestört, erschrecken oder wegärgern wollte. Und nun die Myriaden stiller Peiniger! Die Blutegel, groß und klein, die sich auf engem Pfade in schattig-feuchtem Dickicht mit unglaublichem Scharfblick den kleinsten Zugang zu ihres Feindes Blöße erspähen; die kleine rote Ameise, die sofort zum Massenangriff schreitet, wenn man im Walde stehen bleibt; der winzig kleine Sandfloh, das Auge entdeckt ihn kaum, mit welcher Bosheit stürzt er sich auf die bloßen Füße, wenn man in behaglicher Ruhe am Abend dasitzt, und es zufällig einmal vergaß, die Beine hochzulegen, wo man dann mit ihnen vor ihm in Sicherheit gewesen wäre! Die höchst begabten Mosquitos haben unzweifelhaft die Tropen, unsere Mücke ist ein wahrer Tölpel dagegen! Sobald die Sonne sinken will, beginnen ihre Angriffe! Immer von der im Schatten liegenden Seite geschieht derselbe, daß sein Nahen unentdeckt bleibe, und hat man diese Angriffsweise doch siegreich vereitelt oder sich gar (ich kann es nicht dringend genug empfehlen) durch das Bestreichen mit Nelkenöl unnahbar gemacht, so sucht das Tier durch das Rohrgeflecht des Sitzes sein Ziel zu erreichen, daß man emporschnellt. Ein vorsichtiger Tropenbewohner legt deshalb ein Stück Matte oder noch einfacher eine Zeitung auf seinen Stuhl.

Aber, trotz aller dieser kleinen Unarten, schon jetzt längst vergessen und vergeben, wie habe ich den Urwald in mein Herz geschlossen und wie ungern bin ich aus ihm geschieden! Am Abend vor meiner Abreise an die Küste, es stand der Vollmond am Himmel, schallte ein heiteres Lachen in der kleinen Ansiedelung! Es ist Volkssitte in der ganzen Minahassa, daß dann die jungen Mädchen und jungen Frauen das Pferd besteigen und durch die Dorfstraße reiten, von liebenden Armen in dieser Fährlichkeit für manche beschützt, oder von anderen neckend in Schrecken versetzt. Alles gibt der heitersten Stimmung Ausdruck, in die auch der stille Beschauer innerlich einstimmt mit dem Wunsche, daß das Unternehmen wachse und reiche Frucht trage, so daß der alte Vertraute mit seinem runden Gesicht auf immer neue junge Liebe und glückliche Ehe beifällig lächelnd hernieder blicken könne.

Meinen Rückweg nach Amoerang nahm ich auf der mehr westlich sich hinabziehenden Straße (22 Paal). Solange dieselbe sich über die Höhen zog, lagen ihr zur Seite ausgedehnte ärarische Kaffeegärten, die die Bevölkerung in zwangsweiser Arbeit im sogen. „Herrendienst" anlegen, pflegen, die Ernte einsammeln, trocknen, enthülsen, und in die nächsten Packhäuser der Regierung abliefern muß, wo dann für den Pikol (à 100 Kati = 61,75 Kgr.) wenn die Ware ohne Tadel, 14 Gulden baar ausgezahlt werden.

Es ist ja bekannt, wie die holländische Regierung überall da in ihren ostindischen Kolonien, wo sie heute direkte Herrschaft ausübt und in die Rechte der eingeborenen Fürsten oder Stämme eingetreten ist, auch über die persönlichen Leistungen verfügt, zu denen das Volk früher dafür verpflichtet gewesen, daß sein Oberhaupt, das Eigentümer alles Grundes und Bodens war, den Gemeinden einen Teil davon zur Benutzung überließ. Diese Leistung stellte sich teils als eine für Anlage und Unterhaltung von Straßen und Brücken, teils als eine für Kulturen auf den außergemeindlichen Gründen dar. Auf Grund dieses überkommenen Rechtes hat nun die Regierung das großartige System der Zwangskulturen, namentlich des Kaffees, eingeführt und in der Minahassa haben wir es nur mit diesem zu thun.

Nach dem Zensus von 1881 betrug die Zahl der malaiischen Bevölkerung 131,411 Seelen, der Chinesen 2218, der Araber 33, der Europäer 700. Mit seinem 18. Lebensjahr tritt jeder männliche Eingeborene in die Verpflichtung zum Herrendienst ein, und es wurden im Durchschnitt in den Jahren 1879, 1880 und 1881 von 17,808 pflichtigen Hausstellen in die Packhäuser eingeliefert 16,979 Pikol Kaffee. Mit eingelieferten drei Pikol hören weitere Verpflichtungen für ein Haus auf.

Ausgenommen vom Herrendienste sind die sogenannten „Burgher" (Bürger) der Städte, die Nachkommen derjenigen malaiischen Familien, die mit den holländischen Beamten in die Minahassa kamen und treu zu der Regierung hielten. Als Gegenleistung für dieses Benefizium fordert dieselbe von dem Bürger, sollte z. B. die Person eines Beamten irgendwie in Gefahr von Seiten der Eingeborenen geraten, daß er ihn schütze. Der Bamte in Kema, den man dort vor einigen Jahren erschlug, hatte sich dieses Schutzes selbst beraubt, indem er unbedachter Weise die Freiheiten eines „Burghers" verletzte.

Es ist mir berichtet worden, daß die Bevölkerung die zwangsweise Kaffeekultur hasse, daß sie bei neuen Anlagen dem Pflänzling heimlich die feinen Saugwurzeln abreiße, oder nächtlicher Weile heißes Wasser an denselben gieße, damit er nur nicht erwachse, ihm zur Qual. Einige sagen nun, die Eingeborenen seien ein faules Gesindel, das überhaupt der Arbeit feind; andere erzählen, dieselben würden von den Packhausmeistern (ich sah als solche nur Eingeborene) oft arg betrogen, die oft ungerechtfertigte Ausstellung an der eingelieferten Ware machten, um statt der 14 Gulden per Pikol einen geringeren Preis, oft gar nur 5 Gulden zu zahlen. Das mag ja vereinzelt vor-

kommen, aber mehr verstimmt wohl noch, daß, trotzdem die Regierung das Doppelte und mehr in Amsterdam für den Kaffee der Minahassa erziele, als für den von Java, sie den Einkaufspreis für beide gleichstellte; oder doch nur das geringe Mehr von 1 Gulden bewillige, da ich mir für Java 13 Gulden notierte. Diese Ungerechtigkeit ist allerdings schwer; zur Ehre der Residenten der Minahassa muß ich aber hinzufügen, daß schon mehr als einer von ihnen in Batavia deswegen vorstellig geworden, ohne daß bis zum vorigen Sommer wenigstens dieselbe abgestellt worden wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Analogien zwischen Stämmen Borneo's und der Philippinen.

Von Fritz Grabowsky.

Bald nach meiner Rückkehr aus Südost-Borneo machte mich Herr Professor F. Blumentritt in Leitmeritz, veranlaßt durch meinen Artikel „Der Distrikt Dusson Timor und seine Bewohner" („Ausland" 1884, Nr. 23 und 24), auf eine große Verwandtschaft der von mir mitgeteilten mit den philippinischen Dialekten aufmerksam und übersandte mir seine Arbeit „Der Ahnenkultus und die religiösen Anschauungen der Malaien des Philippinen-Archipels" (Mitteilungen der K. K. Geographischen Gesellschaft in Wien, Jahrgang 1882, Nr. 2, 3 und 4, 5). Diese Arbeit, sowie das mir neuerdings zugegangene Buch „Eine Weltreise, von Dr. Hans Meyer", in dessen Anhang die Igorroten behandelt und dem ein kleines Guianisch-Tingianisches Vokabular beigefügt ist, geben mir Veranlassung, kurz über einige Analogien zwischen den Völkerschaften Südost-Borneo's und denen der Philippinen Mitteilung zu machen.

„Alle Stämme der philippinischen Malaien," schreibt Herr Professor Blumentritt, „schreiben der Seele des Entschlafenen die Bedürfnisse des lebenden Menschen zu, darauf deutet der Brauch hin, daß den Leichen Lebensmittel in das Grab selbst mitgegeben oder auf den Grabhügel gelegt werden." Dasselbe beobachtete ich bei den meisten Stämmen in Südost-Borneo; bei den Sihongern, einem Unterstamm der Olon maanjan im Distrikt Dusson Timor, wurden am 7., 14. und 49. Tage nach dem Begräbnis Speisen auf dem Grabhügel niedergesetzt; die Pataier, ein anderer Unterstamm, erbauen ein Häuschen über dem Grabhügel und bergen unter dessen Dach alle möglichen Gerätschaften, die der Lebende gebraucht, bei Kindern deren Spielzeug. Die Orang bukit (Bewohner des Meratus-Gebirges) legen der Leiche Geldstücke auf Augen, Ohren und Mund, oder legen eine kupferne Trommel (Agong)[1] in das Grab; dasselbe thun die Olon Lowangan. Dem Verstorbenen Diener mitzugeben, war früher bei den Oloh ngadju und Ot danoms allgemein; jetzt, nachdem die holländische Regierung diesen Menschenopfern, soweit es möglich, entgegentritt, wird an Stelle des Sklaven ein Büffel geopfert und eine Holzfigur (Hampatong) vor dem Hause aufgestellt; diese Figur verwandelt sich in der Seelenstadt (Lewu liau) in einen Sklaven und dient dem Verstorbenen. Den Stämmen der Olon Maanjan (ob verwandt mit den Manguians der Philippinen?), Olon Lowangan und Orang bukit waren diese menschenmörderischen Totenopfer fremd, wie den Irayas, Catalanganen und Tinguianen auf Luzon und den Manguianen auf den Visayer-Inseln. Menschenschädel spielen zwar bei den meisten Festen eine Rolle, und die Dajaken (Oloh ngadju und Ot danom) waren ehedem als Kopfjäger sehr gefürchtet; speziell den Toten zum Opfer wurden indes Menschenschädel nicht gebracht. Die Seele des Verstorbenen bleibt auch nach dajakischer Anschauung so lange in der Nähe des Hauses, in dem ihr Träger lebte, bis für sie das Totenfest (Tiwah)[1] gefeiert ist, und ebenso wie die philippinischen Malaien ihre Anitos (sollte der Name Hantu's für Geister im allgemeinen damit verwandt sein?), halten auch die Stämme Borneo's die Seelen der Verstorbenen für geneigter, Unheil zu stiften als Gutes zu thun. Wie die Manobos, Tagalen und Visayer, zollen auch die Oloh ngadju den Krokodilen große Achtung, da sie dieselben für Diener des Wassergottes Djata oder Diwata ansehen (Divatas oder Davatas werden von den Visayern die Anitos genannt).

Neben Büffeln, Ziegen und Hühnern dienen auch den genannten Stämmen Borneo's Schweine als Hauptopfertiere, und ich beobachtete in einigen Fällen ein Einweihen der Opfertiere, sowie ein Bestreichen mit dem Blut des Opfertieres an verschiedenen Körperteilen (Menjani). Ueberhaupt haben viele Gebräuche bei der Ernte, beim Häuserbau, bei der Heirat ꝛc. manche Uebereinstimmung mit den in denselben Fällen angewandten Anito-Opfern der philippinischen Malaien. Aehnlich wie auf den Philippinen die schwangeren Frauen die Dämonen Patianac und Osuang, fürchten die Frauen der Oloh ngadju einen Dämon, „Panti" genannt, und stellen ihm Häuschen am Flußufer auf, „Balai Panti", damit er dort Einzug nehme und nicht ins Haus der Wöchnerin komme und die Geburt erschwere. Endlich erinnert der Name des obersten Gottes der philippinischen Malaien „Bathala" sehr an den „Alhatala" der Olon Maanjan, den „Bahatara" der Orang bukit und den „Mahatara" der Ot Danoms.

Das kleine zum Schluß folgende Wörterverzeichnis zum Nachweis der sprachlichen Verwandtschaft der genannten philippinischen Stämme mit denen von Südost-Borneo.

[1] In Mindanao „Agun".

[1] „Tibao" auf den Philippinen.

	Philippinen			Südost-Borneo				
	Guinanisch	Tingianisch	Tagalisch	Olon Maanjan	Olon Lowangan	Orang bukit	Oloh ngadju	Ot Danom
Mond	laiad	bulan	buan	wulan	bulan	bulan	bulan	parama (bulan)
Sonne	aldáo	ago	arao	matäanrau	oloh	matahari	matanandau	matanandau
Reis (in Hülsen)			palay	parai	parä	bani	parai	paroi
Reis (gereinigt)	fokias	bogas	bigas	wea	bojas	bras	behas	budjah
Schwein	fiafui	odik	babuy	iwek (wawui)	unek (bawui)	baï	bawui	urak
Huhn	manok	biok	manoc	mano	piak	manok	manok	manok
Hund	asud	aso	aso	antaho	koko	kujuk	aso	aso
Wasser	sanum	tanum	tubig	rano	danum	aïng	danum	danom
Feuer	apui	apui	apuy	apui	apui	api	apui	apui
Stein	fiato	bado	bató	watu	batu	batu	batu	batu
Weib	gaiamit	babai	babáe	olon wawai	olon bawä	bini-bini	olo bawi	oron bawi
Kopf	ulu	bagang	ulo	olo (von hulu „oben“)	utek	kapala	takolok	kohong
Zunge	dschila	dila	dila	lela	lolah	ilat	gela	gora
Ohr	inga	ina	taiñga	silo	klinga	talinga	pinding	talinga
essen	nadamaganga	mangagan	cain	kuman	man	makan	kuman	kuman
trinken	saiuping	unimum	inum	ngŏ ŏt	sop	nginum	mihop	nguris
weiß	nabudschau	nabudau	maputi	mahilak	bura	putih	baputih	putih
Eins	osa	maisa	isa	isa	irai	asa	idjä	itjo
Zwei	dschua	dua	dalaua	ruëh	duëh	dua	duä	duo
Drei	tulu	tulu	tatlo	telo	toloh	talo	telo	taro
Vier	upat	upat	apat	äpat	opat	ampat	äpat	opat
Fünf	lima	lima	lima	dimä	limeh	lima	limä	limo
Sechs	onom	anam	anim	ĕnĕm	onom	anam	djehawen	onom
Sieben	fido	bido	pitó	pitoh	turoh	pitoh	udjuh	pituh
Acht	uálo	uáo	ualó	walo	walo	walo	hanja	djaru
Neun	siam	siam	siam	suai	siä	sangah	djelatiën	sioi
Zehn	simpulo	simpo	sang puo (ó sampú)	puluh	sopuloh	sapuluh	sapuluh	puluh
Elf	masaualan	simpudisang	labin isa	puluh isa	seblas	sawalas	sawalas	itjo rowin puluh
Zwanzig	dschuampulo	duampulu	dalauang puo	ruam puluh	duopuluh	duapuluh	duäpuluh	duon puluh
Dreißig	tulumpulo	tuluapulu	tatlong pú	telom pulu	tolo puluh	talong puluh	telo puluh	taron puluh
Hundert	sinkasut	sinkasut	sang dáan	djatoh	djatus	saratus	saratus	saratus
Tausend	sinujun	silaksa	isang libo	kojan	saribu	saribu	sa kojan	sa kudjan

Geographische Neuigkeiten.

* Ein wandernder Berg. Im oberen Teil von Churchill-County (Nevada) existiert eine große, seltsame natürliche Sehenswürdigkeit, nämlich ein beweglicher, wandernder Sandberg. Die Winde haben einen ungeheuren Sandhaufen zusammengetragen, welchen sie, wie einen ungeheuren Gletscher, beständig in Bewegung erhalten und der sich beständig kriechend über die Thäler, quer über die Cañons oder engen Hohlwege hinbewegt. Die sich aneinander reibenden Sandkörner erzeugen einen schwachen musikalischen Ton, demjenigen analog, welchen man alle Morgen bei Sonnenaufgang um die Sphinx in Aegypten hört und welcher die Sage hervorgerufen hat, daß dieses Steinbild das aufgehende Tagesgestirn mit Gesang begrüße. Der wandernde Berg von Churchill bietet aber noch eine andere Eigentümlichkeit dar. Während seine Seiten sich symmetrisch zu übereinandergelagerten Falten gleich festgewordenen Wogen gebildet haben, zeigt der Berg keinen Kegel an seinem Gipfel; anstatt sich nämlich in einer Art Spitze zu endigen, bietet er oben ein großes Loch dar, welches die Winde ausgehöhlt haben, die in entgegengesetztem Sinne auf ihn einwirken. Wer tollkühn genug ist, den Kamm des Sandberges zu ersteigen und in jenes Loch einzudringen, der läuft Gefahr, darin das Leben einzubüßen, denn der wenig konsistente Sand weicht unter seinen Füßen, und je mehr der Unvorsichtige sich abmüht, um sich herauszuarbeiten, desto tiefer sinkt er ein und erstickt am Ende elendiglich. Die Indianer nennen verschiedene Männer von ihrem Stamm, welche auf diese Weise zugrunde gegangen sind und von denen man nicht einmal mehr die Leichen gefunden hat.

* Dr. Schulz' neueste Reise. Dr. Aurel Schulz, der Sohn eines deutschen Kolonisten in Natal, ist jüngst von einer erfolgreichen Reise ins Innere zurückgekehrt und hat im Natal Mercantile Advertiser eine ausführliche Schilderung seiner Expedition veröffentlicht. Er fuhr eine ziemliche Strecke den Tschobe hinan, begab sich von da an den

Kubango und kehrte über den Ngami-See und das Transvaal nach Natal zurück. Am Kubango entdeckte er einen sehr sonderbaren Volksstamm, die Makubas, einen strammen, stattlichen, wohlgebauten Menschenschlag von Sulu-Typus, der halb auf dem Wasser lebt und sich vorwiegend mit Getreidebau beschäftigt. Die Makubas haben einen solchen Abscheu vor Blutvergießen, daß ein Mann von den benachbarten kriegerischen Stämmen imstande sein soll, allein jeden Tag fünfzig Makubas in die Flucht zu schlagen. Schulze entwirft eine sehr günstige Schilderung von ihrem Häuptling Khama, welcher streng darauf hält, daß kein Alkohol in irgendwelcher Gestalt in seine Besitzungen eingeführt werde. Jeder weiße Händler, welcher Spirituosen verkauft, wird mit schweren Geldbußen bestraft; jeder Unterthan, welcher Bier braut, wird aus dem Lande vertrieben; der ganze Stamm vom Häuptling herab huldigt Mäßigkeitsgrundsätzen. Dr. Pechuel-Loesche hat diesen Distrikt jüngst ebenfalls besucht und über merkwürdige Veränderungen in seiner physikalischen Geographie berichtet, z. B. „der Ngami-See ist ausgetrocknet, das Wild ausgestorben oder hinweggezogen, die Vegetation verschwunden; sowohl der Kubango als der Tamakan fließen in den Sambesi." (Sc. g. M.)

* Der Stamm der For in Zentral-Afrika. Dr. Robert W. Felkin, der bekannte Missionsarzt, welcher gemeinsam mit dem Geistlichen C. T. Wilson das wertvolle Werk über Uganda und den Sudan[1] herausgegeben, hat kürzlich in einer Versammlung der Königl. Gesellschaft in Edinburgh einen Vortrag über diesen Volksstamm gehalten. Die Fors sind reine Neger und die nördlichste Völkerschaft im östlichen Teile von Zentral-Afrika. Sie bilden eines der großen mohamedanischen Negerreiche — Darfur oder Darfor, das Land der Fors — dessen Bevölkerung man obenhin auf drei bis vier Millionen Köpfe schätzen kann, von denen etwa die Hälfte Fors sind. Die auf persönliche Beobachtung gegründeten Bemerkungen Dr. Felkin's über die soziale Lage dieses Volkes sind von beträchtlicher Wichtigkeit und Interesse. Da wir bereits erwähnten, daß sie Neger sind, so brauchen wir uns mit ihrem persönlichen Aussehen nicht zu befassen, sondern wollen nur darauf hinweisen, daß unter ihnen ein vorgerückterer Zustand von Zivilisation herrscht, als man gemeinhin in jenen Ländern vorhanden glaubt; so ist es augenfällig, daß sie sich niemals verunstalten, noch die Schneidezähne ausziehen, was doch unter den weiter südlich wohnenden Stämmen allgemeiner Brauch ist. Von ihrem alltäglichen Leben entwirft Dr. Felkin ein in seiner einfachen häuslichen Routine beinahe idyllisches Bild. Die Weiber verkehren beinahe beständig mit den Männern in allen ihren täglichen Beschäftigungen, gelten aber durchaus nicht für diesen gleichstehend und gleichberechtigt, sondern müssen ihrem Gatten sehr große Hochachtung und absoluten Gehorsam erweisen. Von dem Prinzip der „Frauenrechte" könnte in Darfur niemals die Rede sein, denn den Frauen bestreitet man, daß sie eine Seele haben, und sie erhalten keinerlei Erziehung und werden, wenn sie sterben, ohne Gebet begraben. Es darf uns daher kaum wundern, zu erfahren, daß sie zwar ziemlich gute Mütter, aber sehr fragwürdige Gattinnen abgeben. Die Kinder stehen von ihrer frühesten Jugend an unter der strengsten Zucht und werden von den Eltern mit körperlicher Züchtigung bestraft. Die Hauptspeise ist Brei von Hirse oder sonstiger Grütze; Gabeln und Löffel kennt man nicht, sondern ißt mit den bloßen Fingern, allein der übliche Brauch, auf dessen Beobachtung selbst die Neger-Etikette streng sieht, will, daß man bloß mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger in die Schüssel und in den Mund fahre. Einer Frau wird es als die höchste Unschicklichkeit angerechnet, wenn sie angesichts ihres Gatten oder irgend eines erwachsenen Mannes etwas zu Munde führt, und Lebemänner verlangen ihre Speisen hochgewürzt. Man hat keinerlei Ueberlieferungen, daß jemals Kannibalismus unter diesen Völkern geherrscht habe. Die Fors sind stolz auf ihre Geschlechtsfolge. Das Wort Kilma, welches unserem Begriff von Seele entspricht, heißt eigentlich die „Kraft der Leber", denn sie halten die Leber für den Sitz der Seele. Trotzdem ist ihre Religion keine sehr erhabene; allein es scheint auch kein Götzen- und Fetisch-Dienst in Darfur zu herrschen, und man bringt die Naturkräfte nicht in irgendwelchen Zusammenhang mit verschiedenen Göttern. Man glaubt nur an einen einzigen Gott Molu, der im Himmel wohnt, den man anbetet, und das Verhältnis eines Menschen zu ihm ist das eines Fatalisten. Die ehelichen Bräuche der Fors sind sehr eigenartig, besonders die Hochzeit und der Anfang der Ehe. Nach der Verheiratung sehen Mann und Frau sich eine Woche lang nicht. Die Braut ist beschäftigt, sich zu parfümieren, ihr Haar zu strählen und sich in anderen geheimnisvollen Dingen zu ergehen, während der Bräutigam den Mahlschatz zusammenbringt und zählt, welchen er für seine Frau zu bezahlen hat. Am sechsten Tage nach der Trauung sendet der Bräutigam die Morgengabe seinem Schwiegervater und erhält, wenn diese richtig befunden wird, eine Botschaft des Inhalts, daß er folgenden Tag kommen und die Braut in Anspruch nehmen darf. Er wohnt dann mit seinem Weibe im Hause seines Schwiegervaters bis ihm das erste Kind geboren wird, worauf er Weib und Kind mit sich nehmen und sein Hauswesen auf eigene Rechnung führen darf. Während dieser ganzen Zeit hat der Schwiegervater alle Auslagen für das Paar zu bestreiten und der junge Gatte hat auf drei Mahlzeiten täglich Anspruch zu machen. Ihre Rechtsbegriffe sind sehr streng, und statt der Gesetze gilt ein überliefertes Gewohnheitsrecht. Absichtlicher Mord oder Totschlag wird unwandelbar mit dem Tode bestraft; Selbst-

[1] „Uganda und der ägyptische Sudan", von Rev. C. T. Wilson und Dr. R. W. Felkin. 2 Bände. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Vergl. „Ausland", 1885, Nr. 9, S. 162.

mord ist unbekannt, Diebstahl selten. Lügen gelten für ein großes Verbrechen und selbst die jüngsten Kinder werden streng dafür bestraft. Jedem Gewohnheitslügner über 15 oder 16 Jahren wird zur Strafe eine Lippe abgeschnitten. Von ihrer „Sittlichkeit" ist allerdings nicht viel zu sagen; die tugendhafte Seite im Charakter der Fors scheint nur in ihrem Fleiße und ihrer Wahrheitsliebe zu bestehen.

(Sc. g. M.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Auf diese harmlosen und durch die Vertilgung des kleineren Ungeziefers selbst nützlichen Schlangen folgt nun die mächtige Familie der Boas, die sich durch ihre Größe auszeichnen, wiewohl auch kleine Arten dazu gehören, die von manchen Baum- und giftigen Schlangen an Länge und Stärke übertroffen werden. Im allgemeinen haben alle Boas einen breiten Kopf, der denen der Giftschlangen ähnelt, wie diese einen kurzen Schwanz und ein faules Naturell, denn sie hängen oft tagelang zu Klumpen geballt in den Zweigen der Bäume. Die bekannteste und häufigste, auch die größte, ist Eunectes murinus *Wied.*, die Anaconda. Sie kommt im ganzen Lande, aber stets nur in der Nähe des Wassers vor und geht nicht auf Bäume, sondern liegt oft tagelang wie in einem weichen Bett in den schwimmenden Grasplätzen, die am Ufer festgewachsen sind, indem sie auf ihren Raub lauert oder einen Fraß verdaut. Die Oberseite des Tieres ist schwarzgrau mit großen runden schwarzen Flecken, die sich in die fahlgelbe Unterseite hineinziehen; der Kopf braun mit schwarzen Strichen bis an die Augen. Oben ist sie mit Schuppen, unten aber mit schienenartigen Platten bekleidet. Der Schwanz, der beim After anfängt, an dem beim Männchen zwei beinahe zolllange Haken sitzen, ist kurz und auch bei den größten nicht viel über zwei Fuß lang. Sie werden zuweilen sehr groß, und es soll auf dem Posten Victoria im oberen Suriname-Fluß eine von 44 Fuß Länge getötet worden sein, was ich aber nicht verbürgen kann. Uebrigens habe ich selbst eine ungewöhnlich große geschossen. Als ich im November 1838 in einem großen Fahrzeug, in dem wir das für die Besatzung des Postens Nickerie nötige Trinkwasser geholt hatten, nach dem Posten zurückfuhr, machten mich die Ruderneger auf eine große Schlange aufmerksam, die am Ufer liege. Ich sah anfangs nichts als einen mit Schlamm und angeschwemmtem Laub bedeckten Haufen und erst als der Steuermann mit der Ruderstange hineinstieß, konnte man die gefleckte Haut des Tieres unterscheiden. Ein Stoß, wie der mit dem Ruder geführte, hätte einem Menschen die Rippen im Leibe gebrochen, das Ungetüm schien ihn aber nicht gefühlt zu haben. Erst als ich einen Schuß mit leichtem Schrot auf das Tier abfeuerte, erhob sich der Kopf aus der Mitte des verschlungenen Körpers, legte sich aber sogleich wieder auf die Seite. Wir waren ganz nahe am Land und etwa nur sechs Fuß von der Schlange entfernt, der Kopf hatte sich wieder in die Mitte zurückgezogen. Ich schoß nun zum zweitenmale. Jetzt aber fuhr die Schlange mit einer Schnelligkeit, die man einem so trägen Tiere nicht zugetraut hätte, uns über und über mit Schlamm bespritzend, wohl 12 Fuß in die Höhe und mit offenem Rachen auf mich herein. Dieser Angriff kam mir so unerwartet, daß ich über Hals und Kopf ins Fahrzeug fiel, während der Steuermann, ein baumstarker Neger, mit der Ruderstange das wütende Tier anfiel, das sich um dieselbe schlang und in das harte Holz biß. Ich hatte mich unterdessen von meinem Schrecken erholt, mein Gewehr wieder geladen, und ein Schuß in den Kopf tötete das Tier auf der Stelle. Wir zogen sie nun mit vereinten Kräften ins Fahrzeug, wo ich ihr — denn sonst wollten die Neger sie nicht mitnehmen — Kopf und Schwanz abhieb und ins Wasser warf. Als wir sie am andern Morgen auf dem Posten ausluden, waren sechs Soldaten kaum imstande, sie nach der Kaserne zu schleppen. Sie war ohne Kopf und Schwanz 26 rheinl. Fuß lang, also im Ganzen beinahe 30 Fuß, und hatte die Dicke eines mäßigen Mannsleibes. Beim Abziehen fand man den Magen ganz leer, aber sie hatte 78 häutige, sechs Zoll lange Blasen im Leibe, deren jede eine $1\frac{1}{2}$ Fuß lange, daumensdicke Schlange enthielt. Sämtliche Jungen waren tot. Viele Jahre später machten mich meine Indianen, als wir in der oberen Cottica fuhren, auf eine große Boa aufmerksam, die, von einem Fraße angeschwollen, sich ganz weich im Treibgrase gebettet hatte. Ich schoß das hilflos liegende Tier, warf ihm eine Schlinge um den Hals und ließ in den Fluß hinausrudern. An einem trockenen Platze zogen wir sie ans Land. Ich schnitt ihr den Bauch auf und obgleich sie bloß 17 Fuß lang war, hatte sie doch ein großes Wasserschwein (Capybara), verschlungen, das weit über einen Zentner schwer gewesen sein mochte. Ich wollte den Kopf des Capybara, das ein ganz großes ausgewachsenes Tier war, abschneiden, um den Schädel zu präparieren, aber der entsetzliche Gestank verhinderte mich daran. Mit Verwunderung sah ich, daß der Magensaft der Schlange die Knochen des Schädels schon mürbe gemacht hatte. Wie viel das Reptil Zeit braucht, um einen so ansehnlichen Fraß ganz zu verdauen, weiß ich nicht, vermutlich einige Wochen, aber während dieser Zeit muß, da ja alle Organe mächtig wirken müssen, um die festeren Teile eines so großen Tieres in Brei zu verwandeln, die Schlange ganz unthätig liegen, und sie zieht wahrscheinlich zu diesem Verdauungsprozeß das Wasser vor, wo sie von Feinden nichts zu fürchten hat. Wenn nun auch übertrieben sein mag, daß die Boas größere Tiere, als Hirsche, Tiger, Tapirs ꝛc., verschlingen, so ist es doch in einzelnen Fällen möglich, daß ganz große Schlangen,

wie die durch mich auf Nickerie erlegte, Menschen und selbst größere Tiere überwältigen können. Der Jaguar ist nicht dicker als ein Wasserschwein, und wenn er über einen Fluß schwimmt, weniger behend als dieses, das ja im Wasser in seinem Element ist. Die gewöhnliche Nahrung der größeren Boas besteht wahrscheinlich aus Tieren, die über die Flüsse schwimmen, als Wasserschweine, Hirsche, Nabelschweine, Pacas u. dgl., während die kleineren sich mit Ratten, Enten, Hühnern, Fischen 2c. begnügen. Große Boas sind sehr selten. Ich hatte viele Jahre lang den Indianen des Maroni hundert Franken geboten, wenn sie mir eine Boa von 25 Fuß Länge anweisen würden, aber vergeblich. Einer eigentümlichen Szene zwischen einer Boa murina und einem Kaiman wohnte ich im Jahre 1874 bei. Ich fuhr mit meinen Indianen in den Sümpfen des Wane-Creek, als wir ganz in der Nähe in einem Dickicht von Mokko-Mokko eine starke Bewegung im Wasser und ein lautes Schnauben hörten. Sogleich versicherten mich die Indianen, es begatte sich eine Boa mit einem Kaiman. Meine Einwendung, daß dieses unmöglich sei, galt nicht, jeder Indiane wisse das. Ich war nun neugierig, diese wunderlichen Liebkosungen selbst zu sehen, und so leise als möglich fuhren wir an die Stelle, von wo das Geräusch herkam. Da sah ich nun wirklich das eigentümliche Schauspiel, daß eine etwa zehn Fuß lange armsdicke Boa einen vier bis fünf Fuß langen Kaiman fest umschlungen hatte; den Kopf der Schlange sah ich nicht, wohl aber den des Kaiman, der mit dem Schwanz das Wasser schlug. Ich schoß auf den Abstand von sechs Schritten mit leichtem Schrot, worauf blitzschnell die Schlange sich abhaspelte und davon eilte, der Kaiman aber untertauchte und verschwand. Was nun die beiden da trieben, kann ich nicht vermuten; eine Begattung war es freilich nicht, vielleicht ein Kampf, denn um den Kaiman zu fressen, war die Schlange viel zu klein. Dergleichen Kämpfe oder platonische Umarmungen scheinen aber häufig vorzukommen, weil alle Indianen damit bekannt sind. Die Boa murina verrät sich durch einen unangenehmen, knoblauchartigen Geruch, der auch den giftigen Schlangen eigen ist.

Die Hochlands-Boa, Abgotts- oder Papa-Schlange, Boa constrictor *L.*, wird selten über 15 Fuß lang, ist dann beinahe schenkelsdick, und findet sich meist auf Bäumen, in deren Aesten sie tagelang liegt, bis sie der Hunger auf die Jagd treibt, wo sie kleineres Wild, Pacas, Agutis, hühnerartige Vögel u. dgl., frißt. Es ist ein wunderschönes Tier mit langen, sechseckigen, hellbraunen Flecken, vermischt mit dunkelbrauner, rotbrauner, gelber und schwarzer Zeichnung, die prächtig irisieren. Sie wird oft nach Europa gebracht, bald zahm, verlangt aber, wie alle Schlangen, eine beständige Wärme. Sie legt mit einer pergamentartigen Haut umgebene längliche Eier. Als ich im Jahre 1840 auf einem jetzt verlassenen Militärposten am Maroni lebte, kamen eines Tages zwei Indianen zu mir und erzählten, daß kaum 100 Schritte vom Posten eine schöne Papaschlange in den stacheligen Blättern einer Awara-Palme verschlungen liege, die sich vielleicht lebend fangen lasse. Ich eilte schnell dahin, versehen mit einem Strick, und fand das schöne Tier ganz ruhig auf einer Höhe von 4 Fuß vom Boden im Awara-Gesträuch. Sein Leib war armdick und es konnte eine Länge von 9—10 Fuß haben. Ich stand einige Zeit unentschlossen da und überlegte, wie ich der Schlange, die, ohne sich zu bewegen, mich ruhig ansah, habhaft werden könnte, denn, da ich auf die Hülfe der Indianen nicht rechnen konnte, so war ich auf meine eigene Kraft angewiesen. Ich machte nun aus dem Strick eine Schlinge, zog sie um den Baum und die Schlange und gab das Ende davon dem Indianen, um zuzuziehen, wenn das Tier sich zu schnell abwinde. Eine andere Schlinge aus der Schnur eines Bogens legte ich dem Tiere um den Hals, zog und faßte sogleich den Kopf, während sich der Leib langsam aus der Schlinge zog und um meinen Arm wand. So brachte ich die Schlange nach dem Posten, wo ein Neger mir das Tier, dessen Hals ich fest hielt, vom Arme abwickelte. Es hatte den Arm so fest umschlungen, daß ich große Schmerzen empfand. Ich warf sie nun in eine leere Kiste, deckte den Deckel darauf, und so vergingen etwa drei Minuten, bis das Tier, ohne sich übrigens im mindesten zu rühren, zu zischen anfing, was unabgesetzt volle sieben Stunden dauerte, und welcher Laut vollkommen dem Geräusch des aus einem Dampfkessel strömenden Dampfes glich. Ich ließ eine Kiste machen, durch deren Deckel mit einem Gitterchen man das Tier beobachten konnte. Ehe sie aber ihre neue Wohnung bezog, hatte in der Nacht jemand, den mein Glück ärgerte, die Kiste, welche unter der Veranda des Hauses stand, geöffnet, und am Morgen war die Schlange entflohen. Während man sie nun in der Savanne und im Palmendickicht suchte, fand man das dumme Reptil um die Dachsparren geschlungen im Giebel des Hauses. Ich nahm sie nach Paramaribo mit, wo ich sie in der Kaserne halten durfte, und mit toten Ratten fütterte, bis ich Gelegenheit fand, sie zu verkaufen.

Eine dritte Art, Epicrates cenchris *Wglr.*, ist noch bunter von Farbe, wird aber kaum zehn Fuß lang, armsdick und lebt auf Bäumen. Sie ist sehr selten.

Eine prächtige Art ist Xiphosoma caninum *L.*, die, stets zu Klumpen geballt, wie andere kleine Boas, als Xiphosoma hortulanum *Wglr.* und ähnliche, in den Zweigen der Bäume hängt. Sie ist prächtig grasgrün mit gelblichem Bauche und schwarz umsäumten weißen Flecken an der Seite. Ich fand sie nie länger als sechs Fuß, sie soll aber eine Länge von acht Fuß erreichen; die Indianen heißen sie Kulewagaimo oder Papageienschlange. Es gibt viele Arten dieser kleinen Boas, die ganz dieselbe Lebensweise haben und in träger Ruhe den Tag über in den Zweigen liegen. Sie gleichen aber ihres breiten Kopfes und kurzen Schwanzes wegen den giftigen, beson-

ders, wenn sie noch, wie diese, eine dunkle Färbung haben, so daß man große Vorsicht anwenden muß, wenn man sie lebendig fangen will.

Ich habe mich bereits ausgesprochen, daß nach meiner Ansicht und Erfahrung unter den Schlangen die Zahl der giftigen wohl nicht mehr als fünf Prozent betragen möge, und unwillkürlich muß man sich fragen, wie Guiana, das mit dem tropischen Afrika und Indien ein ganz analoges Klima hat, von einer Plage beinahe verschont ist, der in jenen Ländern jährlich Tausende von Menschen zum Opfer fallen. In Surinam sind es meist hochgelegene sandige Ländereien, wo sich vorzugsweise giftige Schlangen, als Crotalus und Lachesis, aufhalten, während einige kleinere Trigonocephalus-Arten dunkle Stellen am Wasser vorziehen. Alle Arten aber, sie mögen in hohem oder niederem Lande gefunden werden, sind ungemein träge, wie die Boas, und lassen sich lange reizen, ja treten, ehe sie ihre giftige Waffe gebrauchen. So fand meine Frau in der dunklen Speisekammer etwas auf einem Fäßchen, das sie für einen Lappen hielt; als sie es ans Tageslicht brachte, war es eine drei Fuß lange Bothrops, die sie entsetzt wegwarf und die sich schnell unter das Haus verkroch. Später sah ich, wie ein Indiane, mit dem ich im Walde war, beim Uebersteigen über einen gefallenen Baum auf eine zusammengerollte Capassischlange trat, ohne daß sie Miene machte, den Platz zu verlassen oder nur den Kopf emporzuheben. Trotz dieser Gutmütigkeit hieb ihr der Indiane den Kopf ab, und diese so gefährliche Schlange war acht Fuß lang. Ich selbst habe manche giftige Schlange mit den Händen gefangen, indem ich die Vorsicht brauchte, ihr etwas auf den Hals zu drücken, um sie dann hinter dem Kopfe packen zu können. So schoß ich einmal mit einem Pfeil auf den Abstand von kaum zwei Schritten eine beinahe drei Zoll dicke Klapperschlange, die eine Klapper von sieben Ringen hatte. Ich selbst habe nur zweimal gesehen, daß Menschen von giftigen Schlangen gebissen wurden. Der erste war mein Neffe, den auf dem drei Kilometer vom Hause entfernten Kostacker eine braune Schlange in die Wade biß, die ein Chinese sogleich aussaugte. Der Biß schmerzte ihn anfänglich so, daß man ihn nach Hause tragen mußte, aber schon am andern Tage war er vollkommen genesen. Die andere war eine Indianin, die in den Schenkel gebissen war und die ihre Familie zu mir brachte, um die Wunde, welche ebenfalls sehr schmerzte und beträchtlich angeschwollen war, zu schröpfen, was denn auch den gewünschten Erfolg hatte, so daß das Mädchen nach einigen Tagen wieder gehen konnte. Die Furcht vor Schlangen ist besonders unter der farbigen Bevölkerung sehr groß, und vor der unschuldigsten Baumschlange läuft man weg oder sucht sie von weitem zu töten. Viel verständiger sind dabei die Indianen, und manche giftige Schlange erhielt ich lebend durch sie. Wie in vielen heißen Ländern, wo diese gefährlichen Tiere hausen, herrscht auch hier der Glaube, daß man sich durch eine Art Impfung gegen die Wirkung der Schlangengifte versichern könne. Die Leute, welche dieses Impfen, „Cotti", verstehen, sind meist alle in Afrika geborene Neger. Sie nehmen die Zähne verschiedener, sehr giftiger Schlangen, besonders der Lachesis, trocknen dieselben im Rauch, zerstoßen und zerreiben sie zu feinem Pulver, das wieder mit der Asche von dreierlei, mir unbekannten Pflanzen vermischt wird, und bewahren das Pulver in einem dicht verschlossenen Fläschchen auf. Beim Gebrauch oder wenn die Operation vorgenommen wird, reibt man von diesem Pulver etwas in je zwei kleine Einschnitte, die mit einer Lanzette an jedem Bein, Schenkel, Ober- und Unterarm gemacht werden und kaum so tief sind, daß das Blut hervordringt. Es soll ein leichtes Fieber entstehen und schon am dritten Tag der ganz unbedeutende Einschnitt geheilt sein. Der so Geimpfte verpflichtet sich dann, nie von der oder jener Speise zu essen, z. B. Hirschfleisch, Schildkröten, Kürbis-Arten oder dergleichen; kann nun jede Schlange anfassen oder ohne den mindesten Schaden sich beißen lassen. Hat nun jemand, der eingeimpft ist, den festen Glauben, daß ihn keine Schlange beiße, so ist es ja leicht, daß er solch ein träges Tier anfaßt, ohne gebissen zu werden; ich zweifle aber, ob der Biß einer Lachesis nicht auch an ihm tötliche Folgen hätte. Das „Cotti", wie man es nennt, ist ein afrikanischer Gebrauch, an den die Indianen, die übrigens die giftigen Schlangen von den ungiftigen nicht zu unterscheiden wissen, ebenso wenig glauben als ich.

(Fortsetzung folgt.)

Anzeigen.

Im unterzeichneten Verlage erschien:

DAS WEIB

in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien

von **Dr. med. H. Ploss.**

2 starke Bände. Preis broch. 16 M., geb. 19 M.

Auch direct gegen vorherige Franco-Zahlung vom Verleger.

Leipzig. **Th. Grieben's Verlag.**

Ein neues Abonnement auf

KETTLER-MÜLLER'S

Wandkarte von

AFRIKA

beginnt am 30. September d. J.

4 Lieferungen à 2 Mark. Alle 14 Tage 1 Lieferung.

Geograph. Institut, Weimar.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 43. Stuttgart, 26. Oktober. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Der periodische Klimawechsel in Nordeuropa. Von Dr. M. Alsberg. S. 841. — 2. Die Expedition der Gebrüder v. Steinen zur Erforschung des Xingú. S. 844. — 3. Die Komantschen. Ethnographische Notizen von Dr. H. Ten Kate. S. 846. — 4. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. (Fortsetzung.) S. 849. — 5. Die Brücke der Welt. Von Dr. Weißbrodt. S. 853. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 853. — 7. Resultate astronomischer und barometrischer Bestimmungen des Reisenden N. M. Prschewalsky in der Mongolei und Tibet in den Jahren 1879 und 1880. Von H. Hieckisch. S. 856. — 8. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 857. — 9. Kleinere Mitteilungen: S. 859. Das Wirbelkraut der amerikanischen Prairien. Die Eis-Industrie von New-York. — 10. Notizen. S. 860.

Der periodische Klimawechsel in Nordeuropa.

Von Dr. M. Alsberg.

Es ist allgemein bekannt, daß sich die klimatischen Verhältnisse eines Landes in der daselbst befindlichen Pflanzenwelt widerspiegeln, daß wir neben dem Einfluß, den die Beschaffenheit des Erdbodens auf die Pflanze ausübt, überall die Abhängigkeit der geographischen Vertheilung charakteristischer Vegetationsformen von klimatischen Bedingungen nachweisen können. Auch gilt das soeben Gesagte nicht nur für die Gegenwart; die erwähnte Thatsache erlangt vielmehr eine besondere Bedeutung dadurch, daß aus vergangenen Erdepochen stammende Pflanzenreste uns Aufschlüsse liefern über die Beschaffenheit des Klima's, welches während der betreffenden geologischen Periode in jenen Gegenden, wo die besagten Pflanzen wuchsen, vorherrschend war. So berechtigen z. B. die auf Spitzbergen zwischen 77 ½ und 78 ½° n. Br. in Tertiärablagerungen aufgefundenen Ueberbleibsel von Laubhölzern, Coniferen und Taxodiaceen zu dem Schluß, daß diese Inseln, wo heutzutage nur arktische Gewächse (Flechten, Moose, Zwergbirken, Zwergweiden u. dgl.) fortkommen, sich noch während der Tertiärzeit eines gemäßigten Klima's erfreut haben; so beweisen ferner die am Eisfjord und am Belsund der besagten Inselgruppe aufgefundenen Kohlenlager mit den in ihnen erhaltenen Resten von großstämmigen Lepidodendren, Sigillarien und Calamiten, sowie die Ueberreste von riesigen Meereidechsen und Tintenfischen, welche eingebettet in Schichten der Trias und des Jura auf diesen Inseln angetroffen werden, daß zur Zeit, wo die betreffenden Strata sich bildeten, diese Regionen unseres Erdballs ein tropisches Klima besaßen. Ein besonderes Interesse dürfen wohl auch gewisse, neuerdings auf botanischem Gebiete gemachte Beobachtungen insofern beanspruchen, als sie von einem periodischen Klimawechsel berichten, von dessen Existenz man bis vor kurzem keine Ahnung gehabt hat; die besagten Beobachtungen sind auch insofern von Bedeutung, als durch dieselben Naturerscheinungen, deren Beziehungen zu einander bisher unbekannt waren, in kausalen Zusammenhang gebracht werden.

Bekanntlich war es während der Bildung des Diluviums — d. i. während des der Erdepoche, in der wir gegenwärtig leben, unmittelbar vorausgehenden Zeitabschnitts — wo jene klimatischen Veränderungen stattfanden, die man gewöhnlich unter dem Namen der „Glazialperiode" oder „Eiszeit" zusammenfaßt, jene über einen großen Teil der nördlichen Hemisphäre sich erstreckende Temperaturerniedrigung, welche es bewirkte, daß fast sämmtliche Gebirgsländer Nord- und Mitteleuropa's damals unter turmhohen Gletschermassen begraben lagen und daß, von der vergletscherten skandinavischen Halbinsel ausgehend, eine mächtige Eisdecke sich über den größten Teil der nordeuropäischen Tiefebene ausbreitete. Aus dieser Kälteperiode nun, welche allerdings keine kontinuierliche war, sondern vielmehr durch wärmere Intervalle (Interglazialzeiten) mehrfach unterbrochen wurde, gelangte nach dem Abschmelzen der Gletscher- und Eisbedeckung unser Erdteil allmählich in jene Verfassung, wie wir sie gegenwärtig

vor uns sehen, ohne daß — so war die bisherige Ansicht — die nacheiszeitliche Periode durch irgendwelche erhebliche klimatische Veränderungen sich ausgezeichnet hätte. Im Gegensatz zu der letzterwähnten Anschauung hat nun neuerdings der norwegische Botaniker Axel Blytt[1] zu Christiania die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf gewisse Thatsachen gelenkt, welche es allerdings in hohem Grade wahrscheinlich machen, daß während dieses jüngsten Abschnittes unserer Erdgeschichte im nördlichen Europa nicht unerhebliche klimatische Schwankungen stattgefunden haben. — Schwankungen, welche sich durch den Wechsel von relativ trockenen und relativ feuchten Klimaten zu erkennen geben. — Als Stützpunkt seiner Anschauungen dient dem besagten Forscher zunächst die eigentümliche Verteilung der Flora Norwegens, welche dadurch charakterisiert wird, daß die Verbreitung der einzelnen Vegetationsformen in diesem Lande keine zusammenhängende ist, sondern sich eben nur dadurch erklären läßt, daß die zu gewissen Zeiten unter begünstigenden klimatischen Verhältnissen eingewanderten Pflanzengruppen durch einen später eintretenden Klimawechsel aus den Gegenden, in denen sie verbreitet waren, verdrängt wurden und nur in vereinzelten Lokalitäten, wo der Einfluß des klimatischen Wechsels weniger zur Geltung kommen konnte, sich erhalten haben. So tritt z. B. die Eingangs erwähnte arktische Flora, welche während und kurz nach der Eiszeit in Skandinavien dominierte, gegenwärtig in diesem Lande nur hie und da in abgesprengten Kolonien auf; so weist auch die von den nordischen Botanikern als „boreale Flora" bezeichnete Gruppe von Gewächsen (auf sonnenbeschienenen Schutthalden gedeihendes Gestrüpp und Buschwerk, bestehend aus wärmeliebenden Sträuchern und Bäumen, sowie aus starkriechenden Lippenblüthlern, Geranium-, Verbascum- und Hyperium-Arten, Schmetterlingsblumen u. dgl.), ferner die als „subboreale Flora" beschriebene Pflanzengruppe (auf den losen Schiefern der Silurformation und auf den mit letzteren abwechselnden Kalkschichten, und zwar fast ausschließlich in den tiefstgelegenen Teilen des östlichen Norwegens, angesiedelte, warme und trockene Standorte liebende Gewächse), sowie die „atlantische Flora" (charakterisiert durch Christdorn, Eibe, roten Fingerhut und andere Gewächse, welche zu ihrem Gedeihen reichliche atmosphärische Niederschläge bedürfen), endlich auch die von den nordischen Botanikern als „subarktische" und „subatlantische Flora" bezeichneten Pflanzengruppen ein derartiges zerstreutes Vorkommen auf, daß ebensowenig die Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit, wie der Import von Samenkörnern durch Meeresströmungen, Winde oder Vögel zur Erklärung dieser eigentümlichen Erscheinung genügen, daß vielmehr nur die Annahme von klimatischen Schwankungen diese merkwürdige Verteilung der Gewächsgruppen zu erklären vermag. Bezüglich des soeben erwähnten Punktes: der Verbreitung von Gewächsen durch Winde, Meeresströmungen und Vögel, liefert — wie wir hier einschalten wollen — Blytt den Nachweis, daß diese Faktoren die Verteilung der Pflanzen nicht in dem Maße beeinflussen, wie man bisher angenommen hat. So darf z. B. nicht übersehen werden, daß der Samen der phanerogamen Gewächse im allgemeinen nicht darauf eingerichtet ist, um durch den Wind über größere Strecken fortgetragen zu werden; so steht ferner auch der Fortführung der kleinen einzelligen Sporen der Moose, Pilze und anderer Kryptogamen durch den Wind vor allem der Umstand entgegen, daß diese Pflanzen gewöhnlich tief unten am Boden zwischen höherem Gras und Buschwerk oder im Schutz des Waldes wachsen und daß daher auch bei ihnen kaum anzunehmen ist, daß sie, ohne an Blättern oder Zweigen haften zu bleiben, durch Vermittelung des Windes häufig in die höheren Luftschichten mit hinaufgerissen werden, um so nach Analogie der von den Vulkanen ausgeschleuderten Asche ihren Weg nach fernen Ländern zu finden. — Was ferner die Verbreitung der Gewächse durch Meeresströmungen anlangt, so ist durch Versuche festgestellt worden, daß der Same von weitaus den meisten Phanerogamen im Wasser untersinkt. Endlich ist noch zu erwähnen, daß eine durch Vögel bewirkte Einführung der Pflanzensamen nach Skandinavien schon deshalb nicht anzunehmen ist, weil die Seevögel ebensowohl wie die nordischen Zugvögel in der Regel nicht Pflanzenfresser, sondern Insektenfresser sind. Auch macht Blytt darauf aufmerksam, daß, wenn wirklich durch eines der besagten Transportmittel (Wind, Meeresströmungen oder Vögel) vereinzelte Pflanzensamen von fern her nach Skandinavien gelangt sein sollten, es für die betreffenden Gewächse doch sehr schwierig gewesen sein würde, daselbst Fuß zu fassen, da sie diese Gebiete bereits von anderen Pflanzengattungen besetzt fanden.[1] — Nach

[1] „Die Theorie der wechselnden kontinentalen und insularen Klimate" von Axel Blytt, Professor der Botanik an der Universität Christiania, in Engler's botanischen Jahrbüchern, Bd. II Heft 1 und 2. Vergl. auch eine Arbeit des nämlichen Verfassers im „Kosmos", Jahrgang 1884, Heft 4 S. 262 ff., sowie den Artikel: „Wechsellagerung und deren mutmaßliche Bedeutung" im „Biologischen Centralblatt", Bd. III Nr. 14, und die Abhandlung: „Ursache der Veränderungen in der Stärke der Meeresströmungen" in der nämlichen Zeitschrift, Bd. IV Nr. 2.

[1] Daß Winde, Meeresströmungen und Vögel bei der Verbreitung der Pflanzen nicht die wichtige Rolle spielen, resp. gespielt haben, die man ihnen in der Regel zuschreibt, daß vielmehr ehedem vorhandene Landverbindungen, resp. der ehemalige Zusammenhang von Inseln mit Kontinenten bei der Erklärung der heutigen Tier- und Pflanzenverbreitung als das ausschlaggebende Moment zu betrachten ist — hiefür fehlt es nicht an Beweisen. Auf diese Weise ist es zu erklären, daß schmale Meerengen bisweilen Schranken bilden, welche nur schwierig sich überschreiten lassen, daß z. B. nach Hooker die Baffinsbai eine weit strengere Grenze für die Verbreitung der Pflanzen bildet als das nordatlantische Weltmeer, daß der schmale, aber eine Rinne mit sehr tiefem Wasser darstellende Meeresarm, welcher die Halbinsel Malakka und die in geologisch nicht fernentlegener Zeit mit dem

dem Gesagten bleibt also nichts übrig, als anzunehmen, daß die Besiedelung Skandinaviens durch verschieden geartete Pflanzenfamilien auf dem Landwege, d. h. mit Hülfe der damals bestehenden Landverbindungen (unter denselben spielte eine Grönland mit Island, Island mit den Faröerinseln, die Faröergruppe mit Skandinavien und dem nördlichen Schottland verbindende Landbrücke zweifelsohne eine wichtige Rolle)[1], stattgefunden hat, daß, entsprechend dem Wechsel trockener und nasser Klimate, bald diese, bald jene Gruppe von Gewächsen in die Halbinsel einwanderte und daß dann später, wie bereits oben angedeutet wurde, klimatische Veränderungen eine Beschränkung weitverbreiteter Pflanzengruppen auf inselartig isolierte Gebiete zur Folge hatten.

Wenden wir uns zu einem zweiten Punkte der Blytt'schen Untersuchungen, so sind es die norwegischen Torfmoore, welche ebenfalls zu Gunsten der Theorie von den wechselnden trockenen und nassen oder — wie der besagte Forscher dieselben wohl auch bezeichnet — kontinentalen und insularen Klimaten ein Gewicht in die Wagschale werfen. Bei der Untersuchung der Torfmoore des südöstlichen Norwegen wurde nämlich von Blytt konstatiert, daß dieselben aus Lagern von Torf und aus Schichten von Wurzel- und Baumresten bestehen, dergestalt, daß in den ältesten Mooren des Landes zwischen vier der zuerst erwähnten Bildungen drei aus Wurzelstöcken und Waldresten sich zusammensetzende Schichten sich einfügen. Da es nun ferner keinem Zweifel unterliegt, daß das Auftreten dieser alternierenden Schichten demjenigen von durch bestimmte Fossilien charakterisierten geologischen Etagen gleich zu achten ist, daß die aus den organischen Resten von Sumpfgewächsen und Sumpfmoosen (Sphagnum) bestehenden Torflager sich nur zu einer Zeit bilden konnten, wo die Moore teilweise oder ganz unter Wasser waren und daß andererseits die aus Wurzelstöcken und Waldresten sich zusammensetzenden Schichten einer Periode entsprechen, wo die betreffenden Lokalitäten dermaßen ausgetrocknet waren, daß auf dem Moorboden Bäume Wurzel fassen konnten und wo die Torfbildung vielleicht Tausende von Jahren hindurch aufhörte, um später wieder anzufangen; da ferner die soeben erwähnten abwechselnden Torf- und Wurzelschichten sich ebensowohl in den höchst- wie in den niedrigstgelegenen Mooren Norwegens finden (woraus gefolgert werden muß, daß die Auffassung der besagten Wechsellagerung als einer durch die Hebung der norwegischen Küste bedingten Erscheinung nicht zulässig ist) und da endlich auch lokale Ursachen zur Erklärung dieser Thatsache nicht ausreichen — angesichts dieser Umstände dürfen die im Vorhergehenden beschriebenen alternierenden Lager der Torfmoore (für deren hohes Alter auch noch die Auffindung von prähistorischem Steingeräte in den obersten der soeben erwähnten Schichten spricht) wohl als ein Beweis für die Theorie von den trockenen und nassen Klimaten gelten, welche im nördlichen Europa in regelmäßigem Wechsel aufeinandergefolgt sind. Auch liegen verschiedene Umstände vor, welche darauf hinweisen, daß die Torfschichten und die Wurzellager der verschiedenen Torfmoore geologisch gleichzeitig sind und daß Skandinavien gegenwärtig in einer durch relative Trockenheit charakterisierten, klimatischen Periode sich befindet. Weiterhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß nach Skertchly und Kinahan auch in den Mooren Irlands und Englands ähnliche abwechselnde Schichten von Torf und Waldresten wie in Norwegen sich vorfinden und daß Steenstrup in den dänischen Mooren vier Torfschichten nachgewiesen hat, welche vier verschiedenen Abschnitten aus der Einwanderungsgeschichte der Flora Dänemarks — nämlich: den Perioden der Zitterpappel, der Kiefer, der Eiche und der Erle — entsprechen sollen. Es mußte sich also während der Bildung der verschiedenen Schichten in den Torfmooren Dänemarks das dortige Klima mehrfach geändert haben, da die angeführten Pflanzen sehr verschiedene Bedingungen zu ihrem Gedeihen verlangen. — Um hier endlich noch einiger anderer Umstände zu gedenken, welche für die Theorie von dem periodischen Klimawechsel in Nordeuropa von Wichtigkeit sind, so berechtigen gewisse auf die Bildung und Verteilung der Moränen, sowie auf die Entstehung der Terrassen und Strandlinien an den norwegischen Küsten bezügliche Beobachtungen zu den nämlichen Schlüssen, wie die im Vorhergehenden erwähnten botanischen Thatsachen. Was erstere anlangt, so hat Kjerulf darauf hingewiesen, daß die Moränen des südlichen Norwegens sich in hintereinander liegende Reihen ordnen, welche beweisen, daß das Abschmelzen der Gletscher sich nicht ohne Unterbrechung vollzogen hat, daß vielmehr, ganz abgesehen von den obenerwähnten Interglazialzeiten, klimatische Schwankungen bald ein Vorrücken, bald ein Zurückweichen der Gletscher bewirkt und als Folgezustände die besagten, reihenweise angeordneten Moränenwälle hinterlassen haben. Andererseits läßt die Verteilung der Terrassen an den norwegischen Küsten erkennen, daß dieselben nicht etwa, wie man hie und da angenommen hat, zu

asiatischen Kontinent zusammenhängenden Inseln Java, Sumatra und Borneo von dem austro-malayischen Archipel (Neuguinea und benachbarte Inseln) scheidet, zugleich die Grenze zwischen zwei gänzlich verschiedenen Floren und Faunen bildet. Daß ferner auch Treibeis nicht so häufig, wie man bisher angenommen hat, als Transportmittel für Pflanzen, resp. Pflanzensamen figurirt — hiefür liefert die vulkanische Insel Jan Mayen im nördlichen Eismeer einen deutlichen Beweis, denn obwohl dieses Eiland beständig von Treibeis umlagert ist, fanden die Theilnehmer der norwegischen Polarexpedition auf demselben nicht mehr als 11 Arten Phanerogamen — ein Umstand der wohl darauf zurückzuführen ist, daß die Insel auf allen Seiten von einem Meere umgeben ist, dessen Tiefe 1000 Faden übersteigt, daß also an einen ehemaligen Zusammenhang mit anderen arktischen Ländern nicht gedacht werden kann.

[1] Vergl. hierüber den Artikel: „Pflanzengeographische Anhaltspunkte für das Bestehen einer Landbrücke zwischen Grönland und Westeuropa zur Eiszeit" von Professor O. Drude, in „Das Ausland" Jahrgang 1883 Nr. 17.

einer Zeit sich gebildet haben, wo in dem Aufsteigen der Küste ein Stillstand eingetreten war. Es läßt vielmehr die Thatsache, daß die besagten Terrassen in verschiedenen Thälern in verschiedenen Höhen liegen und daß die Zahl der Terrassen in den einzelnen Thälern eine verschiedene ist, darauf schließen, daß, während das Land in kontinuierlichem, langsamem Emporsteigen begriffen war, je nach der verschiedenen Menge des Gerölls, Sandes und der sonstigen Stoffe, welche die Flüsse während verschiedener klimatischer Perioden an ihren Mündungen ablagerten (die Menge der abgelagerten Stoffe ist abhängig von dem Wasserreichtum der Flüsse und letzterer wiederum von dem Quantum der feuchten Niederschläge) die besagte Terrassenbildung zustande kam.[1] Was ferner die Strandlinie anlangt — jene in die Bergwände der norwegischen Fjorde und Thäler eingeschnittenen, in wagrechter Richtung verlaufenden Vertiefungen, die aus der Entfernung künstlich angelegten Wegen täuschend ähnlich sehen — so ist der Umstand, daß diese Strandlinien regelmäßig nur in bestimmten Niveaux angetroffen werden, zusammengehalten mit der Thatsache, daß für die Entstehung derselben das Vorherrschen eines kalten und trockenen Klima's und ein erheblicher Unterschied zwischen Ebbe und Flut vorausgesetzt werden muß (nur unter solchen Umständen konnte das in den Spalten der Felswände zur Zeit der Ebbe zurückbleibende und hinterdrein gefrierende Wasser seine erodierende Wirkung zur Geltung bringen), ebenfalls geeignet, die Theorie von dem kontinuierlichen Wechsel klimatischer Verhältnisse in den besagten Gegenden zu bestätigen.

Haben wir aber im Vorhergehenden erkannt, daß der Annahme eines periodischen Wechsels von trockenen und nassen Klimaten in Nordeuropa eine ganze Anzahl von in anderer Weise nicht leicht zu erklärenden Erscheinungen als Stütze dient, so drängen sich zunächst zwei Fragen auf, nämlich: 1) Auf welche Ursachen ist der in Rede stehende Klimawechsel zurückzuführen? 2) Haben die besagten periodischen Klimaschwankungen lediglich während der nacheiszeitlichen (postglazialen) Periode stattgefunden oder lassen sich die Spuren derselben auch in den aus anderen Epochen unserer Erdgeschichte stammenden Ablagerungen nachweisen? Was die ersterwähnte Frage anlangt, so ist unser Gewährsmann Blytt der Ansicht, daß gewisse kosmische Einflüsse, nämlich die Verschiebung der Nachtgleichepunkte, auf die im nordatlantischen Ozean herrschenden Meeresströmungen einen Einfluß ausüben und daß letztere, indem sie sich verändern, Veränderungen in den klimatischen Verhältnissen Nordeuropa's herbeiführen. Die Schlußfolgerungen des besagten Forschers sind nämlich die folgenden: Die klimatologischen Verhältnisse der Länder und Meere sind abhängig von der mittleren Verteilung des Luftdrucks auf der Erdoberfläche, welche im allgemeinen dem Gesetze folgt, daß die im Vergleich zur Temperatur der Ozeane stärkere Abkühlung der Festländer während des Winters hohe atmosphärische Pressionen über den Kontinenten erzeugt, und daß umgekehrt die stärkere Erwärmung der Ländermassen und relativ geringere Erwärmung des Meerwassers während des Sommers eine Erhöhung des Luftdrucks über dem Meere und Verminderung desselben über dem Lande hervorruft. Auch ist durch die von Mohn im Nordatlantischen Ozean angestellten barometrischen Beobachtungen festgestellt worden, daß den größten Teil des Jahres hindurch ein barometrisches Minimum (dasselbe ist zu betrachten als Ausgleich der über den vergletscherten Ländermassen Grönlands und über dem im Winter stark abgekühlten Skandinavien zustande kommenden Luftverdichtung) lagert und daß aus der Zone hohen Luftdrucks, welcher auf den Meeresgebieten zwischen etwa 20° und 40° n. Br. ruht (letzterer entsteht als Ausgleich des niedrigen Luftdrucks, welcher sich über den fast das ganze Jahr hindurch von der Sonne erhitzten Kontinentalmassen Nordafrika's und des nördlichen Südamerika's bildet), eine fortwährende Luftströmung nach dem soeben erwähnten Gebiete niedrigen Luftdrucks stattfindet — eine Thatsache, durch welche das Vorherrschen des Südwestwindes im Nordatlantischen Ozean sich aufs ungezwungenste erklärt. (Schluß folgt.)

[1] Daß die Terrassen in benachbarten Fjorden nicht selten in verschiedenen Höhen liegen und daß die Zahl der Terrassen in den einzelnen zur See abfallenden Thalrinnen verschieden ausfällt, beruht auf den verschiedenen Wassermengen der durch die Thäler zur See hineilenden Flüsse, resp. darauf, daß an der Mündung größerer Flüsse die Terrassenbildung früher anfangen und sich noch lange fortsetzen kann, nachdem dieselbe bei kleineren Flüssen bereits aufgehört hat.

Die Expedition der Gebrüder v. Steinen zur Erforschung des Xingú.

Dr. Karl v. Steinen aus Düsseldorf hat jüngst einen höchst interessanten Bericht über seine Forschungen in der brasilianischen Provinz Matto Grosso erstattet — jener ungeheuren Region, welche, viermal so groß als ganz Frankreich, einen großen Teil des zentralen und westlichen Brasiliens einnimmt und den Geographen erst in der allerunvollständigsten Weise bekannt ist. Matto Grosso wird von großen Strömen durchschnitten, von denen der Madeira, der Tapajos, der Xingu, der Araguaya und der Tocantins nordwärts fließen, der Paraguay aber seinen Lauf südwärts nimmt. Außerdem ist es von zahllosen anderen Flüssen bewässert, welche sich in die genannten Ströme ergießen und an deren Ufern noch Tausende von wirklichen Urmenschen wohnen. Dampfschifffahrt ist auf dem Tapajos und Tocantins vorhanden, und eine Eisenbahn ist längs der Ufer des Madeira im Bau begriffen; der Xingú jedoch ist beinahe unbekannt. Frühere Forscher

sind nicht über den 4.° s. Br. hinausgekommen und haben gewähnt, darüber hinaus wohnen nur Stämme wilder Kannibalen. Man nahm an, die Ureinwohner Brasiliens haben sich vor den Weißen zurückgezogen und dort wie in einer letzten Feste konzentriert. Zwischen Piranhaguara und Paranatinga war der Fluß absolut unbekannt, und das Vorhandensein eines Wasserweges für den Handel nach Pará ist für die Einwohner von Matto Grosso, welche dermalen für Handelszwecke nur auf den Paraguay beschränkt sind, eine Sache von der höchsten Wichtigkeit.

Der erste Teil der Reise ward zu Lande, der letzte zu Wasser gemacht. Die von Paulo Castro befehligte militärische Abteilung wirkte in vollständigem Einklange mit den Zivilisten. Sie verließen Cayaba am 28. Mai, drangen durch die Region der Baicairis (teilweise zivilisierter und freundlich gesinnter Indianer) vor, setzten nach einigem Verzug, welcher durch die Thatsache veranlaßt war, daß die wirkliche Entfernung um die Hälfte größer war, als die auf den Karten angegebene, am 5. Juli 1884 über den Paranatinga, drangen in die unbekannte Region ein und reisten westwärts. Die Ebene ist eine ungeheure Wüste mit einer Meereshöhe von etlichen und zwölfhundert Fuß, über welche sich Dünen von rotem Sand und verwittertem Kies zu einer weiteren Höhe von zwei- bis dreihundert Fuß erheben. Das Wasser war gut, das Gras sehr hoch, die Bäume aber selten und niedrig, da sich die Vegetation hauptsächlich in der Nähe der Flüsse geltend machte. Man bemerkte Tapire, Hirsche und einige Vögel, aber die Fauna war spärlich. Die Temperatur um Mittag war 24,6° C., sank aber bei Nacht auf 7,2° C., und die Reisegesellschaft hatte große Mühe, genügend Wild zu ihrem Unterhalt zu finden. Zwanzig Leguas östlich von Paranatinga fanden sie einen Strom, welcher nach ihrer Annahme der Xingú sein mußte. Sie verfertigten sich Kähne aus Baumrinde und begannen unter großen Mühseligkeiten den Strom hinabzufahren, denn das Strombett schien mehr Rollsteine als Wasser zu enthalten. In 19 Tagen, als sie die ersten Indianer trafen, hatten sie mehr als hundert Stromschnellen und vier Wasserfälle getroffen, worunter einen von 15 Fuß Höhe. Sieben Kähne waren zerstört oder gescheitert, nur sechs übrig geblieben. Ihr Mundvorrat war beinahe erschöpft, ihre Kleider in Fetzen, die Schuhe durchgelaufen und die Leute durch die Malaria und die Arbeit an den häufigen Tragplätzen, wo sie ihre ganze Habe auf den Schultern um die Stromschnellen herumzutragen hatten, niedergedrückt und beinahe erschöpft. Am 30. August erreichten sie die Mündung des Batovi und damit eine ebenere Gegend. Hier vereinigen sich drei große Flüsse und bilden den Xingu, der ungefähr 1300 Fuß breit ist. Zahlreiche deutlich von einander verschiedene Stämme sind in dieser Gegend angesiedelt, alle so ziemlich in demselben Kulturzustand. Die Ankunft der Weißen überraschte sie zwar, allein so wild und ungezähmt sie waren, so begannen sie doch keine Feindseligkeiten. Der Reflex der Sonne durch einen Spiegel beunruhigte sie. Mit Schießgewehr waren sie noch nicht bekannt. Eine Bande Suyas machte den Vorschlag einer gemeinschaftlichen Expedition gegen die Trumais, mit denen sie im Kriege waren. Die Trumais leben in Dörfern von hohen runden Hütten, von denen jede mehrere Familien beherbergt. Sie bauen Maniok, Mais, Kartoffeln und Baumwolle, rauchen wilden Tabak, kennen aber die Bananen nicht. Sie jagen nicht viel, schießen aber mit Pfeil und Bogen Fische und fangen diese in den Pfützen mit Netzen. Sie haben keine Speere, sondern erlegen ihr Wild mit dem Pfeil und Bogen. Das Fleisch des Wasserschweins oder Capybara gilt ihnen für einen Leckerbissen, allein das des Tapirs oder Hirsches essen sie nicht. Sie fürchteten sich sehr vor den Hunden der Expedition und nur ein einziger Stamm hatte einen Namen für dieses Tier. Die Männer gehen nackt, tragen aber Schnüre von Zähnen, Muscheln oder Nüssen als Zierraten um Hals und Hüften und eine Art baumwollener Bänder an den Armen und Beinen. Die Weiber der meisten Stämme tragen ein winziges Scham- oder Lendentuch aus Palmrinde verfertigt. Die Suya-Weiber tragen absolut nichts, obwohl sie Hängematten aus Baumwolle zu weben und Stricke aus Palmfasern zu drehen verstehen. Sie kennen keinerlei Metalle und alle ihre Werkzeuge und Geräte sind von Stein oder Knochen. Knöpfe sind unter ihnen sehr begehrt, und v. Steinen meint, mit einem Gros Knöpfe hätte er ein Haus, Feld, Nahrungsmittel und mehrere Weiber kaufen können. Sie sind gut gewachsen und hübsch. Sie praktizieren eine Art Tonsur, denn sie rasieren den Oberschädel mit einem sehr harten und scharfen Blatt, welches Gras gleicht. Sie tragen in den Ohren zwei Federn und auf dem Kopfe ein Diadem von Federn oder Stroh. Sie spielen die landesübliche Flöte sehr hübsch und sind große Musikfreunde. Sie schmücken sich bei ihren Festen mit Zierraten von Baumwolle oder Stroh oder mit holzgeschnitzten Figuren, welche Vögel darstellen. In ihren Behausungen sind Tierfiguren aufgehangen, welche sie mit einigem künstlerischen Verdienst roh aus Stroh flechten. Die Suyas, von denen unsere Reisenden nur etwa 100—120 zu sehen bekamen, sind der Schrecken der anderen Stämme. Sie sind von hoher Statur; obwohl völlig nackt, tragen sie einen Knochen in der Unterlippe und Zierraten von Stroh in den Ohren, deren Läppchen bis zur Schulter reichen. Sie schneiden das Haar vorn kurz und lassen es hinten lang wachsen. Sie flechten große und kleine Körbe und Schachteln von Stroh und sehr vollkommene in Holz geschnitzte Vogelgestalten. Ihre Flöten haben drei Pfeifen von stufenweiser Größe. Ihre Kriegswaffen sind schwere hölzerne Keulen, welche mit eingelegten Muscheln geschmückt sind.

Nachdem man diese Völkerschaften verlassen hatte, stieß man auf eine weitere Reihe sehr schwieriger Stromschnellen. Die Reisegesellschaft hatte schwere Strapazen zu

bestehen bei großem Mangel an Lebensmitteln, und mußte von Fischen leben. Zwei Pumas wurden erlegt und als Leckerbissen verspeist; das Fieber befiel die Reisenden und ihre Kleidung war beinahe aufgebraucht. Unterhalb der Stromschnellen stießen sie auf einen befreundeten Stamm, die Yurumas, welche gar nichts von den weiter stromaufwärts wohnenden Völkerschaften wußten. Diese Indianer verkauften der Expedition neue Kähne und lieferten ihnen Führer. Endlich am 13. Oktober erreichten die müden Forscher Piranhaguara, den ersten Vorposten der Zivilisation, beinahe nackt und erschöpft, aber ohne einen einzigen Mann verloren zu haben. Sie hatten die Unbrauchbarkeit des Xingú als Handelsstraße nachgewiesen, aber die interessantesten und wertvollsten geographischen und sonstigen Daten auf ihrem Zuge durch eine noch ganz unbekannte Region gesammelt. (Sc.)

Die Komantschen.

Ethnographische Notizen von Dr. H. Ten Kate.[1]

Unter den Indianerstämmen Nordamerika's gibt es wenige, welche allgemeiner bekannt sind als die Komantschen, Comanches. Jedes Handbuch der Ethnologie, sei es auch noch so kurz, erwähnt dieses Stammes, welcher den Romanschreibern den Stoff schon zu so mancher Erzählung geliefert hat. Wenn man aber auch die Komantschen schon oft geschildert hat, so hat man doch ebenso oft auch eine mehr oder minder große Anzahl von Unrichtigkeiten über sie in Umlauf gesetzt.

Ich habe im Herbst 1883 Gelegenheit gehabt, diese Indianer in ihrer Heimat zu besuchen, einige neue Aufschlüsse über eine Völkerschaft zu sammeln, welche binnen kurzem ihre ganze Originalität zu verlieren bestimmt ist, und endlich einen Teil der von meinen Vorgängern gegebenen Nachrichten auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Da ich mich darauf beschränken will, nur die Ergebnisse meines Besuches hier niederzulegen, nur dasjenige zu schildern, was ich an Ort und Stelle niedergeschrieben habe, so werden meine Nachweisungen, sowie die kritischen Bemerkungen, welche ich vorkommenden Falls daran knüpfe, notgedrungen unvollständig sein und sollen nur als ein kleiner Beitrag zur amerikanischen Ethnographie angesehen werden. Ich bezeuge gleichzeitig dem Herrn Horace P. Jones, Militärdolmetscher in Fort Sill, im Indianergebiet, welcher mein Führer und Vermittler bei den von ihm verwalteten Stämmen war, für seine freundliche Hülfe meinen aufrichtigsten Dank; sein mehr als zwanzigjähriger Aufenthalt unter den Komantschen hat ihm das Vertrauen derselben erworben, und ihn mit ihrer Sprache, ihren Sitten und Bräuchen genau vertraut gemacht.

Die Komantschen, welche Catlin vor 40 Jahren noch auf 30,000 Köpfe schätzte und die nach Schoolcrafts Berechnung ums Jahr 1850 noch 15,000 Seelen zählen mochten, dürften heutzutage höchstens noch ungefähr 1600 Köpfe stark sein. Die große und mächtige Nation des fernen Südwestens, welche früher ihre Kriegs- und Raubzüge von Nebraska bis in das Herz von Mexico hinein ausdehnte, ist seit 1868 in einer Reservation im südwestlichen Teil des Indian Territory kantonniert, welchen sie mit den ungefähr 1100 Köpfe zählenden Keiowäs (Kiowas) und mit den aus 1340 Köpfen bestehenden östlichen Apatschen (Apaches) teilt. Diese Reservation der Komantschen, so winzig klein im Vergleich zu dem ungeheuren Gebiet, welches sie früher besaßen, liegt zwischen dem Washita-Fluß im Norden und dem Red-River im Süden. Die zahlreichen Zuflüsse dieser beiden Wasserläufe bewässern die wellenförmigen Prairien, sind aber gleichzeitig die Ursache der Wechselfieber, welche unter den ihren Ufern entlang Wohnenden herrschen. Die einzigen bewaldeten Teile der Reservation sind die Washita-Berge und die Bottomsands oder Thalgründe der Flüsse, wo man vorzugsweise Eichen, Wachholderbäume, Pappeln, Weiden und Nußbäume antrifft. Seit ihren unglücklichen Feldzügen gegen die Truppen der Vereinigten Staaten in den Jahren 1867 und 1874 und seit der namhaften Verminderung des Wildes an Büffeln, Hirschen, Antilopen 2c. im Westen sind die Komantschen, Keiowäs und Apatschen genötigt gewesen, sich der nordamerikanischen Regierung zu unterwerfen und deren Bedingungen anzunehmen. Sie waren vor die Wahl gestellt, entweder zu kämpfen und zu verhungern, oder sich zu unterwerfen und von der Regierung ernährt zu werden. Allmählich haben sie angefangen, Vieh zu züchten, den Boden zu bebauen[1] und ihre Kinder in den Schulen unterrichten zu lassen, und zwar sowohl diejenigen die in der Reservation sich niedergelassen haben, als diejenigen, welche in Carlisle oder Hampton in den östlichen Staaten leben.

Es versteht sich von selbst, daß mit der veränderten Lebensweise der Komantschen auch ihre Nahrung sich bedeutend geändert. Außer Wildpret aller Art und anderen Tieren der Ebene, wie Prairiehunde und einer Schildkrötenart, die sie von Zeit zu Zeit verspeisen, hängen sie für ihren Unterhalt fast ausschließlich von dem Ochsenfleisch und Mehl, welche die Regierung ihnen liefert, und von

[1] Demselben holländischen Gelehrten, welcher nach einigen erfolgreichen und für die Erd- und Völkerkunde ergiebigen Reisen in Nordamerika sich am 10. Mai ds. Js. in Southampton nach Südamerika eingeschifft hat, um zunächst das Holländische Guiana zu bereisen und dessen natürliche Hülfsquellen zu erforschen. Wir entlehnen den obigen Aufsatz der Pariser „Revue d'ethnographie."
A. d. Red.

[1] Die Versicherung des Trappers, welcher Herrn v. Cessac jene Auskünfte verschafft hat, wonach die Komantschen schon seit langen Jahren Mais gebaut haben sollen, wird von Herrn Jones absolut in Abrede gezogen und im Gegenteil behauptet, ihre ersten Kulturen datieren nicht über 25 Jahre zurück. Vergleiche auch „Revue d'Ethnographie", t. I., p. 104, 105. 1882.

den Ernten ab, welche sie in ihren Maisfeldern machen. Von dem seltenen Obst des Landes verspeisen sie besonders die Persimone, Diospyros virginiana, aus der sie eine Art Kuchen machen.

Der heutige Komantsche ist nur noch ein Schatten des ehemaligen; er teilt das Schicksal aller Indianerstämme in den Vereinigten Staaten und Canada, welche ohne Ausnahme mehr oder weniger unter dem Einfluß der Zivilisation oder mindestens dessen, was man dort darunter versteht, gelitten haben. Die Epoche der Indianerkriege ist nahezu am Ende angekommen und der ethnographische und soziologische Uebergang macht von Tag zu Tag größere Fortschritte.

Außer den Komantschen des indianischen Gebietes existieren daselbst noch in geringer Menge der Mezcaleros in Neu-Mexico, da und dort auch noch einige Individuen unter den umgebenden Stämmen und wahrscheinlich auch noch eine gewisse Anzahl anderer Indianer, welche in den nördlichen Staaten von Mexico zerstreut sind.

Die Komantschen haben bekanntlich die Ueberlieferung unter sich erhalten, daß sie sich früher im Nordwesten von den Schoschonen oder Schlangenindianern getrennt haben, mit welchen sie einst eine Nation bildeten. Nicht allein ihre Sprache ist derjenige der Schoschonen nahe verwandt, sondern auch ihr Stammeszeichen (das der Bewegung einer Schlange welches man mit einer Handbewegung nachmacht) stimmt mit demjenigen der Schoschonen überein. Die Komantschen werden von den Cheyennes-Indianern auch Schischinitwotsitan, d. h. wörtlich „Volk der Schlangen", genannt.

Dem Anschein nach haben die Komantschen die großen Ebenen des Südwestens, besonders in Texas und Neu-Mexico, vor den Keiowäs inne gehabt, welche eine völlig verschiedene Sprache redeten und deren Sitz in den Felsengebirgen, dem Mittelpunkt des gegenwärtigen Staates Colorado, war. Die Komantschen bewahren noch die Ueberlieferung, die Keiowäs seien in Schlitten von Norden gekommen und untereinander uneins gewesen, erst später haben sie Frieden geschlossen und seien bisher immer beieinander geblieben im Besitz derselben Regionen und beständig gegen ihre gemeinsamen Feinde verbunden.

Die Komantschen selbst nennen sich Nimènim, d. h. Volk der Völker, und scheiden sich in sieben kleine Stämme,[1] welche folgende Namen tragen: Yampatheka[2] = Yampa- (Anethum sp.) Fresser; Penetheka, Honigesser; Tenewa, Leberleute; Nokoni, Landstreicher; Kwadatitschasko,[3] Näher von Antilopenhäuten; Köschtschotéka,[4] Büffelesser und Pohonim, Leute von den Hügeln.

[1] Nach dem Trapper, welcher Herrn v. Cessac seine Auskünfte geliefert hat, sind die Komantschen in zwei Gruppen eingeteilt. („Revue d'Ethnographie" I. p 10, 1001.)

[2] Das Wort Téka, von dem Zeitwort mareka oder mareskas, essen, bedeutet: einer der ißt.

[3] Kwadd ist der Name der Gabelgems oder Antilope (Antilocapra americana).

[4] Köstscho, der Bison, Büffel.

Wie schon erwähnt, haben die Komantschen früher ein unendlich größeres Gebiet innegehabt, als dasjenige, welches sie heutzutage besitzen; sie veranstalteten ihre Ausflüge bis weit nach Texas, ihr Lieblingsland, hinein. Seit unvordenklichen Zeiten verheerten sie z. B. die mexicanischen Staaten Chihuahua, Coahuila, Nuevo Leon und Tamaulipas. Ein alter Komantschen-Häuptling Namen Mau-wä erzählte mir, er sei vor etwa 40 Jahren mit einigen Kameraden so weit nach Süden gezogen, daß er „kleine Menschen mit haarigen Körpern und langen Schwänzen, die auf Bäumen lebten" gesehen habe. Dies waren offenbar Affen mit Greifschwänzen, und wenn man weiß, daß die nördliche Grenze des Vorkommens dieser Tiere ungefähr unter dem 19.° n. Br., d. h. ungefähr bei Orizaba in Mexico, sich befindet, so kann man sich einen Begriff von der Ausdehnung von Mau-wä's Reise machen. Andere Komantschen sind, von ihrem Hang zu Abenteuern verleitet, in Californien gewesen, obwohl ihre Nation niemals westlich von den Felsengebirgen gewohnt hat.

Die Komantschen sind im allgemeinen etwas kleiner als die benachbarten Stämme der Keiowäs, Cheyennes und Arapahoes. Bei sieben Männern fand ich eine mittlere Größe von 1,60 m., und einen Unterschied zwischen 1,70—1,57. Der unter ihnen vorherrschende Typus zeigt den wohlbekannten der amerikanischen Indianer oder sog. Rothäute und findet sich beständiger bei den Männern als bei den Weibern, welche eine kürzere, gerade oder leicht aufgestülpte Nase haben und auch unter noch anderen Beziehungen Charakterzüge zeigen, die von denjenigen ziemlich verschieden sind, welche die Männer darbieten. Die Gesichtsform ist oft sehr regelmäßig und der Ausdruck, besonders bei den Männern, würdig, stolz und edel. Die Hautfarbe im Gesichte entspricht gewöhnlich den Nummern 26—30 von Broca's chromatischer Skala, die an bedeckten Stellen den Nummern 21—26. Daraus geht hervor, daß sie ebensowenig den Namen Rothäute verdienen, als die übrigen nordamerikanischen Indianer, welche ich gesehen habe, und zwar zu Tausenden von jedem Alter und Geschlecht und von den verschiedensten Stämmen. Mit demselben Rechte könnte man die Polynesier, Malaien oder Hindus Rothäute nennen. Die einzigen Komantschen, welche einwilligten sich den Kopf messen zu lassen, hatten einen Index von 81/36 und 87/29.[1] Die physischen Merkmale des Stammes haben sich durch die Vermischung mit fremdem Blut nicht so sehr modifiziert, als man allgemein glaubt.[2] Die Zahl der mexicanischen Mestizen unter ihnen übersteigt gewiß 50 nicht.

Der gewöhnliche Haarputz der Männer besteht in zwei langen Zöpfen oder Flechten, welche mit farbigen Bändern und Streifen von Fischotterhaut geschmückt sind

[1] Vgl. „Bull. Soc. d'Anthr." 1883. p. 899.

[2] Vgl. Neighbors in dem Zitat von Schoolcraft „Indian Tribes." Vol. II. p. 127 und „Revue d'Ethnographie." I. p. 117, 118.

und zu beiden Seiten des Gesichts herunterhängen. Die ebenholzschwarzen Haare sind in der Mitte durch einen Scheitel geteilt, der über das Hinterhaupt bis zum Nacken hinabläuft. Auf der Höhe des Wirbels ist die Skalplocke, ein kleiner Haarschopf und die Auszeichnung des Kriegers, aufgespart. Der Haarputz der Weiber ist weit einfacher: sie tragen die Haare offen und bis in den Nacken hängend, ohne Zierraten und nur durch einen Scheitel in der Mitte oder an den Seiten geteilt. Die Tracht der Komantschen gleicht, wie ihr Haarputz, bis auf geringe Unterschiede derjenigen der benachbarten Stämme. Die Hemden aus gegerbter Hirschhaut, mit ledernen Fransen geschmückt, sind sehr selten geworden. Man trägt heutzutage Hemden, Westen, Jacken und Weiberröcke aus Kattun und Tuch, welche man von amerikanischen Händlern kauft; nur die alten Lederbeinkleider, die nur aus durch einen Streifen im Kreuz und einen um die Hüften verbundenen Beinröhren bestehen, sind noch in Gebrauch. Bei den Weibern sind die Beinschienen oder Strümpfe mit den ledernen Schuhen oder Mokassinen (Nâp) zusammenhängend, welche bei den Männern mit langen farbigen Fransen und mit Perlen verziert sind.

Die Behausungen der Komantschen bestehen hauptsächlich aus jenen kegelförmigen Zelten (Hani, Kanik, Kane), welche bei sämtlichen Indianern der Prairien sozusagen klassisch sind. Nur sind die Zelte aus sorgfältig gegerbten und reichbemalten Büffelfellen äußerst rar geworden, und man trifft statt ihrer gegenwärtig beinahe nur jene Zelte von Segeltuch, welche die amerikanische Regierung liefert. Die Komantschen haben außerdem noch kleine Hütten oder vielmehr Schuppen aus Baumzweigen. Ihre heutigen Dörfer bestehen nur aus wenigen Kani, denn seit die großen Jagden in Masse aufgehört haben, ist auch die Gewohnheit, in größerer Menge miteinander zu lagern, in Abgang gekommen.

Die Komantschen bedienten sich früher nur des Bögens (Et humok) und der Pfeile (Pako), welche sie in einem Köcher (Hoko) von Leder oder Pumafell trugen, und der Lanze (Tschik); gegenwärtig aber führen sie allgemein Schießgewehre, nämlich Hinterladerflinten und Revolver. Trifft man aber hie und da noch die ursprünglichen Waffen, so sieht man, daß die Spitzen derselben aus Feuerstein oder Kiesel nicht mehr im Schwange, sondern durch eiserne ersetzt sind. Die Messer (wîscht), welche die Komantschen führen, sind von englischem oder amerikanischem Fabrikat. Früher vergifteten die Komantschen ihre Pfeile mit dem Gift der Klapperschlangen, allein da sie dabei Gefahr liefen, sich selbst und ihre Kinder zu vergiften, haben sie diese Gewohnheit aufgegeben.[1] Der runde Schild (Tôp[2]) aus sehr hartem Leder, der mit Malereien, häufig Episoden des Kriegs und der Jagd darstellend, geschmückt ist, wird nur noch von sehr alten Kriegern geführt. Ich habe mich vergeblich bemüht, einen derartigen Schild zu erwerben: die Besitzer von solchen haben niemals einen Gegenstand verkaufen wollen, an welchen sich solch kostbare Erinnerungen knüpften. Ein anderes Instrument, eine Art Pfeife, um während des Kampfes Signale damit zu geben, Hock genannt, war aus dem Oberarmknochen eines Adlers gemacht. Die Komantschen führen außerdem als musikalische Instrumente auch Flöten (Wone), welche sie aus Schilf verfertigen.

Obwohl die Komantschen treffliche Reiter sind und wie angeleimt im Sattel sitzen, so verstehen sie sich doch nicht auf die Reiterkunststücke, welche man so oft geschildert und die auch Herr v. Cessac in seiner vorerwähnten Denkschrift wieder von ihnen erzählt hat.[1] Man rühmt von den Komantschen, sie lassen sich selbst bei der raschesten Gangart des Pferdes auf die Flanke desselben heruntergleiten, und drücken mit dem einen Bein den Bauch des Pferdes, während sie mittelst des anderen, halbgebogenen Beines sich an der entgegengesetzten Flanke festhalten, sich in dieser Haltung dem Feinde nähern und ihn mit ihren Pfeilen beschießen.

Eines Tages besuchte ich Herrn Jones in seinem Blockhause beim Fort Sill und betrachtete unter seinen Büchern das bekannte Werk von Catlin über die Indianer, auf dessen Umschlag ein berittener Krieger in der eben geschilderten Lage abgebildet ist. Als Herr Jones sah, daß ich mir diese Illustration betrachtete, sagte er: „Glauben Sie ja nicht, daß die Komantschen sich auf derartige Reiterkünste verstehen; ich wenigstens habe in den 23 Jahren, während deren ich schon unter ihnen lebe nichts davon gesehen.“ Indessen verstehen sich die Komantschen gleich der Mehrzahl der berittenen Stämme der Ebenen sehr gut auf den Kampf zu Pferde, selbst in dem Sinne, welchen unsere Reiterei damit verbindet, wenn sie den Feind angreift. Auch die zahlreichen Pferde der Komantschen sind nicht so ausgezeichnet, wie man sie so oft geschildert hat. Obschon besser als die kleinen, schlechtgepflegten und erschöpften Klepper der Apatschen von Arizona, lassen sie sich nicht mit den Pferden der Novajos- und Ute-Indianer vergleichen, welche wahrscheinlich die schönsten Pferde im ganzen fernen Westen besitzen. Die Sättel (Narinno) der Komantschen sind aus leichtem Holz, überzogen mit ungegerbter Haut, welche man in angefeuchtetem Zustande darüber spannt, wodurch dieser Ueberzug beim Trocknen sehr erhärtet und sich dicht anschließt. Vorn und hinten befindet sich ein sehr hoher Sattelknopf, dessen mit langen, ledergeflochtenen Fransen geschmückte Spitze nach außen gekrümmt ist. Die hölzernen Steigbügel sind auf dieselbe Weise überzogen. Die Narinno werden aber selten und die Komantschen bedienen

[1] Hoffmann behauptet („Bull. Soc. d'Anthr.“ 1883, p. 206) sie vergiften ihre Pfeile mit dem Safte der Yucca angustifolia, eine Angabe, welche ich aber nirgends bestätigt gefunden habe.

[2] Der Ausdruck Schimal für Schild („Revue d'Ethnogr.“ I. p. 103.) ist den Komantschen gänzlich unbekannt.

[1] „Revue d'Ethnogr.“ I. p. 102.

sich heutzutage lieber der bekannten mexicanischen Sättel. Die Komantschenweiber reiten ebenfalls rittlings nach Männerart, wie die Weiber aller berittenen Stämme, und führen öfters ihre kleinen Kinder zu Pferde mit sich, indem sie in ihren Armen die schmale Wiege halten, auf welcher das Kind in einer Art von ledernem Futteral befestigt ist.

Der Komantsche ist von Haus aus lustig und lebhaft; unter seinesgleichen ist er gesprächig, voll Laune und Schelmereien, aber gegenüber von Fremden beobachtet er eine kühle Zurückhaltung und ernste Würde. Sein Charakter ist offen und freimütig, ohne Furcht, und darum sagt er auch nur die Wahrheit. Das Wanderleben hat ihm kosmopolitische Züge aufgedrückt und ihm eine merkwürdige Beobachtungsgabe verliehen, so daß er mit seinem spöttischen Geist sogleich die komische Seite der Menschen und Dinge herausfindet. Außer der Jagd und dem Krieg liebt der Komantsche Spiel, Wettrennen und Tanz, vor allem namentlich das Kartenspiel, wozu er sich der mexicanischen Karten bedient. Viele Komantschen ruinieren sich förmlich durch ihre Spielwut, welche unter ihnen bedeutend zugenommen zu haben scheint, seit sie sich auf der Reservation langweilen. Die Weiber haben ein Spiel, welches darin besteht, daß sie auf dem einen Fuß eine große weiche Kugel balancieren, während sie mit dem anderen hüpfen. Man wirft die Kugel in die Luft und sucht sie auf dem Fuß oder auf dem Kinn wieder aufzufangen.

Unter den Tänzen der Komantschen will ich zuerst des „Tanzes des großen Hauses", Pikani niskera oder Nith kedo, erwähnen, welcher ebenfalls unter den Keiowäs üblich ist und bei ihnen Kaogtu heißt. Dieser Tanz wird zu der Zeit aufgeführt, wo die Cotton-wood- oder Baumwollenpappel, Populus monilifera, ihr Laub verliert, und hat den Zweck, dem Stamme Segen zu erflehen. Wer an dem Tanze teilnehmen will, muß vier Tage lang fasten und darf nur Weidenrinde kauen. Außer einer großen Hütte ist ein Büffelkopf ein unerläßliches Bedürfnis für die Zeremonie. Man befestigt diesen Kopf auf einem in den Boden gerammten Pfahl und bringt ihm, wie Herr Jones mich versichert, Opfer dar. Die Aufführung dieses Tanzes wird von Jahr zu Jahr schwieriger, weil man beinah keine Bisons mehr findet. Die Jäger des Stammes, welche den Kopf herbeischaffen sollen, ziehen daher schon lange vor der Festzeit aus, um in den Schluchten des Piyänowit (Llano estacado) auf die paar von der großen südlichen Heerde übrig gebliebenen Büffel zu pürschen, die sich dorthin geflüchtet haben. Unter den anderen, bei verschiedenen Gelegenheiten aufgeführten Tänzen der Komantschen kann ich noch den Rabentanz, Tebwiniskera, den Büffeltanz, Tasswu-niskera, den Fuchstanz, Wautscheâ-niskera, den Truthahntanz, Wako-niskera, den kleinen, Tiddiapôk-niskera, und den großen Pferdetanz, Pipiapôk-niskera, den Kreis- oder Rundtanz, Otschi-niskera, den Kürbistanz, Otrewa-niskera, den Kriegstanz, Nahuteka-niskera, den Skalptanz, Woth oder wos tabe-niskera, und einen Liebestanz, Nisir-niskera, anführen.

(Schluß folgt.)

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

(Fortsetzung.)

Das doppelte Quantum Kaffee, heißt es, würde einkommen, wenn die Regierung die Pflanzungen in freier Arbeit ausnutzen lassen wollte, also etwa eine Pachtrente im Produkte festsetzte und für das Ueberige einen variablen Preis zahlte. Je nachdem in Holland die Conservativen oder die Liberalen am Ruder stehen, wendet sich hier draußen das Staatsschiff auf Vermehrung oder Verminderung der Zwangskulturen hin. Aber im Augenblick sind die Finanzen der Kolonien derartig außer Gleichgewicht geraten, daß wohl keine Partei eine Maßregel wagen mag, bei der die Folgen für den Staatssäckel auch nur für ein Jahr zweifelhaft werden könnten. Während früher die Kolonien dem Mutterlande für seine Eisenbahnen und Hafenanlagen bis zu 20 Millionen Gulden im Jahr hülfreich sein konnten, wollen die großen Inseln nun auch Bahnen haben. Dazu kommt dann noch der leidige Atschin-Krieg, in den man sich Hals über Kopf stürzte, aus Angst, eine andere Macht könnte in dem die Sicherheit der Handelsstraßen gefährdenden Piratenwesen jenes Volkes einen Vorwand für Okkupation nehmen. Hunderte von Millionen verschlang jener Krieg schon, und wie viele noch, ist gar nicht abzusehen. Leute, die in diesem Jahre dort gewesen waren, nicht etwa der Regierung empfohlene auswärtige Berichterstatter, sondern unabhängige, vorurteilsfreie Leute, berichten, daß die Erfolge der Holländer in der Bezwingung der Atschinesen kaum nennenswerte seien; ja, sie sagen sogar, es mache den Eindruck, als wenn es gegen das Interesse der Offiziere sei, den Kriegspfad zu verlassen. Kurzum, die Finanzlage der Kolonien erfordert jetzt Anleihen. Man hoffte, daß eine im vorigen Jahre kontrahierte den bisher unendlich schleppend betriebenen Eisenbahnbau auf Java etwas beleben würde, aber die Millionen sollen andere Bedürfnisse haben decken müssen, und die Parole größtmöglicher Einschränkung auf allen Gebieten der Verwaltung hat ausgegeben werden müssen.

Bei dem System der Zwangskulturen und des Herrendienstes muß es der Regierung darauf ankommen, die ländliche Arbeitskraft sich nicht verringern zu lassen. Ich kann mir denken, daß sie deshalb Kulturen von Privaten, wenn sie sie auch nicht verhindern wird, auch nicht gerade für wünschenswert hält. Notorisch aber ist, daß man keinerlei Industrie befördert, und zwar noch aus dem

anderen Grunde, daß darunter die Industrie des Mutterlandes Schaden nehmen könnte. Uebrigens habe ich überall die erfreuliche Wahrnehmung machen können, daß deutsche Waren sich mehr und mehr den Markt erobern. Nur in Einem Artikel behauptet Holland denselben: im Genever, und kein Dampfer wird zu den Inseln hinausgehen, ohne einen Vorrat von den bekannten roten Kisten im Raume zu haben. Wer, wie ich, Zeuge hat sein können von dem Unheile, welches der Europäer unter allen Zonen mit der Schnapsflasche, seinem treuen Begleiter, anrichtet, muß sich freuen, daß es hier die holländische ist, ihr Inhalt ist wenigstens gut. Als ich auf Java reiste, erregte es Aufsehen, daß es einem Holländer nach vielem Bemühen gelungen war, eine Gerberei ins Leben zu rufen, und es würde ihm kaum gelungen sein, hätte er nicht der Regierung darlegen können, daß er imstande sein würde, sie mit ihrem Bedarf für die Armee wohlfeiler zu bedienen als Europa oder Australien. Es gehörte zu einem der ersten Eindrücke, die ich beim Eintritt in diese Kolonien hatte, der mangelnde Gewerbsfleiß. In den Ländern des asiatischen Festlandes, welche Fülle begehrenswerter Dinge heimischen Fleißes bringt man dort überall dem Reisenden entgegen! Hier sind es nur wenige Artikel, die immer wiederkehren. Hat man die Küste im Rücken, so tritt das Bild einer friedlichen Idylle dem Reisenden überall entgegen, die nur Chinesen oder Araber vorübergehend stören, die in ihrem rührigen Handelstriebe Einen daran erinnern, daß es außer der gütigen Mutter Erde auch noch andere Mittel und Wege gibt, sich seinen Unterhalt zu sichern. Gegner von Zwangskulturen und Herrendienst sagen, „die Regierung töte jede Industrie da wo sie sie finde mit dieser Institution."

Noch eine weitere Sorge muß dieselbe der Regierung zur Pflicht machen: diejenige, daß die Menschen, die die Arbeit leisten sollen, auf ihrem Grund und Boden bleiben. Kein Europäer, geschweige denn der gefährliche Chinese, darf von den Eingeborenen mehr Grund und Boden erwerben, als er für Haus und Garten oder etwa für Arrondierung desselben bedarf, und zwar darf die unter diesem Titel beanspruchte Erwerbung 10 Banu auf einmal nicht überschreiten. Dieses Gesetz wird aber dadurch umgangen, daß der Kauflustige sich zunächst mit dem Bauern auseinandersetzt und dann der Behörde von seinem Wunsche Anzeige macht. Fragt dieselbe dann im Dorfe an: ob jemand Anspruch auf den fraglichen Grund habe, so schweigt natürlich derjenige, der sein Geld in der Tasche hat; der Fremde zahlt der Regierung zum zweitenmale und nun findet die Umschreibung auf seinen Namen statt. Die Engländer, die 1811 bis 1816 Java besaßen, haben in jenen Jahren einige größere Verkäufe an Fremde vollzogen; noch heute sollen der Regierung solche Güter ein Dorn im Auge sein.

Könnte ein Reisender seine Ohren verschließen, sich mit dem Eindruck genügen lassen, den ihm das Auge schafft, und dann der Wahrheit die Ehre geben, so müßte er bekennen, daß in den holländischen Kolonien glückliche Zustände herrschen, wo das System der Regierung zum vollen Ausdruck hat gelangen können. Im nächsten Verkehr mit dem Volke stehen überall stammverwandte Männer, die dasselbe seit Menschengedenken als den Mächtigsten im Lande zum Herrschen berechtigt hält, und die jetzt als die Werkzeuge eines höheren Willens überall eine musterhafte Ordnung geschaffen haben. Nirgends tritt dem Reisenden großer Wohlstand vor die Augen, aber auch nirgends Not, nicht hier üppiges Leben und dort Hunger, Lumpen und Bettel, sondern überall das Bild eines Zustandes der Dinge, der jedem gewährt, was er bei aller dings großer Anspruchslosigkeit des Lebens zu seiner Zufriedenheit bedarf.

Auf trefflich gehaltenem Wege mit guten festen Brücken ritt ich von Dorf zu Dorf, immer ein freundliches Bild mit mir nehmend. Ich sprach bei einem Hülfsgeistlichen ein, dem man, um den alten Herrn dort oben in den Bergen zu entlasten, die entfernteren 24 Dörfer seines Sprengels als Wirkungskreis überwiesen hatte, so daß jenem nur noch acht verblieben waren. Mit sichtlicher Freude und Herzlichkeit hieß man mich zu kurzer Rast willkommen. Das Ehepaar war noch nicht lange im Lande, wollte aber doch schon seinen Pikol Reis gegessen haben, womit man hier sagen will, daß man sich akklimatisiert habe. Segensreich kann die Frau eines Missionars den Mann in der zivilisatorischen Seite seines Berufs dadurch unterstützen, daß sie, wie ich es hier sah und hörte, immer eine Anzahl junger Mädchen aus der Gemeinde (hier waren es ihrer sogar 20) zum Unterricht, Unterweisung in weiblicher Handarbeit und Haushaltung um sich hat.

Feuer schien vom Himmel auf mich niederzufallen, als ich dann, meinen Ritt fortsetzend, in die feuchte Niederung hinabkam. In einigen Dörfern stand die Jugend mit heiterem Gesange in langen Reihen auf den Reisäckern beim Schnitte. Es ist nämlich Sitte, daß man sich gegenseitig bei solcher Arbeit unterstützt. Wie fördert sie denn auch, und wie hurtig war die Aehre mit etwa sechs Zoll Stroh daran zu armsdicken Bündelchen geknotet? Zur Mittagszeit hatte ich meine 22 Paal im Rücken und vor mir das gastliche Haus meines freundlichen Kontroleurs in Amoerang. Mit ihm setzte ich nach einem Rasttage dann in nordöstlicher Richtung die Reise ins Innere fort. Soviele Dörfer wir auch heute durchritten, vor jedem Hause flatterte ein Wimpel in den Landesfarben und vor dem Hause des „Hoofts" (Dorfschulzen), der den Beamten mit ehrfurchtsvollem Gruße im Feierkleide (einmal sogar im Frack) an der Straße empfing, war es eine Fahne. Wenn nichts mit ihm zu besprechen, ward ihm nur ein halber Blick zu teil; er schwang sich in den Sattel und folgte in der so stetig anwachsenden Suite.

Wir durchritten einen großen Kaffeegarten, der aber verlassen worden, weil seine Anlage in so niedriger Lage

am Meere eine gänzlich verfehlte gewesen war. Dieser Mißgriff mußte mir auffallend sein, da man doch, ehe auf Celebes diese Kultur begann, auf Java gelernt hatte, daß man mit derselben nicht tiefer als etwa 1500 Fuß über dem Meere gehen dürfe. Neuerdings ist man allerdings mit dem Strauche von Liberia bekannt geworden, der keiner Schattenbäume bedarf und auch in der Ebene gedeiht. Ist schon der Verdienst der Bevölkerung im allgemeinen bei der Kaffeekultur ein sehr mäßiger, wie gering muß er erst ausfallen, wo man sie zu einer so unüberlegten Anlage zwang!? Anderswo im Lande hörte ich von einer Pflanzung, zu der der leitende Beamte nicht allein die Stämme der großen Waldbäume hatte fortschaffen, sondern auch deren Wurzeln ausgraben lassen. Eine solche Vergeudung von Menschenkraft ist ja allerdings nicht geeignet, die Bevölkerung mit der Zwangskultur zu befreunden.

Wo sich unsere Straße von der Strandebene in die Berge hinanzog, wurde gerade ein Wochenmarkt abgehalten; eine Markthalle aus Bambus beschattete den Verkehr. In zahlreichen Booten hatten die Bewohner der Stranddörfer Fische herbeigebracht, Reis lag in Haufen, und wurde lebhaft gehandelt. Der Wald hatte die herrlichen Ananas und den Palmwein, der Garten Bananen geliefert. Ganz originell ist der Ausschank des Palmsaftes. In mehr als klafterlangen Bambusröhren haben die Bauern ihn herbeigeschafft, lehnen dieselben dann in ein in den Boden gegrabenes gegabeltes Holz und es bedarf nur eines Druckes an dem Oeffnungsende, um dem Käufer in kleineren Bambusstücken die gewünschte Menge zuzumessen. Männer tragen den konisch geformten, rotbraun gefärbten Hut aus Palmblättern. Weiber tragen schwarze Sarongs und schwarze Kabaais. Den Mohamedaner erkennt man am Kauen der Arecanuß und des Betels; die Christen haben diese unschöne Sitte abgelegt; übrigens wird hier nicht, wie in Englisch-Indien, das Blatt des hier Sirie genannten Rankengewächses, sondern dessen Frucht zu der Arecanuß gekaut.

Energisch steigt unsere Straße in die Berge hinein! Da sie der Abfuhr des Kaffees an die Küste dienen soll, und etwas knapp in ihrer Breite geraten, muß sie nun durch „Herrendienst" durchweg erweitert werden, was da recht bedeutende Erdbewegungen nötig machen wird, wo bei dieser Gelegenheit zugleich eine Verlegung der Straße beliebt worden ist. Im Walde sehe ich zuerst die schöne und nützliche Sago-Palme; der graziöse Baumfarn war schon ein alter Bekannter von Java. Der einheimische Bambus hat nur schwache Triebe, und die Spezies mit stärkeren, die ich bei einigen Dörfern sehe, soll aus Java eingeführt sein; je nach seiner Stärke kostet ein Trieb 50 Cents bis zu 1 Gulden.

Die wachsende Hitze läßt uns in einem Dorfe kurze Rast halten. Das „Dorfhooft" läßt Bananen herbeischaffen, von den nahen Bäumen pflückt man Cocosnüsse, schneidet eine Oeffnung hinein, und der wohlthätige laue Trank labt uns. Und wie klomm der Bursche zur Frucht hinauf! Er umklammert den Stamm nicht etwa mit Armen und Beinen; er hackt nur die Hände darum, legt den Oberkörper zurück, setzt die Sohle der Füße fast platt auf und nun ging es die 70 Fuß an dem sich wiegenden Stamm hinan, daß ich ihm kaum nachsehen mochte. Es lag etwas vom Vierhänder in dieser Gewandtheit! Die Cocospalme liebt die Nähe des Meeres, wird spärlicher je weiter man sich von demselben entfernt. In der Minahassa kommt sie nicht viel häufiger vor, als um den Bedarf an Frucht oder Oel zu decken; von größerer Bedeutung ist sie für die kleinere Inselwelt der Residentschaft. Nicht wie früher und wie es jetzt noch auf den Philippinen üblich, überläßt man den Eingeborenen die Gewinnung eines mangelhaften und bei den unvollkommenen Pressen auch spärlichen Oeles, sondern man hat sie veranlaßt, die zerkleinerte Nuß an der Sonne zu dörren, und in diesem Zustande gelangt sie unter dem Namen „Kopra" zum Export nach Europa. Zur Zeit meiner Reise kaufte man auf den Inseln den Pikol davon mit 5 bis 6 Gulden ein. Die Nuß der Minahassa soll beträchtlich im Oelgehalt gegen die der kleineren Inseln zurückstehen; während dort 6—7 Nüsse eine Literflasche Oel geben, genügen hier schon deren 4. Sorgsame Hausfrauen pressen sich nämlich ihren Tagesbedarf an Oel und haben es so in vorzüglichster Güte.

Kurz vor Mittag ritten wir in das hoch und frei gelegene Dorf Lansot ein, und nahmen das Absteigequartier in einem der Regierung gehörigen „Rasthause". Solche Häuser sind zunächst für die reisenden Beamten bestimmt, können jedoch auch von der besseren Klasse sonstiger Reisender benützt werden. Vier Schlafkammern lagen hier zu den Seiten eines vorderen offenen Raumes, den ein von lichtblau blühenden Winden übersponnenes Lattenwerk gegen die Sonne schützte, und eines rückwärtigen Speisezimmers. Ein im Nebenhause wohnender Hüter liefert Getränke und gegen 3 1/2 Gulden Taggeld eine einfache Kost. Milch oder frische Butter kann nur selten in einem Dorfe geliefert werden; das frei im Walde sich umhertreibende kleine Rindvieh darf die wenige Milch unverkürzt seiner Nachkommenschaft zukommen lassen, die dem Besitzer entbehrlich erscheint.

Manche niedliche Negorei hatte ich schon im Lande gesehen, aber eine so peinliche Ordnung und Sauberkeit wie in Lansot war mir denn doch noch nicht vorgekommen. Zur Seite der breiten Dorfstraße konnte das Regenwasser in Rinnen abfließen, und trotz des jetzt täglich reichlich fallenden Regens war dieselbe so eben und so trocken, wie eine Scheunentenne. Jenseit der Rinne zog sich zum Schutze des noch jungen lebendigen Zaunes ein zierliches Flechtwerk von Bambus. Blendend weiß lagen in ihren Hofstellen die kleinen Häuschen da, und das darf nicht wundernehmen, denn es ist Pflicht der Bewohner, sie jährlich

zu tünchen. Da Kalk nicht leicht zu beschaffen ist, verwendet man dazu den Auswurf der Schlammvulkane der Umgegend, der, anfänglich lichtgrau, an der Sonne sich bleicht, und dem man, damit der Anstrich auf dem Holze hafte, etwas Reismehl zusetzt.

Alle gemeinsame Dorftoilette wird im sogenannten „Negorei-Herrendienste" hergestellt, der unlimitiert den eingeborenen Vorgesetzten zur Verfügung steht und, wie man hört, zu mancherlei unnützen Plackereien und Mißbrauch Veranlassung gibt. Der Herrendienst für Straßen und Brücken steht auf drei Tage im Monat fest.

Es herrscht ein großer Wissensdrang unter den Christen der Minahassa, so daß, trotz der etwa hundert Schulen, die von den Missionaren im Lande gegründet sind, überall, wo eine Negorei sich neu bildet, die Regierung sofort um die Bewilligung einer Schule angegangen wird. Baut die Negorei das Schul- und Lehrerhaus auf eigene Kosten, so erhält sie den Schulbesuch frei. Lansot mit 1060 Einwohnern an 200 Feuerstellen hatte neben der Missionsschule noch eine Regierungsschule. Für die Mädchen gibt man überall einer ersteren den Vorzug.

Wie ich schon oben erwähnte, steht in einer „Abteilung" mit einem Kontroleur an ihrer Spitze, unter demselben als erster Beamter eines „Distriktes" ein sogen. „Major" oder „Hukum besar" (i. e. großer Richter). Auf diesen folgt dann als Haupt eines Teiles des Distriktes der sogen. „Hukum dua" (i. e. zweiter Richter). Eines Dorfes „Hooft" wird „Hukum tua" (i. e. alter Richter) genannt, und jede 20 Häuser in demselben überwacht ein „Kapala djaga". (?)

Am Abend kamen der Major und ein „Hukum dua" um ihrem Kontroleur aufzuwarten. Trotzdem ihre höhere Stellung mir schon der Händedruck verraten mußte, der ihnen zu teil wurde, bewahrten sie in ihrem Benehmen eine Scheu, ja eine Unterwürfigkeit ihrem Vorgesetzten gegenüber, die ich auf die Rechnung ihrer Rasse setzen mußte, um sie nicht würdelos zu finden.

Der Tag war regenlos verlaufen, wolkenlos stieg vor mir der 1654 m. hohe Lakoan mit kahlem Scheitel auf, während ferner gegen Süden der Sapoetan sichtbar war.

In das waldige Hügelland senkte sich am anderen Morgen unser Weiterweg. Als echte Waldmenschen haben die Eingeborenen in vielen Fällen ihren Niederlassungen die Namen desjenigen Baumes gegeben, der um sie her im Walde sich besonders bemerkbar gemacht hatte. Mir aber fiel heute eine Casuarine auf, die der Küste fehlt, und hier in 747 m. Meereshöhe zuerst erschien. Die Negoreien liegen in dieser Gegend ziemlich dicht gedrängt, so daß der Waldboden, dem man nur alle zehn Jahre eine neue Reiskultur zumuten darf, fast zu knapp geworden; und leider sind die quellenreichen Thäler zu enge, als daß man zu dauernden Reiskulturen, sogen. „Sawahs", Raum in ihnen fände. Eine trockene Reiskultur nennt man, wie ich glaube, „Lodang".

Bald hatten wir die ansehnliche Negorei Kowanghoan, den Hauptort eines Distrikts, erreicht, in dessen Mitte auf weitem, freiem Platz mit Fernblick in die Berge die stattliche Residenz des Majors lag. Wir betraten dieselbe jetzt nicht, sondern setzten unseren Ritt noch einige Paal weiter bis zur Negorei Tempaßo fort, um einen dort wohnenden, in den Ruhestand getretenen Major zu besuchen. Auf der schönen breiten Straße kamen uns zahlreiche zweirädrige, überdachte Ochsenkarren entgegen, die den Kaffee aus den Packhäusern des Distrikts in dasjenige der Abteilung in Amoerang schafften; ein Unternehmen, welches einem Chinesen von der Regierung übergeben ist. Die Ernte des gegenwärtigen Jahres (1883) sollte beträchtlich gegen diejenige des Vorjahres zurückstehen; 3500 Pikols gegen 7500 konnte man nur zur Ausfuhr in Amoerang erwarten. Die Ueberführung des sämtlichen Kolonialkaffees nach Holland ist kontraktlich von einer Dampfschifffahrts-Gesellschaft übernommen, mit der es erst kürzlich zu einem erneuten, für die Regierung etwas günstigeren Abschluß gekommen war. Im Lande trifft nächst dem Bauern den Major ein minderer Ertrag der Ernte empfindlich, da er auf gewisse Prozente von jedem aus seinem Distrikte eingelieferten Pikol Kaffee gesetzt ist. Seine direkte Zahlung vom Staate beträgt nur 100 Gulden per Monat.

Die an der Straße gelegenen Reiskulturen, in denen man noch Mais in Abständen von mehreren Fuß gelegt, hatten trotz der nicht mangelnden Feuchtigkeit kein sehr verheißungsvolles Aussehen; und wo der Mais allein angebaut, war der Stand nicht geschlossen genug. Bei einem Dorf lag der Friedhof hart an der Landstraße, aber in welchem Zustande der Verwahrlosung fand ich ihn! Er hatte keine Einfriedigung, und Gras überwucherte die hoch aufgetürmten, regellos daliegenden Grabhügel. Nur wenige Monate, so sagte mir ein Geistlicher, kümmert sich das Volk um die Gräber der Seinigen, und auf den ersten, wild sich äußernden Schmerz um den Gestorbenen folgt nur zu bald das Vergessen. In dieses kurze Aufwallen des Gefühles suchen Verwandte und Freunde in etwas seltsamer Weise Trost zu tragen, indem sie im Sterbehause erscheinen und durch die Erzählungen von allerlei scherzhaften Dingen die Leidtragenden zum Lachen bringen. Sind das schon Zeichen innerer Rohheit, die das Christentum nicht hat mildern können, was kann man da von den Alfuren erwarten? Man sieht noch häufig auf den Hofstellen oder in den Gärten jene aus Tuff roh gehauenen Kasten, nur um weniges länger als breit, mit schweren, dachartig geformten Deckeln. Der Körper hat nur zusammengezogen in denselben Platz, und um ihn müheloser unterzubringen, wird der Tod nicht abgewartet, und der schwere Deckel bricht dem Sterbenden das Genick.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brücke der Welt.

Ist Ihnen vielleicht der Ausspruch Alexander's v. Humboldt im Gedächtnis, daß „Mexico die Brücke der Welt" werde? Es mag viele gegeben haben, die den großen Gelehrten für einen falschen Propheten gehalten; sollte er aber doch nicht richtig prophezeit haben können? Werfen wir einen Blick in die Vergangenheit.

Wir erfahren eben jetzt aus mexicanischen Blättern, daß sich in der Hauptstadt der Republik chinesische Kaufleute befinden, um über die Möglichkeit zu beraten, die früher bestandenen, aber schon seit langen Jahren abgebrochenen Handelsbeziehungen zwischen Mexico und dem Osten wieder herzustellen. Im 16. Jahrhundert — Sie erlauben mir, die Erinnerung daran aufzufrischen — war Acapulco eine Mittelstation für die große Handelsströmung, die damals zwischen Asien und Europa hin- und herwogte. Die russische Messe in Nischni-Nowgorod ausgenommen, gibt es heutzutage kein Beispiel einer Handelsansammlung, wie sie in Acapulco zu der Zeit stattgefunden hat, als noch die Gallionen von China über die Philippinen den Weg dahin nahmen. In Acapulco begegneten sich die Händler aus dem gesamten spanischen Amerika, und im Jahre 1696 bezifferten sich die Kaufgeschäfte, welche blos für Rechnung Peru's dort gemacht wurden, mit nahezu 2 Millionen Dollars, d. h. mit fast 5 Mill. Doll. nach dem jetzigen Geldwert. Im Jahre 1697 betrug die Revenue aus der orientalischen Einfuhr 80,000 Doll. und im Jahre 1731 war sie auf 170,000 Doll. gestiegen. Im Jahre 1742 nahmen die Engländer eine Gallione, welche außer einer wertvollen Fracht nahezu 1 1/2 Mill. Doll. in Münze geladen hatte. Die fähigeren Vireys von Mexico hatten allerdings alles aufgeboten, den Handel von Neu-Spanien zu beleben und schon im Jahre 1610 war, um Handelsverbindungen anzuknüpfen, eine besondere Mission nach China und Japan abgegangen. Der Handel nahm einen ungeahnten Aufschwung, bis das Mutterland, um Cadix zu begünstigen, ihm einen tötlichen Stoß durch die Verordnung versetzte, daß zwischen Acapulco und den Philippinen, wo die nach China bestimmte Ware geliefert wurde, jährlich nur eine Gallione verkehren dürfe; und als erst der Anfang gemacht war, entstand Gesetz auf Gesetz, alle darauf berechnet, mit Unterbindung des Verkehrs nach dem Osten, Mexico den Fabrikanten und Händlern Spaniens in die Hände zu liefern. Es war dasselbe Spiel, wie England es seinen nordamerikanischen Kolonien gegenüber spielte, und es führte schließlich zu demselben Ergebnis: Mexico riß sich vom Mutterlande los. Aber inzwischen war der Handelsverkehr mehr und mehr gesunken, der Bürgerkrieg vernichtete seine spärlichen Reste, keine Gallione verkehrte mehr auf dem Ozean, und Acapulco war — und ist noch — eine stille Stadt am „Stillen Meer."

Eben jetzt, wie gesagt, ist man damit beschäftigt, an der Wiederaufnahme und Wiederbelebung jenes Verkehrs zu arbeiten, nur haben Mexico und China die Rollen vertauscht. Im 17. Jahrhundert war es ein mexicanischer Virey (Don Velasco), der die Initiative zur Anknüpfung von Geschäftsbeziehungen mit China ergriff; heute kommen, um ihrerseits die Initiative zu ergreifen, die Chinesen nach Mexico; China braucht eben viel Silber und Mexico braucht viel feine Stoffe. Und noch eine Veränderung ist zu konstatieren. In alter Zeit landete, nach einer langen westlichen Fahrt, die plumpe Gallione, welche die Schätze China's brachte, ihre Fracht im Hafen von Acapulco, und auf dem Rücken von Maultieren wurde dieselbe in's Innere des Landes verführt; heute, wenn die unterbrochenen Beziehungen wieder angeknüpft werden, wird ein rascher Dampfer den „Stillen Ozean" durchschneiden, wird die Lokomotive seine Fracht von dem wieder auferstehenden Acapulco nach Veracruz tragen und Mexico dann in der Thal die Brücke sein, auf welcher sich der Handel zwischen Europa und Asien bewegt. Dr. Weißbrodt.

Geographische Neuigkeiten.

*Ten Kate's Forschungen im westlichen Nordamerika. Der holländische Naturforscher Ten Kate jun., welcher vor Kurzem eine Forschungsreise nach dem niederländischen Guiana (Surinam) angetreten, hat sich bereits durch eine erfolgreiche und ergiebige Reise in den fernen Westen von Nordamerika rühmlich hervorgethan. Dr. Ten Kate jun., aus dem Haag gebürtig, hat sich durch mehrjährige Studien der Somatologie und anderer Hülfsmittel der Ethnographie zu einem tüchtigen Ethnologen herangebildet, und im Sommer 1884 den Prinzen Roland Bonaparte auf einer Reise nach Lappland und Finnland begleitet. Zuvor war er vom November 1882 bis Dezember 1883 auf einer Expedition durch den Südwesten der Vereinigten Staaten und den Nordwesten von Mexico abwesend, welche er in einem erst kürzlich bei Brill in Leiden erschienenen Buche: „Reizen en Onderzoekingen in Noord-America", beschrieben hat. Dieser Oktavband von 464 Seiten mit einer Karte und zwei Tafeln Indianerporträts und Ansichten enthält manche wertvolle Entdeckungen und Beobachtungen und sehr frische und anschauliche Schilderungen. Nachdem er durch Texas und Arizona den Westen erreicht hatte, besuchte er zuerst die Sonora und das südliche Ende der californischen Halbinsel. Hier fand er Gräber der Pericú-Indianer, deren Schädel und Knochen ihm bewiesen, daß sie einer Rasse angehört hatten, welche anthropologisch von den Cochimi und anderen Stämmen weiter nördlich auf dieser Halbinsel verschieden ist. Dieses dürre Land verlassend, passierte er abermals die Sonora, wandte sich nordwärts nach dem Gila-Strome, nach der Mohave-Reservation am Colorado-Strom, nach dem zentralen Arizona und besuchte die

Niederlassungen der Pápagos und Apatsche-Tinne im selben Territorium und die Zuñi und Pueblos von Neu-Mexico, welche dem Rio Grande entlang zerstreut wohnen. Die zuletzt von ihm besuchten Eingeborenen-Stämme waren die südlichen Utes und die Stämme im Mittelpunkt und Osten des Indianergebiets. Wir begreifen leicht, daß der Zeitpunkt von dreizehn Monaten in Anbetracht des bereisten ungeheuren Flächenraums und der großen Menge von Indianerstämmen und sonstigen Gegenständen von ethnologischem Interesse, welche seiner Beobachtung begegneten, nur eine sehr kurze Frist war; allein wenn man seinen langen und interessanten Bericht liest, muß man anerkennen, daß der Reisende die ihm gebotenen Gelegenheiten trefflich ausgenützt hat. Wir finden in seinem Buche in unendlicher Mannigfaltigkeit Bemerkungen über Botanik, Geognosie, Zoologie, indianische Trachten und Bräuche, bildliche Darstellungen, sodann über Regierung, Politik, Geschichte und Volkswirtschaft der bereisten Länder; ferner begegnen uns in demselben gelegentlich sehr pikante Aeußerungen über die Händler, Cowboys, Politiker und „Richter" im fernen Westen — Beobachtungen, welche wesentlich dazu beitragen, die Darstellung zu beleben und das Interesse zu steigern, welches wir an dem Buche nehmen. Vor dem Erscheinen desselben hat Dr. Ten Kate mehrere mit diesem Bericht zusammenhängende kleinere Artikel erscheinen lassen, welche in französischer Sprache wissenschaftliche Schilderungen von indianischen Schädeln, Körpermessungen und Stammesnamen u. s. w. darbieten. Zu seiner gegenwärtigen Reise nach Surinam sind dem Dr. Ten Kate Unterstützungen und Geldbeiträge von einer Anzahl wissenschaftlicher Gesellschaften bewilligt worden. (Sc.)

* Der Ogowe und sein Becken. In einem Vortrag über die neuen französischen Besitzungen in Afrika äußert Dr. Ballay über den Ogowe: wenn derselbe auch niemals schiffbar gemacht werden könne, so sei er wenigstens für Boote und Barken zu benützen. Sein Becken sei von Natur aus fruchtbar und ungemein reich an Hülfsquellen. Dagegen sei das Land, welches zwischen diesem Becken und dem Kongo liege, im allgemeinen unfruchtbar und sein beinahe einziges Produkt Elfenbein. Von dieser Region sei wenig zu erhoffen, allein sie sei der Anfang des praktikabeln Weges, um zum Handel des oberen Kongo zu gelangen, dessen Anwohner intelligente, fleißige und sparsame Leute seien. Die Naturprodukte dieser ganzen Region, wie Kautschuk, Elfenbein 2c., dürften bald erschöpft sein, und man sollte dafür sorgen, daß künstliche Bodenkultur, neue Industrien und Bodenprodukte daselbst durch die Weißen eingeführt und geleitet werden, damit dort ein dauernder Handelsverkehr und gegenseitiger Austausch entstehe. (Sc.)

* Neueste Forschungen im Süden von Chile. Der Fregatten-Kapitän Ramon Serrano hat zu Ende vorigen Jahres eine Forschungsreise in die südliche Region von Chile unternommen, welche mehrere noch unbekannte oder wenig gekannte Punkte dieses Landes, namentlich den Fluß Palena und sein Thal, die Newman-Bay, den Fallos-Kanal und seine Umgebungen 2c., umfaßte. Der Ursprung des Palena-Flusses ist unbekannt, und das einzige Genaue, was man über diesen Wasserlauf weiß, ist, daß er sich der Südspitze der Insel Chiloe gegenüber in den Stillen Ozean ergießt, daß sein Lauf so ziemlich dem 44.° s. Br. folgt, und daß man ihn wegen seiner großen Wassermasse als den bedeutendsten Fluß von Chile betrachten darf. Die Dimensionen des vom Palena bewässerten Thales scheinen ganz im Verhältnis zur Wassermasse des Stromes zu stehen, so daß manche Forscher die wechselnde Breite des Flußthals auf 1 bis 15 Lieues schätzen. Das ganze Thal ist mit einem mächtigen Pflanzenwuchs und mit riesigen Bäumen bedeckt, welche eine Höhe von 30 m. und darüber und einen Durchmesser von ein bis zwei Meter beinahe auf ihrer ganzen Länge erreichen, und daß man sie gewöhnlich von dem Strom bis zu seiner Mündung fortgetragen sieht. Die ungeheuren Verhältnisse dieser Bäume haben die Habgier einiger armen Einwohner der Inseln des Archipels von Chiloe wachgerufen, und dies hat den Anstoß zu den ersten Erforschungen des Flusses sowie zu den Fabeln gegeben, welche hierüber unter diesen Leuten verbreitet worden sind. Die Einwohner des Innern versichern, der Palena komme aus der verzauberten Stadt der alten Kaiser, und es ist unter ihnen der Glaube sehr verbreitet, die Gewässer des Flusses führen Arbeitswerkzeuge, Hausgeräte u. dgl. mit sich oder man höre darin wenigstens Laute wie Kanonenschüsse und Glockengeläute. Ueber diese berüchtigte Kaiserstadt berichtet Barros Arana in seiner „Allgemeinen Geschichte von Chile" folgendes: „Der Ursprung des Glaubens der Spanier an das Vorhandensein dieser Stadt datiert aus den ersten Tagen der Eroberung dieses Landes. Man erzählt: Im Jahr 1527 erbaute Sebastian Cabot, der erste Erforscher des Parana, ein Fort auf dem Punkt, wo dieser Strom sich mit dem Carcaraña, seinem Zufluß, vereinigt, und schickte vier Soldaten auf Rekognoszierung der Landstriche des Innern aus. Einer dieser Soldaten und der einzige, dessen Name uns erhalten worden ist, hieß Cäsar. Diese Männer kamen bis Tucuman, wandten sich dann gen Süden und gelangten, der Ueberlieferung zufolge, in ein sehr bevölkertes Land, wo es Gold und Silber in Ueberfluß gab und wo ein mächtiger Kazike herrschte, welcher die Spanier sehr gastfreundlich aufnahm. Nachdem sie einige Zeit unter den Indianern verweilt, von denen sie sich aller möglichen Rücksichten zu erfreuen gehabt hatten, kehrten Cäsar und seine Gefährten wieder zurück, um zu Cabot zu stoßen. Sie fanden das Fort zerstört und verlassen, schlugen daher den Weg nach Norden ein nnd gelangten nach Peru in dem Augenblick, wo Pizarro die Eroberung dieses Reiches begann. Hier erzählten sie ihre bestandenen Abenteuer, und aus dieser Schilderung entsprang der Glaube an das Wunderland, welches die Spanier das Land Cäsar's

nannten. Später glaubte man, die fabelhafte Kaiserstadt sei von Indianern bevölkert worden, welche nach der Eroberung aus Peru geflohen seien, oder von Inkas und Königen aus dem eroberten Peru, oder von Spaniern, welche im Jahre 1540 in der Magellansstraße Schiffbruch gelitten haben."

Ueberzeugt von der Wahrheit dessen, was die Sage von der Stadt der Cäsaren berichtete, und getrieben von dem Drang nach Verbesserung seines Schicksals, verkaufte im Jahre 1838 ein Indianer namens Caulaucan von der Insel Chalinec (im Archipel von Chiloe) das Wenige, was er besaß, und rüstete eine Expedition aus, um sich mit seiner Familie nach der so vielgerühmten Stadt zu begeben. Nachdem der kühne Pionnier eine Menge Strapazen und Fährlichkeiten bestanden und die Fahrt auf dem Flusse schon einige Meilen weit stromaufwärts zurückgelegt hatte, weigerten sich seine Begleiter entschieden, weiter vorzudringen; schon eingeschüchtert durch die unheimlichen Gerüchte, welche, nach Caulaucan's eigener Behauptung, über jene geheimnisvolle Stadt im Umlauf waren, und erschreckt durch das Rauschen der Gewässer in diesem engen Felsenthale, wo der Bongo oder das landesübliche Fahrzeug nur langsam vorwärts kam, schrieben sie dieses Rauschen dem Peuquen oder Dämon des Flusses zu, bestanden auf der Umkehr und zwangen den unglücklichen Indianer, seinen Wunsch der Uebersiedelung nach der wunderbaren Stadt aufzugeben und den Verlust seines kleinen Vermögens zu verschmerzen.

Diese Expedition des Indianers Caulaucan scheint die erste gewesen zu sein, welche auf dem Lauf dieses Flusses unternommen wurde, und seitdem hat sich wohl niemand mehr verlocken lassen, die verzauberte Stadt aufsuchen zu wollen. Thatsächlich ist der Palena-Fluß beinahe unbekannt geblieben bis 1873, zu welcher Zeit der Kapitän Simpson, Befehlshaber der chilenischen Korvette „Chacabuco", die damals den Chonos-Archipel zu durchforschen hatte, eine Kommission von Offizieren seines Schiffs auf Rekognoszierung nach jenem Flusse ausschickte, um zu entscheiden, ob man hernach eine besondere Expedition aussenden müsse, um den Fluß bis zu seinem Ursprung zu verfolgen. Diese Kommission fuhr den Palena eine Strecke von ungefähr 30 Meilen hinauf, ohne auf ein Hindernis zu stoßen; allein es war das letzte Jahr, welches der „Chacabuco" der Hydrographie dieser Gewässer widmete; die beabsichtigte Erforschung kam nicht zustande und der Palena blieb unbekannt bis in die letzte Zeit.

Zu Anfang des gegenwärtigen Jahres unternahm ein begeisterter Ansiedler von Puerto Montt, der von der Breite des Flusses und der Größe der von dessen Gewässern mitgeführten Baumstämme hatte reden hören, eine Erforschung desselben, und zwar diejenige, welche bis jetzt am weitesten vorangedrungen ist. Die Entfernung, welche diese Expedition zurückgelegt hat, mag ungefähr 80 Meilen betragen, und auf dieser ganzen Strecke hat sich der Fluß als ebenso schiffbar ergeben wie an seiner Mündung, und die Erforschung behauptet, das ganze Thalgebiet des Flusses biete dem Ackerbau ebenso große Hülfsquellen, wie die begünstigtsten Gegenden im Mittelpunkt von Chile.

Ein anderer von den Punkten, die Kapitän Serrano rekognoszieren soll, ist, wie schon erwähnt, der Kanal von Fallos, welcher allem Vermuten nach die große Insel Wellington parallel mit dem Kanal Messier durchschneiden soll. Wenn man den Fallos-Kanal ebenso wegsam, tief und schiffbar findet als man glaubt, so wird dies ein wichtiger Vorteil für die Wissenschaft sein, weil alle nach der Magellansstraße bestimmten Fahrzeuge imstande sein werden, vom Golf von Penas die Kanäle zu befahren, ohne genötigt zu sein, die Gefahren der so mühsamen Fahrt durch das Défilé des Anglais im Kanal Messier zu bestehen.

Die Newmans-Bay, noch ein anderes Ziel, um dessen Erforschung es sich handelt, hat ihren Ausgangspunkt vom Penas-Golf bei der Halbinsel Taitas, und man glaubt, sie habe noch einen Ausgang nach dem Ozean. Wenn dies wahr ist, so wäre die Halbinsel der Drei Berge ganz und gar eine Insel, und die Fahrzeuge von geringem Tiefgang, welche den Handelsverkehr der südlichen Küsten Chile's besorgen, könnten auf ruhiger See die Kanäle und Meeresarme vom Kanal von Chacao bis zur Magellansstraße befahren und hätten, um in die hohe See hinauszugelangen, nur eine Fahrt von 10—20 Meilen zu machen.

Die von der Expedition des Kapitäns Serrano nach Valparaiso gelangten Nachrichten reichen bis zum 13. März d. Js. Der Abteilung, welche den Lauf des Palena mit zwei Walbooten verfolgte, war es gelungen, die erste Kette der Cordillera des los Andes zu überschreiten, welche durch die großen Berge Corcovado, Yanteles, Melimoya ꝛc. begrenzt wird, und war dann auf einer Fahrt von mehr als 50 Meilen durch ein Gelände gekommen, welches aus ausgezeichneten, für Viehzucht und Waldkultur ganz besonders geeigneten Ländereien besteht. Nach einer Fahrt von vierzehn Tagen, als Kapitän Serrano gerade in einen Bergkranz der Cordillere einzudringen begann und sich der Quelle des Flusses zu nähern glaubte, scheiterte er mit seiner Schaluppe in einer reißenden Stromschnelle, wo er und seine Bemannung um ein Haar das Leben verloren. Dieser Unfall beraubte ihn der unerläßlichen Mittel zur Fortsetzung seiner Erforschung, wodurch er sich gezwungen sah, nach dem Dampfer „Toro" zurückzukehren, und er begab sich nun nach den südlichen Kanälen, um denjenigen von Fallos zu rekognoszieren, was ja der Hauptzweck seiner Expedition war. (G. g.)

Resultate astronomischer und barometrischer Bestimmungen des Reisenden N. M. Prschewalsky in der Mongolei und Tibet in den Jahren 1879 und 1880.

Nachstehende Resultate der dritten Reise Prschewalsky's in der Mongolei und Tibet wurden leider in dem Reisewerke „Von Saisan über Hami nach Tibet und dem oberen Lauf des Gelben Flusses" nicht veröffentlicht und sind nachträglich von K. Scharnhorst in den „Nachrichten" (Iswestija) der K. Russ. Geographischen Gesellschaft (XIX. 1883, S. 251—254) mitgeteilt worden. Wie auf seinen früheren Reisen, benutzte Prschwalsky auch auf der letzten zu astronomischen Ortsbestimmungen ein kleines Universal-Instrument (von Brauer gearbeitet) und zwei Taschenchronometer. Die Beobachtungen wurden in beiden Lagen ausgeführt, vier- bis sechsmal Kreis rechts und ebenso oft Kreis links, wobei jedes Mal die Libelle, deren Teilwert gleich 17 Sekunden war, abgelesen wurde; mit Hülfe der Nonien konnte man bis zu 20 Sekunden genau ablesen. Die Zeitbestimmungen wurden nach der Sonne gemacht, die Breiten wurden am Tage nach der Sonne und des Nachts nach dem Polarstern bestimmt. Vor und nach den Beobachtungen wurde zur Bestimmung der Refraktion das Thermometer und das Barometer abgelesen. Das Universalinstrument war während der ganzen Reise vollständig in Ordnung, worauf unter anderem die Beständigkeit des Zenithpunktes hinweist, welche sich aus der Berechnung der Beobachtungen erwies. In Anbetracht dieser Beständigkeit und der Uebereinstimmung der Beobachtungen kann man voraussetzen, daß der Fehler bei der Bestimmung der Breiten in den meisten Fällen den vierten Teil einer Minute nicht übersteigt.

Die Resultate der Breitenbestimmungen sind folgende:

Saisansky-Post	47° 29,1′ n. Br.
der See Gaschun-noor	45° 59,5′
die Stadt Hami	42° 50,4′
die Oase Sa-Dschou	40° 12,2′
der Fluß Balgin-Gol	37° 20,8′
Fansa Dsun Sasak	36° 17,1′
der Fluß Schuga-Gol	35° 42,6′
der Gebirgsrücken Kuku-Schili	34° 59,0′
der Fluß Murui-Usu	33° 55,2′
die Quelle Niër-Tschungu in Tibet	31° 52,7′
die Quelle Ara-Toloi	36° 25,0′
das südwestliche Ufer des Kuku-noor	36° 58,3′
die Grenze Gomi	36° 8,5′
der Fluß Baga-Gargi	35° 34,2′
der Fluß Tschurmyn	35° 18,1′
das südöstliche Ufer des Kuku-noor	36° 35,1′
Tscheibsen	36° 57,9′
Fansa Jan-Dschonsa	37° 34,4′
die Stadt Dyn-Juan-Jn	38° 49,0′
die Quelle Tschirgu-Bulyk	41° 7,7′
die Brunnen Budun-Schabaktai	43° 46,4′
die Quelle Hangoryn	46° 7,5′
Urga, das Haus des russischen Konsuls	47° 54,8′

Die Breitenbestimmungen machte Prschewalsky stets an der Stelle, wo er sein Lager aufgeschlagen hatte.

Zum Bestimmen der Höhen bediente man sich eines Parrot'schen Quecksilberbarometers, welches in Millimeter eingeteilt und dessen Reservoir durch einen Hahn verschließbar war. Vor der Abreise aus St. Petersburg wurde das Barometer im physikalischen Zentral-Observatorium verglichen und seine Korrektion bestimmt, die in Rechnung gezogen wurde. Das Barometer transportierte man, indem man es in umgekehrter Stellung an einer Kameelladung befestigte, und während der ganze Reise war keine Luft in das Instrument gedrungen. Scharnhorst bezog bei der Berechnung die Höhen auf Tomsk, Irkutsk und Peking, deren meteorologische Beobachtungen ebenso wie die Höhen dieser Ausgangspunkte aus den Annalen des physikalischen Zentral-Observatoriums in St. Petersburg entnommen wurden. Bei denjenigen Punkten, an welchen Prschewalsky eine größere Reihe von Beobachtungen angestellt hat, ist der Einfluß der Isobaren in Rechnung gezogen, was die Uebereinstimmung der Resultate merklich verbessert hat; übrigens kann man auch bei diesen Höhen nicht für eine Genauigkeit von 100 Fuß garantieren.

	Höhen in Fußen	Zahl der Beobachtg.
Saisansky-Post	2050	17
der See Uljungur	1590	3
der Fluß Urungu am Wege nach Gutschen	3020	1
der See Gaschun-noor	3900	5
die Quelle Hyltyge	4530	1
die Quelle in den Bergen Kuku-Syrche	4160	1
Balju-Tschuan	5650	1
das Dorf Sjanto-Hausa in der Nähe Barkuls	5340	2
der Paß im Tjan-Schan	8660	1
die Stadt Hami	2620	6
der Brunnen Ku-fi	3710	1
der Brunnen Ma-ljan-tschuan	5520	1
die Oase Sa-Dschou	3720	7
Austritt des Flusses Dan-he aus dem Nan-Schan-Gebirge	7650	3
der Fluß Kuku-usu	8680	9
der Fuß des Berges Matschan-Ula	11,700	5
Nördlicher Abhang der Humboldt-Kette: Grenze der Vegetation	13,680	1
Nördlicher Abhang der Humboldt-Kette: unteres Ende der Gletscher	14,680	1
Nördlicher Abhang der Humboldt-Kette: Höhe der Berge	17,110	1
Südlicher Abhang der Humboldt-Kette: Grenze der Vegetation	15,050	1
Südlicher Abhang der Humboldt-Kette: unteres Ende des großen Gletschers	16,050	1
Quelle im Gebirge Nan-Schan	11,400	1
Paß in das Thal Zaidam	13,160	1
Grenze des Flußgebietes Swertyn	9610	3
Paß im Gebirgsrücken südlich von der Mündung des Flusses Swertyn	12,390	1
der See Jche-Zaidemin-noor	10,840	2
der See Baga-Zaidemin-noor	10,510	1
der See Kurlyk-noor	9580	1
der Fluß Bajan-Gol	9330	1
Fansa Dsun-Sasak	9170	5
Grenze des Flußgebietes Dynsy-Obo	13,060	2
Paß im Gebirgsrücken Schuga	15,230	1
der Fluß Schuga	13,660	3
der Paß Tschjum-Tschjum in der Marco-Polo-Kette	16,330	1
die Mineralquelle des Flusses Ujan-Harsa	15,330	1

	Höhen in Fußen	Zahl der Beobachtg.
Nordfuß der Kette Kuku-Schili	14,310	1
Südfuß derselben Kette	14,950	1
der Blaue Fluß (Mur-Ulu) in der Nähe der Mündung des Dumhure-Gol	14,370	2
der Blaue Fluß in der Nähe des Berges Bugu-Magnai	14,570	2
Paß im Gebirgsrücken Tan-La	16,650	2
heiße Quellen daselbst	15,570	2
der Fluß Schan-Tschju	14,650	4
die Quelle Nier-Tschungu	15,540	18

Dr. C. Hiekisch.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Die größte, gefährlichste und am meisten gefürchtete ist die Capassi-Schlange, Lachesis mutus *L.*, so genannt, weil sie häufig in den Höhlen der Armadills oder Capassis gefunden wird. Als ich im Jahre 1837 auf dem militärischen Posten Nepheusburg als Soldat ganz allein mit einem Neger lebte, wurde ein solches Ungetüm getötet, das beinahe 14 Fuß lang und stark armsdick war. Nie habe ich nachher ein solches Tier gesehen, denn die größten sind bloß 8—10 Fuß lang. Sie hat Kielschuppen, ist gelblich von Farbe mit braunschwarzen viereckigen Flecken, der Kopf breit und ziemlich dreieckig. Sie hat vier Giftzähne, wovon die beiden vorderen beinahe 1 ½ Zoll lang sind. Mein schwarzer Kamerad, ein mehr als 50jähriger afrikanischer Neger, war im Impfen gegen den Schlangenbiß wohl erfahren, schnitt den Kopf ab, und hing ihn, um ihn zu trocknen, kaum 1 ½ Fuß hoch vom Boden in den Rauch. Sein kleiner Hund, durch den Geruch des langsam gerösteten Kopfes angelockt, wollte ihn fressen, blieb aber mit dem Maul in den spitzigen Zähnen desselben hängen. Auf sein klägliches Geschrei machten wir ihn los, aber obwohl er eine kaum bemerkbare Wunde hatte, war er in einer halben Stunde tot. Im August 1842 hatte ich dieselbe Schlange lebend in einem mit Drahtgitter versehenen Käfig. Sie fraß durchaus nichts und wie man sie auch neckte, nie versuchte sie, zu beißen. Als ich auf einige Wochen die Stadt verließ, wollte niemand das gefährliche Tier in Bewahrung nehmen. Ich tötete es deshalb. Ein Neger packte die Schlange beim Kopf, worauf ich ihr den Bauch aufschnitt. Sie wandte alle Kraft und Mühe an, sich loszuringen, und drehte ihre giftigen Zähne hin und her. Endlich entledigte sie sich ihres Giftes, das tropfenweise aus den Zähnen auf meine Hand fiel, und wie ein gelbliches Wasser aussah. Der Biß dieser Schlange soll beinahe augenblicklich töten, wobei Blut aus Mund und Nase ströme. Der Schlangenbiß wirkt mehr oder weniger heftig, je nachdem man mehr oder weniger schwitzt, oder die Temperatur kühler oder heißer ist. Nach dieser folgt Crotalus horridus *Schl.*, die Klapperschlange, die ebenfalls Kielschuppen hat und in Zeichnung und Farbe der vorigen sehr ähnlich wird. Sie kann fünf bis sechs Fuß lang werden, und ist dann beinahe so dick wie ein Vorderarm. Sie hat am Schwanze eine aus platten hörnernen Ringen zusammengesetzte Klapper, an welche jedes Jahr ein neuer Ring kommt; die Schlange soll, wenn sie erzürnt ist, ein Geräusch damit machen, wie Erbsen in einer trockenen Blase. Sie lebt meistens auf trockenen Sandplätzen, ist aber viel seltener als die vorige.

Viel häufiger als die Lachesis und Klapperschlange findet man die Bothrops-Arten. Sie sind selten über fünf Fuß lang und daumendick, haben zwar auch etwas erhöhte Schuppen, die man aber doch nicht zu den Kielschuppen zählen kann. Sie sind von Farbe hellbraun bis schwarzgrau mit noch dunkleren Flecken und Zeichnung. Es sind ebenfalls nächtliche Tiere, die sich den Tag über an dunkeln, meist feuchten Stellen aufhalten, oft in den Wurzel-Ausläufern der Bäume, und da zusammengerollt liegen. Auf die Bäume gehen sie nicht, sehen aber oft den kleinen Boas, die, in den Baumzweigen zusammengeballt, sich ebenfalls ohne alle Bewegung aufhalten, zum Verwechseln ähnlich. Es gibt mehrere Arten, die in Surinam als Urukuku, Eulenschlange, bezeichnet werden. Die bekanntesten sind Bothrops bilineatus *Wied.* und Bothrops atrox *L.* Einigemale fing ich eine von der gewöhnlichen Form der Giftschlangen ganz abweichende Art. Sie war etwa einen Fuß lang und fingersdick, glatt, bräunlich-gelb, mit breiten blaßblauen Querbändern. Sie macht, wenn sie verfolgt wird, schnell Halt, wird dreimal so breit als sie ist, wie ein Band und springt oder hüpft, um zu beißen. Sie scheint sehr selten zu sein.

Die letzte Zunft der Amphibien, Kröten und Frösche, findet man in vielen Arten. Die Kröte, Pipa americana *L.*, ist wegen der sonderbaren Weise ihrer Fortpflanzung in Europa schon seit 200 Jahren bekannt. Sie lebt in Sümpfen und scheint das Wasser nie zu verlassen. Beide Geschlechter sind platt, fünf Zoll lang und vier Zoll breit. Der ebenfalls platte, breite Kopf hat eine dreieckige Form und läuft spitz zu. Sie hat einen weiten Rachen ohne Zähne und Zunge, und wie die Frösche fleischige Hinterfüße mit fünf langen und durch eine Schwimmhaut verbundenen Zehen. Die schwachen, kürzeren Vorderfüße haben bloß vier Zehen mit nägelartigen Spitzen. Die Farbe des Rückens ist braun, die des Bauches aber weißlich, beim Männchen kleinkörnig und chagrinartig, beim Weibchen mehr runzlich. Beide Tiere fühlen sich wie eine mit Wasser halbangefüllte Blase an. Sie scheinen von Wassertieren zu leben und die Männchen sind viel häufiger als die Weibchen. Trotz ihres widerlichen Ansehens werden sie von den Indianen gegessen. Diese Kröte vertritt unter den Amphibien die Gattung der Beuteltiere, denn beim Laichen streicht das Männchen dem Weibchen die Eier auf den Rücken in die daselbst befindlichen Gruben und Runzeln,

die sich dann erheben und regelmäßige Zellen bilden, in welchen sich das Ei entwickelt, und das junge Tier, wenn es zur Geburt reif ist, vollkommen gebildet, einen halben Zoll groß, die Zelle verläßt und fortan selbständig lebt.

Ebenso eigentümlich ist ein Frosch, Pseudis paradoxa *L.*, der jahrelang als Kaulquappe in Sümpfen lebt, als solche sieben bis acht Zoll lang wird, grau-grünlich von Farbe ist und viele Aehnlichkeit mit einem kleinen Süßwasser-Wels, in der Kolonie Jaki genannt, hat, weshalb, obgleich es zwei ganz verschiedene Tiere sind, man allgemein glaubt, der Fisch verwandle sich in einen Frosch. Der Frosch ist bloß 2 ½ Zoll lang, grün und schwarz gesprenkelt, und hat dicke, fleischige Hinterfüße mit Schwimmhäuten. Ich fand einmal in einem Wasserloch eine Menge dieser Frösche in allen Altersstadien.

Einen anderen, merkwürdigen Frosch, Dendrobates trivittatus *Spix.*, fing ich mehreremale an feuchten Stellen im Hochwalde. Sein Leib ist kaum zwei Zoll lang und halb so breit, der Kopf spitz zulaufend, Unterleib weißlich grün, Oberleib dunkelgrün, auf beiden Seiten ein bis an die Augen laufender, hellgelber Streifen. In den Regenzeiten laicht das Weibchen in kleinen Wasserpfützen, wo die Eier auskommen, und vom Frosch die jungen Kaulquappen aufgesucht und nach anderen Pfützen gebracht werden. Zu diesem Zweck setzt sich, wie ich manchmal selbst gesehen habe, der Frosch in die Pfütze, worauf alle Kaulquappen um ihn herumschwimmen und sich so an ihn ansaugen, daß er einen Gürtel von 12 bis 18 jungen, 6 bis 7 mm. großen Kaulquappen an sich hat, mit denen er dann seine Reise nach anderen Pfützen fortsetzt. Ob es das Männchen oder Weibchen ist, das den Transport besorgt, weiß ich nicht.

Eine der schönsten Kröten ist Ceratophris (cornuta) megastoma *Spix*. Sie lebt in feuchten Wäldern auf dem Boden und wird bei vier Zoll groß. Sie ist auf dem Rücken in bestimmt abgegrenzten Flächen prächtig gezeichnet, grün-schwarz, orangegelb; die Füße und das ungeheure Maul sind braun, über den Augen je ein kleiner fleischiger, dreieckiger Auswuchs wie ein Hörnchen. Die Stelle der gewöhnlichen Landkröte, Bufo cinereus, nimmt in Surinam Bufo granulosus *Spix* ein. Man findet sie das ganze Jahr bei den Wohnungen, unter denen sie sich den Tag über aufhält und am Abend hervorkriecht, um auf Insekten Jagd zu machen. Sie ist hellbraun, grau und schwarz marmoriert, mit Warzen auf dem Rücken, aus denen, wenn man sie stößt oder in die Hand nimmt, ein milchiger, klebriger Saft fließt. Sie verbergen sich am liebsten an dunkeln, feuchten Plätzen und hüpfen auch des Abends in die Zimmer. Ich hatte mehrere Monate lang eine in meiner Wohnstube, wo sie sich den Tag über unter dem Kanapee aufhielt und sobald Licht brannte, ohne jemanden zu scheuen, Kakkerlakken fing. Warf man ihr solche hin, so kam sie sogleich herangehüpft, um sie aufzufressen. An den Excrementen, welche man jeden Morgen im Zimmer fand, sah man, welche Menge dieses Ungeziefers sie allnächtlich vertilgte. Aehnlich in Färbung und Gestalt ist Bufo agua oder die Riesenkröte, die, wiewohl selten, eine Länge von beinahe einem Fuß und mit ausgespannten Füßen von 20 Zoll erreichen kann. Sie hat dann im Sitzen eine Höhe von acht Zoll. Sie ist hellbraun mit dunkleren Flecken und Punkten, hat zwar auch Warzen und Buckeln, gibt aber keinen Saft von sich und findet sich im Walde und auf Strominseln. Die übrigen Kröten-Arten, deren mannigfaltige Stimmen man hört, wenn man des Nachts die Creeken und Sümpfe befährt, sind Cystignatus occellatus *L.*, Cystignatus pentedactylus *Peters*, Cystignatus typhonius *Dand.*, Engystoma ovale *Schn.*, Bufo marinus *L.*, Otilophus margaritfier *Laur.*

Ungemein reich ist Guiana an Laubfröschen. Während in Europa dieses Genus nur durch einen vertreten ist, werden wohl in Surinam einige Dutzende zu finden sein. Der bekannteste, weil er nicht einzeln, sondern in Gesellschaften von einem Dutzend und mehr vorkommt, ist Hyla crepitans *Wied.* Er ist beinahe so groß wie ein Grasfrosch, bräunlich mit hellerem Unterleib, hält sich auf Bäumen, aber auch unter den Dächern der Häuser auf. In der Trockenzeit hört man sie nicht, in den Regenzeiten aber machen sie, besonders wenn mehrere zusammen schreien, einen unausstehlichen Lärm. Auf dem Brotfruchtbaum, der bei meinem Wohnhause auf Albina stand, führten diese Laubfrösche manchmal in den Abenden der Regenzeit ein solches Konzert auf, daß man sein eigenes Wort nicht hörte, und erst das Gespräch fortsetzen konnte, wenn sie schwiegen. Es sind unangenehme knarrende Stimmen, die durchaus keine Aehnlichkeit mit denen der europäischen Laub- oder Wasserfrösche haben; auch sind die Schallblasen nicht, wie beim Laubfrosch, in der Mitte der Kehle, sondern es sind zwei auf jeder Seite derselben. Dieser Frosch, der überall und auch in Paramaribo sehr häufig ist, scheint der bei Oken unter dem Namen Hyla micans bezeichnete zu sein, denn er bedeckt sich, wenn man ihn fangen will, mit einem weißen, klebrigen Schleim, der, in die Augen gebracht, sehr schmerzt; von einem Leuchten aber habe ich nie etwas gesehen. Vergißt man in den Zimmern die porösen Wasserkrüge zuzudecken, worin man das Trinkwasser kühl erhält, so ertönt oft aus denselben das helle Stimmchen eines kleinen, grün und schwarz gefleckten Laubfröschchens, das sich das Innere des kühlen Kruges zum Aufenthalt gewählt hatte, und oft ins Glas hüpft, wenn man einschenkt.

Unter diesen Laubfröschen, die über Tag an Blättern versteckt sind, nur bei Nacht ihr Fressen suchen, in den verschiedensten Stimmen sich hören lassen und zum Teil prächtig gefärbt sind, ist Philomedusa bicolor *Rodd.*, so groß oder größer wie ein Grasfrosch. Er ist blaugrün mit weißem Bauch, auf den Seiten grau und rötlich gefleckt. Viele der anderen Arten sind kleiner als unser

Laubfrosch. Einer schneeweiß mit großen gelben Augen und zwischen den Schenkeln hochrot und bläulich getüpfelt, einer goldgelb, wie ein Kanarienvogel, andere vom zartesten Grün, aber alle verbleichen im Spiritus, so, daß wenn sie keine besonderen Merkmale haben, sie sich nicht leicht unterscheiden lassen. Die verschiedenen Arten sind: Hyla maxima *Laur.*, Hyla calcarata *Tros.*, Hyla punctata *Sch.*, Hyla boans *Dand.*, Hyla coriacea *Pet.*, Hyla venulosa *Laur.*, Hyla marmorata *Laur.*, Hyla aurantiaca *Dand.*, Hyla rubra *Dand.*, Hyla leucophyllata *Beer*, Philomedusa scleroderma ?, Dendrobates tinctoria *Sch.*,

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Das Wirbelkraut der amerikanischen Prairien.

Im großen Arkansas-Thale wächst massenhaft eine zur Familie der sog. Schweinekräuter (Gänsefuß) gehörende seltsame Pflanze, das Wirbelkraut (Tumble weed), mit dem botanischen Namen Cycloloma platyphyllum. Sie kommt in den verschiedensten Größen vor, von einem Fuß und noch weniger bis zu sechs Fuß im Durchmesser, und wächst auf einem verhältnismäßig kleinen Stengel, der gleichwohl stark genug ist, die Last zu tragen, bis sie ausgereift und getrocknet ist. Alsdann genügt der leiseste Windhauch, den dürren Stamm zu brechen, und die zu Boden geworfene Masse überschlägt sich bei jedem neuen Windstoß, springt vermöge ihrer Leichtigkeit und Elastizität über Stein und Busch, über alles, was sie auf ihrem Wege findet, und man kann sich, wenn der Wind stark geht, das phantastische Schauspiel vorstellen, welches eine Menge solcher springender Kugeln der verschiedensten Größe bietet. Was hat dieser Vorgang zu bedeuten? hat man sich lange gefragt, und doch ist die Antwort leicht. Das scheinbar zweck- und ziellose Wirbeln, Rollen und Hüpfen des Krautes erzählt einfach die Geschichte einer eigentümlichen Methode der Samenverbreitung. Man erzählt an Ort und Stelle eine heitere Mär von einer englischen Jagdgesellschaft. Lange war dieselbe durch die Ebene gezogen, ohne auch nur ein einziges Stück Wild zu finden, als in der Ferne ein Tier sichtbar wurde, das langsam und von Zeit zu Zeit, wie um sie zu betrachten, innehaltend, näher und näher kam. Die Jagdgenossen, die noch nie einen Büffel gesehen, vermuteten einen Büffel, als plötzlich der Wind einen Staub aufwarf, daß nichts mehr deutlich zu unterscheiden war. Der alsbald abgehaltene Kriegsrat gelangte zu der Ueberzeugung, der Büffel sei jetzt in unmittelbarer Nähe, und einer der Jäger beschloß, das Tier in der Weise zu überlisten, wie er es auf der Antilopenjagd praktizieren gesehen: er legte sich auf den Rücken und fuchtelte mit den Beinen in der Luft herum, während seine Jagdgenossen ihre Büchsen bereit hielten, um im rechten Augenblick zu schießen. Der Wind wurde inzwischen immer stärker und das noch immer in Staub gehüllte Tier, anfangs so langsam, verdoppelte mit jedem neuen Windstoß seinen Lauf und war endlich so nahe, daß man es deutlich erkennen konnte. Es war ein Ungeheuer von riesigen Proportionen, lief aber nicht, wie andere Tiere, sondern eilte in wunderbaren Sprüngen vorwärts. Jetzt war Gefahr im Verzuge und alle Büchsen sendeten ihm gleichzeitig ihre Kugeln entgegen. Das Ungetüm beschleunigte seinen Lauf nur noch mehr und das Entsetzen der kühnen Jäger stieg aufs Höchste, als sie plötzlich inne wurden, daß eine ganze Heerde derselben Bestien in den furchtbarsten Sprüngen sich auf sie stürze. Mit der Courage der Schützen war es zu Ende: sie warfen ihre schweren Büchsen von sich und endeten ihre wilde Flucht nicht eher, als bis sie das schützende Städtchen erreicht hatten, aus welchem sie Morgens mit Mordgedanken ausgezogen waren. Dort wurden sie weidlich ausgelacht und verschwanden alsbald in aller Stille nach San Francisco. Dr. W.

Die Eis-Industrie von New-York.

Es sind höchstens 25 Jahre her, daß sich der Verbrauch von Eis in New-York wesentlich auf die heißeste Jahreszeit, auf die Hundstage beschränkte und daß selbst die reichere Classe, die Sommermonate ausgenommen, kein Eis konsumierte. Indes dauerte es nicht lange und es kündigten unternehmende Restaurants und Konditoreien in riesigen Plakaten auch im Winter an, daß bei ihnen „Ice Cream" und „Ice Water" zu haben sei; das machte, obgleich das Eis damals fast — nicht ganz — so billig war als jetzt, gewaltiges Aufsehen, und als gar allmählich einzelne Gourmands die Gänge ihres Mittagstisches mit „Sorbet" befeuchteten und zum Dessert „Eis-Cream" genossen, galt das als ein absonderliches Mittel, den Appetit künstlich zu reizen. Das hat sich seitdem gründlich geändert. Das Eis ist so sehr zum Haushaltsbedürfnis geworden wie das Wasser, daß man sich, das Kochen ausgenommen, des Wassers kaum noch anders als in Verbindung mit Eis bedient, und daß, namentlich der anglo-amerikanischen Bevölkerung, das Wasser, wie tief auch immer seine Temperatur, als geradezu ungenießbar gilt, wenn nicht Eis darin ist. Eis wird ebenso viel konsumiert als Wasser, und jeder Haushalt, von den ärmsten Tenement-Häusern abgesehen, hat so sicher seinen Kühlungsschrank (Eis-Box oder Refrigerator) als seinen Ofen und Regenschirm, und dieser Schrank ist das ganze Jahr hindurch im Dienst. Würde das gesamte Eis, welches nach New-York kommt, gleichmäßig unter die Bevölkerung verteilt werden, so käme auf jeden Kopf (Mann, Weib oder Kind) eine Tonne, denn die jährliche Einfuhr beträgt 1 Mill. Tonnen. Der größte Teil dieses von Lokal-Kompagnien gelieferten Eises wird am oberen Hudson gewonnen (aber erst von Poughkeepsie aufwärts, denn bis dahin ist das Wasser des Stromes noch salzig), der Rest im Rockland-See, im Greenwood-See und im Mehagh-See. Es wird eingeheimst, sobald es dick genug ist. 10 Fuß dick muß es wenigstens sein. Die Eisstücke werden in regelmäßigen Formen herausgesägt und dann in mächtige scheunenartige Lagerhäuser am Ufer gebracht, es schwindet aber um fast 50 Prozent — die ewig sich drehenden Windmühlenflügel, welche ohne Unterlaß beschäftigt sind, die Pumpen zur Entleerung des sich ansammelnden Wassers zu treiben, erzählen davon — und die Unternehmer müssen also damit rechnen, daß sie nur die Hälfte des gewonnenen Eises zum Absatz bringen können. Am meisten Eis konsumieren selbstverständlich die Brauereien, die Hotels und die Restaurants. Neben jedem Schanktisch steht, eher einem Hause als einem Schranke ähnlich, ein kolossaler Eisschrank, die Außenwände von ornamentiertem hartem Holz mit eingelegten Platten-Glasscheiben, und diesen Schrank immer frisch zu füllen, sind im Keller riesige Eisvorräte aufgestapelt. Auch die großen Schiffe, welche amerikanisches Fleisch nach Europa bringen, sind mit ungeheuren Eisschränken, 60—100 T. haltend, ausgestattet, wie denn auch die Passagier-Dampfer ihr frisches Fleisch in Eisschränken bergen, deren Dimensionen sich nach der Länge der Fahrt und der Zahl der Passagiere bestimmen. Nach Europa sind z. B. 10 Tonnen, nach Südamerika 50—60 Tonnen erforderlich; Schiffe, welche zwischen New-York, den westindischen Inseln und Südamerika fahren, führen 2 Eis-Boxes, die eine für Fleisch, Fische und Geflügel auf der Hinreise, die andere, bis dahin geschlossen bleibende, auf der Rückreise, und die Offiziere behaupten, der Tisch sei auf der Heimfahrt besser bestellt als auf der Hinfahrt. Jeden Samstag, aber freilich auch nicht öfter, zeigt sich ein hausierender „Eismann" auch in den ärmsten Quartieren von New-York, und während er den zerlumpten Weibern kleine Eisstücke in ihre Kessel verkauft,

ist sein armseliges Gefährt von einem Schwarm von Kindern umlagert, die irgend ein herabfallendes Stückchen Eis zu erwischen trachten, um sich den Luxus gönnen zu können, mit der Zunge daran zu lecken. Dr. W.

Notizen.

Die Zustände in Australien laden gegenwärtig zu einer Einwanderung keineswegs ein. Außer Dienstmädchen, welche zu hohen Löhnen (8—15 sh. pro Woche) sehr gesucht sind, können nur solche Personen, welche mit allen, den Ackerbau betreffenden Arbeiten vollkommen vertraut sind, auf ziemlich sicheren Erwerb rechnen, wiewohl auch sie in der Winter- oder Regenzeit, wo die ländlichen Arbeiten ruhen, auf ausreichenden Verdienst keineswegs rechnen können. Wer einem anderen Berufe (alle Handwerke eingeschlossen) angehört, wird sich in seinen Erwartungen bitter getäuscht finden. Die Kolonie Südaustralien, wohin einst die Deutschen mit Vorliebe zogen, empfiehlt sich zur Zeit Auswanderern am wenigsten. Die dortigen Zustände sind recht traurige. Der Staat arbeitet seit Jahren mit Defizit im Budget. Das Finanzjahr von Juli 1884 bis dahin 1885 schloß wieder mit einer Unterbilanz von 707,612 Lstr. Die Auswanderung übersteigt die Einwanderung beträchtlich, in dem Jahre von Juli 1884 bis dahin 1885 um 4284 bei einer durchschnittlichen Bevölkerung von 310,000 Seelen. Die Zahl derer, welche keine Arbeit und keinen Verdienst finden können, ist groß und wächst fortwährend. Die vielen Bankerotte (allmonatlich gegen 35) müssen Erstaunen erregen. Die hohe Staatsschuld (Lstr. 17,066,900) erfordert für alljährliche Zinsen (700,000 Lstr.) ein Drittel der gesamten Jahresrevenue (2,157,904 Lstr. im Finanzjahr 1884/85). Trotz dieser Kalamität, welche in der Kolonie herrscht, läßt die Regierung, gegen den lautesten Einspruch der vielen unbeschäftigten Leute, auch in diesem Jahre wieder auf Staatskosten eine Anzahl Arbeiter aus Europa nach Südaustralien expedieren. H. Greffrath.

* Aus Island erfahren wir, daß dort im vorigen Spätherbst ebenfalls heftige Erdbeben stattfanden. Die Erdstöße, welche die Umgegend von Husavik in der Nordprovinz zerstörte, begannen schon am 2. November 1884 und dauerten weniger energisch und mit kurzen Unterbrechungen bis zum 25. Januar 1885. An diesem Tage wurden Ställe zusammengestürzt, Quellen entsprangen dem Boden an ganz neuen Stellen und in einer zuvor ganz flachen Sandebene wurden kleine Erhöhungen sichtbar. Es ist eine merkwürdige thatsächliche Wahrnehmung, daß bei jedem geschichtlich nachweisbaren größeren Erdbeben in Spanien auch in Island sich ähnliche Erscheinungen geltend machten, was übrigens auch von dem fortwährenden Vorwalten der Erdbeben auf Island herrühren mag. (Sc.)

Ein Amazonenheer. Als jüngst der Krieg zwischen England und Rußland wegen der afghanischen Grenze auszubrechen drohte, benachrichtigte die verwittwete Königin von Baroda, der Hauptstadt der Staaten des Guikowar in Hindustan, den Vizekönig von Indien, daß sie im Falle des Ausbruchs eines Krieges ihm ein Amazonenkorps, aus lauter Damen von höheren Ständen, welches sie auf eigene Kosten auszurüsten gedenke, zur Verfügung stellen werde.

Oesterreichischer Touristen-Klub. Für den Monumentalbau der Habsburg-Warte, welche der Oesterreichische Touristen-Klub auf dem Hermannskogel bei Wien zu errichten beschlossen hat, sind dem Klub außer der von uns bereits mitgeteilten Spende Sr. Majestät des Kaisers von 1000 Gld. ö. W. weitere Spenden zugekommen: von Sr. kais. Hoheit dem Kronprinzen Rudolf mit 50 Gld. ö. W., vom Protektor des Klubs, Sr. kais. Hoheit Erzherzog Karl Ludwig 100 Gld. ö. W., von den kais. Hoheiten den Erzherzogen Ludwig Viktor, Albrecht und Wilhelm je 50 Gld. ö. W. Der kräftig emporblühende Oesterreichische Touristen-Klub, der zur Stunde über 8500 Mitglieder und 60 Sektionen zählt, darf diese von Mitgliedern des österreichischen Kaiserhauses ihm zugewendeten Unterstützungen als eine besonders auszeichnende Anerkennung seiner gemeinnützigen Bestrebungen betrachten. — Im ganzen sind bisher für den Baufonds der Habsburg-Warte gegen 4000 Gld. ö. W. eingegangen und wird das vollständige Verzeichnis der Spender seinerzeit veröffentlicht werden.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Bassermann, Prof. Dr. Heinr., **Handbuch der geistlichen Beredsamkeit.** 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —

Wächter, Dr. Oskar, **Johann Jakob Moser.** Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X u. 288 Seiten. M. 4. 50.

Weber, Georg, **Heidelberger Erinnerungen.** Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4. —

Schack, A. F. Graf von, **Memnon.** Eine Mythe. 8°. 164 Seiten. M. 3. —

Riehl, W. H., **Die bürgerliche Gesellschaft.** Achte Auflage. 8°. XII und 394 Seiten. M. 5. —

Lessing, Minna von Barnhelm. Schulausgabe mit Anmerkungen von Dr. A. Bieling. 8°. XIV und 138 Seiten. Cartonnirt 80 Pf.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Hervorragende Novität!

In **Fr. Mauke's Verlag** in **Jena** erschien so eben:

Das Inka-Reich.

Beiträge zur Staats- und Sittengeschichte des Kaiserthums Tahuantinsuyu.

Nach den ältesten spanischen Quellen bearbeitet von

Dr. R. B. Brehm,

kaiserlich deutscher Gesandtschaftsarzt in Madrid.

Mit einer Karte in Chromodruck und Holzschnitten.

gr. 8. Geh. 881 Seiten. Preis 16 M., eleg. geb. 18 M.

Für Schulbibliotheken, Schulprämien

besonders geeignet.

Die außereuropäischen Völker. Abgerundete Charakterbilder, Scenen aus dem Volksleben und kulturgeschichtliche Darstellungen. Zur Belebung und Vertiefung des geographischen Unterrichts, sowie für Freunde der Völkerkunde.

Kassel, **Th. Kay.** 1885. (481 S.) Gebunden M. 4. 50.

Eine ganze Reihe von Kritiken der angesehensten Zeitschriften rühmen an diesem Werke **„die seltene Belesenheit und Sachkenntnis, die trefflichen Schilderungen"** („Deutsche Kolonialzeitung", 1. April 1885), **„die praktische Fassung, Uebersichtlichkeit und Frische der Darstellung"** („Tägliche Rundschau", 18. Januar 1885), **„das photographisch treue, frische und lebendige Bild der Völker"** („Das Ausland"), **„den gediegenen Eindruck, den dieser willkommene Beitrag zur Vertiefung des geographischen Unterrichts macht"** („Gäa", 5. Heft, 1885, S. 318), u. v. a.

Hiebei ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung Alphons Dürr in Leipzig.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 44. Stuttgart, 2. November. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die wahrscheinliche Ursache der Diluvialkatastrophe. Ergänzung des Artikels „Die Eiszeit" ꝛc. „Ausland" 1885, Nr. 28 ff. Von Th. Overbeck in Hamburg. S. 861. — 2. Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel. Von Gustav Pauli. (Schluß.) S. 863. — 3. Anonymi de Situ orbis libri duo. S. 868. — 4. Der periodische Klimawechsel in Nordeuropa. Von Dr. M. Alsberg. (Schluß.) S. 870. — 5. Moçambique. Von Dr. Wilhelm Joest. S. 872. — 6. Die Komantschen. Ethnographische Notizen von Dr. H. Ten Kate. (Schluß.) S. 875. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 879.

Die wahrscheinliche Ursache der Diluvialkatastrophe.

Ergänzung des Artikels „Die Eiszeit ꝛc." „Ausland" 1885 Nr. 28 ff.

Von Th. Overbeck in Hamburg.

In dem oben zitierten Artikel in Nr. 28 ff. glaube ich den Beweis erbracht zu haben, daß unsere südbaltische Ebene nicht, wie augenblicklich fast allgemein angenommen wird, ihre heutige Gestalt einer riesigen, von Skandinavien ausstrahlenden Gletscherbedeckung, sondern einer aus dem höchsten Norden heranbrausenden, gewaltigen Flut zu verdanken hat, welche riesige Eis- und Trümmermassen mitbrachte und hier ablagerte, die Erzeugnisse der jüngsten Tertiärzeit zerstörend. In jener Abhandlung erklärte ich noch, daß die Ursache dieses gewaltigen Vorganges auch für mich augenblicklich noch ein dunkler Punkt sei, daß ich nicht recht wisse, ob ich der Auflösung eines riesigen arktischen Gletschers, dem Durchbruch eines Binnenmeeres oder heftigen plutonischen Erschütterungen des Polargebietes den Vorzug geben könne.

Inzwischen habe ich diesen Fragen meine spezielle Aufmerksamkeit zugewendet, und glaube ich heute mit einer Hypothese hervortreten zu können, welche, wenn auch wie jede Hypothese, keine absolute Gewißheit, doch eine große Wahrscheinlichkeit bietend, meinem früheren Artikel die nötige Abrundung verleihen wird, welche ihm bis jetzt in diesem wesentlichen Punkte noch abging.

Wie früher bereits erwähnt, wies J. d'Adhémar darauf hin, daß infolge des langsamen Vorrückens der Absiden oder der großen Achse der Erdbahn eine langsame Verschiebung der Jahreszeiten hinsichtlich des Punktes der Sonnennähe, resp. Sonnenferne, stattfinde, daß infolge dessen eine lange Zeit hindurch bald die Nordhälfte, bald die Südhälfte der Erde ein größeres Wärmequantum zugesandt erhalte und daß also auf der zur Zeit kälteren Erdhälfte sich große Eismassen aufhäufen, während die Eismassen der entgegengesetzten Erdhälfte ganz erheblich abnehmen müßten.

Wenn nun vielleicht auch d'Adhémar diese Faktoren erheblich überschätzt haben sollte, was allerdings bis jetzt noch des Beweises bedarf, so ist aber auch die Ansicht, welche denselben keinerlei Bedeutung beilegt, in noch viel höherem Grade unwahrscheinlich und einer Revision bedürftig.

Wir haben hier unbestreitbare Thatsachen, Ursachen offen vor uns, welche, wenn auch pro Jahr berechnet, nicht gerade von erheblicher Bedeutung, so doch durch die Länge der Zeit, während welcher sie thätig sind, große Wirkungen hervorrufen müssen.

Nimmt J. d'Adhémar an, daß zur Zeit des Eismaximums die Dicke der Eiskappe 12 deutsche Meilen betragen werde, so ist dieses entschieden eine sehr kühne, übertriebene Behauptung, die auch schon vielfache Anfechtungen erfahren hat.

Mag dem nun aber sein wie ihm wolle, die Thatsache der langdauernden Verschiebung der Jahreszeiten gegen den Termin der Sonnennähe, resp. Sonnenferne, ist unbestreitbar.

Sind 12 Meilen Eisdicke zu viel, so nehmen wir einfach weniger an, selbst eine Eisdicke von nur zirka 1 Meile Dicke, wie sie doch jetzt der Südpolarkontinent (vielleicht auch das Innere Grönlands) wahrscheinlich auf dem größten Teil seiner Oberfläche trägt, wird schon die darunter liegende Erdrinde mit einem immensen Gewicht belasten.

Wird dieses riesige Gewicht bei Beendigung der kalten Zeit durch Abschmelzen ihr abgenommen, so wird und muß diese Druckabnahme die heftigsten plutonischen Erschütterungen hervorrufen.

Sollte unser Erdkörper, als Appendix der Sonne, bei seiner Wanderung durch den Weltraum, vielleicht durch Annäherung an irgend einen Fixstern, einmal in warme Regionen gelangen, würde infolge dessen das Eis seiner beiden Pole schmelzen, so würden die heftigsten plutonischen Erschütterungen der Erdrinde, gerade wie bei Beendigung der Eiszeit, die unausbleibliche Folge sein.

Weshalb diese Wirkung eintreten wird und eintreten muß, werde ich in nachfolgendem zu beweisen suchen.

Die Untersuchungen der Neuzeit haben, wie bekannt, gezeigt, daß die meisten vulkanischen Erscheinungen, die vulkanischen Eruptionen mit ihren Schlag auf Schlag folgenden, donnernden Dampfexplosionen, die regelmäßigen, in vielfacher Hinsicht aber ähnlichen Geysirausbrüche, sowie eine Anzahl Erdbeben alle auf eine Ursache zurückzuführen sind.

Die Erdrinde ist nur an den wenigsten Punkten eine für Wasser undurchdringliche Masse. Ist sie nicht porös, daß sie das von oben einsickernde Wasser wie ein Schwamm auffaugt, so ist sie von Klüften durchzogen, die dasselbe um so schneller einsickern lassen oder, wenn auch keine Klüfte vorhanden, so läßt sie den besten Transporteur des Wassers, die mit Wasserdampf beladene Luft, ungehindert in große Tiefen eindringen und hier einen Teil der Ladung als Wasser abscheiden.

Je tiefer das Wasser sich senkt, unter einem um so höheren Luft- und noch mehr Wasserdruck befindet sich dasselbe.

In vielen, wenn nicht den meisten, Fällen wird von der Erdoberfläche oder doch wenigstens von dem Niveau des Grundwassers an infolge der Klüfte, Spalten und Poren eine ununterbrochene Wassersäule auf den am tiefsten befindlichen Wassermassen ruhen.

Je höher diese Wassersäule und je höher der momentane Luftdruck, eine um so größere Erwärmung gehört dazu, um dieses Wasser in Dampf zu verwandeln.

Direkte Versuche mit Dampfkesseln, unter Zuhülfenahme der ziemlich einfachen Berechnungen, haben nun ergeben, daß der in den tiefsten Schichten vorhandene Druck ein so ungeheurer ist, daß die dort vorhandene, uns allerdings nicht genau bekannte, aber doch sehr hohe Temperatur nicht mehr imstände ist, das dort befindliche Wasser in Dampfform überzuführen.

Es bleibt eben flüssiges, außerordentlich überhitztes Wasser, welches als solches mit den oberen Schichten des stellenweise in Klüften, Spalten, Höhlen und Kratern emporgepreßten, glühend-flüssigen Erdinnern in direkte Berührung kommt und sich mit ihm vermischt, in größeren oder kleineren Blasen in die brodelnden Massen und deren Schlacken einsinkt.

Steigert sich der Druck von oben, so können die Wassermassen ohne Gefahr einer plötzlichen Dampfentwickelung (Explosion) in größere und erheblich heißere Tiefen eindringen.

Läßt nun der Druck aus irgend einem Grunde von oben genügend nach, so wird ein mehr oder minder großes Quantum überhitzten Wassers sich plötzlich in Dampf verwandeln und dadurch größere oder geringere Erschütterungen und Katastrophen herbeiführen.

Steigt z. B. durch Pressung der sich zusammenziehenden Erdrinde, durch Sinken von Ländermassen ꝛc. das glühend-flüssige Erdinnere, die Lava, in dem Krater eines Vulkans empor, so wird es auch flüssiges Wasser mit emporbringen.

Je höher die Masse steigt, je mehr Lava vielleicht durch Seitenspalten oder die obere Oeffnung ausströmt, desto geringer wird der Druck, bis zuletzt die plötzliche Dampfentwickelung der obersten Wasserblase auftritt.

Diese wirft ein Quantum Lava und Steine aus, erleichtert dadurch die tiefer liegenden Blasen und ruft so eine Explosion nach der anderen, bis zur Erschöpfung der Masse, hervor.

Ganz dieselben Erscheinungen bieten uns die Geysir, nur daß wir hier überhaupt überhitztes Wasser ohne Lava finden.

Da nun diese erhitzten Wassermassen selbstredend in sehr verschiedenen und auch veränderlichen Tiefen vorhanden sind, so ist nicht nur in einigen, sondern sicherlich in sehr vielen Fällen ein Teil derselben eben unter der Explosionsgrenze; ein geringes Nachlassen des Druckes, z. B. die gegen so schwere Massen anscheinend geringfügige Abnahme des Luftdruckes, kann unter Umständen sehr heftige Erschütterungen hervorrufen.

Die Erzeugung durch oder doch wenigsten das gleichzeitige Auftreten von Erdbeben bei auffallend niedrigem Barometerstand, ist eine schon oftmals, z. B. noch letzthin in Spanien, beobachtete Thatsache.

Wenden wir dieses nun auf unsere Polarregionen an, so wird die Zunahme der Eiskappe bei beginnender Eiszeit erstens über große Gebiete einen fast hermetischen Verschluß legen, das tägliche Entweichen von Dämpfen und Wärme durch die poröse Erdrinde, welches auf der ganzen, nicht von Eis bedeckten Erdoberfläche doch täglich, wenn auch nur ausnahmsweise, z. B. ab und zu bei Erdbeben, merklich stattfindet, wird fast völlig aufhören.

Wasser wird in, wenn möglich, noch größeren Quantitäten wie zu anderen Zeiten in die Tiefe sinken, die fortdauernd an Dicke zunehmende Eiskappe wird den

Druck fortdauernd, zuletzt außerordentlich steigern und dadurch zugleich jede Entladung verhindern.

Die zunehmende Eiszeit wird also eine Zeit der Ruhe, das Resultat derselben aber selbstredend eine Aufhäufung großer Explosionskräfte, gewissermaßen ein furchtbar überladener Dampfkessel sein.

Ganz anders gestaltet sich aber das Bild, sobald das Maximum der Eiszeit überschritten, eine langsame Erwärmung der vereisten Gegenden eintritt.

Ganz gleich ist es in dieser Hinsicht natürlich, ob die Ursache der Eiszeit in dem Vorrücken der Absiden oder anderen Verhältnissen begründet liegt.

Infolge des Abschmelzens großer Eis- und Schneemassen wird der Druck allmählich geringer und geringer, bis zuletzt der kritische Punkt erreicht wird und gewaltige Quantitäten überhitzten Wassers, die Kraftaufhäufung vieler Jahrtausende, sich plötzlich Bahn brechen und in Dampf verwandeln.

Die Beendigung einer jeden Eisperiode wird also, da der Erde nach langer Bedrückung gewissermaßen wieder gestattet ward, einige Male tief Athem zu schöpfen, von den heftigsten plutonischen, den größten Teil des betreffenden Polargebietes in Mitleidenschaft ziehenden Erschütterungen begleitet sein.

Aber auch nur eine derartige großartige Kraftentwickelung steht, wie ein jeder vorurteilsfreie Beobachter zugestehen muß, in dem richtigen Verhältnisse zu den offen vor Augen liegenden Resultaten; das nordeuropäische Diluvialgebiet umfaßt mindestens 20,000 bis 25,000 geogr. Q.-Ml. (ganz Norddeutschland, die Niederlande, Dänemark und Nordrußland); wie eine solche Fläche lediglich durch Gletscher aufgebaut, resp. umgestaltet sein soll, ist mir und wahrscheinlich auch jedem anderen ein Rätsel.

Die ganze in sich so verschiedenartige Summe der Diluvialerscheinungen paßt durchaus nicht in den Rahmen der früheren Erklärungen; die verschiedensten, einander scheinbar widerstreitenden Beobachtungen wurden gemacht, so daß schon vor langen Jahren Beudant zu Aeußerungen sich gezwungen sah, die ich nachstehend wörtlich aufzuführen nicht unterlassen kann.

Derselbe sagt:[1] „Man erhält aus diesen Beobachtungen eine Reihe äußerst merkwürdiger Thatsachen, die noch nicht erklärt sind, weil man sie weder unter sich selbst, noch mit einer anderen, die man als das Prinzip davon betrachten könnte, zu vergleichen weiß. Es fehlen uns offenbar Thatsachen, welche uns die Zeit wird verschaffen können, wenn uns die Umstände darauf geführt haben werden, welches die Elemente sind, mit welchen wir ihr Studium beginnen müssen."

Fest glaube ich behaupten zu dürfen, daß die von mir vorgetragenen Ansichten, mögen sie auch in Einzelheiten noch einmal modifiziert werden, im großen und ganzen sich harmonisch zu einander verhalten und die meisten auf diesem Gebiete bisher rätselhaften Erscheinungen einfach und naturgemäß erklären.

Sehr erwünscht würde es mir sein, wenn gerade meine Gegner, und deren gibt es jetzt noch sehr viele, da momentan Gletschereis in der Geologie ein gesuchter Modeartikel ist, sich vorurteilslos, eingehend und sachlich mit meinen Lehren beschäftigen, dieselben gründlich prüfen und deren schwache Seiten angreifen würden, denn nur durch Kampf dringt die Wahrheit ans Licht.

[1] Beudant: „Mineralogie und Geologie". 1858. S. 628.

Reise-Erinnerungen aus dem Malaiischen Archipel.

Von Gustav Pauli.

(Schluß.)

Nur in geringer Entfernung jenseit Tompasso, bei der Negorei Langowang, liegen Schlammvulkane. Es mangelte leider die Zeit, sie zu besuchen; ich fand mich leichter darein, weil mir bei Girgenti auf Sizilien bereits ein solcher Vorgang zur Anschauung gekommen war.

In die Residenz des Majors nach Kawanghoan zurückgekehrt, warteten des Kontroleurs noch eine große Menge von Geschäften. Unter dieselben gehörte auch die Erteilung des Heiratskonsenses an acht Paare. In untadelhaft sauberen Kleidern, aber mit Zittern und Zagen traten dieselben an den Tisch, und so groß war die Schüchternheit, daß von den sechzehn Personen nur ein Mann den Mut fand, mit eigener Hand seinen Namen zu zeichnen, obgleich es keinem Zweifel unterlag, daß alle des Schreibens vollkommen kundig waren. Was durfte mich übrigens der überwältigende Eindruck des königl. Kontroleurs auf diese Leute in Erstaunen setzen, wenn sich der Major im eigenen Hause nicht einmal frei genug fühlte, sich zu setzen, und es dauernd nur bei den Mahlzeiten that. Wohl lag im Wesen des Kontroleurs das Bewußtsein seiner Stellung ausgedrückt, aber doch auch Ruhe, Milde und Freundlichkeit. Es muß doch ein leichtes sein, das Regiment über ein so geartetes Volk zu führen!

Das stattliche Holzhaus des Majors, ein alter Familienbesitz, war vollständig europäisch, und teilweise recht elegant eingerichtet. Meistens kommt eine solche Einrichtung wohl in die Hände der eingeborenen Herren auf den öffentlichen Versteigerungen, die ein fernhin abberufener holländischer Beamter veranstaltet. Es würde übel vermerkt werden, wollte ein europäischer Beamter bei solcher Gelegenheit nicht erscheinen und kaufen; es wäre auch nicht einmal klug; denn wie bald kann er selbst in die Lage kommen, den gleichen Dienst zu erwarten. Handelt es sich nun um die bewegliche Habe eines hohen Beamten, so werden die eingeborenen „Hooften" einfach dazu kommandiert. War ein Beamter eine beliebte Persönlichkeit, so gehen die Dinge glatt fort, und oft zu so hohen Preisen, daß der Veranstalter dabei über die Selbstkosten kommt. Greift ein ver-

mögender „Hooft" nicht lebhaft genug mit seinen Geboten ein, so soll es wohl vorkommen, daß ihm plötzlich ein Gegenstand zugeschlagen wird, dessen Besitz gar nicht im Bereich seiner Wünsche lag, oder wenigstens nicht zu solchem Preise. Sehr begünstigt wird ein solcher öffentlicher Verkauf dadurch, daß komptante Zahlung nicht verlangt wird. Der ganze Erlös wird dem abziehenden Beamten aus der Regierungskasse sofort ausgezahlt und den Stundung beanspruchenden Käufern wird dieselbe mit sechs Prozent für drei Monate gewährt.

Wo wäre ein christliches Dorf in der Minahassa, in dem nicht, wenn es Abend geworden, aus Kirche und Schule oder sonst woher Gesang ertönte? Hier aber sollte ich fremdartige, alfurische Weisen hören. Sie wollten mich an die Gesänge der freien Stämme malaiischen Ursprungs auf Formosa erinnern, in ihrer Schwermut sowohl als dadurch, daß auch hier eine einzelne Stimme die Strophe vorsingt, ehe der Chor einfällt. Zum Schlusse rückten acht Bursche, die alfurische Rohrflöte blasend, militärisch daherschreitend vor das Haus. Mit feinstem Gehör waren die acht Rohre in verschiedener Stärke zur schönsten Harmonie zusammengestellt.

Am nächsten Morgen hatten wir nur einen kurzen Ritt hinüber nach Sonder, dem Hauptorte eines anderen Distriktes, zu beiden Seiten eines Flüßchens gelegen, das sich durch einen bergumstellten Kessel windet. Heilige Baringibäume, die, wie auch auf Java, den vornehmsten Platz des Ortes, denjenigen, an dem das Haus des eingeborenen Chefs gelegen, umgeben, zogen auch hier mit ihren mächtigen Kronen das Haus des trefflichen, alten Majors in ihren Schatten.[1] Trefflich darf ich ihn wohl nennen, denn für seine langen, treuen Dienste soll seine Brust schon die große goldene Medaille schmücken, mit der die Regierung solche belohnt. Er war würdevoll in seinem Auftreten, und auch seine Familie, die hier mit an der Tafel erschien, bewegte sich frei und mit schlichtem Anstande. Das Haus ist mir als ein schönes Beispiel des Einflusses christlicher europäischer Gesittung unter einem fremden Volke in erfreulicher Erinnerung geblieben.

Als wir am Abend nach Landessitte unter der Hängelampe am runden Tische auf der geräumigen hohen Terrasse saßen, erklang aus dem nahen Dorfe erst Trommelschlag und dann eine Menschenstimme erst nahe, dann ferner durch die nächtliche Stille. Es sollte der Diener der öffentlichen Ordnung sein, der den Einwohnern Vorsicht mit Feuer und Licht empfahl, von allerlei bösen Trieben zu Zank und Streit und Diebstahl dringend abmahnte, und dann daran erinnerte, daß morgen wieder der Reis zu ernten oder, wo das bereits geschehen, der Acker für Mais herzurichten sei. Das lautete alles so liebevoll, väterlich, daß ich dem Major fast gerührt die Hand gedrückt hätte. Als ich einmal anderswo auf dieses Erlebnis zurückkam, sagte man, mit einem Lächeln über mein weiches Gemüt, es würden wohl meistens strenge Befehle zum bösen Herrendienst gewesen sein, die dem müden Arbeiter mit auf den Weg ins Reich der Träume gegeben worden.

Ein schönes Stück Arbeit war mit demselben noch kaum vollendet: eine Kunststraße zum Anschluß an eine von Menado aus ins Innere führende; auf ihr hatte ich meine Reise fortzusetzen. Aus dem hier anstehenden trachytischen Gestein war der Straße eine starke Unterlage gegeben und geschlägelt zum Deckmaterial verwendet; auch eine gute Wölbung schien mir die Gewähr für ihre Dauerhaftigkeit zu geben. Nach 5 Paal war das Dorf Lahendong erreicht, und dort ein frisches Pferd besteigend, verfolgte ich gegen Westen hinaus einen engen und rauhen Saumpfad, der mich bald an den Rand des kleinen Kratersees Liman brachte. An seinem nördlichen Ende ist eine starke heiße Schwefelquelle, und ihre Residua haben dort einen gefährlich trügerischen weißen Uferrand gebildet, und warnend blickt ein schwarzes Kreuz herüber, die Stelle bezeichnend, wo einmal ein italienischer Reisender in ihm versank. Am südlichen Ende, das ich umritt, muß ein süßer Quell seinen Zutritt haben, denn ich sah dort einen Mann im Kahne fischen. Als ich dann den See im Rücken und einige Hundert Fuß unter mir gelassen, lag hart an meinem Wege eine zweite Solfatara; aber von geringerer Stärke. Aller Wald war um mich her verschwunden vor der Kultur des Bergreises, so daß ich bald den ungehinderten Niederblick auf den See von Toudano hatte, und die weite Ebene der „Sawahs", die ihn von dieser Seite einrahmen, während auf der jenseitigen das Waldgebirge nahe an seine Ufer tritt. Die Länge dieses reizenden Wasserbeckens beträgt 8 Paal (zirka 12 Km.), seine durchschnittliche Breite etwa die Hälfte. Seine größte Tiefe ist auf 10 Faden ermittelt und er liegt 2210 Fuß über dem Meer.

Nun sind wir durch steilen Abstieg in die Ebene gelangt und setzen auf trefflichster Kunststraße unseren Weg rascher in den nördlichsten Winkel des Sees fort, wo unser heutiges Ziel, der Hauptort einer Abteilung und eines Distrikts, Tondano, kaum sichtbar vor seinem Palmenreichtume, in großer Anmut gelegen ist. Der Fluß von Tondano, der Speiser des Sees, führt seine klare, reiche Flut in raschem Laufe und malerischen Windungen dahin. Alle die niedlichen Wohnungen der Holländer und die öffentlichen Bauten blicken von beiden Seiten auf ihn, den zwei Brücken überspannen. Ich habe durch eine ganze Woche eine Fülle von Freundschaft an diesem Orte genossen, und mein Herz hängt an ihm, der wirtschaftlich und geographisch das Herz der Minahassa ist.

Was war das für ein Tropenbild, als man mich in

[1] Zum Beweise dafür, welche Verehrung der Malaie für diesen Baum hegt, erzählte mir ein mit der Absteckung einer Eisenbahn auf Java beschäftigter Ingenieur, daß es ihm oft nicht geringe Schwierigkeiten bereite, von einer Gemeinde die Erlaubnis zur Beseitigung selbst eines ihm hinderlichen Astes zu erlangen.

großem Baumstammboote den Fluß hinunter zum See hinaus führte! An den feuchten Rändern drängte sich das vielgestaltige Volk der Palmen; die zierliche Areca-Palme mit ihrem weißlichen, glatten Stämmchen war besonders zahlreich vertreten. Baumfarne, Bambus, Bananen beugen sich durstig hinaus, und nur wo enge, seitliche Kanäle münden, aus denen diminutive, einsitzige Baumstammboote lautlos gleiten, hat man einen Einblick in das geheimnisvolle Dunkel dieser üppigen Welt. Es ging dann in den See hinaus und hinüber an sein westliches Ufer zum Dorfe Eris.

Ich würde den Leser nicht eingeladen haben, mir in dies weltvergessene Idyll zu folgen, gäbe es mir nicht die Gelegenheit ihn mit einer seltsamen Volkssitte bekannt zu machen. Unsere kleine Gesellschaft trat in ein zunächst dem Ufer mit weitem Ausblick über den See gelegenes Haus, das uns mit seiner schattigen Veranda lockte. Die Herrin desselben sah augenscheinlich einer sehr nahen Entbindung entgegen, und mußte nun einem der Herren das Versprechen geben, dem zu erwartenden kleinen Weltbürger in der Taufe meinen Familiennamen den übrigen Vornamen hinzufügen zu lassen. Sie gab es, wie man mir sagte, ohne Zögern zu, der Sitte folgend, einem ungewöhnlichen Gaste, der kurz vor einem so erfreulichen Ereignisse in eine Familie tritt, diese Ehre zu erweisen. Der Name des Gastes wird dann an die Spitze der Vornamen gestellt.

Von Tondano strahlt viel Bildung aus in die christliche Bevölkerung der Minahassa; außer den gewöhnlichen Elementarschulen ist zunächst eine Schule für die Söhne der ersten und zweiten Rangklasse der eingeborenen Beamten eingerichtet, die reichlicher gibt. Ich fand in derselben eine Schar munterer, intelligent aussehender Knaben, die der freundliche Lehrer sofort zu mehrstimmigem Gesange deutscher Melodien zusammentreten ließ. An den Wänden der beiden luftigen Schulräume hingen reiche Lehrmittel in Landkarten und naturhistorischen Darstellungen. Auf einer der ersteren, derjenigen des weiten niederländischen Kolonialreiches, war in der Ecke das Heimatland in seiner dagegen verschwindenden Kleine dargestellt, und ist wohl geeignet, der Jugend Respekt einzuflößen vor ihren Herren, die auf so engem Fundament einen so hohen Bau aufführen konnten.

Bedeutungsvoller aber noch für die Minahassa ist ein Schullehrer-Seminar, dessen Direktor so gütig war, mir Gelegenheit zu bieten, die Leistungen seiner Zöglinge zu beurteilen. Die Anstalt kann 50 Zöglinge aufnehmen, die einen vierjährigen Kursus durchzumachen haben. Der Direktor bat mich, bestimmen zu wollen, mit welcher Materie er sein kleines Examen einleiten solle. So begann er denn mit geographischen Fragen, flocht aber Geschichte, physikalische Geographie und Naturwissenschaften in buntem Durcheinander ein. Die Unterrichtssprache ist die holländische, und sie gestattete mir zu folgen. Ich muß offen bekennen, daß ich eine solche Fülle von festwurzelndem Wissen, wie mir hier in raschen, klaren und ausnahmlos richtigen Antworten entgegentrat, nicht erwartet hatte. Ich hörte dann trefflichen Gesang und konnte mich, wenn auch nur flüchtig, überzeugen, daß auch der Unterricht im Zeichnen gute Erfolge aufzuweisen. Mir schien der allerdings hohe Gehalt von 12,000 Gulden, den der Direktor beziehen sollte, keinem Unwürdigen zuzufallen.

Wenn ich dann wohl hie und da mich mit Anerkennung über das Institut unter Holländern ausgesprochen, habe ich selten eine freudige Zustimmung gehört. Einige sagten, Holland habe doch endlich auch etwas mehr für das Schulwesen thun müssen, um nicht England gegenüber zu abfällig beurteilt zu werden, das in seinen Kolonien so viel auf diesem Gebiet leiste. Andere meinten, all' der Wissenskram sei überhaupt ein für die Eingeborenen ganz unnötiger Luxus. Niemand wird eine europäische Regierung, die fremde, noch unentwickelte Völker ihrer Herrschaft unterworfen, von der Verpflichtung entbinden wollen, dieselben auch geistig zu heben; aber so zweifelhaft es ist, ob mit wachsender Bildung und mit der Zivilisation nach europäischem Muster auch das Glück der Völker wachse, so gewiß ist es auf der anderen Seite, daß die Aufklärung dem Regimente erst Unbequemlichkeiten, dann Schwierigkeiten und endlich wohl gar Gefahren für seinen Bestand bringen wird. Ich würde es keiner europäischen Regierung verargen, wenn sie nur bis auf einen gewissen Punkt die Erziehung und Bildung des Volkes energisch in ihre Hände nähme, darüber hinaus aber sich mehr als der Gedrängte wie als der Dränger zeigte.

Der See von Tondano hat einen Abfluß gegen Nordosten in der Richtung auf Kema, und derselbe bildet etwa 5 Paal von Tondano einen Wasserfall von großer Schönheit. Die ganze Wassermenge stürzt sich in kühnem Satze über eine senkrechte Wand von etwa hundert Fuß Höhe, und Kopf an Kopf bis an den Rand des Kessels sich vordrängend und sich hinauslehnend, stehen die Baumfarne, unter ihnen die größten, die ich noch gesehen hatte, bis zu 30 Fuß hoch.

Einige Paal weiter ging im vorigen Jahre ein Wolkenbruch nieder, welcher die den Fels überlagernde mächtige Erdschicht löste und hüben wie drüben das ganze Thalgehänge in abgleitende Bewegung setzte; hier auf weite Strecken die ganze Landstraße, dort ein schönes Stück Kaffeegärten fortschwemmend.

Tondano hat auch eine kleine mohamedanische Gemeinde, der man einen gesonderten Teil des Ortes angewiesen, durch die uns heute unser Weg führte. Es sind die Reste und die Nachkommen der Familie eines eingeborenen Fürsten von Java und seiner Gefolgschaft, die 1830, als die Holländer dort harten Stand gegen die Stämme hatten, aus politischen Gründen hierher in die Verbannung geschickt wurden.

Wer einen musterhaft gehaltenen Kaffeegarten und

einen herrlichen Ausblick genießen will, der versäume nicht den Ritt zum Berge Masarang im Westen von Tondano. Bis zu 3000 Fuß Meereshöhe zieht sich die Kultur hinan. Dort nahm ich Abschied von diesem paradiesischen stillen Erdenwinkel! Nach einem schweren Regen bestrahlte die Sonne das ganze in Grün gebettete Seebecken. Dieses entzückende Bild habe ich mit mir genommen und keine Nebel der Zeit sollen mir seinen Glanz trüben!

Nach Menado hinab ist es von Tondano ein halber Tagesritt. An einem Durchstich der Straße bemerkte ich Obsidian, auf einem stillen Gewässer die Blätter der herrlichen Lotosblume, im Walde aber den „Kapuch" oder Baumwollenbaum mit seinen horizontalen Aesten und darauf endständigen roten Blütenbüscheln. Die weiße Faser seiner Fruchtkapseln findet Verwendung zur Polsterung und auch zu diesem Zwecke ihren Weg nach Europa. Der weißliche Stamm ist mit starken, spitzigen Anschwellungen bedeckt; man nimmt ihn daher gerne zu Telegraphenstangen, weil das weidende Vieh sich nicht an denselben reiben mag. Auch der Papaja (Carica papaya, Melonenbaum) sei hier Erwähnung gethan, die auf schwankem Stamm ihre regelmäßige Blattkrone, unter der die melonenartigen Früchte dicht gedrängt sitzen, mit Grazie trägt. Sie ist, unbewußt, vielleicht häufig mir zur Wohlthäterin geworden; denn zähes Fleisch wird in der Umhüllung ihrer Blätter mürbe.

Eines Reizes ermangelt die tropische Natur bei aller ihrer üppigen Schöne doch: der in Formen und Farben mannigfaltigen Menge in der Blumenwelt. Schon in dem berühmten Botanischen Garten von Buitenzorg und in den Privatgärten Batavia's war ich erstaunt über den geringen Blumenflor neben glänzenden Blattformen. Auf meiner weiteren Reise habe ich diesen Mangel immer von neuem empfunden, und wenn mir Blumen in die Augen fielen, waren sie meistens von roter Farbe, auch wohl violett, aber niemals von reinem Blau. Ein Frühlingsgang durch Wald und Wiesen in unseren Breiten, wo jeder Tritt fast ein bescheidenes Blümchen knickt, den wandelt der Tropenbewohner nicht!

In Tomahor, einem wunderniedlichen Dorfe, sprachen wir beim Hülfsprediger vor. Hier ist auch für die Töchter der „Hoofte" eine Schule eingerichtet, die augenblicklich aber Ferien hatte. Ganz nahe liegt hier der vulkanische Kegel des Lokan, dessen Krater mit Wasser gefüllt sein soll. Einige Paal jenseit Tomahor endet mit der Grenze des Distriktes und der Abteilung Tondano die bisher tadellose Straße, auf der man sogar angefangen, alle schadhaft gewordenen Holzbrücken durch eiserne zu ersetzen. Wie werden die Herrendienstpflichtigen das dankbar erkennen! Die weitere Straße ist fehlerhaft in ihrer Anlage, und die hier dünn gesäeten Negoreien werden nur langsam imstande sein, ihren heillosen Zustand zu bessern. Zweimal zügelte ich mein Pferd, um mich in Ruhe des Ausblicks zu erfreuen, der sich vor mir öffnete. In die Ebene von Menado fällt das Gebirge von dieser Seite ziemlich schroff, während im Süden zum Lokan und nordwärts zum Klapat die Landschaft sich sanfter hebt. Ueppiger Baumwuchs verbirgt jede Ortschaft, und verrieten nicht einige Masten die Lage Menado's, man würde es vergeblich suchen. Der grüne, schroffe Bergkegel der Insel Menado Tua besonders und einige Nebeninseln geben der weiten Bucht nach Norden hinaus einen reizenden Rahmen.

In die Ebene hinabgelangt, lenkte ich links ab von der Straße; dort erwartete mich von neuem herzlicher Empfang und Gastfreundschaft auf dem Landsitze eines holländischen Kaufmanns, der seine behagliche Junggesellenwirtschaft sich in vornehmer Pflanzenumgebung eingerichtet. Zunächst füllten europäische Rosen seltenster Art das Gärtchen vor der Veranda, und in ihrer Mitte hat die Agave americana ihren etwa 10 Fuß hohen Blütenschaft getrieben; ein prachtvoller Anblick! Dicht gedrängt zu einer großen Kugel, sitzen darauf die schneeweißen, eiförmigen Blüten, die sich öffnen, wenn die Sonne gesunken. Dann haben wir uns die Agaven durch Lampen erhellen lassen, um sie neidisch der Nacht zu entreißen, in ihrer stolzen Schönheit.

Ein weiterer Gang durch den Besitz machte mich dann bekannt mit dem Muskatnußbaum. Es ist kein „Garten", auch keine „Pflanzung", sondern in einem „Parke" steht der vornehme Herr. Er liebt die Nähe des Meeres, aber leider siecht er jetzt in dieser Gegend, wenn erwachsen, an unheilbarer, weil noch unergründeter Krankheit dahin. Ich will hier bemerken, daß dieselbe auf den kleineren Inseln des Archipels, namentlich auf den Banda-Inseln, noch nicht bemerkt wurde. Bekanntlich ist die Myristica ein Gewächs mit individuell getrennten Geschlechtern. Mit 15 Jahren ist der Baum zu vollem Erträgnis erwachsen; geht es ihm gut im Leben, so bringt er es bis zu 100 Jahren. Seine Krone bildet sich mit großer Regelmäßigkeit in pyramidaler Form. Von der Blüte bis zur Fruchtreife sind neun Monate erforderlich, und in dieser langsamen Entwickelung, zu welcher Schönheit gelangt sie da! Die glatte, grüne Schale nimmt dann eine gelbliche Färbung an, springt auf, und die nächste Hülle blickt in gesättigtem Rot hindurch. Den ausgelösten Kern mit runzliger Oberfläche umgiebt eine fleischige, eigentümlich verästelte Membrane, die getrocknet in goldgelber Farbe erscheint, als sog. „Muskatblüte" in den Handel kommt und ein ätherisches Oel liefert. Erst nach Beseitigung der zweiten Hülle kommt in tiefbrauner Farbe der eigentliche Kern zum Vorschein. Durchschnitten, zeigt er eine weiße Füllung, von braunem Geäder durchzogen, dem Aufenthaltsorte des fetten und ätherischen Oeles. Je reicher das Geäder daher, um so wertvoller die Nuß. Man macht im Jahre zwar zwei Haupternten, aber fort und fort muß der Park begangen werden, da der Baum keine scharf begrenzte Blütenperiode hat. Der Dörrungsprozeß der Nuß will langsam in mäßig erwärmten Räumen vor sich gehen, nimmt deshalb zwei

Monate in Anspruch. Auch der Muskatnußbaum will Schatten, und man gewährt ihm denselben durch die Pflanzung der sog. Canari-Nuß, die einen hohen Stamm treibt, bevor sie zur Kronenbildung schreitet. Es gibt davon zwei Arten, deren Früchte sich in ihrer Größe unterscheiden; sie haben die platte Form einer Mandel und auch deren Geschmack.

Nun zu einer noch kostbareren Kultur! Dort rankt im Schatten der schmarotzende Strauch der Vanille, mit tiefgrünem, glänzendem, fleischigem Laub, und im nahen Wirtschaftshofe sehe ich die Bearbeitung der Schoten. In Amerika besorgt ein Insekt den Befruchtungsprozeß in der unscheinbaren weißlichen Blüte mit vereinigten Geschlechtern; hier muß es die Menschenhand mit leichtem Drucke thun und der Arbeiter nennt es: die „Verheiratung" vollziehen. Die Schote wird, sobald sie vom Strauch genommen, in heißes Wasser gelegt, um die Keimkraft der Samen und die etwa eingeschlichenen Insekten zu töten. Dann werden die Schoten nach ihrer Länge sortiert, nebeneinander auf Hürden zwischen wollenen Decken gelegt, am Morgen hinaus an die Sonne getragen und dort durch immer erneutes Biegen geschmeidig erhalten. Mit 25 Gulden bezahlt man in Soerabaja das Pfund der besten Sorte mit den längsten Schoten, bis hinab zu 10 Gulden für die geringste.

Obgleich auf diesem Besitze nicht oder doch nur gering vertreten, darf ich doch den Cacaobaum nicht vergessen, dessen Frucht in so vorzüglicher Güte um Menado wächst, daß die Spanier, die besten Kunden für diese Frucht, lieber für Menado-Ware den Pikol mit 80—110 Gulden bezahlen, als 40—45 Gulden für die von Caracas. Seien wir vollständig und vergessen wir bei der Aufzählung aller der kostbaren Dinge, die das Land hervorbringt, wenn auch untergeordnet durch die Menge, weder den Kardamomen- noch den rankenden Pfefferstrauch. An ihm sitzen die Beeren mit kurzen Stielen dichtgedrängt um den Ast. Wer, um keine Früchte zu verlieren, dieselben schon grün pflückt, erhält die geringer bezahlte schwarze Sorte; von der geröteten, reifen gewinnt man die graue.

Eine breite, schattige Straße führte mich dann eines Morgens hinein nach Menado, dem Sitze des Residenten. Zuerst kamen wir an geräumigen Einfriedigungen vorüber mit regellos hineingestellten Hütten. Jedem Distrikt der Residentschaft ist ein solcher Hof angewiesen, wo die Leute ihre Gespanne einstellen und wohnen können, bis ihre Geschäfte beendet sind. Dann folgen, wie im ganzen Lande in Holz gebaut, von Palmen umgeben, bessere Häuser, und viel geräumigere als ich sie in Tondano sah. Hier baut man meines Bedünkens schon seit mehr als einem Dezennium an der neuen Residenz, und der Bau, den bei dem häufigen Wechsel der Beamten schon mehrere Architekten leiteten, soll bereits mit einer fast unglaublichen Summe zu Buche stehen. Dem neuen, wie es schien, energischen Residenten wird das Verdienst zufallen, die Rechnung rasch zum Abschluß zu bringen. Jetzt kommen wir zu der, keinem größeren holländischen Orte fehlenden „Sociedät" (Club), dann zum kleinen Fort und jenseits folgen die Wohnhäuser der größeren Kaufleute, deren Packhäuser sich gegen den nahen Strand öffnen. Im Rücken des Forts liegt zunächst die protestantische Kirche, daneben die Chinesenstadt und weiterhin die alte Residenz. Obgleich ein massiger Höhenzug den Ort begrenzt, auf dem der Europäer die allerdings nur etwa 4^0 betragende mindere Wärme der Nächte doch voll genießen könnte, bleibt der geborene Flachländer mit seinen Bauten auch hier in der Ebene. Abweichend jedoch von allen bisher von mir besuchten Hafenorten der holländischen Kolonien, fehlt Menado jedes städtische Gepräge. Da es sich empfahl, von Holz zu bauen, war es wohl geboten, die Häuser nicht zu nahe auf einander zu rücken. Im Norden des Ortes tritt ein Flüßchen mit geweiteter Mündung ins Meer und schafft einen Hafen für eine Menge kleiner Küstenfahrzeuge. Hier herrschte immer ein lebhaftes Kommen und Gehen zwischen den beiden Ufern, denn dort jenseits liegt dichtbevölkertes Land, dort wohnt auch der noch heidnisch gebliebene Stamm der Bantiks in kompakter Masse beisammen.

Es war mein Plan gewesen, diesen Distrikt zu durchreiten und, weiter oben im Lande die große Straße gewinnend, die Nord- und Südküste verbindet, auf ihr Kema zu erreichen. Kema ist der Hafen von Menado, wenn während des Nordwest-Monsuns seine Bucht unsicher wird. Da langte nun eines Tages unerwartet, da noch kein Telegraph sein Kommen melden kann, der Dampfer der Kolonial-Marine von Java an, der den Residenten von Menado und Ternate für ihre Dienstreisen zur Verfügung steht, um andern Tages schon eine mehrwöchentliche Reise zu jenen Inselgruppen im Norden von Celebes zu machen, deren ich oben erwähnte. Der General-Gouverneur hatte die Güte gehabt, mir zu erlauben, vorbehältlich der Genehmigung des Residenten, solche Dampfer zu benützen. Ich habe diese Vergünstigung hier dankbar angenommen, hatte aber auf das Land der Bantiks zu verzichten. Mir blieb nur noch Zeit, die diesseit des Flusses nicht fern vom Meere, abgetrennt von demselben, dessen Bevölkerung 3500 betragen soll, gelegene Bantik-Negorei Majolan zu besuchen, und ich berichte nun, was ich dort, Dank der gütigen Führung des Hülfspredigers von Sonder, erfahren habe. Wir erfrugen uns die Wohnung des Priesters und klommen die breitsprossige Leiter hinan zur offenen Veranda, mit dem nachgiebigen Flur von Bambus.

Das Erste, was mir auffiel, nachdem wir neben dem Priester Platz genommen und ich auf das vorüberwandelnde Volk hinabsah, war eine sonderbare Haltung und Gangart mancher Weiber; die Brust schienen sie sich weiten zu wollen und im Schreiten setzten sie die Füße weit auseinander. Mein kundiger Begleiter gab die Erklärung dafür: die Alfuren lieben die sich breit entwickelnde Brust bei ihren

Weibern, und die Mutter bindet schon den Kleinen die Oberarme zeitweilig zurück und diese Gangart ist dann wohl die Folge davon.

Es gibt nur Priester bei den Bantiks, nicht Priesterinnen, wie bei manchen malaiischen Völkerstämmen. Unseres heiligen Mannes Geräte sahen wir zunächst in verdorrt umherhängenden Zweigen der Dracaena feria. Außer dieser Pflanze stehen noch der Croton und die Rosa chinensis in ihrer Verehrung. Dann brachte derselbe ein Schächtelchen herbei, dem er seinen Ornat entnahm: ein Bändchen, das, um den Oberarm gebunden, ihn den Geistern erkenntlich macht. Es kam eine Cocosnußschale zum Vorschein, an der ein kleines hölzernes Messer hing. Die Verwendung habe ich dahin verstanden, daß der an ein Krankenbett gerufene Priester die Schale auf einem Teller sich in kreisende Bewegung setzen läßt, und in der Richtung, in der das Messer hängt, wenn sie zur Ruhe gekommen, den Krankheitsgeist veranlaßt, zu entweichen. Zwei kleine, schwarze Steinchen, geformt wie ein diminutives Geräte aus der Steinzeit bei uns, und die, wie wir hörten, auf dem Wasser schwimmen sollten, waren ebenfalls am Krankenbette zu verwenden. Wird eine Negorei von einer allgemeinen Krankheitsplage heimgesucht, dann greift man zu anderen Mitteln! Man fertigt niedliche kleine Boote an, legt Lebensmittel hinein, setzt sie auf den Fluß oder aufs Meer und der Krankheitsgeist wird zum Entweichen auf denselben angefleht. Die Lebensmittel sollen ihm den Wunsch andeuten, daß seine Reise ihn recht weit führen möge.

Anmutige Legenden sollen unter den Alfuren leben. Sie erwarten im Jenseits ein erhöhtes Genußleben. Der Pantheon ist reich bevölkert, 71 untergeordnete Geister bewegen sich in ihm um den „Großen Geist". Dieser wird vom Priester immer zuerst in langem, eintönigem Gebete angerufen, bevor er sich mit den untergeordneten Geistern in Verbindung setzt, die auf sein Rufen erscheinen, wenn der anfangs ruhige Zweig in seiner Hand zu zittern und zu rauschen beginnt. Die Gerufenen gehen wieder auf des Priesters Geheiß!

Es begann nun eine ziemlich lange Besprechung meines Begleiters mit dem Priester, dann verließen wir sein Haus. Er wie andere hinzugekommene Männer blieben am Waldesrande zurück, der sich dicht im Rücken der Wohnhäuser hinzog, nur ein kleiner Knabe ging uns auf schwach ausgetretenem Pfade voran, blieb dann stehen, deutete abseits in den Wald hinein und kehrte ins Dorf zurück. Kaum hundert Schritte hatten wir in der angegebenen Richtung pfadlos gethan, als wir unter hohen Bäumen auf eine vom Unterholze gereinigte kleine Lichtung traten. Dort sahen wir nun ein Oval von etwa 1 Fuß aus dem Boden ragenden Steines vor uns und in der Mitte nebeneinander zwei höhere Steine. In ihnen wohnt das Ehepaar der Geister, die Beschützer der Negorei. Wollen die Alfuren eine Niederlassung gründen, so bestimmt und heiligt der Priester den Ort. In der Hand ein Bündel jener schwarzen Faser vom Stamme der Palme, wartet er auf den Ruf einer Eule, und vorwärts schreitend, bricht er bei jeden neuem Rufe ein Stück der Fasern. Verstummt der Vogel, so hemmt er den Schritt, wickelt die Fasern in Blätter, gräbt Löcher und setzt die Steine auf die Blätter. Ist so dem Geiste mit seiner Gefährtin die Stätte bereitet, so geht der Mensch an die Arbeit zur seinigen. Nur der Priester betritt zum Verkehr mit den Geistern und zum Opfern diesen Kreis. Dies soll auch dann ihm gebracht werden, wenn im Dorfe Blut geflossen. Da der schützende Geist zugleich ein „Kriegsgott" ist, wie mein Begleiter sich ausdrückte, so wird das Opfer wohl mehr ein Dank- als ein Sühnopfer sein.

Speis- und Trankopfer bringt jedes Familienhaupt dem „Großen Geiste" vor der Mahlzeit dar, indem er einige Reiskörner und einige Tropfen seines Palmweines in der Richtung der Wohnung wirft, wo der „Alles Wissende" seine Stätte hat. Ich aber lege meine Feder zur Seite und wünsche ihn auf meine Leser herab: den Geist der Milde und Nachsicht.

Anonymi de Situ orbis libri duo.[1]

Eine interessante und mit dem gewohnten Fleiße des bekannten Historikers gearbeitete Veröffentlichung! Der Codex Leidensis (Lat. Voss. Fol. 113 durch Pertz beschrieben) enthält ein unveröffentlichtes Werkchen (Fol. 70 bis 90), verfaßt von einem anonymen Schriftsteller, betitelt „De situ orbis". Es ist, wie die trefflich geschriebene lateinische Vorrede des Herausgebers berichtet, durchaus von einem Abschreiber nicht ohne Zierlichkeit geschrieben, der den ganzen Codex aufzeichnete. Ueber die Persönlichkeit des anonymen Verfassers, der sich den „geringsten der Diener Gottes" nennt, vermutet man nach einer Stelle des Werkes, daß er Magister an einer Klosterschule gewesen sei, und der Herausgeber schließt sich der Ansicht Dümmler's an, daß der Geograph in Frankogallien zu Hause gewesen sei. Er ist ein Zeitgenosse der drei Könige Karls des Kahlen, Karlmanns oder Karls III., wie aus der Widmung hervorgeht. Da der Verfasser von den Einbrüchen und Verwüstungen Galliens durch die Normannen berichtet (911), so wird die Abfassung seines Werkes nach dieser Zeit zu setzen sein. Welchem der drei Herrscher die Widmung gegolten habe, ist ungewiß. In Germanien und Frankogallien war der Jugendunterricht damals der gleiche. Manitius bringt gute Gründe vor, daß das Werk ursprünglich für die Franken bestimmt gewesen, dann aber in deutschen Schulen verbreitet worden sei und in der That das geographische Handbuch der damaligen Deutschen war. Der Umstand, daß aus demselben

[1] E codice Leidensi nunc primum edidit *Maximilianus Manitius*. Stuttgardiae, apud J. G. Cotta, 1884.

jene Zeit ihre geographischen Begriffe schöpfte, macht es gleichermaßen für Geographen wie Historiker interessant, rechtfertigt die Herausgabe und zugleich auch unseren Hinweis an dieser Stelle darauf.

Ueber die Quellen, welche der mittelalterliche Geograph benutzt, klärt er uns selbst auf in der Vorrede zum ersten Buche: Pomponius Mela, den Kosmographen Arthicus, Martianus I., Capella, Solinus, Orosius und Isidor. Manitius hat die Arbeit des Geographen mit diesen Schriftstellern verglichen und bestätigt, daß, mit Ausnahme einiger weniger Stellen vorgenannte Schriftsteller durch den Mönch exzerpiert worden sind. Spuren eines selbständigen geographischen Forschens dürfen wir also nicht erhoffen. Cäsars Bericht über den gallischen Krieg und Paulus sind übrigens noch benützt; wir haben es mit einer fleißigen Kompilation zu thun, die aber in der Benützung ihrer Quellen ein gewisses drolliges Ungeschick verrät, über das uns der Herausgeber unterrichtet.

Was die Latinität des Werkes anlangt, so hat der Verfasser sehr recht gethan, sie nicht nach den Quellen zu berichtigen, sondern das Werk herauszugeben wie es geschrieben ist, um das nötige Zeitkolorit nicht zu verwischen. Er verbreitet sich darüber, welche Codices der römischen Schriftsteller der Anonymus benützt hat. Wir treten auf diese Frage nicht ein und erwähnen nur noch, daß wertvolle Hinweise auf diejenigen Schriftsteller, welche späterhin in der Behandlung geographischer Fragen unseren Anonymus benutzt haben, durch Manitius beigebracht sind, wodurch für historisch-geographische Nachforschung die Herausgabe erhöhten Wert gewinnt.

Es ist interessant, in diesem lateinischen Lehrbuch zu blättern und demgemäß sich zu vergegenwärtigen, welche Vorstellungen unsere Vorfahren in Deutschland über diese Erde hatten. Natürlich beginnt das Werk damit, den Begriff des Ozeans an die Spitze der ganzen geographischen Betrachtung zu stellen, der die Welt in Kreisform umgibt. Die Thatsache von Ebbe und Flut wird vermerkt, und wenn wir neuerdings den Mond und andere Ursachen suchen, so halfen sich unsere Vorfahren mit der Vorstellung, daß „naturali damno et defectu interiore“ die Ebbe einträte. „Ein innerer Defekt“. Nicht übel! Eine geographische Diagnose, deren sich auch der alte Mönch nicht schämen darf, wenn man an gewisse gleichlautende neuere Diagnosen auf einem anderen Gebiete denkt. Was sich unsere Vorfahren bei dem Worte „naturali damno“ gedacht haben mögen, was Orosius, auf den die Stelle zurückgeht, dabei eigentlich gemeint, bleibt ein Rätsel. Jedenfalls erhellt, daß man dem alten Ozean eine gewisse Schadhaftigkeit von Natur zuschrieb. Die höchst „verwunderliche“ Thatsache von Ebbe und Flut wird dann sogleich in einer längeren Untersuchung des Weiteren erörtert und da kommen neben der Vermutung, daß am Ende doch der Mond mit der Sache etwas könnte zu thun haben, verschiedene Theorien vor, z. B. daß Winde in der Tiefe des Meeres die Ursache seien, oder Höhlen, in welche die Wasser ab und zu fließen, ja, daß die ganze Sache so eine Art Tier sei, das durch seine Nase, durch die Weltnase in der Tiefe des Meeres Ebbe und Flut anzieht und ausläßt, also ganz nach Analogie eines regelrechten Schnupfens kleiner Jungen, wenn sie die „Lichter“ anziehen und vorlaufen lassen. Jedenfalls eine höchst geographische Vorstellung. In diesem Dilemma zwischen so vielen verschiedenen Theorien weiß der Verfasser endlich nicht weiter; er zitiert seinen Isidor und sagt: „doch das weiß Gott allein, der die Welt gemacht hat und dem allein Sinn und Verstand der ganzen Welt bekannt ist“. Im Grunde wissen auch wir nicht viel mehr von Sinn und Verstand der Welt, trotzdem die Erde unterdessen eine Kugel geworden ist und Falb die neue Sündflut berechnet. Seien wir nachsichtig!

Indien reicht in dieser Erdkunde unserer germanischen Vorfahren bis an den Berg Kaukasus. Uebrigens grenzt Indien vom Meer an bis an den Sonnenaufgang, jedenfalls eine sehr bestimmt lokalisierte Grenze. Germanien grenzt an Persien — für alle Panslavisten eine höchst bedenkliche, staatsgefährliche Ansicht. Eine beachtenswerte Theorie wird über den Namen Germaniens vorgetragen: Quae ita dicta est propter fecunditatem gignendorum populorum.

Eigentümliche Vorstellungen werden über Indien berichtet: an den schmalsten Stellen wird der Ganges auf achttausend „passus“ Breite geschätzt, an den breitesten auf zwanzigtausend. Eine volkreiche Insel ist im Ganges, welche ein großes Volk bewohnt, dessen König 50,000 Mann Fußvolk und 54,000 Reiter unter Waffen hat. Es wird aber übrigens Indien als hochentwickelter Kulturstaat geschildert: „es lebt da ein ruhiges Geschlecht von der allerhervorragendsten Weisheit“. Merkwürdig ist dagegen, daß über Britannien, mit dem nachgewiesenermaßen zur Zeit des Anonymus ein reger Kulturverkehr herrscht, den Schülern Dinge und Zustände berichtet werden, die etwa fünfhundert Jahre früher so bestanden haben. Nicht minder interessant sind die Widersprüche, welche der Anonymus nach seinen verschiedenen Quellen berichtet, besonders über die Grenzen Germaniens. Es geht hervor, daß schon damals die guten Germanen über die Geographie, Wissenschaft, Thun und Treiben fremder Völker besser unterrichtet waren, als über ihre eigene Heimat. Was von Italien, Gallien, Spanien berichtet wird, ist naturgemäß alles richtiger, als von was Germanien und Britannien verlautet, der Anonymus kennt im Grunde Indien und Griechenland, Kleinasien besser, als das Land, in dem er seine Schüler unterrichtet, zeigt auch gar keine Neigung, über Germanien und Frankogallien sie sonderlich zu belehren — tout comme chez nous!

Im ganzen eine unterhaltende Lektüre, nicht nur für Historiker und Geographen, sondern für jeden, der sein Latein nicht vergessen hat. Der Wert für die Wissenschaft,

gesteigert durch des Herausgebers Verweise, ist so zweifellos, daß wir diese Veröffentlichung hiermit eindringlichst wollen empfohlen haben.

Wolfgang Kirchbach.

Der periodische Klimawechsel in Nordeuropa.

Von Dr. M. Alsberg.

(Schluß.)

Nun ist es aber eine Ansicht, welche von den größten Autoritäten in diesem Fach — wir erwähnen nur Zöppritz, Croll, Mohn, Hann und Wojeikoff — geteilt wird, daß eben die Winde es sind, welche die wesentlichste Ursache für die Strömungen der Ozeane darstellen, daß es von der Stärke und Dauer des Windes abhängt, wie tief die Wirkung der Meeresströmung sich erstreckt. Daß Winde von kurzer Dauer wohl imstande sind, die Stromrichtung an der Oberfläche zu alterieren, daß aber andererseits durch die Ueberlegenheit gewisser Winde während einer Reihe von Jahrtausenden jene gewaltigen Meeresströmungen entstehen, deren Stärke wohl wechseln kann, deren Richtung aber von den wechselnden Winden unabhängig ist. Fassen wir, nachdem wir dieses vorausgeschickt haben, nunmehr die Frage ins Auge, inwiefern die Verschiebung der Nachtgleichepunkte auf die Meeresströmungen und dadurch indirekt auf die klimatischen Verhältnisse einen Einfluß auszuüben vermag, so ist es allgemein bekannt, daß die Aequinoktien in ungefähr 21,000 Jahren einen Umlauf vollziehen und daß im Gegensatz zur Gegenwart, wo unsere Erde sich in der Sonnennähe befindet, während wir auf unserer nördlichen Halbkugel Winter haben, in etwa 10,500 Jahren die Verhältnisse sich dergestalt verändert haben werden, daß sich alsdann die nördliche Halbkugel während des Winters in der Sonnenferne (Aphel) befinden wird. Auch bedarf es nur eines Hinweises auf die Thatsache, daß unser Planet in der Sonnennähe sich rascher bewegt als in der Sonnenferne, um sofort zu erkennen, daß im Gegensatz zu den gegenwärtigen Verhältnissen, wo der Winter der nördlichen Halbkugel etwas kürzer ist als derjenige der südlichen Hemisphäre, der Winter unserer Hemisphäre dann etwas länger sein wird als gegenwärtig, und daß in beiden Fällen der zwischen der Länge der beiden Jahreshälften bestehende Unterschied, welcher gegenwärtig sieben bis acht Tage beträgt, mit zunehmender Exzentrizität der Erdbahn (die Form der letzteren ist bekanntlich eine innerhalb sehr langer Zeiträume schwankende Größe) noch wachsen wird. Lassen wir den zuletzt erwähnten Faktor einstweilen noch aus unserer Berechnung, so ergibt sich doch in den gesamten 10,500 Jahren, innerhalb deren der Winter den Sommer an Dauer übertrifft, ein Gesamtüberschuß von vielen Tausenden von Wintertagen, in der anderen Halbperiode aber ein ebenso beträchtlicher Ausfall solcher Tage. Auch liegt es auf der Hand, daß die Abkühlung der Kontinente während des Winters, welche den erwähnten geringen Luftdruck über Island und damit das Vorherrschen des Südwestwindes im Nordatlantischen Ozean bedingt, durch die längere Dauer des Winters nicht unerheblich verstärkt wird und daß die hieraus resultierende Verstärkung des im Nordatlantischen Meere vorherrschenden Südwestwindes eine entsprechende und im Lauf der Zeit akkumulierende Verstärkung des warmen nordatlantischen Meeresstromes herbeiführen muß. Endlich bedarf es keiner Auseinandersetzung, daß Veränderungen in der Stärke dieser Meeresströmung, welcher unser Erdteil zum großen Teil sein gemäßigtes Klima verdankt, auf die klimatischen Verhältnisse Nordeuropa's einen bedeutenden Einfluß ausüben müssen, daß eine Abschwächung des Golfstromes ein relativ trockenes (kontinentales) Klima, wie es gegenwärtig in Skandinavien und den angrenzenden nordeuropäischen Gebieten vorzuherrschen scheint, dagegen eine Verstärkung dieser Meeresströmung für die besagten Gegenden unseres Erdteils eine bedeutendere Wasserverdunstung und somit ein relativ feuchteres Klima herbeiführen muß.

Was ferner die Frage anlangt, ob der periodische Klimawechsel, dessen Vorhandensein nach Blytt aus den im vorhergehenden dargelegten Eigentümlichkeiten der Pflanzenverbreitung in Norwegen, aus der Beschaffenheit der norwegischen, britischen und dänischen Torfmoore, sowie aus den zuvor erwähnten, mit dem Auftreten der norwegischen Moränen, mit der Entstehung der Terrassen und Strandlinien der norwegischen Küste verknüpften Umständen gefolgert werden muß; was die Frage anbetrifft, ob dieser periodische Klimawechsel nur auf die nacheiszeitliche Periode beschränkt sei oder ob derselbe auch für andere Abschnitte unserer Erdgeschichte angenommen werden müsse, so läßt die Zurückführung der besagten klimatischen Schwankungen auf kosmische Ursachen a priori darauf schließen, daß ein solcher Klimawechsel schon in früheren geologischen Epochen existiert haben müsse. Entsprechend dem soeben Gesagten, macht denn auch Blytt darauf aufmerksam, daß die bei Dürnten und Utznach (Schweiz) aufgedeckten Schieferkohlen, deren Lagerung auf und unter Moränengeschieben beweist, daß dieselben einer der Interglazialzeiten (wärmeren Zwischenperioden der Eiszeit) angehören und deren Mächtigkeit an einigen Stellen bis auf 12 Fuß steigt, daß diese Kohlenlager, ebenso wie die norwegischen Torfmoore, aus abwechselnden Schichten von Torf und Waldresten sich zusammensetzen und nicht weniger als sechs Torfetagen (in den ältesten Torfmooren Norwegens konnte Blytt, wie zuvor erwähnt, nur vier mit Wurzelschichten abwechselnde Torfschichten nachweisen) enthalten. Letzterer Umstand ist insofern von besonderem Interesse, als er uns eine Vorstellung gibt von der Länge der Zeit, welche zur Bildung der Schieferkohlenlager von Dürnten und Utznach in Anspruch genommen wurde. Nach der Anzahl der Torfetagen zu rechnen, müßte jener interglaziale Abschnitt der Eiszeit, innerhalb dessen jene

Torflager sich bildeten, aus denen die besagten Schieferkohlen hervorgegangen sind, einen weit längeren Zeitraum betragen haben, als die Zeit, die zwischen dem Ende der gesamten Glazialepoche und der Gegenwart sich ausdehnt.

Der zuletzt erwähnte Schluß führt aber noch zur Erörterung einer anderen Frage — der Frage nämlich, ob die Erforschung jener Spuren, welche der periodische Klimawechsel in unserem Erdteil während vergangener geologischer Epochen hinterlassen hat, nicht vielleicht zur Gewinnung eines Maßstabes für die Dauer der verschiedenen Epochen unserer Erdgeschichte zu führen und somit der geologischen Forschung ein Hülfsmittel von außerordentlicher Wichtigkeit zu liefern imstande wäre. In derselben Weise nämlich, wie die soeben erwähnten Torfetagen der Dürntener Schieferkohlen uns zu einem Schlusse berechtigen, betreffend die lange Dauer der Interglazialzeit, oder, richtiger gesagt, der Interglazialzeiten; denn F. Penk hat für die deutschen Alpen drei, Geikie für Großbritannien vier wärmere Zwischenperioden der Eiszeit nachgewiesen; in derselben Weise dürfte es wohl auch möglich sein, unter Zuhülfenahme der von den Klimaschwankungen hinterlassenen Spuren die zeitliche Dauer anderweitiger geologischer Epochen wenigstens annähernd zu bestimmen. Was die zuletzt erwähnte Frage anlangt, so neigt Blytt zu der Annahme, daß die Zusammensetzung der geschichteten Gebirgsarten aus Schichten von wechselnder Beschaffenheit, resp. die verschiedene Mächtigkeit der Flötze, die bald eine Dicke von vielen Metern aufweisen, bald bis zu fast unmerkbar dünnen Schichten von wenigen Millimetern einschwinden, sich zum Teil durch den periodischen Klimawechsel erklären lasse. Wenn man nämlich den Versuch macht, sich Rechenschaft zu geben über die Ursachen, welche den Wechsel der Schichten hervorgerufen haben, so erkennt man, daß verschiedene Umstände auf die in Rede stehende Wechsellagerung einen Einfluß ausgeübt haben. Während einerseits Hebungen und Senkungen des Landes auf den Schichtenwechsel im großen eingewirkt haben, findet sich andererseits noch durch alle geologischen Schichtenreihen hindurch ein Wechsel im kleinen, welcher darauf beruht, daß untergeordnete Schichten einer anderen Art sich wechsellagernd in die Bergart einschalten, welche die Hauptmasse der Schichtengruppe ausmacht. Die zuletzt erwähnte Wechsellagerung im Kleinen ist es aber, welche nach Blytt in sehr vielen Fällen auf den periodischen Klimawechsel oder, genauer gesagt, auf die durch den Klimawechsel herbeigeführten Veränderungen in der Beschaffenheit der ablagernden Strömungen zurückgeführt werden muß. So werden z. B. während einer regenreichen klimatischen Periode die stark strömenden Flüsse grobe Partikel des Ablagerungsmaterials weit hinaus ins Meer führen, während in Zeiten, wo durch Verminderung des Regenfalls die Spülkraft der Flüsse herabgesetzt ist, solche Partikel mehr in unmittelbarer Nähe der Flußmündungen abgelagert werden. Der durch Klimawechsel bewirkten Veränderung in der Stärke der Strömungen ist es wohl auch zuzuschreiben, daß in gewissen Ablagerungen (wie z. B. in den postglazialen Bildungen Schwedens) Schichten von Sand und Thon mit einander wechseln, daß anderwärts Mergel und Thon mit einander wechsellagern u. dgl. Auch ist es nach dem Gesagten leicht zu verstehen, daß die während regenreicher Perioden weit hinaus ins Meer geführten gröberen Schwemmpartikel sich dort in Gestalt von auskeilenden Schichten zwischen die feineren Sedimente einschalten. Eine vortreffliche Erklärung liefert die Theorie vom periodischen Klimawechsel auch für die bei vielen Gebirgsarten zu beobachtende Bankbildung, eine Erscheinung, welche im wesentlichen darauf zurückzuführen ist, daß zu einer fast unmerklichen Dicke sich verjüngende Ablagerungen eine zeitweilige Unterbrechung der Bildung von Sedimentärgesteinen herbeiführen (daß z. B. zwischen die auf chemischem Wege niedergeschlagenen Kalkablagerungen eine fast unmerkbare Schicht mechanisch gefällter Stoffe eingeschaltet wird) oder darauf, daß während einer zeitweiligen Unterbrechung in gewissen Schichtenbildungen den alten Schichten Zeit gegeben ist, auf der Oberfläche Aenderungen einzugehen, ehe noch die Bildung einer neuen Schicht beginnt.

Das Gesagte dürfte wohl genügen, um den Einfluß, welchen der periodische Klimawechsel in vergangenen Erdepochen auf die Bildung der geologischen Strata ausgeübt hat, erkennen zu lassen — einen Einfluß, welcher, außer durch Blytt's Untersuchungen, auch durch anderweitige Beobachtungen wahrscheinlich gemacht wird. So hat z. B. Richthofen in seinem Werke über China den Nachweis geliefert für eine periodische Aenderung der Regenmenge während des Zeitraums, innerhalb dessen der Löß der asiatischen Steppen sich bildete; so benutzt auch E. Tietze[1] diese Theorie um die Wechsellagerung von Gyps und Salz zu erklären und bemerkt zugleich, daß man zur Erklärung der geologischen Phänomene die klimatischen Ursachen bisher zu wenig herbeigezogen habe. — Neben dem durch den Umlauf der Nachtgleichepunkte bedingten, innerhalb 21,000, resp. 10,500 Jahren sich vollziehenden Klimawechsel haben wir übrigens, wie schon oben angedeutet wurde, die innerhalb sehr langer Zeiträume zur Geltung kommenden Veränderungen der Exzentrizität der Erdbahn als ein weiteres Moment zu betrachten, welches auf den Bildungsprozeß der geologischen Schichten vermuthlich ebenfalls einen wichtigen Einfluß ausgeübt hat. Was letzteren Punkt anlangt, so bekennt sich unser Gewährsmann Blytt, während er die durch die Faltung der Erdrinde bewirkten Hebungen und Senkungen der Ländermassen als wichtige Faktoren für die geologische Entwicklung der Erde anerkennt, andererseits doch zu der zuerst

[1] „Die geognostischen Verhältnisse der Gegend von Lemberg" im Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien 1882.

von Sueß[1] aufgestellten Theorie, wonach durch die besagten Veränderungen der Erdbahnexzentrizität Schwankungen des Meeresstandes hervorgerufen werden, welche sich in der Weise äußern, daß das Meer zeitweise in den niedrigen Breiten steigt, während es gleichzeitig in den höheren sinkt, um dann später wieder den Polen zuzuströmen. Es würde uns über das unseren Erörterungen zugrunde liegende Thema hinausführen, wollten wir den Einfluß, welchen das zuletzt erwähnte Moment auf die geologische Gestaltung der Erdrinde ausgeübt haben soll, hier im Einzelnen wiedergeben; bemerkt sei hier nur, daß nach Blytt in den beiden periodisch sich verändernden Erscheinungen in dem Steigen und Fallen des Meeresspiegels (hervorgerufen durch die innerhalb langer Zeiträume schwankende Erdbahnexzentrizität) einerseits und in dem Wechsel in der Stärke der ablagernden Strömungen (hervorgerufen durch den innerhalb der Periode von 21,000 Jahren sich vollziehenden Umlauf der Aequinoktien und den damit in Zusammenhang stehenden Klimawechsel), resp. in der von diesen beiden Faktoren abhängigen Wechsellagerung, der Schlüssel für die Zeitrechnung der Geologie zu suchen ist.

Die soeben erwähnten Perioden, nämlich: die große und zugleich unregelmäßige Periode der variierenden Erdbahnexzentrizität und die kurze und zugleich regelmäßig sich erneuernde Periode des Aequinoktienumlaufs — diese beiden Perioden lassen sich eben nach Blytt in ihren Wirkungen durch die ganze geologische Schichtenreihe hindurch verfolgen. Bemerkenswert ist auch der Umstand, daß der besagte Forscher, indem er in die von Croll für die Schwankungen der Erdbahnexzentrizität während der letzten drei Millionen Jahre berechnete Kurve die theoretisch sich ergebenden Schichtenablagerungen einzeichnete, zu Schichtenreihen gelangte, welche gewissen in Wirklichkeit vorhandenen Reihen von Schichten, wie z. B. dem bei Mery-sur-Oise nachgewiesenen Durchschnitt durch eozäne und oligozäne Ablagerungen aufs genaueste entsprechen.[2] — Was endlich die Glazialepochen anlangt (wir bedienen uns geflissentlich der Mehrzahl; denn neuere Untersuchungen lassen darauf schließen, daß die Vergletscherung nicht auf die Diluvialzeit beschränkt war), so dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, daß nach der jetzt ziemlich allgemein verbreiteten Anschauung das Eintreten derselben ebensowohl durch die Schwankungen der Erdbahnexzentrizität, wie durch den Aequinoktienumlauf bedingt wird. „Jedesmal" — so bemerkt A. Kirchhoff — „wenn während der größten Exzentrizität der Erdbahn der sonnenfernste Teil der Ekliptik derjenige ist, in welchem eine Erdhalbkugel die Winterstellung ihrer Achse zur Sonne durchmacht (die schrägste Bestrahlung von ihr erhält), dann hat für sie die Stunde der Eiszeit geschlagen; denn sie erleidet dann alljährlich einen bis über fünf Wochen längeren und härteren Winter — Ursache genug für diejenige Ausdehnung der Gletscherströme aus ihren Ursprungsgebirgen in ihre nähere und bald immer weitere Umgebung, um auch in der kurzen Sommerfrist einen Boden nicht eisfrei werden zu lassen, dessen Mitteltemperatur beträchtlich über dem Frostpunkt liegen kann." — Andererseits wäre nach Blytt allerdings anzunehmen, daß die im Vorhergehenden erwähnte Landbrücke, welche einst Grönland mit Island, Island mit den Faröerinseln und letztere Inselgruppe mit Schottland und Norwegen verband und für deren Vorhandensein während der Eiszeit gewichtige Gründe beigebracht werden können — daß diese Landverbindung, indem sie den Golfstrom vom nordatlantischen Meere absperrte, zur Vergletscherung Nordeuropa's sehr erheblich beigetragen hat.

[1] Vergl. „Ueber die säkularen Schwankungen der Erdrinde" in „Das Ausland", Jahrgang 53 Nr. 29.

[2] Vergl. hierüber die Eingangs erwähnte Arbeit: „Ueber Wechsellagerung und deren mutmaßliche Bedeutung für die Zeitrechnung der Geologie u. s. w." im „Biologischen Centralblatt", Bd. III Nr. 14 und 15.

Moçambique.

Von Dr. Wilhelm Joest.[1]

Nach zweitägiger Fahrt näherten wir uns bei herrlichstem Wetter und spiegelglatter See der kleinen Korallen-Insel Moçambique. Dieselbe ist vom Festlande durch einen nur wenige Meilen breiten Meeresarm getrennt und die Front der Stadt blickt nach Westen, nach dem dichtbewaldeten Kontinent. Wir hielten ziemlich scharf auf die Nordspitze der Insel zu — auf welcher im Jahre 1508 das für damalige Verhältnisse mächtige Fort S. Sebastian errichtet wurde, dessen Korallenmauern bis heute noch jedem Einflusse von Zeit und Klima widerstanden haben, während die Kanonen längst von Rost zerfressen sind — und lenkten dann von Norden her in den stromartigen Meereskanal ein.

Der erste Eindruck, den die Stadt vom Meere aus macht, ist kein günstiger: eng aneinander gedrängt, zerfallend und schmutzig reihen sich die Häuser armer Portugiesen oder Halbblutneger an das Fort, in ihrer Bauart eine Vermengung altportugiesischen und arabischen Stils bietend; später wird die Front freundlicher, wir passieren, langsam vorwärts dampfend, eine Praza, hinter welcher sich der stattliche Gouverneurspalast, daneben die wenig

[1] Aus dem höchst gehaltreichen und interessanten Werke „Um Afrika", welches wir in Nummer 42 besprachen, mit Genehmigung des Verfassers abgedruckt. Die Stadt und Insel Moçambique sind noch so wenig bekannt, daß wir dem Verfasser jenes genannten Buches für seine Schilderung, als eine wesentliche Bereicherung unseres geographischen Wissens, nur aufrichtig danken können. A. d. R.

ansehnliche Kathedrale erhebt, dann folgen Zollhaus, Arsenal und weiter die großartigen Faktoreien der Fremden: zuerst Régis, dann die Schweizer, dann Scharrer, Thiede und Kompagnie und zuletzt ein mächtiger, kastellartiger Bau, von dessen Fahnenstange die deutsche Konsulatsflagge weht: das Haus von Hansing u. Co. aus Hamburg.

Diese lange Reihe breiter, viereckiger Häuserfronten wirkt imponierend, wenn ihr auch wegen Mangels an Baumwuchs und wegen der flachen Dächer sämtlicher Gebäude jede Schönheit fehlt.

Die flache Reede zwingt uns, weit vom Ufer vor Anker zu gehen, während kleinere Segelschiffe mit portugiesischer, englischer (aus Indien) oder mit der roten Sansibarflagge oder der des Sultans von Johanna ziemlich dicht am Strande verankert liegen. Trotzdem Moçambique, die Hauptstadt der portugiesischen Ostküste, schon seit Jahren regelmäßig von Dampfern berührt wird, hat sich noch keiner der Eingeborenen zu dem kühnen Gedanken aufgeschwungen, Passagiere gegen Entgelt im Ruderboot an Land zu bringen; jeder höhere Beamte und jedes fremde Handelshaus besitzt sein eigenes Boot. Mir stellte irgend ein Portugiese, den ich aufs Geratewohl anredete, seinen Kahn mit lusitanischer Liebenswürdigkeit zur Verfügung, ein Anerbieten, von dem ich schleunigst Gebrauch machte.

Unser Dampfer hatte mit Moçambique den nördlichsten Punkt seiner Fahrt erreicht, da nach dem mit der portugiesischen Regierung geschlossenen Kontrakt die Boote der Castle-Mail-Gesellschaft hier auf die Ankunft der von Norden, von Bombay-Aden-Sansibar kommenden Dampfer der Britisch-India-Gesellschaft warten müssen. Beide Boote tauschen ihre nach Norden oder Süden bestimmten Güter und Passagiere aus und kehren dann wieder nach Natal bezw. Bombay zurück. Durch dieses Warten und Umladen geht stets viel Zeit verloren, die Passagiere können indes an Bord bleiben und werden auf Kosten der Dampfergesellschaften verpflegt; einen Gasthof gibt es bis heute noch nicht in Moçambique. Ich hatte das Glück, daß sich unser Aufenthalt diesmal auf zehn Tage ausdehnte.

Wenn die Stadt vom Wasser aus keinen günstigen Eindruck macht, so überrascht sie dagegen durch ihre Originalität und Schönheit, sobald man den Fuß ans Land gesetzt hat. Moçambique zeigt uns heute noch den reinsten Typus einer kolonialen Hauptstadt der vorigen Jahrhunderte, wie er jetzt nur noch selten in der Welt zu treffen ist: manche Teile und Straßen erinnerten mich lebhaft an Lima oder Mexico, und wenn Goa oder Macao aus ihren Trümmern erstehen könnten, dann würden sie gewiß Moçambique ähnlich sein.

Die Straßen aus natürlichem, nur glatt gehauenem Korallenfels sind eng und winkelig, aber auffallend sauber; die meisten Häuser scheinen unbewohnt, hohe Mauern grenzen sie nach der Straße hin ab und die wenigen Fenster sind stets verschlossen, im Inneren aber, im Hofe, unter Palmen und zwischen plätschernden Brunnen, liegt die Dame des Hauses im Schaukelstuhl und träumt von Intriguen und Liebesabenteuern — zuweilen auch prügelt sie ihre Negerinnen.

Grell rot, blau oder gelb sind alle Häuser angestrichen, auf allen Plätzen aber, und zumal auf der die ganze Insel der Länge nach durchziehenden Straße, bieten Alleen und parkartige Anlagen von Ficus, Tamarinden oder Palmen wohlthuenden Schatten und Kühlung. Wenngleich im übrigen die Hitze bei Tage manchmal grauenhaft ist, so macht sie sich im Inneren der Wohnungen und zumal in den Bureaux und Häusern der fremden Residenten, die in den luftigsten Steinbauten, welche ich je gesehen, leben, kaum bemerkbar.

Die Front jener ursprünglich von den Sklavenhändlern erbauten Paläste schaut, wie erwähnt, nach der See, und vor denselben bis dicht ans Ufer oder bis ins Meer hinein dehnt sich ein von geräumigen Gebäulichkeiten umgebener Hof aus. Eine Treppe oder Landungsbrücke erlaubt kleineren Seglern oder Leichterschiffen, direkt hier anzulegen. Hinter den Faktoreien zieht sich eine der Hauptstraßen Moçambiques hin und von hier aus tritt der Besucher, der sich in der Tragbahre von vier schnellfüßigen Schwarzen durch die engen Gassen der untern Stadt hat schleppen lassen, in eine geräumige Vorhalle, wo ihn der meist nach Sansibar-Art gekleidete Pförtner in langem, weißem Hemd und kleiner roter Mütze empfängt.

Mächtige Treppen führen aus der Vorhalle nach dem ersten und einzigen Stock des Hauses, dessen drei oder vier Zimmer, welche die volle Breite des Hauses einnehmen und die teils zu Bureaux, teils zu Wohnzimmern benutzt werden, sämtlich von der Größe europäischer Tanzsäle sind; schwere, kaum behauene Balken tragen die Decke, die Thüren aus eisenbeschlagenen Planken erinnern an Festungsthore, die Wände sind oft mehrere Fuß dick, die Balkone und Verandas nach dem Meere hin meist aus massivem Stein aufgeführt und selbst die Dächer sind teils gewölbt, teils aus Stein und Zement gebaut, kurz, solche Faktorei macht ganz den Eindruck eines Privatkastells, die Schöpfung gediegensten Reichtums.

Die ursprünglichen Besitzer dieser Paläste sind heute, nachdem der Sklavenhandel unterdrückt wurde, zwar verarmt, die jetzigen Bewohner aber haben es verstanden den Handel in legitime Bahnen zu lenken, wobei sie bedeutende Gewinnste erzielen. Ein- und Ausfuhrartikel sind ganz dieselben wie in den südlichen Häfen. Auch hier finden wir wieder die Banianen, die, ohne sich weit ins Innere zu wagen, meist weißen Kattun (derselbe wird später von den Negern gefärbt) oder Glasperlen (aus Venedig) gegen Elfenbein und Kautschuk eintauschen.

Die ganze Insel Moçambique ist kaum 1 ½ Meilen lang und an der breitesten Stelle vielleicht 500 Schritte breit; die Zahl der Bevölkerung mag 150 Weiße, mehrere Hundert Banianen, einige Chinesen und Araber und 4 bis 5000 Eingeborene bezw. Makuas vom Festlande betragen.

Ich hatte das Glück gehabt, unter dem gastlichen Dache des deutschen Konsuls Philippi, Chef des Hauses Hansing u. Co., freundlichste Aufnahme zu finden, und benutzte meine Zeit, soweit dieselbe nicht durch ethnographisches Sammeln, Photographieren, gesellschaftliche Pflichten u. dgl. in Anspruch genommen war, mit Vorliebe zu Wanderungen durch die Stadt und den kleinern, unbebauten, wahrhaft ideal schönen Teil der Insel; zumal lagerte ich mich häufig kurz nach Sonnenaufgang, durch ein kühlendes Bad von der nächtlichen Hitze gestärkt, an der Südspitze der Insel neben dem Banian-Friedhof im Schatten uralter Feigenbäume und ließ den Blick auf den der Insel nach Süden vorgelagerten, von einem jetzt zerfallenen Fort gekrönten kleinen Fels oder auf die unter dem klaren tiefblauen Himmel regungslos wie geschmolzenes Blei daliegende See schweifen.

Schön ist auch der Weg von dort in die Stadt zurück durch das Viertel der Eingeborenen. Dieselben gehören, wenn auch vielfach auf der Insel selbst geboren und dann häufig mit portugiesischem oder indischem Blut gemischt, durchgehends zum Stamm der Makua und die Männer feilen ihre beiden Vorderzähne nach Haifischart spitz zu. Ihre Wohnungen sind gerade nicht malerisch: dicht drängen sich viereckige Palmhütten aneinander, deren Reinlichkeit manches zu wünschen übrig läßt, aber die herrliche Natur, die Heiterkeit aller Creatur, das vollständige Sichgehenlassen derselben in Kleidung und Verkehr versöhnt mit allen Schattenseiten, so daß man diese Menschen, die, beinahe vollkommen bedürfnislos, nur einen Tag in der Woche arbeiten, um den Rest der Zeit damit zuzubringen, der jeweiligen Geliebten ihres Herzens den Hof zu machen, fast beneiden könnte.

Auch ein Besuch des Marktes bietet viel des Sehenswerten. Da hocken Hunderte von Weibern und Mädchen und bieten selbstgefertigte Töpfe oder geschnitzte Holzlöffel feil, denen sie durch braungebrannte Zeichnungen ein ganz gefälliges Ansehen verleihen; auch verkaufen sie Früchte und Mandioka-Wurzeln oder aus dem Mehl letzterer in Fett gebackene, ganz appetitlich aussehende Pfannkuchen. Zwischen ihnen bummeln breitspurig, laut redend und lachend, die Herren der Schöpfung, riesige Neger vom Festlande, mit Vorliebe in arabische Tracht gekleidet, oder die Köche und Diener der Europäer, meist Suahelis im kleidsamen Sansibar-Anzug, oder aber Vertreter der bewaffneten Macht Portugals, vorwiegend Goanesen in kaffeebrauner Uniform. Die Offiziere sind Portugiesen, deren Hauptvergnügen darin zu bestehen scheint, mit Sporen und Schleppsäbeln das Herz ihrer Landsmänninnen zu berücken, trotzdem sie nie in ihrem Leben ein Pferd bestiegen haben. Pferde und Esel gibt es nur zwei oder drei auf Moçambique, dieselben scheinen dort nicht zu gedeihen.

Die Tracht der Weiber ist nicht unschön und verschieden von der des Südens: sie winden sich ein ungefähr 1 m. breites und 2—3 m. langes, möglichst buntes Stück europäischen Kattuns um Brust und Taille, bis es beinahe den Boden berührt, und schlingen dann um die Schultern einen andern, ebenfalls grellbunten Kattun, ähnlich dem Slendang der Javaninnen. Der Wuchs der Mädchen ist musterhaft schön und ihre gerade Haltung Folge der Gewohnheit, alle Gegenstände, selbst die schwersten, auf dem Kopfe zu tragen. Unter dem Kattun winden sich die Makuas einen breiten Gürtel aus Perlschnüren um die Hüften; das kurze Negerhaar tragen sie ungeschmückt, dagegen schrauben sich beinahe alle, ähnlich den Hindus, eine Perle oder Koralle in einen Nasenflügel; weiter durchstechen sie den Rand der Ohren oft 6- bis 8mal und stecken kleine Stäbchen oder Knöpfe in die Oeffnungen, während sie die Löcher der Ohrläppchen ausdehnen, bis sie Bambusstücke oder gerollte Palmblätter im Umfange eines Fünfmarkstückes, deren Außenseite dann mit buntem Flitter niedlich verziert wird, in dieselben einzwängen können. Schwere silberne Ketten an den Fußgelenken und zierliche goldene Halsketten vervollständigen den Schmuck. Um ihren Teint aber vor den sengenden Sonnenstrahlen zu schützen, reiben eitle Schönheiten ihr Gesicht mit weißer Schlemmkreide ein, eine Mode, an welche man sich gerade so gewöhnt oder gewöhnen muß, wie an die mancher europäischen Damen, ihre Züge mit Hülfe von rotem Fett, weißem Mehl und schwarzer Kohle zu „verschönern".

Neben den Eingeborenen sind es die indischen Banianen, die manchen Straßen der Stadt ihr eigentümliches Gepräge verleihen. Zumal abends konnte man sie beobachten, wie sie in ihren Gewölben beim Scheine bronzener Ampeln ihr Geld zählten und des Tages Gewinn berechneten, oder wie sie auf breiten gepolsterten Sofas, die ihnen zugleich als Bett und Schreibtisch dienen, zusammenhockend plauderten. In den Händen dieser Banianen ruht das ganze, höchst bedeutende Geschäft von Moçambique mit Indien; Hunderte von Segelschiffen kommen mit jedem Nordostmonsun von Bombay, um mit wechselndem Passate nach Indien zurückzukehren. Haupteinfuhrartikel sind indische Gewebe, die wertvollste Rückfracht bildet Elfenbein.

Nur wenige Araber und Chinesen leben in Moçambique; letztere sind meist Handwerker, während erstere sich hauptsächlich mit Sklavenhandel beschäftigen und, solange diese Leute ihr schwarzes Elfenbein in Madagascar, den Komoren oder Arabien mit viel Verdienst absetzen können, so lange wird dieses Geschäft auch weitergehen. Die schwarzen Häuptlinge der Küste werden sich stets ein Vergnügen daraus machen, Kriegsgefangene oder auch ihre eigenen Unterthanen an irgend einem Platze der Küste, über den man vorher übereingekommen ist, zusammenzutreiben. Der arabische Kapitän klariert sein Schiff unter irgendeinem beliebigen Vorwande, in dunkler Nacht nähert er sich der Küste, wo ihn dichtes Gebüsch mit Leichtigkeit verbirgt, und sobald die schwarze Ladung an Bord ist,

segelt er schleunigst nach seinem Bestimmungsort. Diesen Handel ganz zu unterdrücken, gelingt den portugiesischen Kriegsschiffen ebenso wenig, wie es einst den Engländern gelang.

Höchst interessant waren mir Gesandte des Sultans von Johanna, die nach Moçambique herübergekommen waren, um wegen Ankaufs eines kleinen Dampfers zu unterhandeln. Es waren schöne, etwas unheimlich aussehende Menschen in reichster arabischer Tracht, welche sich erst nach langem Sträuben dazu entschließen konnten, sich von mir photographieren zu lassen. (Das Haupt der Gesandtschaft war einäugig.)

Der gesellschaftliche Verkehr der Vertreter der verschiedenen europäischen Firmen untereinander in Moçambique war ein äußerst angenehmer, wenn auch nicht ganz so ungezwungener, wie in den südlichen Häfen. Nach des Tages Last und Mühen vereinigten sich Liebhaber zum Lawn-Tennis, und sogar eines Klubs kann sich Moçambique rühmen. Die Deutschen zumal versammeln sich abends häufig zu gemeinsamem Mahl und Trank. Einmal in der Woche spielt das Militärmusikkorps vor dem Palais des Gouverneurs, und alles, was die Hauptstadt an Eleganz, Reichtum und Schönheit bietet, vereinigt sich dann auf der Praza. Ich muß aber hier beifügen, daß während der Dauer meines Aufenthaltes die Vertreterinnen von Eleganz und Schönheit nur aus jungen Makua-Mädchen bestanden, die, sehr leicht gekleidet und nicht gerade allzu schüchtern, Hand in Hand um den Musik-Kiosk herumspringen. Während des heißen Sommers verlassen die Portugiesinnen ihre Wohnung selbst bei Nacht nicht.

Materiell lebt man recht gut in Moçambique, auch gibt es dort mehrere große Läden mit allen möglichen europäischen Waren. Der Aufenthalt in der Hauptstadt würde überhaupt, abgesehen von der Hitze, wiederum ein ganz angenehmer sein, wenn nur das Klima auch hier nicht so ungesund wäre. Eine Erklärung dieses Umstandes ist schwer zu finden, denn die kleine Korallen-Insel wird stets vom Seewind bestrichen und der Europäer trinkt — wenn überhaupt — nur filtriertes Regenwasser, das von den flachen Dächern in großen gemauerten Behältern zusammenströmt. Der Schmutz des Negerviertels aber und manche Gewohnheiten seiner Bewohner mögen hauptsächlich dazu beitragen, Fieber und Malaria stets auf der Insel herrschen zu lassen. Aller mögliche Schmutz und und Unrat wird am Meeresstrande zusammengetragen, und der Geruch, zumal bei Ebbe, ist hier unerträglich. Kanalisation kennt man nicht und viele Fieber werden wohl auch vom Festlande eingeschleppt, kurz, die Eingeborenen sterben häufig in erschreckendem Maße und von den 150 hiesigen Europäern (mit den Portugiesen) war kurz vor meiner Ankunft während einer Woche täglich einer gestorben. Schon seit mehreren Jahren ist man mit dem Bau eines großartigen Hospitals beschäftigt, doch scheinen die nötigen Gelder nur langsam zusammenzufließen, und ich fürchte beinahe, daß, bevor die zweite Hälfte des Gebäudes beendet sein wird, die erste schon wieder zur Ruine geworden ist.

Im großen und ganzen macht aber Moçambique den Eindruck einer bedeutenden und aufblühenden Handelsstadt, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß dieser Handel von Jahr zu Jahr zunehmen wird.

Die Komantschen.

Ethnographische Notizen von Dr. H. Ten Kate.

(Schluß.)

Die Komantschen leben in Vielweiberei, aber das Loos der Weiber ist kein so unglückliches, wie man allgemein behauptet. Weder bei den Komantschen noch bei den anderen 20 Stämmen, welche ich in den Vereinigten Staaten besucht habe, wird das Weib als ein wertloses Wesen angesehen und als Sklavin behandelt. Die Stellung des Weibes unter diesen Indianern ist keine niedrigere als diejenige des Weibes bei den unteren Volksklassen in Europa, ja ich möchte sogar sagen eine bessere, und seine Lage ist jedenfalls bei den Komantschen eine höhere als bei anderen nomadischen Stämmen, denn das Weib nimmt an verschiedenen Erörterungen und an den Gesprächen der Männer teil.

Leider schreiben die Ethnographen meist die Angaben ihrer Vorgänger über diese Frage ab, ohne sich die Mühe zu nehmen, sich zu fragen, ob derartige Behauptungen auch eine ernste Begründung haben. Ich will nicht leugnen, daß ein Indianer im allgemeinen oder ein Komantsche im besonderen sein Weib prügeln könnte, wenn dasselbe den Zorn seines Gatten durch irgend einen Anlaß erregt hat. Aber kommt dies nicht auch bei uns vor? Schon die einzige Thatsache, daß bei der überwiegenden Mehrheit der indianischen Stämme, wenn nicht gar bei allen, das Erbrecht der weiblichen Linie folgt und das Kind dem Clan seiner Mutter angehört, ist ein Beweis gegen die Behauptung, daß das Weib für eine Sklavin angesehen wird. Hat es nicht schon bei manchem Stamm weibliche Häuptlinge gegeben? Habe ich nicht selbst solche bei den Irokesen und den Apatschen gefunden? Wenn die Weiber am Spiel, besonders am Kartenspiel, mit den Männern teilnehmen, wenn sie in Gegenwart der Krieger den Kalumet rauchen, wenn der Mann gegen sein Weib galant ist, wie ich es manchmal beobachtet habe, sind dies nicht Beweise, daß das Weib nicht wie eine Sklavin oder wie ein wertloses Wesen betrachtet wird? [1]

[1] Zwei amerikanische Ethnographen, die Herren Powell und Owen Dorsey, welche aus ihrer eigenen Erfahrung zur Beurteilung dieser Frage befugt sind, bestätigen absolut das was ich soeben gesagt habe. „Major Powell gab an, das gesellige Leben der Wilden sei wesentlich verfälscht worden durch unwissenschaftliche Reisende, welche große Geschichten von ihren Abenteuern unter

Obwohl die eheliche Verbindung gewöhnlich mit der Einwilligung von Mann und Frau eingegangen wird, so findet sie manchmal auch durch Raub oder Gewalt statt. Häufig wird die Ehe schon in einem sehr jugendlichen Alter eingegangen, was vielleicht eine der Ursachen der Unfruchtbarkeit mancher Ehe ist. Was die ehelichen Beziehungen betrifft, so finden sie nicht more equino, sondern a latere statt.[1]

Wenn die Komantschenweiber vor der Verheiratung auch ziemlich freie Sitten haben, so ändern sie doch mit dem Ehestand alsbald ihren Lebenswandel vollständig. Der Ehebruch bei der Frau wurde früher bestraft, indem man ihr einen Pfeil durch den Fuß schoß; später verlangte die Sitte, daß man ihr die Nase abschnitt, aber dieser Brauch kommt nachgerade ab.

Wenn der Mann argwöhnt, daß ihm die Frau untreu sei, so zwingt er sie, einen Eid zu leisten, daß sie unschuldig sei. Sie macht sich dabei mit einem Messer einen Einschnitt in die Hand oder in den Arm und benetzt sich die Lippen mit dem fließenden Blut; dann erklärt sie sich für unschuldig und ruft den „Vater" (das höchste Wesen) und alles, was ihr heilig ist, zu Zeugen an. Nur sehr selten sagt ein Weib bei diesem Anlaß nicht die Wahrheit, weil sie fürchtet, der „Vater" bestrafe ihre Lüge durch eine fürchterliche Krankheit oder einen schrecklichen Tod.

Beziehungen zwischen Komantschenweibern und weißen Männern sind äußerst selten. (Die Behauptung, daß die Indianer ihren Gästen ein Weib anbieten, erklärt schon Schoolcraft in seinem Werk [Bd. V, S. 684] für unrichtig.) In dieser Beziehung unterscheiden sich die Squaws der Komantschen, wie diejenigen der Utes und Cheyennes, bedeutend von ihren Schwestern vom Stamm der Arapahoes, einem der ausschweifendsten und zugleich ungesundesten der Prärien.

Wie bei allen Indianerstämmen, welche ich besucht habe, ist das Gefühl der Scham ebenso bei den Männern wie bei den Weibern sehr entwickelt. Ich war nie imstande die Geschlechtsteile eines erwachsenen Mannes zu sehen, und die Weiber sind im allgemeinen noch weit zurückhaltender als man glaubt.

Obgleich die Entbindung der Komantschenweiber sehr leicht von statten geht, so gibt es doch berufsmäßige Wehemütter in dem Stamme. Ueber die Dauer der Katamenien trennen sich die Weiber von ihren Familien und flüchten sich unter Schuppen von Baumzweigen. Gebiert ein Weib Zwillinge, so ist es Sitte, das eine der beiden Kinder umzubringen. Dieser Brauch gründet sich wahrscheinlich auf die Idee, es sei für eine Frau demütigend, mehr als Ein Kind auf einmal zur Welt zu bringen, wie es die Hündinnen thun; oder vielleicht räsoniert man auch so: besser das eine von den beiden sterben zu lassen, als sie beide der Gefahr des Verhungerns preisgeben. Endlich glaubt man vielleicht auch, jeder der beiden Zwillinge habe seinen eigenen Vater. Allgemeine Regel ist aber, daß die Eltern ihre Kinder sehr lieben und häufig liebkosen.

Die Regierung bei den Komantschen ist wesentlich demokratisch. Die Würde des Häuptlings (Paravo) ist keineswegs erblich, sondern beruht auf Wahl, und die Autorität wird nicht ohne Widerstand ausgeübt. Es gibt keinen obersten Häuptling der Nation, sondern jeder kleine Stamm oder Unterabteilung hat seinen besonderen Häuptling.

Das Gesetz der Komantschen ist das des Richters Lynch: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nur kann der Teil, welcher ein Verbrechen begangen hat, die Rache oder Ahndung desselben abkaufen.

Die Sprache der Komantschen gehört bekanntlich (nach Gatschet) zu der Numa-Familie und ist daher den Sprachen der Schoschonen, Utes, Pa-Utes, Moquis u. a. m. sehr nahe verwandt. Die Komantschen-Sprache ist in den Ebenen des Südwestens sehr verbreitet und wird von einer Menge Stämme verschiedenen Ursprungs gesprochen. Sogar die Sioux im Norden verstehen einigermaßen das Komantsche, und man könnte daher diese mit vollem Recht die „Hofsprache" der Regionen des großen Südwestens nennen. Außer ihrer eigenen Sprache bedienen sich aber die Komantschen auch der Zeichensprache, welche unter den Stämmen der Ebenen so verbreitet ist. Diese Sprache hat eine beziehungsweise große Vollkommenheit und entspricht allen Bedürfnissen des Indianers. Ich habe einen Cheyenne- und einen Keiowä-Indianer beobachtet, welche sich zwanzig Minuten lang über einen Pferdediebstahl unterhielten, ohne ein Wort zu sprechen, sich aber dennoch vollständig verständlich machen konnten.[1] Eine der Komantsche-Sprache

denselben zu erfinden suchten; in keinem der Stämme nordamerikanischer Indianer, mit welchem er bekannt geworden, seien Kinder mißhandelt oder Weiber zu Sklavinnen gemacht worden. Im Gegenteil, das Weib gehört immer zu einer anderen gens als der Mann, und er darf nicht wagen sie zu mißhandeln, wenn er sich nicht der Rache ihrer Verwandten aussetzen will." Major Powell behauptet auch, es herrsche eine billige Teilung der Arbeit zwischen den Geschlechtern. Die Männer sorgten für den Unterhalt ihrer Familien und die Weiber versahen die weiblichen Arbeiten. Er hatte die Darlegung vieler Liebe zwischen Mann und Weib und zwischen Eltern und Kindern beobachtet. Herr Dorsey hat verschiedene Beobachtungen gemacht, welche die Behauptungen des Herrn Powell bestätigen (vgl. „Transactions of the Anthropological Society of Washington." Vol. I. p. 39). — Kapitän John S. Bourke, ein amerikanischer Offizier, welcher durch lange Erfahrung mit dem indianischen Charakter genau vertraut ist, äußert gelegentlich einer Szene zwischen zwei Verliebten, welcher er im Pueblo (Dorf) San Domingo anwohnte: „Es wird so viel Unsinn über die gänzliche Abwesenheit der Neigung in dem indianischen Charakter, namentlich in den gegenseitigen Beziehungen der Geschlechter, geschrieben, daß es mir großes Vergnügen macht, dieses kleinen Ereignisses zu erwähnen." (Vgl. „The Snake-Dance of the Moquis of Arizona." London 1884, S. 46.)

[1] De Cessac, S. 110.

[1] Wegen weiterer Einzelheiten über die Zeichensprache verweise ich auf die schöne Studie des Obersten Garrick Mallery in „First Annual Report of the Bureau of Ethnology", Washington, 1881.

eigene, merkwürdige Eigentümlichkeit, welche man vielleicht auch in den Mundarten der anderen Stämme findet, ist die, daß ein Teil ihrer copia verborum sich fortwährend verändert. Wenn es z. B. jemanden gibt, der Adler oder Bison heißt, und wenn der Träger dieses Namens stirbt, so erfindet man ein anderes Wort für diese Tiere, weil es nicht erlaubt ist, den Namen irgend eines Verstorbenen auszusprechen.

Die Komantschen haben ebenfalls die unter den Indianern beinahe allgemein verbreitete Gewohnheit, den Ihrigen sehr oft obscöne persönliche Namen zu geben. Die Keiowäs scheinen in dieser Beziehung eine seltene Ausnahme zu sein.

Der Trapper, welcher Herrn v. Cessac die Aufschlüsse hierüber geliefert hat, behauptet, in der Komantsche-Sprache fehlen die Ausdrücke über Zwanzig, um die Zahlen zu veranschaulichen, und man müsse deshalb seine Zuflucht zu den Fingern oder zu auf dem Boden gezogenen Strichen nehmen. Ich habe im Gegenteil gefunden, daß die Komantschen leicht bis auf 10,000 und darüber hinaus zählen. Nur nehmen sie möglicherweise ihre Zuflucht zu den Zeichen, wenn sie mit Indianern verkehren, deren Sprache sie nicht verstehen, allein nicht deshalb, weil ihnen die Ausdrücke dafür fehlen. Ebensowenig habe ich gefunden, daß die Worte für die Zahlen zwei und drei mit der Voranstellung der Silben am-pé in die Zusammensetzung der beiden Ausdrücke sieben und acht übergehen. Beim Nachschlagen der Wörtersammlung, welche ich bei den Komantschen aufgenommen habe, finde ich, daß zwei Wahat, drei Pahêst, sieben Taahstyo und acht namehwastyo heißen.

Die Komantschen wissen trefflich die Farben zu unterscheiden, nur fehlen ihnen, wie man dies oft bei den Indianern beobachtet, gewisse besondere Ausdrücke in ihrer Sprache. Für Fleischfarbe oder Rosa z. B. (englisch Pink) sagen sie: Hasete-ėkopt, ein bißchen rot; orange und gelb werden nur durch die Worte Ohopt oder Ahapt, Purpur durch Hasete-ekloipt, ein bißchen blau, ausgedrückt.

Ein allgemein üblicher Zeitvertreib bei den Komantschen ist das gegenseitige Erzählen von Geschichten und Fabeln, namentlich an den langen Abenden, wenn sie in ihre Zelten ums Feuer sitzen. Sie streiten sich auch viel und führen regelrechte Wortkämpfe, um ihren Scharfsinn zu üben. Einer von ihnen stellt eine Frage, auf welche die anderen der Reihe nach antworten; man fragt z. B.: „Würdest Du Dein Weib oder Dein Kind retten, wenn Du nur Gelegenheit hättest, das eine oder das andere zu retten?" Oder auch: „Wenn Du die Wahl hättest, auf Dein Pferd oder auf Deinen Tabak verzichten zu müssen, welches würdest Du wählen?"

Manche Schriftsteller behaupten, die Indianer im allgemeinen besitzen keinen besonderen Namen für die Jahreszeiten. Dies ist ein Irrtum. Die Komantschen unterscheiden ebenso genau wie die anderen Indianer nicht allein unsere vier Jahreszeiten, sondern machen noch den Unterschied zwischen gewissen Phasen in jeder Jahreszeit.[1] Der Indianer ist von Natur aus ein feiner Beobachter und hat ein gutes Auge für die Einzelheiten seiner Umgebung. Wo es sich um das Klima, um Boden, Tiere oder Pflanzen handelt, sind seine Unterscheidungen in mancher Beziehung weit feiner als die unsern. Ihre Mythologie handelt oft von den Ursachen der verschiedenen Naturerscheinungen, von gewissen Charakteren der Tiere u. s. w.

Für mehrere Sterne und Sternbilder haben die Komantschen besondere Namen, was ganz natürlich ist, wenn man sich erinnert, daß die Gestirne ihnen oft auf ihren langen Ritten durch die Steppen zu Führern dienen müssen. Der bedeutendste in dieser Beziehung ist für sie der Polarstern, den sie schlichtweg „Stern", Tatschinop, nennen; der Morgenstern heißt Tatatschinôp, der Orion Tadémemo, die Plejaden Soweté, die Milchstraße Esschabit, der Wagen Wokhe-pôk. Für die Sonne als Himmelskörper und für den Tag haben die Komantschen nur einen einzigen Ausdruck, Tabe oder Taab; für das Firmament gebrauchen sie den Ausdruck „Weiße Wolke"; wenn es donnert, sagen sie: „Die Wolken schreien."

Obgleich es mir sehr schwer geworden ist, einige Auskunft über die religiösen Vorstellungen der Komantschen zu erhalten, so ist es meiner Ansicht nach doch sicher, daß die Indianer nicht Montezuma anbeten, wie es Maillard[2] und noch neuerdings Herr v. Cessac[3] behauptet haben. Wenn es vielleicht hie und da auch Komantschen gibt, welche den Namen Montezuma kennen, so kennen sie ihn durch die Mexicaner und haben selbst dann nur einen absolut undeutlichen Begriff von dieser Person. Das Wenige was ich von den Glaubenssätzen der Komantschen weiß, ist, daß ihre Religion eine Art Sabäismus ist. Sie beten die Sonne (Taab, Tabe, Taab-setscha) an, in welcher sie die Schöpferin der Erde und alles dessen sehen, was sich darauf befindet; sie glauben an das Vorhandensein eines zukünftigen Lebens für alle Komantschen und deren

[1] „So viel ich mich davon vergewissern konnte, bedienen sich die Komantschen nicht des mexikanischen Kalenders." (Maillard, History of the Republic of Texas. London 1842. p. 247. 250.

[2] A. a. O. S. 244.

[3] Revue d'Ethnographie. I. p. 116, 117. — Ich habe absolut keine Bestätigung davon gefunden, daß die Komantschen glauben, Montezuma residiere in der Sonne und kehre unter einer geistigen Form zurück, daß sie ihm zu Ehren ein heiliges Feuer gewissenhaft unterhalten. Mehrere Reisende haben behauptet, auch die Pueblos-Indianer beten Montezuma an. Der Ursprung dieser irrigen Behauptung und dieser Verwechselung mit den mexicanischen Ueberlieferungen rührt sehr wahrscheinlich davon her, daß die Zuñis eine Mythe von einem Gott namens Po-schai-an-k'ia, dem Gründer ihrer religiösen Satzungen, haben, der, nachdem er unter den Zuñis, den Moquis und anderen Indianern eine zivilisatorische Rolle gespielt hat, der Sage zufolge nach Schi-pa-pu-li-ma, der nebelverhüllten Stadt, zurückgekehrt ist. Po-schai-an-k'ia hat unter diesen dieselbe Rolle gespielt, wie Hiawatha unter den Irokesen und Manabozho unter den Tschippewäs. (Vgl. Cushing: Zuñi Fetishes in „Second Annual Report" Bureau of Ethnology. Washington 1883.

sämtliche Tiere. Sie stellen sich dasselbe vor als das Land der Glückseligkeit. Wenn bei Sonnenauf- oder Untergang die Strahlen den Himmel und die Wolken mit einem rosigen Schimmer erleuchten, glauben sie, diese Färbung werde verursacht durch die Wolken von rotem Sand, der aufgewühlt werde von den Füßen von Millionen seliger Komantschen, welche im Lande „Apamine" tanzen. So nennen sie den Ort, wo sie das zukünftige Leben zubringen werden, von Apa, Aspa, Vater, und Minam, gehen, kommen. Als ich den alten Häuptling Mau-wä fragte: ob er glaube, daß die bleichen Gesichter auch nach Apamine kämen? erwiderte er: „Wir wissen es nicht; vermutlich haben sie ihr eigenes Paradies. Wir haben Mühe genug, für uns selbst zu sorgen. Die Bleichgesichter sollen sich ihr eigenes Apamine finden."

Die Sitte der Beerdigung der Toten und die Leichen-Zeremonien der Komantschen sind schon jetzt durch die Berührung mit den Weißen sehr modifiziert worden. Ich habe einem Teil der Leichenfeierlichkeiten eines alten und hochgeehrten Häuptling der Peneteka-Komantschen beigewohnt. Als ich eines Tages an den Ufern des Washita spazieren ging, hörte ich in einiger Entfernung Geschrei und Wehklagen; ich beeilte mich und betrat bald eine Lichtung im Walde, einer kleinen Niederlassung gegenüber, und sah eine gewisse Anzahl Männer und Frauen, welche wilde Klagen und Seufzer ausstießen und einen mit zwei Maultieren bespannten Karren umstanden, worauf ein in eine Decke gewickelter Leichnam lag.[1] Außen auf dem Karren saß der Kutscher, ein beinahe nackter Indianer, zu Häupten des Toten ein anderer Indianer; auf jeder Seite des Karrens und in einiger Entfernung von einander hatten sich drei Männer so aufgestellt, daß sie nach dem Karren hinschauten. Sechs oder acht Weiber, Brust und Beine nackt bis zum Knie, standen hinter dem Karren und hatten sich Gesicht, Brust und Arme mit Messern so zerschnitten, daß das Blut heruntertröpfelte. Weiber und Männer weinten oder stellten sich weinend und ließen ununterbrochen ihr Schluchzen und klägliches Geschrei hören. Als man mich bemerkte, winkte man mir, mich zu entfernen, und setzte die Wehklage fort, obwohl ich dablieb. Wenige Schritte von der Gruppe stand eine Anzahl Pferde, denen man die Schweifhaare glatt abgeschnitten hatte. In einem gegebenen Augenblick verließ der Karren das Lager und fuhr die Leiche im Trab nach dem Grabe, das man in einiger Entfernung zwischen den den Horizont begrenzenden Hügeln gegraben hatte. Man setzte das Schluchzen und Weinen noch einige Minuten fort, dann hörte alles auf und die Gruppen zerstreuten sich. Einige Stunden nachher fand ich an derselben Stelle die Niederlassung abgebrochen und die Indianer verschwunden.

[1] Der Agent der Reservation, Herr Hunt zu Anadarko, der den Leichnam des Häuptlings gesehen, ehe man ihn noch in die Wolldecke gewickelt hatte, sagte mir, man habe ihm das Gesicht rot bemalt und ein Paar Büffelhörner auf den Kopf gesetzt.

Man erschlägt nicht die Pferde des Verstorbenen und die Weiber schneiden sich nicht die Haare dicht am Kopf ab, wie der Trapper des Herrn v. Cessac a. a. O. S. 115 behauptet. Von den persönlichen Habseligkeiten des Toten wird ein Teil mit der Leiche begraben, den Rest aber verbrennt man.

Nach Herrn Jones lassen die Weiber in den ersten Tagen nach dem Begräbnis, um Sonnenauf- und Sonnenuntergang, dasselbe Klagegeschrei hören; darauf wiederholt man es noch lange als Zeichen der Trauer in der Jahreszeit, worin der Todesfall stattgefunden hat. Ist der Tote z. B. im Herbste gestorben, so kommt man in dieser Jahreszeit jenen Verpflichtungen nach u. s. w.

Bevor die Komantschen im Besitz von Karren waren, welche die Regierung ihnen zum Gebrauch bei der Landwirtschaft liefert, lud man die Leiche auf ein Pferd und schaffte sie auf diese Weise nach dem Grabe.

Die unversöhnlichen Feinde der Komantschen sind außer den Amerikanern und Mexicanern die Indianer von den Stämmen der Utes oder Utahs, der Osagen, der Kansas oder Kaws und die Tonkaways. Letzterer Stamm, jetzt auf nur etwa hundert Individuen reduciert, bestand aus Menschenfressern und hieß daher bei den Komantschen Nimetéka. Die Karonkawäs, die alten Bewohner des Küstenstrichs von Texas, welche heutzutage nur noch in der Sage existieren, waren in gleicher Weise die Feinde der Komantschen. Sie waren groß und stark und pflegten sich, nach der Sage der Komantschen, auf den Rücken zu legen und die Beine in die Höhe zu strecken, wenn sie mit Bogen und Pfeilen schossen.

Die Komantschen gaben den ihnen bekannten Stämmen folgende Namen:[1] Die Cheyennes nennen sie Sianavo, gemalte Federn (oder Pakanavo, bemalte Pfeile); die Arapahoes Saritéka, Hundefresser; die Utes Yûta; die Sioux, Zuyetschiske, Kehlabschneider; die Kansas, Môtawas, ohne Haarlocke auf der Stirn; die Pahnis, Pawnees, Kwitaraa, wunde Hinterbacken; die östlichen Apatschen, Taschi oder Tazi; die Apatschen von Arizona, Tamûita, aufgestülpte große Zehen; die Lipans, Hutaschi, Wald-Apatschen; die Mezcaleros-Apatschen, Esselwitta, graue Hinterbacken; die Pueblos-Indianer, Taiwa, kleine Leute; die Witschitas, Tûghkanne, finstere Häuser oder Sonikanik, Grashütten, oder Pitschinavo, bemalte Brüste; die Caddos, Attawits; die Kickapus, Sikapu.[2]

Für die Amerikaner haben die Komantschen den Namen Tabutavo; die Mexicaner bezeichnen sie mit dem Namen

[1] Man vergleiche meine Denkschrift: „La synonymie ethnique et la toponymie chez les Indiens de l'Amérique du Nord." („Comptes rendus de l'Académie royale des sciences." Section littéraire. IIIme série, vol. I, Amsterdam 1884), worin ich alle Völkerschafts- und Stammesnamen nach dem Alphabet von Powell und Lepsius angegeben habe.

[2] Bezüglich der Orthographie der ethnischen Namen und der Komantschenworte will ich hier bemerken, daß, abgesehen von der

Yutaïvo, gemeine Leute; die Deutschen mit dem Namen Môtscheravo, bärtige Leute, und die Neger unter dem Namen Sustavo.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Reicher noch als das Land an Amphibien sind das Meer, die Flüsse und die Sümpfe an Fischen, die besonders an der Küste so massenhaft vorkommen, daß, anstatt nun für den Bedarf an gesalzenem Fisch (Morue, Stockfisch oder Bakkeljauo) jährlich mehr als 150,000 Gulden an die Vereinigten Staaten zu bezahlen, bei zweckmäßigem Fang und besserer Zubereitung die ganze Bevölkerung der Kolonie von inländischen Fischen leben könnte, und die feineren Arten, die an Wohlgeschmack von den besten Europa's nicht übertroffen werden, gesalzen, geräuchert oder als Konserven zur Ausfuhr sich eignen dürften.

Bezüglich ihres Aufenthaltes werden in der Kolonie die Fische in drei Gattungen eingeteilt; nämlich in See- oder Salzwasser-, Fluß- oder Süßwasser- und Wald- oder Sumpf-Fische. Die ersteren leben im Meere, ziehen aber manchmal, besonders in den Trockenzeiten, so weit in die Flüsse, bis die Meeresflut keine Wirkung mehr hat und das reine süße Flußwasser vorwaltet. In den Regenzeiten aber, wo die Flut durch die Menge und Gewalt des Binnenwassers weniger Kraft hat, um ihren Salzgehalt dem Flußwasser mitzuteilen, kommen die Fische des inneren Landes zuweilen bis an die Mündungen, wo das Wasser noch süß ist. Die Wald- oder Sumpf-Fische, die in den Sümpfen oder schlammigen Creeken sich aufhalten, ziehen, wenn in den Regenzeiten die niedrig gelegenen Waldungen oder Savannen überschwemmt werden, in diesen umher und nähren sich von saftigen Früchten oder von Insekten, bis die Trockenzeit eintritt und sie nötigt, sich wieder in die Creeke oder in tiefere Sümpfe zurückzuziehen. Manche bleiben, wenn die Wasser sich verlaufen oder eintrocknen, in den Tümpfeln zurück, wo mehrere Arten sich über die Trockenzeit im Schlamm verstecken und so eine Art Winterschlaf halten, oft aber in großen, lange anhaltenden Trockenzeiten aus Mangel an Wasser massenhaft wegsterben. Diese Waldfische sind selten über ein Pfund schwer und werden meistens in den Trockenzeiten mit der Angel oder in den Tümpfeln mit der Hand gefangen und frisch oder geräuchert auf den Markt gebracht. Da, wie bereits gesagt, die arbeitende Bevölkerung der Pflanzungen beinahe ausschließlich von gesalzenem Kabeljau lebt, den nordamerikanische Fischer an der Küste von Neu-Fundland fangen, so ist bei allem Reichtum der surinamischen Fischfauna der Fischfang so unvollkommen und wird bei den das Innere des Landes bewohnenden Indianen und Buschnegern so verderblich und ausrottend betrieben, daß er nur einen sehr geringen Ertrag liefert. Mit der Seefischerei beschäftigen sich mehrere Farbige in Paramaribo. Sie bedienen sich kleiner, bei 100 Fuß langer Netze, die etwa 6—8 Fuß breit, oben durch runde Scheiben von Pantoffelholz auf einem Abstand von 2—3 Fuß in die Höhe gehalten werden, während am unteren Saume Bleikugeln das Netz auf den Boden halten. Diese Netze, „Sleep" geheißen, zieht man über den Boden hin ans Land, wo dann die Fische in einem in der Mitte des Netzes befindlichen Sacke zusammenkommen und ans Land gezogen werden. Solche Fischer entfernen sich nie weiter als fünf bis sechs Stunden von der Stadt, um ihren Fang jeden Tag auf dem Markte verkaufen zu können. Andere, vermöglichere Fischer fahren mit ihren Booten, die durch acht bis zehn Neger gerudert werden, an das schlammige Seeufer der Küste, wo sie mehrere Tage oder Wochen bleiben, ihre Fische räuchern und dann zum Verkaufe nach der Stadt bringen. Zum Ankauf der Netze und des Fahrzeuges gehört schon ein Kapital von 5000—6000 Gulden. Diese Fischer wählen zu ihrem Fang die Schlammbänke, die sich, vom Ufer aus sanft ablaufend, manchmal eine Stunde weit in die See hineinziehen und bei niederer Ebbe ganz trocken sind. Solche Bänke bestehen aus einem zähen Schlamm, in dem man fußtief waten muß. Es werden nun am äußersten Rande dieser Bänke, bis wohin bei der niedersten Ebbe das Wasser noch reicht, auf einen Abstand von 10—12 Fuß Stecken gesteckt, die 8 Fuß hoch über die Bank hervorragen und einen Halbkreis von 5000 bis 6000 Fuß Länge bilden, so daß die beiden Enden auf der allmählich höher werdenden Bank sich dem Lande nähern, wo, während bei der höchsten Flut in der Tiefe des Halbkreises 5—6 Fuß Wasser steht, bei den äußeren, dem Lande näheren Enden, das Meer kaum halb so tief ist. Man befestigt nun, ehe die Flut anfängt, oben an den Stecken ein zusammengerolltes Netz, das 6—8 Fuß Höhe und eine Länge von 5000—6000 Fuß hat, so daß der ungeheure Halbkreis damit eingeschlossen werden kann. So vorbereitet, erwartet man die Flut, mit welcher die Fische ihre Züge landwärts, unter den aufgerollten Netzen hindurch, anstellen. Hat nun die Flut ihre höchste Höhe erreicht, so läßt man das aufgerollte Netz fallen, dessen oberer Saum durch die Stecken über dem Wasser gehalten wird, während der untere, den kleine Bleikugeln niederdrücken, mit den Füßen in den Schlamm getreten wird. Tritt nun die Ebbe ein, so ziehen die Fische wieder seewärts, finden aber da das Netz, und während sie einen Ausweg suchen, ist am oberen Ende das Wasser bereits so weit gefallen, daß sie wieder die Tiefe suchen, und endlich am Ende der Ebbe in der Mitte des Netzes ganz auf's Trockene kommen. Auf diese Weise, aber mit einem viel kleineren Netze, fing einer meiner französischen

Schwierigkeit, die Laute einer Sprache, welche man nicht kennt, schriftlich wiederzugeben, sich hier die Erscheinung darbietet, daß derselbe Indianer beinahe jedes Wort seiner Sprache auf verschiedene Weise ausspricht.

Bekannten auf einmal über 700 Stück des köstlichen Gewerima, Mugil brasiliensis, eines über zwei Fuß langen Schuppenfisches, der in Paramaribo mit zwei bis drei Gulden bezahlt wird. Außer diesen, die zwar nicht immer so häufig sind, allein längs der schlammigen Küste massenhaft vorkommen, sind bei dieser Art des Fischens immer noch eine Menge anderer Schuppenfische, Welse, Haie 2c. im Netze, die dann alle geräuchert werden. Zu diesem Zwecke ist auf einer etwas erhöhten Stelle des Ufers aus Pfosten und Stecken ein Rost, „Barbacot", errichtet, auf welchem die ausgenommenen und, wenn sie groß sind, auf dem Rücken aufgeschnittenen Fische ausgebreitet werden. Unter diesem Gerüst wird nun ein Feuer so lange unterhalten, bis die Fische getrocknet oder vielmehr hart gebraten sind. Da sie weder abgeschuppt noch gesalzen werden, so lassen sie sich nicht lange aufbewahren, denn gar bald legen Insekten ihre Eier hinein und sie wimmeln dann von Maden und Speckkäfern. Eine andere Zubereitung, die im französischen Guiana im Gebrauch ist, ähnelt mehr dem Trocknen des Klippfisches an den Küsten von Neufundland und ist viel zweckmäßiger. Die Fische werden auf dem Rücken aufgeschnitten, abgeschuppt, in die dicken, fleischigen Teile lange Einschnitte gemacht, diese mit feinem Salze eingerieben und im Winde aufgehangen. In zwei bis drei Tagen sind sie so trocken, daß sie, in Körbe verpackt, beinahe ebenso lange halten, als der im Norden bereitete Klippfisch. Sind die Fische groß, wie manche Wels-Arten, so wird das Fleisch der Länge nach in lange, dünne Stücke geschnitten, mit Salz eingerieben und im Winde getrocknet. Bloß die die Fischerei als Gewerbe treibenden Farbigen bedienen sich der Netze, wodurch die Bewohner der Stadt notdürftig und nicht einmal täglich mit frischem Fisch versehen werden. Die Eingeborenen des Landes, die Indianen, und die das Innere bewohnenden Buschneger, gebrauchen statt der Netze die sogenannten Parels, dünne, aus den Blattstielen von Palmen geschlitzte acht Fuß lange, zollbreite Stäbchen, die durch Lianen so dicht aneinander gereiht werden, daß wohl das Wasser ablaufen, aber kein Fisch durchschlüpfen kann, und sie eine Art spanische Wand bilden von manchmal 25 Fuß Länge. Mit diesem Parel wird nun die Mündung eines Creek, der möglichst weit landeinwärts läuft und bei Ebbe trocken wird, zur Zeit der höchsten Flut, abgeschlossen, so daß den Fischen, die bei Flut landeinwärts ziehen, bei eintretender Ebbe die Rückkehr in den Fluß verwehrt wird, sie also innerhalb des Parels auf dem Trockenen liegen bleiben und so gefangen werden. Da viele Arten Fische bloß am Tage die Creeken besuchen, andere aber bei Nacht, so bekommt man, wenn die Flut um Mitternacht ihre höchste Höhe erreicht hat, ganz andere Fische, als wenn man die Creeken bei Tag abschließt. Im höheren Lande aber, wohin die Meeresflut nicht mehr dringt, der Wasserstand der Flüsse und Creeks nicht von dieser sondern von Regen- und Trockensaisonen abhängig ist, werden die Creeken zwar auch auf diese Weise abgesperrt, man gebraucht aber zum Fange der Fische narkotische Pflanzen, mit deren Saft man das Wasser der Flüsse und Creeken vergiftet, wodurch die Fische berauscht und getötet werden. Es werden zu dieser Art des Fischens dreierlei Arten narkotischer Pflanzen verwendet, nämlich eine im oberen Lande wachsende, holzige, manchmal mehr als armsdicke Liane, die man Nekko nennt und die zum Geschlecht der Papilionaceen gehört, Lonchocarpus scandens. Vor dem Gebrauche werden Stücke dieser Liane mit einem keulenförmigen Stücke harten Holzes so lange geklopft, bis sie ganz faserig und zerfetzt sind. Ist nun der Creek, in dem man ponsen will, mit dem Parel gut abgeschlossen, so gehen die Indianen manchmal ein Kilometer weit an dem Creek hinauf oder bis an den Ursprung desselben und waschen die so zerfetzten Stücke der Liane im Wasser aus, das die giftigen Teile der Pflanze abwärts strömend überall in dem Creek verbreitet. Es versteht sich, daß, je bedeutender die Wassermasse ist, die man vergiften will, man umsomehr Stücke der Liane nötig hat.

(Fortsetzung folgt.)

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Zu haben in jeder Buchhandlung.

Die Tlinkit-Indianer.

Ergebnisse einer Reise
nach der **Nordwestküste** von **Amerika** und der **Beringstraße,**
ausgeführt im Auftrage der **Bremer Geographischen Gesellschaft** in den Jahren 1881—1882 durch die Doctoren Arthur und Aurel Krause,
geschildert von
Dr. Aurel Krause.

Ein starker Band gr. 8° mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte 11 M., elegant gebunden 13 M.

Die Reisenden haben längere Zeit unter einem von der Civilisation noch wenig oder gar nicht berührten Stamme des hochinteressanten Tlinkit-Volkes gelebt, die merkwürdigen Sitten und Gebräuche derselben kennen gelernt und ihre mündlichen Ueberlieferungen gesammelt.

Indien.

Von **Paul Mantegazza,**
Mitglied des Senats, Professor an der Universität Florenz.
Autorisirte Ausgabe.
Aus dem Italienischen von H. Meister.

Ein starker Band gr. 8°. In eleganter Ausstattung 8 M., elegant gebunden 10 M.

Der große italienische Gelehrte, der sich einen wohlverdienten Weltruf und insbesondere in Deutschland durch seine Physiologie der Liebe (in gleichem Verlage, 2. Aufl. 1884) zahlreiche Freunde erworben hat, schildert uns in seinem neuesten Buche Indien, auf das gerade jetzt Aller Blicke gerichtet sind. Ein hervorragender deutscher Kritiker sagt: „Dieses Buch über Indien ist ein Meisterwerk feiner Beobachtung und prächtiger Schilderung."

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 45. Stuttgart, 9. November. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Reiseskizzen aus Griechenland. Von C. Hoffmann. S. 881. — 2. Bulgarien und seine Bewohner. S. 885. — 3. Noch ein Wort zur Hallorenfrage. Von H. Heyn. S. 888. — 4. Mikronesien und seine Zustände. S. 890. — 5. Nekrolog Daniel David Veth. S. 891. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 893. — 7. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 896. — 8. Kleinere Mitteilungen: S. 899. Der Yellowstone-Park als Bison-Gehege. Philippopel. — 9. Notizen. S. 900.

Reiseskizzen aus Griechenland.

Von C. Hoffmann.

Es war am 2. April, als ich von Athen aufbrach, um den Peloponnes zu bereisen. Vergebens hatte ich mich nach einigen Begleitern für diese Tour umgesehen; die meisten der jungen deutschen Gelehrten, die ich im Hotel d'Athènes kennen gelernt hatte, beabsichtigten in wenigen Tagen nach Delphi aufzubrechen, andere wollten Konstantinopel besuchen. Ich war schon zweifelhaft geworden, ob es unter solchen Umständen für mich geraten sei, allein mit einem Führer die Reise zu unternehmen; da redete mir Herr Dr. J. aus Wernigerode, der einen längeren Urlaub erhalten hatte, um Italien und Griechenland zu sehen, entschieden zu, meinen Plan nicht aufzugeben. Er war kurz vorher von einer Reise in den Peloponnes zurückgekehrt und versicherte, wenn man sich einfach kleide und keine Wertsachen sehen lasse, werde man nirgends behelligt. Er empfahl mir den Führer, der ihn begleitet hatte, den Levtheris Charakazanis.

Herr Dr. Deffner, der kurz vorher zum ersten Bibliothekar der Universität Athen ernannt worden war, hatte die Güte, mir einige Artikel aufzuschreiben, die ich von meinem Führer unterzeichnen lassen sollte. Dieser verpflichtete sich dadurch, mich im Laufe von 14 Tagen von Athen über Megara, Korinth, Mykenae, Argos, Tegea, Sparta, Leondari und Andritzena nach Olympia und von dort über den Erymanthus nach Patras zu führen, mir auf der ganzen Reise Logis und Nahrungsmittel zu stellen und für zwei Pferde zu sorgen, deren eines mit einem englischen Sattel versehen sein müsse. Dafür solle er sogleich 200 und nach unserer Ankunft in Patras andere 200, zusammen also 400 Franken erhalten.

Levtheris unterzeichnete bereitwillig die Artikel, erklärte jedoch dabei lächelnd, wenn er ein rechtschaffener Mann sei, so habe ich seine Unterschrift nicht nötig; sei er dagegen ein Schuft, so werde mir auch dieser Zettel nichts helfen. — Levtheris war eine merkwürdige Erscheinung, sehr mager und auf einem Auge blind; seine langen, zum Teil schon grauen Haare hingen schlaff herab. Er trug einen gewaltigen Schnurrbart, während das übrige Gesicht gelegentlich rasiert zu werden schien. Er war nicht in das Nationalkostüm gekleidet, zur Kopfbedeckung diente ihm vielmehr ein Hut von schwarzem Seidenstoff mit breiter Krempe; er hatte eine schwarze Jacke an, weite Hosen, weiße Strümpfe und gelbe Pantoffeln.

Es lag natürlich nicht in meiner Absicht, bei einem so flüchtigen Besuche des Peloponnes eingehende archäologische Studien zu machen; ich wollte das Wichtigste, wenn auch nur im Fluge, sehen und Land und Leute kennen lernen. Meinen Koffer, den ich auf einer Gebirgsreise unmöglich mitnehmen konnte, versprach mir ein auf dem deutschen Konsulate thätiger junger Kaufmann, Herr Beck, dem deutschen Konsul in Korfu, Herrn Fels, übersenden zu wollen, sobald ein Dampfer aus dem Piräus dorthin abgehe.

Am 2. April, morgens gegen 8 Uhr erschien nun mein Führer mit seinen beiden Pferden vor dem Hotel. Ueber

den Sattel des einen Pferdes wurde ein Shawl ausgebreitet; meinen Mantel und wollene Decke befestigte Levtheris hinter dem Sattel; den Schirm und Stock band er auf seinen großen Samari (Holzsattel); an beiden Seiten des letzteren hingen zwei Körbe herab, in denen verschiedenes Kochgeschirr und meine kleine Reisetasche ihren Platz fanden.

So bestieg ich denn mein Pferd und Levtheris schwang sich auf seinen gewaltigen Samari. Nun ging es in munterem Schritte die Stadiumsstraße hinunter, auf der Piräusstraße weiter bis zur Agia Triada und dann auf der eleusinischen, am botanischen Garten vorüber, in den Oelwald. Es hatte die Nacht stark geregnet und die Berggipfel waren noch alle in Wolken gehüllt. Als wir die Höhe des Daphni-Passes erreicht hatten, blickte ich zum letztenmale nach der Akropolis zurück, die prachtvoll beleuchtet dalag.

Am Kloster Daphni stiegen wir ab und sahen die alte Kirche mit ihren merkwürdigen Mosaiken. Dann ritten wir abwärts, den Aegaleus zur Linken mit seinen schroffen Felsen und stattlichen Strandkiefern. Ueber einer großen Heerde lustig umherspringender Lämmer und Ziegen kreiste hoch in den Lüften ein Adler.

Bald gelangten wir an das dunkelblaue Meer und sahen gerade vor uns die steilen Gipfel der Insel Salamis. Wir ritten dicht am Strande hin auf der vier bis sechs Fuß über der Meeresfläche gelegenen Chaussee. Nach Norden hin dehnte sich die eleusinische Ebene aus bis zu dem noch umwölkten Kithaeron (1401 m.) und Parnaß (1530 m.). Sie ist infolge des ungeregelten Abflusses der sie durchströmenden Bäche größtenteils sehr sumpfig.

Um 10 1/4 Uhr wurde bei dem Gensdarmeriehäuschen vor Eleusis Halt gemacht. Ein roter Resinat (mit Pinienharz zubereiteter Wein) mundete mir so vorzüglich, daß ich Levtheris riet, seine große Feldflasche damit zu füllen. Um 12 Uhr erreichten wir Eleusis (Levsina), ein armseliges, zwischen den Trümmern antiker Gebäude, erbautes Dörfchen. Ich ließ mir von Levtheris die Richtung zeigen, in der die Ruinen der Tempel der Demeter und Kore, des Triptolemos und Poseidon lägen, und kletterte lange zwischen den Trümmern umher. Nur wenige mannshohe Säulen stehen noch aufrecht, alles übrige ist schrecklich verwüstet; Stücke aus den verschiedensten Zeiten liegen bunt durcheinander.

Ich erstieg die Höhe eines nahen Hügels und betrachtete die hübsche Aussicht. Salamis präsentiert sich von hier völlig anders als von Athen aus; man merkt erst, wie hoch seine schroffen, vegetationslosen Felsengipfel sind. — Levtheris hatte unterdessen das Mittagsmahl bereitet; es bestand in weichgekochten Eiern und Lammbraten. Zum Nachtisch setzte er mir Feigen und Apfelsinen vor, welche letzteren unterwegs durch das Kochgeschirr fast zu Brei zerstoßen worden waren. Zum Schlusse bot er mir eine Tasse Kaffee.

Um 1 3/4 Uhr zogen wir weiter. Auf der nach Theben führenden Chaussee eilte ein vierspänniger Postwagen dahin. Unser Weg führte am Strande entlang. Die herrliche, bald hell-, bald dunkelblaue, bald silberne Färbung des Meeres zu schauen, konnte ich nicht müde werden. Zur Rechten erhoben sich die furchtbar steilen Kerata in prachtvoller Beleuchtung. Viele Wasservögel tauchten in geringer Entfernung von uns ins Meer, Reiher und Möven schwebten über der klaren Flut dahin.

Es war 5 1/2 Uhr als wir Megara erreichten. Die an einem Hügel sich hinaufziehende Stadt mit ihren flachen Dächern präsentiert sich höchst malerisch. Auf dem Gipfel stehen mehrere Windmühlen. Kaum hatte ich unserem Gastfreund, Epaminondas Vlagu, mich vorgestellt, so machte ich mich auf, um einen alten Thurm am Meeresstrande zu besichtigen. Die Nacht brach bereits herein, als ich zurückkehrte.

Während ich beim Essen saß, trat ein Mann herein, zog zwei Edelsteine aus der Tasche und bot sie mir zum Kaufe an. Der eine war dunkelblau, der andere hellrot, beide ziemlich klein und arg zerstoßen. Da ich erklärte, nichts damit anfangen zu können, bat er mich, wenigstens ihren Wert zu bestimmen. Um ihn los zu werden, erklärte ich, bei Abend sei das nicht gut möglich.

Ich machte einige Notizen, ließ mir das Nachtlager bereiten und begab mich zur Ruhe. Ein Bett war natürlich nicht vorhanden, vielmehr wurde eine etwa einen Zentimeter dicke Binsenmatte auf den Boden gebreitet und darüber ein Leintuch gelegt. Mit meinem Shawl, Teppich und Mantel deckte ich mich zu. Obgleich dieses Lager entsetzlich hart war, schlief ich doch recht gut, nur von Zeit zu Zeit durch Levtheris aufgeweckt, der im unteren Stockwerk schlief und träumend seine Pferde durch lauten Zuruf zu rascherem Schritt antrieb; auch schallte sein Schnarchen durch den dünnen, mehrfach durchlöcherten Bretterboden zu mir herauf. Dazu kam noch das obligate Hundegebell, Katzengeschrei und das Nagen eines Holzwurmes in der Wand. Doch das alles vermochte mich nur für wenige Augenblicke zu stören.

Schon um 5 1/2 Uhr weckte mich Levtheris und brachte mir in derselben Schüssel, aus der ich am Abend vorher gegessen hatte, das Waschwasser. Ich war gerade im Begriff mein Pferd zu besteigen, als ich am Hofthor wieder den Mann mit den Edelsteinen erblickte, der sich so früh aufgestellt hatte, um über den Wert derselben Aufschluß zu erhalten. Ich betrachtete sie nochmals und sagte ihm, sie möchten wohl einen ziemlichen Wert haben; auf eine genaue Schätzung lies ich mich natürlich nicht ein.

Nun zogen wir auf einer nicht allzu schlechten Chaussee am Strande hin, am Fuße des Geraneia-Gebirges, das schroff ins Meer abfällt. Wir passierten glücklich den skironischen Felsen, bei dem noch sehr bedeutende Reste der Unterbauten zur Straße aus Hadrians Zeiten erhalten sind. — Noch nie hatte ich das Meer so wundervoll

gefärbt gesehen. Mehrfach ritten wir so dicht am Strande, daß die Füße unserer Pferde von den Wogen bespült wurden. Herrlich war die Aussicht nach Aegina, Salamis, den hohen Bergen der argolischen Küste und den über 500 Fuß hohen, jähen Abstürzen des zerklüfteten Geraneia-Gebirges.

Um 9 Uhr machten wir bei einer Gendarmeriestation einen Augenblick Halt. Levtheris wollte mich zuerst gar nicht absitzen lassen, dann fragte er, ob ich Wasser wünsche. Auf meine Erkundigung, wie weit die nächste Haltestation Kalamaki entfernt sei, erfuhr ich, daß wir vier Stunden bis dahin reiten müßten. Sogleich forderte ich nun ein Frühstück von Levtheris, das er mir widerwillig zurecht machte. Als ich auch etwas Resinat wünschte, erklärte er, die Gendarmen hätten keinen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß seine Feldflasche ja noch fast gefüllt sei. Während die Pferde gierig einen Eimer Wasser schlürften, beobachtete ich die Hausschwälbchen, die, eben von ihrer Wanderung zurückgekehrt, emsig beschäftigt waren, in der Vorhalle der kleinen Kaserne ihre Nester herzustellen.

Nun ging es weiter auf einem furchtbar rauhen, steinigen Weg, wo ich an vielen Stellen nicht geglaubt hätte, daß ein Pferd fortkommen könnte. Mehrmals wollte auch mein Tier stürzen, ich riß es aber immer noch rechtzeitig in die Höhe. Nachdem wir drei Stunden durch ein niederes Dickicht von Strandkiefern geritten waren, mit herrlicher Aussicht auf das Meer und die gegenüberliegende Küste bis Akrokorinth, im Hintergrund die schneebedeckte, 2374 m. hohe Kyllene, wurde es den Pferden so schwach, daß sie kaum noch zu einer Zisterne neben einem kleinen Kloster zu bringen waren. Alsdann führten wir sie ein großes Stück oder zogen sie vielmehr mit Mühe hinter uns her. Endlich erreichten wir eine breite Sandfläche und langten um 1 Uhr in Kalamaki an.

Nach einstündiger Rast brachen wir nach Altkorinth auf und erreichten alsbald die Isthmus-Mauer. Dieselbe zieht sich auf dem südlichen Abhang einer tiefen Schlucht hin, die den Isthmus in mehreren Windungen quer durchschneidet. Die Mauer ist aus großen Quadern regelmäßig aufgeführt, am schönsten an der Stelle, wo noch das Fundament des Poseidon-Tempels sichtbar ist. Wo einst herrliche Gebäude sich erhoben, hütete jetzt ein zerlumpter Hirte seine Schafe. Wir ritten durch das Stadium; von hier bot sich eine wunderbare Aussicht auf das Geraneia-Gebirge und den saronischen Meerbusen. Zur Linken hatten wir das Oneion-Gebirge mit seinen schroffen Abstürzen, vor uns den kolossalen Felsen von Akrokorinth (575 m.), rechts zeigte sich bald der Korinthische Meerbusen und darüber die schneebedeckten Gipfel des Parnaß (2459 m.) und Helikon (1527 m.).

Nur an wenigen Stellen ist der Isthmus mit niederem Gestrüppe bedeckt. An den Trümmern eines römischen Turmes vorbei kamen wir in das Dorf Hexamili. Um den Brunnen waren eine Menge Frauen versammelt, die in ihren, allerdings etwas schmutzigen, weißen Unterkleidern, langen, weißen, wollenen Mänteln mit breiter, schwarzer Borte, und weißen Kopfbinden ein reizendes Bild boten. Alle waren von hoher, schlanker Gestalt. Ein junges Mädchen schöpfte in einem Flaschenkürbis Wasser und bot uns zu trinken an.

Wir zogen in einem ganz ausgetrockneten Flußbette weiter, das mit Oleander-Sträuchen dicht besetzt war, die leider noch nicht in Blüte standen. Levtheris führte mich zu einem zerfallenen Amphitheater, von dem aus wir das gewaltige Altkorinth gerade vor uns liegen sahen. Vor dem Eingange von Akrokorinth, das wir um 5 Uhr erreichten, verabschiedete ich mich von Levtheris, um noch Akrokorinth zu ersteigen. Er meinte allerdings, ich würde eine Stunde brauchen, um hinauf zu kommen, und es sei deshalb zu spät zu diesem Ausfluge. Wenigstens mußte ich ihm versprechen, daß ich gegen 7 Uhr bei unserem Gastfreund, dem Pappas (Priester) sein wollte, zu dem er sogleich die Pferde führte.

Obwohl ich schnell marschierte, brauchte ich wirklich fast eine Stunde, da man, um den Eingang zu erreichen, zwei Vorberge von Akrokorinth umgehen muß. Ich war erstaunt über die enorme Ausdehnung der Burg. Die äußere, mit Zinnen und Türmen gekrönte Mauer hat wohl einen Umfang von einer halben Stunde. Vor den Scharten liegen noch alte Kanonen; die Häuser und Türme sind zertrümmert. Ein paar Kühe waren die einzigen lebenden Wesen, die ich oben fand. Heruntersteigend, sah ich am Burgthor ein auf einem Esel reitendes Mädchen, das sich lange vergeblich bemühte, seine Heerde hinabzutreiben.

Mit Einbruch der Dunkelheit trat ich den Heimweg an; ich eilte den mit großen, unregelmäßig behauenen Steinen gepflasterten Weg hinab, blieb jedoch mehrmals stehen, um die wunderbare Aussicht zu genießen. Aus den ersten Häusern von Korinth stürzten mehrere große Hunde auf mich los, die ich nur durch wiederholte Steinwürfe zurückzuscheuchen vermochte. Ein zerlumpter Junge wollte mir nicht sagen, wo der Pappas wohnte, wenn ich ihm nicht etwas schenkte. Endlich hatte ich das Haus meines Gastfreundes gefunden, konnte aber nicht in den Hof, weil ein großer Hund aus demselben auf mich losfuhr. Schnell sammelte ich ein paar dicke Steine und trieb das wütende Tier durch wiederholtes Werfen zurück. Dann ging ich an der Hofmauer hin, so daß mir der Rücken gedeckt war, und erreichte endlich, immer Steine werfend, die Hausthüre, die ich schnell hinter mir zuschlug.

Levtheris zeigte mir die Karten mehrerer Gelehrten, die früher hier eingekehrt waren. Ich fügte denselben auch die meinige bei mit der üblichen Unterschrift: *εὐχαριστεῖ πολλὰ* (dankt vielmals). Während ich noch mit meinen Notizen beschäftigt war, hörte ich etwas rascheln und bemerkte den Pappas, Athanasios Sikelarios, neben mir, der die Perlen seines Rosenkranzes aneinander schlug.

Ich unterhielt mich mit ihm so gut es mit meinem Altgriechisch gehen wollte, über die deutschen Gelehrten, die früher bei ihm logiert hatten. Kaum hatte er mir gute Nacht gewünscht, so brach Levtheris, der mehrfach den Dolmetscher zwischen uns abgegeben hatte, in Lobpreisungen über den Pappas aus.

Mein Zimmer war verhältnismäßig sehr nobel eingerichtet, sogar ein kleiner Spiegel war vorhanden und, was das Merkwürdigste war, auch Glasfenster, während in der Stube, die ich in Megara bewohnt hatte, die Fensteröffnung nur durch einen schweren Holzladen verschlossen werden konnte, so daß absolute Finsternis eintrat, als ich das Licht ausblies. Ich ruhte die Nacht auf einem alten Sofa.

Schon um 4 Uhr kam der Hausknecht in mein Zimmer und fragte mich, welche Zeit wir hätten. Ich ruhte noch bis 5 Uhr, da ich mich in dem völligen Dunkel nicht zurechtfinden konnte. Ich war noch mit dem Ankleiden beschäftigt, als hinter mir ein leiser Gesang hörbar wurde. Mich umdrehend bemerkte ich den Pappas, der sich vor meinem Spiegelchen kämmte und dabei geistliche Lieder vor sich hinsang. Als ich ihn begrüßte, reichte er mir sehr freundlich die Hand, kämmte aber dann noch längere Zeit seine lang herabwallenden schwarzen Haare.

Ich beabsichtigte zunächst die Altertümer zu sehen. Levtheris deutete nach zwei Richtungen: „Voilà antiquité et voilà antiquité.“ In der einen fand ich die Ruinen des Athene-Tempels, einige Säulen inmitten eines Weizenfeldes, und wurde dann von einem fremden Pappas sehr zuvorkommend nach dem sog. „Bade der Aphrodite“ gewiesen. Ich fand die lebhaft hervorsprudelnde Quelle unterhalb des etwa 30 Fuß hohen Abhanges, über dem Altkorinth liegt. Herrlich klar erhoben sich in der Ferne der Parnaß, der Helikon, das Geraneia-Gebirge und die Kyllene. Kein Windhauch bewegte die spiegelglatte Fläche des tiefblauen Meeres, an dessen Ufern ausgedehnte Weingärten sich hinziehen.

Altkorinth macht einen äußerst traurigen Eindruck; zwischen den bewohnten Häusern liegen wohl ebenso viele Ruinen. In manchen der kleinen Hütten hausen nur Turmfalken und Eulen; ihre Besitzer sind vom Fieber weggerafft worden oder ausgewandert.

Um 7 Uhr brachen wir nach Kleonae auf. Wir kamen über einen Bergrücken in das von dem Flüßchen Longopotamo durchströmte Thälchen. Jenes schlängelt sich zwischen Bergen von gelblich-weißer Farbe hinunter, in die es tiefe Löcher gerissen hat, so daß seine Ufer an vielen Stellen über 20 Fuß hoch senkrecht abfallen. Wir mußten deshalb, weil der steinige Fußpfad mehrfach von einem Ufer zum anderen führte, ziemlich schroffe Abhänge hinunter- und wieder hinaufreiten, was jedoch stets gut von statten ging. Im Bette des Flüßchens und auf den nächsten Höhen wuchs eine Menge hoher Oleander-Sträuche und mit gelben Blüten überstäter Cytisus-Büsche. Das dichte, meist dunkelgrüne Gebüsch, das die Berghänge fast völlig bedeckte, bildete einen schönen Kontrast gegen die sonnenbeschienenen, blendend weißgelben Erdflächen.

Wir begegneten dem Postboten, einem äußerst zerlumpten Menschen ohne Hut, der auf dem entsetzlich schlechten Wege Trab ritt, wobei sein langes, schwarzes Haar im Winde flatterte. Später kam der Kurier Alexandros aus Athen thalabwärts geritten, von dem Levtheris erfuhr, daß er seine Herrschaften nach Nemea geführt habe und jetzt nach Korinth vorausreite, um Quartier zu machen. Wir lachten darüber, daß der Führer seine Reisenden sich den Weg selbst suchen lasse. Es dauerte nicht lange, so entdeckten wir ein ziemliches Stück rechts von uns fünf Personen, darunter eine Dame, die vom Fußpfad abgekommen waren und nun im Gestrüppe herumirrten. Nach einer halben Stunde kam uns noch ein Zug von 10 griechischen Dienern mit ebenso vielen Eseln entgegen. Die Tiere waren mit den Betten und anderen Gepäckstücken der Reisenden schwer beladen. Die Begleitmänner mit ihren weißen Fustanellen und Mänteln und roten Fes sahen recht lustig aus.

So waren wir an den Fuß des Berges gekommen, auf dem Kleonae lag. Von der einst ziemlich bedeutenden Stadt, die Homer als die „wohlgebaute“ preist, ist jetzt fast keine Spur mehr vorhanden. Nur an wenigen Stellen finden sich Ueberreste von Fundamenten und liegen große Quadersteine umher. Ich ritt, während Levtheris sich nach dem etwa 5 Minuten entfernten Chane (Gasthaus) begab, die Höhe hinauf, wobei ich Mühe hatte, mein Pferd vorwärts zu bringen, das offenbar nicht gewöhnt war, allein zu gehen. Als ich um 10 ½ Uhr in dem einsamen Chane anlangte, hatte Levtheris schon eine Schüssel Omeletta bereitet. Dazu schmeckte der rote Hagios-Georgios-Wein ganz vortrefflich.

Um 12 Uhr zogen wir weiter nach Nemea, das jenseit eines breiten, ziemlich hohen Bergrückens liegt. Zuerst ging es am Ufer eines Bächleins hin, dann verfolgten wir einen felsigen Fußpfad, wobei mich die Pferde durch ihre Gewandtheit im Klettern über das zerklüftete Kalkgebirge in Erstaunen setzten. An furchtbar steilen Stellen stiegen sie ohne große Schwierigkeit hinauf; allerdings blieben sie manchmal einen Augenblick stehen und sahen sich nach allen Seiten um, den besten Weg zu finden. Abwärts ritt ich auch noch ein Stück, doch fand ich es bald praktischer, mein Pferd am Zaum nachzuziehen, da wir so schneller von der Stelle kamen.

Um 1 ½ Uhr langten wir in Nemea an, einem am Rande eines weiten Thales erbauten, ärmlichen Dorfe. Von dem berühmten Zeustempel stehen nur noch drei Säulen, doch eine Menge Säulentrommeln liegen umher. Auf dem Fundamente eines zweiten antiken Gebäudes ist jetzt eine kleine Kapelle errichtet. Rings türmen sich gewaltige Berge auf, über denen die schneebedeckten Gipfel des Chelmos (2355 m.) und der Kyllene hervorblicken. —

Um 2 Uhr setzten wir unsere Reise nach Mykenae fort. Nochmals mußten wir den Bergrücken, über den wir gekommen waren, doch diesmal in südlicher Richtung, überschreiten. Von seiner Höhe sah man in weiter Ferne die Schneeberge von Kynuria liegen. Endlich saßen wir wieder auf und ritten, immer noch auf einem äußerst steinigen Fußpfad, ein Thälchen hinunter, das in die Ebene von Argolis mündete. Gegen 5 Uhr erreichten wir die Thalfläche, und nun ging es über Felder und steinige Haidestrecken nach Mykenae hinauf. Ich erstieg die Burg, während Levtheris die Pferde nach dem Dorfe Charvati hinabführte.

Durch das altberühmte Löwenthor eintretend, erblickte ich die gewaltigen Trümmer, in deren Mitte eine kleine Bretterbude, die Behausung eines jungen Gensdarmen, stand. Er folgte mir stumm und sah zu, wie ich eine Skizze der Gegend entwarf. Die von den Schliemann'schen Ausgrabungen herrührenden Erdhalden waren mir schon aus weiter Entfernung aufgefallen. Den Goldfund hatte ich bereits in Athen genau besichtigt.

Alsbald erschien noch ein Zivilist im Nationalkostüm, der dem Gensdarmen sein Abendessen heraufbrachte. Da ich die Leute nach dem sog. Schatzhause des Atreus fragte, führten sie mich bereitwilligst dorthin, der Gensdarm unter Zurücklassung seiner Mütze und seines Gewehrs. Etwa fünf Minuten von der Burg, am Wege nach Charvati, kamen wir an das große Gewölbe der Vorkammer des Schatzhauses. Die Steinblöcke, aus denen dieser Bau hergestellt ist, übertreffen an Größe noch diejenigen der Burgmauern. Der den Eingang nach oben schließende Stein hat eine Länge von 29 Fuß und ist 4 Fuß hoch und 17 Fuß breit (vgl. Schliemann, „Mykenae", S. 48).

Ich trat in die Vorkammer ein und zündete ein Stearinlicht an, das mir Levtheris mitgegeben hatte. Dann steckten auch meine Begleiter inmitten der zweiten in den Fels gehauenen Kammer, die durch mein Licht nur dürftig erhellt wurde, einen Haufen von dürrem Reisig in Brand. Nun konnte ich das 50 Fuß über mir liegende Gewölbe deutlich erkennen. An den Wänden waren noch tiefe Löcher sichtbar; in diesen haben früher Bronzenägel gesteckt, vermöge deren Metallplatten zur Wandbekleidung angeheftet wurden (vgl. Schliemann S. 49). Beide Räume sind außen so gleichmäßig mit Erde überschüttet, daß man, den Berg hinabsteigend, keine Erhöhung bemerkt. Nur an der östlichen Seite ist die Erde weggebrochen und dadurch der Eingang offen gelegt.

Vor meinem Weggange bot ich den beiden Griechen ein Trinkgeld an. Der Soldat wies mich kurz ab, der Zivilist dagegen nahm es, doch nicht ohne in große Verlegenheit zu geraten. Er folgte mir nach Charvati hinab und blieb, als ich vom Wege aus Mykenae zeichnete, ruhig bei mir stehen. Dann entschuldigte er sich wegen seines bettelhaften Aussehens, da er keine Strümpfe und zerrissene Schnabelschuhe trug. Als wir in Charvati ankamen, das in der Fläche dicht am Fuße des Berges liegt, stellte sich heraus, daß er mein Gastfreund war.

In dem großen Zimmer, das ich bewohnte, saßen viele Schwälbchen, wie einst im Saale des Odysseus, oben auf dem das ganze Haus durchziehenden Balken. Darüber lag als einziger Abschluß das Ziegeldach. Die Zimmer waren nur durch 12 Fuß hohe rohe Bretterwände abgeteilt. Levtheris erzählte mir natürlich wieder von seinen vielen Reisen, die er mit dem und jenem Gelehrten unternommen habe. Mein Nachtlager wurde mir auf einer an der Wand hinlaufenden Reihe niedriger Schränkchen, die zugleich als Bänke dienten, bereitet; auf diese wurden wollene Decken gelegt, damit die Härte des Holzes nicht gar zu fühlbar würde. Ich schlief fest, bis mich um 5 ½ Uhr morgens das Zwitschern der Schwälbchen, die über dem Dachbalken hin- und herflogen, weckte.

(Fortsetzung folgt.)

Bulgarien und seine Bewohner.

Es sind ungefähr dreiundvierzig Jahre her, seit Cyprian Robert in seinem bekannten Buche schrieb: „An den Grenzen Europa's vegetiert, in Sklavenbande geschlagen und verloren, eine Nation, welche heutzutage kaum bekannt ist, aber alle unsere Sympathie verdient. Diese Nation ist die bulgarische, welche im härtesten Zustande von Sklaverei ihre alten Sitten, ihren lebendigen Glauben, ihren edlen Charakter bewahrt hat und nach einer glorreichen Vergangenheit durch ihre geographische Lage bestimmt erscheint, eine wichtige Rolle in der Zukunft zu spielen." Wenige politische Propheten sind in ihren Prophezeiungen glücklicher gewesen. Seit die Bulgaren im Jahre 1842 eine nationale Kirche und eine erleichterte Schulung erlangt und den Mantel des sorglosen Barbarentums abgeworfen haben, welcher sie damals umgab, sind sie gegen die Türken, ihre Gebieter, von Rußlands starkem Arme beschützt, unter der Einwilligung Europa's aufgestanden und in eine Lage von bedingungsweiser Unabhängigkeit gebracht worden, und scheinen nun endlich, wo sie vereinigt und aufgeweckt worden sind, dazu bestimmt, sich ganz von dem türkischen Joch zu befreien und vielleicht mit der Zeit der europäische Nachfolger jenes „vielfältigen Verbrechens, welches wir die Ottomanische Regierung nennen", zu werden.

Man muß nicht alles der geographischen Lage beimessen. Nationale Eigentümlichkeiten haben bei diesem Fortschritt vielfach mitgespielt, allein ein Blick auf die Landkarte wird dazu dienen, nicht allein die kommerzielle Wichtigkeit des Landes zu zeigen, welches von den Bulgaren bewohnt wird, sondern auch daß die Bulgaren, vom rein strategischen Gesichtspunkte aus, den Schlüssel zu Konstantinopel in Händen haben. Man kann sagen, sie bewohnen ein ungeheures Viereck, das im Norden durch

die Donau von Widdin bis Silistria und von da in gerader Linie bis zum Schwarzen Meer bei Varna, im Osten durch das Schwarze Meer selbst, von Süden durch die Halbinsel, auf welcher Konstantinopel steht, und durch das Aegäische Meer und im Westen von Albanien und Serbien begrenzt wird. Der nordöstliche Teil dieser Region ist übrigens von den Tataren besiedelt worden, welche, vor der russischen Herrschaft fliehend, sich bald nach Beendigung des Krimkrieges auf der grasigen Ebene niederließen, welche nördlich vom Römerwall und zwischen der Donau und dem Schwarzen Meere liegt. Diese Ebene, unter dem Namen der Dobrudscha bekannt, erwies sich bald als zu klein für sie und sie breiteten sich daher auf eine bedeutende Entfernung nach Süden und Westen aus. Auch kann man eigentlich nicht sagen, die Bulgaren wohnen auf der Küste des Schwarzen oder des Aegäischen Meeres, da in allen Städten an der Meeresküste die Griechen die wichtigste Stellung einnehmen. Der Balkan teilt dieses bulgarische Viereck in zwei ungleiche Parallelogramme, von denen das nördliche das Bulgarien des Berliner Kongresses, das südliche aber den größern Teil des auf demselben Kongresse geschaffenen Ostrumelien bilden. Daraus geht hervor, daß die Bulgaren die Donaulinie, die äußerste Schutzwehr von Konstantinopel, halten, daß der Balkan mit seinen schwierigen Pässen ganz unter ihrer Obhut steht, daß Schumla, welches in den russischen Vorstößen so oft eine hervorragende Rolle spielte, nun eine bulgarische Festung ist und daß Adrianopel, der Eisenbahn-Mittelpunkt der konstantinopolitanischen Halbinsel, an der bulgarischen Grenze liegt. Außerdem stehen Saloniki, der Kriegshafen am Aegäischen, und Varna, der Kriegshafen am Schwarzen Meer, beinahe in der Gewalt eines Heeres, welches im Besitz der Straßen und der Sympathien der Bevölkerung dieser Region ist, wenn auch sogar die Majorität der Bevölkerung der Städte selbst den Bulgaren feindlich wäre.

Die heutigen Bulgaren gleichen den anderen slawischen Rassen von Europa weit mehr als den Türken oder den Griechen, und doch sind sie, unähnlich den Serben und Montenegrinern, nicht von rein serbischer Abstammung, sondern eine slawisierte Rasse. Sprachforscher behaupten im bulgarischen Dialekt gewisse Worte und Phrasen zu finden, welche auf einen finnischen Ursprung hindeuten, allein es herrscht darin auch ein Element, welches aus der türkischen und der persischen Sprache hergeleitet ist, während andere Gelehrte, welche den Nachdruck mehr auf ethnologische Aehnlichkeiten als auf philologische Analogien legen, behaupten, der Bulgare sei mongolischer Abstammung. Welche von beiden Theorien nun auch die richtige sei, der Bulgare unterscheidet sich von den umgebenden slawischen Rassen im Ursprung und hat eine mehr oder minder nahe Verwandtschaft mit dem Russen, welcher ja auch als ein slawisierter Finne mit einer Beimischung von mongolischem Blut geschildert wird. Diese Unterscheidung der Rassen ist von der größten Wichtigkeit, da sie in einigem Maße erklärt, wie es kam, daß der Bulgare passiv blieb, während sein serbischer und montenegrinischer Nachbar ihre Unabhängigkeit behaupteten oder sicherten. Es haben jedoch auch andere Umstände zu diesem Ergebnis beigetragen, z. B. die Verbannung des alten bulgarischen Adels, die Nähe Bulgariens bei Konstantinopel und der Mangel an Homogeneität in der Bevölkerung jenes Landes; denn obwohl die Bulgaren in ihrer Gesamtheit alle anderen Nationalitäten an Zahl überwogen, so bildeten die Türken und Griechen (welche hier wenigstens im Einklang mit ihren Gebietern arbeiteten) ein wichtiges Element.

Es ist ausnehmend schwer, zu einer Entscheidung über die genaue Stellung zu kommen, welche dem Bulgaren auf der sozialen Stufenleiter anzuweisen ist. Es fehlt nicht an Büchern über die slawischen Provinzen der Türkei, allein leider rühren die meisten neueren von Engländern her, und wo nur immer ein Engländer über irgendeine Phase der orientalischen Frage schreibt, da trüben ihm seine politischen Voreingenommenheiten das Urteil. So hat ein englischer Tory den Bulgaren geschildert als einen „faulen Trunkenbold und einen fanatischen Fetischisten", daneben aber beinahe im selben Atem den Türken als „ehrlich, nüchtern und fleißig" bezeichnet und versichert, daß „im Harem ebenso gut die reinste Familienliebe existiere, wie in irgend einem Hausstande in Europa." Der liberale Engländer dagegen betrachtet das türkische häusliche Leben als etwas zu Vermeidendes und versichert, daß auch unter den Muslimen die Trunksucht zunehme und jeder Türke um einiger Piaster willen einen Christen umbringen würde. Wenn andererseits der Bulgare in den Augen des englischen Liberalen auch nicht alle Tugenden besitzt, so ist er wenigstens sehr fleißig, arm und, ob auch ziemlich apathisch, doch als Arbeiter und Angestellter allen anderen vorzuziehen. Schreiber dieses hat vor sechs Jahren einige Zeit in Bulgarien gelebt, einen guten Teil der Eingeborenen gesehen und manche lange und interessante Gespräche mit verschiedenen Westeuropäern gepflogen, welche damals an der Varna-Eisenbahn beschäftigt waren. Die Schlüsse, welche sich dem Schreiber aufgedrängt haben, weichen sehr von denjenigen ab, zu denen der englische Tory gekommen ist.

Früher und selbst jetzt noch hätte man die Bulgaren eine abergläubische Rasse nennen mögen, aber das sind auch andere westliche Völker, und man sollte sich immer daran erinnern, daß der Bulgare bis in die neueste Zeit wenig Gelegenheit zur Schulbildung hatte, außer derjenigen, welche ihm die amerikanischen Missionare und andere darboten, welche viele Bulgaren im Lesen und Schreiben unterrichteten und sie mit der Bibel und guten Schulbüchern versahen. Ferner datiert die bulgarische Kirche sich erst von 1870 her, denn vor dieser Zeit war der gehaßte und in manchen Fällen auch hassenswerte griechische Priester sein einziger geistlicher Berater, und da dies der Fall war, so zogen die meisten Leute vor, auf kirchliche Hülfeleistung

zu verzichten. Der Bulgare ist kein stärkerer Trinker als andere aus den ihn umgebenden Rassen. Er ist vollkommen ebenso ehrlich wie diese, was allerdings nicht gerade viel heißen will, allein wenn sich ihm ein Antrieb dazu darbietet, ist er ebenso fleißig wie seine Nachbarn, ausgenommen vielleicht die Krim'schen Tataren, welche eine außerordentlich fleißige Rasse zu sein scheinen. Allein der Bulgar ist dem Türken und Griechen in seiner Bildsamkeit und Verbesserungsfähigkeit, welche in der That hervorragend ist, weit überlegen. Ferner ist, obgleich von slawischen Rassen von notorischer Unsittlichkeit umgeben und durch keinerlei der Sicherungsmaßregeln geschützt, womit die Türken ihre Frauen umgeben, das bulgarische Weib über jeden Tadel erhaben, und aus diesem Grunde ist das häusliche Leben der Bulgaren etwas beinahe in seiner Art einziges im Osten. Der Dorftürke ist ein von dem Muslim in Stambul ganz verschiedenes Wesen, denn er ist zwar ehrlich und fleißig, aber gleichzeitig wenig oder gar keiner Verbesserung fähig. Die Zukunft der Balkan-Halbinsel scheint in den Händen der Bulgaren zu liegen, und die Ueberzeugung davon beunruhigt ohne Zweifel die Griechen so sehr über die gedrohte Vereinigung sämtlicher Bulgaren.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Ursachen des jüngsten russisch-türkischen Krieges einzugehen. Im Februar 1878 hatten die Russen den Balkan überschritten und ihre Linien dicht um Konstantinopel gezogen. Am 3. März schlossen die Bevollmächtigten der beiden Mächte einen Friedensvertrag in dem Dörfchen San Stefano ab, das etwa vier Wegstunden von Konstantinopel liegt. In diesem Friedensschlusse sind viele bemerkenswerte Punkte, allein das für uns in diesem Augenblick bemerkenswerteste ist die Verfügung, welche über die Bulgaren getroffen wurde. Durch diesen Vertrag von San Stefano wurde jener Teil der Balkan-Halbinsel, welcher zwischen der Donau, dem Schwarzen und dem Aegäischen Meere, Albanien und Serbien liegt, zu einem großen zinspflichtigen Staat, der durch einen von den Bulgaren selbst erwählten christlichen Fürsten regiert werden sollte, in dessen Hand die Verwaltung und militärische Polizei des Staates gelegt ward, und zugleich sollte dem Staat eine Repräsentativ-Verfassung, derjenigen von Rumänien ähnlich, gegeben werden. Die türkischen Garnisonen sollten das Land räumen, welches auf zwei Jahre der pflegenden Obhut eines russischen Kommissärs und eines Heeres von 50,000 Russen anvertraut werden sollte.

Natürlich konnte England, welches damals unter Lord Beaconsfield's Regierung stand, nicht ruhig mit ansehen, wie Rußland eine solch vorherrschende Stellung an den Thoren von Konstantinopel einnahm. Es verlangte Erklärung, bewilligte Geld, berief die Reserven ein und der Krieg drohte beinahe wieder auszubrechen, als man übereinkam, die Sache vor einen europäischen Kongreß zu bringen. Dieser Kongreß trat am 13. Juni 1878 zusammen, und einen Monat später wurde der Berliner Vertrag unterzeichnet, welcher die durch den Vertrag von San Stefano vorgenommene Gebietsverteilung bedeutend modifizierte. Serbien und Montenegro erhielten einen bedeutenden Gebietszuwachs und wurden für unabhängig erklärt. Bessarabien, welches nach dem Krim-Krieg Rußland abgenommen und Rumänien zugeteilt worden, ward Rußland zurückgegeben, welches sich nun wieder bis zum Pruth und zur Donau erstreckt. Rumänien wurde für unabhängig erklärt und mit der Dobrudscha entschädigt; Bosnien und Herzegowina wurden Oesterreich zugewiesen und die Pforte angewiesen und späterhin gezwungen, große Stücke von Epirus und Thessalien an Griechenland abzugeben. Der großbulgarische Staat, welchen Rußland an den Vorposten von Konstantinopel zu errichten bemüht gewesen, ward in zwei Staaten geteilt. Was nordwärts vom Balkan lag, sollte den Namen Bulgarien behalten, einen christlichen Wahlfürsten bekommen und nur der Türkei zinsbar sein. Das südlich vom Balkan liegende Gebiet sollte ungefähr wie eine englische Kolonie regiert und nicht Süd-Bulgarien, sondern — um keine nationalen Bestrebungen hervorzurufen — Ostrumelien genannt werden. Die innere Polizei und Verwaltung dieser teilweise unabhängigen oder bedingt autonomen Provinz sollte in der Hand einer eingeborenen Miliz liegen und das türkische Heer nicht in die Provinz geschickt werden können, außer um einen Aufstand oder ähnliches zu unterdrücken, und selbst dann nur, nachdem die „Mächte" zuvor davon in Kenntnis gesetzt worden waren. Die ottomanische Regierung sollte die kleinen Festungen im Balkan besetzen dürfen, welches Recht sie jedoch nicht auszuüben versprach.

Die in Berlin getroffene Anordnung befriedigte niemand, gilt für eine halbe Maßregel und hat sich auch in der Praxis nicht bewährt. Es mußten Flotten-Demonstrationen und militärische Besetzungen vorgenommen werden, um die Vertragsbestimmungen des Kongresses durchzusetzen. Am jüngstvergangenen 18. September machten die Bulgaren in Philippopel, der Hauptstadt von Ostrumelien, einen Aufstand und proklamierten die Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien. Dieses nahm die Union an, und wenn Fürst Alexander sich behaupten kann, so wird der Berliner Vertrag an seiner empfindlichsten Stelle durchlöchert. Indem ich diese kurze Skizze einer Phase der orientalischen Frage schließe, erinnere ich mich einer Aeußerung Gladstone's über die „herzlose Weise, in welcher die Staatsmänner einer vergangenen Generation auf die Aufrechterhaltung der ottomanischen Regierung gedrungen haben, mit einem Hinblick auf die allgemeine Bequemlichkeit Europa's, während sie anscheinend von dem Falle alle Rücksicht auf die Frage ausgeschlossen haben, inwieweit die Pforte den Hauptzweck, um dessen willen jede Regierung existiert — nämlich die Wohlfahrt der unter ihrer Regierung lebenden Unterthanen — erfüllt oder versäumt hat." — Die gegenwärtige Krisis ist nur der (vielleicht mit der

Billigung des russischen Volkes angestellte) Versuch eines der unterworfenen Volksstämme der Türkei, für seine eigene Wohlfahrt ohne Rücksicht auf die allgemeine Bequemlichkeit Europa's zu sorgen. E. C.

Noch ein Wort zur Halloren-Frage.

Die thatsächlichen Berichtigungen zur Halloren-Frage, welche Herr A. Kirchhoff in Halle a. S. in Nr. 30 dieser Zeitschrift veröffentlichte, veranlassen mich zu folgender Erwiderung:

Wie erinnerlich, erklärte Herr A. Berghaus (in Nr. 51 des Jahrgangs 1884) die Halloren für die Nachkommen von die Stürme der Völkerwanderung überdauert habenden Germanen. Hierauf suchte ich (Seite 178 gegenwärtigen Jahrgangs) nachzuweisen, daß die Halloren alles andere eher als Germanen seien, und neigte der Ansicht zu, daß sie ein nahezu sich rein erhalten habender Rest der vorgermanischen Bevölkerung, also etwa Finno-Kelten oder schlechthin Kelten, sein möchten. Herr Kirchhoff erklärte nun, daß ihm die Wahrheit in der Mitte zwischen diesen beiden Standpunkten zu liegen scheine, in der Weise, daß die Halloren ursprünglich und auch noch unter der germanischen Herrschaft Kelten, indem sie von den Germanen klugerweise bei der Versiedung der Halle'schen Soole belassen worden, in der slawischen Zeit jedoch durch Slawen und nach der Eroberung Halle's durch die Franken durch Germanen ersetzt worden seien, so daß wir unter den heutigen Halloren „echte Deutsche" zu erblicken hätten.

Gegen diese Auffassung erhebe ich nachstehende Einwürfe: Ich finde keinen Grund zu der Annahme, daß die Slawen und Franken nicht ebenso klug gewesen sein sollten, wie die ersten germanischen Herren der Halle'schen Gegend, um die salzsiedekundigen keltischen Halloren bei der Versiedung der Soole zu belassen. Ich halte es vielmehr für in der Natur der Sache liegend, daß der Egoismus allen den sich in der Herrschaft abwechselnden Völkern in gleicher Weise gebot, die vorgefundenen nützlichen und unersetzlichen Salzarbeiter beizubehalten und sich dienstbar zu machen. Die kastenartige Abgeschlossenheit der Halloren erklärt sich durch nichts so einfach und natürlich, als durch die Annahme einer ethnischen Verschiedenheit der letzteren von der umwohnenden Bevölkerung. Ich will damit durchaus nicht sagen, daß der Grundstock der Bevölkerung der Halle'schen Gegend nicht mit den Halloren identisch sei. Ich bin vielmehr schon seit langem der Ansicht, daß die Differenz nur darin besteht, daß die Halloren ihre ursprünglichen Rasseneigentümlichkeiten reiner bewahrt haben, als die durch slawische, germanische und sonstige Beimischung einigermaßen typisch umgestalteten Umwohner. Herr Kirchhoff stellt nun zwar jeden typischen Unterschied zwischen den Halloren und den sonstigen Hallensern in Abrede. Ich halte es jedoch nicht für ausgemacht, daß er eine eingehendere anthropologische Vergleichung vorgenommen. Wenn aber seine desfallsige Versicherung begründet wäre, so würde, meiner Meinung nach, daraus nur das Eine zu folgern sein: daß das keltische (oder vorgermanische) Element in der Halle'schen Bevölkerung so überwiegend ist, daß der demselben eigentümliche Typus aus dem Vermischungsprozeß mit Slawen und Germanen siegreich hervorgehen konnte.

In der vorgermanischen Zeit, als die Halloren noch inmitten eines gleichartigen Volkes wohnten, werden dieselben jedenfalls noch nicht in einer kastenartigen Abgeschlossenheit gelebt haben, welch' letztere sich wohl erst dann nötig gemacht hat, nachdem das Land durch fremde Völker überschwemmt und erobert worden war. Die Urbevölkerung wurde von diesen unterjocht, in die Leibeigenschaft hinabgedrückt; die schätzbaren Halloren aber wurden von den Siegern milder behandelt und es wurden ihnen Vorrechte für gewisse Gegenleistungen erteilt. Diese Ausnahmestellung inmitten einer unterworfenen Bevölkerung und der ethnische Gegensatz zu der herrschenden Rasse, in welch letzterer der Hallore, trotz der von ihr erfahrenen Begünstigung immerhin einen mit Mißtrauen zu betrachtenden barbarischen Eindringling erblickt haben wird, das waren wohl die beiden, die kastenartige Abschließung der Halloren herbeiführenden Umstände. Wenn die keltischen Halloren in slawischer Zeit wirklich durch Slawen und diese angenommenen slawischen Halloren in deutscher Zeit durch Deutsche ersetzt worden wären, so würde die Abgeschlossenheit der Salzsieder kaum noch einen Grund gehabt haben und schwerlich fortgesetzt worden sein. Ist denn überhaupt eine Urkunde vorhanden, aus welcher zu entnehmen wäre, daß fremde Elemente jemals in die Hallorenzunft aufgenommen worden sind? Schwerlich. Wenn dies aber in deutscher Zeit nicht geschehen ist, dann sind derartige Vorkommnisse für frühere Perioden, in denen die die Abschließung bedingenden Ursachen noch jedem Halloren bewußt waren, noch viel weniger wahrscheinlich. Die kastenartige Abschließung hat dieses Völkchen ohne Zweifel in früheren Zeiten noch weit strenger eingehalten als neuerdings.

Wenn die Meinung des Herrn Kirchhoff richtig wäre, daß die Halloren zu Anfang des 9. Jahrhunderts aus den Reihen der germanischen Wiedereroberer hervorgegangen wären, so müßten, da die damaligen Germanen noch so ziemlich allgemein den ursprünglichen Typus trugen und da die Halloren bis in die neueste Zeit nur Ehen unter sich eingingen, die Halle'schen Salzsieder die physischen Eigentümlichkeiten des Germanentums bis heutigen Tages so ziemlich rein bewahrt haben. Da letzteres aber durchaus nicht der Fall ist, so ist auch die fragliche Behauptung des Herrn Kirchhoff hinfällig.

Der Einwurf des Herrn Kirchhoff, daß bis zur Stunde nichts Undeutsches an den Halloren entdeckt worden sei, war, bei Lichte betrachtet, nicht am Platze. Denn weder in der Erörterung des Herrn Berghaus, noch in der

meinigen hat es sich um die Frage „ob deutsch oder undeutsch" gehandelt, sondern es drehten sich beide Darlegungen um die davon grundverschiedene Alternative: „ob germanisch oder nicht-germanisch?" Das Wort „germanisch" hat, außer seinem linguistischen, einen genau definierbaren anthropologischen Begriff, um den es sich in unserem Falle allein handelte. „Deutsch" dagegen ist kein anthropologischer Begriff. Ein Deutscher ist derjenige, welcher der deutschen Nationalität angehört, ohne Rücksicht auf die Rasseneigentümlichkeiten seines Körpers, ohne Rücksicht darauf, ob in seinen Adern vorwiegend germanisches oder slawisches, keltisches, semitisches oder wer weiß was für Blut fließt. Mit Deutsch bezeichnet man lediglich eine Nationalität, keine Rasse. Ein Mensch, den wir seiner körperlichen Eigenschaften wegen einen Germanen zu nennen gezwungen sind, braucht durchaus kein Deutscher zu sein, nicht einmal aus Deutschland zu stammen, während umgekehrt selbst derjenige unter Umständen als ein Deutscher angesehen werden muß, dessen Körper dem eines Lappländers oder Mulatten ähnelt. Undeutsches kann darum an den Halloren allerdings nicht entdeckt werden, wenn nicht etwa etliche keltische Brocken in ihrem Jargon. Ebenso schwer wird es aber wohl sein, Germanisches an ihnen zu finden. Ihr nichtgermanisches Aeußeres beweist nichts gegen ihr Deutschtum, aber sehr viel gegen ihr Germanentum. Den Umstand, daß die übrigen Deutschen der großen Mehrheit nach die physischen Merkmale des Germanen auch nicht oder nicht in ihrer Reinheit besitzen, coordiniert Herr Kirchhoff mit großem Unrecht der Thatsache von dem nichtgermanischen Aeußeren der Halloren. Denn diese bewahrten und stärkten durch viele Jahrhunderte lang fortgesetzte Inzucht ihre ursprünglichen Rasseneigenschaften, während die übrigen Deutschen einem ebenso lang andauernden Rassenmischungsprozeß ausgesetzt waren. Ich halte das Hallorentum nicht für eine Kelteninsel inmitten einer von ihm grundverschiedenen Bevölkerung, wie mir Herr Kirchhoff zuschreibt, sondern nur für eine Enklave, in welcher sich ein ethnisches Element durch die Gunst der Umstände reiner erhalten hat, als in anderen Teilen Deutschlands, und ich halte es, wie gesagt, für das Wahrscheinlichste, daß dieses Element ein vorgermanisches, und zwar dasjenige ist, welches wir mit dem Worte „keltisch" zu bezeichnen pflegen. Ist der heutige Hallorentypus kein einheitlicher, so deutet dies darauf hin, daß die Halle'schen Salzsieder schon in alten Zeiten ein Mischvolk waren. Wenn mir Herr Kirchhoff entgegenhält, daß die Brachykephalie nicht nur bei den Halloren und den Hallensern zu finden, sondern in ganz Thüringen weit verbreitet sei, so muß ich antworten, daß mir diese Thatsache längst bekannt ist, daß es mir aber nicht möglich erscheint, dieselbe zur Zurückweisung meiner Ansicht über die Herkunft der Halloren zu benutzen.

Meinen Hinweis darauf, daß der Name Halle's in slawischer Zeit Debrogora gelautet habe und daß einige dieses Wort als keltisch-slawische Tautologie aufgefaßt haben, rektifizierte Herr Kirchhoff folgendermaßen: Halle habe damals Dobrogora und Dobrosol geheißen und da letzteres unzweifelhaft slawisch (= Gutsalz), so folge, daß auch das dobro in Dobrogora das slawische Adjektiv = gut sei, wie denn auch schon Viktor Hehn völlig vertrauenswürdig Dobrogora als Dobrojara = guter Ertrag gedeutet habe, woraus nachmals die interessante volksetymologische Anähnlichung „Gutjahrsbrunnen" entstanden sei.

Es fällt mir nicht ein, diese Ableitung für unrichtig zu erklären, so wenig wie ich die von anderer Seite zu Gunsten des Keltischen versuchte als zweifellos zutreffend hingestellt habe. Allein mehr Zuverlässigkeit als dieser kann ich jener auch nicht zusprechen. Ein wesentlicher Unterschied zwischen debro und dobro ist nicht zu erkennen, da die Vokale im Lauf der Zeit in einander übergehen, und volksetymologischer Anähnlichungen hat sich nicht nur der deutsche, sondern auch der slawische Volksmund schuldig gemacht. Angenommen, daß die in Halle eingerückten Slawen das keltische debro = kleiner Berg als Ortsbezeichnung vorfanden, so lag es nahe, daß sie dasselbe in das ähnlich lautende Wort ihrer Sprache dobru = gut umbildeten, wie das deutschredende Volk Halle's später das slawische dobro-*gora* in Gut j a h r umwandelte. Von debro zu dobro ist übrigens der Weg nicht so weit wie von Dobrogora zu Dobrojara oder gar wie von Dobrojara zu Gutjahr. Wer gora = jara stellt, darf nichts dagegen haben, wenn dobro = debro gesetzt wird. Viktor Hehn's Ableitung hat sonach nicht mehr Vertrauenswürdigkeit als die zuerst angeführte einiger Keltologen und Keltomanen. Das Nebeneinander von Dobrosol, welches unzweifelhaft slawisch ist, und von Dobrogora genügt auch nicht, um die slawische Herkunft des dobro in letzterem Namen zu beweisen, denn die folgende Konjektur verliert dadurch nichts von dem ihr zukommenden Grade von Wahrscheinlichkeit: Wenn dieses dobro vom keltischen debro (kleiner Berg) abzuleiten wäre, so würde damit wohl der Höhenzug gemeint gewesen sein, welcher die Saale umgrenzt und auf welchem die Stadt Halle zum Teil angelegt ist, und so müßte man annehmen, daß die im sechsten Jahrhundert anlangenden Slawen, um diese Ortsbezeichnung für sich verständlich zu machen, ein Synonym ihrer Sprache, und zwar gora = Berg anhängten (Tausende von Berg-, Fluß- und Ortsnamen sind durch solche tautologische, der Völkerschichtung entsprechende Aneinanderfügungen entstanden) und daß sich das debro-gora sodann um so leichter in dobro-gora umwandelte, als das eigentliche Salzquellgebiet von den Slawen sofort nach ihrer Ankunft Dobrosol benannt worden sein wird, und als es eine Eigentümlichkeit aller Völker ist, die ihnen unverständlichen Ortsnamen, wenn nur irgend möglich, in ähnlich klingende der eigenen Sprache umzulauten, auch wenn dadurch der Sinn des Namens gänzlich entstellt wird und letzterer aufhört, die Sache richtig zu bezeichnen. Die Ableitung des dobro in

Dobrogora aus dem Keltischen möchte ich darum noch nicht zu den Toten werfen.

Herr Kirchhoff gibt zu, daß der Name Halle vom keltischen hal = Salz abzuleiten ist und daß die Halloren (keltisch halair = Salzmann) diesen Namen seit uralter Zeit tragen. Trotzdem aber meint er, daß die ursprünglich keltische Bevölkerung der Salzquellenstadt in slawischer Zeit durch eine slawische und in deutscher Zeit durch eine deutsche ersetzt worden sei. Ich bin jedoch der Meinung, daß das eine das andere ausschließt. Wenn die Kelten der Halle'schen Gegend, wie Herr Kirchhoff glaubt, vertrieben oder ausgerottet wurden, so hätten sich die Namen Halle und Halloren aber doch gewiß nicht erhalten, sondern es würden neue, der Sprache des neuen Volkes entnommene Bezeichnungen an ihre Stelle getreten sein. Wenn heutzutage ein zivilisiertes Volk ein anderes aus seinen Wohnsitzen verdrängte, so würden die alten Ortsnamen wahrscheinlich beibehalten werden, weil in unserer Zeit die Bezeichnungen der geographischen Objekte längst zu Namen geworden, die durch das staatliche, das geographische, das allgemein kulturelle und insonderheit auch durch das Verkehrs-Interesse fixiert sind. In jener Zeit aber, wo Slawen und Franken in Halle eindrangen, war dieses mehrfache Interesse an der Erhaltung der Namen aus der Sprache der ausgemerzten Vorbevölkerung nicht vorhanden, da gab es keine Landkarten, geographischen Lehrbücher und Schulen, welche diese Namen festgenagelt und deren Kenntnis zum Gemeingut der Völker gemacht hätten, da verschwanden mit den Völkern nicht nur die Sprachen und die Sitten, sondern auch deren Bezeichnungen für die Orte, Flüsse, Berge 2c. ihres Landes. Nur da, wo das ursprüngliche ethnische Element an der Scholle sitzen blieb, da konnten sich viele der alten geographischen Namen erhalten, wenn sie auch durch die Zunge der neueindringenden Völker auf dem Wege der volksetymologischen Anähnlichung mehr oder weniger umgestaltet oder durch eine Uebersetzung verlängert wurden. Ich sage deshalb: wenn das keltische Element nicht unter germanischer, slawischer und deutscher Decke in Halle verblieben wäre, so hätten sich die Namen Halle und Halloren nicht konservieren können; und wenn die Namen Halle und Halloren in slawischer Zeit nicht neben Debrogora und Dobrosol fortexistiert hätten, so hätten sie nach der Eroberung fraglicher Stadt durch die Franken nicht wieder zu herrschenden werden können.

Alles in Allem: Die Halloren sind wohl „echte Deutsche", aber allem Anschein nach keine Germanen, wahrscheinlich Kelten, d. h. ein sich nahezu reinerhalten habender Rest der in vorgermanischer Zeit auch in der Gegend von Halle a. S. herrschenden Bevölkerung, die anderwärts sich mit den germanischen und slawischen Eindringlingen und Einwanderern im Laufe der Zeit vermischte und allerwärts in Deutschland zu Gunsten des Deutschtums entnationalisiert wurde. H. Heyn.

Mikronesien und seine Zustände.[1]

Mikronesien, das Gebiet der „kleinen Inseln", ist ein geeigneter Name für jenen Teil des Stillen Ozeans, welcher zwischen dem 134.° und 177.° ö. L. v. Gr. und dem 2. und 20.° n. Br. liegt. Man schätzt, daß innerhalb dieser Grenzen über tausend Inseln und Eilande liegen, welche in vier Gruppen: die Gilbert-, Marshall-, Carolinen- und Ladronen-Inseln, geteilt sind. Die Ladronen im Norden, zwischen dem 144. und 146.° ö. L., wurden von Magellan im Jahre 1581 entdeckt, stehen nun unter spanischer Herrschaft und werden als Strafkolonie benützt. Die eingeborene Bevölkerung auf dieser Gruppe ist ganz ausgestorben. Die Gilbert- und Marshall-Inseln auf der Ostseite von Mikronesien sind lauter Korallenbildungen und mit wenigen Ausnahmen von geringem Flächenraum. Die größte der vier Gruppen ist diejenige der Carolinen, welche neuerdings zu einem Streitgegenstande zwischen Spanien und dem Deutschen Reiche geworden sind. Sie liegen nördlich vom Aequator, zwischen dem 134. und 165.° ö. L., wurden 1528 von Alvaro de Saavedra entdeckt und werden gewöhnlich in die östlichen, westlichen und zentralen Carolinen eingeteilt, allein diese Scheidung hat keine bestimmten Grenzen. Am westlichen Ende liegen die größten Inseln Pelaw und Yap. Diese, mit Ponape und Ruk in der zentralen und Kusaie in der östlichen Abteilung, sind die einzigen hohen Inseln, denn die übrigen bestehen aus Korallenbildung und erheben sich nur einige Fuß über das Meeresniveau. Der höchste Punkt auf Yap ist ungefähr 1200 Fuß, während der Gipfel von Ponape sich ungefähr 3000 Fuß erheben soll. Ruk oder Hogoleu ist ein Archipel, umgeben von einer ungeheuren Barriere von ungefähr 150 e. Ml. Ausdehnung. Die auf diese Weise umschlossene Lagune ist zwar von unregelmäßiger Gestalt und nahezu 30 e. Ml. breit, und innerhalb derselben liegen mehrere hohe Inseln, deren Höhe von 200—1000 Fuß beträgt. Das Klima dieser Region ist natürlich ein tropisches, der Thermometer auf Ponape schwankt zwischen 21 und 25,5° C. Die drei hauptsächlichsten Produkte, welche auf Korallen-Inseln gedeihen und die Hauptnahrung ihrer Bewohner bilden, sind die wildwachsende Cocos-Palme, die Brotfrucht und die Frucht des Pandanus oder der Schraubenpalme. Auch die Taro wird auf einigen Inseln angebaut. Auf Kusaie, Ponape, Ruk und Yap gibt es noch weitere Kulturpflanzen, und man soll auf Ponape nicht weniger als zwölf verschiedene Arten von Bananen finden. Seit sich amerikanische Missionare hier niedergelassen haben, sind verschiedene tropische Gewächse und auch Haustiere hier eingeführt worden. Die hohen Inseln sind mit Waldbäumen bedeckt, unter denen es von Tauben und wilden Vögeln wimmelt.

[1] Als Ergänzung unserer Schilderung der Carolinen und Palau-Inseln in Nr. 39, nach den Mitteilungen des amerikanischen Missionars E. E. Strong.

Die Zahl der Einwohner dieser Gruppe ist schwierig zu schätzen. Ponape hat etwa 5000, Ruk gegen 12,000, Yap 8—10,000 Einwohner. Der Menschenschlag gehört zu der braunen polynesischen Rasse und hat straffes Haar. Sie sind hochgewachsen, wohlgebildet, kräftig, dem Kriege hold, aber nicht charakteristisch wild. Der amerikanische Missionar Doane von Ponape schildert die Rukiten als „von weicher Safranfarbe, symmetrischer Gestalt, runden Gliedern, guter Länge zwischen den Gelenken, leichtem Schritt, rundem, schwarzem und glänzendem Auge, welches nicht durch den Genuß von Ava oder Toddy (aus dem Blütenschaft der Cocospalme) getrübt ist, die Lippen für einen Mikronesier eher dünn, das Haar wellig und lang. Ich halte den Rukiten für einen schmucken Eingeborenen und manche der Weiber sind wirklich schön." Die Insulaner sind sehr geschickt in der Handhabung ihrer Proas, welche mit Auslegern versehen sind; sie machen oft weite Reisen ohne Kompaß, obwohl manchmal eine Bootsladung abgeschlagen wird und verloren geht. Die Bewohner beinahe aller Inseln tätowierten sich früher, allein dieser Brauch kommt rasch ab. Ihre Behausungen sind einfache Dächer, welche auf Pfosten von etwa vier Fuß Höhe ruhen; in diesen Hütten schlafen sie mit einem hölzernen Kopfkissen und einer Matte als Decke. Bis vor kurzem sah man wenig Kleidung an Männern und Weibern. Es gab auch keine Hochzeitsgebräuche, obwohl die Paarung von Männern und Weibern geachtet wurde. Jede von den Gruppen Mikronesiens hat eine eigene Sprache, und innerhalb der Carolinen-Inseln sind die Abweichungen mehr als dialektartig; denn es herrschen mindestens sechs bis acht Sprachen innerhalb der Gruppe.

Der Carolinier ist, wie sich ergeben hat, zwar kein Götzenanbeter, aber voll Aberglauben. Er hatte weder Götzenbilder noch Tempel, obwohl gewisse Orte gemieden wurden, weil man sie von bösen Geistern bewohnt wähnte. An einigen Stellen gab es Priester oder Zauberer, deren Hülfe man zur Heilung der Kranken nachsuchte. Was die Regierung über die Inseln anlangt, so ist bisher von seiten der fremden Mächte kein Versuch gemacht worden, eine Herrschaft über die Eingeborenen auszuüben. Jede Insel hat ihren Häuptling, welcher absolut unabhängig ist, aber zuweilen von einem Volksrat kontroliert wird. Sein Amt ist erblich und wird von der Linie der Mutter hergeleitet. Auf einigen der Inseln gibt es mehr als einen Stamm, in welchem Falle jede Abteilung von ihrem eigenen Häuptling regiert wird. Eine Verbindung oder Verbrüderung der Stämme gibt es im Bereich der ganzen Gruppe nicht.

Auf den Inseln ist innerhalb der letzten Generation eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Im Jahre 1852 schickte die amerikanische Missionsgesellschaft Missionare nach Ponape, welche sich seither auch auf Kusaie, Ruk und den Mortlocks festgesetzt haben. Von diesen Punkten aus haben sie ihre Arbeiten durch die Vermittelung eingeborener Gehülfen auf mehrere Inseln der Gruppe ausgedehnt und auch über die Marshall- und Gilbert-Inseln erstreckt. Es sind dermalen zwölf amerikanische Missionare, Männer und Frauen, auf den Inseln anwesend und thätig, welche für ihr Werk den „Morgenstern" zur Verfügung hat, ein kleines Barkschiff mit aushülfsweiser Dampfkraft, welches die Missionare in den Stand setzt, die Inseln zu besuchen und ihre eingeborenen Gehülfen an Ort und Stelle zu bringen. Man erwartet, daß dieses Fahrzeug auf seiner diesjährigen Fahrt auch Lehrer auf der Insel Yap lande. Seit der Ankunft jener Missionare hat sich der ganze gesellschaftliche Zustand auf vielen der Inseln gänzlich verändert. An einigen Stellen besucht die ganze Bevölkerung die Schulen, und auf den meisten der von christlichen Lehrern besiedelten Inseln sind die Leute nun anständig gekleidet und nehmen die ihnen dargebotene Zivilisation und religiöse Wahrheit gern an.

Was nun die Frage von der Oberherrlichkeit über die Carolinen betrifft, welche zu einem Streitpunkte zwischen Spanien und dem Deutschen Reiche geworden sind, so behaupten auch die amerikanischen Missionare, welche wir für unparteiische und unverfängliche Zeugen betrachten müssen, Spanien beanspruche zwar deren Besitz auf Grund seiner früheren Entdeckung derselben, habe aber drei Jahrhunderte lang diesen Anspruch nicht geltend gemacht noch eine dieser Inseln besetzt, ausgenommen vielleicht eine einzige derselben in der Nähe ihrer philippinischen Besitzungen. Die Missionare erkennen aber Deutschlands Anspruch aus diesem Grunde an, weil sich ungefähr ein Dutzend deutscher Kaufleute den verbesserten Gang der Geschäfte und den durch die Bemühungen der Missionare gehobenen sozialen Zustand auf den Inseln zu Nutze gemacht und einen Handel mit Kopra (den getrockneten Cocosnußkernen) hier eingeführt haben. Die Interessen der Zivilisation und Humanität aber machen es wünschenswert, daß diese Inseln, wenn überhaupt unter eine fremde Regierung, lieber unter diejenige von Deutschland als diejenige von Spanien kommen.

Nekrolog.

Daniel David Veth.

Wieder hat Holland einen seiner eifrigen Söhne der Wissenschaft zum Opfer gebracht, der Führer der Afrika-Expedition ist nach längerem Leiden dem bösen Klima erlegen. Daniel David Veth, ein Sohn des greisen, um die Wissenschaft so hochverdienten Professors P. J. Veth, wurde am 17. Februar 1850 zu Amsterdam geboren. In Begleitung seines Vaters machte er einige größere Reisen und studierte darauf zu Hannover und zu Stuttgart Ingenieur-Wissenschaften. Im Juli 1873 fand er in der Schweiz als Eisenbahn-Ingenieur Stellung und im folgenden Jahre sehen wir ihn in derselben Eigenschaft, die

er 1875 wieder aufgab, auf der italienischen Seite der Gotthardbahn. Er nahm hierauf mit van Hasselt, Schouw, Sandvoort, Cornelissen und Snelleman teil an der niederländischen Expedition nach Mitten Sumatra (1877—1879); die geographischen Arbeiten, sowie die Verfertigung der Photographieen fielen ihm hauptsächlich zu, auch hat er den II. Teil des Berichtes (die geographische Beschreibung) abgefaßt. Diese Arbeit und die schöne Sammlung von Photographieen, die er von seiner Reise mitgebracht hat, würden genügen, ihm, wenn uns auch keine seiner weiteren Leistungen bekannt wäre, ein ehrenvolles Andenken zu sichern. Gegen das Ende der Reise war er etwas leidend, was ihn veranlaßte, einen nach Ablauf der Expedition an Java gebrachten Besuch ziemlich schnell abzubrechen.

Während der Sumatra-Expedition schon hatte er den Ombilienkohlenfeldern große Aufmerksamkeit zugewendet und nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich, außer mit der ebenerwähnten Arbeit, hauptsächlich mit vorbereitenden Maßregeln für die Ausbeutung dieser Kohlenfelder, für welche er später die Konzession nachsuchte. Zu diesem Zweck ging er 1882 wieder nach Indien. Wohl wurde sein Gesuch nicht bewilligt, dagegen wurde er zum Sekretär des höheren Beamten ernannt, der mit den für die Beschickung der Kolonialausstellung zu Amsterdam zu treffenden Maßregeln beauftragt war. In dieser Stellung hat er, so viel die Verhältnisse es erlaubten, dazu beizutragen gesucht, den Besuchern der Ausstellung ein möglichst treues Bild von Holländisch-Indien vorzuführen; trotzdem fühlte er sich von dem Resultat nicht befriedigt und begrüßte mit Freuden die Gelegenheit, die sich ihm bald bot, seine Kräfte aufs neue, und zwar auf dem Gebiete der Afrika-Forschung, zu erproben. Die Geographische Gesellschaft war geneigt, den sog. Afrika-Fonds unter der Bedingung zu seiner Verfügung zu stellen, daß er der Gesellschaft die geographischen Ortsbestimmungen zugehen ließe. Sein Plan, den er in der Sitzung vom 12. April 1884 auseinandersetzte, wurde freudig aufgenommen. Er selbst wollte von Benguella auf dem von Serpa Pinto, Capello und Ivens gefolgten Wege nach Quillenges und von da nach Humpata gehen, um dort die Vorbereitungen für die Expedition zu treffen und die nach Mossamedes dirigierten Begleiter und ihre Bagage dorthin abholen; bis zu Ende der Regenzeit beabsichtigte er sich in jener Gegend aufzuhalten, um auf verschiedenen Zügen den Kunene aufzunehmen und die Lage der nördlich und westlich von diesem Fluß gelegenen Bergkette zu bestimmen. (Dieser Plan ist späterhin bei der Ausführung sehr modifiziert worden.) Außerdem sollten naturwissenschaftliche Sammlungen angelegt und auf verschiedenen Gebieten Untersuchungen verrichtet werden.

Nach Ablauf der Regenzeit wollte er den Versuch machen, den Kubango an einer möglichst weit nach Norden gelegenen Stelle zu erreichen und ihm bis zu seiner Mündung in das Ngami-Meer, oder doch bis zur früheren Stadt Libebé zu folgen, um von hier den Weg nach dem Kuando zu nehmen und auf demselben den Sambesi zu erreichen. Darauf beabsichtigte er nach der Transvaal zu gehen, da der Rückweg nach Humpata wahrscheinlich zu große Schwierigkeiten bereiten würde.

Ein eigentümliches Interesse bot die Expedition noch vom speziell holländischen Standpunkt: Die sog. „Trekburen" haben 1874 die Transvaal verlassen, um sich sechs Jahre später in Ovampoland niederzulassen. Da sie sich dort nicht halten konnten, traten sie mit den portugiesischen Autoritäten in Unterhandlungen, worauf dieselben ihnen erlaubten, sich in Humpata niederzulassen. Hier hatten sie im Anfang einen schweren Kampf ums Dasein zu kämpfen, und ihr Zustand schien unerträglich zu werden; wenigstens konnte man im Frühjahr 1884 in den Zeitungen lesen, daß sie die Hülfe ihrer Blutsfreunde am Kap und in der Transvaal nachgesucht hatten, um in ihre Heimat zurückkehren zu können. Der Hauptgrund, der ihre Existenz in Humpata bedroht, ist wohl der, daß sie hier gezwungen sind, zum eigentlichen Ackerbau überzugehen, da ihre Viehheerden hier zugrunde gehen. Im Sommer 1884 wurden alle Vorbereitungen für die Reise gemacht, die Begleiter Veth's (van der Kellen und Godeffroy) trafen mit der Bagage am 28. August per „Afrikaan" (Holländisch-Afrikanische Gesellschaft) die Reise an, Veth folgte am 26. September auf dem „Carl Woermann" von Hamburg.

Am 13. November landete er zu Banana und gegen Ende des Monats ging er nach Mossamedes, wo er am 7. Dezember ankam, nachdem er indessen von Benguella aus noch einen Ausflug nach Katumbella gemacht hatte. Um für seine Expedition die nötigen Vorbereitungen zu treffen, ging er nach Humpata und zwar in Begleitung einiger Buren, die mit ihren Wagen von Humpata zu Mossamedes angekommen waren.

Wir übergehen die Geschichte dieses Zuges, über welchen schon mehrfach berichtet ist, um nur zu erwähnen, daß Veth nach einer Abwesenheit von nicht mehr als 20 Tagen wieder in Mossamedes anlangte, um die letzten Vorbereitungen zu treffen und, wiewohl schon leidend, am 16. Januar die Reise nach Humpata aufs neue anzutreten.

Eine traurige Zeit fing jetzt an, eine Zeit, in welcher er vergebens gegen die Krankheit ankämpfte und den Plan, den er gefaßt hatte, trotz aller Schwierigkeiten und allen Abratens seiner Gefährten durchzuführen versuchte; am 17. März zog die Expedition nach Benguella und von da nach Katumbella. Hier wurde der Zustand sehr bedenklich, auch ein kurzer Aufenthalt im Innern brachte keine Verbesserung. Trotz des heftigen Kampfes, den seine kräftige Natur und sein ernster Wille gegen die Krankheit stritten, gewann dieselbe die Oberhand; am 19. Mai starb er, nachdem er sich kurz vorher noch etwas besser gefühlt hatte; seine Begleiter, die bis zu dem letzten Atemzug bei ihm

geblieben waren, begruben ihn am folgenden Morgen und häuften große Steine auf sein Grab als ein sichtbares Zeichen für die Vorüberziehenden.

Es ist hier der Ort nicht, der Resultate zu gedenken, welche die Expedition bis jetzt gehabt hat; dazu wird später Gelegenheit sein, wenn die vollständigen Berichte uns bekannt sein werden; an dieser Stelle beabsichtigen wir nur des eifrigen Führers mit einigen Worten zu gedenken. Könnte unsere warme Teilnahme dazu beitragen, den Schmerz des greisen Vaters zu erleichtern, so wäre unser wärmster Wunsch erfüllt. E. M.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Dünen der Gascogne. Herr Chambrelent, der Generalinspektor des französischen Straßen- und Brückenwesens, hat der nationalen Ackerbau-Gesellschaft nachstehenden Bericht über die Festmachung der Sanddünen in den Landes (Haiden) der Gascogne abgestattet:

„Ich habe kürzlich eine Rundreise über die Küstendünen am Biscayer-Golf in den beiden Departements der Gironde und der Landes gemacht und bitte um die Erlaubnis, einiges über die merkwürdigen Erfolge vortragen zu dürfen, welche ich in der Bildung festen Bodens gemacht habe, die sich in den sog. Küstenschutzdünen am Strande fortdauernd vollzieht.

„Die Sanddünen, welche sich auf diesem Teil der Küste ausdehnen, nehmen einen Flächenraum von mehr als 85,000 Hektar ein und erheben sich zu Höhen von mehr als 80 Metern bei einer Breite von 5—6 Kilometern. Bevor man Mittel gefunden hatte, diese Sandberge aufzuhalten, rückten diese, von den Seewinden getrieben, unaufhörlich landeinwärts vor, überfluteten Felder und Dörfer und erhoben sich sogar zur Höhe von Kirchtürmen. Im Jahre 1780 gelang es Brémontier nach verschiedenen angestellten Versuchen, um einen ersten Pflanzenwuchs auf diesem Treibsande hervorzurufen, sie durch Einsäen zu befestigen und unbeweglich zu machen. Sein mit Ausdauer seit einem Jahrhundert fortgesetztes Werk ist erst in den jüngsten Jahren beendigt worden, und die 85,000 Hektar Dünen, welche mehr und mehr die angrenzenden Ländereien mit Versandung bedrohten, sind nun mit einem reichen Waldwuchs bedeckt, der ihr Fortschreiten aufgehalten hat. Was früher eine öffentliche Gefahr war, ist nun in einen bedeutenden forstlichen Wert verwandelt worden. Allein Brémontiers Arbeit hat zwar die schon vorhandenen Dünen fixiert, allein den Sand nicht aufgehalten, welchen das Meer alle Tage an die Küste wirft. Wenn daher dieser neue Sand seinerseits nicht ebenfalls aufgehalten und fixiert würde, so würde er die schon fixierten Dünen überfluten und deren neue bilden, welche ebenso drohend wären wie die ersten. Nachdem man daher die früheren Dünen fixiert hatte, galt es, eine neue Aufgabe zu lösen, nämlich die Bildung neuer Dünen zu verhindern.

„Um dieses zweite Problem zu lösen, haben wir die Idee gehabt, auf dem Strande selbst und jenseit der Grenze der Hochflut eine spezielle Düne zu schaffen, welcher man die umgekehrte Anlage von derjenigen der Dünen, welche landeinwärts vorrückten, gegeben hat. Nach der Gestalt, welche die Winde den letzteren gaben, indem sie sie vorwärts trieben, boten sie nach der Seeseite eine sanfte Böschung dar, auf welcher der Sand leicht wie auf einer geneigten Fläche anstieg, um weiterhin auf eine steilere Böschung wieder herabzufallen. Der Sand rückte also hauptsächlich über diese sanfte Böschung vor, welche eine Reihe von geneigten Flächen bildete.

„Anstatt nun die Verhinderung der Bildung neuer Dünen anzustreben, haben wir vielmehr die Bildung einer solchen auf dem Strande selbst hervorgerufen, aber dieselbe so geleitet, daß wir ihr die entgegengesetzte Gestalt von derjenigen gaben, welche ihr Vorrücken begünstigte, d. h. nach dem Meere zu eine steile Böschung.

„Um diesen Erfolg zu erreichen, haben wir am Strande, in einer Entfernung von ungefähr 120—130 m. vom Auswurf der hohen See, eine der Küste parallele Palissade von Bohlen errichtet. Diese Bohlen sind 1,60 m. lang, stehen 3 cm. von einander und sind 60 cm. tief in den Boden eingegraben, daß sie also gerade 1 m. hoch über den Strand ragen.

„Der Sand des Gestades schlägt zuerst gegen diese Palissade an und fällt unter einer ziemlich geneigten Böschung an ihrem Fuße nieder; aber ein Teil des Sandes dringt durch die 3 cm. weiten Zwischenräume der Palissade, und da die Geschwindigkeit des Windes, der durch diese Zwischenräume passiert, sich bedeutend steigert, so wird der hindurchgetriebene Sand auf eine größere Entfernung fortgeführt und verbreitet sich hinter den Palissaden in einer minder steilen Böschung; er nimmt sogar auf eine Breite von 20—30 m. unmittelbar hinter der Linie der Bohlen eine beinahe horizontale Oberfläche an.

„Der sich gegen die Palissaden anhäufende Sand erreicht bald deren Gipfel; man hebt dann mittelst einer besonderen Vorrichtung die Bohlen um 1 m. höher; dieselbe Erscheinung wiederholt sich, der Sand erreicht von neuem die Höhe, nimmt eine immer steilere Böschung vor der Palissade und eine immer kleinere hinter der Palissade an und vergrößert dabei immer mehr die Breite der Düne am Gipfel, und so fährt man fort, die Palissade nach Maßgabe der Erhöhung des Sandes zu überhöhen. Auf diese Weise gelangt man endlich zu einer solchen Höhe, daß der Sand nicht mehr über die Palissade steigen kann. Diese Höhe ist gewöhnlich 10—12 m. In diesem Augenblick hat die Küsten- oder Schutzdüne diejenige Höhe erreicht, welche sie haben muß; der Sand kann sie bei einer so stark geneigten Böschuug nicht mehr überschreiten und hält daher definitiv vor dieser Schranke still.

„Um nun andererseits den Sand zu fixieren, welcher sich in schwacher Böschung hinter der Palissade anhäuft, so besäet man ihn mit den Samen des Sandhalms oder Courbet (Arundo oder Calamagrostis arenaria), dessen Wurzel sich in Tiefen von 4—5 m. hinabsenkt und welcher in demselben Maße fortwächst, wie ihn der Sand bedeckt.

„Die Resultate, welche man an denjenigen Punkten erlangt hat, wo die Schutzdüne errichtet worden ist, sind heutzutage so vollständig wie möglich. Wir haben gesehen, wie die heftigsten Winde den Sand gegen die Küstendüne warfen und dieser nur auf den Strand niederfiel, ohne daß er die ihm entgegenstehende Schranke hätte überschreiten können. Die Wanderung des vielen vom Meere angespülten Sandes ist auf diese Weise absolut aufgehalten."

* Epirus. Der französische Vizekonsul Sautzaire in Janina schreibt: Eine der noch unbekanntesten und von Reisenden am wenigsten besuchten Regionen in Europa ist Epirus. Einer oder zwei Archäologen besuchen jährlich die Bergwerke von Dodona, aber die Touristen ignorieren das Vorhandensein dieses Landes und die Handelsreisenden haben sich wohl noch nie dorthin gewagt. Die erste Ursache dieses so vollkommenen Aufgebens eines noch unerforschten Landes ist allerdings die gänzliche Abwesenheit aller Verkehrsmittel, denn wenn das Vilajet Janina auch gewissermaßen im Herzen Europa's liegt, so bleibt es doch für die moderne Zivilisation undurchdringlich. Außer dem Telegraphen ist keine Erfindung, kein Fortschritt dorthin gedrungen; es gibt weder Eisenbahnen noch Straßen, weder Häfen noch Bergwerke noch Hüttenwerke, weder Dampf- noch Ackerbau-Maschinen, weder vervollkommnete Waffen, noch europäische Kolonisten. Gleichwohl ist das Land reich an Wäldern und wertvollen Mineralien.

Um diesem Lande zu seiner Entwickelung zu verhelfen, müßte der Hauptort des Vilajets durch eine gute, zu jeder Jahreszeit praktikable Landstraße unmittelbar mit Prevesa in Verbindung gesetzt werden. Diese Straße brauchte nur bis Salahora zu reichen, wenn ein Dampfboot den täglichen Dienst zwischen dieser Stadt und Prevesa besorgen würde. Außerdem müßte man noch einen wichtigen Hafen in Santa Quaranta gründen, denjenigen von Sayada verbessern und die Straßen, welche von diesen beiden Küstenpunkten nach Janina führen, zu jeder Jahreszeit gangbar machen. Endlich müßte Arlona Kopfstation einer Eisenbahn werden, welche durch das Voyussa-Thal führen und in die schon erbaute Linie zwischen Saloniki und Mitrowitza einmünden würde. Letzteres Projekt interessiert im höchsten Grad die wirtschaftliche und politische Zukunft dieser Region und würde dem europäischen Handel und Gewerbefleiß ein neues und ungeheures Feld der Thätigkeit eröffnen.

Die Linie einer Eisenbahn von Valona nach Saloniki bietet in der That, nach den Behauptungen von Ingenieuren, welche diese Frage studiert haben, keinerlei unüberwindliche Schwierigkeiten. Sie würde zunächst in ganz natürlicher Weise dem großen Thal der Voyussa folgen, welches von Mezzowo, wo sie am Fuße des Hauptmassivs des Pindus entspringt, dem Adriatischen Meere zuströmt und sich 17 Km. nordlich von Valona in dieses ergießt, nachdem sie auf einem Laufe von ungefähr 270 Km. Epirus seiner ganzen Länge nach durchströmt hat.

Von ihrer Mündung bis zum Dorf Kawunari, das auf dem linken Ufer den Malacastro-Bergen gegenüber liegt, durchfließt die Voyussa oder Vojutza ein breites Thal, und ihr Bett, von großer Anschwemmung durchfurcht, nimmt einen ungeheuren Raum ein; jenseit Kawunari nehmen die Anschwemmungen allmählich ab und das Bett des Flusses wird enger und regelmäßiger; seine Breite, welche stromabwärts von diesem Punkte bisweilen 400 m. beträgt, weist bei Tepedelen und Premeti nur 60—70 m. auf. In dieser Region machen die Anschwemmungen dem Kalkgestein Platz, und der Fluß bleibt bis an den Fuß des Massivs von Mezzowo eingeengt, dessen hervorragendster Punkt nur eine Höhe von 1500 m. erreicht.

Angekommen vor dem Pindus, der durchgebrochenen Linie, könnte man leicht das Gebirgsmassiv mittelst zwei oder drei verhältnismäßig kurzen Tunnels durchbohren, welche in das Thal des Venetikos abfallen würden, eines kleinen Flusses, welcher sich in die Wistritza ergießt; die Bahn würde dann diesem Wasserlauf entlang bis nach Grigal hinaufsteigen und von hier gleichsam in gerader Linie über Klidi und Rulakia nach Saloniki hinüberführen und eine Strecke von ungefähr 230 Km. durchlaufen. Die Gesamtlänge dieser Eisenstraße würde also 500 Km. betragen.

Vom Gesichtspunkt ihrer Erbauung und der hierzu erforderlichen Kunstarbeiten würde die Linie von Valona nach Saloniki ganz ausnahmsweise Erleichterungen des Baues darbieten, denn die Länder, durch welche sie führen würde, sind überreich an Baumaterialien aller Art. So wird das Thal der Vojutza, welches ich beinahe ganz durchreist habe, von Kawunari an von großen, noch unausgebeuteten Eichenwäldern begrenzt; zwischen Tepedelen und Premeti liegen gewaltige Fichten- und Kiefernwälder, und endlich würden die Felsen von sekundärem Gestein, welche die die Vojutza auf dem größten Teil ihres Laufes begleitenden Hügel und Berge bilden, ohne Frage das beste Material liefern. Gleiches würde auf der anderen Seite des Pindus stattfinden.

Vom Gesichtspunkte des Verkehrs aus gesehen, dürfte diese Linie anscheinend die einträglichste in der ganzen europäischen Türkei werden, denn sie würde in der That dem Handel unabsehbare und reiche Gegenden erschließen, welche heutzutage noch vollkommen isoliert und unbekannt sind, deren Erzeugnisse aus Mangel an Verkehrsmitteln nicht ausgeführt werden können und wertlos auf den kleinen Märkten des Inneren beinahe verderben. Auf dem Abhang nach dem Adriatischen Meere hin würde der Verkehr durch Valona, Tepedelen, Argyrokastro, Premeti, Janina,

Badeloni, Furka, Politziani, Konitza und eine Menge anderer wichtiger Städte und Dörfer genährt werden, welche meist an den Ufern oder im Stromgebiet der Vojutza liegen. Zwischen Grevena und Konitza befindet sich ein ungeheurer Wald von Eichen- und Nadelholz, welcher sich südwärts bis Mezzowo und nordwärts bis Laprissa und Casteria erstreckt und dessen Flächenraum man auf 100 Q.-Km. schätzt. Eine Eisenbahn würde ferner die Ausbeutung der Bergwerke von silberhaltigen Eisen-, Kupfer- und Blei-Erzen, die Lager von Chrom und farbigen Marmorarten ermöglichen. Jenseit Mezzowo und auf dem Abhang gegen das Aegäische Meer ist das Land nicht minder reich, und der Handelsverkehr von Makedonien würde weitaus hinreichen, für sich allein den Verkehr der projektierten Linie zu speisen. Selbst die Erzeugnisse wenigstens eines Teils von Thessalien würden über kurz oder lang durch dieselbe ihren Abzug nehmen. (G. g.)

* Kâm-Lô in Annam. Ueber diese Festung, wohin sich die annamitischen Aufständischen unter Fürst Thuyê nach ihrem Angriff auf die Franzosen zurückzogen, gibt Herr Romanet du Caillaud der Pariser Geographischen Gesellschaft folgende Auskunft:

Kâm-Lô ist eine Präfektur (Phü) der Provinz Kwang-Tei. Der gleichnamige Hauptort der Provinz liegt ungefähr 70 Km. nordwestlich von Hüé an der großen Heerstraße (dem Königsweg) von Hüé nach Hâ-Nôi. Diese Straße führt auf einer langen Strecke über Dünen von weißem Flugsand und durch unfruchtbares Gelände. Von Kwang-Tei nach Kâm-Lô rechnet man einen Tagmarsch, welcher zur Hälfte über die Straße von Hüé nach Hâ-Nôi führt. Anstatt dem Wasserlaufe zu folgen, welcher Kwang-Tei mit Kâm-Lô verbindet, schneidet diese Straße quer durch die Dünen bis nach Thi-Ngay, das am Flusse Kâm-Lô liegt.

Kwang-Tei ist vom Meere aus zugänglich wie Hüé. Kanonenboote von geringem Tiefgang könnten, sobald sie einmal die Barre überschritten hätten, den Da-Hân befahren, welcher durch jene Stadt fließt und in welchen sich der Fluß Kâm-Lô ergießt. Auf diesen beiden Wasserläufen bewegt sich ein ziemlich beträchtlicher Handelsverkehr und fahren große Flachboote und Barken, welche im Fall einer militärischen Operation gegen Kâm-Lô zur Verproviantierung des Expeditionskorps dienen könnten.

Das Fort Kâm-Lô liegt inmitten angebauter Ebenen, am Ausgang des Gebirges, welche das Becken des Chinesischen Meeres von demjenigen des Zentrums von Indo-China trennt. Die Oberherrschaft des Hofes von Hüé wird noch auf mehrere Tagemärsche jenseit des oberen Teiles des Beckens von Sé Bang-Hiên anerkannt, einer Region, welche für die Annamiten ebenso ungesund ist wie für die Europäer. Ganz nahe bei Kâm-Lô ist eine Station der Zollschutzwache (Dôn) namens Ai-Lao, welche zur Zeit der Christenverfolgungen als Deportationsort für die Missionare und Christen diente, und wo im Jahre 1835 28 Gefangene gehalten wurden. In der Nachbarschaft haben auch die jüngsten Christenmorde stattgefunden.

Dr. Harmand hat auf seiner Reise von 1877 auf dem Weg von Laos nach Hüé auch Kâm-Lô besucht und seine Lage auf der seiner Reiseschilderung beigegebenen Karte bezeichnet. Der Prinz Thuyê, welcher sich mit dem Ueberrest des annamitischen Heeres nach Kâm-Lô geflüchtet, hat sich schon 1874 durch seinen Haß gegen die Christen und die Franzosen ausgezeichnet. (G. g.)

* Der Mobangi- oder Ubangi-Strom im äquatorialen Zentral-Afrika. Seit der Entdeckung des Laufes des Kongo selbst ist keine wichtigere Vermehrung unserer Kenntnisse von der Hydrographie jener Region mehr gemacht worden, als diejenige auf der Reise, von welcher der englische Geistliche G. Grenfell vor kurzem zurückkehrte und über welche derselbe nun genauere Einzelheiten veröffentlicht, die von der Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit der von ihm gemachten Entdeckungen zeugen. Er hat bewiesen, daß der Mobangi oder Ubangi, welcher unter Bildung eines großen Delta auf dem rechten Ufer des Kongo zwischen 0° 26′ und 0° 42′ s. Br., der Aequatorstation beinahe gerade gegenüber, in den Kongo mündet, wahrscheinlich dessen größter Zufluß ist und, soviel bis jetzt bekannt, sicher eine weit längere Wasserstraße bildet, als irgend ein anderer der seither bekannten Nebenflüsse des Kongo. Herr Grenfell befuhr den Mobangi in dem kleinen Dampfer „Peace" auf einem mittleren Laufe von Nord bei Ost, vom Aequator bis zu 4° 30′ n. Br., und verließ ihn noch als offene Wasserstraße. Unter 4° 23′ n. Br., gerade unterhalb der zweiten Stromschnellen, fand er ihn 673 Yards breit, und an keinem unterhalb davon gelegenen Ort hatte er eine geringere Breite. Seine mittlere Tiefe ist 25 Fuß, und obwohl die Strömung dort nicht über 80 bis 100 Fuß in der Minute beträgt, so bedeutet dies doch eine ungeheure Wassermenge, welche man hier an einem, wie Herr Grenfell meint, den mutmaßlichen Quellen des Binue, des großen Zuflusses des Niger, so nahe liegenden Punkt südwärts fließen sieht. Es fragt sich also, woher diese Wassermasse kommt? Die Trumbashes des Tschadbeckens (Schweinfurth) sind gewöhnlich, während sie am Kongo nicht bekannt sind. Die Ansicht des Herrn Grenfell und seiner Kollegen vom Kongo scheint dahin zu gehen, daß der Mobangi wahrscheinlich der untere Teil des Welle sei, eines Stromes, dessen Lauf eines der noch ungelösten Probleme der afrikanischen Geographie ist. Dies ist sicher eine wahrscheinlichere Lösung, als den Welle mit dem nutzlosen Aruwimi in Verbindung zu bringen, wie Stanley zu thun geneigt ist. Dr. Junker, der russische Forscher, der gegenwärtig in Lado im Asyl ist, verfolgte auf seiner jüngsten Reise den Welle nicht so weit westwärts, daß er Herrn Grenfell's Vermutung zu bestätigen oder zu widerlegen vermöchte. Da aber dermalen solch unternehmende Forscher wie diese Baptisten-Missionare im Felde stehen, werden dieses und andere

Probleme nicht lange mehr auf ihre Lösung warten lassen. Aus den Notizen, welche Herr Grenfell nach Hause geschickt hat, erscheint es wahrscheinlich, daß der Mobangi auf dem ganzen Wege, vom Kongo bis zum 4.° 30′ n. Br., also mit Einrechnung der Krümmungen auf einer Strecke von mutmaßlich 400—450 e. Ml., schiffbar ist. Die Königliche Geographische Gesellschaft in London hat jüngst eine große Karte in 10 Blättern von dem erforschten Teil des Flusses erhalten, welche in einer der nächsten Nummern der Verhandlungen dieser Gesellschaft erscheinen wird, während eine der nächsten Nummern des „Baptist Missionary Herald“ eine ausführliche Schilderung von Herrn Grenfell's neuester Leistung bringen soll. Das Becken des Mobangi ist weit stärker bevölkert als irgend eine gleich große Strecke am Kongo, und Herr Grenfell hält daher die Gegend für sehr viel versprechend. Die Bevölkerung ist allerdings wild, und sein Besuch war derjenige des ersten weißen Mannes, welchen dieselbe gesehen hatte. Er hatte seine Gattin und ein Kind von 15 Monaten an Bord und begegnete auf seiner Fahrt den Fluß hinauf nicht wenigen Schwierigkeiten von seiten der Feindseligkeiten der Eingeborenen, und wäre bei einer Gelegenheit ohne sein energisches Handeln wahrscheinlich samt seiner ganzen Gesellschaft verloren gewesen. Dagegen war seine Reise den Fluß herab äußerst ermutigend: Ueberfluß an Lebensmitteln und keinerlei Feindseligkeiten. Er hofft diesen Ausflug noch einmal zu machen und zweifelt nicht, daß er dann imstande sein wird, allenthalben von friedlicher und freundlicher Aufnahme berichten zu können. Er dürfte dann in der Lage sein, weiter nach dem Thal des Shari, des großen Zuflusses des Tschadsees, vorzudringen. Leider liegt, wie Herr Grenfell berichtet, die Einmündung des Mobangi in den Kongo gerade innerhalb des französischen Gebiets, obwohl sie weder in Stanley's jüngstem Werk, noch auf der letzten Karte der Königlichen Geographischen Gesellschaft so angegeben ist. Jedenfalls verließ, unmittelbar nach Hrn. Grenfell's Rückkehr nach Stanley-Pool, Herr v. Brazza seinen Wohnsitz in Brazzaville, wahrscheinlich, um selbst die von dem englischen Missionar entdeckte große Wasserstraße zu untersuchen und sie vielleicht noch weiter hinauf zu verfolgen. Ist dies der Fall, so werden wir sicher in Bälde von seiner großen Entdeckungsreise mit den gewöhnlichen Stößen in die Lärmtrompete hören, denn Herr v. Brazza versteht sich ja auf die Reklame. Die kommerzielle Wichtigkeit von Herrn Grenfell's Entdeckung kann nicht überschätzt werden. Gleichviel, ob der Mobangi mit dem Welle identisch ist oder nicht, er muß jedenfalls ein wichtiges verbindendes Glied zwischen dem Becken des Kongo und den Becken des Niger, des Schari und des Nils werden. Stanley hat immer behauptet: Die zwischen dem Kongo und dem Nil liegende Region sei die reichste und vielversprechendste in Afrika, und seine Ansicht scheint reichlich bestätigt zu werden. Herr Grenfell hat außer dem Mobangi noch 300 e. Ml. weiterer in den Kongo mündender Wasserläufe untersucht und wird, als ein geübter und sorgfältiger Feldmesser, sie mit Genauigkeit als Landkarte darstellen. Er fand, daß die nördlichste Krümmung des Kongo unter 2° 11′ n. Br. in der Nähe der Mündung des Ukere oder Dujangi liegt.

(Sc. g. M.)

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Vom Anfang, wo man die Stücke auswascht, bis da, wo der Creek durch den Parel abgeschlossen ist, stehen die Männer mit Bogen und Pfeilen am Ufer, um die berauschten Fische zu schießen, denn gar bald sieht man die Wirkung des Giftes. Kleine Fischchen werden unruhig, kommen an die Oberfläche und schwimmen mit dem Bauche nach oben. Krabben und Krebse suchen ans Land zu kommen und wanken wie betrunken umher, hie und da schnellt ein größerer Fisch aus dem Wasser empor oder steckt die Schnauze heraus; selbst der Kaiman, der versteckt unter den Wasserpflanzen lag, verläßt den Creek, wo kleine Fische, Wasserschnecken, Würmer tot umhertreiben und nach und nach alles abstirbt und eine Beute der Indianen wird. Diese behaupten, daß selbst der Fischlaich getötet werde und man in einem solchen Creek lange nicht mehr fischen können, weil sich der giftige Geruch den im Wasser liegenden Baumstämmen und selbst dem Schlamme mitteile und nur langsam sich verliere. Ich befuhr einmal einen Creek, der zwei Tage früher von den Buschnegern geponst war und kam eine halbe Stunde weit an einer zahllosen Menge toter Fische vorbei, die auf dem Wasser trieben und weit umher die Luft verpesteten. Ein Glück ist es, daß die Gewässer im oberen Lande in den Regenzeiten durch Creeke und natürliche Kanäle zusammenhängen, denn sonst würde bei dieser unsinnigen Fischvertilgung mancher Fluß von Fischen gänzlich entvölkert werden.

Die zwei anderen Pflanzen, die außer dem Nekko zum Berauschen der Fische verwendet und von den Indianen angepflanzt werden, sind zwei Sträucher, Euphorbia cotinoides, Gunapolu genannt, und Clibadium asperum oder Conami, deren Blätter, Stengel und Blüten vor dem Gebrauch in einem hölzernen Mörser zu einem teigartigen Brei zerstampft und wie das Nekko mit dem Wasser vermischt werden und denselben Effekt hervorbringen.

Die Indianen kennen den Gebrauch der Netze nicht und bedienen sich, wie gesagt, statt deren der Parels. Da sie aber nicht gerne etwas in Gemeinschaft betreiben und zum Parelsetzen mehrere Männer helfen müssen, so schießen sie meist die Fische mit Pfeilen, indem sie in kleinen Booten zu zwei längs den Ufern der Flüsse fahren. Während nun der eine, meist die Frau, das Boot steuert und mit dem Pagai so geräuschlos als möglich voraus bewegt, steht der andere mit Pfeil und Bogen im Boote und weiß in dem

manchmal trüben Wasser an seiner Bewegung jeden Fisch zu erkennen. Die Pfeile sind fünf Fuß lang aus leichtem Rohr, und haben an dem einen Ende, wo sie an dem Bogenstrang angelehnt werden, zur Regelung des Fluges zwei Papageienfedern, oben aber einen hölzernen Stift, an dem ein eiserner Widerhaken befestigt ist. Für kleinere Fische laufen die hölzernen Spitzen in drei bis fünf Zacken aus. Im Meere sind es hauptsächlich die Haifische und Gewerimans, die man mit Pfeilen schießt, in den Flüssen aber zumeist die Serrasalmo-Arten, Cichlas, und in den Stromschnellen und Wasserfällen der köstliche Pacu. Ich hatte mehrere Monate lang einen Arowakken in meinem Dienste, der abwechslungsweise jagte und fischte, und mir oft an einem Tage, nachdem er kaum zwei Stunden lang sich mit Fischschießen beschäftigt hatte, über 30 der schönsten Serrosalmen nach Hause brachte. Auch der elektrische Aal, der im oberen Lande sehr häufig ist, wird mit Pfeilen geschossen. Wenn ich manchmal mit Indianen ausfuhr, so sah ich nie die Fische, auf die sie schossen und meistens auch trafen. Viele Fische werden mit Angeln gefangen, besonders der Warappa, Batakae, Pirai, mit Wurfangeln die großen Wels-Arten und mit Springangeln der Haimura. Es wird nämlich ein starker elastischer Stab im Wasser befestigt, an welchem eine starke Schnur mit der Angel hängt. Der Stab wird nach unten gespannt und durch ein klammerförmiges Hölzchen, das am Stocke angebunden ist, in Spannung gehalten. An der Angel ist ein Frosch oder ein Stück Fisch befestigt. Schnappt nun der Fisch nach der Angel, so springt die Klammer los und der Stock schnellt in seine natürliche Lage zurück und zieht zugleich den Fisch halb aus dem Wasser. Bleibt der Fisch lange so hängen, so kommen auf sein Gezappel die gefräßigen Pirais, die ihm Stück für Stück den Leib abfressen, oder macht auch der Kaiman sein Recht auf ihn geltend. Die Indianen, die auf diese Weise fischen, fahren mehrmals in der Nacht von einem Stock zum andern, um nicht den Lohn ihrer Arbeit anderen Unbefugten überlassen zu müssen.

Außer mit Angeln fängt man auch die Wald- oder Sumpffische in Maschoas oder Körben. In Sümpfen und Waldbächen, die eine Strömung haben, werden Dämme von Palmblättern angelegt, durch die das Wasser fließen aber kein Fisch durchschlüpfen kann. In gewissen Abständen werden durch diese Dämme die Maschoas gesteckt. Es sind fünf Fuß lange, an der oberen Oeffnung neun Zoll breite, nach Art der Zuckerhüte spitz zulaufende Körbe aus Palmblattstielen, worin die Fische sich fangen, wenn sie dem Zuge des Wassers folgen. Beim Anfang der Regenzeit, wenn die Waldfische wieder die kleineren Creeke und Sümpfe aufsuchen, dämmen die Indianen diese mit Palmblättern ab, die dadurch in ihrem Laufe aufgehaltenen Fische suchen über das Hindernis hinwegzuspringen, und fallen dabei in eine zu diesem Zweck dahinter gelegte Corjal. Wenn die Fische recht im Zug sind, kann man Hunderte derselben mehrere Morgen hintereinander im Corjal finden. Da die surinamische Küste sehr nieder ist, ihre Schlammbänke sich weit ins Meer erstrecken und überdies die Flüsse diesem eine Menge Schlamm zuführen, so ist auch das Meerwasser bis auf drei Stunden Abstand vom Lande trübe, undurchsichtig und weniger salzhaltig, als an der felsigen Küste des nördlichen Südamerika's oder bei den Antillen. Es mag dieses auch die Ursache sein, daß viele der fremdartigen Formen und lebhaften Farben, die wir an der Fischfauna des Caraibischen Meeres bewundern, hier fehlen, und wenn die surinamische dieser an Form und lebhafter Farbe auch nachsteht, doch an Güte und Wohlgeschmack sie vielleicht übertrifft.

Unter allen Fischen zeichnen sich in den surinamischen Gewässern die Welse, Silurus, aus, die sowohl im Meere als im reinen Flußwasser vorherrschen, und wovon die größeren, das Meer bewohnenden Arten, wie der Geelbakke und Pasisi, eine ansehnliche Größe, der erstere selbst bis zu 80 Pfund, erreicht. Die sonderbaren Knochen- und Stachelwelse sind in den oberen Flüssen ebenso häufig, wie die verschiedenen Serrosalmo-Arten. Da übrigens das Innere des Landes so wenig von Europäern besucht wird, so mögen in den oberen Gewässern noch manche Arten, ja Gattungen vorkommen, die noch ganz unbekannt sind. Ich will es nun versuchen, die hauptsächlichsten Arten näher zu beschreiben.

Otolithus cayennensis *Lacép.*, der Kubi, bei den Franzosen Acouba genannt, lebt im Meer und besucht nur zeitenweise, meist am Anfang der Trockenzeit, in großen Zügen die Flußmündungen, ohne aber weiter als sechs bis acht Stunden die Flüsse hinauf zu ziehen. Er wird bei zwei Fuß lang, höchstens acht Pfund schwer, ist schön silberfarb, hat einen etwas gewölbten Rücken und großen Kopf, in dem man zwei sehr harte, wie Quarz aussehende rundliche weiße Absonderungen, wie Krebsaugen, findet. Auch das Schädel-Skelett ist eigentümlich voll Gruben und wabenartigen Einschnitten. Ob nun dieser Fisch den sonderbaren, knurrenden, glockenartigen Ton hervorbringt, der der Gattung Sciaena zugeschrieben wird, kann ich nicht sagen, obgleich ich verschiedene Male diese ziemlich harmonischen Töne von Fischen vernahm, wenn ich in meinem Boote darüber hinfuhr. Es schien mir aber eher von Fischen herzurühren, die sich am Kiel des Bootes festgesaugt hatten. Die Indianen konnten mir nicht angeben, von welchem Fische die Laute herrührten. Sie fangen den Kubi mit der Angel, an welche sie Würmer, Wespenlarven oder Larven, die in Palmfrüchten leben, stecken. Die langen Schnüre, an denen die Angel sitzt, werden beständig auf und nieder gezogen und es fängt ein Indiane manchmal bei 20 Stück dieser Fische in einer Stunde. Das Fleisch des Kubi hat wenig Gräten, ist weiß, blättrig, sehr wohlschmeckend und am besten mit dem des Kabeljau zu vergleichen.

Centropomus undecimalis *Bloch*, der Snoek,

gehört ins Geschlecht der Barsche, ist länglich und gleicht dem Hecht. Er hält sich meist im Brack- und Salzwasser auf, wo er ziemlich häufig ist. Er ist gelblichweiß, silberglänzend mit einem längs den Seiten laufenden schwarzen Streifen, wird manchmal bei drei Fuß lang, über zwanzig Pfund schwer und hat ein gutes, derbes Fleisch mit wenig Gräten.

Mugil brasiliensis *Agass.*, der Gewerimán. Silberglänzend mit grauem Rücken, etwas walzenförmig, mit abgerundetem Kopf, wird er bei einer Länge von zwei Fuß acht bis zehn Pfund schwer. Er lebt an der Küste in schlammigem Wasser und nährt sich von tierischen Stoffen, die er vom Schlamme einsaugt oder einschlürft. Er wird bloß in Netzen gefangen, über die er aber oft hinhüpft, oder von den Indianern mit Pfeilen geschossen. Wenn man über die Schlammbänke, auf welchen diese Fische sich bei Flut aufhalten, im Boote hinfährt, so sieht man sie scharenweise manchmal sechs Fuß hoch aus dem Wasser hüpfen. Einem meiner französischen Freunde sprang ein Mugil mit solcher Gewalt gegen den Magen, daß er bewußtlos im Boote umfiel und längere Zeit kränkelte. Sie haben dieses Hüpfen mit den Salmen-Arten gemein. Er ist der beste Seefisch und gleicht an feinem Geschmack dem europäischen Salme. Die Franzosen nennen ihn Mulet. Eine etwas kleinere Art heißt Prasi.

Polynemus Plumieri *Lacép.* Ein schöner, wie Silber glänzender, großschuppiger, fußlanger, häringartiger Fisch, in der Kolonie Sardine genannt, wird mit dem Netze gefangen und gehört zu den besseren Seefischen.

Der Trampun (den wissenschaftlichen Namen kenne ich nicht) gleicht dem vorigen in der Form und dem spitzzulaufenden Bauch, erreicht aber die Länge von zwei bis drei Fuß und wird dann wohl 20 Pfund schwer. Der Rücken ist bläulicht, die sehr großen Schuppen sind silberfarbig. Er hält sich gern im Brackwasser auf, ist aber so voll Gräten, daß er nur von armen Leuten gegessen wird.

Der Granmorgo oder bei den Franzosen Vieille genannt, gleicht dem Karpfen und ist der größte Schuppenfisch, der sich immer im Meere aufhält und selten die Mündungen der Flüsse besucht. Er kann bei sechs Fuß lang, drei hoch und zwei breit werden und ist dann mehrere Zentner schwer. Er ist grauschwarz von Farbe und hat thalergroße Schuppen; die kleinen Fische werden gerne gegessen, je größer sie aber sind, um so schwammiger und unschmackhafter wird das Fleisch.

Batrachus surinamensis *Bl. Sch.*, der Lomp. Ein häßlicher Fisch mit großem, krötenähnlichem Kopfe, breitem Maule, voll kleiner spitziger Zähne und mit Bärteln. Er ist bräunlich und grau gefleckt, voll kleiner Schuppen, und hält sich auf Schlamm- und Sandbänken im Meere auf, wo er in hohle Baumstämme hineinschlüpft und so bei niederem Wasserstand mit der Hand gefangen wird. Er wird bei 1 ½ Fuß lang, zwei bis drei Pfund schwer und ist trotz seines häßlichen Aeußern ein sehr beliebter Fisch, dessen weiches, weißes Fleisch beim ersten Aufsprudeln des kochenden Wassers schon gahr ist.

In die Ordnung Acanthopteri gehören noch: Polycentrus Schomb. *Tr.*, Ephippus faber *Lath.*, Trichiurus Lepturus *L.*, Caranx sexfasciatus *Gm.*, Caranx rostratus *Mich.*, Chorinemus palometa *C. V.*, Gobius Kraussii *Steind.*, Amblyopus Broussonetii *Lav.*, Acanthurus chirurgus *Bs.*, Acanthurus coeruleus *Bs.*

Bei der Ordnung Acanthopterygii sind die hauptsächlichsten Cichla occellaris *Bl. Schn.*, der Sonnenfisch oder indianisch Tukanale, kommt im oberen Lande im reinen Flußwasser auf Sandboden vor. Es ist ein prächtiger, 1 ½ Fuß langer, sieben Zoll hoher Schuppenfisch, grünlich schwarz mit Goldglanz, mit gelblichem Bauch, roten Flossen und Kiemendeckeln und einem mit gelb eingefaßten schwarzen Flecken an der Schwanzwurzel. Er wird fünf bis sechs Pfund schwer, findet sich vereinzelt, lebt von Früchten, hat ein weiches, weißes, ganz grätenloses Fleisch und wird mit Pfeilen geschossen.

Solea gronovii *Gthr.*, Solea lineatus *L.*, und Apionichethys Dumerilii *Bl.*, sind drei Schollen-Arten, die auf den Schlammbänken an der Küste vorkommen. Selten sind sie fußlang und bei weitem nicht so häufig, wie ihre Verwandten in den nördlichen Gewässern.

Ich komme nun an die in den surinamischen Gewässern am reichsten vertretene Familie der Welse und mache mit dem größten den Anfang. Arius tunicatus *C. V.*, bei den Franzosen Machoran, in der Kolonie aber Geelbakker genannt. Er wird oft über vier Fuß lang und bei 80 Pfund schwer, lebt bloß im Meere und zieht hauptsächlich in den Trockenzeiten in die Mündungen der Flüsse, die er so weit hinaufsteigt, bis das Wasser rein und klar wird und keinen Salzgehalt mehr hat. Die obere Seite des Leibes, wie der mit harten knöchernen Platten bedeckte Kopf sind grünlich schwarz, Bauch und Leib aber, die immer mit Schleim bedeckt sind, orangenfarb. Das breite Maul hat einige fingerlange Bärtel, keine Zähne, aber starke bürstenartige Lippen. Auf dem Rücken ist eine sechs Zoll lange gezähnte Hornstachel, und unter den Kiemen an den Seitenflossen zwei ebenso lange etwas gekrümmte, die er aufrichten oder an die Seiten und den Rücken anlegen kann. Ueber dem Schwanze sitzt eine drei Zoll lange, anderthalb Zoll hohe Fettflosse. Man fängt diesen Fisch an langen, starken, aus Bromelienflachs gedrehten Leinen, an deren Ende mehrere mit starken Angeln versehene Schnüre angebracht sind, an welchen als Lockaas kleine Fische, Frösche oder Fleisch stecken. Ein am Ende der Schnur befestigtes zwei Pfund schweres Gewicht macht, daß die Angeln sich nur wenig über den Boden erheben können. Der Fisch streicht hauptsächlich des Nachts über den Schlamm hin, wird aber auch bei Tag gefangen, und der Hauptfang ist immer in der Trockenzeit, wo dann die Indianen in der Mitte der Strom-Mündungen ihre Boote vor Anker legen und vier bis fünf Leinen in

verschiedener Richtung auswerfen. Manchmal kehren sie am Morgen mit einem Dutzend Fische ans Land zurück, wo sie das Fleisch mit Salz einreiben und trocknen und für 60—80 Centimes pro Kilo in Cayenne verkaufen können; die Blase aber oder der Schwimmbalg, die unter dem Namen brasilianische Hausenblase in den Handel kommt, gilt in Cayenne sechs bis sieben Franken das Kilo, so daß bei nur mittelmäßigem Fang der Fischer nächtlich mit leichter Mühe 20—25 Francs verdienen kann. Der Geelbakker wird nur von ärmeren Leuten gegessen, weil man in Surinam ein albernes Vorurteil gegen schuppenlose Fische hat, obgleich manche Wels-Arten ein vorzügliches Fleisch haben.

Platystoma fasciatum *Bl.*, der Tigerfisch, ein Süßwasserwels, wird manchmal vier Fuß lang, hat einen platten Kopf, ist schmäler als der vorige, hellgrau von Farbe mit vielen schwarzbraunen Querbändern und einem weißen Bauch. Er ist im inneren Lande sehr häufig, hat gelbes, etwas trockenes Fleisch, und wird, trotzdem er sehr gefräßig ist, selten fett. Ich fand im seichten Wasser des Armina-Falles einen großen Tigerfisch, dem ein anderthalb Pfund schwerer Stachelwels im Rachen stack; denn beim Verschlingen hatte der kleinere Fisch seinen drei Zoll langen Stachel aufgestellt, der dem Tigerfisch durch die Kiemen drang, so daß beide Fische jämmerlich hätten verhungern müssen, weil sich keiner von dem andern losmachen konnte. Sie waren sehr mager und schwach, als ich mich ihrer bemächtigte.

Arius ?, bei den Karaiben Pasisi, bei den Arowaken aber Lau-Lau genannt, ein manchmal 2½ Fuß langer, bei 12 Pfund schwerer Wels. Oben stahlgrau, unten weiß mit rötlichen Flecken umd wohl zwei Fuß langen Bärteln. Er lebt im Meere und besucht, wie der Geelbakker, in den Trockenzeiten die Flüsse; das Fleisch ist weich, ohne Gräten, sehr fett und mit einer pikanten Sauce sehr wohlschmeckend. Er geht ziemlich weit die Flüsse hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

Der Yellowstone-Park als Bison-Gehege.

Angesichts der Ausrottung, welche dem amerikanischen Bison oder Aurochsen durch die Aasjägerei der Weißen droht, hat ein angesehener amerikanischer Gelehrter den sehr verständigen Vorschlag gemacht, man solle den Bison in dem jagdfreien Gebiete des zum National-Eigentum erklärten sog. Yellowstone-Park ansiedeln, dessen Flächenraum bekanntlich denjenigen manches deutschen Herzogtums übersteigt. Die einzige Frage scheint noch zu sein, ob der Bison (und mit ihm noch eine große Anzahl anderer mit Ausrottung bedrohten Tiertypen) erfolgreich innerhalb der Grenzen des Yellowstone-Parks untergebracht und heimisch gemacht werden kann? Diese etwas schüchtern ventilierte Frage wird nun von Sachkennern unbedingt bejaht und darauf hingewiesen, daß an der Verwirklichung eines derartigen Planes umsoweniger zu zweifeln ist, als der Park schon heutzutage einer der wenigen regelrechten Zufluchtsorte der noch vorhandenen Büffelheerden ist und die Forterhaltung dieses Tieres nur den gesetzlich vorgesehenen Schutz nötig macht, welcher dann allerdings durch eine sehr strenge Aufsicht und scharfe gesetzliche Strafen gegen Zuwiderhandelnde herbeigeführt und ausgeübt werden muß. Es ist ferner eine Vorkehrung erforderlich, daß die innerhalb der Grenzen der Reservation untergebrachten Tiere auch darin zurückgehalten werden und sich dort ihren Standort nehmen. Man sollte aus allen Kräften dahinstreben, alle diejenigen Tiere, welche im Nationalpark ihren Unterhalt finden könnten, dort einzuführen und zu domestizieren, und hierher rechne ich die wilde Ziege oder Schneeziege der Felsengebirge, Aplocerus montanus, welche die wenigsten Zoologen lebend aus eigener Anschauung kennen und die selbst in Museen noch ungemein selten ist, die Dickhorn-Antilope und den Biber, welche ebenfalls von Ausrottung bedroht sind, und sogar den Grißlybär. Alle diese Tiere sind zum Teil schon im Yellowstone-Park vorhanden und brauchen nur gehegt und gegen unbefugte Jagd geschont zu werden. Da vor nicht langer Zeit der Kongreß der Vereinigten Staaten auf die Vorstellung einer Versammlung in Nashville eine jährliche Summe von 10,000 Doll. ausgesetzt hat, um die wunderbaren Geysirs und heißen Quellen des Nationalparks zugänglicher zu machen, dorthin Straßen und Unterkunftshäuser zu bauen und dem Treiben des dortigen räuberischen und gesetzwidrigen Gesindels zu steuern, so könnte vielleicht auch der angeregte Zweck leicht damit verbunden und ein Teil der amerikanischen Fauna vor der Ausrottung bewahrt werden.

Philippopel.

* Die Ereignisse in Rumelien haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf Philippopel, die Hauptstadt von Ostrumelien, gelenkt, so daß eine kurze Schilderung derselben nicht unwillkommen sein wird. Philippopel liegt überaus malerisch auf Hügeln und präsentiert sich namentlich von ferne gesehen ungemein vorteilhaft. Auf einer der bedeutendsten Anhöhen um die Stadt erhebt sich das Denkmal, welches den im jüngsten Kriege gefallenen russischen Kriegern errichtet worden ist, während eine andere Anhöhe von den Kuppeln der orthodoxen Kathedrale überragt wird. Die Maritza scheidet die Stadt in zwei Teile; neben der Brücke steht der Konak oder Regierungspalast, ein altes Gebäude, welches an die Polizeibureaux der russischen Provinzialstädte erinnert, aber von einem schönen Garten umgeben ist. Das Innere der Stadt hat wenig Anziehendes; die Gassen sind eng, krumm, unregelmäßig, schlecht gepflastert, schmutzig, mit Ausnahme der Bahnhofstraße, welche erst nach dem Kriege entstand. Die Häuser, von orientalischer Bauart, haben keine Oefen, und bei kaltem Wetter lagert sich die ganze Familie um den Mangal, eine Art großen Kohlenbeckens. Die öffentlichen Spaziergänge sind schön und zahlreich, besonders die schönen Alleen des Marasch und die Inseln, die die Maritza bildet; das Publikum hat aber eine ausgesprochene Vorliebe für den kleinen Stadtgarten, der zwar ziemlich dürftig ist, wo aber die meist wohlgenährten Schönheiten der Stadt und die griechischen und bulgarischen Politiker sich einfinden und ihren Wischnap (Branntwein mit Kirschensyrup) beim Klange einer schlechten Militärmusik einnehmen. Es existieren in Philippopel auch zwei Klubs, ein slawischer und ein militärischer, und in beiden ist das russische Element stark vertreten. Sehenswert ist der Bazar oder Tscharschié, welcher auf originelle Weise in einer Art von Galerien und gedeckten Gängen angeordnet ist; die Kaufleute sitzen darin mit untergeschlagenen Beinen vor ihren Buden, rauchen ihre langen Pfeifen und schlürfen aus winzigen Tassen ihren dicken schwarzen Kaffee. Die schönsten Gebäude sind die Schulen und die orthodoxe Kathedrale mit ihrer eigentümlichen landesüblichen Holzskulptur-Ornamentik.

Notizen.

Thermalquellen auf den Fidschi-Inseln. Es dürfte wenig bekannt sein, daß in vielen Gegenden der Kolonie der Fidschis heiße und siedende Quellen existieren. Die bedeutendsten darunter liegen bei Savu-Savu an der Südküste von Vanua Levu, der zweitgrößten Insel in der Gruppe. Sie ziehen sich ungefähr 800 m. an der Meeresküste entlang hin. Wenn man dort ein Loch in den schwarzen Sand kratzt oder gräbt, so füllt es sich sofort mit heißem Wasser. Die drei oder vier bedeutendsten heißen Strömungen liegen, 90 m. vom Meeresufer entfernt, im Zentrum einer von einem niedrigen Erdwall umgebenen Höhlung. Das siedende Wasser wallt darin einen Fuß hoch empor und fließt in einen kalten Bach in unmittelbarer Nähe, welcher dadurch Heilkraft besitzen soll und zum Baden viel benutzt wird. Die Eingeborenen kochen in diesen Quellen ihre Lebensmittel. Gr.

Die Royal Geographical Society in London hat auf ihre Kosten den Mr. H. O. Forbes nach Australien geschickt, damit er dort eine Expedition organisiere, welche, unabhängig von der unter Kapitän H. E. Everill stehenden, den Osten des zu England gehörigen Neu-Guinea erforschen soll. Mr. Forbes hat am 16. August 1885 von Brisbane aus seine Reise nach Neu-Guinea angetreten. Gr.

Das algierische Alfa-Gras (Stipa tenacissima) soll der russischen Zeitung „Kaukas" nach, in die russischen transkaspischen Besitzungen eingeführt werden, um die Eisenbahnanlagen gegen den Flugsand zu schützen, Um die Kulturen dieser Pflanze an Ort und Stelle kennen zu lernen, hat der russische Kriegsminister einen Fachmann nach Algier gesandt.

Die Arbeiten an dem Obi-Jenissey-Kanal werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, nächstes Frühjahr beendet sein. Die größten zu überwindenden Schwierigkeiten bei diesem Unternehmen waren die Durchstiche der Moräste und der sogen. Tundren und Mangel an Wald. Die ganze Länge des Kanals beträgt nur 7 Werst.

Sibiriakoff ist immer noch bei Versuchen, einen Handelsweg durch das Karische Meer zu finden, beschäftigt. In den ersten Tagen des Juli verließ er auf seinem Dampfer „Nordenskiöld" Archangelsk, mußte aber infolge undurchdringlichen Eises im Kara-Meer umkehren. Ein anderer, ihm gehörender Dampfer „Obi" wurde von ihm mit Waren nach der Mündung des Petschora-Flusses expediert. Im letzten Jahre hat Sibiriakoff selbst das Land zwischen Ob und Petschora bereist und die Möglichkeit der Beförderung sibirischer Waren über diese Strecke konstatiert. Auf seine Kosten wurde in diesem Jahre an einem Fahrweg zwischen dem Nebenflusse des Ob, Stejekuria, und Petschora gebaut. Dieser Weg, 140 Werst lang, soll später mit Trams befahren werden. E. B.

* Der höchste Berg in Schweden. Für den höchsten Berg in Schweden galt seit langen Jahren der Sulitjelma, auf der Grenze zwischen Schweden und Norwegen, dessen Höhe man auf ungefähr 6000 Fuß schätzt. Seit zwei Jahren hat man ermittelt, daß der Berg Sarjektjakko im schwedischen Lappland noch um ganze 1000 Fuß höher ist als der Sulitjelma. Neuerdings hat der durch seine Forschungen in Lappland bekannte Dr. Svenaius erklärt, daß keiner von beiden der höchste Berg in Schweden sei, sondern daß diese Ehre dem Kebnekaisse gebühre, einem andern Pik in derselben Provinz, welchen der topographische Vermesser der Provinz gemessen, wobei derselbe eine Höhe von 7192 Fuß ergeben habe. Dieser Berg wäre nun bis auf weitere Entdeckungen der höchste im ganzen Lande.

Anzeigen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Epochemachende Neuigkeit!

Das Wetter und die Erde.

Eine Witterungskunde nach **neuen** Grundsätzen und Entdeckungen, **begründet** durch zahlreiche **Einzelbeweise** und durch die seit 1878 **thatsächlich eingetretene Krisenepoche** und **Katastrophen** unseres Erdkörpers.

Von **R. Röttger.**

Ein starker Band. gr. 8°. Mit Illustr. 13 Mk. 50 Pf.

Mit größter Kühnheit bricht Autor mit einer ganzen Reihe meteorologischer Traditionen, stellt dagegen ganz neue überraschende Theorien auf, welche aus bereits vorhandenen Thatsachen abgeleitet und durch jahrelange Beobachtungen bewiesen werden. —

Beweisend, überraschend ist die **Thatsache,** daß Autor **eine Woche** voraus die **Fluthwelle und das Erdbeben in Spanien verkündigte.**

So eben erschienen:

Bastian, Prof. Dr. A., Afrika's Osten mit dort eröffneten Ausblicken. Heft 1. gr. 8. Preis 1 Mark 20 Pf.

Bastian, Prof. Dr. A., Indonesien oder Die Inseln des Malayischen Archipel. 2. Lieferung. **Timor** und die umliegenden Inseln. Mit 2 Tafeln. Lex.-8. Preis 6 M.

Die 1884 erschienene 1. Lieferung enthält „Die Molukken." Die folgenden (etwa 4) Lieferungen werden enthalten: Celebes und Borneo, Rotti, Letti, Kisser etc., Sumbawa bis Bali, Java und Sumatra mit zugehöriger Nachbarschaft.

Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz und Gossmann) **in Berlin SW. 12.**

So eben ist erschienen:

Die Naturvölker.

Missverständnisse, Missdeutungen und Misshandlungen.

Von

Dr. Wilh. Schneider.

I. Theil. 322 S. gr. 8°. brochirt 4 M.

Inhalt: Die Stellung der Naturvölker in der neueren Ethnographie. Der Naturmensch nicht Idealmensch.

Der zweite Theil wird behandeln: Der Naturmensch nicht Affenmensch, nicht der Urmensch der Entwicklungslehre.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn und Münster.

Ein junger **Mathematiker, Dr. philos.** und **Vicefeldwebel** der Reserve, **sucht Stellung** bei einer

wissenschaftlichen Expedition

oder als Hülfsarbeiter an einer **Sternwarte,** einem **meteorologischen, geodätischen, nautischen** oder ähnlichen **Institut.** Werthe Anerbieten wolle man unter **F. Z. 82** an die Annoncen-Expedition von **Haasenstein & Vogler, Leipzig,** richten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 46. Stuttgart, 16. November. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Wälder unserer Erde. Von F. v. Thümen. S. 901. — 2. Reiseskizzen aus Griechenland. Von C. Hoffmann. (Fortsetzung.) S. 907. — 3. Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad. S. 910. — 4. Weihnachtsbräuche aus Nordfriesland. Von Christian Jensen auf Sylt. S. 914. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 917. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Fortsetzung.) S. 918.

Die Wälder unserer Erde.

Von F. v. Thümen.

Es ist sicherlich keine Hyperbel, wenn man die Behauptung aufstellt, daß die wichtigste und unerläßlichste Bedingung für den Wohlstand und das Wohlbefinden der Staaten, wie der Nationen, in dem Bestande und in der Erhaltung der Wälder begründet liegt. Es ist eine verhältnismäßig erst sehr kurze Reihe von Jahren her, daß man diese vitale Bedeutung des Waldes in ihrem vollen Umfange zu erkennen und zu würdigen gelernt hat, daß man einzusehen begann, wie unter allen nationalökonomischen Fragen gerade die „Waldfrage" an die Spitze gestellt werden muß. Und eben weil diese „Waldfrage", welche in der Erhaltung und dem Schutze des Bestehenden, in der Ergänzung und Neuschaffung des ehedem durch Leichtsinn und Unverstand Vernichteten gipfelt, neuerdings, erfreulicherweise, in allen Kreisen diskutiert wird, bei allen Faktoren des Staates und der Gesellschaft Beachtung findet, eben darum brauchen wir hier wohl nicht des Weiteren zu erörtern, welch' immense Bedeutung der Wald für das Klima und damit für die Gesundheit aller Menschen und nicht minder für die Fruchtbarkeit des Bodens hat. Wohl nahezu in alle Schichten der Bevölkerung — wenigstens soweit die eigentlichen Kulturländer in Betracht kommen — ist gegenwärtig schon die Erkenntnis von der Unentbehrlichkeit des Waldes und folgerichtig auch von einer regelrechten, auf wissenschaftlichen Prinzipien sich aufbauenden Bewirtschaftung desselben, gedrungen. Die immer häufiger und häufiger sich wiederholenden Ueberschwemmungskatastrophen haben auch dem Kurzsichtigsten endlich die Augen geöffnet. Er hat einsehen gelernt, daß diese Unglücksfälle, welche alljährlich Millionen an Werten verschlingen, Tausende von Familien an den Bettelstab bringen, zum weitaus größten Teile sich nicht ereignet haben würden, wenn der Wald, dieser sicherste Regulator für die atmosphärischen Niederschläge, in seinem ehemaligen großen Umfange erhalten worden wäre und namentlich in den Quellgebieten der Ströme, in den Bergländern den so notwendigen Schutz gefunden hätte.

Mit dieser wachsenden Erkenntnis von des Waldes Wichtigkeit hat aber auch die gesamte Forstwirtschaft in ganz neue Bahnen, und zwar das in weitaus segensreichere, eingelenkt. „Als Waldpfleger, nicht als Holzfäller ist heute der Forstmann ein wichtiger Arbeiter im Dienste des Völkerlebens, nicht minder wichtig als der Ackersmann", mit diesen treffenden Worten charakterisiert der unvergeßliche Roßmäßler den modernen Standpunkt der Forstwirtschaft. Wenn der Baum gefällt neben seiner Wurzel liegt und Säge und Beil ihn zerstücken — nicht dann erst beginnt er uns zu nützen, wie man früher glaubte und wie vielleicht auch heute noch so mancher annimmt. Nein, die größere Halbscheid seines Nutzens endet mit des Baumes Leben. Was wir uns aus seinem Holze machen, kommt bei weitem dem an Wichtigkeit nicht gleich, wozu er im Interesse unseres Lebens, mit anderen Bäumen, als lebendiger Baum beitrug. Wahrlich soll damit aber nicht etwa gemeint sein, daß man den Wald unter- oder gar gering schätzen soll, als Produzent des

zu so unzählbaren Betrieben und Gegenständen absolut unentbehrlichen Holzes — das sei fern von uns. Eine wirklich rationelle Waldbewirtschaftung betrachtet als ihr letztes und nächstes Ziel wohl immer eine möglichst reichliche Holzernte, aber doch unter dem vorsichtigen Bedachte, daß eine gleiche auch für alle kommenden Zeiten gesichert sei. Auf diesem Wege aber erreicht man die Lösung beider Aufgaben, dem allgemeinen Wohl zu nützen und dem Besitzer einen hohen und sichern Ertrag, dem Konsum eine stetig fließende Quelle zu sichern, denn der des Holzes wegen zur möglichsten Lebensfülle erzogene Wald war zugleich geeignet, jener universelleren Aufgabe zu genügen.

Aehnlich wie ängstlichste Gemüter mit rührender Konsequenz regelmäßig alle paar Jahre die Frage aufwerfen, wie lange wohl noch der im Schoße der Erde aufgespeicherte Vorrat an Mineralkohlen vorhalten werde, und der Befürchtung Raum geben, binnen absehbarer Frist würden diese terrestrischen Schätze erschöpft sein, und — was dann? — ebenso erschallen häufig besorgte Fragen: ob wir nicht desgleichen mit vollen Segeln einem schreckenerregenden Holzmangel entgegensteuern? Legt man einer solchen — gewissermaßen ja auch vollberechtigten — Frage nun allerdings lediglich lokale Anschauungen und Berechnungen zu grunde und zieht man eine Parallele zwischen dem Waldareale von heute und dem von vor einigen Jahrhunderten, dann allerdings wird die Perspektive eines baldigen allgemeinen Holzmangels sehr nahe gerückt erscheinen. Unterziehen wir aber andererseits die Waldstatistik der ganzen Erde einer Prüfung, und ziehen wir des ferneren in Betracht die eingangs erwähnten, immer allgemeiner und allgemeiner werdenden Bestrebungen für eine thunlichste Erhaltung und Neuanlage von Waldungen, ferner die sich stets rationeller gestaltende Verarbeitung und Benutzung des Holzes, das Verdrängen desselben in vielfacher Hinsicht durch das Eisen und endlich die bereits einen so hohen Grad von Vollkommenheit erreicht habenden Konservierungsmethoden, durch welche es beispielsweise ermöglicht wird, den Eisenbahnschwellen gegen früher eine zwei- bis dreimal längere Dauer zu sichern, so erscheint das Bild in keineswegs so dunklen Farben. Im Gegenteil werden wir dann sehen, daß unsere Erde noch ganz gewaltige Schätze an Holz besitzt, Schätze, welche um das Vielfache bedeutender sind, als man wohl allgemein annimmt, und die alle Ideen eines dereinstigen Holzmangels als unbegründet erscheinen lassen. Und selbst wenn wir in unserem eigenen Erdteile, in Europa, dermaleinst nicht mehr genügend Holz produzieren sollten — und für eine solche Alternative liegt nicht der mindeste Anhaltspunkt vor, wie wir weiterhin sehen werden — so besitzen die anderen Kontinente, vor allem Afrika, Asien und Südamerika, so riesig ausgedehnte Waldungen, daß es angesichts der sich stetig vervollkommnenden Verkehrsmittel ein Leichtes sein würde, den Bedarf von dort her zu decken. Heute schon nimmt der Holzhandel in vielen Ländern eine der ersten Stellen ein, worin immense Kapitalien angelegt sind, und stetig ist seine Bedeutung für die allgemeinen Geld-, Handels- und Verkehrsverhältnisse eine zunehmende.

Gehen wir nun nach diesen einleitenden Worten auf die Waldstatistik der einzelnen Länder näher ein, so beginnen wir, selbstverständlich Europa den ersten Platz einräumend, mit dem zugleich größten und an Wäldern reichsten Staate des Kontinents, mit Rußland. Trotz der planlosen Wirtschaft oder, besser gesagt, Unwirtschaft, welche das russische Forstwesen kennzeichnet, trotz fast unausgesetzt wütender kolossaler Waldbrände und eines Raubsystems ohne Gleichen nehmen doch heute noch die Wälder in diesem Reiche nahezu 40 Prozent der gesamten Bodenoberfläche ein, auf über 200 Millionen Hektar wird ihr Areal berechnet! Am meisten fühlbar machen die Walddevastationen sich im Westen, und im Süden haben sie bereits solche Dimensionen angenommen, daß in manchen Gouvernements schon ein sehr fühlbarer Waldmangel herrscht, der für den Ackerbau sehr nachteilige Folgen mit sich bringt. Der Osten, namentlich aber der Nordosten, sind dafür aber überreich nicht nur an den größten Wäldern, sondern auch an den schönsten und wertvollsten. Fichten, sibirische Lärchen und Zirbelkiefern bilden hier hauptsächlich die Bestände und liefern dem vornehmlich über Archangelsk geleiteten Holzhandel eine Unmenge des wundervollsten Materials. In jedem dieser nördlichen Gouvernements werden jedes Jahr zum mindesten eine Million Nadelholzstämme größter Sorte geschlagen. Aber auch Finnland wie die Ostseeprovinzen sind äußerst holzreich; leider muß jedoch hervorgehoben werden, daß ganz besonders in diesen letzteren, trotz der doch mehr oder weniger deutschen Bevölkerung, die Waldwirtschaft fast durchgängig auf dem denkbar niedrigsten Niveau steht, tüchtige Forstleute nahezu gar nicht existieren und der „Busch" zu nichts anderem da zu sein scheint, als auf das schonungsloseste ausgehauen zu werden. In einem sehr großen Teile Rußlands liefert der Wald für die Bevölkerung den bedeutendsten Teil des Lebensunterhalts, sei es direkt durch die Benutzung, Verarbeitung und Verwertung seiner Erzeugnisse, sei es indirekt durch die Verfrachtung derselben auf dem Land- und Wasserwege. Je weiter südlich man in dem gewaltigen Reiche hinabgeht, desto mehr verschwindet das Nadelholz und macht dem Laubholze Platz, und in den Gouvernements am Schwarzen Meer dominieren hauptsächlich Eichen, Linden, Ulmen und Hainbuchen. Hier begegnen wir auch häufig dem baumartigen Buchsbaum, den man aber in noch gewaltigeren Dimensionen auch im Kaukasus findet. In diesem letzteren Gebiete gibt es außerdem auch noch andere Waldungen von gewaltiger Ausdehnung, die, besonders in den höheren Gebirgslagen, zum großen Teile noch fast unangetastet in ihrer ursprünglichen Pracht und Wildheit und Jungfräulichkeit sich dem entzückten, erstaunten Auge des Beschauers präsentieren.

Als ebenfalls sehr reich gesegnet mit großen und schönen Waldungen muß man die Skandinavische Halbinsel bezeichnen. Gegen 25 Millionen Hektar oder fast 34 Prozent der Totalfläche des Landes nehmen dieselben ein, mehr als zwei Drittel entfallen davon auf das Königreich Schweden, nämlich über 17 Millionen Hektar, und davon kommt wieder fast ein Viertel auf die holzreiche Provinz Norland allein. Im Norden dominiert die Birke und bildet Bestände von unendlicher Ausdehnung; das Holz dieses Baumes besitzt jedoch kaum viel mehr als einen lokalen Wert. Der größte Reichtum des Landes aber besteht in den schier unerschöpflich erscheinenden Beständen an Nadelhölzern: Fichten, Tannen und Kiefern. Das Holz dieser Baumarten wird denn auch — da es als das beste überhaupt gilt — in so großen Mengen ausgeführt, daß Schwedens und Norwegens Holzexport fraglos in Europa den ersten Rang einnimmt und durchschnittlich pro Jahr sich auf über vier Millionen Kubikmeter beziffert. England und Frankreich sind die Hauptabnehmer dieses, größtenteils schon im behauenen Zustande ausgeführten und für den Bau von Schiffen verwendeten wertvollen Materials, und die so ausnehmend entwickelte Schifffahrt der beiden nordischen Königreiche findet ihre Hauptbeschäftigung in diesem Holzexport.

Das waldärmste Land ganz Europa's ist das gebirgelose Dänemark. Hier umfaßt das Forstareal nur 185,000 Hektar oder 3,4 Prozent der Oberfläche. In nicht geringer Anzahl, doch stets nur von äußerst kleinem Umfange, findet man hier Wälder herrlicher alter Buchen, und zumeist werden dieselben sorgsam von ihren Besitzern geschont und gepflegt. Neuerdings ist die Regierung emsig bestrebt, die ausgedehnten, wüsten, ertraglosen Haideflächen Jütlands der Forstkultur dienstlich zu machen; zum Teil sind die Anpflanzungen von gemeinen, Schwarz-, korsischen und Weymouthskiefern auch recht gut gediehen; viele derselben aber werden in den letzten Jahren so heftig von verschiedenen parasitischen Pilzkrankheiten heimgesucht, daß sie fast vollständig vernichtet werden. Daß unter all diesen Umständen Dänemark fast seinen gesamten Bedarf an Holz zu importieren gezwungen ist, liegt auf der Hand.

Das Deutsche Reich ist in Bezug auf seinen Waldbestand ein vollkommen normales, denn da derselbe sich auf mehr als 14 Millionen Hektar beläuft, so nimmt derselbe 26 Prozent der ganzen Area, also rund ein Viertel derselben, ein. Im großen und ganzen ist diese bedeutende Waldfläche ziemlich gleichmäßig über das Land verteilt, verschiedenartig sind dafür aber die die Bestände hauptsächlich bildenden Baumarten. Längs der Ufer der Nord-, besonders aber der Ostsee ist die Buche der herrschende Baum, und dasselbe ist auch in großen Teilen des mittleren Westdeutschlands der Fall. Die Kiefer dominiert vollständig im gesamten nördlichen Tiefland, in Westdeutschland herrscht meistenteils die Eiche vor, von der aber auch Schlesien, Posen und die Ebenen im Süden des Reiches sehr beträchtliche Bestände aufweisen. Auf den Mittelgebirgen endlich, Harz-, Erz- und Fichtelgebirge, Thüringerwald, Schwarzwald u. s. w. finden sich die ausgedehntesten und herrlichsten Bestände von Fichten und Tannen, und diese sind die wahrhaften Schatzkammern des deutschen Waldes. Aber auch die zu Bayern gehörenden Teile der Alpen tragen prächtigen, zumeist aus Fichten und Lärchen bestehenden Waldesschmuck. Millionen von Menschen leben im Deutschen Reiche vom Walde und seinen Produkten, und man kann denselben füglich als einen der bedeutendsten Faktoren des Nationalwohlstandes bezeichnen. Diesen Reichtum so gut und so rationell auszunützen, wie es nur immer möglich ist, ihn aber zugleich auch zu schirmen und schützen, das einemal vor Verschleuderung, das anderemal vor teilweiser Entwertung durch ausländische Konkurrenz, gab den Anlaß zu den in neuester Zeit promulgierten und, wie bekannt, je nach dem Parteistandpunkte, so verschieden beurteilten deutschen Holzzöllen. Der Holzhandel des Reiches ist ein im höchsten Grade entwickelter; derselbe wird namentlich durch die vielen großen Ströme und durch das Kanalnetz, bedeutend auch durch die Eisenbahnen gefördert; jedenfalls übertrifft die Ausfuhr um das Vielfache die Einfuhr, wenn auch einzelne Zweige der ersteren, wie beispielsweise die Verflößung der Schwarzwälder Riesen-Tannenstämme auf dem Rhein und seinen Zuflüssen, mittelst der sogenannten „Holländerflöße" nach den Niederlanden, wesentlich zurückgegangen ist. So ausgedehnt und imposant übrigens viele Wälder Deutschlands, vor allem jene auf den Gebirgen, nun aber auch sein mögen, so sehr auch dieselben noch in scheinbarer Jungfräulichkeit prangen mögen, wäre es doch ein großer Irrtum, wollte man annehmen, dieselben seien sozusagen „von selbst gewachsen", Urwälder, noch herrührend aus den Zeiten unserer teutonischen Voreltern. Wirkliche Urwälder existieren heute nur mehr ganz vereinzelte im Bayerischen und im Böhmer-Walde, alle anderen Forsten sind nachweislich, und seien sie noch so undurchdringlich, noch so alt und ausgedehnt, die Schöpfungen von Menschenhand.

Nächst Rußland und Skandinavien ist die Oesterreichisch-ungarische Monarchie das an Wäldern reichste Land Europa's; statistische Erhebungen beziffern das Areal derselben auf weit mehr als 18 Millionen Hektar, das sind nahezu 29,5 Prozent der Gesamtoberfläche des Staates. Was in Deutschland — wie wir sahen — nur mehr in ganz geringer Ausdehnung vorkommt, effektiver Urwald, das findet sich hier noch in Menge, sowohl was die Dimensionen als auch was die verschiedenen Lokalitäten anbelangt. In den Karpathen, auf ungarischer Seite wie auf galizischer, gibt es heute noch quadratmeilengroße Distrikte echtesten Urwaldes, die vielleicht noch nie eines Menschen Fuß betreten hat. Aehnliches findet sich auch in Siebenbürgen und, wenn auch in geringerer Ausdehnung, ebenfalls auf verschiedenen Punkten in den Alpen und vielleicht auch in der ehemaligen Militärgrenze.

So gehen denn große Schätze an Holz, enorme Werte, hier noch immer Jahr für Jahr verloren, da eben der absolute Mangel an Verkehrsmitteln diese ausgedehnten Komplexe von jeder Bewirtschaftung ausschließt. Erst einer späteren Zukunft muß es vorbehalten bleiben, hier Wandel zu schaffen, auch diese Distrikte, heute ebenso unerforschlich wie jene im innersten Afrika, der Benutzung und der Verwertung zu erschließen. Was die Bewirtschaftung der anderen Wälder Oesterreich-Ungarns anlangt, so kann man derselben nur das uneingeschränkteste Lob zollen; namentlich die Staatsforste stehen in trefflicher Kultur. Nahezu alle wichtigeren Laub- und Nadelbäume Europa's finden sich, Dank der räumlichen Ausdehnung und der günstigen geographischen Lage, in den Wäldern Oesterreich-Ungarns vertreten, und eine der wertvollsten Arten, deren Wichtigkeit für Neuaufforstungen neuerdings auch in vielen fremden Staaten voll gewürdigt wird — die Schwarzföhre oder österreichische Kiefer, Pinus austriaca — hat hier ihr ausschließliches Vaterland. Während im Norden der Monarchie und auf allen hohen Gebirgen die Koniferen: Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen, vorherrschen, finden sich im Zentrum und auf den Mittelgebirgen vielfach Rot- und Hainbuchenwälder; und der Süden wieder, speziell im Gebiete der Stephanskrone, ist ausgezeichnet durch seine Waldungen, die fast ausschließlich aus den herrlichsten, aber dabei sehr verschiedenartigen Eichen-Arten bestehen. In ihrer Art ganz eigentümlich sind die Waldverhältnisse des ausgedehnten Karstgebietes. Noch in historischen Zeiten mit dem herrlichsten Baumbestande bedeckt, ist dasselbe heute fast durchgehends eine kahle Felswüste, auf der vielfach nicht einmal dürftiges Gras zu vegetieren vermag. Die Bora, dieser schlimmste Feind des österreichischen Littorale, Indolenz, vielfach auch Böswilligkeit der Bevölkerung, sowie eine schonungslose Ausbeutung erst durch die Römer, dann durch die Republik Venedig, tragen die Schuld, daß es so weit gekommen ist. Heutzutage, wo die Regierung sich die Neubewaldung des Karst sehr angelegen sein läßt und bedeutende — wenn auch noch bei weitem nicht genügende — Summen für diesen Zweck aufwendet, heute haben alle diese Bestrebungen auf das schwerste anzukämpfen gegen die gewaltige zerstörende Kraft der Bora, welche keine Pflanzung recht aufkommen läßt, und gegen die unglückseligen Besitz- und landwirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb dieses Gebietes. Das viele „Gemeindeland", welches niemand respektiert, sondern welches alle nur möglichst auszubeuten trachten, für das sie aber gar nichts thun, und die zahllosen, alle grünen Zweige und Blätter verbeißenden Ziegen, das sind die Faktoren, welche einer gedeihlichen Neubewaldung der Karstgegenden fast nicht zu behebende Schwierigkeiten entgegensetzen. Auch im sogenannten „Okkupationsgebiete", d. h. in Bosnien und der Herzegowina, befinden sich ungeheure Waldungen, die nur der Schaffung von Kommunikationen warten, um bedeutende Erträgnisse abzuwerfen. Staatsforste finden sich hier über eine halbe Million Hektar, größtenteils gut bestanden, ungefähr zu gleichen Hälften mit Nadel- und mit Laubholz bestockt. Der erst kürzlich organisierte Forstdienst — früher, unter türkischer Verwaltung war eine solche natürlich nicht einmal dem Namen nach bekannt — wird in diesen Ländern ein reiches Feld für seine organisatorischen wie für seine kulturellen Arbeiten finden, für letztere namentlich auf den vielen, völlig abgeholzten „Planinas", der bis hierher sich erstreckenden Karstregion.

Daß nach dem Gesagten Oesterreich-Ungarn eine immense Holzproduktion aufweist und weit mehr erzeugt als es für seinen internen Verbrauch bedarf, liegt auf der Hand, und so hat sich denn auch hierzulande ein schwungvoller Holzhandel entwickelt. Seinen Hauptweg nimmt derselbe allerdings über Triest, und von diesem Hafen aus werden zum größten Teile die Küstenländer des östlichen Mittelmeeres versorgt; sehr viel Holz wird aber außerdem auch auf der Donau und Elbe, sowie via Fiume exportiert, und letztgenanntem Hafen fällt fast ausschließlich die bereits zu enormen Dimensionen angewachsene Ausfuhr von Eichenholz-Faßdauben zu. Frankreich, Spanien und Italien sind die Hauptabnehmer dieser letzteren, denen man übrigens nachrühmt, die besten überhaupt existierenden ihrer Art zu sein.

Die Waldungen des Königreichs Rumänien umfassen nahezu 5 Millionen Hektar, das sind über 22 Proz. der Bodenoberfläche. Im allgemeinen befinden sich dieselben jedoch in keinem guten Stande, nur in vereinzelten Komplexen ist eine wirkliche, auf modernen Wirtschaftsprinzipien beruhende Behandlung zu bemerken; doch ist auch in dieser Beziehung ein, wenn auch langsamer, Fortschritt nicht zu leugnen. Die meisten der in den Siebenbürgischen Alpen belegenen Wälder werden noch gar nicht oder wenigstens nur ganz ungenügend exploitiert, und da jene in den Ebenen nur mehr wenig gutes Material liefern, kann man sich kaum wundern, daß ein beträchtlicher Teil des Bedarfs an Nutz- und Bauholz aus dem Auslande, und zwar aus Oesterreich-Ungarn, auf dem Wasserwege eingeführt werden muß. Nur eine sehr gründliche Verbesserung und Neuherstellung der Kommunikationen wird imstande sein, es Rumänien zu ermöglichen, auch seinerseits in die Reihe der holzexportierenden Länder einzutreten.

Auch Serbien ist sehr reich an ausgedehnten Waldungen; im Süden, im Gebiete des Balkan, setzen dieselben sich fast ausschließlich aus Koniferen zusammen, und die dortigen, allerdings nur wenig und primitiv genug ausgebeuteten Bestände enthalten in Unzahl die herrlichsten Stämme von oft erstaunenswerten Dimensionen. Mehr gegen Norden zu prävaliert das Laubholz, eigentlich ausschließlich die Eiche, und diese Wälder sind, abgesehen davon, daß sie das Land reichlich mit Holz versorgen, auch um deshalb für die Bevölkerung besonders wichtig und wertvoll, weil in ihnen die zahllosen Schweine — ein Hauptreichtum des Landes — ihr vorzüglichstes Mastfutter finden.

Statistische, auf Authentizität Anspruch erhebende Daten fehlen bezüglich der Wälder sowohl für die Türkei als auch für die neuorganisierten Vasallenstaaten Bulgarien und Ostrumelien. Die Verhältnisse liegen hier übrigens alle ganz gleich und sind, vom forstlichen Standpunkte aus, die denkbar trostlosesten. Irgend eine Art von Forstdienst gibt es gar nicht; jedermann geht, wenn er Holz bedarf, in den ihm nächsten Wald und holt sich was er will, einerlei wer der faktische Eigentümer derselben ist. Die ehemals vorhanden gewesenen riesigen Wälder, deren Umfang oft noch an den im Boden verbliebenen Wurzelstümpfen erkannt werden kann, sind zum weitaus größten Teile verschwunden und haben einem wüsten, dorndurchwucherten Buschwerk Platz gemacht. Hier und da ist zu lesen, daß die Türkei mit ihren Nebenstaaten 20 Millionen Hektar Wald besäße; jenun, wenn diese Angabe nur annähernd der Wahrheit entspricht (wie sie erhoben sein soll, kann man nicht recht begreifen), so ist ohne alle Frage der Hauptteil dieser 20 Millionen Hektar derlei elender Buschwald. Die noch am besten mit Holz bestandene Provinz des Reiches ist Albanien, und von hier werden auch nicht ganz unbeträchtliche Mengen von Eichen-Schiffbauholz exportiert; sonst ist die Türkei darauf angewiesen, fast ihren gesamten Bedarf an Balken, Brettern und Nutzholz von auswärts einzuführen.

Kaum viel günstiger liegen die Verhältnisse auch in Griechenland. In den höheren Gebirgen des Nordens wie der Halbinsel Morea findet man allerdings noch recht ausgedehnte und teilweise sogar noch kaum angetastete Waldungen, größtenteils aus herrlichen, zum Teil dem Lande eigentümlichen Koniferen bestehend. Der fast völlige Mangel an Kommunikationen macht aber eine Exploitation dieser Forste zu einem Ding der absoluten Unmöglichkeit. Dort aber, wo das Holz verwertet werden konnte, dort sind auch schon längst die Wälder ruiniert oder häufig vom Erdboden gänzlich verschwunden; an den Küsten hat man die Stämme für den Schiffsbau verbraucht, weiter im Lande drinnen für den sonstigen alltäglichen Bedarf. Außerdem aber tragen zwei in ganz Griechenland allgemein verbreitete Unsitten außerordentlich dazu bei, die Walddevastationen immer größer werden zu lassen. Es sind dies in erster Linie die von den Hirten so häufig absichtlich angelegten Waldbrände — diese unvernünftigen Menschen wollen dadurch mehr und besseres Waideterrain gewinnen oder wohl gar nur das Vergnügen haben, es brennen zu sehen — und in zweiter der Gebrauch, die Nadelholzstämme, speziell jene der Aleppo-Kiefer, behufs der Harzgewinnung (das gewonnene Produkt thun sie dann unter den Wein, ihn besser zu konservieren und — nach ihrer Meinung — wohlschmeckender zu machen) anzubohren, welche Manipulation natürlich binnen kurzer Zeit den Tod des Baumes zur Folge hat. Unter solchen Umständen ist es denn nur allzu begreiflich, daß Griechenland den weitaus größten Teil seines Bau- und Werkholzes importieren muß, und auch das Material für die in größter Menge gebrauchten Weinfässer sogar aus dem Auslande, und zwar aus Oesterreich-Ungarn, bezieht.

Das Königreich Italien besitzt mehr Wälder als man im allgemeinen zu glauben geneigt ist, wenn man von den schonungslosen Verwüstungen hört und liest, welche in diesem Lande, angeblich schon seit Beginn der Römerherrschaft, an der Tagesordnung gewesen sein sollen. Wenn auch so manches ausgedehnte, schlecht bestandene Buschterrain mit als Wald bezeichnet werden mag, so ist doch ein Areal von rund $5^3/_4$ Millionen Hektar ein recht bedeutendes und repräsentiert dasselbe gegen 22 Prozent der Gesamtoberfläche. Der hauptsächlichste Teil der Waldungen findet sich in den Alpen und auf dem Apennin; in letzterem kann man annehmen, daß der immergrüne Laubwald bis zu 400 m. hinaufgeht, dann bis 1000 m. eine Zone mit Eichen, Buchen und edlen Kastanien folgt und noch höher hinauf erst die Koniferen auftreten; doch zeigen große Teile des Gebirges auch fast nur das nackte Gestein mit hie und da zerstreutem kümmerlichem Gestrüpp. In den Alpen ist der Nadelholzwald mehr vertreten, und die hier wachsenden Fichten zeichnen sich ganz besonders durch ihre Langschaftigkeit und Astreinheit aus, so daß sie speziell für Schiffbemastungen sehr gesucht sind. Die Waldungen der Ebene setzen sich ausschließlich aus Laubhölzern, vornehmlich verschiedenen Eichenarten, zusammen; man gewinnt aus ihnen ziemlich viel für den Schiffsbau wertvolles Eichenkrummholz — Corbetto di Romagna genannt. Sizilien und Sardinien sind allerdings stark bewaldet, aber das Holz dieser Inseln ist meistens nur von geringen Dimensionen und daher wenig gefragt. Hartes Holz, besonders von Eichen, wird aus Italien auf dem Wasserweg — Venedig, Ancona, Livorno — in beträchtlichen Quantitäten ausgeführt, doch dürfte der Wert dieses Exportes sich kaum höher belaufen als der des Imports an weichem Schnittholze, der namentlich aus Oesterreich stattfindet.

Die Wälder Spaniens nehmen nur wenig mehr als 3 Millionen Hektar ein, das sind 7,3 Prozent der Oberfläche des Staates. Mit Recht verdient daher das Königreich ein waldarmes Land genannt zu werden; große Teile im Inneren, die Hochebenen, entbehren so gut wie ganz des Holzwuchses; aber auch viele Gebirge und selbst die Pyrenäen zeigen nur eine recht spärliche Bewaldung. In den Ebenen und auf den Bergen bis zu 1000 bis 1500 m. Höhe dominiert das Laubholz, höher hinauf findet man fast nur mehr Koniferen, darunter mehrere der pyrenäischen Halbinsel eigentümliche Spezies. Der Norden und Nordwesten ist am reichlichsten bewaldet, der Süden weist nur spärliche und an Umfang kleine Wälder auf; ebenso ist es der Fall im Osten, und die Mitte des Landes ist fast baumleer. Von hoher Wichtigkeit und immensem Werte sind die im Süden befindlichen Korkeichenwälder; leider aber haben dieselben viel von einer unvernünftigen

Ausbeutung auszustehen, und wenn einem solchen Vorgehen nicht bald und energisch gesteuert wird, dürfte binnen absehbarer Frist eine totale Erschöpfung dieser Bestände eintreten. Viel Hoffnung auf eine derartige Aenderung kann man aber kaum haben, denn die Forstwirtschaft und Forstaufsicht steht im ganzen Lande auf einer überaus niederen Stufe. Die Einfuhr an Holz aller Art ist in Spanien eine sehr beträchtliche und von Jahr zu Jahr steigende, da mit dem Konsum die Produktion beiweitem nicht Schritt hält.

Was die forstwirtschaftlichen Verhältnisse anbetrifft, so liegen dieselben in Portugal kaum besser als im Nachbarlande. Die Statistik gibt das Waldareal auf noch nicht einmal ganz eine halbe Million Hektar an, das sind nur 5 Prozent der Gesamtarea. Aber wenn auch Kultur und Behandlung sehr viel zu wünschen übrig läßt, so ist Portugal doch darin besser gestellt als Spanien, daß es im Besitze einiger großer und schöner Staatsforste ist, unter denen der „Pinhal del rei", ein Kieferwald unweit der Stadt Leira, von mindestens 10,000 Hektar Fläche und einem auf 40 Millionen Mark an Wert geschätzten Holzbestande, die erste Stelle einnimmt. Das Holz dieses, in seiner ersten Anlage angeblich bis zum dreizehnten Säkulum zurückreichenden Forstes, ist seit altersher speziell für die Kriegsmarine des Landes bestimmt. Portugal muß aber dennoch einen nicht unbeträchtlichen Teil des benötigten Schiffsmaterials, wie Bau- und Werkholzes aus dem Auslande beziehen, besonders aus Deutschland und den skandinavischen Ländern.

In Frankreich sind rund 17 Prozent des Areals bewaldet, aber doch reichen die 9 Millionen Hektar beiweitem nicht aus, den Bedarf des Landes zu decken. Der waldreichste Teil ist das bergige Zentrum des Staates, sowie der Nordosten und die Insel Corsica, während umgekehrt der Nordwesten und Süden am wenigsten Forste besitzen. Das Ardennen-, Argonne-, Jura- und Côte-d'or-Gebirge sind reich bewaldet und liefern ganz vortreffliches Holz, welches meistens verkohlt wird, um die dort zahlreich vorhandenen Eisenhütten zu versorgen. Seit mehr als drei Dezennien macht man in Frankreich die gewaltigsten Anstrengungen und läßt es sich Hunderte von Millionen kosten, die Sünden der Väter wieder gut zu machen und die ehedem auf das Sinnloseste abgeholzten Teile des Landes, vornehmlich in den Alpen, neu aufzuforsten. Die erzielten Resultate sind aber auch ausgezeichnete und die großartigen Bewaldungsarbeiten im hohen Grade sehenswert und eine wahre Schule für alle jene Länder geworden, die unter ähnlichen Verhältnissen analoge Arbeiten auszuführen haben. In den „Landes" des Südwestens sind enorme Neubewaldungen mittelst Koniferen durchgeführt worden, und man hat in diesen Gegenden ferner mit recht gutem Erfolge auch Korkeichenwaldungen angelegt. Im Norden Frankreichs und auf den höheren Gebirgszügen dominiert das Nadelholz, in Corsica ist das nämliche der Fall, im Süden hingegen und in den Ebenen, wie auf den niedrigen Gebirgen findet man zumeist Laubwald, in dem Eichen, Buchen, Birken und Ulmen die Hauptbestand bildenden Bäume bilden. Die französische Forstwirtschaft steht unstreitig auf einer sehr hohen Stufe und es wird derselben ohne Zweifel dermaleinst gelingen, den gesamten Holzbedarf des Landes — und es ist dies ein sehr großer — im Inlande selbst zu erzeugen. Heute allerdings ist Frankreich noch zum großen Teile auf den Import, speziell aus Skandinavien, Deutschland und Rußland, angewiesen und die Unmenge der alljährlich gebrauchten Faßdauben kommt, wie wir schon früher sahen, fast ausschließlich aus Oesterreich-Ungarn.

Die Schweiz weist ein Waldareal von nicht viel mehr als 700,000 Hektar auf, was einem Verhältnisse von 18 Prozent zu der Totalarea entspricht. Dem allgemeinen Charakter des Landes zufolge ist der weitaus größte Teil davon Berg- und Gebirgswald, und wenn man berücksichtigt, daß die vegetationslose Hochalpenzone und ebenso die vielen Seen einen sehr beträchtlichen Flächenraum einnehmen, so muß man die Schweiz doch unter die gut bewaldeten Länder zählen. Auch die Forstverwaltung ist eine trefflich organisierte, und was dieselbe zu leisten versteht, das sieht man an den vielen schön bestockten Wäldern. Laub- und Nadelholzbestände werden ungefähr gleichviel vorhanden sein, Eichen, Rotbuchen und Ahorne sind die vorherrschenden Baumarten der ersteren, Tannen, Fichten-, gemeine, Berg- und Krummholzkiefern und auf den höchsten Höhen Lärchen, jene der letzteren. Der Holzhandel der Schweiz scheint im Aufblühen begriffen zu sein, die Ausfuhr übersteigt die Einfuhr jedenfalls.

Nur auf rund 200,000 Hektar oder 7 Prozent der ganzen Oberfläche wird der Bestand an Wäldern in Belgien berechnet. In den mittleren Provinzen des Landes ist fast gar kein Wald mehr zu finden; hier, wie in den an den Küsten gelegenen, okkupiert die intensiv betriebene Landwirtschaft eben alles nur irgendwie fruchtbare Terrain, Wälder kommen daher in erheblicherem Umfange nur in den mehr bergigen Provinzen an der deutschen und französischen Grenze vor, und bestehen größtenteils aus Laubhölzern. Neuerdings wendet man auch hierzulande der Neuaufforstung eine rege Aufmerksamkeit zu, und beabsichtigt namentlich die weiten Haidestrecken im Norden des Königreichs in Waldungen umzuwandeln. Daß also unter derlei Umständen Belgien bei weitem nicht imstande ist, seinen Holzbedarf durch interne Produktion Produktion zu decken, ist einleuchtend, und es findet denn ein äußerst bedeutender Import an Bau-, Schiffs- und Werkholz aus Skandinavien, Deutschland und aus Nordamerika statt.

Was wir vorstehend von der Waldarmut Belgiens gesagt haben, gilt in fast noch höherem Grade auch vom Königreich der Niederlande, da auch hier die zirka 230,000 Hektar Forsten nur rund 7 Prozent des Total-

areals betragen. Ebenso ist auch in diesem Lande die Landwirtschaft schuld an dem Verschwinden der Wälder, denn sie bringt eben eine weit höhere Bodenrente als diese. Eifrig ist man bemüht die Dünen zu bewalden resp. die auf ihnen schon existierenden Wälder zu schützen und zu konservieren. Diese Dünenforste setzen sich fast allein aus Koniferen — Kiefern — zusammen. Im Lande selbst bestehen die Waldungen aber größtenteils dafür aus Eichen, Buchen und anderen Laubbäumen und nur in den waldreichsten Provinzen, Luxemburg und Limburg, kommen auch größere gemischte Bestände vor. Ganz so wie Belgien muß auch sein Nachbarland fast all seinen Holzbedarf durch Import aus der Fremde zu decken suchen und sind hier wie dort die nämlichen Kontribuenten beteiligt.

(Schluß folgt.)

Reiseskizzen aus Griechenland.

Von C. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Am 5. April brachen wir um 6 ½ Uhr von Charvati nach dem Heraion (Hera-Tempel) auf, das jenseit des nächsten Dörfchens auf einem größtenteils mit Feldern bedeckten Vorhügel der die argolische Ebene nach Osten begrenzenden Berge liegt. Nur wenige Reste der Unterbauten sind noch vorhanden. Ich ließ Levtheris unten halten und kletterte allein hinauf. Dann ritten wir durch die baumlose Ebene von Argolis nach Tiryns, der auf einem niedrigen Hügel gelegenen, aus ungeheuren Quadern erbauten Burg des Herkules. An den Mauern von Mykenae und Tiryns ist noch keine Spur von Mörtel zu entdecken; sie sind einfach durch Aufeinandertürmen gewaltiger Felsblöcke hergestellt, deren Zwischenräume mit kleineren Steinen ausgefüllt sind. An manchen Stellen ist die Mauer von Tiryns noch etwa 25 Fuß hoch. Rings um die Burg liegen kolossale Quadersteine zerstreut.

Wir ritten weiter nach Nauplia, auf einer vorzüglichen, wenn auch sehr staubigen Chaussee, die von einem nahe gelegenen, ehemals dem König Otto gehörigen Landgute nach der Stadt führt. Um 11 Uhr erreichten wir die Neapolis (Neustadt). Hier stieg ich ab, um nach der Festung Palamidi hinaufzugehen. Den vielfach gewundenen Felsenpfad verfolgend, erreichte ich bald die Höhe und trat durch das weit geöffnete Festungsthor ein. Ein Wachtposten rief sogleich den Unteroffizier heraus, der mir bereitwillig die Erlaubnis erteilte, die Aussicht zu sehen. Ich stieg, natürlich allein, den durch schroffe Felsen gesprengten Fußpfad hinauf, an einer alten, ehemals von bayerischen Soldaten bewohnten Kaserne vorbei. Jetzt sind alle Fenster eingeschlagen, und ich war sehr überrascht, zwei Soldaten herauskommen zu sehen, die in der verlassenen Küche ihre Suppe gekocht hatten. Die Schwälbchen flogen durch die zertrümmerten Fenster aus und ein. Im ganzen mochten wohl 10 Mann als Besatzung auf dieser Festung liegen.

Die Felsen von Palamidi fallen senkrecht zum Meere ab. Nachdem ich lange die herrliche Aussicht auf den Golf von Argolis betrachtet, stieg ich wieder nach der Neapolis hinunter, diesmal ohne Weg, auf dem felsigen Terrain. Am Fuße des Berges befindet sich in einer Felsennische ein Denkmal, einen sterbenden Löwen darstellend. Der Bildhauer Siegel hat es im Auftrage des Königs Ludwig I. zur Erinnerung an die in Griechenland umgekommenen bayerischen Soldaten, ausgeführt.

Levtheris erwartete mich am Eingange der Neapolis und führte mich nach Nauplia, in eine Locanda (Gasthaus) an der größten Plateia (Platz). Weil die Griechen in der Osterzeit 6 Tage lang sich des Genusses aller Fleischspeisen enthalten müssen und deshalb während dieser Zeit nirgends solche zu bekommen sind, war ich froh, als es Levtheris gelang, zwei Hühner zu erhandeln. Ich besichtigte den Hafen, in dem ein einziges kleines Segelschiff vor Anker lag.

Ein Teil der Stadt ist etwas höher auf einer Terrasse gelegen, die von einer sehr ausgedehnten, aus großen Quadern regelmäßig aufgeführten, antiken Mauer begrenzt wird. Wir kauften noch auf dem Bazar, dessen Buden mit gewaltigen Leinwandstücken überdacht sind, Brot und einige Apfelsinen. Nauplia hat einen ganz orientalischen Charakter: enge Gassen mit hohen, dunkeln Häusern, deren Bewohner sich fast ausschließlich auf der Straße aufhalten. Vielfach sieht man hier Warenausstellungen, besonders Citronen, Apfelsinen und Mandeln werden massenhaft ausgeboten. Mit deutschen Städten verglichen, macht es immer noch einen sehr armseligen Eindruck, wenn es sich auch vor den Dörfern und Städtchen, durch die ich seit meiner Abreise von Athen gekommen war, sehr zu seinem Vorteil sich auszeichnete.

Um 2 ½ Uhr begaben wir uns wieder nach der Neapolis, bestiegen die Pferde, die Levtheris dort bei einem Schmiede untergebracht hatte, und ritten auf der obenerwähnten Chaussee nach Tiryns zurück und von dort nach Argos. Eine kurze Strecke weit wird die Chaussee von prachtvollen alten Pappeln beschattet (Populus alba graeca). Im Chausseegraben wucherte der Acanthus, dessen Blattform mir bis jetzt nur durch die korinthischen Kapitäle bekannt war. Zur Linken ist das Terrain bis zum Meeresstrande meist sumpfig und mit hohem Röhricht bewachsen, zur Rechten dagegen war der dunkelrote Boden, so weit das Auge reichte, mit Getreide und kleinen Tabakpflänzchen bedeckt. Da die Bauern hier so wenig wie anderwärts in Griechenland Wiesen haben, geben sie ihrem Vieh sogar Weizen, der schon der Blüte nahe ist, zum Futter. — Die Zisternen in den Dörfern werden durch einen kegelförmigen Deckel verschlossen. Das Wasser zieht

man vermittelst lederner Eimer aus freier Hand an Stricken herauf.

Levtheris setzte mir auseinander, die kleinen, d. h. unbemittelten Griechen seien alle redlich und gut, nur die großen und reichen seien Klephten (Räuber). Viele Beamten stammten aus wenig wohlhabenden Familien; kaum seien sie zu einflußreichen Stellungen gelangt, so könnten sie sich schon große Landgüter kaufen. Dann sang er etwa eine Stunde lang stets nach derselben eintönigen Melodie, in näselndem Tone, ein geistliches Lied. Vor Argos, das wir um 4½ Uhr erreichten, überschritten wir den Inachus, dessen flaches, sandiges Bett keinen Tropfen Wasser aufzuweisen hatte. Ein paar Windmühlen fielen mir dadurch auf, daß sie mit vielfarbigen Tüchern bespannt waren. Noch jetzt verdient Argos den Namen der „rossenährenden": Viele gut gehaltene Pferde sieht man zu beiden Seiten der Straße inmitten saftiger Kräuter vermittelst langer Stricke an Pflöcken befestigt. Wenn sie auch unsere Pferde an Größe nicht ganz erreichen, so übertreffen sie doch in dieser Hinsicht bei weitem diejenigen, welche man anderwärts im Peloponnes zu sehen bekommt.

Zwischen den mit hohen Mauern umgebenen Gärten, deren Feigenbäume schon völlig grün waren, hinreitend, kamen wir auf schmaler, gewundener Straße in das große Dorf Argos, denn eine Stadt kann man es nicht wohl nennen, wenn es auch 4000 Einwohner zählen mag. Es kommt bezüglich der Bauart seiner meist einstöckigen Häuschen kaum dem älteren Teile von Athen gleich. Wir begaben uns zunächst in ein Haus, in dem Levtheris früher einmal eingekehrt war; jetzt konnten wir dort keine Aufnahme finden. Wir zogen deshalb, von einem kleinen Mädchen geführt, das neben uns herlief und von Zeit zu Zeit ausriß, wenn die Pferde unruhig wurden, nach einem Chane, dessen Besitzer offenbar großen Wert darauf legte, daß wir bei ihm einkehrten. Eine steile Treppe hinaufklimmend, gelangte ich in das mir zugedachte Logis, eine Bretterbude oder vielmehr -Kasten unter dem Dache, von 12 Fuß Durchmesser nach beiden Richtungen. Zwischen dem oberen Rande der Bretterwand und dem Ziegeldache blieb ringsum ein drei Fuß hoher, offener Raum. Der ganze Boden war von einem Getreidehaufen bedeckt, den zu beseitigen viele Mühe gekostet hätte. Ich erklärte Levtheris, der natürlich wieder an mir sparen wollte, daß ich unter keinen Umständen hier bleiben würde. Wir bestiegen wieder die Pferde und ein Herr führte uns in ein nahegelegenes Häuschen, das mir schon vorher durch seine grünen Fensterläden angenehm aufgefallen war. Es lag an dem südlichen Ende des großen Marktplatzes. Ich nahm von dem geräumigen Zimmer, das den oberen Stock einnahm, Besitz und stieg alsdann die eine halbe Stunde entfernte Akropolis hinan, von wo ich eine prachtvolle Aussicht hatte.

Der untere Teil der ziemlich gut erhaltenen Mauern besteht aus polygonalen Steinen, die ohne Mörtel sehr kunstvoll ineinander gefügt sind; der obere, im Mittelalter erbaut, ist aus kleineren, unregelmäßig behauenen Steinen mit Mörtel zusammengefügt, genau wie bei unseren alten Burgen, an die ich auch durch die zinnengekrönten Türme lebhaft erinnert wurde. Auf dem Heimwege besuchte ich das antike Theater. Seine in den Felsen gemeiselten Stufen sind noch sehr gut erhalten. Mit Anbruch der Nacht erreichte ich Argos wieder, dessen Häuschen schon durch zahlreiche Osterlämpchen hell erleuchtet waren. Bald brannte man auch auf dem großen Marktplatze ein Feuerwerk ab. Obgleich es wenig glänzend war, wurden doch die genügsamen Argiver dadurch in eine sehr freudige Stimmung versetzt. Die Leute sind groß und schlank und haben feine Gesichtszüge. Besonders einige Jungen mit ihren schwarzen Haaren und dunklen Augen fielen mir durch ihre Schönheit auf.

Ich schlief die Nacht auf einem Haufen Stroh, den Levtheris über die Dielen ausgebreitet hatte. Doch schon vor vier Uhr begann ein Hahn in unserm Hofe so kräftig zu krähen, daß ich aus dem Schlafe auffuhr und fortan wach gehalten wurde. Um 6 Uhr ritten wir zur Stadt hinaus, um am Abend noch Piali in Arkadien zu erreichen. Auf den Straßen war es schon lebendig. Die Argiver strömten in die kleinen Kirchen, viele kamen schon zurück. Alle waren sauber gekleidet, da heute (nach dem griechischen Kalender) der Charfreitag gefeiert wurde. Zahlreiche Landleute begegneten uns, die mit einem weit über mannshohen, gebogenen Hirtenstabe versehen, ihre Lämmer nach Argos trieben. Manche hatten dieselben auf Esel und Pferde gebunden. Jeder Familienvater erhandelt sich zu Ostern ein Lamm, um es am Spieße zu braten. Die Tiere werden dabei nicht zerstückt.

Wir zogen gen Süden am Gebirgsrande hin, zur Linken den Sumpf Lerna, in dem einst die Hydra hauste. Nach einer halben Stunde kamen wir zu der Stelle, wo der Bach Erasinos mit bedeutender Wassermasse aus dem Kalkfelsen hervorbricht, stark genug, um sogleich einige Mühlen zu treiben. Bald erblickten wir zur Rechten in einer Steinwüste am Bergabhange die Pyramide von Kenchreae. Um 8 Uhr langten wir am Fuße des Berges Ktenia an und erreichten, langsam den vielfach gewundenen, steinigen Saumpfaden folgend, endlich seine Höhe. Nahe am Wege steht eine kleine Gendarmerie-Kaserne, die seit lange verlassen ist, weil es hier keine Räuberbanden mehr gibt, und nächstens in Trümmer sinken wird. Um 11½ erreichten wir die Chaussee, die Nauplia mit Tripolitza verbindet, und kamen, auf ihr weiter ziehend, um 12 Uhr nach Achlathokambos.

Die Hänge waren hier mit zahllosen, in vollem Blütenschmucke prangenden, wilden Birnbäumen bestanden. Nach kurzer Rast ging es um 1¼ Uhr weiter auf der Chaussee nach Tripolitza, für deren Benutzung wir 60 Lepta (Pfennige) zahlen mußten. Sie zieht sich in vielen Windungen zur arkadischen Hochebene hinauf. An den Berghängen

zu beiden Seiten der Chaussee liegen schmale Roggenfelder terrassenförmig übereinander. An vielen Stellen sind sie von Haufen zusammengelesener Steine unterbrochen oder von gewaltigen Felsblöcken, die fortzuschaffen man nicht imstande war. Ein halb zerfallener Galgen erinnerte an die Zeit der türkischen Herrschaft.

Bei Hagiorgitika erreicht man die ostarkadische Fläche, in der Tripolitza und Piali liegen. Sie ist rings von hohen Bergen umgeben. Der Boden ist sandig, wenig Bäume vorhanden. Das Getreide stand hier erst einen halben Fuß hoch, während ich bei Eleusis schon wogende Roggenfelder in Vollblüte gesehen hatte.[1] Die Weinstöcke schneidet man hier sehr stark zurück; nur wenige sind über zwei Fuß hoch. Inmitten der Weinfelder sieht man ausgemauerte weite Löcher und schmale Zisternen, die zur Weinbereitung dienen.

Wir verließen bei Hagiorgitika die Chaussee und kamen, auf schmalen Pfädchen, zwischen den Weinfeldern in südlicher Richtung reitend, an einem zerfallenen Kloster vorbei nach Piali, nahe den Ruinen des alten Tegea. Ein feiertäglich gekleideter Bauer führte uns in sein Haus. Auf dem Wege umdrängten mich viele Jungen, um mir antike Münzen anzubieten; nur wenige waren gut erhalten, die meisten gänzlich abgegriffen. Ich kaufte sieben der schönsten für einen Franken. Sogleich eilten auch einige Männer nach Hause, um noch andere Münzen zu holen.

Durch die Fensterhöhlen des großen Zimmers, in das mein Gastfreund mich geleitete, pfiff der Wind ganz gehörig. Man schloß deshalb die Läden und brachte mir Phos, d. h. eine doppelte Oellampe, den antiken vollkommen gleich. Mein Gastfreund, ein großer stämmiger Mann mit sonnverbranntem Gesichte, breitete für mich über eine Strohmatratze mehrere Wolldecken aus. Noch hatte ich nicht lange geschlafen, als das Dröhnen von Schritten in der Nähe meines Kopfes mich weckte. In die Höhe fahrend, bemerkte ich meinen Gastfreund, der aus einer Kiste neben mir verschiedene Kleidungsstücke nahm. Kaum war ich wieder eingeschlafen, so wurde ich durch lauten Gesang nochmals geweckt. Der Fensterladen war geöffnet und auf einem Tische stand ein Kruzifix aufgestellt, vor dem die Frau des Hauses sich bekreuzte. Das Zimmer war hell erleuchtet durch zahlreiche Fackeln, die in feierlicher Prozession auf der Straße getragen wurden. Ein Mann mit einem großen, siebenarmigen Leuchter eröffnete den langen Zug, dann folgte der Priester in vollem Ornate. Alle Teilnehmer sangen beständig: Kyrie eleison! (Herr, erbarme dich unser!) Als die letzten Leuchter verschwunden waren, bat ich die Hauswirtin, den Laden wieder vorzulegen, denn es strömte eine eisigkalte Luft herein. Die Hunde hatte dieses seltsame Schauspiel so außer Fassung gebracht, daß sie die ganze Nacht hindurch heulten.

Um 6 Uhr saßen wir wieder auf den Pferden. Mein Gastfreund zeigte mir noch einen mit einer antiken, aus der makedonischen Zeit herrührenden Inschrift versehenen, ausgehöhlten Stein, der jetzt als Schweintrog benutzt wurde. An vielen blühenden Schlehensträuchen vorbei kamen wir zu dem trockenen Bette des Saranda-Flusses, in dem wir lange Zeit fortritten. Vom Chane von Krya Brysis wandten wir uns nach Südwesten und folgten dem steinigen Bette eines kleinen Baches. Eine große Zahl von Bergbewohnern begegnete uns. Sie trieben mit Stacheleichen (Ilex) beladene Esel und Maultiere vor sich her. Das Holz sollte jedenfalls zur Bereitung des Osterlammes dienen. Die Leute waren alle gut gewachsen und kräftig, doch hatten sie einen sehr ernsten, fast finsteren Ausdruck. Um den Kopf trugen sie rot und blaugestreifte Tücher, deren Zipfel hinten lang herabhingen,

Der Saumpfad, den wir jetzt verfolgten, war äußerst steinig: mitten aus dem Wege ragten massenhaft 1 bis 2 Fuß hohe Felszacken hervor; tiefe Löcher waren in den Stein getreten, in welche die Pferde sehr behutsam ihre Füße setzen mußten. An vielen Stellen überdeckte grobes Geröll den Weg. Hier und da war er eine Strecke weit mit Felsstücken gepflastert, und mehrfach fanden sich noch tiefe, von Wagenrädern herrührende Geleise. Vor dem armseligen Chane von Krevata, dem ersten Haus, das wir nach vier Stunden langem Ritte wieder zu Gesicht bekamen, wurde auf einem großen Felsblocke eine halbe Stunde geruht. Dann zogen wir weiter bergab, die Pferde vor uns hertreibend. Um 2 ½ Uhr erreichten wir die Gegend von Sellasia, wo das Kalkgebirge nicht mehr so öde und vegetationslos, sondern mit hohem Gesträuch von Stacheleichen, Erdbeerbäumen (Arbutus unedo) und Haidekräutern (Erica arborea) bedeckt ist, unter dem unzählige Blüten des Cyclamen hervorleuchten.

Bald wurde zur Linken der Parnon, zur Rechten der Taygetus (2593 m.) sichtbar. Wir ritten in südlicher Richtung nach Sparta hinunter. In einem am Berghange sich hinabziehenden Dorfe begrüßte uns ein Bauer, bei dem Leytheris früher einmal eingekehrt war, auf's Freundlichste. Er hatte sehr feine Gesichtszüge, doch eine ziemlich stark gebogene Nase. Noch zwei Stunden ritten wir, meist im trockenen Bette des Oenus-Flusses, zwischen prachtvollen Oleandersträuchen von doppelter Manneshöhe und fast ebenso hohen Wolfsmilchbüschen (Euphorbia dendroides) hin. Die mit üppiger Vegetation bedeckten Hänge waren von Ziegenheerden belebt. Um 6 ½ Uhr langten wir am Eurotas an, der in mehreren bis vier Fuß tiefen Rinnsalen in seinem weiten, mit Geröll bedeckten Bette dahinfloß. Da keine Brücke in der Nähe war, ritten wir hindurch und wurden in Sparta von Leytheris' Gastfreund, einem alten Türken, freundlich aufgenommen. Seine ebenfalls hochbejahrte Frau, die stets in Begleitung eines

[1] Vergleicht man die Zeit des ersten Aufblühens bestimmter Pflanzen zwischen Geisenheim, einem der wärmsten Punkte Deutschlands, und Athen, so findet man, daß dieselbe Pflanze in Athen durchschnittlich 33 Tage früher zu blühen beginnt als in Geisenheim.

Schooßhundes und einer Katze einherging, überreichte mir eine schöne Lebkoje. Alsbald zeigte man mir ein Buch, in das die Gelehrten, welche seither hier eingekehrt waren, ihre Namen eingetragen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad.

Wir wollen auf den folgenden Seiten eine möglichst einfache und kurze Schilderung des Verfahrens der Kolonial-zucker-Fabrikation, wie sich solche in Westindien im allgemeinen und auf Trinidad im besonderen darstellt ergeben. Das Material dazu hat der Verfasser sich während eines langjährigen Aufenthalts auf einer Zuckerplantage der Insel Trinidad angeeignet. Diese Insel ist bekanntlich die südlichste von Westindien und an ihrem einen Ende von dem südamerikanischen Festlande nur durch einen etwa 10 e. Ml. breiten Meeresarm getrennt, welchen man die Boca oder Mündung oder auch Dragon's Mouth nennt. Innerhalb dieser Boca breitet sich der große Golf von Paria aus, welcher auf der Ost- und teilweise auch auf der Südseite von der Insel und in allen anderen Richtungen von Venezuela, einer der großen südamerikanischen Republiken, begrenzt wird. Die einzigen Zugänge zu dem Golf sind die ebenerwähnte Boca und eine schmale Oeffnung im Süden, der sogenannte „Schlangenmund", Serpents Mouth. So bildet der Golf ein ungeheures, landumschlossenes Becken, worin die sämtlichen Flotten der Welt in Sicherheit alles außer einem heftigen Orkan aushalten könnten und der Ankergrund, zäher Schlamm, sehr gut ist.

In demjenigen Teile der Insel, welcher auf der Westseite des Golfs liegt, wird die Zuckerrohr-Pflanzung und Zucker-Industrie vorzugsweise betrieben. Der größte Teil des Landes ist flach oder besteht aus niedrigen Hügelwellen und der Boden ist in beiden Fällen, wenn auch in der Zusammensetzung wesentlich verschieden, so doch ausnehmend fett und fruchtbar. Man gewinnt auch eine bedeutende Menge Zucker im Norden der Insel, dem Laufe des Caroni entlang, des einzigen Wasserlaufes der Insel, welcher annähernd den Namen eines Flusses verdient. Allein der Boden in diesem Teile beginnt bereits unter den ungeheuren Ernten zu leiden, welche er schon getragen hat, obwohl ein deutscher Landwirt ihn noch sehr fruchtbar nennen würde. Was wir unter Fruchtwechsel verstehen, davon hat nämlich der Zuckerpflanzer keine Ahnung. Er baut nur ein Ding, und dies ist Zuckerrohr, immer nur Zuckerrohr. Und da er dem Boden jedes Jahr viele Tonnen eines außerordentlich erschöpfenden Gewächses entnimmt und dies in vielen Fällen schon seit nahezu einem Jahrhundert geschieht, und dem Boden nichts wiedergibt als etwa Guano und schwefelsaures Ammoniak (welche Substanzen mehr als Reizmittel wirken, wie zur Vermehrung und Kräftigung des Bodens beitragen), so ist die Verschlechterung des Bodens meiner Ansicht nach nicht zu verwundern. Der Zweck des gegenwärtigen Aufsatzes ist jedoch nicht, auf die Agrikultur-Politik des Pflanzers von Trinidad einzugehen, sondern vielmehr eine Schilderung seines täglichen Lebens und Treibens zu geben, wie sie den größeren Leserkreis interessieren kann.

Nehmen mir an, wir stehen im Monat August und seien wohlbehalten auf einem Besitztum gelandet, welches wir St. Helen's nennen wollen. Wir sind auf einer guten kiesbedeckten Straße, welche in kurze, mit Häuschen besetzte Seitenstraßen sich verzweigt. Diese Häuschen haben das Aussehen von Fabrikarbeiter-Wohnungen; nur sind die Häuschen alle einstöckig, haben Veranden, sind alle weißgetüncht und mit Fensterläden und Thüren von grellstem Rot geschmückt. Auch bemerkt man nirgends einen Schornstein außer einem riesigen Dampfkamin, gleich demjenigen einer Fabrik, das aber offenbar nicht für häusliche Zwecke benutzt werden kann, sondern es gehört zu den „Werken" oder der Fabrik, welche wir genauer schildern werden, sobald wir an diesen Teil unserer Schilderung kommen werden.

Die Häuschen stehen in Reihen, nur hie und da mit einer Lücke dazwischen. Weiter schreitend sehen wir, daß viele davon anstoßende Gärtchen haben, welche sorgfältig eingezäunt und voll bunter Vegetation sind. Es sind etwa zweihundert solcher Häuschen und sie bestehen mit wenigen Ausnahmen nur je aus einem einzigen Zimmer, allein der Raum unter der weiten Veranda kann ja und wird wohl auch von den Bewohnern als Küche, Speise- und Wohnzimmer benutzt werden, so daß das eigentliche Haus nur zum Schlafzimmer und zur Vorratskammer dient. Diese Reihen von Häuschen heißen die Kasernen und sind von den auf dem Gute beschäftigten Arbeitern bewohnt. St. Helen's ist ein großes Gut und kann eine Zahl von zweihundert Feldarbeitern, hoes, ins Feld stellen, außer den Handwerkern, wie Küper, Zimmerleute, Schmiede, Ingenieure, Gehülfen ꝛc., von denen jedoch einige „Auswärtige", outsiders, sind, d. h. nicht auf dem Gute, sondern in einem benachbarten Dorfe wohnen. Wir werden finden, daß die Gesamtzahl der auf dem Gute wohnenden Leute mit Inbegriff der Kinder, der Kranken, der Alten und der nicht arbeitenden aller Art sich auf nicht weniger als sieben- bis achthundert belaufen dürfte, eine große Zahl, um ihren Unterhalt aus ungefähr derselben Anzahl von Ackern Landes zu ziehen und dazu noch den hübschen Profit abzuwerfen, welchen der Besitzer der Plantage im Auslande erwartet, und noch die Ersparnisse, welche viele von den klügeren Arbeitern zurückzulegen imstande sind.

Das große, etwas von den anderen abseits stehende Gebäude mit einem hübschen und lieblich aussehenden Garten davor ist das Hospital. Es hat rings herum laufende zehn Fuß breite, bedeckte Galerien, wo die genesenden Kranken trotz der brennenden Sonne draußen

kühle Lüftchen und frische Luft schöpfen können. Das Spital ist nur in zwei Säle geteilt, deren einer für die Männer, der andere für die Frauen bestimmt ist. Außerdem enthält es Zimmer für die Wärterin und ein Gemach, welches die Stelle der Apotheke vertritt. Außerhalb ist eine Küche mit Zimmern für den Koch und zwei oder drei Arbeiter oder Arbeiterinnen, welche dabei beschäftigt sind. Auch ist noch ein großer Schuppen mit eisernen Wasserbehältern für den nötigen Wasservorrat vorhanden, denn an vielen Orten auf Trinidad gibt es kein Quellwasser und die Leute hängen in der trockenen Jahreszeit nur von dem Wasser ab, welches sie während der Regenzeit sammeln können.

Dicht dabei ist ein Gebäude, welches mehr als irgendeines in den Kasernen Anspruch auf den Namen eines Hauses hat; es ist die Wohnung der vier Aufseher, welche unter dem Verwalter stehen. In der Nähe davon ist das Haus des Verwalters oder „Directeur", wie man ihn in Westindien nennt, und dicht dabei der Maultierschuppen, welcher etliche neunzig stämmige, texanische Maultiere enthält, welche meist mit einem Aufwand von 40 Lstr. für den Kopf eingeführt worden sind. Außer diesen besitzt das Gut noch vierzig an Ort und Stelle gezüchtete und im Rindviehschuppen, der in einiger Entfernung in der Savanne steht, untergebrachte Zugstiere.

Die erste Pflicht oder das früheste Tagewerk ist die Fütterung der Maultiere, welches zwischen vier und fünf Uhr Morgens stattfindet und dem jüngsten der vier Aufseher zukommt, der der erste und der letzte an der Arbeit sein muß. Er schließt die Thüre des Magazins auf und macht sich daran, unter die Maultierknechte, welche ihm dahin gefolgt sind, den zur Morgenfütterung notwendigen Hafer, Syrup u. s. w. auszuteilen. Die Maultiere sind nämlich nach Syrup so lüstern wie Kinder und erhalten auf Trinidad immer eine tüchtige Ration davon ihrem Futter zugemischt; auch versüßt man ihnen ihr Trinkwasser damit. Der Aufseher überwacht seine Leute genau, damit keine Unterschlagung vorkommt, denn die Knechte lieben den Syrup ebenfalls, und ihre Hühner verschmähen die Gerste nicht. Die Fütterung ist rasch vorüber und wir eilen hinweg, denn der Schuppen wimmelt förmlich von Muskiten und Sandfliegen. Dieses Ungeziefer beißt in mondhellen Nächten bösartig und die armen Maultiere haben viel darunter zu leiden. Bisweilen muß man die ganze Nacht hindurch unter dem Schuppen einen dichten Rauch unterhalten, damit die armen Tiere nur ein wenig Ruhe bekommen. Drei Dinge können die Sandfliegen und anderes Ungeziefer nicht ertragen: Sonnenschein, eine frische Brise und Rauch, und ohne diese drei Abhülfemittel würde es unmöglich sein, auf einer niedrig liegenden Zuckerpflanzung zu leben.

Begeben wir uns zu dem Directeur, so finden wir, daß er ein sehr großes, obwohl nur einstöckiges Haus mit einem wohlgepflegten Garten bewohnt, von wo aus eine Allee von Cocospalmen zu den Kasernen führt. Um fünf Uhr Morgens setzen wir uns zum „Kaffee", wie man die erste Mahlzeit des Tages hier heißt, welche nur aus Butterbrot und Kaffee besteht und schnell abgemacht wird. Dann kommen die Aufseher und Fuhrleute und die Vorarbeiter der einzelnen Abteilungen und holen ihre Weisungen für das Tagewerk. Sie stehen alle um die Thüre herum und jeder erhält die Anweisungen für die Arbeit, welche er unter Tags mit seiner besonderen Abteilung leisten soll. Die Aufseher erhalten den Befehl, die Vorarbeiter genau zu beaufsichtigen, worauf sich diese nach den Kasernen begeben, von Haus zu Haus gehen und die Leute wecken.

Der Directeur erbietet sich, uns auf seinen verschiedenen Rundgängen mitzunehmen, und wir alle steigen zu Pferde und folgen den Aufsehern. Der Weg wimmelt von den an ihr Tagewerk gehenden Arbeitern. Du erwartest vielleicht, in diesen lauter Neger oder wenigstens Varietäten oder Abkömmlinge dieser interessanten Rasse zu sehen; aber du bemerkst nun, daß dieselben zwar eine dunkle Haut, aber ein so straffes schlichtes Haar wie das deinige haben. Es sind ostindische Kulies und hie und da ein Chinese. Diese sind aus ihrer Heimat hierher gebracht worden, um die Stelle der Neger zu versehen, welche seit ihrer Freigebung eine große Abneigung gegen Arbeit haben, den Müssiggang dem Verdienst vorziehen und es leicht finden, in einem Lande, wo die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse beinahe freiwillig dem Boden entsprießen und das Klima die Kleidung mehr zu einem Zugeständnis an die Schicklichkeit als zu einem Bedürfnis macht, diesem Hang zum Nichtsthun nachzugeben. Es muß jedoch gerechterweise hinzugefügt werden, daß dieser Widerwille gegen Arbeit sich vorwiegend gegen die Feldarbeit richtet, denn auch die Klasse der Handwerker, welche natürlich vergleichsweise die Minderzahl bildet, besteht aus Negern.

Die Einfuhr der Kulie-Einwanderer findet von seiten der Kolonial-Regierung mit bedeutenden Kosten für die Pflanzer statt, und die Behörden wachen sorgsam über das Wohlergehen derselben. Das Minimum von Gehalt und Arbeitsstunden ist gesetzlich festgestellt und gegen jeden, welcher irgendeinen Kulie mißhandelt, wird mit schwerer Strafe vorgegangen. Bei ihrer Ankunft auf der Insel machen sie sich vertragsmäßig anheischig, fünf Jahre auf einem Gut zu dienen; nach dieser Frist sind sie freie Männer und können arbeiten, wo es ihnen beliebt. Sollten sie noch weitere fünf Jahre in der Kolonie bleiben und daher ihren Aufenthalt auf zehn Jahre ausdehnen, so sind sie zu einer unentgeltlichen Rückfahrt in ihre Heimat berechtigt oder haben, wenn sie sich zum Dableiben entschließen (was die meisten von ihnen thun), Anspruch auf die unentgeltliche Verleihung von zehn Acres Landes. Diejenigen, welche in ihre Heimat zurückkehren, sind gewöhnlich reiche Männer und besitzen Tausende von Dollars, welche sie alle in Trinidad erworben haben. Jeder Kulie

hat fünf Tage in der Woche zu arbeiten, wenn er nicht krank ist. Sollte er davonlaufen oder die Arbeit stehen lassen, so wird er nach der Ueberführung vor einer Behörde entweder um Geld gestraft oder eingesperrt. An Werktagen ist er daher mutmaßlich entweder an der Arbeit, oder im Spital oder im Gefängnis.

Mittlerweile haben nun alle Erwachsenen — denn die Weiber arbeiten ebensowohl wie die Männer — die Kasernen verlassen; so viele Maultiere als man für Pflüge, Karren u. s. w. braucht, sind angeschirrt und weggeführt worden und die anderen werden nun zum Waiden auf die Savanne hinausgeführt.

Der Zucker wird nur in der trockenen Jahreszeit fabriziert. Würde man z. B. das Zuckerrohr im August schneiden, so würde sein Saft nur wenige Prozent Zuckerstoff enthalten. Zu dieser Zeit sind die Rohre kurz, die längsten von ihnen nicht über vier Fuß hoch; wenn sie dagegen, sechs Monate später, ihre Reife erreichen, so ragen sie mit ihren Gipfeln 10—16 Fuß über den Boden. Auch ist ein Unterschied zu machen zwischen den „Setzlingen", plant-canes, und den Wurzelschößlingen oder ratoons. Das Zuckerrohr ist ein perennierendes Gewächs und schlägt, wenn man es abschneidet, aus der alten Wurzel wieder aus, wie Rhabarber, so daß man es nicht jedes Jahr auszupflanzen braucht. Die ratoons sind Pflanzen, welche auf diese Weise aus der Wurzel ausgeschlagen haben, plant-canes sind Pflanzen, welche aus Stecklingen gezogen und noch nicht abgeschnitten worden sind. Eine Zuckerrohrpflanze treibt oft zehn oder zwölf Jahre aus dem Wurzelstock aus; allein meist läßt man sie nur drei Jahr lang austreiben, so daß alljährlich ein Viertel der Pflanzung neu angepflanzt werden muß.

Draußen in den Feldern ist die erste Abteilung, zu welcher wir kommen, diejenige der plant-cutters, welche in einem aufgegebenen Zuckerrohrfeld, d. h. in einem, das dieses Jahr neu bepflanzt werden muß, arbeiten. Die Rohre aus den alten Wurzelstöcken oder stools sind schwach und dünn emporgewachsen, denn man hat sich derselben nicht mehr sorgfältig angenommen, und das ganze Zuckerrohrfeld oder cane-piece ist mit Unkraut überwachsen und auf jedem Wurzelstock haben nur drei oder vier Stengel ausgetrieben, anstatt deren ein Dutzend oder mehr. Wir finden hier etwa dreißig Arbeiter beschäftigt; einige ziehen die Stengel aus den Wurzelstöcken, wie man eine Binse ausreißt, andere sammeln diese und tragen sie einer dritten Abteilung zu, welche auf den Fersen hockt und mit einem Hauer oder Faschinenmesser ein Stück von der Spitze und eines vom unteren Ende jedes Rohrstengels abhaut. Nehmen wir eines dieser Stücke in die Hand, so finden wir, daß es etwa zehn Zoll lang ist und alle zwei oder drei Zoll ein Gelenk und an jedem Gelenk ein Auge oder eine Knospe wie eine Kartoffel hat. Pflanzt man diese Stücke aus, so bewurzeln sie sich, die Augen wachsen und bilden neue Wurzelstöcke, und dies ist das einzige Mittel, das Zuckerrohr fortzupflanzen. Es ist ein wirklich schöner Anblick um ein Zuckerrohrfeld mit seinen langen federartigen Blüten, welche im Winde wogen wie ein lilafarbiges Meer. Die hier beschäftigten Arbeiter sind sehr fleißig, denn sie arbeiten auf Stück. In einem anderen Teil desselben ist eine Abteilung Hauer, cutlassers, mit dem Umhauen alles Unkrauts und ebenso derjenigen Zuckerrohrstengel beschäftigt, welche die plant-cutters stehen gelassen haben. Das Faschinenmesser muß hier dieselbe Arbeit versehen, wie bei uns die Sense oder Sichel. Wenn alles auf dem Felde niedergehauen ist, so macht man sich einige Stunden trockenen Wetters und Sonenscheins zu Nutze, um das Unkraut dürr werden zu lassen und dann zu verbrennen, worauf das Feld zum Umpflügen hergerichtet ist.

Der Morgen ist sonnig, aber wir sind mit jenen breitkrämpigen Hüten versehen, ohne welche unsere Gesichter von der Sonne verbrannt werden und die Haut sich ablösen würde. Wir haben auch Mackintosche bei uns, zu denen wir bald unsere Zuflucht nehmen müssen, denn dort kommt ein Regenschauer. Wir haben kaum Zeit, unsere Schutzkleider anzulegen, ehe der Regen ausbricht, und zwar mit einer Ergiebigkeit, wie man sie im nördlichen Europa nicht kennt; er kommt nicht in Tropfen herunter, sondern als ob er sich aus unzähligen Rinnen ergösse, und wir finden bald, daß unsere Gummi-Ueberröcke nur ein dürftiger Schutz sind und unsere Beine und Füße, die keinen Schutz haben, sind bald bis auf die Haut naß. Der Regen währt jedoch höchstens fünf Minuten; die Sonne tritt wieder aus den Wolken hervor, scheint mit anscheinend gesteigerter Kraft und trocknet uns rasch.

Wir kommen nun an ein Zuckerrohrfeld, welches neu bepflanzt werden soll. Es ist vom Pfluge tüchtig umgearbeitet worden und ganz mit dünnen geraden Stöcken besteckt, welche etwa drei Fuß aus dem Boden ragen. Dies sind jedoch keine Stöcke, sondern die schwertförmigen Blätter des Zuckerrohrs, welche vom nächsten Felde geholt worden sind. Sie stehen in Reihen, welche je vier Fuß von einander sind, in Zwischenräumen von sechs Fuß. Sie sind bekannt unter dem Namen Pickets, Absteckpfähle, und werden mittelst einer Meßkette in den richtigen Entfernungen von einander abgesteckt und man nennt dieses Verfahren „schnüren" oder „linieren", und es hat den Zweck, zu veranlassen, daß das Zuckerrohr in gleich von einander abstehenden Reihen gepflanzt werde.

Das Zuckerrohrfeld bietet einen höchst belebten Anblick dar, denn die vielleicht sechzig oder achtzig Personen, welche darauf arbeiten, sind alle emsig geschäftig. Die ersten, zu denen wir kommen, sind damit beschäftigt, bei jedem Absteckpfahl ein keilförmiges Loch von dreiviertel Fuß Tiefe und einem Fuß ins Gevierte an der Oberfläche zu graben. Das Gerät, dessen sie sich dazu bedienen, ist eine besonders zu diesem Zweck gefertigte schwere Hacke. Diese Leute, die sogen. Locher, holers, haben jeder 250 solcher Löcher zu graben; da sie hiemit

bis zum Mittag fertig sein können, werden sie dann den Rest des Tages für sich frei haben.

Den Lochern auf dem Fuße folgen die „Auspflanzer", welche in jedes Loch zwei Stecklinge in schräger Lage auszupflanzen haben, so daß das eine Ende jedes Stecklings den Boden berührt und mit dem anderen etwa einen Zoll über den Gipfel des Loches herausragt. Die Löcher werden dann mit guter Erde zugefüllt und diese mit dem nackten Fuße des Auspflanzers (denn alle Arbeiter gehen hier barfuß) um die Stecklinge herum angetreten. Die Stecklinge werden in Karren von dem Felde hergebracht, welches wir zuerst besuchten, aus den Karren auf die Feldwege geleert, und von hier den Auspflanzern von Weibern in Körben auf dem Kopfe zugetragen. Neger und Kulies tragen alles was sie möglicherweise tragen können, auf dem Kopfe, und man würde ein Ding wie einen Schubkarren vielleicht auf der ganzen Insel nicht finden, wenn man es suchen wollte.

Die Auspflanzer werden nicht auf Stückarbeit beschäftigt, weil ihre Arbeit einige Sorgfalt erfordert und nicht übereilt werden darf. Ihre Arbeitsstunden sind von 6 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, mit zwei halbstündigen Pausen je für eine Mahlzeit. Neun Stunden des Tages ist die gesetzliche Grenze für die Beschäftigung eines Kulie während der Regenzeit. Du bemerkst, daß zwischen jeder vierten Reihe von Absteckpfählen ein anderthalb Fuß breiter oberflächlicher Abzugsgraben sich befindet, um die überschüssige Feuchtigkeit abzuführen. Unterirdische Drainage ist hier unbekannt, obwohl sie eine große Verbesserung sein würde. Einige Arbeiter mit Hacken sind damit beschäftigt, den Beeten zwischen den Abzugskanälen eine gewölbte Gestalt, in der Mitte hoch und an den Rändern niedrig, zu geben, damit der Regen leicht von ihnen ablaufen kann.

Wir kommen zunächst an das Feld, wo die Para-Gras-Abteilung arbeitet. Para-Gras ist ein Unkraut, welches seinen Namen von einem Distrikt in Venezuela hat, wo es einheimisch ist. Es ist eines der allerbesten Nahrungsmittel für Rindvieh und Pferde und wurde aus diesem Grunde vor einigen Jahrzehnten auf der Insel eingeführt. Das damit gefütterte Vieh kann in gutem Zustande erhalten werden und harte Arbeit leisten, ohne Hafer oder irgend ein anderes Getreide. Allein während es als Viehfutter alles nur wünschenswerte leistet, wächst es nicht auf der Savanne oder einer offenen Waide oder würde vielmehr daselbst nicht fortkommen aus dem einfachen Grunde, weil das Vieh dasselbe so gern frißt, daß es das Para-Gras nicht aufkommen lassen, sondern dasselbe so schnell als es aufgeht, aus den anderen Gräsern herausfressen würde. Dagegen wächst es in den Zuckerrohrfeldern, wo man es nicht haben will, in solcher Ausdehnung, daß es im Verlauf der wenigen Jahre seiner Einführung in der Kolonie alle Güter überwuchert hat und das schädlichste von allem Unkraut, mit dem der Zuckerpflanzer zu kämpfen hat, geworden ist. Es mit der Hacke abzuhauen, ist mehr als nutzlos, denn auf diese Art behandelt, vervielfältigt es sich mit verzehnfachter Lebenskraft. Als die einzig wirksame Weise, es niederzuhalten, hat sich die ergeben, es mit Stumpf und Stiel samt der Wurzel auszugraben, zu dorren und zu verbrennen oder es in tiefen Gruben zu vergraben. Wenn es sich einmal auf einem Gute eingebürgert hat, ist es unmöglich, dasselbe vollständig wieder auszurotten, denn wenn man das kleinste Stück davon auf den Boden fallen und ungestört Wurzel schlagen läßt, setzt es sich fest und greift weiter um sich. Die Wurzeln des Para-Grases wachsen tief in den Boden ein und das Geräte, dessen man sich zum Ausgraben derselben bedient, ist entweder eine gewöhnliche vierzinkige Mistgabel oder ein Spaten mit einem langen und sehr schmalen Eisen in Gestalt einer Speerspitze. Es erfordert daher eine große Abteilung Arbeiter, um mit der Schnelligkeit seines Wachstums gleichen Schritt zu halten, und es sind daher etliche und fünfzig Leute in diesem Feld beschäftigt, die Männer mit dem Ausgraben, die Weiber und Kinder, um das ausgegrabene Gras in Körben auf die Feldwege zu tragen, wo es zum Dörren in Haufen aufgeschichtet wird, ehe man es verbrennt.

Wir kommen nun zunächst zu der Jäte-Abteilung, wo hundertsechszig Hacken an der Arbeit sind. Das Jäten geschieht als Stückarbeit oder im Tagelohn, wie man es gewöhnlich nennt. Jeder Arbeiter erhält eine bestimmte Anzahl Quadratfuß zu besorgen und kann weggehen, wenn er diese Aufgabe gelöst hat. Es werden Männer und Weiber mit dem Jäten beschäftigt. Die „Aufgaben" werden von den Aufsehern ausgemessen, welche zu diesem Behufe eine zehnfüßige Meßrute mit sich führen. Das herausgejätete Unkraut wird in Haufen oder sogenannten Bukans zwischen den Zuckerrohrreihen aufgesetzt, und in diesem feuchtheißen Klima stellt sich die Zersetzung schnell ein. Bis daher ein Zuckerrohrfeld das nächstemal gejätet wird, findet man gewöhnlich die Bukans zu kleinen Haufen Lauberde verrottet, welche man über den Boden ausstreut, ehe neue Haufen aufgesetzt werden. Jedes Zuckerrohrfeld wird ungefähr viermal im Jahr gejätet. Die Jäter haben ebenso das Zuckerrohr auszubrechen oder abzublatten, d. h. von denjenigen Blättern zu befreien, welche alt und welk geworden sind. Jedes Gelenk an einem Stengel bezeichnet die Stelle, wo einst ein Blatt gewachsen ist; die unteren Blätter sterben in demselben Maßstabe ab, wie der Stengel in die Höhe wächst.

Am eilf Uhr geht der Verwalter zum Frühstück (Gabelfrühstück), und ungefähr um ein Uhr beginnen die Arbeiter, welche auf Stück gearbeitet haben, von ihrer Arbeit heimzukehren, und etwa eine Stunde später sind beinahe alle nach Hause gekommen. Die Aufseher, welche die stückweise arbeitenden Leute zu überwachen gehabt haben und die nach dem Frühstück zu denselben zurückgekehrt sind, haben nun ebenfalls Feierabend, müssen aber noch ihre Feldbücher in Ordnung bringen, und einer der-

selben hat nun dafür zu sorgen, daß um sechs Uhr das Vieh gefüttert und dann eingesperrt wird. Das Feldbuch ist ein Verzeichnis oder Register, welches jeder Aufseher über die gelieferte Arbeit und den Verdienst jeder in seiner Abteilung beschäftigten Person führt. Wenn diese Bücher eingetragen sind, werden sie dem jüngsten Aufseher übergeben, welcher das Amt eines Buchhalters versieht und den Inhalt derselben in ein Hauptbuch einträgt. Er hat auch die wöchentlichen und die monatlichen Berichte verschiedener Art und die Rechnungsauszüge für die Eigentümer oder andere beteiligte Personen zu verfassen. Und da dies nach Feierabend, d. h. nach vollendeter Arbeit im Felde, zu geschehen hat, so muß dieser ein hübsches Stück Arbeit bewältigen; er tröstet sich jedoch mit dem Gedanken, daß er nicht immer der jüngste sein wird.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsbräuche aus Nordfriesland.

Von Christian Jensen auf Sylt.

Der urgermanische Volksstamm der Nordfriesen bewohnt einen Teil des Festlandes und der Inseln der schleswigischen Westküste. Er unterscheidet sich sowohl durch seine Geschichte wie durch seine Sprache und seine Sitten und Gebräuche von den benachbarten Volksstämmen. Im Laufe der Zeiten ging ihm vieles von seinem Grund und Boden, den er gegen das wilde Nordmeer zu verteidigen hat, verloren, aber auch von dem, was Sturm und Flut übrig gelassen, von Volkstum, Volkssprache und Volkssitte, ging durch fremden Einfluß manches den Weg alles Irdischen, oder wenn es nicht verloren ging, wurde es durch den Einfluß verändert. Man wollte die Sprache sogar wiederholt mit Stumpf und Stiel ausrotten, glücklicherweise ist das nicht gelungen, und es ist darum mit der Sprache der Nordfriesen, die sich nach der Größe des Einflusses von außen im ganzen wenig veränderte, wo sie nicht ganz verdrängt wurde, in Sitte und Brauch manches Altertümliche erhalten.

Ganz besonders aber sind einige mit dem Weihnachtsfeste zusammenhängende nordfriesische Sitten und Gebräuche charakteristisch.

Arnkiel schreibt über dieses Fest:[1] „Das ander Opffer-Fest ist im December um Lucien Tag, der Göttin Freya zu Ehren sieben Tage lang gehalten, und Juel geheissen, von dem Umblauff der Sonnen, welche zu der Zeit ihren sogenannten Stillstand hält, und beginnet ihr laufendes Juel oder Radt näher zu uns zu lencken. Das ist ihr Neu-Jahrs-Fest gewesen, an dem sie das Jahr angefangen, und ihre Götter umb ein gutes, neues, fruchtbares Jahr gebeten. und Juel Gaben oder Neujahrs-Geschenken ausgetheilet. Sie haben an diesem Fest ein gemästetes Schwein geopffert, welches von großer Heiligkeit ist gehalten und Juel-Schwein geheissen. Man hat anneben weidlich gegessen und getrunken. . . . Man hat dabei gespielet und getantzet, welches Juel-Spiel ist genannt. Summa, alles ist zum guten Anfang des neuen Jahrs voll Freuden gewesen, das war ihre Juel-Freude."

Die christliche Kirche schonte diesen alten Brauch; sie verklärte und durchgeistigte dieses Naturfest, indem sie damit in Verbindung das Fest der Geburt Christi, des des ew'gen Sonnenlichts der Welt, feierte. Christlicher Glaube und altheidnisches Wesen sind somit auch in den Weihnachtsbräuchen und Sitten der Nordfriesen mit einander vermischt. Der Name des Festes heißt bei ihnen Jöhl, Jüll, Jul (kurzes u).[1] Mit der Erklärung dieses Wortes hat man sich viel Mühe gegeben und dachte beispielsweise unter Heranziehung des dänischen Wortes Hjul, Rad, an die Bezeichnung der Wintersonnenwende durch das Rad. Arnkiel erklärt wie das „Oera Linda Bok" in diesem Sinne. Nach der friesischen Bezeichnung möchte es richtiger sein, an das davon abgeleitete Zeitwort „julin" zu denken, welches soviel heißt als „Freudengelag halten", ausgelassen lustig sein.[2] Auf Föhr hatten früher in der St. Thomas-Nacht, den 21. Dezember,[3] die jungen Leute das Privilegium, möglichst viel Unfug zu machen; namentlich pflegten sie alles, was nur irgend zu handhaben war, fortzuschleppen und zu einem Haufen aufzutürmen; man nannte das „Thamsen"; jetzt ist dieser Brauch selten.

In den letzten Tagen vor dem Feste werden Vorbereitungen auf dasselbe getroffen. Namentlich haben die Hausfrauen und, wo diese nicht selbst backen, die Bäcker vollauf zu thun, während nach dem Kinderglauben der Sylter Friesen von den Engeln bei gerötetem Abendhimmel in den Wochen vor Weihnachten gebacken wird. Außer dem gewöhnlichen Backwerk, Pfeffernüssen, Kringeln und Kuchen verschiedener Art gibt es noch ganz besonders für die Kinder allerlei Formen aus Kuchenteig; da werden Pferde, Eber, Hähne, Adam und Eva, Schiffe 2c. aus Kuchenteig gebacken, alle mit Goldpapier, mit Farbe oder entsprechendem Zuckeraufguß verziert. Die Pferdegestalten möchten an die skandinavische Sitte, zur Zeit der Sonnenwende dem Wodan Pferde zu opfern, erinnern. Die Kuchen in Eberform deuten auf den Sonnengott Fro und nach Arnkiel erinnern sie an das der Frikke, der Gattin Wodans, dargebrachte Opfer. Die Schiffe aus Kuchenteig sind besonders auf den Halligen heimisch und mögen auf die frühere, fast ausschließliche Beschäftigung der Bewohner mit der Seefahrt

[1] „Cimbrische Heyden Religion 2c." Hamburg 1691. Erster Teil. S. 212. Kap. 29. § 5.

[1] An den Namen Jul anknüpfend, backte man früher auf Föhr sogenannte „Fladen", Jul-Kuchen, um welche alsdann gespielt wurde.

[2] Vergleiche K. J. Clement, „Schleswig", S. 137, und Chr. Johansen, „Die nordfriesische Sprache", S. 41, 42.

[3] Handelmann, „Weihnachten in Schleswig-Holstein". S. 9.

hinweisen. Als sonst besonderes Gebäck gelten in dem festländischen Nordfriesland Honigkuchen und allgemein Pfeffernüsse und Schleifen, die in kochendem Schweinefett gebacken werden; ebenso sind dort sogenannte Eisenkuchen (Jsenkage, gud Red) üblich, die ähnlich den Waffelkuchen in einem Eisen gebacken werden, nur sind sie ganz dünn. Auf der Insel Föhr heißen die an den Rändern ausgezackten Schleifen „Bakkels", die Eisenkuchen sind dort wie auf Sylt zu Hause.

Ist auf diese Weise für Festgebäck genügend gesorgt, so wendet man der Reinigung des Hauses die nötige Sorgfalt zu. Es ist keine Hütte in Nordfriesland so arm und klein, daß sie nicht vor dem Feste gründlich gereinigt würde. Wo man aber selbst nicht die nötigen Kuchen für das Fest beschaffen konnte, da wurden früher die Kinder hinausgesandt, wohlhabendere Landsleute mit einem Weihnachtslied, meistens „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich vor seiner Gnade Thron" u. s w. zu bewirten, um dafür eine Festgabe zu empfangen; seitdem das Fest ganz aufgehört hat, sorgen meistens Vereine für die Weihnachtsbescheerung armer Kinder. Statt der Kinder in anderen Gegenden erschien noch vor einigen Jahren in einzelnen Orten Nordfrieslands ein alter Mann mit einem bunt bemalten, mit Glocken behangenen Stern, denn er in drehende Bewegung versetzte und uns Kindern damit eine unsagbare Freude machte. Von Thür zu Thür ihm nachfolgend, erklang uns wie frohe Botschaft sein Liedchen:

„Ach Sternlein, du darfst nicht stille stehn,
Du mußt mit uns nach Bethlehem gehn,
Nach Bethlehem, klein Davids Stadt,
Wo Maria mit dem klein'n Kindelein lag."

Oft stellte sich der Sternläufer erst in den Zwölften ein.

Ein ungern gesehener Gast war dagegen bei uns Kindern der Knecht Ruprecht, der uns gewöhnlich in den letzten Tagen vor Weihnachten schreckte und drohte, ungehorsame Kinder in seinen mitgeführten Sack stecken und mitnehmen zu wollen. Hin und wieder treibt er noch sein Wesen, während die sorgsame Mutter inzwischen die erforderlichen Einkäufe für das Fest gemacht hat. In reger Geschäftigkeit putzt man hier einen Weihnachtsbaum aus, der allmählich seinen Einzug in die nordfriesischen Häuser hält. Er hat aber noch lange nicht die früher allgemeine Art und Weise der Bescheerung zum heiligen Christ in Nordfriesland verdrängt, die wir hier kurz beschreiben wollen: „Kindken, Kinnerken ꝛc.," so wird der Weihnachtsmann bezeichnet, zieht am heiligen Abend (Hellig iuj, Christiuj, Jöhliuj, Crasênne), dem 24. Dezember, von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf; in der Dämmerung läßt er sich vor der Hausthür hören, indem er klingelt. Dieses schon lange sehnlichst erhoffte Klingeln ruft in der Kinderstube lautlose Stille hervor und jedes Kind stammelt sein Gebet:

„Kindken Jesus! bring mi wat
O'n min Fat;
Da wel ik uk fliitig tö Skuul gung
En liire wat." (Sylt.)[1]
Oder: „Kindken Jöses, dau me wat
Uet din Sehäp en öni min Fat." (Festland).

(Kindchen Jesus, gib mir etwas aus deinem Schrank in meinen Teller).

Nachdem das geheimnisvolle Klingeln aufgehört, eilt das Kind zur Küche und erbittet sich einen Teller oder eine Schüssel. Das Gefäß (Faß, wie es im Gebete sagt) wird aufs Fensterbrett gestellt und dann das Bett aufgesucht. Welch' kurze Nacht und welch' fröhliches Erwachen! Am andern Morgen ist das aufs Fensterbrett gestellte Gefäß mit Kuchen, Aepfeln, Bilderbüchern, Nüssen ꝛc. gefüllt, manch ungezogenes Kind findet aber neben diesen Sachen zur Warnung eine Rute. In einigen Gegenden geschieht diese Bescheerung erst in der Neujahrsnacht, vereinzelt auch an beiden Abenden, am Christ- und Neujahrsabend. Auf Amrum sind es die Hulkan, ganz und gar mit Stroh bedeckte und umwickelte Personen, die am Sylvesterabend in die Häuser gehen und die Kinder fragen, ob sie auch beten können, worauf diese unter Furcht und Zittern ein Gebet herstammeln. Wenn die Hulkan sich entfernt haben, setzen die Kinder ein Faß ans Fenster und erwarten eine Bescheerung von den Hulkan, die ihnen denn auch in der Nacht (von den Eltern) zuteil wird. Am Neujahrsmorgen heißt es: Min Skelk! Min Skelk, Wat hää't Hulk[2] mi braagt? — Uu, diar's uk an Ris! (Meine Schüssel, — Was hat's Hulk mir gebracht? O, da ist auch eine Rute.)[3]

Auf Föhr hat der Baum jetzt überall den Teller verdrängt, auch erhalten jetzt die Erwachsenen ihre Weihnachtsgeschenke unter den Baum gelegt. Der Weihnachtsbaum steht im Pesel, dessen Thüren und Fenster den Tag über sorgfältig verhangen sind, damit ja „Kinnerken" nicht gestört werde. Zur Bestärkung des dortigen Kinderglaubens löst man die Haspen der Fensterflügel, damit Kinnerken, wenn er anfliegen kommt, mit seinen Geschenken hereinkommen kann; mitunter kommt er auch den Schornstein herunter. Bei Dezember-Abendröte backt er Kuchen und packt sie dann zum heil. Abend in einen großen Sack. Gebetet wird von den Kindern:

„Kinnerken, Kinnerken, do mi wat
in min Fatt ꝛc."

(Kindchen, Kindchen, gib mir etwas in meine Schüssel.)

Der Weihnachtsabend galt von jeher in der nordfriesischen Familie für sehr heilig. Auf dem friesischen

[1] Kindchen Jesus, bring mir etwas in meinen Teller, dann will ich auch fleißig zur Schule gehen und etwas lernen. Ein anderes Sylter Gebet siehe des Verfassers Aufsatz „Weihnachtsbrauch der Inselfriesen auf Sylt. „Illustrierte Zeitung", Leipzig. Nr. 2112.

[2] Hulk = Hulda = Holdchen.

[3] Chr. Johansen, „Die nordfriesische Sprache." Kiel 1862. Seite 9.

Festlande gibt es gewöhnlich, da an dem Tage das Mittagessen ausfällt, einen Schweinsbraten mit Kartoffeln und Pflaumen, auch wohl sogenannte „Fürtjen" zum Festmahl des heil. Abends; ähnlich ist die Mahlzeit auf den nordfriesischen Inseln; beispielsweise bekommt man auf Föhr Apfelkuchen und mit Zimmt bestreuten Reisbrei, und es gibt an vielen Orten nach derselben noch eine Tasse Kaffee, Thee oder Chokolade; es ist eben eine Zeit, in welcher dem Magen viel zugetraut wird. Von Amrum erzählt Clement:[1] „Christabend wird warm gegessen, Mehlbeutel und Schweinskopf. Den vielen Armen jetzt ist es nicht bescheert. Keiner geht dann aus, ein jeder bleibt zu Hause, singt erst andächtig mit den andern im Gesangbuch von dem Christkindlein, und dann wird gegessen und getrunken." Jetzt finden in unseren Gegenden häufig an diesem wie am Sylvester-Abend Gottesdienste statt, die sehr zahlreich besucht werden. Auf dem Festlande wurde in früheren Zeiten an den beiden Festabenden ein dreiarmiges Talglicht angezündet, ein Brauch, der an die drei Könige aus Morgenland erinnert. In meiner Jugend war es noch Sitte, ein mit Papierschnitzeln umwickeltes Licht anzuzünden; dasselbe dürfte aber jetzt durch die Petroleumlampe verdrängt sein. Eigentümlich war bei diesem Licht der Aberglaube, daß man es beim Abschnäuzen des verbrannten Dochtes nicht versehentlich zum Auslöschen bringen durfte, denn dann würde gewiß im folgenden Jahre jemand im Hause sterben. Um Mitternacht findet man nach dem Volksglauben im gefüllten Viehstalle auch nicht ein einziges Stück Vieh liegend, weil das heilige Elternpaar um diese Zeit mit dem kleinen Kindlein in „der Krippen" lag.

Mit dem Weihnachtsabend beginnt die zwölf Tage umfassende Festzeit, welche auch Twelften oder „twasche üjl en nei", zwischen alt und neu, genannt wird. Das Wetter an diesen zwölf Tagen ist vorbedeutend für die Witterung der Monate des folgenden Jahres. Am ersten Weihnachtstage wird die Kirche zahlreich besucht und an vielen Orten dem Prediger und dem Küster ansehnliche Geldopfer gebracht. Am zweiten Festtage, dem St. Stephanstage, finden meistens für das junge Volk Tanzbelustigungen statt, auch nehmen schon an diesem Tage die Gastereien in den Häusern unter Verwandten und Bekannten ihren Anfang. Daß bei diesen, an Orten die ganze Festzeit wiederkehrenden Visiten weidlich gegessen und getrunken wird, braucht nicht gesagt zu werden. Die sorgsame Hausfrau, hat sich, wie wir gesehen, genügend darauf vorbereitet. Selbst bei minder bemittelten Leuten bleiben solche Zusammenkünfte nicht aus, nur unterscheiden sie sich insofern, als hier die Besucher die Speisen für den Nachmittag und Abend mitbringen und so auch den ärmeren Genossen einen guten Tag bereiten.

Früher fanden vereinzelt in Nordfriesland am St. Stephanstage Reiterspiele statt, die jetzt auf andere Tage der Zwölften verlegt sind. So reiten beispielsweise am Sylvestertage auf Sylt junge Burschen von Dorf zu Dorf; wo sie einkehren, werden sie mit einem Glase geistigen Getränks bewirtet. Am Sylvesterabend wird ähnlich aufgetischt, wie zum heiligen Christ, nur daß man nach der Mahlzeit nicht, wie an jenem Abend, in feierlich friedlicher Ruhe verharrt, sondern den Abend nach wie vor durch allerlei Kurzweil entheiligt. Auf Föhr bekam man früher Langkohl mit Schweinskopf. Trotz wiederholter Verbote geschieht noch, was Dr. Handelmann, „Weihnachten in Schleswig-Holstein", Seite 47, erzählt: „In einigen Städten pflegt man durch Schießen in den Gassen und vor den Hausthüren seinen Mutwillen zu äußern und gleichsam das alte Jahr auszuschießen, auch besonders auf dem Lande alte Flaschen, Töpfe 2c. an die Thüren zu werfen und an Fensterladen lärmend zu schrecken." Ein Sylter fügt hinzu: „Vormals galt es für eine Ehre, wenn Pfannen, Töpfe oder dergl. an die Thüren geworfen wurden, und diejenigen, die es thaten, wurden gemeiniglich von den Hausbewohnern bewirtet; statt der Bewirtung erhält man aber jetzt Schläge, wenn man sich nicht eilig auf die Beine macht." An demselben Abend ziehen noch die sogenannten Hulkan um. Diese bilden das Gefolge der höchsten Himmelsgöttin, der Frikke oder Freya, die gleich Wodan, ihrem Gemahl, die wilde Jagd anführt. Verkleidet und vermummt ziehen diese fröhlichen Kinderscharen, unter die sich auch nicht selten Erwachsene mischen, von Haus zu Haus. Auf Sylt ahmen sie dort die Thätigkeiten von Handwerkern und anderen nach und erhalten, nachdem sie ein fröhliches Neujahr gewünscht, allerlei Backwerk geschenkt, worauf sie weiter ziehen. Die heidnischen Juelspiele, die nach Arnkiel zu Ehren der Freya gehalten wurden, sind seit 1728 abgeschafft.

Zum neuen Jahre zogen, früher am Neujahrstage, am Sylvestertage die Kinder allgemein mit einem Glückwunsch von Haus zu Haus und sammelten in einem großen Tuche die Neujahrsgaben ein; jetzt verliert sich auch diese Sitte.[1] Ihr Neujahrswunsch lautete: Ich wünsche ein gesegnetes Neujahr, Gesundheit und Mildthätigkeit und mir auch etwas Neujahrsgabe. (Amringer und Föhringer Friesisch): Ik wanski an giseegant Neijuar, Sünjhaid an Rünjhaid, an mi uk wat Neiarsjiw!"[2] Auf dem Festlande lautet der Wunsch nach dem Moringer Dialekt: „Ik wansche en freulik Neiir, en Lock en Segen en Sünhêjd!" (Ich wünsche ein fröhliches Neujahr, und Glück und Segen und Gesundheit.)[3] Es ist Gebrauch, daß die Paten am Neujahrstage von ihren Gevattern besonders beschenkt werden, und zwar an jedem Neujahrstage, bis sie konfirmiert sind. Nachdem das Patenkind mit jenem Neujahrswunsch in das

[1] „Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen". Kiel 1845. Seite 147.

[1] Auf Föhr findet sie noch am Neujahrsmorgen statt.

[2] Chr. Johansen: „Die nordfriesische Sprache". Kiel 1862. Seite 27.

[3] Ebenda. S. 145.

Haus seines Gevattern trat, erhielt es früher einen Apfel, in welchen man eine Silbermünze gesteckt hatte.[1] Ich selbst habe am Neujahrstage noch manchen Apfel und manches Geldstück von meinen Gevattern erhalten.

Das Fest der „Heiligen drei Könige", der 6. Januar, bildet den Schluß der „zwölf Nächte", mit demselben ist aber außer dem obenerwähnten Erscheinen des „Sternläufers" ein besonderer Brauch nicht verknüpft. Man dehnt aber die in den „Zwölften" fast allgemein üblichen Schmausereien noch über diesen Zeitpunkt hin aus und nennt diese nach besonderer Einladung stattfindenden Visiten in den tondern'schen Marschen „das Schulwen". Es gibt bei solchen Festlichkeiten Pfeffernüsse, Brezeln und Gebäcke, zuweilen auch ein warmes Abendessen.[2]

Das Weihnachtsfest bildet aber hier wie überall mit seinem immer weiter vordringenden lichtstrahlenden Weihnachtsbaum den Licht- und Glanzpunkt der Winterfreude, an welchem wir, indem wir dem Brauche unserer Altvordern treu bleiben, jubelnd einstimmen in den Lobgesang der Engel, der in tausend und aber tausend Kinderherzen widerhallt:

„Ehre sei Gott in der Höhe,
und Friede auf Erden,
und den Menschen ein Wohlgefallen!"

Geographische Neuigkeiten.

* Die canadische Pazificbahn. In einer Versammlung, welche jüngst unter dem Vorsitz des Lord Derby in England abgehalten wurde, äußerte sich Mr. Tupper, der Generalagent von Canada bei der englischen Regierung, folgendermaßen:

„Die günstige Lage unserer Finanzen ist derart, daß trotz des ungeheuren Beitrags, welchen die canadische Regierung zur Sicherung der Vollendung der transkontinentalen Eisenbahn gewährt hat, unsere öffentlichen Lasten für die Verzinsung der Staatsschuld seit 1879 um 40,000 Pfund Sterling abgenommen haben... Sie fragen mich vielleicht, warum wir der canadischen Pazifik-Gesellschaft 25 Mill. Acres Ländereien und 11 Mill. Pfd. St. gegeben haben? Ich erwidere darauf: es war für Canada und für das Britische Reich selbst von der allerhöchsten Bedeutung, daß wir, die wir die Hälfte des großen nordamerikanischen Festlandes besitzen, leichte und vor allem rasche Verkehrsmittel herstellen würden, der ganzen Welt den Zugang zu den 200 Mill. Acres fruchtbaren Landes zu erschließen. Diese Ländereien enthalten den Rest der großen produktiven Zone von Nordamerika. Wir waren ferner der Ansicht, daß ein Nationalwerk von dieser ungeheuren Wichtigkeit von Anfang an auf eine sichere und unbestreitbar kommerzielle Basis gestellt werden müsse, damit es den Kapitalisten, welche ihre Mittel in dem Unternehmen anlegen, auch einen befriedigenden Ertrag liefere. Wir haben die Weisheit unserer Politik in dieser Hinsicht bereits erprobt, denn wir waren vor wenigen Wochen imstande, binnen drei Tagen eine ganze Batterie Artillerie von Montreal nach Winnipeg zu befördern, wozu Lord Wolseley mit seiner bewundernswerten Energie im Jahre 1870 noch mehr als drei Monate gebrauchte.

„Unsere transkontinentale Eisenbahn wird nicht nur mit großer Raschheit die wunderbaren Hülfsquellen Canada's entwickeln, sondern auch Japan und den ganzen Orient London um mehr als 1000 Meilen näher rücken, als selbst die Route von New-York nach San Francisco. Und wer weiß, ob nicht, unter gegebenen Verwickelungen, welche von einem Tag zum anderen in Europa auftreten können, die britische Regierung sich glücklich preisen wird, sich zur Unterhaltung dauernder und sicherer Verbindungen mit Japan, China, Indien und Australien des Suezkanals entschlagen zu können?"

Eine canadische Zeitung äußert sich über denselben Gegenstand: „Die Wichtigkeit der canadischen Pazifikbahn, wenn sie einmal vollendet ist, wird für England selbst mindestens ebenso unberechenbar sein, wie für dessen große Kolonie Canada. Ihre unmittelbare Wirkung wird darin bestehen, daß sie durch erleichterte Zusendung von Hülfstruppen und Kriegsmaterial den Armeen oder auxiliaren Streitkräften von Canada, Australien, Indien und allen östlichen Kolonien, sowie der englischen Flotte auf ihren Stationen in den genannten Ländern, größere Kraft und größeren Nachdruck verleiht. Man hat gesehen, welche Erleichterungen die Bahn der canadischen Regierung bei der Bewältigung des jüngsten Aufstandes im Nordwesten gewährte, welcher ohne sie eine äußerst große Gefahr hätte werden können. Die Gesamtlänge dieser Bahn ist 2870 englische Meilen von Montreal an. Sie führt durchaus über englisches Gebiet und steht in Verbindung mit den Eisenbahnen im Osten der Vereinigten Staaten. Man brauchte im Jahre 1870 volle 95 Tage, um Truppen von Toronto nach Winnipeg zu werfen und den ersten Aufstand der Mestizen zu unterdrücken. Es war nur eine Entfernung von 300 e. Ml. Im Frühjahr 1886 wird der Expreßzug der canadischen Pazifikbahn die Strecke von Montreal bis Vancouver in 90 Stunden zurücklegen, die zwei-und-einhalb-fache Entfernung der Strecke, welche im Jahre 1870 95 Tage erfordert hatte. Reisende und ihr Gepäcke aus England werden auf diesem Wege in dreizehn oder vierzehn Tagen an den Stillen Ozean gelangen. Man wird ebenfalls Truppen, Munition, Kriegsfahrzeuge ꝛc. binnen fünf Tagen von Halifax an die pazifische Küste bringen können, ohne das englische Gebiet zu verlassen. Britisch-Columbia und die Vancouver-Insel, welche seither ohne Schutz gewesen sind, werden künftig gegen einen

[1] Auf Sylt ist diese Sitte nicht bekannt.

[2] Vergl. Reventlow und Warnstedt: „Beiträge." Altona 1847. Seite 54.

fremdländischen Angriff leicht verteidigt werden können und der kleine Hafen Esquimald wird zu einer Schiffsstation größter Bedeutung werden.

„Die Pazifikbahn-Gesellschaft beabsichtigt, eine Eisenbahnlinie bis zu einem der Häfen von Neu-Schottland oder bis zum Kap Breton zu bauen, was die Ueberfahrt von Liverpool nach Vancouver auf eilf Tage reduzieren wird, ausgenommen für die Truppen und Munition, welche vermutlich einen oder zwei Tage mehr erfordern werden. Die Gesellschaft wird eine Dampferlinie zwischen ihren Endpunkten am Stillen Ozean mit China und Japan einer- und mit Australien und Neuseeland andererseits errichten. Die Reisenden werden auf diese Weise von England aus in 30 Tagen nach Japan und in 36 Tagen nach Hongkong gelangen." (G. g.)

* Lieutenant Wißmann. Ueber diesen unerschrockenen deutschen Reisenden, welcher jüngst auf dem Kassai-Flusse den Kongo an der Mündung des Kuango erreicht hat, berichtet die „Indépendance Belge" folgendermaßen:

„Bekanntlich ist Lieutenant Wißmann, welcher vormals für Rechnung der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft arbeitete, im Jahre 1882 von San Paolo de Loanda, der portugiesischen Besitzung an der Südwestküste Afrika's, abgegangen und hat Afrika in seiner ganzen Breite, d. h. bis Sansibar, durchreist. Er mußte dabei den mittlern Teil des Flusses Kassai passieren, von welchem man seither allgemein angenommen hatte, er wende sich auf seinem Laufe gegen Norden allmählich nach Westen und ergieße sich, dem Ikelemba parallel, in den Kongo, und zwar etwa oberhalb der Aequator-Station. Wißmann hat die Neugier gehabt, die infolge seiner ersten Reise aufgestellten Vermutungen auf ihre Wahrheit prüfen zu wollen. Er brach daher im vergangenen Jahre wieder auf, um — diesmal im Namen des unabhängigen Kongo-Staates — den nördlichen Lauf des Kassai und die ganze noch unbekannte Region zu erforschen, welche zwischen diesem Teile des Flusses und dem Kwilu liegt. Er nahm zu diesem Zwecke ein stählernes und ein hölzernes Boot mit. Zu Anfang dieses Jahres erfuhr man, daß er am 10. Nov. 1884 zu Lubuka, am Ufer des Kassai, angekommen war, daselbst eine Station gegründet hatte und sich mit dem Gedanken trug, seine Expedition nordwärts in Begleitung des eingeborenen Häuptlings Monbengé und 200 von dessen Kriegern anzutreten. Mittlerweile meldet man uns die Ankunft Wißmann's am Kongo, an der Einmündung des Kwa. Daraus geht zur Evidenz hervor, daß der Kassai, dessen Lauf er verfolgt hat, eine Kurve beschreibt und sich weit unterhalb der Aequator-Station in den Kongo ergießt, nämlich 400 Km. weiter unten, wenn man den Kongo vom Aequator bis zur Mündung des Kwa mißt. Dies ist eine wichtige geographische Entdeckung, unabhängig von den Entdeckungen aller Art, welche Lieutenant Wißmann in dem unbekannten Landstrich zwischen dem Kassai und dem Kwilu gemacht hat und von denen wir noch nichts wissen. Die Depesche unseres Korrespondenten in Madeira gab zu verstehen, daß der Kassai sich nicht direkt in den Kongo ergieße, aber in den sogen. See Leopolds II. Dem Lauf des Flusses folgend, soll Lieutenant Wißmann sich plötzlich auf dem „See" befunden haben und durch den Fluß Mfini, welcher von dem See gespeist wird, an der Mündung des Kwa in den Kongo gelangt sein. Dies ist zwar nur eine Hypothese, die aber nicht unwahrscheinlich ist. — Als Stanley vor einigen Jahren den Kongo hinauffuhr, sich zuerst in den Kuango und dann in den Mfini hineinwagte und in den Leopold-See eindrang, der damals noch unbekannt war, soll er nicht Zeit gehabt haben, diese gewaltige Wassermasse bis zu ihrem Ende zu untersuchen. Jedenfalls umfuhr er den See ohne zu konstatieren, daß der Kassai oder irgend ein anderer Fluß an seinem oberen Ende in denselben mündete. Nichts beweist also, daß unser Korrespondent sich täuscht, indem er aus der Ankunft des Lieutenants Wißmann an der Mündung des Kwa den Schluß zieht, daß der Kassai sich in die große Wasserfläche des sogen. Leopold-Sees ergießt, die vielleicht nichts anderes ist als der Zusammenfluß des Kassai und des Mfini. Möglicherweise aber ist diese Hypothese auch ungenau und der Kassai verbindet sich oberhalb dem Leopold-See mit dem Mfini oder einem anderen Nebenfluß des Kongo. Wir wollen uns aber nicht in Konjekturen verlieren, sondern die nahe bevorstehende Erklärung dieser Verhältnisse abwarten. Die Hauptsache ist, nun zu wissen, daß man bei der Einmündung des Kwa in den Kongo gelangt, wenn man dem Lauf des Kassai folgt.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Fortsetzung.)

Arius emphysetus *M.*, der Kuma-Kuma. Gleicht dem vorigen, hat aber einen schmäleren Kopf, ist etwas kleiner und besucht die Flußmündungen nur so weit das Wasser trübe und brackisch ist. Obgleich ohne Gräte, ist doch sein Fleisch wenig schmackhaft.

Agenosius axillaris *Günkl.*, der Praprali. Ein etwa 1½ Fuß langer, aber schwärzlich grauer, unten weißer Süßwasser-Wels mit breitem plattem Kopfe, der nur das reine Waldwasser bewohnt und von vorzüglichem Geschmack ist. Wie dieser, so bewohnt

Auchenipterus maculosus *C. V.*, der Noja, die reinen, über Sandboden fließenden Waldwasser. Er ist nicht über acht Zoll lang, bräunlichschwarz gefleckt mit weißlichem Bauche, hat zwei hornige, sehr spitzige Seiten- und einen Rückenstachel. Um ihn zu angeln, werden je 50—60 Fuß auseinander stehende lange elastische Stecken, meist Blattstiele von Palmen, in den Creek gesteckt, an diese

sind oben die aus Bromelienflachs gedrehten Angelschnüre angebunden, woran eine sehr kleine Angel mit einem Wurm oder einer Wespenlarve hängt; die Schnüre sind unter dem Wasser so befestigt, daß durch jeden Zug der elastische Stecken zurückspringt, und so der Fisch, wenn er angebissen hat, sich nicht mehr losmachen kann. Hunderte solcher Stecken werden gesteckt und der Indian fährt zwei- oder dreimal des Nachts hinaus, um die Gefangenen abzunehmen und neues Lockaas an die Angeln zu stecken. Die Fische werden geräuchert und schmecken wie der beste Aal.

Zu diesen nackten Welsen gehören noch: Platystoma platyrhynchus *C. V.*, Piramutana Blochii, Pimelodus ornatus *R.*, Pimelodus lateristriga *Mull.*, Pimelodus Mulleri *Troch.*, Arius luniscutis *C. V.*, Arius Dieperinkii *Bl.*, Aelurichthys Gronovii *C. V.*, Ageniosus militaris *Bl.*, Euanemus nuchalis *Spix*, Euanemus nodosus *Bl.*

Vielleicht so reich an Arten, als die ebenbeschriebenen nackten Welse, doch um vieles kleiner, da sie selten über einen Fuß lang werden, sind die Panzer- und Stachelwelse, die weniger im Meere als in den Flüssen vorkommen und gern unter Steinen und in Felsenlöchern sich aufhalten. Ich fand diese Fische in Wassertümpeln auf Felseninseln, wo das Wasser, ohne Abzug und Zufluß den ganzen Tag der Sonnenhitze ausgesetzt, wohl mehr als 30° R. Wärme haben mochte. Der merkwürdigste dieser Panzerwelse hält sich in Sümpfen des niederen Landes, ja selbst im Brackwasser auf und kommt in zwei Arten vor:

Callichthys aspes *Q. G.* und Callichthys longifilis *C. V.*, der Kwikwi. Beide Arten gleichen einander so ziemlich, doch ist die erste Art mehr breit, etwas größer und heller von Farbe. Der ganze Leib ist mit hornigen, harten Schienen wie mit einem Panzer bedeckt. Augen und Mund sind sehr klein und sind am letzteren vier kleine Bärtel; die Kiemenflossen bestehen aus $1\frac{1}{2}$ Zoll langen, krummen knöchernen Haken, die er, wie viele Wels-Arten, an den Leib anlegen kann, und einem Stachel auf dem Rücken. Gefangen, gibt er einen knurrenden Ton von sich, der durch das Reiben dieser Haken und seiner Panzer entsteht. Er soll, wie mir Indianen sagten, beim Austrocknen der Sümpfe sich entweder tief in den feuchten Schlamm verstecken oder manchmal mehrere Hundert Schritte weit über Land kriechen, um wassereichere Stellen aufzusuchen. Daß er ein Nest für seine Eier mache, ist mir nicht bekannt. Der Kwikwi ist ein beliebtes Fischchen und man macht sehr kräftige Suppen daraus, indem man in einem hölzernen Mörser die unausgenommenen gekochten Fische zerstampft und die Brühe durch ein weitlöcheriges Sieb laufen läßt, wodurch Schalen und Gräte zurückbleiben. Zu den Panzer- und Stachelwelsen gehören: Doras dentatus *Kn.*, Oxydoras carinatus *L.*, Plecostomus bicirrhosus *Gron.*, Plecostomus Commersonii *Vol.*, Plecostomus barbatus *C. V.*, Chaetostomus serratus *C. V.*, Chaetostomus madians *K. N.*, Loricaria cataphracta *L.*, Aspredo batrachus *L.*, Aspredo tibicen *C. V.*

Wir kommen nun wieder zu den Schuppenfischen, die nach den Welsen der Ordnung Physostomi angehören. Die geschätzteste Art ist

Macrodon aimara *Spix*, der Haimura; er kommt in allen größeren Flüssen und Creeken vor, liebt aber vorzugsweise dunkle Waldwasser und ist selten an hellen, über Sand und Stein fließenden Gewässern zu finden. Er wird manchmal drei Fuß lang und bei 30 Pfund schwer, ist walzenförmig, von blauschwarzer Farbe und hat große, sich leicht ablösende Schuppen; der Bauch ist gelblich weiß und die Flossen sind schwarz und bräunlich gefleckt. Er hat einen rundlichen Kopf, dessen Unterkiefer etwas vorsteht, und ein sehr scharfes, dem Kaiman ähnliches Gebiß und ist ein arger Räuber, der pfundschwere Fische verschluckt. Der Biß des Haimura ist gefährlich und schwer zu heilen, wie überhaupt jeder Biß, Stich oder sonstige Verletzung eines Fisches viel schmerzlicher ist und langsamer heilt als Verletzungen von anderen Tieren. Mit dem Fange dieses Fisches beschäftigen sich hauptsächlich die Buschneger, und zwar wird er in Springkörben gefangen. Es sind dieses drei Fuß lange, zuckerhutförmige Körbe aus Palmlatten, durch welche ein elastischer Stab führt, der mittelst einer Liane an dem an der breiten oder Vorderseite befindlichen Deckel befestigt ist. Unten im Korb steckt ein Frosch oder Fisch an einer den elastischen Stab anspannenden Liane. Diese Falle wird zwei bis drei Fuß tief an Stellen unter Wasser befestigt, wo starke Strömung ist. Will der Fisch das Lockaas fressen, so schnappt der Deckel zu, und da er sich nicht drehen kann, so ist er gefangen. Er wird für den besten Fisch des Landes gehalten und manchmal in Paramaribo mit fünf bis sechs Gulden bezahlt.

Macrodon trahira *Spix*, der Batakai, wurde wegen seiner großen Aehnlichkeit mit dem vorigen für einen jungen Haimura gehalten, er ist aber im Kopfbau etwas verschieden; auch ist der Batakai weniger dick, und hat viele Gräten, weshalb er nicht geschätzt ist. Er lebt in Creeken und Waldwassern und wird höchstens zwei Pfund schwer. Gestalt und Färbung sind ganz wie bei dem vorigen.

Erythrinus unitaeniatus *Spix*, der Warappa, ein im ganzen Lande in schlammigen Sümpfen vorkommender Sumpffisch von 9 bis 12 Zoll Länge. Er ist rundlich von Form und Kopf, hat kleine scharfe Zähne, große Schuppen, oben schwärzlich, an den Seiten hellbraun mit einem dunkleren Streifen. Er ist sehr schlüpfrig, weswegen ihn auch die Franzosen Coulant nennen, und soll, wenn die Sümpfe austrocknen, im Schlamme eine Art Winterschlaf halten. Er wird sehr fett, und da sein Fleisch wenig Gräten hat, so ist er der geschätzteste Sumpffisch und wird hauptsächlich in den Trockenzeiten auf den Markt gebracht.

Erythrinus ? Pyrrhulina filamentosa *C. V.*, der Matuari, etwas kleiner und etwas dunkler gefärbt,

wird oft mit dem vorigen verwechselt, kommt an denselben Orten vor und ist ebenso wohlschmeckend.

Einer der sonderbarsten Fische, dessen Lebensart so ganz von der aller übrigen Fische abweicht, ist Anableps tetrophthalmus, das Vierauge. Es hält sich meist in den Flußmündungen auf Schlammbänken auf, wo man manchmal in der größten Tageshitze Hunderte auf dem Schlamm liegen sieht. Nähert man sich zu Fuß oder im Boote, so gleiten die Fische mit Hülfe ihrer Seitenflossen und indem sie den Rücken etwas wölben und hüpfen, mit großer Schnelligkeit über den Schlamm ins Wasser, in das sie aber nur selten untertauchen, sondern wie Enten herumschwimmen. Das Vierauge wird kaum einen Fuß lang, ist walzenförmig, in der Mitte dicker, hat schmutzig-silberfarbene Schuppen mit vier bis fünf bräunlichen Längestreifen. Der Kopf ist dick wie der eines Frosches, und die Augen sind so hervorragend, daß sie zwei Buckeln auf dem Kopfe bilden und man meinen könnte, der Fisch habe vier Augen. Obgleich er gut schmeckt, so wird er doch wenig gegessen. Er bringt angeblich lebendige Junge zur Welt.

Gastropelecus sternicala *L.*, bei den Indianen Sriba genannt, ein nur zwei Zoll langes, silberglänzendes Fischchen, sichelförmig halbrund, mit sehr spitzig zulaufendem Bauche, ist an der Seeküste sehr häufig, und wird von den Indianen als Köder an die Angeln gesteckt.

Die inneren Gewässer, welche über Felsenboden und Sand fließen, werden außer von Stachelknochen-Welsen und Rochen hauptsächlich von Serrasalmo-Gattungen bewohnt, von denen viele Arten durch ihren Wohlgeschmack sich auszeichnen. Bei weitem die meisten derselben leben von Früchten und haben ein Gebiß, das dem des Menschen ziemlich ähnlich ist und mit dem sie die Früchte zermalmen, so daß sie als Brei in den Magen kommen. Sie fressen hauptsächlich die Früchte der Myristica sebifera, eines Muskatbaumes, dessen kugelrunde, halbzollgroße, sehr fette Früchte bei der Reife ins Wasser fallen. Durch diese Nahrung werden die Serrasalmen sehr fett und wohlschmeckend. Auch die lederartigen Blätter der Lacis, die an den Felsen der Wasserfälle wachsen, werden von diesen Fischen gefressen. Am häufigsten von diesen Serrasalmen, die alle eine Fettflosse auf dem Rücken haben, ist der barbenartige, acht Zoll lange Curimatus spilurus *Günth.*, oben bräunlich, an den Seiten silberfarben mit rötlich und schwarz gefleckten Flossen. Er schlürft den Schlamm von den Sandbänken, so daß man bei der Ebbe überall lange Furchen sieht und nährt sich auf diese Weise von den Mollusken, die der Schlamm enthält. Er wird kaum 1/4 Pfund schwer, streicht scharenweise bei Nacht über die Sandbänke und in solcher Menge, daß ich einmal in einem Zug mit dem Netze über 1000 Stück fing. Er ist mager und voll Gräten und heißt deshalb auch Macca oder Grätenfisch.

Der Curimata, Curimatus Schomburgkii *Günth.*, ist über einen Fuß lang und bei zwei Pfund schwer. Dem vorigen außer der Größe in allem gleich, ist er ebenso unschmackhaft und voll Gräten. In den Regenzeiten geht er beinahe bis ins Meer, hält sich aber nur auf Sandbänken auf, von denen er den Schlamm abschlürft.

Anastomus fasciatus *Spix*, der Waraku, etwas größer wie der Curimata, aber von derselben Form, ist silberfarben mit schwarzen Querstreifen, hat wenig Gräten und ein weißes, fettes, wohlschmeckendes Fleisch.

Anastomus ?, der Moroko, ist 1 bis 1 1/4 Fuß lang, sechs Zoll breit und wie der vorige ein dem Karpfen ähnlicher Fisch. Der Rücken ist grünlich, die Seiten silber- und goldglänzend, die Flossen rot und schwarz gefleckt. Er wird gegen zwei Pfund schwer, hat leicht abgehende Schuppen, lebt von Früchten, besonders der Myristica sebifera, wovon er sehr fett wird, und hat ein rotes, vortreffliches Fleisch, jedoch viele Gräten. Er streicht des Nachts in die Creeken, hüpft über Hindernisse hinweg und wird mit Pfeilen geschossen oder mit der oben genannten Muskatnuß geangelt. Es ist einer der besten Süßwasserfische des Landes.

Leporinus Frederici *B.*; wie der Waraku, nur hat er anstatt Streifen einen schwarzen Flecken auf beiden Seiten des Bauches, ebenso wohlschmeckend, doch ziemlich selten.

(Schluß folgt.)

Anzeigen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

So eben erschienen:

Die Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Fünfte, sehr vermehrte und verbesserte Auflage.
Zweite wohlfeile Volksausgabe.

Umgearbeitet, vermehrt und ergänzt vom Sohne des Verfassers.

Mit 18 Illustrationen nach Originalzeichnungen von
Emil Rittmeyer.

Lex.-8. 1 starker Band. 37 Bogen. Elegant broschiert 6 M., hochelegant gebunden 7 M. 50 Pf.

Dieses vorzüglich ausgestattete und allgemein als würdige Ergänzung von Tschudi's Thierleben der Alpenwelt bezeichnete klassische Werk wurde in fast alle Sprachen der Civilisation, als in das Dänische, Englische, Französische, Holländische, Russische und Schwedische, übersetzt. Lebendige und naturgetreue Schilderungen, gleich geeignet den in die Alpen Reisenden auf die großartigen und eigentümlichen Erscheinungen in denselben vorzubereiten, wie dem Rückkehrenden zur angenehmen Erinnerung an das Gesehene zu dienen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 47. Stuttgart, 23. November. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. – Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. – Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Das canadische Labrador. S. 902. — 2. Die Wälder unserer Erde. Von F. v. Thümen. (Schluß) S. 924. — 3. Reiseskizzen aus Griechenland. Von C. Hoffmann. (Fortsetzung.) S. 929. — 4. Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad. (Fortsetzung.) S. 932. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 934. — 6. Die Tierwelt im Holländischen Guiana. Von August Kappler. (Schluß.) S. 936. — 7. Notizen. S. 938. — 8. Litteratur. S. 938.

Das canadische Labrador.

Wir entnehmen einem Berichte, welchen der Graf de Puyjalen über dieses Land im „Paris-Canada" veröffentlicht hat, nachstehende Notizen:

Kultur. Man kann die Region zwischen der Montsspitze und der Bradore-Bucht in drei deutlich geschiedene Teile teilen, welche sich durch die Unterschiede der physischen Beschaffenheit und durch die mehr oder minder bedeutenden Hülfsquellen kennzeichnen, welche sie den verschiedenen Zweigen des Ackerbaues darzubieten vermögen.

1. Von der Montsspitze bis zu den Sieben Inseln folgen sich zahlreiche kleine, fruchtbare Thäler, untereinander getrennt durch schmale Felsenbänder, welche von der Hauptkette auslaufen und sich beinah ohne Unterbrechung folgen. Die besondere Anordnung der Landstriche an diesem Teile der Küste war auch dem Admiral Bayfield nicht entgangen, welcher auf seinen Karten die orographischen Grenzen derselben angibt. Der Boden dieser Thäler besteht wesentlich aus Thonmergeln, gemischt mit organischen und alluvialen Stoffen, deren Ganzes auf dem undurchlässigen Untergrunde der quaternären Thone ruht. Ich führe als Beispiel solcher Bildungen die Thäler an, in denen der Pfingst- und Margarethen-Fluß verlaufen, die Wattnaspitze, die Hochebenen, welche am Fuße der Ausläufer der St. Lorenzberge liegen, bei den Sieben Inseln u. s. w. Anbau-Versuche sind auch von den Anwohnern des Pfingst-Flusses gemacht und dabei günstigere Ergebnisse mit Getreide-, Gersten- und Hafer-Aussaat erzielt worden, als sie erwarteten. Alle Hülsenfrüchte und Futterpflanzen gedeihen in dieser ersten Abteilung nach Wunsch. Die natürlichen Futtergewächse, wie die kleinen wilden Erbsen, das Heu vom Strande, von den Wiesen und Ebenen, wachsen hier in ziemlich großer Reichhaltigkeit, um alle Bedürfnisse der Haustiere der Fischer zu befriedigen. Man darf nicht daran zweifeln, daß dieser Teil der Küste zu einer bedeutenden landwirtschaftlichen Zukunft berufen ist. Eine gut geleitete Kolonisation würde hier wahrscheinlich sehr reiche Früchte tragen.

2. Vom Forellen-Fluß bis Natashquan bietet das Land dem eigentlichen Ackerbau wenige Hülfsquellen; allein die Trockenlegung der Torfgründe und die Austrocknung der zahlreichen Sümpfe und Seen, welche sich über dieses Gebiet hinziehen, würden es offenbar zur Viehzucht ganz geeignet machen. Die natürlichen Futtergewächse sind hier, wie in der vorigen Region, im Ueberfluß vorhanden und von vortrefflicher Beschaffenheit. Ein Drittel der Gesamtfläche dieser Region würde sich mit geringen Kosten in natürliche Wiesen von großem Werte umändern lassen.

3. Von Natashquan bis Blanc-Sablon muß jeder Gedanke an eine dauernde Kultur oder Viehzucht aufgegeben werden. Doch gedeihen hier alle Küchengewächse und Hülsenfrüchte sehr gut, und ich habe vorzügliche Anpflanzungen von Kartoffeln, Kohl, Salat, Rüben u. s. w. im fernsten Ende dieser Provinz gesehen.

Im ganzen genommen ist die erste dieser Abteilungen zu allen landwirtschaftlichen Zwecken geeignet; die zweite scheint die gewichtigsten Vorteile für die Viehzucht darzu-

bieten; die Zukunft der dritten kann nur eine ausschließlich gewerbliche sein, obwohl sie noch fruchtbar genug ist, um ihren Bewohnern das nötige Futter für ihre Haustiere und die zu ihrem Unterhalte notwendigen Gartengewächse zu liefern.

Wald. Die erste Abteilung, d. h. die von der Montsspitze bis zu den Sieben Inseln, ist gut bewaldet. Die vorherrschenden Holzarten sind die Kiefer, Cypresse, Birke, Fichte, canadische Tanne, Tamarak-Fichte, Zitter- und canadische Pappel und die Erle. Man versichert mich, die Herren Gagnon am Pfingst-Flusse haben im vorigen Winter 12,000 Sägeklötze geschlagen.

In der zweiten Region, welche sich vom Forellen-Flusse bis Natashquan erstreckt, verschwinden die Kiefer und die Cypresse und der Wald ist dünn gesäet. Der Holzschlag zu gewerblichen Zwecken ist selten, und die Tamarak-Fichte allein noch auszubeuten. Dennoch liefert das Land genügend Holz von den verschiedenen Arten, um dem ganzen Bedarf an Brenn- und Bauholz zu entsprechen.

Die dritte Region, welche sich von Natashquan bis zum Blanc-Sablon erstreckt, wird immer ärmer; es erscheint hier keine kommerzielle Ausbeutung möglich; gleichwohl liefert sie den Fischern noch alles nützliche Brenn- und alles erforderliche Bau- und Nutzholz.

Flüsse. Fischfang. Die Mehrzahl der Küstenflüsse ist nicht schiffbar, aber beinahe alle eignen sich zum Flößen. Da die der Küste parallel laufende Bergkette nicht sehr entfernt ist, so folgt daraus, daß beinahe alle diese Wasserläufe Fälle haben, welche bisweilen ziemlich hoch und dem Meeresgestade ziemlich nahe sind. Es gibt sogar einige, wie die Rivière à la Chûte, welche sich von den Hochebenen herab direkt ins Seewasser stürzen. Im allgemeinen dienen diese Flüsse den Seen von jeder Größe, die in der von mir aufgestellten ersten Region liegen, zu Abzugskanälen. Diese Seen liegen zuweilen drei- bis vierhundert Fuß über dem Meeres-Niveau. Die Flüsse, welche in der Nähe des Meeres Fälle haben, sind verlassen von den Lachsen und Lachsforellen, welche nur die Mündungsgebiete besuchen. Dagegen sind alle diese Wasserläufe reich an gewöhnlichen Forellen und Aalen. Die Seen enthalten außer den beiden ebenerwähnten Fischen noch den Touradi und oft eine Lachsart, die unter dem Namen Seelachs bekannt und eine Spielart der Salmoniden ist, welche nach der Behauptung der Jäger im süßen Wasser zur Welt kommt, lebt und stirbt. Sehr wahrscheinlich kommen in den Seen noch andere Arten und Varietäten vor, allein man hat sie noch keinem anhaltenden Studium unterzogen und man ist gewöhnlich hierüber auf Mutmaßungen angewiesen. Die Wasserläufe, deren Fälle vom Meere entfernter sind, enthalten sämtlich Lachse und Meerforellen. Einige von ihnen endigen am Gestade mit einem starken Fall, welcher der Gewalt der Flut widersteht und den Fang des Lachses und der Lachsforelle im süßen Wasser und nur wenige Schritte von den Gewässern des Golfes gestattet. So sind der große und der kleine Trinity-Fluß gestaltet. Bei einigen anderen dringt das Meerwasser bis an den Fuß ihrer Fälle und bietet den Liebhabern der Fliegenfischerei nur wenig Gelegenheit zur Ausübung. Ich wiederhole jedoch: alle Flüsse und Seen der nördlichen Küste des Golfs, wie es auch immer mit ihrem relativen Reichtum an Lachsen und Lachsforellen bestellt sein mag, sind reichlich mit eßbaren und vorzüglichen Fischen versehen.

Jagd. Die Jagd ist, was man auch sagen mag, eine bedeutende Hülfsquelle der Nordküste des St. Lorenz-Golfes geblieben. Das Wild ist noch immer reichlich vorhanden und würde noch immer mehr, wenn es sorgfältig geschützt würde. Unter den Vögeln, welche das Gestade des Golfs besuchen, sind anzuführen: die Trappe, die schwarze Ente, die graue, die Eider- und Schnatter-Ente, der Eis- und Säge-Taucher, der große Steißfuß, der Bucephalus u. a. m. Alle diese Vögel haben teils wegen ihrer Federn, teils wegen ihres Flaumes eine mehr oder minder kommerzielle Bedeutung.

Die Eider-Ente, unter dem Namen Momiak oder Moyak bekannt, verdient eine besondere Beachtung wegen des Preises, welcher für ihren Flaum bezahlt wird. Trotz der unverständigen Verfolgung und Beraubung, welcher sie ausgesetzt ist, kommt die Eider-Ente noch immer häufig vor und nistet auf der Nordseite des Flusses und des Golfs St. Lorenz. Sie baut ihr Nest nicht ohne Wahl auf alle Punkte des Gestades, sondern bevorzugt gewisse Oertlichkeiten, die ihr besonders zu behagen scheinen. Zuweilen versteckt sie ihr Nest sorgfältig im dichtesten Dickicht von Fichten und canadischen Tannen; zuweilen baut sie es auf ein felsiges Eiland in einen aus einer Felsenritze sprossenden Büschel Gras oder Iris-Pflanzen. Letztere Art des Nestbaues scheint die ursprüngliche der Eider-Ente zu sein, und erst die Verfolgungen, denen sie ausgesetzt ist, mögen sie in die Waldesdickichte getrieben haben, welche sie beschützen und ihre Brut vor Aller Blicken verstecken. Ich habe Nester von Eider-Enten ziemlich weit im Innern an den Ufern von Sümpfen getroffen — eine Thatsache, welche nach der Aussage der Jäger der Küste früher nur höchst selten vorkam. Zur Zeit des Eierlegens füttert das Weibchen der Eider-Ente ihr Nest mit dem Flaum, den es sich aus der Brust ausreißt. Wenn dieser erste Flaum durch einen Zu- oder Unfall zerstreut wird, so rauft sie sich zum zweitenmal solchen aus. Verschwindet auch dieser zweite Flaum wieder, so liefert ihn das Männchen zum dritten- und letztenmal. Der lebendige Flaum, d. h. derjenige, den man in den Nestern sammelt und der vom lebenden Tiere gewonnen ist, wird, wenn er gut zubereitet ist, was mit einigen Schwierigkeiten verbunden und besondere Kenntnisse voraussetzt, zu 10—12 Dollars das Kilogramm verkauft. Der Flaum, den man dem toten Vogel ausrupft, verliert seine ganze Dehnbarkeit, Elastizität und Weichheit und wird nur mit dem Preise gewöhnlichen

Flaumes bezahlt. Die Eider-Enten legen vier bis acht Eier, aber Nester mit acht Eiern sind selten. Viele Leute behaupten, dieser Vogel lasse sich nur sehr schwer zähmen, aber ich bin nicht dieser Ansicht, sondern glaube im Gegenteil, daß wenn man diesen Vogel auch nicht ganz zum Haustier machen kann, es doch ziemlich leicht sein würde, denselben an gewissen auserlesenen Oertlichkeiten anzusiedeln und in Menge anzusammeln. Ein wohlverstandener Schutz, eine angelegentliche Ueberwachung und die verständige Wahl der Zuchtorte werden die Vermehrung der Eider-Ente ins Unendliche erlauben und durch eine verständige Ausbeutung seiner Produkte Veranlassung zu einer Einkommensquelle für die Regierung oder für deren Pächter abgeben. Die Eier der Möven und See-Schwalben werden mit demselben Eifer gesammelt, wie diejenigen der Eider-Enten, was ihre rasche Vermehrung hemmt. Die Eier der Trappe und der Rotgans entgehen dieser Plünderung, weil diese Vögel größtenteils tief im Innern, im Schooße von meist unzugänglichen Sümpfen nisten und brüten. Auch die verschiedenen Enten-Arten sind vor solcher Plünderung ihrer Nester geschützt, weil sie dieselben in undurchdringlichen Dickichten verstecken.

Federn und Felle. Die großen Flügelfedern der Trappen, Rotgänse, Möven und mehrerer Enten-Arten haben einen gewerblichen Wert; entfettet und getrocknet, werden sie hundertweise in Kistchen verpackt verkauft. Die Federn von Eistauchern, Steißfüßen 2c. sind wegen ihrer Farbe und Dauerhaftigkeit sehr geschätzt und der Flaum dieser Vögel wird zur Füllung von Matratzen und Steppdecken verwendet und das Pfund davon zu 50 Cents bis zu einem Dollar verkauft. Gewisse Reiher- und Krabbenfresser-Federn haben als Schmuckfedern einen Wert, der bisweilen zu 10 Dollars für das Hundert solcher Federn in einem Kistchen steigt. Der Handel mit Federn und Flaum ist von sehr hoher Bedeutung, und auf dem Pariser Markt allein erreicht der jährliche Umsatz in Flaum und Federn einen Betrag von 12 Mill. Franken. Wenn das Ministerium sich entschließen könnte, eine Art Reservation oder Gehege zu schaffen, wo das eben erwähnte Federwild unter fortdauerndem Schutz gehegt werden könnte, so würde ich dringend empfehlen, hiefür den Mingans-Archipel zu wählen. Dieser Archipel bietet den Vögeln alle diejenigen waldigen, felsigen oder bemooften Partieen, deren dieselben zu ihrem Nestbau bedürfen; überdies ist derselbe reich an jenen Sümpfen und Süßwasserseen, deren jene Vögel zu ihrem Gedeihen bedürfen und von denen sie sich nicht weit entfernen würden. Endlich gehören die Eilande, aus denen dieser Archipel besteht, zur Kalksteinformation, und jedermann kennt ja die bedeutende Rolle, welche der Kalk in der Bildung und der Solidität der Eierschalen spielt.

Der Mingan-Archipel war früher von den Schwimmvögeln sehr besucht, und ihre Anzahl muß auf gewissen Inseln desselben früher so bedeutend gewesen sein, daß man auf denselben noch große Guano-Lager findet, welche der Gegenstand einer ernstlichen Ausbeutung sein könnten, wenn die Lager von diesem Vogelmist zahlreich und ausgedehnt genug wären. Nicht minder reich ist der Boden dieser Inseln an mineralischen Schätzen, auf welche ich schon an anderer Stelle aufmerksam gemacht habe. Außer den Mingan-Inseln enthalten aber auch noch andere, welche in der Nähe des Havre des Belles-Amours und des Blanc-Sablon liegen, reiche Lager an ammoniakalen und phosphorsauren Düngemitteln und Depositen. Alle diese Produkte von industriellem Wert würden verdienen, von neuem untersucht und womöglich von einem Regierungsbeamten kontroliert zu werden.

Pelzhandel. Die Jagd der Pelztiere hat ihre frühere Bedeutung verloren, was von den kolossalen Waldbränden herrührt, welche die Wälder zerstört und die Pelztiere mehr in das Innere des Landes zurückgetrieben haben. Wahrscheinlich werden auch die Jäger sich noch einige Jahre lang über die Unergiebigkeit ihrer Jagd zu beklagen haben, denn so lange die verbrannten Wälder nicht durch neue Waldanflüge ersetzt sein werden, was immer Zeit kostet, werden sie nicht auf die Rückkehr des Wildes und der Pelztiere zählen können. Der Pelzhandel bedarf wenig Schutz, denn das Interesse des Jägers ist die beste Garantie für ihn. Gleichwohl wird der Fuchs zuweilen noch vor der gestatteten Jagdzeit gejagt. Der Zweck der Jäger bei Uebertretung der gesetzlichen Schonzeit ist, trächtige Füchsinnen einzufangen, welche sie bis zu ihrem Wurfe gefangen halten; sie ziehen dann die jungen Füchschen auf und töten dieselben, sobald das Fell seinen vollen Wert erlangt hat.

Tang. Die an der Küste so häufigen Meerespflanzen scheinen berufen, in der gewerblichen Zukunft dieser Landstriche noch eine bedeutende Rolle zu spielen. Europa gewinnt aus den eingeäscherten Algen- und Tang-Arten die industriell so wichtigen Kali- und Natron-, die Jod- und Bromsalze. Ebenso geben diese Meerespflanzen nach ihrer Zersetzung einen ausgezeichneten vegetabilischen Dünger, dessen Gewinnung und Ernte eines Tages noch gesetzlich geregelt werden sollten.

Temperatur. Das Klima der Nordküste des St. Lorenz-Golfs unterscheidet sich von demjenigen von Quebec nur für gewisse, höher nach Norden gelegene Teile. Vom Blanc-Sablon bis Napitagun sind die Winter streng. Von Napitagun bis zu den Sieben Inseln wird die Temperatur milder und der Winter hat keine allzu strengen Tage. Der Schneefall ist sogar minder reichlich als in den Umgebungen von Quebec. Das Meer ist im Frühjahr früher eisfrei als in dem oberen Teil des St. Lorenz-Stroms, und das Eis erscheint nur selten vor Weihnachten. — Der Sommer ist heiß, und obwohl die Nächte frisch sind, steigt der Thermometer manchmal während der schönen Jahreszeit auf 30° C. Von den Sieben Inseln bis zur Montspitze ist die Temperatur merklich diejenige des Flusses, vielleicht sogar noch höher, denn das Gestade stellt sich

den heißen und feuchten Winden, welche von Süden kommen, entgegen.

Fassen wir alles zusammen, so stellt sich die Thatsache fest: Die Kolonisation ist möglich von der Montsspitze bis zum Forellen-Fluß. Die Zucht der Schlachttiere kann treffliche Ergebnisse liefern vom Forellen-Fluß bis Natashquan. Die Wälder können gewerblich ausgebeutet werden von der Montsspitze bis zu den Sieben Inseln. Von den Sieben Inseln bis Natashquan kann die Tamarak-Fichte noch zu einigem Verkehr Veranlassung geben.

Die Mehrzahl der Flüsse führen Lachse und Lachs-Forellen; alle führen aber gewöhnliche Forellen und Aale.

Die Seen sind reich mit Fischen versehen, bedürfen aber noch neuer oder weiterer Studien behufs der Verifikation der Arten und Gattungen, welche sich in ihnen finden.

Der Handel mit Flaum und Federn ist noch zu einer großen Zukunft berufen, wenn er genügend geschützt und ermutigt wird.

Die Küste besitzt mehrere Lager von düngendem Vogelmist (Pseudo-Guano).

Die Jagd ist noch immer ergiebig und der Pelzhandel hat nur infolge vorübergehender Ursachen, die jedenfalls nur von kurzer Dauer sein werden, abgenommen.

Ich habe schon Gelegenheit gehabt, dem Ministerium des Innern Vortrag zu erstatten über die Wichtigkeit der mineralischen Schätze und Erzlagerstätten in den Gesteinen der Nordküste des Golfs und ich kann nicht genug die Notwendigkeit hervorheben, neue Studien in dieser Richtung zu veranlassen. (G. g.)

Die Wälder unserer Erde.

Von F. v. Thümen.

(Schluß.)

Nächst Dänemark ist der waldärmste Staat unseres Erdteils Großbritannien. Im ganzen weist das vereinigte Königreich noch nicht einmal ganz eine Million Hektar an Forsten auf, doch ist das Verhältnis in den einzelnen Teilen ein sehr differierendes. Während England 4,4 Prozent Wald besitzt, nämlich rund 575,000 Hektar, hat Schottland 325,000 Hektar oder 1,6 Prozent und Irland nur 65,000 Hektar. Englands Wälder bestehen beinahe ausnahmslos aus Laubbäumen, und unter diesen nehmen die Eichen den ersten Platz ein; diese liefern denn auch ein ganz ausgezeichnetes Holz, welches hauptsächlich für den Schiffsbau verwendet wird und sehr hoch im Preise steht; neben den Eichen finden sich dann noch viele Eschen, Ulmen und Ahorne. Größere Waldkomplexe fehlen hier gänzlich; höchstens im äußersten Norden finden sich einige bedeutendere Forste. Dafür herrschen in Schottland die Nadelbäume, speziell die Fichten, vor; diese sind ebenfalls von ausgezeichneter Qualität, doch hemmt die Zerklüftung und Unwegsamkeit des Landes vielfach eine ordentliche Ausnützung der schottischen Wälder. Irland endlich ist fast gänzlich von Wald entblößt, und die wenigen kleinen beholzten Parzellen, meist mit Eichen und Ulmen bestockt, vermögen nicht einmal dem unmittelbaren Lokalkonsum zu genügen. So ist denn Großbritannien für seinen ganz kolossalen Holzbedarf nahezu ausschließlich auf das Ausland angewiesen, und der Import von Holz, wesentlich erleichtert durch die insulare Lage des Staates, nimmt eine der ersten Stellen im Einfuhrhandel ein. Auch hier sind Skandinavien, Deutschland und Nordamerika sowie Canada die Hauptlieferanten; doch wird auch aus Rußland und Ostindien viel Holz importiert. Wie schon bemerkt, hält es schwer, die schönen Fichten Schottlands auf den Markt zu bringen, und so verzichtet das eigene Land lieber auf dieses vortreffliche Material, da es sich wohlfeiler stellt, ebenso gutes Holz von fern her zu holen und einzuführen.

Ungleichmäßiger ist wohl nirgends auf Erden der Wald verteilt, als dies in Asien der Fall ist. Ungeheure Länderstrecken kann man als vollständig, kaum minder ausgedehnte als nahezu vollständig baumlos bezeichnen. Und im Gegensatz hiezu besitzt der Kontinent wieder andere Gebiete von enormem Umfange, die an wunderbar üppigen Waldungen überreich sind und nur der Ausbeutung durch Menschenhand harren. Der gesamte asiatische Norden ist in wechselnder, doch aber immer beträchtlicher Breite — als in die arktische Region fallend — ganz baumlos; dafür aber besitzen die weiter nach Süden gelegenen Teile Sibiriens außerordentlich große und zahlreiche Wälder. Namentlich jene im Altai-Gebirge und den von hier aus nach Osten wie nach Westen sich lang hinziehenden Berglandschaften sind reich bestanden. Tannen, Fichten, Kiefern, Zirbelkiefern, sibirische Lärchen und die dem Lande eigentümliche Pech-Kiefer (Pinus Pichta) bilden undurchdringliche, teilweise noch ganz unberührt gebliebene Bestände. Im Flachlande Sibiriens herrscht dagegen die Birke vor; hier sind jedoch schon auf Tausende von Quadratmeilen die Waldungen beinahe im höchsten Grade verwüstet, alle stärkeren Stämme fast ausgeschlagen, und da eine Forstverwaltung und Forstaufsicht nur dem Namen nach, keineswegs aber de facto existiert, so wird dieser trostlose Zustand von Jahr zu Jahr immer ärger und hat bereits den Anachronismus gezeitigt, daß vielenorts die Holzpreise höhere sind als im eigentlichen Rußland, ja selbst im mittleren Europa. Eine Ausbeutung der sibirischen Urwälder findet, wenigstens für den Holzhandel, noch so gut wie gar nicht statt, nur den internen Landesbedarf deckt man aus ihnen. Seinerzeit aber werden vermutlich die großen, besonders aus Lärchen zusammengesetzten Forste Ostsibiriens und des Amur-Landes ebenfalls ordentlich ausgebeutet werden und man ihr vorzügliches Material auf dem Wasserwege des Amur und seiner Dependenzen dem Welthandel zuführen. Größtenteils baumlos oder wenigstens sehr

waldarm sind die russischen Gebiete in West- und Zentralasien, und das nämliche kann man von Persien sagen. Schlimm sieht es auch in Kleinasien aus. Manche der höheren Gebirge sind wohl noch gut mit Wald bestanden, in den unteren Regionen Laubhölzer — und zwar zumeist immergrüne — in den oberen stattliche Koniferen; aber vielfach hat man es schon vortrefflich verstanden, den Baumwuchs ganz zu vernichten, so beispielsweise im größten Teile Armeniens, wo heute das Holz zu enormen Preisen nach dem Gewichte verkauft wird. Auch die ehemals überreichen Buchsbaumbestände an der Südseite des Schwarzen Meeres gehen mit Riesenschritten ihrer völligen Vernichtung entgegen. Daß ein eben solches Schicksal die Wälder des Libanon schon seit langem betroffen hat und von den dortigen historisch berühmten Cederhainen heute nur noch dürftige, kaum einige Hunderte von Stämmen zählende Ueberreste vorhanden sind, ist eine so allgemein bekannte Thatsache, daß ein näheres Eingehen darauf uns überflüssig erscheint. Auch die große Halbinsel Arabien kann man als ein vollkommen waldloses Gebiet bezeichnen.

Den Titel des asiatischen Wald-Eldorado's verdient mit Fug und Recht das mächtige Himâlaya-Gebirge mit den an seinem Fuße gelagerten Landschaften. Während in der Ebene und einige Hundert Meter hinauf noch die üppigste tropische Baumvegetation herrscht, begegnet man, je höher man steigt, immer zahlreicheren herrlichen Beständen, die fast ganz von Repräsentanten europäischer Gattungen gebildet werden; hier gibt es nur Laubbäume, oft von kolossalen Dimensionen; Eichen, Eschen, Kastanien, Pappeln, Wallnußbäume u. s. w. herrschen vor und mischen sich, noch weiter empor, mit zahlreichen Birken-, Ahorn-, Birnbaum-Spezies. Ueber drittehalbtausend Meter werden die Koniferen immer zahlreicher und bilden in großen Teilen des Gebirges fast unvermischte Bestände; doch gehen stellenweise Pappeln, Birken und Eichen sogar bis weit über 4000 m. in die Höhe. Unter den Nadelhölzern gibt es eine ganze lange Reihe dieser Region eigentümliche Arten, und zwar sowohl aus den Gattungen Kiefer und Tanne, wie auch Fichte und Lärche; manche davon mit ganz eigentümlichem Charakter zeichnen sich durch große Schönheit ihres Baues, nicht minder aber auch durch Höhe, Stärke und vorzügliches Holz aus.

Durch ungemeine Ueppigkeit, Schönheit und einen enormen Reichtum der verschiedenartigsten Formen imponieren die Waldungen Vorderindiens. Die rein tropische Vegetation im größten Teile des Gebietes macht sich namentlich im Walde bemerkbar, und sicherlich wird man mit der Zeit noch eine Menge zu den verschiedensten Gegenständen vorzüglich sich eignender Holzarten auffinden, die bis jetzt, da überall zahllose Arten immer untereinander wachsen, noch unbeachtet geblieben sind. Die Forstverwaltung ist eine recht gut organisierte, doch hat sie begreiflicherweise in einem so riesigen Lande und unter derart eigentümlichen Verhältnissen vielfach mit den allergrößten Schwierigkeiten zu kämpfen. Ihr Hauptaugenmerk hat sie mit darauf gerichtet, die kostbarste und wertvollste Baumart Ostindiens vor Vernichtung zu bewahren und durch Neuanpflanzungen stets zu ergänzen. Es ist dies der Teak-Baum, dessen Holz bisher unübertroffen für den Schiffsbau, daher in allen Ländern der Erde gesucht ist und einen der hervorragendsten Handels- und Ausfuhrartikel sowohl Vorder- als auch Hinterindiens und nicht minder der Sunda-Inseln, auf denen der Baum gleichfalls häufig vorkommt, bildet. Hinsichtlich seiner Waldvegetation ist Hinterindien der vorderasiatischen Halbinsel sehr ähnlich, nur sind seine Wälder womöglich noch üppiger und mannigfaltiger. Hinterindien ist heute der Hauptlieferant des Teakholzes, und um dasselbe vor allzu großer Verschwendung zu bewahren, hat das Gouvernement in Britisch-Birma Waldflächen im Ausmaße von anderthalbhunderttausend Hektar als Staatseigentum erklärt und sich hier die Holzausbeutung ganz ausschließlich vorbehalten. Ja, in Hinterindien ereignete sich der wohl einzig dastehende Fall, daß einer Holzart wegen ein Krieg geführt und ein Land erobert wurde. Um sich nämlich der großen, schier unerschöpflichen Teakbaumwälder in Pegu zu versichern, ward seitens Englands mit Birma ein Streit vom Zaune gebrochen und nach siegreicher Beendigung desselben die Provinz dem englischen Reiche einverleibt! Auch auf den Sunda-Inseln ist mehr oder weniger alles mit Wald bedeckt und derselbe liefert, bisher noch wenig ausgebeutet, eine große Anzahl der wertvollsten Hölzer: Eisen-, Eben-, Sandelholz u. s. w.

China ist verhältnismäßig nur wenig bewaldet, in den Küstenprovinzen sogar, mit ihrer Uebervölkerung und der intensivst betriebenen Bodenkultur, selbst entschieden holzarm zu nennen. Auf den Gebirgen des Innern hingegen und auch schon in den Regionen der Hügel trifft man aber ziemlich viele und auch stellenweise recht dichte Waldungen. Als Kuriosum verdient bemerkt zu werden, daß einst in vielen Gegenden die Ausrottung der Wälder nur aus dem Grunde ganz systematisch betrieben ward, um den damals in großer Menge vorhandenen reißenden Tieren ihre Schlupfwinkel zu zerstören. Diesen angestrebten Zweck hat man nun allerdings erreicht — das Land ist heute solcher Bestien fast größtenteils ledig, dafür aber haben die anderen schlimmen Folgen, welche der Waldmangel mit sich bringt, nicht verfehlt, sich einzustellen. In der Mongolei und den anderen China tributären Distrikten Mittelasiens gibt es ausgedehnte, zumeist von Koniferen gebildete Waldungen, und auch in Thibet sollen sich solche in genügender Menge vorfinden. Von den einst sehr bedeutenden Wäldern Japans ist — wenigstens auf den beiden Hauptinseln Nipon und Kiusiu — nicht sonderlich viel auf die Jetztzeit gekommen, das meiste ist arg verwüstet und in dieser Verwüstung wird noch immer fortgefahren. Einen sehr wesentlichen Anteil daran muß man auf

Rechnung der im größten Umfange betriebenen „Sitake-" Kultur setzen. Es ist dies nämlich die künstliche Züchtung eßbarer Schwämme auf eigens dazu gefällten, ca. 20 cm. starken Stämmen mehrerer Eichen- und Hainbuchen-Arten. Wie gewaltig aber der Holzverbrauch zum Zwecke dieser „Sitake-"Gewinnung ist, geht aus einer von Liebscher angestellten Berechnung hervor, nach welcher nur allein für die während des Finanzjahres 1879—1880 zur Ausfuhr gelangte Sitake-Menge ein Quantum von über 215 Mill. Kilogramm Stammholz erforderlich war. Erwägt man nun aber, daß noch unendlich mehr Sitake im Lande selbst konsumiert wird, so ist es leicht, Schlüsse zu ziehen auf den Holzbedarf und die dadurch bedingte Waldverwüstung. Die Statistik gibt eine halbe Million Hektar Wald an, der größte Teil davon befindet sich aber faktisch im trostlosesten Zustande, und so nimmt denn auch der früher nicht so unbeträchtliche Holzhandel immer mehr ab, und die Zeit wird nicht fern sein, in der Japan, anstatt Holz zu exportieren, sich gezwungen sehen wird, solches zu importieren.

Auch in Afrika machen sich, was die Bewaldungsverhältnisse anlangt, außerordentliche Unterschiede bemerkbar. Das einzige Land des gesamten Kontinents, in dem eine wirkliche Forstwirtschaft bisher etabliert worden, ist Algerien. Das Mutterland wendet in neuerer Zeit der Erhaltung und Vermehrung der Forste in der Kolonie bedeutende Aufmerksamkeit zu. Von Natur ist Algerien außerordentlich reich an Wäldern und man findet herrliche Eichen, Eschen und Nadelhölzer; es hat eben bisher nur an dem erforderlichen Schutze gemangelt. Reiche Erträge liefern auch die Korkeichen-Waldungen, und die erst seit ungefähr zwei Dezennien in größerer Ausdehnung angepflanzten australischen Eukalypten produzieren heute schon treffliches Nutzholz und versprechen seinerzeit eine wesentliche Bereicherung der Forsten zu werden. Ebenfalls reich bewaldet, vornehmlich auf den Gebirgszügen, ist das nunmehr ebenfalls de facto, wenn auch noch nicht de jure zu Frankreich gehörende Tunis, und wenn hier erst die — übrigens vielfach in Algerien auch noch mangelnden — Kommunikationen hergestellt sein werden, dürften beide genannte Gebiete in die Reihe der holzausführenden Länder zweifelsohne eintreten. So gut wie ganz baumlos sind Tripolis und Aegypten, und auch Marokko ist eher waldarm als waldreich zu nennen. Abessinien hingegen ist nicht nur besonders reich an ausgedehnten Waldungen, sondern diese letzteren bergen auch zahlreiche Baumarten, deren Holz von bedeutendem Werte und hervorragender Schönheit und Verwendbarkeit ist, leider aber bisher noch so gut wie gar nicht in den Handel gelangt. Das Kapland, Natal und die übrigen südafrikanischen Kolonien und selbständigen Staaten sind äußerst arm an Wäldern, sogar an Bäumen, und nur auf den Gebirgen finden sich Waldbestände, die aber, auch wenn sie rationell ausgenützt werden könnten, doch noch lange nicht imstande wären, dem Bedarf des Gebietes zu genügen. So sind denn alle diese Länder darauf angewiesen, den weitaus größten Teil ihres Schiffs-, Bau- und sonstigen Nutzholzes aus dem Auslande einzuführen. Die portugiesischen Besitzungen an der Westküste weisen reiche Waldvegetation auf, und namentlich werden von hier nicht unbeträchtliche Mengen an Schiffsbauholz exportiert; dasselbe ist der Fall in der Negerrepublik Liberia, von wo ein dem ostindischen Teakholz ähnliches und fast auch gleichwertiges Waldprodukt in großer Menge nach England verschifft wird. Die unendlichen Wälder Senegambiens und der übrigen Küste von Ober-Guinea liefern massenhaft Ebenholz, afrikanisches Mahagoni, verschiedene Farbhölzer u. s. w.; und es sind diese alle mit zu den hervorragenderen Produkten des Ausfuhrhandels dieser Gebiete zu zählen. Daß Zentral-Afrika äußerst waldreich ist, wissen wir, ebenso daß die dortigen Wälder keinen Mangel an Bäumen haben, deren Holz oder Früchte oder Säfte von hohem Werte sind; mit der Ausbeutung dieser riesigen Waldungen sieht es zwar noch mehr als traurig aus, doch wird die Zukunft, welche in allerjüngster Zeit dem schwarzen Kontinent so glänzend aufzugehen scheint, sicherlich auch in dieser Hinsicht gewaltig Wandel schaffen. Etwas Farbholz, Kautschuk und die Früchte der Oelpalme sind bis jetzt eigentlich fast die einzigen Produkte dieser unermeßlichen Wälderstrecken, die in den Welthandel gelangen. Auch die große afrikanische Insel Madagaskar ist sehr stark bewaldet, doch wird von hier bisher nur wenig Holz ausgeführt, da es auch an Kommunikation vollständig gebricht; Ebenholz und Mahagoni sollen im Innern in unerschöpflichen Mengen vorhanden sein.

Als den waldreichsten Kontinent kann man ohne Frage Amerika bezeichnen, und es gilt dies, wenn man von den zu der arktischen Zone gehörenden großen Gebieten absieht, nahezu gleichmäßig für alle Teile. Aber nicht allein die ausgedehntesten Wälder besitzt Amerika, sondern diese Wälder beherbergen auch die kostbarsten Hölzer, und alle diese Verhältnisse zusammen haben es dahin gebracht, daß dieser Erdteil den stärksten Anteil am Weltholzhandel nimmt. Beginnen wir im Norden, so finden wir schon in fast der gesamten Dominion von Canada die herrlichsten Waldungen; kein Teil dieses riesenhaften Gebietes, dessen eine Seite von den Wogen des Atlantischen Ozeans, dessen andere von jenen des Pazifik umrauscht wird, entbehrt derselben. Neu-Schottland, Neu-Braunschweig, Neu-Fundland im Osten sind heute noch fast ganz bedeckt mit Urwald, kaum zu bemerken ist, was bisher hier schon geschlagen worden, und wenn die wenigen jetzt erst existierenden Kommunikationen nicht um das Vielfache vermehrt werden — und dazu scheint fürs erste nur sehr geringe Aussicht vorhanden — so werden noch lange, lange Jahre vorübergehen, bis diese undurchdringlichen Forsten mehr gelichtet sind, bis man in das Herz

dieser noch fast ganz unbekannten und unbetretenen Baumwildnis eingedrungen sein wird. Bedeutend mehr Holz ist schon den Wäldern des eigentlichen Canada entnommen worden, manchenorts hat die Axt wohl schon recht erbarmungslos gehaust, aber die Ausdehnung der holzbestandenen Strecken ist eine so ungeheure, die Möglichkeit eines Absatzes in großen Teilen des Landes eine so ungemein erschwerte, daß diese canadischen Wälder wohl für eine unbegrenzte Reihe von Jahren als eine unerschöpfliche Holzreserve anzusehen sein werden. Am meisten ausgenützt sind die Wälder Britisch-Kolumbiens! Doch sind in dieser westlichsten Provinz — nach einer nur ganz approximativen und jedenfalls zu niedrigen Schätzung — noch immer über 50 Millionen Hektar Waldland unberührt. Den Hauptreichtum dieser nördlichen Waldungen bilden die wunderbaren Koniferen, unter ihnen die berühmte Hemlocks- und Douglas-Tanne, doch treten auch eine ganze Menge der edelsten Laubhölzer auf. Der Holzhandel Canada's ist bei derartigem Reichtum an Material erster Güte ein äußerst entwickelter und die Ausfuhr nach Europa, Südamerika, Westindien, Australien und Ostasien erreicht durchschnittlich jedes Jahr zum mindesten vier Millionen Kubikmeter.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, einstmals das holzreichste Land der ganzen Erde, haben leider viele Dezennien lang, befangen von dem Wahne, diese Schätze könnten niemals erschöpft werden, auf das vandalischste und kopfloseste ihre Waldungen verwüstet. Plötzlich kam dann aber die Ernüchterung, und die „Waldfrage" steht heute in der gesamten Union überall im Vordergrund der Debatte und man sucht durch alle möglichen Mittel und Gesetze — zumeist allerdings von äußerst zweifelhaftem Werte — dem drohenden Gespenste einer totalen Waldverwüstung zu wehren. Wenn man nun allerdings auch nicht zu leugnen vermag, daß die Wälder in den Vereinigten Staaten sich in viel zu rascher Progression vermindern und dadurch Gefahren ernstester Art für die klimatischen Verhältnisse zutage treten, sowie andererseits, daß ohne Sinn und Verstand der Holzwuchs abgeschlagen — lediglich des augenblicklichen Nutzens wegen — und für eine Wiederbewaldung der abgetriebenen Strecken auch nicht die mindeste Fürsorge getroffen wird, so kann doch auch wieder von einer Entwaldung des Landes im allgemeinen noch lange gar nicht die Rede sein. Die Republik besitzt innerhalb ihrer Grenzen noch bestandene Waldgebiete von so enormer Erstreckung, daß noch für lange Zeit hinaus mehr als genügend Holz für den eigenen Bedarf wie für den Export vorhanden ist, und ehe diese Reserven erschöpft sein werden, wird man ohne Zweifel verstanden haben, die Frage der Neubewaldung und auch jene: ob Staatsforsten zu kreieren seien, einer gedeihlichen Lösung zuzuführen. Die nordamerikanische Waldvegetation setzt sich aus beinahe 500 verschiedenen Holzgewächsarten zusammen, und gerade diese Mannigfaltigkeit, welche durch die ungeheure territoriale Entwickelung bedingt wird, ist ihr Hauptcharakteristikum. Den ersten Rang nehmen aber doch die Nadelhölzer ein; zahlreiche derselben, unstreitig die schönsten der ganzen Familie, bilden reine, geschlossene Bestände von oft staunenswerter Ausdehnung; es seien da beispielsweise nur genannt: die rote Ceder, die Gelbföhre, die Pechtanne, die Hemlocks-, Douglas-, Balsam-, Menzies-Tanne u. s. w. Liefern nun auch diese Koniferen, deren Hauptgebiete das Land um die großen nördlichen Seen, die Küstenstaaten des mexikanischen Golfs und die Pazifikstaaten sind, den Löwenanteil sowohl zu dem im Inlande verbrauchten als auch zu dem ausgeführten Holze, so besitzt das Land auf der anderen Seite doch auch wieder ungeheure Schätze an den allerwertvollsten Laubhölzern. Unzählige prachtvolle Eichenspezies, die kostbare „schwarze Wallnuß", viele Linden-, Eschen-, Ulmen-, Ahorn-, Magnolia-, Hickory-Arten und viele andere mehr sind da zu nennen. Einen großen Ertrag versteht man den Nadelholzwäldern des Südens zu entnehmen durch die Harz-, resp. Terpentingewinnung; doch ist dieser Betrieb gleichbedeutend mit einer völligen Vernichtung der betreffenden Wälder innerhalb eines Zeitraumes von nur vier bis fünf Jahren. Das Holz ist aber selbstredend das wichtigste Waldprodukt und in allem, was mit dessen Gewinnung, Bearbeitung und Verfrachtung zusammenhängt, steht der Nordamerikaner unerreicht da. In der Union hat sich denn auch auf der ganzen Erde der Holzhandel am großartigsten entwickelt, Holz ist einer der bedeutendsten Ausfuhrartikel und ganz enorme Geldsummen fließen durch denselben vom Auslande her dem Staate zu, Hunderttausende von Personen finden durch seine Vermittlung lohnenden Verdienst. Gefördert, ja eigentlich überhaupt erst ermöglicht wird dieser Handel im Innern durch die Menge der unvergleichlichen Wasserstraßen, nach außen aber durch die ungeheure Küstenentwickelung und die für den Weltverkehr so besonders günstige Lage. Nach allen Erdteilen exportieren die Vereinigten Staaten ihr Holz, ganz besonders aber nach Europa, Westindien, Südamerika und Australien, nach den erstgenannten durch die Häfen der Ostküste, nach den letzteren durch jene der Westküste. Das meiste ist Bauholz und dann folgen feine Werk- und Nutzhölzer. Der Hauptholzstaat der Union ist Michigan, wo allein einige 20,000 Sägmühlen unausgesetzt in Thätigkeit sind. Im Westen ist der Puget-Sund, in ungeheurem Umkreise umgeben von unvergleichlichen Nadelwäldern, das Zentrum des Holzhandels.

Ungemein reich bewaldet ist auch Mexico, doch zieht diese Republik aus ihren Holzschätzen nur erst einen verhältnismäßig sehr geringen Nutzen, da Transportwege und namentlich Wasserstraßen fast ganz fehlen. In den unteren heißen und warmen Regionen setzt der Wald sich ganz aus Laubbäumen zusammen; höher hinauf finden sich solche: darunter Eichen, Ulmen, Ahorne, mit Nadelhölzern gemengt, und in den höchst gelegenen Teilen des Landes

begegnet man reinen Koniferenbeständen. Bis jetzt beschränkt der Holzhandel des Staates sich auf die Ausfuhr seiner Nutz- und verschiedener Farbhölzer, von denen Mahagoni, Cedern und Blauholz vor allem Erwähnung verdienen. Die Halbinsel Yucatan mit Campeche liefert heute den größten Teil derselben, doch wird, wenn nur erst einmal das Eisenbahnnetz ausgebaut sein wird, mehr oder weniger der ganze Staat daran partizipieren.

Sehr ähnlich wie in Mexiko liegen die Verhältnisse auch in ganz Mittel-Amerika; herrliche Wälder bedecken das Land, aber an ihre Ausbeutung kann bisher mit Ausnahme der ganz nahe an der See gelegenen, so gut wie noch gar nicht gedacht werden. Im Norden finden sich Urwälder von ungeheurer Ausdehnung, die prächtiges Bauholz zu liefern imstande wären; Honduras besitzt enorme Bestände von Mahagoni-, Campeche- und Blauholz-Bäumen und ebenso verhält es sich in Guatemala und Nicaragua, während in San Salvador schon ordentlich unter dem Holze aufgeräumt worden ist. Costarica endlich besitzt in seinen Bergwäldern die herrlichsten Luxusholzbäume, Gelb-, Rot- und Blauholz, daneben aber auch Eichen und Koniferen, und von diesem Staate aus findet auch schon eine nicht unbeträchtliche Holzausfuhr nach Europa statt.

Die Inseln Westindiens, ehedem über und über mit Wald bedeckt, sind zwar heute bei weitem nicht mehr so holzreich, doch beherbergen sie noch immer große Schätze an edlem Luxusholze, während allerdings Bauholz auf ihnen kaum mehr viel zu finden ist und fast alles aus Canada und den Vereinigten Staaten importiert werden muß. Mahagonibäume trifft man in den Urwäldern von Cuba, Hayti, Jamaica, Portorico und Trinidad noch in Menge an, und ihr Produkt wird massenhaft, besonders nach Antwerpen und Hamburg, verschifft. Neben diesem schönen Holze wird auch jenes des Pockbaumes, der roten Ceder und verschiedener Farbholzbäume in beträchtlichem Umfange exportiert.

Die Republiken Venezuela und Neu-Granada sind, namentlich in ihren gebirgigen Teilen, reich an schönen Urwäldern, und diese enthalten immense Mengen der edelsten Holzarten. Aber auch diese reichen und üppigen Gebiete seufzen unter dem Fluche mangelhafter oder meist ganz fehlender Kommunikationen, und die Folge davon ist, daß nur vergleichsweise kleine Quantitäten der edelsten Waldprodukte in den Handel gelangen, da alle anderen durch den beschwerlichen und weiten Transport allzu teuer zu stehen kommen würden. Einer der merkwürdigsten Bäume der kolumbianischen Urwälder ist der „Kuhbaum", dessen Stamm, wenn angebohrt, in reichlicher Menge ein Saft entströmt, der an Farbe und Wohlgeschmack, wie auch hinsichtlich seiner nährenden und sonstigen Eigenschaften vollkommen der Kuhmilch gleichkommt.

Mit Brasilien stimmen in Bezug auf die Wälder und deren Produkte Demerara, Surinam und Cayenne völlig überein. Fast das ganze ungeheure Gebiet dieser Länder ist baumbedeckt, und unter der glühenden Tropensonne und gefördert von dem Wasserreichtum des Bodens entfaltet hier die Vegetation eine staunenswerte Ueppigkeit. Die Anzahl der nutzbaren Bäume in diesen unermeßlichen, zum Teil noch gar nicht einmal bekannten und erforschten Urwäldern ist Legion, und unter ihnen finden sich die edelsten und wertvollsten. Auf das Geratewohl seien von diesen nur genannt: Jakaranden-, Acajou- (Mahagoni-), Palisander-, Atlas-, Amarant-, Eisenholz, neben denen aber noch viele andere gleichschöne und gleichwertige stehen, während auch zahlreiche der gesuchtesten Farbhölzer nicht fehlen. Der Ausfuhrhandel Brasiliens ist denn auch ein sehr ansehnlicher, obwohl er zu dem Umfange der Waldungen und zu den unberechenbaren Schätzen, welche dieselben bergen, in gar keinem Verhältnis steht. Bauholz wird aber trotzdem und alledem noch immer aus Nordamerika eingeführt.

Die Argentina, Uruguay und Paraguay haben zwar im Innern große Bäume der verschiedensten Arten bergende Wälder, der größte Teil ihres Gebietes jedoch — und dies ist am meisten der Fall in der erstgenannten Republik — ist absolut baumlos, ist Pampa. Diesem Umstande ist es auch zuzuschreiben, daß fast alles Holz, welches in den Küstengegenden (und hier liegen die größten Städte) gebraucht wird, aus Canada und Nordamerika importiert werden muß. Die Wälder des Innern, jene des „Gran Chaco" in erster Linie, werden noch so gut wie gar nicht ausgebeutet, und selbst Paraguay führt auf den herrlichen, ihm zu Gebote stehenden Wasserstraßen beinahe gar keine Waldesprodukte aus. Selbst Brennholz muß in diese Länder aus der Fremde gebracht werden, wenn man nicht — wie es vielfach geschieht — das Holz der in unendlicher Zahl vorkommenden Pfirsichbäume zur Speisung der Oefen verwenden will.

Fast nur aus unermeßlichen Pampas bestehend und nur an den Abhängen der Kordilleren einige Wälder tragend, präsentiert sich uns das sonst noch wenig bekannte Patagonien. Dafür ist aber ein großer Teil des die Südspitze des Kontinents bildenden Feuerlandes mit dichten schönen Buchenwaldungen bedeckt, deren Ausnutzung bisher jedoch noch nicht in die Hand genommen ward.

Chile besitzt im Gebiete der Anden ausgedehnte Gebirgswälder, in denen die herrlichen Araukarien bestandbildend auftreten. Diese wunderbaren Koniferen von kolossaler Höhe und Stärke liefern ein ausgezeichnetes Holz, welches sich besonders gut zum Schiffsbau, speziell für Bemastungen, eignet. Daneben treten aber auch noch zahlreiche andere Baumarten auf, deren Holz für Bauten und sonstige Zwecke vortrefflich ist; auch edle Luxushölzer bergen die chilenischen Waldungen. Der nicht unbeträchtliche Holzausfuhrhandel hat seinen Sitz namentlich in der deutschen Kolonie Valdivia mit dem Hafen gleichen Namens.

Die Wälder Bolivia's ähneln ihrer Zusammensetzung

nach ganz jenen Brasiliens, die edlen und schönen Hölzer letztgenannten Landes kommen hier auch so ziemlich alle vor, in den Handel gelangen sie jedoch noch so gut wie gar nicht, da ihrem Transport sich nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen.

In seinem Hauptteile zwischen der Küste und den Anden ist Peru nahezu ganz waldlos, jenseit der Cordillera aber im Quellgebiet des Amazonas finden sich enorme Urwälder, die denen Brasiliens völlig gleichen und auch die nämlichen Produkte zu liefern imstande sein würden, wenn eben eine Verfrachtung derselben nur zu ermöglichen wäre.

Ganz anders sieht es in dem nördlich von Peru gelegenen Ecuador aus; wenn auch ein beträchtlicher Teil dieses Staates aus nackten, himmelanstrebenden Gebirgen und fast baumlosen Hochebenen besteht, so ist doch noch eine viel größere Fläche mit dem dichtesten, echt tropischen Urwalde bedeckt. Die Faulheit und Indolenz der Einwohner versäumt es jedoch bisher noch vollständig, die immensen, in diesen Forsten begründeten Schätze zu heben, und nur äußerst wenige der zahllosen edlen Holzarten werden über die Häfen Guayaquil und Esmeralda in den Handel gebracht. Eigentümlich ist diesem Lande das „Balsaholz", welches so leicht ist wie Kork und von dem die mächtigsten Stämme, mit den größten Lasten beschwert, binsengleich auf dem Wasser schwimmen.

Was nun endlich den fünften Erdteil Australien anbelangt, so weicht hier der Waldcharakter, ebenso wie bekanntlich die ganze Flora und nicht minder die Fauna, auf das auffallendste von jener der übrigen Kontinente ab. Trostlose Monotonie ist der Typus jedes australischen Waldes. An Arten wie an Individuenzahl stehen in erster Reihe die Eukalypten oder „Gumbäume", und fast überall setzen die Wälder sich nur aus diesen riesig hohen, lederartig belaubten und fast gar keinen Schatten gewährenden Bäumen zusammen. Einen eigentümlichen Anblick gewähren auch die ebenfalls, und zwar besonders in den Gebirgen, wälderbildenden Casuarinen, eine Unterfamilie der Koniferen. Sonst findet man noch Myrten und Akazien, sowie zypressenartige Fichten. Der größte Teil des Innern des australischen Kontinents ist waldentblößt; am holzreichsten sind die Gebirgsgegenden, und teilweise liefern dieselben sogar so viel Holz, daß dieses noch exportiert werden kann. Die Eukalypten aber, obwohl sich unter ihnen die höchsten Bäume der Erde finden, welche sogar noch die berühmten Wellingtonien der kalifornischen Sierra an Größe überragen, liefern doch nur zum geringsten Teile ein brauchbares Bauholz, meistens sind sie nur allenfalls zur Feuerung verwendbar, oder um Zaun- und Fenzriegel daraus zu spalten. Verschiedene wertvolle Bäume besitzt auch die noch ziemlich gut bewaldete Insel Tasmania, unter anderen mehrere Buchen- und Araucaria-Arten, einige Casuarinen, Banksien und ein dem Mahagoni ähnliches Luxusholz. Die große Doppelinsel Neu-Seeland besitzt noch immer, trotz der stetig zunehmenden, Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung, weite und schöne Wälder und diese bergen mehrere überaus wertvolle Holzarten. Zuerst sei von diesen genannt die kolossale Dimensionen erreichende „Kauri-Fichte", dann das enorme Dacrydium, eine zypressenartige Konifere. Beide Bäume eignen sich wegen ihres schier unverwüstlichen Holzes, wie keine anderen Nadelhölzer, zum Schiffsbau, daneben aber auch für alle anderen Zwecke, so namentlich zu Eisenbahnschwellen. Leider aber haben diese vortrefflichen Eigenschaften auch zur Folge gehabt, daß man diese beiden Baumarten, wo man sie nur fand, aus dem Walde herausschlug. Wird daher nicht sehr bald das schon längst in Vorschlag gebrachte Gesetz, die noch existierenden Bestände dieser beiden Koniferen zum Staatseigentum zu erklären, promulgiert, so ist der Tag nicht mehr fern, an dem Neu-Seelands zwei stolzeste und schönste Bäume vollkommen ausgerottet sind.

Auf den zahllosen Inseln Mikro- und Melanesiens findet zwar überall sich eine selten reiche Vegetation, und Wälder bedecken fast alle diese Eilande vollständig, aber wirkliche Nutzhölzer werden bisher von dort doch noch so gut wie gar nicht in den Handel gebracht; vielfach mögen sie wohl überhaupt ganz fehlen. Die über 80 m. hoch werdenden Araucarien der Norfolk-Insel, gutes Schiffsbauholz abgebend, werden bald bis auf die letzte verschwunden sein, und auch die vorzügliche Qualität des Holzes auf Neu-Caledonien dürfte in nicht allzu langer Zeit die totale Zerstörung der dortigen Wälder zur Folge haben. Nicht zu bezweifeln ist übrigens, daß die als besonders waldreich geschilderte Rieseninsel Neu-Guinea, wenn sie nur erst besser bekannt sein wird und der Handel und die Kultur sich hier entwickeln, Hölzer aller Art und von bester Qualität in riesigen Mengen dem Welthandel zuführen dürfte.

Reiseskizzen aus Griechenland.

Von C. Hoffmann.

(Fortsetzung.)

Am 8. April, dem griechischen Ostersonntag, ertönten schon in der Morgendämmerung viele Schüsse, und um 7 Uhr schien die ganze Einwohnerschaft von Sparta mit Schießen beschäftigt zu sein, denn jeden Augenblick krachte bald hier, bald dort ein Flintenschuß. Ich spazierte durch den prachtvollen Oelwald die Akropolis hinauf, von der sich mir die herrlichste Aussicht auf den noch mit leichten, weißen Wölkchen umzogenen Taygetus mit seinen zackigen Gipfeln, schneebedeckten Abhängen und dunkeln Weißtannen-Wäldern bot. Von einem der schroffen Vorberge schauen die Ruinen des Schlosses Mistra majestätisch auf das am Berghang sich hinabziehende Städtchen hernieder. Die ganze Thalfläche ist mit alten Oelbäumen und prachtvollen Platanen bestanden, zwischen denen hie und da eine dunkle

Cypresse hoch hervorragt. Am Fuße der Akropolis liegt an Stelle des alten das neue Sparta, ein Städtchen mit breiten, geraden Straßen und kleinen, armseligen Häuschen. Von einer Schafheerde umläutet, entwarf ich eine Skizze der herrlichen Gegend.

Noch an keinem Orte im Peloponnes hatte ich so massenhafte Spuren des Altertums gesehen wie hier. Während man z. B. in der fast durchaus angebauten argolischen Ebene stundenlang reiten kann, ohne auch nur die unbedeutendsten Reste eines antiken Gebäudes zu finden, war hier fast unter jedem Baum das Fundament eines antiken Hauses sichtbar; an manchen Stellen ragten einzelne Säulen hervor, an anderen bedeckten Bruchstücke antiker Vasen den Boden.

Gegen 10 Uhr geleitete mich mein alter Türke in das spartanische Museum, einen von hohen Mauern umgebenen, grasbewachsenen Hof, in dem zahlreiche antike Figuren und Inschriften umherstanden und -lagen. Dann führte er mich zu einem Hause, über dessen Thor ein Hera-Kopf eingemauert war. An der Mauer eines anderen Gebäudes fielen mir zwei antike Inschriften auf. Wir gelangten an der Kirche vorüber, vor der die spartanische Jugend sich noch mit Schießen vergnügte, in ein Haus, in dem mir die wohlgekleidete Wirtin einen fast mannshohen Herakles aus rotem Marmor zeigte. Ueberall mußte ich die Versicherung geben, daß die Sachen sehr alt seien. Dann kamen wir an einen freien Platz, um den rings eine ärmliche Säulenhalle herumlief. Ein Tuchhändler nötigte uns in seinen Laden einzutreten und zeigte mir einige auf der Akropolis gefundene Terracotta-Figuren. Sie waren alle gleich gearbeitet. Der Ladenbesitzer, ein stattlicher Mann, dem seine farbige Kleidung vorzüglich stand, schnitt würdevoll ein Osterei in drei Teile, von denen ich einen erhielt. Dann tranken wir uns einen Schluck Resinat zu, angestaunt von einer ganzen Versammlung sonntäglich gekleideter junger Leute. Wir verabschiedeten uns darauf mit einem Händedruck und gingen zu einem Haus, in das oben ein großer Fries eingemauert war, einen Amazonenkampf darstellend. Nun besuchten wir einen Unteroffizier (es liegt ein Bataillon in Sparta) der sogleich seinen Waffenrock ablegte und, einen Eimer in der Hand, forteilte. Bald kehrte er zurück, führte uns vor einen Pfuhl und bat mich, dahin zu sehen, wohin er das Wasser ausgieße. Er schüttete den Eimer auf eine bestimmte Stelle, an der sogleich ein Mosaik sichtbar wurde, das jedoch im nächsten Augenblicke der Pfuhl wieder bedeckte. Gern hätte man mir das Kunstwerk, von dem ich auf diese Weise ein kleines Stück gesehen, verkauft.

Auf dem Heimwege kamen wir an dem Gefängnis vorbei. Aus jedem der vergitterten Fenster blickten vier bis fünf Sträflinge; mehrere sangen lustige Weisen.

Gegen Mittag brachen wir nach Georgitzi auf. Wir ritten stromaufwärts am Eurotas hin, uns stets auf dem rechten Ufer haltend. Levtheris lobte den Gastfreund und seine Frau; nur eins habe ihn heute geärgert, daß sie nämlich auf seine Frage, wie viel er zu bezahlen habe, ihm geantwortet, er solle das machen, wie es ihm gut scheine; er habe jedoch nicht nachgegeben, bis sie ihm die Rechnung aufgesetzt hätten.

Wir folgten auf steinigem Pfade genau den Windungen des Flusses, welcher zwischen stark ansteigenden Bergen sich hinschlängelt, die mit üppigem Pflanzenwuchse bedeckt sind. Zahllose Weißdornbüsche standen in Vollblüte; zu ihnen bildeten die mit roten Blüten übersäten, akazienähnlichen Judasbäume (Cercis Siliquastrum) und die gelben Cytisusbüsche einen schönen Kontrast. Von Blumen fielen mir besonders die roten Anemonen auf; sie gleichen dem Klatschmohn, sind jedoch innen prachtvoll goldgelb gefärbt. Hie und da prangte noch ein Kirschbaum oder Holunderbusch in vollem Blütenschmuck. — Ein Fischer war eifrig beschäftigt, durch den schnellfließenden, grünen Eurotas einen Steindamm zu ziehen, um alles Wasser durch seine Reusen zu führen. Von Zeit zu Zeit öffnete sich zur Linken ein frisch-grünes Seitenthälchen, durch das sich ein herrlicher Blick auf die schneebedeckten Gipfel des Taygetus bot. Endlich wurde das Terrain flacher und wir kamen, durch viele klare Gebirgsbäche reitend, um $5\frac{1}{2}$ Uhr in das Dörfchen Georgitzi, wo wir in einem sehr ärmlichen Häuschen Aufnahme fanden.

Ein sechzehnjähriger Junge reichte mir freundlich die Hand. Alsbald brachte er mir eine venetianische Kupfermünze herbei, für die ich ihm 20 Lepta (Pfennige) gab. Er wollte zuerst das Geld nicht annehmen, da es viel zu viel sei; dann legte er die rechte Hand auf seine Brust und machte eine sehr graziöse Verbeugung. Sogleich holte er ein schön rotgefärbtes Osterei, das er aus einem Kuchen herausgebrochen hatte, in den es eingebacken war, und überreichte es mir. Zum Abendessen wurde mir das mit Majoran zubereitete Osterlamm vorgesetzt.

In dem ersten der beiden Räume, in die das Haus abgeteilt war, lagerten sich Levtheris und die Familie auf wollene Decken um ein kleines Feuer. Die Fensteröffnungen hatte man durch schwere Läden verschlossen, doch pfiff der Wind immer noch gehörig durch die Lücken in dem freiliegenden Ziegeldach herein, durch die man einzelne Sterne funkeln sah. Mein junger Freund zündete vor einem Bilde, das Christus mit seinen Jüngern darstellte, ein Oellämpchen an; doch schon nach fünf Minuten blies der Wind es wieder aus. Eine Katze, die lange vergeblich an einem Laden gekratzt hatte, sprang durch eine Lücke unter dem Dache herein und warf dabei einige Körbe herunter.

Um 6 Uhr verabschiedeten wir uns. Levtheris erzählte mir, seit kurzer Zeit seien unserem Gastfreunde vier Kinder gestorben, was mich in Erstaunen setzte, da die Leute sehr kräftig aussahen. Ich vermutete deshalb, daß die Verstorbenen der Blutrache zum Opfer gefallen seien, die ja noch in unseren Tagen viele dieser einsamen Bergbewohner

dahinrafft. Ein Bekannter hatte mir früher erzählt, bei seinem Eintreffen in dem Hause eines Gastfreundes sei gerade die Leiche des jüngsten Kindes herbeigebracht worden, dem ein Feind der Familie eine Kugel durch den Kopf gejagt habe.

Levtheris begrüßte während der Feiertage die Leute, die uns begegneten nicht mit dem sonst üblichen: *Καλημέρα*! (Guten Tag!) sondern rief ihnen zu: *Χριστὸς ἀνέστη*! (Christus ist auferstanden!) worauf jene erwiderten: *Καλῶς ὡρίσατε*! (Ihr habt es wohl verkündet!)

Bald erreichten wir die Quelle des Eurotas. Unter einer knorrigen Platane sprudelte das Wasser frisch hervor. Im Gebüsche rings umher flöteten zahlreiche Nachtigallen. Die Gipfel des Taygetus waren beim Aufgang der Sonne mit dem herrlichsten Rot übergossen. Die Hügel, über die unser Pfad führte, waren mit Platanen, Eichen, Tamarisken und wilden Birnbäumen bestanden, der Boden mit saftigem Grün bedeckt.

Mehrfach wurden wir von großen, zottigen Hunden angefallen, die manchmal aus weiter Entfernung von den mit Reisig umzäunten Hürden herbeistürmten und uns laut heulend ihre langen, spitzen Zähne zeigten. Wir ließen die Pferde ruhig weitergehen; wenn ihnen eine der Bestien zu nahe kam, schlugen sie tüchtig aus. Mehrere Hirten, denen es gar nicht in den Sinn kam ihre Hunde zurückzurufen, fragte Levtheris, ob sie Milch hätten; doch stets antworteten sie, den Kopf nach oben zurückbeugend und finster die Stirne runzelnd: *Δὲν ἔχομεν*! (Wir haben nichts!)

Um 11½ Uhr erreichten wir das hochgelegene Leondari. Tief unten breitet sich die weite Ebene von Megalopolis aus. Vor einem kleinen Spezereiladen stiegen wir ab. Der heraustretende Gastfreund empfing uns mit einem Kusse. Bald versammelten sich einige junge Männer im Sonntagsstaate um mich und ließen sich je ein Viertel-Glas Resinat einschenken. Dann mußte der Wirt auch mir ein Glas reichen, und nun forderten sie mich auf, mit ihnen anzustoßen; sie stimmten ein lautes: e' viva! an.

Ich ließ die Gläser sogleich wieder füllen und trank ihnen zu. Es waren lauter wohlgewachsene, kräftige Burschen, denen der rote Fes mit blauer, zur Seite herabhängender Quaste, der weiße Wollenmantel, die weiße Jacke, blaue Weste und weiße Fustanella sehr gut standen.

Um 1 Uhr brachen wir nach Stala auf; zunächst zogen wir in die Ebene von Megalopolis hinab. In den hübschen Dörfchen, durch die wir kamen, fanden wir alle Bauern in feiertagsmäßiger Kleidung auf freien Plätzen versammelt. Die jungen Männer und Mädchen vergnügten sich mit Tanzen, die älteren Leute sahen wohlgefällig zu. Alle Tänzer und Tänzerinnen waren in einer langen, geraden Reihe aufgestellt, in der Mitte die Mädchen, an beiden Enden die Burschen. Hand in Hand schritten sie bald zur Rechten, bald zur Linken, wobei sie die Füße sehr graziös zu setzen wußten und ein wenig in die Kniee sanken. Die jedesmal den Zug führenden Burschen sangen einige Verse nach einer Melodie, die mich lebhaft an unsere Kinderlieder erinnerte.

Nun ritten wir in westlicher Richtung eine wilde Schlucht hinan. Im Schatten alter, knorriger Eichen an den Trümmern einer antiken Säulenhalle vorüberreitend, gelangten wir um 5½ Uhr nach Stala, einem kleinen, malerisch am Berghange sich hinziehenden Orte mit großartiger Fernsicht nach Osten. Aus der Tiefe der Schlucht tönte das dumpfe Brausen eines Baches herauf.

Der Pappas, unser Gastfreund, küßte uns zum Empfang auf die Stirne und erzählte mir sogleich, daß in der Nähe die Trümmer eines antiken Altars lägen. Dann führte er mich zur Kirche, über deren Thüre ein Säulenkapitäl und andere Stücke eines Tempels eingemauert waren. Von allen Seiten strömte das Volk zusammen, um mir antike Münzen anzubieten; auch der Pappas überreichte mir eine, für die er sich sogleich 50 Lepta ausbat. Wie es mit seiner Bildung stehen mochte, konnte ich daraus ersehen, daß er nicht imstande war, das in lateinischen Typen auf mein Zeichnenbuch gedruckte Wort „Album" zu lesen.

Levtheris, der im Vorzimmer bei dem Pappas und seiner Familie um ein Feuer kauerte und sich ein Schildkrötengericht (Testudo graeca) schmecken ließ, führte natürlich hier das große Wort und setzte den Leuten vom Lande auseinander, was man in Athen über die Stellung der Großmächte denke. Zum Schlusse that er noch den Ausspruch, daß es ihm gleichgültig sei, womit man ihn ernähre, nur müßten der Wein, Kaffee und Tabak gut sein. Auch hier wurde mir auf einer an der Wand hinlaufenden Bank das harte Nachtlager bereitet.

Schon um 4 Uhr weckte mich der schmetternde Gesang einer Nachtigall. Während ich mich ankleidete, beschäftigte sich der Sohn des Hauses in meinem Zimmer mit Messelesen. Möglichst monoton las er einige Verse und wiederholte zum Schlusse etwa zehnmal in einem Atem die Worte: Kyrie eleison. Von Zeit zu Zeit gähnte er, dann versetzte er einem hereinschleichenden Hund einen Fußtritt und jagte einige Katzen aus dem Zimmer. Der Pappas führte mittlerweile im Hofe lange Gespräche und kam nur herein, um seinem Sohne aufzutragen, er solle die Verse noch ein paarmal wiederholen. Als sein schlaftrunkener Sprößling einen Fehler machte, korrigierte ihn der Vater und fügte gleich die folgenden Worte hinzu, wobei er nach mir hinüberblickte, um zu sehen, was für einen Eindruck seine Gelehrsamkeit auf mich mache.

Gegen 7 Uhr verabschiedeten wir uns feierlich mit Küssen. Wir folgten, uns in nordwestlicher Richtung haltend, 5 Stunden lang einem äußerst rauhen Saumpfade, der sich fast bis zum Gipfel des gewaltigen Skia forti erhob. Die Pferde mußten oft treppenförmig anstehende Felsstufen von zwei Fuß Höhe hinaufklimmen. Nachdem wir die Höhe erreicht, ritten wir bei heftigem Wind über

einem Abhange hin, wo der schmale Pfad vielfach durch kleine Rinnsale unterbrochen war. Bei dem Uebergange über einen solchen Erdriß fing das Pferd meines Führers plötzlich an zu rutschen; er suchte es vergeblich am Zügel hinaufzuziehen, in einem Augenblick war es etwa 20 Schritt weit hinabgesunken und wollte sich eben überschlagen, als es an einem Baumstamme hängen blieb. Levtheris kletterte ihm nach und brachte es mit vieler Mühe auf Umwegen wieder herauf.

Endlich kamen wir an einen kleinen Chan, in dem ich mich auf einen Teppich niederließ. Da hier so wenig wie anderwärts ein Tisch vorhanden war, wurde ein etwa 10 cm. hoher Schemel vor mich hingestellt. Um $1^1/_2$ Uhr erreichten wir die hoch im Gebirge gelegene Ruine des Tempels von Phigalia (1131 m.), dessen aus grauem Kalkstein gehauene zierliche Säulen fast sämtlich noch stehen. Von hier hat man eine großartige Fernsicht. Im Südosten erheben sich in weiter Ferne die Berge von Kynuria, der Parnon und Taygetus, im Süden die messenischen Gebirge, im Vordergrund die hohe Feste Ithome; zu beiden Seiten liegen die weiten Flächen des messenischen und des kyparissischen Meerbusens; im Norden ragt der zackige Erymanthus, und im Osten der Chelmos hervor.

Es wurde $5^1/_2$ Uhr bis wir in Andritzena anlangten. Sogleich teilte man mir mit, daß einige Herren aus Olympia im Anzuge seien. Zum Fenster hinaussehend, sah ich mehrere von einer dichten Menschenmasse umdrängte Herren, deren einer einen kleinen türkischen Fes trug. In ihm erkannte ich sogleich einen Deutschen wieder, dem ich einige Wochen vorher in Athen vorgestellt worden war. Ich besuchte die neuen Ankömmlinge und wurde von ihnen sehr freundlich aufgenommen. Es waren lauter Deutsche, die unter Führung des Herrn Dr. Hirschfeld, des Leiters der Ausgrabungen in Olympia, von dort einen dreitägigen Ausflug unternommen hatten, um den Tempel von Phigalia zu sehen. Schneller, als ich es erwartet hatte, brach die Nacht herein, und ich mußte deshalb den Gastfreund meiner neuen Bekannten bitten, mir einen Führer mitzugeben. Ich wußte den Namen meines Gastfreundes nicht und so blieb mir nichts übrig, als mich zu allen Leuten führen zu lassen, bei denen ich allenfalls hätte logieren können. Nach längerem Suchen fand ich auf diese Weise mein Quartier wieder.

(Schluß folgt.)

Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad.

(Fortsetzung.)

Um die Verrichtungen eines Zuckerpflanzers ganz zu überschauen, muß der Leser sich einbilden, es seien nun seit dem früher Geschilderten sechs Monate vergangen und die Zuckerrohrernte jetzt zur Reife gediehen. Die Stengel an den Feldwegen, die, als wir sie zuletzt sahen, nur etwas über vier Fuß hoch gewesen waren, haben nun eine Höhe von ungefähr vierzehn Fuß erreicht und aus dem Gipfel jedes Stengels ragt jetzt eine etwa vier Fuß lange strohgelbe Rute von der Dicke eines Spazierstockes hervor. Dies ist der Blütenschaft. Das Zuckerrohr blüht in den Monaten Oktober und November und alle Schäfte, die sogenannten „Pfeile", tragen die lilafarbenen, wie Straußenfedern aussehenden Blüten. Die Blüten sind abgefallen, allein die nun zwar verdorrten Blütenschäfte behaupten noch immer ihre Stelle.

Das ganze Gelände hat ungefähr das Aussehen eines gewaltigen Schachbretts mit gelben und grünen Feldern. Die gelben Felder bezeichnen diejenigen Grundstücke, wo das Rohr bereits geschnitten und abgeführt worden und nur ein Gemenge von Stengelgipfeln, Blättern und Blütenschäften zurückgeblieben ist, das bald in der Sonne verdorrt und den Boden ungefähr einen Fuß tief bedeckt. Die grünen Flecke bezeichnen die Stellen, wo das Rohr noch steht, denn die Blätter behalten ihre grüne Farbe bis die Stengel abgehauen werden. Auf unserem Wege kommen wir an dem Felde vorüber, welches wir früher haben auspflanzen sehen. Aus jedem Wurzelstock sind etwa acht bis zehn Stengel ausgetrieben, welche nun sechs Fuß hoch sind und lange regelmäßige Reihen bilden. Die Blätter neigen sich über, bis ihre Gipfel zusammentreffen und den Boden vollkommen bedecken. Diese Stengel werden noch nicht zum Schneiden geeignet sein, denn Stecklingsstengel brauchen fünfzehn Monate, um ihre volle Reife zu erreichen, und die Erntezeit dauert nur vom Januar bis Mai. Die Ratoons oder Wurzelschößlinge können alle zwölf Monate geschnitten werden.

Bei unserer Ankunft auf einem Zuckerrohrfelde, das abgeerntet werden soll, bemerken wir, daß alle unteren Blätter abgestreift worden sind und jeden Stengel, welcher in reifem Zustande von blaßgelber Farbe ist, bis auf das Bündel Blätter und den Blütenschaft am Gipfel nackt und kahl gelassen haben. Die Rohrschnitter arbeiten nach dem Stücke und sind daher ungemein fleißig; ihr Werkzeug ist ein scharfes und schweres Faschinenmesser. Es erfordert einige Uebung, um ein guter Rohrschnitter zu werden. Laßt uns einmal diesen hier beobachten. Er erfaßt mit der einen Hand einen Rohrstengel in der Mitte und trennt ihn mit einem einzigen raschen Hieb seines Faschinenmessers hart am Boden von dem Wurzelstock; dann bringt er den Gipfel in den Bereich seines Messers und haut ihn mit einem zweiten Hieb seiner Waffe gerade an der Stelle ab, wo der harte Blütenschaft beginnt und der weiche saftige Stengel, aus welchem die Blätter und der Blütenschaft entspringen, endigt. (Die Spazierstöcke, welche man als Zuckerrohre im Handel findet, sind nur die vertrockneten Blütenschäfte.) Diese Rohrgipfel und Blütenschäfte enthalten keinen Zuckersaft und bilden mit ihren Blättern ungefähr den vierten Teil der ganzen Länge des Stengels. Hierauf hält er den Stengel in der einen Hand und haut

ihn mit einem andern raschen Streich oder zweien in möglichst gleiche Längen von ungefähr vier Fuß, wobei er Sorge trägt, sie in solcher Weise auf den Boden fallen zu lassen, daß der an der Erde liegende Abfall sie nicht bedeckt oder versteckt; hierauf erfaßt er einen andern Stengel und verfährt mit demselben in gleicher Weise. Die Stengel haben am unteren Ende einen oder zwei Zoll im Durchmesser und verjüngen sich am Gipfel bis auf die Hälfte dieses Umfanges. Sie wechseln in der Länge von zehn bis zu sechzehn Fuß mit Inbegriff von Gipfel und Blütenschaft, und auf jedem Acre Grund stehen von sechzehn- bis zu zwanzigtausend Stengel. Jeder Rohrschnitter räumt ungefähr einen Achtelmorgen ab, ehe sein Tagewerk zu Ende ist.

Die Stengel müssen so schnell wie möglich, nachdem sie abgehauen sind, weggeführt und auf Zucker verarbeitet werden, denn wenn man sie in der Sonne länger liegen läßt, wird der Saft bald sauer und würde sich dann nicht mehr krystallisieren; deshalb arbeiten die Karren dicht hinter den Rohrschnittern. Das Abführen des Zuckerrohrs wird von dem Oberaufseher und einem Vorarbeiter, dem „obersten Kärrner", beaufsichtigt und diese beiden sind beritten. Die Maultierkarren wägen in leerem Zustande ungefähr neun, in beladenem ungefähr achtzehn Zentner und fahren in schlankem Trabe, außer wenn es bergauf geht, wobei der Kärrner vorn auf dem Karren sitzt und die Füße auf die Deichseln stützt. Diese Kärrner sind gewöhnlich die tüchtigsten Männer auf dem Gute und werden anständig bezahlt, denn es erfordert einige Geschicklichkeit, ein Gespann Maultiere rasch und tüchtig zu führen. Beim Laden ihrer Karren wird jeder von einem Jungen, dem sogen. „Auflader", unterstützt, welcher auf dem Zuckerrohrfeld bleibt und einen Haufen Rohr zusammenträgt, während der Karren abwesend ist, so daß bei der Rückkehr des Karrens keine Zeit beim Wiederladen und Abfertigen desselben verloren geht. Man gebraucht zum Einfahren des Rohrs auch große Ochsenwagen, jeder mit vier Ochsen bespannt, um das Rohr nach der Mühle zu fahren; diese Wagen fahren allerdings viel langsamer, führen aber drei- bis viermal mehr als die Maultierkarren.

Es gibt zweierlei Arten der Zuckerfabrikation aus dem Rohre, nämlich den sogen. „gewöhnlichen Prozeß", durch welchen man den Muscovado oder gemeinen braunen Farinzucker bereitet, und die Herstellung des weißen oder krystallisierten Zuckers mittelst der Vacuumpfanne. Auf St. Helens wird nur der Farinzucker bereitet und die Werke bestehen in einem langen Gebäude, das in drei Abteilungen geschieden ist. Am einen Ende ist der Maschinenraum mit der Dampfmaschine und am anderen das curing-house und zwischen diesen die „Siederei", alle unter einander durch Thüren verbunden. Die Maschine ist eine Hochdruck-Dampfmaschine von vierzig Pferdekraft und treibt die „Mühle", welche das Rohr zerquetscht. Die Mühle besteht aus drei horizontal gestellten schweren eisernen Walzen, zwei unten und eine oben, die man als die erste, zweite und obere bezeichnet. Sie haben eine Länge von fünf und einen Durchmesser von zwei Fuß und sind so angeordnet, daß die obere Walze in der entgegengesetzten Richtung zu den beiden unteren läuft. Das geschnittene Rohr wird von den Karren im Mühlhofe abgeladen, von dem „Mühlgang" in Bündeln auf dem Kopf in die Mühle getragen und auf den Rohrzubringer geworfen, nämlich eine Anordnung von endlosen Ketten und Latten, die wie ein endloses Band aussieht und sich um zwei Trommeln dreht, deren eine dicht an und über den Walzen, die andere aber in einiger Entfernung am Mühlhofe angebracht ist. Diese Einrichtung hat die Bestimmung, das Rohr in regelmäßiger Lieferung der Mühle zuzuführen. Wenn das Rohr die Mühle erreicht, so fällt es von dem Zubringergerät zwischen die Walzen, welche es zerquetschen, wobei der ausgepreßte Saft in ein unterstehendes Gefäß abläuft, das zerquetschte und ausgepreßte Zuckerrohr aber, welches nun „Megaß" heißt, von der zweiten Walze herunter in Karren fällt, welche auf einer kleinen Schienenbahn laufen und, von Männern geschoben, dieses Megaß nach den Megaßhäusern führen. Dieses sind große, scheunenartige Gebäude, die in einiger Entfernung von den Werken stehen, und hier wird das Megaß aufgespeichert bis es vollkommen trocken ist und als Brennmaterial verwendet werden kann. Einiges von dem Megaß wird auch im Mühlenhof ausgebreitet, um in der Sonne zu trocknen, muß jedoch immer vor Sonnenuntergang hinweggenommen werden, weil es sonst bald vom Thau gesättigt werden würde.

Wenn der Zuckerrohrsaft die Walzen verläßt, ist er von schmutzig hellbrauner Farbe, denn er ist noch voll Unreinlichkeiten. Um diese zu beseitigen, werden die Klärer angewandt. Dies sind viereckige eiserne Bassins von ungefähr achthundert Gallonen Inhalt, mit Reihen von kupfernen Röhren am Boden, in welche Dampf geleitet werden kann. Sie stehen auf einer an dem einen Ende des Siedhauses errichteten Platform, und der Saft wird ihnen durch Pumpen zugeführt. Gehen wir nun hin und sehen wir, wie sie benutzt werden. Du siehst, daß einer der Klärbottiche soeben voll geworden ist, und der Arbeiter dreht soeben den Hahn auf, um den Dampf in die Röhren zu lassen; dann wiegt er eine gewisse Menge Kalk ab, löscht diese in einem Eimer voll Saft und schüttet sie in den Gährbottich. Der Zuckerrohrsaft schmeckt zwar süß, enthält aber eine bedeutende Menge Zitronensäure, welche man erst durch ein Alkali (Kalk) neutralisieren muß, weil sie sonst die Krystallisierung des Zuckers verhindern würde. Der Kalk trägt auch zur Reinigung des Saftes bei. Diese Operation nennt man das „Temperieren" des Saftes. Einige Minuten, nachdem der Dampf in die Röhren des Gährbottichs gelassen und der Saft erhitzt worden ist, beginnen die Unreinlichkeiten an die Oberfläche herauf-

zusteigen. Gerade ehe der Saft den Siedepunkt erreicht, wird der Dampf abgedreht, und nach Verlauf von etwa einer halben Stunde wird der Saft mit einer drei Zoll hohen Schicht dicken zähen Schaums bedeckt, welcher mit Schaumlöffeln entfernt wird. Der Saft oder die Brühe wird dann in einen anderen eisernen Behälter, den sogen. „Sinkbottich", abgelassen und bleibt darin ungefähr eine Stunde lang stehen, wobei noch weitere Verunreinigungen des Saftes zu Boden sinken.

Der Saft ist nun von einer blassen Bernsteinfarbe und bereit dem Prozeß des Kochens unterworfen zu werden. Dies geschieht in einer „Batterie" von schüsselförmigen, eisernen Pfannen, welche oben offen sind, und von Mauerwerk-Wänden so herabhängen, daß die Heizkanäle des Ofens rund um sie und unter denselben hinlaufen. Der Ofen ist an dem einen Ende der Batterie angebracht und das Feuer desselben heizt auf seinem Wege zum Kamin alle Pfannen hinter einander. Der Saft läuft dann zuerst in den „Grand" oder die vom Ofen entfernteste Pfanne, welche ungefähr sechshundet Gallonen hält. Während er verdampft, wird der Saft mittelst Schöpflöffeln von einer Pfanne in die andere geschöpft und wird dabei immer dicker und syrupartiger, bis er die „Tache" oder letzte und kleinste der Pfannen erreicht, welche hundertundzwanzig Gallonen hält. Die „Tache" ist beinahe direkt über dem Ofen und in einem Zustande heftigen wallenden Siedens, bis alles Wasser von ihrem Inhalt verdampft wird, der dann ein Gemenge von Molasse (Syrup) und Zucker ist, und in großen schwellenden Blasen aufsteigt, aus denen sich nur wenig Dampf entbindet. Dieses Gemenge wird sodann aus der Tache mit Schöpflöffeln in eine hölzerne Rinne gegossen, welche dasselbe in große seichte Kühlschiffe überführt, wo es sich abkühlt und worin zugleich Krystallisation stattfindet, wobei aber der Zucker noch immer mit der Molasse gemischt bleibt. Man bringt nur eine kleine Menge davon auf einmal in jedes Kühlschiff, um es schnell abkühlen zu lassen, und um diesen Zweck zu fördern und gleichzeitig die Bildung der Krystalle zu beschleunigen, wird die Masse mit einem langen Instrument gleich einer Bäcker-Backschaufel umgerührt. Sobald ein Kühlschiff voll ist, wird sein Inhalt einen oder zwei Tage stehen gelassen, hat dann das Aussehen eines Zuckerteiges und ist fest genug, um das Gewicht eines Mannes zu tragen. Die Masse wird nun herausgestochen, in kleine Stücke zerhackt, nach dem curing-house übergeführt und in Fässer gefüllt, deren Boden mit kleinen Löchern durchbohrt sind, damit der Syrup ablaufen kann, was etwa innerhalb drei Wochen geschieht, worauf nur der gewöhnliche braune Farinzucker oder Muscovade zurückbleibt, den man in jeden Spezereiladen findet. Die Fässer werden dann auf den Kopf gesetzt, ihre Abzugslöcher verstopft und sind nun zur Verschiffung bereit. (Forts. folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Ueber die Stadt Helsingfors, die Hauptstadt von Finnland, welcher das russische Kaiserpaar vor einigen Monaten einen Besuch abstattete, gibt die St. Petersburger „Neue Zeit" einige geschichtliche Notizen, welchen wir folgendes entlehnen: Diese malerische Hauptstadt des Großfürstentums Finnland entlehnt ihren Namen dem finnischen Worte „Helshing", welches Lachs oder Salm bedeutet, weil dieser Fisch seit unvordenklichen Zeiten in den Gewässern jenes Landes in großer Menge gefangen wird. Es gab seit undenklichen Zeiten dort eine Gemeinde dieses Namens. Als König Gustav Wasa von Schweden die Kirchen- und Klostergüter jenes Kirchsprengels säkularisierte, eignete er dieselben sich selbst zu und ließ dort eine Stadt gründen, welche im Handel nach Rußland mit Reval wetteifern sollte. Infolge der strengen Verordnungen des Königs gelang es aber nicht, nach dem von ihm gewählten Ort für die neue Stadt eine größere Bevölkerung hinzuziehen, denn die Mehrzahl der Einwanderer blieb schon 5½ Werst von Sandham, wohin sie sich begeben sollten, sitzen, da die Mündung der Wanda ihnen für ihre Niederlassung geeigneter erschien. Im Jahre 1639 wurde die Stadt sogar noch weiter hinausgerückt, auf die Stelle, welche sie noch heute einnimmt. Damals wurde ihr auch anstatt ihres alten Wappens, welches einen Lachs in blauem Felde darstellt, ein neues verliehen, nämlich eine von einer goldenen Krone überragte Barke. Von jener Zeit bis zum definitiven Anschluß dieser Stadt an das Russische Reich umfaßt die Geschichte von Helsingfors nur Unfälle, Hungersnöten und Feuersbrünste. Im Jahre 1712 wurde es von einer Flotte russischer Galeeren bombardiert; im folgenden Jahre mußte der schwedische Gouverneur Armfeldt die Stadt vor den russischen Streitkräften Peters des Großen räumen und steckte die Stadt in Brand, so daß nur vier Häuser unversehrt blieben, und später suchten die Einwohner ein Unterkommen in den von den Russen verlassenen Baracken. Zwanzig Jahre später fiel Helsingfors von neuem in die Hände der Russen, wurde aber 1743 durch den Vertrag von Abo den Schweden zurückgegeben, worauf die Stadt befestigt und Sweaborg erbaut wurde.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Helsingfors kaum 2000 Einwohner und sein Handelsstand war nur im Besitz eines einzigen Fahrzeugs. Heute zählt die Stadt 43,000 Einwohner, 3000 Häuser und über sechzig Schiffe. In den Jahren 1788 und 1808 wurde Helsingfors wiederum von den Russen besetzt, welche es seither behauptet haben. Nach seiner letzten Einnahme wurde Helsingfors noch einmal von einer Feuersbrunst verheert, aber seither datiert sich sein Aufschwung und seine Blüte. Das wachsende Gedeihen der Stadt rührt insbesondere davon her, daß im Jahre 1827 die Universität von Abo, welche von der Königin Christine gegründet und durch die

große Feuersbrunst dieser alten Stadt zerstört worden war, hieher verlegt wurde. Von jenem Jahre an wurde Helsingfors der eigentliche Mittelpunkt des Großfürstentums Finnland. Die Stadt ist, wie schon erwähnt, schön gelegen und malerisch und zieht im Sommer viele Leute aus Rußland an. Die Schönheit der Natur übertrifft hier jedoch die Güte des Klima's, denn die Feuchtigkeit der Luft macht den Aufenthalt daselbst für brustkranke Personen gefährlich. Man berechnet daselbst die Zahl der Tage mit heiterem Himmel im Mittel nur auf hundert. Der höchste Punkt der Stadt, Ulrikaborg, woselbst sich die Sternwarte der Universität befindet, liegt nur 75 Fuß über dem Meeresspiegel, beherrscht den Finnischen Meerbusen und läßt an Tagen mit klarer, reiner Atmosphäre sogar den Turm der Olafskirche in Reval auf der gegenüber liegenden Küste des Finnischen Meerbusens erkennen. Zuweilen erblickt man auch durch Luftspiegelung die Küste von Esthland, eine Sehenswürdigkeit seltener Art für die Touristen.

* Die transkaspische Eisenbahn. Diese Bahn, welche eines Tags bis nach Merw und Bukhara reichen soll, geht bekanntlich von Michailowsk und nicht von Krasnowodsk, dem russischen Hafen, aus, wo alle von der persischen oder russischen Küste des Kaspischen Meeres ausgehenden Fahrzeuge anlegen. Dieser Stand der Dinge bildet naturgemäß ein sehr ernstliches Hindernis für die Raschheit der Verbindungen mit dem zentralen Asien und für den Truppen- und Munitionstransport, und die russischen Behörden beschäftigen sich nun energisch damit, hier Abhülfe zu schaffen. Eine russische Zeitung verkündigte schon jüngst, die Arbeiten an einem Kanal, welcher dazu bestimmt sei, Michailowsk mit dem Kaspischen Meer in Verbindung zu setzen, sollen bei Krasnowodsk in Angriff genommen werden. Der General Annenkoff hat in der That beschlossen, diese Arbeit auszuführen, und eine Anzahl von Fahrzeugen sind damit beschäftigt, die nötigen Materialien und Arbeiter dorthin zu schaffen. Krasnowodsk ist bekanntlich von Westen her gegen die Stürme des Kaspischen Meeres durch eine Halbinsel geschützt, welche die Bucht bildet, in deren Schooß es liegt. Diese Bucht verschmälert sich nach Westen, um in Michailowsk zu endigen, von wo die Linie nach Askabad und Kissil-Arwat ausgeht. Die zu unternehmende Arbeit besteht also darin, daß man den schmalen Teil der Bucht vertieft und daselbst einen Kanal herstellt, welcher für Schiffe von größerem Tiefgang erforderlich ist, damit diese ihre Ausladung direkt an der Eisenbahnstation bewerkstelligen können und nicht mehr nötig haben, zu den Flachbooten ihre Zuflucht zu nehmen, welche seither erforderlich waren.

* Der Elton-See. Dieser im Gouvern. Astrachan liegende See war vor einiger Zeit noch berühmt wegen der großen Menge Salz, welche er lieferte. Heutzutage werden seine Reichtümer nicht mehr in demselben Maße ausgebeutet infolge der Konkurrenz anderer unter günstigeren Bedingungen gelegenen Salzquellen. Eine der Hauptursachen der Abnahme der Salzproduktion am Elton-See ist seine Entfernung von den Wasserwegen und den Eisenbahnen. Der „Amtliche Bote", ein russisches Regierungsorgan, gibt über diesen See nachstehende geschichtliche Einzelheiten. Die ältesten Nachrichten über diesen Gegenstand gehen auf das Jahr 1630 zurück, wo der See noch im Besitz der Kalmücken war, die ihm den Namen „Alton-Noov", d. h. Goldener Grund, gegeben hatten. Später, 1655, als dieses Volk sich den Russen unterworfen hatte, begann es Tauschhandel mit den Russen zu treiben und räumte diesen das Recht der Salzgewinnung ein; da aber dieses Recht gewisse Gefahren mit sich brachte, bauten die Russen um 1705 eine kleine Stadt mit Erdwällen, um sich vor den Einfällen der Nomaden zu schützen. Im Jahre 1747 ging der See durch einen Ukas der Kaiserin Elisabeth an den Staat über. Man eröffnete ein Komptoir, errichtete Festungswerke, verlegte zu seiner Verteidigung dorthin eine militärische Garnison mit Artillerie und betraute mit der Leitung der Ausbeutung des Sees ein Spezialkommissariat, welches zu diesem Behuf in Samara eingerichtet wurde. Im Jahre 1749 wurde dieses Kommissariat nach Saratow versetzt und erhielt den Namen „Salinen-Verwaltung". Um das Salz nach der Wolga zu schaffen, ließ man aus Pultawa und anderen kleinrussischen Gouvernements 26,000 Bauern kommen, welche in den Umgebungen des Sees mehrere Dörfer errichteten. Diese bildeten eine besondere Bevölkerung, waren Häuptlingen unterworfen, welche aus Wahlen hervorgingen, und mußten gegen eine fixierte Vergütung das Salz nach Saratow und Dmitriewsk (Kamyschin) bringen, wo es in den Niederlagen des Staates untergebracht ward. Von hier aus wurde das Salz unter Ueberwachung eines Regierungsbeamten nach verschiedenen Städten an der Wolga expediert. Das nach Moskau bestimmte Salz wurde gewöhnlich durch die Bauern des Gouvernements Pensa transportiert, welche dafür 93¼ Kopeken für das Pud erhielten. Die Regierung räumte den Kleinrussen gewisse Privilegien für den Salztransport ein; so waren sie z. B. seit der Regierung des Kaisers Paul I. von allen Steuern und Abgaben befreit. 1801 wurde bestimmt, daß von den sechs Gouvernements, welche sich aus dem Elton-See mit Salz versahen, die von Jaroslaw und Kostroma das Salz aus Kamyschin, die Gouvernements Pensa, Tula und Rjäsan das ihrige aber aus den Niederlagen von Saratow beziehen sollten. Um den Salztransport vom See nach Kamyschin zu erleichtern und zu beschleunigen, wurden Straßen angelegt und Brunnen gegraben. Die Frachtpreise bis Saratow wurden um 10—13, die nach Kamyschin um 7 Kopeken erhöht; die damit speziell betrauten Fuhrleute mußten um diesen Preis 7000 Pud transportieren; was diesen Betrag überstieg, dafür wurde der gewöhnliche Frachtpreis vergütet. Um die Lage der Fuhrleute zu verbessern und ihnen die

Anschaffung von Zugochsen zu erleichtern, wurde ihnen als Darlehen ein in mehreren Jahren zurück zu bezahlender Vorschuß von hunderttausend Rubeln geleistet. Nach dem Bericht von Beliakow, einem früheren Gouverneur von Saratow, wurden jährlich bis zu 10 Millionen Pud Salz aus den Niederlagen abgegeben, während die Produktion nur acht Millionen erreichte, weshalb die Regierung den nördlichen Gouvernements die Ermächtigung einräumte, Salz aus England kommen zu lassen. Trotzdem wurde die Nachfrage nach Elton-Salz nicht eingestellt, und die Verminderung machte sich erst seit 1863 fühlbar, wo man auch Privaten die Ausbeutung einräumte; später als der Elton-See dem Gouvernement Astrachan zugeteilt ward, wurde die Salzproduktion immer schwächer, und während dieselbe am Elton abnahm, entwickelte sich die Ausbeutung eines anderen Sees, des Baskuntschak, welcher den Vorteil hatte, 80 Werst näher an der Wolga zu liegen, immer mehr. Die Abschaffung der Salz-Accise gestattete dann von neuem dem Elton-See, seine Salzproduktion zu heben; allein bald erhielt der Baskuntschak-See wieder sein Uebergewicht durch die Eröffnung der Eisenbahn, welche ihn mit Wladimirowska verbindet. Der „Amtliche Bote" behauptet, die Krisis, welche den Elton-See betreffe, sei nur eine vorübergehende, und die Salzgewinnung dieses Mittelpunktes, eine der wichtigsten unter diesem Gesichtspunkt, werde bald wieder in alle ihre alten Rechte treten.

Die Tierwelt im Holländischen Guiana.

Von August Kappler.

(Schluß.)

Leporinus fasciatus *Bl.*, der Kwassimama, von der Form des Barben, nur weniger hoch, wird etwa 15 Zoll lang und gegen zwei Pfund schwer. Er ist gelblichbraun mit schwarzen Querbändern und roten Flossen, streicht über Tag und wird auch nur bei Tag gefangen. Trotz seiner schönen Farbe und seiner Verwandtschaft mit den Salmen hat er ein schlechtes Fleisch und ist voll Gräten.

An diese Familien schließen sich an: Tetragonopterus chalceus *Spix*, Tetragonopterus maculatus *L.*, Tetragonopterus grandisquamis *M.*, Tetragonopterus melanurus *Pet.*, Chalceus macrolepidatus *Cuv.*, Brycon falcatus *M. P.*, Chalcinus brachyporus *C. V.*, Piabuca argentina *L.*, Anacyrtis gibbosus *L.*, Xiphorhamphus falcatus *Bl.*, Xiphorhamphus microlepis *Schl.*

Serrosalmo piraya *Cuv.*, der Pirai, wird gewöhnlich einen Fuß lang und acht Zoll hoch, selten werden auch größere gefunden. Er hat kleine, sehr festsitzende Schuppen, ist silberfarben mit schwärzlichen Tupfen, roten Kiemendeckeln und eben solchen Augen und messerscharfen, sägeförmigen Zähnen. Es ist der gefährlichste Raubfisch der südamerikanischen Flüsse, lebt blos von Fischen, beißt Schildkröten, Enten und Wasservögeln die Füße ab oder Stücke aus dem Leibe und wird selbst den badenden Menschen gefährlich, wenn sie nicht immer in Bewegung bleiben, und ist sehr frech. Eine Missionarfrau erzählte mir, daß, während sie ihren kleinen Hund auf einer Treppe, die in den Surinamfluß führte, wusch und das Tier den Schwanz in den Fluß hängen ließ, plötzlich ein Pirai diesen abgebissen habe. Ich hatte auf Albina lange Zeit Moschus-Enten, die im Fluß an Krabben und anderen Wassertieren eine reichliches Futter fanden, als sich Pirais einstellten und kein Tag verging, wo nicht den Vögeln die Füße abgebissen oder der Bauch aufgerissen wurde. so daß ich diese so vorteilhafte Zucht bald aufgeben mußte. Es scheint einige Abarten zu geben, denn ich fand gefleckte und ungefleckte und es soll in den Teichen des Wane-Creek eine kleinere Art vorkommen, deren Fleisch sehr gut sein soll. Das Fleisch der mir bekannten ist mager, voll Gräten und schlecht. Der Pirai soll eine Art Nest für seine Jungen bauen, das an einer von Bäumen ins Wasser herabhängenden Liane befestigt ist; ich habe es aber nicht selbst beobachtet, sondern spreche nur vom Hörensagen.

In der Form ähnlich, aber viel größer, ist Myletes pacu *Schomb.*, der Pacu, der beinahe zwei Fuß lang und fünfviertel Fuß hoch wird. Er ist graulich-schwarz mit bräunlichen unregelmäßigen Flecken, weißlichem Bauch und hat kleine, sehr festsitzende Schuppen, so daß, wer ihn abschuppen will, ihn erst mit kochendem Wasser begießen muß. Er frißt Früchte, die er mit seinem menschenähnlichen Gebisse zu Brei zermalmt, hält sich am liebsten in der Nähe der Wasserfälle auf und besucht auch in den Regenzeiten die unteren Flußgebiete, soweit das Wasser süß und klar ist. Den Tag über bleibt er im Flusse, des Nachts aber besucht er die Creeken und Buchten, und wird dann, wenn die Indianen eine solche Bucht mit dem Parel abschließen, manchmal bei Dutzenden gefangen. Er wird bei 15 Pfund schwer, hat ein etwas gelbliches hartes und festes Fleisch, das einen eigentümlichen kaldaunenähnlichen Geruch hat, ohne Gräten und besonders, wenn es fett ist, sehr wohlschmeckend ist, wie es auch Humboldt besonders rühmte.

Myletes oligacanthus *M. Pr.*, der Gúmaro, hat die Form und Größe des Pirai, ein Gebiß wie der Pacu und lebt wie dieser von Früchten. Die Oberseite ist grünlich, Bauch und Schwanz silberfarben, Flossen gelblich und die Kiemendeckel rot. Er zieht bei Tag in die Creeken, wird aber meist mit Pfeilen geschossen. Sein weißes Fleisch hat wenig Gräten und ist sehr wohlschmeckend.

Im Innern des Landes über den Wasserfällen gibt es mehrere Arten oder Abarten des Myletes, die mir aber weniger bekannt sind. Ich führe noch die in diese Ordnung gehörenden, aber in der Form sehr abweichenden an: Belone microps *Günth.*, Hemirhamphus unifasciatus *Bog.*, Engrantis surinamensis *Both.*, Pellona

flavipennis *T. C.*, Rhamphytys rostratus, Carapus fasciatus *Poll.*, Myrophis punctatus *Lath.*, und Ophichthys acuminatus *Gth.*

Der merkwürdigste in dieser Ordnung ist Gymnotus electricus *L.*, der Prasré oder Zitteraal. Er bewohnt Süßwassertümpel und Creeken, wo das Wasser keinen raschen Abfluß hat, und ist in den Flüssen des oberen Landes sehr häufig, wo er zuweilen eine Länge von sechs bis sieben Fuß und den Umfang eines starken Mannsarmes erreicht. Der ungeheure Schwanz, der vier Fünftel der ganzen Länge einnimmt, hat vom After an bis zur Spitze eine Flosse, die bei Lebzeiten des Fisches, auch wenn er nicht schwimmt, in immerwährend wellenförmiger Bewegung ist. Dieser Schwanz hat ein weiches, schwammiges, gekocht einer Gallerte nicht unähnliches Fleisch, ohne Gräten, aber von einem faden Geschmack. Der kurze Leib aber ist voll von Gräten und deshalb kaum genießbar. Die Indianen essen den Zitteraal nicht, scheinen ihn aber nicht zu fürchten, weil es mich wenig Mühe kostete, durch sie diese Aale zu erhalten. Seine elektrische Eigenschaft ist zu oft beschrieben, als daß ich mich dabei länger aufhalten wollte. Ich selbst wurde auf eine Weise damit bekannt, die mir leicht hätte gefährlich werden können. In der Nähe von Albina lebte eine Familie Arrowaken-Indianen, und da kein Weg durch den Wald führte, so ging man bei Ebbe längs dem Ufer, wobei man übrigens oft stellenweise bis unter die Arme durchs Wasser waten mußte. Bei solchen Promenaden zog ich das Hemd und wohl auch die Hosen aus. An einer dieser tieferen Stellen erhielt ich von einem Zitteraal, der mir zwischen den Beinen durchschwamm und seine volle Kraft an mir entlud, einen solchen Schlag, daß ich wie vom Blitz gerührt, ins Wasser sank und kaum noch imstande war, mich an einer Baumwurzel zu halten. Wohl zwei Minuten lang waren meine Füße wie gelähmt und ich nicht imstande, sie zu bewegen, bis sich nach und nach das sonderbare Gefühl verlor und ich weiter gehen konnte. Von einem anderen, kaum fingerdicken, spannenlangen Aelchen, das ich mit der Hand fangen wollte, bekam ich einen Schlag in die Hand, daß sie über eine Stunde lang wie pelzig war. Nach jedem Schlag, den der Aal erteilt, bewegt er die zwei Seitenflossen, und seine Kraft nimmt nach mehreren Schlägen so ab, daß man ihn oft ohne Schaden anrühren kann. Er lebt von kleinen Fischen, frißt aber auch Insekten und besonders Kackerlakken sehr gern. Er ist blauschwarz von Farbe, hat keine Schuppen und ist sehr schlüpfrig.

Symbranchus marmoratus *Bl.*, der Aal, in der Kolonie Sneki fisi oder Schlangenfisch genannt, kommt in Wassergräben und Süßwassersümpfen vor, hat ganz die Form des europäischen Aales, wird bei drei Fuß lang, ist aber verhältnismäßig weniger dick. Er ist oben olivenfarben, unten gelblich-weiß, sehr schlüpfrig, aber nicht so wohlschmeckend als der europäische, und wird nur selten gegessen.

Sternopygus carapus *L.* und Sternopygus virescens *Vell.*, zwei den Aalen verwandte Arten, die sich in großer Menge in Süßwassersümpfen aufhalten und bei deren Austrocknen im Schlamm eine Art Winterschlaf halten, bis die Regen wieder eintreten. Sie sind etwa spannenlang, mit breitem Bauch und allmählich spitz zulaufendem Schwanze, haben kleine Schuppen, viele Gräten, doch ein fettes, gutschmeckendes Fleisch. In Surinam nennt man sie Loko-Loko.

Zu der Ordnung Lophobranchii gehören der Nadelfisch, Syngnathus polagicus *Osb.*, der kaum sechs Zoll lang, an der Küste manchmal gefangen wird, und Dorichthys lineatus *Ill.*

Die Ordnung Plectognathi ist durch zwei Arten vertreten, die an den Mündungen der Flüsse im Salz- und Brackwasser leben, selten über sechs Zoll lang und für giftig gehalten werden. Man heißt sie Tamajuku, Tetrodon Heraldii *Günth.* und Tetrodon psittacus *Bl.* Sie haben statt der Schuppen eine chagrinartige Haut, bei dem ersten grünlich mit schwarzen Querstreifen und weißem Bauch. Der Mund hat oben und unten je zwei scharfe Zähne, mit denen der Fisch, so klein er auch ist, leicht eine Angelschnur abbeißen kann. Er soll von Muscheln und kleinen Krabben leben. Es ist ein niedlicher, kleiner Fisch, der sich leicht angeln und auch mit der Hand fangen läßt, aber so bald er sich gefangen sieht, mit einem knurrenden Ton sich aufbläst, so daß der sehr dehnbare Bauch durch die eingesogene Luft sich so ausdehnt, daß er einer Kugel gleicht, worauf der kleine Körper sitzt, und nun wie eine Blase auf dem Wasser treibt. Fühlt er keinen Widerstand, so stößt er die Luft aus, wird wieder klein, sinkt unter und entflieht. Auch außer dem Wasser bläst er sich auf, stirbt aber, wenn man ihn auf dem Trockenen liegen läßt, bald.

Der Sägefisch, Pristis antiquorum *Lath.*, kommt an der surinamischen Küste sehr häufig vor, und auf den Schlammbänken kann man mit aufkommender Flut bei einer Tiefe von ein bis zwei Fuß Dutzende kleiner von etwa zwei Fuß Länge mit den Pfeilen schießen oder mit dem Säbel totschlagen. Sie schwimmen immer im Zickzack, wobei, wie bei den Haifischen, die Schwanzflosse etwas aus dem Wasser hervorsteht. Sie wühlen mit ihrer Säge den Schlamm auf, um daraus Mollusken, Krabben u. dgl. zu bekommen. Große Sägefische sind selten, doch hat man schon in Netzen solche gefangen, die bei 20 Fuß Länge und 8 Fuß Breite gehabt haben. Die Säge beträgt etwa $^1/_3$ der Länge des Fisches, der hellbraun auf der Oberseite, unten aber mehr weißlich ist. Sie werden nicht gegessen.

Ebenso häufig sind einige Haifisch-Arten, Squalus, die in dem trüben und tiefen Wasser der Küste sich aufhalten und vermutlich mehreren Arten angehören. Sie werden selten über vier Fuß lang und man sieht die Rücken- und Schwanzflossen beständig aus dem Wasser hervorstehen. Die Indianen schießen sie mit Pfeilen und essen das Fleisch. Sie sind stahlgrau von Farbe mit

weißem Bauche und mit rötlicher Färbung um das Maul. Wo das Wasser in der Nähe der Küste tiefer wird, kommt auch der Menschenhai vor und ist bei den Iles du Salut, die kaum eine Meile vom festen Land des französischen Guiana abliegen, sehr häufig. Als ich eines Tages mich am Bord des französischen Aviso „Casabianca" befand, der vor der größeren Insel, Ile Royale, vor Anker lag, fingen kaum eine halbe Stunde nach unserer Ankunft die Matrosen einen Hai von 5 m. Länge, der drei noch ganz unverdaute Füße eines Ochsen und einen mit Nägeln stark beschlagenen Schuh im Magen hatte, und es soll ein schauerlicher Anblick sein, wenn die Leiche eines Sträflings, die auf diesen Felseninseln nicht begraben werden können, in die See geworfen und, ehe sie untersinkt, von den Haifischen herumgezerrt und zerrissen wird.

An der Küste von Nickerie sah ich oft Sphyrna zygaena, den Hammerhai, aber nie größer als fünf Fuß. Sehr häufig aber sind, sowohl im Meere als im reinen Flußwasser die Rochen, Raja. Die in der See lebenden werden in Netzen gefangen; die Süßwasser-Rochen, die nur einen kurzen Schwanz haben, schießen die Indianen mit Pfeilen. Beide Arten sind aber durch ihre Stacheln sehr gefährliche Tiere, und die Wunden, die sie dem Menschen beibringen, sind höchst schmerzhaft, ziehen jahrelange Leiden nach sich und verursachen nicht selten den Tod. In einem Netze fing ich einst auf Nickerie im westlichen Teile der Kolonie einen über drei Fuß breiten Rochen, Trygon tuberculata *Lath.*, der einen neun Fuß langen, geißelartigen Schwanz hatte. Beim Herausziehen schlug der Fisch wütend um sich, und erst als er tot war, konnte man ihn untersuchen. Auf der Schwanzwurzel, in der Mitte und am Ende waren drei auf der Seite mit Widerhaken versehene, sehr spitzige Hornstacheln, deren unterster beinahe vier Zoll lang war. Oben ist der Fisch dunkelbraun, unten weißlich. Kleinere kommen häufig auf den Markt, werden aber selten von Europäern gegessen.

Im reinen Wasser der Flüsse kommen zwei Arten vor, nämlich Taeniura Motoro *Müll.*, bei den Indianen wie der folgende Sipari geheißen. Der erstere wird etwa 1 ½ Fuß breit und beinahe ebenso lang, mit einem sechs bis acht Zoll langen, spitz zulaufenden Schwanz, an dem wie bei Trygon drei mit Widerhaken versehene Hornstacheln sitzen, von denen die auf dem Schwanz sitzende längste bei drei Zoll lang ist. Die Farbe der Oberseite ist hellbraun mit schwärzlichen Flecken wie ein Pantherfell. Das Fleisch und die Leber sind bei dieser Art besonders gut. Die Rochen, die sich im oberen Lande und in den Untiefen der Wasserfälle aufhalten, sind eine andere Art, werden 2 ½ bis 3 Fuß breit, sind dunkelolivenfarbig mit gelben und schwarzen Flecken und einem acht Zoll langen stumpfen Schwanz, auf dessen Ende ein vier Zoll langer und weiter oben zwei kleinere Hornstacheln sitzen. Sie lieben warmes, seichtes und klares Wasser und schwimmen ungemein rasch.

Notizen.

* Pater T. Gaujon meldet, Vidal Senèze, welcher eine Erforschung der Chincha-Inseln unternommen hatte, sei in Guayaquil gestorben und seine Sammlungen verschleudert worden. Die Notizen über seine frühere Reise von Zumba bis Bella Vista, welche von mehreren in dieser Region residierenden Europäern revidiert worden waren, hatten einen gewissen Wert, und der Reisende besaß bei verhältnismäßig geringer Bildung doch einen Mut und eine Energie, welche seinen Tod zu einem Verlust für die Wissenschaft machen.

* A. Chaigneau ist im Begriff, sich an einer Expedition zu beteiligen, welche die chilenische Regierung nach der Region in Bolivia ausschickt, wo Crevaux umkam.

* Das englische Parlament hat am 8. August 1885 eine Federal Enabling Bill angenommen, welche eine Konföderation der australischen Kolonien bezwecken soll. Neu-Südwales und Neu-Seeland wollen von dieser Konföderation, welche im Grunde doch nur einen sehr lockeren Verband einführt, nichts wissen und werden nicht beitreten. Es handelt sich also nur um die vier Kolonien Viktoria, Queensland, Südaustralien und Tasmanien. Viel wird wohl dabei nicht herauskommen. Eine Konföderation hätte schon vor Jahren eingeführt werden müssen. Ueber die wichtigsten Fragen, wie über Zollverein, wird man jetzt sich schwerlich einigen, da die Interessen der Kolonien zu weit auseinander gehen. Gr.

Dem Oesterreichischen Touristen-Klub hat sich neuerlich der Böhmerwald-Touristen-Klub als „Sektion Böhmerwald" des „Oesterreichischen Touristen-Klub" angeschlossen. Hoffentlich gelingt es dem Klub, auch in den schönen und noch viel zu wenig gewürdigten und besuchten Gegenden des Böhmerwaldes einen regeren Touristen-Verkehr hervorzurufen, umsomehr als die Prachatitzer Sektion durch die Errichtung von Aussichtswarten, Wegbauten, Wegmarkierungen ꝛc. bereits rüstig vorgearbeitet hat. Es wäre zu wünschen, daß auch andere kleineer Vereine diesem Beispiele folgen würden, da sie dann, im Anschluß an den großen Klub, der heute 60 Sektionen mit nahezu 9000 Mitgliedern zählt, und mit seiner Unterstützung eine viel größere, erfolgreichere Thätigkeit zu entfalten vermöchten.

Litteratur.

* Dr. Wilhelm Joest: Um Afrika. Mit 14 Lichtdrucken und zahlreichen Illustrationen nach Original-Aufnahme des Verfassers, nebst einer Karte in Farbendruck. Köln, M.-Dumont-Schauberg'sche Buchhandlung, 1885. — Unser verehrter Mitarbeiter, dessen gewandter Feder wir schon mehrere interessante Reiseschilderungen aus dem fernen Osten verdanken, hat im vorigen Jahre eine genuß- und lehrreiche Reise um Afrika herum gemacht und in anziehenden und anschaulichen Schilderungen beschrieben, welche ursprünglich in der „Kölnischen Zeitung" erschienen und die er nun, überarbeitet und vielfach erweitert, berichtigt und ergänzt, in dem vorliegenden stattlichen Bande herausgegeben hat. Die Reise ging von London über Madeira, die Canarischen Inseln und St. Helena nach der Kapstadt, nach Port Elizabeth und von da landein nach Kimberley, zu den Buren, ins Basuto-Land und nach Kaffraria, nach Port Natal und zu den Sulus, wo er Ketschwayo's noch unbegrabene Leiche besuchte und diesem Sulufürsten, seiner Geschichte und seinem Volke ein höchst interessantes und lehrreiches Kapitel widmet. Von hier wandte Dr. Joest sich nach Lourenço Marques und Mozambique und von da nach Sansibar, von wo er nach längerem Aufenthalte über Aden nach

Europa zurückkehrte. So ist es denn zunächst das Kapland, das Innere des südöstlichen Afrika und die Ostküste, welche uns Dr. Joest als hochgebildeter und fein beobachtender, fesselnd erzählender Berichterstatter schildert, und insbesondere sind es die bisher so wenig bekannten ehemaligen portugiesischen Kolonien der afrikanischen Ostküste, mit deren Natur, Menschenleben und verkommenen Zuständen und besonders mit den Greueln des dortigen Sklavenhandels er uns in der belehrendsten und ansprechendsten Weise bekannt macht. Den deutschen Auswanderern und den deutschen Handelsinteressen schenkt er überall eine ganz besondere Beachtung und eingehende Erörterung, wie uns denn im ganzen Buche der echte deutsche Patriot und der weltmännisch und vielseitig gebildete und unbefangene deutsche Gelehrte entgegentritt, dessen scharfem Blicke keine Besonderheit entgeht. So bietet er uns nun in seinem Buche einen ungemein reichen und mannigfaltigen gehaltreichen Inhalt in der anmutigsten Form und anschaulichsten lebhaftesten Darstellung, welche durch die trefflichen illustrierenden Lichtdrucke noch wesentlich erhöht wird, ein ebenso anziehendes als instruktives Werk, das zu den dankenswertesten Erscheinungen der neueren geographischen Litteratur gehört und besonders für die Bereicherung der Kunde von Ostafrika ungemein wichtig ist. Wir werden unseren Lesern einige Proben daraus vorführen, um sie von dem Wert und Gehalt des Werkes zu überzeugen.

* L. v. Engelhardt: Ferdinand v. Wrangel und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere. Mit einem Vorworte von A. E. Frhrn. v. Nordenskiöld, einem Porträt F. v. Wrangels und einer Karte. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot. 1885, 8°, 211 S. — Dieses Werk, welches die Tochter des um die Kenntnisse Sibiriens hochverdienten F. v. Wrangel, Frau Lisa v. Engelhardt, zur Verfasserin hat, begrüßen wir nicht nur als einen Akt kindlicher Pietät für den im Jahre 1870 verstorbenen großen Reisenden, sondern heißen es auch im Dienste der Länder- und Völkerkunde willkommen. Das Reisewerk des ausgezeichneten Forschers an der Nordküste Asiens fand im Jahre 1839 von C. Ritter eine deutsche Bearbeitung, die aber während der so langen Zeitperiode, in welcher die geographischen Wissenschaften gefördert worden sind, leider so selten geworden ist, daß es manchem Freunde der Länder- und Völkerkunde schwer fallen dürfte, in den Besitz dieser ersten deutschen Bearbeitung zu gelangen. Freilich hat Frau v. Engelhardt die Reise an der Nordküste Sibiriens nicht in dem Umfange der Ritter'schen Bearbeitung herausgegeben, sondern bedeutend abgekürzt, indem die Uebersicht der Polarforschungen bis zum Jahre 1820, wo Wrangel seine Reise antrat, sowie die Anmerkungen und Notizen nicht alle aufgenommen worden sind; aber dennoch enthält das vorliegende Werk die gesamte Reise durch Sibirien in der schlichten, aber anziehenden Form der Erzählung mit den Worten des Reisenden. Wer sich daher mit der Reise Wrangels bekannt machen will, dem können wir das Buch nur sehr warm empfehlen, der Leser wird dasselbe nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Sehr dankenswert erscheint die biographische Skizze des kühnen Polarforschers, welche der Beschreibung der Reise vorausgeschickt ist, und die uns mit dem Charakter dieses thatkräftigen, von Forschungstrieb und Wissensdurst beseelten, zugleich anspruchslosen und wohlwollenden Mannes von unerschütterlicher Ehrenhaftigkeit, bekannt macht. F. v. Wrangel ist ein Sohn der baltischen Provinzen, wie jene hervorragenden Männer, unter welchen wir hier nur mehr oder weniger Zeitgenossen von ihm, welche die Länder- und Völkerkunde, wie auch er selbst, wesentlich gefördert haben, als Baer, Krusenstern, Bellingshausen, Kotzebue ꝛc. hervorheben wollen, und in deren Reihe auch Wrangel glänzt, lauter Männer, auf welche diese Provinzen nicht allein zu jeder Zeit mit Stolz blicken können, sondern welche das gesamte russische Reich für immer zu seinen größten Zierden zählen muß. Dr. C. Hiekisch.

Dorenwell, K., und Hummel, A., Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten, Land und Leute in Norddeutschland, unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, O. Gödel, 1885. — Bei dem anerkannten Nutzen der Charakterbilder für die Belebung des geographischen Unterrichts ist ein Werk, welches „die einzelnen Landschaften unserer deutschen Heimat mit ihren bedeutenderen Städten und ruhmreichen Stätten und die Eigentümlichkeiten des Volkslebens unter Berücksichtigung auch der mundartlichen Poesie zur Anschauung bringen soll", nur mit dankbarer Anerkennung aufzunehmen, und als ein solches Buch gibt sich das vorliegende auch zu erkennen. Die sechs ersten Lieferungen, welche uns davon vorliegen, behandeln in anziehendster Weise Ost- und Westpreußen, Pommern, Mecklenburg, Lübeck, Schleswig-Holstein, Hamburg und Umgebung, die Küsten und Inseln der Nordsee, Ostfriesland und Oldenburg, also etwa die Hälfte des projektierten Ganzen, und erfüllen ihren Zweck vollkommen, denn ihre lebensfrischen anschaulichen Schilderungen befassen sich mit allem Eigenartigen und Interessanten in Geschichte, Länder- und Völkerkunde und Natur jener Gegenden Niederdeutschlands und bieten wirkliche Charakterbilder, in welchen auch die Volkseigentümlichkeiten, Volksdialekte und Dialektpoesie zu ihrem vollen Rechte kommen. Sobald das Werk fertig ist, werden wir es einer eingehenden Einzelbesprechung unterziehen.

Eine philologische Gedichtssammlung. — Soeben erschien bei Cammermeyer in Christiania eine Sammlung Gedichte im norwegischen Dialekt: „Gudbrandsdalska" unter dem Titel: *Frie viso ifraa Vigguien sungje i nördre gudbrandsdalsk dölamaal taa Dr. G. J. J. Sauerwein.* Obgleich diese Sammlung in poetischer Hinsicht keinen großen Wert hat, bildet sie aber ein äußerst bemerkenswertes Produkt der norwegischen Litteratur. In der Einleitung wird die Phonetik und der Bau dieser Sprache beschrieben und weitere Erklärungen unter dem Texte sind mitgeteilt. Das erstaunlichste bei dieser Arbeit ist aber, daß der Verfasser ein Deutscher ist, und noch mehr muß man sich wundern, wenn man erfährt, daß derselbe im ganzen dreißig Sprachen in Prosa oder Versmaß behandelt, am leichtesten die lithauische und gudbrandsdalische, wie das norwegische „Morgenbladet" meldet.

Μάνουηλ Ιω Γεδεών, Ὁ Ἅγιος· ἀναμνήσεις, ἔγγραφα, σημείωσεις. Constantinopel, Lorenz & Keil, librairie internationale, 1885. Denjenigen unserer Leser, welche mit Interesse die Schilderungen des Berges Athos und seiner Klöster in den Nr. 10 ff. des „Ausland" gelesen haben und die der griechischen Sprache mächtig sind, bietet sich hier ein höchst interessantes und gehaltreiches größeres Werk über den „heiligen Berg" und seine Klöster, ihre Geschichte, Einrichtungen ꝛc. nebst einer eingehenden Schilderung ihrer Klöster, der Satzungen derselben und des Lebens in ihnen aus der Feder eines Mannes, welcher dort gelebt und seine ernsten Studien und genauen Beobachtungen gemacht hat. Der heilige Berg mit seinen Klöstern und Freiheiten spielt bekanntlich in der griechischen Kirche eine bedeutende Rolle, und man kann schon seit einigen Jahrzehnten beobachten, wie sehr sich die russische Geistlichkeit bemüht, sich in den Klöstern des Athos einzubürgern und die gesamte Leitung derselben an sich zu bringen. Die Griechen aber sehen in den Athosklöstern ein Palladium ihrer Nationalität, ihrer Religion, Kirche, Litteratur und Kultur, und suchen sich des russischen Einflusses so gut wie möglich zu erwehren. Die Zustände, welche aus diesem stillen Kampfe hervorgehen, sind in dem vorliegenden lehr- und gehaltreichen Buche eingehend geschildert, welches wir daher auch um so eher der Beachtung unserer Leser empfehlen dürfen, als es aus Aufsätzen in der griechischen Zeitschrift „Kirchliche Wahrheit" entstanden ist und schon bei deren Erscheinen viel Staub aufgeworfen hat.

Verlag von DIETRICH REIMER in Berlin.
Oktober 1885.

Neue wichtige Publikationen.

F. von Richthofen, Atlas von China. Orographische und geologische Karten zu des Verfassers Werk: **China.** Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. Erste Abteilung: Das nördliche China. Uebersichtsblatt, Vorerläuterungen und Tafel 1—26. Quer-Folio-Format. 1885. Preis in Umschlag geheftet 52 M., elegant gebunden 60 M
☞ Die erste Abteilung des Atlas von China ist zum zweiten Textbande gehörig.

H. Kiepert, Generalkarte von Europa. Mit Karton: Ethnographische Uebersicht von Europa nach den Volkssprachen. 9 Bl. 1:4,000,000. Dritte Auflage. 1885. Preis in Umschlag 12 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 21 Mark, mit Stäben 24 Mark.

H. Kiepert, General-Karte der Südost-Europäischen Halbinsel. (Unter-Donau- und Balkan-Länder, Königreich Hellas.) 3 Bl. 1:1,500,000. Neue berichtigte Ausgabe. 1885. Preis in Umschlag 3 Mark 60 Pf. Zusammengesetzt in Karton 4 Mark 50 Pf. Auf Leinwand in Mappe 7 Mark.

H. Kiepert, Politische Wandkarte von Afrika. 6 Bl. 1:8,000,000. Dritte Auflage. 1885. Preis in Umschlag 8 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 14 Mark, mit Stäben 16 Mark.

H. Kiepert, Physikalische Wandkarten. Nr. 5: Afrika. 6 Bl. 1:8,000,000. Dritte Auflage. 1885. Preis in Umschlag 8 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 14 Mark, mit Stäben 16 Mark.

H. Kiepert, Schul-Wandkarte des Deutschen Reichslandes Elsass-Lothringen. 6 Bl. 1:180,000. Zweite berichtigte Auflage. 1885. Preis in Umschlag 8 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 14 Mark, mit Stäben 16 Mark.

H. Kiepert, Schul-Wandkarte der Provinz Brandenburg. 9 Bl 1:200,000. Zweite berichtigte Auflage. 1885. Preis in Umschlag 9 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 17 Mark, mit Stäben 19 Mark.

H. Kiepert, Atlas antiquus. Zwölf Karten zur alten Geschichte. **Achte neu bearbeitete Auflage. 1885.** Preis geh. 5 Mark. — Eleg. geb. 6 Mark 50 Pf. — **Ausgabe mit Namen-Verzeichnis.** Preis geh. 6 Mark. — Eleg. gebunden 7 Mark 50 Pf. — **Namen-Verzeichnis apart.** Vollständig neu bearbeitete Ausgabe. 1885. Geh. 1 Mark 20 Pf.

Rückert, Kreisschulinspektor Dr., **Stumme Elementar-Wandkarte von Deutschland.** 6 Bl. 1:1,000,000. 1885. Preis in Umschlag 5 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 11 Mark, mit Stäben 12 Mark.

Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Band IV. Heft 5 u. 6. Mit 4 Karten. 1885. Preis 4 Mark 60 Pf.

Verhandlungen des fünften Deutschen Geographentages zu Hamburg am 9., 10. und 11. April 1885. Mit 2 Karten. 1885. Preis geh. 4 Mark.

In Kurzem wird erscheinen:

H. Kiepert, Carte générale des Provinces Européennes et Asiatiques de l'Empire Ottoman (sans l'Arabie). Dritte völlig neu bearbeitete Auflage. 1885. 4 Bl. 1:3,000,000. Preis in Umschlag 8 Mark. — Auf Leinwand in Mappe 12 Mark.

In unserem Verlage erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Um Afrika

von

Wilhelm Joest.

Mit 14 Lichtdrucken und zahlreichen Illustrationen nach Original-Aufnahmen des Verfassers nebst einer Karte in Farbendruck.
Broschiert **Preis 8 Mark.**
In elegantem Leinenband mit künstlerisch ausgeführter Decke **Preis 10 Mark.**

M. DuMont-Schauberg'sche Buchhandlung in Köln.

Bei **Duncker & Humblot** in **Leipzig** erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

L. von Engelhardt

Ferdinand von Wrangel

und seine Reise längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere.

Mit einem Vorwort von **A. E. Freiherrn von Nordenskiöld,** einem Porträt **Wrangel's** und einer Karte.
gr. 8°. Geheftet. Preis M. 5. —

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist so eben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Montelius, O., Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit. Uebersetzt von **Carl Appel** nach der vom Verfasser umgearbeiteten zweiten Auflage. Mit 190 Holzschnitten. Mark 6. —

Charakterbilder

aus deutschen Gauen, Städten und Stätten.

Von

K. Dorenwell und **A. Hummel.**

Nord-Deutschland.

Brosch. 8 M., elegant gebunden 9.60 M.

„Ein wertvolles und nützliches Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung; auch direkt von der

Norddeutschen Verlagsanstalt

O. Goedel, Hannover.

So eben wurde ausgegeben:

Lagerkatalog 169:

Afrika.

(Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Linguistik.)

Zum Theil aus der Bibliothek von **Th. von Heuglin.**

Frankfurt a. M. **Joseph Baer & Co.**

☞ Hiebei ein Prospektus der Verlagsbuchhandlung **G. Freytag** in **Leipzig,** betreffend: **Länderkunde von Europa,** herausgegeben unter fachmännischer Mitwirkung von **Alfred Kirchhoff.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 48. Stuttgart, 30. November. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Weihnachten. S. 941. — 2. Reiseskizzen aus Griechenland. Von C. Hoffmann. (Schluß) S. 944. — 3. Birma und seine Zustände. S. 949. — 4. Der Dualismus in der Völkerentwickelung. Von H. Habenicht. S. 953. — 5. Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad. (Schluß.) 955. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 957. — 7. Die neuesten Forschungen in den Regionen der zentralafrikanischen Seen von Lieutenant Giraud und Reichard. S. 958. — 8. Korrespondenz. S. 960.

Weihnachten.

Während wir im Weihnachtsfeste vorzugsweise die Herabkunft geistiger Güter feiern, haben die Menschen des grauen Altertums sich am Feste dieses Tages ganz besonders des leiblichen Segens erfreut.

Mit den stets kürzer werdenden Tagen meinte der Heide auch der Götter Gunst sich mindern zu sehen; die bösen Geister walteten und schlugen alles Lebende in Fesseln, so dünkte es ihm. Es wiederholte sich ja solches jedes Jahr auf dieselbe Weise, und doch, auch auf dieselbe Weise übermannte den zagenden Menschen stets das nämliche Angstgefühl, es müsse so weiter gehen und nie wieder schön und freudig um ihn und in ihm werden. Da that, als die Not aufs höchste gestiegen war, der Schooß des Himmels sich auf, sie kam zurück die holde Sonne mit den längeren helleren Tagen — Sonnenwende nannte man drum den 24. (resp. 21.) Dezember — und zugleich kam die Gewißheit, der Frühling kehre wieder mit allem seinem Leben, seinem Gabenreichtum. Schon jetzt schienen milde Götter wieder gegenwärtig. Und die Frommen unter den Heiden hoben ihre Hände empor und äußerten ihren Dank in lauter Festfreude, indem sie bildlich die Zurückkunft des Lichts, der Götter und alles dessen, was das Leben schön macht, nachahmten und darstellten. Noch in späte Zeiten, ja bis in unsere Tage hinein, blieb bei verschiedenen Völkern das Feuer-Anzünden auf Feldern und Bergen, darin die Naturmenschen die Sonne und deren Glanz ebenso darstellten, wie sie die zunehmenden Tage durch das Werfen von Rädern in die Luft symbolisierten. Zu Johanni wieder ward tiefsinnig dasselbe die Sonne darstellende Rad die Berge hinabgerollt, die Tage waren im Abnehmen begriffen. So war denn den 24. Dezember Winter-Sonnenwende, den 24. Juni, genau ein halbes Jahr davon, Sommer-Sonnenwende, die Sommernacht (Mid-Summernight). War jener kürzeste Tag, der Beginn des Winters, jene Sonnenwende und deren Fest, vom 10. auf den 24. Dezember verlegt, so verlegte man hier den längsten Tag, den Sommer-Anfang, die Sommer-Sonnenwende (Sommer-Solstitium) vom 10. auf den 24. Juni, auf Johanni. Ebenso spielen der 23. April mit Verschiebung bis zum 10. März (den Frühlings-Anfang) zurück, wie der 10. November mit Rückschiebung bis zum 10. September (Herbst-Beginn) ihre Rolle. Astronomisch sind sie die Aequinoktien, Tag- und Nachtgleiche, zurück und vorwärts geschoben: Georgi und Martini. Der Georgien-Tag (tatar. kedreléss) ist von Alters her als der Frühlings-Anfang betrachtet, wo das Vieh zum erstenmal wieder auf die Waide getrieben wird. Gleich Georg reitet auch der heilige Martin hinaus und tritt wunderthätig und helfend auf unter den Menschen. Wir wollen später beide sich aus Wotan herausbilden sehen.

Die Winter-Sonnenwende war das heilige Fest, war die „Zeit" κατ' ἐξοχήν. Die Sonne, sie spielt hier die Hauptrolle, sie ist der Mittelpunkt, ihr gilt das Fest. Chor, Hr (slaw.), Hel(ios) = der Gott, der strahlende und lichte, daher der Gott der Sonne (skandinavisch Sol) und des Himmels, soleil, ciel, coelum, Himmel (der

Laut chr, hl, kr, cl = sl, ebenso wie pr, pl, bl, birgt in sich das Erhabene, das Glänzende), er, als Kronos, der Lenker der Zeiten und der Spender der Gaben je nach Zeit und Bedürfnis, er, der den Kalender, die Zeitweise geschaffen und aufzunehmen gelehrt; er, der als Kreis (circulus, circus) oder Rad symbolisch als die tellurische Sonne gedacht wird, dahinter der Lenker derselben (Apollo) schreitet, sie in ihrer Bahn leitend; er, dieser schaffende, erwärmende, belebende Gott, der hier in der Sonnenwende den Feuerball am Firmament uns gnädig wieder entdecken will, daß die Tage zunehmen und mit ihnen die Hoffnungen der da unten wallenden, ihn preisenden, zu ihm betenden Erdenmenschen, die ihm ihre Felder anvertrauen und ihren Viehstand und ihre ganze Wirtschaft; er, der Erhalter und Ernährer, die Sonne, will ja denselben gern behülflich sein in all ihren Bedürfnissen, will erhellen, erwärmen, schaffen und wachsen und gedeihen lassen das Korn, das sie der Mutter Erde in den Schooß gelegt. Der Gott des Friedens drum = Kolada, Koljada, den man zur Winter-Sonnenwende anruft, wird an diesem Tage bei den heidnischen Völkern im brennenden Stamm, Block, Stab oder Span dargestellt, französisch cale, Span, Keil, russisch kól, der an dem Sonnenwend-Abend angezündet wird, als Symbol der wieder neu beleben wollenden Sonne. Wir hören denselben Klang in dieser Sonne und dem hinter ihr schreitenden Gotte (Apollo, Bal [Sonnenball], Baldr, Perkunas ꝛc., ebenso Sonnengötter), im Rade und Blocke, die ihre Symbole, in den zu ihm gerichteten Bitten an diesem Tage — stets wieder k-r (k-l), h-r (h-l, s-l) = pl, bl — und es packt uns, wie die Sprache uns hier geleitet, all das zusammenzufügen, das sie uns in solchen Namen und Ausdrücken einzeln herbeigetragen; zusammenzufügen, was vor Jahrtausenden beim Mangel an Ausdrücken im Mangel der Unterscheidungskraft — denn was wärmte und was leuchtete, war ein Begriff ehedem — einem Stamme herausgewachsen, sich mit der Zeit gespalten und die verschiedensten Bedeutungen angenommen hatte. Koläda, bei den Slawen das Fest der Sonnenwende, resp. Weihnachten; koládowat' = preisen, singen, beten,[1] ursprünglich das Besingen der Sonnenwende, später das Ansingen, Glückwünschen zu Weihnachten, wo man denn überall das Gute wünschte, aber auch das Gute prophezeite: koládowat' ward zum koldowát', zum Wahrsagen; koldún, koldúnja, Wahrsager, Wahrsagerin, Hexe.

Die Nachbarn der Slawen übernahmen von diesen den Ausdruck in Varianten wie Kolinde, Kalende schon für christliche Weihnachtslieder, Lieder Christi Geburt und die drum schwebenden Wunder besingend, und wir treffen denselben Ausdruck in allen Slawenländern (Rußland, Polen, Rumelien, Dalmatien, Albanien ꝛc.) und weit von denselben bis nach Frankreich hinein. In der Provence heißt Weihnachten Calendas, der Weihnachtsblock calignaou (d. i. calandeau, las calendalis), in der Dauphiné calandal, in Marseille caligneau der Weihnachtsblock, Calenos oder Calène das Fest selbst. Diese Uebereinstimmung der Benennungen, die dieselben und ähnliche Feste und Gebräuche wiedergeben, weisen deutlich zurück in jene fernen Zeiten, wo der arische Stamm noch ungetrennt bei einander saß auf der Hochebene Mittel-Asiens.

Suchen wir nun dasselbe Fest bei den ältesten Völkern und wie es sich daraus krystallisiert zur christlichen Weihnachts-Zeit.

Indier. Die „kunstfertigen" Männer, heißts in der Rig-Veda, die Genien der Jahreszeiten, die Ribhu, hegen und pflegen ihre lange schon vor Alter matten Eltern aufmerksam mit Wunderkräften, bis deren Jugendfrische wiederkehrt; vollführen auch auf ihrer fernen Fahrt manche staunenswerte That, bis sie im Hause Agohja's gastliche Aufnahme finden. Hier vergnügen sie sich zwölf Tage lang in träger Muße, dann beginnt die Fahrt aufs neue. Aufs neue bringt nun Frucht das Land, die Ströme fließen, die Höhen werden von Kräutern und die Tiefen von Wasser gefüllt. Agohja ist der „nicht zu bergende" Sonnengott, bei dem nach jahrelanger (einjähriger) Fahrt die Ribhu rasten, d. h. das Jahr ist zu Ende, die drei Jahreszeiten und die Sonne, welche ihren höchsten Stand erreicht hat, ruhen scheinbar zwölf Tage, jene zwölf Schalttage des Winter-Solstitiums.[1]

Noch jetzt halten die Bewohner von Indien die ganze Zeit des Novembers und Dezembers für unglücklich. Wenn in der Mitte des Sommers das Licht abnimmt, sagen die Hindus des Gangesthales, daß ihr oberster Gott Wischnu (den man in sehr alten Zeiten als einen bloßen Sonnengott verehrte) in tiefen Schlaf versinke. Vier volle Monate, glauben sie, währe sein Schlummer. Am Anfange des Dezembers aber bereiten ihre Priester, die Brahmanen, sich durch ein strenges Fasten, während dessen sie nur trockene Reiskörner genießen dürfen, vor, den Gott zum Heil und Jubel der Welt zu erwecken. Sie schlagen Trommeln und Pauken und singen dabei. Alle Häuser und Geräte werden gereinigt, alle Gassen gekehrt und mit Lampen erhellt. Kehrt es nun wieder das ersehnte Licht, so feiert man beglückt des Gottes Wiedererwachen. Vor einem Ammonshorn (dem Abbild der Sonne) bringt der Hausvater ein in der Ecke des Feldes abgeschnittenes Zuckerrohr als Erstlingsgabe dar. Er erhebt das Ammonshorn mehrere Male über den Kopf, als Abzeichen der seligen Gewißheit, daß Wischnu wirklich wieder vom Schlummer erstanden sei und Glück und Leben zurückbringe.

[1] Koládowát' noch bis dato im Gouvernement Smolensk = um Brot bitten.

[1] Kägi: Durch den Einfluß der 12 Tage, oder nach älterer Ausdrucksweise der „12 Nächte", welche unseren „Zwölften" entsprechen, reguliert schon die indogermanische Urzeit. („Nachgeborner" Schattenmonat.) In vedischer Zeit ist die Zweiteilung der Jahreszeiten die herrschende, in späterer Zeit unterscheidet man 5, 6 oder 7 Jahreszeiten.

Griechen. Ganz ähnlich, erzählt uns ebenso Mannhardt, galt schon im Altertum den Griechen Dionysos, der Gott der Jugend und Lust, die ewig schaffende und quellende Naturkraft, um die Zeit des kürzesten Tages für leidend. Im Tempel zu Delphi zeigte man dann im Allerheiligsten sogar sein Grab, bei welchem die vorstehende Priesterschaft am 20. Dezember geheime Opfer brachte. Auf dem Berge Kitheiron und den schneebedeckten Gipfeln des Parnassos versammelten sich Frauen und Mädchen in der Mitte des Winters. Schlangen in den fliegenden Haaren, mit Epheu bekränzt, Thyrsosstäbe in den Händen schwingend, schwärmten sie bei Fackelschein durch Berge und Thäler, jubelten, tobten und tanzten in wild aufgeregten Stellungen. Laute Klagen ertönten, daß der Gott Dionysos verschwunden sei, ja man jammerte, daß ihn böse Mächte, die Titanen, zerrissen hätten. Diesen Tod des Gottes (der oft auch Stier oder Bock — als Symbol der Befruchtung — genannt war) stellten sie nachahmend dar, indem sie allerlei Tiere des Waldes, Hirschkälber, Böcke, junge Wölfe erst hegten und pflegten und dann zerrissen.[1] Es war die wildeste Verzweiflung, der tiefste Schmerz um das Hinsterben der Natur und aller ihrer Lust unter den Qualen des Winters. Aber ein Trost blieb, man war überzeugt, der Gott sei nicht auf ewig vernichtet, es werde bald sich die Trauer in Freude lösen. Auf den Gipfeln des Berges Parnassos riefen die Jungfrauen den Dionysos wach und andere zeigten sein Bild als das eines neugeborenen Kindes in einer Futterschwinge. „Er lebt, er ist wiedergeboren."[2]

Römer. Von einem tieferen geistigen und sittlichen Gehalt war die Festfeier der Römer durchdrungen. Sie glaubten nämlich an einen Gott Saturnus, der dem Ackerbau vorstand und alle Segnungen desselben gewährte. Saturnus aber ist derselbe Kronos, der Gott der Zeit der Griechen, daher mit der Sichel stets dargestellt. Kronos, vom Throne gestoßen, flieht als Saturnus nach Italien, und unter seiner Herrschaft stellt sich hier das goldene Zeitalter her: die Menschen altern nicht, leben gleich den Göttern ohne Sorge, in steter Glückseligkeit, in Gesundheit und Stärke; wenn sie starben, war es ein Schlummer, welcher sie ihres Daseins überhob; ungepflegt trug die Erde alle Früchte, ohne Arbeit gab sie ihnen ihre Schätze, es war das Leben des Paradieses, das die Menschen unter seiner Regierung führten. Aber die goldene Zeit nahm auch ein Ende. Saturnus war in den Himmel zurückgekehrt und spendete von hier aus den Menschen erst nach fleißiger und mühsamer Arbeit die goldene Ernte. Das Volk aber vermochte nicht, sich zu ermannen und sank — gerade um die Zeit von Christi Geburt — durch Schwelgerei und Faulheit in ein sittliches Elend, wie sich solches wohl nirgends auf diese Weise geltend gemacht hat. In den kalten und dunklen Wintertagen kam das Elend doppelt und dreifach zum Bewußtsein, und wenn mit der Winter-Sonnenwende das Licht und mit ihm der im Winter verborgene Saatengott Saturnus wiederkehrte und das beseligende Glück neuen Frühling verhieß, dann fühlte man, daß man auch sittlich umkehren müsse zu dem paradiesischen Glücke und Unschuldszustande des goldenen Zeitalters, nach welchem alle trostlosen Herzen sich sehnten. In diesen Gefühl feierte man anfangs nur einen Tag, später 7 Tage (vom 17. bis 24. Dezember) zu Ehren des Saturnus und seiner Gemahlin, der Erdgöttin Ops — identifiziert mit Rhea, der Göttin der fruchtbaren Erde — das Fest der Saturnalien. Im Tempel des Gottes zündete man viele Lichter an als Abbild des neu geschenkten Sonnenlichts, und entfesselte die während des übrigen Jahres mit wollenen Binden umwundenen Füße des Götterbildes. Dann wurden alle Ratsversammlungen, Gerichte und Schulen, alle Kramläden und Wechselbanken geschlossen, keine Strafe vollzogen, keine Schuldforderung eingetrieben, kein Krieg durfte unternommen werden. Alles feierte unter dem Rufe: „Juchhe, die Saturnalien", und das Volk erging sich in der ausgelassensten Lustigkeit. Man wetteiferte gegenseitig, seine Freude durch Wohlthaten kundzuthun. Man sandte durch Sklaven einander Geschenke zu. Aermere Leute sandten ihren Patronen selbstverfaßte Reden und Gedichte, Reiche spendierten Kleinodien, Prachtgefäße u. s. w. Dichter und Gelehrte wurden doppelt reich bedacht und Wohlhabende bezahlten häufig für die bedürftigen Freunde die Schulden. Es war Sitte, daß die Vornehmeren vorzüglich Geringere zur Tafel zogen und es hörte für die Zeit der Saturnalien der Unterschied der Stände auf. Die beiden letzten Festtage waren ausschließlich den Kindern gewidmet. Man schenkte ihnen die verschiedensten Spielsachen, wozu ein besonderer Markt abgehalten ward. Mit der Zeit arteten aber auch die Saturnalien in die üppigsten Ausschweifungen aus; die sittliche Weihe der Feier ging verloren, und während die römischen Kaiser dem Saturnalienfeste noch den 25. Dez. als allgemeinen Festtag — der zwar von den Schatten des Winters bekämpften, aber dennoch „unbesiegten Sonne" — hinzufügten, ergaben sie sich der privaten Verehrung des „unbesiegten Sonnengottes Mithra". Die Verehrung Mithra's, eines von den Persern angebeteten Gottes, verpflanzte sich 70 Jahre vor Christo auch nach Europa, wo man ihn als Sonnengott betrachtete, und hier wurde um die Zeit des kürzesten Tages oder im Frühling zu seiner Ehre ein Geheimdienst begangen. Man feierte sein Geburtsfest und zeigte ihn, wie er in einer Felsengrotte, dem Abbild des nächtlichen Himmels, geboren wurde.

Perser. Wie den Israeliten Adam, den Indern Wischnu (Krischna), den Griechen Dionysos am 24. Dez. geboren, so feierten die Perser am selben Tage den Geburtstag ihres Sonnengottes Mithra. Dieser war ihnen im geistlichen Sinne der Sol novus, dessen körperliche

[1] Wir erinnern hier an die mexikanischen Gebräuche zur Frühlingsfeier.

[2] „Weihnachtsblüten."

Wiedergeburt das Heidentum an diesem Tage feierte. Mithra ist aber eigentlich nicht der Sonnengott, nicht die Sonne selbst auch, sondern der ihr zur Seite stehende Genius des Aethers oder des heitern Himmels, wurde aber später allerdings mit der Sonne vermengt. Auf seinen Denkmalen erscheint überall der Jüngling dargestellt mit der gesenkten und der gehobenen Fackel, denn Mithra steht zu Licht und Finsternis an der Schwelle des Jahres, an der dämmernden Grotte — im Stier — das winterliche Dunkel bekämpfend und daher am dämmernden Ausgang der Weltgrotte den Stier schlachtend. Er ist Streiter für die Sonne, für das Licht im Kampfe mit der Finsternis. Mithra ist Mittler, ethisch hell und dunkel, rein und unrein, da er an den Passionen und Leiden der Menschen Anteil nimmt, aber endlich siegt. Das symbolisierte Stieropfer, das nichts als ein blutiges Menschenopfer ist, darin denn der Mittler, Mithra (Mithra = die Liebe und Mithra = der Glänzende, mr = br), geopfert wird zur Versöhnung mit Gott, zur Vernichtung und Vergebung der arimanischen Erbsünde; der Grundbegriff dieses Opfers findet sich in den erschlagenen Meistern aller alten Mysterien, in Osiris und Adonis, wie in Atys und Jachus (Bachus oder Zagreus (Bachus), Nyktelis, Isodaktes, die immer mit Dionysos und dem Sonnengenius ein und dasselbe Wesen sind. Beim Porphyrius ist der Stier die Keimetragende Materie und Mithra ihr Eröffner. Astronomisch gefaßt ist Mithra die zeugende Sonne, getragen vom äquinoktialen Stier, dem Samenbewahrer. Das Frühlingszeichen ist der Stier, das des Herbstes der Skorpion, der Nagende, wo die Tage in der Abnahme sind. Die Aequinoktien, durch Stier und Skorpion vorgestellt, deuten auf ein hohes Alter hin. Mithra war, nach Görres, der Sohn des persischen Urbergs Albordi. Er, der Feuerstrahl, aus dem Stein hervorgesprungen, durchströmt und durchglüht die Erde; er spaltet als der große Dschemschid (als das personifizierte Sonnenjahr) mit dem goldenen Dolche den Stier, der die Erde ist. Sinnreich, aber keineswegs verbürgt ist die Erklärung des Stiers als Erde und des Dolches als des dieselbe eröffnenden Lichtstrahles. Der Mithra-Dienst, von Zoraaster eingeführt, verbreitete sich von Persien aus über Italien, Gallien und das römische Germanien, und war so allgemein, daß zahlreiche Priesterschaften und vielleicht die Hälfte der Einwohner Roms in seine Mysterien eingeweiht waren.

Das Fasten und das Bringen von Opfern der Sonne, es blieb, nachdem es seinen ursprünglichen Sinn verloren, noch bis in späteste Zeiten den Juden, ja bis zum heutigen Tage den Mohamedanern, wo zum Kurbán-Bairám (Kurbán-Opfer) jede Familie, die nur einigermaßen die Mittel hat, ein Schaf schlachtet dem Allah zu Ehren, der ja gleich den meisten jetzigen Göttern, will sagen Gottnamen, der Heiden wie der Christen, sich aus der leibhaftigen Sonne herauskrystallisiert hat. Ebenso das Spenden, seinen Heller mit den Armen teilen, das in den Saturnalien bis ins Breite und Ueppige geübt ward, ging auch auf die mohamedanischen Bairams ebenso über, wie in unsere christlichen Festspenden und kirchlichen Sammlungen für die Armen; keiner versäumt, sein Scherflein zu opfern.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Griechenland.

Von C. Hoffmann.

(Schluß.)

Am 11. April ritten wir um 7 Uhr nach dem Alpheus hinunter. Bald bot sich uns ein schöner Blick auf das am Berg sich hinaufziehende Andritzena. Die Höhen waren noch in dichten Nebel gehüllt. Zwischen immergrünem Gebüsch einen oft steil abfallenden, dann wieder schroff ansteigenden Pfad verfolgend, zogen wir in Begleitung einiger Landleute weiter, die sich geraume Zeit mit Levtheris unterhielten. Die großen Reiter nahmen sich auf ihren kleinen Pferden sonderbar aus. Die Tiere mochten dem nebenstehenden Manne nur bis zum Ellenbogen reichen. Man hat behauptet, die alten Künstler hätten die Pferde so klein dargestellt, um die Ueberlegenheit des Menschen zum Ausdruck zu bringen; doch gaben sie nur das natürliche Verhältnis wieder.

Unseren Begleitern wurde es bald zu langweilig, mit uns in gemäßigtem Schritte sich fortzubewegen; sie galoppierten deshalb einen steilen Berg hinan; doch oben verfielen sie bald in ein so langsames Tempo, daß wir sie rasch einholten. Jetzt schlug Levtheris einen Pfad ein, der uns in kürzerer Zeit zum Alpheus führen sollte; doch kostete es uns viele Mühe, einige Dornhecken, mit denen der Weg verrammelt war, zu durchbrechen. Mehrfach mußten wir über breite Gräben setzen, die zur Bewässerung der Felder dienten. Auf kleinen Grasflächen tummelten sich junge Pferde und Lämmer; die Ziegen kletterten an schief stehenden Platanen hinauf, um von dem frischen Laube zu naschen.

Am Alpheus fanden wir einen Mann mit Reusenlegen beschäftigt. Bereitwillig zeigte er uns eine Stelle, an der die in dem weiten, sandigen Flußbette dahinlaufenden Rinnsale nur drei Fuß Tiefe hatten. Ohne Schwierigkeit ritten wir hindurch. Nun ging es auf dem rechten Ufer längs des Flusses weiter über die Stätte, wo das alte Heraea stand. Nur wenige behauene Steine lagen umher.

Bald kamen wir zur Mündung des Ladon, der zu tief und reißend war, als daß wir ohne weiteres hätten übersetzen können; eine Brücke war natürlich nicht vorhanden. Auf unser wiederholtes Rufen und Winken trat aus einem am jenseitigen Ufer gelegenen Häuschen ein Mann von riesiger Gestalt, der durch den Fluß herüberwatete und dann die Zügel unserer Pferde ergriff, um

ihnen beim Hinüberschwimmen den Kopf über dem Wasser zu halten. Levtheris erfuhr von diesem Manne, daß vor einigen Tagen zwei Engländer hier übergesetzt seien. Während er die beiden Reitpferde hinübergebracht habe, sei das dritte, mit Gepäck beladene Tier unruhig geworden und ins Wasser gegangen, um allein überzusetzen. Plötzlich habe es der Strom hinweggerissen, und alles Gepäck sei mit ihm spurlos verschwunden.

In einem nahen Chane ruhten wir kurze Zeit; dann überschritten wir einen Hügel und gelangten bald zu einigen aus Flechtwerk errichteten und mit Ziegeln gedeckten Hütten am Strande des Erymanthus, eines kleinen doch sehr reißenden Flusses. Während wir übersetzten, versammelte sich am jenseitigen Ufer eine ganze Meute großer Hunde, die uns mit lautem Geheul empfingen. Auf mich, der ich hinten ritt, richteten alle ihren Angriff. Mein Pferd wollte nicht mehr vorwärts, weil ihm die wütenden Tiere an den Hals zu springen drohten. Ich durfte mit Armen und Beinen keine Bewegung machen, sonst hätten mich die Bestien gleich angepackt. So stach ich denn meinem Pferde mit der Reitgerte so lange in den Hals, bis es einen Satz machte, wobei es tüchtig ausschlug. Die Hunde stellten es sogleich wieder und ich war deshalb genötigt, dieses Mannöver mehrmals zu wiederholen, bis wir uns einige 100 Schritte von dem Flusse entfernt hatten. Nun zog langsam einer der Angreifer nach dem anderen ab. Der Hirte hatte von einer nahen Höhe der Affaire gemütlich zugeschaut.

Anfangs ritten wir dicht am Ufer des Alpheus hin durch mannshohen Affodill (Asphodelus albus), dessen Blütenstengel ganz den Eindruck vielarmiger Leuchter machten. Da jedoch die Pferde tief in den frischen Schlamm einsanken, hielten wir uns am Fuße der längs des Alpheus sich hinziehenden Hügelkette. Wir kamen durch ein dichtes, 40 Fuß hohes Gestrüpp von Erdbeerbäumen und Strandkiefern. Auf dem Wege lag eine ziemlich große, am Bauche gelb gefärbte Schlange in den letzten Zuckungen. Unmittelbar vor unserer Ankunft mußte sie erschlagen worden sein.

Gegen 6 Uhr erreichten wir die Trümmerstätte von Olympia und begaben uns sogleich nach Druva, einem kleinen Dorfe, das eine Viertelstunde weiter auf dem nächsten Hügel liegt. Wir stiegen vor dem Hotel ab, einem sehr bescheidenen Gasthause, das mir jedoch sehr nobel erschien im Vergleich mit den Quartieren, die ich seither gehabt hatte. In meinem Zimmer war ein Bett vorhanden, eine Waschschüssel und, was mich besonders in Erstaunen setzte, auch Fensterrahmen, an denen freilich noch die Glasscheiben fehlten, obwohl das Haus schon vor einem Jahre fertig gestellt worden war.

Am nächsten Morgen ging ich nach Olympia hinunter und betrachtete die Ruine des Zeus-Tempels, von dem keine Säule mehr aufrecht steht. Alle antiken Gebäude sind im Laufe der Jahrhunderte vom Alpheus und Kladeus etwa 20 Fuß hoch mit Schlamm überdeckt worden, an dessen Beseitigung ungefähr 50 Leute arbeiteten. Ich unterhielt mich kurze Zeit mit einem griechischen Aufseher und erfuhr, daß die ausgegrabenen Skulpturen in einigen nahen Bretterbuden untergebracht seien. Mit großem Interesse betrachtete ich die kostbaren Kunstschätze. Leider war es mir nicht vergönnt den Hermes zu sehen; ein Künstler hatte ihn mit einer dicken Lage von Gyps überzogen, um einen Abguß zu nehmen, der nächster Tage nach Berlin gesandt werden sollte. Dagegen hatte ich das Glück bei Ausgrabung einer überlebensgroßen Marmorstatue in der Nähe der Exedra des Herodes Atticus zugegen zu sein.

Nachmittags besuchte ich in Begleitung des Herrn Dr. Weil nochmals die Trümmerstätte und machte dann mit ihm, obwohl der mit Wolken überzogene Himmel Regen drohte, einen Spazierritt. Hiebei erfuhr ich, daß gewöhnlich 250 Arbeiter mit den Ausgrabungen beschäftigt seien; nur jetzt, nach den Feiertagen, sei die Zahl eine geringere.

Da ich nicht mehr nach dem Hotel hatte hinaufsteigen wollen, um mein Pferd zu holen, war mir ein mit dem großen griechischen Holzsattel versehenes Tier vorgeführt worden. Wir ritten ein Stück Weges in dem lieblichen Thälchen des Kladeus, dann in östlicher Richtung über die nächsten Hügel und wieder nach Olympia hinab. Das Reiten auf den griechischen Holzsätteln erfordert viele Uebung; dieselben werden nämlich einfach auf den Rücken der Pferde gelegt und nicht durch Leibgurte befestigt. Ich rutschte auf meinem Sattel, für dessen breite Wölbung mein Pferd viel zu schmal war, fortwährend von einer Seite auf die andere. Beim Ueberschreiten des Kladeus geschah es zur Erheiterung meines Begleiters, daß ich mit meinem Sattel in das Wasser hinabsank.

Schon war die Nacht hereingebrochen als wir wieder in Druva anlangten. Wenige Augenblicke vorher war auch Herr Dr. Hirschfeld mit seinen Reisegefährten von Andritzena zurückgekehrt. Er hatte die Güte, mich zum Abendessen einzuladen. Die Gesellschaft wurde durch Erzählen der Reise-Abenteuer sehr erheitert. Die letzte Nacht hatten die Herren in einem kleinen Chane zugebracht, dessen einzige Räume ein Zimmer und ein Schweinestall waren. Zum Abendessen vermochten sie für sich und ihre fünf Diener nur zwei Hühner aufzutreiben, die der Wirt einfach durch Abreißen des Kopfes tötete und schon nach drei Minuten im Topfe kochen ließ. In demselben Raume mit den Herren hielten sich nicht nur die Diener und die Hausleute auf, sondern auch die Pferde, die Schweine und eine große Anzahl Ratten. Die Thüre des Schweinestalles hatte man ausgehoben und auf den nicht eben sauberen Boden des Wohnzimmers herabgelassen. Auf dieselbe legten sich nun die Herren nebeneinander wie die Häringe; keiner durfte sich regen, sonst wären die beiden Eckmänner heruntergefallen. Am folgenden Morgen mußten sie nüchtern abziehen und erst gegen Mittag erreichten

sie ein Dorf, wo nun aber ein ganzer Hammel gebraten und aufgezehrt wurde. Dem Pferde eines der Herren hatte es gefallen, stets durch das dichteste Gestrüpp zu laufen und vermittelst seines Reiters dicke Aeste abzuschlagen. Er selbst gab zu, sich in dem Stacheleichendickicht sehr übel befunden zu haben.

Nachdem noch über die griechischen Speisen viel gescherzt worden war, ging die Gesellschaft auseinander. Die meisten der Herren fanden in dem für die deutschen Gelehrten erbauten Hause Wohnung, nur wenige hatten, wie ich, im Hotel Logis genommen.

Am 13. April brach ich mit Levtheris um 6 Uhr von Druva auf. Man hatte mir gesagt, der Weg über das Erymanthus-Gebirge nach Patras müsse ebenso schön sein, wie der längs des Meeresstrandes langweilig sei. Levtheris war nicht ganz einverstanden, als ich ihm meinen Entschluß mitteilte, über das Gebirge zu reisen; warum es ihm nicht wünschenswert erscheinen mochte, diese Route zu wählen, sollte mir bald klar werden.

Wir waren einige Stunden in dem herrlichen Thälchen des Kladeus geritten, dessen Sohle mit hohem Affodill dicht bewachsen ist, während über die schroffen Felsen an beiden Ufern dunkles Laubwerk herabhängt. Hier und dort bilden Platanen, Tamarisken und Strandkiefern prachtvolle Gruppen. Da wandte sich Levtheris plötzlich nach mir um und rief, wenn die Engländer, die vor einigen Jahren bei Marathon ermordet worden seien, nur ein paar Goldstücke herausgerückt hätten, würde man ihnen nicht den Hals abgeschnitten haben.

Ich war über diesen Ausruf etwas erstaunt und wußte ihn mir nicht anders zu erklären, als daß mir Levtheris für etwaige Begegnungen mit Räubern Verhaltungsmaßregeln geben wollte. Meine einzige Waffe war ein großes Messer, mit dem ich in einem Lande, wo jeder Hirte ein Gewehr auf der Schulter und eine Pistole im Gürtel trägt, natürlich nichts ausrichten konnte. So vertraute ich denn darauf, daß wegen meiner einfachen Kleidung niemand Geld bei mir suchen würde. Levtheris selbst mußte das größte Interesse daran haben, mich unverletzt nach Patras zu bringen; denn wenn ich unterwegs ausgeplündert wurde, so kam er um seine 200 Franken.

Nach wenigen Minuten erreichten wir ein weites Plateau und ritten in das Dorf Lala ein. Levtheris meinte, in diesem slawischen Neste werde es mir nicht gut gefallen, so schmutzig sehe es bei Griechen niemals aus. Und in der That machten das Dorf und seine Bewohner einen höchst widerwärtigen Eindruck. Die letzteren waren sämtlich zerlumpt; eine Schaar roher Gesellen beschäftigte sich damit, ihre Mützen im Kot herumzuschleifen und ein mißratenes Kind zu necken, das sich dafür mit Steinwürfen rächte. An den Balken der Vorhalle eines kleinen Hauses band Levtheris die Pferde fest und beschäftigte sich, während ich mich niedersetzte, um zu ruhen, vor allem damit, meine wenigen Kleidungsstücke aus der Reisetasche zu nehmen und neben einander auszubreiten. Neugierig drängte sich das Gesindel heran, und ein Lump fragte Levtheris, ob ich Geld habe. Der zuckte mit den Achseln und meinte, nach meinem Aussehen könne man das nicht wohl annehmen; er selbst wisse nichts darüber. Nun wurde ich die Zielscheibe aller Blicke, die besonders auf meiner Uhrkette lange verweilten. Zum Glück war sie nur aus Stahl. Ich sah einstweilen mit möglichst gleichgültiger Miene in die Ferne hinaus. Unterdessen ging Levtheris von einer Hütte zur anderen, konnte aber nirgends etwas von Nahrungsmitteln bekommen.

Ich war froh, als wir das Dorf hinter uns hatten. Wenn ich in Begleitung mehrere Bekannten und einer Anzahl von Dienern gereist wäre, würden mir allerdings wohl solche Augenblicke des Unbehagens erspart worden sein. Die weite Fläche des Plateau's war nur mit Affodill und Adlerfarn bewachsen. Ein großer Eichenwald, in den wir nach einiger Zeit gelangten, sah noch ganz winterlich aus. Zu beiden Seiten des Weges lagen vom Winde umgebrochene Stämme kreuz und quer übereinander. Als nun Levtheris zu schlafen anfing und auf seinem großen Holzsattel hin und herschwankte, wollte mir das in dieser wilden Gegend gar nicht gefallen. Wir waren gerade zu einer Stelle gekommen, wo zahlreiche Fußpfade nach allen Richtungen auseinander liefen. Ich weckte den Schläfer auf; er erklärte jedoch nur, ich solle immer geradeaus reiten, und schlief schon nach zwei Minuten wieder ein. Das war mir doch zu stark, und ich rief ihm zu, er solle jetzt endlich wach bleiben.

Während er sich noch schlaftrunken die Augen rieb, kamen zwei ganz zerlumpte Gesellen uns entgegen, die sich etwas zuraunten und mich nicht aus den Augen ließen. Vielleicht wollten sie ergründen, ob ich bewaffnet sei. Als wir zusammentrafen, stellten sie sich zu beiden Seiten auf und sahen mich, während ich vorbeiritt, unverwandten Blickes an. Wenige Minuten nachher bemerkte ich drei Schäfer nahe am Wege, die sich, sobald sie unser ansichtig wurden, mit ihren Hunden in den Wald begaben, wobei sie verdächtig zu uns herüberblickten. Ich war froh, als Levtheris sie anrief und um Feuer für seine Zigarette bat. Einer hatte in seiner zerrissenen Tasche noch ein Zündholz, das er Levtheris überreichte.

Nachdem wir noch eine Stunde durch den düsteren Wald geritten waren, begegnete uns eine Schaar zerlumpter Weiber, denen Levtheris zurief, sie seien lauter Klephten, wie alles andere Gesindel, das sich hier herumtreibe. Eine Masse von Schimpfworten wurde ihm für dieses Kompliment zu Teil.

Allmählich ward der Wald lichter und bald gelangten wir ins Freie und ritten an einem Abhange hin, von dem man in der Tiefe den Erymanthus-Fluß zwischen hohen Bergen von rotem und grauem Gestein dahinströmen sah. Levtheris war wieder eingeschlafen und wurde nur von

Zeit zu Zeit unsanft aufgeweckt, wenn ein über den Weg herabhängender Ast ihm ins Gesicht fuhr. Ich trieb sein Pferd vorwärts, so daß wir doch ziemlich schnell vom Platze kamen. Bald erreichten wir eine Schafheerde, die zu beiden Seiten des Weges graste. Levtheris war eben wieder aufgewacht, doch noch so schlaftrunken, daß er nicht bemerkte, wie ein Lamm seinem Pferde entgegenlief und von demselben arg geschlagen wurde. Der Hirte, der in einiger Entfernung auf der Erde gelegen und geschlafen hatte, fuhr, durch den Hufschlag der Pferde geweckt, plötzlich in die Höhe und eilte, da er das Schaf zusammenbrechen sah, seine Pistole in der Hand, wütend herbei. Zum Glück hatte Levtheris so viele Besinnung, auf seine heftigen Worte nichts zu erwidern.

Um einen Felsenvorsprung reitend, sahen wir das Dorf Divri gerade vor uns, darüber die steilen, schneebedeckten Gipfel des Erymanthus. Es war erst 4 Uhr und so entstand die Frage, ob wir nicht noch weiter ziehen sollten. Levtheris, der augenscheinlich noch nie in dieser Gegend war, fragte die umstehenden Bauern, wie wir am besten nach Hagios Vlasis kämen. Sie meinten, da wir mit Pferden reisten, könne überhaupt nur der Weg über Tripotama für uns in Betracht kommen, das noch drei Stunden entfernt liege und kein gutes Nachtquartier bieten könne. Da wir nach dem langen Ritt jedenfalls ruhen mußten und also vor Einbruch der Nacht das Dörfchen nicht hätten erreichen können, dessen Name nicht einmal auf der Karte verzeichnet war, so zogen wir es vor, in Divri zu bleiben. Sogleich wurden mir einige antike Münzen gebracht und bald ergriff einer der Bauern die Zügel meines Pferdes und führte uns in sein Haus. Während ich mich ein wenig an dem Feuer wärmte, das Levtheris in meinem Zimmer angezündet hatte, um auf zwei Dreifüßen das Essen zu kochen, erschien der Schulmeister des Dorfes mit einem Freunde, um mich zu besuchen. Wir unterhielten uns längere Zeit; ich sprach altgriechisch, da ich des Neugriechischen nicht genügend mächtig war. Wenn auch mehrmals das Gesagte wiederholt werden mußte, so verstanden wir uns schießlich doch ganz gut. Der volle Klang der Diphtonge des Altgriechischen erregte ihre Verwunderung; mehrmals sprachen sie die Worte in meiner Weise nach, um selbst zu probieren wie es sich eigentlich damit verhalte. Der fünfzehnjährige Sohn des Hauses brach in ein lautes Gelächter aus, da er die fremdartig klingenden Worte hörte, und meinte z. B.: es heiße ja nicht paides (παῖδες), sondern paedes.

Ich nannte ihnen der Reihe nach die Städtchen und Dörfer, die ich auf meiner Reise berührt hatte, doch schien der gute Magister, obgleich er von der Insel Melos gebürtig und demnach ein weitgereister Mann war, nur eine dunkle Ahnung von der Lage dieser Orte zu haben. Auf sein Geheiß brachte der natürlich barfuß gehende Sohn des Hauses das Geographie-Buch herbei, das in der Schule eingeführt war. Das Wichtigste über Deutschland, Frankreich und England fand ich auf je zwei Seiten zusammengestellt. Deutschland bestehe aus mehreren Königreichen, Herzogtümern ꝛc. Oesterreich gehöre ganz, Preußen zum größeren Teile zu Deutschland, das 31 Millionen Einwohner habe. Im Nordosten seien die meisten *Προτεστᾶντοι* (Protestanten), im Südwesten *Λατῖνοι* (römisch-katholische).

Ich setzte dem Lehrer und Schüler auseinander, daß diese Darstellung einer Berichtigung bedürfe; seit einigen Jahren hätten wir einen Kaiser. Beide fielen sogleich ein, das wüßten sie wohl, er heiße Julius Cäsar. Ich klärte sie über ihren Irrtum auf; den Namen Wilhelm hatten sie noch nie gehört.

Der Junge brachte mir eine sehr gut erhaltene, antike Silbermünze; auf einer Seite war ein Löwe, auf der andern ein Adler gebildet. Ich bot ihm einen halben Franken dafür; weil er jedoch damit nicht zufrieden war, machte ich weiter keinen Versuch sie zu acquirieren. Kaum hatten sich der Lehrer und sein Freund verabschiedet, so trat ein sehr gut gekleideter Mann herein, wahrscheinlich der Bürgermeister, der sich auch die fremdartige Erscheinung eines *Γερμανὸς* (Deutschen) ansehen wollte und sich sehr freundlich mit mir unterhielt.

Nach seinem Weggange zeigte mir mein Gastfreund ein französisches Konversationsbuch. Er las ein Stück daraus ziemlich fließend vor, doch sprach er die Wörter genau so, wie er sie gedruckt sah, so daß ihn ein Franzose schwerlich verstanden hätte. Er wollte wissen, ob die deutsche Sprache von der französischen verschieden sei. Dann sollte ich ihm sagen, welche Sprache den Anspruch auf das höchste Alter habe: die Grammatiker hätten doch schon gesagt, daß die griechische die älteste, und daß die römische erst aus ihr hervorgegangen sei. Er meinte, die Aussprache des Griechischen habe sich seit den frühesten Zeiten nicht verändert.

Mir imponierte der Wissensdurst des Mannes, und ich freute mich, daß ich den von den Slawen bewohnten Distrikt hinter mir hatte und wieder in einem griechischen Dorfe mich befand.

Am nächsten Morgen nahmen wir schon vor 6 Uhr Abschied und marschierten nach Tripotama. Der Weg war entsetzlich holperig, und wir gingen, weil wir heute noch eine weite Strecke zurückzulegen hatten, zu Fuß und trieben die Pferde vor uns her. Die hohen Berge mit ihren tiefen Klüften und schroffen Abstürzen waren prachtvoll beleuchtet. Viele Wanderer, meist zerlumpt und finsteren Ausdrucks, begegneten uns. An den Hängen grasten zahlreiche Heerden. Die Schafe hatten über ½ Fuß lange, schlicht herabhängende Haare; ihr Hals war nackt. Die Rinder waren sehr klein und von schwarzer Farbe. — In Tripotama machten wir vor dem einsamen Chane Halt. Der Ort hat seinen Namen daher erhalten, daß hier durch Vereinigung dreier kleiner Flüsse der Erymanthus entsteht.

Sogleich erschienen zwei dort stationierte, übel aus-

sehende Gendarmen und fragten uns barsch, wer wir seien und woher wir kämen. Als wir ihnen das auseinander gesetzt, wandten sie sich an mich, mit der Bitte, ich möge ihnen doch einen Mastix (Schnaps) bezahlen. Da ich dachte, sie könnten mir in dieser wilden Gebirgsgegend vielleicht noch gute Dienste leisten, gab ich Levtheris den Auftrag, jedem für 10 Lepta des gewünschten Stoffes vorzusetzen. Unterdessen kam ein zerlumpter Mensch und bot mir einen prachtvollen, großen, hellblauen Edelstein zum Kaufe an. Als wir aufbrachen, erschienen die beiden Diener der Gerechtigkeit vor der Thüre und stießen auf mein Wohl an.

Wir zogen nun das Thal von Poretzo hinauf. Ein ordentlicher Fußpfad war nicht vorhanden, obwohl hier mehrere Dörfchen lagen. Wiederholt wurden wir durch niedere Mauern oder dichtes Gestrüpp genötigt, Umwege zu machen. Mehrmals kamen wir auch unerwartet zu steilen Abhängen, so daß nichts übrig blieb, als ein Stück rückwärts zu gehen. Levtheris zeigte viel Geschick, diese Hindernisse zu überwinden; doch einmal geschah es, daß der breite Holzsattel seines Pferdes zwischen zwei nahe aneinander tretenden Felsen stecken blieb. Nicht ohne Mühe brachten wir das Tier wieder heraus. Unter solchen Umständen fanden wir es zuletzt praktisch, dem Bette des Baches zu folgen. Hier sprangen wir von einem der großen, im Wasser liegenden Steine auf den anderen und zogen die Pferde am Zügel nach.

Am Ende des Thales rasteten wir einen Augenblick vor einem von Platanen beschatteten Kloster. Dann galt es, in kurzen Windungen aufsteigend, die Höhe eines der Seitenjoche des Erymanthus (2224 m.) zu erklimmen. Dort oben kamen wir durch einen Wald mächtiger Weißtannen. Den Boden bedeckten gelbe Primeln, grünblühende Schwertlilien, blaue Meerzwiebeln (Scilla) und weiß und blaue Anemonen. Herrlich war die Aussicht auf die nahen, schneebedeckten Gipfel des Erymanthus und die fernen, ineinander geschobenen Gebirgszüge.

Bei dem Abstieg mußten wir mehrfach durch tiefen Schnee, über den unsere vorsichtigen Pferde nicht ohne einige Peitschenhiebe zu treiben waren. Aus den schneegefüllten Klüften rannen kleine Wässerchen hervor; hinabsteigend, sahen wir diese sich zu Bächen vereinigen, die wild schäumend über gewaltige Felsen dahinstürzten.

Um 3 Uhr endlich (wir waren seit 6 Uhr Morgens anhaltend marschiert oder geritten) langten wir in Hagios Blasis an. Unsere Pferde hatten einige Eisen verloren. Levtheris war sehr müde und seine Füße bluteten. Dennoch konnten wir nicht die Nacht hier bleiben, weil ich am nächsten Tage bei guter Zeit in Patras sein mußte. Ich hatte wiederholt gehört, daß die griechischen Dampfer ihre Fahrzeiten nicht genau einhielten, sondern oft zu spät, oft aber auch zu früh ausliefen. Weil nun wöchentlich nur ein Schiff von Patras nach Korfu abging, mußte ich unbedingt um die Mittagszeit mein Ziel erreichen.

Levtheris merkte bald, daß ich nicht beabsichtigte hier Quartier zu nehmen; er beschloß deshalb mich zum Bleiben zu zwingen. Ohne mein Wissen schickte er zu einem angesehenen Bürger des Ortes und ließ in meinem Namen anfragen, ob wir bei ihm übernachten könnten. Alsbald trat ein sehr anständig gekleideter Herr zu mir, bot mir freundlich die Hand und lud mich ein, ihm in sein Haus zu folgen. Levtheris sagte zugleich, das sei der Herr, der uns beherbergen wolle. Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern dankte dem Manne für seine Güte und setzte ihm auseinander, warum ich nicht hier bleiben könne. Der Grieche betrachtete Levtheris voll Erstaunen, verbeugte sich vor mir und ging weg.

Nun suchte Levtheris, während ein Schmied den Pferden neue Eisen auflegte, mich vor der versammelten Menge zu blamieren, indem er räsonnierte, was ich für ein Menschen- und Tierquäler sei. Von Zeit zu Zeit blickte er höhnisch lächelnd zu mir herüber. Da nun die Zuschauer ebenfalls anfingen über mich zu lachen, wurde mir doch die Sache zu arg, und ich machte Levtheris auf Italienisch den Standpunkt klar, wie er sich unterfangen könne, mir Hindernisse in den Weg zu legen, da er doch wisse, daß ich morgen mit dem Dampfschiffe weiter fahren müsse. Nun wurde er zahm und machte sich zum Weitermarsche bereit. Zuletzt mußten noch die Pferde als Gegenstand des Spottes herhalten: Das seien auch schöne Mähren; daß die nicht mehr fort können, verstehe sich von selbst. Nicht weniger moquierte man sich über die Kleider des guten Levtheris. In der That sahen sie sehr übel aus; sein Rock war von den Stacheleichen zerrissen und sein Hut durch das häufige Widerschlagen der Aeste ganz durchlöchert.

Um ½5 Uhr brachen wir endlich nach dem zwei Stunden entfernten Kalanos auf. Levtheris suchte mich durch die wiederholte Frage: „Monter?“ zum Aufsteigen zu bewegen, damit auch er reiten könne. Da ich ihm jedoch kurzweg erklärte, ich wolle mein müdes Tier nicht mehr strapazieren, stieg er allein auf. In Kalanos suchte er mir wieder Schwierigkeiten zu machen: Mit einem Bürger, der sich freundlich erboten hatte, uns aufzunehmen, ging er in dessen Haus und berichtete mir dann, das Quartier sei nicht zu brauchen. Da stieg ich selbst hinauf und überzeugte mich, daß es so gut und so schlecht wie unsere früheren Quartiere auch war.

Vor unserem Hause saßen die jungen Bursche des Dorfes und machten mit mehreren Dudelsäcken, Pauken und Triangeln eine wilde Musik. Sie luden mich ein, zu ihnen herunterzukommen. Da ich sehr müde war, begnügte ich mich damit, einige von ihnen, die zu mir heraufkamen, freundlich zu begrüßen. Der Gastfreund suchte mir auf jede Weise den Aufenthalt in seinem Hause angenehm zu machen.

Sonntag den 15. April zogen wir um ½7 Uhr von Kalanos weiter. Zum letztenmal betrachtete ich die herrliche Aussicht auf den gegenüberliegenden Erymanthus mit

seinen tiefen Schluchten, durch die man Bäche herniederbrausen hörte. Einen wohlgeebneten Weg verfolgend, gelangten wir nach einem dreistündigen Marsche zu einem einsamen Chane, von dem man schon die Ebene von Patras in der Ferne liegen sah. Dann überschritten wir auf äußerst holperigem Pfade die letzten, mit niederem Stacheleichen-Gestrüpp bedeckten Höhen und genossen, im Schatten einer hohen Platane neben eine Quelle gelagert, die prachtvolle Aussicht auf das dunkelblaue Meer mit den Inseln Ithaka, Kephalonia und Zakynthos; auch die schmale Landzunge von Mesolongi und die schroffen Berge Aetoliens traten deutlich hervor. Tief unten lag Patras, von der Ruine einer alten Burg überragt.

Bald erreichten wir die Ebene und ritten nun auf einer vorzüglichen Chaussee, die der deutsche Konsul in Patras, Herr Hamburger, nach seinen Weingütern angelegt hat. Gerade vor der Stadt stolperte Levtheris' Schimmel und stürzte zu Boden und sein Reiter flog in den tiefen Staub, aus dem er, zur Belustigung einiger Spaziergänger, ganz grau hervortauchte. Die vor den Cafés sitzenden, sonntäglich gekleideten Leute betrachteten mit Lächeln die staubigen Ankömmlinge.

Patras ist eine sehr wohlhabende Handelsstadt, die, was die Bauart ihrer Häuser betrifft, mit Neapel viele Aehnlichkeit hat. Ihren Reichtum verdankt sie den vorzüglichen Trauben, die, von der glühenden Sonne bestrahlt, einen außerordentlichen Grad der Süßigkeit erreichen.

In dem großen Hotel de Bretagne, am Meeresstrande, ruhte ich kurze Zeit. Hier, wie anderwärts im Peloponnes, sind die Zimmer mit Bildern aus dem Freiheitskriege geschmückt. Die Griechen sind natürlich um die Hälfte größer gezeichnet als die Türken. Hier und da findet man noch ein Bild aus der Zeit Napoleons I.

Ich zahlte Levtheris den Rest des Reisegeldes aus und begab mich nach der κατάστασις (Bureau) der griechischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, wo ich ein Billet nach Korfu löste. Ich nahm auf dem Deck des Schiffes Platz, um noch möglichst lange die hübsche Aussicht zu genießen.

Birma und seine Zustände.

Das Ziel aller europäischen Nationen scheint dermalen dahin zu gehen, sich der Handelsstraßen zu bemächtigen, welche vom Meer in die reichen Provinzen des südlichen China münden, und die Wasserläufe der großen Ströme zu erobern, welche vom Reich der Mitte ausgehen und sich ins Indische Meer ergießen. England kann nicht gleichgültig zusehen, wie Frankreich das Delta von Tongking erobert, an den Ufern des Roten Flusses hinan vorrückt und, nachdem es sich der Mündungen des Mekong bemächtigt hat, nun auch seine Schutzherrschaft über Kambodscha ausdehnt. Es hat daher, als Gegengewicht gegen diese Vorteile, seine Besitzungen auf der indochinesischen Halbinsel zu vermehren. Die Engländer beherrschen nun die ganze Ostküste des Bengalischen Meerbusens und das Delta der Irawadi, haben sich in Rangun festgesetzt und beabsichtigen nichts geringeres, als das ganze Thal des großen Stromes zu annektieren, aus dem unabhängigen Birma oder Barmanenlande alle fremden Einflüsse zu vertreiben und das Reich Ava in eine britische Kolonie zu verwandeln. Sie beabsichtigen die Erbauung einer Eisenbahn durch Siam, Birma und das Laosland, um nach Yünnan einzudringen und den ganzen Handel aller dieser Provinzen an sich zu reißen. Der Streit, welcher jüngst zwischen England und der birmanischen Regierung ausgebrochen ist, die Rolle, welche die Franzosen in dieser Angelegenheit gespielt haben, lenken dermalen die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieses wenig bekannte Land und veranlassen uns, im Nachstehenden eine geographische Uebersicht und einen Abriß von der gegenwärtigen Lage von Birma zu geben.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts bildete Birma, Burmah oder das barmanische Reich, noch den mächtigsten Staat auf der indochinesischen Halbinsel; derselbe umfaßte die Becken der Irawadi, des Sittang, des Salwên und einen Teil des Mekong. Sein ungeheures Küstengebiet entwickelte sich vom Ende des Bengalischen Meerbusens bis zur Landenge von Kra auf einer Länge von mehr als 1500 Km. und seine Herrschaft erstreckte sich noch über einen Teil der malaiischen Halbinsel. Seither hat eine Reihe von unglücklichen Kriegen gegen England der birmanischen Regierung ihre ganze Küstenlinie gekostet: 1826 verlor sie Arakan und Tenasserim, in dem zweiten leichtsinnig und hochmütig heraufbeschworenen Kriege verlor sie Pegu, d. h. das Delta der Irawadi, eines der reichsten Reisländer der Welt, mit Rangun, und wurde nun im Mittelpunkt von Indochina ganz isoliert. Die Völkerschaften, welche früher einen integrierenden Teil jenes Gebietes bildeten, haben das despotische Joch des Königs von Birma abgeschüttelt; andere Völkerschaften, früher seine Vasallen, haben ihre Unabhängigkeit erklärt, und noch heute flüchten alljährlich Tausende seiner gegenwärtigen Unterthanen hinüber nach dem britischen Birma, um dort ein ruhigeres und menschenwürdigeres Dasein zu genießen. Birma ist nun ein zerstückeltes, vom Meere abgeschlossenes und den umgebenden Ländern tributbares Reich. Das heutige Birma von einer seiner entthronten und ephemeren Hauptstädte auch Ava genannt, ist eingekeilt zwischen Assam, China, Tongking, Siam und dem Bengalischen Meerbusen, hat eine

[1] Daß Patras der wärmste Punkt Europa's ist, geht aus einer Vergleichung seiner mittleren Jahrestemperatur mit der anderer Orte hervor. Diese beträgt nämlich (Vgl. Hann, Handbuch der Klimatologie. Stuttgart 1883. S. 419—421) 19,9° C., für Athen stellt sie sich nur auf 18,5°, für Syrakus auf 18,2°, für Palermo auf 17,9°, für Korfu auf 17,8°, für Gibraltar auf 17,3°, für Neapel auf 15,9°, für Nizza auf 15,7° und für Madrid auf 13,5°.

Gesamt-Oberfläche von etwa 457,000 Q.-Km. und scheidet sich in zwei deutlich verschiedene Teile: in das nunmehrige Britische Birma und in das unabhängige Ober-Birma, welches von dem König Thibo despotisch und blutig regiert wird.

Vom südöstlichen Ende der Provinz Bengalen unter dem 10.° n. Br. erstreckt sich auf der Ostküste des Bengalischen Meerbusens eine schmale, mehr als 1000 Km. lange Region, gebildet von den Gebieten, welche die Engländer dem König von Birma in den Jahren 1826 und 1852 abgenommen und unter dem Namen des Britischen Birma 1862 dem Vizekönigreich Indien untergeordnet haben; sie liegt zwischen 20° 50′ und 10° n. Br. Im Westen scheiden die Ausläufer des Arakan-Yoma, welche südwärts bis zum Kap Negrais herabreichen, diesen Landstrich von der indischen Provinz Tschittagong; im Norden stößt sie an Ober-Birma und an den unabhängigen Staat der Karêni; ihre östliche Grenze läuft derjenigen von Siam entlang bis zur Landenge von Kra und ihre Gesamtoberfläche soll 141,705 Q.-Km. betragen, wovon 56,000 anbaufähig, aber nur 6400 wirklich angebaut sind.

Das britische Birma umfaßt drei Provinzen: Arakan, Pegu und Tenasserim.

Arakan, die nördlichste dieser drei Abteilungen, wird vom eigentlichen Birma durch die Gebirgskette der Arakan-Yoma getrennt, deren mit üppigem Urwald bedeckte Abhänge sich in einer Reihe von Gipfelpunkten bis zur Höhe von 5—6000 Fuß erheben. Die Ebenen, welche sich am Fuße dieser Kette hinziehen, sind sehr beschränkt, denn sie sind von den Ausläufern des Hauptkammes durchschnitten, die beinahe bis zur Küste herabkommen, welche ein dichter Gürtel von Mangrovenwäldern (Rizophora Mangle) umgibt. Aus diesen Gebirgen kommen eine Menge winziger Flüßchen herab und führen ihre Gewässer ins Meer; in den Niederungen entspringen eine Menge Quellen und bilden Bäche, welche sich kreuzen, die Flüsse mit einander verbinden und ein unentwirrbares Netz von Kanälen und Wasserläufen bilden. Diese Wasserwege ersetzen die Landstraßen und verbinden die Städte und Dörfer untereinander. Auf dem ganzen Küstenstrich findet man unzählige Schlammvulkane, Lagerstätten von Eisen- und Kupfererzen, Steinkohlen und Petroleum, namentlich auf den Inseln Chedubah, Ramri und Barongah, welche der Küste nahe vorliegen. In den zahlreichen Flußmündungen, welche das Meer zur Flutzeit erfüllt, gewinnt man durch Verdunstung reiche Mengen von Seesalz.

Pegu nimmt den südlichen Teil des unabhängigen Birma ein; es wird im Osten durch das Königreich Siam begrenzt und umfaßt den ganzen inneren Teil des Beckens der Irawadi und des Sittang, welche sich in zahlreichen Armen ins Meer ergießen und ein ungeheures Delta bilden. Die Spitze oder Gabelung des Delta's liegt in Luftlinie 220 Km. vom Meere; von diesem Punkte an treten die Arme auseinander, bis sie eine Oeffnung von 180 Km. erreicht haben. Die Breite des Flusses auf seinem Lauf durch britisches Gebiet schwankt zwischen einem und vier Kilometer; seine Höhe erreicht bei hohem Wasserstande oft 12—15 m. Das östliche Ufer der Irawadi ist auf eine Länge von ungefähr 150 Km. eingedeicht und an dem Bassên-(Basseina)Flusse, einem der Stromesarme, hat man eine künstliche Uferböschung von 90 Km. erbaut. Leider beschützen diese Arbeiten zwar gewisse Teile des Flusses vor Ueberschwemmungen, haben aber andererseits die Folge, die Tiefe des Flusses, die Gewalt der Strömung und die Heftigkeit der Rückstaung seiner Gewässer oberhalb der Dämme zu steigern und bedeutende Unglücksfälle hervorzurufen, wenn zufälligerweise Hochgewässer die Deiche durchbrechen. So wurde im Jahre 1877 ein Flächenraum von 1250 Q.-Km. östlich von Narwun auf diese Weise in einen See verwandelt und das ganze Delta mit anderen Seebecken von geringerer Ausdehnung übersäet. Gestalt und Oberfläche verändern sich täglich und alljährlich durch die Ablagerung und Anschwemmung von Boden, welche die Gewässer des Stroms während seines Laufs von den Ufern abgerissen haben. Diese ganze Region ist niedrig, sandig und schlammig, aber ihr Boden eignet sich vorzüglich zum Reisbau.

Tenasserim, die südlichste der drei Provinzen, erstreckt sich an den Küsten des Meerbusens von Pegu und wird im Osten begrenzt durch eine Bergkette, welche die Wasserscheide für die Gewässer des britischen Birma und diejenige des Königreichs Siam bildet. Unweit der Küste erhebt sich eine große Anzahl bergiger Inseln und Eilande, deren bewaldete Gipfel sich bis auf 2—3000 Fuß über Meer erheben; sie werden von Birmanen und Karenen bewohnt und die Wälder von Kautschuk und anderen wertvollen Bäumen, welche auf diesen Inseln wachsen, wimmeln von wilden Tieren aller Art: Nashornen, Tigern, Hirschen und gefährlichen Reptilien und ihr Untergrund soll reiche mineralische Schätze bergen.

Außer der Irawadi bewässern noch zahlreiche Flüsse das britische Birma; da ist zuerst der Salwên, der von den Hochebenen im Südwesten von Thibet herabkommt, durch Yünnan und das Land der Schan fließt und das britische Gebiet in der Nähe seiner Mündung in den Meerbusen von Martaban betritt. Man schätzt seine Länge auf ungefähr 1900 Km., allein er leistet trotz seiner bedeutenden Wassermenge dem Handelsverkehr doch keine wesentlichen Dienste, denn er ist nur schiffbar bis zur Stadt Molmên (Moulmein) auf einer Strecke von 33 Km. vom Meere aufwärts. Der Tenasserim, welcher der Provinz ihren Namen verleiht, verläuft auf einer Strecke von ungefähr 300 Km. in südlicher Richtung zwischen dem Gebirg und dem Küstenstrich und ist nur auf einer Strecke von ungefähr 100 Km. schiffbar. Die anderen bedeutenderen Flüsse sind der Sittang, der Hline oder Rangun, der Arakan, der Beeling, der Ataran, der Gyne und der Tavoy.

Nach der 1881 vorgenommenen Volkszählung würde sich die Bevölkerung von Britisch-Birma auf 3,736,771

Einwohner belaufen, was seit 1872 eine Zunahme von 36% bildet; sie teilt sich folgendermaßen ein: 11,800 Europäer und Euranier, 246,289 Hindu und 12,962 Chinesen; der Rest der Bevölkerung besteht aus eigentlichen Birmanen, aus Talaings, Karênen, Tschins, Tungtus, Schans und anderen Gebirgsstämmen, welche aus den nördlichen Regionen gekommen sind. Alljährlich wandern zahlreiche Eingeborene aus Ober-Birma aus und lassen sich auf britischem Gebiete nieder. Aus diesen fortwährenden Einwanderungen hat sich unter anderem auch eine beträchtliche Zunahme der männlichen Bevölkerung ergeben, welche um ein Zwölftel größer ist, als die weibliche. Die Mehrzahl der Bewohner sind reine Buddhisten in den Städten, mit einer Zumischung von Schamanismus auf dem Lande; da jedoch die aus Indien und den Nachbarländern kommenden Einwanderer ihre religiösen Ueberzeugungen mitgebracht haben, so war die Folge, daß sich verschiedene Religionen in Britisch-Birma festgesetzt haben, so daß man neben den verschiedenen Sekten des Buddhismus auch Mohamedaner, Parsis und Christen aller Konfessionen und Sekten trifft. Die Eingeborenen im allgemeinen sind der Religion ihrer Väter treu, die Karenen, welche keine Religion haben, nehmen am liebsten das Christentum an, zu welchem sich schon drei Prozent von ihnen bekennen. Die anglikanischen protestantischen Missionare haben sich, wie in allen englischen Kolonien, des beinahe ausschließlichen Monopols der Jugenderziehung bemächtigt und wissen dadurch bekanntlich das Uebergewicht ihrer Nation herzustellen. Ihre Regierung ermutigt, beschützt und unterstützt sie daher auch. Rangun besitzt aber außer den Missionsschulen noch mehrere öffentliche und Privat-Lehranstalten, worin die Kinder aller Rassen Aufnahme finden.

Die Hauptstadt von Britisch-Birma ist Rangun oder Rankun, am gleichnamigen Flusse 56 Km. von dessen Mündungs-Delta wunderschön gelegen. Die Stadt ist auf den letzten Ausläufern des Pegu-Yoma, am Zusammenfluß von drei Flüssen und zahlreichen schiffbaren Kanälen, die sie mittelst der Irawadi mit dem Meere verbinden, erbaut. Der Anblick der Stadt ist merkwürdig schön und belebt, obwohl sie außer der Pagode Tschone-Dagong keinerlei Sehenswürdigkeiten hat. Diese ist ein imposanter pyramidaler Bau, zu welchem alljährlich viele Tausende von Pilgern zur Zeit der Dagongfeste wallfahren. Rangun hat eine Bevölkerung von 150,000 Einwohnern und ist der Mittelpunkt einer bedeutenden gewerblichen und Handelsthätigkeit und insbesondere der Durchgangspunkt für alle Waren, welche auf der Irawadi nach Ober-Birma gehen. Im Jahre 1880—1881 stellten die Waren, welche über Rangun auf der Irawadi nach Ober-Birma gingen, einen Gesamtwert von 907,269 Lstrl. und der über den Sittang beförderten Waren 44,210 Lstrl., im ganzen einen Wert von 1,760,961 Lstrl. dar. Die Gesamteinfuhr nach Britisch-Birma auf diesen beiden Wegen betrug 1,920,914 Lstrl. Im Jahre 1881 liefen 842 Schiffe mit einem Gesamtgehalt von 584,450 Tonnen in Rangun ein, und im selben Jahre betrug die ganze Ausfuhr aus allen birmanischen Häfen 8,525,000 Lstrl. und die Gesamteinfuhr sogar 6,985,000 Lstrl. Die Gesamtzahl der Schiffe, welche im Jahre 1881 in die Häfen von Britisch-Birma einliefen, betrug 2794 und vertrat einen Tonnengehalt von 1,263,163 Tonnen. Britisch-Birma ist nicht nur keine Last für die britische Regierung in Indien, sondern hat in den Jahren 1873—1881 derselben an reinen Einkünften den Betrag von 7,381,485 Lstrl. geliefert. Im Jahre 1881 betrug der Ertrag 1,097,569 Lstrl., wovon nur die Kosten der militärischen Besetzung mit 361,623 Lstrl. abzuziehen sind. Der Rest im Betrag von 735,946 Lstrl. floß in den Schatz der indischen Regierung.[1] Der bedeutendste Ausfuhrartikel war Reis, das Hauptprodukt von Birma, welcher nach dem Bericht des französischen Vizekonsuls Vossion in Rangun allein ungefähr 80 Prozent der Gesamtausfuhr bildet. Die angebaute Fläche in den drei Provinzen Arakan, Pegu und Tenasserim beträgt 186,585 Hektar; von dieser Gesamtfläche sind 164,803 Hektar nur allein mit Reis bebaut und jede Are erträgt durchschnittlich im Jahre 32 Körbe à 50 Pfund. Man berechnet die gesamte Reisernte von Birma in mittleren Jahren auf 2,615,930 Tonnen Paddy, was 1,935,788 Tonnen geschälten Reises ergibt.

Diese ganze halbzivilisierte birmanische Bevölkerung ist vorwiegend handeltreibend, und die Warenmenge, welche auf Booten, Eisenbahnen und Räderfuhrwerken zirkuliert, ist wahrhaft staunenswert. Der Handelsverkehr wird wesentlich unterstützt durch die ihm zur Verfügung gestellten Transportmittel; dies ist zunächst die Gesellschaft der „Irawadi-Flottille", welche 29 Dampfer und 70 Fluß-Transportschiffe besitzt; die Dampfer sind Radschiffe von geringem Tiefgang und schleppen zwei an ihren Seiten angehängte Transportschiffe; das ganze System kann bis zu 1000 Tonnen befördern. Jedes dieser Dampfboote, welches von Rangun nach Mandalaï fährt, macht monatlich eine Reise hin und her, nämlich vierzehn Tage für die Fahrt zu Berg, acht Tage für Aus- und Einladen und acht Tage für die Fahrt zu Thal. Jede Woche finden regelmäßig zwei Abfahrten von Rangun und alle zehn Tage eine Ergänzungsfahrt statt. Ein zweiter Dienst mit kleineren Dampfern ist zwischen Mandalaï (Mandaleh) und Bhamo eingerichtet, welch letzteres auf der südwestlichen Grenze von Yünnan an dem Punkte liegt, wo der Fluß aufhört, schiffbar zu sein. Außer den Erzeugnissen des Irawadi-Thales befördern diese Dampfer jährlich gegen 50,000 Reisende. Ferner gehen von Rangun zwei Eisenbahnlinien aus, die eine nach Prome an der Irawadi, die andere nach Tungu an den Ufern des Sittang, an der nordöstlichen Grenze der Provinz Pegu. Dies ist vorerst nur ein Versuch, allein diese beiden Linien werden

[1] Vergl. Archibald Colquhoun, „Das südliche China", in der französischen Ausgabe von H. Lecène und H. Oudin. Paris 1884.

im Falle des Gelingens ohne Zweifel durch das unabhängige Birma und das Land der Schan bis nach China hinein verlängert werden. Wir werden auf diese Projekte zurückkommen, wenn wir vom Gesichtspunkte des Handels im allgemeinen die Verkehrswege betrachten und die gegenwärtige Lage von Ober-Birma darlegen werden.

Das unabhängige oder obere Birma umfaßt die Strombecken der Irawadi, des Salwên und teilweise des Mekong, aber der größere Teil dieses Gebietes ist demselben nur dem Namen nach unterworfen; viele der dasselbe bewohnenden Völkerschaften beschränken sich nämlich nur darauf, dem König Thibo eine lächerliche Steuer zu bezahlen. Dieses Birma grenzt nach Norden an Assam, Katschi und die Provinz Yünnan, nach Westen an die gebirgigen Hochebenen, an die Thäler unterhalb des Plateau von Manipur und die Ausläufer der Arakan-Yoma, welche dieselben von den englischen Besitzungen scheiden; nach Osten an eine gebirgige Sackgasse, welche die Grenze des westlichen Tongking bildet, nach Süden an Britisch-Birma und an das Königreich Siam. Man schätzt den gesamten Flächengehalt von Ober-Birma auf etwa 170,000 Q.-Km. Es zerfällt in drei scharf geschiedene Teile: das eigentliche Birma oder Barma, welches vom barmanischen Volke bewohnt ist und das Thal der Irawadi bis zum Salwên umfaßt; dann das nördliche Birma, wo die Singpo und andere halbwilde Gebirgsstämme wohnen, und endlich in den tributpflichtigen Staat der Schans im Osten. Dieser Staat, welchen man als das Land der Schans oder Laos (Lanas) bezeichnet und von welchem uns der britische Ingenieur Archibald Colquhoun in seinem jüngsten Werke: „Unter den Schans" (London 1885) eine so wertvolle Schilderung geliefert hat, umfaßt das Becken des Mekong und grenzt an Tongking; seine Unabhängigkeit ist nahezu vollständig. Diese ganze Region stellt sich dar als eine Reihenfolge von Niederungen, Hochebenen und tief eingeschnittenen Thälern und wird von zahlreichen Bergketten durchzogen, welche sämtlich sich gegen Süden hinziehen. Man weiß noch nicht, ob sie ein eigenes besonderes Gebirgssystem bilden oder ob sie nicht vielmehr die Verlängerung des tibetanischen Plateau's sind, welche durch Einwirkung der Gewässer in einzelne deutliche Kämme zerrissen sind. Im letzteren Falle müßte man auf derselben tibetanischen Hochebene und vielleicht auch in der Seeregion, aus welchem der Hoang-Ho und der Yang-tse-Kiang kommen, nach den Quellen der großen gen Süden fließenden Ströme suchen. Nach dem Abbé Desgodins, der drei Jahre im Thal des oberen Salwên zugebracht hat, wäre der San-ko, den man seither für die Verlängerung der Irawadi gehalten hat, nur ein Zufluß des Bramaputra und man müßte seine Quelle weit jenseit des Punktes suchen, wo er aus dem Gebirge tritt; dagegen läßt sich derjenige Teil von Ober-Tibet, welcher durch diesen großen Fluß bewässert wird, nicht genau bestimmen, und ein gleiches gilt vom Salwên und Mekong. Die Irawadi verfolgt auf ihrem Lauf durch das unabhängige Birma eine südliche Richtung und beschreibt zwei große Kurven, die eine hinter Bhamo an der Grenze von Yünnan, die andere hinter Mandalaï und Ava; auf seiner ganzen Ausdehnung ist der Strom das ganze Jahr hindurch bis auf 1400 Km. für Dampfer schiffbar. Außer dem Chindoneng, seinem bedeutendsten Zufluß von Westen her, nimmt die Irawadi noch viele andere Nebenflüsse auf. Der Salwên, der nur die Verlängerung des tibetanischen Flusses Lu-Khong ist, durchströmt Birma von Nord nach Süd, trennt auf einem Teil seines Laufes die britischen Besitzungen von dem Reiche Siam und ergießt sich in den Meerbusen von Martaban; er ist, wie schon erwähnt, von Stromschnellen unterbrochen und nur auf einer sehr kleinen Strecke schiffbar.

Es ist beinahe unmöglich, die Bevölkerung von Ober-Birma genau zu schätzen, denn es hat noch nie eine Volkszählung stattgefunden, viele Stämme sind beinahe beständig auf der Wanderung begriffen und der größte Teil seines Gebietes ist noch unerforscht. Oberst Symes hatte anfangs die Gesamtbevölkerung auf sieben Millionen angegeben, setzt sie aber nun auf drei herunter, was der Wahrheit näher kommen mag, aber noch immer übertrieben ist. Die Art und Weise der Mißregierung und unaufhörliche Auswanderungen haben die Zunahme der Bevölkerung in den normalen Verhältnissen verhindert, und zu diesen beiden Ursachen kommen noch die furchtbaren mörderischen Kriege hinzu, die schon seit einigen Jahrhunderten auf der indochinesischen Halbinsel geherrscht und abwechselnd den Birmanen, den Siamesen und den Kambodschiern den Sieg verliehen haben. Es gibt wenige Länder, in denen so viele Rassen sich vereinigt finden, und doch herrscht das mongolische Element vor und erscheint unter zahlreichen Gestalten. Die eingeborene Bevölkerung scheidet sich in eine Unzahl von Völkerschaften, Stämmen und sogar Familien; Singpos, Khans, Kyens, Kakyens, Katsais, Yönnies, Yinbaus, Karênen, Palungs 2c., sowie Chinesen und Hindus. Der Name Singpo (Mensch) scheint ein generischer zu sein, denn viele Stämme oder Ghaum, welche diesen Namen führen, werden von den Birmanen anders bezeichnet. In der Nordregion legen sich einige Ghaum, unter anderen auch die Kakyens, besonders diesen Namen bei; sie betrachten sich für den älteren Zweig der großen birmanischen Familie und bethätigen eine gewisse Geringschätzung für ihre Brüder vom jungen Zweige und besonders für die zivilisierten Birmanen. Sie bewohnen die Region zwischen der Irawadi und dem Salwên und teilen sich in Kyens, Karênen 2c., sind rührig, fleißig, unternehmend, in Handel und Gewerbe thätig und würden gern ihre umherschweifende und räuberische Lebensweise aufgeben, wenn in ihrem Lande regelmäßige Handelsbeziehungen hergestellt werden könnten.

Die Schans haben denselben Ursprung wie die Tai oder Siamesen; sie bewohnen das Flußbecken des Mekong,

den Osten Birma's, den nördlichen Teil von Siam und grenzen an Yünnan; sie stehen unter der Oberherrschaft von Birma, Siam und China, sind aber nach sprachlichen und ethnischen Zuständen ganz den Siamesen verwandt. Infolge ihrer Beziehungen zu diesen verschiedenen Völkern haben sich bei den Schans zwar Kreuzungen ergeben, aber die reine Rasse ist leicht zu erkennen: gelbe Hautfarbe, kleine Nase mit weitgeöffneten Naslöchern, Haar und Augen schwarz, Zähne häufig geschwärzt, Lippen dick, fleischig und infolge des Betelkauens braun. Die zivilisierten Birmanen bekennen sich zum Buddhismus, welcher sich in Birma reiner erhalten zu haben scheint als anderswo und wovon auch die mönchischen Gelübde treuer gehalten werden. Die Bonzen arbeiten auf Förderung des Unterrichts unter allen Ständen hin und haben ein ganzes Erziehungssystem eingeführt. Die jungen Leute werden gesetzlich angehalten, drei Jahre in einer Klosterschule (Khyong) zu verbringen, wo sie von den Priestern im Lesen, Schreiben, den Anfangsgründen des Rechnens und in den Lehren ihrer Religion unterrichtet werden. Der Buddhismus ist im Grunde nur ein Atheismus: Buddha ist kein Gott, man betet nicht die Bildnisse an, welche ihn darstellen; er ist nur die höchste Personifikation von Vollkommenheit. Die Priester sind nicht die Diener eines Gottesdienstes, sondern Menschen, die sich aus der Welt zurückziehen, um sich ganz der „Selbstvernichtung" zu weihen und an ihrem Seelenheil, dem Nirwana, zu arbeiten, welches ihr höchstes Ziel ist; sie sind mehr Mönche als Priester. Das Land wimmelt von Klöstern voll Mönchen und Nonnen, die in den Orden der gelben Kutten getreten sind, das Gelübde der Armut angenommen haben und einen eigentlichen Bettelorden bilden.

(Schluß folgt.)

Der Dualismus in der Völkerentwickelung.

Von H. Habenicht.

Es gibt wohl kein Ding, kein Geschöpf, kein Erzeugnis des menschlichen Geistes, welches nicht als das Produkt zweier einander entgegengesetzter Dinge, Kräfte oder Ideen aufzufassen wäre. Ja, wenn wir einen Gegenstand, ein organisches Wesen, eine Idee noch so sehr zergliedern, immer tritt uns in dem einzelnen Teil dieser Dualismus entgegen.

Die Bahnen der Weltkörper, die starre Kruste der Erde, das Atom, alle sind das Resultat zweier entgegengesetzter Naturkräfte, Petal- und Fugalkraft, Feuer und Wasser, Hitze und Kälte. Der Dualismus in den Naturkräften, wie Wärme, Licht, Elektrizität, Magnetismus ist genau so integrierend wie der in der Begriffs- und Ideenwelt — der eine Teil ist ohne den anderen unmöglich; nimmt man ihn fort, so hat man das Nichts.

Noch weit augenfälliger ist die Zweiteilung im Bau und Leben der organischen Wesen. Schon in den Keimblättchen tritt sie zu Tage und läßt sich bis in die höchsten Kulturstufen des menschlichen Geistes verfolgen. Die zwei Geschlechter, die Anordnung der Glieder, der Sinnes- und Verdauungsorgane, des Gehirns, des Nervensystems bekunden den Dualismus. Es gibt kein Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens der Völker, auf dem sich nicht zwei einander entgegengesetzte Strömungen geltend machten.

Wohl beobachten wir nicht nur in dem Walten roher Naturkräfte, sondern auch in den Strömungen des menschlichen Geistes das Ueberwiegen, bis zu gewissem Grade die Alleinherrschaft des einen Teiles, ein Schwanken aus einem Extrem ins andere: das sind die Kennzeichen rohen Anfangs oder der Zerstörung. Nur da beobachten wir gedeihliche Entwickelung, hohe Stufen der Kultur, wo sich die einander entgegengesetzten Strömungen ungefähr die Wage halten. Dieser Zustand wird niemals längere Zeit anhalten, aber der Ausgleich, welcher mit dem abwechselnden Ueberwiegen eines der beiden Gegensätze, welches jedoch nie bis ins Extrem gehen darf, liegt, scheint die größte Gewähr gedeihlicher Entwickelung zu bedingen. Die Extreme der Temperatur und der Niederschläge, das Vorherrschen kontinentalen oder maritimen Elements sind der Entwickelung der Pflanzen und Tiere hinderlich, deshalb sind die höchsten Stufen menschlicher Kultur da entstanden, wo gemäßigtes Klima herrschte, wo Wasser und Land, Feuchtigkeit und Trockenheit in häufigem Wechsel begriffen waren.

So wie die gedeihliche Entwickelung des Einzelnen, die Erhaltung körperlicher und geistiger Gesundheit bis ins hohe Alter hauptsächlich da zu finden sind, wo körperliche und geistige Anstrengung mit Ruhe, Abhärtung mit Schonung, Genuß mit Enthaltsamkeit in zweckmäßigem Wechsel einander die Wage halten, so finden wir auch die höchste Machtentfaltung und Kultur im Leben eines Volkes da, wo die verschiedensten physischen und geistigen Gegensätze gleichzeitig einwirken und sich dem Ausgleich möglichst nähern.

Wohl die wichtigsten Gegensätze im Leben der Völker sind Naturalismus und Religion. Zwar erkennen unsere modernen Naturalisten hierin keine Gegensätze; sie reden einer monistischen Weltanschauung das Wort, sprechen von Naturreligion, erkennen nur eine natürliche Offenbarung an, auch im Leben der Völker. Es sind dies die Vertreter des Darwinismus, von denen einzelne so weit gehen, denselben für identisch mit dem wahren Wesen des Christentums zu erklären. Indessen ist es schwer ersichtlich, wie man diese Anschauung mit den Thatsachen der Weltgeschichte in Einklang bringen will. Die Geschichte des Christentums ist ein fortwährender Kampf gerade gegen den Teil des Naturalismus, welcher den Kern des Darwinismus bildet, gegen den Egoismus.

Eine objektive Beurteilung der Religionen im allgemeinen, bis herab zum rohesten Aberglauben, kann doch

unmöglich anders als das Wesen desselben in dem Glauben an gewisse übernatürliche Kräfte, Geister oder Begebenheiten finden. Alle Religionen, die in der Völkerentwickelung eine wesentliche Rolle spielten, legen das Hauptgewicht neben dem Glauben an übernatürliche Dinge, auf gewisse Bußübungen und Entsagungen mancher natürlicher Genüsse, also auf die Bekämpfung des Naturalismus da, wo er den betreffenden Religionsstiftern unheilbringend erschien.

Das Wesen des Darwinismus, Kampf ums Dasein, natürliche Zuchtwahl, Anpassung an äußere Verhältnisse, richtet sich nur auf Erhaltung und Verbesserung des eigenen Individuums. Wenn man daher den Sieg der Völker mit größeren Tugenden, wie Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Aufopferungsfähigkeit, wenn man Sprichwörter, wie „Ehrlich währt am längsten", „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht" zu gunsten des Darwinismus auslegt, so erklärt sich das nur aus der irrtümlichen Annahme, daß im Darwinismus alle Entwickelungsmomente enthalten seien, während doch jene Beobachtungen nur an Völkern zu machen sind, bei denen ein starker religiöser Glaube vorhanden ist, während doch jene Sprichwörter zu einer Zeit entstanden sind, wo in Deutschland das Christentum einen weit bedeutenderen Einfluß hatte als jetzt.

Den fördernden Einfluß der Religionen, besonders des Christentums, auf die Entwickelung der Völker abzuleugnen, wie es neuerdings zum Teil geschehen ist, bedeutet wohl einen gleich großen Fehler als den des Darwinismus in Abrede stellen zu wollen.

Es ist augenscheinlich, daß das Menschengeschlecht gewisser, übernatürlicher Ideale zu seiner Fortbildung bedarf. Wir finden die Religionsstifter oder Reformatoren fast immer an dem Ausgangspunkt neuer Kulturperioden: sie schufen die Basis, auf welcher eine Weiterentwickelung der Völker entstand; mit je höheren übermenschlich vollkommenen geistigen und sittlichen Eigenschaften sich ein Volk seinen Gott oder seine Götter ausgerüstet dachte, desto höhere Kulturstufen erreichte es. Unsere heutige Kultur wurzelt trotz aller gegenseitigen Bestrebungen noch zum guten Teil im Christentum.

Die Griechen und Römer haben wohl in Kunst und Wissenschaft Großes geleistet, aber bis zur Abschaffung der Sklaverei, der Durchführung des gleichen Rechtes Aller vor dem Gesetz, haben sie sich trotz ihrer starken Götterverehrung nie emporgeschwungen. Während die Götter der alten Griechen mit übernatürlichen Körper- und Geisteskräften ausgestattet gedacht wurden, legt das Christentum das Hauptgewicht auf die ethische Seite. Das Wesen des Christentums besteht, wie uns scheint, nicht in dem Glauben an einen Gott, so klug und mächtig er auch sei, der nur den mitleidlosen Kampf ums Dasein, das Recht des Stärkeren schuf, ohne ihm das Ideal des Guten entgegenzusetzen — zu einem solchen Gott kann der Christ nicht mit Liebe und Verehrung aufblicken — sondern es besteht in dem Glauben an einen Gott, der die edelsten sittlichen Eigenschaften des Menschen in übermenschlich vollkommener Weise in sich vereinigt, an einen Gott der Gerechtigkeit, Sanftmut und Liebe, der den Sieg des Guten will, in dem Glauben an eine Veredelung des Menschen durch Entsagung, Aufopferung und Selbstüberwindung zu Nutzen seiner Mitmenschen.

Während der Kampf ums Dasein selbst in seiner mildesten Form, als friedlicher Wettkampf, sich zumeist gegen den Konkurrenten, Kollegen, Lehrherrn, Nachbar wendet, lehrt Christus seinen Nächsten lieben wie sich selbst, seinen Feinden verzeihen, ja Böses mit Gutem vergelten.

Wenn aber der Kampf ums Dasein in seiner rohesten Form, wenn Raub und Mord, List und Falschheit den größten Veredelungsschritt in der Schöpfung, den vom Tier zum Menschen, bewirkt haben sollen, so könnte eine weitere Stufe der Entwickelung nur durch ähnliche Mittel erreicht werden, und die Anarchisten hätten ganz recht, wenn sie durch genannte Mittel den Veredelungsprozeß vollzögen.

Die mehr oder weniger bewußte Erkenntnis der Uebelstände, welche der Naturalismus als Alleinherrscher in die Gesellschaft bringt, erzeugte doch wohl hauptsächlich mit die Begeisterung für die in höchster Reinheit strahlende Religion der Liebe; sie war es doch wohl zum großen Teil, welche dem Christentum seine große Verbreitung verschaffte. Wie daher jemand im Ernst behaupten kann, der Darwinismus entspräche wahrem Christentum, ist unverständlich.

Gerade in dem Gegensatz zwischen Christentum und Naturalismus liegt das Wesen beider und die Ursache des heilsamen Einflusses beider auf die Entwickelung der Menschheit. Die moderne Naturreligion kann wohl Bewunderung vor der Größe und Allmacht des Schöpfers erwecken, sie besitzt aber nicht die Kraft, dem Naturalismus da, wo er verderblich ist, entgegenzuwirken, und erfüllt ihren Zweck als Religion nicht, und es ist wohl ein Hauptgrund der Lebensfähigkeit der katholischen Kirche in dem Umstand zu suchen, daß sie gerade auf die Bekämpfung der dem Menschen eigenen Naturtriebe ein Hauptgewicht legt.

Es liegt nach dem Gesagten auf der Hand, daß das Ueberwiegen religiöser Einflüsse bis zum Extrem, daß ein Fanatismus, der bis zur Ertötung aller sinnlichen Lüste ausartet, ähnliche, vielleicht noch größere Nachteile für die Entwickelung der Völker mit sich bringt, als das Gegenteil; ist es doch noch nicht allzu lange her, daß die offenkundigen Uebelstände, welche religiöser Fanatismus bewirkte, Versuche hervorriefen, eine Moral lediglich aus dem Egoismus zu entwickeln — Versuche, die bis in die neueste Zeit fortgesetzt werden.

Das Christentum hat dieselbe Berechtigung in der Völkerentwickelung wie der Naturalismus, der Idealismus dieselbe wie der Materialismus, Sanftmut dieselbe wie Energie, Entsagung dieselbe wie Genuß und Freude, der

Konservativmus dieselbe wie der Liberalismus, die kosmopolitische Philanthropie ist genau so berechtigt wie die Vaterlandsliebe, denn das Ueberwiegen des Nationalitäten-Prinzips hat genau dieselbe Intoleranz zur Folge, wie religiöser Fanatismus. Die erhabene Aufgabe des Menschen aber ist es, zu beurteilen, an welchem Platze und bis zu welchem Grade das eine oder das andere Prinzip mehr Berechtigung hat, und ohne Eigennutz den Fortschritt im Sinne des Guten und wahrhaft Edlen für das Allgemeinwohl zu erstreben. Darin liegt die Bürgschaft unbegrenzten Fortschritts.

Es bedarf hiernach kaum noch besonderer Hervorhebung, daß die modernen Naturalisten den Einfluß des Darwinismus nicht nnr in der Völkerentwickelung, sondern überhaupt überschätzen. Es dürfte wohl mehr am Platze sein, aus der Entwickelungsgeschichte der Menschheit in der historischen Zeit auf die Unzulänglichkeit des Darwinismus auch für die ganze prähistorische und geologische Entwickelung zu schließen. Darwin's Theorie sowohl als ihre Basis, Lyell's Prinzip, behandeln ihren Gegenstand einseitig, die Geschichte der Geologie zeigt uns aber ganz besonders deutlich, daß die Wahrheit immer in der Mitte liegt. Es dürfte sich wohl in nicht zu ferner Zeit herausstellen, daß die Ansichten eines Humboldt, Cuvier, L. v. Buch, C. v. Baer, Murchison u. a. eine gewisse Berechtigung haben. Vieles wird die Wissenschaft noch ergründen; volles Licht in die göttliche Wirksamkeit zu bringen, wird dem Menschen auf dieser Welt wohl immer versagt bleiben, denn dann würde eben der Dualismus aufhören, dann würde dem Wissen kein Glauben gegenüberstehen und die Grundbedingung zur Weiterentwickelung würde fehlen.

Auf einer Zucker-Plantage in Trinidad.

(Schluß.)

Der mill-gang oder die in der Zuckermühle beschäftigten Leute sind lauter Kulies. Sie werfen sich mit großem Eifer auf ihre Arbeit, weil sie, noch ehe der Tag um ist, hinlänglich Zuckerrohr auf die Mühle bekommen, um fünfundzwanzig Klärbottiche — zusammen ein Volumen von zwanzigtausend Gallonen, mit Saft zu füllen, und es ist berechnet worden, daß jeder bei diesem Geschäft fünfundzwanzig Tonnen Zuckerrohr auf seinem Kopf nehme und auf eine Entfernung von zwölf Metern trage. Ein anderer Grund für ihre Rührigkeit ist der Wetteifer zwischen ihnen und den Kärrnern. Die Kärrner bemühen sich, den ganzen Hof mit Rohr zu füllen, und die Leute von der Bedienung der Mühle thun ihr möglichstes, um den Hof zu räumen und leer zu lassen, worauf sie mit großen Jubel die Dampfpfeife als Triumphzeichen ertönen lassen, bis die Karren in vollem Galopp und ihre Fuhrleute in hellem Zorn daher kommen. Ein schlauer Direktor macht sich diesen rivalisierenden Wettstreit zu Nutze, welcher von den Aufsehern geteilt wird, und paßt die Anzahl der Karren und der Mühlenarbeiter einander so an, daß der Wetteifer aufrecht erhalten wird und die Arbeit mit Hochdruck fortschreitet.

Eine Anzahl Weiber und Kinder ist unter der Aufsicht einer alten Negerin damit beschäftigt, das zum Trocknen bestimmte Megaß so ziemlich nach Art des Heumachens auszubreiten und umzuwenden. Das alte Weib beherrscht dieselben mit gellendem Zuruf und luchsäugiger Wachsamkeit und läßt ihnen nur wenig Gelegenheit zum Lässigsein. Die Weiber tragen sämtlich hellfarbige bunte „Julas", kurze, festanliegende, ärmellose Leibchen, und behängen sich mit einer Menge silbernen Schmuckes. Einige von ihnen sind an ihren Hälsen, Handgelenken, Armen, Fußknöcheln und Ohren, kurzum überall, wo nur immer ein Ring oder eine Münze getragen werden kann, damit förmlich bedeckt, und viele haben außerdem als weitern Zierrat noch einen goldenen Ring von der Nase herabhängen. Das Weib eines Kulie ist seine Bank; alle seine Ersparnisse werden in Schmuck verwandelt und an irgendeinem Teile ihres Körpers nicht nur aufgehangen, sondern zuweilen sogar angeschmiedet. Dies führt zu großen Unannehmlichkeiten, wenn sich das Weib einen neuen Ehegemahl sucht, was gar nicht selten vorkommt, weil die Männer an Kopfzahl die Weiber überwiegen. Der verlassene Liebste erklärt dann den Schmuck und das Geschmeide für sein Eigentum, während die treulose Helena steif und fest behauptet, sie habe dasselbe von ihm als freiwilliges Geschenk erhalten und es bestehe überdies größtenteils aus ihrem eigenen Erwerb, was gewöhnlich zu großem Zank und Streit und zu Lügen und Meineiden führt.

Hinsichtlich des Geschmeides sind die Männer weit genügsamer und maßvoller als das schöne Geschlecht; ein vom Halse herabhängendes Goldstück, gewöhnlich ein amerikanischer Doppeladler, genügt ihnen gewöhnlich. Allein manche, besonders die jüngeren Stutzer, prunken auch gerne mit silbernen Ringen um Arme und Handgelenke.

Die Kulieweiber sind in der Regel in ihrer Jugend hübsch, verlieren aber bald ihr gutes Aussehen. Schwere Arbeit im Freien und frühes Heiraten sind ohne Zweifel die Ursachen ihres raschen Verblühens. Denn manche von ihnen werden schon mit zwölf Jahren Mütter. Sie nehmen übrigens dort auf Trinidad im Verhältnis zu den männlichen Mitgliedern ihrer Familie eine weit höhere gesellschaftliche Stellung ein als in ihrer Heimat, und ihre Ansichten, ihr Geschmack, ihre Gefühle ꝛc. werden bei jeder Gelegenheit und bei allen häuslichen Einrichtungen in einer Weise zu Rate gezogen, welche in einer bengalischen Familie, die niemals über das burra pahuec oder große Wasser gesetzt hatte, für eine große Anomalie gelten würde. Dies ist lediglich die Folge davon, daß sie in solcher Minderzahl vorhanden, und ebenso die Folge ihrer Stellung, vermöge deren sie sich mit dem Haupt der Familie in die Beschaffung des Lebensunterhaltes teilen.

Von den „Siedern" sind einige Kreolen, andere Kulies. Sie werden beaufsichtigt von einem erfahrenen alten Neger, welcher den ganzen Prozeß des Läuterns und Einsiedens des Saftes leitet. Er arbeitet ganz nach der Fingerprobe, und obwohl er sich geflissentlich anstellt, als gebrauche er einen Saccharometer, ein Probeglas, einen Thermometer 2c. und darauf besteht, daß man ihn mit diesen Instrumenten versehe, so thut er es nur, um seinen Untergeordneten einen Begriff von der Tiefe seines Wissens zu geben und bei ihnen die Idee hervorzurufen, daß das Einkochen des Saftes und die Bereitung von Muskovade ein sehr mühsames und Kunst erforderndes Geschäft und der Posten eines „Obersieders" der allerwichtigste sei. Trotzdem wird er, wenn man ihn gewähren läßt oder wenn, um es mit seinen eigenen Worten auszudrücken, „Massa ihm nicht drängelt zu viel", mittelst des verständigen Gebrauchs seiner Augen, Nase und Zunge, welche ihm die Stelle von Saccharometer, Lakmuspapier und anderen künstlichen Hülfsmitteln vertreten, die für Massa's minder geübte Sinne unerläßlich sind, eine sehr gute Qualität Zucker herstellen.

Die Zuckerfabrik, welche wir nun zunächst besuchen, um den Prozeß mit der „Vacuumpfanne" kennen zu lernen, mittelst deren man weißen krystallisierten Zucker erzeugt, ist ein weit stattlicheres und imposanteres Gebäude als die Zuckersiederei St. Helens. Es wird hier ein größeres Quantum und eine bessere Qualität von Zucker hergestellt, als in St. Helens, denn in dieser Fabrik wird nicht das Zuckerrohr von nur einem, sondern das von vielen Gütern gemahlen, welches auf Pferdebahnen dorthin gebracht wird. Die zur Bereitung von weißem Zucker erforderliche Maschinerie ist sehr kostbar, und es ist daher für ein Gut, das nur sein eigenes Zuckerrohr verarbeitet, weit lohnender, nur Muscovade zu bereiten und diese an die europäischen Raffinerien zu verkaufen, als eine kostspielige Einrichtung mit Maschinen aufzustellen, welche notgedrungen das halbe Jahr müssig stehen würde. Ganz anders stellt sich dagegen der Fall, wenn mehrere demselben Besitzer gehörende Güter oder Pflanzungen so gelegen sind, daß ihr Ertrag an Zuckerrohr bequem nach einer einzigen zentralen Fabrik geschafft werden kann. Dann ist es entschieden besser, den Vacuumprozeß zu adoptieren, da sich derselbe als der wertvollere Ertrag ausweist. Die zum Zerquetschen des Rohrs dienende Maschine unterscheidet sich hier von der in der anderen Methode gebrauchten nur dadurch, daß sie größer ist und in einer gegebenen Zeit einen größeren Vorrat Saft liefern kann. Die Operationen des Temperierens und Läuterns des Saftes sind den bereits geschilderten ebenfalls ähnlich, und nur in der Behandlung des Saftes nach dem Klären weicht diese Prozedur von der geschilderten gewöhnlichen ab. Wenn der Saft von den Klärbottichen kommt, hat er, wie wir gesehen haben, eine Bernsteinfarbe. Diese rührt von einem in der Brühe selbst befindlichen Farbstoff her und ist keineswegs einer trüben hefigen Beimischung zuzuschreiben. Bei der Bereitung der Muscovade steigert sich natürlich diese Färbung noch, wenn das Wasser verdunstet, bis es dazu führt, daß der Zucker eine mehr oder weniger dunkelbraune Farbe bekommt. Diese dunkle Färbung rührt teilweise auch daher, daß die Zuckerkörner nur unvollkommen von der Molasse befreit sind, welche man durch das Tropfverfahren niemals vollständig abscheiden kann.

Um nun den Zucker zu krystallisieren, wird der Saft aus den Klärbottichen bis auf den Speicher des Gebäudes gepumpt und dann durch lange Röhren von vier Fuß Durchmesser, welche mit gepulverter tierischer Kohle gefüllt sind, filtrieren gelassen. Dies entfernt wirksam alle Spuren von Farbe, und wenn der Saft unten aus dem Filter herauskommt, ist er beinahe wasserhell. Der Saft wird dann mittels der gewöhnlichen offenen Abdampfungspfannen oder auch mittelst einer französischen Erfindung, des sogen. triple effet, zu einem dünnen Syrup konzentriert. Letztere ist eine Kombination von drei Pfannen, deren erste mittels Dampfröhren, welche von einem Dampfkessel aus gespeist werden, ins Sieden gebracht wird; die zweite Pfanne wird durch den Dampf erhitzt, welcher aus der Flüssigkeit in der ersten aufsteigt, und liefert in derselben Weise die Wärme zur Erhitzung der dritten Pfanne, wodurch eine große Ersparnis an Brennmaterial erzielt wird. Hat der Syrup dann die genügende Dicke, so wird er in eine Vacuumpfanne gepumpt.

Beim Kochen des Zuckers in offenen Pfannen ist eine hohe Temperatur erforderlich; diese steigt in der „Tache", gerade bis sie in die Kühlschiffe geleert wird, auf etwa 110° C., was das Granulierungsvermögen des Syrups sehr beeinträchtigt, weil aber die Muscovade ein solch feines Korn hat, wird daher ein großer Teil derselben mit der Molasse davongeführt. Um dies zu vermeiden, hat ein Ingenieur Howard die Vacuumpfanne erfunden und damit ein großes Vermögen verdient. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß der Siedepunkt irgendeiner Flüssigkeit von dem Gewicht der Luftsäule, die sie trägt, oder mit anderen Worten von dem Druck der Atmosphäre auf ihre Oberfläche abhängt. Es bedarf daher weniger Hitze, um einen Kessel auf dem Gipfel eines hohen Berges zum Sieden zu bringen, als an dessen Basis, weil die Luft desto dünner und leichter wird, je höher wir steigen. Wenn man daher auf ein Gefäß mit Zuckersyrup, welches gar keine oder nur wenig Luft enthält, Wärme einwirken läßt, so wird man imstande sein, das Wasser aus dem Zucker schon in einer niedrigen Temperatur zu verdunsten. Dadurch erhält man große Krystalle und verhindert den Abgang, der beim Kochen des Saftes an der freien Luft stattfindet, wozu eine große Hitze erforderlich ist. Hiezu befähigt uns nun die Vacuumpfanne; diese ist ein rundes, luftdichtes, mit einer kupfernen Kuppel bedecktes Gefäß, das mittels Dampfröhren in seinem Innern geheizt wird und mit einer Luftpumpe versehen ist, die ihrerseits von einer Dampfmaschine getrieben wird, den luftleeren Raum herstellt und

die Dämpfe entfernt, sobald sie erzeugt werden. Diese vollständige Verdunstung in derselben wird durch eine Temperatur von 60° C. gesichert, und der Zucker krystallisiert daher in jenen schiefen Prismen, welche so hübsch anzusehen sind. Jede Pfanne ist von bedeutendem Gehalt und enthält zwei bis vier Tonnen Zucker. In einer größeren Fabrik sind vier Vacuumpfannen aufgestellt, die also mit einander etliche und vierzig Tonnen Zucker täglich liefern.

Wenn der Zucker die Vacuumpfannen verläßt, ist er noch immer mit der Molasse vermischt, wie bei dem früher geschilderten Verfahren. Um nun beide von einander zu scheiden, ohne die langwierige und mühsame Operation des Tropfverfahrens, kommt die Wissenschaft abermals dem Zuckerpflanzer zu Hülfe. Das Gemeng von Zucker und Molasse wird, wie beim anderen Verfahren, in die Kühlschiffe oder Kühlbottiche laufen gelassen, dann aber, wenn es vollständig erkaltet ist, nach den Maschinen übergeführt, welche beide von einander scheiden. Dies sind die sogen. „Zentrifugalen", nämlich runde, offene Gefäße von ungefähr zwei Fuß Durchmesser und von derselben Höhe, deren Wände aus feiner Drahtgaze bestehen. Sie drehen sich auf zwei Zapfen, einem oben und einem unten, werden von einer Dampfmaschine getrieben und machen mehr als tausend Umdrehungen in der Minute. Man sieht in dieser Fabrik eine Reihe von einem Dutzend oder mehr, jede mit einem Manne zur Beaufsichtigung. Wir wollen nun die Thätigkeit derselben beobachten. Zwei oder drei Schaufeln voll des Gemenges von Zucker und Molasse werden in die Zentrifugale gethan und diese dann in Bewegung gesetzt. Diese dreht sich mit einer solchen Geschwindigkeit, daß sie ohne ein leises Zittern regungslos erscheinen würde; ihr Inhalt aber gehorcht der natürlichen Tendenz aller Körper, durch das Gesetz der Zentrifugalkraft von einem sich drehenden Mittelpunkt hinwegzufliehen, und heftet sich fest an die Gazewände der Maschine. Die Krystalle sind zu groß, um hindurch zu dringen; die Molasse aber findet keine Schwierigkeit, und um sie darin noch zu unterstützen, spielt ein feiner Wasserstrahl, welcher in der Nähe des Mittelpunktes angebracht ist, noch auf das Gemeng. Dieses reinigt wirksam den Zucker, und da das Wasser ebenfalls durch die Gaze eilt, so möchte man sagen, die Krystalle werden durch eine und dieselbe Operation gewaschen und wieder getrocknet. Im Boden sind Kanäle angebracht, durch welche die Molasse ihren Weg zu dem für ihre Aufnahme bestimmten Bottich findet. In einer oder zwei Minuten wird die Zentrifugale angehalten, der Zucker darin herausgenommen, ein frische Ladung eingefüllt und sie wieder in Bewegung gesetzt. Die Krystalle werden dann per Wagen auf einer kleinen Schienenbahn nach einem anderen Gemach geschafft, wo sie in Fässer und Säcke verpackt zur Verschiffung hergerichtet werden.

(C. J.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die Provinz San Paulo in Brasilien. Wir entlehnen einem Bericht des Grafen Amelot de Chaillou, französischen bevollmächtigten Ministers in Brasilien, folgende Notizen. Die Provinz San Paulo liegt zwischen dem 19.° 45′ und 25.° 15′ s. Br. und zwischen 55° und 11° 19′ w. L. v. Paris. Sie hat von Ost nach West einen Flächenraum von 10,449 Km., 340 Km. von dem Rio Pirahy, einem südlichen Zuflusse des Parahyba, bis zum rechten Ufer des Parana, welches an den Zusammenfluß des Paranapanema grenzt. Von Nord nach Süd bedeckt sie 555 Km., vom Rio Grande bis zum Ozean südlich von Cananea. Sie ist begrenzt im Norden von der Provinz Minas Geraes, im Süden durch die Provinz Parana, im Osten durch den Atlantischen Ozean und die Provinz Rio de Janeiro und im Westen durch die Provinzen Minas Geraes und Matto Grosso. Unter 23° 30′ wird die Provinz San Paulo durch den Wendekreis des Steinbocks durchschnitten; sie teilt sich also in die heiße und die gemäßigte Zone und hat ein mildes und den Einwanderern günstiges Klima. Die Provinz ist ziemlich gebirgig, namentlich in der Nähe der Serra do Mar, enthält jedoch Thäler, Hügel und ausgedehnte Hochebenen. Zwei große Gebirgsketten teilen sie: die maritime Cordillere oder Serra do Mar und die westliche Cordillere. Die maritime Cordillere kommt aus der Provinz Rio und tritt in die von San Paulo (Municipe de Bananal) in der Richtung von Nordost nach Südwest. Diese Kette scheidet die Provinz in zwei Teile, der eine bespült von den Gewässern des Ozeans, der andere eine große, den Kamm des Gebirges bildende Hochebene von 826 m. mittlerer Höhe bildend. Die Westcordillere oder Serra de Mantigueira streift von Nordost nach Südwest bis zum Wolfsberge in einer Ausdehnung von 277,750 Km. Die Hauptflüsse der Provinz San Paulo sind: der Ribeira, der von der Ostseite der Ostcordillere kommt; der Tiete, der den Piraci-Caba aufnimmt und sich in den Rio Grande ergießt; der Mogy Guassù, der den Rio Pardo aufnimmt und ebenfalls in den Rio Grande mündet; der Paranapanema, welcher die südliche Grenze der Provinz bildet. Der Parahyba, der sich in der Nähe von San Juan de la Barre ins Meer ergießt, entspringt in der Provinz San Paulo.

In den Städten Campinas, Itu, Pandamonhangaba ꝛc. existieren Eisen- und Bronze-Gießereien und andere Metallwerkstätten, Sägereien; in Itu Kerzenfabriken, andere derartige auch in Guaratingueta, San Roque u. s. w., welche die Erzeugnisse der in der Provinz gezüchteten Bienen verarbeiten. In Soro Saba und Campinas werden Hüte verfertigt, in San Roque verarbeitet eine Marmorsägerei die metamorphischen Erzeugnisse der Region, besonders den schönen schwarzen Marmor. Dampfmaschinen dienen zum Ausrupfen, Entsamen und Verpacken der Baumwolle,

zum Enthülsen des Kaffees ꝛc.; außerdem zählt die Provinz noch verschiedene Fabriken von Seife, von Kerzen aus Talg, Stearin und Carnauba (Palmwachs), von Baumwollgeweben und Druckkattun, von Mineralölen, ferner Färbereien, Eisenwerke, Mühlen, Buchdruckereien, Fabriken von Papier, Mineralwasser, Bier, Eis, Wein, Likör u. s. w. In den jüngst vergangenen Jahren sind mit brasilischem Kapital große zentrale Zuckerfabriken errichtet worden, welchen der Staat einen Zinsertrag von 6 Prozent garantiert hat. Der raffinierte Zucker kommt aus den französischen Werken von Delosne und Cail und von Fives-Lille. Diese kontroliert einigermaßen ein Spezialkommissär der Regierung, und die im allgemeinen gut geleiteten und verständig ausgebeuteten Etablissements werfen so namhaften Gewinn ab, daß der Staat keine Zinsgarantie dafür zu bestellen braucht, welche er nur in dem Falle gewähren muß, wenn der Betrieb keine sechs Prozent Zinsen für das engagierte Kapital abwerfen würde. Der Staat besitzt keine hinreichend genauen Nachrichten, um eine Ackerbaustatistik aufstellen zu können. Die hauptsächlichsten Produkte der Provinz sind Kaffee, Zucker, Tabak und Getreide, und neuerdings erlangt der Weinbau dort einige Bedeutung.

Die Stadt San Paulo liegt unter 23° 32′ 58″ s. Br. und 3° 29′ 40″ w. L., Meridian von Rio, und in 753 m. über dem Meer. Von den Jesuiten im Jahre 1554 gegründet, hat sie sich seit 30 Jahren ungemein entwickelt, zählt nun über 6000 Häuser und zählt also, wenn man im Durchschnitt auf das Haus sechs Personen rechnet, im ganzen 36,000 Einwohner; wenn man dabei der Einwanderung Rechnung trägt, so darf man eine Einwohnerzahl von 40,000 annehmen. Sie ist zur Eisenbahn 14 Stunden von Rio entfernt und hat tägliche Verbindungen nach allen Seiten. Die Stadt Santos, welche der Provinzialhauptstadt zum Hafen dient, ist mit San Paulo durch eine Eisenbahn verbunden, welche einer englischen Gesellschaft gehört. Obwohl das von den Portugiesen gegründete Santos immer sein Aussehen als Kolonialstadt bewährt hat, ist es heutzutage doch eine reiche und sehr bedeutende, welcher ihr Kaffeehandel den ersten Rang unter den brasilianischen Küstenstädten anweist. Die großen europäischen Dampfschiffe finden daselbst einen sicheren Hafen bei jeder Witterung und ein Obdach gegen die magellanischen Südostwinde oder sogen. Pamperos, welche im Winter und namentlich während der Tag- und Nachtgleichen der Küste entlang herrschen. Die unregelmäßige Entwickelung und die ununterbrochene Steigerung des Handels von Santos datiert von der Zeit, wo Saõ Vicente, die erste portugiesische Kolonie in Brasilien, verlassen worden war (1542). Die Zahl der hier anlegenden Fahrzeuge steigt von Jahr zu Jahr, und die Rolle von Santos in der Produktion sichert sich durch seine Einwanderungsthätigkeit. Der Dienst des amtlichen Provinzialagenten hiefür besteht, nach den Provinzialverordnungen Nro. 76 und 123 von 1881 darin, die Einwanderer zu empfangen, zu logieren und ihnen Unterkunft zu verschaffen. Durch ein Dekret vom 4. Februar, welches die Provinzialkammer auf den Vorschlag der Regierung erlassen hat, wird eine Summe oder Prämie von 70,000 Reis für erwachsene gesunde und kräftige Männer, von 30,000 für Frauen und von 15,000 für Kinder gewährt; diese freigebige und intelligente Maßregel wird der Provinz San Paulo eine zahlreiche Einwanderung von Feldarbeitern sichern.

Der Hafen von Santos hat zwei Barren: Bertioga und Barra-Grande; die erste verhindert dermalen den Durchgang der Fahrzeuge, aber Barra-Grande ist leicht und hat ein genügend tiefes Fahrwasser für die transatlantischen Dampfer. Die Provinzialregierung läßt auf ihre eigenen Kosten eine Anlände zum Ausladen bauen. Zur Beurteilung der Wichtigkeit dieses Hafens genüge die Thatsache, daß in dem Finanzjahre 1883—1884 hier 104 Dampfer und 323 Segelschiffe einliefen und daß der amtlich erhobene Wert der Einfuhr 12,106,715,000 Reis und der der Küstenfahrt 6,077,406,000 Reis betrug. Die Ausfuhr belief sich auf 47,930,307,000 Reis amtlich geschätzten Wertes. Im Jahre 1883 kamen 2421 Reisende hier an und reisten nur 2317 ab. Vom Januar bis September 1884 kamen 1294 Reisende an und reisten 1598 ab, wovon 423 nach Europa. Der Hafen von Santos wird von den Dampfschiffen verschiedener teils einheimischer, teils fremder Gesellschaften besucht, unter letzteren von zwei englischen, drei deutschen, einer französischen, einer österreichischen, einer amerikanischen und einer italienischen. Die französische Gesellschaft ist diejenige der vereinigten Rheder von Havre; ihre Dampfer legen und laufen mit ziemlicher Regelmäßigkeit in Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco und Lissabon an.

Die neuesten Forschungen in der Region der zentralafrikanischen Seen von Lieutenant Giraud und Reichard.

Lieutenant V. Giraud von der französischen Flotte, welcher neuerdings Zentralafrika bereiste, hat eine Aufnahme des Bangweolo-Sees geliefert, welche von derjenigen, die uns Livingstone zuerst gab, wesentlich abweicht, und auch von einer großen Strecke des Luapula uns eine genaue Schilderung liefert. Nicht minder interessant sind auch die Schilderungen, welche uns der deutsche Reisende Reichard von dem Kupferlande Katanga und dem Reiche Msiri mitgebracht hat, zwei Regionen, welche wir bisher nur aus den unklaren Schilderungen der portugiesischen Händler oder der Eingeborenen kannten.

Lieutenant Giraud verließ Dar-es-Salâm am 19. Dezember 1882, setzte der Reihe nach über den U-Zaramo, Khutu, U-sagara, U-hehe, U-bena und die Livingstone-Berge, auf Wegen, die an vielen Stellen von den von

seinen Vorgängern verfolgten wesentlich abweichen, und erreichte das Nordende des Nyassa-Sees, von wo er auf dem Stevensonwege nach Kiwanda hinanstieg. Dann wandte er sich nach Südwest, reiste über eine weite Ebene und drang in U-emba, das Land der B-emba, ein, dessen Häuptling Ketimkuru weitaus der mächtigste Herrscher war, welchen dieser Forscher traf. Er hatte erst kürzlich die Ba-biza mit Krieg überzogen und rühmte sich, dieselben vernichtet zu haben bis auf einige Hundert Gefangene, die er bald an Sansibarer Sklavenhändler verkaufen zu können erwartete. Dies ergab sich als eine Uebertreibung, denn Lieutenant Giraud traf später zahlreiche Ba-biza an den Gestaden und auf den Inseln des Bangweolo, gerade wie es von Livingstone vor ihm geschehen war. Die B-emba sollen Sulus sein. Als er Zapaira erreichte, schickte Lieutenant Giraud seine Karawane weiter nach Kazembe's Stadt und begab sich selbst an die Ufer des Sees. Am 8. Juli gelang es ihm, sein Boot vom Stapel zu lassen, und nachdem er sich einen Weg durch ein großes Schilfdickicht gebahnt hatte, erreichte er endlich offenes Wasser.

Der See besteht, nach den Wahrnehmungen des französischen Forschers, aus einer großen offenen Wasserfläche, welche anscheinend nirgends über 20 Fuß tief ist, und einem ungeheuren, mit Schilf und Binsen überwachsenen Sumpf, welcher von Antilopen wimmelt. Kisi, die höchste Insel, erhebt sich nur etwa 80 Fuß über den Spiegel des Sees. Am östlichen Ufer des Sees liegt Kirui (Livingstone's Chiribi), eine dicht bevölkerte und wohl angebaute Halbinsel. Hinter derselben liegt Matipa, der von Livingstone besuchte, beinahe unnahbare Bezirk, welcher durch die umgebenden Sümpfe fast unerreichbar ist. Bawara (Livingstone's Mpabala), eine sandige Halbinsel oder Insel, liegt südlich von Kisi. Der Luapula tritt bei der Kawendespitze aus dem See. Der Fluß ist hier ungefähr 300 Fuß breit und 15 Fuß tief und sein Lauf deutlich begrenzt durch Mauern von riesigem Schilfrohr. Lieutenant Giraud verfolgte den Fluß eine Tagreise weit, beschloß dann aber sich seinen Weg durch die Lagune zu bahnen, welche sich im Rücken desselben ausbreitet, und bog nach einer mühevollen Arbeit von einer Woche wieder auf denselben heraus. Er war noch immer 300 Fuß breit, floß aber nun zwischen trockenen, dicht bewaldeten, wildreichen, aber anscheinend ganz von Menschen verlassenen Ufern hin. Nach einer derartigen dreitägigen Fahrt und während er sich den Weg durch die Stromschnellen in der Nähe von Kawende bahnte, wurde dem friedlichen Vordringen unseres Reisenden plötzlich Einhalt gethan durch ein Heer, welches Mere-Mere, der Häuptling der Barussi, ausgesandt hatte, um ihn aufzuhalten. Hier erfolgte nun ein laufendes Gefecht, welches bis zu den Stromschnellen von Monbotuta fortdauerte, wo Lieutenant Giraud, welcher nur acht Leute bei sich hatte, es für das Geratenste hielt, sich zu ergeben. Er ward nach Mirambo, der Residenz des Häuptlings, gebracht, wo er besser aufgenommen ward, als er erwartet hatte, denn der Häuptling war darauf erpicht, mit ihm Tauschhandel zu treiben, weil infolge des Krieges, den er damals mit Msiri von Katanga führte und der die Karawanen am Besuch seines Landes hinderte, wie es früher der Fall gewesen war, seine Elfenbein-Vorräte sich bedeutend angehäuft hatten. Offenbar würde Mere-Mere seinen uneingeladenen Gast am liebsten erschlagen haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß er dadurch für künftig die Karawanen vom Besuch seines Landes abhalten würde. Endlich wurde aber das Gebahren des Häuptlings so unerträglich, daß Lieutenant Giraud seine Residenz in der Tiefe der Nacht verließ, wo die Furcht vor Löwen und Leoparden die Bewohner des Landes zu Hause hält. Er bahnte sich seinen Weg durch das Land der feindlichen Wa-kisinga, folgte eine Strecke weit dem Luapula und holte endlich seine Karawane in Kazembe's Stadt wieder ein. Auch hier stieß er auf Schwierigkeiten, welche in einer Kriegserklärung von seiten des französischen Forschers und in mehreren Gefechten auf dem Weitermarsch endigten.

Als Lieutenant Giraud Jendwe am Tanganyika erreichte, war er vollständig erschöpft und die ihm von seiten der englischen Missionare erwiesene Gastfreundschaft ungemein annehmbar. Ein großer Teil des von ihm durchreisten Landes litt an einer Hungersnot. Im Lande der Barussi sammelten die Weiber Heuschrecken als Nahrungsmittel und jeder Knochen, welcher vom Tische des Reisenden abfiel, war ein Zankapfel für die Hunde, Kinder und Sklaven, wobei die Hunde gewöhnlich die Sieger blieben. In Itawa fand man beinahe täglich am Wege die Leichen von Menschen, welche Hungers gestorben waren. Das Entlaufen seiner Träger hinderte Giraud an der Fortsetzung seiner Forschungen und er wandte sich nun ostwärts und folgte dem Seewege über Nyassa und Schire.

Wir wenden uns nun zu der deutschen Expedition. Dr. Böhm und Herr Paul Reichard verließen die belgische Station Mpala am Tanganyika am 1. Sept. 1883 und erreichten am 27. September den Luapula an einer Stelle, wo dieser Fluß zwar 300 Fuß breit, aber wegen der Stromschnellen nicht schiffbar ist. Am 27. Oktober bogen sie in das Reich eines mächtigen Häuptlings, namens Msiririn, ein, welcher während der jüngsten sechs Jahre gegen U-rua Krieg geführt hatte und im Verlauf desselben bis zum Kikondia-See vorgedrungen war. Er stand selbst damals im Feld und belagerte eine Stadt namens Katapena, wo ihn unsere Forscher am 20. Januar 1884 trafen. Katapena liegt an einem Zufluß des Lualaba, welcher sich nicht weit davon in den Upemba-See ergießt, den die Reisenden nun besuchten und der größer sein soll als der Kikondia.[1] In der Nähe von Katapena erhebt sich ein kleiner vulkanischer Kegel, namens Sambalulu, an dessen Fuß eine heiße Schwefelquelle entspringt.

[1] Der Upemba scheint der Lokemba auf der Karte der Afrikanischen Gesellschaft zu sein; der Kikondia ist Cameron's Kikonja.

In dem Wunsche, weiter zu kommen, erboten sich die Reisenden, Msiri in seinen krigerischen Unternehmungen zu unterstützen, unter der Bedingung, daß er Katapena mit Sturm nehme. Dazu verstand sich der Häuptling nicht, und so verging die Zeit nutzlos. Am 27. März starb Dr. Böhm nach zehntägiger Krankheit. Bald darauf durfte Reichard nach Katanga aufbrechen unter der Bedingung, daß er einige seiner Leute als Geiseln zurücklasse. Er erreichte Katanga am 27. Mai und besuchte zwei von den Bergwerken, die er ausnehmend reich fand. Sein Versuch, den Lufira bis zu seiner Quelle aufzunehmen, ward durch die feindselige Haltung der Wa-ramba vereitelt, und er mußte am 2. Juni drei (oder zehn) Tagereisen vor seinem Ziele umkehren.

Als Msiri endlich nach seiner Hauptstadt (Kimpatu in U-nkea) zurückkehrte, zielte er unverkennbar auf das Verderben des Reisenden ab. Des endlosen Verschleppens müde, brach Reichard endlich am 27. September unter Trommelschlag und mit fliegenden Fahnen auf. Hundert und fünfzig Eingeborene, welche ihm den Uebergang über den Lufira wehren wollten, wurden leicht in die Flucht geschlagen, aber die Weiterreise war ein fortwährender Kampf mit Kälte, Feuchtigkeit und Hunger. Die Lebensmittel gingen bald aus, und da das Wild selten war, mußte die Karawane von Wurzeln und Pilzen leben. Beinahe allnächtlich wurden vergiftete Pfeile in ihr Lager hereingeschossen. Die von Dr. Böhm angelegten wertvollen Sammlungen mußten zurückgelassen werden. Am 6. November wurde der Luapula noch einmal überschritten und nach einem weiteren langen Marsch durch feindliches Gebiet endlich am 30. November 1884 die gastfreundliche Station Mpala wieder erreicht.

Nach Reichard ist der Lualaba der wirkliche Hauptstrom des Kongo. Da wo er diesen Strom sah, eine kurze Strecke über dem Upemba-See, ist er 1000—1500 Fuß breit und kann nach der Versicherung der Eingeborenen bis Manyuema beschifft werden. Der Luapula dagegen hat nur eine Breite von 500 Fuß und bildet auf seinem Laufe durch die Mitumba-Berge zahlreiche Stromschnellen. Der Lufira war an der Stelle, wo man über ihn setzte, nur 150—200 Fuß breit. Er bildet zwei Wasserfälle, einen in der Salzebene Muacha, den anderen, Juo, am Anfang der Schlucht durch die Viano-Berge. Die Juo-Fälle sind 80 Fuß hoch, bei einer Breite des Flusses von etwa 330 Fuß. (Proc. R. G. S.)

Korrespondenz.

Berichtigung.

Im Interesse der Menschheit und der Wahrheit habe ich mich veranlaßt gefühlt, das Treiben der englischen Missionare näher zu beleuchten. Die Missionare haben sich in Antananarivo nach dem Grundsatz „daß nur ein getroffener Hund bellt", nicht besser rächen zu können geglaubt, als daß sie die ungeheure Dreistigkeit hatten, zu behaupten, ich sei gar nicht im Innern Madagaskars gewesen, und meine Schilderungen im „Globus" beruhten auf Erfindung und Lüge. Eine Berichtigung erfolgt meinerseits demnächst im „Globus". Ich wollte nur hier noch besonders mitteilen, daß die Redaktion von „Petermanns Mitteilungen" aus mir unbekannten Gründen sich bemüßigt gefunden hat, mich auf obige Aussagen von zwei Missionaren hinter meinem Rücken ebenfalls zu verdächtigen.

Die genannte Redaktion kennt die Missionare nicht persönlich, von denen Libréo mehr als übel, als Intriguant, beleumundet ist.

Mir ist es leicht, eine Menge in Deutschland hochgeschätzter Männer nennen zu können, welche über *meine* Ehrenhaftigkeit Auskunft geben können.

Wie kann also genannte Redaktion es wagen, ohne mich gehört zu haben, den Stab über mich zu brechen und meine Ehre anzugreifen?

Gegen solches Gebahren, welches ich hier nicht näher bezeichnen will, lege ich hiemit öffentlich und energisch Protest ein und behalte mir alle weiteren Schritte vor, welche eine solche Handlungsweise verdient. Die Leser dieses Blattes aber verweise ich auf meine demnächst im „Globus" erscheinende Rechtfertigung.

Schloß la Haute Bévoye (Metz). J. Audebert.

Anzeigen.

Aegyptische Mumien.

Mehrere **Mumien** in bemalten Holzsärgen, ziemlich wohl erhalten, sind mir aus Aegypten zum Verkaufe zugesandt worden, und bin ich in der Lage, dieselben um billigen Preis abzulassen.

Heinrich Scharrer,
Nürnberg, Burgstraße 6.

Zu verkaufen!

Petermann's Mitteilungen, Jahrgänge **1876—1883,** und die **Ergänzungshefte Nr. 49—72, wie neu;**
Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik, Jahrgänge **II** und **III. Tadellos** gehalten.
Offerten unter **M. 111** durch die Expedition erbeten.

So eben erschienen:

Frie Viso

ifraa Viggu'n sungje i Nördre-Gudbrandsdalsk Dölamaal taa

Dr. G. J. J. Sauerwein.

Preis M. 1.70.

Christiania, November 1885.

ALB. CAMMERMEYER.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Die Bewölkung in Württemberg.

Mit Zugrundelegung der Beobachtungen von 1878—82 und mit besonderer Berücksichtigung meteorologischer Gebiete.

Von

Dr. L. Meyer,
Assistent für Meteorologie etc.

gr. 8°. 81 Seiten. Mit einer lithogr. Karte. M. 2.—

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 49. Stuttgart, 7. Dezember. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Henry M. Stanley und Dr. Pechuel-Loesche. S. 961. — 2. Weihnachten. (Fortsetzung.) S. 963. — 3. Birma und seine Zustände. (Schluß.) S. 967. — 4. Die nordamerikanischen Eisenbahnen. Von A. Scobel. S. 971. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 973. — 6. Kurze Antwort auf Herrn Heyn's Erwiderung zur „Halloren-Frage". Von A. Kirchhoff. S. 976. — 7. Litteratur. S. 977.

Henry M. Stanley und Dr. Pechuel-Loesche.

Wer das neueste Werk des gefeierten Afrikareisenden Henry M. Stanley: „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates" (welches wir kürzlich in den Nrn. 32 und 37 dieser Zeitschrift besprochen) mit unbefangener Prüfung gelesen hat, der mußte sich notwendig über manchen gemischten Gefühlen betreffen. Abgesehen von der suffisanten Zuschrift an den Verleger der deutschen Ausgabe, welche dem Buche vorgedruckt ist, enthalten diese beiden dicken Bände doch manches, was dem aufmerksamen Leser zu denken gibt. Herr Stanley stellt überall seine eigene Person voran und in das günstigste Licht; er identifiziert sich mit dem ganzen Kongostaate und sucht denselben als seine eigenste Schöpfung erscheinen zu lassen. Er berichtet uns zu wenig und namentlich zu wenig Glaubwürdiges und Erwiesenes über das Gebiet selbst, seine Natur, seine Erzeugnisse und Hülfsquellen, über die für die Kultur erzielten Resultate und über die Garantien für eine gedeihliche Zukunft dieses Freistaates, von welchem wir nur die Grenzen und den schmalen Wasserweg seines Hauptflusses kennen. Er schweigt über die meisten seiner Mitarbeiter, unter denen der Tod eine so reiche Ernte gehalten, und über ihre allfälligen Leistungen, und doch haben die meisten von ihnen mehr oder weniger zu dem bisherigen allerdings geringen Erfolge des Kongo-Unternehmens beigetragen. Gegen einen seiner Mitarbeiter, den verdienten deutschen Afrikaforscher Dr. Pechuel-Loesche, erhebt er sogar Anschuldigungen. Dabei wimmelt das Buch von Widersprüchen, leichtfertigen Behauptungen und unerwiesenen Angaben, welche seinen geringen wissenschaftlichen Wert noch mehr beeinträchtigen. Wir wenigstens haben den günstigen Eindruck von dem Buche nicht hingenommen, welchen andere Kritiker rühmen. Henry M. Stanley ist zwar ein kühner, unternehmender Reisender, wie seine Aufsuchung Livingstone's bewies, und somit knüpft sich an seine Bücher ein persönliches und stoffliches Interesse; aber zu einem Forschungs-Reisenden, der für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute liefern soll, fehlen ihm alle Vorkenntnisse, alle Sorgfalt, Gewissenhaftigkeit und Objektivität; anstatt wissenschaftlicher Forschungsresultate gibt er uns Selbstverherrlichung und Reklame; und ebenso fehlen ihm zum Gründer eines Gemeinwesens vor allem Organisationstalent, Arbeitslust, Umsicht, Zähigkeit, Geduld und Ausdauer. Den besten Beweis hievon liefert der heutige Zustand des Kongostaates nach sechsjähriger organisierender Arbeit und einem Aufwand von vielen Millionen Franken und einigen Hundert Menschenleben für dieses Unternehmen, welches seinem Ziele heute so fern ist als jemals. Hätte es sich nur darum gehandelt, daß Stanley mit großer Einseitigkeit die Verdienste seiner vielen Mitarbeiter mit Schweigen übergeht und nur sich selbst und seine eigenen Leistungen auf ein möglichst hohes Piedestal und in das möglichst günstige Licht zu stellen sucht, so hätte man über eine derartige Maßregel als eine Schwäche hinweggehen können, denn wo viel Licht, ist immer auch Schatten. Allein, daß er einen Mitarbeiter, wie Dr. Pechuel-Loesche, welcher ihm an Bildung, Erfahrung und Kenntnissen

entschieden überlegen ist (und darum vielleicht unbequem war), in solcher Weise angreift, wie er es in seinem Buche that, ist unentschuldbar und mußte sich rächen. Der auf solch brutale Weise angegriffene deutsche Reisende war gezwungen, auf diese Angriffe zu antworten, und thut es in einer eigenen, jüngst erschienenen Broschüre von 74 Seiten gr. Oktav,[1] welche für Stanley und seine Geschäftsführung am Kongo geradezu vernichtend ist und namentlich auf Stanley's Charakter, Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit ein eigentümliches Licht wirft.

Es war von Stanley ein großes Wagnis, durch seine Angriffe einen Mann herauszufordern, welcher mit dem ganzen Kongo-Unternehmen, dessen Mißerfolgen, Mißwirtschaft und Schattenseiten so genau vertraut ist, wie Dr. Pechuel-Loesche, und der hiedurch genötigt wurde, den Nimbus zu zerstören, welcher seitdem diese Schöpfung eines großmütigen, freigebigen Monarchen in den Augen der Welt umgab. Der deutsche Afrika-Forscher erzählt zunächst einfach, maßvoll und möglichst ruhig seine eigene Beteiligung am Kongo-Unternehmen, die Leiden, Entbehrungen und Enttäuschungen, denen er durch Stanley selbst, dessen fahrlässige Leitung und den Unverstand des Exekutiv-Comité's in Brüssel ausgesetzt war, welches ein derartiges riesiges Unternehmen aus der Ferne in bureaukratischer Weise und ohne die mindeste Kenntnis von lokalen, klimatologischen, geographischen und ethnischen Verhältnissen leiten will. Dann schildert er, unter welchen Umständen er zu Stanley's Stellvertreter ausersehen ward, als dieser seiner Gesundheit wegen eine Reise nach Europa antrat, und in welcher Weise ihn Stanley durch seine Verfügungen von vorn herein lahmlegte. Ferner beleuchtet er mit einigen grellen Streiflichtern Stanley's eigene Thätigkeit am Kongo, welche sich in der That auf ein Minimum von Leistungen reduziert und insbesondere nachweist, daß Stanley nur den Lauf des Kongo selbst kennt, aber nirgends auch nur zwanzig englische Meilen weit über das direkte Ufergebiet des Stromes hinausgekommen ist; daß er immer nur mit potenzierter Selbstsucht an seine eigene Person und seine Behaglichkeit gedacht und für die Ernährung und die übrigen Bedürfnisse seiner Mitarbeiter nicht im mindesten gesorgt hat. Und doch waren es beinahe ausschließlich diese verwahrlosten Mitarbeiter, denen wir alle Ergebnisse und Erfolge der Forschung in Meteorologie, Klimatologie, Botanik, Zoologie, Landwirtschaft, Handel, Länder- und Völkerkunde ꝛc. des Kongostaates verdanken, welche Herr Stanley jetzt als Federn auf seinen eigenen Hut steckt!

Diese Entgegnung von Dr. Pechuel-Loesche trägt das Gepräge der Wahrheit und hält den leichtfertigen Behauptungen, den kühnen Berechnungen und übertriebenen Darstellungen Stanley's von der Vortrefflichkeit der Verhältnisse des Kongo-Staates nüchterne Thatsachen und zuverlässige Ermittelungen entgegen, welche von schlagender Wirkung sind und von Stanley mit aller Dialektik nicht zu widerlegen sind. Die inhaltreiche Schrift widerlegt und entkräftet auf diese Weise eine Menge von leichtfertigen Angaben und Zahlen über die Produktionskraft, die Hülfsquellen, die Ausfuhr- und die Einfuhr-Chancen des Kongo-Gebietes und beleuchtet in drastischer Weise die reklamenartigen, übertrieben günstigen Schilderungen in Stanley's Buche. Sie weist nach, daß dieser über Dinge spricht, welche er selbst nicht kennt, und Thatsachen anführt, die nicht existieren. Sie weist Stanley auf einen Standpunkt zurück, der ihn des Nimbus eines geschickten Organisators entkleidet und als einen ehrgeizigen Streber und Emporkömmling bezeichnet, welcher als viel mehr erscheinen will, als er wirklich ist. Wir wollen keinen Auszug aus der Schrift geben, weil es schwer wäre, aus dieser fortlaufenden und zusammenhängenden Kette von Thatsachen und Evidenzen diejenigen herauszuwählen, welche isoliert genug dastehen, um gegen Stanley's Persönlichkeit und Gebahren, unabhängig vom ganzen Kongo-Unternehmen, zu wirken. Allein wir verweisen auf die Schrift selbst, welche mit relativ maßvoller Ruhe und Würde die Ungebühr zurückweist, die sich Stanley gegen den deutschen Mitarbeiter erlaubte, und Stanley einen Spiegel vorhält, in den er trotz seiner Eigenliebe und Selbstsucht und trotz seiner amerikanischen Unverfrorenheit doch nicht ohne Erröten blicken wird. Im ferneren Verlaufe gestaltet sich die Entgegnung Dr. Pechuel-Loesche's zu einer eingehenden und unabweisbaren Kritik der Wirksamkeit Stanley's am Kongo, zu einem Nachweise, daß dieser von dem ganzen Kongo-Gebiet nichts weiter gesehen und untersucht hat, als den schmalen Streifen des Stromes selbst und seines Fahrwassers, daß sein Urteil über Land und Leute nicht aus eigener Anschauung geschöpft und daher wertlos ist und daß seine Schilderungen der Uferlandschaften sich vielfach nicht mit der thatsächlichen Wahrheit decken, daß seine Mitteilungen, wie z. B. über den Elfenbeinhandel am oberen Kongo und andere Verhältnisse, aller thatsächlichen Begründung entbehren.

Aus der Broschüre geht aber auch ferner hervor, daß Herrn Pechuel-Loesche's Ansichten über die Reichtümer, die Entwickelungsfähigkeit, Hülfsquellen und die Zukunft des Kongo-Staates weitaus ungünstiger und nüchterner sind, als die Erwartungen, welche Stanley davon zu erwecken bemüht ist, und daß der deutsche Reisende seinen Landsleuten eher vom Kongo *abrät*, mit dem beachtenswerten Winke, daß diejenigen, welche ihr Glück in einem Tropenlande versuchen wollen, dazu in einer deutschen afrikanischen Kolonie einen geeigneteren und sichereren Wirkungskreis finden, als unter den noch ganz unfertigen und unbefriedigenden Zuständen des Kongo-Staates.

Und dies führt uns zu dem Schlußpunkte. Rücksichten des Wohlanstandes gegen seine früheren Auftraggeber

[1] „Herr Stanley und sein Kongo-Unternehmen; eine Entgegnung von Dr. Pechuel-Loesche." Leipzig, E. Keil's Nachfolger, 1885.

halten Herrn Pechuel-Loesche ab, an dem Kongo-Unternehmen selbst strenge Kritik zu üben, welche niemandem leichter wäre als ihm, und dies ist schade. Wer aber Stanley's Werk und Pechuel-Loesche's Entgegnung aufmerksam gelesen hat, dem drängt sich gebieterisch der Eindruck auf, daß der Kongo-Staat, trotz Kongreß und völkerrechtlichem Schutz und trotz der Millionen, welche der König von Belgien in hochherzigster Weise dafür hergegeben hat, doch vorerst nichts ist als, um es unverfroren zu sagen: ein großer Humbug. Das ganze Gebiet ist zu ungeheuer, um in erfolgreicher Weise in kultureller Hinsicht in Angriff genommen werden zu können. Der Kongo-Strom ist zu wenig eine kontinuierliche Wasserstraße, um auf ihm Handel und Verkehr in das innerste Herz eines großen Kontinents hineinzuleiten. Die Völker des Kongo-Gebietes sind zu wenig an Arbeit gewöhnt, um einen Ueberschuß von Produkten zu erzielen, den sie in den Handel bringen können, und zu arm, um Tauschwerte zur Erwerbung europäischer Manufakte zu besitzen. Die Zustände unter den wilden Stämmen des Innern, wo die Häuptlinge einander stets befehden, um Beute an Lebensmitteln, Tauschwerten und Sklaven zu machen, welche mit der Beute beladen nach den Handelsplätzen getrieben und dann samt der Beute verkauft werden, sind zu ungesichert, um die Gründung von Niederlassungen zu gestatten und die Eingeborenen zu geregelter Arbeit zu erziehen. Die ganze Organisation des Unternehmens, welches von Europa aus bureaukratisch bis in das Herz des schwarzen Kontinents hinein von Männern geleitet werden soll, die nie in Afrika waren und von den örtlichen Bedürfnissen eines solchen Kolonial-Unternehmens, von der Notwendigkeit eines geregelten Verkehrs dorthin und einer genügenden Beifuhr aller Lebensbedürfnisse keinen Begriff haben, ist eine verfehlte.[1] Das Klima des ganzen Flußgebietes ist ein zu mörderisches, als daß Europäer darin selbst bei der bestmöglichen Verpflegung gedeihen und durch längeren Aufenthalt Erfahrungen sammeln könnten. Die ganze Arbeit von sechs Jahren hat trotz dem kolossalen Aufwand an Geld- und Menschenkräften noch so wenig Gelungenes und Dauerndes, so wenig Zusammenhang, Verbindung und Verkehr herzustellen vermocht, daß man selbst in Jahren nicht auf bessere Erfolge wird rechnen dürfen. Die meisten Mitarbeiter haben ihr Lehrgeld mit dem Leben bezahlt, und die neuen Ankömmlinge gehen demselben Schicksal entgegen. Die gegründeten Stationen und Niederlassungen zerfallen rasch wieder wie seither, und ehe es zu den unabweisbaren Flußkorrektionen und der von Stanley befürworteten unrentablen Eisenbahn kommen kann, wird der Kongo-Staat ein ganz verfehlter Versuch und verlassen geworden sein und nur noch auf der Landkarte existieren.

[1] Dem Vernehmen nach soll auch König Leopold von Belgien den Kongo Staat bereits als ein zu kostspieliges Unternehmen für sich und seine eigenen Verhältnisse betrachten. Seine jüngste Reise nach Wiesbaden soll (nach der Bostoner „Science") nur den Zweck gehabt haben, einen der deutschen Prinzen zu veranlassen, daß derselbe an seiner Stelle die Souveränetät über das Kongo-Land übernehme. A. d. R

Weihnachten.

(Fortsetzung.)

Germanen und Skandinavier. Gehen wir nun aus diesen südlichen, ich möchte sagen, leidenschaftlichen Sonnenwende-Feiern zu den nordischen über, so treffen wir bei den Germanen wie Skandinaviern das Jul-Fest, das im Namen selbst die Sonne wieder zu Tage trägt, das ihr zu Ehren und zu Dank den 24. Dezember gefeiert wird. Jul ist die Sonne und hier im Winter wie im Sommer zu Johanni oder Mittsommernacht, spielt sie ja die Hauptrolle in den Festvorgängen: als Winter-Sonnenwende steht sie jenem Fest als Correlat gegenüber, und wie im Feuer der Sommer-Sonnenwende ein Maibaum verbrannt wurde, als Darstellung der durch die Glut der Sommer-Sonnenwende hindurchgehenden Sonne, so war nach dem treffenden Worte des Germanisten Mannhardt dieselbe Symbolik beim Winter-Solstitium „wohlangebracht als Veranschaulichung der durch die Zauberwirkung der Sonne neu wiederkehrenden Lebenskraft der Vegetabilien-Welt." Jul ist das jugendliche, ist das Leben; ja bei den Indianern von Nicaragua gar (also wohl von Europa her übernommen?) ist julio das Herz, yuli leben, alsso jul das Lebensprinzip. Hiernach wäre Jul die junge, die, sozusagen wiedergeborne Sonne. Darum benannte der Mensch die Sonne und die Monate, wo die Sonne ihre Kraft und ihr Walten am vornehmlichsten offenbart, dem Menschen am bemerkbarsten macht, Jul: hier ist's denn die Sonnenwende, die abermals helle Tage verspricht und Leben und Segen, indem sie ihre Strahlen bis tief in das Erdenherz hinab wirken lassen will; dort, im sommerlichen Juli, fördert sie in vollster Kraft all das im Winter der Erde Uebergebene zur Reife und Ernte, sättigt das Korn und rötet das Obst und süßet den Wein und füllt die Scheun'. Und wie die Angelsachsen und Skandinavier den ganzen Monat vor dem großen Freudenfeste Jul, Juelmonat, Geola nannten, die ganze Adventzeit mit eingeschlossen — advent (avant), die Ankunft oder vor der Ankunft, die Vorzeit, Vorbereitungszeit, daher Fasten — so wird der Juni die Adventzeit vor dem Sommer-Solstitiumsfeste (Johanni) gewesen sein, was die kleine Variante im Namen uns ja andeutet. (?) Bei den Sonnenwendfesten brannten große Feuer auf Bergen und Feldern, was wir zu Johanni noch in vielen Ländern Europa's antreffen können; beiden Festen zu Ehren flogen brennende Reife in die Höhe, wie die Berge hinab — je nach dem Feste der Zunahme oder Abnahme der Tage, dieser Brauch wieder ist mehr zu Weihnachten im Norden noch üblich.

Denn Hjul bedeutet norwegisch auch Rad, da man sich die Sonne als eine große goldene Scheibe dachte, ein sich drehendes Rod, welches jetzt seinen Kreislauf um die Erde von Neuem beginne. Auch der „Julblock" ist ein zu Ehren des Sonnenrades, welches nun wieder eine aufsteigende Richtung nimmt, zu weihnachtlicher Zeit in Flammen gesetzter Block, der Mittelpunkt einer ursprünglichen heidnischen Feierlichkeit, deren freilich nur sehr spärliche Reste sich an verschiedenen Stellen indogermanischen Völkerlebens bis auf unsere Tage erhalten haben. So treffen wir in Dänemark, Schweden und England, ja bis nach Pommern noch bis heute die Julklapp, das Jullicht, die Julotta (Weihnachtsfrühmesse), den Juleber oder Julbock (Julbröd, Julgalt, Julgumse), die Julkeule, die Julspiele u. s. w. Denn bis auf den heutigen Tag heißt in einigen Gegenden von England das Weihnachtsfest Yule und in Norwegen, Schweden, Dänemark Yul. In den nördlichen Distrikten Englands kommt noch der große Holzklotz vor, der Weihnachtsblock oder Christmaß-Block, welcher auch Yule block, Jule clog oder Yublock heißt. Die Yulzeit, die lustigste Zeit im skandinavischen Norden, fängt mit dem Yulafton, dem heiligen Abend, an, und endet mit den heiligen drei Königen, ja gar erst mit dem 13. Januar. Schon auf den Runensteinen und in den alten Kalendern findet man den Ansang des Yulfried oder Yulafred, während welches alle Gerichte und Fehden ruhten und Verletzungen desselben doppelt und dreifach bestraft wurden, mit vielen Füllhörnern, den 20. Yultag aber als das Ende der Gelage mit einem umgekehrten Horn bezeichnet.

In Norwegen treffen wir auch bis dato den Yuleneg, den Weihnachtsbüschel, das ist die Vogelfreude, die den Vögeln auf einem Stocke hingestellte samenreiche Garbe, im tiefen Weihnachts-Schnee, vor jedem Hause, daß auch die lieben kleinen Luftsänger wüßten, daß es ein großes Fest eben und sich mal recht satt und warm essen. Die Menschen drinnen aber in der warmen Stube werfen nach alter Sitte ins Feuer Malz mit den Worten:

„Für des Menschen Blut
ist Weihnachtsmalz
und Ostersalz
wie für andres gut."

Als das Christentum in die weiten, zum großen Teil noch völlig jungfräulichen Waldwildnisse östlich vom Rhein und nördlich von den Alpen eindrang, fand dasselbe einen Gottesdienst vor, welcher den Lehren der begeisterten Kreuzverkündiger mannigfache Anknüpfungspunkte darbot. Wie die neue Lehre ihren Mittelpunkt in dem Erlöser besaß, so zentrierte die alte Gottesanbetung in dem Wuotans-Dienste. Als Himmelsgottheit, als Alldurchdringender, Allgegenwärtiger, in dem Wüten des Sturmwindes über die Lande Jagender, als Spender des Lichtes und des Segens, erschien der alte Gott in derselben Majestät, in derselben furchtbaren und doch mildfreundlichen Gestalt, welche der „predigende reisende" Benediktiner dem allwaltenden Gottessohne und hehren Gottesdegen, Christus, St. Mariens Sohne, in urwüchsig dichterischer und wunderbar starkgläubiger Kraft beilegte. Wuotan und Christus boten demnach überraschende Parallelen und neben dem neuen, sehr bald abergläubisch verehrten Symbole des Christentums verblieb auch das Zeichen des alten Gottes, das Rad, ein heiliges und segensreiches. Wies es doch hin auf die vollendete Zeit, die mit Licht und Segen wiederkehren mußte, auch wenn sie in Dunkel versunken schien! Die Feierzeit des Rades, die Julzeit, war demnach die gnadenbringendste Festzeit![1] Denn auch die Germanen-Feste, die sie „Hoch-" und „Weihzeiten" nannten, standen jedenfalls auch mit den Naturerscheinungen der einzelnen Jahreszeiten im innigsten Zusammenhange und es bezeichneten auch ihnen die Zeitpunkte der beiden Sonnenwenden und der beiden Nachtgleichen die Epochen der Hauptfeste. (In Norwegen heißen Weihnachten, Ostern und Pfingsten bis auf den heutigen Tag hoitide, hohe Zeiten [Hochzeiten], hohe Feste.) Das Julfest war bei den alten Skandinaviern auch „Mutternacht" (Modranight) genannt, ohne Zweifel, weil sie glaubten, aus dieser Nacht würde das neue Leben der Natur geboren — war gewissermaßen das Geburtsfest der Sonne, deren Sinnbild das Rad wieder war. Rad, hjul (hoalrad, hollerad), Sonnenrad der Angelsachsen, kolzó (russ. zo Diminutiv, kol Ring), kolessó (russ. Rad), jol und jul (yol und yul) wird das kimrisch-keltische haul, die Sonne, sein; weist es doch allzu deutlich auf die Verwandtschaft mit dem Hellern, dem Helios, und Chor, Kronos u. s. w. hin. Hierher gehört denn auch die germanische Holle, Hulda, Hilda, die nordische Zauberin Huldr, die norwegisch-dänische Berg- und Waldfrau Hulla, die bald jung und schön, bald alt und finster dargestellt wird, wie denn auch das Zauberweib Hulda, eine Geliebte Odhins, von der eine im 14. Jahrhundert verfaßte isländische Sage erzählt. In dieser Julzeit vornehmlich spielt und spukt denn die Frau Holle in der Phantasie der Gemüter Germaniens. Ihre ist die Zeit der „Zwölften" oder „Zwölfnächte", mit welchem Namen man die Tage vom 25. Dezember bis bis zum 6. Januar bezeichnet. Während dieser Zeit ruhten aller Streit und alle Waffen, keinerei Arbeiten durften vorgenommen werden und die Götter hielten ihre feierlichen Umzüge. Zwölf Tage lang herrschte in den Wohnungen und auf den Straßen festlicher Jubel, wobei jeder Gast willkommen war; auf dem Herde brannte der Weihnachtsklotz, der „Julblock", den sich jeder aus den Wäldern holen konnte, ohne als Holzfrevler bestraft zu werden, und in der mit Grün geschmückten Halle erklangen während des Festmahles besondere Lieder zum Preis des Sonnenkindes. Auch vergnügte man sich mit allerlei Spielen, und als Festgericht ward ein Eber aufgetragen, welcher der Freya (der Frau Holle) geheiligt war. Wenn nun nach dem Glauben des Volkes die Götter in der Nacht ihre

[1] Oskar Schwebel.

Wohnungen verließen, um auf die Erde hinab zu steigen, so zeigte sich der Einfluß der göttlichen Nähe auf die ganze Natur. Alle Geschöpfe jubelten dem Götterzuge entgegen, alles Wasser war gesegnet oder in Wein verwandelt[1] und alles erhielt die göttliche Weihe. Man schöpfte daher in der Mitternacht das sogenannte „Wywasser" aus den heiligen Quellen, um es zum Weihgebrauche aufzubewahren und die Wohnungen damit zu besprengen, man stellte Futter ins Freie, um es dadurch weihen zu lassen, man holte die durch die umwandelnden Götter gesegneten Pflanzen, um sie dem Vieh zu geben, und schüttelte die Bäume, um sie gleichsam aus dem Schlafe zu wecken, damit sie wach seien, gewissermaßen die Gottheit empfangen und bei der Verteilung des Fruchtsegens nicht leer ausgehen möchten. Auch suchte man die Götter durch Gaben zu gewinnen und ihren Zorn zu besänftigen, brannte Feuer zu ihren Ehren und hielt große Opfermahle ab. Die meisten dieser Bräuche sind denn auf das Geburtsfest Christi, auf unser Weihnachten übertragen worden. Die Weihnachts-Feuer blieben, der Weihnachtsschmaus trat an die Stelle der alten Gastereien, die mit den Opfern verbunden waren; wir treffen auch die Weihnachtskuchen noch an, welche die Gestalt von Ebern deutlich bekunden. Die Götter selbst treten noch immer in der Weihnachtszeit unter verschiedenen Gestalten auf. So ist nicht nur der im Advent oder am Weihnachtsabend erscheinende Knecht Ruprecht, der einst „Ruhmglänzende" (althochdeutsch hruodperaht, von hruod, Ruhm, peraht, prächtig, glänzend), Wuotan, sondern auch der heilige Nikolaus, der kinderfreundliche Bischof von Mira, muß auf seinem Schimmel den heidnischen Gott vertreten, der als Sturmgott in den Zwölften mit dem wilden Heere die Welt durchzieht.

Daß der heilige Nikolaus auf Wodan gepfropft, ist unzweifelhaft, sehen wir allein schon alle Nikolai-Kirchen auf jenen Stellen erstehen, wo bisher dem Odhin Opfer dargebracht waren. Hier am 6. Dezember, da gen Weihnachten, tritt der „Sante Klas", „Santi Klaus" ꝛc. auf, der bald als Christkind, bald als der Pelzmärtel (Martin) angesehen wird. Alle die Mummereien, wie jene des Nikolaus-Tages, suchte man schon im sechzehnten Jahrhundert möglichst zu tilgen und verlegte das Beschenken an demselben auf das Weihnachtsfest um den schimmernden Baum, dessen Lichterglanz auf das Licht der Welt hinweisen sollte, das an diesem Tage aufgegangen, und die Geschenke jene größte aller Gaben versinnlichen, welche den Menschen durch die Geburt Christi geworden ist. Was der heilige Nikolaus im Norden und Westen, das ist der heilige Georg im Süden und Osten. Sie beide, wie der heilige Martin, sind genugsam bekannt, um sich hier über sie und ihre Umgestaltung aus Wotan auszubreiten. Während im Norden, wo der Sommer kurz ist, das große Herbstopfer, das Dankfest der Ernte, auf Ende September fiel, ward es weiter südlich zu Anfang November dargebracht, wo Martin noch jetzt das Ende des ländlichen Jahres bezeichnet, ein neues Pacht- und Dienstjahr anfängt, keine Frucht mehr im Felde steht, selbst der Wein eingeschafft ist. Die Verehrung Wotans als Gottes der Ernte und Spenders aller Feldgaben ging somit größtenteils auf den heiligen Martin über, der zugleich ein Patron des Viehs und der Hirten wurde. Nicht minder wurden die Flammen, welche zu Ehren der Götter geflammt, auf den heiligen Martin bezogen.

Die drei Donnerstage vor Weihnachten, die in Süddeutschland die drei Rauhnächte oder die „Klöpfleinsnächte" heißen, ziehen Knaben oder ärmere Leute vor die Häuser ihrer Bekannten und werfen mit Erbsen an die Fenster. Es ist das eine alte Sitte, welche ankündigen sollte, daß die Sonnenwende kommen werde. . . . Und — schon erwachen die seligen Götter aus ihrem Schlafe und halten wieder ihren Einzug in das Land. Zunächst läßt sich jetzt wieder im Sturmgebraus die Schar der gefallenen Helden vernehmen, welche, von Wotan (Odhin) angeführt, als wilde Jagd oder wütendes Heer durch die Luft zieht. Da hört man denn Pferdegetrampel, Hörnerklang und Hundegebell hoch in den Wolken, die alten Eichen des Forstes krachen und schütteln ihre Häupter und über sie hin reiten Hunderte von geisterhaften Jägern mit ihrer Meute. An der Spitze des Zuges jagt hoch auf weißem Rosse der „Wode" (Wotan), die Fluren segnend. Ein weiter Mantel bedeckt seine Schultern, ein breitkrämpiger Hut sein Haupt. So erzählt noch heute der norddeutsche Bauer. In Süddeutschland will man in der Adventzeit hoch in den Lüften eine wunderbare tausendstimmige Musik vernehmen. Tausende von Geistern fahren in einer Kutsche und lassen einen wunderbar schönen Gesang hören. Es ist dies das Heer des Wotan („Woutansheer"). Geleitete im Norden ihren hehren Gatten Freja oder Holda, Frau Holle, Frau Harke, so war es im Süden dieselbe segenbringende Gestalt als Perchta, Perata, die Prächtige, die Lichte, Bertha (chr, hl = pr, bl, fr), die während der „Zwölften" durch die Lüfte fuhr, Segen über Länder und Menschen zu streuen; die regenspendende Wolke, des Sturmgottes Gemahlin, die später zur Himmelskönigin wurde und neben der Herrschaft über Wolken und Winde auch die Macht besaß, Sonnenschein und Gedeihen der Feldfrüchte zu gewähren, zugleich aber auch, als mütterliche Schützerin des Frauenlebens, weibliche Arbeit, besonders das Spinnen begünstigte.

Bei den Slawen ist die Gottheit der Winterstürme Bába Jagá, dessen Namen und Wesen ich anderweitig eingehend besprochen, und woraus als Quintessenz hervorgeht, daß dieser entlehnte turanische Name Babá Jagá, Vater Herr, Vater Gott (Gott Vater) und nach finnischen Idiomen himmlischer Vater, mit dem Dies Pitar (himmlischer Vater) übereinstimmt, sein Charakter aber der des Wodans und dessen tosenden Zuges um die Winter-Sonnenwende

[1] Die Hochzeit zu Kana setzt man auch auf Weihnachten.

ist. „Kreschtschénie", die Taufe, aber heißt Epiphania, weil an diesem 6. Januar in Rußland Wasserweihe ist, wobei sich, trotz Kälte und Eis, das Volk voll Glauben an das an diesem Tage heilige und heilbringende Wasser hineinwirft, also gleichsam getauft wird.

Auf Island wieder glaubt man, daß eine furchtbare Unholdin mit zahllosen Köpfen, Namens Gryla, in Begleitung ihres Mannes Leppa-Ludhi in diesen dunklen, stürmischen Nächten umherschweife und die unartigen Kinder fresse. Riesen, welche wegen der Nähe des Weihnachtsfestes Jolasveinar oder Jolevätter, d. h. Weihnachtsbuben, Weihnachtswichte genannt werden, kommen nach isländischem, schwedischem und dänischem Volksglauben von den Bergen herab und stehlen den Bauern aus den Vorratskammern das Dörrfleisch oder rauben die Menschen in ihre finsteren Höhlen.

Diese „Zwölften", wo hier die Unholde, dort die segenspendenden Götter mit ihrem rasenden, jagenden Gefolge, in Gestalt der Winterstürme auftraten, sie wurden unser schönstes freudigstes Kinderfest, die Leuchte der langen dunklen Wintertage. Manche Sitte aber, die ehemals von den Heiden in ernstem Glauben in diesen Tagen betrieben, kam als Scherz und Kurzweil hinüber. In der Weihnachtszeit, in den swätki, heiligen Tagen der Russen, ergeht man sich in Maskenaufzügen und Mummenschanz. Und, wie ehemals, weil in den „Zwölften" eine innigere Verbindung mit der Geisterwelt stattfinden soll als sonst, erforscht man in diesen Tagen am besten seine Zukunft. Wir erwähnen nur das „Schuhwerfen", welches in Tirol nicht minder im Schwunge ist als in Rußland; das Hineinsehen in den Spiegel im Dunkeln, wer wohl erscheinen mag; das Wachsgießen; das Orakelspiel; das Herausziehen eines Ringes aus einem Mehl-Pudding; das Fragen nach dem Namen des ersten besten Begegneten in der Sylvesternacht; den Bohnenkönig oder Dreikönigskuchen am 6. Januar u. a. m.

Der Dreikönigskuchen ist in Frankreich uralten Datums. Die ersten Nachrichten datieren aus der Zeit Hugo Capets, der sich und seine Getreuen für dieses Fest mit einem Stern schmückte, den sein Sohn Robert zum Orden Notre-Dame de l'Etoile machte. Vom Dreikönigskuchen wird zum erstenmale aus dem XIV. Jahrhundert berichtet. Das Fest war übrigens im strengsten Sinne des Wortes ein Wohlthätigkeits- und monarchisches Fest.

Spüren wir in der Edda, die im X. Jahrhundert erst vollständig zusammengestellt ist, den Einfluß des Christentums auf dieselbe — Baldr vielfältig auf Christus gepfropft — bewirkt durch Mönche, die in Irland von Christi Leben, Wirken und Sterben vernommen; so ist es nicht zu verwundern, daß wohl durch die Nachbarschaft Schweden wieder auf Finnland und dessen Heldengedicht influensiert hat, wie andererseits von Griechenland und Palästina nach Indien Anklänge an Christum verschleppt waren.

Sichtlich hat die Kalewala, das finnische Epos, sich nach Christi Geburt herauskryställisiert aus all' den Zusammentragungen, wo es denn zum Schluß deutlich Christi Geburt verkündet. Wäinemöinen, der in den Wassern Geborene, der an der Schöpfung der Erde mitgearbeitet, Wäinemöinen ist auch zugegen bei der Geburt Christi. „Eine solche Durchdringung heidnischer und christlicher Elemente," sagt Mannhardt, „wollen wir in der Kalewala beobachten, die in ihren letzten Gesängen ohne Zweifel die interessanteste aller Umwandlungen enthält, welche die Kindheitsgeschichte Jesu jemals erfahren hat; eine Erzählung, welche den würzigsten Waldduft von sich ausströmt. Das Epos Kalewala ist in jüngerer Zeit als vor einem halben Jahrhundert aus dem Munde karelischer Fischer und Renntierzüchter aufgenommen, die teils noch Heiden sind. Es behandelt die vorchristliche Heldenzeit Finnlands, ist erfüllt von einer höchst poetischen heidnischen Mythologie und sind die Gesänge sichtlich einzeln gedichtet worden, ehe die Lehre des Evangeliums Fuß gefaßt hatte. Vorzüglich werden darin drei Heroen verherrlicht, die das chaotische Wesen Finnlands gesichtet und gelichtet und im Vereine mit der Königin des finstern Lapplands die Segnungen der Kultur ihm gesichert haben.

„In dem Hofe eines reichen Mannes wuchs Marjatta auf, eine Jungfrau von lieblicher Schönheit, Keuschheit und Demut, weidete die Heerde ihrer Herrschaft, und ihr Gebiet war das freie Feld mit seinen Kräutern. Da überkam sie die Sehnsucht, doch einmal ihr Loos gegen ein anderes zu vertauschen, und wie sie diese Sehnsucht in ihrer Brust wiegte, sah sie eine Preißelbeere und war es ihr, als winkte ihr dieselbe zu, und als sie sie greifen wollte, sprang ihr diese von selbst in die Schürze und in den Mund — — und eigentümlich ward's ihr von dem Momente ab und wußte sie nicht, was ihr geschehen. . . . ." Ich möchte hier wieder einmal hinweisen auf die Sylbe mar, die Glanz, Jugend, Jungfräulichkeit, Brautschaft, in turanischen wie in semitischen, ja vielfältig auch arischen Sprachen bedeutet. Wie der turanische Stamm den Namen „Maria" in der heilgen Legende vernahm, brachte er denselben mit der roten Beere, der Preißelbeere, marja, (finnisch, wie estnisch und nordtartarisch) zusammen, vermengte ihn geradezu.

Das arme Mädchen, im Herz und Busen nur reich und selig, steht in der Welt so unendlich einsam und verlassen da, wandert umher und fleht um Unterkunft, wird nirgends aufgenommen, betet zum großen Gott Ukko und findet schließlich Schutz in einem Pferdestalle, bekommt dort ein Söhnchen und bettet es im Stroh der Krippe. Als sie das Kindlein getauft haben will, will keiner recht daran, da man dasselbe für ein Zauberkind ansieht, ja Wäinämöinen heißt es in den Sumpf bringen, wo seine Heimat sei. Da that das neugeborene Kind den Mund auf und verwies ihn sanft: er habe in seiner Jugend viele Streiche gemacht und niemand hätte ihn dafür in den Sumpf

gesteckt. Wäinämöinen verstummte, ging zur See, schuf sich durch Gesang ein Boot, fuhr gen den Horizont und erhob zum letztenmale seinen Gesang; seine Harfe nur und seine Lieder hinterließ er dem Heimatlande, Finnland. Der Greis Wirokannas, ein Gott des Haferfeldes, taufte das Knäblein und weihte es zum Könige von Karelien und zum Hüter aller Mächte.

Die Art und Weise solcher Auffassung ist uralten Traditionen des Finnenstammes nachgebildet. Wenigstens findet sich bei Völkern gleicher Sippe bis weit nach Asien hinein ganz ähnliches erzählt.

(Schluß folgt.)

Birma und seine Zustände.

(Schluß.)

Dem Buddhismus haben die anderen birmanischen Völkerschaften noch den Schamanismus beigemengt, und so ist ihre Religion in eine Art Teufelsanbetung ausgeartet, die in einem den guten und bösen Geistern (Nats) dargebrachten Kultus und in bizarren Gewohnheiten besteht. Um z. B. ein neugeborenes Kind zu segnen, schwingen sie einen Bambusstock über demselben mit dem Ruf: „Uebel aller Art, entfernet euch!“ und rufen dann die wohlthätigen Geister an: „Güter aller Art, kommet.“ Sie glauben an Hexerei und rächen sich durch Fluchen an demjenigen, welcher sie angeblich behext hat; diese Verfluchung geschieht in folgender Weise: Drei Tage nacheinander nimmt der Behexte um Sonnenuntergang einen im Erlöschen begriffenen brennenden Ast, ein faules Ei und die schmutzigen Ueberbleibsel einer Mahlzeit, wendet sich dann nach Osten, wirft sie hinweg und ruft: „Dein Leben erlösche wie die Flamme dieses Feuerbrands, Deine Nachkommenschaft verderbe wie dieses Ei; Dein Ende gleiche diesen Ueberresten!“ Man findet bei ihnen auch die Gewohnheit des Behexens durch Wachsbildchen: man zerschmettert eine plumpe Figur, welche den Feind vorstellen soll, durch Steinwürfe.

In Birma herrscht noch die Sklaverei, und die Unglücklichen, welche auf feindlichem Gebiet geraubt oder wegen Bestrafung für ein Verbrechen verkauft werden, sind ein Gegenstand des Abscheues für jedermann und dieser Abscheu wird nur überboten durch denjenigen vor den Aussätzigen, den Henkern, den Sargmachern, allen denen, welche mit den Leichen umzugehen haben, sowie den Jägern und Fischern, welche sämtlich von der übrigen Bevölkerung gemieden werden.

Das Weib genießt in Birma wichtige Vorrechte und nimmt am häuslichen Heerde eine ehrenvolle Stellung ein; trotzdem ist die Ehe weder ein bürgerlicher Akt noch ein religiöses Sakrament, sondern nur eine Verbindung, welche zwar zum Genuß des Familienlebens führt, aber deren Ceremoniell von keinem Gesetze geregelt wird — eine wesentlich zeitweilige Verbindung, welche die Gatten durch Uebereinkunft wieder lösen können. In diesem Fall zündet sich jedes der beiden Gatten eine Kerze an und dasjenige, dessen Licht am ersten verzehrt ist, verläßt die Behausung und nimmt mit, was ihm beliebt. Selbst während der Dauer der Ehe gehört alles, was die Frau erwirbt, streng ihr selbst. Trotz dieser Leichtigkeit, Ehen zu schließen und wieder zu lösen, ist jedoch die Unsittlichkeit bei dem Volke weit geringer, als gewisse Reisende berichten. Die Tracht der Birmanen besteht aus dem Languti und einem Stück Zeuch, das sie sich um den Leib wickeln; die Männer sind von den Knieen bis zu den Hüften tätowiert. Die Birmanen sind im ganzen ein sanftes, leutseliges, intelligentes und rühriges Volk und in der besten Lage, um sich den auswärtigen Einfluß zu Nutzen zu machen.

Das birmanische Jahr besteht aus zwölf Mondsmonaten, wodurch das Jahr 354 Tage erhält; um diesen Unterschied auszufüllen, wird alle drei Jahre ein ergänzender Monat eingeschoben und der noch bestehende Abstand auf die Bitte der Astronomen durch eine königliche Verordnung geregelt. Die birmanische Zeitrechnung entspricht dem Jahre 639 n. Chr. Um die Monatstage zu zählen, überschreiten sie niemals die Zahl 15, vom Neumond bis zum Vollmond und umgekehrt. Jeder Monat hat vier Ruhetage, einen bei jeder Mondphase, aber gleichwohl ist die Zeit in Wochen von sieben Tagen eingeteilt, deren Namen von den Gestirnen entlehnt sind wie die unseren: der erste ist der Sonnen-, der zweite der Mondstag u. s. w.

Birma ist einem autokratischen König unterworfen, welcher angeblich keine andere Regel kennt als sein Belieben, den aber die Engländer vielleicht absichtlich angeschwärzt haben. Unter seinen unmittelbaren Befehl sind vier bis sechs Mungyies, Minister ohne Portefeuille, gestellt, welche den Gerichtshof des Hlwot-dau bilden, worin alle Staatsgeschäfte geregelt werden; nach diesen obersten Beamten kommen deren andere von geringerem Rang, welche die Befehle des hohen Rates auszuführen haben. Das Land ist in Myos oder Bezirke eingeteilt, welche je den Namen ihrer bedeutendsten Städte annehmen; diese teilen sich dann wieder in Taiks, und diese in Yumas. Jeder Bezirk wird regiert von einem Myo-woon mit einem Myo-thao-ghie, jedes Taik von einem Taik-thoo-ghio, und die Yumas von niedrigeren Offizieren und Beamten. Alle diese Beamten sind gleichzeitig Steuereinnehmer; da sie aber kein Gehalt beziehen, so verfehlen sie nicht, ihren Anteil von den Staatseinkünften zu erheben. Herr v. Llamby, einer der Begleiter des Herrn Brau de Saint-Pol Lias, welcher jüngst von einer Reise in Birma zurückgekehrt ist, hat die Güte gehabt, uns seine Notizen mitzuteilen, denen wir nachstehende Stellen über die Finanzlage des Königreichs Ava entnehmen: „Die finanzielle Lage von Ober-Birma ist gar keine günstige; der König ist unumschränkter Herr seiner Unterthanen und Besitzer des Grund und Bodens; er personifiziert die Nation. Der königliche Schatz begreift in sich den Reichtum oder die

öffentliche Schuld; er wird gespeist durch die Grundsteuer, den Pacht der Zölle, der Petroleum-Quellen und die Einkünfte im allgemeinen, besonders durch die Abgaben der Gesellschaft der Irawadi-Flottille (8000 Rupien oder 16,000 Mark monatlich) und der Bombay-Burmah-Handelsgesellschaft, welche die Tikwälder von Khyndouin ausbeutet, sowie endlich durch die Einkünfte aus den Rubingruben von Maneït und die der Silbergruben von Bandouin. Jedenfalls gehen die Einkünfte durch so viele Hände, ehe sie an ihren definitiven Bestimmungsort gelangen, daß sie bedeutend vermindert dort ankommen." Zu diesen Einnahmequellen, welche man als regelmäßig bezeichnen könnte, muß man noch die außerordentlichen Steuerumlagen fügen, welche dem Volke auferlegt werden, um dringenden und unvorhergesehenen Ausgaben zu begegnen. Der gegenwärtige König, Thibo, führt den Titel „Herr der Elefanten und Großkönig der Gerechtigkeit."

Das Heer besteht aus Leuten, welche in den Bezirken durch die Vermittelung der Gouverneure rekrutiert werden. Die birmanischen Soldaten sind mit Gewehren von allen Modellen und aus allen Zeiten bewaffnet, dem Ausschuß der europäischen Arsenale. Die Artillerie besteht nur dem Namen nach, und die paar Kanonen, aus denen sie besteht, sind im vorigen Jahrhundert den an der Küste gescheiterten Schiffen entnommen, oder von den Kauffahrern gekauft worden. — Der Sitz der Regierung ist in Mandalaï (Mandalay, Mandeleh), der Hauptstadt des Reiches, welche vier Kilometer vom Irawadi-Fluß gelegen und mit demselben durch eine mit Häusern besetzte Allee verbunden ist. Die Stadt bildet ein vollkommenes Viereck, umschlossen von einer Backsteinmauer, in deren vier Seiten in der Mitte Thore durchgebrochen und von Pavillons mit vergoldeten Dächern flankiert sind. In der Stadt selbst umschließt eine zweite Umwallung den Königspalast, der aus zahlreichen Bauten: den Palästen der Minister, der Frauen, des weißen Elefanten und in der Mitte dem Thronsaal des Monarchen unter einem hohen, von spiraliger Spitze überragten Turm, der symbolisch den Berg Meru, die Zentralpyramide der Welt, bedeuten soll ꝛc., besteht. Die Häuser der Stadt sind nieder und bestehen meist nur aus einem Erdgeschoß; doch gibt es auch aus Stein erbaute von mehreren Stockwerken; vor jedem Hause befindet sich eine Verpfählung, die sog. „Palissade des Königs", hinter welche sich die Einwohner flüchten, wenn die mit Bambusstöcken bewaffneten birmanischen Lictoren die Bevölkerung beim Herannahen irgend eines Prinzen, eines „goldenen Fußes", zerstreuen — eine Brutalität, von welcher selbst die Europäer nicht ausgenommen sind. Die Mauern von Mandalay ruhen, nach Swhay-hoe, auf mehr als 50 menschlichen Leichnamen, denn in Birma muß der erste Grundstein eines Gebäudes ein „lebendiger Stein" sein, damit die Gespenster und bösen Geister davon ferngehalten werden. Die Bevölkerung von Mandalay beträgt über 200,000 Köpfe; die anderen minder bedeutenden Städte sind Bhamo an der Grenze von Yünnan, vorwiegend eine Handelsstadt, in welcher ein ganzes Stadtviertel von chinesischen Händlern bewohnt ist; dann Kiang-Hung und Kiang-Tung im Lande der Schans, welche für den Zwischenverkehr nach Yünnan hinein mit Bhamo gewetteifert haben; sodann in der Nähe von Mandalay die nun verlassenen Hauptstädte Ava und Amarapura, welche einst sehr volkreich waren, aber nun verlassen und öde und deren Trümmer nun mit Waldanflug überwachsen sind; und endlich die Städte Thibo und Monn.

Es ist in hohem Grade zu bedauern, daß der König von Birma gar nichts gethan hat, um die großen Reichtümer seines Landes auszubeuten, das fabelhaft fruchtbar, durch zahlreiche Flüsse und Ströme bewässert ist und beinahe ohne Anbau die köstlichsten Erzeugnisse liefert, nämlich Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo, Tabak, Sesam, Thee, Mais, Hirse, Gerste und die Dani-Palme, aus deren Saft man einen trefflichen Zucker bereitet und mit welcher in Britisch-Birma allein über 12,000 Hektar Landes angebaut sind. Das Obst und die Früchte der Tropen und Gemüse aller Art kommen in wildem Zustande vor und die ungeheuren Wälder enthalten das wertvolle Tikholz und die kostbarsten Holzarten; die Erdrinde enthält Kohlen, Gold, Kupfer, Granit, Marmor, Kalk, Rubinen, Sapphire, und endlich jene reichen Petroleumlager, welche seit Jahrtausenden in unerschöpflicher Fülle dieses kostbare Brennmaterial liefern. Die Tierwelt ist ebenso reich als die Pflanzenwelt; da ist zunächst der Elefant, welcher in jenem ganzen Teil des asiatischen Festlandes solch hochwichtige Dienste leistet, sodann das Nashorn, von welchem man drei Arten kennt und das die Eingeborenen angeblich wie in Assam zähmen und zum Lasttier abrichten; ferner eine Rasse kleiner, kräftiger, feuriger und sehr geschätzter Pferde u. s. w.; leider sind die Reptilien sehr zahlreich, und in den Gebirgen des Schan-Landes leben zahllose Mengen verschiedener Ratten, welche oft in Unzahl in die Ebenen herunterkommen, die Ernten verheeren und zerstören, die Dörfer belagern und häufig deren Einwohner nötigen, sich vor ihnen zu flüchten.

Wir haben schon oben bei Erwähnung des Britischen Birma des Gesamtwertes der Waren erwähnt, welche von den Ufern der Irawadi nach Rangun gebracht werden; aber diese Region stellt nur einen schwachen Teil von Ober-Birma vor, und die auf diesem Wege ausgeführten Erzeugnisse kommen nur aus einer Zone, deren Breite 40 bis 50 Kilometer nicht überschreiten dürfte. Die umfangreicheren Waren und insbesondere die von weiter herkommenden mineralischen Schätze können aus Mangel an Verkehrsmitteln nicht zum Flusse gelangen. Um aus Birma ein reiches und einträgliches Land zu machen, würde die Eröffnung von Straßen und die Erbauung einiger Eisenbahnen genügen, und dieses Ziel verfolgt England, obwohl seine Pläne sich nicht hierauf allein beschränken, wie wir nachher sehen werden.

Der einzige Verkehrsweg zwischen dem Britischen und dem Oberen Birma ist, wie schon erwähnt, der Lauf der Irawadi. Die von den Briten eröffneten Eisenbahnlinien haben ihren Endpunkt in deren eigenen Besitzungen und überschreiten die Grenzen derselben nicht. Es handelt sich nun darum, dieselben einerseits durch Ober-Birma bis zum Anschluß an das indische Eisenbahnsystem fortzusetzen, andererseits sie durch das Land der Schans bis nach Yünnan fortzubauen — das offen zugestandene Ziel aller Gelüste der britischen Regierung. Man hat lange Zeit den geradesten und kürzesten Weg gesucht, auf welchem die südlichen Provinzen China's mit dem Ozean in Verbindung zu setzen wären; man hat Forschungskommissionen beauftragt, den Mekong und die großen Flüsse hinaufzufahren, welche von den Hochebenen von Tibet herabkommen; allein man erlangte bald die Gewißheit, daß diese Wege nicht praktikabel waren, oder daß diese Flüsse sich von dem verfolgten Ziele entfernen, weil sie in ihrem Lauf durch die Berge abgelenkt werden, welche sich nach allen Seiten hin über die indochinesische Halbinsel ausbreiten. Seither gelangten die reichen Erzeugnisse von Yünnan auf dem Yang-tse-Kiang quer durch China nach Shang-hai, und die Erzeugnisse von Kwang-tung und Kwang-si auf dem Westfluß nach Kanton. Seit nun Dupuis von Yünnan aus den Song-Koï oder Roten Fluß herabfuhr und nach Hanoï und dem Meerbusen von Tongking gelangte, war der geradeste und kürzeste Weg gefunden und Frankreich wollte von diesem Absatzwege Nutzen ziehen, welchen Männer wie Freiherr v. Richthofen für den besten erklärten und dessen Vorteile selbst Colquhoun nicht zu leugnen wagt. Angesichts dieser Eroberung fühlte sich England gedrungen, ebenfalls nach einem Mittel zu suchen, um in das südliche China einzudringen, und zu diesem Zwecke unternahm es Herr Colquhoun, die ganze Region zwischen Kanton und Mandalay zu erforschen; das Ergebnis seiner Reise war, man müsse eine Eisenbahn zur Verbindung von Rangun nach Indien in direktem Verkehr mit dem südwestlichen Yünnan bauen, was er selbst folgendermaßen formuliert: „Ohne die Vorteile jenes von Herrn Dupuis entdeckten Wasserweges (auf dem Roten Fluß) leugnen zu wollen, möchte ich darauf hinweisen, daß wir Engländer nicht den Südosten von Yünnan und die zwischen Man-hao und Yünnan-fu gelegene Region zu erreichen suchen müssen, sondern den Westen und Südwesten. Wenn man einräumt, daß dies unser Zweck ist, so bietet der Rote Fluß uns nicht mehr jene ungeheuren Vorteile, welche Herr v. Richthofen hervorgehoben hat und die auf den ersten Blick auch unbestreitbar erschienen."

Herr Colquhoun hat nicht immer dieselbe Sprache geführt, sondern sich noch vor wenigen Monaten in Hanoï gegen einen Franzosen dahin geäußert: „Ach, wenn ich, der ich so viel für Birma gestritten habe, dies Tongking gekannt hätte!"

Der Korrespondent der „Times", welcher bekanntlich der Urheber der Agitation ist, die gegenwärtig in England für die Annexion von Ober-Birma unterhalten wird, setzt selbst seinen Plan folgendermaßen auseinander:

„Man darf hoffen, daß binnen kurzem die Eisenbahn von Tongu nach Ober-Birma hinein bis Mandalay und Bhamo verlängert werden wird; von diesem Punkt aus wird eine Linie gen Südwest durch eine unabhängige Region sich bis nach Dibragarh in Assam wenden, um sich an das indische Eisenbahnnetz anzuschließen. Eine andere Abzweigung wird nach dem Osten von Chieng-Me (Zimme), im nördlichen Siam, dann von da nach dem südwestlichen China eröffnet werden, mit einer Gabelung nach Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam. Eine andere von Tongu ausgehende Linie kann nach Moulmein gerichtet werden, um eine ungeheure, besonders dem Reisbau günstige und dermalen unproduktive Region der Ausbeutung zu erschließen. Auf der Linie nach Siam wird sich eine Bahnlinie abzweigen, welche berufen ist, durch das ganze Land der Schans zu verlaufen und so in Yünnan einzudringen. Der Verwirklichung dieses Projektes stellen sich große Hindernisse entgegen: die Haltung von Ober-Birma und die Befürchtung der siamesischen Regierung, ein Versuch, sich durch eine Eisenbahn mit Birma zu verbinden, könnte ihr die Feindschaft Frankreichs zuziehen. Es herrscht kein Zweifel darüber, daß wir uns eines Tags Ober-Birma annektieren, allein bevor wir in dieser Richtung irgend eine Thätigkeit entfalten, muß jedenfalls die künftige Organisation Indo-China's geregelt sein.

„Man kennt die Absichten Frankreichs bezüglich Siams und des Landes der Schans. Hat Frankreich sich in jenen Ländern festgesetzt oder irgend einen Beweggrund, sich in deren Angelegenheiten zu mischen, so kann es ungemeine Schwierigkeiten bezüglich Ober-Birma's und seiner Schutzstaaten erheben. Diese Befürchtungen sind im gegenwärtigen Augenblicke nicht vorhanden, und es ist daher unsere unmittelbare Pflicht, Siam mit unserer ganzen Macht beizustehen in Gestalt einer Allianz, es in der Entwickelung seines Gedeihens und im Beginn von Reformen zu unterstützen. Die Schans im Norden, in der Nähe der chinesischen Grenze, zeigen Lust, sich Siam zu nähern; was China anlangt, so wird es weniger Einwendungen gegen die Ausdehnung des britischen Einflusses an seinen südlichen und südwestlichen Grenzen, als gegen denjenigen Frankreichs zu erheben haben.

„Die Unabhängigkeit Siam's, auf der ganzen Erstreckung des Königreichs, wäre eine zwischen den britischen und den französischen Interessen aufgerichtete Schranke, und alle Hindernisse für die Handelsentwickelung zwischen dem südwestlichen Teile von China und den Zwischenstaaten würden von selbst fallen. Gegenwärtig ist noch ein Hemmnis in den Plänen Frankreichs für den äußersten Osten vorhanden, aber dasselbe wird bald überschritten sein und die obenerwähnte Schwierigkeit von neuem durch England ins Auge gefaßt werden müssen, und zwar je früher desto besser."

Diese wenigen Zeilen sind sehr lehrreich und lassen keinen Zweifel über die Pläne Englands übrig, sich über kurz oder lang Ober-Birma's zu bemächtigen. Allein um eine solche Maßregel auszuführen, bedarf England eines Vorwandes, und die Regierung hat sich bereits bemüht, einen solchen in der Angelegenheit der „Bombay-Burmah-Trading-Corporation" zu schaffen. Bevor es aber zu dieser Thatsache kommt, welche wahrscheinlich den gesuchten Kriegsfall bilden wird, wollen wir noch einen Blick auf die Stellung Frankreichs am Hofe von Mandalay werfen.

In seinem Bericht über die Ergänzungs-Handelskonvention zwischen Frankreich und Birma hat Herr v. Lanessan diese Stellung zusammengefaßt. Die ersten amtlichen Beziehungen zwischen den beiden Regierungen von Frankreich und Birma reichen bis zum Jahre 1865 zurück, wo die birmanische Regierung der kaiserlich französischen Eröffnungen bezüglich des Abschlusses eines Handelsvertrags machte, aber das birmanische Entgegenkommen abgelehnt wurde. Am 24. Dezember 1872 traf eine birmanische Gesandtschaft in Paris ein, um die Wiederaufnahme der Vorverhandlungen vorzuschlagen, und am 24. Januar 1873 wurde ein Handelsvertrag zwischen den beiden Mächten unterzeichnet. Dieser nur aus 6 Artikeln bestehende Vertrag gewährte den Franzosen das Recht, sich in Birma aufzuhalten, niederzulassen, zu reisen, Handel zu treiben, Grund und Boden und Häuser zu kaufen und auszubeuten, unter der einzigen Bedingung, daß sie sich den Landesgesetzen anbequemten. Infolge der Ereignisse, deren Schauplatz Birma bei der Thronbesteigung des Königs Thibo wurde, und deren Erzählung uns hier zu weit führen würde, trat der Vertrag niemals in praktische Anwendung und blieb ein toter Buchstabe. Im Jahre 1883 erschien eine neue birmanische Gesandtschaft in Frankreich, mit dem Auftrage, die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen und die Inkraftsetzung des Vertrages von 1873 zu erbitten. Nun erst wurde der Handelsvertrag abgeschlossen, welchen die französische Kammer am 15. Januar 1885 gebilligt hat. Derselbe Handelsvertrag wurde von Birma auch mit dem Deutschen Reich und Italien abgeschlossen. Kurz darauf schickte Frankreich einen Konsul nach Mandalay. Die Ankunft eines französischen Vertreters im unabhängigen Birma rief lebhafte Reklamationen von seiten Großbritanniens hervor, welches keinen Konsularagenten in Mandalay hatte, denn der englische Konsul hatte schon 1879 das Land verlassen müssen, nachdem er einen heiligen Hund getötet hatte, und war nicht wieder ersetzt worden. Anfangs behaupteten die Engländer, Frankreich beabsichtige Ober-Birma zu besetzen und die Briten aus ihrem Besitz zu verdrängen; sie brachten geschickt das Gerücht in Umlauf, es sei einer französischen Gesellschaft das Recht zur Erbauung einer Eisenbahn gegeben worden, wogegen sich natürlich die britischen Kaufleute zu Rangun in einstimmiger Verwahrung erhoben. Sodann, um die Sache zum Abschluß zu bringen, riefen sie den Zwischenfall mit der Bombay-Burmah-Trading-Corporation hervor. Diese Handelsgesellschaft, vertreten durch einen Engländer, welcher zugleich italienischer Konsul ist, hat die Erlaubnis zur Ausbeutung der Tihk- (Teak-)Wälder erworben, ist aber ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen: sie hat binnen zwei Jahren 58,000 Stämme Tihkholz schlagen lassen und ausgeführt, ohne die Zollgebühren und die Pachtzinsen für die Ausbeutung zu bezahlen. Als man den Betrug entdeckte, wurde die Gesellschaft vor ein birmanisches Gericht geladen und verurteilt, als Strafe den doppelten Betrag vom Werte des geschlagenen und hinterzogenen Holzes zu bezahlen; wenn aber diese Gesellschaft genötigt würde, die ihr auferlegte Summa zu bezahlen, so müßte sie sich für bankerott erklären. Sie wandte sich daher an den Vizekönig von Indien, welcher sich beeilte, diesen Vorwand zu ergreifen, um einzuschreiten. Es wurde ein Ultimatum an König Thibo erlassen, dahin gehend: die Angelegenheit der Handelsgesellschaft solle dem schiedsrichterlichen Spruch des Vizekönigs unterworfen und es solle ein britischer Konsul in Mandalay aufgestellt werden nebst einer hinreichenden bewaffneten Macht, um denselben zu beschützen und ihm Achtung zu verschaffen. Falls König Thibo's Antwort England nicht zufriedenstelle, sollten ohne Verzug 10,000 Mann britischer Truppen in die Staaten des Königs einrücken, diesen absetzen und sich seines Reiches bemächtigen, wie dies schon mit dem britischen Birma geschehen war.

König Thibo hat bekanntlich das Ultimatum abgelehnt und der Krieg hat begonnen — Großbritannien führt wiederum einen jener schmachvollen Vergewaltigungskriege gegen einen Schwachen und unter denselben nichtigen Vorwänden, wie es derartige Schritte schon oft zu seiner Gebietserweiterung gethan.

Unsere deutsche Interessensphäre wird durch diesen Krieg nicht berührt, dagegen diejenige Frankreichs. Der französische Konsul in Mandalay, welcher sich am birmanischen Hofe eine günstige Stellung geschaffen und die Interessen seines Landes in Birma energisch verteidigt hatte, wurde abberufen und durch einen anderen ersetzt. Was die Ursache dieser Veränderung im Personal des Konsulats, ob es eine England gegebene Genugthuung war oder ob der Konsul Haas nur auf die Bitte Englands von seinem Posten abberufen wurde, wie manche Zeitungen behaupten wollten, ist schwer zu entscheiden; aber jedenfalls ist es bedauerlich, daß in einem solch kritischen Augenblicke ein erfahrener Beamter von einem so wichtigen Posten abberufen und durch einen Neuling ersetzt wurde. Herr Haas, der französische Konsul in Mandalay, und Herr Vossion, französischer Konsul in Rangun, haben unter obwaltenden Umständen einen lobenswerten Eifer, Patriotismus und Thatkraft entfaltet und die französischen Interessen gegenüber von Englands anmaßenden Ansprüchen mutig vertreten.

Frankreichs Politik in Birma ist eine sehr einfache;

es hat niemals die Absicht gehabt, sich der Staaten des Königs Thibo zu bemächtigen; die Engländer wissen dies wohl, beschuldigen aber gleichwohl Frankreich dieses Annexionsgelüstes, nur um eine Gelegenheit zur Einmischung zu haben. Frankreich, Deutschland und Italien haben ihre Handelsverträge mit der birmanischen Regierung und werden wünschen, daß Birma ein unabhängiger Staat bleibe; sie können sich allerdings in den britisch-birmanischen Streit nicht mengen, aber es auch nicht billigen, daß die britische Regierung sich diesen Staat wieder in sein Haus schlachtet und annektiert, wie sie es schon mit so vielen Ländern im fernen Osten gethan hat (G. g.)

Ferdinand Hué.

Die nordamerikanischen Eisenbahnen.

Bei der rastlosen Vervollkommnung und Vermehrung der Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten ist der Trieb zu erkennen, neue Gebiete für Handel und Verkehr zu erschließen und Kultur in abgelegene Landschaften zu tragen. Mit der Verknüpfung durch die Eisenschienen erhöht sich der Landwert und mit der Erleichterung der Besiedelung schrumpfen die jungfräulichen Weidegründe des Westens immer mehr zusammen. Der Pflug zieht immer weiter seine Furchen, um arbeitsamen Menschen neue Heimstätten zu bereiten, und die Eisenbahn sorgt dann für Verwertung der Erntereichtümer auf dem Weltmarkt. So einfach als sich dies wohl vermuten läßt, vollzieht sich aber dieser Prozeß keineswegs. In der Anlage aller Kommunikationen herrschte von Anbeginn eine große Verschiedenheit, die sich mit Vermehrung der ersteren bedeutend steigerte und verschärfte. Keine Gesetze regelten nach einheitlichem Prinzipe die Schaffung der Verkehrsmittel oder sie wurden wegen ihrer den Gründern unbequemen Folgen möglichst umgangen. Auch hier war die Jagd nach dem Dollar maßgebend, die Berücksichtigung der berechtigten Interessen der Bevölkerung kam erst in zweiter Reihe. Eine heillose Konkurrenzwirtschaft bemächtigte sich seit den drei letzten Lustren dieses Betriebes, Eisenbahn entstand neben Eisenbahn, im dichter bevölkerten Osten oft zu zwei und drei Linien fast parallel nebeneinander. Große Vereinigungen, Ringe oder Pools, suchten die Verwaltung zu zentralisieren und übten Monopole aus, die für das Volk eine Brandschatzung, für den Staat eine Schmach bedeuten. Seit einigen Jahren mehren sich die Proteste und mit lauten Stimmen ruft man nach Aenderung und Besserung.

Einen trefflichen Einblick in das Getriebe dieser echt amerikanischen Thätigkeit gewährt ein eben erschienenes Buch von Alfred von der Leyen: „Die nordamerikanischen Eisenbahnen in ihren wirtschaftlichen und politischen Beziehungen. Leipzig. Veit u. Comp. 1885." Es werden hier von einem Fachmann einzelne wunde Punkte aufgedeckt und mit schonungsloser Gewissenhaftigkeit behandelt. Die Vereinigten Staaten mit ihren etwa die Hälfte der gesamten Eisenbahnen der Erde umfassenden Schienennetzen zeigen die großartige Arbeit von zirka 1500 Privaterwerbsgesellschaften. Die völlige Eisenbahnfreiheit hat aber mit der außerordentlichen Verdichtung des Schienennetzes ihre großen Schattenseiten; denn diese Freiheit, welche die große Entwickelung gezeitigt hat, ist auch die Ursache der jetzt bestehenden maßlosen Ueberproduktion. Wie die finanziellen Fragen dabei erledigt werden, zeigen uns ganz frappierende Beispiele. Nimmt doch Henry Poor an, daß von 2093 Millionen Dollars Eisenbahnkapital allein während der Jahre 1881—1883 rund 1200 Mill. Doll. fingierter Wert enthalten waren. Hiezu kommt noch die Konkurrenzwirtschaft, die wilde Spekulation in Eisenbahnwerten, die Eisenbahnmonopole und Verschmelzung verschiedener Unternehmer, besonders durch den Erwerb eines controlling interest. Die neuerdings eingerichteten Eisenbahnaufsichtsbehörden können aber nur eine beschränkte Thätigkeit entfalten.

In Rücksicht auf die wirtschaftliche Seite werden die Eisenbahnverhältnisse geschildert, und die Ausartung der Eisenbahnmonopole an dem Beispiel der Camden-Amboy-Frachtgesellschaft gezeigt. Wie weit oft die Verachtung von Gesetz und Recht getrieben wurden, wie die schlimmsten Kunstgriffe genommen wurden, um feststehende Verpflichtungen zu umgehen, ist ebenso ergötzlich als beschämend. Der Autor geht dann zur Nordpazifikbahn über und weist nach, daß diese eine ältere Geschichte als alle anderen interozeanischen Bahnen hat, wenn sie auch erst 1864 ihren Freibrief erhielt. Das ihr zugewiesene Landgebiet beläuft sich auf 47 Mill. Acres oder 190,000.9 Km. und v. d. Leyen weist mit Recht darauf hin, daß es vollkommen falsch sei, wenn man von Amerika als von dem Musterlande des Privatunternehmungsgeistes rede. Das beweisen die großen pazifischen Bahnen, die ohne staatliche Unterstützung niemals gebaut worden wären. Interessant für das Verhältnis der Abhängigkeit großer Bahnbauten vom Finanzierungsplan sind die eingehenden Angaben, welche über die Nordpazifikbahn beigebracht werden. Aber auch die Verdienste Villards werden anerkannt, obgleich derselbe manchen schweren Kampf zu kämpfen hatte und für die unter seiner Leitung hergestellten Strecken anstatt 20,773,900 Dollars in Wirklichkeit 39,657,656 Dollars verbaut wurden.

Die staatliche Aufsicht über die Eisenbahnen wurde nicht in allen Staaten durchgeführt und reichte meist für den Schutz von Handel und Verkehr und für Bekämpfung der Mißwirtschaft nicht aus. Erst im Jahre 1883 trat nach dem Muster von Massachusetts ein Eisenbahnaufsichtsamt im Staate New-York in Thätigkeit. Hier ist der Weg zum Besseren angedeutet, da das Publikum von der völligen Unabhängigkeit des Aufsichtsamtes von dem Einfluß der Gesellschaften durchdrungen ist. Die Arbeit der Aemter ist mehr die einer richterlichen als die einer ausführenden Behörde. Aus den Berichten werden alle staatlichen Maßnahmen

in Hinsicht auf Abstellung von Tarifvergünstigungen an einzelne Firmen, sowie humanitäre Einrichtungen, wie die Gründung von Pensions- und Unterstützungskassen, quellmäßig erläutert. Gegenüber den großen Aufgaben, die Eisenbahnen zu Dienerinnen des allgemeinen Verkehrs zu machen und sie zu dauernder, wahrhaft gemeinnütziger Wirksamkeit anzuhalten, können die Aufsichtsbehörden aber den mächtigen Eisenbahngesellschaften gegenüber so gut wie nichts ausrichten, nicht in England, noch viel weniger in den Vereinigten Staaten.

Ueber Verwaltung und Betrieb der New-Yorker Hochbahnen werden ganz spezielle Mitteilungen gemacht. Da die vier Hochbahnen auf einem anderen Niveau liegen als die übrigen in New-York einmündenden Eisenbahnen, so ist ein direkter, durchgehender Verkehr (wie er z. B. in Berlin stattfindet) mit letzterem nicht möglich. Durch den Bau einer Zweiglinie von der dritten Avenue nach dem in der 42. Straße belegenen Hauptbahnhofe ist wenigstens dafür gesorgt, daß dieser Bahnhof von den Passagieren der Hochbahn leicht und bequem erreicht werden kann. Nur die 6. Avenue-Linie steht an ihrem nördlichen Endpunkte mit der New-York-City and Northern Railroad in direkter Schienenverbindung. Für den Lokalverkehr New-Yorks sind diese Linien von außerordentlicher Bedeutung, welcher Pferdebahn und Droschke noch untergeordnet sind.

Bei der Besprechung des Personenverkehrs auf den Eisenbahnen werden Vergleiche zwischen amerikanischen und deutschen Verhältnissen angezogen, und es wird ganz richtig gesagt, daß die Einrichtungen für den Personenverkehr sich in den verschiedenen Ländern nach den Bedürfnissen der Bevölkerung allmählich herausgebildet haben. Deshalb könnte man auch nicht ohne weiters die amerikanischen Einrichtungen unverändert nach Deutschland übertragen und bei aller Anerkennung der Leistung amerikanischer Eisenbahnen konnte sich der Autor doch nicht überzeugen, daß dieselben den deutschen Bahnen irgend überlegen sind. Gelegentlich der Eröffnungsfahrt auf der Nordpazifikbahn wurde den Lokaltarifen des Nordwestens Aufmerksamkeit geschenkt, und die wirtschaftliche Aussicht der von der Bahn durchzogenen Gebiete besprochen.

Es werden dann die Eisenbahnkriege und Eisenbahnverbände abgehandelt, u. a. der Trunk line pool der fünf ostwestlichen Hauptbahnen (Trunk lines) und ihrer 30 bis 40 verbündeten Linien. Die Tarifpolitik der amerikanischen Bahnen hat auf unsere heimischen wirtschaftlichen Verhältnissen keinen unmittelbaren Einfluß ausgeübt. Anders steht es mit der Entwickelung der Frachten in der Union für das Getreide, besonders für Weizen, der durch die Unterstützung der Verkehrsanstalten auf dem Markt des europäischen Festlandes erscheint und mit unserer eigenen Produktion in Wettbewerb tritt. Bei der billigen Produktion des Westens verträgt z. B. der Weizen von Dakota für die Verfrachtung bis Chicago eine Preiserhöhung von 100 %. Weiter nach Osten gibt es drei verschiedene Straßen: die Wasserstraße, die Eisenbahnstraße und die gemischte Straße. Die Menge der beförderten Güter ist aber auf der Eisenbahn stetig gewachsen, während sie auf den Kanälen ziemlich gleich blieb, eine Folge des Sinkens der Eisenbahnfrachten. Aber auch die Frachtsätze auf dem Dampfer bis Liverpool sind bedeutend zurückgegangen. Die Beträge für Frachtsätze von Chicago auf dem Wasserwege und Ozeandampfer sind von 25,32 Cents pro Bushel im Jahre 1878 bis auf 17,48 Cents 1883 gefallen.

Ein großes Monopol entstand durch das Zusammenwirken der Eisenbahnen und der Standard Oil Company, der in den Staaten New-York und Pennsylvania bestehenden Verbindung von Handelsgesellschaften, welche seit Jahren das Petroleumgeschäft der ganzen Erde nach ihrem Gutdünken leitet, abgesehen von den Erträgen des Kaukasus (Baku). Welche enorme Entwickelung hat diese Produktion aufzuweisen, von den ersten Bohrungen 1857 an, bis zu den heutigen vervollkommneten Methoden der Gewinnung! Damals wurde der Verkaufswert des Oels fast ausschließlich durch die Kosten des Landtransports und der Fässer dargestellt — heute fließt das Rohöl durch das gewaltige Netz von Röhrenleitungen in die Tanks, großen eisernen Behälter auf den Eisenbahnwagen, wodurch der Transport billig geworden ist. Wenn aber dann noch Manöver gemacht werden, um von den Eisenbahnen ganz unberechtigte Refaktien zu erlangen, so ist dieses Monopol gerade so verabscheuungswürdig wie die Tarifkriege der Bahnen unter sich. Und der Standard Oil Company gehören die Röhrenleitungen in der Oelgegend, sie ist Herrin der Eisenbahnen von den Oelgegenden nach den westlichen Hafenplätzen und Eigentümerin von wenigstens 95 % der bestehenden Raffinerien. Sie ist also der einzige Kunde der Oelproduzenten und macht diesen ihre Einkaufspreise, wie sie andererseits der einzige Lieferant für den Oelverbrauch fast der ganzen Welt ist, welcher sie ihre Verkaufspreise diktiert. Es ist also nicht zu verwundern, wenn die Gesellschaft eine Dividende von rund 350 % zahlt.

Es sind hier nur die markantesten Stellen des trefflichen und lehrreichen Buches herausgegriffen, das für das Studium angelegentlich empfohlen werden kann, und über viele Verhältnisse Aufschluß gibt, die in der amerikanischen Litteratur überhaupt nicht zusammenfassend bearbeitet sind. Als Ergänzung hiezu, wenn auch nicht in ähnlich erschöpfender Weise, so doch einen Ueberblick bietend über die ganzen großen Verkehrsadern der Union, ist anzuraten das Werk von P. F. Kupka: „Die Verkehrsmittel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Leipzig, Duncker und Humblot. 1883." Hier sind nach kurzem Abriß über die ersten Handelsbeziehungen, Landgesetze und Produkte, Einwanderung, Preis der Arbeit, Politik und Verwaltung, auch die Wasserstraßen in Betracht gezogen worden. Seit 1797 begann die Kanalschifffahrt mit der Eröffnung des

kleinen alten Oneidalake-Kanals zwischen Wood Creek und Mohawk. Baugeschichte der Kanäle, Kosten- und Rentabilitätsberechnungen werden besprochen, und die Bemerkungen über Betriebssysteme und staatsrechtliche Fragen verraten überall den Fachmann. Für den Rückgang der Kanäle ist bezeichnend, daß u. a. beim Erie-Kanal vom 1833 bis 1849 der Durchschnittssatz für Beförderung eine Reduktion von 33% erlitten, von 1850 bis 1880 aber eine solche von 68%. Bei vielen Kanälen übersteigen thatsächlich die Erhaltungskosten die Einnahmen.

Mit Betonung des Kulturmomentes in dem Bau und der Erweiterung der Eisenbahnen werden auch die erste Oekonomie der Anlage und die Konstruktion der Fahrbetriebsmittel besprochen, die Eisenbahngesetze und die Technik des Baues in den Kreis der Untersuchung gezogen. Zahlreiche Bemerkungen über Handel und Industrie und ihr Verhältnis zum Verkehr sind eingestreut, und kurz auch die Bahnen Canada's und Mexico's berücksichtigt. Wir haben hier also in gedrängter Form alles, was dem Verkehr dient, bis hinunter auf Stadtbahnen, Post- und Telegraphenlinien und Expreßkompagnien. Einige Angaben über Maßreduktionen helfen einigermaßen über den Mangel der Anwendung metrischen Maßes hinweg. So interessant und lebenskräftig eine solche umfassende Darstellung wirkt, wenn für das Verständnis der räumlichen Verkehrsverältnisse die geographische Grundlage festgehalten wird, so ist letztere meines Erachtens doch etwas zu dürftig weggekommen. Es wäre dann auch besser, das Great Basin vom Pazifik Slope zu trennen. Ferner sind, entgegen den Angaben des Buches, die Einwohnerzahlen für das Indianerterritorium und für Alaska wohl erhoben und im Zensuswerke mitgeteilt. Die beigegebene Karte ist völlig unzureichend, die Eisenbahnlinien sind im Süden nicht vollständig, und Kanäle sucht man überhaupt vergebens. Doch dürfte letzterer Vorwurf den Autor nicht treffen, sondern mehr der Verlagshandlung zu gelten haben.

Wie sich aus den verschiedenartigsten Ursachen die Finanzverhältnisse und die Transportmassen der amerikanischen Bahnen bis heute verschieben und verändern, erhellt aus den neuesten amerikanischen Mitteilungen. Die Zunahme neuer Bahnstrecken von 1883 zu 1884 belief sich auf 3,8% (eine Vergrößerung des Netzes auf 125,379 englische Meilen oder 200,606 Kilometer), die Zunahme des Aktienkapitals auf 1,4%, die Zunahme der fundierten Schuld aller Bahnlinien aber auf 5%. Im Jahre 1884 verringerten sich dagegen die Bruttoeinnahmen gegen 1883 um 6,4%. Die Zahl der Passagiere hatte sich um 7,8% vermehrt und doch ist wegen Fahrpreisermäßigung eine geringere Einnahme als im Vorjahre erzielt worden. Der Gütertransport ging um 2,5% zurück, die Transportraten stellten sich im Jahre 1884 durchschnittlich auf 1,124 Cents per Tonne und Meile, gegen 1,236 Cents im Jahre 1883 (nach anderen Angaben wie 1,251 zu 1,308 Cents). Den größten Rückgang in ihren Einnahmen haben in jüngster Zeit die großen Trunklinien zwischen Chicago und der Seeküste zu erleiden gehabt, nicht allein infolge von Tarifkriegen, sondern auch durch den Abfall im Export von Brotstoffen und Provisionen. Dann ist aber im Vergleich zu früheren Jahren ein Ueberfluß an Kapital vorhanden, der den Zinsfuß herabdrücken wird. Hiezu kommen noch Herabsetzungen der Transportraten, die in der Gesamtrechnung bedeutende Ziffern aufweisen, auch wenn pro Tonne und Meile die Reduktion nur 1/10 Cent betrug. A. Scobel.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Untersuchungen von Charles Rabot über die norwegische Gletscherregion, das Ergebnis mehrjähriger Forschungen, bei denen sich der Verfasser der freundlichen Mitwirkung des norwegischen Generalstabs zu erfreuen hatte, sind nun beendigt. Sie gründen sich auf eine Reihe von Triangulationen, bei denen die Details mittelst Skizzen und Photographieen, die unter bestimmten Winkeln und Azimuthen aufgenommen wurden, ausgefüllt sind. Das Ergebnis zeigt eine Region von ungefähr 125 Km. Länge und 45 Km. Breite, durch Berge eingeteilt in vier hauptsächliche Gletscherkörper, welche aber auf den früheren Karten als von einem einzelnen und einzigen Eisdom bedeckt erscheinen.

* Ueber die neueste Vermessung des Flächenraums des Königreichs Italien hat das militär-geographische Institut eine Denkschrift nebst Aufsatz herausgegeben, worin die Angaben in Quadratkilometern in folgenden Ziffern erscheinen:

Die Halbinsel Italien	236,402.1720 Q.-Km.
Die mit der Küste verbundenen Inseln	368.8649
Sicilien	25,461.2535
Die sicilischen Inseln	278.8147
Sardinien	23,799.5607
Die sardinischen Inseln	277.6027
Zusammen:	286,588.3 Q.-Km.

* Dr. Zelandt hat soeben sein großes Werk über die Kirgisen vollendet, welches demnächst von der westsibirischen Abteilung der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft veröffentlicht werden wird. Es ist in sieben Kapitel geteilt, welche behandeln: die Geschichte und Archäologie von Semiretschinsk, die Hülfsquellen des zentralen Timschan, das Leben der nomadischen Kirgisen, deren soziale, kommerzielle und politische Institutionen, deren ethische Beziehungen und deren Temperament und Kultur. Dem Werke wird beigegeben Katanajeff's neueste Denkschrift über die Vorwärtsbewegung der Kirgisen der mittleren Horde gegen die sibirische Grenze. Eine neue Karte des russischen Turkestan im Maßstab von 1 : 42,000 ist vor kurzem in Taschkend ausgegeben worden.

* Von Professor Chauffaujon's jüngster Expedition nach dem Orinoco sind neue Nachrichten eingetroffen; er hatte Caicara erreicht und eine Karte vom Orinoco und der demselben zunächstliegenden Uferregion vorbereitet, wobei er viele geologische Belehrung zu erlangen imstande war und zahlreiche malerische und graphische einheimische Inschriften entdeckte, von denen einige auf eine Art Schrift hinzudeuten scheinen. Auch hat er eine sehr große Menge ethnographischer und naturwissenschaftlicher Gegenstände gesammelt. Das Reisen war sehr kostspielig und es bedurfte einer großen Menschenmenge, um die Fahrt fortzuführen. (Sc.)

* Die Insel Marmara. Vor einigen Monaten hat eine Feuersbrunst die kleine Hauptstadt dieser Insel beinahe ganz zerstört. Die ottomanische Regierung hat Bretter und sonstiges Holzwerk hingeschickt und unter die Abgebrannten verteilen lassen, damit diese sich bis zum Wiederaufbau ihrer Stadt Barracken zur einstweiligen Unterkunft erbauen können. Die Insel Marmara ist im allgemeinen wenig bekannt; sie liegt inmitten des gleichnamigen Meeres und bildet eine von der Provinz Balikesser abhängige Gemeinde. Sie ist ungefähr 12 Kilometer lang und breit, was annähernd einen Flächenraum von 13,000 Hektaren ergibt. Sie enthält fünf Dörfer, welche, wenn man die Reise um die Insel rechts von Marmara macht, sich folgendermaßen folgen: Prastos mit 1750 Einwohnern, Klossal mit 125, Asmali mit 1500, Palatia mit 2000 und Kalemi mit 1250 Einwohnern. Diese Ziffern ergeben eine gesamte Einwohnerzahl von 6625, welche mit den 3250 Bewohnern von Marmara zusammen eine Gesamtzahl von 9875 Seelen, meist Griechen, ergibt. Die Einwohner leben ausschließlich vom Ertrag des Fischfangs. Die Oliven-Ernte ist hinreichend, weil die Oliven-Bäume zwar wenig zahlreich, aber sehr fruchtbar sind. Der einheimische Wein, von dem man mehr erntet als verbraucht, würde vortrefflich sein, wenn man größere Sorgfalt auf seine Bereitung verwendete. Da der Boden auf Marmara sehr humusarm ist, wächst die Rebe sozusagen auf dem reinen Felsen. Im Gegensatz zur Insel Pascha-Liman, deren Plateau beinahe aus lauter Humus besteht, zeigt der Boden von Marmara mit Ausnahme des Gestades beinahe nur Fels. Die Fauna der Insel ist sehr arm, wie man sich wohl vorstellen kann; doch gibt es eine ungeheure Menge Kaninchen, welche ihr Lager in den unzähligen, durch die Steinhaufen gebildeten Löchern finden; auch gibt es viele rote Rebhühner und Füchse, welche sich auf einem so beschränkten Flächenraum auf eine seltsame Weise vermehrt haben. (G. g.)

* Canada und Australien. Lord Elphinstone hat eine Forschungsreise nach Australien gemacht, von wo er über die Sandwichs-Inseln und Canada zurückgekehrt ist und sich einige Tage in Canada aufgehalten hat. Ueber seine Reise berichtet ein Redakteur des „Montreal Herald" folgendermaßen;

Lord Elphinstone ist im vorigen Dezember von London abgereist und hat sich direkt nach Melbourne gewandt, einer sehr schönen Stadt mit einer rührigen, sehr unternehmenden, zahlreichen Bevölkerung. Melbourne verdankt seine hauptsächliche Bedeutung den Goldwäschereien in der Provinz, deren Hauptstadt es ist. Die Ausbeutung dieser Goldminen ist aber lange nicht mehr das, was sie früher war. Vor 20—25 Jahren erwarb man sich oft schnell ein Vermögen in den australischen Goldminen, allein heutzutage erträgt dieser spekulative Erwerbszweig kaum mehr als irgend eine andere gewinnbringende Beschäftigung. Die Provinz Melbourne wäre nicht imstande eine bedeutende Bevölkerung zu ernähren. Man trifft dort sehr ausgedehnte Landstriche, welche zum Getreidebau gänzlich ungeeignet sind, aber gute Viehweiden abgeben. Gleichwohl erhält sie durch die jenen Gegenden eigentümlichen langen Perioden von Dürre häufig das Aussehen einer wirklichen Wüste. In der That sind die sogen. Wüsten Australiens keine wirklichen Wüsten, sondern erscheinen nur auf den ersten Anblick so, weil der Boden anscheinend von der Sonne ausgetrocknet ist; allein man findet da und dort ziemlich große, oft weit auseinander liegende Strecken, auf welchen sich der Anbau lohnt. Der Boden in dieser Art von Oasen ist reich und trägt vorzügliche Ernten, und die Landleute, welche denselben bevölkern, scheinen sehr wohlhabend zu sein; allein die Ausdehnung dieser fruchtbaren Distrikte ist unbedeutend im Vergleich zu derjenigen der Provinz.

Diese Bemerkungen gelten für ganz Australien; der größere Teil dieses Festlandes eignet sich nur zu Waiden. Es ist leichter, dort Vieh zu züchten, als eine zahlreiche Menschenbevölkerung zu versorgen. Das Klima soll sehr entnervend sein und die Abkömmlinge von Engländern, Schotten und Irländern daselbst nach einer oder zwei Generationen die physische und intellektuelle Kraft ihrer Voreltern verlieren. Die Australier glauben, um ihre Körperbeschaffenheit im erwünschten Grade von Rührigkeit zu erhalten, bedürfen sie häufiger Reisen nach England. — Sydney ist eine sehr schöne Stadt, deren neueste Fortschritte zu der Annahme berechtigen, daß sie bald eine gleiche Wichtigkeit erlangt haben werde wie Melbourne. In Wirklichkeit ist Australien eher ein vorteilhaftes Land für den Kapitalisten, welcher dort sein Geld in Heerden anlegen kann, als für den Kolonisten, der sich nur einen hübschen Maierhof wünscht, wo er und seine Familie sich die notwendigen Lebensbedürfnisse verschaffen und eine vergleichsweise Unabhängigkeit finden könne.

Nordaustralien ist ein Tropenland, wo die angelsächsische Rasse sich niemals recht entwickeln wird.

Neu-Seeland hat eine Bevölkerung von 600,000 Weißen. Die öffentliche Schuld beläuft sich bereits auf 150 Mill. Dollars und diejenige der verschiedenen Munizipalitäten auf 175 Mill.

Bei derartigen Schulden sind die Steuern notgedrungen hoch. Die Regierung macht immer noch neue Anleihen

und hat beinahe alle Ländereien, die sie besaß, zu sehr hohen Preisen verkauft. In dieser Kolonie sind die arbeitenden Klassen beinahe vorwiegend und beginnen, sich der Fortdauer der Einwanderung in dieses Land zu widersetzen. Neu-Seeland ist unter den obwaltenden Umständen kein Land, wohin Kolonisten mit geringen Hülfsquellen auswandern sollten. Das Vieh, welches man in Neu-Seeland züchtet, ist von außerordentlicher Güte, da es mit verbesserten englischen Futterkräutern und vorzüglichem Heu genährt wird. Die Zukunft des Landes beruht hauptsächlich auf der Ausfuhr von geschlachtetem Fleisch. Alle australischen Kolonien der südlichen Erdhälfte haben aber den großen Nachteil gegen sich, daß sie bedeutend von Europa entfernt sind, welches doch der einzig mögliche Markt für einen großen Teil ihrer Produkte ist.

Weder Australien noch Neu-Seeland besitzen große Strecken baufähigen Bodens, die man dem Einwanderer unentgeltlich geben und auf denen er sich ohne zu große Kosten mit seiner Familie niederlassen könnte. Auf der ganzen südlichen Erdhälfte gibt es nichts, was jener ungeheuren Region gleichkäme, welche von Winnipeg bis zu den Felsengebirgen reicht und eine Ausdehnung von 1000 Meilen in der Länge, auf 300 Meilen in der Breite darbietet. Wenn man erst erfährt, daß der Einwanderer in Amerika 160 Acres Landes auf sein bloßes Verlangen haben kann, so ist es klar, daß sich alle Hungerigen der alten Welt nach diesem Lande wenden werden.

Es ist noch ein ziemlich starkes Vorurteil gegen Canada wegen seines Klima's vorhanden. Viele Leute in Europa bilden sich ein, das Land sei dort zu kalt, als daß man daselbst behaglich leben könne. Das ist ein großer Irrtum. Wenn diese Personen die Männer und Frauen jenes Landes, sei es im Osten oder im Westen, sehen würden, so könnten sie sich rasch überzeugen, daß das Klima von Canada den Europäern vollkommen zuträglich ist. Es ist nicht strenger als dasjenige in den Alpen, dem Jura, dem Schwarzwald, den Vogesen ꝛc. Das Land ist nicht allein das beste für den Getreidebau, sondern es ist auch ganz ebenso günstig für die bestmögliche Entwickelung des Menschengeschlechtes. Kein europäischer Vater braucht dort zu fürchten, daß er seine Kinder physisch oder intellektuell verkommen sehe. Für Leute von mäßigen Mitteln, welche von ihrer Hände Arbeit leben und ihre Kinder zum Landbau oder irgend einer andern Arbeit erziehen wollen, bietet Canada weit größere Vorteile dar, als die australischen Kolonien. Und die Zukunft Canada's beruht hauptsächlich auf der Thatsache, daß ein ungeheurer Teil (man kann sagen sieben oder acht Zehntel) seiner Bodenfläche aus sehr reichem und sehr fruchtbarem Lande besteht, das schon bei dem geringsten verständigen Anbau seinen Besitzern alles das liefert, was der Mensch bedarf. Das Land ist imstande, eine ebenso kräftige als zahlreiche Bevölkerung unbedingt zu verhalten.

Lord Elphinstone bedauert nach seinem Besuch in den australischen Kolonien keineswegs, sein Geld in den Ländereien und Eisenbahnen Canada's angelegt zu haben, und hegt nun mehr als jemals das vollständigste Vertrauen in die glänzende Zukunft, welche diesem Lande bevorsteht. (G. g.)

* Goldbergwerke in Korea. In dem Blaubuche, welches vor der Vertagung des britischen Parlaments an beide Häuser verteilt worden ist, befindet sich unter anderen Dokumenten auch die Schilderung der schon früher von uns erwähnten Reise, welche Herr Carles, der britische Vizekonsul in Söul, von dieser Stadt aus nach Phyöng-Kang gemacht hat, wo sich die Goldbergwerke befinden. Die Gruben liegen westlich von der großen Straße, die von Söul nach Gensan führt; sie gelten für die bedeutensten in ganz Korea und liegen in dem Bezirk Phyöng-Kang, in der Nähe der Stadt Pai-namou-tjang, etwa 100 e. Ml. vor der Hauptstadt. Ein Teil des Wegs führt über ein ungeheures Lavafeld, welches an Ausdehnung selbst die bedeutendsten von Island zu übertreffen scheint. Zwischen Tschöl-Wön und Pai-namou-tjang, auf einer Strecke von 40 e. Ml., bietet diese vulkanische Schicht nur eine einzige Unterbrechung ihrer Ausdehnung dar, die Herr Carles der Wirkung des in der Nähe von Phyöng-Kang strömenden Flusses zuschreibt; die Lava hat gleichmäßig eine Mächtigkeit von 100—140 Fuß und steigt stufenweise und ohne Unterbrechung in der Richtung nach Nord an. Ueber ihre Ausdehnung jenseit Pai-namou-tjang konnte der Reisende an Ort und Stelle sich nur sehr unbestimmte Auskunft verschaffen, war aber imstande zu konstatieren, daß die Ebene sich noch 13 Ml. weiter hinauf erstreckt, als der Trennungspunkt des östlichen und des westlichen Beckens. Auf 20 Ml. nördlich von diesem Punkte hatte Herr Carles im vorigen Jahre einen ähnlichen flachen Landstrich getroffen, welcher sich von Anbyon bis Kosan erstreckt, aber mindestens um 1000 Fuß höher liegt, als die vorerwähnte Ebene. Es sind ebenso noch drei große, ovale Lavafelder vorhanden, welche beinahe in gerader Linie quer durch die Bergkette streichen, die sich von Norden nach Süden in Korea ausbreiten und eine Höhe von ungefähr 1500 Fuß über dem Meeresspiegel bei dem Trennungspunkte der Becken und in dem tieferen Niveau von nur 500 Fuß weniger erreichen.

Ostwärts im Bezirk Keum-Song findet man eine andere Ebene von ungefähr 4 Ml. Breite auf 12 Ml. Länge, deren Richtung nicht genau bestimmt ist, wo aber die Lava noch eine größere Tiefe zu haben scheint, als in den anderen. In keiner Richtung bemerkt man einen Krater, welcher die Anwesenheit dieser Lavenmasse zu erklären vermöchte; man kennt auch bis auf eine Entfernung von 30 Meilen keine einzige heiße Quelle, und man behauptet, daß man den Schwefel aus China einführe, so daß die riesige Ueberflutung sich in dem Thale selbst erzeugt zu haben scheint, wo sie den Vulkan, welchem sie entströmte, vollständig begraben haben mag, wenn dies der Fall gewesen ist.

An der ersten von Herrn Carles besuchten Oertlichkeit, wo das Goldwaschen stattfindet, waren etwa 270 Personen beschäftigt. Man zog hier an der Uferseite Gräben in einer Kiesschicht und in einer dem Flußlauf parallelen Richtung. Die Männer arbeiteten in Gruppen von sechsen mit einem Wäscher, welcher seinen hölzernen Seihertrog sehr geschickt handhabte. Man fand nur sehr kleine Goldstückchen, allein die Resultate schienen gleichförmig und weit besser zu sein als diejenigen, welche an anderen, von Herrn Carles besuchten Oertlichkeiten in Korea erreicht wurden. An zwei verschiedenen Waschplätzen, welche als von mittlerer Ausgiebigkeit gegolten, ergaben drei Becken von guter Erde, welche die beinahe einstündige Arbeit von sechs Männern darstellen, ungefähr 15 Stückchen Gold, die allerdings klein, aber auf eine Entfernung von beiläufig drei Meter leicht sichtbar waren. Weit thalaufwärts arbeiteten die Männer in minder zahlreichen Gruppen, der Ertrag war aber im Verhältnis zur Zahl der Arbeiter so ziemlich derselbe. Auf dem westlichen Abhang waren andere Wäschereien errichtet, an welchen ungefähr 300 Männer beschäftigt waren; aber das Erträgnis war hier nicht so bedeutend. Man scheint niemals pure die Goldwäscherei in diesem Thale betrieben zu haben, während dieselbe in anderen Gegenden des Landes schon seit Jahrhunderten betrieben wird, und nach den Ueberschwemmungen des Frühsommers, welche neuen Schutt herangespült haben, man immer neue Mengen findet. Aber es scheint, daß der Kies niemals hier aufgegraben oder vielmehr in Mauern aufgetürmt worden ist. Diese Gegend hat ein günstigeres Aussehen als die anderen und verdient durch einen erfahrenen Mineralogen und Bergmann untersucht zu werden. (G. g.)

Kurze Antwort auf Herrn Heyn's Erwiderung zur „Halloren-Frage".[1]

Seite 888 bis 890 hat Herr Heyn in dieser Frage nochmal das Wort ergriffen, was mich zur nachfolgenden Richtigstellung nötigt:

1. Nirgends habe ich behauptet, „daß die Halloren zu Anfang des 9. Jahrhunderts aus den Reihen der germanischen Wiedereroberer hervorgegangen wären." Meine Ansicht, der ich in dieser Zeitschrift Ausdruck gab, ist vielmehr die, daß unsere uralte hallische Salzsiederzunft ehemals eine keltische war, die jedoch mindestens schon in der slawischen Epoche, also vom 6. bis 9. Jahrhundert, wendisches, nachmals aber so viel deutsches Blut in sich aufnahm, daß sie heute nichts Undeutsches im Aussehen erkennen läßt.

2. Daß „Deutsch" gar kein anthropologischer Begriff sei, sondern nur „Germanisch" — wird jedem Leser neu erscheinen. Kennt Herr Heyn nicht die Fülle von Untersuchungen „zur Anthropologie der Deutschen"? Er weiß doch wohl, daß das Deutsche Volk nur eine Unterabteilung der germanischen Völkergruppe bildet, folglich schon deshalb „deutscher Typus" als Spezies begriff nicht mit dem Gattungsbegriff „germanischer Typus" verwechselt werden darf. Der Nationalbegriff „Deutscher" enthält selbstverständlich anthropologisch ungleiche Elemente; von jenem aber war gar keine Rede bei der Blutmischungsfrage unserer Halloren.

3. Daß in Dobrogora (slawisch „Gutertrag") ebenso wie in Dobrosol („Gutsalz", dem altwendischen Namen von Halle) andere als slawische Wortwurzeln stecken, wird kein Sprachforscher Herrn Heyn zugeben. „Wendischer Born", „Meteritz" als Namen für unsere hallischen Salzquellen deuten ganz zweifellos auf zeitweiliges Wendentum der hiesigen Salzsieder.

4. Daß bei ganz allmählichem Vermischen der keltischen Salzsieder mit fremdem Blut der keltische Name „Halle" für den Quellplatz der Soole in Halle, der Name „Halloren" für die Salzknechte selbst recht wohl sich erhalten konnte, wird kein Vernünftiger in Zweifel ziehen. Sind nicht Tausende slawischer Ortsnamen im Osten Norddeutschlands gleichfalls erhalten geblieben nach teilweiser Vertreibung oder Vernichtung der Slawen durch die Deutschen?

5. Herr Heyn behauptet, „daß die Brachykephalie nicht nur bei den Halloren und Hallensern zu finden, sondern in ganz Thüringen weit verbreitet sei, wäre eine ihm längst bekannte Thatsache." Schade nur, daß er diese Thatsache nicht früher bekannt gemacht hat; dann hätte ich dem Erweis dessen nicht seit Jahren langwierige Kopfmessungen zu widmen brauchen, von deren Ergebnissen allerdings Herr Heyn nach seiner Bemerkung auf S. 888 nichts zu wissen scheint Wie aber soll man sich die kühne Wendung des Herrn erklären, die in den weiter angeschlossenen Worten liegt: „Es erscheint mir nicht möglich, die Thatsache der (in der hallischen Gegend und in Thüringen so häufigen) Brachykephalie zur Zurückweisung meiner Ansicht über die Herkunft der Halloren zu benutzen?" Wo wir, wie bei den Iren, ungemischteres Keltentum finden, da finden wir schmale Schädel; wenn nun die Halloren dieses Merkmal nicht zeigen, ebenso wenig wie die von Herrn Heyn behaupteten Attribute der „braunen Haut" u. s. w., wenn sie eben — abgesehen von ihrer altertümlichen Tracht — wie gut gewachsene andere Deutsche aussehen, nachweislich auch keineswegs ausschließlich (obschon bis in neuere Zeit vorzugsweise) Ehen im Kreise ihrer Zunft geschlossen haben, da will Herr Heyn trotz alledem und alledem die Halloren von heute zu Kelten stempeln?! A. Kirchhoff.

---

[1] Mit dieser Duplik betrachten wir die Erörterung über die Halloren-Frage als erledigt. A. d. R.

Litteratur.

* Dr. W. Kobelt, Reise-Erinnerungen aus Algerien und Tunis. Herausgegeben von der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text. Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg, 1885. — Unser verehrter Mitarbeiter Dr. W. Kobelt bietet im vorliegenden Buch die Schilderung einer Forschungsreise, welche er im Frühling und Sommer 1884 nach Algerien und Tunis gemacht und von welcher er einzelne Schilderungen bereits im „Globus" und anderen Zeitschriften veröffentlicht hat. Das Buch führt uns von Lyon aus zur Eisenbahn nach Marseille, von da nach Algier, über die Metidja und durch das Zaccagebiet nach Blidah und Scherschell, dann nach den Gorges de Palestro, nach Medeah, Bughar und den Dolmen von Guyotville und nach Algier zurück, von dem und dessen Bewohnern uns der Verfasser eine eingehende Beschreibung mit historischen Rückblicken und ethnologischen Erörterungen gibt. Von hier begleiten wir ihn auf der Fahrt um die Dschurdschura herum zu deren Bewohnern, den Kabylen, dann von Bougie nach Constantine und seinen bergigen Umgebungen und deren Höhlen und Seen, nach Bona, Batna, in die Wüste und nach Biskra; wir kehren über Lambessa nach Bona zurück, verlassen nun Algerien und folgen dem Verfasser auf seiner Seefahrt nach La Goletta, dem Hafen von Tunis, lernen La Goletta und Tunis mit ihren Bewohnern kennen, besuchen Karthago, Porto Farina, Beja und Zaghouan und lernen Tunis und seine Zustände, seinen nahenden Zerfall, seine gemischte Bevölkerung und ungesicherte Zukunft kennen und folgen dem Verfasser am 26. Juli wieder auf der Heimkehr nach Europa. Dies ist in gedrängter Uebersicht der Inhalt des sehr anziehenden und lehrreichen Werkes. Der Verfasser ist ein tüchtiger Naturforscher und Geograph, ein geübter Beobachter, ein hochgebildeter Gelehrter, und alle diese Eigenschaften haben mitgewirkt, um dem Buche in seiner klaren frischen Darstellung und edlen Form einen hohen instruktiven Gehalt zu verleihen. Natur und Landschaft, Menschen- und Volksleben, Ackerbau, Handel, Kulturgeschichte, Altertumsforschung u. s. w. sind in dem Buche berücksichtigt und kommen zu voller Geltung, namentlich aber das Ethnographische, dem auch die Mehrzahl der Illustrationen im Text und in den Vollbildern gewidmet ist. So haben wir aus der gewandten Feder unseres Mitarbeiters ein ebenso anziehendes und unterhaltendes wie lehrreiches Buch über denjenigen Teil der Nordküste Afrika's erhalten, der ganz besonders in den Brennpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gestellt ist und häufig von unseren Landsleuten aus Gesundheitsrücksichten und zu Handelszwecken besucht wird. Gerade diesen bietet das Kobelt'sche Werk eine Menge nützlicher Winke, aber auch für den Freund der Länder- und Völkerkunde und den Gebildeten überhaupt ist es eine höchst anziehende Lektüre und schildert treu und frisch alle Eindrücke, die unser Autor von Land und Leuten und von den heutigen Zuständen hingenommen hat. Wir werden uns erlauben, einige Auszüge aus dem Buche mitzuteilen, um unsere Leser von dem Wert desselben zu überzeugen.

* Georg Ebers, Cicerone durch das Alte und Neue Aegypten. Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes. Mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten. Zwei Bände. Preis elegant geheftet 12 Mark, in einem feinen Leinwandband 13 Mark. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Eduard Hallberger. — Es liegt diesem Buche des bekannten Gelehrten der von der Kritik einstimmig für mustergiltig erklärte Text des großen Prachtwerkes „Aegypten in Bild und Wort" zu Grunde; doch hat der Verfasser denselben von Grund aus durch- und umgearbeitet und auch den jüngsten Ereignissen und Entdeckungen auf ägyptischem Boden volle Berücksichtigung zu teil werden lassen. Der „Cicerone" soll, wie der Verfasser im Vorwort selbst sagt, dem Leser, dem es nicht vergönnt war, das Nilthal selbst zu besuchen, alles vorführen, was wissenswert und bemerkenswert ist, und er wird ihn vertraut machen mit Land und Leuten, der Geschichte und den Denkmälern Aegyptens von der ältesten Zeit an bis in unsere Tage. Wohl kann der „Cicerone" auch dem Gelehrten als Nachschlagebuch dienen, aber er ist zunächst für alle Gebildeten bestimmt, und wenn sich das erfüllt, was Georg Ebers mit diesem Buche bezweckt, so wird er an manchem Familientische vorgelesen werden und den Zuhörern — alten und jungen — Belehrung und Anregung und dazu auch Unterhaltung und einigen Genuß gewähren. Viele für das Verständnis notwendige Holzschnitte von sorgfältiger Ausführung und zwei Karten schmücken den gediegenen und fesselnden Text.

* Dr. Hermann Roskoschny: Europa's Kolonien. Westafrika vom Senegal zum Kamerun. Nach den neuesten Quellen geschildert. Leipzig, Greßner und Schramm, 1885. — Aller Augen sind dermalen auf die Westküste des tropischen Afrika gerichtet, wo das Deutsche Reich seit fünf Vierteljahren seine Flagge zum Schutze seines Handels entfaltet hat, und so kommt ein schönes illustriertes Prachtwerk wie das vorliegende, welches alle europäischen Kolonien dieser Westküste anschaulich eingehend schildert, ganz gelegen. Der Plan dieses schönen Werkes, das uns nun in 15 Lieferungen vollendet vorliegt, ist ein sehr guter und wohlüberdachter, die Ausführung desselben eine fleißige und gewissenhafte. Diese sämtlichen Kolonien sind in kurzer, bündiger und schöner Form nach ihrer Natur, ihrem Menschenleben, ihrer physischen Ergiebigkeit, ihrem Handel, ihren wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Zuständen ꝛc. genau und anschaulich geschildert und durch die innige Verbindung von Wort und Bild ungemein lehrreich gemacht. Die sehr schönen Illustrationen namentlich sind nicht bloß aus Clichés und fremden Hülfsmitteln willkürlich zusammengetragen, sondern stehen im innigsten Zusammenhang mit dem Text und erläutern denselben wesentlich. Neben den Produkten des Tier- und Pflanzenreichs dieser Zone ist insbesondere auch dem Menschen- und Völkerleben in derselben eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und dies erhöht den Reiz und den Wert des Buches noch um ein bedeutendes; ebenso sind die 14 in den Text eingedruckten Karten und Kärtchen eine ebenso willkommene als lehrreiche Zugabe. Wir dürfen das Buch mit gutem Gewissen als ein wirklich gemeinnütziges bezeichnen, das — wesentlich verschieden von so vielen anderen Produkten der zur Mode gewordenen Illustrationswut unserer Zeit — einem allgemein gefühlten Bedürfnisse der Belehrung entgegenkommt und die bisher noch so wenig genau bekannten europäischen Niederlassungen der westafrikanischen Tropenküste in ihrer ganzen hohen Wichtigkeit fleißig und anschaulich schildert und in ihrer vollen Bedeutung dem Verständnis unserer gebildeten Leser näher rückt.

* Deutsche Encyklopädie; ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Leipzig, F. W. Grunow, 1885. — Von diesem auf acht Bände oder 500 Bogen berechneten und in 100 Lieferungen à 50 Pfennige erscheinenden Werke, das den vorhandenen vier Konversationslexicis und Realencyklopädien eine wirksame Konkurrenz machen soll, liegen uns nun die ersten fünf Lieferungen vor, aus welchen hervorgeht, daß Plan und Tendenz dieses Unternehmens nicht nur sehr gut und wohl überlegt, sondern auch sehr gut verwirklicht und durchgeführt sind. Zunächst empfiehlt sich diese deutsche Encyklopädie gegenüber von den vorhandenen ähnlichen Werken durch dte knappere Kürze ihrer Artikel bei gleicher Lehrhaftigkeit, durch die rationellere Einteilung und Behandlung des Stoffes, welche lästige Wiederholungen vermeidet und auf halben Raum und zu halbem Preise daher nach allen Richtungen hin auch mehr zu bieten imstande ist. Sodann steht das ganze Unternehmen mehr auf modernem und zeitgemäßem

Boden als die früheren vorhandenen Werke, welche noch allzu viel Ballast und Ueberlebtes mit sich schleppen, und empfiehlt sich auch mehr durch seine äußere Form und seinen deutlicheren Druck, seine gründlichere Wissenschaftlichkeit und seinen höheren praktischen Wert, sowie dadurch, daß es aus der Feder von lauter tüchtigen Fachgelehrten kommt, die jeden Artikel speziell unterzeichnen. So viel sich aus diesen ersten fünf Lieferungen ersehen läßt, welche von A bis Algen reichen, haben wir es mit einem wohldurchdachten und gediegenen, trefflich angelegten Werke zu thun, welches sich in allen gebildeten Familien leicht einbürgern wird und das wir daher auch der Beachtung unserer Leser getrost empfehlen dürfen. Wir sehen der weiteren Fortsetzung mit günstigen Erwartungen entgegen und werden nicht ermangeln, über den ferneren Fortgang des Werkes von Zeit zu Zeit zu berichten.

* Dr. Ludwig Gumplowicz, Grundriß der Sociologie. Wien, Manz'sche Hof-, Verlags- und Universitätsbuchhandlung, 1885. — Nicht mit Unrecht bezeichnet der Herr Verfasser, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Graz, die noch so junge Disziplin der Sociologie als die „Wissenschaft der Zukunft", zu deren Aufbau er mit dem vorliegenden Werke einen Baustein, und zwar keinen wertlosen, zu liefern gedenkt. Das vorliegende Werk, 246 Seiten gr. Oktav stark, ist anscheinend ursprünglich zu einem Kompendium für Vorlesungen bestimmt, aber es ist ein Werk, das auch über akademische Kreise hinaus ein sympathisches Interesse verdient, denn es ist ein gelungener Versuch, den ersten einheitlichen Gesamtplan dieser Wissenschaft auf grund ihrer geschichtlichen Anfänge und einer gesunden praktischen Philosophie aufzubauen, ihre Grundlagen und Grundbegriffe, die sozialen Elemente und ihre Verbindungen zu erörtern, das Individuum und die sozial-psychischen Erscheinungen und die Geschichte der Menschheit als Leben der Gattung in streng logischer Entwickelung und möglichst klarer Darstellung und gemeinfaßlicher Sprache darzustellen. Diesen Plan hat er in gelungener Weise verwirklicht und damit den in verschiedenen seiner früheren Werke angeknüpften Ideengang fortgeführt.

Powell, Wilfred: Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land. Frei übertragen durch Dr. F. M. Schröter. Mit vielen Illustrationen nach Zeichnungen des Verfassers und einer Karte. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn, 1884. Autorisierte Ausgabe. — Die reiche tropische Inselwelt nördlich und östlich von Neu-Guinea ist seither noch kaum wissenschaftlich erforscht worden, und es war daher ein ebenso kühnes als verdienstliches Werk, daß ein junger Engländer, Wilfred Powell, in den Jahren 1879—81 den Neu-Britannia-Archipel nebst den benachbarten Nordküsten von Neu-Guinea, der Herzog von Yorks-Insel und anderen bereiste und genau untersuchte und uns in dem vorliegenden Buch mit Land und Leuten und mit den merkwürdigen und wertvollen Erzeugnissen jener großen Inseln und des dieselben umgebenden Ozeans bekannt machte. Was die Inseln und ihre physische Beschaffenheit anlangt, so stimmen sie in Klima, Fruchtbarkeit und Besiedelungsfähigkeit mit denjenigen des südlichen Sunda-Archipels überein und bieten alle Bedingungen für das Gedeihen einer tropischen Kolonie. Ihre Bewohner, dem Stamme der rührigen, energischen und intelligenten Papuas angehörend, sind noch Menschenfresser auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, aber schon an die Waren und Bedürfnisse des zivilisierten Lebens gewöhnt, welche sie sich in Tausch gegen getrocknete Kokosnußkerne und andere Erzeugnisse zu verschaffen suchen. Die christlichen Missionare, namentlich englische und amerikanische Methodisten-Prediger, haben unter ihnen zu arbeiten begonnen, aber bis jetzt noch mit geringem Erfolg. Neuerdings haben jene verkappten Freibeuter, welche den Zuckerplantagen in Queensland sogenannte gemietete farbige Feldarbeiter liefern, mit List und Gewalt die kräftigen Eingeborenen dieses Archipels hinweggeschleppt und dadurch die britische Flagge verhaßt gemacht und in Mißkredit gebracht. Dies ist ein bedeutsamer Wink für den deutschen Unternehmungsgeist auf jenen Inseln, deren Klima zwar tropisch-heiß, aber nicht ungesund ist, Versuche zu Handelsstationen und Kolonisation zu machen, und dieser Gesichtspunkt leiht dem vorliegenden, für die Bereicherung unseres geographischen und naturwissenschaftlichen Wissens so förderlichen Buche noch einen ganz besonderen Wert, um dessen willen wir es unseren Kaufleuten und Gelehrten angelegentlich empfehlen. Dort wäre noch ein dankbarer Wirkungskreis für deutsche Thatkraft und Unternehmungsgeist. Herr Wilfred Powell ist ein genauer Beobachter von Natur und Menschenleben, von Sitten und Bräuchen, und seine Schilderungen tragen das Gepräge der Treue und Wahrhaftigkeit und eines vorurteilsfreien geübten, und umsichtigen Blickes, und so dürfen wir sein Buch in dieser guten und gewandten Uebertragung füglich als eine wertvolle Bereicherung unseres geographischen, naturwissenschaftlichen, kulturhistorischen, anthropologischen und handelsgeographischen Wissens begrüßen und empfehlen. Die beigegebene sehr gute Karte von Neu-Britannien, einem Teil von Neu-Ireland, einem Teil von Neu-Guinea und den Salomons-Inseln ist eine besonders dankenswerte Bereicherung unseres Wissens.

* Dr. Siegmund Günther, Lehrbuch der Geophysik und physikalischen Geographie. Zweiter Band, mit 118 in den Text gedruckten Abbildungen. Stuttgart, Ferd. Enke, 1885. — Die günstigen Erwartungen, welche der erste Band dieses gediegenen Werkes erweckte, hat der nun erschienene und beinahe doppelt so starke zweite Band förmlich verwirklicht. Sein Inhalt umfaßt die Hauptabschnitte: Magnetische und elektrische Erdkräfte, Atmosphärologie, Ozeanographie und ozeanische Physik, dynamische Wechselbeziehungen zwischen Meer und Land, das Festland mit seiner Süßwasserbedeckung; Biologie und physische Erdkunde in Wechselbeziehung. Es ist das gehaltvollste und reichhaltigste Werk, welches über diese Disziplinen der Erdkunde je erschienen ist, und liefert durch seinen Umfang, seine gründliche Behandlung des Stoffes und den ungeheuren Reichtum der benützten Quellen eines der ehrenvollsten Zeugnisse und Denkmäler deutschen Gelehrtenfleißes. Die Darstellung ist klar, fließend und anschaulich und berücksichtigt alle neuen Entdeckungen und die Forschungsresulate aller Nationen; der schönen lehrhaften Form geht der reiche thatsächliche Gehalt und der trefflich beherrschte Stoff parallel. Das Werk ist ein klassisches, für den Geographen vom Fach, den Studierenden der physikalischen Geographie, den Naturforscher, den Physiker, den Meteorologen, Astronomen u. s. w. geradezu unentbehrliches; es ist durch seinen Namenindex ein ungemein zweckdienliches Nachschlagewerk, eine unerschöpfliche Fundgrube des gediegensten Wissens; es zeugt von erstaunlicher Belesenheit und gründlichen positiven Kenntnissen, von fabelhaftem Fleiß und von Geist, und und wir bedauern nur, daß uns bei der Bedeutung und dem Umfang des Werkes nicht der genügende Raum zu Gebote steht, um auf eine umfangreichere und speziellere Besprechung dieses Werkes des verdienten Ansbacher Professors einzugehen.

* Dr. Albert Trolle: Das italienische Volkstum und seine Abhängigkeit von Naturbedingungen; ein anthropo-geographischer Versuch. Leipzig, Duncker and Humblot, 1885. — Der Verfasser nennt mit rühmlicher Bescheidenheit seine gehaltvolle Studie über das so eigenartige italienische Volk und seine Beziehungen zu den Einwirkungen der Natur einen „Versuch", dem wir aber das Prädikat eines vollkommen gelungenen geben dürfen. Er hat eine sehr glückliche, von feiner und fleißiger Beobachtungsgabe und Geist zeugende Darstellung der physischen, ethischen und historischen Volksentwickelung in Italien geliefert, soweit zur Erklärung derselben die geographischen Verhältnisse des Landes herbeigezogen werden können, also ungefähr im Sinne der geist- und gehaltvollen anthropo-geographischen Theorie Ratzels. Er untersucht zunächst die Nosogeographie, dann die Körpergröße, die somatischen Zustände, die Schönheit und Anmut der äußeren

Erscheinung, die geschlechtlichen und Populations-Verhältnisse, die Mortalität und relative Longävität der Italiener, ihren Nationalcharakter, die Naturbedingungen in Religion, Kunst und Wissenschaft, und endlich die Natur und Sprache in Italien.

Archibald R. Colquhoun: Quer durch Chryse; Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Kanton nach Mandalay. Autorisierte deutsche Ausgabe, aus dem Englischen von H. v. Wobeser. Zwei Bände mit über 300 Abbildungen in Holzschnitt und zwei Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884. — Den Namen Chryse führt das große Gebiet in dem Binnenlande der Halbinsel Hinterindien, welches zwischen dem 19.° und dem 25.° n. Br. einen Teil von Birma und Yünnan und die Länder der unabhängigen und der den Siamesen tributpflichtigen Shan-Staaten enthält — ein Gebiet, welches zu den seither noch am wenigsten bekannten des südlichen Asiens gehört und das uns eigentlich erst durch den kühnen Reisenden und tüchtigen Ingenieur Arch. R. Colquhoun erschlossen worden ist, und zwar in dem vorliegenden gehaltvollen und inhaltreichen Reisewerk und in einem anderen: „Among the Shans", welches die Fortsetzung von diesem bildet und hoffentlich ebenfalls bald in einer deutschen Ausgabe erscheinen wird. Das Innere von China ist uns allerdings in den jüngsten Jahren von Frhrn. v. Richthofen und verschiedenen anderen Forschungsreisenden erschlossen worden; allein von den südlichen Provinzen und Grenzländern China's wissen wir noch wenig und zumeist nur, daß mehrere der kühnen Forschungsreisenden, welche sich dorthin gewagt haben, ihren Eifer mit dem Leben bezahlen mußten, so namentlich Charles Wahab, Kapitän Doudart de Lagrée, Lieutenant Francis Garnier, Louis de Carné und Henri Mouhot, deren verdienstvollem Andenken Herr Colquhoun in feinsinniger Weise das vorliegende wertvolle Werk gewidmet hat. Colquhoun's Werk ist hochbedeutend für die Bereicherung der geographischen Kenntnisse über jene Länder, welche wir heutzutage unter dem Sammelnamen „Indochina" begreifen. Es ist die Arbeit eines Mannes, welcher ein vorzüglicher Beobachter, ein tüchtiger Ingenieur, Feldmesser, Geognost und Kartograph, ein geübter Reisender ist und sich durch dreizehnjährigen Aufenthalt in Indien und Ostasien auf diese Reise vorbereitet, sie mit aller Umsicht und Vorsicht geplant, mit den kompetentesten Kennern jener Länder besprochen und beraten, die besten Vorkehrungen getroffen und endlich in Gemeinschaft seines Freundes, des Ingenieurs Charles Wahab, mit besonnenem Mute und vollem Bewußtsein der damit verbundenen Gefahren angetreten hat. Die Reise ging zu Anfang Februar 1882 von Kanton aus, den Kantonfluß hinauf, durch die Provinzen Kwang-tung und Kwang-si bis Pe-se, dann durch Yünnan und die unabhängigen Shan-(Laos-)Staaten nach Birma und von Mandalay die Irawaddy herab nach Rangun. Der Hauptzweck dieser Reise war die Ermittelung und Feststellung der Handels- und physikalischen Verhältnisse des südwestlichen China und des Shan-Landes, ist aber nur teilweise erreicht worden, weil es Colquhoun nicht gelang, von Schu-mau aus über die Grenze zu gelangen; dagegen ist es ihm gelungen, die Frage bezüglich der Ausdehnung des Handels mit dem Norden von Siam, dem Shan-Lande und dem südwestlichen China im 17. und 18. Kapitel des II. Bandes eingehend zu erörtern. Es gibt nur wenige neuere Reisewerke, die stofflich interessanter wären und eine reichere Fülle allseitiger, namentlich aber auch ethnologischer Belehrung böten, als das vorliegende Colquhoun'sche, welches die Chinesen in jenem Teil des Reiches wirklich als das „fossile" Volk schildert, wie es ein anderer neuerer Reisender bezeichnete. Es erschließt uns wirklich eine noch ganz unbekannte neue Welt und konstatiert die Nachrichten, welche Marco Polo schon vor mehr als einem halben Jahrtausend von jenen Provinzen gegeben hat. Marco Polo's Schilderungen waren es ja auch, welche unserem Reisenden den Wunsch eingegeben hatten, dieses Indochina gründlich kennen zu lernen und auf die Richtigkeit von Marco Polo's Beschreibung zu erproben. Was nun das Buch selbst anbelangt, dem einige Kritiker den Vorwurf gemacht haben, es sei zu breit, so können wir nur die Frische und Unmittelbarkeit der Schilderung und Darstellung loben, welche davon herrührt, daß es aus den Reisetagebüchern zusammengetragen worden ist, so daß es alle gewonnenen Eindrücke treulichst widerspiegelt. Wer hieran Anstoß nehmen sollte, weil er manche zusammengehörigen Thatsachen und Nachrichten nicht übersichtlich an Einem Ort vereinigt findet, der übersieht, daß er am Schlusse des Buches ein ausführliches alphabetisches Register findet. Wir haben in der Ausführlichkeit und in der Anlage des Buches keinen Nachteil gefunden, sondern müssen der Wahrheit gemäß bezeugen, daß die ganze Darstellungsweise, besonders in Verbindung mit der Illustration, eine ungemein lehrreiche, übersichtliche ist, und daß Colquhoun's Werk zu den gehaltvollsten und wichtigsten neueren Reisewerken, zu den wertvollsten Beiträgen zur Kunde Asiens gehört und uns einen großen Landstrich schildert, welcher im großen Ganzen zu den schönsten und fruchtbarsten des fernen Südostasiens gehört und sicher dazu bestimmt ist, in der europäischen Besiedelung Indiens dereinst noch eine bedeutende Rolle zu spielen.

* Lady Annie Brassey: Eine Familienreise von 14,000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate. Frei übersetzt von Anna Helms. Mit 290 Illustrationen und 7 Karten. Leipzig, Ferd. Hirt und Sohn, 1885. — Lady Brassey hat mit ihrer trefflichen Yacht „Sunbeam" bekanntlich mehrere große Reisen gemacht und in der angenehmen lebhaften Causerie einer hochgebildeten geistvollen Weltdame sehr anziehend geschildert in ihrer „Segelfahrt um die Welt" und in ihren „Sonnenschein und Sturm", welche von der fashionablen Welt mit großem Beifall aufgenommen worden sind. Auch in dem vorliegenden hübsch illustrierten Werk, dessen Bilderschmuck meist den Skizzenbüchern der Lady entnommen ist, schildert sie uns in demselben anmutigen leichten Plauderton wie früher eine genußreiche Seereise, welche sie von Ende September bis Ende Dezember 1883 auf ihrer Yacht „Sunbeam" nach Lissabon, Madeira, Trinidad, Venezuela, Jamaica, den Bahamas und Bermudas und über die Azoren zurück nach England gemacht hat. Das anziehende und unterhaltende Buch der unternehmenden Dame beansprucht natürlich keinerlei wissenschaftlichen Wert, sondern gibt nur frische subjektive Eindrücke und Bilder; aber es liefert wenigstens einen anschaulichen Begriff von Natur und Menschenleben in den berührten Inseln und ist eine fesselnde und anregende Lektüre besonders für Leserinnen und ein hübsches Buch für den Salontisch, welchem die für die glänzende Ausstattung ihrer Verlagswerke rühmlichst bekannte Verlagshandlung ein ebenso elegantes als gediegenes Gewand zu leihen bemüht war.

* Dr. August Böhm: Die alten Gletscher der Enns und Steyr. Mit 2 Tafeln. Wien, Alfred Hölder, 1885. — Diese wertvolle geologische Monographie ist ein Separat-Abdruck aus dem Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1885. 35. Band. 3. Heft, und behandelt die orographischen und geologischen Verhältnisse Oberösterreichs und des Salzkammerguts in einer geist- und lichtvollen Weise, um die Erscheinungen in der Bildung von Berg und Thal, Kar und Seen, und die Glazial-Erscheinungen in den Flußgebieten der Enns und Steyr genau zu erklären. Die Schrift nimmt in der neueren alpinen Forschung eine hervorragende Stelle ein und ist das Resultat der sorgfältigsten theoretischen und praktischen örtlichen Forschungen und Untersuchungen, so daß sie für jeden Geologen und Alpenforscher vom höchsten Interesse ist.

Verlag von
Ferd. Hirt & Sohn
in Leipzig.

Beachtenswerte Reisewerke.

Zu beziehen
durch
jede Buchhandlung.

Russisch-Central-Asien nebst **Kuldscha. Buchara. Chiwa** und **Merw.** Von **Henry Lansdell.** Deutsche Ausgabe besorgt durch H. v. Wobeser. Mit vielen Illustrationen im Text, vier doppelseitigen Tonbildern, Karte und einem 12 Bogen umfassenden **wissenschaftlichen Anhang.** Brosch. in 3 Bde. 20 M., in 2 Bde. eleg. geb. 25 M Anhang „extra“ 8,50 M. (☞ **Neu!** ☜)

Im Reiche des weissen Elefanten. Vierzehn Monate im Lande und am Hofe des **Königs von Siam** von **Carl Bock** (Christiania). Uebersetzt durch Dr. F. M. Schröter. Mit vielen Holzschnitten und Karte. Brosch. 8 M. Geb. 10 M. (☞ **Neu!** ☜)

Unter den Kannibalen von Neu-Britannien. Drei Wanderjahre durch ein wildes Land von **Wilfred Powell,** frei übertragen von Dr. F. M. Schröter. Mit Illustrationen u. Karte. Brosch. 7,50 M. Geb. 9 M.

Expedition des Challenger. Eine wissenschaftliche Reise um die Welt in populärer Darstellung von **W. Spry,** deutsch von H. v. Wobeser. Reich illustriert. Brosch. 12 M. Geb. 14 M. (Nur noch wenige Exemplare!)

Illustriert durch mehrere hundert der prachtvollsten meist ganzseitigen Holzschnitte.

Nordland-Fahrten.

In 4 ganz selbständigen, einzeln käuflichen Prachtbänden, je 20 Mk. kostend.

Malerische Wanderungen durch

Norwegen, Schweden, Irland, Schottland, England, Holland und Dänemark.

Bd. I: **Norwegen, Schweden, Irland u. Schottland.** 2. Aufl. — Bd. II: **Wanderungen durch England und Wales.** — Bd. III: **England und die Kanalinseln.** — Bd. IV: **Holland und Dänemark.**

Im Lande der Mitternachts-Sonne. **Sommer- und Winterreisen in Schweden. Norwegen. Lappland und Nord-Finnland.** Nach **Paul B. Du Chaillu** frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern, 200 Holzschnitten im Text u. Karte.

Grosse Ausgabe in zwei Bänden. Brosch. 20 M. In 2 Prachtbänden 24 M.

Kleine Ausgabe in einem Bande. Ein Auszug aus dem Hauptwerke, mit einem einleitenden Kapitel über **das Reisen und die hauptsächlichsten Reiserouten in Schweden und Norwegen** von Dr. Nielsen in Christiania. Brosch. 8 M. Eleg. geb. 10 M. 3. Aufl. (☞ **Neu!** ☜)

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs. Bilder und Skizzen von der Weltreise Sr. Maj. Sch. Elisabeth (1881—1883) von **P. G. Heims,** Kaiserl. Marinepfarrer. Mit mehreren Karten der Reise. Brosch. 6 M. Eleg. geb. 8 M.

Eine Familienreise von 14000 Meilen in die Tropen und durch die Regionen der Passate von Lady **Annie Brassey** (Verf. v.: „Eine Segelfahrt um die Welt“). Mit 290 Illustrationen u. 7 Karten. Prachtband 8,50 M. Brosch. 6,60 M. (☞ **Neu!** ☜)

Der goldene Chersones von **Isabella L. Bird** (Mrs. Bishop). Verfasserin v.: „Der hawaiische Archipel“, „Unbetretene Pfade in Japan“. Frei übersetzt von A. Helms. Mit 2 Karten u. vielen Illustrationen. Brosch. 7,50 M. Geb. 8,50 M.

Im Verlage von **Moritz Diesterweg** in **Frankfurt a. M.** ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Reiseerinnerungen
aus
Algerien und Tunis
von
Dr. W. Kobelt.

Mit 13 Vollbildern und 11 Abbildungen im Text.
Preis broschiert M. 10, gebunden M. 12.50.

Aegyptische Mumien.

Mehrere **Mumien** in bemalten Holzsärgen, ziemlich wohl erhalten, sind mir aus Aegypten zum Verkaufe zugesandt worden, und bin ich in der Lage, dieselben um billigen Preis abzulassen.

Heinrich Scharrer,
Nürnberg, Burgstraße 6.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

So eben erschien:

Tiryns.

Der prähistorische Palast der Könige von Tiryns.
Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen
von
Dr. Heinrich Schliemann.

Mit Vorrede von Geh. Oberbaurath Prof. **F. Adler** und Beiträgen von Dr. **W. Dörpfeld.**

Mit 188 Abbildungen, 24 Tafeln in Chromolithographie, 1 Karte und 4 Plänen.

8. Geh. 32 M. Geb. 35 M.

☞ **Der dieser Nummer beiliegende Weihnachtskatalog der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart wird freundlicher Beachtung empfohlen.**

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 50. Stuttgart, 14. Dezember. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Die Sklaven-Emanzipation in Brasilien. Von J. v. Binzer. S. 981. — 2. Einige neuere Forschungsreisen in Neu-Guinea. S. 984. — 3. Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky. (1883—1885.) S. 986. — 4. Die Leiden der Italiener am Roten Meer. Von C. Kallenberg. S. 991. — 5. Weihnachten. (Schluß.) S. 993. — 6. Geographische Neuigkeiten. S. 997. — 7. Nekrolog: Friedrich Hassaurek †. S. 999. — 8. Litteratur. S. 1000.

Zur Sklaven-Emanzipation in Brasilien.

Von J. v. Binzer.

Wenn unsere Zeitungen in der letzten Zeit Notizen aus dem großen Kaiserreiche jenseit des Ozeans brachten, so nahmen dieselben fast ohne Ausnahme direkt oder indirekt Bezug auf die Sklavenfrage, und nichts kann deutlicher zeigen, wie vollständig Brasiliens ganze Politik, die innere ausschließlich und zum großen Teil auch die äußere, augenblicklich in dieser Frage ihren Brennpunkt findet. Die Kammerwahlen, die kürzlich vollzogene Neubildung des Kabinets, überhaupt die Besetzung sämtlicher Stellen von einiger Konsequenz im Lande wird beeinflußt durch die Parteirufe: „Hie Sklavokrat!" „Hie Abolizionist!" welche augenblicklich die sonst sehr beliebten, den momentanen Verhältnissen aber weniger konkret anzupassenden und der Menge jedenfalls weit unzugänglicheren Parteiungen von Konservativen und Republikanern durchaus in den Hintergrund drängen. Die Emanzipation seiner Sklaven ist auch für Brasilien eine so tiefgreifende, alle seine Verhältnisse berührende Frage, daß es uns nur wundernehmen darf, wie es möglich war, daß dieselbe so lange aufgestaut und ihre Erörterung hinausgeschoben werden konnte, bis das Feuer auf den Nägeln brannte; es läßt sich das bei der einschneidenden Wichtigkeit dieser Frage für das Land nur erklären durch eine gewisse politische Kurzsichtigkeit des Brasilianers überhaupt, durch einen halb sorglosen, halb hochmütigen Optimismus dieser speziellen Frage gegenüber, endlich aber durch den gänzlichen Mangel jener Freude am Herausspekulieren des möglichen Fatalen, am Hervorphilosophieren des eventuell Verderblichen, das dem Deutschen im allgemeinen so eigen ist.

So schob man die Hauptfrage im Staate immer wieder von sich ab, und selbst das Gesetz vom September 1871, welches bestimmte, daß von seiner Veröffentlichung an kein Sklave mehr im Kaiserreiche geboren werden soll, vermochte sie nicht in Fluß zu bringen, bis sie endlich Leben bekam im Jahre 1883, zum Teil infolge eines Passus in der Thronrede Dom Pedro's II., zum Teil auch wohl, weil die Sache nun absolut nicht mehr von der Hand zu weisen war. Jetzt strömte es aber auch wie mit der Wucht lang zurückgehaltener Gebirgswasser über das Land, und wenn wir heute das allerdings noch zu vollem Rechte bestehende Sklaventum in Brasilien ins Auge fassen, so zeigt sich uns nicht sowohl mehr ein ruhig-deutliches Bild dieser Institution selbst und ihrer Licht- und Schattenseiten für das Land, sondern wir erblicken die kaleidoskopischen Bilder einer im Fluß befindlichen Bewegung, wir stehen vor einem die merkwürdigsten Gegensätze zu Tage fördernden, die flüssigen Massen heute so, morgen so zeigenden Auflösungsprozesse.

Wenn ich daher in folgendem versuche, möglichst viel und das Wichtigste aus diesen mannigfaltigen Bildern zu fixieren, so möchte ich hiedurch ausdrücklich betont haben, daß es nicht in meiner Absicht liegt, über die Sklaverei überhaupt zu philosophieren oder über Brasiliens Sklaventum im besonderen mich beschreibend oder irgendwie anders auszulassen als eben nur in Bezug auf die augenblicklich

darin herrschende Bewegung, und da liegt mir wohl zunächst die Beantwortung der Frage ob: „Wie verhält sich die Nation zu der Frage der Emanzipation ihrer Sklaven?

Brasilien ist das letzte Land gewesen, das die Sklaverei aufgehoben hat; 1780 bereits dekretierte Pennsylvanien die Aufhebung derselben, 1816 folgten Buenos-Ayres, 1820 die Nordstaaten der Union, 1821 Columbien, Panamá, Neu-Granada, Venezuela und Ecuador, 1826 Bolivia, 1828 Peru und Guatemala, 1829 Mexico, 1842 Paraguay (wurde indes erst 1869 völliges Faktum), 1865 die Südstaaten der Union, 1870 Cuba und endlich im September 1871 Brasilien.

Es wäre verkehrt, wollte man aus diesem späten Entschluß einen Rückschluß machen auf die größere Grausamkeit der Brasilianer im Vergleich zu den anderen Völkern oder auf die größere Schärfe ihrer Sklaverei, die die Bande erst so viel später als anderswo lockern ließ, möglichenfalls würde man das Richtige treffen mit dem gerade entgegengesetzten Schluß. Brasiliens Sklaverei war durch den Charakter seiner Bevölkerung weniger hart als z. B. die der nordamerikanischen Union, daher länger erträglich als diese, und der Brasilianer, selbst schlaffer als sein nördlicher Bruder, gab seiner Sklavenbevölkerung auch nicht das Beispiel des sich-Emporraffens und der initiativen Frische, wie es dort geschah. Dazu kam, daß der in mancher Hinsicht recht wenig peinliche Brasilianer sich mit der schwarzen Rasse allmählich so einlebte und verbrüderte, daß vor einiger Zeit ein brasilianischer Gegner der Kolonisation durch fremde Elemente selbst betonte, Brasilien gehöre den Brasilianern und der „mit ihnen verwachsenen" Rasse. Die moralische Kluft war keine so große wie in Nordamerika, und die soziale Stellung der schwarzen Rasse als solche in Brasilien eine weit günstigere. In den Verein. Staaten war der Schwarze nicht nur als Sklave, sondern schon einfach seiner Farbe wegen verachtet; die Kluft, die ihn von der weißen Bevölkerung schied, eine so tiefe, daß auch Freigewordenen und selbst Mischlingen der vierten Generation die Heirat mit Weißen innerhalb des Staatengebietes noch nicht gestattet war. In den Theatern wurden sie nur auf den Galerien zugelassen, auf den Bällen der besseren Stände war ihr Erscheinen unmöglich, und das Begehren eines freien Farbigen, zu Staatsämtern zugelassen zu werden, so lange noch die Sklaverei im Lande existierte, wäre mit Hohn abgewiesen worden. In Brasilien sieht man die schwarze Farbe überall. Freie reichgewordene Schwarze sitzen auf guten Plätzen in den besten Theatern, recht deutliche Mulatten tanzen auf den Bällen der Aristokratie, wo sogar die Thronfolgerin farbige Beamte zur Quadrille befiehlt; Neger und Mulatten sind Minister, Abgeordnete, Beamte, Aerzte, Lehrer und Künstler 2c. Daß bei einem derartig toleranten Zustand der Dinge eine so namenlose Erbitterung von Rasse gegen Rasse, wie sie in den Vereinigten Staaten schließlich vorhanden war, in Brasilien nicht Platz greifen konnte, ist natürlich, und es erklärt sich, wie eine unhaltbare Zuspitzung und blutige Lösung der Sklavenfrage vermieden werden konnte dadurch, daß sie nicht zugleich Rassenfrage wurde, was ohne Zweifel fänftigend auf die Sklavenbevölkerung wirkte. Wenn ich nun behaupte, daß derselbe Grund einer gewissen Toleranz, der die Sklaverei in Brasilien in die Länge ziehen half, auch der Grund sei, der jetzt ihre Abolierung erleichtert, so klingt das im ersten Augenblick paradox, leuchtet aber doch vielleicht ein, wenn man erwägt, daß der Brasilianer, allmählich daran gewöhnt, Farbige als sozial Gleichberechtigte neben sich anzuerkennen, ihrer vollständigen Emanzipierung nicht so unvorbereitet und übergangslos, folglich auch nicht so feindselig gegenüberstand wie der Amerikaner. Damit war schon ein großes Hindernis hinweggeräumt. Ein zweiter Vorteil für die Abolierung bestand in Brasilien nordamerikanischen Verhältnissen gegenüber darin, daß das materielle Interesse der Bevölkerung an der Frage hier nicht ein geographisch so deutlich geschiedenes ist, wie es in der Union war und wie es die Staaten schließlich zu dem unseligen Bürgerkriege um des Sklaventums willen führte. Während die Sache dort so stand, daß dem industriellen Bewohner der Nordstaaten Maschinen reichlich die Arme der Sklaven ersetzten, für den südlichen Pflanzer dagegen die atmenden Werkzeuge eine Lebensfrage blieben, sind in Brasilien die Abolizionisten und die Sklavokraten überall untereinander gemischt, und wenn auch die Zahl der einen oder anderen natürlich hier oder dort prävaliert, so könnte man doch kaum von einer Provinz sagen: „Hier ist man absolut für die Sklaverei" und von einer anderen: „Hier ist man absolut dagegen".

Die ganze Stimmung im Lande darf als eine der Abolierung günstige bezeichnet werden. Man sieht im allgemeinen doch ein, wenn auch mehr beeinflußt als selbstständig, daß das Sklaventum ein unwürdiger Zustand ist, sowohl für den Herrn wie für den Sklaven; man begreift, daß es nicht das Regierungsdekret von 1871 ist, was die letzte Nation mit Sklaven in ein ganz freies Volk umwandeln möchte, sondern daß die fortschreitende Humanität, die sittliche Idee einer entwickelten Menschheit selbst ihnen die Sklavenpeitsche aus der Hand zwingt. Freilich darf man unter dieser Emanzipierung keine begeisterte Erhebung einer tief gebildeten Nation verstehen, die ohne Kleinlichkeit und mit edler Selbstverleugnung das als häßlich Erkannte von dem Volks- und Staatskörper amputiert, sie nicht ansehen als „allmählich reifendes Ergebnis eines patriotischen Aufschwungs, der die Geschicke der Nation der freien und nur der freien Arbeit in die Hände spiele", wie Sylvio Romero in seinen „Ensaios de Critica Parlamentar" mit mehr Vaterlandsliebe als Illusionsfreiheit es wünscht. Es kommen dabei, wie das wohl gewöhnlich bei derlei Bewegungen der Fall ist, allerlei Motive unedler Natur zur Geltung, die Führer der Bewegung werden vielfach in ihrem Handeln bestimmt durch Eitelkeit,

Haschen nach Popularität, ja manchmal gar durch persönlichen Haß, durch Mißgunst oder Gewinnsucht. Andere schreien mit und erwerben einen billigen Nimbus des Edelsinns und der Menschenfreundlichkeit, bei dem sie nichts einsetzen, da sie nichts zu verlieren haben. Und dem großen Pflanzer, dem Mann, der wirklich ernstlich bei der Abolierung des Sklavensystems betroffen wird, dem wird die Sache, wie man zu sagen pflegt, über den Kopf genommen, er fügt sich wohl oder übel, weil er einsieht, daß er es nicht länger hindern kann. Ich habe bei allen größeren Plantagenbesitzern der Provinzen Rio de Janeiro und Sao Paulo, mit denen ich zu verkehren Gelegenheit hatte, den Eindruck gewonnen, als würde die Humanität allein keineswegs mächtig genug bei ihnen gewesen sein, um sie zu einer edelmütigen Initiative in der Sklavenfrage zu bestimmen; als sei die der Abolierung günstige Stimmung bei ihnen vielmehr der Effekt eines gewissen instinktiven Taktgefühls der Kultur des 19. Jahrhunderts gegenüber, verbunden freilich mit der Einsicht, daß man hier überhaupt einem unhaltbaren Falle gegenüberstehe und also besser thue, gute Miene zum bösen Spiele zu machen. Um so natürlicher bei dieser Anschauung und bei der Erwägung, daß der Besitz an Sklaven doch ein ebenso gut gesetzmäßig erworbener war, wie jeder andere, muß es erscheinen, daß man sich einer übereifrigen, zu plötzlichen Abolierung des Systems und vor allem einer ersatzlosen Emanzipierung der Sklaven widersetzt. Diese Beschränkung ist billig und von den Verhältnissen geradezu geboten. Ein Pflanzer, dem heute alle seine Neger genommen werden, kann sich morgen als armer Mann betrachten, wenn es ihm nicht gelingt, raschen Ersatz zu finden für die plötzlich fehlenden Arbeitskräfte, und was „Ersatzfinden" für 200—300 gehorsame Sklaven, ganz besonders aber in Brasilien und auf entlegenen Pflanzungen, heißt, davon kann man sich nur schwer einen Begriff machen, wenn man nicht einmal mit angesehen hat, was freie Arbeit ist in einem Sklavenlande, und wenn man selbst in einem Lande lebt, wo das Angebot der Arbeitskraft ihre Verwendbarkeit übersteigt. Leute, die aus Prinzip für die Sklaverei sind, dürfte es auch in Brasilien wenige geben; die sogenannten Sklavokraten folgen wohl einzig dem Triebe der Selbsterhaltung, wenn sie ihr bisheriges Vermögen, die Sklavenarbeit, nicht ohne Kampf aufgeben wollen, wenn sich nicht bei vielen auch noch ein zorniges Oppositionsgefühl gegen eine Partei hinzugesellt, die gut abolieren hat, weil sie sich meist aus Leuten zusammensetzt, die keine Sklaven besitzen. So spielen bei der Herstellung der Stimmung in der Sklaven-Emanzipations-Frage drüben die verschiedenartigsten Motive mit, und es ist auch infolge dessen außerordentlich schwer, ein ganz richtiges und durchaus vollständiges Bild von den hierauf bezüglichen Ansichten im Lande zu gewinnen und zu geben. Was darüber an die Oeffentlichkeit dringt und in Zeitungen proklamiert wird, sind meist nur Thatsachen oder Beispiele für das extreme Entweder-Oder, und ich glaube daher ohne Anmaßung behaupten zu dürfen, daß meine Schilderung einer beschränkenden Willfährigkeit für die Mehrzahl der am meisten Betroffenen, nämlich die großen Pflanzer, wohl das Richtige treffen dürfte.

Die Frage „Wie steht der Sklave selbst zu der für ihn alles bedeutenden Frage der Abolierung?" dürfen wir naturgemäß erst in zweiter Linie aufwerfen, da ihm dabei wenig Initiative gegeben ist. Daß die meisten Sklaven ihre Befreiung wünschen, einzelne sie mit bitteren Gefühlen herbeisehnen, ist zu natürlich, als daß es einer besonderen Erwähnung bedürfte. Ebenso wahr ist es aber auch, was ich häufig zu sehen Gelegenheit hatte, daß sehr viele die ihnen gebotene Freiheit ausschlagen oder auch die Möglichkeit ihrer Erlangung nicht benützen, indem sie im Hause ihrer Herren weiter dienen, selbst wenn sie reichliche Mittel besitzen, sich loszukaufen.[1] Die heftigen, anspruchsvollen, durch selbständiges Denken und Schließen erzeugten Gefühle für Freiheit und Gleichberechtigung, wie wir glauben sie in ähnlicher Lage empfinden zu müssen, dürfen nicht vorausgesetzt werden bei Leuten, deren Voreltern schon durch Generationen Knechte waren und ihnen knechtischen Sinn vererbten. Außerdem zeigt sich auch hier der Standpunkt der Neger rückwirkend bestimmt durch den von ihren Herren eingenommenen. Mit etwas von der seinem Herrn eigenen Schlaffheit erträgt der Sklave seine Knechtschaft, wenn dieselbe sich in milder, erträglicher Form zeigt; das Geld, was ihm in die Hände fällt, vertrinkt er, anstatt es für seine Loskaufung zu sparen, und nur ganz besonders rührige Hände und helle Köpfe unter ihnen arbeiten mit Schlauheit und Energie selbständig an ihrer Befreiung; die meisten der Emanzipierten sind befreit worden. Ein ebenso schwer wiegendes Moment freilich wie diese durch Generationen großgezogene Indolenz und Resignation mag auch die Schwierigkeit sein, die der Sklave hat, handelnd in diese ihn so nahe berührende Frage einzugreifen, da selbst Gewaltakte nur zu geringen Resultaten führen würden, weil sie immer nur sehr lokaler Natur bleiben mußten und sich höchstens auf ein paar nahe zusammenliegende Pflanzungen zur Zeit erstrecken konnten. Denn zu einer Erhebung der gesamten Sklavenbevölkerung des ganzen Landes bedürfte es einer Organisation und der Verkehrsmittel, und wie soll eine abhängige, überwachte, unwissende Sklavenbevölkerung dazu kommen, in einem Riesenlande voller Unzulänglichkeiten, wo selbst für den Gebildeten und Bemittelten die Kommunikation oft unmöglich herstellbar ist? So kann also dem Sklaven selbst nur eine sehr untergeordnete Rolle zufallen in der großen Zivilisationsfrage,

[1] Auf den meisten Pflanzungen haben die Neger ein Stückchen Land, das sie bebauen können, dürfen sich Hühner halten ꝛc. Die sonntägliche und die über die gesetzliche Stundenzahl hinausgehende Arbeit wird ihnen bezahlt, und die Hausneger und -Negerinnen erhalten oft Geldgeschenke, letztere besonders, wenn sie Ammen der Kinder sind oder waren.

die drüben wogt, und wir dürfen ihn daher als initiativ ganz außer Acht lassen bei unserer zweiten Frage: „Was geschieht, um die Emanzipierung der Sklavenbevölkerung herbeizuführen?“

(Schluß folgt.)

Einige neuere Forschungsreisen in Neu-Guinea.

Bei dem großen Interesse, welches man im Deutschen Reiche gegenwärtig allgemein für Neu-Guinea hegt, wo wir nun eine größere Kolonie uns angeeignet haben, dürfte es gewiß unseren Lesern nicht unwillkommen sein, etwas über die Ergebnisse einiger neueren Forschungsreisen nach jener großen Insel zu erfahren, welche gegenwärtig von einem tüchtigen englischen Forschungsreisenden, Herrn Henry Forbes, auf einer größeren Expedition erforscht werden soll.

Ueber die physische Beschaffenheit des östlichen Teils von Neu-Guinea haben die Arbeiten eines englischen Missionärs, des Rev. James Chalmers, eines hochgebildeten Mannes, einiges wertvolle, wenn auch vielleicht parteiische Licht verbreitet. Allerdings beschränkte sich sein Aufenthalt mehr auf die Küste und es ist ihm nicht gelungen, nach der großen, zentralen Gebirgskette vorzudringen. Die charakteristischen Züge der Halbinsel nach dem Süden der großen zentralen Gebirgskette hin sind folgende: Ein niederer, unfruchtbarer Streifen jüngeren Kalksteins, mit einem ausgesprochen australischen Aussehen und Flora, umgürtet die Küste und scheint an vielen Stellen den Wasserabzug von den Hochländern des Binnenlandes zu unterbrechen; er bildet auf diese Weise eine Art Terai, d. h. eine sumpfige Ebene, welche in der heißen Jahreszeit überschwemmt und sehr ungesund ist. Zwischen dieser und der großen zentralen Kette liegt ein sehr unebenes und schwieriges, dichtbewaldetes Hügelland mit zahlreichen Flüssen und vielen offenen Thälern, in welchen alle tropischen Gewächse wachsen würden; sie scheinen aber von sehr beschränkter Ausdehnung und bereits von den Eingeborenen sorgfältig angebaut zu sein. Westlich von Redscare-Bai endet das Barrier-Riff, welches bis zu diesem Punkt auf einer weiten Strecke von Osten her die Küste umgürtet und mit ihr viele Ankergründe gebildet hat, denn die Menge der Flüsse, welche sich hier ins Meer münden, hindern die Korallenbildung. Wahrscheinlich wird hier der lange gesuchte Weg über die Berge gefunden werden; denn man hat hier Zierraten und Schmuckgegenstände entdeckt, welche mit denjenigen identisch sind, welche von den Bewohnern der Nordküste getragen werden und nach der Aussage derselben von dort herkommen sollen, und die Berichte der weiter ostwärts wohnenden Eingeborenen deuten alle auf einen Weg hin, welcher durch jenen Bezirk von Meer zu Meer führt. Allein die Eingeborenen in diesem Teil der Insel gelten bei ihren Nachbarn für ausnehmend wild. Das Land wird in dieser Richtung immer fruchtbarer, und es findet zu Wasser ein bedeutender Tauschverkehr mit den östlichen Stämmen statt, welche ihre Töpferwaren und andere Arbeiten gegen den Sago des Distriktes Elema verkaufen. Möglicherweise ist der große Reichtum oder vielleicht die Thatsache, daß es das entfernteste, den östlichen Stämmen bekannte Land ist, die Ursache, daß diese Gegenden unter dem Namen eines „Aufenthaltes der Götter“ bekannt sind. Allerdings gibt es noch zahlreiche sogenannte Tempel daselbst — Gebäude, welche zwar teilweise für Zwecke der Gastfreundschaft oder zu Versammlungen für das bevorzugte männliche Geschlecht, nach Art der polynesischen Marae, benützt werden, aber doch hauptsächlich nur religiösen Zwecken dienen. Allein, statt daß man hier, wie in anderen papuanischen Gebäuden dieser Art, nur die Karwars oder Bildnisse eines jüngst verstorbenen Ahnen findet, wird zwar der Karwar hier ebenfalls verehrt, aber man findet auch Bilder, welche unkörperliche Wesen von einer ganz verschiedenen Ordnung darstellen. Wir finden hier auch eine Priesterklasse, welche zum Tempeldienst bestimmt und von dem gewöhnlichen Zauberer oder Regenmacher ganz verschieden ist. All dies ist wichtig, weil es auf Auffassungen deutet, welche den gewöhnlichen religiösen Vorstellungen von Melanesien fremd und diesen vorangeeilt sind, welche über das Studium des Fetischdienstes nicht hinausgekommen sind. Es ist in der That eher geeignet zu zeigen, daß Stämme von jedenfalls den beiden großen Zweigen der ozeanischen Rasse hier nebeneinander gefunden worden, die vielleicht halb mit einander verschmolzen und sich einander unter Umständen und bis zu einem Grade beeinflussend sind, und von denen wir noch sehr wenig wissen.

Herr Chalmers, dessen vertraute Kenntnis mit den Sitten und Sprachen der Eingeborenen seine Belehrung besonders glaubwürdig macht, erzählt uns, er habe eines Tages am Feuer sitzend ein Stück Pflaster, das er vom Fuße genommen hatte, in die Glut geworfen. Darauf waren alle Eingeborenen über das Feuer hergestürzt, hatten das Pflaster aus dem Feuer gezogen und ihm zurückgegeben. Ebenso hatten sie ihm ernstliche Vorstellungen darüber gemacht, daß er die losen Haare aus seinem Kamm ins Feuer geworfen. Kann dies einer Ehrfurcht vor dem Feuer oder nur der Furcht beigemessen werden, es könnte dem Eigentümer der so zerstörten Exuviä ein Unfall zustoßen oder diese ein Unheil anstiften?

Im Schooße des Papua-Golfs befinden sich mehrere größere Flußmündungen und jenseit derselben der Aird-Fluß, der zum Ausgangspunkt einer neuen australischen Expedition ausersehen ist. Man hofft, der Fluß werde weit in das Binnenland hinaufführen und die Expedition jedenfalls einiges Licht auf das seltsame Wassersystem dieser Gegend werfen. Bei der Ungenauigkeit unseres dermaligen Wissens läßt sich nichts voraussagen, allein es

erscheint nicht unwahrscheinlich, daß es sich ergeben wird, daß diese Ströme fernerweit mit dem Delta des Fly-Flusses ein ungeheures Netzwerk von kleinen Flüßchen bilden und die große, halb unter Wasser stehende Region entwässern, welche auf eine noch unbekannte Entfernung hin nach dem Innern und nach Westen zwischen dem Meere und den Zentralgebirgen liegt.

Neuere niederländische Vermessungen haben sich mit den Küsten eines anderen großen, flachen Landstrichs, Onin, beschäftigt, wo ähnliche hydrographische Systeme teilweise ungelöst bleiben; denn es ist noch immer zweifelhaft, ob das Flüßchen, welches droben von der Arguny-Bucht herabkommt, nicht mit dem Schooß des M'Cluer-Inlet in Verbindung steht, und es wird ebenso noch immer für möglich, wenn auch nicht für wahrscheinlich angesehen, daß selbst eine Verbindung zu Wasser zwischen diesem Punkt und der Geelvink-Bucht im Norden vorhanden sei. In dieser Nachbarschaft liegt der einzige wahre Süßwassersee, von dessen wirklichem Vorhandensein wir unterrichtet sind. Seine Richtung wurde dem Dr. Meyer angedeutet, als er von der Geelvink-Bucht aus jene Hügel erstieg, und sein eingeborener Berichterstatter erging sich in satirischen Bemerkungen über die dürftige Kleidung, welche von den Anwohnern dieses Sees getragen wird — Bemerkungen, welche in Anbetracht seines eigenen Aufzuges vielleicht überkritisch waren.

Da die Schwierigkeit, in Neu-Guinea einzudringen, hauptsächlich entweder von der Verbindung steiler Berghänge mit undurchdringlichem Walde oder von undurchdringlichen Mangroven-Sümpfen herrührt — denn das Land ist bisweilen so flach und das Meer vor denselben so seicht, daß Fahrzeuge nicht einmal auf Sehweite des Landes herannahen können — so ist es natürlich, daß Forschungsreisende ihre ganze Aufmerksamkeit den Flüssen zuwenden müssen. Allein diejenigen Flüsse, welche untersucht worden sind, haben im allgemeinen ergeben, daß ihr Lauf entweder zu kurz oder mit Hochwald und anderen Hindernissen angefüllt war. Herr d'Albertis fuhr in der That den Fly-River über 500 e. Mln. hinan, kam aber kaum über die sumpfigen Ebenen hinaus und entdeckte nur wenig, während seine ungünstigen und unglücklichen Beziehungen zu den Eingeborenen diesen Weg zu einem sehr gefährlichen und schwierigen für alle gemacht haben, welche ihm etwa folgen mögen. An der Nordküste, östlich von der Geelvink-Bucht, ermutigten die Massen von schlammigem Wasser und pflanzlichen Ueberresten, welche der Amberno-Fluß mit sich führte, nebst seiner großen Entfernung von irgendwelchen Bergen lange zu der Hoffnung, derselbe werde sich als eine große schiffbare Wasserstraße nach dem Inneren erweisen. Das war der Weg, auf welchem Mr. Wilfred Powell nach den zentralen Hochländern zu gelangen dachte. Die Ehre, zuerst diesen Fluß hinaufgefahren zu sein, ist jedoch den Holländern zugefallen und vor einigen Monaten in diesen Blättern beschrieben worden. (Vgl. S. 131.) Herrn van Braam Morris gelang es in dem kleinen Dampfer „Havik", nach einigen erfolglosen und teilweise mit Gefahr (wegen der Heftigkeit der Brandung an der Barre) verbundenen Bemühungen, den Einlauf zu entdecken und über die Barre zu fahren, worauf er sich in einem Strom von etwa 800 m. Breite mit einer durchgängigen Tiefe von fünf Faden und einer Strömung von 3 e. Mln. in der Stunde, befand. Nachdem er etwa 60 e. Mln. weit durch eine flache alluviale Region hinauf gedampft war, wurde der umgebende Landstrich weniger eben, das Wasser schnell seichter, die Strömung stärker und das Schiff auf eine Sandbank getrieben, während er den Strom überquerte, um nach einem anderen Fahrwasser zu suchen; das Schiff ward allerdings gelegentlich wieder flott gemacht, aber der Befehlshaber desselben hielt es nun für geraten, umzukehren und wieder das Meer aufzusuchen. Das Wasser war am höchsten Punkt, welchen man erreichte, grau und schlammig und der schwarze Sand auf dem Grunde färbte die Hände wie Kohle; man fand daselbst gerollte und geäderte Kiesel, von denen man annahm (es ist nicht ganz klar weshalb), daß sie weiter stromaufwärts auf eine felsige Schranke im Flußbette deuten. Es erscheint jedoch aus verschiedenen Gründen nicht unwahrscheinlich, daß oberhalb dieser Stromschnellen der Fluß wieder schiffbar wird. Der Name, unter welchem er auf eine große Strecke ringsherum bekannt ist, bedeutet der „Große Fluß" und gibt zu verstehen, daß kein anderer großer Fluß mehr in der Nähe ist. Die verschiedenen Flüßchen und munteren Flüsse, welche an den östlichen Küsten der Geelvink-Bucht münden, stehen beinahe sicher mit ihm in unmittelbarer oder mittelbarer Verbindung. Auf dem rechten Ufer scheint es keine solchen Vorsprünge zu geben, denn die Bevölkerung bewerkstelligt ihren Verkehr mit ihren östlichen Nachbarn zur See. Nach Osten hin scheint in der That ein früherer Wasserweg vorhanden gewesen zu sein: er hat eine weite, von der See aus sichtbare Mündung, in welcher das Wasser über der Barre einige Faden tief ist und nach dem Inneren an Tiefe zunimmt; aber er hat wenig oder gar keine Tiefe und ist wahrscheinlich höher hinauf verstopft. Diese Erscheinung wiederholt sich wahrscheinlich der Ostküste entlang. Wenige Meilen von einer deutlichen Flußmündung entfernt, welche getrübtes, mißfarbiges Wasser entladet, finden wir einen anderen, vielleicht älteren und nun unpraktikablen Wasserlauf. Wenn man diesen hinanfährt, so ergibt sich, daß er in weithin gedehnte Lagunen sich öffnet, wo man eine zahlreiche halbamphibische Bevölkerung im besten Wohlsein und einen Reichtum von Cocos-Palmen findet. Das Problem, was das Innere von Neu-Guinea an diesem seinem breitesten Teile und wie es beschaffen sein mag, ist noch immer ganz ungelöst. Vergleicht man die Lage und die Entfernung vom Meere jener hohen Berge, welche man von den nördlichen und südlichen Küsten und beziehungsweise von der Geelvink-Bai aus erblickt, so scheinen entweder zwei

hohe Gebirgszüge mit einer hohen Hochebene dazwischen, oder jedenfalls viele sekundäre Gebirgszüge und Ausläufer vorhanden zu sein, welche ausgedehnte, hochgelegene, breite Flußthäler einschließen, die sich eines gemäßigten Klima's erfreuen. Wir brauchen nicht über die wunderbaren Entdeckungen zu grübeln, welche dort den Naturforscher erwarten. Herr Wallace warnt uns, nach a priori-Erwägungen, dort irgendwelche wichtigen Entdeckungen an Säugetieren zu erwarten, sondern wie — von den Vögeln ganz zu schweigen — die wenigen, im Arfak-Gebirge gemachten Untersuchungen zeigen, daß wir uns dort einer ziemlich gemäßigten und sogar arktischen Flora gewärtig halten dürfen.

Die Grenze des deutschen Gebietes beginnt an der Humboldt-Bucht, unter dem 141.° ö. L. von Gr., und erstreckt sich die Küste hinab bis zum 8.° s. Br. Die ganze östliche Hälfte von Neu-Guinea galt bis vor zwei Jahren allgemein als unter britischem Einfluß stehend; allein die kürzlich von seiten des Lords Derby erfolgte ausdrückliche Begrenzung des britischen Protektorats auf die südliche Küste rief praktisch die Annexion des nördlichen Teiles durch Deutschland hervor, das hiezu gewissermaßen eingeladen wurde. Die Berliner Gesellschaft, welcher das deutsche Gebiet[1] überantwortet wurde, ist bereits in rühriger Thätigkeit; sie hat einen sehr wertvollen Hafen in der Astrolabe-Bucht entdeckt und vermessen; die unmittelbare Umgebung desselben ist bis zu einer Höhe von vielen Tausend Fuß mit dichtem Walde bekleidet; dagegen ist weiter an der Küste hinab, gegen das Kap Cretin hin, das Land offener und zugänglicher, mit reichlicher Bewässerung und großen Strecken Landes, welches zu Viehzucht und Ackerbau ganz geeignet ist. Es erhebt sich vom Meere aus mit Einem Male in großen aufeinander liegenden Terrassen, so daß es dort keinen Fiebergürtel gibt und sich ohne Zweifel in einer gewissen Höhe ein verhältnismäßig gemäßigtes Klima finden muß. Unter allen Umständen ist dies, soviel wir wissen, der wertvollste und der für europäische Ansiedelung geeignetste Bezirk in ganz Neu-Guinea. Die riesigen Terrassen haben sich als aus Korallenkalk bestehend ergeben; wenn sie daher, wie es wahrscheinlich erscheint, alter Meeresstrand sind, so deuten sie auf eine ungeheure und verhältnismäßig junge Emporhebung hin, von welcher in der That an der ganzen Nordküste entlang an verschiedenen Punkten noch andere Anzeichen vorkommen. Ein großer Fluß ergießt sich in den Huon-Golf; sein Oberlauf zieht sich gegen Südosten, allein auch hier sind wiederum die niedrigen Ufer und die Berge des Binnenlandes gleicherweise mit dichtem Wald bekleidet.

Die Nomenklatur des neuen deutschen Gebietes hat natürlich einige Modifikationen erfahren. Neu-Britannien und Neu-Ireland mit den umliegenden Inseln sind der Bismarck-Archipel geworden; dagegen ist das Gedächtnis des großen britischen Seefahrers Dampier in den Benennungen der Meerenge und der Insel, welche diesen Namen führen, beibehalten worden, sowie die von ihm herstammenden Namen Rooke-Insel und Kap King William, obwohl dieser Monarch an glorreichem und unsterblichem Andenken von Kaiser Wilhelm entschieden überstrahlt wird. Was Kapitän Moresby's wetteifernde Piks Mount Disraeli und Mount Gladstone anlangt, so bleibt der erstere noch immer auf der Karte, obwohl unter der neuen Benennung Schopenhauer-Berg; Mount Gladstone ist verschwunden.

Es wäre interessant, falls Zeit und Raum es gestatteten, einen Blick auf die wahrscheinlichen Ergebnisse der neuesten politischen Anordnungen in diesen Regionen zu werfen. Während das ganze östliche Neu-Guinea noch immer für eine Art Leibgedinge von Australien angesehen wurde, hat sich nun ergeben, daß die früheren Träume von einem großen australischen Reich, welches auch Neu-Guinea nebst den benachbarten Inseln einschloß und den Pflanzern in Queensland sklavenartige Arbeitskräfte liefern könnte, Illusionen waren. Es ist aber im Interesse der Humanität und der Politik als eine Wohlthat zu betrachten, daß es so kam, und liegt im eigenen Vorteil der australischen Kolonien, denn die Annexion von Neu-Guinea würde sie nur zur Vermehrung kostbarer Verteidigungsmittel, die mit der Zeit erforderlich geworden wären, zur Unterhaltung ausgedehnter Zollinien und zu rivalisierenden Zolltarifen geführt haben, und würde bei der Verschiedenheit der Interessen und Zustände der einzelnen Kolonien auf die Dauer unhaltbar gewesen sein. Das ganze übrige Europa und die zivilisierte Welt überhaupt kann es nur mit Freuden begrüßen, daß dem ländergierigen England wieder ein großes Stück kolonialen Gebietes aus den unersättlichen Fängen gezogen worden ist.

[1] Es dürfte hiebei interessant sein, zu erfahren, daß der Flächenraum des britischen Gebietes auf Neu-Guinea sich auf 60,143 g. Q.-Mln., derjenige des deutschen auf 52,088 und derjenige des holländischen auf 114,323 g. Q.-Mln. berechnet.

Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky.

(1883—1885.)

Oase Tschira, 80 Werst westlich von der Stadt Chotan, den 10. August 1885.

„Wir erreichten Ende Januar die Ufer des Lob-Nor-Sees und verbrachten hier beinahe zwei Monate, uns mit der Beobachtung der Zugvögel und dem Studium der Lebensweise der Eingeborenen beschäftigend. Letztere nahmen uns sehr freundlich auf und waren um vieles aufrichtiger, als bei unserem ersten Besuche im Jahre 1876, wo wir diese Gegend in Begleitung der Gefährten Jakub-Beg's von Kaschgar besuchten.

Die Bewohner der Ufer des Lob-Nor, deren Gesamtzahl sich auf gegen 400 Seelen beiderlei Geschlechts

beläuft, wohnen in Rohrhütten, beschäftigen sich mit dem Fischfang und der Entenjagd, teilweise mit der Viehzucht, treiben etwas Ackerbau und werden regiert von Kuntschikan-Bek.[1] Dieser prächtige Mensch erfreut sich der allgemeinen Liebe seiner Unterthanen, für die er wie ein leiblicher Vater sorgt. Infolge dessen lebt er auch in äußerster Dürftigkeit, nachdem die Chinesen durch verschiedene Erpressungen ihn seines Viehstandes und seiner Ersparnisse, sechs Kästchen Silber (etwa 800 Rubel), der Früchte seiner langjährigen Regierung des Landes, beraubt haben. Besonders gab's viel zu zahlen, wie Kuntschikan-Bek erzählt, für die Aufhebung des Befehls, Zöpfe zu tragen. Diese Neuerung erschreckte die Umwohner des Lob-Nor dermaßen, daß Kuntschikan-Bek eine Extrareise nach der Stadt Kurla unternahm, den Chinesen sein letztes Geld aushändigte und mit genauer Not die Erlaubnis erflehte, den Kopf wie früher rasieren zu dürfen.

Dem äußeren Typus nach bilden die Bewohner der Ufer des Lob-Nor eine Mischung der mongolischen und türkischen Rasse. Ihre Vorfahren, die den Namen Kaurier führten, bewohnten ehemals die Stadt Lob, deren ausgedehnte Ruinen sich noch jetzt am Flusse Dschachanssai-Darja, ungefähr 50 Werst südlich vom Lob-Nor, vorfinden. Die Stadt Lob wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zerstört[2] und die Einwohnerschaft massakriert. Nur einem kleinen Teil derselben gelang es, in den Dschungeln des Lob-Nor Zuflucht zu finden und die Nachkommen desselben leben noch heute dort; außerdem hat sich eine geringe Anzahl Familien in der Umgegend von Keria, Chotan und Aksju niedergelassen. Anfangs waren die Umwohner des Lob-Nor völlig isoliert und erst vor ungefähr 40 Jahren bei Errichtung der Kolonie Chotan, im Dorfe Tscharchalyk, begannen sie allmählich ein wenig Ackerbau zu treiben und den Zustand vollständiger Wildheit teilweise abzulegen.

Der späte Frühling dieses Jahres hielt den Massenzug der Wasservögel an den Lob-Nor einigermaßen auf, obwohl schon gegen Ende Januar sich kleine Schwärme Enten und Schwäne einstellten, die indessen bald verschwanden, vielleicht infolge der wieder eingetretenen Kälte. Als dann aber die erste Wärme eintrat,[3] begann mit dem 12. Februar ein ununterbrochener Zuzug von Gänsen und Enten der verschiedensten Gattungen. Schwarm auf Schwarm zogen sie bald niedrig über dem Boden, bald hoch in den Lüften, alle aus Südwesten, aus der Umgegend von Chotan und Keria, heran. Unter den Meridianen dieser Oasen ist Tibet am leichtesten zugänglich und den Vögeln aus Indien ist es leichter, ihren anstrengenden Flug über den hohen und kalten Bergrücken zu bewerkstelligen. Jahrhundertelange Erfahrungen mögen jedenfalls den gefiederten Reisenden diesen leichteren, wenn auch weiteren Weg gewiesen haben.

Nachdem sie den Lob-Nor erreicht, senkten sich einige Zugschwärme eilig zur Rast auf das Eis, während andere am See entlang zogen, um aufgethaute Stellen zu finden. Letztere gab's aber um Mitte Februar noch sehr wenig, so daß die Vögel sich unwillkürlich mit den schmalen Ritzen der hin und wieder aufgethauten Eisflächen begnügen mußten. Hier sammelten sich Schwärme, jeder aus mehreren Tausend Vögeln bestehend, während kleinere Scharen und einzelne Exemplare wie die Fliegen in den verschiedensten Richtungen sich über dem Schilfmeer tummelten. Dieser Ueberfluß an Wild, das zudem durchaus keine Furcht zeigte, war für den passionierten Jäger eine wahre Freude. Unsere täglichen Jagden lieferten außerordentliche Beute; ganze Säcke getöteter Gänse und Enten wurden nach unserem Lager geschleppt, die dann dem ganzen Detachement zur Nahrung dienten, wobei der über den Bedarf hinausgehende Rest den Umwohnern zufiel.

Diese ungeheure Menge von Vögeln verblieb am Lob-Nor bis in die zweite Hälfte des Februar. In den ersten Tagen des März begannen sie rasch gegen Norden fortzuziehen, so daß auch nicht der zehnte Teil am Platze verblieb. Zugleich begannen sich andere, später ziehende Arten von Vögeln einzustellen, die ebenfalls ihre Sommerreise nach den freien Urwäldern Sibiriens antraten. In der zweiten Hälfte des Februars nahm die Frühlingswärme rasch zu, ungeachtet dessen ging der Tarim erst am 27. Februar[1] auf und der Lob-Nor befreite sich erst von seiner Eisdecke um Mitte März, als die Mittagstemperatur im Schatten bereits die Höhe von $+30^0$ C. erreichte. Gleichzeitig traten starke Stürme ein, die den ganzen Frühling bis in den Juni hinein währten und ausschließlich aus Nordosten, aus den kälteren Gegenden der hochgelegenen Wüste Gobi wehten. Sie führten immer Staubwolken mit sich, die als dichter Nebel die Atmosphäre anfüllten. Dieser Staub blieb, nachdem das Sturmesrasen sich gelegt, sozusagen in der Luft hängen und verdeckte den ganzen Horizont. Die Staubatmosphäre bildet überhaupt ein charakteristisches Zubehör des Tarim-Bassins: ein klarer blauer Himmel ist hier eine große Seltenheit. Dieser Staub ist übrigens, wenn auch nicht in solcher Menge, auch anderen

[1] Eine detaillierte Beschreibung des Lob-Nor ist im Jahre 1877 der Geographischen Gesellschaft von mir vorgelegt und in einer besonderen Broschüre unter dem Titel: „Von Kuldscha über den Thian-Schan an den Lob-Nor" herausgegeben worden. Um Wiederholungen zu vermeiden, werde ich in diesem Briefe daher nur sehr kurz von unserem Aufenthalte am Lob-Nor erzählen.

[2] Nach lokalen Ueberlieferungen fand die Zerstörung der Stadt Lob drei Jahre vor Annahme des mohamedanischen Glaubens seitens Togluk-Timur-Chans statt.

[3] Die Umwohner des Lob-Nor verstehen, die Naturerscheinungen genau zu beobachten. So versicherten sie uns, daß die Frühlingswärme eintreten würde, sobald der Februar-Mond durch das Sternbild des Orion gegangen, was sich thatsächlich erfüllte.

[1] Im Jahre 1876 ging der Tarim in der Nähe des Lob-Nor am 4. Februar auf.

Gegenden Mittelasiens eigentümlich, und er bildet nach dem Niedergang aus der Atmosphäre jenen eigenartigen, sehr fruchtbaren Boden, welcher unter dem Namen Löß bekannt ist und sich sporadisch auf einem ungeheuren Flächenraum zwischen dem Kaspischen Meere und dem Stillen Ozean niedersenkt.

Am 20. März verließen wir den Lob-Nor und nahmen unseren Weg über das Dorf Tscharchalyk nach der Oase Tschertschen, die vom Lob-Nor 373 Werst entfernt ist. Das letzte Drittel dieses Weges läuft oberhalb des Flusses Tschertschen-Darja, der seinen Lauf am Fuße der tibetanischen Gebirgskette beginnt. Dieses Gebirge umrahmt mit einer ununterbrochenen gigantischen Mauer das ganze tibetanische Hochland vom oberen Laufe des Huang-he bis dicht an den Karakorum-Gebirgszug. In seinem östlichen Teile unter dem Namen Nan-Schan bekannt, heißt der mittlere — Altyn-Tagh. Weiter südwestlich dagegen von den Quellen des Flusses Tschertschen hat die erwähnte Gebirgskette bei den Eingeborenen keinen bestimmten Namen und ich gab daher dem Teil, der zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria belegen ist, den Namen „Russisches Gebirge".

Den Boden der Wüste am Fuße des tibetanischen Gebirgsrückens bildet nacktes Kieselgeröll, an das sich Flugsand schließt, der dann die ganze ungeheure innere Ebene des Tarim-Bassins ausfüllt. Aus diesem Sand haben sich unregelmäßig zusammengewehte Hügelgruppen und Abhänge gebildet, die mit Höhlungen und Vertiefungen abwechseln. Hier gibt's weder Wasser, noch irgendwelche Vegetation oder tierisches Leben. Es müßte denn sein, daß irgendwo innerhalb der Sandebenen unterirdische Gewässer zu Tage treten und dann kleine Oasen bilden; doch sind diese Oertlichkeiten dem Menschen gänzlich unzugänglich.

Der Fluß Tschertschen-Darja nimmt seinen Weg am östlichen Rande der Sandwüste; ihm entlang lag, wie oben bemerkt, unser Weg. Entgegengesetzt den übrigen Flüssen des Tarim-Bassins, welche sich ein tiefes muldenförmiges Bett geschaffen haben, hat der Tschertschen nicht die genügende Kraft, um eine tiefe Rinne zu bilden, und ergießt sich daher in einem breiten, oft Krümmungen bildenden Laufe über den beweglichen Sandboden. Die Strömung ist sehr stark, die Tiefe aber, mit Ausnahme von Bodensenkungen, unbedeutend; das Wasser ist sehr schmutzig. Dessenungeachtet hat der genannte Fluß eine Menge Fische fünf verschiedener Arten, von denen eine eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 33 Pfund erreicht.

Die Ufer des Tschertschen bilden breite, mit ärmlicher Vegetation bestandene Streifen Landes. Von Bäumen kommt hier nur die verschiedenblätterige Pappel (Populus diversifolia, Schrenk), unter dem lokalen Namen „Tugrok" vor, die eine Höhe von 40—50 Fuß und eine Dicke von 2—3 Fuß im Durchmesser erreicht. Dieser Baum ist verkrüppelt und krumm, seine Rinde geborsten und hängt nicht selten herab, dabei immer mit einer dichten Lage Staub bedeckt; an den Bruchstellen kryställisiert statt des Baumsaftes ein Anflug von weißem Salz hervor. Von Sträuchern findet man am Tschertschen in Mengen die Tamariske, Myrikaceen und eine Art Salzkraut; weniger sind vertreten: Sanddorn (Hippophaë rhamnoides), Oleaster (Elaeagnus hortensis), Kendyr oder Feldgurke (Vincetoxicum sibiricum), Dshantak-Tamariske (Tamarix tatarica) und Süßholz (Glycyrrhiza echinata); Schilfrohr findet sich in Menge an den Ufern des Flusses, dagegen sahen wir von sonstigen Gewächsen nur hin und wieder verschiedene Kompositen, Traganth und wilden Spargel. Alle diese Sträucher und Gewächse sind mit einer dichten Staubschicht bedeckt, so daß man sie, ohne sich zu beschmutzen, nicht anrühren kann. Zudem ist der Boden zwischen dem Gestrüpp, wie auch in den Tugrok-Wäldern, kahler Lößlehm mit Sand, entweder mit einer salzhaltigen Kruste bedeckt, oder ganz lose wie Asche. Unter den Bäumen liegen Mengen vom Sturm abgebrochener Zweige und Haufen trockener Blätter, welche, wenn vom starken Winde in Bewegung gesetzt, klappern, als ob sie von Stein wären. Mit einem Worte, die hiesige Vegetation bietet ein unerfreuliches Bild selbst im Frühling — in der ersten Hälfte des Aprils. Ungeachtet starker Hitze war fast kein Grün zu erblicken. Nur hin und wieder, an feuchten Stellen, sproßte das Schilfrohr empor und blühten unmerklich der Tugrok und Sanddorn. An Stelle der Blumen und Schmetterlinge krochen Skorpione umher und bei stillem Wetter schwärmten ganze Wolken kleiner Fliegen und Mücken. Nicht besser war es in der Atmosphäre. Hier erfüllte beständig ein dichter, von den häufigen Stürmen herangewehter Staub die Luft, verdunkelte den Horizont und ließ die näherliegenden Gegenstände in gelblich-grauer Färbung erscheinen. Zudem war der Himmel stets bewölkt, und wenn die Sonne auch zuweilen hervorbrach, so erschien sie als matte, glanzlose Scheibe, deren fahle Strahlen dennoch unerträglich sengten.

Die Fauna am Tschertschen-Darja ist ebenso arm. Von größeren Tieren trafen wir die Antilope Chara-Ssult, Hirsche und Wildschweine in geringer Zahl an; außerdem kommen Wölfe, Füchse, Hasen und kleine Nagetiere vor. Die Vogelwelt ist am stärksten durch die dem Ssaksaul-Gestrüpp eigentümlichen Holzhäher und Sperlinge, ferner durch folgende Arten: Specht, Grasmücke, Würger, Segler und Wiedehopf vertreten, nur selten fanden sich Fasanen. Wasservögel und Strandläufer waren im Flußbereiche wenig anzutreffen, weil es hier an Schilfseen mangelt und überhaupt keine geeigneten Rast-, Futter- und Brutplätze vorhanden sind. Ungeachtet dessen, daß wir uns mitten im Frühling befanden, hörte man höchst selten das Zwitschern irgend eines Vögelchens. Grabesruhe herrschte nicht nur in der seitab liegenden Sandwüste, sondern oft auch am Flußufer selbst.

Am 14. April erreichten wir die Oase Tschertschen, die in einer absoluten Höhe von 3800 Fuß, ungefähr

60 Werst vom Austritt des Tschertschen-Darja aus dem Gebirge an diesem belegen, gleich den anderen Oasen Zentral-Asiens eine kleine grüne Insel in der wilden Einöde bildet. Die ganze Oase enthält ungefähr 600 Höfe, die von gegen 3000 Seelen beiderlei Geschlechts bewohnt werden. Diese Ansiedelung ist erst vor 90 Jahren durch Emigranten aus Chotan, Keria, Aksu und Kaschgar gegründet worden. Die ersteren gehören dem Stamme der Matschin, die letzteren dem der Ardbül an. Beide unterscheiden sich dem äußeren Typus nach ziemlich scharf von einander. Die Matschin, die alten Ureinwohner des östlichen Turkestan, bewohnen jetzt den südöstlichen Teil desselben von Tschertschen über Keria bis Chotan und die benachbarten Berge; eine kleine Zahl lebt auch in Jarkend. Die Ardbül wohnen nach Mitteilungen der Eingeborenen von Aksu bis Kuschgar inklusive. Oestlich von Aksu dagegen, in den Städten Boy, Katscha und teilweise in Kurla lebt, nach denselben Quellen, der Stamm der Churassan, der den Traditionen zufolge noch zu Zeiten Alexanders von Makedonien aus Afghanistan eingewandert ist. Diesen Völkerschaften des östlichen Turkestan haben sich andere Stämme zugesellt, die zum größten Teil als Eroberer, seltener als Kaufleute und Kolonisten auftraten. Dergleichen waren im Altertum die Uiguren, Chinesen, Araber, die die Lehre Mohameds mitbrachten, die Mongolen und in neuerer Zeit — wieder Chinesen, Andschanen (Bewohner Khokands), Hindus, Afghanen u. a. Individuell konnten wir bisher nur die Matschin beobachten und von ihnen wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur anführen, daß dieser Volksstamm in seinem Typus eine Kreuzung mit mongolischem Blute zeigt, während die Ardbül, besonders die älteren Leute und Greise, den Juden sehr ähnlich sind oder, richtiger gesagt, eine Mischung der türkischen und semitischen Rasse vorstellen.

Eine Stadt, d. h. eine mit einer Mauer umgebene Ortschaft, gibts in der Tschertschen-Oase nicht. Es gibt nur einzelnstehende Hütten, umgeben von Feldern und Gärten. In den letzteren gedeihen Aepfel, Pfirsiche, Aprikosen, der Maulbeerbaum, Pflaumen, Birnen und der Weinstock. Die Felder werden mit Weizen, Gerste, Reis, Mais, Bohnen, Tabak, Arbusen, Melonen, Möhren und zum kleinen Teil mit Baumwolle bestellt. Das Gesamtareal des kultivierten Bodens ist sehr klein — ich glaube nicht mehr als 1000—1500 Deßjatinen nach unserem Maße. Hier, wie überall in Zentralasien, sowie auch in ganz China, kann man die Felder, ihres Miniatur-Umfanges und der sorgfältigen Bearbeitung wegen, weit eher Gemüsegärten nennen, wozu allerdings der Ueberfluß an Arbeitskräften beiträgt. Bei der Anhäufung der Bevölkerung an einem Platze aber und dem Mangel an fließendem Wasser, dessen man unbedingt zur Fruchtbarmachung des hiesigen Bodens bedarf, baut jede Familie eben nur so viel, als sie zu ihrer eigenen Ernährung bedarf. Im besten Falle ist der Ueberfluß nicht groß; viel öfter dagegen tritt Mangel ein.

Dicht bei der jetzt bewohnten Tschertschen-Oase bemerkt man Spuren zweier alten Städte, von denen die älteste, nach den Erzählungen der Eingeborenen, vor ungefähr 3000 Jahren durch den Recken Rustem-Dagestan zerstört worden ist; die zweite, neuere Stadt dagegen haben die Mongolen zu Ende des 10. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vernichtet. Jetzt breitet sich an Stelle der beiden Städte die unfruchtbare, teilweise mit Löß- und Flugsandhaufen bedeckte Wüste aus; hin und wieder ragen Ueberreste von Hütten und Mauern hervor, liegen Scherben von Lehmgeschirr und an einzelnen Stellen auch menschliche Knochen umher. Die Eingeborenen finden Kupfer- und Goldmünzen, Silberbarren, goldene Verzierung der Kleidung, Edelsteine (Brillanten und Türkisen), Glasperlen, Schmiedeschlacken, Kupfergeschirre und, was merkwürdig ist, in der älteren Stadt — Glasscherben: außerdem gewährt ihnen die neuere Stadt gebrannte Ziegeln zu ihrem Gebrauch in Ueberfluß. Bei Ausgrabungen[1] sodann findet man auch einzelne hölzerne Särge, in denselben haben sich die Leichen (unbalsamiert), dank der außerordentlichen Trockenheit des Bodens und der Luft, sehr gut erhalten. Die männlichen Leichen zeigen einen sehr großen Wuchs und haben lange Haare; bei den weiblichen ist das Haar in einen oder zwei Zöpfe geflochten. Einst fand man ein Grabmal mit zwölf männlichen Leichen in sitzender Stellung. Ein anderesmal wurde in einem Sarge die Leiche eines jungen Mädchens gefunden; bei derselben waren die Augen mit runden Goldplatten bedeckt und der Kopf vom Kinn zum Scheitel mit einem Goldreifen umwunden; der Körper war mit einem langen, aber engen wollenen (gänzlich vermoderten) Gewand bekleidet, das auf der Brust mit einigen goldenen Sternchen verziert war; die Füße waren nackt. Nicht nur die Leichen, sondern sogar das Holz der Särge hatte sich, wie man uns erzählte, so gut erhalten, daß die Einwohner von Tschertschen dasselbe zu kleinen Arbeiten gebrauchten. Zusammen mit den menschlichen Ueberresten findet man auch Knochen von Pferden und Schafen.

Die Tschertschener versicherten uns, daß man am ganzen mittleren Lauf des Tschertschen-Darja in einer Entfernung von 5—15 Werst westlich von seinem jetzigen Bett Spuren alter Städte und Ansiedelungen finde. Endlich hörten wir ebenfalls in Tschertschen und früher am Lob-Nor, wie auch in der Oase Keria wiederholt von der Tradition, daß auf dem Flächenraum zwischen Chotan, Aksu und dem Lob-Nor einst 23 blühende Städte existiert hätten, die jetzt mit dem Sande der Wüste bedeckt sind.

Am Tschertschen, wie am Lob-Nor und ebenso auf unserem weiteren Wege begegnete uns die Bevölkerung außerordentlich freundlich. Andererseits bemühten sich die

[1] Die Einwohner Tschertschens machen ihre Nachgrabungen in dem Boden der alten Städte, oder sie halten ihre Nachforschungen nach starken Stürmen, die den Boden bis zu bedeutender Tiefe aufwühlen.

Chinesen auf alle mögliche Weise im geheimen, unsere Reise zu hemmen. Sie verboten den Eingeborenen uns Nahrungsmittel[1] zu verkaufen und mit Führern zu versehen; versicherten ihnen, daß wir Räuber seien, mit den schlechtesten Hintergedanken unsere Reise unternehmen u. dgl.; mit einem Worte, bemühten sich auf alle Art und Weise, uns zu verleumden. Aber ungeachtet alles dessen bewiesen uns die Eingeborenen ihre ganze Zuneigung und bemühten sich, uns nach Kräften zu dienen. Zu gleicher Zeit klagten sie bitter über ihr armseliges Leben und versicherten uns, daß sie insgesamt bereit seien, sich gegen ihre Unterdrücker, die Chinesen, zu erheben. Hiermit nicht genug, zu wiederholtenmalen baten uns die Aeltesten der Oasenbewohner, sowie auch die der Gebirgsstämme, um den Befehl, die Chinesen sofort zu vernichten. „Wir wünschen nichts weiter, als uns unter der Herrschaft Rußlands zu befinden", sagte man überall. „Wir wissen, welche Gerechtigkeit im russischen Turkestan herrscht. Bei uns aber kann jeder chinesische Beamte, ja jeder Soldat ungestraft schlagen, wen ihm beliebt, ihn seines Eigentums, seiner Frau, seiner Kinder berauben. . . . Man erhebt von uns unerschwingliche Abgaben. Wir sind nicht imstande, solch eine Schmach länger zu ertragen. . . . Wir können uns jeden Augenblick erheben; wir haben uns mit Waffen versorgt, die verborgen sind. Nur ein Uebel gibt's — wir haben kein Oberhaupt, keinen Anführer. Gebt uns, wenn auch nur einen einfachen Kosaken, mag er unser Kommandeur sein."

Solche Reden bekamen wir sehr oft zu hören.

Von Tschertschen nach Keria führen zwei Wege: der eine längs der Sandwüste, der andere am Fuße der Ausläufer des Tibetanischen Höhenzuges. Wir wählten den letzteren, obgleich uns hier größere Schwierigkeiten erwarteten. Unser Lohn bestand darin, daß wir, diesen Weg wählend, völlig unbekannte Gebirgsgegenden durchforschen, unsere Kameele außerdem von der unerträglichen Hitze und den lästigen Insekten befreien konnten. Die zwei ersten Tagereisen waren die schwersten, da wir in einer Tour 87 Werst zurückzulegen hatten, ohne Wasser anzutreffen — von Tschertschen an bis zum Fuße des Tibetanischen Höhenzuges.

Der äußerste Gebirgskamm hat, wie bereits erwähnt, in diesem Teil keinen besonderen Namen und ich nannte ihn daher den „Russischen Gebirgskamm", ebenso wie ich einst auf der entgegengesetzten Seite Tibets mit demselben Namen einen See benannte, welchem der Gelbe Fluß entfließt.

Der neuentdeckte „Russische Gebirgskamm" bildet eine unmittelbare Verlängerung des Tokus-Doban, welcher seinerseits an den „Moskauer" Gebirgskamm stößt, der in Verbindung mit den Gebirgszügen Columbus, Marco Polo, Burchan-Buddha u. a. den zweiten, inneren Schutzwall des Tibetanischen Hochplateau's bildet, nach der Seite des Zaidam-Thalkessels.

Der „Russische" Gebirgskamm zieht sich in der Richtung von Nordost nach Südwest hin, zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria, in einer Ausdehnung von 400 Werst. Auf der ganzen Strecke der Thalmulde des Tarim erhebt er sich in einer hohen, steil ansteigenden Wand, die sich vielfach bis über die Region des ewigen Schnees erstreckt. Die größte Höhe erreicht der beschriebene Gebirgszug in seinem südwestlichen Ende. Hier ziehen sich mit ewigem Schnee bedeckte Bergspitzen und Eisfelder in ununterbrochener Kette hin, über welcher, in der Nähe des Keria-Flusses, eine pyramidal geformte kolossale Bergkuppe sichtbar wird, die nach oberflächlicher Schätzung 22,000 bis 23,000 Fuß absoluter Höhe erreichen dürfte. Sie wurde „Berg des Zar-Befreiers" bekannt.

Von den Schneegipfeln des erwähnten Gebirges stürzen Bäche hernieder, die sich in den Boden der Berglehne tiefe trancheenartige Rinnsale gewühlt haben und, unten angelangt, in dem Triebsand der Wüste verschwinden. Das Gebirge bietet in dem Gürtel von 10—12,000 Fuß absoluter Höhe erträgliche Weideplätze, auf welchen die Heerden der dort lebenden Matschinzen grasen.

Der Russische Gebirgszug ist ferner reich an Gold und dem Mineral „Ju-schi" (Nephrit), das in China sehr geschätzt wird. Aus diesem Gestein werden dort die verschiedenartigsten Gebrauchsgegenstände gefertigt: Tabaksdosen, Schüsselchen, Kästchen, Mundstücke u. dgl. m. Nach dem Glauben der Bewohner Turkestans hat dieses Gestein auch besondere Zauberkräfte, indem ein daraus gefertigtes Armband, auf den Arm eines Toten gestreift, den Leichnam vor Verwesung schützt. Reiche Leute lassen sich sogar ganze Kissen für ihre Gräber aus Ju-schi herstellen, weil sie glauben, die Kraft des Steines müsse dann noch stärker wirken. — Bequeme Pässe über den Russischen Höhenzug nach dem Tibet-Plateau gibt es nirgends, obwohl früher, wie es heißt, durch die Schlucht des Flusses Tolan Chadshi, in der Nähe des Masard (Grabmal) Untschelik-Paschim Wege geführt haben sollen. Dieses Grabmal der Schwester des Imam Dshafer-Sadik, eines der größten Heiligen in Ost-Turkestan, liegt fast in der Mitte der Längsausdehnung des Russischen Gebirgszuges und wird von vielen Wallfahrern besucht. Die Sage geht, Untschelik Paschim habe sich, verfolgt von den Bewohnern Matschins, in die Berge geflüchtet und dort, wo sich jetzt die Moschee erhebt, mit dem Tuche einen Wink gegeben und da habe sich einer der Berge aufgethan und die heilige Jungfrau aufgenommen. Als sie eingetreten war, habe sich der Berg wieder geschlossen, aber so unglücklich, daß die Haarflechte der geretteten Heiligen im Spalt festgeklemmt wurde; das Ende der Flechte wird den Gläubigen auch jetzt noch im Fels bei der heiligen Stätte gezeigt. Ferner entspringt dem Berge an dieser Stelle eine Quelle, welche kleine Kalksteinchen von roter, gelber und weißer Farbe mit sich führt.

[1] So hatte in der Oase Keria der Gouverneur (Amban) eine Bekanntmachung erlassen, daß man uns um keinen Preis etwas verkaufen dürfe. Unsere Antwort hierauf war, daß wir das uns Notwendige mit Gewalt nehmen würden.

Die Strenggläubigen halten diese Steinchen sehr hoch und nennen sie versteinerte Thränen der Jungfrau Untschelik-Paschim, welche immer noch in ihrem Berge weine über die Sündhaftigkeit der Menschen.

Nachdem wir von Tschertschen 397 Werst zurückgelegt hatten, kamen wir zur Oase Nija, welche am Flusse gleichen Namens, 50 Werst von dessen Austritt aus dem Gebirge, belegen ist. Die absolute Höhe der Ortschaft beträgt 4200 Fuß. Die Zahl der bewohnten Hütten beträgt 1000 bis 1200; sie liegen in Form vereinzelter Farmen zerstreut. Einmal binnen zehn Tagen wird ein Markt abgehalten, zu welchem sich Handeltreibende aus Keria einzufinden pflegen. Die Einwohner, vom Stamme Matschin, sind sehr verderbt durch die Nähe der Goldfelder von Sfortschek, welche an demselben Nij-Darja, bei dessen Ausfluß aus dem Russischen Gebirgszuge, liegen.

Einen erfreulicheren Lagerplatz fanden wir in dem kleinen Dorfe Jassulgun, auf dem Wege nach Keria, wo wir einige Tage in Erwartung unseres schon in Tscher-tschen erkrankten Dolmetschers verbrachten. In Jassulgun ist ein vortrefflicher Teich eingerichtet, in welchem wir uns täglich mehrmals badeten, was uns in der großen Hitze, welche in jener Zeit (Ende Mai) bis auf $+37^0$ C. im Schatten stieg, sehr erquickte. Die Einwohner von Jassulgun sind sehr gutherzig und zutraulich. Das Dorfleben präsentierte sich uns hier in seiner ganzen Einfachheit; die Kinder liefen nackt umher, plätscherten im Wasser und spielten im Sande umher, balgten sich auch wohl mitunter, kletterten wie die Affen behende an den Maulbeerbäumen empor, um die schon gereiften Beeren zu pflücken. Durch die Dorfstraße schwirrten die Schwalben, Spatzengezwitscher ließ sich vernehmen, hier Taubengirren, dort lautes Gackern einer Henne, die ihre ziependen Küchlein zusammenrief — mit einem Wort, man konnte sich in ein Dorf der Heimat versetzt glauben; das Dorfleben hat eben hier im Allgemeinen dieselbe Staffage, wie bei uns zu Hause, und auch die ländliche Bevölkerung ist viel besser geartet als die städtische.

Nach zwei Tagemärschen erreichten wir die Oase Keria, die größte, welche wir bis dahin zu Gesicht bekamen. Sie liegt 300 Fuß höher als die zwei Oasen des Nij-Darja und ist 870 Werst vom Lob-Nor entfernt. Der Fluß Keria-Darja, an welchem die Oase belegen ist, fließt vom tibetanischen Hochplateau herab und bei hohem Wasserstand fließt er noch etwa 200 Werst weit in nördlicher Richtung fort, wo er sich dann in der Sandwüste verliert.

Keria selbst zählt etwa 3000 Hütten; eine Stadt nach asiatischen Begriffen, d. h. eine von Lehmwällen umgebene Ortschaft, ist jedoch nicht vorhanden; ebenso sieht man sich auch nach eigentlichen Läden vergeblich um, von denen nur einige Kramläden existieren. Zweimal wöchentlich wird der Bazar abgehalten. Außer einheimischen Produkten gelangen auch viele russische Waren, besonders Zeuge, und zwar zu mäßigen Preisen, auf den Markt, Kattune, Kumatsch, Tücher u. a., auch russischer Zucker (56 Kop. pro Pfund), Zündhölzchen u. a. m. Unser Geld, Scheine sowohl als auch silberne Scheidemünze, wird hier gleichfalls angenommen. Die übliche Münze ist hier, wie im ganzen Ost-Turkestan, das silberne Geldstück „Tenge", welches etwas größer als unser Silberzehner ist und dem Werte von 30 „Pull" (einer Kupfermünze) entspricht.[1]

Chinesische Silberbarren (Jamba) zu etwa $4\frac{1}{2}$ Pfund werden gegen 1200 Tenge oder etwas darüber oder darunter gewechselt. Die Einwohner Keria's sind ebenso verdorben wie die von Nij. Sie arbeiten meist in den Goldbergwerken. Die Bodenkultur befriedigt nur das örtliche Bedürfnis. Gärten sieht man verhältnismäßig selten; Seidenzucht und Baumwollbau sind unbedeutend. Gewerbthätigkeit wird fast gänzlich vermißt und aus dem Lande wird nichts exportiert als Gold.

Früher hatte Keria keine eigene Verwaltung und hing in dieser Beziehung ganz von Chotan ab. Neuerdings haben die Chinesen aus Keria einen besonderen Bezirk gemacht, der von der Regierung in Kaschgar dependiert. Dieser Bezirk erstreckt sich im Westen fast bis Chotan, im Nordosten bis zum Dorf Tscharchalyk, in der Nähe des Lob-Nor, umfaßt ferner das Gebiet des Bergstammes Matschin. Im ganzen Bezirk Keria leben, wie man uns sagte, 10—12,000 Familien.

(Schluß folgt.)

Die Leiden der Italiener am Roten Meer.

Liest man die Nachrichten aus Massauah und insbesondere die Auslassung eines Italieners der dortigen Besatzung, welche vor kurzem die Runde durch die Tagesblätter und mit Recht um ihres ungeheuerlichen Inhalts willen peinliches Aufsehen machte, so fragt man sich verwundert: Wie sind solche Zustände bei einer geordneten Verwaltung möglich? Die Fürsorge für den Soldaten ist das erste Kennzeichen einer guten militärischen Oberleitung; wo also, wie im gegebenen Falle, das Gegenteil hievon durch Vernachlässigung hygienischer Erfordernisse stattfindet, da muß vieles faul sein, und wenn man sich von Rom aus nicht beeilt, sofortige Abhülfe zu treffen, thäten die Italiener besser, ohne alle Rücksicht auf das Trugbild ihrer militärischen Ehre, schleunigst sang- und klanglos von Massauah zu den heimischen Penaten zurückzukehren.

Einsender dies hat ein richtiges Leidensjahr an vorbenanntem Orte und seiner Umgebung verbracht, kennt demnach die Tücken des Klima's, weiß die Klagen der armen Teufel zu würdigen, die da unten für dunkle Zwecke hinsiechen, ist aber auch mit den Mitteln vertraut, das Schlimmste vom menschlichen Organismus abzuwenden und

[1] Westlich von Chotan wird dasselbe Tenge-Silberstück in 50 Pull umgewechselt.

dagegen anzukämpfen, und da Ihre Zeitung auch in solche Kreise dringt, die mit italienischen Organen Fühlung haben, gestatte ich mir, meiner gänzlich unparteiischen Meinung im folgenden Ausdruck zu geben.

Schon auf die erste Nachricht von der Absicht der italienischen Regierung, Massauah besetzen zu lassen, welcher Entschluß schwerlich im Einvernehmen mit ihren Verbündeten in Wien und Berlin und wohl nur in der Hoffnung reifte, dadurch mit einem Schlage ein Kolonialthor zu einem großen Hinterland in Afrika zu sichern, erhob ich („Bayer. Handelszeitung" vom 24. Januar d. J.) die warnende Stimme: „Geht nicht auf den englischen Leim!" Sie gingen aber doch und sind nicht einmal dahin gelangt, den Engländern die Kastanien aus dem Feuer zu holen, geschweige denn Abessinien zu erobern! Denn um nichts Geringeres handelt es sich, wenn überhaupt die kopflose Besetzung der Hafenstadt Massauah einen Sinn haben soll! Der Weg nach Kasalla, beziehungsweise nach dem pseudo-ägyptischen Sudan, selbst nach der Sommerfrische des Bogos-Landes, ist durch Ras Alula, den alter ego des Negus Johannes, versperrt, und mit diesem ebenso klugen als mißtrauischen, in die europäischen Gelüste eingeweihten Herrscher ist auf bisherige Weise durch Gesandtschaften mit Geschenken nichts anzufangen.

Handelsvorteile sind auch nur durch ein gesichertes Abkommen mit Abessinien zu erlangen und Spekulationen auf mögliche innere Wirren daselbst sind kein ernstlicher Faktor für die Politik einer nach Rang und Ansehen achtunggebietenden europäischen Großmacht! Zu dieser dunklen Betrachtung vom Standpunkte der äußeren Politik gesellt sich in verheerendem Maße die notorische Ungunst des Klimas (Suakin ist weit gesünder und die Engländer daselbst waren infolge dessen entschieden besser daran, als ihre italienischen Waffengefährten!), und wenn ihre Regierung die Rücksicht auf die sog. Waffenehre höher stellt als den Notschrei der von klimatischer Tücke so schwer Bedrohten, dann befinden sich die armen italienischen Soldaten zu Massauah in einer Sackgasse und ihre Lage hat viel Aehnlichkeit mit den ans Messer gelieferten altrömischen Gladiatoren: „Morituri te salutant!"

Für den Freund Italiens, den Menschenfreund und Kenner der dortigen Verhältnisse erübrigt unter solchen Umständen höchstens der Hinweis auf Mittel und Wege zur Erleichterung für die schwer Heimgesuchten, gepaart mit der Verwunderung über die mangelnde Sorgfalt der italienischen Militärintendantur, die sich doch auch an Ort und Stelle, z. B. bei ihrem Konsularagenten, informieren kann und zu verkehrten Mitteln greift, geeignet, die ohnedies unerquickliche Lage des gemeinen Mannes noch zu verschlimmern.

Als ein solches verkehrtes Mittel gelten vor allem wachstuchüberzogene Zelte, wodurch die im Sommer Tag und Nacht fast gleich große Hitze bis zur Unerträglichkeit gesteigert wird. Schon der Hinblick auf die Unterkunfts- und Lebensweise der dortigen wenigen Europäer, Syrer, Araber und selbst Banianen mußte hinreichen, um falsche Schritte zu vermeiden.

Mit Ausnahme der seßhaften und nomadisierenden Eingeborenen in ihren niederen, jedoch luftigen Bastzweig-Hütten, bringt jedermann die Sommernächte im Freien zu. Dazu eignen sich die flachen in zwei oder drei Terrassen abgeteilten Dächer der Holz- oder Steinbauten ganz vortrefflich.

Das „Angareb", ein zirka 6 Fuß langes und 2 Fuß hohes vierfüßiges Holzgestell, mit Bast oder Bandgeflecht überzogen und dadurch kaum merklich elastisch, wird aufs Dach gestellt, so gut als möglich mit Teppichen und Bettstücken ausgerüstet und der Bewohner hat eine allerdings durch Moskittos gestörte, nach Umständen erträgliche Nachtruhe. Ein solches Angareb kostet einen Maria-Theresiathaler. Das „Moskittonetz" gewährt überdies ausreichenden Schutz. An „Regen" ist zur Sommerszeit kaum zu denken; in meiner Erinnerung haftet nur ein Fall, wobei mich ein Gewittersturm, begleitet vom Donner des Erdbebens und plötzlichem Regenguß, schleunigst ins Zimmer trieb. Diese „Zimmer" sind in der Regel mit so viel Holzgittern zur Lüftung versehen, daß man sich darin halb im Freien befindet. Das meinige hatte 40 Oeffnungen! Auf dem bloßen Boden schläft niemand, selbst nicht der Eingeborene in seiner Basthütte; auch er hat und benützt sein Angareb, kommt also mit dem salzigfeuchten Untergrund nicht in unmittelbaren Kontakt. Metallisches und Waffen rosten sofort.

Hat nun, da natürlich in den wenigen Stein- und Holzbauten Massauah's nur eine geringe Zahl Leute Obdach finden kann, die italienische Verwaltung versäumt, leichte Holzkonstruktionen für Angarebs im Freien zu errichten und etwa für Eismaschinen zu sorgen, so trifft sie ein schwerer Vorwurf; denn eine dem Klima angepaßte Unterkunft ist neben der Diät Grundbedingung gegen körperliche Verkümmerung.

Zur „Lebensweise" übergehend, leuchtet ein, daß ein Klima, wie das geschilderte, mit 36—42° Reaumur im Schatten als sommerlichem Durchschnitt, die größte Vorsicht erheischt.

„Fleischnahrung" (es handelt sich dort hauptsächlich um Schaffleisch) nach dem Beispiel der Eingeborenen auf ein Minimum reduziert und hie und da durch Fischkost ersetzt, womit das Meer rings um die Inseln Massauahs nicht geizt; Konserven und Biskuit, freilich nicht aus muffigem Mehl, mögen mit Dattelkost weiter zur Abwechslung dienen. Der Genuß von Dattelbrot, das massenhaft aus Yemen eingeführt wird, wirkt vorbeugend gegen Dyssenterie. Gegen Ameisen und Gewürm können die Töpfe mit ihrem zur Nahrung bestimmten Inhalt nur geschützt werden, wenn man sie ins Wasser stellt. Eine Hauptsache ist täglich eine Flasche reiner Rotwein, woran das gesegnete Land Italien wahrlich nicht Not leidet; ich habe mir mit

meinem Piemonteser-Rotwein, verbunden mit vorbeschriebener Diät, einer Hängematte für die Ausflüge in die Umgegend, dem gegen Sonnenstich unerläßlichen Korkhut mit Nackenschutz und passend eingeteilter Bewegung zur Morgen- und Abendzeit über das sommerliche Höllenfeuer ohne besondere Schäden hinausgeholfen, bin dem schlechten Wasser und jeglichem diätetischen Exzeß nach Möglichkeit aus dem Weg gegangen und der Meinung, daß mancher wackere Mann daselbst bei leidlicher Gesundheit erhalten werden könnte, wenn in solcher Richtung energisch und ohne Scheu vor den Kosten vorgegangen würde.

Ein ebenso erfrischendes als gesundes und billiges Getränk ist das abessinische Honigbier, Tetusch genannt. Gutes Wasser und Bewegung gehören ebenfalls zur Sache, wie das Tageslicht zur Belebung der Sehnerven. In ersterem Betreff möchte ich fragen: Was ist aus der durch Munzinger-Pascha in den siebziger Jahren errichteten Wasserleitung von dem 1 ½ Stunden von Massauah entfernten „Mukullu" über den eigens zu diesem Zweck aufgeworfenen langen Damm geworden? Ist sie notleidend, warum wird sie nicht repariert? Durch die Wiederherstellung wäre dem gröbsten Mangel abgeholfen und Kosten dürfen nicht gescheut werden, wo sich's um Sicherung so vieler Menschenleben handelt!

Für Bewegung empfehlen sich außer den Abendstunden nach Sonnenuntergang eine Stunde vor Sonnenaufgang, ferner die Zeit des Eintritts einer leichten Meeresbrise — 9—10 Uhr Vormittags, das übrige ist von Uebel. Den dort wie in Suakin seßhaften griechischen Wucherern allein kommt die Knauserei der italienischen Oberleitung zu statten.

Die Schilderung unseres italienischen Kriegers in den Zeitungen ergeht sich auch in Klagen über Hautausschlag. Mir ist dieser Zustand aus eigener Anschauung sehr wohl bekannt. Auch hier gibt es Mittel zur Abhülfe, die jeder findet, der seiner Entstehung nachgeht. Seebäder sind dessen Ursache und demgemäß absolut zu vermeiden. Das Rote Meer hat sehr viel Salzgehalt; durch fleißiges Baden darin werden die Poren gleichsam verkrustet, langsam und unmerklich, bis sich der fatale Ausschlag zeigt, dem nur durch Süßwasserwaschungen und Ortsveränderung der Garaus zu machen ist. Auch sollte die Garnison gewechselt werden.

Möchten diese von einem warmen Freunde Italiens ausgehenden, auf eigene Erfahrung basierten wohlmeinenden Winke und Ratschläge geeigneten Orts einige Beherzigung finden, auf daß man statt dem aufgenötigten „Lasciate ogni speranza" an den Pforten des Roten Meeres wieder sagen kann: „E poi si muove".

Politische Erwägungen, die eben nur die beteiligte Regierung angehen, beiseite, gebietet schon die rein menschliche Rücksicht auf die Sachlage promptes Einschreiten zur Abhülfe der gerügten Mißstände. Im ganzen sind bei solchen, die mit einem Ruck aus gemäßigtem Himmelsstrich in solch verderblich heißes Klima versetzt werden, schlimme physische Folgen unausbleiblich. Das Richtige ist Angewöhnung in einer Zwischenstufe durch längeren Aufenthalt. C. Kallenberg.

Weihnachten.

(Schluß.)

In Indien treffen wir ebenso christliche Einflüsse auf die Bildung der religiösen Sage. In den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung bestand ein lebhafter Handelsverkehr zwischen Indien und Alexandrien, welcher große griechische Handelsherren nach Indien, wie buddhistische Missionare nach Aegypten führte. Es liegt zu Tage, daß die Botschaft vom fleischgewordenen Sohne Gottes auf die eigentümlichen Mythen von der Menschwerdung Wischnu's Einfluß hatten. Wischnu allein kann geistige Gaben und die wahre Unsterblichkeit verleihen. Als Retter der Welt stieg er oft in die irdische Leiblichkeit hernieder, als Fisch, Schildkröte, Eber, Mannlöwe, wie als Held in menschlicher Gestalt, aber seine Inkarnationen dienen entweder den Zwecken der Weltschöpfung oder der Bekämpfung einzelner gefährlicher Dämonen und sind weit entfernt, ein rein sittliches Endziel zu haben. Nur in der Mythe soll Wischnu im letzten Zeitalter auf einem weißen Rosse erscheinen, um die Sünder zu vernichten und die Tugendhaften zu belohnen. Die Welt bricht dann in Trümmer, um als eine bessere zu erstehen. Nach Mannhardt leidet es kaum einen Zweifel, daß das neunzehnte Kapitel der Offenbarung Johannis die Quelle dieser Prophezeihung ist. Noch unverkennbarer aber treffen wir Christus in der achten Inkarnation Wischnu's als Krischna wieder. Die ältere Litteratur Indiens kennt Krischna nur als tapferen Helden und eifrigen Schüler der Brahmanen; offenbar hatten indische Männer in Aegypten oder Konstantinopel mit dem Christentum Bekanntschaft gemacht und bei der Aehnlichkeit der Namen ohne weiteres in Christus ihren Halbgott Krischna wiedererkannt, dem sie nun höhere Verehrung widmen zu müssen glaubten. In ihrer Auffassung gestaltete sich nun die Geburtslegende zu folgendem Bilde: In Mathura lebte ein König Kansa, ein grausamer Tyrann, unter dessen Regierung das Böse überhandnahm. Da beschloß Wischnu als Gottmensch zur Erde hinabzusteigen und ward als Prototyp alles Schönen, Edlen und Guten von der „göttlichen Jungfrau" (Devaki, Göttin, gleichbedeutend mit Maria, der Reinen, der Glänzenden; dew, deo, das Strahlende, der Himmel) geboren. Dewaki war die Schwester Kansa's und hatte sich mit dem Fürsten Vasudéva vermählt. Dem Kansa aber weissagte ein Vogel, daß ein Neffe ihn töten würde; darum ward die Schwester unter strenger Aufsicht gehalten; trotzdem aber gelang es Vasudéva, durch die auf göttliche Veranlassung geblendete Schar der Wächter das neugeborene Kind hindurch zu bringen zu armen Hirten auf

dem Felde. Eine Hirtin hatte zu gleicher Zeit ein Mädchen geboren. Dies vertauschte Vasudéva mit dem Krischna-Kinde, indem er es heimlich in den Palast brachte, während die Wache noch immer von Sinnentäuschung gefesselt war. Doch kaum erwachte sie, so hörte sie das Kind weinen in Dewaki's Gemache und stürzte hinein, sich dessen zu bemächtigen und es dem Könige zu bringen; doch dieses entschwand den Mordgesellen, schwang sich gen Himmel und rief herab: „Ich bin die Göttin Bhawani; der Knabe, den ihr suchet, ist entkommen." Da wurde nach allen Richtungen gesandt, alle neugeborenen Knaben sollten erwürgt werden; Krischna entkam auch dieser Verfolgung. Unter Hirten aufgewachsen, wurde er der richtige Hirte seiner Heerde, der Menschen, besiegelte seine göttliche Sendung durch viele Wunder, entthronte den König von Mathura, befreite die Länder von Ungeheuern und Riesen, strafte das Unrecht, schirmte das Recht und stieg schließlich als Wischnu wieder in den Himmel empor. — —

Christus war geboren! Das jüdische Fest der Hütten ward am 24. Tage des zehnten Monats begangen. An diesem Tage war der Grund zum neuen Tempel der heiligen Stadt gelegt und Christus geboren worden. In der Geburt Christi sah die alte Kirche den Zeitpunkt der Aufrichtung eines neuen Tempels, das Fest des Sieges über alle Völker. Man begann allmählich auch das Kirchenjahr von da ab zu rechnen. Auf solche frühere Rechnung deutet klar hin die Benennung der Weihnachten in den romanischen Sprachen, wie etwa Noël im Französischen, das doch das „Neue (Jahr)" bedeuten soll. Diese Bezeichnung des Weihnachtsfestes ist bis auf unsere Tage herübergekommen.[1] Während noch zu Karl des Großen Zeit das Jahr vom Heiligen Tage datierte, soll im 7. Jahrhundert Roms der 1. Januar der fixierte Tag des Amtsantritts der Konsuln und in der römischen Welt der Anfang des bürgerlichen Jahres geworden sein. Im 9. Jahrhundert finden wir den 1. Januar auch in Deutschland in Anwendung gebracht, und von da an breitet sich seine Herrschaft immer unbestrittener aus.

Wir sehen in den ältesten christlichen Zeiten zu Weihnachten Krippen in Höhlen, die Engel und die Heiligen drei Könige mit Vorliebe darstellen. Wir hören in aller Herren Ländern des Christkindes Erscheinen besingen, doch vor allem brennt allüberall das Licht, das ihn darstellt als das Licht der Welt, das uns in der glorreichen Nacht geboren; vor allem sind's die vielen Lichter auf dem Baum, dem Tannenbaum, die das frohe Haus um sich schaaren. Wo nur kam der Brauch des Weihnachtsbaumes her, der allgemein verbreitet, aber doch keines so alten Datums ist? Reicht auch der Brauch der Weihnachtstanne bis ins 16. und 15. Jahrhundert hinauf, wo man Häuser und Estriche mit Tannenzweigen schmückte, weisen auch Legenden des Mittelalters die Tanne als einen geheiligten Baum nach, so ist der Weihnachtsbaum doch noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts im nördlichen Deutschland ganz unbekannt, ja sogar in Berlin war er in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts noch nicht ganz allgemein verbreitet, wenigstens erwähnen ihn weder Schleiermacher in seiner „Weihnachtsfeier", noch Tieck in seinem „Weihnachtsabend", und sowohl in Danzig wie im Münsterlande ward er nach Mannhardt's Mitteilungen erst seit dem Jahre 1815 eingeführt. Dagegen finden wir unter den Insel-Schweden an der russischen Küste, auf Dagö und Worms, den Tannenbaum im Bild selbst in den dortigen Runenkalendern des 17. Jahrhunderts zur Bezeichnung des Weihnachtsbaumes dienend; so erzählt uns Mannhardt, wogegen aber Düringsfeld protestiert, weil nach ihm diese Insulaner nur von Deutschland her diese Sitte herübergenommen haben können.

Ist der Weihnachtsbaum nun heidnischen oder schon christlichen Ursprungs? Paulus Cassel in seiner gelehrten Abhandlung über das „Weihnachten", erzählt uns Düringsfeld, leitet den Christbaum und dessen Lichter aus dem Judentum her. Der Leuchter, welchen Moses in der Stiftshütte aufsteckte, hatte die Form eines Baumes und sollte auf den Baum des Paradieses deuten. Da nun die Juden gerade am 24. (25.) Dezember unseres Kalenders, bis in die erste christliche Zeit hinein, den „Weihetag" des Tempels (Chanuka) feierten, an welchem sie, wie bei dem Feste der Salomonischen Tempelweihe, die Fenster mit Lichtern erleuchteten, so übertrugen die Christen (nach Cassels Behauptung) diese Feier auf das Geburtsfest Christi, der als Tempel Gottes angesehen wurde, und wählten den Tannenbaum, das Urbild des Leuchters, zum Sinnbild Christi, des wahren Lebensbaumes, des ewigen Leuchters, von welchem das höchste Licht ausgeht, die Welt zu erleuchten. Ursprünglich jedoch war doch wohl auch der Weihnachtsbaum das Symbol der mit der Wiederkehr der Sonne aus ihrem Winterschlafe erwachenden Vegetation oder das Sinnbild der Gottheit, welcher man alle Fruchtbarkeit der Erde zuschrieb. Der Rundtanz um den Weihnachtsbaum (oder „Tullebaum", Tannenbaum, wie er in Teplitz in Böhmen heißt) deutet, nach Düringsfeld, auf die ehemalige Verehrung dieses Baumes hin, welcher gewissermaßen als Lebensbaum für geheiligt galt. Dies erklärt auch, warum man solchen Bäumchen Lichter als Opfer brachte; denn bei den alten Deutschen waren die Lichter so unzertrennlich von den Opfern, daß man sich daran gewöhnt hatte, jedes Geschenk eine „Kerze" oder ein „Licht" zu nennen, wie wir aus einigen Gedichten Walthers von der Vogelweide ersehen. Dieser Sprachgebrauch ist allerdings später wieder erloschen, indessen pflegt man doch noch immer jedes Geschenk als „verehrt" zu bezeichnen, als wäre es ein den Göttern dargebrachtes Opfer, und in manchen Städten brennt man bei der Weihnachtsbescherung jedem unerwartet eintretenden Gaste,

[1] Seit jeher aber heißen die Geschenke, die man sich in Frankreich zu Neujahr macht, „Etrennes".

für den man keine Gabe bereit hielt, wenigstens einen Wachsstock an, den er als Geschenk betrachten darf.

In Masurien bricht der Gemeindehirt am 2. Weihnachtstage schöne gerade Birkenreiser, die Hausfrauen im Dorfe umwickeln sich die Hand und ziehen mit dieser dem Hirten unter dem Arme diese Reiser hervor, die sie dann am 25. April des nächsten Jahres benutzen, das Vieh zum erstenmale wieder auf die Weide zu treiben. Auch bei den Süd-Slawen werden abgeästete junge Eichen am Christabend ins Haus gebracht und am nächsten Morgen unter die Getreide gesteckt. In einzelnen Gegenden Dalmatiens umwinden Frauen und Mädchen die Eichenstämme mit roter Seide, Zwirn und Golddraht; die gnadenreiche Zeit wird mit dem althergebrachten Spruche: „Guten Morgen Weihnachtstag!" begrüßt, und der Hausvater, welcher den Eichenstamm durch die kerzengeschmückte Thür hindurchgetragen hat, wird mit Getreide überschüttet. Daß jene abgeästeten, jungen Eichen in Serbien und Kroatien badnjaci (Sing. badnjak), der Christabend aber badnij dän oder badnij večer heißen, finde ich nur bei Mannhardt („Der Baumkultus"), der es Töppens „Aberglauben der Masuren" entnimmt. Eine befriedigende Deutung dieses Ausdrucks enthält nur Dahl's Wörterbuch, wonach im Gouvernement Archangelsk badnä eine halbfaule Wurzel, einen Klotz, einen vom Sturm umgestürzten Baum bedeutet. Somit hätte sich denn dies alte slawische Wort in Rußland nur im hohen Norden noch die ursprüngliche Bedeutung erhalten, während es in westlichen slawischen Landen somit als Klotz den „Weihnachtsklotz", den „Julblock" die „buche de Noël" bezeichnet haben wird (badnij dän und badnij véčer denn Weihnachtsklotz, -Tag, -Abend), mit dem etwaigen Vertauschen desselben aber gegen den Weihnachtsbaum auch die Benennung, das Wort badnä, aus dem Sprachgebrauche gestrichen sein wird.

Eine sehr bevorzugte Rolle wird in deutschen, skandinavischen und englischen Gauen dem Weihnachtsklotz oder Weihnachtsblock, wie oben gesagt ist, bei den Letten dem Bluckwar und Bluckabend, in einzelnen Landschaften Frankreichs, namentlich in der Dauphiné, dem chalandul oder tréfoir zuerteilt. Nicht allein, daß von der Verwendung seiner Reste zum Ackergerät die Fruchtbarkeit der Felder nach allgemeinem Volksglauben abhängt, nein, man zieht auch am Weihnachtsabend feierlich aus, um diesen Klotz heimzuholen. Sehr alte Gesänge, welche den Segen der festlichen Zeit auf die Hausfrau, die Früchte des Feldes und die Tiere des Stalles herabrufen, begleiten die Heimführung des Christklotzes. Im Gehöfte selbst gießt das jüngste Kind des Hauses, ehe das Holz ins Feuer geworfen wird, im Namen der Dreieinigkeit ein Glas Wein über dasselbe aus. Die Kohlen des Weihnachtsklotzes werden als heilkräftig das ganze Jahr über aufbewahrt. Sehr altertümlich erscheint das Besprengen des Christklotzes mit Salz und Wasser, wie es zu Vienne üblich ist. Völlig stimmen mit diesen Bräuchen altdeutsche Festgewohnheiten überein, wie sie uns etwa aus dem Münsterlande vom Jahre 1184 durch einen Pfarrer berichtet werden. Ganz analog sind die Gebräuche in Belgien und England, wo man den verkohlten Weihnachtsblock aufbewahrt bis zum nächsten Weihnachtsfest, mit ihm den neuen Block zu entzünden.

„Man könnte wohl versucht sein", sagt Oskar Schwebel, „einzelnen dieser Gebräuche ihren Ursprung in dem Ideenkreise der christlichen Kirche anzuweisen. Heißt nicht nach dem Propheten Jesaias die Mutter Christi in der geistlichen Poesie des Mittelalters sehr oft die ‚Virgo ex radice Jesse'? Nannte ferner die mittelalterliche Kirche den Erlöser nicht den ‚Weizen', auf jene Rede Christi sich stützend, in welcher er ausspricht, daß das Weizenkorn ersterben müsse in der Erde Schooß, um viele Frucht zu bringen? Ist der Weizen nicht auch Mariä geheiligt? und bedeutet der Brand, der am Weihnachtstage allein die Menschen erwärmen und ihr dunkles Heim mit erfreulichem Lichte bestrahlen sollte, nicht den, welcher in der Heil. Schrift selbst der „Bringer des Lichts" genannt wird und der die Finsternis innerhalb und außerhalb des Menschenherzens besiegen soll?" ... So wäre denn der Ursprung der Weihnachtstanne im Vegetationsgeiste zu suchen, der sich um diese Winterzeit tief unten in den Wurzeln und Samen regt, die ans Licht kommen wollen und werden den Menschen zu Nutz und Genuß, indem die Sonne nun eben wendet, um ihnen entgegenzukommen. Der Ursprung der Weihnachtstanne läge denn mit im Weihnachtsklotze.

Aber auch die in jenen fernen Zeiten gesungenen Lieder zu diesem Feste sind auf uns überkommen und wir treffen sie in Rußland und der Walachei nicht minder als in Deutschland, Frankreich und Italien. Gehen in Südrußland die Dorfjungen mit einem auf hoher Stange angebrachten großen Stern umher, der jenen Stern andeuten soll, welcher den Weisen aus dem Morgenlande den Weg zum heiligen Neugeborenen in der Krippe gewiesen, in der Weihnachtswoche und namentlich am Neujahrstage in die Häuser, wo sie, die Bewohner mit den verschiedensten Getreidekörnern bewerfend, ansingen und der Refrain stets „Wir säen, wir streuen Korn über Euch, wir gratulieren zum neuen Jahre" heißt; so singen die Kinder in der Walachei am heiligen Abend, wenn sie, von Haus zu Haus gehend, Gaben sammeln, Weihnachtslieder, deren Themata Christi Geburt und die darum schwebenden Wunder sind. Diese „Kolinden" genannten Weihnachtslieder behandeln einzelne Züge aus dem Leben des Heilands, und zwar häufig ein und dieselben in ganz abweichender Darstellung.[1] In Deutschland singen die Kinder in

[1] Jedermann kann einsehen, daß der Grundstoff dieser romänischen Weihnachtslieder aus den apokryphischen Evangelien geschöpft ist. Möglicherweise wirkten hie und da auch ältere Naturmythen mit. Mannhardt („Weihnachtsblüten") verweist uns auf zwei Gelehrte, Mariann Marienescu („Colinde", Pest 1859) und J. K. Schuller („Kolinda, eine Studie über romänische Weihnachtslieder", Hermannstadt 1860), die solche Lieder verzeichnet haben.

Württemberg, in Thüringen, und wohl ganz allgemein ihre Weihnachtslieder, wo ich arme frierende Kinder im Abenddunkel näselnd ihr „Wir wünschen auch zum neuen Jahr . . .“ in den Hausfluren singen hörte. Bis in das 16. Jahrhundert wurden in Frankreich zu der feierlichen Weihnachts-Mitternachtsmesse, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten, poetische Lieder gesungen, die den Namen „Noelo“ oder in der alten Schreibart „Nouelo“ führten, und denen man noch heute in entfernten Winkeln der Provinz begegnen kann. In Südfrankreich auch erklingen die Weihnachtslieder. In der auferstehenden provençalischen Poesie ist mit die glücklichste Episode die Publikation der Sammlung von Weihnachtsliedern, noels. Im 17. Jahrhundert gabs nämlich einen Comtat, einen Poeten, Musiker, der von Weihnacht zu Weihnacht die Geburt Christi besang; es war Saboly. Von Briançon bis Arles, von Nîmes bis Antibes finden wir keinen, der nicht die Saboly'schen „Nouve“ Weihnachtslieder singt; seit zwei Jahrhunderten kennt und singt sie jedermann in der Provence und wird man sie noch lange singen. Das sind die Kolinden des Ostens Europa's. Einen ganz ergreifenden Eindruck aber macht der Gesang der Hirten vor den Madonnenbildern in Italien. Um die Weihnachtszeit füllt sich Rom mit ländlichen Gestalten. Die in der ewigen Stadt ansässigen Hirten, welche den Künstlern als Modell dienen, erhalten dann bedeutende Zuzüge aus dem Neapolitanischen. In ihrer höchst malerischen Tracht ziehen sie, Männer und Knaben, zu Zweien und Dreien mit Schalmei und Dudelsack von einer Kapelle zur andern. Noch graut der Tag kaum, da erheben sie vor dem Marienbilde ihr Lied und wandern dann den Tag über weiter, bis es Nacht wird. Diejenigen, welchen die Erhaltung eines verehrten Madonnenbildes obliegt, pflegen für die heilige Nacht selbst eine Gesellschaft zu dingen, die mit ihrem pastoralen Gesange das Mysterium des Festes feiern muß. Schon ihr Aeußeres, noch mehr aber der Ton ihres einfachen Liedes ruft lebendig das Bild jener Hirten zu Bethlehem vor die Seele der Zuschauer. In Sizilien wieder werden in der Novena, der neuntägigen musikalischen Vorfeier des Festes, in naiver, meist ziemlich altüberlieferter Weise die auf dasselbe bezüglichen Ereignisse besungen. Die erste Vorfeier dieses größten Festes der katholischen Christenheit beginnt in Sizilien schon am 8. Dezember mit Festa della Immacalata (immaculato, unbefleckt), dem dann am 16. die Vorbereitung zur Novena folgt. An diesem Tage gehen die blinden Cantastorie (cantatore, Sänger) umher und fragen an, wer die Novena haben will. Jeder Sänger hat einen Begleiter bei sich, der abwechselnd mit ihm die Lieder der Novena singt, und diese werden von Violine und Acciorino (Hackebrett?) begleitet. Am Weihnachtsabend aber wird bald auf der Bühne, bald in öffentlichen Instituten wie in Privathäusern die Geburt Christi aufgeführt, dieses beliebte Thema, das Cherubino Belli, wie Sebastiano Lumbo, Vincenzo Pandolfo, wie Giuseppe Riccio da Chiusa, Mariano Bunscato, wie Mangioni, Musmeci Catalano wie Benedetto da Militello im 17. und 18. Jahrhundert ꝛc. bearbeitet haben.[1]

In selbiger Nacht aber wird in Sizilien mehrfach auch das Abendmahl genommen. Fehlt in Sizilien beim Weihnachtsschmaus der Fisch nicht, so ist er in Italien vollends das Hauptgericht und erscheint in allen Formen und aus allen Wässern rundum, wie in Italien. Ist der Italiener von Natur aus außerordentlich mäßig, so muß er in der Weihnachtsnacht das Unglaublichste an Delikatem und Kostbarem auftischen, an Qualität wie an Quantität, ja nicht allein für den eigenen Tisch wird dann die Tasche gehörig ausgeräumt, nein, die Sitte verlangt, allseits Geschenke in Eßwaren zu spenden und zu senden, daß wir die Saturnalien auferstanden wähnen. Infolge dieser Sitte ist der Eisenbahnverkehr im ganzen Italien an diesem einen bestimmten Tage ein kaum zu bewältigender. Was die sonstige Feier der Weihnacht in Italien betrifft, so hat dieselbe eine ganz andere Physiognomie in neuerer Zeit als ehedem. Die nächtlichen Feste in Santa Maria Araceli, sowie in Santa Maria Maggiore, welche den Glanzpunkt der Christnacht bildeten, haben ganz aufgehört. Pifferari und Zampognari (Dudelsackpfeifer) aus den Abruzzen u. s. w., welche auf den Straßen die Christuslieder sangen, gehören schon seit vielen Jahren nur noch zum Mythus. Nirgends durfte vor 1859 in Italien um diese Zeit Theater gespielt werden; jetzt sind Theater meistens am Weihnachtstage geöffnet. So nagen der Zahn der Zeit und der Ereignisse an allem unerbittlich herum, und wenn erst die neugeplanten Eisenbahnen durch die Abruzzen gehen, dann wird auch dort wahrscheinlich die originellste aller Weihnachtsfeiern aufhören, die darin besteht, daß die Andächtigen in der Weihnachtsmesse in künstliches freudiges Schluchzen ausbrechen und dann beim Ertönen des „Gloria“ die zelebrierenden Priester auf sonore Weise auspfeifen, nur um die Töne der Hirtenflöten oder Schalmeien von Bethlehem nachzuahmen, wobei man sich nur wundern kann, daß die guten Abruzzesen nicht auch die Ochsen und Esel mit in die Kirche schleppen, um die Täuschung noch um so vollkommener herzustellen. Wie hier in den Abruzzen, so besteht in den kleinen Orten Italiens, vollends im Venezianischen, noch die kirchliche Nachfeier.

In Spanien beginnt um Mitternacht die Andacht, wo die Kirchen sich füllen, nachdem zu Hause wie in den Straßen munter gelebt, an reichen Tischen geschmauset war, dabei die Fische auch nicht gefehlt hatten, und dazu die Zambombe (Schalmei wohl) geknarrt und das schmetternde Tamburin oder die Messeria die Lieder begleitet, die der noche buena, der guten Nacht, der Geburt Christi galten.

Nach einem glänzenden Gottesdienste um Mitternacht

[1] Siehe Giuseppe Pitre, „Usi popolari per la Festa di Natale in Sicilii“. Palermo 1878.

eilt in Paris alles zum Reveillon oder Mitternachtsschmause. Wurden diese Mitternachtsmessen im freigeistigen und sittenlosen 18. Jahrhundert häufig genug nur ein Rendez-vous, um sich zu zeigen und zuweilen sogar zu amüsieren, so haben sie nunmehr nachgerade auch sehr an Besuchern überhaupt eingebüßt. „On reveillonne“ [1] — da hat man weder Zeit noch Stimmung, um Mitternacht die Kirche zu besuchen. Dafür werden Riesenquantitäten von Austern, Blut- (boudin) und anderen Würsten und Hühnern aufgezehrt. In welchem Maße, darüber gibt Victor Fournel in seiner „Galerie populaire et pittoresque“ mit Daten aus dem Jahre 1875 Aufschluß.[2]

Dem Engländer wieder gehört zum Weihnachtsschmause vornehmlich der Eberkopf (boars head), der Eber, das der Frigga geweihte Tier, der Jul-Eber.

So sind wir denn am Ausgangspunkte wieder angelangt, am alten heidnischen Julfeste, und wollen denn nur noch in Kürze durchsehen, was aus all' den heidnischen Winter-Sonnenwend-Festen herübergekommen ist auf unser Weihnachten. Weihnachten ist denn, wie es ehemals war, die Gemeinschaft der Menschen mit den Göttern, das Nähertreten zur himmlischen Macht, das Herabkommen des Gottessegens auf die Völker. Es blieb wie vor Jahrtausenden eines der größten Feste. Das Fasten vor dem Feste, es kam herüber aus dem entfernten Indien und Persien; der 25. Dezember war der Geburtstag von Wischnu, Mithra und Dionysos. Dionysos und Mithra werden durch den Jüngling, durch das Kind dargestellt, durch das frische Leben, was auch der Ausdruck „Jul“ in sich birgt. Das Christus-Kind in der Krippe paßt sich an den Dionysos in der Futterschwinge. Das freudige Sammeln für die Armen datiert aus den Saturnalien wie aus der Mithra-Festfeier. Der Markt vor Weihnachten, er war im alten Rom nicht minder im Schwunge, als eben z. B. in Hamburg der „Dom“ (der ganze Dezember) mit Schaustellungen und dem Kasparle. Weihnachten ist aber nicht nur auf das heidnische Fest gepfropft, sondern im Worte selbst dasselbe Fest geblieben; ward den alten Göttern zur Winter-Sonnenwende geopfert, geweiht, so ward's den Christen ein geweihter heiliger Abend, wo Christus herabgestiegen zu Segen und Erlösung der Menschheit — die Weihnacht.

Vom Nordgestade des Pontus.

[1] „On reveillonne“, was man ungefähr darunter versteht, lehrt das Textbuch zur „Fledermaus“, welchem eine Pariser Posse „Reveillon“ zu grunde liegt.

[2] Die Restaurants und Cafés haben in der vorvergangenen Weihnacht (1883) um beinahe 94,000 Francs mehr Gas als gewöhnlich verbrannt und 630 Dutzend Austern und beinahe 2000 Dutzend Krebse verkauft. In den Hallen wurden an diesem Tage 40,000 Dutzend Austern und 50,000 Dutzend Krebse und von Geflügel allein 37,000 Gänse verkauft, welche, mit Kastanien gefüllt, den Pot-Bouille des Weihnachtstisches in den bürgerlichen Kreisen bilden.

Geographische Neuigkeiten.

* Harrar. Der „Esploratore“ von Mailand veröffentlicht in seiner letzten Nummer den nachstehenden Brief von G. Guasconi aus Harrar vom 29. Mai: „Am 20. November hat Radwan Pascha das Land an den Emir Abdallah übergeben und Herr Peyton hat die Regierung desselben übernommen. Heute weht von dem Divanspalast und von den Thoren der Stadt die grüne Fahne mit dem Halbmond und dem weißen Stern und der Inschrift: „Gott ist Gott und Mohamed sein Prophet. Das Dekret, das Abdallah-Ali-Mohamed-abd-el-Schakur zum Emir von Harrar ernennt, trägt die Unterschrift des Khedive. Zum Unglück für den Emir glaube ich, daß sein Reich (ich sage Reich, weil derjenige, welcher regiert, eigentlich der englische Konsul ist) von kürzerer Dauer sein wird als man glaubt, da die Franzosen, wie ich schon gemeldet habe, sehr darauf erpicht sind, sich Harrars zu bemächtigen. Herr Henry, der französische Konsularagent für Harrar und die Somali-Küste, hat in Zeilah verschiedene französische Schützlinge gewonnen, welche der Mehrzahl nach Notabeln, wie Bukul, Hadschididi, und sonstige einflußreiche Persönlichkeiten sind. Ein ganzer, zu Arubit (der ersten Station auf dem Wege von Zeilah nach Gildezza) seßhafter Stamm hat sich unter den Schutz von Frankreich gestellt, ähnlich wie die Gondabur-Somalis, deren Sultan die französische Flagge aufgezogen hat. Diesem Beispiel ist auch ein anderer Stamm gefolgt, welcher an der Küste zwischen Bulhar und Zeilah wohnt und dessen Gebiet an dasjenige der Gondaburs stößt, und Herr Henry hat sich mit einem Kriegsschiff in besonderer Mission dorthin begeben. Nach alledem werden Sie begreifen, daß das wahre und einzige Ziel der Franzosen Harrar ist, da die Länder der Issas- und Gondabur-Somalis unfruchtbar sind, und wenn Frankreich dieselben unter seinen Schutz nimmt, so geschieht es nur um zu verhindern, daß die Gebiete seiner Schützlinge an eine andere Nation übergehen. Armes Italien, welches sich mit der neulichen, prächtigen Erwerbung von Massaua schmeichelt! Es ist schmerzlich, zu denken, daß es das kostbare Harrar in andere Hände hat fallen lassen, um der Besetzung eines Sandhaufens nachzulaufen! Gleichwohl hoffe ich noch immer, daß sich die Augen noch einmal öffnen, und daß man die 1000 Mann in Assab in Bewegung setzen werde; aber man muß schnell handeln, wenn man nicht will, daß es viel zu spät sei.“ (G. g.)

* Am Kongo sind gegenwärtig die Haustiere selten und die Lasttiere fehlen beinahe gänzlich. Die Rindvieh-Rasse ist dort nicht einheimisch, sondern von Mossamedes eingeführt. Die Rasse ist groß und erinnert mit ihrem schönen Gehörn an die ungarische; die Haut ist meist dunkelbraun. Jede Faktorei besitzt eine mehr oder weniger zahlreiche Heerde, welche leider am Ende der trockenen Jahreszeit von periodischen Krankheiten dezimiert wird. Man sieht nicht selten ganze Heerden auf diese Weise an

einer Krankheit zugrunde gehen, deren Ursache man noch nicht genau ermittelt hat, welche aber von manchen auf giftige Pflanzen zurückzuführen versucht wird. Die Anlegung von ausgedehnten Wiesen, welche vom Strom oder seinen Zuflüssen aus reichlich bewässert werden, ist einer der ersten Fortschritte, welche man in der Umgebung der Stationen zu verwirklichen haben wird, wenn man diese mit Milch und gesundem, kräftigem Fleisch versehen will. „Die Viehzucht kann für sich allein und wegen der großen Ausdehnung, deren sie fähig ist, für den Kongo eine sehr wichtige Wohlstandsquelle werden," sagt Daumas, und die Praxis mit der Theorie verbindend, beabsichtigt das Haus Daumas, Beraud u. Comp. bei seiner Faktorei Noki, am unteren Kongo, einen Versuch mit der Viehzucht in großem Maßstabe zu machen. In der Nähe von Ambriz ist es einem freigegebenen Sträfling gelungen, ein Etablissement zu gründen, welches vor einigen Jahren die Stadt allein mit Fleisch versah. Der Mann besaß — eine an der Küste ausnahmsweise Thatsache — eine Heerde von etwa 200 Stück Hornvieh und 5—600 Schafen. (G. g.)

* Puerto Bermejo. Am 25. Mai hat die Einweihung der Kolonie Puerto Bermejo stattgefunden, welche neuerdings im südlichen Teile des Gran Chaco gegründet worden ist und schon heute 300 Einwohner zählt, während es vor einem Jahre noch in vollständig barbarischem Zustande war. Es ist der Ein- und Ausfuhrhafen für das ungeheure Gebiet des Chaco, und alle Dampfer, welche den „Paraguay" befahren, legen daselbst an und erleichtern so die rasche Verbindung mit der Hauptstadt. Diese Einweihung ist in festlicher Weise begangen worden; sie war eine Art feierlicher Besitzergreifung dieses erst gestern der Barbarei entrissenen Landes, welches in den Händen derselben unfruchtbar war, durch die Zivilisation.

* Der Pilcomayo. Der Kommandant Valentin Feilberg, Chef der Expedition, welche die argentinische Regierung im vorigen Jahre aussandte, um die Schifffahrt auf dem Pilcomayo zu versuchen, hat dem Kriegs- und Marine-Minister am jüngst vergangenen 4. April Bericht über die Ergebnisse seiner Reise eingeliefert. Der Strom ist durch die Dampfer „Explorador" und „Atlantico" bis auf eine Entfernung von 255 Meilen von seiner Mündung befahren worden und man hat erst hier Stromschnellen getroffen, welche die Weiterfahrt unmöglich gemacht haben. Auf diesem Teil seines Laufes hat der Pilcomayo 1650 Krümmungen und Abbiegungen, und seine Tiefe wechselt zwischen 20 und 2 Fuß. Die Reise hat etwas über acht Monate gedauert. Man hat einen anderen Fluß entdeckt, der sich in den Pilcomayo ergießt und dem man den Namen Dorado gegeben hat, weil er eine große Menge der Fische dieses Namens führte. Der Ort, wo dieser Fluß entspringt, ist unbekannt, die Farbe seiner Gewässer ist genau dieselbe wie die der Gewässer des Rio Bermejo (Roten Flusses).

* Frankreichs Bodenfläche. Bekanntlich ist die ganze Sammlung der Kataster-Register von Frankreich mit dem Finanzministerium in Paris im Jahre 1871 verbrant. Diese Arbeit war im Jahre 1808 begonnen und erst 1845 beendet worden; hat also 37 Jahre zur Herstellung gekostet. Die Verwaltung hat nun diese kostbaren Dokumente, welche zur Grundlage der Besteuerung dienten, wieder herstellen lassen, und hieraus geht hervor, daß die Gesamtoberfläche Frankreichs 52,153,203 Hektaren 93 Aren beträgt, von denen 49,289,569 Hektaren und 67 Aren nicht besteuerbar sind.

* Mr. Glaisher's Reise in Britisch-Guyana Vor kurzem erschien in Broschürenform die Schilderung einer Reise, welche Mr. E. H. Glaisher im Oktober und November 1884 auf dem Berbice-Fluß und Wieroonie-Creek in Britisch-Guyana gemacht hat, um nähere Untersuchungen über die Fauna in der Nähe der Wasserfälle anzustellen und von den Ufern der genannten Gewässer aus Reisen in das Innere des Landes zu machen und irgendwelche neue Kunde über diesen Teil der Kolonie einzuziehen, die gegenwärtig noch beinahe eine terra incognita ist. Mr. Glaisher verließ Georgetown am 6. Oktober, begab sich nach der Plantage Friendship und fuhr den andern Tag den Fluß hinauf, dessen Ufer sich zwischen Maria Henrietta und den Koomaka Downs als sehr dicht bevölkert ergaben. Es wurden sehr viele Creeks passiert, worunter namentlich der Pawye zu erwähnen, dessen einer Arm Pfari-Creek heißt, und der Kibiribiri-Creek. Der Fluß wird als an vielen Stellen sehr schmal und an einer Stelle von Inseln wimmelnd geschildert. Nachdem man die dritte Insel passiert hatte, ergab sich, daß der Fluß eine nördliche Richtung nahm und die Aussicht auf der Ostseite durch eine niedrige Hügelreihe begrenzt wurde, welche sich anscheinend von Norden nach Süden hinzog und die nach Mr. Glaisher's Ansicht die Wasserscheide zwischen dem Corentyn und dem Berbice bildet. Weiterhin verbreitert sich der Fluß zu einer weiten, seenartigen Wasserfläche, das Land wurde sehr hoch und man sah einige gutbewaldete Höhenzüge sich weit nach dem Innern hin erstrecken. Die ersten Stromschnellen bestanden zu dieser Jahreszeit aus einer Reihenfolge von kleinen Wasserfällen, welche ungefähr 50 m. breit und 100 m. lang sind. Am oberen Teile des Flusses beobachtete Mr. Glaisher nachstehende Waldbäume, welche er leider nur mit dem landesüblichen Trivialnamen bezeichnet: Greenheart, Wallaba, Kakerally, Bullet-tree, Paddle-wood, Mora, Morabally, Locust, Dakamarballi, Silverballi, Etaballi, Tongobohne, Huboballi, Affentopf ꝛc. Den Wieroonie-Creek schildert Mr. Glaisher als sich in den Hauptstrom an einer Stelle ergießend, wo derselbe eine weite Krümmung macht. Seiner etwa 30 m. breiten Mündung gegenüber befindet sich eine äußerst seichte Uferbank, verursacht durch die mächtige Ablagerung des Sandes, welche die Gewässer desselben mit sich führen. Mr. Glaisher fuhr den Creek bis auf eine Tagreise vom Demerara-Flusse hinan und fand, daß sein Lauf sich zum größten Teil durch große Sümpfe winde.

* Mr. H. O. Forbes' Expedition nach Neu-Guinea. Mr. Forbes meldet aus Batavia vom 30. Juni, er sei am 8. Mai von England aus in diesem Hafen angekommen, und zwar gerade noch rechtzeitig, um einen Dampfer abzufangen, welcher nach Amboina ging, wo er seine Hauptvorbereitungen für die Expedition, nämlich die Anwerbung von Leuten für die Landreise in Neu-Guinea, zu treffen hatte. Es gelang ihm, die Dienste von vieren seiner früheren Jäger und von zwanzig Trägern zu sichern, deren Zahl er auf fünfundzwanzig zu erhöhen gedachte. Er hatte das Anerbieten eines Beitrages von 500 Lstrl. von der Geographischen Gesellschaft von Australasien unter den gestellten Bedingungen angenommen, welche darin bestanden, daß er derselben einen vollständigen Bericht über seine Reise erstatten und die Doubletten seiner Sammlungen überlassen solle. Mr. William Mackinnon hatte ihm mit seinem gewohnten Gemeinsinn und seiner Freigebigkeit freie Ueberfahrt auf den Dampfern der British-India-Company für ihn und seine Leute bis zur Donnerstags-Insel eingeräumt; allein es war zweifelhaft, ob General Scratchley noch rechtzeitig auf der Donnerstags-Insel sein würde, um der Expedition die Ueberfahrt nach Port Moresby zu gewähren. Mr. Forbes wollte Batavia in dem nach der Donnerstags-Insel bestimmten Dampfer ungefähr um den 13. Juli verlassen und fügt hinzu, falls sich ihm eine Gelegenheit für die Dyke-Acland-Insel, an der Nordostküste von Neu-Guinea, darböte, würde er nicht abgeneigt sein, diese zum Ausgangspunkte seiner Reise in's Innere zu machen und sie der Südküste vorziehen, weil sie freier von der Beriberi-Krankheit sei, welche alle Einheimischen, Amboinesen und Javanesen ebensowohl als die Eingeborenen in den Niederungen an der Südküste, befalle und untüchtig mache.

* Briefe aus Nischnej-Nowgorod entwerfen ein sehr trauriges Bild von der Lage, in welcher sich die Kaufleute auf der jüngsten Messe in genannter Stadt befanden infolge des Wassermangels in der Talga, namentlich zwischen Nischnej und Kasan. An der Einmündung der Kama wurden gewaltige, zum größten Teil aus Sibirien kommende Ladungen aufgehalten und konnten ihre Reise nicht fortsetzen. Man mußte 60,000 Pud Naphtha, welche auf einem einzigen Fahrzeug bis an die Mündung gekommen waren, auf fünf Fahrzeuge verteilen. Angesichts der Unmöglichkeit für die großen Dampfboote, weiter als bis Kasan vorzudringen, besorgen nun zwei Dampfer, welche je nur 15,000 Pud führen, den regelmäßigen Dienst zwischen Kasan und Nischnej-Nowgorod zweimal in der Woche. Unter obwaltenden Umständen, wo viele Versender mit Verlust bedroht sind, fragt man sich, was denn die von der Regierung unternommenen Arbeiten bezüglich der verschiedenen Rheden von Nischnej geleistet haben? Die Versandung der Talga hat seit dreißig Jahren bedeutend zugenommen; die Untiefen und Sandbänke haben sich in solchem Maße vermehrt, daß man heutzutage deren nicht weniger als 130 auf die Strecke zwischen Nischnej und Kasan, von ungefähr 420 Werst, rechnet. Die vom Ministerium der Verkehrsmittel beauftragte Kommission zur zur Untersuchung der Abhülfsmittel gegen diese Lage hat sich mit dem Plan der gründlichen Regulierung des Flußbetts zwischen Rybinsk und der Kama-Mündung beschäftigt, allein dieses Unternehmen würde eine fünfzigjährige Arbeit und ein Kapital von 70 Millionen Rubel in Anspruch nehmen. Die einzige praktische Abhülfe für die gegenwärtige Lage würde nach der „Moskauer Zeitung" die Erbauung einer Eisenbahn zur Verbindung von Nischnej mit der Kama-Mündung sein. Dieses Eisenbahnprojekt ist längst gebilligt und genehmigt, aber noch immer nicht in Angriff genommen worden; allein wenn man das Fortbestehen der wichtigen Messe von Nischnej-Nowgorod nicht in Frage stellen will, so muß doch endlich an die Ausführung dieses Projekts gegangen werden.

Nekrolog.

Friedrich Hassaurek †.

Aus Paris kommt vom Anfang Oktober die Nachricht zu uns herüber, daß Friedrich Hassaurek dort an Melanosis (Schwarzkrebs) gestorben ist. Er war in Wien geboren (1832), kämpfte, noch nicht 17 Jahre alt, in der Studentenlegion gegen die kaiserliche Armee, die gegen das insurgierte Wien herangezogen war, wurde dort verwundet und brachte sich im Jahre 1849 übers Meer, nach Cincinnati, in Sicherheit, wohin seine Mutter mit ihrem zweiten Gatten vorausgegangen war. Der kaum den Kinderschuhen entwachsene Flüchtling wurde sofort als Redakteur an die Spitze der „Ohio-Staatszeitung" gestellt und bezog dafür das riesige Gehalt erst von 3 ½ später von 5 Dollars wöchentlich. Das heißt, wenn Geld da war; war keins da, was häufig der Fall, so schlugen Eigentümer und Redakteur sich durch, so gut oder so schlecht es eben ging. Aber nicht lange, und er war nicht bloß Redakteur, sondern auch Eigentümer des „Hochwächters", um mit dem ganzen Feuereifer der herübergeschwemmten Achtundvierziger allen Autoritätsglauben in den Grund zu bohren und der politischen und kirchlichen „Versumpfung" den Hals zu brechen. Als der erste republikanische Präsident, als Lincoln zur Macht gelangte, machte er ihn (1861) zum Gesandten in der südamerikanischen Republik Ecuador, wo er blieb, bis er 1865 seine Entlassung nahm. Seinen dortigen Aufenthalt verwertete er literarisch in dem prächtigen Roman „Das Geheimnis der Anden" und in dem Werk „Vier Jahre in Spanisch-Amerika". Nebenher dichtete er, nicht ohne Glück. Aber alsbald kehrte er zur Journalistik zurück; noch im Jahre seiner Heimkehr finden wir ihn als Hauptredakteur und Miteigentümer des „Volksblatts" von Cincinnati, das er zu hoher Blüte brachte und an das er, als Gesundheitsrücksichten ihn über den Ozean führten, seine von ebenso feiner Beobachtungs- als Darstellungsgabe zeugenden Reisebriefe aus Europa richtete. Aber sonst war er im „Volksblatt" ein ganz anderer geworden, als er im „Hochwächter" gewesen. Den Idealismus seiner Jugend hatte er bis auf die letzte Spur abgestreift, er war, seit er nicht allein die Not nicht mehr kannte, sondern ein reicher Mann geworden war, „eminent praktisch", und die alten Kameraden, die er verleugnete, verleugneten auch ihn. Das Ziel seines Ehrgeizes, einen Sitz im Bundessenat, zu erreichen, war ihm nicht vergönnt.

G. W.

Litteratur.

* Carus Sterne: Werden und Vergehen; eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage, mit 456 Holzschnitten im Text und 25 Tafeln in Holzschnitt und Farbendruck. Berlin, Gebrüder Borntträger (Ed. Eggers), 1885. — Wir begrüßen mit Freuden die uns vorliegende dritte, bedeutend verbesserte und vermehrte Auflage dieses gehalt- und geistvollen, gedankentiefen Werkes, dem wir schon beim Erscheinen seiner ersten Auflage einen großen Erfolg prophezeit haben. Herr Ernst Krause, alias Carus Sterne, in Berlin legt in diesem wertvollen Werke den Grund zu einer Naturphilosophie oder Philosophie des Naturlebens, zu einer universellen Biologie und Morphologie, einer wirklichen Entwickelungs-Geschichte des Naturganzen auf grund der neuesten Forschungsresultate. Dieses Buch füllt eine längst gefühlte Lücke in unserer naturwissenschaftlichen Litteratur aus und ist ebenso anregend zum Denken und Forschen für den Gebildeten wie lehrreich und wegeweisend für den angehenden Naturforscher, ein Werk, um welches uns andere Kulturvölker beneiden dürfen. Da wir das Werk schon früher im einzelnen besprochen haben, so begnügen wir uns hier, zu konstatieren, daß es in der vorliegenden dritten Auflage nicht nur an Umfang, sondern auch an Vertiefung und Gediegenheit bedeutend gewonnen hat und ganz auf die Höhe der heutigen Naturwissenschaft gestellt worden ist.

* Dr. Ludwig Wilser, Die Herkunft der Deutschen. Neue Forschungen über Urgeschichte, Abstammung und Verwandtschafts-Verhältnisse unseres Volkes. Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung, 1885. — Der Verfasser dieser Schrift sucht aus Gründen der Geschichtsforschung und Sprachenvergleichung, der Anatomie und somatischen Anthropologie, der Altertumsforschung ꝛc. darzuthun, daß die Stammesheimat unserer germanischen Vorfahren nicht im fernen Osten, sondern im Norden von Europa, in Skandinavien zu suchen sei. Diese Theorie ist nicht mehr neu, denn dieselbe Ansicht vertraten schon O. Schrader und K. Penka, aber die vorliegende Schrift hat das Verdienst, an der Hand streng naturwissenschaftlicher Forschung die seither vorgebrachten Gründe für diese Ansicht aufs neue sorglich zu prüfen und das Beweismaterial zu vermehren, sowie andere einschlägige Fragen, wie die kraniologische, die Kelten-, Etrusker- und Skythen-Frage genau zu untersuchen, so daß nun jeder Unbefangene und Denkende sich selbst ein Urteil über dieselben schaffen und analoge und parallele Fragen, wie die nach dem Ursprung des arischen Stammvolkes, die der Bronzekultur, der Buchstabenschrift u. s. w., selbst zu einer einfachen Lösung führen kann. Die Schrift ist knapp und bündig, streng logisch, geistreich und zeugt von solidem Wissen; sie wird daher den Leser sehr zu fesseln imstande sein.

* Von dem wertvollen Sammelwerke „Das Wissen der Gegenwart, Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete" (Leipzig, G. Freytag) liegen uns wieder zwei neue Bändchen vor, nämlich XXXIX „Geschichte der Vereinigten Staaten von Nordamerika von Ernst Otto Hopp", zweite Abteilung, und XLIII. „Die pyrenäische Halbinsel von Dr. Moritz Willkomm", dritte Abteilung. Das erstere Bändchen führt die sehr klar, bündig und unparteiisch geschriebene Geschichte der nordamerikanischen Freistaaten von der Konstitution des Bundesstaates 1783 bis zum Ausbruch des großen Bürgerkrieges 1861 fort und genügt vollkommen dem Bedürfnisse des größeren Leserkreises. Willkomm's gewandte Feder schildert in dem andern Bändchen Ost- und Südspanien, die Balearen und Pithyusen in seiner ansprechenden frischen Weise und weiß namentlich Navarra und Andalusien prächtig zu beschreiben und überhaupt in den verschiedenen Provinzen die Eigentümlichkeiten von Land und Volk, von Bodenkultur, Handel, Gewerbe und Sitten in frappanter Weise hervorzuheben. Beide Bändchen sind wieder sehr hübsch und zweckentsprechend illustriert und gereichen unseres Erachtens dem ganzen gemeinnützigen Unternehmen sehr zur Zierde und wir wünschen demselben, das eine wesentliche Lücke in unserer populären Litteratur ausfüllt, den besten Erfolg.

* Dr. W. J. van Bebber, Handbuch der ausübenden Witterungskunde; Geschichte und gegenwärtiger Zustand der Wetterprognose. Zwei Teile. Erster Teil: Geschichte der Wetterprognose. Mit 12 Holzschnitten. Stuttgart, Ferd. Enke, 1885. — Niemand kann berufener sein, dem längst schmerzlich gefühlten Mangel eines derartigen Buches abzuhelfen, als der vorgenannte Verfasser, der rühmlichst bekannte Abteilungsvorstand der Deutschen Seewarte. Bei der hohen Bedeutung, welche die Wetterprognose für Schifffahrt, Landwirtschaft, für den gesamten menschlichen Haushalt und selbst für unser geistiges Leben hat, kann es nur mit herzlicher Freude begrüßt werden, daß wir endlich einmal ein derartiges praktisches Buch bekommen, und daß uns in demselben namentlich zum erstenmal auch die geschichtliche Entwickelung der Wetterprognose in einer Weise geboten wird, die strenge Wissenschaftlichkeit mit klarster gemeinfaßlicher Darstellung und knapper Kürze zu verbinden gewußt hat. Der vorliegende erste Teil schildert nun in umfassendem Ueberblick die geschichtliche Entwickelung der Vorstellungen, die sich die Menschen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herab von den Einflüssen gemacht haben, welche die Gestaltung der Witterungsverhältnisse auf der Erde beherrschen: den Glauben an willkürliche Einflüsse höherer Wesen und übernatürlicher Kräfte auf die Witterungserscheinungen; die Astrometeorologie; den Einfluß des Mondes auf unsere Atmosphäre; den Einfluß der Kometen, der Meteoriten, der Sonnenflecken auf die Witterung; die Wetterregeln, die Anwendung von meteorologischen Instrumenten zur Vorausbestimmung des Wetters; die Entwickelung der neueren Meteorologie; die meteorologischen Konferenzen und Kongresse, und endlich die Entwickelung der Wettertelegraphie in den Hauptstaaten, worauf noch die Angaben über die Litteratur und eine Reihe von Bemerkungen folgen. Dieser geschichtliche allgemeine und theoretische Teil ist eine vorzügliche gewissenhafte Arbeit und erweckt die gespanntesten Erwartungen auf den zweiten besonderen und praktischen Teil, dem wir mit Begierde entgegensehen.

Aegyptische Mumien.

Mehrere **Mumien** in bemalten Holzsärgen, ziemlich wohl erhalten, sind mir aus Aegypten zum Verkaufe zugesandt worden, und bin ich in der Lage, dieselben um billigen Preis abzulassen.

Heinrich Scharrer,
Nürnberg, Burgstraße 6.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Bassermann, Prof. Dr. Heinr., **Handbuch der geistlichen Beredsamkeit.** 8°. X und 638 Seiten. M. 10. —

Wächter, Dr. Oskar, **Johann Jakob Moser.** Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Mosers in Lichtdruck. 8°. X u. 288 Seiten. M. 4. 50.

Weber, Georg, **Heidelberger Erinnerungen.** Am Vorabend der fünften Säkularfeier der Universität. Mit dem Porträt Webers in Stich. 8°. VIII und 310 Seiten. M. 4. —

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 51. Stuttgart, 21. Dezember. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Ergänzungen zu einem Artikel im „Hamburgischen Korrespondenten". 1001. — 2. Die neuentdeckte Pfahlbaute Bleiche-Arbon. Von Jakob Messikommer, Wetzikon (Zürich). S. 1003. — 3. Die Sklaven-Emanzipation in Brasilien. Von J. v. Binzer. (Schluß.) S. 1004. — 4. Der Elfenbeinhandel in Afrika. S. 1009. — 5. Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky. (1883 bis 1885.) (Schluß.) S. 1012. — 6. Sitten und Bräuche der Tagalen (Luzon). Von Ferd. Blumentritt. S. 1016. — 7. Geographische Neuigkeiten. S. 1017. — 8. Kleinere Mitteilungen: S. 1019. Mexicanische Ethnologie. — 9. Litteratur. S. 1020.

Ergänzungen zu einem Artikel im „Hamburgischen Korrespondenten".

Der „Hamburgische Korrespondent" bringt in der Abendausgabe vom 28. August 1885 einen Artikel: „Einiges über Russifikation und Russifikationsbestrebungen", in welchem der Verfasser desselben die eifrigen Bemühungen der fanatischen nationalrussischen Partei bespricht, die sich angelegen sein läßt, die Bevölkerung der Provinzen Esth-, Liv- und Kurland in eine Russisch-redende verwandeln zu wollen, vor allem aber gegen die Deutschen dieser Provinzen mit blindem Eifer zu Felde zieht. Dieser Artikel, der aus sehr wohl unterrichteter Feder stammt und wahrheitsgetreu den wirklichen Sachverhalt darstellt, enthält zugleich eine sehr interessante ethnologische Bemerkung, die wir hier hervorheben und mit einigen ferneren Erläuterungen bestätigen und ergänzen wollen. Der Verfasser des oben genannten Aufsatzes weist nämlich klar genug nach, daß der russischen Nationalität die Eigenschaft, fremde Völker zu assimilieren, durchaus abgeht, was er durch schlagende Beispiele zugleich erhärtet. Es wird darauf hingewiesen, daß die Russen im Laufe von mehr als 300 Jahren nicht imstande gewesen sind, die Tataren des ehemaligen Reiches Kasan zu russifizieren, wie auch alle Maßregeln eines Murawjew in Polen und Litthauen vergeblich waren und in jenen Gegenden das Polentum nur erstarkt ist und weitere Grenzen erreicht hat, als es in früherer Zeit besaß, was Murawjew in seinen Memoiren selbst hervorhebt. Ein Kampf gegen das Deutschtum in den baltischen Provinzen dürfte also wohl noch weniger Erfolg-versprechend sein, als das rücksichtslose Vorgehen gegen das Polentum. Dieser Mangel an Assimilierungskraft wird sogar von einem der berüchtigtsten Hetzblätter gegen die Deutschen und alles Fremde, der „Nowoje Wremja", in der Nr. 2391 vom 24. Okt. (5. Nov.) 1882 offen eingestanden, indem in diesem Blatte das Bedauern darüber ausgedrückt ist, daß sogar der Tatar und der entfernt wohnende Jakute ihre Muttersprache standhafter bewahren, als der Nationalrusse, und daß selbst Aeußerungen verschiedener Reisenden zufolge die Russen dem Einfluß einiger fremdartiger sibirischer Völkerschaften unterliegen, statt daß sie jene assimilieren sollten. In der That ist diese Beobachtung von verschiedenen Reisenden in Sibirien gemacht worden, und im äußersten Osten Sibiriens sind einzelne Stämme der Tungusen, die am Ochotskischen Meere wohnen, sowie auch die Tschuktschen von den amerikanischen Fischern und Walfischjägern in höherem Grade beeinflußt worden als von den Russen. Um die unleugbare, unzulängliche Assimilierungskraft der russischen Nationalität darzulegen, brauchen wir aber gar nicht erst so weit wie nach Sibirien zu gehen; auch ist es nicht einmal nötig, die Tataren und Polen oder die von Russen umgebenen Stämme, wie die Wotjäken, Tscheremissen, Tschuwaschen und Mordwinen, anzuführen, die sämtlich ihre Eigenart bewahrt haben; nein, wer sich von derselben zur Evidenz überzeugen will, dem bietet sich schon die beste Gelegenheit in den nächsten Umgebungen St. Petersburgs sowie auch in der Residenz selbst dar. Die Umgegend

St. Petersburgs wird nämlich zu einem großen Teile von Finnen bewohnt, die sämtlich ihre Nationalität und Sprache bis auf den heutigen Tag als ein teures Gut erhalten haben, obgleich sie von Russen umgeben sind und mit denselben in stetigem Verkehre stehen. Dazu konnten diese Finnen keineswegs den Anspruch auf ein Kulturvolk erheben, als die Russen dieses Gebiet eroberten, sondern waren noch vor etwa 150 Jahren, als Gmelin von seiner großen sibirischen Expedition zurückkehrte, einem rohen Heidentum ergeben; gegenwärtig bekennen sich die meisten zur protestantischen Kirche und sind eifrige Lutheraner. Dieselben reden unter sich ausschließlich ihre Muttersprache, gehen keine Mischehen ein, haben ihre eigene Lebensweise und sogar ihre Nationaltracht beibehalten (wenigstens das weibliche Geschlecht, welches sich ausschließlich national kleidet) und sind gute Ackerbauer und Viehzüchter, daher auch weit wohlhabender als die Bevölkerung der russischen Dörfer, die sich gerade nicht durch Fleiß und Nüchternheit auszeichnet. Solche finnische Dörfer gibt es eine Menge ganz in der Nähe von St. Petersburg, wie in Duderhof bei Krasnoje Selo, 25 Km. von der Residenz, das man in einer Stunde auf der Eisenbahn erreichen kann, ferner bei Peterhof, 30 Km. von der Residenz, dann bei Pargolowo, 15 Km. weit nach der finnländischen Seite zu; hier findet sich sogar die interessante Erscheinung, daß in einzelnen Dörfern die Russen von den Finnen zum Teil assimiliert worden sind und sogar ein schlechtes Russisch sprechen; auch die Bevölkerung von Lachta, 12 Km. von St. Petersburg, ist zum größten Teil rein finnisch. Es sind hier nur diejenigen Gegenden mit finnischer Bevölkerung erwähnt worden, welche an den regsten Verkehrswegen, an den Eisenbahnen und an der Küste liegen, und jährlich von Tausenden der Bewohner der Residenz als Sommeraufenthalt gewählt werden; der entfernteren und abwärts von Eisenbahnen und der Küste gelegenen zahlreichen Menge Dörfer ist hier gar nicht einmal gedacht worden. Daß unter diesen Verhältnissen, wo die Finnen unmittelbar von Russen umgeben leben und mit Tausenden von Residenzbewohnern russischer Nationalität in stete Berührung kommen, sie dennoch nicht russifiziert worden sind, kann gewiß als eine auffallende Erscheinung bezeichnet werden, die sicher manches klar darlegt und nicht ohne ethnologisches Interesse ist.

Ein Mittel, auf welches die patriotischen Nationalrussen großes Vertrauen setzen, andere Nationalitäten dem Russentum zuzuführen, ist dieses, daß sie für die griechisch-orthodoxe Kirche möglichst viel Propaganda zu machen suchen. Aber auch diese Maßregel erweist sich als gänzlich unzulänglich, und schon allein aus dem einfachen Grunde, weil die Neugewonnenen nicht aus Ueberzeugung, sondern lediglich von Gewinnsucht geleitet zur Orthodoxie übertreten, indem sie Versprechungen folgen, die später aber doch nie eingehalten werden. So ist es wenigstens in den baltischen Provinzen der Fall, wo eine Anzahl Esthen und Letten, aber kein Deutscher zur Orthodoxie übergetreten ist, und diese Esthen und Letten würden sich auch keinen Augenblick besinnen, auf noch glänzendere Versprechungen hin das Judentum oder den Islam zu bekennen. Von einem Unterricht in den Dingen der griechisch-orthodoxen Lehre ist bei den Neubekehrten, denen selbst die Sprache der neuen Lehre unbekannt ist, gar keine Rede. In ebenso oberflächlicher Weise geschehen die Heidenbekehrungen unter den einheimischen Stämmen Sibiriens und des nördlichen Rußlands. Die ganze Bekehrung zum Christentum besteht kaum mehr als in der Taufe, wobei der Täufling nach geschehener Zeremonie ein Geschenk erhält. Da geschieht es denn nicht selten, daß der Neubekehrte nach einiger Zeit sich abermals zur Taufe meldet, in der Hoffnung wiederum ein Geschenk heimzubringen. Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß selbst im europäischen Rußland die Wotjäken, Tschuwaschen, Tscheremissen und Mordwinen, unter welchen mit Ausnahme der letzteren sich übrigens noch eine Anzahl Individuen befinden, die nicht die Taufe angenommen haben, noch an ihrem alten Heidentume hängen und selbst an den heidnischen Opfern ihrer unbekehrten Stammesgenossen teilnehmen; sie sind eben nur dem Namen nach Christen. Eine Thatsache ist es z. B., daß die orthodox-griechischen Karelen im Gouvernement Olonez, an den alten geweihten heidnischen Opferplätzen, wie auf einer kleinen Insel im Ladoga-See, am Eliastage regelmäßig Stieropfer bringen. Eine weit auffallendere Erscheinung aber als alles dies ist das verbreitete Sektenwesen in der orthodoxen Kirche Rußlands selbst; dieselbe zählt mindestens 10 Millionen, nach anderen zuverlässigen Quellen 13 Millionen Sektirer, und jährlich mehrt sich die Zahl der noch neu entstehenden Sekten trotz aller Verfolgungen von Seiten der orthodoxen Kirche. Es ist dies aber doch ein untrügliches Symptom, daß einem großen Teile der Bevölkerung, welchem die Religion nicht bloß ein äußerliches Ding, sondern Sache des Gemütes ist, die orthodox-griechische Kirche nicht mehr genügt. Auch in religiöser Beziehung sieht man, daß die Russen in weit höherem Grade von fremden Nationalitäten beeinflußt werden, als sie letztere beeinflussen. Im Süden Rußlands, wo das Sektenwesen gerade sehr verbreitet ist, befinden sich bekanntlich in großer Anzahl deutsche Kolonien, deren Bewohner fast ausschließlich Protestanten sind, und die auch in religiösen Dingen eine unverkennbare Einwirkung auf ihre russischen Nachbarn gehabt haben. Mehrere der neu entstandenen Sekten vertreten nämlich deutlich protestantische Ideen, wie z. B. die Stundisten, deren Benennung schon der deutschen Sprache entnommen ist, nämlich von „Stunde", d. h. Andachtsstunde. Unter solchen Umständen wird die religiöse Propaganda unter protestantischen Nationalitäten wohl von keinem bedeutenden Erfolge gekrönt sein; wenigstens wird sie der orthodoxen Landeskirche nur Individuen zuführen, welche der letzteren keine Ehre machen können.

Angesichts dieser großen Schwächen und Mängel suchen die national-patriotischen Fanatiker, denen außer der richtigen Einsicht das Verständnis vollkommen dafür fehlt, daß auch ein anderes Volk außer den Russen seine Nationalität, Muttersprache und Religion als ein teures Kleinod sich bewahren möchte, das Deutschtum mit seiner alten Kultur in den baltischen Provinzen zu vernichten, aus welchem Grunde und zu welchem Zweck — diese Frage haben sich die Fanatiker wohl selbst noch niemals vorgelegt — so erscheint das Ganze als Zerstörungsgelüste und blinder unmotivierter Haß gegen alles Westeuropäische und speziell gegen das Deutsche. Man will den baltischen Deutschen ihre Sprache, ihre Religion, ihre Institutionen, kurzum alles nehmen, und gesetzt den Fall, es gelänge wirklich, was wollen die Russen ihnen als Ersatz dafür bieten, und was sind sie denn imstande überhaupt ihnen zu gewähren? In ihrer Selbstverblendung meinen aber die Fanatiker wohl, eine Kultursprache wie die deutsche könne durch die ihrige ersetzt werden, und ihre Institutionen, die sie sehr oft selbst für unzulänglich erklären, und ihre Kirche, welche alle Anzeichen eines Zerfalles an sich trägt, gedenken sie an Stelle der geregelten Verhältnisse der baltischen Provinzen zu setzen! Der Himmel bewahre ein jedes entwickelte Volk vor dem Ungemach einer so zersetzenden Kultur.

Die Aufgabe der Russen wäre, in ihren weiten asiatischen Besitzungen Kultur und Zivilisation zu verbreiten, wenn sie die Befähigung dazu besäßen; wenn sie aber in ihrem Reiche, wo sich zu ihrem eigenen Nutzen noch westeuropäische Kultur befindet, dieselbe zu vernichten suchen, muß dieses Bestreben von jeder zivilisierten Nation als ein unsinniges verurteilt werden.

Die neuentdeckte Pfahlbaute Bleiche-Arbon.

Von Jakob Messikommer, Wezikon (Zürich.)

Wohl in keinem Lande wird der Vaterlandskunde größere Aufmerksamkeit geschenkt als in der Schweiz. Die staatlichen Einrichtungen und die Liebe zur Heimat bringen das mit sich. Wir haben daher in unserem Lande eine große Zahl, im Verhältnis zum Flächeninhalt, historischer und archäologischer Vereine. Glücklicherweise haben die letzteren einen neuen Impuls erhalten durch die Entdeckung der Pfahlbauten, welche weit über die historische Geschichte hinaus uns Kunde geben von dem Leben und Treiben der damaligen Bewohner unseres Landes. Schon sind über 200 solcher uralten Wohnstätten des Menschen innerhalb unserer Landesmarken bekannt und noch vergeht kein Jahr ohne uns Kunde von einer neuen Entdeckung zu melden. Der neueste Fundort ist Bleiche-Arbon, und es lohnt sich, denselben eingehender zu behandeln. Schon bei dem niederen Wasserstande des Bodensees im Jahre 1882 erhielt Schreiber diese von der Ortsvorsteherschaft Arbon den ehrenvollen Auftrag, das dortige Seeufer zu untersuchen. Sägen von Feuerstein und überhaupt Artefakte aus der Pfahlbautenzeit ließen sich finden, die Pfahlbaute selbst aber nicht. Der Bodensee hatte in den verschiedenen Zeiträumen auch verschiedene Niveaux seiner Oberfläche und, damit im Zusammenhang, seiner Ausdehnung. Viele Niederlassungen mögen tief versandet sein. Als Beweis diene, daß Wind und Wellen Steinbeile, Pfeilspitzen u. s. w. an Stellen an das Ufer bringen, wo sonst kein Pfahlbau sichtbar ist. Als eine teilweise Entschädigung für den Mißerfolg der mir gestellten Aufgabe war die Auffindung eines römischen Wachtturmes außerhalb des Hafens, denn Arbon war bekanntlich seiner Zeit eine römische Niederlassung und hat den Namen auch seit dieser Zeit beibehalten. Der Wachtturm ruhte auf einem starken Rost von Eichenstämmen und zahlreiche Reste von Schwein, Kuh 2c. lagen noch auf demselben. Trotz des seit Menschengedenken niedersten Wasserstandes des Bodensees lagen aber die steinernen Stufen, welche zum Wachtturm führten, noch zwei bis drei Fuß unter Wasser. Das ist auch ein beredtes Zeugnis, daß das Niveau damals tiefer stand, als es jetzt ist. Am Untersee und am Ueberlinger See kennt man eine Menge Niederlassungen, am eigentlichen Bodensee noch sehr wenige.

Im September 1885 erhielt ich von der Ortsvorsteherschaft Arbon zum zweitenmal den Auftrag, nach Arbon zu kommen. Es galt diesmal einen wirklichen Pfahlbau zu untersuchen, welcher bei Anlaß der Arbeiten für die Wasserversorgung Arbons entdeckt wurde. Der Fundort liegt ein Kilometer von Arbon und vom Bodensee entfernt, aber noch im alten Seegebiet desselben, bei dem Weiler Bleiche, zu Arbon kirchgenössig. Als ich zur Stelle kam, war schon der Raum von der Größe eines kleinen Zimmers bis auf die Fundschichte abgedeckt. Das Profil zeigte folgende Schichten: 15 cm. Dammerde, 30 cm. Lehm, 1 m. mit Muscheln vermischter Sand. Der Zimmerboden der Hütten schien noch intakt zu liegen, so daß ich mich der Hoffnung hingab, den Umfang der Hütten wie auf dem Packwerkbau Niederweil bei Frauenfeld feststellen zu können. Diese Hoffnung täuschte mich aber, das Holz war so morsch, daß an eine Erhaltung desselben nicht zu denken war. Wir hatten es hier mit einer Niederlassung zu thun, welche nicht vom Feuer zerstört worden war, wie die meisten Pfahlbauten, sondern die bei Ostwind und hohem Wasserstand hereinbrechende Flut des Bodensees brachte große Sandmassen auf die Niederlassung und zwang so die Bewohner derselben zur Flucht. Demgemäß hatten wir auch keine verkohlten Funde, wie z. B. Gewebe, Geflechte, Getreide, Aepfel, Brot 2c. zu erwarten. Abgesehen von diesen für die Pfahlbautenkunde so wertvollen Funden war aber die Ausbeute befriedigend. Wir fanden sehr schöne durchbohrte Feldhacken von Hirschhorn, Steinbeile, sowohl gut erhaltene als angefangene, gesägte Steine,

Knochenwerkzeuge, Messer von Eberzahn und Eibenholz (Taxus baccata *L.*), Mühlen, Schleifsteine und zahlreiche Reste von Ur, Bison, Hirsch, Kuh, Reh 2c.; auch ein Hundeschädel ließ sich finden; ebenso ein Ruder u. s. w. Zahlreiche Samen von Himbeeren (Rubus idaeus *L.*) und aufgebrochenen Schalen von Haselnüssen, sowie Steine von Schlehen und Vogelkirschen legten beredtes Zeugnis dafür ab, daß die Pfahlbauern von Bleiche-Arbon an diesen Früchten des Waldes Geschmack fanden. Auch einige Körner der heiligen Gerste des Altertums (Hordeum hex. sanct.) ließen sich finden. Der Pfahlbau gehört dem Alter nach der jüngeren Steinzeit oder, wie der Franzose sagen würde, der „Epoche von Robenhausen" an und gehört somit zu den ältesten Niederlassungen unseres Landes.

Zur Sklaven-Emanzipation in Brasilien.

Von F. v. Binzer.

(Schluß.)

Diese Frage (Was geschieht, um die Emanzipierung der Sklavenbevölkerung herbeizuführen?) steht mit der zuerst behandelten in innigstem Zusammenhange, denn je nachdem die Stimmung der Nation für oder gegen diese Emanzipation ist, werden natürlich auch mehr oder weniger energische Mittel zur Anwendung kommen, um sie zu realisieren.

In den ersten Jahren nach 1871 geschah, obgleich natürlich daran gearbeitet wurde, im Grunde doch nichts Wesentliches zur Sklavenbefreiung. Den ersten Anstoß zu einer kräftigeren Bewegung darin gab die Thronrede vom 3. Mai 1883, worin es u. a. hieß: „Ihre Gefühle würdigend, hoffe ich, daß Sie die graduelle Aufhebung des Sklaventums nicht übersehen, daß Sie vielmehr Maßregeln treffen werden, dasselbe zu lokalisieren, sowie andere, die geeignet sein werden, im Sinne des Gesetzes vom 28. September 1871 die individuelle Initiative zu unterstützen."

Diese kaiserlichen Worte einerseits und vielleicht eine allgemeine liberale und humane Strömung andererseits, ließen in jenem Jahre die Sklavenbefreiung mit einer gewissen Plötzlichkeit in den Vordergrund treten. Es war, als käme eine ganz neue Sache auf; was bisher so ein wenig unter den Wellen mitgetrieben, wurde plötzlich an die Oberfläche geworfen, und Vorschläge und Pläne, praktische und unpraktische, für die Befreiung wucherten hervor wie Pilze aus der Erde. Für das klärende Auge lassen sich dabei im wesentlichen drei Gruppen unterscheiden, nämlich die Emanzipierung als entweder vom Staate ausgehend oder von Abolitionisten-Vereinen oder endlich von Privaten.

Der staatliche Emanzipationsfonds für das Jahr 1884 hatte die Höhe von 1800 Conto de Reis, d. i. 3,600,000 Mark, welcher an die einzelnen Provinzen verteilt wurde im Verhältnis zu den anderen Sklaven. Danach stellten sich drei Provinzen, die ich kennen zu lernen Gelegenheit hatte, Minas, Rio und Saõ Paulo am höchsten, wogegen z. B. Amazonas nur 3 Conto, also 6000 Mark, erhielt.

Daß dieser Fonds jedoch ganz ungenügend ist gegenüber den an ihn gestellten Ansprüchen, ist leicht zu berechnen. Es existierten zu Anfang des vorigen Jahres noch über eine Million Sklaven in Brasilien. Wenn man nun annimmt, daß jeder befreite Sklave durchschnittlich 600 Milreis (1200 Mark) kostete, so würden von Staatswegen jährlich 3000 Sklaven befreit werden, also ungefähr der 400. Teil, woraus erhellt, daß durch die Sklavenkinder, die 1870 geboren sind, also heute 15 Jahre zählen würden und von Rechtswegen noch Sklaven sind, noch eine volle Generation Sklaven zu erwarten wäre, wenn nicht von anderer Seite noch kräftige Nachhülfe zu den Emanzipations-Bestrebungen geleistet würde. Diese Hülfe ist um so nötiger und wünschenswerter, als mit den staatlichen Emanzipations-Geldern oft recht thöricht oder, schlimmer noch, geradezu empörend gewissenlos gewirtschaftet wird. In der Provinz Espirito Santo kaufte man aus diesem Fonds zwei Sklaven im Alter von 69 und 70 Jahren ihrem Herren für je 1000 Mark ab. Wem zu Nutzen geschah das, den alten, verbrauchten Sklaven, die der Tod sowieso bald erlöst hätte und die jetzt ihr Brot erbetteln müssen — oder ihren Herrn? Bei einem anderen Sklavenhalter verheiratete sich eine 72jährige Sklavin mit einem 75jährigen Freien. Da die an Freie verheirateten Sklaven oder Sklavinnen immer zuerst beim Loskauf berücksichtigt werden sollen, so empfahl ihr Herr die 72jährige junge Frau dem Emanzipations-Fonds für 2000 Mark und — bekam sie! In Tatuhy wurde ein Sklave, der sich im letzten Stadium der Schwindsucht befand, aus den Mitteln des staatlichen Emanzipations-Fonds für die Summe von 1 Conto 500 Milreis (3000 Mark) freigekauft.

Aber diese und ähnliche nichtswürdige Durchstechereien und Betrügereien sind nichts gegen die Entdeckung, die zu Anfang des vorigen Jahres gemacht wurde, daß nämlich längst verstorbene Neger als durch den Emancipations-Fonds freigekauft in den Listen fungierten und ihre früheren Herren natürlich die Loskaufssummen für sie einsteckten, worauf man sie nach einiger Zeit dann zum zweitenmale und endgiltig sterben ließ!! Das ist eben das Schlimme bei allen (vielleicht bestgemeinten) Regierungsmaßregeln in Brasilien, daß von den für einen bestimmten Zweck ausgesetzten Geldern immer nur allerhöchstens die Hälfte der Sache zugute kommt und von der großeren Hälfte der empörendste und schamloseste Nepotismus zu immer riesigerer Gestalt herangefüttert wird, wie das u. a. bei der mit der Sklaven-Emanzipierung so nahe zusammenhängenden Kolonisationsfrage unzähligemale zu beobachten gewesen ist.

Angesichts der eben angeführten und ähnlicher Fälle machte es einen mindestens befremdlichen Eindruck, zu sehen, wie von seiten der Regierung Schwierigkeiten gemacht werden konnten, in Fällen, worin es sich kaum um eine Frage

handeln konnte. Nach allen Belegen sind nämlich ungefähr 350,000 Sklaven nach dem Jahre 1850, also als Kontrebande, in Brasilien eingeführt worden, welche infolge dessen, sowie überhaupt alle nach dem Jahre 1831 eingeführten, nebst ihren Nachkommen gesetzlich frei sein müßten. Für viele von diesen wird auf grund dieses Umstandes heute die Freiheit verlangt. Leider ist dies früher nie geschehen, und es haben sich erst in den letzten Jahren die abolitionistischen Vereine dieses Hebels bemächtigt. Ueber eine diesbezügliche Interpellation im August 1883 half sich das Ministerium Lafayette mit Redensarten hinweg, und so ist denn diese Frage geblieben wie so viele andere in Brasilien: „schwebend". Nach wie vor hängt in den das quiescierte Gesetz berührenden Fällen die Entscheidung von dem persönlichen Ermessen des betreffenden Richters ab, der freilich meistens zu Gunsten der Sklaven entscheidet.

Wenn diese Haltung der Regierung schon peinlich berühren mußte, so verstummte man aber vollends vor dem Faktum, daß in Parahyba do Sul von einer Staatsbehörde (1884) angezeigt wurde:

„Es sollen öffentlich versteigert werden: „Antonio, Afrikaner, 50 Jahre, verkrüppelte Beine, 300 Milreis. Mariano, Afrikaner, 50 Jahre, Feldarbeiter, krumme Beine, 230 Milreis. Manuel, Afrikaner, 50 Jahre, Feldarbeiter, geistig gestört, 500 Milreis."

Die „Deutsche Zeitung" in Rio bemerkte seinerzeit dazu: „Als diese Unglücklichen in Afrika geboren wurden, war die Sklaveneinfuhr nach Brasilien seit drei Jahren gesetzlich verboten. Da sie notwendigerweise einige Jahre alt gewesen sein müssen, um überhaupt die Reise hierher aushalten zu können, so sind sie wohl mindestens zehn Jahre nach Erlaß des Sklaven-Einfuhrverbots eingeschmuggelt worden. Gesetzlich sind sie also frei, aber trotzdem werden sie, obwohl invalide und an unheilbaren Krankheiten leidend, öffentlich von einer Staatsbehörde als Sklaven zum Verkauf ausgeboten. Einer ist gar geistig gestört, und doch schätzt die Behörde seinen Arbeitswert noch auf tausend Mark!"

In der That weiß man wirklich nicht, was von einem Lande zu halten ist, wo die Abolierung des Sklaventums gesetzlich dekretiert und vom Kaiser dringend befürwortet wird und wo trotzdem der Staat als der Sklavenhändler auftritt!

Die rührigsten Abolitionisten sind entschieden die in den Provinzen überall gebildeten Emanzipations-Gesellschaften, die sehr Bedeutendes leisten, ja denen man zum Teil Uebereifer zum Vorwurf machen muß. Die Gesellschaften arbeiten jede nach ihren eigenen Prinzipien, so daß hier der Sklave durch dieselben bedingungslos freigekauft, dort zunächst in den „gezwungenen Arbeiter" verwandelt und erst nach Verlauf von etlichen Jahren frei wird. Letzteres fand sich ganz besonders beliebt in den Provinzen Rio Grande do Sul und Santa Catharina, während die nördlicheren Provinzen, wie z. B. Ceara, ihre Sklaven meist bedingungslos freigaben. Freilich hatte in dieser Provinz die drohende Hungersnot einen nicht geringen Anteil an der Willfährigkeit der Sklavenbesitzer, sich ihres lebenden Eigentums zu entledigen, allein weniger humane Herren hätten eben ihre Sklaven mithungern lassen, während dieselben als freie Arbeiter doch die Möglichkeit hatten, nach anderen, von der Hungersnot nicht betroffenen Gegenden auszuwandern. Meines Wissens hat diese Provinz heute keinen Sklaven mehr aufzuweisen. In Curitiba (Paraná) bildeten deutsche Frauen einen Emanzipations-Klub, in Porto Allegre setzte sich eine Befreiungs-Gesellschaft zusammen, die nur aus Sklaven bestand, und in Santos (Saõ Paulo) zahlten Freie monatlich 5 Milreis, Sklaven 1 Milreis Beitrag an den dortigen Abolitionistenverein. In größeren Städten bilden sich neben den großen Emanzipations-Gesellschaften besondere Vereine, welche ihre Thätigkeit auf abgegrenzte Gebiete des großen Befreiungswerkes werfen, indem sie z. B. versuchen, diejenigen Sklaven, welche noch 2—5 Jahre dienen sollten, gleich ganz frei zu machen oder indem sie ausschließlich Kinder von bereits frei gewordenen Eltern loskaufen und dergleichen mehr. Die „bedingte" Befreiung findet im ganzen sehr viele Gegner, und es gibt sogar Stimmen, die den halben Abolitionisten gegenüber selbst die Sklavokraten als einen offenen Feind, den man bekämpfen könne, vorziehen. Meines Erachtens mit Unrecht, denn es gibt unzählige Herren, die ein plötzliches Entlassen ihrer Sklaven vollkommen ruinieren würde, die aber oft nicht weniger human denken, weil sie denselben noch eine Arbeitszeit von einigen Jahren auferlegen müssen. Es will mir scheinen, als wenn die Zeitungskritik in dieser Sache zu scharf vorginge und vor allem in den Fehler verfallen sei, so ziemlich alle Fälle „über den gleichen Kamm zu scheeren". Wenn das „Jurnal de Commercio" in Porto Allegre schon zu Anfang des vorigen Jahres keine Anzeigen mehr aufnahm, betreffend den Kauf, Verkauf oder die Flucht von Sklaven, so ist das ein Beispiel von Anständigkeit der Gesinnung, das sich das hauptstädtische Journal gleichen Namens nicht schämen sollte nachzuahmen. Wenn aber die „Gazeta de Tarde" in Rio eine Liste der Sklavenverkäufer publiziert unter der Rubrik „Das schwarze Buch" — so empfindet man trotz aller Freude an der Sklavenbefreiung bei diesem Anblick eine Art von Verstimmung über solch ein deklamatorisches Uebertreiben in einer Sache, die bis vor kurzem durchaus irreprochabel gewesen, und in einem Lande, in dessen Städten wohl kein Freier leben dürfte, der nicht einmal seine Hand in einem Sklavenhandel gehabt. Warum denn gleich über alle Schranken hinaus, warum denn in einer Weise vorwärts stürzen wollen, die verletzen muß? Uebereifer, der weder rechts noch links schaut, schadet der besten Sache. So konnte es natürlich auch nicht anders als verstimmen, als zu Anfang dieses Jahres ein Advokat in der Provinz Santos Paulo die 72 Sklaven einer Erbschaft sehr niedrig evaluieren ließ und sodann den festgesetzten Preis aus seiner

Tasche bezahlte, um so 72 Freibriefe auszustellen. Es sind darunter Sklaven gewesen, deren Wert auf 2 Milreis (4 Mark!!) abgeschätzt wurde! Dergleichen sieht wie Hohn aus und unterbliebe besser im Interesse der guten Sache. Ein anderes, bei einzelnen Gesellschaften nicht selten angewandtes Manöver muß ebenfalls, obgleich man ihm eine humoristische Seite nicht absprechen kann, durchaus gemißbilligt werden. Ein Sklave sucht dem Hause zu entschlüpfen, was in den Städten, schon bei Gelegenheit von Botengängen, sehr leicht ist, und meldet sich zum Loskauf auf dem Bureau eines Abolierungsvereins. Man behält ihn da und läßt seinem Herrn eine ganz geringe Summe, z. B. 200 Mark, für seinen Loskauf bieten. Natürlich stellt der ärgerlich betroffene Herr eine Gegenforderung, die für einen kräftigen Sklaven wohl bis zum Betrage von 5000 Mark geht. Ein Richter soll zwischen beiden entscheiden. Da wird dann dem quieszierten Sklaven bis zum Tage seiner Abtaxierung drei- bis viermal täglich ein Vomitiv oder ein Purgativ eingegeben, was natürlich die stärkste Natur herunterbringen muß, und das Erstaunen des Herrn, dem ein kräftiger Kerl entlief, ist nicht gering, sich einer magern, knieschlotternden Kreatur gegenüber zu finden, den der Taxator seiner Hinfälligkeit wegen natürlich nicht höher als auf 200 bis 300 Mark veranschlagen kann. Derartige Vorkommnisse sind unzweifelhaft auch Veranlassung gewesen, dem Abolierungssystem mehr Feinde zu schaffen, als es wohl seiner Natur nach sonst haben würde, und sind in Hinsicht darauf doppelt zu beklagen.

Es erübrigt noch, einen Blick auf die Privatinitiative zu werfen, welche ihrer Natur nach vielleicht die befriedigendste, weil die uninteressierteste, ist. Der Beispiele, daß große und reiche Pflanzer ihre sämtlichen Sklaven entließen und sie mit enormen Kosten durch sog. „Kolonisten" ersetzten, sind sehr viele, und manchmal handelte es sich dabei um mehrere Hunderte von Sklaven, die allein schon ein Vermögen repräsentieren, die (meist noch größeren) Kosten für den Ersatz der verlorenen Arbeitskräfte gar nicht gerechnet. Auch mancher deutscher Name figurierte unter den edelmütigen Besitzern. Bei besonders erfreulichen Familienereignissen oder sonstigen Anlässen ist es allgemein Brauch, seiner Freude durch Befreiung eines oder mehrerer Sklaven Ausdruck zu geben. In Minas schenkte eine Herr zweien Sklaven, die in seinen Minen einen besonders großen Diamanten gefunden hatten, aus Freude daüber die Freiheit, und bei der Geburt eines Kindes, bei der glücklichen Rückkehr eines in Europa erzogenen Sohnes, bei einer besonders günstig ausgefallenen Ernte oder Spekulation erhält mancher Sklave seine „Carta."

Freilich treibt auch hier die Bewegung manchmal weniger lobenswerte Blüten. Es kommt nicht selten vor, daß ein guter Freund dem anderen seinen besten Sklaven (mit Vorliebe den Koch) aus Chikane freikauft, ebenso scheuen sich viele Sklavenbesitzer nicht, sich ihrer alten, arbeitsunfähigen und also nur zu fütternden Sklaven mit „Edelmut" zu entledigen, indem sie sich mit dem ausgestellten Freiheitsbrief der Verantwortlichkeit für dieselben entziehen und sie so auf den Bettel und häufig ins Elend schicken.

Geradezu widerwärtig berührt es aber, wenn sich die feurigsten Abolitionisten doch nicht entschließen können, ihre eigenen Sklaven bedingungslos freizugeben, sondern oft an die Befreiung von 65- und 67jährigen Leuten noch die Bedingung einer mehrjährigen Dienstzeit knüpfen, wie man das in den verschiedensten brasilianischen Blättern durchaus nicht vereinzelt lesen kann. Ein Paulistaner verfiel auf den Gedanken, seine Sklaven zu verloosen, das Loos zu 50 Mark. Warum, wenn er sie nicht behalten wollte und vielleicht zu arm war, sie ohne Entschädigung freizugeben, bot er sie nicht einer Emanzipations-Gesellschaft an?

Eine Menge Sklaven werden frei durch testamentarische Verfügung, ja es ist gar keine vereinzelte Erscheinung, daß die Sklaven einer Pflanzung von dem Eigentümer zu (natürlich freien) Erben dieser Pflanzung gemacht worden sind. So bestimmte noch im vorigen Jahre eine Dame in der Provinz Minas, daß nach ihrem Tode ihre 32 Sklaven frei seien und denselben für 30 Jahre ihre Pflanzung Carioca zur Bearbeitung auf ihre eigene Rechnung überlassen werde. Nach diesem Zeitraum soll das Gut zwei milden Stiftungen zufallen. Letztere Bestimmung muß, wenn man die brasilianischen Verhältnisse kennt, vom nationalökonomischen Standpunkte aus als die wohlthätigste Seite des Testamentes erscheinen, denn leider hat sich gerade diese Art der Humanitätsbestrebungen bis jetzt als die unfruchtbarste, ja als eine geradezu gefährliche erwiesen. Mir sind drei solche Fälle bekannt geworden. In den ersten beiden hatten die Sklaven-Erben zunächst alles verzehrt, was auf der Pflanzung an Vorräten vorhanden gewesen, und dabei sich dem süßen Nichtsthun derart überlassen, daß sie schließlich Besitzer einer Wildnis waren und dieselbe sämtlich verlassen haben, um in den Städten eine Art müßiges Vagabundenleben zu führen, das ihren Neigungen weit mehr entspricht als ein geordnetes arbeitsvolles Dasein.

Der letzte Fall schwebte noch, als ich von ihm hörte. Eine alte Negerin, die früher einmal der Dame gehört hatte, auf deren Pflanzung ich mich aufhielt, kam zu dieser, um ihre Not zu klagen. Sie erzählte, daß auf der Fazenda, von der sie Miterbin war, ein schrecklicher Zustand herrsche. Einige der früheren Sklaven und jetzigen Besitzer arbeiteten und ernteten, die Faulen verlangten dann von deren Mühen mitzuleben, was ihnen jene natürlich weigerten. Darüber käme es dann oft zu blutigen Raufereien, bei denen schon fast die Hälfte der Neger ums Leben gekommen seien: „Nein", schloß sie, „damit hat unser Senhor keinen Segen gestiftet, daß er uns die Fazenda hinterlassen hat, dafür kommt er in die Hölle!"

Wenn wir dem seligen Sklavenbaron für sein gewiß gutgemeintes Testament nun auch nicht gerade ein ganz

so übles Prognostikon stellen wollen, so muß man dennoch zugeben, daß eine große Ungeschicklichkeit darin liegt, ohne Uebergang den Sklaven zum Herren zu machen, wie allein schon vor einer zu plötzlichen Mündigkeitserklärung so durchaus abhängig erzogener Wesen gewarnt werden sollte. Ihnen selbst frommt es selten, und ebenso wenig ist dem Staate damit gedient. Und damit ständen wir vor der dritten Frage, der schwierigsten von allen:

„Was wird aus den freigewordenen Sklaven?"

Die Spekulation über diese Frage bleibt eine müßige oder muß sich mit einer phrasenhaften Antwort begnügen, solange man sich scheut vor der Beantwortung des: „Was können sie werden?" Ich will mit dieser Frage keineswegs von vornherein dem Neger eine gewisse Unfähigkeit imputieren — ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß das mit Recht geschehen könne, ja ich meine, daß es im Gegenteil befremden müsse, wenn unsere Zeit, die den Tieren die Entwickelungsfähigkeit zur Phase des Menschlichen bereitwilligst zugesteht, Geschöpfen, die bereits auf dieser Stufe angelangt sind, die Entwickelungsfähigkeit zum tüchtigen Menschen absprechen wollte. Das wäre eine Inkonsequenz, die obendrein durch nichts gerechtfertigt wäre.

Wo hat man denn schon Versuche im größeren gemacht, den Neger in unsere Atmosphäre der geistigen Gehobenheit zu bringen? Ich wüßte von keinem Beispiel. Nur auf der eigenen Scholle in der rohesten Umgebung, die ein geistiges Streben durch nichts unterstützt, in dem heißesten Sonnenbrand, der sogar den bereits geistig Hochstehenden erschlafft, hat man versucht, der schwarzen Rasse die Zivilisation aufzupfropfen und — wer wollte es leugnen? — oft durch die unzivilisiertesten Mittel. Zudem verlangte man, daß der Neger in kürzester Zeit annehmen und bewältigen sollte, was Jahrtausende bei uns vorbereiteten, was unsere Kinder natürlich leicht ergreifen, da sie aus einem auf hoher Bildungsstufe stehenden Geschlechte heraus und in die Zivilisation hinein geboren sind, was aber der erwachsene Schwarze natürlich nicht so rasch erfaßt. Wenn so aber auch die Verhältnisse dem größeren Teil der Neger bisher eine tiefere Geistesbildung vorenthielten, so gibt es nichtsdestoweniger Negerstämme von hoher Intelligenz, wovon ich drüben an einzelnen Individuen manche eklatante Beispiele beobachtet habe. Ich wollte also mit meiner Frage dem Neger keineswegs eine untergeordnete Stufe der Bildungsfähigkeit zuweisen, sondern in der That die Frage aufwerfen: Welche Möglichkeit hat die schwarze Rasse in Brasilien, körperliche Fertigkeiten zu erwerben oder ihre geistigen Anlagen auszubilden? Da wird die Antwort traurig genug ausfallen, ja, wenn man die „freigeborenen" Sklavenkinder, binnen kurzem also die größere Masse, ins Auge faßt, nur um so trauriger. Was lernt denn das freigeborene Sklavenkind, wozu wird es auch nur angehalten? Das Gesetz vom 28. September 1871 befiehlt freilich jedem Sklavenbesitzer, diese Kinder im Lesen und Schreiben unterrichten zu lassen, aber es gibt wahrscheinlich im ganzen Kaiserreiche keine 10 Häuser, wo diesem Gesetze nachgekommen wird.

Auf den Pflanzungen ist seine Befolgung auch eigentlich unmöglich. Im Innern Brasiliens gibt es keine Dorfschulmeister wie bei uns, und wenn es sie gäbe — soll der Fazendeiro denn etwa jeden Tag 20—25 Tiere satteln lassen, um die kleinen Neger in das nächste, im allgemeinen mindestens zwei Meilen, gewöhnlich aber viel entferntere Städtchen zu schicken oder soll er einen besonderen Erzieher für die kleine Bande halten? Man mag diese Fragen beantworten, wie man will — jedenfalls thut dort niemand dergleichen, und so wächst das freigeborene Sklavenkind in Brasilien vollständig ohne Erziehung und Unterricht auf und wird demgemäß dereinst mit den Wilden auf gleicher Stufe stehen, denn es hat nicht einmal den Vorteil, daß ihn die Herrschaft dies und jenes an körperlicher Arbeit erlernen läßt, wie es beim Sklaven geschah — sie sind ja frei, wozu soll man sich zu Gunsten anderer Mühe und Kosten machen? man „hat ja nichts davon". Daß man aber auf diese Weise eine Generation von „Mitbürgern" für die eigenen Kinder heranwachsen läßt, wie sie schlimmer nicht gedacht werden können, das bedenkt man nicht. Zu was werden solche Menschen tauglich sein, die ja nicht einmal die einfachsten Begriffe von Moral haben! wie sollen derartige Geschöpfe befähigt sein, ein nützliches, ja nur ein unschädliches Element im Staatskörper zu bilden?

Hier hat man häufig, zumal hüben, wo man die brasilianischen Verhältnisse wenig kennt und meist nur nach denen der bekannteern Küstenplätze beurteilt, zu einem Vergleiche mit den Verhältnissen in der Union gegriffen, und auch hier ist derselbe, wie in Bezug auf das ganze Sklaventum beider Länder, in der Hauptsache vergriffen. Man sagt, sie werden arbeiten lernen, wie dort, die Not wird sie lehren, tüchtige Menschen und nützliche Staatsbürger zu werden, wie dort. Nein, nicht wie dort! Und warum nicht? Erstens: weil sie das Beispiel der Tüchtigkeit nicht vor sich haben wie dort. Der Nordamerikaner achtet die Arbeit und den Arbeitenden; er verachtet in dem Schwarzen nur die untergeordnete Rasse. Der Brasilianer, weniger peinlich, aber hochmütiger und ungebildeter, verachtet geradezu die Arbeit und den Arbeitenden. Er selbst arbeitet nicht, wenn er es irgend vermeiden kann, er sieht das Nichtsthun als ein Attribut des Freien an, und woher will man denn erwarten, daß der in tierischer Unwissenheit erzogene Sklave sich über solche Ansichten hinwegsetze, sich eine selbständige philosophische Ansicht gebildet habe oder bilden werde?! Er wirds ruhig der weißen Rasse nachahmen und so wenig wie möglich arbeiten, und wie wenig dieses „Mögliche" ist, kann der Eingeweihte sich bei der Freundlichkeit der dortigen Natur und der unglaublichen Anspruchslosigkeit jener Leute leicht sagen.

„In den Tropen", sagt Smarda, „arbeitet niemand zum Vergnügen; warum sollte es der bedürfnislose Neger thun?" und hören wir den geistreichen Lewes: „Der

Hunger", meint er, „ist das wahre Lebensfeuer, von dem alle Anregung zur Arbeit und Thätigkeit ausgeht, und wir mögen hinblicken wohin wir wollen, wir finden in ihm die bewegende Kraft, welche die unermeßliche Kette menschlichen Treibens und Schaffens in Thätigkeit und Bewegung setzt. Laßt Nahrung in Ueberfluß vorhanden sein und leicht zu erringen, und die Zivilisation wird unmöglich werden." Ehrgeiz und Erwerbssinn (der Brasilianer nennt merkwürdigerweise beides mit dem gleichen Worte ambiçaõ), die ihn zu persönlichen Anstrengungen geneigt machen könnten, liegen dem Sklaven und selbst dem Freigelassenen mit seltenen Ausnahmen fern; warum sollten sie sich also plötzlich in seinen vollkommen müßig aufgewachsenen Kindern finden?

Und was ist denn bis jetzt aus den Freigelassenen geworden? Die jüngeren Frauen, besonders die Mulattinnen, sind zum sehr großen Teil moralisch verkommen und rühren gewiß keine Arbeit an, wenn sie anders existieren können. Die älteren Weiber schmarotzen sich so durch, essen heute bei der früheren Herrschaft, morgen bei deren Eltern, einmal in der Küche befreundeter Sklavinnen, ein andermal wird das Mittagsbrot aus einigen Bananen und etwas Brot billig zusammengesetzt. Wer die Schlafstelle einer Sklavin kennt, weiß, daß sie überall aufzuschlagen ist; eine Matte und ein Tuch über dem Kopf ist leicht in einem befreundeten Hause gewährt. Das wenige Geld, dessen sie doch noch benötigen, verdienen sie meistens durch Waschen oder Nähen, öfter noch durch Früchte- und Konfekt-Verkauf in den Straßen; doch darf bei ihrer Arbeit nicht im entferntesten an eine regelmäßige und angestrengte Thätigkeit gedacht werden. Selbst wenn sie einen Dienst suchen, so ist das Wechseln desselben oft die Hauptsache dabei. Die alten, verbrauchten Freigelassenen sind, wie ich schon andeutete, oft dem größten Elend ausgesetzt. Von einer alten Negerin las ich einmal, daß sie in der Nacht nach ihrer Freilassung, aus Mangel an Obdach, erfroren sei, und mit was für einer Unzahl von Bettlern beiderlei Geschlechts die Sklaven-Emanzipation die größeren Städte beglückt hat, ist geradezu überwältigend, und ich weiß nicht, ob es Selbstironie sein sollte, was die Polizei schließlich bewog, sie mit Nummern zu versehen!

Von den jüngeren und überhaupt arbeitsfähigen Männern bleibt nur eine verschwindend kleine Anzahl auf dem Lande als freie Feldarbeiter, und zumeist aus diesem Faktum erklärt sich wohl die Renitenz vieler Pflanzer gegen die Emanzipation; die Sache ist eine Lebensfrage für sie, und zwar umsomehr, je weiter sie von den Küstenplätzen entfernt wohnen. Es geht eben darin in Brasilien, wie es nach einer Notiz in einer älteren Nummer des „Economiste français" in Jamaica seinerzeit gegangen ist. Das Blatt sagt: „Neben der Aufhebung der Differentialzölle hat besonders die Sklaven-Emanzipation die Prosperität der früher blühenden englischen Besitzung Jamaica vernichtet. Die Neger ergaben sich der Faullenzerei und noch heute verdienen sie ihren Unterhalt nicht in den Pflanzungen; die Insel bedarf hunderttausend Kulies."

Und räumen wir dem 40jährigen Beobachter brasilianischer Verhältnisse, Fernando Schmid, das Wort ein: „Hinsichtlich der zu emanzipierenden agrikolischen Sklavenbevölkerung", so heißt es in einem seiner Leitartikel, „scheinen sich einige unserer geehrten Herren Kollegen bedauerlichen Illusionen hinzugeben. Keiner menschlichen Kreatur ist Feldarbeit verhaßter als dem freien Neger. Das „O rus quanto te aspiciam" weiß er nicht zu schätzen. Nicht wie in den Südstaaten der amerikanischen Union heißt es bei uns, „wenn dir die Sonne auf den Scheitel brennt, erringe im Schweiße deines Angesichts das, womit du deines Körpers Blöße bedecken kannst, wenn eisiger Frost sich über den Erdboden lagert" — in dem gesegneten Brasilien, in jenen Distrikten wenigstens, wo zur Zeit noch leider nur Zwangsarbeit die großen, tropischen Handelsartikel erzeugt, ist uns die afrikanische Rasse darin überlegen, daß sie Jahr-aus Jahr-ein dem ihren Agitationen angemessenen Schlaraffenleben zu fröhnen versteht, und, sobald sie der Zucht entrinnt, sich für die tägliche, leicht zu beschaffende Aetzung wie für des Leibes sonstige Notdurft keine großen Sorgen zu machen braucht. Eine geistige Regeneration kommt nicht in Betracht."

Nach der eigenen Aussage der Brasilianer geht wohl $^1/_5$ der freigelassenen Neger am Trunke zu grunde. Andere fliehen in die Wälder und leben dort wie die Wilden, die Nachbarschaft beraubend und plündernd, unter dem gefürchteten Namen von Maraõs. Nur ein geringer Prozentsatz wurde bisher, wenn auch nicht zu besonders fördernden, so doch auch nicht zu störenden oder schädlichen Mitgliedern der freien Gesellschaft.

Und das ist auch wohl das Höchste, was Brasilien von der ersten Generation seiner freien schwarzen Mitbürger erwarten und hoffen darf, und wohl dem Lande, wenn die Sache noch so günstig ausfällt! An ein Plus von Arbeit und Schaffen der schwarzen Bevölkerung aber über die eigenen bescheidensten Bedürfnisse hinaus, ein Plus, das also indirekt dem Lande zugute käme, sei es was Bodenkultur, sei es was Industrie anbetrifft, ist wohl noch in vielen Jahrzehnten nicht, wenn überhaupt zu denken.

Im ganzen jedoch ist unsere letzte Frage ja noch zum großen Teil eine offene für Brasilien. Sie konnte daher auch nur andeutungsweise und nach den gegebenen Verhältnissen, sowie sonstigen Faktoren hypothetisch behandelt werden. Im übrigen muß später die Erfahrung die Antwort darauf schreiben.

Der Elfenbeinhandel in Afrika.

Das Elfenbein ist unter allen Erzeugnissen des afrikanischen Festlandes unbedingt das gesuchteste, wertvollste, auch dasjenige, welches in den neuen afrikanischen Kolonien und Besitzungen von Anfang an das lohnendste sein kann. Nach Stanley's unverbürgter Aussage war im vorigen Jahr am Stanley-Pool allein ein Vorrat von 3000 Stoßzähnen zu verkaufen. Wie groß aber auch die Elfenbeinmenge sein mag, welche die Kongo-Region zu liefern vermag, so wird solche noch von einer Menge anderer Punkte aus ausgeführt, und es ist daher von Wichtigkeit, einen allgemeinen Ueberblick über diesen Gegenstand zu gewinnen, sowohl über seine gesamte Menge, als über die Häfen, welche sich mit der Ausfuhr desselben befassen und über die relative Menge des Elfenbeins, welches jeder derselben dem europäischen Markt zuführt. Auf der jüngsten Deutschen Geographen-Versammlung in Hamburg im jüngstvergangenen April gab Herr Westendarp, welcher schon im Jahre 1880 der Hamburger Geographischen Gesellschaft eine Mitteilung über die indischen und afrikanischen Elefanten und über die Ausdehnung des Elfenbeinhandels gemacht hatte, einen ausführlichen Vortrag über den ganzen Elfenbeinhandel zum besten. Das genaue Studium, welches er diesem Gegenstand gewidmet, und seine zahlreichen Reisen in Asien und Afrika erlaubten ihm, über dieses Thema mit einer besonderen Autorität zu sprechen. Wir entlehnen nun seinen Arbeiten die nachstehenden sachgemäßen Nachrichten.

Man kann sagen: Das ganze zentrale Afrika, von der Sahara bis zur Kapkolonie, ist noch reich an Elefanten, hauptsächlich die Umgebungen der großen Flüsse und Seen. Die Kenner unterscheiden leicht zweierlei Qualitäten von Elfenbein, die eine feine und zarte, von der Ostküste, die andere harte, welche von der Westküste kommt. Auch vom kommerziellen Gesichtspunkte aus haben sich die beiden Küsten seither wesentlich von einander unterschieden. Die Ostküste, seit mehr als tausend Jahren den halbzivilisierten Völkern der Araber, Perser, Hindu 2c. bekannt, ist von diesen ausgebeutet worden, während die Westküste erst später bekannt und nur von europäischen Nationen besucht und erforscht wurde. Dies erklärt es, daß die besten Führer in das Innere von Afrika sich noch immer auf der Ostküste finden, denn sie sind schon seit Jahrhunderten teils mit Erforschungen, teils mit dem Transport beschäftigt und haben in ihren Bezügen zu Männern von höheren Rassen mehr Kenntnisse und Vertrauen erlangt. Auch Herr Westendarp erkannte schnell, daß die Bedeutung der Ostküste in Beziehung auf die Ausfuhr des Elfenbeines weitaus diejenige der Westküste übertraf. Diese Thatsache war in Europa nicht bekannt; man glaubte, die ungeheuren Mengen Elfenbein, welche aus Indien kamen, seien das Produkt von indischen Elefanten, während die Banianen oder indianischen Kaufleute, als sie die Abnahme des Elfenbeins auf der indischen Halbinsel bemerkten, dasselbe von der Ostküste Afrika's holten. Begünstigt von den Nordost- und Südwest-Monsunen konnten sie ihre Reise regelmäßig und in aller Sicherheit binnen weniger Monate machen. Durch aufmerksame Prüfung gewisser von Bombay aus eingeführter Sendungen Elfenbein hat Herr Westendarp konstatiert, daß die größere Menge des von Bombay aus nach London eingeführten Elfenbeins von der Moçambique-Küste kommt. Auch ohne selbst dieses Land besucht zu haben, kann man schon nach dem inneren und äußeren Zustand der Elefantenzähne sagen, von welcher Beschaffenheit die Natur des Bodens und das Klima der Region waren, in welcher die Elefanten lebten, welche diese Stoßzähne trugen. Man kann leicht die von der Ostküste kommenden Stoßzähne von denjenigen unterscheiden, welche man von der Westküste erhält. Obwohl es auch eine Zwischenqualität gibt, erkennt man doch im allgemeinen, daß diejenigen von der Westküste zierlicher, minder massiv, härter und durchsichtiger sind, während diejenigen von der Ostküste eine zartere, weißere und undurchsichtigere Qualität zeigen. Ein guter Kenner vermag sogar, wenn er gut erhaltene Zähne untersucht, annähernd den Breiten- oder Längengrad südlich oder nördlich vom Aequator und in der östlichen oder westlichen Hälfte des Kontinents zu bestimmen, worin die Elefanten gelebt haben, von denen die Stoßzähne kommen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die größten und schwersten Stoßzähne von etwa 50 Kgr. Gewicht, wie man solche oft auf der Ostküste trifft, vom Norden des Aequators kommen, daß dagegen im Südwesten des Aequators ein Stoßzahn von 30 Kgr. schon das mittlere Maß überschreitet. Obwohl man erzählt, daß schon Stoßzähne von 150 Kgr. Schwere vorgekommen seien, so hat Herr Westendarp doch niemals so schwere zu Gesicht bekommen; unter etwa einer Million Stücke, welche er während sechzehn Jahren zu Gesicht bekommen hatte, wog der schwerste nur 94 Kgr.

Der Europa zunächstliegende Hafen, welcher afrikanisches Elfenbein ausführt, ist Tripolis. Die Elefanten kommen zwar nicht mehr nördlich vom 15. Breitengrad vor, allein trotzdem gelangen noch regelmäßig nach diesem Hafen und nach Bengasi große Mengen Elfenbein aus dem Haussaslande und aus Bornu. Die Karawanen, die dasselbe bringen, brauchen einen bis fünf Monate, um die Wüste zu durchreisen, und da die Ware auf dem Rücken von Kameelen transportiert wird, welche jeden Abend abgeladen werden müssen, so verliert sie ungefähr 30 Prozent von ihrem Werte. Der Transport auf dem Binuë und dem Niger wäre viel kürzer, weniger kostspielig und würde nicht soviel Elfenbein der Beschädigung aussetzen. Es ist daher von hoher Wichtigkeit, für die Ausfuhr des Elfenbeins dieser Region den Wasserweg anzunehmen. Tripoli hat in den jüngsten Jahren durchschnittlich 18,600 Kgr. jährlich ausgeführt, über Bengasi sind ungefähr 5000 Kgr. gekommen. Der Gesamtwert der über diese beiden Häfen

ausgeführten Menge beläuft sich auf ungefähr 430,000 Franken jährlich.[1]

Eine gewisse Zeit lang ist auch Kairo ein sehr wichtiger Elfenbeinmarkt gewesen, weil sich die Regierung das Monopol desselben angemaßt hatte. Früher hat sich dieser Handel in Khartum konzentriert und war in den Händen einiger Syrer, bis das Haus Westendarp beschloß, auch dort, wie an anderen Punkten Afrika's, einen besonderen Vertreter aufzustellen. Sobald die Syrer begriffen, daß dieser ein ernstlicher Konkurrent für sie sein würde, erhoben sie eine so lebhafte Opposition gegen denselben, daß er augenblicklich den Platz verlassen mußte. Allein bald nahm derselbe den Weg über Suakin nach Berber und Khartum, und es gelang ihm endlich, trotz der neuen Hindernisse, welche ihm in den Weg gelegt wurden, die Abgunst der Händler zu besiegen, welche die Europäer ganz von diesem Handel auszuschließen beabsichtigt hatten. Aegypten erhält behufs der Ausfuhr 83,000 Kgr. Elfenbein aus dem Bahr-el-Ghasal und dem Darfur, sowie 65,000 Kgr. über den Bahr-el-Dschedel aus den Aequatorial-Provinzen, was ein Gesamtgewicht von 148,000 Kgr. mit einem Wert von nahezu drei Millionen Franken repräsentiert. Suakin und Massauah, die beiden Häfen des Sudan und Abessyniens am Roten Meer, führen jährlich ungefähr 19,000 Kgr. Elfenbein aus.

Der Elfenbeinhandel am Meerbusen von Aden hat sehr abgenommen, seit Herr Westendarp denselben vor etwa dreißig Jahren zum erstenmal von diesem Gesichtspunkte aus erforschte. Berbera war der einzige Hafen im ganzen Somali-Lande und hatte nur Bedeutung durch den alljährlich im Herbst dort stattfindenden Jahrmarkt, auf dem bedeutende Karawanen aus dem Innern und zahlreiche Fahrzeuge mit Käufern aus Arabien und Indien erscheinen. Das Elfenbein, welches hier wie von den kleinen Häfen in der Nachbarschaft ausgeführt wurde, mochte sich auf 7000 Kilogramm belaufen. Heutzutage kommt sehr wenig mehr aus dem Innern.

Seit langer Zeit behaupten die Araber und die Hindus alle Küstenplätze bis Sansibar und beuten sie mit Vorteil aus; heutzutage aber dürfte dieser Handel nicht mehr sehr ergiebig sein, da die Küstenzone wenig Elfenbein mehr liefert und die Expeditionen in die Gebiete der kriegerischen Neger sehr kostspielig sind. Sansibar ist nächst Aegypten der älteste und gleichzeitig der größte afrikanische Markt für den Elfenbeinhandel. Etwa ein Dutzend Häfen im Gebiet des Sultans Said-Bargasch von Sansibar, die meisten allerdings an sich unbedeutend, schicken alljährlich auf den Sansibarer Markt etwa 196,000 Kgr. Elfenbein im Werte von fünf Millionen Franken. Herr Westendarp hat die meisten dieser Häfen vom kommerziellen Gesichtspunkte aus erforscht, ohne jedoch bemerkenswerte Ergebnisse für den europäischen Handel daraus zu ziehen; die Banianen regieren dort als Herren und die Konkurrenz mit ihnen ist unmöglich. Die wichtigsten von diesen Häfen sind Mombas, Pangani, Sadani und Bagamoyo. Pangani liefert das schönste, feinste und zarteste Elfenbein an der ganzen Ostküste, ein Beweis, daß der Einfluß des äquatorialen Klima's sich auch in der Bildung dieses Erzeugnisses fühlbar macht. Man sollte daher imstande sein, in diesem Teile des Kontinents ebenfalls derartige Handelsstationen zu errichten, wie man sie an der Westküste gegründet hat; allein die Kosten der Errichtung derselben würden viel bedeutender sein, weil man, um die Region zu erreichen, wo der Tauschhandel lohnend sein würde, dieselben sehr tief im Innern errichten müßte. Im Westen der großen Seen könnte man das Elfenbein wohlfeil bekommen. Die aus dem Innern nach Sansibar gebrachten Mengen Elfenbein sind in den jüngsten zehn Jahren so ziemlich dieselben geblieben, von 1874 bis 1878 erhoben sich auf 973,000 Kgr., die von 1879 bis 1883 auf 983,000 Kgr.

Da das Elfenbein von Sansibar beinahe ganz nach London gebracht wird, so ist es interessant, den Gang der Preise während der jüngsten vierzig Jahre zu verfolgen. Die von Sansibar gekommenen großen Stoßzähne kosteten von 1840 bis 1850 660 Franken die 50 Kgr.; von 1850 bis 1860 900 Fr., von 1860 bis 1870 fand keine Steigerung statt infolge der großen Kriege; allein 1870 bis 1880 stiegen die Preise von neuem beträchtlich; 1872 erreichten sie 1650 Franken per Zentner, gingen aber bis 1879 wieder stark zurück. Die Einfuhr in England hat seit 1840 folgenden steigenden Gang verfolgt: von 1840 bis 1850 ungefähr 300,000 Kgr., von 1850 bis 1860 ungefähr 500,000 Kgr., von 1860 bis 1870 ungefähr 550,000 Kgr., von 1870 bis 1880 ungefähr 600,000 Kgr. Sie hat sich also in vierzig Jahren verdoppelt, was also die Erlegung von doppelt soviel Elefanten als vor 1840 voraussetzt.

Obwohl Moçambique im Rufe steht, große Ladungen Elfenbein auszuführen, so kommt doch dorthin sehr wenig aus dem Inneren der portugiesischen Besitzungen. Der größte Teil kommt von Quilimane, wo sich bisweilen der ganze Handel des Beckens vom Sambesi, Schire und Nyassa-Sees konzentriert. Die Stadt Quilimane hat, unabhängig von ihrer Negerbevölkerung, 350 steuerbare Einwohner, Hindu und farbige portugiesische Abkömmlinge von allen Schattierungen. Die Zahl der eigentlichen Europäer daselbst ist sehr gering. Der Elfenbeinhandel war früher dort bedeutend und geschah gegen Waren-Vorschüsse; allein daraus entstanden schwere Verluste, und viele Makler, welche man mit Musterpäcken ins Innere geschickt hatte, kehrten nicht mehr zurück. Heutzutage ist man klüger; aber gleichwohl kommt es vor, daß große Stoßzähne in Senna teurer bezahlt werden als in London. Außer den portugiesischen Händlern bringt der Negerstamm der Ma-

[1] Die von Herrn Westendarp gelieferten Nachweise beruhen auf Beobachtungen, welche vorwiegend in einer Reihe von Jahren, von 1879 bis 1883, gemacht wurden.

tapuires, welcher westlich vom Bangweolo-See wohnt, große Mengen Elfenbein an die Küste. Diese Neger kommen im April oder Mai zu Hunderten bis nach Boror, eine Tagereise von Quilimane, dem sie aber nicht näher kommen dürfen, weil sie im Jahre 1877, zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei, Unruhen veranlaßt haben. Die Ankunft dieser großen Karawanen aus dem Inneren zieht alles, was nur Händler heißt, nach Boror, um jene Neger zu treffen; es werden Hütten errichtet und jeder richtet sich nach Möglichkeit häuslich ein. Niemand beeilt sich und oft vergeht ein Monat, ehe der Handel beginnt. Alsdann wird jeder Stoßzahn gegen Zeuge, Glasperlen, Messingdraht ꝛc. verhandelt. Die Hauptgeschäfte werden Abends und Nachts abgeschlossen, wobei Käufer und Matapuires sich gegenseitig an List zu überbieten suchen. Die von der Moçambique-Küste ausgeführte Menge Elfenbein beläuft sich auf 142,000 Kgr. mit einem Werte von 3,550,000 Franken; davon kommen aber nur ungefähr 30,000 Kgr., im Werte von 1,250,000 Fr. nach Europa. Diese großen Mengen Elfenbein, welche hinter denen des ägyptischen Sudan nicht zurückstehen und diejenigen von den Bassins des Kongo und Niger weit übertreffen, zeigen deutlich, daß das Land, woher diese Stoßzähne kommen, eine ausnehmend reiche Vegetation haben muß. Herr Westendarp ist der Ansicht, daß dieses ungeheure Gebiet mit all seinen Flüssen, Seen und gutmütigen Negerstämmen vom Gesichtspunkte des Elfenbeines aus das interessanteste von ganz Afrika ist.

Die Kapkolonie hat von ihrer Bedeutung als Elfenbeinmarkt viel verloren; der frühere Reichtum an Wild ist nun ganz vorüber. In den ersten Jahren der britischen Okkupation wurden von dem nördlich vom Limpopo gelegenen Gebiete die stärksten Ausfuhren gemacht. Vor 70 Jahren bot dieser Landstrich den Elefantenjägern noch reiche Jagdgebiete. Wenn sich ein Mann fand, der imstande war, eine derartige Expedition zu leiten, so veranstaltete man eine solche zu diesem Zweck und beschaffte für die lange Reise, welche eine solche nach sich zog, starke vierräderige Wagen, welche mit allem Notwendigen versehen waren. Der Führer bedingte sich die Hälfte der Jagdbeute aus und verpflichtete sich häufig auf zwei oder drei Jahre. Einige Elefantenjäger haben auf diese Weise viel Geld verdient, was anderwärts nicht der Fall ist. Heutzutage liefern die südafrikanischen Kolonien nur noch 29,000 Kgr. Elfenbein, im Wert von 625,000 Franken, während sie früher 52,000 Kgr. ausführten.

Steigt man die Westküste entlang herauf, so muß man die portugiesischen Besitzungen erreichen, um wieder auf Elefanten zu stoßen. Die Kolonie Angra Pequena hat keine Elefanten und führt kein Elfenbein; aus selbst Mossamedes, welches erst um die Mitte dieses Jahrhunderts gegründet worden ist, liefert nur 2000 Kgr. Dagegen führte Benguela, eine portugiesische Niederlassung aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, ungefähr 24,000 Kilogramm aus. Die Erträgnisse sind jedoch in den jüngsten Jahren merklich zurückgegangen. San Paulo de Loanda, der Sitz der portugiesischen Verwaltung, hat infolge der hohen Tarife und unzähligen Schwierigkeiten viel verloren. Das Elfenbein, welches man von hier und von Ambriz ausführt, gehört unbezweifelbar der Qualität nach zu demjenigen des Kongo-Beckens, während dasjenige von Benguela vom oberen Sambesi kommt; auf diese Weise kann man sich den sehr bemerkbaren Unterschied der Qualität zwischen zwei Elfenbeinsorten erklären, welche aus solch benachbarten Häfen kommen.

Im Gebiet des Kongo-Beckens ist, nach Stanley's Angaben, das Elfenbein so reichlich vorhanden, namentlich in der Aequatorregion, daß es dort beinahe keinen Wert habe; es liegt jedenfalls etwas Uebertreibung in dieser Angabe, denn es ist der kostbarste Tauschgegenstand, gegen welchen die Eingeborenen des Innern ihr teuerstes Besitztum, ihre Weiber, verpfänden. In Ost und West bedient man sich desselben zur Bezahlung des Tributs, und die Eingeborenen selbst bezahlen es sehr teuer. Stanley hat einen Tempel mit Kriegshörnern, mit Keulen, Dreschflegeln, Armringen u. s. w. von Elfenbein gefunden, wie man sie nur noch in Indien trifft. Allein Zentralafrika und seine Bewohner können vom Standpunkte der Zivilisation aus nicht mit Indien verglichen werden.

Herr Westendarp hält es für eine gefährliche Illusion, sich einzubilden, daß man im Herzen von Afrika das Elfenbein in solch bedeutender Menge finden werde, daß der Wert desselben beinahe auf Null herabsinke. Der Europäer wird es überall im Verhältnis zu der Schwierigkeit des Transports nach der Küste bezahlen müssen, wenn er nicht die Araber nachahmt, seine Vorgänger seit mehreren Jahrhunderten, welche einfach den Eingeborenen ihr Elfenbein raubten. Herr Westendarp warnt daher die Kaufleute, keine kostspieligen Handelsexpeditionen nach Zentralafrika zu unternehmen in der Absicht, dort das Elfenbein in Ueberfluß und wohlfeil zu finden. Der wilde Elefant verschwindet rasch da, wo die Zivilisation beginnt.

Wenn man die Elfenbeinmengen, welche während der fünf Jahre, die der Eröffnung dieses Stromes durch Stanley vorangingen, aus dem Kongo-Becken kamen, mit den fünf Jahren vergleicht, welche dem Aufgehen des Stromes folgten, so sieht man, daß von 1875—1879 441,000 Kgr. und von 1879—1884 421,000 Kgr. von dort kamen.

Die Häfen am Gabun und diejenigen des Nordens bis zum Golf von Kamerun lieferten 64,000 Kgr. für 1,437,500 Franken. Aus dem Gabun kommt die schöne, durchsichtige Sorte, welche unter dem Namen des grünen Elfenbeins bekannt ist, während Kamerun nur eine einzige, allerdings auch schöne, aber gröbere Sorte, je nachdem sie aus dem Süden oder Norden dorthin komt, ausführt. Die Färbung dieser Stoßzähne ist dunkelbraun. Man trifft am Kamerun den Elefanten noch in einer Höhe von 3000 m.

Seit einer gewissen Reihe von Jahren ist die Niger-Region für die Elfenbeinhändler das wichtigste Land der afrikanischen Westküste. Da der untere Niger und der Binuë keine Wasserfälle haben, können die Fahrzeuge sie das ganze Jahr hinanfahren und ohne Schwierigkeit die Elfenbein-Märkte des Innern erreichen. Dieses Becken lieferte vor 1876 der Ausfuhr ungefähr 89,000 Kgr. Elfenbein, und seither ist diese Zahl noch bedeutend gestiegen. Die „United-African-Company" besitzt Dampfboote, welche regelmäßige Fahrten auf den beiden Flüssen machen, was zu dieser Steigerung wesentlich beiträgt.

Alle Häfen der Sklaven-, der Gold-, der Zahn- und der Pfefferküste bis nach Senegambien hinauf waren noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von einer großen Bedeutung für den Elfenbeinhandel, der aber heutzutage beinahe aufgehört hat. Es kommen von dort nur noch 14,000 Kgr., von Senegambien 5000 Kgr. Elfenbein.

Bezüglich der Qualität ist das von der Nordgrenze des Verbreitungs-Bezirks der Elefanten ausgeführte Elfenbein das gröbste und mindest wertvolle, ebenso dasjenige von der südlichen Grenze, von Mossamedes; abermals ein Beweis, daß die Temperatur ihren Einfluß auf die Qualität ausübt; je weiter man sich vom Aequator entfernt, je höher und trockener ein Bezirk ist, desto minder fein ist das Elfenbein, das er liefert. Die Feinheit und Durchsichtigkeit steigen mit der Hitze und Feuchtigkeit.

Marokko erhält jedes Jahr aus Timbuktu ungefähr 8000 Kgr. Elfenbein, allein es wird im Lande verarbeitet in Gestalt von Flintenkolben und Schmuckgegenständen, welche in Fez und anderen Städten des Reiches Absatz finden.

Alles in allem genommen, betrug die Gesamtausfuhr an afrikanischem Elfenbein von 1879 bis 1883 im Mittel 840,000 Kgr., nämlich 564,000 Kgr. von der Ost- und 284,000 Kgr. von der Westküste, im Betrag von 19—22 Millionen Franken. Dies setzt die Erlegung von 65,000 Elefanten jährlich voraus, ungerechnet diejenigen, welche getötet werden, um den Afrikanern selbst diejenigen Schmuckgegenstände zu liefern, welche man bei ihnen findet.

(G. g.)

Briefe des Asienreisenden N. M. Prschewalsky.

(1883—1885.)

(Schluß.)

Die Oasen Nij und Keria bilden den Anfang einer langen Kette ähnlicher Oasen, die sich mit verschiedenen Intervallen über Chotan und Jarkend bis nach Kaschgar hin und dann um den südlichen Abhang des Thian-Schan herum zieht. Aussehen und Charakter dieser Oasen sind sich im allgemeinen überall gleich. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner bilden Acker- und Gartenbau. Ueberfluß an Arbeitshänden, das warme Klima, die außerordentliche Fruchtbarkeit des aus einer Lößschicht bestehenden Bodens im Verein mit ausreichender Bewässerung machten es möglich, daß der Ackerbau hier schon in den ältesten Zeiten einen hohen Grad der Vollkommenheit erreichen konnte. Der ewige Kampf mit der Not hat die Menschen dort in der Kunst unterwiesen, zur Bewässerung des Bodens auf die vielfältigste Art Kanäle (Aryk) anzulegen; dieselben verzweigen sich wie Arterien und Venen in einem tierischen Körper und befruchten jeden Fleck des bearbeiteten Bodens. In einer für das ungewöhnte Auge ganz erstaunlichen Weise durchkreuzen und verzweigen sich diese Aryks über die Oase; bald führen sie nebeneinander her, jedoch in verschiedener Höhe, bald fließt das Wasser in hölzernen Rinnen, die übereinander liegen, dahin, bald strömt es in ebensolchen Rinnen über die flachen Dächer und Hütten fort. Ueberall bringt hier das Wasser Leben, es tränkt nicht blos den Boden, sondern befruchtet und erneuert ihn zugleich durch Löß-Schlamm, den es mit sich führt. Die Hauptkanäle, von denen sich die kleineren Nebenkanäle abzweigen, führen das Wasser oft aus dem viele Werst entfernten Fluß zur Stelle, da das Niveau des Flusses, wenn er die Oase durchströmt, viel niedriger liegt, als die von den Kanälen bewässerten Felder und Gärten.

Die Bearbeitung der Felder an und für sich ist ungemein sorgfältig. Das Erdreich wird dermaßen zerkleinert und zerteilt, daß auch nicht ein Ballen mehr nachbleibt; das ganze Feld wird dabei in kleine Beete eingeteilt, welche besät werden, während die Furchen dazwischen mit Wasser angefüllt werden. Der Wirt, welcher darin ganz genau Bescheid weiß, bestimmt immer selbst, wann die Berieselung vorzunehmen, wann der Zufluß zu den Furchen abzuschließen ist. Die Felder haben gewöhnlich nur geringe Ausdehnung und sind terrassenförmig übereinander angelegt, um die Berieselung zu vereinfachen. In Bezug auf die Nutznießung des Wassers wird strenge Reihenfolge beobachtet, worüber besondere Gemeindeälteste zu wachen haben. Reis wird auf den am niedrigsten gelegenen Feldern gesät und diese stehen denn auch, wie die Getreideart es verlangt, fast beständig unter Wasser.

Zu jeder Hütte, zu jedem Gärtchen und Gemüsebeet, ja sogar zu jedem größeren Baum, wenn er vereinzelt dasteht, kurz überall hin sind Kanäle gezogen, die je nach Bedarf geöffnet oder geschlossen werden. Die Ränder des Aryk sind gewöhnlich mit Pappeln, Weiden, Oleaster und Maulbeer-Bäumen bepflanzt. Diese Bäume geben Schatten und dienen ferner als Brennmaterial. Man geht mit ihnen, wenn der Ausdruck gebraucht werden kann, auf das Zärtlichste um. Dafür gedeihen die Bäume aber auch rasch und üppig. Nach Verlauf von 7—8 Jahren gibt die Pappel einen zu Bauzwecken geeigneten Stamm und nach 30—35 Jahren hat sie zwei Klafter im Umfang bei einer Höhe von 100 Fuß. Zu Brennholz fällt man die Bäume (Weide und Pappel) etwa zwei Faden vom Boden. Der Stumpf wird mit Lehm verschmiert, um das Austrocknen

zu verhindern. Ein so gekappter Stamm treibt bald wieder frische Schößlinge, die sich rasch zu einer dichten hübschen Krone entfalten, besonders bei der Weide. Nur vertrocknete Bäume werden an der Wurzel gefällt.

In allen Oasen werden die Felder bestellt mit: Weizen, Gerste, Mais, Reis, Hirse, Erbsen, Klee, Wassermelonen, Melonen, Tabak und Baumwolle; in den Gemüsegärten werden gezogen: Zwiebeln, Rettig, Radies, Möhren, Gurken, Kürbis und Grünzeug für die Küche. In den Gärten wachsen Aprikosen- und Pfirsichbäume, Weinreben, Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Maulbeer-Bäume und gedeihen Granaten und Wallnüsse; häufig befinden sich in den Gärten kleine Teiche, welche Bostan genannt werden; ebenso sind Teile der Gärten der Blumenzucht speziell gewidmet und man sieht in ihnen Rosen, Astern, Sammtblumen, Balsaminen und andere Blumen.

Im allgemeinen sind die Felder der Oasen im Verhältnis zur Einwohnerzahl sehr klein. Ich nehme an, daß auf jede Familie, auf die man durchschnittlich fünf Personen rechnen kann, kaum volle zwei Deßjatinen kommen dürften. Diesem Mangel wird durch die hohen Ernteerträge des Getreides und andererseits durch die Mäßigkeit der Eingeborenen in der Nahrung die Wage gehalten; außerdem erntet hier jedermann nur für sich selbst, und zum Verkauf dürfte bei all' den vielen Familien kaum etwas nachbleiben.

Die Gemüsegärten bei den Hütten sind von ergötzlicher Kleinheit; übrigens ist auch das Gemüse, welches darin gedeiht, nicht weit her. Unvergleichlich größer und ergiebiger sind die Fruchtgärten in denselben Oasen. Die Bäume werden äußerst sorgfältig behandelt, wachsen kräftig auf und geben vortreffliche Früchte. Schade blos, daß die Früchte von den Eingeborenen schon vor der völligen Reife abgepflückt und die reifen Früchte auch unachtsam behandelt werden. Aprikosen, Pfirsiche und Trauben werden getrocknet. In dieser Form bilden die Früchte einen unerläßlichen Bestandteil jedes „Dostar-Chan", d. h. jeder Bewirtung. Aepfel, Melonen und auch Trauben werden ebenso für den ganzen Winter frisch erhalten. Ueberhaupt bildet im Sommer frisches Obst, im Winter getrocknetes Obst einen Hauptbestandteil der Nahrung bei den Bewohnern jenes Landstriches.

Ich setze nunmehr den Bericht über unsere Reise fort.

Die chinesischen Beamten, welche wir in Keria zuerst trafen, empfingen uns mit zur Schau getragener Ehrfurcht, handelten aber nach dem alten System, vor unseren Augen zu schmeicheln und hinterrücks im Stillen uns zu schaden. So befahl beispielsweise der Amban, als er in Erfahrung brachte, daß wir nach Tibet vordringen wollten, in den Pässen zwei Brücken zu zerstören und die Wege durch Steine zu verbarrikadieren. Gleichzeitig wurde dieser Amban durch unsere Ankunft dermaßen in Angst versetzt, indem er im Zusammenhange damit einen Aufstand der örtlichen Bevölkerung befürchtete, daß er den Einwohnern mit Gewalt alle vorhandenen Getreidevorräte abnehmen und an einen Ort in acht Hütten zusammentragen, und, wie die Eingeborenen uns versicherten, diese Häuser mit Minen umgeben ließ. Sein Plan war dabei, im Falle einer Empörung die Häuser und damit die Vorräte in die Luft zu sprengen und die Aufständischen auf diese Weise der Lebensmittel zu entblößen. Mehrere Nächte nacheinander verließ der Amban die Oase und übernachtete mit seiner Bedeckung in Zelten, weil er überrumpelt zu werden fürchtete. Vorher wurden den Eingeborenen in Keria ihre kleinen Handmesser, die sie im Gürtel zu tragen pflegen, abgenommen und die Spitzen davon abgeschlagen, um diese an und für sich schon ungefährliche Waffe noch unschädlicher zu machen,[1] Man könnte überhaupt mehrere Seiten mit den unsinnigen Machinationen füllen, durch welche die Chinesen ihre Feigheit an den Tag legten und sich selbst in den Augen der örtlichen Bevölkerung nur noch mehr diskreditierten.

Da wir nach unserer Information die Unmöglichkeit einsahen, mit Kameelen nach Tibet zu gehen und unsere Kameele, welche von Urga an schwere Ballen geschleppt hatten, entkräftet waren, mußten wir uns entschließen, in Keria für die bevorstehende Exkursion auf das Hochplateau Tibet 30 Saumpferde zu mieten. Die überflüssige Bagage (d. h. die Sammlungen) wurde dem Chakim (Gouverneur) von Keria, einem Eingeborenen, in Verwahrung gegeben. Die Kameele, 51 an der Zahl, aber wurden unter Bewachung von sechs Kosaken in der Nähe Keria's zur Waide zurückgelassen. Wir selbst, 15 Mann hoch, rückten, nur mit dem Nötigsten ausgerüstet, von Keria nach Süden aus, in der Hoffnung, Tibet durch jene Schlucht zu erreichen, welche 1871 ein Pandit (ein in der Topographie unterwiesener Indier) von Ladok aus passierte. Jedoch unsere Hoffnung sollte zu Schanden werden. Die erwähnte Schlucht, durch welche der Fluß Kurab fließt, erwies sich, abgesehen von der Zerstörung der Brücke und der Bergpfade durch die Chinesen, für Saumpferde unzugänglich, besonders während des Sommers, wo alle Bergbäche angeschwollen sind; ein anderer Paß war nicht vorhanden. Wir mußten also, so leid es uns auch that, unser Vorhaben, den nordwestlichen Teil Tibets zu besuchen, aufgeben und entschlossen uns kurz, statt dessen die Keria zunächstliegenden Gebirgszüge zu durchstreifen. Sie bilden eine unmittelbare Fortsetzung des „Russischen Höhenzuges" und da die Eingeborenen ihnen keinen auf den gesamten Gebirgszug bezüglichen Namen beigelegt haben, sondern immer die einzelnen Schluchten und Bergkegel bezeichnen, so mußte ich wieder den Paten spielen und taufte dieses Gebirge denn auf den Namen „Keria-Gebirgszug". Dieser Gebirgskamm erstreckt sich von Ost nach West 160 Werst weit, zwischen den Flüssen Keria und Jurun-Kasch, letzterer trennt diesen Kamm von den Gebirgszügen, die sich bis

[1] Irgend eine Waffe bei sich zu tragen, ist den Eingeborenen im östlichen Turkestan verboten.

zum Karakorum weiter hinziehen. Der Keria-Gebirgskamm stellt sich dem Auge als eine hohe, plötzlich steil ansteigende Gebirgswand dar, die auf der ganzen Längsausdehnung über die Schneegrenze hinausragt. Mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen treten sogar in abzweigenden Kämmen bis zur äußersten Seite der Gebirgswand vor und überhaupt besitzt die Schneeregion dort eine große Ausdehnung. Besonders hervorragende Spitzen haben wir nicht bemerkt, obwohl sich hier und da über der Gesamtmasse des schneebedeckten Kolosses höhere Gruppen erheben, die wahrscheinlich 20,000 Fuß absoluter Höhe übersteigen. Zu unserem Leidwesen hatten wir keine Möglichkeit, trigonometrische Höhenmessungen vorzunehmen oder die barometrische Höhe zu bestimmen. An Beidem wurden wir durch den fortwährenden starken Regen verhindert, welcher während der 25 Tage, die wir in der höheren Zone des Keria-Gebirges zubrachten, unaufhörlich niederströmte. Diese Regenzeit wird wahrscheinlich durch die Mussons des Indischen Ozeans bewirkt und dauert während der drei Sommermonate, doch tritt der Regen am heftigsten im Juli auf. Diese Regenperiode ist Ursache der großen Zahl von Gletschern in den Bergen, denen viele Bäche entspringen; am Fuße des Gebirges bilden sich die Oasen an diesen Flüssen. Eine andere Folge der Sommerregen erblickt man in dem ausgezeichneten Waideland auf den unteren Stufen des Gebirges in einer absoluten Höhe von 9—12,000 Fuß. Auf den Matten dieses Gürtels waiden große Heerden zartwolliger Schafe. Je weiter nach dem Norden, desto schwächer tritt die Regenzeit auf und es ist wahrscheinlich, daß nur ein geringer Teil des Regens bis zu den Höhenzügen des zentralen Kuen-Lün getragen wird.

Ungeachtet der ergiebigen Bewässerung durch den Regen während des Sommers ist der Keria-Gebirgszug ungemein arm in Bezug auf die Flora und ihre Vielfältigkeit, man sieht weder Wälder noch Buschwerk. Größere Tiere trifft man auch nicht an, mit Ausnahme der Bergschafe (Kuku-Joschok) auf den Felshängen; von der gefiederten Welt bemerkt man blos Geier in größerer Zahl und Riesenberghühner (Megaloperdix). Den Grund einer solchen Armut des organischen Lebens hat man wohl einerseits in dem scharfen Kontrast zwischen der trockenen und heißen Wüste und den mächtigen kalten Bergen, die auf einem verhältnismäßig kleinen Raum zusammengerückt sind, und andererseits in der ungewöhnlichen Steilheit der Bergwand zu suchen, bei welcher schon zwischen den einzelnen, schmalen, vertikalen Gürteln große Unterschiede in der Temperatur und Bewässerung zu Tage treten. Die unterste Grenze der Gletscher des Nordabhanges des Keria-Gebirgszuges befindet sich, nach der Analogie mit dem Sa-Glissuß-Nan-Schan zu schließen, vermutlich auf einer absoluten Höhe von $15^1/_2$—16,000 Fuß. Auf dem Südabhange desselben Gebirges, welcher sicher kürzer und von topographisch sanfterem Charakter ist, dürfte die Schneegrenze 500—1000 Fuß höher liegen.

Während unseres Aufenthaltes im Keria-Gebirge konnten wir den dortigen südlichen Matschin-Stamm genugsam kennen lernen und hatten ferner auch Gelegenheit, einen anderen kleinen, aber hochinteressanten Volksstamm — die Polu — zu studieren.

Das Dorf dieser Polu, welches nur aus 50 Höfen besteht, liegt am Flusse Kurab, fünf Werst oberhalb seiner Mündung in den Keria, in einer Höhe von 8000 Fuß. Die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ruht in den Händen des durch Wahl bestimmten Akssakal. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Sie gehören zu der mohamedanischen Sekte der Sunniten. Nach ihrem Herkommen sind die Polu Tibetaner und der Ueberlieferung nach aus folgender Ursache nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte verschlagen worden:

Im westlichen Tibet herrschte vor Zeiten der Brauch, einen Kaiser zu wählen und ihn dann nach Ablauf einer zehnjährigen Regierung, gleichviel ob er nun ein schlechter oder guter Regent war, zu töten. Einer dieser Kaiser, Chatam geheißen, floh kurz vor Ablauf der Regentschaft und des ihn damit erwartenden Schicksals mit dreihundert Anhängern außer Landes und gründete eine kleine Kolonie am oberen Laufe des Keria, also auf dem tibetanischen Plateau. Diese Niederlassung wurde aber bald darauf von den Mongolen überfallen und die Bewohner niedergemacht. Nur Chatam selbst rettete sich mit seiner Frau, seinem Sohn und zweien seiner nächsten Umgebung. Diese Flüchtlinge verfolgten den Lauf des Keria über die Ausläufer des tibetanischen Hochlandes hinaus und gründeten, sich mit den Frauen des Stammes Matschin verehelichend, die jetzige Niederlassung Polu, wo jetzt schon die achte Generation nach den ersten Ansiedlern lebt.

Die Bewohner von Polu zeigen, wie die übrigen Stämme in Ost-Turkestan, ein buntes Gemisch von physiognomischen Typen. Vorherrschend ist der Typus des Matschin-Stammes vertreten, nur selten erinnert einer oder der andere an die Tibetaner. Die Sprache haben sie auch mit dem Matschin-Stamm gemeinsam. Der örtliche Häuptling sagte uns, daß fast gar keine tibetanischen Worte in ihrer Sprache beibehalten seien. In Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihre Kleidung unterscheiden sich die Bewohner Polu's ebenfalls nicht vom Matschin-Stamm.

Mit der Schilderung des letzteren will ich diesen Brief abschließen.

Ich erwähnte früher bereits, daß die Angehörigen des Matschin-Stammes sich für das Urvolk von Ost-Turkestan ansehen. Sie bevölkern jetzt den südöstlichen Teil des Landes und leben sowohl in den Oasen als auch in den Bergen. In den Bergen hat sich der ursprüngliche Typus reiner erhalten. In den Oasen, besonders in den größeren, sowie in den Städten, haben sie sich mit dem Stamm Ardbül und anderen eingewanderten Völkerschaften von Ost-Turkestan vermengt. Die Gesamtzahl der Matschin ist

nicht bestimmbar. Im Keria-Gebiet zählt man, wie gesagt, etwa 10—12,000 Familien.

Die Berg-Matschin oder, wie sie sich wohl auch nennen, „Maltscha", bewohnen den Russischen und Keria-Höhenzug und den Karanga-Tag.[1] Im Keria-Gebirge (soweit dieses zum Keria-Gebiet gehört) leben etwa 2000 Matschin-Familien. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht, in geringerem Maße treiben sie auch Ackerbau. Ihrem Aeußeren nach bekunden diese reiner erhaltenen Matschin eine Vermischung der mongolischen und arischen Rasse, mit überwiegendem Einfluß der letzteren. Ihre Backenknochen treten merklich hervor, die Nase ist am unteren Ende abgestumpft, obgleich das Nasenbein nicht wie bei den echten Mongolen eingedrückt ist; der Bartwuchs ist besonders an den Backen und an der Oberlippe schwach; die Augen sind groß und nicht schräg geschlitzt; der Kopf zeigt eine eckige, hinten abgeplattete Schädelbildung mit meist flacher Stirn; die Lippen sind wulstig; der Wuchs von geringer, höchstens mittlerer Höhe, der Körperbau schwächlich; die Haut ist dunkel gefärbt, wenigstens nicht heller als bei den Mongolen. Obgleich Augen und Haare meist die schwarze Farbe besitzen, hier und da findet man jedoch, und zwar an einigen Punkten sogar häufig, bei den Männern (ob bei Frauen auch, weiß ich nicht) blaue oder graue Augen und kastanienbraune, rötliche, zuweilen sogar ganz blonde Haare.[2]

Die Männer rasieren das Kopfhaar, beschneiden die Wunzen und lassen den Kinn- und Backenbart stehen. Die Mädchen tragen ihr Haar in 4—6 Flechten (zwei am Hinterkopf und je zwei an den Schläfen), je nach der Fülle des Haarwuchses. Diese Haartracht behalten sie auch nach der Verheiratung bis zur Schwangerschaft bei; von da ab tragen die Frauen nur zwei Flechten am Hinterkopf. Manche legen sich kleine Locken an den Schläfen ein oder schneiden ihre Stirnhaare kurz und tragen einen Schopf auf der Stirne wie unsere Modedamen. Die Frauen der Bergbewohner besitzen kein einnehmenderes Aeußere, in den Oasen trifft man dagegen recht hübsche Gesichter.

Das gemeinsame Kleidungsstück der beiden Geschlechter bildet der Chalat, welchen die Männer an den Hüften umgürtet, die Frauen offen tragen, und Beinkleider bilden die Untergewänder. Als Fußbekleidung dienen Stiefel, welche den unserigen ähnlich sind. Der Kopf wird im Winter und Sommer mit Schaffellmützen bedeckt. Den Turban haben wir bei den Männern im Gebirge nicht bemerkt, und auch die Frauen benutzen den Schleier nur selten.

In den Oasen leben die Angehörigen des Matschin-Stammes in Lehmhütten, in den Bergen legen sie ihre Erdhütten in den dicken Lößschichten an. Solche Wohnräume sind bequem und billig hergestellt und haben den großen Vorzug, im Winter warm zu halten, im Sommer kühl zu sein.

So anspruchslos der Berg-Matschin in Bezug auf seine Wohnung ist, so einfach und schlicht ist auch seine Einrichtung und seine Speise. Die letztere besteht hauptsächlich in Weizen-, Gersten- oder Maisbrot, welches im Sommer mit Milch, im Winter mit Thee gegessen wird; Fleisch ist eine Seltenheit. Die Bewohner der Oasen sind wählerischer in Bezug anf die Nahrungsmittel; die Speisen sind bei ihnen besser und verschiedenartiger. Einen wichtigen Artikel für die Küche bilden dort Obst und Gemüse, ferner Reis und Thee. Auf den Märkten wird Schaffleisch feilgeboten, woraus die Bewohner sich ihr Lieblingsgericht — Plow — zubereiten; man kocht dort auch verschiedene Suppen und verfertigt kleine Fleischpasteten, die Pilmeni genannt werden. Wohlhabendere essen Hühner, Enten und die Eier derselben. In der Zubereitung der Speisen und in Bezug auf die Geräte wird große Sauberkeit beobachtet.

Die Bergbewohner treiben, wie bereits erwähnt, hauptsächlich Viehzucht, an erster Stelle Schafzucht. Es gibt zwei Arten: die eine, mit grobhaarigem Fell, nennt man Kyltschak, die andere, feinwollige, Gyrde. Die ersteren trifft man vorwiegend im Russischen Höhenzug, die Gyrde im Keria-Gebirge. Sie geben ausgezeichnete Felle. Auch Ziegen werden gezüchtet und geben eine feine Wolle. Hornvieh ist selten, da es in den letzten Jahren durch Seuchen dezimiert wurde. Esel, welche als Pack- und Reittiere dienen, gibt es in großer Zahl. Die Pferde sind nicht groß, aber von reinem Geblüt; ihre Zahl ist jedoch klein, weil die Chinesen sie vor einigen Jahren aus Furcht vor einem Aufstande der Eingeborenen massenhaft vertilgten. Die Vertilgung der Pferde, erzählte man uns, wurde auf eine ganz barbarische Weise ausgeführt. Die Chinesen konfiszierten die Pferde, töteten sie dann aber nicht gleich, sondern quälten sie zu Tode, indem sie sie im Winter in dem Flusse schwemmten und bei Frost mit Wasser begossen. Auf diese Weise wurden Tausende der nützlichen Tiere, an denen das östliche Turkestan so wie so nicht allzu reich ist, nutzlos hingemordet.

Unter den Charaktereigenschaften der Matschin fällt zunächst ihre schreckliche Schwatzhaftigkeit auf, in welcher die Männer, wie es scheint, noch mehr leisten als die Frauen. Dann ist ferner allen Angehörigen des Matschin-Stammes Feigheit und Leichtfertigkeit gemeinsam. Gesang,

[1] Unter diesem Namen versteht man das Grenzgebirge südlich von Keria. Zur Bequemlichkeit der geographischen Terminologie könnte, meiner Ansicht nach, die Bezeichnung Karanga-Tag auf den ganzen mit ewigem Schnee bedeckten Höhenzug angewandt werden, welcher sich als Verlängerung des Keria-Gebirges vom Flusse Jurun-Kasch hinzieht und den äußersten westlichen Teil des Kuen-Lün bildet.

[2] Ich halte dies für ein sehr wichtiges Faktum. Bilden die Matschin vielleicht die direkten Nachkommen jener blauäugigen, rothaarigen Bewohner des östlichen Turkestan, welche den chinesischen Chroniken zufolge unter dem Namen der Sfaken und Göten bis zum Beginn unserer Aera dort lebten?

Musik und Tanz bilden ihr Hauptvergnügen, sogar in den wildesten Schluchten des Gebirges.

„Es ist ein wahres Glück, daß der Branntwein diesem Volke unbekannt ist, sonst würde es ganz den Kopf verlieren," sagten unsere Kosaken, um den Hang der Matschin zu leichtfertigem Leben zu bezeichnen. Geldgierig und gehörig faul sind die Eingeborenen übrigens auch und wie überhaupt alle Asiaten, unsittlich. Einen hübschen Zug im Charakter des Volkes bidet dagegen die Liebe zu den Kindern und der Verwandten untereinander. In der Not hilft jeder dem anderen. Diebstahl ist, in den Bergen wenigstens, sehr selten. Obgleich man die Bergbewohner im allgemeinen nicht gerade ein laues Volk nennen kann, so zeichnen sich die Frauen dieses Stammes dennoch durch viel größere Lebhaftigkeit und Arbeitsamkeit vor den Männern aus. Sie haben die ganze Wirtschaft und Kindererziehung auf den Schultern. Die Kinder werden sehr lange, zwei, ja sogar drei Jahre gesäugt, bis sie gehen und gut sprechen können. Der Matschin hat gewöhnlich nur eine Frau, selten zwei oder drei; doch werden die Frauen oft gewechselt, da die Scheidung sehr wenig Umstände macht. Man trifft Frauen, welche den sechsten oder siebenten Mann haben, sehr häufig. Bei zwei oder drei Männern ist fast jede Frau gewesen. Die Ehen werden im frühen Alter, im 12. bis 15. Lebensjahr, geschlossen. Die Männer heiraten ebenfalls im Alter von etwa 15 Jahren. Geschiedene Eheleute können am nächsten Tage wieder neue Ehen eingehen. Nahe Blutsverwandtschaft, auch im zweiten Gliede, bildet kein Hindernis; so können ein Onkel seine Nichte, ein Neffe seine Tante und Bruderkinder einander ehelichen. Nur die allernächsten Blutsverwandten, d. h. Brüder und Schwestern vom selben Elternpaar, dürfen keine Ehe miteinander schließen. Die Hochzeitsgebräuche sind die bei den Mohamedanern allgemein üblichen; eine große Bewirtung ist nicht Sitte, so daß die Hochzeiten nicht viel kosten. Die Bestattung der Verstorbenen geschieht nach mohamedanischem Brauch. Einen Unterschied finden wir nur in der Sitte, daß die nächsten Angehörigen des Toten 40 Tage auf dem Grabe des Verstorbenen leben müssen. Dieser Brauch wird aber nur teilweise erfüllt. Am Donnerstag jeder Woche besuchen die Angehörigen die Gräber der Ihrigen und senden zu ihnen Gebete um ihre Hülfe in diesem Leben.[1] Es werden zugleich Speisen auf den Gräbern zurückgelassen, die später gewöhnlich den Armen zu gute kommen.

Alle Matschin gehören zur Sekte der Sunniten; in religiösen Dingen sind sie nichts weniger als fanatisch. Die Sprache unterscheidet sich, sogar bei den Bergbewohnern, nur wenig von dem allgemeinen Idiom im östlichen Turkestan. Unser Dolmetscher aus Kuldscha machte sich überall leicht verständlich, obwohl er behauptet, daß in der Sprache des Matschin-Stammes Worte vorkämen, die den Bewohnern von Kuldscha fremd sind.

Anfangs August traten wir aus dem Keria-Gebirge auf den Weg nach Chotan heraus und in die Oase Tschira ein. Von dort sandten wir nach den in Keria zurückgelassenen Effekten und Kameelen. Dieser Tage treffen die Sachen bei uns ein und wir ziehen dann über Chotan, den Lauf des Flusses Chotan hinab, nach Aksu und weiter über den Tjan-Schan hinaus in das heimische Gebiet, das wir vermutlich gegen Ende Oktober erreichen werden.

[1] Wir finden hier also den Kultus der Vergötterung der Vorfahren.

Sitten und Bräuche der Tagalen (Luzon).

Nach dem „Folk-Lore bulagueño" und „Folk-Lore Malabonés".

Von Ferd. Blumentritt.

Um bei neugeborenen Kindern schöngeformte Nasen zu erzielen, lassen die Tagalen der Provinz Bulacán durch die Wehmutter die Nase der Kleinen mit den Fingern streichen. Da auch bei diesem Volke Wangengrübchen als etwas anmutiges gelten, so sucht man selbe bei eben zur Welt gekommenen Kindern dadurch hervorzurufen, daß man mit dem Ende der Nabelschnur jene Stellen der Backen berührt, wo die Grübchen erscheinen sollen. Jener Teil der Nabelschnur, welcher nach dem Abschneiden übrig bleibt, findet getrocknet noch eine besondere Verwendung: er wird nämlich vor oder zu Häupten der Wiege befestigt, was bewirken soll, daß das so geschützte Kind nie an übergroßer Aengstlichkeit leiden möchte. Die getrocknete Nabelschnur, gebrannt und mit der Muttermilch vermengt, stillt alle kolikartigen Schmerzen der Säuglinge.

Wenn ein kleines Kind aus Schrecken das Fieber bekommt, so ist dasselbe leicht zu heilen, indem man es mit Alaun beräuchert, welche Operation man in der Art vornimmt, daß das Kind vor dem Prasseln des brennenden Alauns erschrickt. Die Tagalen behaupten, daß der Alaun durch die Veränderung seiner Form infolge des Verbranntwerdens oft die Gestalt jenes Wesens zu erkennen gibt, wodurch das Kind erschreckt worden ist. Erschrak z. B. das Kind durch das unvermutete Erscheinen eines Hundes, so nimmt der gebrannte Alaun die Form eines solchen an. Die Tagalen der Ortschaft Malabon verstecken die zum ersten Male abgeschnittenen Nägel ihrer Kleinen in den Klunzen der Fenster und Thüren, jedoch so, daß sie nicht herausfallen; will man aber, daß das Kindlein ein fleißiger Kirchenbesucher[1] werde, dann verwahrt man die Nägelstücke in Weihwasser. Nach dem Glauben der Bewohner von Malabon werden alle Kinder, welche sich gerne im Spiegel beschauen, später irrsinnig oder blöde, sowie

[1] Die Tagalen sind seit drei Jahrhunderten schon römisch-katholische Christen.

sie auch behaupten, daß starker Tabak (besonders der von China importierte) auf den Nabel eines Neugeborenen gelegt, eine ausgezeichnete Wirkung hervorruft, besonders wenn der Nabel nicht trocknen will. Der Tabak wird in Pulverform verwendet.

Die Tagalen der Provinz Bulacán können aus gewissen Anzeichen das Lebensende oder den Charakter des Neugeborenen voraussagen; so sagen sie, daß vor Erreichung des siebenten Jahres alle jene Kinder sterben müßten, deren Stirne an ihrem oberen Rande eine wulstartige Erhöhung aufweise; dasselbe Schicksal bedroht jenes Kind, dessen Mutter im Augenblick der Empfängnis in der unmittelbaren Nähe eines Heiligenbildes sich befand. Aus jenen Kindern, deren Haare von zwei Wirbeln ausstrahlen, werden widerspänstige, ungezügelte und rauhe Leute. Dieselben Tagalen von Bulacán vermeiden es ängstlich, ihre Kinder mit einem Besen oder einem Rutenbündel zu züchtigen, weil sie sonst naschhafte Leckermäuler werden könnten.

Bei den Tagalen von Malabon dürfen die schwangeren Weiber kein Hemdchen für das erwartete Kind nähen, da es sonst vom Unglück heimgesucht würde. Frauen in diesem Zustande sollen auch nicht mit dem Kopfe gegen Sonnenuntergang gerichtet schlafen, weil das sowohl ihnen als auch der Leibesfrucht Schaden bringen könnte. Eine Schwangere muß sich hüten, auf der Spur eines Tieres einherzugehen oder derselben zu folgen, weil sonst ihre Schwangerschaft so lange andauert, als die Tragezeit jener Tiergattung währt, deren Spur von der Frau mit den Füßen berührt wurde. Trägt z. B. das Tier 14 Monate, so muß die unvorsichtige Tagalin, welche sich in der angegebenen Weise verging, ebenfalls 14 Monate, vom Tage der Empfängnis an gerechnet, schwanger einhergehen. Auch der Familienvater hat bei den Tagalen von Malabon gewisse Regeln aus Rücksicht für seine Nachkommenschaft zu beobachten; so muß er den Genuß auffällig zusammengewachsener Früchte unterlassen, weil seine Frau ihm sonst Zwillinge gebären könnte, was bei den Tagalen durchaus nicht gern gesehen wird.

Bei einem Gewitter vermeiden sie die Nähe des Viehs, von Eisen oder sonstigem Metall, weil der Blitz sonst einschlägt; ebenso baden sie am Freitag sehr ungern, denn wer dies thut, wird im Erkrankungsfalle schwer zu leiden haben. Gegen die Dysentrie wenden sie die Frucht des Guayaba (Psidium aromaticum, *Blanco*, Myrtaceae) an, und zwar werden vor dem Frühstücke etwa 10—12 solcher Früchte verzehrt. In der „Oceania Española“ erklärt ein Spanier, daß er von diesem Hausmittel der Tagalen auch in schweren Anfällen jener Krankheit Gebrauch gemacht hätte und dies jedesmal mit günstigem Erfolge. Stuhlzwang bekämpfen die Malabonesen mit in Zuckerwasser aufgekochtem Reis. Auch halten sie den Genuß frischgepflückter Camanchile-Früchte (Pithecolobium dulce, *Benth.*, Leguminosae, Mimoseae) für gesundheitsgefährlich, sie essen deshalb selbe erst vier Tage nach dem Abpflücken.

Wenn der Regen sich nicht einstellt, so ziehen die Bewohner des Dorfes Letre (bei Malabon) in feierlicher Prozession mit der Statue des hl. Isidor zum Wasser, benetzen mit demselben den Kopf der Bildsäule und baden und waschen sie wie einen lebenden Menschen regelrecht ab, wobei sie ausrufen: Mahal na San Isidro, paulanin mo pó (Vortrefflicher heil. Isidor, mach, daß es bald regne!). Vielleicht ist dies ein Rudiment eines heidnischen Kultus. Eine mehr christliche Färbung (oder nur Umdeutung?) offenbart sich bei den Festlichkeiten, welche in der Christnacht zu Baliuag und in noch anderen Orten der Provinz Bulacán begangen werden. Auf einem freien Platz wird ein Altar aufgestellt, welchen mit buntem Zeug schön aufgeputzte, ad hoc errichtete kleine Hütten oder Pagoden, gewöhnlich vier an der Zahl, umgeben; oft fehlt auch der Altar und die Hütten stehen weit von einander entfernt auf verschiedenen Plätzen. Zwischen 9 und 10 Uhr Abends verläßt die Prozession mit den Statuen des hl. Josef und der Madonna unter Führung der Priester die Kirche und nähert sich im feierlichen Umzug den erwähnten Hütten. Vor jeder derselben wird Halt gemacht und die Heiligen bitten durch den Mund der Kirchensänger um gastliche Aufnahme, worauf der in der Hütte verborgene zweite Sängerchor verneinend antwortet. In dieser Weise werden alle Hütten besucht, bis zuletzt ein feierlicher Gottesdienst in der Kirche den Schluß des Festes ausmacht. Diese Prozession führt den Namen Panauagan, soll an die Leiden der hl. Jungfrau erinnern, als sie mit dem Nährvater Christi vergebens eine gastliche Unterkunft suchte, bis sie endlich eine solche in jenem Stalle fand, wo Gottes Sohn Mensch wurde.

Der erste Januar ist für die Tagalen ein bedeutungsvoller Tag, da er die Zukunft des ganzen folgenden Jahres vorausbestimmt und offenbart. An diesem Tage steht alles frühzeitig auf und verrichtet alle Arbeit, die unter die Hände kommt, mit peinlicher Sorgfalt, sonst wird das ganze Jahr hindurch keine Arbeit gut gelingen. Ebenso darf man nicht am ersten Januar verdrießlich sein oder mit jemandem in Zank geraten, sonst bleiben Verdruß, Streit und böse Händel für die Dauer des ganzen Jahres Gäste im Hause des Unbedachtsamen.

Geographische Neuigkeiten.

* Aus Peru. Nach einem der neuesten Berichte des Herrn Ordinaire, französischen Vizekonsuls in Callao, bestehen die hauptsächlichsten in Callao verschifften Ausfuhrprodukte Peru's in Silber, welches in Barren oder Erzen vom Cerro de Pasco und aus dem Distrikt Yanli kommt und auch in gemünztem Gelde aus der Münze von Lima ausgeführt wird, in Zucker, Baumwolle, Wolle, Coca, welche vorzugsweise in der Umgegend von Huanuco

geerntet wird und die in jüngster Zeit im Handel eine große Bedeutung erlangt hat. Der größte Teil der Staatseinnahmen rührt von den Einfuhrzöllen her, welche an der Zollstätte Callao erhoben werden, da die anderen Häfen der Republik in den Händen der aufständischen Truppen oder von weit geringerer Bedeutung sind. Die kleinen nördlich von Callao gelegenen Häfen, wo die Fahrzeuge der französischen Kompagnie im Jahre 1884 den größten Teil ihrer Rückfrachten eingenommen haben, sind Eten, Pacasmayo, Salaverry, Chimbote, Supe 2c.

Eten führt aus Granulado(Krümel)-Zucker erster und zweiter Qualität. Die erste Qualität wird nach Chile ausgeführt, um in Valparaiso raffiniert zu werden, wohin die Produzenten sie nun mit Vorteil schicken, seit der Zucker in Liverpool so ungemein abgeschlagen hat. Die zweite Qualität wird ganz nach Liverpool versandt. Der Hafen Eten führt ebenfalls die Marquetas (wörtlich Klumpen) im Gewicht von 90 bis 95 Kilogramm von der niedrigsten Qualität des Zucker aus, welche in Formen von rechtwinkeligen Würfeln gegossen werden. Concret ist die mit vervollkommneten Maschinen hergestellte Marqueta, Chancaca die aus den kleinen Zuckersiedereien kommende, wo man sich noch des primitiven Verfahrens bedient. Die Zuckerausfuhr aus diesem Hafen beläuft sich auf ungefähr 100,000 spanische Zentner. In Eten betreiben die Eingeborenen auch die Strohflechterei und die Verfertigung der sog. Panama-Hüte.

Pacasmayo ist der erste Hafen, den man südlich von Eten trifft. Beide besitzen sehr schöne eiserne Hafendämme; aber die Einschiffung der Waren geschieht durch Vermittelung von Flachbooten oder lanches, da die längs der peruanischen Küste herrschende Brandung den Schiffen von irgendwelcher Größe die Landung nicht erlaubt. Eisenbahnen führen den Lanches die Waren bis an das Ende der Molen zu. Pacasmayo führt jährlich zirka 150,000 Zentner Zucker nach denselben Bestimmungsorten aus wie Eten. Außerdem verschifft Pacasmayo monatlich ungefähr hundert Tonnen Silbererz aus dem Bergwerk Chilete und eine Quantität Leder. Auf der ganzen Küste führt man eine Menge gesalzener Ochsenhäute aus, die ihren Hauptmarkt in Havre finden und deren Fracht mit 125 Franken per Tonne von 1000 Kilogramm bezahlt wird.

Salaverry ist eine offene Rhede, wo die Erzeugnisse des Chimana-Thales, des fruchtbarsten von Peru, verschifft werden. Man errichtet dort gegenwärtig einen Hafendamm. Die Einschiffung des Zuckers findet seither dort auf menschlichen Schultern statt; die Lastträger bringen die Säcke aus den Magazinen nach den Lanches und waten dabei bis an den Gürtel im Wasser. Da das Meer hier immer unruhig ist, so werden die Lasten immer mehr oder weniger naß. Frachten und Bestimmungsorte sind hier dieselben, wie in den vorerwähnten Häfen. Zwanzig Zuckersiedereien führen von Salaverry jährlich 4—5000 spanische Zentner Zucker aus. Die Krisis dieser Industrie in Peru hat Herr Ordinaire in einer besonderen Abhandlung geschildert. Die schönen und guten Siedereien setzen ihren Betrieb fort, allein eine Anzahl kleinerer Produzenten haben bereits ihre Plantagen aufgegeben. Salaverry führt ferner, wenn auch in kleinen Quantitäten, Wolle nach Havre, Erze nach Hamburg, Cochenille nach Chile und Anis nach Guayaquil aus.

Chimbote, das an der hübschesten Bucht von Peru liegt, führt seinen Zucker nach Valparaiso und Guayaquil aus.

Huanchaco nnd Malabrigo sind zwei schlechte Rheden, wo die Verschiffung der Waren unter denselben Bedingungen stattfindet, wie in Salaverry, und dieselbe geschieht in ähnlicher Weise auf menschlichen Schultern in den kleinen Häfen Supe und Huacho. (G. g.)

* Moderne chinesische Zustände. Mr. John Russell Young, der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in China, ist vor kurzem nach vierjährigem Aufenthat in Peking nach New-York zurückgekehrt, wo ihn einer der Redakteure des „New-York Herald" über die dortigen Verhältnisse interviewte. Seine Aeußerungen laufen im wesentlichen auf folgendes hinaus: Mr. Young konstatierte vor allem, daß er sich in Peking nicht amüsiert habe, weil sich die etwa 150,000 Fremden daselbst in der Gesamtheit der anderthalb Millionen verlieren. Man hat daselbst nur das Personal der Gesandtschaften, die Beamten der Douanen und einige katholische, griechische und protestantische Missionare, und diese kleine Welt muß als Gesellschaft sich selbst genügen, denn die Chinesen stehen zu ihnen nur in sehr seltenen amtlichen Beziehungen. Dann aber thut die chinesische Gastfreundschaft Wunder, denn bei einem derartigen Gastmahl gab es nicht weniger als 70 Gänge. Dies reicht jedoch nicht hin, um das Leben angenehm zu gestalten. Mr. Young hat während seines vierjährigen Aufenthaltes weder den Kaiser noch die Kaiserin-Mutter noch andere Mitglieder des Tsung-li-Yamen gesehen, als den Fürsten Kung und Li-Hung-Tschang. Letzterer ist seit dem Rücktritt des Prinzen Kung der Zapfen, um welchen sich das ganze himmlische Reich dreht. Er ist der Große Staatssekretär, der Haupthüter des Kaisers, der Oberaufseher über den Handel des Nordens, Generalbefehlshaber der Armee und Flotte, Edelmann der dritten Klasse und Vizekönig der Provinz Tschili, deren Hauptstadt nur 25 Wegstunden von Peking entfernt liegt. Er ist ein riesiger Mann von sechs Fuß zwei Zoll Höhe mit ausdrucksvollen, entschlossenen Zügen; er unterscheidet sich von den Orientalen im allgemeinen durch ein gewisses Ungestüm des Charakters, das er nicht immer bemeistern kann. Ihm verdankt man jedoch den plötzlichen Entschluß, mit Frankreich und Japan Frieden zu machen, denn er hat sich aus allen Kräften der Kriegspartei widersetzt und schließlich über dieselbe triumphiert. Dies rührt daher, daß er weit weniger unwissend und daher auch weniger anmaßend ist als seine Kollegen. Trotzdem meint Mr. Young, China hätte den Krieg fünfzig Jahre

lang fortsetzen können, solange Frankreich nicht mindestens hunderttausend Mann nach China geworfen hätte. Li-Hung-Tschang äußerte einmal gegen Mr. Young: er würde lieber China vom Erdboden und aus dem Andenken der Menschen verschwinden, als in gewisse, von Frankreich gestellte Bedingungen willigen sehen; er sehe nicht ein, welchen Ruhm es Frankreich bringen könne, in einem Krieg mit China zu siegen. Frankreich sei eine zu große Nation, um sich einen Ehrentitel daraus zu machen, wenn es ein friedliches Volk wie die Chinesen besiege, welche keinen anderen Wunsch haben, als im Frieden zu leben, welche keine Gebietsvergrößerung anstreben, sich in ihren Verhältnissen wohl fühlen, sich aus unserer modernen Zivilisation nichts machen und nur ruhig in ihrem fünftausendjährigen Schlafe verbleiben wollen. Die gelehrtesten Männer von China wissen nichts von unseren Zuständen und unserer Geschichte, nichts von Cäsar, Hannibal, Napoleon und anderen. Ihre Welt ist nur ihre eigene Geschichte, und diejenige von anderen Ländern kümmert sie nicht. „Als ich sah, daß Frankreich sich mit Japan zu einem Kriege gegen China verbinden wollte", sagte Mr. Young, „so that ich mein möglichstes bei Sir Harry Parkes, dem englischen Gesandten in Peking, um einen Krieg zwischen Japan und China zu verhindern. Diese beiden Nationen hatten gar nichts dabei zu gewinnen, und trotz meiner großen Hochachtung für Frankreich konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß es von seiner Seite beklagenswert gewesen wäre, wenn es zwei Völker von gleicher Rasse aufgereizt hätte, sich unter dem Vorwand der Zivilisation zu erwürgen. Japan, unter der Vermittelung des Grafen Ito, des Admirals Enomotte und des Grafen Ynouyé, und China durch Vermittelung des Prinzen Kung und des Li-Hung-Tschang, ordneten ihre Streitigkeiten friedlich und ich werde niemals den tiefgerührten Toast vergessen, welchen Li-Hung-Tschang am Schlusse des üppigen Gastmahls, das der Vizekönig von Tschili zur Feier der Wiederherstellung der friedlichen und freundlichen Beziehungen zwischen China und Japan auf den Kaiser von Japan ausbrachte."

Mr. Young gesteht, daß er über das gesellige Leben in China wenig genug zu sagen wisse. Er hat wenige durch Opiumgenuß herbeigeführte Exzesse mit angesehen. Wenn solche vorkommen, so ereignen sie sich bei verschlossenen Thüren. Er tadelt in dieser Beziehung die chinesische Regierung, daß sie sich über England beklage, denn die Chinesen bauen dermalen selbst das Opium in solcher Masse, daß sie den Handel damit an sich reißen und den Bedarf ihres Landes befriedigen können. Als Mr. Young eines Tages Li-Hung-Tschang sein Erstaunen darüber ausdrückte, erwiderte ihm dieser: den Opiumgenuß absolut verbieten, hieße eine Revolution hervorrufen, und dies wolle die Regierung nicht. Merkwürdigerweise hat Mr. Young niemals eine chinesische Dame von Rang zu Gesicht bekommen; nichts beleidigt den Chinesen mehr, als wenn man sich nach seiner Frau und seiner Familie erkundigt, deren Dasein für die ganze Welt außer ihm selbst ein Geheimnis sein soll. Da in China noch die Vielweiberei herrscht, so sind unsere Beziehungen zwischen Ehegatten dem Chinesen absolut unverständlich. Wenn daher die vornehmen Chinesen in den fremdländischen Gesandtschaften Besuche machen, so ziehen sich die Damen der Gesandten augenblicklich zurück, nicht weil sich dieselben von den Chinesen einer Unhöflichkeit zu versehen hätten, sondern weil die Anwesenheit der Damen den Chinesen unbegreiflich wäre. Diejenigen, welche die Chinesen zu kennen glauben, weil sie dieselben in San Francisco oder in New-York gesehen haben, täuschen sich über dieselben ganz und gar. Der Rangunterschied, welcher z. B. zwischen Li-Hung-Tschang, der ein Chinese, und dem Prinzen Kung, der ein Tatar ist, und den Tagelöhnern, welche nach Californien kommen, besteht, ist so unendlich groß, daß er nicht zu schildern ist. Wenn selbst der reichste, vornehmste und angesehenste der chinesischen Kaufleute in San Francisco sich plötzlich in Gegenwart von Li-Hung-Tschang befinden würde, so würde er sogleich auf die Kniee niederfallen und mit der Stirn den Boden berühren und Li würde ihn nicht eines Wortes würdigen. Wenn aber derselbe Li vor dem Kaiser erscheint, dessen Person für eine geheiligte gilt, wird zwar der Kaiser mit ihm sprechen, aber nur, wenn jener ebenfalls sich auf die Kniee geworfen und das Haupt bis zum Boden gesenkt haben wird. Die Chinesen, welche man in Amerika trifft, sind in sozialer Beziehung reine Nullen, während diejenigen, mit welchen die Gesandten während des amtlichen Verkehrs derselben in Berührung kommen, hochgestellte, äußerst leutselige, sehr gewandte und geschickte Männer von unnachahmlicher Höflichkeit sind, voll Stolz auf ihr Vaterland, welches sie für das erste Land der Welt ansehen und neben welchem alle anderen Länder nur Barbarennester sind.

„Derartige Sitten über Nacht ändern wollen, indem man irgendeine Stadt bombardiert oder irgendeinen Seehafen hinwegnimmt, ist der höchste Unverstand", sagt Mr. Young. „Es hat Jahrhunderte über Jahrhunderte bedurft, um aus China und Japan das zu machen, was sie sind; es wird Jahrhunderte über Jahrhunderte bedürfen, um diese Zustände zu modifizieren, und ich sehe nicht ein, was Europa oder Amerika dabei zu gewinnen haben, wenn sie aus diesen 400 Millionen friedlicher Menschen moderne Krieger machen." (G. g.)

Kleinere Mitteilungen.

Mexicanische Ethnologie.

* Das prachtvolle Ethnologische Museum auf dem Trocadero in Paris ist eine der Sehenswürdigkeiten, welche kein wissenschaftlicher Besucher der Weltstadt versäumen sollte. Besonders reich ist die amerikanische Abteilung desselben, und der Konservator des Museums, Dr. Hamy, hat seinen Stolz darein gesetzt, nicht nur

in dieser Abteilung zu sammeln, sondern auch seine Spezimina zu studieren und die Ergebnisse seiner Studien zu veröffentlichen. Als Herausgeber der trefflichen „Revue d'éthnographie“ hat er immer ein Mittel zur Verfügung, diese Resultate seiner Forschungen rasch der Welt mitzuteilen. Schon im Jahre 1884 erschien von ihm ein sehr lehrreiches und gehaltvolles Werk: „Mission scientifique au Mexique et dans l'Amérique centrale; Anthropologie du Mexique, par M. E.-T. Hamy; Paris, Imp imeri Nationale, 40“. Neuerdings hat er eine Anzahl seiner Studien und Aufsätze gesammelt unter dem Titel: „Decades Americanae; mémoires d'archéologie et d'éthnographie américaines; par le Dr. E.-T. Hamy, Paris“. Diese behandeln Gegenstände wie: „Ein Anthropolith von Guadeloupe“, „Fischereibetrieb in früherer Zeit im Californischen Archipel“, „Die Zompantli“, „Eine aztekische Anordnung zur Aufstellung von Schädeln“, „Das amerikanische Sonnenrad“, „Eine Pfeife aus dem Königs-Hügelgrab in Ashland“ u. s. w. Alle diese Artikel sind reich illustriert und die Spezimina klar und deutlich beschrieben und auf grund einer erstaunlichen Belesenheit erörtert. — Das erstgenannte Werk, die „Anthropologie von Mexico“ ist ein Werk von ehrgeizigerem Charakter. In diesem großen hübschen, von der französischen Regierung herausgegebenen Quartband schildert und erörtert Dr. Hamy die menschlichen Ueberreste, welche von französischen Forschungsreisenden in verschiedenen Teilen von Mexico gesammelt worden sind. Er setzt dieselben in Beziehung zu den ältesten Ueberbleibseln der Steinzeit aus derselben Region und kommt zu dem Schlusse, daß jedenfalls die Geräte auf eine Periode und Beschaffenheit des Menschenlebens hinweisen, wie sie in den Vereinigten Staaten und in Europa während der Epoche der unpolierten Steinzeit war. Bei den untersuchten Schädeln werden als die hauptsächlichsten charakteristischen Merkmale Prognatismus und Brachykephalismus hervorgehoben, und diese Züge hält der Verfasser für besonders ausgesprochen in den Schädeln der Otomis und Mazahuas. Außer den genauen Beschreibungen und reichlichen lithographischen Illustrationen, womit er sein Thema klarlegt, läßt sich Dr. Hamy noch ziemlich eingehend auf die früheste Sagengeschichte der mexicanischen Ethnographie ein und versucht noch gründlicher, die Identität und die Verwandtschaften jener geheimnisvollen Völker: der Quinamies, der Olmeken und der Xicalancos zu definieren, geht übrigens klugerweise auf diesem sehr unsicheren Grunde mit Vorsicht zu Werke. r.

Litteratur.

Moser, Henri: A travers l'Asie centrale, la steppe kirghise, le Turkestan russe, Boukhara, Khiva, le pays des Turcomans et la Perse. Impressions de voyage. Ouvrage orné de plus de 170 gravures et 60 héliotypies, avec une carte itinéraire du voyage à travers l'Asie centrale. Paris, E. Plon, Nourrit et Comp. 1886. — In dem vorliegenden Prachtwerke schildert Herr Heinrich Moser von Charlottenfels bei Schaffhausen seine letzte Reise, welche ihn bis in das Herz von Asien hineingeführt hat. Von Moskau führt ihn seine erste Etappe nach dem russischen Turkestan, wo er einige Zeit als Gast des Generalgouverneurs verweilt. Von hier folgen wir ihm nach Bukhara, wo er von dem Emir freundlich aufgenommen wird, dann in die Staaten des Khans von Khiwa, dann auf einem Ausflug nach Askabad und schließlich nach Teheran zu dem Schah von Persien. Wir erhalten in diesen hübschen frischen „Reise-Eindrücken“ eine höchst anziehende, lebhafte und interessante Schilderung jener halbwilden Länder und ihrer nomadischen Völker, auf welche die jüngsten Ereignisse in Merw, Herat und Afghanistan neuerdings unsere Aufmerksamkeit so sehr gelenkt haben und unter denen sich die russische Regierung so rasch Vertrauen und Achtung zu verschaffen gewußt hat, und lernen jenes Gebiet kennen, auf welchem die Rivalität zwischen Rußland und England über kurz oder lang zum Austrag gebracht werden wird. Neben den Stämmen selbst und ihrem öffentlichen und häuslichen Leben und ihren Zuständen führt uns der Verfasser namentlich auch jene eingeborenen Fürsten vor, welche teils schon Vasallen Rußlands, teils es zu werden im Begriffe sind; die Ethnologie Asiens verdankt dem fein beobachtenden Verfasser und seinem ausgezeichneten Darstellungstalent namentlich eine ebenso treue als anschauliche Schilderung des kriegerischen wilden Turkmenen-Volkes, dem es unverkennbar vorbehalten ist, unter russischer Führung noch eine bedeutende Rolle in der Geschichte Asiens zu spielen. Außerdem ist das Werk durch seine geschichtlichen Ueberblicke, seine klare und vollständige und mittelst der prächtigen Illustrationen (worin sehr viele von E. van Muyden) doppelt lehrreiche Beschreibung von Natur, Klima, Land und Leuten 2c. ebenso instruktiv, wie durch die eingestreuten Jagd- und Reise-Abenteuer und persönlichen Züge unterhaltend, so daß es für den Gelehrten wie für den gebildeten Leser gleich anziehend ist und wir in ihm einen wertvollen und bedeutenden Beitrag zur neueren Kunde von Asien erkennen. Die Landschaften, die Typen, die Volkssitten und Trachten werden uns in dieser rationellen Verbindung von Wort und Bild durch die geistvolle lebendige Darstellung des Verfassers ungemein wirksam nahe gerückt. Wir hoffen mit der Genehmigung des Verfassers unseren Lesern einige interessante Auszüge aus diesem Prachtwerke, das dem für die glänzende Ausstattung seiner Werke bekannten Plon'schen Verlage alle Ehre macht, geben zu können. r.

* *Advance Australia!* An Account of Eight Years' Work, Wandering, and Amusement in Queensland, New South Wales, and Victoria. By the Hon. Harold Finch-Hatton, with Map and 16 Illustrations. Allen and Co., London, 16 sh. — Der Verfasser bespricht das Leben im australischen Busch und auf den Stationen der Squatter (Viehheerdenbesitzer), die Goldfelder und die Eingeborenen in fesselnder Weise. Sehr ausführlich verbreitet er sich über die Hülfsquellen und die Zukunft der Kolonie Queensland und kommt zu dem Schlusse, daß das Klima von Queensland dem von Neu-Südwales und Victoria (?) vorzuziehen sei. Mit dem was er über die Hauptstädte Brisbane, Sydney und Victoria mitteilt, stimmen wir, wie gewiß Alle, die dieselben aus eigener Anschauung kennen, nicht überein. Den wunderbar schönen Hafen von Sydney, Port Jackson, bezeichnet er, von der Land- wie von der Seeseite gesehen, als häßlich!! Das Klima von Sydney nennt er „detestable“ und die City selbst „a sleepy old town“!! Das gerade Gegenteil behauptet er von der City of Melbourne, welche er mit ihren breiten Straßen, ihren herrlichen Prachtbauten und ihrem unbegrenzten Reichtum geradezu „one of the greatest wonders of the world“ nennt. In Melbourne, heißt es, herrsche die Atmosphäre des Frohsinns. Wir wollen nicht bestreiten, daß Melbourne eine schön gebaute Stadt ist, aber es läßt sich, was Naturschönheit anlangt, welche es nicht besitzt, mit Sydney nicht im entferntesten vergleichen. Abgesehen von diesen und anderen Unrichtigkeiten und Uebertreibungen sind die Angaben und Schilderungen doch im allgemeinen korrekt und zutreffend. Wer sich für den Weltteil Australien interessiert, dem empfehlen wir die Lektüre dieses Werkes. Die Karte wie die Illustrationen sind gute Beigaben. Greffrath.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Achtundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 52. Stuttgart, 28. Dezember. 1885.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuskripte und Rezensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt: 1. Kraft, Bewegung, Gravitation. Von Wilhelm Bosse. S. 1011. — 2. Die heurigen Arbeiten am unterirdischen Laufe der Poik. S. 1023. — 3. Sansibar. Von Dr. Wilhelm Joest. S. 1025. — 4. Skizzen aus Palästina. Von Dr. Ph. Wolff. S. 1032. — 5. Geographische Neuigkeiten. S. 1034. — 6. Kleinere Mitteilung: S. 1037. Forschungsreise in Australien. — 7. Notizen. S. 1037. — 8. Litteratur. S. 1038. — 9. Berichtigung. S. 1040. —

Kraft, Bewegung, Gravitation.

Wer sich mit den physikalischen Ursachen mechanischer Vorgänge beschäftigt, dem drängt sich wohl auch die Frage auf, was Kraft sei, auf welche Weise dieselbe entsteht u. dgl. mehr. Die Naturvorgänge im allgemeinen, sowie auch die Wissenschaft der Mechanik belehren uns wohl darüber, daß Kraft allemal da auftritt, wo Gewichtsmassen in Bewegung sind, oder daß Kraft angewendet werden muß, um Aenderungen in der Bewegung von Gewichtsmassen hervorzurufen. Wir stellen uns zwar auch eine ruhende oder accumulierte Kraft, z. B. in einer gespannten Feder oder dgl., vor; in Wirklichkeit jedoch tritt die Kraft erst dann auf, wenn die Spannung ausgelöst, die Bewegung vorhanden ist. Die Bewegung muß also unter allen Umständen ein wesentlicher Bestandteil der Kraft sein; dies geht auch wiederum aus den Zwecken der letzteren hervor, denn Kraft wird, wie erwähnt, nur benötigt, entweder um Bewegungen hervorzurufen, zu verändern oder um solche zu vernichten, d. h. dieselbe in eine andere Erscheinungsform zu übertragen.

Das Verhältnis, wie sich die Kraft aus Masse und Bewegung zusammmensetzt, läßt sich füglich in zutreffender Weise derart definieren, daß durch die Massengröße die Quantität, durch die Bewegungsgröße die Qualität einer Kraft dargestellt wird, wobei unter Bewegungsgröße die Weglänge in der Zeit zu verstehen ist.

Wenn wir nun allenthalben dort, wo wir eine Kraft funktionieren sehen, auch stets eine gleichzeitige Bewegung konstatieren können, wie verhält es sich dann mit der als Naturgesetz benützten Hypothese von der Anziehungskraft der Massen aufeinander? Wir sollen annehmen, daß zwei gegenüberstehende bewegungslose Massen in der Richtung ihrer Verbindungslinie gegenseitig bewegend auf einander einwirken? Das ist im Gegensatze zu unseren anderweitigen Erfahrungen immerhin eine recht sonderbare Zumutung, und es hat fast den Anschein, als ob seinerzeit die Beobachtung des Magnetismus von Einfluß auf die Fixierung der genannten Hypothese gewesen ist. Wenn wir nun auch heute noch durchaus nicht vollkommen im Klaren über das Wesen des Magnetismus sind, so belehren uns doch unsere Dynamomaschinen darüber, daß hier gewisse Bewegungsvorgänge einen entschiedenen Einfluß auf denselben ausüben, daß es also nicht eine geheimnisvolle Kraft der Masse an und für sich ist, welche die Anziehung bewirkt.

Es mag hier übrigens gleich bemerkt sein, daß die mathematischen Konsequenzen und Erfolge, welche sich aus der Annahme jener Hypothese ergeben haben, hier durchaus nicht angefochten werden sollen. Als mathematische Grundlage mag dieselbe alle Berechtigung haben; dies schließt jedoch nicht aus, daß wir uns in physikalischer Beziehung auf einem Irrweg befinden, und darum wollen wir versuchen, die Aufmerksamkeit auf Umstände hinzulenken, welche eine andere Anschauungsweise dieser Dinge einleuchtender erscheinen lassen, als jene physikalisch unzugängliche, rein mathematische Formel.

Wenn wir also von dem Erfahrungssatze ausgehen,

daß wir ohne Bewegung keine Kraftäußerung produzieren können, so muß auch die Umkehrung des Satzes Geltung haben, daß nämlich jeder Kraftäußerung irgendeine Bewegung von Massen zu grunde liegen müsse, und wir gelangen da sofort zu einer äußerst wichtigen und interessanten Frage: Auf welche Bewegungsquelle läßt sich die Gravitationskraft unserer Erde zurückführen?

Wir wissen, daß sich die Erde zum mindesten in einer zweifachen Bewegung befindet. Erstens dreht sie sich um ihre eigene Achse, zweitens umkreist sie auf elliptischer Bahn die Sonne. Sollten sich aus dem Zusammenwirken dieser zweifachen Bewegung nicht Anhaltspunkte gewinnen lassen, welche zu einer motivierteren Erkenntnis der Gravitationswirkung führen, als die einfache Annahme von der Anziehungskraft der Massen?

Die Bewegung, welche die Erde auf ihrer Sonnenbahn ausführt, ist in runder Zahl 64mal so groß als die Bewegung der Erdrotation an irgend einem Punkte ihrer festen Peripherie; wenn wir nun die absolute Bewegung irgend eines kleinen Teiles der Erdoberfläche verfolgen, so erkennen wir, daß sich dieselbe in einer derart ungleichmäßigen Wellenlinie vollzieht, bei welcher die Berge breiter sind als die Thäler, und daß der beobachtete Teil der Erde sich in einer fortwährenden Veränderung seiner absoluten Bewegung befindet, nämlich abwechselnd in zunehmender Beschleunigung und in zunehmender Verzögerung, so daß sich also mit Rücksicht auf die schräge Stellung der Erdachse jeder materielle Punkt des Erdballs in einem verschiedenen Stadium der absoluten Bewegung befindet. Wesentlich dürfte indessen bei diesen Bewegungsvorgängen nur der Umstand sein, daß die Größen der durch die Rotation bewirkten Beschleunigungen und Verzögerungen, resp. die fortwährend zu bewirkenden Veränderungen in denselben, nach dem Mittelpunkt der Rotation abnehmen und im Mittelpunkt selber vollständig verschwinden. Wenn wir daher die zu bewirkenden Bewegungsveränderungen als eine zu leistende Arbeit auffassen, so finden wir, daß diese Arbeitsleistung um so geringer wird, je mehr sie sich dem Mittelpunkte nähert, daß die Gegenwirkung der in ihrer Bewegung beschleunigten oder verzögerten Massen einen Druck nach dem Mittelpunkt zu ausübt, welcher entweder in der Starrheit des Systems genügenden Widerstand findet, oder sich als sogenannte Gravitation nach dem Mittelpunkt zu äußert.

Ob wir mit dieser kurzen Bezeichnung eines neuen Ideenganges auch schon das Interesse des verständniswilligen Lesers gewonnen haben? Wir möchten es wünschen, aber der Erfahrung blasse Zweifel drängen sich zwischen unsere Ueberzeugung und eine durch Jahrhunderte entwickelte Tradition. Nichts ist schwieriger, als neue grundlegende Gedanken derart begrifflich zu formulieren, daß sie mit zwingender Logik aus den Irrtümern einer eingelebten Anschauungsweise herauswachsen. Und dennoch, selbst auf die Gefahr hin, des weiteren mißverstanden zu werden, wollen wir es jetzt versuchen, dem Gegenstand in einer Form beizukommen, die manchem Leser vielleicht einleuchtender erscheint, zum mindesten aber beiträgt, das Ganze auch von anderen Gesichtspunkten aus prüfen zu können.

Stellen wir uns der Einfachheit halber eine vertikalstehende runde Scheibe vor, welche unabhängig von jeder Gravitations- oder Anziehungswirkung mit einer Peripheriegeschwindigkeit von 10 m. pro Sekunde von links nach rechts um ihre Achse rotiert; gleichzeitig befindet sich diese Scheibe in einer horizontalen Bewegung, welche dieselbe mit einer Geschwindigkeit von 100 m. pro Secunde von links nach rechts treibt. Hieraus ergiebt sich, daß die Kraft, welche die einzelnen Teile der Scheibe in horizontaler Richtung forttreibt, zum mindesten zehnmal so groß ist, als die sich aus der Rotation entwickelnde Zentrifugalkraft. Teilen wir diese Scheibe momentweise mittelst einer horizontalen und einer vertikalen Linie durch ihren Mittelpunkt in vier gleiche Teile, so erkennen wir, daß die beiden Peripheriepunkte auf der horizontalen Linie sich in der gleichen absoluten Bewegung befinden wie der Mittelpunkt, während der obere Peripheriepunkt an der vertikalen Linie die größte Beschleunigung, der untere Peripheriepunkt an derselben Linie die größte Verzögerung in der absoluten Bewegung der einzelnen Teile dieses Systems anzeigt. Es befindet sich also die linke Hälfte der Scheibe von unten nach aufwärts fortwährend im Zustande der zunehmenden Beschleunigung, während die rechte Hälfte von oben nach abwärts einer dementsprechenden Verzögerung in ihrer absoluten Bewegung unterliegt. Finden diese teilweisen Beschleunigungen und Verzögerungen der Masse in der Gesamtheit derselben nun auch ihren vollständigen gegenseitigen Ausgleich, so besteht doch fortwährend unter den einzelnen Teilen der Masse eine Verschiedenheit der Bewegung. Es muß sich hieraus eine gewisse Spannung der Massenteile gegeneinander ergeben, welche um so geringer wird, je mehr sich dieselben dem gemeinsamen Mittelpunkt nähern, weil eben auch hier die Bewegungsdifferenzen immer geringer werden. Damit ist aber auch die einzig mögliche Bewegungsrichtung jener Spannung gegeben und das Wesen der Gravitationserscheinung erkannt.

Forschen wir nun angesichts dieser bereits gezogenen Schlußfolgerungen nach der Kraftquelle, welcher die Erde ihre Rotationsbewegung verdankt, so läßt sich wohl mit einiger Zuversicht voraussetzen, daß dieselbe nicht, ähnlich einer Kurbelbewegung, von ihrer Achse ausgeht, sondern daß Einflüsse, welche auf ihre Außenseite einwirken, dieselbe aufrecht erhalten, d. h. daß die Bewegung der eventuellen Rotationsursache nicht von innen nach außen, sondern von außen nach innen gerichtet ist. So z. B. dürften die die Erde treffenden Lichtstrahlen möglicherweise von erheblichem Einflusse sein, da denselben bei der großen Geschwindigkeit ihrer Bewegung eine gewisse Kraftwirkung wohl nicht abgesprochen werden kann. Doch

wir wollen derartige Hypothesen hier nicht weiter verfolgen, sondern damit nur andeuten, daß der genaueren Forschung auch nach dieser Richtung hin noch ein großes Feld offen steht.

Wie schwierig es übrigens ist, die physische Eigenschaft der gegenseitigen Massenanziehung als die Grundlage zu betrachten, aus welcher sich beispielsweise die Ordnung unseres Planetensystems ergibt, dürfte ziemlich einleuchtend aus folgendem einfachen Experimente zu ersehen sein: Man befestige vier oder mehrere kräftige Magnete, von denen jeder für sich imstande ist, ein bestimmtes Eisenstück auf eine gewisse Entfernung hin vertikal nach aufwärts anzuziehen, in entsprechenden Abständen von einander so, daß sie zusammen einen freien Raum von geeigneter Größe umgrenzen. In diesem Raum nun plaziere man das genannte Eisenstück, dessen Gravitation seine eigene Bewegung repräsentiern mag, derart in den Mittelpunkt der gegenseitigen Kraftwirkung, daß dasselbe andauernd schwebend darin heralten wird. Das Experiment wird voraussichtlich damit endigen, daß das Eisenstück entweder von einem der Magnete an sich gezogen wird oder zu Boden fällt, aber zum freien Schweben zwischen den Magneten wird man's nicht bringen.

Wollte man der Masse an sich trotzdem eine gegenseitig bewegende Wirkung zuerkennen, so läge fast die Annahme näher, daß dies eine abstoßende Kraft sein müsse, da hiemit in der That jede bedenkliche Annäherung der Himmelskörper untereinander ausgeschlossen wäre, während wir im anderen Falle sozusagen stets auf einem Haare balancieren müßten, daß nicht eine oder die andere Bewegung die Oberhand gewinnen und infolge dessen irgendwelche Himmelskörper aufeinander losstürzen möchten.

Mag nun das Wenige, was wir hier im Bestreben nach tieferer Erkenntnis dargelegt haben, vorläufig noch des streng gegliederten wissenschaftlichen Aufbaues entbehren, so gestattet es uns doch einen belebenden Ausblick auf manches, an dem man bisher meistens mit geschlossenen Augen vorübergegangen ist. Haben wir das Neue vielleicht auch nur bei spärlicher Beleuchtung erschaut, immerhin haben wir *etwas* gesehen, was uns zum weiteren Vordringen auf der begonnenen Bahn ermutigt. Wir können zwar der Bemerkung nicht aus dem Wege gehen, daß noch viele Blätter im Buche der Erkenntnis gänzlich unbeschrieben sind, aber wir finden darin auch manche Blätter, die nur einseitig beschrieben sind, und dies dürfte wohl der vorzugsweise mathematischen Betrachtung der Dinge zu verdanken sein.

Wien. Wm. Be.

Die heurigen Arbeiten am unterirdischen Laufe der Poik.

Es mag wohl Sanguiniker gegeben haben, die glauben mochten, daß ein Durchbruch von der Piuka Jama (Poikhöhle) bis zur Adelsberger Grotte in einer einzigen Saison möglich sei. Diese können aber weder in den Kreisen der Geologen, noch in jenen der Techniker gesucht werden, es müßte denn sein, daß die Betreffenden sowohl von den Distanzen, als auch von den zu bewältigenden Hindernissen ganz falsche Vorstellungen besitzen.

Was die Distanzen betrifft, so betragen dieselben mindestens einen Kilometer, und von den zu bewältigenden Hindernissen hatte man, als die Arbeiten begonnen wurden, nur Vermutungen, weil noch keine Erfahrungen bei ähnlichen Arbeiten vorlagen. Der Haupterfolg, der im heurigen Jahre erzielt wurde, besteht daher in den gemachten Beobachtungen, die als Basis für künftige ähnliche Arbeiten dienen können.

Die zu entfernenden Hindernisse bestehen in Barren, die das Wasser aufstauen, und in Verengungen, die unpassierbar sind. Die ersteren entstehen durch Deckenbrüche, an welchen sich das kleinere Material anstaut und so einen Damm bildet, der sich bald mit Höhlenlehm so sehr verkittet, daß er wasserundurchlässig wird. Die Verengungen dürften darin ihre Ursache haben, daß sie neue Durchbrüche des unterirdischen Flusses sind, in welche das Wasser durch Verlegung eines älteren getrieben wird. Diese Erscheinung zeigt sich stets in der Nähe größerer Schuttkegel, die durch den Einbruch einer benachbarten Doline entstanden sind.

Solche Verlegungen erklären vielleicht auch die mehrfachen parallelen Dolinenreihen, die an manchen Orten die breiteren Thalmulden des Hochplateau's so dicht übersäen, als wie die Narben in einem von den Pocken zerrissenen Gesichte. Bei aufmerksamer Beobachtung wird man aber aus dem Gewirre von Gruben stets die reihenweise Anordnung herauszufinden imstande sein. Zudem findet man nur schmale Schachtlöcher über dem Höhlengange, während derselbe den Dolinen ausweicht oder geradezu um dieselben herumbiegt, wie dies bei den Vermessungen der Piuka Jama und der Adelsberger Grotte konstatiert werden konnte. Die Erkenntnis der Rolle, welche die Dolinen spielen, ist ein nicht zu unterschätzendes Ergebnis der heurigen Arbeiten, weil man nunmehr weiß, daß man durch Ausräumung von Dolinen kein dem Aufwande der Arbeit entsprechendes Resultat erzielen kann.

Auch das einfache Sprengen in der Längenachse der Höhlen ist aussichtslos, weil die Richtungen fortwährend wechseln, die einmal dem Streichen der Schichten folgen, und ein andermal dieselben quer durchbrechen. Zumeist liegen die Fortsetzungen des Höhlenzuges der Poik so tief unter dem Wasserniveau, daß man riskiert, den Gang zu zu verlieren, wenn man in gerader Linie weitersprengt. Bei dem Mangel an genügenden, durch genaue Messungen ermittelten Richtungslinien zwischen den einzelnen bekannten Höhlenrevieren bleibt also keine andere Methode übrig, als die Durchstechung der Barren, die nur bei niederen Wasserständen vorgenommen werden kann. Ueber die Zeit

der hierzu günstigen Wasserstände, hatte man nur ganz vage Vermutungen. In Adelsberg galt es als feststehend, daß diese Zeit durch mindestens sechs Wochen andauere, während die Thatsache erwiesen hat, daß (wenigstens im heurigen Sommer) die niederen Wasserstände kaum durch 14 Tage anhielten. Die Zeit, während welcher an den Cuvetten gearbeitet werden kann, die durch die Barren getrieben werden müssen, um die Niveaux der seeartigen, großen Reservoirs soweit zu erniedrigen, daß die Decke dort frei wird, wo sie derzeit unter dem Wasserspiegel verborgen liegt ist deshalb eine sehr kurz bemessene und muß wohl ausgenützt werden. Bei dem Mangel an jeglicher Erfahrung hierüber konnten die Arbeiten nicht in der angemessenen Weise verteilt werden, und die allzubald eingetretenen Hochwasser setzten denselben ein früheres Ziel als man ursprünglich angenommen hatte.

Die Hochwasser selbst wurden so genau studiert, als es bei einer einzigen Pegelstation möglich war. Sie bildeten nicht nur wesentliche Hindernisse für die Arbeiten, sondern waren sogar gefährlich für die in der Höhle Beschäftigten, weil gerade in der Nähe des Einganges das stärkste Gefälle sich befindet, über welches zeitweise die Wassermassen mit einer Gewalt herabdonnern, daß sie Felsblöcke von 30—40 Kilogramm Gewicht mit sich fortreißen.

Bei einem Pegelstande von 70 cm. über dem Nullpunkte (am Pegel nächst dem Eingange der Piuka Jama), ist die Höhle nur mit äußerster Gefahr zu befahren. Die Bekämpfung dieses Hindernisses muß vor allem vorgenommen werden, damit die Höhle zu jederzeit zugänglich bleibt. Es wurde daher schon heuer damit begonnen, einige den Wasserabfluß hindernde Felsstücke durch Sprengung zu beseitigen, das Gefälle zu vermindern, und das Gerinne zu verbreitern. Diese notwendige Arbeit konnte aber nicht vollendet werden, und ein nach Einstellung der Arbeiten im Adelsberger Kessel niedergegangener wolkenbruchartiger Regen erzeugte eine so mächtige Hochflut, daß die mit starken Eisenklammern befestigten Brücken samt den Steinblöcken, auf denen sie ruhten, weggerissen und zertrümmert worden sind. Der Anblick des tosenden und weißschäumenden Hochwassers im vorderen Teile der Piuka Jama ist ein imposantes und hochinteressantes Naturschauspiel, wenn man dasselbe von sicherem Standpunkte aus betrachten kann und nicht mit dem empörten Elemente zu kämpfen braucht.

Das starke Gefälle im vorderen Teile der Piuka Jama hält aber nur bis zum ersten Bassin an, welches jenseit der sogenannten Dolenzpforte liegt. Von hier an gibt es bis zum vierten See kein nennenswertes Gefälle. Nur der vierte See lag am Beginne der Arbeiten zirka zwei Meter höher als der dritte, und das Wasser rauschte selbst bei niedrigstem Wasserstande stark auf seinem Laufe durch den kleinen Kanal, den es sich in der Mitte der Barre ausgewaschen hatte. Durch Vertiefung dieses Kanales wurde der vierte (letzte) See etwa um 1 Meter abgezapft, wodurch am Südende desselben eine, bis dahin unter dem Wasser verborgen gewesene Höhlung frei wurde.

Ueber dieser Stelle wurden Bohrlöcher eingetrieben, und die Decke abgesprengt und auf diese Weise eine Durchfahrt künstlich geschaffen. Infolge des Umstandes, daß die Bohrungen vom Kahne aus geschehen mußten, war diese Arbeit eine sehr zeitraubende, und ging auch das Abräumen der abgesprengten Felsstücke, die ganz einfach in das 6 Meter tiefe Wasser fallen gelassen wurden, nur sehr langsam von statten, weil stets nur ein Mann mit äußerster Vorsicht arbeiten konnte, damit nicht etwa eines der großen, noch lose hängenden Sprengstücke (die oft ein Kubikmeter erreichten) den Kahn, von dem aus abgeräumt werden mußte, zertrümmere.

Auf diese Weise wurde die Wand, die eigentlich nicht kompakt war, sondern aus zwei durch eine ein Meter breite Kluft getrennten Schichten bestand, durchbrochen, wobei es sich zeigte, daß die Fortsetzung der Höhle nicht, wie es den Anschein hatte, in der Richtung der Kluft, sondern in einem rechten Winkel von derselben lag. Nur infolge des damaligen niederen Wasserstandes und der vorhergegangenen Vertiefung des Spiegels des vierten Sees konnte die nur wenige Centimeter über den Wasserspiegel herausragende Oeffnung bemerkt werden, welche die zweite Schichte durchsetzte.

Auf diese Weise wurde ein neuer, bisher noch ganz unbekannter Raum eröffnet, der den Beweis bildet, daß bei Aufwand von genügenden Mitteln die Verfolgung des unterirdischen Wasserlaufes durchführbar ist. Nach den Ergebnissen der heurigen Arbeiten kann dieselbe als bedeutend erleichtert betrachtet werden, weil man nun wenigstens weiß, welcher Mittel man sich zu bedienen hat, und wie die Arbeitszeit einzuteilen ist.

Daß bei dem Mangel jeglicher Antecedentien in der ersten Saison mitunter Verstöße vorgekommen sind, ist leicht erklärlich. War man doch sogar über die Mittel im Unklaren, mit denen die Leitung auszustatten ist. So z. B. hatte man zwei kleine Kähne vorbereitet, von denen jeder nur drei Personen zu tragen vermochte, und hatte dieselben für genügend erachtet, um ein Arbeitspersonal von 15 Personen über die vier Bassins zu schaffen, was bis zur Beschaffung größerer Boote täglich mindestens vier Arbeitsstunden raubte. Die größeren Boote (alte Donau-Kähne) mußten erst aus Wien gebracht werden, weil man in loco weder Boote zu bauen verstand, noch ein geeignetes Material dazu besaß.

Nur die Arbeiter waren vollkommen dem Zwecke entsprechende, fleißige und kräftige Karstbauern, die vor den dunklen Räumen nicht die mindeste Angst hatten. Einige Zaghaftere blieben entweder gleich von selber weg oder gewöhnten sich bald an den an manchen Tagen, des nicht ganz gesicherten Rückweges wegen, nicht ungefährlichen Aufenthaltsort.

Dagegen war andererseits das Material an Plänen ein durchaus ungenügendes. Außer den Aufnahmen von Schmidl und jenen die von der Adelsberger Grottenverwaltung zu wiederholtenmalen angeordnet worden sind, gibt es heute noch keinerlei Anhaltspunkte über die der Piuka Jama zunächst gelegenen Höhlenräume. Herr Assistent J. Szombathy (vom k. k. Hofmuseum in Wien) nahm die Piuka Jama auf, und es stellte sich heraus, daß zwischen der Seitengrotte der Piuka Jama und der Cerna Jama (schwarze Grotte) nur etwa 30 Meter Distanz liegen sollen. Nun aber ist die Schmidl'sche Aufnahme der Cerna Jama (welche derselbe fälschlich „Magdalena-Grotte" nannte) nicht vollständig, und dürfte auch allem Anscheine nach nicht ganz genau sein, weshalb man sich auf dieselbe nicht soweit verlassen kann, um einen Durchbruch in gerader Linie daraufhin zu versuchen. Es muß daher, sollen die Arbeiten im nächsten Jahre mit Aussicht auf einen mehr als theoretischen Erfolg fortgesetzt werden, auch eine Neuaufnahme der Cerna Jama und eine Durchforschung und Vermessung des bisher noch jungfräulichen, schaurigen Schlundes der Rouglouza durchgeführt werden. Ob sich sich jedoch ein Techniker findet, der den hierzu nötigen Mut besitzt, das muß erst die Zeit lehren. Mit genügendem Ausrüstungsmaterial an Leitern, Seilen und insbesondere an verläßlicher Mannschaft, ist die Gefahr bei weitem nicht so groß, als es den Anschein hat; jedoch muß immerhin zugegeben werden, daß die Rouglouza schaurig genug aussieht, um auch manchen zurückzuschrecken, dessen Mut sonst außer allem Zweifel steht.

Das Hauptergebnis der heurigen Saison ist also touristisch nur die Eröffnung einer kleinen neuen Halle in der Piuka Jama. Es ist aber in Bezug auf die Vermehrung unserer Kenntnisse über die in den Wasserhöhlen des Karstes herrschenden Verhältnisse ein sehr reiches gewesen, weil es nunmehr bekannt ist, welcher Vorbereitungen und Hülfsmittel es bedarf, zu welcher Zeit gewisse Arbeiten begonnen werden müssen, und welche Mittel anzuwenden sind, um rasch und sicher vorzudringen. Mögen sich nur im nächsten Jahre die genügenden Mittel beschaffen lassen, und die geeigneten Personen finden, welche das ebenso nützliche als touristisch wertvolle Werk der Verfolgung des unterirdischen Poik-Laufes fortzusetzen bereit sind, dann kann ein Erfolg nicht ausbleiben, der auch die Eingangs erwähnten Sanguiniker zu befriedigen imstande ist. K.

Sansibar.

Von Dr. Wilhelm Joest.[1]

Nicht der leiseste Windhauch kräuselte die spiegelglatt daliegende See, als wir in den durchschnittlich 20 Meilen breiten Kanal einlenkten, der die Insel Sansibar[1] vom Festlande trennt. Schon vom Bord unseres Bootes aus konnten wir, da wir dicht der Küste entlang dampften, die stellenweise paradiesische Schönheit der Palmenwälder, der Gewürznelkenpflanzungen und der arabischen Lustgärten der Insel bewundern: wir passierten einen stattlichen Sommerpalast des Sultans, bald tauchten ein Kirchlein, dann mehrere europäische Gebäude und zahlreiche Palmhütten aus dem Dickicht auf: die englische Missionsstation Mbueni, und schließlich lag vor uns, von einem herrlichen Garten umgeben, Dr. John Kirk's, des englischen Generalkonsuls, Landhaus, während uns gleichzeitig die weiße Front der Stadt über ein Gewirr von Masten und Rahen entgegenleuchtete.

Am Ufer mehren sich weiße, unförmliche Steinhäuser der Araber, zwischen welche Hunderte von mehr malerischen als reinlichen Negerhütten eingezwängt sind, hier das große Gebäude dient als Hospital, ein folgendes beherbergt die Telegraphen-Kompagnie — wir dampfen nur noch mit halber Kraft und verändern den Kurs etwas nach Osten — da entfaltet sich die ganze Front der Stadt in wahrhaft imponierender Großartigkeit vor uns: anscheinend blendend weiße Paläste reihen sich in kaum übersehbarer Perspektive aneinander, Tausende von Fahnen und Wimpeln schmücken den Mastenwald der Rhede und auf den Werften am Ufer sehen wir ein Gewirr buntgekleideter und emsig beschäftigter Menschen. Wir treiben langsam an dem mächtigen, einst weißgetünchten, heute bei der grellen Beleuchtung etwas zerfallen und verkommen aussehenden, dabei durch seine Terrassen und Zinnen an eine Festung erinnernden englischen Generalkonsulat und einer Reihe recht unschöner arabischer Privatwohnungen vorbei, bis wir dicht am Ufer, angesichts eines kolossalen Gebäudes, von dessen hohem Dache die deutsche Flagge mich begrüßt, vor Anker gehen. Scherzend rief mir der Kapitän zu: „Mehr können Sie doch nicht verlangen, ich setze Sie gerade vor Ihrem Konsulat ab!"

Bis zu einer Landungsbrücke hat man es leider in Sansibar noch nicht gebracht; wohl aber wurde unser Dampfer bald von einer Menge kleiner Boote umschwärmt, deren Besitzer durch allerhand eindringliche Pantomimen — war ihnen der Zutritt auf Deck vorläufig doch noch versagt — ihren Fahrgast sich zu sichern bestrebt waren.

Der erste Mann, der an Bord kam, war der nicht nur in Sansibar und Umgegend, sondern auch in London und Paris wohlbekannte Günstling des Sultans, Peera

[1] Aus dessen lehrreichem und unterhaltendem Buche „Um Afrika" (Köln, Dumont-Schauberg'sche Buchhandlung, 1885), welches wir in Nr. 42 des „Ausland besprachen, mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt. Sansibar ist durch die neueren Ereignisse und kolonialen Bestrebungen in Ostafrika so interessant und wichtig geworden, daß unsere Leser uns für diese lebendige Schilderung aus der gewandten Feder eines tüchtigen Beobachters nur danken werden. A. d. Red.

[1] Früher Sangebar genannt von arabisch: Seng, „schwarz" und bar, Gegend, also „Land der Schwarzen". Der einheimische Name lautet „Unguya", der indische „Dschindschibir" Die gebräuchliche Schreibweise „Zanzibar" ist unrichtig. A. d. V.

Dewjee (so schreibt Herr Pira Daudschi sich selbst). Er soll in seiner Jugend Barbier oder dgl. Seiner Hoheit gewesen sein und hat es durch seine orientalische Intelligenz — Indien rühmt sich, seine Heimat zu sein — so weit gebracht, daß man ihn als einen der einflußreichsten Männer in Sansibar zu betrachten hat. Vor kurzem besuchte er im Auftrage des Sultans Europa, um hier einige Einkäufe zu besorgen; dank seiner braunen Farbe, seiner exotischen Tracht und seinem oder vielmehr des Sultans Gelde gelang es ihm denn auch wirklich, vom Präsidenten Grévy als „außerordentlicher Gesandter des Sultans von Sansibar" empfangen zu werden.

Nach Erfüllung der üblichen Förmlichkeiten ruderten wir an Land, ich begab mich sofort auf das Konsulat, wo ich das Vergnügen hatte, in Herrn W. O'Swald jun. aus Hamburg einen alten Bekannten zu begrüßen, der mir das seiner Firma gehörige prächtige Geschäfts- und Wohnhaus für die Zeit meines Aufenthaltes als Heim zur Verfügung stellte.

Bevor wir die Stadt selbst betreten, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Front derselben nördlich vom O'Swald'schen Hause werfen. Dicht neben demselben wird ein riesiger viereckiger Ziegelsteinbau errichtet: das zukünftige Zollhaus. Es ist bedauerlich, daß der Sultan bei dem Bau der öffentlichen Gebäude nicht von dem althergebrachten arabischen Stil abgehen will. Solche Gebäude nämlich dehnen sich über riesige Grundstücke aus und imponieren durch ihre anscheinende Größe; betritt man sie aber, so ist man enttäuscht wegen der Kleinheit der wirklich als Wohnungen, Bureaux u. dgl. verwendbaren Räume, da der größte Teil des Hauses von dem offenen inneren Hof und den diesen in allen Stockwerken umgebenden Galerien eingenommen wird.

Höchst unterhaltend ist es, dem Treiben der Arbeiter und Arbeiterinnen bei solchen Bauten zuzuschauen. Es sind größtenteils Sklaven, deren Arbeitskraft von ihren arabischen Herren gegen Lohn ausgeliehen wird, während diese ihre Leute weiter kleiden, ernähren u. s. w. Wenn nun schon in unserem Vaterlande die Maurer und Zimmerleute nicht gerade in dem Rufe stehen, sich bei der Arbeit allzu sehr zu übereilen oder anzustrengen, so würden diese dennoch die afrikanischen Sklaven beneiden. Letzteren fällt es z. B. nie ein, eine Last Steine oder Mörtel auf der Leiter von Stockwerk zu Stockwerk zu tragen, das wäre viel zu mühsam; die Leitern sind mit langen Reihen von Arbeitern, meist Weibern, besetzt, die, ohne ihre eifrige Unterhaltung auch nur einen Augenblick zu unterbrechen, das Baumaterial in Körben von Hand zu Hand weiter reichen. Am fleißigsten sind noch die jugendlichen Handlanger, wiederum kleine, sechs bis acht Jahre alte Mädchen, die vom frühesten Morgen bis zu Sonnenuntergang gleich Ameisen in langer Kette vom Bau nach den am Meeresstrande errichteten Kalköfen eilen und auf den Köpfen das Baumaterial in flachen Körben herbeischleppen. Auch diese jugendliche Gesellschaft schwatzt, lacht und schreit den ganzen Tag hindurch.

Neben dem zukünftigen Zollhaus erheben sich die massiven Mauern der alten Festung, eine düstere Erinnerung an die Zeit der portugiesischen Herrschaft und an die blutigen Kriege, welche einst Portugal mit den arabischen Herrschern von Oman um den Besitz Sansibars geführt hat. Das Fort dient heute als Gefängnis, dessen Einrichtung in, wie man mir versichert, vollem Gegensatz zu den menschenfreundlichen Absichten des Sultans eine allen Anforderungen der Menschlichkeit hohnsprechende sein soll. So sandte kurz vor meiner Ankunft der englische Konsul Gissing drei Untersuchungsgefangene aus Mombasa nach Sansibar, von denen zwei im dortigen Gefängnis innerhalb zweier Tage zugrunde gingen.

Wenige Schritte weiter bringen uns nach einem niedern, mit Wellblech bedeckten Verschlag, der sich zu unserer Linken bis an das Meer ausdehnt. Es ist das heutige Zollgebäude, das zugleich als Börse dient, auf der sich alltäglich das handeltreibende Sansibar versammelt, um die Erzeugnisse der Inseln Unguya, Pemba und Mafia, wie des Inneren Afrika's, gegen Europa's, Asiens und Amerika's Güter einzutauschen. Vor allem liegen da hoch aufgestapelt Säcke mit Gewürznelken, einem der wertvollsten Ausfuhrartikel Sansibar's, dessen Kultur im Jahre 1818 aus Mauritius hierher verpflanzt wurde; die besten Näglein wachsen auf Pemba. Daneben sind Ballen und Säcke mit Kopal, Kautschuk, Pfeffer, Färberflechte (Orseille), Zimmt, Kauris oder Schildpatt aufgetürmt. Aus dem schier unerschöpflichen Vorrat Zentralafrika's sehen wir viele Hunderte der prächtigsten Elefantenzähne aufgehäuft; Sklaven schleppen zu vieren an zwei auf den Schultern getragenen Stangen in Sackleinen, gleich einer Hängematte schwebend, schwere Lasten von Häuten, von Kopra oder Palmkernen heran. Im Takt singend und marschierend bahnen sie sich einen Weg durch die dichte Menge, ihre schönen schwarzen Körper glänzen in der Sonne, nur ihre Schultern sind durch handgroße Schwielen entstellt.

Prächtig passen in dieses Bild die reich und bunt gekleideten Asiaten und Afrikaner. Wir europäische Bleichgesichter aber, in unseren ebenso unschönen wie unpraktischen weißleinenen Anzügen und Sonnenhüten, die wie riesige Champignons unsere Nacken und Nasenspitzen vor den Sonnenstrahlen schützen — wir passen wahrlich nicht hierher.

Verlassen wir das Zollhaus, in dessen heißer, teils von scharfen Wohlgerüchen, teils von der Ausdünstung von Hunderten von arbeitenden und schwitzenden Farbigen geschwängerter Atmosphäre wir zu ersticken glauben, so sehen wir zu unserer Rechten wiederum einen mächtigen Ziegelsteinkasten, dessen Bau erst bis zum zweiten Stockwerk vollendet ist: den neuen Palast des Sultans. Riesige eiserne Säulen umgeben das Erdgeschoß und eine zweite

Reihe cherner Pfeiler ziert das erste Stockwerk; mir erscheint es viel fraglicher, ob der Bau diese Säulen lange tragen wird, als umgekehrt. (Fünf Monate nachdem diese Zeilen niedergeschrieben, erhalte ich von einem Freunde in Sansibar die Nachricht, daß der betreffende Bau samt seinen Säulen denn auch glücklich eingestürzt ist.)

Weiter sehen wir ein langes, niederes Gebäude mit vorspringendem Dach, vor dem einige 30 altmodische Karrossen rangiert sind: der Marstall des Sultans. Said Bargasch besitzt ausgezeichnete Pferde; leider scheinen dieselben aber nicht gehöriger Pflege zu genießen, die Tiere wenigstens, die ich sah, mochten wohl von edelstem arabischen Blute sein, befanden sich aber in schmachvoll vernachlässigtem Zustande. Ganz kürzlich hatte denn auch der Sultan seinen englischen Leibkutscher samt dem ganzen englischen Stallpersonal entlassen und dafür Deutsche in seinen Dienst genommen. Mit größter Bereitwilligkeit verleiht Se. Hoheit an Fremde, welche ihn darum bitten lassen, Pferde oder Wagen zur beliebigen Benutzung.

An den Marstall stößt der jetzige Palast des Sultans, ein unschönes und unscheinbares zweistöckiges Gebäude. Mit einer Veranda vor dem Erdgeschoß, deren Dach zugleich dem ersten Stock als Balkon dient, mit den großen Bogenfenstern, deren Läden im Gegensatz zu dem sonst weißgetünchten Gebäude grellgrün gestrichen sind, erinnert das Palais an einen Taubenschlag. Im Erdgeschoß befindet sich die Hauptwache; die Leibgarde des Sultans besteht aus einem Bataillon Perser.

Die Gemächer des ersten Stocks werden vom Sultan bewohnt, und aus ihnen führt ein verdeckter Gang über die Straße nach dem Harem, einem wiederum kolossalen, aber ebenso unschönen Bau, der, an den Palast im rechten Winkel sich anlehnend, die nördliche Seite eines großen Platzes bildet, auf dem an Sonn- und Feiertagen die Paraden stattfinden. Nur einige Eckfenster im ersten Stock des Harems sind mit arabischen Holzschnitzereien verziert, der Rest macht den Eindruck eines Gefängnisses.

Said Bargasch ist kein Feind des schönen Geschlechts, sein Harem soll ihm denn auch recht viel Geld kosten: so ließ er sich kürzlich auf einem seiner eigenen Dampfer drei Kaukasierinnen aus Konstantinopel kommen, ein Scherz den er mit 300,000 Dollars bezahlte. Wie mir ein Eingeweihter berichtete, zählt der Harem abgesehen von den Sklavinnen u. s. w., etwas über 90 Insassen.

Vor dem Palast, dicht am Strande, erhebt sich ein großer, recht geschmackloser, von Galerien umgebener Turm, von dessen Höhe eine Uhr weithin sichtbar die (arabische) Zeit verkündet, während nachts von seiner Spitze ein großes elektrisches Licht strahlt.

Vor dem Harem mündet die Wasserleitung, welche von dem jetzigen Sultan, einem Manne, der wirklich alle Eigenschaften eines gütigen, weisen und gerechten Herrschers und Menschen in sich vereint, vor wenigen Jahren vollendet ist und durch welche Sansibar reichlich mit gutem Wasser versorgt wird. Seitdem bessert sich der Gesundheitszustand der Stadt, der bis vor kurzem ein sehr bedenklicher war, von Jahr zu Jahr, so daß Sansibar, heute entschieden ein gesunderer Aufenthalt als die meisten übrigen Plätze der Ostküste, vielleicht als der gesundeste von allen bezeichnet werden kann. Fieber befällt auf die Dauer allerdings ebenfalls jeden, der sich hier niederläßt, doch verlaufen die Anfälle beinahe nie tötlich. Was schlechten Geruch, zumal aber die pestilenzialischen Ausdünstungen des Strandes bei Ebbe betrifft, so übertrifft Sansibar leider noch die portugiesischen Kolonien; das aber ist ein unvermeidliches Uebel bei einer Stadt von 80,000 Einwohnern, von denen sicher drei Viertel gewisse häusliche Einrichtungen nicht kennen. —

Noch meilenweit dehnt sich die Stadt vom Palast aus längs des Strandes nach Norden hin. Da liegt das (ganz gute) französische Hotel Chabot; dann kommen die Häuser der schon früher erwähnten französischen und schweizerischen Firmen; dann Maschinen- und andere dem Sultan gehörige Werkstätten, darunter eine Eisfabrik, aus welcher der Sultan alle fremden Konsuln in freigebigster Weise versorgt; weiter folgt das Kanonen-Arsenal oder vielmehr ein niedriger Schuppen, wo einige Hundert Kanonen, darunter ausgezeichnete altarabische und portugiesische Bronzestücke, neben Mitrailleusen und Krupp'schen Geschützen aufgestapelt liegen; hieran reihen sich die Wohnhäuser reicher Indier und später kommen dann wieder die Palmhütten der Suahelis, bis endlich die Stadt sich im Dickicht von Palmen, Mangos und Bananen verliert.

Die lange Wanderung auf der man sich bei brennender Hitze durch ein stetes Gewirr von lärmenden, lachenden und, leider, übelriechenden Menschen durchdrängen muß, wirkt ermüdend; kehren wir daher lieber ins Konsulat zurück, um einen Blick in eine Wohnung hier lebender Europäer zu werfen.

Häuser, im europäischen Stil gebaut, gibt es in Sansibar nicht, die verschiedenen europäischen Firmen haben sich darum in ursprünglich arabischen Wohnungen häuslich eingerichtet. Das großartigste Haus dieser Art ist das der Firma W. O'Swald u. Comp.: die Zimmer sind beinahe unheimlich hoch und groß und im Salon könnte man ganz gut eine Kegelbahn anlegen. Die Dächer aller Wohnungen sind nach arabischer Art flach aus Stein oder Cement gebaut, und auf dem Dache pflegt man am Abend frische Luft oder kühlende Getränke zu schlürfen.

Auf dem höchsten Punkte des Hauses ist meist wiederum noch ein kleines Holztempelchen errichtet, zu dem man auf schwankender Treppe hinaufklettern kann, um dann — durchaus keinen freieren Ueberblick zu haben, als vom Dache selbst aus. Der Fremde hat natürlich ein berechtigtes Interesse daran, seinem mohamedanischen Nachbar etwas in den Harem hineinzugucken; dieser trachtet aber mit ebenso vielem Interesse, dem suchenden Blick

nichts zu bieten, er spannt darum Leinwand um und über sein Haus. Trotz Leinwand, Sklavinnen und Eunuchen werden indes auch in den Harems Sansibars zuweilen kleine Liebesverhältnisse angeknüpft, von denen eins vor wenigen Jahren ein tragisches Ende fand.

Zu dem Inventar eines europäischen Hauses in Sansibar gehört ferner noch mindestens ein Flaggenstock, ein Affe, ein Ichneumon, ein Tiger oder sonst ein reißendes Tier. Sollte die betreffende Firma nicht Trägerin eines Konsulats sein, so legt sie sich eine Privatflagge zu, wobei manchmal ganz eigentümliche heraldische Zusammenstellungen zu Tage treten. Affen und Ichneumon, jene niedlichen, wieselartigen Tierchen, die vollständig zahm werden, erfreuen sich gleicher Beliebtheit bei Europäern wie bei Eingeborenen, und irgend ein unglückseliger Tiger oder Panther, der seinem Weltschmerz und Menschenhaß durch unaufhörliches Pusten und Schnurren Ausdruck verleiht, wird den lieben langen Tag von Weißen und Farbigen gequält und geärgert.

Eins der schönsten Häuser in beinahe unveränderter arabischer Bauart bewohnen die Vertreter der Firma Hansing u. Co. Um einen Hof, der geräumig genug ist, einige schattige Palmen zu beherbergen, läuft in der Höhe des ersten und einzigen Stockwerks eine steinerne Veranda die man auf einer steilen, ziemlich unbequemen Treppe erreicht. Von hier führen Thüren, deren Balken mit allerhand Arabesken und Schnitzwerk reich verziert sind, in schmale, europäischen Ansprüchen allerdings nur wenig entsprechende Räume, wo sich die Bureaux, Schlafzimmer u. s. w. befinden. Als Speisezimmer oder Salon dient bei Tage die Veranda, während man nachts, wie erwähnt, das Dach aufsucht. Die meisten Häuser sind mit allerhand Trophäen, mit Waffen und Schmucksachen, zu deren Ankauf Sansibar der geeignetste Punkt der ganzen Ostküste ist, verziert; auch findet man in manchen derselben prächtige persische Teppiche, die häufig Geschenke des freigebigen Sultans sind. Da ein einziges Haus nie für die Bedürfnisse einer solch bedeutenden Firma genügt, so sind die Nachbarbauten mit in den Bereich derselben gezogen, in deren Höfen Hunderte von Frauenzimmern mit dem Sortieren von Kaurimuscheln, der Lackmusflechte u. s. w. beschäftigt sind. —

Wenn nun die Stadt vom Meere aus gesehen mit ihrer langgestreckten, mächtigen Front einen großartigen Eindruck macht, der sich indes schon bei näherer Betrachtung der einzelnen Bauten erheblich abschwächt, so weicht derselbe schnell einer bedeutenden Enttäuschung, sobald man durch eine der Nebenstraßen in das Innere der Stadt selbst eindringt. Sansibar erinnert hier in seinen besten Teilen an die schlechtesten Viertel der größeren Städte Indiens oder des Orients. Hohe, fensterlose Lehmmauern oder niedere, schmutzige Lehmbuden entlang winden sich enge, krumme Gäßchen, auf denen beladene Kulis, verhungernde Hunde, geschäftige Hausierer, trabende Esel, nackte Kinder, nichtsthuende Soldaten u. s. w. in dichtem Gedränge sich umhertreiben.

Im hohen Grade fielen mir auf den Gassen Sansibars anfangs einzelne Negerinnen oder auch ganze Reihen aneinander geketteter Weiber auf, die einen schweren eisernen Ring um den Hals trugen. Ich glaubte zuerst entlaufene Sklavinnen oder Gefangene vor mir zu sehen, erfuhr aber, daß diese Personen nur wegen allzu intimen Verkehrs mit Europäern dergestalt bestraft waren. Der Sultan will solchen Verkehr einmal nicht dulden. Das schuldige Mädchen wird zur Wache gebracht und muß am folgenden Tage mit dem eisernen Collier auf der Straße arbeiten, Wasser tragen u. dgl., was dem Humor der Sträflinge jedoch keinen Eintrag zu thun schien, denn solch angekettete Gesellschaft unterhielt sich stets königlich.

Es gehört jahrelanges Studium dazu, unter den zahllosen Schattierungen und Typen die verschiedenen Angehörigen all jener afrikanischen Rassen und Stämme herauszufinden, die hier im Zentralpunkt der äquatorialen Ostküste zusammenströmen; leider befand sich der beste Kenner Sansibars und der Suaheli-Küste, unser Landsmann Dr. Fischer, zur Zeit meines Aufenthalts in Europa.

Die beste Gelegenheit, einen Begriff von der durcheinander gewürfelten Negerbevölkerung zu bekommen, bietet sich auf dem hinter dem erwähnten Fort befindlichen Markte. Auf verhältnismäßig engem Raume sind hier Hunderte von kaufenden, feilschenden oder ihre Waren anpreisenden Menschen in allen nur denkbaren Trachten zusammengedrängt: da knieen kunstfertige Barbiere und rasieren der Gläubigen Schädel; in langen Reihen hocken Negermädchen und bieten Mandioka, Betel und Areka-Nüsse, saftiges Zuckerrohr, diese Lieblingssüßigkeit aller Naturkinder der Tropen, oder Orangen und grüne Cocos-Nüsse feil; dazwischen treibt ein schwarzer Hirt seine Heerde Ziegen quer über den Markt mitten durch Käufer und Verkäuferinnen hindurch, zum Entsetzen der letzteren, deren Waren unter dem Appetit der schnuppernden Tiere bedenklich zu leiden scheinen. Gegen das Fort gelehnt stehen Dutzende fertig geschnitzter Hausthüren zum Verkaufe, und mindestens 30 Schneider oder Händler mit alten Kleidern bieten schreiend und zudringlich den Vorübergehenden einen Maskatanzug nach neuester Mode an.

Hat man sich einige Zeit durch das Gedränge des Marktes hindurchschieben lassen, bei glühender Hitze ein Vergnügen, dessen unangenehme Seiten durch die interessante kaum aufgewogen werden, so mag man seine Schritte nach dem Bazar zur Linken wenden, um dort, wenn auch keine frische, so doch andere Luft zu schöpfen. Hier sind wir plötzlich wieder in Indien; hinter uns die schreiende, lachende afrikanische Gesellschaft in blauem Kattun oder im langen weißen Hemd; vor uns der stille Hindu oder der Baniane in der eigentümlichen Tracht seiner Heimat. Eben roch die Luft nach getrocknetem Haifisch und nach Neger im allgemeinen; hier wirbelt uns heißer Staub mit

Udi und anderen überstarken indischen Wohlgerüchen erfüllt entgegen. Während die Suahelifrau ihren schwarzen Sprößling nackt hinter sich herlaufen läßt und, am Meeresstrande angekommen, es nie unterläßt, denselben trotz seines lebhaften Widerstrebens mehreremale in die warmen Wellen unterzutauchen, hegt die indische Mutter ihre Kinder mit übertriebenster Sorgfalt. Mit kostbaren Kleidern und allerhand Flittertand überladen, hocken diese Kleinen, die mit ihren wundervollen schwarzen Augen schon viel zu altklug und vernünftig in die Welt schauen, den ganzen Tag in der schlechten Atmosphäre des Bazars, und die Mütter verwenden leider mehr Zeit auf das Schminken und Färben ihrer Kinder, auf das Durchlöchern ihrer Nasenflügel und Ohrläppchen als auf gründliches Waschen derselben. Unterhält man sich mit ihnen, so küssen sie erst mehrmals dem Fremden und dann eigentümlicherweise sich selbst die Hand.

Als Kaufleute spielen auch hier die Indier wieder die Hauptrolle, und Waren, wie weiße und bedruckte Kattune, irdene Töpfe, Wasserflaschen, Spiel- und Schmucksachen, Handwerkszeug, dann Zucker und Reis kommen auf direkten Dampfern von Indien hierher nach der Ostküste. Araber sieht man wenige auf der Straße, arabische Damen beinahe nie. Die Herren der Insel beschäftigen sich weder mit Geldgeschäften, noch mit Kleinhandel, die meisten leben auf ihren Landhäusern und senden von dort hauptsächlich Gewürznelken oder Früchte zum Verkauf in die Stadt. Es sind durchgängig hübsche Menschen, wenn auch die Jünglinge mir häufig durch ihre ungesunde Bläße auffielen. —

Zehn Tage währte mein Aufenthalt in Sansibar, eine Spanne Zeit, die dank dem freundlichen Entgegenkommen des stellvertretenden Konsuls — Konsul Grallert war nach Europa gereist — und aller übrigen Landsleute nur zu schnell verging. Wenn die Hitze während der Mittagsstunden lange Wanderungen durch die Stadt allzu beschwerlich machte, so bot der Blick auf die Rhede und auf das stets lebhafte Treiben am Strande des Unterhaltenden und Sehenswerten genug. Der größte Teil der arabischen Dhaus hatte zwar Sansibar bei Eintritt des Südwestmonsuns schon verlassen, immerhin lagen aber noch einige Hundert Segler, meist mit roter Flagge, und etwa ein Dutzend Dampfer, darunter ein kleines, englisches Kriegsschiff, vor Anker. Der Sultan selbst besitzt außer einem Kriegsschiff zehn eigene Dampfer, die den Handelsverkehr Sansibars mit Indien und Arabien vermitteln. Diese werden sämtlich von deutschen Kapitänen kommandiert.

Der sandige Strand vor dem O'Swald'schen Hause wurde zur Mittagszeit mit Vorliebe von der Suahelijugend als Badeplatz benutzt; die Jungen besaßen eine erstaunliche Fertigkeit darin, im Wasser ein „Rad zu schlagen" und dabei ihren Nachbar mit dem Fuß an den Kopf zu treffen; stundenlang unter ewigem Lachen und Schreien gaben sie sich diesem Vergnügen hin.

Schön war auch der Blick auf die Stadt und das Meer bei Nacht, wenn von jedem schwankenden Fahrzeuge die Lampen herüberleuchteten, wenn am Strande sich Licht an Licht reihte und der große, ganz mit Lampen garnierte Uhrturm mit seinem mächtigen elektrischen Licht die Paläste zu seinen Füßen magisch beleuchtete.

Die angenehmste Zeit des Tages waren indessen die Nachmittagsstunden, wenn die Sonne dem westlichen Horizonte sich zuzuneigen begann. Dann wurden die Pferde gesattelt und jeder Europäer beeilte sich, sein heißes Bureau zu verlassen, um auf einem Ritt durch die wirklich unbeschreiblich schöne Insel Geist und Körper zu erfrischen. Die Engländer spielten natürlich sofort draußen auf geeignetem Grunde ihr Cricket und Lawn-Tennis, wir aber galoppierten auf schmalen Pfaden durchs Dickicht, unbekümmert um die Richtung, nur an der herrlichen Natur uns erlabend.

Die ganze Insel Sansibar ist nur 85 Km. lang und durchschnittlich 16—22 Km. — an der breitesten Stelle 33 Km. breit; ihr weicher Boden besteht aus rotem, wahrscheinlich eisenhaltigem Thon, der über dem Korallenfundament lagert. Hügel erheben sich wellenförmig hinter der Stadt, ohne eine bedeutendere Höhe als etwa 25 bis 30 m. zu erreichen, nur im Süden der Insel steigen sie bis über 100 m.

Die Stadt Sansibar wird durch einen seichten Meeresarm, den nur eine schmale Landzunge an der Vereinigung mit dem Hauptkanal hindert, in zwei Teile getrennt; die von Europäern, dem Sultan u. s. w. bewohnte Stadt Schangani liegt auf einer dreieckigen Halbinsel, während die Suaheli-Stadt und die von den ärmeren Indiern bewohnten Viertel jenseit jenes sumpfigen Meeresarmes, durch zwei Brücken mit Schangani verbunden, sich befinden.

Es gehört einige Uebung dazu, die engen Gassen in der Nähe des Strandes, deren Wände man häufig mit beiden Fußspitzen berührt, zu Pferde zu passieren, ohne seine Kniee in allzu unsanfte Berührung mit den Straßenecken oder den Rippen der Fußgänger zu bringen, auch stolpern die Tiere leicht, denn manches Haus ist zu Trümmern zerfallen, an deren Wegräumen kein Mensch denkt und zwischen denen mitten auf der Straße schon wieder fruchtbringende Ricinus oder Papayas entsprossen sind. Hat man indes Schangani im Rücken, so verliert die Stadt jenseit der Brücken wieder vollständig ihren arabischen Charakter, um dafür ein rein afrikanisches Städte- und Landschaftsbild mit all seinen Licht- und Schattenseiten zu bieten. Niedere, zuweilen recht schmutzige Palmhütten, vor denen die Insassen im dürftigsten Anzuge mit allerhand häuslichen Arbeiten, hauptsächlich mit Strohflechterei, sich beschäftigen, liegen, umgeben von Mandioka-Feldern, unter herrlichen Mangos und Cocos-Palmen; im Gänsemarsch ziehen schwer beladene Weiber und Mädchen, gefolgt von ihrem faulen, aber gutmütigen Herrn und Gebieter, durch das Dickicht ihrer Heimstätte zu; hier

stößt man auf eine Gruppe nackter Suaheli-Kinder, die vielleicht eben damit beschäftigt sind, eine Katze schwimmen zu lehren, oder die einem armseligen Köter Blechbüchsen an den Schweif gebunden haben; dort überraschen wir einige Jungfrauen bei ihrem abendlichen Bade — überall aber empfängt man uns freundlich, jeder ruft uns sein „Willkommen", Jambo! zu.

Der lohnendste Ritt ist in der Richtung nach Süden, dem Meeresstrande entlang. Auf dem vom Ufer leicht aufsteigenden Hügelrande besitzen die reicheren Bewohner Sansibars, Europäer sowohl wie Araber und Indier, kleine Landhäuser, „Schambas", inmitten der herrlichsten tropischen Vegetation; hier hatten sich auch die drei Herren O'Swald ihr „Neumühlenberg" mit eigener Hand gebaut, angestrichen und eingerichtet, eine reizende Besitzung, auf der wir manchen Abend verplauderten.

Das prächtige Landhaus des englischen Generalkonsuls Sir John Kirk, inmitten eines ausgedehnten Gartens, in welchem beinahe alle fruchtbringenden oder duftende Blüten tragenden Pflanzen der Tropen vereint sind, ist ein wahres Paradies. Weiter südlich liegt die großartige Anstalt der englischen Missionare, wo im Laufe vieler Jahre alle die auf Sklavenschiffen abgefangenen und „befreiten" Sklaven angesiedelt worden sind, um hier in den Lehren des Christentums und in nützlichen Handwerken unterrichtet zu werden. Jede Familie solcher „Christen" besitzt eine kleine Hütte mit einem dazu gehörigen Stück Land; das Haus der Missionare ist ein schönes, stattliches Gebäude, die Kirche dagegen ein recht erbärmliches Bauwerk aus Lehm, mit Palmblättern gedeckt.

Die Schönheit der Insel Sansibar ist in den verschiedensten Beschreibungen, die in den letzten Jahren über dieselbe erschienen sind, immer gepriesen worden; auch ich muß gestehen, daß ich wenige Punkte der Erde kenne, die in Lieblichkeit und idyllischer Szenerie mit dem kleinen Eilande sich messen können.

Mehr als die landschaftlichen Reize der Insel zogen mich noch die Menschen dort an, zumal die malerischen Gestalten der zentralafrikanischen, arabischen und indischen Landsknechte, die sich stets in der Nähe des Palastes umhertrieben. Die beste Gelegenheit, dieselben zu beobachten, wurde mir, als ich mich an einem Freitage, dem arabischen Sonntage, in früher Morgenstunde nach dem vor dem Palaste des Sultans gelegenen freien Platze begab, um der bereits erwähnten Parade beizuwohnen.

Eine Menge Menschen harrte hier schon des militärischen Schauspiels, das sich kurz nach meiner Ankunft zu entwickeln begann. Aus der den Harem vom Palaste trennenden Straße rückten in raschem, hüpfendem Schritt drei Abteilungen von je ungefähr 100 Mann der irregulären, nicht nach europäischem System gedrillten Truppen heran. Es war die bunteste, zusammengewürfelteste Gesellschaft, die ich jemals in meinem Leben gesehen: von Uniformierung war natürlich keine Rede, da marschierte der beinahe nackte Küstenbewohner neben dem in weiße Gewänder bis zu den Augen verhüllten Zentralafrikaner; der weibische Beludsche neben dem fanatischen Sohne Makalla's, der Neger neben dem beinahe weißen arabischen Jüngling.

Bewaffnet waren sie sämtlich bis an die Zähne: da sah man vor allem alte arabische Lunten- oder Steinschloßgewehre, oft reich mit Silberbeschlägen verziert, deren dünne lange Kolben am Ende dick gepolstert oder zur Milderung des Stoßes mit einem Klumpen rohen Kautschuks versehen waren; andere, zumal die Neger und Indier, trugen lange, breite Schwerter, deren nackte (Solinger) Klingen sie bei jedem Schritte vibrieren ließen; beinahe ein jeder hatte im Gürtel den krummen arabischen Dolch, dessen Scheide häufig aus massivem Silber oder aus feinem Filigranwerk besteht; dann waren sie beladen mit Pulverhörnern, Lederbüchsen für Zündhütchen, Kugeltaschen und Messern, auch Tabakbeuteln, Amuletten und Fetischen, kurz, die Bande rasselte wie eine Horde losgelassener Dämonen. Dabei musizierte, sang, lärmte, brüllte ein jeder wie wahnsinnig; hier bearbeitete ein Neger seine urtümliche Trommel, bei jedem Schlage aufjauchzend und hoch in die Luft springend, dort pfiff ein anderer auf kleiner Pickelflöte, sich dabei wie in epileptischen Zuckungen verdrehend; hier trampelte einer wie vom Veitstanz besessen; dort verrenkte ein anderer seine Glieder gleich einem von der Tollwut befallenen Schimpanse. Die Kerle, die sich da nur zu ihrem eigenen Vergnügen in wilde Aufregung hineintanzten und musizierten, machten wirklich mit ihren glühenden, rot unterlaufenen Augen, aus denen Blutdurst und alle tierischen Gelüste sprühten, einen unheimlichen Eindruck, und unwillkürlich kam mir der Gedanke: „So müssen die Krieger eines Mahdi ausschauen!"

Nachdem die Bande vielleicht zwölfmal um den Platz „marschiert" war, bildete eine Abteilung einen Kreis, während die beiden anderen außerhalb desselben, zu je einem Gliede rangiert wie zu einem Einzelgefecht zu Fuß, gegeneinander Front machten. Musik und Tanz begann von neuem, die Leute der beiden Glieder traten singend oder mit geschlossenen Augen in den Hüften sich wiegend oder den Oberkörper langsam vor- und zurückbeugend auf der Stelle, während aus dem Kreise, wo die Leute teils mit ihren Gewehren die wunderbarsten Jongleurkünste verübten, teils ihre Schwerter mit beiden Händen emporhielten und die Klingen unaufhörlich schwingen ließen, zwei Paar Krieger sich einander näherten, um einen originellen Schwerttanz aufzuführen. Die Hiebe wurden natürlich nur angedeutet; zielte der Gegner nach den Schienbeinen, so sprang der andere hoch auf und versuchte dabei den Kopf seines Gegenüber abzusäbeln, der seinerseits wiederum mit ausgespreizten Beinen sich auf den Boden duckte. Je länger dieser Tanz dauerte, desto aufgeregter wurden die Leute und desto unangenehmer wurde mir das Schauspiel. Tanzen im allgemeinen ist ja Geschmacksache: ebenso wie

dem Asiaten u. s. w. unser Umherhüpfen unverständlich ist, wie er die damit verbundene enge Berührung des anderen Geschlechtes für unanständig hält, ebenso widerlich berühren mich die weibischen, stets mehr oder weniger verliebten Bewegungen eines einzeln tanzenden Mannes. Hier in Sansibar machten mich zumal die jugendlichen Beludschen, die mit ihren verschwommenen Mädchengesichtern, mit ihrem langen, lockigen Haar, das à la Minnesänger — nur durch ein buntes Band um die Stirn — festgehalten wurde, mit ihren nackten Oberkörpern, deren runde, weiche Formen kaum das Geschlecht erkennen ließen, wie sie tänzelnd und lächelnd die Augen verdrehten oder sich in den Hüften wiegten — beinahe seekrank.

Wohl eine Stunde mochte dieses Tanzen und Scheinfechten gedauert haben, als schmetternde europäische Militärmusik das Nahen der regulären Truppen verkündete. Die Baschi-Bozuks zogen sich zurück, und in feschem Tempo, in schmucke, weißleinene Uniformen und unpraktische rotgelbe, cerevisartige, kleine Mützen nach englischem Muster gekleidet, marschierte die Besatzung Sansibars, 1200 Mann stark, in Zugkolonne heran.

Der Marsch, den das farbige Musikkorps spielte, kam mir so bekannt vor, immer sagte ich mir: „den hast du schon einmal gehört oder gesungen" — endlich hatte ich es: „No wat sähst'e no dozo?" lautet der dem Marsch untergelegte Text in heimatlicher Mundart!

Die Armee ist eine Schöpfung eines englischen Offiziers, dem es durch vielen Eifer und Takt gelungen ist, aus allerhand Volk, meist allerdings Suahelis, eine anscheinend recht tüchtige Truppe herauszubilden. Die Leute marschierten mindestens ebenso gut wie die Engländer, und die Griffe waren gar nicht übel. Die Armee zählt jetzt im ganzen etwa 4000 Mann, zu Offizieren werden meistens Leute von den Komoren gewählt; einziger Europäer ist der General. Schon mehrmals hatte der Sultan Gelegenheit, die Tüchtigkeit seiner Truppe bei kleinen Aufständen an den Küstenbesitzungen zu erproben, und jedesmal sollen die Leute sich recht brav geschlagen haben.

Auf dem Platz wurde aufmarschiert. Der General trat vor, neben ihm zwei Prinzen mit je einer Fahne, die Musik stimmte die Hymne des Sultans an, der in diesem Augenblick auf dem Balkon seines Palastes erschien, Achtung! present arms! Die Fahnen senkten sich und der General salutierte — wer hätte dieses Schauspiel in Sansibar erwartet!

So gab es beinahe jeden Tag etwas Neues oder Ueberraschendes zu sehen. Eines Abends saßen wir auf dem Dache unseres Hauses, als das nahende Gebrause unzähliger Stimmen, als Musik und Raketenschwärme uns verrieten, daß wieder etwas im Gange war. Bald erschien denn auch ein wohlbeleibter Indier, der um die Erlaubnis bat, zur Feier seiner eigenen und seiner zwei Söhne Hochzeit dem Hause O'Swald eine Ehrenbezeugung darzubringen. Das wurde ihm natürlich gern bewilligt, und bald war die kleine Gasse, welche das Hauptgebäude von einem Nebengebäude trennt und die im ersten Stock überbrückt ist, gedrängt voll von jubelnden, aufgeregten Hindus. Raketen flogen schockweise dicht an unseren Nasenspitzen vorbei, während unter uns Hunderte von Fackeln aus Kopra (getrockneten Cocos-Nüssen) ihren Qualm knisternd zu uns heraufsandten. Langsam bewegte der Hochzeitszug sich an uns vorbei, der Bräutigam Nr. 1 stand neben uns und schaute mit vergnügten Sinnen von unseres Daches Zinnen auf seine Gäste herab; von Freunden umgeben, die längere Reden an das Volk hielten, dabei sich und andere umarmten und harmlose Menschen mit Rosenwasser begossen, nahte sich der Bräutigam Nr. 2, ein zwanzigjähriger Jüngling, der sich in der aufgeregten Gesellschaft nicht ganz wohl zu fühlen schien; dann erschien, mit donnernden Salaams und allerhand Feuerwerk begrüßt, Bräutigam Nr. 3, ein junger Mann von fünf Lenzen (Monsunen sagt man in Indien), der, auf einem Esel hockend, dabei von Goldbrokaten, Stickereien und Silberschmuck vollkommen bedeckt, mehr den Eindruck eines zentralamerikanischen Madonnenbildes als den eines lebenden Wesens machte. Noch lange hörten wir in der stillen Nacht das Getöse, als der Zug schon längst vorbei war.

Durch Vermittelung des Konsuls war mir vom Sultan eine Audienz bewilligt worden, und an einem glühend heißen Nachmittag, als ich ahnungslos mit dem Ordnen meiner Sammlung beschäftigt war, kam plötzlich eine Botschaft aus dem Palast: Seine Hoheit wünsche mich um 5 Uhr zu empfangen. Rasch stürzten wir in unsere Fracks, Herr O'Swald schmückte zur Erhöhung der Feier sein konsularisches Haupt mit einem Cylinderhut, der allgemeines Aufsehen, gemischt mit schlechten Witzen, auf der Straße erregte, dann wanderten wir nach dem nahegelegenen Palast. Die persische Leibwache trat ins Gewehr und präsentierte; im Erdgeschoß des Palastes, am Fuß einer schmalen Treppe, erwarteten uns mehrere Araber, auffallend schöne Menschen in prächtiger Tracht, von denen einer uns ersuchte, ihm zu folgen. Die kleine, steile Treppe führte direkt in ein reich ausgestattetes, schmales Zimmer im ersten Stock, durch dessen Thür man auf den Balkon hinaustreten konnte. Hier empfing uns, mit raschen Schritten sich nähernd und die Rechte freundlich zum Gruß ausstreckend, der Sultan: Seine Hoheit (Hautesse) Seyiyd (hoher Herr, Souverän) Bargasch ben Said ben Sultan, Imam von Maskat (d. h. in partibus, der regierende Imam von Maskat ist ein Bruder des Sultans von Sansibar), Sultan von Sansibar und der Suahelis.

Der Sultan scheint 45—50 Jahre alt zu sein, er ist groß und stark, mit ziemlich dunklem Teint, sein dichter Vollbart beginnt zu ergrauen, der Schnurrbart ist nach arabischer Sitte bis auf eine ganz schmale Linie zugestutzt und rasiert, aus den etwas ermüdet dreinschauenden Augen spricht vor allem Güte und Wohlwollen, und diese Eigenschaften sind auch die hervorragendsten des Sultans, dessen

Liebenswürdigkeit, Freigebigkeit und wahre Herzensgüte von allen Leuten, die mit ihm in Berührung kommen, einstimmig gepriesen werden. Er kennt keine größere Freude, als andere Menschen glücklich zu machen, dabei behütet ihn seine hervorragende Intelligenz davor, gemißbraucht zu werden, und wenn es sein muß, dann kann auch Said Bargasch unerbittlich streng sein. Er trug die reiche und kleidsame arabische Tracht, als einziges Abzeichen seiner Würde wickelt er den Turban in eigentümlicher Weise. Von Edelsteinen bemerkte ich nur einen Ring mit einem auffallend großen Topas oder Kapdiamanten, auch war der Griff des Dolches reich mit Silberarbeit und Edelsteinen verziert.

Seine Hoheit ließ sich auf einen Stuhl nieder und wies uns unsere Plätze auf einem Sofa ihm gegenüber an. Die Umgangssprache in Sansibar ist Kisuaheli, und hatte Konsul O'Swald die Freundlichkeit, für mich zu dolmetschen. Wie bei all solchen Audienzen beschränkte sich die Unterhaltung mehr oder weniger auf oberflächliche Redensarten, ich beglückwünschte den Sultan zu der Unterstützung, die er seit langen Jahren allen wissenschaftlichen Reisenden hat zu teil werden lassen, während Said Bargasch sich nach den Zwecken meiner Reise, meiner Heimat u. s. w. erkundigte und dabei betonte, wie sehr es ihn freue, gerade einen Deutschen zu begrüßen.

Eunuchen servierten inzwischen indischen Kaffee, nach orientalischer Art zubereitet und stark nach Rosenwasser schmeckenden Scherbett.

Nachdem wir vielleicht eine halbe Stunde geredet, entließ uns der Sultan, uns wiederholt die Hände schüttelnd und uns bis zur Treppe geleitend. Unten hatten sich indessen Brüder des Sultans und andere Würdenträger versammelt, von denen wir uns ebenfalls verabschiedeten, um dann, mit einem zweiten persischen Salut beehrt, schleunigst nach Hause zurückzukehren und die erstickenden schwarzen Kleider gegen weiße, leichtere zu vertauschen.

Der Sultan von Sansibar, dessen Herrschaft sich über einen mehr als 1500 Km. langen Küstenstrich, abgesehen von der in jeder Beziehung günstig gelegenen Insel mit ihren 200,000 Bewohnern, erstreckt, dessen Einkünfte aus Zöllen, Steuern und kaufmännischen Geschäften jährlich steigen, dessen Flotte und Armee zwar erst in der Entwickelung begriffen sind, aber von Jahr zu Jahr bedeutender werden, ist heutzutage schon ein Faktor, mit dem gerechnet werden muß. Die beiden Kolonialmächte England und Frankreich drängen dem Sultan denn auch schon lange ihre Freundschaft auf, ersteres zumal durch Vermittelung des früheren Arztes, jetzt des diplomatischen Agenten und Generalkonsuls Sir John Kirk. So zuvorkommend Kirk im persönlichen Verkehr jedem, also wohl auch dem Sultan gegenüber ist, so dürfte letzterer über die endlichen Absichten Englands, einst unter irgend einem Vorwande mindestens das Protektorat über Insel und Küstenstrich zu übernehmen, vollkommen im klaren sein. Ich habe schon verschiedentlich angeführt, daß Said Bargasch die lebhaftesten Sympathieen für Deutschland und die Deutschen hegt. Die beiden bedeutendsten Firmen in Sansibar sind deutsch; die Kapitäne seiner Kriegs- und Handelsflotte sind Deutsche; deutsche Reisende, die von Sansibar aus Zentralafrika der Kultur und dem Handel erschließen, sind stets von ihm unterstützt und bevorzugt worden — warum sucht nicht auch Deutschland seinen politischen Einfluß dort geltend zu machen? Die Stellung eines Wahlkonsuls bringt hier wie überall viele Unzuträglichkeiten mit sich. Sollte es da nicht in den Interessen des Deutschen Reiches liegen, ein Generalkonsulat für die afrikanische Ostküste, mit Einschluß der portugiesischen Besitzungen, einzurichten, das seinen Sitz in Sansibar hätte?[1]

Said Bargasch, der Herrscher eines handelspolitisch außerordentlich wichtigen Reiches, trägt das Großkreuz des englischen Michael- und Georgen-Ordens, das Großkreuz der französischen Ehrenlegion, des belgischen Leopold-, des portugiesischen Christus-Ordens u. s. w. und ist selbst vom Papst durch reiche Geschenke wegen seines den Missionaren bewiesenen Wohlwollens ausgezeichnet worden; wäre es da nicht an der Zeit, dem Sultan, der entschieden in Deutschland die Macht sucht, an die er sich lehnen kann, und die imstande wäre, dem sich überall geltend machenden englischen Einfluß als Gegengewicht zu dienen, auch durch ein äußerliches Zeichen die ihm gebührende Anerkennung zu beweisen?

Hoffen wir, daß heute, wo die Vertretung der deutschen Interessen, zumal der Handelsinteressen, im Auslande die Aufmerksamkeit der maßgebenden Berliner Kreise mehr als je in Anspruch genommen hat, daß da auch nicht Afrika's Ostküste und besonders nicht der wichtigste Punkt derselben, Sansibar, mit seinem geistig und politisch hochbedeutenden Herrscher vergessen werde.

Skizzen aus Palästina.

Von Dr. Ph. Wolff.

Vom Karmel.

In Nr. 18 dieser Blätter (S. 351) wurde auf den Bergkegel des Karmel Reschmia (5 Kilometer südlich von Haifa) als auf eine Stätte hingewiesen, auf welcher ein Luftkurhaus für Erholungsbedürftige aus dem Orient und dem Occident errichtet werden könnte. Vorsteher der deutschen Kolonien in Palästina haben sich seit Jahren mit diesem poetischen und zugleich praktischen Gedanken getragen, denn welche Bergeshöhe könnte anziehender und mehr wohlthätig wirkend sein als die Karmelhöhe, von der man eine unvergleichliche Aussicht genießt auf Meer und Land, eine Höhe, die mit Fichten-, Eichen-, Johannis-

[1] Ist bekanntlich inzwischen geschehen. A. d. R.

brot-Bäumen und Lorbeer-Gestrüppe geschmückt ist und auf welcher man den köstlichsten Pflanzenduft, besonders im Frühling, einatmen darf.

Im Monat April des Jahres 1885 ist nun ein erster Beitrag zur Errichtung eines solchen Luftkurhauses von einer edlen deutschen Frau (der Witwe des Kreisbaumeisters Hugo v. Bannwarth aus Ostrach in Hohenzollern-Sigmaringen), deren schwererkrankter Gemahl auf dem Wege zwischen Nazareth und Haifa die Augen geschlossen hat, erfolgt. Zum bleibenden Andenken an den theuren Entschlafenen und zum Dank für die ihr geleistete Hülfe und erwiesene Teilnahme von Seiten des deutschen Vizekonsuls in Haifa, sowie der dortigen deutschen Kolonie, hat dieselbe zur Erbauung eines Luftkurhauses auf dem Karmel die ansehnliche Summe von 30,000 Mark gestiftet. Noch ein paar solcher Schenkungen und der große und schöne Gedanke dürfte rasch der Verwirklichung entgegengehen zur Vermehrung der Ehre des deutschen Namens; denn schon seit mehr als einem Dezennium darf dieser Name in Haifa und Umgegend viel Ehre genießen. Es möge hier ein Auszug aus der Adresse mitgeteilt werden, welche aus Veranlassung des zwischen den Mönchen auf dem Karmel und den deutschen Kolonisten am Fuße desselben entstandenen Streites eine Anzahl angesehener Einwohner von dem benachbarten Haifa an den deutschen Vizekonsul (Herrn Keller) gerichtet hat: „Die deutschen Ansiedler", ist in dieser Adresse zu lesen, „wohnen seit dem Jahre 1869 in unserer Mitte. Anfänglich gab es wenig Verkehr mit denselben, da sie uns durch Abstammung, Sprache und Glauben vollständig fern standen, sie sich auch absichtlich von uns fern hielten. Diese Zurückhaltung währte indes nicht lange; sie traten bald in Berührung mit uns und leisteten uns durch Einrichtung einer Wagenverbindung zwischen Haifa und Acre einen sehr großen Dienst. Die Wagen hatten sie als gewandte Stellmacher selbst gebaut. Dank ihrer Thätigkeit und ihrem Fleiße nahm Handel und Industrie in unserer Stadt einen bis dahin ungekannten Aufschwung. Es entstanden Häuser in europäischem Stil, sowie fahrbare Straßen. Oede Ländereien verwandelten sich unter ihren Händen in blühende Kulturflächen, auf welchen Getreide und Gemüse gedeiht; ein Teil derselben wurde zu Anlagen von schattigen Promenaden benützt. Die Folge davon war das Steigen des Wertes von Grund und Boden. Terrains, welche vor etwa 20 Jahren mit 80 Mark bezahlt wurden, sind jetzt nicht unter 1500 Mark verkäuflich."

In einer anderen, für eine Zeitung geschriebenen Erklärung der mohamedanischen Notabeln Haifa's finden sich die Worte: „Dank den Deutschen hat sich der Wohlstand unserer Stadt in materieller und moralischer Hinsicht gehoben, und eben diesen Deutschen verdanken wir es, wenn wir einer glänzenden Zukunft entgegensehen."

Im Hinblick auf solche Erklärungen wird man nicht zweifeln dürfen, welche Partei aus dem nicht von den Deutschen angezettelten Kampfe siegreich hervorgehen werde.

Es mag nur noch darauf hingewiesen werden, daß der Anbau des Oelbaumes in Haifa von Jahr zu Jahr zunimmt, daß die Olivenölbereitung des Herrn Struve daselbst einen immer größeren Umfang nimmt (s. den Bericht desselben in Nr. 10 der „Warte des Tempels" von 1885) und daß in dem Jahre 1885 die deutschen Weingärtner daselbst einen recht guten Herbst gehabt haben. In einem in Nr. 40 der „Warte" veröffentlichten Bericht eines solchen heißt es: „es wurde viel und guter Wein gemacht, die Fässer sind alle voll."

Noch ist zu bemerken, daß die Angelegenheit, betreffend die Verlegung des Paschaliks von Acre (s. die oben angeführte Nr. 18) noch nicht geregelt ist.

Aus Nazareth.

Bei seinen abenteuerlichen Zügen im Gefolge von Timur, dessen Sohn Schach-Roch und dessen Bruder Miran Schah, sowie dem Tatarenfürsten Abu Bekr u. a. Kriegshelden während der Jahre 1394—1427 hat Johannes Schiltberger aus München auch die Stadt Nazareth berührt. Es findet sich über diese Stadt in der von Professor Neumann, München 1859, herausgegebenen Reisebeschreibung (eine neue Ausgabe dieser Beschreibung von Dr. Langmantel in München ist im Begriff zu erscheinen) auf S. 113 folgender Bericht: „es sind von jherusalem zwo gut tagweid gen nazereth, da vnser herr erzogen ist, das ist etwein ein gute statt gewesen. Aber nun ist es ein clein dorffe, vnd sin hüser stond verr von einander, aber es hat schibumb sich gepirg. Dorinne ist ein kirch gewesen, da ward vnser frow der grus von dem ertzengel gabryel gegeben. Es ist aber nu nünz da, dann ein sul; der hüten die heiden gar wol von des opffers wegen, so die christen dahin bringen, das niement sie, vnd sind in doch vind. Sie tusen in aber nünz tun von gebots wegen des soldans."

Nazareth ist bis auf die Neuzeit ein unansehnlicher Ort geblieben. Noch im Jahre 1847 ist Nazareth von dem Befehlshaber der Expedition der Vereinigten Staaten nach dem Jordan und dem Toten Meere, W. F. Lynch, in seinem Bericht über diese Expedition (deutsche Ausgabe, Leipzig 1854, S. 66) als ein ummauertes und als ein jämmerliches Dorf geschildert worden. In den letzten Dezennien nun aber hat sich Nazareth, dessen Häuserzahl im Jahre 1847 zu 350 geschätzt wurde, mit etwa 3000 Einwohnern, bedeutend, bis auf 6000, vergrößert und auch nicht wenig verschönert. Zu den kleinen Häusern der früheren Zeit sind manche zweistöckige gekommen. Ganz aus neuerer Zeit ist die Pflasterung der Straßen. Zu den besten Häusern der Stadt gehört immer noch das alte Franziskanerkloster, weshalb auch höhere türkische Beamte, ein Defterdar (Steuereintreiber) dort ihr Absteigequartier nehmen. Die Kirche dieses Klosters hat durch den Kaiser von Oesterreich einen neuen Altar erhalten, der ein Standbild der heil. Jungfrau mit einem Jesuskind trägt. Die Hauptzierde der

Stadt ist das im Norden derselben gelegene palastähnliche Gebäude des englischen Waisenhauses für arabische Mädchen, zu dem man auf 108 Stufen aufsteigt. Der Erbauer desselben ist ein Deutscher (G. Schumacher). Bemerkenswert ist auch, daß diese Anstalt nicht unter einer Missions-Inspektion steht, sondern daß dieselbe ganz selbstständig von einer englischen Dame geleitet wird im Namen eines aus reichen Frauen Londons zusammengesetzten Comité. Der dazu gehörige Garten wird von einem deutschen Gärtner (W. Gohl) besorgt.

Das Spitalgebäude des Dr. Wartan im NO. der Stadt ist noch unvollendet. In Betreff der schönen, 1871 erbauten evangelischen Kirche in geschmackvollem Spitzbogenstil ist zu bemerken, daß derselben bis heute noch die Turmspitze fehlt. Nazareth besitzt seit neuerer Zeit neben der Tretmühle eines Deutschen drei Dampfmühlen. An einer Handmühle sitzende Weiber, die an das Wort des Herrn erinnerten: „Zwo werden mahlen auf der Mühle; eine wird angenommen und die andere wird verlassen werden" (Matthias, 24. 41.), wird man jetzt nicht mehr gewahr. Vor zwei Dezennien war das kein seltener Anblick.

Der Weizenbau bringt den Nazarenern jetzt nur noch wenig Ertrag, seitdem der reiche Bankier Sursok in Beirut der Hauptbesitzer der Ländereien in der benachbarten Ebene Esdrelon (dem alten Jesreel) geworden ist. Der Gewinn fällt diesem zu, da er die Landleute der Gegend in seine Dienste zu ziehen verstanden hat (siehe die Abhandlung des Dr. Leo Anderlind in der Zeitschrift „Arbeiterfreund": „über die ländlichen Arbeiter in Palästina" 22. Jahrgang (von 1884, S. 195—213). Nazareth steht jetzt durch eine Fahrstraße mit Haifa in Verbindung, welche durch die deutschen Kolonisten von dort angelegt worden ist. Es fahren auf derselben Personen- und Frachtwagen, was freilich nur in der regenlosen Zeit möglich ist.

Aus Jericho.

Auch in Jericho, von den Arabern nun Richâ genannt, sieht es jetzt etwas besser aus als vor zwei oder drei Dezennien. Freilich gibt es dort auch jetzt noch keine ordentlichen Wohnhäuser, sondern nur elende, niedrige, braune Lehmhütten, keine Gasthäuser und keine Kaufläden. Das Kastell, ein thurmähnliches Gebäude, aus der Zeit des fränkischen Königsreiches stammend, das dem Aga (Kommandanten) der Baschibusuk (der unregelmäßigen Kavalerie) als Wohnung dient, ist immer noch in halb verfallenem Zustand. Doch gibt es jetzt in Jericho Stätten, wo man ein Unterkommen finden kann; denn vor ein paar Jahren ist daselbst ein Locanda erstanden mit zwei Zimmern und zwei Zelten; auch ein Hospiz ist dort errichtet worden, und zwar ein zweistöckiges, das 18 Zimmer und zwei große Säle enthält; dazu sind noch drei mit Ziegeln bedeckte Häuser gekommen. Das Verdienst der Erbauung der letzteren gebührt Russen. Die Locanda liegt gleich links, bevor man zu dem Dorf kommt. Immerhin wird man aber gut thun, seine Wohnstätte, d. h. ein Zelt, mitzubringen und ebenso die Eßwaren samt dem Getränke. Da nun auch eine Kirche, eine russisch-griechische, im Bau begriffen ist, so ist, wird man sagen können, mit einer Ansiedelung nach europäischer Art ein Anfang gemacht. Die Erbauung von Gasthöfen wäre wohl keine schlechte Spekulation, denn zur Osterzeit pflegen ganze Karawanen christlicher Pilger nach dem Jordan zu ziehen, um darin ein Bad zu nehmen. In dem Jahre 1870 sah man am Erscheinungsfest gegen tausend russische Pilger sich dahin bewegen; die Mehrzahl derselben war zu Fuß. Die Eskorte bestand aus türkischen Reitern.

Zu nicht geringem Vorteil Jericho's wird wohl der Umstand dienen, daß über den Jordan nun eine Brücke geschlagen ist. Es war das ein wahres Notwerk, da die Furt, die hinüber führt, dem Zwecke keineswegs genügte. Es ist noch nicht lange Zeit her, daß beim Uebergang über den Jordan ein Deutscher, Dr. Moock, ein Mitglied der Expedition des Naturforschers Riebeck, den Tod in den Wellen des Jordans gefunden hat. Die etwa zwei Stunden von der Mündung dieses Flusses in das Tote Meer entfernte Brücke, ein Gittersystem, ist 35 m. lang, 3 m. breit und 3 ½ m. hoch und so stark gebaut, daß sie nicht nur schwer beladene Kameele, sondern auch Frachtwagen tragen kann, ist am 27. Januar des Jahres 1885 dem Verkehr übergeben worden. Die von dem Gouverneur Jerusalems, Ra'uf Pascha zu der Verkehrseröffnung Geladenen waren am 26. Januar in Jericho eingetroffen. Für ihre Unterbringung im russischen Hospiz war freundlichst gesorgt worden. Der Beduinenschech Ali Diab hatte sich mit 40 Reitern eingestellt. Derselbe überreichte dem Pascha einen abgerichteten Edelfalken zum Geschenk. Der Eingang zur Brücke war mit großen türkischen Fahnen verhüllt. Zur Eröffnung der Feier sprach ein Efendi ein Gebet in arabischer Sprache, der Architekt, ein Grieche, hielt eine Ansprache in französischer Sprache. Das umstehende Volk wurde mit Speisen (Schaffleisch, Reis, Kartoffeln) regaliert. Das deutsche, englische, amerikanische und russische Konsulat waren durch deren Dragomane vertreten (s. „Warte des Tempels", Nr. 9, von 1885).

Geographische Neuigkeiten.

* Die Sümpfe von Rjasan. Die Arbeiten an der Austrocknung der Sümpfe im Gouvernement Rjasan sind im Jahre 1884 von einer Spezialkommission unter dem Befehl des Generalmajors Jilinsky vom Generalstab besorgt worden. Dieses Gouvernement wird von der Oka in zwei Teile geschieden, von denen der nördliche der sumpfigere ist und einen Flächenraum von ungefähr einer Million Deßjätinen darstellt, welcher größtenteils dem Staate gehört. Um nun die Austrocknungsarbeit

vornehmen und ein System von Fluß-Schifffahrt herstellen zu können, welches die Ausbeutung der Wälder erlaubt, hat man die Becken der Zuflüsse der Oka, nämlich den Salodscha, Pra, Lanescha, Wokscha, Kadi und Schia kanalisiert. Die Arbeiten der Erforschung dieser Sümpfe haben 1876 begonnen und im Herbst 1884 hatte man die Flüsse gereinigt und auf eine Länge von 341 Werften Kanäle in den Bezirken Spaßk, Kassimow, Yegorin und teilweise in denen von Rjasan und Sharaisk gegraben. Diese Kanalisation hat die Austrocknung von 40,000 Deßjätinen Sumpfbodens bewerkstelligt, wovon 30,000 dem Staate gehören. Die ausgetrockneten Sümpfe bedecken sich rasch mit jungem Waldanflug und werden binnen kurzem die Waldfläche der Provinz vergrößern; nur der sechste Teil der Sümpfe wird in Wiesen verwandelt werden können, und ihr großer Vorteil wird darin bestehen, daß sie in einer großen Entfernung von der Oka in Gegenden liegen, wo Wieswachs sehr selten ist. (G. g.)

* Neue Volkszählung in Aegypten. Die ägyptische Regierung hat kürzlich den zweiten Band der allgemeinen ägyptischen Volkszählung veröffentlicht, welche unter der Leitung von Mr. Bonnet, dem Delegierten des Finanzrates des Khedive, der mit der Vornahme der Volkszählung betraut worden war, vorgenommen worden ist. Dieser Teil ist minder umfangreich als der erste, ergänzt und vervollständigt diesen, führt bescheiden den Titel „Allgemeiner alphabetischer Katalog" und enthält wichtige und interessante Dokumente, welche leicht zu Rate zu ziehen, mit vollkommenem Fleiße und nach einer trefflichen Methode klassifiziert sind und dem Verfasser alle Ehre machen. Diese wichtige Arbeit teilt sich in zwei Abteilungen; die erste enthält die alphabetische Liste der Städte, Dörfer, Flecken und Weiler der seßhaften oder nomadischen Bevölkerung; die zweite besteht aus mehreren administrativen Tabellen, Abteilungen und Unterabteilungen über die Hauptorte der Gouvernements, die Mudiriehs und Bezirke und die wichtige Reihe der Gemeinde-Abgrenzungen; endlich werden jene verschiedenen alphabetischen Klassifikationen vervollständigt durch die Liste der Beduinendörfer und -Weiler nebst der Bezeichnung der dieselben bewohnenden Stämme. Jeder dieser Mittelpunkte ist begleitet von der Zahl seiner Einwohner und dem Nachweis der administrativen oder kommunalen Einteilung, zu welcher er gehört. Hieraus ergeben sich zunächst die acht Gouvernements:

Kairo 353,188 Aegypter, 21,650 Europäer, zusammen 374,838. Alexandria 181,703 Aegypter, 49,693 Europäer, zusammen 231,396. Damiette 43,616 Einwohner. Rosette 19,378 Einwohner. Port Said und Suezkanal 21,296 Einwohner. Suez 11,175 Einwohner. El-Areisch 3923 Einwohner. Kosseir 2430 Einwohner. Die Bevölkerung der vierzehn ägyptischen Mudiriehs wird durch Bonnet's Arbeit auf folgende Ziffern festgesetzt: Beherah 398,856, Scharkieh 464,655, Dakahlieh 586,033, Garbieh 929,488, Galiubieh 271,391, Menufieh 646,013, Assiut 562,137, Beni Suef 219,573, Fayum 228,709, Ghizeh 283,083, Minieh 314,818, Esneh 237,961, Schirgheh 521,413, und Keneh 406,858 Einwohner. Endlich zählen die drei Oasen von Fayum, Assiut und Sirwah zusammen 30,687 Einwohner, wonach sich die gesamte Bevölkerung von Aegypten auf 6,806,381 Einwohner beläuft. (G. g.)

* In Venezuela trägt man sich mit dem Gedanken einer gewissen Anzahl Eisenbahnen und Telegraphenlinien in jenem Lande. Das Syndikat der New-Yorker Kompagnie, welche mit dem Bau der Eisenbahnen von Manoa nach El Callao beauftragt ist, hat durch eigens hingeschickte Ingenieure schon das Tracé der neuen Linie aufnehmen lassen, welche durch ein reiches Gebiet führen wird, und ein großer Teil des Materials ist schon in Pedernales angekommen. Die Arbeiten an der einer englischen Gesellschaft anvertrauten Eisenbahn zwischen Puerto-Cabello und Valencia sind jüngst in Angriff genommen worden. Zwischen dem Minister der öffentlichen Arbeiten und Herrn F. Vincentini von Ciudad-Bolivar ist ein Vertrag unterzeichnet worden, durch welchen dem letzteren die Konzession einer Eisenbahn zwischen Ciudad-Bolivar und irgendeiner Oertlichkeit des Bundesgebietes Yuruari erteilt wird. Die Arbeiten sollen in einigen Monaten begonnen und in fünf Jahren die ganze Linie dem öffentlichen Verkehre übergeben werden. Nach Verlauf von neunzig Jahren vom Beginne des Betriebs an soll die Eisenbahn mit dem ganzen Material in das Eigentum des Staates übergehen. — Eine andere Linie soll zwischen dem Criba und Sabana de Mendoza, im Staat Andes, durch den Konzessionar Bonito Roncajolo erbaut werden. — Endlich hat am jüngst vergangenen 15. Juni die venezuelanische Regierung den Vertrag zwischen Don Guzman Blanco, dem bevollmächtigten Minister in London, und Mr. Bautista Roncajolo über die Erbauung von Eisenbahnen von Maracaibo im Staat Falcon bis zum Hafen von Cojoro im Gebiet Goagira und in anderen Richtungen von diesen beiden Punkten aus genehmigt. Die Linien müssen binnen acht Monaten begonnen und in vier Jahren vollendet werden. Die Regierung von Venezuela wird den Hafen von Cojoro für einen Einfuhr- und Küstenhandel eröffnet erklären und die gegenwärtig zu Maracaibo bestehende Zollstätte schließen. Der Konzessionar verpflichtet, sich in Cojoro einen Molo und in Punta-Medanos einen Leuchtturm zu errichten. Die Regierung hat ihm alle üblichen Einräumungen gemacht. — Ueber das Unternehmen der Eisenbahn von Barlovento sind günstige Nachrichten vom 28. Mai eingetroffen, wonach damals schon die Lokomotiven eine Strecke von elf Kilometern befuhren und drei weitere Kilometer vollendet waren, was dieser Linie eine Länge von vierzehn Kilometern von Carenero aus ergibt. Dieses Unternehmen wird der ganzen Region ungemeine Vorteile bringen und alle die natürlichen Reichtümer von Barlovento und dem östlichen Teile von Guarico auszubeuten gestatten. — Der Minister Guzman Blanco hat einen Vertrag ad

referendum über die Erbauung und Ausbeutung einer Eisenbahn zwischen Guasipati und dem Orinoco unterzeichnet. Die Unternehmer werden selbst den Punkt wählen, wo die Eisenbahn den Orinoco berühren und in das Yuruari-Gebiet eintreten soll. Die unternehmende Gesellschaft soll den Vorzug für die Erbauung und Ausbeutung jeder anderen Eisenbahn im Yuruari-Gebiet erhalten, und soll ferner das Recht haben, eine Dampfschifflinie zwischen dem Hafen am Orinoco und den Antillen, den Vereinigten Staaten und Europa zu errichten. Der Vertrag ist von der Regierung genehmigt worden. Außerdem müssen zwei Telegraphenlinien nach den hiefür abgeschlossenen Verträgen errichtet werden, die eine zwischen dem Hafen Cuiba und Valera über Betijoque im Staate Falcon führend, die andere zwischen Trujillo und Guanare über Boconó, um die Cordilleren-Region mit dem Westtelegraphen zu verbinden. — Wir wollen hoffen, daß diese wichtigen Arbeiten zur Hebung des Ackerbaues und der Produktion von Venezuela beitragen und die wahrhaft klägliche ökonomische Lage bessern werden, worin sich das Land dermalen befindet. So lesen wir in den „Echos del Zulia“ von Maracaibo, der wirtschaftliche Zustand von Barcelona sei derartig, daß die ärmeren Volksklassen ihr Leben mit den Ueberresten gefallener Tiere fristen müssen, und daß im ganzen Lande ein hochgradiges Elend herrsche. (G. g.)

* Die Bevölkerung der Hawai- (Sandwichs-) Inseln. Der Konsul der Vereinigten Staaten in Honolulu hat an den Staatssekretär in Washington das Ergebnis einer neuen Volkszählung auf den Hawai-Inseln eingesandt, welche am 26. Dezember 1884 vorgenommen worden ist. Die frühere Volkszählung datierte vom 27. Dezember 1878. In diesem Zwischenraum von sechs Jahren hat die Bevölkerung um 22,593 Einwohner zugenommen, aber die Gesamtzahl der Eingeborenen um 4074 abgenommen, denn der Aussatz hat sich unter ihnen zahlreiche Opfer geholt. Die Ausländer überwiegen dermalen in der Zahl die Eingeborenen bedeutend, denn man zählt von den letzteren nur 40,114, dagegen nicht weniger als 40,564 Ausländer, worunter 17,944 Chinesen. Vom Gesichtspunkte der Geschlechter aus zeigt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Bevölkerung aus 51,539 Männern und 29,039 Weibern besteht, welcher namhafte Unterschied auch den geringen Zuwachs durch Geburten erklärt und davon herrührt, daß die Mehrzahl der Ausländer dem männlichen Geschlecht angehört, wie denn unter den nahezu 18,000 Chinesen sich nur 871 Weiber befinden.

* Bolivia hat sich für die Anlegung eines ausgedehnten Telegraphennetzes entschieden, dessen Entwickelung ungefähr 1200 Km. umfassen soll. Die erste Bestellung soll bei der West-Coast-Telegraphing-Company gemacht werden, die auch die gewöhnlichen chilenischen Telegraphenlinien hergestellt hat.

* Das Alter des Niagara-Falls. Der englische Geolog Bakwell, welcher sich schon 1838 mit einem genauen Studium des Alters des Niagara-Falls beschäftigt und diese Studien in den Jahren 1846, 1851 und 1856 fortgesetzt hatte, ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Höhe des Hufeisenfalles im Mittel um 3 Fuß jährlich durch Erosion abnehme, was das Alter des Falles auf etwa 7000 Jahre feststellen würde. Sir Charles Lyell dagegen, welcher den Fall im Jahre 1841 besuchte, hat die Ansicht ausgesprochen, aber nicht näher motiviert, daß das äußerste Maß, in welchem das Niveau des Falles durch Erosion abnehme, sich auf einen Fuß per Jahr belaufe, was das Alter des Falles auf 35,000 Jahre bringen würde. Gewichtige Stimmen von Fachmännern sind aber geneigt, der Berechnung des Herrn Bakwell Recht zu geben.

* Die indische Wald-Vermessung. Major F. Bailey, der Oberaufseher der Wald-Vermessung in Indien, hielt kürzlich der British Association einen Vortrag, worin er nachwies, daß erst in verhältnismäßig neuer Zeit Maßregeln zur Erhaltung dessen ergriffen worden sind, was von den großen indischen Wäldern noch übrig ist. Der erste Schritt dazu war, die Abgrenzung der Waldstriche, welche erhalten werden sollten, und die Ablösung der darauf ruhenden Rechte. Der reservierte Flächenraum betrug ungefähr 30,000 e. Q.-Ml. oder etwa 3 1/2 Prozent der Gesamtfläche von Britisch-Indien mit Ausschluß der Eingeborenen-Staaten. Die abgegrenzten Bezirke verdankten ihre Ausnahme von der Verheerung entweder der Thatsache, daß sie einen Grund einnahmen, der wegen Mangels an Verkehrsmitteln unzugänglich oder zu uneben war oder nicht bewässert werden konnte. Sie lagen entweder in den Ebenen oder auf den sich aus denselben erhebenden Hügelreihen und Höhenzügen oder auf den unteren und mittleren Abhängen des Himâlaya bis zu einer Höhe von 8—9000 Fuß über dem Meere. Die zuerst in Angriff genommene Arbeit war die Vermessung der Wälder von Dehra Dun, ungefähr 373 Q.-Ml., während gleichzeitig die Privatländereien des Distrikts durch die Vermessungs-Abteilung des Staates vermessen und dadurch eine kombinierte Karte des ganzen Landes hergestellt wurde. Die nächste Arbeit war die Vermessung der Wälder von Kumaon und Garwhal, ein Flächenraum von etwa 1400 Q.-Ml., und die Vermessung eines Areals von etwa 1600 Q.-Ml. in Hyderabad ist nun im Gange. Seit 1872 sind im ganzen ungefähr 3000 Q.-Ml. vermessen und kartographiert worden, meist im Maßstab von vier Zoll auf eine Meile. (Sc. g. M.)

* Das südwestliche China. Ein Aufsatz von Mr. A. Hosie über Reisen im südwestlichen China, der vor der British Association verlesen wurde, verdient Beachtung. Mr. Hosie wurde im Herbst 1881 zum britischen Agenten in West-China ernannt und erreichte Tsch'ung-tsch'ing, in der Provinz Ssu-tsch'uan, im Januar 1882. Von hier aus machte er drei Reisen in das südwestliche China. Im Februar 1883 verließ Mr. Hosie abermals Tsch'ung-tsch'ing und begab sich nordwestlich nach

Tsch'êng-tu, der Hauptstadt der Provinz Sſu-tsch'uan, und besichtigte unterwegs die Salz- und Petroleumquellen von Tzu-liu-tsching. Von Tsch'êng aus reiste er in westlicher und südwestlicher Richtung durch das Land der Lolos und der westlichen Grenze des unabhängigen Lolodom entlang. Von Ning-yüan, welches auch den örtlichen Namen Tschien-tsch'ang führt, in einem berühmten Thale liegt und unter anderem auch als die Heimat des weißen Wachsinsekts bekannt ist, durchquerte er südwestlich das Cain-du des Marco Polo, das zum größten Teile von Mantzu-Stämmen bewohnt ist, und bog auf das linke Ufer des Tschin-ssha Tschiang über, nachdem er zwei Monate auf der Reise gewesen war. Von diesem Punkte aus gelangte er nach Ta-li Fu im westlichen Yünnan. Von Ta-li Fu wandte Mr. Hosie sich ostwärts nach Yuman Fu, welches er ein Jahr zuvor besucht hatte, und nahm dann die Richtung nordöstlich durch das westliche Ku-i-tschou nach dem Flusse Yung-ning, welchen er bis zum großen Strom hinabfuhr. Lu Tschou, eine bedeutende Stadt am Zusammenfluß dieses Stromes mit dem Flusse T'o, wurde bald erreicht und nun fuhr er den großen Strom wieder hinab bis Tsch'ung-tsch'ing. Im Juni 1884 verließ Mr. Hosie wieder letztere Stadt und wandte sich von Ho Tschou, das drei Tagereisen nördlich davon entfernt liegt, westwärts durch einen wohlangebauten fruchtbaren Landstrich nach Tschia-ting Fu am rechten Ufer des Min bei seinem Zusammenfluß mit dem T'ung. Tschia-ting ist berühmt als der große Mittelpunkt der Seidenzucht in Sſu-tsch'uan und als der Hauptort der Wachsproduktion von dem weißen Wachsinsekt im ganzen Reiche. Eine Tagereise von Tschia-ting entfernt liegt der berühmte Berg O-mei, welcher sich 11,000 F. über den Meeresspiegel erhebt; diesen dem Buddha-Dienst geweihten heiligen Berg bestieg Mr. Hosie in Gemeinschaft von vielen Tausend Pilgern, setzte dann seine Reise südwärts fort und wanderte der östlichen Grenze des unabhängigen Lolodom entlang bis zum Flusse des Goldenen Sandes, dessen linkes Ufer er bei der Stadt Man-i-ssu (40—50 Meilen oberhalb P'ing-shan Hsien, dem höchsten Punkte, den die Expedition nach dem oberen Yangtze im Jahre 1861 erreichte) betrat. Von Man-i-ssu fuhr Mr. Hosie den Tschin-ssha-Tschiang und den Großen Strom bis Tsch'ung-tsch'ing hinab. Herrn Hosie's letzte Reise gilt für die interessanteste, welche neuerdings in den noch wenig bekannten Südwesten des chinesischen Reichs gemacht worden ist, und soll an Wert für Länder- und Völkerkunde und Handel mit den berühmten neueren Reisewerken von Colquhoun rivalisieren.

* Der bekannte Afrikareisende Josef Thomson ist jüngst von einer Reise, die er den Niger hinauf zu Handelszwecken zum Sultan von Sokoto gemacht hat, nach Schottland zurückgekehrt. Er verließ England am 2. Februar 1885, erreichte Akassa an der Niger-Mündung am 15. März, wo er zum Einkauf von Vorräten und zu seinen Reisevorbereitungen drei Tage brauchte, fuhr dann in einem kleinen Dampfboot den Niger hinauf und erreichte am 7. April Rabba, die frühere Hauptstadt des Landes Nupè, nachdem er im Verlaufe seiner Fahrt eine Karawane von mehr als 120 starken Trägern organisiert und seine Anordnungen für den Aufbruch ins Innere getroffen hatte. Am 8. April verließ er den Fluß, begleitet von zwei europäischen Gefährten, zwei Küstenkommis als Haussa-Dolmetschern und einem Araber als arabischem Dolmetscher, verlor aber durch einen Unfall schon auf dem ersten Marsch einen seiner Begleiter, welcher mit einem gebrochenen Bein nach dem Flusse zurückkehren mußte. Am 21. Mai erreichte er Sokoto, zwei Tage später Wurnu, die gegenwärtige Residenz des Sultans, und ward hier in wahrhaft königlicher Weise empfangen und zehn Tage lang bewirtet. Nach Beendigung seiner Geschäfte trat er den Rückweg an, besuchte unterwegs den Sultan von Gandu und erreichte am 7. Juli wieder Rabba und hätte einen vollständigen Erfolg gehabt, wenn ihm nicht in Kowara am Gulbi-n-Gindi (Fluß Gindi) seine Notizen und Tagebücher gestohlen worden, für deren Wiedererlangung jedoch einige Hoffnung vorhanden ist. Am 26. Juli erreichte er Akassa, am 9. September Liverpool. Die ganze Reise hatte sieben Monate gedauert, wovon Herr Thomson drei auf dem Meere verbrachte. (Sc. g. M.)

Kleinere Mitteilung.

Forschungsreise in Australien.

Mr. David Lindsay, ein bekannter australischer Explorer, hat wieder eine große Forschungsreise durch das zentrale Australien angetreten. Er verließ am 26. Oktober 1885 Adelaide, die Hauptstadt der Kolonie Südaustralien, benützte die Eisenbahn bis Hergott Springs, der Endstation der Nordbahn in 29° 34′ s. Br. und 137° 50′ ö. L. von Gr., und reiste von da ab am 30. Okt. zunächst nordnordwestlich nach dem in dem McDonnell-Gebirge entspringenden Finke-River, um dessen unteren Lauf festzustellen. Darauf wird er das östlich vom Finke liegende und noch gänzlich unbekannte Gebiet im Umfange von ungefähr 20,000 englischen oder 941 deutschen Quadratmeilen mit größter Aufmerksamkeit erforschen, da man dort aus verschiedenen Gründen Spuren der verlorenen Dr. Leichhardt-Expedition zu finden hofft. Alsdann wird Mr. Lindsay eine nordnordöstliche Richtung nach dem Herbert-River, welcher in 20° 56′ s. Br. und 138° ö. L. von Gr. aus Queensland auf südaustralisches Gebiet fließt, einschlagen und übernommene Vermessungen ausführen. Nach Beendigung derselben wird sich die Reise nach dem Golf von Carpentaria hinziehen und wahrscheinlich am McArthur-River, dessen Mündung in 15° 46′ s. Br. und 136° 44′ ö. L. von Gr. liegt, enden. Die Gesellschaft besteht außer Mr. David Lindsay als Führer aus dem früheren preußischen Artillerielieutenant Hermann Dietrich als Botaniker, aus Mr. W. D. Glyde, Mr. F. W. Leech, Mr. George Lindsay und Mr. Warner und verfügt über zehn Kameele. Vermutlich wird die Reise ein ganzes Jahr dauern.

Greffrath.

Notizen.

Am 22. Oktober 1885 fand die Einweihung der neu gegründeten Geographischen Gesellschaft in der City of Adelaide, Kolonie

Südaustralien, unter ihrem Präsidenten Sir Samuel Davenport statt. Gr.

Das Parlament der Kolonie Südaustralien hat beschlossen, daß im Jahre 1887 zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens in der Hauptstadt Adelaide eine Weltausstellung gehalten werden solle. Gr.

Die australischen Kolonien, deren Schafbestand sich am 31. März 1885 auf 74,345,954 belief, exportierten im Jahre vom Juli 1884 bis dahin 1885 im ganzen 1,111,440 Ballen Wolle (à 340 engl. Pfd.), gegen 1,093,425 im Vorjahre, nach Europa. Davon entfielen 329,925 auf Victoria, 292,820 auf Neu-Südwales, 233,247 auf Neuseeland, 152,292 auf Südaustralien, 72,668 auf Queensland, 17,488 auf Tasmanien und 13,000 auf Westaustralien. Gr.

Um Mitte Oktober 1885 erforschte Mr. Parsons, Government-Resident des zur Kolonie Südaustralien gehörigen Northern Territory, von Port Darwin aus an der Nordküste von Australien die auf ihrem Lauf noch unbekannten Alligator-Flüsse. Es gelang ihm, mit dem Dampfer „Palmerston" den South-Alligator, welcher in 12° 17′ s. Br. und 132° 30′ ö. L. von Gr. mündet, 48 Km. und den East-Alligator, in 12° 10′ s. Br. und 132° 43′ ö. L. von Gr., 24 Km. hinaufzufahren. Den letzteren Fluß konnte er mit dem Schiffsboote noch auf weitere 32 Km. befahren. Das anliegende Land zeigte, wie am Adelaide-River, dichtes Gebüsch mit sandigem Boden und Pandana-Niederungen, welche sich, wie Mr. Parsons meint, schon ohne viel Schwierigkeit drainieren ließen. Gr.

Litteratur.

Maoriland: Illustrated Handbook to New Zealand. Issued by the Union Steamship-Company of New Zealand. Dieses mit vielen, meist gut gelungenen Illustrationen versehene Buch macht uns mit der wunderbaren und höchst malerischen Insel Neu-Seeland näher bekannt. Die Schilderungen sind genau, aber nicht ermüdend, interessant, aber nicht übertrieben rosig. Gr.

Australian Orchids by R. D. Fitzgerald. F. L. S., Sydney. Thomas Richards. Von diesem für Orchideologisten wichtigen und interessanten Werke ist jetzt der zweite Teil vom zweiten Bande erschienen, in welchem der Verfasser mit der ihm eigenen Genauigkeit im Detaillieren 18 weitere Spezies mit vorzüglichen Illustrationen behandelt. Die Zahl der bisher beschriebenen Orchideen steigt damit auf 139. In diesem zweiten Teile bespricht Mr. Fitzgerald die größte unter den australischen Orchideen, Galeola Ledgerii, welche sich den tropischen Bäumen anhängt und eine Höhe von 30 Fuß erreicht, sowie auch die kleinste unter allen, Bolbophyllum minutissimum, welche man wegen ihrer Kleinheit leicht übersieht und die mehr einer Flechte ähnelt. Gr.

The South Sea Islands, by John Kelly, Delegate of the Auckland Chamber of Commerce. Der Verfasser wurde von der Handelskammer in Auckland, Neu-Seeland, nach der Südsee geschickt, um sich über die Möglichkeit eines intimen Handelsverkehrs mit dort zu informieren. Er besuchte die Inseln Tongatabu, Vavau, Upolo, Tahiti und Raratonga und liefert in dieser kleinen Schrift von 70 Seiten schätzenswerte Mitteilungen über deren Produktion, Handel und klimatische Verhältnisse. Gr.

* A. Bastian, Indonesien und die Inseln des Malayischen Archipel. Zweite Lieferung: Timor und umliegende Inseln. Mit zwei Tafeln. Berlin, Ferd. Dümmler, 1885. — Die erste Lieferung dieses wertvollen Werkes eines unserer ersten lebenden Ethnographen schilderte aus eigenster Anschauung die Inseln Halmahera, Ternate, Buru, Ceram, Ambon und Banda, die Nation der Alfuren, und gab vergleichende Zusammenstellungen und Vokabularien. Die vorliegende zweite Lieferung gibt zunächst auf 74 Seiten ein Vorwort: Metaphysische Prolegomena für die Psychologie als Naturwissenschaft, die Frucht von Bastians ethnologisch-philosophischen Studien, die ganz sui generis sind, sodann die Schilderungen der Inseln Timor, Tanah-Papua, Ritti, Käffer, Savai ꝛc., Tenimber, Aaru, Key, und Beispiele ethnischer Annäherungen in ihren Aussagen. Bastians Standpunkt, Schreibweise und Vertiefung in das geistige Leben und Wesen der von ihm beobachteten und beschriebenen wilden und halbwilden Völker sind bekannt und diese Gesichtspunkte leiten ihn auch in dem vorliegenden höchst bedeutenden und wichtigen Werke, das einen unerschöpflichen Schatz von Belehrung enthält, und nach seiner Vollendung eines der wichtigsten und bedeutendsten Werke für die Kunde des fernen Südostasiens sein und im ganzen in etwa sechs Lieferungen vollendet werden wird.

* Ernst Freiherr von der Brüggen: Wie Rußland europäisch wurde. Studien zur Kulturgeschichte. Leipzig, Veit u. Comp., 1885. — Der vorliegende Band von ca. 520 Seiten groß Oktav befaßt sich mit der Schilderung der Entwickelungsgeschichte der Zivilisation in Rußland in einer klaren und übersichtlichen Darstellung. Der Verfasser, durch einige frühere Werke über Rußland und seine Zustände vorteilhaft bekannt, macht zwar keinen Anspruch darauf, in diesem Buche „neue Quellen zur russischen Geschichte geöffnet, noch auch die bekannten Quellen zu einem Strom vereinigt zu haben, dessen Grund die für das strenge wissenschaftliche Senkblei vorgeschriebene überall gleiche Tiefe besitzt." Allein er bietet in dem Buche eine klare, übersichtliche Geschichte der Entwickelung der europäischen Kultur in Rußland, welche für den weiteren gebildeten Leserkreis unbedingt anziehender und lehrreicher ist, als manches strengwissenschaftliche Werk, und vieles erklärt, was uns in den heutigen Zuständen Rußlands noch unklar und rätselhaft erscheint. Er schildert zunächst das Großfürstentum Moskau in der Zeit vor Peter dem Großen nach seinen Ständen und seiner Verwaltung, Zar und Volk, Kultur und Fremdländisches, Bildung, Sitten und Volkscharakter. Hierauf führt er uns den Reformator Peter den Großen vor, nach seinem Charakter, nach dem Zustand, worin er die Selbstherrschaft vorfand, den Forderungen und neuen Gewalten, welche an denselben herantraten, schildert die Volksklassen und ihre bürgerlichen und sozialen Verhältnisse, die Finanzen, die Staatswirtschaft, das Kosakentum, die innere Auflösung, Peter's Reformen und deren Ergebnisse und geht dann über auf die Entwickelung der europäischen Kultur unter Peter's Nachfolgern bis herunter zu Elisabeth und den Ergebnissen der deutschen Regierung, die sich unter Münnich und Ostermann befestigt hatte. An sich schon ein lesenswertes, lehrreiches und interessantes fesselndes Werk, ist das vorliegende Buch eine unentbehrliche Ergänzung zu allen neueren Werken über russische Geschichte, namentlich zu den Werken von Ustrialow, Saraww, Wallace, Rambaud, Schmeidler u. a. m., in welchen die Entwickelung der europäischen Zivilisation und insbesondere der Einfluß der Deutschen auf dieselbe zu sehr vernachlässigt oder zu stiefmütterlich behandelt worden ist. Wir anerkennen daher sehr bereitwillig die Opportunität und den Wert dieses Werkes, welches trotz der gegenteiligen bescheidenen Versicherung des Verfassers doch dem Freunde der Geschichte und der Länder- und Völkerkunde sehr viele neue Thatsachen und lehrreiche Gesichtspunkte bietet.

* Illustrierte Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. Freiburg im Br., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. — Von diesem schönen, wohlüberlegten und verdienstvollen Unternehmen liegen uns drei Bände vor, wovon zwei den Weltteil Afrika, einer den Erdteil Südamerika behandelt, alle drei aber den Zweck vollständig erfüllen, zur Verallgemeinerung und Vertiefung solider geographischer Kenntnisse beizutragen. Der erste dieser Bände ist: „Aegypten einst und jetzt" von Dr. Friedr.

Kayser; mit 85 Holzschnitten im Text, 15 Vollbildern, einer Karte und einem Titelbild in Farbendruck. Der stattliche, trefflich illustrierte Band von 240 Seiten groß Oktav schildert uns zuerst den Nil und das Nilland als die Wiege und Stätte einer uralten und relativ hohen Kultur, seine ältesten Einwohner und die einwandernden erobernden Völker, ihre Religion, Glaubens- und Sittenlehre und ihren Kultus, die ältesten Herrscherdynastien, die Pharaonen und ihre Geschichte, die Wissenschaft, die Kunst und Poesie der altägyptischen Zeit, die staatlichen Zustände: Fürst und Volk, Stände und Klassen, Volkswirtschaft, Ackerbau, Handwerk, Handel, Familie und gesellschaftliches Leben, Sitten und Bräuche. An diese geschichtliche und kulturgeschichtliche Darstellung der Vorzeit schließt sich dann eng und in knapper und bündiger, aber gründlicher Form die Schilderung des heutigen Aegypten ganz in ähnlicher Weise und nach ähnlichem System an und führt das ganze Wunderland der Pyramiden, das in der Geschichte der letzten Jahrzehnte und besonders seit der Eröffnung des Suez-Kanals eine solch hervorragende Stelle in der neuesten Geschichte eingenommen hat, in einem äußerst anschaulichen und lebendigen, durch die innige Verbindung von Wort und Bild doppelt lehrreichen Gesamtbilde dem größern Leserkreise vor. — An diesen Band schließt sich dann eng der weitere an: „Die Sudanländer nach dem gegenwärtigen Stande der Kenntnis", von Dr. Phil. Paulitschke, k. k. Gymnasialprofessor und Privatdozent in Wien; mit 59 Holzschnitten im Text, 12 Tonbildern, 2 Lichtdrucken und einer Karte. Professor Paulitschke, der erst im Frühjahr 1885 wieder eine Reise nach Ostafrika gemacht hat, führt in dem vorliegenden Werke uns in großen Zügen und übersichtlichster Weise jenen gewaltigen Länderkomplex des Beled-es-Sudan, des Landes der Schwarzen, vor, welches den größten und fruchtbarsten Teil von Nordafrika umfaßt. Zunächst beschreibt er uns Land und Leute, Natur und Bevölkerung im allgemeinen, sodann die sog. „Entschleierung" desselben, d. h. die stufenweise Entwickelung unserer Kenntnis dieses ungeheuren Gebietes von Herodot und der Römerzeit bis herunter zur Gegenwart. An diese schließt sich dann die Schilderung der einzelnen Länder des Sudan aus den Berichten der neuesten Reisenden an, zuerst die der westlichen Sudanländer, der Mandinka-Länder und Felata-Reiche, der Tsadsee-Länder, wie Bornu, Kanem, Bagirmi, Wada und der Nillandschaften, wie Darfur, Sennaar, Bahr-el-Ghazal, der ägyptischen Aequatorial-Provinz, der Niam-Niam- und Niangbattu-Länder. Jedes dieser Länder wird nach seiner physischen Beschaffenheit, seiner Pflanzen- und Tierwelt, seinen geognostischen Verhältnissen, seinen Bewohnern und Eigentümlichkeiten nach den Berichten der vertrauenswürdigsten neueren Reisenden geschildert und so bietet das Buch nicht nur eine übersichtliche Beschreibung jenes unabsehbaren Gesamtgebietes des Sudans, der in den nächsten hundert Jahren in der Geschichte eine große Rolle zu spielen berufen sein wird, sondern auch die lehrreichste Schilderung der einzelnen Länder nach ihrer Naturbeschaffenheit, ihren Zuständen und ethnographischen Verhältnissen, wie sie sich heutzutage darstellen. Im Anhang führt Professor Paulitschke dann noch die ganze neuere Litteratur an Büchern, Karten u. s. w. über dieses gewaltige Gebiet auf. So liegt uns denn in seinem Buche eines der fleißigsten, zuverlässigsten und instruktivsten Werke über diesen Teil von Afrika vor, welches durch die schönen Illustrationen und gute Uebersichtskarten noch an Lehrkraft und Wert gewinnt. — Den dritten uns vorliegenden Band dieser „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" bildet das stattliche Werk: „Nach Ecuador. Reisebilder von Josef Kolberg. Dritte, umgearbeitete und mit der Theorie der Tiefenkräfte vermehrte Auflage, mit 122 Holzschnitten, 15 Vollbildern und einer Karte von Ecuador. Das Werk, die Schilderung einer Reise, welche der Verfasser schon 1871 nach Ecuador machte, um eine Professur in Quito zu übernehmen, ist schon durch zwei frühere Auflagen vorteilhaft bekannt, und hat in der vorliegenden eine dankenswerte Bereicherung durch eine Abhandlung aus der höheren Geophysik erfahren. Mit großer Bescheidenheit bezeichnet der Verfasser seine eingehende und umfassende Reisebeschreibung nur als „Reisebilder", und doch haben wir wenig gehaltvollere und lehrreichere Reiseschilderungen in unserer deutschen Litteratur aufzuweisen. In hohem Grade lehrreich sind schon die Beschreibung der Seereise von Southampton über die Insel St. Thomas nach Colon und die während derselben gemachten Beobachtungen zur See und in Westindien; dann begleiten wir den Verfasser zur Eisenbahn über die Landenge von Panamá an die Küste des Stillen Ozeans und auf der Fahrt über diesen nach der Bai von Guayaquil und an die Küste von Ecuador und den Guayas-Fluß hinauf und durch den Urwald und über den Chimborazo nach Riobamba, lernen die Vulkanregion der dortigen Cordilleren kennen, deren Kräften und Erscheinungen der Verfasser einen eigenen theoretischen Abschnitt seines Buches widmet. Im weiteren Verlaufe desselben schildert er die Wirkung der dortigen Erdbeben, besonders in Ibarra ꝛc., dann in theoretischer Weise die Cordilleren von Ecuador, die dortige Hochebene, den Vulkan Cotopaxi und die Stadt Quito mit ihren Zuständen. Schon diese Inhaltsübersicht wird genügen, um den reichen Inhalt und Gehalt des Buches zu kennzeichnen, welches unsere Kenntnis von einem der interessantesten Teile des äquatorialen Südamerika wesentlich bereichert hat, eine hervorragende Stelle in unserer Reiselitteratur einnimmt und jedenfalls eine Zierde der vorliegenden „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" ist, an welcher wir den aufrichtigsten sympathischen Anteil nehmen, die wir für eine der gemeinnützigsten und dankenswertesten buchhändlerischen Unternehmungen der Gegenwart halten und deren weiteren Bänden wir mit großen und gespannten Erwartungen entgegensehen.

* Dr. G. Rich. Lepsius: Die oberrheinische Tiefebene und ihre Randgebirge. Mit einer Uebersichtskarte des oberrheinischen Gebirgssystems. Stuttgart, J. Engelhorn, 1885. — Diese Schrift schildert den Zusammenhang der oberrheinischen Tiefebene mit den begrenzenden Gebirgen: Vogesen, Schwarzwald, Haardt und Odenwald und die bei ihrer Entstehung wahrscheinlich wirkenden Ursachen, ferner den geologischen Bau der vier genannten Gebirge und die an die Rheinebene herantretenden Trias- und Jura-Formationen, sowie die tertiären Ablagerungen in der oberrheinischen Tiefebene. Sie ist eine sehr orientierende und instruktive Monographie über die geologischen und geognostischen Verhältnisse einer großen Region des südwestlichen Deutschland, welche zu den fruchtbarsten und bestbesiedelten Gegenden desselben gehört. So bildet denn diese Lepsius'sche Schrift einen wertvollen Beitrag zu dem bekannten Sammelwerke „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, im Auftrage und unter Mitwirkung der Zentral-Kommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschlande herausgegeben von Dr. Richard Lehmann in Halle," einem Unternehmen, das einen raschen und gedeihlichen Fortgang verspricht, obwohl sein Umfang und Ende kaum abzusehen ist.

Neuere Karten.

* Dr. Richard Kiepert, Karte des Kongo-Beckens. Nomenclatur in französischer Sprache, Maßstab 1 : 4,000,000. Berlin, Dietrich Reimer, 1885. — Wir begrüßen in dieser neuen Karte des Kongo-Beckens eine der fleißigsten kartographischen Arbeiten der Neuzeit, ein Werk des gewissenhaftesten Fleißes über eine Region, auf welche gegenwärtig die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt gerichtet und über welche trotz aller neueren Reisen noch so wenig sichere und zuverlässige Anhaltspunkte gewonnen sind, so daß das Zusammentragen dieser Karte aus so verschiedenen und widersprechenden Quellen eine Riesenarbeit war. Um die Karte der allgemeinsten Verbreitung, auch in anderen europäischen Ländern zugänglich zu machen, wurde die französische

Nomenclatur angewandt, was wir für einen Vorzug halten, da diese schöne und fleißige Arbeit es wirklich verdient, auch in den weitesten Kreisen bekannt zu werden, und heutzutage ja jeder Gebildete so viel Französisch kann, um die Karte zu verstehen und zu benützen.

* R. Andree und A. Scobel: Karte von Afrika. Maßstab 1 : 10,000,000. Leipzig, Velhagen und Klasing. 1885. — Diese sehr gute und genau bearbeitete Karte in vier Blättern ist die erste größere Karte von Gesamt-Afrika und hat daher so viel Anklang gefunden, daß sie schon in mehr als sieben starken Auflagen allgemein verbreitet ist. Wir können nur die Thatsache konstatieren, daß sie ein höchst rühmenswertes Werk deutschen Fleißes ist und vollkommen die günstige und beeiferte Aufnahme verdient, welche sie gefunden hat, denn sie ist bei ihrem verhältnismäßig kleinen Maßstabe doch noch deutlich und leserlich genug, daß wir auf ihr jede Reiseroute eines beliebigen neueren Forschungsreisenden genau verfolgen können, und auch in der so schwierigen Grenzbestimmung der afrikanischen Reiche u. s. w. leistet sie das möglichste, denn alle Ergebnisse der Forschung und der Topographie aus der neueren Zeit sind bei ihrem Entwurfe gewissenhaft zu Rate gezogen worden. Schon die Namen der beiden erwähnten Herausgeber ließen eine sorgfältige und gelungene Arbeit erwarten, und diese Erwartungen sind nicht getäuscht worden.

* Hermann Habenicht, Spezialkarte von Afrika, im Maßstab von 1 : 4,000.000 (10 Blatt), entworfen von Hermann Habenicht, bearbeitet von demselben, Bruno Domann und Dr. Richard Lüddecke. Erste Lieferung, ausgegeben bei Gelegenheit der Feier des hundertjährigen Bestehens des Hauses Justus Perthes in Gotha, September 1885. (Inhalt der ersten Lieferung: Vorwort von H. Wichmann; der Entwurf der Karte, von H. Habenicht, Sektion West-Sahara (1) nebst Bemerkungen von B. Domann; Sektion Zentral-Sudan (5) nebst Bemerkungen von H. Habenicht.) Gotha, Justus Perthes, 1885. — In dem vorliegenden Unternehmen, welches in fünf Lieferungen à 3 Mark erscheinen wird, erhalten wir eine noch größere und nicht minder genaue und deutliche Spezialkarte von Afrika, welche alle bisher vorhandenen Karten in jeder Hinsicht übertrifft und an Brauchbarkeit wohl niemals überragt werden dürfte. Die Karte ist geteilt in drei Kolonnen und vier Schichten, welche sich folgendermaßen folgen:

Kolonne I.	Kolonne II.	Kolonne III.
Schichte (Sektion) 1 West-Sahara,	Schichte 2 Zentral-Sahara,	Schichte 3 Aegypten,
„ 4 West-Sudan.	„ 5 Zentral-Sudan,	„ 6 Abessinien,
	„ 7 Kongo.	„ 8 Seengebiet,
	„ 9 Kapland.	„ 10 Delagoa-Bai.

Diese rationelle Gliederung kommt der Deutlichkeit der ganzen Darstellung sehr zu statten; jedes einzelne Blatt hat eine Größe von 48 × 62 Centimeter, also vom größten Kartenformat, und erlaubt in Terrainzeichnung und Situation ꝛc. eine Menge Details anzugeben, was die Brauchbarkeit der Karte sehr erhöht, und die Anwendung des Farbendrucks zur Unterscheidung der Landeskonfiguration und der politischen und natürlichen Gebietsgrenzen steigert die Anschaulichkeit und das Eindrückliche der Karte noch mehr. Die Firma Justus Perthes hat zu ihrer Centennialfeier keine passendere und würdigere Erinnerungsgabe wählen können, als diese Karte, welche etwas, wenigstens in Deutschland, noch nicht Dagewesenes bietet und sich selbst durch das Gebotene so dringend empfiehlt, daß wir uns jedes ferneren lobenden Wortes enthalten können. Die Karte soll bis zum Monat März vollständig in den Händen der Abonnenten sein.

* Karten von Attika, auf Veranlassung des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts und mit Unterstützung des Königl. Preußischen Ministeriums der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten aufgenommen durch Offiziere und Beamte des Königl. Preußischen Großen Generalstabs; mit erläuterndem Text herausgegeben von E. Curtius und J. A. Kaupert. Erstes bis drittes Heft. Berlin, Dietrich Reimer, 1885. — Wir begrüßen in den uns vorliegenden drei Heften ein Prachtwerk von höchstem Wert, welches dazu bestimmt ist, die Archäologie, Topographie und Geographie von Attika, dieser Wiege der höchsten Kultur des Altertums, mächtig zu fördern. Die Karten gehören zu dem Schönsten, Anschaulichsten und Genauesten was die moderne Kartographie geleistet hat, und für die wissenschaftliche Gediegenheit des ganzen Planes, wie die Gewissenhaftigkeit der Ausführung, bürgen die Namen der Herausgeber wie der Behörden, von denen das Unternehmen ausgeht und geleitet wird. Das erste Heft enthält die vier Karten: Athen mit Umgebung, Alt-Athen mit seinen nachweisbaren Denkmälern, Plätzen und Verkehrsstraßen, die Halbinsel Peiraieus in ihrem heutigen Zustande, und dieselbe nach Erbauung der Hyppodamischen Stadtanlagen und der Befestigungsmauern, sämtlich in dem ziemlich großen Maßstab von 1 : 12,500, mit den Texten: Athen und Peiraieus von E. Curtius; die Befestigungen der Hafenstadt von G. v. Alten, und der Peiraieus von A. Milchhöfer. Das zweite Heft enthält Karten von Athen-Peiraieus, Athen-Hymettos, Kephisia und Pyrgos mit Text von A. Milchhöfer. Das dritte Heft enthält die Karten von Sparta, Vari, Raphina, Perati und Porto Raphti. Die prachtvoll gestochenen Karten geben meist die Situation, Schrift und Niveaulinien in schwarzen, die Terrainzeichnung in braunem und die antiken Reste in rotem Drucke wieder und gewinnen dadurch ungemein an Klarheit und Uebersichtlichkeit. Unter so bewandten Umständen haben wir es hier mit einem Unternehmen von höchstem wissenschaftlichen Werte, großer Lehrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit und einer Gediegenheit und Pracht der Ausführung zu thun, welchem nur wenige Kulturstaaten der Neuzeit etwas ähnliches an die Seite zu setzen haben und dessen Erscheinen in den weiteren Fortsetzungen wir mit großer Neugierde und Spannung entgegensehen.

Berichtigung.

Madagaskar. In Nr. 48, S. 960 des „Ausland“ richtet Herr J. Audebert eine Reihe von Beschuldigungen gegen die Redaktion der „Petermann'schen Mitteilungen“, welche „hinter seinem Rücken ihn ebenfalls verdächtigt, den Stab über ihn gebrochen und seine Ehre angegriffen haben“ soll. Diese Beschuldigungen sind Wort für Wort erfunden. Die Veranlassung zu diesen Auslassungen fand Herr Audebert in dem rein sachlich gehaltenen, mit Angabe der Quelle versehenen Bericht (Nr. 10, S. 398, der „Mitteilungen“) über einen Angriff der wohlbekannten Missionare Dahle und Sibree gegen die Authentizität der Audebert'schen Reisen im Innern von Madagaskar. Wie es unsere Pflicht der Berichterstattung über den Fortschritt geographischer Forschungen erheischte, haben wir von diesem Angriff lediglich Notiz genommen, ohne irgendwie Partei zu ergreifen; in derselben Weise werden wir auch eine sachlich gehaltene Widerlegung berücksichtigen. Herrn Audebert erst zu befragen, hatten wir absolut keine Veranlassung, zumal uns sein Aufenthaltsort gänzlich unbekannt war.

H. Wichmann.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

MAR 24 1909

J.W. REHFELD
Buchbinderei
DRESDEN-N.
Casernenstr. 17.